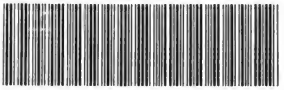
Enc. 43 n-2,7

Bayerische Staatsbibliothek



38001671170017

HLfo
001 d 10-2,7

Meyer's

Conversations-Lexicon.

Original-Ausgabe.

Zweite Abtheilung: O bis Z. — Siebenter Band.

Sandsteinartiger Granit — Schriftgelehrte.

Enc. 43ª / II. 7

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das große

Conversations-Lexicon

für die

gebildeten Stände.

In Verbindung mit

Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern

und Technikern

herausgegeben

von

J. Meyer.

Dieser Encyklopädie des menschlichen Wissens

sind beigegeben:

die Bildnisse der bedeutendsten Menschen aller Zeiten, die Ansichten der merkwürdigsten Orte, die Pläne der größten Städte, einhundert Karten für alte und neue Erdbeschreibung, für Statistik, Geschichte und Religion ꝛc. und viele tausend Abbildungen naturgeschichtlicher und gewerblicher Gegenstände.

Zweite Abtheilung: O bis Z. — Siebenter Band.

Sandsteinartiger Granit — Schriftgelehrte.

Hildburghausen,

Amsterdam, Paris und Philadelphia:

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meyer's Conversations-Lexicon.

Abtheilung O—Z.

Siebenter Band.

S.

Sandsteinartiger Granit (Geognos.), s. v. a. Aplit, Granitvarietät, aus einem kleinen oder feinkörnigen Gemenge von bloßem Quarz und Feldspath bestehend. Von Glimmer finden sich höchstens schwache Spuren. Vgl. Granit.

Sandsteinartige Textur (Geognos.), jene Textur der Gesteine, wonach dieselben aus ganz kleinen und ziemlich gleichgroßen Gesteinskörnern (Sand) zusammengesetzt sind, s. Sandstein.

Sandsteinbrech (Bot.), s. v. a. Saxifraga *tridactylites L.*

Sandsteine (Geognos.), 1) nach Walchner, Sippschaft der unkrystallinischen Konglutinate, aus Quarzkörnern mit einfachem oder gemengtem Bindemittel bestehend. Hierher a) Kiesel- oder Quarzsandstein; — b) Thonsandstein; — c) Kalksandstein; — d) Mergelsandstein. — 2) Nach Cotta, Gruppe der Gesteine, mit folgenden Varietäten: a) Krystallinischer Sandstein; — b) thoniger Sandstein; — c) mergeliger Sandstein; — d) kalkiger Sandstein; — e) talkiger Sandstein; — f) eisenschüssiger Sandstein (Ironsand); — g) Kieselsandstein; — h) Grünsandstein; — i) Asphaltsandstein; — k) Kohlensandstein; — l) Arkose; — m) Grauwackesandstein und Grauwacke.

Sandsteinformation, weiße (Geognos.), nach Pusch, in Mittelpolen das Aequivalent des Liassandsteins (s. d.).

Sandsteingewächs (Chir.), Knochengeschwulst, meist in der Mitte des Knochens, in der Regel eiförmig, hart wie der Knochen selbst, eben und gleich, fast unschmerzhaft.

Sandsteinröhren, s. Brunnenröhren und Röhren.

Sandsteinschiefer (Geognos.), s. v. a. Sandstein, der durch parallel geordneten Glimmer dünnplattig geworden ist. Er erscheint in verschiedenen Gesteinsgruppen, wie in der Kohlengruppe, in der Triasgruppe ꝛc. — Rother S. ist s. v. a. Old red od. devonische Grauwacke.

Sandstone (engl., Geognos.), s. v. a. Sandstein: 1) New red S., s. v. a. Rothliegendes und ein Theil bunten Sandsteins; — 2) Old red S., s. v. a. devonische Grauwacke; — 3) Variegated S., s. v. a. bunter Sandstein, s. d. und Triasgruppe.

Sandstraken (Sandstreken, Wasserb.), s. Schleußen.

Sandstraß, preuß. Kothen, Rheinprov., R.-B. und Kr. Düsseldorf; 120 Einw.

Sandstrohblume (Bot.), s. v. a. Helichrysum arenarium *Dec.*

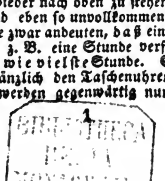
Sandstrohl (Schiffbw.), s. v. a. Kielgang, s. Gang 11).

Sandsvär, norweg. Kirchsp., Budskeruds-Amt, rechts am Laaven-Elf, südöstl. von Kongsberg; über 3900 Einw.

Sandtorf, s. Torf.

Sandtorte, auf folgende Weise bereitete Torte: man nehme zu 1 Pfund Butter 1 Pfund feines Mehl, am besten Kartoffelmehl, 2 Eier, das Gelbe von 2 andern Eiern und ½ Pfund Zucker, schlage die Butter zu Schaum, setze hierauf die Eier und übrigen Zuthaten bei und backe dann die ganze Masse in einer Form bei nicht zu starker Hitze.

Sanduhr, eine der ältesten Arten von Uhren, welche die verflossene Zeit durch ein bestimmtes Quantum feinen Sand anzeigt, der innerhalb einer gewissen Frist von einem Gefäß durch eine enge Oeffnung in ein anderes läuft. Gewöhnlich besteht die S. aus zwei an der engen Seite zusammengefügten kegel- oder kelchförmigen Gläsern, die durch eine enge Oeffnung an der Stelle ihrer Zusammenfügung in Verbindung stehen, und deren eines meist mit so viel feinem Sand gefüllt ist, als innerhalb einer Stunde durch die erwähnte Oeffnung in das andere rieselt; doch gibt es auch S.en, die ¼-, ½-, ¾-Stunden oder auch mehre Tage laufen, und nicht selten vereinigt man mehre dergleichen, namentlich 4 solcher, von denen jede eine Viertelstunde länger als die andere läuft. Beide Gläser sind an ihren weiten Oeffnungen verschlossen und gewöhnlich mit einem Rahmen oder kleinen Gestell versehen; ist der Sand ausgelaufen, so muß die Uhr umgedreht werden, so daß das gefüllte Glas wieder nach oben zu stehen kommt. Die S.en sind eben so unvollkommen als einfach, indem sie zwar andeuten, daß ein bestimmter Zeitraum, z. B. eine Stunde verflossen ist, aber nicht die wie vielste Stunde. Sie haben daher fast gänzlich den Taschenuhren weichen müssen und werden gegenwärtig nur noch als



Antiquitäten, zuweilen besonders auf alten Kanzeln gefunden, wo sie dem Prediger die Dauer seines Vortrags bestimmen sollen. Im Allgemeinen ist die S. ein Attribut der Zeit, so wie des Todes, der als Gerippe eine solche entweder in der Hand hält, oder auf dem Kopfe trägt. Die meisten S.en wurden früher in Nürnberg gefertigt, wo die Sanduhrmacher ein gesperrtes Handwerk bildeten.

Sandusky (Geogr.), 1) nordamerikan. Fluß, V. St., Staat Ohio, entspringt in der Grafsch. Crawford, fließt gegen Norden und mündet südwestl. in die S.-Bai des Erie-Sees; — 2) Grafsch. das.; 1820: 860, 1830: 2855, 1840: 10,180 Einw.; Hauptort: Lower-S., 1840: 1120 Einw.; — 3) Upper-S., Ort das., Grafsch. Crawford, links am gleichn. Fluß.

Sandvig, schwed. Flecken, Bornholm, auf der Nordspitze; Leuchtthurm, Fischerei; 250 Ew.

Sandviper (Amphib.), s. v. a. Sandotter, Vipera Ammodytes *Daud.*

Sandvliet, belg. Gemeinde, Prov. Antwerpen; 1280 Einw.

Sandwachtel (Ornithol.), od. Rothhahn, ein junger Wachtelhahn im ersten Hochzeitkleide, wo er der Sie noch ähnlich ist.

Sandweg, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; 170 Ew.

Sandwegerich (Bot.), s. v. a. Plantago arenaria *L.*

Sandwehe, s. v. a. Sandscholle.

Sandwehr, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Memel; 500 Einw.

Sandweide (Bot.), s. v. a. Salix arenaria *L.*, eine auf hohen Gebirgen Europa's vorkommende unbedeutende Weidenart.

Sandweier, bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkreis, Amt Baden, am Oosbache; 920 Einw.

Sandweiler, luxemburg. Dorf, Distr. und Kanton Luxemburg; 830 Einw.

Sandweizen (Bot.), s. v. a. Elymus arenarius *L.*

Sandwelle, s. v. a. eine kleine Sandbank.

Sandwerft (Bot.), s. v. a. Salbei-Weide, Salix aurita *L.*

Sandwespe (Entom.), s. v. a. Ammophila *Kirby*, s. Sandafterwespe.

Sandwich (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, Grafsch. Kent, östlich von Canterbury, unweit der Mündung des Stour in die Nordsee; Schiffbau, lebhafter Handel nach Norwegen, Schweden, der Ostsee ꝛc. mit Getreide, Mehl, Malz, Hopfen, Leder, Eichenrinde, Eisen, Bauholz, Steinkohlen, Salz, Wein ꝛc.; 3150 Einw.; — 2) brit.-nordamerik. Stadt, Ober-Kanada, Western-Distr., Grafsch. Essex, an dem Fluß Detroit oder der Detroit-Straße (dem Verbindungskanal zwischen dem Erie- und dem St. Clair-See), Detroit gegenüber; 1000 Einw.; — 3) nordamerik. Ort, V. St., Staat Massachusetts, Grafsch. Barnstable, in der Bai Cape-Cod, die einen Ladeplatz bildet; 1820: 2490, 1840: 3720 Einw.; 41° 45′ 31″ n. Br. und 72° 50′ 51″ w. L.; — 4) Ort das., Staat New-Hampshire, Grafsch. Carroll, nördlich vom Squam-See; 1820: 3000, 1840: 2620 Einw.; — 5) amerik. Bucht, Insel Georgien, an der Ostküste, im südlichen atlantischen Ocean, zwischen dem Kap Charlotte und der Insel Cooper, 54° 42′ s. Br. und 38° 32′ w. L.; — 6) austral. Insel, Neu-Hebriden; Südspitze 17° 52′ südl. Br. und 168° 50′ östl. L. v. Grw.; — 7) Insel das., im großen Ocean, südwestl. von der Insel Neu-Irland, im Archipel Neu-Britannien, 2° 59′ 30″ s. Br. und 148° 59′ 15″ östl. L.; — 8) Vorgebirg das., Neu-Holland, an der Nordostküste, 18° 13′ 20″ s. Br. 143° 56′ 25″ östl. L.; — 9) Hafen das., an der Ostküste der Insel Mallicallo im Neu-Hebriden-Archipel, 16° 25′ 20″ s. Br. und 165° 11′ 51″ östl. L.; — 10) (Rotsbuktoke), amerik. Bai, eine der bedeutenden Baien an der Ostküste von Labrador, in deren Eingang die Insel Huntingdon (53° 50′ n. Br. und 56° 30′ w. L.) liegt; — 11) S.-Stromneß, brit. Kirchsp., Schottland, auf der Orkney-Insel Pomona.

Sandwich (Biogr.), 1) Eduard Montague, Graf von, gleich ausgezeichnet als Admiral, General und Staatsmann, 1625 in der Grafschaft Northampton in England geboren, trat sehr jung in Kriegsdienste, indem er bereits im August 1643 ein Regiment für das Parlament gegen König Karl I. errichtete. An der Spitze desselben zeichnete er sich beim Sturm auf Lincoln aus und focht, kaum 20 Jahre alt, in den Schlachten von Marstonmoor und Naseby. Von der Grafschaft Huntingdon zum Mitglied des Unterhauses erwählt, trat er in das Parlament, bevor er das dazu erforderliche Alter erreicht hatte, und erhielt unter der Regierung des Protektors Cromwell eine Anstellung beim Schatzamte. Nach dem Frieden mit Holland 1634 vertauschte er den Land- mit dem Seedienst und wurde dem Admiral Blake im mittelländischen Meere beigegeben. Im Jahre 1657 erhielt er als Admiral den Oberbefehl über eine Flotte, deren Bestimmung hauptsächlich dahin ging, die Bewegungen der Holländer zu beobachten und den Franzosen bei der Eroberung von Dünkirchen behülflich zu seyn. Er entledigte sich dieses Auftrags mit so viel Muth als Vorsicht und trug wesentlich zur Eroberung von Dünkirchen bei. Nach der Schlacht bei den Dünen begab er sich zum Marschall Turenne, um mit diesem wegen der Mittel zur Fortsetzung des Krieges Rücksprache zu nehmen, nahm aber bald hierauf seine Entlassung und zog sich auf seine Güter zurück. Nach dem Tode Cromwells erhielt er von dessen Sohn 1659 den Oberbefehl über eine Flotte, welche vereint mit einer holländischen nach dem baltischen Meere segelte, um den Fortschritten des Königs von Schweden gegen Dänemark Einhalt zu thun und nöthigenfalls durch Gewalt den Frieden unter den nordischen Mächten zu vermitteln. Die Folge dieser Expedition war die Aufhebung der Belagerung von Kopenhagen und der Friede mit Dänemark. Während Montague noch mit der Flotte im baltischen Meer stationirte, erhielt er vom Kronprätendenten die Aufforderung, den Dienst des Parlaments zu verlassen und die Flotte nach

England zurückzuführen, um zur Wiederherstellung der Königswürde mitzuwirken. Unter dem Vorwande, daß es ihm an Lebensmitteln fehle, kehrte er mit der Flotte nach England zurück, erfuhr aber bei seiner Ankunft, daß das Parlament noch in voller Kraft herrsche und er selbst der Verrätherei angeklagt sey. Ohne sich durch diese Ereignisse schrecken zu lassen, verschien er in London und führte seine Vertheidigung vor dem Parlament auf eine so geschickte Art, daß dieses sich begnügte, ihm sein Kommando zu nehmen. Bald darauf trug ihm indeß der Staatsrath in Verbindung mit dem General Monk das Kommando über die Flotte auf. Er segelte sofort nach der holländischen Küste und, vor Scheveelingen angekommen, bewog er seine Offiziere, sich Karl II. zu unterwerfen, welcher sich mit seinem Bruder, dem Herzog von York, an Bord der englischen Flotte begab. Hierdurch trug er wesentlich zur Thronbesteigung Karls II., den er nach England geleitete, bei. Zwei Tage nach seiner Landung (Mai 1660) ertheilte ihm der König den Orden des Hosenbandes und ernannte ihn zum Baron Montague von Saint Merth, Viscount Hinchinbroke und Grafen von S., welchen letztern Titel er fortan führte. Kurze Zeit darauf ward er zum Mitgliede des Geheimeraths, Admiral der Flotte im Kanal und zum Lieutenant des Herzogs von York ernannt. Beim Ausbruch des Krieges in Holland im J. 1664 trug S. an der Spitze der Flotte von der blauen Flagge wesentlich zur Wegnahme vieler feindlichen Schiffe bei. In der Seeschlacht vom 3. Juni 1665, wo die Holländer ihren Admiral Opdam und 19 Kriegsschiffe verloren, schrieb man die Ehre des Sieges größtentheils ihm zu. Am 4. September desselben Jahres eroberte S. noch 8 holländische Kriegsschiffe, 2 Ostindienfahrer und 20 Kauffartheischiffe. Nach seiner Rückkehr ward er nach Madrid gesandt, vermittelte dort den Frieden zwischen Spanien und Portugal und schloß 1668 mit dem Hofe zu Madrid einen für England sehr vortheilhaften Handelsvertrag ab. Beim Wiederausbruche des Krieges mit Holland 1672 erhielt S. abermals den Befehl über die blaue Eskadre. Der holländische Admiral de Ruyter ging mit einer Flotte von 91 Linienschiffen und 24 Brandern in See und näherte sich am 28. Mai gegen Abend der englischen Flotte, welche vereinigt mit einer französischen unter dem Marschall d'Estrées bei Solehai vor Anker lag und wenig Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte. S. befehligte die Avantgarde, und nur seiner Entschlossenheit verdankte man an diesem Tage die Rettung der Flotte. Er ging mit seiner Abtheilung den Holländern entgegen, griff sie an und verschaffte dadurch dem Haupttreffen Zeit, sich zu ordnen. S. schlug sich an diesem Tage mit beispiellosem Muthe. Schon war sein Schiff ganz zerlöchert, und von 1000 Mann Besatzung waren nur noch 400 übrig, als dasselbe durch einen feindlichen Brander in Flammen gerieth. Vor der Gefahr gewarnt, konnte er sich doch nicht entschließen, das Schiff zu verlassen, und fand seinen Tod mit dem größten Theil seiner Offiziere in den Flammen. — 2) John Montague, Graf von S., Urenkel des Vorigen, 1718 zu Westminster geboren, verwaiste früh und folgte 1729 seinem Großvater, dem Grafen S., der ihn erzogen, in der Pairschaft. Er schloß sich der Oppostition Walpole's an, ward unter dem Ministerium Walpole 1744 zweiter Lord der Admiralität, nach dem aachener Frieden geheimer Rath und erster Lord der Admiralität. Während der Reise Georgs II. nach Hannover war er unter dem Lord Carteret in dessen Abwesenheit Reichsverweser, wurde 1751 von der Admiralität entfernt, 1755 aber zum Vicescha[illegible]meister von Irland und 1763 wieder zum ersten Lord der Admiralität ernannt. Im J. 1765 verlor er abermals diese Stelle, erhielt 1768 die Mitdirektion der Posten, unter dem Ministerium North 1771 von Neuem die Leitung der Admiralität, die er während des amerik. Krieges bis zum Sturze Norths führte. Im J. 1783 ward er Oberjägermeister, legte im folgenden Jahre dieses Amt nieder und † 1792. Seine Reise um das Mittelmeer gab sein Kaplan Cook heraus.

Sandwich-Bai, s. v. a. Sandwich 10).

Sandwichel (Bot.), s. v. a. Sandweide, Salix arenaria *L.*

Sandwiches (engl.), dünne Scheibchen von kaltem Fleisch zwischen Butterbrod gelegt; vorzüglich in England beliebt.

Sandwichs-Inseln (Sandwichs-Archipelagus, Hawaiian-Inseln, von den Eingebornen Hawaii nei genannt), australische Inselgruppe im großen Ocean, unter dem Wendekreise des Krebses, zwischen 18° 54′ und 23° 54′ nördl. Br. und 212° 57′ und 222° 40′ östl. L. Die S.-J. bilden eine Kette von Südosten gegen Nordwesten und haben einen Flächenraum von 318 (290) □M. Ihre allgemeine Ansicht zeigt erloschene u. noch in Thätigkeit begriffene Vulkane, Lava, verkalkte Felsen, einiges aufgeschwemmtes Land, und man kann sie als eine Kette von Vulkanen ansehen, die aus einer Korallenbank aufgestiegen sind. Die Berge, bestehend aus Lava und aus von Vulkanen ausgeworfenen Felsen, sind dürr und zeigen nur wenige Spuren von Vegetation. Die Ebenen, aus verwitterter Lava und aufgeschwemmtem Lande bestehend, bilden einen Kreis um die Inseln und scheinen auf einer Grundlage von Korallen zu ruhen. Kohlensaurer Kalk und Kalkmassen, womit Muscheln und Korallen in jedem Zustande der Zersetzung vermischt sind, bilden diesen Boden. Die Dicke des aufgeschwemmten Landes wechselt von einigen Zollen bis zu 2 oder 3 Fuß. Das 2. Lager, aus vulkanischem Tuffstein gebildet, geht bis auf eine Tiefe von 12—15 Fuß hinab und ruht auf einer festen Grundlage von Korallenkalk. Diese Lage, deren Härte, je tiefer man hinabgräbt, sich vermindert, wird sehr porös und liefert in einer Tiefe von 12 oder 13 Fuß ein klares und sehr süßes Wasser, das sich nach dem Wechsel der Fluth richtet und ohne Zweifel Seewasser ist,

das aber beim Durchgang durch den Tuffstein sein Salz abgesetzt hat. Alle Inseln haben ein mehr oder weniger zerrissenes und zertrümmertes Ansehen; die Gestade erheben sich wild und schroff aus den Fluthen; zwischen den Klippen aber öffnen sich da und dort gute Baien und Buchten. Die Gebirge der Insel enthalten Gipfel von sehr bedeutender Höhe. Ihre Grundlage ist Granit; auf ihm liegen Mandelstein und Thonporphyr; die Felsen des Strandes bestehen zum Theil aus Sandstein, zum Theil aus Korallengeschieben; die Hügel aus Kalkstein, und ganze Striche sind mit Lava und vulkanischen Produkten bedeckt. Von den Gebirgen fließen eine Menge kleiner Flüsse (von welchen der Pearl schiffbar ist) u. Bäche herab. Die Inseln haben auch mehre Heilquellen. — Das Klima ist nicht ungesund, aber warm und wirkt schwächend auf Europäer. Die Berggegenden genießen eine reine, milde Luft; am Gestade aber herrscht den Sommer eine starke Hitze, welche bloß durch die regelmäßigen See- und Landwinde gemildert wird. Die Seewinde wehen bei Tag, die Landwinde bei Nacht. Der Winter ist auf diesen Inseln unbekannt, und die einzige Veränderung in der stets gleichen Witterung besteht in den häufigen Regengüssen, welche gewöhnlich zwischen December und März fallen, während welcher Zeit auch abwechselnde Südwinde wehen. Die größte Hitze ist im August, im Durchschnitt 88° Fahrenheit; sie hält sich durch alle Monate auf 80 bis 87° F., den Februar und März ausgenommen, wo das Thermometer nie über 71 und 78° F. steigt und die mittlere Temperatur nur 75° F. beträgt. Die Regenzeit ausgenommen, fällt auf den westlichen Gestaden der Inseln selten Regen, auf den östlichen häufiger und in den Gebirgen fast täglich. — Produkte. Die Flora dieser Inseln ist ziemlich mannichfaltig. In allen Gegenden, wo die verwitterte Lava einen zum Anbau geeigneten Boden darbietet, entwickelt sich eine reiche und üppige Vegetation. Die gewöhnlichen einheimischen Pflanzen sind der Taro (Arum esculentum), die süße Patate (Convolvolus batatas), die in dem Lande Uava oder Uhi genannt wird, das Zuckerrohr, der Brodbaum, die Kokosnußpalme, Arten des Amomum und des Bananenbaumes, die Erdbeerstaude, der Himbeerstrauch und eine Art Eugenia. Die Europäer, besonders Marini, Tamea-Mea's Minister, haben dort einheimisch gemacht: den Palmbaum von Guatemala, die Indigopflanze, den Kaffeebaum, die Wassermelone, die Gurken, den Melonenbaum, den Citronen- und Orangenbaum und den Weinstock aus Asien, der dort nach Wunsch gedeihen, so wie die prächtigen Blumen Edwardsia und Chrysophylla, die neuerlich von Taiti eingebracht wurden, und mehre Küchenpflanzen Europa's, als Kohl, gelbe und rothe Rüben, Zwiebel, die Portulacca oleracea, Reis, Tabak, der allgemein gebaut wird, den Alt und Jung, Männer und Weiber mit gleicher Begierde rauchen. In der gegen das Ufer angebauten Gegend findet man, wie auf den meisten Inseln Oceaniens, den Brodbaum, den Papiermaulbeerbaum, den Pisang, die Pompelnuß, den Taumelpfeffer, die Drachenblutpflanze, den Hibiscus, das Goffybium, die Morinda, den Ricinus, die Sida, mehre Gras- und Windeuarten. Auf mehren Inseln der Gruppe, besonders auf Hauai, bietet ein Landstrich von beinahe 200 Toisen Höhe, aus dichter Lava gebildet, nur in einigen Schluchten Spuren von Vegetation dar. Die 2. Region hat die meisten Pflanzen, welche dem ganzen Archipel gemein, und mehre, die der Gruppe von Hauai eigenthümlich sind; da aber zeigt die Vegetation eine außerordentliche Kraft und Entwickelung. Da die in dieser Region sich sammelnden Wolken eine beständige Feuchtigkeit geben, so wachsen die meisten Arten, welche am Meeresufer dünn aufgeschossene Gesträuche sind, hier zu Kolossen heran. Man findet ferner Melaleuken, Leptospermen und Aleuriten, und vorherrschend sind die Familien der Rubiaceen, Contorten und Urticeen. Eine Lufterscheinung, wie man sie oft auf dem Tafelberge beim Kap der guten Hoffnung beobachtet, tritt auch hier zuweilen ein. Wolkenstücke lösen sich von der übrigen Masse, welche diesen Gebirgsgürtel umgibt, los und senken sich in die tiefere Region herab, wo sie einzeln in kurzer Zeit verdunsten und so der Vegetation dieser Region Nahrung gewähren, während die Bäche und Wasserfälle, welche aus den Gebirgsschluchten hervorstürzen, das an den Ufern liegende Land befruchten. In dieser Wolkenzone wachsen der Sandelbaum, dessen wohlriechendes Holz den wichtigsten Handelszweig der S.-J. ausmacht, die schönsten Pisangstämme, welche, dicht an einander gereiht, eine dunkle Nacht unter ihren großen Blättern verbreiten, mehre Pandanusarten, die Curcuma, die Tacca, eine blätterlose Akazie, kräftige Farrenkräuter, verschiedene Lobeliaceen, eine Mimose und ein Metrosideros, merkwürdig durch seine Blätter, welche, je nach der Gegend, wo man sie trifft, verschieden sind. In größerer Höhe beginnt die Region der Alpenpflanzen, welche bis zur Schneegrenze reicht, wo alle Vegetation aufhört. Das Thierreich ist auf diesen Inseln dürftiger; die einzigen Säugethiere, welche ursprünglich hier einheimisch gefunden wurden, sind: die Fledermaus, eine kleine Art von Schweinen mit langem Kopfe und aufrechtstehenden Ohren, Hunde und eine Art Ratten. Die Europäer brachten Schafe, die aber nicht gut gedeihen, Ziegen, Rindvieh, Pferde, Esel, Katzen und Kaninchen hieher. Von Vögeln trifft man, außer Wasservögeln, Möven, Sturmvögeln, Seeraben ꝛc. und einer Eulenart, an den Meeresgestaden wenige; desto häufiger sind sie in den Gebirgen, und ihr Gesang ist größtentheils sehr lieblich. Manche sind von ausnehmender Schönheit; unter ihnen bemerkt man hauptsächlich eine kleine Art Papageien von glänzender Purpurfarbe und eine Art rother, gelber und grüner Spechte, auch vier Arten von Honigsaugern, mit deren Federn man die Bildnisse der Götter und die Helme und Gewänder der Häuptlinge schmückte. Nur die Vögel von Hawaii sind weder durch Gesang, noch Gefieder ausgezeichnet. In den Bergen findet man wilde

Gänse, in der Nähe der Lagunen am Strande wilde Enten. Ferner findet man: Fliegenfänger, Finken, Drosseln, Schnepfen, Raben, Wasserhühner, Racker, Schwalben, Würger, Habichte, Eisvögel, Baumläufer, Bienenvögel, Bachstelzen, Sylviren, Tauben, Hühner, Rallen, Reiher, Brachvögel und Taucher. Von Amphibien gibt es kleine Eidechsen, Meer- und Landschildkröten; von Fischen, an denen das Meer reich ist, Barsche, Forellen, Makrelen, Barben, Boniten, fliegende Fische, Haifische ꝛc. Von Insekten sind besonders die Muskiten häufig, Schmetterlinge und Käfer aber selten; auch finden sich Flöhe, Milben, Vielfüße ꝛc., Krebse und Krabben; die Weich- und Schalthiere sind häufig; man findet auch Perlenmuscheln, welche oft Perlen vom schönsten Wasser liefern. Salz wird aus der See gewonnen. — Einwohner. Die Entdecker dieser Insel schlugen die Einwohnerzahl derselben auf 400,000 an; seitdem hat sie sich mit jedem Jahre vermindert, so daß 1836 die Zahl der Einw. nur 108,400 betrug und 1842 auf 100,000 herabgesunken war. Johnson allein berechnet ihre Zahl auf 446,000. Spuren der frühern größern Bevölkerung findet man in den vielen jetzt verlassenen Dörfern und den großen Strecken vormals eingehegten Landes, welches jetzt unangebaut und verlassen ist. Diese starke Abnahme der Bevölkerung ist theils den verheerenden Kriegen zuzuschreiben, durch welche Tamea-Mea die Oberherrschaft der Inseln errang, theils einer durch fremde Schiffe eingeschleppten Pest, welche zweimal die Inseln verheerte, theils der Sitte des Kindermords und der Sittenlosigkeit des weiblichen Geschlechts. Noch fortwährend soll die Bevölkerung im Sinken seyn, dagegen haben sich in neuerer Zeit viele Fremde, auf Oevaichi allein 500, vornehmlich Engländer und Nordamerikaner, auf den Inseln niedergelassen. Die Eingebornen der Inseln sind malayischen Stammes, im Allgemeinen über mittlere Größe und schön gewachsen. Man findet unter ihnen Gestalten, welche durch ihre Formen und Verhältnisse an die schönsten antiken Bildsäulen erinnern. Namentlich läßt sich dies von den Häuptlingen sagen, welche so groß und stark gebaut sind und in ihrer Haltung ein so eigenthümlich edles Wesen verrathen, daß man verleitet werden könnte, sie für Menschen eines ganz eigenen Stammes zu halten. Dies ist jedoch nicht der Fall, und ihre größere Schönheit haben sie nur der sorgfältigern Erziehung und einer bessern Lebensart zuzuschreiben. Uebrigens haben die Gesichter der Eingebornen viele Aehnlichkeit mit den europäischen Zügen; ihre Farbe ist manchmal tiefbraun und fast schwarz, manchmal aber auch sehr licht und fast gelb. In ihrem ganzen Wesen spricht sich eine erfreuliche Munterkeit und Gutherzigkeit aus. Ihre Stirn ist hoch, viereckig, oben oft breiter, als unten, und vorwärts gewölbt. Die Augen sind groß, schwarz und sehr lebhaft. Der Mund ist groß u. zeigt in der Lippenbildung eine Eigenthümlichkeit, welche den Sandwichsinsulaner aus allen Menschen der Erde heraus finden ließe. Die Oberlippe, anstatt wie bei den Europäern gebogen zu seyn, scheint viereckig. Die Linie, welche sie theilt, steigt gerade aufwärts, wird dann horizontal und neigt sich zu einem rechten Winkel. Auch steht die Oberlippe gewöhnlich der Nase sehr nahe, die meist platt und breit ist und ungewöhnlich große Nasenlöcher hat. Die Haare sind schwarz und ziemlich lang und fallen in großen Locken herab; niemals sind sie straff und selten gekräuselt. Die Männer tragen sie zum Theil kurz abgeschnitten, zum Theil in Gestalt eines Helms; auch färben sie dieselben mittelst Kalk röthlich. Bei jungen Leuten sieht man selten Bärte; Greise aber tragen lange und sorgfältig gepflegte Bärte. Das Tätowiren war hier in der Regel nur bei Kriegern üblich, denen es zum Schmuck diente; die übrigen Insulaner machten sich mancherlei Zeichnungen nur beim Tode von Häuptlingen oder Personen aus ihrer Familie. Jetzt ist das Tätowiren sehr selten; die Männer begnügen sich meist, einige Zeichnungen von Thieren oder Schnörkeln auf die Arme einstechen zu lassen, während die Weiber am untern Theile des Beines einen Ring eingeätzt haben, von dem sich eine Art Kette von mehr oder minder künstlichen Verschlingungen bis nach dem Unterleib hinaufzieht. Die Weiber haben dieselben Gesichtszüge, wie die Männer, nur mit dem Unterschied, den das Geschlecht mit sich bringt. Ihre Figur ist oft reizend, obgleich man sie selten schön heißen kann. Merkwürdig ist die Vollkommenheit ihrer Formen. Es gibt nichts Reizvolleres, als ihre Schultern und ihren Busen, der bis tief ins Alter hinein seine Rundung und Fülle behält. Ihre Blicke zeugen von Sanftmuth und Gefühl, aber es fehlt ihnen jener weibliche Reiz, welche die Tahitierinnen auszeichnet, und in einem gewissen Alter erlangen sie eine entstellende Wohlbeleibtheit. Sie tragen die Haare kurz geschoren und nur um die Stirne einen Rand längerer, mit ungelöschtem Kalk gebeizter, borstenartig aufstarrender Haare; oft wird auch auf der Stirn eine feine lange Locke stehen gelassen, welche violet gebeizt und nach hinten gekämmt ist. Die Mädchen sind schon frühzeitig mannbar u. ergeben sich schon von Kindheit an Ausschweifungen. Die Mischung mit Europäern gibt Mulatten von sehr hellgelber Farbe, welche sogar manchmal ins Rosenrothe übergeht, was man bei Mulatten von schwarzer Abkunft niemals bemerkt. Was die Kleidung betrifft, so gehen die Männer auf den S.-J. noch größtentheils nackt und tragen nur eine Art Schürze aus dem Bast des Papiermaulbeerbaums, Maro genannt, von der ein Theil zwischen den Schenkeln durchzogen wird, um die Hüften. Die Weiber tragen gewöhnlich ein weißes Hemd und ein Stück einheimischen Tuches um die Lenden, früher ein Stück Zeuch, welches nach dem Geschmack und der Phantasie einer jeden drapirt war und bald den Kopf bedeckte und über den Busen herab fiel, bald nur einfach den Leib umschlang. Das gewöhnlichste Zeuch heißt Paii und wird von den Frauen um den Leib getragen. Die innere Seite desselben ist weiß oder gelb; die äußere aber bunt oder mit Pflanzenstoffen verschiedenartig gefärbt. Am feinsten ist das Wairiirii, und die daraus verfertigten

Pauis (Frauenkleidungsstücke) sind gewöhnlich 4 Ellen lang und 1 breit, dabei wunderschön roth, gelb oder schwarz gefärbt und mit feinem Gummi überstrichen, wodurch sie undurchdringlich und dauerhaft werden. Die vornehmsten Häuptlinge allein hatten das Recht, einen Mantel oder eine Matte zu tragen, welche aus Stoffen des Landes verfertigt und auf der Schulter mit Haken befestigt wurden. Bei Festlichkeiten und an Schlachttagen bekleideten sie sich mit dem Federmantel. Beide Geschlechter gingen gewöhnlich barfuß. Wenn sie bei ihren Wettrennen lange auf Korallen gehen mußten, beobachteten sie die Vorsicht, ihre Füße mit Sandalen von Kokoswolle zu schützen. Die Häuptlinge allein trugen Helme im Kriege, sonst aber hatten sie überall statt des Kopfputzes, wie die übrigen Einwohner, nur ihr Haar, das sie auf verschiedene Weise behandelten. Die Einen trugen es lang und ohne besondere Anordnung, Andere ließen es in Flechten herabfallen, Andere endlich behielten von ihrem Haar nur einen 4 Finger breiten Riemen bei, der von der Stirne bis zum Hinterkopfe herabfiel und einem Helmbusche gleich sah; das Uebrige war weggeschoren. So war der Kopfschmuck der Männer beschaffen; die Frauen dagegen wandten besonders viel Sorgfalt auf diesen Theil ihres Schmuckes. Die Frauen der Häuptlinge trugen oft künstlich geordnete Blumensträuße in den Haaren. Manche flochten Federn von verschiedenen Farben darein, bald gelbe, bald rothe, sogar schwarze, und steckten Pandanusfrüchte darunter, was sehr gut ließ. Sehr viele färbten einen Streif von Haaren zunächst dem Gesichte in einer Breite von zwei Fingern weiß. Andere schoren die Haare am Hinterkopfe ab u. ließen die vorm vorderen Theil darüber hinabfallen, wie die Taitierinnen; sehr viele endlich zogen alle Haare auf dem Wirbel zusammen und schlangen sie so in einander. Männer und Weiber trugen Arm- und Halsbänder verschiedener Art von Hundszähnen, von Muscheln und Blumen. Halsbinden von blauen Glasperlen sind noch jetzt bei den Frauen sehr beliebt. Diese trugen auch statt der Ringe an den Fingern kleine Figürchen von Holz, welche Schildkröten vorstellten. Ein Schmuck aus den Federn mit rothem Grunde, gelb und schwarz eingefaßt, Nai genannt, wurde in den Haaren und um den Hals getragen; er sieht ganz einer glatten, zirkelförmigen Krause gleich. Eine andere Art Schmuck war eine Art von Maske, eine hübsch gearbeitete Kalebasse mit kleinen grünen Zweigen umflochten und oben besetzt; an dem innern Theile, der das Kinn vorstellt, hat sie ein Stück schwarzen Zeuches, welches den Bart vorstellen soll. In der Mitte ist ein Loch für die Nase und zwei andere für die Augen angebracht. Gegenwärtig gehen die Häuptlinge und ihre Frauen in europäischer Kleidung. Viele der letzteren tragen seidene, andere baumwollene und kattunene Kleider nach europ. Schnitte und europ. Mode, dabei wohl grüne oder rothe Schuhe und zuweilen Sonnenschirme. Viele Frauen tragen auch eine lange Mantille von blauem oder schwarzem Nanking, die über den von inländischem Zeuch verfertigten Rock hinabhängt, oben um den Hals dicht zugesteckt wird und unter dem Namen „Missionär-Heude" verkauft wird. Die Wohnungen sind höchst einfach und gleichen unsern Heuschobern; sie sind durchaus von leichtem Fachwerk und Balken erbaut. Man baut zweierlei Arten von Wohnungen, gewöhnliche Wohnhäuser und lange Gebäude, die an einem Ende beinahe offen sind. Sie bilden ein Giebeldach, das fast bis zum Boden hinabreicht und mit Blättern verschiedener Pflanzen oder auch mit Gras gedeckt ist. Die Räume zwischen den Seitenbäumen füllt man mit horizontalen Stäben aus, welche dann mit demselben Material wie das Dach durchflochten werden. Die Spitze und die Ränder des Dachs deckt man mit Farrnkrautblättern, da diese Theile dadurch besser geschert werden, als durch Gras. Gewöhnlich haben die Häuser 2 Thüren, die den am häufigsten wehenden Winden entsprechen u. das Innere kühl erhalten. Das Innere eines Hauses, so groß es auch seyn mag (die Häuser der Reichern und Vornehmern haben 40—70 Fuß Länge), wird nicht weiter abgetheilt. Der Fußboden ist mit einer Schicht Gras oder getrockneten Binsen oder auch mit kleinen Lavastücken bedeckt und mit Matten belegt; er dient gewöhnlich zugleich als Tisch und Bett. Die Häuptlinge hatten zur Küche und zum Speisen eigene Hütten. Ihre Wohnungen halten Wind und Regen ab und zeigen bei all ihrer Einfachheit einen hohen Grad von Kunstfleiß und Aufmerksamkeit auf Bequemlichkeit, den man sonst nicht bei ungebildeten Nationen antrifft; seit den neuern Zeiten aber, wo die Insulaner in nähere Berührung mit den Europäern gekommen sind, hat man mit den Häusern große Verbesserungen vorgenommen, und die Häuptlinge haben größtentheils in europäischem Style aus Stein und Holz erbaute Häuser. Jene einfachen Häuser sind sehr kühl und wenig kostspielig und werden daher selbst von Europäern oft den Häusern von Stein und Holz vorgezogen. Die Wohnungen stehen neben einander und bilden große Ortschaften von mehren Hunderten von Häusern, zwischen deren Reihen sich schmale Gassen hinziehen. — Eben so einfach, wie die ursprünglichen inländischen Wohnungen, ist auch das Hausgeräthe; es besteht in einigen Matten zum Schlafen, hölzernen Kopfkissen, einigen Körben zum Aufbewahren der Zeuche, Kalabassen, welche als Trinkgeschirre benutzt werden, hölzernen Schüsseln und einem Haka oder Gestelle, woran sie ihre Kalebasse und andere Gefäße aufhängen. In den neuern Zeiten aber bedienen sich die Häuptlinge der Bettstellen, Matratzen, Stühle, Tische, Messer, Gabeln, der Geschirre von Porzellan, Fayence, Glas ꝛc. — Zur Nahrung dienen vorzüglich Vegetabilien, hauptsächlich der Taro oder Arum, welcher ungekocht herb und ungesund, aber gekocht von trefflichem Geschmacke und besser als Kartoffeln ist. Er wird entweder in unterirdischen Oefen gekocht, oder gestoßen in einer Art halbgegohrener Brühe, Poi genannt, genossen.

Bataten, gelbe Rüben und Fische, welche man meist roh und gestoßen mit Salzwasser ißt, sind außerdem die gewöhnlichsten Lebensmittel. Hunde, Schweine, Ochsen und Hühner werden wegen ihres hohen Preises nur von reichen Leuten und Häuptlingen gegessen, Gebratene oder gebackene Hunde dürfen bei großen Gastmählern nicht auf der Tafel fehlen. Diese Hunde sind von einer besondern Race, werden nur mit Vegetabilien gefüttert, gleich den Schweinen in besondern Ställen gemästet und schmecken fast wie Schweinefleisch. Eins der leckersten Gerichte ist das Louou, eine Art der spanischen Olla Potrida oder Porchero, und besteht aus einem Gemengsel von Geflügel, Speck, andern Fleische, so wie von verschiedenen Gemüsesorten und Gewürzen, und wird auf Bananenblättern aufgetragen; doch ist diese Speise ihrer Kostbarkeit wegen nur auf den Tafeln der Vornehmen zu finden. Die Art zu essen ist für Europäer nicht einladend, besonders wegen der Gier, mit der die Speisen verschlungen worden. Jeder greift mit bloßen Fingern in die Schüssel, reißt ein Stück Fleisch ab, taucht es in die Schüssel mit Poi und leckt zuletzt seine Finger ab. Man hielt täglich 3 Mahlzeiten, Morgens, Mittags u. Abends. Die Speisenden saßen dabei auf den Matten. Es sind jedoch auch mit den Nahrungsmitteln Veränderungen vorgegangen; jetzt genießt man dieselben auf europäische Art. Als Getränk hat man eine Art Branntwein, welcher aus der dicken, faserigen, stark zuckerhaltigen Wurzel Tizian u. einer, auf den Inseln häufig wachsenden Pflanze, Namens Labi, bereitet wird. Tabak wird stark geraucht. — Die Sandwichsinsulaner waren früher ein liebenswürdiges Volk, das durch Gastfreundlichkeit, Sanftmuth, Wohlwollen, Liebe der Familienglieder unter einander und durch einen gewissen Ernst sich auszeichnete. Manche dieser Tugenden ist jedoch mit der Einführung europäischer Sitten verschwunden; indessen zeichnen sie sich noch immer durch dieselben, so wie durch Fleiß und Kunstgeschicklichkeit vor allen andern Insulanern Australiens aus. Den Feldbau betrieben die Insulaner schon vor Ankunft der Europäer sehr fleißig, obgleich ein hölzerner Spaten von 6 Fuß Länge ihr einziges Feldgeräthe war. Jedes Tarofeld ist ein Viereck, das mit Steinen eingefaßt ist und vertieft liegt, und so bildet es eine Art Teich, in welchem man mittelst 2 Schleußen das Wasser ein- und ablassen kann, denn der Taro gedeiht nur, wenn er viel Feuchtigkeit hat. Diese Tarobeete liegen stufenweise über einander, und das Wasser gelangt von den höheren zu den niedrigern. Man steckt das Kraut einer schon ausgewachsenen Pflanze in den Schlamm, und dieses schlägt gleich wieder Wurzeln. In den Zwischenräumen der Felder sind Bananen und Zuckerrohr angepflanzt. Der Fischfang wird ebenfalls eifrig betrieben, und die Insulaner sind darin sehr geschickt; sie bedienen sich dazu der Angeln und Netze, auch eines Pulvers aus einer Art Haidekraut, welches die Fische betäubt und auf die Oberfläche des Wassers bringt, wo sie dann sehr leicht gefangen werden können. Auch im Schwimmen und Tauchen besitzen die Bewohner der S. eine große Geschicklichkeit. Ihre Piroguen sind gut und dauerhaft gebaut, auch künstlich gearbeitet; sie sind einfach, oder doppelt, sehr lang und meistens so schmal, daß eine gewisse Geschicklichkeit dazu gehört, sich auf ihnen zu halten, daß das Umschlagen verhütet wird. Die einfachsten Piroguen sind im Allgemeinen 24 F. lang und 18 bis 20 Zoll breit und laufen an beiden Enden im Winkel in sehr gut angebrachte Schweber aus. Ein Baumstamm, in der Dicke von 1—2 Zollen und nach der Länge des Fahrzeuges ausgehöhlt, bildet den Boden; die Borde werden durch 3 künstlich zusammengestoßene Breter von einem Zoll Dicke gebildet. Die Eingebornen fahren bald mit einem dreieckigen, an einem kleinen Mast angebrachten Segel, bald mit Rudern; gewöhnlich bedienen sie sich der Pagayen (d. h. der Ruder), der Segel nur bei einem sehr günstigen Winde. Die Doppel-Piroguen sind 60—80 F. lang und sehr breit; ein Raum in der Mitte ist für Reisende und Waaren bestimmt; die Ruderbänke befinden sich an den Außenseiten. Mit Verfertigung der Häuser, der Piroguen und Waffen, mit dem Fischfang und Ackerbau geben sich allein die Männer ab. Die Beschäftigung der Frauen besteht in Verfertigung von Matten, welche entweder glatt sind, oder Zeichnungen tragen, nach der für das Weben angenommenen Verfahrungsart. Die größten Matten gebraucht man zu Segeln für die Piroguen, andere zu Tapeten und wieder andere zu Mänteln, Röcken und Fahnen. Ueberdieß verfertigen die Frauen aus den Blättern des Drachenbaums Körbchen, Fächer, Hüte von feinster Arbeit und jene kostbaren Federmäntel, womit die Häuptlinge bei großen Festen geschmückt erscheinen. Die Verfertigung der Zeuche ist die wichtigste unter den weiblichen Arbeiten und erfordert eine vielseitige, sehr verwickelte Behandlungsart. Das langweiligste Geschäft besteht darin, die Rinde des Papiermaulbeerbaumes zu Fasern zu machen. Zu dem Ende nimmt man die Rinde ab und weicht sie längere oder kürzere Zeit ins Wasser ein, dann wird das Innere der Rinde in Bänder getrennt, auf einem schief liegenden Bret gleichförmig ausgebreitet und mit abgerundeten oder kantigen Klöpfeln geschlagen, je nachdem man dem Stoffe einen Grad von Feinheit geben will. So zubereitet, wird dieser vegetabilische Faden auf Hurden einem starken Luftzuge ausgesetzt, wo er, indem er zugleich trocknet, eine sehr schöne Bleiche bekommt. Soll er gefärbt werden, so taucht man ihn in Pflanzensäfte, die aus gewissen Vegetabilien gewonnen werden; die Schattirungen trägt man mit einem Firniß von lebhafterm Glanze auf. In diesem Zustande kann man ihn zur Verfertigung feiner Stoffe gebrauchen. Jetzt sind auch mehre europäische Gewerbe eingeführt; es gibt Zimmerleute, Böttcher, Schmiede und Schneider; statt der Beile und Hacken aus Lava und Basalt und der Messer aus Haifischzähnen, hat man jetzt Werkzeuge von Eisen; eben so haben die alten Waffen, Speere mit Widerhaken, Wurfspieße, Schleudern, Keulen, Bogen und Pfeile und Dolche von hartem Holz fast ganz den Feuergewehren Platz gemacht. — Sitten

und Gebräuche. Die Heirathsceremonien waren einfach; wenn die Sache in Richtigkeit war, warf der Bräutigam, in Gegenwart beider Familien, ein Stück Zeuch über die Verlobte und führte sie nach Hause. Die Polygamie war erlaubt, aber nur die Häuptlinge hatten mehre Frauen; die neugebornen Kinder wusch man mit Seewasser. Die Erziehung derselben bestand ganz in körperlichen und kriegerischen Uebungen. Die Kranken wurden unter lautem Geschrei und Geheul gepflegt; wenn ein Mann erkrankte, so sammelten sich seine Verwandten um sein Lager, jammerten, rissen die Haare aus und zerfetzten sich das Gesicht. Beim Tode eines Häuptlings wurde sein erster Günstling mit begraben, und dies galt für eine große Ehre. Besonders offenbart sich der öffentliche Schmerz auf die übertriebenste Weise beim Tode eines Königs; außerordentliche Tätowirungen, Verstümmelungen, Fasten, Gebete, Opfer werden alsdann vorgenommen; bisweilen verbinden sich mit diesen Zeichen des Schmerzes Gesänge zur Ehre des Landes. Die Sandwichsinsulaner, obwohl ernsteren Charakters als die Gesellschaftsinsulaner, hatten jedoch so gut wie die letzteren ihre verschiedenen Vergnügungen. Die meisten ihrer Spiele bestanden in gymnastischen Uebungen, wobei sie erstaunliche Kraft und Gewandtheit entwickelten. Sie kannten die Schaukel, das Fünfkugelspiel, ein in Indien und Europa bekanntes Spiel, welches darin besteht, immer 5 Kugeln in der Luft zu erhalten, welche von dem Spieler bald aufgefaßt, bald fortgeworfen werden und so eine Art Garbe bilden, die fortwährend über seinem Haupte in Bewegung ist. Auch hatten sie ein anderes Spiel, das mit dem der alten griechischen Gymnasten Aehnlichkeit hatte und darin bestand, sich so lange als möglich mit einem Fuße auf einem runden und vollkommen glatten Steine zu erhalten. Aber das Lieblingsspiel der jungen Leute, ein Spiel, an welchem die Hauptlinge häufig Antheil nehmen, ist das Wettrennen, wobei häufig Wetten gemacht werden, und das ihnen Gelegenheit gibt, all' ihre Kraft und Gewandtheit zu entwickeln. Der zu durchrennende Raum ist anfangs sehr beschränkt, aber die Rennbahn erweitert sich bald, indem die Gegner, welche später als die übrigen angekommen sind, sich zurückziehen, und endlich wird bei einem letzten Versuche der Sieger, in Schweiß gebadet und athemlos, ausgerufen und gewinnt die Einlagen. Eine andere Uebung ist das Schwimmen, wobei sich Männer und Frauen gleich sehr auszeichnen. In Stürmen, mitten in der wüthendsten Brandung, sieht man sie, ein Bret vor sich her stoßend, mit diesem einfachen Hülfsmittel der Wuth der Wogen trotzen und mehre Meilen weit im Meer fortschwimmen, oft ganze Minuten unter der Brandung der Wogen verschwinden, aber plötzlich auf einer andern Seite wieder auftauchen und immer fortschwimmen. Karai-Mocu und Tai-Ana, berühmte Häuptlinge, zeigten gern ihre Gewandtheit in dieser Kunst. Ein sehr gewöhnliches Spiel dieser Insulaner hatte viel Aehnlichkeit mit unserm Damenspiel und bestand in einem Damenbret mit 238 Feldern in 17 Reihen, auf welchem man kleine Steine hin- und herrückte. Die Hauptbelustigungen auf den Hawai-Inseln sind aber ohne Zweifel die Schauspiele, bestehend in einer Art Pantomimen oder in Tänzen, die hauptsächlich von Frauen ausgeführt wurden, und woran sogar die Frauen der Häuptlinge Theil nahmen. Diese Spiele werden im Takte ausgeführt und von Musikern des Landes geleitet, welche oft nicht die uninteressantesten Spieler des Stückes sind. Die Tänze oder Hura's begannen mit weichen Stellungen und langsamen und zierlichen Bewegungen, welche allmählig an Schnelligkeit zunahmen, und am Ende wurden die Stellungen so seltsam und die Bewegungen so schnell, daß der Zuschauer ihnen kaum mit den Augen folgen konnte. Der beste Tänzer war der, welcher es am längsten aushalten konnte. In Darstellung v. Theaterstücken hatten die Sandwichsinsulaner eine Stufe von Vollkommenheit erstiegen, wie man sich in Europa kaum vorstellen würde. Das Drama, meistens ernst und feierlich, zeigte eine solche Verkettung der Handlung, daß das Interesse immer steigern mußte. Sie hatten wohl gefühlt, daß man, um den aufmerksamen Zuhörer zu fesseln, das Interesse steigern müsse, damit man bei Lösung des Knotens ihn in Begeisterung versetze. In Stücken dieser Art unterstützten die Schauspieler das Verdienst des Drama's auf bewunderungswürdige Weise, und man konnte auf der Scene vollendete Schauspielerinnen erkennen, welche nur durch lange und ernste Studien es auf diesen Grad von Vollkommenheit gebracht haben konnten. Die ersten Künstlerinnen erregten besonders durch die Gewandtheit in ihrer Aktion, die Anmuth ihrer Bewegungen und die bewunderungswürdige Harmonie in allen Stellungen, worin das größte Verdienst der Darstellung besteht, den Enthusiasmus der Zuschauer in höchstem Grade. Wahrscheinlich gab es eine Art von Konservatorien, wo die Schauspieler sich in der Aktion und Deklamation ausbildeten, und diese Wahrscheinlichkeit wurde für die zu diesen Festen eingeladenen Engländer und Franzosen zur Gewißheit, da sie auf der Scene junge Schauspielerinnen sahen, bei welchen der Unterschied zwischen ihnen und den seit langer Zeit geübten Schauspielerinnen ganz auffallend hervortrat. Die Musik der Insulaner ist sehr einfach. Sie besteht aus Klappern, Kürbisschalen, worauf man mit Stöcken schlägt, einer Art Trommel und aus großen Seeschnecken, welche zur Kriegsmusik dienen. Die Poesie besang die alten Thaten des Volks und war neben den Sagen die Ueberlieferin der ältern Geschichte der Insulaner. Diese hatten aber auch, gleich den Gesellschafts-Insulanern, Freuden- und Trauerlieder, von denen der Missionär Ellis manche sammelte, deren zwei wir hier mittheilen. Das eine ist das Trauerlied einer Frau auf ihren verstorbenen Mann.

Gestorben ist mein Herr und Freund,
Mein Freund zur Zeit des Hungers,
Mein Freund zur Zeit der Trockenheit,
Mein Freund am Tag der Armuth,
Mein Freund bei Regen und Wind,

Mein Freund in Sonnenhitze,
Mein Freund in Berges Kälte,
Mein Freund im wilden Sturm.
Mein Freund bei stiller Witterung,
Mein Freund auf den acht Meeren!
Ach! Ach! fort ist mein treuster Freund,
Und nimmer wird er kehren!

Wenn eine Familie Besuche empfängt von einem ausgezeichneten Gaste, so wird dessen Besuch durch ein improvisirtes Lied gefeiert. Ein solches ist z. B.:

Namen Mawi, Sohn Paraa,
Die euch feiern!
O Mawi, weit berühmt auf Honua,
Weit gewandt im Ackerbau!
Lobt nun den Fischer verheirathen
Mit dem Weibe, das den Acker baut,
Glücklich das Land, das ihnen angehören wird!
Wenn der Mann ein Fischer ist,
Und die Frau den Acker baut,
So gibt es Lebensmittel genug für Greise und Jünglinge,
So wie für unsere geliebten Krieger.
Man denke an das Leben des Freundes,
Man baut für Tui te Lani.
Die mächtigen Weiber von Kohapola wurden verbrannt,
Der Ehbaum selbst wurde verzehrt,
Das Land Kuro Ehra war wüste,
Der Vogel setzte sich auf die Felsen von Ohara Haro.
Acht Monate, acht Tage lang
Waren die Landbauern außer Athem,
Müde vom Kräuterbau,
Erliegend unter der Sonne,
Um sich bildeten sie mit Besorgniß.
Durch den Wind, durch den regenschweren Sturm
Wurde der Sand auf Hoima geworfen,
Ganz roth wurden die Augen davon.
O Tauni! o Tauni! sey geliebt!
Dann tanzten des Meeres,
Das friedlich ruht im Schooße der Wellen,
Und sein Antlitz angenehmen Winden zukehrt.
Der Wind hatte geröthet die Augen
Der Menschen, deren Haut bräunlich ist.
Der Sand von Kau ist zu Hügeln Lua,
Die Lava zu Kilau-Kilau-Lani.
Das Meer war der Weg, auf dem man kam
Zur sandigen Küste Kauai,
Im Innern durch den Berggipfel
War der Fußpfad verborgen.
Kiro Ea war verborgen durch den Sturm.
Hole residirt zur Kiro Ea
Im Vulkan und nährt sich immer von Flammen.

Die Sprache der Sandwichsinsulaner ist eine Mundart der malayischen, sanft u. harmonisch; in den Wurzelformen kommt sie der Muttersprache sehr nahe. Mit dem Tahitischen ist sie zunächst verwandt, und ein Tahitier versteht einen Sandwichsinsulaner ohne Mühe; doch ist sie besser artikulirt, als die tahitische Mundart, und hat weniger Kehllaute, als die neuseeländische. In der Aussprache hat sie viel Aehnlichkeit mit dem Italienischen. Alle Sylben und Wörter endigen sich auf Vokale. Die meisten einfachen Wörter sind zweisylbig, wenigere dreisylbig. Bis zum Jahr 1822 war den Insulanern die Schrift unbekannt; erst damals führten die nordamerikanischen Missionäre dieselbe ein. Sie besteht aus den 5 Vokalen a, e, i, o, u und 12 Konsonanten b, d, h, k, l, m, n, p, r, t, v, w, und die Missionäre glaubten, man hätte auch noch b, d, r, t u. v weggelassen und doch alle Laute der Sprache bezeichnen können. Wissenschaftliche Kenntnisse waren den Insulanern fremd, nur im Schnitzen und Zeichnen waren sie geschickt; so sah man einen Knaben ein Kriegsschiff, das er nur einmal gesehen hatte, mit großer Genauigkeit im Sande darstellen. Sie bedienten sich der Decimalrechnung, zählten nach Nächten und nicht nach Tagen, um die Abtheilungen eines Monats zu schätzen, und jeder Mond, so wie jede Mondnacht, hatte einen besondern Namen. Zwölf Monde bildeten ein Jahr, die wahren Zeitabschnitte aber berechnete man nach den Jahreszeiten. Auch in der Heilkunde, welche die Priester treiben, hatten sie nur unvollkommene Kenntniß; bei innerlichen Krankheiten wurden vornehmlich Beschwörungen angewendet. Ueber die Religion der S.-Insulaner hat Freycinet die genauesten Nachrichten gegeben. Die Eigenschaften der Gottheit bildeten eben so viel verschiedene Götter und besondere Geister, denen die Macht gegeben war, Gutes und Böses, je nach dem Verdienste eines Jeden, auszutheilen. Ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort wird in die Götzenbilder oder in den Leib gewisser Thiere versetzt. Eine unwandelbare Hierarchie unterwirft den mächtigsten Göttern diejenigen, welche nur eine geringere Gewalt haben. Die Seelen der Könige, Helden, gewisser Priester bilden eine Legion von Unter- und Schutzgottheiten, die einander, je nach dem Range, den sie auf der Erde einnahmen, ebenfalls untergeordnet sind. Böse Geister, welche dem Menschen zu schaden suchen, sind der Gegenstand von Beschwörungen und Exorcismen. Priester, Zauberer, Wahrsager, Opfergaben, Menschenopfer, Verehrung der Todten, Sühnefeierlichkeiten ꝛc., endlich die Errichtung von Zufluchtsstätten, dies macht das Ganze des äußeren Gottesdienstes aus. Auch die Seelenwanderung fand ihre Anhänger im Archipel. Gewisse Insulaner, welche die Haifische anbeten, werfen die Körper todtgeborner Kinder nebst gewissen Opfergaben ins Meer, indem sie hoffen, die Seele des Verstorbenen, welche in die des Haifisches übergehe, werde einst ein mächtiger Beschützer der ganzen Familie werden. Priester wachen über alle diese Opfergaben vor den Tempeln der Götter und kündigen mit großem Geschrei den Verwandten den Augenblick an, wo die Wanderung vor sich gehen soll. Gottheiten beherrschten die Erscheinungen am Himmel und in der Natur. Einige standen den Jahreszeiten, andere dem Regen, den Winden, Meereswellen ꝛc. vor, und die letztern waren der Gegenstand eines besondern Kultus von Seiten der Seeleute, der bei Todesstrafe für unverletzlich galt. Der Gott Tiha wurde zu Mawi angebetet. Die Fischer von Ha-uai brachten ihre Opfer den Meergöttern Rac-Apua und Kane-Apua, während die Bewohner der Insel Morokei auf jedem Vorgebirge ihrer Insel dem Gott Moho-Aru (dem König der Eidechsen), der unter der Gestalt eines Haifisches abgebildet wurde, Tempel errichtet hatten. Auf Heiau wurden bei der Ankunft gewisser Wanderfische dem nämlichen Gott die Erstlinge des Fischfanges dargebracht. Zwei mächtige Gottheiten waren Kaono-Hiokala und Kua-Pairo, deren Geschäft es war, die Geister der Könige bei ihrem Austritt aus dem Körper in Empfang zu nehmen, sie in gewisse Theile des Himmels zu führen, woher sie dieselben wieder zurückführten, wenn es nöthig war, ihre Abkömmlinge zu überwachen und zu

berathen. Auch hatten die Ha-uaier die größte Achtung vor den Manen ihrer Könige und Häuptlinge. Einer der häßlichsten Götter des Archipels, Karai-Pahoa, war der Gegenstand eines besondern Kultus von Seiten der Bewohner der Insel Morokai. Dieses Götzenbild, das beim Tode Tamea-Mea's zerbrochen und unter die vornehmsten Häuptlinge der Insel vertheilt wurde, war aus so giftigem Holze gemacht, daß Wasser, welches man darin einschloß, in Kurzem tödlich wurde. Jeder Familie und jedem Familienglieds war eine besondere Gottheit beigegeben. Pele, die Göttin der Vulkane, und Tairi, der Kriegsgott, beschützten Tamea-Mea; zu Mawi betete man Keoro-Eva an. Die Erscheinung vulkanischer Götter auf dem Archipel schreibt sich von Kai-Akahinarii (Meer des Kahinarii) oder der Sündfluth Ha-uais her. Die königliche Familie wohnte anfangs zu Kiro-Ea, aber sie machte häufige Ausflüge auf der Insel, und ihrer Erscheinung auf den hohen Gebirgen gingen Donnerschläge und Erdbeben voran. Diese Ausbrüche traten vornehmlich dann ein, wenn religiöse Gebote verletzt worden waren, und Darbringung von Schweinen war das einzige Mittel, die Geißel zu beschwören. Manchmal verschlang Pele auf einem einzigen Ausfluge 200 Schweine. Die ganze Insel, die diesen Göttern zinsbar war, unterhielt ihre Heiau's oder Priester und ernährte die zu ihrem Dienste bestimmten Priester. Die Opfer wurden in den Krater geworfen, um einem Ausbruche vorzubeugen; strömte aber die Lava heraus, so wurden sie in diese geworfen. Die Familie dieser Götter kam von Taiti, einem fernen Lande. Sie bestand aus: Kamoho-arii (König des Dampfes), Ta-poha-i-tahi-ora (Ausbruch am Orte des Lebens), Te-ua-te-po (Regen der Nacht), Tane-hetiri (männlicher Donner), Te-o-ahi-tama-tawa (Gott des feuerspeienden Krieges), alle Brüder und zwei von ihnen mißgestaltet wie Vulkan. Hernach kommen die Schwestern: Pele, die älteste und furchtbarste, Ma-kore-wa-wahi-waa (mit funkelnden Augen und die Piroguen zertrümmernd), Hiata-wawahi-lani (den Himmel zerreißend und die Wolken fassend). Hernach kamen die mit dem Geschlechtsmerkmal Hiata-no-ho-lani (den Himmel bewohnend und die Wolken fassend); Taarava-Mata (welche die Augen unaufhörlich bewegt), Noi-te-poria-Pele (den Busen Pele's küssend), Tabuena-ena (entflammter Berg), Tereiia (mit Kränzen gekrönt); Opio (die junge) kam zuletzt. Pele hatte ihren getreuen Verehrern mehr als einen wichtigen Dienst geleistet. Tamea-Mea führte Krieg gegen Ke-Ua, der ohne Zweifel ein Tabu verletzt hatte. Um ihn zu bestrafen, wählte die Göttin eine Nacht, in welcher dieser Häuptling seine Truppe neben seinem Pallast sich lagern ließ. Ein Erdbeben erschütterte plötzlich den Berg, der Vulkan warf ungeheure Felsen aus, welche viele Krieger zerschmetterten, während Lavaströme die Fliehenden erreichten. Achtzig der tapfersten Krieger verloren bei diesem Ausbruche das Leben, und ihr Anführer konnte sich ungeachtet seiner Tapferkeit nicht lange mehr gegen Tamea-Mea halten, für den sich die Göttin auf so glänzende Weise erklärt hatte. Es wurden zu verschiedenen Zeiten Versuche gemacht, diese fürchterlichen Götter von der Insel zu vertreiben; sie blieben aber immer erfolglos. Einst indeß sollte Pele von Tama-Puaa, einem riesenhaften Ungeheuer, halb Mensch, halb Schwein, besiegt werden. Diese Art von Minotaurus war von Oahu nach Ha-uai gekommen, ging in den Pallast Pele's und machte ihr den Vorschlag, ihn zu ihrem Liebhaber anzunehmen, aber die Göttin gab ihm eine zornige Antwort und außer andern Schimpfnamen auch den eines Schweinesohns. Erbittert über ihre Weigerung, stürzte sich Tama-Puaa auf die Göttin, und es gelang ihm, nachdem er die Gewässer des Oceans zu Hülfe gerufen hatte, den Vulkan zu erlöschen. Aber die Brüder und Schwestern Pele's, welche sich mit ihr verbunden hatten, tranken alles Wasser, womit sie überschwemmt wurden, und, alle ihre Feuer sammelnd traten sie schäumend aus dem Krater, und ihr Feind, zur Flucht genöthigt, wurde vom Felsen erdrückt und in dem Meer ersäuft, in das er sich gerettet hatte. Einige periodische Feste erforderten große Vorbereitungen und gaben zu seltsamen und oft grausamen Gebräuchen Veranlassung. Das wichtigste war das Neujahrsfest. Da machte ein Priester die Runde durch die ganze Insel, indem er in der rechten Hand den Götzen Keku-Aroa trug, mit der linken aber zum Vortheil des Gottes Alles ergriff, was ihm in die Hände kam. Boniten zu fangen, war 6 Monate lang verboten. Bei jedem Neumond feierte man ein Fest, das 3 Tage und 2 Nächte fortdauerte; bei den andern Mondsverwandlungen dauerte es nur 2 Tage und eine Nacht. Innerhalb dieser Zeit durften die Männer sich weder mit dem Fischfange, noch mit einer andern Arbeit beschäftigen; die Spiele, so wie der Umgang mit Weibern war ihnen untersagt. Das Tabu wurde auf den S.-J.n mit großer Strenge ausgeübt, und wer es verletzte, wurde getödtet (s. Tabu). — Fehden und Kriege waren unter den verschiedenen Häuptlingen früher häufig. Die Kleidung der Krieger bestand allein aus dem Maro; nur die Anführer trugen Helme und Mäntel, letztere mit gelben und rothen Federn bedeckt, welche rautenförmig mit vieler Kunst geordnet waren. Der König allein hatte das Recht, einen Mantel von gelben Federn zu tragen. Die Helme waren von griechischer Form mit verschiedenen Büschen. Berühmte Krieger und Häuptlinge zweiten Ranges trugen nur eine Schärpe von bunten Federn. Außer dem Federmantel trugen die Häuptlinge als weitere Auszeichnung einen an einer Haarschnur hangenden Ringkragen, Parawa genannt. Fragen über Krieg und Frieden wurden in einer allgemeinen Versammlung der Häuptlinge und Krieger berathen. Da wurden die Gründe zur Rache, die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Züge erwogen, und mehr als einmal gaben diese Erörterungen Veranlassung zu feurigen Reden, voll roher, aber hinreißender Be-

redsamkeit. War der Krieg beschlossen, so versammelten sich die Priester und Krieger in dem Tempel, und es wurden Opfer dahin gebracht. In gewöhnlichen Fällen genügten Hühner und Schweine, aber bei dringenden Gefahren und entfernten Kriegen mußte Menschenblut fließen. Die in den letzten Kriegen gemachten Gefangenen und in ihrer Ermangelung die in den Gefängnissen aufbewahrten Verbrecher wurden nun zu den Opferpriestern gebracht. Sie wurden in den Helau geführt u. an den Fuß des Altars geschleppt, wo ein Keulenschlag ihre Schädel zerschmetterte, so daß das Gehirn oft die Henker und Umstehenden besprützte. Zehn, zwanzig Menschen wurden bisweilen geopfert, und zugleich eine große Anzahl Thiere, sodann wurde den aufgehäuften Leichnamen der Bauch geöffnet, damit die Priester in den zuckenden Eingeweiden den Willen der Götter lesen und ihre Orakel verkündigen konnten. Je nachdem die Antwort ausfiel, wurde der Krieg aufgeschoben, oder beschlossen. In diesem letztern Fall beriethen sich die Priester und Krieger gemeinschaftlich und trafen Anordnungen über die Anzahl von Kriegern, über die Zeit, in welcher sie berufen werden sollten, und den Weg, welchen sie einzuschlagen hätten. Jeder Krieger mußte seine Waffen, seine Lebensmittel und sogar die zur Beleuchtung nöthigen Nüsse mitbringen. Den Oberbefehl führte der König oder ein von ihm bezeichneter Häuptling. Jeder Häuptling befehligte die Krieger, welche seine Vasallen waren. Sollten alle Krieger zu den Waffen greifen, so durchliefen Boten, Rere genannt, die ganze Insel, und ihre Behendigkeit war so groß, daß sie sich ihres Auftrages in 8—9 Tagen entledigten, ungeachtet der vielen Halte, welche sie machen mußten, und der Umwege, wozu die steilen Abhänge der Küste an vielen Stellen sie nöthigten. Da Tapferkeit bei diesen rohen Völkern als eine Haupttugend galt, so fehlten bei dem Aufrufe nur wenige kräftige Insulaner. Uebrigens war ein Beamter, Uruoki genannt, damit beauftragt, über die Zögernden zu wachen, und wenn er deren traf, so spaltete er ihnen das Ohr, oder schnitt es ihnen ganz weg und hängte ihnen so einen unverwüstlichen Schandfleck an. Endlich führte man sie mit einem Strick um den Hals in das Lager. Greise, Weiber und Heerden führte man eiligst an einen heilen, beinahe unzugänglichen Ort und gab ihnen eine Anzahl Krieger zur Wache. War man an allgemeinen Sammelplatze angekommen, so errichtete man an einem Orte, der leicht zu vertheidigen war, ein fliegendes Lager und erbaute Hütten vom Ti oder Kokusnußbaum. Priester trugen an der Spitze des Heers die Statue des Kriegsgottes, des gräßlichen Tairi. Die Wahrsager wurden von Neuem befragt und brachten die Antwort der Götter, nachdem sie die Wolken und die Eingeweide der Schlachtopfer beschaut hatten. Der König redete das Heer an, jeder Häuptling ermuthigte seine Krieger, dann bereitete man sich zum Kampfe vor. Das in Schlachtordnung gestellte Heer war in das Centrum und die Flügel abgetheilt, die so gestellt waren, daß, wenn die Schlachtordnung erschüttert war, sie die Form eines Halbmondes annahm. Die Schleuderer und Lanzenträger standen in der ersten Linie. Der Kampf begann selten mit einem allgemeinen Schlagen. Nachdem sie sich einige Zeit beobachtet und einander gegenseitig Hinterhalte gelegt hatten, trat oft ein Krieger aus den Reihen und forderte einen Gegner aus dem feindlichen Lager in die Schranken. Es entsprach einer dem Ausrufe, und im Angesichte beider Heere, deren jedes seinerseits für seinen Kämpfer Gelübde that und ihn mit seinem Geschrei ermuthigte, entspann sich ein gräßlicher, wüthender Kampf, der nur mit dem Tode eines der Kämpen endigte. Da entwickelten die Kämpfer alle Kraft und Behendigkeit, die ihnen die von einer ganz gymnastischen Erziehung unterstützte Natur hatte verleihen können: Finten, verstellte Flüchten, heftige Angriffe und Hiebe, die eben so schnell parirt, als geführt wurden, wurden dabei in Anwendung gebracht. Jede Bewegung, jeder Schrei eines Kriegers erweckte Hoffnung oder Schrecken in seinem Lager, und bald in diesem, bald in jenem Zittern und Gebrüll, denn von dem Ausgang des Kampfes hing oft das Schicksal der Schlacht ab. Sehr oft traten auf einigen Punkten der Linie einzelne Kämpfer einander gegenüber, und hatten diese Duelle mehre Tage lang fortgedauert, ohne daß der eine oder der andere Theil einen ansehnlichen Vortheil errungen hatte, so erschien ein Friedensbote mit einem Palm- oder Kokosnußzweig in der Hand. Nun versammelten sich die Häuptlinge; ward das Ende des Krieges beschlossen, so begab man sich in den Tempel, wo ein Milchschwein geopfert wurde, dessen Blut die Erde benetzte; hernach flochten die Häuptlinge in Gegenwart beider Heere einen Kranz aus der wohlriechenden Pflanze Mairiz der Kranz wurde im Tempel niedergelegt, u. Tänze, Gastmähler u. Feierlichkeiten, wobei beide Heere vereinigt waren, beschlossen das Fest und besiegelten die Wiederversöhnung. Wenn nach den einzelnen Kämpfen oder beim ersten Zusammentreffen die Schlacht allgemein wurde, dann entspann sich ein wüthendes Handgemenge und erstreckte sich bald über die ganze Linie. Die Reserve, welche sehr geschont wurde und aus den auserlesensten Kriegern bestand, erschien gewöhnlich, um den Sieg zu entscheiden. Manchmal zogen sich die Heere ohne entscheidenden Erfolg zurück; bisweilen blieb auch der Sieg einige Tage unentschieden. Die Fliehenden wurden heftig verfolgt. Das Leben der Gefangenen stand ganz in der Gewalt des Königs oder des Häuptlings; wenn dieser zu einem von ihnen sprach: „aufgeschaut", so erhielt dieser die Freiheit; sprach er: „das Gesicht gegen den Boden", so wurde er Sklave, schwieg er ganz, so tödtete man ihn sogleich, gewöhnlich um ihn zu verzehren. Die Sieger beerdigten nun ihre Todten; die Beute wurde nach dem Range vertheilt. — Seit dem Jahre 1820 besteht durch die Briten eine evangelische Mission, durch welche die Lebensart, Sitte und Religion der Sandwichsinsulaner eine durchgreifende Veränderung erlitten haben. Die Morais (die heiligen Orte, wo die Götzenbilder aufgestellt

waren und die Opfer vollbracht wurden) sind zerstört, die Menschenopfer und Kindermorde abgeschafft u. das ganze Götzenwesen vernichtet worden; der König ist zur christlichen Kirche übergegangen; es sind viele Kirchen erbaut und fast in jedem Dorf eine Schule eingerichtet worden. Ein großer Theil der Sandwichsinsulaner hat Lesen und Schreiben gelernt. Den Unterricht leiten jetzt schon 8—10 Eingeborne, welche in Amerika dazu erzogen wurden. Nach den Berichten Kotzebues, die er in seiner letzten Beschreibung um die Welt mittheilt, soll die christliche Religion auf den S.-J. noch auf einem sehr tiefen Standpunkte stehen; er schildert dieselbe als Kopfhängerei und Heuchelei, durch den König und Missionäre erzwungen. Auch besäßen die Insulaner noch viele abergläubische Begriffe vom Christenthum. Nach andern Berichten aber soll der religiöse Zustand ein besserer seyn, als ihn Kotzebue schildert. Es gibt mehre Buchdruckereien. Im Jahr 1822 wurde das erste Buch gedruckt; es war der Versuch einer Sprachlehre, wobei man den schon für die Sprachen von Tahiti und Neuseeland angenommenen Grundsätzen folgte. Seitdem haben die Fortschritte der Buchdruckerkunst eine solche Ausdehnung genommen, daß 10 Jahre nachher, im Jahr 1832, innerhalb 6 Monaten 19 neue Bücher in 166,000 Exemplaren die Presse verlassen hatten. Unter diesen Werken waren am meisten verbreitet: die biblische Geschichte, die Anfangsgründe der Arithmetik, das tägliche Brod, mehre Bücher des alten und neuen Testaments, eine Abhandlung über die Ehe, Fragen über die Geographie, geographische Abhandlungen, sämmtlich in großer Anzahl abgezogen u. verbreitet. Auch beabsichtigte man, neue Werke über die Geschichte, Geographie, Grammatik ꝛc. herauszugeben und besonders einen Kalender zu gründen. Seit 1836 erscheint in Honolulu eine politische und Handelszeitung der S.-J. — Den ersten Missionären, welche 1819 auf die S.-J. kamen, folgten in den Jahren 1822, 1827, 1830 und 1832 andere nach. — Staatliche Verhältnisse. Zur Zeit der Entdeckung der Inseln war die königliche Würde erblich; eben so verhielt es sich mit den großen priesterlichen, bürgerlichen und militärischen Würden, die jedoch der Kontrole des Königs unterworfen waren. An der Spitze der Regierung standen nicht ausschließlich Männer, denn man erwählt mehrer Frauen, die sogar mit Glanz regierten. Die Gewalt der Regenten war unumschränkt; nur ein Rath von Häuptlingen hatte auf sie einigen Einfluß, der aber doch in der Wirklichkeit dem monarchischen Willen unterworfen war. Der Monarch konnte einen Menschen von unbekannter Herkunft nach Willkür adeln oder einen Würdenträger absetzen. Beim Tode der Familienhäupter ging ihr Eigenthum an die Domänen des Königs über, der nach Gutdünken darüber verfügte, es aber beinahe immer der Familie ließ, und diese Gewohnheit, welche Tamea-Mea beinahe immer beobachtete, gilt jetzt allgemein und wird als Staatsgesetz geachtet. Die eigenthümlichen Sitten der Sandwichsinsulaner äußerten auf Verfassung u. Ständewesen einen entscheidenden Einfluß. Die Vornehmen galten für höhere Wesen, waren „Tabu", wie die Insulaner sich ausdrückten. Dieses Tabuseyn wurde je nach dem Range stärker oder schwächer und erreichte seinen Gipfelpunkt in der Person des Königs. Der König konnte das Tabu nach Willkür auf Alles übertragen und dadurch das Eigenthum an jeder Sache erwerben. Da die Vornehmen als höhere Wesen galten, konnten sie mit niedriger Stehenden keine Ehe eingehen. Die aus Geschlechtsverbindungen Vornehmer und Armer hervorgehenden Kinder wurden getödtet, um die Reinheit des Blutes zu erhalten. Die Macht des Königs war endlich zu einem Schatten herabgesunken. Seine Rechte bestanden einzig noch in dem Besitz der königlichen Güter und in gewissen Ehrenbezeigungen. Die Macht übte der Adel, der in höhern und niedern zerfiel. Der hohe Adel besaß die hohen Statthalterschaften, die ihm als erbliches Lehn übertragen waren, der niedere Adel beutete die kleinen Bezirke aus, die der Magnat ihm zuwies. Die untern Klassen hatten kein Grundeigenthum und arbeiteten lediglich für den Adel, ohne darum leibeigen zu seyn. Sie theilten sich in Landbebauer und Fischer. Ein solches Verhältniß mußte auf die Sitten nachtheilig wirken. Die Sitte, die Kinder vor oder nach der Geburt zu tödten, war von den Vornehmen auf das ganze Volk übergegangen. Das Erscheinen der Europäer und die durch sie bewirkte Einführung des Christenthums haben auch hierin manche Veränderung hervorgebracht. Ellis theilt die Bevölkerung folgendermaßen in 4 Klassen ein: 1) der König und die königliche Familie, wozu man den ersten Minister oder Regenten rechnen muß; 2) die Statthalter der verschiedenen Inseln und der 6 großen Bezirke von Hawai, so wie einige mächtige Häuptlinge, die alle von ehemaligen Fürsten oder Königen, von Tarai-Opu, Tahi-Teri, Tepori-Orio-Rani und Ta-Eo abstammen; 3) die Pächter der Bezirke und Dörfer, welche entweder Sklaven zu Arbeitern haben, oder sie wieder an freie Besitzer in Afterpacht geben, eine aus ehemaligen Häuptlingen und geringern Priestern bestehende Klasse; 4) der Rest der Bevölkerung, kleine Eigenthümer, Kaufleute, Handwerker, Fischer ꝛc. Eine neuere Eintheilung der Bevölkerung ist folgende: die Aritis, Oberhäupter der Inseln oder Bezirke, deren oberstes Haupt der König selbst ist unter dem Namen Aritabu; 2) die Rana-kira's, niedere Häuptlinge, bürgerliche und militärische Beamte, Priester, Eigenthümer ꝛc.; 3) endlich die Hanakae oder Tanata's, oder die niederste Volksklasse, d. h. alle diejenigen, welche nur von ihrer Hände Arbeit leben. Merkwürdig ist, daß diese Eintheilung der der Arii's, Raatira's und Taata's auf Tonga, der Egui's, Matabule's und Tua's auf Tongatabu, der Ariki's, Rangatira's und Tangata's Neuseelands entspricht. Oberste Regierungsbehörde ist jetzt ein Staatsrath, welcher aus den Statthaltern der verschiedenen Inseln besteht, und woran auch, jedoch ohne Stimme, die bei der Regierung der Inseln akkreditirten Konsuln

Englands und der nordamerikanischen Freistaaten Theil nehmen. Der Staatsrath steht unter dem Könige. — Die oben erwähnten Arii's hatten Recht zu sprechen und die Urtheile vollstrekken zu lassen. Mord, Aufruhr und Diebstahl an königlichem Eigenthum wurden mit dem Tode bestraft. Die nämliche Strafe stand auf Verletzung des Tabu, aber in der letzten Zeit des Bestehens dieses Instituts konnte der Schuldige sein Leben abkaufen. Ein auf dem Ehebruche mit der Frau eines Häuptlings betretener Mann wurde zur Verfügung desselben gestellt, der ihm die Augen ausstechen und ihn sogar tödten konnte. Die großen Verbrecher wurden mit der Keule erschlagen oder erwürgt; geringere Vergehen bestrafte man mit Stockstreichen. Die Steuern werden durch die Oberhäupter der Bezirke eingezogen. Gewisse Ländereien, Aina-kupono genannt, sind jedoch seit undenklicher Zeit davon befreit, und diese Freiheiten gehen nie verloren, selbst wenn der König unrechtmäßigen Besitzern dieselben entziehen würde. Eine diesem Lande eigenthümliche Steuer ist die, welche jeder Insulaner bezahlen muß, wenn der König oder ein Arii ein Haus bauen läßt, um dasselbe betreten zu dürfen. Vor der Ankunft der Europäer wurden die Steuern in Naturalien, Hühnern, Schweinen, Hunden, Netzen, Pirogen und andern Gegenständen entrichtet. Jetzt werden die Abgaben in Geld und Sandelholz erhoben. — Der König hat eine, in englische Uniform gekleidete Leibwache von 50 Mann; die übrigen Truppen tragen bloß ihren Maro, sind aber mit Flinten und Bajonetten bewaffnet und auf europäische Art exercirt. Die Militärmacht besteht aus allen waffenfähigen Männern. Mehre Festungen sind mit Geschütz und andern Erfordernissen wohl versehen. Die Kriegsflotte besteht aus 200 Fahrzeugen, unter denen sich eine Fregatte und eine Brigg befinden; der Rest besteht aus Schaluppen; alle Fahrzeuge aber sind mit Geschütz versehen. — Der Handel der S.-J. ist im starken Zunehmen begriffen. Vom 6. Juli bis zum 9. December 1835 besuchten 72 Schiffe die Häfen Oahu's, und vom Januar bis zum Oktober 58 den Hafen Honolulu's; es waren theils inländische, theils englische und amerikanische. Vom 1. Juli bis zum 14. December 1836 liefen allein in dem Hafen Honolulu's 154 Schiffe ein, nämlich 80 inländische Briggs und Goeletten, 56 nordamerikanische und 18 englische. Außer diesen Fahrzeugen legten noch 4 Kriegsschiffe in diesem Hafen an. Im Jahre 1821 fuhr das erste Schiff von den Inseln nach Neu-Holland, wohin es Sandel- und Rothholz und Kokosnüsse brachte und dafür gesalzenes Fleisch, Nagelschmiedwaaren und Feuergewehre eintauschte. Die Ausfuhrartikel sind gegenwärtig Zucker (etwa 1000 Tonnen), Nußöl von der Aleurites triloba, Palmöl, Pfeilwurz, Sandelholz, feine Holzarten zu Kunstarbeiten, Schiffsbauholz, Büffel- und Ziegenhäute, endlich Salz, das sich auf Oahu in sehr großer Menge vorfindet. Die Verproviantirung der die Inseln besuchenden Wallfischfänger bildet einen Haupterwerbszweig. Die Kultur könnte indessen noch bedeutend gesteigert, die Erzeugung von Zucker um das Vierzigfache vermehrt werden. Ueber den Handelsverkehr in neuerer Zeit gibt es weiter keinen Nachweis, als eine von der Regierung bekannt gemachte Liste der Schiffe, die im Jahr 1842 im Hafen von Honolulu auf Oahu einliefen. Es kamen:

von Chili und Pern	3	Schiffe mit	1,115 Tonnen,
= Mexiko	22	=	= 4,277 =
= Guatemala	2	=	= 286 =
= China	1	=	= 213 =
= Neuseeland und Tahiti	4	=	= 450 =
= England	2	=	= 636 =
= den Vereinigten Staaten	5	=	= 1,085 =
= Oregon	6	=	= 1,373 =
	45	Schiffe mit	9,435 Tonnen.

Diese Schiffe führten ein für 40,000 Pfund Sterling Werth und nahmen Waaren im Betrag von 200,000 Dollars mit. Außerdem kehrten 66 Wallfischfänger mit einer Bemannung von 2000 Matrosen ein. Auf die andern Häfen der Gruppe kann man einen etwa gleichen Verkehr rechnen. — Die Bedeutung der S.-J. für die Zukunft ist sehr groß. Sie liegen in ziemlich gleich weiter Entfernung von den beiden großen Kontinenten, sind die beste Station für den Wallfischfang und ein unvergleichlicher Stapelplatz für den Handel des nordwestlichen Amerika's. Schon jetzt vermitteln sie den Verkehr China's mit der Westküste von Mexiko, und sogar englische, nach dem letztern Lande bestimmte Güter werden über die Inseln geführt, da das Zollsystem auf der westlichen Küste nicht so streng gehandhabt wird, wie auf der östlichen. Jährlich steigt der Handelsverkehr, so wie auch die Schifffahrt der Sandwichsinsulaner, die schon viele eigene, von ihnen selbst gebaute Schiffe besitzen, den großen Ocean befahren und direkten Handel mit China, Kamtschatka und mit der Westküste Amerika's treiben. Sie sind überhaupt vortreffliche Schiffer und Schwimmer, und viele von ihnen werden daher von den Kauffahrteischiffen fremder Nationen zu Matrosen angenommen. Ihre Nationalflagge ist eine englische Fahne mit 8—9 rothen, blauen und weißen horizontalen Streifen. Außer den Eingebornen leben jetzt auch viele fremde Ansiedler auf den Inseln, die meisten in der Hauptstadt Honolulu, größtentheils Engländer und Nordamerikaner, welche auch Handelskonsuln hier unterhalten und Handelsverträge mit den Insulanern abgeschlossen haben. — Rechnungsverhältnisse, Rechnungswerth, Münzen in Cirkulation u. Kurs-arten. Die Rechnung wird seit Kurzem wie in England geführt, in Pfunden, Schillingen und Pence Sterling, wenigstens von Seiten der Behörden; im Handelsverkehr aber wird hier fast allgemein gerechnet: nach Dollars (Pesos) zu 100 Cents, in demselben Silber- und Zahlwerthe, wie in Mexiko und Port-au-Prince. Die gangbarsten Münzen bestehen hier in spanischen oder spanisch-amerikanischen Piastern, in ganzen, halben und Viertel-Dollars; doch werden auch andere fremde Münzen hier angenommen u. deren Werth nach dem Dollarswerthe bestimmt. Nach einem Bericht aus Honolulu oder Honoroa

vom Mai 1844 ist der Kurs (Tariswerth) nachgenannter Gold- und Silbermünzen, wie folgt: 1) Von Goldmünzen: die Dublonen, das Stück 16 $. (16 Dollars), nordamerikanische Goldadler (Eagles) 10 $; englische Guineen und Sovereigns, das Stück 4 Dollars 50 Cents (4 $ 50 C.), Napoleons (franz. 20-Frankenstücke) 4 Dollars das Stück; holländische Dukaten und russische Goldrubel, das Stück 2 $ (2 Dollars). 2) Von Silbermünzen: Franz. 5-Frankenstücke: 1 Dollar; dänische Speeles, holländ. Reichsthaler u. angeblich hamburger Bankspecies od. Bankthaler zu 3 Mark Banko, das Stück jeder Sorte: 1 $ (1 Dollar). Russ. Silberrubel: 75 Cents, ostind. Rupien: 50 C., engl. Schillingsstücke, 25 Cents das einzelne Stück. Der Umlauf von Silbergeld ward kürzlich in Honolulu auf einen Betrag von 50,000 Dollars geschätzt. Außer den bereits erwähnten Dollars od. Silberpiastern, sowohl den eigentlich spanischen, als den süd- und nordamerikanischen, als hiesiges Hauptzahlungsmittel, Münzen, welche größtentheils durch die Wallfischjäger und den von Zeit zu Zeit Statt findenden Verkehr mit den Fremden diesem Lande zugeführt werden, hat man von eigenen Münzen nur kupferne Centstücke, wovon die Regierung zuerst im J. 1846 ein kleines Quantum für den Bedarf prägen ließ. Man macht hier zwischen den verschiedenen Dollars- oder Piasterstücken fast gar keinen Unterschied, obschon man bei Gelegenheit von erforderlichen Rimessen nach China die Dollars Carolus IV. vorzieht und mit einem Aufgelde behandelt. Im gewöhnlichen Leben rechnet man auch den Dollar (außer zu 100 C.) zu 8 Realen, und da es hier nur wenige halbe, Viertel- und Achtel-Dollarstücke gibt, so werden auch englische Schillinge und Six-Pence-Stücke (halbe Schillinge) dagegen in Zahlung genommen. Fünf-Frankenstücke gelten hier auch gewöhnlich einem Dollar gleich, eine Rupie = ½ Dollar, die Golddublone 16 Dollars (Pesos) u. der englische Sovereign 4½ Doll. Die Kurse, zu denen für Wechsel Geld zu erhalten und Wechsel zu begeben sind, stehen bei der weiten Entfernung und der Abgeschiedenheit der Inseln von andern Geldmärkten meist sehr hoch, und es wird hier hauptsächlich gewechselt: 1) auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika (New-York ꝛc.), 30 Tage nach Sicht, zu 10—20 Proc. Prämie auf den Dollar; 2) auf London, a) für Privatwechsel zu 30 Tagen Sicht: ± 4 Schill. 5 à 10 Pence Sterling pr. Dollar; b) desgleichen, für Marinewechsel, zu 3 Tagen Sicht: ± 4 Schill. 5 Pence Sterling pr. Dollar. Außerdem wird hier auch wohl zuweilen gewechselt: 3) auf Havre, zu 30 Tagen Sicht, zu circa 6 Fr. für den Dollar; 4) auf Hamburg und Bremen, zu 30 Tagen Sicht, ungefähr zu 3 Mark 4 Schill. Banko für den Dollar. — Maße und Gewichte sind die englischen, s. London. — Zinsfuß. Der gesetzliche Zinsfuß ist 1 Proc. für den Monat, also 12 Proc. für das Jahr.

Uebersicht der Inseln. Zu den S.-J. gehören die Inseln: Hawaii (Hauai, Owaihi, Owhyhee), s. Owaihi; Maui (Mawi), von 20° 34′—21° 3′ nördl. Br. und 220° 46′—221° 26′ L., 31 □Meilen (1823: 20,000, 1836: 24,200 Einw.), durch eine niedrige Landenge in 2 Theile getheilt. Der Haupttheil ist fast ganz von dem großen Berge Mauna-Haleakala bedeckt. Gegen Nordwesten gerichtet ragt eine Halbinsel, durch den Berg Mauna-o-Eeka bedeckt. In der Bucht auf der Nordküste liegt der Ort Wailuku und auf der Nordwestküste der Halbinsel die ansehnliche Stadt Lahaina, die von vielen fremden Schiffen besucht wird. Die Insel hat einen sehr fruchtbaren Boden. Nanai (Oranai), im Westen von Maui, 9 Meilen lang, 6 M. breit; 4½ □M. Flächenraum, ist zum großen Theil öde, gebirgig, mit meist unfruchtbarem Boden; nur einige Küstenstriche sind angebaut und gewähren ihren 2000 Einw. eine dürftige Nahrung (nach neuern Angaben soll diese Insel gar nicht existiren, und man nimmt für diese eine andere, Lauaih, an); Morokai (Molokaih, Morotai, Morintay), 7 □M., fruchtbar, 3000 Einw.; Owahu (Oahu), s. d.; Tauai (Atowai, Otway, Karai, Atuai, Attooich); Nihau (Onihau, Onerbow, Onihaih), westlich von Tauai, mit 2000 Einw., die schöne, buntfarbige Matten verfertigen, 20 engl. Meilen lang und 7 breit, gebirgig; Orthua (Riauha, Onekula), westlich von Tauai, klein, felsig, von einem Korallenriff umschlossen, unbewohnt; Taura (Tahura, Tahula), ein kleines, ödes, unbewohntes Felseneiland, wo sich zahllose Schwärme von Wasservögeln aufhalten; Taburowa (Tahoorawa, Tauroa, eigentlich Tahojilua), 2½ □M., wenig bevölkert. Um die S.-J. liegen nordwestlich die Inseln Lisianskoy, Necker, ein 370′ hoher Felsen, unter 23° 34′ nördl. Br. und 212° 57′ L., von Lapeyrouse 1786 entdeckt; Birdsinsel (Mudoman, Mudumanu, Moodoomanoo), unter 23° nördl. Br. und 215° 37′ L., 1789 von Douglas entdeckt; westlich Johnstons-Inseln, entdeckt 1807; Basses des Français oder Shoals, unter 25° 45′ nördl. Br. und 211° 49′ L., niedrig und von einem Korallenriff eingeschlossen, von Lapeyrouse 1786 entdeckt; weit im Süden Weihnachtsinsel (Noel), Rodriguez und Palmyra, wenig bekannt.

Geschichtliches. Die alte Volkssage schreibt den Stammvätern der Bewohner der S.-J. einen göttlichen Ursprung zu; sie spricht auch von einer gewaltigen Ueberschwemmung, aus der nur Wenige sich retteten, von denen die gegenwärtige Bevölkerung der Inseln herstammt, und von sieben Fremdlingen, die aus dem fernen Lande (Europa) kamen, und deren Nachkommenschaft ein Theil der Insulaner ist. Auch führt die Sage einen weißen Mann an, Namens Paad, der Gottesdienst und Kultur einführte; desgleichen erwähnt sie einen übers Meer schreitenden Riesen — lauter Nachrichten, die wir auch in der Urgeschichte anderer Völker finden. Einige behaupten, die S.-J. seyen schon 1542 von den Spaniern entdeckt worden, und sie

wären dieselben, welche damals Königs-Inseln genannt wurden. Doch ist dem nicht so. Es war im Jahr 1778 auf der dritten Weltumseglung Cooks, daß dieser berühmte Seefahrer diese bis dahin den Europäern gänzlich unbekannten Inseln entdeckte. Zuerst fand er auf seiner Fahrt von den Gesellschaftsinseln im Januar 1778 drei von den S.-J. und ging auf einer derselben, Atowai oder Tauai, vor Anker und ans Land, wo man ihn und seine Leute wie Götter aufnahm und behandelte. Nachdem er hier 10 Tage verweilt hatte, segelte er nach Norden, um seine Forschungen in der Behringsstraße zu beginnen und die nordwestliche Durchfahrt zu suchen. Da in dem hohen Norden seine Mannschaft gewaltig litt, sah er sich genöthigt, wieder südlich zu steuern. Indem er nun den S.-J. zusegelte, entdeckte man am 26. November 1778 die Insel Mauwi und den 1. Dec. die größte Insel dieses Archipels, nämlich Owaihi oder Hawaii. Diese Entdeckung war der erschöpften Schiffsmannschaft außerordentlich erwünscht, und nach mehrtägigem Suchen warf man auf der Südseite dieser Insel Anker. Es geschah dies im Angesicht der großen Ortschaft Kearakekua. Wie einst Columbus von den gutmüthigen Naturkindern in Westindien empfangen ward, so empfingen auch hier die Insulaner den Kapitän Cook. Es war religiöse Verehrung, womit man ihm und seiner Mannschaft entgegen kam. Die Europäer wurden für Götter gehalten und Cook selbst für den Rono, der hier als Gott verehrt wurde. Rono hatte nach ihren Sagen, vor alter Zeit, in Trauer wegen seiner für ihre Untreue bestraften Gemahlin die Insel verlassen. Er sollte aber einst zurückkehren, seine Herrschaft wieder einnehmen und die Insulaner auf den Gipfel des Glücks erheben. In Cook erblickten nun die Naturkinder ihren Rono, und seine Gefährten wurden als seine dienenden Geister betrachtet. Diesen Ideen war auch der Empfang angemessen, den dem landenden Kapitän zu Theil wurde. Ein Begleiter Cooks auf dieser Reise erzählt von dem ersten Empfange der Europäer Folgendes: Die Ortschaft oder Stadt Kearakekua enthielt gegen 1400 Häuser; die Schaaren des Volks, die ans Ufer eilten, als die Fahrzeuge heransegelten, waren ungeheuer. 3000 Kanots zählte man in der Bai, angefüllt mit Männern, Frauen und Kindern bis auf eine Anzahl von wenigstens 15,000, außer denen, die da schwammen oder auf Flößen sich befanden. Der Anblick war ungemein belebt und abenteuerlich, das Ufer, die Felsen umher, die angrenzenden Berge, die Dächer der Häuser, die Zweige der Bäume waren alle bedeckt, und das Geschrei der Freude und Verwunderung von vollönenden Stimmen der Männer, vermischt mit den hellern Ausrufungen der Weiber, welche tanzten und mit den Händen klatschten, das Ueberseßen von Kanots, das Schreien und Jauchzen der Kinder, schwimmende Waaren, die man unter Geschrei zum Handel brachte, alles dies bildete eine der seltsamsten Scenen, die man sich vorstellen kann. Es blieb nicht dabei; eine Menge der gewünschtesten Lebensmittel wurde gebracht und an die Ankömmlinge vertauscht. Der erste Besuch Cooks geschah mit außerordentlicher Feierlichkeit. Zwei Häuptlinge mit langen weißen Stäben machten einen Weg zwischen den Kanots für sein Fahrzeug, und als Cook durch die Leute hinruderte, bedeckten alle ihr Gesicht mit den Händen. Am Lande erwartete ihn eine neue Schaar von Häuptlingen, Alles warf sich vor ihm auf die Erde, Alle verhüllten ihre Gesichter, wenn er an ihnen hindurch kam; kaum war er jedoch vorbei, so erhoben sie sich und folgten ihm nach. Wendete aber Cook den Kopf um, so warfen sich alle wieder zur Erde oder verhüllten das Gesicht; und endlich, um ja den Blicken des vermeintlichen Gottes nicht zu begegnen, krochen sie auf allen Vieren hinter ihm her. Cook ward nun zu dem Morai oder Marai geführt, wohin ihm das Volk nicht folgen durfte und wo die Geschenke, welche er austheilte, mit der größten Ehrfurcht empfangen wurden. Auf Cooks Forderung wurde ihm ein Bezirk am Strande für seine Arbeiter eingeräumt und mit weißen Stäben umsteckt und ein Vertrag geschlossen, daß derselbe von keinem Eingebornen betreten werden sollte, aber auch die Weißen ihn nach Sonnenuntergang nicht verlassen dürften. Dieser Bezirk wurde mit dem Tabu belegt, und dieses geheiligte Wort hielt jeden Eingebornen zurück. Aber die Weißen waren es, welche die schönen Insulanerinnen verführten und des Nachts in den Bezirk lockten, welchen von Geschenken begleiteten Lockungen die Schönen nicht widerstehen konnten. Es fielen Scenen vor, welche die gute Meinung der Eingebornen nothwendig untergraben mußten, und die göttliche Verehrung verwandelte sich gar bald in Verachtung und Unwillen, besonders da Cook Eingeborne, die etwas von dem Eigenthum der Engländer entwendet hatten, peitschen und auf die Fliehenden schießen ließ, wodurch mehre, zum Theil Unschuldige, getödtet wurden. Wiewohl nun das gute Vernehmen dadurch getrübt worden war, so war es doch nicht zu Feindseligkeiten von Seiten der Eingebornen gekommen. Indeß war man nun überzeugt, daß Cook nichts weniger als Rono sey, und sein Ansehen nahm daher auch immer mehr bei ihnen ab. Endlich aber erlaubte sich Cook eine Handlung, welche die Erbitterung aufs Höchste steigerte. Um den Holzvorrath seiner Schiffe zu ergänzen, ließ er die der Küste zunächst liegenden Morais abreißen und das Holz davon auf die Schiffe bringen. Ungeachtet dieser Verletzung dessen, was bei den Insulanern für ein Heiligthum galt, behielten sie doch Mäßigung genug, sich nicht blutig zu rächen. Endlich verließ Cook Owaihi und segelte fort. Kaum hatte er jedoch den Hafen verlassen, so brach ein heftiger Sturm los und beschädigte den Hauptmast des einen Schiffs so sehr, daß Cook sich genöthigt sah, nach seinem vorigen Ankerplatze umzukehren, um den Schaden wieder auszubessern. Der Empfang war keineswegs freundlich; kein Kanot ließ sich sehen, kein Zulauf, kein Jauchzen der Eingebornen hieß die Engländer willkommen. Ueberhaupt zeigte sich an ihnen eine veränderte Gesinnung, und man schien nicht Willens, die zudringlichen

Fremdlinge, die ihre Gastfreundschaft so vielfach gemißbraucht hatten, noch einmal auf lange Zeit zu füttern. Sie warfen die Matrosen, welche in der Bai Wasser holen wollten, wiederholt mit Steinen und stahlen, wo sie nur konnten. Am 14. Februar wurde dem Kapitän gemeldet, daß in der Nacht ein Boot vom Schiffe gestohlen worden sey, indem man das Tau, mit dem es an das Schiff gebunden war, durchschnitten hatte. Cook, hierüber aufgebracht, beschloß, den König der Insel selbst aufs Schiff zu bringen und ihn als Geisel für das Gestohlene und Bürgen eines künftigen guten Betragens zu behalten. Er ging daher in einem Fahrzeuge mit 10 Bewaffneten ans Land. Ihm folgten andere Fahrzeuge mit Seesoldaten und Matrosen. Cook verfügte sich nach dem Hause des Königs, der Taraiopu (Terriobu) hieß, und fand den Greis, der nichts Schlimmes ahnte, in der Mitte seiner Weiber sitzend. Er empfing den Kapitän sehr freundlich und zeigte sich bereit, mit demselben an Bord zu gehen, stand auch sogleich auf, um dieses zu thun. Während dessen hatten sich an 400 Insulaner, zur Hälfte aus Häuptlingen bestehend, um das Haus versammelt. Sie und besonders die Weiber hielten Taraiopu zurück und warnten ihn vor dem Besuche der Schiffe. Da faßte Cook den König beim Arm und wollte ihn mit Gewalt wegführen, wodurch das Volk äußerst empört wurde, und einer aus dem Volk drohte dem Kapitän mit dem Dolch, worauf dieser ihn niederschoß und mit seinen Leuten den Rückzug antrat. Desto kühner wurden nun die Indianer, von denen einer den Kapitän mit einem Steine warf, was dieser mit einer tödtlichen Kugel erwiderte. Zum Unglück fingen nun auch die Engländer in den Booten zu feuern an, und es begann ein allgemeiner Kampf. Cook eilte mit seinen Leuten vergebens an den Strand, um dem Feuern Einhalt zu thun; er hob den Hut in die Höhe, um ein Zeichen zu geben, — in diesem Augenblicke stach ihn ein Häuptling mit einem von den Engländern früher erhandelten Dolche von hinten nieder; er fiel auf sein Angesicht und starb auf der Stelle. Außer Cook kamen noch 4 Engländer um, die übrigen retteten sich auf die Boote, von denen aus man fortfuhr, zu feuern, und eine große Niederlage unter den Insulanern anrichtete. Diese brachten aber die Todten hinweg und entfernten sich erst, nachdem man angefangen hatte, mit Kanonen auf sie zu feuern. Der Leichnam des Cook war in den Händen der Insulaner geblieben, die ihn tiefer ins Land brachten und zerstückten, indem sie das Fleisch von den Knochen trennten und dasselbe verbrannten. Man hat geglaubt, daß dieses Absondern des Fleisches von Cooks Gebeinen eine Handlung der Barbarei und eine Art von Kannibalismus gewesen sey; allein im Gegentheil war es vielmehr das größte Zeichen von Ehrfurcht, welche sie dem Todten nach ihren Begriffen nur erweisen konnten. Ein Theil des Leichnams jedoch ward den Engländern, die mit starker Mannschaft nach dem Tode ihres Kapitäns gelandet waren und große Verwüstungen auf der Insel angerichtet hatten, überliefert, in einen Sarg gelegt und mit den gewöhnlichen kriegerischen Ehrenbezeigungen in das Meer hinabgelassen. Der Missionar Ellis (in seiner Reise durch Hawaii, Hamburg 1827) berichtet, daß ein Theil der Gebeine Cooks in einem dem Gotte Rono geweihten Tempel, an der andern Seite der Insel, aufbewahrt und jährlich in Prozession nach verschiedenen andern Tempeln gebracht oder von den Priestern umhergetragen worden wäre, als ein Zeichen der religiösen Verehrung, wobei die Opfer zur Aufrechterhaltung der Verehrung Rono's eingesammelt wurden. Die Missionäre haben sich späterhin viele Mühe gegeben, den Ort der Aufbewahrung von Cooks Gebeinen zu entdecken, aber ohne Erfolg. Wahrscheinlich sind sie bei der Abschaffung des Götzendienstes von einigen Priestern oder Anhängern des Ronodienstes in einer der Höhlen der Insel versteckt worden, zu denen der Eingang allen Uneingeweihten verborgen ist. Taraiopu überlebte Cook nicht lange. Nach ihm trat sein Sohn Kawarao (Kaukeouli) die Regierung über den größten Theil der Insel Owaihi an. Ein kleinerer Theil fiel seinem Verwandten Tamea-Mea anheim. Letzterer wurde 1781 alleiniger Beherrscher von Owaihi und Maawi und heirathete, um seine Herrschaft mehr zu befestigen, die Tochter des besiegten Kawarao und erwarb sich durch seine milde und einsichtsvolle Regierung die Liebe aller seiner Unterthanen in hohem Grade. Unterdessen waren die S.-J. seit ihrer Entdeckung bis zu den Jahren 1786—89 unbesucht geblieben, in welchen mehre Seefahrer, die Handel an der Nordwestküste Amerika's mit Pelzwerk trieben, auf den S.-J. ankerten, um Erfrischungen zu erhalten. Sie wurden gut aufgenommen, und manche der Insulaner machten mit ihnen die Fahrt nach der amerikanischen Küste. Durch diese Reisen und den fortgesetzten Umgang mit Europäern wurden die Ideen dieser Naturkinder sehr erweitert, und sie eigneten sich schnell die fremden Sitten und Gewohnheiten an. Daher fand der Seefahrer Vancouver, welcher 1792 hieher kam und Cook auf seiner dritten Reise begleitet hatte, daß seit Cooks Zeit schon sehr auffallende Veränderungen auf diesen Inseln vorgegangen waren. Die Eingebornen zogen von dem Besuche Vancouvers manche Vortheile; sie erhielten durch ihn einen Stamm Rindvieh und von Schafen (die sich seitdem hier stark vermehrt haben) und eine Auswahl nützlicher Sämereien. Auch veranlaßte, während seines Aufenthalts, die Vorliebe Tamea-Mea's für die Engländer diesen, die Insel Hawaii der britischen Krone abzutreten und sich selbst nebst seinen Besitzungen unter ihren Schutz zu stellen. In der Folge und besonders in neuern Zeiten sind diese Inseln von vielen Seefahrern besucht worden, vorzüglich aber pflegen nordamerikanische, britische und russische Schiffe, die auf den Pelzhandel an der Nordwestküste Amerika's gehen und ihre Ladung nach China bringen, hier anzulegen und sich mit Erfrischungen zu versehen. Zu Vancouvers Zeit regierte Tamea Mea nur über die beiden S.-J. Owaihi oder Hawaii und Maawi, war aber schon mit den Beherrschern

der übrigen Inseln in Krieg verwickelt, in welchem er bereits von Flinten und Kanonen Gebrauch machte, die er von den seine Insel besuchenden Schiffen erhalten hatte. Mit vorzüglicher Geisteskraft begabt, vertraute er die wichtigsten Aemter in seinem Staate nur solchen Personen an, deren Fähigkeiten sie dazu würdig machten. So hatte er besonders in einem gewissen Karemaku (Karaimoku) eine sehr glückliche Wahl getroffen. Dieser damals noch sehr junge Mann, der so ganz geeignet war, in die vielumfassenden Ideen Tamea-Mea's einzugehen, ward bald die erste Person nach ihm, unterstützte ihn überall mit Rath und That und blieb sein treuer Anhänger bis in den Tod. Die Engländer nennen ihn den Pitt der S.-J. Mehre Europäer ließen sich auch vom König dazu bereden, sich auf Owaihi niederzulassen, unter denen Zachbare britische Matrosen, Davis und Young, dem neu aufblühenden Staate und der Civilisation seiner Bewohner durch ihren Rath und Beistand sehr förderlich waren. Unter ihrer Anleitung wurden Häuser und Schiffe nach europäischer Weise gebaut; auch bereicherten sie die Insel mit nützlichen ausländischen Pflanzen, deren Kultur sie verbreiteten. Ihre Dienste wurden von dem Herrscher reichlich vergolten; er erhob sie zum Range der Häuptlinge und beschenkte sie mit Ländereien. Im Jahre 1804 hatte Tamea-Mea unter Anleitung der aufgenommenen Fremden 21 Schiffe erbaut, welche beinahe alle von Europäern kommandirt wurden. Sein Zeughaus enthielt 600 Flinten, 14 Kanonen, 6 Mörser und 40 Steinböller. Mit England suchte er fortwährend in gutem Vernehmen zu bleiben; er sandte dem König Georg III. Geschenke und erhielt dafür einen Schooner. Dieser kam aber erst 1822 an, nachdem Tamea-Mea längst todt war. Das ganze Bestreben dieses Königs ging dahin, seine Nation zu bilden und den Handel zu befördern. Sandelholz und Salz waren die Ausfuhrartikel. Ersteres fand in China großen Absatz, indem es von den Schiffen fremder Nationen ziemlich theuer erkauft und doch mit großem Gewinne in Kanton wieder verkauft wurde. Es bildete sich nach und nach ein regelmäßiger Markt zum Absatz der Landesprodukte, für welche die Eingebornen durch spanische Dollars und europäische Kleidungsstücke bezahlt wurden. Aus brachte man die Waaren China's nach diesen Inseln, und so wurde der Grund zu einem Handel gelegt, der noch jetzt fortbesteht. Tamea-Mea schickte versuchsweise ein Schiff mit seiner Flagge nach Kanton. Er wußte sich sogar in den Besitz einer kleinen Kriegsflotte zu setzen. Seine von Stein erbauten Magazine waren immer gefüllt mit nützlichen europäischen und amerikanischen Erzeugnissen. Er besaß einen beträchtlichen Schatz an Silbergeld und silbernen Geräthschaften, legte zum Schutze der Hauptstadt ein Fort an, besetzte es mit Kanonen von schwerem Kaliber und unterhielt eine Anzahl Soldaten, die mit Flinten bewaffnet und auf den Gebrauch der Feuergewehre einexercirt waren. Er bemühte sich, die Baumwollenstaude zu verbreiten, die hier sehr gut gedeiht und eine ungemein schöne Baumwolle gibt, und den inländischen Flachs, der an Güte den neuseeländischen übertrifft, zu vermehren und zu einem Handelsartikel zu machen. Ueberhaupt entging ihm nichts, was seinem Lande Vortheil bringen konnte, und er strebte mit aller Kraft, es den blühendsten Staaten, von denen er gehört hatte, gleichzustellen. Jedes Schiff, das in einen Hafen einlief, war eben so sicher vor Ungerechtigkeiten und Beleidigungen, als in einem europäischen. Owahu, die fruchtbarste und einzige Insel dieser Gruppe, die einen sichern Hafen hat, machte auch unter allen die größten Fortschritte in der Kultur. Ihr Hafen Honolulu (Honoruru) füllte sich bald mit Schiffen aller Nationen, und es siedelten sich mehre europäische und amerikanische Kaufleute hier an; Buden entstanden, mit allerlei Waaren gefüllt, viele Häuser wurden auf europäische Art, zum Theil von Holz erbaut, so daß gegenwärtig diese Stadt das Ansehen einer europäischen Kolonie darbietet. Durch die vielen Reisen, welche die S.-Insulaner zum Theil auf Tamea-Mea's Schiffen machten, zum Theil auch auf fremden, auf welche sie sich als Matrosen verdungen, wurden die Sitten civilisirter Völker immer mehr einheimisch bei ihnen. Die eisernen Werkzeuge, die ihnen die Europäer brachten, erleichterten ihnen viele ihrer Arbeiten, die Einführung ihrer Feuergewehre veränderte die ganze vorige Art, Krieg zu führen, und europäische Kleidungsstücke verdrängten allmählig, wenigstens bei den Häuptlingen, die inländischen Zeuche aus Baumrinde. Doch schien ihnen eine ganz vollständige Kleidung ein überflüssiger Luxus. Selbst Tamea-Mea ging gewöhnlich in einem Hemde, Beinkleidern und einer rothen Weste ohne Rock, obgleich er mehre reich gestickte Uniformen hatte, die er aber nur bei feierlichen Gelegenheiten trug. Auch in der englischen Sprache machten die Insulaner Fortschritte. Nachdem Tamea-Mea durch seine weisen Maßregeln seine Landsleute der Barbarei entrissen und ihnen noch viele andere Wohlthaten erwiesen, endete er im Mai 1819 seine ruhmvolle Laufbahn, zur höchsten Trauer der Eingebornen sowohl, als der fremden Angesiedelten, und seine Leiche ward nach allen Gebräuchen der Religion, deren Anhänger er geblieben war, bestattet. Man hat Tamea-Mea bald den Napoleon, bald Peter den Großen der Südseeinseln genannt, doch fehlt viel, daß er einen dieser Namen verdiente, und jedenfalls ist das Urtheil über ihn bei den verschiedenen Schriftstellern, welche über die S.-J. berichtet haben, ein sehr verschiedenes und bei manchen sogar ein geradezu ungünstiges. Seine Thätigkeit beschränkte sich nach ihnen in der Hauptsache darauf, daß er das frühere Lehnswesen vernichtete und sich zum unumschränkten Herrscher der Inseln aufwarf. Den Druck, der auf den untern Volksklassen lastete, erhöhte er noch, hauptsächlich aus Geiz, durch den er sich gleichfalls verleiten ließ, die schönen Sandelholzwaldungen der Inseln nahezu auszurotten. Er erklärte sich zugleich zu dem einzigen Inhaber alles Ei-

genthums, riß den Handel als Monopol an sich, legte übermäßige Steuern auf und führte Hafenabgaben ein. In seine Regierung fällt der erste Versuch einer fremden Macht, auf den Inseln festen Fuß zu fassen. Rußland fühlte schon lange das Bedürfniß, für den Pelzhandel seiner amerikanischen Nordwestküste eine Station zu gewinnen, von wo aus jene Besitzungen auch mit Lebensmitteln versorgt werden könnten. Ein Deutscher, Scheffer mit Namen, erbot sich zur Ausführung des Plans. Er erschien 1815 mit einer Anzahl Russen und Aleuten, vermochte den zinspflichtigen Häuptling von Hanai zu einer Empörung und legte eine Festung an. Tamea-Mea behauptete aber in dem entstehenden Kriege die Oberhand, und Scheffer mußte mit seinen Begleitern die Gruppe räumen. Tamea-Mea selbst war dem Heidenthume getreu geblieben; unter dem Adel war dagegen eine starke Partei entstanden, die freilich vom Christenthum nichts wußte, aber die albernen und lästigen Gebräuche des Tabu abschaffen wollte. Unter Tamea-Mea's Sohn Liolio oder Riorio, der unter dem Namen Tamea-Mea II. herrschte, kam dieser Zwiespalt zum Ausbruche. Er besaß nicht die Geistesgröße seines Vaters, doch hatte er an Karemaku, des verstorbenen Königs treuem Freunde, dem das Volk mit Liebe anhing, einen Beistand und Rathgeber, der sich des Sohnes mit eben der Vaterliebe annahm, mit der er dem verstorbenen König gedient hatte, den gegen den neuen König entstandenen Aufruhr unterdrückte und überall die Ordnung wieder herstellte. Jedoch kaum war dieser Aufruhr unterdrückt, so entstand ein neuer, erregt durch die gewaltsame Abschaffung des bisherigen Götzendienstes, der unter der Regierung Tamea-Mea's unangetastet geblieben war, indem derselbe sich stets jedem Versuche der Einführung des Christenthums hartnäckig widersetzt hatte. Der neue König aber that bereits im 5. Monate seiner Regierung den wichtigen Schritt, den Götzendienst seines Volks aufzuheben, indem er sämmtliche Morais zerstören, die Götzenbilder verbrennen ließ und das Tabu abschaffte. In Folge dieser Maßregel erfolgte eine neue Empörung der damit unzufriedenen Häuptlinge, welche Karemaku gleichfalls bald unterdrückte. Als der Götzendienst abgeschafft war, und zu derselben Zeit noch keine christlichen Missionäre sich hier befanden, so war das Land fast ein Jahr lang ohne alle äußere Religionsübungen. Karemaku sah ein, daß ein solcher Zustand nicht fortdauern könne und daß die Einführung einer neuen Religion dem Volke nöthig sey. Er beschloß daher, seinen Landsleuten mit einem guten Beispiele voranzugehen, und ließ sich daher noch in demselben Jahre 1819 durch einen Geistlichen, den der damals hier anlandende französische Seefahrer Freycinet bei sich hatte, mit seinem Bruder Loki in die christliche Religion aufnehmen, zu der er sich schon lange hingeneigt hatte. Zu derselben Zeit bildete sich in den nordamerikanischen Freistaaten eine Gesellschaft Missionäre, die in den S.-J. das Christenthum verbreiten wollten und 1820 wirklich dahin kamen. Sie fanden in den europäischen Kaufleuten entschiedene Widersacher, erhielten jedoch Erlaubniß, auf den Inseln zu bleiben. Erfolg errangen sie erst von 1822 an, in welchem Jahre Ellis mit einer Anzahl bekehrter Insulaner eintraf. Im Jahr 1824 reisten der König Tamea-Mea II. und seine Gemahlin auf einem nordamerikanischen Schiffe nach England, um dieses Land sowohl, als dessen König kennen zu lernen; auch wollte er mit Georg IV. die Angelegenheiten des Reiches besprechen. Sie kamen glücklich in London an und wurden von der englischen Regierung mit vorzüglicher Aufmerksamkeit behandelt. Tamea-Mea starb jedoch bald nach seiner Ankunft in London, ohne den König gesehen zu haben; seine Gemahlin überlebte ihn nur kurze Zeit. Da beide den Wunsch ausgesprochen hatten, auf heimathlichem Boden beerdigt zu werden, so wurden beide Leichen im größten Pomp auf der königlichen Fregatte Blonda unter Lord Byron nach den S.-J. gebracht un auf Owahu in der Kirche zu Honolulu beigesetzt, wo sie sich noch befinden. Nach Tamea-Mea's II. Tode wurde nun dessen Bruder (nach Andern dessen Sohn) Kaukeouli oder Kiukiuli unter dem Namen Tamea-Mea III. König der S.-J. Daer damals erst 10 Jahr alt war, so bestand eine Regentschaft, gebildet aus Karemaku und der Königin Kahumonna (Kakumonna, Kaahumanu). Weil die Königin eine entschiedene Freundin des Christenthums war, so erlangten die Missionäre eine fast unbeschränkte Gewalt über die königliche Familie, so daß sie als die Herren der Inseln angesehen werden konnten und ihr Wille als Gesetz galt. Das Christenthum wurde jetzt die Religion des Volks, und die Missionäre beeilten sich, Kirchen und Schulen zu bauen. Das mißlichste Verhältniß für sie war die Feindschaft der europäischen Kaufleute, die, der Mehrzahl nach Engländer, die Uebergriffe der amerikanischen Missionäre mit feindseligen Blicken betrachteten und namentlich übel empfanden, daß jene die Einfuhr von gebrannten Wassern beschränkten und später verboten. Von einer andern Seite her entstand eine zweite unerwartete Schwierigkeit. Im J. 1837 zeigten sich zwei, bereits früher einmal weggewiesene katholische Priester, der Vikar Bachelot und ein Gehülfe, begannen das Christenthum zu predigen und wurden von den Missionären mit Gewalt entfernt, indem man sie unter den Eingebornen als Götzenanbeter und als Leute, die Christus nicht verehrten, noch den wahren Gott anerkennten, verschrie und ihre Anhänger unter den Eingebornen zu harter Arbeit verurtheilte, bis sie ihren katholischen Glauben abgeschworen. Auch erließ der König 1837 eine Verordnung, durch welche die katholische Konfession auf diesen Inseln geächtet wird und kein katholischer Missionär zugelassen werden soll. Wenn ein Schiffskapitän einen solchen an das Land setzt, sollen sein Schiff und dessen Ladung konfiscirt werden und derselbe außerdem noch 10,000 Dollars Strafe bezahlen. Die Folge waren ähnliche Auftritte, wie sie in Otaheiti (s. d.) Statt gefunden haben. Im Jahr 1837 erschien

der franz. Kapitän Dupetit-Thouars und erzwang für die Mißhandlung der katholischen Missionäre Genugthuung. Trotzdem behauptete man französischer Seits, daß der Fehler der Regierung der S.-J. nicht vollständig gesühnt sey (da Bachelet in Folge einer Verabredung mit Dupetit-Thouars nicht weiter Zutritt gefunden hatte), und schickte eine 2. Expedition. Tamea-Mea mußte sich fügen und einen Vertrag eingehen, in dem das Versprechen enthalten war, daß der Gottesdienst auf allen Inseln frei geübt werden solle. In einem 2. Artikel wurde stipulirt, daß die Einfuhr von Rum und Branntwein wieder freigegeben sey. So verschmolz man das religiöse und das materielle Interesse einträchtiglich in einem und demselben Vertrage. Der von Frankreich ausgeübte Zwang hatte die Rathgeber des Königs bestimmt, das alte Verhältniß der Inseln zu England näher zu untersuchen. Sie fanden, daß die Unterthänigkeit der Inseln zwar in 2 Verträgen stipulirt worden sey, in der Wirklichkeit aber nie bestanden habe, und gelangten zu dem Entschlusse, die Unabhängigkeit der S.-J. feierlich zu proklamiren. Dies geschah im Jahre 1840. Zwei Jahre später kam Dupetit-Thouars wieder, um neue Begünstigungen für die Katholiken zu fordern, und benahm sich auf eine Weise, daß der König für seine Unabhängigkeit zu fürchten begann. Um sich zu sichern, sandte er 2 Gesandte, einen Amerikaner Richard, der früher Haufirer gewesen seyn soll, und einen Eingeborenen, Timoleo Hoalilio, nach den vereinigten Staaten, England und Frankreich, um sich bei diesen Mächten um die Anerkennung seiner Unabhängigkeit zu bewerben. In Washington und London erreichten die Sendboten ihren Zweck, in Paris wurden sie abgewiesen. Während ihrer Abwesenheit hatte die Unabhängigkeit ihres Landes ihr Ende erreicht. Zwischen den Kaufleuten und dem englischen Konsul auf der einen und der Regierung auf der andern Seite waren Zwistigkeiten ausgebrochen, und der König hatte dem englischen Konsul Eigenthum wegnehmen lassen. Da Klage erhoben wurde, segelte Lord Paulet mit der Fregatte Carys fort nach Honolulu und stellte so übermäßige Forderungen, daß Tamea-Mea es vorzog, sich für einen englischen Unterthan zu erklären. Ob Paulet seine Vollmachten überschritten hatte, oder geheime Befehle seines Kabinets vollzog, ist nicht bekannt, sein Verfahren ist jedoch desavouirt worden. Am 25. Febr. 1843 war die Erklärung Tamea-Mea's erfolgt, und schon am 26. Juli gab der Gegenadmiral Thomas dem König seine Souveränität zurück, die fortan unangetastet blieb. — Die Verfassung der S.-J., welche im Okt. 1840 als Staatsgrundgesetz bekannt gemacht wurde, ist in englischer Sprache entworfen und hat die amerikanischen Rathgeber des Königs zu Verfassern. Sie ist ein eigenthümliches Dokument, indem sie sich den Sitten der Eingebornen anzuschmiegen sucht und die Religion als Staatsfundament und zugleich als polizeiliches Hebel wirksam erscheinen läßt. Sie beginnt mit folgender Einleitung: „Gott hat alle Menschen von einem Blute geschaffen, damit sie in Frieden und Einigkeit auf der Insel leben. Gott hat eben so allen Menschen gewisse Rechte gegeben, auch allen Häuptlingen und allem Volk des Landes. Kein Gesetz soll gegeben werden, das mit Jehovah's Worte nicht übereinstimmt oder dem allgemeinen Geiste seines Wortes widerspricht. Alle Gesetze der Inseln sollen mit dem allgemeinen Geiste des Wortes Gottes in Einklang stehen." Die Erklärung des monarchischen Princips, als des im Staate vorwaltenden, ist äußerst unklar und verräth die Unbeholfenheit der amerikanischen Verfasser, mit einem ihnen fremden Dinge fertig zu werden. Tamea-Mea I. war der Gründer des Reichs, und ihm gehörte alles Land der Inseln von einem Ende bis zum andern. Das Land war im Gemeinbesitz der Häuptlinge und des Volks; Tamea-Mea war das Haupt beider, und deshalb gebührte ihm die Verwaltung alles Landbesitzes. Deshalb konnte weder früher, noch kann jetzt irgend Jemand das kleinste Stück Landes an sich nehmen, ohne die Zustimmung des Königs, der die ganze Leitung des Königreichs hatte und hat. Die Missionäre gebrauchten diese Bestimmung, um gegen die Laster des Volks die Zwangsmittel anwenden zu können, die sie für ihre frommen Zwecke unentbehrlich glaubten. In Folge ihres Systems ist das unabhängige freie Volk der S.-J. noch eben so geknechtet, wie früher, wenn seine Unfreiheit nicht ärger geworden ist, denn je. Jeder Eingeborne ist an das Gebiet eines Häuptlings gewiesen, dem er bei strenger Strafe nicht entweichen darf. Der Mann niedern Standes ist unfähig, Grundeigenthum zu erwerben, und muß sich Land pachten zu einem hohen Pachtfuße, der gesetzlich vorgeschrieben ist. Drei Tage seiner Arbeit monatlich gehören dem Staat; bei solchen Werken, die den öffentlichen Nutzen bezwecken, muß er 6 Tage frohnden. Außerdem hat er eine direkte Steuer zu entrichten, die für die Familie etwa 3 Thaler unseres Geldes beträgt. — Vgl. Ellis, Tour trough Hawaii or Owkyhee, deutsch, Hamb. 1827; — Byron, Voyage of the Blonde to the Sandwich Islands. Fort 1824, Lond. 1827, 4.; — Otto v. Kotzebue, Neue Reise um die Welt, Weim. 1830, 2 Bde.

Sandwichsland, südamerikanische Inselgruppe, Südpolar-Länder, südlich von der Gruppe Neu-Georgien, besteht aus 5 größern und mehren kleinern Inseln, enthält nicht eine einzige Pflanzenart, aber schneebedeckte Felsen, ist stets in Nebel gehüllt und zuweilen von über 300 F. hohen Eisblöcken umgeben; hat Spuren von Vulkanen. Die nördlichste Insel nannte Cook Saunders-Insel und die südlichste Thule. Hier die Vorgebirge: Frenzeland-Pick, ein 9885' hoher Felsberg, Montaigu, Bristol, hinter welchem sich hohe Schneeberge erheben; die zu S. gehörenden Inseln Prince und Wille haben 2 Vulkane. Nördlich von dieser Gruppe liegen die Landlemas- oder Lichtmeßinseln. S. wurde im Jahre 1775 von Cook entdeckt und ist noch wenig erforscht.

Sandwisch, hannöv. Dorf, Osnabrück, Amt Vörden; über 100 Einw.

Sandwörth, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Eltmann; 170 Einw.

Sandwühler (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Trox *Fabr.*

Sandwüste, ein größerer Landstrich, welcher durch häufigen Sand unfruchtbar ist, z. B. ein Strich in Ostindien, zwischen dem Indus, Abschmir, Kutsch und Guzerate, von räuberischen Volksstämmen bewohnt, besonders aber die Wüste Sahara (s. d.).

Sandwurm (Annelid.), Kiemenwürmergattung, s. v. a. Arenicola *L.*

Sandwurmröhre (Annelid.), s. v. a. Serpula arenaria *L.*

Sandy (Geogr.), 1) brit. Kirchsp., England, Grafsch. Bedfort, rechts am Ivel; 1490 Einw.; — 2) westind. Insel im Antillen-Meer, an der Küste des Mosquitos-Landes, 14° 40′ n. Br. u. 84° 25′ w. L.; — 3) brit. Insel, Schottland, Grafsch. Inverneß, Hebriden-Archipel, an der Westküste von Schottland; guter Hafen; — 4) austral. Vorgeb., Neu-Holland, an der Ostk., 24° 41′ s. Br. und 170° 54′ ö. L.; — 5) kleine asiat. Insel, ostind. Inseln, Sunda-Archipel, westl. von Sumatra; — 6) austral. Bai, Neu-Seeland-Insel Cabeins-Mauwe, an der Nord-Ostküste; — 7) nordamerik. Fluß, V. St., Staat Kentucky, Mdg. in den Tennessee, links; — 8) Bai daf., an der Küste des Staats Massachusetts, zwischen dem Kap Halibut (nördlich), und dem Kap Ann (südlich); — 9) Vorgeb., daselbst, Insel Nantucket, an der Nordspitze; Leuchtthurm: 41° 23′ n. Br. u. 70° 3′ w. L. v. Grw. Der andere Leuchtthurm auf der Insel befindet sich bei Brant-Town unter 41° 16′ 56″ n. Br. u. 70° 6′ 16″ w. L. v. Grw.; — 10) ostind. Stadt, Oude, am Duab-Gurrah; vorzügl. Melonen; — 11) Big-S., nordamerik. Fluß, V. St., entspr. in dem Laurel-Geb. in Virginia, Grafsch. Tazewell, fließt gegen Nordwesten, zum Theil die Grenze zwischen Virginia und Kentucky bildend, und endigt bei Catletsburg in den Ohio, links; — 12) Little-S., Fluß daselbst, Staat Kentucky; entspringt in der Grafsch. Lawrence, fließt gegen Osten bis Louisa, dann gegen Norden, und mündet bei Greenupsburg in den Ohio, links; — 13) Malabar, Vorgebirge einer Landzunge daf., Staat Massachusetts, an der Südküste der Halbinsel Cape-God, 41° 34′ n. Br. u. 72° 10′ w. L.; — 14) (Sable), kleine afrik. Insel, im indischen Ocean, östl. von Madagaskar und nördlich von Bourbon, 15° 51′ 45″ s. Br. u. 72° 13′ 30″ östl. L.; — 15) S.-Creek, nordamerik. Ort, V. St., Staat New-York, Grafsch. Oswego; 1840: 2420 Einw.; — 16) zwei Orte daf., Staat Pennsylvania: a) Grafsch. Venango; 1840: 930 Einw.; — b) Grafsch. Mercer, 1840: 1970 Einw.; — 17) S.-Harbour, westind. Ankerplag, kleine Antillen, Insel St.-Lucia, auf der Ostküste; — 18) S.-Hill, nordamerik. Dorf, V. St., Staat New-York, Grafsch. Washington, links am Hudson; — 19) S.-Hook, kleine Insel daf., Staat New-Jersey, an der Küste, am Eingang der Raritan-Bai; auf dem Nordende ein Leuchtthurm unter 40° 27′ 37″ n. Br. u. 76° 21′ 6″ w. L.; — 20) S.-Lake, Ort daf., Staat Pennsylvania, Grafsch. Mercer; 1840: 1570 Einw.; — 21) S.-Lick, Fluß daf., Mdg. in den Alleghany, links; — 22) S.-Neß, brit. Vorgeb., Schottland, Grafsch. Inverneß, Hebriden-Insel Rund, an der Nordspitze; 57° 4′ nördl. Br. u. 8° 38′ w. L.; — 23) S.-Point, westind. Flecken, kleine Antillen, Insel St.-Christophe, auf der Südwestk., an der gleichn. Rhede, mit zwei Forts; — 24) S.-Point, Vorgebirge daf., Insel Tabago, auf der Südwestküste; dabei die gleichn. Bai; — 24) S.-Spitze, asiat. Vorgeb., Hinterindien, Pegu, an der Westk., südlich von der Brocken-Insel und Brocken-Spitze.

Sandyx (gr. Ant.), 1) rothe Farbe, dem Mennig ähnlich; — 2) Pflanze, aus deren Saft eine solche Farbe genommen wurde, womit man Leinwand roth färbte, daher — 3) bei den Lydiern feines durchsichtiges, mit Gold gestricktes Frauenkleid.

Sandzucker, s. v. a. Farinzucker, vergl. Saccharum.

Sane (Geogr.), 1) Fluß, s. v. a. Saane; — 2) (Willoughby), austral. Vorgeb., Neu-Holland, Flinders-Land, an der Südküste, 35° 53′ 10″ s. Br. und 136° 50′ 34″ ö. L.

Sané, J. P., Maler, arbeitete um 1770—80 zu Paris. Er widmete sich dem historischen Fache und hinterließ mehre große Zeichnungen in Bister. Im Kabinet Paignon Dijonval waren drei solcher Zeichnungen: Jakob und Laban, David, wie er dem schlafenden Saul die Waffen wegnimmt, Assuerus, der sich in schlaflosen Nächten die Annalen seines Reiches vorlesen läßt. Eines seiner Oelbilder, um 1872 in Rom gemalt, stellt den Socrates vor, wie er vor seinem Tode mit seinen Freunden von der Unsterblichkeit der Seele spricht, von H. Danzel in großem Formate gestochen. S. † in der Blüthe der Jahre.

Saneck, österr.-steier. Schloß und Herrschaft, Kr. Cilli; umfaßt ein Landgericht und einen Bezirk mit 2 Markten, 26 Gemeinden und 4230 Einw.

Saneghir, ostind. Festung, Bombai, östl. von Surate.

Sanem (Sassenheim), luxemburg. Pfarrdorf, Distrikt Luxemburg, Kanton Esch, an der Alzette; Schloß; 410 Einw.

Sanen (Geogr.), s. v. a. Saanen.

Sanc-Erdeuil, s. Lamaismus.

Sanetsch (Geogr.), einer der höchsten Berge der berner Alpen, auf der Grenze der Kantone Wallis und Bern, 6440′ hoch. Darüber führt aus dem Gsteig-Thal nach Sitten ein Pfad, der aber nur im Sommer gangbar ist.

Sanfara, Reich, s. Haussa.

Sanfedisten, eine politische Sekte im Kirchenstaate, die sich zur napoleonischen Zeit besonders bei den Aufständen des Landvolks bemerklich machte. Bis 1821 bestand sie aus aristokratischen Elementen, aus Kardinälen, Bischöfen, italienischen Gesandten, Jesuiten und Inquisitoren, eröffnete aber dann, durch das massenhafte Auftreten der Carbonaria erschreckt,

in den untern Ständen ihre Reihen und gewann eine große Verbreitung. Die Stände trennten sich förmlich, indem die Geistlichkeit und die niedern Klassen als S. auf der einen Seite, die Adeligen, Gutsbesitzer, Gelehrte und Kaufleute als Liberale auf der andern standen. Erstere fanden jede mögliche Ermunterung, was zu vielfachen blutigen Kämpfen führte, so in Faenza, wo S. und Liberale in den Straßen auf einander schossen. Die S. waren förmlich in Bataillons organisirt, die ungestraft mordeten und plünderten. Erst die italienische Revolution machte ihnen ein vorläufiges Ende.

Sanfelice, Ferdinando, venetianischer Noblie, erlernte unter Solimena's Leitung die Malerei, war nach Lanzi ein bedeutender Figurenmaler. Er malte etliche Altarbilder, noch lieber aber Landschaften, Früchte und Architekturstücke. Er war auch in der Baukunst erfahren und namentlich in Anlegung von Stiegen berühmt, die öfter als barocke Kunststücke zu betrachten sind. Die Treppe des von ihm erbauten Pallastes Serra in Neapel galt als die prächtigste der Stadt. Er baute auch die Jesuitenkirche, die Kirche von St. Maria al Borgo delle Vergine und viele andere Kirchen u. Pallaste Neapels.

Sanford (Geogr.), 1) nordamerik. Ort, V. St., Staat Maine, Grafsch. York; 1820: 2190, 1840: 2240 Einw.; — 2) Ort das., Staat New-York, Grafsch. Broome; 1840: 1170 Einw.

San Francisco (Geogr.), 1) nordamerik. Bai mit Hafen, V. St., Kalifornien, gleicht einem selbstständigen Binnensee, der mit dem Ocean durch ein leicht zu vertheidigendes Thor verbunden ist. Ihr Eingang liegt unter 37° 42′ nördl. Br., zwischen Ponit Boneta im Norden u. Point de los Lobos im Süden; die Einfahrt ist schwer zu finden, da die Felsenvorsprünge, von denen der nördliche sich bis 2416, der südliche, beim Präsidio S. F., bis 1019 F., erhebt, einander fast decken, und die Gebirge des Hintergrundes keine Einfahrt vermuthen lassen. Innerhalb der Einfahrt, in welcher noch einige kleine Inseln liegen, dehnt sich die Bucht S. F. nach Südosten aus, nach Norden hingegen führt eine, mit mehren Eilanden gefüllte Enge in die Bai San Pablo und aus dieser östlich in die Bai de los Carquines oder die Suisun-Bai, in welche der Rio del Sacramento und der Joaquino münden. Die Einfahrt von der See her ist 25 Faden tief, und in der Bai selbst können die vereinigten Kriegsmächte der ersten Staaten mit Sicherheit vor Anker liegen. Die Wälder der Umgegend bieten vorzügliches Holz für den Schiffbau. Der Hafen von S. F., welcher schon jetzt eine Flotten- und Militärstation der Vereinigten Staaten ist und durch regelmäßige Dampfschiffe derselben besucht wird, verspricht in sehr kurzer Zeit einer der wichtigsten Handelsplätze zu werden und dürfte bald den Handel des ganzen stillen Oceans an sich ziehen. Die Einfahrt, auf 122° 20′ Westlänge von Gr. u. 37° 38′ Nordbreite von Westen nach Osten gelegen und an der Barre dem Fort gegenüber kaum 1¼ Meile breit, erweitert sich sofort zu einem geräumigen Becken, das in das große nördlich und südlich gelegene Wasserbehältniß der eigentlichen Bai, ungefähr 30 Meilen von San Rafael im Norden bis in die Nähe des Rancho de las Pulgas messend, führt. Vermittelst der Kanals von San Rafael steht solches wiederum mit der geräumigen Bai von Sonoma, und letztere durch die Wasserenge von Carquines mit einem gegen Osten auslaufenden dritten Wasserbecken in Verbindung, dessen östlichste Extremität die Flüsse Sacramento und San Joaquin in sich aufnimmt, deren Mündungen kaum 3 Meilen von einander entfernt sind. Einestheils vermittelst dieser beiden Flüsse und anderntheils durch die zahllosen, von den Haupt-Nebenbecken auslaufenden Kanäle und weit ins Innere gehenden Einschnitte dehnt sich die Wasserverbindung der Bai von S. F. auf Hunderte von Meilen aus, und dieser Umstand läßt voraussetzen, zu welcher Wichtigkeit dieser Hafen, einer der geräumigsten der ganzen Welt, im Verlauf der Zeiten berufen sey. Die Haupthai, die mehre Inseln und Buchten und sichre Ankerplätze enthält, bringt die in Yerba Buena, dem Hauptankerplatz, gelegenen Fahrzeuge vermittelst ihrer Böte mit den entfernten Missionen von Santa Clara und San Jose im Süden, einer Menge gegenüberliegender Ranchos, San Pablo und der Mission von San Rafael in Verbindung. Durch das zweite Becken gehen kleine Fahrzeuge bis Sonoma und durch den Kanal von Carquines bis auf 100—120 Meilen stromaufwärts in den Fluß Sacramento, wo die Niederlassungen von Kapt. Sutter, Cordua, Grimes Sinclair und anderer Landwirthschaftsunternehmer der Wildniß sich befinden. Der Fluß San Joaquin ist noch fast unbekannt; er kömmt aus Südosten, wie vermuthet wird, aus der Gebirgskette hinter Santa Barbara. Die Einfahrt des Hafens von der See her bietet den Schiffen hin und wieder Schwierigkeit im Auslaufen dar, wofür die Ebbezeit abgewartet werden muß; die Einfahrt, d. h. das Einlaufen, ist verhältnißmäßig leichter und kann bei frischem Wind sogar wider die Strömung geschehen; im Innern der Bai besteht die einzige Gefahr in dem sogenannten Blossan-Rock, einer Untiefe in der Mitte der großen Bai, fast der Einfahrt gegenüber, die zuweilen nur 2 F. Wasser hat. Die Mittelhöhe des Falles von Ebbe und Fluth beträgt 6 F.; sämmtliche Baien, alle Kanäle und Flußverzweigungen sind ihrem Einfluß unterworfen; im Fluß Sacramento macht sie sich 200 Meilen aufwärts bemerkbar. Yerba Buena und dem Präsidium gegenüber liegt die Bai Sausalito, ein besonders v. Walfischfängern wegen der Sicherheit und Leichtigkeit, Holz und Wasser zu erlangen, sehr beliebter Ankerplatz. Der nördliche Theil der Bai ist reich an Waldungen und fähig, schönes Schiffsbauholz besonders für Masten zu liefern. Den Winden weniger preisgegeben und verhältnißmäßig durch Bergreihen geschützt, ist der Thalgrund reich an Wachsthum und Fruchtbarkeit und erfreut sich eines gemäßigten, ja selbst warmen Klima's, welches dem Getreidbau und Weinbau sehr förderlich ist. Nicht so die Umgegend von Yerba Buena; während der Winterzeit

vom Dec. bis April ist sie heftigen Windstößen ausgesetzt, die zuweilen tage- und wochenlang dauern und mit Regen begleitet sind. Im März und September ist die Zeit der unregelmäßigen Stürme bei sonst klarem Himmel und gemäßigterer Witterung in den Zwischenräumen. Während der Sommerzeit herrschen die Nordwestwinde, von dichten Nebeln begleitet, die, Abends fallend, die ganze Nacht hindurch währen, bis die Sonne Höhe gewinnt; zuweilen liegt auch bei sonst klarem Himmel und sogar heftigen Windstößen trotzdem eine dichte Nebelschicht auf der Mitte der Bai, die nur selten einen klaren Ueberblick des gegenseitigen Ufers gestattet. Die Temperatur von Yerba Buena gehört also keineswegs zu den angenehmsten. Nur mit einer Specialkarte vor Augen ist es möglich, sich einen Begriff von der Großartigkeit des Hafens von S. F. zu machen, der schon im Jahre 1578 von Sir Francis Drake besucht und nach dessen Namen benannt wurde. Seit der Entdeckung der Goldminen Neu-Kaliforniens ist S. F. das Ziel vieler Tausende, die ihr Golddurst hieher treibt. — 2) S. F., die Hauptstadt von Ober-Kalifornien und der Mittelpunkt des kalifornischen Goldverkehrs, hat sich in kurzer Zeit zum Weltmarkt emporgehoben. Vor einigen Jahren waren hier nur wenige Blockhütten; jetzt sieht man eine Stadt von der Größe Münchens mit einer fünffach stärkern Bevölkerung, für deren Wohl alle erdenkliche Fürsorge getroffen wird. Bereits erscheinen 6 tägliche Zeitungen u. 1 halbmonatliche in S. F. Unsern europäischen Begriffen muß das Entstehen dieses Riesenwerks wie ein Wunder erscheinen. Dawerden in kürzester Zeit Berge abgegraben, Straßen angelegt u. aufgefüllt, die Häuser mit Maschinen 8—10 Fuß in die Höhe gehoben, artesische Brunnen gegraben, Kanäle durch die Stadt gezogen ꝛc., und Alles geschieht mit solcher Eile, daß man nicht selten Abends an einem leeren Platze vorübergeht und des andern Tages dort schon ein hölzernes Haus mit einem Laden findet. Es entstehen auch immer mehr 3- bis 4-stöckige Steinhäuser, wozu die Backsteine von New-York, zum Theil auch von Stockton, in der Nähe von S. F. kommen. In dem herrlichen Hafen liegen Jahr aus, Jahr ein wohl 1000 Schiffe, vielleicht noch mehr, unbenutzt, theils weil die Mannschaft nicht mehr zurückkehren will, theils auch, weil es an Rückfrachten fehlt. Viele dieser Schiffe gehen nach China und bringen von dort Ladungen mit Seidenwaaren, Kanton-Crape, Shawls und andern Erzeugnissen der vorzüglich blühenden chinesischen Manufakturen, namentlich viele Eier. Die Chinesen, deren Industrie bisher nicht wenig unterschätzt wurde, beherrschen überhaupt überwiegend den Markt von S. F., und schon in diesem Betracht, als Stapelplatz des chinesischen Handels, dürfte Kalifornien von einer großen Weltbedeutung werden, zumal wenn sich die Kommunikationsmittel noch besser entwickelt haben werden, wozu ein gewichtiger Anfang mit der über den Isthmus zu führenden Eisenbahn gemacht wird, welche bei den amerikanischen Mitteln auch bald zu Stande kommen muß. Die Chinesen sind auch im Besitze der großartigsten Goldminen. Sie wissen von der See sich in die Berge auf eine ganz eigenthümliche Art hineinzuarbeiten und das edle Metall in Massen zu gewinnen. Nicht selten graben die Leute in den Minen 100 Fuß tief in die Erde, dann seitwärts rings um einen ganzen Berg herum, sprengen Felsen und bringen das goldverwachsene Quarz in reicher Fülle hervor. Fast täglich werden neue Minen entdeckt, so daß ein Versiegen dieses Bergwerkes kaum denkbar ist. Die Ernte des Jahres 1850 von 40 Mill. Dollars in Gold dürfte 1851 um das Doppelte übertroffen werden. Die Einfuhr von edlen Metallen in S. F. betrug vom 12. Nov. 1849 bis 30. Sept. 1850 2,134,000 Doll., die Ausfuhr während desselben Zeitraums 15,688,878 Doll. Die Progression und Abnahme der Ausfuhr ergibt folgende Uebersicht. An Gold ward beim Zollamte ausklarirt:

vom 12. Nov. bis 31. Dec. 1849	. . .	2,400,000 Doll.
" 1. Jan. " 31. März 1850	. . .	4,073,000 "
" 1. April " 30. Juni —	. . .	5,090,000 "
" 1. Juli " 30. Sept. —	. . .	6,250,000 "
" 1. Okt. " 31. Okt. —	. . .	4,591,000 "

Vom 1. Jan. bis 1. Dec. 1850 hat die Vereinigte-Staaten-Münze 27,350,000 Doll. an kalifornischem Gold empfangen (im Nov. allein 4,500,000 Doll.), woraus hervorgeht, daß sie 5 Mill. mehr empfing, als in S. ausklarirt wurden. Das meiste hier in Cirkulation befindliche 22-karätige Gold besteht in Goldstaub oder Goldkörnern, das gewogen 16 Dollars pr. Unze gibt, an der Münze der Vereinigten Staaten aber sich auf 18 Dollars schmilzt, so daß an Rimessen in Goldstaub circa Proc. gewonnen wird. Dagegen kostet Fracht und Assekuranz nach New-York 6½ Procent, wonach nur noch 6 Procent Nutzen bleibt. Neben den übrigen bedeutenden Plätzen in Ober-Kalifornien, Sacramento City, Stockton, Marysville, Monterey, S. Diego, S. Barbara, S. Pedro, S. Jose und los Angelos wird S. F. immer der Hauptgeschäftsplatz bleiben. Neuerdings hat es die Handelskammer für nöthig erachtet, eine Kommissionsgebührentaxe festzusetzen, wonach die Kommissionsgebühren für Waaren-Ein- und Verkauf, für Frachtvermittlung und Einziehung, Schiffsverkauf oder Ankauf, wenn Deckung gegeben ist, u. für Incasso von Summen von über 500 Doll. 5 Proc., für dieselben Besorgungen, ohne daß Deckung gegeben wurde, und für Incasso von Summen unter 500 Doll. 10 Proc. betragen. Lagergebühren für Waaren nach dem Kubikinhalt betragen 4 Doll. für 40 Kubikfuß, für Waaren nach dem Gewichte 3 Doll. für 2240 Pfd. monatlich. Der Verkauf der Waaren bietet keine Schwierigkeit, und es werden alle Geschäfte gegen prompte Baarzahlung mit 50,100, oft mit 150 Proc. Gewinnst gemacht. Die vorzüglichste Aufgabe ist, den Markt kennen zu lernen, richtige Bestellungen zu machen, wenn die Chance zu deren guter Realisirung vorhanden ist, und mit jedem Nutzen zu verkaufen. Das Leben in S. F. ist sehr theuer; ein frugales Frühstück kostet z. B. einen Dollar (2 fl. 30 kr.), ein Souper 2 Dollars, eine Kerze

24 bis 30 Kr. nach deutschem Münzfuß, ein Ei eben so viel, eine Cigarre desgleichen, ein Besen einen Dollar (?), eine Birne oder ein Apfel 18 bis 24 Kr. nach deutscher Münze. Ein einfaches Zimmer kostet monatlich 60 Dollars; darin befindet sich eine einfache Matratze mit wollener Decke in einer Bettlade, die nebst einem Tische und einem Stuhl das ganze Meublement ausmacht. Ein Laden von mäßigem Umfange wird monatlich zu 800 Doll. (2000 fl.) vermiethet. Ein Dutzend Hemden kosten 6 Doll. zu waschen. Eine amtliche Taxe für die Aerzte setzt für jeden Besuch 32 Dollars, für jede Meile außerhalb der Stadt 10 Doll. mehr fest; einzelne Operationen kosten 1000—2000, eine Zangengeburt 500 Doll. Zu diesen enormen Ausgaben stehen freilich die Einnahmen in gehörigem Verhältniß. Indessen berichtet die „S. F. Picayune", daß in neuester Zeit alle Geschäfts- oder Arbeitszweige so sehr überfluthet worden sind, daß der Lohn für gewöhnliche Arbeiter auf 1 Doll. per Tag gesunken ist. Das Klima ist sehr gesund, da Kalifornien bekanntlich der gemäßigten Zone angehört; von Fiebern, wie im Süden, ist keine Spur. S. F. liegt im 39. Breitengrade, also ungefähr wie New-York; es gibt weder einen strengen Winter, noch Sommer; der Schnee wird durch anhaltenden Regen ersetzt. Das Trinkwasser ist sehr gut. Ueberhaupt fehlt es an keinerlei Comfort. Der Spielleidenschaft huldigen am Meisten die Chinesen, denen sich aber gleich die Yankees anreihen. Die Deutschen halten sich bis jetzt von diesem Laster fern. — Rechnungsverhältnisse: Der Durchschnittspreis der Unze des hiesigen Goldes (Goldstaubes) war nach den Berichten aus S. F. vom 2 Juli 1849 daselbst als Zahlungsmittel $15\frac{1}{2}$ (15,50), als Waarenzahlung benutzt: 16 Dollars die englische Troy-Unze (= 31,1033... Gramm); denn in S. F. war zuletzt die Münze selten, da das Zollamt sie für die Abgaben absorbirt hatte. Es ist daher nun auch eine Privat-Münzstätte errichtet worden, welche bis jetzt halbe Eagles (halbe Adler) zu 5 Dollars ausgegeben hat. Silbermünzen von geringerem Werthe als 1 Dollar werden gewöhnlich zurückgewiesen: Die Kaufleute wollen sich nicht die Mühe geben, sie zu zählen. Im Juli 1849 kursirte der kalifornische Goldstaub hier bereits im täglichen Verkehr wie Geld zur Zahlung der Bedürfnisse. Maße und Gewichte, bisher wie Mexiko. In Oberkalifornien sind mehr und mehr die in den Vereinigten Staaten üblichen englischen Maßgrößen in Gebrauch gekommen, die daselbst bald die ausschließlichen seyn werden. Der Zinsfuß steht, trotz der Masse hier am Markte befindlichen Geldes, noch immer auf 5 - 6 Proc. monatlich (also jährlich 60 bis 72 Procent), weil Geld auf bestimmte Zeit stets sehr gefragt und die große Masse nur in stetem Kursiren begriffen ist.

Sanfré, ital. Flecken, Sardinien, Comi, westl. von Alba; schönes Schloß; 3830 Einw.

Sanfront, ital. Dorf (Marktflecken), Sardinien, Comi, westl. von Saluzzi, am Po; 3800 Einw.

Sanft (Wörterkl.), 1) von einem Tone, leise, schwach und doch angenehm; — 2) von einer Bewegung, sacht, langsam; — 3) von Gemüthsbewegungen und Empfindungen, mild, gegen Andere nachgebend, besonders bei Beleidigungen; diese Eigenschaft bezeichnet man durch Sanftmuth, die aber die Frucht von sittlichen Grundsätzen und sittlicher Bildung seyn muß, um moralischen Werth zu haben; — 4) (bot. Term.), s. v. a. Mitis.

Sanfter Wind, s. Wind.

Sanftes Temperament, s. Temperament.

Sanftgedeckt (Sanftgedackt), s. Orgel.

Sanftkäfer (Entom.), auch Sanfthaarkäfer, Käfergattung, s. v. a. Apalus *Fabr.*

Sang (Mus.), Abkürzung von Gesang (s. d.); sangbar, was sich singen läßt, oder was dem Gesange der menschlichen Stimme ähnlich ist, s. Cantabile; Sangboden, s. v. a. Gesang- oder Singboden, s. Resonanzboden.

Sang (Geogr.), preuß. Bauernschaft, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern; 130 E.

Sanga (Gesch.), Q. Fabius, s. Fabius, S. 645.

Sanga (Sittengesch.), in Japan die erste und vornehmste Wallfahrt nach Isje, s. Sinto.

Sanga (Geogr.), 1) große und stark bevölkerte japan. Stadt, auf der Insel Kiusiu, auf der Nordwestküste, am Busen von Simabara, östlich von Nagasaki; Residenz des Fürsten von Fisen, mit einem Palaste, breiten, regelmäßigen Straßen; Handel, berühmte Porzellanmanufaktur; — 2) (Kalarou), brit.-ostind. Fluß, Präsidentschaft Madras, Prov. Karnatik, mündet nördlich von Kottapatam in den Meerbusen von Bengalen.

Sangaar (Geogr.), s. v. a. Sangar.

Sangadiy, kl. asiat. Insel, Iran, Beludschistan, Mekran, an der Küste, westlich vom Kap Passance.

Sangala (a. Geogr.), volkreiche Stadt in India intra Gangem, im Gebiet der am Hydraotes wohnenden Malli, von Alexander erobert und zerstört (Arr., Arab. V, 21).

Sangala (n. Geogr.), afrikan. Reich, südwestlich von Senegambien, grenzt nordöstlich an Jallonkadu, östl. an Kuronia, südl. an Futa-Dschallon, westl. und nordwestl. an die Wüste Tenda; wird vom Faleme durchströmt.

Sangalhos, portug. Flecken, Prov. Beira, östlich von Aveiro, rechts am Agueda; 1080 E.

Sangallan, kl. südamerik. Insel, Peru, Lima, an der Küste, im großen Ocean, südwestlich von Pisco, 13° 49′ 30″ südl. Br. und 78° 55′ 25″ westl. L.

San Gallo, Architekten, s. v. a. Giamberti 2)—4).

Sangam, ostind. Ort, Madras, am Pennair, westlich von dessen Mündung.

Sangama, Fluß auf der Sklavenküste (s. d.).

Sangami, asiat. Provinz, Japan, Insel Nipon; im Südwesten goldreiche Gebirge, viel Holz; Hauptstadt: Odowara.

Sangamon (Sanguemon, Geogr.), 1) nordamerik. Fluß, V. St., Staat Illinois, fließt südwestlich; Lauf gegen 60 L., und fast

durchaus schiffbar; mündet in den Illinois, links; — 2) Grafschaft daselbst; 1840: 14,720 Einw.; Hauptort: Springfield.

Sanganyr, ostind. Stadt, Prov. Adschmir.

Sangao, asiat. Staat, ostind. Inseln, Borneo, im westlichen Theile der Insel; den Holländern seit 1823 unterthan.

Sangayatam, brit.-ostind. Stadt, Präsdsch. Madras, Prov. Karnatik, am Golf von Bengalen, nordöstl. von Nellore.

Sangar (Geogr.), 1) asiat. Vorgeb., Japan, Insel Nipon, westl. am Eingang der gleichnamigen Meerenge, 41° 16′ 30″ n. Br. und 157° 53′ 36″ östl. L.; — 2) (Matsmi), Meerenge daselbst, zwischen den Inseln Yesso und Nipon; bildet im Süden eine beträchtliche Bai; — 3) Staat das., ostind. Inf., Sunda-Insel Sumbawa.

Sangara (Sangarari), afrikan. Land, Senegambien, Mandingos-Land, südwestl. von Hoch-Sudan, grenzt nördlich an Amana, östlich an Waffulo, südlich an Kissi und westlich an Baleva; Hauptort: Kankan.

Sangara-Narainem (ind. Myth.), Name, unter dem man in einigen indischen Tempeln die Gottheit verehrt, weil man sich in ihr den Schiwa (Sangara) und Wischnu (Narain) vereinigt denkt, weshalb man sie halb weiß, halb blau vorstellt. Die Idee verdankt ihre Entstehung der Zeit, wo sich die Schiwaiten und Wischnuiten vereinigten, um die Sekte des Brahma zu vernichten.

Sangarier (Sanganier, Gabas), vordervind. wilder Volksstamm, in der Prov. Guzerate und auf Inseln an der Küste, hat einen eigenen Radscha, treibt Seeräuberei, achtet aber (seit 1808) die brit. Flagge.

Sangarius (gr. Myth.), Sohn des Oceanus und der Thetys, Gemahl der Metope (Hes., Theog. 344; Apollod. III, 12, 5).

Sangarius (Sagragus, Sangaris, a. Geogr.), Hauptstrom in Kleinasien, entspringt auf dem Berge Adoreus, bei dem Flecken Sangia, an der Grenze von Galatien, und fließt in sehr gekrümmtem, erst südöstlichem, dann nordwestlichem und endlich gerade gegen Norden gerichtetem Lauf aus Galatien bei Berecynthus u. Gordium vorüber nach Bithynien, war im letzten Theile seines Laufs schiffbar und mündete, als der größte Strom dieser Gegend nächst dem Halys bei Sagaris, nordwestlich von Prusias in den Pontus Euxinus. Nebenflüsse östlich der Thymbris und Tembrogius, westlich Bathys und Gallus. Jetzt Sakarja oder Sakari, türkisch Ayala. Er war schon dem Homer bekannt (Il., III, 187, XVI, 719; vergl. Hes., Theog. 344).

Sangay, südamerik. Vulkan, Kolumbien, Republik Ecuador, auf der Andenkette, 2687 Toisen über dem Meere. Das Land ist ringsum mit Lava und Asche bedeckt und unfruchtbar.

Sangayeen, austral. Landspitze, Neu-Guinea, an der Nordküste, 0° 52′ 32″ südl. Br. und 151° 44′ 42″ östl. L.

Sangboye (Sang Boys), asiat. Insel, ostind. Inseln, Sulu-Inseln, westlich von Mindanao, 6° 48′ 30″ südl. Br. und 121° 35′ westl. L. v. Grw.

Sang-Chan, asiat. Stadt, China, Provinz Tsche-Kiang, an einer Bai des chinesischen Meers, südöstlich von Hang-Tscheu.

Sangenberg (Klein-S., Sangerberg), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrschaft Tepel; trefflicher Sauerbrunnen; 240 Einw.; im J. 1821 schlug man hier auch wieder auf Eisenstein ein und fand etwas Silber.

Sangenjo, span. Flecken, westlich von Pontevedra, nördlich am gleichnam. Golf; Sardellenfischerei, Ausfuhr von Schinken, Hülsenfrüchten, Mais; 1280 Einw.

Sangerhausen (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg; zwischen Anhalt, Mansfeld, Querfurt, Eckardsberga, Erfurt, Schwarzburg, Braunschweig, Hannover und Sachsen-Weimar, umfaßt über 14 □M. Areal, ist meist eben, mit nur wenigen Bergen von unbedeutender Höhe, wird von der Unstrut, Selke, Gonna, Tyra und Wipper bewässert, ist sehr fruchtbar, hat einen bedeutenden Viehstapel (3600 Pferde, 12,030 St. Rindvieh, 85,620 Schafe und 5370 Schweine) und besitzt in 5 Städten, 3 Marktflecken, 64 Dörfern, 92 Höfen und Vorwerken 55,300 Einw.; — 2) Kreisstadt das., an der Gonna; 4 Thore, 2 Vorstädte, 2 Schlösser, 1 Vorwerk, 5 Kirchen, 2 Hospitäler, Stifts- und Waisenhaus, landräthliches Amt, Stadtgericht, Berggericht, Rent- und Steueramt, Post, Garnison von 271 M., Freimaurerloge; zur Brudertreue, Buchhandlung, Kupferhütte, 2 Salpetersiedereien, Braunkohlenlager, Töpferei, Gerberei, Leinweberei, Kornhandel, Feld-, Garten- und Obstbau, 3 Jahrmärkte; 6070 Einw.

Sangerhausen (Biogr.), 1) Hanno (Anno) von, Hochmeister des deutschen Ordens von 1257—74; — 2) Christoph Friedrich, deutscher Dichter, 1740 zu Großcorbetha bei Weißenfels geboren, seit 1772 Rektor zu Aschersleben, wo er 1802 †. Schrieb: Deutsche Poesien, Halberstadt 1771, 2 Bde.; — Gesammelte Gedichte, Leipzig 1782; — Elog. Friderici II., Halle 1791; — Moral für Preußens Krieger, Berlin 1793; — De rebus Friederici II., apud inferos gestos, Leipzig 1797, 2 Bde.; — Gedichte, Halle 1803.

Sangersfield, nordamerik. Ort, V. St., Staat New-York, Grafschaft Oneida; 1820: 2010, 1840: 2250 Einw.

Sangerville, nordamerik. Ort, V. St., Staat Maine, Grafschaft Piscataquis; 1840: 1200 Einw.

Sanggatschui-Dzung (Kiye-Dzung), asiat. Stadt, chines. Reich, Tübet, südwestlich von Ba-Thang.

Sanggris (Sanggrai), in Westindien ein starkes Getränk, besteht aus Madeirawein, mit Zucker, Citronensaft, Zimmet, Gewürznelken, Muskatnuß und gerösteter Brodrinde gemischt, welches Gemisch, nachdem es längere Zeit gestanden, durchgeseihet wird.

Sanghabar, Land, s. v. a. Zanguebar.

Sangherd (Vogelf.), s. Vogelherd.

Sanghin-Dalai, asiat. See, China, Mon-

golei, im Khalka-Lande; hat etwa 10 Lieues im Umfang, ohne ſichtbaren Abfluß.

Sangia (Sagei, ind. Myth.), Tochter des himmliſchen Baumeiſters Biskarma u. Gemahlin des Sonnengottes. Da ſie deſſen Glanz nicht ertragen konnte, ſchuf ſie ein ihr ganz ähnliches Phantom, mit dem er den Sani (den Planeten Saturn) zeugte; ſie ſelbſt floh zu ihrem Vater, welcher ſie in eine Stute verwandelte. Der Gott, der ſie aufſuchte, erkannte ſie jedoch, durchdrang ſie mit ſeinen Strahlen und zeugte Zwillinge mit ihr. Ihretwegen ließ er v. Biskarma ſeine Strahlen beſchneiden, worauf S. bei ihm blieb und den Jama und eine große Zahl guter Genien mit ihm zeugte. Seitdem ſcheint die Sonne nicht mehr ſo hell, als ſonſt.

Sangiadi (ind. Myth.), Sohn des Waiwaſſuden und Enkel des Sonnengottes, lebte am Ende des zweiten Weltalters und gehörte zum Geſchlechte der Sonnenkinder im Reiche Ajodhia.

Sangiak (türk.), ſ. v. a. Sandſchak.

Sangiban (Sangipan), Häuptling der Alanen zur Zeit der Einfälle der Hunnen in Gallien, übergab ſich mit Orleans dem Aetius, kämpfte auf den katalauniſchen Feldern auf Seite der Römer.

Sangil, Vulkan, ſ. Magindanao.

San-Gil, ſüdamerik. Ort, Kolumbien, Republik Neu-Granada, öſtlich von Santa Fé.

Sanginatikios, Georg S. Hypatos, griech. Arzt in der Mitte des 15. Jahrhunderts, ſchrieb: περὶ τῶν του σώματος μερων, zuletzt herausg. von Bernard, Leyden 1744.

Sangiorgio, Abondio, Bildhauer zu Mailand, einer der tüchtigſten jetzt lebenden Künſtler Italiens. In den Kirchen und Paläſten Mailands ſind Werke von ſeiner Hand, unter anderen ſehr ähnliche Büſten. Zu ſeinen größeren Werken gehören die Pferde am Friedensbogen (Arco della pace) zu Mailand. S. iſt Mitglied der k. k. Akademie zu Wien.

Sangir (Sanquir, Geogr.), 1) oſtindiſche Inſelgruppe, nordweſtlich von den eigentlichen Molukken und nördlich von Celebes, beſteht aus 46 kleinern Inſeln, worunter Pangwato, Palla, Paſſage (Karakita) und die folgende die bedeutendſten ſind. Die öſtliche Reihe, welche im Norden Dſchilolo's beginnt, heißt Salibabo-Gruppe. Die größte iſt Tulur (12 Meilen im Umfang), kleiner ſind Kabruang und Salibabo. Alle ſind hoch, vulkaniſch, fruchtbar, unabhängig unter ihren Häuptlingen (Kolano), deren Leibeigene die Bewohner ſind. — 2) Hauptinſel daſelbſt, 6 Meilen lang, 2 Meilen breit, iſt bergig, waldreich und endet im Norden in einen Vulkan; erzeugt viel Gewürze, Kokosöl, Sago, Tropenfrüchte; iſt reich an Büffeln, Schweinen, Ziegen, Geflügel und Fiſchen. Die Einwohner ſind Malayen, welche unter Radſcha's ſtehen. Die Holländer haben ihre Kolonie aufgegeben, und die Buggi's und Chineſen beſitzen den Handel. Hier die Städte Taruna und Tabukang. Erſtere liegt auf der Weſtküſte; die Chineſen haben hier eine Niederlaſſung. Die Schiffe können hier Rindvieh, Schweine ꝛc., Yams, Kokosnüſſe, Gewürz ꝛc. einnehmen. Die Inſel hat gegen 12,000 Einw.

Sangiusko (Geneal.), ſ. v. a. Czartoryski.

Sangkale, die heilige Sprache auf Java.

Sang-Koi, aſiat. Fluß, entſpringt im Südweſten von China, Prov. Yun-Nan, wo er Ho-Ti-Kiang heißt. Jenen Namen erhält er erſt in Anam, wo er Tonkin durchfließt und in 4 Mündungen in den Tonkin-Golf mündet. Der Hauptlauf iſt ſüdöſtlich; ein Nebenfluß von ihm iſt rechts der Liſien-Kiang.

Sangle, Claude de la, Großmeiſter des Johanniterordens im 16. Jahrhundert.

Sanglerche (Ornithol.), ſ. v. a. Feldlerche, Alauda arvensis L., ſ. Lerche.

Sanglier (fr., Säugeth.), ſ. v. a. gemeines Schwein, Sus Scrofa L.

Sanglin (Säugeth.), ſ. v. a. gemeiner Seidenaffe, Hapale Jacchus L.

Sangly, aſiat. Binnenſee, Tübet, ſüdöſtl. vom See Dhoſcheh-Dſchian-Mtſo.

Sangmeiſter, alter Ausdruck für Singlehrer oder Geſanglehrer.

Sangmuſchur, brit.-oſtind. Stadt, Prſdſch. Bombai, Provinz Bedſchapur, am Djagur, ſüdöſtlich von Bombai.

Sango, afrik. Fluß, Madagaskar; entſpringt am Weſtabhang des Gebirges im Innern der Inſel, ſtrömt nordweſtlich und endet in den Kanal von Mozambique.

Sangode, oſtind. Stadt, Prov. Malwa, ſüdöſtl. von Kota.

Sangona (a. Geogr.), ſ. v. a. Arar.

Sangone, ital. Fluß, Sardinien, Turin; mündet ſüdlich von Turin, nach einem Lauf von 15 ital. Meil. (von W. nach O.), in den Po, links.

Sangonera, Fluß, ſ. Segura.

Sangora (Geogr.), 1) aſiat. Stadt mit Hafen, Hinterindien, auf der Halbinſel von Malakka, nordweſtlich von Patani; — 2) afrikan. Land, Sudan, um die Quellen des Rio Doro.

Sangri, aſiat. Stadt, Tübet, Prov. Quei, links am Yarou-Dzangbo-Tſchou, ſüdöſtlich von Lhaſſa.

Sangro, ital. Fluß, Königreich Neapel, entſpringt in der Prov. Abruzzo ulteriore II., bei Gioja, fließt in die Prov. Abruzzo citeriore, nimmt den Roſino und andere Nebenflüſſe auf, ſtrömt nach einem Laufe von 68 ital. Meilen zwiſchen Feltrino und Sente oder Oſente in einem großen Bogen nordöſtlich in das adriatiſche Meer.

Sangronio, Joſef, florentiniſcher Bildhauer, der in Granada arbeitete, wo er 1586 †. Von ihm ſind die Löwen an der Fronte der Chancilleria der Stadt.

Sangrus (a. Geogr.), ſ. v. a. Sagrus.

Sangſter, S., Maler und Kupferſtecher zu London, jetzt lebender Künſtler, der zu den vorzüglichſten ſeines Faches gehört. Er malt Genrebilder, und ähnlichen Inhalts ſind auch ſeine Blätter. Es finden ſich deren in den engliſchen Almanachen, in den Jahrgängen des Anniversary ꝛc. Eines ſeiner neueſten und bedeutendſten iſt im zweiten Hefte von Findens Royal Gallery of British Art, wovon 1838 das

erste Heft erschien, jedes mit drei Kupferstichen, Royal-Fol.

Sangsve (franz., Annel.), s. v. a. Blutegel, Hirudo *L.*

Sang-tschiug (Geogr.), s. v. a. Kanton.

Sangualis avis (röm. Ant.), s. Augur u. Augurien.

Sanguari, Reich, s. v. a. Saakari.

Sanguarra, ostind. Stadt, Prov. Guzerate, nordöstlich von Barode.

Sanguaz Saniz (japan. Mythh.), Pfirschfest, am 3. Tag des 3. Monats zu Ehren der Göttin Benfeiten für das glückliche Gedeihen der Töchter der Familie im Freien mit einem Gastmahle gefeiert.

Sangubdi, ostind. Stadt, Nagpur, westl. von Bellud.

Sanguebar, Land, s. v. a. Zanguebar.

Sanguel (Miatiou-Leone), südamerik. Fluß, La-Plata-Staaten, Staat San-Luis, entspringt aus den Sümpfen las-Canaverales, fließt links in den Como-Leuvu, um den Cufu-Leuvu zu bilden. Bedeutender Nebenfluß ist der Rio-del-Diamants.

Sanguesa (Sanguessa), span. Stadt, Königreich Navarra, südöstlich von Pampeluna, am Aragon, der vor Anlage der Dämme große Verwüstungen anrichtete; 3 Kirchen, Wollweberei, Branntweinbrennerei; 3300 Einw.

Sangue-sue (franz., Annel.), s. v. a. Blutegel, Hirudo *L.*

Sanguhar, brit. Stadt, Schottland, Grafschaft Dumfries, am Nith; Teppich- und Strumpffabriken; 4000 Einw.

Sanguifera vasa (Sanguiductus, Anat.), s. v. a. Blutgefäße.

Sanguification (Physiol.), s. Blut.

Sanguifluxus (lat., Med.), s. v. a. Blutfluß.

Sanguin (Geogr.), 1) ehemaliges afrikan. Reich, Ober-Guinea, Pfefferküste, zwischen dem Flusse John und dem Klein-Sisters-Fluß. — 2) Stadt daselbst, am Fuße einer Felsengruppe und am Rande eines schönen, ans Meer stoßenden Wäldchens, rechts an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den atlantischen Ocean, nordwestlich von der Stadt Kruh-Settra und dem Kap Palmas.

Sanguin (Lit.), Pseudonym für Meynier.

Sanguin (fr., Bot.), s. v. a. rother Hartriegel, Cornus sanguinea *L.*

Sanguinaires-Inseln, franz. Gruppe von Eilanden, im mittelländ. Meere, westlich von der Insel Korsika, am Eingange des Golfs von Ajaccio, unbewohnt.

Sanguinaria (Säugeth.), reißende Thiere, nach Goldfuß Familie der Cheiopoda oder Krallenfüßler, s. v. a. die Carnivorenfamilie der Felina (s. d.).

Sanguinaria (Bot.), nach Linné, Blutkraut, Gattung der Papaveraceae *Juss.*, *Bchb.*, Polyandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch zweiblätterig, hinfällig; acht Kronenblätter, von denen 4 abwechselnd kleiner sind; Narbe kopfförmig, gefurcht; Kapsel länglich-eiförmig, einfächerig, zweiklappig, vielsamig. Zwei Arten, ausdauernde Kräuter in Nordamerika, welche Arzneikräfte besitzen und als Zierpflanzen dienen: 1) S. canadensis *L.* Wurzel knollig, ästig, treibt aus jedem Keime ein einzelnes, langgestieltes Blatt; Blüthenschaft wurzelständig, aufrecht, nackt, 8—10 Zoll hoch, mit einer ziemlich großen, zierlichen, weißen Blume gekrönt. In der bitter und scharf schmeckenden Wurzel ist ein eigenthümliches Alkaloid, das Sanguinarin (s. d.) enthalten. In Amerika ist die Radix Sanguinariae officinell. Sie wirkt in kleinen Gaben reizend, schweißtreibend, ablösend, den Auswurf befördernd, die Pulsschläge vermindernd, wie Digitalis, in größern Gaben aber drastisch purgirend und brechenerregend und zugleich etwas narkotisch. Man hat bereits seit einiger Zeit diese Wurzel auch in Europa zur Anwendung empfohlen. Sie verdient alle Beachtung. Die Samen, Semen Sanguinariae, welche sehr narkotisch wirken, nähern sich dem Stramonium oder Stechapfelsamen in dieser Hinsicht. Bot. Mag., T. 162. — 2) S. grandiflora *Rose.* Unterscheidet sich von voriger Art durch viel größere Blüthen, die ebenfalls weiß sind.

Sanguinariae Herba (pharm. Bot.), s. Capsella Bursa Pastoris *Moench.* und Polygonum aviculare *L.* — Sanguinariae Radix et Semen, s. Sanguinaria canadensis *L.* — Sanguinariae minoris Herba, s. v. a. Illecebrum Paronychia *L.*

Sanguinarii (Gesch.), im 16. Jahrhundert Einige der Wiedertäufer, weil man glaubte, sie tränken Menschenblut.

Sanguinarin (Chem.), ein von Dana in Sanguinaria canadensis *L.* entdecktes Alkaloid, wird erhalten, wenn man die Wurzel mit absolutem Alkohol auszieht, die Auflösung mit Aetzammoniak versetzt, den erhaltenen rothen Niederschlag wäscht, mit Wasser und Thierkohle kocht, nach dem Abgießen des Wassers in Alkohol löst und die alkoholische Lösung verdunstet. Es ist ein perlgraues oder weißes, an der Luft gelb werdendes Pulver, schmeckt scharf, reagirt alkalisch, löst sich nicht in Wasser, leicht in Alkohol und Aether; die geistige Lösung wird durch Gerbsäure gefällt, bildet mit Säuren rothe, bitterschmeckende Salze. Seine Zusammensetzung nach Schiele: C_{37} H_{18} NO_6. — Außer diesem S. fand Riegel in der Wurzel der oben angegebenen Pflanze noch ein zweites Alkaloid, welches man erhält, wenn man die Flüssigkeit, welche durch Fällen mit Ammoniak vom S. befreit ist, mit Essigsäure neutralisirt, mit Gerbsäure fällt, den Niederschlag mit geistiger Kalilauge digerirt, in die Lösung Kohlensäure leitet, den Weingeist abdestillirt, den Rückstand mit Wasser behandelt, die wässerige Lösung verdunstet und den Abdampfrückstand mit Aether extrahirt, aus welchem beim Verdunsten eine schmutzig weiße krystallinische Masse anschießt. Durch Reinigung mit Kohle erhält man farblose Tafeln, die geruch- und geschmacklos sind, sich schwer in Wasser, leichter in Alkohol lösen und mit Säuren bitterschmeckende Salze bilden.

Sanguinatio (lat., Med.), das Bluten.

Sanguinatitius, Georg, s. v. a. Sanguinatikios.

Sanguinella (Bot.), nach Gleichen, Pflanzengattung. Art: S. tripsacoides *Gleich.*, s. v. a. Hemathria compressa.

Sanguinerole (ital., Ichthyol.), s. v. a. Ellritze, *Cyprinus* Phoxinus *L.*

Sanguinette (ital., Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Digitaria *L.*

Sanguinetti (Biogr.), 1) Gaetano, Bildhauer von Carrara, widmete sich in seiner Jugend mit Vorliebe der Musik und erst in späterer Zeit der Bildhauerei, ohne die Tonkunst aufzugeben. Er erlangte sogar den Ruf eines ausgezeichneten Violinspielers und erhielt in Carrara die Stelle eines Musikdirektors. S. fertigte viele Kopien nach antiken Statuen, in jedem Verhältnisse und in Marmor. Viele solcher Werke gingen nach Frankreich und Preußen. Auch Nachbildungen antiker Gefäße in Marmor und anderem Gestein finden sich von ihm, so wie Porträtbüsten in Marmor. † 1842 im 61 Jahre. — 2) Francesco, Bildhauer, geb. zu Carrara 1804, bildete sich seit 1818 auf der Akademie der Künste in Berlin, wo er bald der Lieblingsschüler des berühmten Rauch ward, indem kein anderer den Geist dieses Meisters in dessen Skizzen so erfaßte und wiedergab, als S. Deshalb sandte ihn Rauch 1829 nach München, um das Modell zu der Statue des Königs Maximilian auszuführen. Nachdem er sich dieses Auftrages glücklich entledigt, unternahm er eine Reise durch Italien, um durch das Studium der Antike die letzte Reife zu erlangen. Nach seiner Rückkehr zogen ihn die großartigen Kunstschöpfungen des Königs Ludwig nach München, wo er sich bald einen geachteten Namen erwarb. Von seinen in Berlin gefertigten Antiken erwähnen wir vornehmlich eine Statue des Hylas in Marmor, so wie die Büsten des Generals Lestock, des Majors Scharnhorst u. a. in Marmor. Auch in München zeichnen sich seine Werke unter dem vielen Vortrefflichen, welches die Plastik daselbst bereits geliefert hat, aus. Von ihm sind die Statuen des Aristoteles und Hippocrates am Portale des neuen, von Gärtner erbauten prachtvollen Bibliothekgebäudes, die Statuen der Heiligen Ottilia und Lucia über dem Portale des neuen Blinden-Institutes, die Statue des Ornamentisten im Giebelfelde der Glyptothek, die Statuen Correggio's, Hemlings und Velasquez' unter den Standbildern berühmter Künstler auf dem Dachgesimse der Pinakothek, die 16 Kariatyden im Thronsaale der k. Residenz, u. A. Dann führte S. im Auftrage des Königs für die bayerische Ruhmeshalle mehre Büsten in Marmor aus, wie jene von Albrecht Dürer, Abbé Vogler, Konrad Peutinger, Baron Kreitmayer, und in letzter Zeit jene des Feldherrn Tilly. Sein Werk sind ferner auch die Medaillons von bayerischen Herzogen in der Aula der Universität u. die Porträtmedaillons der Façade dieses Prachtgebäudes, in gebrannter Erde ausgeführt. — 3) Giovanni, Historienmaler, bildete sich in Rom zum Künstler und ist einer der Hauptmeister der neuen italienischen Schule. In der Sammlung Thorwaldsens sind zwei kolorirte Zeichnungen von ihm: die Predigt des Johannes und eine Madonna del Trono. Zu Perugia findet man in Kirchen und Palästen Werke von seiner Hand. S. ist Direktor der Akademie in Perugia.

Sanguinetto, österr.-ital. Stadt, Gubern. Venedig, Prov. Verona, südöstl. von Verona; Fabrik für Hüte, Gerbereien, Färbereien; 2600 (nach Andern 3000) Einw.; Hauptort des gleichnam. Distrikts (mit 21,500 Einw.).

Sanguineus (lat.), 1) auf Blut sich beziehend; — 2) (Sanguinicus), ein Mensch mit sanguinischem Temperament; — 3) (bot. Term.), Farbenbestimmung, blutroth, dunkelroth, mehr oder weniger ins Braunschwärzliche ziehend.

Sanguinheda, portugies. Flecken, Prov. Beira, bei Guarda.

Sanguinho (port., Waarenk.), Art blutrothes Holz von Terceira, das zu Tischlerarbeiten benutzt wird.

Sanguinische Hoffnung, leicht gefaßte, jedoch voreilige und übertriebene Hoffnung, zu welcher besonders leicht junge Leute mit sanguinischem Temperament verleitet werden; vergl. Hoffnung.

Sanguinis missio (röm. Ant.), das Ablassen von etwas Blut, das bei der Begnadigung eines Missethäters geschah, um anzudeuten, daß derselbe eigentlich dem Tode verfallen gewesen sey.

Sanguinitae (lat.), s. v. a. Blutsverwandte.

Sanguinokratie (v. Lat. u. Griech.), Blutregierung, Schreckensregierung.

Sanguinolaria (Mollusk.), nach Lamarck, Gatt. der Acephala inclusa *Cuv.*, der Ordnung der Schultermuscheln und der Zunft der zweilöcherigen Schultermuscheln nach Oken, unter Solen *L.* Charakter: Schloß hat in der Mitte jeder Schale zwei Zähne; Schalen eiförmig, sich an ihren Rändern nähernd, nur wenig klaffend. Zwei Arten im indischen Ocean: 1) S. rosea *Lam.*, Solen sanguinolentus *L.* Weiß mit rosenrothen Wirbeln. Chemnitz, VI, 7, 56. — 2) S. Diphos (*Chemn.*, VI, 7, 53, 54, Solen rostratus *Lam.* Quer, länglich, violet, mit vielen dunklern Strahlen; Epidermis grün. — Die bisher zu dieser Gattung gezogenen fossilen Species werden jetzt zu Cardiomorpha (s. d.) gerechnet.

Sanguinolenti (röm. Ant.), Kinder armer Aeltern, die gewöhnlich gleich nach der Geburt ausgesetzt wurden.

Sanguinolentus (bot. Term.), blutfleckig, mit rothen Flecken (auf hellerm Grunde) gleichsam besprützt, wie das Flechtenlager von Cetraria islandica (öfters) an seinem Grunde.

Sanguir (Geogr.), s. v. a. Sangir.

Sanguis (lat.), 1) das noch in den Adern fließende Blut; — 2) (Sanguinis dies, röm. Ant.), s. Bellona.

Sanguis Alaudae (pharm. Zool.), s. v. a. Lerchenblut, s. Alauda arvensis *L.*, s. Lerche. — Sanguis Camelorum, Kameelblut, war sonst officinell. — Sangui Porci, Schweineblut, s.

Sus Scrofa *L.* — Sanguis Talpae, Maulwurfsblut, war sonst officinell. — Sanguis Taxi, Dachsblut, s. Meles Taxus *Pall.*

Sanguis Draconis (pharm. Bot.), s. v. a. Drachenblut (s. d.).

Sanguisorba (Bot.), nach Linné, Wiesenknopf, Blutstropfen, Gatt. der Rosaceae Sanguisorbeae *Juss., Rchb.*, Tetrandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch zweiblätterig; Korolle oberhalb, viertheilig, radförmig; Kapsel zweifächerig, vielsamig. Ausdauernde trockne Kräuter in gemäßigten Ländern, mit unpaarig gefiederten Blättern und Blüthen in ährenförmigen Köpfchen; von 12 Arten sind als Arznei- oder Zierpflanzen zu bemerken: 1) S. canadensis *L.* In Kanada. Stengel 3—4 Fuß hoch, glatt, ästig; Blätter abwechselnd; die weißen Blümchen bilden eine lange, cylindrische, dichte Endähre. Die Wurzel hat einen bitterlich herben, etwas scharfen Geschmack und bewirkt schon nach einer Gabe von 10—20 Gran Erbrechen. Die Früchte sollen narkotische Eigenschaften besitzen, was jedoch zu bezweifeln ist. Morif., Ox., S. 8, T. 18, F. 12. — 2) S. media *L.* In Nordamerika. Stengel 2—3 Fuß hoch; Blättchen eirund, fast herzförmig, gesägt; Blüthen roth, in dichten, eiförmigen Endähren. Morif., Ox., S. 8, T. 18, F. 8. — 3) S. officinalis *L.*, gemeiner Wiesenknopf, Blutkraut, Sperberkraut, falsche oder welsche Bibernell, rothe Pimpinell, Großsorbenkraut, Großblutkraut. Auf allen Wiesen durch ganz Europa gemein, nach der Heuernte blühend. Stengel aufrecht, 2—5 Fuß hoch, fast kantig-gerieft; Blätter fiederig-zerschnitten, Blattabschnitte an Größe zunehmend; Blüthen schwarz-rothbraun, in eirunblänglichen Aehren. Früher war die Wurzel officinell unter verschiedenen Namen, nämlich als Radix Pimpinellae italicae s. Pimpinellae hortensis s. Pimpinellae rubrae s. Pimpinellae Sanguisorbae, Radix Sorbastrellae s. Sanguisorbae, und führt außer den oben angeführten auch noch die deutschen Namen: Kelbleinwurzel, Wurmwurzel, Pimpernellwurzel. Sie wirkt besonders zusammenziehend. In einigen Gegenden dient noch jetzt der Saft des Krautes als ein Volksmittel bei Lungensucht. Schkuhr, Bot. Handb., T. 24; — Flor. dan., T. 97. — Die Gatt. ist der Typus der Sanguisorbeae *Lindl.* (s. d.).

Sanguisorbeä (Bot.), nach Lindley, Sanguisorbeen, dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Blume meist fehlend, daher eine einfache Blüthendecke (Perigne). Diese 3- — 4- — 5spaltig; die Zipfel in dem Blüthenknopfe klappig; der Schlund durch einen Ring verengt. Staubgefäße 4, oft auch mehr bis 30, seltner 2, um den Ring des Schlundes gestellt. Pistill aus 1—6, am häufigsten aus 2 getrennten Fruchtblättern gebildet. Eierstock eineitig, den Griffel auf der Spitze oder an der Seite tragend. Nüßchen in der bleibenden, oft erhärteten Perigonröhre eingeschlossen, einsamig. Same hängend oder aufrecht. Kräuter oder Sträucher, selten auch Bäume. Die Blätter meist unpaariggefiedert, seltner gefingert oder einfach. Die Blüthen zwitterig oder eingeschlechtig, in gipfelständigen Trugdolden, Köpfchen oder Aehren, selten einzeln, blattwinkelständig. Die gegen 80 Arten in 9 Gattungen enthaltende Familie ist über die gemäßigten Zonen der nördlichen und südlichen Erdhälfte verbreitet; nur wenige Arten finden sich zwischen den Wendekreisen und auch dort nur in bedeutender Höhe über dem Meere. Sie zeichnen sich meist durch einen adstringirenden Stoff aus, der öfter von ätherisch-öligem u. harzigem Stoffe begleitet ist. Die in diese Familie gehörigen deutschen Gattungen sind: Alchemilla *L.*, Sanguisorba *L.*, Poterium *L.*, unter den ausländischen sind besonders Tothergilla *L.* und Cliffortia *L.* zu bemerken. — Nach Reichenbach machen die S. eine Gruppe der Rosaceä aus, nach Oken machen sie einen Theil der Samen-Aepfler oder Bromen (Klasse 16, Zunft 10) aus.

Sanguis praeparatus (lat.), s. v. a. Bocksblut.

Sanguisuga (Annelid.), nach Savigny, Blutegelgatt., s. Hirudo.

Sanguisugae (pharm. Zool.), Blutegel, s. Hirudo.

Sangum, vorderind. Stadt, Nizam-Staat Beyder, am Zusammenfluß des Mandjera und Godavery, nordwestlich von Heider-Abad.

Sanguns (Myth.), s. v. a. Sancus.

Sanguta (a. Geogr.), s. v. a. Santuta.

Sanhai, Wüste, s. v. a. Gobi.

San-He, asiat. Stadt, Korea, Prov. Hoang-Hai.

Sanhedrin (talmudisch, griech. Synedrion, Synedrium), 1) die höchste nationale Gerichtsbehörde der Juden im Zeitalter Jesu und früher, welche zu Jerusalem ihren Sitz hatte, auch Beth din Haggadol (der große Gerichtshof) hieß und nicht bloß ein Gerichtshof, sondern auch die höchste Legislatur- und Administrativbehörde in Sachen des jüdischen Religions- und Kirchenwesens war. Den Ursprung dieser einflußreichen Behörde leiten die Talmudisten von Moses ab, der nach Num. 11, 16 auf dem Zuge durch die Wüste ein Kollegium von 70 ernannt hatte, um ihn bei seinen legislatorisch-polizeilichen Einrichtungen zu unterstützen, und behaupten, es sey nach der Rückkehr der Juden aus dem babylonischen Exil von Esra wieder organisirt worden. Allein jenes mosaische Kollegium der 70 hörte wahrscheinlich auf, als die Israeliten in Kanaan angelangt waren, und findet sich nicht weiter erwähnt; das ganze Vorgeben ging aber wahrscheinlich von dem Streben aus, Nationalinstitute durch ein hohes Alter ehrwürdig zu machen. Die erste ausdrückliche Erwähnung des S. findet sich bei Josephus (Antt. 14, 9, 4, zur Zeit des Antipater und Herodes). Es war aber gewiß älter und mochte allerdings dem mosaischem Rath der 70 nachgebildet seyn; ja schon vor dem Exil hatte ein ähnliches Tribunal bestanden, nämlich das von König Josaphat organisirte Obergericht zu Jerusalem, aus Leviten und Priestern zusammengesetzt (2. Chron. 19, 8). Manche nehmen an, das S. sey zur Zeit des Makkabäers Simon

(um 142 v. Chr.) organisirt worden. Der Talmud leitet die Verpflichtung des Israeliten, die Aussprüche des großen S. pünktlich zu befolgen, aus Deuteron. 17, 8—11 her. Nach dem Wortsinn des Textes ist hier nicht von einer Behörde zur Regulirung des Ritualwesens, sondern von einem höchsten Gerichtshofe die Rede. Nach der Auslegung des Talmuds aber ertheilt diese Stelle dem großen S. und seinen spätern Stellvertretern eine äußerst ausgedehnte geistliche Autorität, welche Maimonides (Hilchoth Mamrim 16) mit folgenden Worten definirt: Das Obergericht zu Jerusalem bildet die Quelle der mündlichen Lehre; sie (die Mitglieder desselben) sind die Grundsäulen der Volksbelehrung, und von ihnen geht Gesetz und Recht aus über ganz Israel; auch hat auf sie die Schrift hingewiesen mit den Worten: Nach dem Inhalt der Belehrung ꝛc., und wer an Moses und seine Lehre glaubt, ist verpflichtet, in Religionsangelegenheiten ihnen zu folgen." In Beziehung auf das talmudische Verbot, nach welchem ein israelit. Geistlicher nichts lehren darf, was mit den Aussprüchen des S.s zu Jerusalem im Widerspruche steht, sind folgende Fragen zu erörtern: I. Wie war das Obergericht in Jerusalem zusammengesetzt? — II. Durch welche Institutionen wurde es nach der Zerstörung des Tempels ersetzt? — III. Welche Art von Beschlüssen durfte es fassen? — IV. Welche Verpflichtungen hatte man gegen diese Behörde, als sie noch bestand?

I. Wir theilen hier mit, was der Talmud über die Bildung und Zusammensetzung des großen Obergerichts zu Jerusalem angibt, ohne uns hier darauf einzulassen, diese Angaben durch historische Nachweisungen zu beleuchten. Das Obergericht, S., bestand aus einem Präsidenten (Nasi), dem eine gleiche geistliche Autorität beigelegt wurde, als die, welche Moses besaß, und 70 Mitgliedern, von denen der Angesehenste unter dem Titel Ab Beth din (Vater der Gerichtsversammlung) dem Präsidenten zur Rechten saß, aber demselben untergeordnet war. Präsident konnte der Hohepriester seyn, und war es wohl in der Regel. Das Obergericht ergänzte sich, wenn Mitglieder fehlten, durch eigene Wahl, durfte aber nur Männer von der höchsten Würdigkeit in seine Mitte aufnehmen. Es war an Fest- und Werktagen permanent versammelt; Einzelne durften sich zwar entfernen, es mußten aber immer wenigstens 23 Mitglieder gegenwärtig seyn. Sowohl zum großen S., als zu allen andern Gerichtshöfen durfte Niemand als Mitglied zugelassen werden, der nicht durch die Semichah, nach dem Wortsinn Auflegung der Hände, welche Handlung aber nicht streng erfordert war, von einem Andern, der selbst die Semichah erhalten hatte, für befähigt erklärt worden war, und man nimmt an, daß Josua zuerst die Semichah von Moses erhalten hat, und daß sie von ihm aus von einer Generation zur andern bis zu den spätern Zeiten fortgepflanzt wurde. Die Semichah durfte nur ertheilt werden, wenn der Empfänger und der, welcher sie ertheilte, beide in Palästina waren; wenn aber ein S. in Palästina organisirt war, so durfte es auch außerhalb des heiligen Landes seine volle geistliche Autorität ausüben, so wie auch die richterliche, wo sie ihm vom Staate zugestanden war. Es bietet sich hier die wichtige Frage dar, ob die Semichah durchaus auf Moses müsse zurückgeführt werden können, und keine Möglichkeit vorhanden sey, die einmal abgebrochene Kette aufs Neue anzuknüpfen. Maimonides sagt hierüber: „Es scheint mir, daß, wenn alle Lehrer und Jünger übereinkommen, sich ein Mitglied der Akademie zum Oberhaupt zu nehmen, und nur die Wahl im heiligen Lande gehalten wird, das erwählte Oberhaupt die Akademie regelmäßig präsidire, als mit der Semichah versehen zu betrachten ist und die Semichah weiter ertheilen kann." Im Jahre 1538 versuchte R. Jakob Berab, Rabbiner in Zephath, die hier angedeutete Möglichkeit zu einer Restauration der Semichah zu benutzen, und veranstaltete eine Versammlung der Mitglieder der ihm schon früher untergeordnet gewesenen Akademie, welche ihm die Semichah ertheilten, mit dem Recht, dieselbe nach Gutdünken weiter zu verleihen. Dieses Unternehmen scheiterte aber durch die Uebereilung des R. Berab, welcher unterlassen hatte, die andern Akademien in Jerusalem und ganz Palästina vorher zu befragen, deren Einstimmung doch selbst nach Maimonides erforderlich war, wenn die beabsichtigte Ordination Gültigkeit haben sollte. Er fand einen überlegenen Gegner an dem damaligen Oberrabbiner zu Jerusalem, R. Levi ben Chabib, welcher zeigte, daß das Unternehmen unausführbar und schädlich sey. Vgl. Berab.

II. Hier soll nur von der Art die Rede seyn, wie der Talmud und die Rabbinen sich die Fortdauer der obersten Religionsbehörde denken und sie darstellen. Nach ihnen wanderte das S., ein Jahr vor der Zerstörung des 2. Tempels, mit voller geistlicher Autorität nach Jamnia (Jahne), wo schon lange vorher ein Obergericht gewesen zu seyn scheint (Trakt. S., 89 a), von da nach Uscha, von da nach Jamnia zurück, von da nach Schepharam, dann nach Beth Schearim, dann nach Sepheris, dann nach Tiberias (Trakt. Rosch haschanah 31, a.). Die 4 letztern Wanderungen erlebte alle Rabbi Jehuda der Heilige, welcher 218 die Mischnah herausgab. Inzwischen hatten sich die babylonischen Akademien zu großem Ansehen erhoben, und sie fingen an, der Schule in Palästina manche Privilegien streitig zu machen. Die daraus entstandenen Reibungen wurden jedoch, ungeachtet einer immer fortbestehenden Rivalität, gütlich geschlichtet, u. es ward allmählig ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß in religiösen Dingen die Schule von Palästina, in Civilsachen hingegen die babylonische Akademie die Supremaţie habe, weil man annahm, daß der Patriarch oder Präsident, welcher an der Spitze der Palästinenser stand, der Nasi, die Stelle Mosis vertrete. Das Oberhaupt der Gefangenschaft (Resch Gelutha, Rosch Golah), der die Angelegenheiten der babylonischen Juden leitete, und von dem man annahm, daß er in männlicher Linie von David herstamme, alle mit den damaligen Umständen

verträglichen königlichen Attributionen besitze. Wenn daher Jemand von dem Oberhaupt der Gefangenschaft oder dem Patriarchen der babylonischen Juden die Autorisation zur Ausübung richterlicher Funktionen erhalten hatte, so durfte er dieselbe sowohl im babylonischen Gebiet und außerhalb Palästina's überhaupt, als in Palästina selbst ausüben; nur durfte er nirgendwo die mosaischen Kriminalstrafen, weder in Geld, noch in Geißelungen, auferlegen, wenn es ihm auch gestattet war, Ungehorsam in Civil- und Religionssachen durch Bann und Geißelungen zu bestrafen. Wenn hingegen Jemand die Autorisation des Patriarchen in Palästina erhalten hatte, so durfte er innerhalb des heiligen Landes sowohl in Civil-, als Kriminalsachen richten, außerhalb aber nur dann, wenn die Parteien sich ihm gutwillig unterwarfen. Ueber die Begrenzung der Befugnisse beider Schulen zu religiösen Einrichtungen innerhalb und außerhalb ihrer Sprengel findet man nichts festgesetzt. Nach der Herausgabe der Mischnah und dem Tode ihres Verfassers gerieth die palästinische Schule allmählig in Verfall; R. Jochaman, der (wohl fälschlich) für den Herausgeber des jerusalemitischen Talmuds gehalten wird, blühte ungefähr 80 Jahre nach Abfassung der Mischnah und ist einer der letzten angesehenen Gelehrten von Palästina, die uns bekannt sind. Unter dem Patriarchen R. Jehuda, einem Enkel des Herausgebers der Mischnah, wurde noch durch eine Synodalversammlung das Oel der Heiden erlaubt. Einer der letzten Patriarchen war R. Hillel, welcher die heutige Kalenderberechnung der Juden einführte. Im babylonischen Gebiete hingegen blühte das Studium des Gesetzes, und die Akademien zu Sura, Pumbeditha, Nahardea und andern Orten erfreuten sich einer sehr starken Frequenz. Es stellte sich aber dort die Veränderung ein, daß die oberste Leitung der richterlichen Gewalt von der Handhabung der religiösen Angelegenheiten ganz getrennt wurde. Jene war in den Händen der Oberhäupter der Gefangenschaft, diese aber in denen der Vorsteher der Akademien. Auf die ausgedehnten Befugnisse des ehemaligen S.s konnten diese keinen Anspruch machen, da sie meistens nicht mit der Semichah versehen werden konnten, die nur in Palästina ertheilt werden durfte. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit die Zeit angeben, wann diese erloschen ist; aber es scheint dennoch, daß die Auferlegung der mosaischen Geldbußen (Dine Kenasoth), welche die Semichah voraussetzt, bis zum Schlusse des Talmuds im Jahre 500 ausgeführt wurde, weshalb auch angenommen wird, daß mit dem Schlusse des Talmuds die eigentliche Gesetzleitung (Horaah) aufgehört habe. Die Vorsteher der Akademien, welche auf den Schluß des Talmuds folgten, heißen Saburaim (Rabbanan Seborai), Ausleger, Gutachten-Gebende. Es ist von ihnen nichts geblieben, als wenige Stellen, die sie in den Talmud einschalteten. Seit dem Ende des 6. Jahrhunderts nannten sich die Vorsteher der Akademien Gronim, und ihre Reihe endet im Jahre 1037 mit dem Tode des R. Hai. Sie hielten sich noch für befugt, Gesetzentscheidungen des Talmuds abzuschaffen. So führten sie z. B. gegen den Talmud ein, daß auch die beweglichen Güter der Waisen von der hinterlassenen Wittwe und den andern Gläubigern des Verstorbenen in Beschlag genommen werden können; auch veränderten sie gänzlich die Verhältnisse des Sklavenstandes. Nach dem Tode des R. Hai ging die Suprematie in religiösen Angelegenheiten zu einer Akademie über, die sich in Spanien gebildet hatte, aber auch schon im Jahre 1140 wieder erloschen. Seitdem gibt es keine Akademie und keine religiöse Behörde mehr, deren Suprematie von allen israelitischen Gemeinden anerkannt wäre.

III. Zur Kognition des höchsten Gerichtshofs (als erster und einziger Instanz), dessen Sitzungen in dringenden Fällen im Hause des Hohenpriesters, außerdem täglich (außer am Sabbath) in einem besondern Sessionszimmer (nach den Talmudisten in der Steinkammer, Lischchath haggasith, in den Umgebungen des Tempels auf der Mittagsseite), später (vom 40. Jahre vor der Zerstörung des Tempels an) in den am Tempelberg gelegenen Tabernen gehalten wurden (über die Sitzordnung — im Halbkreise, s. Mischnah, S. 4, 3), gehörten nach S. 1, 5 die Rechtssachen, welche einen ganzen Stamm oder einen falschen Propheten oder den Hohenpriester oder einen willkürlichen Krieg (oder Gotteslästerung?) betrafen; auch Staatsverbrechen scheinen dort untersucht worden zu seyn. Die Angeklagten wurden verhört, Zeugen vernommen und, wo es galt, eine der 4 Kapitalstrafen (Steinigung, Verbrennen, Enthauptung und Hängen), sonst auch eine Leibesstrafe, wie Geißelung, decretirt. Jesus stand vor diesem Gericht als falscher Prophet (Pseudomessias), Petrus als Thaumaturg, der sich göttliche Heilkräfte beilegte, er und Johannes als falsche Propheten und Volksverführer, Stephanus als Gotteslästerer, Paulus wegen falscher Lehre. Daß das S. Verhaftsbefehle ausgehen lassen konnte, war natürlich. Außer den richterlichen Funktionen im ausgedehntesten Sinne und einem gewissen Antheil an der obersten Leitung der Staatsangelegenheiten legt der Talmud noch dem S. die Befugniß bei, Entscheidungen über die verschiedenen Punkte des Ritualwesens abzugeben. Diese Entscheidungen waren von 4 verschiedenen Arten: a) Gesetzbestimmungen, von denen angegeben wurde, daß sie sich durch Tradition von Moses her bis auf die spätern Zeiten fortgepflanzt haben; — b) freie Interpretationen des Gesetzes oder solche, bei welchen die dem Talmud eigenthümlichen hermeneutischen Regeln angewendet wurden; — c) Umzäunungen oder Verbote erlaubter Handlungen, um dadurch das Uebertreten der verbotenen zu verhüten; — d) Einführung neuer Ritualhandlungen, die keine Quelle im mosaischen Gesetze haben, z. B. das Vorlesen des Buches Esther am Purimfeste. Eine der wichtigsten Attributionen der höchsten Religionsbehörde war die Festsetzung der Neumond- und Festtage. Hier hatte ihre Willkür einen weiten Spielraum, und man mußte sich in ihre Anordnung fügen, wennman auch von ihrer

Unrichtigkeit überzeugt zu seyn glaubte, wovon der Tana R. Josua ein Beispiel gab, der sich an dem Tage, der nach seiner Meinung der Versöhnungstag war, zu dem Patriarchen R. Gamaliel, auf dessen Befehl, mit Stock und Reisetasche begeben mußte. Bei den Abstimmungen der obersten Religionsbehörde über Ritualfragen entschied die Mehrheit der Stimmen, und ihr Ausspruch galt für Religionsgesetz. Nicht daß man etwa glaubte, die Versammlung sey inspirirt und könne daher nur dem Sinne des Gesetzes gemäß entscheiden, denn die Dazwischenkunft himmlischer Stimmen wurde bei Entscheidungen über Religionsfragen nicht für zulässig gehalten, weil die Lehre nicht im Himmel, sondern auf der Erde sey. Man hielt aber dafür, es sey der Wille Gottes, daß man in Religionssachen der Entscheidung der obersten Religionsbehörde nachkomme, wie sie auch ausfalle, weshalb es auch keineswegs lächerlich ist, wenn der Talmud sagt, bei solchen Abstimmungen sprechen beide Parteien die Worte des lebendigen Gottes aus, indem auch die überstimmte Meinung zum Religionsgesetz hätte erhoben werden können, wenn sie die Mehrheit der Stimmen für sich erhalten hätte. Solche regelmäßige Abstimmungen scheinen indessen, seitdem durch die Schulen Schamais und Hillels die Kontroversen sich vervielfältigt hatten, und die Patriarchenwürde in der Familie Hillels erblich geworden war, immer seltener geworden zu seyn; dafür aber wurde es oft zur Regel, daß unter zwei Streitenden immer der Eine, der etwa wegen ausgezeichneter Gelehrsamkeit in größerm Ansehen stand, immer Recht behalte. Ein durch regelmäßige Abstimmung eingeführter Gebrauch konnte nicht anders als durch eine andere Abstimmung wieder abgeschafft werden. Wußte man aber, daß die Ursache, wegen welcher die Einrichtung getroffen wurde, nicht mehr anwendbar sey, so konnte man sie ohne Abstimmung wieder abschaffen. Es war ferner keine neue Abstimmung nöthig, wenn man wußte, daß die Einrichtung nicht einstimmig getroffen wurde. War aber die Ursache noch anwendbar und wurde die Einrichtung einstimmig getroffen, so war darauf zu sehen, zu welcher der oben angegebenen 4 Arten sie gehörte. Wurde sie durch freie Interpretation oder durch Anwendung der besondern hermeneutischen Regeln aus dem Pentateuch hergeleitet, so konnte jede spätere Religionsbehörde die Einrichtung wieder ohne Abstimmung verwerfen. Gehörte aber die Einrichtung zu der zweiten oder der vierten der oben angegebenen Arten, so war nicht nur eine neue Abstimmung nöthig, um sie wieder abzuschaffen, sondern die Abstimmung durfte gar nicht vorgenommen werden, wenn nicht die zweite Versammlung die erste an der Zahl der Mitglieder und an Gelehrsamkeit übertraf. War endlich die Einrichtung eine Umzäunung, so durfte sie von keiner spätern Religionsbehörde abgeschafft werden, so stark auch die Versammlung, welche sie zusammenbrachte, an Anzahl und an Gelehrsamkeit seyn mochte. Diese letztern Bestimmungen galten indessen nur dann, wenn die Einrichtung der Art war, daß die meisten Gemeinden sich nicht stark dadurch gedrückt fühlten; wo dies aber ja Statt fand, da durfte jede Versammlung das Volk von ihrer Beobachtung entbinden, nur nicht auf ewige Zeiten, sondern bloß auf so lange Zeit, als die veranlassende Ursache bestand. Wenn ferner eine Versammlung wahrnahm, daß eine Einrichtung bereits faktisch von den meisten Gemeinden nicht mehr beobachtet wurde, so durfte sie dieselbe aufheben, wenn sie auch die frühere Versammlung weder an Anzahl, noch an Gelehrsamkeit übertraf. Diese Beschränkungen galten übrigens überhaupt nur in Beziehung auf Einrichtungen, welche von einer regelmäßig organisirten obersten Religionsbehörde, deren Mitglieder mit der Semichah versehen waren, getroffen wurden, keineswegs aber von denjenigen der babylonischen Akademien, und es kommen Beispiele vor, daß die Geonim sich erlaubten, Gesetzbestimmungen, die früher eine allgemeine Gültigkeit hatten, auf immer abzuschaffen, obgleich sie sich keine Ueberlegenheit an Anzahl und Gelehrsamkeit beilegten und mit der Semichah nicht versehen waren.

IV. So lange das S. bestand, war es jedem mit der Semichah versehenen Religionsvorsteher, bei mehren Geboten mit strenger Verpönung, verboten, einen Bescheid abzugeben, der mit einer Entscheidung, die er selbst vom S. vernommen hatte, im Widerspruch war. In diesem Sinne faßt der Talmud die Bibelstelle auf, welche den Gehorsam gegen das Obergericht zu Jerusalem gebietet. Er geht aber noch weiter und beschränkt den schuldigen Gehorsam nicht auf Entscheidungen, welche das S. bei einzelnen vorkommenden Fällen gab, sondern dehnt ihn auf allgemeine Einrichtungen aus, welche von dem S. oder selbst von andern mehr oder minder zahlreichen Versammlungen angesehener Schriftgelehrten getroffen wurden, und es entsteht die Frage, ob der Talmud wirklich der Meinung war, daß diese Ausdehnung sich aus dem Text der Schrift interpretiren lasse, oder sie als eine bloße Erschwerung beifügt, und in dem Texte der Schrift, wie er oft thut, bloß eine Anlehnung (Asmachta) sucht. Maimonides, der überhaupt in seiner Darstellung des durch den Talmud ausgebildeten mosaischen Gesetzes eine übermäßige Strenge an den Tag legt, ist für die erste Ansicht. „Alles, was uns die Weisen zu thun befohlen haben (sagt er in seinem Sepher Hammizwoth), so wie Alles, was sie uns zu unterlassen befohlen, hat uns schon unser Lehrer Moses am Berge Sinai befohlen, indem er sagt: Nach der Lehre, die sie dir lehren werden ꝛc., und er hat uns gewarnt, nichts zu übertreten von dem, was sie eingerichtet und beschlossen haben, indem er sagt: Du sollst nicht abweichen ꝛc." R. Moses ben Nachman (Nachmanides, Ramban) erhebt sich gegen diese Behauptung in einer ausführlichen Deduktion, in welcher er unter Anderm sagt: „Er hat eine hohe Mauer um die Worte der Weisen gebaut, aber sie ist doch nur ein baufälliges Gerüste, das jeden Augenblick Einsturz droht, und fällt gerade durch ihr Uebermaß. Die

Wahrheit ist, daß das Verbot, von den Entscheidungen des S. abzuweichen, sich nur auf solche bezieht, die vermittelst der bekannten hermeneutischen Regeln aus dem Texte der Schrift hergeleitet oder für mündlich von Moses her überliefert gegeben werden; die Umzäunungen hingegen und die sonstigen Einrichtungen der Schriftgelehrten sind in jenem Verbote nicht mitbegriffen, und es ist eine bloße Anlehnung, wenn der Talmud sich auf dasselbe stützt, um die Anordnungen der Schriftgelehrten einzuschärfen."

2) (S. ketannah), kleinere Kollegien dieses Namens, bestehend aus 23 Räthen; es gab deren nach Sanhedr. 1, 6 in jeder palästin. Stadt, die mehr als 120 Einw. hatte (in Jerusalem selbst zwei, S. 11, 2). Josephus weis aber davon, so wie von den Dreimännergerichten (Beth din schel scheloschah), dem die Kognition und Bestrafung leichter Vergehungen (Geldsachen, Schadenklagen ꝛc.) überlassen war, so wie das 23-Männergericht über Verbrechen, auf Leib und Leben gerichtet, zu entscheiden hatte, nichts, erwähnt vielmehr ein Siebenmännergericht in den Provinzialstädten, das unter seinen Beisitzern immer 2 vom Stamme Levi hatte. Solche städtische S., wie sie auch mögen zusammengesetzt gewesen seyn, sind wohl Matth. 10, 17 gemeint. Die kleinen talmudischen S. konnten übrigens, wenn eine Strafe zu diktiren war, nur auf Geißelung erkennen.

3) Das von Napoleon im Jahre 1807 einberufene S. Als Napoleon den Kaiserthron bestiegen hatte, wurde der Versuch gemacht, ihm die Unwirksamkeit der bürgerlichen Freiheit bei den Juden und die Nothwendigkeit einer Verleugnung des von der konstituirenden Versammlung 1791 aufgestellten Grundprincips der Gleichberechtigung darzustellen. Allein bürgerliche Beschränkungen in Beziehung auf Religionsbekenntnisse einzuführen, sagte seinem großartigen Geiste nicht zu. Vielmehr entwarf er einen ganz andern Plan, um die Mißstände zu vertilgen. Die Juden selbst sollten durch eigene Organe sich über ihre bürgerliche Gesinnung nach ihren religiösen Grundsätzen aussprechen und ein für alle Mal einen Prozeß beendigen, über den kein außerhalb ihrer stehender Richter völlig entscheiden zu können schien. Unterm 30. Mai 1806 erließ er ein Dekret zur Einberufung einer Versammlung jüdischer Notabeln des ganzen Reichs auf den 10. Juli desselben Jahres. Am 26. Juli hielten sie in Paris unter militärischer Bedeckung und Begrüßung ihren feierlichen Einzug in den Sitzungssaal und eröffneten ihre erste Sitzung, welcher 3 kaiserliche Kommissarien beigesellt waren. Nach geschehenen Förmlichkeiten und Ernennung des Abraham Furtado zum Präsidenten wurde in den folgenden Sitzungen über nachstehende, der Versammlung von den Kommissarien vorgelegten Fragen debattirt: 1) Ob die Juden mehre Frauen heirathen dürfen? — 2) ob die Ehescheidung statthaft und ob sie rein religiös sey, also dem franz. Gesetze widerspreche? — 3) ob Juden sich mit Christen verheirathen dürfen? — 4) ob die Juden die Franzosen als Fremde ansehen? — 5) was das jüdische Gesetz im Verhalten gegen Andersdenkende fordere? — 6) ob die franz. Juden Frankreich völlig als ihr Vaterland betrachten? — 7) wem die Ernennung der Rabbinen zustehe? — 8) was deren Amt sey? — 9) ob ihre Gewalt bloß auf Herkommen beruhe? — 10) ob manche Gewerbe den Juden verboten seyen? — 11) ob Wucher gesetzlich erlaubt sey? — 12) ob Wucher gegen Fremde erlaubt sey? — Die Versammlung debattirte in 5 Sitzungen und entschied als gesetzlich: 1) Monogamie, in Bezug auf eine alte, in Frankreich selbst von Rabbenu Gerschom gemachte Synodal-Konstitution; — 2) die Ehescheidung sey nur mit Bewilligung der Landesgerichte gültig; — 3) die Verheirathung mit Christen sey nicht verboten? — 4) die franz. Juden sehen Brüder der Franzosen? — 5) ein Unterschied im Verhalten finde nicht Statt; — 6) sie sehen Frankreich als ihr Vaterland an; — 7) die Form der Rabbinerwahl sey unbestimmt; — 8) den Rabbinen stehe keine Macht zu; — 9) ihr Einfluß gründe sich auf Herkommen; — 10) kein Gewerbe sey verboten; — 11) und — 12) jeder Wucher sey verboten und schändlich. Der Kaiser erklärte am 18. Sept. durch seine Kommissarien seine Zufriedenheit mit diesen Antworten und seinen Willen, denselben durch ein zu wählendes S. von 71 Mitgliedern nach alter jüdischer Form Gesetzeskraft zu verleihen und sie zur Grundlage der künftigen gesetzlichen Judenangelegenheiten zu machen, um hierdurch jeder verdrießlichen Auslegung der jüdischen Gesetzbücher zum Nachtheile ihrer bürgerlichen Freiheit für immer vorzubeugen. Gleichzeitig ward ein Ausschuß von 9 Mitgliedern der Deputirten erwählt, um mit den kaiserlichen Kommissarien gemeinschaftlich einen neuen Verfassungsplan für sämmtliche Juden des Reiches zu entwerfen. Während der fortgesetzten Arbeiten der Deputirten wurde eine Proklamation, datirt vom 6. Okt., an alle Juden des Reiches erlassen, worin ihnen die Einberufung des S.s verkündet ward. Mit unbeschreiblicher Freude ward diese überall aufgenommen, und Dankadressen strömten der Deputirten-Versammlung auch von außerhalb zu. Am 26. Sept. ward die neue Verfassung eingerichtet, nach welcher je 2000 Juden ein Konsistorium haben, alle Konsistorien aber unter der Leitung eines pariser Central-Konsistoriums stehen sollten. Am 9. Febr. 1807 eröffnete das S. seine Sitzungen, unter dem Vorsitze des bejahrten David Sinzheim und seiner Beisitzer Segre und Cologna. Das S. bestätigte die Antworten der Deputirten-Versammlung und ward in der 8. Sitzung, nach Vollendung seines Berufs, am 9. März aufgelöst. Die Deputirten-Versammlung schloß erst am 3. April ihre Thätigkeit. Obgleich beide Versammlungen sich nur mit der äußern Stellung der Juden beschäftigt hatten und die innern religiösen Angelegenheiten nicht berührten, so war doch der Erfolg der gethanen Schritte erstaunlich wirksam, zur Veränderung der Gesinnung selbst Derer, welche noch hinter der Zeit zurückgeblieben waren. — Die Aussprüche des pariser S.s wurden im Jahre 1844 von der ersten deutschen Rabbiner-

versammlung in Braunschweig bestätigt. Vgl. Rabbinerversammlungen.

Sanherib (gr. Sanacharibos, Herod. II, 141), König von Assyrien. Um den Abfall des Assyrien tributpflichtigen jüdischen Königs Hiskias zu rächen, rückte er in dem 14. Regierungsjahre desselben (714 oder 712 v. Chr.) von Norden her gegen Jerusalem heran. Für diesmal ließ er sich durch Verheißung eines beträchtlichen Tributs zum Abzug bewegen; bald aber umschloß er die Hauptstadt von Juda (wahrscheinlich, weil er auf seinem beabsichtigten Zuge nach Aegypten den wichtigen Platz nicht in den Händen eines zweideutigen Vasallen lassen wollte) und ward nur durch ein außerordentliches Ereigniß veranlaßt, die Belagerung wieder aufzuheben und mit bedeutendem Verlust an Menschen abzuziehen (2. Kön. 18, 13 ff.; 2. Chron. 32; Jes. 36, 37; vgl. Hiskias). Als er nach Ninive zurückgekehrt war, soll er von zweien seiner Söhne ermordet worden seyn (2. Kön. 19, 37; Jes. 37, 38). Herodot (a. a. O.) weiß noch zu berichten, S. habe zur Zeit des tanitischen Königs Sethos Aegypten, und zwar zunächst Pelusium, den Schlüssel dieses Landes, angegriffen, sey aber zurückgeschlagen worden, eine Begebenheit, welche wahrscheinlich mit dem in der Bibel Berichteten in Zusammenhang stand, so daß die Belagerung von Jerusalem durch eine besondere Heeresabtheilung fortgesetzt ward, während die Hauptarmee schon in Aegypten stand. Noch mehr Notizen über S. liefern die Auszüge aus Berosus und Abydenus in Euseb. Chron. armen. I, S. 41 ff., 53; vgl. Joseph., Ant. X, 1, 4. Darnach soll S. 18 Jahre regiert, die von Assyrien abgefallenen Babylonier unter Elibus wieder unterworfen, den Esarhaddon als Vicekönig über sie gesetzt haben, mit einem Heere nach Cilicien gegangen seyn und dort die Stadt Tarsus erbaut haben. Vgl. Assyrien.

Sanhilaria (Bot.), nach Leander, Pflanzengattung, s. v. a. Stiftia Mik.

Sanhitas (ind. Lit.), diejenigen Abschnitte der Veda's, welche Hymnen, Gebete und heilige Aussprüche enthielten und die theils Göttern, theils heiligen Weisen (Rischi's), auch wohl Königen in den Mund gelegt waren. S. Sanskrit.

Sanho (Geogr.), 1) asiat. Vorgebirg, Hinterindien, Cochinchina, an der Ostküste, südlich von der Insel Buffalo; — 2) Fluß das., China, Prov. Tschi-Li, fließt gegen Süden und mündet in den Golf von Tschi-Li, nördlich von der Mündung des Pay-Ho.

San-hoang-ki, der Zeitraum der chinesischen Geschichte von etwa 2940—2850 v. Chr., s. China (Gesch.).

Sani (Sanaischara, ind. Myth.), der Gott des Planeten Saturn, Sohn des Surya, mit Pfeil und Bogen, einer Krone auf dem sternumstrahlten Haupte und auf einem Raben reitend abgebildet, sandte Regen und Dürre, je nachdem er den Menschen gnädig war oder zürnte. Ihm war der Sonnabend geweiht.

Sani (a. Geogr.), Ort in Venetia, zwischen Altinum und Concordia, nach Reichard San-Dona, nach And. Fossata oder Fosalta.

Saniana (a. Geogr.), Ort im Innern von Thracien, vielleicht jetzt Ezenga oder Zingane.

Sanicla (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Sanicula L.

Sanicoria (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Sanicula L.

Sanicula (Bot.), nach Linné, Sanikel, Heilknecke nach Oken, Gattung der Umbelliferen Saniculeae Juss., Rchb., Pentandria Digynia L. Charakter: Dolde zusammengesetzt und kopfförmig in halber Hülle und ganzen Hüllchen; Blüthen oft getrennt; Kelch fünflappig; Blumenblätter oval und eingeschlagen; Frucht rundlich, theilt sich nicht, ohne Rippen, aber mit vielen Widerhäkchen. Ausdauernde kleine Kräuter mit lappigen Wurzelblättern und nackten Stengeln, fast in allen Ländern; von 15 Arten sind als Arzneipflanzen zu bemerken: 1) S. europaea L., gemeiner Sanikel, Saunikel, Tranikel, Scherneckel, Bruchkraut, Heil aller Schäden. Ueberall in bergigen Laubwäldern durch ganz Europa, auch in Asien und Südafrika. Wurzelblätter einfach und fünflappig; Lappen dreispaltig und gezähnt, Blüthen weiß, stiellos. Gebräuchlich waren sonst die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Saniculae s. Saniculae vulgaris s. Sanic. officinarum s. Sanic. quinquefoliae, Diapensiae s. Sanrriae. Beide, besonders aber das Kraut gehören zu den berühmtesten Wundmitteln, und letzteres kommt auch noch jetzt zu manchen Species pectorales, um innerliche Geschwüre u. s. w. zu heilen; auch um Blutextravasate und Suggillationen zu zertheilen oder aufzusaugen, wurden sie angewendet und stehen in manchen Gegenden beim Volke noch in Achtung. Das Kraut ist geruchlos, hat einen bittern, etwas zusammenziehenden und salzigen Geschmack und ist etwas adstringirend und scharf. Schkuhr, Bot. Handbuch, Taf. 60. — 2) S. marylandica L. In Laubwäldern der südlichen vereinigten Staaten von Nordamerika. In der Heimath wird die Wurzel als schwarze Schlangenwurzel gegen verschiedene Krankheiten als heilsam gerühmt, und ihre Fasern werden bei Geschwüren an Pferden als Haarseil gebraucht. Sie schmeckt peterfilienartig. Jacq., Icon. 2, Taf. 348. — Die Gattung ist der Typus der Saniculeä, welche nach Reichenbach eine Untergruppe der Umbelliferae genuinae platyspermae ausmachen; nach Oken bilden sie eine Abtheilung der Zellen-Beeren oder Knecken (Kl. 15, Zunft 1).

Saniculae albae Radix (pharm. Bot.), s. Dentaria bulbifera L.

Saniculeä (Bot.), nach Jussieu und Reichenbach, s. Sanicula.

Sanidin (Min.), s. v. a. glasiger Feldspath oder Rhyakolith (s. d.).

Sanidoma (griech. Aut.), s. Sanis.

Saniel, roxolanische Frau, die Hermanrich mit Pferden zerreißen ließ, weil ihr Mann zu den Hunnen übergegangen war. Ihre Brüder Sarus und Ammius tödteten dafür den Gothen.

Sanies (lat., Med.), schlechter Eiter, Jauche.

Sanigá (a. Geogr.), Volk in Colchis, jenseits des Phasis, in der Umgegend von Dioscurios oder Sebastopolis (Arr., Per. P. Eux. 11; Plin. VI, 4, 4).

Sanikel (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Sanicula *L.*

Sanilhac, franz. Dorf, Dep. Ardèche, Bez. Largentière; 1200 Einw.

Sanina (Sannina, a. Geogr.), 1) Stadt in Arabia felix, an der Küste des rothen Meers; — 2) Stadt in Medien.

Sanis (griech. Ant.), Bret und Alles, was daraus gemacht wurde, als Thür, Decke, Tafel. Mit Gyps überzogen dienten dergleichen Tafeln zur öffentlichen Bekanntmachung von gerichtlichen Verhandlungen und Verfügungen, besonders vor Gericht angebrachten Klagen. Daraus war auch das Sanidoma auf den griechischen Schiffen entstanden, d. i. das hölzerne Verdeck in der Mitte des Schiffs, wo die Soldaten standen und die Geschosse nach dem Feinde abwarfen.

Sanisera (a. Geogr.), Ort im Innern der Insel Balearis minor, jetzt Alajor (Plin. III, 5. 11).

Sanisius, s. Siena (Gesch.).

Sanität (v. lat. sanitas), Gesundheitswohl.

Sanitätsanstalten, Sanitätsbehörden ꝛc., s. v. a. Medicinalanstalten ꝛc.

Sanitätsbericht (Staatsw.), ärztlicher Bericht an Oberbehörden über den Gesundheitszustand einer Provinz oder Stadt.

Sanitätsgut (Sanitätsgeschirr), s. v. a. Gesundheitsgeschirr, s. Steingut.

Sanitätskollegium, Sanitätsrath, s. Gesundheitsrath und Collegium sanitas.

Sanitium (a. Geogr.), Ort in Gallia Cisalpina, im Gebiet der Vediantii, eines Alpenvolks im südwestlichen Theile des Landes; jetzt Senez (Ptol. III, 1, 43).

Sanizari, Insel, s. Setia.

Sanjago (Geogr.), s. v. a. Santiago.

Sanjami, Fürstenthum, s. Japan, S. 1182.

Sanjasi, s. Sanyassi.

Sanjore, ostind. Stadt, Prov. Adschmir, nordöstlich von Runn.

Sank (Geogr.), nordamerik. Dorf, V. St., Staat Illinois, an der Mündung des Rock in den Mississippi.

Sank (adjekt.), 1) von Schiffen, s. v. a. leck; — 2) vom Holze, wenn es so viel Wasser eingesaugt hat, daß es nicht mehr schwimmt; — 3) vom Pferderücken, s. v. a. gesenkt.

Sankaly (Sittengesch.), der heiligste Eid bei den Hindus; s. Schwören.

Sankaluk, hinterind. Provinz und Stadt, Ober-Siam, s. Siam.

Sankar (Schangra, d. i. der Furchterregende, ind. Myth.), Beiname Schiwa's.

Sankara Acharya, Scholiast der Wedanta (s. d.), lebte im 8. Jahrh.

Sankar el Aschkar, Statthalter von Damask, 1280 Sultan von Syrien (s. d.).

Sankari (Sanguari), afrik. Land, Sudan, südwestlich von Bambarra.

Sankasur (ind. Myth.), s. v. a. Hajagriva.

Sankha (Saka, Schakud, ind. Myth.), das 5. der Dwipa's, das mittlere und westliche Tübet, das Buddhaland.

Sankhja, philosophisches System der Buddhisten und der Anhänger des Brahma, Wischnu und Schiwa in Indien, s. Sanskrit.

Sanki (S. Tsampu), asiat. Fluß, Tübet, Dzang, Mündung in den Yaru-Dzang-bo-ssiu, links.

Sankrandana (d. i. der Veränderliche, Vielgestaltige, ind. Myth.), Beiname des Indra.

Sankrat (Sittengesch.), die höchste Priesterwürde bei den Siamesen.

Sankt (v. Lat.), s. v. a. heilig. Die damit zusammengesetzten Namen, die sich hier nicht finden, s. unter dem Hauptwort.

Sankt Antonikraut (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Prunellae, s. Prunella vulgaris *L.*

Sankt Antonskraut (pharm. Bot.), 1) s. v. a. Epilobium angustifolium; — 2) s. v. a. Herba Dentariae, s. Plumbago europaea *L.*

Sankt Barbara (Schiffsb.), Gemach im Hintertheil des Schiffs unter der Kammer des Kapitäns, dient zum Aufenthalte für die Artillerieunteroffiziere.

Sankt Georg (Geogr.), 1) (Georgsberg), Vorstadt von Ratzeburg (s. d.); — 2) (Swaty Girj), österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Brandeis; 170 Einw.

Sankt Georgen, bad. Pfarrdorf, Oberrheinkreis, Amt Freiburg; 290 Einw.

Sankt Georgenkraut (pharm. Bot.), s. v. a. großer Baldrian, Valeriana Phu *L.*

Sankt Georgenwurzel (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Dentariae, s. Plumbago europaea *L.*

Sankt Georgsholz (techn. Bot.), auch Sankt Luzienholz, s. v. a. Cerasus Mahaleb.

Sankt Hedwigsdorf (Scheidewigsdorf), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Goldberg-Haynau; Vorwerk, Wasser- und Sägemühle, Ziegelei; 230 Einw.

Sanktion (Staatsw.), im weitern Sinne die Bestätigung eines jeden Beschlusses, Vertrags oder Gesetzes durch die kompetente Gewalt, im engern derjenige Akt der gesetzgebenden Gewalt, durch welche der Regent den von den berathenden oder gesetzgebenden Körpern berathenen und genehmigten Gesetzentwürfen seine feierliche Zustimmung gibt und sie dadurch mit der Autorität der Anwendung bekleidet. Dieser Akt ist nichts an und für sich Bestehendes, sondern wird gewöhnlich durch den einfachen Befehl der Ausfertigung des betreffenden Gesetzes ausgeübt. Nach den Grundideen der frühern Repräsentativverfassungen konnte der Monarch nicht genöthigt werden, ein Gesetz zu geben oder einem von den Kammern angenommenen Gesetzentwurfe seine S. zu ertheilen, selbst dann nicht einmal, wenn die Kammern den von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurf angenommen haben sollten. Dieses galt sogar grundsätzlich für England, obwohl eine vieljährige Uebung dafür spricht, daß, wenn beide Häuser einen königlichen Gesetzesvorschlag angenommen oder die Minister während der Dis-

kussion Abänderungen vorgeschlagen und beide Häuser sich darüber geeinigt haben, die Regierung ihre Genehmigung nicht versagen kann, sondern das Gesetz alsbald publiciren müsse. Die norwegische Verfassung ging weiter, indem sie den Monarchen zur S. verpflichtete, wenn ein Gesetzesvorschlag auf drei verschiedenen ordentlichen Reichstagen unverändert von der Volksvertretung wiederholt worden ist. Dasselbe verordnete die spanische Verfassung vom 19. März 1812. In Frankreich hatten nach der Verfassung von 1791 die konstitutionellen Könige das Recht der S., welche nach der Verfassung vom Jahre III. durch die Acceptation des Rathes der Alten ersetzt wurde. Die Verfassung des Kaiserreichs erforderte keine besondere S.; waren die Vorschläge der Regierung vom gesetzgebenden Körper genehmigt und beim Sénat conservateur kein Rekurs wegen Inkonstitutionalität erhoben, oder derselbe als unbegründet abgewiesen worden, so wurde der Vorschlag im Augenblick seiner Emission Gesetz. Die von Ludwig XVIII. 1814 ertheilte Charte räumte dem Könige das Recht der S. ein, welches auch in die Konstitution von 1830 überging. In den frühern deutschen Konstitutionen hatte der Regent überall das Recht der S., nur daß es in der Verfassung häufig entweder gar nicht ausgedrückt, oder mit dem Worte „erlassen" bezeichnet wird. Vgl. Veto.

Sankt Ilgen (Geogr.), bad. Dörfer: 1) Unterrheinkreis, Amt Heidelberg, am Leimbache; 470 Einw.; — 2) Oberrheinkreis, Amt Müllheim; 120 Einw.

Sankt Jakob (Swaty Jakub), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Neuhof; 470 Einw.

Sankt Johann (Swaty Jan), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrschaft Petschau; 150 Einw.

Sankt Johannisgürtelwurzel (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Artemisiae albae, s. Artemisia vulgaris *L.*

Sankt Johanniswurz (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Pyrethri veri, s. Anacyclus Pyrethrum *Lk.*

Sankt-Joster-Groden, oldenburg. Dorf, Kr. Jever, Amt Tettens; 170 Einw.

Sankt Katharein (St. Katharina, Swata Katerina), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrschaft Neuhof; 460 Einw.

Sankt Katharina-Gericht, österr.-böhm. Höfe, Kr. Prachin, kgl. Waldhwozd; Kirche, 3 Mühlen, Waffenhammer; 470 Einw.; bildet ein eigenes Gericht.

Sankt Leon, bad. Pfarrdorf, Unterrheinkreis, Amt Philippsburg; 1270 Einw.

Sankt Leonhard, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. Brixen; Kirche; 200 Einw.; in der Nähe Bad Burgstall.

Sankt Lorenzen, österr. Marktflecken, Tyrol, Kr. und Ldgr. Bruneck; Kirche, Wegzeldamt; 360 Einw.

Sankt Lorenzkraut (pharm. Bot.), s. v. a. Vincetoxicum officinale *L.*

Sankt Märgen, bad. Pfarrdorf, Oberrheinkreis, Amt Freiburg; ehemals Abtei; 250 Einw.

Sankt Margarethen, holstein. Dorf, Wilstermarsch, Amt Steinburg; 710 Einw.

Sankt Michaelisdonn, holstein. Dorf, Süderdithmarschen, Landvogtei Meldorf; Kirche; 800 Einw.

Sankt Nikolai (Swaty Nikulas), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrschaft Neuhof; Kapelle; 400 Einw.

Sankt Nikolaus (Geogr.), 1) bad. Dorf, Oberrheinkr., Amt Freiburg; 200 Einw.; — 2) (St. Niklas, Swaty Nikulas), österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Stadt Hohenmauth; Badeanstalt; 170 Einw.

Sankt Ottilien, kurhess. Kolonie, Prov. Niederhessen, Kr. Witzenhausen, Amt Lichtenau, von Franzosen angelegt; 200 Einw.

Sankt Peter (Geogr.), 1) bad. Pfarrdorf, Oberrheinkreis, Amt Freiburg; ehemals Abtei, Priesterseminar; 280 Einw.; — 2) österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. Taufers; 490 Einw.

Sankt Petersbaum (St. Peter), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrschaft Hohenelbe; 250 Einw.

Sankt Peterskraut (pharm. Bot.), s. v. a. Teufelsabbiß, Scabiosa succisa *L.*

Sankt Petersstab (pharm. Bot.), s. v. a. gemeine Goldruthe, Solidago Virga aurea *L.*

Sankt Petersvogel (Ornith.), s. v. a. Sturmschwalbe, Procellaria pelagica *L.*

Sankt Romau, bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkreis, Amt Wolfach; 320 Einw.

Sankt Stephanskörner (pharm. Bot.), s. v. a. Grana Staphidis agriae, s. Delphinium Staphis agria *L.*

Sankt Ulrich, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Querfurt; Vorwerk, Rittergut, Schäferei; 350 Einw.

San-kue (Gesch.), Theilung China's in die 3 kleinen Dynastien Scho-hau, Grei und U, von 220—203 v. Chr.

Sankuman (ind. Myth.), alter König Indiens im 1. Weltalter, Vorfahre des Rama, regierte so mild und weise, daß Wischnu auf seine Bitte in einem Gliede seines Hauses als Mensch erschien, indem er als Sohn des Dasaratha im Rama sich offenbarte.

Sankutsch, brit.-ostind. Stadt, Präsidentschaft Bengalen, Prov. Grawal, östlich von Sirynagur.

Sankyasa, Stadt, s. Samkassa.

Sanlay s. Sanley Radix (pharm. Bot.), die Wurzel des indischen Calmus, Acorus terrestris *Spr.* (s. Calmus), die mit der europäischen Calmuswurzel gleiche Wirksamkeit hat, sich aber in neuerer Zeit nicht mehr im europäischen Handel findet.

Sanleque, Jacques de, franz. Künstler u. Gelehrter des 17. Jahrhunderts, geboren 1614 zu Boulonais, war der Sohn eines geschickten Formschneiders, in dessen Kunst er eine bedeutende Geschicklichkeit besaß, die er auf Veranlassung mehrer Musiker mit dem glücklichsten

Erfolg auf Notentypen verwendete. S. war der erste Notendrucker mit beweglichen Typen in Frankreich. Außerdem verstand er nicht allein mehre alte und neue Sprachen, sondern auch fast die meisten gangbaren Instrumente zu spielen, ohne besondern Unterricht auf denselben empfangen zu haben. Er † 1660 zu Paris.

Sanloun (Sanluën), Fluß, s. v. a. Thaluayn.

San Lucano, Novelloda, Architekt zu Neapel, geboren 1435, Schüler von Agnolo Aniello del Fiore, ging nach Rom, um die Ueberbleibsel der alten klassischen Architektur zu studiren, und zeigte nach seiner Rückkehr in vielen Bauwerken die gelungenen Resultate seines Studiums. Er restaurirte die durch das Erdbeben von 1446 beschädigte Kirche S. Domenico Maggiore und baute 1470 den prächtigen Palast des Prinzen Robert Sanseverino von Salerno neben dem alten königlichen Thore. In seiner Schule bildeten sich Gabrielo d'Agnolo und Gian Francesco Mormandi. Er † um 1510.

Sanluri, ital. Flecken, Insel Sardinien, Cagliari, nordwestl. von Cagliari; 3320 Einw.

San Marino, Republik und Stadt, s. Marino, San.

San Marte, Pseudonym für Albert Schulz.

San Marti, Fr. Gaspar de, Bildhauer und Architekt von Lucena del reyno, 1574 geboren, ward in Italien zum Künstler gebildet, und zwar unter dem Einflusse der Schule des Michel Angelo; nahm S. 1595 in Valencia als Karmelitermönch die Kutte. In der Capilla de la Communion in seiner Klosterkirche ist ein prächtiger Altar von ihm, mit Säulen und Statuen verziert; auch das marmorne Denkmal des Fr. Juan Sanz daselbst ist sein Werk. Zwei andere Statuen dieser Kirche sind jene der St. S. del Carmen und der himmelfahrenden Maria. Dann leitete er auch die Bauten des Klosters, so wie er auch bei ähnlichen Unternehmungen der Stadt zu Rathe gezogen wurde. Er † 1644.

San Martin, s. Martin.

San Martino (Sammartino), Bildhauer, arbeitete um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Neapel. Von ihm sieht man in der Kirche S. Severo einen mit dem Grabtuche bedeckten Christus, nach Kugler (Handbuch, S. 803) eine Arbeit, die ein für jene Zeit seltenes ernstes Gefühl verräth.

San-Mateo, span. Stadt, Valencia, westlich von Peniscola; Schweinezucht; 2000 Einw.

San miao (chines.), 1) s. v. a. Nomaden; — 2) Stammvater der Ostütibetaner; s. Tübet (Gesch.).

San Miguel, Pedro de, Bildhauer, arbeitete zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Toledo. Er hatte Theil an der Ausführung der großen Custodia der Kathedrale daselbst.

Sann, Fluß, s. v. a. San.

Sanna (lat.), Lachen mit verzerrtem Mund; daher Sanniones, Grimaciers.

Sanna (Geogr.), europ.-türk. Fluß, Bosnien; Mündung bei Novi in die Unna, rechts; Nebenfluß: Gumionitza rechts, Japra links.

Sannakh (Sannach), asiat.-russ. Insel, Aleuten, Fuchs-Inseln; steile Felsküsten.

Sannat (Ichthyol.), s. v. a. Sandra, Lucioperca Sandra *Cuv.*

Sannata (a. Geogr.), Ort in India intra Gangem, im nordöstlichen Theile des Landes, im Gebiet der Nanichä, südlich von den Gangesquellen (Ptol. VII, 1, 52).

Sannau, oldenburg. Dorf, Kr. Delmenhorst, Amt Berne; über 100 Einw.

Sannazaro, Jacopo, einer der ausgezeichnetsten lateinischen und italienischen Dichter, den 28. Juli 1458 zu Neapel geboren, wo seine aus Spanien stammende Familie sich niedergelassen hatte, vollendete seine Bildung auf der Akademie des Pontano, in welcher er den Namen Azzio Sincero annahm. Die Liebe zu einer schönen Neapolitanerin, Carmosina Bonifacia, die er unter den Namen Harmosine und Filli besang, entfaltete sein poetisches Talent. Um seine hoffnungslose Leidenschaft zu besiegen, unternahm er eine Reise nach Frankreich; die Sehnsucht trieb ihn jedoch bald nach der Heimath zurück, wo er die Geliebte nicht mehr am Leben fand. Durch seine Dichtungen hatte er die Aufmerksamkeit des Königs Ferdinand von Neapel und seiner Söhne, Alfons und Friedrich, auf sich gezogen, die ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reisen und Feldzügen wählten. Als Friedrich 1496 den Thron bestieg, schenkte er dem Dichter die Villa Mergellina und gab ihm ein Jahrgeld von 600 Dukaten. Dankbar folgte S. 1501 dem König in die Verbannung und kehrte erst nach dem Tode desselben 1508 nach Neapel zurück, wo er 1530 †. Er wurde neben Virgils Grabe beigesetzt. S.'s Ruhm als Dichter in italienischer Sprache beruht hauptsächlich auf der Idylle „Arcadia", aus Prosa und Versen gemischt, die sich durch Anmuth der Gedanken und Wohlklang der Sprache hauptsächlich auszeichnet; die erste unvollkommene Ausgabe derselben erschien zu Venedig 1502, die neueste zu Mailand 1806. Seine Sonette und Kanzonen gehören zu den von der Akademie der Crusca anerkannten Mustern. Die beste Ausgabe seiner italienischen Werke erschien unter dem Titel: „Le opere volgari del S. da varj illustrate", Padua 1723, 4. Größern Ruhm noch genoß er wegen seiner lateinischen Gedichte, die, außer einem längeren Gedicht „De partu virginis", neueste Ausg., lat. und deutsch von Becher, Leipz. 1826, in Elegien, Eklogen und Epigrammen bestehen. Unter letzteren ist das auf Venedig das berühmteste, für dessen 6 Zeilen er von der Signoria 600 Dukaten erhielt. Es lautet:

Viderat Adriacis Venetum Neptunus in undis
Stare urbem et toto ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis Jupiter arces
Objice et illa tui Moenia Martis, ait.
Si pelago Tibrim praefers, urbem adspice utramque;
Illam homines dices, hanc posuisse Deos.

Sein Leben beschrieb zuerst G. B. Crispo von Gallipoli, Neapel 1720, dann G. A. Volpi, zuletzt G. B. Corniani in der Ausgabe der „Arcadia" von 1806.

Sannbach (Sainbach), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern Ldgr. Aichach; 180 Einw.

Sanne (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Sannen), Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Osterburg; Vorwerk; 130 Einw.; — 2) das., Kr. Stendal; 2 Rittergüter; 160 Einw.

Sannerz, kurhess. Dorf, Prov. Hanau, Kr. und Amt Schlüchtern; Schloß, herrschaftl. Gut, 3 Mühlen; 350 Einw.

Sanngetall (d. i. die Wahrheit erreichend oder die wahre Gestalt wieder annehmend, nord. Myth.), Beiname Odins im Grimnismal.

Sangridur (nord. Myth.), eine der Walkyrien.

Sanni (a. Geogr.), s. Macrones.

Sannigá (a. Geogr.), s. Sanigá.

Sanniki, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Schroda; 150 Einw.

Sannikfedal (Sannikedol), norw. Kirchspiel, Bradbergs-Amt, Bamble-Fogderie, nordwestl. von Kragevöe.

Sannina (a. Geogr.), s. v. a. Sanina.

Sannio (Molise, Geogr.), ital. Provinz, Königreich Neapel, Landschaft Apulien, ein Theil des alten Samnium, ganz in der Mitte der Apenninen, grenzt nördlich an die Provinz Abruzzo-citer. und das adriatische Meer, östlich an Capitanata, südlich an Principato-ulter., westlich an Terra-di-Lavoro und nordwestlich an Abruzzo-ulter. II. Flächenraum: 57,37 □M., mit 348,180 Einw. Die Provinz ist gebirgig durch die Appenninen, die im Südwesten stehen und Zweige ins Land senden und die Wasserscheide zwischen dem adriatischen und tyrrhenischen Meer bilden. Dorthin fließen der Trigno, Bifero und Fortore; hierher die Vaudra und Tamaro. Produkte dieser stark bewaldeten Landschaft sind Getreide, Mais, Hirse, Reis, Wein, Früchte, Oel, viel Schafe, Ziegen und Schweine, aber wenig Rindvieh. — Die Landbewohner sind arm und industrielos, Räubereien und Mordthaten häufig. S. zerfällt in die beiden Distrikte Campobasso und Isernia. Hauptstadt ist Campobasso.

Sannio (ital.), s. v. a. Zanni, s. Italienisches Theater.

Sannio (Ornith.), s. v. a. Nectarinia Sannio *Ill.*, s. Certhia.

Sanniones (lat.), s. Sanna.

Sannois, franz. Dorf, Dep. Seine-Oise, Bez. Versailles; Gypsbrüche, Puppenköpfefabrik; 1870 Einw.

Sannon (ind. Myth.), s. v. a. Jahnu oder Jahnavi.

Sannone, Insel, s. Ponzainseln.

Sannum (a. Geogr.), Küstenfluß in Mittelitalien, im Lande der Westiner, ins adriatische Meer mündend; vielleicht identisch mit Salinum (Tab. Peut.)

Sannyrio (gr. Lit.), griech. Dichter der ältern attischen Komödie, Zeitgenosse des Aristophanes, ward von Strattis und Aristophanes wegen seiner Schmächtigkeit verspottet. Von seinen Komödien sind bei Suidas einige Titel erhalten. Vgl. Meineke, Hist. crit. comic. poet., S. 263 f.

Sano, s. Porrah.

Sanodi, kleine asiat. Insel, ostind. Inseln, Java, zwischen Madura und Kangelang.

Sanok (Geogr.), 1) österr.-galiz. Kreis, am südlichen Ende Galiziens, grenzt nördlich an Jaslo, Rzeszow, Przemysl, östlich an Sambor, südlich an Ungarn, und zwar an das zempliner Komitat, wo die Karpathen unter dem ungarischen Namen Bieszczad, von den Ruthenen aber Beskid genannt, die natürliche Grenze bilden, und westlich an Jaslo. Seine größte Länge beträgt von Osten nach Westen 12, und seine größte Breite von Süden nach Norden $10^3/_4$ Meilen, während die gesammte Grundfläche zu $101^1/_2$ (nach Andern $84^3/_4$) □Meilen berechnet wird. Sein Profil ist durchaus gebirgig; die im Süden sich aufthürmenden Karpathen senden ihre mit ungeheuern Wäldern bedeckten Vorberge durch das ganze Land, und nur längs der Flüsse gibt es einige ebene Strecken. Aus diesem Grunde ist denn auch das Klima sehr rauh und kalt, und es ist nicht selten, daß der Schnee bis zur Mitte April Berge und Thäler noch Ellen hoch bedeckt und im Herbste auf den noch ungemähten Hafer fällt. Im Süden hingegen ist die Luft milder und auch der Boden ergiebiger. Der San, welcher in dem angrenzenden Kreise Sambor seinen Ursprung hat und im Süden das Land betritt, das durch ihn seinen Namen erhielt, schwingt sich in einem großen Bogen durch dasselbe über Lisko, S., Dynow und verläßt es nach einem 13 Meilen langen Laufe bei Dubieko, nachdem er bei Dolina die Oslawa, bei Solina die Solina und bei Trebcza den Sanoczet, wie auch mehre andere kleinere Gewässer, z. B. die Bystra, Myrwa, Wiar ꝛc., an sich gerissen hat. Im Lande entspringt außer der Oslawa noch der große Wyslok bei Wyslokwielki, der Strwionz unweit Ustrzyki bei Strwioncyk, von welchen hier jedoch keiner schiffbar ist, obschon sie sehr bedeutend und die Verheerungen außerordentlich sind, welche sie durch ihren Austritt fast alljährlich veranlassen. — Einwohner. Die Volksmenge im Kreise S. belief sich 1834 auf 252,720, 1837 auf 264,010 und 1839 auf 272,260 Seelen. Die Hauptmasse der Bewohner besteht aus Ruthenen, welche sämmtlich zur griechisch unirten Kirche sich bekennen; die übrigen sind Juden, die, in 8 Gemeinden getheilt, ihre Wohnsitze in S., Lisko, Balikrod, Lutowiska, Dynow, Rytoticze, Dobromil und Rymanow haben. Die Sprache der Ruthenen hat sich beinahe völlig in der polnischen verloren, aber ihre Nationaltracht ist geblieben, während unter den höhern Ständen im Kreise das eigentliche polnische Kostüm ganz verschwunden ist. Der Adel kleidet sich nach der neuesten Mode, wobei Lemberg, zu Zeiten aber auch Wien den Ton angibt; der Bauer hingegen trägt von Tuch, das er sich selbst zurichten läßt, lange weiße Tuchhosen, die unten mit Riemen oder Schnüren, welche von den Chodaken (Topanken) heraufreichen, rund um den Fuß befestigt werden. Eine Weste oder ein Halstuch kennt der Gebirgsbewohner nicht. Ueber die Schultern hängt die sogenannte Gunia, von demselben groben, kotzenähnlichen

Tuche wie bei den Hosen, und den Kopf deckt im Winter eine Mütze von schwarzen Lämmerfellen, im Sommer ein Strohhut, und darin besteht seine Werk- und Sonntagskleidung. Auch der schwerfällige Bewohner der Niederungen kommt in seiner Kleidung hierin so ziemlich mit dem Gebirgsbewohner überein, nur daß er große, bis über die Knie reichende, mit starken Hufeisen beschlagene Stiefeln, zuweilen eine blaue Weste, einen Schafpelz und eine rothe, mit Lammfellen verbrämte Mütze Sommer und Winter trägt. Ihre Wohnungen bestehen in meist hölzernen Rauchstuben, in denen nicht selten auch das Vieh seinen Platz hat, daher bei ihnen die Reinlichkeit nicht sehr zu Hause ist. Wie in ihrer Kleidung, eben so sind die Bewohner dieses Landes auch in ihrer Lebensweise höchst einfach. Im Allgemeinen weiß der Landmann nichts von einem Frühstück; gegen 9 Uhr wird das Mittagsmahl, bestehend aus einer Mehlspeise oder einem Gemüse, verzehrt, gegen 2 Uhr das vom Mittag übrig Gebliebene, worauf Abends Erdäpfel folgen. Der Gebirgsbewohner genießt das ganze Jahr hindurch Haferbrod, wozu der Hafer zuvor im Ofen getrocknet und auf einer Handmühle gemahlen wird. Fleischspeisen gehören bei ihnen schon zu den Seltenheiten. Das Hauptgetränk des Gebirgsbewohners ist Branntwein, nur in den Niederungen wird Bier getrunken. Spiel und Tanz sind ihre gewöhnlichen Vergnügungen, und jede Unterhaltung wäre traurig, bei der nicht Alles taumelte. Die hauptsächlichsten Nahrungszweige der Einwohner sind Ackerbau, Viehzucht und Holzkultur. Ersterer ist jedoch durch die natürliche Beschaffenheit des Bodens sehr beschränkt, lohnt an manchen Orten nicht einmal die darauf verwendete Arbeit und gibt kaum die Aussaat zurück. Ungleich ergiebiger ist dagegen die Viehzucht, namentlich die des Hornviehs, indem sie beträchtliche Holz- und Hutweiden ungemein begünstigen, daher auch diese als Haupterwerbsquelle des Landmanns angesehen werden kann. Das hier gezogene Rindvieh ist zwar nicht von derselben Größe und Schwere, wie in Ungarn, aber dessen ungeachtet ist der Verkehr damit außerordentlich, und es werden alljährlich 15,000 Stück auswärts verführt. Auch die hier gezogenen Pferde sind klein und schwach, weil sie gewöhnlich schon sehr früh zum Geschäft verwendet werden, wobei sie überdies nicht selten Mangel an Futter leiden müssen. An Schafen zieht der hiesige Landmann gewöhnlich nur so viele, als er für sein Haus bedarf, um Wolle und Käse zu gewinnen. Der edlern Schafzucht stehen die häufig vorhandenen Wölfe im Wege, welche nicht selten großen Schaden in den Heerden anrichten; ferner das kalte Klima und häufiger Mangel an Futter im Winter. Der Kunstfleiß ist noch in seiner Kindheit; bloß die Pelz- und Leinenwaarenarbeiten sind von einiger Bedeutung. Auch die Salzerzeugung der Kameralherrschaften Dobromil und Tyronrasolna, so wie mehre Bierbrauereien und Branntweinbrennereien verdienen erwähnt zu werden. Der Bergbau liegt fast gänzlich darnieder, obwohl mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, daß auch hier die Gebirge manche kostbare Mineralien bergen dürften. Bei den Dörfern Lisna und Radbe bestehen 2 Hochhöfen, wo die vorzüglichsten Erzeugnisse Gußwaaren sind; Stabeisen wird nicht gefertigt, indem das Material hierzu weniger tauglich seyn soll. Eben so beschränkt sich auch das Hüttenwesen bis auf einige Potaschesiedereien und 4 Glashütten, wovon die eine zu Sufczyna, 2 zu Jaworniksrutki und 1 bei Lodzinka sich befinden. Bei dem Dorfe Bezmihowa wurde früher Schwefel in nicht unbedeutender Menge gewonnen, allein das Werk mußte bald wieder aus Mangel an Absatz eingestellt werden. Der Handel ist im Allgemeinen von keiner Bedeutung, außer mit Hornvieh, einigem Borstenvieh, Leinenwaaren, deren Absatz durch gute Kunststraßen, welche nach allen Richtungen das Land durchkreuzen, und durch die Jahrmärkte in Rymanow, Jaczmirz, Bukowsko, S. und Dobromil ungemein begünstigt wird. Der Hauptzug dieses Handels geht nach Olmütz, Prag und Wien, wogegen von dort andere Bedürfnisse, als Manufaktur-, Eisen-, Galanterie- und Wollwaaren ꝛc., bezogen werden. Wein, rohe Fische, gedörrte Zwetschgen und andere Bedürfnisse beziehen die Bewohner S.s gewöhnlich aus Ungarn, namentlich aus dem zempliner Komitat, mit welchem das Land durch eine Hauptstraße kommunicirt, über die daselbst befindlichen Einbruchsstationen und Zollämter Myrawa und Myeran. Uebrigens ist der innere Verkehr größtentheils und beinahe ganz in den Händen der Juden, die Alles aufkaufen und wieder verkaufen, je nach ihren Vermögensumständen, von den ersten und bedeutendsten Waaren bis zu den geringfügigsten. Der Kreis S. zählt gegenwärtig 2 königliche und 8 Municipalstädte, 10 Marktflecken und 431 Dörfer. — Geschichtliches. S. bildete vormals eine für sich bestehende polnische Provinz unter der heutzutage noch nicht ganz erloschenen Benennung Sanoker land. Durch den Traktat vom 18. September 1773 kam es aber nebst dem übrigen polnischen Antheil an Oesterreich, und es ist seit dieser Zeit ein integrirender Theil Galiziens und unter dessen 19 Kreisen einer der größten. — 2) Haupt- u. Kreisstadt daselbst, auf einer Anhöhe am linken Ufer des San und an der den Kreis von Osten nach Westen durchschneidenden Hauptstraße. Wie schön und malerisch die Lage der Stadt von außen, besonders vom Thal aus sich gestaltet, so störend ist der Eindruck, sobald man deren Inneres betritt. Aus etwa 250 kleinen, unansehnlichen, meist hölzernen Häusern bestehend, welche in wenigen unregelmäßigen Gäßchen einen großen viereckigen, aber ungepflasterten und unebenen Platz einschließen, gleicht sie eher einem offenen Marktflecken, als der Hauptstadt eines Kreises. Außer 2 Kirchen, dem Minoritenkloster, der Hauptnormalschule und den beiden Verbbezirkshäusern ist das alte Schloß das einzige Gebäude, welches Beachtung verdient. Die Einwohner, etwa 2000 an der Zahl, sind theils Beamte, theils handeltreibende Juden und Ruthenen. — Geschichtliches. In der Mitte des 17. Jahr-

hunderts ſoll das Schloß von S. längere Zeit die Reſidenz der Königin Bona, König Sigmunds I. Gemahlin, einer Fürſtin von Baru und König Sigmund Auguſts Mutter, geweſen ſeyn; gegenwärtig enthält es die Kanzleien und Wohnungen der königlichen Kreisbeamten.

Sanoki, aſiat. Provinz, im Norden der jap. Inſel *Sikokf*.

Sanon, franz. Fluß, Dep. Meurthe, Mündung in die Meurthe, rechts.

Sanon-Kolcz (Goldfluß), afrik. Fluß, *Senegambien*, Reich Bambuk; fließt nordweſtl. und mündet in den Faleme, rechts.

Sanopeſch (Sanopes, Hamopeſch), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurzim, Gut Saſau; 149 Einw.

Sanotruces, ſ. v. a. Sanatruces.

San-Pan, aſiat. Inſel, China, Prov. Tſche-Kiang, an der Oſtküſte, ſüdöſtl. von der Inſel Ta-Du.

San Pietro, ſ. v. a. Sampiero.

Sanpu, Stadt, ſ. Korea.

Sanquelches, ſüdamerikaniſcher Indianerſtamm, im den La-Plata-Staaten.

Sanqueloke, Provinz, ſ. Siam.

Sanquezuga, ſüdamerikan. Ort, Braſilien, Provinz Matto-Groſſo, nahe am Urſprung des Pardo.

Sanquhar, brit. Flecken, Schottland, Grafſchaft Dumfries, an der Nith; Baumwollzeuch- und Teppichweberei; in der Nähe Blei- und Steinkohlenminen; 3180 Einw.

Sanquinius Maximus, Römer, zum zweiten Male Konſul unter Caligula 39 n. Chr., ſtarb als Statthalter im untern Germanien unter Claudius 47 n. Chr. (Tac., Ann. VI, 4; XI, 18).

Sanquirico (Biogr.), 1) Paolo, Bildhauer, Architekt und Medailleur von Parma, Schüler von Camillo Mariani, einer der tüchtigſten Künſtler in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, goß in Erz, arbeitete in Marmor, beſſirte Bildniſſe in Wachs und leiſtete auch als Architekt Rühmliches. Er ſtand im Dienſte des Papſtes Paul V., deſſen Bildniß er in Stahl ſchnitt. S. † 1630. — 2) Aleſſandro S., Dekorationsmaler zu Mailand, einer der berühmteſten Künſtler ſeines Faches, ſtammt aus einer alten und ausgezeichneten Familie von Bosco bei Aleſſandria, ſtudirte mit allem Eifer die Architektur und zeichnete in Rom faſt alle alten und neuen Werke der Baukunſt. Er eignete ſich auch genaue Kenntniß des griechiſchen, romaniſchen, mauriſchen und gothiſchen Styls an, ſo daß er, mit einer außerordentlich reichen Phantaſie begabt, auf dem Theater della Scala ſeit Jahren durch einen immerwährenden Reichthum neuer Schöpfungen geſteigerte Bewunderung erregte. Er iſt Meiſter in der Perſpektive und auch als Maler vom feinſten Geſchmacke im Stande, durch Farbe und Licht magiſche Effekte hervorzubringen. Jede ſeiner Dekorationen hat neuen Zauber und reiche Mannichfaltigkeit der Erfindung. Es verging daher keine Oper oder ein anderes pomphaftes Schauſpiel, in welchem S. neben den gefeierten Sängern und andern Bühnenhelden nicht ebenfalls ſeinen Triumph feierte. Es iſt keine italieniſche Kunſtakademie, welche den S. nicht unter ihre Mitglieder zählt. Er iſt auch Mitglied der kaiſerlichen Akademie in Wien. Im J. 1818 begann er die Herausgabe eines Werks, welches die vorzüglichſten der von ihm verfertigten Theaterdekorationen enthält, in Umriſſen radirt, dann ſehr ſauber ausgetuſcht und kolorirt, unter dem Titel: Raccolta di varie decorazioni sceniche inventate e depinte dal pittore A. S. per Teatro della Scala, Mailand 1829, 1. Bd., 82 Bl. Ein anderes Werk, welches, wie das obige, nicht in den Handel kam, enthält die Scenen einer Oper, welche einer reichen architektoniſchen Dekoration Raum geſtattet, nämlich der letzte Tag Pompeji's. Dieſes Werk hat den Titel: Scene segnite pel melodrama serio „L'ultimo giorno di Pompeji", Mailand 1829.

San Remo (Waarenk.), guter italieniſcher Muskatellerwein.

San Romano, Carlo Giuſeppe, guter ital. Kirchenkomponiſt und zuletzt Kapellmeiſter und Organiſt an der Kirche San Celſo zu Mailand, war geboren daſelbſt um 1630, beabſichtigte anfangs, bloß Sänger zu werden, und erhielt auch in ſeinem 12. Jahre die Stelle eines Domkantiſten am Dome zu Mailand. Während ſeines 5jährigen Dienſtes an demſelben ſtudirte er unter den Kapellmeiſtern Ant. Mar. Turato und Mich. Ang. Grancini die Kompoſition, und zwar mit ſo gutem Erfolge, daß er den ſchon betretenen Weg verließ und ſich der Kompoſition und der Inſtrumentalmuſik widmete. Nachdem er eine Zeit lang Organiſt bei den Cöleſtinern geweſen und von 1650—55 in gleicher Eigenſchaft zu Caſorate angeſtellt war, ging er wieder nach Mailand und wurde hier Organiſt an S. Babila, bald darauf Organiſt und Kapellmeiſter an S. Maria della Paſſione, bis er endlich 1667 in oben genanntes Amt eintrat, welches er bis zu ſeinem um 1680 erfolgten Tode bekleidete. Er ſchrieb eine bedeutende Zahl Motetten, Meſſen, Pſalmen und andere Kirchenſachen.

Sanſan, afrik. Stadt, Hauſſa, an der Oſtgrenze, öſtl. von Katagum.

Sanſanding, 1) afrikan. Stadt, Senegambien, Königr. Satadu, rechts am Faleme, ſüdweſtl. von Bambuk; — 2) Stadt daſ., im Oſten des Königr. Wulli, ſüdöſtl. von Medina; — 3) Stadt daſ., Nigritien, Land Bambarra, rechts an einem Zweig des Djoliba, öſtl. von Sego; beträchtlicher Handel, beſonders mit Salz; als Münze wird die kleine Muſchel Kauris gebraucht; gegen 10,000 Einw.

Sanſanimango, afrik. Ort, Oberguinea, Aſhantees, im Lande Dagwumba.

Sanſaporan (ind. Myth.), Feſt, das in Arakan jährlich dem Quiay Pora zu Ehren gefeiert wird. Das Bild des Gottes wird dabei auf einem großen Wagen, von 90 gelb gekleideten Prieſtern begleitet, in Prozeſſion herumgeführt, und der fromme Wahn der Gläubigen iſt ſo groß, daß Viele den Wagen über ſich weggehen laſſen, oder ſich an den eiſernen Stacheln verwunden, die an demſelben angebracht ſind.

Sanfaria, mittelamerik. Flecken, Guatemala; 2090 Einw.

Sansbeck, niederl. Ort, Prov. Nord-Brabant, nahe an der linken Seite der Maas.

Sans comparaison (franz.), ohne Vergleichung; Vorbehalt, daß man nicht spötteln will.

Sanscullotide (franz.), einer der Jours complémentaires des franz. republikanischen Kalenders.

Sanscullottes (franz.), Ohnehosen, in der ersten französischen Revolution Anhänger der radikalen Partei. Der Ausdruck soll vom Abbé Maury herrühren, welcher, als die Frau von Pienne und die Frau von Coigny eine seiner Freiheitsreden in der Nationalversammlung bitter und laut tadelten, dem Präsidenten zurief: „Monsieur le président, faites taire ces deux sans-culottes“.

Sans doute (franz.), ohne Zweifel.

San-Secondo, ital. Flecken, Parma, nahe am Taro.

Sanfeitschen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oft-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen; 120 Einw.

Sanfellas, span. Flecken, auf der Insel Majorka (Mallorka), nordöstl. von Palma; 3920 Einw.

San Severino, Lorenzo und Jacopo da, zwei Maler, nach ihrem Geburtsnamen benannt. Von ihnen sind die Fresken im Oratorium von S. Giov. Battista zu Urbino von 1416. Von Lorenzo, dem älteren und besseren diesem dieser beiden Künstler, ist ein Altarblatt in der Sakristei von S. Lucia zu Fabriano.

Sanfevero, Raimond von Sangro, Fürst von, militärischer Schriftsteller, 1710 zu Neapel geboren, focht in neapolitanischen Diensten als Regimentschef in der Schlacht von Velletri (1744), widmete sich aber dann den Wissenschaften und † 1771. Hauptschrift: Pratica più agevole più utile di esersizj militari per l'infanteria, Neapel 1747, Fol., Rom 1760. — Er machte sich auch durch verschiedene nützliche Erfindungen einen Namen.

Sanseviella (Bot.), nach Reichenbach, Gattung der Aroideae Taccaceae *Rchb.* — Einzige Art: S. carnea *Rchb.*, Aletris chinensis *Hort.*, Sanseviera carnea *Andr.*, ausdauerndes Kraut in China.

Sanseviera (Bot.), I. nach Thunberg, Fadenlilie nach Oken, Gatt. der Coronariae *Spr.*, *Rchb.*, Hexaudria Monogynia *L.* Charakter: Keine Scheide; Blüthenhülle (Krolle) röhrig, trichterförmig, am Grunde bauchig, mit sechstheiligem, zurückgerolltem Rande, auf dem die Staubfäden befestigt sind. Antheren länglich, aufliegend; Narbe kopfförmig; Beere 1- oder 3fächerig, 1- oder 3samig. Ausdauernde Kräuter und Sträucher in Ostindien, China, Guinea und Brasilien; von 25 Arten sind als Arznei- und Zierpflanzen zu bemerken: 1) S. carnea *Andr.*, S. sarmentosa *Jacq.* In China. Die Wurzel treibt viele liegende, am Ende beblätterte Sprossen; Blätter linien-lanzettförmig, glatt, ganz grün; Schäfte 3—6 Zoll hoch, am Ende mit einer zierlichen Aehre zahlreicher, fleischfarbener Blüthen. Redout., Lil., T. 323. — 2) S. fruticosa *Blume*. Auf Java und den Molukken. Strauchig; Stamm wird gegen 1′ dick und spaltet sich in 1″ dicke, gerade Aeste; Blätter verlängert-linealisch, sitzen büschelförmig an der Spitze der Aeste; Blüthen weiß; Beeren röthlich. Die Wurzel wird in der Heimath gegen Schleimflüsse der Genitalien, und die Blätter werden äußerlich bei Lähmungen der Glieder angewendet. Rumph, Amb., 4, T. 35. — 3) S. guineensis *Willd.*, Aletris guineensis *Jacq.* In Guinea. Blätter bis 2 Fuß lang, dick, steif, aloeartig; Schaft 1 Fuß hoch, krautartig; Blüthen hyacinthenartig, graulich weiß, sehr wohlriechend, in langen, zusammengesetzten Endtrauben. Bot. Mag. 1180. — 4) S. lanuginosa *Willd.* Auf Malabar. Blätter länglich-lanzettlich, nervig, an den Nerven unterseits wollig, dick und fleischig; Blüthen weiß, stehen zu 2—3büschelig an der Spitze der Aeste. Sämmtliche Theile, vorzüglich aber die Blätter werden in Ostindien gegen Augenkrankheiten, u. die Wurzel wird in Salbenform auch gegen Gliederschmerzen gebraucht. Rheede, Hort. malab., 11, T. 42. — 5) S. spicata *Haw.*, Salsola spicata *Cavan.*, Icon., T. 246. In Cochinchina. Blätter fast aufrecht, sehr steif, lanzett-schwertförmig; Blüthen weißlich, ährenständig. — 6) S. zeilanica *Willd.*, Aloe zeilanica *Jacq.* Auf Ceylon. Blätter 1 Fuß lang, steif, aloeartig; Schaft krautartig, 1½ Fuß lang; Blüthen weißlich, hyacinthenförmig, in einen Strauß geordnet. In der Heimath wendet man die Wurzel gegen chronischen Husten und bei Auszehrungskrankheiten an. Bot. Reg., T. 169. — II. Nach Andrews, Pflanzengatt., s. v. a. Sanseviella *Rchb.*

Sans façon (franz.) Redensart, ohne Umstände.

Sans gêne (franz.), ohne Zwang.

Sanfigo, Insel, s. v. a. Samsego.

Sansja, Provinz auf der japan. Insel Nipon, s. Japan.

Sauskau (Geogr.), 1) preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Schwetz; 160 Einw.; — 2) (Groß-S.), Dorf das.; 260 Einw.

Sauskimost (Skusani-Wakup), europ.-türk. Flecken, Bosnien, westl. von Bagnaluka, an der Sama.

Sanskow (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; 160 Einw.; — 2) das., R.-B. Stettin, Kr. Demmin; 230 Einw.

Sanskrit (eigentlich Sanskrita oder als Neutrum Sanskritam), seit William Jones und Wilkins die allgemeine Wortform statt Hanscred, Samscredam, Sungcrit u. a., ist eine Zusammensetzung der indischen Präposition sam, zusammen, und des Particip. Praet. passiv. des Verb. kri, machen, eigentl. zusammengemacht, d. i. die wohlgeordnete, geregelte, reine, schöne, vollkommene Sprache, im Gegensatz zu den daraus

hervorgegangenen, verschlechterten indischen Volksdialekten. In Indien wird das S. auch **Sura bâni, Sura bhakschhâ** und **Dêwa bâni**, die Sprache der himmlischen Regionen der Götter, genannt. Der durch Missionäre, besonders die Jesuiten, verbreitete Name **Gantham**, wahrscheinlich von grantha, Buch, abzuleiten, bezeichnet sie als Bücherſprache. Seit lange eine todte Sprache, hat das S. in der Vorzeit gewissermaßen ein doppeltes Leben gehabt, ein natürliches, als wirkliche Volksſprache, und ein künſtliches, als Gelehrtenſprache. In ſehr entfernten Zeiten hat ſich das Volk der ſanskritiſchen Zunge, aus Nordweſten einwandernd, im nördlichen Theile von Hindoſtan niedergelaſſen, und bis etwa zum 9. Jahrhundert v. Chr. das S. als herrſchende Volksſprache dermaßen verbreitet, daß ſich ſeine Ausdehnung weſtwärts bis zu einer bedeutenden Strecke diesſeits des Indus, nordwärts bis an den Himalaya, öſtlich bis an den Brahmaputra und im Süden bis zur ſüdlichen Grenze des Mahrattenlandes verfolgen läßt. Weiter ſüdlich drang es nicht als Volks-, ſondern als Kulturſprache vor, und wahrſcheinlich noch nicht um dieſe Zeit. Mit dem Zerfall des politiſchen Bandes, welches damals das indiſche Reich vom Himalaya bis zum Süden des Mahrattenlandes vereinigte, zerfiel auch die Sprache in eine Anzahl daraus hervorgehender Tochterſprachen. Im 6. Jahrh. v. Chr. war das S. als Volksſprache todt. Aber es erhielt ſich in den Brahmanenſchulen und wurde wahrſcheinlich im 3. Jahrh. v. Chr. von dem in Kanodſcha regenerirten Brahmathume als heilige Sprache in das öffentliche Leben zurückgeführt. Hiermit beginnt die zweite Epoche ſeiner Geſchichte. Man hat demnach ein älteres und ein jüngeres S. wohl zu unterſcheiden. Dieſes letztere ward und blieb die heilige Sprache des Kultus und der Wiſſenſchaft vorerſt bei den Brahmanen; dann ging es auf die Kreiſe über, die mit ihnen als adminiſtrirende Kaſten in Verbindung ſtanden, und als das Brahmathum nach Ueberwindung des Buddhismus wieder ſeine Herrſchaft erlangte, wurde es für einige Zeit wohl Sprache der Gebildeten überhaupt — darauf deuten die zur öffentlichen Aufführung beſtimmten, zum größten Theile ſanskritiſch geſchriebenen dramatiſchen Werke —, des Hofes, der Adminiſtration; es wurde Ausdrucksmittel aller höhern geiſtigen Entfaltung, ſo daß endlich ſelbſt die Buddhiſten ſich ſeines Gebrauchs nicht mehr entziehen konnten und ihre heiligen Schriften in daſſelbe übertrugen. Weil alle heiligen Bücher darin verfaßt waren, galt es ſchon als ein Verdienſt, daſſelbe nur zu kennen; eine Sanskritgrammatik oder was ſonſt zu ſeiner Kunde beitrug, wurde und wird für ein heiliges Werk gehalten. Etwa im 5. oder 6. Jahrh. n. Chr. hat ſich das S. in dieſer Geltung über ganz Indien verbreitet, und in den nachfolgenden 3 Jahrhunderten iſt es, wie es ſcheint, mittelſt der vom Feſtlande ausgehenden Kolonien in ſeinen Tochterſprachen auch auf die Inſeln des indiſchen Archipelagus übertragen worden. So lange die einheimiſche Herrſchaft dauerte, blieb es in ſteigender Achtung, und ſelbſt nach dem Eindringen der Mohammedaner war es noch lange faſt das einzige Darſtellungsmittel für höhere literariſche Erzeugniſſe; durch den Druck aber, der auf Indien laſtet, und die geiſtige Apathie ſind die Kundigen mehr und mehr gemindert worden; doch gilt es noch immer als die bedeutendſte Grundlage zur Bildung, und noch heute gibt es Viele dort, die es verſtehen und darin ſchreiben können. Der Gebrauch des Lateiniſchen im Mittelalter und noch ſpäter und des Althebräiſchen nach ſeinem Abſterben bei den Juden bietet eine ſehr ähnliche Parallele dafür.

Für eine Vergleichung dieſes jüngern mit dem urſprünglichen S. fließen zwar anjetzt die Quellen noch ſehr ſparſam, doch iſt ſo viel ſchon deutlich, daß zwiſchen demjenigen, welches die ſpätern Brahmanen gebrauchten in dem Glauben, gutes altes S. zu ſchreiben, und jenem alten eine nicht unerhebliche Verſchiedenheit beſteht. Die koloſſalen Kompoſita, wahre Ungeheuer, die Aſſimilirung aller Worte eines Satzes oder ſeuſtige Verbindung der Schluß- und Anfangslaute zu einer vielumfaſſenden Einheit, eine bedeutende Zahl Wurzelformen, welche ſich nach den Geſetzen irgend einer Volksmundart aus dem alten S. herausgebildet hatten und die man auf die eigentliche ſanskrit. Form ſpäter zurückzuführen nicht mehr verſtand oder verſäumte, vielmehr geradezu im neuen S. anwendete, endlich der Mangel einer Menge von Wurzeln und flexiviſchen Formen, die in dem alten in Gebrauch waren, deren ſich das neuere aber ſo gut wie ganz enthält, das ſind die Hauptunterſcheidungsmerkmale des letztern vom erſtern, wie ſie bis jetzt einer der gründlichſten Forſcher auf dieſem Gebiete (**Benfey**) wahrgenommen hat.

Die Kenntniß dieſes S.s, wie ſie ſeit den letzten 50 Jahren unter uns aufgekommen iſt, hat in der Sprachforſchung die folgenreichſte und erfreulichſte Revolution hervorgebracht, ja es iſt dadurch die vergleichende Grammatik u. Sprachphiloſophie als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft überhaupt erſt möglich geworden. Denn für den am weiteſten räumlich über die Erde verbreiteten Sprachſtamm, den indo-germaniſchen, welcher ſich von den Südländern des Himalaya bis an die Säulen des Hercules und von Island bis nach Sicilien ausdehnt, iſt in dem S. zwar nicht, wie oft angenommen worden, die Urmutter ſelbſt, aber diejenige Tochter gefunden, welche an formeller Ungetrübtheit, Urſprünglichkeit, Reichthum, Feinheit der Ausbildung, wenn auch nicht abſolut, doch der größern Maſſe nach, allen übrigen vorangeht. Von den 6 Hauptabkömmlingen jenes Stammes, der indiſchen und ariſchen Gruppe in Aſien, der griechiſch-lateiniſchen, celtiſchen, germaniſchen, litthauiſch-ſlaviſchen in Europa iſt das S. diejenige Geſtaltung, die dem allgemeinen Identitätspunkte am nächſten ſteht, von dem aus ſich ſtrahlenartig nach verſchiedener Richtung die zugehörigen Zungen verbreiteten; das S. muß der Vergleichung aller dieſer Sprachen wenigſtens im Ganzen und Großen als die letzte Unterlage oder als der Prüfſtein dienen.

Die eigentliche Schrift des S.s führt den Namen Dewanâgari, Götterschrift, weil sie Brahma bei Abfassung der Wedas gebraucht haben soll; außerdem wird es aber auch mit bengalischer, tamulischer, birmanischer, cingalesischer und andern Schriften geschrieben. Als Material dienen grüne Palmblätter, in welche mit eisernem Griffel die Buchstaben eingeritzt werden, auch Blätter des Lotos, der Aloe und des Baumes Burdsha, oder Papier mit Zuckerrohr (statt der Feder) und Tusche. Die ältesten uns bekanntesten Denkmäler der Dewanâgarischrift reichen etwa bis um 400 v. Chr. Sie wird von der Linken zur Rechten, gewöhnlich in ganzen Linien zusammenhängend geschrieben. Der Vokale sind 10 einfache, nämlich 5 kurze u. eben so viele entsprechende lange: a, i, u, ri, lri; â, î, û, rî, lrî; und 4 Diphthonge: é, ó, ai, au. Diese Vokalzeichen werden aber nur im Anfange der Wörter gebraucht, an andern Stellen im Worte werden sie durch verschiedene Zeichen zwischen, über und unter den Konsonanten ersetzt, außer dem kurzen a, das unbezeichnet bleibt, aber nach jedem Konsonanten gesprochen wird, wenn kein anderer Vokal oder das Zeichen der Vokallosigkeit beigefügt, ob derselbe nicht mit dem folgenden Konsonanten zu einem Doppelbuchstaben zusammengeschlungen ist. In der Mitte des Wortes folgen niemals zwei Vokale auf einander; stoßen sie aber durch die Wortbildung auf einander, so werden i, î, u, û, ri, rî vor einem ihnen unähnlichen in ihren entsprechenden Halbvokal (j, v, r) verwandelt. Die Vokale sind einer zweifachen Umwandlung oder Steigerung in 2 Graden fähig, die Guna und Wriddhi genannt werden, z. B. das u oder û zu ó (Guna) und zu au (Wriddhi), wonach im Lateinischen cauponari, kaufen, das Wriddhi von cupere, wünschen, vorliegt. Der Konsonanten sind 33 oder, wenn das nur in dem Weda-Dialekt vorkommende Element lra mitgezählt wird, 34. Sie sind nach den Organen in 5 Klassen geordnet, wozu aber noch die Halbvokale und Zischlaute kommen. 1) Kehlbuchstaben (Gutturale): ka, kha, ga, gha, nga; — 2) Gaumenbuchstaben (Palatale): tscha, tschha, dscha, dschha, ña; — 3) Zungen- (Kopf-)buchstaben (Linguale, Cerebrale): ta, tha, da, dha, na; — 4) Zahnbuchstaben (Dentale): ta, tha, da, dha, na; — 5) Lippenbuchstaben (Labiale): pa, pha, ba, bha, ma; — 6) Halbvokale: ja, ra, la, wa; — 7) Zischlaute (Sibilanten): sca, scha, sa, ha *).

Diese Konsonanten gehen, wenn sie als Doppelbuchstaben gesprochen werden, die mannichfaltigsten Verbindungen mit einander ein. Die Aussprache einiger ist dem indischen Organ eigenthümlich, z. B. des t'a und d'a, welche so pronuncirt werden, daß man die Zungenspitze weit zurückbiegt und an den Gaumen ansetzt, wodurch ein hohler Ton, wie aus dem Kopfe, entsteht, weshalb die indischen Grammatiker die ganze zugehörige Klasse Kopflaute nennen. Einen außerordentlichen Reichthum besitzt das indische Alphabet an Nasallauten, indem die feinen Unterschiede in der Aussprache des n nach Maßgabe des folgenden Konsonanten, wie sie in andern Sprachen zwar auch vorhanden sind (vergl. das deutsche Enge und Ende), aber nicht durch die Schrift bezeichnet werden, hier ihre besondern Zeichen haben. Von großer Wichtigkeit für die Einsicht in die vielfachen Umlautungen der Buchstaben und die ganze Formenlehre ist die Eintheilung in dumpfe Laute und in tönende; zu jenen gehören je die beiden ersten Buchstaben der fünf voranstehenden Klassen mit den Zischlauten; zu den letztern aber alle Vokale mit den Halbvokalen und ha nebst den 3 letzten Konsonanten der 5 vordern Klassen. An Lesezeichen gibt es, außer den schon erwähnten für die Vokallosigkeit eines Konsonanten, noch eine Art Apostroph am Anfange der Wörter für ein elidirtes a, zwei Stellvertreter des r, ferner Abtheilungszeichen für die halben und ganzen Verse; ein Punkt über dem Buchstaben, Anuswâra (Nachklang), zeigt an, daß ein nasales n oder ein m nachklingen soll, und zwei Punkte (:), Wisarga genannt, als h zu lesen, stehen am Ende der Wörter als euphonische Veränderungen der Buchstaben s und r. Als Accentzeichen dient ein senkrechter Strich über einem Vokal, wenn er in einem hohen, ein wagerechter unter demselben, wenn er in einem tiefen, und eine gebogene Linie oder der Zug des Buchstaben u, wenn er in einem hoch anfangenden und tief ausgehenden Ton ausgesprochen werden soll. Die Ziffer 3 neben einem Vokale oder 3 wagerechte Linien darüber zeigen eine Dehnung in dreifacher Währung eines kurzen Vokals an. Der Accent stand im S. ursprünglich auf der Sylbe, welche das die Wurzel modificirende Element enthält. Weil aber die Geltung dieses Elementes immer mehr an seinem ursprünglichen Werth einbüßte und in den Hintergrund trat, so ward diese Sylbe fähig, ihren Accent fahren zu lassen. Dem ursprünglichen Princip zufolge fällt in der unendlichen Mehrzahl der Sanskritbildungen der Accent auf die letzte Sylbe, weil sie die modificirenden Suffixa enthält; auch wird dadurch erklärlich, warum überall; wo das Sprachgefühl schwankte, der Analogie folgend, der Accent auf die letzte Sylbe gelegt wurde. — Die allerfeinste Ausbildung legt das S. in dem Reichthum seiner Wohllautsregeln dar, die in solcher durchgreifenden Konsequenz und Mannichfaltigkeit wohl in keiner andern Sprache gefunden werden. Das Grundgesetz kommt zuletzt darauf hinaus, nur Artikulationen von verwandter Natur mit einander in Verbindung kommen zu lassen; demgemäß sowohl die Vokale, als die Konsonanten beim Zusammenstoß unverträglicher, setzen diese so gestellt, daß der eine den Schluß- und der andere den Anfangslaut auf einander folgender Wörter macht, oder daß sie in der Mitte desselben Wortes zusammentreffen, Umwandlungen erleiden nach den Regeln des Wohllauts. Fast ist es staunenswerth, in welcher Ausdehnung dieses Princip der Assimilirung, Verdoppelung, Elision, dann die Verschmelzung, Er-

*) Wir theilen die S.-Schriftzeichen in dem Art. Schrift mit.

härtung, Einschiebung vermittelnder Laute durchgeführt werden. So werden, um wenigstens ein Beispiel anzuführen, die Worte: wâri iha asti, Wasser ist hier, zusammengezogen in wârihâsti; aus wâri atra, Wasser hier, wird mit Erhärtung des Vokals in den Halbvokal wârjatra; selbst ein zweitfolgender Buchstabe bewirkt unter Umständen die Umwandlung des andervorherigen. — Der Wortschatz des S.s läßt sich auf eine Anzahl Urelemente, die man Wurzeln nennt, zurückführen, die in der gerade=zu Sprache für sich allein, in ihrer nackten Form, selbst nicht vorkommen, sondern bloß aus ihren Abkömmlingen erkennbar sind, denen sie als gemeinsamer Stamm zu Grunde liegen. Sie sind sämmtlich einsylbig, außerdem aber keiner Beschränkung in der Buchstabenzahl unterworfen; es gibt aus einem bloßen Vokal bestehende, wie i, gehen (vgl. das lat. i-mus), und andere mit der möglichsten Konsonantenhäufung, wie skand, aufspringen (vergl. scand-o). Schallnachahmende, wie tup, schlagen, finden sich — das ist eine für einen Sprachforscher höchst bemerkenswerthe Thatsache — nur sehr wenige darunter, wie es für die kulturgeschichtliche Forschung einen lehrreichen Fingerzeig gewährt, daß desto mehr für Sagen, Wissen, Lehren, Meditiren, am wenigsten für Streiten und Kämpfen vorkommen. Diese Sprachelemente sind eben geistiger Abdruck eines friedlichen Volkes, das seinen denkenden Ernst, Neigung zur Abgezogenheit und einen Hang zur frommen Einsamkeit schon in den frühesten Lautschöpfungen beurkundet. Es finden sich an 500 Stämme der Bewegung, u. nächst diesen sind die des Tönens am zahlreichsten. Die Zahl der Verbalstämme überhaupt ist 2352, wozu noch 44 sogenannte Sautrawurzeln kommen, d. h. solche, die in den grammatischen Regeln angenommen werden, um die Nomina, welche auf jene nicht zurückgehen, von ihnen ableiten zu können. Zu mehr als 1800 fehlen aber in dem von Rosen herausgegebenen Radices Sanscritae (Berlin 1827) die Belege, und es kommen demnach nur an 500 gangbare Stämme in den ersten Schriften der Sanskritliteratur vor, die aber durch vorgesetzte Partikeln einen unendlichen Reichthum an Bedeutungen ergeben. Solcher Partikeln sind 18, die sämmtlich mit den Präpositionen der Schwestersprachen verwandt sind, wie pra mit pro, pari mit περί, upa mit ὑπό, aber im S. sich meistens von den Verben nicht trennen lassen und zu zweien und dreien, aber nicht bis zu vieren, dem Verbum vorgesetzt werden können. Erst dadurch, daß zu jenen Stämmen noch die Kopula und das Subjekt hinzugethan werden, entsteht ein volles Zeitwort und dessen Flexion. Soßist tupâmi, ich schlage, zusammengesetzt aus der Wurzel tup, der Kopula as (seyn) und dem Subjekte mi, und bedeutet eigentlich: schlagend bin ich. Die Zeitwörter haben 3 Zahlen, Singular, Dual u. Plural, und jede dieser Zahlen, auch der Dual, 3 Personen, welche sich z. B. in der Transitivform des Präsens durch die Endungen charakterisiren: Sing. 1) mi, 2) si, 3) i; Dual. 1) was, 2) thas, 3) tas; Plur. 1) mas, 2) tha, 3) anti. Nach der verschiedenen Weise, wie sich die Personalausgänge an den Stamm anfügen, sind die verschiedenen Konjugationen getrennt und geordnet, deren das S. 10 zählt, die jedoch nur in den ersten 4 Temp. von einander abweichen. Die erste, zu der fast die Hälfte aller Sanskritverba gehört, fügt Personalendung und Stamm durch den Bindevokal a zusammen, z. B. pach-a-ti, er kocht; die zweite setzt die Endung unmittelbar an die Wurzel, z. B. ad-mi, ich esse; die dritte reduplicirt die Anfangskonsonanten, z. B. da, geben, dadami, wie δίδωμι; die vierte mehrt die Wurzel durch das Affix ju; die fünfte durch nu ꝛc. Der Modi sind 5: Indikativ, Potentialis, Imperativ, Prekativ und Conditionalis. Der Infinitiv wird zum Nomen gerechnet. Der Indikativ hat 5 Tempora: ein Präsens, 3 Präterita, 2 Futura. Von den übrigen Modi hat jeder nur ein Tempus. Die Ordnung, in welcher die Tempora u. Modi auf einander folgen, ist diese: 1) das Präsens, 2) der Modus Potentialis (Konjunktiv u. Optativ), 3) der Imperativ, der auch eine erste Person hat, 4) das einförmige Augmentpräteritum (Imperfektum mit einem a als Augment), 5) das vielförmige Augmentpräteritum (griech. Aorist), 6) das reduplicirte Präteritum (Perfektum mit Reduplikation des Stammkonsonanten), 7) das Participialfuturum, 8) der Prekativ, 9) das Auriliarfuturum, 10) der Conditionalis. Jedes Verbum ist entweder transitiv (Parasmaipadam, auf einen Andern wirkend), oder reciprok (Atmanêpadam, Selbstform, auf den Handelnden zurückgehend, Medium); mit dem letztern wandelt sich das Passiv in gleicher Weise ab, nur wird hierbei an die Wurzel noch ja angehängt. Auch Kausale, Frequentative und Desiderative sind gebräuchliche Verbalmodifikationen, und von den Grundformen der Nomina können nach bestimmten Gesetzen wieder neue, sekundäre Verbalwurzeln, sogenannte Lidhu=Wurzeln, gebildet werden, woraus, wie aus primitiven, sowohl Verba (denominativa) als Nomina entspringen. Doch macht die Sanskritsprache von ihrer Fähigkeit, Denominativa zu bilden, keinen sehr häufigen Gebrauch. — Die Wortbildung geschieht fast ausschließlich durch Anfügung von Suffixen, und es gibt nur wenig reine Wurzelwörter. Die Suffixa, welche Nomina primitiva aus den Wurzeln selbst bilden, heißen bei den indischen Grammatikern zum Theil Krit, zum Theil Unâdi, diejenigen aber, welche Denominative aus andern Wortstämmen bilden, Taddhita=Suffixe. Durch Anfügung jener werden die Participia, Infinitive und Gerundia formirt. Die Zahl dieser Ableitungssylben ist außerordentlich groß, und die Sprache erhält dadurch einen Reichthum, wie keine andere. So zeigt tra das Instrument an: von bhas, leuchten, bhastra, Fenster, altlatein. festra; tri den Handelnden: sû, nähen, sûtri, der Näher, sutor, dschan, erzeugen, dschanitri, Erzeugerin, genitrix; ras, â, am macht Adjektive: madhu, Honig, Meth, davonmadhuras, süß, reif, maturus; tas, â, am macht Participia praeteriti passivi: datas, a, am, gege=

ben, datus, dànam, Gabe, donum. Noch übertrifft das S. die klassischen Sprachen durch eine ungemein große Mannichfaltigkeit der Wortzusammensetzungen, so daß nicht weniger als 6 verschiedene, durch besondere technische Namen bezeichnete Arten von Nominal-Kompositis aufgeführt werden. Die erste sind die Dwandwa, wo zwei oder mehre Substantiva einander koordinirt und durch und zu verbinden, im gleichen Kasusverhältniß zusammengefügt sind, z. B. tschandrâditjau, Mond und Sonne; die zweite umfaßt possessive Adjektiva, wo das letzte Glied der Zusammensetzung immer ein Substantiv oder substantivisch gefaßtes Adjektiv ist, das erste Glied aber jeder andere Redetheil, nur kein Verbum, Konjunktion oder Interjektion seyn kann, z. B. gadschendrawikrama, eines Elephantenfürsten Stärke habend u. s. w. Wie beim Verbum gehen die indischen Grammatiker auch beim Nomen über dessen usuelle Form hinaus, indem sie eine leblose Grundform annehmen, welche erst durch die Kasusendungen zum Nomen wird. Man findet daher im Wörterbuch nicht devas, Gott, sondern deva, weil das s erst den Nominativ gibt; nicht nama, Name, sondern naman, weil dies das Thema ist, das in der Deklination wieder hervortritt; es ist so, als wenn in dem lateinischen Lexikon homin und pulver als die absoluten Grundformen für homo und pulvis aufgeführt würden. — Die Flexion der Nomina und Pronomina, ausgenommen die Pronomina der ersten und zweiten Person, unterscheidet 3 Geschlechter, männliches, weibliches und sächliches; ferner, wie im Verbum, 3 Numeri, die sich beim Nomen durch verschiedene Kasusendungen sondern. Der Kasus sind 8 mit folgenden Endungen: Nominativ Sing. —s, —m; Dual —au, —i; Plur. —as, —i; Akkusativ Sing. —m, —am; Dual wie Nominativ; Plur. —s, —i; Instrumentalis Sing. —â; Dual —bhjâm; Plur. —bhis, —ais; Dativ Sing. —é, —ai, —aja; Dual —bhjâm; Plur. —bhjas; Ablativ Sing. —t(—at), —s; Dual —bhjâm; Plur. —bhjas; Genitiv Sing. —aja, —s, —as, —às; Dual —ós; Plur. âm; Lokativ Sing. —i, —âm; Dual —ós; Plur. —su; Wokativ ist im Dual und Plural dem Nominativ gleich, im Singular ohne eigenthümliche Kasusendung. Um nach diesem allgemeinen Schema die mannichfaltigen Nominal- und Adjektivformen — diese letztern dekliniren sich gleicherweise wie die Nomina — flektiren zu können, werden, nach den Endbuchstaben unterschieden, von den Grammatikern mehre Deklinationen angenommen. Doch ist darüber im Einzelnen keine Uebereinstimmung. Die Adjektiva endigen sich gewöhnlich auf a, oft auch auf u; sie sind der Abwandlung durch die 3 Geschlechter fähig und richten sich darin nach ihrem Substantiv. Die Vergleichungsstufen werden für den Komparativ durch das Suffix tara und für den Superlativ durch tama aus dem Positiv gebildet; daneben aber kommt auch für den Komparativ die Endung ijas (ijân) und für den Superlativ ischtha (ischthas) vor, deren Verwandtschaft mit den griechischen Suffixen ιων und ιστος leicht zu erkennen ist. Die Zahlen sind éka 1, dwi 2, tri 3, tschatur 4, pantschan 5, schasch 6, saptan 7, aschtan 8, nawan 9, dasan 10, sata 100, sahasra 1000. Die Ordnungszahlen werden durch verschiedene Suffixe von den Grundzahlen abgeleitet, wie dwitija, der zweite, tritija, der dritte; der erste aber heißt prathama (vgl. πρῶτος und primus). — Die Pronomina haben in ihrer Deklination viel Eigenthümliches, zeigen aber vielfache Berührungen mit abendländischen Formen, z. B. der Stamm der ersten Person ah mit ich, der zweiten tu mit du u. a.; nur die der dritten Person unterscheiden sich nach 3 Geschlechtern. — Die Adverbia sind theils solche Wörter, deren Ursprung nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann, wie a nicht als Präfix, na, nicht, theils Nomina, die durch Kasusendungen oder gewisse Suffixe eine adverbiale Bedeutung erhalten. — An Konjunktionen hat die Sprache keinen großen Vorrath. Eben so an Präpositionen, wenn die untrennbar mit Verben verbundenen nicht gezählt werden; diese andern regieren verschiedene Kasus der Nomina, die uneigentlichen, d. h. ähnlich wie im Lateinischen gebrauchte (causa, gratia) Nomina, haben immer den Genitiv bei sich. — Die Interjektionen sind zu einem Theile einfache Naturlaute, zum andern Worte, die aus andern Redetheilen entlehnt und als Ausrufe gebraucht werden. — Die Syntax ist höchst einfach; die Wortstellung ziemlich frei. — Als Hülfsmittel zum Erlernen des S. s dienen theils die Grammatiken von Will. Carey, Serampoor 1806; Charl. Wilkins, Lond. 1808; Othm. Frank, Würzb. u. Leipz. 1823; Bopp (Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrit-Sprache), Berl. 1827, desselb. Grammat. crit., 1832, in kürzerer Fassung 1834; theils Wörterbücher von Wilson, Kalkutta 1819, 1832; Bopp, Berl. 1830, 1841; Rosen, Radices Sanscritas, Berl. 1827; Westergaard, Bonn 1841; theils Chrestomathien und Anthologien, von Othm. Frank 1820—21, Chr. Lassen, Bonn 1838, Böhtlingk, Petersb. 1845, Höfer, (Sanskrit-Lesebuch, 1. Hft.), Hamb. 1850, und andere Hauptbücher, wie Schlegel, Ueber Sprache u. Weisheit der Inder, Heidelb. 1808; Bopp, Ueber das Konjugationssystem der Sanskritspr., Frankf. 1816; Eichhoff, Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde, Par. 1836; Bopp, Vergleichende Grammat. des S.s, Berl. 1833—43.

Das S. ist eine äußerst fruchtbare Mutter gewesen; denn aus ihm ist eine Menge von Volksmundarten hervorgegangen, die sich im Allgemeinen durch das Streben nach größerer Weichheit, Abwerfung der Aspiration, Verwechslungen der Liquiden und anderer Sprachelemente, Vernachlässigungen der Kasusendungen und des Genus charakterisiren. Die älteste, der Mutter am treuesten gebliebene Mundart ist die heilige Sprache der Buddhisten, mit Namen Pali, das eine Volkssprache Mittelindiens gewesen zu seyn scheint, von hier aber, mit dem Buddhismus vertrieben, über Ceylon nach Hinterindien drang, mitten unter monosyllabischen sich ausbreitete

und fortwährend gelehrte Sprache blieb in Ava, Urrakan, dem birmanischen Reiche, Pegu, Siam, Laos, vielleicht in Kambodscha und Tschampa, außerdem auf Ceylon; als gesprochen ist es aber ausgestorben. Es steht dem S. noch so nahe, daß es keine grammatische Form besitzt, deren Ursprung sich nicht aus jenem nachweisen läßt. Fremde Beimischungen hat es nicht erlitten; wenigstens zeigt sich in den Schriften ernsterer Art keine Spur davon. Für die Erforschung der Buddhalehre und mittelbar der Geschichte Indiens hat das Pali hohe Bedeutung. Vgl. E. Burnouf u. Chr. Lassen, Essai sur le Pali, Paris 1826, und Fr. Spiegel, Lexicon Palicum, Bonn 1842.

Eine zweite Tochter des S. und jetzt gleichfalls todte Sprache ist das Prakrit. Dieser Name erlaubt eine mehrfache Deutung, wie auch sein Begriff gar Verschiedenes befaßt. Gewöhnlich wird Prakrita durch gemein, vulgaris erklärt. Es ist aber ein regelrecht gebildetes Adjektiv von prakriti, Hervorbringung, Stoff, roher, formloser Wortkörper, natürlicher Zustand einer Sache, daher prakrita materiell, natürlich im Gegensatz zu dem Kunstvollen, schlechter, gemeiner bedeutet, wie das Alles auf das Verhältniß der Prakritmundart zum S. paßt. Denn der Stoff wird jenem von diesem in solchem Umfange dargeliehen, daß das Prakrit fast nur ein lautlich umgebildetes S. ist, ohne selbst neue Bildungselemente entwickelt zu haben; es ist auch unedler, weil es einmal als gemeine Umgangssprache dem täglichen Leben noch angehörte, als sich das heilige S. immer mehr daraus zurückzog, und nicht minder ist es natürlich, einfach im Gegensatz zu dem kunstvollen, geschmückten und erhabenen S. Im Sprachgebrauch wurden mit dem Namen Prakrit im weitesten Sinne alle Sprachen Indiens, das S. allein ausgenommen, als Vulgärsprachen bezeichnet, selbst solche inbegriffen, die nicht sanskritischen Ursprungs waren. Daher behaupten einige gelehrte Brahminen, daß es nicht weniger als 64 Prakrits gegeben habe. Im engeren Sinn versteht man darunter die scenischen Dialekte, deren sich die Dichter in den Dramen und einigen andern Dichtgattungen neben dem S. für gewisse bestimmte Klassen der Auftretenden bedienen; es unterscheiden die ältern Grammatiker hierunter 4 oder 6 Arten, nämlich das vorzugsweise, im engsten Sinn so genannte Prakrit, das Sauraséni, Mágadhi, Paiśáchi, dazu das Chúlika Paiśáchi und Apabhransa. In der oben erwähnten engsten Bedeutung wird Prakrita von dem einen in den Dramen vorzugsweise üblichen Dialekt gebraucht, der im Mahrattenlande seinen Ursprung gehabt haben soll, und in dem auch die heiligen Bücher der Dschaina's, einer buddhistischen Sekte, geschrieben sind. In den Dramen reden die guten Genien und die Frauen diesen Dialekt, denen er besonders angemessen ist, da er noch weicher als das Pali, durch ein ungebührliches Auslassen von Konsonannten etwas beinahe nur Lallendes bekommt, zuweilen äußerst entstellt und fast weibisch geworden ist. Jene verschiedenen Prakritarten haben zwar in örtlichen, einmal wirklich lebendigen Provinzialdialekten ihren Ursprung, bei der Verwendung in den Dramen aber werden sie nicht den handelnden Personen als ihre jedesmalige Heimathssprache in den Mund gelegt, sondern sie sind nebst dem S. gewissermassen rang- und standesmäßig vertheilt. Es verhält sich ungefähr so, wie wenn man sich dächte, daß in einem lateinischen Drama die Götter, Könige, Helden Latein (Sanskrit) sprächen, die Frauen und weniger hochgestellten Männer vorzugsweise der gebildetsten italienischen Mundart sich bedienten (eigentl. Prakrit), daneben aber nach Konvenienz noch italienisches Patois, wie mailändisch, venetianisch, calabresisch von den verschiedenen Personen geredet würde. An den Höfen indischer Fürsten, vor denen die Schauspiele aufgeführt wurden, scheint sich durch allerhand politische Umstände zwischen den Idiomen verschiedener Provinzen, deren oft mehre einem Oberhaupte gehorchten, eine gewisse Rangordnung festgesetzt zu haben, welche dann die Dramatiker mit einiger Freiheit kopirten. Auch leitete sie bei solcher Mischung der verschiedenen Dialekte wohl noch ein ästhetischer Grund; indem zu dem schwerfälligeren S. das leichter beschwingte Prakrit, und zwar das Maharaschtra (Mahrattische) in der gebundenen, das Sauraséni in der ungebundenen Rede, hinzugenommen wurde, milderte sich die Steifheit und der hohe Ernst durch diese aus dem frischen Leben geholten heitern Farben und Lichter. Als Sprache der Inschriften haben wir neuerlich das Prakrit kennen gelernt, seitdem Prinsep die im 3. Jahrhundert v. Chr. verfaßten Inskriptionen des Aśóka, Enkels von Sandrocottus und gefeierten Königs der buddhistischen Geschichte, entziffert hat und deren Abfassung im Maghadidialekte dargethan werden ist. Vgl. De Prakrita dialecto libri duo von Alb. Höfer, Berl. 1836; — Institutt. ling. Praeriticae von Chr. Lassen, Bonn 1836; — Radices Praecriticae von Nicol. Delius, Bonn 1839.

Von den heut zu Tage in Indien noch lebenden Sprachen ist ein großer Theil als Enkelsprachen des S. zu bezeichnen; ihre Literaturen sind der großen Masse nach Uebersetzungen, Nachahmungen und Umgießungen von sanskr., oder persischen, arabischen u. a. Werken; die Europäer aber, vorzüglich die Engländer hat das unmittelbar praktische Bedürfniß zum Studium derselben und zu der Abfassung einer Menge von Lehrbüchern wenigstens über die geläufigsten darunter veranlaßt. Viele dieser indischen Sprachen sind aber auch noch in Dunkel für uns gehüllt, und es ist bei einzelnen selbst die Entscheidung nicht leicht, ob sie mit mehr Recht verdienen den Idiomen des sanskritischen, oder des urindischen Stammes zugerechnet zu werden. Die jetzt gültigen Annahmen beruhen hauptsächlich auf den Untersuchungen Lassens (Instit. Praecrit.). Die literarisch kultivirtesten unter den neuindischen Sprachen sind das Hindustani und das Hindi, die beide auf derselben grammatischen Basis ruhen, aber im Gebrauche ganz verschie-

den sind. Das Hindustani bildete sich seit dem Einbruch der Ghasnawiden zu Anfang des 11. Jahrh. n. Chr. und der spätern moslemischen Eroberungen in Indien, indem die Eroberer zu schwach an Zahl waren, um die einheimischen Idiome zu verdrängen, und die Eingebornen genöthigt waren, durch ihre politische Stellung, sich mit den neuen Herren zu verständigen. Durch gegenseitige Anbequemung, nämlich Einmischung einer Anzahl von arabischen und persischen Worten aus den Sprachen der fremden Sieger in das indische Element, das nur kümmerlich seine grammatische Form erhielt, entstand anfangs als eine einfache Militärsprache jenes Hindustani, das dann unter Akbar dem Großen Hofsprache wurde, unter Aurengzeb schon zu einer nicht unbedeutenden Literatur gelangte und sich allmählig über das Königreich Aude, die Provinzen Behar, Allahabad, Delhi, Agra (in diesen beiden sprach man es am reinsten), und in einem großen Theile des Dekan verbreitete. Es ist die Sprache aller mohammedanischen Bewohner Indiens, die zwischen 18 und 19 Millionen betragen, wird aber fast von allen gebildeten Indern erlernt und gesprochen, auch von den meisten Europäern, die dort leben, da es als eine Art Lingua Franca durch ganz Vorderindien, selbst darüber hinaus, in Arrakan, auf den Maldiven und Lakediven und in vielen auswärtigen Städten Asiens verstanden wird. Die hindustanische Literatur ist größtentheils in ganz muselmanischem Geiste verfaßt. Als Schrift dienen bei der moslemischen Bevölkerung die arabischen Buchstaben, die nur durch noch mehr dialektische Punkte weiter gesondert od. vervielfältigt werden; die Hindu's bedienen sich der Dewanagari-Schrift oder einer kursiveren Form derselben, Nagari genannt, dafern sie nicht auch jenes arab.-persische Alphabet gebrauchen. Vgl. Garcin de Tassi (welcher einer der gründlichsten Kenner und fleißigsten Bearbeiter dieser Literatur, auch Lehrer derselben zu Paris ist), Rudimens de la langue Hindostani, Paris 1829, nebst Appendice, daſ. 1833; — Gilchrist, Engl. and Hindostanee Diction., Kalkutta 1787 u. a. Lehrbücher von demselben; — John Shakespeare, Grammar of the Hindustani language, 3. Ausg., Lond. 1826, — die Grammat. v. Price, Lond. 1828, und die Diktionäre von Taylor, revid. von Hunter, abgekürzt von Smyth, von Roebuck, Alles meist für den praktischen Gebrauch berechnet; — Garc. de Tassy, Histoire de la littérature hindoui et hindoustani, Paris 1847.

Das Hindi ist der alte trümmerhafte, praktische Rest des S., welcher sich von der Vermischung mit arabischem und persischem Sprachgut frei erhielt und anstatt solcher neuaufgenommenen Bezeichnungen sanskritische oder wenigstens aus dem S. stammende Ausdrücke bewahrte. Der Distrikt von Bradsch, das indische Arkadien, ein Landstrich, 30 Lieues um Matura im Norden Indiens, der geheiligte Schauplatz der jugendlichen Abenteuer Krischna's, ist die Gegend, wo es am reinsten gesprochen wird; daher es auch Bradsch-Bhakha genannt, oder diese Bradsch-Sprache als eine besondere Varietät des Hindi betrachtet wird. In diesem letzteren Fall werden die Khariböli in Delhi und Agra, u. die Pürbi-bhákhá, d. h. östliche Sprache, in Aude und Benares als die beiden andern Mundarten daneben gestellt. Die Verschiedenheit vom Hindustani ist mehr lexikalischer, als grammatischer Art. Man achtet aber und liebt dieses Hindi heut zu Tage so sehr, daß die Hindu, welcher Gegend sie übrigens auch angehören mögen, am liebsten ihre dichterischen Erzeugnisse in dieser Sprache schreiben, die sie dem S. an Schönheit gleich stellen. Der Missionär Adam hat mehre Schulbücher im Hindi mit Dewanagari-Schrift, auch Grammatik und Lexikon darüber herausgegeben (Hindi-kósha, Kalkutt. 1829, und Hindi bhásháká, Kalkutt. 1827).

Außer den angeführten nimmt Lassen noch 24 sanskritische Provinzialsprachen von weiterer Ausdehnung an; im Osten das Bengáli, d. i. die Sprache von Bengalen, ein literarisch kultivirtes, dem S. noch ziemlich nahe stehendes Idiom, mit einem eigenthümlichen, aus dem Dewanagari abgeleiteten Schriftcharakter; ferner der Dialekt von Tirhut (sanskr. Tirabhukti), einer Provinz, nördlich von Bahar; die Sprache von Orissa; in den Berggegenden und Thälern des Himalaya die Sprache von Nepal, des nördlichen Kósala, die dogurische (zwischen Kaschmir und Almova), die kaschmirische; im westlich. Indien die Pendschábi in den Fünfflußlande, das Idiom der Sikhs; die multanische um den mittlern Indus, die von Sind am untern Indus und dessen Ausflüssen, zugleich Sprache der Bandschanen, die sich außerhalb Indiens des Handels wegen aufhalten, und alle von Sind stammen; an der Westküste die von Kutsch, von Guzerate, von Concan; im Innern Indiens vier Radschputendialekte, ferner die harutische, bei den Alten Sarasvati genannt, die schon erwähnte Bradscha-Bakha, die von Malwa, von Bundelkhund; die maghadische in Behar, und an der Südseite des Vindhyagebirges das Mahrattische (sanskr. Mahárástra, d. i. großes Reich).

Noch stimmt auch die Zigeunersprache ihrem Grundcharakter nach zu den indischen Volkssprachen, dem Prakrit und mittelst dessen zum S., obgleich auch eine Menge orientalischer und europäischer Wörter, aber lange nicht in gleicher Zahl, mit den ächt indischen und meistens nur vorübergehend von diesem Wandervolke aufgenommen worden ist. Endlich ist auch das Kawi auf den Inseln Java und Bali eine auswärtige Tochter des S. und zwar in seiner reinen Form. Es hat sich in Folge friedlicher Uebersiedelungen als eine literarische Sprache festgesetzt, hat aber unter den malayischen Sprachen nicht bloß eine Mischung im Wortvorrath, sondern auch eine Zerrüttung seines grammatischen Baues erlitten. Vgl. A. v. Humboldts berühmtes Werk: Ueber die Kawi-Sprache, Berlin 1836.

Die indische Nation ist ihrem Naturell nach für literarische Produktionen eben so empfäng-

lich, wie dazu aufgelegt. Obwohl der grauenvolle mohammedanische Despotismus auf ihr gelastet hat, und dermalen die englische Herrschaft auch kein sanftes Joch ist, zeigt sich doch der in diesem Volke ruhende Bildungstrieb und die Lernbegierde so lebendig, daß das Verhältniß der Schüler zur Gesammtzahl der Bewohner Indiens im Allgemeinen größer ist, als in irgend einem Theile der Welt. Denn während in Preußen, das Indien zunächst kommt, das Verhältniß wie 1 : 7 ist, kommt dort ein Schüler auf 5 Menschen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, auch jetzt noch, nachdem die Moslemen sich haben angelegen seyn lassen, so viel Sanskritschriften zu verbrennen, als sie deren habhaft werden konnten, einem solchen reichen Vorrathe zuzugegnen, daß die Literatur des alten Indiens füglich mit der klassischen wetteifern kann. Bibliotheken anzulegen, gehörte gewissermaßen zu den Religionspflichten; daher die Mongolen bei ihren Einfällen in Indien fast in jedem Tempel dergleichen fanden, und den Engländern z. B. bei der Einnahme von Seringapatna 2000 Bände in die Hände fielen. Die britischen Museen allein besitzen einen so ansehnlichen Vorrath von Handschriften, daß kaum das Lebensalter eines Gelehrten hinreichen würde, einen Katalog darüber zu fertigen. In der einen Sammlung, welche Colebrooke in Indien veranstaltet hatte und im J. 1816 nach London brachte, befanden sich an Sanskritwerken allein 211 über die Weda's und deren Scholiasten, 149 über die Wedantaphilosophie, 100 über Dialektik und Logik, 239 mit heiliger, 200 mit profaner Poesie, besonders Lyrik und Dramatik, ferner 57 medicinischen, 67 mathematischen und astronomischen, 251 juridischen, 61 lexikalischen und 136 grammatischen Inhaltes. Eine von Sir Robert Chambers zusammengebrachte Sammlung besteht aus 800 Sanskrithandschriften und ist an Allem, was die Weda's betrifft, reicher als irgend eine bekannte Bibliothek, und in der kostbaren Mackenzie Collection sind unter 1568 Handschriften 667 in S. geschrieben, außerdem 8076 Inschriften, 2630 Zeichnungen, 6218 Münzen enthalten. Rechnet man hinzu, was in den andern bei Adelung (Bibliotheca sanscrita, S. 100 ff.), aufgeführten englischen, französischen, deutschen, russischen u. a. Bibliotheken an Sanskritwerken aufbewahrt wird, so erscheint deren allein in Europa vorhandene Zahl ungeheuer groß, deren in Indien fast gar nicht zu gedenken, wo die Tempel in Tanjore, Ramisseram und Travankore, zu Benares, in Nepal und wahrscheinlich auch in Kaschmir die Hauptniederlagen sind.

Die uns erhaltenen und bis jetzt bekannten literarischen Denkmäler des S. lassen sich in 2 Hauptklassen, Inschriften und Bücher, unterscheiden. Jene sind, wie schon aus der oben erwähnten Menge der allein vom Obersten Mackenzie zusammengebrachten erhellt, sehr zahlreich. Bei der großen Dunkelheit über der politischen wie literarischen Geschichte Indiens haben sie als eines der vorzüglichsten Hülfsmittel zu deren Aufhellung eine eigenthümliche Wichtigkeit. Die Mehrzahl derselben fällt in die Zeit zwischen dem 7. und 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Die ältesten, von wahrhaft unschätzbarem Werthe sind die schon erwähnten Inschriften des Aśoka, welche dieser König — er nennt sich selbst Piyadasi (Priyadarçin), d. i. der lieberal Gesinnte — an drei Plätzen seines Reichs auf Säulen und Steinblöcken veröffentlichen ließ, westlich unter dem Berge Girnar auf der Halbinsel Gujerate, bei Kapurdigiri in Afghanistan und bei Dhauli in Orissa. Sie enthalten zwölf Edikte des Königs (die zu Dhauli nur zehn, daneben aber noch einige andere, ihr eigenthümliche) meist von so allgemeiner moralischer Natur, daß sie in jede Religion passen würden, Gehorsam gegen Vater und Mutter, Barmherzigkeit gegen Menschen und Thiere, auch Hospitälter für die letzteren (nach buddhistischem Brauche) anempfehlend, und scheinen hiernach den Zweck gehabt zu haben, die Bekenner der verschiedenen Religionen, die in seinem Reiche lebten, zur Verträglichkeit und Toleranz aufzufordern. Die älteste dieser Inschriften ist vom 12. Jahre nach der Krönung des Königs (259 n. Chr.), andere sind vom 26. datirt.

Weit höher hinauf reichen die Schriftdenkmäler, welche in Büchern fortgepflanzt worden sind. Sie werden gewöhnlich in eine heilige und eine profane Literatur getrennt, wobei jedoch zu bemerken, daß die Scheidung zwischen beiderlei Arten unter den Indiern selbst keineswegs immer dieselben Grenzlinien bewahrt hat; vielmehr scheint das Brahmathum bei seiner Ausbreitung über das indische Volksleben vorerst manche Seiten der Literatur unbeachtet den niedern Volks-Kreisen und Mundarten überlassen, dann aber, wenn sich dort ein Bedeutung gewinnender Inhalt herausgebildet hatte, manche jener Literaturzweige in seinen Kreis herübergenommen und durch Uebertragung und Fortbildung in der Sanskritsprache gewissermaßen geadelt und geheiligt zu haben. Es geschah das in dem Bewußtseyn oder instinktiven Triebe, die brahmanisch-religiöse Anschauung zur höchsten geistigen und materiellen Gewalt in Indien zu erheben. Nach indischer Ansicht begreift der religiöse Theil der Literatur im Brahmathum das gesammte Wissen (widjà), welches in 18 Haupttheile zerfällt. An der Spitze stehen die vier Weda's (Gesetz) mit ihren zahlreichen Kommentaren und Erläuterungsschriften. Sie werden als in einer hohen Urzeit unmittelbar von Brahma mehren Weisen geoffenbarte Lehren über Gott und Gegenstände der Religion und Liturgie betrachtet, welche zu lesen nur den drei ersten Kasten verstattet ist. Ihre Namen sind 1) Rig- (d. i. Lob-) Weda, eine Sammlung vollständiger Lieder, rhythmische Lobgesänge auf alle Gottheiten in etwa 10,000 Doppelversen; doch haben mehre keine Beziehung auf die Götterverehrung, und der Name paßt daher nicht genau auf seinen Inhalt. Wie er uns jetzt vorliegt, als ein geschichtliches philosophisches Werk, das die bis dahin nur mündlich oder in Sondersammlungen

enthaltenen alten Offenbarungslieder in einem Körper vereinigt, gegen den Untergang sichern und den Schwankungen der Tradition entziehen sollte, besteht er in 10 Kreisen oder Büchern. Die einzelnen Kreise werden in der Regel gebildet durch Lieder eines Verfassers oder mehrer aus demselben Geschlechte, wenigstens im 2. bis 8. Buche. Das erste, dem Umfang nach das größte, enthält Lieder verschiedener Verfasser, jedoch so, daß meist mehre Lieder desselben Verfassers neben einander erscheinen. Im neunten Buch ist das geschichtliche dem sachlichen Principe gewichen; es enthält lauter Lieder, welche die Bereitung und das Opfer des Sama beschreiben und verherrlichen. Das zehnte Buch ist ein ungleichartiger Anhang zum Grundstock der Sammlung, zum Theil in Liedern bestehend von Verfassern mit fabelhaften Namen. 2) Yadschus oder Jadschur- (Opfer-) Weda handelt in 86 Abschnitten über das Opferritual sammt den dazu gehörigen Gebeten, enthält also die Anweisungen über alle religiöse Uebungen, die Kasten, Feste, Reinigungen, Büßungen, Wallfahrten, Gaben, die verschiedenen Eigenschaften der Opferthiere, die Bauart der Tempel, die bei der Geburt, der Vermählung und dem Tode der Menschen aus allen Klassen üblichen Ceremonien und dgl. Genauer gesprochen ist das in dem Theile enthalten, welcher der schwarze Jadschurweda genannt wird. Der zweite Theil, der weiße Jadschurweda, besteht etwa zur Hälfte aus Bruchstücken von Hymnen, welche auch im Rigweda enthalten sind; von der zweiten Hälfte bilden den größern Theil Opferformeln in Prosa, und etwa ein Viertel des Ganzen sind eigenthümliche Bruchstücke von Liedern oder Anrufungen in Prosa. An diesen Weda ist im vorigen Jahrhundert durch den Jesuiten-Missionär Robertus de Nobilius eine literarische Fälscherei angeknüpft worden, welche eine Zeit lang die Gelehrten sehr nachtheilig geblendet hat. Unter dem Namen Epur-Wedam (korrumpirte Form für Jadschurweda) hat jener Nobilius, der um 1620 das Bekehrungsgeschäft in Indien mit Eifer betrieb, ohne die Weda's zu kennen, ein solches angeblich indisches heiliges Buch verfaßt, zu dem Zwecke, den indischen Glauben zu zerstören. Unter dem Aushängeschild, von einem Brahmanen ins Französische übersetzt worden zu seyn, kam es nach Europa und wurde von Voltaire, dem eine Abschrift in die Hände gelangte, benutzt, um mittelst der darin vorgetragenen, vermeintlich uralten Dogmen ähnliche des Christenthums herabzusetzen. Der Engländer Ellis hat, gestützt auf Dokumente, die in einer Missionsbibliothek zu Pondichery gefunden worden, den Betrug mit Evidenz aufgedeckt. 3) Sâman (Lied, Recitation) oder Sâmaweda, enthält zum Singen eingerichtete Gebete, die in der Liturgie gebraucht wurden. Er wird für den heiligsten gehalten. Mit wenig Ausnahmen kommen diese Hymnen wie jene des Jadschur auch im Rigweda vor, ohne daß sie von da oder umgekehrt entlehnt sind. Vielmehr sind sie der lebendigen Tradition und den Opfergebräuchen entnommen; die Sammlung des Rig bleibt aber stets die Grundlage für unsere geschichtliche Betrachtung dieser Literatur. Diese genannten drei bilden die älteste Klasse der Weda's, und da nur sie in den frühesten Schriften gekannt zu seyn scheinen, so wird der 4., der Atharwa, „d. i. Priester", Weda, für jüngern Ursprungs gehalten, wie das auch die Sprache und eine Grundverschiedenheit der religiösen Anschauungsweisen erkennen lassen. Dieser Atharwa enthält mehr Zauberformeln, Sprüche zum Schutz gegen die verderblichen Wirkungen der göttlichen Gewalten, gegen Krankheiten und schädliche Thiere, Anrufungen heilsamer Kräuter und Verwünschungen der Feinde. Während im Rigweda das Pendschab und Indusland der Schauplatz der Dichtung ist — die Ganga wird nur ein einziges Mal vorübergehend erwähnt — haben die Verfasser des Atharwan im innern Lande gelebt und die westlichen Grenzen waren ihnen ferne geworden. Jeder Weda zerfällt in zwei Theile; der erste wird Mantra oder Gebet genannt, der mit musikalischer Begleitung gesungen wird, wenn er metrisch und sangbar verfaßt ist, während die prosaischen mit einem gewissen Pathos hergemurmelt werden (mantr); der zweite Theil heißt Brâhmana, auch Jnâna, Gnosis, der dogmatische Theil, die theologischen Glaubensartikel über Kosmogonie, über Gottes Eigenschaften und Wesen mit Beweisen für die Gültigkeit solcher Lehren und mit Erzählungen zu ihrer Erläuterung, itihâsa. Zu diesem zweiten Theile gehören noch eine Menge von Traktaten, Upanischads, eigentlich die niedrige Sitzung, beim Unterricht, Lehren, Meditationen, welche im eigentlichsten Sinn die Theologie der Weden ausmachen, indem sie die philosophischen und theologischen Untersuchungen über Gott, Welt, Seele, Unterblichkeit enthalten. Andere dieser Upanischads sind selbstständige Schriften.

Dieses große, umfangreiche Schriftkorpus gehört weder seiner ersten Abfassung, noch auch nur seiner Sammlung nach einem Mann oder einem Zeitalter an. Die Brâhmana und Upanischads setzen das Vorhandenseyn der Hymnensammlungen voraus; in der Zwischenzeit der beiderlei Abfassungen bildete sich die prosaische Diktion; und indem sie, die Brâhmana's, eine zweite Literaturepoche bezeichnen, die bis in die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. hinaufreicht, hat man sie zugleich als einen Uebergang von der alten Hymnendichtung zu der spätern epischen und gnomischen Poesie zu betrachten. Um die heiligen Offenbarungen der Weden vor Zusätzen zu schützen, soll, nach der Sage, der größte der indischen Philosophen, der Brahmane Krischna Dwapajana, der darum Wjâsa, d. i. Sammler, beigenannt worden, aus dem Munde der Priester gesammelt, an einander gereiht und in Bücher und Kapitel getheilt haben. Die letzte Redaktion wird aber dem Kalidasa im 1. Jahrh. v. Chr. zugeschrieben. Der Text der Weden muß in sehr früher Zeit festgestellt worden seyn; er ist ohne alle Varianten auf uns gekommen und kann in seiner jetzigen Gestalt bis in das siebente Jahrh. v. Chr. verfolgt werden. Eine Bestim-

mung der Abfassungszeit im Einzelnen ist zwar jetzt noch nicht möglich, allein so viel doch mit höchster Wahrscheinlichkeit ermittelt, daß die ältesten Stücke im 14. Jahrh. v. Chr. vorhanden waren. Es hat sehr große Schwierigkeiten, dieser Bücher habhaft zu werden, weil die Brahmanen auf das Heiligste verpflichtet sind, die Mittheilung auf ihren Stamm zu beschränken; auf dem Verrath der Weden steht die Ausstoßung, wodurch der Geächtete zu den Paria's hinabsinkt. Im 17. Jahrh. übertrug der Sohn des Schah Dschihan zu Benares mit brahmanischer Hülfe aus allen vier Weden die sogenannten Upanischads ins Persische, mit einer Menge mohammedanischer Vorstellungen verbrämt; diese Kompilation wurde dann im J. 1775 nach Europa geschickt, von dem der indischen Sprache und Religion unkundigen Anquetil Duperron ins Lateinische übertragen (Oupnek'hat i. e. Secretum tegendum, Straßburg 1801) und kann, da hier Brahma, Wischnu und Siwa sogar als Uriel, Gabriel, Michael erscheinen, eine Quelle vieler Irrthümer werden.

Auf die Weda's folgen in der Reihe der heiligen Schriften die vier Upawéda's oder Unterweda's, die aus den Weden abgeleitet, aber nur noch in Auszügen und schwachen Nachahmungen vorhanden seyn sollen. Der erste, Ajschus (Adschurweda), eigentl. Leben, aus dem Rig, handelt von Medicin, Chirurgie, Botanik, Mineralogie u. dgl., der zweite, Gándharwa (von Gandharwa, Namen der himmlischen Musiker), aus dem Sáman, über Musik und Tanzkunst; der dritte, Dhanurwidjá (Wissenschaft des Bogens), aus dem Yadschur, handelt über Kriegskunst, die Kunst, Waffen und kriegerische Werkzeuge zu verfertigen und anzuwenden; der vierte endlich, Sthápatja (Baukunst), aus dem Atharwan, verbreitet sich über mechanische Künste und Gewerbe, deren 64 aufgezählt und in eben so vielen Abhandlungen beschrieben werden.

An diese genannten acht Hauptabtheilungen schließen sich weiter sechs, Angás oder Wedángás, die Glieder oder Ergänzungen des Körpers der Weden genannt; zuerst Sikschá, Lehre von den Accenten und der Recitation der Weden; zweitens Wjákarana, die Grammatik des in den Weden gebrauchten Dialekts; drittens Nirukti, Erklärung schwieriger Wörter und Phrasen der Weden; viertens Chanda, die Prosodie; fünftens Kalpa, das gottesdienstliche Ceremoniell; sechstens Dschjotisch, Astronomie, mit besonderer Berücksichtigung des Kalenders und der religiösen Feste.

Hierzu kommen endlich noch vier Upangas oder untergeordnete, nachträgliche Glieder, bestehend aus dem Gesetzkorpus (Smriti, memoria), mit seinen unzähligen Digesten, aus den Hauptschriften über die beiden vorzugsweise orthodoxen Hauptschulen der Philosophie, nämlich die Njanja und Mimansa, und aus den religiösen Epopöen und Purana's. Dieser Puranen (purána, alt) sind achtzehn, die nach einem ungefähren Ueberschlage mehr als 800,000 Doppelverse enthalten, mit eben so vielen Upapurána's oder Puränen von minderer Bedeutung, nachträglichen. Jedes Puränam behandelt insbesondere die fünf Gegenstände, die Schöpfung, die Zerstörung und Erneuerung der Welten, die Genealogie der Götter und Heroen, die Regierung des Manu und die seiner Nachkommen. Auch diese mythologischen und historischen Kompilationen werden als fast eben so heilig, wie die Weden betrachtet, üben selbst einen ausgebreitetern und wahrhaft praktischen Einfluß auf das indische Leben, und der Nationalglaube sucht sie in das höchste Alterthum zurückzuschieben. Sie verrathen aber ihr junges Zeitalter im Allgemeinen durch die Sprache, den schwülstigen, mit Expletivpartikeln überladenen Styl, und für jedes einzelne wird sich die Abfassungszeit durch die in ihm enthaltenen historischen Notizen, besonders den genealogischen Abschnitt Bhawischjat oder Zukunft, ermitteln lassen; denn hier werden in der Form von Weissagungen die künftigen Ereignisse und Stammregister bis zu einem bestimmten Fürsten mitgetheilt, aber niemals über den Zeitpunkt der Abfassung hinaus. Manches in ihnen soll bis in das 16. Jahrhundert nach Chr. herabreichen. Noch ist kein Puränam ganz herausgegeben oder übersetzt, sondern nur einzelne Stücke und Auszüge und Analysen von einigen sind veröffentlicht, wonach zu urtheil n, sie in poetischer Beziehung einen sehr untergeordneten Werth einnehmen; ihr Zweck war mehr eine Darstellung der religiösen Sagen und Geschichte vom priesterlichen Standpunkte aus. Viele darunter behandeln irgend einen Theil der Göttergeschichte mit besonderer Ausführlichkeit und werden deshalb darnach benannt. Die Angaben über die Namen weichen mehrfach unter einander ab, jedoch kommen die meisten in folgenden überein: Brahma-Purana, Unterredung Brahma's mit den Weisen; Padma-Purana, der Lotus, die Geschichte der Lackschmi; Brahmanda-Purana, die Erzählung vom Ei Brahma's, woraus die Welt entstand; Agni-Purana, worin der Gott des Elementarfeuers Agnis seine Geschichte mittheilt; Wischnu-Purana, von den Thaten des Wischnu; Garuda-Purana, von Wischnu's Reittthier (Adler); Brahma-Weiwarta-Purana, über die Veranlassung der Menschwerdung Krischna's u. seiner Gemahlin Radhá, so wie den mystischen Ursprung der sieben Meere; Schiwa-Purana, über die Thaten Schiwa's; Lingam-Purana, über denselben; Narada-Purana, über den Einsiedler Narabas; Skanda-Purana, über den Sohn des Schiwa und Kriegsgott Skandas; Markandeja-Purana, über den gleichnamigen Weisen; Bhawischjat-Purana, Vorhersagung der Zukunft; Matsja-Purana, über die Inkarnation des Wischnu in einen Fisch; Waráha-Purana, von der dritten Inkarnation Wischnu's in einen Eber oder Bären; Kurma-Purana, von der zweiten desselben Gottes in eine Schildkröte; Wámana-Purana, von der fünften in einen Zwerg, und Bhagawat-Purana, von der Erscheinung Wischnu's in

der Gestalt Krischna's, dessen Leben und Thaten erzählt werden. Statt einiger der hier genannten kommen in andern Verzeichnissen Kalika-Purana, die Geschichte der Kalika, der Göttin der Unterwelt, Waju-Purana, die des Windgottes Waju, Dharma-Purana, die des Unterweltgottes Dharma, und Narasinha-Purana, von der vierten Inkarnation des Wischnu als Mannlöwe vor.

Wie in allen hierarchischen Staaten das bürgerliche Gesetz mit den Religionsvorschriften zusammenfließt, so wird auch bei den Indern in den Weden zuletzt die Richtschnur für die äußerlichen legislativen Verordnungen angenommen. Zu ihnen steht das alte Gesetzbuch Dharmaśástra in Beziehung, wonach die politisch-bürgerlichen Verhältnisse geregelt sind. Manu, der Enkel Brahma's, gilt als Begründer der Legislation, daher auch das älteste Gesetzbuch nach ihm genannt wird, Mánawadharmaśástram. Es zerfällt in zwölf Bücher, stellt aber nicht nur das Recht im eigentlichen Sinn dar, sondern in der Kürze die ganze sociale Weltordnung (dharma) vom brahmanischen Gesichtspunkte aus. Mit einer Schöpfungssage beginnend, handelt es über die Erziehung, geht dann zu den Heirathsgesetzen über, zur Oekonomie, den häuslichen Pflichten, dem Anachoretenleben, Alles fast nur in Bezug auf Brahmanen; weiter auf die Regierung, Gesetzgebung und Handhabung der Gesetze, den Handel, die Kastenmischung, Sünde und Buße und schließt mit der Seelenwanderung und der endlichen Freiheit (móksha). Die Form des Vortrags ist eine Art gemessener Prosa; der Inhalt aber geht so genau auf die Bedürfnisse des Lebens und der Hindu ein, daß es ohne genaue Bekanntschaft damit unmöglich ist, die Literatur und die Gebräuche des Volks zu verstehen. Neben einem System des hierarchischen Despotismus, der Graufen erregt, macht sich hier zugleich ein bewunderungswürdiger Geist von religiöser Ergebenheit und Wohlwollens kund, welcher reichen Stoff bietet für die Geschichte der Menschheit und der Kultur. Das Alter dieses Gesetzbuches läßt sich schwer bestimmen; jedenfalls hatten sich viele der hier gegebenen Vorschriften lange als Herkommen fortgepflanzt; die Redaktion in der jetzigen Gestalt scheint nicht in das zweite oder dritte Jahrhundert vor Chr. hinauf zu gehören. Die erste Bekanntschaft mit Manu's Werk verdanken wir Jonas, der es in das zwölfte Jahrhundert vor Chr. hinaufsetzt (Institutes of Hindu Law, or the ordonnances of Menu, Kalkutta 1791, Lond. 1796, woraus die deutsche Uebersetzung von Hüttner, Weimar 1797); das Original mit dem Kommentare des Kalluka Bhatta erschien in Kalkutta 1813; Haughton edirte das Original ohne Scholien, Lond. 1822, und dann Loiseleur Delongchamps: Manavadharmaśástra, lois de Manou, publiées en Sanskrit, avec une traduction française et des notes, Straßburg 1830. Theils Kommentare über dieses Werk, theils eine Menge besonderer Schriften entwickelten das Werk weiter. Der bekannte Sanskritist Stenzler unternimmt es, eine Sammlung aller indischen Gesetzbücher außer dem des Manu mit deutscher Uebersetzung erscheinen zu lassen, wozu er durch die Herausgabe von Yajnâvalkya's Gesetzbuch (sanskr. und deutsch, Berlin 1849) bereits den Anfang gemacht hat. Die Zeit der Abfassung dieses Werkes, welches das nächste Gesetzbuch nach dem des Manu ist, glaubt der Herausgeber nicht vor dem zweiten Jahrhundert nach Chr. annehmen zu können.

Indem wir uns den Erzeugnissen indischer Philosophie zuwenden, verlassen wir nur scheinbar und theilweise das Gebiet der heiligen Literatur. Die zwei oben bezeichneten Systeme gelten für orthodoxe tiefere Religionslehre, und die Reihe anderer, die ausgebildet worden sind, übten gegen die Weden, als die Quelle aller indischen Philosophie, wenigstens eine Polemik oder Skepsis, bewegten sich also auch auf dem Boden religiöser Anschauungen. Durch ein solches verschiedenes Verhältniß zur Wedadoktrin theilte sich die indische Philosophie schon frühzeitig in die zwei Hauptzweige, einen orthodoxen und heterodoxen, die wieder in einzelne Schulen, Darśanâni, Ansichten, d. i. vollständige Systeme, zerfielen. Jede derselben legte ihre Lehren in Sutra's, kurzen Aphorismen und metrischen Sentenzen, nieder, — denn auch die philosophische Literatur ist, wie fast die ganze indische, mit Ausnahme der Scholien, metrische —, welche Sprüche dann ihrer Dunkelheit halber eine große Menge von Auslegern und Erklärern beschäftigten. Daß die indische Philosophie schon um die Zeit Alexanders des Großen eine bedeutende Entwickelung erreicht hatte, zeigt die Achtung, welche ihr die Griechen zollten und insbesondere das sie sehr hoch stellende Zeugniß des Megasthenes bei Clem. Alex. Strom. ed. Sylbury, S. 224. Zwar haben wir nur erst eine außerordentlich mangelhafte Kenntniß davon, denn von Originalschriften sind bis jetzt äußerst wenige veröffentlicht worden, und wir beruhen hierbei fast einzig auf dem, was der größte Kenner des indischen Literaturlebens, Colebrooke (Transactions of the Royal Asiatic Society, Bd. I, S. 92, 440) und nach ihm Othm. Frank untersucht und dargestellt haben, weil Alles, was von diesen über indische Philosophie gemuthmaßt worden ist, als völlig unkritisch erachtet werden muß; allein soviel steht fest, daß die ältern Systeme von ihrer Wurzel bis zu ihren höchsten Zweigen durchweg originell sind. Ein einigermaßen klares Bild davon zu gewinnen, ist für uns auch darum schwierig, weil unsere philosophischen Worte zur Bezeichnung indischer Begriffe gebraucht werden müssen, die sich fast nie decken. Es wäre eigentlich zu jedem eine Definition im indischen Sinn hinzuzufügen.

Zunächst aus den Weden hervorgegangen ist das Mîmânśa-System, d. h. Wiss nschaftslehre (von man im Desiderativ forschen), welches, wie die Weden in einen Theil der Werke und einen zweiten der Erkenntniß zerfielen, sich in praktische Philosophie (Karmamimânśa), auch erste, Pûrwamimânśa genannt,

und theoretische (Brahmamimânsa) oder zweite (Uttaramimânsa) theilte. Urheber der ersten ist Dschaimini, dem zwölf Bücher (Sûtrâni), jedes aus vier Kapiteln bestehend, zugeschrieben werden von überaus dunkelem Inhalte, daher sie eine Menge Kommentare u. Glossarien (Wârtika) erhielten. Einer der bedeutendsten darunter, von Kumârila Bhatta, einem Hauptgegner des Buddhismus, wird in das fünfte, von Andern in das siebente Jahrhundert nach Christi Geburt gesetzt. Der Zweck dieser Lehre geht darauf, die Aussprüche der Weden mittelst einer sichern Erklärungsmethode auszulegen, ihren Sinn aufzufassen, die vorkommenden Widersprüche zu lösen u. so durch sorgfältige Forschung die Religionspflichten, d. h. hier die Opfer, Ceremonien und Tugendhandlungen, zu bestimmen, um den letzten Zweck alles menschlichen Strebens, Befreiung von der Sünde, Erlangung des Segens und der Seligkeit durch Erfüllung des Dharma (des Rechten und der Gebühr) auf dem Wege einer gründlichen Argumentation deutlich zu machen. Das Verfahren dabei ist ein streng richterliches. Bei jedem Fall kommt nämlich 1) die Erwägung des Gegenstandes in Rücksicht, 2) die Frage oder der Zweifel dagegen, 3) die erste Auffassung und Ansicht der Beweisgründe, 4) die Antwort, Entscheidung durch den demonstrativen Schluß und 5) die Probe oder Nachweisung der Sachgemäßheit oder Nichtgemäßheit. Als Erkenntnißgründe werden angenommen: 1) einfache Perception, welche Statt findet, wenn die Sinne mit einem Gegenstand in Verbindung stehen; 2) Folgerung bei Wahrnehmung eines Gliedes oder Theiles einer bekannten, oder durch Analogie zur Kenntniß gebrachten Verbindung, indem durch konsequentes Erfassen des andern Theiles, der noch verborgen liegt, das Ganze zur Kenntniß gebracht wird; 3) Vergleichung, Erkenntniß, die aus einer mehr oder minder großen Aehnlichkeit abstrahirt wird; 4) Vermuthung, die Ableitung einer Sache von dem, was nicht anders seyn kann, oder Annahme dessen, was zwar nicht selbst wahrgenommen wird, was aber nothwendig in einem Andern begriffen ist, was gesehen, gehört oder erwiesen worden; 5) verbale Mittheilung durch verstandene Laute (sabda) oder Schrift (sâstra); sie ist entweder menschlich, wie eine passende Sentenz, oder göttlich (weda). Zu diesen fünf wurde vom Kumarila Bhatta noch als eine sechste Erkenntnißquelle, die Privation, gefügt. Hermeneutische, exegetische, moralische, liturgische Elemente dienen zur Entwicklung des Systems, welches sich als eine Kasuistik charakterisirt, die im Allgemeinen der philosophischen Behandlung der jüdischen Pflichtenlehre im Talmud sich vergleichen läßt.

Der zweite Theil dieser Schule, Brahmamimânsâ, gewöhnlicher Wedanta, d. i. Zweck, Ziel der Wedas, genannt, wird auf Badarajanas oder Wjâsa zurückgeführt, dem eine Sammlung von 555 Sutras zugeschrieben wird. An Sankara, etwa im 8. Jahrhundert n. Christi, fanden dieselben einen höchst scharfsinnigen Scholasten, dessen Werk von andern Kommentaren erläutert ist, die dann abermals und abermals ihre Erklärer fanden, so daß das ganze Korpus eine unerschöpfliche Quelle von scholastischen Spitzfindigkeiten und Schuldisputationen bildet. Ihrem Wesen nach ist die Wedanta-Philosophie ein spiritueller Pantheismus; sie handelt von Gott als der universellen Weltseele (Paramâtman), dem einzigen Seyn, welches ist und das man zu erkennen trachten soll; alles Uebrige ist Täuschung (Mâjâ). Die Mâjâ, Sakti (Energie) und Prakriti (Entfaltung) des allwissenden Herrn ist der Same, woraus die vorübergehende Existenz entsprungen ist. Die Energie der höchsten Seele offenbarte sich in einer mysteriösen Weise nach den drei Eigenschaften: Reinheit, Unreinheit und Schwärze und wird vermöge der durchströmenden Kraft des Brahma der Ursprung aller Ursachen und Wirkungen, die mit der Zeit verknüpft sind. Denn obgleich es nur eine unterschiedlose Wesenheit gibt, sind durch die Mâjâ doch vielfache Formen entwickelt. Wenn die Täuschung erkannt ist, hört sie auf zu seyn. Durch eine auf die höchste Seele gerichtete Meditation, durch Verbindung mit ihr und Erkenntniß ihrer Wesenheit wird die Mâjâ vernichtet, welche den Glauben an das Daseyn eines vielförmigen Alles verursacht. In solcher Meditation ist man verpflichtet, damit man Freiheit von der Sünde und den irdischen Fesseln erlange. Die menschliche Seele, ungeboren und ewig, ist zwar ein Theil der Weltseele, aber von ihr emanirt, wie Funken von einem loderuden Feuer sich trennen, auf eine mysteriöse Weise von der Theilnahme an der göttlichen Natur ausgeschlossen und mancherlei täuschendem Schein und Affektionen, wie Freud und Leid, unterworfen; sie behandelt den Körper und dessen Organe, wie ein Künstler mit seinem Instrumente wirkt, unterliegt aber eben dadurch den Neigungen zum Guten oder Bösen, wovon jedoch das höchste Wesen so wenig wie die Sonne afficirt wird, wenn deren Bild im Wasser zittert. Bis der menschliche Geist von göttlicher Kenntniß erleuchtet wird, muß der Mensch ganz so handeln, als ob all der täuschende Schein, der ihn umgibt, wahrhaftige Existenz hätte, und es verdient sogar Tadel, sich, bevor man seine Pflicht in der menschlichen Gesellschaft erfüllt hat, dem kontemplativen Leben zu ergeben. Seelenwanderung mit zwischen den verschiedenen Existenzstadien liegender Vergeltung lehrte auch dieses System. Die Seele befindet sich in mehrfachen Scheiden (Kosa) oder Körperhüllen bekleidet, wandert zum Monde, wo sie, mit einer wässerigen Form umgeben, den Lohn ihrer Thaten empfängt, und wenn sie böse ist, in die sieben Höllen der Vergeltung hinabgestoßen wird, oder in der Gestalt des Regens auf die Erde zurückkehrt, um die Vegetation zu befruchten und als Nahrungsstoff einen Embryo zu beleben. Die Seele des Weisen dagegen steigt höher hinauf bis zum Wohnsitz des Brahma und wird, wenn die Weisheit hienieden vollkommen geworden, mit der göttlichen Wesenheit völlig vereinigt. Die Schöpfung ist in Brah-

ma, der höchsten Seele, ein immerwiederkehrender Akt des Verlangens und der Lust, des Wunsches und Willens; er ist der bewirkende und, weil außer ihm nichts ist, auch die substantielle Ursache der Welt, Schöpfer und Geschaffenes; die Schöpfung ist ein Spiel mit der Mâjâ, und in diesem Spiele ist Brahma's Fülle unerschöpflich. Außerdem behandelt dieses System auch die schwierigsten theologischen Probleme, wie die Lehre von der göttlichen Gnade, Freiheit des Willens, dem Glauben.

Das zweite philosophische System, nach indischer Eintheilung aber das dritte und vierte, weil auch dieses in zwei innerlich verknüpfte Entwickelungen zerfällt, macht die Sankhjaschule, welche ihren Namen von sankhja hat, d. i. Aufzählung und Ergänzung, Urtheil und Rechenschaft, weil sie in die Erforschung der Natur der Dinge durch Aufzählung ihrer Principien arithmetische Vollständigkeit u. Genauigkeit zu bringen strebt und dadurch ein Urtheil begründet. Als Stifter dieser Lehre wird ein alter Weiser, Namens Kapilas, genannt, dem auch eine Sammlung von Sutras unter dem Titel Sankhjaprawâtschana zugeschrieben wird, die aber erst Pantschasikhas veröffentlicht haben soll. Das Zeitalter beider ist zwar ungewiß, das System aber ohne Zweifel sehr früh ausgebildet, da die Bhagawadgita es schon erwähnt, Manu es berücksichtigt und die Lehre des Buddha aus dieser Schule hervorging. Für die beste Auseinandersetzung dieses Systems gilt ein kurzer Traktat, Sankhja-Kârikâ genannt, in 72 Stanzen von Iswara-Krischna, von dem wir mehre Ausgaben besitzen (v. Lassen, Bonn 1832, von Colebrooke, besorgt durch Wilson, Lond. 1837, und in deutscher Uebersetzung in Windischmanns Gesch. der Philosophie, II). Wie bemerkt, theilt sie sich in zwei Schulen, von denen die eine vorzugsweise Sankhja, die andere Joga genannt wird, für deren Stifter der auch weit hinaufgesetzte Patandschali gilt. Dem Sankhjasystem ist, neben vielen Berührungen mit der Wedantalehre, eigenthümlich, den Unterschied des Geistes von der Materie und des Geistes Leben im Verhältniß zur Natur zu erforschen. Durch scharfe Auffassung, wohlgeordnete Aufzählung und Ermessung alles dessen, was im äußern und innern Bewußtseyn unterscheidbar ist, sucht der Geist zur richtigen und genauen Erkenntniß des Unterschiedes seiner selbst von der Natur zu gelangen, und begreift auf diesem Wege, daß er über ihr und allen ihren vorübergehenden Entwicklungsstufen stehe und nach seiner wahren Wirklichkeit von ihnen unabhängig und für sich allein sey. Enthüllung des Geistes mittelst richtiger Unterscheidung und Beseitigung dessen, was ihn dem sinnlichen Auge verhüllt, ist Befreiung, das Summum bonum, und das Ziel des Sankhja. Der Geist, Weltgeist (Purusha, âtman) ist nicht erzeugt und zeugt nicht; er verbindet sich aber mit der unerzeugten und unentfalteten ewigen Materie (prakriti oder mûla prakriti), die die Wurzel von Allem ist, das passive Princip, welches nach eigenen Gesetzen durch die drei, zu seinem Wesen gehörenden Qualitäten (gunâni): Wesenheit oder Güte (satwa), Täuschung oder Leidenschaft (radschas) und Finsterniß oder dumpfer Trieb operirt. Durch die Verbindung des Geistes und der Prakriti entsteht die Schöpfung. Aus der Prakriti wird das Große (mahat oder buddhi), die reine, klare Vernunft, aus diesem der Ahankaras, das Selbstbewußtseyn, das sich in Allem zum Gegenstand und Ziel habende Ich; der Ahankaras zeugt den Manas (von man, denken), Verstand, nebst den zehn Sinnen (indrija) und die fünf einfachen Elemente (tanmâtra); diese bringen die fünf gröbern Elemente (bhuta) und die eigentliche Körperwelt hervor. Organ des Geistes (Purusha) ist ein Urleib (Linga), sein erstes Kleid, bestehend aus der Buddhi, Ahankara, dem Manas, den zehn Sinnen und den fünf feinen Elementen. Wo der Unterschied zwischen Geist und Natur völlig an den Tag gekommen ist, erkennt die Prakriti an, daß für sie gar nichts mehr zu thun ist, weil sie „gesehen worden ist vom Geiste". Dieser Anblick des Geistes ist vom Anfange bis zum Ziel das Belebende für sie gewesen; sie war seine Anschauung; er hat ihrer in aller ihrer Wirksamkeit und Kunst anschauend genossen; sie hat nichts mehr darzubieten; jener anschauende Genuß des Geistes gibt ihr Befreiung, das Vergehen im Feuer der Erkenntniß. Das ist dann die mystische Ehe (Joga) der erlenchteten Vernunft mit dem Geiste. Der Purusha gelangt, wenn die Prakriti wegen Vollendung ihres Geschäftes aufhört, zum vollständigen und unendlichen Fürsichseyn. Darüber, was der Geist von seinem eigentlichen Leben mehr wisse, als bloß, daß er nicht Natur sey, schweigt die Sankhjaphilosophie. Kapilas spricht dabei den atheistischen Grundsatz aus, daß weder dieser Geist, noch ein anderes an und für sich unendliches Wesen existirt, das durch seinen Willen Schöpfer und Herr dieser Welt sey; deswegen heißt sein System das gottlose.

Zur Abwehr dessen bildete Patandschali eine zweite Form der Sankhjalehre aus, welche das Handeln (Karma) zur ersten Bedingung macht und den Urgeist der Weda's als Gottheit zur Anerkennung zu bringen sucht, indem sie einen Uebergeist (Adhjâtma) setzt, als ewigen und höchsten Lenker des Universums, unbegrenzt durch Raum und Zeit und mit allen Attributen des höchsten Wesens versehen. Daher heißt dieses System, des Joga oder Sankhja-Joga, theistisch (seswara, mit dem Geiste). Das Hauptziel in der Joga ist Beschauung des Geistes im Geiste und Erlangung der ganzen Energie desselben; Vereinigung (Joga) mit dem Urwesen, das an der Spitze des Alls steht, ist das höchste Gut. Zu solcher Seligkeit kann man sich durch äußere Uebungen und Zuchtmittel fähig machen; sie bestehen in einem Streben nach Unabhängigkeit von äußern Eindrücken, wodurch Freiheit von Unruhe und Schmerz bewirkt wird, vornehmlich aber darin, daß Thaten ohne ein Interesse und in einem völligen Quietismus der Seele verrichtet werden, wobei man nur das höchste Wesen meditirt. Durch dieses

innere Geistesleben und durch abstrakte Meditation (Joga) erlangt man eine höhere Kraft (Wibhúti), die von den Fesseln der Materie befreit und zur Gottheit führt. Das von Petandschali verfaßte Hauptwerk, Jogaſástra, handelt in vier Theilen über die in sich gesammelte Kontemplation (Samádhi), die Mittel, sich dazu zu erheben, über die Uebung der transcendenten Macht (Wibhúti), über die Abstraktion und Isolation des Geistes (Kaiwalja), die Ekstase. Durch Uebung dieser Lehre wird der Jogi selbst mit zum Uebergeist (Adhjádma) erhoben.

Zu dem dritten Doppelpaar orthodoxer indischer Philosophiesysteme gehört ein System der Dialektik, Njája, Vernunftverfahren, logischer Schluß genannt, auch Tarkawidjá, Einsicht vom Falschen, welches sich die Aufgabe stellt, das sinnlich Wahrnehmbare sowohl, als das Geoffenbarte und Ueberlieferte vernünftig zu betrachten, die Sache zu untersuchen und ihrem Begriff gemäß zu folgern und zu argumentiren. Als Stifter wird Gotamas genannt, dem eine Sammlung von Sutras in fünf Büchern, Njájasutra, zugeschrieben wird; daran schließt sich eine Reihe anderer zugehöriger Werke, weil keine Wissenschaft fleißiger als dieses zu einer scharfsinnigen, bis zur feinsten Spitzfindigkeit kunstreich ausgesponnene System, das Colebrooke eine Metaphysik der Logik nennt, von den Indern ausgebildet worden ist. Schon im Ramaja tritt ein Dialektiker dieser Schule gegen Rama disputirend auf, zu deren Hauptaufgaben mit die Anweisung zur Disputation gehörte, dergleichen häufig öffentlich gehalten wurden von herumziehenden rüstigen Disputanten mit nachfolgenden hohen Ehren und reichen Geschenken für die Sieger. Eine solche Disputation hat drei Klassen: die Debatte (Jalpa), wenn jeder seine eigene Meinung durchsetzen will; Diskurs (Wada), wo es auf Ermittelung der Wahrheit abgesehen ist, und Kavillation, wo man durch Sophistik den Gegner zu widerlegen sucht. Zu einem vollständigen Syllogismus werden 5 Glieder gefordert: Propositrion, Grund, Beispiel, Anwendung, Schluß; doch begnügen sich die Dialektiker gewöhnlich mit den 3 ersten oder letztern Gliedern. Auch diese Schule verspricht Glückseligkeit und Freiheit, Moksha, als Belohnung einer vollkommenen Kenntniß ihrer Principien, denn für die richtig Denkenden hört aller Weltumtrieb auf; die Njája, Logik, ist ein sicherer Weg zur Seligkeit. Gotamas gründete seine Lehre auf eine Stelle der Veden, worin als die drei Stufen dialektischer Funktionen: 1) die Proposition (Uddesa, das Hinzeigen), die Erwähnung eines Dinges der Offenbarung, 2) die Definition (Lakshana, Merkmal), die Auffindung der Merkmale des proponirten Dinges, und 3) die Invastigation (Parikſha, die Umsicht), welche die Zulänglichkeit der Definition, Freiheit von Widerspruch untersuchen, angegeben werden. Als Organon, als die Kunst, analytisch und syntherisch in die untersuchende Sache einzugehen, wurde dieses System sehr hochgeachtet.

Gewissermaßen als ein Zweig des Njájasystems zu betrachten, jedenfalls wesentlich damit zusammenhängend ist die Schule des Kanádas, der auch eine Sutrasammlung, Waiſeshika, in zehn Abschnitten hinterließ, die diesen Namen, d. i. Unterscheidung erhielt, weil sie auf den Unterschied, die Spaltung der Dinge bis in die feinsten Anfänge, bedacht ist. Sie beschäftigt sich hauptsächlich mit Physik, ist also gleichsam eine Philosophie der Natur. Die Natur ist ihr aber kein bloßer Schein, wie in den vorigen Systemen angenommen wurde, sondern hat Realität. Da nach einem allgemeinen Principe der indischen Schulen aus nichts nichts entstehen kann, so kam Kanádas auf eine Atomenlehre, wonach zwei untheilbare Partikelchen die erste Komposition bilden, die sodann nach numerischen Verhältnissen bis zur Vollendung des Weltgebäudes abhäriren. Um dem Fortuitismus auszuweichen und Gottheit und Unsterblichkeit nicht aufzuopfern, läßt Kanádas es unentschieden, ob die Aggregation der Atome durch eine ungesehene besondere Kraft, oder durch den schaffenden Willen des Jswara (Gottes), oder durch eine andere kompetente Ursache bewirkt worden sey.

Alle die hier angeführten Systeme halten sich, wie verschieden sie auch unter einander sind, doch auf dem Boden des Wedaglaubens als einer gemeinschaftlichen Basis. Dagegen aber gibt es eine Menge häretischer Ansichten, gegen welche, als mit den Weden unverträglich, von den Orthodoxen eine so strenge und harte Polemik geführt wird, daß man ihre Lehrsätze und Lebenspraxis selbst in den Punkten verwirft, die mit den Weda's übereinstimmen, wie im Wohlthun, im keuschen und unschuldigen Lebenswandel u. dgl.; die geübten Tugenden werden zu Lastern, wenn sie sich auf ketzerische Autoritäten stützen. Als solche Ungläubige, die völlig außerhalb des Bereichs der indischen Kirche gestellt und Atheisten (Nastika's) genannt werden, gelten die Baudha's u. Dschaina's. Uebrigens streben diese Häretiker zuletzt nach demselben Ziel, wie die Orthodoxen, nämlich durch eine vollkommene Erkenntniß zur Glückseligkeit zu gelangen. Einige dieser Häretiker, Madhjamika's genannt, behaupten, Alles sey leer; Andere, die Jogachara's, nahmen das innere Wissen aus und lehrten die ewige Existenz des Bewußtseyns; wieder Andere nahmen dazu noch die der äußern Objekte an, weil sie durch die Sinne wahrgenommen würden; jedoch leugneten sie den abstrakten Begriff der Substanz. Auch unterschieden sich die buddhistischen häretischen Parteien dadurch, daß die Einen eine unmittelbare Wahrnehmung der Objekte, Andere eine durch Bilder, die dem Verstand vorgestellt würden, vermittelte behaupteten. Als Erkenntnißquellen nehmen alle Buddhisten nur Anschauung und Schluß an; Elemente nur vier, die aus Atomen bestehen. Oft suchen die kleinern häretischen Sekten nur durch Bußübungen und Meditationen über das mystische Om Freiheit des Geistes zu erlangen.

Sehr merkwürdig erscheinen die vielen selbst in ganz untergeordneten Wendungen der Spekulation vorkommenden Berührungen der ältesten Systeme der griechischen Philosophie mit denen der Inder, vermöge deren, zumal wenn man die

von v. Bohlen zusammengestellten historischen Zeugnisse (Das alte Indien, II, 328 ff.) noch erwägt, eine Entlehnung der Griechen von den Indern höchst wahrscheinlich wird; wenngleich, wie Plato es ausspricht, eben so gewiß ist, daß die Hellenen diejenigen Wissenschaften, welche sie von den Barbaren erhalten, vervollkommnet haben.

Unter den moralischen Werken haben die Sentenzen Bhartrihari's, die in drei Centurien über die Pflichten u. über die Frömmigkeit handeln und hundert Jahre vor Chr. verfaßt seyn sollen, eine besondere Verbreitung gefunden, neuerlich auch im Abendlande durch mehre Ausgaben, worunter wir die von v. Bohlen (lat., Berl. 1834, und deutsch, Hamb. 1835) hervorheben. Dieses Werk und der Probodha Tschandrodaja (d. i. der aufgehende Mond der Erkenntniß), ein allegorisches Drama von Krischna Misra (herausgegeben und übersetzt v. Brockhaus, Leipz. 1841), das zum Zweck hat, den pantheistischen Idealismus der Wedantaphilosophie darzustellen, um die andern philosophischen Sekten zu widerlegen, gehören zu den religiösen Schriften, welche zum Gebrauch der Sudra-Kaste, die vom Lesen und Hören der Weda's und Purana's gänzlich ausgeschlossen ist, verfaßt sind.

Große Verdienste hat sich die indische Nation um die mathematische Wissenschaft erworben, wenn auch der uns darüber bis jetzt bekannt gewordenen Schriften nur wenige sind. Noch heutiges Tages nimmt in ihren unvollkommenen Schulen die Arithmetik den ersten Platz ein, und die schwierigsten Probleme werden oft aus dem Kopfe gerechnet, bevor ein Europäer die Zahlen auf dem Papiere ordnet. Zwei der wichtigsten Entdeckungen, ohne welche die ungeheuern Fortschritte der mathematischen Wissenschaften nicht möglich gewesen wären, das Bezeichnungssystem durch Zahlenzeichen statt des sonst gebräuchlichen durch Buchstaben, und die Algebra, sind, wie neuere Untersuchungen immer sicherer erwiesen haben, Erfindungen der Inder und durch Vermittlung der Araber nach dem Abendlande gelangt. Ueber ihre Leistungen in der Algebra hat einer der bedeutendsten Mathematiker, Libri, es ausgesprochen, daß man trotz unseres occidentalischen Stolzes es gestehen müsse, es würden die 2 folgleich zu nennenden indischen Werke selbst nach dem Tode Newtons und während der Lebzeiten Eulers bei uns einen Fortschritt in der algebraischen Analyse haben beschleunigen können, wenn sie 60 oder 80 Jahre früher in Europa bekannt geworden wären. Das eine heißt Lilawati, nach der Tochter des Verfassers, welcher, Bhaskara Atscharja (geb. im J. Chr. 1114) mit Namen, das Mädchen dadurch über sein Unverheirathetbleiben habe trösten wollen; es ist, mit Wijaganita (Arithmetik, Analysis) von demselben Verfasser, übersetzt durch Colebrooke (Kalkutta 1818); das andere, Ganitâdhjaja (Rechenlehre) und Kuttakâdhjaja (Bruchlehre) von Brahmaguptas, wurde dagegen schon um 628 n. Chr. geschrieben. Auch diese algebraischen Werke sind metrisch verfaßt, dabei sehr kurz, und enthalten nur die Aufgabe und die Auflösung, nicht die Methode dazu.

Ungeachtet so ausgezeichneter Leistungen in der Mathematik haben die Inder auf dem verwandten Gebiete der Astronomie selbstständig nur geringe Anfänge gemacht, und auch nach Aufnahme der griechischen Forschungen keine weitern, wissenschaftlich erheblichen Fortschritte. Sie suchten in den Erscheinungen am Sternenhimmel den sinnbildlichen Ausdruck für die Geschichte des tiefsten innersten Seelenlebens zu finden; sie meinten, die Prüf- und Bußwanderung, die dem Menschen auf Erden zugemessen sey, werde auch am Himmel von den Sternen, der Sonne (Surjas), dem Monde (Chandras), dem Jupiter (Wrihaspatis), der Venus (Sukras), dem Merkur (Buddha), den sieben Rischi's (großem Bär) vollbracht; in der Milchstraße glaubten sie die Götterbahn (Surawithi) oder den Weg der Frommen (Siddhimârga) zu erblicken, oder daß wenigstens die Seelen der Tugendhaften daraus herabstrahlten, so lange ihr Verdienst währe, dann aber in den Sternschnuppen herabfielen, um abermals in irdische Körper gebannt zu werden. Die Hauptursache zur Sternbeobachtung lag zuerst wohl in der Nothwendigkeit, die religiösen Feste für die alljährliche Wiederkehr auf eine bestimmte Weise zu ordnen. Schon die Weden kennen eine Eintheilung des Jahres in drei Jahreszeiten; das Jahr hat 12 Monate, und der Monat wurde bereits zu Alexanders Zeit in 2 Theile von je 15 Tagen getheilt. Doch zeigen die den Weda's beigefügten Kalender (Gjótisch), von denen noch keiner edirt ist, daß sich die Astronomie zur Zeit ihrer Abfassung noch auf einer sehr niedrigen Stufe befand. Von der weitern Entfaltung der indischen Cyklen, die auf der Annahme beruht, daß Jupiter in einem Zeitraum von 12 Jahren den Kreis seiner Bahn durch den Himmel durchschreite und, diese 12jährige Periode mit der in Asoka's Zeit erscheinenden 5jährigen multiplicirt, die 60jähr. Jupitersperiode ergebe, findet sich im Wedakalender noch keine Spur. Benfey ist geneigt, diese Weiterbildung etwa in die Zeit Wikramaditja's (56 v. Chr.) zu setzen. Als später, ungefähr seit 170 v. Chr., da sich innerhalb der ind. Grenzen griech. Reiche gebildet hatten, die Inder der großen Fortschritte inne wurden, welche die Griechen in der Astronomie vor ihnen voraus hatten, nahmen sie nicht bloß den griechischen Zodiakus, inclusive der Wage, welche erst gegen Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. bei den Griechen den andern Zeichen hinzugefügt ward, bei sich selbst mit den griechischen Namen auf, sondern eben so die Bezeichnungen der Sonne und Planeten und mehre andere astronomische Kunstausdrücke, ingleichen den Gebrauch der siebentägigen Woche. Etwa seit dem 4. Jahrh. n. Chr. beginnen die auf griechischen Unterlagen bauenden wissenschaftlichen astronomischen Arbeiten der Inder. Arjabhatta, dessen Schriften aber nicht mehr vorhanden sind, wird als der Erste genannt, welcher sich von den Ansichten der Weda's losgemacht hatte. Er scheint die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Axe gelehrt zu haben, behauptete, daß nicht nur der Mond, sondern alle Sterne ihr Licht von der Sonne erhielten, hatte Kenntniß von den Ver-

änderungen der Punkte der Nachtgleichen und stellte sich die Bahnen der Wandelsterne nicht kreisförmig, sondern wie der Eiform sich nähernd vor. Der nächstfolgende und einer der größten Astronomen Indiens, Warâhamihira, ein Brahmane aus Ujchajini, daher v. den Scholiasten Awantikas genannt, um 506 n. Chr., soll das Werk Surjasiddhânta (Sonnensystem) veranlaßt haben, das aber Bentley aus mathematischen Gründen erst in das 10. Jahrh. herabsetzt; wogegen ihm ein anderes reichhaltiges Werk unbestritten gehört, das im 1. Theil die eigentliche Astronomie, in den beiden andern aber die Astrologie und Divinationslehre behandelt, nämlich die Auffindung des Standes eines Planeten durch Berechnung (Tantra), sodann Gorâ, das eigentliche Horoskop mit Nativitätsstellerei, um danach die glücklichen Anzeichen für Reisen, Hochzeiten u. s. f. zu ermitteln, u. endlich Sâkhâ, die verschiedenen Prognostika selbst. Dieser astrologische Theil ist unter dem Namen Wrihatsanhitâ noch übrig und von Bhattotpâla (nach 969 n. Chr.) kommentirt worden. Der dritte bedeutende Astronom ist Brahmagupta (629 n. Chr.). Außer diesen angeführten kennt man aber noch eine Reihe anderer Namen.

Einen Hauptgegenstand der Untersuchung und Berechnungen macht für die indischen Astronomen die systematische Anordnung der großen Weltperioden, Juga's, welche bis in die ungeheuersten Zahlengrößen aufsteigen. Man unterscheidet danach zwischen Menschen und Götterjahren; das letztere besteht aus so vielen Menschenjahren, wie ein menschliches Jahr Tage hat und diese Götterjahre bilden die Grundlage der Eintheilung in die Perioden, welche Juga heißen. Deren gibt es zunächst vier kleinere. Die erstere, das goldene Zeitalter, hat 4000 Götterjahre zum Kern und je 400 als Morgen- und Abendämmerung; die zweite, das silberne Zeitalter, 3000 mit einer zweifachen Beigabe von je 300, und so fort absteigend. Diese vier Juga's zusammen, im Betrag von 12,000 Jahren, machen eine Götterperiode; tausend solcher bilden einen Tag des Brahma, tausend dieser Tage eine Stunde des Wischnu, 600,000 dieser Stunden eine Siwaperiode, und eine Million dieser Perioden sind erst eine Sekunde vor Gott. Die Steigerung geht dann in den großen Juga's und den Kalpa's noch höher. Solche erdichtete Rechnungen sind übrigens sehr alt in Indien; in Manu's Gesetzbuch finden sie sich im Wesentlichen schon angegeben. Der Schlüssel aber zu diesen großen astronomischen Perioden ist noch nicht gefunden.

Steigen wir vom Himmel zu den an der Erde haftenden Naturwissenschaften herab, so ist im Allgemeinen darüber wahrzunehmen, daß diese nach den bis jetzt zugänglichen Erkenntnissen aus den Sanskritschriften, ungefähr eben so, wie im übrigen asiatischen Alterthume, noch in der Kindheit sich befanden. Einzelne treffliche Beobachtungen und Fertigkeiten wechseln mit poetischen Fiktionen ab, werden mit religiösen Mythen in Verbindung gesetzt, oder bleiben ohne fruchtbare Erfolge, weil das Dogma hindernd zwischentrat. Man vermißt bei den Indiern den Geist vorsichtiger, umfassender Detailforschung und des Klassificirens, wodurch die Naturwissenschaft in ein System gebracht worden wäre. Im Einzelnen ist wahrzunehmen, daß in chemischen und metallurgischen Fertigkeiten, nach dem vielfältigen Gebrauch der edlen Mineralien, den verschiedenen Kompositionen der Metalle und den unverwüstlichen Farben zu urtheilen, allerdings gute Fortschritte gemacht waren. Für Zoologie und Botanik finden sich in den Literaturwerken eine Menge gelegentlicher Aeußerungen, aus denen erhellt, ein wie scharfer und feiniger Beobachter der Indier für die Eigenthümlichkeit seiner heimischen, so reichhaltigen Fauna und Flora war. Besonders sind die Namen der Blumen, wie Duftkönig (gandhurâdscha) für Gardenia dumetorum, Haarpflanze (Kesara) für Minosops elengi, und dgl. gar sprechend und wohllautend. Da die indische Materia medica keine thierischen Arzneimittel anwendet, sondern die wegen großer Mäßigkeit des Volks seltenen Krankheiten mit vegetabilischen Präparaten zu heilen sucht, so kennt der Hindu auch vollkommen den pharmaceutischen Werth seiner Gewächse, und seine Heilmittel haben mit vollem Recht die Beachtung der europäischen Aerzte auf sich gezogen. Linné führt bereits an 70 officinelle Pflanzen auf, die wir Indien verdanken. — Die Medicin erscheint in einer verhältnißmäßig hohen Ausbildung, und es ist uns eine große Menge hierzu gehöriger Schriften erhalten. Colebrooke allein besaß deren 70. Das alte Hauptwerk der indischen Medicin, welches dem Götterarzte Dhanwantari zugeschrieben wird, nach Stenglers Meinung aber einige Jahrhunderte nach Chr. entstanden ist, führt den Namen Susruta; es ist noch jetzt die vorzüglichste Quelle der hindostanischen Arzneikunde und uns durch die Ausgabe von Geßler (Susrutas Ayurvedas, id est medicinae systema etc., ex Sanscrita in latium sermonem vertit etc., Bd. 1, 2, Erlang. 1844—47) näher bekannt worden. In 6 Abtheilungen wird hier von den chirurgischen Erklärungen, über die Diagnose, Anatomie, innere Anwendung der Medicin, Lehre von den Gegengiften, und in einem ergänzenden Abschnitte über verschiedene örtliche Krankheiten, der Augen, Ohren u. s. w., gehandelt. In chirurgischen Operationen sind die Inder allen asiatischen Nationen zuvorgekommen, weil sie mit einer feinen und sichern Hand große Kunstfertigkeit verbinden. Ihnen gebührt in der Okulistik die Erfindung des Staarstechens, oder viemehr des Niederdrückens des Staars, und einer Operation, die noch mehr Geschicklichkeit als dieses erfordert, nämlich aus der Stirnhaut die Nase zu ersetzen, der Rhinoplastik. Sie kennen den Steinschnitt, die künstliche Ausführung des Fötus, und in ihren Werken finden sich nicht weniger als 127 chirurgische Instrumente beschrieben. Auch die Pockenimpfung, die sie auf eine der unsrigen gleiche Art b wirken, scheint schon im Alterthume bei ihnen bekannt gewesen zu seyn. Die spätern medicinischen Schriften verlieren sich mehr und mehr in die Absurditäten von Zaubermitteln, Universalme-

dicinen, Charlatanerien, Bereitung von Aphrodisiacis und Stimulantien und andere Thorheiten. Vergl. Royle, Ein Versuch über das Alterthumder indischen Medicin u. s. w., aus dem Engl. übertragen v. D. Wallach, mit einer Einleitung u. mit Zusätzen versehen v. D. K. F. Heusinger, Kassel 1839, u. Muller's Aufsatz über die ind. Medic. in Janus, Zeitschr. für d. Gesch. u. Lit. der Medic., von Henschel, 2. H.

Dieselbe Wahrnehmung, daß die Spekulation bei den Indern der sorgsamen Erforschung des Thatsächlichen vorauseilte, ist wiederum bei ihren Leistungen im geographischen und geschichtlichen Fach zu machen. Geographische Schriften sind bis jetzt in der Sanskritliteratur wenig bekannt. Der wichtigste Theil dieser Quellen ist in den Purana's, und zwar in dem einem jeden zugehörigen Kapitel Bhuwanâdarsa, d. i. Weltspiegel, enthalten, die aber noch nicht gedruckt sind; auch finden sich einigen Purana's unter der Benennung Desamala oder Länderguirlanden, sehr alte Aufzählungen von Ländern, Flüssen und Bergen, aber ohne alle Erklärungen. Die mythische Geographie, wie sie in den Puranen, den beiden großen Epopöen und mit wenigen Veränderungen auch bei den Buddhisten und Dschaina's dargelegt ist, beschreibt die Erde als eine gerundete Fläche, welche auf einer Schildkröte oder vier Elephanten ruht; sie ist ausgebreitet wie der Kelch eines Lotos, dessen Centrum der Meru, eine Spitze des Himalaja, bildet. Dieser ist cylinderförmig, golden und die Wohnung der Götter. Vier Ströme ergießen sich von ihm nach den vier Himmelsgegenden; um ihn liegen, wie die Blätter der Lotusblume, Reihen von Bergen und Seen, sieben an Zahl, welche die ganze Erdfläche in so viele Gürtel oder Inseln (Dwipa) theilen. Die südlichste davon ist Indien, dessen äußerste Spitze Lanka oder Ceylon bildet. Rings um die Erde strömt der Ocean, dann folgt ein hohes Gebirge (Loklola), darüber hinaus ist das Land der Finsterniß und die Wohnung böser Dämonen, besonders im dunklen und niedrigen Süden, wo das Reich des Todtenrichters Jama sich befindet. Die Nachbarländer Indiens scheinen völlig unbekannt zu seyn.

Hinsichtlich der Geschichte bleibt es eine höchst auffallende und nicht leicht zu erklärende Erscheinung, daß eine übrigens so reiche Literatur, wie die altindische, der Werke historischer Gattung fast ganz entbehrt. Sey es, daß jene ins Ungeheuerste gesteigerten Zahlenmultiplikationen der Jugaperioden die kurze Spanne Zeit indischer Reiche und Regierungen als zu unbedeutend erscheinen ließen, um sie der Beschreibung werth zu achten, oder daß die eigenthümlichen Religionsideen über Seelenwanderung und bloßen Schein irdischer Existenzen hemmend wirkten für die Historiographie: als eigentliche Wissenschaft ist sie bei den Indern nicht aufgekommen, und es ist darum eine eben so wichtige als schwierige Aufgabe für die europäischen Indianisten, aus den vereinzelten und weit zerstreuten Daten, dergleichen besonders in den Puranen gefunden werden, die Geschichte dieses Volkes allmählig aufzubauen. Höchstens wurde von den Eingebornen eine Reihenfolge von Königen aufgezeichnet, die wichtigeren Thatsachen aber, welche der Erinnerung werth erschienen, alsbald in den Bereich der Mythen und Legenden gezogen, oder unter der Form von Prophezeiungen aufbewahrt, immer aber nach dem religiösen Gesichtspunkt umgestaltet. Der früh zum Egoismus herabgesunkene Geist des Brahmathums hat, auf seinen irdischen Vortheil bedacht, mit gleißnerischer Lügenhaftigkeit, eine Menge ihm nützlicher Sagen geradezu erfunden und aus demselben Grunde wahrhaft Geschichtliches entstellt und verdreht. Wir besitzen bis jetzt ein einziges historisches, altindisches Werk, genannt Radscha Tarangini, Geschichte von Kaschmir, ein Sammelwerk von verschiedenen Verfassern aus verschiedenen Zeiten; das erste derselben, von Cathana Pundit, fängt mit der Sagenzeit an bis 1027 n. Chr.; das zweite, Radschawâli, von Dschona Radscha, geht bis auf das Jahr 815 d. Hidsch., das dritte, Soi Dschama Radscha, von Soi Vara Pandita, bis 882 d. Flucht (1477 n. Chr.), das vierte, Radscha Vali Pataki, von Pünja oder Pradschaja Bhatta, führt die Geschichte Kaschmirs bis auf Akbars Herrschaft fort. Es ist herausgegeben als „Raja Tarangini; a History of Cashmir u. s. w.", Kalkutta 1835, in 4., u. „Radjatarangini, Histoire des rois du Caschmir, traduite et commentée par N. A. Troyer", Paris, Lond. und Kalkutta 1840, 2 Bde. Außerdem gibt es noch ein zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts oder zu Anfang des sechszehnten geschriebenes Werk über die Geschichte von Orissa, Wansawali (Familienverzeichniß), in den Asiat. Research. XV, S. 163—388.

Unter den verschiedenen Aeren, nach denen die Jahre datirt zu werden pflegen, ist die des Wikramaditja die gebräuchlichste. Das nach ihr berechnete Jahr heißt vorzugsweise Samwat, Jahr. Sie beginnt nach gewöhnlicher Annahme im Jahre 56 vor Christus.

Indem wir uns nun der schönen Literatur Indiens zuwenden, ist nur noch zu erwähnen, daß die Grammatik der Sanskritsprache, welche auch noch den heiligen Wissenschaften beigezählt wurde, sehr früh und mit großem Fleiße gepflegt worden ist. Man kennt nicht weniger als 126 besondere Werke der älteren indischen Literatur über die S.-Grammatik, worunter sich 93 Abhandlungen über verschiedene Theile derselben befinden. Als Vater dieser Wissenschaft wird Pânini genannt, den zwar die Legende bis in die Mythenzeit hinaufsetzt, in dessen Werk, Sibdhanta Kaumudi, aber doch schon andere Vorgänger namhaft gemacht werden. Es besteht aus 3996 Sutra's, oder kurzen, zum Theil sehr dunkeln grammatischen Aphorismen, welche mehrfach kommentirt und erläutert worden sind. So von Pantandschali in dem Mahâbhâschja und von Kâtjâjanas in dem Wartikas. Diese grammatischen Regeln wurden dann im letzten Jahrhundert vor Chr. durch Bhartrihanis in ein Gedicht, Bhattikâwja, gebracht, welches eigentlich in zwanzig Gesängen die Abentener Rama's besingt, zum Hauptzweck aber hat, die Grammatik praktisch zu er-

läutern, daher es die größte Mannichfaltigkeit von Formen, Anomalien und seltenen Wörtern aufstellt, ohne doch dunkel und verschroben zu werden. Außerdem ist Pânini's System für Anfänger und mit Verbesserungen umgearbeitet worden. Eine jüngere, nach der pânini'schen am meisten geschätzte Grammatik aus dem zwölften Jahrhundert n. Chr., die besonders in Bengalen in Gebrauch ist, unter dem Titel Mugdabodha, hat den Gosuami, bekannter unter dem Beinamen Bopadewa, zum Verfasser. Sie enthält in 1100 Sutra's od. kurzen grammatischen Regeln Alles, was man zur Erlernung der Sprache zu wissen nöthig hat, nur ist durch die Annahme neuer Kunstausdrücke und Abkürzungen das Verständniß gar sehr erschwert. Die meisten dieser Schriften sind durch den Druck zugänglich gemacht.

Die blumigen Auen der indischen Poesie sind es gewesen, welche der indischen Literatur zuerst die Aufmerksamkeit und das Herz der Europäer zugewendet haben. In Wahrheit sind sie auch wunderſam schön geschmückt und duftend in dem mannichfachſten Glanz eigenthümlicher und sehr origineller Werke einer tief, sanft, zart fühlenden Phantasie. Ihre Verpflanzung auf den europäischen Boden gehört mit zu den bedeutungsvollſten Bereicherungen, welche in ästhetischer Hinsicht unserer Kultur zu Gut gekommen sind. Verglichen mit den übrigen alten Poesien Asiens, die größtentheils sich nicht über das Lyrische und Idyllische erheben, zeichnen sich die indischen schon dadurch aus, daß mehre treffliche Epopöen und später auch viele Dramen sich in ihnen vorfinden. Die äußere Form macht aber hier nicht, wie im Abendlande, den Charakter der Poesie; denn die metrische Form ist in Indien, außer für Scholien und die niedere Konversation in den Dramen, überhaupt die Form aller literarischen Produktion geworden; das Kriterium des Poetischen liegt hier nur in der innerlichen Auffaſſung und phantasiereichen Behandlung des Gegenstandes.

Jene Form aber, welche bei uns den Poesien ausschließlich eigen ist, die Metrik, ist bei den Indern ihrer Entstehung nach in innigster Verbindung mit der Musik zu denken, d. h. mit Gesang, etwa durch ein einfaches leierartiges Instrument begleitet. Musik und Metrik bedingen und durchdringen sich anfangs gegenseitig als eine, aber auf niederer Stufe der Entwickelung stehende Einheit. Dann erhob sich die Wortrhythmik und hinderte den Gesangston, durch sich zum Bewußtſeyn des Taktes zu kommen, während wieder die Freiheit des musikalischen Vortrags die vollständige Ausbildung des Versstaktes unmöglich machte. Musik und Metrik verbanden sich in rhythmischen Sätzen, die einzeln unter der Herrschaft des Taktes standen, aber nicht eines, den ganzen Vers gleichmäßig durchdringenden; der dramatisch-musikalische Gesang, in seiner Abstufung durch Recitativ bis zur Deklamation, sprengte stellenweise die taktischen Bande der Metrik. Die Schönheit und Harmonie des indischen Verses beruht auf richtiger und schöner Anwendung der Pausen und der rhythmischen Accente. Die Metra, neben denen auch Reim und Alliteration vielfältig gebraucht werden, sind außerordentlich mannichfaltig, worüber Colebrooke in einer klaſſischen Abhandlung in den Asiat. Research., Thl. X, S. 389 — 474, mit beigefügten Tafeln, deutsch im Auszuge in Vater's Proben deut. Mundart, No. X, S. 171, die belehrendſte, wenngleich noch nicht erschöpfende (vgl. Benfey in Ersch und Grub. Encycl., Indien, S. 294) Darstellung gibt. Durch ihn lernen wir zugleich das Nationalwerk des Pingala über Prosodie kennen, das in acht Büchern zuerst die Bezeichnungen angibt für Füße von einer, zwei oder drei Sylben, dann das Sylbenmaß der Weda's erklärt, ferner von den Veränderungen in den Unterabtheilungen der Stanzen, von profaner Dichtkunst und besonders von Versen handelt, in denen die Zahl und Quantität der Sylben ungleich ist. Endlich werden die Metra angegeben, in denen der nämliche Fuß an derſelben Stelle wiederkehrt, und Regeln für alle möglichen Kombinationen langer und kurzer Sylben in Versen von einerlei Länge. Auch der berühmte Kalidasa hat ein sehr anerkanntes Werk über die Prosodie u. eine Analyse des Rhythmus geschrieben. Eines der ältesten und ein Grundmetrum ist der epische Vers, dem Hexameter vergleichbar, genannt Slokas, der Vers vorzugsweise, eigentlich Maktram (Mund, Rede). Er zerfällt in zwei, sich wesentlich gleiche Theile von je 16 Sylben, deren Schluß meistens ein doppelter Jambus bildet. Jeder der beiden Hauptverse ist in der Mitte durch eine starke Cäſur getheilt; jeder Fuß enthält vier Sylben, deren Quantität im ersten und dritten willkürlich zu seyn scheint, während der zweite gewöhnlich auf eine kurze oder lange Sylbe zwei lange und wieder eine lange oder kurze folgen läßt.

Die indische Epik ist durchaus edel und einfach, mit denselben Eigenthümlichkeiten, wie die homerische, ausgestattet, einer kindlichen Naivetät, malerischen Schilderungen von Einzelheiten, vielen Expletivpartikeln, feststehenden, immer wiederkehrenden Beiwörtern, manchen tautologischen Formeln und dem nachlässigen Versbaue eines einfachen Kindesalters. Ueberall treten höhere Wesen auf, nicht bloßum den Knoten zu lösen, sondern selbst handelnd und mit göttlichen Attributen, die das Epos erst gestempelt hat, um die Götter von den Menschen zu unterscheiden. Es sind das aber nur Vermenschlichungen der Götter, deren geistige Urbilder zugleich noch im Himmel wohnen; denn die Götter können sich umgestalten und Verkörperungen von sich aussenden, die dann den Sterblichen fast gleich werden, die unter dem Verhängniß stehen, von der Wolke der Täuschung, der Maja, umnebelt sind, so lange sie in die irdischen Thaten eingreifen, die fehlen können, sich unter einander berathen, in zweifelhaften Fällen an den Urvater wenden und nach dessen Plänen handeln. Die Sterblichen aber, die im Epos auftreten, sind entweder Abkömmlinge jener Gottheiten, oder doch durch Religiosität und tiefe Meditation den Göttern so nahe gerückt, daß sie mit ihnen verschmelzen, ja sie häufig an Tu-

gend übertreffen. Das Epos schwebt so zwischen Himmel und Erde; es spielt in einem Zeitalter, wo noch die Götter mit den Menschen lebten. Die beiden ältesten, von den indischen wie europäischen Gelehrten am meisten bearbeiteten großen Epopöen, Rámájana und Mahábhárata, werden daher noch zu den heiligen Schriften gerechnet und gelten als Theile der Puránas. Jenes, welches wörtlich Wandel des Rama's bedeutet, oder der siebenten Verkörperung des Wischnu's, ist das ältere. Es besteht, ohne die kritisch verdächtigen Episoden, aus 24,000 Slokas, die in 7 große Bücher (Kanda) getheilt sind, welche wieder in Rhapsodien (Sarga) zerfallen. Der Hauptgegenstand ist der Kriegszug des Helden Rama nach Ceylon gegen Rawanas, das Haupt der Giganten, der seinen Sitz in Lanka hat. Jener Rama, ein mit allen Tugenden begabter Heros, ist dazu bestimmt, die Welt von allen, ihr durch das Riesengeschlecht bereiteten Leiden, zu befreien. Sein Vater, Dasarathas, hat ihn zu seinem Nachfolger im Königreiche Ajodha ausersehen. Der weiseste Anachoret hat ihn erzogen, die lieblichste der Frauen, Sita, beglückte ihn als Gattin. Als Alles zu seiner Inthronisirung bereit ist, erwacht die Eifersucht von der Mutter eines seiner Brüder, Bharatas. Sie hatte sich einst durch ein Verdienst um ihren Gatten von diesem das Versprechen erlangt, daß ihr zwei Bitten gewährt werden sollten. Jetzt fordert sie als die Gewährung, daß statt Rama's jener Bharatas gesalbt werden, Rama aber, 14 Jahre als Anachoret verbannt, in den Wäldern leben solle. Das ist der tragische Wendepunkt. Rama zieht in den Wald, von seiner Gemahlin und seinem Bruder Lakschmanas begleitet. Zwar stirbt der Vater bald darauf, und Bharatas will die Regierung nicht antreten, sondern bittet seinen Bruder, sie zu übernehmen; dieser hält sich aber durch seines Vaters Befehl für verpflichtet, die bestimmte Zeit im Exil auszuhalten. Er vollbringt hier wunderbare Thaten zum Schutz der Heiligen gegen die Bösen. Als Rawanas solches hört, raubt er, um den Mord seines Verwandten-Geschlechts zu rächen, dem Rama seine Gattin. Hierdurch entwickelt sich der Kampf zwischen den beiden höchsten Repräsentanten des inkarnirten Guten und Bösen. Rawanas wird getödtet und Sita wieder gewonnen. Ehe aber der Held sie wieder aufzunehmen wagt, muß sie sich feierlich als unbefleckt erweisen. Da erscheinen alle Götter, ihn zu ehren; seine im Kampfe erschlagenen Waffengefährten erstehen wieder zum Leben. Feierlich kehrt er nach Ajodha (das heutige Oude) zurück, worüber er nun 11,000 Jahre herrscht; Glück, Segen und brahmanische Ordnung bezeichnen seine Herrschaft. Am Ende derselben erhebt er sich zum Himmel des Brahma. Als Verfasser wird einstimmig Walmiki genannt, dessen Zeitalter sich aber noch nicht bestimmen läßt. Das Werk ist theils ganz, theils stückweise in andere indische Sprachen übersetzt, eine vollständige Ausgabe von Aug. W. von Schlegel (Rameidos Valmicciae libri septem: Ramayana, i. e. carmen epicum etc., textum — recensuit, interpretationem latinam et annotatt. critic. adjec., Bonn 1829) begonnen, aus Verdruß auch mancher einzelne Abschnitt besonders edirt worden.

Das zweite große Epos, Mahábhárata, d. i. der große Bharata (König od. Krieg), ist ein gigantisches Werk in 18 Gesängen, das mit den eingeschobenen Episoden, die zum Theil auch völlig selbstständige, ganz lose und ohne weitern Zusammenhang mit der Haupthandlung eingefügte Epopöen sind, nicht weniger als 160,000 Slokas enthält. Der Hauptgegenstand ist die Geschichte der Unglücksfalle und Abenteuer einer Königsfamilie, der Pandawa's, Söhne des Pandu, welche von ihren Vettern, den Kurawa's, verdrängt und verfolgt wurden, diese aber endlich mit Krishna's Hulfe besiegten und glücklich wurden. Der Streit entspann sich daraus, daß Bharatas, König von Indien, zwei Söhne hinterlassen hatte, Dhritaráshtra und Pandu, von denen jener, weil er blind war, auf die Regierung verzichtete und dieser sie übernommen hatte. Nach Pandu's Tode brach der Kampf zwischen den Söhnen beider los. Es liegt dem Epos sicherlich das historische Faktum eines solchen großen Bürgerkriegs zu Grunde, der den indischen Sagen so geläufig ist, wie den Hellenen der trojanische; Jenes u. A. setzen ihn, zum Theil aus astronomischen Gründen, in das 12. Jahrhundert v. Chr. Das Lokal der Kämpfe, die hier beschrieben werden, ist die Gegend von Delhi, und Wjása (Sammler, Ordner), der mythische Repräsentant der literarischen Redaktion von Allem, was in älterer Zeit aus der brahmanischen Anschauung producirt wurde, soll auch der Verfasser dieses Epos seyn, dessen Anlage darauf berechnet zu seyn scheint, den gesammten indischen Sagenkreis zu umfassen. Das Gedicht fällt später, als der Ramajana, wenngleich manche der eingeschobenen Rhapsodien älter seyn mögen, als das Stammepos. Das Original ist zu Kalkutta 1801—6 in 4 Bänden erschienen; auf Befehl Akbar's des Großen ist ein Auszug ins Persische übertragen, in Europa aber sind eine Anzahl einzelner Episoden und Abschnitte im Original und in Uebersetzungen bekannt gemacht worden. Die vorzüglichsten davon sind: Bhagawadgita, d. i. göttlicher Gesang, worin sehr erhabene Aufschlüsse über metaphysische Gegenstände und eine Uebersicht der ganzen mystischen Theologie des alten Indiens gegeben wird, nach A. W. v. Schlegels, der es im Original und eleganter lateinischer Uebersetzung edirt hat (Bonn 1823), Ausdruck „das schönste, ja vielleicht das einzig wahrhaft philosophische Gedicht, das alle uns bekannten Literaturen aufzuweisen haben". Ferner die Geschichte des Nala, Königs von Nischadha, und seiner Gemahlin Damajanti, in 26 Gesängen, lateinisch von Fr. Bopp, Berlin 1832, deutsch übersetzt von Kosegarten, Jena 1820, von F. Ruckert, Frankfurt 1828, Bopp, Berlin 1838), ein liebliches Idyll, das an hinreißender Gewalt der Leidenschaften, wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen schwerlich übertroffen werden kann. Die heldenmüthige Treue und Ergebenheit der Damajanti ist in Indien eben so berühmt, wie unter uns die

der Penelope. Eine Anzahl kleinerer Episoden: Die Reise des Arjunas zum Himmel des Indra, reich an orientalischer Farbenfluth, Hidimba's Tod, worin besonders die Natur der wilden, gottlosen Riesen, Rakshas, genau beschrieben ist, die Klage des Brahmanen (Brahmanawilapa), ein höchst anziehendes Gemälde des indischen Familienlebens, hat Bopp (Berlin 1824), mit deutscher Uebersetzung im Metrum des Originals und trefflichen Anmerkungen versehen, erscheinen lassen, und dann (Diluviam cum tribus aliis Mahabharati praestantissimis episodiis, Berlin 1829, dazu eine deutsche Uebersetzung in Prosa, welche abgesondert erschienen ist) noch die Fluthsage, oder die Erzählung vom Fische, welche die erste Verkörperung des Wischnu in einen Fisch erzählt (auch übersetzt von Höfer, Indische Gedichte, 1. Lief., Leipzig 1841), ferner Sawitri, ausnehmend zart empfunden, den Raub der Draupadi, eine ächt homerische Schilderung des Kampfes, mittelst dessen die 5 Pandu-Söhne den Raub ihrer gemeinschaftlichen Gattin, Draupadi, an dem Fürsten von Sindhu rächen (auch übersetzt von Fertig, Würzburg 1841), und Arjuna's Rückkehr aus Indra's Himmel noch hinzugefügt. Noch andere epische Erzeugnisse hat Adelung (Biblioth. Sanscrit., S. 254 ff.) aufgezählt. Mit dem religiösen Epos ist der Kreis der heiligen Literatur der Inder geschlossen.

In der profanen lyrischen Dichtgattung zeichnen sich zwei Werke elegischer Art aus: Megha dûta, der Wolkenbote, welches von Kalidâsa, „dem Bräutigam der Dichtkunst", verfaßt seyn soll und in 116 Strophen die Sehnsucht eines verbannten Jakshas, beim Aufsteigen der Wolken zur Regenzeit, nach seiner fernen Gattin auf eine rührende Weise beschreibt (edirt von Wilson, Kalkutta 1813, und Gildemeister, Bonn 1840, in Uebersetzung London 1814), eines der besten Gedichte im indischen Sinn, hingebend, weich, zart, wunderlieblich, und Ghatakarparam, das zerbrochene Gefäß, von ziemlich ähnlichem Inhalte mit dem vorigen, indem eine Frau zur Regenzeit sich nach ihrem entfernten Gatten sehnt, in der Form und Darstellung aber viel spielender und gekünstelt (herausgegeben, übersetzt und erläutert von Dursch, Berlin 1828). Als ihren ersten lyrischen Dichter, der Zeit wie dem Range nach, betrachten die Inder den Dschajadewa, den Dichter des leidenschaftlich glühenden, tiefen Liederkranzes Gitagowinda, Lied vom Krischna, eines lieblichen Hirtenidylls, das mit dem Hohenliede mannichfache Aehnlichkeit hat, z. B. auch darin, daß die Spätern ihm einen mystischen Sinn untergelegt haben. Es besingt in einer Reihe schöner Hymnen die Liebe des Krischna zu der Hirtin Radha (mit lateinischer Uebersetzung edirt von Lassen, Bonn 1836). Ganz erotischer, sehr lieblicher, stellenweise aber auch lasciver Art sind 100 Stanzen oder Epigramme des Amaru, Amarusatakam, welche Ehezy (Apudy sich nennend), Paris 1831, mit Uebersetzung herausgegeben und auch Rückert theilweise ins Deutsche übertragen hat im Musenalmanach f. d. J. 1831 von A. Wendt.

Vermöge der so stark entwickelten träumerischen Phantasie des Indervolkes konnte auch die Ausbildung der Mährchenpoesie bei ihnen nicht fehlen; sie ist dadurch, daß von ihr aus dieselbe Dichtgattung bei den Arabern entzündet wurde, zu einer welthistorischen Bedeutung gelangt. Die bedeutendste Sammlung dieser Art, Kathâ sarit sâgara (Ocean der Ströme der Erzählungen), ist von Soma Deva Bhatta aus Kaschmir zwischen 1113 — 1125 n. Chr. geordnet und neuerlich von H. Brockhaus, Leipzig 1839 ff., mit deutscher Uebersetzung herausgegeben worden. Noch bedeutender aber für die Weltbildung hat die indische Poesie durch die ausgezeichnete Vollendung gewirkt, welche sie der Thierfabel gegeben hat. Der Inder hatte dazu eine besondere Veranlassung, weil ihm die ganze Thierwelt vernünftig handelt; daher werden hier die Thiere rein menschlich eingeführt. Das älteste indische Fabelwerk rührt zum wenigsten aus dem 6. Jahrh. n. Chr.; denn es gerieth schon unter dem persischen Fürsten Nuschirwan († 579) nach Persien, indem es unter dem Namen Fabeln des Bidpai (entstellt aus dem sanskrit. widjâprija, Freund der Wissenschaft, womit wahrscheinlich Barsujeh gemeint wurde, der sie aus Indien gebracht hatte) in das Persische übersetzt wurde. Von da ging es als Kalila und Dimnah (nach den beiden Schakaln Karataka und Damanaka, die sich im ersten Buch unterhalten) ins Arabische über, gelangte nach Spanien, wurde bald in das Syrische, Hebraische und Griechische, dann in alle lebende Sprachen Europa's übertragen, und war schon im 11. Jahrh. eines der bekanntesten Werke der ganzen Welt. Der eigentliche Titel des indischen Werkes ist Nitisâstram, Regel des Betragens; gewöhnlicher aber wird es nach dem von seiner Eintheilung entlehnten Panchatantra, die 5 Abschnitte, oder Panchopakhjâna, die 5 Geschichten, genannt; sein Verfasser ist Wischnusarman. Dieses größere Werk erlitt in Indien selbst mehre Umarbeitungen; ein Auszug daraus, der Hitopadesas, freundliche Unterweisung, ist bei uns durch Druck und Uebersetzungen (von Wilkins 17 7, Jones, Carey, Schlegel und Lassen, Bonn 1829 ff., Bernstein, Johnson, London 1848, M. Müller, Leipzig 1844) sehr bekannt geworden. Es wird in Indien als beliebtes Schulbuch gebraucht, wie es zum Unterricht eines Prinzen bestimmt wurde.

Das strengere, eigentliche Lehrgedicht, welches oft die Form des Dialogs annimmt, indem ein Weiser oder Heiliger seinem Schüler Unterricht ertheilt, streift oft in die wissenschaftlichen Gebiete hinüber. Die Puranen sind meist halb Lehrgedicht, halb Epopöen. Durch Pet. von Bohlen ist uns in dem Ritusanhâra, Sammlung der Jahreszeiten (edirt und übersetzt, Leipzig 1839), angeblich einem Werke Kalidasa's, eines der zierlichsten Gedichte dieser Art bekannter geworden, obgleich es schon früher, und zwar als das erste in Indien durch die Presse gedruckte Werk (Kalkutta 1792), von Jones veröffentlicht worden war. „Jeder Doppelvers darin", sagt der genannte Gelehrte, „zeigt eine indische Landschaft, immer schön, bisweilen sehr farbenreich, aber niemals über die Natur."

In der Gnomenpoesie haben die Sentenzen des Bhartrihari, den die Sage zu einem Bruder des Wikramaditja macht, 100 Jahre v. Chr. mit vollem Recht ein vorzügliches Ansehen genossen. Sie verbreiten sich in 3 Centurien über die Liebe, die Pflichten und die Frömmigkeit und bieten eine Sammlung des Schönsten in dieser Dichtgattung, haben aber nicht einen Verfasser, fordern sind wohl mehr als Erzeugnisse des Volkslebens zu betrachten, die dann ein Mann von empfänglichem Sinn zusammenlas. Ihre im Ganzen einfache Sprache zeigt ein Streben nach doppelsinniger Bezüglichkeit, eine für diese Dichtart wohlanstehende Ausstattung. Edirt von v. Bohlen, Berlin 1834, und von demselben metrisch übertragen, Hamb. 1835.

Endlich die letzte und höchste Frucht der Literatur eines edeln Volkes, die dramatische Dichtkunst, hat sich bei den Indern zu einer bedeutenden Kunsthöhe emporgeschwungen. Ihr Ursprung wird in die fabelhafte Zeit hinaufgerückt, da Bharata, ein mythischer König und Weiser, sie erfunden und gewisse Grundsätze in ein System gefaßt haben soll, die von allen spätern Dramaturgen als Regeln angeführt werden. In Wahrheit entwickelte sie sich aber, ähnlich wie bei den Griechen, aus den heitern Götterfesten, zu deren Feier Dichtkunst, zuerst wohl nur als Hymne, Tanz und Musik sich vereinigten, womit sogleich die Elemente des indischen Drama's gegeben waren. Wie noch jetzt Tempeljungfrauen, in einem geeigneten Tänzerkleide, am Feste des Krischna verschiedene Scenen aus dessen Leben dramatisch darstellen, mit Tänzen, extemporirten Vorträgen und Liedern durchflochten, so entstand im Alterthum leicht aus den Opfergesängen und ländlichen Lustreigen eine Darstellung, die nach und nach sich den religiösen Gegenständen entwand und auch das bürgerliche Leben zum Vorwurf erwählte. Der Höhepunkt der dramatischen Produktion wird von den Indern und gewöhnlich auch von den europäischen Forschern unter Kalidasa, einem Zeitgenossen Wikramaditja's, im letzten Jahrhundert v. Chr. angenommen. Benfey dagegen will diese Blüthe nicht so hoch hinaufsetzen, sondern hält sie schwerlich für älter, als aus dem 6. oder 7. Jahrh. n. Chr.

Die Dramatik ist bei den Indern ordentlich theoretisch behandelt worden. Sie theilen solche Vorstellungen in 3 Klassen: den bloßen Tanz (Nritta), die mimische Darstellung (Nritja) und das eigentliche Schauspiel (Nätja), mit Sang, Tanz und Instrumentalmusik. Der allgemeine Name für Schauspiel ist Rúpaka, von Rúpa, Form; dieses wird wieder in das höhere und niedere getheilt. Von jenem gibt es 10 Arten: das Stück von ernstem Charakter, aber nie tragisch, weil die Religionsgesetze verbieten, Jemand auf der Bühne sterben zu lassen, nur Götter und Könige dürfen hier die Helden seyn; in einer zweiten Art von etwas geringerer Stufe erscheinen wenigstens Minister, Brahmanen, angesehene Kaufleute; eine dritte Art ist der erzählende Monolog; eine vierte die kriegerische Darstellung, worin nur Männer auftreten; sonst spielen Frauen die Rollen ihres Geschlechts; eine fünfte die mythologische Fabel; sechstens die Schrecken erregende Darstellung dämonischer Art; siebentes Intriguenstück voll Liebe und Frohsinn; achtens ein Vorspiel, dann das Scherz- und Räthselspiel, endlich die satyrische Posse. Schon oben ist bemerkt, daß in den Dramen für die verschiedenen Personenklassen nach ihrem Rangverhältniß auch die Sprachform wechselt. Höhere Personen und die Götter reden reines S, die Frauen und niedern Stände aber Prakrit, und dieses wieder nach ihrer Stellung mehr oder weniger rein.

Die Anzahl der dramatischen Werke der Inder, welche für klassisch gelten, muß sehr bedeutend gewesen seyn. Denn Wilson, der hochverdientesten Förderer dieser Literatur Einer, hat in seinen „Select specimens of the theatre of the Hindus, translated from the original Sanskrit" (Kalkutta 1825 ff., 3 Bde., deutsch von Hermes, 1 Thl., Weimar 1828, von Wolff, daselbst 1829, 1. Thl.) von 60 solchen Dramen die Titel oder einen Umriß in einer über das ganze indische Theaterwesen sich verbreitenden klassischen Abhandlung gegeben, u. dazu noch eine Anzahl auserwählter durch seine Uebersetzung auf europ. Boden verpflanzt, so Mritschakati, der thönerne Wagen, eine Art von Familiendrama, das eines der ältesten aller indischen Schauspiele ist, dem Sudrakas, König von Ujschein, zugeeignet; Wikramorwasi, Urwasi und der Held, von Kalidasa, worin der Alt höchst leidenschaftlich sich erhebt, als der Held seine durch einen Fluch in eine Schlingpflanze verwandelte Geliebte, die Nymphe Urwasi, sucht; Mudrá Rakschasa, das Siegel der Rakschasas, ein kräftiges Intriguenstück von Wisakha Dattas im 10. Jahrh. n. Chr.; die beiden sehr schönen Stücke von Bhawabhuti (705 n. Chr.), Malati Madhawa, die Liebe und heimliche Ehe zwischen diesen Genannten, ein Stück, dem Wilson die größten Lobsprüche ertheilt, und Uttara Rama Tscharitram, die Geschichte der Familie Rama's nach der Wiedereroberung seiner Gattin Sita, u. a. Ueber alle diese und was sonst noch neuerlich Gleichartiges veröffentlicht worden ist, strahlt aber als die Krone der indischen Dramen das Werk Kalidasa's, Sakontala, das von der ganzen gebildeten Welt mit großem Beifall aufgenommen ward. Den Kern der Handlung bildet die indische Anschauung von der Macht des Fluchs eines beleidigten Asceten. Sakontala, die schöne Tochter eines Eremiten, die Geliebte des Königs Dushantas, hat im Liebesgetändel vergessen, gegen einen Asceten sich pflichtgemäß zu erweisen. Dieser spricht im Zorn den Fluch über sie aus, daß der, an den sie einzig denke, ihrer ganz vergessen solle. Durch eine Freundin Sakontala's besänftigt, fügt er jedoch die Verheißung hinzu, der König werde sich alles Vorgefallenen wieder erinnern, wenn er den als Unterpfand bei Sakontala zurückgelassenen Ring wieder erblicken werde. Der Fluch wirkt. Sakontala wird am Hofe vom König nicht erkannt; den Ring hat sie im Bade verloren. Verzweifelnd verläßt sie den König; ein Priester nimmt sie auf. Himmlische Nymphen jedoch

entführen sie an Indra's Hof. Ein Fischer hat den Ring in einem Karpfen gefunden; er wird vor den König gebracht; beim Anblick des Kleinods steht alles Geschehene wieder vor seinen Sinnen. Furchtbarer Schmerz ergreift ihn; doch Indra sendet ihm seinen Wagen. Mit seinem Kind und seiner Gattin vereint, kehrt er zur Erde zurück. Vgl. Kalidasa.

Umfassendere Darstellungen der Sanskritliteratur enthalten die sehr empfehlenswerthen Werke: Das alte Indien u. s. w., dargestellt von P. v. Bohlen, Königsberg 1830; — Indische Alterthumskunde von Chr. Lassen, Bonn 1847 ff.; — Benfey's umfassender und trefflicher Artikel Indien in Ersch und Gruber's Encyclop., II. Thl., XVII; — Adelung, Bibliotheca Sanscrita, St. Petersburg 1837.

Sans Malice, Martin, s. v. a. Akakia.

Sans nuance (franz., Waarenk.), schwerseidenes Zeuch mit goldenen Blumen.

Sansol, span. Flecken, nordöstl. von Logrono; 2200 Einw.

Sanson (Geogr.), afrik. Ort, Sudan, Land der Fellatas, Bez. Nyffe oder Tappa.

Sanson (Biogr.), 1) Nicolas, französischer Geograph, 1600 zu Abbeville geboren, war Kaufmann, ward in Folge der von ihm ausgeführten Vermessungen in der Picardie Staatsrath u. Königl. Geograph, † zu Paris 1667. Man hat von ihm viele vorzügliche Karten, besonders vom alten Gallien. Auch seine Söhne Wilhelm († 1703) und Adrian († 1718) lieferten dergleichen; ein anderer Sohn, Nicolas, kam 1648 in einem Volksaufstande um. — 2) Henri, pariser Scharfrichter, der die Hinrichtung Ludwigs XVI. und anderer zahlloser Opfer der Schreckensherrschaft leitete, verscholl nach der Revolution, † 1830 zu Paris. Die unter seinem Namen herausgegebenen Memoiren (Paris 1830, 2 Bde) sind ein Roman. — 3) Louis Joseph, franz. Arzt, ward 1836 konsultirender Wundarzt des Königs, Professer der klinischen Chirurgie und erster Wundarzt am Hotel-Dieu zu Paris, † 1841. Er ist Erfinder des Steinschnitts durch den Mastdarm. Schrieb: Des moyens de parvenir à la vessie par le rectum, Paris 1817, 2. Aufl. mit Bacca Berlinghieri, daf. 1821; — mit Ed. Roche: Nouveaux élémens de pathologie medico-chirurgicale, daf. 1825—27, 3 Bde.; — De la réunion immediate des plans, daf. 1834; — Des hémorrhagies traumatiques, daf. 1836; — Leçons sur les maladies des yeux, herausgegeben von Bartinot und Pigné, daf. 1838; — Traité des hernies, herausgegeben von Raige-Delorme, Brüssel 1838. — 4) Viktor, Zeichner und Maler zu Paris, Künstler der Gegenwart. Ein Prachtwerk von ihm, alte, mit historischen Darstellungen gezierte Tapeten vorstellend, erschien unter dem Titel: Les anciennes Tapisseries historiées, ou Collection des monumens les plus remarquables de ce genre qui nous sont restés du moyen âge, Text von Achille Jubinal, Paris 1838 ff., Fol. Die Stiche sind von den besten franz. Meistern.

Sansonnet (franz., Ichthyol.), s. v. a. gemeine Makrele, Scomber Scombrus L.

Sansonnieres, berühmter Lauteniſt des 18. Jahrh., ließ sich, nachdem er fast ganz Europa bereist und sich überall großen Ruhm erworben hatte, zu Paris nieder, wo er gegen 1667 ein wöchentliches Koncert stiftete und dadurch auf die Musikkultur der Stadt einen äußerst wohlthätigen Einfluß ausübte. Er † in den letzten Jahren des genannten Jahrhunderts.

Sansovino (Biogr.), 1) Andrea Contucci, genannt S., s. Contucci 1). — 2) Jacopo, eigentlich Tatti, berühmter Bildhauer und Architekt, um 1479 zu Florenz geboren, Schüler des Vorigen, bildete sich dann vorzüglich nach Michel Angelo. In Rom erwarb er sich durch ein sehr gelungenes Modell des Laokoon die Gunst des Papstes, der ihm die Restauration mehrer Statuen seines Museums auftrug, während eine von S. selbst gearbeitete Statue des heil. Jakob für die Kirche Santa Maria del Fiore zu Florenz seinen Namen den der berühmtesten gleichzeitigen Bildhauer an die Seite stellte. Als geschickter Architekt zeigte er sich in dem Bau der Kirche des heil. Johannes des Täufers zu Rom; nachdem aber die Vollendung derselben durch die Eroberung Roms 1527 unterbrochen worden, nahm er seinen dauernden Aufenthalt zu Venedig. Hier zum ersten Architekten von S. Marco ernannt, schmückte er die Stadt mit den Meisterwerken seiner Hand, baute mehre Paläste, z. B. den Palast Delfino und Cornaro, und viele andere Gebäude, wie die Bibliothek, und lieferte außerdem ausgezeichnete Bildhauerarbeiten, von denen die 4 Evangelisten in der Kirche S. Marco vielleicht das Schönste sind, was Venedig in diesem Zweige der Kunst aufzuweisen hat. Er † den 27. Nov. 1570. Sein Sohn Francesco S. (geb. zu Rom 1521, † zu Venedig 1586) ist als einer der ausgezeichnetsten Literarhistoriker Italiens berühmt.

Sans par chemin (franz., Bot.), s. v. a. getigerte Stangenbohne, s. Phaseolus vulgaris L.

Sans pareil (franz.), 1) ohne Gleichen, unvergleichlich; — 2) (Waarenk.), Art leichter Kamelott.

Sanspareil (Geogr.), bayer. Dorf, M.-A. Oberfranken, Lgr. Hollfeld; Schloß mit rundem Wartthurme und schönem Garten in herrlicher Gegend; 130 Einw.

Sans prendre (Spielw.), s. L'Hombre und Tarok.

Sans rime et sans raison (franz., d. i. ohne Reim und Sinn), ohne Grund und Ursache, ohne Kopf, ohne Maß und Ziel.

Sanssacs l'Eglise, franz. Dorf, Dep. Haute-Loire, Bez. Puy; 880 Einw.

Sanssouci (Geogr.), 1) Lustschloß, s. Potsdam; — 2) Stadt, s. Hayti; — 3) s. Zorg Vliet.

Sant (Geogr.), brit.-ostind. Stadt, Präsidsch. Bengalen, Prov. Bahar, südöstl. von Benares.

Sant (Bot.), in Aegypten s. v. a. Acacia arabica L.

Santa (port. u. span.), s. v. a. Sankt.

Santa (Geogr.), 1) südamerikan. Fluß, Republik Peru, entspringt in den Anden, fließt anfangs nordwestlich, dann westlich und mündet unterhalb der gleichn. Stadt in den großen Ocean; — 2) (Parilla), Stadt das., Intend. Tarma, Hauptstadt der gleichn. Provinz, unweit der Mündung des gleichn. Flusses, in einem 465 Toisen über dem Meere liegenden Thal, 8° 59′ 3″ südl. Br. und 80° 59′ 46″ westl. L. Das Klima ist sehr heiß; Produkte sind Zuckerrohr, Baumwolle, Rindvieh, Schweine; lebhafte Fischerei, Zuckerraffinerien, Branntweinbrennereien.

San-Ta, asiat. Stadt, China, Prov. Yun-Nan; ein von Bergen umgebener Kriegsplatz, gegen Birma.

Santa Anna, Antonio Lopez de, ehemaliger Präsident des Freistaats Mexiko, war beim Ausbruch der Insurrektion daselbst Oberster eines Regiments und schloß sich seinem Waffenbruder, dem Obersten Agostino Iturbide, an, als dieser im Jahre 1821 den Plan zu einer veränderten Regierungsform in Mexiko entwarf. Als es nach dem Ausbruch der Insurrektion, die bereits die meisten Provinzen in den Besitz Iturbide's gebracht hatte, S. A. gelang, auch die Provinz Veracruz zum Aufstande zu bewegen, gerieth die Hauptstadt in so große Bedrängniß, daß der Vicekönig seinen Posten niederlegte. Der bald darauf v. Spanien gesandte neue Vicekönig O'Donoju unterzeichnete die neue Verfassung, † aber noch vor Ende des Jahres, und als man im Mai 1822 in Mexiko erfuhr, daß man im Mutterlande den geschlossenen Vertrag nicht genehmigt, wurde Iturbide zum Kaiser ausgerufen. Dessen strenge Herrschaft erregte jedoch bald Mißfallen, und als endlich ein kaiserlicher Befehl den General S. A. vom Kommando der Truppen in Veracruz, angeblich wegen lässiger Betreibung der Belagerung des Kastells von San Juan de Ulloa, abrief, so weigerte sich dieser, zu gehorchen, rief zu Veracruz die Republik aus und wußte sogar die gegen ihn abgesandten Generale Echavari und Cartajar am 1. Febr. 1823 zu einer Uebereinkunft zu bewegen. Nachdem Iturbide vergeblich mehre Versuche zu einem gütlichen Vergleich gemacht hatte, legte er am 20. März die Kaiserkrone nieder. S. A. spielte von da an eine wichtige Rolle in dem politischen Leben Mexiko's. Er machte dem zusammengetretenen Kongresse seine Ansprüche auf die gesetzgebende Gewalt streitig, und nur durch Klugheit, Nachgiebigkeit und mit britischer Hülfe wurde er bewogen, die seinem Befehle untergebenen Truppen zur Disposition des Kongresses zu stellen. Er zog sich, scheinbar beruhigt, auf sein Landhaus bei Jalapa zurück und lebte dort mehre Jahre entfernt von allen politischen Geschäften. Im J. 1828 mußte dem Gesetz zu Folge der zeitherige Präsident Guadaloupe Victoria die Präsidentschaft niederlegen, und am 1. Sept. wurde der seitherige Kriegsminister Don Gomez Pedraza zum Präsidenten erwählt. Plötzlich trat S. A. zu Gunsten des Generals Guerrero (s. d.) auf, sammelte schnell 800 M., bemächtigte sich des Forts Perote, auf der großen Straße von Mexiko nach Veracruz, zog dort Verstärkungen an sich und suchte so seine Forderung mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Die Regierung dagegen erklärte ihn für einen Verräther und sendete den General Rincon mit 5000 M. gegen ihn. Nicht stark genug, um diesem die Spitze bieten zu können, verließ S. A. seine Stellung ohne Schwertstreich, zog nach Tehuacan und von da nach Oaxaca, wo es ihm in kurzer Zeit gelang, den ganzen Süden der Föderativstaaten aufzuregen. Indeß war in der Hauptstadt unter Leitung des Generals Lobato ein Aufstand zu Gunsten Guerrero's entstanden, welcher damit endete, daß dieser am 1. Januar 1829 zum Präsidenten ernannt wurde. S. A. beeilte sich, die neue Verwaltung anzuerkennen, und wurde zum Befehlshaber desselben Heeres ernannt, welches zu seiner Unterwerfung bestimmt gewesen war; gleichzeitig erfolgte seine Ernennung zum Gouverneur von Veracruz. Als 1829 Spanien einen Versuch zur Wiedereroberung von Mexiko machte, ward S. A. von dem Kongresse mit den ausgedehntesten Vollmachten zur Vertheidigung der Republik versehen. Er war schon Anfangs Juli zu Veracruz mit Zusammenziehung eines Truppencorps zur Vertheidigung der Küste beschäftigt gewesen und hatte auf alle Schiffe in dem dortigen Hafen ein provisorisches Embargo gelegt u. die Kaufleute gezwungen, ihm 40,000 Piaster zu den nöthigen Rüstungen zu zahlen. Ein spanisches Corps von 3300 Mann, darunter 600 Reiter, unter dem General Isidoro Barradas landete den 27. Juli bei Tampico, nördlich von Veracruz. S. A. brach sofort mit einigen tausend Mann dorthin auf, schlug dasselbe in mehren kleinen Gefechten, schnitt ihm alle Zufuhr ab und nöthigte es im September zu einer Kapitulation, mittelst welcher sämmtliche spanische Truppen den Eid leisteten, nie wieder gegen Mexiko zu fechten, und nach der Havannah eingeschifft wurden. Abermals zog sich S. A. ins Privatleben zurück, bis zum J. 1832, wo er an der Spitze der Garnison von Veracruz der Regierung den Gehorsam aufkündigte. In einem Gefechte gegen die Regierungstruppen unter General Calderon am 3. März zog er den Kürzern, behauptete dagegen Veracruz, besetzte Puente Nacional, brach hierauf mit 19,000 M. gegen Orizaba auf, erfocht am 1. Okt. bei Puebla einen Sieg über den General Facio und erschien am 17. vor der Hauptstadt. Während der nun folgenden Belagerung derselben kam es zu mehren Gefechten, in welchen beide Parteien mit abwechselndem Glücke fochten, und deren endliches Resultat ein am 11. Dec. geschlossener Waffenstillstand war. S. A. hatte indessen seine Zwecke erreicht, denn er wurde bei der im Mai 1833 erfolgenden Wahl zum Präsidenten erwählt. In einer von ihm erlassenen Proklamation versprach er, nach den freisinnigsten Grundsätzen zu regieren und die ihm anvertraute Gewalt nie zu mißbrauchen. Doch die altspanische Partei blieb nicht unthätig; die Geistlichkeit, welche von Aufhebung des Zehnten

u. Freiheit des Kultus hörte, die Armee, welche man mit Verminderung bedrohte, und die überwundene Partei, welche auf Rache sann, verfolgten sämmtlich geheime Pläne zur Umstürzung der bestehenden Ordnung. Im Staate Valladolid brach die Empörung zuerst aus. Ein Oberster, Escalada, rief an der Spitze einiger Soldaten S. A. zum Diktator aus; ihm schlossen sich noch Perez Palacius zu Cuernavaca u. Canalija zu Queretaro an, endlich auch der General Duran. Nach langem Zögern traf S. A. Anstalten, die Empörung zu unterdrücken. Er rückte Anfangs Juni mit der ganzen Reiterei aus Mexiko, wurde aber unterwegs von den Truppen zum Diktator ausgerufen und, als er sich weigerte, die Diktatur anzunehmen, vom General Arista verhaftet. Indeß gelang es ihm bald, zu entfliehen, 1500 M. in Puebla zu sammeln und mit diesen nach Mexiko zu marschiren, wo er mit großem Enthusiasmus empfangen wurde. Die Truppen, welche sich früher seiner Person bemächtigt hatten, beharrten nichts desto weniger auf der Diktatur, und es mußte deshalb gegen diese ein neuer Feldzug unternommen werden. Trotz der Hindernisse, welche denselben namentlich durch die Cholera, welche binnen 5 Tagen 2000 Mann hinraffte, in den Weg gelegt wurden, brachte er doch ein Heer von 10,000 M. zusammen, schlug die Generale Duran u. Arista den 5. u. 9. Okt. bei Guanaruato, welche Stadt er besetzte, und kehrte am 27. Okt. nach Mexiko zurück. Alles schien am Ende des Jahres 1833 auf eine dauerhafte Ruhe hinzudeuten. General Duran, der sich auf seiner Flucht nach Oaxaca mit Canalero vereinigt hatte, war vom General Gomez geschlagen und genöthigt worden, seinen Zufluchtsort zu verlassen, worauf beide mit ihren Anhängern kapituliren und nach Central-Amerika auswanderten. Selbst der gefürchtete General Bravo, der aufs Neue eine Erklärung erlassen, worin er die Nation aufforderte, S. A.'s Regierung zu stürzen und zur legalen Begründung der künftigen Regierungsform einen Nationalkonvent zu berufen, sah sich in seinen Verschanzungen bei Chilapa von 4000 Mann eingeschlossen und zur Unterwerfung genöthigt. Indessen erregten die Einziehung der Kirchengüter, deren Werth sich auf 100 Mill. Dollars belief, so wie die Reformen beim stehenden Heere, um eine jährl. Ersparniß von 4 Mill. Doll. zu bewirken, bei der Geistlichkeit, so wie beim Militär große Unzufriedenheit. Letzteres empörte sich gleichzeitig in Mexiko, Puebla, Orizaba und Cordoba. Auf Empfehlung des Bischofs wurde der Gouverneur von Puebla im Monat Mai 1834 zum Chef der Verbündeten ausgerufen. Der Kongreß sah sich genöthigt, seine Sitzungen aufzuheben, während S. A. sich nach Tacubaya begab, allein zugleich die zweckmäßigsten Mittel ergriff, um der Bewegung Herr zu werden. Queretaro, wo die Truppen Widerstand leisteten, wurde belagert u. erobert, Puebla nach einem hartnäckigen Kampfe ebenfalls, und bald hatte er die Zügel der Regierung wieder in seinen Händen vereinigt und eröffnete den 1. Jan. 1835 den mexikanischen Kongreß. Aber bereits im März d. J. brachen neue Unruhen aus, an deren Spitze der General Alvarez stand. S. A. zog mit 3500 M. den Insurgenten entgegen, welche 5000 M. stark mit einem beträchtlichen Artillerietrain in der Ebene von Guadaloupe bei Zacatecas standen, brachte ihnen am 6. Mai eine bedeutende Niederlage bei, griff sie 2 Tage darauf abermals an und erfocht einen vollständigen Sieg. Hierauf fand eine gänzliche Veränderung in der Regierungsform von Mexiko Statt. Die föderativ-republikanische Verfassung wurde in eine Centralregierung verwandelt und S. A. zu deren oberstem Chef ernannt. In jeder Stadt der Union wurde der letzte Sieg des Präsidenten mit Freudenfesten gefeiert, ihm der Titel „Retter der Nation" zuerkannt, und auf dem Siegesfelde sollte ihm ein Denkmal errichtet werden. Während sich der Kongreß zur Einführung der neuen Regierungsform in außerordentlichen Sitzungen versammelte, zog sich S. A. zur Wiederherstellung seiner Gesundheit auf sein Landgut zurück. Neue Unruhen erregte die Ende 1835 von der Provinz Texas gegebene Unabhängigkeitserklärung. In Mexiko selbst herrschte nicht die beste Stimmung, und während S. A. am 3. Dec. in San Louis Potosi über 6000 M. Truppen Heerschau hielt und bereits 2000 M. nach der insurgirten Provinz abgesendet hatte, welche am 8. Dec. in Salinas angelangt waren, wurde in der Hauptstadt am 6. Dec. eine Verschwörung entdeckt, welche die Ermordung S. A.'s und seiner Minister bezweckte, aber ohne Folgen blieb. S. A. setzte seinen Marsch nach Texas fort, rückte am 23. Febr. 1836 in die Hauptstadt Bejar ohne Widerstand ein, unternahm am 6. März früh 5 Uhr mit 1500 M. einen Sturm auf das Fort und drang in 4 Kolonnen fast zu gleicher Zeit in dasselbe ein. Gegen 500 M. mit ihren Hauptanführern wurden nach verzweifelter Gegenwehr niedergehauen, der Rest gefangen. Nach Einnahme dieses Schlosses überschritt S. A. den Rio Colorado und die Stromarme des Brazos, wobei er Matagorda, S. Felipe de Austin, Brasorio, Harisburg oder Neuwashington, ganz Tavico und, mit Ausnahme von Galveston und Balasco, alle Niederlassungen der Texaner bis auf wenige Legua's vom Sabineflusse besetzte. Hier wurde S. A. u. sein Vortrab (den 21. April) von den nur noch 700 M. starken Texanern in einem Gehölze überfallen, als die Truppen eben mit Kochen und Reinigung der Armatur und Kleidungsstücke beschäftigt waren. Im Berichte des Anführers der Texaner, General Houston, hieß es: „Es war größtentheils ein Kampf Mann gegen Mann, unsere Schützen schlu en die Feinde mit dem Kolben nieder; um ½5 Uhr war der Feind völlig geschlagen, und wir verfolgten sein Hauptcorps bis in die Nacht; wir zählten 2 Todte und 23 Verwundete, der Feind hingegen an Todten 630 M. Verwundet wurden ihm 208 M.; 730 Gefangene sind in unsere Hände gefallen, unter diesen der Präsident und Obergeneral S. A. Gegen 600 Musketen, 300 Säbel u. 200 Pistolen wurden auf dem Schlachtfeld gesammelt." Der in Gefangenschaft gera-

thene General S. A. willigte am Tage nach dem Gefecht, um sein und seiner Mitgefangenen Leben zu retten, ein, das Gebiet von Texas bis an den Rio Colorado zu räumen, und schrieb deshalb an den rückwärts stehenden General Filesola, demgemäß seine Maßregeln zu treffen. Als die Kunde von diesem unerwarteten Schlage in Mexiko eintraf, trat am 26. Mai der Kongreß zusammen und wies durch ein Dekret den interimistischen Präsidenten Don Jose Coreo an: „sogleich Maßregeln zu ergreifen, um die Ehre der mexikanischen Waffen zu retten.“ Hiernächst ward er ermächtigt, die Armee zu verstärken. Der dritte Artikel dieses Dekrets besagte: „Die Regierung betrachtet jede Verpflichtung und Verbindung, welche S. A., so lange er Kriegsgefangener ist, mit den Insurgenten eingehen dürfte, als null und nichtig.“ Ein zweites Dekret schrieb vor, bis zur Befreiung des Präsidenten alle Fahnen der Armee mit Trauerflor zu umhüllen, und bot Jedem, der zu seiner Befreiung beitragen würde, eine Nationalbelohnung; an S. A.'s Stelle wurde der General Urrea zum Generalissimus der gegen Texas operirenden mexikanischen Armee ernannt. S. A. wurde nach seiner Gefangennehmung erst an die Küste nach Velasco gebracht, später aber nach Labordie transportirt und den 26. Nov. seiner Gefangenschaft entlassen. Er ging von da nach Washington und langte endlich im Febr. 1837 in Veracruz an, wo man ihn nur als General empfing. Der Kongreß in Mexiko hatte bereits unter dem 11. Febr. neuerdings die Nullitätserklärung aller von S. A. während seiner Gefangenschaft ausgegangenen Beschlüsse bestätigt. Dieser zog sich daher auf sein Landgut zurück, scheinbar aller Politik entsagend, doch, wie man glaubte, mit Aufmerksamkeit den Gang der Ereignisse verfolgend. An seiner Stelle wurde General Bustamente zum Präsidenten erwählt. Im J. 1839 erlangte S. A. zwar die Präsidentschaft aufs Neue, verlor sie indeß 1840 abermals, nachdem er inzwischen im Kampfe mit den Franzosen, die unter dem Admiral Baudin als Revanche für widerrechtliche Behandlung einiger ihrer Leute Veracruz angriffen, ein Bein verloren hatte. Bald darauf wußte er es dahin zu bringen, daß Bustamente floh und sich auf ein franz. Schiff rettete, worauf S. A. abermals (1841) Präsident ward. Er begann nun 1842 wieder Krieg mit Texas, doch kam es fast bloß zu Proklamationen. In Folge mehrfacher Verwicklungen mit den großen Seemächten nahm S. A. im J. 1843 die Miene an, als wolle er sich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen; er führte dies indeß nicht aus, vielmehr trat sein Streben nach unumschränkter Gewalt immer offener hervor, indem er eine Stütze im Heer, dem der Sold regelmäßig ausgezahlt wurde, wenn auch alle andern Verwaltungszweige darunter litten, zu haben glaubte. Mehre Gesetze des Kongresses wurden von ihm für null erklärt und durch entgegengesetzte Verfügungen ersetzt, die Widerstrebenden trafen harte Strafen, Verbannungen, Gefängniß. Es war kein Geheimniß, daß er mit den Staatsgeldern wie mit seinem Eigenthum schaltete, daß er Staatsgelder zu 24 Proc. auslieh und sich offen bei Unternehmungen auswärtiger Kaufleute, den Zoll zu umgehen, betheiligte. Eben so bekannt war, daß er zu Gunsten Einzelner, die mit ihm theilen mußten, Ein- und Ausfuhrverbote erließ oder zurücknahm. Den Anzeichen eines drohenden Tumults hatte er nichts zu bieten, als neue Gewaltmaßregeln. Darüber brach im Süden ein Aufstand aus, an dessen Spitze General Paredes trat. Während S. A. nach den aufgestandenen Provinzen marschirte, schloß sich die Hauptstadt der Bewegung an. Am 4. Dec. 1844 erschien nämlich ein von 75 Deputirten und allen Senatoren bis auf 4 unterzeichnetes Manifest, welches gegen die letzten Regierungshandlungen des Präsidenten protestirte. Der Vicepräsident, General Canalizo, antwortete mit der Auflösung des Kongresses. Dieser erließ 3 Protestationen und einen Aufruf an das Volk; ehe sie jedoch gedruckt werden konnten, ließ Canalizo alle Druckereien, bis auf die des Diario de Goberno, schließen, eine Gewaltthat, welche die Aufregung noch vergrößerte, so daß sich Canalizo bewogen fand, sich mit 1000 M. im Palast zu verrammeln. Vom Kloster San Francisco aus, wo außer den Kongreßmitgliedern die Generale Herrera, Garcia, Conde und Cotepedo sich versammelt hatten, zogen bewaffnete Volkshaufen vor den Palast und forderten Canalizo zur Uebergabe auf. Canalizo traf Anstalten, die Bürger anzugreifen; als aber einer der Offiziere mit dem Bemerken, er sey nicht der Soldat eines Tyrannen sondern des Volks, dem Kongreß ein Lebehoch ausbrachte und die Truppen diesen Ruf wiederholten, wollte Canalizo kapituliren, wurde aber von den eindringenden Haufen ergriffen und gefangen gesetzt. S. A.'s Bildnisse auf den öffentlichen Plätzen wurden darauf vom Pöbel zertrümmert und die Bruchstücke durch die Straßen geschleift; endlich erbrach man das Mausoleum, in dem S. A. sein von den Franzosen abgeschossenes Bein mit lächerlichem Prunk hatte beisetzen lassen, zog es durch den Straßenkoth und warf es auf den Schindan er. Aehnliche Scenen fanden in Veracruz Statt. S. A. berannte inzwischen Puebla, wurde aber wiederholt zurückgeschlagen und von seinem eigenen Heere verlassen. Verzweifelnd, wollte er, als Tabaksschmuggler verkleidet, über den Mirador setzen, wo bewaffnete Indianer ihn ergriffen und nach Perote brachten. Der Kongreß erhob sechs Anklagen gegen ihn, die auf Hochverrath, Veruntreuung öffentl cher Gelder und Amtsmißbrauch hinausliefen. Man wollte anfangs auf Todesstrafe erkennen, ließ sich aber durch die demüthigen Briefe S. A.'s bewegen, die Strafe auf lebenslängliche Verbannung und Einziehung des Vermögens zu beschränken, welche letztere dem Staate 3 Mill. Peso's geliefert haben soll. S. A. lebte seitdem auf Cuba, trat aber nach dem Ausbruch des Kriegs mit den Vereinigten Staaten in Mexiko wieder an die Spitze der Regierung. S. Mexiko (Gesch.), vgl. Taylor 21). Ueber seine Persönlichkeit gibt der

franz. Reisende Chavagon folgende Schilderung: „S. A. ist keineswegs der schlaueste und fähigste Parteiführer, welchen die Unabhängigkeitskriege zur Gewalt erhoben. Wenn man mit ihm spricht, wird man in seinem scheinbaren Sichgehenlassen einen großen Reiz finden; seine Unterhaltung über die Hülfsquellen des Landes, über den Charakter der Bewohner ist voll eben so feiner als verständiger Bemerkungen. Die Ueberlegenheit S. A.'s liegt darin, daß er den Charakter seiner Landsleute kennt. Obwohl unbedingten Gehorsam fordernd, schmeichelt er ihren Leidenschaften; rachsüchtig ohne Grausamkeit, besitzt er alle Talente für ein zumal nützliches und gefährliches Staatsoberhaupt. Eine unerschütterliche Habgier und das Bedürfniß, sich mit Menschen des niedrigsten Schlags zu umgeben, die seine Schmeichler machen und ihn nebenbei betrügen, haben seinen ursprünglich bessern Eigenschaften allen Werth benommen. Die unumschränkte Macht, die er sich anzueignen wußte, diente ihm nur zur Befriedigung seiner Leidenschaften. Dabei besitzt S. A. neben der Feinheit seiner Manieren eine gewisse Würde seines Benehmens. Aus seinen schwarzen, in der Regel sanft blickenden Augen funkelt manchmal ein sonderbarer Ausdruck der Verschlagenheit. Von zarter Gesundheit und leidenschaftlich eingenommen für das Spiel und die Frauen, rechnet er die Hindernisse für nichts und setzt unbedingtes Vertrauen in seine Ueberlegenheit. Niemand wußte aus den Ereignissen so viel Nutzen zu ziehen, als er; über die Häupter aller Männer, welche sich vorangestellt hatten, wegschreitend, drängte er sie zu einer untergeordneten Rolle zurück."

Santa Anna de Coro, Provinz, s. v. a. Coro.

Santa Casa di Loreto, s. Loreto.

Santacilla, Juan Georg, gewöhnlich Don Jorge Juan, Astronom und Mathematiker, 1712 zu Orihuela in Valencia geboren, trat in den Malthheserorden, nahm 1731 an der Unternehmung gegen Oran Theil, ging 1735 nebst Antonio de Ulloa mit einigen französischen Gelehrten nach Peru, um einige Grade unter dem Aequator auszumessen, und kehrte 1740 nach Madrid zurück, wo er 1773 †. Schrieb: Relation historica del viage à la America meridional, Madrid 1748, 2 Bde., 4.; — Examen marítimo, daf. 1771, 4., von G. Ciscar, daf. 1795. 6 Bde., 4.

Santacroce (Biogr.), 1) Girolamo, Bildhauer, 1502 zu Neapel geboren, von einem Stenesser Matteo in der Kunst unterrichtet, bis er zu Rossellini kam. Später besuchte er Rom, und nach seiner Rückkehr war er in Neapel der Einzige, der dem Merliano an die Seite gestellt werden konnte. Er verzierte die Kapelle des Marchese Vico in S. Giov. a Carbonara und fertigte das Reliefbild des heil. Johannes daselbst. Von ihm sind auch die Statuen des Altars der Familie Pezzo in Monte Oliveto, und in S. Maria delle Grazie ist in der Kapelle des Seneschalchi das Basrelief mit St. Thomas sein Werk. Zu St. Pietro Martire sieht man von ihm das Grabmal des Antonio di Gennaro und zu Mergellina das Grabmal des Sannazaro. Dieser neapolitanische Phidias † 1537. — 2) Francesco, Sohn des Vorigen, ebenfalls Bildhauer und ein namhafter Künstler, arbeitete in Holz und Stein und schnitt auch in Edelsteine. Todesjahr unbekannt. — 3) Giovanni Battista, Bildhauer, mit dem Beinamen Pippo, arbeitete mit großer Geschicklichkeit in Holz, Marmor und Elfenbein. † zu Genua in ziemlich hohem Alter.

Santa Cruz (Geogr.), s. Cruz, Santa.

Santa Cruz (Biogr.), 1) Francesco de, Bildhauer von Barcelona, 1486 geboren und in Italien zum Künstler gebildet. Sein Werk ist die berühmte Gruppe des Hauptaltares in der Kirche der Trinitarier zu Barcelona, welche Gott Vater mit dem Leichname des Sohnes auf dem Schooße über Lebensgröße darstellt. Noch geschätzter war die Statue des hl. Franz Xavier in der Jesuitenkirche der genannten Stadt. †

Santa Cruz, Archipel von, australischer Archipel, erstreckt sich von 183° 40′ — 185° 27′ L. und von 9° 30′ — 11° 40′ südl. Br. Sein Flächenraum wird auf 25 □Meilen, seine Einwohnerzahl auf 15,000 geschätzt. Die größern Inseln sind gebirgig, und die eine hat einen noch thätigen Vulkan; ihr Boden ist schwarz und fruchtbar und ruht theils auf Kalkstein, theils auf vulkanischen Produkten. Meist sind sie von Korallenriffen umgeben, aus welchen auch einige kleinere, niedrigere Inseln ganz bestehen. Die Pflanzen der Inseln sind noch wenig bekannt; es gibt Kokospalmen, Brodfruchtbäume, Pfangs, Bataten, Aloes, Ingwer ꝛc. Von Säugethieren werden nur Schweine aufgeführt; neben Schwalben, Hühnern, Enten, Tauben und Reihern findet man mehre kleinere, den Europäern noch unbekannte Vogelarten. Es gibt schwarze Eidechsen, Ameisen und noch andere Insekten. Das Meer ist reich an Fischen, Weich- und Schaalthieren; man findet auch Perlenmuscheln. — Einwohner. Dieselben sind entweder Papua's, oder Mischlinge von Papua's und Oceaniern, bei welchen man schon manche Gebräuche und Gewohnheiten antrifft, die bei den Oceaniern herrschen. Sie gehen fast ganz nackt und tragen bloß einen Gürtel von Blättern oder Gras und ein Stück Zeuch, aus Baumrinde verfertigt, das sie zwischen den Beinen durchziehen und hinten am Gürtel befestigen; bei den Weibern reicht diese Bedeckung bis auf die Kniee; dieselben hüllen sich auch in Tücher. Die Bewohner haben breite platte Nasen, wulstige Lippen, krauses, wolliges Haar, lange Arme und Beine. Das Haupthaar ist blond gefärbt und mit rothen Blumen verziert; das übrige Haar am Körper wird ausgerissen. Ihre Physiognomie ist düster und widrig. Man pflegt sich auf dem Rücken Fisch-, Eidechsen- und andere Figuren zu tätowiren; indeß sind diese Figuren wegen ihrer dunkelfarbigen Haut kaum sichtbar. Beide Geschlechter durchbohren sich die Ohrenläppchen und verlängern sie durch die hineingesteckten Zierrathen bis auf die Schultern. Diese Zierrathen

bestehen in einer Kette von 30 Ringen aus Schildpat, von welchen jeder einen Zoll im Durchmesser hat. Oefters haben sie auch in den durchbohrten Nasenknorpeln Holzstücke, Muscheln und Ringe aus Schildpat, so wie an den Armen Armbänder aus sehr kleinen Scheiben von Muscheln und Kokosnußschalen geflochten. Wollen beide Geschlechter sich vorzüglich putzen, so schlagen sie die Haare zurück und wickeln sie in ein Stück Zeuch, das in Form eines langen Sacks herabhängt. Das Kauen des Betels ist gleichfalls bei ihnen Mode, was ihnen die Zähne abscheulich verdirbt. Ihre Wohnungen sind reinlich und bequem, stehen auf Pfählen und sind mit Kokosblättern bedeckt. Das von beiden Seiten schräg anlaufende Dach wird von Pfählen gestützt und geht bis auf 4 oder 5 Fuß vom Boden herab. Grobe Matten aus Kokosblättern bilden die Wände; an dem einen Ende ist ein Eingang, in der Mitte ein Feuerherd, und auf kleinen Erhöhungen in den Ecken liegt das Hausgeräthe. Einige hübscher gebaute und geräumigere Häuser werden Atua's genannt und scheinen zugleich als Zeughaus, Rathhaus und Tempel zu dienen. Mehre derselben sind mit Bogen und Bündeln von Pfeilen versehen. Uebrigens leben hier die Menschen schon im geselligen Verein und haben sich in Dörfern versammelt, die zum Theil viele Wohnungen in sich fassen. Auch in der Landeskultur sind sie weiter vorgeschritten, als die übrigen Papua's; denn sie haben ordentliche Pflanzungen von Jgnamen, Bataten, Pisangs und andern Vegetabilien, von welchen sie sich nähren, so wie von Brodfrucht, Kokosnüssen, Schildkröten und Fischen. Auf der Insel Tucopia, erzählt Dillon, der sie besuchte, bereiten die Einwohner ihre Speisen auf folgende Weise: Sie machen in die Erde ein Loch von einem Fuß Tiefe und 3 F. im Durchmesser. In dieses Loch legen sie eine Menge Holz, auf welches sie, wenn es recht in Brand ist, große Steine werfen. Diese Steine werden bald glühend und fallen, sobald das Holz verbrannt ist, auf den Grund des Lochs; nun werden sie horizontal und eine Schicht mit grünen Blättern und Kräutern so darüber gelegt, daß diese kein Feuer fangen können. Auf diesen so zubereiteten Herd werden Jgnamen, Brodfrüchte, Bataten, überhaupt was man kochen will, gelegt. Drei oder vier Lagen grüner Blätter kommen darauf und endlich die aus dem Loch gegrabene Erde darüber, die tüchtig zugestampft wird, daß nichts von der Hitze entweichen kann. Nach Verlauf einer Stunde wird das Loch wieder geöffnet, wo Alles völlig gar ist. Jede Familie bestellt gegen Abend ihre Küche auf diese Weise und hält bei Sonnenuntergang ein tüchtiges Mahl. Bleibt etwas übrig, so wird es zum Frühstück aufgehoben; hat man aber Alles verzehrt, so begnügt man sich des Morgens mit Kokosnüssen oder Bananen. Ihre Waffen bestehen aus Bogen und Pfeilen (erstere sind aus Rohr verfertigt, letztere durch Knochen oder die Stacheln der Roche zugespitzt und mit Federn geschmückt), dann aus Speeren und einer Art Keulen; sie haben auch Schleudern, womit sie aus großer Entfernung außerordentlich gut treffen. Ihre Piroguen sind zum Theil sehr roh, aus einem einzigen Baumstamme verfertigt, zum Theil aus mehren Stücken zusammengesetzt und so groß, daß sie 30 Mann fassen können. Ihre Regierungsform scheint monarchisch zu seyn; die Häuptlinge stehen in außerordentlichem Ansehen und entscheiden über Krieg und Friede n. So freundlich und umgänglich sich die Einwohner auch den Europäern zeigten und sich mit ihnen in Tauschhandel einließen, wobei sie selbst ihre Piroguen zum Tausch anboten, so waren sie doch auf der andern Seite sehr diebisch, und überhaupt mußten die Reisenden, wenn sie mit ihnen in Verbindung traten, sehr auf ihrer Hut seyn, denn es fehlt ihnen nicht an Muth, Kühnheit und kriegerischem Sinn. Als Legoarant de Tromelin Tucopia, eine der Jnseln dieses Archipels, besuchte, waren 200 Jnsulaner unter den Waffen am Gestade, und er erfuhr von einem Laskar (indischen Matrosen), der sich seit 14 Jahren daselbst aufgehalten, daß die Eingebornen jedes Schiff angriffen, wenn sie nur hoffen konnten, es zu überwältigen. Man hat sie auch wohl der Menschenfresserei beschuldigt, was sie aber stets abgeleugnet, jedoch zugegeben haben, daß sie die Leichen der im Kampfe Gefallenen im Meere aufweichen ließen, um dann das Fleisch von den Knochen zu trennen. Auch bewahren sie die Hirnschädel als Trophäen auf und bedienen sich der Knochen, um ihre geschäften Pfeilspitzen daraus zu verfertigen. — Eintheilung. Andany oder Nitendy, von den Spaniern Santa Cruz und von Carteret: Egmont oder Neu-Guernsey genannt, ist die Hauptinsel, zwischen 183° 22′ und 183° 44′ 30″ L., 10° 40′ und 10° 53′ südl. Br., etwa 40 □Meilen groß. Der Boden steigt vom Ufer an empor bis zur Höhe von 1000 F., im Jnnern ist er mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, weiß und kalkig; man findet Marmor und Alabaster. Im Nordesten ist Kap Byron, 10° 41′ südl. Br., 183° 44′ 32″ L., im Nordwesten Pointe Carteret, dabei die Bucht Trevanion mit einem guten Hafen, vor dem das gleichnamige Eiland, auch La Guerta genannt, liegt, wahrscheinlich die Bucht Graciosa der Spanier, in Südosten Kap Barrington, im Südwesten Kap Poscawen, 10° 57′ 15″ südl. Br., 183° 24′ 15″ L., und im Süden Kap Mendana, 10° 53′ 26″ südl. Br., 183° 29′ 40″ L. Mendana, welcher hier begraben ist, legte hier eine spanische Kolonie an, die aber nach seinem Tode wieder einging. Tinnagorawp oder Vulkano, 10° 23′ 35″ südl. Br., 183° 55′ 30″ L., mit einem 2000 F. hohen Pik, der Feuer und Rauch auswirft; der Boden ist nackt und ohne Vegetation. Die Gruppe Filoli Swallow oder Keppel-Jnseln, 10° 26′ südl. Br., 182° 75′ bis 182° 39′ L., besteht aus 9 kleinen, niedrigen, bewaldeten, von Malayen bevölkerten Jnseln. Lord Howe, gebirgig, mit Kap Proby, 10° 48′ 35″ südl. Br., 183° 40′ 30″ L. Die beiden Jnseln Edgecombe und Uri sind, wie Tromelin 1828 entdeckte, eigentlich nur eine Jnsel, Tubua, welche gut bevölkert ist,

Wanikoro (Wanicolo oder Recherche, 10° 40′ südl. Br., 184° 25′ L.), mit einem hohen Pik in der Mitte und sehr wilden Bewohnern; auf den Riffen dieser Insel scheiterten 1787 La Perouse's Schiffe, nur 20 Mann mit den Anführern retteten sich, bauten ein Schiff und segelten nach 6 Monaten davon. (Weiteres s. unten: Geschichtliches). Zu diesem Archipel rechnet man gewöhnlich auch noch: Duffs-Gruppe, von Wilson 1797 entdeckt, unter 9° 57′ südl Br., 184° 29 L., 11 kleine, niedrige, von Malayen bevölkerte Inseln. Die größten heißen Disapointement und Treasurers Island. Oestlich davon ist Krennedy, unter 18° 17′ südl. Br., 1801 von Simpson entdeckt, mit reicher Vegetation, zahlreichen, aber wilden, grausamen Bewohnern. — Geschichtliches. Der Entdecker dieses Archipels ist der Spanier Mendana, welcher auf seiner dritten Reise im Jahre 1595, indem er die 28 vorher von ihm entdeckten Salomons-Inseln wieder aufsuchte, um dasel-st eine Kolonie anzulegen, statt die gesuchten wieder zu finden, die Marquesas-Inseln und darauf den Archipel von S. C. entdeckte. Diese Entdeckung ward jedoch wieder vergessen, bis Carteret 1767 sie aufs Neue auffand, sie für eine neue Entdeckung hielt und ihr den Namen Königin-Charlotten-Inseln beilegte. Jetzt hat man aber allgemein den frühern Namen Archipel von S. C. in der Erdkunde wieder angenommen. Nach Carteret untersuchte D'Entrecasteaux diesen Archipel genauer, so wie auch Wilson 1797 die Duffs-Gruppe entdeckte. Ueberdies waren 1791 noch von Simpson und Edwards einige andere Inseln dieses Archipels aufgefunden worden. In den neuesten Zeiten haben besonders Dillon, Dumont d'Urville und Legoarant de Tromelin diesen Archipel besucht und unsere Kenntniß desselben erweitert. Eine von den entfernten Inseln dieses Archipels, Namens Wanikoro oder Wanikoro, ist in den neuesten Zeiten dadurch merkwürdig geworden, daß man hier endlich die Spuren der verunglückten beiden französischen Schiffe, welche unter dem Kommando des La Perouse standen, aufgefunden hat. La Perouse (Andre schreiben Lapeyreuse), ein auszezeichneter französischer Seeoffizier, wurde 1785 von der französischen Regierung mit den beiden schönsten Fregatten Astrolabe und Boussole zu einer Reise um die Welt abgeschickt. Keine Kosten waren dabei gespart worden, und bedeutende wissenschaftliche Männer waren mitgereist. Nachdem die Reise, so weit das Tagebuch des la Perouse geht, nicht ohne wichtigen Erfolg für die Erweiterung der Erdkunde gewesen war, hatte den 26. Januar 1788 la Perouse Port Jackson in Neuholland erreicht und war von da Ende Februars 1788, nachdem er die nöthigen Erfrischungen eingenommen, wieder unter Segel gegangen, wie man jetzt weiß, nach den Freundschaftsinseln. Allein von diesem Augenblick an vernahm man nichts weiter von ihm, und es zeigte sich bald die traurige Gewißheit, daß er sammt den Seinigen irgendwo verunglückt seyn müsse. Daher schickte die französische Regierung 1791 zwei Fregatten unter Kommando von D'Entrecasteaux ab, um la Perouse aufzusuchen, allein ohne Erfolg. Die französische Regierung setzte nun einen Preis von 10,000 Franken aus für den, der die erste sichere Nachricht von la Perouse brächte. Lange Zeit verging, ohne daß Jemand diese brachte, bis dies 1827 durch den im Dienste der englisch-ostindischen Kompagnie stehenden Dillon geschah. Dieser kam auf einer Seefahrt 1826 nach Tucopia, wo er 13 Jahre vorher einen deutschen Matrosen, aus Stettin gebürtig, Buchert genannt, und einen Laskar zurückgelassen hatte. Der Laskar trug einen alten Degen, dessen silbernes Stichblatt von französischer Arbeit war und den er sich auf dieser Insel verschafft hatte. Von Buchert erfuhr Dillon, daß derselbe bei seiner Ankunft auf Tucopia eine Menge Geräthschaften von französischer Arbeit bei den Einwohnern vorgefunden habe, die sie sämmtlich von einer ziemlich entfernten Insel Manicolo oder Wanicolo erhalten hätten, bei welcher 2 große Schiffe Schiffbruch gelitten, als die jetzigen Greise noch junge Bursche gewesen, und daß noch eine Menge Trümmer davon dort existirten. Der Laskar bestätigte diese Aussage und fügte hinzu, er sey vor 6 Jahren auf dieser Insel gewesen und habe daselbst noch 2 bejahrte Europäer gesehen. Ein Tucopier, der vor einem halben Jahre noch dort gewesen war, versicherte, er habe 2 Jahre auf der Insel gewohnt, wo die Schiffe verunglückt seyen, und man könne dort noch Trümmer davon finden. Dillon zweifelte nicht länger, daß beide verunglückten Schiffe die Fregatten des la Perouse gewesen, und brachte die Nachrichten hiervon nach Kalkutta in Ostindien. Hierauf übergab die ostindische Kompagnie Dillon ein Schiff, the Research (die Aufsuchung) genannt, um nach der Insel Manicolo zu fahren. Dillon kam 1827 nach Tucopia, wo er von den Einwohnern mehre Gegenstände kaufte, die zu den gescheiterten Schiffen gehört hatten, und gelangte bald nach Manicolo. Er fand diese Insel, die, wie man jetzt weiß, weder Manicolo, noch Wanicolo, sondern Wanicoro heißt, in einem Kreis der gefährlichsten Klippen und Korallenriffe eingeschlossen, die nur wenige Durchgänge lassen und zum Theil bei der Fluth verdeckt liegen. Kein Wunder also, wenn die Expedition von la Perouse hier verunglückte. Was Dillon von den Einwohnern erfuhr, war ungefähr Folgendes: Als die alten Bewohner der Insel noch Kinder waren, entstand einst zur Nachtzeit ein schrecklicher Sturm. Damals gingen zwei große Schiffe an der südwestlichen Küste der Insel bei den Dörfern Papu und Wanu zu Grunde. Das eine sank unter, das andere ward auf die Riffe geworfen, und von diesem brachte die Mannschaft Verschiedenes ans Land, woraus sie nachher ein kleines Schiff baute, auf dem sie sich wieder ins Meer begab, indem sie zwei von den Ihrigen auf der Insel zurückließ. Dillon ging selbst nach dem Orte, wo das kleine Fahrzeug gebaut worden war. Die beiden Zurückgebliebenen fand er aber nicht mehr. Er erhielt von den Eingebornen eine Menge Gegenstände

aus dem Schiffbruch, die sie ihm gegen Spiel- und Hausgeräthe verkauften. Mehren dieser Gegenstände war die französische Lilie aufgeprägt, ein unzweideutiges Zeichen des Ursprungs der Verunglückten; noch näher kam die Spur auf 2 Schiffsglocken mit der Schrift: Bazin m'a fait (Bazin hat mich gemacht). Auch fand man Gegenstände, die nur bei Fregatten vorkommen, unter andern kleine Mühlsteine, gerade wie sie der Expedition la Perouse's für gedörrtes Korn mitgegeben worden waren. Ferner fand man einen metallenen Leuchter mit einem Wappen, das später für das Wappen des Botanikers der Expedition oder auch für das des Kapitäns der Bousole erklärt worden ist. Mit diesen Ueberresten der la perouseschen Verlassenschaft begab sich Dillon nach Frankreich, wo er das Ordenskreuz der Ehrenlegion, eine Entschädigungssumme von 10,000 Franken für die Reisekosten und eine lebenslängliche Pension von 4000 Fr. ausgesetzt erhielt. Unterdessen erfuhr der französische Kapitän Dumont d'Urville (welchem von der französischen Regierung der Befehl über eine Korvette übergeben worden war, die man Astrolabe nannte, um in den Jahren 1826—29 eine Reise um die Welt zu unternehmen und zugleich einen letzten Versuch zur Auffindung von Spuren der Expedition la Perouse's zu machen), daß Dillon hierin glücklich gewesen sey, und schiffte daher selbst nach Wanicoro, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, fand hier auch mancherlei Gegenstände im Wasser, als Anker, Kanonen, Kugeln, Bleiblöcke und Platten, und errichtete seinen unglücklichen Landsleuten ein Denkmal, welches aus einem steinernen Würfel von 6 Fuß Breite besteht, auf dem sich ein 6 F. hoher hölzerner viereckiger Obelisk erhebt. An einer der Seiten desselben befindet sich eine Bleiplatte mit der Inschrift: „Dem Andenken la Perouse's und seiner Gefährten, der Astrolabe am 14. März 1828." Die Einwohner haben das Versprechen gegeben, das Denkmal unberührt zu lassen, das übrigens, nur aus Holz und Steinen erbaut, ihre Habsucht nicht sehr reizen konnte. Dieses Denkmal steht auf einer vorspringenden Spitze, an einer Stelle, wo ein Gebüsch von Mangobäumen sich erhebt. Der französische Seefahrer Legoarant de Tromelin, welcher nach Dument d'Urville hieher kam, fand das Denkmal noch unverletzt und fügte demselben eine Kupferplatte mit einer ähnlichen Inschrift hinzu.

Santa Cruz de la Sierra, Departement und Stadt, s. Cruz, Santa 15) u. 16).

Santa Cruz de Nutca (Geogr.), s. v. a. Nutka-Sund.

Santa Cruz de Triana, Stadt, s. v. a. Rancagua.

Santa-lla, span. Flecken, südöstlich von Ecija, in fruchtbarer und angenehmer Landschaft; 2230 Einw.

Santa Fé (Geogr.), s. v. a. Fé, Santa.

Santafede (Biogr.), 1 Francesco, Maler von Neapel, Schüler von Andrea da Salerno, einer der vorzüglichsten Meister seiner Zeit. Man rühmte besonders seine Deckengemälde in der Nunziata, und bei dem Fürsten von Somma eine Kreuzabnahme. Todesjahr unbekannt. Domenici setzt seine Blüthezeit um 1550. — 2) Fabrizio, Maler von Neapel, Sohn des Vorigen, um 1560 geboren und in den Grundsätzen des Vaters unterrichtet, studirte zwar auch die Werke der venetianischen Schule, des Correggio, Paolo's, Tintoretto's und anderer Meister, blieb aber stets der Nachahmer Solario's, wie sein Vater, so daß beide verwechselt wurden. S. galt in Neapel als einer der ausgezeichnetsten Meister, welche je gelebt hatten. Auch Fiorillo findet seine Werke bezaubernd, die nach seiner Angabe in Neapel in zahlloser Menge vorhanden sind. Unter ihnen zeichnet sich die Geburt Christi in der Kirche Giesu-Maria besonders aus; als sein Meisterstück erklärte man aber die Himmelfahrt Mariä an der Decke der Kirche S. Maria la Nuova. Wie sehr S. in der Achtung seiner Zeitgenossen stand, beweiset auch die Schonung seiner Werke zu einer Zeit, in welcher der Aufruhr wüthete. Masaniello's Haufen stürmte 1647 die Häuser, und jenes eines Nicolo Balsamo wurde nur deswegen den Flammen nicht geopfert, weil sich in demselben zwei von S. gemalte Säle befanden. Im Auslande sind seine Werke selten; in italienischen Sammlungen findet man deren. Im k. Museum zu Neapel sind drei Bilder von ihm: die Madonna del Rosario, eine heil. Familie und eine Madonna in der Glorie mit Antonius dem Eremiten und Paulus, eines der Hauptwerke des Meisters, 1595 gemalt. Ehedem war dieses Bild in der Kirche der Madonna delle Grazie. In der Gallerie zu Florenz zieht vor allen eine anmuthige Madonna als Himmelskönigin mit der Krone an. In der gräflich thurnschen Gallerie zu Wien ist eine Madonna mit St. Anna und Kajetan, ebenfalls eines der Hauptgemälde des Meisters. S. † 1634.

Santagni, span. Flecken, im S. der Insel Majorka (Mallorka), südöstlich von Campos, am Meer; 4210 Einw.

Santalaceä (Bot.), nach Brown, Reichenbach u. And., dikotyledonische Pflanzenfamilie, Bäume, Sträucher und einige Kräuter enthaltend. Allgemein. Charakter: Blätter wechsel- oder fast gegenständig, ungetheilt, bisweilen sehr klein und schuppenartig, ohne Nebenblätter. Die kleinen zwitterigen oder durch Fehlschlagen polygamischen, 1 2häufigen Blüthen bilden Aehren oder sind selten einzeln oder zu Dolden vereinigt. Blüthenhülle oder Perigon innen gefärbt, oberständig, 4—5spaltig, seltener auch dreispaltig, in der Knospe klappig. Staubgefäße so viele als Zipfel der Blüthenhülle, und diesen gegenüberstehend, oder doppelt so viele, frei; Antheren aufrecht, endständig. Fruchtknoten einfächerig mit 2—4 Eichen, welche an den mittelständigen Samenträger nach der Spitze zu aufgehängt sind; Griffel einfach mit meist gelappter Narbe. Die Frucht ist einsamig, bart und trocken (nußartig) oder steinfruchtartig. Samen umgekehrt; Embryo in der Axe des fleischigen Albumens mit gegen den Nabel gekehrten Wurzelchen. — Die Santalaceen, welche

in 20 Gattungen gegen 100 Arten enthalten, finden sich in der gemäßigten Zone beider Welten; die meisten wachsen in Neuholland, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Nordamerika; in Europa nur wenige. In chemischer und medicinischer Hinsicht sind sie noch fast gar nicht erforscht. — Nach Reichenbach zerfallen sie in 3 Gruppen: a) Chloranthea, Typus: Chloranthus *Sw.*; b) Nyssea, Typus: Nyssa *L.*; c) Santalaeae genuinae, Typus: Santalum *L.* — Nach Oken bilden sie die Zunft der Laubnusser oder Felben (Kl. 13, Zunft 9).

Santalaria (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Pterocarpus *L.*

Santalein, s. v. a. Santalin.

Santa Lena (ital., Mollusk.), s. v. a. Fissurella graeca *Lam.*

San atia, Stadt, s. v. a. Antalia.

Santali albi et citrini Lignum (pharm Bot.), s. Santalum album *L.* — Santali rubri Lignum, s. Pterocarpus Santalinus *L. fil.*

Santalid (Chem.), indifferenter Bestandtheil des Sandelholzes, von Meier entdeckt, wird erhalten, indem man die wässerige Abkochung des Sandelholzes mit Bleizucker fällt, den erhaltenen braunrothen Niederschlag, der an Wasser nichts abgibt, mit 80 % haltigem Weingeist übergießt und durch Schwefelwasserstoffgas zersetzt, die so gewonnene rothbraune Flüssigkeit abdampft, die zurückbleibende Masse mit Aether auszieht und den unlöslichen, aus S., etwas Santaloid und Santalidid bestehenden Rückstand mit heißem Wasser auswäscht, welches die letztern Körper löst und das S. zurücklässt. Es bildet eine dunkelbraune, geruch- und geschmacklose, luftbeständige Masse, ist im reinen Zustande in Wasser unlöslich, Aether und Weingeist lösen es leicht, die Lösungen besitzen eine rein rothe Farbe und röthen Lakmus nicht. Die weingeistige Lösung gibt mit Bleizucker einen dickeladefarbenen, voluminösen Niederschlag, wobei die Flüssigkeit selbst farblos wird. Essigsaures Kupferoxyd verwandelt die Farbe der Lösung in Braun; eben so auch verdünnte Salpetersäure. Silbernitrat und Eisenchlorid. Zinnchlorür, Kalk- und Barytwasser bringen keine Veränderungen damit hervor, eben so wenig als Salz-, Schwefel- und Salpetersäure. In einem Platinagefäße über der Spiritusflamme erhitzt, blaht sich das S. auf, ohne zu schmelzen oder sich zu entzünden, und hinterlässt eine leichte, glänzende Kohle, welche sich sehr leicht in eine braune Asche verwandelt.

Santalidid (Chem.), Bestandtheil des Sandelholzes, wird nach Meier aus dem Niederschlage dargestellt, den die wässerige Abkochung des Sandelholzes mit Bleizucker gibt (vergl. Santalid); man wäscht diesen mit kaltem und heißem Wasser aus, übergießt ihn mit 80 procentigem Weingeist und zersetzt ihn durch Schwefelwasserstoffgas. Die erhaltene braune Flüssigkeit wird zur Trockne verdunstet, der Rückstand zur Entfernung der Gallussäure zuerst mit Aether und hierauf mit kaltem Wasser, welches das S. mit etwas Santaloid aufnimmt und Santalid zurücklässt, behandelt. Um das S. rein zu erhalten, vermischt man die Auflösung nochmals die Bleizucker; der entstehende Niederschlag besteht aus Bleioxyd und S. Man scheidet es durch Schwefelwasserstoffgas von dem Blei. Es erscheint nach dem Abdampfen als eine gestalt-, geruch- und geschmacklose, an der Luft sich nicht verändernde braune Masse. Es ist in wasserhaltigem und absolutem Alkohol unlöslich, löslich in kaltem und warmem Wasser. Die braungefärbte Lösung verändert Pflanzenfarben nicht; Bleizucker bewirkt in dieser einen braunen, Eisenchlorid einen dunkelbraunen Niederschlag. Aetzende und kohlensaure Alkalien bewirken keine Niederschläge.

Santalin (Santalein, Sandelroth, Santalsäure, Chem.), der rothe Farbstoff des Sandel- oder Santelholzes, von Pelletier zuerst isolirt, wird erhalten, wenn man das Holz mit Aether auszieht und die (zuweilen gelb gefärbte) ätherische Lösung bei Zutritt der Luft verdunstet. Ein dunkelrothes, in Masse zum Theil glänzendgrün erscheinendes Harz, geschmacklos, bei 160° schmelzbar, unlöslich in Wasser, leichtlöslich in Alkohol, Aether, Alkalien, Essigsäure; die geistige Lösung wird durch Zinnsalz purpur, durch Bleizucker violet gefärbt. Zusammensetzung: C_{16} H_8 O_3.. Wenn man nach Preißer den ätherischen, bis auf ein geringes Volum verdunsteten Auszug des Holzes mit Bleioxydhydrat schüttelt, den entstandenen Lack mit Wasser auswäscht und mit Schwefelwasserstoff zersetzt, so erhält man eine nur schwach gelb gefärbte Flüssigkeit, welche beim Verdunsten im luftleeren Raume ein weißliches krystallinisches Pulver hinterlässt, das reine S. Dasselbe löst sich in Wasser, Alkohol und Aether, absorbirt leicht Sauerstoff an der Luft; die Lösungen färben sich an den Rändern roth, werden von Alkalien verdunkelt, Essigsäure und verdünnte Mineralsäure geben rothe Lösungen. Eine der Siedehitze unterworfene Santalinlösung lässt beim Erkalten ein rothes, aus mikroskopischen Nadeln bestehendes Pulver fallen; es ist der rothe Farbstoff im reinsten Zustande und wird von dem Verfasser Santalein genannt. Das S. neutralisirt die Basen vollständig und bildet damit Salze, aus denen das S. durch Zusatz anderer stärkerer Säuren mit ihrer eigenthümlichen rothen Farbe abgeschieden wird. Beinahe alle besitzen eine dunkelviolete Farbe; die meisten von ihnen werden von den Lösungsmitteln nicht aufgelöst, und in diejenigen, deren Basis Kalk, Natron, Baryt oder Kalkerde ist, werden vom Wasser aufgelöst. Sie sind alle luftbeständig, scheinen unkrystallisirbar, und die löslichen haben einen schwachen herben Geschmack. — Santalsaures Kali. Sättigt man eine Santalinlösung mit Aetzkalilauge, so erhält man eine dunkelviolete Flüssigkeit, die bei gelinder Wärme zur Trockne verdampft, das Salz als amorphe dunkelviolete Masse zurücklässt. In Aether ist es unlöslich, etwas löslich in Alkohol und leicht in Wasser. — Das Natronsalz wird dem Kalisalz gleich erhalten u. besitzt dieselbe Farbe. In Aether und Weingeist ist es unlöslich, löslich in Wasser. — Den san-

talsauren Baryt erhält man durch Sättigen einer Auflösung des S. mit Barytwasser als violeten Niederschlag, der nach dem Trocknen eine braune, geruchlose, amorphe und in Wasser nur wenig lösliche Masse bildet. — Der santalsaure Kalk wird wie das Barytsalz erhalten und verhält sich wie dieses, besitzt aber eine dunkelviolette Farbe. — Die santalsaure Magnesia erhält man durch Vermischen des Kalisalzes mit einer Lösung von schwefelsaurer Magnesia als violeten Niederschlag, der nach dem Trocknen eine eben so gefärbte Masse hinterläßt. — Das Zinksalz wird durch Zersetzung des Kalisalzes mit schwefelsaurem Zinkoxyd erzeugt, das Zinnoxydul- und Eisenoxydsalz ebenfalls aus dem Kalisalze mit den entsprechenden Chlorverbindungen. — Das Eisenoxydul- und Kupferoxydsalz wird aus dem Kalisalze durch die schwefelsauren Verbindungen und das Bleisalz mit Hülfe von essigsaurem Bleioxyd dargestellt.

Santaloid (Chem.), ein von Meier entdeckter indifferenter, im Sandelholz enthaltener Stoff, wird erhalten, indem man die wässerige filtrirte Abkochung des Sandelholzes mit Bleioxyd kocht, die hierdurch gelb werdende Flüssigkeit zur Trockne verdunstet und die zurückbleibende braungelbe Masse mit Weingeist von 80% auszieht, wobei ein brauner, gummiartiger Körper zurückbleibt, während der geistige Auszug gelb gefärbt erscheint. Wird die gelbe Lösung zur Trockne verdunstet, so bleibt eine aus körnigen Krystallen bestehende Masse, die, mit absolutem Alkohol übergossen, diesen gelb färbt und einen braungelben Körper zurückläßt. Dampft man den gelben Auszug zur Trockne ab, so erhält man einen gelben Rückstand, aus welchem kaltes Wasser das S. aufnimmt und Santaloidid (s. d.) zurückläßt. Durch Abdampfen der wässerigen Lösung erhält man das S. noch gemengt mit Santaloidid; letzteres entfernt man durch wiederholtes Auflösen und Abdampfen, bis die erneute Lösung kein Santaloid mehr zurückläßt und Bleizucker keinen braunen Niederschlag hervorbringt. Das S. gibt nach dem Austrocknen eine gelbe, geruchlose, etwas herbschmeckende Masse; es ist in Aether unlöslich, löslich in Alkohol und Wasser. Die Lösungen sind gelb und ohne Wirkung auf Pflanzenfarben. Ihre Reaktion auf Metallsalze ist unbedeutend; sie werden durch Eisenchlorid, Platinchlorid und Bleizucker nicht verändert. Reine und kohlensaure Alkalien verändern die gelbe Farbe der Lösung in Braun, ohne Trübung hervorzubringen. Die unreine, Bleizucker oder Kalkerde haltige Lösung der S. erscheint auf ihrer Oberfläche mit blauer Farbe, die reine Lösung mit gelber. Unter der Spiritusflamme im Platingefäß erhitzt, bläht es sich auf, verkohlt, ohne zu schmelzen, oder sich zu entzünden.

Santaloidid (Chem.), kommt nach Meier verbunden mit Santaloid (s. d.) im Sandelholz vor. Es wird bei der Darstellung des Santaloids erhalten, wenn man unreines Santaloid mit absolutem Alkohol behandelt, den Auszug abdampft und den Rückstand mit Wasser auszieht, wobei das S. unlöslich zurückbleibt. Um es rein zu erhalten, wird es wiederholt mit Wasser ausgekocht. Es bildet eine dunkelbraune harzähnliche Masse, ist luftbeständig, geruch- und geschmacklos, in Aether und Wasser unlöslich, schwerlöslich in absolutem Alkohol, leichtlöslich in Alkohol von 80%. Die Lösungen sind braungelb, ohne Wirkung auf Pflanzenfarben und geben der weingeistigen Bleizuckerlösung einen hellbraunen Niederschlag, wobei, wenn das S. rein war, die Flüssigkeit farblos wird. Aetzende Alkalien verwandelt die braune Farbe in Roth; Säuren bringen keine Trübung hervor. In einem Platingefäß über der Spiritusflamme erhitzt, schmilzt das S. wie Harz, entzündet sich, brennt mit weißer Flamme und hinterläßt eine leichte, nicht glänzende Kohle.

Santalsäure (Chem.), nach Meier, das Santalcin, weil es mit Basen Salze bildet. Vgl. Santalin.

Santaloxyd (Chem.), ein von Meier im Sandelholze entdeckter harziger Stoff, wird erhalten, wenn man geraspeltes Sandelholz mit Aether oder 80% enthaltendem Alkohol auszieht, den Auszug zur Trockne verdampft, den Rückstand wiederholt mit Wasser kocht, ihn wieder in Weingeist löst und die Santalsäure mit Bleizucker fällt. Aus der abfiltrirten gelben Flüssigkeit wird das überschüssige Blei durch Schwefelwasserstoff entfernt, die Flüssigkeit zur Trockne verdunstet; die zurückbleibende, gelbe glänzende Masse ist S. mit noch etwas Santalsäure verunreinigt, welche hartnäckig anhängt und durch nochmalige Behandlung mit Bleizucker u. s. w. zu entfernen ist. Durch wiederholtes Kochen des Rückstandes und Verdampfen erhält man das S. als braune, geruch- und geschmacklose, amorphe, etwas kaltige Masse; sie löst sich leicht in Alkohol und Aether, nicht in Wasser; die Lösungen sind braun, ohne Wirkung auf Lackmus. Mit Wasser gemischt, werden sie milchig. Alkalien, deren Salze, so wie Erden und Metallsalze verändern das S. nicht. Schwefel-, Salz-, Wein-, Klee- und Salpetersäure verändern die braune Farbe der Santaloxydlösung sogleich in eine rothgelbe. Ueber der Spiritusflamme in einem Platingefäße erhitzt, schmilzt es unter Verbreitung eines sehr angenehmen Geruchs, entzündet sich, brennt mit weißer Flamme, unter Ausstoßung eines weißen Rauchs, und hinterläßt endlich eine poröse metallglänzende Kohle.

Santalsaure Magnesia,
Santalsaurer Baryt,
Santalsaurer Kalk,
Santalsaure Salze,
Santalsaures Eisenoxyd,
Santalsaures Kali,
Santalsaures Natron,
Santalsaures Zinkoxyd,

} s. Santalin.

Santalum (Bot.), nach Linné, Sandelholz, Gatt. der Santalaceae *R. Hr.*, *Bchb.*, Tetrandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch bauchig, mit vierspaltigem, abfälligem Rande mit 4 Staubfäden und so viel Blumenschuppen im Grunde; Pistaume einsamig, mit gespaltener Narbe, halb im Kelche. Bäume und Sträucher

mit lederigen Gegenblättern und kleinen Blüthen, meist in Trauben, in Ostindien, Neuholland und auf den Sandwichs-Inseln; von 10 Arten sind für die pharmaceutische und technische Botanik zu bemerken: 1) S. album L., weißer Sandelbaum. Schöner Baum in den Berggegenden Ostindiens, an der Küste von Malabar, auf Timor und den kleinen Sandalinseln. Blätter kurz gestielt, gegenständig, oval-eirund, ganzrandig, unterseits bläulichgrün; Trauben wenigblüthig; Blüthen klein, anfangs gelb, dann purpurroth; Steinfrucht fast kugelig, von der Größe einer kleinen Kirsche, schwarz. Von diesem Baume leitet man das weiße und gelbe Sandelholz, Santelholz, oder den weißen und gelben Sandel, Lignum Santali albi, Santalum album et citrinum, Lignum Santalinum s. Santalinum album et citrinum, Lignum santali ambrati, Lignum Sandalum, fr Santal ou bois de santal, engl. Sandalwood, ital. Sandalo, Legno sandalo, chines. Chandama, arab. Macassari, her. Und zwar soll das weiße Sandelholz der geruch- und geschmacklose Splint, oder das junge Holz, und das gelbe Sandelholz das blaßgelbe bis dunkelgelbe, bisweilen auch röthlich geaderte, lieblich rosenartig riechende (besonders wenn es gerieben wird) und gewürzhaft bitter und angenehm scharfschmeckende, das ausgewachsene Holz od. der Holzkern seyn. Das gelbe Sandelholz kommt im Handel in armsdicken Stücken vor, welche eine ziemlich dunkelgelbe Farbe haben. Es ist weniger hart als das weiße, ist feinfaserig und hat einen sehr angenehmen gewürzhaften Geruch und einen schwach bitterlichen Geschmack. Schon bei den arabischen Aerzten war das Sandelholz als Arzneimittel bekannt und in Anwendung. Das weiße ist für die Arznei unbrauchbar, aber das gelbe enthält ätherisches Oel und wirkt erregend auf das Gefäßsystem, vorzüglich auf die Arterien, dabei äußert es aber zugleich einen nicht unkräftigen Einfluß auf die Verdauungswerkzeuge und die Schleimhäute. Doch wird es jetzt in Europa fast gar nicht mehr oder allein zum Räuchern angewendet. Aber im ganzen südlichen Asien ist es ein wichtiger Handelsartikel, und man verkauft die schönen harzreichen Stücke bald als Aloë, bald als Agalloch- oder als Calambacholz. Die indischen Aerzte legen ihm beruhigende und kühlende Eigenschaften bei. Die Hindu's verbrauchen das Sandelholz in großer Menge als Räucherwerk, besonders bei ihren Begräbnißfeierlichkeiten. Die Hauptverbraucher aber sind die Chinesen, die es zu einer Menge kleinerer Gegenstände, Hausgeräthe, Fächer u. s. w., verarbeiten. Vom 31 März 1831 bis dahin 1832 wurden durch englische Schiffe 395 Tons Sandelholz, im Werthe von 74, 471 Dollars in Kanton eingeführt. Rumph, Amboin., 2, T. 11.; — Hayne, Arzneigew., 10, T. 1. — 2) S. Freycinetianum *Gaudichaud*. Ansehnlicher Baum in den Wäldern der Sandwichs-Inseln. Nach Bennett das Sandelholz der Sandwichs-Inseln sehr wohlriechend u. wird häufig nach Ostindien ausgeführt. — 3) S. myrtifolium *Roxb.* Baum an der Küste von Koromandel. Nach Roxburgh liefert diese Art kein wohlriechendes Sandelholz; ihr Holz soll nur als weißer Sandel in den Handel kommen. Roxb., Corom., 1, T. 4.

Santa Maria de la Parilla, Provinz und Stadt, s. v. a. Santa 2).

Santa Mariana, Insel, s. v. a. Tinian.

Santa Marta (Geogr.), 1) südamerikan. Provinz, Kolumbien, Republik Neu-Granada, Depart. Magdalena; gebirgig, mit 46.000 Ew.; — 2) Hauptstadt derselben, am Meere, mit einem durch einige Forts befestigten Hafen, sonst Hauptstadt einer Intendanz; 4200 Einw. Keine Stadt hat während des blutigen Kampfes zwischen Spanien und seinen vormaligen Kolonien mehr gelitten, als S. M., das wegen seiner geringen Entfernung vom Magdalenenflusse oder Rio Grande ein sehr wichtiger Platz ist, und dessen Besitz sich beide Parteien beständig streitig machten. Während des Bürgerkriegs hat sich die Zahl der Einw. sehr vermindert. Sie hatten gegen die Sache der Republikaner eine große Abneigung gezeigt, weshalb viele der angesehensten Bürger von der kolumbischen Regierung verbannt oder zu Militärdiensten gezwungen wurden. Wegen ihrer günstigen Lage am atlantischen Ocean kann die Stadt mit der Zeit ein wichtiger Handelsplatz werden, zumal wenn der Plan, zwischen Cartagena und dem Binnenlande vermittelst des Magdalenenflusses eine Wasserverbindung ins Werk zu richten, mißlingen sollte. — 3) Schneegebirge von S. M. (Sierra Nevada de S. M., Gebirge daselbst, zwischen 2 divergirenden Zweigen der Andes, der Kette von Pogota und der von Panama; erhebt sich plötzlich burgähnlich in der Mitte der Ebenen, die sich vom Golf von Darien über die Mündung des Magdalenenstroms bis zum See von Maracaibo erstrecken. Der höchste Kamm dieses Schneegebirges ist in der Richtung von Osten nach Westen nur 3 deutsche Meilen lang und wird, bei ungefähr 7 deutschen Meilen Abstand von der Küste, durch die Meridiane der Vorgebirge San Diego und San Augustin begrenzt. Die Kulminationspunkte, el Picacho und la Horqueta, liegen am westlichen Rande der Gruppe; sie sind völlig getrennt von dem Pik von San Lorenzo, der ebenfalls mit ewigem Schnee bedeckt, aber nur drei deutsche Meilen von dem Hafen von S. M. in südöstlicher Richtung entfernt ist. Wir besitzen noch keine genauen Messungen über die Höhe der Sierra Nevada, die schon von den frühesten Seereisenden für eines der höchsten Gebirge in der nördlichen Hemisphäre erhalten wurde. Ungefähre Schätzungen, welche sich auf das Maximum der Entfernung stützen, in der diese Gruppe auf dem Meere erblickt werden kann, geben ihr ub. 18,000' absolute Höhe, eine Angabe, die sowohl mit den Unsicherheiten der terrestrischen Refraktion, als mit den Irrthümern einer mangelhaften Bestimmung der wagerechten Entfernung behaftet ist. Den unmittelbaren Beweis von der isolirten Lage der Sierra Nevada de S. M. findet sich in dem heißen Klima der Landstriche (tierras calientes), welche sie auf allen Seiten umgeben. Sanft gewölbte Erhöhungen und eine Hügelreihe deuten vielleicht eine ehemalige Verbindung der Sierra Nevada de S. M. an, einerseits

über den Alto de las Minas (auf der westl. Seite der Laguna Zapatosa) mit den Phonolith- und Granitbergen des Peñon und von Banco (an den Ufern des Magdalenenstroms), andererseits durch die Sierra de Perija mit den Gebirgen von Chiliguana und Ocaña, welche Ausläufer der östl. Kette der Andes von Neu-Granada sind. In pflanzengeographischer Beziehung ist das Schneegebirg von S. M. bemerkenswerth, weil in seiner temperirten Zone die ächten Cinchonen vorkommen, auf dem nördlichsten Standorte, den diese Bäume in ganz Südamerika erreichen. Die Flächen, in denen sich die Sierra Nevada inselartig erhebt, gehören gewiß nicht zu den interessantesten in Südamerika, denn sie bestehen größtentheils aus Savannen, wo man nur eine äußerst sparsame Vegetation aus wenigen Gräsern und einigen Saftpflanzen sieht. Am Strande bilden Rizophora Mangle, Canocarpus racemosus ꝛc. oft ganz undurchdringliches Buschwerk, und hier und da sieht man dazwischen zerstreut Mancinellbäume (Hippomane M.), Spermacoce-Arten, Ruppia maritima und m. a. Auf den Savannen kommen z. B. Andropogon insularis, mehre Euphorbien und Heliotropia ꝛc. vor. Anders stellt sich das Gewächsreich auf den isolirten Hügeln dar, die sich in der Savanne erheben. So ist der 550′ hohe Berg la Papa bei Carthagena fast überall bewaldet. Hier ist die Flora reich und herrlich.

Santa Maura, Insel, s. v. a. Maura, Santa.

Santaña de Tamaulipas, Ort, s. Tamaulipas.

Santañia (Santenay), span. Villa, Insel Majorka; berühmte Steinbrüche; 3000 Einw.

Santander (Geogr.), 1) span. Provinz, Königreich Alt-Kastilien, grenzt nördlich an den biscayischen Meerbusen, östlich an die Provinz Bilbao, südlich an Burgos und Palencia und westlich an Oviedo, gehörte früher zu Burgos. Die Provinz ist zum Theil durch das kantabrische Gebirg bedeckt. Die Flüsse sind: Deva, Saja, Besaya, Pas, Miera, Ason und Ebro. Die Küsten sind steil und haben die guten Häfen S. und Santona. Die im Allgemeinen hohen Berge bilden eine Unzahl enger Thäler, worin Mais, etwas Getreide und Wein, viel Kastanien wachsen und Rindvieh- und Pferdezucht gedeiht. 1833: 169,069, jetzt 246 000 Einw. Hier Castro de Urdiales, Hafen, Schifffahrtsschule; Laredo, am Busen gl. N., Schifffahrtsschule, 2000 Einw.; Lierganes, Kanonengießerei; Santona, Hafen, Handel; Suanös, am Suanös, Fischerei, 2000 Einw.; — 2) Hauptstadt daselbst, nordwestlich von Bilbao, auf einer Halbinsel an der Nordküste der gleichnamigen Bai im Meerbusen von Biscaya, auf einer Anhöhe, regelmäßig und fest gebaut, hat einen weiten, sichern und leicht zugänglichen Hafen, der von 4 Forts beschützt wird und an dem schöne Kaie, Schiffswerfte und Magazine sich befinden; 3 Kirchen und 3 Klöster; Erzbischofsitz; Civil- und Militär-Gouverneur, Handels-, Kriegs- und Marinegericht; wichtiger Handelsplatz, Bank, eine Handels- und Schifffahrtsschule, kantabrische Lehranstalt Seekonsulat, ökonomische Gesellschaft. Die Einwohner (19,000), von sanfter, umgänglicher Art, treiben hauptsächlich noch Wollen- und Getreidehandel; auch unterhalten sie eine Zuckerraffinerie Anker-, Ankertau-, Fayence-, Eisen-, Leder- und Liqueurfabriken, Bierbrauereien, Lichterzieherein und Gerbereien. Handel und Industrie haben abgenommen, seit Spanien sein Amerika verloren. Vom Hafen an geht eine für den Getreidehandel wichtige Kunststraße über die Sierra Reynosa in das Innere von Spanien. Rechnungsart, Münzen und Zahlwerth, s. Madrid. Maße und Gewichte. Das Längenmaß ist das kastilische, s. Madrid; doch hat sich nach einer officiellen Messung die hiesige Fanega = $54^{35}/_{46}$ oder 54,729 Liter = 2759 paris. Kub.-Zoll = 0,9987 kastilische Fanega's ausgewiesen. Im Handel ist dieselbe unbedingt der kastilischen Fanega gleich zu rechnen, da sie um nicht mehr als reichlich 1 Promille kleiner ist als diese. Das Flüssigkeitsmaß ist das kastilische, s. Madrid. Gewicht. Man bedient sich sowohl des kastilischen, als des galicischen Gewichts. — S. ist das römische Favobriga. — 3) Früher Staat in den Reiche Mexiko, hatte 7500 □M. Flächenraum und 50,000 Einw., begriff die Provinzen Nuevo-S. (Neu-S.) und Texas, von denen die erstere jetzt Tamaulipas (s. d.) heißt, und letztere in der Folge mit Cohahuila verbunden wurde, jetzt aber zu den Verein. Staaten gehört. In Tamaulipas befindet sich der Fluß S., der in Zacatecas entspringt, San Luis Potesi durchfließt, und in Tamaulipas in den Meerbusen von Mexiko mündet. Vor seiner Mündung dehnt sich die Barra de S. aus. — 4) (Nuevo-S.), Stadt daselbst, s. v. a. Tamaulipas.

Santander (Biographie), Francisco de Paula, Präsident der Republik Neugranada, geb. am 2. April 1792 zu Rosario de Cucuta in Neugranada, studirte nach einer vorgängigen dürftigen Erziehung zu Bogota. Er erklärte sich 1809 beim Ausbruche der Revolutiou sogleich für die Sache der Freiheit. In dem beginnenden Kampfe war er nach einander Fähndrich bei der Landwehr von Neugranada, Adjutant des Befehlshabers der Provinz Mariquita, Manuel Castillo, und Oberst unter dem Generale Serviez. Mit unbedeutender Mannschaft vertheidigte er den wichtigen Posten Ocaña gegen den überlegenen Feind, zog sich, als die Spanier in Masse sich über fast ganz Neugranada ergossen, nach Venezuela und bewirkte von da aus seine Verbindung mit Bolivar. Von letzterem zum Vicepräsidenten von Cundinamarca ernannt, brachte er hauptsächlich im Mai 1821 die Versammlung des Kongresses zu Cucuta zu Stande, wo er zum Vicepräsidenten, Bolivar zum Präsidenten erwählt wurde. Indeß nun Bolivar in Quito und Peru die Kriegsführung besorgte, stand S. an der Spitze der vollziehenden Gewalt und wußte durch geeignete Maßregeln die beschworene republikanische Staatseinrichtnng gegen monarchische Gelüste aufrecht zu erhalten. Deßhalb wurde er Gegenstand der bittersten Schmähungen Monarchischgesinnter. Allein

unbekümmert um verleumderische Angriffe, fuhr er fort, mit großer Umsicht für die Erstarkung der neuen Staatsform zu wirken und die durch die Revolution geschlagenen Wunden zu heilen. Als 1827 S. eben so, wie Bolivar, wieder an seine Stelle gewählt worden war, machte er gegen Bolivar, der mit seiner Sucht nach Alleinherrschaft immer unverholener und unzweideutiger hervortrat, Opposition. Dadurch ward er bald als das Haupt der republikanischen Partei zu betrachten. Im September 1827 schied S. aus der Verwaltung, nachdem er am 3. August im Namen des Kongresses auf den 2 März 1828 einen Nationalkonvent nach Ocaña berufen hatte, der die Verfassung revidiren sollte. Die Sitzungen hier waren so leidenschaftlich, daß die Minderzahl (21 gegen 35) austrat und in einer Proklamation an das Volk erklärte, daß sie an den unheilvollen Beschlüssen der Mehrzahl nicht Theil nehmen könne. Als nun am 17. Juni 1828 der Magistrat und das Volk zu Bogota Bolivar zum Präsidenten austrieben, wollte S. Kolumbien verlassen und forderte seine Passe. Letztere wurden ihm von Bolivar unter dem Vorwande verweigert, daß S. noch nicht sein Amt als Vicepräsident nieder- und Rechnung abgelegt hätte. Dazu kam es zwischen ihm und Bolivar zur Anwendung von Waffengewalt; S. zog den Kürzern, gerieth in die Hände seines Gegners und wurde durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, aber zur Verbannung begnadigt. Bis zum Jahre 1831, in welchem Bolivar endete, bereiste S. Frankreich, Deutschland und England und ging hierauf in die Vereinigten Staaten. Da unterdessen Kolumbien sich in drei verschiedene Staaten gespalten hatte, wurde S. am 9. März 1832 auf 4 Jahre zum Präsidenten des Freistaats Neugranada gewählt und trat im Okt. des genannten Jahres in diese Würde ein. Eine Verschwörung, die 1833 gegen sein Leben ausbrach, schlug fehl. S. trat 1836 von seiner Würde zurück und † 1840 zu Cartagena mit dem Ruhme, dem republikanischen Princip immer treu geblieben zu seyn.

Santanilla, mittelamerik. Insel, im Antillenmeer, im Eingange der Honduras-Bai.

Santanna, s. v. a. Santa Anna.

Santapana (d. i. Peiniger, ind. Rel.), Buße, die in Indien Dem aufgelegt wird, der etwas Unreines genossen. Der Büßer darf einen Tag lang bloß Koth und Urin von Kühen, mit Milch und gereinigter Butter gemischt, und in Wasser gekochtes Kussagras essen und muß darauf noch einen Tag und eine Nacht fasten.

Santarelli (Biogr.), 1) Giovanni Antonio, Edelsteinschneider und Medailleur, 1769 in einem kleinen Dorfe der Abruzzen geboren, ward, ohne allen Unterricht, bloß von seinem Genius geleitet, einer der ersten Künstler seiner Zeit. In der Zeichnung vollkommen geübt und Meister in seiner so schwierigen Technik, arbeitete er mit einer Eleganz und einer Reinheit des Styls, erhaben und vertieft, daß man seine Gemmen den besten Werken des Alterthums an die Seite setzte. Er kopirte auch mehre antike Steine, Köpfe und Figuren, ist aber in eigener Erfindung nicht weniger zu rühmen. Einen andern Theil seiner Arbeiten machen die Bildwerke in Wachs aus. S. bossirte zahlreiche Bildnisse nach dem Leben, besonders in rothlichem Wachs auf schwarzem Grunde in Medaillons. Unter seinen Bildnissen rühmt man besonders jene des Kaisers Napoleon, des Großherzogs Felix von Toskana und seiner Gemahlin Elisa (Bonaparte), der Maria Louise von Parma, des Lucian Bonaparte und seiner ganzen Familie, jene verschiedener Generale u. s. w. Das Bildniß des Großherzogs und seiner Gemahlin hatte er auch in Sardonyx geschnitten und selbigein einer großen silbernen Medaille ausgearbeitet, eine der vorzüglichsten italienischen Schaumunzen damaliger Zeit. Eine zweite Medaille zeigt das Bildniß der Großherzogin Maria Louise von Parma. Ueberdies hat man von S. auch eine Reihe von Basreliefs in Wachs mit zarten Darstellungen von zwei oder mehren Figuren, meistens in rothem Wachs. S. war Professor an der Akademie zu Florenz und † 1826, nicht minder als Mensch, wie als Künstler geachtet. — 2) Giovanni Francesco, Architekt zu Neapel, stand im letzten Decennium des 16. Jahrhunderts im Dienste des Königs von Neapel, entwarf viele Pläne zu Gebäuden, unter denen jener zum Ausbau und zur Vergrößerung des Palazzo de Studj der bedeutendste seyn dürfte; die Ausführung unterblieb, nachdem bereits 350,000 Dukaten verbaut waren. — 3) Emilio, Bildhauer zu Florenz, bildete sich an der Akademie daselbst zum Künstler und wurde zuletzt Professor an dieser Anstalt. Bewerke seiner eifrigen Studien der Werke der klassischen Vorzeit sind eine Reihe von Bildwerken, welche sich von S. finden, sowohl in Gyps, als in Marmor. Von ihm sind auch einige Büsten von Naturforschern in der prachtigen Tribune des naturhistorischen Museums zu Florenz, dann die Statue Michel Angelo's, welche seit 1842 in einer Nische des Palazzo degli Uffizi steht.

Santarem (Geogr.), 1) portug. Bezirk, Prov. Estremadura, am Tajo; 176,000 Einw. Hier die Orte: Almeirim, mit Ruinen königl. Schlosser, 1800 Einw.; Alalayas, Villa, mit Grafschaftsrichter, 1800 Einw.; Azambuja, Villa, 3000 Einw.; Azinheire, in der Nähe ein flintensteinbruch; Cascaes, Stadt, Hafen, Handel, 2900 Einw.; Chamusca, Stadt mit Weinbau, 3200 Einw.; — 2) Hauptstadt des Bezirks, südlich von Leria, rechts am Tejo, in fruchtbarer Gegend. Die obere Stadt liegt halbmondförmig auf einem Berge, die untere zieht sich längs des Stromes Tajo hin, der hier 1200—1500 Fuß breit ist. Die Stadt besteht eigentlich aus 3 Theilen: Maravilla, Ribera und Alfange, hat viele schöne Gebäude, 14 Kirchen 12 (9) Klöster, Citadelle, Bischof, Ackerbaukollegium, gelehrte Schule, Akademie der Geschichte und Alterthumer, 3 Hospitäler, Armenhaus, guten Korn- und Oelbau; lebhaften Handel mit Lissabon; 8000 Einw. In der Nähe von S. bei Rio Majos ist die einzige Salzquelle des Landes. — Geschichtliches. Am 30. Januar und 16. Februar 1834 waren hier zwischen den Miguelisten und Pedristen Gefechte; die Miguelisten siegten beim 1. Gefecht,

zogen aber beim 2. den Kürzern. Gänzlich geschlagen aber wurden die Anhänger des Don Miguel von den Pedristen unter ihren Anführern Napier und Villaflor in der Schlacht am 16. Mai desselben Jahres. Don Miguel mußte sich zu Evora ergeben, worauf er mit dem spanischen Infanten Don Carlos nach England ging. — 3) Südamerik. Stadt, Brasilien, Prov. Para, am Amazonenstrom, ¾ Stunden von der Mündung des Topayoso in denselben, mit einem Haupthafen für die Flußschifffahrt, hat nur 5—600 (nach ältern Angaben 3000) Einw., welche einen bedeutenden Handel (besonders mit Kakao) mit den am Topayoso gelegenen Ortschaften treiben. — 4) Kanal im Lukayen-Archipel, scheidet die Bank los-Roques von der großen Bahama-Bank.

Santarem (Biogr.), **Visconde de**, portugiesischer Staatsmann, bildete sich auf Reisen u. erwarb sich vorzügliche Kenntnisse im Staats- und Völkerrechte, so wie in der Geschichte seines Vaterlandes. Er war Archivar des Königreichs, bis die Regentin Isabella Maria ihn 1827 zum Minister des Innern an die Stelle des absolutistischen Bischofs von Vizeu ernannte. S. schien anfangs zu schwanken, welcher Partei er sich anschließen solle; als aber in Folge der Entlassung Saldanha's Unruhen ausbrachen, neigte sich S. nebst dem neuen Kriegsminister Da Ponte d'r antikonstitutionellen Seite zu und trat entschieden zu derselben über, als die Ernennung Dom Miguels zum Regenten der absolutistischen Partei eine glänzende Zukunft verhieß. Dennoch ward er nach Dom Miguels Regierungsantritt am 26. Februar 1828 einstweilen entlassen. Während dieser unfreiwilligen Muße vollendete er seine „Memorias para a historia e Deoria das Cortes geraes", Lissabon 1828, 4.; früher schon (1827) hatte er ein Werk über die alten Cortes von Portugal herausgegeben. Dom Miguel übertrug ihm im März 1828 das Ministerium des Auswärtigen, in welcher Stellung er mit Glück für die Anerkennung Don Miguels von Seiten der Großmächte Europa's wirkte; nur England und Frankreich erklärten sich offen gegen ihn. Nach Don Miguels Niederlage floh er im Juli 1833 mit Cadaval aus Lissabon und 1834 mit Dom Miguel aus Portugal. S. war ein kenntnißreicher, gebildeter u. gewandter Staatsmann, der als die diplomatische Stütze des Thrones Dom Miguels betrachtet werden kann. Vgl. **Portugal** (Gesch.).

Santa Rosa (Geogr.), 1) nordamerikan. Bai, V. St., Florida; — 2) südamerikan. Ort, Republik Peru, Depart. Arequipa, in einer wüsten, an Wasser ganz armen Gegend; ergiebige Silbergruben; 350 Einw.

Santbergen, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, Bez. Oudenarde; 1220 Einw.

Sante (Julian-de-S.), span. Flecken, nordöstlich von Mondonedo, am Eo; 1130 Ew.

San-Te-Bon (Geogr.), 1) asiat. Fluß, Hinterindien, Siam, fließt südwestlich und mündet in den Golf von Siam; — 2) Provinz und Stadt das.

Santee, nordamerik. Fluß, V. St., Staat Süd-Carolina, entsteht durch den Zusammenfluß der beiden schiffbaren Flüsse Catawba (hernach Wateree genannt) und Congaree, fließt in 2 Mündungen in den atlantischen Ocean, nordöstlich vom Kap Romain.

Santee-Kanal (Columbia-Saluda-Kanal), nordamerikan. Kanal, V. St., Staat Süd-Carolina.

Santelbaum (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Santalum *l.*

Santelholz (pharm. Bot.), s. **Sandel.**

Santelli, Felice, Maler, ein Römer von Geburt, arbeitete um 1666. Lanzi nennt ihn einen Maler voll Wahrheit, kennt aber nur zwei Bilder, das eine in der Kirche der spanischen Barfüßer-Mönche zu Rom, das andere in der Kirche der heil. Rosa zu Viterbo.

Santelmo, Inselgruppe, s. **Niedrige Inseln.**

Santelroth, s. v. a. Santalin.

Santen (Geogr.), Stadt, s. v. a. **Xanten.**

Santen (Biogr.), 1) **Dirk Janfen van**, nach Uffenbach einer der berühmtesten Illuminirer, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts blühten, arbeitete zu Paris und in Amsterdam. — 2) **Lorenz van**, eigentlich Stalpen, berühmter holländischer Humanist, 1746 zu Amsterdam geboren, Kurator der Universität zu Leyden, wo er 1798 †. Er zeichnete sich besonders als lateinischer Dichter in der didaktischen und lyrischen Gattung aus; in seinen Gedichten, die durch Hoeufft (Leyden 1801) gesammelt wurden, weht ein ächt römischer Geist. Er lieferte eine werthvolle Bearbeitung des Propertius (Utrecht 1780, 4.) und von des Callimachus „Hymnes in Apollinem" (Leyden 1787); seine Ausgabe des Terentianus Maurus „De literis, syllabis, pedibus et metris wurde von Lennep vollendet, Utrecht 1825, 4.

Santenay, franz. Flecken, Depart. Côte-d'Or, Bez. Beaune; salinische Mineralquelle; starker Weinbau, Weinhandel, Fabriken mussirender Weine; 1560 Einw.

Santer (Biogr.), 1) **Jakob Philipp**, Bildhauer und Architekt, geb. zu Brunneck in Tyrol 1756, wurde von seinem Vater, einem Maler und Fasser, dem dortigen Bildhauer Sylli in die Lehre gegeben, arbeitete dann bis 1780 bei Jakob Gratl in Innsbruck und begab sich darauf nach Augsburg, um daselbst die Akademie zu besuchen, wo er 1783 den Preis der Architekturzeichnung und der Bossirkunst erhielt. Von 1784—87 lag S. in Paris seiner weiteren Ausbildung ob, endlich aber ging er in seine Vaterstadt zurück, wo er Stadtbaumeister wurde. S. baute die Pfarrkirche zu Brunneck und jene zu Antholz, wo auch die Altäre sein Werk sind. Als Beweise seiner Geschicklichkeit in der Bildhauerei dienen die Grabmäler des Fürstbischofs Joseph Grafen von Spaur im Dome zu Brixen, und des Freiherrn Joseph von Sperges in der Mariahilfkirche zu Innsbruck, letzteres mit zwei trauernden Frauengestalten geziert, im Geschmacke der Antike. Später bekleidete er auch die Stelle eines Bürgermeisters, und zuletzt übernahm er die Spitalverwaltung. Noch außerdem hatte er

in jener Gegend die Direktion des Straßenbaues übernommen. S. † zu Bruneck 1809. — 2) Wilhelm, Lithograph zu Breslau, jetzt lebender Künstler, der bereits durch mehre Blätter bekannt ist. Die Originale gehören zu den besten Erzeugnissen des modernen Genre's.

Santerbas-de-Campos, span. Flecken, nordwestlich von Valladolid, am Valderaduey; 710 Einw.

Santerno, ital. Fluß, entspringt am Nordabhang der Apenninen in Toskana, Prov. Florenz, bei Faggetto, fließt anfangs gegen Osten, dann nach Nordosten und mündet im Kirchenstaat, südlich von den Comacchio-Lagunen in den Po di Primaro.

Santerre (Geogr.), ehemalige franz. Provinz, in der Picardie, jetzt im Osten des Dep. Somme.

Santerre (Biogr.), 1) Jean Baptist, Historienmaler, geb. zu Magny bei Pontoise 1651, hatte anfangs einen mittelmäßigen Meister Namens le Maire, fand aber dann bei Bon Boulogne ersprießlichen Unterricht, und in Folge desselben überstieg sein Ruf bald die Grenzen Frankreichs. S. war Maler der Mode, von Ludwig XIV. bewundert und von den Großen des Reichs nur um so mehr angestaunt. Er malte mit außerordentlichem Beifalle halbe weibliche Figuren und graziöse Heilige, Alles mit gewissenhafter Sorgfalt. Eben so große Mühe verwendete er auf seine Bildnisse, und wenn er eine schöne Frauenhand zu malen hatte, pinselte er ganze Wochen lang daran. In der historischen Gallerie zu Versailles ist von ihm das Porträt der Dauphine Adelaide von Savoyen, fur Gavards „Gal. Hist. de Versailles" von Queverdo gestochen. Von seinen größern Bildern nannte man jenes von Adam und Eva, die er ohne Nabel malte, weil sie nicht geboren seyen, eines der schönsten in Europa. Das Bild der heil. Magdalena, welches Ludwig XIV. nur durch einen Machtspruch an sich bringen konnte, war zu Anfang des 19. Jahrhunderts im französischen Museum. Im Musée des Louvre ist aber jetzt nur das Gemälde, welches ihm 1704 die Pforte der k. Akademie öffnete: Susanna im Bade von den beiden Alten belauscht, ebenfalls ein gepriesenes Werk. Für die Kapelle zu Versailles malte er die heil. Theresia, wie sie von einem Engel mit dem Pfeile verwundet wird, aber beide in Ausdruck und Stellung so verführerisch, daß kein Priester mehr den Muth hatte, auf dem Altare Messe zu lesen, wo dieses Bild stand. Unter Napoleon sah man dasselbe im Central-Museum zu Paris, und Landon gab es in den „Annales" (XII, 109) im Umrisse. Andere gerühmte Bilder sind die beim Lichte lesenden Damen; das Mädchen, welches beim Lichte zeichnet; ein anderes Frauenzimmer, wie es den Vorhang wegzieht, und ein solches, welches Kohl abschneidet. Dieses letztere Bild wurde bei der Versteigerung des Kabinets Poullain mit 6890 Livr. bezahlt. S fertigte auch schöne kleine Modelle in Thon, welchen er brannte. Das Modell der Susanna mit den Alten kam in den Besitz des durch sein Prachtwerk bekannten Crozat. S. wollte es sogar in Marmor ausführen. Er † 1717 als Professor der Akademie zu Paris. Mehre Werke dieses Meisters sind auch durch Kupferstiche bekannt, sowohl Bildnisse, als andere Darstellungen. — 2) Antoine Josephe, General der französischen Revolution, geb. 1752 zu Paris, war als Besitzer einer großen Bierbrauerei, so wie durch seine Rechtschaffenheit und sein Vermögen in der Vorstadt St. Antoine, welche er bewohnte, im Jahre 1789 bereits hinlänglich vortheilhaft bekannt und doch wurde er bei Errichtung der Nationalgarde zum Kommandanten eines Bataillons gemacht. Als solcher half er die Bastille erstürmen und nahm an den bekannten Vorfällen auf dem Marsfelde Theil. Auch übte er einen bedeutenden Einfluß auf die Vorgänge des 20. Juni und 10. Aug. st 1792 aus. Vom revolutionären Gemeinderath an Mandats Stelle zum Oberkommandanten der Nationalgarde ernannt, rettete er mehre dem Tode entronnene Schweizer und zog sich darum das Mißfallen Marats und dessen Gesinnungsgenossen zu. Nachdem er vom 31. August an zu Versailles zugebracht hatte, um dort eine Revue abzuhalten, kehrte er am 4. September nach Paris zurück, ertheilt hier den Titel eines Divisionsgenerals und führte den angeklagten König, indem er ihm die Hand auf den Arm legte, am 11. D cember vor die Schranken des Konvents. Eben so hatte er am 21. Januar 1793, dem Todestage Ludwigs XVI., die nöthigen Sicherheitsmaßregeln zu treffen, damit der König ohne Störung hingerichtet werden könne. Er begleitete den Wagen, welcher Ludwig zum Richtplatze führte, mit einer beträchtlichen Anzahl Gensdarmerie und zeigte nach vollzogener Einrichtung den abgeschlagenen Kopf dem Volke, das in maßlosen Jubel ausbrach. Auch geschah es auf seinen Befehl, daß, als der König noch vom Schaffot aus zum Volke sprechen wollte, die Trommeln gerührt wurden, um, wie sich S. ausdrückte, den Tyrannen zu verhindern, daß er die Nation nochmals täusche. Später ging S. an der Spitze von 20,000 Mann Truppen in die Vendée gegen die Aufständischen, wurde aber am 14. September 1793 bei Coron in der Nähe von Coollet völlig besiegt und in Folge dessen vom Wohlfahrtsausschuß zurückgerufen. Da er Freund und Anhänger des Herzogs von Orleans gewesen war, kam er bis zum Sturze Robespierre's ins Gefängniß und trat nach seiner Befreiung ins Privatleben zurück. Umsonst bot er am 18. Fructidor dem Direktorium seine Dienste an, aber eben so umsonst suchte ihn auch Napoleon später für seine Zwecke zu gewinnen. S. büßte in der Folge sein immer noch beträchtliches Vermögen durch unglückliche Spekulationen ein und † am 6. Februar 1809 zu Paris.

Santersleben (Geogr.), preuß Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Neu-Haldensleben; Kirche, Wassermühle (Feldmühle), 2 Windmühlen; 380 Einw.; — 2) (Klein-S.), das. Schäferei; 230 Einw.

Santes, franz. Dorf, Depart. Nord, Bez. Lille, am Douay-Lilles-Kanal; Oel- und Zuckerfabriken; 1630 Einw.

Santesteban, span. Flecken, nördlich von Pampeluna, im gleichnamigen Thal in den Pyrenäen; 730 Einw.

Santeul, Jean Baptiste de, latein. Dichter. 1630 zu Paris geboren, war Chorherr von St. Victor, begleitete den Herzog von Bourbon nach Dijon, als derselbe die burgundischen Stände daselbst versammelte; † 1697. Er dichtete besonders Kirchengesänge.

Santhia, ital. Stadt, Sardinien, Novara, nordöstlich von Turin; lebhafter Handel; 2530 Einw.; Hauptort des gleichnamigen Distrikts, welchen der Kanal del Dora durchschneidet.

Santhoven, belg. Dorf, Prov. und Bez. Antwerpen; 910 Einw.

Santi (Geogr.), Fluß und Kanal (S.-Kanal), s. v. a. Santee und Santees-Kanal.

Santi (Biogr.),) Giovanni de, Bildhauer, lebte im 14. Jahrhunderte zu Venedig, fertigte für die Kirche S. Cristofero (jetzt St. Maria dell Orto) daselbst eine Statue der heil. Jungfrau, welche auf dem Altare der Madonna steht. Neben diesem ist auch der Grabstein des Meisters. — 2) Giacomo de, Architekt, berühmter Künstler, blühte in der 2. Hälfte des 14. und in den beiden ersten Decennien des 15. Jahrhunderts in Neapel. Er baute mehre Kirchen und Paläste im romanischen Style, 1385 die Kirche S. Pellegrino, später jene von S. Onofrio a Formelle und 1420 die schöne Kirche St. Maria delle Grazie, diese nach den Regeln der guten alten römischen Architektur, den prächtigen Palast der Herren del Balzo, so wie die Paläste der Caraccioli, Piccicelli und Zurli; alle diese Gebäude mußten jedoch der Zeit weichen. Der Künstler † um 1421, in ziemlich hohem Alter. — 3) Giovanni, der Vater des berühmten Raphael Sanzio von Urbino, war ebenfalls Maler und ein ehrenwerther Künstler seiner Zeit. Im Städtchen Colbordolo, wo S. geboren wurde, lebte um die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts ein gewisser Sante, von welchem seine Nachkommen den Familiennamen del Sante oder S. erhielten, der später nach italienischem Sprachgebrauch aus dem latein. Sanctius in Sanzio übersetzt wurde. Peruzzolo Sante erlitt durch die Kriegsläufe großen Schaden, was ihn 1450 bewog, mit Frau, Kindern und seinem Enkel Giovanni sich in Urbino niederzulassen. Hier gelang es Giovanni's Vater, seine Vermögensumstände zu verbessern, indem er als Höker und Zwischenhändler mit Handelserzeugnissen wieder ein Haus und Grundstück erwarb. Giovanni S. war von Jugend auf Zeuge der Kunstliebe des Herzogs Federico von Urbino, die seine eigene Neigung angeregt haben dürfte. Wer sein Meister war, ist unbekannt; in seinen spätern Bildern ist der Einfluß Mantegna's nicht zu verkennen. Zu seinen frühesten Werken dürften mehre der Madonnenbilder gehören, die sich ehemals häufig in Urbino und der Umgegend fanden, nun aber verschollen sind. Dagegen finden sich in der Mark Ancona noch Werke von ihm; so in S. Maria nuova zu Fano der Besuch der Maria bei Elisabeth, ein bedeutendes Jugendwerk des Meisters. Später und weit vorzüglicher ist ein Altarbild in der Hospitalkirche S. Croce daselbst, die heil. Jungfrau auf dem Throne, das segnende Kind auf dem Schooße. Für die Kirche S. Bartolo vor der Stadt Pesaro malte er einen heil. Hieronymus, für das Hospitalbethaus zu Montefiore eine Madonna del Popolo als Altarblatt, für die Magdalenenkirche zu Sinigaglia jenes Bild der Verkündigung, das man jetzt in der Brera zu Mailand sieht. Als das vorzüglichste seiner Freskobilder bezeichnet Passavant die heil. Jungfrau, in einer Thronnische sitzend, das stehende Kind auf dem Schooße, über ihrem Haupt eine Krone schwebend, in der ehemaligen Johannes-, jetzt Dominikanerkirche zu Cagli. Er erweist sich darin nicht nur als einen sehr gewandten Freskomaler, sondern ist auch in der Zeichnung weit lebendiger, voller und weniger hart, im Kolorit aber frischer und blühender als in seinen Temperabildern; aus dem Antlitz der Jungfrau und dem des Kindes leuchtet eine wahrhaft raphaelsche Anmuth. Ueberhaupt nimmt S. unter den Künstlern seiner Zeit eine würdige Stelle ein. Er † den 1. August 1494. — 4) Raphael, s. Raphael Sanzio von Urbino. — 5) Domenico, genannt Minga ccino, Maler von Bologna, Schüler von Ag. Metelli, gleich diesem als Perspektivmaler berühmt, malte in vielen Kirchen und Palästen, auch kleine Bilder in Oel, die mit jenen Metelli's verwechselt werden können. Der Herzog Sforza war sein besonderer Gönner, der ihn sogar zum Ritter ernannte. S. † zu Bologna 1694 oder 1697, im 73. Jahre. — 6) Antonio, Maler von Rimini, wurde unter die besten Schüler des C. Cignani gezählt, arbeitete in seiner Geburtsstadt und dann in Venedig, wo er um 1700 in der Blüthe der Jahre †. — 7) Giovanni Giuseppe, Maler von Bologna, Schüler seines Oheims D. M. Canuti, ein Künstler von Ruf, malte historische Bilder, aber noch vorzüglicher Architektur, sowohl in Oel als in Fresko. Die Academia Clementina verlor 1719 in ihm eines ihrer Mitglieder. — 8) Bartolomeo, Dekorationsmaler von Lucca, genoß in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts großen Ruf. In den Städten Toskana's verzierte er mehre Bühnen. Er † um 1755. — 9) Sebastiano, Maler zu Venedig, widmete sich fast ausschließlich der Restauration und erhielt an der Akademie der genannten Stadt den Lehrstuhl dieser Kunst. Die von ihm hergestellten älteren Gemälde sind zahlreich; endlich aber ergab er sich mit eben so großem Eifer der Freskomalerei. Man findet in Venedig in mehr als 25 Kirchen und Palästen solche Fresken, die theilweise sehr ausgedehnt sind. Eine solche reiche Komposition ist an der Decke von St. Luca, den heil. Lucas in der Glorie mit St. Benedikt und St. Paternianus vorstellend. S. † 1836 im 48. Jahre. — 10) Lorenzo, Architekt aus Siena, bildete sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf der Akademie zu Mailand und gewann in den Jahren 1805 und 1808 die Preise derselben, wurde 1809 Professor der Civilbaukunst an der Akademie in Rom, wo er zugleich als praktischer Künstler sich bewährte,

Sein Wirkungskreis dehnte sich indessen nie weit aus, da er zu großen Bauten keine Gelegenheit fand, auch in Venedig nicht, wo sich S. später niedergelassen hatte. Er war hier ebenfalls der Akademie einverleibt und noch 1836 thätig. — 11) S., Zeichner, lebte in letzter Zeit zu Paris und pflegte da besonders das Fach der Dekoration. Soyer stach nach ihm „Modèles des meubles et de décorations intérieures," Paris 1838, Fol.

Santia (Geogr.), Stadt, s. v. a. Santhia.

Santia (Bot.) nach Wight und Arnott, Gattung der Rubiaceae *W. A.* Einzige Art: *S. venulosa W. A.* Strauch in Ostindien. — 2) Nach *Savi*, Pflanzengattung. Art: *S. plumosa Savi*, s. v. a. Polypogonmonspeliense.

Santiago (Geogr.), 1) südamerikanische Provinz, Staat Chili, zwischen Aconcagua und Maule, den Kordilleren und dem Ocean, erstreckt sich von der Bergkette Chacabuco bis zum Flusse Cachapoal; 400 □Meil mit 253,590 Einw. Das Land ist eine nach dem Ocean abfallende Ebene, zwar ohne bedeutende Flüsse aber dennoch meist gut bewässert. Das Klima ist mild. Produkte sind: Weizen, Obst, Wein, Gold, Silber, Blei. — 2) (S. de Chili), Hauptstadt des ganzen Staates, Distr. Mapocho, links am Mapocho od. Tepocalma und einem Kanale, der aus dem Mapo hieher geleitet ist, in einer schönen Ebene und am Fuße der Anden-Gebirgskette, 20 Lieues vom großen Ocean. Die Stadt ist wegen der Hitze und der herrschenden Unreinlichkeit sehr ungesund. Um dieselbe vor den plötzlichen Ueberschwemmungen des Flusses Mapocho zu schützen, hat man an dem Flußufer einen mächtigen Damm erbaut, der zugleich zu einem der besuchtesten Spaziergänge dient. S. besteht aus der eigentlichen Stadt und den Vorstädten Chicabe, Canadilla und Chuchuncho; die Stadt ist durch die gepflasterten, schnurgeraden, sich rechtwinkelig durchschneidenden Straßen in 150 Vierecke getheilt, die jedoch nicht alle mit Häusern besetzt sind. Die Straßen sind wegen der häufigen Erdbeben sehr breit angelegt, so daß man sich in die Mitte derselben flüchten kann. Die aus Backsteinen und aus derselben Ursache größtentheils einstöckig gebauten Häuser bilden ein Viereck mit einem Hof in der Mitte, nach welchem zu die Zimmer gehen. Die platten Dächer umgibt eine zierliche Brustwehr. Nach der Straße zu hat jedes Haus eine bedeckte breite Vorhalle mit Säulen, durch welche der Haupteingang führt. Im Mittelpunkte der Stadt befindet sich der viereckige große Platz, auf zwei Seiten von der Kathedrale und von dem Regierungspalaste umgeben und in der Mitte mit einem schönen Springbrunnen von Kupfer geziert. Die beiden andern Seiten dieses Platzes nehmen sich kleinlich und schlecht aus und sind mit kleinen Kaufläden besetzt, die vorn einen bedeckten Gang haben. Außer den genannten merkwürdigen Gebäuden sind hier noch: die Münze (das größte und schönste der Stadt), Zollhaus, Theater, 4 Kirchen und 14 Klöster. S. besitzt ferner: eine Universität, ein Lyceum, eine Kadettenschule, Gymnasium, Jakobskollegium, 2 Mädchenschulen, 3 Lancasterschulen, Nationalbibliothek von mehren 1000 Bänden und mit einigen merkwürdigen Manuskripten über die Inder (der größte Theil davon besteht aber aus Büchern über scholastische Theologie), eine Buchdruckerei, (die einzige im Lande), Hospitäler, Findelkinderhaus. Hier Sitz der Regierung, des Bischofs und der höchsten Gerichte. Die Stadt hatte 1831 (nach Pöppig) 60,000 Einw., welche erheblichen Handel vermittelst des 18 Meilen entfernten Hafens Valparaiso treiben. S. liegt 2000 Fuß über dem Meere, und bei der Kühle, welche die Folge davon ist, können fast alle europäischen Pflanzen gedeihen, namentlich auch Wein. Die Umgebungen der Stadt haben viel Anziehendes und sind reich an schönen Landsitzen und Belustigungsorten; in der Nähe sind die warmen Bäder von Colinas.

Rechnungsverhältnisse: Rechnungsweise und Eintheilungsart der hiesigen Rechnungsmünzen. S. rechnet jetzt, wie die ganze Republik Chili, und wie fast in allen ehemals spanischen Kolonien Statt findet, nach Pesos fuertes, zu 8 Reales de Plata à 4 Quartillos, oder auch nach Pesos fuertes, welche oft nur Pesos oder Duros genannt werden, zu 100 Centavos (Cents; der Real also zu 12½ Cents). Selbst in den Verfügungen der Regierung wird bald nach Piastern und Realen, bald auch bloß nach Piastern und Cents (Centavos) gerechnet, und der Silberreal (Real de plata) ist die gewöhnliche Eintheilung des Piasters (Peso) bei der Angabe von Erhebung der Zölle, Steuern und Abgaben an die Behörde. Die Eintheilung des Peso (Piasters) in 20 Reales de Vellon, oder des Real in 34 Maravedis, wie in Alt-Spanien, ist hier jetzt nicht gebräuchlich.

Münzfuß der Republik Chili, zufolge des Münzgesetzes vom Jahre 1835, also wirklich geprägte Gold-, Silber- und Kupfermünzen der Republik Chili. Der Nationalkongreß von Chili setzte in dieser Hinsicht im September 1835 Folgendes fest: 1) Gold-Ausmünzung der Republik. Es sollen vier Münzsorten in Gold ausgeprägt werden: ganze, halbe, Viertel- Dublonen oder Onzas de oro, und Thaler oder Gold-Pesos, die Mark Münz-Gold (nämlich die kastilisch-spanische Mark, gegenwärtig zu 30,0675 Gramm wiegend) zu 8/, Stück solcher Dublonen od. Onzas, jede Dublone gesetzlich zum Werthe von 16 Pesos (Piastern) 2) Silber-Ausmünzung. In Silber sollen künftig sechs Münzsorten bestehen: Pesos oder 8-Realenstücke (Stücke von 8 Reales de plata), halbe Pesos zu 4, Viertel-Pesos zu 2 Reales de plata, so wie ganze, halbe und Viertel-Realen; die Mark-Münz-Silber (die kastilisch-spanische Mark) zu 8/, Pesos, jeder Peso zu dem Werthe von 8 Silber-Realen (Reales de plata) oder nach der altspanischen Würdigung zu 272 Maravedis. 3) Kupfer-Ausmünzung. In Kupfer sollen nur zwei Sorten bestehen: Centavos (Hundertstheile,

Cents de Peso); doch sollen von dieser Scheidemünze vorläufig nur für den Belauf von 30 000 Pesos geprägt und in Umlauf gebracht werden. In Betreff der wirklichen Ausführung des erwähnten Münzgesetzes ist Folgendes zu bemerken. Bekanntlich riß sich Chili noch etwas früher als Peru, und zwar im Jahre 1810 von Spanien los, dessen Kolonie oder bisherige südamerikanische Besitzung es bis dahin gewesen war; da aber innere Unruhen (1814) die Herstellung der spanischen Herrschaft bewirkten, so datirt die Errichtung dieser Republik 1817, selbst etwas später (1818). Von dieser Zeit an kann demnach auch nur von Münzen der Republik die Rede seyn, obschon die erste patriotische Ausmünzung schon mit dem Jahre 1817 anhebt und von diesem Jahre Silbermünzen, namentlich Pesos de Chili erschienen von ziemlich gutem Gepräge. Das Münzsystem von Chili ist in seinen Hauptzügen dasselbe geblieben, wie unter dem ehemaligen Mutterlande Spanien; die Münzstätte befindet sich in S., und das Münzzeichen besteht hier in einem S, worüber ein kleines o befindlich ist. Die Republik besitzt zwar einen nicht unansehnlichen Reichthum an Gold- und Silberminen und ist besonders mit vortrefflichem Kupfer ausgestattet; dessen ungeachtet ist bis jetzt die Ausmünzung in diesen Metallen sehr unerheblich geblieben. Als eines der bedeutendsten Jahre hinsichtlich der Goldmünzung wird das Jahr 1810 mit dem Belaufe von 865 000 Pesos (also letztere gewissermaßen im ersten Jahre der Republik) hervorgehoben); denn der Gesammtbetrag der Goldmünzung beträgt von 1811 bis 1836 einschließlich: 9,471,280 Pesos; der der Silbermünzung dagegen nur etwa 4,095,095 oder im Ganzen ungefähr 4,500,000 Pesos, so daß in einem Zeitraume von 25 bis 26 Jahren kaum die Hälfte des erwähnten Belaufs der Goldmünzung in Silber geprägt worden ist, und für den ansehnlichen Handel von Chili noch lange nicht der erforderliche Bedarf erzielt wurde. Es ergibt sich hieraus von selbst, daß der Umlauf der hiesigen Gold- und Silbermünzen wohl nur zum kleinern Theile in einheimischen oder Nationalmünzen, folglich zum größern Theil in Gold- und Silbersorten der übrigen südamerikanischen so wie der nordamerikanischen Staaten, und in mexikanischen und spanischen derartigen Münzen bestehen wird. Die wirkliche Ausbringung der National-Gold- und Silbermünzen ist kürzlich, und nach den Angaben der Münzmeister von Philadelphia (1842) folgende: Goldmünzen. Das durchschnittliche Gewicht der hiesigen Dublonen ist zwar das der Dublonen überhaupt, nämlich 417 englische Troygrän das Stück, wonach 8,6545768 Stück auf die rauhe kölnische oder Vereinsmark gehen; dies Gewicht weicht aber hin und wieder bis um 4 engl. Troygrän ab. — Der Feingehalt der hiesigen Dublonen von den Jahren 1819 bis 1834, mit der Inschrift (Legende): „Estado de Chile," ergab sich zu 867 Tausendtheilen = 20 Karat 9,696 Grän, während sich derselbe von dem Jahre 1835 und weiter herein, mit der Inschrift: „Republica de Chile" zu 872 Tausendtheilen = 20 Karat 11,138 Grän, also noch etwas besser auswies und durchschnittlich wohl zu 20 Karat 10 Grän gerechnet werden kann, so daß von den hierländischen Dublonen, bei dem vorhin erwähnten Gewicht von 417 Troygrän, 9,9760725 Stück, überhaupt aber wohl 10 Stück auf die erwähnte deutsche Mark fein Gold gehören. — Da jedoch viele ausländische, spanische, mexikanische und andere südamerikanische (sogenannte patriotische) Dublonen oder Onzas kursiren, welche durchschnittlich zu dem Gewicht von 416 engl. Troygrän u. zu einem durchschnittlichen Feingehalt von 864$^{7}/_{12}$ (=0,86458333...) Tausendtheilen oder 20 Karat 9 Grän auskommen, so gehen hiernach allenfalls 8,67548107 Stück auf die rauhe, und 10,0341757 Stück dieser verschiedenen Dublonen oder Onzas auf die kölnische oder Vereinsmark fein Gold. — Silbermünzen. Nach den in Philadelphia Statt gefundenen Untersuchungen war das Gewicht der hierländischen Pesos oder Dollars so ziemlich von 411 bis 418 engl. Troygrän das Stück, also im Durchschnitt etwa 414 Troygrän. Den Feingehalt derselben fand man ungewöhnlich hoch, und zwar abweichend von 905 bis 911 Tausendtheilen = 14 Loth 8,640 bis 14 Loth 10,368 Grän, also durcheinander gerechnet zu 14 Loth 9,504 Grän, wofür man im Durchschnitt 14 Loth 9 Grän oder 14½ Loth fein rechnen kann, wie jetzt allerdings weder in Mexiko, noch noch in Spanien die Piaster (Pesos) mehr ausgeprägt werden; indessen ist der Gesammtbetrag an Silbermünzen dieser guten Art so gering, daß derselbe bei dem Geldumlauf fast gar nicht in Betracht kommen kann. Uebrigens waren die erwähnten Silbermünzen dieser Art von den Jahren 1817 bis in 1839, und das Gewicht des Stücks war von dem letztern Jahre (also von 18'9) nur 412 engl. Troygrän. Hiernach gehen 8,75960807 Stück auf die kölnische oder Vereinsmark brutto, und zu dem durchschnittlichen Gehalte von 907 Tausendtheilen = 14 Loth 9,276 Grän, wofür 14½ Loth fein gerechnet werden, gehen 9,6657744 oder beinahe 9$^{2}/_{3}$ Stück auf dieselbe Mark fein Silber. Ein Silberpeso, gut erhalten und gut gerändert, von 1817, wog 26,240 Gramm (also nur 404,947 engl. Troygrän), wonach 8,91217607 Stück auf die kölnische oder Vereinsmark brutto und zu 14½ Loth fein 9 8'412532 Stück auf dieselbe Mark fein Silber gehen. Es gilt hier aber in noch höherem Grade die vorhin bei der hiesigen Goldausmünzung gemachte Bemerkung von der Silberausmünzung die in so geringer Zahl erfolgt ist, daß sie dem Bedürfniß nicht genügen kann, und sich also mit einer Menge spanischer, mexikanischer und patriotischer (auch nordamerikanischer) Pesos oder Piaster behelfen muß. Von diesen verschiedenen Sorten kann man, durch einander genommen, wenigstens 9$^{3}/_{4}$ Stück Pesos (Piaster) auf die kölnische Mark fein Silber rechnen, und der Silberwerth eines solchen Pesos ist derselbe, wie in Mexiko (s. d.)

Zahlungsweise in Chili und daraus abzuleitender Zahlwerth der hiesigen

Rechnungseinheit. Der vorhin angegebene Peso fuerte, Peso duro oder Silberthaler ist nicht eigentlich die cirkulirende Münzeinheit, nach welcher doch gleichwohl gerechnet wird und nach welcher also alle Zahlungen gemacht werden sollten; denn es wird hier zu Lande allgemein, sowohl im Handels- und Privatverkehr, als in den öffentlichen Kassen mit Gold bezahlt, und zwar in Dublonen oder spanischen Unzen (Onzas de oro), welche in Peru (s. Lima) zu 17 Pesos und in Chili gewöhnlich zu 17 Pesos 2 Reales = 17¼ Pesos und hin und wieder, besonders im Handelsverkehr, jetzt wohl noch etwas höher kursiren. Bekanntlich gelten dieselben Goldstücke in Spanien, in Mexiko, Cuba, Manilla in der Regel 16 Pesos fuertes (duros) oder harte Piaster, auch soricht das oben bemerkte Münzgesetz Chili's von diesem regelmäßigen (spanischen) Zahlwerthe, woraus sich aber klar herausstellt, daß der Nennwerth der Dublonen in diesem Theile von Südamerika zu hoch angenommen wird, da doch schon der altspanische Zahlwerth der Dublone zu 16 Pesos Silbergeld hoch genug gewürdigt ist. Zur Ausgleichung dieses Mißverhältnisses im Zahlwerthe des Goldes findet dagegen hier (auch in Peru) eine Prämie der Silbermünze gegen die Goldmünze Statt, welche 7 bis 10 Procent und darüber beträgt. Am 4. September 1841 war z. B. in Valparaiso der Kurs der Pesos oder Silberpiaster 9 Procent Aufgeld, und eben daselbst am 10. Oktober 1841 schon 9 bis 10½ Procent. Der bisherige regelmäßige Preis der Dublonen zu 16 Pesos differirt gegen den bisherigen hohen Preis derselben in Chili zu 17¼ Pesos (17 Pesos 2 Reales), um $7^{13}/_{16}$ (= 7,8125) Procent, und wenn dieser Piaster- oder Silberpreis 9 bis 10½ Procent steht, so kommt hier die Dublone theils auf 17 Pesos 3½ Reales, theils auf 17 Pesos $4^{4}/_{5}$, theils auf 17 Pesos $5^{44}/_{100}$ Reales zu stehen. Wenn man nur den gewöhnlichen bisherigen Zahlungswerth der Dublonen zu 17 Pesos 2 Reales und dabei $9^{3}/_{4}$ Stück Pesos auf die kölnische oder Vereinsmark fein Silber rechnet, so ergibt sich hieraus folgender Silberwerth für den Zahlungspiaster (Peso) von Chili, da sonach $10^{131}/_{135}$ = 10,511718 75 Stück solcher Pesos auf dieselbe Mark fein Silber gehören: a) in preußischem Kurant oder im 14-Thalerfuße: 1,331846847 Thlr. = 1 Thlr. 9 Sgr. 11,465 Pf.; b) im 20-Guldenfuße oder in Konventions-Kurant: 1,902638424 Fl. = 1 Fl. 54 Kr. 0,633 Pf.; — c) im $24^{1}/_{2}$-Guldenfuße: 2,330732070 Fl. = 2 Fl. 19 Kr. 3,376 Pf. — d) in französischer Währung (zu 52½ Franks): 4,994425864 Franks = 4 Franks $99^{7}/_{81}$ Centimes. — Kleinere, sonst meist schlecht geprägte Silberstücke zur Ausgleichung und als Scheidemünze überhaupt. In dem oben erwähnten Münzgesetz sind neben den Realen in Silber auch halbe und Viertel-Realenstücke nach dem guten Münzfuße auszuprägen angeordnet; allein bis noch vor einigen Jahren war davon wenig vorhanden, wie von dortiger Silbermünze überhaupt, und es besteht daher ein wirklicher Mangel an Scheidemünze. Noch bis vor Kurzem bestand hier die kleine Scheidemünze aus sonderbar unregelmäßig geprägten Stücken sogenannte moneda macuquina) von 2 Realen, 1 Real und ½ Real. Die Form dieser Stücke ist nicht rund und flach, sondern vieleckig und in der Mitte weit dicker als am Ende; das Gepräge ist sehr plump und oft kaum zu erkennen. Man sieht deutlich, daß dies Geld zu einer Zeit geschlagen worden ist, wo man noch keine Münze errichtet hatte und die Werkzeuge höchst unvollkommen waren. In den letzten Jahren hat die dortige Regierung nur unverhältnißmäßig wenig von kleinen Silbersorten gemünzt und jedenfalls nie daran gedacht, dies schlechte Geld einzuziehen, was freilich auch nicht ohne große Kosten und nur mit vielem Verlust geschehen könnte. Ein kleines chilesisches Silberstück, gut geprägt, ohne Werthangabe, vom Jahre 1834, wog 1,570 Gramm. Ein anderes, sehr gut geprägtes, vom Jahre 1840, mit der Werthangabe von ½ R. (½ Real), wog: 1,700 Gramm. Ein Kupferstück von „Un Centavo" (1 Centavo) vom Jahre 1835 wog 17,890 Gramm. Ein halber Centavo, „Medio Centavo", von 1835 wog 9,090 Gramm, der Centavo also im Durchschnitt 18 Gramm. — Obschon die Zollgesetze der Republik die Ausfuhr von Gold- und Silbermünzen gestatten, so ist doch im Gegentheil die Ausfuhr der hiesigen kleinern Silberscheidemünzen, namentlich der Stücke von 4 und 2 Realen, von 1, ½, ¼ Real, desgleichen der kupfernen Stücke von 1 und von ½ Centavo streng untersagt. — Platapiña. Das hier unter der Benennung „Platapiña" im Handel vorkommende und Kurs habende Silber (siehe dies unter folgenden Kurearten) ist ein durch Amalgamation gewonnenes Silber, welches aber noch nicht in Barren geschmolzen ist. Es galt bisher in Chili und Peru 9 Pesos 4 bis 6 Reales am Bord des Schiffs gelegt, für die kastilische Mark, und wird ebenfalls dieser Preis auf gewöhnliche Weise mit Onzas de oro (Dublonen) zu 16 Pesos 2 Reales bezahlt. Seit dem Zollgesetz vom 23. Oktober 1835 ist auf die Ausfuhr von Platapiña (Silberkuchen) eine Ausgangsgebühr von 6 Procent des Werths gelegt. — Verhältniß des Goldes zum Silber in der hier Statt findenden Zahlungsweise hoch angerechneter Goldmünzen. Da man hier die kursirenden Dublonen zu dem bisher gewöhnlichen Preise zu 17¼ Pesos und im Durchschnitt 10,0341 57 Stück der kursirenden Dublonen, so wie im Durchschnitt 9¾ Pesos Silbergeld auf die kölnische oder Vereins-Mark fein Metall rechnen muß, so stellt sich hiernach das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 zu 17,7527727 und bei dem schon angeführten Kurse zu 110 Procent (16 × 110) sogar wie 1 zu 18,1129357 (s. Lima).

Kursverhältnisse. Chili's wenige Wechselplätze (darunter vornehmlich der Handels- und Hafenplatz Valparaiso) unterhalten gewöhnlich Kurse auf Hamburg, London und Paris, in einer Wechselfrist von 3, auch wohl 6 Monaten nach Sicht, wie folgt:

Auf Hamburg: ± 39½ à 40 Schillinge Bankgeld für 1 Peso de Chili;
Auf London: ± 41½ à 43 Pence Sterl. für 1 Peso de Chili;
Auf Paris: ± 4. 85 à 4. 90 (4⅞) Franks, also 4 Franks 85 bis 90 Centimes für 1 Peso de Chili.

Alles in der hier angedeuteten Zahlung in Duplonen zu 17 Pesos 2 Real 6 oder auch daher nach Kurs.

Kurs des Goldes und Silbers in Barren und der Pesos (Piaster) gegen Goldzahlung. Gold (in Barren) ± 2¾ Pesos pr Cartellano. Silber in Barren ± 10 Pesos 31 bis 10 Pesos 38 Centavos pr. Marco. Silber, genannt Plakapiña ± 9 Pesos 80—94 Centavos pr. Marco. Pesos oder Piaster, ± 9 bis 10½ Procent; nämlich die Dublone oder Onza de oro fest zu 16 Pesos gerechnet, und hiergegen eine sogenannte Prämie oder ein Aufgeld von 9 bis 10¼ Procent, wonach die Dublone auf 17.44, 17.60 bis 17,68 Pesos de Chili zu stehen kommt, folglich der chilesische Peso (bei 109 Procent) auf 91¾ Cents, (bei 110) 90⁹/₁₀ und (bei 110½ Proc.) auf 90¼ Cents des spanischen guten Piasters, welcher Werth sich bei 107¹⁸/₁₀ Proc. oder 17½ chilesische Pesos die Dublone auf 92¾ Cents oder Hunderttheile des spanischen Peso stellt.

Wechselrechtliche Verhältnisse. Als ehemalige spanische Kolonie haben hier die alt-spanischen Wechselgesetze, besonders das von Bilbao (im Jahre 1737 genehmigt und am 7. August 1774 bestätigt) Anwendung gefunden. Neuerdings und bis die neuen südamerikanischen Staaten ihre eigenen Wechselordnungen ergehen lassen, wird man sich nach dem neuen spanischen Handelsgesetzbuche vom 30 Mai 1829, meist auf das französische Handelsrecht begründet, oder auch noch letzterm selbst zu richten suchen. Das Wechselrecht von Bilbao befindet sich in spanischer Sprache mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung vollständig in Georg Friedrich von Martens „Versuch einer historischen Entwickelung des wahren Ursprunges des Wechselrechts ꝛc.", Göttingen, 1797, S. 128—173.

Chilesische Anleihen und Staatspapiere. Die Schuld des Freistaates zerfällt in die ausländische und die inländische. Die ausländische Schuld entstand durch die im Jahre 1822 mit H. Aller Brothers und Komp. in London zu 70 Procent abgeschlossene 6procentige englische Anleihe von 1 Million Pfund Sterling, vertreten durch 10,000 Aktien zu 100 Pfund Sterling, welche an den Inhaber lauten. Von diesem Betrage wurden wie der 1½ Million Piaster an die peruanische Regierung geliehen. Die Zinsen dieser Anleihe sind halbjährlich, 31. März und 30. September, gegen Kupons in London zahlbar, ihre Entrichtung unterblieb aber seit dem 31. März 1827, so daß 1840 die englische Schuld, mit Einschluß der rückständigen Zinsen, auf 1,720,216 Pfund Sterling angewachsen war, während die inländische Schuld regelmäßig verzinst und abgetragen wurde und z. B. von der im Jahre 1829 geschlossenen 6procentigen innern Anleihe von 600,0 0 Piastern trotz des kostspieligen Krieges mit Peru bis zum Frühjahr 1842 schon 267,500 Piaster zurückgezahlt waren. Nachdem die Zinszahlung an die englischen Gläubiger fünfzehn Jahre geruht hatte, und die chilesischen Papiere an der londoner Börse daher stets inklusive aller unbezahlten Kupons und zu einem sehr niedrigen Kurse notirt worden waren, fand endlich im Jahre 1842 eine Regelung des Schuldenwesens Statt. Die Obligationen wurden zum Theil in 3procentige konvertirt, und während die 6procentigen Papiere wieder in den Genuß der Zinszahlung traten, soll diese bei den 3procentigen am 31. März 1847 eintreten, weshalb dieselben auch aufgeschobene Obligationen (Différées, Deferred) genannt werden. Die Obligationen von Chili haben vorzüglich an der Börse von London Kurs, und es wurden daselbst am 13. Januar 1846 die 6procentigen mit 98—100 (im Jahre 1839 mit nur 15), die 3procentigen oder sogenannten Deferred mit 53 55 Procent notirt, aus welchen verhältnißmäßig günstigen Kursen der gebesserte Zustand des Vertrauens hervorgeht.

Maße und Gewichte des Freistaats. Es sind im Wesentlichen die spanisch-kastilischen (s. Madrid). Jedoch bedient man sich sowohl im Handel, als bei der Zollerhebung beim Längenmaße auch des englischen Yard, beim Flüssigkeitsmaße auch des alten englischen Wein-Gallon und Pint. Außerdem weicht das Getreidemaß, welches überhaupt in den ehemaligen chilesischen Kolonien sehr verschieden ist, an den einzelnen Orten der Republik wesentlich ab. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, hatte die Landes-Verwaltung im Jahre 1842 einen Gesetzentwurf für die Einführung eines für den ganzen Freistaat gültigen gleichförmigen Maß- und Gewichts-Systems vorzubereiten, um ihn dem Kongreß vorzulegen. Dieser Entwurf wird im Wesen auf die Durchführung der nationalen spanischen Größen eingerichtet seyn; doch ist bis jetzt in dieser Angelegenheit noch nichts Entscheidendes erfolgt. Rücksichtlich der Zulassung des englischen Yard und Gallon bei den Verzollungs-Akten spricht sich das neue, mit dem 1. Juli 1842 in Kraft getretene Entrepot-Reglement vom 2. Juni 1842 bestätigend aus. Hier noch das Nähere über das Getreidemaß. Dasselbe ist, wie gesagt, an allen Orten des Freistaates verschieden, hat aber überall die nämliche Eintheilung wie in Spanien und zur Einheit die Fanega. Der Inhalt dieser letztern wird fast immer im Gewichtsverhältniß bei Weizen ausgedrückt, und auch das in Kraft stehende Einfuhrzollgesetz vom 8. Januar 1844 betrachtet die Fanega nur als Gewichts-Norm für das Getreide. Diese Zoll-Fanega ist mit der von Valparaiso übereinstimmend und die wichtigste; sie enthält 150 Libras oder (kastilisches) Pfund = 69,020 Kilogramm. An Rauminhalt wird dieselbe = 90⅔ Liter = 4574,9 pariser Kubikzoll angegeben. Demnach ist sie = 1,655 kastilische Fanegas, und mithin bedeutend größer als das gleichnamige kastilische Maß. Die noch größere Fanega von Concepcion enthält 175 Libras = 80,524 Kilogramm. An Rauminhalt wird sie

= 105 Liter = 5337,4 pariser Kubikzoll angegeben, so daß sie hernach = 1,932 kastilische Fanegas. 7 Zoll-Fanegas oder Fanegas von Valparaiso = 6 Fanegas von Concepcion. — In Talcahuano beträgt der Gewichtsinhalt der Fanega 175 bis 180 Libras. — Beim Handelsgewicht bedeutet die Tonelada (Tonne) 2000 Libras oder Pfund. — Steinkohlen werden in Valparaiso häufig nach dem englischen Ton verkauft. — Die Carga (Last) Erde bedeutet 12 Arrobas oder 3 Quintales (= 300 Libras). — Das Fäßchen Mehl enthält 190 bis 200 Libras. Weizenmehl aus Concepcion wird pr. Sack von 200 Libras verkauft.. Beim Goldgewicht ist noch die alte Eintheilung des Marco in 50 Castellos u. s. w. gebräuchlich. Entrepot. Die gegenwärtigen Verhältnisse des Entrepot sind durch das desfallsige Reglement vom 2. Juni 1842 festgesetzt, welches mit dem 1. Juli 1842 in Kraft trat. Die ausländischen Waaren, für welche es nicht speciell untersagt ist, dürfen in den Zollmagazinen zum Transit gelagert werden. In den Zollstätten der sogenannten großen Häfen des Freistaats (San Carlos, Valdivia, Talcahuano, La Constitucion, Valparaiso und Coquimbo) darf die Dauer dieses Entrepot 4 Monate nicht überschreiten, und es kann diese Frist nicht verlängert werden. In der Zollstätte von Valparaiso (obgleich dieses auch zu den großen Häfen gehört) darf dasselbe jedoch 3 Jahre dauern und kann nach Ablauf dieser Zeit erneuert werden, und dies nach der jedesmaligen dreijährigen Frist so oft von Neuem, als der Eigenthümer oder Konsignator es verlangt. Die im Entrepot gelegten Waaren können wieder aus dem Lande ausgeführt oder auch, unter Verzollung, zum inländischen Konsum gebracht werden. Das Lagergeld beträgt für alle Waaren, die nach dem Gewicht verkauft werden, gleichmäßig ½ Real pr. Quintal für jeden Monat. Medikamente jedoch bezahlen das Lagergeld nach Maßgabe des kubischen Raumes ihrer Packung. Für die Weine und andere Flüssigkeiten, so wie für die nicht nach dem Gewicht verkäuflichen Artikel bestehen besondere Tarifsätze des Lagergeldes. Das Lagergeld läuft für die gesammte Ladung eines Schiffes gemeinschaftlich vom zehnten Tage nach dem Detail-Manifeste des betreffenden Schiffskapitäns. Waaren einer Ladung, die vor der Einreichung dieses Manifests gelandet und expedirt werden, zahlen dafür das einmonatliche Lagergeld. Der bei der Herausnahme der Waaren schon angefangene Monat wird rücksichtlich der Entrichtung des fälligen Lagergeldes für abgelaufen gerechnet. Für die Beschädigungen, welche die Waaren im öffentlichen Entrepot treffen (mit Ausnahme jedoch von Elementar-Unfällen und Thierfraß), ist der Nationalschatz sofort verantwortlich. Für solche Fälle ist ein Reklamationsgericht festgesetzt, welches aus der Junta der Beschlagnahme und zwei Kaufleuten besteht und unmittelbar, mündlich und ohne Appellation die vorliegenden Streitigkeiten innerhalb eines Monats entscheidet. Sobald die Waaren aus dem Entrepot herausgenommen sind, hört jene Verantwortlichkeit auf. — Gewisse in einer besondern Uebersicht benannte Waaren, welche ihrer leicht entzündlichen Natur oder ihrer Schwere wegen in die Zollmagazine nicht aufgenommen werden, dürfen in Privatmagazinen gelagert werden. Unter andern gehören hierunter: Holz, Korkstöpsel, leere Fässer und Körbe, Maschinen, Kohlen aller Art, Hörner, Thierhaare, Eisen und Eisenwaaren, verarbeitetes Kupfer, Blei, Gold, Silber, Erze, Edelsteine, Steine, Salpeter, Schwefel, Fayence und andere irdene Waaren, Fettwaaren, Talg, Guano, Oele ꝛc. In Privatmagazinen lagern ferner alle nach Valparaiso in Entrepot gebrachten und zum Transit bestimmten Boden- und Industrie-Erzeugnisse der argentinischen Republik, welche darin ein Jahr bleiben dürfen. — Schießpulver muß in besonders dazu bestimmten öffentlichen Magazinen gelagert werden und zahlt 1 Real monatliches Lagergeld. — Außerdem besteht noch ein See-Magazin für das Entrepot der Ladungen von Fahrzeugen, welche mit fremden Waaren unter drohender Gefahr in den Häfen der Republik ankommen. Ein solches Magazin kann sowohl am Lande, als an Bord von einheimischen Pontons errichtet werden, und die betreffenden Waaren werden wie am Bord des importirenden Schiffes betrachtet. Das Entrepot in diesen Magazinen darf ein Jahr nicht überschreiten; das Lagergeld beträgt ½ Real vom Quintal monatlich. — In besondern Magazinen werden die Lebensmittel, Munitionen und Kleidungsgegenstände von Kriegsschiffen befreundeter Mächte untergebracht. Jede solche Macht kann in Valparaiso auf ihre Kosten ein solches Magazin errichten. — Andere besondere Magazine dienen für die Aufnahme der Ladungen der Dampfschiffe. Die zum südoceanischen Handel bestimmten Dampfschiffe können nämlich in jedem Hafen, in welchem sie anlegen, ein solches Magazin entweder auf Kosten der Gesellschaft ihrer Eigner errichten, od. durch die Zollbehörde errichten lassen; im erstern Falle wird kein Lagergeld bezahlt, im letztern aber ½ Real pr. Quintal monatlich. Die auf solche Weise lagernden Waaren werden wie an Bord befindlich betrachtet. Gewisse Waaren können zum Transit-Entrepot nicht zugelassen werden und sind in einer besondern Uebersicht namhaft gemacht; es gehören darunter unter andern lebende und getrocknete Thiere (gesalzene und getrocknete Fische ausgenommen), Gold- und Silbermünzen, Baumwolle, manche Holzarten, Reis, gewöhnliches Salz, Zucker und Melasse, Theer, Kupfer in Platten von weniger als 36 Onzas (Unzen) Gewicht pr. Quadratfuß und kupferne Nägel, Zink in Platten ꝛc. — Tabak, Stroh- und Papier-Cigarren (Cigarillos) und Spielkarten können überhaupt nur an die Monopol-Faktorei zu Valparaiso verkauft werden. — Der Transithandel zu Lande mit den ausländischen unverzollten Waaren kann nur mittelst der Zollstätte von Santa-Rosa betrieben werden; die übrigen Land-Zollstätten des Staats bedürfen dazu einer besondern Ermächtigung der Regierung. — Bank. Im Juli des Jahres 1825 wurde eine

Nationalbank mit einem Kapitale von 10 Millionen Piastern, vertheilt in 20,000 Aktien zu 500 Piastern, gegründet. Ueber die Wirksamkeit dieser Anstalt ist nichts Näheres zur allgemeinen Kunde gekommen.

Geschichtliches. S. wurde 1541 von Valdivia erbaut. In der Nähe zwischen den Flüssen Maypocho und Mayypo (über welchen eine Brücke von sonderbarer Bauart führt) ist die Ebene, auf welcher 1808 die Chilesen die Spanier besiegten, wodurch die Unabhängigkeit von Chili begründet wurde. In den Jahren 1570, 1647, 1730, 1737, 1822 und 1829 wurde S. von Erdbeben heimgesucht.

3) Südamerikan. Vulkan, Staat Chili, in der Andenkette, auf der Grenze der Distrikte von Mazocha und Santa Rosa; — 4) Fluß daselbst, Kolumbien, Ecuador, Provinz Pichincha; entspringt in den Anden, fließt nordwestlich, nimmt links den Onzoles auf und mündet in mehren Mündungen in den großen Ocean; — 5) Ort daselbst, Depart. Assuay, am Fluß S., der bei St. Borja in den Marañon fällt; — 6) Stadt daselbst, Paraguay, Hauptort des gleichnam. Depart., südöstlich von Assompcion; — 7) Flecken daselbst, Bolivia, Depart. Chiquidos, östlich von Santa-Cruz-de-la-Sierra; — 8) nordamerikan. Dorf, Mexiko, Staat Xalisco, rechts unweit der Mündungen des gleichn. Flusses, an der Straße von Mexiko über Guadalaxara nach Mazatlan, Culiacan, Sinaloa ꝛc. Der Fluß Rio-Grande-de-S. entsteht durch die zusammenflüsse des Rio-Lerma mit dem Rio-Lara im mexikanischen Staat Mechoacan, bei dem Flecken Salamonca. Der Rio-Lerma kommt aus Mexiko, fließt durch Mechoacan und Guanaruato. Der S. durchfließt den See Chapala auf der Grenze von Guanaruato und Mechoacan, zwischen dem Städtchen la-Barca und dem Dorf Ocotlan, und durchfließt den ganzen Staat Xalisco von Osten nach Westen bis zur Mündung in den großen Ocean. Während der 6 dürren Monate ist er sehr seicht, in der Regenzeit aber sehr reißend, voll Wasserfälle und Stromschnellen. — 9) Ort daselbst, an der Küste des Golfs von Kalifornien, nördlich vom Kap Palmas; — 10) Dorf daselbst, Staat Veracruz, Partido Jalapa; viel Jalappe; — 11) Hafen an der Westküste der Philippineninsel Luzon; — 12) S.-de-Alanje, kleine südamerikan. Stadt, Kolumbien, Neugranada, Dep. Isthmo, westl. von Veragua. — 13) S.-de-Calatrava, span. Flecken, westlich von Jaen; 1100 Einw.; — 14) S.-de-Compostella, Stadt daselbst, Galicien, s. Compostella. — *Geschichtliches.* S. ist nicht das Brigantium der Alten, sondern entstand erst später durch Ansiedlungen um die Kirche, die man an dem Ort erbaut hatte, wo man 816 (825, 835) die Reliquien des Apostels Jakobus des Kleinen gefunden hatte. Im Jahre 825 wurde das Bisthum von Iria Flavia nach S. verlegt, welches bald zu einem bedeutenden Wallfahrtsort emporstieg. Im Jahre 879 wurde hier ein neuer Dom gebaut und 961 die Stadt mit Mauern umgeben; 997 wurde sie von den Mauren unter Almansor geplündert, u. die Kirchthüren wurden nach Cordova geführt. Im Jahr 1056 ward hier ein Koncil abgehalten; 1117 brach eine Empörung gegen den Bischof Diego und gegen die ihn zurückführenden Königlichen aus; 1120 wurde S. zu einem Erzbisthum erhoben. Genannter Diego war der erste Bischof. Das Erzbisthum erlitt durch die Streitigkeiten seiner Erzbischöfe mit den Königen und Fürsten, und erst unter dem Erzbischofe Don Garcias Loaysa erhielt S. (1531) seine Ruhe wieder, nach welcher Zeit dieses Erzbisthum eins der bedeutensten wurde. Beim Jubiläum 1780 wanderten 1 Million Pilgrime hieher. — 15) S.-de-Cotagayta, südamerk. Stadt, Kolumbien, Bolivia, Depart. Potosi, am Cotagayta; — 16) S.-de-Cuba, westind. Stadt, Insel Cuba, auf der Südküste derselben, im Hintergrunde einer Bai, an der Mündung des kleinen gleichnamigen Flusses, der einen sehr sicheren Hafen bildet u. durch die Forts Morro u. Estrella vertheidigt wird; nur für die Einfahrt muß ein Pitot gebraucht werden; Bischofssitz, Kathedrale, viele Kirchen und Klöster und Hospitäler, glücklich liegender Handelsplatz zwischen Amerika und Europa; 28,000 Einw.; — 17) S.-de-Guatemala, s. v. a. Guatemala-la-nueva; — 18) S.-de-Leon, s. v. a. Caracas 2); — 19) S.-de-Miraflores, Hauptstadt, s. Truxillo; — 20) S.-de-Montañas, s. v. a. S.-de-las M.; — 21) S.-de-Yucay; s. Yucay; — 22) S.-de-la-Espada, span. Flecken, Murcia, südöstlich von Segura-de-la-Sierra; Färbereien; 3950 Einw.; — 23) S.-de-la-Puebla, Flecken daselbst, nordwestlich von Alaraz; schöne Kirche; 470 Einw.; — 24) S.-de-la-Vega, s. Jamaika; — 25) S.-de-las-Atalayas, südamerik. Stadt, Neu-Granada, Depart. Boyaca, nordwestlich von Santa-Fe-de-Bogota; — 26) S.-de-las-Montañas, Flecken daselbst, südöstlich von Cuenca, am Einflusse des S. in den Tunguragua; — 27) S.-de-las-Vegas, westind. Stadt, Insel Cuba, südöstlich von Havaña; 5600 Einw.; — 28) S.-de-las-Villas, span. Flecken, nordwestlich von Leon; 120 Einw.; — 29) S.-del-Carbajo, Dorf daselbst, südwestlich von Alcantara; Leinen- u. Wollenweberei, Gerberei, Quecksilbergrube; 2350 Einw.; — 30) S.-del-Estero: a) südamerik. Staat, la-Plata-Staaten, wird gegen Nordosten durch den Rio-Salado von Chaco geschieden, südöstl. liegt Fe, südl. Cordova, westl. Catamarca und nordwestl. Tucuman. Er ist fruchtbar an Getreide, hat verschiedene Waldholzarten, Vigogne-Schafe, Pferde, viel Honig und Wachs; — b) Stadt daselbst, rechts am Rio-Dulce, südöstlich von Tucuman und südwestlich von San-Miguel-de-Tucuman; — 31) S.-de-los-Caballeros, westindische Stadt, Insel Hayti, Ostdepartement, rechts am Grand-Yaque, nordwestlich von St. Domingo; 12,000 Einw.; — 32) S.-del-Val, span. Flecken, bei Palencia; 180 Einw.; — 33) S.-Felipe, Bucht an der Nordküste der Neu-

Hebrideninsel Tierra-Austral-del-Espiritu-Santo; — 34) **S.-Sacatepec**, mittelamerikanischer Flecken, Guatemala; 2300 Einw.; — 35) **S.-Zamora**, südamerikanischer Fluß, Ecuador, Depart. Assuay, mündet links in den Tunguragua.

Santiago (Biogr.), 1) Simon de, Miniaturmaler, wurde am Hofe Philipps II. von Spanien beschäftigt, der durch ihn um 1584 die Chorbücher des Escurial ausschmücken ließ. — 2) D. Francisco Xavier de S. Palomares, spanischer Gelehrter und Kunstliebhaber, 1728 zu Toledo geboren, malte Landschaften und Architekturen, fertigte Zeichnungen zu Titelblättern.

Santianes, span. Flecken, Alt-Kastilien, nördlich von Burgos; Nadelfabr.

Santibanez (Geogr.), span. Flecken: 1) **S.-de-Esgueva**, nordwestlich von Aranda-de-Ducre; 170 Einw.; — 2) **S.-del-Val**, südöstlich von Burgos; 160 Einw.; — 3) **S.-de-Tera**, westlich von Benavente; — 4) **S.-de-Bidriales**; das.; 310 Einw.; — 5) **S.-de-Zarzaguda**, im gleichn. Thal, nordwestlich von Burgos, am Urbel; 890 Einw; — 6) **S.-el-Alto**, westlich von Plasencia; 800 Einw.

Santicum (a. Geogr.), Ort in Noricum, südwestl. von Virunum, an der Straße, danach Aquileja; vielleicht jetzt Krainburg (It. Ant. 276).

Santilla, große und kleine, nordamerik. Flüsse, V. St., Staat Georgia.

Santillana (Geogr.), zwei span. Flecken: 1) nordöstl. von Palencia, am königl. Kanal in Kastilien; 470 Einw.; — 2) südwestl. von Santander, am Meerb. von Biscaya; Kollegium, Fischerei, Hafen; 2300 Einw.

Santillana (Biogr.), 1) Iñigo Lopez de Mendoza, Marques von, berühmt als Krieger, Staatsmann, Gelehrter und Dichter, wurde am 19. August 1398 zu Carrion de los Condes geboren. Da er schon in seinem 7. Jahre seinen Vater und bald darauf auch seine Mutter verlor, so setzte ihm König Heinrich III. von Kastilien den Gemahl seiner Vaterschwester, Don Alonso Enriquez, zum Vormund ein, in dessen Hause er bis zu seinem 16. Jahre blieb und daselbst sich nicht nur in allen ritterlichen Uebungen ausbildete, sondern auch den Grund zu seiner wissenschaftlichen und poetischen Ausbildung legte. Im J. 1415 kam er an den Hof des Königs, und ein Jahr später ertheilte ihm derselbe die Befugniß, seine Güter selbst zu verwalten und die in seiner Familie erblichen Würden anzutreten. Hierbei gerieth er jedoch mit seinem Vormund in Streit, der ihm die Würde eines Großadmirals von Kastilien nicht abtreten wollte; derselbe wurde jedoch von König Johann II. dahin geschlichtet, daß Don Alonso in der Würde blieb, S. aber die Städte Coca und Alaejos als Entschädigung bekam. Im J. 1418 vermählte er sich mit Donna Catalina de Figueroa und erfreute sich einer zahlreichen Nachkommenschaft, von welcher sein Erstgeborener, Don Diego Hurtado de Mendoza, erster Herzog von Infantado wurde. Als Kommandeur von 300 Reitern zeichnete er sich in dem Kriege gegen die Aragonier und Navarresen so aus, daß ihm der König die Stadt Junquera verlieh. In den Kriegen gegen die Mauren von Granada bewies er in den Jahren 1431 und 1438 ebenfalls so viel Muth als Tapferkeit, wofür er, so wie für die geschickte Vermittelung, durch die er Johann II. aus der Gewalt des Königs von Navarra befreite, die Markgrafschaft Santillana erhielt, die er sich jedoch erst erobern mußte. Nachdem er dieses vollbracht und besonders viel zur glücklichen Entscheidung der Schlacht von Olmedo (1445) gegen den König von Navarra beigetragen hatte, wurde er förmlich zum Marques von Santillana und zum Grafen von Real de Manzanares ernannt. Im J. 1446 eroberte er die Stadt Torrija, und 1452 betheiligte er sich bei der Verschwörung der kastilianischen Großen zum Sturze des Günstlings Alvaro de Luna. Von dem seinem Vater 1454 in der Regierung gefolgten Heinrich IV. wurde er mit noch größerer Gunst überhäuft. Er † am 26. März 1458 in Guadalarara. Wir erwähnen von seinen zahlreichen Werken: „Los proverbios de Iñigo Lopez de Mendoza con su glosa" (Sevilla 1494 und öfter), eine Sprüchwörtersammlung, welche zum Unterricht des nachmaligen Königs Heinrich IV. geschrieben war; — „Defension de Don Enrique de Villena", ein allegorisches Gedicht zum Lobe seines Lehrers in der Dichtkunst; — „El doctrinal de privados", eine Anspielung auf Alvaro de Luna, in welcher derselbe als abschreckendes Beispiel selbstredend eingeführt wird; — „Bias contra fortuna", ein moralisirender Dialog; — „Refraues que dicen las viejas tras el huejo" (Sevilla 1508, 4.), die älteste spanische Sprüchwörtersammlung; — „Rimas ineditas de S., de Fernan Perez de Guzman y de otros poetas del siglo XV.", herausgegeben von Eugenio de Ochoa (Paris 1844), in welchem auch die berühmte „Comedieta de Ponza" enthalten ist, ein allegorisch-dramatisches Gedicht auf die am 15. August 1435 zwischen den Genuesern und den Königen von Aragon und Navarra geschlagene Seeschlacht, welches unter die Anfänge des spanischen Drama's gerechnet wird. S. wird unter die Epoche machenden Geister der ältern spanischen Nationalliteratur gezählt und hat vorzüglich dazu beigetragen, die kastilianische Kunstpoesie theils nach dem Muster der klassisch-gelehrten italienischen, theils nach der spätern provençalisch-katalonischen Hofpoesie umzugestalten. S. war die erste Zierde an dem poetischen Hofe Johanns II.; zwar sind seine Gedichte von den damaligen Uebeln der Zeit, einer schwerfälligen pedantischen Gelehrsamkeit, der Sucht zu prunken und einer vorherrschend didaktischen Richtung, nicht frei, allein sie athmen doch viel Poesie, Nationalgefühl und zeichnen sich außerdem durch eine große Gewandtheit in Sprache und Ausdruck aus. Unter den volksthümlichen sind mehre wahrhaft reizende, wie die „Seranilla": „Moza tan fermosa". — 2) Juan de S., Glasmaler von Burgos, arbeitete im 15. Jahrhundert mit Juan de Valdivieso für die Kathedrale in Avila, wo er sich 1497 verpflichtete, 4 Fenster zu malen, welche die Heiligen Jago, Joh. Baptist, Nikolaus

und Anna vorstellten, wovon nur noch jenes mit St. Johann übrig ist. Hierauf malten sie in der Kapelle del Cardinal die Geburt Christi, die Epiphanie und die Transfiguration des Herrn, wovon nur die Fenster mit den beiden ersten Darstellungen sich erhalten haben. Später malten sie noch mehre Fenster der Kathedrale, die Figuren der Apostel, Märtyrer und heil. Jungfrauen und die Auferstehung Christi darstellend.

Santi Martyri (ital.), um Triest gebauter guter Wein.

Santin, St.- (Geogr.), 1) St.-S.-Cantalès, franz. Dorf, Dep. Cantal, Bez. Aurillac; 1150 Einw.; — 2) St.-S.-de-Montmurat, Dorf das., Dep. Aveyron, Bez. Villefranche; Steinkohlengruben; 1190 Einw.

Santini (Biogr.), I. bildende Künstler: 1) S. sen. und jun., zwei Maler von Arezzo, die im 17. Jahrhunderte lebten. Von dem älteren findet man gute historische Bilder, welche die Weise der florentinischen Schule erkennen lassen. Schwächer sind jene des jüngeren S., aber noch immer lobenswerth. — 2) Lucretia, Malerin, deren Lebensverhältnisse unbekannt sind. In der berühmten gräflich firmianschen Sammlung zu Leopoldskron war das von ihr selbst gemalte eigene Bildniß. — 3) Ludwig, Architekt von Eadempino im Kanton Tessin, war im Anfang des 19. Jahrh. auf mannichfache Weise thätig. Er baute im Kanton Tessin viele schöne Häuser und half auch beim Baue der großartigen Brücke von Boffalora. — 4) Karl, Landschaftsmaler, war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts thätig. Er bereiste die Schweiz und Frankreich, Holland und andere Länder, welchen der Inhalt seiner Gemälde entnommen ist. — II. Musiker: 5) S., einer der ausgezeichnetsten Baßbuffonisten, geboren 1798 wahrscheinlich zu Bologna, wo er seine erste Jugendzeit verlebte und zum Sänger gebildet wurde. Obwohl ihm gerade keine so reichen Stimmmittel zu Gebote standen, so wußte er doch das, was er besaß, auf eine solche talentvolle Weise und mit einer solchen Kunstfertigkeit zu verwenden, daß er wirklich Ausgezeichnetes leistete und ihm durchschnittlich alle Baßbuffopartien bis zur Vollendung gelangen. Ueberall, wohin er auf seinen frühern Reisen kam, erregte er Aufsehen, und in München, wo er für die italienische Oper engagirt wurde, hatte er sich bald zum Liebling des Publikums emporgeschwungen. Nach dem Eingehen der italienischen Oper suchte man ihn für die deutsche Bühne zu gewinnen; allein er † schon 1836.

Santiponce (Santiponin), span. Flecken (Stadt), Andalusien, Sevilla, am Guadalquibir; röm. Ueberreste, besonders eines Amphitheaters; 720 Einw.; das alte Italica.

Santipur, brit.-ostind. Stadt, Präsidentschaft und Provinz Bengalen, nördlich von Kalkutta, links am Hugly; Handel, Musselinweberei.

Santis (Biogr.), 1) Jacopo de, Architekt zu Neapel, Schüler von Masuccio II. und ein tüchtiger Künstler, dessen Ruhm aber in jenem des Meisters aufging, leitete nach Domenici mehre Bauten von Kirchen und Palästen; † 1435. — 2) Orazio de, genannt Aquilano, ist nur durch seine radirten Blätter bekannt, die bis auf eines nach Pompeo Aquilano sicher von einem seiner Landsleute oder Verwandten gezeichnet sind. Nach Bartsch war er nicht nur Kupferstecher, sondern auch Maler, der erst zu radiren angefangen habe, als er bereits ein gebildeter Künstler war. Er zeichnete mit großer Sicherheit und führte die Nadel auf sehr malerische Weise. Im Allgemeinen erinnern seine mehr oder weniger fleißig ausgeführten Blätter an Cherubin Alberti, oder an Parmegianino. Sie sind von 1568—1577 datirt. — 3) Francesco de, Architekt, übte um 1710—1730 in Rom seine Kunst. Er fertigte die Zeichnungen zur Façade von St. Trinita, so wie jene zur Treppe des Klosters, welche J. Bast gestochen hat.

Santiuste-de-San-Juan, span. Flecken, nordwestl. von Segovia; 800 Einw.

Santiz, span. Flecken, nordwestl. von Salamanca; 290 Einw.

Santjago (Geogr.), s. v. a. Santiago.

Santo, 1) s. v. a. Sankt; — 2) s. v. a. Szanto.

Santo, Samuel Benjamin, tüchtiger Musiker und Komponist, geboren zu Dresden den 30. Juni 1776, war der Sohn eines dortigen Hofmusikus und wurde im Violoncellspiel vom Kammermusikus Neißner, im Generalbaß vom Kantor Weinlig gebildet. Nachdem er lange Zeit in den Diensten mehrer schlesischen Grafen gestanden, ließ er sich 1824 zu Breslau nieder, wo er sich seitdem als tüchtiger Violoncellspieler und durchgebildeter Musiker allgemeine Achtung erwarb. Zu den vorzüglicheren seiner Arbeiten gehören: Koncerte für Violoncell mit Orchesterbegleitung; 3 andere kleinere Pieçen f. Violon. mit Orchester; Duette f. dasselbe Instrument; 2 Klaviersonetten mit Violinbegleitung; ein Trio für Klavier, Violine und Violoncell ꝛc.

Santo Carlo, Marchese di, s. v. a. Rakoczi 6).

Santocildes, span. Flecken, nordöstl. von Burgos; 100 Einw.

Santa Elisabeth, Marchese di, s. v. a. Rakoczi 7).

Santoir (franz.), 1) (Herald.), s. Kreuz; — 2) kleiner Umbindestreifen für Damen, von Gaze, Seide ꝛc.

Santol (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Sandoricum *Cav.*

Santolina (Bot.), nach Linné, Cypressenkraut, Heiligenpflanze, Gattung der Compositae Senecionideae *Dec.*, Syngenesia aequalis *L.* Charakter: Boden spreuig; Hülle halbkugelig, geschuppt; keine Samenkrone. Riechende Kräuter und Sträucher, mit abwechselnden, kleinen und fiedrigen Blättern, einzelnen, meistens gelben Blüthen am Ende; in den Ländern am mittelländischen Meere; unter 15 Arten sind als Zier- oder Arzneipflanzen zu bemerken: 1) S. Chamae cyparissus *L.*, gemeines Cypressenkraut, gemeine Heiligenpflanze, unächte Cypresse, Gartencypresse, Stabwurzweiblein, Meerwer-

muth. Strauchartig mit filzigen Aesten; Blätter schuppenartig, vierzeilig, gezähnt. In Südeuropa, in Deutschland häufig in Gärten und Gewächshäusern kultivirt, wodurch mehre Varietäten entstanden sind. Alle Theile dieser schon dem Dioscorides bekannten Pflanze haben einen sehr kräftigen und durchdringend balsamisch-gewürzhaften, jedoch nicht angenehmen Geruch, welcher einem ätherischen Oele angehört; 100 Pfund frischen Krautes geben 4—5 Unzen ätherisches Oel. Früher war das Kraut und die blühenden Spitzen, Herba et Summitates Santolinae s. S. Chamae cyparissi s. Abrotani foeminae s. Abrotani montani s. Absinthii marini s. Chamae cyparissi s. Herba Cupressi, gebräuchlich. Der Geschmack ist unangenehm bitter, die Wirkung reizend, krampfstillend, wurmwidrig, zertheilend. In den südeuropäischen Ländern wird es noch häufig angewendet. Es wird auch zur Vertreibung der Wanzen und Motten benutzt. Hayne, Arzneigew. VI, T. 19. — 2) S. fragrantissima *Forsk.* Weißlichzottig; Blätter eirund oder länglich, schwielig gesägt, sitzend, am Grunde fast herzförmig; Blüthen in Doldentrauben. Strauch in Aegypten und der Levante. Das getrocknet sehr angenehm und stark gewürzhaft riechende Kraut wird in den Apotheken zu Kairo unter den Namen Babuny oder Zeysum, wie die römische Kamille, Anthemis nobilis *L.*, verwendet; auch nach Europa ist es unter dem Namen Fasanin oder Fosanin gebracht worden. Es dient als ein kräftiges Reizmittel und wird bei Geschwülsten und gegen Augenentzündungen, wie sie in Aegypten häufig vorkommen, mit Erfolg angewendet. Delil., Fl. eg., T. 42, Fig. 3. — 3) S. rosmarinifolia *Mill.* Die ganze Pflanze glatt, etwa 1 Fuß hoch; Aeste aufrecht; Blätter linienförmig, spitzlich, immer grün; Blüthen gelb. In Südfrankreich und Spanien, wo man eine Abkochung des Krautes bei verschiedenen Hautkrankheiten anwendet. Smith, Exot. bot., II, T. 62. — 4) S. viridis *W.* Stengel ästig, 2—3 Fuß hoch; Blätter immer grün, schmal, linienförmig; Blüthen hellgelb. In Südeuropa. Wird wie S. chamae cyparissus *L.* angewendet.

Santomische (Santemys), preuß. Stadt, Prov. und R.-Bez. Posen, Kr. Schroda, unweit der Warthe, in einer sandigen, waldigen Gegend; 1400 Einw.

Santon (türk.), bei den Mohammedanern ein Heiliger oder Einsiedler.

Santona, südamerik. Fluß, Brasilien, Prov. Maranhao, mündet in den Meary, links. –

Santoña, span. Stadt, Prov. Santander, östlich von Santander, an einer Bai des Meerbusens von Biscaya, auf einer befestigten Halbinsel; Arsenal, Militär-Magazine, Hospital, sicherer Hafen, Fischerei, lebhafter Küstenhandel, Weinbau; 1150 Einw.

Santones (Santoni, a. Geogr.), mächtige und zahlreiche Völkerschaft in Gallia Aquitania, wohnte bis an den atlantischen Ocean und die Mündung der Garumna hin, nördlich von den Pictones und südlich von den Bituriges Vibisci, an dem südlichen Ufer der Garumna, unter den Römern freies Volk mit der Hauptstadt Mediolanum (jetzt Saintes). Vgl. Cäs., B. Gall. I, 2, 3; III, 11; Plin. IV, 19, 33.

Santonica (pharm. Bot.), s. v. a. Artemisia santonica *L.*

Santonici Semen (pharm. Bot.), s. Artemisia glomerata *Sieber* u. Artem. Varibiana *Kostel.*

Santonin (Cinin, Wurmsamenbitter, Chem.), von Kahler und Alex entdeckt, findet sich in den Blumenspitzen mehrer Artemisiaarten, dem Wurmsamen (Semen Cinae) und dem unreifen Samen derselben Pflanzen. Zusammensetzung nach Trommsdorff: $C_5 H_2 O$. Das S. wird erhalten, wenn man 8 Th. gröblich gepulverten Wurmsamen und 3 Th. Kalkhydrat mit 32 Th. Weingeist von 40% dreimal digerirt, die Tinkturen zur Wiedergewinnung des Alkohols destillirt, die rückständige Flüssigkeit filtrirt, mit Essigsäure übersättigt und das ausgeschiedene S. durch Umkrystallisiren reinigt. Es krystallisirt in farblosen, geraden, rhombischen, glatten Säulen, ist geruchlos, entwickelt erst nach längerem Verweilen im Winde einen schwach bittern Geschmack, verändert sich nicht an der Luft, wird dagegen am Lichte gelb, ohne sich jedoch dabei merklich zu verändern, schmilzt in der Hitze und erstarrt wieder krystallinisch, sublimirt in stärkerer Hitze unzersetzt. Kaltes Wasser nimmt nur Spuren auf, kochendes löst $^1/_{200}$; es löst sich aber schon in 43 kaltem und in 3 Th. kochendem Alkohol, in 75 Th. kaltem und 42 Th. kochendem Aether. Diese Lösungen reagiren neutral und besitzen einen reinen, intensiv bittern Geschmack; auch in fetten und ätherischen Oelen löst es sich. In nicht vollkommen reinem Zustande riecht und schmeckt es nach Wurmsamen. Koncentrirte Schwefelsäure löst es in der Kälte ohne Zersetzung, und es kann daraus durch Wasser unverändert abgeschieden werden; bei längerem Stehen färbt sich die Lösung roth, und zuletzt scheidet sich eine harzige braunrothe Materie ab; dieselbe Verbindung bewirkt verdünnte Schwefelsäure beim Kochen. Auch in rauchender Salpetersäure löst es sich und ist durch Wasser unverändert abscheidbar; lange mit verdünnter Salpetersäure gekocht, wird es zersetzt, indem Kleesäure gebildet wird. Chlor wirkt in der Kälte nicht darauf ein; Jod bewirkt eine ähnliche Veränderung. In der Kälte äußert Kalilauge keine Wirkung; wird es aber lange damit gekocht, so löst es sich darin. Bei einer gewissen Koncentration trübt sich die Flüssigkeit, es scheiden sich gelbe ölartige Tropfen ab, die beim Erkalten eine weiße unkrystallinische, in Wasser und Alkohol leicht lösliche Masse darstellen. Wird diese Lösung in Wasser und Säure gesättigt, so fällt unverändertes S. heraus. Mit kohlensaurer Kalilösung zur Trockne verdampft, mit Alkohol ausgezogen, erhält man neutrales Santoninkali, was in Wasser und Alkohol leicht löslich ist und beim Erhitzen roth wird, etwas alkalisch, salzig, bitterlich schmeckt und rothes Lackmus bläut. Die wässerige Lösung dieser Verbindung zersetzt sich, und S. scheidet sich krystallinisch ab. — Die Natronverbindung ist krystallinisch und

besteht aus stark seidenglänzenden, strahlig gruppirten Nadeln. — Santoninkalk bereitet man durch Kochen von S. und Aetzkalk mit wässerigem Weingeist bis zum Verschwinden der anfangs entstehenden Färbung, Verdampfen zur Trockne, Lösen des Rückstandes in Wasser, Ausfällen des überschüssigen Kalkes durch Hineinleiten von Kohlensäure und Verdampfen der klaren Flüssigkeit zur Krystallisation, wo Santoninkalk in seidenglänzenden Nadeln anschießt. Ganz ähnlich verhält sich Santoninbaryt. — Eine koncentrirte Lösung von Santoninkali wird durch schwefelsaures Zinkoxyd in weißen, in Wasser löslichen Flocken gefällt; essigsaures Bleioxyd wird weiß gefällt, ist in kaltem Wasser fast unlöslich, löslich in Weingeist und in weißen Nadeln krystallisirend. Eisenoxydsalze werden weiß, Eisenoxydsalze isabellgelb niedergeschlagen. Quecksilberoxydsalze werden nicht gefällt; die Oxydsalze und Silberoxydsalze bilden weiße Niederschläge von Santoninkalk. Alle die Verbindungen werden durch längeres Kochen mit Wasser zersetzt; wenn die Basis unlöslich ist, so scheidet sie sich ab, und beim Erkalten krystallisirt reiner S.

Santonum Portus (a. Geogr.), Hafenplatz der Santones bei dem Promontorium Santonum, nordwestl. von Mediolanum, nach Einigen jetzt Rochelle (Ptol. II, 7, 2).

Santonum Promontorium (a. Geograph.), Vorgebirge bei Santonum Portus, wahrscheinlich jetzt Pointe d'Arvert bei Oleron, nach Andern Pointe de l'Aiguillon (Ptol. II, 7, 2).

Santop, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Buk; Mühle; 570 Einw.

Santoppen, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rössel; mit der Feuerstelle Sechshuben 350 Einw.

Santorii, s. v. a. Santorio.

Santorin (Santorini, Sant Erini, Degirmenlik, früher Thera genannt), griechische Insel im ägäischen Meere, südlich von Naxos, die südlichste von den Cykladen; 3½ □M. mit 15,000 Einw. in 50 Dörfern und 5 Flecken, die wie Schwalbennester an die Felsen gebaut und deren Häuser über einander terrassirt sind. Die Insel hat eine sichelförmige Gestalt und eine Reihe thätiger Vulkane. Hier sind durch vulkanische Erhebung einige Inseln (z. B. die kleine verbrannte, die alte verbrannte, die neue verbrannte, welche im Jahre 1707 entstanden ist und noch jetzt raucht und Bimssteine auswirft, ferner die Weißinsel, von dem Bimssteine sogenannt, womit dieselbe bedeckt ist) zum Vorschein gekommen. Aus Bimsstein besteht überhaupt die ganze Insel. Der höchste Berg auf S. ist der Eliasberg (1800′), welcher durch einen niedern Rücken, der Mittelberg genannt, mit dem südlichen Vorgebirge des heil. Stephan verbunden ist. Auf diesem trifft man viele zerstreute Bausteine, Mauertrümmer von großen behauenen Steinen und sogenannter cyklopischer Bauart, deutliche Reste von Wohnungen, Säulenstücke ꝛc. Gegen Süden steht noch ein beträchtlicher Theil von einer Ringmauer, und eben so findet sich hier eine Höhle, deren hinterste Wand gemauert ist. Wenn man den Aussagen der Eingebornen glauben darf, so hat das Meer auch bei diesem Vorgebirge ein Stück Land verschlungen; denn vor nicht gar langer Zeit, sagt man, war es noch möglich, um dasselbe herumzugehen, während es jetzt schroff in das Meer vortritt. Vom Eliasberge gehr ein anderes Vorgebirg nach Süden aus, welches den Namen Exomyti, d. i. äußere Nase oder Spitze, führt. Nirgends sieht man auf der Insel fließende Gewässer, dagegen überall Cisternen; schickt der Himmel im Winter nicht genug Regen, so tritt leicht Wassermangel ein. Die Küsten sind fast größtentheils unzugänglich. Landeinwärts, wo die vulkanischen Massen durch die Länge der Zeit verwittert sind, ist der Boden sehr fruchtbar an Gerste, Baumwolle, Südfrüchten und Wein. Alle Weine, die hier bereitet werden, sind vorzüglich; am besten ist jedoch der weiße und rothe süße Wein, den man vin santo nennt. Sie werden am häufigsten nach Rußland ausgeführt, und man erhält dagegen von dort die meisten Lebensbedürfnisse; Oel und Käse holt man von Kreta. Die Einwohner, welche theils griechischer, theils katholischer Religion sind und für jede Konfession einen eigenen Bischof haben, sind thätig, mäßig und besitzen viele Freiheiten. Hauptort ist Phira, mit einem Hafen und vielen Kellern für den Weinbau; hier noch: Apanomeria, Pyrgos, der schönste Ort der Insel, auf der Südküste, Skaros (Skauro), Marktflecken, Sitz des katholischen Bischofs, 1000 Einw.; Emporion (Emborio), Stadt mit Hafen (S. Nicola). Merkwürdig ist noch, daß in einer rothen Quelle, die hier ins Meer abfließt, der Kupferbeschlag an den Schiffen von selbst so gereinigt wird, daß er in einer Nacht ganz blank wird; das Wasser hat einen salzigen Geschmack und zieht metallisch zusammen. Sehr oft schon wurde die Gestalt der Insel durch Erdbeben verändert; einige Theile derselben wurden von der Hauptmasse abgerissen, andere ganz verschlungen. Man hat hier merkwürdige Vasen von gemalter Erde aufgefunden, die sehr alt seyn müssen. — Geschichtliches. Die jetzt sichelförmige Insel soll nach alten Sagen einst ganz rund gewesen seyn, aber nach mehren heftigen Erdbeben soll die Westseite der Insel sich losgerissen haben und ins Meer gestürzt seyn. Ursprünglich hieß die Insel Kallista, und sie wurde zuerst von Membliares, dem Bruder der Europa, kolonisirt. Den Namen Thera erhielt sie von Theras, welcher die von Pelasgern aus Lemnos vertriebenen Lacedämonier u. Minyer hierher führte. Die Insel war das Mutterland des einst so mächtigen Cyrene und damals eine spartanische Kolonie. Von Einigen wird S. für identisch mit Anaphe gehalten, wie sich denn viele Nachrichten von Naturrevolutionen auf S. beziehen. In der Mitte des Kraters stieg eine Insel aus dem Meere, Hiera oder Automata, jetzt Palä-Kaimeni (die alte verbrannte). Nach Andern entstand diese Insel erst 67 v. Chr., und 7 (19 oder 46) nach Chr. neben derselben Thia, jetzt Mikro-Kaimeni (die kleine verbrannte). In den Jahren

726 und 1427 (1457) erhielt diese Insel Zuwachs durch Bimssteinausbrüche. Im Jahre 1573 trat eine neue kleine Schlackeninsel hervor, welche Mehre in Mikro-Kaimeni erkennen wollen. Im Jahre 1707 erhob sich die Insel Megala oder Neo-Kaimeni (die neue verbrannte) in dem großen Krater von S. Dieser Archipelagus erhielt auch im Jahre 1755 eine Vermehrung, und in der neuesten Zeit erwartet man deren noch mehre. Marco Sanudo, Herzog von Naxos, entriß 1208 die Insel S. dem griech. Kaiser, und gewöhnlich wurden nachgeborene Söhne dieser Häuser Herren von S.; die Residenz derselben, Palao-Skaros, liegt jetzt in Trümmern. Die Türken eroberten S. im Jahre 1546. Der Name S. stammt angeblich von Santa Irena, der Schutzheiligen der Insel, her, welche die im J. 304 zum Christenthum bekehrten Inselbewohner annahmen. Bei einem ungeheuern Erdbeben, von welchem die Insel in der neuesten Zeit heimgesucht wurde, sank ein Theil ins Meer und verunglückten viele Bewohner.

Santorini, Giovanni Dominico, Anatom, 1681 zu Spielenberg in Friaul geboren, Professor der Anatomie zu Venedig, wo er 1757 †. Schrieb: Opuscula medica de structura et. motu fibrae, de nutritione animali, de haemorrhoidibus, de catameniis, Venedig 1705, 1740, Rotterd. 1719; — Observationes anatomicae, Venedig 1724, Leyden 1739. — Nach ihm sind die santorinischen Emissarien (Emissaria Santorini, s. Schädelknochen), das santorinische Körperchen (s. Kehlkopf) und die santorinische Muschel (s. Nase) benannt.

Santorio (Santorii, Sanctorius, Santorius), Mediciner, 1561 zu Capo d'Istria geboren, war erst Arzt zu Venedig, wurde 1611 Professor der Medicin zu Padua, 1624 wieder in Venedig, wo er 1636 †. Sein Ruf gründet sich auf seine Versuche über die Hautausdünstung und das Verhältniß zu den andern natürlichen Exkretionen, die er an sich selbst mittelst einer Wage (statische Medicin) bemerkte. Schrieb: De medicina statica, Vened. 1614, u. ö.; — Methodus vitandorum errorum omnium, qui in arte medica contingunt, das. 1602, Genf 1631; — Opera omnia, Venedig 1660, 4 Bde.

Santoro, Giovanni Antonio, Maler, der um 1600 in Neapel mehre Altarbilder malte, mit großem Fleiße und lebhafter Färbung.

Santorri, asiat.-türk. Stadt, Syrien, Pasch. Damask, Sandsch. Naplus.

Santos (Geogr.), 1) span. Flecken, nordwestlich von Llerena; Tuchweberei, Kupfermine; 6000 Einw.; — 2) südamerikanische Stadt, Kolumbien, Republik Neu-Granada, Depart. Isthmo, südwestlich von Panama, westlich an der Panama-Bai, in sehr heißem Klima; viel Rindvieh und Schweine; die Bewohner sind ein spanisch-indianisches Mischvolk; — 3) Küstenstadt daselbst, Brasilien, Prov. Sao Paulo, auf der Nordküste der Insel St. Vincent, in sehr nasser Gegend, gut gebaut, mit Hafen durch einige Forts vertheidigt; Spitzenklöppeln, Handel; 7000 Einw., deren Handelsgeschäfte jährlich zunehmen. S. ist der Hafen der Stadt Sao Paulo, von wo hierher eine Straße über die Serra do Mar führt. — 4) (S.-Salvador da Bahia de Todos os S.), s. v. a. Bahia; — 5) (S.-los-Altos-de-la-Humosa), span. Flecken, nordöstlich von Madrid, am Henares; Mineralquellen; 680 Einw.; — 6) (Todos-los-S.), Bai, s. Kalifornien.

Santos (Biogr.), Juan, Maler, hatte um 1660 in Madrid den Ruf eines geschickten Künstlers. Er malte mehre historische Darstellungen in Fresko, und ähnlichen Inhalts sind auch seine kleinen Bilder in Oel, die damals ihrer Zierlichkeit wegen Beifall fanden.

Santolis, span. Flecken, nordöstlich von Burgos; 100 Einw.

Santovenia, span. Flecken, östlich von Burgos; 220 Einw.

Santvyo, span. Flecken, nordöstl. von Palencia; 760 Einw.

Santra (röm. Lit.), einer der ältern latein. Grammatiker, wird neben Cincius und Aelius Stilo bei Gellius (Noct. Att. VI, 15) genannt, von Festus, Nonius u. A. öfters citirt, und wurde von Quintilian (Inst Or. XII, 10, 16) benutzt; schrieb: De verborum antiquitate; De viris Mustribus, wovon nichts erhalten ist.

Santschip, s. Lamaismus.

Santschore, ostind. Ort, Radschput, nördlich von Theraud, nahe am Runn.

Santucci, D. Mario, vortrefflicher ital. Tonsetzer, geb. zu Camajore im Toskanischen den 4. Juli 1762, gebildet im Conservatorio di S. Maria in Loreto zu Neapel unter der Leitung des M. Febele Fenaroli, wurde 1790 Kapellmeister in Toskana, 1794 Priester, 1797 Kapellmeister zu St. Giovanni im Lateran zu Rom und 1808 Kanonikus der Domkirche zu Lucca. Er war auch eins von den 8 Mitgliedern der musikalischen Abtheilung in der Klasse der schönen Künste an der vormaligen ital. Gesellschaft der Wissenschaften und Künste. Von seinen vielen sehr geschätzten Kirchensachen zeichnet sich eine 4chörige Motette aus, die von der Academia Napoleone in Lucca gekrönt wurde.

Santur, ein türkisches Instrument, das unserm Hackbrette ähnlich ist, aber geringeren Tonumfang besitzt.

Santurde, span. Flecken, am Oja, westl. von Logrono; 620 Einw.

Santurdejo, span. Flecken, westl. von Logrono; vorzügl. Obst, besonders Aepfel; auf den nahen Bergen viel medicinische Pflanzen; 480 Einw.

Santurini, Francesco, Maler u. Architekt, geboren zu Venedig 1627, übte seine Kunst am Hofe zu München, wo er nach dem 1661 erfolgten Tod des Malers T. F. Latoni durch seine Theaterdekorationen das Publikum bezauberte. Dann malte S. auch perspektivische Darstellungen in Oel, deren man in den kurfürstlich bayerschen Schlössern fand. In der letzteren Zeit seines Lebens befaßte er sich vornehmlich mit der Schiffbaukunst. Er baute mit F. Mauro und F. Zanti das große Schiff auf dem Starenberger See, welches Bucentoro getauft und 1663 von J. Spielberger mit Gemälden verziert wurde. Dieses Luftschiff ist zu

Grunde gegangen, so wie andere, welche die genannten Künstler bauten. S. † 1682.

Santu Sitte, nach dem Volksglauben auf Ceylon Namen Buddha's im Himmel.

Santuta (a. Geogr.), auch Sanguta, Stadt in Armenia major, am südl. Abhange des Moschici Montes (Ptol. V, 13, 10).

Santvliet, belg. Flecken, Prov. und Bez. Antwerpen; 1130 Einw.

Santvoort, Dirk van, Maler, wenig bekannter Nachfolger Rembrandts und vielleicht der Sohn des Anthoni S., da seine Blüthezeit um 1644 fällt. Er malte historische Darstellungen, deren man nicht in großer Anzahl findet. Auch Bildnisse malte dieser Künstler. In den Hauptgallerien Deutschlands war bisher kein Werk von ihm zu finden; im Museum zu Paris sieht man aber ein Bild der Jünger in Emaus mit Christus.

Sanz, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Greifswald; 130 Einw.

Sanudo (Biogr.). 1) Michael, Herzog des Archipelagus (s. d.); — 2) Marco, s. Naxos (Gesch.); — 3) Marin, Miniaturmaler und Landkartenzeichner zu Venedig, der erste Kosmograph daselbst, der um 100 Jahre früher als Fra Mauro lebte, zu Ende des 14. Jahrhunderts.

Sanuto (Sanutus), Giulio, Kupferstecher von Venedig, nach seinen Lebensverhältnissen unbekannt. Seine Blätter verrathen nur einen geringen Meister, werden aber der Kuriosität wegen gesucht und gut bezahlt. Sie sind ein Beweis, wie schnell schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Verfall der Kunst hereinbrach und ihre Reinheit gefährdete. Als Beispiel dient das berühmte Bacchanal, das eben so unmoralisch in der Konception, als leichtfertig behandelt ist. Im Machwerke ist S. überhaupt ganz eigenthümlich und willkürlich von der gewohnten Weise abweichend. Seine Thätigkeit fällt um 1540—1570.

Sanvic, franz. Dorf, Dep. Seine-inférr., Bez. Havre; Fayence-Manufaktur; 1080 Einw.

Sanvitalia (Bot.), nach Lamarck, Gatt. der Compositae Senecionideae *Dec.*, Syngenesia superflua *L.* Charakter: Gestrahlte Blumenköpfchen mit bleibenden Strahlblümchen; Kelchschuppen fast dachziegelig, in 2—3 Reihen, angedrückt, die innern wenig länger, mit der Scheibe gleich; Fruchtboden kegelförmig oder konver, spreublätterig; Samen des Strahles dreikantig, mit drei grannenartigen Spitzen, Samen der Scheibe zusammengedrückt, fast kahl. Unter 5 Arten — einjährigen Pflanzen in Mexiko und Peru — kommt als Zierpflanze in deutschen Gärten vor: S. procumbens *Lam.* Illustr., Taf 686. Blüthen einzeln, endständig, zierlich, mit goldgelben Strahl- und schwarzrothen Scheibenblümchen.

Sanzay, franz. Flecken, Dep. Vienne, südwestl. von Poitiers; 1400 Einw.

Sanzil, Vulkan, s. Magindanao.

San-Ya, asiat. Stadt, Korea, Provinz Tsuenlo, südöstl. von Han-Yang.

Sanyasi (ind. Rel.), die Brahminen, welche sich während der letzten Zeit ihres Lebens einem heiligen, von allem Irdischen und Sinnlichen zurückgezogenen Wandel hingeben. Sie dürfen in diesen Stand nur erst dann treten, nachdem sie in den drei vorhergehenden durch treue Erfüllung ihrer Pflichten sich würdig gemacht haben, sich ganz Gott und der Betrachtung seines Wesens bis an ihren Tod zu widmen. Sie verlassen sodann ihr Haus und nehmen nichts mit sich als einen Stab und einen Wassertopf. Ohne nun ferner eine bestimmte Wohnung zu haben, waudern sie fort, dürfen kein Wort sprechen, müssen an allen Gegenständen ungerührt vorübergehen, dürfen kein Küchenfeuer unterhalten und nur, wenn sich der Hunger einstellt, in eine Stadt gehen und von dem leben, was man ihnen reicht. Der S. darf sich durch nichts in seinen Betrachtungen über Gott stören lassen, muß den höchsten Geist im niedrigsten wie edelsten Geschöpf erkennen, keinem empfindenden Wesen Schmerz verursachen und den Tod weder fürchten, noch wünschen. Außerdem soll er über die Seelenwanderung und den Hinabsturz der Seele in die Finsterniß nachdenken, über die Trennung von seinen Freunden und die Vereinigung mit seinen Feinden, über die Zerbrechlichkeit des Körpers, über die Wonne der Vereinigung mit Gott und über die Qualen der Bösen an dem Ort der Verdammniß. Dadurch soll nun alles Sündige im Menschen gestört, ihm schon auf der Erde ein Vorgeschmack der Seligkeit gegeben, und die Ueberzeugung gewonnen werden, daß der Körper nichts als eine zerbrechliche Hülle ist, die man gern abstreift, wenn der Tod ruft. In den Stand eines S. tritt man gewöhnlich mit dem 72. Jahre und läßt sich durch einen Guru mit dem Opfer Homan, Abschneiden des Haarzopfs und Verwechseln der ehemaligen Kleider gegen ein gebleichtes Tuch, das er fortan selbst waschen muß, einweihen. Sein Stab, Dandam genannt, muß sieben natürliche Knoten haben, um an die sieben großen Rischi's zu erinnern, u. mit demim Topfe enthaltenen Wasser muß er alle empfangenen Almosen reinigen. Ueber die Schultern trägt der S. ein Tigerfell, auf welchem er schläft; er betet nie und beobachtet überhaupt keine äußere Ceremonie, weil er deren nicht mehr bedarf. Nägel, Bart und Haupthaar läßt er sich wachsen, und wenn er stirbt, so wird er sitzend mit eingebogenen Händen und Füßen in einem mit Salz ausfüllten Grabe beerdigt; der Kopf wird ihm zerschlagen und das Gehirn als Reliqne an die Umstehenden vertheilt. In spätern Zeiten wurde dieses beschauliche geistige Leben durch allerlei Kasteiungen und Selbstpeinigungen verunstaltet.

Sanyeng, afrik. Stadt, Senegambien, Königreich Cayor, landwärts, südlich von St.-Louis.

San-Yuan, asiat. Stadt, China, Prov. Schen-Si, nördlich von Si-An.

Sanywel, kleine nordamerik. Insel, V. St., Staat Florida, an der südwestl. Küste.

Sanz, Johann Georg, Landschaftsmaler aus Tyrol, arbeitete um 1730 zu Bergamo. Seine Bilder fanden Beifall und wurden in Gallerien aufgestellt. Sein Sohn war Bild-

hauer, der noch 1763 lebte. Er zählte damals 60 Jahre. Von ihm sind die Statuen an der Façade der Spitalkirche zu Bergamo.

Sanza, ital. Flecken, Neapel, Prov. Principato citer., südlich von la=Sala; Wein=, Seidenbau, Marmorbrüche; 2610 Einw.; mit dem Titel eines Fürstenthums.

Sanzay, franz. Flecken, Dep. Vienne, Bez. Poitiers; reiche Schwefelbleiminen; 1850 E.

Sanzerbach, würtemberg. Dorf, Jaxtkreis, Oberamt Hall; 220 Einw.

Sanzio (Biogr.), 1) Giovanni, s. Santi 3); — 2) Raphael S. von Urbino, s. Raphael Sanzio (Santi) von Urbino.

Sao (gr. Mythb.), Tochter des Nereus und der Doris (Hes., Theog. 143).

Sao (port.), s. v. a. Sankt.

Sa=O, asiat. Stadt, China, Prov. Sse=Tschouan, südöstl. von Ma=Hou.

Saoces, Saon und Saonnesus, s. Samothrace.

Saocoras (a. Geogr.), Nebenfluß des Euphrat, entspr. auf dem Gebirge Masius in der Nähe von Nisibis und mündet nach ziemlich langem südwestlich gerichteten Lauf bei Rhesciphа in den Hauptstrom; viell. nur ein jetzt verschwundener Kanal.

Saona, 1) (a. Geogr.), s. v. a. Sangona; — 2) (n. Geogr.), unbewohnte westind. Insel, im Antillenmeer, am südöstlichen Ende der Insel Hayti. Die Küsten sind mit Felsen umgeben, die man durch das klare Wasser in großer Tiefe sieht. Der bessere Hafen befindet sich an der Westspitze. Die Insel ist reich an Holz und Weide. Die Nordostspitze liegt unter 18° 12' nördl. Br. und 70° 51' 30" westl. L.

Saone (Geogr.), 1) (Arar der Alten), franz. Fluß, entspringt im Depart. Vogesen, Bez. Mirecourt, bei Vioménil, im Gebirge, in einer Höhe von 1218' über dem Meere, fließt südlich und südwestlich durch die Depart. Haute=S. und Côte=d'Or und wendet sich im Depart. S.=Loire südlich, fließt dann größtentheils auf der Grenze der Depart. Ain und Rhone und mündet unterhalb der Halbinsel Perrache bei Lyon rechts in die Rhone. Bei Auxonne wird die S. schiffbar und bei Menthureux flößbar. Der Lauf beträgt 98 (110) Lieues, wovon 62 L. schiffbar sind. Nebenflüsse sind rechts: Saolon (im Depart. Haute=S.), Vingenne, Tille (im Depart. Côte=d'Or), Grone (im Dep. S.=Loire); links: Coney, Anteune, Drujon, Aignon (im Depart. Haut.=S.), Doubs, Seille (im Depart. S.=Loire), Reyssouse, Veile (im Depart. Ain). — 2) Fluß daselbst, entspringt im südwestlichen Theile des Depart. Lot, fließt südwestlich durch das Depart. Tarn und Garonne und fällt oberhalb Agen, im Depart. Lot und Garonne, in die Garonne, östlich von der Mündung des Gers. Ihr Lauf beträgt 14 Lieues. — 3) Haute=S., franz. Depart., s. Ober=S.; — 4) S.=Loire, Depart. daselbst, aus dem südwestlichen Theil der ehemaligen Provinz Bourgogne, nämlich Charolais, Maconnais, Autunais und Chalonais gebildet, grenzt im Norden an das Depart. Côte=d'Or, im Osten an den Jura, im Südosten an Ain, wo die S. die Grenze ist, im Westen an Allier und im Nordwesten an Nièvre; Flächenraum: 156 □Meilen oder 267,680 Hekt., mit 551,840 Einw., in dem Bez. Charolles (125,080), Chalons=sur=S. (127,880), Macon (117,800), Autun (93,330), Louhans (87,440). Berge, Hügel u. Thäler wechseln ab; wenige und nur kleine Ebenen sieht man hier. Die Berge steigen bis auf 2400'. Das Gebirge von Charollais senkt sich nach der S. hinab. Der Landstrich von Chalons bis Macon, wo auf der einen Seite weite Wiesen, auf der andern Ackerfelder und Rebenhügel zu sehen sind, ist äußerst ergiebig. Im Innern des Landes vereinigt sich die Bergkette von Côte=d'Or mit den Sevennen. Das Depart. besteht eigentlich aus 2 großen Thälern, welche, durch eine Bergkette getrennt, sich beide nach Süden öffnen. Die S., Loire, Arroux, Seille, Doubs, Grone, Reconce ꝛc., so wie der 15 Meilen lange Kanal des Centrunos bewässern das Land. Produkte sind Wein (408,060 Hektol. jährl.), Getreide, Früchte, Hanf, Holz (der Wald bedeckt gegen 131,494 Hekt.); viel Wild, Wölfe, die gewöhnlichen Hausthiere, wenig Pferde, viele Schweine. Die Flüsse liefern, außer den Fischen, eine eigene zweischalige Muschelgattung, welche man Anodote nennt, und welche hier häufig gegessen wird. Aus den Schuppen der Weißfische bereiten die Einwohner diejenige Substanz, mit welcher die falschen Perlen gefüllt werden. Von den Schnecken dienen verschiedene zur Nahrung. Der Bergrücken, welcher die beiden Thäler, die das Land bilden, von einander scheidet, enthält Mineralien, die der Ausbeutung werth sind. Man gewinnt Eisen, Steinkohlen, Blei, Arsenik, Uran und Titan, ferner schöne Hyazinthen, Flußspathkrystalle, Quarz, Rauchtopas, Amethystkrystalle (Quarz von verschiedener Färbung), Marmor, Alabaster, lithographische Steine, Granit, Bausteine ꝛc. Magnesia liefern die sehr reichen Gruben von la=Romaneche und zu St.=Micaud; Mineralquellen sind zu Bourbon=Lancy. Unter den Bewohnern zeichnet sich eine Klasse in körperlicher Beschaffenheit, wie in Sitten und Gebräuchen aus; diese heißt Chizerots, wohnt vorzugsweise um und in Bozᵪ, in Huchiz, und soll von den alten Mauren, welche das Land im 8. Jahrhundert überschwemmten, herstammen. In der That erinnern der Schnitt ihrer Kleider, die Bauart ihrer Häuser, die Absonderung beider Geschlechter bei Spielen und Festivitären, der Fatalismus, dem sie ergeben sind, ja selbst die Sprache, welche durchaus verschieden ist von dem Patois der Umgegend, und welche wirklich viele arabische Worte hat, an ihren orientalischen Ursprung. Ihre Gesichtsfarbe ist durchaus dunkel, ihr Haarwuchs stark, das Haar schwarz oder dunkelbraun; die Augenbraunen, schön geschweift, überschatten ein großes, schwarzes, überaus feuriges Auge; die Nase ist meistens stark gebogen, der ganze Schnitt des Gesichts sehr markirt, ihr Wesen ernst, stolz, kühn. Sie sind durchaus nicht mit den unglücklichen, verachteten Menschen zu ver-

gleichen, welche im südlichen Frankreich wohnen und ein Auswurf der Gesellschaft scheinen; im Gegentheil genießen sie aller Achtung und halten sich selbst für besser, als andere Leute, vermischen sich auch nicht mit Personen, die nicht ihres Stammes sind, und haben daher ihre Race rein erhalten. Um arme Mädchen zu hindern, ein Eheband mit Fremden einzugehen, treten die wohlhabenden Leute zusammen und verschaffen denselben eine anständige Aussteuer, so daß sie Männer finden, daher denn die Originalität der physischen Beschaffenheit sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt. Die Chizerots leben fast durchgängig vom Ackerbau, zeigen dabei viel Anstelligkeit für die kleinen Künste, welche zu ihren Bedürfnissen gehören, sind gastfreundschaftlich, erscheinen geistreich im Umgange, haben Phantasie und Dichtertalent und würden wahrscheinlich, in andere Verhältnisse, als die eines Ackerbürgers gebracht, ausgezeichnete Männer liefern; wenigstens sind mehre Soldaten und einige Gelehrte aus ihrer Mitte hervorgegangen, die zu den berühmtesten in Frankreich gehören. Die Bewohner des Depart. überhaupt treiben Acker-, Wein- und Bergbau, Viehzucht, u. unterhalten Fabriken für Leinwand, wollene und baumwollene Decken, Multum, Teppiche, Uhren, Küchengeräthe, Töpfereien, Ziegeleien, Baumwollenspinnereien, Gerbereien, Eisenwerke, Glashütten, Papiermühlen, Zuckerfabriken, Branntweinbestillation. Der Handel ist lebhaft mit Getreide, Wein, Branntwein, Essig, Hanf, Eisen, Glas, Salz, Leder, Holz, Steinkohlen, Vieh ꝛc. Das Depart. theilt sich in 5 Bezirke und 48 Kantons. Erstere heißen: Macon, Autun, Chalons, Charolles u. Louhans. Hauptstadt ist Macon, und Chalon Mittelpunkt eines sehr lebhaften Handels.

Saophis, zwei alte Könige von Aegypten.

Saorgio, ital. Flecken, Königr. Sardinien, nordöstlich von Nizza, auf einem sehr hohen Felsen, links an der Roya; festes Schloß; 3130 Einw.; gilt nebst dem dazu gehörigen Schlosse San Giorgio für unbezwinglich.

Saos, 1)(Myth.), s. v. a. Saon; — 2) (a. Geogr.), s. v. a. Savus.

Saosduchin, König von Assyrien 668 (678) —648 v. Chr.

Saotes (Myth.), s. Servator.

Saotschan (angew. Bot.), s. v. a. Sutschan, chinesische Theesorte, s. Thea chinensis *Sims.*

Saou, franz. Flecken, Depart. Dröme, Bez. Die; Fabriken für wollene Zeuche, Töpferwaaren; 1520 Einw.

Saouari (Bot.), nach Aublet, Pflanzengattung, s. v. a. Caryocar *L.*

Saoune, franz. Fluß; entsteht auf einem Plateau im Depart. Lot, südlich von Lauzech, fließt südwestlich und endet südöstlich von Agen in die Garonne, rechts.

Saounsat, franz. See, Depart. Ober-Garonne, auf den Pyrenäen, am Pik d'Espingo, in wüster Gegend, zwischen Felsen.

Saour, kl. asiat. Insel, im arabischen Meerbusen, an der Küste von Hedschas in Arabien, 27° 20′ n. Br. und 52° 38″ östl. L.

Saouy, afrik. Land, Ober-Guinea, Goldküste, westlich vom Ashanti-Reich und nordwestlich von Dankara.

Sap, le, franz. Flecken, Depart. Orne, Bez. Argentan; 1280 Einw.

Sapa (Med.), s. v. a. Roob, s. Defrut.

Sapa aceti (Chem.), s. Essig.

Sapa vormitoria (Pharm.), s. Antimonialmittel.

Sapada, österreich.-ital. Ort, Gubern. Venedig, Prov. Udine, westlich von Rejolato; 300 Einw.

Sapadillas, zwei kl. südamerik. Inseln im Antillen-Meer, an der Küste von Neu-Granada, Depart. Isthmo, 9° 10″ n. Br. und 84° 15′ westl. L.

Sapäi (a. Geogr.), 1) Völkerschaft in Thracien, nach Strabo (X, 457; XII, 549) Zweig der Sinties oder Sinti, am Gebirg Pangäus, zwischen dem See Bistonis und der Küste im Flußthal des Gangas oder Gangites und an den nach ihnen benannten papäischen Pässen seßhaft; ihr Gebiet Sapaice; — 2) Volk in Aethiopien, südlich von der Insel Meron (Ptol. IV, 7, 34).

Sapajeau (franz.), angenehmes Getränk, wird aus 1 Kanne weißem Wein, 6 Eiern, ½ Pfund gestoßenem Zucker und dem Gelben von 3 Citronen, das auf Zucker abgerieben wird, bereitet; die Mischung wird in einem Kasserol über dem Feuer mit Ruthen geschlagen, bis sie kochend heiß ist und steigt, worauf sie in Becher gefüllt wird.

Sapajou (Säugeth.), Affenart, s. v. a. Sajou, Simia Apella *L.*, Cebus Apella *Cuv.*

Sapallen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 200 Einw.

Sapan (Sapanholz, angew. Bot.), s. v. a. Japanholz, s. Brasilienholz.

Sapandomad (pers. Rel.), eine der 7. Amschaspands, Ormuzds Tochter, Schutzgeist und Beherrscherin der Erde, Erhalterin der Reinheit, Vollenderin aller reinen Wünsche, Gegnerin des Dews Asturjad. Ihre Gehülfen sind Avan (Jzed des Wassers), Dia (Jzed der Wissenschaft und der Kultur), Aschersching (Geberin reiner Weisheit) und Manfrespand (Genius der göttlichen Offenbarung).

Sapaquiera (Zipaquira), südamerikan. Stadt, Kolumbien, Republik Neu-Granada, Depart. Cundinamarca, nordöstlich von Santa Fé de Bogota, mit 7000 Einw. und einem großen Salzwerke, das jährlich 120,000 Dollars einträgt, und wo die Soole noch ganz auf dieselbe Weise gesotten wird, wie es von den indianischen Ureinwohnern geschah. Sehenswerth sind die großen, mit schwefelhaltigem Kiese vermischten Salzlager in den ausgehöhlten Bergen bei der Stadt.

Sapara (a. Geogr.), eine der Indusmündungen, die dritte v. Osten an (Ptol. VII, 1, 2).

Saparua, kl. asiat. Insel, ostind. Inseln, Amboinen, südlich von Ceram.

Sapata (Geogr.), 1) asiat. Insel, westlich von Borneo, 2° 27′ n. Br. und 127° 2′ östl. L.

— 2) Poulo-S., kl. Insel das., im chinesischen Meer, südlich vom Kap Pataran in An-Nam, 9° 59′ 30″ n. Br. und 126° 43′ 6″ östl. L.

Sapata (Sittengesch.), s. v. a. Zapata.

Sapaudia (a. Geogr.), schon bei Amm. Marc., XV, 11, Name des jetzigen Savoyens.

Sape (a. Geogr.), Stadt in Aethiopien, am arabischen Meerbusen (Plin. VI, 20, 35).

Sapek, Scheide- und Rechnungsmünze in Cochinchina und Aram, s. v. a. Cash.

Sapelli, Carlo, Maler, Künstler des 19. Jahrhunderts, machte an der Akademie zu Turin seine Studien und erregte bedeutende Hoffnungen, so daß ihn der König von Sardinien zur weiteren Ausbildung als Pensionär nach Rom schickte. Hier malte S. 1823 auf Bestellung dieses Hofes den verlornen Sohn in dem Momente, wo er den Entschluß faßt, in seines Vaters Haus zurückzukehren. Dieses Bild fand großen Beifall.

Sapelloh, hannöv. Dorf, Oberhoya, Amt Stolzenau; über 100 Einw.

Saperda (Entom.), nach Linné, Latreille, Walzenschröter, Gattung der Coleoptera tetramera Longicornia Lamiaria *Latr.*, der Horde der Pflanzenfresser und der Zunft der Holzkäfer nach Oken, unter Cerambyx *L.* Charakter: Fühler borstig, so lang wie der Körper, in einen Ausschnitt der Augen eingefügt; Taster fadenförmig; Kopf herabgeneigt; Brustschild unbewehrt, wie der Leib cylindrisch. Ueber 50 europäische Arten; wichtigste: 1) S. carcharias *L.* Graugelblich behaart, die Flügeldecken glänzend schwarz gekörnt; die Glieder der Fühler mit schwarzer Spitze, aber nicht zu lang. Ueber und unter einen Zoll lang, stark; zumal an Pappeln. Panzer, LXIX, 1. — 2) S. oculata *L.* Das rothgelbe Bruststück mit zwei schwarzen Punkten, die Flügeldecken schwarz. Lang und schmal, fast cylindrisch; sieben Linien lang. Panzer, LXIX, 18. — 3) S. scalaris *L.* Schwarz behaart, längs der Flügelnaht ein gelber, sechsmal mit schwarzen Querstufen unterbrochener Streif. Ebenfalls lang und schmal, 7 Linien lang; hat auch noch mehr schwefelgelbe Flecke. Man kann auch die Flügeldecken wie gelb, mit zwei schwarzen rechtwinkeligen Zickzacklinien gezeichnet, ansehen. Panzer, LXIX, 3. — 4) S. tremula *L.* Blaugrün, zwei schwarze Punkte auf dem Brustschild und vier schwarze Flecke längs jeder Flügeldecke. Auf Linden und Obstbäumen; 8—9 Linien lang, etwas breiter als die vorigen. Panzer, Taf. 7. — 5) S. linearis *L.*, Haselnußschröter. Körper sehr schmal, linienförmig, schwarz, mit gelben Füßen; Flügeldecken mit in Reihen gestellten Punkten. Gegen 6 Linien lang. Die Larve lebt in Haselsträuchern, denen sie schädlich ist. Oliv., II, 13. — 6) S. populnea *L.* Bräunlich schwarz, tief runzelig-punktirt; Fühler schwarz geringelt; ein Längsstreif jederseits des Halsschildes und 4 in einer Längsreihe stehende Flecken, auf jeder Flügeldecke gelblich behaart; 4—6 Linien lang. In den Stämmen und Zweigen der Espe häufig und schädlich.

Sapha (a. Geogr.), Ort in Mesopotamien, unweit Seleucia, am Tigris (Plut., Lucull. 22).

Saphan (bibl. Gesch.), 1) Sohn Gads, wohnte im Lande Basan; — 2) Sohn des Asaja, Tempelschreiber unter dem König Josia.

Saphan (hebr., Säugeth.), nach Oken, s. v. a. Hyrax syriacus *Schreb.*

Saphar (a. Geogr.), auch Sapphar, Hauptstadt der Homerita, an der Südküste von Arabia felix, nördl. vom Vorgebirg Aromata, von der die Sapphariták, ein Zweig der Homeritá, ihren Namen hatten (Plin. VI, 23, 26).

Saphar (n. Geogr.), s. Sedsjár.

Saphenia (Zoophyt.), nach Cuvier, Gatt. der Discophorae Geryonidae *Eschsch.*, der Zunft der Hutqualleu nach Oken. Charakter: Der rüsselförmige Stiel am Ende einfach; zwei Randfäden länger als die andern. Einzige Art: S. dinema *Cuv.*, Geryonia dinema *Péron.* Ganz klein, etwas kegelförmig, am Rande mit ganz kleinen Knötchen. Im Kanal zwischen Frankreich und England. Lesueur, Voyage, T. IV, F. 1—3.

Saphet, asiat.-türk. Ort, Palästina, nördlich vom See Tiberias.

Saphir (Min.), Zusammensetzungen oder Ableitungen, s. Sapphir.

Saphir (Biogr.), Karl Friedrich Moritz, früher Moses, deutscher Journalist, bekannter Humorist, geb. 1794 zu Pesth von jüdischen Aeltern, gehörte längere Zeit dem Handelsstande an und lebte bis zum Jahre 1825 zu Wien, welches er auf einen Befehl der Regierung zu verlassen genöthigt war. Er wandte sich hierauf nach Berlin und gab daselbst von 1826 — 29 die „Berliner Schnellpost für Literatur, Theater und Geselligkeit" heraus. Auf gleiche Weise gründete er neben der Schnellpost den „Berliner Courier" (1827 — 29). Seine pikanten Wortspiele, seine Witze und namentlich die den Berlinern bisher noch unbekannte Weise, Persönlichkeiten zum Gegenstande der Satyre zu machen, schufen seinen Zeitschriften einen zahlreichen Leserkreis, machten ihn selbst zu einem gefürchteten, aber geachteten Schriftsteller, bewirkten jedoch, daß er öfters persönlichen Mißhandlungen ausgesetzt war und 1829 Berlin ebenfalls verlassen mußte. S. ging nun, nachdem er zuvor in verschiedenen Gegenden Deutschlands zugebracht hatte, nach München. Hier gründete er die Zeitschriften „Bazar für München und Bayern" (1830 — 33) und den „Deutschen Horizont" (1831 — 33). Seine Rücksichtslosigkeit, namentlich die scharfe Beurtheilung der Gedichte des Königs Ludwig veranlaßten jedoch auch schon nach kurzem Aufenthalte seine Ausweisung aus München. Er begab sich nach Paris und, nachdem er die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten hatte, zurück nach München, wo er nun neben den schon erwähnten Zeitschriften den „Corsar" erscheinen ließ. Im Jahre 1832 trat er zum Protestantismus über und erhielt den Titel eines Hoftheater-Intendanturrathes. Auch fällt in diese Zeit (1832) die Herausgabe seiner „Gesammelten Schriften" (Stuttgart, 4 Bde.), der „Neuesten Schriften" (München, 3 Bde.)

und der „Dummen Briefe, Bilder und Chargen, Expressen, Literatur- u. Humoralbriefe" (München 1834). Seit 1835 lebte er wieder in Wien, redigirte in Gemeinschaft mit Bäuerle die „Theaterzeitung" und gab seit 1837 die Zeitschrift „Der Humorist" heraus. Unter seinen übrigen Schriften erwähnen wir die „Humoristische Damenbibliothek" (6 Bde., Wien 1838—41) und das „Fliegende Album für Ernst, Scherz, Humor und frohe Laune" (2 Bde., Leipz. 1846). Wiewohl S. eine reiche Gabe des Witzes, des Humors und der Satyre nicht abzusprechen ist, und obschon man selbst seiner sprachlichen Gewandtheit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, so kann man ihn doch nicht des Tadels überheben, daß er einestheils oft durch Flachheit und Geistlosigkeit langweilig wird, anderntheils aber bisweilen sich zu tief in die niedern Regionen des Spottes versteigt. Kein anderer Schriftsteller hat die Calembourgs so gepflegt, wie er, und keiner hat es in dem Wortwitz zu einer so großen Meisterschaft gebracht. Den meisten Witz enthalten seine Vorlesungen, seine humoristischen Bilder und Chargen. Seine Gedichte, vorzüglich die ernsten, haben wenig Werth.

Saphorin, St. (Geogr.), 1) schweiz. Kreis, Kant. Waadt, Bez. la Vaur, hat eine prächtige Lage nach dem Genfersee hin, wird durch die schöne Verbindungsstraße zwischen Vevay und Meudon, welche hier durchführt, sehr belebt und enthält die Ortschaften St. S., Chebres, Cremieres, Publoz, Puidoux und Ribazz — 2) Marktflecken und Kreisort daselbst, südöstlich von Lausanne, auf einer rauhen Anhöhe, nahe am Genfersee; vorzüglicher rother Wein, bedeutende Blumenzucht; 600 Einw. In der Kirche wird ein wohlerhaltener röm. Meilenzeiger aufbewahrt. — 3) Dorf daselbst, District Morges, links an der Morges; Schloß mit vorzügl. Gemälden; 500 Einw.

Saphraz, s. v. a. Safrar.

Sapi (Geogr.), s. v. a. Sapy.

Sapian, asiat. Dorf, ostind. Inseln, Philippinen, Panay, auf der Nordküste.

Sapicourt (franz.), ein Champagnerwein 3. Klasse.

Sapidus (bot. Term.), schmackhaft, was überhaupt einen bemerkbaren Geschmack hat, oder (gewöhnlicher) was von angenehmem Geschmacke ist.

Sapicha (Geneal. u. Biogr.), fürstliches Geschlecht, stammt von Narimund, dem 2. Sohne des Herzogs Gedimin von Litthauen († 1328). Der älteste Sohn desselben, Narimundowitsch Punggalo, wurde zwar noch nicht zum Christenthum bekehrt, aber sein Enkel Sunigal († 1420) trat über und empfing in der Taufe den Beinamen S. Unter seinen 5 Söhnen hatten nur zwei männliche Nachkommen, daher gibt es von dem Geschlecht S. zwei Linien: A. die ältere oder kodonsche (so genannt von dem Städtchen Kodon in Litthauen), gestiftet von Iwan S., u. B. die jüngere oder sivierische Linie, gestiftet von Bogdan, Iwans Bruder, der längere Zeit in Serbien verweilte, aber dann nach Litthauen zurückkehrte. Geschichtlich nennenswerth sind: 1) Iwan S., geb. 1430, Wojwode in Podlachien, Großkanzler von Litthauen, war als Gesandter in Rom und in gleicher Eigenschaft 15 Mal in Moskau; † 1519. — 2) Lew S., geb. 1557, studirte in Leipzig, trat daselbst zum Protestantismus über und zog gleich bei seinem ersten Auftreten auf den Reichstagen durch seine Beredsamkeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Unter Bathori kämpfte er 1579 tapfer gegen die Russen, brachte mit dem Czar Feodor 1584 den sechsjährigen Waffenstillstand von Moskau zu Stande und bewirkte nach Bathori's Tode im Verein mit Jan Zamoyski, daß der König Sigismund III. die polnische Krone erhielt. Als Großkanzler von Litthauen stiftete er daselbst ein Obergericht und sammelte und veröffentlichte das litthauische Statut (Krakau 1614). Der Jesuit Skarga führte ihn 1581 wieder der katholischen Kirche zu. Als der Frieden mit Rußland zu Ende ging, begab er sich nicht ohne Gefahr 1600 nach Moskau zu Boris Godunow und schloß von Neuem einen Waffenstillstand auf 20 Jahre. Im Jahr 1625 ging er als Großkronhetman Gustav Adolph entgegen, der einen Einfall in Litthauen gemacht hatte, schlug die Schweden bei Löwen, Dünaburg, Kreuzburg und nahm mehre feste Plätze und Kurland wieder. Da im folgenden Jahre ein Waffenstillstand zwischen Polen u. Schweden geschlossen wurde, widmete er sich bis an seinen Tod (1633) den Sorgen der innern Verwaltung. — 3) Jan Piotr S., Starost v. Uswiat, geb. 1569, that sich während des Kriegs gegen die Schweden unter dem Hetman Chodkiewicz u. in der Schlacht bei Kirchholm durch seine Tapferkeit hervor und betheiligte sich an dem Zuge, welchen die Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius gegen Moskau unternahmen. Da er Alles, wohin er drang, mit Feuer und Schwert verheerte und unter diesen Verwüstungen mit seinen wilden Gesellen bis nach Moskau vorschritt, so drang der Ruf seiner Tapferkeit und Grausamkeit selbst bis nach Asien. Später stand er im Verdacht, daß er nach der Herrschaft Rußlands strebe und zu dem Zwecke geheime Einverständnisse mit den Bojaren unterhalte. † zu Moskau im Palaste der Czaren 1611. — 4) Kazimierz Nestor S., geboren 1750, erhielt in Frankreich eine militärische Ausbildung, that sich auf dem Reichstage durch Beredsamkeit hervor und ward 1788 Reichstagsmarschall. In Verbindung mit Malachowski proklamirte er die Konstitution von 1791, legte gegen die targowiczer Konföderation Protest ein, war 1792 Kommandeur der polnischen Artillerie, focht unter den Fahnen Kosziusko's 1793 und 1794 und trug den Aufstand nach Litthauen über. Er nahm von Polen nur erst dann Abschied, als augenscheinlich keine Rettung mehr vorhanden war. Seines Patriotismus wegen stand er in allgemeiner Achtung. — 5) Kazimierz S., Großhetman von Litthauen und Wojewod von Wilna, wurde von dem Bischof von Wilna, weil er die Freigüter der Geistlichkeit mit Truppen belegte, in den Bann gethan, woraus große Zerwürfnisse hervorgingen. — 6) Alexander S., geb. 1770 zu Paris, dem Wohnorte seiner Aeltern, erhielt seine Ausbil-

dung in Polen, unternahm eine Reise in die slavischen Länder Oesterreichs, um sich genauere Kenntniß der slavischen Stämme zu verschaffen, und veröffentlichte die Resultate jener Reise 1811 in einem polnisch geschriebenen Werke. Hierauf wandte er sich eifrig dem Studium der Naturwissenschaften zu und wurde zum Mitgliede der warschauer Societät der Freunde der Wissenschaften ernannt. Er † 1812.

Sapientes (lat.), 1) die Weisen, daher besonders septem S., die 7 Weisen Griechenlands; — 2) bei den Römern Ehrenbezeichnung für Rechtskundige.

Sapientia (lat.), Weisheit.

Sapientiae dens (Anat.), Weisheitszahn.

Sapientiae sal (Chem.), s. v. a. Alembrothsalz.

Sapienti sat (lat.), Redensart, dem Verständigen genügt es.

Sapienza (ital., d. i. Weisheit), Name der Universität (Erzgymnasium) zu Rom.

Sapienza (Geogr.), griech. Insel, Morea, nahe an der Küste, südlich von Modon, Südspitze 36° 45′ 0″ südl. Br. und 39° 20′ 50″ östl. L.; hat den vorzüglichen Hafen Portalonga. Die Einwohner stehen im Rufe der Seeräuberei.

Sapieżyński, russ.-poln. Stadt, Gouv. Augustowo, links an der Memel.

Sapin (franz., Bot.), s. v. a. Tanne, Edeltanne, Pinus picea *L.*

Sapindaceä (Bot.), nach Jussieu, Reichenbach u. Andern, Sapindaceen, dikotyledonische Pflanzenfamilie, Bäume und Sträucher, oft klimmend, selten klimmende Kräuter enthaltend. Allgemeiner Charakter: Blätter wechselständig, zum öftern zusammengesetzt, gedreit oder unpaarig-gefiedert, meist ohne Nebenblätter. Die Blüthen zwitterig oder öfter vielebig, in Trauben oder Rispen; die Blüthenstiele zuweilen verkümmert und in Ranken verwandelt. Kelch vier- — fünftheilig oder 4- — 5-blättrig. Blumenblätter meist eben so viele, zuweilen eins (seltener alle) fehlend, öfters in der Mitte auf der innern Fläche zottig, drüsig oder anhängselig. Staubgefäße doppelt so viele als Blumenblätter, selten weniger oder mehr auf der unterweibigen Scheibe oder dem Ringe stehend. Eierstock 3-, selten 2- oder 4fächerig; Fächer 1- — 3- (selten mehr) eig. Griffel so viele als Fächer, getrennt oder verwachsen, mit einfachen Narben. Steinfrucht oder Kapsel 3fächerig, selten 2- — 1fächerig; die Fächer der letztern oft aufgeblasen oder auf dem Rücken gekielt, 1- — 2samig; Samen meist aufrecht, selten hängend, oft bemäntelt und mit breitem Nabel versehen, eiweißlos. Keim gekrümmt oder schneckenlinigerollt, selten gerade; das Würzelchen meist abwärts gerichtet. Zu dieser Familie werden (mit den noch nichthinreichend genau bekannten oder zweifelhaften) fast 300 Arten, in 38 Gattungen, gerechnet, welche fast alle der heißen Zone angehören; nur wenige wachsen noch zunächst außerhalb der Wendekreise. Sie sind in der genannten Breite über die 4 andern Welttheile vertheilt, doch so, daß die meisten Arten auf Südamerika kommen; auch besitzt die südliche Erdhälfte die doppelte Zahl der nördlichen. In Europa fehlen sie gänzlich. — Mehre Sapindaceen sind giftige Gewächse; manche werden in der Heilkunde angewendet. In den Früchten vieler ist ein scharfer, seifenartiger Stoff enthalten; doch sind die Früchte bei einigen auch eßbar, und die baumartigen besitzen meistens ein festes, dauerhaftes, oft schön gefärbtes Holz. — Nach Reichenbach zerfallen die Sapindaceä in folgende drei Gruppen: a) Zygophylleä, Typus: Zygophyllum *L.*; — b) Paullinieä, Typus: Paullinia *Schum.*; — c) Sapindeä, Untergruppen: aa) Hippocastaneä, Typus: Aesculus *L.*; — bb) Dodonäeä, Typus: Dodonaea *L.*; — cc) Eupanieä, Typus: Cupania *Plum.*, Sapindus *L.* — Nach Oken bilden sie die Zunft der Aepfel-Gröpsgpflanzen oder Knippen (Klasse 11, Zunft 16).

Sapindus (Bot.), nach Linné, Seifenbaum, Savonnier, Gatt. der Sapindaceae *Juss.*, Octandria Trigynia *L.* Charakter: Kelch 5theilig u. gefärbt; fünf Blumenblätter; zweimal so viel Staubfäden auf der Scheibe; Narbe dreilappig; drei verwachsene, einsamige Pflaumen, reif nur eine bis zwei, mit papierartiger Nuß. Gegen 30 Arten, Bäume meistens in Ostindien und Südamerika, von denen mehre technischen Nutzen gewähren oder auch als Arznei- und Obstpflanzen bekannt sind; wichtigste: 1) S. Saponaria *L.*, gemeiner Seifenbaum, engl. Sope-Berry. Ein 20 — 30 Fuß hoher Baum in Westindien und Südamerika, mit ausgebreiteten Aesten; Blätter 2- — 5paarig-gefiedert, mit herablaufend-geflügelter Blattspindel; Blättchen lanzettlich oder eirund-lanzettlich, ganzrandig, schwachwellig, spitz, das Endblättchen langzugespitzt; Rispen gipfelständig, aus ährenförmigen Trauben zusammengesetzt, flaumig-filzig; Blüthen meist in Knäulchen, klein, weiß; Kelchblätter 4; Blumenblätter eben so viele; Steinfrüchte eiförmig, einzeln, oder zu 2 — 3 verwachsen, von der Größe einer Kirsche, rothgelb, wachsglänzend; Samen kugelig, schwarz. Das Fruchtfleisch ist kleberig und hat die Eigenschaft, mit Wasser gerieben, gleich der Seife zu schäumen; daher es auch zum Waschen der Wäsche gebraucht wird, welche aber durch den scharfen, in dem Fleische enthaltenen Stoff viel früher unbrauchbar wird, als bei der Behandlung mit gewöhnlicher Seife. Die Früchte werden auch, wie die Rinde des Baumes, in dessen Vaterland als Arzneimittel angewendet. Die Früchte waren sonst auch in Europa als Nuculae Saponariae officinell. Sie sollen auch, zerquetscht ins Wasser geworfen, die Fische tödten. Aus den sehr harten Kernen machte man sonst in Europa Knöpfe. Descourt., Il. méd. des Antill., 4, T. 261. — Das Fruchtfleisch folgender Arten ist ebenfalls seifig und wird wie das von S. Saponaria *L.* benutzt: 2) S. emarginatus *Vahl.* Mittelmäßiger Baum in Ostindien; Blättchen länglich, an der Spitze ausgerandet. Die süßlich-bitterschmeckenden Früchte werden in Ost-

indien als ein Mittel, welches den Auswurf befördert, gegen schleimiges Asthma angewendet. — 3) S. laurifolius *Vahl.* Hoher Baum in Malabar, mit sehr dickem Stamme; Blättchen dreipaarig, länglich oval. Als Arznei werden in der Heimath die Früchte gegen Unterleibsschmerzen und Blähungskolik, die angenehm riechenden Blätter zu Bädern gegen gichtische Leiden, und die Wurzel gegen Rheumatismus angewendet. *Rheede*, Hort. mal., 4, T. 19. — 4) S. detergens *Roxb.* In Ostindien. — 5) S. Rarak *Dec.* Baum auf Java, mit dünnem, schlankem Stamme; Blättchen 4 Zoll lang, 1 Zoll breit. — Die Früchte folgender Arten sind ein wohlschmeckendes Obst: 6) S. senegalensis *Poir.* Ein 20 — 30 Fuß hoher Baum am Senegal, dessen süß- und weinartig-schmeckende Früchte für das beste Obst jener Gegenden gelten. — 7) S. fruticosus *Roxb.* Auf den Molukken. — 8) S. esculentus *St. Hil.* In Brasilien. — Die Gatt. ist der Typus der Sapindaceae *Juss.* und And.

Sapindus-Thränen (pharm. Bot.), die reinen durchsichtigen Harztropfen, die aus den Zweigen von Pinus orientalis *L.* fließen.

Sapirene (a. Geogr.), auch Saspirene, Insel im arab. Meerbusen, südlich vom Vorgebirge Pharan, reich an Sapphirn; jetzt Shebuan.

Sapires (Sapiri, a. Geogr.), s. v. a. Saspires.

Sapis (a. Geogr.), Küstenflüßchen in Gallia Cispadana, entspringt auf den Apenninen, fließt nördlich und mündet südlich von Ravenna, zwischen dem Padus und Aternus ins adriatische Meer; jetzt Savio (Plin. V, 15, 20).

Sapisang, asiat. Gebiet im Batta-Lande, auf der Insel Sumatra; darin eine gleichn. Stadt.

Sapium (Bot.), nach Jacquin, Talglorsche nach Oken, Gatt. der Rutaceene Euphorbiaceae *Rchb.*, Monoecia Diandria *L.* Charakter: Blüthen einhäufig, in Aehren; Staubblüthen oben, gehäuft; Kelch zwei- od. dreispaltig, mit zwei langen Staubfäden; Gröpe rund, zweifächerig; Griffel kurz, mit 3 Narben. Milchende Bäume in Ost- und Westindien und in Südamerika; von 10 Arten sind zu bemerken: 1) S. Aucuparium *Jacq.*, Hippomane biglandulosa *Aubl.* Zierlicher, 30 Fuß hoher Baum in Westindien und auf Surinam. Blätter abwechselnd, mit Querrippen. Enthält einen scharfen Milchsaft und in diesem eine Art Kautschuk, welches man als Vogelleim und auch zum Brennen braucht. Jacq., Amer., T. 158. — 2) S. Hippomane *Meyer.* Ein 30—50 Fuß hoher Baum auf den Bergen Westindiens. Blätter länglich-elliptisch, stumpflich. Der reichlich ausfließende Milchsaft ist sehr giftig. Diesen sowohl als ein Extrakt aus den Blättern braucht man äußerlich als ein beizendes Mittel bei schwammigen, vorzüglich syphilitischen Auswüchsen und schlimmen Ausschlagskrankheiten. Descourt., Fl. méd. des Ant., 3, T. 154. — 3) S. indicum *Willd.* Mittelmäßiger Baum in Ostindien, mit langen, am Grunde zweidrüsigen Blättern. In allen Theilen ist ein brennend-scharfer, sehr giftiger Milchsaft enthalten, den man wie den der vorigen Art anwendet, aber auch, heiß aufgelegt, als ein ableitendes und krampfstillendes Mittel benutzt. Die Samen benutzt man, um die Fische zu betäuben. Rheede, Hort. mal., 4, T. 51.

Saplina, europ.-türk. Ort, Serbien, Kruschevacz.

Sapmeer, niederl. Dorf, Provinz Groningen, am Schuyten-Deep; 2200 Einw.

Sapo (lat.), Seife.

Sapo arsenicalis (Pharm.), s. Arsenik.

Sapocai (Sapocei), Fluß, s. Minas Geraes.

Sapo chemicus Dippelii (Pharm.), ein früher gebräuchliches medicinisches Präparat, welches auf die Weise bereitet wurde, daß man 1 Pfd. gereinigte Potasche, ½ Pfd. Schwefelantimon und 3 Unzen Kupferfeile zusammenschmolz, die schlackige Masse heiß stieß und mit 9 Unzen, oder so viel als nöthig war, Terpentinöl zum Brei anrieb, ein Paar Finger hoch Alkohol darauf goß, das Ganze einige Tage lang digerirte, filtrirte, die rückständige Masse noch 2—3 Mal mit Alkohol extrahirte und von sämmtlichen Filtraten einen Theil des Alkohols abdestillirte. Es ist eine rothbraune Tinktur von Terpentinölgeruch und alkalischem Geschmack und besteht wesentlich aus einer geistigen Lösung einer Harzseife mit überschüssigem Alkohol und Terpentinöl ohne Metallgehalt.

Sapojnikow, Iwan von, Maler zu St. Petersburg, ein Künstler, dessen Thätigkeit in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts fällt. Er malte mit großem Geschmacke mehre kleine mythologische Bilder, die an Albain erinnern. Dann erwarb er sich um die Zeichnenklassen der öffentlichen Unterrichtsanstalten große Verdienste, indem er eine neue Lehrmethode einführte.

Sapojok, Kreis und Stadt, s. v. a. Saposhek.

Sapolje, europ.-russ. Ort, Gouv. St. Petersburg, südl. von Luga.

Sapoloca, mittelamerik. Vulkan, Nicaragua, im See von Nicaragua.

Sapolus (a. Geogr.), Stadt in India extra Gangem, im nordwestl. Theile des Landes, am Flusse Sarabus, unweit der Gangesquellen (Ptol. VII, 2, 13).

Saponaceum (Chem.), s. v. a. Saponin.

Saponara (Geogr.), ital. Stadt, Neapel, Prov. Basilicata, südl. von Potenza, auf einer felsigen Höhe; mehre Kirchen und Klöster; 4000 Einw. Dabei Ruinen der Stadt Grumentrum.

Saponara (Chem.), ungereinigte Sodaasche.

Saponaria (Bot.), nach Linné, Seifenkraut, Gatt. der Caryophyllaceae Caryophylleae *Rchb.*, Decandria Digynia *L.* Charakter: Kelch röhrig, fünfzähnig, an der Basis nackt; 5 mit Nägeln versehene Kronenblätter; Kapsel länglich-cylindrisch, einfächerig, vielsamig. Unter 20 Arten — einjährigen oder ausdauernden Kräutern in Europa und Kleinasien

— sind als Zier- und Arzneipflanzen zu bemerken: 1) S. calabrica *Guss.* Sommergewächs in Kalabrien. Stengel 6—12 Zoll hoch, gabelästig; Blätter verkehrt-eirund-spatelförmig; Blüthen einzeln, zierlich, rosenroth. Reichenb., Icon., T. 12. — 2) S. ocymoides *L.* Ausdauerndes Kraut auf den deutschen und ital. Alpen. Stengel niederliegend, gabelästig; Blätter nie lanzettförmig; Blüthen hellroth. Man hielt sonst den Samen für heilsam gegen die Folgen der Bisse giftiger Schlangen. Jacq., Austr. s. app., T. 23. — 3) S. officinalis *L.*, gemeines, gebräuchliches Seifenkraut, Seifenwurz, Speichelwurz, Speichel-Seifenkraut, Hundsnelke, Waschkraut, Madenkraut, Spatzenwurzkraut. An Wegen, Bächen, in Hecken und Gebüschen durch ganz Europa, ausdauernd; in Gärten, wo es sehr wuchert, gefüllt. Stengel 3—5 Fuß hoch, knotig-gefiedert, glatt; Blätter entgegengesetzt, ei-lanzettförmig, spitz, glänzend, dreirippig; Blüthen zierlich, weiß, fleischfarben oder hellroth. Officinell ist die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Saponariae s. Saponariae rubrae s. Saponariae majoris s. Saponariae laevis s. Saponariae officinalis, Radix et Herba Lychnidis s. Lychnidis Saponariae s. Violae agrestis. Kunze und Göbels Pharm. Waarenk., Bd. II, T. XV, F. 1. Die rothe Seifenwurzel des Handels besteht aus einer vielköpfigen, fehrlangen, stielrunden Hauptwurzel, aus vielen Seitenzweigen und aus vielen 2—3 Fuß langen Ausläufern. Alte, ausgewachsene Exemplare sind an ihrem obern Ende ¼—½ Zoll dick und nehmen nach unten hin allmählig an Dicke ab, sind ferner hin und her gebogen, gabelig verzweigt und nach unten in verästete Fasern aufgelöst. Die Oberfläche hat tiefe Längsrunzeln, welche sehr unregelmäßig gebogen, nach unten zu aber feiner und tiefer sind. Die Farbe ist matt röthlich-braun, gleichsam schwach bereift. Die sehr dünne Oberhaut liegt fest an und trennt sich von selbst nicht los. Auf dem kreisrunden Querdurchschnitte sieht man eine feste, weiße oder hellgraue ½—1/9 Linie dicke Rindenschicht, in welcher das dichte gelbe Mark, durch einen deutlichen dunklern Ring gesondert, sich befindet. Die Wurzel bricht leicht, und der Bruch ist kurz und uneben. Das Gewicht ist ziemlich beträchtlich. Der Geruch fehlt, aber der Geschmack ist anfangs süßlich, dann bitterlich, hinterdrein etwas scharf und kratzend, lange anhaltend. Sie wirkt als ein der Sassaparille und Senega verwandtes bitter- und etwas scharfstoffiges Mittel, besonders auf das lymphatische System, auflösend, gelind reizend, schweiß- und harntreibend und wird gegen Gicht, chronische Hautausschläge, bösartige Geschwüre und syphilitische Krankheiten, besonders Krätze, in Abkochung angewendet. Man bereitet daraus Extrakt, und sie macht auch einen Bestandtheil der Species Lignonum aus. Die ägyptische oder levantische Seifenwurzel stammt von Gypsophila Struthium *L.* (s. d.). Die weiße Seifenwurzel, welche von Lychnis vespertina *Sibth.* (s. d.) stammt, soll damit verwechselt und vermischt werden, was darum wohl nur äußerst selten geschehen dürfte, weil sie gewöhnlich theurer verkauft wird. Nach Osborne enthält die rothe Seifenwurzel eine kleberige, gummige Materie, welche, mit fettigen Theilen zusammen gerieben, eine Emulsion darstellen und das seifenartige Schäumen, welches sich an der Abkochung zeigt, veranlassen soll. Man gebraucht die Seifenwurzel häufig zum Waschen feiner Wäsche, Spitzen, Seidenzeuche u. s. w. Auch reinigt man Silber und Gold besser damit als mit Seife. Das Seifenkraut, Herba Saponariae rubrae, hat zwar dieselben Bestandtheile, Eigenschaften und Kräfte, aber in weit geringerem Grade, weshalb man es auch seltener anwendet. Dierbach hat in den Annalen der Pharm. VII, 1, S. 85 — 92 eine Uebersicht der Gewächse zusammen gestellt, welche statt der künstlichen Seife zum Waschen und Reinigen angewendet werden können. Schuhr, Bot. Handb., T. 121. — 4) S. Vacaria *L.*, Gypsophila Vacaria *Sm.*, Kuhkraut, Erdwaich. Einjährig, auf Lehm- und Kalkboden, in Getreide durch das ganze mittlere und südliche Europa. Man gebraucht sonst die fast kugelrunden, fein gekörnelten, schwarzen Samen als erhitzendes und harntreibendes Mittel. Bot. Mag., T. 2290.

Saponariae Nuculae (pharm. Bot.), s. Sapindus Saponaria *L.* — S. albae Radix, s. Lychnis vespertina *Sibth.* — S. rubrae Radix et Herba, s. Saponaria officinalis *L.*

Saponarin (Chem.), nach Osborne, krystallisirbarer, bitterer, schmelzbarer, in Wasser schwer, in Alkohol u. Aether leicht löslicher Stoff, welchen er aus der vor dem Blühen gesammelten Wurzel der Saponaria officinalis, nicht aber nach dem Blühen erhielt.

Saponifikation (v. Lat.), 1) Verseifung, d. i. der Prozeß, durch welchen mittelst Einwirkung ätzender Alkalien auf Fette oder fette Oele Seife gebildet wird; — 2) Verwandlung in eine seifenartige Masse, z. B. von Leichen, die in weichem, feuchtem Thonkalk liegen und dadurch vor dem Zutritt von atmosphärischer Luft geschützt sind.

Saponin (Saponacenm, Chem.), Seifenstoff, Struthin nach Bley, kratzender Extraktivstoff nach Pfaff, der eigenthümliche, kratzende, in wässeriger Lösung beim Schütteln stark schäumende (dem Senegin sehr ähnliche) Bestandtheil der Seifenwurzel (Saponaria officinalis), wurde von Schrader zuerst als eigenthümlich aufgestellt, später von Andern in mehren Gewächsen gefunden, wie in der Rinde von Quillaja Saponarias, in der Rinde von Gymnocladus canadensis, in der levantischen Seifenwurzel (Gypsophila Struthium), in der Roßkastanienfrucht (Aesculus Hippocostanum), ferner in der Frucht mehrer Sapindus-Arten. Zur Darstellung des S. wird der betreffende Pflanzentheil mit Alkohol ausgezogen, von der Tinktur der Weingeist abgezogen, die rückständige Flüssigkeit zum Extrakt verdunstet und das Extrakt so oft mit heißem Alkohol behandelt, als dieser beim Erkalten S.

fallen läßt. Es bildet eine weiße, unkrystallisirbare, leicht zerreibliche Masse, geruchlos, von anfangs süßlichem, dann anhaltend scharfem, stechendkratzendem Geschmack, erregt Niesen, löst sich leicht in Wasser, reagirt neutral, selbst die sehr verdünnte Lösung, schäumt noch stark beim Schütteln. In Alkohol löst es sich um so schwerer, je wasserfreier derselbe ist; 500 Th. wasserfreier, siedender nehmen nur 1 Th. S. auf, und beim Erkalten fällt fast Alles wieder heraus; Aether löst nichts davon auf. Salpetersäure von 1,33 zersetzt das S. in ein saures, gelbes Harz, Schleimsäure und Oxalsäure; verdünnte Salzsäure zersetzt es ebenfalls und bildet eine neue Säure, die Saponialsäure (s. d.). Alkalien verhalten sich wie Salzsäure.

Saponinsäure (Aesculussäure, Pflanzenchemie), entsteht bei Behandlung von Saponin mit Säuren und Alkalien. Löst man Saponin in verdünntem, wässerigem Kali auf, verdampft zur Trockne und zieht den Rückstand mit Alkohol aus, so löst sich saponinsaures Kali in dem Weingeist auf, das bei Zerlegung mit einer Säure die S. liefert. Es bildet ein weißes Pulver, unlöslich in kaltem, schwerlöslich in heißem Wasser, leichtlöslich in Alkohol, unlöslich in Aether. Schmilzt in höherer Temperatur unter Zersetzung und liefert bei der trockenen Destillation kein krystallinisches Produkt. Zusammensetzung: $C_{52}H_{46}O_{24}$.

Saponit (Min.), nach Svanberg, ein unbestimmbares Mineral von Dalarne in Schweden. Erscheint in Nestern von Seifenkonsistenz, weiß ins Gelbe und Rothe, Strich glänzend. Ist Talkerde, Kieselsäure, Thonerde und Wasser und heißt auch Piotin.

Sapor (lat.), der Geschmack.

Sapores (Gesch.), 1) S. I., pers. Schahpuri, d. h. Sohn des Königs, mit dem Beinamen Tirdeh, Sohn Artaxerres I., des Stifters der neupers. Dynastie der Sassaniden, und der Ruschenk oder Morane, einer Abkömmlingin des arsacidischen Geschlechts. Nachdem er eine Zeit lang Mitregent gewesen, folgte er 240 n. Chr. seinem Vater auf dem Throne, diesem wohl an kriegerischem Thatendrang und eroberungslustigem Ehrgeiz, aber nicht an bürgerlicher Tüchtigkeit gleich. Ein Mann von ungemeiner Schönheit und Kraft des Körpers, ließ er sich nur zu häufig vom Jähzorn zur Grausamkeit hinreißen, weshalb ihn besonders die abendländischen wegen der von ihm an Valerianus verübten Mißhandlung erbitterten Schriftsteller scharf tadeln, während morgenländische, z. B. der alexandrin. Patriarch Eutyches ihn wegen seiner Gerechtigkeit und Sorge für seiner Unterthanen Wohl, wegen seiner Freigebigkeit und Empfänglichkeit für die Lehren der Weisheit sehr rühmen. Sofort nach seinem Regierungsantritt brach er in die röm. Grenzprovinz Mesopotamien ein, bemächtigte sich durch Verrath der festen Wüstenstadt Hatra, eroberte auch Carrä und Nisibis und bedrohte selbst Antiochien. Zwar ward letztere Stadt durch Gordianus III. und Misitheus dem römischen Reiche noch erhalten, auch Carrä und Nisibis wieder erobert und S. selbst bei Resaina in der Nähe der Chaboresquellen geschlagen; aber in Folge der Ermordung jener beiden tüchtigen Heerführer durch den Usurpator Philippus Arabs, der darauf mit S. einen schmachvollen Frieden abschloß, gingen nicht nur alle errungenen Vortheile, sondern auch die Provinzen Mesopotamien und Armenien verloren, zu deren Wiedereroberung Philipp nur durch die allgemeine Entrüstung über die dem röm. Namen angethane Schmach veranlaßt worden seyn soll. Die Kalamitäten, welche das röm. Reich kurz vor und nach dem Tode des Decius trafen, gaben dem S. eine willkommene Gelegenheit, im Einverständniß mit dem röm. Usurpator Cyriades und von den Königen der Kadusier und Armenier unterstützt, von Neuem in Syrien, Mesopotamien und Kleinasien einzubrechen und bis Edessa und Cäsarea vorzudringen. Der neue, bereits 70 Jahre alte Kaiser Valerianus, im Osten und Westen durch die andringenden sarmatischen und germanischen Völker gedrängt und durch die Pest eines beträchtlichen Theiles seines Heeres beraubt, überließ den Oberbefehl gegen die Germanen seinem Sohn und Mitkaiser Gallienus und warf sich, nachdem er sich von dem thatenlosen, schwelgerischen Leben, dem er sich aus Verzweiflung über des Reiches Noth eine Zeit lang in Antiochien überlassen, losgerissen hatte, der persischen Uebermacht entgegen, mußte aber derselben um so eher unterliegen, da sein eigener Oberfeldherr das Heer durch verdehachten Verrath oder Unbesonnenheit in eine ganz ungünstige Stellung führte. Durch die dadurch herbeigeführte Niederlage entmuthigt, suchte Valerianus durch reichliche Geldspenden und auf dem Wege der Unterhandlung Frieden mit den Persern zu erhalten. Aber unter dem Vorgeben, es solle der Frieden von den beiden Herrschern persönlich abgeschlossen werden, lockte ihn der treulose Perserkönig zu sich und behielt ihn in der Gefangenschaft zurück, in welcher der Kaiser des Römerreichs wie der elendeste Sklave mißhandelt und endlich im J. 269 grausam hingerichtet ward. Vergebens drangen selbst die mit S. verbündeten Fürsten auf des Kaisers Freilassung, vergebens boten Baktrier, Albaner und Taurosythen den Römern zu Valerians Befreiung ihren Beistand an; jenes blieb auf Seiten des pers. Despoten, dieses auf Seiten des fühllosen Gallienus unbeachtet, und selbst christliche Schriftsteller sehen in den Leiden Valerians nur gerechte Vergeltung für die von demselben den Christen bereiteten Verfolgungen. Ein römischer Feldherr, Callistus, und Odenathus, Herrscher von Palmyra, aber waren es, welche die Ehre Roms einigermaßen aufrecht erhielten; jener überfiel die in Cilicien und Lycaonien im J. 260 raubend und plünderud umherstreifenden persischen Horden, tödtete 3000 derselben, machte reiche Beute und verjagte die Ueberlebenden; dieser schlug die zurückweichenden Perser am Euphrat, eroberte Nisibis und die meisten andern von den Persern eingenommenen Plätze zurück und verfolgte den flüchtigen S. bis Ctesiphon, das er nach Einigen so-

gar genommen haben soll. Gallienus feierte wegen dieser Siege, an denen er keinen Theil gehabt, einen eitlen Triumph und erhob sich erst nach des Odenathus Ermordung zum Kriege gegen die Perser, dessen erfolgreiche Führung ihm jedoch die Palmyrener durch Auflehnung seines Heeres unmöglich machten. Doch ward das röm. Reich von S. fortan nicht mehr beunruhigt, da derselbe gegen das Ende seiner Regierung hin in seinem eigenen Reiche zu sehr beschäftigt war, um an auswärtige Unternehmungen denken zu können. Um diese Zeit trat nämlich Manes mit seinem auf Vereinigung der christl., persischen und buddhistischen Religionslehren abzielenden reformatorischen Versuche auf, ward aber von S. als Neuerer und Unruhestifter gehaßt und verfolgt. Den Rest der Tage S.', welcher sich als Gönner der Wissenschaft und Kunst bewies, füllten großartige Bauunternehmungen aus. Er stellte nämlich nicht nur ältere Städte, z. B. Nischâhr und Kazerun in Farsistan wieder her, sondern gründete auch neue, z. B. Schadrapur und Naubendjan in derselben Provinz und Nischapur in Khorasan. S. † ums J. 271 nach einer laut den meisten Angaben 30—31jährigen Regierung. Sein Porträt ist uns auf Münzen erhalten, auf welchen er den Titel „der Anbeter des Ormuzd, der treffliche Sapor, König der Könige von Iran, himmlischer Keim der Götter" führt. — 2) S. II., Sohn Hormisdas II., der vor seiner Geburt starb (309), daher dem noch Ungebornen schon gehuldigt worden seyn soll. Die Minderjährigkeit benutzten die Nachbarn des Reichs, die Griechen, die Völkerstämme in Turkestan und besonders die Araber zu Einfällen in dasselbe; aber der erst 16 Jahre zählende Herrscher schlug sie siegreich zurück und setzte, nicht zufrieden damit, nach dem ostarabischen Küstenlande Bahrein hinüber, wo er das Recht der Wiedervergeltung mit orientalischer Grausamkeit ausübte und unter Anderem den gefangenen Arabern die Schultern durchstechen und Seile durchziehen ließ, woher er den Namen Dhulaktaf erhalten haben soll. Eine Unterredung mit dem 300jährigen Amru oder mit Malek Ben Nasser, einem Vorfahren des Mohammed, soll ihn aber zur Gunst gegen die Araber umgestimmt haben. Klingen schon diese Angaben zum Theil sagenhaft, so ist um so mehr die Erzählung entschieden in das Gebiet der Fabel zu verweisen, wonach S. entschlossen, die Byzantiner zu bekämpfen, sich verkleidet an deren Hof begeben habe, entdeckt, ein Jahr in Gefangenschaft gehalten und dann von Byzantinern in den Feldzug gegen die Perser mitgeschleppt worden, aber in das belagerte Jondi Schâpur entkommen sey, von da einen Ausfall auf die Belagerer gemacht, sie verjagt, den Kaiser in seine Hände bekommen und erst nach einiger Zeit, und zwar laut einer Angabe verstümmelt, oder gegen schweres Lösegeld wieder freigegeben haben soll. Während die orientalischen Berichterstatter solche Mährchen erzählen, schweigen sie von der langen Reihe von Kämpfen, welche S. mit den byzantinischen Kaisern von Konstantin dem Großen an bis auf Valens herab bestanden haben soll. S. nämlich, stolz auf seine Erfolge in Arabien, eingedenk, daß die Römer seinem Großvater 5 Provinzen entrissen, und mißtrauisch gegen den byzantinischen Hof, wegen der von diesem seinem ältern Bruder Hormisdas erwiesenen Gunst, so wie wegen der Erhebung des Christenthums, welches, obwohl von S. gehaßt und verfolgt, doch viele Bekenner in Persien zählte, zur Staatsreligion, sann insgeheim auf Krieg, während er durch Abgeordnete um die Freundschaft des byzantinischen Hofes warb. Wirklich kam es auch bald zu einem sehr blutigen Kriege, in welchem sich S. als Heerführer kühner und geschickter zeigte, als die römischen Feldherren, Nisibis, die starke Vormauer des römischen Reichs, durch dreimaligen heldenmüthigen Widerstand gegen die Perser sich hervorthat und die Römer unter tüchtigen Anführern einige Male siegten, aber bei Singara (353) bedeutenden Verlust erlitten, der nicht dadurch ersetzt ward, daß sie den Thronerben Marses in ihre Gewalt bekamen und grausam hinrichteten. Nach dem Tode Constantius' (360) bekam S. in diesen Nachfolger Julian einen feurigern und ruhmbegierigern Gegner; aber dessen frühzeitiger Tod (363) führte das Ende dieses langen Krieges herbei, indem Julians Nachfolger, Jovian, einen für Byzanz unrühmlichen und nachtheiligen Frieden mit den Persern schloß. Durch diesen Frieden ward namentlich Armenien und Iberien dem S. preisgegeben. Hier verdrängte dieser den von dem Kaiser eingesetzten Sauromaces durch eine seiner Kreaturen, dort aber bekam er durch List den Arsaciden Tiranus in seine Hände, ließ denselben blenden und erhob dafür dessen Sohn Arsaces auf den Thron. Darauf machte er einen Einfall ins griechische Kleinasien, drang bis Bithynien vor und errichtete daselbst nach längerem Verweilen an dem Meeresufer eine Säule mit dem Löwen, dem Symbole Persiens, der ein Buch (das römische Reich) mit Füßen trat. Obwohl wiederholt von den nördlichen Grenzvölkern beunruhigt, und von einem Heere Valentinians besiegt und von Tigranocerta zurückgeschlagen, brachte er doch vom J. 364 an die völlige Unterwerfung des armenischen Zwischenreichs durch die endlich vollbrachte Einnahme und Zerstörung von Tigranocerta, Gefangennehmung des Arsaces, der im Kastell der Verzweiflung in Khusistan verschwand (369 od. 370), der Königin und Niederreißung aller festen Plätze des Landes, sowie durch Unterdrückung des Christenthums zu Gunsten des Ormuzddienstes zu Stande. Zwar gelang es einem römischen Heere, die Vasallenstaaten Iberien und Armenien noch einmal der pers. Herrschaft zu entreißen, aber der Andrang der Hunnen und Gothen gab diese nebst den orientalischen Provinzen des Reichs aufs Neue der Obmacht S.s preis. Sein hohes Alter, vielleicht auch Schwäche, machten ihn jedoch jetzt zur Ruhe und Mäßigung geneigt. Arbeiten des Friedens, Ausgrabungen von Kanälen, Herstellung von Brücken, Schlössern, Felsenhallen, Erweiterung und Gründung von

BIBLIOTECA REALE MONACO

Städten, besonders die Wiederaufrichtung der von Septimius Severus zerstörten Residenz Ctesiphon, füllten diese Zeit der Ruhe aus. Die letztgenannte Stadt erhob S. unter dem Namen Madain (Doppelstadt mit Inbegriff von Seleucia, s. d.) zur Winterresidenz. Allgemeine Schwäche des Körpers und ein Augenleiden trübten die letzten Jahre S.', welcher, nachdem ihm der von einem indischen Könige erbetene Arzt Georgius auf eine Weile wieder aufgeholfen hatte, im J. 381 nach einer Lebens- und Regierungszeit von 70—72 Jahren starb und in der von ihm neu gegründeten Stadt Ctesiphon-Madain beigesetzt ward. Auch von ihm sind Münzen vorhanden. — 3) S. III., nach Einigen Sohn des Artaxerxes, nach Andern Sapors II., wird als wohlwollender und gerechter Beförderer des Wohles seiner Völker, als Freund der Religion und Urheber weiser Sprüche gepriesen, trat mit Byzanz durch eine Gesandtschaft in freundliches Einvernehmen und regierte 5 Jahre lang in Ruhe, ward durch den Umsturz seines k. Lossalen Zeltes auf der Jagd erschlagen.

Saporoger Kosaken, s. Kosaken.

Saposhok (Saposchat, Sapojok, Geograph.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Rjäsan, grenzt nördlich an den Kr. Kasimow, östlich und südlich an das Gouv. Tambow, westlich an den Kr. Rjaschsk u. nordwestlich an den Kr. Spask; wird von der Para, der Werditza und dem Gunorez bewässert und ist gut angebaut. — 2) Kreisstadt daselbst, an dem Flüßchen Saposhka; Tuch- u. Baumwollenweberei; 4600 E.

Sapota (Bot.), nach Adanson, Pflanzengatt. Arten unter Achras u. Lucuma. —

Sapotaceä (Bot.), nach Reichenbach, Sapotaceen, natürliche Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Sträucher und Bäume, mit Gegen- und Wechsel-, meist lederartigen ganzen, doch auch gefiederten Blättern; Blüthenstand verschieden, Blüthen meist Zwitter, wenige diklinisch; Fruchtknoten meist frei; Narben meist einfach; Kelch 5zähnig oder 5theilig; Frucht: einflüglige, einsamige Nuß oder Kapsel, oder ein- bis vielsamige Steinfrucht; Same meist mit fleischigem Eiweiß, anfangs verkehrt und klein, später aufrecht und groß, auch ohne Eiweiß. Samenlappen blattartig oder dickfleischig. Staubbeutel zweifächerig, längs aufspringend, angewachsen, oder aufrecht; Staubfäden meist an der Blumenröhre eingefügt. Blumenkrone sehr selten fehlend, sonst 1blättrig, trichter- oder präsentirtellerförmig, 4—5—6theilig, bisweilen fast mehrblättrig; Abschnitte klappig u. gerollt, oder umgelegt. Drei Gruppen: Jasmineä, Illicineä und Sapoteä (s. d.).

Sapotae Grana (pharm. Bot.), s. Achras Sapota *L.*

Sapoteä (Bot.), nach R. Brown, Sapoteen, dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Kelch frei, 4—8theilig; Zipfel dachig, zuweilen zweireihig. Blume unterweibig; Zipfel in gleicher, selten in doppelter oder dreifacher Zahl der Kelchabschnitte. Staubgefäße auf der Blume befestigt, gerennt, so viele als Kelchzipfel und vor die Blumenzipfel gestellt, oder seltner mehr, meist mit eben so vielen antherenlosen Fäden abwechselnd. Eierstock mehrfächerig; Fächer eineilig, mit aufrechten Eichen. Griffel 1; Narbe ungetheilt, oder gelappt. Beere oder Steinfrucht mehrfächerig oder (durch Fehlschlagen) einfächerig, mit einsamigen Fächern. Samen mit oder ohne Eiweiß. Keim gerade, mit einem unterständigen Würzelchen (die Keimblätter in den eiweißlosen Samen dick, fleischig, zuweilen verwachsen). Bäume oder Sträucher, fast alle milchend. Die Blätter wechselständig, lederig, ganz und ganzrandig, nebenblattlos. Die Blüthen zwitterig, regelmäßig, winkelständig, einzeln oder gedrängt. Eine aus etwa 90 Arten (in 13 Gattungen) bestehende Familie, welche nur auf die heiße Zone und die derselben zunächst gelegenen Länderstriche beschränkt ist. Der bei den meisten vorkommende Milchsaft ist mild und unschädlich; die Früchte fast aller sind eßbar und von manchen sehr schmackhaft, während die Samen viel mildes, fettes Oel enthalten. Daher sind die Saposeten für die Tropenländer sehr wichtige Gewächse, besonders da auch noch von manchen das harte, dauerhafte Holz in technischer Beziehung und von einigen die adstringirend-bittre Rinde als Heilmittel benutzt wird. Wichtigste Gattungen: Achras *Brown*, Bassia *L.* — Nach Reichenbach bilden die S. eine Gruppe der Sapotaceä (s. d.); nach Oken stehen sie in der Zunft der Apfel-Stengelpflanzen oder Ranger. (Kl. 8, Zunft 16). Vgl. Endlicher, Prodromus Florae norfolkicae, S. 48.

Sapothrenä (a. Geogr.), Völkerschaft im asiat. Sarmatien, diesseits des Rha (Ptol. V, 9, 19).

Sapotier (franz., Bot.), s. v. a. Sapotillbaum (s. d.), Achras Sapota *L.*

Sapotillae Grana (pharm. Bot.), s. Achras Sapota *L.*

Sapotillbaum (Bot.), auch gemeiner Breiapfel, Achras Sapota *L.*, ein 20—50 Fuß hoher Baum in Westindien und Südamerika, wild und häufig angebaut, mit sehr ausgebreiteter Krone, mit narbigen, nur am Ende beblätterten jüngern Zweigen; Blätter gehäuft, gestielt, länglich-elliptisch, spitz, kahl und etwas glänzend; Blüthen einzeln, winkel- und seitenständig, kurz gestielt; Blume 5" lang, wenig länger als der glockige Kelch; schwach 6furchig, die Zipfel eirund, vertieft, stumpf, die Schuppen des Schlundes länglich, gewölbt, ausgerandet; Beere kugelig, oder etwas ins Ellipsoidische gehend, 1½ Zoll im Durchmesser oder größer, außen mit einer rauhen, mürben, rostbräunlichen Haut, innen schmutzig-weiß, sehr weich. Samen groß, ½ Zoll lang, glänzend-schwarz. Die Früchte, welche erst, nachdem sie teigig geworden, genießbar werden, sind im tropischen Amerika ein sehr beliebtes Obst. Der in allen Theilen des Baumes enthaltene Milchsaft ist bitter; die Rinde und die sehr bittern Samen sind dort als Arzneimittel im Gebrauche. Jacq., Amer., T. 41.

Sapovius, David, Bildhauer von Danzig, Lehrer des berühmten Schlüter, führte eigene

Werke in Berlin beim Bau des neuen Schlosses aus, da ihn Schlüter zu diesem Zwecke dahin berief. Die Bildwerke dieser Residenz sind in Kupfer gestochen worden.

Sapowice, preuß. Dorf, Prov., R.-B. u. Kr. Posen; 1c0 Einw.

Sappalah, zweifelhaftes afrik. Land, im Innern, nordöstlich von Biafara.

Sappenholz (pharm. u. techn. Bot.), s. Caesalpinia Sappan L.

Sappania (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Caesalpinia L.

Sappare (franz., Min.), s. v. a. Disthen oder Cyanit (s. d.).

Sapparit (Min.), nach v. Schlotheim, ein Pyromachit von noch unsicherer Stellung im System, krystallisirt in rechtwinkelig-vierseitigen Säulen und ist lateral spaltbar, H. = 6,5, sapphirblau, zum Theil mit weißlichem Schiller, durchscheinend. Mit Spinell verwachsen, in Pegu oder auf Ceylon. Einige halten das Mineral für Cyanit.

Sappe (Sappenarbeit, v. span. Zappa, Befestigungsk.), im weiteren Sinne die verschiedene und eigenthümliche Ausführung der bei der förmlichen Belagerung einer Festung vorkommenden Laufgräben oder Tranchéearbeiten, im engern Sinne des Wortes aber die Fuß für Fuß vorrückende Spitze eines schmalen Grabens, an welchem bei Tag und Nacht besonders dazu eingeübte Soldaten, die sogenannten Sappeurs, arbeiten. Nach Verschiedenheit der Anlage und Ausführung des Baues unterscheidet man folgende Hauptarten der S.: 1) die unbedeckte (einfache) S. Bei ihrer Ausführung weichen die Arbeiter, ohne irgend eine Deckung vor sich zu haben, auf einmal längs der Trace des zu bildenden Laufgrabens angestellt. Sie graben sich zunächst 3 Fuß tief ein und werfen die ausgehobene Erde nach der Seite der Festung hin am Grabenrande glacisförmig auf, um dadurch, in diesem Graben stehend, bald möglichst eine 6 Fuß hohe Deckung zu erhalten. Hierauf wird der Graben bis auf ungefähr 15 Fuß untere Breite erweitert und durch die erhaltene Erde die 3—4 Fuß hohe glacisförmige Brustwehr verstärkt. Terrainverhältnisse können aber auch eine noch größere Deckhöhe nothwendig machen, in welchen Fällen dann der Graben eine Tiefe von 4—5 F. erhält. Soll die Tranchée zur Infanterievertheidigung dienen, so wird hinter dem glacisförmigen Aufwurfe ein Banket angelegt. Der vollendete Laufgraben hat dann das Profil einer eingeschnittenen Brustwehr (s. d.). Um bequem in den Laufgraben gelangen zu können, werden in angemessenen Entfernungen an der der Brustwehr gegenüberstehenden Grabenseite apparellenförmige Eingangswege angebracht. In den Laufgräben, von wo man gegen die Ausfalltreppen auch offensiv zu agiren beabsichtigt, werden überdies noch an den schicklichsten Stellen treppenartige sogenannte Ausfälle angelegt. Dieser Sappenart bedient man sich bei allen Belagerungsarbeiten, welche außerhalb des feindlichen Gewehr- und Kartätschenfeuers liegen. Daher werden auf diese Weise die Kommunikationen aus den Depots nach der ersten Parallele, die erste Parallele selbst und größtentheils auch noch die Kommunikationen von der ersten zur zweiten Linie ausgeführt. — 2) Die flüchtige S. Bei ihr traciren die Arbeiter die auszuhebende Tranchée durch mitgebrachte kleine Schanzkörbe von 3 Fuß Höhe und 2 Fuß Weite. Die Körbe werden in der angezeigten Richtung dicht an einander gesetzt, und hinter denselben, in 1 F. Abstand, wird der Laufgraben angefangen, indem man mit der daraus gewonnenen Erde zunächst die Schanzkörbe füllt und dann erst die übrige Erde zur Bildung der Brustwehr hinauswirft. Um die Lücken, wo je 2 Schanzkörbe an einander stoßen, gegen das Durchschlagen von Flinten- und Kartätschenkugeln zu verwahren, wird vor jede ein Sappenbund (s. d.) gesteckt, oder es werden 2 Sandsäcke über einander gestellt. Diese Deckung bleibt so lange stehen, bis die Lücke von außen durch die über die Körbe geworfene Erde völlig zugeschüttet ist. Sobald man auf diese Weise bis auf 3 F. Tiefe in die Erde gekommen ist, gewähren die 3 F. hohen gefüllten Schanzkörbe mit der über sie hinausgeworfenen Erde 6 F. Deckhöhe. Die Arbeiter sind nun so viel gedeckt, daß sie den Graben bis zu der erforderlichen Breite, wie bei der offenen S., ausheben und die Erde zur Verstärkung der Brustwehr über die Körbe hinauswerfen können. Um der glacisförmigen Brustwehr die 4 Fuß hohe Anschlaghöhe zu verschaffen, werden auf die nur 3 Fuß hohen Sappenkörbe zwischen ihre Pfähle 4 F. lange Faschinenstücke oder Erdsäcke aufgelegt. Bankets und Ausfälle werden übrigens so wie bei der offenen S. ausgeführt. Wegen der schnellen Deckung (in lockerm Boden geschieht die Füllung der Körbe in 4—5 Minuten, und dann ist der kniende Arbeiter schon gegen Flintenkugeln und ziemlich auch gegen Kartätschfeuer gesichert) bedient man sich dieser S. bei allen Belagerungsarbeiten von dem Momente an, wo das feindliche Musketenfeuer wirksam zu werden anfängt, welches meist von der Anlage der 2. Parallele, bisweilen auch schon früher nothwendig wird. — 3) Die völlige oder ganze S. ist jene Tranchéearbeit, bei deren Beginn gewöhnlich nur 4 Sappeurs angestellt werden. Der erste Sappeur legt und rollt, um von vorn gedeckt zu seyn, einen großen, 6 Fuß hohen und 4 Fuß breiten, mit Faschinen, besser mit Moos oder ähnlichen leichten elastischen Stoffen ausgefüllten Schanzkorb, den sogenannten Rollkorb (statt dessen kann man sich auch noch vortheilhafter eines eben so großen Wollsackes oder eines von Faschinen oder Matratzen gebildeten Schirmes bedienen, welcher auf einem hölzernen, mit 2 kleinen niederen Rädern versehenen Gestell leicht beweglich ist) vor sich hin, unter dessen Schutz er allmählig auf die Seite nach dem Feinde hin und in der Richtung, welche die Tranchée bekommen soll, eine Reihe von Sappenkörben auf folgende Weise dicht neben einander aufstellt. So wie der erste Sappenkorb steht, hebt dieser Sappeur, hinter dem Rollkorb kniend, in einem Abstande von 1—2 Fuß von

dem kleinen Schanzkorbe, einen 1½ Fuß breiten und eben so tiefen Graben aus und füllt mit der daraus erhaltenen Erde den vor sich stehenden Korb. Ist dieser gefüllt, so wird der Rollkorb ein Stück fortbewegt, auf gleiche Weise der zweite Sappenkorb dicht an den ersten gesetzt, die Lücke zwischen beiden sofort durch ein Sappenbündel oder mit Erdsäcken gedeckt und nachher eben so die Füllung dieses zweiten Korbes vorgenommen. In dieser Weise setzt der erste Sappeur seine Arbeit fort. So wie diese Arbeit um einige Fuß fortgeführt ist, kniet der zweite Sappeur am Anfang derselben nieder und erweitert und vertieft den angefangenen Graben um 12 F., indem er die daraus gewonnene Erde über die Schanzkörbe hinauswirft. Jeder der noch übrigen beiden Sappeurs folgt auf dieselbe Art seinem Vorgänger, so wie er Platz gewinnt, wodurch von der gewonnenen Erde nach und nach der Erdanschutt vor den Sappenkörben verstärkt und, wenn der 4. Sappeur sein Pensum vollendet hat, der Graben 3 Fuß obere Breite und 3 Fuß Tiefe haben wird. Nachdem auf diese Weise in dem Graben eine Deckhöhe von 6 Fuß erlangt ist, werden gewöhnliche Arbeiter darin angestellt, um ihn bis zur erforderlichen Breite zu erweitern und die Tranchéebrustwehr zu verstärken. Zweckmäßig ist es, die Sappeurbrigaden aus 8 Mann zusammenzusetzen, wovon 4 Mann arbeiten, während die übrigen 4 Mann den Arbeitenden die benöthigten Baumittel zureichen. Nach Verlauf einer Stunde lösen sie sich gegenseitig ab, und auf diese Weise wird alle Stunden fortgefahren. — Dieser Sappenarbeit bedient man sich bei der Ausführung der Laufgräben von da an, wo man auch bei der Anwendung der flüchtigen S. noch zu bedeutenden Verlust erleiden würde; jedenfalls setzt sie aber voraus, daß die Festungsgeschütze meist ihr Feuer schon haben einstellen müssen. Die flüchtige ganze S. wird diese Tranchéearbeit dann genannt, wenn der erste arbeitende Sappeur bei sehr schrägem feindlichem Feuer zu seiner Deckung keines Rollkorbes bedarf, sondern diese schon hinter den bereits aufgestellten und gefüllten Sappenkörben findet. Die Sappenarbeit schreitet in einem solchen Falle um Vieles schneller vorwärts. — 4) Die halbe S. Bei dieser werden, wie bei der flüchtigen, durch besonders kommandirte Arbeiter die Sappenkörbe alle auf einmal in der Richtung der zu tranchirenden Linie aufgestellt und dann nach und nach von den Sappeurs gefüllt, wobei, wie bei den andern S.n, die Lücken mit Sappenbündeln oder Sandsäcken versetzt werden; oder sie werden auch alle auf einmal durch eine zweite Abtheilung Arbeiter schnell mit Sandsäcken ausgestopft, worauf dann bloß der Graben dahinter durch die Sappeurs ausgehoben wird. — Diese Art S. befördert das Vorrücken der Arbeit ungemein, kann aber nur dann angewendet werden, wenn der Feind sein Feuer vermindern, oder auf kurze Zeit ganz einstellen muß. — 5) Die sogenannte alte S. ist in 4 Fuß tiefer und 6 Fuß breiter Graben, der ganz auf ähnliche Weise von 4 Sappeurs wie die völlige S. ausgehoben wird. Sie unterscheidet sich von dieser nur dadurch, daß die Schanzkorbdeckung wegfällt, daß sich der erste Sappeur 4 F. tief und 3 F. breit eingräbt, und daß der 2., 3. und 4. Sappeur den angefangenen Graben um 1 Fuß breiter machen. Die nach der feindlichen Seite zu aufgeworfene Brustwehr besteht dann bloß aus Erde und wird nur 2 — 2½ F. hoch angelegt. Da diese Sappenarbeit immer auch ganz in der Nähe des Feindes und unter dem feindlichen Feuer ausführt wird, so ist es stets rathsam, den ersten Sappeur noch durch einen Schirm oder Rollkorb, wie bei der völligen S. zu decken. — Diese Art des Tranchéebaues kann nur sehr langsam von Statten gehen; in 24 Stunden rückt sie etwa um 24 Fuß vorwärts, weshalb man sie in neuerer Zeit nur noch in besonderen Fällen anwendet. Braucht man sie als Logement auf einem eroberten Festungswerke, so erhält sie nur 3 F. Breite und bekommt alsdann ein Banket von Sandsäcken. Aus der völligen S. entspringen noch einige Arten, wobei zwar das Eingraben in die Erde gerade so wie bei der völligen S. erfolgt, dagegen aber entweder in der Führung der Linie, oder in der Bauart Abweichungen eintreten. Dahin gehört 6) die bedeckte S. Sie besteht aus einem gewöhnlich 4 Fuß, selten bis 8 Fuß breiten Laufgraben, der mittelst zwei parallel neben einander fortgeführten völligen S.n gebildet wird, und zwar so, daß zu beiden Seiten der Grabenränder die gewöhnliche Schanzkorbbrustwehr fortläuft. Quer über die Sappenkörbe wird eine Decke von schwachen Balken, Hurten, Faschinen und Sandsäcken gelegt, welcher man im Innern zu beiden Seiten, dicht an der Grabenböschungsfäche, durch eine Reihe untergesetzter sogenannter Blindrahmen die nothwendige Unterstützung verschafft. Man bedient sich dieser S. da, wo der Laufgraben der Länge nach bestrichen werden kann, und vorzüglich dann, wenn sich der Feind durch ein wohlunterhaltenes Wurffeuer vertheidigt. Da diese Decken nur die sogenannten Mörserkartätschen, die Steinwürfe, Handgranaten und Haubitzgranaten abhalten sollen, so brauchen sie an sich nur schwach zu seyn. Gegen Kartätschen und Steine reicht daher oft schon eine bloße Hurten- oder Faschinenbedeckung aus, so wie man in neuerer Zeit selbst vorgeschlagen hat, sich zu diesem Behuf nur hinlänglich starker und dichter ausgespannter Netze zu bedienen. — 7) Die einfache Zwergwall-S. ist eine einfache völlige S., deren Hauptrichtung zwar in gerader Linie nach dem vorgesetzten Punkte vorgetrieben wird, dabei aber in sich mehre rechtwinkelige, bisweilen auch nur schlangenförmige Windungen macht. Diese Sappenarbeit findet hauptsächlich bei dem Laufgraben ihre Anwendung, welcher parallel mit der Kretenlinie des Glacis auf diesem, der sogenannten Krönung des gedeckten Weges, ausgeführt wird. — 8) Die doppelte Zwergwall-S. entsteht, wenn zwei einfache Zwergwall-S.n parallel und so weit von einander entfernt fortgeführt werden, daß zwischen ihren Gräben noch ein 4 Fuß breiter Erdkeil stehen bleibt, nach dessen Aushebung die Sohle des

Laufgrabens 10 Fuß Breite enthält. Auch sie bekommt häufig, wie die einfache Zwergwall-S., eine schlangenförmige Richtung. Angewendet wird diese Sappenarbeit dann, wenn man von vorspringenden Festungstheilen von zwei Seiten her, oder zum Theil schon im Rücken beschlossen werden kann; daher werden in der Regel die Kommunikationen auf der 3. Parallele auf die Kapitalen des Glacis, oder auch auf Dämmen vorzutreibende Laufgräben auf diese Weise ausgeführt. — 9) Die doppeltgewandte oder doppelt wendende S. ist ebenfalls eine in gerader Hauptrichtung fortschreitende Tranchéearbeit, deren Graben aber, in den gehörigen Entfernungen, durch darin angelegte Traversen, um welche zu beiden Seiten der Laufgraben herumgeht, gegen Enfiladefeuer gedeckt wird. Sie entsteht durch 2 parallel in einer Entfernung von 12 F. neben einander fertig führte einfache Zwergwall-S.n, deren jede ihre Brustwehr nach außen kehrt. Ist die doppelte S. auf diese Weise in gerader Linie ein Stück vorgeschritten, so wendet sich nun, um die Traverse oder den Zwergwall zu bilden, die linker Hand arbeitende Sappeurbrigade links, die andere rechts, nach außen, bis die durch diesen nach beiden Seiten sich wendenden Sappengang entstehende Traverse eine Länge von ungefähr 24 F. erhalten hat, wo sich dann vor derselben die beiden Sappeurbrigaden wieder vereinigen, um auf gleiche Weise ihre Arbeit fortzusetzen. Diese Sappenarbeit wird, wie die vorige, vorzüglich bei den auf den Kapitalen der Glacis vorzuführenden Kommunikationen und in den eroberten Werken angewendet; da jedoch ihre Ausführung langsam vorschreitet, so bedient man sich ihrer nur, wenn man durch keine der vorigen Sappenarten seinen Zweck erreichen kann.

Sappenbunde, s. Faschinen; vergleiche Sappe.

Sappenfeld, bayer. Kirchdorf, R.-B. Mittelfranken, Lkgr. Eichstädt; 240 Einw.

Sappeurbrigade, s. Sappeurs.

Sappeurgabel, s. Sappeurgeräthe.

Sappeurgeräthe (Militärw.), die zur Sappenarbeit nöthigen Werkzeuge und übrigen Vorrichtungen. Die vorzüglichsten derselben sind: der Schirm, hinter welchem bei der völligen Sappe (s. d.) der erste Sappeur die Arbeit beginnt und das Setzen der Sappenkörbe ausführt. Gewöhnlich besteht dieser Schirm aus einem großen, 6 Fuß hohen, 4 F. weiten Schanzkorbe, dem sogenannten Rollkorbe, den man, um das Durchdringen der Flintenkugeln zu verhindern, am besten mit Moos oder auch mit Sappenbunden ausfüllt. Statt des Rollkorbes kann man sich auch eines eben so großen Wollsackes bedienen, oder man benutzt dazu eine Blendung von Faschinen oder Matratzen (le mantelet), welche auf zwei kleinen niedern Rädern beweglich ist. Die Sappeurgabeln sind zweizinkige, mittelst einer Dille an einem ungefähr 6½ F. langen Stiele befestigte eiserne Gabeln, und die Sappeurhaken sind den gewöhnlichen Holz- oder Feuerhaken ähnliche Werkzeuge, aus einer eisernen Spitze mit darunter befindlichem Haken bestehend, welche an einer 8—9 F. langen Stange befestigt werden. Beide Werkzeuge dienen dazu, die Schanzkörbe und vorzüglich den Rollkorb fassen und nach Erfordern bewegen zu können. Ein Hülfsapparat hierzu ist noch ein dreieckiger, ungefähr 2 F. langer, unten 1 F. breiter, gegen 8 Zoll hoher hölzerner Keil, auf welchen die Gabel beim Aufstellen der Körbe gelegt wird, um völlig als Hebel gebraucht werden zu können. Ferner gehören noch dazu einige hinlänglich lange und starke Hebebäume, dann 8 Maßstäbe, welche so lang sind, als die Grabenarbeit jedes Sappeurs Breite und Tiefe erhalten soll, und ein Klotz zum Unterlegen unter den Rollkorb oder das Rollwerk bei aufsteigendem Terrain, so wie einige schwachen Ketten oder starke Leinen mit Pfählen zum Festhalten desselben auf abhängigem Boden. Zur persönlichen Sicherheit gegen das nahe Musketenfeuer erhalten auch noch oft die beiden vordersten arbeitenden Sappeurs entweder eine eiserne Sturmhaube und einen Brustharnisch, oder eine ähnliche leichte Deckung von gebranntem Leder.

Sappeurhaken, s. Sappeurgeräthe.

Sappeurs (Sappirer, Militärw.), 1) diejenigen Truppen, welchen bei Belagerungen vorzüglich die unmittelbare Ausführung oder Beaufsichtigung über die verschiedenen Sappenarbeiten übertragen wird. Behufs der völligen Sappenarbeit theilt man sie in Brigaden (Sappeurbrigaden), deren jede aus 8 Mann und 1 Sappeuruntereffizier zur speciellen Aufsicht besteht. Die S. lösen sich dergestalt ab, daß von jeder Brigade 4 Mann 4 Stunden an der Sappe (s. d.) wirklich arbeiten, während die 4 übrigen den Arbeitenden die benöthigten Baumittel zureichen. Wird die Sappenarbeit ohne Unterbrechung fortgesetzt, so können die S. in 24 Stunden eine völlige Sappe in gutem Boden 300—360 F. weit vortreiben. Der nothwendigen Ablösungen wegen rechnet man gewöhnlich auf jede zu führende Sappe 24 Mann, oder Brigaden, wovon jede 8 Stunden in Arbeit ist. Wegen der großen mit diesen Arbeiten verbundenen Gefahr werden die S. dafür besonders, und zwar um so besser bezahlt, je gefahrvoller und mühsamer die Arbeiten sind. — 2) S. v. a. Pionniere; — 3) s. v. a. Zimmerleute beim Militär.

Sappey, Bildhauer zu Grenoble, Künstler des 19. Jahrhunderts, der wahrscheinlich noch zu den jüngeren Meistern gehört. Er führte zu Chambery die Monumental-Fontaine zum Gedächtnisse des Generals de Boigne aus, worüber ein eigenes Werk erschien: Ichographie de la fontaine monumentale erigée par la ville Chambéry à la memoire du général de Boigne sculptée par S., 1842.

Sapphar (a. Geogr.), s. v. a. Saphar.

Sapphe (a. Geogr.), s. Sapha.

Sapphir (Min.), auch orientalischer S., ist die blaue Abänderung des edlen Korunds, s. Korund 2) α). — Männlicher S. ist der blaue, weiblicher S. ist der hellblaue.

Sapphira, Frau des Ananias (s. d.).

Sapphirasterie (Min.), s. v. a. die blaue Abänderung des edlen Korunds mit sechsstrahligem

weißlichem Lichtschein an den Endflächen, ſ. Korund 2) a) α).

Sapphire (Min.), nach Oken, ſ. v. a. reine Thone (Korund, Sapphir, Diamantſpath, Smirgel, Chryſoberyll, Cyanit, Sillimanit), die 2. Zunft der Salzerden oder Thone (2. Ordnung der Erden).

Sapphirena (a. Geogr.), ſ. v. a. Sapirene.

Sapphirin (Min.), nach Gieſeke, Chryſolithgattung, kryſtalliniſch-derb, H. = 8, G. = 3,42, glasglänzend, blaßberlinerblau, beſteht nach Stromeier aus 63 106 Thonerde, 16,848 Talkerde, 14,507 Kieſelerde, 3,924 Eiſenoxydul, 0,508 Maganoxyd, 0,379 Kalk. Im Glimmerſchiefer von Akuliet in Grönland.

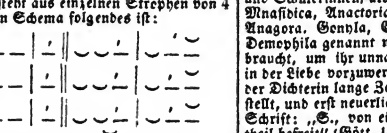
Sapphirine (Min.), nach Oken, ſ. v. a. Thontalke (Sapphirin, Seibertit), die 2. Zunft der Talke (3. Ordnung der Erden).

Sapphir-Kolibri (Ornith.), ſ. v. a. Trochilus (Orthorhynchus) smaragdosphirinus Lun.

Sapphirlinſen (Opt.), ſ. v. a. Linſen aus hellfarbigen und durchſichtigen Sapphiren geſchliffen. ſ. Korund 2) a) α).

Sapphirquarz (Miner.), ſ. v. a. Siderit, eine blaue Quarzvarietät von Golling in Salzburg ꝛc, ſ. Quarz, A. 1) 5).

Sapphiſche Strophe (Lit.), von Sappho erfunden, beſteht aus einzelnen Strophen von 4 Verſen, deren Schema folgendes iſt:



Die ſ. S. ging von den Griechen namentlich durch Horaz auf die Römer und von dieſen in die Dichtungen der neuen Nationen, beſonders der Deutſchen, über.

Sappho (gr. Lit.), berühmte griech. Dichterin, Zeitgenoſſin des Pittacus, Alcäus und Steſichorus, auch des Alyattes, alſo zwiſchen Ol. 38. 2, — Ol. 54, 3 oder 627—570 v. Chr. lebend, gebürtig aus Ereſus an der Weſtküſte von Lesbos oder aus Mytilene. Als ihr Vater wird Scamandronymus, als ihre Mutter Cleis, als ihre Brüder Charaxus und Larichus, als ihre Tochter Cleis genannt. Ihr Gemahl ſoll Cercolas aus Andros geweſen ſeyn, welche Angabe indeß wahrſcheinlich auf einem ſchlechten Witz der attiſchen Komödiendichter beruht (Κέρκολας von Κέρκος, d. i. penis, Andros von ἀνήρ, Mann). „Die freiere Stellung nämlich, welche bei den Aeolieren das weibliche Geſchlecht einnahm, gab den attiſchen Komikern reichen Stoff zu Spöttereien, und jemehr S. vermöge ihrer Berühmtheit ſich zur Vertreterin äoliſcher Weiblichkeit eignete, je näher es zugleich lag, die männlich frei ſich Bewegende und Tauſende von Männern durch ihr Talent Verdunkelnde zugleich als den Schwächen ihres Geſchlechts in ganz beſonderm Maße unterworfen darzuſtellen, deſto häufiger mußte ſie auf der Bühne erſcheinen, deſto raſcher durch die S. der Komödie die S. der Wirklichkeit und der Geſchichte verdrängt werden". Auch die vornehmen Frauen in Mytilene ſollen, auf S.'s Vorzüge neidiſch, ihr durch gehäſſige Verleumdungen zu ſchaden geſucht, die Dichterin ſich aber durch ſcharfen Spott gerächt und, um den ewigen und erbitterten Anfeindungen zu entgehen, zuletzt in Sicilien eine Freiſtätte geſucht haben. Noch weiß die Sage von ihr zu berichten, daß ſie in leidenſchaftlicher Liebe zu einem ſchönen Jüngling Phaon entbrannt, von dieſem aber verlaſſen worden ſey und ſich, weil nichts den Treuloſen in ihre Arme zurückzuführen vermocht, in der Verzweiflung von dem leukadiſchen Felſen herabgeſtürzt und ihr Leben in den Fluthen geendigt habe. Doch ſteht dieſe Angabe mit der hinreichend verbürgten Thatſache, daß ſie ein ziemlich hohes Alter erreicht hat, in Widerſpruch und iſt vielleicht durch eine mißverſtandene Aeußerung der Dichterin veranlaßt worden. Ovid (Her. XV, 51) benutzt dieſe Fabeln zugleich als Motive zu S.'s Reiſe nach Sicilien, welche anderweit bezeugt wird. Fabelhaft iſt unſtreitig auch ihr Verhältniß zu Anacreon, ſo wie das zu Archilochus und Hipponax und konſtatirt nur der einzige Umſtand, daß der etwas ältere Alcäus ſie verehrt hat (Ariſtot., Rhet. 1, 9). Ihr inniges Verhältniß zu ihren Freundinnen und Schülerinnen, als w Ache Atthis, Gyrinno, Mnaſidica, Anactoria, Amythone und Cydno, Anagora, Gonyla, Eunica, auch Erinna und Demophila genannt werden, wurde dazu mißbraucht, um ihr unnatürliche Ausſchweifungen in der Liebe vorzuwerfen. So war das Bild der Dichterin lange Zeit von argen Flecken entſtellt, und erſt neuerlich hat Welcker in ſeiner Schrift: „S., von einem herrſchenden Vorurtheil befreit" (Gött. 1816, wieder abgedr. in ſ. Kleinen Schr. II, S. 80—144) aus den vorhandenen alten Zeugniſſen über S., ſo wie aus dem Schweigen der zuverläſſigſten Gewährsmänner den Beweis geführt, daß jene ſchmählichen Beſchuldigungen, welcher Einer dem andern nachgeſchrieben, ganz u. gar ungegründet ſind. S. ſcheint eine geraume Zeit als Dichterin thätig geweſen zu ſeyn. Ueber ihr Aeußeres ſagt Max. Tyr. (Diss. XXIV, 472) — vielleicht auch nur den Komikern nachfabelnd — ſie ſey klein und von dunkler Hautfarbe geweſen (vergl. Ovid, Her. XV, 31 ff.). Chamäleon (ſ. d.) ſchrieb über S. ein Buch, und Callias kommentare zu ihren Liedern, Draco über die von ihr gebrauchten Versmaße. Zu Syrakus war ihr eine Bildſäule errichtet, eben ſo zu Byzantium und zu Mytilene brachte man ihr Bildniß auf Münzen an. Ueber die noch vorhandenen antiken Abbildungen von ihr ſ. Welcker a. a. O., S. 8 ff. — Ihre Gedichte wurden von den alexandriniſchen Gelehrten nach den Versmaßen in 9 Bücher abgetheilt. Der Stoff dieſer Gedichte iſt ausſchließlich die Liebe, und alles Andere wird nur in ſo fern berührt, als es mit dieſem Mittelpunkte des Seyns der Dichterin in irgend welcher Beziehung ſteht. Die Liebe leitet ſie bei der Auswahl der helleniſchen Mythen und verleiht ihren lyriſchen Ergüſſen eine Sinnigkeit und Zartheit der Empfindung, wie wir ſie bei

keinem andern Dichter des helleniſchen Alterthums wieder finden. Der Grundton ihrer Lieder iſt Anmuth, Weichheit und Gemüthlichkeit; aber ſie ſind dabei von einer geſunden finnlichen Friſche angeweht und von einer Gluth des Gefühls durchdrungen, wie beides nur dem lesbiſchen Weibe, welches die engen Schranken helleniſch-häuslicher Weiblichkeit überſchritten hat, wohl anſtehen mag. Sie bediente ſich meiſtens ſelbſterfundener Versmaße, welche andere Dichter unter dem Namen der ſapphiſchen nachgeahmt haben, und das Mechaniſche ihres Versbaues war ſo harmoniſch, daß auch das zarteſte Ohr nicht leicht einen Anſtoß finden konnte. In Weichheit und Anmuth übertrafen ihre Verſe ſelbſt noch die eines Anacreon und Simonides. Aber das Alterthum wußte ſolche Vorzüge auch zu würdigen und bezeugte ihr, daß ſie unter den Dichterinnen eben ſo unerreicht daſtehe, wie Homer unter den Dichtern (Antip. in der Anthol. gr. II, 25, 71, Jac.); ja es zählte ſie den Muſen als die zehnte derſelben bei (daſ. I, 105, 12; II, 19, 46). Solon lernte noch in ſeinen alten Tagen ein Lied von ihr, wie er ſagte: ἵνα μαθὼν αὐτο·απο·θάνω (daß er es lerne u. dann ſterbe). Vgl. Plut., Symp. VII, 8; Erot. 762; Sammlungen der von ihr erhaltenen Lieder und Bruchſtücke: J. Chr. Wolf, Hamb. 1733, 4. u. in Novem. poetr. gr., Fragm., daſ. 1735; Volger, F., Fragm. comm. illustr., Lpz. 1810; in Gaisford's Poet. min., Bd. III; beſonders herausg. von K. F. Neue, Berl. 1827, 4.; auch in Schneidewins Delectus und Bergk's Lyrici graeci, S. 598—632. Ueber S. vergl. noch W. Heinſe in Jacobi's Wochenſchr. Iris, Düſſeld. 1775, III, S. 114—150; — Volger, De S., vita et sreiptis, Gotha 1809; — F. W. Richter, S. und Erinna, Leipzig 1833; — Bernhardy, Griech. Liter.-Geſch. II, S. 483. — Freie Nachbildungen gaben W. Gerhard (Leipz. 1818) u. Brockhauſen (Lemgo 1827). Grillparzer behandelte S. als Stoff eines Trauerſpiels.

Sappho (Ornith.), ſ. v. a. Goldſchwanz, Trochilus chrysurus *Cuv.*

Sapphon, Sohn des Hasdrubal, Anführer der karthagiſchen Truppen in Spanien, ging von da nach Mauritanien, um eine dort ausgebrochene Empörung zu unterdrücken, blieb 480 v. Chr. in Sicilien.

Sappica, Münze, ſ. v. a. Sapek.

Sappine (Sappiniere), etwas breit gebautes Flußſchiff auf der Loire.

Sappinia (a. Geogr.), Theil von Umbrien, grenzte an die Boier.

Sapra Palus (Σαπρὰ λίμνη, a. Geogr.), ſ. *Buces.*

Sapratſchine (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Trebnitz; Schloß, Vorwerk, Windmühle, Ziegelei, dem Kretſcham Hölle-Kretſcham; 170 Einw.; — 2) (Klein-S.), Dorf daſelbſt; 150 Einw.

Sapri, ital. Flecken, Neapel, Prov. Principato citer., ſüdöſtl. von Bonati, am Golf von Policaſtro; Wein- und Olivenbau, lebhafte Fiſcherei; 1450 Einw.

Saprinus (Entom.), nach Fabricius, Untergatt. von Hister *L.* Typus: Hister nitidulus *Fabr.*

Saprochrom (Chem.), nach Nees von Eſenbeck, blauer Farbeſtoff, der ſich bei Zerſetzung mehrer Oscillatorien in Waſſer bildet.

Saprolegnia (Bot.), nach Nees, Franzenalge, Gatt. der Confervaceae genuinae *Rchb., Rabenh.*, Cryptogamis Algae *L.* Charakter: Fäden einfach oder äſtig, gegliedert, farblos; Sporen unregelmäßig gehäuft oder in Reihen in dem Endgliede, meiſt (im Waſſer vor der Keimung) mit Bewegung. Unter 3 deutſchen Arten bekannteſte: S. ferax *Gruithhuisen.* Auf abgeſtorbenen Reſten von Schnecken, todten Seemuſcheln, auf Fröſchen u. ſ. w. Kg., Phyc. gen., 157, T. 1.

Saproma (Bot.), nach Bridel, Moosgatt., ſ. v. a. Bruchia *Schwaegr.*

Sapromyza (Entom.), nach Meigen, Gattung der Diptera Athericera Muscida *Latr.*, der Ordn. der Mücken und der Zunft der Lippenmücken nach Oken, unter Musca *L.* Charakter: Endglied verlängert; Fühlerborſte kurz gefiedert oder haarig; Mund ohne Knebelbart; Hinterleib 5ringelig. Unter 30 europäiſchen Arten gemeinſte: 1) S. pallida *Fallen.* Roſtgelb; Endglied ſtumpf, mit ſchwarzer Spitze; 2 Linien lang. — 2) S. umbellatarum *Fabr.* Bläulich grau; Fühler und Beine roſtgelb; Flügelſpitze und 5 Flecken auf dem Flügel dunkelbraun; 2—3 Linien lang.

Sapryphaga (Entom.), ſ. v. a Lamellicornienfamilie der Copryphaga oder Miſtkäfer (ſ. d.).

Saprosma (Bot.), nach Blume, Stinkbaum, Stinkholzbaum, Gatt. der Coffeaceae *Dec.*, Tetrandria Monogynia *L.* Charakter: Kelchſaum kurz, vierzähnig, Blumenkrone vierſpaltig, am Schlunde rauhhaarig; Staubgefäße 4; Narbe zweiſpaltig, Beere genabelt, vom Kelche gekrönt, einſamig. Zwei Arten: 1) S. arboreum *Bl.* Baum in den Bergwäldern auf Java. Er hat ein hartes, ſtrohgelbes Holz, welches einen ſtinkenden Geruch beſitzt und in Java als Lignum foetidum auf allen Märkten zu kaufen iſt, weil es daſelbſt gegen Blähungskoliken und Hypochondrie häufig angewandt wird. Es ſoll die Wirkſamkeit des Bibergeils und Baldrians in ſich vereinigen. — 2) S. fruticosum *Bl.* Strauch auf Java.

Saptary, Diſtrikt, ſ. Nepal.

Saptin, nordamerikan. Fluß, V. St., Oregon-Diſtr., Mündung in den Oregon oder Columbia, rechts.

Sapucahy, ſüdamerik. Fluß, Braſilien, Prov. Minas-Geraes; entſpringt in der Sierra de Montiqueia, fließt nordweſtl. und mündet in den Rio-Grande, links. Zufluß: Rio-Verde.

Sapuna, europ.-türk. Ort, Albanien, Sandſchak Toli-Monaſtir, ſüdöſtlich von Karidſche.

Sapunar, europ.-türk. Ort, große Walachei, Jalomitza, ſüdweſtl. von Slobofia.

Sapur, oſtind. Ort, Kalkutta, an der Grenze von Nepal.

Sapy, ostind. Meeresstraße, im Sunda-Archipel, zwischen der Insel Komodo (östlich) und Sumbawa (westlich). Ein gleichn. Ort liegt darin auf der Insel Sumbawa in einer tiefen Bucht, mit Hafen und Handel.

Sapyga (Entom.), nach Latreille, Moderwespe, Gatt. der Hymenoptera aculeata Fossoria *Latr.*, der Ordn. der Immen und der Zunft der Wespen nach Oken, unter Sphex *L.* Charakter: Fühler gegen das Ende verdickt oder fast keulenförmig; Augen ausgerandet; Kinnbacken stark gezahnt. Sie schweben um Bäume und Mauern, welche der Sonne ausgesetzt sind und scheinen daselbst ihre Eier abzulegen. Als Typus der ziemlich zahlreichen Arten kann gelten: S. quadriguttata *Latr.* Mit 4 weißen Punkten am schwarzen Hinterleib.

S. quenay, franz. Dorf, Dep. Côte-d'Or, Bez. Dijon; 790 Einw.

Sar (Geogr.), span. Fluß, Galicien, fällt vereint mit dem Ulla in den Busen Ria de Arosa.

Sar (fr., Ichthyol.), auch Sargue, s. v. a. großer Geisbrasse, Sargus Rondeletii *Cuv.*

Sara (a. Geogr.), s. Sarepta.

Sara (weiblicher Name, d. i. Gebieterin, Fürstin, bibl. Gesch.), s. Abraham.

Sara (u. Geogr.), 1) europ.-russ. Fluß, südl. im Gouv. Jaroslaw, fließt östlich bis Petrowsk, wendet sich dann nördlich und mündet sich in den Nero-See; — 2) kleine asiat. Insel, im kaspischen Meere, nahe an der Westküste, nördl. von Lankoran; — 3) asiat. Stadt, auf der japan. Insel Kiusiu; — 4) südamerikan. Fluß, Republik Bolivia, Depart. Cochabamba, mündet in den Guapey, rechts; — 5) Binnensee daf., Moros, im südwestl. Theile; — 6) europ.-türk. Fluß, Bulgarien, Sandschak Silistria, fließt von Süden nach Norden und mündet westlich von Silistria in die Donau, rechts; — 7) Wüste, s. v. a. Sahara.

Saraba (a. Geogr.), s. v. a. Sobara.

Sarabaiten (Kirchenw.), ägypt. Mönche im 4. Jahrh., die, ohne feste Ordensregel, mit Thierhäuten bekleidet und bastenen Stricken gegürtet, zu Paaren umhergingen u. sich bis aufs Blut peitschten.

Sorabande, eine sonst vorzüglich bei den Spaniern beliebte und gebräuchliche Tanzmelodie von ernsthaftem Charakter, die in Tripeltakt gesetzt und mit dem Niederschlag des Taktes, häufig aber auch im Auftakte angefangen wird. Sie verträgt Notenfiguren von allen Gattungen, verlangt einen etwas ausgezierten, dabei ziemlich raschen Vortrag u. besteht meist aus 2 Theilen von gewöhnlich 8 Takten. Der ernste Charakter findet seinen Ausdruck in einer gewissen Kraft u. Nachdrücklichkeit des Spiels. Ehedem wurden von den Spaniern beim Tanz der S. auch gern die Kastagnetten gebraucht.

Sarabaren (Sarabatten, Ant.), enges, anliegendes, vom Unterleib bis auf die Füße reichendes Unterkleid der Medier und Babylonier, wurde besonders v. fürstlichen Personen getragen.

Sarabat (Kedus, sonst Pactolus), asiat.-türk. Fluß, Anatolien, entspringt im Sandschak Kermeian, auf dem Taurus, in der Nähe von Kutahia, fließt anfangs südwestlich, dann westlich und mündet nach einem Laufe von 70 Lieues durch mehre Mündungen in den Golf von Smyrna.

Sarabia (Biogr.), 1) D. Josef de, span. Maler, geb. zu Sevilla 1608, war Schüler seines Vaters Andrea Ruiz de S., eines mittelmäßigen Malers, bildete sich dann zu Sevilla in der Schule des Zurbaran weiter aus und ließ sich in Cordova nieder. Er erfreute sich großen Rufs, bis man erfuhr, daß ihm nur die Kupferstiche der Sadeler zum Vorbilde dienten. Besonders beliebt waren seine Bilder der Empfängniß Mariä. In den Kirchen und Klöstern der genannten Stadt sieht man viele Werke von ihm. Die Flucht nach Aegypten in der Kirche de la Victoria ist sein bestes Originalwerk. Er † 1669. — 2) D. Diego Sanchez de, Maler aus Granada, ein verdienstvoller Künstler seiner Zeit. Des von der Akademie S. Fernando zu Madrid erhaltenen Auftrags, die alten maurischen Bauwerke zu zeichnen, sowohl in ihren Details, als in ganzer Ansicht, entledigte er sich um 1760—1762 auf das Genaueste, indem er selbst zahlreiche Inschriften kopirte, worauf er seine Zeichnungen mit einer Beschreibung und einer Geschichte der arabischen Baukunst der Akademie übergab. Es erschienen davon nur 24 Blätter im Stiche ohne Text. Diese Blätter enthalten Bauwerke der Alhambra. Dann malte S. auch einige Ansichten aus der Alhambra in Oel. S. † 1779.

Sarabita (Suarez), südamerikan. Fluß, Neu-Granada, Dep. Boyaca, Mündung in den Chicamocho, links.

Sarabris (a. Geogr.), Stadt in Hispania Tarraconensis, im Gebiet der Vaccäer, j. Toro (Ptol. II, 6, 50).

Sarabus (a. Geogr.), Nebenfluß des Ganges, in India extra Gangem, östlich, oberhalb der Stadt Toana mündend und auf dem Imaus entspringend; vielleicht jetzt Gogra (Ptol. VII 1, 29).

Saraca (a. Geogr.), 1) Stadt in Medien, im Norden (Ptol. VI, 2, 10); — 2) Stadt im glücklichen Arabien, nordöstl. von der See- und Handelsstadt Muza (Ptol. VI, 2, 41), wahrscheinlich j. Ab-Arach bei Jakat; — 3) (Sarace), Stadt in Kolchis, am rechten Ufer des Phasis (Ptol. V, 10, 6); — 4) s. v. a. Seraca; — 5) s. v. a. Saracene.

Saraca (Bot.), nach Linné, Pflanzengattung. Art: S. indica *L.*, s. v. a. Jonesia Asoca *Roxb.*

Saracchi, berühmter Goldschmied, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Mailand, fertigte viele Gefäße und Schmuckwerke in Gold und Silber und schnitt auch mit großer Kunst in Krystall.

Saracenaria (Polyth.), nach Defrance, Untergattung von Cristellaria, Korallenkammrädchen.

Saracene (a. Geogr.), an Aegypten angrenzende Gegend in Arabia petraea, unstreitig die jetzigen Wüste Sin zwischen Aegypten und den schwarzen Bergen (dem Horeb und Sinai), bei

Steph. Byz., S. 587, Saraca genannt (Ptol. V, 17, 3).

Saracenen, nach Gatterer verstümmelt für Scharakijuna, d. i. Orientalen, im Gegensatz von Mogebrin, d. i. Occidentalen, bei den christlichen Schriftstellern des Mittelalters die Araber, im spätern Sprachgebrauch alle Mohammedaner, nachher die Türken, endlich alle nichtchristlichen Völker, gegen welche das Kreuz gepredigt wurde. Andere leiten den Namen von von den Saraceni (s. d.) ab.

Saracenenstein (Geonos.), in Belgien ein aus Körnern von Quarz und aufgelöstem Feldspath bestehendes und manchmal auch Hornblendetheilchen enthaltendes Gestein, Einlagerung des quarzigen Schiefers, der auf dem Thonschiefer liegt.

Saracenenthurm, s. Rocher-la.

Saraceni (a. Geogr.), Völkerschaft im Norden des glücklichen Arabiens, südlich neben den Scenitä u. östl. neben den am arabischen Meerbusen wohnenden Thamideră. Ihr Name (vom arab. saraka, d. i. rauben) ward später auf die ein nomadisches Räuberleben führenden arabischen Stämme übertragen (vergl. Marcian. I, 16. und Ammian. Marc XIV, 4; XXII, 15; XXIII, 6); s. Saracenen.

Saraceni (Biogr.), 1) J., Ingenieur u. Zeichner, arbeitete um 1740 in Neapel. P. Gauthier stach in diesem Jahre nach seiner Zeichnung das Feuerwerk, welches bei der Vermählung des Dauphin von Frankreich abgebrannt wurde, unter dem Titel: „Le temple de l'hymen." — 2) S. v. a. Saracino.

Saracha (Bot.), nach Ruiz und Pavon, Gattung der Solanaceae Juss., Pentandria Monogynia L. Charakter: Kelch fünftheilig; Korolle radförmig, fünfspaltig, ausgebreitet; kugelrunde, vielsamige Beere. Einjährige Pflanzen und ausdauernde Sträucher in Südamerika, welche viele Verwandschaft mit der Gattung Atropa L. haben und von einigen Systematikern derselben auch zugestellt werden; Römer und Schultes nennen diese Gattung Belladonia. Von 11 Arten sind als Arzneipflanzen zu erwähnen: 1) S. biflora Ruiz et Pav., Fl. perv., 2, T. 179 a. Strauchartig; Blätter eiförmig, weichhaarig; Beeren weiß. — 2) S. contorta Ruiz et Pav., Fl. per., 2, T. 180 a. Krautartig; Blätter kurzgestielt, eiförmig elliptisch; Beeren schwarz. — 3) S. dentata Ruiz et Pav., Fl. per., 2, T. 179 b. Krautartig; Blätter kurzgestielt, eiförmig-elliptisch, etwas gezähnt; Beeren safranfarbig. — 4) S. procumbens Ruiz et Pav., Fl. per., 2, T. 180 b. Krautig, gestreckt; Blätter eiförmig, in den Blattstiel herablaufend, ganzrandig, etwas wollig; Beeren groß, glänzend schwarz. — 5) S. punctata Ruiz et Pav., Fl. peruv., 2, T. 176 b. Halbstrauchig; Blätter eiförmig-länglich, spitzig, ganzrandig; Blüthen röthlich, purpurroth punktirt. — 6) S. viscosa Schrad. Strauchig; Stengel und Blätter schmierig klebrig; Blüthen ockerweiß, im Grunde grün punktirt. — Die Blätter der genannten Arten werden in der Heimath als Umschlag zum Erweichen entzündlicher, harter Geschwülste und um Schmerzen zu stillen angewendet. — Einige Arten kommen auch als Zierpflanzen in deutschen Gewächshäusern vor.

Sarachovijas, europ.-türk. Ort, Albanien, Sandschak Janina, südwestlich von Janina.

Saracin, einer der heiligen drei Könige (s. d.).

Saracina, ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria citer., südwestlich von Castrovillari, am Garga; Manna, Baumwolle, Handel; 2370 Einw.; mit dem Titel eines Herzogthums.

Saracino (Geogr.), 1) ital. Vorgebirg, Neapel, Prov. Capitanata, Vorsprung des Monte Sargano, auch Punta Susmara genannt; — 2) Vorgebirg daf., Prov. Calabria citer., südöstlich von Cariati.

Saracino (Saraceni, Biogr.), Carlo, Maler, genannt Carlo Veneziano, von seiner Geburtsstadt, Schüler von E. Mariani und einer der talentvollsten Nachfolger des Caravaggio, in den Charakteren würd ger als die meisten dieser Richtung. Auch seine Färbung ist klarer, und in der Ausführung bemerkt man eine Sorgfalt, wie in wenigen andern Bildern jener Meister. Seine Figuren sind gewöhnlich reich, öfter orientalisch gekleidet. Selten fehlt es an geschorenen Köpfen und an Fettwänsten, an Eunuchen und an anderen auffallenden Figuren in seinen reichen Kompositionen. Die meisten Werke führte er in Rom aus, sowohl in Oel als in Fresko, worunter man die Marter eines Bischofs in der Kirche dell Anima besonders auszeichnet. Zu seinen Hauptwerken in Oel gehört der Tod der Maria mit lebensgroßen Figuren, ehedem in der Gallerie Orleans, jetzt in der Schloßkapelle zu Castle Howard in England. In der Gallerie zu Wien ist ein Nachtstück, welches Judith mit dem Haupte des Holofernes vorstellt, mit der Magd, welche das Licht und den Sack hält, 2 Schuh 9½ Zoll hoch. In der Pinakothek zu München sind 3 Bilder von ihm. Das eine stellt den heil. Franz von Assisi in Lebensgröße auf dem Ruhebette dar, während ihm ein Engel auf der Geige vorspielt und ein Mönch im Grunde in einem Buche liest. Das zweite Gemälde, mit mehr als lebensgroßen Figuren, zeigt St. Hieronymus mit dem Buche unter einem Porticus sitzend, umgeben von St. Anton und St. Magdalena. Hinter ihm ist der heil. Franz von Assisi. Das dritte Bild stellt die heil. Jungfrau vor, stehend von den Aposteln umgeben. In der letzteren Zeit seines Lebens hielt sich S. in Venedig auf, wo er 1625 †, ungefähr 40 Jahre alt. Mehre Werke dieses Meisters sind auch durch Kupferstiche bekannt. Einige Radirungen werden dem Künstler selbst zugeschrieben.

Saradak, Fluß, s. v. a. Senegal.

Saradschäler, s. Turkmanen.

Saraf (türk.), Mäkler.

Sarafan (Waarenk.), Art Kattun, in Rußland gebräuchlich.

Saraga (a. Geogr.), s. v. a. Sarata.

Saraghoga (Geogr.), s. v. a. Saratoga.

Saragodra (Bot.), nach Link, Pflanzengattung. Art: S. glabra Link, s. v. a. Genium fasciculatum.

Saragon, König, ſ. v. a. Aſſarhaddon.

Saragoſſa (Saragoſa, Zaragoza, Geogr.), 1) ſpan. Provinz, Königreich Aragonien, in der Mitte deſſelben, grenzt nordöſtlich an die Provinz Huesca, öſtlich an Lerida und Tarragona, ſüdöſtlich an Caſtellon-de-la-Plana, ſüdlich an Teruel, ſüdweſtlich an Calatayud, weſtlich an Soria und Logrono und nordweſtlich an Pampelona, 301,400 E. Darin die Villa's: Alagon, am Ebro, 1000 E.; Bujarola, 2000 E.; Epila, am Falon, 3500 E.; Hijar (Jrar), am St. Martin, 3000 E.; Mallen, am Huelcha, 2500 E.; Fresneda, 2500 E.; — 2) Hauptſtadt der Provinz, in einer äußerſt fruchtbaren Lage am Ebro, mit dem ſich hier der Galego und die Guerva vereinigen, und der ſie in 2 Theile theilt und durch 2 Brücken verbindet (wovon die eine 7 Bogen und 600 Fuß lang iſt), mitten in Olivenhainen, ſtark befeſtigt. Die Befeſtigungswerke beſtehen in einer Ringmauer mit Schießſcharten und Zinnen, an welcher die 2 befeſtigten Klöſter, ſüdlich das Auguſtinerkloſter und weſtlich das Kloſter Santa Engracia, liegen. Von dem letztern zieht ſich um die ganze Nordſeite der Stadt bis an den Ebro ein ſehr hoher Wall mit Gräben, Flanken und 2 befeſtigten Klöſtern. An der Weſtſeite der Stadt iſt an der Guerva alſo ein Brückenkopf und 2000 Schritte weſtlicher der befeſtigte Hügel Monte Torrero und das feſte Schloß Aljuferia. Nahe an der Mündung der Guerva liegt das ſtark befeſtigte Kloſter San Joſeph und an der Nordſeite der Stadt das feſte Schloß der Inquiſition; auch die Vorſtadt iſt durch Redouten und Fleſchen befeſtigt. Als Feſtung iſt S. ein ſehr wichtiger ſtrategiſcher Punkt, da ſie im Mittelpunkte der Ebrolinie auf dem Vereinigungspunkte mehrer Hauptſtraßen und an einem Hauptübergang über den Strom liegt. Die Stadt ſelbſt iſt enge und winkelig gebaut; die Straßen, von welchen die Calle Corſo, die zugleich als Spaziergang dient, die wichtigſte iſt, ſind ſchlecht gepflaſtert. Unter den 2 Kathedralen zeichnet ſich die Jgleſia de la Seu durch einfache, majeſtätiſche Bauart, die Nueſtra Sennora del Pilar (zum Pfeiler) theils durch ihre Größe, ihre 5 Kuppeln und ihre Architektur, theils durch das berühmte Gnadenbild der Maria zum Pfeiler aus, zu dem viele Tauſende wallfahrten und das in der katholiſchen Chriſtenheit den erſten Rang nach dem zu Loretto behauptet. Engelſtatuen von vergoldetem Silber, mit Edelſteinen beſetzt, ein mit Diamanten beſetztes Kryſtalluſtre ſchmücken die Kapelle der Maria, und die mit Edelſteinen überdeckte Krone derſelben wiegt 25 Pfund. In einer andern Kapelle hängen 195 ſilberne Lampen und ein ſilbernes 5 Fuß hohes, mit Edelſteinen und einer Diamantenkrone geſchmücktes Bild der Maria. Ein Kaplan mit beſondern Privilegien und eine Menge Prieſter ſtehen zum Dienſte des Bildes. Außer der Calle Corſo dient auch der Monte Torrero zu angenehmen Spaziergängen. S. iſt Sitz des General-Kapitäns von Aragonien, der Oberbehörden, der königl. Audienza und eines Erzbiſchofs; hat viele (70) Kirchen und Klöſter, eine 1474 geſtiftete Univerſität (1841 mit 1100 Studenten) mit einer Bibliothek von 18,000 Bänden, geiſtliches Seminar, mehre Kollegien, eine ökonomiſche Geſellſchaft, welche Schulen der Mathematik, deren Oekonomie und Naturgeſchichte gegründet, eine königliche Akademie der ſchönen Künſte, öffentliche Bibliothek, Börſe und großes Hoſpital für 1000 Kranke. Hier bedeutender Weinbau, Fabriken in Seiden- u. Wollenwaaren, Leder, Saiten ꝛc.; beträchtlicher Handel mit Wein und Branntwein. Der Handel wird durch den Kaiſerkanal ſehr befördert; 60,000 E. — Rechnungsart, Eintheilung der Rechnungsmünzen, wirkliche Münzen und Zahlwerth der aragoniſchen Rechnungsmünzen. In der ganzen Provinz wird gerechnet und Buch geführt: nach Libras de Aragon, Libras Jaquefas oder Jaccafas zu 10 Reales à 2 Sueldos à 16 Dineros aragoneſas, überhaupt in folgender Eintheilung der aragoniſchen Rechnungsmünzen, unter Beifügung des Silber- und Zahlungswerthes in preußiſchem Kurant oder im 14-Thalerfuße, ſo wie im 20- u. im 24½-Guldenfuße.

Libra de Aragon. Libra Jaquesa od. Pfund von Aragon.	Reales von Aragon.	Sueldos von Arag.-n.	Dineros aragoneſas.	Maravedis de Vellon.	Silber- und Zahlwerth a) im 14-Thalerfuße. Thlr.	Sgr.	Pf.	b) im 20-Guldenfuße. Fl.	Kr.	Pf.	c) im 24½-Guldenfuße. Fl.	Kr.	Pf.
1	10	20	320	640	1	10	6,516	1	55	3,348	2	21	3,602
	1	2	32	64	0	4	0,652	0	11	2,335	0	14	0,760
		1	16	32	0	2	0,326	0	5	3,167	0	7	0,380
			1	2	0	0	1,020	0	0	1,448	0	0	1,274
				1	0	0	0,7602	0	0	0,724	0	0	0,637

Bei der Berechnung des Silber- und Zahlwerthes dieſer aragoniſchen Rechnungsmünzen iſt von der Erfahrung ausgegangen, daß jetzt 9¾ Stück ſpaniſche Piaſter auf eine kölniſche oder deutſche Vereinsmark fein Silber gerechnet werden können, u. daß ferner dieſer Piaſter oder Silberthaler (Peſo duro oder Peſo fuerte) 6800 kaſtiliſche Dineros enthält, und da 10 ſolcher Dineros = 1 Maravedi de Vellon, daß ſonach 680 Maravedis de Vellon auf einen ſpaniſchen Piaſter zu rechnen ſind. Es gehen folglich $10^{23}/_{64}$ = 10,359375 aragoniſche Libras auf die kölniſche Mark fein Silber, und das Verhältniß der Libra de Aragon oder Libra Jaquefa ſteht zu dem harten ſpaniſchen Piaſter (Peſo duro) wie 17 zu 16, alſo iſt ſelbige dagegen um 6¼ Procent geringer zu rechnen (oder in 100 : = $5^{13}/_{17}$ Proc.). Da jetzt $5^{2}/_{3}$ franzöſiſche Fran-

ken auf die erwähnte Mark fein Silber gehören, so ist der Silberwerth der aragonischen Libra: 5,0678733 Franken = 5 Francs $60^{63}/_{80}$ Centimes ca. Eben so beträgt diese Libra nach dem schon erwähnten Silberwerthe in größter Schärfe: a) in preußischem Kurant oder im $14\frac{2}{3}$-Thalerfuße: $1^{223}/_{448}$ = 1,35143288084 Thaler; b) im 20-Guldenfuße: $1^{617}/_{663}$ = 1,93061804012 Gulden; c) im $24\frac{1}{2}$-Guldenfuße: $2^{453}/_{663}$ = 2,3650075415 Gulden. Die aragonischen Rechnungsmünzen stehen zu den gewöhnlichen spanischen (kastilischen) Rechnungsmünzen, mit Einschluß der wirklich geprägten spanischen Silberpiaster, in folgendem Verhältniß, und es vergleichen sich in ganzen Zahlen:

16 Libras	von Aragonien	mit	(=)	5	Doblones de plata antiguos oder alten Wechsel-pistolen,
4 Libras	=	=	=	5	$\frac{1}{2}$ ros de plata antiguos od. alten Wechsel-silbern.
75 Libras	=	=	=	68	Ducados de cambio oder Wechsel-Dukaten,
17 Reales	=	=	=	32	Reales de Vellon,
17 Sueldos	=	=	=	16	Reales de Vellon, und
17 Libras	=	=	=	16	Pesos duros oder harten Silberpiastern.

Es sind überhaupt die aragonischen Reales und Dineros den unter Madrid bemerkten kastilischen Reales de plata antigua (alten Silberrealen) und den Ochavos gleich, wie denn auch die Ochavos in Aragonien den hiesigen Dineros gleich gelten. Der Geldumlauf besteht auch in dieser spanischen Provinz in den gewöhnlichen span. Gold-, Silber- und Kupfermünzen. Von wirklich geprägten span. Nationalmünzen gilt die vierfache Goldpistole, Onze oder Quadrupel: 17 Libras de Aragon; die einfache Goldpistole: 4 Libras 5 Sueldos de Aragon ($4\frac{1}{4}$ Libras): der Peso duro oder harte Silberpiaster (eben so auch der Durillo oder neue Goldpiaster von 1786 ꝛc.): 1 Libra 1 Sueldo 4 Dineros de Aragon ($1\frac{1}{16}$ Libra); die Peseda mexicana (der Viertelpiaster): 5 Sueldos 5 Dineros; die Peseda provincial (der Fünftelpiaster): 4 Sueldos 4 Dineros de Aragon; der Real de Vellon: 1 Sueldo 1 Dinero. Der Silberpiaster vom Jahre 1718 gilt hier 17 Sueldos de Aragon. Von Kupfermünzen gilt hier der einfache Quarto: 2 Dineros; der Doppelquarto: 4 Dineros; der Ochavo: 1 Dinero; der Maravedi: $\frac{1}{2}$ Dinero; der Blanca: $\frac{1}{4}$ Dinero de Aragon. Anmerkung. Die Libra jaquesa wird gewöhnlich zu 35 katalonischen Sueldos, der sogenannte Kurantpiaster zu 16 Sueldos jaquesas oder de Aragon gerechnet; übrigens galten bisher in Katalonien alle Gold- und Silbermünzen $\frac{3}{4}$ Procent mehr als in Aragonien. Besonders zu bemerken bleibt bei dieser Gelegenheit, daß die französischen 5-Frankenstücke, welche in Spanien in so großer Menge kursiren und im gemeinen Verkehr häufig den spanischen Piastern gleich angenommen worden waren, endlich 1842, auf die Beschwerde in der Abgeordnetenkammer am 17. März (1842), bald nachher von dem spanischen Ministerium auf 19 Realen de Vellon tarifirt wurden, bei deren Tarifwerth es auch verblieben ist, obschon die im April 1844 verbreiteten Gerüchte sogar eine Herabsetzung von 19 auf 18 Realen als nahe bevorstehend angegeben hatten.

Kursverhältnisse. Wechselrecht. Da S. kein eigentlicher Wechselplatz ist, so unterhält es auch keine regelmäßigen Kurse auf auswärtige Plätze, außer auf die Hauptstadt Madrid, auf welche regelmäßig Wechsel zu haben sind, auf 8 Tage nach Sicht oder dato, pari, oder zu $\pm$ $\frac{1}{4}$ à $\frac{1}{2}$ Procent Gewinn oder Verlust; obschon auch öfters dahin in anderer bestimmten Frist Wechsel abgegeben werden. Auf Paris fanden sonst sehr häufig Tratten Statt, gewöhnlich in einer Wechselfrist von 90 Tagen oder 3 Monaten dato, für den Betrag derjenigen Wolle, welche Frankreich von Zeit zu Zeit aus der Prov. Aragon bezog, u. die Kursart war dabei dieselbe, wie sie in Madrid auf Paris Statt findet. Ueberhaupt richtet man sich hier bei allen Wechselangelegenheiten in der Regel nach den Kursen der Hauptstadt (Madrid). Das Handels- und Wechselrecht ist hier dasselbe, wie es jetzt in der ganzen spanischen Monarchie eingeführt ist.

Maße und Gewichte von Aragonien. Durch eine königliche Ordonanz vom 26. März 1846 wurde eine Kommission ernannt, deren Aufgabe es ist, die Aufstellung eines neuen allgemeinen und gleichförmigen Maß- und Gewichtssystem für ganz Spanien zu liefern. Es ist indessen unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Landes nicht anzunehmen, daß die Einführung, am wenigsten aber die wirkliche allgemeine Durchführung ein s neuen Systems so bald Platz greifen sollte, und das Fortbestehen der provinziellen und lokalen Maßgrößen wird noch sehr lange dauern. Folgende sind die Maße und Gewichte von Aragonien. Längenmaß. Die Stadt S. hat ein besonderes Längenmaß: die Vara oder Elle hat 3 Pies (Fuß) oder 4 Cuartas oder Palmos, 36 Pulgadas (Zoll), oder 48 Dedos (Finger), und ist = 0,771 Meter = 341,78 par. Linien. Die Cuarta hat demnach 9 Pulgadas oder 12 Dedos.

100 Varas von S. =
- 84,319 engl. Yards.
- 77,100 franz. Meter.
- 91,235 kastil. Varas.
- 77,100 niederländ. Ellen.
- 115,602 preuß. Ellen.
- 99,946 wiener Ellen.

In der Praxis rechnet man 13 Varas von S. = 12 kastilische Varas, was ein sehr genaues Verhältniß ist. Der Pie oder Fuß hat 12 Pulgadas, oder 16 Dedos und ist ein Drittel der Vara, demnach = 0,257 Meter = 113,93 par. Lin. = 0,92335 kastilische Pies. Wegmaß. Die alte aragonische Legua oder Wegstunde wird zu 6626 kastilischen Varas angegeben; hiernach enthält dieselbe 7176 Varas von S. = 5,5327 Kilometer = 0,99589 span. Leguas legales oder maritimas (gesetzmäßige od. Seemeilen) od. Seemeilen (aller Nationen) überhaupt = 0,82825 span. Leguas nuevas od. neue Wegstunden, so daß sie nur um sehr wenig kleiner ist, als die eigentliche spanische Meile (Legua legal oder maritima; vgl. Madrid). Getreidemaß. Der Cahir hat 8 Fanegas zu 3 Cuartales à 4 Celemines oder Almudes. In mehren Distrikten der Provinz wird indessen der Cahir anders eingetheilt. Der Inhalt der Maße selbst ist nicht überall

gleich, ja zum Theil ſehr abweichend. Die Fanega von S. iſt = 22,55 Liter = 1147,9 par. Kubikzoll = 0,4115 kaſtiliſche Fanegas, indem nämlich 243 Fanegas von S. = 100 kaſtiliſche Fanegas ſind. Weit größer iſt die Fanega von Teruel von 16 Cuartillas. Dieſe iſt = 43,41 Liter = 2209,5 parſ. Kubikzoll = 0,7921 kaſtiliſche Fanegas, indem nämlich $4^{3}/_{25}$ Fanegas von Teruel = 8 Fanegas von S., oder 133 Fanegas von Teruel = 256 Fanegas von S. ſind. Der Cahiz ꝛc. von Montalvan, Rueve Lugares del rio Martin und Bayliás iſt dem von Teruel gleich. Wein und Branntweinmaß. Der aragoniſche Cantaro oder die Arroba hat 8 Azumbres zu 4 Cuartilles. Der Niettro oder die Carga (das Fuder) hat 16 Cantaros. Der Cantaro enthält $19^{3}/_{4}$ kaſtiliſche Cuartilles = 9,960 Liter = 502 pariſer Kubikzoll = $^{29}/_{30}$ oder 0,6171875 kaſtiliſche Cantaras. Den Gewichtsinhalt des Cantaro Wein rechnet man zu 28 aragoniſchen Libras oder Pfund. Oelmaß. Die Arroba enthält an Gewicht 36 aragoniſche Libras oder Pfund, oder 1 aragoniſche Gewichts-Arroba = 27 kaſtiliſche Libras = 12,4236 Kilogramm, die Arroba 24 ſolche aragoniſche Libras = 8,2824 Kilogramm. 1 Arroba = $1^{1}/_{2}$ Arrobetas, oder 2 Arrobas = 3 Arrobetas. Hiernach iſt die aragoniſche Oel-Arroba = $1^{1}/_{25}$ oder 1,08 kaſtiliſche Oel-Arrobas (Arrobas de aceyte, Arrobas menores), die Arrobeta = $^{18}/_{25}$ od. 0,72 kaſtiliſche Oel-Arrobas. — Aus dem ſpecifiſchen Gewichte des Olivenöls bei + 15° R. (ohne Berückſichtigung der relativen Ausdehnung) berechnet, wurde demnach an räumlichem Inhalt die Arroba = 13,53 Liter = 682⅛ par. Kubikzoll, die Arrobeta = 9,02 Liter = 454⅝ par. Kubikzoll ſeyn. Handelsgewicht. Der aragoniſche Quintal (Centner) hat 4 Arrobas oder 144 Libras (Pfund). Die aragoniſche Arroba hat 36 Libras. Die Carga (Laſt) hat 3 Quintales. — Die aragoniſche Libra oder das Pfund von Sara ɛſſa hat $1^{1}/_{2}$ Marcos, 12 Onjas, 48 Cuartes, 192 Adarmes oder Arienjos, oder 6144 Granos. — Der Marco (die Mark) hat 8 Onjas (Unzen) zu 4 Cuartos à 4 Adarmes à 32 Granos (Grän), alſo 4096 Granos. Der aragoniſche Grano iſt um ein Achtel ſchwerer als der kaſtiliſche (8 aragoniſche Granos = 9 kaſtiliſche Granos); demnach beträgt der aragoniſche Marco 4608 kaſtiliſche Granos und iſt mithin dem kaſtiliſchen Marco völlig gleich, wie alſo auch die Onza und der Adarme von Aragonien den gleichnamigen kaſtiliſchen Gewichten gleich ſind. — Da aber die aragoniſche Libra nur 12 Onjas oder $1^{1}/_{2}$ Marcos enthält, ſo iſt ſie = $^{3}/_{4}$ kaſtiliſche Libras = 345,1012 Gramm = 7180 holl. Aß und mithin dem kaſtiliſchen Medicinalpfunde gleich. 4 aragoniſche Libras = 3 kaſtiliſche Libras. (Andere Unterſuchungen ergaben jedoch die Libra zu 350 Gramm.) — Demnach iſt die aragoniſche Arroba = 12,4236 Kilogramm = $1^{1}/_{25}$ oder 1,08 kaſtiliſche Arrobas = 27 kaſtiliſche Libras, — der aragoniſche Quintal = 49,6946 Kilogramm = $1^{1}/_{25}$ oder 1,08 kaſtiliſche Quintales = 108 kaſtiliſche Libras. 100 aragoniſche Libras oder Pfund ſind gleich

78,082 engliſche Pfund advp.
34,510 franzöſ. Kilogramm.
75,000 kaſtiliſche Libras.
86,272 preußiſche Pfund.
61,684 wiener Pfund.
69,020 deutſche Zollpfund.

Die Libra von Teruel iſt ſchwerer als die eigentliche aragoniſche, und es betragen 11 Onjas 9 Adarmes oder $11^{7}/_{16}$ Onjas von Teruel eine Handelslibra in Valencia, wonach die Libra von Teruel = 369,7126 Gramm = 7692,2 holl. Aß = 0,804387 kaſtiliſche Libras. Gold- und Silbergewicht. Der aragoniſche Marco (die Mark) mit der vorhin erwähnten Eintheilung iſt, wie ſchon geſagt, dem kaſtiliſchen völlig gleich; ſ. Madrid. Probirgewicht gleichfalls wie Madrid. Medicinal- und Apothekergewicht iſt obige Libra des Handelsgewichts, welche mit dem kaſtiliſchen Medicinalpfunde völlig übereinſtimmt, mit der unter Madrid angezeigten Eintheilung.

Geſchichtliches. S. verdankt wahrſcheinlich den Karthagern ſeine Gründung und wurde von ihnen Salduba (Saltobaal, d. i. Baal ſey ihr Schild) genannt. Doch war die Stadt damals klein und blieb es auch anfangs zur Römerzeit. Auguſtus legte hier eine Kolonie (Colonia Caesarea Augusta Salduba, Colonia Caesarea Augusta, Colonia Caesarea) an. Im J. 255 kommt der erſte Biſchof von S. vor. Im 7. Jahrh. wurde die Stadt von den Mauren erobert, und 752 fand hier eine Schlacht zwiſchen dem Feldherrn des Statthalters von Spanien, Juſſuf Jumael, und dem Saracenen Omar Statt, welcher ſich empört hatte. Letzterer ſiegte und belagerte die Stadt, welche Jumael freiwillig räumte. Im J. 882 wurde ſie 25 Tage lang vergebens von Almundar belagert, gegen deſſen Vater, den König von Cordova, der Statthalter von S., Abdallah, ſich empört hatte. Alfons I. eroberte die Stadt 1118 wieder für die Chriſten und wandelte die Moſchee in eine Kathedrale um. Im J. 1317 wurde das Bisthum zum Erzbisthum erhoben. Wie ganz Aragonien, nahm auch S. Partei wider Philipp V. für König Karl III. von Oeſterreich, aber 1707 mußte ſich die Stadt Philipp V. unterwerfen. Hier am 20. Aug. 1710 Schlacht zwiſchen Karl und Philipp V.; dieſer wurde geſchlagen, und S. huldigte wieder Karl III., mußte aber noch in demſelben Jahre Philipp wieder anerkennen. Schon früher war es mit dem Verluſt ſeiner Privilegien beſtraft worden. Große Berühmtheit erlangte S. durch den begeiſterten Muth, mit welchem die Bewohner unter Palafox den erfahrenſten Feldherren Napoleons in 2 Belagerungen, vom Juni bis Auguſt 1808 und vom 21. Dec. 1808 bis zum 21. Febr. 1809, den entſchloſſenſten Widerſtand leiſteten. Als die Franzoſen im Mai 1808 ſich der ſpaniſchen Hauptſtadt bemächtigt hatten, wurde in S. Statt des Generallieutenants Guillermi, der beim Volke kein Vertrauen genoß, Mori zum Oberbefehlshaber ernannt, der ſofort Palafox nach S. zu kommen erſuchte. Kaum hatte er ſeinen Sitz im Kriegsrathe eingenommen, ſo zwang das Volk dieſen, ihn zum Gene-

ralkapitän zu ernennen, und ganz Aragonien erkannte ihn als Statthalter an. Mit unglaublicher Thätigkeit wurden Waffen geschmiedet u. Pulver bereitet, und von mehren Seiten eilten begeisterte Streiter nach S. Jetzt rückte der französische General Lefebvre gegen die Stadt; er schlug am 16. Juni die Truppen, die ihm Palafox entgegensandte. Hierauf verschanzten sich die Einw.; die Stadt ward eingeschlossen, und am 3. Aug. nahm die Beschießung des Platzes den Anfang. Schon am 4. Aug. drangen die Franzosen durch die Sturmlücken in das Kloster S. Engracia ein, und es begann der Häuserkrieg mitten in der Stadt, zugleich Plünderung, Mord und Brand. Nachdem es dem Feinde, trotz aller Anstrengung, vom 4. bis 14. August, nicht möglich gewesen war, mehr als 4 Häuser zu nehmen, sah sich der General Verdier, der an Lefebvre's Stelle getreten war, in Folge der Flucht des Königs Joseph aus Madrid und des Rückzugs des franz. Heeres auf Vittoria genöthigt, in der Nacht vom 15. Aug. die Belagerung aufzuheben, wobei er das schwere Geschütz in den Kanal werfen ließ. Doch schon am 20. Dec. nahm die zweite, noch merkwürdigere Belagerung ihren Anfang. Unterdessen hatte man die Stadt, so weit es in der kurzen Zeit nur möglich war, befestigt und mit Verräthern versehen. Das Heer war auf 30,000 M. gebracht worden. Das eben so starke Belagerungsheer wurde von Moncey und Mortier geführt; es erschien am 20. Dec. vor S., und am folgenden Tage begann der Kampf. Doch bald überzeugte sich der Feind, daß hier ein regelmäßiger Angriff nöthig sey; seine Arbeiten rückten auf 3 Punkten der Stadt näher, und schon am 9. Jan. 1809 fing die Beschießung des Platzes an. Nach der Erstürmung des Klosters S. Jose am 13. Jan. begann der Krieg gegen die Häuser, der 23 Tage dauerte. Bis zum 21. Jan. war des Feindes dritte Parallele gegen das Kloster S. Engracia vollendet; doch gelang es den Belagerten, in einem Ausfalle das Geschütz desselben zu vernageln. Allein bis zum 27. Jan. hatten 50 Feuerschlünde 3 große Sturmlücken geöffnet, durch welche der Feind eindrang; indeß konnte er sich nur in den Wallöffnungen und einigen eingeschlossenen Häusern behaupten. Die Aragonier thaten ihm auf allen Seiten Abbruch. Bewaffnete Bauern schnitten ihm seine Verbindung mit Pampeluna ab und hinderten die Zufuhr, so daß oft großer Mangel im Lager war. Doch auch in der Stadt stieg die Noth immer höher. Gleichwohl verwarf Palafox jede Aufforderung des Marschalls Lannes, der am 22. Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheers übernommen hatte. Unterdessen dauerte der Häuserkrieg Tag und Nacht fort; jede Scheidewand diente als neue Schanze. So konnte der Feind erst am 7. Febr. seinen Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten. Der Kampf entbrannte hier heftiger, als je, unter und über der Erde. Zwar behaupteten sich die Franzosen am 12. Febr. auf den Trümmern des Klosters S. Francisco und andern Punkten; allein zwei Mal vergeblich versuchten sie durch Stollenbau diese Straße zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem dritten Stollen stießen beide Theile auf einander. Man schlug sich in dem Stollen mit Säbel und Bajonnet, und die Franzosen mußten selbst ihren Bau zerstören. Endlich gelang es ihnen bis zum 17., durch Minen einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen, und am 18. bemächtigten sie sich der eingeschlossenen Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro. Dies entschied den Fall der Stadt, denn nun war auch diese Seite des Platzes dem feindlichen Feuer bloßgestellt. Die Franzosen waren Meister von einem Drittheil der Ringmauer und von dem 4. Theile des Grund und Bodens, ungerechnet die Vorstadt. Sie hatten 13 Kirchen oder Klöster erobert; 40 waren noch zu nehmen. Schon trieb der Feind 6 neue Stollen quer unter dem Corso durch. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 Mann dienstfähige Leute; es gab keine Siechhäuser, keine Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag seit 4 Wochen krank in einem kleinen Keller und hatte den Oberbefehl an den General St. Marc abgetreten. Unterdessen waren von den Franzosen in jedem der 6 Stollen Minen, mit 3000 Pfund Pulver gefüllt, angebracht worden. Mit einem Schlage sollten sie am folgenden Tage springen und die Häuser auf der andern Seite des Corso zertrümmern. Das Feuer hörte am 20. um 4 Uhr Abends auf, da man jetzt Unterhandlungen anknüpfte. Lannes verlangte unbedingte Ergebung; endlich kam man über einen ehrenvollen Vertrag überein, dem jedoch Ferdinands VII. Name nicht vorgesetzt werden durfte. Ueber 54,000 Menschen, darunter gegen 14,000 Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen, davon jedoch kaum 6000 durch das feindliche Feuer. Die Vertheidigung S.'s hat der span. Ingenieur, Oberstlieutenant Caballero, der im Platze selbst sich befand, beschrieben, den kunstvollen Belagerungskrieg der Franzosen aber der General Rogniat, der an die Stelle des während der Belagerung getödteten Generals Lacoste beim Geniewesen eingetreten war. Ramon Valdidares hat diese Vertheidigung in einer Epopöe „Zaragoza", 2. Aufl. 1826, besungen. Im Karlistenkriege hielt es die Stadt entschieden mit der Königin Christine, u. stets wurden Versuche, sie durch Handstreiche zu nehmen, vereitelt. Im J. 1843 machte S. mehre Versuche, sich gegen Espartero zu erheben; dieselben schlugen zwar alle fehl, leiteten aber doch die spätere allgemeine Bewegung ein.

Saragossa (Biogr.), 1) **Herzog von S.**, s. **Palafox.** — 2) **Augustine, Mädchen von S.**, spanisches Heldenmädchen, trug während der Belagerung Saragossa's von 1808–9 den Kriegern Munition und Proviant zu und feuerte selbst Kanonen ab, die ihre Mannschaft verloren hatten. Byron feierte sie in seinem „Childe Harold."

Saragossa (Waarenk.), 1) schwerer Rothwein, bei Saragossa gebaut; — 2) in England künstlicher Wein von Fenchelwurzel, Raute und Meth.

Saraguren, ein Stamm der Hunnen, welcher später mit den übrigen Horden dieses Volkes verschmolz.

Saraguro, südamerik. Flecken, Kolumbien, Republik Ecuador, Dep. Assuay, nordöstlich von Loxa.

Sarah (Geogr.), eine der Shetlands-Inseln, im südl. atlant. Ocean, 61° 22′ südl. Br. und 57° 50′ 30″ westl. L.

Sarah (bibl. Gesch.), s. v. a. Sara, s. Abraham.

Sarai, merkwürdige Ruinen im asiat. Rußland, Gouv. Astrachan, einst Haupt- und Residenzstadt des Khans der goldenen Horde. An dem hohen, bald schroffen, bald sanft abfallenden Syrt, der sich längs der Aktuba, einem Arm der Wolga, hinzieht, stößt man auf merkwürdige Trümmer steinerner Gebäude, welche an dem Dorfe Aktubinsk beginnen und sich auf dem Kamme des Syrt bis zum Dorfe Prischib erstrecken. Auf einer Strecke von 70 Werften, den Krümmungen des Syrt nach gerechnet, findet man überall Mauerreste aus Backsteinen, Th on und Kalk, bald in Menge, bald spärlich, bald groß, bald klein. Weiterhin von dem Dorfe Prischib an über die Stadt Zarew hinaus trifft man fast dichtgedrängt 15 Werste weit Trümmer v. ansehnlicher Größe: die Ruinen der Stadt S. Die Gegend bildet hier ein ziemlich hochgelegenes Thal, das von 4 kleinen Flüssen bewässert wird, welche sich in die Aktuba ergießen; gegen Osten überragt dasselbe der ziemlich hohe und steile Syrt, gegen Westen dehnt sich das mit Seen, Bächen, Wiesen und Wäldern besäete Aktubathal aus. Die Trümmerhaufen der zerstörten Gebäude sind im Thal, an den Vorbergen des Syrt und auf dem Syrt selbst verstreut; kaum läßt sich eine Regelmäßigkeit in der Anlage der ehemaligen Straßen bemerken, und diese zeigt sich erst einigermaßen an dem Zuckersee und gegen die Stelle hin, wo die jetzige Stadt Zarew liegt. Hier sind die Trümmer häufiger, und hier befand sich wahrscheinlich auch der Mittelpunkt der Stadt; eine Masse von Gebäuden erstreckt sich längs der Kalguta nach dem Syrt hin, auf demselben selbst und rechts von ihm. Am Ende des Thals, gegen das Flüßchen Zarewka und das Dorf Prischib zu, werden die Trümmer seltener, die Gebäude und Gärten weitläufiger. Nicht weit von Prischib, an dem kleinen sogenannten Maulbeerbache, auf einer Anhöhe, in entzückender Lage, stand ein 20 Klafter langes und eben so breites Gebäude mit Nebengebäuden. Das Hauptgebäude, das 40 Klafter breit und 80 Klafter lang war, wurde von einem Graben umgeben, und an den Ecken in der Nähe des Gebäudes waren tiefe Bassins ausgegraben, die aus dem Graben mit Wasser gefüllt wurden. Allem Anschein nach war dies ein Lustschloß außerhalb der Stadt. Dichtgedrängt und weitläufig sind die Trümmer am Flüßchen Kalguta; die Gewässer dieses Flüßchens die über Sandboden hinlaufen, geben dem Thal eine üppige Fruchtbarkeit. Immer häufiger werden die Trümmer gegen die Stadt Zarew zu, und die Stadt selbst steht auf Trümmern, welche überall in Höfen und Gärten zerstreut sind. An den noch vorhandenen Fundamenten erkennt man die Straßen, von denen Wälle und Kanäle durchschnitten werden. Unterirdische Gänge sind nur noch in einigen Ruinen erhalten; an andern bemerkt man eine Art von Befestigung. Ein steinerner Damm am Flüßchen Zarewka, der das Wasser zurückhielt und links nach dem Thale, wo gleichfalls weitläufige Trümmer einer einstmaligen Stadt liegen, in Kanäle leitete und der noch ganz erhalten ist, zeugt von Kenntniß der Mechanik. Vom Flüßchen Zarewka an beginnt wieder ein hoher Syrt, der oben eine flache, weite Ebene bildet, die gegen die Aktuba hin steil abfällt. Hier stand der Palast des Khans, den die Zeit aber gleichfalls nicht verschont hat, dessen Trümmer jedoch bedeutend sind. In der Mitte eines auf allen Seiten 80 Klafter langen Hofes steht ein Palast, der auf den Seiten 50 Klafter lang und auf 3 Seiten von Gebäuden umgeben ist; vorn war das Thor, so wie eine dünne Mauer mit einer Säulengallerie; hinten sieht man Gebäude, die wahrscheinlich für die Diener des Khans bestimmt waren. Die Aussicht von diesem Palast aus war in der That königlich: gegen Osten die Steppe, aber nicht eine unfruchtbare, gegen Norden und Westen unabsehbare Wiesen, welche im Herbste mit Wasser bedeckt, im Sommer aber in üppiger Vegetationspracht prangten; unter dem Syrt die Aktuba, vorn u. hinter derselben weite Seen und in der Ferne grünende Wälder, die den Horizont schließen. Gegen Norden unter dem Syrt windet sich die Zarewka hin, welche die Kanäle mit Wasser versah; auf dem Syrt standen prachtvolle Gebäude und im Thale die reiche, blühende Stadt. Gewiß ist es freilich nicht, ob hier der Palast des Khans stand; allein die herrliche Lage, die kostbaren Baumaterialien, die goldenen Geräthschaften, auf die man stieß, d r Marmor u. dgl. deuten darauf hin. Man fand in den Trümmern goldene Ringe und anderes Geschmeide von reinem arabischem Gold, Säulen, Karniesse, Balustraden, Fensterstöcke mit verschiedenen Skulpturen, als Drachenschweifen u. dgl.; ferner Tischblätter und Fußböden aus Marmor; eine in einem Hintergebäude des khanischen Palastes aufgefundene Marmorplatte mit einem eingehauenen Kreuze ist eine historische Merkwürdigkeit. Perlen sollen sich in bedeutender Menge, doch meist von geringer Güte, gefunden haben. Münzen von Gold, Silber u. Kupfer, namentlich kleine mit tatarischem Stempel, sind zahlreich; auch fand man russische Münzen, aber mit tatarischem Stempel, die also wahrscheinlich zur Bezahlung des Tributs dahin gekommen waren. Partisanen, Lanzen, Dolche, Flinten- und Pistolenläufe, Säbel u. dgl. sind nicht selten; eine vom Rost schon sehr zerfressene stählerne Partisane hatte noch so viel Festigkeit und Schärfe, daß man gewöhnliches Eisen wie Holz damit hobeln konnte. Nahe an der Aktuba, aber nicht an ihren Ufern, wie Karamsin sagt, stand S., die berühmte, große und blühende Stadt. Hier herrschte Luxus und Ueber-

fluß; hieher brachte man unermeßliche Schätze aus den Ländern des Ostens und Westens, die von den Tataren verwüstet, verbrannt und mit Blut überströmt wurden. Hier, in blühenden Gärten, zwischen Seen, Bächen und üppigen Wiesen, ging der wilde Tatar in Schwelgerei u. Genußsucht unter; hier krochen vor ihm die knechtischen Kronträger Rußlands. Aber es kam die Stunde des Schicksals, der Sturm des Kampfes brach los, wälzte sich über das einst so üppige S. und vernichtete Alles; das Feuer verzehrte, was es nur immer verzehren konnte (denn in den Ruinen findet sich durchaus nichts von Holz), das Land umher verödete, lange standen noch die Mauern der üppigen Gemächer, aber die Hand der Zeit lastete schwer auf ihnen und verwandelte sie in unförmliche Backsteinhaufen, die von wildem Gras überwuchert sind; jetzt hausen hier Schlangen, und die Steppenstürme verwehen den Staub. Aber trotz der Zerstörung ist der Ort noch in hohem Grade interessant; viele Trümmer sind noch nicht aufgegraben; häufig finden die Landesbewohner Kostbarkeiten, wenn sie Backsteine aus den Mauern brechen, aber in die Tiefe der Ruinen ist man noch nicht eingedrungen. Um sich auf eine gehörige Weise zu versichern, was sich Merkwürdiges von diesem alten Wohnsitz der goldenen Horde erwarten läßt, dazu sind größere Mittel nöthig, als sie Privatpersonen zu Gebote stehen. Von dem Dorfe Kolobolschtschina und Subowka bis zu dem Dorfe Katajewka, das an der Grenze des Gouv. Astrachan liegt, finden sich auf einer Strecke von 70 Werften wenige Ruinen und noch seltener welche von Bedeutung. Wahrscheinlich standen hier Landhäuser der Tataren. Gegen Osten in der Steppe finden sich fast allenthalben den Ruinen gegenüber Kurgans oder Erdhügel, die mehr oder minder groß, aber größtentheils noch nicht aufgegraben sind. Vielleicht sind es Gräber, denn Begräbnißplätze finden sich nirgends.

Saraisk (Geogr.), 1) europ.-türk. Kreis, Gouv. Rjäsan, grenzt nördlich an den Kreis Jegorjewsk, östlich an den Kreis Rjäsan, südlich an den Kreis Michailow, südwestlich an das Gouv. Tula und westlich an das Gouv. Moskau, wird von der Oka und dem Ostetr bewässert; — 2) Kreisstadt daselbst, am Ostetr, an der Straße nach Moskau; hat eine alte Citadelle oder einen Kreml und jährliche Messen und Märkte, wo großer Handel mit Vieh getrieben wird; 4800 Einw.

Sarajewo (Serajewo), Stadt, s. v. a. Bosna 2).

Sarak (Saraks, Geogr.), asiat. Völkerschaft, Turan, Khiwa, um Mawri oder Merv.

Sarak (Gesch.), letzter König von Assyrien bis 626 636) v. Chr., ward von seinem eigenen Feldherrn Nabopolassar und dem Sohn des Medierkönigs Cyarares, Astyages, entthront und verbrannte sich selbst auf einem Scheiterhaufen.

Sarakaisak, Volk, s. v. a. Kirgisen.

Sarakino (Peristeri), europ.-türk. Felseninsel, im ägäischen Meere, östl. von Selidromi, unbewohnt.

Sarakis (türk.), niedere Stallbedienung am türkischen Hofe.

Sarakka, s. Lappische Religion.

Saraks, Völkerschaft, s. v. a. Sarak.

Sarala (Saralapis, Sorabile, a. Geographie), Stadt im Innern von Sardinien, ziemlich in der Mitte der Insel, an der Straße von Olbia nach Caralis, jetzt Sorabas oder Sorovile (Ptol. III, 3, 7).

Saralbe (Geogr.), s. v. a. Sarralbe.

Saramaca (Saramica), 1) südamerikan. Fluß, strömt vom Nordabhang der Sierra de Tumucucuraque im Südwesten des franz. Guyana gegen Norden und in das niederländische Guyana, wo er, gegen Nordwesten gewendet, in den atlant. Ocean mündet; — 2) Negerstamm daselbst, Surinam.

Saramanne (a. Geogr.), befestigter Küstenort in Hyrcania, am kaspischen Meere (Ptol. VI, 9, 2).

Sarambira, südamerikan. Fluß, Kolumbien, Republik Neu-Granada, Depart. Cauca, strömt von den Anden herab und mündet, der Insel Gorgona gegenüber, in den atlantischen Ocean.

Saramecа, Fluß und Negerstamm, s. v. a. Saramaca.

Saramel, nach Einigen s. v. a Afar-Mello (Vorhof Mello), auch die ganze Stadt Jerusalem, nach Andern s. v. a. Fürst des Volkes Gottes (der Hohepriester Simon).

Saramene (a. Geogr.), Distrikt im Pontus, am amisenischen Meerbusen (Strabo XII, 5, 47).

Saramita, Andr., s. Guillemine.

Saramon, franz. Stadt, Depart. Gers, Bez. Auch, an der Gimone; 1200 Einw.

Saran (ind. Myth.), der Bogen Wischnu's.

Saranac, nordamerik. Fluß, V. St., Staat New-York; strömt aus dem kleinen gleich. See und mündet westl. in den Champlain-See.

Sarancolin, Marktflecken, s. v. a. Sarrancolin.

Sarand, Gespannschaft, s. v. a. Zarand.

Saranga (a. Geogr.), Distrikt in Gedrosien, an der Küste, zwischen den Mündungen des Indus und Arabis (Arr., Ind.. 22).

Sarangä (a. Geogr.), Völkerschaft in Sogdiana, zur 14. Satrapie des Perserreichs gehörig (Plin. VI, 17; Herod. VII, 67).

Saranges (a. Geogr.), Nebenfluß des Hydraotes in Indien, wahrscheinlich jetzt Gharra und daher vielmehr ein Nebenfluß des alten Acesines (Arr., Ind. 4).

Sarangpur, ostind. Stadt, Prov. Malwa, rechts am Cally-Sind; Weberei.

Sarangur, ostind. Stadt, Prov. Gundwana, südwestl. von Bostar.

Saranneu, Lehrlinge der Barden u. Druiden.

Saranni (russ., Entom.), am schwarzen Meere die großen Wanderheuschrecken, Gryllus vastator.

Saransk (Geogr.), asiat.-russ. Kreis, Gouv. Pensa, grenzt nördlich an das Gouv. Nischegorod, östlich an das Gouv. Simbirsk, südöstlich an den Kreis Pensa, südlich an den Kreis

Mokschansk und westlich an den Kreis Insara, und hat einen Flächenraum von 51½ □M. mit 70,000 Einw., darunter viele Mordwinen und Tataren. Der Kreis ist eben, fruchtbar, zum Theil Steppenland und wird von der Insara und im Südosten eine Strecke lang von der Sura bewässert. — 2) Kreisstadt daselbst, am Zusammenfluß der Insara und Seranga; gewährt einen schönen Anblick, hat 11 Kirchen, darunter 2 Kathedrale, und ein mit einer steinernen Mauer umgebenes Kloster; Gerberei, Seifensiederei, lebhafter Handel; 9000 Einw. Die Gegend um S. ist Steppenland, welches aber wegen Ueberfluß an Land so wenig bebaut ist, daß oft 10, 15 oder 20 Jahre vergehen, bevor ein benutztes Feld neu gepflügt wird. In der Zwischenzeit wird es als Viehweide benutzt. Hier noch: Temar (Artemar), Stadt, mit 1500 Einw.

Saranta Potamos, Fluß, s. Rufia.

Sarapana (a. Geogr.), Kastell im Innern von Kolchis, an einem der vier Eingänge Iberiens, vom Phasis her, vielleicht jetzt Scharapani, am Kwirila, nach Andern Sannawarda (Strabo XI, 500)

Sarapará (a. Geogr.), thracisches Volk, jenseits Armeniens, in der Nähe der Guranier und Medier, von Strabo XI, 531 als ein rohes Bergvolk, welche die erlegten Feinde zu skalpiren pflegte, bezeichnet (Plin. VI, 16, 18).

Saraph (Sage), Art geflügelter Schlangen, besonders in Aegypten; vgl. Seraph.

Sarapidi-Insula (a. Geogr.), Insel im persischen Meerbusen, vor der arabischen Küste, 120 Stadien von letzterer entfernt; reich an Schildkröten, mit mehren Ortschaften, vielleicht identisch mit Chelonitis des Plin. VI, 28, 32, von Priestern der Ichthyophagen bewohnt und von den aus Cane kommenden Schiffen oft besucht; jetzt Maceira (Prol. VI, 7, 46; Peripl. mar. Eryth., S. 19).

Sarapis (ägypt. Myth.), s. v. a. Serapis.

Sarapta, Stadt, s. v. a. Sarepta.

Sarapul (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Wiatka, grenzt nördlich an den Kreis Glasew, östlich an da Gouv. Perm, westlich an den Kreis Jelabuga und Malmüch und südlich an das Gouv. Kasan. Im Osten und Süden wird das Land von der Kama bespült, die hier die Siwa, Netschkina, Sarapulka und den Kürmaß aufnimmt. In die Siwa fließen: der Kiwar und die Wotka. Hier auch die Quellen des Posim, Lech, Tschur, Postal, der Bobja und der Wola, welche letztere die Rülga und Ulfa aufnimmt. Der Kreis hat viele Nadelwaldungen, gutes Ackerland und mehre Bergwerke und wird von Russen, Wotjäken, Tscheremissen und Tataren bewohnt. — 2) Kreisstadt daselbst, an der Kama, auf den Trümmern einer alten Tatarenstadt erbaut, 1960 Werste von St Petersburg, 1261 von Moskau und 583 von Wiatka, ist nach Wiatka die größte Stadt im Gouvernement, hat Festung, 2 steinerne Kirchen, Salzmagazin, Seifensiederei, Stapel für Salz, Getreide und Holz nach Astrachan, Schiffbau (Barken), ergiebige Fischerei, viel Gold- und Silberarbeiter; 6000 Einw. In der Nähe die Saiwode Ishe, wo treffliche Gewehre verfertigt werden und 18,000 Menschen in der bereits einer Stadt ähnlich gewordenen Niederlassung leben. Die Fabrik ward im Jahre 1807 auf Vorschlag des Oberbergbauptmanns Derabin gegründet. Die Krone gab zur ersten Einrichtung 1,700,000 Rubel und 7000 Rekruten zu Arbeitern und bestimmte zur jährlichen Unterhaltung die Summe von 142,460 Rubel. Das Fabrikgebäude ist kolossal und wie die Wohnhäuser der bei dem Hüttenwerke beschäftigten Beamten mit großer Pracht erbaut. Hier auch Wotka, ein der Krone gehöriges Eisenwerk, an dem Zusammenflusse von zwei kleinen Wassern angelegt. Es werden daselbst Anker von 50 — 280 Pud (d. h. 1745 — 9769 Pfund und 3.06 — 17,14 pariser Kubikfuß) aus einzeln neben einander gelegten Stäben angefertigt.

Sarapus (Entom.), nach Fischer, Käfergattung, s. v. a. Sphaerites *Dufi-chm.*

Saras (a. Geogr.), s. v. a. Sarabus.

Sarasanden (ind. Myth.), s. v. a. Scharasandha.

Sarasdorf, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Lbgr. Trautmannsdorf, an der Leitha; 350 Einw.

Sarasin (franz., Bot.), auch Sarrasine, s. v. a. gemeiner Buchweizen, Polygonum Fugopyrum *L.*

Sarasin (Pomel.), Kl. 1, Ordn. 3, Rang 2, nach Diel. Eine kleine, der Sommereierbirne ähnliche, nur in vorzüglich gutem Boden gedeihende, mittelmäßig große, gute Birne, die gewöhnlich sieben bis acht Viertelzoll breit und oft neun bis zehn Viertelzoll lang ist. Die Schale ist blaß hellgrün, wird im Winter schön citronengelb und hat bei besonnten Früchten einen leichten Anflug von Röthe, worin die Punkte gelblich sind. Häufig findet man Anflüge von Rost und schwärzlichen Rossflecken. Das Fleisch ist weiß, körnig, schmelzend, und von einem süßen, gewürzhaften Geschmack. Die Frucht zeitigt im April und Mai und hält sich den ganzen Sommer hindurch. Der Baum wächst sehr lebhaft und schön, geht pyramidenförmig in die Höhe und ist sehr fruchtbar. Verdient nur als eine der spätesten Winterbirnen für die Küche Anpflanzung

Sarasin (Biogr.), 1) Jean François, franz. Schriftsteller, 1704 zu Hermanville bei Caen geb., machte Reisen durch Deutschland, wurde Sekretär des Prinzen Conti und † 1655. Er schrieb eine Geschichte der Belagerung von Dünkirchen, über Wallensteins Verschwörung, über das Schachspiel ꝛc. Seine „Oeuvres" erschienen Par. 1650, 4., das. 1685, 2 Bde., 12. — 2) Jean, s. Sarrasin.

Saraß, ein großer Säbel oder Degen.

Sarasses (Waarenk.), Baumwollenzeuch aus Ostindien.

Sarasu (Sara-Sou, Saratha), asiat. Fluß, in der freien Tatarei, Kirgisensteppe, trennt die große und mittlere Kirgisenhorde, entsteht zwischen dem Ulu-Tau und Kartchi-Tau,

fließt gegen Südwesten, nimmt die Flüsse Tschidorta und Jar-Jakchi links, den Karasu, Babizian und Bantu rechts auf und verliert sich in einem kleinen See, der zuweilen in den Telegul (Tele-Koul) oder Teleszka abfließt.

Saraswadi (ind. Myth.), die Tochter und Gemahlin des Brahma, die Göttin der Beredsamkeit und Harmonie. Nach der Mythe verliebte sich ihr Vater so leidenschaftlich in sie, daß er darüber die Betrachtung der Veda's vernachlässigte. S. suchte, unwillig hierüber, diese Liebe zu vermeiden, indem sie sich bald rechts, bald links, bald hinter ihren Vater stellte; allein wo sie sich auch hinwenden mochte, wuchs aus dieser Seite dem Brahma ein Kopf, dessen Augen sie verfolgten, und da sie, um seinen Blicken zu entgehen, sich nun hoch über ihn schwang, wuchs ihm auch in dieser Richtung ein fünfter Kopf, den ihm aber Schiwa, zornig über dieses Betragen, abhieb. Brahma zeugte mit ihr den berühmten Alwyater Narada. Als die Gattin Brahma's wurde sie auch Brami (die weibliche Form von Brahma), d. h. Wissenschaft, genannt, außerdem auch Bharati, Göttin der Geschichte, Bhascha, Sprache, Wohlredenheit, Ghi, Ausdruck in der Sprache, Vakervani, die Lenkerin der Wörter. Einige andere Mythen erzählen auch von zwei Gemahlinnen Brahma's, der S. und Gogatri oder Quiatri, die letztere aber unfruchtbar. Diese Sage entsprang aus der Verschiedenheit der Lehre einiger Philosophen, von denen einige behaupteten, das männliche und weibliche Princip sey bei der Gottheit in einer Person vereinigt, andere, es sey getrennt. Es wurde denn Quiatri, die Unfruchtbare, als das mit Brahma vereinigte, und S. als das für sich existirende weibliche Princip betrachtet. Bei den Hindu's wird sie auf dem Haupte mit einer Pyramidenkrone abgebildet, in den vier Händen einen eisernen Schreibariffel, Palmblätter, ein Messer, um damit die Blätter zurecht zu schneiden, und mit der Gestalt eines Hirsches. In andern Bildern hat sie nur zwei Hände, auch die Lotosblume gehört zu ihren Symbolen. Der Dichter Kalidasa war ihr Liebling, und von den Gelehrten wurde sie besonders verehrt.

Sarat, afrik. Fluß, Marokko, Fez; fließt nordwestlich in den atlantischen Ocean.

Sarata, europ.-russ. Fluß, Prov. Bessarabien, mündet in den Kunduk-See.

Saratages, Volkskasse in Mexiko (s. d.).

Saratelli (Biogr.), 1) Alessandro, Architekturmaler, malte um den Anfang des 18. Jahrhunderts für verschiedene Schaubühnen, wurde aber zuletzt Mönch und † 1722 zu Rimini im Kloster. G. M. Metelli stach einige seiner Dekorationen. — 2) Giuseppe, vorzüglicher Kontrapunktist des 18. Jahrhunderts, gebürtig aus Padua und Kapellmeister am Konservatorium der Mendicanti, so wie von 1747 bis an seinen 1762 erfolgten Tod Kapellmeister an der St. Markuskirche zu Venedig. Von seinen Werken ist keins auf uns gekommen.

Sarathi (ind. Myth.), s. v. a. Matali.

Saratoga (Geogr.), 1) preuß. Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg; 200 Einw. — 2) nordamerik. Grafschaft, B. St., Staat New-York; im Osten fließt der Hudson, im Süden der Mohawk; viel Mineralquellen; 1820: 36,050, 1830: 36,620, 1840: 40,550 Einw.; Hauptort: Ballston; — 3) Ort daf., nördlich am kleinen gleichn. See; Mineralquellen; 1820: 2330, 1830: 2620 Einw. Im See steht ein Fels von 200 Fuß Höhe. S. ist bekannt durch die Gefangennehmung des bourgoyna'schen Heeres im Jahre 1777. — 4) S.-Springs, Ort daf.; 1840: 3490 Einw. berühmter und stark besuchter Badeort am S.-See, mit 14 Mineralquellen, deren Wasser besonders zum Trinken benutzt und auch stark verschickt wird; besteht aus einer schönen, breiten Straße, die mit vielen großen und prachtvollen Gebäuden besetzt ist.

Saratow (Geogr.), 1) asiat.-russ. Gouvernement, von Manchen zu Europa gerechnet, grenzt nördlich an die Gouvernements Pensa und Simbirsk, östlich an das Gouvernement Orenburg, südlich und südöstlich an das Gouvernement Astrachan und westlich an das Land der donischen Kosaken und an das Gouvernement Tambow. Der Flächenraum beträgt nach Schubert 4292 geogr. □Meilen oder 208,319 □Meilen, nach Arsseniew 3620 u. nach Bulgarin 3752 □Meilen. Beschaffenheit des Landes. Das Land ist theils wellig, theils stellenweise hoch, besonders an den Ufern der Wolga. Die Wolgagebirge sind angeschwemmte Gebirge, die aus verschiedenen, oft unordentlich über und durcheinander liegenden Ablagerungen bestehen. Grob und feinkörniger Sand wechselt bis zum höchsten Gipfel der Berge mit Thonlagen, bituminosem Kalkstein u. Gypsadern ab. Der bituminöse Kalk findet sich jedoch mehr in der Tiefe, während der Sand über den ganzen Gebirgszug verbreitet und gewöhnlich nur von einer dünnen Schicht Dammerde bedeckt ist, welche sich allmählig darauf gebildet hat. Auch diese kahlen Berge tragen schon den Charakter der Steppe. Einzelne Erhöhungen, besonders die nördlich von S. gelegenen, bestehen größtentheils aus einem gelblichen Mergel, die nordöstlich gelegenen dagegen mehr aus Sand und sind bedeckt mit Trümmern von Brauneisenstein und Thoneisenstein, Adlersteinen und Gypskrystallen. In der Schlucht, welche S. durchzieht, bricht ein kiesel- und schwefelhaltiger Thon, der zu Ziegel- und Masersteinen verarbeitet wird; die östliche Hälfte des Landes wird im Norden von dem Obschtschi Syrt durchzogen, der hier Narun oder Rupneski heißt; im Süden dagegen stellt sich eine große Steppe dar, auf welcher die Hügelgruppe Assagat Schupat unter ihrer höchsten Kuppe ein mit Thon bedecktes Steinsalzlager trägt. Sie ist im Ganzen sandig, trocken, nur hie und da wieder morastig und salzig, Holzarm und bloß an den Ufern der Flüsse bewohnt. Die westliche Hälfte ist im Norden gewellt, im Süden, die Wolga herab, bergig. Man unterscheidet vorzüglich folgende Uferzebirge: Tschernosatonskaja Gorü, die sich von der Grenze des simbirskischen Gouvernements bis Chwa-

linsk erstrecken und Thonschiefer zur Grundlage haben; Dewitschij Gorü (die Jungfernberge), aus Kalk bestehend, zwischen Chwalinsk und Wolsk; sie sollen nach Einigen den Namen von ihrer weißen Farbe, nach Andern von einem Mädchen, das einst eine Räuberbande anführte und hier in einer jetzt verfallenen Höhle wohnte, erhalten haben; Smejebün Gorü (die Schlangenberge), die von Wolsk 35 Werste weit herablaufen und am steilsten und höchsten, wohl über 500 Fuß, ansteigen; sie bestehen vorzüglich aus Sandstein auf Thon; Urdjumskija Gorü, oberu und unterhalb S., die einen Eisenstein enthalten, der aber wegen Mangel an Holz nicht benutzt wird; Uschi Gorü (die Ohrenberge), bei Kamüschin, denen bei Wolsk an Höhe fast gleich u. aus Quarz und Sandstein gebildet. Die Oberfläche hat viel fruchtbares, doch auch viel mageres und trockenes Land. Sehr gut ist der Boden bei Kamüschin, wo die deutschen Kolonisten treffliches Getreide erzeugen. Auf der Ostseite der Wolga besteht der Boden auf den Wiesen nahe an der Wolga aus Dammerde, welche mit Sand gemischt ist und wenig bindende Theile enthält; aber in niedern Lagen zeigt er eine außerordentliche Fruchtbarkeit; die Wiesenkräuter werden an vielen Orten mannshoch, und die schwarze Pappel, so wie der Eibenbaum erreichen eine ungemeine Größe und Höhe. Obaleich dieser Boden auf den Höhen weit weniger Sand enthält, und dieser sehr fein ist, so kann man ihn doch nicht raubnennen, sondern bei gehöriger Bearbeitung eher mild; seine Zähigkeit scheint mehr von dem Reichthum der Dammerde zu kommen, weshalb er durch einen sorgfältigen Anbau bald sich bessert. Hier ist namentlich zu bemerken, wie vortheilhaft das Umbrechen des Bodens auf dessen Fruchtbarkeit einwirkt. Nicht weit von S. befindet sich eine große kahle Steppe. — Gewässer. Die Gewässer des Gouvernements S. gehören zum Flußgebiete der Wolga und des Don, welcher letztere jedoch sich nur der Grenze nähert. Die Wolga strömt anfänglich von Nordosten nach Südwesten, dann fast ganz nach Süden durch das Land und bildet mitunter große Inseln und viele Sandbänke. Zur Seite des Stromes findet man mehre Arme, von denen die kleinen, z. B. oberhalb Wolsk und bei Sarepta, Wolosch ki, der größte aber, der sich 10 Werste oberhalb Zaritzün von der Wolga trennt, Achtuba heißt. Die Wolga nimmt auf der rechten Seite die Terischka, auf der linken den Jelan, den großen und kleinen Irgis, Karaman, die Saratowka und den Jerußlan auf, in welchen letztern der Torgun mündet. An der nördlichen Seite des Gouvernements zieht sich die Sura hin, in welche hier die Kada und Usa fallen. Dem Don strömen zu: der Choper, mit der Serdoba, Worona (die hier entspringt) und dem Karai; ferner die Medwediza, mit der Sgolga, Bolanda, dem Karamüsch u. Jelan, welchen letztern die Terka aufnimmt, und die Jlawla. Im Süden fließen der große und kleine Usen. Von den Seen sind folgende zu bemerken: a) der Elton-See, von den Kalmücken ehemals Altan-Nor, d. h. der goldene See genannt, s. Elton-See. In den Elton ergießen sich von allen Seiten größere und kleinere Bäche, worunter der Charüsacha der bedeutendste ist. Alle haben ein salziges Wasser, aber nur im Frühjahr, weil sie im Sommer, mit Ausnahme der Charüsacha, völlig austrocknen; das Wasser dieses Baches enthält nach Göbel in 100 Theilen:

0,1238	Gyps.
0,2827	Bittersalz.
0,5200	Chlornatrium.
4,0650	Kochsalz.
95,2085	Wasser.
100,2000.	

Wahrscheinlich kommen Kali und Brom ebenfalls darin vor. Der Bach führt dem Elton-See so viel Salz zu, daß sich jährlich eine Schicht von 1,32 Zoll absetzen kann. Von den übrigen in den Elton-See sich ergießenden Bächen sind zu bemerken: die Solänka und der Landzug, die Oulen-Sacha, Tschernamka, die große u. kleine Smoragda, die Gorkaja u. Gorkoi-Jerik. — b) Der Gorkoje-Osero, d. h. der bittere See. Er soll einen Umfang von 30 Werften haben und in der Mitte eine ziemlich große, mit Strauchwerk bewachsene Halbinsel enthalten. — Klima. Dieses ist gemäßigt. Das Frühjahr ist reizend, der Sommer heiß und trocken, der Herbst von kurzer Dauer und der Winter mäßig streng. Am 16. November 1837 stieg die Kälte in S. auf 28°. Nach den zu S. von 1792—1799 gemachten Beobachtungen war die mittlere Wärme vom 1. April bis 30. September 14° R., die größte Hitze vom 31. Oktober bis 31. März 21°/₁₀° gewesen. Die herrschenden Winde waren der Nord- und der Westwind. Häufig erheben sich im östlichen Theile des Gouvernements Wirbelwinde, die in den Steppen schrecklich sind. Im Mai des Jahres 1833 war in einigen Gegenden ein furchtbares Schneegestöber, wo gegen 1700 Stück Rindvieh und Pferde und 50 Menschen umkamen. Ueber diese Steppenstürme s. Buran. — Produkte. Das Pflanzenreich liefert: Korn, Winter- und Sommerroggen, Sommerweizen, Hafer, Gerste, Spelz, Hirse, Kartoffeln, Erbsen, Wicken, Lein, Tabak, Hanf, Mohn, Anis, Senf, Rübenarten, Kohl, verschiedene Kleearten, Gurken, Melonen, Arbusen, Spargel, Scharte, Zwergmandeln, Zwergkirschen, Spireen, kleine Akazien, Ginster, Eichen, Ulmen, Espen, Aepfel, Birnen, Stachel-, Johannis- und Himbeeren und mehre andere officinelle und botanisch merkwürdige Pflanzen. Produkte des Thierreichs sind: Pferde, Rindvieh, Schweine, Hunde, Füchse, Wölfe, Hasen, Enten, Gänse, Hühner, Schwäne, viele Waldvögel, Eidechsen, Seidenraupen, Hausen, Sterbete, Store, Weiße, Lachse, Quappen, Karpfen, Krebse und Bienen. Das Mineralreich liefert viel Salz. — Die Bewohner (im Jahre 1846: 1,718,600) sind Groß- und Klein-Russen, Tataren (im Jahre 1796 26,340 Seelen), Tschuwaschen, Mordwinen, Mes-

scheriaken, Kosaken, Zigeuner und Kolonisten, welche Deutsche, Schweizer, Franzosen und Schweden sind. Die Kolonisten sind ein schöner, gesunder und kräftiger Menschenschlag, der sich so schnell vermehrt, daß schon Mangel an Land fühlbar ist. Dieses Kolonialsystem begann im Jahre 1763 unter Kaiserin Katharina II., die es bis 1770 fortsetzte; die Zahl der Ansiedler beläuft sich immerhin auf 120,000 Seelen, die in mehr als 100 Ortschaften, meistens an der Wolga, wohnen, eine Anlage, die den Staat über 5 Millionen Rubel kostete, und die von den Kolonisten nach und nach abbezahlt wurde. Die Ländereien werden jährlich nach der Seelenzahl verloost. Je mehr eine Familie arbeitsfähige Kinder hat, um so höher kann sie ihren Wohlstand steigern. Jetzt existiren im Gouvernement 102 Kolonien, auf der rechten Wolgaseite 46, auf der linken 56, die in 10 Kolonialkreise zerfallen; die Wohnungen der Kolonisten sind von gleicher Bauart. Diese Kolonisten legten hier Baumwollenfabriken an, verbesserten die Eisenarbeiten, bauten viele Mühlen und liefern jetzt das meiste Mehl nach Astrachan und Neu-Tscherkask; vorzüglich bauen sie Tabak und Weizen. Die Civilrechtspflege, Polizei- und Kameralverwaltung besorgt das sogenannte Tutel-Komptor. Jede Kolonie hat ihre Gemeindevorsteher, die das Kolonie-Gericht bilden, so wie es auch Kreisbehörden gibt. Sie stellen ihre Beamten selbst an und zahlen wenig Abgaben (an die Kronkasse nur etwa 400,000 Rubel). Dazu kommen noch die im Jahre 1828 von der verwittweten Kaiserin Maria-Feodorowna gestifteten 5 Marien-Kolonien, eine Versorgungs-Anstalt für die Zöglinge des Findelhauses zu Moskau. Sie liegen 44 Werste von S. Jede Kolonie hat eine Kirche, ein Schul- und Polizeihaus. Im Jahr 1832 zählte man in dem Gouvernement 9 Bürgerschulen mit 40 Lehrern und Beamten. — Landbau. Die Landwirthschaft im Gouvernement S. ist bei dem üppigen Boden, der zum Theil ohne alle Düngung unausgesetzt zum Weizen- und Roggenbau benutzt werden kann, und bei dem günstigen Klima, von einem reichen Ertrag. Ja, man hat Beispiele, daß ein und dasselbe Feld 20, 30, ja 40 Jahre hinter einander ungedüngt mit Weizen besäet wurde und, je nach der Beschaffenheit der Witterung, den reichsten Ertrag gab. Kommt Regen zur rechten Zeit, so bieten die Felder den schönsten Anblick dar, und viele in westlichen Gegenden als niedriges Gras vorkommende Pflanzen erreichen selbst auf den öden Stellen Mannshöhe. Von den Feldern werden nur die Tabaksfelder gedüngt, denn bei den Fruchtfeldern würde das Düngen bei der reichen Vegetation des Bodens nicht von Vortheil seyn. In guten Jahren werden in den Kolonien gewonnen: 350,000 Tschetwert Sommerweizen, 300,000 Tschetwert Sommerroggen, 1500 Tschetwert Sommerkorn, 250,000 Tschetwert Hafer, 70,000 Tschetwert Gerste, 20,000 Tschetwert Hirse, 1000 Tschetwert Erbsen, 200 Tschetwert Linsen, 5000 Tschetwert Leinsamen, 3000 Tschetwert Hanf, 200,000 Tschetwert Kartoffeln und 250,000 Pud Tabak. Daß die Kolonisten so viel Leinsamen bauen, könnte auffallend erscheinen; allein sie brennen im Winter Lampen und schlagen das Oel selbst aus dem Tabaksamen. Der Kartoffelbau wird nicht nur von den Kolonisten, sondern auch in der Nähe der Stadt S. von den Russen betrieben. Auf der Wiesenseite der Wolga trifft man sehr schönen Tabak, mit dessen Behandlung sich eine Menge Weiber und Kinder beschäftigen. Man baut virginischen und russischen oder Bauerntabak. Ersterer ist der bessere, letzterer dagegen wird vorzüglich zu Schnupftabak verarbeitet, oder an die Steppenvölker verkauft. Hanf und Lein baut man besonders des Oels wegen. Der Anbau von Mohn und Senf ist mittelmäßig. Letztern verwendet man zu dem bekannten und beliebten saueptarer Senf, oder man schlägt ein gutes Oel daraus. Auf den Gemüsebau könnte mehr Fleiß verwendet werden. In großer Menge wird von den Kolonisten ein schöner Kopfsalat gezogen. Der Futterbau ist hier meistens noch in der Kindheit. Was den Obst- und Gartenbau anbelangt, so wird dieser in den Schluchten und Thälern der Wolga-Gebirge und in mehren großen Gärten, besonders bei den Kleinrussen, auf den Kolonien und bei mehren Herrschaften betrieben. Man zieht mehre Sorten Aepfel, besonders in der Nähe S.s, wo, je nachdem die Sorten sind, die Pudowka für 25, 30 bis 40 Kopeken verkauft wird; außerdem Birnen, die jedoch nicht so gut als die Aepfel sind, und Sommerkirschen. Süße Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen gedeihen in den Gewächshäusern. Himbeeren und schwarze Johannisbeeren wachsen in den Wäldern wild. In den Gärten gedeihen feinere Sorten von Erdbeeren; geringere gibt es viel in den Steppen. Manche Wälder, so wie die Steppen auf dem rechten Wolga-Ufer liefern auch viele Zwergkirschen. Der Waldbau ist in einem schlechten Zustande, weil für die Verbesserung desselben wenig gethan wird. In der Nähe von Brauntwein-brennereien werden die Wälder wenig geschont, und in der Nähe der Stadt S. liefern dieselben nur Krüppel und elendes Buschwerk. Im nördlichen Theile des Gouvernements findet man Nadelhölzer; alte Eichen sind nur spärlich vorhanden, und durch Anpflanzungen von Pappeln, Weiden, Erlen, sibirischen Akazien würde viel gewonnen werden. Viehzucht wird eifrig betrieben und macht den Hauptreichthum der Landwirthe und Bauern aus. Die Pferde sind dauerhaft, aber nicht schön, und werden viel gezogen. Die Rindviehzucht ist ebenfalls bedeutend; die Landesrace ist das russische und kleinrussische Vieh. Letzteres gebraucht man mehr zur Zucht, als zur Milchnutzung. Auf den Gütern findet man auch englische Race, die groß und gut gebaut ist, aber nur wässerige Milch und wenig Ertrag, wol aber, wie das kleinrussische Vieh, große Ochsen liefert. Das von den Kalmücken, Kirgisen oder vom Don eingebrachte Vieh ist entweder junges

Zuchtvieh, oder zum Mästen bestimmt. Schweine werden ebenfalls viel gezogen, sind aber in Folge der nachlässigen Behandlung mitunter klein und verkrüppelt. Die Schafzucht wird stark betrieben, könnte jedoch noch sehr bedeutend vermehrt werden. Man hat gewöhnliche Landschafe, walachische, kalmückische und veredelte Schafe. Unter ersteren Arten findet man einzelne mit schöner, zarter und langer Kammwolle, doch geben die meisten eine harte und haarige Wolle, die nicht be onders gut ist. Viel- und vorzüglich die kalmückischen Schafe bekommen unter der Wolle einen Flaum. Der Viehstand der Kolonisten ist ungefähr folgender: 80,000 Pferde, 200,000 Stück Hornvieh, 80,000 Schweine und 100,000 Schafe russischer Art. Außerdem sind auf den Kolonien 8 spanische Schäfereien mit 1500 Mutterschafen, Merino-Race. Von der Wolle, die nicht die beste seyn soll, werden jährlich 100 Pud, à 3 Rubel per Pud, verkauft. Für Hornvieh und Schafe lösen die Kolonisten jährlich etwa 150,000 Rubel B. A. Der Seidenbau ist im Fortschreiten begriffen, und im Jahre 1831 zählte man im Gouvernement:

Maulbeerbäume	36,195
Saatbäume	3,700

Seide wurde bereitet 5 Pud 10 Pfund.

Im Jahre 1833 wurden angepflanzt:

Maulbeerbäume	39,699
Saatbäume	11,117.

Seide wurde erhalten 25 Pud 30¼ Pfund. Im Jahre 1835 wurden nur 20 Pud Seide erhalten. Die Fischerei in der Wolga ist ziemlich bedeutend. — Industrie. Diese wird, obgleich sich die Einwohner viel mit Ackerbau beschäftigen, durchaus nicht vernachlässigt und nimmt immer mehr zu. Im Jahre 1830 zählte man 188 Fabriken, mit 290 Arbeitern. Es gibt viele Gerbereien, Ziegelfabriken, Tabaksmanufakturen ꝛc. Auf den Kolonien befinden sich 620 Weberstühle, welche jährlich 450,000 Arschin gewöhnliches Tuch und Baumwollenzeuch, theils zum eigenen Gebrauch, theils zum Verkauf, verfertigen; außerdem haben die Kolonien 191 Wasser- und 195 Windmühlen, die den Gemeinden jährlich 25,000 Rubel Pachtzins zahlen. Branntweinbrennereien gibt es viele; auch bereitet man viel Talg und Potasche. — Handel. Das Gouvernement hat in Beziehung auf den Handel eine günstige Lage; durch den Don steht das Land mit dem asowschen Meer und durch die Wolga mit Nishegorod und dem kaspischen Meere in Verbindung. Die Tataren machen mit Häuten gute Geschäfte, und die Kirgis'n und Kalmücken führen viel Pferde und Rindvieh ein. — S., welches früher eine Eparchie mit Pensa ausmachte, bildet seit November 1828 eine besondere Diöces von der 3. oder 4. Klasse, bekam einen eigenen Erzbischof, der sich Erzbischof von S. und Zarizin nennt, und zählte im Jahre 1830 596 Kirchen, darunter 10 Kathedralen, und 3 Mönchsklöster. Viele Russen gehören zu den Raskolniks. Die Mohammedaner haben 124 Metscheds, worunter 82 erster Klasse, die von 150 Personen, darunter 69 Imams und 45 Mullahs, bedient werden — Das Gouvernement S. wird in 10 Kreise eingetheilt, nämlich in die von S., Wolgsk, Eswalünsk, Kusnezk, Petrowsk, Serdobsk, Balaschow, Atkarsk, Kamüschin und Zaritzün. In den Kreisen von S., Wolgsk, Kamüschin und Atkarsk befinden sich Kolonien, welche in Kolonialkreise abgetheilt sind. Auf der Wiesenseite der Wolga liegen: a) im Kreise von S.: 1) der krasnojarsche Kreis mit 9 Kolonien; 2) der tenkuschowskische Kreis mit 8 Kolonien; b) im Kreise von Wolgsk: 3) der Kreis von Katharinenstadt mit 9 Kolonien; 4) der paniewskajasche Kreis mit 15 Kolonien; c) im Kreise von Kamüschin: 5) der tharliker Kreis mit 15 Kolonien. Auf der Bergseite der Wolga liegen: a) im Kreise von Kamüschin: 6) der sesnowsker Kreis mit 13 Kolonien; 7) der kamenker Kreis mit 11 Kolonien; 8) der ustkulalinker Kreis mit 9 Kolonien; 9) der norkaer Kreis mit 7 Kolonieen; b) im Kreise von Atkarsk: 10) der norkaer Kreis mit 3 Kolonien; c) im Bezirke von S.: 11) der jagodnaja-polianer Kreis mit 3 Kolonien, zusammen also 11 Kolonialkreise mit 102 Kolonien, welche in 27 Kirchspiele abgetheilt sind. — Geschichtliches. Dieses Gouvernement gehörte unter Peter dem Großen und bis zum Jahre 1719 zum Gouvernement Kasan, wurde 1719 und 1780 mit Astrachan vereinigt, erhielt nach einem Befehl der Kaiserin Katharina II. vom Jahre 1781 die im Jahre 1775 verordnete Statthalterschafts-Verfassung und wurde im Jahre 1782 vergrößert. Im Jahre 1796 kam noch die Statthalterschaft Pensa zu S., wurde aber dann wieder davon losgerissen. — 2) Kreis daselbst, grenzt nördlich an den Kreis von Wolgsk, östlich an die Kreise von Eswalünsk und Wolgsk und an das Gouvernement Astrachan, südlich an den Kreis von Kamüschin und westlich an die Kreise von Atkarsk und Petrowsk. Der Kreis wird von der Wolga in 2 Hälften getheilt, von denen die erste bergig und angebaut ist, die letztere aber meistens eine holzarme Steppe bildet. Die Wolga nimmt hier im Osten den Karaman, die Terischka und mehre Bäche auf. Von den übrigen Flüssen sind bemerkenswerth: der Ulsen und der Karamüsch. Im Kreise sind 20 Kolonien. — 3) Hauptstadt des Gouvernements, am rechten Ufer der Wolga. Obschon sie eine bedeutende Strecke vom kaspischen Meere entfernt ist, so liegt sie doch mit dem Ocean auf gleichem Niveau, an der Grenze der großen Einsenkung zwischen Asien und Europa. Man zählt hier 12 griechisch-russische Kirchen, 2 Klöster, eine steinerne evangelische Kirche mit einer Schule, eine hölzerne katholische Kirche und eine hölzerne Metsched. Von den merkwürdigen Gebäuden sind zu erwähnen: a) das Gebäude des Erzbischofs. Es ward im Jahre 1833 begonnen, liegt auf einem großen Platze, der Hauptkirche der Stadt gegenüber, und hat eine Länge von 27 und eine Breite von

10 Sajen. Die Regierung hatte dazu 135,000 Rubel angewiesen. b) Das im Jahre 1828 errichtete Seminar mit 6 Professoren und 500 Lernenden. Der Ankauf, der dazu gehörigen Gebäude kostete der Regierung 160,000 Rubel. Hierzu gehoren noch 2 niedere christliche Schulen, eine Kreis- und eine Kirchspielsschule, mit 700 Schülern. c) Das geistliche Konsistorium. d) Das geschmackvolle Mönchskloster Spasko-Preobraschenskoi, welches 2 Werste von S. am Abhange eines Berges liegt, eine Ringmauer, eine schöne Kirche und 2 Gebäude zu Wohnungen für die Mönche hat. Es wurde im Jahre 1614 an der Stelle eines nicht etatmäßigen, welches 1811 abbrannte, angefangen und 1819 beendet, gehört zur 2. Klasse, besitzt einen Archimandriten, 17 etatmäßige Mönche, 10 nicht eingekleidete Klosterbewohner, 300 Dessätinen Land und 17 zum Kloster gehörige Ackerbauern. e) Das im Jahre 1829 zu einem etatmäßigen Kloster 2. Klasse erhobene Nonnenkloster, welches, mit Einschluß der Aebtissin, 17 etatmäßige Nonnen und 50 nicht eingekleidete Klosterbewohner zählt. f) Das Gymnasium. g) Das Stadt- oder alexandrowsche Hospital, mit einem Arzt, mehren Unterärzten, einem Aufseher nebst Dienern und Aufwärtern und 45 Betten. h) Das Kriegshospital, neben dem alexandrowschen, mit einem Arzt, mehren Chirurgen und 100 Betten. i) Das Hospital der Kasematten, welches von dem Kreisarzte der Stadt und in dessen Abwesenheit „von einem Mitgliede der Medicinalbehörde bedient wird. k) Das Irrenhaus, welches eigentlich zu dem alexandrowschen Hospitale gehört, aber in einem besondern Lokale sich befindet. l) Zwei freie Apotheken. S. ist Sitz eines Civilgouverneurs und eines Bischofs, welcher letztere für seine Person einen Gehalt von 1000 Rubel und 1600 Rubel Tafelgelder erhält, außerdem aber noch 6000 Rubel Pacht für eine bedeutende Fischerei an der Wolga bezieht. In S., welches vor einigen Jahren 42,400 Einwohner hatte, werden eine Menge Manufaktur- und Fabrikwaaren verfertigt und wieder im Kleinhandel verkauft. Es gehört wegen seiner Gewerbthätigkeit und besonders wegen des blühenden Handels zu den wichtigsten Städten im Reiche und steht in zunehmender Blüthe. Es gibt hier Baumwollenwebereien, Wachsbleichen, Färbereien, Strick- und Tauwerkfabriken, Tabaksfabriken, Talgschmelzereien, Bierbrauereien, Essigsiedereien, Seifenfabriken, Lichterziehereien, Ziegelbrennereien, Leimsiedereien, Gerbereien, Malzdarren, Glockengießereien und Strumpfwirkereien. Die Tauwerkspinnereien liefern ihre Erzeugnisse meistens nach Astrachan, die Strumpfwirkereien liefern den Weibern der donischen Kosaken Mützen von Seide und Baumwolle; auch verschickt eine Strumpfwirkerei ihre Produkte nach Nishegorod; die Webereien, mit denen sich Deutsche und Russen beschäftigen, liefern Nanquin, Sarpinka, baumwollene Tücher, baumwollenes gestreiftes Zeuch ꝛc. Tabak wird, mit Einschluß von 2 Tabaksfabriken, jährlich für 250,000 Rubel gewonnen und verkauft. Der Handel S.s wird durch 3 Jahrmärkte begünstigt. Auf dem ersten, an der Wolga, welcher vom 9. Mai bis 1. Juni gehalten wird, werden allerlei Geschirre von Glas und Porzellan, Eisen-, Stahl- und Gußeisenwerk, Holzgeschirre, Leinwand, Zitz, Zucker, Thee, Kaffee ꝛc. verkauft, und der Gewinn beträgt etwa 75,000 Rubel. Der zweite, vom 1. bis 8. Juli, ist nur für Bauernwaaren und Pferde bestimmt; der Erlös wird auf 50,000 Rubel berechnet. Der dritte, vom 21. Oktober bis 21. November, versorgt den Stadt- und Landadel mit den nöthigen Bedürfnissen; der Erlös beträgt in guten Jahren 1 Million Rubel. Uebrigens gibt es in S. eine Menge Buden. Der Aktivhandel der Stadt beträgt jährlich über 6 Millionen Rubel, wobei der Ertrag der oben erwähnten Fabriken, so wie der Gewinn von Mehl von dem kaukasischen Corps, der sich auf 300,000 Rubel beläuft, nicht mitgerechnet ist. Der Passivhandel beläuft sich auf etwa 8½ Millionen Rubel. Die Ausfuhr besteht in Korn, Fischen, Talg, Salz, Häuten, Bastmatten, Stricken und Tauen. Korn führt man auf der Wolga nach Kasan, Astrachan und in das Land der donischen Kosaken; Talg, Fische ꝛc. bringt man nach Moskau und St. Petersburg zu Lande. Die Einfuhr besteht in Tore, Kaffee, Zucker, Korn, Salz, Fischen, Hornvieh, Pferden, Eisen, Glas, Porzellan, Tuch, Seidenwaaren, Baumwollenzeuch, Pelzwerk ꝛc. Von S. aus werden jährlich 60—100 Fahrzeuge mit Waaren abgefertigt, im Werthe von 1½—2 Millionen Rubel. Die Zahl der jährlich hier ankommenden Fahrzeuge beträgt etwa 250—300, die für 2—2½ Millionen Fracht haben. In und um S. zählt man gegen 66 Obstgärten. In schlechten Jahren belaufen sich die Einkünfte der Gärten insgesammt auf etwa 60,000 Rubel, in guten Jahren aber bis 270,000 Rubel. Die Fischereien der Stadt sind bedeutend und erstrecken sich 30—40 Werste in der Länge und gegen 537 Saschen in der Breite. So lange die Wolga frei vom Eise ist, gehen zur Sicherheit der Schifffahrt zwei Gardes de côtes an der Wolga auf und ab. In der Nähe von S. ist eine Seidenplantage, die jährlich 1–2 Pud rohe Seide producirt. — Geschichtliches. S. soll im Jahre 1591, auf Befehl des Czaren Feodor Iwanowitsch, gegen die Einfälle nomadischer Völker erbaut worden seyn, aber nicht, wie Viele glauben, 7 Werste oberhalb der jetzigen Stadt, am Flüßchen S.; denn wenn man auch auf diesem Platze wirklich Merkmale von Gebäuden wahrgenommen, so hat man doch durch genaue Untersuchungen gefunden, daß der Platz nicht mehr als 22,500 □Faden enthält, und nirgends eine Spur von einem doppelten Erdwalle ꝛc., wie die Sage hinzusetzt, vorhanden ist. S. auf der Bergseite war über 100 Jahre lang von einer holzernen Festung mit Thürmen und Thoren umgeben. Auf der nördlichen Anhöhe, Sokolowije-Gori, stand ein Wachtthurm, auf welchem die dort postirte Schildwache sogleich Lärm machte, wenn Nomaden sich in der Ferne zeigten. Uebrigens raubten und plünderten zu jenen Zeiten auch Kosaken besonders auf der Wolga. Der Kosak

Stenka Rasin war lange Zeit der Schrecken aller Uferbewohner. Astrachan wurde von ihm geplündert, eben so 1671 das ihm von den Einwohnern übergebene S., wobei er auch den Woiwoden **Kosma Lapuchin**, nebst seiner Leibwache, die sogenannte Bojarkij Djeti, ermordete. Damals hatte S. nur 3 hölzerne Kirchen, und sein Durchmesser betrug nicht über 300 Faden. Wo jetzt die Kirche zum Erzengel Michael steht, war dichter Wald, und der Platz heißt noch Penki (Baumstümpfe). Der erste Schritt zur Erweiterung S.s geschah 1700 durch Ansiedlung hieher gesendeter ackerbautreibender Soldaten. Ganz besonders aber entschied das Schicksal zu Gunsten S.s 1781, nachdem dasselbe 7 Jahre vorher, den 7. August 1774, von dem bekannten Rebellen Pugatschew geplündert werden war, wobei fast sämmtliche Beamten ermordet wurden; denn in diesem Jahre wurde die Stadt von der Kaiserin **Katharina II.** zum Sitz eines Statthalters ernannt. S. brannte 1812 fast ganz und in den Jahren 1819, 18.0, 1821 und 1822 theilweise ab.

Saratowka, Fluß, s. **Saratow**.

Saratowskaja, europ.-russ. Dorf, Gouv. **St. Petersburg**, an der Newa; deutsche Kolonie.

Saratschikowa, asiat.-russ. Fort, Gouv. **Orenburg**, am Uralfluß, nördl. von Gurjewo, auf den Ruinen der alten Tatarenstadt **Saratschik** (**Saratschinsk**). S. ist eine der ansehnlichsten Ural-Festungen, hat gegen 100 Häuser, darunter mehre hölzerne recht hübsch gebaute, so wie eine hölzerne Metsched, 3 große Kron-Getreide-Magazine und wird von Kosaken und Tataren bewohnt. Der Handel ist ziemlich bedeutend; der Umsatz beträgt jährlich etwa 200,000 Rbl. B. A. Er besteht hauptsächlich in kirgisischen Schafen, Hornvieh, Häuten, Wolle und Kamelhaaren. ½ Werst von S. befinden sich Ueberreste von Wällen und Gräben, Ueberbleibsel von Mauerwerk und Trümmer der erwähnten alten Tatarenstadt. Unweit des alten S. findet man eine angebaute Steppe, wo von einem reichen Kosaken **Orlow** ein schöner Obstgarten angelegt ist, in welchem sich die herrlichsten Aepfel-, Kirsch-, Pflaumen- und Birnbäume, Weinstöcke, Morus tatarica und dgl. befinden. Ein großer Theil des Gartens ist mit einem breiten Wassergraben umgeben, der wahrscheinlich früher als Festungswerk diente.

Sarau (Geogr.), 1) holstein. Dorf, Gut **Glasau**; Kirche; 360 Einw.; — 2) österr. böhm. Dorf, Kr. Budweis, Stift **Schlägl**; 120 Einw.

Saravagni (ind. Myth.) s. v. a. **Sarvagnia**.

Saravates (a. Geogr.), gallisches Volk, wahrscheinlich Nachbarn der Vangionen und Triboker (Tac., Hist., IV, 71).

Saravus (a. Geogr.), Nebenfluß der Mosella, in Gallien, rechts, s. Saar.

Sarawan (Geogr.), 1) asiat. Provinz, im Nordosten von **Beludschistan**, grenzt nördlich an Afghanistan, östlich an Kutsch-Gundawa, südlich an Kelat und Djhalawan und westlich an die Beludschistan-Wüste. Im Westen stehen das **Sarawani**- und das **Kharan**-Gebirge, im Nordosten und Osten die Gebirge **Khurleki**, **Bolan** (mit dem gleichnam. Thal und Paß) und **Bhagul**. Das Land ist theils gebirgig, theils Wüste, hat 1040 □M. Flächenraum und ist von Brahu's bewohnt. Eintheilung: in 10 Distrikte, darunter: Schal, mit der Stadt **Kwuth** (**Kweda**, **Queda**); Mustung, meist Wüste, mit dem Berg **Kuh Schilulum** (**Kuh Schal**) und der Stadt **Mustung**; **Kelat**, mit **Kelat**, Hauptstadt der Provinz, Residenz des Khans; **Nuthkei** (**Nafshy**), mit Dorf gl. Nam., 200 Zelte; Kharan, mit der Stadt. — 2) S., an der Westgrenze, in einer unfruchtbaren Gegend, zwischen dem Sarawani-Gebirge im Osten und der Beludschistan-Sandwüste, mit Wall und Basteien befestigte Residenz eines Khans, mit etwa 3000 Einw.

Saraway (**Serohi**), östind. Stadt, Radschastan, nordöstl. von Satschore.

Sarawukogi (Ornithol.), s. v. a. Perdix Spadicea *Lath.*, von Koromandel.

Sarazenen, s. v. a. Saracenen.

Sarazeny, europ.-türk. Ort, große Walachei, an der Jalomitza, westl. von Slobosia.

Sarazin (Biogr.), 1) (**Sarrazin** oder **Sarassin**), **Jacques**, Bildhauer und Maler, 1590 in Noyon geboren, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen und Modelliren von Guillain zu Paris, ging dann nach Italien, wo er während eines Aufenthaltes von 18 Jahren viele Werke ausführte, die ihn unter den Nachahmern des Michel Angelo vortheilhaft bekannt machten und auch jetzt noch Beachtung verdienen, obgleich er einer etwas ausschweifenden Manier huldigte. In Rom beschäftigte ihn zuerst der Kardinal Aldebrandini, der ihm den Auftrag gab, in seiner Villa zu Frascati einen Atlas und einen Polyphem in Marmor auszuführen. In Frascati wurde er mit Domenichino bekannt, der nicht ohne Einfluß auf S. blieb, obgleich Michel Angelo stets sein Vorbild war, mit dessen Großartigkeit er die Grazie und Anmuth vermählen wollte, ein Streben, welches ihn öfter einer unerfreulichen Manier in die Arme führte. S. machte aber dennoch Epoche, sowohl in Italien, als später in Frankreich, wo er für die Skulptur dasjenige wurde, was Vouet in der Malerei war, das Haupt einer zahlreichen manierirten Schule. Von Rom aus begab sich der Künstler nach Florenz, wo ihm die Akademie ihre Thore öffnete. Selbst der Großherzog beehrte ihn mit einer goldenen Kette. In Turin fertigte er die Reiterstatue des Herzogs Victor Amadeus I., den Reiter von Erz und das Pferd von Marmor. Ins Vaterland zurückgekehrt, meißelte er zuerst in Lyon für die Karthause einen St. Bruno und den Täufer Johannes, zwei seiner gelungensten Arbeiten; um 1628 ließ er sich in Paris nieder. Hier waren vier Engel in Stukko am Hauptaltar zu St. Nicolas de Champs sein erstes öffentliches Werk und zugleich der Grund zu großem Ruhme. Von dieser Zeit an beschäftigten ihn der Kardinal von Richelieu und andere Große des Reichs, wie der Marschall d'Effiat, der ihn im Schlosse Chilly beschäftigte, wo S. den Vouet kennen lernte, dessen Richte der Künstler

ler heirathete. Der Staatssekretär des Noyers übertrug ihm die Ausführung der kolossalen Karyatiden am großen Pavillon des Louvre, wozu aber S. nur die Modelle verfertigte. Hierauf nahm die Königin Anna seine Kunst in Anspruch, zunächst zur Vollziehung eines Gelübdes. Sie ließ einen 3½ Fuß großen silbernen Engel gießen, der ihr erstes Kind (Ludwig XIV.) in derselben Schwere in Gold der heil. Jungfrau darreichte. Im Jahre 1643 fertigte er aus Auftrag jener Königin für die Jesuitkirche der Straße St. Antoine zwei andere Engel, welche das Herz Ludwigs XIII. trugen, von dessen Last sie aber die Jakobiner befreiten. Am Grabmale Ludwigs waren auch Basreliefs von S., die später ins Museum der französischen Monumente gebracht wurde. Bei den Karmelitern wurde das von ihm gefertigte Grabmal des Kardinals Berule aufgestellt. Auch diese Bildwerke kamen ins Musée des monumens français. Im Garten zu Versailles ist eine gepriesene Gruppe von Romulus und Remus mit der Wölfin; nicht minder geschätzt waren seine zwei mit der Ziege spielenden Kinder, wovon das Modell aus Mariette's Sammlung um 460 Liv. verkauft wurde. Berühmt waren auch seine Friesen im Hôtel Jacquelin zu Paris, wo er die Hauptgötter mit Herculés und Omphale darstellte. Weniger bedeutend waren seine Malereien. Solche sah man in dem Saale des Enquetes und in der Minoritenkirche auf der Place royale; ferner einige Madonnen u. A. im Privatbesitze. Sein letztes Werk war das Mausoleum, welches der Präsident Perrault in der Jesuitenkirche dem Prinzen Henry von Condé errichten ließ, mit einem Aufwande von 200,000 Fr. S. erlebte indessen die Vollendung dieses Werkes nicht. Er † 1666 als Rektor der Akademie, welche er mit le Brun, Testelin u. A. gestiftet hatte. Diese Männer gehörten zu den zwölf ersten Mitgliedern. Einige Werke S.s sind auch gestochen worden. — 2) (Sarrassin), Pierre, Bildhauer, Bruder des Vorigen, hatte an dessen Arbeiten Theil und ist daher weniger durch eigene Werke bekannt. Er wurde 1665 Mitglied der k. Akademie zu Paris und † 1679 im 77. Jahre. — 3) (Sarrazin), Jacques, Landschaftsmaler, wahrscheinlich ein Schweizer von Geburt, unternahm verschiedene Reisen und fertigte auf diesen eine große Anzahl von Zeichnungen, von denen die meisten in Bister ausgeführt sind. S. blühte um 1765—70 in Basel. Nach ihm wahrscheinlich stach Martin die „Vues de Côtes de Sibérie“ und „Tempête près de Siberie.“ — 4) Jean Philippe, Landschaftsmaler zu Paris, malte mehre Ansichten aus der Umgegend dieser Stadt. Einige seiner Bilder sind gestochen. † um 1795. Wir haben von ihm auch radirte Blätter.

Sarazin de Belmont, Louise Josephine, Landschaftsmalerin von Versailles, von Valenciennes unterrichtet, widmete sich ernsten Studien, auch der Historienmalerei, so daß viele ihrer Bilder in das Gebiet der historischen Landschaft gehören. Anfangs wählte sie meistens Scenen aus der alten römischen und griechischen Geschichte und Mythe, dann auch moderne Staffage. Ihre Gemälde bieten große Abwechslungen, denn sie besuchte Italien und Sicilien, so wie die interessanten Gegenden ihres Vaterlandes, wo sie überall zahlreiche Zeichnungen fertigte, die ihr dann zur Ausführung von Gemälden dienten. Diese bestehen in verschiedenen landschaftlichen Ansichten mit architektonischer und figürlicher Staffage. Auch Ansichten von Städten, Klöstern, Schlössern, Ruinen malte sie, besonders solche aus Neapel und Sicilien. Sie machte sich schon 1812 in der Kunstwelt mit Ehren bekannt und hat ihren Ruf bis in die neueste Zeit herab bewahrt. Im J. 1841 malte sie Rom von Monte Mario aus, ein Bild, welches in der genannten Stadt mit großem Beifall belohnt wurde.

Sarbachbaum (Bot.), s. v. a. Silberpappel, Populus canescens L.

Sarbacum (a. Geogr.), Stadt im europ. Sarmatien, an einem Nebenflusse des Borysthenes (Ptol. III, 5, 29).

Sarbaiskaia, asiat.-russ. Flecken, Gouv. Orenburg, Kr. Bogoruslane.

Sarbana (a. Geogr.), Stadt in India extra Gangem, im nordwestl. Theil des Landes (Ptol. VII, 1, 60).

Sarbar, persischer Feldherr, eroberte unter Khosroes 616 n. Chr. Aegypten, belagerte 626 Konstantinopel, aber vergeblich, verdrängte nach Khosroes' Tode 628 den jungen Artaxerxes III. vom Thron; vgl. Persien (Gesch.).

Sarbas (Ant.), persischer Fußsoldat.

Sarbatha (a. Geogr.), s. v. a. Sabbatha.

Sarbauha, afrik. Fluß, Marokko, fließt von S. nach N. in das Mittelmeer, an der Grenze von Algier (Tlemsan).

Sarbe, afrik. Vorgeb., **Samhara**, nördl. von der Ampolla-Bai.

Sarben (Sarbin), preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bomberg, Kr. Czarnikau; Vorwerk; 410 Einw.

Sarbia (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Wengrowiec; Hauptgut, Vorwerk; 250 Einw.; — 2) das., Kr. Samter; 130 Einw.

Sarbiewski, Matthias Kasimir, latein. Sarbidius, der sarmatische Horaz genannt, berühmter latein. Lyriker und Epigrammatist des 17. Jahrh., 1595 auf dem väterlichen Landgute Sarbiewo in der Woiwodschaft Plock geboren, wurde 1612 Jesuit, dann Lehrer an der Akademie zu Wilna, ging zu seiner weitern Ausbildung 1623 nach Rom, wo er sich die Gunst des Papstes in so hohem Grade zu erwerben wußte, daß ihm derselbe bei der Verbesserung des Breviers die Anfertigung von Hymnen übertrug. Der Haß seiner Feinde bewog ihn jedoch, ins Vaterland zurückzukehren, wo er seine Lehrerstelle in Wilna wieder antrat, darauf Hofprediger und steter Begleiter des Königs Wladislaw IV. wurde und den 2. April 1640 zu Warschau †. Die besten Ausgaben seiner Gedichte erschienen unter dem Titel „Lyricorum libri III“, Köln 1625, Antwerpen 1632, von Leisner, Breslau 1753, wozu die von Bohomolek herausgegebenen „Opera posthuma“, Warschau

1769, Nachträge enthalten, so ein Bruchstück eines epischen Gedichts „Lechias". Eine Ausgabe mit deutscher Uebersetzung besorgte Rathsmann, Breslau 1800; „Auserlesene Oden des 1. und 2. Buchs" übersetzte Rechfeld ins Deutsche, Grätz 1831; die neueste Ausgabe ist die von Friedemann in der „bibliotheca poetarum lat. aetatis recentioris", Bd. 1, Th. 1. Leipz. 1840. Vgl. Langbein, De Sarbievii vita studiis et scriptis, Dresd. 1754, 4.

Sarbinowo (Geogr.), preußische Dörfer: 1) Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Schubin; 180 Einw.; — 2) das. Kr., Wongrowiec; Hauptgut, Vorwerk; über 100 Einw.; — 8) das., Kr. Kröben; 280 Einw.; — 4) das., Kr. Schroda; 150 Einw.

Sarbka, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Wongrowiec; 140 Einw.

Sarbonne, franz. Ort, Dep. Marne, südwestl. von Bitry.

Sarbruck, Bartolome von, auch B. von Saarbrücken, Sarbrücker und Bartolomeus Trevirensis genannt, weiter aus Trier gebürtig war, blühte um 1728 in Basel und malte viele Bildnisse. Seine Vorbilder waren Holbein und van Dyck.

Sarbeke, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow, am See gl. N.; 210 Einw.

Sarbüttel, holstein. Dorf, Süder-Dithmarschen, Landvogtei Meldorf; 360 Einw.

Sarburch, Maler, blühte um 1670 in Augsburg, als G. A. Wolfgang sen. nach ihm das treffliche Schwarzkunstblatt stach, welches unter dem Namen der großen Apostel St. Johannes und Paulus in Brustbildern bekannt ist.

Sarburg, s. v. a. Saarburg.

Sarburgbrück, s. v. a. Saarburgbrück.

Sarca, österreich. Fluß, Tyrol, Kr. Roveredo; fällt in den Gardasee.

Sarcab, europ.-türk. Flecken, Syrien, südöstl. von Damask.

Sarcanthemum (Bot.), nach Cassini, Gatt. der Compositae ampligynanthae *Hchb.* Einzige Art: S. Coronopus *Cass.*, Conyza Coronopus *Lam.* Strauch auf den Mascarenhas.

Sarcanthus (Bot.), nach Lindley, Fleischblume, Gatt. der Orchideae Vandeae *Lindl.*, Gynandria Monandria *L.* Charakter: Blumenhüllblätter abstehend, fast gleich; Lippe kurz, gesporut, mit der Stempelsäule gliederartig verbunden, dreilappig, der Sporn innen mit einem Anhängsel; Stempelsäule aufrecht, halbstielrund; Narbenfläche ausgehöhlt, oder viereckig, mit verschiedenen Schnäbelchen; Anthere mit zwei nach hinten gefurchten oder gelappten Pollenmassen. Unter 3 Arten, sämmtlich in China, kommt in deutschen Orchideenhäusern vor: S. teretifolius *Lindl.* Stengel über 1 Fuß hoch; Blumenähre einfach; Blumenfüllblätter grün, roth gestreift. Bot. Magaz., T. 3571.

Sarcapi (a. Geogr.), Stadt auf Sardinia, im Innern der Insel, jetzt Pitto de Serabus.

Sarcedas, Villa, s. v. a. Sarzedas.

Sarcelle (franz., Ornithol.), s. v. a. Knäkente, Anas querquedula *L.* — Petite Sarcelle, s. v. a. Krickente, Anas crecca *L.*, s. Ente.

Sarcelles, franz. Dorf, Dep. Seine-Oise, Bez. Pontoise; Lederbereitung, Streich- und Kammgarnwolle; 1650 Einw.

Sarcelli, Stadt, s. Tlemsan.

Sarcenette (Waarenk.), s. v. a. Sarsenet.

Sarching, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Landger. Stadtamhof; 320 Einw.

Sarchkamusch, asiat. Ort, Turan, Khiwa, an der Westgrenze.

Sarcidium (Bot.), nach Corda, Untergatt. von Sclerotium *Tode.*

Sarcidium (Anat. und Chir.), s. v. a. Karuncel.

Sarcina (röm. Ant.), Gepäck, besonders das tragbare Gepäck der Soldaten (penae, follicuii), welches nur abgelegt ward, wenn dieselben dem Feinde entgegenrückten zur Schlacht, wo dann das Gepäck hinter der Schlachtlinie aufgehäuft zu werden pflegte.

Sarcinatores und **Sarcinatrices** (röm. Ant.), Sklaven und Sklavinnen, welche das Ausbessern der Kleider besorgten.

Sarciuula, 1) (Zoophyt.), nach Lamarck, Polypengattung. Arten unter Tubipora; — 2) (foss. Polyp.), nach Goldfuß, Pflanzengattung, deren Species unter Explanaria und Astraea vertheilt worden sind.

Sarcites (lat., v. Griech., Med.), 1 Auftreibung fleischiger Theile; — 2) (S. hydropicus), s. v. a. Hautwassersucht, s. Wassersucht.

Sarcites adiposus (Med.), Fettleibigkeit.

Sarcites flatuosus (Med.), Windsucht.

Sarcitis (Med.), Entzündung von Fleisch, Muskeln.

Sarcium (lat., Chir.), 1) s. v. a. Sarcidium; — 2) s. v. a. Eucanthis.

Sarcobasis (bot. Term.), der Fleischboden, ein entbehrlicher Ausdruck für den vergrößerten, mehr fleischigen Stempelboden (s. Gynobasis) mancher Pflanzen, z. B. der Quassia und Ochna-Arten.

Sarcocalyx (Bot.), nach Walpers, Gatt. der Leguminosae Loteae *Walp.* Einzige Art: S. capensis *Walp.* Strauch auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Sarcocapnos (Bot.), nach Decandolle, Gatt. der Tumariaceae *Dec.*, der Papaveraceae *Rchb.* Zwei Arten: S. crassifolia und S. enneaphylla *Dec.* Kräuter in Nordafrika und Portugal.

Sarcocarpa (Bot.), nach G. Don, Untergatt. von Scävola.

Sarcocarpium (bot. Term.), das Fruchtfleisch, ein ziemlich überflüssiger Ausdruck für die dicke, fleischige Mittelschichte der Fruchthülle bei Stein- und Apfelfrüchten und gleichbedeutend mit Caro.

Sarcocarpon (Bot.), nach Blume, Pflanzengatt. Art: S. scandens *Bl.*, s. v. a. Kadsura scandens.

Sarcocaulon (Bot.), nach Decandolle, Pflanzengatt. Arten unter Monsonia.

Sarcocele (gr., Med.), s. v. a. Fleischbruch.

Sarcocephalus (Bot.), nach Afzelius, Kopfgabel, Gatt. der Rubiaceae Cinchonaceae *Dec.* Charakter: Blüthen auf einem runden Fruchtknoten gehäuft und in eine fleischige Masse verwachsen; Kelchrand sehr klein; Blume trichterförmig und fünffaltig, mit fünf Beuteln; Griffel vorragend, mit dicker Narbe; Beere vielfamig; Samen nierenförmig. Einzige Art: S. esculentus *Afz.* Kletterstrauch in Guinea, Sierra Leone und Gambia, mit spitzovalen, glänzenden Gegenblättern und rosenrothen Blüthen. Die fleischigen Fruchtknöpfe sind essbar und werden von den Negern häufig genossen. Sabine, in Trans Hortic. Lond., 1824, T. 18.

Sarcochilus (Bot.), nach Brown, Fleischlippe, Schuhlange nach Oken, Gatt. der Orchideae Vandeae *Lindl.*, Gynandria Monandria *L.* Charakter: Blumenhüllblätter abstehend, gleich, die zwei äußern unten mit dem Nagel der Lippe verwachsen; Lippe hinten, mit stubförmiger fleischig r Platte, der Nagel derselben mit der Stempelsäule fortlaufend; Antheren mit zwei Pollenmassen. Unter 4 Arten, Orchideen in Ostindien und Neuholland, sind zu bemerken: 1) S. falcatus *R. Br.* In Neuholland, auf Bäumen. Blätter sichelförmig; Blüthen zierlich, weiß, im Grunde goldgelb gefleckt. Bot. Reg. 1832. — 2) S. praemorsus *Spr.* Stengelblätter reitend, schmal und rinnig, an der Spitze ungleich zweilappig; Blüthen in Trauben, den Blättern gegenüber, klein, gelb, mit rothen Querwellen, sehr wohlriechend. In Ostindien, auf Bäumen, nur spannelang und fingersdick. Man gebraucht in Ostindien die Wurzel als ein schweißtreibendes Mittel bei verschiedenen Fiebern und hitzigen Anschlägen; der Saft der Blätter soll Purgiren veranlassen. Rheede, Hort. mal. 12, T. 4.

Sarcochlæna (Bot.), nach Sprengel, Pflanzengattung, s. v. a. Sarcolaena *Pet.-Th.*

Sarcococca (Bot.), nach Lindley, Gatt. der Euphorbiaceae *Lindl.* Einzige Art: S. pruniformis *Lindl.*, Buxus coriacea Spr. Strauch in Ostindien.

Sarcocolla, 1) (Bot.), nach Kunth, Pflanzengatt. Arten unter Penæa; — 2) (pharm. Bot.), s. v. a. Fischleim, s. Penaea Sarcocolla *L.*

Sarcocollin, s. Penäa.

Sarcocordylis (Bot.), nach Wallich, Pflanzengattung, s. v. a. Balanophora giganten.

Sarcocrambe (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Crambe *L.*

Sarcodactylus (Bot.), nach Gärtner u. Sohn, Gattung der Malvaceae *Guertn.* Einzige Art: S. helicterioides *Guertn. fil.* Strauch in Guyana.

Sarcode (Zool.), s. v. a. die einfache gallertartige Substanz, welche der Körper vieler Infusorien, Polypen, Eingeweidemürmer und junger Embryonen der meisten höhern Thiere enthält und welche einen gewissen Grad von Verkürzungsvermögen besitzt.

Sarcoderma (Bot.), nach Ehrenberg, Algengattung, s. v. a. Palmella *Lyngb.*

Sarcodermis (bot Term.), nach Decandolle, Fleischhaut, die mittlere Samenhaut, welche zellig ist und meistens der innern Samenhaut dicht anhängt.

Sarcodium (Bot.), nach Persoon, Pflanzengatt., s. v. a. Sarcodum *Lour.*

Sarcodum (Bot.), nach Loureiro, Gatt. der Papilionaceae Fabaceae *Pers.*, Diadelphia Decandria *L.* Einzige Art: S. scandens *Lour.*, Schlingstrauch in Cochinchina, mit einer fleischigen runden Hülse.

Sarcoe (a. Geogr.), Stadt im glücklichen Arabien, am persischen Meerbusen, der Insel Tharro gegenüber (Ptol. VI, 7, 15).

Sarcoepiplocele (griech., Med.), Fleischbruch in Verbindung mit einem Netzbruch, s. Bruch?

Sarcoepiplomphalocele (Sarcoepiplomphalus), Fleischbruch in Verbindung mit einem Nabelbruch.

Sarcoalottis (Bot.), nach Presl, Gatt. der Orchideae *Presl.* Einzige Art: S. speciosa *Presl.* Schöne Orchidee in Peru.

Sarcopaxum (Bot.), nach G. Don, Pflanzengatt. Art: S. adpressum *G. Don*, s. v. a. Coccoloba appressa.

Sarcographa (Bot.), nach Fée, Flechtengatt., s. v. a. Asterisaca *Meyer.*

Sarchydrocele (griech., Med.), ein mit Wasser verbundener Fleischbruch.

Sarcoläna (Bot.), nach Petit-Thouars, Beerenkinne nach Oken, Gattung der Hypericineae *Rchb.*, Sarcochlaena *Spr.* Charakter: Kelch dreiblätterig; Blume fünfblätterig, unten verwachsen, mit fünfmal fünf Staubfaden in der Röhre; Narbe dreilappig; Kapsel in der beerenartigen, fünfzähnigen Cülle, dreifächerig, je einsamig. Unter 3 Arten bekannte selbe: S. grandiflora *Petit-Thouars*, T. 9. Kleiner Baum auf Madagaskar; Blätter spitzig, unten braunfilzig; Rispe arm; Blüthen zollgroß, weiß; in der fleischigen Hülle sind viele brennende Haare.

Sarcolipes (Bot.), nach Ecklon und Zeyher, Gatt. der Crassulaceae *Eckl., Zeyh.* Einzige Art: S. pubescens *Eck., Z.* Sommergewächs in Südafrika.

Sarcolobus (Bot.), nach R. Brown, Fleischlappen, Gatt. der Contortae Asclepiadeae *Spr.*, Pentandria Digynia *L.* Charakter: Kelch fünfspaltig, bleibend; Korolle fünfspaltig, radförmig, ohne Röhre und ohne Zähne; Pistill kugelrund, aufsitzend, nackt; Antheren eiförmig, stumpf; Narben aufliegend, häutig, gerändert; Balgkapsel fleischig oder lederartig, bauchig, vielsamig. Drei Arten: S. Banksii *Schult.*, S. carinatus *Wallich* (Asiat. res., Bd. 12. T. 5) und S. globosus *Wall.* Strauchen in Ostindien.

Sarcologia (lat., v. Gr.), Muskellehre.

Sarcoma (Chir.), Fleischgewächs.

Sarcoma (bot. Term.), auch Sarcome, der Fleischring, ein wenig gebräuchlicher Ausdruck für die hypogynische Honigscheibe.

Sarcoma linguale (Chir.), Zungengewächs, s. Fleischauswuchs.

Sarcoma meduliare (Chir.), der Markschwamm, s. Fungus haematodes.

Sarcoma scroti (Chir.), 1) s. v. a. Sarcocele; — 2) fleischiger Theil, der den Fruchtknoten umgibt, oder neben ihm gelagert ist, von wandelbarer Form.

Sarcomphalon (Sarcomphalus, Chir.), s. Nabelfleischbruch und Nabelvorfall.

Sarcone, Michael, Militärarzt zu Neapel; schrieb: Storia ragionata de mali osservati in Napoli, N apel 1765, 2 de., deutsch, Zürich 1770—72, 3 Bde; — Del contagio del vajuolo etc., Neapel 1770, deutsch, Götting. 1782.

Saroni, ital. Dorf mit Markt, Neapel, Pr. Basilicata, östlich v. Molierne; 1630 E.

Sarcophaga (Sarcophagica, Chir.), ältere Bezeichnung für Aetzmittel.

Sarcophaga (Entom.), nach Meigen, Fleischfliege, Gatt. der Diptera Athericera Muscida *Latr.*, der Ordn. der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken, unter Musca *L.* Charakter: Endglied verlängert; Fühlerborstegefiedert, mit nackter Spitze; Mund mit Knebelbart; Hinterleib vierringelig, elliptisch, oder kegelförmig; Rückenschild mit 3 dunklern Striemen; Stirn des Männchens schmäler. Gegen 30 europäische Arten, deren Larven in faulendem Fleische leben und auch schon in Geschwüren an lebenden Menschen gefunden worden sind; bekannteste: 1) S. carnaria *Meig.*, Musca carnaria *L.*, graue Fleischfliege. Weißlich, mit schwarzgewürfeltem Hinterleibe; der Kopf glänzend gelblich, die Taster schwarz. Das Männchen hat die hintern Schienb ine lang behaart, und das rundliche Afterglied glänzend schwarz. Die Larve dieser sehr gemeinen Fliege lebt im Fleische, auch soll sie im Pferdemist vorkommen. Nach Réaumurs Beobachtung sollen die Eier bandförmig auf den Eierstock gewunden seyn, in fünf Windungen, und zusammen an 2000 Eier enthalten, ein so sonderbarer Bau, daß er nochmalige Untersuchung verdient. Hält man eine solche weibliche Fliege in der Hand, so treten gewöhnlich lebendige Maden, die im Leibe ausgekrochen sind, rasch nach einander heraus und fallen auf die Erde; die Fliege selbst aber läßt sie auf Fleisch fallen, und hier beginnen sie sogleich zu fressen und unglaublich schnell zu wachsen, denn schon nach 8 Tagen sind sie zur Verpuppung reif. Nach De Geer kann ein Weibchen in 6 Monaten eine Nachkommenschaft von 508 Millionen erzeugen. Ist von Voigt in Jena in Ohrgeschwüren beim Menschen beobachtet worden. De Geer, VI, T. 3, F. 5—18. — Réaumur, IV, T. 29. — 2) S. mortuorum *Meig.* Kopf rothgelb; Hinterleib glänzend stahlblau; Taster gelb; 4—6 Linien; selten. Die Larven sind die früher so berüchtigten Leichenwürmer; die Fliege legt nämlich ihre Eier gern an menschliche Leichname, wenn dieselben nicht tief unter der Erde, sondern in offenen Gewölben beigesetzt werden. Schäffer, Icon., Taf. 54, Fig. 9. — 3) S. haemorrhoidali- *Fall.* — 4) S. haemorrhoa *Meig.* Grauweißlich; Kopf weißlich; After am ersten Ringe schwarz, hinten blutroth; 3½ Linie; sehr häufig.

Sarcophagus (lat.), s. Sarkophag.

Sarcophyta (griech.), 1) Bildung von Fleisch; — 2) wildes Fleisch.

Sarcophyllum (Bot.), nach Thunberg, Gattung der Cassieae Genisteae *Rchb.*, der Leguminosae Loteae *Dec.* Zwei Arten: S. carnosum *Thunb.* und S. grandiflorum *E. Meyer*, Sträucher in Südafrika.

Sarcophyllus (Bot.), nach Thunberg, Pflanzengattung, s. v. a. Sarcophyllum.

Sarcophyma (griech.), stark aufgetriebene Fleischgeschwulst.

Sarcophyte (Bot.), nach Sparrmann, Gattung der Balanophoreae *Endl.* Einzige Art: S. sanguinea *Sparrm.*, Ichthyosma Wehdemanni *Schlechtd.* Schmarotzerpflanze auf dem Kap. — Nach Reichenbach bildet die Gattung den Typus der Sarcophyteä, welche eine Gruppe der Cytineae *Rchb.* (s. d.) ausmachen.

Sarcophyteä (Bot.), s. Sarcophyte.

Sarcoplacuntia (Bot.), nach Blume, Untergattung von Medinilla *Gaud.*

Sarcopodium (Bot.), nach Ehrenberg, Untergattung von Thelephora *Ehrh.*

Sarcoptes (Arachnid.), nach Latreille, Hautmilbe, Krätzmilbe, Gattung der Arachnides Trachearieae Holetra *Latr.*, der Ordnung der spinnenartigen Krabben und der Zunft der Milben nach Oken, unter Acarus *L.* Charakter: Lippe und Taster sind durch die Mandibeln bedeckt, dem Kopf ähnlich; die vier vordern Fuße von den hintern weit abstehend; die Klauenkern am Fußende glockenförmig; der Körper oben und unten wie mit einer harten Schale bedeckt. Leben in Geschwüren unter der Haut der Menschen und Thiere; von den bisher entdeckten Arten wichtigste: 1) S. scabiei *Degés*, Acarus scabiei *De Geer*, Acarus exulcerans *L.*, Krätzmilbe des Menschen. Platt, rundlich, weißlich gestreift; Rucken höckerig; 1/10 Linie. Bohrt sich in die Furchen der menschlichen Oberhaut ein und gräbt haarfeine Röhren oder Gänge, die mit einer Pustel oder Krabblase endigen; das Thierchen selbst sitzt in den Gängen und erzeugt und verbreitet die Krätze. — Geschichtliches (zunächst nach Voigt, Lehrbuch der Zool., Bd. IV, S. 181). Schon seit undenklichen Zeiten wußten die südlichen Völker, aber nicht minder auch die Grönländer, daß die Krätze mit einem Insekt vergesellschaftet sey, das auch seinen eigenen Namen hatte, und welches die Weiber mit einer Stecknadelspitze auszuziehen verstanden. Ebenjoar erwähnt desselben im 11. Jahrh. unter dem Namen Soab. Scaliger späterhin desgleichen, so wie mehre Aerzte. Die erste bekannte Abbildung desselben befindet sich in den Actis eruditorum vom J. 1682, S. 317, Taf. XVII, Fig. E. E. E. Sie ist nicht sowohl unrichtig, als vielmehr nur roh. Im vergangenen Jahrhundert beachtete man dieses Geschöpf weniger, und Einige gingen so weit, gänzlich seine Existenz zu bezweifeln. Gales machte in seiner Dissertation im Jahr 1812 bekannt, er habe es wieder aufgefunden, und lud die berühmtesten Mitglieder des Instituts und der medicinischen Fakultät zu Paris zu einer Versammlung ein, um es ihnen zu zeigen; auch lieferte er eine elegante Abbildung davon. Leider ergab sich nach einigen Jahren, daß S. alle diese Ge-

lehrten absichtlich getäuscht hatte, indem er ihnen, statt der ächten, nur Käsemilben vorgezeigt, die er untergeschoben hatte. Und so wurde denn dieses Insekt abermals abgeleugnet, um so mehr, als man vieler Orten dasselbe bei mit jenem Ausschlag Behafteten nicht auffinden konnte. Endlich lösten sich die Zweifel. Ein junger Mediciner aus Korsika, Renucci, der in den Vorlesungen zu Paris von den Streitigkeiten darüber hörte, theilte mit, daß man sowohl auf seiner Insel, als auch in Spanien und Neapel dieses Thier wohl zu finden wisse. Es bohre sich nämlich einen Kanal, so fein wie ein Menschenhaar, unter der Haut, und wenn man am Ende desselben einen weißen Punkt bemerke, so dürfe man nur mit einer Nadel daselbst einstechen, um es stets unversehrt herauszuholen, da es eine harte Haut besitze. Auf diese Angabe haben Raspail und Albin Gras dasselbe jedesmal gefunden, so oft sie danach suchten, und es gelang auch Stannius und Köhler in Berlin, es zu finden. Vgl. Raspail, Naturgeschichte des Insekts der Krätze, aus dem Französ. mit Anmerk. von G. K., Leipz. 1835, Taf. I, Fig. 1—7; — Alb. Gras, Recherches sur l'acarus de l'homme ou Sarcopte de la gâle de l'homme, Paris 1834. — 2) S. equi *Latr.*, Pferde-Krätzmilbe. Mit Klunkern an 6 Füßen, beim Männchen nur dem letzten, beim Weibchen dem vorletzten Paare fehlend. Viel größer als vorige Art. Füße braunroth; das obere Schild glatt. An krätzigen Pferden. Raspail, Taf. II, Fig. 7. — 3) S. palumbinus *Koch.* Graulich weiß, mit dickem Kopf, kurzem Leib und ausgeschnittenem After. Die Füße kegelförmig und dick. Sehr klein. Auf der Ringeltaube. Herrich-Schäfer, 138, 12. — 4 S. musculinus *Koch.* Weißlich, länglich, an den Seiten dreilappig. Die vier vordern Füße schlank, die vier hintern aufgetrieben. Auf der Hausmaus. Herrich-Schäfer, 138, 13. — Es scheint, daß es an vielen räudigen Hausthieren, namentlich an Schafen, Füchsen, Hunden, Katzen, Kaninchen und Rindern, ebenfalls solche Milben gibt, bei denen es aber noch nicht hinlänglich untersucht ist, ob sie eigene Arten ausmachen, oder nicht. Vgl. Walz, Ueber die Natur u. Behandlung der Schafraude, Stuttg. 1809. Man vermuthet, daß diese Thiere die Milbe auch auf andere, so wie auf den Menschen übertragen können. Im botanischen Garten zu Paris hatte ein Thierwärter einst ein krätziges Wombat abgebalgt und darauf einen Krätzausschlag bekommen, der sich durch größere Pusteln, größere Milben und ganz unerträgliches Jucken bei noch stärkerer Röthe der Haut auszeichnete. Schwefel ist bekanntlich das Hauptmittel bei der Kur dieser ekelhaften Krankheit, indem er die Milben tödtet. — Versuche, wo man sich durch Aufsetzen von Krätzmilben oder durch Inokulation des Eiters einen Ausschlag erzeugte, haben erwiesen, daß bloß durch Uebertragung trächtiger Weibchen eine dauernde Räude oder beim Menschen eine wirkliche Krankheit erzeugt wurde, außerdem nur eine vorübergehende Entzündung. — Dugès hat auch in den Gallen an Blättern von Linden und Weiden kleine Arten von Sarcoptes gefunden, und namentlich sollen die rothen, 1 Linie dicken und 8 Linien langen Gallen auf der Linde von Sarcoptes gallarum tiliae entstehen. Das der Käsemilbe ähnliche Thier lebt vom Mai bis August darin.

Sarcopyramis (Bot.), nach Wallich, Gattung der Lythrarieae Melastomeae *Pehb.* Zwei Arten: S. lanceolata und S. nepalensis *Wall.* In Ostindien und Nepal.

Sarcoramphus (Ornith.), nach Duméril, Kammgeier, Gattung der Accipitres *Mo.*, der Ordnung der Zahnschnabler und der Zunft der Krummschnäbler nach Oken, unter Vultur *L.* Charakter: Ueber die Wachshaut des Schnabels geht ein Fleischkamm weg. Sie bilden einen Uebergang zu den Hühnervögeln; nur in Amerika. Zwei Arten: 1) S. Gryphus *Dum.*, Vultur Gryphus *L.*, Cathartes Gryphus *Temm.*, Condor, Contor, Cuntur, Kondor (dieser Name kommt von Cuntuni, einem Worte der Inkas-Sprache, welches „einen guten Geruch haben" bedeutet). Das Männchen ist schwärzlich; Flügelmitte weiß; Kopf und Hals fast nackt und roth; Halskragen weiß und seidenartig; es hat, außer dem rothen Fleischkamm auf dem Kopfe, der groß und nicht gezackt ist, noch Kehllappen unter dem Schnabel, wie ein Hahn. In der Jugend ist der Kondor braunaschfarben und ohne Halskragen. Das Weibchen hat keine Fleischlappen und ist ganz graublau. Seine Größe beträgt von einer Spitze der ausgespannten Flügel bis zur andern (Flugbreite) nach Humboldts Bericht 8—14 Fuß. Er bewohnt die Andeskette Südamerika's. Die Region, welche man als den gewöhnlichen Aufenthalt des Kondors betrachten kann, begreift Luftschichten, die zwischen 1600 und 3000 Toisen (von 6 pariser Fuß) über dem Meeresspiegel erhaben sind; doch erhebt er sich noch weit höher, denn Humboldt sah ihn, am Cotopaxi, in der Bimssteinebene Sunigualeu 2263 Toisen über der Meeresfläche so hoch über sich schweben, daß er nur wie ein schwarzes Pünktchen erschien. Man kennt kein anderes Thier, das sich so hoch hinauf schwänge, und es ist fast unbegreiflich, wie er in jenen luftdünnen Regionen fliegen und athmen kann, auch höchst merkwürdig, daß er sich zuweilen plötzlich, aus ungemessener Höhe, bis zum Meeresufer herabsenkt und so in einigen Stunden alle Luftschichten und gleichsam alle Klimate durchfliegt. Er frißt Aas, stößt auf Hirsche, Lama's, Schafe, Kälber, legt auf Felsen große, weiße Eier. Seine Jungen sind mit weißlichem Flaum bedeckt. „Die Einwohner Ibaque's", sagt Obrist J. P. Hamilton, „verstehen sich gut darauf, durch vergiftete Bolzen, die sie aus Blaseröhren abschießen, Kondors, Adler und Geier zu tödten. Zu diesem Zwecke erbauen sie Hütten mit Schießlöchern und locken diese raubgierigen Vögel durch einen Köder an, der in einiger Entfernung von der Hütte hingelegt wird. Das Blaserohr wird durch eines jener Löcher gesteckt, und während die Vögel mit Fressen beschäftigt sind, schießt man sie mit den vergifteten Bolzen. Diese Art, sie zu erlegen, hat den Vortheil, daß sie dabei durch kein Geräusch scheu gemacht werden, wie es der

Fall ist, wenn man sie mit Feuergewehren tödtet. Die Leute sagten, daß die Vögel, wenn sie getroffen wären, selten noch weiter flögen als einige Schritte und dann sogleich todt niederfielen". In Kolumbien sah Hamilton 2 bei Mutja gefangene Kondore, die man mit dem Lasso (Wurfriemen) gefangen, nachdem sie sich an einem todten Ochsen übermäßig vollgefressen hatten. Ihre Beine waren so dick wie das Handgelenk eines Mannes, ihr Auge dunkelbraun und weniger wild, als das eines Adlers. War der eine, welcher noch lebte, eben gefüttert, so saß er dumm und träge da. Stand er aufrecht, so betrug seine Höhe 5 Fuß. „In der Gegend von Neyra," sagt Hamilton ferner, „hängt man, um Kondors und Geier zu verscheuchen, den Kalbern und Schafen Halsbänder von großen Muscheln um, die durch das Zusammenschlagen ein beständiges Geräusch machen. Die Gutsbesitzer bestreichen, um diese Vögel zu tödten, das Fleisch todter Schafe mit Cucanagift." Als sich Eduard Pöppig in Chili befand, wurde in der Bai von Talkahuano ein Wallfischaas ans Ufer getrieben, bei welchem sich bald Kondore einfanden, deren auch 6 glücklich erlegt wurden, die sich von dem halbverfaulten Fleische so voll gefressen hatten, daß sie nicht mehr auffliegen konnten. Keiner dieser Kondore maß mehr als 16 Fuß Flügelweite, und vielfältige Messungen, welche Pöppig ferner in jener Gegend und in den Anden anstellte, bewiesen, daß 18 Fuß die größte der vorkommenden Weiten sey. Den Knaben von Talkahuano sind die Flügelfedern der Kondore sehr willkommen, denn mit ihnen lernen sie in den Schulen auf glatt gehobelten Brettern das Schreiben. — Früherhin war selbst ein ausgestopfter Kondor in Europa eine große Seltenheit. Jetzt hat man sogar ein lebendes Pärchen in Wien. Diese 2 Thiere sind furchtlos, munter, sehr zahm, kennen ihren Wärter sehr gut und schmeicheln ihm mit dem Schnabel, geben, wenn sie Futter merken, einen wiehernden Ton von sich, sonst brüllen sie zuweilen; sie baden sich oft und stark, lieben die Kälte nicht, nehmen täglich mit 1 Pfund Fleisch vorlieb, wollen aber frisches und lassen stinkendes liegen. Temm., Pl. col., 133 und 408; — Humboldt, Observ. de zool., Taf. 8 9. — 2) S. Papa *Bum.*, Vultur Papa *L.*, Geierkönig, Le roi des Vautours. Inubi-Cha nach Azara. Schwarz und gelb melirt, jung ganz schwarz; der nackte Hals gelb mit Orange; Scheitel und Augenlider blutroth, mit einem gelbrothen, herabhängenden, gezackten Fleischkamme, wie ein Hahn. Von der Größe einer Gans. In den heißen Gegenden von Südamerika nicht selten; doch scheint die Sage, daß ihm, wenn er sich auf ein Aas werfe, alle andern Vogel Platz machen, und daß er deshalb Geierkönig heiße, ein Mährchen. Vielmehr kommt dieser Name von dem einem Diadem gleichenden Scheitelkamm. Nach Humboldt ein wahrer Schakal unter den Vögeln. Vieillot, Galérie des Ois., Taf. 3.

Sarcoscyphus (Bot.), 1) nach Corda, Fleischkelch, Gattung der Jungermanniaceae Gymnomitriae *Lichb.*, *Nabenh.*, Cryptogamia musci hepatici *L.* Charakter: Blüthendecke mit der Hülle bis gegen die Spitze zu einem fleischigen Kelch verwachsen; Blätter vertikal oder fast vertikal, gespalten. Von den 5 deutschen, auf Gebirgen vorkommenden Arten ist als Typus zu bemerken: S. Funkii *Web.* et *Mohr*, Mart., Fl. Erlang. crypt., 159, T. 5. Ueberzieht in Gebirgsgegenden an Waldwegen, Abhängen und sonnigen Plätzen oft mehre Quadratfuß große Flächen wie mit einem schwarzen oder bräunlichen Filze. — 2) Nach Fries, Untergattung von Peziza *Dill.* Typus: Peziza stercorea *Pers.*

Sarcosin (Chem.), eine künstliche organische Base, von Liebig entdeckt, entsteht durch Kochen des Kreatins mit Baryt. Man kocht so lange, bis nach neuem Zusatz von Baryt kein Ammoniak mehr entweicht, filtrirt, leitet in das Filtrat Kohlensäure, um den überschüssigen Baryt zu entfernen, verdunstet zum Syrup und stellt es in die Kalte. Es krystallisirt in geraden, rhombischen, farbelosen Säulen, schmeckt süßlich, scharf, etwas metallisch, reagirt neutral, löst sich leicht in Wasser, schwer in Alkohol, nicht in Aether, verändert sich nicht bei 100°, schmilzt in etwas höherer Temperatur und verflüchtigt sich vollständig. Mit Säuren bildet es bestimmte Salze, welche aber sehr sauer reagiren. Zusammensetzung: C_6 H, NO_3, wie das Lacticamid und Uretban, von denen es aber durch seine Eigenschaften bestimmt unterschieden ist.

Sarcosis (griech.), 1) Bildung von (auch wildem) Fleisch; — 2) Fleischgeschwulst.

Sarcostemma (Bot.), nach R. Brown, Fleischkrone, Gattung der Contortae Asclepiadeae *Spr.*, Pentandria Digynia *L.* Charakter: Blumenkrone radförmig, fünftheilig; Nebenkrone doppelt, die äußere becher- oder ringförmig, gekerbt, kürzer als die innere, fleischige, fünfblätterig; Pollenmassen gepaart hängend; Narben spitzlich. Kräuter und Sträucher mit windenden oder niederliegenden Stengeln, fast in allen heißern Ländern; von 15 Arten sind als Arzneipflanzen zu bemerken: 1) S. glaucum *Humb.* et *Bonpl.* Windend, krautartig, am Meeresstrande in Kolumbien. Die Wurzel wird in Kolumbien vorzüglich in Caraccas, als Ipecacuanha von Caraccas, wie die gewöhnliche Ipecacuanha angewendet. Humb. u. Bonpl., 3, T. 229. — 2) S. viminale *R. Br.*, Cynanchum viminale *L.* Strauch in Gebüschen u. lichten Wäldern Ostindiens. Dieser Strauch enthält einen Milchsaft in reichlicher Menge, welcher sich dadurch auszeichnet, daß er durchaus nicht scharf, sondern ganz mild und säuerlich schmeckt, weshalb er auf Reisen aufgesucht und als durststillendes Mittel benutzt wird. Die jungen Triebe des Strauchs werden genossen.

Sarcostigma (Bot.), nach Wight und Arnott, Gattung der Hernandiaceae *W.* et *Ar.* Einzige Art: S. Kleinii *W.* et *Ar.* Strauch in Ostindien.

Sarcostoma (Bot.), nach Blume, Pflanzengattung. Art: S. juncea *Bl.*, s. d. a. Dendrobium Sarcostoma.

Sarcotysis (griech., Med.), Verknöcherung von Fleisch (Muskeln).

Sarcostyles (Bot.), nach Presl, Gattung der Saxifrageaceae *Presl.*, Cornidia *R.* et *P.* Einzige Art: S. peruviana *Presl.* Strauch in Peru.

Sarcothlasis (Sarcothlasia, griech., Med.), Quetschung oder Zerquetschung von Muskelfleisch.

Sarcothlasma (griech., Med.), ein zerquetschter fleischiger Theil.

Sarcotica (sc. medica, Med.), fleischmachende Mittel, Incarnativa.

Sarculum (röm. Ant.), Hacke zu Erdarbeiten im Garten.

Sarcus, franz. Dorf, Depart. Oise, Bez. Beauvais; Wollzeuch- (St.-Lö-) und Calicotfabr.; 960 Einw.

Sard (Geogr.), 1) ungar. Flecken, schümegher Gesp., nordwestlich von Kaposvar, in sumpfiger u. waldiger Gegend; — 2) (Saard, Sardu), österr.-siebenbürg. Flecken, Ungarn-Land, Oberkr. im Komitat Unter-Weißenburg, südöstlich von Magyar-Igen.

Sarda (Fischgen.), nach Cuvier, Gattung der Acanthopterygii Scomberoidei *Cuv.*, der Ordnung der Brustflosser und der Zunft der Thunne nach Oken, Pelamys *Cuv.* et *Val.*, unter Scomber *L.* Charakter: Zähne spitz, getrennt, ziemlich stark. Einzige Art: S. palamitus *Rafinesq.*, Scomber Sarda *L.*, Scomber ponticus *Poll.*, Pelamys Sarda *Plin.*, ital. Palamida. Häufig im mittelländischen und schwarzen Meere. Silberfarb, auf dem Rücken hellblau, mit schwarzen, schiefen Streifen. Dieser Fisch ist der eigentliche Bonit des mittelländischen Meers. Er kommt jedoch auch im atlantischen Meere vor und wird an den westlichen Küsten von Frankreich und Spanien eben so häufig gefangen, wie im ganzen Mittelmeere. Obschon er nicht über 2 Fuß lang wird, so wiegt er doch 10—12 Pfd. Das Fleisch ist weiß und fett, doch nicht so gut, wie das des Thunns, und wird am liebsten frisch gegessen. Da er sich aber nicht lange hält, so wird er auch eingesalzen, besonders wenn die Fischer durch den Wind abgehalten werden, bald ans Land zu kommen; denn er wird gewöhnlich 20—30 Stunden weit im hohen Meere gefangen, und zwar mit künstlichem Köder, der aus einem Stück Blech mit weißen Federn besteht. Er ist sehr gefräßig und stellt besonders den Sardellen nach. Am einträglichsten ist der Fang im Mai bei Cadix. 4 Schiffe mit 100 Menschen bringen oft 8000 Stück auf einmal nach Hause. Die Spanier fangen ihn auch häufig an den afrikanischen Küsten, salzen ihn ein und bringen ihn in den Handel. Auch an der Provinz bei Konstantinopel und im schwarzen Meer ist ein beträchtlicher Fang. Bloch, VII, 42, T. 334.

Sardaba, asiat. Ort, Turan, Buchara, südöstlich von Buchara.

Sardabale (a. Geogr.), Fluß an der Nordküste von Mauritanien, diesseits Cäsarea, bei Mela (Mela I, 6, 1).

Sardachat (Min.), s. v. a. Karneol.

Sardagna, Ludwig, Kunstliebhaber von Trient, Rath des Erzherzogs Ferdinand, zeichnete sehr schön mit der Feder. Im Ferdinandeum zu Innsbruck sind von ihm 17 kleine Handzeichnungen, welche Rittergeschichten enthalten, die er 1662 der Erzherzogin Anna widmete. In der ambraser Sammlung ist eine Ansicht von Trient in Vogelperspektive von ihm gezeichnet.

Sardam (Geogr.), 1) Marktflecken, s. v. a. Saardam; — 2) Fluß, s. Spitzbergen.

Sardanapalus (auch Sardanapallus), letzter König des altassyrischen Reichs, dessen Name Gemeingut üppiger, schwelgerischer und weibischer Despoten geworden ist. Nach der Darstellung des Ctesias bei Diod. Sic. II, 21 ff. erreichte mit ihm die Dynastie des Ninus und der Semiramis nach einer Dauer von 1360 Jahren ihr Ende. S., so berichtet der genannte Schriftsteller, der 30. König von Assyrien nach Ninus, war in der unnterbrochenen Reihe der weibischen Nachfolger desselben der weibischste. Er schloß sich in seinen Palast ein, spann mit seinen Weibern Wolle, kleidete sich, schminkte sich, sprach wie ein Weib, überließ sich jeglicher Schwelgerei und unnatürlicher Wollust, ohne sich um die Regierung jemals zu bekümmern, denn er vertraute auf die starke bewaffnete Mannschaft, welche seine Völker in jährlichem Wechsel nach Ninus (Ninive) stellen mußten. Da gewann der chaldäische Priester Belesys von Babylon den Meder Arbaces, nachdem derselbe sich von der unwürdigen Lebensweise des Königs persönlich zu überzeugen Gelegenheit gefunden hatte, mittelst seiner Weissagungen und veranlaßte ihn, sich in Besbindung mit dem Statthalter von Arabien gegen S. zu empören. Aber wider Erwarten ermannte sich dieser und besiegte die Feinde. 200 Talente wurden auf den Kopf des Arbaces und das Doppelte auf dessen Lebendige Einlieferung gesetzt, und, da sich zweimal geschlagen, ließ sich dieser nur durch des Chaldäers Weissagungen noch zurückhalten. Endlich gelang es den beiden Anstiftern der Empörung einen von Bactra herkommenden Zug zum Abfall zu bewegen, worauf die Assyrer unter der Anführung des Salämenes, des Schwagers des Königs, zweimal geschlagen wurden. S., auf seine Hauptstadt beschränkt, sandte seine 3 Söhne und 2 Töchter zu dem König Cottas nach Paphlagonien, hielt sich selbst aber für hinreichend gesichert, da ein Orakelspruch dahin lautete, Ninus könne nicht erobert werden, so lange der Euphrat nicht Feind der Stadt werde. Als nun im dritten Jahre der Belagerung die Stadtmauer unter dem Andrang des angeschwollenen Stroms auf 20 Stadien Weite in Trümmer fiel, verzweifelte der Despot an seiner Rettung und verbrannte sich mit seinen Weibern und Schätzen in seinem Palaste. Diesen Untergang des altassyrischen Reichs setzt man gewöhnlich in das 8. oder 9. Jahrhundert v. Chr., gleichzeitig mit Lykurg (D. Beck 825, de Brosses 903, Larcher 748 v. Chr.). Aber mit der chronologisch unsichern Geschichtserzählung des Ctesias läßt sich andere historisch konstatirte Thatsachen nicht in Einklang bringen. Ninus erscheint bei Herodot (I, 95, 193) auch später noch als mächtige Kö-

nigsstadt, und außer Berosus und Josephus führen auch die alttestamentlichen Schriften (2. Kön. 19, 36 u. ö.) noch eine Reihe assyrischer Könige auf, die später gelebt und ihr Reich bis nach Aegypten ausgedehnt haben, und es geschieht hier auch einer Zerstörung von Ninive Erwähnung, und zwar unter ähnlichen Umständen, wie bei Diodor (vgl. Nahum 1, Zephan 2). Herodot I, 106) läßt Ninus erst von dem Meder Cyaxares zerstört werden, und Abydenus berichtet, Sarak, der dritte König nach Sanherib, habe seinen Feldherrn Nabopolassar (Busalossorus) gegen die vom Meere einbrechenden Barbaren nach Babylon geschickt, der sich aber gegen ihn empört u. Ninus angegriffen, worauf Sarak sich in seinem Palaste verbrannt habe. Um diese einander widersprechenden Nachrichten in Uebereinstimmung zu bringen, haben neuere Schriftsteller angenommen, es habe zwei assyrische Reiche gegeben (s. Assyrien, S. 1009). Nach S.' Satz soll nämlich eine neue Herrschaft zu Ninive aufgerichtet, aber auch diese wieder gestürzt und Ninive zum zweiten Male zerstört worden seyn. Es ist dies ab r, eben so wie die Annahme mehrer Sardanapale eine alles historischen Grundes ermangelnde Hypothese, denn es hat nur ein assyrisches Reich gegeben, und Ninive ist auch nur einmal zerstört worden. Als sich im 8. Jahrhundert die Völker im Süden und Osten losmachten, ging das assyrische Reich keineswegs völlig zu Grunde, sondern es blieb vielmehr immer noch so mächtig, daß die in der alttestamentlichen Geschichte genannten Könige Phul, Salmanassar und Sanherib beträchtliche Eroberungen nach einer neuen Richtung, nämlich nach Westen hin zu machen vermochten. Aber diese Machtentwickelung dauerte bei Weitem nicht so lang, als die frühere; die Meder wurden des sinkenden Staats gefährlichste Feinde, und Cyaxares machte denselben mit Hülfe der Babylonier durch die Eroberung und Zerstörung von Ninive ein Ende (vgl. Rödiger, Weltgesch. Bd. I. S. 152, 555 ff.). Wahrscheinlich gehört auch S. in die Reihe der mythischen Figuren, wie Osiris, Apollo, Hercules, Hermes u. A., welche Diodor als historische Personen in die Geschichte eingeführt hat. Diesen schon von Aristoteles (Polit V, 10) und Dionysius von Halicarnaß (Ant. R. praefat 2) angedeuteten Gedanken hat neuerlich O. Müller (Sandan und Sardanapal, im Rhein. Mus. 1829, S. 22 ff.) gründlich ausgeführt u. Movers (Phönic., S. 458 ff.) weiter verfolgt. Beide Gelehrte finden in S. den asiatischen Hercules, Sandan, Sandes, Sandon genannt, einen asiatischen Feuergott in syrischer Umwandlung als Sonnenwesen. Danach wäre die Geschichte S.' nur die historische Ueberlieferung von asiatischen Kultushandlungen dieses Sandan, des weichlichen Kriegs- und Fergottes der auf tarsischen Münzen abgebildet ist, sitzend auf einem mit Gurlanden behangenen Scheiterhaufen mit einem Köcher auf der Schulter und einem Bogen, auf dem Haupte eine Art Turban, die rechte Hand in die Höhe gerichtet, die linke gesenkt, Ring, Kranz oder Beil, auch wohl einen Pokal haltend, oben ein Adler als Zeichen der Apotheose. Diese Darstellungsweise charakterisirt den Gott als den kriegerischen, streitbaren Jäger und Helden- und zugleich als den weichlichen Schwelger in asiatischer Ausstattung, Züge, welche mit der Verbrennung und anderen mythischen Appertinenzien wahrscheinlich von Sardes aus auf den griechischen Heracles übertragen worden sind (vgl. O. Müller, a. a. O., S. 34; Dorier I, S. 453; Movers a. a. O., S. 497). Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um den mythischen Charakter der assyrischen Geschichte ins Licht zu setzen. Dreißig Könige, welche alle in unmittelbarer Aufeinanderfolge weibische Schwelger sind, erweisen sich auf den ersten Blick als fabelhaft u. sind eben nur symbolischer Ausdruck für den Verfall des Reichs durch unthatige Herrscher im Gegensatze zu den kriegerischen, die es gegründet. Dreißig Könige, welche alle in unmittelbarer Aufeinanderfolge weibische Schwelger sind, erweisen sich auf den ersten Blick als fabelhaft u. sind eben nur symbolischer Ausdruck für den Verfall des Reichs durch unthatige Herrscher im Gegensatze zu den kriegerischen, die es gegründet. Dies aber — der glorreiche Anfang und das schmachvolle Ende — möchte wohl überhaupt das einzige eigentlich historische Ergebniß der ganzen assyrischen Sagengeschichte seyn. Die Geschichte S.', der auffallender Weise erst grenzenlos üppig, dann plötzlich kriegerisch gewesen seyn soll, mag allerdings daher rühren, daß man ihn mit einem Gotte, dessen Namen er führte und der als ein halb heldenmäßiges, halb weibisches Wesen verehrt ward, zusammenschmolz.

Sardang, asiat. Hafen, ostind. Inf., Insel Sumatra, auf der Nordostküste, südöstlich von der Stadt Deli; Pfefferhandel jährlich 3000 Pikul).

Sardania (a. Geogr.), s. v. a. Sardinia.

Sardant, franz Dorf, Depart. Creuse, Bez. Bourganeuf; 1620 Einw.

Sardao portug. Vorgebirg, Prov. Alentejo, an der Westküste, nördlich vom Kap de S. Vincente.

Sardara, ital. Dorf, Insel Sardinien, Cagliari, südwestlich von Isili, in einer fruchtbaren, aber ungesunden Gegend; sehr besuchte heiße Quellen; 1710 Einw.; sonst Aquae Lesitanae

Sardar-Abad, asiat.-russ. Festung, Armenien, Prov. Eriwan, bei dem befestigten Kloster Etschmiazzin; wurde im April 1827 von dem russischen General Paskewitsch vergeblich angegriffen und erst im September genommen.

Sardar-Abas, asiat.-russ. Distrikt, Armenien, Prov. Eriwan.

Sardar Sultan Mohammed Khan, Schah von Peschawer seit 1833.

Sardelle (franz., Ichthyol.), in Westindien s. v. a. Goldschwanz, Mesoprion chrysurus Cuv. et Val.

Sardelle (Ichthyol.), 1) s. v. a. Clupea Sardini Cuv.; — 2) s. v. a. Engraulis Encrasicholus Cuv.

Sardellen (angew. Zool.), franz. Sardines, Anchois, engl. Sardinias, Sardels, Sardins, ital. Sardine, Acciughe. Man unterscheidet zwei Hauptarten: 1) die ächte Sardelle, Clupea sardina Cuv. (s. d.), und — 2) die gemeine Sardelle, Anschovi, Engraulis Encrasicholus Cuv. (s. d.). — Fang. An Frankreichs See-

küsten wird der Sardellenfang sehr lebhaft betrieben, und zwar aus dem Innern von Saintonge und von der Mündung der Garonne an bis nach Douarnenez hin, auch wohl bis nahe an Brest. Bei Sables d'Olonne und Saint-Gilles beginnt die Fischerei im Juli, bald nachher auch zu Belle-Isle, dann zu Port-Louis, zu Erac und Quiberon, später zu Concarneau und endlich bei Douarnenez, zu Crozon und Carnaret bei Brest. An den bretagner Küsten sind mit dieser Fischerei über 300 Schaluppen beschäftigt, von denen jede 5 Mann führt und einige Lasten laden kann. Im Mai, Juni und Juli bemerkt man die S. in der Meerenge von Gibraltar, so wie an den spanischen und italienischen Küsten. Bei den toskanischen Inseln beginnt die Fischerei den 1. Juli und dauert bis Hälfte August. Der Fang geschieht während der Nacht beim Fackelschein oder beim hellen Mondlicht. In Sicilien ist der Fang ergiebiger, als bei Tortona. Der Fang der Anschovis ist dem der S. ganz gleich. An den französischen Küsten, besonders in der Provence, Languedoc u. s. w., fischt man sie vom December bis zum April. Auch lauert man ihnen häufig im Sommer bei ihrem Rückzuge auf, wenn sie in den Ocean gehen. Auch an den englischen, katalonischen, bretagner und norwegischen Küsten fängt man sie in Menge. — Zubereitung und Sorten. Gleich nach dem Fange schneidet man den S. die Köpfe ab, weil dieselben bitter sind, nicht aber den Anschovis, und da sie in der Luft bald faulen würden, so salzt man sie sogleich auf folgende Weise ein: Drei Menschen sitzen dabei gewöhnlich neben einander; zwei davon entfernen mit den Daumennägeln die Köpfe u. legen dann die Fische auf Haufen bei Seite; der Dritte legt sie lagenweise, mit Salz dazwischen, in die Tonne; ehe diese voll ist, beschwert man sie mit Steinen; die Fische ziehen das Salz ein und sind dann zum Verschicken fertig. In Frankreich unterscheidet man die S. sowohl den Bezugsorten, als der Zubereitung nach, z. B. Sardines de Bretagne, de Belle Isle u. s. w. Ferner Sardines pressées, gepreßte S.; hierzu nimmt man die größten und dicksten, preßt daraus den Thran für die Fabriken (huile de sardines) und legt sie endlich mit weißem Salze ein; Sardines anchoitées ou anchoisées, auf Anschovis-Art mit einer rothen Salzlake gepökelte S.; S. saures, sauries, sauretées ou sorettes, geräucherte S. Unter S. confites versteht man die mit Essig, Pfeffer, Lorbeerblättern u. dergl. eingemachten, die man vorher auch wohl noch am Feuer gebraten hat. Die besten von allen Arten Sardellen sind diejenigen, welche bei den Inseln Gorgona und Capraja gefangen werden. Die spanischen sind klein und nicht allgemein beliebt, doch gehen sie in großer Menge nach Neapel. Die provencer sind besser. Die sicilianischen werden mit der Zeit gelb und nehmen dann einen unangenehmen Beigeschmack an. Von vorzüglicher Güte sind die französischen S. von Concarneau und Douarnez. Die Gebinde (Barriques), in denen sie versandt werden, dürfen nicht weniger als 6000 Stück enthalten, zuweilen sind aber sogar 10.000 Stück darin, die aber dann klein und gering sind. Die englischen S. sind wenig beliebt, weil sie nicht gehörig eingesalzen sind. Die Anschovis kommen hauptsächlich von Marseille und Antibes. Von Bordeaux und Cette werden viele Anschovis in Gläsern versandt, die wiederum in Kisten verpackt sind. — Gebrauch. Die S. werden entweder auf Buttersemmel, od. auf mit Butter bestrichenem Weißbrod, oder mit Oel Essig und Kapern, oder als Zusatz zu Saucen, Suppen, Farcen, Coulis, Salaten und dgl. genossen, wozu man sie gleich so anwenden kann, wie man sie vom Kaufmann aus dem Fasse erhält, nachdem man bloß das darauf liegende Salz heruntergestrichen; doch pflegt man sie auch, nachdem man sie abgewaschen, gleich den Häringen etwas zu wässern, oder bloß durch Wasser zu ziehen und dann zu verbrauchen. Auch kann man sie reißen, d. h. in zwei Hälften theilen, welches sehr leicht mit den Fingern geschieht, indem man mit dem Zeigefinger und dem Daumen der rechten Hand oben, gegen den Kopf zu, an der Seite des Bauches stark drückt, in Folge dessen sie sich von einander geben, und man leicht jede Hälfte von der in der Mitte durchgehenden Hauptgräte lösen oder herunter ziehen kann. Die so zerrissenen S. lege man flach auf einen Teller, eine Hälfte an die andere, gieße darauf Provenceröl und Essig nach Erforderniß und schütte noch einige Kapern darauf. Am Rhein richtet man sie folgendermaßen zu: die S. werden erst 3 — 4 Mal mit jedes Mal erneuertem Wasser gewaschen, dann ausgegrätet, doch so, daß die Schwänze ganz bleiben, im Fall sie nämlich stark gesalzen sind, dann noch einmal gewaschen, 1 Stunde in Wein und dann auf einen Teller gelegt, so daß die Schwänze über den Rand in die Runde hinausliegen; hierauf werden Weinessig, Provenceröl und klein geschnittene Citronenschalen darüber gethan und die S. so servirt. Auf Semmel oder Brod kann man sie außer der gewöhnlichen Art auch wie folgt geben. ¼ Zoll dicke Semmel- oder Weißbrodscheiben, werden in einer Röhre auf beiden Seiten gelbbraun geröstet, dann 2 Eßlöffel voll Provenceröl gut mit einer Obertasse voll Weinessig gemischt, die gerösteten Scheiben hineingetaucht und hierauf mit den, in dünne Streifen geschnittenen S. kreuzweise belegt. Größere S. werden auch geräuchert, so wie man auch S. mit einer Gewürzbrühe zu marinieren pflegt. Ueber die Verwendung der S. zu Salat s. Salat, über S.-Butter s. Butter 2) i), über S.-Sauce s. Sauce.

Sardemisus (a. Geogr.), südlicher Zweig des Taurus, an der Grenze von Pisidien und Pamphylien, der sich bis Phaselis hinzog und wahrscheinlich mit dem Climax an der Grenze zwischen Milyas und dem eigentlichen Pisidien zusammenhing (Mela I, 14, 2; Plin. V 27, 26).

Sardena (ital., Ichthyol.), s. v. a. Clupea finta Cuv.

Sardene (a. Geogr.), Berg in Mysien, am nördlichen Ufer des Hermus, an dessen Fuße Neontichus lag.

Sarder (Min.), s. v. a. Karneol, Varietät des Chalcedonquarzes, s. Quarz, B. 12).

Sardes (a. Geogr.), alte und reiche Hauptstadt von Lydien, Residenz der Könige, so wie später der persischen Satrapen. Sie lag in einer fruchtbaren Ebene (Sardiane) am äußersten nördlichen Abhange des Tmolus und an beiden Ufern des Pactolus, 3 Tagereisen von Ephesus und eben so weit von Smyrna und soll früherhin schlecht gebaut gewesen seyn. Ihre mit Rohr gedeckten Häuser fingen leicht Feuer; daher sie mehre Male durch dieses Element zerstört worden ist, zuerst durch die Cimmerier, dann durch die Griechen (Herod. V, 100), endlich, wenigstens zum Theil, durch Antiochus den Großen (Polyb. VII, 15 ff., VIII, 23). Sie wurde immer wieder in Kurzem hergestellt und fand erst im Mittelalter, wahrscheinlich durch Tamerlan, ihren völligen Untergang. Sie war durch eine auf einem steilen Felsen des Tmolus gelegene, fast unzugängliche und von einer dreifachen Mauer umgebene Citadelle geschützt. Unter ihren öffentlichen Gebäuden wird namentlich ein alter, am Ufer des Pactolus gelegener Cybeletempel erwähnt. Zur Zeit der römischen Herrschaft war die St. zwar schon herabgekommen, erhoben aber doch ungeachtet noch als eine große Stadt und war Sitz eines Conventus juridicus. Zur Zeit des Tiberius ward sie durch ein Erdbeben sehr mitgenommen, aber mittelst kaiserlicher Unterstützung wieder aufgebaut (Tac., Ann. II, 47). Hier bildete sich frühzeitig eine christliche Gemeinde (Offenb. 3). S. war die Vaterstadt der beiden Redner Diodorus, und in der N. befand sich das Grabmal des Alyattes. Ihre noch vorhandenen Ueberreste sind zwar umfangreich, sonst aber unbedeutend, da sie außer den Trümmern eines Stadiums, eines Theaters und der dreifachen Mauer der Burg mit hohen Thürmen nichts Beachtenswerthes darbieten. Sie führen noch heutzutage den Namen Sart.

Sardesfus (a. Geogr.), Stadt in Lycien, mit einem Zeustempel.

Sardi (a. Geogr.), s. Sardinien (Gesch.).

Sardi (Biogr.), 1) Giuseppe, Architekt v. Morco in der Landvogtei Lauis, übte in Venedig seine Kunst, wo er die Barüße-Kirche und St. Maria Zobenige, beide im schlechten Geschmacke seiner Zeit baute. Carlevarijs hat architektonische Ansichten nach ihm gezeichnet. S. † zu Venedig 1699. — 2) Pietro, Ingenieur zu Venedig, gab einige Werke über Kriegsbaukunst heraus, wie eine Corona imperiale dell' architettura militare, Venedig 1618, Fol.; — 3) Gaetano, Maler zu Rom, Schüler von B. Lutti und P. Bianchi, zu seiner Zeit ni[c]ht ohne Ruf, malte Bildnisse und historische Darstellungen. Blühte um 1720–30.

Sardone (a. Geogr.), s. Sardes.

Sardonasis (Med.), s. v. a. Sardonius risus.

Sardiaes (Sardiäer, Volk, s. Sardioter.

Sardica (Serdica, a. Geogr.), s. Ulpia Serdica.

Sardice (a. Geogr.), Distrikt in Thracien, zwischen dem Hämus und den Quellen des Hebrus (Ptol. III, 11, 12).

Sardienen, preuß. Domäne, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preußisch-Eilau; Waldhaus; 110 Einw.

Sardina (Geogr.), afrikan. Vorgebirg, kanarische Inseln, Canaria, an der Nordwestküste.

Sardina (Biogr.), Alonso, Bildhauer, hatte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Salamanca Ruf. Im Jahre 1626 fertigte er die Basreliefs an der Façade der Kirche und des Klosters von S. Esteban, so wie ähnliche Arbeiten in diesen Gebäuden.

Sardina (ital., Ichthyol.), s. v. a. ächte Sardelle, Sardine, Clupea sardina Cuv.

Sardinaye (franz., Seew.), s. Aissauge.

Sardine (Ichthyol.), s. v. a. ächte Sardelle, Clupea sardina Cuv.

Sardinien (ar. Sardo, Sardonia, Sardania, auch Sardenia, a. Geogr.), große Insel im mittelländischen Meere, 1200 Stadien von der italienischen Küste entfernt. Sie soll ihren Namen von Sardus, einem Sohne des Macerie oder Hercules, dem daselbst göttliche Verehrung erwiesen ward, erhalten haben. Wegen ihrer Gestalt nannten sie die Griechen auch Ichnusa und Sandaliotis. Die alten Schriftsteller nahmen zum Theil die Insel für zu areß an; so z. B. Plinius, der (III, 7, 13) der Ostküste eine Ausdehnung von 188, der Westküste von 175, der Nordküste von 125 und der Südküste von 77 Milliarien gibt, wonach der ganze Umfang der Insel 365 Milliarien betragen würde. Der Wahrheit am nächsten kommt Strabo, der ihr V, 223 eine Länge von 1760, eine Breite von 784 und einen Umfang von 4000 Stadien zuschreibt. Sie war gebirgig. Von der Nordspitze bis zur Südspitze zogen sich, immer in der Nähe der Ostküste hinab, die Insani Montes (ὄρη ἀκανθώδη), welche ihren Namen vielleicht davon hatten, daß sie zahlreichen Räuberbanden willkommene Schlupfwinkel darboten. Von diesem Hauptgebirgszuge liefen verschiedene Seitenzweige aus, welche mehre Vorgebirge bildeten, an der Nordküste das Prom. Urs, die Nordostspitze der Insel, und Errebantium, die Nordspitze (j. Punta S. Reparata), weit nach Südwest, der Insel des Hercules gegenüber, das Prom. Gorditanum, die Nordwestspitze (j. Capo Falcone); an der Westküste das Prom. Mercurii (Capo della Caffa, nach Anv. C. Malargia), Prom. Carsum (j. Capo di Pecora), Prom. Sulcense (j. Punta Spesone); an der Südküste die Spitze der Chersonesus (j. Capo Teulada), die Südspitze Prom. Caralitanum (j. Capo S. Elia) und Prom. Cunicularium (jetzt Cap della Savora, nach Anv. C. Carbonara); an der Ostküste Prom. Columbarium (j. C. Figari, nach Anv. C. Bibone). An der Südküste ist der Sinus Caralitanus zu bemerken, in welchen das gleichnamige Vorgebirg hin inragt. Von den kleinen Flüssen der Insel werden genannt der Termus (j. Termo), an der Nordküste, der Thursus (j. Oristano) und Flumen sacrum (j. Uras), an der Westküste, der Saprus (j. Flumendosa) und Cädris (j. Cedro), an der Ostküste mündend. Das Land war sehr frucht-

bar und mit Produkten reichlich gesegnet, aber in Folge der Trägheit seiner Bewohner bei Weitem nicht gehörig angebaut. Das Klima war ungesund, namentlich im Sommer, weil sowohl die hohen Berge der Insel Korsika und Italiens, als auch die auf S. selbst befindlichen Höhen den Nordwinden den Zutritt verwehrten, so daß die drückend heiße Atmosphäre von ihnen nicht abgekühlt werden konnte, und außerdem auch die vielen Salzbereitungsanstalten längs der Westküste, so wie die vielen Seen und Lachen die Luft verunreinigten. Daher pflegten die Römer mit ihren Besatzungstruppen häufig zu wechseln. Die Produkte wären im Allgemeinen dieselben, wie die Siciliens, namentlich Getreide (die Römer bezogen einen großen Theil ihres Weizens aus S.), alle Arten von Südfrüchten, die Sardonia herba, eine giftige Art wilden Eppichs, der die Kraft haben sollte, den Mund zu einem krampfhaften Lachen zu verzerren, so daß die, welche davon genossen, unter gräßlichem Lachen zu sterben schienen; Meereicheln. Aus dem Thierreiche wird vornehmlich eine besondere, zwischen Schaf und Ziege in der Mitte stehende Art von Hausthieren, Musmones, deren Felle die Einwohner (die deshalb oft Pelliti oder Mastrucati genannt werden) als Kleidung benutzen; ferner die Pelamis Sardinia oder Sorda, eine Gattung kleiner Thunfische, welche an der Küste in Menge eingefangen und eingesalzt wurden (wahrscheinlich Sardellen), und zwei bereits zu Plinius' Zeiten ausgestorbene Thierarten, die Gromphena, ein kranichähnlicher Vogel, und der Omphion, ein hirschähnliches Säugethier (Plin. XXX, 15, 52; XXVIII, 9, 42), erwähnt; das Mineralreich lieferte Silber, Eisen, Salz, Alaun, Kreide, Mineralwasser ꝛc. Honig ward zwar in Menge gewonnen, doch hatte derselbe von den vielen bittern Kräutern, welche auf der Insel wuchsen, einen bittern unangenehmen Geschmack (Hor., Ars poët. 376). Im Norden war S. durch eine 90 Stadien breite Meerenge Namens Taphros (j. Strada di Bonifacio) von Korsika getrennt. Die bedeutendsten Städte der Insel waren an der Nordküste Tibula (jetzt wahrscheinlich Porto Pollo) und Turris Libyssonis (jetzt Ruinen östlich vom Flusse Gavino, beim Porto Torre), an der Südküste Sulci (jetzt Ruinen bei Palma di Solo, in der Nähe des Dörfchens Sulci) und Caralis (jetzt Cagliari), an der Ostküste Olbia (wahrscheinlich am Golfo di Volpe) und im Innern Cornus (jetzt Cornecto) und Nora (jetzt Nurri).

Sardinia (n. Geogr.), nordamerik. Ort, V. St., Staat New-York, Grafschaft Erie; 1840: 1750 Einw.

Sardinia (Bot.), nach Arrabida, Gattung der Hexandria Monogynia L., natürliche Familie noch nicht bestimmt. Einzige Art: S. bella *Arrab.* Strauch in Brasilien.

Sardinien (Sardegna, Geogr.), 1) ital. Insel, im mittelländischen Meere, zwischen 25° 44′ bis 27° 29′ östl. L. und 38° 55′ bis 41° 16′ nördl. Br.; sie ist durch die 2 Meilen breite Straße von St. Bonifacio von der nördlicher gelegenden Insel Korsika getrennt, von Genua 52, von Afrika's Nordküste aber mit ihrer Südspitze nur 25 geogr. Meilen entfernt. Ihre größte Länge von Norden nach Süden beträgt etwa 36, ihre größte Breite von Osten nach Westen 18 deutsche Meilen. Sie hat mit den anliegenden Inseln einen Flächenraum von 436 □M. — Die Insel ist im Ganzen ein gebirgiges Hochland; man unterscheidet 5 oder 7 Gebirgsketten (z. B. die von Murra, Ales, St. Lussergiu (Lussurgiu), Monte Raso, Patada ꝛc.), die das Land durchstreichen. Der Hauptzug geht aber an der Ostseite von Norden nach Süden, doch erreichen die Berge nirgends die Schneelinie. Die Hauptgebirgsmassen bestehen ganz aus Granit und bilden fruchtbare Thäler, Campidano's genannt. S. scheint eine Fortsetzung Korsika's zu seyn, aber seine Berge sind niedriger, und es ist milder. Die durch ihre Natur, ihre Lage und ihren Umfang wichtigste Bergkette fängt bei dem korsischen Kanale St. Bonifacio an, wo sie einen kleinen Archipel zahlreicher Inselchen bildet, z. B. St. Stefano, Caprera. Von einem Punkte, von Longo Sardo, aus neigt sie sich unmerklich gegen Osten und verliert sich, nachdem sie die Insel in ihrer ganzen Länge durchsetzt hat, beim Kap Carbonara im Meere. Diese große primitive Masse, der Kern des kleinen sardinischen Kontinents, gibt der ganzen Centraloberfläche ihre Form. Bei dem Col Corru Boi verändert das Gebirg seine Natur; es erhebt sich ziemlich rasch und bildet eine der imposantesten Massen, über alle Umgebungen emporragend. Der Berg Genargentu (5542′) ist höher, als alle übrigen, und seine Spitze, Funta Schuschin genannt, hat keine Nebenbuhlerin auf der ganzen Insel. Eine zweite Kette, deren Kern aus Granit besteht, fängt beim Kap de la Frascae, in der Nähe des Golfs von Oristano, an; gegen Südosten sich wendend, wird sie plötzlich durch das große Thal von Villa Massagia durchbrochen, um bald wieder zu erscheinen und sich beim Kap Teulada, der südlichsten Spitze der Insel, im Meere zu verlieren. Will man das Gebirg von Monte Raso, welches von der großen Central-Masse nur durch ein schönes, tiefes Thal getrennt ist und sich überdem durch die Berge von Patada an dieselbe anreiht, als eine besondere Kette betrachten, so würde sie den dritten Rang einnehmen müssen. Granit, Gneiß und Schieferglimmerstein sind hier vorherrschend. Die vierte Kette ist die der Nurra, welche sich im westlichen Theile des Nordens der Insel befindet. Wie alle übrigen Hauptketten von Norden nach Süden gerichtet sind, geht sie stufenweise vom Granit der Insel Asinara in glänzenden Schiefer und Glimmerschiefer, endlich auch in dichten Kalkstein über. Die fünfte Kette endlich ist die der Lymbarra-Berge, die mehr durch ihre Höhe und Richtung, als durch ihren Umfang bemerkenswerth ist. Sie zeigt sich als eine Art Strebepfeiler oder vielmehr als eine Art Haken der großen Hauptkette; ihre höchste Spitze ist der Giganting (3704′). Das älteste Gestein

der Kalkformation ist das von Silanus, welches in dem südlichen Theile der Berge von Goceano und Monte Raso vorkommt; es bricht mit dem Granit, vorzüglich aber mit dem Glimmerschiefer zusammen. Dieser Marmorbruch, dessen Umfang nicht groß ist, wird von einer vulkanischen Masse (porphyre pétrosilicenx) beherrscht und an einigen Stellen selbst bedeckt. Die erwähnten Gebirgsketten werden in mehren Gegenden von Kalkmassen begleitet, die sehr häufig dicht sind. Große Kalkmassen, die einer weit jüngern Formation angehören, sind in den Central- und Occidental-Gegenden der Insel ebenfalls verbreitet. Diese Gebirgsart, welche keine große Höhe erreicht, breitet sich fast ohne Unterbrechung vom Kap S. Elia bei Cagliari bis zum Kastell Sardo aus. An beiden Endpunkten geht sie zu Tage aus, in der Mitte aber ist sie von einer ungeheuern Menge vulkanischen Gebirges überdeckt. Die Ueberreste erloschener Vulkane nehmen einen großen Theil der Oberfläche auf der Westseite der Insel S. ein; sie bilden beinahe alle ziemlich beträchtliche Gruppen oder Ketten und bieten besonders in ihrem Zusammenhange den stromartigen Anblick dar, den man auch sonst bei diesen Formationen bemerkt hat. Sie ruhen größtentheils auf sehr neuen Gebirgsformationen. Ein Theil dieser Vulkane hat vielleicht nach der letzten Entstehung der Thäler erst gebraunt. Erdbeben sind unbekannt. S. ist mit Ausnahme der Provinz Cagliari ziemlich gut bewässert. Von den Flüssen, von denen jedoch keiner schiffbar ist, ist der bedeutendste der Tirse (Fiume d'Oristano). Seine Quelle ist in den Granitgebirgen von Buduso; er fließt südlich zwischen der Hauptgebirgskette und den Bergen von Goceano, läuft an Sedilo vorüber, wo er von dem Margbine und der Barbagia Belvi ansehnlich verstehrt wird, theilt dann, seinen Lauf gegen Westen nehmend, mit geringem Gefälle, S. in dieser Gegend in 2 fast gleiche Hälften u. wirft sich über das Gebiet von Oristano in den Golf dieses Meeres. Er ist der Tirsus oder Torsus der Alten. Der Fiumendosa ist ungestümer als der Tirse; er kommt von den Bergen de la Barbagia oder Cerrubee (Schafhörner); er stürzt sich durch steile Abgründe und fällt bei Maravera ins tyrrhenische Meer. Der Fiume d'Ozieri mündet beim Kastell Sardo und der Fiume de Rosa bei Rosa. Dieser erleichtert die Kommunikation Rosa's mit dem Meere und zeichnet sich durch die Fruchtbarkeit seiner Ufer aus; sie sind mit der herrlichsten Vegetation geschmückt. Endlich der Fiume di Porta Torres fällt bei diesem Orte ins Meer; es führt eine Römerbrücke über denselben. Er hält am längsten Wasser, wenn die übrigen bereits ganz trocken liegen. An den Küsten S o sind die Busen von Cagliari, Oristani, Palma, Alghori. S. hat Ueberfluß an Thermen und Mineralwassern; aber leider haben die Insulaner einen Theil der Quellen vernachlässigt, auch fehlt es an einer genauen chemischen Analyse der meisten derselben. Unter die merkwürdigsten gehören die warmen u. salinischen Quellen von Sardara, mit einer Temperatur von 48° R. bei 15° Lufttemperatur, und Fordungianus mit 55° bei 11°, die Quellen von Villacidro oder Aquacotta mit 32° bei 12°, die von Benetuti mit 32° bei 18°, der Sauerbrunnen von Codrungianus, der mit dem selterser Wasser viel Analoges hat, mit 18° bei 18°, die Quellen von Dorgali mit 25° bei 13°, vom Castel d'Oria mit 53° bei 11° und Sant-Antico ꝛc. Süßwasserquellen sind in den Gebirgen und in dem nördlichen Theile der Insel ziemlich häufig; in den Ebenen, namentlich den südlichen Gegenden ist das Wasser selten trinkbar und immer von brackigem Geschmack. Im Sommer trocknen die meisten Quellen aus, darum hat man in den meisten Städten, besonders in Cagliari, Cisternenwasser. Die durch ihre Frische und Reinheit bekanntesten Süßwasserquellen sind: a) die Quelle des Genargentu (5500' hoch); b) die Quelle auf dem nördlichen Abhange des Lymbarra, die Fontani Franzoni. Andere Quellen sind die von Aritzo Fonni, Tonora; sie sind alle um so frischer und klarer, je mehr sie sich der Centralgegend der Insel nähern. S. enthält keine Seen, aber desto mehr Teiche; sie sind mehr oder minder salzig. Man kann sie in 3 Klassen eintheilen. Die Teiche der ersten Klasse stehen mit dem Meere in Verbindung, entweder durch einen natürlichen, oder künstlichen Kanal. Im Allgemeinen sind sie sehr fischreich. Hierher gehören der Scaffa bei Cagliari, im Hintergrunde des Golfs, durch eine enge Landzunge von ihm getrennt, mit 6 Meilen im Umfange, mit künstlichen Salinen, im Herbst der Aufenthalt zahlloser Schwärme von Wasservögeln; beim Nordwind nimmt sein Wasser plötzlich ab, das bei gewöhnlichem Wasserstande kaum 3—4 Fuß Tiefe hat; ferner der Teich von Oristane, von Sassu, Palmas ꝛc. Die Teiche dieser Klasse scheinen ihr Daseyn dem von den verschiedenen Bächen herbeigeführten Erdreiche zu verdanken, das von der Bewegung der Meereswellen aufgehalten, zurückgeworfen und zum Damme aufgehäuft wurde. Die Teiche der zweiten Klasse liegen ebenfalls an der Küste und dürften nur allein vom Meere gebildet worden seyn, mit dem sie in keiner sichtbaren Kommunikation stehen. Der wichtigste ist der von Quatu. Während des Sommers setzt dieser Teich eine bedeutende Menge gemeinen Salzes ab. Die dritte Klasse der Teiche steht mit dem Meere in keiner Verbindung; ihren Ursprung und ihre salzige Beschaffenheit verdanken sie nur lokalen Ursachen. Sie bringen auch Salz hervor, und einige setzen Natron ab. Fast alle liegen im aufgeschwemmten Lande oder im Kalkschiefer am Fuße der großen Trachitmassen. Trotz des vielen stehenden Wassers, welches in der Sommerhitze verfault, hat S. doch nur wenig große Moräste, und diese sind immer der Austrocknung fähig, wodurch ihre schädliche Einwirkung auf die Gesundheit aufhören und sie zum Ackerbau nützlich werden würden, ohne daß es hierzu anstrengender Arbeiten bedürfte. Viele dieser Sümpfe bestehen nur im Winter und Frühjahr,

Die Gegenden, wo sie liegen, sind ungesund, obgleich sie zur Zeit der Fieber nur wenige Spuren ihrer sumpfigen Natur haben. Die beträchtlichsten, die man permanent nennen kann, sind die in den Thälern der Nurra, in den Umgebungen von Lissa, im Norden der Insel, die Mündung des Fiume d'Orosei, endlich die vom Westrande des Teichs von Cagliari, die mit Rohrdickicht bewachsen sind. — S.s Klima kann im Verhältniß der geogr. Breite als ein gemäßigtes betrachtet werden und verdient den Namen eines insularischen Klima's, wie es Humboldt bezeichnet, mit größtem Rechte. In der That ist die Ausdehnung der Insel zu unbeträchtlich, als daß nicht die Seewinde, welche im Sommer abkühlen und im Winter erwärmen, einen großen Einfluß ausüben sollten. Die Temperatur wechselt nach Erhöhung und nach Lokalverhältnissen. Wenn während der Sommermonate eine ziemlich erhitzte Atmosphäre auf den tiefen baumlosen Landschaften des Innern der Insel lastet und die Quellen austrocknet oder unterbricht, wenn dann dort die Natur schmachtet und die Thäler von häufigen Nebeln bedeckt sind, so erfreut sich zu derselben Zeit der Gebirgsbewohner der Wohlthaten, welche ihm vom eiskalten Springbrunnen, von einer reinen Luft und von dem heitersten Himmel dargeboten werden. Auf S. ist, trotz seiner südlichern Lage, die Vegetation nicht so frühzeitig, als an den Küsten von Genua und der Provence. Ihre Fortschritte werden vom Monat April an durch heftige oder anhaltende Winde aufgehalten; erst im Mai fängt sie an, ihre ganze Pracht zu entfalten. Allein diese lachende Zeit ist kurz. Von der Mitte Juni's an kommen alle Diejenigen, welche zum Genuß der reinen Luft aufs Land gegangen waren, in die Stadt zurück, erst das Jahr darauf dorthin zurückkehrend und dem Landmanne die Arbeiten der Ernte überlassend. Der Oktober bringt häufige Regen. Im December und Januar ist es ganz trocken, und die Atmosphäre ist mild und rein. Die herrschenden Winde sind der Mästrale (Nordwestwind) und der Levante (Südostwind). Der erstere bringt wässerige Dünste u. ist ziemlich feucht, noch feuchter der Südwind. Er setzt dann seine Richtung nach Süden fort u. entladet sich mit Heftigkeit im Thale des Campidano von Cagliari; im Sommer ist er trocken und von erstickender Hitze. Dieser Wind gibt den Bäumen, die seinem Einflusse ausgesetzt sind, ein Ansehen von der seltsamsten Einförmigkeit, welches sich mit wagerecht fliegenden Haaren vergleichen läßt. Den Mästrale hält man auf der Insel für gesund, indem er, trotz seiner Hitze, die von den Südwinden erschlafften Kräfte wieder belebt. Der Ponente (Nordwind) weht selten; er bringt Regen und die Thunfische an die Küste. Eben so der Südwestwind oder Libeccio, der zuweilen große Verwüstungen an der Westküste, namentlich auf dem Strande von Oristano und Alghero anrichtet. Dem Mästrale entgegengesetzt ist der Levante (Südostwind), heftig und anhaltend; wann jener feucht, ist dieser trocken, und umgekehrt. Er bringt wässerige Dünste und ist, besonders zur Zeit der großen Hitze, der Gesundheit der Südsarden sehr gefährlich. Er verursacht Niedergeschlagenheit und allgemeine Entkräftung und Abspannung der Nerven. Die Feuchtigkeit bringt dann bis in das Innere der Häuser, und die salzigen Dünste beschleunigen die Auflösung aller animalischen und vegetabilischen Substanzen. Dieser Wind dauert selten unter 3 Tagen und kehrt oft zurück. Die Höhe der nördlichen und der korsikanischen Berge halten den heilsamen Nordwind (Tramontana) ab. Er weht im December und Januar, und dann ist die Temperatur in der That köstlich. Außerdem gibt es aber auch periodische Land- und Seewinde, die S. selbst angehören und theils die Abfahrt, theils die Ankunft der Schiffe befördern. Die im Juni und Juli vorkommenden Windstillen fördern den Korallen- und Sardellenfang. Die Menge stehenden Wassers, die große Zahl der Teiche, die über die Oberfläche der Insel verbreitet sind, und die Wasser der Flüsse verursachen im Süden und in den Ebenen starke, zum Theil der Ernte sehr schädliche Nebel; eben so fällt auch in den Ebenen der Thau im Sommer ziemlich stark. Es regnet oft sehr stark und plötzlich, aber sehr selten während des ganzes Tages. Im Herbst und im Frühling sieht man den Regen gerne, gefürchtet aber wird er in der Erntezeit. Man zählt in Cagliari jährlich ungefähr 200 Regentage. Die von elektrischen Phänomen und Hagelwetter begleiteten Stürme auf S. sind nicht so allgemein, wie in andern Ländern des Kontinents. Sie kommen vorzüglich zur Herbstzeit vor. Auf den höchsten Gebirgen bleibt der Schnee vom November bis Juli liegen; in den Niederungen aber hält er selten über 24 Stunden. Trotz der Nähe Siciliens, der liparischen Inseln und desjenigen Theiles vom italienischen Festlande, wo der Vesuv liegt, und wo so oft die bebende Erde ihre Bewohner zu verschlingen droht, bleibt S. von Erdbeben verschont. S. gilt allgemein für ein ungesundes Land, ja zum Theil für ein verpestetes. In diesem Punkte, wie in vielen andern muß man die Lokaleigenthümlichkeiten wohl unterscheiden. Die trockenen Hochlandschaften sind, wie anderswo, zu jeder Zeit sehr gesund; aber in den Thälern, wo sich die Gewässer stauen, und längs der Küsten, wo Flüsse und Bäche im Sommer und im Herbste den Boden trocken legen, der im Winter und Frühjahr unter Wasser stand, entwickeln sich in der Luft ungesunde Stoffe, die sich durch gefährliche Krankheiten, namentlich heftige Faulfieber (Intemperie genannt) äußern. — Die Vegetation des Landes ist sehr reich und üppig. Sie wird von Reisenden in 3 Regionen eingetheilt: 1) in die nördliche, 2) in die mittlere, 3) in die südliche. Die erstere hat Aehnlichkeit mit der Natur Korsika's, die zweite kommt der des südlichen Frankreichs gleich, die dritte kann mit der nicht weit entfernten Nordküste von Afrika verglichen werden. Der Boden ist fruchtbar, überaus ergibig und zu jedem Anbau fähig. Allein der Feudalzwang und schlechte Agrikulturgesetze ꝛc. haben

einen tiefen Verfall des Ackerbaues herbeigeführt. Zwei Drittheile der Insel liegen öde, eines Landes, das einst eine Kornkammer Italiens gewesen. Dennoch gedeihen alle Arten von Getreide und Hülsenfrüchten, auch die Limonien-, Oel-, Feigen-, Granat-, Mandel- und die feinsten Obstbäume, ja selbst die Palme, der Mastixbaum, der Kapernstrauch, der Lorbeer und andere feine Südpflanzen wachsen da und dort ohne besondere Pflege im Freien. Der Weinbau ist sehr verbreitet, und die erzeugten Weine gleichen den spanischen, haben viel Feuer und ein herrliches Bouquet und wetteifern an Güte mit dem Cypernwein. Die Ausfuhr nimmt zu. Die besten Sorten sind der Nasco, der Malvasier von Bosa, der Muragus bei Cagliari; der Monaca und Giros. Auch mit Zuckerrohr, Indigo und der Baumwollenstaude hat man in neuerer Zeit günstige Anbauversuche gemacht. Tabak, dessen Fabriken königliche Monopole sind, wird im Norden der Insel stark gebaut. Die Zwergpalme wird 3 Fuß hoch; ihr Mark und ihre Wurzel dienen zur Speise. Es gibt sehr viele Lehngüter, Krongüter, wenig Privateigenthum. Der Bauer, meist Pächter und Leibeigener, seufzt unter dem Joche eines schweren Feudalismus, einer trägen Geistlichkeit und eines indolenten Adels und ist arm und verschuldet. Ein Fünftel des Flächenraumes bedecken Waldungen von Eichen, Tannen, Korkbäumen, Kastanien, sogar von wilden Oel- und Pomeranzenbäumen. Die Gemeinheit der Hutungen gilt auf der ganzen Insel. Die Hirten sind eine Art von Nomadenvolk, aber selten Eigenthümer, sondern nur Aufseher ihrer Heerden. Sie leben vom Wild, trinken Milch, bereiten Käse. Die Pferdezucht gedeiht immer mehr. Die Pferde sind zwar klein, aber muthig, schnell und ausdauernd. Es gibt wilde und veredelte Pferde. Da und dort werden öffentliche Wettrennen gehalten, z. B. zu Sassari, Pauli und Oristano. Die Insel hat gegen 1 Million grobwollige Schafe, deren Milch gute Käse gibt und deren Fleisch einen aromatischen Geschmack hat. Das Schwein (die Schinken von San Lassargiu sind berühmt), die Ziege, der Esel sind häufig vorhanden. Skorpione u. Taranteln sind nicht selten, in den Wäldern leben eine Menge Hirsche, wilde Schweine und Muffione; außerdem sind zu bemerken: das Beccamela (eine Art Wiesel), der Baummarder, der Falco Bonelli (eine Adlerart). Die Südküste wimmelt von Flamingo's. Die Bienenzucht liefert einen Honig von aromatischer Süßigkeit, der ausgeführt wird. Die Flüsse liefern treffliche Aale und Forellen, das Meer Muränen und Thunfische. Ergiebig ist noch die Korallenfischerei. Sie wird zum Theil von der Regierung und den betreffenden Privatbesitzern verpachtet, und zwar an genuesische und neapolitanische Schiffer, die ihre Ausbeute meist nach Livorno absetzen. Das mineralische Hauptprodukt S.s ist Blei; außerdem gibt es auch Gold, Silber, Eisen, sehr viel Alaun, Salpeter und Salz. Das Land hat viele Alterthümer. — Die Einwohnerzahl beträgt über 524,000 Seelen. Unter denselben befinden sich nach officiellen Zählungen 6200 Adelige, 2890 Geistliche und Mönche, 66,000 Städtebewohner und 85,000 Hirten. Im Jahre 1775 zählte man 426,400, 1816 nur 351,900 Einw. Die Einwohner sind durchaus katholischer Konfession und zahlen der Geistlichkeit, die auch hier viele Vorrechte hat, den Zehnten von allen Erzeugnissen. Die Sarden sind ein Gemisch von verschiedenen Völkerschaften; der Hauptzahl nach sind sie Italiener. Unter den sardischen Dialekt sind griechische, spanische und französische Wörter verwebt. Uebrigens ist der sardische Dialekt wieder in 2 Provinzialdialekte getheilt, den von Cagliari und den von Logudoro. Die sardinische Sprache ist wohllautender, als die piemontesische und die übrigen nördlichen Dialekte Italiens. Der Sarde ist fast noch roher Naturmensch, von mittlerer Größe, regelmäßig gebautem Körper, einer sehr schlanken Taille, starken Schenkeln und geraden Beinen. Er hat eine gebräunte Gesichtsfarbe, schwarze Haare, einen geistreichen Gesichtsausdruck und besitzt viel Lebhaftigkeit in den Bewegungen. Das sardische Weib glänzt mit seinem großen schwarzen Auge, seinen schönen Zähnen, vollen Armen und der Schlankheit seines Körperbaues. Es wird im 14. oder 16. Jahre mannbar und fruchtbar. Es ist scharfsinnig, treu, aber sehr eifersüchtig, reitet gern und ist eine leidenschaftliche Tänzerin. Der Sarde ist fein und bildungsfähig und hat viel Anlagen zur Poesie; selbst unter dem Landvolke finden sich Improvisatori. Er ist muthig, für Liebe sehr empfänglich, aber unversöhnlich im Haß, und Blutrache ist nichts Seltenes. Die Gastfreiheit hält er heilig. Jagd, Tanz und die Freuden der Tafel machen seine Hauptvergnügen aus. Die sardischen Nationaltänze, unter Begleitung einer Schalmei, bestehen aus Hirten-, u. Rundtänzen und sind einfach und graciös. In der Kleidung liebt der Sarde den Luxus und weiß nichts vom Schätzesammeln. Sonderbare Eigenthümlichkeiten hat die Volkstracht der Sarden. Die Landleute tragen den Colletu (einen engen, ärmellosen Mannsrock von Leder), den Cabanu (einen Oberrock mit Aermeln), den Saccou (eine Art Schleier von schwarzer Leinwand), die Canzone's oder Paga's (Beinkleider) und endlich die Carzas und Borrzechino's (Lamaschenförmige Stiefletten). Die Weiber tragen eine faltenreiche weiße oder scharlachene Jacke, ein Leibchen mit Fischbein und ein Musselintuch um den Kopf. Die Frömmigkeit des Sarden ist zwar nicht ohne Lärmende u. theatralische Zeichen, aber aufrichtig. Sein Familienleben hat etwas Patriarchalisches. In den Städten ist viel Prozeßsucht. Auf den Gebirgen hausen Räuberhorden. Um die Volksbildung war es bis jetzt sehr schlecht bestellt. Erst seit neuerer Zeit wurden Elementar- und Normal-Schulen etablirt, die einen guten Fortgang haben. Von einer halben Million Menschen genießen nicht viel über 6900 des öffentlichen Unterrichts. Für höhere geistige Bildung bestehen 2 Universitäten, zu Cagliari und zu

Sassari. Der hohe Adel hat viel Aehnlichkeit mit dem piemontesischen. Die Erziehung der Frauen aus dem niedern Adel und dem Bürgerstande ist sehr weit zurück. Die letztern können in der Regel weder lesen, noch schreiben; Brodkneten ist ihre einzige Beschäftigung, wenn sie nicht Leinwand und Wolle spinnen und weben. Tanz und französischer Putz geht den Weibern der Sarden über Alles.

Beschäftigung. Der Ackerbau war früher durch die Lehnseinrichtungen sehr gehemmt. Ueber die ganze Beschäftigung des Bauern führte ein Censore die Aufsicht. Nur die Gemeinden hatten Güter, aber nicht der Einzelne; sonst ruhte der größte Theil der Güter in den Händen des Adels und der Geistlichkeit. Hier bestanden die Montigranatico oder Vorrathskammern, aus welchen der Bauer unentgeltlich sein Samenkorn erhielt, welches er jedoch nach der Ernte mit Zinsen wieder zurückgeben mußte. Ueberhaupt war das Lehenswesen mit allen seinen Bedrückungen und Erpressungen auf S. noch vor ungefähr 15 Jahren in vollem Schwunge. Der größte Theil des Bodens der Insel war lehnbares Besitzthum und mit einer Unzahl von Steuern, Lasten und Leistungen überbürdet, unter denen alle Keime des Wohlstandes der bäuerlichen Bevölkerung erstickt wurden. Unter den plumpesten Vorwänden nahm die feudalistische Habgier ihren Antheil von jeder Art der ländlichen Erzeugnisse und des bäuerlichen Erwerbes. Sogar eine Art Lehnsgefolge war bis auf die neueste Zeit herab in gebrauchsrechtlicher Uebung geblieben, in so fern wenigstens, als die lehnpflichtigen Gemeinden ihrem Baron eine Schutz- und Ehrenwache zu stellen hatten, so oft er sich in ihrem Bereiche aufhielt. Den Schlußstein des ganzen feudalistischen Bedrückungssystems aber bildete die Patrimonialgerichtsbarkeit, eine in die Hände des Barons gelegte letzte und sicherste Bürgschaft für die ausgedehnteste Handhabung jener mittelalterlichen Rechtsanmaßungen. Die sardinische Regierung, der man nicht gerade eine übergroße Vorliebe für Neuerungen vorwerfen konnte, begriff gleichwohl, daß die angedeutete Lage der Dinge auf S. nicht länger fortbestehen dürfe und könne. Entschlossen, den Rechtszustand der Insel auf eine vernunftmäßige Norm zurückzuführen, begann sie mit der Aufhebung der souveränitätsräuberischen Patrimonialgerichtsbarkeit, welche durch königliches Dekret vom 21. Mai 1836 zu Handen des Staates zurückgenommen wurde. Daß die Staatsgewalt durch diese Selbstergänzung „wohlerworbener Rechte Dritter" beinträchtigt habe, scheint weder den Patrimonialgerichtsherren, noch selbst deren außer Amt gesetzten Instittiarien in den Sinn gekommen zu seyn; die Masse der sardinischen Bevölkerung aber begrüßte die Befreiung von der gutsherrlichen Justiz als eine unschätzbare Wohlthat. Ein Jahr später, am 30. Juni 1837, wurden die Herrendienste (commandamenti dominicali) abgeschafft, vorbehaltlich der Entschädigung für diejenigen Fälle, in denen sich der rechtliche Ursprung dieser Leistungen durch alte vollgültige Urkunden beweisen lasse, und als vollgültige Urkunden wurden jedenfalls nur solche anerkannt, die von einem andern als einem Feudalgerichte aufgenommen waren. Mit andern Worten, die persönlichen Dienstleistungen wurden ohne Entschädigung aufgehoben. Weiter nun handelte es sich darum, den bäuerlichen Besitz von den auf ihm ruhenden Grundlasten und andern veratorischen Abgaben zu befreien. Dieser Theil der Aufgabe wurde, wie billig, mit schonender Hand angegriffen. Die Regierung schlug den Weg der Unterhandlung ein, um die Lasten des bauerlichen Eigenthums aus eignen Mitteln abzulösen. Im Mai 1838 schloß sie den ersten Vertrag zu diesem Ende mit dem Markgrafen von Arcais, und im Laufe der folgenden Jahre wurde das Geschäft der Ablösung so weit gefördert, daß 1847 nur noch zwei kleine Lehen übrig waren, mit deren Inhabern es nicht zum Abschlusse gebracht war. Hierbei wurde dem guten Willen der Barone allerdings dadurch unter die Arme gegriffen, daß die Regierung eine strenge Prüfung ihrer Rechtstitel veranlaßte; die Mehrzahl dieser Herren ging indessen auf die Regierungsvorschläge um so williger ein, als durch die Annahme derselben auch der Lehnsverband, in welchem ihre Güter zu der Krone standen, mit allen seinen lästigen Folgesätzen hinwegfiel. Auf diese Weise waren bis 1847 93 Lehen, welche 358 Dörfer und mehr als zwei Drittel des Flächenraums von S. umfaßten, vollständig allodificirt worden. Die Feudallasten sind vermittelst einer Jahresrente von 513,000 Lire abgelöst, welche der Staat an die Barone zahlt, und für welche er sich selbst durch die Anlegung einer Steuer schadlos hält, die gleichfalls bis zu einem gewissen Belange ablösbar ist. Im Jahre 1847 war man damit beschäftigt, durch Vermessung und neue Vertheilung des ehemaligen lehenbaren Bodens die neuen Verhältnisse des Grundbesitzes auf S. abzuschließen. Der turiner Hof hat bei der Abschaffung des Feudalwesens auf S. einen wahrhaft illustrirten Despotismus bewährt, dessen Wirkungen man in manchen konstitutionellen und quasikonstitutionellen Ländern mit Neid betrachten könnte. Die sardinische Regierung hat einen glänzenden Beweis für den tausend Mal bewährten Satz geliefert, daß fehlerhafte Staatseinrichtungen, und wurzelten sie noch so tief im Herkommen, mit einigem guten Willen und einiger Thatkraft viel leichter zu beseitigen sind, als sich deutsche politische Zaghaftigkeit einbildet, die bei jedem Unternehmen nur die Schwierigkeiten sieht, sich bei jeder Aufgabe mit tausend kleinlichen Bedenklichkeiten plagt und daher am wenigsten in öffentlichen Dingen etwas Großes zu Stande bringt. Ueber die Veränderungen, welche die neueste Zeit in obigen Beziehungen gebracht hat, s. Sardinische Monarchie. — Die Viehzucht, die Jagd und Fischfang, letzterer besonders auf Thunfische und Sardellen, sind bedeutend. Lässig wird aber die Schifffahrt, trotz der günstigen Lage, betrieben. Was den Kunstfleiß anbelangt, so steht dieser auf einer sehr niedrigen Stufe, [zwiewohl es die Regie-

rung in neurer Zeit an Veranstaltungen und Ermunterungen zur Hebung desselben nicht fehlen ließ. Der Sarde hat noch zu wenig Bedürfnisse. Was er braucht, verfertigt er sich selbst. Er ist sein eigener Schuster, Schneider, Wagner, Weber und Gerber. Er baut seine Hütte selbst und verfertigt sein Hausgeräthe und seine Ankerwerkzeuge. Darum gibt es nicht viel Handwerker auf der Insel; nur in größern Städten finden sich zunftmäßige Gewerbe, Manufakturen und Fabriken aber fast gar nicht. Zum Handel hat zwar S. eine äußerst günstige Lage und 12 treffliche Seehäfen, allein die Furcht vor den afrikanischen Seeräubern hat bis jetzt die Schifffahrt gelähmt, und der innere Verkehr war erschwert durch den Mangel an fahrbaren Straßen, deren Bau aber in der neuern Zeit begonnen hat. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: Wein, Getreide, Salz, Tabak, Thunfische, Käse, rohe Haute, Wolle, Blei und Korallen. Der Werth der Ausfuhr mag über 4,300,000 Fr., jener der Einfuhr nahe an 5,000,000 Franks betragen. — *Rechnungsverhältnisse.* Jetzige Rechnungsart, Münzen und Zahlwerth derselben. Die ganze Insel S. rechnet vorschriftmäßig seit 1827, in Gemäßheit der königl. Verordnung vom 26. Oktober 1826: nach Lire nuove (neuen Liren) zu 100 Centesimi, welche gesetzlich dem französischen Franken seit 1803 gleich seyn sollen. Der Silber- und Zahlwerth dieser Lira nuova ist demnach derselbe, wie er unter Paris für den Franken aufgeführt ist. Die neuern, seit 1827 wirklich geprägten Gold-, Silber- und Kupfermünzen S.s sind dieselben, wie in Genua und Turin. Frühere und angeblich bis 1827, in der That aber bis 1843 auf der Insel S. bestehende Rechnungsart, wirkliche Münzen und Zahlenwerth derselben. Früherin und angeblich bis zum Jahre 1827, faktisch aber selbst bis Anfangs 1843 rechnete man in Cagliari und der Insel S. überhaupt (was auch wohl jetzt, trotz der neuen Rechnungsart und Münzverfassung, im gewöhnlichen Verkehr oft der Fall seyn dürfte): nach Lire (Lire di Sardegna) zu 20 Soldi à 12 Denari, oder auch sardinischen Lire (Lire sarde) zu 4 Reali à 5 Soldi à 12 Denari, in einem Silber- und Zahlenwerthe, wonach durchschnittlich (aus dem Ergebniß der ganzen, halben und Viertel-Scudi's berechnet) 27$^{1}/_{6}$ Lire di Sardegna auf die kölnische oder deutsche Vereins-Mark fein Silber gehören. Der Silber- und Zahlwerth dieser sonstigen sardinischen Lira ist demnach wie folgt: a) im preußischem Kurant oder im 14-Thalerfuße: 0,50224215 Thaler = 15 Sgr. 0,807 Pf.; b) im 20-Guldenfuße oder in Konventions-Kurant: 0,71748879 Fl. = 43 Kr. 0,197 Pf.; c) im 24$^{1}/_{2}$-Guldenfuße oder in süddeutscher Währung: 0,87892377 Fl. = 52 Kr. 2,942 Pf.; d) in französischer Franken-Währung (zu 52$^{1}/_{2}$ Franks): 1,88340807 Franks = 1 Frank 88$^{1}/_{4}$ Centimes circa. Die frühern Rechnungsmünzen hatten überhaupt folgenden Verhältniß zu einander:

Scudo di Sardegna.	Lire.	Reali.	Soldi.	Cagliaresi.	Denari.
1	2$^{1}/_{2}$	10	50	300	600
	1	4	20	120	240
		1	5	30	60
			1	6	12
				1	2

Wirklich geprägte frühere Gold-, Silber- und Kupfermünzen der Insel S., Vorbemerkung. Man hatte in S. vor dem Jahre 1768 keine andern National-Münzsorten, als Silber-Realen und Kupfermünzen. Erst seit 1768 ließ der König in der Münze zu Turin die nachbemerkten Münzsorten prägen, welche einerseits Bild und Unterschrift wie die savoyischen Münzen führen, anderseits aber sich besonders durch das Schild unterscheiden, welches die in den Winkeln eines hohlen Kreuzes stehenden 4 Mohrenköpfe kennbar macht und sonst auch in der Gestalt, dem Gewicht und Werthe von den savoyischen Münzen merklich abweichen. Die sardinischen Landleute hielten sonst so sehr auf ihre Landesmünzen, daß sie von den piemontesischen oder savoyischen Münzen nichts wissen wollten, obgleich denselben auch das Bildniß ihres Königs aufgeprägt war. Die nach den Münzverordnungen vom 20. März 1768, vom 19. December 1772 und vom 3. Juni und 13. Juli 1773 geprägten Nationalmünzen Sardiniens sind folgende: A. Goldmünzen, seit 1773. Der Carlino zu 25 sardinischen Lire Nennwerth, dem gesetzmäßigen Gewichte von 300$^{6}/_{9}$ turiner Grani und dem Gehalte von 21$^{9}/_{12}$ Karat fein. Der Mezzo Carlino (halber Carlino) zu 12$^{1}/_{2}$ Lire, dem gesetzmäßigen Gewichte von 150$^{3}/_{9}$ turiner Grani u. dem Gehalte von 21$^{9}/_{12}$ Karat fein. Die Doppietta (oder der $^{1}/_{2}$ Carlino) zu 5 Lire, dem gesetzmäßigen Gewichte von 60$^{6}/_{9}$ turiner Grani u. dem Gehalte v. 21$^{9}/_{12}$ Karat fein. B^{1}. Silbermünzen, seit 1773. Der sardinische Scudo oder Schild-Thaler zu 2$^{1}/_{2}$ Lire Nennwerth, dem gesetzlichen Gewicht v. 442 turiner Grani u. dem Gehalte v. 10$^{3}/_{4}$ Denari oder 14$^{1}/_{2}$ Loth köln. Der Mezzo Scudo od. halbe Scudo zu 1 Lire 5 Soldi ($^{1}/_{4}$ Lire) Nennwerth, dem gesetzlichen Gewicht v. 221 turiner Grani u. dem Gehalte von 10$^{3}/_{4}$ Denari ob. 14$^{1}/_{2}$ Loth kölnisch. Der Quarto di Scudo (Viertel-Scudo) zu 12 Soldi 6 Denari Nennwerth, dem gesetzlichen Gewicht von 110$^{1}/_{2}$ turiner Grani u. dem Gehalte von 10$^{3}/_{4}$ Denari oder 14$^{1}/_{2}$ Loth köln. B^{2}. Silber-Scheidemünzen, als der Real zu 5 Soldi, der Mezzo oder Halb-Real zu 2$^{1}/_{2}$ Soldi Nennwerth und der Soldo, ohne Gewichts- und Gehalts-Angabe. Siehe diese hierunten in der tabellarischen Münz-Aufstellung. C. Kupfermünzen. Der Mezzo Soldo oder halbe Soldo, von 3 Cagliaresi, zu 6 Denari Nennwerth, ohne Gewichts-Angabe. Der Cagliaresi zu 2 Denari Nennwerth, desgl. Der Denaro, desgleichen. Nach den von Zeit zu Zeit vorgenommenen (besonders französischen) Münz-Untersuchungen der vorbemerkten sardinischen Gold- u. Silbermünzen kann folgende tabellarische Uebersicht in deutscher Bestimmungsart gegeben werden,

Tabellarische Aufstellung der wirklich geprägten Nationalmünzen Sardiniens, dem Probebefund zufolge.

Namen der Münzen.	Stück auf eine kölnische oder Vereinsmark brutto.	Feingehalt in der rauhen Mark. Karat.	Grän.	Stück auf eine kölnische oder Vereinsmark fein Metall.
A. Sardinische Goldmünzen vom Jahre 1773.				
Der Carlino, zu 25 Lire Nennwerth, von 1773, nach Probebefund . .	14,57891582	21	4,25	16,38527905
Der Mezzo Carlino, zu 12½ Lire Nennwerth, von 1773, desgleichen	29,15783163	21	4,25	32,77055809
Die Doppietta, zu 5 Lire Nennwerth, von 1773, desgleichen . . .	73,38054295	21	4,25	82,47257120
B¹. Sardinische Silbermünzen, von 1773 und 1774.		Karat.	Grän.	
Der Scudo oder Schilthaler, zu 2½ Lire, von 1773, nach Probebefund	9,96115968	14	6,00	11,11943406
Der Mezzo Scudo (Halber desgleichen) zu 1¼ Lira, von 1774, desgleichen	19,92231935	14	6,00	22,15300396
Der Quarto di Scudo (Viertel desgleichen) zu 12½ Soldi, von 1774, desgleichen	40,02575070	14	6,00	44,67990776
B². Sardinische Silber-Scheidemünze, nach J. H. Gerhardt.				
Der Reale zu 5 Soldi dieser Währung, vom Jahre 1793	73¼ —¹	3	—	147· —
Der Mezzo Reale (Halbreal), zu 2½ Soldi, vom Jahre 1792	80. —	4	—	320. —
Der Soldo vom Jahre 1792	108. [—]	2	—	864. —

Anmerkung. Der erwähnte Nennwerth des sardinischen Carlino, als Goldmünze, zu 25 Lire di Sardegna, ist bei dem späterhin höher gegangenen Werthe des Goldes natürlich nicht auf diesem niedrigen Standpunkte geblieben, sondern wird schon in dem Münztarif vom 10. Februar 1786 auf 26¼ sardinische Lire, der Werth des halben Carlino auf 13 Lire 2½ Soldi, der der Doppietta auf 5¼ Lire (5 Lire 5 Soldi) festgesetzt; eine Erhöhung, die gegen 25 Lire genau 5 Procent beträgt, und die auch noch Ende 1799 im Verkehr Statt fand. Der Nennwerth der Silbermünzen blieb im Tarif 1786 wie im Verkehr (Ende 1799) unverändert derselbe, und dieser Nenn- und Zahlwerth befindet sich auch jetzt noch auf diesem Standpunkte. Aber man rechnete auch Ende 1799 die sardinische Lira zu 39 Soldi di Piemonte, obgleich nach der Ausbringung der sardinischen Scudistücke dieser Preis nur etwa 31¾ piemontesische Soldi hätte stehen müssen. Indessen sollen die ganzen und halben piemontesischen Lire sehr schlecht ausgebracht seyn, besonders die aus den Jahren 1794—1796. Uebrigens hat, nach der neuern gesetzmäßigen Annahme, die bisherige alte sardinische Lira (Lira sarda) den Zahlwerth von 1 Lira 92 Centesimi nuove di Piemonte, so daß sich hiernach 25 alte sardinische Lire (seit 1773) mit 48 neuen piemontesischen Lire vergleichen, also auch 52½ bis 52¾ Lire nuove auf die kölnische Mark fein Silber gerechnet) demgemäß 27 1/32 bis 27 9/32, oder nahebei 27¼ = 27,4 Lire sarde auf dieselbe Mark fein Silber zu rechnen sind. Nach neuern Untersuchungen wiegt die sardinische Mark von 4608 sardinischen oder turiner Grani, genau 245,8963 französische Gramm, und 1 kölnische oder deutsche Vereinsmark ist hiernach = 0,95103016763⁶ sardinische Mark und eben so = 4382,36 turiner Grani (wofür Gerhardt sen. nur 4377½ solcher Grani angibt). Umgekehrt ist eine sardinische Mark = 1,0514882053244 kölnische od. deutsche Vereinsmark, wonach vorstehende Münzberechnungen bestimmt worden sind. — **Bisheriges Papiergeld der Insel Sardinien und allmählige Einlösung desselben durch die Tilgungs- oder Einlösungskasse, den sogenannten Monte di Riscatto.** Im Jahr 1780 und in den folgenden Jahren setzte die Regierung der Insel Sardinien ein Papiergeld in Scheinen oder Zetteln von 5, 10 und 20 sardinischen Scudi in Umlauf, welches den Gesammt-Betrag von 3 Mill. 840'000 Franken oder v. 2 Millionen sardinischen Lire erreichte. Zu der allmähligen Einziehung dieses Papiergeldes ward nach dem königl. Edikt vom 9. Juni 1807 eine Einlösungskasse (Monte di Riscatto) gegründet, hierzu auch der disponible Nettofonds zweier Jahre von den erledigten geistlichen Pfründen geschlagen, durch welche zusammengenommen denn auch diese progressive Einlösung so weit gediehen war, daß im Jahre 1825 angeblich nur noch ein Belauf von 480'000 Franken (Lire nouve) oder 250'000 sardinischen Lire, also nur noch der achte Theil dieses Papiergeldes in Cirkulation verblieb, welches gleichwohl noch kürzlich kursirte und vielleicht wieder vermehrt oder neuerdings in Umlauf gesetzt worden ist. — Nach der Angabe neuerer italienischer Statistiker beträgt die zuerst in Umlauf gesetzte Papiergeldsumme (also von 2 Millionen Lire sarde) den dritten Theil des cirkulirenden Metallgeldes, und es wird bedauert, daß die Einlösungskasse (der Monte di Riscatto), welche ihre Verrichtungen, durch die kritischen Finanz-Verhältnisse gezwungen, späterhin unterbrechen mußte, diese nicht wieder hätte aufnehmen können. — Dessenungeachtet, und weil bei allen öffentlichen Kassen die Zahlungen zur einen Hälfte in Papiergeld, zur andern Hälfte baar geleistet werden konnten, verlor dies Papiergeld im gewöhnlichen Verkehr doch nur etwa 5 Procent gegen baares Geld. — Fremde Gold- u. Silbermünzen. Es kursirten hier bisher außer den Gold- und Silbersorten Savoiens (Piemonts), die auch der Tarif von 1786 enthält, spanische Goldpistolen, einfache und mehrfache, nebst den spanischen Silberpiastern häufig, u. daneben, obschon in geringerer Anzahl, mehre

audere ausländische, besonders italienische Gold- und Silbermünzen, meist zu den im Münztarif von 1786 angegebenen Preisen. Der spanische Silberpiaster ist in dem Münztarif von 1786 zu 2 Lire 16 Soldi di Sardegna angesetzt. In neuern Zeiten sind nun auch die französischen 20-, 40-u. 5-Frankenstücke zu veränderlichem Werthe im Umlauf. *Verhältniß des Werthes der sardinischen, piemontesischen und genuesischen Lire (Monoeta buona di Genova) und der jetzigen Lire nuove* (seit 1827 und hier erst seit 1843) *zu einander.* Auf die Kölner. oder Vereinsmark fein Silber sind zu rechnen: $27^{5}/_{8}$ (tarifmäßig nur etwa $27^{3}/_{4}$) sardinische $44^{1}/_{4}$ piemontesische, 63 genuesische Lire moneta buona, und so auch $52^{1}/_{2}$ Lire nuova seit 1827, oder diese eben erwähnten vier Sorten Lire-Währungen stehen zu einander in dem Verhältniß wie 223 zu 354, zu 504 und zu 420. — Hiernach können theils in kleinern ganzen Zahlen, theils genauer in Decimalbruchzahlen verglichen werden: a) 5 sardinische Lire mit 8 piemontesischen Lire (also die Lire di Sardega = 31,74887892 piemontesischen Soldi), oder im genauern ganzen Zahlen-Verhältniß: 63 Lire di Sardegna = 100 Lire di Piemonte und noch genauer in Decimalen: 1 Lira di Piemonte = 0,6299435 Lire di Sardegna b) 4 Lire di Sardegna = 9 Lire moneta buona di Genova; etwas genauer: 23 = 52, oder vielmehr 50 = 113 und überhaupt 1 Lire moneta buona di Genova = 0,4424603174 Lire di Sardegna c) 17 Lire di Sardegna = 32 Lire nuove seit 1827 oder eigentlich erst seit 1843, genauer: 43 = 81, oder vielmehr: 60 = 113 und überhaupt 1 Lire nuova (seit 1827 oder 1843) = 0,530952381 Lire di Sardegna. — *Verhältniß des Goldes zum Silber, in der gesetzmäßigen Ausbringung der gröbern Gold- und Silbermünzen der Insel Sardinien,* seit 1773. Die Carlini zu 25 Lire sollen 300 turiner Gr. wiegen, bei einem Feingehalt von $21^{9}/_{12}$ Karat, dagegen die Scudi zu $2^{1}/_{2}$ Lire ein Gewicht von 442 turiner Grani haben, und in der rauhen Mark $10^{6}/_{8}$ Denari = $14^{1}/_{8}$ Loth fein Silber enthalten sollen. — Hiernach ist das gesetzmäßige Ausmünzungs-Verhältniß des Goldes zum Silber seit 1773 wie 1 zu 14,749690117, also ziemlich genau wie 1 zu $14^{3}/_{4}$. — Dies für 1773 ganz angemessene Verhältniß steigerte sich jedoch in 1786 und 1799 durch die Preis-Erhöhung der Carlini (Karolinen) von 25 auf $26^{1}/_{4}$ um 5 Proc ganz zeitgemäß auf 15,487174623, oder nahe an $15^{1}/_{2}$, wie es gesetzmäßig in Frankreich noch jetzt besteht, und auch in Sardinien jetzt ganz dasselbe ist. — *Kursverhältnisse. Handels- und Wechselrecht.* Cagliari ist kein Wechselplatz, und man richtet sich bei vorfallenden Wechselangelegenheiten nach den Kursen von Turin. Die den Handel des Königreichs Sardinien betreffenden alten Gesetze vom Jahre 1723, welche der König Karl Emanuel III. unterm 7. April 1770, mit zahlreichen zusätzlichen Verfügungen vermehrt, neu herausgab, wurden 1814, nach der Wiedererlangung des Thrones durch das jetzt regierende königl. Haus, sowohl für Sardinien, als Savoyen und Piemont neuerdings in Kraft gesetzt und blieben im Betreff der Handelsangelegenheiten in Wirksamkeit bis zur Promulgation des neuen Handelsgesetzbuches, dessen Verfügungen vom 1. Juli 1843 an zur Vollziehung gelangten, so daß seit der Restauration nur die Stadt Genua fortfahren durfte, den dort früher eingeführten französischen Handels-Codex bis dahin beizubehalten. Das neue Handelsgesetzbuch der sardinischen Staaten, zugleich in einer italienischen und französischen Ausgabe erschienen, ist in vielen Theilen auf das seit 1808 bestehende französische Handelsgesetzbuch basirt, auch haben die hierländischen Tribunale dieselbe Organisation, wie in Frankreich, nur daß die vom Handelsstande erwählten Richter vom Könige ernannt werden. Die Bestimmungen im Betreff des neuen sardinischen Wechselrechts sind in der Hauptsache und dem größten Theile nach ganz dieselben, wie in Frankreich. — *Maße und Gewichte.* Längenmaß. Der Palmo ist = 0,2625 Meter = 116,2652 paris. Lin. = 0,51093 piemontesische Piedi liprandi = 0,76640 piemont. Piedi manuali. Man rechnet in der Praxis $11^{3}/_{4}$ Palmi (statt genauer: 11,7432 Palmi) = 1 alten Piemontes. Trabucco oder 6 Piedi liprandi von Piemont. Der Trabucco (Trabucco sardo) hat 12 Palmi = 3,150 Meter = 1396,38 pariser Lin. = 1,02187 piemontesische Trabuchi. Man rechnet in der Praxis 47 Trabuchi sardi = 48 Trabuchi di Piemonte. Die Canna oder Elle hat 8 Palmi = 2,1000 Meter = 930,92 paris. Lin. = 3,5035 piemont. Rasi. In Sassari hat die Canna 10 Palmi = $1^{1}/_{4}$ Landes-Cann = 2,625 Meter = 1163,652 paris. Lin. = 4,3794 piemontesische Rasi. Flächenmaß ist das Quadrat des Längenmaßes. Als Feldmaße dienen die Flächen, welche die betreffenden Getreidemaße zur Aussaat erfordern, und diese Feldmaße haben die gleichen Namen und Eintheilungen wie die entsprechenden Getreidemaße. Die weiter unten näher erwähnte Restiera oder Rastera des Getreidemaßes erfordert zur Aussaat und begreift als Feldmaß 450 Palmi im Geviert oder 202'500 Quadrat-Palmi = 139,535 Aren = 3,671 oder reichlich $3^{3}/_{4}$ piemontesische Giornate. — Der Migliaio (das Tausend) Weinstöcke begreift 158 Palmi im Geviert oder 24'964 Quadrat-Palmi, der Migliaio Olivenbäume 1266 Palmi im Geviert oder 1'602'756 Quadrat-Palmi Flächenraum. Getreidemas. Der Starello oder Moggio hat 2 Quarte oder Corbule. Die Quarta (Corbula) hat 2 Quarti. Der Quarto hat 2 Imbuti à 2 Migamuti. Demnach hat der Starello 8 Imbuti oder 16 Migamuti. Diese sämmtlichen Maße sind aber in Cagliari noch einmal so groß als in Sassari. Dagegen ist in beiden Orten gleich: die Restiera oder Rastera, auch Ruggere genannt, welche in Cagliari $3^{1}/_{2}$, in Sassari 7 Staerelli hat. Der Starello ist in Cagliari = 49,175 Kub.-Zoll = 2,1375 piemontesische Emine, — Liter in Sassari also = 24,587 Liter = 1239,5 pariser Kub.-Zoll = 1,0688 piemontes. Emine. Demnach ist die Restiera oder Rastera = 172,1 Liter = 8676,6 pariser Kub.-Zoll = 7,481 piemontes. Emine. Salz wird nach der Salma von 1400 hiesigen Libbre (Pfund) Gewicht verkauft. Diese

Salma ist = 568 Kilogramm. Man rechnet sie in Schweden = 3¼ schwedische Salztonnen, in Rio Janeiro = 12 dortigen Alqueires. Wein- und Branntweinmaß. Der Quartiere hat 5 Pinte zu 2 Mezzette. Die Botte (das Both) hat 100 Quartieri oder 500 Pinte und enthält 5,0266 Hektoliter = 25340,4 pariser Kub.-Zoll = 10,20 piemontesische Brente. Der Quartiere Weinmaß also = 5,0266 Liter = 253,404 paris. Kub.-Zoll = 3,6717 piemontes. Pinte. Man rechnet den Quartiere in der Praxis = 5 Liter, die Pinta = 1 Liter, die Botte = 5 Hektoliter. — Ein anderes Maß, die Quartana, hat 12 Quartucci und enthält 4,2 Liter = 211,7 paris. Kub.-Zoll = 3,0679 piemontesische Pinte. Der Quartuccio = 0,35 Liter = 17,64 paris. Kub.-Zoll = 1,0226 piemontesische Quartini. Oelmaß. Der Barile hat 2 Giarri (Krüge) zu 4 Quartane à 12 Quartucci à 2 Misure (Maß) und enthält 33,6 Liter = 1694 paris. Kub.-Zoll = 0,6816 piemontesische Brente. Die Quartana Oelmaß ist der Quartana des obigen Weinmaßes völlig gleich. Man rechnet dieselbe an Gewichtsinhalt = circa 10 hiesige Libbre (Pfund). — In Alghero ist die Misuri ein Maß, von welchem 3½ einen Barile betragen; daher sind 7 Misure von Alghero = 2 Barili. Demnach enthält die Misura von Alghero 9, 6 Liter = 484 pariser Kub.-Zoll = 7,012 piemontes. Pinte. Handelsgewicht. Man bedient sich des sogenannten Peso di ferro oder Eisengewichts. Der Cantarello hat 4 Rubbi zu 26 Libbre, mithin 104 Libbre oder Pfund. Der Calpo hat 10 Cantarelli oder 1040 Libbre. — Der Cantaro hat 100 Libbre. Die Libbra oder das Pfund hat 12 Once (Unzen) zu 4 Quarti (Viertel) à 2 Ottavi (Achtel) à 2 Sediceni, Decimi-sesti (Sechzehntel) oder Argenti, und wiegt 405,77 Gramm = 8442 holl. As. — Der Cantarello daher = 42,200 Kilogramm. — Der Cantaro = 40,577 Kilogramm.

100 Libbre oder Pfund =
91,457 englische Pfund abdp.
40,577 französische Kilogramm.
110,011 piemontesische Libbre.
86,756 preußische Pfund.
72,457 wi.-ner Pfund
81,154 deutsche Zollpfund.

In Sassari kommen zwei verschiedene Cantari vor. Der Cantaro piccolo oder kleine Cantare hat 4 Rubbi, der Cantari grosso oder große (schwere) Cantaro aber 6 Rubbi. Es sind 2 Cantari grossi = 3 Cantari piccoli, oder 1 Cantaro grosso = 1½ Cantari piccoli. Gold- und Silbergewicht ist der piemontesische Marco. Handelsanstalten in Cagliari. Der Monte di Riscatto (die Einlösungs-Kasse) für die allmählige Tilgung des Papiergeldes; s. oben die Rubrik Bisheriges Papiergeld. — Der Monte di Soccorso oder die Sparbank, deren Hauptanstalt (Giunta generale) in Cagliari ihren Sitz hat, mit Filialen (Giunte locali) in andern Orten der Insel, welchen wieder die Giunte diecesane (Gemeinde-Junten, Gemeinde-Sparkassen) untergeordnet sind. Diese Anstalt verfolgt ausschließlich den Zweck, den Ackerbau zu ermuntern und zu unterstützen. Obgleich nur ein Ganzes, zerfällt sie in zwei Abtheilungen, den Monte granatico (Getreide Monte), welcher Darlehen in Getreide, und den Monte numerario (Geld-Monte), welcher Vorschüsse in baarem Gelde gewährt.

Staatliche Verhältnisse. S. zerfällt in 2 Theile, Capo's (oder Generalintendanzen) genannt, das Capo von Cagliari im Süden und das Capo von Sassari im Norden der Insel. Jenes wird auch Capo di Sotto, dieses Capo di Sopra genannt. In politischer Beziehung aber zerfällt die Insel in 10 Provinzen (Intendanzen): Cagliari, Basachi, Igleſias, Isili, Lanusei, Nuoro, Sassari, Algheri, Euglieri und Ozieri. Jede Provinz hat 3 Distrikte, und das ganze Land hat 368 Gemeinden, an deren Spitze jedesmal ein Syndikus steht. An der Spitze der Verwaltung aber steht ein Vicekönig, der Generallieutenant und Generalkapitän ist; dem Vicekönig ist einerseits die Civil- und Justiz-Verwaltung, anderer-seits die Land- und Seemacht untergeben. Die Staatsverfassung war schon früher beschränkt monarchisch, indem Reichsstände bestanden, die nach der Verfassung vom 15. April 1355 aus 3 Ständen (Stramenti oder Bracci), dem Adel, der Geistlichkeit und den Deputirten der Städte und Ortschaften (Stramento militare, ecclesiastico u. reale) zusammengesetzt waren, und denen das Recht der Gesetzgebung u. Besteuerung zustand. Die Reichsstände mußten gesetzlich alle 3 Jahre zusammenkommen, doch geschah dies dem Herkommen gemäß nur alle 10 Jahre; von 1794 bis zur italienischen Revolution waren dieselben nur 4 Mal beisammen. Die Cortes-(Reichsstände-) Beschlüsse heißen nach der königlichen Genehmigung Capitoli delle Corte. Die königliche Audienz (Magistrato delle reale audienza) ist der erste Gerichtshof des Königreichs und hat Theil an der gesetzgebenden Gewalt. Sie bildet den Staatsrath der Insel. An ihrer Spitze steht der Großkanzler und Großrichter. Nur in den wichtigsten Fällen geht die Appellation nach Turin an den Supremo consiglio reale. Die erste Instanz bildet der Magistrato della reale governazione zu Sassari und 11 (12) Prefetture. Handelsgerichte bilden die 2 Magistrati del consolato; für fiskal. Angelegenheiten bestehen die Tribunali de real patrimonio, für Marineangelegenheiten die Capitania generale zu Cagliari. Außer den 26 königl. Einzelrichtern gehörten zu den Untergerichtern die Patrimonialgerichte, welche aber später sehr beschränkt wurden. Die königliche Regierung hat ihren Sitz zu Sassari; neben dieser besteht ein Finanzrath und eine Schatzkammer. Die Prokuratoren bilden ein eigenes Kollegium. Bei der großen Prozeßsucht der Sarden ist die Zahl der Advokaten groß. Im Nothfall kann die Insel eine bewaffnete Miliz von 40,000 Mann aufbringen. Die Nationaltruppen im Dienste betrugen früher etwa 5000 Mann. Die Linientruppen wurden in Kriegszeiten durch Werbung ergänzt. An den Küsten stehen viele Wachtthürme gegen die Seeräuber. Die Einkünfte werden zu 700,000 Thlr. angegeben. Es gibt auf der Insel

11 Bisthümer, worunter 3 Erzbisthümer, und zwar zu Cagliari, Ogliastra, Sassari, Iglesias, Galtelli Nuoro, Algheri, Bosa, Ozieri, Ales, Oristano, Ampurias Civita.

Wohnorte. 1) Capo di Cagliari oder die Südhälfte der Insel. Die Westküste ist bevölkerter, als die Ostküste. Am südlichen Ende der Insel, unter 39° 13′ 20″ nördl. Br. und 27° 7′ östl. Länge, am Abhange eines Hügels, an der Mündung der Mubargia und an einem 35 Meilen im Umfange haltenden Meerbusen liegt Cagliari, die Hauptstadt der Insel; Tempio, stadtähnlicher Flecken im Innern der Insel, 1000 Einw., Kollegialstift; Ales, im Innern, 1500 Einw., Bischofssitz; Galtelli, Stadt auf der Ostküste der Insel, in einer traurigen Lage, die Einwohner fertigen seidene Taschentücher; Ozieri, Stiftskirche, 3 Klöster, 8000 Einw.; Iglesias, Oristano, S. Giovanni di Pula, unfern der Hauptstadt, trefflicher Hafen. Das Capo Carbonara ist die südöstlichste Landspitze, wo der Busen von Cagliari sich endigt. 2) Capo di Sassari, oder die Nordhälfte der Insel. Unter 26° 15″ östl. L. und 39° 20′ nördl. Br., an der Abdachung eines Hügels liegt Sassari (s. d.); Algheri, unweit des Hafens Portoconte. Ganz nördlich erhebt sich auf hoher Felsenspitze am Meere die Stadt Castel Sardo, durch Natur und Kunst befestigt, Sitz des Bischofs von Ampurias Civita; Bosa, Stadt auf der Westküste am gleichnamigen Flusse, in einer durch Sümpfe ungesunden Lage. Unter den kleinern Orten, theils im Norden, theils im Süden des Landes, nennen wir: Villa Video, 7000 Einw.; Arbus, mit Bleiminen; Guspini, mit Silber- und Bleiadern; Porto-Snacco, guter Thunfischfang; Sumugheo und Silanus, mit schönen Marmorbrüchen; Villa fidro, mit Schmelzhütten; Bonarva, mit einem schönen Schloß und trefflicher Schäferei; Benetutti, mit warmen Mineralquellen; Terra nuova, mit altrömischen Trümmern; die Ruinen von Nora, von Sulci, Mores; Pauli latino, mit seinen veredelten Stutereien; die warmen Bäder von Fordingianu. S. ist von mehr als 40 kleinen Eilanden umgeben, die nahe an der Küste zerstreut liegen. Um das Capo Carbonara liegen unter andern die Inseln San Antioco und S. Pietro auf der Südwestküste. Die erstere hing in alten Zeiten durch eine gemauerte Brücke mit S. zusammen. Sie hat eine ital. Meile im Umfang, hat Bleiminen, ist waldig und wenig angebaut; in den Wäldern weiden wilde Pferde. Auf dieser Insel sind ein See, die Thürme Calasetta und Canai und eine Salzsiederei. Die Insel S. Pietro ragt eine Meile von der Küste aus den Meereswellen empor. Sie hält 6 ital. Meilen im Umfang, gehört dem Herzog von Genovese, ist sehr fruchtbar, aber schlecht bebaut. Die 2000 Einw. nähren sich meist vom Korallenfang und von Salzgewinnung aus den Lagunen. Der Hauptort ist Carlo forte. Die Insel nährt viele Kaninchen und Vögel. An der Nordostküste liegt die 4 ital. Meilen umfassende Insel Tavolara, reich an wilden Ziegen von sehr schmackhaftem Fleische (die Ziegenjagd gehört zu den Passionen der Sarden), Perlenmuschelfang. Die Meerenge von St. Bonifacio, zwischen S. und Korsika, füllen fast ganz die 10 sogenannten bucinarischen Inseln. Die größte davon ist Madalena, höchst fruchtbar und gut angebaut. Die Einwohner treiben Viehhandel. Auf der Nordwestseite, bei Porto Torre, liegt die 10 ital. Meilen umfassende Insel Asinara, ein Eigenthum der Familie Mores, mit trefflichen Viehweiden, gebirgig, nährt viele wilde Schweine, Hirsche, Ziegen und Falken; guter Schildkröten- und Thunfischfang; 1600 Einw., meist Hirten und Fischer. Zwischen dem Kap Marangio und dem Kap S. Marco liegen die Inselchen Cascia di Donna und Malavento, mit trefflichen Winterweiden für zahlreiche Heerden. Ganz öde und unfruchtbar, zum Theil nur im Sommer von Hirten besucht sind die Inselchen: Tora, Vacca, beim Kap Tavolara, Tiana, St. Theranie (das Diabate der Alten).

Die Insel S., das alte Ichnusa und Sandaliotis, von den Römern erst Sardo genannt (nach dem lydischen Kolonisten Sardus), hat mehre Denkmäler, welche an die auf einander folgende Herrschaft der Pelasger, Phönicier, Etrusker, Karthager, Griechen, Römer, Vandalen und Araber erinnern. Die merkwürdigsten unter diesen alten Bauwerken sind die Nuraghes (Nuraxis). Viele Gelehrte haben sich mit deren Untersuchung beschäftigt, und Petit-Radel erklärte sie für cyklopische oder pelasgische und ist der Meinung, daß sie nicht später als 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung erbaut seyen. Diese wunderbaren Denkmäler, deren man schon vor 600 Jahren entdeckt hat, sind etwa 50′ hoch und haben 90′ im Durchmesser. Ist die Spitze unbeschädigt geblieben, so endigt sie sich stets in einem etwas abgeplatteten, gedrückten Kegel. Die eisernen Blöcke, aus welchen diese Denkmäler bestehen, halten etwa einen Kubikmeter; die platten Architraven, welche sich über den Thüren und andern Oeffnungen erheben, sind 2′ lang u. 1′ hoch. Die Wände sind außen und innen ohne Kitt. Eine 10′ hohe Mauer von demselben Baustyl, wie das Gebäude, umgibt wie ein Wall den Wallgang, der das Nuraghe trägt; oft hat diese Mauer 360′ Umfang. Einige Nuraghe's sind mit 3 bis 7 Kegeln flankirt, welche sich um den Hauptkegel gruppiren; es sind eine Art von Kassematten. Endlich ist die Umfangsmauer mit einer 3′ hohen Brustwehr versehen. Ein spiralförmiger Aufweg ist in der ganzen Dicke angebracht und dient als Verbindungsgang zwischen den 3 Gemächern, welche die 3 Stockwerke eines jeden Nuraghe bilden; das Gewölbe jedes einzelnen Gemaches ist einförmig geripptt.

Geschichte. Diese ist, was die ältesten Zeiten anlangt, mit Dunkel bedeckt. Wir wissen weder, wann, noch woher die Insel ihre Bevölkerung erhalten hat. Nach Pausan. X, 17 sollen ihre ersten Bewohner aus Libyen mit Sardus gekommen seyn; nach Strabo V, 225

aber wären zuerst Tyrrhener dort ansässig gewesen, zu denen dann zu verschiedenen Zeiten noch Afrikaner, Phönicier und Iberer gekommen seyen, bis sich die Karthager der Insel bemächtigt und durch Anlegung von Kolonien der punischen Sprache, Sitte und Religion dort Eingang verschafft hätten. Zur Zeit der Römer war die Bevölkerung eine sehr gemischte. Man schied aber dieselbe in drei Hauptstämme. Den ersten bildeten die angeblich hellenischen oder kleinasiatischen, von Strabo (a. a. O.) Tyrrhener genannten Jolai, der Sage nach unter Jolaus, dem Sohne des Hercules, nach S. gekommene Thespiaden und Athener, aus denen man Ilienses, eine Kolonie von Trojanern, machte; den zweiten die aus Korsika eingewanderten Corsi und den dritten die Balari, d. h. in der Sprache der Korsen Flüchtlinge, worunter wahrscheinlich die Nachkommen iberischer und libyscher Miethtruppen der Karthager, die im ersten punischen Kriege von diesen abgefallen waren und sich in die Gebirge der Insel geflüchtet hatten, zu verstehen sind. Später siedelten sich ohne Zweifel auch Phönicier, Karthager und endlich Römer auf der Insel an; daß aber auch griechische Kolonien sich daselbst niedergelassen, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich, obwohl von einer allgemeinen Auswanderung der kleinasiatischen Griechen nach S. zu Krösus' Zeit die Rede gewesen ist (Herod. I, 170). Späterhin verschwanden alle jene Stammnamen in der allgemeinen Bezeichnung Sardi, wiewohl auch unter der römischen Herrschaft noch einzelne Völkerschaften auf der Insel unterschieden werden (Ptol. III, 3, 6), die aber zum Theil gewiß nur die Bewohner einzelner Städte gewesen sind. Die Sarden standen in keinem guten Rufe; man warf ihnen nicht mit Unrecht Bosheit und Trägheit vor (daher Sardi venales, d. h. „schlechte Sarden, die auf dem Sklavenmarkte um jeden Preis zu haben sind"). Sie nährten sich größtentheils von Viehzucht. Die Wichtigkeit der Insel für den Handel im Mittelmeere reizte frühzeitig die Karthager, Versuche zu ihrer Eroberung zu machen. Zu Anfang des 5. Jahrh. vor Chr. scheint die karthagische Herrschaft auf Sicilien begründet worden zu seyn. Doch blieben die Gebirgsbewohner stets unbesiegt und fügten durch ihre Raubzüge, die sie von ihren Schlupfwinkeln in den Gebirgen aus unternahmen, den Karthagern, so wie den spätern Besitzern der Insel beträchtlichen Schaden zu. Die Hauptniederlassung der Karthager war Sulci, am südlichen Ende der Insel. Aus der Zeit der karthagischen Herrschaft haben sich wenig Nachrichten erhalten, und wir wissen nicht einmal die Zeit genau, wann die Karthager sich der Insel bemächtigt haben. Gestört wurden sie in deren Besitz durch die Römer, welche, von den empörten karthagischen Miethstruppen zu Hülfe gerufen, 248 v. Chr. mit einem Heere landeten und Olbia eroberten. C. Sulpicius schlug späterhin eine vor S. stationirte karthagische Flotte, wiegelte die Miethstruppen auf und eroberte den größten Theil der Insel (228). Die Karthager ließen aber die Römer nicht im ruhigen Besitz der Insel; sie wiegelten die Sarden gegen sie auf und landeten selbst mehre Male, aber ohne Erfolg. Bald verloren sie auch den Rest ihrer Besitzungen auf S., indem die über verzögerte Auszahlung des Soldes unzufriedenen Miethstruppen die ihnen anvertrauten festen Plätze selbst den Römern übergaben. In dem Friedensschluß, welcher den ersten punischen Krieg beendete, mußten die Karthager S. den Römern förmlich abtreten, welche die Insel, mit Korsika vereinigt, zu einer Provinz ihres Reichs machten. Ein Aufruhr der Sarden ward von T. Manlius unterdrückt. Fortwährend suchten die Karthager, welche den Verlust der Insel nicht verschmerzen konnten, Unruhen zu erregen; aber der Prätor A. Cornelius Mammula wußte durch Klugheit und Milde die Ruhe aufrecht zu erhalten. Nicht so gelang dies seinem Nachfolger Q. Mucius Scävola. Ein angesehener Sarde Namens Hampsicores knüpfte insgeheim mit den Karthagern Unterhandlungen an und erhielt von ihnen die Zusage der Unterstützung. So entstand ein gefährlicher Aufruhr, zu dessen Dämpfung T. Manlius Torquatus abgesandt ward. Diesem gelang es nach blutigem Kampfe, die Sarden wieder zu unterwerfen; doch blieben auch jetzt noch die Gebirgsbewohner unbesiegt und wurden durch räuberische Einfälle in das von den Römern besetzte Gebiet diesen lästig. Erst ums J. 130 v. Chr. gelang es dem T. Sempronius Gracchus, die Insel völlig zu unterwerfen. Diese ward aber jetzt ein Gegenstand des Streites zwischen den römischen Machthabern. Sulla ließ sie durch C. Philippus dem Prätor Q. Antonius, einem Anhänger des Marius, entreißen. Im ersten Triumvirat ward sie dem Pompejus zu Theil; sein Statthalter M. Cotta wurde aber schon im J. 49, als Pompejus aus Italien entfloh, von den Sarden verjagt. Zwar wurden letztere von den Pompejanern L. Scipio und M. Cato gezwungen, Schiffe und sonstige Kriegsbedürfnisse nach Afrika zu liefern; aber bald erschien Cäsar, der nun auch seinerseits große Kontributionen erzwang und die Stadt Sulci mit einer ansehnlichen Geldstrafe belegte, weil sie den Pompejanern ihren Hafen geöffnet hatte. Im zweiten Triumvirat erhielt Octavian S. Aber 40 v. Chr. ward die Insel von dem Freigelassenen des S. Pompejus, Menas, erobert und gegen die Triumvirn behauptet. Später verrieth aber Menas seinen Gebieter und übergab die Insel dem Octavian. Unter den Kaisern blieb S. von allen kriegerischen Unruhen verschont. Tiberius versetzte 4000 Juden hierher, und Nero benutzte S. als Verbannungsort für viele vornehme Römer. Das Christenthum fand wahrscheinlich schon im 2. Jahrhundert in S. Eingang. Unter Konstantin dem Großen machte S. mit Korsikaund Sicilien eine Provinz aus. Bei der Theilung des römischen Reichs kam die Insel an das abendländische Kaiserthum. Im 5. Jahrhundert bemächtigten sich die Vandalen der Insel und verpflanzten mehre Tausende Numidier dahin, die mit den Einwohnern verschmolzen. Der Herrschaft der Vandalen machte der römische Feldherr Marcellinus ein Ende und nach Ueberwältigung des Vandalenreichs in Afrika fiel S,

unter die Herrschaft der byzantinischen Kaiser und gehörte zur Präfektur Afrika. Vgl. P. E. Cluvers „Sardinia antiqua“, Leyden 1619, so wie die am Ende dieses Artikels angeführte Literatur. Nach den Ueberlieferungen, die aus dieser Zeit auf uns gekommen sind, ward die Verwaltung des Kriegswesens von Herzögen besorgt; die Civilregierung versah ein Präsident. Die darauf erfolgenden Angriffe der Longobarden auf S. waren entweder nicht so ernster Natur, oder wurden mit so viel Glück zurückgewiesen, daß dieselben sich wenigstens niemals vollständig in den Besitz der Insel setzen konnten. Gefährlichere Feinde waren für die griechischen Kaiser die Barbaricini, ein in den Gebirgen von Cagliari lebender Volksstamm, welche, durch afrikanische Räuber verstärkt, sich nur von Räubereien nährten und nicht zugeben wollten, daß sich fremde Herren auf der Insel festsetzten. Zu diesen Feinden gesellten sich noch viele Mißvergnügte, wodurch die Macht derselben auf ein so Bedeutendes vermehrt wurde, daß die Griechen immer eine ansehnliche Truppenstärke für sie in Bereitschaft haben mußten und nur erst dann Ruhe vor ihnen hatten, als 594 der Herzog Zaborda den barbaricinischen Feldherrn Hospito vollständig schlug und die Ueberwundenen durch das Christenthum zähmte. Seit dem Anfang des 8. Jahrh. fielen die Saracenen oftmals in S. ein. Trotz der tapfern Gegenwehr der Einwohner wurden dieselben auch endlich gegen 720 Herren der Insel, denn die Griechen leisteten den Sardiniern bei ihrer Vertheidigung keinen hinlänglichen Vorschub. Doch gelang es schon nach Kurzem den Sardiniern, die Fremdherrschaft abzustreifen und die Saracenen zu vertreiben, wenn auch letztere nicht abließen, ihre Angriffe fortgesetzt zu wiederholen. Eben so siegreich wiesen zu Anfang des 9. Jahrh. die Sarden die Gelüste der spanischen Mauren zurück; sie erschlugen deren im Jahre 807 bei 3600 und erbeuteten von ihnen 13 Schiffe. Von gleicher Bedeutung war die Niederlage der Mauren (813), wo denselben überdies der Sturm 100 Schiffe vernichtete. Da die Sarden ungeachtet ihrer Siege durch die unausgesetzten Kämpfe viel Schaden zugefügt erhielten, namentlich aber der Wohlstand durch Kapereien und Handelsbeeinträchtigungen sehr in Abnahme gerieth, so trugen sie dem Kaiser Ludwig dem Frommen die Oberherrschaft über die Insel an, unter der Bedingung, daß er ihnen kräftigen Schutz gegen die Mauren gewährte. Ein deshalb geschlossener Vertrag kam 820 zu Stande, von welcher Zeit an S. wieder einen Theil des abendländischen Kaiserthums ausmachte. Bei diesem Handel hatten die Sarden zwar einen neuen Herrn, aber keine Abhülfe ihres Uebels gewonnen. Lange flehten sie den Kaiser vergebens an, daß er den unausgesetzten Kapereien der Saracenen Einhalt thue, bis jener zuletzt dem Grafen Bonifacius von Lucca den Auftrag ertheilte, mit einer Flotte gegen die Saracenen zu kreuzen. Durch eine Menge italienischer Abenteurer verstärkt, suchte die Flotte die Seeräuber allerorts vergeblich. Um nun die Unternehmung nicht fruchtlos seyn zu lassen, verheerte Bonifacius zum Schrecken der Saracenen die afrikanische Küste. Dies war in so fern von Erfolg, als die Feinde von jetzt an ein Paar Jahre von ihren Einfällen und Kapereien abstanden. Da jedoch ein solcher friedlicher Zustand nicht von Dauer war, so gaben viele Sarden ihre Wohnsitze auf und siedelten sich 846 nach Ostia im Kirchenstaate über. In der letzten Hälfte des 9. Jahrh. erfolgte die vollständige Eroberung S.s durch die Saracenen, die nun länger als 100 Jahre der Insel Meister blieben. Nachdem 1004 der Papst Johann XVIII. die christlichen Mächte zur Eroberung S.s aufgerufen und es im Voraus Demjenigen als Eigenthum verliehen hatte, welcher im Stande seyn würde, die Saracenen zu vertreiben, gingen 1005 die Pisaner ans Werk der Eroberung, siegten aber erst völlig 1007. Allein bereits 1015 kehrten die Saracenen unter dem Oberbefehle Mugets wieder, schlugen die Pisaner und nahmen Cagliari, dessen Besatzung sie trotz des versprochenen freien Abzugs niedermachten. Deshalb rief Papst Benedikt VIII. die Genueser auf, den Pisanern Beistand zu leisten, und den vereinigten Kräften beider Mächte gelang es 1022, durch die Gewinnung einer großen Seeschlacht Herren S.s zu werden, worauf denn die Genueser führe Hülfsleistung sämmtliche gemachte Beute erhielten, während die Pisaner in den früheren Besitz der Insel wieder eintraten. Letztere setzten nun zur Regierung der Insel 4 Richter in Cagliari, Torre, Gallura und Arborea ein, welche nicht nur in der Kürze sich eine große Macht, sondern auch die Erblichkeit ihrer Würde verschafften. Als nun 1050 Murget von Neuem in S. einfiel, Corno einnahm, in drei Schlachten siegte und sich zum König krönen ließ, schickten die Pisaner, vom Papste Leo IX., der ihnen S. gegen einen jährlichen Zins zum Eigenthum gab, aufgefordert, ihren Feldherrn Jakob Ciarini mit einer Flotte zur Eroberung der Insel ab und nahmen sie ohne Schwertstreich ein, weil Muget alsbald die Flucht ergriffen hatte. Die nun erfolgende willkürliche und tyrannische Regierung der pisanischen Richter, so wie die Eifersucht der Pisaner und Genueser, welche sich beiderseits um die Oberherrschaft der Insel stritten, machten letztere zum Gegenstande und Schauplatze blutiger Fehden. Konstantin, 1. Richter in Cagliari, gestand selbst zu, daß er viele grobe Verbrechen begangen habe; Torquidor, Richter in Gallura, bewirkte 1092, daß das Land mit dem Interdikt und er selbst mit dem Bann seiner Lasterhaftigkeit und Ketzerei wegen belegt wurde; Comita, 2. Richter in Torre, wurde 1136 seines Amtes entsetzt, weil man vermuthete, daß er geheime Verbindungen mit den Genuesern unterhielte. Die mächtigste Familie auf S. wurde nach und nach die der Laccono; sie gelangte auf den Gipfel ihrer Macht, als Boruson, der Sohn des Gonari, nachdem sie bereits schon in den Besitz der drei übrigen Richterstellen gekommen war, ihr auch die vierte (von Arborea) erwarb. Es war umsonst, daß ein anderer Boruson

aus Cagliari ihn zu verdrängen suchte, denn seine Verwandten unterstützten ihn, und nun gerieth er auf den Gedanken, sich zum alleinigen Herrn der ganzen Insel aufzuwerfen. Zu diesem Zwecke versprach er Genua einen jährlichen Tribut von 400 Mark Silber, wenn ihm dasselbe in seinen Plänen förderlich seyn wolle. Den Genuesern schien ein solches Anerbieten annehmbar zu seyn, und sie vermittelten, daß der deutsche Kaiser Friedrich I. Borufon 1164 zum König von S. krönte. Auch übernahmen sie die Forderung von 4000 Mark, welche der Kaiser für diese Krönung an Borufon stellte, rüsteten eine Flotte aus und setzten Borufon in den Besitz S.s. Als aber die Genueser ihre Kosten nicht zurück erhielten, nahmen sie Borufon gefangen und traten selbst in die Herrschaft der Insel ein. Die Pisaner dagegen, schon längst über die Einbuße ihrer Herrschaft auf S. unwillig, unternahmen und vollzogen die Wiedereroberung der Insel, ließen sich den Huldigungseid leisten und wurden 1166 vom Kaiser Friedrich mit S. belehnt, ungeachtet daß derselbe schon vorher den Herzog Welf von Bayern damit belehnt hatte. Nicht lange währte es, so eroberten die Genueser (1167) die Provinzen Cagliari und Arborea und gingen den Kaiser darum an, ihren Besitz zu genehmigen. Friedrich, welcher nach langer Verhandlung den Streit dahin zu schlichten suchte, daß die beiden Gegner sich in die Insel theilen sollten, befriedigte weder die Habsucht der einen, noch der andern Partei. Daher dauerte der Streit fort und wurde noch unentschiedener, als sich auch Borufon, der von den Genuesern freigegeben worden war, mit hineinmischte. Auf einige Zeit wurde durch den Papst Klemens III., welcher den Genuesern den Besitz aller als Pfand für das dem Borufon geliehene Geld erhaltenen Ländereien zusicherte, 1188 zwischen den Parteien der Insel und den um sie streitenden Mächten Friede zu Stande gebracht; allein durch die Veranlassung des Markgrafen Wilhelm von Massa, welcher eine Tochter des Richters Comita von Torre geehlicht hatte, nahmen die Streitigkeiten wieder ihren Anfang. Derselbe hegte nämlich die Absicht, sich vermittelst der Pisaner zum Oberherrn S.s zu machen. Schon hatte er die Provinzen Cagliari und Arborea erobert, als die Genuesen 1194 in Cagliari landeten, den Markgrafen überwanden und S. verwüsteten. Zwar gelangte er allmählig in den Besitz der ganzen Insel; allein im Jahre 1200 machte der mächtige Papst Innocenz III. Ansprüche auf S. geltend und that Wilhelm von Massa in den Bann. Erst später kam eine Versöhnung mit dem Papste zu Stande, die dem Markgrafen den Besitz von Cagliari und Arborea sicherte. Im J. 1207 machte sich der Pisaner Lambert zum Herrn der Provinz Gallura und hielt sich trotz des päpstlichen Widerspruchs in diesem Besitz bis 1212. Cagliari erbte nach des Markgrafen Wilhelm Tode seine Tochter Benedikta. Dieselbe war die Gemahlin Borufons II., des Richters von Arborea, geworden, und besaß deshalb, nunmehr Herrin der halben Insel, eine bedeutende Macht. Da sie aber eine dem Papste günstige Politik verfolgte, erregte sie den Unwillen der Pisaner, und diese wußten 1215 auf geschickte Art die Erlaubniß, auf einem in der Nähe von Cagliari gelegenen Berge ein Schloß zu bauen, zu erhalten. In jenes Schloß brachten sie eine Besatzung, erhoben vermittelst derselben von allen nach Cagliari einlaufenden Schiffen einen Zoll und übten die Gerichtsbarkeit über die ganze Umgegend aus. Als nun der Papst auf die Beschwerden Benedikta's die Schleifung des Schlosses befohlen hatte, so fielen, noch bevor dies Gebot vollzogen werden konnte, die in den Bann gethanen Lambert und Ubald aus Pisa in Cagliostro ein und nahmen 1218 diese Provinz weg. Wenn auch der Richter Marian von Torre mit Mannschaft gegen sie heranzog, und der Papst wiederum nach dem Bannstrahle griff, so wußte sich doch Ubald im Besitze von Cagliari zu behaupten. Nachdem Benedikta 1224, ohne Kinder zu hinterlassen, das Zeitliche gesegnet hatte, vergrößerte Ubald seine Besitzungen mehr und mehr. Marian vermählte sich nach der Ermordung Borufons II. (1253) mit dessen Schwester Adelasia, kam dadurch zur Herrschaft über Torre und Gallura und wurde so zum mächtigsten Herrn der Insel, da außer ihm nur noch Peter von Arborea, mit welchem er 1237 ein Schutzbündniß einging, Richter in S. war. Der Tod Ubalds erfolgte 1238. Seine Wittwe heirathete den natürlichen Sohn des Kaisers Friedrich II., Enzio, den sein Vater zum Könige von S. machte. Als derselbe 1249 in die Gefangenschaft der Bolognese gerathen und von diesen der Eid, ihm die Freiheit niemals wieder zu geben, geleistet werden war, gingen die Pisaner wieder daran, sich zu Herren von S. zu machen, gelangten 1250 in den vollständigen Besitz der Insel und setzten hierauf eingeborne Pisaner zu Richtern ein. Chiani erhielt bei dieser Gelegenheit Castro zu Lehen und den Markgrafentitel; trotzdem überlieferte er Castro den Genuesern, denen es 1252 die Pisaner wieder abnahmen. Der nun zwischen Genua und Pisa mehre Jahre um Castro und St. Gilia geführte Krieg schien seine Erledigung gefunden zu haben, als der Papst 1258 einen Waffenstillstand zu Wege brachte; weil jedoch der Papst St. Gilia für sich behielt, so nahmen es ihm die Pisaner gewaltsam wieder ab. Vielfache Streitigkeiten entbrannten in der Folge durch die Herrschsucht der Richter, welche sich zur Unabhängigkeit von Pisa emporarbeiteten, so wie durch die Grafen von Donoratico, die legitimen Nachfolger des Grafen Enzio. Der zwischen Pisa und Genua bis 1299 dauernde Krieg endigte damit, daß den Genuesern von den Pisanern Sassari abgetreten wurde. Inzwischen hatte der Papst Bonifacius VII. 1296 den König Jakob II. von Aragonien, da der letztere Sicilien an den König Karl von Neapel abtreten sollte, mit Korsika und S. belehnt. Weil es nun dem Papste nicht gelang, die Pisaner, welche sich in die Besitzergreifung S.s durch Jakob II. nicht fügten, durch friedliche Mittel

zur Nachgiebigkeit zu bewegen, so steckte 1310 eine Flotte Jakobs II. viele im Hafen von Pisa gelegene Schiffe in Brand und nöthigte die Pisaner, den König, welcher jedoch deshalb seine Ansprüche auf S. nicht aufgab, durch eine Geldsumme zu beschwichtigen. Zwischen dem König und dem Richter von Arborea bestand eine geheime Verbindung; letzterer stiftete in Folge dessen 1323 eine Verschwörung und bereitete so allen pisanischen Soldaten den Untergang, während gleichzeitig der Prinz Alfons von Aragonien ein Heer ans Land setzte und die Eroberung S.s begann. Nach mehren Niederlagen des Landheers und der Flotte der Pisaner huldigten letztere endlich dem Könige von Aragonien als Herrn von S., indem sie gegen einen jährlichen Tribut von 200 Pfund über Cagliari und Castro fortherrschten. Aber der Kampf der sardischen Parteien dauerte dessen ungeachtet fort. König Jakob schickte seinen Parteigängern endlich eine Flotte zur Unterstützung, vermittelst deren die Genueser unter den Befehlen Caesar Doria's geschlagen und Pisa dahin gebracht wurde, daß es, nachdem es Cagliari und Castro verloren, im Frieden von 1236 feierlich allen Ansprüchen auf die Insel entsagte. S. gehörte von jetzt an lange Zeit zu Aragonien. Verschwörungen, von den Genuesern angestiftet, beunruhigten zwar im 14. und 15. Jahrh. öfters das Land, brachten aber den Anzettelern keinen besondern Nutzen ein. Noch manchmal loderte in S. die Fackel des Bürgerkrieges, bis es zu Anfang des 18. Jahrh. mit Spanien dem Hause Bourbon anheimfiel, und nun liefert die Geschichte S.s keine merkwürdigen Begebenheiten, welche nicht in der Geschichte Spaniens (s. d.) enthalten und betreffenden Orts aufgezählt wären. Der Friede von Utrecht 1713 riß S. von Spanien los und brachte es an Oesterreich. Wenn es auch 1717 Spanien glückte, die Insel wieder in Besitz zu nehmen, so mußte es dieselbe nach dem Willen von England, Frankreich und Oesterreich doch alsbald wieder herausgeben. Seit 1720, wo Oesterreich S. an Savoyen abtrat, machte S. mit diesem und mit Piemont die sardinische Monarchie aus. Doch spielte es als armes Land, obschon es die Ehre genoß, seinen Namen mit dem Titel Königreich gekrönt zu sehen, Piemont gegenüber immer die untergeordnete Rolle und war von geringer Bedeutung. Erst in neuester Zeit ward dem stiefmütterlich bedachten Lande einige Aufmerksamkeit in Bezug auf seine geistige und materielle Wohlfahrt gewidmet. Als die französ. Republik im December 1798 den König von Sardinien v. dem Festlande verscheuchte, flüchtete sich derselbe nach kurzem Aufenthalte zu Livorno im März 1799 nach S., auf dessen Besitz er bald beschränkt wurde, mußte aber wegen des für ihn ungünstigen Ausgangs der Schlacht von Marengo auch die Insel aufgeben und konnte erst nach Napoleons Falle 1814 in seine Staaten zurückkehren. S. Sardinische Monarchie (Gesch.). Vgl. S. Vitale, Annales Sardiniae, Flor. 1639; — de Vico, Historia general de la Isla y Regno de Cerdenna, Barcel. 1839, 2 Bde. 4.; — G. Cambiagi, Istoria del regno di Sardegna, Firmo 1770, 4.; — M. A. Gazano, La storia di Sardegna, Cagliari 1777, 2 Bde., 4.; — A. Azuni, Histoire géograph., polit. et nat. de la S., Par. 1802, 2 Bde.; — Mimaut, Histoire de S., daſ. 1825; — Petit-Radel, Notices sur les Nuraghes de la S., daſ. 1826; — F. Hörschelmann, Gesch., Geogr. u. Statistik der Insel S., Berl. 1828; — G. Manno, Storia di Sardegna, Tur. 1833, 3 Bde.; — L. Cibrario, Documenti, sigilli et monete di Sardegna, daſ. 1833; — de Vico, Historia general de la isla et regno de Cerdenna, Barcelona 1839, 2 Bde., 4.

Sardinische Monarchie (Sardinische Staaten, Königreich Sardinien, Staaten des Königs von Sardinien), ital. Königreich, grenzt an Frankreich, die Schweiz, das lombard.-venetian. Königreich, Parma, Modena, Toskana und an das Mittelmeer, besteht theils aus Ländern des Festlandes, nämlich: 1) aus dem Fürstenthum Piemont, den Herzogthümern Aosta und Montferrat und kleinern Parzellen von Mailand, 2) aus dem Herzogthum Savoyen, mit Ausnahme eines kleinen, an den Kanton Genf abgetretenen Theiles, 3) aus dem Herzogthum Genua, 4) aus der Grafschaft Nizza und Asti ꝛc., theils aus der Insel Sardinien, von welcher der König den Namen führt. Die Staaten des Festlandes bilden ein ziemlich abgerundetes Ganzes, den Westen von Oberitalien, und liegen zwischen 43° 40′ bis 46° 40′ nördl. Br. und zwischen 23° 30′ bis 27° 50′ östl. L. Mit Einschluß der 450 □M. umfassenden Insel Sardinien beträgt das Areal der s.n M. 1372¾ □M. mit 4,650,000 (5,250,000) Einw. In Beziehung auf ihre natürliche Beschaffenheit zeigen diese Ländertheile eine sehr verschiedene Physiognomie. Savoyen ist ein hohes, bergiges Alpenland, Piemont gehört dem großen Pothale an und ist mehr flaches Land von außerordentlicher Produktionskraft, Genua und Nizza bilden Küstenländer, die den Meerbusen von Genua umschließen, wo sie durch die ihren Fuß bis ans Meer setzenden Apenninen vom übrigen Italien getrennt werden. Die Insel Sardinien endlich, von mittelhohen Gebirgen durchzogen, ist, wenn gleich produktiv, doch nicht stark angebaut; Wälder und Sümpfe bedecken noch die Hälfte derselben. Zum Theil hohe, zum Theil niedrigere Gebirge durchziehen diese Länder. Westlich, in der Grafschaft Nizza, beginnen die Seealpen, als das erste Glied der Alpenkette, die in ununterbrochenen Bogen bis über die Ostgrenzen hinausläuft. Vom äußersten Westpunkte ziehen die Dauphinéralpen nach Süden und tauchen auf Korsika und Sardinien wieder auf. Vom Colardente gehen die Apenninen aus, die in einem nordwestlich gekrümmten Bogen laufen und Piemont von Genua scheiden. In nördlicher Richtung geht aber von den Seealpen, und zwar jenseits der Pequellen, der kottische Alpenzug bis zum Mont Cenis und scheidet Piemont von Frankreich und zum Theil auch von Savoyen, vom

Mont Cenis aber bis zum Col de Bonhomme läuft die Kette der grajischen oder grauen Alpen und bildet die Grenzscheide zwischen Piemont und Savoyen, indem sie letzteres mit ihren Nebenzweigen bedeckt. In östlicher Richtung zieht sich endlich der höchste Stock des Centralalpengebirges in den penninischen Alpen, mit ihrem ewigen Schnee, ihren Eisfeldern und Gletschern hin. Sie trennen Piemont von Savoyen und Niederwallis. Am Monte Rosa beginnen die lepontischen Alpen, senden Vorberge zum Lago Maggiore aus und bilden bis gegen den Fuß des Gotthards hin die Grenze zwischen Piemont und Oberwallis.— Die Gewässer dieser Länder, der Abdachung der Gebirge folgend, senken sich entweder nach dem mittelländischen, oder nach dem adriatischen Meere hinab. In das adriatische Meer läuft der Po sammt der ganzen Wassermasse, die von den Alpen und Apenninen her in jenen sich ergießt, und zwar rechts die Vraita, Maira, der Tanaro, die Scrivia, der Curone, die Staffora, der Fidone, links der Clusone, die Dora, Ripera (oder Riparia), der Orco, die Dora Baltea, die Sesia, die Agogna und der Tessin (der Grenzfluß gegen die Lombardei); der Grenzfluß Rhone aber, der aus Savoyen die Arve, die Isère, den Guier und Fier erhält, eilt dem Mittelmeere zu. Mehre zum Theil bewunderungswürdige Gebirgsstraßen verbinden die Provinzen unter sich und mit der Schweiz und Frankreich. Dahin gehören: 1) die Straße über den Simplon aus dem Wallis, südlich nach Domo d'Ossola (6200′ hoch); 2) die Straße über den großen Bernhard von Martigny im Wallis nach Aosta (7800′ hoch); 3) die Straße über den kleinen Bernhard, eine Saumstraße aus dem Iserethale nach Aosta (6800′ hoch); 4) die Straße über den Mont Cenis, von Turin über Susa, den großen und kleinen Mont Cenis nach Frankreich (6100′ hoch); 5) die Straße von St. Croce, von Genua nach Parma; 6) die Kunststraße von Genua über den Paß Bocchetta nach Turin; 7) die noch nicht vollendete Kunststraße an der Küste (Riviera di Ponente) von Nizza bis Genua; 8) die Straße von Oneglia über die Seealpen nach Mondovi; 9) die Kunststraße von Nizza über den Colbi Tenda nach Coni; 10) drei Saumwege von Barcelonette in der Provence nach Castiglione, Coni und Nizza; 11) der Saumweg über den Mont Genèvre (6100′ hoch), mit einer schönen Gallerie (jetzt wieder in Verfall), von Briançon nach Susa und Fenestrelles; 13) die Straße von Grenoble längs der Isère neben dem Fort Barreaux nach Montmeillan; 14) die Straße von Lyon durch den Paß les Echelles nach Chambery. — Von den größern Seen gehören der Lago Maggiore und der Genfersee nur theilweise hieher; die Seen von Annecy, Bourget, Orta und Riva sind nur unbedeutend. An Bewässerung des Landes und an Kanälen fehlt es nicht auf dem Festlande; die Insel aber hat nur Küstenflüsse, unter denen der Fiumendoso und Oristano die stärksten sind. An Mineralquellen sind diese Länder sehr reich; wir nennen nur die von Aix, Aqui, Valdieri ꝛc. — Klima: Savoyen hat ein wahres Schweizerklima, während in den Thälern der Frühling prangt, starrt auf den Bergen Eis und Schnee. Milder ist Piemont; wenngleich zuweilen heimgesucht von der rauhen Tramontana, nährt es doch die Rebe, den Reis und den Maulbeerbaum. Genua und Nizza schützet der Wald der Apenninen und Seealpen vor den Winden und Stürmen des Nordens, und so finden wir hier denn ein ganz südliches Klima. Die Orange überwintert im Freien, aber auch der Scirocco streicht versengend durch die Gefilde. Auf Sardinien mildern regelmäßige Nordwinde die brennende Sonnenhitze. — Produkte. Reis, Oel und Seide sind die Hauptprodukte des Landes. Außer dem Getreide und den Hülsenfrüchten aller Art gedeihen Flachs, Hanf, Wein, Kastanien Obst, edle Südfrüchte, etwas Baumwolle, Futterkräuter, Tabak, Safran, Soda, Senf, Trüffel, Mastix, Cistenrosen. Waldungen und Forstkultur sind unbedeutend. Das Thierreich liefert, außer den Haus- und Nutzthieren, Wild, und zwar wilde Schweine, Damhirsche, Steinböcke, Gemsen, Muffions auf Sardinien, Hasen, Kaninchen, Raubwild, z. B. Bären, Wölfe, Luchse ꝛc., Murmelthiere, zahmes und wildes Geflügel, Fische. Das Mineralreich bietet etwas Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Quecksilber, Marmor, Bergkrystalle, Halbedelsteine, Porzellanerde, Salz und Steinkohlen. — Die Bewohner bilden keine in sich geschlossene Nation, sondern ein Amalgama, das aus den verschiedenartigsten Völkern, aus Galliern, Römern, Gothen, Longobarden, Deutschen und Franzosen zusammengesetzt ist. Es gehören hierher: 1) der Sarde, der auf Sardinien lebt und verschiedene Volkselemente, namentlich das spanische, in sich trägt; 2) der Savoyarde, dessen Charakter und Sitten gallischen Ursprung beurkunden; 3) der Piemontese und Genuese, die zwar von den alten Galliern des obern Italiens abstammen, aber in Sprache und Charakter sehr von einander abweichen. Mit Ausnahme von etwa 20,000 Waldensern bekennen sich sämmtliche Einwohner zur römisch-katholischen Religion. Der Volksunterricht ist größtentheils in den Händen der Jesuiten. Kunst und Wissenschaften finden, trotz der vielen Bildungsanstalten, keine sehr fruchtbare Pflege. Es gibt 4 Universitäten, 41 Gymnasien, 64 mittlere Stadtschulen, 39 Seminarien, eine Ritterakademie, eine Handelsschule, eine Kriegs- und Marineschule. Die Elementarschulen sind in einem sehr mangelhaften Zustande. Ueberhaupt hinderte bis in die neueste Zeit die Politik der Regierung, so wie der Einfluß der Geistlichkeit die freie Entwickelung der Wissenschaften und legte der Volksbildung neue Fesseln an. Selbst nicht einmal Lesen und Schreiben sollte nach neuern Verordnungen ein Jeder aus den niedern Ständen lernen. Der Staat hat eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Ackerbaugesellschaft in Turin, 4 öffentliche Leihbibliotheken, mehre Kunst- und

Gemäldesammlungen. — Im ganzen Staate herrscht im Allgemeinen dasselbe Ackerbausystem, wie in der Lombardei. Große Grundeigenthümer geben den Grundbesitz in kleinen Parzellen an viele Pächter. Sehr kultivirt ist Piemont, wo fast überall die Viereelderwirthschaft eingeführt ist. Den fleißigen Savoyarden nährt, zumal in den höhern Alpengegenden, der Boden nicht; eben so wenig ist dies an der ligurischen Küstenstrecke der Fall. Auf der Insel Sardinien, ehemals eine Kornkammer der Römer, lähmte bis in die neueste Zeit die Gesetzgebung des Feudalsystems den Anbau des sehr fruchtbaren Bodens. Der Ackerbau befriedigt gegenwärtig vollständig den innern Bedarf an Getreide, Gemüse und Knollengewächsen, Wein, Oel, Hanf, und erlaubt noch jährlich eine nicht unbedeutende Ausfuhr an Reis, Wein, Oel und Hanf. Die Provinz Turin gewährt im Verhältniß zu ihrer Bodenfläche den reichsten Getreideertrag, während Savoyen und Aosta, beschränkt durch ihre hochgebirgige Lage, den geringsten liefern, und ferner die Provinzen Nizza und Genua den Ausfall durch andere Zweige der landwirthschaftlichen Kultur, namentlich durch Oelbau und Südfrüchte, reichlich decken. Was den Reisbau insbesondere anbelangt, so können an demselben nur die dazu trefflich geeignete Provinz Novara und die derselben am meisten benachbart gelegenen Striche der Provinzen Turin und Alessandria Antheil nehmen. Die Reisernte beträgt jährlich durchschnittlich 2,898,885 Emin. Der Weinbau hat in diesem Jahrhunderte so bedeutende Fortschritte gemacht, daß ein bis dahin kaum gekannter Ausfuhrhandel mit dem benachbarten Auslande angeknüpft werden konnte. Der gesammte jährliche Weinertrag in den Staaten des Festlandes beträgt in mehrjährigem Durchschnitte 6,820,770 Breate, wovon die Provinzen Novara und Alessandria allein über die Hälfte liefern. Einen noch reichern Ertrag gewährt indeß der Oelbau, der jedoch in größerer Ausdehnung nur in den Provinzen Genua und Nizza getrieben wird. Ein sehr großer Theil des im europäischen Handel unter dem Namen Provenceröl vorkommenden Produkts wird aus den Häfen Genua und Nizza bezogen. Der Anbau der Südfrüchte in großen Gärten reicht mehr für den innern Bedarf aus, als daß derselbe ansehnlich auf den Handelsverkehr einzuwirken vermöchte; nur der Küstenstrich von Nizza bis Sarona bietet einigen Ueberfluß für die Ausfuhr dar. Als besondere Zweige des Ackerbaues verdienen noch der Hanfbau (in geringerm Grade der Flachsbau) und die Tabakspflanzungen in Piemont angeführt zu werden. Jener gewährt außer der Bestreitung des eigenen Bedarfs noch eine jährliche Ausfuhr von 300,000 Lire; diese liefern das erforderliche rohe Produkt, wenn auch nicht in vorzüglicher Beschaffenheit, für die Staatsfabriken, die Monopolanstalten der Regierung sind (wenigstens bis auf die neueste Zeit waren). Soweit die Alpenlandschaften reichen, ist die Rindvieh- und Ziegenzucht sehr ausgebreitet und gewährt für diesen Zweig des landwirthschaftlichen Lebens den größten Ertrag in der Käsebereitung und dem beträchtlichen Ausfuhrhandel, der mit diesem Produkt von Savoyen und Piemont aus betrieben wird. Die übrigen Provinzen werden zwar in hinlänglicher Zahl für den innern Bedarf gehalten, zeichnen sich aber so wenig in Bezug auf eine sorgfältige Pflege der Viehzucht aus, daß sie nur die geringsten an sie gemachten Anforderungen zu erfüllen im Stande sind. Die Pferdezucht ist im Verfall, wiewohl sehr gute Gestüte vorhanden sind. Größerer Sorge findet die Hornviehzucht, zumal in Piemont. Hier legt man sich auf die Mastung der Ochsen; in Savoyen macht man mehr Butter und Käse und verkauft Kälber. In Sardinien ist das Vieh zahlreich, aber klein und das ganze Jahr hindurch auf den Weiden. Die Schafheerden werden allmählig veredelt; die Ziege ist hier ein unentbehrliches Hausthier, die Schweine sind zahlreich und von großer Race. Esel sind allwärts zu finden. Die Bienenzucht blüht nur in Savoyen und Sardinien. Der Seidenbau wird namentlich in den Provinzen Turin, Alessandria und Novara mit großem Eifer und dem lohnendsten Erfolge betrieben, denn die piemontesische Seide wird für die meisten Fabrikate in allen europäischen Manufakturen gleich der lombardischen geschätzt, und einige Gegenden Piemonts bringen überdies eine so feine, glänzende Seide hervor, daß diese geradezu für die beste in Europa gehalten wird. Die jährliche Seidenernte beträgt durchschnittlich 20,000 Centner. Als ein sehr ansehnlicher Erwerbszweig, der auch in den Handel mit den benachbarten Küsten ein sehr reges Leben bringt, zeigt sich für die Provinzen Nizza und Genua die Fischerei. Besonders sind der Thunfischfang, die Sardellen- und Anchovisfischerei sehr ergiebig. Doch führt der Hafen Genua noch ein bedeutendes Quantum an getrockneten und gesalzenen Fischen aus den nördlichen und westlichen Staaten Europa's ein. Arm an Fischen ist der Busen von Genua; der Italiener nennt ihn „das Meer ohne Fische". Der Bergbau wird zwar in Sardinien stärker, als in irgend einem andern italienischen Staate getrieben, gedeiht aber doch nur in sehr wenigen Metallen zum hinlänglichen Bedarf. Von edeln Metallen gibt es nur eine geringe Ausbeute an Silber in den savoyischen Minen zu Pesey, Macot und Hirmillon, jährlich gegen 18,000 Mark. Die wichtigsten Bergwerke arbeiten auf Blei und Eisen. An Blei werden in den Gruben zu Vinadio in der Provinz Cuneo jährlich gegen 2650 Centner gewonnen. Die ergiebigsten Eisenwerke sind zu Greffan in der Provinz Aosta, welche jährlich 23,000 Centner hervorbringen; nächstdem die Werke in Savoyen und Piemont, welche zusammen einen Gewinn von 30,000 Centnern gewähren, an ihrer weitern Ausdehnung zum Theil aber durch Holzmangel gehindert werden. Inzwischen deckt dieser Ertrag noch keineswegs das Bedürfniß, und es wird noch alljährlich über Genua eine Masse von 40—50,000 Centnern eingeführt. Kupfer wird nur in sehr geringer Masse (gegen 3800 Centner) in Savoyen gewonnen; von Zinn hat

sich bis jetzt noch keine Spur gefunden. Steinkohlengruben finden sich nicht nur in Savoyen, sondern auch in der Provinz Genua, in der Nähe des Meeres bei Savoyen. Die jährliche Ausbeute steigt jetzt bis auf 200,000 Centner. In Savoyen, Aosta, in den Provinzen Genua und Turin befinden sich 23 große und ausgezeichnete Marmorbrüche, ein gesuchter Alabasterbruch, zahllose Steinbrüche von Schiefer und gewöhnlichem Bruchsteinen. Steinsalz wird zu Mouriers in der Landschaft Tarantaise zu Tage gefördert, wo auch zugleich eine ansehnliche Saline sich befindet, die jährlich über 20,000 Centner Salz liefert. Fast von keinem einzigen Zweige der technischen Kultur läßt sich behaupten, daß er in besonderer Blüthe sich befinde oder mit ausgezeichneter Sorgfalt von den Einwohnern betrieben und von der Regierung unterstützt würde. Aber in den größern Städten — von welchen Genua namentlich noch seinen frühern Ruf aus den Zeiten des Mittelalters und dem 16. Jahrhunderte als ein Hauptsitz der italienischen Manufakturen sich zu bewahren strebt — sind wenigstens die gewöhnlichen Manufakturen in ganz beifallswerthem Fortgange und befriedigen fast ohne Ausnahme die Ansprüche des Landes; jedoch nur bei sehr wenigen Gegenständen findet eine so vortheilhafte und empfehlende Fabrikation Statt, daß sie gewichtsvoll für den Ausfuhrhandel die Masse desselben vermehren und ein günstigeres Verhältniß in der Ausfuhr zwischen den rohen Produkten und Fabrikaten hervorbringen könnte. Die Leinenfabrikation steht unter allen Gegenständen der Industrie dieses Staates am weitesten zurück, so daß auch die gewöhnlichste Leinwand nicht im ausreichenden Bedarfe im Lande gefertigt wird, während Flachs und Hanf in roher Gestalt als Ausfuhrgegenstände der Seehäfen, wie des Landhandels nach Frankreich von Savoyen aus jährlich ausgeführt werden. Die meiste Leinwand wird noch in Savoyen und zu Chiavari bei Genua gefertigt. Nicht minder fehlt die ausreichende Verfertigung von Segeltuch und Tauwerk, und auch in dieser Beziehung muß eine jährliche Einfuhr dem nothwendigen Bedürfnisse abhelfen. Die Wollmanufakturen werden mit größerer Aufmerksamkeit behandelt, so daß nicht allein sämmtliche rohe Wolle des Inlandes in den heimischen Fabriken verarbeitet wird, sondern auch noch für dieselben eine Einfuhr fremder roher Wolle Statt findet, theils über Genua aus Cypern, Smyrna, Konstantinopel, Tripolis und Spanien, theils über die Lombardei aus Ungarn. In den Staaten des Festlandes befinden sich über 100 größere Wollmanufakturen; davon besitzen Piemont, Savoyen und Nizza 40 Fabriken. In noch größerer Anzahl finden sich dieselben in der Provinz Genua, welche letztere weniger feines, als grobes Tuch und wollene Mützen für die Levante verfertigt. Dagegen bezieht Sardinien vom Auslande, namentlich von England, Frankreich, dem Zollvereine und Oesterreich, noch eine ziemliche Quantität feinerer Stoffe, im Werthe von 3 Millionen Fl. K.-M. Obschon, wie in vielen andern Staaten, die Verarbeitung der Baumwolle auch in Sardinien in neuerer Zeit große Fortschritte gemacht hat, und ansehnliche Spinnereien und Webereien zu Novi, Intra, Chambery, Genua, Royallo und St. Margherita bestehen, so wird der Werth der jährlichen Einfuhr von schweizerischen, englischen und österreichischen Baumwollenwaaren doch auf 7½ Mill. Fl. K.-M. berechnet. Die Seidenmanufakturen gehören für diesen Staat zu den ältesten und standen vormals in dem Rufe, unter den ausgezeichnetsten in Europa eine der ersten Stellen einzunehmen. Die schweren seidenen Stoffe, der Sammet, die seidenen Strümpfe von Genua behaupteten bis zur Blüthezeit der Manufakturen von Lyon seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts diese unangefochtene Bedeutsamkeit im allgemeinen Handel. Auch gegenwärtig bestehen noch in Genua beträchtliche Fabriken für schwere (besonders für Sammet) und leichtere seidene Stoffe, deren Absatz jedoch fast ausschließlich auf Italien und namentlich auf Sardinien selbst beschränkt ist. Nächst Genua haben Nizza, Turin, Chambery und die mittlern Städte Piemonts die meisten Seidenmanufakturen des Landes. Der Werth der sämmtlichen jährlich gefertigten Seidenfabrikate wird auf 16 Mill. Fl. K.-M. berechnet. Die Metallwaaren werden eben so wenig in vorzüglicher Beschaffenheit, als in ausreichender Masse für die Bedürfnisse des Landes angefertigt. Die meisten Hammer- und Hüttenwerke befinden sich in Piemont und Savoyen; man zählt daselbst 35 Hochöfen, 82 Eisen- und Kupferhämmer, 37 Blei- und Kupferhütten; eine große Waffenfabrik besteht zu Turin in unausgesetzter Thätigkeit. Die Einfuhr von feinern Metallwaaren beträgt für das Festland noch jährlich über 1½ Mill. Lire. Die Thon- und Glasfabriken gehören zu den bessern und hatten im 16. und 17. Jahrhundert mit Venedig fast gleichen Ruf, die ausgezeichnetsten Spiegel und Glaswaaren zu liefern. Gegenwärtig sind die bedeutendsten Glasfabriken zu Genua, Domo d'Ossola, Intra, und 3 Glashütten nebst 5 Fayencefabriken befinden sich in Savoyen. Hierher mögen auch die Korallenfabriken zu Genua (24 mit 2460 Arbeitern) gerechnet werden, welche ihr Material aus der ersten Hand von den genuesischen und sardinischen Korallenfischern erhalten und zierliche, auch vom Auslande gesuchte Arbeiten verfertigen. Die Ledermanufakturen sind zwar zur Befriedigung des innern Bedarfs hinlänglich vorhanden, aber ihre Fabrikate sind nur von sehr mittelmäßiger Beschaffenheit. Die meisten Gerbereien befinden sich in Savoyen und Piemont. Die geachtetsten Handschuhfabriken besitzt Genua, die besten Lederarbeiten für Pferdegeschirr und Luxuswagen liefern die Wagenfabriken in Turin. Die Seife- und Wachsfabriken; die sich fast ausschließlich in Genua, Turin und in den größern Städten Savoyens befinden, gehören zu den ansehnlichsten in Italien und befriedigen nicht nur das Bedürfniß des Inlandes, sondern gewähren auch noch einen Theil des

Bedarfs der übrigen italienischen Staaten. Die Papiermühlen verdienen unter den Manufakturen dieses Landes herausgehoben und den Seidenmanufakturen in Bezug auf die gute Beschaffenheit ihrer Fabrikate für Italien zur Seite gestellt zu werden. Es stehen 94 in ununterbrochener Thätigkeit, davon 4 in Savoyen, 40 in Piemont, 50 in der Provinz Genua, vornehmlich zu Voltri. In Genua und Turin wird auch treffliches Pergament aus Ziegen- und Schaffellen gemacht. Nach Bestreitung des innern Bedarfs wird für etwa 2½ Mill. Lire noch jährlich ins Ausland versandt. Die Oelbereitung geschieht auf einfachen Oelpressen von den Besitzern der Olivenpflanzungen. Eine große Pulvermühle befindet sich in der Nähe von Turin. Unter den größern Gewerben zur Bereitung von fußen Stoffen zeichnen sich die Zuckerraffinerien zu Turin, Genua und Carignano, so wie die Chokoladefabriken zu Turin und Genua aus. Der Schiffbau wird zu Genua, Nizza und Royallo betrieben. Die Staaten des sardinischen Festlandes bilden den Uebergang aus Italien nach Frankreich und der Schweiz, sind jedoch durch so gewaltige Gebirgszüge von denselben geschieden, daß nur durch sehr wenige Gebirgspässe ein allgemeiner Verkehr versucht werden konnte. Und doch wie wenig lohnend mußte derselbe ausfallen, so lange ungebahnte Straßen nur den Gebrauch der Saumthiere für den Waarentransport verstatteten. Es konnte mithin erst ein engerer Verkehr eintreten, seitdem Napoleons einsichtsvolle und durchgreifende Energie die herrlichen Kunststraßen über die Berge Cenis, St. Genievre und Simplon erbaut hatte. Aber selbst jetzt müssen die Lokalverhältnisse und die Uebereinstimmung der benachbarten Länder in einem großen Theile der rohen Produkte und Fabrikate, so wie die geringern Bedürfnisse der zunächst anwohnenden Bergvölker den gegenseitigen Verkehr von dieser Landesgrenze her immer auf ein beschränktes Maß des Austausches einengen. Es bleiben demnach der Land- und Transithandel zu Lande immer nur sehr untergeordnete Zweige des kommerziellen Verkehrs Sardiniens, und hauptsächlich wird derselbe von den Seehäfen der Provinzen Genua und Nizza betrieben, die auch im Transitohandel am beträchtlichsten beschäftigt sind. Als Brennpunkte des innern Verkehrs sind außer Genua, welches im Allgemeinen die Vermittelung mit dem auswärtigen Verkehr macht, Turin und Alessandria hervorzuheben, und nächstdem zeigen sich am bedeutendsten als Vermittelungspunkte Chambery und Susa, welche wiederum ihrerseits nebst Alessandria und Novara den Verkehr von der Landseite mit dem benachbarten Auslande in sich koncentriren. Im Jahre 1843 hatte der ganze Staat 3609 große und kleine Handelsschiffe mit 167,762 Tonnen und 17,925 Mann, wovon Genua ⅓ hatte. Im Jahre 1846 waren in diesem Freihafen angekommen (mit 4799 Küstenfahrern) im Ganzen 6880 Schiffe von zusammen 453,606 Tonnen; davon waren:

Sardinier	1214	Buchefern	17
Franzosen	247	Norweger	11
Neapolitaner	122	Schweden	9
Engländer	112	Dänen	9
Spanier	71	Belgier	4
Oesterreicher	55	Walachische	4
Toskaner	51	Preußische	3
Russen	39	Türkische	3
Amerikaner	36	Hannoveraner	3
Holländer	24	Hamburger	1
Päpstliche	23	Bremer	1
Griechen	23	Chilesen	1

Außerdem: Dampfboote . . 544 darunter:

Sardinische	316	Toskanische	34
Neapolitanische	99	Englische	8
Französische	87		

Aus dem Gesammtverkehr des Jahres 1846 heben wir den Getreidehandel hervor, welcher in großer Ausdehnung, namentlich mit den Ländern am schwarzen Meere, getrieben wird.

Einfuhr 1846.

Weizen	1,070,624 Mine.
Mais	252,723 —

Ausfuhr und Konsum.

Weizen	1,189,247 Mine.
Mais	276,367 —

Vorrath am 1. Januar 1846.

Weizen	290,423 Mine.
Mais	50,165 —

Vorrath am 1. Januar 1847.

Weizen	171,800 Mine.
Mais	26,500 —

Die Einfuhr erfolgte aus folgenden Richtungen.

	Weizen.	Mais.
aus Südrußland	734,456	11,713 Mine.
" den Donaufändern	84,511	95,843 "
" Konstantinopel	63,129	21,009 "
" Italien	164,770	95,291 "
" den Barbareskenstaaten	11,043	9,938 "
" österreichischen Häfen	—	7,192 "
" Malta	870	— "
" Aegypten	2,032	10,736 "

Manufakturwaaren bezieht der sardinische Freihafen Genua meist aus England, der Schweiz und aus den Staaten der Lombardei und Oesterreich; Baumwolle von England, Frankreich, Livorno und der Türkei; Tabak von Oesterreich, der Türkei, den Vereinigten Staaten, Brasilien, England, Malta und Antwerpen; Kaffee von den spanischen Besitzungen, Brasilien, Portugal, Frankreich und Holland; Korn und Mehl von Rußland, der Türkei und Sardinien; rohe Häute von Brasilien, der Berberei, England und Gibraltar, Portugal und Sardinien ꝛc. Ende 1850 schloß die sardinische Regierung neue Handels- u. Schifffahrtsverträge mit Frankreich, die jedoch bloße Ergänzungen des Vertrags vom 28. August 1843 sind. Das Journal des Debats gibt eine Zusammenstellung der in dem bisherigen Verkehrsverhältniß in Folge davon eintretenden Veränderungen, welche im Wesentlichen die folgenden sind. Die Zahl der Zollstätten für die Einfuhr in Frankreich überhaupt wird vermehrt und See- und Landeinfuhr des sardinischen Viehes in der Verzollung nach dem Gewicht (bei einem Ochsen Maximum 40 Franks) gleich behandelt. Der Zoll vom sardinischen Reis war 1843 von 6 auf 4 Franks von 100 Kilogr. herabgesetzt worden und wird jetzt auf 3

Franks ermäßigt, ebenfalls unter gleicher Anwendung auf Land- und Seeeinfuhr. Dieser Artikel betrug vor 1843 durchschnittlich 7½ Mill. Kilogr., in den letzten 4 Jahren über 8 Mill. Ein neuer Artikel betrifft die Ziegenfelle. Frankreich hebt zum Besten seiner Handschuhfabrikation den Einfuhrzoll auf, und von der andern Seite läßt man sich eine Ermäßigung des Ausfuhrzolls gefallen. Sardinien zahlt die ihm gewordenen Begünstigungen mit Erleichterung der französischen Wein- und Branntweineinfuhr. Durch den Vertrag von 1843 hatte es den Zoll auf französischen Branntwein von 22 Grad um ⅓, den auf die bessern Sorten um ⅙ herabgesetzt, und die Einfuhr, die von 1842—1843 4300 Hektoliter betrug, war von 1846—1849 auf 7200 Hektoliter gestiegen, hatte sich also fast verdoppelt. Nach den neuen Bestimmungen wird der Zoll von 60 auf 30 Franks vom Hektoliter Branntwein höherer Qualität und von 33 auf 18 Franks bei den geringern Qualitäten herabgesetzt. In Bezug auf die Weine hatte der Vertrag von 1843 sich damit begnügt, die Zölle der Land- und Seeeinfuhr gleich zu stellen, und es wurden folgende Zollsätze bezahlt: vom gewöhnlichen Wein im Preis von weniger als 20 Franks der Hektoliter 24 Franks, von bessern Qualitäten 15 Franks für und 45 Franks von 100 Franks des Werths, Wein in Flaschen 72 Centim. Unter der Nationalflagge zahlten die Weine der ersten Kategorie 16 Franks, die der zweiten 10 nebst 30 Procent des Werths, Wein in Flaschen 50 Centim. Diese hohen Sätze, die indeß kein Hinderniß waren, daß im Jahre 1849 133,000 Hektoliter nach Sardinien ausgeführt wurden, sind durch den neuen Vertrag für die Weine der ersten Kategorie auf 10 Franks, für die der zweiten Kategorie auf einen fixen Zoll von 14 Franks und auf Wein in Flaschen auf 30 Cent. ermäßigt, ohne Unterschied der Flagge. Anderer Zollermäßigungen werden theilhaftig: die Ausfuhr der rohen Seide aus Sardinien (50 Cent.), die Einfuhr der französischen Modewaaren, Porzellane, farbigen Papiere, geschliffenen Gläser ꝛc. Der Vortheil ist entschieden auf französischer Seite. Frankreich gewinnt einen weitern Markt für seinen Weinbau und seine Industrie, Sardinien einigen Absatz für Rohstoffe und landwirthschaftliche Produkte. Am 23. Januar 1851 wurde ein britisch-sardinischer Schifffahrtsvertrag von Lord Palmerston und Mr. Labouchere einerseits und von Marquis d'Azeglio andererseits unterzeichnet. Die Stipulationen desselben lauten: 1) Keine Tonnen-, Hafen-, Leuchtthurm-, Lootsen-, Quarantaine- oder andere ähnliche oder entsprechende Zölle, welcher Art oder von welcher Benennung sie seyen, sollen in den Häfen beider Staaten den Fahrzeugen des andern Staates, gleichviel von welchem Hafen oder Platz dieselben ankommen, auferlegt werden, wenn besagte Steuern oder Zölle in gleichen Fällen nicht auch von nationalen Fahrzeugen getragen werden müssen, und in keinem von beiden Fällen soll irgend eine Steuer, eine Beschränkung oder ein Verbot Waaren auferlegt, noch ein Rückzoll oder eine Begünstigung denselben Waaren vorenthalten werden, weder bei der Ein-, noch bei der Ausfuhr, wenn besagte Belastung oder Vorenthaltung nicht auch bei den eigenen Schiffen der betreffenden Nation gilt. — 2) Alle Fahrzeuge, welche nach den Gesetzen Großbritanniens als britische, und alle Fahrzeuge, die nach den Gesetzen Sardiniens als sardinische angesehen werden, sollen, in Bezug auf die Stipulationen dieses Vertrags und des angeführten Traktats vom 9. Sept. 1841, resp. als britische und sardinische Fahrzeuge behandelt werden. — Die Regierung des Hauses Savoyen hatte seit der Restauration sehr wenig zur Emporhebung des Handels gethan, da sie die schon neu eröffneten Handelswege für den Land- und Transitohandel und die lange vorher eingeleiteten Wege des Seehandels übernahm; dagegen hatte sie in einzelnen Beziehungen durch engherzige Zollgesetze sogar dem allgemeinen Verkehre Genua's und Nizza's geschadet. Im Jahre 1847 wurde jedoch durch Vereinigung mit einigen Nachbarstaaten ein italienischer Zollverein angebahnt, von dem man hoffte, daß er bald das ganze Italien, die Lombardei und Venedig eingeschlossen, umfassen würde. Auch wurde eine allgemeine Bank der sardinischen Staaten, die zugleich als Handelsanstalt für den Umfang des Reichs Unternehmungen ausführte, früher sehr vermißt. Durch Dekret vom 16. Oktober 1847 ertheilte daher der König von Sardinien die Genehmigung zur Errichtung einer Diskonto-Depositen- und Konto-Kurrent-Bank in Turin. Im Frühjahr 1844 wurde in Genua wieder eine förmliche Bank (Banca di Genova) auf Aktien gegründet, deren Statuten unterm 16. März bestätigt und im Mai publicirt wurden. Die Dauer der Gesellschaft ist zunächst auf 20 Jahre festgesetzt; das Kapital beträgt 4 Millionen Lire, vertreten durch 4000 Aktien zu 1000 Lire. Die Verfassung der Bank, ihre Operationen, die ganze innere und äußere Verwaltung sind genau die nämlichen wie bei der nach ihrem Vorbilde 3 Jahre später in Turin errichteten Bank. Ein Unterschied besteht rücksichtlich einer Gattung der Banknoten, indem diejenigen der Bank von Genua statutenmäßig über 1000, 500 und 250 Lire lauten. In der neuesten Zeit erhielt aber diese Bank zugleich die Ermächtigung zur Ausgabe von Banknoten zu 100 Lire, und ein königl. Dekret vom 6. Oktober 1849 autorisirte sie zur weitern Emission von 1 Million Lire in solchen Noten zu 100 Lire. Mehre Punkte, in welchen die frühern Statuten von denen der neuern Bank von Turin anfänglich noch abwichen, sind durch königl. Patent vom 4. Juni 1846 abgeändert worden, und bei Gründung der turiner Bank sind diese Veränderungen für die letztere mit adoptirt worden, so daß, wie gesagt, nur die Darlegung der Bank von Turin zu Grunde gelegt zu werden braucht. Am 30. November 1849 betrug der Baarvorrath der Bank 7,234,543 Lire 25 Centesimi, die Notencirkulation 37,509,200 Lire. Am 4. Mai 1849 genoß das Silbergeld gegen die Banknoten (Biglietti) ein Aufgeld von 1½—2 Procent. Am 20. April

1849 bestand das Aktivvermögen der Bank (mit Einschluß der Staatspapiere und der nicht unbedeutenden Forderungen der Bank an die königl. Finanzen) in 32,772,203 Lire, der Reservefonds 42,559 Lire. Früher hatte die Bank ein Darlehn aus der Staatskasse von 2 Millionen Lire erhalten, welches getilgt wurde; im Jahre 1846 (durch königl. Dekret vom 12. Juni) erhielt sie wiederum ein solches Darlehn von gleicher Größe, welches gleichfalls heimgezahlt worden ist. Dasselbe wurde auf 4 Monate und gegen einen Zins von 2 Procent jährlich gewährt und hatte den Zweck, den Ankauf und die Abspinnung der Seidenkokons zu begünstigen, damit jener ungehindert vor sich gehen und nicht in Folge eines Geldmanzels Stockung in diesen wichtigsten Theil der Landeskultur kommen könne. Während der verhängnißvollen Zeit im Herbst 1848 wurde die Bank durch einen Beschluß der Regierung im September des genannten Jahres ermächtigt, ihre Banknoten nicht mehr baar einzulösen, so wie 20 Millionen Lire weitere Noten zu emittiren und dieselben der Regierung gegen hypothekarische Sicherstellung zu überlassen (zu leihen). Die Regierung declarirte, daß diese Banknoten als Geld angesehen werden und Zwangskurs haben sollten. Durch die in Folge dieses gezwungenen Darlehns eingetretene so ungeheure Vermehrung des Papiergeldes litten die Handelsinteressen sehr, und die Banknoten, die vorher noch nie unter Pari standen, fielen um 3 Procent unter dasselbe, welchen Verlust sie noch im Februar 1849 erduldeten. Der Kredit des Platzes wurde dadurch so sehr beeinträchtigt, daß im Februar 1849 der Handelsstand die turiner Kammern um ungesäumte Wiedererstattung jener 20 Millionen Lire und Rücknahme der betreffenden Noten durch die Bank anging, was aber damals nicht geschah. Die beiden Banken von Turin und Genua wurden zu Anfang des Jahres 1850 vereinigt und unter dem Namen Nationalbank (Banca nazionale) reorganisirt. Dieser Nationalbank ist ein Privilegium für 30 Jahre zugestanden; sinkt jedoch das Bankkapital auf die Hälfte seines gegenwärtigen Bestandes, ohne daß die Aktionäre es ergänzen, so muß die Bank zur Liquidation schreiten. Am 4. Januar 1850 befanden sich an Banknoten im Umlaufe: von der Bank von Genua 36,916,250 Lire, von der Bank von Turin 4700 Lire. Bank von Italien in Genua. Am 6. Oktober 1849 enthielt die amtliche Zeitung eine königliche Bekanntmachung über die Errichtung einer neuen Bank zu Turin zur Unterstützung des Handels und Ackerbaues, unter dem Namen Bank von Italien (Banca d'Italia). Unterm 8. Januar 1850 machte dagegen die königl. Agrikultur- und Handelskammer einen Erlaß des Ministeriums für Ackerbau und Handel bekannt, in welchem erklärt wird, daß diese Bank von Italien zu Handelsoperationen nicht berechtigt sey, da sie den in dem königl. Patent vom 29. September 1849 vorgeschriebenen Verpflichtungen nachzukommen unterlassen habe. Demnach wird man sie als wieder aufgelöst betrachten müssen. Privatbanken. Anfangs Juni 1850 wurde den Kammern vom Finanzminister ein Gesetz über die Organisation von Privatbanken vorgelegt, welches sie genehmigten. Es darf nach dessen Vorschrift ohne ausdrücklich eingeholte gesetzliche Erlaubniß weder eine neue Bank sich bilden, noch dürfen bereits bestehende sich verschmelzen. — Gegen Ende des Jahres 1849 wurde von mehren genueser Handelshäusern das Projekt zur Begründung einer Gesellschaft für den Handel mit Ostindien, China und Australien gebildet, welches im Oktober 1850 in der Ausführung begriffen war. — Am 30. Mai 1850 ward in der Deputirtenkammer das bisher diskutirte neue Stempelgesetz mit 93 gegen 40 Stimmen angenommen. Der erste Artikel desselben bestimmt den Zuschlag eines Drittels zu der gegenwärtigen Gebühr. Im dritten Artikel werden alle in den sardinischen Staaten zahlbaren Handelseffekten folgender Stempelgebühr unterworfen: bis 500 Lire: 25 Centesimi; von 500—1000 Lire: 50 Centesimi ꝛc., für jede weitern 1000 Lire 50 Centesimi. Der vierte Artikel endlich bestimmt, daß jeder Wechsel im Verlauf von 14 Tagen nach dem Ausstellungstage und in jedem Falle vor der Verfallzeit gestempelt werden müsse. Mehre Eisenbahnen sind theils beschlossen, theils im Bau begriffen. — Rechnungsverhältnisse. Münzen. Man rechnet gesetzlich in Turin und in der ganzen s.n M. seit dem 1. Januar 1827 nach neuen piemontesischen Liren (Lire nuove di Piemonte) zu 100 Centesimi im Werthe der französischen Münzwährung. Die frühere Rechnung war nach Lire zu 20 Soldi à 12 Denari piemontesi, 44 Lire = 1 Vereinsmark fein Silber, 1 Lira = 9 Sgr. 6½ Pf., und 1 Scudo hatte 6 Lire, 120 Soldi, 480 Quatrini, 1440 Denari. Wirklich geprägte Münzen. A. Frühere bis 1800: a) in Gold: Carlini zu 5, 2½, 1, ½ und ¼ Doppie, die Doppie oder Goldpistole (Luigidore) zu 24 alten piemontesischen Lire gerechnet; während des französischen Revolutionskrieges goldne Marengos zu 20 Franks; — b) in Silber: Scudi zu 6 Lire, ½, ¼ und ⅛, im Revolutionskriege auch Silbermarengos zu 5 Franks; Scheidemünze zu 7½ und 2½ Soldi; — c) in Kupfer: ganze und halbe Soldi und Quatrini (Picaillons); während jenes Kriegs 2-Soldstücke von Messing oder Glockenspeise. — B. Neuere Münzen seit 1816 und 1826 ganz nach französischem Fuß: a) in Gold: vierfache, doppelte und einfache Doppien zu 80, 40 und 20 Lire nuove; allein seit dem Münzgesetz vom 8. Juni 1832 sollen diese Münzen zwar in Cirkulation bleiben, dagegen neue Goldstücke nur zu 100, 50, 20 und 10 Lire nuove ausgeprägt werden, 31 Stück zu 100 Lire nuove aus dem Kilogramm Gold und so abwärts im Verhältniß mit einem Remedium (Toleranza) auf Gewicht und Feingehalt von 2 Tausendtheilchen; — b) in Silber: Scudi zu 5 Lire nuove und Stücke zu 2, 1, ½ und ¼ Lire; — c) in Kupfer: 5 und 3 Centesimi, 1 Centesima. Für die Insel Sardinien bestand früher eine andere Währung; s. Sardinien. Ueber die frühere Rechnungs-

weise des Herzogthums Genua s. Genua. Maße und Gewichte. Unter der französischen Herrschaft war das metrische Maß- und Gewichtssystem eingeführt, welches unterm 11. September 1845 für das Festland wieder verordnet war und mit dem 1. März 1847 ins Leben trat. Die zeitherigen Maße und Gewichte sind in den einzelnen Theilen der Monarchie verschieden: a) in Piemont: Längenmaß. Der Piede manuale oder gewöhnliche Fuß hat 8 Once, 1 Oncia 12 Punti, der Punto 12 Atomi und ist $342_{,51}$ Millimeter lang, $100 = 109_{,13}$ preuß. Fuß. Der Piede liprando mit gleicher Theilung hat $513_{,766}$ Millimeter, $100 = 163_{,70}$ preuß. Fuß. Der Raso (Elle) von Turin hat 14 Once, ist $599_{,30}$ Millimeter lang, $100 = 89_{,87}$ preuß. Ellen; die Tesa (Klafter) hat 5 Manualfuß, der Trabucco 6 liprand. Fuß; die piemontesische Meile $= 800$ Trabucchi $= 2456_{,1}$ Meter, also 45 auf den Grad des Aequators. Feldmaß. Die Pertica (Ruthe) hat 2 Trabucchi; die Tavola oder □Pertica 4 □Trabucchi; die Giornata hat 100 Tavole oder $38_{,0096}$ Aren. Fruchtmaß. Der Sacco hat 5 Emine à 8 Coppi à 24 Cucchiari und hält $115_{,0279}$ Liter, 100 Sacchi $= 209_{,07}$ preuß. Scheffel. Weinmaß. Der Carro hat 10 Breate à 36 Pinte à 2 Boccali à 2 Quartini, 1 Breata $= 49_{,78468}$ Liter. Handelsgewicht. Die Libbra oder Lira (Pfund) hat 12 Once à 8 Ottari à 3 Denari à 24 Grani à 24 Granotti, 100 Libbre $78_{,85}$ preuß. Pfund, 25 Libbre machen 1 Rubbio. Gold- und Silbergewicht ist der Marco zu 8 Once und wiegt $245_{,8063}$ Gramm. Bei Gold ist die Oncia in 24 Carati à 24 Grani, bei Silber in 12 Denari à 24 Grani getheilt. Medicinalgewicht hat die Libbra 12 Once à 8 Dramme à 3 Scrupoli à 20 Grani und wiegt $307_{,372}$ Gramm. — b) Auf der Insel Sardinien, s.d. Die Maße und Gewichte des Herzogthums Genua s. Genua. Im November 1849 bestätigten die Kammern das Gesetz, welches die Einführung des französischen Maß- und Gewichtssystems vom 1. Januar 1850 an festsetzt. Die Einführung blieb jedoch noch kurze Zeit ausgesetzt, und im Januar 1850 votirte die Kammer ein Gesetz, welches sie definitiv mit dem 1. April 1850 eintreten ließ.

Nach dem Stande theilen sich die Bewohner der s.n M.: 1) in die Geistlichkeit, die zahlreich und begütert ist und bis in die neueste Zeit große Vorrechte besaß; 2) in den Adel, der zahlreich, aber nicht reich ist und dessen Vorrechte auf dem Festlande schon früher eingeschränkter waren, als auf der Insel; 3) der Bürgerstand in den Städten und Marktflecken, der auf der Insel an den reichsständischen Rechten Antheil nimmt und sich nur in Genua durch Manufakturfleiß auszeichnet; 4) der Bauernstand, der früher selten Eigenthümer, meist nur Pächter oder Nutznießer des Ackerlandes und zwar persönlich frei, aber selten durch Erbrecht begünstigt und auf dem Festlande besser daran war, als auf der Insel, wo die Feudallasten ihn am härtesten drückten. — Die Kirchengewalt des Papstes ist sehr beschränkt. Die kürzlich (1850) erfolgte Verbannung des Erzbischofs von Cagliari war, wie bekannt, die entfernte Folge seiner Weigerung, die von ihm begehrte Auskunft über die Revenüen seines Erzbisthums zu ertheilen. Jenes Verlangen gründete sich auf ein Rundschreiben des Ministers Siccardi, welches, wie die Einen behaupten, als Vorbereitung zur Einziehung der geistlichen Güter, wie Andere glauben, lediglich zur Anbahnung einer billigen Ausgleichung der Einkünfte des Klerus, die Verzeichnung des gesammten Kircheneigenthums anordnete. Während nämlich einige Prälaten in Piemont Revenüen von 100—120,000 Franken beziehen, erhalten manche Landpfarrer kaum 500 Fr. Besoldung. Die mit jener Verzeichnung beauftragte Kommission hat jetzt ihre Arbeiten beendet, und es liegt eine genaue Uebersicht aller Einkünfte des piemontesischen Klerus vor. Man zählt 405 Klöster, worunter 144 Frauenklöster. Die Grundrente derselben beträgt 7½ Mill. Fr., welches einem Kapitale von beiläufig 150 Mill. entspricht. Erzbischöfe gibt es sieben: 3 auf dem Festlande, 3 auf der Insel Sardinien, deren Minimal-Einkommen jährlich 50,000 Fr. beträgt. Man zählt 31 Bischümer, wovon 8 auf der Insel. Das durchschnittliche Einkommen derselben beträgt 40,000 Fr. Noch müssen 16 Abteien hinzugezählt werden. Die Menge der Kapitel, der theils erzbischöflichen, theils bischöflichen Kanonikate, der Kollegien, der Seminarien ist beinahe unübersehbar, und das Kapital des weltlichen Klerus kann auf beiläufig 30 Mill. Fr. angeschlagen werden.

Staatliche Verhältnisse. Wir geben hier hauptsächlich eine Darstellung derselben, wie sie vor der Revolution waren, und verweisen rücksichtlich der Fortbildung derselben auf die Geschichte. Die Regierungsform war in den Provinzen des Festlandes unumschränkt monarchisch; nur im Herzogthum Genua und auf der Insel Sardinien war dieselbe einigermaßen beschränkt. Als Staats-, Grund- und Hausgesetze galten das Testament Amadeus VI. über die Untheilbarkeit der Lande und das Erstgeburtsrecht vom 27. Febr. 1383, welches durch Verordnung vom 22. April 1445 erneuert worden war; die Unterwerfungsakte der Grafschaft Nizza vom 28. Sept. 1388, der Friede zu London vom 2. Aug. 1718 enthält Bestimmungen über die Abtretung der Insel Sardinien; die wiener Schlußakte vom 9. Juni 1815, der Hauptvertrag mit den fünf Großmächten vom 20. Mai 1815, nebst den Conditions qui doivent servir de bases à la réunion des états de Gênes à ceux de S. M. Sarde. Oberste Behörde ist der königliche Rath von Sardinien, zu dem auch das Großkanzleramt gehört. An der Spitze dieser Behörde stand der König, welcher mit dem 14. Jahre volljährig wird. Die Thronfolge ist erblich, nach dem Rechte der Erstgeburt in gerader männlicher Linie, und gegenwärtig ist sie bei der jüngern Linie des Hauses Savoyen. Nach einem Dekret vom 28. April 1834 erbt sie die Seitenlinie Savoyen-Carignan, nach deren Aussterben die Insel Sardinien an Spanien zu-

rückfällt. Der König ist das Haupt seiner Familie, welche zur Annahme der römisch-katholischen Religion verpflichtet ist. Die Prinzen und Prinzessinnen werden mit dem 18. Jahre majorenn. So lange der Thronfolger unverheirathet ist, führt er den Titel eines Prinzen von Piemont; gebärt ihm hingegen seine Gemahlin einen Sohn, so führt er den Titel eines Herzogs von Savoyen, und der erste Titel geht dann auf den Sohn über. Der königliche Titel lautet: König von Sardinien, Cypern u. Jerusalem, Herzog von Savoyen, Genua, Montferrat, Chablais, Aosta und Genevois, Fürst von Piemont und Oneglia, Marquis von Italien, Saluzzo, Susa, Ivrea, Ceva, Maro, Oristan und Sezjana, Graf von Maurienne, Nizza, Asti, Alessandria, Tenda, Gocean und Romont, Freiherr von Vaud und Faucigny, Herr von Vercelli, Pignerol, Tarentaise, Lomellino und Val di Sesia ꝛc. Residenz: Turin; Lustschlösser: Montecalieri, Stupinigi ꝛc. Orden sind: 1) della St. Anunciata, 1362 gestiftet, seit 1720 sardinisch; 2) St. Mauricius- und Lazarusorden, gest. 1434, erneuert 1572; 3) der militärische Ritterorden, gest. 1815; 4) das Kreuz der Treue, gest. 1814; 5) Civilverdienstorden, gest. 1831. Der Hofstaat, welcher nicht kostspielig war, war in neuerer Zeit in Bezug auf Jagdwesen und Hofgeistlichkeit sehr vermehrt worden; der des Königs zerfiel in 4 Stäbe, an deren Spitze der Oberkammerherr, Oberhofmeister, Obergarderobemeister und Oberstallmeister standen. Die Landes- und Provinzialvertretung bestand nur auf der Insel Sardinien und in Genua und wurde durch die Reichsstände ausgeübt. — Staatsverwaltung. Unmittelbar unter dem Könige stand eine geheime Kanzlei und ein durch Dekret vom 18. August 1831 zur Gesetzberathung und Verwaltungskontrole organisirter, in 3 Abtheilungen getrennter Staatsrath. An der Spitze der streng bureaukratischen Verwaltung stand ein Staatsministerium. Nach den Verordnungen von 1831 und 1844 bestand dasselbe aus 7 Departementsministerien, als: a) dem Ministerium des Auswärtigen, b) des Innern, c) der Justiz, welches auch die kirchlichen Angelegenheiten, so wie die Gnadensachen, auch für die Insel Sardinien, mit zu besorgen hatte, d) der Finanzen, e) des Kriegs, f) der Marine und g) dem Ministerium für die sardinischen Angelegenheiten, mit Ausnahme der Rechtspflege, der kirchlichen u. Gnadensachen. Provinzialverwaltung. Das Festland theilt sich in 8 Hauptprovinzen oder Generalintendanturen (Divisioni oder Intendenze generali); diese sind: Savoyen oder Chambery, Turin, Cuneo oder Coni, Alessandria, Novara, Aosta, Nizza und Genua nebst der Insel Capraja; diese Provinzen haben an ihrer Spitze einen Generalintendanten (Intendente generale) 1. oder 2. Klasse. Jede Hauptprovinz ist wieder in 3—8 Provinzen oder Intendanturen getheilt, deren es zusammen 40 gibt; an der Spitze dieser steht ein Intendant 1. oder 2. Klasse, und diesen ist gewöhnlich noch ein Vice-intendant beigegeben. Die Intendanturen zerfallen wieder in Gemeinden (Communi), im Ganzen 2712, deren oberste Leitung ein Syndikus oder Podesta über sich hatte. Rücksichtlich der Insel Sardinien s. d. — Rechtsverfassung. Die derselben zu Grunde liegenden Gesetzbücher sind den französischen nachgebildet; doch enthalten sie selbstständige Abweichungen. Das Civilgesetzbuch vom 1. Jan. 1838 (Codice civile per gli stati di S. M. il re di Sardegna) unterscheidet sich von dem französischen dadurch, daß in jenem der bürgerliche Tod, die Zulässigkeit der Ehescheidung für die Reformirten, die Versorgungsverbindlichkeit der Geschwister, die Erweiterung der väterlichen Gewalt ꝛc. aufgehoben worden ist. Bei einer neuen Organisation der Justiz im J. 1838 für Piemont und Sardinien, welche gerichtliche Verfassung auch auf Savoyen später ausgedehnt werden sollte, ist jedoch die Tortur bei solchen Vergehen, die den Tod oder Galeerenstrafe nach sich ziehen, wieder angeordnet worden. Gerichtsverfassung. Für Civil- und Kriminalsachen waren als oberste Gerichtsbehörden auf dem Festlande 5 Senate eingesetzt. Dieselben hatten in 2 Abtheilungen zu Chambery (königl. Rath von Savoyen), Turin, Casale, Montferrat, Nizza und Genua ihren Sitz. Ein Generalfiskal mit 6 Substituten war Staatsanwalt, der die Interessen der Krone vertrat, und ein Generalarmenadvokat vertrat die der Armen gegen die Reichen. In Steuer- und Domänensachen bildete die Finanz- oder Rechnungskammer (Regia camera dei conti) die oberste Gerichtsbehörde. Handelsgerichte waren die Consulati und Tribunali di commercio. Nach einem Edikt vom 27. August 1822 waren die Uditoriati generali di guerra zu Kriegsgerichten bestimmt. Das Admiralitätsgericht (Magistrato dell' ammiragliato) hatte seinen Sitz zu Genua. Geistliche Gerichte waren das Vicariato und die Delegazione apostolica zu Turin. Ein Edikt vom 27. Sept. 1822 setzte für jeden Provinzialhauptort ein Gericht 1. Instanz (Tribunale de praefettura), im Ganzen 40. Für geringfügige Rechtssachen waren in allen größern Gemeinden Bezirksrichter (Giudici di mandamento) vorhanden; man zählte deren 416. Die Revision bei Irrthümern im Thatbestande besorgte der Staatsrath. Die Gerichte auf der Insel Sardinien (s. d.).

Finanzen. Sonst pflegte man die jährliche Einnahme zu 79 Mill. Lire oder Fr., die Schuld zu 145 Mill. Lire anzugeben. Am 24. Juni 1848 erschien in der piemontesischen Zeitung eine Finanzübersicht, welche der piemontesischen Abgeordnetenkammer am 19. Juni vorgelegt worden war. Man bedurfte, um ein Passivum von

87,843,105 Lire gegenüber einem Aktivum von
56,800,888 „ zu decken, einer Summe von
31,042,217 Lire für das Finanzjahr und schlug neben neuen Steuern und Erhöhung früherer eine Anleihe von 12 Mill. Lire unter Verpfändung der Güter der Orden von St. Maurice und St. Lazare vor. Nach einer Auseinandersetzung des Finanzministers vom 23. Aug. 1849

hoffte man für das J. 1850 aus Steuern und Erträgen eine Einnahme von 83,868,161 Lire u. mit Einschluß anderer Zuflüsse von 90,973,466 Lire zu erlangen. Die gewöhnlichen Ausgaben wurden zu 110,400,000 Lire geschätzt. Die Schuld wurde vor Beginn des Kriegs mit Oesterreich veranschlagt auf 112½ Mill. Lire. Hierzu kommt der Kriegsaufwand, welchen man ungefähr zu 150 Mill. Lire annehmen kann; ferner die Entschädigung von 75 Mill., welche dem Friedensvertrag vom 6. Aug. 1849 gemäß Oesterreich zukam, so wie die Defecite der Jahre 1848, 1849 und 1850. Am 31. März 1849 betrug das Deficit 21,683,161 Lire; das Budget für 1849 zeigte ein Deficit von 56 Mill., dasjenige für 1850 ein Deficit von 82 Mill. Lire, wozu noch die Anleihe der genuesischen Bank kommt, welche in runder Summe 101 Mill. Lire beträgt. Ein königl. Dekret vom 12. Juni 1849 ermächtigte, in Folge der Zustimmung beider Kammern, den Finanzminister zum Abschluß einer Anleihe bis zu 50 Mill. Lire im Auslande binnen 2 Monaten zu den möglichst günstigen Bedingungen zu erheben. Diese Anleihe war als Beitrag zur Abtragung der erwähnten Kriegskontribution an Oesterreich im Betrage von 75 Mill. Lire bestimmt, wovon 15 Mill. am 31. Okt. 1849 fällig wurden, während der Rest in Raten von 5 Millonen in zweimonatlichen Zwischenräumen zu zahlen war. Der Abschluß obiger Anleihe gelang nicht, und die Regierung eröffnete daher im Aug. 1844 eine freiwillige Anleihe von 50 Mill. Lire, mit Verzinsung vom 1. Juli 1849 ab (königl. Dekret vom 27. Juli 1849). Die Einzahlung sollte auf folgende Weise geschehen: die Hälfte verfällt am 12. Aug., ein Viertel am 12. Sept. und der Rest am 12. Okt.; 15 Mill. dieser Anleihe werden in 6proc. Schatzscheinen, 6 Monate nach der Emission zahlbar, ausgegeben, welche bei den letzten 2 Raten als Einzahlungsmittel benutzt werden können. Zur Sicherstellung für die genaue Leistung der Kriegskontribution an Oesterreich verpflichtete sich die sardin. Regierung im Friedensvertrage, jenem Staate 60 auf dem großen Buche der sardin. Staatsschuld haftende Inskriptionen zu 1 Mill. Lire zu übergeben. Diese Inskriptionen werden der sardin. Regierung nach Maßgabe der geleisteten Ratenzahlungen wieder ausgehändigt, im Falle der unterlassenen Zahlung aber an der pariser Börse veräußert; der etwaige Ausfall dabei fällt der sardin. Regierung zur Last. Am 1. Okt. 1849 erschien das die Regierung zur Ausfertigung jener 60 Inskriptionen ermächtigende Dekret, und am 3. Okt. wurden dieselben in Wien abgeliefert. Eine neue Anleihe von 80 Mill. Lire wurde zu Ende des J. 1849 mit dem Hause Rothschild in Paris zu 88⅝ abgeschlossen. Unterm 16. Juni 1849 wurden 2½ Mill. Lire Renten kreirt, im Okt. 1849 abermals 600,000 Lire. Gegen Ende Januar 1850 wurde die Genehmigung der Kammern zu einer neuen Ausgabe von 4 Mill. Lire Renten gefordert und ertheilt. Dasselbe geschah im Juli 1850 behufs einer weitern Ausgabe von 6 Mill. Renten. Eine zu Anfang Febr. 1850 von den Kammern votirte abermalige Anleihe von 20 Mill. Lire wurde fast ganz von einheimischen Kapitalisten übernommen. Das desfallsige Dekret ist vom 3. Febr. 1850 datirt. Bei den Einzahlungen wurden auch die in Folge des Dekrets vom 27. Juli 1849 emittirten Schatzscheine (s. oben) zum Nennwerthe angenommen. Das neue Bankgesetz autorisirte die Regierung wiederum, eine Anleihe von 18 Millionen Lire zu machen, durch Ausgabe von Staatsschuldscheinen au porteur, vom 1. August 1850 angefangen. — Land- u. Seemacht. Das Königreich Sardinien ist seit langer Zeit der Militärstaat Italiens. Seine Herrscher, Emanuel, Philibert u. Viktor Amadeus, haben sich in den Annalen der Kriegsgeschichte Ruhm erworben. Der Geist des Volks ist ein kriegerischer und über alle Theile des Landes verbreitet. Die Piemontesen, die Savoyer, die Genuesen, die Sarden handhaben gern und muthig die Waffen, der Sarde ist in Folge seiner Armuth, der Savoyarde und Piemontese vermöge seiner Abhärtung den Kriegsmühen gewachsen. In den Revolutionskriegen gehörten die Sardinier zu den besten Soldaten Napoleons, und aus jener Zeit ist noch ein Stamm geblieben, der die Tüchtigkeit des Heeres erhält. In dem letzten Feldzuge haben sich die Piemontesen als die einzig brauchbare Truppe Italiens gezeigt. Die Grenzwache Italiens gegen Frankreich ist in ihren Händen, das Land eine natürliche Festung. Der Staat ist wohlgerundet und bietet selbst an der gefährlichsten Angriffsseite wichtige und natürliche Haltpunkte. Die Grenze gegen das übrige Italien kann militärisch nicht in Betracht kommen; die schweizerische kaum mehr, da die Schweiz mit ihrer Verfassung selbst ein Bollwerk Piemonts abgibt. Gegen Frankreich decken die Alpenketten vom ligurischen Meer bis Wallis und Bern; die Zugänge darüber durch Savoyen und aus der Dauphiné sind mit einzelnen Festen verwahrt; die Küstenstraße von Nizza nach Genua zu schließen, reichten hie und da einfache Abschnitte aus. Auch die Seegrenze ist sowohl durch die Natur, als durch eine Menge Festen an den Landungspunkten vertheidigt, so wie durch eine zwar kleine, aber tüchtige Marine. Genua mit seinen ausgebreiteten Werken zum Schutz des Hafens und auf den umliegenden Höhen bildet den festen Schlüssel zu dem ganzen Küstengebiet. Im Innern des Landes, das einem großen, nur nach Osten offenen Gebirgskessel gleicht, und worin von allen Seiten dem Po Flüsse zulaufen, zieht sich eine 2. Festenkette umher, von Novara über Fredi, Susa, Carmagnola, Aqui, Novi nach Alessandria, und innerhalb dieses Festenkranzes liegt als innerster Haltpunkt die befestigte Hauptstadt Turin selbst am Po. Endlich bietet Sardinien mit den andern kleinen Inseln für den äußersten Fall noch einen andern Stützpunkt im Meere, der unter Umständen von großer Wichtigkeit werden kann. Die Vertheidigungsfähigkeit des Landes wird durch eine im Ganzen treffliche Heeresverfassung unterstützt. Dieser Staat von noch nicht 5 Mill. Einw. kann binnen wenigen Wochen ein Heer von 150,000 M. wohlgeübter Truppen aller Waf-

fengattungen aufstellen, wovon er im Frieden nur etwas mehr als ein Zehntel unterhält; auſerdem hat er im Rückhalt noch eine beinahe eben ſo zahlreiche Reſerve. Dies bewirkt er auf folgende Weiſe. Die Dienſtzeit währt der Pflicht nach 16 Jahre. Während der 8 letzten Jahre gehört der Kriegsmann zur Reſerve und wird nur im äuſerſten Fall einberufen. Von den 8 erſten dient er im ſtehenden Heer nur 1 Jahr oder auch 14 Monate und macht ſpäter nur noch eine groſe Feldübung von 3—4 Wochen mit, gehört aber ſonſt ſeinem bürgerlichen Geſchäfte an. So bildet der Staat eine ungefähr 15 Mal gröſere Mannſchaft, die auf einen Wink zum Wiedereintritt bereit ſteht, in den Waffen aus, als er im ſtehenden Heer unterhalten muſ. Nur die Karabiniere, die Gardejäger und Schützen bleiben 8 Jahre dauernd unter den Waffen und haben keine Reſerve. In der Reiterei iſt der Dienſt 13 Jahre für die Freiwilligen, 8 Jahre für die Ausgehobenen. Die letztern haben 3jährigen Dienſt im ſtehenden Heer und machen die übrige Zeit bloſ die Uebungen mit. Das Verhältniſ von 8 und 13 Jahren findet auch bei der Artillerie Statt, mit der Modifikation, daſ nach 3jährigem Dienſt im ſtehenden Heer 6jähriger auſerordentlicher und während der übrigen 4 Jahre nur Einberufung im Fall des Kriegs erfolgt. Da die Zahl der Jugend noch gröſer iſt, als die militäriſche Ausbildung erfordert, ſo entſcheidet über Jeden einmal das Loos. Die frei Ausgehenden werden nicht, wie früher in Preuſen, 6 Wochen für die Landwehr ausgebildet. Für Pferdezucht geſchieht im Lande wenig. Die einheimiſche Art iſt klein; die meiſten Dienſtpferde werden aus Deutſchland und der Schweiz bezogen. Die Feſtlandſtaaten ſind, wie in Preuſen, in 8 Militärdiviſionen getheilt, mit den Hauptorten Turin, Genua, Chambery, Nizza, Aleſſandria, Cuneo, Novara, Aoſta, mit der Unterabtheilung in 66 Kommando's. Jeder Diviſion ſteht ein Diviſionsgeneral vor, während ein Marſchall oder Generallieutenant als Gouverneur der Provinz die Civil- und Militärjurisdiktion in ſich vereinigt (vor dem Kriege). Die Inſel Sardinien wird durch einen Generaloffizier mit dem Titel eines Vicekönigs verwaltet, iſt von der Konſkription frei und hat eine Nationalmiliz, welche unter einem vom Vicekönig abhängigen Generalkommandanten ſteht. Das Rechnungsweſen ſteht unter der Militärintendanz; Artillerie und Befeſtigungsweſen haben eigene Intendanzen. Das Heer iſt folgendermaſen zuſammengeſetzt: Generaloffiziere 73, nämlich 1 Marſchall, 4 Generale, 25 Gen.-Lieutenants u. 43 Gen.-Majore; Generalſtab 56; Gardes-du-Corps 80; Palaſtwachen 120; königliche Karabiniere zu Pferd und zu Fuſ, zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, 2206; ſardiniſche Hellebardiere zum Dienſt beim Vicekönig 20; Garde zu Fuſ, aus einem Grenadier- und Jägerregiment beſtehend, 2739, in Kriegszeit 9912; Linieninfanterie 18,530, auf dem Kriegsfuſ 112,698 in 9 Brigaden; Artillerie 3362, Kriegsfuſ 6944; Sappeurs 437, Kriegsfuſ 707; Train 317, Kriegsfuſ 2234; Reiterei in 3 Brigaden 4674, Kriegsfuſ 6000; leichte Reiterei zum Kriegsdienſt auf Sardinien 642; Schützen 384, Kriegsfuſ 705; Jäger auf Sardinien, worunter zwei Strafkompagnien, 1170; Veteranen 2700; die Geſammtmaſſe des Heeres, ohne Einſchluſ des Geniecorps, beläuft ſich demnach im Frieden auf 37,512 Mann, im Krieg auf 146,270. Feſtungen ſind: Turin, Sarona, Nizza, Aleſſandria, Tortona, Aquiëja, Yvrea, ſämmtlich mit Citadellen; Genua, Mondovi, Foſſano; auf Sardinien Cagliari und Saſſari mit altem Kaſtell; das Fort Demonte, ſämmtlich ſchwächer. Andere nennen noch: Cuneo, Novara, Bramanter, Spezzia, Nori, Carmagnola, Coni. Die Marine hat in den letzten Jahrzehnten einen groſen Aufſchwung genommen. Das Centralkommando reſidirt in Genua und hat 3 Departements, Genua, Villafranca, Sardinien. In der erſtgenannten Stadt ſind auch das Marinekollegium zur Bildung der Abſpiranten und das groſe Arſenal. Ein anderes Arſenal befindet ſich in Cagliari; nautiſche Schulen gibt es in Genua, Villafrance, Savona, Spezzia. Die gewöhnliche Flottenſtation iſt der Hafen von Genua. Die Mannſchaft wird in den Küſtenſtrichen unter den Männern von 22—36 Jahren ausgehoben. Das Perſonal der Flotte beſteht aus 2860 Mann, worunter ein Admiral, 2 Gegenadmirale, 7 Schiffskapitäns, 6 Fregattenkapitäns. Das Material der Flotte wird gebildet durch 4 Fregatten, eine Korvette, 3 Brigantinen, eine Brigg, 4 Dampfboote ꝛc., im Ganzen 77 Kriegsfahrzeuge mit 338 Kanonen. Flagge: blau, mit einem vierfachen weiſen Kreuz im innern und obern Viertel. Wappen: ein quadrirter Schild mit Spitze, Mittel- und Herzſchild. Das 1. Feld hat wieder 4 Felder, von denen das 1. ein goldenes gröſeres und 4 kleinere in Silber (wegen Jeruſalem), das 2. einen goldenen gekrönten Löwen in 10fach Blau und Silber quer getheiltem Felde (wegen Cypern), das 3. einen gekrönten rothen Löwen in Gold (wegen Armenien), das 4. einen dergleichen in Silber (wegen Luxemburg) hat. Das 2. Hauptfeld hat zur Rechten ein ſilbernes ſpringendes Pferd in Roth (wegen des alten Herzogthums Sachſen), zur Linken 5 ſchwarze und 5 goldene Querſtreife mit ſchräg liegendem Rautenkranz (wegen des jetzigen Sachſens) und in dem untern eingeſchobenen ſpitzigen Theil 3 rothe Schröterhörner in Silber (wegen Engern); dieſes ganze Feld deutet die Abſtammung von Wittekind an. Das 3. Hauptfeld hat 4 Fächer: in dem 1. iſt in Schwarz der ſilberne Löwe von Aoſta; im 2. iſt in Silber das rothe Kreuz von Genua; das 3. hat in einem mit ſchwarzen Schildchen beſtreuten ſilbernen Felde den ſchwarzen Löwen von Chablais, und das 4. in Silber einen ſchwarzen Adler über zwei Felſen, wegen Nizza. Das 4. Hauptfeld iſt ebenfalls in 4 Fächer getheilt; im 1. ſteht man in Roth ein ſilbernes Kreuz mit einem blauen Turnierkragen, wegen Piemont; im 2. in Silber ein rothes Schildeshaupt, wegen Montferrat; das 3. hat ein goldenes und blaues Schachbret von 9 Feldern, wegen Genevois; das 4. iſt ein ſilberner Schild mit einem blauen Schildeshaupte, wegen Saluzzo. In der weiſen Spitze erblickt man in

Silber das rothe Kreuz mit 4 Mohrenköpfen, wegen Sardinien, und im goldenen Mittelschilde den schwarzen Adler von Alt-Savoyen mit einem kleinen rothen Herzschilde, auf dem das silberne Kreuz ist, welches das von Neu-Savoyen genannt wird. Schildhalter sind 2 goldene Löwen. Das Ganze umfliegt ein Purpurmantel mit silbernen Kreuzen bestreut; ihn deckt die Königskrone. — Wir geben hier zum Schluß die Hauptbestimmungen der am 5. März 1848 erschienenen sardin. Konstitution. Die kathol. Religion ist Staatsreligion, die übrigen Kulte werden nach dem Gesetz tolerirt. Das Parlament besteht aus 2 Kammern, einem Senat und einer Deputirtenkammer. Der König, dem die Exekutivgewalt zusteht, schließt Verträge und Bündnisse, indem er den Kammern, sobald das Interesse des Staats es gestattet, Kenntniß davon gibt. Verträge, welche eine Belastung der Finanzen oder eine Aenderung des Gebiets involviren, müssen von den Kammern sanktionirt werden. Die Kammern werden jährlich zusammenberufen. Zu den Rechten der Unterthanen gehört auch das Versammlungsrecht, außer an öffentlichen Orten, welche letztere den Polizeigesetzen unterworfen bleiben. Der Senat besteht aus Mitgliedern, welche der König auf Lebenszeit ernennt. Ihre Zahl ist unbegrenzt; die Kategorien, aus denen sie genommen werden, entsprechen den in der toskanischen Verfassung festgestellten (s. Toskana); die Prinzen sind von Rechtswegen Senatoren; der Senat ist oberster politischer Gerichtshof und urtheilt auch über die von der Deputirtenkammer angeklagten Minister. Die Deputirten werden auf 5 Jahre gewählt. Die Kammermitglieder aus den französischen Landestheilen dürfen sich der franz. Sprache bedienen. Im Uebrigen ist das Grundgesetz der toskanischen Verfassung analog, welche letztere bekanntlich am 21. Sept. 1850 durch Dekret des Großherzogs suspendirt worden ist, s. Toskana.

Uebersicht des Flächenraums und der Bevölkerung der einzelnen Provinzen.

Divisionen.	Flächengehalt. in Miriaren	in □Meilen. italien.	in □Meilen. geogr.	Bevölkerung 1839.
Savoia . .	1'054,02	3223,1	201,46	564,127
Torino . .	2 248,94	2403,3	150,21	873,310
Cuneo . .	919,19	2040,7	127,53	556,181
Alessandria .	3277,8	1539,	96,19	595,563
Novara . .	6979,09	2032,4	127,02	542,728
Aosta . . .	3194,06	931,2	58,21	78,110
Nizza . . .	4191,41	1229,4	76,84	230,718
Genova . (nebst Caprasi, S.[illegible])	5447,24	1586,2	99,14	674,988
	31402,80	14969	936,20	4,125,725
Insel Sardinien*)	23920	6975	435,94	524,623
	73323,22	21944	1372,14	4,650,348

1 italienische □Meile = 0,04240 geographische □Meilen;
1 geographische □Meile = 34,[illegible]2 Miriaren oder □Kilometer.

*) Die Insel Sardinien sollte (vom 1. Oktober 1848) in drei Verwaltungsbezirke getheilt werden, deren Behörden in den Städten Cagliari, Sassari und Nuoro ihren Sitz haben werden.

Geschichte. Nachdem der Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen den Königstitel angenommen und am 24. August 1720 die ihm von Spanien streitig gemachte Insel Sicilien gegen die Insel Sardinien ausgetauscht, bildeten Sardinien (s. d.) und Savoyen (s. d.) die s. M., welche von der neuerworbenen Insel den Namen, von Piemont, dem Hauptlande, jedoch die Hauptstadt erhielt. Im J. 1730 trat der König die Regierung an seinen Sohn Karl Emanuel I. ab und bezog ein Jahrgeld von 100,000 Thlr.; allein kaum ein Jahr später wurde er von seiner ihm heimlich angetrauten Frau, der Marquise St. Sebastian, verleitet, sich wieder der Krone bemächtigen zu wollen, wurde aber verhaftet und starb 1732 im Gefängnisse. Im folgenden Jahre nahm der König, nachdem er mit Frankreich ein Bündniß geschlossen, den Oberbefehl über die vereinigten französischen und sardinischen Truppen, schlug die Oesterreicher im polnischen Königswahlkriege (s. d.) am 29. Sept. 1734 bei Parma und am 19. Sept. bei Guastalla, überschwemmte Mailand und warf Königseck 1735 bis in die Pässe von Trentin zurück. In dem darauf folgenden wiener Frieden erhielt er 1736 von Mailand Novara und Tortona und die Herrschaften San Fidele, Campo maggiore, Torre di Torti und Graveto. Der österreichische Erbfolgekrieg gab ihm abermals Gelegenheit, sein Gebiet zu vergrößern. In der Hoffnung, Mailand zu bekommen, hatte er sich mit Frankreich verbündet; allein da dieses das fragliche Gebiet Spanien zuwenden wollte, trat er 1743 schnell dem Vertrage von Turin und Worms bei und stellte, gegen 200,000 Pfd. Sterling Subsidien von England, in Oesterreich ein Heer von 45,000 M., wofür ihm dieses außerdem noch die Grafschaft Anghiera mit Vigevanasco, die Herrschaft Bobio und Piacenza und einen Theil des Fürstenthums Pavia abtrat. Die Feindseligkeiten begannen sogleich; ein spanisches Heer unter dem Infanten Don Philipp, welches bereits Chambery erobert hatte, warf der König theils über die französische Grenze, theils bis Mirandolina zurück, eroberte daselbe und besiegte die Spanier, als sie abermals vordrangen, am 5. März 1744 bei Campo Santa vollständig. Zwei neue feindliche Heere, welche ihn aus seinen Verschanzungen bei Villafranca geworfen, konnte er nicht überwältigen; Piacenza, Alessandria, Valenza und Tortona gingen 1745 verloren, und am 27. Sept. wurde er bei Bassignane geschlagen. Trotzdem rüstete er aufs Neue, nahm am 8. März 1746 Asti und machte dort 6000 Gefangene, eroberte mehre Städte und schlug am 16. Juni bei St. Antonio seine Feinde, ohne nur von der ihm vom Fürsten Lichtenstein zugeführten österreichischen Hülfe Gebrauch zu machen. Savoyen wurde hierauf schnell von den Feinden gereinigt und sogar in die Dauphiné und Provence eingefallen. Diese Siege stimmten die Forderungen seiner Feinde herab, und 1748 wurde ihm im aachener Frieden Alles bewilligt, was Oesterreich versprochen, und ihm für seinen Theil von Piacenza überdies eine Geldentschädigung zuerkannt. Von dieser Zeit an blieb Savoyen in Frieden. Er that viel für

den innren Zustand seiner Lande. Mit Mailand schloß er 1752 einen vortheilhaften Handelsvertrag; zwischen Nizza und Coni erbaute er eine Heerstraße und außerdem Kanäle. Im J. 1762 vermittelte er den Frieden zwischen Frankreich und England, und 1770 führte er das Corpus Carolinum als Gesetzbuch ein, eine revidirte Sammlung der früher erlassenen allgemeinen Gesetze für Civil- und Kriminalrecht, mit subsidiarischer Geltung des römischen Rechts. In seinen häufigen Zwisten mit dem Papstthum hielt er seine Rechte standhaft aufrecht; er besteuerte die geistlichen Güter, besetzte alle Stellen selbst und unterwarf die päpstlichen Bullen seiner Bestätigung. Er starb 1773, und ihm folgte sein Sohn Viktor Amadeus III., unter dessen Regierung jedoch Alles, was sein Vater geschaffen, wieder verloren ging. Als Schwiegervater der Brüder des Königs von Frankreich, trat er 1792 in den Bund mit Oesterreich gegen Frankreich, welches das Einrücken der Franzosen unter Montesquieu zur Folge hatte. Ohne Widerstand wurden Savoyen und Nizza überschwemmt und, während die andern Länder unangetastet blieben, als zwei neue Departements der französischen Republik einverleibt. Zur Wiedererlangung seiner Lande schloß er nun mit England einen Subsidienvertrag, nach welchem er, gegen 200,000 Pf. St., 50,000 M. zu stellen versprach; allein nur durch Einziehung mehrer Klöster und harte Bedrückung des Volks wurde es ihm möglich, das Heer aufzustellen. Die Franzosen wurden genöthigt, zurückzugehen; allein schon 1794 drangen sie aufs Neue über die unzugänglichen Gebirgspässe, und obgleich sie mit Hülfe der Oesterreicher 1795 abermals zurückgeworfen worden, rückten Scheerer und Kellermann mit zwei Kolonnen abermals ein, schlugen am 22. und 25. Nov. die Heere der Oesterreicher und Sardinier und bezogen Winterquartiere. Im J. 1796 übernahm Bonaparte den Oberbefehl über das französische Heer, und nachdem er bei Montenotte, Dego und Millesimo die verbündeten Heere fast vernichtet, drohte ein Volksaufruhr auszubrechen; Amadeus mußte einen Waffenstillstand und am 18. Mai den Frieden von Turin schließen, in welchem er Savoyen, Nizza, Tenda und Boglio an Frankreich abtrat. Die Aufregung und Unzufriedenheit über die schwache Regierung Viktors war so allgemein gewesen, daß selbst in der außerhalb aller unmittelbaren Einflüsse liegenden Insel Sardinien das Volk durch Erfüllung eines lange verzögerten Versprechens, die Herstellung der alten Rechte der Stände, zufriedengestellt werden mußte. Viktor starb 1796, wie man sagt, aus Kummer über sein Mißgeschick. Sein Sohn Karl Emanuel II. suchte vor allen Dingen sich bei den französischen Machthabern in Gunst zu setzen und dieses gelang ihm auch so weit, daß seine Staaten von der Republikanisirung verschont blieben. Im J. 1798 erklärte ihm die ligurische Republik den Krieg, Frankreich verhieß ihm dagegen seinen Schutz und besetzte die Citadelle von Turin. Allein das französische Direktorium benutzte die durch harte Steuern, Willkür und Vorrechte des Adels gereizte Stimmung des Volkes und zwang den König unter dem Vorgeben, daß er feindliche Pläne gegen die Republik hege, am 9. December zur Verzichtleistung auf alle seine Besitzungen auf dem Festlande. Noch an demselben Tage verließ er Turin, wo sogleich eine provisorische Regierung errichtet wurde, ging nach Livorno und von dort nach Sardinien, von wo er eine Protestation gegen die erzwungene Abtretung seiner Staaten erließ. Civilbehörden und Militär wurden nun völlig nach französischem Zuschnitte umgeformt; die Anhänger der alten Regierung wanderten aus, oder mußten mehrfache Bedrückungen und Verfolgungen erleiden, und während das Land durch Parteistreite zerrüttet wurde, wich das Vertrauen, die Gewerbe stockten, und die allgemein eingetretene Hungersnoth wurde noch durch ein österr.-russisches Heer erhöht, welches 1798 die Franzosen aus Savoyen drängte. Die Rache des Volkes kehrte sich nun gegen die Anhänger der neuen Ordnung; die meisten mußten flüchten, und die provisorische Regierung wurde wieder gestürzt, als 1800 die Schlacht von Marengo die Macht der Franzosen in Italien und die französische Regierung in Turin wieder herstellte. Karl Emanuel II., der seither in Sardinien gelebt hatte, trat am 4. Juni 1802 die Krone an seinen Bruder Viktor Emanuel ab, lebte hierauf als Privatmann in Rom, wurde später Jesuit und starb 1819 in Rom. Am 11. September erfolgte hierauf die förmliche Vereinigung Piemonts mit Frankreich und seine Eintheilung in sechs Departements. Erst durch den Sturz Napoleons kamen die sardinischen Lande wieder unter ihre ehemaligen Herrscher zurück und wurden noch durch die erlangte Souveränität von Monaco vermehrt; Carouge und Chesne trat es an Genf ab. Allein derselben Politik, welche durch Sardinien eine Vormauer gegen Frankreich bilden wollte, verdankte es auf dem wiener Kongresse auch die Erwerbung des Herzogthums Genua, welches ihm mit 104 □M. und 600,000 Einwohnern zuerkannt wurde; zu gleicher Zeit wurde auf dem Kongresse die Erbfolge dahin geregelt, das nach dem Erlöschen des regierenden Mannesstammes die von Thomas Franz, dem jüngern Sohne des Herzogs Karl Emanuel I., gestiftete Linie Savoyen-Carignan zum Throne gelangen sollte. Schon am 20. Mai 1814 hielt Viktor Emanuel seinen Einzug in Turin, und sogleich begann die Restauration im ausgedehntesten Maße. Der König selbst bekümmerte sich nicht viel um die Regierung; allein desto eifriger waren sein Beichtvater, der Abbé Botta, und die Königin bemüht, die alten Zustände wieder herzustellen. Die von Viktor Amadeus schon ein halbes Jahrhundert vor ihrer Vertreibung von der Kanzel und den Lehrämtern ausgeschlossenen Jesuiten wurden wieder zurückberufen, es wurden neue Klöster gestiftet und die Einkünfte der Geistlichkeit bedeutend vermehrt; die Waldenser und übrigen Protestanten, so wie die Juden wurden noch beschränkendern Maßregeln unterworfen, die alte Rechtspflege wieder eingeführt u. dabei das Volk durch hohe Abgaben, Beschwerung des Handels und durch enorme Zölle völlig ausgesogen. Die französische Revolution und die

Entwicklung des politischen Selbstbewußtseyns unter den Regierungsformen der französischen Republik hatten jedoch den politischen Ansichten vorzüglich der gebildeteren Stände eine entschiedenere Richtung gegeben. Der höhere Bürgerstand, die akademische und selbst das Militär konnten sich mit den starren Formen des Monarchismus nicht befreunden. Aber sogar der Adel, der in Piemont noch immer den größten Grundbesitz hat, konnte sich mit seiner abhängigen und gänzlich zurückgedrängten Position unter dieser Pfaffenregierung nicht befreunden und strebte nach Reformen im Sinne der englischen Verfassung und der Anerkennung des aristokratischen Elementes. Der König blieb jedoch taub gegen alle Aeßerungen der Volksstimme; wenn er auch einzelne mißliebige Maßregeln, wie z. B. 1818 auf Rath des Ministers Balbi die bereits befohlene Einziehung der unter der französischen Regierung verkauften Kron- und Kirchengüter, zurücknahm, so war seine Politik im Ganzen doch einzig auf die Herstellung der durch die Revolution gebrochenen streng monarchischen Zustände gerichtet. Die Gährung war allgemein und erhielt plözlich durch die Proklamirung der Konstitution der spanischen Cortes in Neapel (s. d.) ein bestimmtes Ziel. Bald hatte sich auch in Piemont eine Zweigverbindung der Carbonari gebildet, aus welcher nach erfolgter spanischer Revolution und durch lebhafte Bemühung spanischer Emissäre genährt, eine förmliche Verschwörung hervorging. Der Zweck derselben war die Proklamirung der spanischen Konstitution u. Vertreibung der fremden österreichischen Eindringlinge aus Italien. In Turin und der Armee überhaupt nahmen besonders viele Offiziere und vorzüglich solche daran Theil, welche zu dem Prinzen Karl Albert, von der Linie Savoyen-Carignan in den vertrautesten Verhältnissen standen; es war sogar die Absicht, denselben, der so nach Erlöschen des Mannsstammes zur Regierung gelangen mußte, an die Spize der Verschwörung zu stellen. In wie weit er jedoch dabei betheiligt war, ist bis jezt noch nicht recht klar geworden. So wurde die piemontesische Revolution vorbereitet, der, wenn auch unabhängig davon, im Januar 1821 schon ein Studententumult vorausging. Obgleich die Sache sehr verschwiegen gehalten wurde, so verrieth doch ein unvorsichtiger Brief des Prinzen Cisterna die ganze Verschwörung, und wenn sie nicht vereitelt werden wollte, mußte sie schon früher als bestimmt war losbrechen. Am 9. März Abends schlugen die Verschwornen zu Alessandria, am folgenden Tage zu Tortona und Fossano los, und auf die Kunde, daß Oesterreicher ins Land rückten, um sie zu entwaffnen, gingen die Truppen überall zu den Insurgenten über. Mit Mühe brachte der König einige Regimenter zusammen und ging mit ihnen von Villa Moncaliori nach Turin; allein schon war es vergebliche Mühe, die Revolution durch Proklamationen zu dämpfen, da auch in Turin am 11. die Insurrektion ausgebrochen war. Von den Studenten verleitet, hatten sich am 12. die Truppen der Citadelle bemächtigt und die blau-weiß-schwarze sardinische Fahne aufgepflanzt. Hier zeigte sich zum ersten Male der verrätherische Charakter Karl Alberts öffentlich, der die Sache der Freiheit und des Fortschrittes nur in so fern ausbeuten wollte, als sie ihm zur Erreichung seiner selbstsüchtigen Absichten auf Macht und Einfluß dienen konnte. Da er zum glücklichen Ausgange der Revolution noch kein Vertrauen gefaßt zu haben schien, so suchte er die Insurgenten in der Citadelle zur Ruhe zu bringen, entging jedoch nur mit Mühe dem aufgeregten Volke. Ein Zusammenstoß desselben mit der Reiterei, bei welchem mehre Menschen blieben, vermehrte die Aufregung, und als der eben vom laibacher Kongreß zurückgekehrte Minister St. Marzano Nachrichten brachte, welche auf eine Besezung des Landes durch die Oesterreicher schließen ließen, entsagte der König in der Nacht des 13. März dem Throne zu Gunsten seines Bruders Karl Felix Joseph, Grafen von Genevois, und ging ohne Aufenthalt nach Nizza. Der neue König war jedoch zu derselben Zeit in Modena, und da Niemand von der königlichen Familie vorhanden war, um in diesem kritischen Zeitpunkte die Regentschaft zu übernehmen, so bestürmten die Massen den Prinzen Karl Albert, den, für den Fall des wahrscheinlich kinderlosen Todes Karl Felix, vom wiener Kongresse bestimmten Thronfolger, die Regentschaft zu übernehmen. Immer noch schwankend, gab er erst nach vielen Bitten und Versicherungen nach und proklamirte endlich, die Trikolore in der Hand, die Annahme der spanischen Konstitution. Eine „im Namen des Königreiches Italien" handelnde einstweilige Junta, sowie ein neues Ministerium, mit Ferdinand del Pozzo an der Spize, wurde sogleich gebildet, die Errichtung einer Nationalgarde dekretirt, und Karl Albert leistete der Verfassung, so wie dem Könige Karl Felix den Eid der Treue. Der größere Theil des Landes, so wie Genua folgten seinem Beispiele; selbst in der Lombardei fand die Sache Anklang, nur das entlegene Sardinien blieb der Bewegung fremd, und natürlicher Weise fand die Revolution, das sich vorzüglich um eine Wiederherstellung der italienischen Nationalität handelte, bei den französisch sprechenden Savoyarden keinen Anklang. Unterdessen war bei der feindlichen Haltung der benachbarten Mächte schon Mißtrauen in den glücklichen Ausgang der Sache und mit ihm Zwistigkeiten emporgekeimt. Schon suchten aus Furcht vor der Verantwortlichkeit fast alle Mitglieder der turiner Junta Gründe, diesen Posten abzulehnen, als die Erklärung des neuen Königs vom 16. April von Modena aus die Theilnahme an der Bewegung noch bedenklicher machte und dieselbe geradezu zum Hochverrathe stempelte. In derselben erklärte er, daß er zwar die Regierung annehme, den Königstitel aber so lange ausschlagen müsse, bis er sich überzeugt habe, ob der König bei seiner Thronentsagung auch völlig frei gewesen sey. Die Theilnehmer an der Bewegung wurden ferner von ihm für Aufrührer erklärt und die Konstitution nicht anerkannt. Um dieser Erklärung Nachdruck zu geben, hatte der Kaiser von Oesterreich schon am 14. März die Zusammenziehung eines Armeecorps an der pie-

montesischen Grenze befohlen und Rußland ein Corps von 90,000 Mann in Volhynien mobil gemacht, welches jedoch bei dem raschen Ausgange der Sache nur bis Galizien kam. Diese Demonstrationen und die Rathlosigkeit und Feigheit der obersten Leiter ließen den Ausgang bald nicht mehr verkennen. Der Kardinal Marozzo, Mitglied der neuen Junta, eilte, anstatt zu rüsten, zu Karl Felix, um zwischen ihm und Karl Albert zu unterhandeln, und in der Nacht des 22. März verließ auch der letztere, ohne es der Junta anzuzeigen, Turin und ging mit 2 Regimentern Chevauxlegers und einer Division Artillerie nach Novara zu dem Generallieutenant Salière della Torre über, welcher einige Truppen um sich gesammelt hatte. Noch am Tage vor seiner Flucht hatte er den gesinnungstüchtigen Grafen Santa-Rosa, einen der Hauptleiter der Revolution, zum Kriegsminister ernannt und ihm so die Verantwortlichkeit aufgebürdet. Unterdessen hatte Karl Felix zur Unterwerfung des Landes drei unumschränkte Militärgouverneure ernannt und das Volk aufgefordert, zum Gehorsam zurückzukehren; Karl Albert aber erließ eine Proklamation, in welcher er sein schmachvolles Benehmen durch das eingetretene Gegeneinanderstreiten von Pflichten und dem Gehorsam, den er seinem Monarchen schuldig sey, zu entschuldigen suchte. Unterdessen hatte die Verweigerung der Hülfe Frankreichs, welches sich an der verhaßten Cortesverfassung stieß, der Abfall des Prinzen und der Truppen und die drohende Haltung der Oesterreicher eine allgemeine Muthlosigkeit und Verwirrung herbeigeführt. Die turiner Junta erklärte, nur bis Ankunft neuer Befehle fortfungiren zu wollen; die zu Alessandria hingegen stand fest und suchte den Muth ihrer Anhänger zu erhalten. Allein auch hier fielen die Truppen theilweise ab und in Turin gerieth das Militär beider Parteien sogar in offenen Kampf. Nur mit den größten Anstrengungen gelang es dem Minister des Innern, del Pozzo, und dem Präsidenten der Junta, Abbé Marentini, noch einige Organisation im Ganzen zu erhalten. Am tapfersten hielt sich der edle Santa-Rosa, welcher das Volk unausgesetzt zu den Waffen rief und am 23. März in Genua sogar die Beibehaltung der Konstitution gegen den General de Geneys und die königlichen Truppen mit Gewalt durchsetzte, eine Verwaltungskommission bildete und Linie und Nationalgarde vereinigte. Mitten in dieser Verwirrung und dem Geschrei „Verrath" überschritten 20,000 Oesterreicher unter Bubna am 7. April den Ticino. Della Torre, dessen Macht auf 6000 Mann angewachsen war und der die Oesterreicher im Rücken hatte, beschloß, auf Turin zu marschiren. Dieses bestimmte das Volksheer, Alles aufs Spiel zu setzen, und am 6. verließen 4000 Mann unter Oberst Regis Turin, um Novara zu überrumpeln und dadurch einen Theil des Heeres zum Uebertritt zu bewegen. Am 7. Abends kamen sie vor den Thoren Novara's an, ließen sich jedoch ungeschickterweise durch della Torre mit Unterhandlungen hinhalten, bis am 8. gegen Morgen die Oesterreicher herangekommen waren. Die Artillerie derselben eröffnete sogleich ein heftiges Feuer von den Wällen der Stadt herab, und als sich die Turiner zur neuen Formirung zurückzogen, folgte ihnen della Torre mit den sardinischen Truppen in der Front. Ein heftiger Kampf entspann sich, als Oesterreicher durch ihre Uebermacht das kleine Häuflein plötzlich überflügelten und nach der tapfersten, sieben Stunden langen Gegenwehr endlich warfen. Bei Vercelli löste sich das Heer vollständig auf, und nur Oberst Lisio langte mit einem Häuflein Offizieren und andern Betheiligten in der Hauptstadt an, wo Alles, was an der Revolution Theil genommen, eiligst floh. Die Citadelle wurde von der Nationalgarde besetzt, welche eine Deputation an den General schickte und ihm ihre Unterwerfung meldete. Während nun am 10. April della Torre die Hauptstadt besetzte, rückte Bubna am 11. vor Alessandria, welches sich auf die Kunde der Niederlage der Turiner ebenfalls unterwarf. Mit Mühe gelangte General Arfaldi mit einigen Hunderten nach Genua, wo jedoch der Tag von Novara die Sache ebenfalls entschieden und der Gouverneur General de Geneys die Regierung wieder übernommen hatte. Die Insel Sardinien war von der Revolution fast unberührt geblieben, und der Gouverneur Salmour d'Anezeno hatte zur Erhaltung der Ruhe weiter nichts gethan, als ein zweifelhaftes Regiment nach Piemont geschickt. Unter dem Schutze der österreichischen Bajonnete, welche bis 1823 im Lande blieben, begann nun die vollständigste Reaktion. Durch Hochverrathsprozesse ohne Zahl wurden alle bei der Revolution nur einigermaßen Betheiligten verfolgt; die insurgirten Regimenter wurden aufgelöst und erst 1823 durch eine nach der franz. eingerichtete neue Konskription organisirt. Die Jesuiten wurden wieder hergestellt, u. überhaupt ward ein solcher Eifer für den starrsten Katholicismus zur Schau getragen, daß selbst die Beförderung von Beamten von der strengsten Beobachtung der kirchlichen Ceremonien abhängig gemacht wurde. Die Waldenser und Protestanten erfuhren neue Bedrückungen, ja die letztern wurden gezwungen, bis 1827 alle ihre Grundstücke zu verkaufen und auszuwandern. Die Schulen wurden unter die strengste Aufsicht gestellt und die akademischen Bildungsanstalten in zwei Hauptuniversitäten, 7 Hülfsuniversitäten und 286 Gymnasien zersplittert, damit eine größere Vereinigung von Studirenden die Bildung von politischen Verbindungen nicht begünstige. Die Studenten wurden dabei unter strenger wissenschaftlicher und polizeilicher Aufsicht erhalten; sie durften weder Kaffeehäuser noch Theater besuchen, mußten hingegen fleißig in die Messe und Beichte gehen und Zeugnisse über Aufführung, Fleiß und Besuch des Gottesdienstes bringen. Ja die Beschränkung des Unterrichts ging so weit, daß ein königliches Edikt von 1825 das Lesen und Schreibenlernen nur Denen erlaubte, die ein Vermögen von 1500 Lire aufweisen konnten, und die Erlaubniß zum Studiren nur Denen ertheilte, welche sich über 1500 Lire jährliches Einkommen ausweisen konnten. Außer diesen

Gewaltstreichen geschah nur Weniges in Beziehung auf das Ausland. Im J. 1822 wurde ein Geschwader gegen Tunis geschickt, welches dasselbe nöthigte, seine übermüthige Forderung eines Tributes für den sardinischen Seehandel aufzugeben. Neue Feindseligkeiten dieses Raubstaates wurden 1825 durch Großbritannien vermittelt, durch dessen Mitwirkung es im Oktober 1823 auch zu einem Vertrage mit der Pforte kam, welcher Sardinien seine ehemaligen Handelsrechte und freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere zugestand. Zu gleicher Zeit wurde auch die Schweiz bestimmt, die geächteten Piemonteser auszuweisen, u. mit Spanien wurden alle Handelsverbindungen abgebrochen. Vom Fluche des Landes begleitet, starb Karl Felix am 27. April 1831, und mit ihm erlosch der Mannsstamm der regierenden Linie. Nach den Bestimmungen des wiener Kongresses folgte ihm Karl Albert Amadeus, Prinz von Savoyen-Carignan, geb. am 2. Oktober 1798 und 1817 mit der Prinzessin Maria Therese von Toskana vermählt. Nach Unterdrückung der Revolution hatte er drei Jahre in Paris zugebracht; allein noch war sein Name durch die Verwünschungen aller italienischen Patrioten geächtet, da man ihn als einen Verräther ansah und es auch wohl keinem Zweifel unterliegt, daß er nur aus egoistischen Absichten, um König von Italien zu werden, die Revolution unterstützte und sie verließ, als sich die Aussichten trübten. Auch seine Familie beurtheilte ihn so. Man mied ihn; der Hof wurde ihm verboten und erst als er seine Gesinnungstreue dadurch bekundete, daß er den Feldzug des Herzogs von Angoulême mitmachte und sich bei dem Sturme von Trocadero in die Reihen der Grenadiere stellte, wurde er wieder in Gnaden aufgenommen, allein bald darauf als Statthalter nach Sardinien geschickt. Von diesem Manne nun hofften die Freunde einer Repräsentativverfassung auf Erfüllung ihrer Wünsche; allein sie täuschten sich bitter. Trotzdem war die ultrareaktionäre Partei über den ehemaligen Carbonarihäuptling nicht ganz außer Sorgen und intriguirte zu Gunsten des Herzogs von Modena; allein ihre Machinationen wurden vereitelt, ohne daß jedoch dieser Verfall den König den Wünschen des Volkes näher gebracht hätte. Von der Seite der Patrioten wurde die Aufregung, in welcher sich der Staat bei seinem Regierungsantritte befunden, dagegen auf alle Weise gemehrt. Die französische Julirevolution hatte dem Volke seinen religiösen und politischen Druck noch fühlbarer und die Erinnerung an die Rolle des Königs bei der letzten Revolution denselben noch verhaßter gemacht. Zwar zog Karl Albert die sardinische Armee, welche an der Grenze gegen die französische Revolution zusammengezogen worden, zurück; allein dieses so wie einige Reformen im Heere und der Staatsverwaltung änderten die Stimmung des Volkes nur wenig, der Haß gegen den Druck und die Erinnerung an 1821 wog vor. Eine neue Verschwörung gegen das verhaßte System bildete sich, wurde jedoch im November 1833 entdeckt u. es wurden 14 Offiziere u. Unteroffiziere erschossen, eine Menge Andere auf die Galeeren geschickt. Im Anfange des nächsten Jahres wurde in dem bekannten Savoyerzuge ein neuer Versuch gemacht, das verhaßte Joch abzuwerfen. Die Carbonari und die genueser Adelspartei, welche in der Erinnerung an ihre ehemalige Größe es nicht vergessen konnte, zu einer sardinischen Provinz herabgesunken zu seyn, hatten in der Schweiz eine Verbindung von geflüchteten Polen, Schweizern und Deutschen zusammen gebracht, welche in Piemont einfallen, und mit dem Volke verbunden, das Panier der Revolution von Neuem aufpflanzen sollten. Der Hauptleiter war Mazzini (s. d.), und in einem Kriegsrathe, an welchem der polnische General Roman Soltyk, der französische, Dámas, und der spanische, Vigo, Theil nahmen, wurde der ehemalige, aus der polnischen Revolution bekannte General Ramorino (s. d.) zum militär. Chef ernannt. Die Theilnehmer am Zuge sammelten sich am nördlichen Ufer des Genfersee's, wo das Unternehmen viele Sympathien hatte. Die Schweizer Behörden hinderten sie wenig, und wo es dennoch geschah, wurden etwaige Gefangene, wie in Rolle und Peterlingen, sogleich wieder vom Volke befreit. Der Plan war, in 2 Kolonnen auf der einen Seite über St. Julien und Annecy und auf der andern über les Echelles nach Chambery vorzudringen und dann vereint auf Turin zu marschiren; allein ein Theil der ersten Kolonne, etwa 200 Mann unter Rauschenplatt und später Grapsky, wurde bei einer Landung bei Belotte von einem genfer Bataillon umzingelt u. entwaffnet. Das Hauptcorps unter Ramorino, etwa 400 Mann stark, marschirte hierauf am 1. Februar von Carouge ab, überschritt die Grenze, besetzte einige Dörfer und hob einen Douanen- und Gensdarmenposten auf. Allein der gehoffte Zulauf war nur gering, und anstatt auf das schwach besetzte Grenzstädtchen Annecy zu marschiren, machte Ramorino in einem kleinen Thale Halt, verlor unnützer Weise die Zeit und kommandirte auf die Nachricht, daß Kavalerie im Anmarsch sey, zum Rückzuge. Gleich darauf verließ er sein Corps und schickte ihm den schriftlichen Befehl zu, auseinander zu gehen. Dies geschah, und die nach dem eintägigen Feldzuge auf Schweizerboden Zurückkehrenden wurden von der Grenze entfernt. Die zweite Kolonne, von dem Vorgefallenen nicht in Kenntniß gesetzt, brach am 3. Februar, etwa 200 M. stark, aus dem Departement Isère bei Echelles ebenfalls in das savoyische Gebiet ein, überrumpelte eine Gensdarmenkaserne und in ihr 2 Mann, wurde jedoch noch in derselben Nacht durch den eiligst herbeigeholten Kommandirenden von Pont de Voisin mit 50 Mann überfallen, zersprengt und auf das französische Gebiet zurückgeworfen; 3 Gefangene wurden am folgenden Tage in Chambery standrechtlich erschossen. So endete dieser unglückliche Zug. Ramorino wurde von Mazzini wegen seines verspäteten Eintreffens und seines Benehmens überhaupt der Vorwurf des Verraths gemacht; allein es kann auch, wie früher in Polen, nur gänzliche Unfähigkeit gewesen seyn. Die Theil-

nehmer am Zuge verliefen sich, wurden jedoch später auf Antrag der auswärtigen Mächte aus der Schweiz ausgewiesen. Die herrschende Pfaffenpartei nahm diese Gelegenheit begierig wahr, um ihre Maßregeln gegen jede selbstständige Regung zu verschärfen. Es wurde eingekerkert, auf die Galeeren geschickt oder erschossen, wer nur mit der Fortschrittspartei in der entferntesten Beziehung gestanden. Trotzdem regte sich der Volksgeist 1836 in einer neuen Verschwörung, in welcher etwa 30 junge Rechtsgelehrte, Aerzte, Kaufleute ꝛc. verstrickt waren, u. welche das gleiche Schicksal erlitten. Die blutige u. alle Formen des Gesetzes außer Acht lassende Verfolgung der Patrioten schien eine jede Spur der Revolution verwischt zu haben; allein dennoch beachtete die Regierung das von Oesterreich 1838 gegebene Beispiel einer Amnestie nicht, und erst 1842, bei der Trauung des Kronprinzen mit der Tochter des Erzherzogs Rainer von Oesterreich, wurden die wegen politischen Vergehen aus dem Jahre 1821 Beschuldigten, aber nur diese, amnestirt und in ihre bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt. Mit eiserner Konsequenz verfolgte die Regierung das Princip des starrsten Absolutismus. Erst 1835 bewog sie die Furcht vor dem mächtigen Nachbar zu einiger Nachgiebigkeit gegen den Julithron, indem sie einige geflüchtete Anhänger der alten bourbonischen Linie auswies. Der spanische Bürgerkrieg gab dem Könige neue Gelegenheit, seine Anhänglichkeit an das Legitimitätsprincip zu bekunden. Da Ferdinand VII. gegen das salische Gesetz seine Tochter Isabelle unter Vormundschaft ihrer Mutter Christine zur Königin eingesetzt, so begünstigte er den Prätendenten Don Carlos, weigerte sich, die Regierung Isabellens anzuerkennen, nahm die Prinzessin von Beira, welche mit den Kindern des Don Carlos nach Savoyen geflüchtet war, glänzend auf und ließ in Gemeinschaft mit mehren andern italienischen Höfen selbst Geldunterstützungen an Don Carlos abgehen. Dies führte 1836 zu einer Sperrung der Häfen beider Theile, und erst 1839 wurden auf englische Vermittelung die Handelsverbindungen wieder hergestellt. Aehnliche Verwickelungen schien 1835 das nicht zu Stande gebrachte Heirathsprojekt zwischen dem Prinzen Eugen v. Savoyen-Carignan und der Königin Maria della Gloria von Portugal hervorbringen zu wollen; Karl Albert schickte den portugiesischen Gesandten zurück, u. die Handelsverbindungen zwischen beiden Staaten wurden abgebrochen. Indessen auf englische Vermittelung erfolgte 1836 eine Aussöhnung, die diplomatischen Verbindungen entschloß sich Sardinien jedoch erst 1842 nach dem Beispiele Oesterreichs und Preußens wieder aufzunehmen. Hinsichtlich der Gesetzgebung wurde, nachdem 1803 die französischen Gesetze eingeführt, 1821 aber wieder abgeschafft worden, endlich 1837 ein Civilcodex publicirt, welcher auf Grundlage des Code Napoleon, jedoch mit vielen Abweichungen, ausgearbeitet worden war. Die Errichtung von Majoraten auf Grundbesitz, wenn er 10,000 Lire jährliches Einkommen hat, wurde nach Bestätigung des Königs wieder erlaubt; im Strafrecht wurden die geschärften Todesstrafen und die Vermögenskonfiskation abgeschafft und für die Strafgefangenen das mittlere sogenannte auburnsche Strafsystem eingeführt. Auch auf der Insel war schon 1828 ein besonderer Codex mit öffentlichem Verfahren, aber ohne Jury in Strafsachen, eingeführt worden. Für den allgemeinen Wohlstand derselben war von jeher wenig gethan worden, da der größte Theil des Grundbesitzes in den Händen des Klerus und des Adels war. Erst 1836 wurde die Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehoben und im Jahr 1838 die Aufhebung sämmtlicher Lehnsverhältnisse angekündigt; die Berechtigten wurden durch Geld, Land oder Renten auf die öffentliche Schuld entschädigt. Hinsichtlich der Hebung des Handels wurden 1838 Verhandlungen mit Frankreich über gegenseitige Erleichterung des Verkehrs angeknüpft und ein Postvertrag abgeschlossen; mit Nordamerika kam in demselben Jahre ein Handelsvertrag zu Stande, und ein Jahr später trat Sardinien auch dem englisch-türkischen Handelsvertrage bei. Mit den Niederlanden wurde 1842, mit Uraguay und Frankreich 1843, mit Dänemark, Oesterreich u. den Hansestädten 1844 Handelsverträge abgeschlossen. Für den Straßenbau wurden 4 Mill. Franks bewilligt u. die Rhone wurde mit dem Bourgetsee durch einen Kanal vereinigt. Im J. 1844 wurden Maße und Gewichte auch nach dem Decimalsystem eingerichtet, u. 1845 ward eine Depositen- und Eskomptobank gegründet. Außer einigen Unruhen in Rumilly und einem Bauernaufstande in Oristano auf der Insel, wo sich nach Aufhebung des Feudalverbandes die Bauern das ihnen früher gegen Frohnen abgelassene und nun verweigerte Salz mit Gewalt nahmen, blieb das Land ruhig. Außer der Absendung einer Beobachtungsflotille zum Bombardement von Tanger 1844 und einigen Differenzen 1845 mit Frankreich wegen des unbeschränkten Einflusses an den Küsten des Mittelmeers blieben auch die Beziehungen zum Auslande ungestört. Hinsichtlich seiner Politik gegen die Regungen der Neuzeit blieb sich Karl Albert getreu; 1842 war es sogar dem Papste gelungen, wie früher mit Neapel, nun auch mit Sardinien Verträge über die Herstellung der Immunität des Klerus und dessen Befreiung von der weltlichen Gerichtsbarkeit abzuschließen, und nach dem ersten Freischaarenzuge gegen Luzern wurde ihm von der dortigen ultramontanen Regierung sogar die Ehre zu Theil, auf einer seiner Festungen den Kerkermeister der gefangenen Freischärler zu machen. Mit gierigen Augen beobachtete er die wachsenden Verlegenheiten Oesterreichs in Italien und den steigenden Unmuth der Lombarden, mit welchem sie das Joch der Barbaren tragen mußten. Der eklatante Ausgang des Sonderbundskrieges, nach welchem die kleine Schweiz den Großmächten kühn trotzte, und die Aufregung, welche sich von dort und den Reformbestrebungen in Frankreich auch Italien mitgetheilt hatten, die Reformen, welche Rom und Toskana zugestehen mußten, und die aufmunternde Rolle, welche England dabei spielte, ließen in dem ehemaligen Carbonari plötzlich

wieder den Traum eines italienischen Königreiches erwachen. Oesterreich arbeitete ihm dabei trefflich in die Hände; mitten in den Staaten, welche der Brennpunkt der Aufregung waren, blieb es regungslos, auf sein Bündniß mit Modena und Parma sich stützend. Zum zweiten Male verband er sich mit den Carbonari, welche sich mit ihm ausgesöhnt hatten, weil er den italienischen Zollverein anregte, eine Verfassung versprach, und weil hauptsächlich sein Heer das beste Italiens war. Während er dem wiener Hofe die heiligsten Friedensbetheuerungen machte, wurde in Mailand der Haß geschürt und die Insurrektion vorbereitet. Der Augenblick war gekommen, wo, wenn er das italienische Volk für sich gewinnen, unter der Trikolore im Kampfe für ein einiges Italien vereinigen wollte, er die Zugeständnisse machen mußte, nach denen es dürstete. Am 11. Oktober 1847 berief er plötzlich ein volksthümliches Ministerium, und nun folgte eine Konzession nach der andern; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Kriminalprozeß, eine Gemeindeordnung, die Errichtung eines Kassationshofes, ein Preßgesetz wurden gegeben und die Präliminarien für einen nationalen Zollverein zwischen Sardinien, Rom, Toskana und Lukka eröffnet. Jedes Zugeständniß erwarb ihm neue Anhänger, bis er endlich am 8. Febr. 1848 die neue Verfassung verkündigte, u. ganz Oberitalien mit Enthusiasmus für das „Schwert Italiens" schwärmte. Noch zögerte er mitten unter seinen Rüstungen, als die französische Februarrevolution ausbrach. Italiens Völker jauchzten ihr entgegen, denn sie zwang die Fürsten und vor allen Karl Albert zu einem entschiedenen Vorgehen, wenn sie nicht selbst eine Revolution in ihren eigenen Staaten heraufbeschwören wollten. Er wählte das erstere und zog ein Heer von 60,000 Mann mit 300 Kanonen bei Alessandria zusammen, als die Nachricht von der mailänder Revolution erscholl, von dem Rückzug Radetzkys hinter den Mincio, von der Revolutionirung Modena's und Parma's, vom Falle Venedigs, Cremona's und Brescia's. Italien war im Hauptenthusiasmus; der Traum von der Wiederherstellung seiner Nationalität schien in Erfüllung zu gehen, und die Barbaren bis über den Brenner zu jagen, schien ihm ein Kinderspiel. Der Augenblick war nicht zu versäumen; am 27. März nahm Karl Albert den Oberbefehl über das Heer, theilte dasselbe in 2 Armeecorps unter die Generäle Brava und Sonnaz und fiel ohne Kriegserklärung in die lombardischen Staaten ein, wo ihn allgemeiner Jubel begrüßte. Radetzky (s. d.) war unterdessen aus Mailand über Melagnano, welches mit Sturm genommen werden mußte, nach Lodi marschirt, das Erzherzog Ernst gehalten, und hatte ungestört die Adda passirt. Sein ursprünglicher Plan, sich hinter derselben aufzustellen, war jedoch durch den Abfall von Cremona, Brescia, Venedig und das Vorrücken Karl Alberts gescheitert und er entschloß sich, die Minciolinie zu besetzen, welche durch den Gardasee und den Mincio von der Grenze Tyrols bis nach Mantua gebildet wird. Am 31. stand die sardin. Vorhut unter General Trotti vor Cremona und ging von dort über Asola auf den linken Flügel der Oesterreicher zu. Der rechte, auf Lonato und Peschiera gestützte Flügel derselben sollte von dem zweiten Corps unter General Bés angegriffen werden, während General Allomandi mit 10,000 M. in zwei Kolonnen längs dem Gardasee über Salo und den Idrosee nach Rocca d'Anfo gehen, in Tirol einbrechen, Trient, Arco, Riva und Roveredo besetzen und so den Oesterreichern die Rückzugsstraße von Verona nach Botzen abschneiden sollte. Die zweite Rückzugslinie der Feinde über Vicenza und Treviso war ebenfalls v. 6000 Venetianern bei Vicenza und Montebello besetzt und so der Feind von allen Seiten eingeschlossen. Feindlicherseits war der Isonzo durch Truppen unter Nugent, Tyrol durch einige Abtheilungen unter Welden gedeckt. Am 8. April griff Karl Albert mit 8000 Mann die Brigade Wohlgemuth bei Goito an und zwang sie nach einem 4stündigen Kampfe, während dessen die rückwärts aufgestellten Truppen abzogen, zum Rückzuge. Am 9. April wurde, um die Linie zu forciren, der Angriff erneuert und der Uebergang über den Mincio bei Monzambano erzwungen. Der Plan war gelungen; Radetzky mußte, um nicht überall überflügelt zu werden, die zu ausgedehnte Linie des Mincio aufgeben und sich nach Verona zurückziehen. Unterdessen jedoch die Venetianer bei Sorio und Montebello durch Generalmajor Liechtenstein eine Schlappe erlitten, hatte auch Welden in Tirol über die eingedrungenen Feinde bedeutende Vortheile errungen. Karl Albert schloß nun Peschiera ein und faßte den Plan, bei Arco den Etschübergang zu erzwingen, um Verona von der tyroler Grenze abzuschneiden. Am 29. April ging er, den Gardasee im Rücken, den linken Flügel am Gebirge u. trotz vier österreichischen Brigaden in seiner rechten Flanke, auf die von dem Feinde besetzten Anhöhen der Etsch zu und warf sich auf die Brigaden Wohlgemuth und Liechtenstein, welche er am 30. durch starke Kolonnen von Bussolengo und St. Giustina aus endlich über den Fluß zurückdrängte. Die Oesterreicher trugen die Brücke ab und nahmen eine beobachtende Stellung auf dem linken Ufer ein; es war ihr Plan, Karl Albert auf das linke Ufer zu locken und ihn dann von zwei Seiten anzugreifen. Allein der König ging nicht in die Falle, sondern zog sich in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai auf Verona zu, um die außerhalb der Schußweite liegenden halbmondförmigen Höhen vor der Festung anzugreifen, deren Hauptpunkte von den Dörfern Chievo, Croce bianca, S. Massino und S. Lucia gebildet werden. Am 6. Mai griff er den Feind bei St. Lucia und Croce bianca mit Ungestüm an und zwang die freilich schwache Brigade Strassoldo endlich zum Rückzuge; vier Angriffe auf Croce bianca wurden jedoch, trotzdem der König die Garde ins Feuer führte, zurückgeschlagen. Auch bei St. Lucia wurden seine Fortschritte gehemmt, und als gegen 4 Uhr Nachmittags der Feind von Verona aus verstärkt wurde, um die

Position wieder zu nehmen, hielten die bereits in ihrer Standhaftigkeit erschütterten Piemontesen nicht Stand, räumten die Stellung und ließen ihren Rückzug bald in eine wilde Flucht ausarten, so daß die Straße nach allen Richtungen mit Waffen und Gepäck bedeckt war und selbst die in der Voraussicht des Sieges zum Abkochen vorbereiteten Lebensmittel im Stich gelassen werden mußten. Dieser unglückliche Erfolg des ersten Hauptangriffes übte einen nachtheiligen Einfluß auf die Truppen. Von der überwiegenden Tapferkeit und Ausdauer der österreich. Regimenter belehrt, beschränkte er sich darauf, Peschiera einzuschließen, und gab durch seine Zaghaftigkeit dem Feinde Zeit, trotz seiner numerischen Schwäche seinen rechten Flügel zu umgehen. Am 27. nämlich wurde sein linker Flügel vom Oberst Zobel von den Kaiserjägern stark angegriffen; allein während er nach den ersten Kanonenschüssen seine ganze Streitmacht auf diesen Punkt hinzog, verließ Radetzky am 27. Mai Abends Verona, ging dicht an dem König vorüber in der Nacht und am folgenden Tage in drei Kolonnen nach Mantua, nahm die dort für unüberwindlich gehaltenen Schanzen von Curtatone, zersprengte die dortigen toskanischen u. neapolitanischen Corps und rückte am 30. schon nach Goito vor und so dem Könige in die rechte Flanke. Der König warf ihm sogleich ein starkes Corps entgegen, welches geworfen wurde; allein das zu hitzige Vordringen der Oesterreicher trennte sie von ihrem Soutien und dem Flügelcorps, und so wurde das Gefecht zum Stehen gebracht. Unterdessen war es Karl Albert gelungen, Peschiera am 31. Mai zur Uebergabe zu zwingen. Der Hunger hatte die Festung überwältigt; Pferdefleisch und Ratten waren die einzige Nahrung der tapfern Besatzung, welche freien Abzug erhielt, jedoch 127 Geschütze mit allem Kriegsmaterial den Siegern überlassen mußte. Auf diese Nachricht ging Radetzky über Mantua zurück, ohne daß ihm der König zu folgen wagte, welcher nach diesem vierwöchentlichen Feldzuge nichts, nicht einmal das Abschneiden seines Feindes von Tyrol, erreicht hatte. Unterdessen waren die österreich. Waffen auch im Venetianischen glücklich gewesen; am 23. April war Udine, am 6. Mai Feltre genommen worden. Am 10. Juni war der päpstliche General Durando in Vicenza zur Kapitulation genöthigt worden, nach welcher er sich hinter den Po zurückzog und 3 Monate die Waffen ruhen lassen mußte. Padua fiel ebenfalls, und nur das vom Meere beschützte, aber dicht eingeschlossene Venedig hielt sich noch. Karl Albert, welcher bei diesem Feldzuge überhaupt die größte Unfähigkeit an den Tag legte, verhielt sich unterdessen unthätig auf den Höhen von Verona und ließ sich durch die bis an den Oglio gehenden Streifzüge des Feindes so ängstigen, daß er die Städte Brescia und Cremona in aller Eile auffordern ließ, ihre Barrikaden wieder zu errichten. Am 21. Juli koncentrirte er seine sämmtlichen Streitkräfte endlich bei Mantua, wurde jedoch am 22. Juli von Radetzky (s. d.) aus seiner stark verschanzten Stellung bei Sommacampagna mit dem größten Verluste geworfen. Durch diesen Sieg hatte der König die Mincioübergänge von Peschiera bis Monzambano wieder verloren. Am 25. versuchte er mit 40,000 Mann die österreich. Flankenstellung von Custozza bis Vallegio anzugreifen, wurde jedoch zurückgeworfen, u. die von ihm besetzten Höhen wurden durch die Oesterreicher gestürmt. Der Rückzug der Armee artete fast in eine Flucht aus; die Straßen waren mit Waffen und Gepäck bedeckt, und zwei nachfolgende ungünstige Gefechte bei Goito und Volta vollendeten die Zerrüttung des Heeres. In fluchtähnlicher Eile zog es sich nach Cremona und ging dort über den Po ins Parmesanische bis Piacenza zurück. Karl Albert selbst ging über Lodi, welches er am 2. Aug. räumte, bis St. Donato vor Mailand, wo er den Feind erwartete; allein von der ersten Flügelbrigade des Grafen Clam links, von der zweiten rechts überflügelt, wurde er nach einem heftigen Gefechte bis unter die Mauern der Stadt geworfen. In Mailand herrschte die schrecklichste Verwirrung; allein während die nationale Partei das Aeußerste wagen und sich unter den Trümmern der Stadt begraben wollte, unterhandelte der muthlose König mit dem Feinde und kam endlich in folgenden Punkten überein: Uebergabe von Venedig mit der gesammten Marine und von Peschiera, Pizzighettone, Osoppo und Rocca d'Anfo; Entfernung der sardinischen Flotte aus dem adriatischen Meere; Auslieferung der Gefangenen; Räumung von Modena und Parma und Zurückziehen des sardinischen Heeres hinter den Ticino, wohin ihm alle bei der Revolution Betheiligten folgen konnten. Wenige Minuten nach Stipulirung dieses Vertrags kannte ihn bereits die ganze Stadt, und ein furchtbarer Sturm der Wuth brach gegen den König los. Verwünschungen und Verrathgeschrei ertönten gegen ihn, Volkshaufen versammelten sich vor der Casa Greppi, wo er wohnte, man demolirte die königlichen Equipagen und überbot sich in Schimpfreden gegen den Verräther, aber nicht gegen das Militär, welches endlich selbst theilweise mit einstimmte. Das Geschrei um Aufklärung vor der Wohnung des Königs wurde endlich so stark, daß ein General auf dem Balkon des Hauses erschien und dem Volke mittheilte, daß der Ehre der Armee durch die vorhergegangenen Kämpfe Genüge geleistet worden, daß sie sich nur aus Mangel an Munition hinter den Ticino zurückziehe und bald zurückkehren werde, um der gemeinsamen Sache zu dienen. Die Stadt Mailand werde unbeschädigt bleiben, da der König Sorge getragen, sie der Menschlichkeit des österreichischen Generals zu empfehlen. Dieser Erklärung folgte ein neuer Wuthausbruch; „Tod Karl Albert! Tod dem Verräther!" ertönte es überall, bis endlich der General Pompea Litta und der Abbate Linelli, die einzigen Mitglieder der provisorischen Regierung, welche Stand gehalten, zum König gingen und eine Erklärung verlangten. Bald darauf brachten sie die Antwort zurück, daß der König auf seine Ehre versichert und sein Leben als Bürgschaft eingelegt

habe, zu bleiben und mit der Armee bis zum letzten Augenblick zu fechten. Unterdessen das Volk immer noch nicht beruhigt war, der Abmarsch der Truppen und die Reisefanstalten aber eingestellt wurden, hatte der König dem Feldmarschall eröffnen lassen, daß es, dem Volke und der Armee gegenüber, nicht mehr in seiner Macht stehe, die Bedingungen der Kapitulation zu erfüllen. Beide kamen überein, daß die Kapitulation in Wirklichkeit bestehen bleibe, und man die Wuth des Volkes durch die angebliche Zurücknahme derselben nur zu stillen suchen wolle. Selbst der Herzog von Genua, ein sonst beliebter Prinz, wurde mit Zischen und Schimpfreden empfangen. In der Nacht legte sich der Tumult endlich ein wenig. Gegen 3 Uhr Morgens wurden einige Geschütze vor der Casa Creppi aufgefahren und einige Male blind auf das Volk gefeuert, welches erschrocken aus einander stob. Wiederholt wurde indessen vom Volke auch auf das Haus des Königs gefeuert, so daß der Plafond in des Königs Zimmer ganz durchlöchert wurde. Wenige Augenblicke nachher verließen der König und sein Sohn den Palast und wurden noch in diesem Augenblicke von mehren Schüssen, jedoch ohne getroffen zu werden, begrüßt. Unter dem Schutze ergebener Truppen verließen sie mit dem Reste der Armee zugleich die Stadt. Am 6. August zog Radetzky in Mailand ein und am 7. hatte Karl Albert das kaiserliche Gebiet geräumt. Zwischen den Hauptheeren trat nun Ruhe ein, da beide Theile über einen sechswöchentlichen Waffenstillstand übereingekommen waren; allein der Empfang Karl Alberts in der Heimath ließ auf keine lange Dauer desselben rechnen. Ueberall mußte er Vorwürfe hören, daß er den Krieg absichtlich in die Länge gezogen und eben so die besten Gelegenheiten zum Kampfe versäumt habe, um die Lombardei zu zwingen, sich ihm ganz in die Arme zu werfen; ja selbst Beschuldigungen des offenen Verraths fehlten nicht. Die republikanische Partei erhob kühn ihr Haupt, auf die Schmach der Nation hinweisend, und durch den Ausgang der glänzenden Erhebung wurden ihren Ansichten natürlich immer mehr Anhänger zugeführt; überall Mißmuth, Mißtrauen und Verlangen nach Revanche, die von den lombardischen Flüchtlingen auf alle mögliche Weise geschürt wurden. Tagtäglich wiederholten sich die Angriffe auf den König, die Prinzen und Generäle, als die Urheber der Schmach. Der Ministerpräsident Vincenzo Gioberti suchte demselben endlich entgegen zu wirken und versagte sogar der projektirten italienischen Konstituente seine Zustimmung. Er kämpfte sowohl gegen die italienische Union, wie gegen die republikanische Einheit, und um diesen Grundsätzen Geltung zu verschaffen und der Umwälzung ein Ziel zu setzen, beschloß er eine bewaffnete Intervention in Toskana, um den Großherzog wieder einzusetzen. Dieses verursachte seinen Sturz; seine Partei fiel von ihm ab, seine Kollegen erklärten sich gegen ihn, und selbst die Gemäßigten ließen, aus Rache gegen das Bündniß, das er früher mit den Demokraten gegen das Ministerium Revel-Penelli geschlossen, ihn fallen. Dieses gab der Kriegspartei und den Anhängern der Republik neuen Muth; die Klubs bekamen immer mehr Einfluß und es bereitete sich eine Bewegung vor, deren Ziel die Entfernung Karl Alberts war. Endlich wurden auch die Gemäßigten vom Strome fortgerissen, theils durch wirklichen Abscheu vor der Handlungsweise Karl Alberts, theils von der Nothwendigkeit geleitet, die Aufregung und die Volkskräfte durch Krieg auf einen andern Weg zu leiten. Die Kammer der Abgeordneten gab nach dem Sturze Gioberti's der Stimme des Volkes nach und erinnerte den König in einer Adresse vom 3. März 1849 an seine Thaten für Italiens Unabhängigkeit, forderte ihn zu einem Bündniß mit Ungarn auf, versprach den benachbarten Slawen, wenn sie zu der Würde einer Nation sich zu erheben versuchten, die Unterstützung Piemonts und verlangte am Schlusse, mit einer komischen Lobpreisung des Heeres, welches in dem so schmählich geendeten Feldzuge eben keine Proben heroischer Tapferkeit abgelegt, daß der König den Krieg erkläre. Des Königs Antwort war zurückhaltend; er versicherte der Kammer, daß das Heer gerüstet und blühend sey, daß ihm und seinen Söhnen nichts mehr am Herzen liege, als die Ehre der Nation und die italienische Unabhängigkeit ꝛc. Schon drohte auf diese nichtssagende Antwort ein abermaliger Sturm auszubrechen, als die Maßregeln der Regierung endlich den Entschluß, die Waffen entscheiden zu lassen, deutlich bekundeten. Der General Chrzanowski (s. d.) wurde zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt, außerdem die Generale Ramorino (s. d.) und der Oberst Antonini berufen und überdies von dem Grafen Zamoyski eine polnische Legion gebildet, deren Stamm 120 polnische Offiziere und 200 Unteroffiziere ausmachten, während das Corps selbst vorzüglich aus desertirten Magyaren oder Polen zusammengesetzt war. Die Kammer der Abgeordneten genehmigte mehre auf einen Krieg bezüglichen Beschlüsse; am 8. März wurde ein Kredit zur unverzüglichen Mobilmachung der Nationalgarde bewilligt, so wie später eine halbe Million Thaler, um die Bewaffnung derselben zu vervollständigen, und endlich wurden die Minister sogar durch ein Gesetz autorisirt, jeden Ort in Belagerungszustand zu erklären, d. h. Vereinsrecht, Preßfreiheit und persönliche Freiheit nach ihrem Ermessen zu suspendiren. Am 12. März wurde endlich der Waffenstillstand, mit einer nur achttägigen Frist zur Aufnahme der Feindseligkeiten, durch den General Cadorna in Mailand gekündigt. Als Gründe dafür machte die sardinische Regierung vorzüglich die verweigerte Uebergabe der Hälfte des Artillerieparks von Peschiera geltend, die fortgesetzte Belagerung der Stadt Venedig und die barbarischen Maßregeln und Güterkonfiskationen, mit welchen Oesterreich gegen die Lombardei verfuhr. Von diesen Gründen war nur einer stichhaltig, der letztere, indem Art. 5 des mailänder Waffenstillstandsvertrages den Personen und dem Besitzthume der Lombarden kaiserlichen Schutz zusagte, die zu wahrer Räuberei

ausartenden Konfiskationen des Vermögens des Adels aber hiermit keineswegs übereinstimmten. Der Artilleriepark von Peschiera wurde von Radetzky deshalb verweigert, weil Sardinien Venedig zu Wasser und Land fortwährend unterstützte. Diese Hauptgründe wurden noch von andern begleitet, welche darthun sollten, daß es die österreichische Regierung mit dem Friedensabschlusse, den der Waffenstillstand doch einleiten sollte, nicht ehrlich meine. Der Hauptgrund der Kriegserklärung war jedoch aus der „Ansprache an die europäischen Nationen" zu erkennen, mit welcher das Ministerium die Aufkündigung des Waffenstillstandes begleitete und in welchen es, nach mehren Auseinandersetzungen über die Perfidie der österreichischen Regierung heißt: „Die Regierung sah, daß längeres Zaudern ohne Entschluß die Kräfte des Landes nutzlos verzehrt hätte, und daß bei der Aufregung in den vom Feinde besetzten Ländern, bei der Erregtheit der Gemüther im ganzen Staat längeres Zögern eine plötzliche Bewegung hervorrufen könne, die schlimme Folgen für die Menschheit und für die öffentliche Ruhe dieses Reiches und ganz Italiens nach sich gezogen hätte. Sie sah, daß das nationale Verlangen nach Unabhängigkeit überall fortdauere. Was von edlen Leidenschaften glüht, ist von ihm begeistert, was von schlimmen und unedlen Trieben sich bewegt, kleidet sich in seinen Schein. In der Erfüllung dieses Verlangens können alle wohlthätigen Kräfte gestärkt, alle schlimmen tüchtig bekämpft werden. Um die zerrissenen Geister einer Nation zu einen, bleibt als einziges Mittel, sie durch das Beispiel dazu zu reizen, daß sie sich von Neuem der großen Nationalunternehmung weihen, zu der im März u. April vorigen Jahres mit solcher Begeisterung geeilt ward. Nach Betracht aller Verhältnisse, aller Ursachen der jüngsten Begebenheiten gelangte die Regierung zu der Ueberzeugung, daß ein Heraustreten aus dem gegenwärtigen Zustande nicht weniger nöthig für Oberitalien, als die ganze Halbinsel sey; ohne das würden in letzteren die wesentlichsten Grundlagen der politischen und socialen Ordnung in die schwerste Gefahr gesetzt seyn. Diesen Betrachtungen gegenüber blieb der Regierung nur ein Entschluß zu fassen übrig, der Krieg." Das heißt mit klaren Worten, daß er, vom Volke gedrängt und um eine Revolution zu vermeiden, welche ihn den Thron gekostet haben würde, den ungestümen Forderungen der Nation nachgeben mußte, und daß er die Oesterreicher vielleicht lieber als Freunde in Turin begrüßt haben würde, um mit ihnen die Revolution niederzudrücken, denn als seine Gegner. Er hatte den Riesen des politischen und nationalen Bewußtseyns geweckt, zu selbstsüchtigen Zwecken benutzen wollen und mußte sich jetzt wider seinen Willen von ihm fortreißen lassen. Sardinien konnte bei diesem zweiten Feldzuge eben so wenig auf die gewaltigen Hülfsmittel der ihm früher entgegen jauchzenden Völker, wie auf die Hülfe der Nachbarstaaten rechnen. Die ersten hatte ihm das traurige Benehmen seines Fürsten entfremdet und die vorwärts schreitende Reaktion niedergeworfen; von den andern war Frankreich, welches kaum den Juniaufstand überwältigt, aus Furcht vor der eigenen Revolution zu keinem auswärtigen Kriege zu bewegen; Neapel, das früher mehre Regimenter geschickt, besetzte in offenbar friedlicher Absicht den Kirchenstaat, Toskana renommirte bloß, und die Republik Rom, welche zwar 25,000 Mann, 20 Kanonen und 10,000 Scudi täglich versprach, kam nicht über diese Versprechungen hinaus. Venedig war von keinem weitern Belang, als daß es einen Theil der österreichischen Streitkräfte beschäftigte, u. die ganze Aussicht auf auswärtige Hülfe reducirte sich auf eine mögliche Erhebung der Lombardei, welche auch durch ein am 17. März erlassenes und vom Prinzen Eugen von Savoyen und Ratazzi unterzeichnetes Dekret angebahnt werden sollte. In demselben wurden die lombardisch-venetianischen Provinzen zum Aufstande in Masse aufgefordert, alle waffenfähige Mannschaft vom 18.—40. Jahre aufgerufen und im Weigerungsfalle mit der Strafe der Desertion bedroht, kein anderer Befreiungsgrund angenommen, als Untauglichkeit zum Dienste, und über die Organisation dieser Truppen vom Kriegsministerium besondere Befehle erlassen. Das sardinische Heer selbst, beim Ausgange des vorigen Feldzuges kaum noch 30,000 Mann stark, war wieder auf 120,000 Mann angewachsen und in 8 Divisionen unter den Generalen Durando, Bes, Perone, Herzog von Genua, Ramorino, Herzog von Savoyen, Lamarmora und Salaroli getheilt; die Artillerie zählte 168 Geschütze. Die Stimmung des Heeres war unterdessen eine niedergedrückte, theils aus den herben Erfahrungen des vergangenen Jahres hervorgegangen, theils aus dem Bewußtseyn, daß es allein stehen werde. Das Vertrauen zu seinen Führern fehlte ebenfalls. Die Parteien fingen an, einen Einfluß auf dasselbe auszuüben; die reaktionäre, indem sie die Republik als Schreckbild aufsteckte, die ultraradikale, indem sie, von den Antecedentien des Königs und der Aufhebung der Habeascorpusakte erschreckt, verbreitete, daß der König das nationale Heer nur auf die Schlachtbank führe, um dann mit Hülfe der Oesterreicher die alte Regierungsform herzustellen. Das österreichische Heer hingegen, etwa 105,000 Mann mit 190 Geschützen, war im Vertrauen auf seine Feldherren und seine Siege vom besten Geiste beseelt. Am 14. März ging der König zum Heere, welches Chrzanowski, im Begriffe, die Offensive zu ergreifen, in dem Städtedreieck zwischen Novara, Vigevano und Vercelli aufgestellt hatte; der rechte Flügel desselben unter Salsoli dehnte sich bis an die Grenze von Parma, der linke bis an die Ufer des Langensees aus, so daß die ganze Stellung einen Raum von fast 15 deutschen Meilen einnahm und der rechte Flügel vom Centrum noch überdies durch den Po getrennt war. Am 20. überschritt der Herzog von Genua mit 12,000 Mann bei Magenta den Ticino und fand zu seinem großen

Erstaunen den Weg nach Mailand frei. Radetzky hatte die zu weite fehlerhafte Aufstellung des sardinischen Generals wohl erkannt. Trotz der drohenden Haltung der Städte, mit denen er im Falle des Sieges später schon fertig geworden wäre, hatte er, während Chrzanowski glaubte, daß er sich durch Besatzungen schwächen würde, seine Truppen aus den Städten zusammen gezogen und war, anstatt einen Frontangriff zu machen, links ab nach Pavia marschirt, um der sardinischen Armee in die rechte Flanke zu fallen. Am 20. schon setzte er bei Pavia über den Ticino, während der General Ramorino, der von Alessandria aus über Bosco und Boghera nach Pavia gehen und die dortige Passage schützen sollte, unsichtbar blieb. Am 21. Abends 5 Uhr wurde Mortara vom Feinde angegriffen und die sardinische Armee mit einem Verlust von 2000 Mann nach einem blutigen Kampfe aus der Stadt geworfen. Jetzt erst erschien Ramorino bei Gambolo, um den Oesterreichern in die Flanke zu fallen. Diese für dieselben sehr gefährliche Bewegung scheiterte, wie sardinische Berichte sagen, an Ramorino's Verrath, oder nach Andern an der Feigheit des von ihm befehligten lombardischen Corps. Der Angriff desselben war matt, und als der Feind aus seiner Stellung avancirte, ergriffen die Lombarden die Flucht, und Ramorino ging über den Po zurück. Durch diese beiden Gefechte waren der sardinischen Armee drei Rückzugslinien nach ihren Stützpunkten, die von Novara nach Vercelli, die von Vigevano über Mortara nach dem Po und die von Mortara über Valenza nach Alessandria abgeschnitten. Auf die letzte Rückzugslinie über Vercelli und Trino rückte Radetzky nun los und hatte so den sardinischen Feldherrn von seinen Rückzugslinien völlig abgeschnitten. Die Hauptschuld bei diesen unglücklichen Operationen trug freilich Ramorino, welcher, wenn er, seiner Ordre gemäß, den Poübergang gehalten, so dem Hauptheere Zeit gegeben hätte, die Oesterreicher zu flankiren, oder, wenn er anders bei Gambolo siegte, durch Heranziehung der auf dem rechten Ufer befindlichen Truppen und durch Verbindung mit dem Hauptcorps die Operationslinie des Feindes abschneiden und ihn in eine üble Lage hätte versetzen können. Chrzanowski ging nun nach Vigevano, zog sich aber auch von dort wieder zurück und concentrirte sein Corps bei Novara und Olengo, während ihm Radetzky so auf dem Fuße folgte, daß er sich rechts nach Novara oder links nach Vercelli wenden konnte. Am 23. Mittags wurde das sardinische Hauptcorps bei Olengo vom General d'Aspre mit 20,000 Mann angegriffen, und obgleich es 60,000 Mann stark war und seine Artillerie dem Feinde ungeheuren Schaden zufügte, wagte Chrzanowski doch nicht, vorzudringen, was, da die andern österreichischen Corps noch nicht an dem Platze waren, die Schlacht wohl zu seinen Gunsten entschieden hätte. Um 4. Uhr Nachmittags kam das 3. österreichische Armeecorps endlich an und rückte mit 14 Bataillonen in die Schlachtlinie. Die Angriffe auf den linken Flügel ließen nach und richteten sich mehr gegen das Centrum, wo die verfallene Citadelle bald von den Oesterreichern genommen, bald von der Brigade des Generals Bes wieder erobert wurde. Abends 6 Uhr traf endlich das 4. feindliche Armeecorps in der rechten Flanke der Sardinier ein, und dieses entschied die Schlacht. Während die Angriffe auf den linken Flügel wieder verstärkt wurden, fand nun von allen Seiten ein koncentrischer Angriff auf die Stellung der Sardinier Statt, welche demselben nicht Stand halten konnten. Der Herzog von Genua machte noch einen letzten Versuch und stürzte sich an der Spitze der Reserve mit Todesverachtung ins Feuer, so daß ihm mehre Pferde getödtet wurden und er zuletzt zu Fuße kommandiren mußte; allein es war vergebens. Centrum und Rechte wichen endlich den Angriffen der Oesterreicher, ein Regiment nach dem andern räumte das Schlachtfeld, und alle Anstrengungen der Offiziere, sie wieder ins Gefecht zu bringen, blieben erfolglos. In der Stadt selbst, wo sich die Fliehenden zusammendrängten, herrschte die entsetzlichste Verwirrung; die Truppen schrieen Verrath und erklärten, daß sie nicht mehr fechten würden. Karl Albert, über das gänzliche Fehlschlagen aller seiner Pläne wie verzweifelt, hielt mitten im Kugelregen auf dem Stadtwalle und erklärte dem General Durando, der ihn der nutzlosen Gefahr entreißen wollte, daß dieses sein letzter Tag sey und er ihn sterben lassen solle. Die Verwirrung steigerte sich indessen immer mehr, und als er die Unmöglichkeit jedes weiteren Widerstandes und die Nothwendigkeit einsah, um Waffenstillstand zu bitten, erklärte er seinen Generalen, daß er dem Vaterlande keine weitern Dienste leisten könne und sein Wirken zu Ende sey; er habe vergebens den Tod im Kampfe gesucht, und es bleibe ihm weiter nichts übrig, als abzudanken. Trotz allen Gegenvorstellungen beharrte er bei diesem Entschlusse und entsagte noch in derselben Nacht, vom 23. auf den 24., der Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes Viktor Emanuel. Nach Mitternacht ging er unter einem angenommenen Namen durch die österreichischen Vorposten, um sich später nach der pyrenäischen Halbinsel zu begeben. Außer einem Verluste von 4000 Todten oder Verwundeten und 5000 Gefangenen, gegen welche die Oesterreicher an Kampfunfähigen etwas über 2000 Mann eingebüßt hatten, war das sardinische Heer vollständig demoralisirt, von seiner letzten Rückzugslinie über Vercelli abgeschnitten und in nördlicher Richtung gegen das Gebirge gedrängt. An eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten war also nicht zu denken, und am 24. begaben sich die Generale Casatto und Cadorno ins feindliche Hauptquartier, zeigten dem Marschall die Thronentsagung Karl Alberts an und baten im Namen des neuen Königs Viktor Emanuel um eine persönliche Zusammenkunft. Dieselbe fand in Vignale, einem Dorfe eine Stunde von Novara, Statt, und dort wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, der jedoch nur eine Einleitung zum Frieden seyn sollte. Nach ihm verpflichtete sich der König, die aus lombardischen, ungarischen und polnischen Unter-

hanen des Kaisers gebliebten Truppenkörper aufzulösen, welche Amnestie erhielten; während des Waffenstillstandes das Gebiet zwischen dem Po, der Sesia und dem Ticino und die Hälfte der Festung Alessandria durch 20,000 Mann kaiserliche Truppen auf Kosten Sardiniens besetzen zu lassen; die sardinische Flotte binnen 14 Tagen aus dem adriatischen Meere zurückzuziehen; seine Armee binnen kürzester Frist auf den Friedensfuß zu setzen; den Waffenstillstand für die ganze Zeit der Friedensunterhandlungen als bindend anzusehen und im Falle ihres Abbruchs denselben 10 Tage zu kündigen u. endlich die Auslieferung der beiden Theils gemachten Kriegsgefangenen zuzugestehen. Dagegen sollten die kaiserlichen Truppen ihr Vorrücken einstellen und die, welche die Sesia überschritten, als Besatzung des oben bezeichneten Gebietes dahin zurückkehren. Zum Abschluß des Friedens sollten unverzüglich Abgeordnete nach einer noch zu bestimmenden Stadt geschickt werden. Die Nachricht dieses schmachvollen Waffenstillstandes erregte in Turin einen furchtbaren Wuthausbruch, der sich noch steigerte, als man vernahm, daß die Oesterreicher nicht über die Sesia zurückgehen würden. Die radikale Partei, hieraus Verdacht schöpfend, daß der neue König wirklich mit Hülfe der Oesterreicher die Konstitution beseitigen wolle, schrie Verrath. Die Führer der Linken in der Abgeordnetenkammer trugen darauf an, den Waffenstillstand für ungültig zu erklären, da er nicht von Karl Albert unterzeichnet und die Handlungen des neuen Königs nichtig seyen, indem er die Verfassung noch nicht beschworen habe. Zugleich wurde beantragt, die ganze männliche Bevölkerung aufzubieten, das Heer in Alessandria und Genua zu versammeln und sich auf Tod und Leben zu vertheidigen. Am 1. April wurde jedoch die Deputirtenkammer aufgelöst, das Volk theilweise durch die drohenden Bajonnete der Oesterreicher zur Ruhe gezwungen, und nur in Genua verweigerte man hartnäckig die Anerkennung des Vertrags, und ein Aufstand brach aus, der jedoch endlich durch ein Corps unter Lamarmora gedämpft wurde. Aller Befürchtung entgegen blieb Sardinien aber bis heute das einzige der von der Bewegung von 1848 ergriffenen Länder, wo die vom Volk errungene Freiheit in dem Grade noch geachtet wird, daß die Flüchtlinge der übrigen von der Gewalt bezwungenen Nationen ein Asyl finden; indessen fürchtet man nicht ohne Grund ein Einschreiten der Großstaaten, namentlich Oesterreichs, gegen diesen letzten Herd der Revolution und bringt damit das Abtreten des freisinnigen Ministers Siccardi in Verbindung.

Wenn wir von diesen neuesten Begebenheiten einen Blick auf die Geschichte Sardiniens und auf seine geographische Lage zurückwerfen; wenn wir die Trennung der Insel vom Hauptlande, die politisch zu Sardinien, geographisch zu Frankreich gehörende Grafschaft Nizza, ferner das Herzogthum Savoyen betrachten, welches durch seine Bewohner, den Lauf seiner Thäler und Flüsse noch mehr zu Frankreich gewiesen und von Piemont durch die höchsten Gebirge Europa's geschieden ist; wenn wir endlich einen Blick auf die mehr historische, als nationale und natürliche östliche Grenze werfen: so müssen wir uns gestehen, daß dieser zusammengewürfelte Länderkomplex nur der Politik seine Erhaltung und Vergrößerung verdankt, jener Politik, welche nicht die lebendige Scheidung der Nationalitäten als Princip der Staatenbildung und Abgrenzung hinstellt, sondern welche sich das Staatswesen als eine Maschine denkt, in der durch kleinere Zwischenglieder die Reibung der größeren verhütet werden soll. Sardinien verdankt der Eifersucht Frankreichs und Oesterreichs seine Erhaltung, seine Vergrößerung der gut berechneten schwankenden Politik, mit welcher es sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite zu wenden und den Augenblick zu erhaschen wußte, wo sein an und für sich unbedeutender Beistand von Gewicht seyn konnte. Dieses ging nun wohl früher, wo die Dynastien Alles, die Völker nichts waren; allein jetzt, wo das nationale Selbstbewußtseyn überall erwacht ist, fangen auch die Nationalitäten an, sich zu zersetzen und zu einander zu neigen, und erschweren so jede dynastische Politik. Sein jeder liberalen Regung bis zur neuesten Zeit entschieden feindliches Regierungsprincip, welches in Oesterreich den Hüter des altdynastischen Absolutismus sah, so wie die Aengstlichkeit, mit welcher es seine national ganz zu Frankreich gehörende Westgrenze vor jedem Einflusse des Nachbars schützen mußte, hatten es von jeher mehr zu Oesterreich gedrängt. Erst Karl Albert, getreu der alten Achselträgerpolitik, brach mit Oesterreich, als er die Zeit zur Verwirklichung seiner egoistischen Pläne gekommen glaubte. Allein dieselben scheiterten vollständig an seiner Unfähigkeit; Italien, dessen Krone er schon auf seinem Haupte glänzen sah, blieb zerstückelt und in den Händen fremder Eroberer.

Sardinischer Civilorden von Savoyen, s. Savoyen, Orden von.

Sardinische Sprache, eine Tochtersprache des Lateinischen, das während der langen Herrschaft der Römer auf Sardinien sich hier einbürgerte. In der s.n S. ist noch die älteste Gesetzsammlung (Carta de logu) geschrieben, und selbst die Einführung des Italienischen als Gerichtssprache (1764) vermochte die alte Volkssprache nicht zu verdrängen, so daß man den italienisch geschriebenen Verordnungen eine sardinische Uebersetzung beifügen mußte. Die s. S. besteht hauptsächlich in 2 Dialekten, dem von Cagliari und Bogoduro. Uebrigens wird auf der Insel nicht überall dieselbe Sprache gesprochen. Man spricht kastilianisch in Algheri und Bosa, toskanisch in Sardo, Sassari, Tempio, Soro, Senori, jedoch mit einigen Abänderungen (dd statt ll, u statt o, statt u am Ende s, à statt ore). Ueberdies spricht oder versteht jeder Sardinier spanisch oder vielmehr katalonisch, eine Folge der langen spanischen Herrschaft. Vgl. Sardinien.

Sardino (ital., Ichthyol.), s. v.a. Sprotte, Clupea Sprattus *L.*

Sardióter (Sardiotes, Sardióta, Sardioten, a. Geogr.), Volk in Dalmatien,

an den Quellen des Drinus, im jetzigen Montenegro (Ptol. II, 17, 6).

Sardipelliten, Name der Sardinier, weil sie sich sonst in Ziegenfelle kleideten.

Sardis (Sardius lapis, Min.), der Karneol.

Sardisfeld (a. Geogr.), s. v. a. Raudische Gefilde.

Sardju, ostind. Fluß, Kalkutta, Mündung in den Gegra, rechts.

Sardo, *1)* (a. Geogr.), s. v. a. Sardinia; — 2) (Gesch.), Fraudes Tyrrhenus; — 3) (Geogr.), a) ital. Ort, Insel Sardinien, auf der Nordküste, nordöstl. von Sassari; — b) Monte S., Ort das., Neapel, Prov. Terra d'Otranto, nahe an der Ostküste, nördlich vom Capo di Leuca.

Sardoal, portug. Flecken, Prov. Estremadura, nordöstlich von Abrantes, in einer fruchtbaren Gegend; 3400 Einw.

Sardoine (franz., Min.), s. v. a. Sarder, Varietät des Karneols, s. Quarz, 1) B. b).

Sardolle, franz. Dorf, Dep. Nièvre, Bez. Nevers; Eisenmineral; 130 Einw.

Sardon (franz., Ichthyol.), s. v. a. Sardelle, Engraulis Encrasicholus *Cuv.*

Sardon-de-Duero, span. Flecken, südöstlich von Valladolid; 150 Einw.

Sardones (a. Geogr.), s. v. a. Sordones.

Sardonisch, s. v. a. Sardinisch.

Sardonisches Lachen, s. v. a. Sardonius risus.

Sardonium mare (a. Geogr.), s. Sardinia.

Sardonius risus (Sardoniasis, sardonisches Lachen), krampfhaftes, mit heftig wechselnden Gesichtsverzerrungen verbundenes Lachen, ohne daß demselben eine angemessene Stimmung zu Grunde liegt. Vgl. Sardinia.

Sardonyx (a. Geogr.), Gebirg in India intra Gangem, zwischen den Flüssen Namadus und Nanaguna, südwestlich vom Gebirge Vittigo oder Bettigo, nach Ptol. (VII, 1, 20) von einem griechischen Kaufmanne, der viele der gleichnamigen Edelsteine dort fand, benannt; wahrscheinlich das jetzige Sautpura-Gebirg.

Sardonyx (Min.), s. v. a. ein roth- und weißgestreifter Karneol, s. Quarz, B. 12).

Sardos, St. (Geogr.), zwei franz. Dörfer: 1) Dep. Lot-Garonne, Bez. Agen; 520 Einw.; — 2) Dep. Tarn-Garonne, Bez. Castel-Sarrasin; 820 Einw.

Sardoum oder **Sardonicum mare** (a. Geogr.), 1) der die Insel Sardinien umgebende Theil des Mittelmeeres bis zu dem libyschen Meere hin, gegen welche einen Promontorium Lilybaeum auf Sicilien gegen Westen gezogene Linie die Grenzen machte; — 2) im weiteren Sinne zuweilen auch das ganze westliche Meer von Sardinien bis zu den Säulen des Hercules.

Sardus, s. Sardinia.

Sardy, asiat. Insel, Curia-Muria-Inseln, an der Küste von Arabien.

Sare (a. Geogr.), Flecken in Thracien, im Gebiet der Maronitä (Liv. XXXVIII, 41).

Sare (Ehrenol.), s. v. a. Saros.

Sarea (Bot.), nach Fries, Gattung der Morchelpilze, Morchelini *Rchb.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Arten unbedeutend.

Sareacia (Bot.), nach Reichenbach, Pflanzengattung, s. v. a. Casearia.

Sareck, asiat. Fluß, Palästina, fließt von Osten nach Westen in das Mittelmeer, nördlich von Askalon.

Sareclo, nordamerik. Ort, V. St., Staat Nord-Carolina, südwestlich von Trenton.

Saredatha (bibl. Geogr.), Stadt im Stamme Ephraim; hier wurden die großen kupfernen Gefäße gefertigt, die Hiram in den salomonischen Tempel lieferte.

Sarem, afrikan. Reich, auf der Goldküste (s. d.).

Sarembeg, europ.-türk. Ort, Rumili, nordwestlich von Tatar-Basardschik.

Sarenbach, Ernst Rima von, Mediciner, in Friaul geboren, war seit 1824 Hofrath und Hofarzt zu Wien, wo er 1837 †. Gab heraus ein „Repertorium der vorzüglichsten Kuranten, Heilmittel und Operationsmethoden, welche während der letzten Jahrzehnte angewendet und empfohlen worden sind," Wien 1833, 2 Bde., und ein „Klinisches Jahrbuch des laufenden Jahrzehnts", Günsb. 1835 f., 2 Bde.

Sarenthal, Dorf, s. v. a. Särnthal.

Sarentheim, Herrschaft und Dorf, s. v. a. Sarntheim.

Sarento, Stadt, s. v. a. Sorrento.

Sarepta (a. Geogr.), Stadt in Phönicien, unweit Sidon, zwischen dieser Stadt und Tyrus gelegen, durch Weinbau berühmt, im Mittelalter fester Platz; jetzt Surafend, Serphant oder Tzarphand (Plin. V, 19, 17; Luc. 4, 16).

Sarepta (n. Geogr.), russ. Stadt, Gouv. Saratow, Kr. Zarizyn, an der Scarpa, die unweit davon in die Wolga mündet, liegt sehr malerisch an den sanft sich erhebenden und mit vielen bewachsenen Schluchten versehenen Wolsgabergen, die sich hier dem Strome zum letzten Mal nähern, schief abliegend sich nach Süden wenden und sich in der Steppe der Kalmücken verlieren, wird nur von Herrnhutern bewohnt, brannte vor wenigen Jahren ganz ab, erhielt darauf hübsche steinerne Häuser mit Schindeldächern, die man sonst nirgends in Rußland findet, regelmäßige, breite, reinliche Straßen, die mit italienischen Pappeln besetzt sind, und eine Kirche, vor der sich ein großer schöner Platz mit einem Springbrunnen befindet, der von einem mit Akazien besetzten Spalier umgeben ist. An dem Platze befinden sich mehre steinerne Gebäude, z. B. ein Laden mit Galanteriewaaren, S. hat mehre Brüder- und Schwesterhäuser, Schulen, eine Branntweinbrennerei, Bierbrauerei und Bäckerei, eine Tabaksfabrik, in welcher Rauch- und Schnupftabak verfertigt wird, und eine Senffabrik, die bei einer unbedeutenden Auslage jährlich ein Geschäft von 50—70,000 Rubeln macht, und worin nur schwarzer Senf verarbeitet wird. Senf wird übrigens viel in den Umgebungen der Stadt gebaut und das Pud mit 1—2 Rubel B. A. bezahlt. Sehr schön ist der von einem dichten Akazienzaun umgebene Gottesacker. Auf jedem Grabe ist eine Steinplatte, auf welcher der Name, der Geburts- und Sterbetag des

Verblichenen angegeben ist. S. hat 3—4000 Einw. 7—9 Werste von S. liegt ein Gesundbrunnen in einer mit hohem Grase bewachsenen und von wilden Aepfelbäumen und Ahorn beschatteten Schlucht der Wolgagebirge. Die Quelle wurde von Dr. Wier im Jahre 1770 gefaßt, untersucht, zu Ehren der Kaiserin Katharina II. Katharinen-Brunnen genannt und früher von 100—300 Kranken jährlich besucht. Pallas, Güldenstädt, Wier, Herrmann, Boltin, Schetschekatow ꝛc. haben das Wasser untersucht, welchen aber alle in den Angaben ihrer Analysen von einander ab. Nach Göbels barometrischen Messungen liegt die Quelle 47′ über dem Wasserspiegel der Wolga und entspringt in einer festen Thonlage. Nach Göbel enthält der Katharinen-Brunnen in 16 Unzen Wasser:

0,79	Kub.-Z.	freies kohlensaures Gas,
3,4476	Gr.	doppelt kohlensauren Kalk,
0,0834	=	doppelt kohlensaure Talkerde.
12,3838	=	schwefelsaures Natron,
6,5411	=	schwefelsaure Talkerde,
13,8449	=	Chlornatrium,
3,40	=	schwefelsauren Kalk,
Spuren	von	Chlorkalium und Kieselerde.
37,7008	Gran.	

Das Wasser gehört zu den wirksamsten Heilwassern und steht zwischen Kochsalz- und Glaubersalzwassern mitten inne.

Sareseok (pers. Myth.), einer der beiden aus dem Samen des Urstiers entstandenen Stiere. Nachdem nämlich der Urstier von Ahriman erlegt worden war, übergaben die Izeds seinen Samen dem Mondhimmel, in welchem er durch das Mondlicht geläutert und aus diesem durch Ormuzd ein wohlgebauter belebter Körper gebaut wurde. Aus diesem nun wurden zwei andere Stiere verschiedenen Geschlechts gebildet, aus welchem Paare sich denn endlich die 282 Thierarten der Erde entwickelten. Von jenen beiden Stieren wird S. als der Freund und Wohlthäter der Menschen vorzüglich verehrt; er brachte ihnen das heilige Feuer, und auf ihren Zügen in andere Länder ward er ihr Führer, wie sein Name zeigt, der Haupt und Lichtstrahl bedeutet. Er wohnt im Meere. Die Mythe lehrt ferner, daß von den 15 Menschenpaaren, die von Frevak und Frevakein entspringen, 9 auf dem Rücken dieses Stieres über den Zare-Ferath-kant (das Meer) zogen und sich in 6 Keschwars der Erde niederließen. Auf dem Rücken des Stieres unterhielten sie ein vom Winde angefachtes Feuer, welches sie so nach ihren neuen Wohnorten hinüberbrachten.

Sarezzo, österr.-ital. Dorf, Lombardei, nordwestlich von Brescia, an der Mella; Eisenhammerwerke; 1420 Einw.

Sarf (schwed., Ichthyol.), s. v. a. Plötze, Cyprinus erythrophthalmus L.

Sarfalvo, österr.-siebenbürg. Dorf, Szekler-Land, haromszéker Stuhl, südöstlich von St. Lelek; Mineralquelle.

Sarfand, europ.-türk. Dorf, Syrien, südwestlich von Saide, am mittell. Meer.

Sarferly-odassy (türk.), Kammer der Pagen, auch Kriegskammer genannt, in welcher die Pagen ihre Kriegsübungen treiben, z. B. das Schleudern des Dscherrid (s. d.), die Handhabung des Säbels und der Lanze. Die Zöglinge lernen hier auch die Stickereien in Leder mit Gold und Silber, in denen sie vorzügliche Arbeiten liefern. Der Großherr hat eine besondere Vorliebe für diese Kammer und wohnt auch den Reitübungen der Zöglinge bei, welche im Hofe des Serails an gewissen Tagen Statt finden. Die Beifallsbezeugungen desselben feuern die Pagen so an, daß die Spiele selten ohne Blutvergießen enden. Diejenigen, welche sich durch ihre Geschicklichkeit hervorthun, werden von dem Großherrn beschenkt und in eine höhere Kammer befördert. Sie werden dann mit einem Kaftan bekleidet, und ihr Gehalt wird um 10 Paras erhöht.

Sarffeo (Scharffen, Sarfia), ungar. Pfarrdorf, preßburger Gespannsch.; guter Weinbau, besonders auf dem Berge Pörösheg, Postamt; 830 Einw.

Sarg, 1) (Ant. und Sittengesch.), s. Begräbniß und Sarkophag; — 2) (Hüttenw.), Dach beim Hochofen, unter dem die Arbeiter ruhn, die auch bei Nacht das Einschütten des Erzes und der Kohlen besorgen.

Sarga, Landtag bei den Mongolen (s. d.).

Sargadelos (Santiago-de-S.), span. Dorf, Galicien, östlich von Vivero; Kanonenkugel- und Bombengießerei, Fayencefabr.; 320 Einw.

Sargans (Geogr.), 1) schweiz. Bezirk, Kanton St. Gallen, von den Kantonen Graubünden und Glarus, den Bezirken Toggenburg und Uznach und dem Vorarlberg eingeschlossen; hat viele hohe Gebirge und Alpen, zwischen denen sich zwar fruchtbare Thalgründe befinden, die aber von den sich durchwälzenden Bergströmen oft mit Ueberschwemmung bedroht und manchmal sehr beschädigt werden. Der Bezirk enthält außer einer beträchtlichen Anzahl alter zerstörter Ritterburgen und Schlösser mehre größere und kleinere Dörfer, nebst dem Kloster und Bad Pfeffers. Aus den bedeutenden Waldungen wird viel Holz ausgeführt; auch hat S. starke Hornvieh- und Pferdezucht, etwas Obst- und Weinbau, Türkischkorn- und Kartoffelpflanzungen, von welchen Erzeugnissen seine 12—13,000 Einw. sich größtentheils nähren. — 2) Hauptstadt darin, auf einem Erdrücken am Fuß des steilen und hohen Gontenbergs zwischen dem Rhein und der Seez; darüber auf einem Marmorfels das feste Schloß mit schöner Aussicht, hat Landwirthschaft, Viehhandel, Weinbau, ein kaltes Schwefelbad und Eisengruben; 800 Einw. — Geschichtliches. Von 1436—1483 kam S. mit seinen Zugehörungen, theils durch Kauf, theils durch Eroberung, an die 8 alten Orte und war bis 1798 ein Mediatamt derselben. Im December 1811 brannte der Ort größtentheils ab; jetzt hat er zum Theil hübsche und fast durchgehends steinerne Gebäude und 2 gut eingerichtete Schulen. S. bildete ehemals eine Landvogtei und Grafschaft.

Sargantha (a. Geogr.), s. v. a. Serguntia.

Sargaraufene (a. Geogr.), Distrikt in Kappadocien, östlich neben Commanene, an der Grenze von Pontus, mit den Städten Phiara,

Sadagena, Gauräna, Sabalassus, Ariarathira und Marega (Plin. VI, 3, 3).

Sargassites (foss. Bot.), nach v. Sternberg, ausgestorbenes Phyceengeschlecht. Stiel ästig, in Gestalt von Stengeln und Blättern zertheilt, die Aeste gestielt und blattähnlich, leicht gerippt. Die Achselblasen gestielt, kugelig. **Arten:** 1) S. Rosthornii *Sternb.* (Vers. II, S. 36, T. 25, F. 6), aus Kärnthen, in einem kalkigen Mittelgliede zwischen Kreide und Jura; — 2) S. Lyngbyanus *Sternb.* (das., S. 36; Fucoides *L., Brongn.*), aus der Kreide von Arnager auf Bornholm; — 3) S. septemtrionalis *Sternb.* (das., S. 36; Fucoides sept. *Brongn.*), im Lias von Höganaes; — 4) S. Sternbergii *Brongn.* (das., S. 16; Fucoides *St., Fr.*, Sarganum bohemicum *Sternb.*), aus dem tertiären Kalkmergel von Walsch in Böhmen; — 5) S. globifer *Sternb.* (das., T. 10, F. 1), vom Monte Bolca.

Sargassum (Bot.), nach Agardh, Beerentang, Fächerfruchttang, Beerenklöder nach Oken, ital. Sargasso, Gattung der Phyceae *Rchb., Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* **Charakter:** Stengel ästig, fest, beblättert; Blätter gesondert, gerippt, gestielt, mit Fasergrübchen; Luftbehälter gesondert, gestielt, einzeln, seitlich; Fruchtböden getrennt, höckerig, meist traubenförmig, winkel- oder endständig, fächerig. Farbe rothbraun, trocken schwarz oder schwarzbraun. **Arten** ziemlich zahlreich, 4 deutsche; wichtigste: 1) S. bacciferum *Ag.* Stengel rundlich, etwas zusammengedrückt, sehr ästig, mit schmalen gezähnten Blättern, runden Luftblasen und traubenförmigen Fruchtbehältern. In allen großen Meeren der ganzen Welt, aber besonders im atlantischen, wo er, von seinem Standort losgerissen, durch die gegen den merikanischen Meerbusen gehende Strömung weit von allem Land entfernt und in solcher Menge zusammen getrieben wird, daß er meilenweite Strecken wie Wiesen bedeckt. Columbus mußte auf seiner Entdeckungsreise, jenseits der kanarischen Inseln, unter 20° n. Br., 14 Tage durch dieses schwimmende Meerkraut schiffen. Es lag so dick, daß man sich mit Beilen einen Weg bahnen mußte; das Meer war daselbst über 500 Ellen tief. Heutzutage sieht man es vom 27.—28.° n. Br. in einem Raum ausgebreitet von mehr als 160 Meilen, nicht zusammenhängend, sondern wie große Inseln schwimmend, bald näher, bald entfernter, je nach dem es die Winde treiben oder die Schiffe trennen. So arg ist es aber nicht mehr, daß die Schiffe dadurch aufgehalten würden. Die Stengel selbst sind nicht groß und werden daher mit Brunnenkresse verglichen. Die Matrosen sammeln es, weichen es ein, kochen und trinken es gegen Harnverhaltung. Es ist wahrscheinlich das Jod, welches hier wirkt. Vgl. Darwin, Naturwissensch. Reisen, Braunschweig 1844, Bd. 1, S. 295 f.; — Rumph, Herb. amboin., VI, T. 56, F. 2; — Esper, T. 23, 66. — 2) S. vulgare *Ag.*, gemeiner Fächerfruchttang. Häufig in den meisten südlichen Meeren. Aeste lederartig-knorpelig; Blätter frisch olivengrün, getrocknet schwarz. Die Portugiesen benutzen diesen Tang wegen seines Jodgehalts mit Nutzen bei Krankheiten der Harnwege, bei Stein und Gries in der Harnblase u. s. w. Lamour., T. 1, F. 2. — Die als foffil aufgezählten Sargassumarten sind nunmehr anderweit vertheilt worden. S. bohemicum *Sternb.* ist Sargassites Sternbergi, S. imbricatum *Schlotheim* ist Caulerpites spicaeformis.

Sargatii (a. Geogr.), Volk im europ. Sarmatien, zwischen dem Borysthenes und Porutus, oberhalb der Jazyges und Roxolani (Ptol. III, 5, 23).

Sarge (Sargette, Waarenk.), s. v. a. Sarsche.

Sarge (Ichthyol.), s. v. a. Sargus Rondeletii *Cuv.*

Sarge (Geogr.), 1) franz. Flecken, Depart. Loire-Eher, Bez. Vendôme, an der Braye; 1670 Einw.; — 2) Dorf das., Dep. Sarthe, Bez. Mans; dabei eine versteinernde Quelle u. Ueberreste einer röm. Wasserleitung; 1110 Ew.

Sargel, Stadt, s. Tlemsan.

Sargenroth, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Simmern; mit den Höfen Dickenrotherhof und Neuhof und dem Wildburger-Häuschen 360 Einw.

Sargent, Zeichner und Maler zu Paris, ein jetzt lebender Künstler; lieferte mehre Zeichnungen zu Holzschnitten für „La Grèce pittoresque et historique, par Dr. C. Wordsworth," Paris 1839 ff., Royal 8.

Sargentes-de-la-Sora, span. Flecken, nördlich von Burgos; 250 Einw.

Sargenzell, kurheff. Dorf, Prov. Fulda, Kr. und Amt Hünfeld; 320 Einw.

Sargetä (a. Geogr.), Volk im äußersten Norden der Erde, nach Ammian. Marc. (XXII, 8, 30) neben den Massageten und Alanen am rhipäischen Gebirge wohnend.

Sargetia (a. Geogr.), Fluß in Dacien, an welchem des Decebalus Residenz lag, nach Mannert jetzt Shyl, nach And. der Strey, Nebenfluß des Marosch.

Sargione, Bernardino, genannt Venienzo, Maler, lebte im 18. Jahrhunderte in Italien. Er malte Marinen mit Schiffen und Ansichten zur See.

Sargkrone, Krone von Draht, mit Blumen, Bändern und Flittergold umwunden, die in manchen Gegenden auf die Särge junger Mädchen gestellt wird.

Sargleben, preuß. Dorf, Pr. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Priegnitz; 230 E.

Sargnägel, kleine Nägel, mit verzinnten runden Köpfen versehen.

Sargo (ital., Ichthyol.), auch Sargone, s. v. a. Sargus Salviani *Cuv.*

Sargon, König von Assyrien, welcher von Einigen mit Salmanassar, von Andern mit Assarhaddon, von noch Anderen mit Sanherib identificirt worden ist, aber mit Unrecht, wahrscheinlich Vorgänger des Sanherib auf dem Throne.

Sargschleier, s. v. a. Leichentuch.

Sargstädt, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Halberstadt,

am Fuße des Huyberges; Unterförsterei, Windmühle; 660 Einw.

Sargstein, s. v. a. Sarkophag.

Sargues (franz., Waarenk.), Art Serfche, Halbleinen.

Sarguet (franz., Ichthyol.), s. v. a. kleiner Geißbrassen, Sargus annularis *Cuv.*

Sargus (Ichthyol.), nach Cuvier, Geißbrassen, Gatt. der Acanthopterygii Sparoidei *Cuv.*, der Ordnung der Brustflosser u. der Zunft der Brassen nach Oken. Charakter: Haben außer vielen runden Backenzähnen noch 8—10 Schneidezähne, ziemlich wie die des Menschen; Schwimmblase groß. Finden sich vorzüglich an den Küsten des Mittelmeers und waren größtentheils den Alten bekannt; einige haben sehr schmackhaftes Fleisch. Unter mehren Arten wichtigste: 1) S. Rondeletii *Cuv.*, S. raucus *Geoffr.*, großer Geißbrasse, Sarge, fr. Sar, Sargue, ital. Sargo. Ist silbergrau mit röthlichem Schein; längs der Seiten laufen 20—24 senkrechte blaugraue oder goldige Streifen, und querüber etwa 6 schwache Binden. Oben auf dem Schwanz ein dunkelschwärzlicher Fleck, ein ähnlicher im Winkel der Brustflosse, auch der obere Rand des Kiemendeckels ist schwarz. Die Schwanzflosse ist gelblich, mit breitem schwarzem Einfaß, die andern Flossen sind schwarz. Häufig im ganzen Mittelmeere, nährt sich von Vegetabilien. Nach Aelian sollen diese Fische polygamisch seyn und eine besondere Zuneigung gegen die Ziegen beweisen, wenn diese ans Ufer kommen. Cuv. u. Val., T. 141. — 2) S. Salviani *Cuv.*, S. vulgaris *Geoffr.*, Egypte, T. 18, F. 2, kleinerer Geißbrasse, ital. Sargo, Sargoue. Lebhafter und schöner gefärbt, als vorige Art, grau goldglänzend mit 15 goldenen Längsstrichen, ein goldener Flecken über jedem Auge und ein Ring auf dem Schwanz. — 3) S. annularis *Cuv.*, kleiner Geißbrassen, fr. Sarguet, Sparaillon, ital. Sparlo, Carlino. Auf dem Rücken fast goldig, am Bauche silberig; der Schwanzfleck steigt bis hinunter und wird ein Ring, reicht aber nicht bis zur Rückenflosse. Brust-, Rücken- und Schwanzflosse sind grau, Bauch- und Afterflosse schön orangegelb. Höchstens 7 Zoll lang. Wird nicht besonders geschätzt. Rondelet, 118. — 4) S. vetula *Cuv.* Zähne zahlreicher als bei S. Rondeletii. Im Mittelmeer. — 5) S. ovis *Cuv.*, Sparus ovis *Mitchill*, Schafskopf, Casse Burgot, Sheep-head. Silberweiß, mit 6—7 Zoll breiten dunkeln Querbändern. Kommt vom Juni bis September truppweise an die Küsten von Nordamerika u. wird auf einem Zuge zu Hunderten gefangen und zu Tausenden während der Nacht auf den Markt nach New-York geschafft, bei kühler Witterung selbst bis nach Philadelphia und New-Jersey. In New-York wird er sehr hoch geschätzt und kömmt auf die größten Tafeln. Wird über 2 Fuß lang u. 14—15 Pfund schwer. Lebt von kleinen Schalthieren. Mitchill, Transact. of New-York, 1, T. 2, F. 14. — 6) S. acutirostris *Cuv.*, Charax Puntazzo *Risso*, Sparus Puntazzo *Gmel.* Mit spitzer, vorgestreckter Schnauze, schmalen, langen, scharfen Schneidezähnen und sehr kleinen Backenzähnen. Silbergrau, goldig schimmernd, mit schwärzlichen senkrechten Streifen. Im Mittelmeer; lebt von Seetang; sehr wohlschmeckend. Cuv. u. Val., T. 144. — Die einzige fossile Art ist der kleine verlängerte S. Cuvieri *Agassiz*, vom Monte Bolca.

Sargus (Entom.), nach Fabricius, Plattfliege, Gatt. der Diptera Nothacantha *Latr.*, der Ordn. der Mücken und der Zunft der Lippenmücken nach Oken, unter Stratiomys *Geoffr.* Charakter: Fühler kurz; Schildchen unbewehrt; Flügel lanzettförmig, in der Ruhe flach parallel auf dem Bauch liegend. Unter 10 europäischen Arten bekannteste: 1) S. cuprarius *L.* Rückenschild glänzend goldgrün; Hinterleib kupferfarbig, nach hinten violet; Augen mit einer Purpurbinde; Flügel mit bräunlicher Wolke; 4½ Linien lang. De Geer VI, 81, 26. — 2) S. formosus *Schrk.* Hinterleib goldfarbig oder violet; Augen mit einer Purpurbinde; rostgelb; 4 Linien lang. De Geer, VI, 81, 17. — 3) S. Reaumurii *Meig.* Hinterleib blut- od. rosenroth.

Sarhaut, brit.-ostindische Stadt, Prsdsch. und Prov. Bengalen, nordwestlich von Nagore.

Sar-Hou-Kho-Ton, asiat. Stadt, China, Prov. Sching-King, nordöstl. von Foung-Thian.

Sari (Geogr.), 1) befestigte asiat. Stadt, Prov. Mafenderan, östl. von Balfrusch; beträchtl. Handel im Lande und nach Astrachan; 15,000 Einw.; 36° 14′ 13″ nördl. Br. u. 70° 44′ 40″ östl. L.; — 2) S.-d'Orcino, franz. Dorf, Korsika, Bez. Ajaccio; 770 Einw.

Sariava (Bot.), nach Reinwardt, Pflanzengatt., s. v. a. Decadia.

Saribus (Bot.), auf den Molukken s. v. a. runde Schirmpalme, Corypha rotundifolia.

Saribut und Mogla (ind. Myth.), zwei Lieblingsschüler Buddha's, in dessen Tempeln sie oft neben ihm dargestellt werden.

Saricovienne (franz., Säugeth.), s. v. a. Lutra brasiliensis *Cuv.*

Sarischu, asiat. Fluß, Turkestan, Hissar.

Sariema (Ornith.), auch Sariama, s. v. a. Bastard-Kranich, Dichlophus cristatus *Jll.*

Sariette (fr., Bot.), s. v. a. Bergbohnenkraut, Satureja montana *L.*

Sarigan, Insel, s. v. a. Sariguan.

Sarigol, europ.-türk. Ort, Albanien, Toli Monastir, südl. von Ostrova.

Sariguan (S.-Carlos, Sarigan), kl. austral. Insel, Marianen, im großen Ocean; hat etwa 5 L. im Umfang; 16° 30′ 55″ nördl. Br. u. 163° 25′ 2″ östl. L.

Sarigue (franz., Säugeth.), s. v. a. Beutelratte, Didelphys *L.*

Sariqueya (Säugeth.), in Brasilien, s. v. a. Didelphys albiventris *Lund.*

Sarik, europ.-türk. Ort, Bulgarien, Sandschak Silistria, südwestl. von Basardschik.

Sarilio, s. v. a. Sarlio.

Sarinena, span. Flecken, südöstlich von Huesca, am Alcanadre; Handel mit Rindvieh, Mauleseln u. Schafen; 2500 Einw.

Sariol, europ.-türk. Ort, Bulgarien, Sandschak Silistria, südwestl. von Babatag.

Sariolenus Vocula, einer der berüchtigsten Delatoren (geheime Polizei) unter Nero u. Vitellius, ward 71 deshalb angeklagt und aus dem Senat gestoßen.

Sariphi Montes (a. Geogr.), Gebirg im innern Asien, an der Nordgrenze von Aria gegen Margiana, j. hasarisches Gebirge (Ptol. VI, 10, 4).

Sarissa (griech. Ant.), 24 Fuß lange Lanze bei den Macedoniern; die damit bewaffneten Soldaten (Sarissophoroi) standen in der Phalanx.

Sarissus (Bot.), nach Gärtner, Pflanzengatt. Art: S. anceps *Gaertn.*, s. v. a. Hydrophylax maritima.

Saritschef (Geogr.), 1) Insel, s. Nordwestküste; — 2) Insel, s. Kurilen.

Sarizsch, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 120 Einw.

Sarius (a. Geogr.), Küstenfluß in Gallia Cisalpina, mündet zwischen der Addua und dem Ollius in das adriatische Meer; j. Serio.

Sar Jesd, asiat. Ort, Persien, Prov. Farsistan, südöstl. von Jesd.

Sark (Sarke, Cers, Sereg), brit. Insel, normannische Inseln, zwischen Jersey und Guernsey, hat einen Flächenraum von $^1/_4$ □ M. und bildet einen großen, mit Sand bedeckten Felsen, hat einigen Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Das nöthige Getreide muß von den größern Inseln herübergeholt werden, die zunächst den Häusern gelegenen Gärten werden jedoch sehr fleißig mit Gemüsen bebaut. Die Schafe, welche man hier zieht, sind zwar klein, geben aber eine reichliche u. feine Wolle, welche von den Einw. (etwa 1000) selbst gesponnen und zu Strümpfen verarbeitet wird, die sie auch selbst und auf eigenen Schiffen nach England bringen. Der kleine Hafen Longy ist der einzige zusammenhängende Ort und wird durch ein Fort vertheidigt. Dabei die kleinere Insel Little-S. oder Petit-Sereg.

Sark . . . (v. Griech.), Fleisch . . .

Sarkad (Szarkad), ungar. Flecken, biharer Gespsch., südwestl. von Nagy-Szalonta, mitten in Sümpfen; 3330 Einw.

Sarkaiza (Scharkendorf, Sarkeliz), österr.-siebenbürg. Pfarrdorf, fogaraser Distrikt, zwischen Waldungen; 750 Einw.

Sarkany (Geogr.), 1) ungar. Pfarrdorf, stuhlweißenburger Gespsch., an der Grenze des komerner Komitats; 640 Einw.; — 2) (Beö- und Szili-S.), 2 Dörfer das., ödenburger Gespsch., am Raabflusse; 1180 und 1140 Einw.; — 3) (Scharken, Schekkaje), österr.-siebenbürg. Pfarrdorf, fogaraser Distrikt, am Altflusse; Postamt; 1500 Einw.

Sarkasmus (v. Griech.), der bittere Hohn, den Jemand mit verbissenen Lippen ausspricht, besonders jede verhöhnende Rede, jeder beißende (den Getroffenen gleichsam zerfleischende) Spott, eine Art der Ironie (s. d.). Der S. wurde von den Alten als besondere Redefigur betrachtet, worin Demosthenes und Cicero Meister waren. Daher sarkastisch.

Sarkan, preuß. Fischerdorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Fischhausen; 210 Einw.

Sarkfoot, brit. Dorf, Schottland, Grafsch. Dumfries, an der Mündung des Sark in den Solway-Golf; guter Hafen.

Sarkholm, kleine europ.-russ. Insel, Livland, im Meerbusen, südwestl. von Pernau.

Sarkocele, s. v. a. Sarcocele.

Sarköz, ungar. Pfarrdorf, szathmarer Gespansch., nagy-banyer Bez.; Weinbau; 1350 Einw.

Sarkolatra (Kirchengesch.), s. v. a. Anthropolatren.

Sarkolith (Min.), 1) nach Vauquelin, s. v. a. Gmelinit (s. d.); — 2) nach Thomson und Hauy, eine Varietat des Analcims, wogegen Brooke ihm quadratokaëdrische Krystallformen (der Analcim ist kubisch-oktaëdrisch) u. Breithaupt ein G. = 3,4 zugeschrieben. Nach Haidinger ist er ein untheilbarer Adiaphanfpath, pyramidal (77° 6′), hemipyramidal mit parallelen Flächen, glasglänzend, fleischroth, H. = 6,0, G. = 3,410. Vom Vesuv.

Sarkologie (v. Griech.), Lehre vom Fleische.

Sarkom, s. Sarcoma.

Sarkophag (Sarcophagus, Ant.), ursprünglich Name einer Steinart, die bei der Stadt Assus in Troas gefunden ward, sich leicht spalten ließ und Leichname, welche man in Särge, die davon gefertigt waren, legte, innerhalb 40 Tagen mit Ausnahme der Zähne verzehren sollte (Plin. XXXVI, 17). Es ist der Alumen schisti Linné's, eine Art Alaunschiefer, womit man übrigens die Särge zur Beförderung der Verwesung gewöhnlich nur auslegte. Dergleichen Särge finden sich freistehend auf Piedestalen noch viele bei Assus (vgl. Müller, Kunstarchäol., S. 403). Der Name Sarkophag ward dann auch auf jeden andern Steinsarg übertragen. Die ägyptischen S.e, die ältesten, welche man gefunden, sind meistens von Kalkstein, seltener von Basalt oder Marmor, innen und außen größtentheils mit Hieroglyphen und Reliefbildern geschmückt. Es gibt aber auch S.e von rothem (wie der des Schamses-Meiamun im Louvre, welcher 15 Fuß lang, 8 Fuß hoch und 6 Fuß breit ist) oder schwärzlichem Granit, worin Könige und Priester beigesetzt zu werden pflegten. In der sogenannten Königskammer der großen Pyramide von Giseh befindet sich ein S., welcher 6 Fuß 1 Zoll lang, 3 F. 1 Z. breit und 3 F. 6 Z. hoch, von Granit gefertigt, aber ohne Deckel und ohne allen Schmuck ist. In der Grabkammer der Mykerinus-Pyramide fand Vyse den (auf der See verloren gegangenen und nur in Abbildungen, z. B. bei Bunsen, Aeg. Stellung 2c., Th. II, erhaltenen) S. dieses Königs, welcher aus einem dunkelbraunen, im Bruche blauen Basalt sehr schön gearbeitet und geschliffen war und auf dem Deckel in 2 senkrechten Spalten ein Gebet für die Seele des Osiris gewordenen Königs enthielt. Neben der darin liegenden Leiche fand man bei der im J. 1240 vorgenommenen Oeffnung Goldbleche mit

unbekannten Zeichen. Auf den S.en der Memphispyramiden fanden sich oft Schiffe mit Ruderern, auf einem auch das Modell eines Häuschens und einer Scheune, sehr roh aus Holz gearbeitet. In Attica findet man häufig in Felsen gehauene und mit einem Steindeckel versehene S.e, daneben auch irdene, letztere besonders in Etrurien, mit der ganzen ausgestreckt auf dem Deckel liegenden Figur des Verstorbenen. Auch die Römer hatten dergl. S.e, von Gestalt viereckiger, mit Reliefs geschmückter Kisten, die man auf die Gräber stellte. Die Kunst hat solche Denkmale zu den mannichfaltigsten Darstellungen benutzt.

Sarkosin, s. v. a. Sarcosin.

Sarkow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Krossen; Försterei u. Theerofen; 110 Einw.

Sarkwitz, oldenburg. Dorf, Fürstenthum Lübeck, Amt Schwartau; 370 Einw.

Sarladinghem, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, Bez. Oudenaarde; 1640 Einw.

Sarlar, europ.=türk. Ort, Bulgarien, Sandschak Nikopolis, südl. von Toturkan.

Sarlat (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Depart. Dordogne, im Südosten desselben; 106,000 Einw. Außer S. hier noch: Bachelrie, Marktflecken, Heilquelle, 1200 Einw.; la Bugue, Stadt, 3000 Einw.; St. Cyprieu, Stadt, Mineralquelle, 2000 Einw.; Domme, Stadt, 3000 Einw.; Miremont; Montignac le Comte, Stadt, 3500 Einw.; Salignac, Stadt, sonst Herrschaft des Fenelon, 1200 Einw.; Terasson, Stadt, 3000 Einw.; — 2) Hauptstadt des Bezirks und des gleichn. Kantons, am gleichn. Flüßchen, das in die Dordogne fällt, in der Tiefe eines von steilen und dürren Felsen eingeschlossenen engen Thales, südöstl. von Périgueux, freundlich gebaut; Unter-Präfektur, ein Civil- und ein Handels-Tribunal, geistl. Seminar, Collège, Ausbeute von Eisenerz, Kohlen, Mühlsteinen ꝛc., Papier, beträchtlicher Handel mit Nußöl; 6300 Einw. In der Nähe die 540 Toisen tiefe Höhle von Miremont.

Sarleinsbach (Sadlansbach, Sarlansbach, Seidlersbach, Seyerlingsbach), österr. Marktflecken, Land ob der Ens, Mühlkreis, Distr. Sprinzenstein; 560 Einw.

Sarlhusen (Geogr.), 1) holstein. Gut mit Patrimonialgericht; über 30 Einw.; — 2) Dorf das.; 350 Einw.

Sarling, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Edgr. Peilenstein; 130 Einw.

Sarlio, Burgunder, Herzog von Spoleto (s. d.) von 940—43.

Sarlo-Nagy, s. v. a. Nagy-Sarlo.

Sarlowitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Grottkau, Kapelle; 270 Einw.

Sarlyk (Säugeth.), in der Mongolei s. v. a. Bos grunniens *L.*

Sarmagana (a. Geogr.), Stadt in Aria (Ptol. VI, 17, 4).

Sarmalia (Sarmalius, a. Geogr.), Stadt in Galatien, an der Straße von Ancyra nach Tavia (Ptol. V, 4, 8).

Sarmatä (a. Geogr.), s. Sarmatia.

Sarmategte (a. Geogr.), s. v. a. Sarmizegethusa.

Sarmatia (a. Geogr.), Bezeichnung der früherhin unter dem Gesammtnamen Scythien mitbegriffenen nördlichen Länder von Europa und Asien, zuerst bei Mela (III, 4) und Ptolemäus (III, 5; V, 9 u. ö.) vorkommend, während schon Herodot den Namen des Sarmaten- od. Sauromatenvolks kennt. Ptolemäus versteht darunter alles Land zwischen dem sarmatischen Gebirge (s. unten) und der Vistula, der Grenze gegen Germanien, im Westen, dem sarmatischen Meere (s. unten) und den unbekannten asiatischen Länderstrecken im Norden, dem diesseits des Imaus gelegenen Scythien und dem Flusse Rha im Osten, dem kaspischen Meere, dem Kaukasus, der Palus Mäotis, dem Pontus Euxinus, dem Flusse Tyras und dem Karpathengebirge im Süden. Er theilt dieses umfassende Ländergebiet in ein europäisches und asiatisches S. und läßt zwischen beiden die Palus Maeotis, den Fluß Tanais und eine von diesem gegen Norden gezogene Linie die Grenze bilden, so daß also ersteres die östl. von der Weichsel gelegenen preußischen und polnischen Lande, den nördlichsten Strich von Galizien und das europäische Rußland, letzteres aber die zwischen Don und Wolga gelegenen russischen Provinzen, den westlichen Theil von Kasan und Astrachan, Kaukasien, Tscherkessien und das nördliche Dagheistan und Lesghistan umfaßt haben würde. Diese weite Länderstrecke, welche die Alten nur in ihren südlichen Gegenden etwas genauer kannten, war im Ganzen — mit Ausnahme der südlichen Striche und der Chersonesus taurica — eben, aber wegen des rauhen, winterlichen Klima's nicht ergiebig, größtentheils einförmiges, von Bäumen entblößtes Steppenland und als solches weit mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet, welcher nur in den südlichen Gegenden mit Erfolg betrieben ward. Namentlich ward von Taurien viel Getreide ausgeführt. Als andere Produkte Sarmatiens aus dem Pflanzenreiche werden noch genannt Hanf und Flachs, Hirse, Linsen, Zwiebeln, Knoblauch, Rüben und anderes Wurzelwerk, Gewürze und Räucherstoffe, namentlich Lavendel, Thymian, Salbei, Krausemünze und dergl., ferner Anis, Wermuth, Panicum, Stachys, Bdellium, Rhabarber, der Schwamm Agaricum und andere Arzneipflanzen, ja selbst Wein, der jedoch wohl nur in Taurien gedieh, von Bäumen aber nur Weiden und Linden genannt. Das Thierreich war wegen des Mangels an Wald nur durch wenige Arten vertreten; doch kamen außer Wölfen, wilden Schweinen, Hirschen, Antilopen, wilden Eseln, Hasen, Kaninchen, Bibern, Fischottern und Robben, in den südlichen Gegenden auch Löwen und Tiger vor. Als außer den genannten noch in Sarmatien hausende, aber uns unbekannte wilde Thiere werden erwähnt der Kolos, ein Mittelding zwischen Hirsch und Steinbock (wahrscheinlich die Antilope Saiga)

und der Tarandus, welchen man gemeiniglich für das Elennthier hält, welcher Annahme aber die Notiz zu widersprechen scheint, wonach man das Fell dieses Thieres zu Pelzkleidern benutzt habe. Von zahmen Hausthieren wurden gehalten Schafe mit grober Wolle, Schweine, Rinder ohne Hörner, Pferde, welche auch hier und da vorkamen, und Esel. Die übrige Thierwelt bestand aus großen Raubvögeln (Adlern), Schlangen, Bienen, Ephemeren (am Hypanis), Skorpionen und Fischen von mancherlei Art, namentlich Thunfischen und Stören. Das Mineralreich lieferte Gold, aber kein Silber und Eisen, Edelsteine, besonders Sapphir und Smaragde, Krystalle, Salz und eine Erdart, welche Heilkräfte besaß, im taurischen Chersones (Plin. II, 96). Mit diesen Produkten ward ein lebhafter Handel getrieben, dessen Stapelplätze besonders die griechischen Pflanzstädte an den Küsten waren. Gegenstände der Ausfuhr waren, außer dem taurischen Getreide und Salzfischen, Zuchtvieh, Pelzwerk, Häute und Wolle, Wachs und Honig, Salz, Holz. Obwohl Sarmatien größtentheils eine weite Ebene war, so fanden sich darin doch mehre Gebirge vor, nämlich im europäischen Theile das karpathische Grenzgebirg an der dacischen und das sarmatische Gebirg an der germanischen Grenze, im Innern aber der Mons Peuce und Amadoci Montes im Süden und das von den Alanen oder Alaunen umwohnte alaunische Gebirge nach dem Tanais hin mit den Quellen des in die Palus Maeotis mündenden Poritus, westlich neben diesem das bodinische Gebirge, die Venedici und Rhipaei Montes; im asiatischen Sarmatien die Coraxici und Ceraunii Montes an der Südgrenze und die Hippici Montes, die nordwestlichste Fortsetzung des ceraunischen Gebirgs, eine Reihe niedriger Berge zwischen dem Rhasfluße und der Palus Maeotis, im äußersten Norden die Hyperborei Montes. Die Gebirge des europäischen Sarmatiens liefen an mehren Punkten als Vorgebirge ins Meer aus und bildeten an der Westküste das Promontorium Agarum, am Pontus Euxinus in der Chersonesus taurica: Zenonis Chersonesus und Myrmecium Promontorium an der Nord-, und Corax, Criumetopon und Parthenium an der Südküste desselben, und endlich am Dromos Achilleos Mysaris, Sacrum Promontorium und Lucus Hecates. An Flüssen war S. reich, und zwar entströmten dieselben von den genannten Gebirgen nach allen Richtungen hin. Im europäischen S. gehörten zum Stromgebiet der Palus Maeotis der Tanais (Don) mit den Nebenflüssen Hyrgis oder Syrgis, Lycus u. Oarus, und die kleinen Küstenflüsse Portus (j. Calmius), Lycus (j. Berda), Agarus, nördlich von dem gleichnamigen Vorgebirge, Gerrhus, Byces oder Bycus oder Pasiacus; zum Stromgebiete des Pontus Euxinus der in den gleichnamigen Meerbusen mündende Carcinites oder Hypacyris, der Hypanis oder Bogus (j. Bog), der Borysthenes oder Danapris (j. Dnieper) mit dem Nebenflusse Panticapes, der Axiaces (j. Teligul), Tyras oder Danastris (j. Dniester), und die nördlichen Nebenflüsse des Ister Porata, Tiarantus, Aranus, Naparis oder Ordessus; in der Chersonesus taurica sind zu bemerken der Panticapes und Istrianus; im nördlichen Sarmatien als zum Stromgebiete des sarmatischen Oceans gehörige die Vistula (Weichsel), der Gattalus (Pregel?), Chronus oder Chronius (Niemen?), Rhubon (Düna?), Turnatus (Windau?) und Chesinus (Pernau oder Lovat?). Im asiatischen Sarmatien gehörten zum Stromgebiete der Palus Maeotis außer dem Grenzflusse Tanais der Marabius (i. Eja), Rhombites Major (j. Tschelbas), Teophanius (j. Beisug), Rhombites Minor (j. Abkasch), Atticitus oder Anticites (Liman von Temruk?), Psathis (j. Kurka?) und Vardanus (j. Kuban?); ferner die in den Pontus mündenden Küstenflüsse Abascus, Psychros (j. Baltadschi Su), Borgys und Burcas (j. Mezümta), Thessyris, Corax, Nesis, Masaitica und Achäus; zum Stromgebiete des kaspischen Meeres endlich gehörten der östliche Grenzfluß Rha (Wolga) und weiter südwestlich der Udon oder Alonta. Von Seen werden nur der mit der Palus Maeotis zusammenhängende Byce oder Buces (auch Buges, das jetzige faule Meer) und der Amodoca, beide im europäischen Sarmatien, erwähnt. — Städte fanden sich nur in den südlichen Gegenden S.'s vor, und es kommen von ihnen fast lediglich nur die griechischen Küstenstädte in Betracht, von denen mehre zu großer Macht und Bedeutung gelangten. Wir meinen folgende: 1) im europ. S.: in der Chersonesus taurica: Chersonesus (j. Ruinen bei Schurschi oder Gurtschi), Theodosia (j. Kaffa oder Feodosia) an der Süd-, Panticapäum (j. Kertsch) an der Ostküste; im übrigen Lande Tyras an der Mündung des gleichnamigen Stroms (wahrscheinlich Ackjermann), Olbia oder Borysthenes am rechten Ufer des gleichnamigen Stroms (j. Ruinen bei Jlinsky) und Tanais zwischen den beiden Mündungen d. gleichnamigen Stroms (j. Ruinen bei Nedrigofka); — 2) im asiatischen S. an der Küste des Pontus: Pityus, Sinda und Phanagoria. Außerdem nennt besonders Ptolemäus noch mehre kleinere Städte im europäischen S., theils an der Küste, theils im innern Lande, die aber unbedeutend geblieben sind. Die besten Schilderungen des alten S. finden sich in Georgii, Alte und neue Geographie, 2. Abth., S. 261 ff.; — Ukert, Geographie d. Griechen u. Römer, 3. Th., 2. Abth., Weimar 1816. Vergl. Scythia. — Die zahlreichen Völkerschaften, welche S. bewohnten, werden sämmtlich unter dem allgemeinen Namen Sauromatä oder Sarmatä zusammengefaßt, welcher früherhin einem einzelnen Volke auf der Ost- oder Westseite des Tanais beigelegt ward. Ueber das Verhältniß zwischen Scythen und Sarmaten sind die Alten widersprechender Ansicht; während Viele (Strabo XI, 492; Diod. IV, 45; Curt. VII, 7, u. A.) die Sarmaten geradezu für Scythen erklären, stellen Andere (Flor. IV, 12; Aur. Vict. 79; Ammian. Marc. XXXI, 2) beide Namen als verschiedenen Völkern angehörig neben einander. Bei den späteren Schriftstellern

werden die Sarmaten meistens wieder unter dem Namen der Scythen mit einbegriffen, der überhaupt in sehr weitem Sinne gebraucht wird, so daß er z. B. auch germanische Völker, wie Vandalen, Gothen ꝛc. umfaßt (Zosim. IV, 24; Zonar. I, 638, II, 257). Wahrscheinlich waren Scythen und Sarmaten zwei verschiedene, obwohl stammverwandte Völkerschaften, wofür schon Herodots Angabe (IV, 110 ff.), daß sie von scythischen Jünglingen und den Amazonen abstammten, zu sprechen scheint. Nach Andern (Plin. VI, 7, Diod. II, 43) sollen sie ein Zweig der Meder gewesen und von scythischen Königen aus Medien an den Tanais versetzt worden seyn. Wahrscheinlich hat man sie für keinen reinen, sondern mit benachbarten Völkern vermischten Zweig der Scythen anzusehen, der, von Osten her vordringend, viele rein scythische Stämme unterwarf und mit diesen nach und nach zu Einem Volke verschmolz, so daß der Name der Sarmaten eine immer weitere Geltung in Scythien erhielt. Wenigstens finden wir späterhin fast in allen den Gegenden Sarmaten, wo die älteren Schriftsteller Scythen nennen. Ihre Sitten und Gebräuche, obwohl bei den einzelnen Völkerschaften verschieden, sind doch im Ganzen die scythischen. Die darüber bei den alten Schriftstellern sich vorfindenden Notizen besagen Folgendes. Sie führten ein nomadisches Leben, waren meistens zu Pferde und wohnten in Filzzelten, die sie auf ihren von Ochsen gezogenen Wagen überall mit sich führten, daher sie keine festen Häuser und Städte hatten. Ihre Hauptbeschäftigung war die Vieh-, namentlich auch die Pferdezucht. Doch lebten sie als wilde, kriegerische Völker zum Theil auch vom Raube. Sie standen in dem Rufe der Verschlagenheit und Treulosigkeit. Die Frauen scheinen bei ihnen in großem Ansehn gestanden und selbst an der Verwaltung der allgemeinen Angelegenheiten Antheil gehabt zu haben; wenigstens zogen sie mit in den Krieg, und nach Mela I, 19, 17 durfte kein sarmatisches Mädchen heirathen, ehe es wenigstens einen Feind erlegt hatte. Auch wurde den Mädchen gleich nach ihrer Geburt die rechte Brust ausgebrannt, damit sie zur Spannung des Bogens tüchtig würden. Die Sarmaten waren blondhaarig und von wildem, bärtigem Aussehen, das durch Tättewiren noch gesteigert ward (Plin. XXII, 1). Ihre Tracht bestand in einem Mantel ohne Aermel, der vorn offen und auf den Schultern durch einen Haft zusammengehalten ward, und weite Beinkleider. Auf dem Kopfe trugen sie im Winter eine Art von Kapuze, aus der nur die Augen hervorschauten. Die Frauen trugen ein langes, faltenreiches Kleid und darüber noch eine Art von Tunica, mitunter auch geschnürte Mieder, die Arme bis an die Schultern entblößt und auf dem Kopfe einen hohen, einer Pickelhaube ähnlichen Aufsatz (Ovid, Trist. V, 7, 49; Tac., Germ. 17). Ueber die Waffen der Sarmaten finden sich bei den Alten sehr verschiedene Angaben; gemeinsam waren ihnen aber lange Lanzen, Wurfspieße, Bogen und Pfeile, lange Schwerter, die sie mit beiden Händen geschickt zu führen verstanden, Helme von rohem Rindsleder und Panzer von geglätteten Hornblättchen (nach Andern von Leder oder Eisenblech), die auf Leinwand geheftet, schuppenweise über einander lagen (Strabo VII, 312; Mela a. a. O.). Die Frauen führten im Kriege Schlingen mit sich, womit sie nach den Feinden warfen, um sie zu erdrosseln und hinter sich her zu schleifen. Im kleinen Kriege waren die Sarmaten weit furchtbarer, als in der offenen Feldschlacht, in welcher sie nicht leicht Stand hielten. Dem heftigen Anprall ihrer Reiterangriffe vermochte man selten zu widerstehen. Ihr Schlachtruf war Marrha, Marrha! (Hurrah?). Sie schmückten sich, wie die heutigen amerikanischen Wilden, mit den Skalpen der erschlagenen Feinde und pflegten die Töchter beim Trunke zu verhandeln. Ihre gewöhnliche Nahrung war Pferdefleisch, das sie auch den Göttern opferten, mit Milch und Blut von Pferden vermischtes Mehl und Hirsebrei. Einige scythische Stämme sollen nach Strabo VII, 302 selbst Menschenfresser gewesen seyn. Sie standen unter Königen, mitunter auch unter Königinnen und erwiesen dem Feuer oder, nach Art der Scythen, auch einem aufgestellten Pferde göttliche Verehrung. Von den sehr zahlreichen Völkerschaften, in die sie zerfielen, werden vornehmlich folgende genannt: 1) im europäischen Sarmatien längs der Südgrenze von Osten nach Westen die Tauri und Bosporani in der Chersonesus taurica, weiter gegen Westen die Torecadä, Tauroscythä und Ariacä am Flusse Axiaces; nördlich vom Tyras die Tyrangitä, Tagri und Biessi; ferner längs der Westgrenze gegen Germanien von Süden nach Norden die Piengitä, Saboci, Arsietä, Burgiones, Anartophracti, Aübrones, Avareni, Phrygundiones, Bulanes, Phinni (Finni) und Gythones am südlichen Abhange der Venedici Montes; längs der Nordküste von Westen nach Nordosten die Venedä, Veltä, Hossii und Carbones; längs der Ostgrenze von Norden nach Süden hinab die Carcotä, Sali, Agathyrsi, Aorsi, Pagyritä und Boruscibis zu dem rhipäischen Gebirge, weiter südöstlich am Tanais die Dyhlones, Tanaitä, Osyli, und längs der Palus Maeotis die Norolani und Jazyges; endlich im Innern in der Richtung von Süden nach Norden die Navari, Amaboci, Bastarnä, Carpi oder Carpiani und Pencini, nördlich von diesen die Transmontani, Gevini, Hamarobii, Chuni, Erobygitä, Rhacalani, Sagartii und Caryones, noch weiter nördlich zwischen dem alaunischen und rhipäischen Gebirge die Alanni, Bodini, Ciscoboci, und bis zu den obengenannten Küstenvölkern in der Richtung von Südwesten nach Nordosten die Igyliones, Galindä, Sudini, Stavani, Wibiones, Aeibi, Savari, Nasci, Sturni und Idrä. — 2) Im asiatischen Sarmatien, in der Richtung von Süden nach Norden, in den südlichsten an Colchis angrenzenden Gebirgsstrichen die Surannocolchi, Heniochi, Cercetä, Achäi u. Bosporani, längs an d. Küste der Palus Maeotis hinauf, die öfters unter dem Gesammtnamen Maëtä aufgeführten Stämme

der Conapseni, Asturicani, Tyrembä, Themeotä, Pseffi, Siracenі und Jaramotä; ferner an der Küste des kaspischen Meeres von Südwesten nach Nordosten die Gerri, Jsondä, Olondä und Udä; im Innern zwischen dem kaspischen Meere und der Mäotis die Sanaräi, Agoritä und Metibi, nördlicher die Arichi oder Arrechi, Zinchi, Diduri u. Tusci, oberhalb des kaspischen Meeres zwischen diesem und dem ceraunischen Gebirge die Serbi und Bali und weiter nach Westen zwischen dem ceraunischen u. hippischen Gebirge die Sacani u. Surani, weiter nördl. zwischen den genannten Gebirgen u. dem Flusse Rha v. Osten nach Westen die Erinäi, Amazones, Scymnitä. Sapothrenä, Melanchläni, nördlich vom Flusse Rha in der Richtung von Süden nach Norden die Materi, Phthirophagi, Afäi, Hippophagi, Modocä, westlicher zwischen den Flüssen Rha und Tanais, ebenfalls von Süden nach Norden, die Chänides, Perierbidi, Suardeni, Zacatä und Basilici Sarmatä, und endlich im höchsten Norden am hyperboreischen Gebirge die Hyperborei Sarmatä. Außer den genannten kommen bei Strabo XI, 506; Plin. VI, 5, 5, u. A. noch eine Menge anderer sarmatischer Völkerschaften vor, deren Wohnsitze sich aber nicht einmal annähernd bestimmen lassen. — Geschichtl. Die Griechen und Römer wurden mit den Sarmaten erst im J. 70 n. Chr. bekannt; daher wissen wir von der frühern Geschichte Sarmatiens außer einigen zweifelhaften Sagen nichts. Gegen das Ende des 3. Jahrhunderts machten die Sarmaten einen Angriff auf Illyrien, wurden aber vom Kaiser Carus mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen, so daß sie geraume Zeit ruhig blieben. Im J. 232 wandten sie sich, von den Gothen bedrängt, an die Römer um Hülfe und erhielten dieselbe. Als sie aber, durch nicht erfüllte Verheißungen, die ihnen die Römer gemacht, aufgebracht, wieder Streifzüge in das römische Gebiet machten, wurden sie von den Gothen unter Geberich überfallen und geschlagen. Als nun die Sarmaten ihre Sklaven bewaffneten (334) und durch sie siegten, verrieben diese ihre sarmatischen Herren und setzten sich unter dem Namen Limiganten zwischen der Donau und Theiß fest. Die Sarmaten traten zum Theil in die Dienste der Gothen, zum Theil vereinigten sie sich mit den Quaden, die ihnen eine Strecke Landes einräumten. 300,000 Sarmaten erhielten auch Wohnsitze in den römischen Provinzen Thracien, Pannonien, Macedonien und selbst in Italien. Kaiser Constantius schlug, von Gothen und Sarmaten unterstützt (358), die Limiganten und gab das von diesen besessene Gebiet den ausgewanderten Sarmaten zurück. Von da an verschwindet der Name der Sarmaten nach und nach aus der Geschichte.

Sarmaticae Portae (Caucasiae und Caspiae Portae, Claustra Caspiarum, a. Geogr.), Engpaß im Kaukasus, nahe am kaspischen Meere und einziger Durchgang nach Sarmatien und Iberien, wahrscheinlich die jetzigen Pforten am Derbend, zu unterscheiden von den eigentlichen Portae Caspiae und Portae Albaniae (Plin. V, 27, 27; Ptol. V, 9, 4).

Sarmatica Insula (a. Geogr.), Insel im Danubius, am Kalon Stoma (Plin. IV, 24, 24).

Sarmatica lues (Med.), der Weichselzopf, s. Plca.

Sarmatici Montes (a. Geogr.), Gebirg an der Ostgrenze Germaniens gegen Sarmatien, vom Danubius nördlich bis zu den Quellen der Vistula reichend, jedenfalls der östliche Theil des jetzigen mährischen Gebirgs und ein Theil der Karpathen (Ptol. II, 11, 6).

Sarmaticum Mare (a. Geogr.), 1) Meer im Norden Europa's, vor der sarmatischen Küste, also die jetzige Ostsee; — 2) bisweilen dichterische Bezeichnung des schwarzen Meeres (z. B. Ovid, ex Ponto IV, 10, 38).

Sarmatina (a. Geogr.), s. v. a. Sarmagana.

Sarmeda, europ.-türk. Flecken, Syrien, westlich von Aleppo.

Sarmena, span. Ort, Aragonien, nordöstlich von Saragossa.

Sarmensdorf (Sarmenstorf, Geogr.), 1) schweiz. Kreis, Kant. Aargau, Bez. Bremgarten, enthält die 2 Kirchspiele S. und Villmergen, das Schloß Hilfikon und die Ortschaften Büttikon, Uezwyl, Anglikon und Hembron; — 2) Pfarrdorf und Kreisort daselbst; die Kirche ist kostbar verziert und wird als Wallfahrtsort besucht; Feldbau, Strohgeflecht und Spinnerei für die Seidenfabriken in Zürich beschäftigen hier die meisten Hände; 1100 Einw.

Sarmenta (von sarmentum, Zweig, lat.), Reißbündel, Reißholz; daher Sarmentieii, zur Zeit der Christenverfolgungen die an Pfähle Gebundenen und auf einem Haufen Reißbündel Verbrannten.

Sarmentaceä (Bot.), nach Reichenbach und Andern, Zaukenlilien, Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Der Kraut- oder Strauchartige, aufrechte oder kletternde Stengel erhebt sich aus kriechendem, vielsprossendem oder centrischem, bisweilen knolligem, überaus großem, meist mehligem Wurzelstock; die Blätter sind meist flach und nervig, sitzend oder gestielt, seltener scheidig oder rinnig, bisweilen federartig, auch dornzähnig, bei einigen hand- oder federspaltig, selten mit einer Spur von Nebenblättern; Blüthen in Kolben, einzeln, seitlich, achselständig, selten end- oder achselraubig, auch unter oder auf dem Blatte. Das Pistill ist centrisch, meist frei; Fruchtknoten einfach, mit 3 (selten 2 oder 4) gesonderten Narben; Kelch 6theilig oder 6zähnig, oft 2- und 3theilig alternirend, selten 4theilig, krautartig, oder zum Theil, oder ganz korollinisch, frei, selten am Fruchtknoten angewachsen; Frucht eine 3fächerige Beere mit 2—vielsamigen Fächern oder eine solche Kapsel, auch 1fächerige, vielsamige, 2klappige, oder 1—3fächerige, geflügelte Samen enthaltende Kapsel; Samen rundlich, eckig oder platt, hautschalig, längsgestreift, auch walzig länglich, alle auf schwammigem, grundständigem Träger aufrecht, mit fleischigem Eiweiß,

kleinem Keimling in der Basis am Nabel; 6, selten 4—8 rundliche oder gestreckte 2fächerige Staubbeutel, meist auf der Spitze der auf der Basis der Kelchabschnitte, oder vor ihnen in der Mitte, oder in der Kelchröhre stehenden Staubfäden, bisweilen auch an der Basis derselben, die dann sie weit überragen und koroliuisch sind. — Die Saukenlilien zerfallen nach Reichenbach in drei Gruppen: a) Acorinae, Typus: Acorus L. b) Dioscorinae, Typus: Dioscorea L. c) Smilacinae, Typus: Smilax L. Vergl. Reichenbach, Natürl. Pflanzensystem, Leipz. 1837, S. 152. — Die Sarmentaceae *Ventenat* (Reben) bilden nach Reichenbach unter dem Namen Viteä eine Untergruppe der Umbelliferae Cisseae.

Sarmentosus (bot. Termol.), wurzelrankig, s. v. a. Reptans, schleichend.

Sarmentum (bot. Term.), Wurzelranke, s. v. a. Ausläufer, Flagellum.

Sarmentus, Sklav und Possenreißer, war seiner Herrin entlaufen und kam zu Augustus, der ihn wegen seiner Schönheit liebte und ihm den Titel eines Scriba verlieh.

Sarmersbach, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Daun, Hauptort der Bürgermeisterei gleich. Namens; Kapelle; über 100 Einw.

Sarmheim (Sarmsheim), preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Kreuznach; Fähre über die Nahe, Wassermühle; 350 Einw.

Sarmia (a. Geogr.), Insel im atlantischen Ocean, im Kanal zwischen den Küsten Galliens und Britanniens, j. Guernsey.

Sarmienta (Bot.), nach Ruiz und Pavon, Gattung der Gesneriaceae Gesnerieae *Endl.*, der Scrophularinae *Rchb.* Einzige Art: S. repens *Ruiz* et *Pav.*, Fl. peruv., 1, Taf. 7, Fig. 6. Halbstrauch in den Wäldern von Chili, welcher parasitisch auf Bäumen wächst und mit seinen wurzelnden Stengeln klettert, die Bäume ganz überspinnt und zum Theil noch von ihnen herabhängt. Die Blätter wirken vorzüglich erweichend, weshalb man sie in der Heimath zum Vertreiben von Warzen, Hühneraugen anwendet.

Sarmiento (Biogr.), 1) Donna Teresa, Herzogin von Bejar, wird unter den spanischen Kunstdilettantinnen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit Ehren genannt. In den Kirchen von Madrid sah man Bilder von ihr. Palamino rühmt besonders einen auf Glas gemalten Kopf der heiligen Jungfrau. — 2) Martin, span. Botaniker, nach dem die Pflanzengattung Sarmienta benannt ist.

Sarmingstein (Sarblingstein, Säbnich), österr. Marktflecken, Land ob der Ens, Mühlkreis, Distr. Greinburg; 140 Einw.

Sarmizegethusa (Sarmizegethusa, Sarmazege und Sarmategte, a. Geogr.), eine der bedeutendsten Städte Daciens und die Residenz der Könige dieses Landes, am Fluß Sargetia, später römische Kolonie mit italischem Bürgerrechte unter dem Namen Col. Ulpia Trajana Augusta und Hauptstadt der ganzen Provinz, Hauptquartier der Legio XIII Gemina. Umfangreiche Ruinen (Mauern, Tempel, Amphitheater, Wasserleitung 2c.) mit vielen Inschriften, beim jetzigen Varhely oder Grabischte am Fluß Strel oder Strey. Vgl. Wenzel, in den Jahrb. der Lit., Wien 1845, St. III, S. 116.

Sarmstorf (Geogr.), 1) mecklenburg.-schwerinisches Dorf, wendischer Kr., Amt Güstrow; 200 Einw.; — 2) Hof das., Amt Neu-Kalden; über 100 Einw.

Sarn, schönes schweiz. Pfarrdorf, Kanton Graubündten, Grauenbund, Hochgericht Thusis, bildet mit Urwein, Flerda, Purtein, Präz, Raschlinglas und Trieg das Gericht Heinzenberg; hier wird die Landesgemeinde gehalten; einträglicher Ackerbau, gute Viehzucht; 400 E.

Sarna (a. Geogr.), Ort in Rhätien, in der Straße von Verona nach Welbidena (j. Searravalle).

Sarnaca (a. Geogr.), Stadt in Troas oder Mysien (Plin. V, 30, 33).

Sarnacus (Liter.), Architekt von unbestimmtem Zeitalter und Vaterland, schrieb Vorschriften über Symmetrie (Vitruv. VII; Praef. §. 14).

Sarnade (a. Geogr.), Stadt in Pannonien, zwischen Leusaba u. Silvia, nach Reichard jetzt Ober-Unnacz.

Sarnä (a. Geogr.), Ort in Gallia Cispadana, an der Straße von Tridentum nach Verona, beim jetzigen Flecken Ala.

Sarnä (n. Geogr., schwed. Ort, Län Stora-Kopparberg, an einem See, aus welchem der Ost-Dalelf entsteht.

Sarnaki, russ.-poln. Stadt, Gouv. Lublin, nordwestlich von Biala; 800 Einw.

Sarnano, ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Macerata, auf einem Hügel; mit Mauern umgeben; schöne Kollegiat-Kirche, Handel; 4000 Einw.

Sarnau (Geogr.), 1) kurhess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. u. Amt Marburg; 270 Ew.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Kreuzburg; Wassermühle; 190 E.

Sarne (Geogr.), preuß. Orte: 1) (Groß-S.), Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Falkenberg; 270 Einw.; — 2) (Klein-S.), Dorf, das., 230 Einw.; — 3) (Sarnowo), Stadt, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Kröben; 3 Kirchen, 4 Kram- und Viehmärkte; 1450 Ew.

Sarnen, schweiz. Flecken, Hauptort des Kantons Unterwalden, Bezirk ob dem Walde, am Ausflusse der Aa aus dem Sarnersee und am Landenberge; Kirche, 2 Klöster, Zeughaus, Landmagazin, Gymnasium, das zur wissenschaftlichen Vorbereitung junger Geistlichen, so wie zur Bildung junger Bürger bestimmt ist; das Rathhaus zieren die Bildnisse der meisten verstorbenen Kantonshäupter in ihrer Standestracht, die Bilderreliefs Abarts aus der schweiz. Geschichte und das Relief Müllers vom Kanton Unterwalden und vom Haslithal. S. hat eine Gerberei, eine Ziegelhütte und Sägemühle und am See ein Kauf- u. Niederlagshaus für durchgehende Kaufmannsgüter. Der Ort zählt mit

den dazu gehörigen Filialorten Kägiswil, Römersperg, Stalden und Wyhlen 3500 Einw. Oberhalb S., an dem Platze, wo einst die 1308 gefallene und zerstörte Burg Landenburg stand, ist jetzt der Versammlungsort der Landesgemeinde. Hier 1832 Konferenz zwischen Waadt, Uri, Innerschwyz, Baselstadt, Neufchatel und einem Theil von Genf, welche an der allgemeinen Reform der Verfassung nicht Theil nehmen wollten, bis sie sich im Juli 1833 entschlossen, wenigstens die Tagsatzung zu beschicken.

Sarner-Aa, schweiz. Flüßchen, im westlichen Theil des Kant. Unterwalden, ein Ausfluß des Lungern-Sees, bildet am Kaiserstuhl einen getheilten Fall, fällt darauf in den Sarner-See und fließt unterhalb Sarnen rechts in die Melchbach.

Sarner-See, schweiz. See, im Gebiete von Obwalden, zieht sich von Nordosten gegen Südwesten 1½ Stund weit bei ½ St. Breite. Seine stark bewohnten Ufer erheben sich in sanften, mit Waldungen, Hütten und Wiesen bekleideten Abstufungen zu den Alpen. Er ist ziemlich tief und fischreich.

Sarnico, österr.-ital. Dorf mit Markt, Lombardei, östlich von Bergamo, am Ausfluß des Oglio aus dem Iseo-See; Seidenspinnerei, Fischerei, Kalksteinbrüche; 1280 Einw.; Hauptort des gleichnam. Distrikts.

Sarniel (talm. Rel.), einer der 6 Engel des Feuers, die dem Fürsten des Feuers, Zehuel, untergeordnet sind.

Sarnighausen, hannöv. Dorf, Oberhoya, Amt Steyerberg; 120 Einw.

Sarning, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Manhartsberg, Ldgr. Waidhofen, an der Taya; über 100 Einw.

Sarno (Geogr.), 1) ital. Stadt, Neapel, Prov. Principato-citer., nordwestlich von Salerno, am gleichnamigen Fluß; Bischofsitz, Kathedrale, 9 andere Kirchen, altes Schloß, geistliches Seminar, Wein- und Oelbau; Eisen- und Kupferhämmer, Papiermühlen, besuchte Schwefel- und eisenhaltige Quellen; in der Umgegend viele und gute Seide; 12,000 Einw.; hat den Titel eines Herzogthumes; — 2) Fluß daselbst, mündet unter dem Namen Scafati in den Meerbusen von Neapel. Er hieß im Alterthume Sarnus, und an seiner Mündung lag Pompeji.

Sarnois, franz. Dorf, Depart. Oise, Bez. Beauvais; Calicotweberei; 710 Einw.

Sarnow (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Tost; 2 Vorwerke; 260 Einw.— 2) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ostprignitz; 210 Ew.; — 3) (Alt-S.), Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Kammin; 260 Einw.; — 4) (Neu-S.), daf.; 150 Einw.

Sarnowko, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Kröben; 350 Einw.

Sarnowo, Stadt, s. v. a. Sarne.

Sarns, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. Brixen; 130 Einw.

Sarntheim (Geogr.), 1) österr. Landgericht, Tyrol, Kr. Botzen; über 4000 Einw.; — 2) Pfarrdorf und Hauptort daf.; 2 Schlösser, Dechantei; 2730 Einw.; in der Nähe ein Bad.

Sarnus (a. Geogr.), Fluß in Kampanien, floß bei Nuceria vorbei und mündete bei Pompeji in den Sinus Puteolanus, jetzt Sarno, der aber durch die Katastrophe des J. 79 an seiner Mündung einen ganz anderen Lauf erhalten hat, als vorher (Plin. III, 5, 9).

Saro, asiatische Landspitze, ostind. Inseln, Sunda-Insel, Timor, an der Nordostküste, 8° 21′ 6″ s. Br. und 144° 24′ 13″ ö. L.

Saroca, span. Ort, Katalonien, nordwestlich von Talarn.

Sarodonia (Bot.), nach Don, Untergattung von Scrophularia *L.*

Sarolta, genannt Biala Knegina, d. i. die weiße Königin, Tochter Giulay's, Gemahlin des Herzogs Geysa von Ungarn, den sie zur Einführung des Christenthums bewog.

Saron (bibl. Geogr.), Ebene in Palästina, an der Küste des Mittelmeers, unweit Lydda (Apostelgesch. 9, 35), nach Euseb. und Hieronymus Onom. der ganze flache Küstenstrich von Cäsarea bis Joppe, durch reiche Vegetation (saronit. Wein), vorzüglich auch durch treffliche Viehweiden ausgezeichnet. Auf derselben liegt — 2) das gleichnamige Dorf zwischen dem Thaborberg und dem See Tiberias.

Saron (n. Geogr.), 1) asiat. Ort, Palästina, nordöstlich von Jaffa; — 2) Distrikt, s. v. a. Sarun.

Saronia (gr. Myth.), Beiname der Artemis, weil sie am saronischen Meerbusen ein Heiligthum hatte, wo ihr zu Ehren alljährlich ein Fest Σαρώνια gefeiert ward (Paus. II, 32, 8).

Saronicus Sinus (a. Geogr.), Busen des ägäischen Meeres, welcher zwischen den Vorgebirgen Sunium und Scylläum bis an den Isthmus von Korinth 740 Stadien weit ins Land einspringt, die Küsten von Attica, Megaris, Corinthia, Epidauria und Trözenia bespült und als größere Inseln Aegina und Salamis in sich schließt. Seinen Namen leitete die Sage von einem alten trözenischen Könige Saron ab, welcher an der Küste in der Bucht Phobäa bei der Jagd ertrank, oder von einem Flusse Saron auf dem Gebiet von Trözene (Strabo VIII, 369; Plin. IV, 4, 5).

Saronniden, gallische Priester, die sich mit Wahrsagen beschäftigten.

Saronim und Sülze (jüd. Ant.), zwei Gerichte, die am Purimfeste aufgetragen wurden. Das erstere, aus einem Gerichte Erbsen, Reis, Hirsen oder andern Hülsenfrüchten bestehend, sollte an den Propheten Daniel erinnern, dem man einen Antheil an der Stiftung des Festes beilegte, das andere, braun oder gelb gefärbt, an den Koth, den Hamans Tochter diesem, als er zum Galgen geführt ward, über den Kopf warf, weil sie glaubte, er sey Mardochai.

Saronis (griech. Myth.), Beiname der Artemis von dem Ort ihrer Verehrung (Saron).

Saronno (Geogr.), 1) österreich.-ital. Distrikt, Lombardei, Prov. Mailand; — 2) Flecken und Hauptort daselbst, nordwestlich von Mailand, am Lura, in einer sehr fruchtbaren

Gegend; Hauptkirche, Distriktskommissariat, Gemeindevorstand, Sicherheitswache, Briefsammlung; Baumwollenmanufaktur, Seidenbau, Handel; 3000 Einw. Vierhundert Schritte außerhalb des Fleckens steht eine schöne Madonnen-Wallfahrtskirche, in welcher sich die schönsten Malereien von Bern, Luini, dem besten Schüler Leonardo's da Vinci, und von Gaudenzio Ferrari, so wie auch eine Kreuzabnahme in carrarischem Marmor befinden.

Sarophages (a. Geogr.), indisches Volk (Plin. VI, 20, 23).

Saropoda (Entomol.), nach Latreille, Gattung der Hymenoptera aculeata Anthophila Apiaria *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Bienen nach Oken, unter Apis *L.*, Heliophila *Kluge*. Charakter: Kinnbacken unter der Spitze mit einem starken Zahn; Kinnladentaster viergliederig; Körper gedrungen, wenig behaart. Unter mehren Arten bekannteste: S. rotundata *Latr.* Gibt im Fluge einen pfeifenden Ton von sich.

Saros (Geogr.), 1) europ.-türk. Meerbusen des ägäischen Meeres, an der Küste von Rumelien, Sandsch. Gallipoli, von dem Marmarameer und der Dardanellenmeerenge durch die Halbinsel von Gallipoli getrennt, geschlossen durch die Vorgebirge Pari und Kliniklik (Kemiklik); daran der Marktflecken Tursjenskoi. — 2) Kleine Insel darin. — 3) (Saroſch, ungarisch Saros Varmegye, slawisch Sarińska Stolica), beträchtliche Gespannschaft in Ungarn, hat ihren Namen von dem alten wüsten Schlosse Saros, grenzt nördlich an Galizien, östlich an die zempliner, südlich an die abaujvarer und westlich an die zipser Gespannsch., hat 65$^{1}/_{10}$ □ Meilen Flächenraum mit 236,400 Ew. in 401 Orten, als: 3 königlichen Freistädten, 1 Municipalbürgerstadt, 12 Urbarialmärkten, 358 Dörfern und 27 Prädien; mit 206,844 Joch Aeckern, 32,100 Joch Wiesen, 10,500 Joch Gärten, 14,450 Joch Weiden, 197,850 Joch Wald. Längs der nördl. Grenze streichen die Karpathen hin, die sich unter dem Namen der beszkeder Gebirgsreihe bis in die marmaroser Gespsch. erstrecken und mit ihren Zweigen das ganze f.er Komitat bedecken. Einzelne Theile derselben sind: der Branisźko, die Wolfsgrundberge (Farkas Völgye Hegyei, Wlejа-Dolina) und der Feketehegy an den zipser Grenzen, die sovarer Bergkette, mit dem wegen seiner in Europa einzigen Opalgruben berühmten Berge Libanka, der Kőhegy (Steinberg, Kamena Hora oder Magura) bei Bartfeld mit dem zborer Schloß, der kegelförmige Strafzberg mit dem Schlosse Kapi, der Csorgo und Javor nördlich von Zeben, und endlich die kaschauer Berge an der Grenze der abaujvarer Gespannsch. Diese Berge sind sämmtlich mit großen, meistens Fichten- und Tannenwaldungen bedeckt und enthalten vortreffliche Weiden. Die Hauptflüsse sind die Tarcza oder Torisza, nebst der Topoly oder Topla, welche beide sehr reizende und angenehme Thäler durchströmen. Die Ondava geht nach einem kurzen Laufe in die zempliner Gespannsch., und die Popper nebst dem Hernad bewässern nur kleine Theile des Komitats; letzterer bildet durch 2 Arme die lange Insel Barsonyos. Das Klima ist der Karpathen wegen rauh und kalt, aber gesund; doch ist der südl. Theil mehr gemäßigt. Während auf den Gebirgen nur der Hafer gedeiht, sind die Thäler fruchtbar und erzeugen alle Getreidegattungen. Besonders baut man mit großem Vortheil Flachs, Hanf, Buchweizen und Obst. Die Wälder liefern eine Menge des schönsten Bauholzes, die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Spießglaserz, Marmor in verschiedenen Farben, Porzellanerde, Polirschiefer, Schwefelkies, Opale (die einzigen in Europa), Salz (berühmt sind die sovarer Salzquellen) und geben einer Menge von Gesundbrunnen und Heilquellen ihr Daseyn, deren 72 vorhanden sind. Die Einw. sind meistens Slawen und Russniaken, bloß in den 3 königl. Freistädten gibt es Deutsche; auch ist die Zahl der Juden nicht gering. Die fleißigen Einw. beschäftigen sich mit dem Ackerbau, der Leinweberei, womit sie durch ganz Ungarn einen lebhaften Verkehr treiben, mit der Vieh- und besonders mit der Bienenzucht. Auch gibt es Töpfereien, Potaschesiedereien, Papiermühlen und viele Branntweinbrennereien. Das Komitat wird in 6 Bezirke eingetheilt, in den obern und untern tarczaer, sirokaer, szektsőer, tapolyer und makoviczer. Der Sitz der Komitatsversammlungen ist zu Eperies. In kirchlicher Hinsicht gehören die Einw. zur Diöcese des kathol. Bischofs zu Kaschau und des griechisch-unirten zu Eperies. — 4) (Nagy= oder Groß=S.), Flecken das., am Tarcza, nordwestl. von Eperies; Tuchweberei, Gerberei, bedeutende Jahrmärkte; 2800 Einw.

Saros (Chronol.), bei den Chaldäern ein Zeitraum von 3600 Stunden oder 2 Menaten.

Saros (Bot.), s. v. a. Katappenbaum, Terminalia catappa *L.*

Sarosd, ungar. Flecken, stuhlweißenburger Gespsch.; Fasanengarten; 750 Einw.

Sarosle, preuß. Käthnerdorf, Prov. Preußen (Westpr.), R.=B. Marienwerder, Kr. Graudenz; 380 Einw.

Saros Patak, ungar. Flecken, zempliner Gespsch., am Bodrog; reform. Kollegium mit Bibliothek, Schloßruine; 5200 Einw.

Sarot, Hohlmaß in Pegu.

Sarothamnus (Bot.), nach Wimmer, Pflanzengatt. Arten unter Cytisus u. Genista.

Sarothra (Bot.), nach Linné, Besenkraut, Gatt. der Hypericinae *Rchb.*, Pentandria Trigynia *L.* Charakter: Kelch 5theilig, Blumenblätter 5, Staubgefäße 5, frei, Griffel 3, Kapsel 1fächerig, 3klappig. Unter 3 Arten ist zu bemerken: S. gentinoides *L.*, Hypericum Sarothra *Michx.* Kleines ausdauerndes Kraut an sandigen Stellen in Nordamerika. Es hat einen starken, unangenehmen Geruch und wird in der Heimath äußerl. bei Quetschungen, Wunden u. dergl. gebraucht. Lam., Illustr., T. 215.

Sarou, asiat. Stadt, Persien, Prov. Irak-Adschemi, nordwestl. von Kaschan.

Saroukhan, asiat.-türk. Sandsch., Anatolien, grenzt nördl. an die Sandschaks Karassi und Khodawendkiar, östl. an Kermeian, südl. an Aidin und Saghala und westl. an das ägäische Meer. Das Meer bildet hier den Golf von Tschanderli. Das Land ist gebirgig durch das Gebirg Kedscha-Dagh, das auf der Südgrenze steht, mit schönen Thälern, aber auch Sümpfen längs dem Fluß Sarabat.

Sarp (Sarpen), norweg. Fall des Glommen-Elf, Smaalehnens-Amt, nordöstl. von Frederikstad, 60 F. hoch.

Sarpa, asiat.-russ. Fluß, entspr. im Gouv. und Kr. Astrachan und mündet in die Wolga, links.

Sarpa (ital., Ichthyol.), s. v. a. Goldstriemen, Sparus Salpa *L.*, Boops Salpa *Cuv.* (s. d.).

Sarpana, Insel, s. Marianen.

Sarpananzo (ital., Ichthyol.), s. v. a. Apogon rex mullorum *Cuv.*, s. Mulle.

Sarpedon (gr. Myth.), 1) Sohn des Zeus und der Europa, Bruder des Minos und Rhadamanthus, gerieth mit ersterem in Streit, in Folge dessen er bei Cilix eine Zuflucht nahm, dem er gegen die Lycier beistand; später König der Lycier (Apollod. III, 1, 2; Paus. VII, 3, 4); — 2) Sohn des Zeus, nach Anderu des lycischen Königs Euander und der Laodamia, Fürst der Lycier, Bundesgenosse der Troer und von ausgezeichneter Tapferkeit (Hom., Il. V, 629 ff., XII, 292 ff., 397, vgl. Philostr., Her. 14), ward von Patroclus erlegt (Il. XVI, 419—503), nachdem Zeus seinen Tod vorausgesagt hatte (Il. XV, 67). Seine Genossen kämpften um seinen Leichnam, welchen Apollo rettete, auf Zeus' Befehl von Staub und Blut reinigte, mit Ambrosia salbte und in ein ambrosisches Gewand hüllte; die Waffen aber fielen in die Hände der Griechen (das. 504—664, vgl. XXIII, 800 ff.). Apollo übergab S.s Leichnam dem Schlafe und dem Tode, welche denselben zu ehrenvoller Bestattung nach Lycien brachten (vgl. Virg., Aen. I, 100, wo dieser Mythus etwas abweichend erzählt wird). Zuweilen wird dieser S. mit S. 1) irrthümlich, aber mit Unrecht. — 3) Sohn des Poseidon, Bruder des Polybs in Thracien, von Hercules erlegt (Apollod. II, 5, 9).

Sarpedon (a. Geogr.), Vorgebirge Ciliciens, 80 Stadien westl. von der Mündung des Calycadnus und 120 Stadien von Seleucia in Cetis, im Frieden zwischen den Römern und Antiochus dem Großen zur Grenze des syrischen Reichs gemacht (Strabo XIV, 670; Mela I, 13, 5; Liv. XXXVIII, 38).

Sarpedon (gr. Lit.), griech. Philosoph aus der Schule der Skeptiker, Schüler des Ptolemäus von Cyrene (Diog. Laert. IX, 116).

Sarpedonia (a. Geogr.), Insel im atlant. Ocean.

Sarpedonium Promontorium (a. Geogr.), Vorgebirg in Thracien, zwischen den Mündungen des Melas und Erginus, Nordwestspitze des Sinus Melas, der Insel Imbros gegenüber, vielleicht jetzt Kap Paxi (Herodot VII, 58).

Sarpenfall, Wasserfall, s. v. a. Sarp.

Sarpi, Paolo, auch als Fra Paolo, Paulus Venetus und Paulus Servita bekannt, einer der besten italienischen Geschichtsschreiber, wurde 1552 zu Venedig geboren. Seine großen Talente verbanden sich schon frühzeitig mit umfassenden Kenntnissen. Kaum 14 Jahre alt, trat er in den Orden der Serviten, wurde Mitglied des Kollegiums zu Padua, erhielt die theolog. Doktorwürde und kam in seinem 26. Jahre als Provinzial seines Ordens nach Rom, wo man ihn allgemein hochachtete. Später ward er Generalprokurator. Seine freie Richtung und der Neid zogen ihm zahlreiche Feinde zu; Verfolgungen blieben nicht aus. Bei der Inquisition geheimer Verbindungen mit Ketzern u. Juden fälschlich angeklagt, sah er sich in jeder weitern Beförderung behindert. Endlich wählte ihn die Republik Venedig in dem Streite mit Papst Paul V. zu ihrem Theologen und Konsulenten, und in dieser Eigenschaft wirkte er mit so viel Klugheit und Erfolg, daß er von Banditen angefallen und mit 3 Dolchstichen verwundet wurde. Kaum genesen, ward er in seinem Schlafzimmer von den Mönchen von Neuem überfallen; doch ward der Mordanschlag entdeckt und durch aufgefundene Briefschaften bestätigt. Erneuerte Angriffe auf sein Leben und die Warnungen des Kardinals Bellarmin bewogen ihn endlich, ganz eingezogen in seinem Kloster zu leben, wo er 1623 †. Er war einer der aufgeklärtesten Katholiken seiner Zeit, der Papstthum und Kirche aufs Genaueste unterschied und mit Kühnheit, Kraft, Besonnenheit und Wahrheitsliebe die Anmaßungen des Papstes, den blinden Glauben und den Jesuitismus bekämpfte. Er fällte die günstigsten Urtheile über Luther und stimmte in den wesentlichsten Punkten mit der evangelischen Lehre überein. Als Gelehrter zeichnete er sich durch den seltenen Umfang seiner Kenntnisse aus, die sich fast über alle Zweige des menschlichen Wissens erstreckten. Sein Hauptwerk ist die „Istoria del Concilio tridentino", London 1619, Fol., unter dem erdichteten Namen Pietro Soave Polano, deutsch von Rambach, Halle 1761—65, 6 Bde., und von Winterer, Mergenth. 1839—41, 4 Bde., franz. von Lecourayer, London und Amsterd. 1736, Fol. Außerdem sind besonders seine Briefe schätzbar. Vollständige Ausgaben seiner Werke erschienen zu Venedig 1677, 6 Bde., 12., Verona (Helmstädt) 1761 ff., 8 Bde., 4., und Neapel 1790, 24 Bde. Vergl. Delbrück, Gedächtnißrede auf Paolo S., Berl. 1803; — Bianchi-Giovini, Biografia di Fra Paolo S., Zür. 1836, 2 Bde.; — Münch, Fra Paolo S., Karlsr. 1838.

Sarpicula (lat.), Winzermesser.

Sarpojans, indische Schlangenbeschwörer.

Sarra (a. Geogr.), s. Saravus und Tyrus.

Sarrabat (Biogr.), 1) Isaak, Zeichner u. Kupferstecher von Andelys. Lebensverhältnisse und Todesjahr unbekannt. S. gehört zu den frühern Stechern in schwarzer Manier und lieferte sehr lobenswerthe Arbeiten, wenn auch diese den englischen nicht gleichkommen. Sie sind größtentheils selten geworden. — 2) David,

Historienmaler, geb. zu Paris 1667, brachte mehre Jahre als Pensionär in Rom zu und machte da solche Fortschritte, daß er mit den besten Meistern seiner Zeit wetteifern konnte. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Lyon nieder. In den Kirchen und Palläſten der Stadt sah man ehedem zahlreiche Arbeiten von ihm, sowohl in Oel, als in Fresko, und besonders Bilder in Helldunkel. Die letztern sind fast alle zu Grunde gegangen; nur einige Oelbilder sind noch vorhanden. † zu Lyon 1747.

Sarrabus, ungesunder ital. Küstenstrich, Insel Sardinien, Cagliari, Distr. Lomusei.

Sarracenia (Bot.), nach Linné, Sarracenie, Schildhade nach Oken, Gattung der Cistineae *Rchb.*, der Sarraceniae *Turp.*, Polyandria Monogynia *L.* Charakter fällt mit dem der Sarracenieä (s. d.) zusammen, weil S. die einzige Gattung dieser Familie ist. Unter 9 Arten sind als Zierpflanzen zu bemerken: 1) S. flava *L.*, ausdauerndes Kraut in Torfmooren und Sümpfen Virginiens und Florida's. Aus der Wurzel kommen aufrechte, schmale, trichterförmige, glatte, 1—2 Fuß lange Blätter, welche am Ende der abgestutzten Röhre einen rundlich-herzförmigen, aufrechten, ganzrandigen, flachen Deckel (eigentlich ein Anhängsel oder eine deckelförmige Verlängerung) haben; Schaft nackt, über 1 Fuß hoch, mit einer ziemlich großen, gelbgrünen, nickenden Blume. Bot. Cab. 1957. — 2) S. purpurea *L.*, ausdauernd, in Carolina. Die bauchig-trichterförmigen Blätter sind 5—8 Zoll lang, liegen auf der Erde und haben oben einen rundlich-herzförmigen Deckel; Schaft aufrecht, mit einer schönen, überhängenden, schwarz-purpurrothen Blume. Bot. Cab. 308. — 3) S. psittacina *Mich.*, ausdauernd, in Georgien und Florida. Blätter kurz, oben gefärbt, mit einem zurückgekrümmten, gewölbten, stachelspitzigen Deckel; Blüthe purpurroth. — 4) S. rubra *Walt.*, ausdauernd, in Georgien, Florida. Blätter trichterförmig, aufgerichtet, etwas neigaderig, mit einem lanzettförmigen, aufrechten, inwendig etwas gefärbten Deckel; Schaft länger als die Blätter, mit einer schönen, überhängenden, rothen Blüthe. Bot. Cab. 1163. — 5) S. variolaris *Mich.*, ausdauernd in Carolina. Blätter bauchig, verlängert, auf dem Rücken der Röhre gekielt, mit kurzem, gewölbtem Deckel; Blume nickend, gelb. Bot. Cab. 803. Die merkwürdigen Blattschläuche oder Blattrichter der Sarracenien sind fortwährend, sowohl bei trockener als bei feuchter Witterung, bis unter ihre Mitte mit einem klaren, geruchlosen Wasser erfüllt, welches offenbar von der Pflanze selbst ausgeschieden und in dem Verhältnisse, als es durch die offene Mündung des Schlauches verdunstet, wieder ersetzt wird. Im untern Theile der Höhlung findet man stets eine Menge zum Theil halbverwester Insekten, die, in die Schläuche gekrochen, in dem angesammelten Wasser ihren Tod fanden. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß diese Insekten der Pflanze zur Nahrung dienen, so wie man dies auch von denjenigen vermuthet, die von den Blättern der Dionee gefangen werden. Die Sarracenien lassen sich sehr leicht in Töpfen ziehen und im kalten Hause überwintern; nur müssen sie stets sehr feucht gehalten werden.

Sarracenieä (Bot.), nach Turpin, Sarracenieen, dikotyledon. Pflanzenfamilie. Charakter: Kelch 5blätterig, gefärbt, abfällig, oft mit einem (kleinen) Außenkelche; dieser ungleich-3blätterig, bleibend. Blumenblätter 5, benagelt. Staubgefäße zahlreich, getrennt. Eierstock 5fächerig. Griffel 1, kurz; Narbe sehr groß, schirmförmig, 5eckig. Kapsel mit der bleibenden Narbe gekrönt, 5fächerig, fachspaltig-5klappig, reichsamig. Samenträger axenständig (in die innern Fachwinkel vorspringend). Samen schopflos, unbemäntelt, eiweißhaltig. Keim gerade, klein, am untern Ende des Samens, in der Nähe des Nabels liegend und mit dem Würzelchen gegen diesen gerichtet. Kräuter. Die Blätter grundständig, mit einem großen, hohlen, schlauchförmigen Blattstiel und einer kleinen, ganzrandigen, die Mündung desselben unvollständig bedeckenden Scheibe. Keine Nebenblätter. Die Blüthen zwitterig, regelmäßig, ansehnlich, einzeln auf dem Gipfel eines Schaftes. Diese Familie begreift nur eine Gattung, Sarracenia *L.*, mit 9 Arten, welche alle in Nordamerika, und zwar meist in dessen südlichern Ländern wachsen. Die durch ihre sonderbare Blatt- und Blüthenbildung ausgezeichneten Pflanzen lassen sich nicht wohl mit einer andern Familie vereinigen; sie scheinen jedoch zunächst mit der Gattung Dionäa verwandt zu seyn, deren Blattbildung schon sehr an die der Sarracenien erinnert, während die letztern auch in ihrer Lebensweise mit dieser Gattung übereinstimmen. Nach Reichenbach machen die S. eine Gruppe der Cistineä aus, nach Oken bilden sie einen Theil der Rinden-Blumenpflanzen oder Haden (Kl. 12, Zunft 4). Vgl. De la Pylaie, in An. soc. Linn. par., VI, S. 388.

Sarracha (Bot.), nach Endlicher, Pflanzengatt., s. v. a. Saracha *R.* et *P.*

Sarracin, Jean Antoine, Arzt zu Lyon, übersetzte 1598 den Dioscorides.

Sarracino (Biogr.), spanischer Miniaturmaler in der 2. Hälfte des 10. Jahrh., zierte einen 976 vollendeten Codex des Mönches Vigilia mit Miniaturen, besonders mit Bildnissen. Dieser Codex wird unter dem Namen il Vigiliano auf der Bibliothek zu Madrid aufbewahrt.

Sarracino (Waarenk.), griech. Weinsorte.

Sarracium (Mönchsw.), skapulierförmiger Oberrock ohne Aermel bei manchen Kongregationen regulirter Chorherren.

Sarracum (Sarraca, Ant.), großer 4räderiger Lastwagen, in Italien viel gebraucht, aber gallischer Erfindung.

Sarragon, Johannes, Maler und Kupferstecher, ein nach seinen Lebensverhältnissen unbekannter Künstler. Er war in der 1. Hälfte des 17. Jahrh. thätig.

Sarralbe (Sarre-Albe), franz. Stadt, Dep. Mosel, Bez. Sarreguemines, in einem schönen Thal am Zusammenfluß der Sarre und des Albe; Hauseinwandweberei, vorzügliche

Bleichen, Dosen-, Strohhut-, Blumen- und Stahlfabriken; Salzquelle; 3440 Einw.

Sarran (Geogr.), 1) franz. Flecken, Dep. Gers, Bez. Lectoure; 1000 Einw.; — 2) Dorf das., Dep. Loiret, Bez. Orleans; Kalksteinbrüche; 1210 Einw.

Sarranates (a. Geogr.), Volk in Umbrien (Plin. III, 14, 19).

Sarrance, franz. Dorf, Dep. Nieder-Pyrenäen, Bez. Oleron, am Gave d'Aspe; Papiermühle, Marmorbrüche; 1230 Einw.

Sarrancolin, franz. Stadt, Dep. Ober-Pyrenäen, Bez. Bagnères, an der Neste, am Eingang des Aurethals; Strumpf-, Glas- und Papierfabriken, bunter (S.-) Marmor; 1150 Einw. Danach wird ein bekanntes Pyrenäenthal genannt.

Sarranzig, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Dramburg; Vorwerkathen; 230 Einw.

Sarras (Geogr.), franz. Dorf, Dep. Ardèche, Bez. Tournon, am Einfluß der Couranne in die Rhone; 920 Einw.

Sarras (Waffenk.), s. v. a. Saraß.

Sarrasin (Geogr.), Bezirk u. Stadt, s. v. a. Castel Sarrasin.

Sarrasin (Biogr.), Jean, franz. General, 1770 zu St. Sylvestre im Dep. Lot u. Garonne geboren, trat 1786 in ein Dragonerregiment, nahm aber seinen Abschied und bekleidete eine Hofmeisterstelle, worauf er 1792 Professor der Mathematik am Militärkollegium von Sorège ward. Später wurde er Offizier bei einem Freiwilligen-Bataillon, Lehrer an der Artillerieschule zu Chalons, Adjutantmajor und 1793 Sekretär bei Marceau und Kleber. Im J. 1794 zur Nordarmee versetzt, führte er unter Jourdan die Kolonne, welche die Verbindung zwischen der Maas- und Moselarmee unterhielt, zeichnete sich 1795 als Bataillonschef beim Rheinübergange aus und ward 1796 Chef des Generalstabes bei Bernadotte. Während der Expedition in Irland 1798 ward er Brigade-, dann Divisionsgeneral. Doch wurde er in der letztern Eigenschaft vom Direktorium nicht bestätigt, sondern 1799 in Italien und dann beim Kriegsministerium, später bei der Rhein- und 1800 bei der Küstenarmee angestellt. Sein zweideutiges Betragen hatte seine Quiescirung zur Folge; doch ging er 1802 als Brigadegeneral nach St. Domingo, machte 1805 — 6 die Feldzüge in Deutschland mit, ward Kommandant des Schelde-Departements und kam 1809 in das Lager von Boulogne, von wo er auf einem Schifferboote desertirte, um zu den Engländern, mit denen er im Einverständniß lebte, überzutreten. Er ging mit der englischen Armee nach Spanien, kehrte aber 1814 nach Frankreich zurück, wo er 1819 der Polygamie überführt und zum Essen, zur öffentlichen Ausstellung und zu Ruthenstreichen verurtheilt wurde. Später scheint er wieder freigelassen worden zu seyn; er † 1830.

Sarrasins, Trou des, Höhle, s. Cipti.

Sarrasou, afrik. Stadt, Ober-Guinea, Aschanti-Reich, südl. von Coumassie.

Sarrastes (a. Geogr.), Volk in Kampanien, am Flusse Sarnus, aus dem Peloponnes eingewandert (Virg., Aen. VII, 738).

Sarrazac, franz. Dorf, Dep. Dordogne, Bez. Nontron; Eisenwaarenfabr.; 1520 Ew.

Sarrazinia (Bot.), nach Hoffmannsegg, Pflanzengatt., s. v. a. Sarracenia L.

Sarre (Geogr.), 1) Fluß, s. v. a. Saar; — 2) fränz. Dorf, Dep. Nieder-Pyrenäen, Bez. Bayonne; 2210 Einw.

Sarreal, spanischer Flecken, nördlich von Tarragona; Branntweinbrennerei; Alabasterbrüche; 2500 Einw.

Sarrebourg, Stadt, s. v. a. Saarbourg.

Sarreguemines (Saargemünd, Saargeminden, Geogr.), 1) franz. Bezirk, Dep. Mosel; 31¼ □Meil., 8 Kantons, 146 Gemeinden und 143,650 Einw. Außer S. hier noch: Homburg, Marktflecken, 1700 Einw.; Lemberg, Marktflecken, Pfeifenfabrik, 1600 Einw.; Morhange, Stadt, Schloß, 1300 Ew.; Nuttelange, Stadt, 2000 Einw. — 2) Hauptstadt des Bezirks und des gleichnam. Kantons, links am Einflusse der Bliese in die Sarre (Saar), früher befestigt; Unter-Präfektur, Civil-Tribunal, Douane, Gesellschaft für Landbau, Collège; Niederlagsort der Papiermaché-Dosen, die in der Umgegend gemacht u. jährlich in etwa 100,000 Dutzend versendet werden; berühmte Fayence- und Töpferwaarenfabriken, Plüsches-, Siamoisen- u. Sammetweberei, Färberei, Gerberei, Brauerei, Nägel- und Leimfabriken, Handel mit Getreide, Holz, Früchten ꝛc.; Felsenschloß; 4870 Einw.

Sarre-libre, Stadt, s. v. a. Saarlouis.

Sarre-Union, franz. Stadt, s. v. a. Saar-Union.

Sarreweiden (Vieux-S.), franz. Flecken, Depart. Bas-Rhin, Bez. Saverne, an der Sarre; 620 Einw.

Sarria (Geogr.), 1) span. Dorf, Katalonien, nordwestl. von Barcelona; 3300 Einw.; — 2) Flecken das., Galicien, südöstlich von Lugo; Leinweberei, Handel mit Lebensmitteln u. Salzfleisch; in der Nähe warme Schwefelquellen; 1610 Einw.; — 3) Fluß das., s. Minho.

Sarrians, franz. Stadt (Flecken), Depart. Vaucluse, Bez. Carpentras; beträchtl. Seidenraupenzucht; 2110 Einw.

Sarrief (türk.), s. v. a. Saraf.

Sarries, span. Flecken, nordöstl. von Sanguesa; 150 Einw.

Sarrion, span. Dorf, südöstl. von Teruel; warme Quellen; 1410 Einw.

Sarritor (röm. Mythb.), der Behacker, römischer Gott, der zum Behacken, so wie zum Reinigen der Felder von Unkraut behülflich ist.

Sarro, Domenico, vorzüglicher Tonsetzer Italiens, blühte in den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts. Von seinen Opern sind als die ausgezeichnetern zu nennen: „Tito Sempronio Gracco" und „Didone abbandonata."

Sarrode, kurhess. Dorf, Prov. Hanau, Kr. Schlüchtern, Amt Salmünster; 260 Einw.

Sarrola, französ. Flecken, Korsika, Bez. Ajaccio; 650 Einw.

Sarrons, franz. Dorf, Depart. Corrèze, Bez. Uſſel; 1790 Einw.

Sarrotrium (Entom.), nach Illiger, Käfergattung, ſ. v. a. Orthocerus *Latr.*

Sarruba (Amphib.), nach Fitzinger, Sarroubé, Eidechſengattung, ſ. v. a. Ptyodactylus fimbriatus *Cuv.*

Sarrum (a. Geogr.), Ort der Santones in Gallia Aquitania, jetzt Charmans, nordöſtlich von Saintes.

Sarrut Khune, aſiat. Ort, Perſien, Prov. Irak-Abſchem, ſüdlich von Teheran.

Sars (a. Geogr.), Fluß an der Weſtküſte von Hispania Tarraconensis, bei der Turris Augusti, zwiſchen dem Prom. Nerium und dem Minius (Mela III, 1, 8), jetzt Sar.

Sars (n. Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Nord, Bez. Valenciennes; Flachsſpinnerei; 610 Einw.; — 2) S.-Poteries, Dorf daſ., Bez. Avesnes; Eiſengruben, Töpferwaaren, Glashütte und Gobelettefabr.

Sarſachſtahl, ſ. Stahl.

Sarsa smesa (pharm. Bot.), Art Saſſaparille, ſ. Smilax cordato-ovata *Pers.*

Sarſaparille (pharm. Bot.), ſ. v. a. Saſſaparille.

Sarſaparillin, ſ. Smilacin.

Sarſche (Serſche, v. Franz., Waarenk.), gewöhnlich geköpertes dünnes Wollenzeuch, urſprünglich aus Frankreich ſtammend. Man unterſcheidet: Kron-S., von feiner Wolle; Krämpel-S., von Krämpelwolle; Tuch-S., etwas ſtark und nicht geköpert; Kaiſer-S., ziemlich breit; Doppel-S., auf beiden Seiten gleich. Auch gibt es ſeidene und halbſeidene S. Uebrigens iſt dies Zeuch von dem Merino und andern dünnen wollenen Zeuchen faſt ganz verdrängt worden.

Sarsegna (ital., Ornith.), ſ. v. a. Kriekente, Anas crecca *L.*, ſ. Ente.

Sarſenet (v. Franz., Waarenk.), dicht gewebtes leinwandartiges Baumwollenzeuch, welches im Stück gewebt, gemandelt u. ſehr geglättet in den Handel kommt, und zwar vorzüglich aus England, dem ſächſ. Erzgebirg und Voigtland, ſo wie aus Berlin und den weſtphäliſchen Fabriken. Meiſt iſt der deutſche $1^1/_{16}$—$1^7/_{16}$ Ellen breit. Der einfärbige dient beſonders zu Futterſtoff, und der mit bunten Muſtern (S. cambriks) zu Frauenkleidern. Der beſte S. heißt Cambrik.

Sarsfield (Biogr.), 1) Graf S., ſpaniſcher General, ſ. Saarsfield; — 2) William B., Maler zu London, jetzt lebender Künſtler, an der Akademie der Künſte einer der Vorſteher für Studien nach lebenden Muſtern. Wir haben von ihm auch Jahrbücher der Kunſt: The origin, progressand present condition of the fine arts in Great Britain, 1841—42.

Sarſina (Saſſina, a. Geogr.), ſehr alte Stadt in Umbrien, ſüdweſtlich von Ariminum, am Fluſſe Sapis, mit ſtarker Rindviehzucht, ſpäter röm. Municipium, Vaterſtadt des Dichters Plautus. Ihre Einwohner heißen bald Sarſinates, bald Saſſinates. Noch jetzt Saſſina (Strabo V, 227).

Sarſina (n. Geogr.), ital. Stadt, Kirchenſtaat, Deleg. Forli, am Savio, nahe an der Grenze von Toskana, ſonſt Biſchofsſitz; Kathedrale, Schwefelmine; 3000 Einw.

Saroſkoe-Selo (Geogr.), ſ. v. a. Zaroskoe-Selo.

Sarſtedt (Sarſtadt), hannöv. Stadt, Hildesheim, Amt Ruthe, an der Innerſte; adeliger Hof, Vorſtadt, Flachsbau; 1460 Einw.

Sart (Geogr.), 1) belg. Dorf, Prov. Lüttich, Bez. Verviers; 1010 Einw.; — 2) S.-a-Mavelines, Dorf daſ., Prov. Süd-Brabant, Bez. Nivelle, unweit des Urſprungs der Dyle; 1150 Einw.; — 3) S.-la-Bruyère, Dorf daſ., Prov. Heunegau, Bez. Mons; 815 Einw.; — 4) S.-la-Buiſſière, Dorf daſ., Bez. Charleroi; 710 Einw.

Sart (Biogr.), I. bildende Künſtler: 1) Franz du, Bildhauer, aus der Grafſchaft Hennegau gebürtig, bildete ſich in Rom zum Künſtler und erhielt hier den Beinamen Wallon. Hierauf trat er in Dienſte Karls I. von England, der durch ihn mehre antike Statuen reſtauriren ließ; beim Ausbruch der Bürgerkriege begab er ſich aber von London nach dem Haag, wo er für den Garten des Prinzen von Oranien mehre Statuen ausführte. Im Jahre 1651 verfertigte er hier auch die Statue des Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Auch Medaillen ſoll dieſer Künſtler gefertigt haben. S. † um 1662. — 2) Iſaak du S., oder Duſart, Maler von Amſterdam, malte ſehr ſchön Blumen auf Atlas, die in England beſondern Beifall fanden. Der Künſtler verlebte daſelbſt einen großen Theil ſeines Lebens und † 1697, im 67. Jahre. — 3) Cornelis du S., oder Duſart, Maler und Kupferſtecher, 1665 zu Harlem geboren, einer der beſten Schüler von van Oſtade, dem er aber nicht ganz gleich kam. Er entnahm ſeine Darſtellungen dem Kreiſe der niedern Volksklaſſen und verlieh ſeinen oft ziemlich gemeinen Figuren die größte Wahrheit des Ausdruckes, iſt aber hierin immer noch edler als Oſtade. In der maleriſchen Behandlung ſteht er unter dieſem, ſeine Färbung iſt aber rein und wahr. Auch in der Perſpektive zeigt er gründliche Kenntniſſe. Werke dieſes Meiſters findet man ſogar in ausgezeichneten Gallerien; ſie dürften aber nicht ſehr häufig ſeyn, obgleich S. außerordentlich fleißig war. Dies ſoll die Urſache geweſen ſeyn, daß ſein ohnehin ſchwächlicher Körper ſchon im 39. Jahre 1704 unterlag. Im Muſeum zu Amſterdam ſind ſehr ſchöne Gemälde von ihm, wovon eines für eines ſeiner Hauptwerke gilt. Der Fiſchmarkt mit vielen Figuren wurde aus dem Kabinet G. von der Pott für 1665 Gulden gekauft, und 2 Dorffeſte zu 660 und 760 Gulden. Einige ſeiner Gemälde ſind im Stiche bekannt. S. ſelbſt hat eine Anzahl geiſtreicher Radirungen hinterlaſſen, die er mit der trockenen Nadel und dem Stichel zierlich vollendete. Eine andere Abtheilung bilden die Blätter in ſchwarzer Manier, die ebenfalls mit

großer Sorgfalt vollendet sind. — II. Musiker: 4) Pierre du S., vortrefflicher Tenorsänger, geboren 1763 zu Valenciennes, stand um 1790 in preußischen Diensten und wurde 1796 königl. Kammersänger. In der Zeit der französischen Kriege verließ er Berlin wieder und ging nach Frankreich zurück; doch sind die Begebenheiten seiner letzten Lebensjahre nicht bekannt.

Sart (Ichthyol.), in Sibirien s. v. a. Hecht, Esox Lucius *L.*

Sarta (a. Geogr.), Stadt in Macedonien, an der Südspitze der Halbinsel Sithonia, zwischen den Vorgebirgen Ampelus und Singus, jetzt Kartali (Herod. VII, 121).

Sartago (lat.), Küchengeschirr, worin man allerlei kochte oder schmelzte, daher S. loquendi, Mischmasch von Reden.

Sartaguda, span. Flecken, nordwestlich von Calahorra, am Ebro; 340 Einw.

Sartajada, span. Flecken, nördlich von Talavera-de-la-Reyna; 130 Einw.

Sartali (Sartalis, a. Geogr.), Ort in Gallia Narbonensis, im Gebiet der Tektosagen, an der Straße von Tolosa nach Burdigala, jetzt Sarrant.

Sart-Bulak, asiat. Quelle und Oase, in der Kirgysensteppe, nördlich vom Aral-See.

Sarteano, ital. Flecken, Toskana, südöstlich von Pienza, mit Schloß; Normalschule, Theater, 5 Parochialkirchen, Mineralquelle; 3000 Einw.

Sarten, asiat. Volk, zu den Tadschiks (s. Persten) gehörig.

Sartène (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Insel Korsika; 83½ □M., 26,000 Einw. in 8 Kantonen und 43 Gemeinden; — 2) Hauptstadt des Bezirks und des gleichnam. Kantons, in pittoresker Lage auf einem Hügel zwischen dem Thal von Valinco und von Ortola, an der Tavaria, nahe am Busen von Valinco; Unter-Präfektur, Civil-Tribunal, Vieh- und Bienenzucht, Potaschefabrik, Handel mit Vieh, Wachs, Ochsen-, Ziegen- und Schaffellen, Getreide, Oel ꝛc.; 3240 Einw.

Sarter (Seew.), s. v. a. Charter.

Sartes, franz. Dorf, Depart. Vogesen, Bez. Neufchâteau, am Monzon; bedeut. Schweinehandel; 350 Einw.

Sarthe (Geogr.), 1) franz. Fluß, entspringt im Depart. Orne, Bez. Mortagne, bei dem Dorf Somme-Sarthe, in der Nähe der Abtei la Trappe, fließt anfangs südwestl. an der Grenze des Depart. Sarthe, windet sich dann, in einem großen Bogen, anfangs südöstlich, dann südwestlich durch dieses Departement, nimmt links die Huine und die Loire, rechts die Vègre auf, bildet mit einem Arm der Mayenne die Insel St. Aubin und dann durch den Zusammenfluß mit der Mayenne bei Angers im Depart. Maine-Loire die Maine; Lauf: 60 Lieues, davon 26 L. schiffbar. — 2) Departement daselbst, im Nordwesten von Frankreich, gebildet aus dem westlichen Theil des ehemaligen Maine (Bas-Maine) und einem kleinen Theil von Anjou, grenzt nördlich und nordöstlich an das Depart. Orne, östlich an die Depart. Eure-Loire und Loire-Cher, südlich an die Depart. Indre-Loire und Maine-Loire, und westlich an das Depart. Mayenne, und hat einen Flächenraum von 113,1 (118 oder 116¼) □M. oder 620,592 Hektaren, mit (Ende 1846) 474,900 Einw. (meist katholisch). Das Land ist, wenige Hügel ausgenommen, eben und fruchtbar; nur der Südosten ist sandig, mit Haide und Tannenwald bedeckt. Die Sarthe fließt auf der Nordgrenze und dringt weiterhin ins Land, wo sie die Orne u. Huine links und die Vègre rechts aufnimmt; im Süden fließt die Loire und auf der Ostgrenze die Braye; einige Seen. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Naturprodukte: Weizen, Korn, Hafer, Mais, Gemüse, Melonen, Hanf, Früchte, Wein; die gewöhnlichen Hausthiere (Rindvieh, Schweine, Schafe), Wild (auch Wölfe), wildes und zahmes Geflügel, Fische, Bisam; Eisen, Thon, Marmor. Die Einwohner treiben Acker- und Gartenbau, Obst- und Weinzucht, etwas Viehwirthschaft, Bergbau, und unterhalten Fabriken für Segeltuch, Decken, Schnupftücher, Handschuhe; Leinwandbleichen, Gerbereien, Eisenwaaren, Papiermühlen, Fayencefabriken, Glashütten ꝛc.; Handel mit Lucernerklee, getrocknetem Obst, Wein, Kastanien, Nüssen, Salz, Eisen, Marmor, Kohlen, fettem und magerm Vieh, Honig, Wachs, Papier, Leder ꝛc. Eintheilung in die 4 Bezirke: le Mans, Mamers, la Flèche und St. Calais; Hauptstadt: le Mans.

Sarti (Biogr.), l. bildende Künstler: 1) Antonio, Maler von Jesi im Kirchenstaate, blühte um 1600. Er malte historische Darstellungen, deren man in Kirchen sah. — 2) Ercole, Maler, genannt Muto di Ficarolo, weil er von Geburt aus stumm war und in Ficarolo (1593) geb. wurde, Schüler und Nachahmer von Ippolito Scarsellino. In der Sakristei von S. Silvestro zu Ferrara ist ein historisches Bild von ihm, und in den Palästen daselbst findet man Bildnisse, theilweise in Aquarell. — 3) Sebastiano, Bildhauer, genannt Rondelone, arbeitete zu Bologna, wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In St. Maria delle Grazie ist die Statue der heil. Maria del Carmine von ihm. — 4) Giovanni, Maler zu Rom, ein jetzt lebender Künstler, malt Bildnisse und historische Darstellungen. Er bekleidet die Stelle eines Professors an der Akademie von S. Luca. — II. Musiker: 5) Giuseppe, einer der berühmteren Tonkünstler des vorigen Jahrhunderts, geb. 1730 zu Faenza, wurde 1756 Kapellmeister in Kopenhagen, ging wahrscheinlich 1768 oder 1769 nach England und kurz darauf nach Venedig, wo man ihn zum Kapellmeister am Konservatorium della Pieta ernannte. Im J. 1782 wurde er Kapellmeister am Dom zu Mailand, verließ aber schon 1784 dieses Amt u. folgte einem Rufe der Kaiserin Katharina II. von Rußland als Oberkapellmeister nach Petersburg, das er einige Jahre später, mit Geschenken und Ehren reich beladen, wieder verließ und nach Wien u. seinem Vaterlande zurückkehrte. Im Jahre 1793 ging er aufs Neue nach Petersburg, wurde 1796 Mitglied der dortigen Akademie der Wis-

senschaften und trat mit der Erfindung einer Maschine zur genauen Zählung oder Bestimmung der Schwingung tönender Körper hervor. Im Jahre 1801 wurde er in Petersburg mit Pension entlassen, kam in diesem Jahre auf der Rückreise nach Berlin, erkrankte aber und † daselbst den 28. Juli 1802. Er hat viele Kirchensachen komponirt, darunter eine Kyrie-Fuge wohl die merkwürdigste ist; jedoch war er im dramatischen Fache viel thätiger, denn er hinterließ 44 oder 45 Opern, unter denen die wichtigsten sind: „Ciro riconosciuto“, — „Medonte“, — „Olympiade“, — „la Nitetti“, — „Semiramide“, — „le Gelosi villano“, — „Achille in Sciro“, — „Armida“, — „I Contratempi,“ — „Didone“, — „Cleomene“, — „la Clemenza de Tito“, — „I Rivali delusi“, — „Eppouina“ und „Idalide“.

Sartilly, franz. Flecken, Depart. Manche, Bez. Avranches; 1150 Einw.; Hauptort des gleichnam. Kantons.

Sartines, Antoine Raymond Gualbert Jean Gabriel de, franz. Staatsmann, 1729 zu Barcelona von französischen Aeltern geboren, ging jung nach Paris und trat in den französischen Staatsdienst. Im Jahre 1752 ward er Rath, 1755 Kriminallieutenant am Chatelet, 1758 Requetenmeister und 1759 Generallieutenant der Polizei. In dieser Eigenschaft machte er sich durch viele Verbesserungen verdient, richtete die regelmäßige Beleuchtung von Paris ein, etablirte öffentliche Spielhäuser, um dem verderblichen geheimen Spiel Schranken zu setzen, verletzte aber auch das Briefgeheimniß. Nachdem er 1767 Staatsrath geworden war, trat er 1774 seine Stelle als Generallieutenant der Polizei an Senois ab und ward Marineminister. Auch in dieser Stellung war er sehr thätig, fühlte aber doch seine Schwäche auf diesem Posten und nahm daher 1780 seine Entlassung. Beim Ausbruch der Revolution ging er nach Tarragona in Spanien, wo er 1801 †. Er gab das französische Marinereglement von 1780 heraus.

Sartiniki, europ.-russ. Ort, Gouv. Wilna, südwestlich von Rossiena.

Sartirana, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Piemont, Novara, nördlich von Alessandria; 2500 Einw.

Sartköi, europ.-türk. Ort, Bulgarien, Sandschak Silistria, südwestlich von Mangalia.

Sarto, Andrea del, berühmter Maler, s. v. a. Vannuchi.

Sartori (Biogr.), 1) Martin, Bildhauer, war in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in Dresden tätig. In der 1792 vollendeten heil. Kreuzkirche sind Arbeiten von ihm. — 2) Joseph Anton, Bildhauer, arbeitete um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu Innsbruck. In der Hofkapelle daselbst ist eine Gruppe in Marmor von ihm: Maria mit dem Leichnam des Sohnes auf dem Schooße, dabei Johannes und Magdalena. — 3) Felicitas, Malerin von Venedig, erlernte ihre Kunst unter Leitung der Rosalba Carriera und malte gleich dieser in Miniatur und Pastell, meistens Bildnisse. Sie heirathete den kurfürstlich sächsischen Hofrath von Hofmann und zog mit ihm nach Dresden, wo ihr der sächsisch-polnische Hof zahlreiche Aufträge gab. Sie hat auch in Kupfer gestochen, u. A. die Venezia nach Piazetta, Titelblatt, Fol. S. † um 1760. — 4) Konstantin Philipp Georg, Bildhauer und Stukkaturer, 1747 zu Charlottenburg geboren und von seinem gleichnamigen Vater unterrichtet, führte in den Schlössern von Potsdam und Sanssouci verschiedene Arbeiten in Stukko aus. In Berlin fertigte er die Figuren des Giebelfeldes und die Basreliefs über der Hauptthüre der deutschen Kirche auf dem Friedrichsmarkte, und mit ähnlichen Bildwerken zierte er auch den französischen Dom in Berlin. Auch verschiedene Paläste und Häuser der genannten Stadt, so wie in Potsdam verzierte er in Stukko. Viele seiner Arbeiten mußten später weichen, obgleich S. das Lob eines geschickten Künstlers hatte. S. † um 1812. — 5) Girolamo, Bildhauer zu Rom, arbeitete in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er fertigte Figuren und Thiere. Im Jahre 1830 rühmte man die Marmorgruppe eines Hirsches, den ein großer Hund an der Weiche gefaßt hat.

Sartorius (Biogr.), I. Gelehrte: 1) Georg Friedrich Christoph, Freiherr von Waltershausen, bekannter Historiker, den 25. August 1765 zu Kassel, wo sein Vater, Johann Georg S., Prediger war, geboren, studirte seit 1783 zu Göttingen Theologie, widmete sich aber später ganz den historischen Studien. Seit 1786 Accessist, wurde er 1788 Sekretär, 1794 Kustos bei der Bibliothek zu Göttingen und 1792 zugleich Privatdocent. Eine Reise, die er, begeistert von der französischen Revolution, 1791 nach Frankreich unternommen hatte, war seiner Anstellung als Professor hinderlich. Erst 1787 ward er außerordentlicher, 1802 ordentlicher Professor der Philosophie, 1814 Professor der Politik. Als solcher erwarb er sich das Verdienst, die Staatswissenschaften und besonders die Nationalökonomie in den Kreis der Universitätsstudien zu ziehen. In den Jahren 1803 und 1812 bereiste er Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien, besuchte 1814 im Auftrag des Herzogs von Weimar den wiener Kongreß, kehrte aber schon zu Anfang des Jahres 1815 zurück, um in die hannoversche Ständeversammlung zu treten, an welcher er bis 1817 thätigen Antheil nahm. Der König von Bayern ernannte ihn zum Freiherrn von Waltershausen, nach S.' gleichnamigem Rittergut in Bayern. Er † den 24. Aug. 1828. Seine „Geschichte des deutschen Bauernkriegs“, Berlin 1795, machte seinen Namen zuerst als Schriftsteller bekannt. Sein bedeutendstes historisches Werk aber ist die „Geschichte des hanseatischen Bundes“, Göttingen 1802—8, 3 Bde., fortgesetzt von Lappenberg, Hamburg 1830, 2 Bde., 4. Für den „Historisch-genealogischen Kalender“ (Berl. 1799—1800) schrieb er anonym die Geschichte der Bartholomäusnacht. Sein „Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien“, Hamburg 1811, franz., Paris 1811, wurde von dem französischen Institute gekrönt. Von

seinen übrigen Schriften nennen wir das „Handbuch der Staatswirthschaft", Berl. 1796, die Schrift „Von den Elementen des Nationalreichthums und der Staatswirthschaft nach Adam Smith", Göttingen 1806, und die „Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und der Staatswirthschaft betreffend", daf. 1806, 1. Bd. Von Spittlers „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" besorgte er zwei neue Ausgaben, 1807 und 1823. — 2) Ernst Wilhelm Christian, Theolog, den 10. Mai 1797 zu Darmstadt, wo sein Vater, Ernst Ludwig S., Prorektor am Gymnasium war, geboren, studirte in Göttingen und ward 1820 daselbst Repetent der Theologie. Im folgenden Jahre wurde er außerordentlicher, 1823 ordentlicher Professor dieser Wissenschaft zu Marburg, 1824 zu Dorpat und 1834 Oberhofprediger und Generalsuperintendent zu Königsberg in Ostpreußen. Er huldigt den strenggläubigen, altlutherischen und nur auf die symbolischen Bücher basirten Ansichten. Schriften: Drei Abhandlungen über wichtige Gegenstände der exegetischen und systematischen Theologie, Göttingen 1820; — Die lutherische Lehre vom Unvermögen des freien Willens izur höhern Sittlichkeit, daf. 1822; — Die Lehre der Protestanten von der heiligen Würde der weltlichen Obrigkeit, daf. 1822; — Die Religion außerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, nach den Grundsätzen des wahren Protestantismus, gegen die eines falschen Rationalismus, daselbst 1822; — Beiträge zur Vertheidigung der evangelischen Rechtgläubigkeit, Heidelb. 1825—26; Die Lehre von Christi Person und Werk, Hamb. 1831, 5. Aufl. 1845; — Die Lehre von der heil. Liebe, oder Grundzüge der evangelisch-kirchlichen Moraltheologie, Stuttgart 1840—44, 2. Abth. holländ., Utrecht 1842, u. A. — II. Bildende Künstler: 3) Jakob Christoph, Kupferstecher zu Nürnberg, arbeitete schon 1680 in der genannten Stadt, ließ sich aber dann 1690 in Prag nieder und führte hier zahlreiche Blätter aus; er war noch 1739 thätig. Seine Blätter gehören größtentheils zu den mittelmäßigen Erzeugnissen ihrer Art; die besseren verzeichnet Nagler (Künstlerlexikon, 15. Bd.). — 4) Franz, Thiermaler, blühte in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in London. Er malte meist Pferde, dann Hunde und Jagden. Mehre seiner Pferde sind in schwarzer Manier und in Aquatinta gestochen. Er † um 1806. — 5) L. A., Thiermaler, arbeitete in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in gleichem Genre, wie Franz S. J. Edye ätzte nach ihm zwei Blätter mit Pferderennen in Tuschmanier: Traveller beating meteor, und Gray Diomed beating Traveller. Drei andere Blätter mit 6 Pferden sind nur Sayer exc. bezeichnet. — III. Musiker: 6) Erasmus, berühmter Musiker und Poet des 16. und 17. Jahrhunderts, geb. 1575 zu Schleswig, wurde schon in seinem 10. Jahre vom Herzog von Gottorp als Kapellknabe aufgenommen. Nach dem Tode seines bisherigen Herrn ward er Sänger in dessen Bruders Kapelle, und als 1590 Herzog Johann Adolf zur Regierung kam, ließ ihm dieser auf seine Kosten zu Bardesholm und später auf der Universität Rostock eine wissenschaftliche Ausbildung geben. Noch vor Vollendung seines akademischen Kursus wurde ihm das Kantorat an der Hauptkirche St. Maria und die Leitung aller öffentlichen Musiken übertragen. Im J. 1595 folgte er einem ehrenvollen Ruf nach Hamburg, wo er als Musikdirektor und Vikar am Domkapitel bis zu seinem 1639 erfolgten Tode wirkte und sich namentlich als Gesanglehrer und musikalischer Schriftsteller große Verdienste erwarb. Er schrieb unter Anderm: Geschichte des im musikalischen Reiche entstandenen Krieges (Belligerasmus seu historia belli in regno musico exordi); — Institutiones musicae cum doctrinae de modis od. musikalischer Unterricht sammt der Lehre von den Tonarten.

Sartorius (sc. musculus, Anat.), Schneidermuskel.

Sartorius-Insel, s. Südpolarländer.

Sartoröe, norweg. Insel, an der Westküste Sondre-Bergenhuus-Amt, westlich von Bergen, mit buchtenreichen Küsten. Darauf das Kirchspiel Field und der Flecken Sand.

Sartory (Biogr.), 1) Johann, tüchtiger Schauspieler, 1758 zu Prag geb., kam schon als Kind zu dem Ballette des leopoldstädtischen Theaters in Wien, spielte eine Zeit lang in Linz u. kehrte dann nach Wien zurück, wo er seit 1795 als Regisseur, 1821—28 als technischer Direktor des leopoldstädtischen Theaters fungirte. Im Fache der humoristischen Alten war er ein ausgezeichneter Schauspieler. Die Stadt Wien schenkte ihm 1818 das Ehrenbürgerrecht. Seit 1838 pensionirt, † er 1840. — 2) Franz, Schriftsteller, 1782 zu Unzmark in Steiermark geboren, war früher Professor der Naturgeschichte zu Grätz, erhielt dann eine Anstellung bei der Bücher- und Kupferstichrevision, wurde 1815 Hofrath, dann k. k. niederösterreichischer Regierungssekretär u. Vorsteher des Central-Bücherrevisionsamtes in Wien, wo er 1832 †. Außer mehren Schriften über Steiermark und das österreichische Kaiserthum überhaupt hat man von ihm: Annalen der Literatur und Kunst im österreichischen Kaiserthum, Wien 1806—13; — Vaterländische Blätter, daf. 1814—23; — Taschenbuch für Karlsbad, daf. 1818; — Taschenbuch für Marienbad, daf. 1819; — Oesterreichs Tibur, daf. 1819. — Gab auch das „Wiener Konversationslexikon" heraus.

Sartowitz (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: 1) (Nieder-S.), Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Schwetz; 170 Ew.; — 2) (Ober-S.), daf.; Hauptgut; 160 Einw.

Sartrouville, franz. Dorf, Depart. Seine-Oise, Bez. Versailles, an der Seine; Kryställfabrik; 1830 Einw.

Sarud, ungar. Pfarrdorf, heveser Gespsch., theißer Bez.; 1400 Einw.

Saruena (a. Geogr.), Stadt in Kappadocien, im Distrikt Chamane od. Chamanene, am nördlichen Abhang des Argäus, mit warmen Mineralquellen, jetzt Basilyan (Ptol. V, 6, 12).

Sarukhan, s. v. a. Szarukhan.

Sarule, ital. Dorf, Insel Sardinien, Cagliari, südwestlich von Nuovo; 1610 Einw.

Sarum, 1) (a. Geogr.), Stadt im Innern vom europ. Sarmatien (Ptol. III, 5, 28); — 2) (Old=S., n. Geogr.), brit. Flecken, England, Grafsch. Wilts, nördlich von Salisbury.

Sarun (Saron), brit. vorderind. Distrikt, Präsidentsch. Kalkutta, Prov. Bahar, im Nordwesten derselben; 240 (237) □M. Flächenraum und 1,200,000 Einw., meist Hindus. Das Land hat fruchtbare Ebenen längs dem Gunduk und schöne Wälder; Reis, Tabak, Viehzucht, Salpeter; Hauptstadt Tschoprah (Tschupra, Chupra), Salpetersiederei, lebhafter Handel nach Nepaul, 45,000 Einw.; ausserdem: Manjee (Mandschi), am Ganges und Gogra, Banianenbaum mit einem Umfang von 921 Fuß.

Sarunetes (a. Geogr.), Völkerschaft in Rhätien, an den Quellen des Rhenus (Plin. III, 5, 28).

Sarungpur, ostind. Bez. nebst Stadt, Scindia, am Caly=Sind; Weberei.

Sarus (a. Geogr.), 1) einer der größeren Flüsse im südöstlichen Kleinasien, entsprang in Cataonien, auf dem Taurusgebirge, durchfloß im südlichen Laufe die Stadt Comana Cappadociae, berührte die Stadt Adana in Cilicien u. mündete südöstlich von Tarsus an der cilicischen Küste in mehren Armen ins Meer (Xenoph., Anab. I. 4, 1; Strabo XII, 535), jetzt Sihun oder Seihan; — 2) s. v. a. Sagrus (Ptol. III, 1, 19).

Sarus (Biogr.), 1) S., Mörder Hermanrichs, s. d. und Gothen. — 2) S., Ostgothe, der sich zum Befehlshaber aufgeschwungen hatte, überfiel 408 den Stilicho bei Bologna, lebte dann am Hofe des Kaisers Honorius, dessen Gunst er sich erworben, und schlug 410 mit 300 seiner Anhänger das Heer Alarichs zurück. Von Jovinus als Feldherr aufgenommen, ward er bald darauf von seinem Feind, dem Westgothenkönig Athaulf, getödtet.

Sarvagna (d. i. der Allwissende, ind. Myth.), Beiname des Schiwa und Buddha.

Sarvagnia, d. i. die Alles Wissenden, religiöse Sekte in Indien, die zwar ein höchstes göttliches Wesen glaubt, aber eine besondere, die Welt regierende Vorsehung leugnet, indem sie behauptet, daß die Welt durch ihre eigenen Kräfte bestehe.

Sarvamangala (ind. Myth.), die allgemeine Glückseligkeit, Beiname der Bhawani.

Sarvar (Kothburg), ungar. Flecken, eisenburger Gespsch., an der Güns und Raab, östlich vom Steinamanger; Schloß, Schafzucht, Tabakbau, Potaschesiederei; 1280 Einw. Hier war die erste Buchdruckerei Ungarns.

Sarvena (a. Geogr.), Stadt in Kappadocien, am nordöstlichen Ende des Argadesgebirgs.

Sarvitz (Sarvicz, Geogr.), 1) ungar. Fluß, entspringt im Bakonyerwald in der stuhlweißenburger Gesp. unweit Kaloz, durchfließt diese und die tolnaer Gespsch. in südöstlicher Richtung, nimmt bei Simontornia den Sio auf und mündet bei Bata in die Donau. Der S.=Kanal regelt im stuhlweißenburger Komitat seinen Lauf und verbindet Stuhlweißenburg mit der Donau. — 2) See daselbst, veröczer Gespannschaft.

Sarwa, asiat. Stadt, Hinterindien, Pegu, Irawaddi, ba, wo er sich zuerst theilt.

Sarwarcarna, Fluß, s. Missouri.

Sarx (griech.), Fleisch.

Sarza (a. Geogr.), Stadt im Norden von Macedonien, im Gebiet der thracischen Oddomanti oder Oddomantes, östlich von Scotussa; jetzt Zikhna.

Saryeh, asiat. Stadt, Arabien, Nedsched, im Gebiete der Wahabiten, nordöstlich von Medina.

Sarykul (Beschoi=S.), asiat.=russ. See, Gouv. Orenburg, auf der Grenze der Kr. Troitzk und Tscheliabinsk.

Sarzana (Geogr.), befestigte ital. Stadt, Königreich Sardinien, Herzogth. Genua, Riviera di Levante, östlich v. la Spezia, am Fuß der Apennnien und am Fluß Magra; Bischofssitz, Kathedrale aus carrarischem Marmor, Kastell, (Sarzanello) auf einem hohen Berge, Kollegium der Missionäre, Theater, Hospital, Oel- und Seidenbau; 4000 Einw.; Vaterstadt des Papstes Nikolaus I. und Bracelli's und Wohnort Louis Buonaparte's 1612, der nach Amerika ging und Gründer der dortigen Familie Buonaparte wurde. Hier wurde 1493 der Vertrag zwischen König Karl VIII. von Frankreich und Peter von Medicis (ungünstig für diesen) geschlossen, s. Toskana.

Sarzana (Biogr.), Leonardo da, Bildhauer von Genua, arbeitete anfangs zu Rom im Dienste des Kardinals Montalto, und als dieser unter dem Namen Sixtus V. den päpstlichen Stuhl bestieg, wurde er dessen Hofbildhauer. Der Kardinal ließ durch ihn das Grabmal Nikolaus IV. in St. Maria Maggiore errichten, und als Papst übertrug er ihm die Ausführung mehrer Statuen für die sixtinische Kapelle, die eben nicht zu den besten gehören.

Sarzbüttel (Sarbüttel), holstein. Dorf, Süder=Dithmarschen, Landvogtei Mehldorf; 360 Einw.

Sarzeau, franz. Stadt, Dep. Morbihan, Bez. Vannes, auf der Halbinsel von Rhuis, südlich im Golf von Morbihan, im atl. Ocean; Seebäder, Weinhandel; 6900 Einw.

Sarzedas (Geogr.), portug. Flecken, Prov. Beira, links am Almaceda, südwestlich vom Castello=Branco; Wein, Olivenöl; 2500 Einw.; — 2) afrik. Stadt nebst Hafen, Algier, am mittelländischen Meere.

Sarzedo, portug. Flecken, Prov. Beira, bei Guarda.

Sas (Geogr.), ungar. Dorf, biharer Gesp., unweit Großwardein; 1470 Einw.

Sas (Biogr.), Jan, Landschaftsmaler, lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Holland. Er malte Landschaften mit Architektur, besonders Ruinen, und belebte diese Bilder mit Figuren und Thieren. Seine Gemälde sind indessen selten; man findet aber Federzeichnungen von seiner Hand. Blühte um 1640—50.

Sas (Mus.), auf der Halbinsel Apscheron die dort gebräuchliche vierfaitige Zither.

Sasa (Ornith.), nach Vieillot, Vögelgatt., s. v. a. Opisthocomus *Hoffmannsegg*.

Safali (Bot.), nach Adanson, Pflanzengattung. Arten unter Grewia.

Safamon, span. Flecken, nordwestlich von Burgos; 800 Einw.

Safan (Ichthyol.), am kaspischen Meer, s. v. a. gemeiner Karpfen, Cyprinus Carpio L.

Safangna (Bot.), s. v. a. Camellia Sasanqua Thunb.

Safanow, Iwan, Historienmaler, besuchte die Akademie in St. Petersburg und ging dann auf Kosten der Kaiserlichen Regierung nach Italien, wo er mehre Jahre seiner weiteren Ausbildung oblag. Er malte in Rom mehre Scenen aus der russischen Geschichte, worunter das Bild, welches Marfa, die Befreierin Nowgorods, vorstellt, Lob erhielt. Dann stellte er die Großthaten Dmitri Donskoi's gegen die tatarischen Raubhorden in mehren Gemälden dar, worunter die Wiedererkennung von seinen Kriegern nach der blutigen Schlacht gegen den Tataren-Khan Mamay besonders gerühmt wurde. Alle diese Bilder überreichte der Künstler nach seiner 1825 erfolgten Rückkehr nach St. Petersburg dem Kaiser.

Safan (Geogr.), österr.-böhm. Orte: 1) (Sazawa), Kirchdorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Polna; 370 Einw.; — 2) Gut, Kr. Kaurzim; 2300 Einw.; — 3) Marktflecken das., Kirche, Glasfabrik; 510 Einw.

Safawa, Nebenfluß der March (s. d.).

Sasbach (Geogr.), 1) bad. Pfarrdf., Mittelrheinkr., Amt Achern; 1370 Einw.; hier seit 1781 Denkmal Türenne's, der hier im Gefecht am 27. Juli 1675 blieb; — 2) Pfarrdorf das., Oberrheinkr., Amt Breisach; Rheinüberfahrt, Wallfahrtskirche; über 1000 Einw. Hierbei die Ruinen der Limburg (wo Rudolf von Habsburg geboren ward) und der Lützelburg.

Sasbachried, bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Achern; 240 Einw.

Sasbachwalden, bad. Dorf, Mittelrheinkr., Amt Achern; 470 Einw.

Sasch (Schesch, arab.), s. Byssus.

Saschen (d. i. Faden), russisches Maß, 3 Archinen oder 7 russ. Fuß.

Saschigow-Jar, Ort, s. Nertschinsk.

Saschina (Soshina, Sawin), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Kunstadt; 110 Einw.

Saschiwersk (Geogr.), 1) asiat.-russ. Kr., Gouv. Jakutsk, erstreckt sich in der arktischen Fläche im Osten von Schiganssk, im Norden von Jakutsk an der Indigirka und Kolyma ans Eismeer und grenzt an die Tschuktschen. Die gegen die letztern errichteten Forts Werchnei-Kolymsk, Sredne-Kolymsk und Nischnei-Kolymsk liegen an der Kolyma hinab, das letzte an der Mündung, welche auch kleine Inseln umschließt. — 2) Städtchen das., an der Indigirka, meist von russ. Pelzhändlern bewohnt.

Sasel (Geogr.), holstein. Dörfer: 1) Gut Rantzau; 170 Einw.; — 2) Amt Trittau; 310 Einw.

Sasendorf, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Hafnerbach; 150 Einw.

Saseno (Sasino, Sasso), kleine europ.-türk. Insel, im adriat. Meer, an der Küste von Albanien, vor dem Golf von Avlona. Der höchste Punkt in Nordwesten 40° 29′ 45″ nördl. Br. und 36° 53′ 15″ östl. L.

Saserna, röm. Beiname, s. Hostilius.

Saseta, span. Flecken, südöstl. von Vittoria; 500 Einw.

Sashincze, ungar. Dorf, peterwardeiner Grenz-Regiments-Bezirk; 1580 Einw.

Sasi (Geogr.), 1) Hafen, s. v. a. Risar; — 2) Fluß, s. Maragha.

Sasi, Maß in Japan.

Sasignan (Sasingnan, nähere Aleuten), Gruppe der aleutischen Inseln, liegen der Halbinsel Kamtschatka am nächsten. Dazu gehören: Attak (vielleicht kaum 300 Einw., wenig Holz, viel Pelzwild und Robben), Buldyr (mit einem Umfang von 12 Meilen), Jemak, Agatta, Semttsch.

Sasik, europ.-russ. See, Prov. Bessarabien, Distr. Akerman, nördlich von den Donau-Mündungen; nimmt nördlich den Kagalnik auf und steht im Südosten mit dem schwarzen Meer in Verbindung.

Sasima (a. Geogr.), Stadt in Cappadocia, 14 Mill. südlich von Nazianzus, beim jetzigen Babloma.

Sasina Portus (a. Geogr.), Hafenort in Jayygien, an der schmalsten Stelle der jayygischen Halbinsel; jetzt Porte Cesario (Plin. III, 11, 16).

Saskal (Jaskal), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau; Mühle; 500 Einw.

Saskatschawan (Saskaschewan, Saskatschiwin), beträchtlicher nordamerik. Fluß, Neu-Britannien; entspringt am Ostabhang des Felsen-Gebirges, fließt östlich und mündet in den Winipeg-See.

Saslawl, Stadt, s. v. a. Zaslaw.

Sasmannshausen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Wittgenstein; 130 Einw.

Sasmicke, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Olpe; Stahlhammer; 190 Einw.

Sasnee, brit.-ostind. Stadt mit Festung, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Agra, nördl. von Agra.

Saso (a. Geogr.), kleine Felseninsel vor der Küste des griech. Illyriens, dem Vorgebirg Acroceraunium nördlich gegenüber, mit einem den Seeräubern als Station dienenden Landungsplatze (Strabo VI, 281); auch Sasonis Insula genannt (Plin. III, 26, 30), jetzt Saseno, Sassono, Sassa.

Sasoir, Bier bei den Abyssiniern, aus mehren Getreidearten bereitet.

Sasomhaza, ungar. Dorf, neograder Gespannsch.; merkwürdig durch Ausgrabung urweltlicher Thierknochen.

Saspach, bad. Pfarrdorf, Oberrheinkreis, Amt Breisach; 1000 Einw.

Saspe (mit Fischmeisterei), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; 130 Einw.

Saspires (Saspiri, a. Geogr.), scythisches Volk, südlich von Colchis und nördlich von Medien, nach Herod. (I, 2, 104; IV, 37, 40 u. ö.) im innern Lande, nach Apollon. Rhod. II, 397 am Meere wohnhaft, zur 18. Satrapie des Perserreichs gehörig und den Kolchiern in Sitte und Lebensweise, Bewaffnung ꝛc. verwandt.

Saspirine (a. Geogr.), s. v. a. Sapirene.

Saspow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kottbus; 180 Ew.

Saß (Geogr.), schweiz. Dorf, Kant. Wallis, Zehent Visp, am Visp, im Sassenthale; darin der Sassenseé und Päße nach Piemont.

Saß (Biogr.), 1) S., russ. General im Kaukasus (s. d.), von den Tscherkessen General-Teufel genannt; — 2) Friedrich, deutscher Publicist, 1818 zu Lübeck geb., studirte Medicin, widmete sich aber der Schriftstellerei und lebte zu Hamburg, wo er an der Redaktion des „Piloten" Theil nahm und auch sonst unter dem Namen Alexander Soltwedel journalistisch thätig war. Wegen eines Artikels über Belgien wurde er auf Antrag des belgischen Gesandten zu mehrwöchentlicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Nach dem Brand von Hamburg, den er in einer Broschüre beschrieb, siedelte er sich nach Leipzig über und fungirte als eigentlicher Redakteur des Piloten. Ein Gedicht „Die deutsche Flotte", das unter seinem Namen erschien, veranlaßte mehre Karikaturen, welchen seine Persönlichkeit als Zielscheibe des Witzes diente. Im Jahre 1844 ward er aus Leipzig ausgewiesen, worauf er sich, während gleichzeitig der „Pilot" einging, nach Berlin wandte. Ein Buch über diese Hauptstadt zog ihm mancherlei Anfechtungen zu, machte jedoch durch seine tiefeinschneidende Kritik der dortigen socialen Zustände nicht geringes Aufsehen. Ueberhaupt schloß er sich der radikalen socialistischen Richtung bald ganz an und wirkte in diesem Sinne auch im Jahre der Erhebung 1848. Nach dem Siege der Reaktion begab er sich nach Paris.

Sassa (Geogr.), ital. Dorf, Neapel, Prov. Abruzzo-ulter. II., westl. von Aquila; 350 E.

Sassia (Bot.), nach Bruce, Pflanzengatt. Art: S. gummifera *Gmel.*, s. v. a. Acacia gummifera.

Sassäi (a. Geogr.), Völkerschaft in Liburnien (Plin. III, 22, 26).

Sassafras (Bot.), I. nach *Nees*, Sassafrasbaum, Gattung der Laurineae *Nees*, Enneandria Monogynia *L.*, unter Laurus *L.*, unter Persea *Spr.* Charakter: Zweihäufig; Kelch sechstheilig; 9 Staubfäden, die 3 innern mit 2 Drüsen; Beutel vierfächerig; Beere einfächerig, auf dem verdickten Stiel und dem offenen Kelch; Narbe scheibenförmig. Bäume in Nordamerika und Westindien, mit jährlich abfallenden Blättern (die übrigen Laurineen haben ausdauernde, immergrüne Blätter). Drei Arten: 1) S. officinale *Nees, L.*, Sassafras *L.*, gebräuchlicher Sassafrasbaum, gemein. Bitterlorenach Oken. An den Flußufern in den Wäldern Nordamerika's von Kanada bis Florida, 20—30 Fuß hoch; Blätter oval, ganz und dreilappig; Blüthen gelblich, in kleinen Rispen. Die Wurzel, das Holz und die Rinde sind officinell. Holz und Wurzel, denn nur das Wurzelholz ist brauchbar, werden Radix et Lignum Sassafras, Lignum pavanum Indorum, Lignum Virginiense, Lignum Foeniculi, Sassafras- oder Fenchelholz genannt. Es findet sich das Sassafrasholz in großen, dicken, ästigen, knolligen Stücken vor, ist leicht, locker, grobfaserig, brüchig, oft schmutzig-weiß und sehr in der Färbung veränderlich, vom Graulichblauen ins Gelbliche und Röthliche ziehend. Es besitzt einen starken fenchelartigen Geruch und einen eigenthümlichen aromatischen, etwas scharfen und süßlichen, nicht unangenehmen Geschmack. Der vorwaltende Bestandtheil ist ätherisches Oel, s. Sassafrasöl. Die Rinde, Cortex Sassafras, Cortex Ligni s. Radicis Sassafras, Fenchel- oder Sassafrasholzrinde, ist zwar kräftiger als das Wurzelholz, wird aber seltner angewendet. Kunze in Göbels „Pharm. Waarenk.", T. 39, S. 5—8. Sie ist nur die Wurzelrinde und besteht aus unregelmäßigen flachen, 2—3 Zoll langen, $1\frac{1}{2}$—2 Zoll breiten und 2—3 Linien dicken Stücken. Man kann an ihr eigentlich nur 2 deutliche Schichten, die Oberhaut und den Rindenkörper, unterscheiden. Die Oberhaut oder die äußere Borkenschicht ist bei starken Rinden unregelmäßig, runzelig, rissig und höckerig und sondert sich, besonders bei alten Stücken, in eine obere, dünne, schmutzig braungraue, mit gelblichweißen Stellen bezeichnete Lage und in eine untere bis $1\frac{1}{2}$ Linie dicke schwammige oder korkige, röthlich zimmtbraune oder rostfarbige Lage. Der Rindenkörper hat eine dunklere Färbung, und eine deutlich faserige Textur; die Unterseite der ganzen Rindenstücke ist röthlich oder schwärzlich-braun, lang- und grobfaserig, etwas rissig und erscheint zuweilen wie eine Bastschicht. Der Geschmack ist anfangs stark gewürzhaft, später etwas bitterlich und brennend, menthaartig; der Geruch, besonders beim Stoßen, fenchelartig. Nach Martius soll sich zuweilen die Rinde des Stammes im Handel finden und diese schwerer, fester, von dunklerer Farbe, aber schwächerem Geruche und Geschmacke seyn. Michx., Fl. bor. Amer., 3, T. 1. — 2) S. Parthenoxylon *Nees*, Laurus Pseudo-Sassafras *Blum.* Großer Baum in Penang, Sumatra und Java, der dieselben Arzneikräfte wie vorige Art besitzt und in Ostindien deren Stelle vertritt. Die Frucht enthält ein ätherisches Oel, das als äußerliches Mittel dient. — 3) S. albidum *Nees.* Baum in Carolina. — II. Nach Siebold, Pflanzengatt., s. v. a. Lindera.

Sassafrasbaum (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Sassafras *Nees.*

Sassafrasholz (pharm. Bot.), desgleichen Sassafrasholzrinde, Sassafrasöl, Lignum et Radix Sassafras, Cortex Ligni et Radicis Sassafras, Oleum Ligni Sassafras, s. Sassafras.

Sassafrasnüsse (pharm. Bot.), s. Nectandra Puchury major *Nees* et *Mart.*

Sassafrasöl (Chem.), das durch Destillation der Wurzel von Laurus Sassafras mit Wasser erhaltene ätherische Oel, ist im frischen Zustande farblos, wird aber mit der Zeit gelb bis braun, riecht angenehm fenchelartig, schmeckt

scharfgewürzhaft, hat ein spec. Gewicht von 1,08 bis 1,09, fängt bei 115° an zu kochen, die Temperatur steigt aber rasch auf 228°, wo sie stehen bleibt. Nach Bonastre wird das Oel durch Wasser in zwei Oele, in ein leichtes und schweres, geschieden. Von Salpetersäure wird es scharlachroth; in der Wärme bildet sich Kleesäure. Mit rauchender Salpetersäure verpufft es heftiger als die meisten andern flüchtigen Oele. Mit Alkalien verbindet es sich nicht. Koncentrirte Schwefelsäure zersetzt es. Durch Chlor wird es dicklich, weiß und undurchsichtig. Bei längerem Aufbewahren setzt es viel Stearopten ab, welches schon krystallisirt wie das flüssige Oel schmeckt, bei der Wärme der Hand schmilzt und sich unzersetzt verflüchtigt, mit der Zeit wieder von selbst zerfließt und dann selbst bei — 5° nicht wieder erstarrt. In Wasser ist es unbedeutend löslich, aus seiner Auflösung in Alkohol wird es durch Wasser nicht gefällt. Koncentrirte Schwefelsäure zersetzt es, koncentrirte Salpetersäure bildet damit eine rothe, öligeFlüssigkeit, aus der sich ein braunes Harz absetzt. Von Salzsäure, Essigsäure oder Kalilauge wird es selbst in der Wärme nicht gelöst. Zusammensetzung dieses Stearoptens $C_{10}H_8O_2$, des bei 228° Oels $C_{10}H_8O_2$

Sassafrid (Chem.), nach Reinsch eine eigenthümliche, in der Sassafraswurzel entdeckte Substanz von folgenden Eigenschaften. Ein lichtröthlichbraunes Pulver oder aus Weingeist krystallisirte gelbbraune krystallinische Körner, abfärbend, geruch- und geschmacklos, zersetzt sich in der Hitze, löst sich wenig in kaltem Wasser, ziemlich leicht in heißem, leicht in Alkohol mit dunkelrothbrauner Farbe, wenig in Aether, gibt Salpetersäure Oxalsäure u. einen öligen Körper.

Sassafrin, s. Sassarubrin.

Sassa-Gummi (Bot.), falsches Tragant-Gummi, Gummi Pseudo-Tragacanthae, Gummi pseudo-adragante *Guibourt*. Bruce beschreibt in seiner Reise nach Abyssinien einen Baum unter der Sassa *Willdw.*, den man dort Sassa nennt, welchen er mit einer so großen Menge v. Beulen u. Kugeln eines Gummi bedeckt sah, daß er monströs erschien. Dieses Gummi, dessen sich die Abyssinier zum Steifmachen der Zeuche bedienen, ist röthlich von dichtem und gleichartigem Gefüge. Guibourt sah ein Faß mit einem Reste von Gummi, welches 150 Pfund dergleichen enthalten haben mochte und etwa im Jahre 1820 aus dem Lager der ostindischen Kompagnie in London erkauft worden seyn sollte. Dieser Rest von Gummi stimmte mit der Beschreibung des eben angeführten von Bruce in Abyssinien gesehenen Gummi ganz überein, so daß Guibourt über beider Identität keinen Zweifel hat. Es bestand dasselbe aus ziemlich großen, zapfenartigen oder einem Ammonshorne (einer versteinerten Schneckenart) gleichenden Stücken, die auch seltner die Form sehr großer, aus ihrem Gehäuse gezogener Schnecken hatten. Sie sind röthlich, haben eine etwas glänzende Oberfläche und eine größere Durchsichtigkeit als der Tragant. Der Geschmack kommt dem des Tragants nahe, ist aber zugleich etwas scharf. Im Wasser wird es völlig weiß, schwillt bis zum 4—5fachen seines Umfangs an, theilt sich aber nicht in zerstreute Flocken (wie Bassora-Gummi, vgl. Gummi arabicum) und bildet keinen Schleim wie es der Tragant thut, vielmehr behält es seine Gestalt so ziemlich und löst sich wenig auf. Durch eine Auflösung von jodhaltigem, jodwasserstoffsauren Kali wird es sehr dunkelblau gefärbt. Es scheint jetzt in Europa unbekannt zu seyn.

Sassan (Biogr.), 1) Ahnherr der Dynastie der Sassaniden (s.d.); — 2) Prophet, s. Desatir.

Sassani, die in Essig eingelegten und in Fäßchen versendeten Zungen der Seekarpfen aus dem kaspischen Meer, der Wolga ꝛc.

Sassaniden (Gesch.), Name der Dynastie, welche von Artaxerxes I., ihrem Stifter, an (226 n. Chr.) bis auf Jsdegerdes III. (651), also 425 Jahre den neuperssischen Königsthron inne gehabt hat. Sie führt jenen Namen von Sassan, dem Vater oder Großvater oder überhaupt dem Ahnherrn jenes Artaxerxes.

Sassaniden (Numism.), unter dem gleichn. Dynastengeschlecht geprägte perssische Münzen, größtentheils, und zwar von sehr feinem Silber, zum Theil von Gold und breiter, jedoch dünner, als die frühern perssischen Münzen, so wie von schönem Gepräge. Der Avers zeigt neben dem Bilde des Königs das der Sonne und des Mondes; der Revers einen Opferaltar, auf welchem ein Menschenkopf brennt und zu dessen beiden Seiten 2 Gewaffnete stehen. Die Jnschriften auf beiden Seiten sind wahrscheinlich Zend. Vgl. de Sacy, Sur les medailles des Rois de la dynastie des Sassanides, Paris 1793, 4.

Sassano (Geogr.), zwei ital. Flecken, Neapel: 1) Provinz Principato-citer., südwestlich von la-Sala; 3700 Einw.; — 2) Provinz Sannto, nordöstl. von Jsernia; 1440 Einw.

Sassaparille (pharm. Bot.), Sassaparill-, Salsaparill- oder Sarsaparillwurzel, Heckenrebenwurzel, Radix Sassaparillae s. Salsaparillae s. Sarsaparillae s. Zarsaparillae s. Zarzaparillae s. Zarsae s. Sarsae, Zarsa, Sarsa, fr. Salsepareille, engl. Sarsaparilla, ital. Salsapariglia. Unter diesem Namen kommen die Wurzeln, bisweilen auch Stengeltheile von mehren Arten der Gattung Smilax und fälschlicher Weise auch von andern Gewächsen vor, so daß man im Handel mehre verschiedene Sorten unterscheidet, deren Abstammung man mit Gewißheit noch nicht kennt. In Europa kommt die Sassaparille entweder in runden, spiralig-zusammengerollten Bunden als Sassaparilla rotunda, oder, der Länge nach zusammengebunden, als Sassaparilla longa vor. Jm Jnnern dieser Bunde befinden sich Wurzelköpfe und zerbrochene Stücke und Abfälle von Wurzeln, außen dagegen vollkommene gute Wurzeln. Es kommen aber auch noch große Bunde im Handel vor, worin Wurzelköpfe mit Stengelresten und daran befindliche Wurzelfasern, ordnunglos unter einander liegend, enthalten sind; man nennt sie lose Sassaparille. Jm Allgemeinen besteht die Sassaparille aus einigen fußlangen, verhältnißmäßig dünnen, meist einfachen Wurzelfasern, die nur bei einer Sorte gewöhnlich aus einem dicken Wurzelkopfe entspringen, bei den übrigen aber von diesem

abgeschnitten worden sind. Im Handel unterscheidet man folgende 3 Hauptsorten: 1) Honduras-Sassaparille, Radix Sassaparillae Honduras, Sarsaparilla de Honduras. Kunze in Göbels „Pharm. Waarenk.," Bd. II, T. XVIII, F. 3, a u. b. Diese Sorte kommt in den angegebenen langen und runden Bündeln als S. de Honduras longa et rotunda vor. Die langen Bündel sind gegen 2 Fuß lang und 100—150 Pfund schwer. Bisweilen ist sie auch nicht fest zusammengebunden und lose Sassaparille. Sie besteht gewöhnlich aus großen, knolligen oder mehrköpfigen, 1—4 Zoll im Durchmesser haltenden Wurzelstöcken mit gewöhnlich gerade abgeschnittenen Aesten. Nicht selten sitzen auch noch oben noch kurze Stücke der Stengel auf; nach unten gehen davon 2—5 Fuß lange, 3—4 Linien dicke Wurzelfasern aus. Die Wurzelstöcke haben eine schwärzlichbraune, ungleichfaltig-runzelige Oberhaut und sind innerlich graulichweiß, auf alten Bruch- oder Schnittflächen düster leberbraun oder rothbraun, bisweilen auch schwärzlichharzig, übrigens sehr dicht und hart. Die Wurzelfasern entspringen, dicht und ziemlich regelmäßig kreisförmig gestellt, aus der Unterseite. Sie sind gewöhnlich einfach und nur mit einzelnen Zasern besetzt, von angegebener Länge und Dicke, Stiel rund, etwas hin und her gebogen und zugleich gedreht. Die schmutzig-graubraune oder auch schwärzlichbraune, matte Oberhaut hat sich durch das Trocknen zu deutlichen, selten unterbrochenen, ziemlich zahlreichen und stark hervortretenden Längsfalten oder Runzeln erhoben. Nur bisweilen kommen bei dieser Sorte die Wurzelfasern vom Wurzelstocke abgeschnitten und allein vor. Der Querdurchschnitt zeigt eine $\frac{1}{4}$—$\frac{3}{5}$ Linie dicke gelblich-weiße oder an alten Wurzeln zur Hälfte braune, zur andern Hälfte weißlichgraue Rindenschicht, fest mit der Oberhaut zusammenhängend; an sehr alten Wurzeln ist diese Rindensubstanz auch durchaus braun und harzig glänzend. Bei alten Wurzeln ist auch der Markstrang, im Verhältniß der Rindenschicht, weit dicker und jene dünner, so daß man daraus und aus der mehr oder weniger gelblich-weißen oder braunen Farbe der Rinde auf das Alter gut schließen kann. Zwischen der Rindenschicht und dem Markstrange befindet sich ein Ring, der durch die Saftröhren gebildet wird und bei jüngern Wurzeln deutlicher und durch eine graubräunliche Färbung ausgezeichnet ist. Der Markstrang ist bei jungen Wurzeln weiß, schwach und dichtholzig, bei ältern stärker, lockerer und gelblich oder röthlich; er spaltet sich leicht der Länge nach, bricht aber schwer und sehr ungleich, trennt sich leicht von der Rindenschicht. Der Geruch, fehlt entweder oder ist erdig; der Geschmack ist anfangs gering, später jedoch widrig-bitter und reizend, an Senega erinnernd, doch nur in der Rinde; der Markstrang ist geschmacklos. Bisweilen findet man in kleinen, mehr runden Bündeln eine abweichende Sorte, bestehend aus weit kleinern, knotigen, oft mit längern Stengelresten besetzten Wurzelstöcken, die unten nur 1—$1\frac{1}{2}$ Fuß lange, dünnere und hellere, zusammengeschrumpfte und leichtere Fasern haben. Sie ist der folgenden Sorte der Sassaparille von Vera-Cruz ziemlich ähnlich und unterscheidet sich nur durch mattere und weniger röthliche Farbe der Oberhaut. Die Stammpflanze der Honduras-Sassaparille ist Smilax officinalis *Humb.* — Man erhält im Handel auch eine der Honduras-Sassaparille ähnliche falsche Sorte (vgl. Göbels „Pharm. Waarenk.", Bd. II, T. XIX, F. 1, a—e). Kunze beschreibt sie auf folgende Art: Sie kommt in der äußern Gestalt der einige Fuß langen Wurzelfasern mit der Honduras-Sassaparille überein, hat wenige, aber sehr stark hervortretende Runzeln der ziemlich dicken Oberhaut, deren Zwischenräume schwärzlich und erdig sind, eine schwache äußerst locker anliegende Rindensubstanz, so daß der schmutzig grau- oder bräunlich weiße Kern häufig bloßliegt. Dieser zeigt große, zahlreiche Poren und einen undeutlichen Markstrang. Der Wurzelstock fehlt immer. Die Farbe der Epidermis, besonders auf den Runzeln, ist weit lichter gelblich, leberfarbig, und aus der Oberfläche kommen in Abständen von $1\frac{1}{2}$—2 Zoll lange gelblich-weiße, gerunzelte, hin und wieder verzweigte Nebenfasern hervor, die nur aus einer schlaff anliegenden Oberhaut und einem dünnen Markstrange bestehen und fast für eine Art von Luftwurzeln gehalten werden können. Der Geschmack ist mehr süßlich-eckelhaft, als bitter und reizend und das Gewicht bedeutend geringer, als das ächter Sassaparillarten. Vaterland u. Abstammung sind unbekannt. — 2) Vera-Cruz-Sassaparille, Tampico-Sassaparille, Sarsaparilla de Vera-Cruz, Radix Sassaparillae de Vera-Cruz sive de Caracas s. da la Conta s. Quauayaquil. *Kunze*, in Göbels „Pharm. Waarenk.," Bd. II, Taf. XIX, Fig. 2. Diese Sorte besteht bloß aus stielrunden Wurzelfasern ohne Wurzelköpfe, welche gegen 4' lang und $1\frac{1}{2}$—3 Linien dick und nur selten mit einigen gleichartigen, nur dünnen Nebenfasern besetzt, ferner kurz und unregelmäßig hin und her gebogen und etwas gedreht sind. Die Oberfläche ist mit deutlichen Längsrunzeln und einzelnen stumpfen, gelblich rothen, polsterförmigen Erhöhungen besetzt und etwas ungleich matt grau röthlich-braun. Auf dem Querdurchschnitte bemerkt man zu äußerst die dünne braun-graue, anliegende Oberhaut, dann die dicke Rindenschicht, welche mit dem Kerne nur lose zusammenhängt, weshalb jene oft fehlt und dieser nackt erscheint. Der ziemlich dicke und holzige, leicht spaltbare Kern besteht aus 2 Schichten, wie bei der Honduras Sassaparille; doch sind dieselben weniger bestimmt zu sondern; die äußere Schicht ist aus Saftröhren gebildet und grau, oder mit dem Markstrange von gleicher Färbung. Letzterer ist klein, holzig-faserig weiß oder sehr schwach röthlich angeflogen. Der Bruch der Rinde ist ziemlich eben, der des Kerns sehr ungleich. Geruch, fehlt, Geschmack wie bei voriger Art, doch etwas stärker und zugleich schleimig. Im Handel findet man diese Sorte in ungefähr 40 Pfund schweren Bündeln. Sie wird in den Wäldern bei Papantla, Tuspan u. Misantla im mexikanischen Reiche von Smilax medica *Schlechtd.* (s. d.) gesammelt und über

Vera-Cruz ausgeführt. Schiede, dem wir diese Kenntniß verdanken, war der Meinung, daß auch die Wurzeln anderer verwandter Smilararten dort gesammelt werden mögen. — 2) Lissaboner oder lissabonenser S., portugiesische oder brasilianische S. Brasil-Sarsaparill, Maranhon- oder Para-Sarsaparill, Radix Sassaparillae lisbonensis s. brasiliensis, Sassaparilla de Maranon, Sarsaparilla de Pará. Kunze in Göbels „Pharm. Waarenk.", Bd. II, T. XIX, Fig. 3. Die Bündel, in welche diese Sorte ursprünglich in Brasilien verpackt ist, sind 4—5 Fuß lang und 1 Fuß dick; aber in Europa, vorzüglich in Holland werden sie ungepackt zu 1 Fuß langen, nur 1—2 Pfd. schweren, an beiden Enden und in der Mitte mit Papierstreifen und Bindfaden umwundenen Bündeln. Nach außen enthalten sie die ganzen Wurzelfasern und sind im Innern mit Wurzelköpfen und Abfällen ausgefüllt. Die Waare besteht aus 4—5 Fuß langen, wenig gebogenen, stielrunden Wurzelfasern von $1^1/_2$—2 Linien Dicke, welche von den Wurzelköpfen abgeschnitten worden sind. Die Oberfläche zeigt nur schwache, öfters unterbrochene und unregelmäßige Längsrunzeln und unterscheidet sich dadurch sich von den übrigen Sorten leichter. Die Oberhaut ist graubräunlichroth, matt, und die Runzeln derselben sondern sich in längere oder kürzere Fasern ab, wodurch diese Sorte ein eigenthümliches Aussehen erhält. Die dünne, braune, glänzend harzige Rindenschicht löst sich leicht von dem Kerne, daher es kommt, daß dieser stellenweise entblößt ist. Der Querdurchschnitt stellt sich ziemlich kreisrund dar, weil die seichten Runzeln keine stark hervortretenden Kanten bilden. Innerhalb der dünnen Rindenschicht befindet sich ein Ring, welcher aus großen und kleinen, etwas zerstreuten Saftröhrendurchschnitten hervorgebracht wird. Dieser Ring umgibt die verhältnißmäßig große Scheibe des durchschnittenen Markstrangs. Der Saftröhrenkreis und der Markstrang sind ziemlich weiß, nur etwas angeflogen röthlich. Der Bruch ist ungleich-faserig, von etwas mehlartiger Textur und der Markstrang spaltet sich sehr leicht der Länge nach. Der Geruch fehlt, und der Geschmack ist schwach, etwas scharf und salzig, wenig bitter. Diese Sorte steht hinsichtlich des Gewichts in der Mitte. Sie ist leichter als Honduras- und schwerer als Vera-Cruz-S. Nach v. Martius ist die Stammpflanze der brasilischen S., welche über Lissabon zu uns gebracht wird, ein großer Schlingstrauch, Smilax syphilitica *Humb.* (s. d.), welcher über ganze Waldstrecken sich verbreitet und sie zu Dickicht durchschlingt. Die Indianer und Marañen sammeln die zahlreichen Luftwurzeln und Schößlinge und binden sie zu den großen Originalbündeln zusammen, die bereits erwähnt worden sind. Diese Bündel hängt man, um sie vor zerstörenden Insekten zu schützen, im Giebel des Daches auf, wohin der Rauch zieht, weshalb die Wurzeln zufällig geräuchert werden. Nach v. Bergen wird diese S. von Bara nach Lissabon und dann wieder nach Rio Janiro und Bahia und endlich zum zweiten Male nach Europa gebracht. Zur lissaboner S. gehört nach Martius auch die Sassaparilla de la Costa, welche in neuerer Zeit in Deutschland vorgekommen ist. Es sind kaum armdicke, fest zusammengeschnürte, 2—$2^1/_2$ Fuß lange Wurzelbüschel, welche ziemlich die Farbe der lissaboner S. besitzen, aber nur etwas matter und mehr schmutzig gelb sind. — Außer diesen 3 Hauptsorten kommen noch folgende, jedoch seltener vor: 4) Jamaikanische oder rothe S., Sassaparilla de Jamaica s. jamaicensis s. Radix Sassaparillae rubrae. Sie besteht aus sehr langen (6—7 Fuß) Wurzelfasern, welche noch an dem Wurzelstocke anfitzen, rund, aber durch das Trocken zusammen gedrückt, dünn, runzelig und nicht erdig bestäubt sind; sie bleiben feuchter als die vorigen Sorten und haben eine gelbrothe oder röthlich-graue Farbe. Die Rindenschicht ist markig, weiß oder mehr oder weniger dunkelroth. Sie hat einen starken, bittern und gewürzhaften Geschmack und auch Geruch. Pope und die Franzosen ziehen diese Sorte den andern vor. — 5) Caracas-S., Sassaparilla de Carracas s. Radix Sarsaparillae caraque. Diese Art besteht aus stielrunden, feingestreiften, sehr gebogenenen, hellgrauen oder dunkelbraunen, innen weißen und ganz mehligen Fasern und kommt mit langen, starken, holzigen Stengeln vermischt vor. — 6) Italienische S., Sassaparilla italica. Sie stammt von Smilax aspera *L.*, welche in Südeuropa und im Oriente einheimisch ist, und besteht aus dünnen und kürzern Wurzelfasern. In Griechenland sollen auch die Wurzeln von der daselbst wachsenden Smilax Alpini *Willdw.* als S. benutzt werden. In Carolina soll man die Wurzeln von Smilax glauca *Walt.* in gleicher Weise gebrauchen. Von den genannten 3 Hauptsorten wird die eine oder die andere von den Aerzten vorgezogen, die Vera-Cruz-S. aber allgemein für die geringste Sorte erklärt. Pope hält die lissaboner für die beste, allein die meisten Aerzte geben, obwohl, wie es scheint, mit Unrecht, der Honduras-S. den Vorzug, weil ihre Anwendung besonders von ausgezeichneten Aerzten des vorigen Jahrhunderts empfohlen worden ist. Man hat gesagt, daß eine gute S.-Sorte durch den leicht spaltbaren Kern und durch bedeutendere Dicke der Rindenschicht sich auszeichne; allein auch die geringere Vera-Cruz-S. hat einen leicht spaltbaren Kern, und auch dickrindige Sorten können schlecht, verdorben u. unwirksam seyn.

Chemisches. Obschon die S. Gegenstand chemischer Untersuchungen gewesen ist, so weiß man doch nicht, welche Sorten untersucht worden sind. Batka fand: Krystall, Parillinsäure (d. i. Salsaparin nach Poggiale) einen krystallischen Farbstoff, ein ätherisches Oel, Gummi, Bassorin, Stärkmehl, Eiweiß, extractive Materie, Kleber und Gliadin, Zellgewebe und Faser, pektische Säure, Essig, Salz. Nach Pfaff enthält die Asche kohlensaures und schwefelsaures Kali, kohlensauern und schwefelsauern Kalk, Eisenoxyd und Kieselerde. Nach Berzelius enthält die S. etwa eine Unze äthe-

risches Oel in 100 Pfd. und nach Rose auch Schleimzucker. Palotta stellte einen Stoff, das Parigliin oder Parillin, dar, welcher der wirksame Stoff seyn soll; er erklärte ihn für ein Alkaloid, indem er mit ihm und verdünnten Säuren Salze darstellte. Das Parillin wirkt reizend und auch zugleich deprimirend nach Palotta. Folchi entdeckte im Wurzelkerne das Smilacin, das aber von Planche und Duth nicht dargestellt werden konnte. Thubeuf wollte einen dritten Stoff, den er Salsaparin nannte, und Batka die Parillinsäure gefunden haben. Endlich zeigte Poggiale, daß diese 4 Stoffe nur einer und derselbe sey, der nur auf verschiedenem Wege dargestellt worden. Er nennt ihn Salsaparin. Vergl. Journ. de Pharm., Oktbr. 1834, S. 553—564, und Pharm. Centralblatt für 1835, S. 92. — Anwendung. Im Jahre 1530 kam die S. zuerst als ein Mittel gegen die Lustseuche nach Europa; anfangs hielt man sie für ausgezeichnet wirksam, dagegen später änderte sich die Meinung darüber; einige Aerzte erklärten sie für ein vortreffliches bitter-resolvirendes Mittel, andere z. B. Cullen und Voigtel, hielten sie für ganz entbehrlich und glaubten, daß sie durch die Sandriedgraswurzel, Radix Caricis arenariae s. Radix Sassaparillae germanicae, gut ersetzt würde. Jetzt ist man überzeugt, daß sie erregend auf die vegetativen Organe, vorzüglich auf die Sekretionsorgane, und zwar besonders schweiß- und harntreibend wirkt. Man wendet sie deshalb vorzüglich bei syphilitischen Krankheiten, gegen Merkurialkrankheit, bei flechtenartigen Hautausschlägen, bei Gicht und Rheumatismus und selbst gegen Krebsgeschwüre mit Erfolg an. Es macht auch die S. einen Bestandtheil mehrer Tränke aus, die häufig gegen Syphilis angewendet werden, z. B. Decoctum Zittmanni, Decoctum Pollini, ferner mehrer Zuckersäfte, Sirop decuisinier, Roob de Laffecteur u. s. w. Vom Pulver gibt man ½—1 Drachme. — Verfälschungen. Weil die S. ein theurer Artikel ist, so hat man mancherlei Verfälschungen versucht; die langen Wurzelsprossen von Aralia nudicaulis *L.*, welche auch als graue S. in den Handel gebracht worden sind, werden bisweilen ächter S. beigemischt gefunden. Sie unterscheiden sich durch eine blaßgraue Oberfläche, welche gar keine Längsfalten oder Runzeln hat (wodurch sich S. charakterisirt), durch eine weiße Farbe im Innern und eine lockere, schwammige Textur; außerdem haben sie aber auch noch viele kleine ungleiche, ringförmige Absätze. — Die von Agave americana *L.* oder der sogenannten hundertjährigen Aloe stammende Mageywurzel, welche als harntreibendes und antisyphilitisches Mittel dient, soll sich nicht selten unter S. finden. Dasselbe gilt auch von Foureroya cubensis *Haw.* (Agave cubensis *Jacq.*), in Cuba und Brasilien einheimisch. Die Wurzeln von Carex arenaria *L.* und Carex hirta *L.* werden sowohl für sich als Ersatzmittel der S. angewendet, als auch zur Verfälschung benutzt. Sie lassen sich leicht unterscheiden. — Die weißen, innen hohlen, oder sehr lockern und schwammigen Wurzelfasern des Spargels, Asparagus officinalis *L.*, welche nur 6—8 Zoll lang sind, können leicht herausgefunden werden. — Die Wurzeln des Hopfens, Humulus Lupulus *L.*, welche früherhin statt S. angewendet wurden, haben eine weißlich gelbe Farbe und sind weit dünner und kürzer. — Die Wurzeln von Jacaranda echinata *Sprengl.*, eines südamerikanischen Schlingstrauchs, werden als gelbe S. bezeichnet und lassen sich durch ihre gelbe Farbe erkennen, wenn sie beigemischt seyn sollten. Man hat es sogar gewagt, mit langen dünnen Aesten der Hängebirke, Betula alba *L.*, Var. pendula Verfälschungen vorzunehmen. — Außer einigen schon angeführten werden auch noch die Wurzeln folgender Pflanzen als Surrogate statt der S. angewendet: von Homidesmus indicus *R. Br.*, in Ostindien unter dem Namen Country Sassaparilla; — von Herreria Salsaqarilla *Mart.* und Herr. stellata *R. et Pav.*; — von Alstroe meria Salsilla *L.*, Lapageria rosea *R. et Pav.* in Amerika; — von Smilax perfoliate *Lour.* in Cochinchina und von einigen andern Smilaxarten in Amerika. — Deutsche S., s. v. a. Carex arenaria *L.*

Sassaparillin, s. Smilacin.

Sassaparill-Stechwinde (Bot.), s. v. a. Smilax Sarsaparilla *L.*

Sassari (Geogr.), 1) (Capo di S.), ital. Generalintendanz, der nördliche, höhere Theil der Insel Sardinien, umfaßt zugleich Gallura, Marghuen, Bitti, Romangia und andere Distrikte; 170,000 Einw.; — 2) kleinerer Distrikt daselbst; — 3) bischöfl. Sprengel daselbst; 78,000 Einw.; — 4) Stadt daselbst, Hauptstadt der Generalintendanz, am Abhange eines Hügels, in einer wasser-, wein- und obstreichen, durch Kunst noch verschönerten Gegend mit angenehmen Spaziergängen, einige Meilen vom Hafen Torres, Sitz eines Erzbischofs, der Regierung, eines Konsulats ꝛc. Die Stadt hat ein sehr altes befestigtes Schloß, Kathedrale mit schönem Portal, 23 andere Kirchen, 13 Klöster, erzbischöfl. Palast, viele andere Paläste, eine 1766 gestiftete Universität (1841 mit 240 Studenten, geistl. Seminar, Kollegium, große Magazine, bedeutende Tabaksfabrik, Handel, besonders mit Tabak und Oel; 20,000 Einw.

Sassarubrin (Chem.), nach Hare, ein harziges Produkt von der Einwirkung der Schwefelsäure auf Sassafrasöl. Erhitzt man nämlich gleiche Theile Sassafrasöl, Alkohol und Schwefelsäure, oder auch das Oel nur mit verdünnter Schwefelsäure, so erhebt sich die Masse und bildet einen harzigen Schaum von prächtiger, ins Kupferrothe geneigter Purpurfarbe und metallischem Glanze. Die rothe Substanz löst sich in Alkohol und Aether, die davon nur eine gelbliche Farbe annehmen, welche Farbe aber auf Zusatz von konc. Schwefelsäure sogleich in Karmoisinroth übergeht. Uebrigens ist diese Erscheinung dem Sassafrasöle nicht eigenthümlich, denn Nelken und Zinnöle verhalten sich eben so. Beim Erhitzen der oben erwähnten Mischung von Sassafrasöl, Alkohol und Schwefelsäure geht zugleich eine gelbliche Flüssigkeit (der Sassafrin) über, die, nach Entfernung der anhängenden

schwefeligen Säure durch Ammoniak und des Aethers durch die Wärme, nicht auf Kalium wirkt, im Geruche und Geschmacke vom Sassafrasöle verschieden ist, neutral reagirt, stets Schwefelsäure enthält und ein außerordentliches antiseptisches Vermögen besitzt. Auch in dieser Beziehung verhalten sich andere ätherische Oele, Nelkenöl, Zimmtöl, Terpentinöl, Kampher, ähnlich.

Sasse (Geogr.), franz. Fluß., Dep. Basses-Alpes, Mdg. in die Durance, links.

Sasse (Biogr.), J. van, Kupferstecher, arbeitete im 18. Jahrhunderte, radirte Ansichten des Schlosses und Gartens von Herrnhausen bei Hannover, 16 Blätter nach Zeichnungen von J. J. Müller.

Sasse (Rechtsgesch.), in der alten Gerichtssprache jeder Besitzer von Grundeigenthum. Je nach diesem Besitze unterscheidet man Landsassen, große Landeigenthümer, und Hintersassen und Kothsassen oder Kossaten; nach der Gerichtsbarkeit, unter welcher sie stehen, Schriftsassen, die nur von dem obersten Landesgericht belangt werden können, und Amtssassen, welche unter den Untergerichten stehen.

Sasse (Jagdw.), s. v. a. Lager.

Sassello, ital. Flecken, Königr. Sardinien, nordwestl. von Genua, rechts an der Bormida; Hauptort des gleichnam. Distrikts.

Sassen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Adenau; 110 Einw.; — 2) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Mohrungen; 120 Einw.; — 3) Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Grimmen; 170 Einw.

Sassena, Insel, s. v. a. Saseno.

Sassenage, Marktflecken, s. v. a. Sassenaye.

Sassenay, franz. Dorf, Dep. Saône-Loire, Bez. Chalons-sur-Saône; 900 Einw.

Sassenaye (Sassenage), franz. Flecken, Dep. Isère, Bez. Grenoble, am gleichnam. Berge, am Furon; berühmte Grotten (die rauschende Grotte oder die Höhle von S., les caves de S., eines der Wunder der Dauphine), vorzügl. Käse (S.-Käse, bestehtin 4—5 Zoll dicken und 6—8 Pfund schweren, runden blaugeaderten Laiben aus Kuh-, Schaf- und Ziegenmilch) und Handel damit; 1450 Einw.; Fundort von Ophthalmiten.

Sassenberg, preuß. Stadt, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Warendorf, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N., an der Hassel; Schloß, Kirche, Oelfabrikation, Leinweberei, 3 Kram- und Viehmärkte; 1370 Ew.

Sassenburg (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; Schäferei (Kahletef); 420 Einw.; — 2) daf. R.-B. Stettin, Kr. Saatzig; Wassermühle; 210 Einw.

Sassendorf (Geogr.), 1) hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Artlenburg; 120 Einw.; — 2) preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Soest; Saline; 740 Einw.

Sassenfahrt, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Bamberg II.; Besitzung des Frhrn. von Münchhausen; 860 Einw., worunter 30 Juden.

Sassenfeld, preuß. Bauernschaft, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Kempen; 420 E.

Sassenhagen, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Saatzig; 280 Einw.

Sassenhausen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Wittgenstein; 200 Einw.

Sassenheem (Sassenheim), niederl. Dorf, Prov. Süd-Holland, Bez. Leyden; dabei die Ruinen des Schlosses Teilingen.

Sassenrath (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern; 230 Einw.; — 2) daf., R.-B. Koblenz, Kr. Altenkirchen; über 100 Einw.

Sassenreuth, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Eschenbach; 130 Einw.

Sassensee u. **Sassenthal**, s. Saß (Geogr.).

Sasseram (Geogr.), 1) ostind. Stadt, Agra Sindhyah, nordwestl. von Narvar; merkwürdige Mausoleen; — 2) brit.-ostind. Stadt, Präsdsch. Bengalen, Prov. Bahar, nordöstl. von Rotasgur.

Sasserath, preuß. Honnschaft, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Gladbach; 330 E.

Sassetot-le-Mauconduit, franz. Dorf, Dep. Seine infer., Bez. Yvetot; 1530 Einw.

Sassetta, ital. Gemeinde, Toskana, aus mehren Häusergruppen bestehend, mit Kastell, nördl. von Campiglia; 600 Einw.

Sassi (Biogr.), 1) Giovanni Battista, Maler von Mailand, anfangs Schüler von F. Panza, kam dann zu Neapel in Solimena's Schule und erlangte den Ruf eines tüchtigen Meisters. Er malte viele Altarbilder und kleine Staffeleibilder, die noch größern Beifall fanden. Nur der grünliche Ton seiner Werke erregte schon frühe etwas Bedenken. Blühte um 1720. — 2) Giuseppe, Maler von Parma, bildete sich unter Leitung von Giuf. Baldright, gewann 1766 an der Akademie der genannten Stadt den Preis, malte Bildnisse und heilige Darstellungen, † um 1803.

Sassia (Bot.), nach Molina, Pflanzengatt. Arten: S. perdicaria und S. tinctoria *Mol.*, s. v. a. Oxalis lobata und violacea.

Sassilica (ital., Bot.), s. v. a. Haferwurzel, Tragopogon porrifolius *L.*

Sassin (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow; Wassermühle; 170 E.; — 2) (Schooßberg, Sasvar), ungar. Stadt, neutraer Gespsch., südwestl. von Skalitz, links an der Maira, in einem holzreichen Lande; Baumwollzeuch- und Kattunfabrik, die jährlich 54—60,000 Stück Kattun liefert, eine große Bleiche besitzt und 10,000 Menschen beschäftigt, wunderthätiges Marienbild, zu welchem im Jahre 1817: 80,000 und 1818: 100,000 Pilger wallfahrteten, ehemaliges Paulinerkloster; 2700 Einw., darunter 400 Juden.

Sassina (a. Geogr.), s. v. a. Sarsina.

Sassinet (Waarenk.), s. v. a. Sarsenet.

Sassinoro, ital. Flecken, Neapel, Prov. Sannio, nördl. von Morcone; 1180 Einw.

Sassische Sprache, Sprache des alten Volks der Sachsen, Mutter des Plattdeutschen, s. Deutsche Sprache.

Sassitino, europ.-russ. Ort, Gouv. Witebsk, nordwestl. von Sebesch.

Saßka, ungar. Ort, Krassoer Gespsch., südl. von Orawitz.

Saßkraut (Bot.), s. v. a. Knoblauchskraut, Erysimum Alliaria L.

Saßlaw (poln. Zaßlaw, Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Wolhynien, grenzt nördlich, nordöstlich und östlich an den Kr. Nowgorod-Wolünsk, südlich an den Kr. Staro-Konstantinow, westlich und nordwestlich an den Kr. Ostrog. Der bedeutenste Fluß ist der Gorün. — 2) Kreisstadt daselbst, westlich von Schitomir, am Gorün; einiger Handel; 8200 Einw.; hat seinen Namen von der jetzt erloschenen Familie Zaslawski. In der Nähe von S. liegt Schepetowka, mit sehr reichen Eisenquellen, die an der Seite überall mit vielem Eisenocker bedeckt sind; 2 Werste vom Badeort findet sich auch Sumpferz.

Saßnitz, preuß. Fischerdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Rügen; 120 Ew.

Sasso (Geogr.), 1) ital. Berggipfel, Toskana, zu den Appenninen gehörig, an der Grenze von Bologna; — 2) S.-di-Simone, Gipfel desselben Gebirges, an der Grenze von Urbino; — 3) Flecken daselbst, Neapel, Prov. Basilicata, südwestl. von Potenza; 2700 Einw.; — 4) Stadt daselbst, Prov. Abruzzo ulter.; 2500 Einw.; — 5) Insel, s. v. a. Saseno.

Sasso (Biogr.), Giovanni Antonio, Kupferstecher von Mailand, blühte um 1809. Er arbeitete mit dem Grabstichel und in Punktirmanier, meistens für Buch- und Kunsthändler.

Sasso, Gewicht, s. v. a. Sazo.

Sassocorbara, ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Urbino-Pesaro, nordwestl. von Urbino, am Foglia.

Sasso d'Italia, Gebirg, s. v. a. Gran Sasso d'Italia.

Sassoferrato (Geogr.), ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Urbino-Pesaro, südöstl. von Urbino, am Sentino; 6000 Einw.

Sassoferrato (Biogr.), Maler, s. v. a. Salvi.

Sassoli, Fabiano, Glasmaler, war der Sohn des Stagio da Pietra Santa, eines geschickten Bildhauers, der im Dome zu Pisa arbeitete. Fabian malte auf Glas für die Kirchen in Arezzo, meistens nach Zeichnungen von Lazaro Vasari. Sein Sohn Stagio war ebenfalls Glasmaler, und beide blühten um 1430.

Sassolin (Min.), auch natürliche Borsäure, Borsäure, Sedativsalz, Acide boracique, Borazylithgattung, rhombisch, H. = 0,0—1,5, G. = 1,4—1,5, Bruch uneben, Strich weiß, erscheint nur in kleinen Schuppen oder als Ueberzug und tropfsteinartig, weich, milde, zerreiblich, durchscheinend bis undurchsichtig, permutterglänzend, weiß, gelblich, grau-lich, etwas fettig im Anfühlen, schmilzt vor dem Löthrohre leicht und unter Aufschäumen zur klaren, farblosen Glaskugel, wobei die Flamme sich grün färbt, gibt im Kolben viel Wasser, löst sich leicht in Wasser und Weingeist, schmeckt säuerlich kühlend, dann bitterlich. Besteht aus 56,38 Boraxsäure und 33,52 Wasser. Findet sich theils rein an heißen Quellen in Höhlen der liparischen Insel Volkano, theils mit schwefelsauren Salzen verunreinigt als Bodensatz der Lagunen bei Sasso unweit Siena, in Lago Cerchiago ꝛc.

Sasson (Saxon), schweiz. Pfarrdorf, Kanton Wallis, Zehent Martinach (Martigny), auf einer Anhöhe links an der Rhone; starke Eselzucht; 680 Einw. Dabei auf einem Hügel die Ruinen einer alten Felsenburg, die im J. 1475 von den Landleuten zerstört wurde, und von welcher noch ein hoher, fester Thurm übrig ist.

Sasso nero (ital., Geogn.), s. v. a. schwarzer Porphyr oder Melaphyr (s. d.).

Sassonia, Ercole, Mediciner, 1551 zu Padua geboren, lehrte daselbst Logik, ging aber 1579 nach Venedig und erwarb sich daselbst als Arzt großen Ruf, wie er denn von König Maximilian II. wegen einer glücklichen Kur zum Ritter ernannt wurde. Im J. 1589 kehrte er nach Padua zurück, ward daselbst erster Professer der Medicin und † 1607. Unter seinen Schriften ist die bekannteste: De morto gallico, Padua 1593, 4., zuletzt das. 1602. Eine Ausgabe seiner Werke besorgte Uffenberg unter dem Titel: Pantheon medicinae selectum, Frankf. 1603, Fol.; dann erschienen sie als „Opera practica", Padua 1639, Fol., zuletzt 1681, Fol.

Sassoso, Vorgebirg, s. Kandia.

Sassow, österreich. Flecken, Galizien, Kr. Zloczow, links am Bug; kathol. und 2 griech. Kirchen.

Sassu, Ort und Lagune, s. Sardinien.

Sassula (a. Geogr.), Stadt in Latium, zum Gebiet von Tibur gehörig; Ueberreste davon sind wahrscheinlich die großen Ringmauern von Kalkstein, die sich oberhalb des Flusses Arci nach Siciliano hinauf vorfinden (Liv. VII, 19).

Sassumini (a. Geogr.), Volk in Gallia Aquitania (Plin. VI, 19).

Sassuolo, ital. Stadt, Modena, am Secchia und Monte-Zibio (mit Erdpechquelle) und am Berg Salsa (mit Auswurf eines Schwefeldampfes); herzogl. Lustschloß; 1600 Einw.

Sastago, span. Flecken, Aragonien, nordöstl. von Hijar, an der Mündung des Kaiser-Kanals rechts in den Ebro; salzige Quellen und Seifenfabr.; 1790 Einw.

Sasterhausen, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Striegau, am Striegauer Wasser; Schloß mit schönem Park, Vorwerk, Wassermühle; 230 Einw.

Sastra (Schastra, ind. Myth.), die Verordnungen, insbesondere die heiligen göttlichen Verordnungen, daher bei den Hindu's die zur heiligen Literatur gehörigen Schriften, unter welchen man vorzüglich 6 begreift, nämlich die Weda's, Upaweda, Wedanta, Purana, Dherma und Dersana, welche von den Sudra's nicht stu-

dirt werden dürfen. Außer diesen gibt es jedoch noch viele aus jenen abgeleitete Bücher, welche denselben Namen haben, nur daß er von jenem im eigentlichen Sinne gebraucht wird. Der S. des Brahma, mit welchem uns der Engländer Holwell zuerst bekannt gemacht hat, wird als ein besonders heiliges Buch betrachtet und scheint eine der ältesten Schriften zu seyn. Sie enthält die Lehre von der Schöpfung der Geister durch den Ewigen, von dem Falle einiger derselben, ihrer Verstockung und Begnadigung, wenn sie in der ihrethalben geschaffenen Körperwelt während der ihnen vorgeschriebenen Wanderungsperiode durch Buße, Reue und Rechtthun sich derselben würdig gemacht haben. Vgl. Sanskrit.

Sas van Gent (S. de Gand), niederländ. Stadt und Festung, Prov. Seeland, Bez. Goes, links am Brackman, einem Arm der Wester-Schelde, und am Kanal S. v. G., der von Gent kommt und bei S. v. G. in den genannten Arm der Schelde mündet; 810 Einw.

Sasvar, Stadt (Marktflecken), s. v. a. Sassin.

Sasyk, See, s. v. a. Sasik.

Saszka (Remeth Szaszka), ungarischer Bergflecken, krassoer Gesp., an der Nera; Bergamt, Berggericht, Blei- und Eisenbergwerke, Cämentquelle; vortreffliche Gebirgsstraße von hier auf den Stanczilowa, wo man eine herrliche Aussicht hat; 1700 Einw.

Saszka Mysali (Remeth S. M.), ungar. Marktflecken, eisenburger Gespannschaft.

Sat (lat.), s. v. a. Satis.

Sat, Maß, s. Kohi.

Sata (a. Geogr.), Stadt im glücklichen Arabien (Ptol. VI, 7, 33).

Sata (n. Geogr.), 1) ostind. Fluß, Sinde, Mündungsarm des Indus; — 2) ungar. Dorf, borsoder Gesp.; Weinbau; 690 Einw.

Satabago, s. v. a. Saatadego.

Satachtha (a. Geogr.), Flecken in Aethiopien, am linken Nilufer (Ptol. IV, 7, 17).

Sataderwen (ind Rel.), Mönche, die als solche geboren sind und unter welche Niemand aufgenommen wird. Sie heirathen und nähren sich von Almosen und vom Verkaufe von Blumenkränzen. Sie singen beim Betteln, den Gesang mit einem zitherartigen Instrument begleitend.

Satadu (Geogr.), 1) afrikan. Reich, Senegambien, rechts am Faleme, grenzt nördlich an Bambuk, östlich an Konkodu, südlich an die Wüste Tenda und westlich an Dentilia; — 2) Hauptstadt desselben, rechts am Faleme, südöstlich von Ferbanna, aus einigen hundert Hütten bestehend.

Satafi (a. Geogr.), Stadt in Mauritania caesariensis, an der Straße von Sitifi nach Igilgilis.

Sataqura, österreich. Flecken, Galizien, Kr. Tschernowitz, an der Moska.

Satahoual (Setvan), bewohnte austral. Insel, Karolinen-Archipel, 7° 21′ 52″ n. Br. und 144° 46′ 36″ ö. L.

Satahung, ostind. Ort, Nepal, südöstlich von Poing.

Satala (a. Geogr.), ansehnliche Stadt in Armenia minor, 325 Mill. von Cäsarea und 135 von Trapezus, in einem rings von Bergen umschlossenen Kessel, etwas nördlich vom Euphrat gelegen, wichtig als Schlüssel zu den nach Pontus führenden Gebirgspässen, daher späterhin Standquartier der Legio XV Apollinaris. Justinian stellte ihre verfallenen Mauern wieder her (Ptol. I, 15, 9; Dio Cass. LXVIII, 18).

Satalan, asiat. Vorgeb., Insel Borneo, an der Südsp., 4° 20′ s. Br. und 132° 30′ ö. L.

Satal-Dere, Fluß, s. Natolien.

Sataldsche, europ.-türk. Ort, Thessalien, Sandschak Trikala, südl. von Larissa; Baumwollenbau.

Satalia (Satalieh, Adalia), Stadt, s. v. a. Antalia.

Satalitz (Satalice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Winar; 170 Einw.

Satan, **Satanas** (hebr., Dogm.), 1) Widersacher, Feind des Guten; — 2) Teufel als böses Princip (s. Teufel); daher satanisch, s. v. a. teuflisch.

Satan (Säugeth.), s. a. a. Colobus Satanas Waterh.

Satanacum, Stadt, s. v. a. Stenay.

Satanicle (franz., Ornithol.), s. v. a. Sturmschwalbe, Thalassidroma pelagica, s. Procellaria, a) 1).

Satanow, europ.-russ. Flecken, Gouv. Podolien, südwestl. von Proskurow; 3500 Einw.

Satanspilz (Bot.), auch **Satans-Röhrenpilz**, s. v. a. Boletus Satanas *Lenz*, s. Löcherschwamm.

Satarah, Staat, s. v. a. Sattarah.

Satarchä (a. Geogr.), scythische Völkerschaft an der Ostküste der taurischen Halbinsel, die nach Mela (II, 1, 3, 4) in Höhlen und Erdgruben hauste und nur den Tauschhandel kannte.

Satas-Dere, Fluß, s. v. a. Satal-Dere.

Satasyes, Perser, des Darius Hystaspis Neffe, sollte, weil er des Zopyrus Tochter entehrt hatte, auf Befehl des Xerxes gespießt werden, ward jedoch auf die Fürbitte seiner Mutter begnadigt und damit gestraft, daß er Afrika umschiffen sollte. Er vollendete aber diese Fahrt nicht, denn als er das Vorgebirg Soloeis umschifft hatte und noch kein Ende der Fahrt absah, kehrte er heim und ward nun, weil er den ihm gewordenen Auftrag nicht ausgeführt, gespießt. Diese fabelhaft scheinende Fahrt wird nur von Herodot (IV, 43) erwähnt.

Satatiga, kleine ostind. Stadt, Insel Java, in den holländischen Besitzungen, südöstlich von Samarang.

Satatrupa (ind. Myth.), Tochter des Brahma, Zwillingsschwester und Gattin des Suayambhu, dem sie 3 Söhne und 3 Töchter gebar.

Satchin, brit.-ostind. Stadt, Präsidentschaft Bombai, Prov. Guzerate, südwestlich von Surate.

Satchou, Name des Flusses May-Kang in Tübet.

Satelliten (v. lat. Satelles), 1) Leibwächter, Trabanten; — 2) (Astron.), s. Trabanten.

Satemin, hannöv. Pfarrdorf, Lüneburg, Amt Lüchow; 180 Einw.

Sater (nord. Myth.), angeblich Gott der Sachsen, s. v. a. Krodo. Nach ihm soll (wohl irrthümlich) der Sonnabend Satertag genannt worden seyn.

Saterland, merkwürdige Gegend im Großherzogthum Oldenburg, Kr. Kloppenburg, Amt Friesoythe; bildet den nordwestlichsten Theil dieses Amtsbezirks, der ödesten Gegend Oldenburgs, wo das kultivirte Land kaum $^1/_{20}$ der Oberfläche begreift; umfaßt $3^1/_2$—4 □Meilen und besteht meist aus Mooren und Sümpfen, die durch andere Moore, Brüche, Moräste und Haiden, so wie durch die beiden Flüsse Marka und Ohe, welche vereint die Saterems (Leda, Sagellertief) bilden, von allen benachbarten Gegenden so geschieden werden, daß man nur auf einigen schmalen Landstreifen in das S. gelangen kann. In früherer Zeit konnte der Fahrweg von Ostfriesland aus nur bei ganz trockener Witterung oder bei starkem Frost befahren werden; in neuerer Zeit aber ist derselbe bedeutend verbessert worden. Auf dem an vielen Orten schwankenden Boden des Ländchens kann man sich nur leichter Wagen mit breiten Radfelgen bedienen, wobei die Zugpferde eine Art Holzschuhe tragen. Uebrigens liefert der Boden Getreide, besonders Buchweizen, und auch die Viehzucht (Schaf- und Rinderzucht) ist nicht unbedeutend. Außer diesen landwirthschaftlichen Gewerben wird Torfgräberei, Fischerei, Jagd, besonders auf Sumpf- und Wasservögel, Schifffahrt, Brauerei, Brennerei und Handel mit den Landeserzeugnissen, vorzüglich mit Butter und Käse, getrieben. Die Einwohner, etwa 2000, welche 6 Bauernschaften bewohnen und in 3 Kirchspiele vertheilt sind, werden für Abkömmlinge der alten Friesen gehalten, von denen sie Vieles in ihren Sitten, Gebräuchen, in ihrer Lebensart, Sprache ꝛc. beibehalten haben. Besonders die Sprache der alten Leute hat vieles Eigenthümliche, während die der jüngern Bewohner schon sehr mit dem Plattdeutschen Westphalens und mit dem Holländischen vermischt ist. Die Kleidung der Saterländer hat viel Aehnliches mit der unter den Landleuten Ostfrieslands und Gröningens gewöhnlichen. Die Einwohner, welche streng auf alte hergebrachte Gebräuche und Gewohnheiten halten, sind frei von Personaldiensten und haben in ihren Gemarkungen freie Jagd und Fischerei. Ihre innern Angelegenheiten werden von 12 gewählten Bürgermeistern besorgt, von denen jährlich die Hälfte ausscheidet, nachdem von derselben ihre Nachfolger (jedoch nicht aus den Blutsverwandten) gewählt worden sind, die dann vom Volke am Fastnachtsabend bestätigt werden. Die Polizei üben 2 Schüttmeister, von denen ebenfalls jährlich einer austritt.

Satermann (Bot.), s. v. a. gemeiner Saturei, Satureja hortensis L.

Saternus (a. Geogr.), südliches Nebenflüßchen des Padus; jetzt Santerno (Plin. III, 16, 20).

Satevis (pers. Myth.), Jzed, Vorsteher der Sterne im Westen, Gehülfe des Taschter bei dem Geschäft, das Wasser in Dünsten aus dem Meere zu heben und als Regen über das Land zu gießen.

Satgur, brit.-ostind. Stadt, Präsidentsch. Madras, an einem Defilé von Mysore nach Karnatik.

Satherion (Säugeth.), nach Aristoteles, ein wieselartiges Thier, das von einigen Zoologen, aber wahrscheinlich mit Unrecht, für unsern Zobel, Mustela zibellina L., gehalten wird.

Sathmar, Gespannsch. und Stadt, s. v. a. Szathmar.

Satiadschug (Kritadschug, ind. Religionsw.), das erste der vier Weltalter bei den Hindu's. Wenn man die beiden Dämmerungen desselben hinzuzählt, so faßt es 4800 göttliche oder 1,728,000 menschliche Jahre in sich. Während seiner Dauer stand der als Stier gedachte Genius der Wahrheit noch fest auf seinen vier Füßen, und die Menschen lebten glücklich und viele hundert Jahre, bis endlich durch ihre Schuld Verwirrung und Unsittlichkeit entstand. Der Brahmine vergaß die heiligen Uebungen, die Krieger wurden grausam und herrschsüchtig, die Kaufleute betrügerisch und suchten den Bilderdienst und die Ceremonien einzuführen, bis endlich Gott in seinem Zorne das böse Geschlecht durch eine Wasserfluth vertilgte und die Erde und ihre Geschöpfe im zweiten Zeitalter neu erschuf.

Satiawadi (ind. Myth.), Tochter des Dassarayen, gebar dem Altvater Parassen den Wyasa, ward dann 2. Gemahlin des Santanen und von ihm Mutter des Sitranyaden und Wassitraverien.

Satiawrata (ind. Myth.), ein frommer König in Dravira und eifriger Verehrer des Wischnu, welcher letztere sich ihm beim Einbruche der Sündfluth als Fisch offenbarte und ihn nebst den sieben Rischi's in einem Schiffe rettete. Es scheint derselbe zu seyn, den uns die Mythe unter dem Namen Sratadewa vorführt, mit dem Beinamen Waiwaswata, Kind der Sonne, weil er ein Sohn des Sonnengottes war. Von seinen, ihm nach der Fluth geborenen 10 Kindern stammte das folgende Menschengeschlecht ab. Durch die Verheirathung seiner Tochter Jla an Buddha, den Sohn des Mondgottes, wurde er Stammvater zweier großer Königsfamilien, der Kinder der Sonne, welche in den Ostländern, im Reiche Ayuhhia regierten, und der Kinder des Mondes, welche in den Westländern, in Hastinapur, herrschten.

Satibarzanes, persischer Satrap unter Darius Codomannus, hinterbrachte dem Alexander des Bessus Verrath und ward dafür in seiner Würde belassen, fiel jedoch bald von Alexander ab und schloß sich an Bessus an, weshalb er von jenem angegriffen und vertrieben ward; blieb im Zweikampfe mit dem an ihn abgesandten Erigyius.

Saticula (Saticola, a. Geogr.), Stadt in Samnium, auf einem Berge an der Grenze von Campania, mit eigenem Gebiete (nger Saticulanus), ward von den Römern wegen der Kämpfe mit den Samnitern öfters angegriffen,

313 v. Chr. von Q. Fabius erobert und zur römischen Kolonie gemacht. Da die Stadt im zweiten punischen Kriege sich an die Karthager anschloß, so ward sie 215 v. Chr. von Q. Fabius Maximus nochmals erobert. Jetzt Caserta Vecchio, nach Andern Savignano, wahrscheinlich aber auf der äußersten Höhe der Berggruppe von Cajazzo zu suchen.

Satigny, schweiz. Pfarrdorf, Kanton Genf, unweit der Rhone und der französischen Grenze, zwischen Wiesen und Obstgärten, theilt sich in 2 Theile, die nahe beisammen liegen; 930 Einw. Hier soll Eldegardis, des Grafen Airberts von Genevois Gemahlin, ein Priorat gestiftet haben.

Satilla (Great-S.), nordamerik. Fluß, V. St., Staat Georgia; entspringt nordöstlich in der Grafsch. Irwing, fließt anfangs gegen Osten, dann südlich, dann wieder östlich bis in den atlant. Ocean.

Satillieu, franz. Flecken, Dep. Ardèche, Bez. Tournon, zwischen Bergen; Tuchfabr.; 2000 Einw.; Hauptort des gleichnam. Kantons mit 10 Gemeinden und 9500 Einw.

Satimangalum, brit.-ostind. Stadt, Präsidentsch. Madras, Prov. Coimbatur, liegt am Bovany; wichtige Festung.

Satin (franz., Waarenk.), 1) s. v. a. Atlas; — 2) vorzüglich eine Art leichter Atlas; — 3) ein atlasartiges Wollenzeuch, steif, glatt, glänzend und geblümt; — 4) ein atlasartig gewebtes dichtes und feines Baumwollenzeuch.

Satinade (franz., Waarenk.), 1) halbseidenes Zeuch mit einer Kette von Seide, während der Einschlag von Wolle oder Leinen ist; gewöhnlich hat dasselbe Atlasstreifen in Taffetgrund; — 2) leichter gestreifter Atlas.

Satina via (röm. Topogr.), s. Appia via.

Satin-bird (engl., Ornith.), s. v. a. Kitta virescens *Temm.*

Satin de la laine (franz., Waarenk.), ein Möbelzeuch, auf der rechten Seite geköpert.

Satinet (Satin turc, franz., Waarenk.), 1) streifiges, meist schwarzes Halbseidenzeuch; — 2) s. v. a. Everlasting.

Satinet-Tapeten, s. Tapeten.

Satingarn, Garn von langer gekrümpelter Wolle.

Satinholz, s. Atlasholz.

Satiniren, 1) Goldfäden auf erhabene Stickerei nähen; — 2) dem Atlas ähnlich sticken, wobei die Stiche dicht neben einander kommen, aber nicht in derselben Linie anfangen.

Satinist (Waarenk.), s. v. a. Satin 4).

Satinocker, feiner, röthlichgelber Ocker.

Satis (lat.), 1) genug, zur Genüge, hinlänglich, ziemlich (z. B. S. bene, ziemlich gut, S. abunde, überflüssig genug); — 2) in der alten Gerichtsprache hinlängliche Versicherung, Kaution (stellen, fordern, annehmen); daher Satisacceptatio, die Annahme einer genügenden Versicherung, und Satisdatio, Befriedigung mittelst Zahlung, Kautionsstellung, Gewährleistung.

Satisfaciren (v. Lat.), 1) genug thun, befriedigen; — 2) (Handelsw.), s. v. a. bezahlen.

Satisfaction, austral. Insel, Louisiaden-Archipel, im großen Ocean, 11° 24′ 0″ s. Br. und 172° 0′ 25″ ö. L.

Satisfaktion (v. Lat.), 1) Genugthuung, besonders durch Abbitte und Ehrenerklärung oder ein Duell; — 2) Bezahlung.

Satissar (a. Geogr.), s. v. a. Kaschmir.

Sativa, südamerik. Stadt, Neu-Granada, Depart. Boyaca, in fruchtbarer Gegend; 1000 Einw.

Sativus (bot. Term.), angesäet, einerlei mit Cultus, angebaut, und Gegensatz von Spontaneus, wildwachsend.

Satjendorf, holstein. Dorf, Gut Hohenfelde; 300 Einw.

Satkau (Satkow, Satka), österr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz, Gut Micholup; Bretmühle; 170 Einw.

Satna, brit.-ostind. Stadt, Prov. Khandesch, nördlich vom Tschandur.

Satneir, brit.-ostind. Stadt, Präsdsch. Bengalen, Prov. Gundwana, nordwestlich von Ellitschpur.

Satnioeis, 1) (griech. Mythol.), s. Satnius; — 2) (a. Geogr.), Flüßchen im südlichsten Theile von Troas, welches vom Berge Ida herabfließt, westlich läuft und sich zwischen dem Hamaritus und Larissa ins ägäische Meer ergießt; j. Tuzla od. Tusla (Hom., Il. VI, 34).

Satnius (gr. Myth.), Sohn des Enops und der Flußnymphe Satnioeis, ward von Aeas, dem Sohne des Oileus, erlegt (Hom., Il. XIV, 444).

Sator, s. Drei Könige.

Satoralhya Ujhely, ungar. Stadt, zempliner Gespsch., nordöstl. von Patak, Hauptort des Komitats; Gymnasium, Weinbau; 6550 E.

Sato-reggia (ital., Bot.), s. v. a. gemeiner Saturei, Satureja hortensis L. — Satoreggio s. v. a. Berg-Saturei, Satureja montana L.

Satori, J., Pseudonym für J. Neumann, deutsche Romanschriftstellerin, Gattin des Bürgermeisters Neumann in Elbing; schrieb: Valerie, Danzig 1825; — Vier Erzählungen, das. 1825; — Erzählungen, Leipz. 1826, als „Sämmtliche Schriften", Danzig und Leipzig 1825—26, 3 Bde.; — Geschichte der Gräfin Morfeld, Leipz. 1826; — Pulawski und Kosinski, das. 1826, 2 Thle.; — Das enthüllte Verbrechen, das. 1827, 2 Thle.; — List gegen List, das. 1827, 2 Bde.; — Das Ebenbild, das. 1827; — Francesco und Roderigo und das Testament, das. 1828; — Der Doppeleid, das. 1830, 2 Bde.; — Seraphine, das. 1830; — Das Kreuz im Walde, das. 1830, 5 Bde.; — Konradin von Schwaben, das. 1831, 2 Thle.; — Blanca von Kastilien, das. 1831, 2 Bde.; — Die Charade, Berlin 1831; — Erik, König von Schweden, Danz. 1833, 2 Bde.; — Johanna I., Königin von Neapel, Leipz. 1835, 2 Thle.; — Diana von Aux Mars, das. 1836; — Johann Kasimir von Polen, Danz. 1839, 3 Bde.; — Johannes IV. von Rußland und seine Gemahlin Anastasia Okolnitschy, Leipz. 1840, 2

Thle.; — Camilla, Prinzessin von Bissignano, Danzig 1844, 3 Bde., u. A. m.

Satoria (röm. Ant.), s. Säen.

Satow (Geogr.), mecklenburg-schwerin. Dörfer: 1) Kr. Mecklenburg, Amt Lübz; 130 Einw.; — 2) das., Amt Doberan; 700 Einw.

Satower Glashütte, mecklenburg-schwer. Glashütte, Kr. Mecklenburg, Amt Doberan; 130 Einw.

Satra (a. Geogr.), s. v. a. Eleutherna.

Satrá (a. Geogr.), Volk in Thracien, auf dem Gebirge Pangäus, zwischen dem Nestus und Strymon, tapfere Leute, die, durch hohe u. schneebedeckte Berge geschützt, ihrer Freiheit nie verlustig gegangen sind (Herod. VII, 111), wahrscheinlich Zweig der Bessi.

Satraufod (türk.), s. v. a. Schachspiel.

Satraya, Satrapes und **Satraps**, persische Benennung eines Provinzialstatthalters, von den Römern bald durch Prätor, bald durch Präfectus übersetzt. Die Provinz eines Satrapen **Satrapie**.

Satrapene (a. Geogr.), Statthalterschaft in Medina, nach Einigen s. v. a. Sitacene.

Satrian (niederdeutsch), der Teufel, auch scheußlicher Mensch, von Satyr oder Sater, Saturn, oder auch aus Sarter und Satan zusammengeschmolzen.

Satriano (Geogr.), 1) ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria ult. I., nicht fern v. der Mündung des Ancinale, südl. von Squilace; Seiden- und Baumwollenbau; 2230 Einw.; — 2) Flecken das., Prov. Basilicata, südwestl. von Potenza.

Satricum (a. Geogr.), Stadt in Latium, nahe bei Antium, zu dessen Gebiet sie gehörte. Frühzeitig von den Römern in Besitz genommen, ward sie 489 v. Chr. von den Volskern erobert, 383 von Camillus den Römern wieder gewonnen, später von den Latinern zerstört und 345 von den Antiaten wieder auferbaut, aber schon 343 von M. Valerius Corvus als Hauptplatz der unruhigen Volsker eingenommen und zerstört. Jetzt Casale di Conca mit Resten der alten quadrat. Mauern (Liv. II, 39; VI, 8, 33 u. ö).

Satrius (Biogr.), 1) **Secundus**, röm. Ritter, Günstling des Sejanus und Mitankläger des Cremutius Cordus, im J. 25 n. Chr. (Tac., Ann. IV, 34), ward später an seinem Gönner zum Verräther (Tac. VI, 47); — 2) **Rufus**, Zeitgenosse des jüngeren Plinius und gleich diesem gerichtlicher Redner, trat 96 n. Chr. bald nach Domitianus' Tode im Senate als Vertheidiger des Publicus Certus auf (Plin., Ep. IX, 13).

Satropates, Anführer der pers. Reiterei in der Schlacht bei Arbela, fiel durch den Päoneranführer Ariston.

Satrosnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 120 Einw.

Satruda, Fluß, s. v. a. Setlebsch.

Satschan (Zayzany), österr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Brünn, Herrsch. Chirlitz; 270 Einw.

Satschems, ein Stamm der Flachköpfe (s. d.).

Satschi (ind. Myth.), s. v. a. Sadschi.

Satschio, Getränk in Japan.

Satschu, Fluß, s. v. a. Satchou.

Satskoindelo, Marktflecken, s. Mingrelien.

Satspe (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 220 Einw.; — 2) (Klein-S.), das., am Kautelbache; 120 Einw.

Satsuma (Geogr.), 1) große asiat. Bucht, an der Südwestküste der japan. Insel Kiusiu; — 2) Provinz daselbst, sehr gebirgig und vulkanisch, reich an Seide, Kampher, Hanf, Gold und Silber, Seiden- und Baumwollenweberei, Fischerei, Perlenfischerei; — 3) Hauptstadt der Provinz.

Satt, 1) durch Speise und Trank gesättigt, s. Sättigung 1); — 2) von einem Gegenstande, der so weit gefärbt ist, daß er keine Farbe mehr annimmt, daher oft s. v. a. hoch, z. B. sattgelb, sattroth, sattgrün.

Sattaghdä (a. Geogr.), Volk in der Nachbarschaft von Sogdiana, zur 7. Satrapie des Perserreichs gehörig (Herod. III, 91).

Sattala (a. Geogr.), s. Setä.

Sattalia, Stadt, s. v. a. Antalia.

Sattan (Sattean), leichte Barke in der Levante, besonders zum Korallenfischen.

Sattarah (Geogr.), 1) brit.-ostind. Vasallenstaat der Mahratten, Präsidentschaft Bombai, Prov. Khandesch, im Norden derselben, zwischen den Staaten des Nizam, dem Flusse Kistnah und dem Gebirge der Ghats, mit etwa 512 (nach Andern 660) □M. u. 1,500,000 Einw. Der Radscha von S. ist ein Nachkomme des Stifters des Mahrattenreichs Ram Radscha, der um 1740 vom Throne gestoßen wurde. Die Familie desselben wurde von dem Peischwa oder ersten Minister in der Stadt S. so gut wie gefangen gehalten. Als im J. 1818 der Peischwa von den Engländern entthront und gefangen gesetzt wurde, erhielt der Abkömmling des alten Fürstenhauses seine Freiheit und ein eigenes Fürstenthum gemäß einer Proklamation, welche die Regierung zu Bombai im Anfang des Krieges erlassen hatte, und worin sie den Peischwa als Usurpator der Rechte des alten Fürstenhauses dem Volke der Mahratten verdächtig machen wollte. Der junge Fürst, der sein Leben als Gefangener zugebracht hatte, war anfangs durchaus nicht im Stande, die Regierung selbst zu führen, und englische Beamte führten deshalb die Verwaltung unter Oberaufsicht des Residenten, Kapitän Grant, der mit großer Klugheit und Mäßigung das alte, höchst einfache Verwaltungs- und Gerichtssystem der Mahrattenländer unverändert ließ, was hier wie in Kolapur die gute Wirkung hatte, daß das Volk minder mit Abgaben belastet war, als im Kompagniegebiet, eine wohlfeilere und raschere Rechtspflege hatte und ruhig und zufrieden sich zeigte. Im Jahre 1821 wurde dem Radscha die Regierung übergeben unter den gewöhnlichen, seine Autorität beschränkenden Bedingungen, daß er seine Truppen nicht vermehren, ohne Zustimmung und Vorwissen der

anglo-indischen Regierung keinen Verkehr mit fremden Mächten unterhalten und „zu allen Zeiten auf den Rath des politischen Residenten hören wolle.“ Alles schien ziemlich gut zu gehen, als auf einmal im Anfang des Jahres 1837 der brit. Resident den Dewan oder ersten Minister des Radscha verhaften und unter starker Bedeckung nach Punah abführen ließ; das Gerücht wollte wissen, es handle sich um eine Verrätherei gegen die engl. Regierung. Zugleich wurde noch eine Anzahl vornehmer Beamter des Radscha verhaftet. Eine besondere Kommission wurde von Bombai nach S. geschickt, welche den Radscha selbst verhörte. Als die Untersuchung des Dewan beendet war, ließ man ihm einige Freiheit, im Ganzen aber blieb er über ein Jahr in Gefangenschaft, worauf endlich im Februar 1838 ein Befehl vom Generalgouverneur eintraf, daß man ihn und die andern Beamten des Radscha auf freien Fuß setzen solle, indem sie auf abgeschmackte Anklagen hin, die aus sehr unlauterer Quelle geflossen seyen, verhaftet und prozessirt worden wären. Der Gouverneur von Bombai selbst, Rir Robert Grant, sollte nach S. gehen, um dem mißhandelten Fürsten eine Art Apologie zu machen. Daß bei solchem Verfahren der Engländer die Neigung zu ihnen von Seiten des Radscha, obgleich er ihrer Politik sein Fürstenthum verdankte, nicht groß seyn konnte, ist natürlich; ob aber seine Abneigung oder sein Haß so weit ging, daß er geheime ruff. Agenten bei sich aufnahm, wie man ihm Schuld gegeben, ist nicht mit Gewißheit bekannt geworden. S., obwohl klein, kann in Zukunft unter günstigen Umständen noch eine große Rolle spielen, da der Fürst, als Nachkömmling des Stifters des Mahrattenreichs, noch immer eine Art Gewalt über sämmtliche Mahrattenländer ausüben kann. Der Staat S. theilt sich in die Distrikte: Mortizabad mit den Städten S. (s. unten) und Carrar, am Kistnah, Festung, mit 8000 Einw.; Assodnagur mit der Stadt Punderpur (15,000 Einw.); Bedschapur mit den Städten Bedschapur und Huttany. — 2) Hauptstadt des Staates und Residenz des Radscha, liegt 2000 pariser Fuß über dem Meere, an den obern Quellarmen des Kistnah, am östlichen Abhange der West-Ghats; Hospital für Ungeziefer nach indischer Weise; Neben der Stadt erhebt sich auf einem steilen Felsen ein starkes Fort.

Sattay, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrschaft Hirschberg; 200 Einw.

Satteins, österr. Dorf, Vorarlberg, Ldgr. Feldkirch; Türkischrothfärberei, Kattundruckerei, Ziegelei; als Gemeinde 950 Einw.

Sattel (Technol.), 1) der zur Bequemlichkeit des Reiters auf dem Rücken des Pferdes befestigte Sitz. Der Gebrauch des S.s ist nicht so alt, als das Reiten selbst. In den ältesten Zeiten ritt man, selbst im Kriege, auf dem nackten Pferde. Hierzu gehörte eine bedeutende Geschicklichkeit im Voltigiren, in der Haltung des Körpers, im Gleichgewichte in sitzender und stehender Stellung, wozu sich dann bei fortgesetzter Uebung noch andere Fertigkeiten gesellten, als: das Auf- und Abspringen vom Pferde im schnellsten Karriere der Waffentänze, das Springen über erhöhte Gegenstände, das Abneigen des Körpers zur Erde, um etwas aufzuheben, ja selbst das Stehen auf mehren nackten Pferden zugleich ꝛc. Diese Art von Reiterei war zwar die einfachste und natürlichste, aber nicht die bequemste und sicherste, denn sie erforderte viel Kraft, Anstrengung, Gewandtheit und Festigkeit der Haltung. Obwohl der Gedanke, einen künstlichen Sitz oder einen S. auf dem Pferde anzubringen, dem angehenden oder bequemen Reiter nahe liegen mußte, so kam derselbe doch ziemlich spät, wahrscheinlich im 4. Jahrhundert, zur Ausführung. Die ältesten Sättel scheinen bloß Reitkissen gewesen zu seyn, die mit Steigbügeln versehen waren. Diesen unterlegte man bald ein hölzernes Gestell, einen sogenannten Sattelbaum, ohne welchen das Reiten auf langen Wegen fürs Pferd und für den Reiter zu lästig gewesen wäre, und das Gepäcke keinen hinreichend festen Anhaltspunkt gehabt hätte. Diese Sättel wurden von den Römer nach Deutschland gebracht und da mannichfaltig verbessert und vervollkommnet. Eine hohe Wichtigkeit erlangten die Sättel, als sowohl im Kriege wie bei Waffenspielen die Reiter schwere Harnische und metallene Rüstungen zu führen anfingen. Der römische S. wurde nun so eingerichtet, daß er dem Reiter einen weit sicheren und festern Sitz darbieten konnte; dieser S., oft ein Gegenstand luxuriöser Aufmerksamkeit, wurde in den alten Tummel-, Turnier- oder Ritter-S. umgewandelt, aus welchem in neuerer Zeit der jetzt noch gebräuchliche Schul-S. entstand. Er hatte eine solche Gestalt, daß er selbst beim Ausspringen oder Bäumen des Pferdes dem Reiter noch einige Sicherheit des Sitzes geben konnte, Vortheile, bei welchen man seine Schwerfälligkeit übersah. Einige nicht wesentliche Abänderungen gaben diesem S. später die Namen: deutsche, französische Frosch-sättel u. dgl., störten aber den ursprünglichen Charakter desselben nicht. Gleichzeitig mit dem römischen S. verbreitete sich im Morgenlande ein anderer, welcher uns unter dem Namen des ungarischen S.s bekannt ist, und der nicht nur bei den Ungarn, sondern bei allen morgenländischen Völkern noch vorkommt. Er hat eine größere Leichtigkeit und schont das Pferd mehr als der vorgenannte, gewährt jedoch keinen so sichern Sitz, wie der altdeutsche, und nimmt daher mehr Geschicklichkeit des Reiters in Anspruch. Im Wesentlichen hat er nie eine bedeutende Abänderung erlitten. Der bei uns sehr verbreitete englische S. zeichnet sich vor allen übrigen durch einen hohen Grad von Leichtigkeit und Eleganz aus, scheint durch allmähliche Abänderungen und Verbesserungen des deutschen entstanden zu seyn und ist selbst in den Verhältnissen seiner Bestandtheile nicht immer gleich. — Was die Konstruktion betrifft, so besteht jeder S. aus 3 Haupttheilen, nämlich aus einem hölzernen Gestelle (Sattelbaum), welches die feste Grundlage desselben ausmacht, aus einem unter demselben liegenden Kissen (Sattelkissen), welches bestimmt ist, den nachtheiligen Wirkungen des Druckes oder der Reibung

des harten Sattelbaumes zu begegnen; endlich aus einem, theils auf die Bequemlichkeit des Reiters, theils auf die äußere Eleganz berechneten Ueberzuge des Sattelbaumes von Leder, Wolle, Seide ꝛc. Die Verschiedenheiten der einzelnen Sattelarten lassen sich am besten nach der Verschiedenheit der ihnen zum Grunde liegenden Gestelle beurtheilen, nach deren Ansicht sich auch sicher auf die Gestalt des vollendeten S.s schließen läßt. Die wichtigsten, jetzt noch gebräuchlichen Sättel sind folgende: 1) der deutsche S. An dem Baume befinden sich die vordern, fast gabelförmig über dem Rücken des Pferdes liegenden Theile, die Orte genannt, auf welchen sich der Kopf befindet. An der Hinterseite sind die ebenfalls weit gabelförmig abwärts gehenden Theile oder Gestellchen, mit dem über ihnen befestigten, horizontal bogenförmigen Ansatze, After genannt. Die Orte und die ihnen an Länge gleichen Gestellchen sind durch Stege mit einander verbunden. Die an den Orten angebrachten Erhöhungen heißen Bauschen. Das Wesentliche des deutschen Sattelbaumes besteht in den Gestellchen, welche andern fehlen und wodurch der hintere Theil des S.s dem vorderen etwas ähnlich wird. Ueberdies ist er gewöhnlich etwas stärker im Holze und hat in seinem Baue mehr Tiefe und Breite als andere Sättel. Diese Einrichtung gibt ihm den Vorzug, daß sich der Reiter auf demselben viel sicherer und bequemer halten kann, wozu vorn die Bauschen, rückwärts der After sehr wirksam sind; ferner daß das Gepäcke einen festern Anhaltspunkt findet, und daß sich der S. beim Auf- und Absteigen eines schweren Reiters weniger dreht und aus seiner Lage kommt. Verschiedenheiten der Ueberzüge und der Dimensionen einzelner Theile begründen auch wieder eine Verschiedenheit seiner Benennung. — Der alte Ritter- oder Turniersattel war ihm sehr ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß beim Rittersattel der Kopf sehr hoch und verschieden verziert, die Größe der Bauschen beträchtlicher und der After viel erhabener war, wodurch die Schenkel des Reiters wie eingekeilt zwischen Bauschen und After ruhten, wobei nach Umständen noch darauf gesehen wurde, daß der Bau eine größere Breite hatte, der Sitz eine bedeutende Bequemlichkeit und Sicherheit und das Gepäcke den festesten Anhaltspunkt erhielt. In Kampfspielen und Gefechten war auch ein so fester Sitz nöthig, damit der Reiter nicht leicht aus dem S. gehoben werden konnte. — Der deutsche S. kommt sehr häufig als Schluß- oder Schul-S. vor und wird entweder für Anfänger der Reitkunst, oder auf Schulpferden gebraucht, und zwar ersteres, weil jene noch keinen festen Sitz haben, letzteres, da auch ein geschickter Reiter zur zarten und ruhigen Führung eines nicht eingeschulten Pferdes einen sehr festen Sitz bedarf. Noch in neuerer Zeit war der deutsche S. bei der schweren Reiterei fast in ganz Deutschland unter dem Namen des Dienst-S.s gebräuchlich. — 2) Der französische S. ist ein Abkömmling des deutschen. Sein Baum besteht ebenfalls aus 2 Orten, deren Vereinigung den etwas niedrigern und einfach gezierten Kopf bildet; ferner aus den an die Orte angesetzten Bauschen, den Stegen, dem After und dem Gestellchen, welche jedoch nicht wie beim deutschen Sattelbaume mit den Orten gleiche Länge haben, sondern über die Hälfte kürzer sind. Dadurch verliert der französische S. bedeutend an der sichern, ruhigen und festen Lage, welche dem deutschen S. vermöge seiner tiefer abwärts am Pferde reichenden Gestellchen zukommt, und eignet sich weniger zum Reiten mit vielem Gepäcke; jedoch gewährt er einen weit festern Sitz als jeder andere S., mit Ausnahme des deutschen. Der Kopf und After scheinen nicht bloß der Zierlichkeit wegen, sondern auch deshalb niedriger zu seyn, weil diese Theile, wenn sie zu hoch sind, bei einem Sturze des Pferdes sich sehr leicht in den Leib des Reiters eindrücken und dadurch die gefährlichsten Folgen haben. Uebrigens blieb der französische S. nicht immer gleich, sondern mußte oft der Mode huldigen, obwohl er in der Hauptsache keine wesentlichen Veränderungen erlitt. Häufig fehlt ihm der After, wodurch der Sitz des Reiters, wie bei einer englischen Pritsche, ziemlich flach wird, und die Bauschen bilden oft eine über den Sattelkopf hinweglaufende Wulst. Vielen Sätteln, welche andere Namen führen, wie z. B. manche Schul-, Frosch-, Wurst- u. dgl. Sätteln, ja selbst manchen Sätteln, die an den englischen Geschmack erinnern, liegt der franz. Sattelbaum zu Grunde. Er gewährt nach dem deutschen die ruhigste und sicherste Lage auf dem Pferde und ist für den Reiter nach jenem der bequemste, wird jedoch durch den englischen immer mehr verdrängt. — 3) Der englische S. Der Vordertheil seines Baumes ist dem deutschen sehr ähnlich, nur fehlen ihm meistens die Bauschen; auch hat er weniger Breite und Tiefe, und sein Kopf ist etwas niedriger. Sein Hintertheil dagegen, d. h. der After und die Stege, sind vom deutschen und französischen Sattelbaum ganz verschieden. Das Eigenthümliche besteht hier darin, daß die Stege nach hinten zu in 2 mehr oder weniger breite Flächen auslaufen, welche jedoch die gehörige Krümmung oder Tracht haben, um überall auf dem Pferde gut anzulegen; daß ferner die dem deutschen und französischen S. eigenen Gestellchen fehlen und das Afterstück nur eine geringe Höhe hat. Im Ganzen ist er sehr ausgeschnitten und verdünnt, hat keine scharf hervorragenden Theile, einige Zoll weniger Weite und Tiefe und viel mehr Leichtigkeit als der deutsche. Er verdankt seine Erfindung der Einführung der kleinen arabischen Pferde, von welchen die veredelte Race Englands abstammt, für die der deutsche oder französische S. zu schwer wäre. Vorzüglich geeignet ist er für den englischen Jokey und Jagdliebhaber, indem er weger seiner Einfachheit, Leichtigkeit und keine scharfen Vorsprünge enthaltenden Form die Gefahr des Sturzes verringert. Zu seinen bedeutendsten Fehlern gehört, daß er auf seiner glatten Fläche dem Reiter wenig Anhaltspunkte gewährt, mithin bedeutende Reitfertigkeit und Uebung voraussetzt, auch wegen seines harten, fast bretartigen Sitzes höchst unbequem und für lange Ritt- und Dienstgeschäfte sehr ermüdend

ist; ferner daß er wegen des Mangels der Gestellchen und wegen des Umstands, daß er vermöge seiner geringen Weite und Tiefe nicht genug in die Rippen des Pferdes greift, nicht die ruhigste und sicherste Lage auf dem Pferde hat. Auch ist er selten so gebaut, daß vermöge seiner Form dem Schenkel des Reiters die gehörige Lage angewiesen wird. Von dem englischen S. erscheinen mehre Abänderungen, von denen die wichtigsten folgende sind: a) Die englische Pritsche. Sie ist flach, und das Afterstück bildet entweder keine, oder eine nicht bedeutende Erhöhung. — b) Der Frosch-S., welcher die Bequemlichkeit des deutschen S.s mit der Leichtigkeit des englischen verbinden soll und zu der Zeit entstanden ist, da die Mode einen Uebergang von jenem zu diesem herbeiführte. Jetzt kommt er selten vor. Seine Grundlage ist der engl. Sattelbaum, jedoch ist er nach hinten zu etwas breiter, um dem Reiter einen bequemern Sitz zu bieten und auf dem Pferde eine festere Lage zu erhalten. Auch hat er gewöhnlich etwas mehr Weite und Tiefe als der englische S. Das wesentlich Unterscheidende bei ihm sind jedoch die am Vordertheil angebrachten Bauschen, die zwar an den deutschen S. erinnern, sich jedoch nicht, wie bei diesem, vereinigen, sondern isolirt von einander stehen; ferner die am After angebrachte, mehr oder weniger erhabene Wulst. Den Namen Froschsattel scheint eine sehr lebhafte Einbildungskraft erfunden zu haben. — c) Der Wurst-S. ist eine leichte Abänderung des vorigen und unterscheidet sich von demselben dadurch, daß er etwas mehr Weite und Tiefe und nach hinten zu etwas mehr Breite hat; daß die Bauschen sich über dem Sattelkopfe zu einer Art Wurst vereinigen, und daß auch der After mit einer ähnlichen Wurst bekleidet ist. Er taugt sehr gut für lange oder Dienstritte und war daher lange Zeit bei den deutschen Armeen für die schwere Kavalerie als Dienstsattel eingeführt, was er hie und da auch noch ist. — d) Der Löffel-S. hat zur Grundlage einen englischen Sattelbaum und unterscheidet sich von diesem durch einen, der Gestalt eines umgekehrten Löffels gleichenden Ansatz, der entweder am After, oder an diesem und dem Sattelkopfe angebracht ist. Im ersten Falle heißt er ein halber, im zweiten ein ganzer Löffel-S. Uebrigens erscheint er bald mit mehr oder weniger Tiefe, Weite und Länge und erhält durch die Begurtung bald mehr bald weniger Ausschweifung oder ebene Fläche. — e) Der halbungarische S. ist entweder ein halber, oder ganzer Löffel-S., an welchem jedoch die Stege des Sattelbaumes über den After hinausgehen, um dem Hinterzeuge und Gepäcke mittelst Klammern gute Anhaltspunkte geben zu können. Er war lange Zeit bei der leichten und schweren Kavalerie verschiedener Armeen eingeführt, ist jedoch in der neuern Zeit für jene durch den ächt ungarischen, für diese durch den ächt deutschen wieder verdrängt worden. — f) Der Kunstreiter-S. ist kurz, fast eben, hat keinen, oder einen unbedeutend erhöhten Kopf, keinen After und ist auf seiner Fläche mit einem Trittkissen versehen. — g) Der engl. Damen-S. Sein Baum unterscheidet sich von dem gewöhnlichen englischen durch eine etwas größere Höhe des After- und hauptsächlich durch die im Sattelkopfe angebrachte Gabel. Damensättel, welche, wie bei einer Bank, mit einer Rücklehne versehen sind, haben in England nur sehr kurze Zeit eine Rolle gespielt. — 4) Einer von den wichtigsten und in seiner Bauart von den früher genannten durchaus abweichenden Sättel ist der ungarische S., der sehr alten Ursprungs u. in allen orientalischen Ländern von den Steppen Arabiens und Persiens bis nach Ungarn und Rußland verbreitet ist, ja in ganz Europa Anerkennung gefunden hat und häufig als Militärsättel für die leichte Kavalerie angewendet wird. Er ist überhaupt bei den Völkern eingeführt, wo das Pferd nur zum Reiten und nicht zum Tragen von Lasten angewendet wird, u. scheint im Wesentlichen nie eine Abänderung erlitten zu haben. In seiner Urgestalt hat sein Baum statt der After- und Ortstücke 2 Zwiesel, von Wurzeln oder Aesten der Buchen, Birken und anderer fester Holzarten, welche schon von Natur aus zu einer für ihre Bestimmung entsprechenden Gestalt gewachsen sind. Dieselben sind durch aus Linden- oder einem andern nicht leicht springenden Holze verfertigte Stege oder Schaufeln vereinigt. In dem beiläufig viereckigen Raum zwischen den Zwieseln und Stegen ist ein Stück starker Ochsenhaut ausgespannt, welche mit starken Riemen oder Ochsensehnen einerseits an die Zwiesel, andererseits an die Stege fest angeschnürt ist. Nur der äußere Ueberzug und die Verzierungen bilden seine Verschiedenheiten. Er ist unter allen Sätteln der einfachste, natürlichste und, da er wenig Zuthaten und keine kostspieligen Materialien verlangt und viel Verzierungen nicht leicht verträgt, der wohlfeilste. Auch ist er der dauerhafteste und haltbarste von allen Sätteln, da diejenigen Theile des Baumes, welche seine Festigkeit vorzüglich begründen, von der Natur aus in ihrer erforderlichen Gestalt gewachsen sind. Wegen seiner Leichtigkeit und Bequemlichkeit für das Pferd ist er sowohl der Nationalsattel der Türken, Araber, Perser, Kosaken, Polen, Ungarn u. s. w., als der verbreitetste Militärsattel bei der leichten Kavalerie fast aller europäischen Staaten. Er leidet durch Hinwerfen und Wälzen des Pferdes mit S. und Zeuch wenig und kann leicht, wenn er abgenützt und unansehnlich geworden ist, durch einen frischen Ueberzug erneuert werden. Ein Hauptvorzug endlich ist noch der, daß er nicht leicht wundschief wird, oder das Pferd drückt, weshalb man bei nomadischen Völkerschaften Asiens, welche oft Tage und Nächte nicht vom Pferde kommen, ja Wochen lang nicht abstatteln, verhältnißmäßig sehr wenig gedrückte Pferde findet. Diesen Vorzügen stehen indeß auch manche Mängel entgegen. Er ziert das Pferd nicht, da er demselben eine kameelartige Gestalt gibt, in welcher Beziehung er das Gegentheil des englischen ist. Auch hat er bei Weitem nicht die sichere und feste Lage auf dem Pferde, wie andere Sättel, da ihm die sonst über die Rippen herab reichenden Gestellchen und Orte fehlen. Deshalb verträgt er sich nicht gut mit schwerem Gepäcke

oder schweren Waffen und Harnischen. Weil er auf dem Pferde leicht wankt und sich dreht, so muß er nach ganz andern Regeln bestiegen werden, als für das Besteigen anderer Sättel gelten; jedoch schwingt sich ein hierauf geübter Reiter auf einen selbst etwas locker geschnallten S. mit derselben Leichtigkeit und Behendigkeit, wie auf einen englischen. Ferner ist für einen schweren starken Reiter der ungarische S. nicht bequem genug, da sein Sitz zu schmal, oft auch zu kurz ist, und man nicht so gestreckt, mithin auch nicht so fest und sicher auf ihm sitzen kann, wie auf einem andern, besonders einem deutschen oder französischen; und da der Reiter auf ihm nie eine ausgestreckte zierliche, den Regeln der Reitkunst angemessene Stellung annehmen kann, so wird er auf Manegen nie als Schul-S. angewendet und kann eben so wenig zur kunstgerechten Erlernung der Reitkunst, als zur feinen Abrichtung des Pferdes gebraucht werden. — 5) Die Pack- oder Saumsättel für Pferde, Esel, Maul- und andere Lastthiere bieten wegen ihrer Einfachheit in technischer Beziehung wenig Beachtungswerthes. Sie bestehen aus einem Baume und einem Sattelkissen. Jener ist aus 2 gekrümmten, sich quer über das Thier herüberlegenden, und aus 2 längs der Seiten hinlaufenden Stegen zusammengesetzt. Beide Stege werden meistens noch mit angenagelten Eisenblechstücken befestigt. Das Kissen ist ebenfalls sehr einfach, da es gewöhnlich nur ein gehörig zugeschnittener und geheftester Sack von Leinwand oder Schafleder ist, der eine Füllung von Stroh oder Kälberhaaren hat.

Die Verfertigung der Sättel erfordert im Wesentlichen folgende Arbeiten: a) die Herstellung der Sattelbäume. Hierbei ist die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit nöthig, da der Sattelbaum die Grundlage des ganzen S.s ist, dem er Gestalt und Festigkeit gibt, und da Fehler desselben jederzeit entweder das Pferd belästigen, oder dem Reiter Unbequemlichkeit machen. Das gewöhnlichste Material für Sattelbäume ist rothbuchenes Holz, welches wegen seines verworrenen Faserlaufes einen bedeutenden Grad von Zähigkeit und Festigkeit besitzt, selbst wenn es gegen die Fasern bearbeitet ist. In den Zwieseln des ungarischen Sattelbaumes nimmt man, wie oben erwähnt wurde, birkenes Holz oder starke Wurzeln von andern Bäumen, zu den Stegen Linde. Diese Holzstücke werden zuerst aus dem Groben behauen, dann, um das Ziehen oder Reißen des fertigen Sattelbaumes zu verhindern, gewöhnlich über ein Jahr vorsichtig getrocknet. Hierauf werden die einzelnen Theile des Sattelbaumes nach den Mustern und den genommenen Maßen genauer mit dem Dexel zugehauen, mit dem Reifmesser beschnitten und zur Vollendung mit der Raspel bearbeitet. Die zu verbindenden Theile läßt man an ihren Enden breit und dünn auslaufen, falzt sie, wenn es stärkere Theile sind, auch etwas ein u. vereinigt sie mit gut bindendem Leime. Hierauf ist der Sattelbaum stets zu untersuchen, ob er dem Pferde gut paßt und nicht windschief geworden ist. Die meiste Geschicklichkeit erfordert die Verfertigung des deutschen Sattelbaumes, weil er der zusammengesetzteste ist und alle Theile desselben eine sehr genaue Verbindung und die strengste Symetrie haben müssen. Nach ihm ist der französische am schwierigsten zu verfertigen. Für die Verhältnisse der einzelnen Theile eines Sattelbaumes gibt es gewisse, fast allgemein beobachtete Erfahrungsmaßregeln, z. B. daß der S. immer 4 Zoll mehr Tiefe als Weite haben soll, daß er nach rückwärts zu etwas an Weite zunehme, daß er lieber etwas zu lang als zu kurz sey, um für Reiter von verschiedenem Körperbau zu passen, u. dgl. Auch zur Verfertigung des englischen Sattelbaumes gehört viel Aufmerksamkeit, damit er auf dem Pferde eine gute Lage habe, dem Reiter einen bequemen Sitz verschaffe, nicht zu wenig Kammer, d. i. hohlen Raum zwischen sich und dem Pferde habe, nicht auf einer Seite mehr aufliege, als auf der andern, und die gehörige Höhe, Länge, Breite, so wie die erforderliche Leichtigkeit und Eleganz habe. Die Stege müssen eine solche Gestalt u. Krümmung haben, daß sie sich mit ihrer ganzen untern Fläche überall gleich drücken, damit die Last des Reiters und des S.s sich auf eine größere Fläche des Pferdes vertheile; auch sollen die Stege nach dem After zu eine bedeutende Breite haben, um dem S. eine festere Lage und dem Reiter einen bessern Schluß zu gewähren. In England hat man zu den Stegen des S.s auch häufig Fischbein, Stahl oder Sohlenleder angewendet. Die hierbei beabsichtigten Vortheile sollen darin bestehen, daß die aus diesen Materialien dünner verfertigten Stege eine größere Leichtigkeit haben, und die Sättel wegen ihrer Elasticität auf jedes Pferd von was immer für einem Baue passen und stets gut aufliegen sollen. Fischbein-S., wenn die Stege nicht zu dünn sind, haben allerdings diese Vorzüge in einem bedeutenden Grade, leiden jedoch an dem Fehler, daß sie sich leicht zusammenbiegen lassen und deshalb keine hinlänglich feste Lage auf dem Pferde annehmen, sondern sich bald nach vorn, bald nach hinten verrücken, wenn die Last des Reiters bald nach dieser, bald nach jener Richtung hinwirkt. Stahl-S. sind denselben Mängeln ausgesetzt, wozu noch der Umstand kommt, daß sie leichter brechen und überdies wegen des in Berührung mit Schweiß erfolgenden Rostens an geringer Dauerhaftigkeit leiden. Pfundlederne Sattelbäume endlich haben alle Fehler der Fischbeinsättel, ohne jedoch vor gewöhnlichen hölzernen einen andern Vorzug als den zu haben, daß sie auf Pferde von verschiedener Bauart passen. Der ungarische Sattelbaum besteht, wie oben erwähnt wurde, aus den beiden Zwieseln, welche eigentlich von der Natur geeignet gewachsene krumme Ast- oder Wurzelstücke seyn sollten, und aus den Stegen. Die bei uns meist aus wohl ausgetrockneten Klötzen ausgehauenen Zwiesel sind jedoch zum Theil über die Quere der Fasern gearbeitet und brechen daher sehr leicht. Da dem Baume Orte und Gestellchen fehlen, so muß er sehr genau gearbeitet seyn, um eine möglichst sichere Lage auf dem Pferde zu haben. Höchst wichtig ist es, daß er nicht windschief sey, was durch Messen am leichtesten zu erfahren ist. — b) Das Beflechten

oder Beädern des Sattelbaumes. Der aus Holz verfertigte Sattelbaum würde, da er durch das Aufschneiden sehr geschwächt ist und hier und da sogenanntes Hirnholz zeigt, nicht die seiner Bestimmung entsprechende Festigkeit und Tragfähigkeit haben, wenn man diesem Mangel nicht durch künstliche Mittel begegnete. Mit Ausnahme des ungarischen werden daher alle Sattelbäume, vorzüglich der sehr dünne und leichte englische, beflechst oder beädert. Das hierbei angewendete, aus England stammende Verfahren besteht darin, daß man über den ganzen Sattelbaum sehr dünn geklopfte, sorgfältig ausgehechelte, ausgezupfte und in sehr kleine Fäden getheilte Rindsflechsen sehr fest und gleichförmig anleimt, diese mit einem Glattholze ganz gleich niederstreicht und ebnet, so daß sie einen feinen, überall an Stärke gleich bleibenden Ueberzug bilden, sie dann trocknet und nach dem Trocknen wieder etwas polirt. Hierbei muß vorzüglich auch darauf gesehen werden, daß die Flechsenfasern jederzeit nach der Quere die Holzfasern bedecken, daß diese an keinem Orte stärker oder schwächer aufgetragen werden, und daß sie keine Stelle des Holzwerkes nackt lassen. Der Leim bindet dann die ohnehin auch Leim enthaltenden Flechsenfasern sehr fest an das Holz und gibt diesem eine ungemeine Zähigkeit und Stärke. — Bei ungarischen Sattelbäumen ist, wenn die Zwiesel aus gut ausgewähltem Holze vorschriftsmäßig gemacht sind, die Beflechsung überflüssig, weil sie ohnehin wenig oder gar kein Hirnholz darbieten. Ueberdies wird auch bei ordinären Sätteln die Beflechsung gewöhnlich unterlassen, um sie wohlfeiler herstellen zu können. — C. Das Behäuten der Sattelbäume. Nach getrocknetet Beflechsung wird der Sattelbaum auf seiner ganzen Oberfläche mit feiner, fester, aufgeleimter Leinwand gleichförmig überkleidet. Hierbei sollen die Enden der aufzuleimenden, vorher gehörig zugeschnittenen Leinwand weder über einander stoßen, noch sich unerreicht lassen, damit keine drückenden Ungleichheiten entstehen. Nach dem Aufleimen wird die Leinwand mit einem Glättholze überstrichen, um sie fest an das Holz anzudrücken, den Leim noch gleichförmiger zu vertheilen und etwas zu ebnen und zu glätten. Dann wird das Ganze getrocknet. Durch diese beiden Operationen erhält der Baum einen solchen Grad von Festigkeit und Dauerhaftigkeit, daß er das Einschlagen von Nieten und Nägeln sehr gut verträgt, ohne zu splittern oder zu springen; daß er nur durch eine sehr bedeutende Gewalt zerbrochen werden kann und gegen die Einwirkungen des Schweißes und Holzfraßes ziemlich gesichert ist. Jedoch ist weder die Beflechsung, noch die Behäutung im Stande, das Ziehen od. Werfen eines aus feuchtem Holze verfertigten Sattelbaumes zu verhindern. Ungarische Sättel werden meistens nicht behäutet. Auf diese Arbeiten folgt — d) die Verblechung des Sattelbaumes, welche bestimmt ist, ihn noch kräftiger gegen Verletzungen zu schützen. Die Verblechung, eine Arbeit des Schlossers, besteht darin, daß man den Kopf außen bis abwärts zum Ausgange der Orte, inwendig bis zur Einfalzung der Stege u. den Rand des Hintersattels mit hinlänglich starkem aufgenieteten, einen Zoll breitem Eisenbleche bekleidet. Eine starke und genaue Verblechung steigert zwar die Festigkeit des Baumes noch mehr, ist jedoch nicht im Stande, das Werfen des Holzes zu verhindern oder fehlerhafte Sattelstheile in einer verbesserten Richtung oder Lage fest zu erhalten. Ungarische Sattelbäume mit krumm gewachsenen Zwieseln werden auch nicht verblecht, wohl aber solche, die aus Klötzen ausgehauen wurden. Der Sattelbaum sollte nun — e) mit einem guten, wasser- und schweißdichten Firnisse überstrichen werden, damit durch jene Feuchtigkeiten der am Baume befindliche Leim nicht angegriffen od. zerstetzt werden kann, was jedoch nicht immer angewendet wird. Am geeignetsten ist eine aus 1 Pfund Bernstein, 1 Pfund Leinölfirniß und 1½ Pfund Terpentinöl bereitete Mischung. Nach diesen fast nur auf die Festigkeit und Dauerhaftigkeit zielenden Arbeiten schreitet man — f) zur Begurtung des S.s oder zur Anbringung des Grundsitzes, wobei der leere Raum zwischen den Stegen mit Gurten ausgefüllt wird. Diese werden zuerst nach der Länge des S.s aufgezogen und am Kopfe des Baumes vor der Verblechung über und am After neben einander mit Zwecken festgenagelt; hierauf werden die Quergurten von einem Stege zum anderen aufgezogen und, je nachdem der S. flacher, oder ausgeschweifter seyn soll, mehr oder weniger angespannt. Bei den Quergurten läßt man gewöhnlich doppelte Stücke noch über die Zwecken an den Stegen hinab reichen, an welchen Stücken später die Sattelstrüppen sammt dem Sattelgurte befestigt werden. Sollten diese unmittelbar an den Stegen angebracht werden, so würden letztere durch viele Nieten unnöthiger Weise durchlöchert und zu sehr geschwächt. Deutsche, französische und englische Sattelbäume werden gewöhnlich auf gleiche Art begurtet; anders ist es mit den ungarischen. Bei diesen ist der Grundsitz ein längliches, nicht zu schmales, starkes, an seinem Umfange mit Schnürlöchern versehenes Stück Leder, welches mit schmalen Bindriemen an die Zwiesel und Stege angeschnürt, seltner an jene mit Nägeln befestigt ist. Bei ihnen leisten die von den Stegen zu dem Leder hin und hergehenden Schnürriemen dieselben Dienste, wie bei den übrigen Sätteln die Quergurten; sie machen nämlich durch ihre größere oder geringere Spannung den Sitz entweder flacher, oder ausgeschweifter. Die Strüppen des Sattelgurtes werden ebenfalls gewöhnlich mit Bindriemen an die Stege befestiget. — g) Der Nothsitz ist ein über die Begurtung gespanntes Stück Leinwand, welches der Richtung der Gurten vollkommen folgt und an allen vier Seiten mit Zwecken an dem Sattelbaume befestigt wird. Auf seiner Oberseite wird der S. nun durch — h) die Anbringung des Sitzes vollendet. Dieser wird aus Kalb-, Reh-, Gems-, Schweinsleder, auch wohl aus Tuch, Sammet u. s. w. bereitet. Um den Sitz zu verfertigen, werden die genannten Materialien doppelt zusammengelegt und nach Mustern

mit der Scheere oder dem Messer gehörig zugeschnitten. Hierauf werden sie mit feiner Leinwand gefüttert und dann entweder, wie bei den meisten englischen Sätteln, glatt gelassen, oder, wie bei schöneren deutschen und französischen, mit Seide so durchnäht, daß die Nähte allerlei geschmackvolle Verzierungen von Blumen, Arabesken und dergl. bilden, welche Verzierungen in der Sprache des Sattlers Pfeifen heißen. Der so zugeschnittene, mit Leinwand gefütterte und nach Umständen verschieden verzierte Sitz wird nun über dem Rothsitze befestigt, was gewöhnlich so geschieht, daß man ihn zuerst an der Vorder- und Rückseite annäht und die Seitenwände anfänglich offen läßt, um die Auspolsterung leicht einbringen und vertheilen zu können. Letztere ist nach der Bestimmung des S.s und nach dem Geschmacke des Käufers verschieden. Man verwendet dazu Kälber-, Reh-, Pferdehaare, Wolle, für Damensättel auch Federn. Das gewählte Füllzeuch wird von dem Sattler mit der Hand unter den Sitz gebracht und gleichförmig und regelmäßig vertheilt, wobei es nothwendig ist, die gute Vertheilung durch beständiges Streichen der Außenseite des Sitzes mit der andern Hand zu begünstigen. Ist das lagenweise eingebrachte Polsterungsmittel gehörig vertheilt, dann wird der Sitz sammt den noch weiter unten zu beschreibenden Seitentheilen vollständig angenäht. Die Hörner des englischen Damensattels, alle Bauschen und ähnlichen Hervorragungen werden gewöhnlich mit einfach oder doppelt gelegtem, zu einer sackförmigen Gestalt zusammengenähtem Leder überkleidet, mit Wolle oder Haaren etwas ausgestopft und auf das Horn entweder angenäht, oder angeleimt. Sehr hohe Bauschen bei Schulsätteln und dergl. werden gewöhnlich zuerst mit Leinwand überzogen, die so angenäht wird, daß sie schlaff ist, und die einzustopfende Fütterung einigen Spielraum läßt. Die so gepolsterte Leinwand wird nach gleichförmiger Vertheilung der Wolle durch eine Reihe von eingeschlagenen Nägeln an das Holz vorläufig befestigt, dann angesteppt und, nachdem hierauf die Nägel wieder herausgezogen waren, mit einem passenden Leder überzogen, welches auf allen Seiten an die Leinwand angenäht wird. — i) Satteltaschen nennt man die zu beiden Seiten des S.s herabhängenden flachen Blätter, deren man auf jeder Seite zwei bemerkt, ein oberes, welches kleiner, und ein unteres, welches bedeutend größer ist. Die auf derselben Seite befindlichen sind entweder aus dem Ganzen gemacht, oder sie bestehen aus zwei dachziegelförmig über einander liegenden Theilen. Die erstere Einrichtung hat die Unannehmlichkeit, daß der Steigbügelriemen auf dem Pferde unmittelbar aufliegt, und daher die Taschen weit weg klaffen. Ueberdies veranlaßt sie Unbequemlichkeiten beim Verlängern und Verkürzen des Steigbügelriemens. Man läßt daher gewöhnlicher die Taschen aus zwei Theilen bestehen, wobei dann der Steigbügelriemen unter dem kleineren und über dem größeren Blatte wegläuft. Die Satteltaschen werden zuerst nach verschiedenen, von Mode und Geschmack abhängenden Mustern aus schönem starken Kalbs-, Schafs- oder Rindsleder zugeschnitten, auf welches man an der Fleischseite starke Leinwand entweder (jedoch jetzt seltener als vormals) aufkleistert, oder (was jetzt am gewöhnlichsten und bei besseren Sätteln vorzüglich der Fall ist) so aufnäht, daß die Tasche wie der Sitz etwas mit Wolle oder Haaren unterlegt und, wenn es gewünscht wird, hierauf entweder auf der ganzen Fläche, oder auch nur gegen den vordern Rand hin mit zierlichen Steppnähten versehen werden können. Das obere Sattelblatt wird dann an den Sitz meist mit Seide angenäht, das untere an den Sattelbaum mit Nägeln befestigt. — k) Die Anbringung der Steigösen. Die Steigösen, d. h. die Klammern, in welchen der Steigbügelriemen befestigt ist, sind an der Stelle, über welche der Riemen gleitet, meist mit einer Rolle versehen, welche sich mit dreht, wenn der Riemen vorgezogen wird, und mithin die Reibung vermindert. Die etwas klomplicirte Erfindung, wonach sich das Steigleder von selbst auslösen soll, wenn der Reiter stürzt und im Bügel hängen bleibt, erfüllt ihre Bestimmung nicht hinlänglich, weil auch hier ein Schleppen des Reiters und andere Gefahren Statt finden können, und der furchtsame Reiter folglich keinen hinreichenden Schutz gegen die Gefahren des Sturzes hat. Diese Erfindung ist daher wieder aufgegeben worden. Wichtiger ist die Berücksichtigung der Stelle, an welcher die Steigöse angebracht werden soll. Die Anheftung der Steigösen sollte stets mit einem Ende an die Stege, mit dem anderen an die Orte des vorderen Sattelbaumes geschehen. Dadurch erhalten die Schenkel des Reiters den bequemsten und sichersten Stützpunkt, und der ganze Körper des Reiters, der ohnehin bei der Fortbewegung des Pferdes eine Neigung hat, nach vorwärts geschoben zu werden, gewinnt dadurch an Gleichgewicht. Ueberdies verzieht sich der S. bei dieser Einrichtung durch das Auf- und Absteigen nicht so leicht aus seiner Lage, und der Sattelbaum gewinnt, weil dadurch Stege und Orte inniger verbunden werden, an Festigkeit. Man findet jedoch auch Reiter, welche es vorziehen, daß die Steigöse an der Mitte der Stege angebracht seyn soll, um den Schenkeln eine gleichere Richtung mit dem Oberleibe zu geben. — l) Das Sattelkissen. Der S. hat nach allen diesen Arbeiten an seiner Unterseite, besonders wegen der Verbiegung, noch so viele Unebenheiten, Rauhigkeit und Härte, daß er, wenn er unmittelbar auf das Pferd gelegt würde, dieses sehr beschädigen könnte. Man gibt daher dem S. zur Unterlage ein Kissen, welches Sattelkissen genannt wird. Dieses besteht gewöhnlich auf der dem S. anliegenden Seite aus Schaflader, auf der äußeren aus Leinwand oder einem starken Wollenzeuche; es ist in besseren Fällen mit Wolle, sonst auch wohl mit Haaren ausgefüttert und hat immer eine solche Gestalt, daß es allen Ausschweifungen des S.s genau folgt. An der Stelle, wo die Orte das Kissen berühren, sind an letzterem meist kleine lederne Taschen (Ortschuhe) angenäht, welche das Kissen über den S. in einer engverbundenen Lage erhalten sollen. Zur Befestigung des S.s

auf dem Körper des Pferdes dienen — m) die Sattelgurten, d. h. Bänder, die am S. so angebracht sind, daß sie unter dem Bauche des Pferdes herumgeschnallt werden können. Die vorzüglichsten Gurten sind wollene, da sie wegen ihrer Elasticität für das Pferd die bequemsten und wegen ihrer Festigkeit für den Reiter die sichersten sind; leinene hingegen geben nicht so gut nach, werden durch den eingesogenen Schweiß mürbe und reißen gern, gerade in dem gefährlichsten Momente, wenn nämlich das Pferd einen Sprung macht und dabei die Bauchmuskeln anstrengt. Die Sattelgurten werden an den oben erwähnten Strüppen befestiget. Zuweilen wird am S. nur eine, aber breitere Bauchgurte, gewöhnlicher aber dagegen werden 2 oder 3 schmälere angebracht. Die erstere Einrichtung ist nicht zu empfehlen, da eine breitere Gurte wegen der runden Form des Pferdebauches nicht an allen Stellen fest anliegt, sondern an den Seiten klafft, u. weil sie, wenn der S. fest u. sicher liegen soll, das Pferd zu sehr drückt. Selbst wenn jedoch 3 Gurten angebracht wären, ist noch eine Uebergurte zum Zusammenhalten der Satteltaschen erforderlich. — Um das Sattelkissen vor dem eindringenden Schweiße zu schirmen und dem ganzen Sattelsitze eine größere Eleganz zu geben, legt man unter denselben gewöhnlich noch eine sogenannte Unterlegdecke. Solche Decken oder Schabraken sind gewöhnlich von einem guten Wollenzeuche, als Tuch, Kasimir, ungerauhten, bald einfärbigen, bald gestreiften oder quadrillirten Stoffen u. dergl. verfertigt; zuweilen wendet man hierzu jedoch auch Bären-, Tigerfelle u. s. w. an. Die Schabraken werden nach Verschiedenheit des Geschmacks und der Mode zugeschnitten, nach Verschiedenheit des Ranges oder Luxus des Reiters verbrämt, mit Borten besetzt und in den unteren Ecken mit einem eingestickten Wappen oder mit Schriftzügen verziert. Zuweilen pflegt man auch Schabraken über den S. zu legen. Von dem fertigen S. verlangt man vor Allem, daß er überall, mit Ausnahme der Kammern am Widerriste und Rückgrate, gut anliege, weil sonst die Reibung und der ungleichförmig vertheilte Druck desselben leicht eine Beschädigung veranlassen kann; deshalb darf er weder zu enge, noch zu weit seyn, weil er im ersten Falle zu sehr drückt, im letzteren überdies nicht fest genug auf dem Pferde liegt.

Die Herstellung der Sättel ist die Arbeit des Sattlers, eines zünftigen Handwerkers, der indeß auch häufig die Arbeiten des Riemers und manche des Tapezierers fertigt. — Die Materialien des Sattlers sind sehr verschieden. Er braucht Holz, Eisen, Nägel, Leinwand, Gurten, Leder, Wollenstoffe, Wolle, Pferde-, vorzüglich Rehhaare, Sammet, Tuch, Borten, Schnüre u. dergl. Zur Ueberziehung des Sitzes verwendet man bei schönen englischen u. manchen andern Sätteln vorzüglich Schweinsleder, welches eine bedeutende Dehnbarkeit und Nachgiebigkeit hat. Zur Verfertigung der Satteltaschen gebraucht man bei schöner Arbeit Kuhleder, vorzüglich das von Mainz bezogene. Zur Befestigung der obern Satteltasche bedient man sich außer der Naht gern noch auf jeder Seite zweier Nägel mit größern polirten, wohl auch versilberten Köpfen. Zur Ausstopfung der kleinen Wülste auf beiden Seiten des hintern Sattelbaumes, besonders bei Damensätteln, und der Wülste längs der vorderen Seite der Satteltaschen zieht man Rehhaare allen andern vor, weil diese nicht leicht sich filzen und zusammenbacken. Nach der Verschiedenheit der Materialien des Sattlers haben auch seine Werkzeuge eine bedeutende Mannichfaltigkeit. Zur Verfertigung eines Sattelbaumes gehören größere Sägen, um die Theile des Baumes aus dem Groben zu bearbeiten, kleinere und mit sehr schmalem Blatte, um den feiner auszuarbeitenden Krümmungen leicht folgen zu können; Dexel, welche hier von zweierlei Art vorkommen, nämlich von gerader und mit gekrümmter Schneide; Schnitt- oder Reifmesser mit breiterer und zur feineren Ausarbeitung mit schmälerer Klinge; endlich gröbere und feinere Raspeln. Zur Bearbeitung des Leders dienen: Hämmer, Lederzangen, Messer, Lederhobel, Reifenhölzer oder Reifenbeine, Dessain- und Stichrädchen, Ahlen, Nuthenzieher, Kanteneisen ꝛc. Eines besondern Walzwerks bedient man sich, um dem Leder zu den Satteltaschen eine fischhautähnliche Oberfläche zu geben. Die zur Auspolsterung bestimmten Reh- oder andern Haare werden meist durch Schlagen mit Stäbchen aufgelockert. Doch bedient man sich hierzu auch einer eigenen Vorrichtung, welche man Haarschlag nennt. Der Hauptsache nach ist dies eine horizontal gelegte Bank, welche mit vielen, zum Durchfallen des Staubes bestimmten Löchern versehen ist. An einem Ende der Bank ist ein mit 8 Löchern versehenes Querholz angebracht, in welchem eben so viele parallel über die Bank laufende Schnüre befestigt sind, die am andern Ende um ein zweites freies, nicht an der Bank haftendes, mit einem Stiele versehenes Querholz gebunden sind. Beim Gebrauche legt man die Haare unter die Schnüre und schlägt mit diesen durch beständiges stoßweises Anziehen des Querholzes so auf die Haare, daß sie nach und nach aufgelockert werden. Zum Aufspannen der Gurten des Grundsitzes dient gewöhnlich eine Lederzange; jedoch hat man zu diesem Zwecke auch ein eigenes Werkzeug, den Gurtenspanner. Dieser besteht aus zwei, unten gabelförmig gespaltenen Eisenblechen, innerhalb welcher sich 6 feste Stützen und eine bewegliche Welle befinden, welche letztere mittelst der auswärts an einer Seite befindlichen Kurbel umgedreht werden kann. An der andern Seite der Welle außerhalb des Gestells ist ein Sperrrad angebracht, in welches der durch eine Feder gedrückte Sperrhaken greift, wodurch das Zurückgehen der Gurte von der einmal erzielten Spannung gehindert wird. Die Welle ist in der Mitte ausgeschlitzt, um die Gurte leicht an ihr befestigen zu können, und die Stützen, über welche die Gurte gleitet, sind mit messingenen Röhrchen überzogen, welche eine Art Friktionsrollen vorstellen, um die zu starke Reibung der Gurte zu verhindern. Beim Gebrauche wird, nachdem die Gurte an einem Theile des Sattelbaumes festgenagelt ist, das Werkzeug mittelst seiner Gabeln auf dem entge-

gengesetzten Punkte aufgesteckt, die Gurte um die Welle gewickelt und hierauf bis zur gehörigen Spannung angezogen, um dann an den Sattelbaum neuerdings angenagelt werden zu können. — 2) (Bergb.), ein an ein Seil befestigtes Holzstück, auf welchem sitzend der Bergmann sich in die Grube zu lassen pflegt; — 3) bei Malzdarren das auf den Seitenwänden aufliegende oberste Gewölbe; — 4) s. Glaser; — 5) (Jagdw.), s. Sattelfang; — 6) bei Geigen- und Lauteninstrumenten das Stückchen harten Holzes oder Knochens, welches am obern Ende des Griffbretes quer über dasselbe eingelegt, etwas erhaben vorstehend und mit Einschnitten versehen ist, in welchen die Saiten ruhen. Der S. ist deswegen angebracht, damit a) die Saiten nicht dicht auf dem Griffbrete liegen und — b) ihre Länge und Vibration genau abgegrenzt ist. Von Manchen wird fälschlich der Steg (s. d.) auch S. genannt. Bei Klavierinstrumenten versteht man unter S. den hölzernen oder metallnen Rücken, auf welchem zu gleichem Zweck und in derselben gebogenen Lage, wie bei der Geige, gewöhnlich aber hinter Stiften, statt in Einschnitten oder Kerben, die Saiten in der Gegend liegen, wo der Anschlagspunkt der Hämmer oder Tangenten ist. Auch hier bedeutet S. etwas ganz Anderes als Steg. — 7) Die obere Bedeckung eines doppelseitigen Wehres; — 8) das über dem äußern Räderwerk einer Pansenmühle vorhandene Dach; — 9) (Buchdr.), s. v. a. Galgen; — 10) an einer Stangenkunst ein Stück Holz, durch welches eine Spindel gesteckt wird und auf welchem das Gestänge ruht, um sich leichter bewegen zu können; — 11) viele sonstige Werkzeuge oder Theile derselben, die einem S. ähnlich sind; — 12) sonst s. v. a. Rittergut.

Sattel (Geogr.), 1) (Sedlonow), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Königgrätz, Herrschaft Opotschna; 3 Mühlen; 710 Ew.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Grünberg; Vorwerk; über 100 Einw.; — 3) afrik. Berg, Pfefferküste, nördl. vom Kap Mesurad; — 4) schweiz. Pfarrdorf, Kanton und Bez. Schwyz, zwischen Steinen und Rothenthurm, auf dem gleichn. Berge; 980 Einw. Ueber den Bergsattel geht von Schwyz und Steinen eine sehr viel benutzte Straße nach Einsiedeln und Richtenschweil am Zürichersee. Die frühere war sehr rauh und schlecht. Aber seit dem Jahre 1805 hat die Regierung von Schwyz mit großen Kosten eine neue Straße angelegt, die, bequem sich schlängelnd, mit mäßigem Fall u. gehöriger Breite den Berg hinansteigt und viel zur Bequemlichkeit des Handels und der Versendung der über den St. Gotthard gehenden und kommenden Waaren für die nordwestliche Schweiz beiträgt.

Sattel (Geognos.), s. v. a. die gerundete u. dachförmige Erhabenheit, die durch eine sattelförmige Schichtenstellung (s. d.) gebildet wird.

Sattel, polnischer (Mollusk.), s. v. a. Placuna Sella *Lam.*

Sattelbach, bad. Dorf, Unterrheinkr., Amt Mosbach; 460 Einw.

Sattelbaum, 1) s. Sattel; — 2) s. Windmühle.

Sattelbeienstein, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Lbgr. Cham; Schloß; 210 Einw.

Sattelberg (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Lbgr. Schrobenhausen; Schloß mit Kapelle; 250 Einw.; — 2) österreich.-böhm. Häuser, Kr. Prachin, königl. Waldhwezd; 200 Einw.; — 3) Berg, s. Erzgebirg.

Sattelbogen, bayer. Kirchdf., R.-B. Oberpfalz u. Reg., Lbgr. Cham; Schloß; 210 Ew.

Sattelbohle, eine an den Träger- oder Pilarstielen eines Pferdestalles, oder an dem obern Ende der Pilaren selbst befestigte und mit Haken oder Riegeln versehene Bohle zum Aufhängen des Sattelzeugs.

Satteldach (Bauk.), s. Dach.

Satteldecke, s. Sattel.

Satteldorf (Perfottl), österreich.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Hörberg; 150 Einw.

Satteldruck (Thierheilk.), eine durch den Druck des Sattels in der Gegend des Widerrüstes des Pferdes erzeugte Geschwulst (Schwellen) oder Quetschung, die in manchen Fällen langwierig und selbst lebensgefährlich für das Pferd wird. Kennzeichen: Nach Abnahme des Sattels verrathen die Thiere ein unangenehmes Gefühl; sie wollen sich legen und wälzen, oder die gequetschte Stelle reiben und mit den Zähnen benagen. Ist der Druck nicht stark gewesen, so sind die Haare abgerieben, und die Gegend ist sehr empfindlich; war aber der Druck stark und gleichmäßig, so ist die Stelle unempfindlich und noch mit Haaren bedeckt, später jedoch mit einem Brandschorf versehen. Bald entsteht eine erhabene, rundliche, elastische, bald schmerzhafte, bald mehr unempfindliche Geschwulst, die gewöhnlich Blutwasser enthält, nach einigen Tagen an Größe und Spannung zunimmt und jedenfalls sehr schmerzhaft ist. War sie früher nicht entleert worden, so bildet sich Eiter, der sich leicht in die Tiefe senkt und dann das Stachel- oder Nackenband oder die Stachelfortsätze der Rückenwirbel angreift, ja sich selbst zwischen dem Schulterblatt und dem Rumpf einen Weg bahnt. Die Eiterung wird um so reichlicher und übler, je stärker und tiefer die Quetschung und je größer der hierdurch erzeugte brandige Theil war. — Heilung. Vor allen Dingen entferne man jeden Druck auf den gequetschten Theil, und nur im Nothfall ist es bei geringen Quetschungen erlaubt, das Thier noch zu reiten, nachdem erst der Sattel so umgeändert ist, daß er die gequetschte Stelle nicht berührt. Bei einfachen Quetschungen, wo die Geschwulst flach, nicht sehr erhaben ist, reicht man mit der fleißig fortgesetzten Anwendung der Kälte aus. Man macht daher Begießungen von kaltem Wasser, oder Umschläge von Eis, oder Branntwein und Essig mit oder ohne aufgelöstem Salmiak. Hiermit fährt man bis zur Heilung fort. Ist aber die Geschwulst rundlich, erhaben und elastisch, so muß sie geöffnet und dann das in ihr enthaltene Blutwasser entleert werden. Kleine Brandschorfe werden durch Bestreichen mit einem Fett erweicht

und allmählig entfernt. Ist aber unter ihnen Flüssigkeit enthalten, so müssen sie unverzüglich weggeschnitten werden, um letztere gehörig entleeren zu können. Waren nach heftigen Quetschungen die Muskeln brandig geworden, so muß das Brandige weggenommen werden, so tief, bis das Thier Schmerzen zeigt und reines Blut aus der Wunde quillt. Alsdann müssen fleißig lauwarme Bähungen von gewürzhaften und zusammenziehenden Kräutern und Wurzeln (Chamillenblumen, Salbei, Pfeffermünze, Kalmuswurzel, Eichenrinde, Tormentillwurzel), die man aufgießt und kocht, gemacht werden, um so schnell als möglich Eiterung zu bewirken. Auch kann man den Bähungen etwas Branntwein und Salmiak zusetzen. Werden Kosten nicht gescheut, oder ist der Wein sehr wohlfeil, so kann man auch diesen sehr vortheilhaft zu den Umschlägen benutzen Wenn sich nicht baldigst gute Eiterung einstellt, so muß der Grund der Wunde skarificirt und mit Kamphergeist und Terpentinöl einige Male verbunden und wie zuvor gebäht werden. Ist aber Eiterung eingetreten, so werden die Stellen täglich einige Male gut gereinigt und mit Myrrhen und Aloetinktur verbunden. Wird aber die Eiterung sehr reichlich, so streut man Pulver von Myrrhe, Kampher, Tormentill- und Kalmuswurzel ein. Haben sich Fistelgänge und Hohlgeschwüre gebildet, so muß der in ihnen enthaltene Eiter durch Einspritzungen von lauem Wasser fleißig entleert und außerdem eine starke Abkochung der Eichenrinde mit Aloetinktur eingespritzt werden. Ist es möglich, diese Eiterungskanäle bis auf den Grund zu erweitern, oder eine erwünschte Oeffnung anzubringen, so verdient dies den Vorzug. Sind Bänder und Knochen angegriffen, so muß das Schadhafte am besten entfernt, oder mit dem Glüheisen gebrannt werden. Die nach solchen Operationen eintretende Entzündung wird durch lauwarme, schleimige Bähungen beseitigt. Harte, wulstige Wundränder werden unter vorsichtiger Schonung der Haut ausgeschält. Wenn das Uebel anfängt zu heilen, die Thiere aber heftiges Jucken verrathen, so wird die Stelle fleißig mit lauem Wasser gewaschen und mit Bleiwasser gebäht, oder mit Bleisalbe verbunden. Wenn sich immer von Neuem tiefere Zerstörungen zeigen, die Thiere alt, abgemagert, schlecht genährt sind, so läßt sich selten eine Heilung erwarten, und die Thiere verfallen leicht in Wurm, Rotz ꝛc., weshalb es am besten ist, sie zu tödten.

Sattelfang (Fang auf dem Sattel, Vogelf.), besondere Art, schrägstoßende Raubvögel zu fangen. An einen in die Erde geschlagenen Pflock wird eine Taube befestigt und auf dieser der Sattel, nämlich ein Stück Leder von der Farbe der Taube, auf welchem 3 aufrecht stehende Schleifen von Pferdehaaren oder geglühtem Draht sich befinden, in denen sich der Raubvogel mit seinen Füßen fängt.

Sattelfest, im Sattel fest sitzend, daher figürlich, seiner Sache gewiß seyn.

Sattelfisch (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Ephippus Cuv.

Sattelfliege (Entomol.), Fliegengattung, s. v. a. Stratiomys *Geoffr.*

Sattelförmige Linie (Min.), nach Werner u. A., Varietät des Rhomboëders mit konkaven Flächen, nach Andern Rhomboëder, an welche die Anwachstheilchen so ansetzen, daß längs der Arenkanten Erhabenheiten, längs der geneigten Diagonalen Vertiefungen entstehen. Die Form erscheint manchmal am Dolomit, an Braunspäthen auf Gängen, an Eisenspath. Vgl. die Figur.

Sattelförmige Schichtenstellung (Geognos.), diejenige Krümmung von Gesteinsschichten, die sich konvex erhebt. Die ganze so gebildete, abgerundete oder dachförmige Erhöhung des Bodens heißt Sattel, und die Linie, die über den höchsten Punkt des Sattels so gelegt wird, daß von ihr ab die Schichten nach entgegengesetzten Seiten (antiklinisch) abfallen, die Sattellinie. Die Vertiefungen zwischen den Sätteln heißen Mulden. Eine solche Schichtenstellung findet sich namentlich in der Grauwacken- und in der Kohlengruppe.

Sattelfreie Güter, s. v. a. Sattelhöfe.

Sattelgeld, 1) Trinkgeld, welches man an den Knecht eines Pferdeverleihers oder an den Hausknecht in einem Gasthofe für das Satteln des Pferdes zu verabreichen pflegt; — 2) s. v. a. Zaumgeld.

Sattelgurt, s. Sattel.

Sattelgut, s. Sattelhöfe.

Sattelhammer, schmaler, langer Hammer, mit welchem man bei Kutschen- und Sattelbeschlägen die breitköpfigen Zwecken einzutreiben pflegt.

Sattelheuschrecke (Entom.), s. v. a. Locusta ephippiger *Fabr.*

Sattelhöfe (Sattelgüter, Sadelhöfe), freie Ansitze ohne Hintersassen, welche gewöhnlich freien Eigenthümern gehörten, die bei der Bildung unserer jetzigen Verfassung nicht in den Stand der Ritterschaft traten, ohne doch auch den bäuerlichen Lasten unterworfen zu seyn, oder aber in die Hände nichtadeliger Besitzer gekommen sind und daher nicht alle Vorrechte der Rittergüter genießen; vgl. Sattellehn.

Sattelholz, 1) (Technol.), überhaupt ein Holz, auf welches etwas aufgesattelt wird, im Besondern sonst diejenigen Hölzer, auf welche man Schornsteinkasten, die kein Fundament hatten oder die im Dache geschleift wurden, bei einer fehlerhaften Konstruktion aufzusatteln pflegte; vergl Aufsatteln 3); — 2) (Bot.), s. v. a. Balsampappel, Populus balsamifera L.

Sattelinsel, s. Südpolarländer.

Sattelkarpfen (Ichthyol.), Varietät des gemeinen Karpfen, Cyprinus carpio *L.*, dadurch ausgezeichnet, daß sie nur längs des Rückens Schuppen hat und die übrigen Theile des Körpers schuppenlos sind.

Sattelkissen, **Sattelkloben**, s. Sattel.

Sattelknecht, 1) Knecht zur Abwartung und Pflege der Reitpferde; — 2) in fürstlichen Marställen der Reitknecht, der zugleich über die Sattelkammer die Aufsicht hat.

Sattelknopf, s. Sattel.

Sattelkrähe (Ornith.), s. v. a. Nebelkrähe, Corvus Cornix *L.*

Sattelkröte (Amphib.), s. v. a. Brachycephalus ephippium.

Sattellehn (Rechtsw.), wenn von einem Hof, der darum Sattelhof hieß, statt des Lehngeldes ein gesatteltes Pferd, ein für allemal oder jährlich, an den Lehnsherrn gegeben werden mußte.

Sattellinie (Geogn.), s. v. a. die Linie, von welcher die Schichten eines Sattels abfallen, s. Sattelförmige Schichtenstellung.

Sattel machen (Mus.), ein beim Cellospiel gebräuchlicher Ausdruck; bedeutet, daß der Spieler in der höhern Lage der Hand mit dem Daumen einsetzt u. denselben auf der damit niedergedrückten Saite (wie einen Sattel) liegen läßt, um mit den übrigen Fingern dann die höhern Töne in der gewöhnlichen Applikatur greifen zu können.

Sattelmuschel (Mollusk.), s. v. a. polnischer Sattel, Placuna sella.

Satteln und Packen, auf einem Reitpferde den Sattel und auf und an demselben das nöthige Gepäck des Reiters mittelst Gurten befestigen. Da selbst bei gutgebauten und passenden Sätteln die Dienstfüchtigkeit durch fehlerhaftes S. u. P. beeinträchtigt werden kann, indem letzteres nicht nur vorzeitige Ermüdung, sondern auch Druckschäden aller Art herbeiführt, so wird das S. u. P. dadurch vorzüglich bei der Kavalerie zu einem wichtigen Zweige der dienstlichen Vorschriften und der Instruktion des einzelnen Mannes. Der Sattel enthält die zweckmäßigste Lage auf der Mitte des Pferderückens, weil er hier die Schulterblätter vollkommen frei läßt, die Schwere des Reiters gleichmäßig auf alle 4 Beine vertheilt und die Gurte alsdann noch über die Rippen zu liegen kommen, welche ihnen einen hinreichenden Widerstand entgegensetzten. Das Pferd wird auf diese Weise weder in seinen Bewegungen, noch im Athemholen gestört, und der gehörige Gebrauch des Hintertheils wird ihm erleichtert. Beim S. handelt es sich daher vorzüglich darum, den Sattel auf diese Stelle zu legen und durch die Gurte auf derselben zu erhalten. Letzteres wird begünstigt, wenn die Pferde eine natürlich gute Sattel- und Gurtlage haben, so daß Sattel und Gurte auf der ihnen einmal angewiesenen Stelle, die letztern selbst nur gewöhnlich angezogen (so daß man ohne Anstrengung noch 2—3 Finger unterschieben kann), liegen bleiben; es hat aber mehr oder weniger Schwierigkeiten bei solchen Pferden, wo Sattel und Gurte entweder wegen natürlich ungünstigen Baues, oder in Folge frühern fehlerhaften Sattelns ihre Lage während des Reitens vor- oder rückwärts verändern. Der Sattel liegt alsdann nicht mehr fest und ruhig, Decke und Gurte gerathen in Unordnung, wodurch der Reiter im Schluß gestört wird und Reiben, bei Mangel an Aufmerksamkeit sogar Druckschäden entstehen; das Vordertheil wird zu sehr belastet, oder der Hinterleib durch die Gurte eingezwängt und auf eine oder die andere Art dem Pferde das Gehen erschwert. Wenn Sattel und Gurte immer auf eine und dieselbe Stelle gelegt werden und während des Reitens so oft, als nur immer thunlich, ihre Lage berichtigt und längere Zeit damit fortgefahren wird, kann bei jedem überhaupt noch zum Reitdienst gebauten Pferde eine gute Sattellage erzeugt, oder diese doch wenigstens sehr verbessert werden, da sich Haut und Muskeln des Rückens und Bauches bis zu einem gewissen Grade nach Sattel und Gurten formen. Entsteht die schlechte Sattellage aus zu schlechtem oder zu gutem Futterzustande, so verliert sie sich öfter, wenn die abgetriebenen Pferde in besseren Zustand kommen und die zu dicken tüchtig bewegt und mit weniger Heu gefüttert werden. Uebrigens ist es beim S. unerläßlich, die Decke, deren man sich bei längeren Ritten oder mit aufgelegtem Gepäcke zu mehrer Schonung der Pferderücken immer bedienen sollte, wie dies bei der Kavalerie stets der Fall ist, ohne Falten und so zusammenzulegen, daß sie überall gleich stark und etwas länger und breiter als das Sattelgestelle ist, damit sie weder durch Falten, noch Ungleichheiten Veranlassung zum Drücken geben und der Sattel noch vollkommen Raum auf ihr finden kann. Nebstdem ist nöthig, die Decke in die Kammer des Sattels gehörig heraufzuziehen; weder die untern Theile (die Blätter) des Weltkissens, noch sonst Gegenstände, welche nicht zwischen Rücken, Decke und Sattel gehören, einzugurten; die Gurte nicht kreuzweis anzulegen od. ungleich anzuziehen; dieselbe so zu richten, daß die Schnallen auf beiden Seiten noch auf die Decke zu liegen kommen, und beim Gurten darauf zu sehen, daß die Decke glatt und unter der Kammer gelüftet bleibt. Das Gepäck wird an und auf dem Sattel befestigt. Es darf das Pferd nicht zu sehr beschweren, den Sattel weder zu einseitigem Aufliegen bringen, noch selbst drücken oder reiben; es soll dem Reiter vollständige Freiheit im Auf- und Absitzen, so wie in den Bewegungen des Oberleibs und der Unterschenkel lassen und endlich in der möglichst kürzesten Zeit aufgelegt werden können. Das Gepäck muß daher auf das unumgänglich Nothwendige beschränkt, seine Schwere vorn, hinten und zu beiden Seiten des Sattels im Gleichgewichte vertheilt und die Sitzfläche möglichst frei erhalten werden; es muß da, wo es nicht auf, sondern an dem Sattel seine Befestigung findet, wie Mantel und Mantelsack, die Tragfläche des Sattels nicht am Aufliegen hindern, in der Mitte Kammer bilden, möglichst wenig selbst auf Schultern und Rücken des Pfer-

des aufliegen und da, wo dieses nicht zu vermeiden ist, nachgiebig und ohne harte Erhöhungen seyn. Zu diesem Zwecke ist es nicht genug, bei der Kavalerie die Packordnung, welche bestimmt, wo und wie sämmtliche Ausrüstungsstücke geführt und befestigt werden sollen, auf sie zu basiren, sondern es muß schon bei der Ausrüstung und beim Bau der Sättel darauf Rücksicht genommen werden. Die meisten Schwierigkeiten hierbei bestehen darin, die Leichtigkeit des Gepäcks mit der Zulänglichkeit der Ausrüstung in das gehörige Verhältniß zu sezzen. Das gute Rollen des Mantels, das sorgfältige Packen des Mantelsacks, die gleichmäßige Vertheilung des Futters im Futterpacksacke; das feste und gleichmäßige Anziehen der Gürtel und Binderiemen, welche das Gepäck festhalten, und der Sitz ihrer Schnallen und Knoten an Orten, wo sie das Pferd nicht verletzen, so wie das Unterstecken aller Strippenenden, damit sie sich nicht zwischen Rücken und Sattel oder Gepäck schieben können, hängen wesentlich von der Beurtheilung und Uebung des Packenden ab und sind zu einem guten, dauerhaften und schönen Packen unumgänglich nöthig. Die Packordnung ist bei allen regulären Kavalerien in der Hauptsache übereinstimmend. Dieselbe macht gewöhnlich einen Unterschied zwischen feldmäßigem, marschmäßigem und parademäßigem S. und P.; bei lezterm werden meistens nur Mantel und Mantelsack, beim zweiten alle für Mann und Pferd auf gewöhnlichen Märschen nöthige Ausrüstungsstücke aufgelegt, wozu bei ersterm noch Kampirpfahl, Feldbeil, Feldkessel und Sichel hinzukommen. Vgl. Reiterei und Reitkunst.

Sattelpapier, starke Papiersorte; dient vorzüglich zum Einheften der Akten.

Sattelpferd, s. Handpferd.

Sattelprotze, s. Protze.

Sattelraupe (Entom.), die Raupe von Notodonta Zikzak L. .

Sattelriegel, 1) bei Panstermühlen ein unter dem Sattel, auf welchem die Ziehwelle ruht, befindlicher Riegel; — 2) s. Windmühle.

Sattelsdorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Grottkau; über 100 E.

Sattelseite, beim Fuhrwesen s. v. a. die linke Seite.

Sattelsterze, die linke Sterze des Pflugs (s. d.).

Sattelstrippe, s. Sattel.

Satteltaschen, s. Sattel.

Satteltief, s. v. a. Eingesattelt.

Satteltragen, bei den Kavalleristen eine Strafe; besteht darin, daß der Strafbare eine bestimmte Zeit lang mehre Sättel auf den Schultern vor der Hauptwache tragen muß.

Sattel und Stegreif, s. Ritterwesen.

Sattelwagen, s. v. a. Mörserwagen.

Satteilweiler, würtemberg. Weiler, Jaxtkr., Oberamt Krailsheim; 150 Einw.

Sattelzeug, s. v. a. Reitzeug.

Sattelzwecken, s. Zwecken.

Sattenhausen, hannöv. Dorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Reinhausen; 320 Einw.

Satter-pai (Waarenk.), Art ostindischer Schnupftücher.

Sattgefärbt (bot. Term.), s. v. a. Saturate.

Sattiavoram, brit.-ostind. Stadt, Präsidentschaft Madras, Nord-Circars.

Sattinken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Goldap; Wassermühle; 200 Einw.

Sattimangungalum, ostind. Stadt, Madras, am Cauvery, mit Fort; Baumwollweberei und Spinnerei; 4000 Einw.

Sattin-spar (engl., Min.), auch Atlasstein, ein gleichlaufend, äußerst zartfaseriger, dem Seidengyps ähnlicher Aragon aus der englischen Kohlengruppe.

Sattler, Handwerker, s. Sattel.

Sattler (Biogr.), 1) Emanuel, Medailleur, lebte zu Anfang des 17. Jahrhunderts in München, u. zwar im Dienste des Hofes, an welchem er um 1600 den Titel eines Eisengraviers führte. Auch ein Hans S. oder Satler arbeitete um 1606 in gleicher Eigenschaft für den Hof. Von diesen beiden Künstlern rühren wahrscheinlich die Stempel zu den bayerischen Thalern und Goldmünzen mit der Madonna her. — 2) Christian Friedrich, Historiker, 1705 zu Stuttgart geboren, war Hofgerichtsrath daselbst, seit 1736 geh. Archivar und seit 1776 Regierungsrath, † 1785. Schrieb: Allgemeine Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen, Ulm 1764—68, 4 Bde., n. Aufl., das. 1774; — Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Herzoge, das. 1779 — 84, 13 Bde., 4.; — Topographische Geschichte des Herzogthums Würtemberg, Stuttgart 1784, u. A. — 3) Johann Michael, Maler, geboren zu Neuburg in Oesterreich 1786, besuchte die Akademie der Künste in Wien und blieb auch später einige Jahre in dieser Stadt, bis er 1819 sich in Salzburg niederließ, wo er noch gegenwärtig thätig ist. S. malte Bildnisse und Landschaften, gründete aber seinen Ruhm durch das Panorama von Salzburg, welches in den ersten Städten Europa's mit größtem Beifalle gesehen wurde. Dieses Rundgemälde ist von überraschender Wirkung im Ganzen und auch im Einzelnen mit Genauigkeit durchgeführt. Im Jahre 1829 erschien eine historisch-choro- und topographische Beschreibung davon. S. ist Mitglied der Akademie der Künste in Wien. In der Porträtsammlung des Malers Vogel von Vogelstein ist sein Bildniß. — 4) Joseph, Maler von Olmütz, bildete sich zu Wien und in Rom und ließ sich endlich im Vaterlande nieder, wo sich zahlreiche Arbeiten von ihm finden, sowohl in Oel, als in Fresko. In der Dreifaltigkeitskirche zu Fulneck sind Fresken von ihm, und ein Altarbild mit Christus am Kreuze in der Kirche des heil. Jakob zu Brünn. — 5) Karoline, Miniaturmalerin aus Erlangen, genoß um 1823 in Paris den Unterricht des Miniaturmalers Augustin, besuchte dann auch die Schule von Robert Lefevre, um in großen Umrissen zu zeichnen und in Oel malen zu lernen,

fuhr aber fort, durch die Miniaturmalerei ihren Ruhm zu erhalten. Die Bilder dieser Art sind mit außerordentlicher Sicherheit und Zartheit behandelt und von blühender Färbung.

Sattlerahle (Sattlereisen), an der Spitze mit einem Loche versehene starke Ahle, mittelst welcher beim Stechen zugleich Lederriemen oder Bindfaden mit durchgezogen werden; dienen vorzüglich bei den Sattlerarbeiten und sind theils gerad, theils krumm.

Sattlern, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Landau; 110 Einw.

Sattum (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. und R.-B. Posen, Kr. Birnbaum; 160 Ew.; — 2) daf.; 170 Ew.

Sattunga, kl. europ.-russ. Inselgruppe, in den Aland-Inseln, im baltischen Meer, zu Finnland, Gouv. Abo gehörig.

Saturell (Satwel), preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Neu-Haldensleben, unweit der Ohne; Windmühle; 500 Einw.

Satur, St., franz. Flecken, Dep. Cher, Bez. Sancerre, in einer an Wein fruchtbaren Gegend, vom Loire-Kanal durchschnitten; in der Loire ein sehr besuchter Hafen; Weinbau, Weinhandel, Gerberei; 1970 Einw.

Satura (lat., d. i. gefüllt), 1) Art Wurst aus Rosinen, Gerstengraupen, Pimentkörnern mit Meth gemischt, auch Granatäpfel fügte man hinzu; — 2) s. v. a. Satyre; — 3) s. v. a. Sartago.

Saturae Palus (a. Geogr.), See oder Sumpf in Latium, durch das Austreten des Nymphäus entstanden, südlich neben den pontinischen Sümpfen und in der Nähe des Prom. Circaeum; jetzt Lago di Paola (Virg., Aen. VII, 801).

Satura lanx (lat.), s. Lanx.

Saturantia (lat.), s. v. a. Absorbentia.

Saturate (bot. Term.), gesättigt, von der Farbe; in Zusammensetzungen mit andern Wörtern satt-, z. B. Saturate viridis, sattgrün. — Saturrime, tiefgesättigt, zur Bezeichnung einer sehr intensiven Färbung.

Saturation (v. Lat.), im Allgemeinen s. v. a. Sättigung (s. d.). Speciell versteht man darunter eine Arzneiform, welche durch Sättigung eines kohlensauren Alkali's mit einer Säure, meistentheils Essig- oder Citronensäure, erhalten wird und deren Wirksamkeit hauptsächlich in einem Gehalte von freier Kohlensäure bedungen ist.

Saturday (engl.), s. v. a. Sonnabend, s. Woche.

Saturei (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Satureja *L.*

Satureineä (Bot.), nach Bentham, s. Labiatä.

Satureja (Bot.), nach Linné, Saturei, Pfefferkraut, Gattung der Labiatae *Juss.*, Didynamia Gymnospermia *L.* Charakter: Kelch röhrig, gestreift, mit 5 pfriemenförmigen Zähnen; die 4 Einschnitte der zweilippigen Korolle fast gleich; Oberlippe eben, ausgerandet; Unterlippe dreilappig; Staubgefäße getrennt stehend. Einjährige und ausdauernde Kräuter oder Sträucher im südlichen Europa und in der Levante, meist in den Küstenländern des mittelländischen Meeres; Blätter schmal, harzig gedüpfelt. Unter 30 Arten sind als Arznei-, Gewürz- und Zierpflanzen zu nennen: 1) S. capitata *L.*, Thymus capitatus *Link.* Strauch in der Levante und in Griechenland; Blätter linien-lanzettförmig, weißgrau; Blüthen klein, purpurroth. — 2) S. hortensis *L.*, gemeiner Saturei, Pfefferkraut, Bohnenkraut, Kalbsopkraut, Gartenquendel, wilder Ysop, Köllenkraut, Wurzelkraut, französisch Sariette, italienisch Satoreggia, engl. Savory, schwed. Kyndel. Einjährig, im südlichen Europa und der Levante; in Deutschland und England, so wie in Nordeuropa häufig kultivirt. Stengel aufrecht, sehr ästig; Ebensträußchen blattwinkelständig, meist fünfblüthig; Blätter lineal-lanzettlich, spitz, wehrlos; Blüthe violet röthlich oder weiß. Die ganze Pflanze war früher als Herba Saturejae s. Saturejae hortensis s. S. sativae, Cunilae sativae, Hyssopi agrestis officinell; jetzt wird sie nicht mehr angewendet. Als Gewürzpflanze braucht man das Bohnenkraut hauptsächlich zum Würzen der Bohnen, Erbsen u. Sauerkrautes, so wie auch in die Würste. Um das Kraut im Winter zu benutzen, schneidet man dasselbe vor der Blüthe ab und trocknet es im Schatten zur weitern Aufbewahrung. Es läßt sich sehr leicht kultiviren, gedeiht in allen Bodenarten und pflanzt sich, wenn es einmal angesäet worden, durch Samenausfall jährlich sehr häufig fort. Schkuhr, Bot. Handb., T. 156. — 3) S. Julianа *l.*, Micromeria Juliana *Benth.* Niedliche Pflanze in Südeuropa, mit angenehm und stark gewürzhaftem Geruch und Geschmack. Sie wird schon seit alten Zeiten in Griechenland gleich dem Thymian gebraucht. Sibth., Fl. gr., Taf. 540. — 4) S. montana *l.*, Micromoeria montana *Rchb.*, Berg-Saturei, Winter-Saturei, ital. Satoreggio. Ein 1—2 Fuß hoher Halbstrauch auf Bergen und Felsen des südlichen Europa; im mittlereu Deutschland muß er frostfrei durchgewintert werden, gedeiht aber im Sommer gut im freien Lande. Stengel ästig; Aeste scharf; Blätter spatel-lanzettförmig, stachelspitzig, glänzend, punktirt; Blüthen weiß oder blaß, roth. Geruch und Geschmack wie Satureja hortensis S. In Südeuropa wird er auch wie diese benutzt. Sibth., Fl. gr., T. 543. — 5) S. Thymbra S., kandischer Saturei. Strauch an den Gestaden des Mittelmeeres. Aeste holzig; Blätter spatel-lanzettförmig, spitz, steifhaarig; Blüthen hellroth, in zierlichen, runden Quirlen. Kam früher in den Apotheken als Herba Thymi cretici vor; in Griechenland wird es jetzt noch als Arznei, wie Thymian, benutzt. Sibth., Fl. gr., T. 541. — 6) S. variegata *Host.*, Micromeria variegata *Rchb.* Halbstrauch in Kroatien und Dalmatien, wo er als krampfstillendes Mittel gebraucht wird. — Die Gattung ist der Typus der Satureineae *Benth.*, einer Gruppe der Labiatä (s. d.).

Saturejum (a. Geogr.), kleine Stadt bei Tarentum, durch Pferdezucht ausgezeichnet.

Satureus (Satyrius), Edelsteinschneider, alter Künstler, dessen Lebenszeit nicht bekannt ist. In einem griechischen Sinngedicht wird von ihm eines Krystalls gedacht, in welchen das Bild der Arsinoe geschnitten war (Anth. Palat. IX, 776).

Saturiren (v. Lat.), sättigen, s. Sättigung.

Saturn (Myth.), s. Saturnus.

Saturn (Astron.), der elfte Planet unseres jetzigen Sonnensystems, ein schöner Stern mit hellröthlichem Licht, durchläuft eine nur $^1/_{10}$ excentrische Bahn in einer mittlern Entfernung von etwa 200 Mill. Meilen in 29 Erdjahren 169 Tagen, hat einen Durchmesser, der etwa das Zehnfache von dem der Erde beträgt, und dabei gestattet die Neigung seiner Axe gegen den Aequator der Sonne einen bedeutenden Wechsel der Jahreszeiten, einen Tag von 10 Stunden 16 Minuten. Das System dieses Planeten ähnelt dem unserer Sonne in vielen Punkten, unter Anderm darin, daß er sieben Monde mit sich führt, und er verdient deswegen als einer der merkwürdigsten Himmelskörper unsere ganze Aufmerksamkeit; sonst ist ihm allein noch ein um seinen Körper frei schwebender Ring eigenthümlich, von dem weiter unten die Rede seyn wird. Sehr gute Teleskope zeigen auf seiner Oberfläche ähnliche veränderliche Streifen, wie auf der des Jupiter, welche vielleicht auch eine ähnliche Atmosphäre andeuten, wie bei letzterem.

Galiläi war wohl der Erste, welcher (1612) Erscheinungen an diesem Planeten mit seinen noch unvollkommenen Fernröhren wahrnahm, die er nicht zu erklären vermochte, und dasselbe bestätigte Gassendi zwanzig Jahre später; 1656 bestimmte aber schon Hevel den Wechsel dieser Erscheinungen, bis Huygens endlich einen freischwebenden Ring behauptete, dessen Größe Herschel u. Schröter neuerer Zeit erst genauer darthaten. Nach den Angaben der zuletzt genannten Astronomen steht der innere Rand dieses Ringes von der Oberfläche des S. etwa $^2/_3$ des Halbmessers desselben ab; eben so viel aber beträgt die ganze Breite des Ringes, so daß die Mitte der Scheibe genau nur eine Halbmesserlänge des Planeten von der Oberfläche desselben unter dem Aequator entfernt erscheint, der Durchmesser des S. sich zu dem des Ringes aber wie 3:7 verhält. Herschel zeigte bestimmter, wie der genannte Ring aus 2 concentrirten bestehe, Schröter aber gab in seinen chronographischen Fragmenten folgende nähere Dimensionen:

Durchmesser des S. . . .	17,362	Meilen.
Abstand des innern Ringes .	5720	„
Breite dieses Ringes . . .	3935	„
Zwischenraum der 2 Ringe .	568	„
Breite des äußern Ringes .	1379	„
Durchmesser des äußern Ringes	40,565	„
Dicke des Ringes	113	„
Neigung der Ringe gegen die Ekliptik	31° 20′.	

Fig. 1.

Fig. 1 stellt diese Ringe dar; sie liegen, wie diese Ansicht zeigt, so in einander, daß ihre Seitenflächen fast genau ein Fläche bilden, deshalb erscheinen dieselben fast immer als ein einziger Streif, und nur unter günstiger Stellung nimmt man die Kluft zwischen ihnen wahr. Ein Beobachter auf dem Pole des Planeten würde, da der Ring (die Ringe) unter dem Horizont liegt, von letzterem gar nichts zu sehen bekommen; dagegen zeigt sich derselbe, wie natürlich, am deutlichsten zwischen Pol und Horizont. Die Erscheinungen desselben sind aber zweifacher Art. In unserer Figur sieht man die obere Seite (die nördliche) desselben erleuchtet, die Bewohner der nördlichen Halbkugel des Planeten müssen darum den Ring während des Tages wie einen matt erleuchteten, vom östlichen bis zum westlichen Horizonte reichenden, im Süden als einen am höchsten stehenden Bogen wahrnehmen, während der Nacht zwar in derselben Gestalt, aber wahrscheinlich schön und hellglänzend und bloß durch den Schatten des Planetenkörpers theilweise verdeckt. Dieser Schatten verbirgt bei Sonnenuntergang den östlichen Theil des Ringes und rückt so auf demselben fort, daß um Mitternacht der südliche Theil, gegen Sonnenaufgang der westliche desselben ins Dunkele fällt, also in jeder Nacht die Erscheinung einer Ringfinsterniß, unseren Mondfinsternissen ähnlich, sich wiederholt, dabei die Länge des Schattens, so wie dessen Lage eine genaue Zeitmessung zuläßt, darum statt einer Uhr dienen kann. Es verdeckt aber derselbe als dunkler Gürtel für die nördlichen Bewohner des S. s Gestirne, ja sogar einige Tage die Sonne. Während nämlich die Sonne, sagt Brandes in seinen Vorlesungen über Astronomie, nicht hoch über der Ebene des Ringes steht, diesen erleuchtet, wirft derselbe einen Schatten auf den S., und die Parallelkreise, auf welche er fällt, sehen in langer Zeit die Sonne gar nicht, sondern indem sie sich in der Nachtseite des Planeten befinden, bemerken sie den Ring allein dadurch, daß er vom östlichen bis zum westlichen Horizonte eine ganze Reihe Sternbilder verdeckt, und am Tag macht er sich ihrer da, wo etwa eine erhellte Atmosphäre einiges Tageslicht zurückwirft, auch als ein dunkeler Streifen kenntlich, und da, wo die Monate hindurch andauernde Sonnenfinsterniß gar kein Tageslicht hin gelangen läßt, mag sich Tag und Nacht wohl nicht unterscheiden. Dieser Schatten wird mit Fernröhren leicht wahrnehmbar, woraus folgt, daß S. ein dunkler Körper seyn muß. Der Ring wird mit dem

Planeten so um die Sonne geführt, daß seine Ebene immer mit sich selbst parallel bleibt, und daher ist während der einen Hälfte des S.-Jahres die Nordseite, während der andern Hälfte desselben die Südseite erleuchtet. Ganze 15 Jahre ist die eine Seite des S.s mit Nacht bedeckt, und obgleich die Beschattung eines bestimmten Punktes auf dem Planeten nicht ganz so lange dauert, weil der Schatten vom Frühlingsanfang bis zum längsten Tage der nördlichen Halbkugel, vom Aequator bis ziemlich zum Südpol, hinrückt, so ist doch auch jene vorhin beschriebene, durch den Ring bewirkte totale Sonnenfinsterniß für manche Gegend ungemein lang andauernd. Welche Verschiedenheiten dadurch in dem Klima der einzelnen Zonen hervorgebracht werden mögen, läßt sich zwar nicht genau errathen, aber uns Erdbewohnern würde es gewiß höchst unangenehm erscheinen müssen, wenn der Herbst unserer gemäßigten Zone durch eine derartige Sonnenfinsterniß rauher und finsterer ausfiele. Ueber die Ungleichheit der Jahreszeiten dieses Planeten lassen sich nur sehr unbestimmte Vermuthungen aussprechen, jedenfalls muß aber dieselbe wegen der Neigung des S.-Aequators gegen die Ebene seiner Bahn, die größer als die Schiefe der Ekliptik der Erde ist, bedeutender ausfallen, als auf der Erde. Ein 15jähriger Winter und ein eben so langer Sommer bleibt für uns Erdenbewohner etwas ganz Undenkbares. Suchen wir eine Gleichheit der Klimate für irgend eine Zone der Erde und des S.s, so würde diese sich etwa um den Aequator desselben finden, wo also der Ring nur eine kurze Verfinsterung hervorruft, und wo zu der Zeit des Durchganges der Sonne durch den Zenith eine Hitze entstehen mag, wie wir solche in unserer heißen Zone beobachten.

Wer vom S. aus die Sonne betrachten könnte, würde diese nur 3 Minuten Durchmesser haltend sehen, was auf eine sehr schwache Beleuchtung des Planeten schließen läßt; zugleich nähme jener Beobachter manche unserer Planeten fast gar nicht wahr, z. B. die für ihn beinahe stets in den Sonnenstrahlen versteckten 3 Gestirne Merkur, Venus, Erde. Der Jupiter würde sich ihm so zeigen, wie uns etwa die Venus, und Uranus allein käme für ihn mit der Sonne in Opposition und bliebe dann aber sichtbar; freilich nur unter einer Größe von etwa 8 Sekunden. Die Oberfläche des S.s läßt Streifen sehen (wie sie die Figur andeutet), die alle dem Aequator parallel laufen; in der Weise hat sie nämlich Herschel schon im J. 1793 beobachtet. Damals war die südliche Seite des Ringes erleuchtet, darum nimmt man auch in der Figur ganz nahe am Ring den Schatten desselben auf dem Körper des S.s wahr. Daran grenzt dann eine glänzende Zone, daran wieder eine Folge von 3 dunkeln und 2 hellen Streifen, nach welcher letztern sich dann dunkle Streifen bis an den Pol hin zeigen. Herschel fand dieselben rings um den Planeten herum, aber nicht an allen Stellen gleich scharf begrenzt, sondern oft verwaschen in einander übergehend. Derselbe Astronom schloß aus den wechselnden Beleuchtungen dieser Streifen auf eine Rotation des Planeten, und zwar auf eine solche von 10 Stunden und 16 Minuten; dabei beobachtete er nur eine Stelle der Oberfläche, wo diese Streifen sich recht deutlich zeigten, 2 andere Stellen aber, an welchen dieselben undeutlich hervortraten. Diese Angaben stimmen auch mit den spätern Observationen Herschels genau überein, indem er binnen 2 Monaten keine erheblichen Veränderungen an den von ihm beobachteten Gürteln wahrnahm, wodurch die oben angegebene Umdrehung sich bestätigt findet. Auch nahm derselbe wahr, daß die Polarzonen weniger erleuchtet erschienen, wenn dieselben den Sonnenstrahlen lange ausgesetzt gewesen waren, also zur Zeit des dortigen Frühlings. Sonst deutet Manches darauf hin, daß diese Streifen wohl mehr atmosphärischer Natur seyen, namentlich die Aehnlichkeit mit den Streifen des Jupiters und die zu Zeiten sich zeigenden veränderlichen Flecke von wolkigem Ansehen auf der Oberfläche, so wie auch einige Phänomene, die auf eine Strahlenbrechung schließen lassen. Zu diesen letzteren Erscheinungen gehört namentlich das längere Verweilen der S.-Monde bei dessen Körper, wenn diese hinter denselben treten. Noch mehr: Schröter will eine zuweilen sichtbare, unregelmäßige Abflachung des Jupiterrandes wahrgenommen haben, was auch auf eine Strahlenbrechung hinweist; dazu fand derselbe Astronom selbst in der Zeit, wo der Ring weniger sichtbar war, das Verhältniß zwischen der Axe und dem Aequatorialdurchmesser des S.s nicht gleich bleibend, was ebenfalls nur durch eine bald stärkere, bald schwächere Strahlenbrechung erklärlich bleibt.

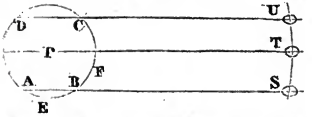
Fünf Monde des S. sind durch Herschels Bemühungen nicht allein genauer beobachtet, sondern deren Zahl auch für uns um zwei (1789) vermehrt worden, so daß wir jetzt von sieben Monden reden müssen. Die genauere Betrachtung dieser Trabanten blieb jedoch ganz der Neuzeit und deren bessern, schärferen Sternröhren aufbewahrt; gleichwohl gehört sie immer noch zu den schwierigeren Observationen des Astronomen, indem diese Körper nicht allein sehr entfernt, sondern zugleich äußerst klein für uns erscheinen; dazu ist ihre Bahn sehr gegen die Ekliptik geneigt, und sie stehen deshalb nicht in gerader Linie, sondern oft nach allen Seiten um den Planeten herum, vorzüglich dann, wenn der Ring breit, so wie die Figur ihn weist, sich zeigt. Der dem S. am nächsten stehende, bas ist aber der sechste Mond, wurde zuerst in der Mitte des 17. Jahrh., und zwar von Huygens entdeckt. Kurz darauf fand dann Cassini vier andere Monde, den siebenten zuerst, darauf den fünften, endlich den dritten und vierten; den zweiten nahmen auch Schröter u. Struve wahr, nicht so den ersten, der nur allein von dem zuerst genannten Astronomen bis jetzt gesehen worden ist. Es war dazu Herschels 40füßiges Teleskop nöthig, und auch damit war er trotz dieses lichtstarken Instrumentes nur klein, wie ein feiner Punkt, sichtbar, und zwar als der Ring fast ganz verschwunden sich zeigte. Da zu dieser Zeit der

Beobachtung die Erde in der Ebene des Ringes und der Bahnen sämmtlicher Monde sich befand, so standen alle Satelliten in gerader Linie, gingen auf der feinen Linie des Ringes so fort, daß sie wie Perlen an einer Schnur angereiht sich zeigten, sich aber dann weiter von dem Planeten entfernten und zwar in der Richtung des Ringes über ihn hinausstanden. Man hatte vor Herschel schon Erhabenheiten des Ringes wahrgenommen, und blieb es diesem großen Beobachter allein vorbehalten, solche Beobachtungen richtig zu deuten, darin Monde zu finden. Aber trotz dieser richtigen Deutung reichen doch auch wieder nicht ganz sieben Monde allein aus, die frühern Observationen von Erhabenheiten des Ringes daraus zu erklären, so daß man jetzt der Ansicht lebt, es möchte noch einen ächten Satelliten des S. geben. So viel weiß man ganz gewiß, daß sieben dergleichen vorhanden sind; auch kennt man deren Umlaufszeiten ziemlich genau; sie beträgt für die glänzendsten dieser Körper etwa 10 Stunden 32½ Minuten. Sollte diese Umlaufszeit auch für einen achten Mond gelten, so müßte dieser auf dem Ring des S. s oder wenigstens sehr nahe an demselben liegen, und man war darum wieder versucht, dem Ring selbst eine Umdrehungsbewegung zuzuschreiben. Dadurch ließen sich fast alle Erscheinungen erklären, zumal wenn man nur 5 Monde als vorhanden annehmen will; gleichwohl hat in neuerer Zeit wieder Schröter eine Reihe von Beobachtungen bekannt gemacht, die in die vorige Annahme Zweifel zu setzen zwangen. Daß die Kleinheit der Monde zu solchen Unklarheiten allein schon Veranlassung genug geben kann, liegt nur zu nahe. Merkwürdig bleibt dabei, daß die 5 bereits länger bekannten und größern Monde einen deutlichen Lichtwechsel wahrzunehmen gestatten, woraus man eben ihre Umlaufszeit und zugleich die Behauptung ableiten konnte, daß dieselben dem Saturn stets dieselbe zuzukehren gezwungen seyen. Cassini u. Maraldi nahmen einen solchen steten Lichtwechsel schon bereits vor hundert Jahren wahr, und zwar an dem von dem S. entferntesten Mond; zugleich bezeugen Herschels, so wie Schröters Beobachtungen, wie das schwächste Licht desselben gerade immer an denselben Stellen seiner Bahn sichtbar bleibt. Der erstgenannte Astronom zieht nun daraus den Schluß, daß dieser Satellit von dem größern Theil seiner Oberfläche sehr wenig Licht zurückwerfe, daß er aber weder die hellste, noch die dunkelste Seite dem Saturn zuwende, daß also seine eigene Oberfläche, sehr ungleich erleuchtet, von verschiedener Beschaffenheit seyn müßte. Nach Schröter hat der kleinste dieser Monde, d. h. der fünfte, etwa 260, der sechste 680 geographische Meilen im Durchmesser. Aber ein Gegenstand von 260 Meilen im Durchmesser erscheint uns Erdenbewohnern nur unter der scheinbaren Größe von ½ Sekunde im Durchmesser, weshalb auch nur die lichtvollsten Instrumente zu solchen Beobachtungen taugen.

Neben diesen Monden erregte seit dem Gebrauch besserer Fernröhre der Ring oder besser das Paar Ringe am meisten das Interesse, deren wir im Verlauf dieses Aufsatzes bereits mehrfach gedachten und die sowohl die Aufmerksamkeit der Astronomen vielfach auf sich zogen, als auch die durch jene von der Anwesenheit dieser Gürtel belehrten Laien beschäftigten. Oben gaben wir schon die Abmessungen dieser Körper, und wir kommen auf sie wieder zurück, indem wir die Streitfrage über die Umdrehung derselben, wie sie Schröter zu behaupten sich bewogen fand, etwas weiter besprechen wollen, reden der Kürze halber jedoch nur von einem Ring, so lange es die Sache erlaubt.

Zuerst die verschiedenen Erscheinungen dieses Ringes. Da dieser Gürtel ein breiter Körper von sehr geringer Dicke ist, so sehen wir Erdbewohner ihn in der Stellung, wie unsere Fig. 1 ihn andeutet, nur dann, wenn die Erde ziemlich entfernt von ihm sich befindet oder wir gleichsam von der Höhe auf ihn herabsehen. Weil aber der S. bei seinem Umlauf um die Sonne leztere bald nördlich von dem Aequator, bald im Aequator, bald südlich vom Aequator sieht, so muß auch der Ring, dessen obere Seite in der Ebene des S.-Aequators liegt, bald an der Nordseite, bald lediglich an seiner scharfen Kante, bald an der Südseite erleuchtet erscheinen. Zu der Zeit, wo die Sonne im Aequator des S. steht und v. der nördl. Seite zur südl. hinüberrückt, geht sie (d. h. die Sonne) hier zugleich der ebenen Nordseite des Ringes unter, der Südseite dagegen auf, und dann erleuchtet sie auch keine Seite deutlich, sondern allein die schmale Kante des Ringes; dadurch sehen wir aber den Ring nur als einen gut erleuchteten Faden; die Sonne sagt der Astronom, geht durch den Knoten des Ringes. In dieser Zeit beobachtete nun Herschel und fand die Monde, wie Perlen auf einen Faden gereiht, an diesem fortlaufend oder vielmehr ihre Umläufe, theils diesseits, theils jenseits des Ringes vollenden. Verläßt der S. diese Stellung, so tritt darauf die breite Seite des Ringes in das Sonnenlicht, und wir Erdbewohner sehen alsdann auf diese breite Seite des Ringes, finden diesen am meisten geöffnet und aus zwei getrennten Gürteln bestehend, in welcher Form aber leztere erst 7½ Jahren nach jener Zeit sich zeigt, wo er als schmaler Faden sichtbar war. Von nun an nimmt derselbe an Breite wieder ab, er erscheint weniger geöffnet, geht endlich abermals in die Gestalt einer feinen Linie über. So stellen sich während der 30jährigen Umlaufszeit des S. s zwei Zeitpunkte heraus, wo der Ring fast gar nicht, und zwei andere, wo er am besten zu sehen ist. Neben diesen leicht verständlichen Erscheinungen treten jedoch noch andere ein, deren wir ebenfalls noch besonders gedenken müssen. Während nämlich die Sonne in der Ebene des Ringes steht, bemerkt man ein mehrmaliges Verschwinden und Wiedererscheinen des leztern, und das bildet gerade die oben erwähnte Streitfrage unter den Astronomen. Hierzu gibt nun Brandes in seinen astronomischen Vorlesungen, und zwar in der 37., folgende ihm eigenthümliche scharfsinnige Erklärung: während der S. von S her gegen den Punkt T zurückt (s. Fig. 2), wo die

Fig. 2.



Ebene des Ringes durch die Sonne geht, durchläuft die Erde einen bedeutenden Theil ihrer Bahn und hat daher andere Stellungen als die Sonne gegen den S. Es sey z. B. die erstere in A gerade in dem Zeitpunkt, wo der S. in S ist, so geht sie jetzt durch die Ebene des Ringes, und obgleich der Ring noch an seiner einen Seite erleuchtet ist, so verschwindet er uns doch, weil die Erde, nach E zu gehend, sich an der dunkeln Seite des Ringes befindet. Der Ring bleibt nun unsichtbar, bis die Erde, etwa in T wieder auf die andere Seite (nach der Fig. 2 müßte es die obere Seite des Ringes heißen) kommt und ihn, der unterdessen etwas fortgerückt ist, wieder erleuchtet sieht. Die Erde fängt nun an, dem S. gleichsam vorzulaufen, und wir sehen die obere Seite des Ringes, aber diese nur so lange, bis der S. in T ankommt, wo die Erleuchtung der obern Seite aufhört. Hier verschwindet uns also der Ring zum zweiten Male und bleibt unsichtbar, bis die Erde ihren Lauf nach FCD fortsetzt und nun, wenn der S. etwa bis U gekommen ist, in D wieder zu der erleuchteten Seite übergeht. Die Erscheinungen können sich, je nachdem die Erde andere Stellungen auf ihrer Bahn einnimmt, während der S. von S nach U rückt, in etwas anderer Ordnung ereignen; aber die Betrachtung eines Falles reicht gewiß zu, um den Grund des mehrmaligen Verschwindens zu übersehen u. zugleich zu begreifen, warum dann 15 Jahre verfließen, ehe dieselbe Erscheinung wieder beobachtet wird. Die Ungleichheit der Erscheinungen des bald breiten, bald schmalen Ringes war die Ursache, warum die ersten Beobachter, welche den S. mit Fernröhren beobachteten, sich nicht zu erläutern wußten, wie die verschieden leuchtenden Phänomene von S. entständen, und erst Huygens glückte es, zu beweisen, daß ein solcher Ring, wie er eben beschrieben wurde, sich nach Verschiedenheit der Stellung des S.s so ungleich zeigen müßte. Des inneren Ringes innerer Rand ist von der Oberfläche des S.s 4160 Meil. entfernt, und der innere Ring ist 3740 Meilen breit; der leere Zwischenraum zwischen den Ringen ist etwa 390 Meilen und die Breite des äußeren Ringes 2300 Meilen. Bei dieser großen Breite haben aber diese Ringe nur eine Dicke von etwa 100 Meilen und sind beinahe 28° gegen die Ekliptik geneigt. Ob der Ring etwa noch aus mehren Ringen besteht, können wir nicht sicher entscheiden; aber mehre dauernde Spalten entdeckte man bis jetzt nicht, so daß, wenn es mehre Zwischenräume gäbe, diese doch für unsere Fernröhre zu schmal seyn müßten.

Was nun die oft besprochene, bestrittene und wieder bewiesene Rotation der Ringe betrifft, so gibt genannter Astronom folgende Erklärung: Herschels Beobachtung schien mir sicher genug, daß die hellen Punkte, welche er auf dem Ringe gesehen hatte, zwar manchmal Monde des S., aber in andern Fällen doch gewiß Punkte des Ringes selbst gewesen waren; an diesen hat er eine Bewegung gegen den S. rückwärts oder vorwärts wahrgenommen und daraus und aus dem öfteren Wiedererscheinen in gleicher Stellung auf die Umdrehung des Saturnringes geschlossen. Jene Beobachtungen waren von allen Astronomen, nicht bloß weil Herschel Glauben verdiente, sondern auch, weil die Darstellung seiner Observationen so volle Ueberzeugungsgründe enthielt, als völlig befriedigend angesehen worden; aber nun beobachtete Schröter eine Reihe von Erscheinungen, die der Rotation des Ringes ganz zu widersprechen und zu zeigen schienen, daß der Ring seine Stellung gar nicht ändere, daß derselbe also entweder gar nicht rotire, oder seine Stellung so langsam ändere, daß er erst bei einem ganzen Umlauf um die Sonne eine Rotation vollende. Nun läßt sich aber ganz gewiß nicht bezweifeln, daß der S., welcher durch seine anziehende Kraft die Monde in ihrer Bahn erhält, auch auf den Ring eine anziehende Kraft ausüben muß. Warum ferner der Ring nicht auf den Saturnkörper fällt, kann offenbar nur darauf beruhen, daß dieser sich genau in der Mitte, im Schwerpunkt des Ringes, befindet, wo dann der Ring von allen Seiten herabgezogen wird, darum sich schwebend erhält; aber es ist auch einleuchtend, daß der Ring sogleich auf den S. herabfallen müßte, wenn er nur ein wenig von jener Gleichgewichtsstellung entfernt würde. Da sich nun leicht zeigen läßt, wie nach den uns in der Natur vorkommenden Gesetzen und Erscheinungen eine so unverrückte Stellung, wobei das Gleichgewicht bestände, nicht unaufhörlich Statt finden kann, so darf man es unter die Unmöglichkeiten rechnen, daß der Ring für immer auf diese Weise schwebend erhalten werde. Hat dagegen der Ring eine Axendrehung, so kann derselbe selbst dann, wenn der S. nicht genau in seiner Mitte bleibt, eben so gut durch entgegengesetzte Schwungkraft und Anziehungskraft in gleichförmiger Stellung erhalten werden, wie der Mond unsrer Erde. Hiernach scheint also eine solche Drehung, wo die Ebene des Ringes immer dieselbe bleibt, oder eine Drehung, deren Axe senkrecht auf die Ebene des Ringes ist, nothwendig zu seyn, um das Gleichgewicht zu erhalten, wie wir solches wahrnehmen. Diese Betrachtung wird aber noch durch einen andern Grund wesentlich unterstützt. Wenn der ruhende Ring bloß dadurch im Gleichgewicht erhalten würde, daß er von allen Seiten nach dem Mittelpunkt eine gleiche Anziehung erlitte, so würde doch dieses nicht ganz fest mit der Masse des ganzen Ringes verbundene Stück unfehlbar auf den S. herabfallen, indem nur der feste Zusammenhang aller Theile die Ursache des Gleichgewichts wäre; aber da Alles, was wir als Materie kennen, einer Wandelbarkeit ausgesetzt ist, selbst die Felsen nicht unzerstörbar sind, so müßten, wofern

nicht der Saturnring allein ganz unveränderlich seyn sollte, seine Trümmer nach und nach auf den S. herabfallen, welches anzunehmen wir Bedenken tragen. Wenn dagegen eine Schwungkraft jedem Theile des Ringes eben so wie unserm Monde eigen ist, so wird selbst ein freiliegender Körper auf dem Ringe nicht auf den S. herabfallen, sondern seine Umläufe eben so wie ein Mond vollenden. Diese Gründe werden gewiß sehr genügend erscheinen, um selbst ohne Beobachtung für eine Rotation des Ringes zu entscheiden, da wir uns eine so todte Starrheit, wobei gar nichts Bewegliches auf dem Ring vorhanden wäre, kaum vorzustellen im Stande sind.

Mit dieser so fein ausgesponnenen und mit so vieler Umsicht aufgestellten Theorie des so sicher gehenden Astronomen Brandes wollen sich nun obendrein alle Beobachtungen Schröters nicht recht in Einklang bringen lassen. Letzterer beobachtete nämlich 1803 den Ring, wie er eben dem Verschwinden nahe war. Die Erde ging zu seiner unerleuchteten Seite hinüber, und der Ring verschwand nun vollkommen, wurde aber im Januar 1803 wieder sichtbar, indem die Erdbewohner zu dessen erleuchtetem Theil zurückgeführt wurden. Dieses Wiedererscheinen und das zweite Verschwinden im Juni faßte der obengenannte Astronom vorzüglich ins Auge, setzte auch nachher noch seine Beobachtungen so lange fort, als es die Annäherung der Erde an den S. erlaubte, u. fand bei dem wiederholten Wechsel, daß bei dem neuen Erscheinen des Ringes sich die westliche Seite heller als die östliche zeigte, auf dem westlichen Theil desselben einen, auf der östlichen zwei helle Punkte, und diese Erscheinungen traten nicht allein jeden Abend auf dieselbe Weise, sondern auch während der ganzen Nacht auf gleiche Art hervor, obgleich nach Herschels Rotationsperiode ein Punkt des Ringes mehr als einen halben Umgang hätte vollenden sollen. Die stärkere Beleuchtung des westlichen Theils des Ringes erklärte sich nachher dadurch, daß man fand, wie der östliche Theil mehr keilförmig spitzer zulaufend sich wies, als der westliche, dieser gleich breit blieb. Auch bemerkte man an beiden Vorragungen, die man als Berge anzusehen sich gezwungen fühlte, und alle diese Erscheinungen sprechen direkt gegen eine Rotation des Ringes. Schröter selbst baute auf obige Beobachtungen und auf die immer auf diese Weise wiederkehrenden gleichbleibenden Erscheinungen die Behauptung für das Nichtrotiren des Ringes. Da es jedoch kaum denkbar ist, daß dieser Gürtel sollte unbeweglich in seiner Lage beharren, so nahm Laplace mit seinem eigenthümlichen Scharfsinne die Sache nochmals, und zwar auf folgende Weise in Prüfung. Da nämlich der Ring wenigstens aus zwei koncentrischen Ringen, wenn nicht aus mehren besteht, so könnte es wohl seyn, meint Laplace, daß diese beiden Ringe eine kleine für uns unmerkliche Neigung zu einander haben und die ebenen Seiten eine einzige Ebene bilden. Ist dieses der Fall, so kann, wenn wir die schmale Seite des Ringes betrachten, ein kleines Vorragen des einen Ringes über den andern Statt haben, und da die Rotation diese Lage nicht nothwendig zu stören braucht, so trete das Hervorragen des einen Ringes über den andern immer an derselben Stelle ein und böte somit also alle jene immer gleichbleibenden Erscheinungen, wie wir sie wahrnehmen. Es wären demnach jene Hervorragungen wirklich erhabene Gegenstände, nach Schröter Berge, oder nach Laplace Vorragungen des einen Ringes über den andern, auch brauchten diese erhabenen Gegenstände nicht gerade von bedeutender Größe, sondern nur solche von bedeutender Beleuchtung zu seyn, um unserm Auge mehr auffällig zu werden, erhabener zu erscheinen. Diesen Bemerkungen pflichtet nun auch Olbers bei, und daß sie Glauben verdienen, beweisen noch mehr die Beobachtungen des Mondes, wenn er sichelförmig erscheint. Betrachtet man nämlich in dieser Zeit seine unerleuchtete Seite u. zugleich daneben die erleuchteten Hörner, so scheinen letztere einem ganz andern, als dem den ganzen Körper umschließenden dunkeln Kreis anzugehören, und auf ähnliche Weise theilen wir auch den hellerleuchteten Fixsternen gern eine viel erheblichere scheinbare Größe zu, als sie wirklich besitzen. Eben so widerspricht auch Herschel der lang gehegten Ansicht, die hervorragenden Gegenstände des Ringes für Berge halten zu wollen, und erinnert eben so, wie vorhin geschehen, an das Großerscheinen von hell erleuchteten Körpern; daß aber wirklich einige Theile des Ringes immer heller erscheinen müssen, als andere, dafür lassen sich leicht schlagende Beweise anbringen; demnach darf man nicht wohl an einer Rotation des Ringes mehr zweifeln.

Ueber die natürliche Beschaffenheit dieser Ringe wissen wir sonst mit Bestimmtheit nur Weniges. Daß sie undurchsichtig sind, erhellt aus den von ihnen geworfenen Schatten; auch wirft der innere Ring an seiner breiten Seite mehr Licht zurück als der äußere; er zeigt sich heller als der S. selbst, obgleich dieser beinahe die Weiße des Schnees zeigt. Dagegen scheint die schmale Seite des Ringes, d. h. seine scharfe Kante, das Licht schlecht zurückzuwerfen, denn sie erscheint dunkler, als man bei der Dicke desselben erwarten sollte. Wahrscheinlich ist die den Planeten zugekehrte Seite des Ringes abgerundet, wenigstens scheint eine Schattirung seiner Fläche und ein gegen den Rand matter auffallendes Licht darauf hinzuweisen. Eine gewöhnliche, fast für alle Planeten wiederholte Frage ist die, ob der S. wohl Bewohner haben könne. Wir meinen, die Frage läßt sich dahin entscheiden, daß dieser Planet, wie jeder andere, wohl welche haben könne, aber nur nicht solche mit menschlichen Eigenthümlichkeiten versehene. Ein Winter von 7 Jahren, jene lange Dunkelheit und die wunderbaren Erleuchtungs- und Erwärmungsverhältnisse passen eben so wenig für die Natur der den Erdbewohnern ähnlichen Wesen, als die vulkanische Beschaffenheit unseres Monds sich eignen möchte, menschliches Leben, irdische Vegetation zu erhalten, und wenn man die Gefährlichkeit eines festen Ringes für die Saturnbewohner benutzt, das Da-

seyn eines solches Gürtels in Abrede zu stellen, so grenzt dieses an das Lächerliche.

Für den Astronomen bleibt der S. einer der merkwürdigsten Planeten, und er wird denselben gewiß noch Jahrhunderte Stoff zum Beobachten u. Nachdenken bieten, indem sich nirgends so wunderbare Erscheinungen vorfinden, als gerade an diesem Körper unseres Planetensystems.

Nachstehende Tabelle gibt für die Stellung der einzelnen Haupt-Planeten und der links beigeschriebenen Jahre die mittleren Längen derselben auf den Meridian von Wien reducirt, wie solche Littrow in seinen Vorlesungen über die Astronomie (Wien 1830) entwarf:

Jahr.	Merkur.	Venus.	Erde.	Mars.	Jupiter.	Saturn.	Uranus.
1850	323°.01	242°.89	99°.78	82°.13	160°.23	14°.09	28°.42
1851	16. 72	106. 38	99. 51	274. 43	190. 57	26. 32	32. 71
1852	74. 53	235. 00	100. 25	106. 22	221. 00	38. 58	37. 01
1853	128. 25	199. 87	100. 01	297. 51	251. 33	50. 81	41. 31
1854	181. 07	64. 66	99. 78	128. 80	281. 66	63. 02	45. 60
1855	235. 69	289. 45	99. 54	320. 08	312. 02	75. 27	49. 90
1856	293. 50	155. 85	100. 28	151. 90	342. 45	87. 52	54. 20
1857	347. 22	20. 64	100. 04	343. 18	12. 79	99. 76	58. 50
1858	49. 92	245. 42	99. 81	174. 46	43. 12	111. 99	62. 79
1859	94. 65	110. 22	99. 57	175. 73	73. 47	124. 21	67. 09
1860	152. 46	336. 61	100. 31	197. 57	102. 89	136. 49	41. 40

Entfernungen folgender Planeten von der Sonne in Sonnenhalbmessern, einer zu 96,330 geogr. Meilen gerechnet:

	a) Sonnennähe.	b) Mittlere Entfernung.	c) Sonnenferne.	d) a — c	e) a : c
Merkur	65,96	83,05	100,12	34,15	1 : 1,5172
Venus	154,12	155,18	156,25	2,12	1 : 1,0138
Erde	210,91	214,54	218,17	7,26	1 : 1,0344
Mars	296,38	326,89	357,40	61,02	1 : 1,2059
Vesta	461,76	506,63	551,50	89,74	1 : 1,1943
Juno	426,35	572,71	719,07	292,72	1 : 1,6866
Ceres	548,86	594,48	640,10	91,24	1 : 1,1662
Pallas	459,90	594,85	730,80	281,90	1 : 1,6385
Jupiter	1062,14	1115,67	1169,20	107,46	1 : 1,1012
Saturn	1931,46	2046,30	2161,14	229,86	1 : 1,1189
Uranus	3923,35	4115,30	4307,25	383,90	1 : 1,0979

Spalte d gibt also den Unterschied zwischen der Entfernnng der Planeten von der Sonne, wenn sie dieser am nächsten stehen, und dieser Entfernung, wenn sie solcher am entferntesten sind, e) das Verhältniß dieser Entfernungen. Diese Angaben reichen hin, die wirklichen Entfernungen zu finden, indem man nur die einzelnen Zahlen in a) b) c) mit 96,330 zu multipliciren hat, um geographische Meilen zu erhalten.

Verzeichniß der siderischen Umlaufszeiten und der wechselseitigen mittleren Entfernungen folgender Planeten:

	Merkur.	Venus.	Erde.	Mars.	Vesta.	Pallas.	Jupiter.	Saturn.	Uranus.
Merkur.	1	2,554	4,152	7,809	15,07	19,17	49,25	122,21	246,96
Venus.	1,868	1	1,625	3,057	5,90	7,19	19,28	47,85	136,57
Erde.	2,582	1,362	1	1,881	2,629	4,617	11,962	29,457	84,012
Mars.	3,926	2,106	1,524	1	1,930	2,454	6,206	15,662	44,67
Vesta.	6,102	2,265	2,261	1,550	1	1,272	3,268	8,096	23,14
Pallas.	7,162	3,833	2,773	1,819	1,174	1	2,569	6,380	18,19
Jupiter.	13,44	7,190	5,204	3,413	2,202	1,876	1	2,483	7,082
Saturn.	24,64	13,186	9,528	6,259	4,038	3,440	2,834	1	2,852
Uranus.	49,55	26,52	19,182	12,590	8,122	6,918	6,668	2,011	1

Geht man in dieser Tabelle von der 1 eines Planeten zur rechten oder zur linken Hand, so geben die betreffenden Zahlen an, um wie viel mal das Jahr dieses Planeten länger ist, als das Jahr eines anderen; geht man aber über oder unter eine solche 1, so zeigt die jedesmalige Zahl an, um wie viel mal die mittlere Entfernung jedes der weiter abstehenden Planeten größer sey, als diejenige des Planeten, dem die 1 zukommt. So dauert ein Jupiterjahr 49,25 Merkurjahre, dagegen beträgt das Saturnjahr 122,31 Merkurjahre und die Entfernung des letzteren Planeten 24,64 mal so viel als die des Merkurs, u. ein Saturnjahr ist so lange als 29,457 Erdjahre, oder so lange als 10759,2173 Erdtage, ein Uranusjahr 84,013 Erdjahre und 2,852 Saturnjahre oder 136,57 Venusjahre. Somit würden wir Menschen mit unserer irdischen Lebenszeit auf dem Uranus das Kindesalter eben so wenig überschreiten, als auf dem S., oder die Wiege, um scherzhaft zu reden, nicht verlassen können.

Siderische Umlaufszeiten folgender Planeten um die Sonne:

	a) Nach Erdtagen.	b) Nach Sonnentagen zu 25 Tagen und 12 Stunden.	c) Nach Tagen des in Rede stehenden Planeten.
Merkur . . .	87,9689	3,45	87,94
Venus . . .	224,7004	8,81	230,23
Erde . . .	365,2563	14,32	365,25
Mars . . .	686,9790	26,94	668,79
Vesta . . .	1325,8459	51,99	unbekannt.
Juno . . .	1592,0666	62,47	= =
Ceres . . .	1684,0804	66,07	= =
Pallas . . .	1686,8051	66,13	= =
Jupiter . .	4232,5820	166,51	10475,80
Saturn . .	10759,2172	420,96	25151,40
Uranus . .	30686,8290	1203,45	unbekannt.

Das will sagen, der S. braucht 10759,2173, der Uranus 30686,32, die Venus 224,7004 Erdtage zu dem Umlauf, was in Tagen der Sonne, dieser zu 25 St. gerechnet, beträgt (respekt.), 420,96; 1203,45 ꝛc. ꝛc.

Größen der Planeten und der Sonne:

	Scheinbare Größe für die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne.	Scheinbare Größe für die eigene mittlere Entfernung von der Sonne.	Wirklicher Halbmesser nach Meilen.
Sonne . .	1922″,75		96330,00
Merkur .	6,99	15″,70	301,89
Venus . .	16,50	22,80	827,42
Erde . . .	17,15	17,15	859,42
Mars . .	9,05	6,53	496,96
Vesta . .	0,58	0,24	29,36
Juno . .	3,08	1,14	154,00
Ceres . .	3,49	1,26	175,00
Pallas . .	4,50	1,63	226,00
Jupiter .	198,75	36,21	9966,50
Saturn .	171,70	16,09	8602,30
Uranus .	76,49	3,98	3831,60

Planetengrößen im Verhältniß zur Sonne.

als:	Die Sonne ist größer an Durchmesser.	Rauminhalt.	Masse nach Piazzi.
Merkur	319,46 mal	32,604,600	2,000,000
Venus	116,53 =	1,582,400	356,633
Erde	112,08 =	1,408,200	343,817
Mars	193,24 =	7,216,040	2,800,000
Vesta	3315,10 =	36,432,000,000	unbestimmt
Juno	634,27 =	243,000,000	= =
Ceres	550,93 =	167,000,000	= =
Pallas	427,27 =	73,000,000	= =
Jupiter	9,67 =	903,41	1067,1
Saturn	11,20 =	1404,30	3515,6
Uranus	23,14 =	13900,00	20150,0

Ueber Bahnen der Planeten und die Bestimmung derselben s. die Artikel Bahnen, Astronomie, Centrifugalkraft; für die neueren Planeten Neptun, Asträa stehen nähere Berechnungen der Größe noch zu erwarten.

Saturn (Alchem.), das Blei, weil es mit andern Metallen so leicht zusammenschmilzt, sie gleichsam verschlingt.

Saturnalien (Saturnalia, röm. Ant.), altlatinisches Fest, welches zu den ältesten patricischen Sacra gehörte. Der Sage nach soll es von Janus zum Andenken an des Saturnus Verdienst, der durch Ackerbau und sonstige nützliche Institute die Menschen zu einem civilisirten Leben geführt habe, eingesetzt worden seyn. Nach einer andern Sage soll es aber von den von Hercules zur Besorgung seines in Latium gestifteten Kultus zurückgelassenen Leuten, die sich vor den wilden Einwohnern des Landes nur dadurch schützen konnten, daß sie, den saturnischen (kapitolinischen) Hügel besetzend, sich selbst Saturnier (Abkömmlinge oder Priester des Saturn) nannten, zum Dank für den durch den Namen des Gottes ihnen zu Theil gewordenen Schutz dem Saturnus zu Ehren gestiftet worden seyn. Andere lassen das Fest mit der Tempelweihe im J. 507 v. Chr. angeordnet werden; noch Andere endlich schreiben die Stiftung desselben Pelasgern zu, die Menschenopfer dabei vorgenommen haben sollen, bis durch Hercules diese blutige Unsitte abgeschafft worden sey. Ohne Zweifel waren die S. ursprünglich ein Fest der Sonnenwende, dergleichen wir fast bei allen Völkern antreffen, und, da der Monat December dem Saturnus, der Januar aber dem Janus heilig war und das römische Jahr in der ältesten Zeit mit der Bruma begann, zugleich eine Art von Neujahrsfest. Auch soll das Fest nach den Fast. Sic. von Romulus unter dem Namen Brumalia eingesetzt worden seyn. Späterhin kam aber diese ursprüngliche Bedeutung des Festes in Vergessenheit, und dasselbe wandelte sich in eine Feier zum Andenken des goldnen Zeitalters, als dessen Vertreter in Latium Saturnus galt, und damit in ein allgemeines Freuden- und Dankfest für den Erntesegen und dessen glückliche Einheimsung um. Regelmäßig gefeiert wurden die S. erst seit dem J. 497 v. Chr. und im J. 207 erneuert. Anfangs dauerte ihre Feier nur einen Tag (den 19. December, nach J. Cäsars Kalenderverbesserung den 17. December) und schloß die Opalien (s. d.) mit ein. Augustus setzte als Pontifex maximus, um dem alten Tage (dem 19. December) wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, 3 Tage (17.—19. December) dafür an; unter Tiberius kam noch ein vierter hinzu und unter Caligula ein fünfter, der dies Juvenalis genannt ward (Suet., Calig., 17). Ist von einer 7tägigen Dauer des Festes die Rede, so sind die Sigillarien und andere Feste, die in diese Zeit fielen, mit eingerechnet. Die Festfeier selbst ging in folgender Weise vor sich. In der ersten Dämmerung nahm man das Bad, um den ganzen Tag auswärts schwärmen zu können, und begab sich dann in die gleich dem Circus und vielen Privatwohnungen mit Wachslichtern (als Anspielung auf das Licht der Aufklärung und Gesittung, das Saturn verbreitet haben sollte) erleuchteten Heiligthümer des Gottes, wo demselben, nachdem seiner Statue die wollenen Fußbinden gelöst waren, und dem eigenen Genius ein Opfer dargebracht ward. Während der ganzen Festdauer wurden alle öffentlichen und Privatgeschäfte eingestellt, Schulen und Kaufläden geschlossen. Es ward kein Krieg angekündigt, keine Schlacht geliefert, auch keinerlei Strafe verhängt; ja es wurden Verbrechern wohl gar die Fesseln abgenommen und Gefangene freigelassen, die sodann ihre Bande dem Saturn weiheten. Alle Trauer war aufgehoben; allenthalben durfte nur die Freude sich vernehmbar machen. Schon am Vorabende des Festes stürzte man mit angezündeten Wachsfackeln auf die Straße mit dem Jubelruf: Jo Saturnalia! oder: Bona Saturnalia! Ungezügelte Freiheit herrschte überall; man trieb allerlei Possen, ging mit berußtem Gesichte einher, legte die lästige Toga ab und zur Vermummung eine Art von Kapuze an, welche Kopf und Schultern bedeckte. Besonders durften sich auch die Sklaven ihres Lebens freuen; sie waren nicht nur von allen Geschäften frei, sondern durften auch die Toga und den Pileus tragen und selbst mit ihren Herrschaften zu Tische sitzen — das Fest sollte nämlich an die gute alte Zeit erinnern, da es noch nicht Herren u. Sklaven gab —; ja die Herren bedienten ihre Sklaven bei Tische, wechselten die Kleider mit ihnen und gestatteten ihnen unbeschränkte Redefreiheit, wo hartherzige Herren oft genug die Wahrheit zu hören bekamen. Um jede Standesungleichheit aus

den Augen zu rücken, trugen die Vornehmen, die hohen Staatsbeamten und Senatoren unanſehnliche Kleider. Die Wohlhabenden hielten ſtets offene Tafel in ihren Häuſern, wobei das Hauptgericht die trojaniſche Sau war, und wovon die Gäſte noch Geſchenke (apophoreta) mit nach Hauſe nahmen. Vornehme pflegten ihre Theilnahme an dieſen Gaſtereien durch Läufer ankündigen zu laſſen und in der bunten Syntheſis und Pantoffeln zu erſcheinen. Die Schmauſenden bekränzten ſich mit Myrtenlaub (Symbol der Venus) und beſchenkten einander mit Roſen. Mit beſonderm Luxus war der Nachtiſch ausgeſtattet, und die Aufwandsgeſetze hatten in dieſen Tagen keine Geltung, wie auch das Würfelſpiel geſtattet war, welches Aermere um Nüſſe, Reichere aber um hohe Geldeinſätze zu ſpielen pflegten. Mittelſt des Würfelſpiels ward auch der Mahlkönig (rex convivii) erwählt, der alle nur erdenklichen tollen und ausgelaſſenen Befehle ertheilte. Auch Spiele, namentlich Wettrennen im Circus und Gladiatorengefechte, waren mit dieſem Feſte verbunden. Endlich pflegte man ſich gegenſeitig zu beſchenken. Früher war es gewöhnlich, daß die Klienten ihren Patronen anſehnliche Geſchenke machten; da aber dieſe Sitte von der Habſucht mißbraucht ward, ſo beſchränkte die Lex Publilia dieſelbe auf Ueberſendung von Wachskerzen. Leute, welche an der lärmenden Feſtfreude keinen Geſchmack fanden oder dadurch in ihren Studien nicht unterbrochen ſeyn wollten, zogen ſich auf die Dauer des Feſtes auf das Land zurück. Bekanntlich geſtalteten ſich die S. nach Einführung des Chriſtenthums in den Karneval (Faſtnacht) um, welcher aber wegen des Weihnachtsfeſtes um einige Wochen hinausgeſchoben wurde.

Saturnalitii (Numism.), 1) röm. Schaumünzen von Gold, Silber und Blei, die man ſich an den Saturnalien gegenſeitig zu ſchenken pflegte, auch wohl als Spielmarken gebrauchte. Auf dem Avers trugen ſie den Kopf des Saturnus, der Revers zeigte allerhand allegoriſche Figuren, z. B. ein von Cupido gelenktes Pferd mit Menſchenkopf, einen Kometen, ein männliches Glied neben dem abnehmenden Monde ꝛc. (ſ. Spintheria). Dieſe Münzen ſind jetzt ſelten. — 2) Münzen, die ebenfalls auf dem Avers einen Saturnkopf, auf dem Revers aber ein Schiff zeigten, welches auf das Herüberkommen des Saturnus über das Meer deutete. Schon Janus ſoll dergleichen Münzen zu Ehren des Saturnus haben prägen laſſen. Die römiſchen Knaben warfen ſie im Spiel in die Höhe und fragten: capita aut navim? (Kopf oder Schiff?). Wenn das Gerathene oben lag, ſo hatte der Befragte gewonnen.

Saturnallinie (Chiromant.), ſ. v. a. Saturnlinie.

Saturnberg, ſ. Chiromantie.

Saturneß, brit. Vorgebirg, Schottland, Grafſch. Kirkudbright, an der Südküſte.

Saturn-Finger und -**Nagel** (Chiromant.), der Mittelfinger und deſſen Nagel.

Sartunia (röm. Myth.), Tochter des Saturnus, Beiname der Veſta und der Juno.

Saturnia (a. Geogr.), 1) alter dichteriſcher Name für Italien (Virg., Aen., I, 569); — 2) alte, früher Aurinia genannte Stadt in Etrurien, im Ager Caletranus und an der Straße von Rom nach Coſa, ſeit dem J. 569 d. St. römiſche Kolonie. Umfaſſende, 3 engliſche Meilen im Umkreis haltende Ruinen davon finden ſich bei dem Dorfe Capallio in der Maremna di Sovana vor. — 3) Nach Diod. Halic. (I, 20) alte pelasgiſche Stadt im Lande der Sikuler, die nach Plin. (III, 5, 9) an der Stelle des ſpätern Roms ſtand.

Saturnia (Entom.), nach Schrank, Nachtpfau, Gatt. der Lepidoptera nocturna L., der Ordn. der Falter und der Zunft der Nachtfalter nach Oken, unter Phalaena L. Charakter: Die Flügel groß, zugerundet, am Außenrande eingebogen, jeder auf der Mitte mit einem Pfauenſpiegel. Die Puppe iſt rundlich, hinten mit einer borſtigen Endſpitze. Sie ruht in einem birnförmigen, hornharten, durchſcheinenden, vorn wie eine Retorte offenen Gewebe, an deſſen Halſe inwendig konvergirende Borſten ſtehen, wodurch von außen jeder Eingang gehindert wird. Die Raupen ſind glatt und haben auf jedem Ringe ſechs ſternförmige Warzen mit ſteifen Borſten und einzelnen Haaren. Von 4 europäiſchen und zahlreichen außereuropäiſchen Arten bekannteſte: 1) S. capensis Schk., kapſcher Nachtpfau. Braun, ins Ockergelbe, über die Flügel 2 weiß-graulichte, wollige Streifen, dazwiſchen auf jedem ein Augenſpiegel. Der vordere länglich-rund, in der Mitte glashell, darum ockergelb, darum ſchwarz und um dieſen Saum weiß; der hintere größer, rund, mit kleinem Glasfleck, darum gelb, darum braunſchwarz, um dieſen Saum ſchmutzig weiß. Ein ſchöner, ſtark beſtäubter Falter; in Afrika. — 2) S. pyri Schk., großer Nachtpfau. Die Vorderflügel weißgrau, dunkler beſtäubt, an der Baſis und nach außen ſchwarzbraun; die Hinterflügel röthlichgrau, nach außen ſchwarzbraun, um den Außenrand aller ein breiter gelblichweißer, nach außen braun verſtießender Saum. Auf jedem Flügel in der Mitte ein runder Augenfleck mit ſichelförmig feinſpaltigem, glashellem Strich wie ein Augenlid, darunter ſchwarz. Um dieſe Pupille ein braungrauer, darum ſchwarzer Einfaß. Die Vorderflügel haben an der Spitze roſtgelbe Zackenlinien und einen ſchwarzen Fleck. Von den einheimiſchen Nachtpfauen iſt dieſer die größte Art. Variirt auch in Farbe und Zeichnung wie die folgenden. Die Hülſe iſt dunkel- und hellbraun, mit groben Fäden umhüllt, aus denen man in Wien einſt eine Art Seide zu verfertigen geſucht hat, die aber zu grob iſt, um zu gefallen. Die erwachſene Raupe iſt gelbgrün, in den Seiten dunkler, mit 6 hellblauen, zuweilen roſenrothen, ſternförmigen, mit ſteifen Borſten und 2 langen am Ende kolbigen Haaren beſetzten Erhöhungen. Ueber der Schwanzklappe und auf jedem Nachſchieber ſteht ein hochrother Fleck. Sie lebt im Sommer auf Birnen-, Pflaumen-, Pfirſich-, Aprikoſen- und Mandelbäumen, oft auch auf Ulmen und Nußbäumen. Häufig um Wien und Paris, aber nicht im nördlichen Deutſchland. Röſel, IV,

T. 15—17, 23. — 3) S. spini *Schk.*, mittlerer Nachtpfau. Mit abgerundeten, braunen, weiß und aschgrau gewölkten und gebänderten Flügeln. Männchen und Weibchen einerlei. Im südlichen Deutschland, Ungarn und Rußland. Dem folgenden ähnlich. *Esper*, III, Taf. 3, Fig. 1—7. — 4) S. Carpini *Schk.*, kleiner Nachtpfau. Das Männchen beträchtlich kleiner als das Weibchen. Die Flügel zugerundet, aschgrau bestäubt, auf gelblichgrauem Grunde, mit zackig-welligen Binden, auf jedem Flügel ein Augenfleck. Die Hinterflügel des Männchens rothgelb. Diese Art ist überall in Europa zu Hause. Die Puppe liegt in einem Gewebe, welches von außen glatter und mit weniger groben Fäden umsponnen ist. Die Raupe lebt im Mai und Juni auf Schlehen, Rosen, Sahlweiden, Heidelbeeren und verschiedenen Waldbäumen. Sie ist erwachsen grün, hat manchmal einen schwarzen Gürtel auf jedem Gliede und darauf 6 goldgelbe oder rosenrothe, behaarte Knöpfe. *Rösel*, I, 4, 5.

Saturnia stagna (a. Geogr.), Name des Mare Cronium wegen der Namensverwandtschaft mit Kronos oder Saturn (Claudian, De laud. Stilich., I, 178).

Saturni dens (Saturnuszahn, röm. Ant.), ein kleines gebogenes Winzermesser.

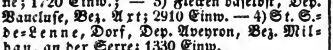
Saturni linea (Chirom.), Saturnlinie.

Saturni mons (Chirom.), Saturnberg.

Saturnin, St. (Geogr.), franz. Orte: 1) drei Dörfer: a) Dep. Cantal, Bez. Murat, an der Rue; 1450 Einw.; — b) Dep. Mayenne, Bez. Chateau-Gontier; mit Schieferbrüchen; — c) Dep. Cher, Bez. St.-Amand-Montrond; 1130 Einw.; — 2) Flecken, Dep. Puy-de-Dôme, Bez. Clermont, an der Monne; 1720 Einw.; — 3) Flecken daselbst, Dep. Baucluse, Bez. Art; 2910 Einw. — 4) St. S.-de-Lenne, Dorf, Dep. Aveyron, Bez. Milhau, an der Serre; 1330 Einw.

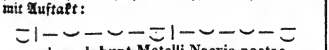
Saturnina (Med.), Bleipräparate.

Saturninischer Vers (Versus saturninus, Lit.), ein aus 2 ithyphallischen oder pherekratischen Versen bestehender asynartetischer Vers mit Auftakt:



malum dabunt Metelli Naevio poetae,

so jedoch, daß im ersten Hemistichium statt des Trochäus auch ein Dactylus eintreten kann:



quem non rationis egentem vicit Archimedes.

Diese Versart war im alten Latium besonders bei Tempelgesängen, in Orakeln und Epopöen üblich, und man findet sie daher in den Liedern der Fratres Arvales, der Salier, in den Weissagungen des Sehers Cn. Marcius, in alten Schriftdenkmälern (z. B. der Tabula Regilli, den Grabschriften der Scipionen ꝛc.), in der Uebersetzung der Odyssee von Livius Andronicus. Irrthümlich glaubte man, daß die saturn. Verse gereimt gewesen. Seinen Namen hat er nach Einigen von seinem Alter (also von der Zeit, wo Saturnus regierte), nach Andern, weil der alte Faunus sein Orakel in solchen Versen gab. Vgl. J. Fr. Christ, Saturnia carmina, Leipzig 1754.

Saturninus, röm. Beiname. Außer den unter Antonius, Aponius, Appulejus, Fannius, Furius, Lufius, Pompejus, Sempronius, Sentius u. Volufius aufgeführten altröm. Trägern desselben sind hier noch folgende zu erwähnen: 1) Aelius S., Verfasser von Spottgedichten auf Tiberius, ward vor das Gericht des Senats gestellt, verurtheilt und vom Kapitol herabgestürzt (Dio Cass., LVII, 22); — 2) S., Gallier von Geburt, erprobte sich unter Kaiser Aurelianus als tüchtigen Feldherrn und ward von demselben mit dem Ducatus limitis orientalis betraut. Als er sich einem ausdrücklichen Verbote des Kaisers Probus zuwider aus seiner Provinz nach Alexandria begeben, ward er hier von dem Volke als Augustus begrüßt. Um der ihm aufgedrungenen Würde sich zu entziehen, kehrte er zwar nach Palästina zurück, nahm aber gleichwohl seiner Sicherheit wegen den ihm angetragenen Purpur an. Probus, der ihm zugethan war und an seinen Abfall nicht glauben wollte, sandte, ehe er selbst gegen ihn auszog, erst eine kleinere Truppenabtheilung gegen ihn aus. Mit dieser vereinigte sich ein Theil von des S. Heere, worauf dieser in dem Kastell von Apamea eingeschlossen und endlich, dem Willen des Probus zuwider, von dessen Soldaten getödtet ward (Vopisc., Prob., 18; Firm. Sat. etc., 11; Aurel. Vict., Caes., 37). — 3) S., röm. Steinschneider, welcher uns durch einen schönen Kamée mit dem Porträt der jüngeren Antonia, der Gemahlin des Drusus, bekannt ist; — 4) (röm. Lit.), Cl. S., röm. Jurist unter Antoninus, von dessen Bemerkungen zum röm. Recht sich ein Fragment in den Pandekten vorfindet; — 5) S. Cythenas, aus Cythäon auf Kreta, Skeptiker der spätern (empyr.) Schule, lebte im 3. Jahrh., Schüler des Sextus Empiricus, der letzte dieser Schule.

Saturninus (Kirchengesch.), christlicher Gnostiker, lebte zur Zeit des Kaisers Hadrian in Antiochien. Ueber sein gnostisches System stehen uns nur unvollständige Nachrichten zu Gebote, daher dasselbe zum Theil dunkel ist. Er setzte dem vollkommenen Urwesen ein wild tobendes Reich des Bösen unter Satanas entgegen. Vom guten Gott ist die Geisterwelt der Aeonen geschaffen oder emanirt. Auf der untersten Stufe der Emanationswelt, an der Grenze zwischen dem Lichtreich und dem Reiche der Finsterniß, stehen die 7 Planetengeister (ἄγγελοι κοσμοκράτορες). Obwohl fern vom göttlichen Urgrunde, kämpfen sie doch gegen das Reich der Finsterniß, um demselben zur Gründung eines eignen Reichs einen Boden abzugewinnen. So gestalten sie die Sinnenwelt und bilden den Menschen in dunkler Erinnerung nach dem Bilde der Gottheit. Aber das Gebilde ihrer Hand kann sich nicht zum Himmel erheben; eine Körpermasse ohne Seele, sinkt es kraftlos zusammen, bis der höchste Vater sich seiner erbarmt und aus dem Lichtreiche dem nach seinem Bilde geschaffenen Menschen einen Funken seines eignen göttlichen Lebens mittheilt. Aber Satan setzt

ein Geschlecht nach seinem Bilde dagegen. Um nun die höhern Menschen, denen der göttliche Lebenskeim mitgetheilt worden, aus der Macht nicht nur des Satans, sondern auch der Planetengeister, deren Reich sich unter dem Judengott als ein selbstständiges zu behaupten strebte, zu befreien, nimmt einer der höchsten Aeonen (νοῦς) als Christus einen Scheinkörper an, einen solchen nämlich, weil er auf keine Weise mit dem Planetenreiche oder mit der materiellen Welt eine Verbindung eingehen konnte. Aus S.' Lehre floß eine strenge Ascetik; von Seiten der Menschen wird die Erlösung durch Enthaltung alles dessen gefördert, wodurch sie der Materie dienstbar werden, daher die Anhänger S.' sich der Ehe, viele von ihnen auch des Fleischgenusses enthielten. Sie scheinen früh in den Hintergrund getreten und in den Marcioniten aufgegangen zu seyn.

Saturni Promontorium (a. Geogr.), Vorgebirg in Hispania Tarraconensis, unweit Carthago nova, jetzt Cabo de Palos (Plin., III, 3, 4).

Saturnisches Meer (a. Geogr.), s. v. a. Adriatisches Meer.

Saturnisches Zeitalter, s. Saturnus I.

Saturnische Verse, s. v. a. Saturninische Verse.

Saturnius (röm. Myth.), Sohn des Saturnus, Beiname des Jupiter und des Neptun.

Saturnius mons (röm. Topogr.), s. v. a. Capitolinus mons.

Saturnjahr, eine Umlaufszeit des Saturn, s. Saturn, S. 214.

Saturnlinie, 1) (Chirom.), auch Glückslinie, eine chiromantische Linie in der Hohlhand unter dem Daumballen. Sie zeigt Glück und Reichthum an, wenn sie unzerrissen und nicht geschlängelt in der Marshöhle stehen bleibt, Mühseligkeiten und Gefahren dagegen, wenn sie diese Grenze überschreitet und doppelt oder dreifach da ist. — 2) (Metoposk.), die erste der Querlinien der Stirnhaut, gleich unter den Haaren.

Saturnmonde (Saturntrabanten, Saturnsatelliten, Astron.), s. Saturn.

Saturnring (Astron.), s. Saturn.

Saturntag (Astron.), Zeit der Umdrehung des Saturn um seine Axe, s. Saturn.

Saturnus, I. (Kronos, griech. Myth.), Sohn des Uranus und der Gäa, der jüngste der Titanen, Gemahl der Rhea, Vater der Hestia, Demeter, Hero, des Hades, Poseidon und Zeus (Hesiod., Theog. 137, 452 ff.). Als Uranus seine Söhne, die Hekatonchiren Briareus, Cottus und Gyas (s. Centimanen) und die Cyklopen Argos, Steropes und Brontes in den Tartarus gestürzt hatte, beredete die über die an ihren Söhnen verübte Grausamkeit erzürnte Rhea ihre anderen Söhne, die Titanen, zur Empörung wider den Vater. Kronos ging am bereitwilligsten auf die Racheppläne seiner Mutter ein und erhielt von derselben eine adamantene Hippe, womit er dem Vater, als derselbe mit Anbruch der Nacht zu seiner Gemahlin kam, um der Liebe zu pflegen, die Genitalien abschnitt (s. Uranus). Die Titanen entsetzten darauf den Vater der Herrschaft, befreiten die in den Tartarus verstoßenen Brüder und übergaben dem Kronos die Regierung. Dieser aber stürzte die widerspenstigen Cyklopen abermals in den Tartarus und vermählte sich mit seiner Schwester Rhea. Da ihm aber Uranus und Gäa prophezeihet hatten, er werde auch von einem seiner Söhne entthront werden, so verschlang er seine zuerst gebornen Kinder, nämlich die Hestia, Demeter und Here, so wie den Pluto und Poseidon. Als nun Rhea mit dem Zeus schwanger ging, gebachte sie diesen zu retten und begab sich auf den Rath des Uranus und der Gäa nach Kreta, gebar hier das Kind, verbarg dasselbe in einer Höhle des Berges Argäus und gab dem Kronos statt desselben einen mit Windeln umwickelten Stein zum Verschlingen. Als Zeus herangewachsen war, gab er unter Beihülfe der Oceanide Metis dem Vater einen Trank ein, welcher bewirkte, daß Kronos erst den Stein, dann die verschlungenen Kinder wieder von sich gab. Im Verein mit seinen Brüdern begann darauf Zeus den berühmten 10 Jahre währenden Kampf gegen Kronos und die übrigen Titanen (Titanomachie), worin der Sohn zuletzt siegte. Jene wurden in den Tartarus geworfen, und nach Einigen (Lycophr. 869) soll Kronos zuvor von Zeus mit Honig berauscht und entmannt worden sein. Im Tartarus liegt nun Kronos mit seinen Brüdern und wird von den Hekatonchiren bewacht (Apollod. II, 1); nach Andern soll er dagegen auf die Inseln der Seligen verwiesen worden seyn und dort über die abgeschiedenen Helden herrschen (Hesiod., Opp. et D. 169), oder er soll überhaupt in den westlichen Ländern der Erde verweilen (Diod. III, 20, V, 66), oder nach seinem Sturze noch lange Zeit, ohne ein Asyl zu finden, umhergeirrt, zuletzt nach Italien gekommen seyn und sich in Latium niedergelassen haben (Virg., Aen. VIII, 319; Ovid., Fast. I, 223; V, 625). Von ihm führt Italien den Namen Saturnia (s. d.). Die Zeit seiner Herrschaft wird als die glücklichste, als das goldene Zeitalter auf Erden beschrieben, in welchem die Menschen lauter selige Tage verlebten, wie die Götter, und Ruhe, Friede, Ueberfluß und alle Tugenden auf Erden herrschten. — Der Gleichklang des Namens Κρονος mit Χρονος hat frühzeitig die symbolische Auffassung des Kronos als eines Zeitgottes veranlaßt. Die Besiegung desselben durch Zeus wird von den Stoikern nach Cicero (De Nat. Deor. II, 25) also gedeutet: vinctus est a love, ne immoderatos cursus haberet, atque ut eum sideribus alligaret, was Creuzer (Symb. II, 439) so erklärt: Saturnus werde als die Zeit gedacht, und zwar als der ungemessene, dunkle Abgrund der ungezählten Aeonen, gleichsam als die blinde Zeit. Nach Saturnus aber komme Jupiter, ordne, theile die Zeit und binde sie an den Lauf der Gestirne. Uebrigens findet Creuzer in dem ganzen Mythus nur den Gedanken ausgesprochen, der regelmäßige Bildungstrieb gewinne Oberhand in der Natur, und will den Stein, den Kronos verschlingt und wieder ausbricht, auf dem weitverbreiteten Kult der Meteorsteine und auf einen ähnlichen Fetischdienst im vordern Orient, wo-

her die Griechen ihre hauptsächlichsten Religionskulte erhalten, gedeutet wissen. Nicht weniger willkürlich als diese Ansicht ist die von Böttiger (Ideen zur Kunstmyth., S. 219) aufgestellte, wonach durch das Verschlingen der eigenen Kinder darauf hingedeutet werden soll, daß die Griechen vor Einführung der olympischen Götter dem Kronos Menschenopfer dargebracht hätten. Denn daß dem Kronos auf Kreta wirklich Menschenopfer gebracht worden seyen, wie Einige (Höck, Kreta S. 183) meinen, läßt sich nicht nachweisen. Göttling (zu Hesiod, Theog. 497) findet in dem seine Söhne Poseidon und Pluto verschlingenden Kronos die symbolische Andeutung des Monotheismus der griechischen Urzeit, indem nämlich vor der olympischen Götterfamilie Kronos allein über Himmel und Meer und Alles, was auf und unter der Erde ist, geherrscht und erst, als er die verschlungenen Kinder wieder von sich gegeben, diesen einen Theil der Herrschaft überlassen habe. Geistvoll ist Struhrs (Religionssyst. der Hell., S. 19, 25 ff.) Auffassung des Mythus, wonach derselbe „Erinnerungen von der innern Entwicklungsgeschichte des religiösen Bewußtseyns der Pelasger" enthalten und das Verschlingen der Kinder „auf das Ringen des Menschengeistes nach einer klaren und geläuterten Religionsanschauung, wie sie sich nachher in dem Glauben an die olympische Götterwelt offenbart habe," hindeuten soll. Von der Verehrung des Kronos finden sich in Griechenland nur wenige Spuren, wiewohl diesem Gotte zu Ehren in Athen jährlich am 12. Hekatombäon die Kronien gefeiert wurden. Den ersten Altar in Attica soll Cecrops dem Kronos und der Ops, welche mit Rhea öfters identificirt wird, erbaut haben. Späterhin befand sich in Athen ein Heiligthum des Kronos und der Rhea am Fuße der Akropolis nahe bei dem Orte, wo Hadrian später das Olympieum erbaute, vielleicht an derselben Stelle, wo jener frühere Altar derselben bei den Gottheiten gestanden haben soll, der ohne Zweifel mit dem attischen Feste der Kronien in Verbindung gestanden hat. Endlich wurde dem Kronos auch noch auf dem kronischen Hügel bei Olympia geopfert. — Dargestellt wird dieser Gott gewöhnlich als alter Mann mit verhülltem Hinterhaupte, in der Rechten die Harpe oder Hippe. Hesod (Theog. 175) beschreibt letztere als groß und lang und gezähnt; nach den meisten bildlichen Darstellungen aber hat man sich dieselbe als eine Art von kurzem Schwert, aus dessen Klinge auf der einen Seite ein Haken hervorgeht, wodurch sie sich eben sowohl zum Stechen, als zum Ausschneiden eignet, zu denken; öfters fehlt aber auch die gerade Spitze, so daß sie als bloße Hippe erscheint. Im Mittelalter, vielleicht erst im 15 Jahrhundert nach dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften, hat man an die Stelle der Hippe eine große Sense gesetzt. Dergleichen neure Attribute des Kronos als Zeitgottes sind auch Flügel, Sanduhr und die sich in den Schwanz beißende Schlange. Den italischen Darstellungen, welche ihn mit einer Weltkugel über dem Kopfe oder zu seinen Füßen oder auch mit bestirntem Haupte erscheinen lassen, liegen astronomische, auf Saturns planetisches Verhältniß bezügliche Ideen zu Grunde.

II. (Röm. Myth.). S. ist eine der am höchsten verehrten altlatinischen Gottheiten (daher Saturnus Augustus, Conservator), ja er gilt nächst Janus für den ältesten italischen Gott, dem die Saturnier, die ältesten Bewohner des kapitolinischen Hügels, schon vor dem trojanischen Kriege geopfert haben sollen. Die Sage läßt ihn zu Schiffe nach Latium kommen, von Janus, der auf dem Berge Janiculum herrschte, a. d. Tiber freundlich aufgenommen werden und die Burg Saturnia gründen. Mit Janus beförderte er durch weise Gesetze und durch Einführung des Ackerbaues das Glück jener Gegenden in dem Grade, daß in Wirklichkeit das goldene Zeitalter unter dem Walten beider Herrscher erschien. Wie sehr auch durch Einwirkung hellenischer, etrurischer, sabinischer Mythenbildungen der ursprüngliche Charakter des S. umgestaltet worden seyn mag, so geht doch so viel aus Allem, was wir von diesem Gotte wissen, unzweifelhaft hervor, daß er bei den alten Latinern ein Gott des Feldbaues war, worauf schon der Name (von serere, satum) hinzudeuten scheint. In so fern nun die Geschäfte des Landbaues mit dem Wechsel der Jahreszeiten und den Einflüssen der Gestirne in enger Beziehung stehen, lag es nahe, den S. mit dem griechischen Kronos zu identificiren. Diese hellenische Umgestaltung des Saturnuskult begann wahrscheinlich um das Jahr 257 der Stadt und erhielt auf die Mahnung der sibyllinischen Bücher im Jahre 535 ihre Vollendung (Liv. XXII, 1). S. erscheint darnach nicht mehr als ein altlatinischer, sondern als ein Fremdlingsgott, der als ein Vertriebener zu Schiffe ankommt und sich verbergen muß. Seine Sichel oder Hippe wird zum Symbol der Alles hinraffenden Zeit und er selbst zu einem Verderben bringenden Zeit- oder Todesgotte, der an Menschenopfern Gefallen findet und insbesondere die Darbringung der erstgebornen Kinder verlangt. Er verschlingt seine eigenen Kinder, d. h. die Zeit verschlingt sich selbst, sättigt sich mit Jahren — und wird durch Jupiter vom Throne gestoßen — d. h. aus der Zeit vertrieben. Dieser auffallende Widerspruch im Charakter des S., der einmal segenbringender Machthaber des goldenen Zeitalters und dann wieder blutdürstiger Gott ist, erklärt sich hinreichend aus der Gewohnheit der Römer, die Mythen verschiedener Völker mit einander zu vermischen. Nach altitalischer Auffassung ist S. lediglich ein wohlthätiger ländlicher Gott, der das der Erde anvertraute Saatkorn zu gedeihlicher Entwickelung bringt, demgemäß die Ops zur Gemahlin hat und als ein die Sonnenwärme aufnehmender Erdgott sich dem Sonnengott Janus, dem Urheber der das Wachsthum fördernden Wärme, zugesellt. Er ist das erzeugende Princip der Erde, wird mitunter sogar mit Sol identificirt (Macrob., Sat. I, 22, 316) und Sohn des Pollux genannt (Fulg., Myth. I, 2), was nur heißen soll, er sey aus Licht und Himmel entsprossen. Sein Wesen umfaßt aber die ganze

Natur, und er ist daher nicht bloß Beförderer der Saatfrucht, sondern auch der animalischen Frucht, so wie der geistigen Bildung des Menschen. In Rom hatte er von der ältesten Zeit her einen Altar am elivus Capitolinus, dessen Bau auf die saturnische Kolonie zurückgeführt wird. Auch der Bau seines Tempels fällt in sehr frühe Zeit, nämlich in die des Königs Tatius, oder des Tullus Hostilius, oder des Tarquinius Superbus; geweiht haben soll ihn der Diktator T. Lartius 253 oder 257 d. St. (Liv. II, 21). Derselbe stand neben dem Tempel der Concordia u. drei marmerne kannelirte Säulen korinth. Ordnung sind noch von ihm übrig. Am Giebel waren auf Hirtenhörnern blasende und an den Füßen mit der Erde verwachsene Tritonen angebracht, welche entweder den engen Zusammenhang des Ackerbaues mit der Viehzucht, oder das andeuten sollten, daß von Saturns Zeit an die Geschichte heller werde (Macrob. I, 8, 234). In einem wahrscheinlich in den tarpejischen Felsen hineinreichenden Theile des Tempels war das Aerarium, wo neben dem Schatze auch das ganze Reichsarchiv aufbewahrt wurde. Dem S. waren auch die Nundinae geweiht als dem Gotte, der am meisten Vertrauen genoß, ohne welches Handel und Verkehr nicht bestehen können, und durch den Ackerbau, an den sich überhaupt Besitz und Kredit knüpfen, und Reichthum an Früchten Kauf und Verkauf veranlaßte. Neu erbaut ward dieser Tempel von L. Munatius Plancus 737 d. St. — Auf den römischen Abbildungen erscheint S. als halbnackter Greis mit grauen Haaren, langem Barte, gebeugtem Körper, unbedecktem Haupte, trauriger düsterer Miene, mit einem Gewand um den untern Theil des Leibes, welches von hinten den Kopf etwas verhüllt, mit der Sichel in der Hand, auch mit der Kugel zu den Füßen oder auf dem Kopfe, was seine planetarische Bedeutung anzeigt.

Saturnus (Astron.), s. Saturn.

Saturnus (Alchem.), s. Saturn.

Saturnus-Periode (Geologie), nach Al. Brongniart die Periode der Erdrindenbildung, welche seine elysmischen Formationen, die Diluvialgebilde der Neueren, hinterließ.

Satyr, 1) (Myth.), s. Satyrn; — 2) (Säugeth.), s. Satyrus; — 3) (Ornith.), s. v. a. Phasianus (Tragopan) Satyrus *Cuv.*; — 4) (Entomol.), s. v. a. Satyrus.

Satyra Menippea (Lit.), schriftstellerisches Produkt, worin Prosa mit Versen wechselte und dessen Stoff der mannichfaltigste war.

Satyrdrama (Satyrspiel, δράμα σατυρικόν, Fabula satyrica, griech. Lit.), eigenthümliche Gattung des attischen Drama, welche seit des Aeschylus Zeit in Verbindung mit der tragischen Trilogie, gleichsam als deren Nachspiel, vornehmlich auf der attischen Bühne Eingang fand. Die Erfindung und erste Ausbildung des S. als einer besondern Dichtungsart wird dem Pratinas (s. d.) zugeschrieben. Ueber die Umstände, welche demselben in der Gunst des Publikums emporhalfen, sind wir zwar im Dunkeln; doch ist es wahrscheinlich erst in Aufnahme gekommen, als man bei der neuen ernsten Tragödie die Lustigkeit der alten Dionysusspiele und die Schwänke der ländlichen Satyre zu vermissen anfing. Pratinas fand an Chörilus und Aeschylus eifrige Nachahmer, und bald kam es dahin, daß man das muntere Satyrspiel der ernster gehaltenen Tragödie in der Absicht zugesellte, um letzterer etwas von dem fröhlichen Scherz der Dionysusfeier zu erhalten oder wiederzugeben. Die Erfindung des Pratinas bestand nämlich bloß darin, daß er, um der Tragödie größere Freiheit in der Wahl ihrer Stoffe zu gewähren und gleichwohl auch der Heiterkeit ihr Recht zukommen zu lassen, den heroisch-tragischen Aufführungen dionysische Satyrchöre mit entsprechender Zwischenhandlung vorausschickte. So kam auf jede Tragödie ein besonderes Satyrspiel, und zwar mag letzteres wohl die volle Hälfte der Zeit in Anspruch genommen haben, welche den tragischen Darstellungen überhaupt angewiesen war. Als Dichter des S. sind nächst Pratinas theils nach ausdrücklichen Angaben, theils nach wahrscheinlichen Vermuthungen und Andeutungen bei den alten Schriftstellern noch folgende zu nennen: Phrynichus, Aristias, des Pratinas Sohn, Chörilus, der nach dem Ausspruche eines alten Dichters König im S. war, ferner Aeschylus, Sophocles, Euripides, Jophon, Archäus von Eretria, Jon aus Chios, Xenocles, Asthdamas der Jüngere, Chäremon und Timesitheus. Ueber die den angegebenen Dichtern zugeschriebenen Stücke und über sonstige Stoffe der Satyrspiele s. Welcker in dem Nachtrage zur Trilogie, S. 284 ff.; C. Friebel, Graecorum satyrographorum fragm., Berlin 1837, 8. Vgl. K. Fr. Hermann in Schneidewins Philologus III, 3, S. 507 ff. Von den sämmtlichen dieser Gattung angehörigen Dichtungen ist uns nur ein Stück, nämlich der Kyklops des Euripides, erhalten; von anderen besitzen wir entweder nur unbedeutende Bruchstücke, oder bloße Titel. Ueber den eigenthümlichen Charakter dieser Stücke lassen sich daher nur Vermuthungen aufstellen. Nach Welcker (a. a. O., S. 325 ff.) liegt der Kern der Erfindung und deren Hauptschönheit in dem Gegensatze des alten ländlichen Satyrchores mit der neuen städtischen Tragödie und den darin auftretenden Heroen, also in der Vereinigung zweier Dichtungsarten zu einem Ganzen, in der Verschmelzung des Geistes und Tones, der Form und Einrichtung entgegengesetzter Stände, Kunstarten und Kunstzeitalter. Die Handlung hatte im Allgemeinen die Farbe der Tragödie; aber die im vornehmen und prachtvollen Anzuge auftretenden Personen agirten unter freiem Himmel, in der Einsamkeit waldiger Landschaften, von den bockartigen Springern des ländlichen Dionysus umgeben. Das Wohlgefallen an den Satyrmasken beruhte besonders auf der Art und Weise, wie dieselben sich bei der tragischen Handlung anstellten, wie dieses drollige dämonische Gefolge eines Gottes unter den mythischen, meistens menschlichen Personen, in der Mitte der nach dem wirklichen Leben gestalteten, zum Theil wunderbaren Begebenheiten sich ausnahm und wie das gerne gesehene Bekannte durch den Reiz einer unerschöpflichen Mannichfaltigkeit neu belebt wurde. Es war daher das S. wohl

nicht bloß eine Zurückrufung der alten ländlichen Lustbarkeiten bei der Dionysusfeier, sondern es war, obwohl die heitern, scherzhaften Satyrtänze dabei vorwalteten, in so fern etwas Neues, als das Anziehende eben in dem Kontraste des Alten und des Neuen, des Bäuerlichen und Städtischen, des Niedrigen und Heroisch-Adeligen lag, welchen der Witz auf die mannichfaltigste Art ausbeutete. Die mythischen Personen, die sich zwischen Göttern und Unholden bewegenden und handelnden Heroen waren im S. dieselben, wie in der Tragödie, nur mußten sie ihren feierlichen und erhabenen Ton, damit derselbe mit dem Satyrnchore nicht zu sehr kontrastire, in etwas herabstimmen. So ward dann die Tragödie mit Scherzen durchflochten, die vom Satyrnchore ausgingen, ohne daß jedoch die Heroen selbst zu Spaßmachern herabsanken. Ein bedeutender Theil der Geschichte mag an sich schon heiterer Natur gewesen seyn, wie die dionysischen, die Liebesabenteuer der Götter ꝛc. Auch mährchenhafte Volkssagen, einheimische und ausländische, bildeten den Inhalt vieler Satyrspiele, und solche Stoffe, welche die ernste Tragödie ganz ausschloß, eigneten sich ganz zur Behandlung in dem lustigen Geiste, welcher mit ihnen selbst von der ältesten Darstellungsweise überkommen war. — Ueber die äußere Erscheinung des Satyrchores auf der Bühne stehen uns wenig Notizen zu Gebote. Wahrscheinlich war derselbe nicht schwächer besetzt, als in der Tragödie. Was aber das Kostüm der Satyrn betrifft, so behielten sie alle äußeren Abzeichen ihres Charakters bei: sie erschienen bis auf ein umgeworfenes Bocks-, oder ein künstlich nachgemachtes Pantherfell nackt, die Chorenten mit bocksartig emporstehendem Haupthaare, ferner als Phallustänzer oder Sikinnisten mit dem Phallus, als häßliche, der Trunkenheit ergebene Geschöpfe, üppige Zotenreißer, immer als Hüpfer und Springer, zuweilen frech und übermüthig, dann wieder feig, unzuverlässig, ohne sittliche Grundsätze, ja geradezu niederträchtig, so daß im Kyklops Silen seine lieben Söhne und diese wieder den Vater zu verrathen bereit sind. Ueber das Kostüm des Satyrspiels s. Wieseler, Das Satyrspiel nach Bildwerken dargestellt, Göttingen 1848. Der Tanz im S. heißt Sikinnis oder Sikinis, und darnach die Satyrn auch Sikinnisten. Jener Name kommt von einem Phallus aus Feigenholz, der nachher mit einem ledernen vertauscht ward. Der Tanz war rasch, tummelnd, scherzhaft und ohne alles Pathos, die ernsthaften Bewegungen öfters ins Lächerliche ziehend. — In der metrischen Behandlung der Verse durften sich die Dichter größere Freiheit erlauben, als in der Tragödie, nämlich in den dem Satyrchore angehörigen Stellen; auch brauchten sie Wörter und Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens nicht so ängstlich zu vermeiden. — Die Römer kannten das S. nicht, aber sie hatten dafür ihre Atellanen (s. d.), welche ebenfalls als lustige Nachspiele mit der Tragödie verbunden waren.

Satyre (Poetik), im Allgemeinen eine beißende oder witzige Spottrede über Blößen, die sich Andere im Reden oder Handeln geben; im engern Sinne diejenige Richtung der Poesie, welche sich die Darstellung des wirklichen Lebens mit seinen sittlichen Fehlern und Thorheiten, als Gegensatz zu dem Ideal des Wahren, Guten und Schönen, die Verspottung der Thorheiten, Mißbräuche, Schwächen, Vorurtheile oder Laster ganzer Stände, Korporationen, Staaten und Zeitalter zur Aufgabe stellt; im engsten Sinne eine besondere Art des Lehrgedichts, welche ausschließlich diese Aufgabe verfolgt. Einige leiten das Wort S. von den Satyrn, den muthwilligen Begleitern des Bacchus, und den Satyrspielen ab, Andere, wahrscheinlich mit größerem Rechte, von dem altlateinischen Worte satura, welches eigentlich eine mit allerlei Früchten angefüllte Schale, figürlich ein Gemisch von Reden bei Darbringung solcher Gefäße, bezeichnet und seit der klassischen Periode der röm. Literatur in die weichere Form satyra od. satira überging. Im Allgemeinen bezweckt die S. die Besserung des Einzelnen, wie der menschlichen Gesellschaft, indem sie ihnen einen Spiegel vorhält, worin sie die Verirrungen, in die sie verfallen sind, in ihrer ganzen Strafbarkeit oder Lächerlichkeit erblicken sollen. Dieses kann nun mit heiterer Laune (heitere, launige, lachende S.), oder mit wahrem Unwillen und mit Bitterkeit geschehen (ernste, strafende S.). Hat letztere in der Regel die Basis höherer Sittlichkeit voraus, wie bei Juvenal und Persius, so ist sie auch dagegen um so mehr in Gefahr, in den Ton einer bloßen Strafpredigt zu verfallen und über ihren herben, strengen und spröden Charakter jene spielende Anmuth, jenen pikanten Reiz einzubüßen, wodurch sie sich erst eigentlich in das Gebiet eines dichterischen Werkes erhebt. Dagegen verfällt die S. der leichteren, scherzhafteren Art gern in den Fehler, sich mit den Gegenständen ihres Tadels zu leicht u. zu spielend abzufinden, sich an Einzelnes statt an das Ganze zu halten, uneble Motive einzumischen, der beabsichtigten bloß scherzhaften Wirkung wegen der Wahrheit Abbruch zu thun u. somit jeden sittlichen Einfluß zu verlieren; dafür steht sie dem Charakter eines eigentlich poetischen Werkes näher, dessen Bestimmung es ist, durch Form u. Inhalt die Wirkung eines an u. für sich Schönen und Gefälligen zu machen. Die ernste S. ist viel mehr oratorisch, als poetisch; nur sieht sie auch gern das bloß Lächerliche als etwas Lasterhaftes, als ein Ergebniß der Unsittlichkeit an, während das entgegengesetzte Genre nur zu leicht auch das Lasterhafte und Unsittliche unter der Form des bloß Lächerlichen und durch einen pikanten Witz Abzufertigenden erblickt. Die S. der ernsten, sittlichen Art kann daher wohl in ihrem strafenden Spotte zu weit gehen, aber nie eigentlich lasciv und frivol werden, wie die der leichtern, scherzenden Gattung nur zu häufig thut. Um die allgemeine Mangelhaftigkeit der menschlichen Freiheit und Klugheit ans Licht zu stellen, kann der Dichter recht gut vom Einzelnen, Wirklichen, Gegenwärtigen ausgehen, nur muß er dabei die höhere Beziehung nicht vergessen. Die Menschen müssen nur immer wieder als Menschen lächerlich

erscheinen, nicht als Einzelwesen, wenn die S. nicht zum Pasquill herabsinken soll. Um seinen Zweck erreichen zu können, muß der Dichter einen hohen Grad von Scharfsinn in Beobachtung der Fehler und Schwächen des menschlichen Herzens überhaupt und der Individuen im Besondern besitzen, er muß sich mit den Sitten der Zeit und Menschen, die er schildert, genau vertraut gemacht haben, und ein feines und lebhaftes Gefühl zeigen, um seine Schilderungen nicht in unwürdige Kreise der menschlichen Gesellschaft zu verlegen und das Laster in seiner ganzen Verwerflichkeit oder die Thorheit in ihrer vollen Lächerlichkeit darzustellen, wobei ihn eine angeborne Laune und ein treffender Witz unterstützen müssen. Die Form, in welcher die S. vorgetragen werden kann, gestattet große Willkür, da man sie in Briefe, Erzählungen, Gespräche, Schauspiele, Lieder, Fabeln und Heldengedichte einkleiden darf; als S. im engsten Sinne bedient sie sich der didaktischen Form. Die Alten gebrauchten als Versmaß der eigentlichen S. den Hexameter oder Jambus, Neuere dagegen entweder den Alexandriner oder den fünffüßigen Jambus. Sie wurde zuerst durch die Römer ausgebildet und zwar, nachdem sie durch Ennius eine geordnete poetische Form erhalten hatte und durch Lucilius zur literarischen Kunstgattung erhoben worden war, vorzüglich von Horatius, Persius u. Juvenalis. Zu einer eigentlichen, selbstständigen Form brachte es die S. bei den Griechen nicht, aber sie flüchtete sich auf die Bühne, wo Aristophanes ihr hauptsächlichster Vertreter war. Satyrische Gedichte, obwohl keine S.n im engen Sinn; finden sich bei den Deutschen schon früh, wie die Minnesänger in einzelnen Stellen ihrer Gedichte beweisen; mit vollem Bewußtseyn ward die S. jedoch erst in den Tagen der Meistersänger angebaut, wo nicht nur im „Reinecke Fuchs" das allegorisch-satyrische Epos, sondern auch in Brants „Narrenschiff", Murners „Schelmenzunft" und Joh. von Morßheims „Spiegel des Regiments" die didaktische, so wie die prosaische S. in Luthers, U. von Huttens, Fischarts, Erasmus Alberus, Albertini's und Anderer Schriften hervortrat. Seit Opitz ward die Gattung sorgfältiger nach antiken und neueren ausländischen Mustern ausgebildet, u. zwar zeichnete sich vorzüglich Lauremberg (mit plattdeutschen S.n), Rachel, A. Gryphius, Moscherosch, Schuppe, Canitz, Hunold u. A. aus. Später herrschte der ernste prosaische Ton vor, worin Liscov, Rabener und Löwen als bedeutend zu nennen sind. Hagedorn lieferte einige gute Nachbildungen des Horaz, Rost mehre kecke S.n auf Gottsched und dessen Anhänger. Poetischer wurde die S. von Lichtenberg, F. L. v. Stolberg, Falk, Wieland u. A. behandelt, Vorzügliches leistete aber nur Jean Paul Friedrich Richter in der humoristischen S. Die eigentliche S. wurde in neuster Zeit fast gar nicht kultivirt; dagegen finden sich satyrische Schriften in allgemeinerem Sinn in reicher Auswahl, namentlich ward die satyrische Komödie mit Glück angebaut von Tieck in seinem „Gestiefelten Kater", Platen in dem „Romantischen Oedipus" und der „Verhängnißvollen Gabel", Grabbe in dem Lustspiel „Scherz, Satyre, Ironie u. tiefere Bedeutung", L. Robert in „Cassius und Phantasus", Prutz in der „Wochenstube" u. A. Zur Höhe der politischen S. hat sich die deutsche S. nur selten erhoben. Beispiele, wo dies geschah, finden sich in Hoffmanns von Fallersleben „Unpolitischen Liedern" und Dingelstedts „Politischem Nachtwächter". Unter den Satyrikern der übrigen neueren Völker sind vorzüglich zu nennen: bei den Italienern: Ariosto, Alamanni, Salvator Rosa, Menzini, Dotti, Gozzi und Alfieri; bei den Spaniern: Cervantes de Saavedra, Quevedo; bei den Franzosen: Regnier, Boileau und Voltaire; bei den Engländern: Pope, Swift, Young, Churchill, Johnson und Wolcott; bei den Polen: Krasicky. Vgl. die Literaturen der einzelnen Völker. Literatur: J. Casaubonus, De satyrica Graecorum poesi et Romanorum satira, Paris 1605; — A. Dacier, De vetustissimo satyrarum usu, in den „Dissertationes litterariae", Leipzig 1738; — F. Sansovino, Materia della satira, Venedig 1563; — Vauquelin de la Fresnaye, Sur la satyre, Caen 1605, 12.; — Grosch, Regeln der S., Jena 1750.

Satyri (a. Geogr.), fabelhaftes Volk im Innern von Afrika (Mela I., 4, 4), das außer der Gesichtsform nichts Menschliches an sich haben sollte, vielleicht eine Affenart.

Satyriasis (Med.), 1) übermäßiger Geschlechtstrieb bei Männern, Satyrismus, Satyrismus, bei weiblichen Individuen Mutterweh, Mannstollheit; Nymphomania, Hysteromania, furor uterinus, abnormer Zustand mit solch übermäßig erhöhtem Geschlechtstrieb, daß dadurch der Körper erkrankt und selbst Verstandesverwirrung herbeigeführt wird. Bei den Männern stellen sich unter wollüstigen Gefühlen Erektionen ein, welche ununterbrochen fortdauern; bei den Frauen sind die Geschlechtstheile geschwollen und jucken heftig; sie entblößen dieselben und fordern zum Geschlechtsgenusse auf durch unzüchtige Reden und Handlungen. Durch die andauernde Begierde zur Geschlechtsbefriedigung ist das Nervensystem in beständiger Erregung; der Kranke ist schlaflos, der Puls beschleunigt, die Verdauung liegt darnieder, der Körper magert ab. Oft erstreckt sich die Schamlosigkeit solcher Kranken so weit, daß sie Individuen vom andern Geschlecht mit Gewalt zur Befriedigung ihrer Begierden zu zwingen versuchen. Bisweilen lassen diese Erscheinungen nach vollzogenem Beischlafe nach, bisweilen nicht. Nicht selten geht der Zustand zuletzt in allgemeine Verwirrtheit und Raserei über. Diese im Ganzen seltene Krankheit kommt meist bei Individuen mit erethischer Konstitution vor; die daselbe veranlassenden ursächlichen Momente sind Ausschweifungen der Phantasie, welche durch häufiges Romanenlesen, schlüpfrige Gespräche, häufigen Umgang mit Individuen des andern Geschlechtes ꝛc. unterhalten werden; dabei strenge Enthaltsamkeit, zumal in den schon etwas vor-

gerückten Jahren und auch nach vorhergegangener, zur Gewohnheit gewordenen häufigen Ausübung des Beischlafes, aus welchen Ursachen die Krankheit vorzüglich bei schon etwas ältern Mädchen und bei jungen Wittwen vorkommt; ferner Reizungen der Geschlechtstheile durch unkeusche Betastungen, den Hämorrhoidalreiz, Askariden, die in die Scheide gelangt sind, Flechten, welche die Geschlechtstheile befallen haben, u. s. w. **Behandlung der S.** Um den erhöhten Reizzustand der Geschlechtstheile herabzustimmen, dienen allgemeine und örtliche Blutentziehungen, wie Aderlaß, Blutegel an die Serualorgane, kalte Ueberschläge auf dieselben, und magre Diät. Dabei berücksichtige man die ursächlichen Verhältnisse der Krankheit, sorge für Entfernung des Wurm- und Hämorrhoidalreizes u. s. w. Zur direkten **Bekämpfung** des geschlechtlichen Erethismus dient der Kampher, dem man hier specifische Wirksamkeit zuschreibt und den man mit Salpeter verbinden kann. Außerdem läßt sich Wirkung vom Opium, den Mineralsäuren und andern Mitteln mehr erwarten. Vgl. **Pollutionen.** — 2) Starke Geschwülste der Ohrendrüsen, auch Aussatz, in so fern er sich durch diese auszeichnet.

Satyriel (röm. Ant.), 1) Familienmünzen mit dem Bilde eines Satyrn oder Silen, besonders von Aedilen an Bachusfesten geprägt; — 2) Mimen, welche Possen aufführten, Possenreißer.

Satyridium (Bot.), nach Lindley, Gatt. der Orchideae Ophrydeae *Lindl.* Einzige Art: **S. rostratum** *Lindl.* Auf dem Kap.

Satyril Radix (pharm. Bot.), auch Satyrionis Radix, s. Platanthera bifolia *Rich.*

Satyri Monumentum, Denkmal eines Herrschers im Bosporus auf einem Vorgebirge, an der Ostseite des cimmerischen Bosporus (Strabo XI, 494).

Satyrion (griech., Bot.), scheint bei Dioscorides der Name der Tulpenzwiebel gewesen zu seyn, s. Tulipa Gesneriana *L.*

Satyrisch, 1) nach Art und Weise der Satyrn; — 2) im Tone der Satyre.

Satyrische Dukaten, s. Dukaten.

Satyrisches Drama } s. Satyrdrama.
Satyristen }

Satyrium (Bot.), nach Linné, Bocksgeilen, Bocksragen, Gatt. der Orchideae *Rchb.*, Gynandria Monandria *L.* Charakter: Blüthenhülle (Korolle) fünfblätterig, rachenförmig, am Grunde verwachsen; Lippe aufsteigend, aufrecht, helmförmig gewölbt, am Grunde mit zwei spornförmigen Hervorragungen; Stempelsäule stielrund, verlängert, bogenförmig; Anthere wagerecht, mit Lappen, die an der Basis aufsteigen; Pollenmassen zweilappig, mit kurzen, rinnenförmigen Schwänzchen auf nackten Stützern. Orchideen in wärmern Ländern, meistens auf dem Kap; von 40 Arten sind als Zierpflanzen zu empfehlen: 1) **S. carneum** *R. Br.* Blüthen in dichter Aehre, mit fadenförmigen Spornen, fleischfarben. Bot. Mag. 1512. — 2) **S. coriifolium** *Sw.* Blüthen zierlich, gelb, überhängend. Bot. Reg. 703. — 3) **S. cucullatum** *Sw.*, Orchis bicornis *L.* Blüthen schön, übergebogen, ährenständig, roth. Bot. Reg. 416. — **S. foliosum** *Sw.* Stengel dicht beblättert; Blüthen hellpurpurroth. — **S. hircinum** *L.*, s. v. a. Himanthoglossum hircinum *Spreng.* — **Kultur** wie bei den andern ausländischen Orchideen, s. Orchideä.

Satyrius, 1) s. v. a. Satureus; — 2) s. v. a. Satyrus 7).

Satyrmensch, s. Menschenracen.

Satyrn (Σατύροι, Satyri, griech. Myth.), bacchische Dämonen, nach Hesiod (Fragm. 94, heraus. v. Göttling) Enkel des Phoroneus von dessen 5 Töchtern und ein nichtsnutziges, zum Arbeiten unanstelliges Geschlecht, nach Andern Söhne des Hermes und der Iphthime (Nonn., Dionys., XIV, 113) oder der Najaden (Xenoph., Symp. V, 7) oder des Satyrs Silenus (s. d.). Sie sind von robuster, aber ungeschlachter Gestalt, mit borstigem und struppigem Haare, stumpfer, aufgeworfener Nase und oben zugespitzten Ohren versehen; am Halse haben sie oft längliche, kleinen Hörnern ähnliche Knoten und über dem Steißbein einen Pferdeschweif, später auch wohl ein Ziegenschwänzchen (vgl. Voß, Myth. Br., Th. II, S. 292; O. Müller, Arch. der Kunst, Bd. II, S. 257). Wegen dieser Vermischung des Menschlichen und Thierischen in ihrer Körperbildung heißen sie, wie auch die Centauren, oft geradezu Thiere (θῆρες). Sie sind die Genossen des Bacchus, lieben demgemäß den übermäßigen Genuß des Weines und erscheinen bald mit dem Pokal, bald in bacchischem Taumel mit dem Thyrsus, bald dem Schlaf ergeben, bald keiternd, auch auf der Flöte blasend oder das Cymbalum schlagend, öfters auch mit den Nymphen zu raschen Tänzen vereinigt, oder diese lüstern überfallend oder verfolgend, oder unter des Dionysus Aufführung mit den feindlichen Tyrrhenern kämpfend. Sie werden bald als jung, bald als alt beschrieben und kommen in den künstlerischen Darstellungen fast von jedem Lebensalter vor. Die ältern S. werden vorzugsweise Silene (s. Silenus) genannt und haben meistens Glatzen und Bärte; der berühmteste unter diesen ist der bekannte Gefährte des Dionysus. Die jüngern heißen Satyrisken. Sie sind den Menschen feindliche, Schrecken und Grauen erregende Dämonen. In späterer Zeit sind S. und Satyrisken oft mit den Panen und Panisken verwechselt und in Folge davon mit Hörnern und Bocksfüßen dargestellt werden. Die römischen Dichter identificiren mit den S. auch die Faunen, wie z. B. Ovid (Med. VI, 392) S. und Faunen Brüder nennt und den letzteren die Beinamen jener gibt. Alle diese Wesen sind mit einander verwandt und zerfallen in folgende Familien: Pan mit den Panen und Panisken, Silenus mit den Silenen, Satyrn und Satyrisken, Faunus mit den Faunen, denen man noch den Silvanus mit den Silvanen beifügen kann. — Die künstlerischen Darstellungen der S. klassificirt O. Müller also: a) die anmuthig hingelehnten Flötenspieler, Indolenz, einen leisen Zug von Muthwillen, aber ohne Rohheit

in den Mienen; b) die derbe und luſtige Figur des Cymbaliſten; c) Tänzer; d) wild enthuſiaſtiſche Bacchusbegeiſterte; e) ſchlank und kräftig gebaute Jäger; f) bequem, auch roh und ungeberdig hingeſtreckte Schläfer, den Weindunſt ausathmend; g) behaglich ausruhende S., manchmal mit dem Anſpruch auf vollbrachte große Arbeit; h) üppige S., Bachantinnen, auch Hermaphroditen die Gewänder vom Leibe ziehend, mit ihnen ringend; i) mit den Arbeiten der Weinbereitung nach der älteſten und einfachſten Manier beſchäftigte, ihre rohe Anſtrengung mit einem gewiſſen Stolz zur Schau ſtellende, wobei Geſtalten ſehr mannichfacher Art zum Vorſchein kommen; k) zechende, ſich Wein eingießende Figuren; l) Bekämpfer der Tyrrhener, durch deren Wildheit nicht minder eine übermüthige Luſtigkeit durchblickt (Arch. d. Kunſt, 3. Aufl., S. 604). Die Attribute der S. ſind hiernach Flöten, Cymbeln, Thyrſusſtäbe, Weingefäße, Schläuche u. a.; bekleidet ſind ſie mit Thierfellen, zuweilen mit Weinranken, Epheu, Fichtenzweigen bekränzt. Im früheren Alterthum ſtellte man die S. mehr als ſchreckhafte Geſtalten und Karrikaturen des bärtigen Dionyſus und als Nymphenräuber dar; die zarten jugendlichen Geſtalten, in denen ſich mit dem Satyrcharakter eine anmuthige Bildung und liebenswürdige Schalkheit vereinigt, kamen erſt in der ſpäteren attiſchen Kunſt auf, die auch derbe runde Satyrkinder, die eine gewaltige Trinkluſt zeigen, gern darſtellte. Im Alterthum war namentlich eine von Praxiteles gearbeitete Satyrſtatue berühmt. Vgl. Heyne, Antiquar. Aufſätze, II, 53 ff.; — Voß, Myth. Br., Th. II, S. 284 ff.; — O. Müller, a. a. O., S. 123.

Satyrorum Insulae (*Σατύρων νῆσοι*, a. Geogr.), indiſche Inſeln, öſtlich von der Chersonesus Aurea, in gleicher Breite mit der Südſpitze derſelben gelegen, der Sage nach von geſchwänzten Menſchen, worunter man wohl menſchenähnliche Affen zu verſtehen hat, bewohnt (Ptol. VII, 2, 30), wahrſcheinlich jetzt Anamba-Inſeln.

Satyrorum Mons (*Σατύρων ὄρος*, a. Geogr.), Berg in Aethiopien, am arab. Meerbuſen, ſüdlich vom Vorgebirge des Diogenes (Ptol. III, 7, 6).

Satyrorum Promontorium (*Σατύρων ἄκρον*, a. Geogr.), Vorgebirg an der Küſte der Sinä, bildet die Südſpitze des Sinus Theriades (Ptol. VII, 3, 2), jetzt vielleicht Kap St. James.

Satyrſpiel, ſ. v. a. Satyrdrama.

Satyrus (Biogr.), 1) S., Athener aus dem Demos Cephiſia, übte zur Zeit der Schlacht bei Regospotamoi als oligarchiſch geſinntes Mitglied des Raths bedeutenden Einfluß aus, war dann unter den 30 Tyrannen einer der Elfer u. zeichnete ſich durch Frechheit u. Unverſchämtheit aus. Nach der Hinrichtung des Theramenes, den er zum Tode führte, ſcheint er ſelbſt unter die Dreißig aufgenommen worden zu ſeyn. — 3) S. von Heraclea, Bruder des Tyrannen Clearchus (ſ. d.); — 4) S. I., König von Bosporus, Sohn des Spartacus, regierte 407—393 v. Chr., ſtand mit Athen in freundſchaftlichem Einvernehmen, fiel bei der Belagerung von Theudoſia; — 5) S. II., ebenfalls König von Bosporus, Sohn des Päriſades I., regierte Ol. 117, 2—3 nur 9 Monate lang und fiel im Kampfe mit ſeinem Bruder Eumelus; — 6) S. III., gehörte ebenfalls dem bosporaniſchen Dynaſtengeſchlecht an, gelangte jedoch nicht zur Regierung; — 7) (Satyrius), griech. Dichter, deſſen Namen mehre Epigramme der griechiſchen Anthologie tragen; — 8) S. aus Marathon, ausgezeichneter Schauſpieler zu Athen, Zeitgenoſſe des Demoſthenes, der nach Plutarch dieſen Redner zuerſt davon überzeugte, von welchem Einfluſſe Deklamation und Aktion bei einer Rede ſeyen, wahrſcheinlich identiſch mit dem komiſchen Schauſpieler dieſes Namens, von welchem Plutarch (Mor. II, S. 545) erzählt, daß er bei den Feſtivitäten, welche Philipp von Macedonien nach der Eroberung von Olynth anſtellte, gegenwärtig geweſen ſey und, als der König in froher Stimmung bei Tafel jeden der Anweſenden aufforderte, ſich eine Gnade zu erbitten, dieſe Gelegenheit benutzt habe, um die Freilaſſung der in Philipps Gewalt gerathenen Töchter ſeines, falſcher Beſchuldigungen wegen hingerichteten Freundes Apollophanes zu bitten und dieſelbe auch bewilligt erhalten habe. — 9) S., gelehrter Arzt, einer der Lehrer des Galenus, Verfaſſer v. Kommentaren über Werke des Hippocrates, ſo wie v. anatomiſchen Schriften. — 10) S., peripatetiſcher Philoſoph des 2. Jahrhunderts v. Chr., Verfaſſer eines großen, in Bücher eingetheilten Werkes, welches unter dem Titel *Bioi* die Lebensbeſchreibungen theils in der Wiſſenſchaft, theils in der Politik hervorragender Männer enthielt, wie aus den uns daraus erhaltenen Notizen über die ſieben Weiſen, über Pythagoras, Empedocles, Anaxagoras, Socrates, Plato, Stilpo, Diogenes, Zeno, Anaxarchus, Sophocles, Alcibiades, Dionyſius, Philippus, Demoſthenes erhellt. Einen Auszug daraus verfaßte Heraclides Lembus. — 11) S., Architekt, von unbekanntem Vaterland, erbaute mit Phiteus das Mauſoleum und beſchrieb daſſelbe, lebte um Ol. 106 ff.

Satyrus, 1) (Säugeth.), Affenart, ſ. v. a. Orangutang, Pithecus Satyrus *L.*, *Geoffr.*; — 2) (Entom.), nach Latreille, Tagfaltergatt. Arten unter Hipparchia.

Satz, 1) die Handlung des Setzens oder Springens; — 2) ſ. v. a. Hornſatz.

Satz (Muſ.), 1) eine von den drei Grundformen, in welcher ſich jeder muſikaliſche Gedanke äußern kann, nämlich eine Melodie, die ſich durch beſtimmten Anfang und Schluß abrundet, wohl auch für ſich ſelbſt beſtehen, für ſich allein ſchon etwas Beſtimmtes ausdrücken kann. Solcher Sätze gibt es verſchiedene. Verbinden ſich zwei derſelben zu einer Periode, ſo heißt der eine Vorderſatz, der andere Nachſatz. Der in einem Tonſtück zu Grunde gelegte S. heißt Hauptſatz, bei Variationen und auch

wohl bei anderen Formen Thema genannt. Vom Hauptsatz unterscheiden sich die Nebensätze, auch Sektionalzeilen genannt, d. h. die außer dem Hauptsatze vorkommenden Tonverbindungen, die mit diesem in enge Verbindung gebracht sind und sich im Associationskreise der im Thema ausgedrückten Grundempfindung bewegen und alle möglichen Grade und Verbindungen, Gegensätze ꝛc. dieses zum Gegenstand ihres Ausdrucks haben müssen. Gleiche Bedeutung hat der Ausdruck Seitensatz, s. Rondo und Sonate. In anderer Hinsicht unterscheidet man die an sich vollständigen Glieder (Sätze) eines Tonstücks in Bezug auf den Grad des Ruhepunktes des Geistes, den sie bewirken, d. h. man unterscheidet sie in Rücksicht auf ihre kontrapunktische Form und nennt ein solches Glied, das den vollkommensten oder merklichsten Ruhepunkt des Geistes bezeichnet, einen Schlußsatz oder Tonschluß, dasjenige aber, dessen Ruhepunkt weniger vollkommen ist, einen Absatz (s. d.). Die Vollständigkeit der melodischen Sätze kann sich auf dreierlei Art äußern: a) Enthält der S. nur so viel, als zu seiner Vollständigkeit unumgänglich nothwendig ist, wenn er als ein für sich bestehender Theil des Ganzen verständlich oder empfindbar seyn soll, so nennt man ihn einen engen oder einfachen S.; enthält er aber b) zugleich eine Erklärung, eine genauere Bestimmung der in denselben enthaltenen Empfindung, so heißt er ein erweiterter S.; werden endlich c) zwei oder mehre an sich vollständige Sätze dergestalt zusammen geschoben, daß sie äußerlich die Gestalt eines einzigen S.es annehmen, so erhält man einen zusammengeschobenen S. — 2) Die Verbindung mehrer einzelner Glieder (solcher Sätze im ersten Sinn) zu einem größeren Haupttheile des Ganzen. So besteht ein Allegro z. B. irgend eines Tonstücks aus mehren solcher größeren, durch Zusammenstellung kleinerer Glieder gebildeten Sätze, deren Anfang und Ende sich durch merkliche Ruhepunkte und vollkommenere Tonschlüsse deutlich herausstellen. — 3) Das größere Ganze selbst, das entweder als Haupttabtheilung eines vollständigen Tonstücks, oder als Tonstück für sich auftreten kann. So besteht z. B. eine Sonate aus drei oder vier besonderen Tonstücken, die in diesem Sinne Sätze genannt werden. Dasselbe Verhältniß findet bei der Symphonie Statt. Aber auch das Rondo, die Fantasie, das Divertimento ꝛc. nennt man Sätze, Instrumentalsätze, ohne daß sie in größere Haupttabtheilungen, wie die Sonate, zerfallen. — 4) Die Verwendung des durch die Grammatik und Harmonik dargebotenen, theils melodischen, theils harmonischen Tonvorrathes oder Stoffes zur Bildung eines wirklichen und als solches speciell benannten Tonstücks, also die Lehre von der wirklichen, sowohl melodischen, als harmonischen Ausarbeitung eines förmlichen Tonstücks oder selbstständig in sich abgeschlossenen Kunstwerks. Die Lehre vom S. zerfällt, da der specielle Charakter eines beabsichtigten Kunstwerks nothwendig von sehr wesentlichem Einfluß auf die Art seiner Bildung oder vielmehr auf die Art und Weise der Verwendung der dazu nöthigen Mittel seyn muß und die Verschiedenheit jenes Charakters eine gewisse allgemein generelle Klassifikation zuläßt, doch in eben so viele besondere Ordnungs- oder Gattungsformen. So unterscheiden wir, denken wir dabei bloß an die harmonische Aus- oder Bearbeitung eines Tonstücks, einmal einen reinen und einen unreinen oder fehlerhaften S. Rein (s. d.) wird der S. genannt, wenn der harmonische Inhalt eines S.es genau nach den Regeln der Harmonik gearbeitet ist, und unrein, wenn sich der Tonsetzer dabei auch, aus diesen oder jenen Gründen, gewisser Freiheiten bedient hat, deren Gestaltungen außerhalb des Kreises jener Gesetze od. Regeln liegen, wenn auch ihre Wirkung nicht geradezu eine unschöne genannt werden darf. Eben so unterscheiden wir in diesem Sinne einen 2-, 3-, 4- und mehrstimmigen S., je nach der Zahl der Stimmen in der dazu verwendeten Harmonie. Ferner unterscheiden wir (und dabei wird das Wort sowohl in seiner melodischen, als harmonischen Beziehung gebraucht und mit ihm noch der Nebenbegriff von Styl oder Schreibart, s. d., verbunden) auch einen strengen u. einen freien S. Streng ist derselbe eigentlich nur dann, wenn das Tonstück bloß für Singstimmen, ohne alle Begleitung von Instrumenten, bestimmt ist, und weil die Intonation und tonische Biegsamkeit der menschlichen Stimme eine ungleich schwierigere, als bei Instrumenten, auch eine durchaus natürliche ist, so muß dieser S. auch ungleich mehr an Regeln gebunden seyn, als der freie, der zugleich Instrumente zu seinen Organen hat. Am meisten kommt der strenge S. in Kirchenmusikstücken vor, und er wird daher auch wohl der Kapellstyl, Stile alla capella, genannt. Gehen hie und da auch Instrumente begleitend neben den Singstimmen her, so geschieht es doch nur in der Weise, daß die Violinen und Oboen mit dem Sopran in Unisono, ein Paar Posaunen mit dem Alt und Tenor im Einklange, und Kontrabaß, Violoncell und Fagott mit dem Singbasse oder mit der Orgel in gleichem Ton fortschreiten. Auf die einzelnen Regeln des strengen S.es, daß z. B. die Vorbereitung einer Dissonanz durch eine vollkommene oder unvollkommene Konsonanz ohne Ausnahme nothwendig, der chromatische und enharmonische Uebergang verboten sey u. s. w., einzugehen, würde zu weit führen. Zum strengen S. gehören auch alle kirchenmäßigen Nachahmungen, alle Arten von Kontrapunkt, die einfache und die Doppelfuge und endlich der Kanon, kurz alle rein kontrapunktischen Sätze alla Capella für die Singstimmen, besonders die ohne Begleitung eines Instruments. Was man unter freiem S. zu verstehen hat, daß überall, in Nachahmungen, kontrapunktischen Sätzen und Fugen, in allen Takttheilen, auch ohne Vorbereitung bisweilen ein dissonirender Akkord angeschlagen werden darf u. s. w., geht aus dem bisher Gesagten hervor. Der freie S. wird in allen 3 Stylen, dem Kirchen-, Theater- und Kammerstyl, gebraucht und in unsern Tagen am meisten

in Ausübung gebracht, während der strenge S. im 16. und 17. Jahrhundert in hohen Ehren stand und der Maßstab war, nachdem man Talent, Kenntniß und Fertigkeit eines Komponisten schätzte. Dies hörte im 18. Jahrhundert auf, da die Theatermusik mehr und mehr die Oberhand über den Kirchenstyl gewann und auch die reine Instrumentalmusik sich immer mehr erweiterte und ausbreitete. Daher kommt es, daß ein im strengen S. gut durchgeführtes Tonstück von Kennern wohl geschätzt und bewundert, aber nur sehr selten von der Welt geliebt wird. Zum Schluß möge noch die Ansicht des Professors Dr. A. B. Marx in Berlin über die Unterscheidung von freiem und strengem Styl hier folgen. Er sagt in seiner allgemeinen Musiklehre, S. 288: „Bei einem ernstlichern und tiefern Eingehen auf Wesen und Zweck der Kunst scheinen dies theils einseitige und falsche, theils müßige und unfruchtbare Vorstellungen zu seyn. Was die Unterscheidung von freiem und strengem Styl betrifft, so ist wohl klar, daß eine Kunstregel entweder einen vernünftigen Grund haben muß, oder nicht, und daß sie im ersteren Falle durchaus, im letzteren aber gar nicht beobachtet werden muß. Wenn es z. B. wahr ist, daß Quinten- und Oktavenfolgen bisweilen oder nach dem übereilten Dafürhalten älterer Tonlehrer immer einen widrigen Erfolg haben; ferner daß gewisse Akkorde gern oder immer eine bestimmte Fortschreitung nehmen, Vorhalte oft oder immer vorbereitet werden müssen, wofern sie nicht einen widrigen Erfolg haben sollen: so wird man — das lehrt die gesunde Vernunft — die Uebelstände überall vermeiden; oder man müßte behaupten wollen, daß es dem Komponisten und dem Zuhörer nicht darauf ankäme, wenn die nichtkirchlichen Kompositionen auch einen widrigen Eindruck machten, — oder endlich, man müßte sich einbilden, daß etwas an sich Widriges an der einen Stelle widrig und an der anderen Stelle nicht widrig klänge, daß z. B. eine Quinten- und Oktavenfolge oder Akkordfortschreitung zwar an sich und namentlich in einem Kirchenstücke widrig klinge, in einer Opern- oder Kammerkomposition aber anders klinge und gut sey. — Hiermit ist die ältere Theorie mit jener Unterscheidung widerlegt, denn sie bleibt bei der Begründung ihrer Regeln, wenn man auf den Grund geht, auf dem oberflächlichen Gesichtspunkt, ob etwas gut (angenehm) oder nicht gut klinge. Wer nun aber sich inniger und tiefer mit der Kunst vertraut gemacht, der weiß aus eigener Wahrnehmung, wie aus den tausendmaligen urkundlichen Zeugnissen aller Künstler und Gebildeten: daß die Aufgabe der Kunst nicht ist, mit angenehmen Klängen und Tonverbindungen den Sinn der Hörer zu kitzeln, sondern daß sie die Seelenbewegung, den geistigen Inhalt des Tondichters auf den Hörer zu übertragen hat. Auf diesem höheren und wahrhaften Standpunkte fragt sich nun nicht mehr: ob etwas (z. B. eine Akkordbewegung) angenehm oder widrig klingt, sondern: welche Seelenbewegung sich in ihr offenbaret und durch sie auf den Hörer übergeht."

Satz (Propositio, Enuntiatio, Log.), s. Thesen und Urtheil.

Satz (Gramm.). Der grammatische Satz hat dieselben Bestandtheile wie der logische (s. Urtheil), Subjekt, Prädikat, Kopula; die Art und Weise ihrer Zusammensetzung so wie der Unterordnung anderer Verhältnisse unter jene Elemente lehrt die Syntax (s. d.). Wenn das äußerlich hervortretende Prädikat dem Subjekt in gleicher Form beigefügt wird, so sind also jene Satztheile koordinirt, subordinirt aber, wenn sie von einem Theile des Satzes regiert werden (s. Rektion), dann sind sie durch die Form von demselben verschieden, der Hauptheil ist der bestimmende (regens), der andere der bestimmte (rectum); die Lehre vom Kasus gibt diese Verhältnisse der Satztheile zu einander in der Syntax näher an. Der grammatische S. ist seiner Form nach bedingt oder unbedingt, bejahend, verneinend oder fragend. In den bejahenden (affirmativen, positiven) Sätzen wird das Vorhandenseyn, die Wirklichkeit eines Zustandes am Subjekt in der Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft behauptet, dessen Gegentheil, das Nichtvorhandenseyn eines solchen Zustandes der verneinende (negative) Satz angibt, während im Fragsatz der Redende von Andern Belehrung oder Kunde über etwas verlangt. Verbundene Sätze entstehen durch Anreihung mehrer Sätze aneinander; in ihnen befindet sich ein S., der an und für sich ein vollständiges Urtheil enthält und dessen einzelne Theile durch die andern Sätze erklärt und näher bestimmt werden. Der erstere heißt Hauptsatz, die letztern Nebensätze, in denen irgend ein Begriff des Hauptsatzes näher bestimmt und durch das Relativum mit dem Hauptsatz verbunden wird, wozu besonders die Erklärungssätze gehören, welche Subjektive, Objektive und Participien umschreiben; oder es sind subordinirte, besonders Kausalsätze, welche eine vom Subjekt gedachte Absicht (Zweck, Bestimmung, Ursache, Wirkung und Folge) enthalten; Zeitbestimmende Sätze, welche eine in Bezug auf die des Hauptsatzes als vergangen, gleichzeitig oder zukünftig gedachte Handlung bezeichnen, Sätze in oratio obliqua (s. d.). Die Hauptsätze können einander auch koordinirt seyn, und sie sind dann entweder bloß angereiht, wo nur die Theile mit einander verbunden und sie selbst von einander geschieden sind, während die übrigen den verbundenen Sätzen gemeinschaftlich bleiben, wohin die Kopulativsätze gerechnet werden, die man wegen ihres Inhalts und ihrer gleichen grammatischen Form als übereinstimmend verbindet; die Disjunktivsätze, in welchen das Bestehen, Vorhandenseyn des Einen, das Andere als aufgehoben gedacht wird; Adversativsätze, in denen einander entgegengesetzte Begriffe, Widerlegungen ausgedrückt werden; oder sie bestimmen einander, in welchem Falle ein jeder vollständig seyn, oder man sich ein gemeinschaftliches Prädikat bei jedem wiederholt denken kann; hieher rechnet man auch die Kausalsätze in engerer Bedeutung, in welchen Grund und

Ursache angegeben wird; Konklusivsätze, in welchen Folgen eines vorhergehenden, oder Folgerungen aus mehren vorhergehenden angedeutet werden; Konzessivsätze, in welchen der Grund zu einer der Erwartung widersprechenden Folge enthalten ist. In den beiden letzten Arten der Sätze heißt der Satz, welcher die Voraussetzung, Bedingung angibt, der Vordersatz, derjenige, welcher den dazu gehörigen Schluß, Folge, Erfahrung ausdrückt, der Nachsatz. Zu den koordinirten Hauptsätzen werden auch die Korrelativsätze gerechnet, die eine durch ein Demonstrativum und Relativum bewirkte wechselseitige Beziehung enthalten; Einheitungssätze, die zwei oder mehre mit demselben Theilwort anfangende Sätze enthalten, die sich zu einander wie gleiche oder wie zu einem Ganzen gehörende Theile verhalten; Kontinuativsätze, welche, als in einer Reihenfolge fortlaufend, mit einander verbunden sind. Gliedersatz endlich werden eine Anzahl zu einem wohlgeordneten Ganzen harmonisch verbundene Sätze genannt. Andere theilen die Sätze in Substantivsätze ein, zu welchen die Erklärungssätze aller Art gezählt werden, und in Adjektivsätze, zu denen hier die Konditional- und Kausalsätze, so wie die zeitbestimmenden und korrelativen Sätze zählen. Wiederum Andere geben allen Sätzen die Eigenschaft der Substantivsätze, welche durch andere Sätze bestimmt und ergänzt werden, die dann in dasselbe Verhältniß der Abhängigkeit treten, wie die zur Ergänzung im S. gebrauchten Substantiva. In dieser Beziehung unterscheiden sie Nominativsätze als einfache Sätze; Genitivsätze, zu denen die zeitbestimmenden Sätze als Angabe eines Inhaltes gezählt werden; Dativsätze, welche einen Zweck ausdrücken; Accusativsätze, die das Objekt enthalten; Vokativsätze, welche die Anreden ausdrücken. Ablativsätze werden dann die verbunden, in den Präpositionen dargestellten Sätze genannt (vgl. Kirchner, Deutscher Sprachunterricht, Berlin 1830).

Satz (Rechtsw.), die im Rechts- oder Läuterungsverfahren die Klage unterstützende Rechtsausführung (Provokationssatz, Replik) oder entkräftende (Exceptionsschrift, Duplik) Rechtsausführung.

Satz (in verschied. Bed.), 1) (Spielw.), s. v. a. Einsatz; — 2) (Fischer.), dreijährige Karpfen (S.-Karpfen, Setzlinge), welche man aus dem Streckteiche zum weitern Wachsthum in den S.-Teich bringt (vgl. Cyprinus und Fischerei); — 3) die zur Füllung der Raketen, Feuerkugeln ꝛc. dienende Mischung; vgl. Rakete; — 4) (Lohgerb.), den S. machen, s. Gerberei; — 5) (Bergb.), die sämmtlichen zu einem Saugwerk gehörigen Pumpenröhren, mittelst welchen das Wasser aus der Tiefe gehoben zu werden pflegt und die daher auch Hebe-S. (Hebepumpe) genannt werden. Beim niedrigen S. befindet sich der Ausguß oben an der Kolbenröhre, und derselbe hebt nicht über 5 Lachter; beim hohen S. sind auf die Kolbenröhre noch mehre Aufsatzröhren gestellt, an deren oberster sich der Ausguß des Wassers befindet, weshalb derselbe bis zu 12 Lachter hebt. Das Aufstellen dieser Röhren im Kunstschachte und ihre Befestigung mittelst Fachen, Streben und Klammern nennt man: dem S. sein Lager machen. Ist der Kolben schadhaft geworden, so daß kein Wasser mehr gehoben werden kann, so sagt man: der S. läßt die Wasser fallen, während der S. matt wird, sofern die Lederung des Kolbens abgenutzt und das Heben des Wassers demzufolge erschwert ist. Andere hierher gehörige Redensarten sind noch: den Satz aufschlagen, dessen einzelne Theile in Verbindung bringen; den S. hineinrichten, die Röhren des S.es gerade über einander stellen; den S. aufrichten, durch Eingießen von Wasser in die Aufsatzröhren bewirken, daß der neu gegliederte S. wieder Wasser heben kann (vergl. Pumpen). — 6) (Hüttenw.), s. Pochwerk; — 7) s. Eisen; — 8) eine Anzahl gleichartiger, jedoch an Größe abnehmender Dinge, die entweder zusammen verkauft werden, oder bei einem Geschäft nothwendig sind, z. B. ein S. Schachteln, Hobel, Tiegel, Kessel, Gewicht, letzterer gewöhnlich vom Pfund bis zum $\frac{1}{16}$ Loth in einander gestellt; — 9) ein S. Nußbutten, s. v. a. 4 Schock; — 10) Stickmuster, das in einer Reihe mehrmals gestickt wird; — 11) die von einer Häsin auf einmal geheckten jungen Hasen; — 12) s. v. a. Bodensatz; — 13) (Buchdruckerk.), im weitern Sinne eine jede Anzahl aus Buchstaben zusammengesetzter fertiger Zeilen, im engern der S., welcher noch nicht gedruckt ist, im Gegensatz zu dem zum Ablegen bestimmten.

Satz (Geogr.), österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Kirchberg, an der Raab; 210 Einw.

Satza (Sacsa), ungar. Pfarrdorf, abaujvarer Gespannsch., kassover Bez., bei Kaschau, in einem Thal am Fuße des Gebirgs und am Ida-Bache, hängt mit dem Dorfe Buzinka zusammen; 670 Einw.; schönes, im Geschmack einer italienischen Villa erbautes herrschaftliches Schloß mit einem eleganten Saale, einem schönen englischen Garten, worin 3 durch einen Kanal verbundene Wasserbassins, ein Glashaus nebst Orangerie ꝛc. sich befinden.

Satzbohrer, drei zusammengehörige Bohrer von verschiedener Größe, welche zum völligen Ausbohren eines Loches erforderlich sind und Anfangs-, Mittel- und Ausbohrer heißen.

Satz der Einstimmung (Philos.), s. Fichte.

Satz der kleinsten Wirkung (Lex minimae actionis, Philos.), s. Maupertuis.

Satz des Satzes u. Gegensatzes (Philos.), s. Ficht

Satzeier, s. v. a. Eier auf Butter.

Satzfäustel, s. Fäustel.

Satzsey, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Köln, Kr. Euskirchen, Hauptort der Bürgermeisterei gleichen Namens; 260 Einw.

Satzfrüchte (Gärtn.), Wurzeln und Rüben, die in frostfreien Orten überwintert werden, um

sie im Frühjahr wieder ins Land zu setzen und Samen daraus zu ziehen.

Satzhase, der alte weibliche Hase.

Satzig, Kreis, s. v. a. Saatzig.

Satzkarpfen, s. Cyprinus und Fischerei.

Satzkasten, s. v. a. Wachsbank.

Satzl (Satzl, Christoph, fruchtbarer Kirchenkomponist und Musikdirektor des kön. Frauenzimmerstiftes in Tyrol, blühte um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Er schrieb mehre Kirchenkoncerte für 2 Singstimmen und 3 Instrumente, 5stimmige Weihnachtslieder, 2- bis 6stimmige Motetten mit Violinen, 5- und 6stimmige Kantaten, Messen, Psalmen ꝛc.

Satzlöcher, in Mauern an benachbarten Grenzen befindliche Löcher, welche als Zeichen dienen sollen, ob die Mauer eine gemeinschaftliche sey, oder nur einem Besitzer angehöre. Ersteres ist der Fall, wenn das Loch auf beiden Seiten, letzteres, wenn es nur auf einer Seite vorhanden ist, und zwar gehört alsdann die Mauer dem Besitzer desjenigen Grundstücks, nach welchem das Satzloch gekehrt ist. Indessen bedient man sich gegenwärtig dieser Zeichen sehr selten, indem bei massiven Mauern die Seite, nach welcher das Wasser von derselben fällt, bei Zäunen aber die Seite, wo die Stiele stehen, den Besitz bezeichnen.

Satzmaß (Artill.), s. v. a. Lademaß.

Satzmehl (Faecula), das grüne Satzmehl, was sich aus frischen Pflanzensäften ablagert und ein Gemenge von Chlorophyll, Stärkmehl und Pflanzen-Fibrin ist. Unrichtigerweise bezeichnet man auch wohl das reine Stärkmehl mit dem Namen S., weil es sich nach der Art jenes Satzmehls ablagert.

Satzmeißel, zum Antreiben der Nietnägel dienender Meißel.

Satzmöhre, s. v. a. Samenmöhre, die zur Samenzucht bestimmte Möhre.

Satzrecht (Rechtsw.), ehemals Recht eines Leibherrn, einen aus der Leibeigenschaft Entflohenen zurück zu fordern.

Satzschaben, die Strohschaben, welche am Giebel herunter und unten längs dem Dache hingehen.

Satzstock, s. v. a. Satzweide.

Satzteich (Fischer.), s. v. a. Besetzteich, s. Teich; vgl. Fischerei, S. 378 ff.

Satzuma (Geogr.), s. v. a. Satsuma.

Satzung (Werterkl.), 1) die Handlung des Setzens, das Bestimmen einer Zeit oder eines Preises; — 2) ein versetztes Pfand; — 3) s. v. a. Gesetz; — 4) Glaubensbestimmung, die nicht in der Bibel begründet ist; — 5) die Statuten einer Gesellschaft.

Satzung (Geogr.), königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Wolkenstein; Zollamt, Klöppelei, Wald- und Flößarbeit, Schwammbereitung, 3 Mühlen; 1300 Einw.

Satzwage, s. v. a. Schrotwage.

Satzweiden, s. Weiden.

Satzwiebel, s. v. a. Steckzwiebel.

Sau, 1) im Allgemeinen s. v. a. Schwein, besonders — 2) das weibliche zahme Schwein, s. Sus Scofa *L.*; — 3) s. v. a. wildes Schwein; — 4) s. v. a. Göpelhund und Göpelknecht (s. Göpel); — 5) beim Abtreiben des Silbers auf dem Herde ein Fehler, welcher darin besteht, daß das Metall Löcher in den Herd gegraben hat und so denselben aufhebt, daher man dann sagt: das Werk in die S. jagen; das Erz sitzt in der S.; — 6) s. Waschwerk; — 7) s. v. a. Kupfersau; — 8) s. Krapp; — 9) im Billardspiel s. v. a. Fuchs (s. Billard, S. 992).

Sau (Geogr.), Fluß, s. v. a. Save 1).

Sau und **Zusammensetzungen**, die sich hier nicht finden, s. Schwein.

Saualpit (Min.), nach Einigen s. v. a. schwarze blätterige Hornblende oder Karinthin (s. d.), nach Andern s. v. a. gemeiner Epidot oder Zoisit (s. d.).

Sauapfel (Bot.), s. v. a. wilder Apfelbaum, Pyrus malus sylvestris *L.*, s. Apfelbaum.

Sauassu (franz., Säugeth.), s. v. a. Larvenaffe, Callithrix personata *Geoffr.*

Sauauge (Bot.), s. v. a. gemeine Einbeere, Paris quadrifolia *L.*

Saubach (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Eckardsberge; Vorwerk, Gasthof, 3 Mühlen; 530 Einw.; — 2) (Nieder-S.), Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Saarlouis; Kapelle, Eisengruben, Mühle; 160 Einw.

Saubär (Saubätz), das männliche zahme Zuchtschwein.

Saubalg (Bot.), s. v. a. rother Gänsefuß, Chenopodium rubrum *L.*

Saubeller (Säugeth.), Hundevarietät, s. v. a. Canis familiaris aprinus.

Sauberkasten, Kasten zur Aufbewahrung des gesiebten Mehls.

Saubernitz (Geogr.), 1) (Sgubernice, Zubernice), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Leitmeritz, Gut Trebautitz, am rechten Ufer des Goldbaches; 4 Mühlen; 380 Einw.; — 2) (Groß-S.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Rothenburg; 140 Einw.

Saubersdorf, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Ldgr. Krumbach, am Steinfeld; 330 Einw.

Saubersieb, s. v. a. Mehlsieb.

Saubirne (Bot.), s. v. a. Holzbirne, Pyrus communis sylvestris, s. Birnbaum.

Saublume (Bot.), s. v. a. Löwenzahn, Leontodon Taraxacum *L.*

Saubohne (Bot.), s. v. a. Buffbohne, Vicia Faba *L.*, Faba vulgaris *Moench.*

Saubor, österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Ledetsch; 170 Einw.

Sauborg (Landw.), s. Schwein.

Saubrod (Bot.), 1) Pflanzengattung, s. v. a. Cyclamen *L.*; — 2) s. v. a. Erdnuß, Lathyrus tuberosus *L.*; — 3) s. v. a. Erdbirne, Helianthus tuberosus *L.*

Saubruch (Jagdw.), s. v. a. Gebreche.

Saubsdorf, österr.-schles. Dorf, Kr. Troppau, Amt Freiwaldau; 760 Einw.

Saubusse (Sambusse), franz. Dorf, Dep. Landes, Bez. Dax, rechts am Adour; warme

Quellen, Handel mit vorzüglichen Harzen; 1150 Einw.

Saucada, Fluß, s. v. a. Sauceda.

Sauce (lett. Myth.), Göttin der Sonne.

Sauce (Salſe, Brühe, Tunke), I. (Kochk.), eine flüſſige Zugabe zu einer feſten Speiſe. Bei den S.n jeder Art muß man darauf Bedacht nehmen, ſie möglichſt mit dem Gegenſtande zu verbinden, deſſen Geſchmack ſie beifälliger machen ſollen. Dies geſchieht zunächſt, indem man die S. aus der Brühe des Fleiſches, der Fiſche und der Gemüſe, zu denen ſie jedesmal gegeben werden ſoll, bereitet, oder, falls die feſte Speiſe, zu welcher die S. gegeben werden ſoll, keine eigene Brühe hat, indem man ſie wenigſtens aus den gleichartigſten Beſtandtheilen zuſammenſetzt. Wenn z. B. trockene oder halbfeſte Mehlſpeiſen mit einer S. begleitet werden ſollen, wird man im Allgemeinen wohlthun, dieſe aus Milch, Eiern, Butter und Mehl zuſammenzuſetzen, obſchon auch Obſt-S.n zu den meiſten Mehlſpeiſen paſſen. Sofern Fleiſchbrühe zur Verdünnung einer S. gebraucht wird, berückſichtige man jedes Mal, ob der Geſchmack der S. gelind, oder kräftig ausfallen ſoll. Für gelinde, z. B. für weiße S.n, ſchöpfe man etwas Brühe ab, ehe dieſelbe einen zu ſehr vorſtechenden Kräutergeſchmack angenommen hat; zum Aufguß oder zur Verdünnung kräftiger S.n dagegen kann man jede Fleiſchbrühe verwenden, wie ſehr ſie auch nach verkochtem Wurzelwerke u. aufgelöſtem Gallerſtoff der Knochen ſchmecken möge. In reichen Haushaltungen und ſelbſt in beſuchten Gaſthäuſern pflegt man zur Bereitung vieler S.n braune und weiße Coulis (ſ. d.) vorräthig zu halten. Wenn indeß keine dergleichen zu Gebote ſteht, ſo mache man Braunmehl oder Weißmehl und fülle es mit Brühe auf, wodurch man die Coulis erſetzen kann. Nach Verſchiedenheit der Hauptingredienzien, ſo wie nach der Farbe oder auch nach den Speiſen, zu denen ſie gegeben werden, unterſcheidet man: 1) S. allemande, zu Kalbfleiſch und Hühnern. 6 Loth Butter und 3 Loth Mehl werden unter einander gerührt, dazu 4 geſchnittene Sardellen, einige Chalotten und Champignons gethan, worauf $1/2$ (dresdn.) Kanne Brühe darauf gefüllt und das Ganze auf dem Feuer abgerührt wird; wenn es aufgekocht hat, wird es durchgeſtrichen, mit 4 Eiern abgezogen und mit Eſſig abgeſchmeckt. — 2) Auſtern-S., zu Hühnern, Kapaunen, Fricaſſé's, Gänſeleber, Hecht, Ragout mêlé: ſ. Auſtern-S. — 3) Bechamel-S., ſ. Bechamel. — 4) Braune S., zu zahmem und wildem Fleiſche. Eine Brodrinde auf dem Reibeiſen recht fein gerieben, durch den Durchſchlag geſiebt, 1 Eßlöffel Mehl darunter gemengt, in Fett braun geſchmort, dann Fleiſchbrühe dazu gegoſſen und erſt nur anſchmoren laſſen; ferner etwas Wein, den Saft einer Citrone, ein Stückchen Zucker und länglich geſchnittene Pinien (oder Mandeln) hineingethan und noch etwas anziehen laſſen. Zuletzt ein Paar geſtoßene Nelken und Kardamomen dazu gerührt. Schmeckt ſehr kräftig. — 5) Butter-S., zu Blumenkohl, Spargel, Artiſchocken, Kartoffeln u. dergl.: ſ. Butter-S. — 6) Dicke Butter-S., a) zu Sander und Hecht. Man rühre 1 Löffel Mehl mit $1/8$ (dresdn.) Kanne Waſſer klar, füge 2 Dotter, 2 Sardellen und 2 Chalotten, beides ſehr fein geſchnitten, $1/4$ (dresdn.) Kanne Brühe und 6 Loth Butter dazu, rühre auf dem Feuer dick ab und ſtreiche das Ganze durch ein Sieb. — b) Ueber Spargel. 6 Loth Butter, 1 Loth Mehl, $1/4$ (dresdn.) Kanne Waſſer werden auf dem Feuer abgerührt bis zum Kochen, dann mit Muskate und Salz abgeſchmeckt. — 7) Champignon-S., a) braune, zu Schöps-, Hühner-, Rind- und Kalbsfarce. Einige Löffel voll Champignons werden in brauner Coulis aufgekocht, dann mit etwas Sardellenbutter und Citronenſaft abgeſchmeckt und ſo zu dem Fleiſche gegeben. — b) Weiße S., zu jungen Hühnern, Kalbsmilch, Klößen, Farce, Fiſchen. Fertige weiße Coulis werden mit 6 hart gekochten Eidottern durchgeſtrichen, auch mit Eidottern legirt, mit Champignons und Citronenſaft (oder Eſſig) abgeſchmeckt, recht warm gehalten und mit Fleiſch angerichtet. — 8) Chokoladen-S., zu Mehlſpeiſen. Man koche $1/2$ (dresdn.) Kanne Rahm mit 4 Loth Zucker und 4 Loth geriebener Chokolade und quirle die Maſſe, wenn ſie kocht, die dann nöthigenfalls, wenn ſie nicht dick genug werden ſollte, mit Eiern legirt oder, wenn ſie zu dick würde, mit Rahm verdünnt und heiß über die Mehlſpeiſen angerichtet wird. — 9) Citronen-S., zu Mehlſpeiſen. $1/2$ (dresdn.) Kanne Rahm wird mit Citronenſchale und 3 Loth Zucker $1/4$ Stunde über dem Feuer gekocht, mit 2 Dottern abgezogen, heiß angerichtet und mit Citronenzucker beſtreut. — 10) S. à la Crême, a) zu Weißfiſch und Kalbfleiſch. 4 Loth Butter, 1 Loth Mehl und 1 Löffel geſchnittene Peterſilie werden in einem Kaſſerol durch einander gerührt, mit $1/8$ (dresdn.) Kanne Rahm aufgefüllt, auf dem Feuer abgerührt, mit 2 Eidottern abgezogen und mit Pfeffer und Muskate abgeſchmeckt; — b) zu Mehlſpeiſen oder kalt zu Eierkäſe. $1/2$ (dresdn.) Kanne Rahm wird mit 2 Loth Zucker kochend gemacht, dann mit 2 Eidottern, $1/2$ Loth Mehl, $1/2$ Kanne Rahm gequirlt, legirt, beliebig mit Citronen- oder Orangezucker, Vanille oder Mandeln abgeſchmeckt und ſo über die Mehlſpeiſe gegeben, z. B. zu Dampfnudeln (man muß die Vanille oder Mandeln in der Milch mit kochen laſſen). — 11) Engliſche S., zu jungen Hühnern. Man reibe 6 hart gekochte Eidotter nebſt 1 Stück Butter klein und füge ein wenig Mehl, ein Paar friſche Eidotter, Wein, Muskatblume, Citronenſaft und etwas gehackte Zwiebeln dazu, was dann unter beſtändigem Rühren gekocht und gehörig gewürzt wird. — 12) Erdbeer-S. wird wie Himbeer-S. (ſ. unten) bereitet. Dabei hüte man ſich, die Kerne mit zu kochen, da dieſe viel Bitteres enthalten. — 13) Gelbe S., a) zu Fiſchen: Unter 1 Löffel voll geſchmolzener Butter und 3—4 Eidottern wird etwas Mehl recht klar gerührt, dann weißer Wein und Citronenſaft dazu gerührt, das Ganze mit Muskatblume und etwas Zucker gewürzt und unter beſtändigem Umrühren gar gekocht; — b) zu

Artischocken, Kartoffeln u. dergl.: Butter, ½ Löffel voll Mehl, 6 Eidotter und etwas Muskatblume werden zusammen wohl durchgerührt, dann wird Weinessig, Wasser und Salz dazu gefügt und die Masse unter beständigem Rühren zu einer dicklichen S. gekocht. — 14) Grüne S., kalt zu allem kalten Braten, jungen Hühnern u. Kalbsbraten. Weiße Coulis werden mit einer Citronenschale zum Kochen gebracht, oder statt dessen wird Weißmehl mit Bouillon aufgefüllt, hierauf eine Hand voll geschnittene Peterfilie dazu gethan, das Ganze durch ein Sieb gestrichen, dann mit grünen Spinatmatten noch mehr gefärbt und mit Citronensaft und etwas Zucker abgeschmeckt. — 15) S. hachée, gehackte S. Man thue Champignons, Kapern, Sardellen, Pfeffergurken, Alles klein geschnitten oder gewiegt, von jedem 1 Löffel voll in ein Kasserol und füge 4 Loth Butter und 2 Löffel fines herbes dazu, was dann etwas passirt wird; hierauf gebe man 6 Löffel Coulis dazu, lasse aufkochen, rühre auch einen gekochten und zerhackten Eidotter unter, nebst dem Saz von dem Fleisch, wozu die S. kommt (Schöps-, Kalb- oder Rindfleisch, Tauben, Hühner u. dgl.), worauf die S. mit Citronensaft oder Essig und Salz abgeschmeckt und warm gestellt wird. Beim Anrichten kann man noch ½ (dresdn.) Kanne weißen Wein zugießen, ohne kochen zu lassen, oder ½ Kanne dicken sauren Rahm darunter rühren, ohne ihn mit kochen zu lassen. — 16) Hainbutten-S., zu Kuheuter und Mehlspeisen. ¼ (dresdn.) Mäßchen trockne Hainbutten werden mit ½ Kanne Wasser ¼ Stunde gekocht, zerquirlt, durch ein Sieb gestrichen, mit Wein verdünnt, aufgekocht, mit Kartoffelmehl legirt und versüßt. — 17) Himbeer-S., zu Puddings, Reis, Gries. 1 (dresdn.) Kanne Himbeeren werden in einem Topfe zerquirlt, mit ½ Kanne Wasser ¼ Stunde gekocht, dann durch ein Sieb gestrichen, wieder zum Kochen gebracht, hierauf mit ½ Loth Kartoffelmehl und ½ Kanne Wein abgezogen, aufgekocht und mit 2 Loth Zucker versüßt. Oder: Man streiche die gequirlten Himbeeren sofort durch ein Sieb, gieße erst dann den dicklichen Saft in einen Kannentopf, füge ½ Loth Kartoffelmehl und 6 Loth Zucker zu und quirle das Ganze wie einen Crême auf dem Feuer gut und dicklich ab und richte es über die Mehlspeise an. Oder: Die S. wird, wie eben gesagt, aber ohne den rothen Saft gemacht, den man vielmehr erst in die heiße S. gießt, wenn sie vom Feuer kommt, in welchem Falle sie mehr Farbe behält. — 18) Holländische S., a) zu Kartoffeln, Blumenkohl, Spargel, Portulack, Artischocken, Fischen aller Art: 2 Loth Mehl mit etwas Wasser in einem Kasserol klar gerührt, 2, 4, 6—8 Eidotter dazu geschlagen, ½ (dresdn.) Kanne Bouillon, etwas Blumenkohl- oder Spargelwasser, Pfeffer, 2 Nelken, eine zerschnittene Zwiebel, ein Lorbeerblatt, Salz, Citronenschale dazu gethan, auf dem Feuer gerührt, bis es anfängt zu kochen, dann durch ein Sieb gestrichen, mit 12 Loth Butter und Muskate (auch beliebig mit Zucker und Essig) abgeschmeckt und so dicklich angerichtet; — b) zu Fischen (Sander, Hecht u. dergl.), auch zu verlorenen Eiern: 8 Dotter, ⅛ (dresdn.) Kanne Wasser und Essig, Zwiebeln und Citronen auf dem Feuer abgerührt, bis es fast zu kochen anfängt, dann gleich vom Feuer genommen und 8 Loth Butter darunter zerrührt, nochmals auf dem Feuer gerührt, bis es rund und dicklich wird, mit Muskate und Salz abgeschmeckt und durch ein Sieb in ein anderes Kasserol gestrichen, worauf man noch Kapern, Sauerampfer, Austern, Muscheln, Gurken, Dill ꝛc. beifügen kann. — 19) Kapern-S., a) zu Schöpskeule, Wildpret, Farce und Ragouts: eine Obertasse voll ganze od. geschnittene Kapern werden mit 4 Löffel Coulis aufgekocht und mit Weinessig, nöthigem Salz und Wein abgeschmeckt; — b) zu Fischen: 1 Stück Butter, 4 Eidotter, ½ Löffel Mehl und etwas Muskatblume werden zusammen durchgerührt, dann wird weißer Wein nach Belieben dazu gefügt und das Ganze gekocht; hierauf gebe man noch gehackte Kapern, einige Citronenscheiben, Zucker und Fischbrühe bei, so daß die S. nicht zu seimig wird; — c) zu Kalbfleisch oder gekochtem Kuheuter: 2 Eidotter, ½ Löffel Mehl und 1 Löffel geriebene Semmel werden in ein wenig Essig eingequirlt; dann wird Fleischbrühe zugegossen und die Masse etwas aufgekocht; zulezt werden kleine Kapern zugefügt, worauf man die S. noch ein Weilchen etwas entfernt ans Feuer sezt. — 20) Kirsch-S. Man zerstoße ¼ (dresdn.) Mäßchen trockne saure oder 3 Schock frische Kirschen im Mörser, so daß die Kerne zerknickt werden, thue sie in ein Kasserol, gieße ½ (dresdn.) Kanne Wasser darauf und koche sie ½ Stunde mit ½ Citronenschale (auch kann man etwas Pflaumenmus und einige schwarze Brodstücke mitkochen); hierauf wird die Masse durch ein Sieb in ein anderes Kasserol gestrichen, aufgekocht, mit ½ Loth Kartoffelmehl legirt, dann mit 4 Loth Zucker, Zimmt und Nelken abgeschmeckt und so heiß zur Speise gegeben. Man kann auch Kirschmus und 1 Löffel Arak dazu nehmen. Zu Fleischspeisen muß man diese S. ein wenig einbrennen und etwas braune Butter darunter mengen. — 21) Krebs-S., a) zu Tauben, Hühnern, Kalbfleisch: 15 Krebsen werden roh die Nasen abgeschnitten, worauf dieselben im Mörser gestoßen und im Kasserol mit 8 Loth Butter nebst einer Zwiebel passirt werden; wenn die Masse roth genug ist, wird sie eingemehlt, mit Brühe aufgefüllt, durchgekocht, durchgestrichen und mit Peterfilie und Krebsbutter angerichtet; — b) zu gebackenem Reis, Gries, zu Nudeln u. dgl.: man verfährt, wie unter a) bemerkt wurde, ohne jedoch Zwiebeln anzuwenden; hierauf wird eingemehlt, mit Rahm angefüllt ꝛc. und dann mit Zucker abgeschmeckt. — 22) Liebesäpfel-S. (S. au Tomate), eine der beliebtesten S.n zu Hühnern und andern Speisen in der französischen Küche. 12—15 Stück reife Liebesäpfel (s. d.) werden mit einer Scheibe rohem Schinken, einigen Gläsern weißem Wein und guter Bouillon in einem fest verschlossenen Kasserol auf dem Feuer kurz eingekocht und dann durch ein Haarsieb gestrichen, worauf etwas weiße Coulis und so viel von einer durchgestrichenen Marmelade dazu gethan

wird, daß die S. eine schöne rothe Farbe bekommt. — 23) S. Magonoise, kalt über geschnittenes Fleisch, Fische oder Salat. Man schlage 4 Dotter in einen Napf und rühre sie mit einem Rührlöffel recht dick, gieße dann ¼ Pfund Provenceröl ganz langsam, so daß es wie ein dünner Faden läuft, unter fortwährendem Rühren hinein und füge zuletzt trockene Kräuter, Estragon, ⅛ (dresdn.) Kanne Essig und Salz zu. — 24) Mandel-S., zu allen Puddings und Mehlspeisen. ½ (dresdn.) Kanne Rahm, mit 2 Loth gestoßenen süßen und 4 Stück bittern Mandeln, wird zugedeckt und ½ Stunde gekocht, dann mit 2—6 Eidottern, ½ Loth Mehl, ¼ Kanne Rahm abgezogen, mit nöthigem Zucker versüßt und durch ein Sieb angerichtet. — 25) S. marlée, zu gebackenem Fisch. 8 Loth Butter werden in einem Kasserol braun gemacht, dann wird eine Hand voll geschnittene Petersilie hinzugefügt, worauf man das Gemisch ¼ Stunde dunsten läßt; dann wird ⅛ (dresdn.) Kanne Essig und eben so viel Wasser darauf gegossen und die S. mit Pfeffer aufgekocht und gesalzen. — 26) Meerrettig-S., s. Meerrettig. — 27) Morchel-S., s. Morchel. — 28) S. à la Moscovite, zu Rindslende, Kalbskeule, Hasenbraten. ½ Pfund rohen Schinken mit Chalotten und 4 Loth Butter braun passirt, braune Coulis oder Mehl aufgefüllt, mit 4 Sardellen verkochen lassen, zuletzt ½ (dresdn.) Kanne Rahm dazu gethan, durch ein Sieb gestrichen und mit Citronensaft, Zucker u. Essig, auch wohl Kapern abgeschmeckt. — 29) Muschel-S., zu Hühnern, Tauben, Kalbskeule: wird wie die Austern-S. (s. d.) bereitet. — 30) Oliven-S., zu Enten, Schöps, Truthahn und Blaufischen. Die Oliven werden dicht von den Kernen losgeschält, so daß sich das Abgeschälte wie eine Düte zusammendreht. Hierauf werden die Kerne ½ Stunde in etwas Wasser gekocht, welches dann, ohne Kerne, mit etwas Wein auf die geschälten Oliven gegossen u. verdeckt, ½ Stunde gekocht wird; dann gibt man Coulis darauf, läßt zusammen aufkochen und schmeckt das Ganze mit Citronensaft und Pfeffer ab. — 31) Orangen-S., zu Rebhühnern, Enten, Truthühnern, Ragouts, Wels, Hecht, Stör, Lachs. Die gelbe Schale einer bittern Orange wird in kleinen linsengroßen Stückchen in brauner Coulis aufgekocht und 1 Lth. Zucker, 1 Glas Wein und der Saft der Orange, so wie von ½ Citrone zugefügt. — 32) Pflaumen-S. Gebackene Pflaumen werden gekocht und durch ein Haarsieb gerieben, dann mit Zucker, ganzem Zimmt, gehackten Citronenschalen, gestoßenen Nelken und etwas Wein unter beständigem Umrühren kurz eingekocht. — 33) Pflaumenmus-S., zu jeder Art Gebratenem. Ein Paar Löffel Pflaumenmus in einen Tiegel gethan, halb Wein, halb Wasser zugegossen, etwas Zucker, gestoßene Nelken und kleingewiegte Citronenschale hineingeschüttet und das Ganze mit einander gekocht. — 34) Pilz-S., zu Rindfleisch. Ein Paar Hände voll getrocknete Steinpilze oder auch andere Pilze werden mit einigen in Scheiben geschnittenen Zwiebeln und einigen Tassenköpfen voll Fleischbrühe in einen Dämpftiegel gelegt, weich und ziemlich trocken eingekocht, dann fein geschnitten. Unterdessen werden 1 Tassenkopf voll geriebene Semmel u. 2 Eßlöffel Mehl in Fett oder Butter gelb geröstet, worunter nun obiges Gehackte gethan, mit kräftiger Fleischbrühe aufgefüllt und Alles zu einer S. gekocht wird. — 35) Polnische-S., zu gekochtem Rindfleisch. Ein Stück Butter wird mit etwas Mehl und Eidotter wohl durchgerührt und in einem Kasserol, nebst Wasser, Citronenscheiben, Lorbeerblättern, Gewürz, Zwiebeln, kleinen Rosinen und Zucker gut durchgekocht. — 36) S. provençale, zu allem Geflügel, wenn man Austern und Muscheln dazu nimmt; auch beliebig ohne Austern zc. zu Rebhühnern, Fasanen zc. ¼ Pfund Butter wird mit einem Rührlöffel voll feinen Mehl zusammengeknetet; dann werden ¼ Pfd. fein gewiegte Sardellen, die fein abgeschälte Schale einer Citrone, die gut entkernten Scheiben von ½ Citrone, ein Spitzglas weißer Wein und 1 Löffel voll gutes Provenceröl gut unter einander gerührt, worauf man eine kräftige Bouillon darauf schlägt, auf gelindem Feuer langsam bis zum Dicklichwerden abrührt und noch 1 Löffel Bouillon darauf schlägt, bis die S. gar ist, ohne zu koen, weil sie sich sonst legirt. — 37) S. Ravigotte, kalt zu Kapaun, Rouladen, Fischen. Estragon, Pimpernelle, Petersilie, Basilikum, Kerbel, Kresse (was man von diesen Kräutern gerade hat), Alles zusammen recht klar geschnitten, mit ½ (dresdn.) Kanne weißer Coulis aufkochen lassen, nebst 3 Sardellen mit 1 Obertasse Spinatmatten oder durchstrichenem Spinat durch ein Sieb gestrichen und mit etwas Zucker, Citronensaft und Provenceröl abgeschmeckt. — 38) S. Remoulade, kalt zu Preßkopf, Fischen, vorzüglich zu wildem Schweinskopf und zu allen kalten Braten und Pökelfleisch: a) 8 Chalotten mit einem Wiegemesser recht fein geschnitten, 2 Zwiebeln gerieben, dies in einen Napf gethan, dann 4 gekochte und zerdrückte Eidotter, 4 Löffel Provenceröl, 2 Löffel Kapern, 4 Stück Sardellen, 3 Löffel Senf, ⅛ (dresdn.) Kanne Essig, Alles recht durch einander gerührt und durch ein Sieb gestrichen. Diese dicklich gelbe S. wird mit 2 Lth. Zucker, Pfeffer, Nelken, neuer Würze, Salz und Oel abgeschmeckt. Sie hält sich 8 Tage u. kann daher in Vorrath gemacht werden. — b) Zwei große Zwiebeln auf einem Reibeisen in einen Napf gerieben, nebst 2 gekochten Eidottern, 3 Löffeln Senf, 3 Loth Zucker, ¼ (dresdn.) Kanne Essig, 4 Löffeln Oel, Gewürz und Salz, tüchtig gerührt. — 39) S. Robert, zu Schweins- oder Kalbs-Cotelets, Bratwurst, Wildpret. 6 Zwiebeln kleinwürflig geschnitten, in 8 Loth Butter braun geröstet, 2 Loth Mehl oder Coulis darauf gestreut, mit ½ (dresdn.) Kanne Jus (s. d.) und Brühe aufgefüllt, ½ Stunde gekocht, so daß die Zwiebeln weich werden, mit 1 Loth Zucker, Essig, Salz u. Senf abgeschmeckt, auch ½ Zehe Knoblauch dazu geschabt, mit Wein verdünnt, mit Pfeffer, neuer Würze und Nelken abgeschmeckt und so recht heiß angerichtet. Diese S. muß etwas

dick seyn, auch kann man sie durchstreichen. — 40) Sago-S., zu Mehlspeisen und Puddings. 4 Loth Sago mit 1/8 (dresdn.) Kanne rothem Wein (oder statt dessen Milch) aufkochen lassen, mit 2 Loth Zucker und Zimmt abgeschmeckt, im Fall die S. nicht dick genug wäre, mit 1/2 Loth Kartoffelmehl und Wein legirt und mit Citronenzucker bestreut. — 41) Sardellen-S., a) braune, zu Rindfleisch, Schöps, Truthahn, Cotelets, Hühnern, Rindslende, Fischen aller Art, Wildpret, Ragouts. Braune Coulis in einem Kasserol aufgekocht, nebst dem Satz des Fleisches, wozu sie kommt, einige Löffel Sardellenbutter oder 4—6 klein geschnittene Sardellen dazu gethan, aufgekocht, durch ein Sieb gestrichen, damit die Gräten zurückbleiben, und mit Citronensaft u. Salz abgeschmeckt; auch kann man vor dem Anrichten 6 Loth frische Butter, 2 Löffel Provenceröl und von 2 Citronen den Saft darunter rühren, ohne nachher noch kochen zu lassen. — b) Weiße, zu jungen Hühnern, Tauben, Kalbsmilch, Kalbfleisch, Hechten. Mit weißer Coulis eben so wie unter a) verfahren und mit viel Eiern legirt; oder: 2 Loth Mehl mit 1/8 (dresdn.) Kanne Wein in 1 Kasserol klar gerührt, 4—6 Eidotter dazu, mit 1/2 Kanne kalter Brühe aufgefüllt und zu einer dicken S. abgerührt, welche nur aufkochen darf; Sardellenbutter zugefügt, mit Citronensaft und Wein, oder Essig abgeschmeckt, gehörig dünn gemacht und warm gestellt. — 42) Sauerampfer-S., zu jungen Hühnern, Tauben, Lamm-, Kalb-, Ziegenfleisch, Cotelets, Fischen. 1 Teller voll gewaschenen Sauerampfer recht fein in ein Kasserol geschnitten, 1/2 (dresdn.) Kanne Brühe darauf, 1/4 Stunde kochen lassen, mit 4 Dottern und etwas Mehl abgezogen, mit einem guten Stück Butter u. Mehl abgeschmeckt, auch durchstrichen. — 43) S. mit Schinken, a) zu Hühnern, Tauben, Kalbsbrust, Stockfisch, Aal: 2 Loth Mehl in 1/4 Pfund Krebsbutter ein wenig passirt, 3 Loth derben, rohen, in kleine Stücke geschnittenen Schinken, wie auch eine geriebene Zwiebel zugefügt, noch etwas passirt, dann mit Brühe aufgefüllt, so 1/2 Stunde auskochen lassen, durch ein Haarsieb gestrichen, auch mit Muskate abgeschmeckt; — b) zu Hühnern, Kalbsfricandeaux, Rindslende. 1/4 Pfd. derben Schinken, 8 Chalotten, 1 Wurzel, 2 Möhren, etwas Salbei, Alles kleinwürfelig nebst 6 Loth Butter im Kasserol langsam weich und weiß passiren lassen, 2 Loth Mehl dazu, mit 1 (dresdn.) Kanne Brühe aufgefüllt, 1 Stunde kochen lassen, durch 1 Sieb gestrichen, mit Eiern legirt, auch mit Citronen abgeschmeckt. — 44) Senf-S., a) zu Fischen oder Rindszunge: Butter in einem Tiegel heiß gemacht, zerriebene Semmel darin geschmort; Senf dazu gefügt, Fleischbrühe u. etwas Wein oder Weinessig daran gegossen und zusammen nebst ein wenig grobem Zucker noch etwas angrühein lassen; — b) zu gebratenen Hühnern, Pustern, grillirten Fleischspeisen ꝛc.: Butter in einem Kasserole auf dem Feuer gelbbraun werden lassen, eine klein gehackte Zwiebel und 1/2 Löffel voll Mehl so lange darin geschwitzt, bis es aufsteigt, dann einen Kochlöffel voll Bouillon, ein Paar Lorbeerblätter, Salz, Citronenschale und Zucker zugefügt und zusammen durchkochen lassen; hiernächst 1 Löffel voll guten Mostrich hinzugefügt und auch diesen darin durchkochen lassen, zuletzt die S. noch mit Eidottern dicklich abgerührt; — c) kalt zu Pökelfleisch: Senfmehl unter etwas Weineßig, mit Zucker, Citronensaft und gehackter Citronenschale gerührt; — d) braune Coulis zum Kochen gebracht und mit Senf, Zucker und Salz abgeschmeckt; — e) die S. Robert (s. oben) durch ein Sieb gestrichen, 1 Löffel Senf, 1 Loth Zucker, 1/8 (dresdn.) Kanne Essig und Salz zugefügt und nicht mehr kochen lassen. — 45) Spanische-S. (S. à l'Espagnole), in der feinen Kochkunst eine der Haupt-S.n: 2 Pfd. Kalbfleisch, 2 Pfd. magern Schinken, etwas fein gewiegte oder gehackte feine Kräuter, ferner Champignons, Zwiebeln, das Abgeputzte von Trüffeln, gehackte Peterstlie, etwas Thymian und ein Lorbeerblatt, einige ganz abgewaschene Sardellen, dies Alles über dem Feuer mit einem guten Stück Butter durchgeschwitzt, bis es eine röthliche Farbe bekommt, die abgeschnittene Schale einer Citrone und die Citrone selbst, welche jedoch gut ausgekernt und von der weißen Schale befreit seyn muß, so wie 1/4 Flasche weißen Wein zugefügt und unter fleißigem Umrühren auf einem Dreifuße langsam eingedunstet. Nachdem die S. eine schöne rothe oder braunrothe Farbe bekommen, braune Coulis darauf geschlagen, langsam kochen lassen, gut ausgeschäumt u. nach 1 1/2 Stunde durch ein Haartuch laufen lassen. Auch kann man, um diese S. recht pikant zu machen, während des Kochens noch 2 Gläser Champagner dazu fügen. — 46) Trüffel-S. Hat man frische Trüffeln, so werden sie mit einer Bürste u. heißem Wasser, auch wohl mit Wein gewaschen (die schwarze dünne Schale wird abgeschält, oder auch nicht geschält, indem in der Schale die stärkste Kraft seyn soll), in dünne Scheiben geschnitten, in rothem Wein 1/4 Stunde zugedeckt gekocht, dann in aufgekochte Coulis gethan und mit Citronensaft abgeschmeckt. Hat man trockene Trüffeln, so werden sie einige Tage in Wasser eingeweicht, dann 1/4 Stunde gekocht und mit dem Wasser, worin sie gekocht sind, zur S. gethan. Oel-Trüffeln werden zur Entfernung des Oels mit heißem Wasser gewaschen; dann wird damit wie mit den frischen verfahren. Die abgeschälten Schalen kann man auskochen, klein schneiden und unter Farce nehmen. — 47) Vanillen-S., zu allen Mehlspeisen ohne Obst. 1/2 (dresdn.) Kanne Rahm, 3 Loth Zucker und etwas Vanille, mitten durchgespalten, zugedeckt 1/4 Stunde kochen lassen, dann mit 2—6 Eidottern, 1/2 Loth Mehl, 1/8 Kanne Milch zerquirlt, abgezogen und zu der Mehlspeise angerichtet. Die Vanille kann man noch weiter brauchen, auch, so wie Zimmt, im Mörser mit etwas Zucker zerstoßen und über die S. streuen. — 48) Wachholder-S., zu zahmem oder wildem Schweinfleisch, vorzüglich aber zu gedämpften wilden Enten. Gestoßene Wachholderbeeren nebst einigen Nelken, etwas Citronenschale und geröstetem Brode in Fleisch-

brühe gekocht, dann klar gequirlt, durch einen etwas engen Durchschlag gegossen, nach Belieben mit Weinessig etwas säuerlich gemacht und mit Zucker wieder etwas versüßt. — 49) Wein-S., a) zu Fleisch oder Fisch: 2 Loth Mehl u. Wein im Kasserole glatt gerührt, 2—4 Dotter, 6 Loth Butter, ¼ (dresdn.) Kanne Wein, ½ Kanne von der Brühe des Fleisches od. Fisches, wozu man die S. gibt, und Citronenschale zugefügt, auf dem Feuer abgerührt, nöthigenfalls mit Wein oder Brühe verdünnt, mit Zucker und Essig abgeschmeckt; — b) zu Mehlspeisen: 4 Eier nebst 1 Kaffeelöffel Mehl oder Kartoffelmehl, ½ (dresdn.) Kanne Wein u. 6 Loth Butter in einem Topfe über dem Feuer abgequirlt wie einen Crême, bis es dick ist, und sogleich über die Mehlspeise angerichtet und mit Orangen- u. Citronenzucker bestreut. Soll die S. schnell dick werden, so gießt man etwas Wein dazu. — 50) Weiße-S. zu Fischen. Etwas Mehl nebst einigen fein zerhackten Zwiebeln in einem Löffel Butter schwitzen lassen, etwas Wein und Citronensaft zugegossen, mit Muskatnuß und Muskatblume gewürzt und zuletzt mit ein Paar Eidottern abgequirlt. — 51) Zwiebel-S., a) gewöhnliche zu Rindfleisch und Schöpsenfleisch: Zwiebeln in dünne Scheiben geschnitten, auch etwas altgebackene Semmel, dann nöthige Fleischbrühe aufgefüllt, 1 Eßlöffel voll feingeschnittenen Kümmel darunter gethan und ½ Stunde kochen lassen; — b) feine, s. oben S. Robert. — II. (Tabaks-), s. Saucieren.

Sauceda (Saucada), nordamerikan. Fluß, Mexiko, Staat Durango, entspringt nördlich von der Stadt Durango, strömt gegen Westen in den Staat Cinalao, geht an der Stadt Culiacan vorüber, nimmt dann diesen Namen an u. mündet in den Golf von Kalifornien.

Saucedilla, span. Flecken, nordöstl. von Caceres; 290 Einw.

Saucedo, span. Dorf, nördl. von Malaga, links am Guadaljorca, am Nordfuß der Sierra de-Antequera; Mineralquelle; 1390 Einw.

Saucejo, el, span. Dorf, südöstl. von Osuna; 2010 Einw.

Saucelle, span. Flecken, südwestl. von Salamanca; Leinweberei, Branntweinbrennerei, Oelmühlen, vorzügl. Wein; 1000 Einw.

Sauces (Geogr.), 1) nordamerikan. Bergwerksort, Mexiko, Staat Durango, im Hochgebirge; — 2) afrikan. Ort, kanarische Inseln, Palma; Palmen, Orangen, Zuckerrohr; Hauptort des gleichnam. Distrikts.

Sauces, Rio de los, Fluß, s. v. a. Rio Negro.

Sauce Vaufais, franz. Ort, Depart. Sèvres, südöstl. von Melle.

Sauchy-Cauchy u. S.-Lestré, zwei franz. Dörfer, Dep. Pas-de Calais, Bez. Arras, am Gache; 1270 Einw.

Saucière (franz.), Saucennäpfchen oder Schüsselchen von Porzellan, Steingut od. Zinn und von verschiedener Form.

Sauciren (v. Franz.), mittelst einer aromatischen Brühe (Sauce) den Rauch- u. Schnupftabak anfeuchten, um demselben einen angenehmen beliebigen Geschmack und Geruch und eine erwünschte Farbe zu geben. In der Regel werden gute Tabake, besonders Rauchtabake, nicht saucirt. Zu den Saucen, aus denen die meisten Fabriken ein Geheimniß zu machen pflegen, dienen, und zwar für Rauchtabake: Zucker, Syrup, Honig, süßer Wein, Pflaumen- u. Rosinenbrühe, wohlriechende Stoffe; für Schnupftabak: flüchtige Salze, Salmiak, Potasche, Essig, Eisenvitriol, Citronensaft, selbst wohl auch Bleizucker, wodurch denn freilich der Tabak der Gesundheit nachtheilig wird. Vgl. Tabak und Schnupftabak.

Saucisse (franz.), 1) s. v. a. Bratwurst; — 2) besondere Art Würstchen; werden auf folgende Art zubereitet: 1 Pfund gutes junges Schweinefleisch wird ausgeschabt und fein gehackt; eben so ½ Pfd. frischer ungeräucherter Speck. Beides mischt man hierauf durch einander, setzt 3 Nelken, 4 Neuewürzkörner, die Schale von einer Citrone, 1 Loth Salz, ½ Loth Farbe und 1/16 (dresdn.) Kanne dicken Rahm (od. statt dessen Wein) zu, worauf Alles gut gemischt und mittelst einer mit einer Dille versehenen Spritze in Därme gefüllt wird. Durch Unterbinden macht man Würstchen von beliebiger Länge, die auf dem Rost oder in der Pfanne rasch gebraten und zum Gemüse gegeben werden. Auch pflegt man die Masse, statt sie in Därme zu füllen, auf einem mit Mehl bestreuten Brete mit den Händen durch Walzen zur Gestalt gewöhnlicher Würstchen zu formiren und diese in steigender Butter, neben einander in die Pfanne gelegt, zu braten, wobei die Pfanne über dem Feuer stets hin- und hergezogen wird, so daß die Würstchen in derselben rollen und so auf allen Seiten braten. — 3) Lange und dünne Faschinen.

Sauckbeckr (nord. Myth.), s. Saukquabekkr.

Saucken-Tarputschen, von, Mitglied der ersten deutschen Nationalversammlung, königlich preußischer Rittmeister außer Dienst, 1791 auf dem Rittergute Bickerau geboren, gehört zu einer alten Adelsfamilie, die mit dem deutschen Orden nach Preußen kam, in der Reformationszeit zur neuen Lehre übertrat und mit dem großen Reformator durch Bande des Bluts verknüpft ward, so daß S. eine Tochter Luthers zu seinen Ahnfrauen zählt. Im Jahre 1806 trat S. in das Dragenerregiment v. Esebeck, und der unglückliche Feldzug gegen Napoleon wurde seine erste Prüfung in dem Waffenhandwerke. Sein nächster Feldzug begann unter französischen Fahnen, denn S. gehörte zu dem Hülfscorps, welches Preußen in dem Feldzuge gegen Rußland stellen mußte. In demselben erlitt seine Schwadron so bedeutende Verluste daß er bei dem Rückzuge der einzig übrig gebliebene Offizier war. Als York mit Diebitsch die bekannte Kapitulation abschloß, die den Anfang von Preußens Erhebung bezeichnet, befand er sich bei einer vom Hauptcorps getrennten Abtheilung, die sich mit jenem nicht ohne Gefahr vereinigte. In den Freiheitskriegen focht er in vielen der wichtigsten Gefechten und machte die erste und letzte Schlacht mit, die bei Lützen und

die bei Crespi. Er war beide Male in Paris und befand sich nach der Schlacht von Waterloo bei dem Corps, das zur Beobachtung und nöthigenfalls zur Bekämpfung der französischen Loirearmee bestimmt war. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, aus dem russischen Feldzuge her mit dem Orden pour le mérite, aus den Freiheitskriegen mit dem eisernen Kreuze 1. und 2. Klasse geschmückt, zu denen Friedrich Wilhelm III. den Johanniterorden fügte. Er vermählte sich bald darauf mit einem Fräulein von Heiligenstedt und übernahm die Güter seines Vaters. Auf den Provinziallandtagen erschien er zuerst 1825 und bewährte hier dieselbe politische Richtung, welcher er unabänderlich treu geblieben ist. Auf dem Huldigungslandtage nahm er als Stellvertreter des Landtagsmarschalls eine hervorragende Stellung ein, und seinen Bemühungen ist es zuzuschreiben, daß der Landtag, als er nach altem Herkommen um Bestätigung der Rechte und Privilegien bat, als das wichtigste dieser Rechte die Reichsverfassung nannte. Auf dem vereinigten Landtage war S. einer der Redner, die immer gern gehört wurden. Er repräsentirte, wie kein Anderer, den großen Geist aus der Zeit der Stein u. Hardenberg, der in den Freiheitskriegen so herrliche Früchte trug. Mehrmals rief er diese geschichtlichen Erinnerungen wach, am beredtesten und eindringlichsten bei der Verhandlung über die Landrentenbanken. Nachdem die Debatten einen stürmischen Charakter angenommen hatten, erhob sich S. und sprach über die ganze Lage des Landes, anfangs häufig unterbrochen, dann unter lautloser Aufmerksamkeit, bald von donnerndem Bravorufe begrüßt. Wie er über die Aufgabe der Volksvertretung denkt, hat er in seiner Rede über die Periodicität ausgesprochen, in der er auf regelmäßige Berufung des Landtages dringt. Die Minister sind ihm die erwählten Rathgeber der Krone, die Stände die geborenen; dieses Wort des Königs nimmt er im vollsten Umfange an. Bei seinen Abstimmungen ließ er sich stets von moralischen Motiven leiten. So war er für die Einkommensteuer, weil sie auf Gerechtigkeit beruhe, aber gegen die Selbstschätzung des Vermögens seitens der Steuerpflichtigen, weil dadurch dem Betruge und der Lüge die Thür geöffnet werde. Die Lotterie fand in ihm einen heftigen Gegner. Auch gegen die seiner Provinz so nützliche Ostseisenbahn stimmte er, wenn auch mit schwerem Herzen. Die völlige Gleichstellung der Juden forderte er aus Gründen der Gerechtigkeit und darum, weil nur der Staat sich einen christlichen nennen könne, der die Lehre und das Beispiel des Erlösers befolge. Im J. 1848 ward er von einem preuß. Wahlbezirk für die erste deutsche Nationalversammlung gewählt, in welcher er auf dem linken Centrum saß; später war er Mitglied der preuß. zweiten Kammer, wo er ebenfalls im liberal-konstitutionellen Sinne stimmte.

Sauclet (fr., Ichthyol.), s. v. a. Atherina Hepsetus *Cuv.*

Saucliéres, franz. Dorf, Dep. Aveyron, Bez. Milhau; 1900 Einw.

Saucouna (a. Geogr.), s. Arar.

Saucourt, franz. Dorf, Dep. Haute-Marne, Bez. Vassy; Hochofen und Eisenhammer; 320 Einw.

Sauda, indischer Dichter.

Saude, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Guben; Wassermühle; 180 Einw.

Sauden (Sadwa), preuß. Erbpachts-Vorwerk, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; 130 Einw.

Saudhs (Sauds, Sads, d. i. Fromme), eine den Quäkern ähnliche indische Sekte, welche einen einzigen Gott, den Schöpfer aller Dinge, anbetet und jede Art von Gottesdienst verabscheut. Sie leben in den niedern Provinzen Ostindiens zerstreut; ihre Hauptsitze sind Delhi, Agra, Itpur und Furruckabad. Die Sekte wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts von dem Dehlier Beerbham gestiftet. Es herrscht vollkommene Gleichheit unter den S.; sie gehorchen Niemand, erkennen keinen Unterschied des Ranges oder der Kaste an, ehren aber die Tugend und verabscheuen das Laster. Es ist ihnen nicht erlaubt, als Soldaten zu dienen und sich der Waffen anders, als zur Selbstvertheidigung, zu bedienen. Die Kleidung der Männer muß ganz weiß seyn, und Schmuck von Gold und Silber wird als für sie unschicklich betrachtet; die Weiber dagegen dürfen Juwelen u. farbige Kleider tragen. Beiden Geschlechtern ist es streng verboten, irgend ein Geschöpf zu essen, welches gelebt hat, sich zu berauschen und Tabak zu rauchen. Die S. dürfen keinen Eid schwören, und vor den Gerichten zu Mirzapur, wo die meisten von ihnen leben, gilt ihr einfaches Ja oder Nein statt des Schwurs. Jeder von ihnen muß seinen Lebensunterhalt auf rechtliche Weise gewinnen; wird er durch unverschuldetes Unglück oder Krankheit arm, so unterstützen ihn seine Glaubensgenossen, verstoßen ihn aber auch aus ihrer Mitte, wenn Trägheit oder schlechte Aufführung an seiner Verarmung Schuld sind. Ein Saudh darf nur ein Weib und dieses nur einen Mann haben. Ehebruch oder Konkubinat wird an beiden Theilen streng bestraft. Hinsichtlich der Fortdauer nach dem Tode glauben sie, daß die Rechtschaffenen Glückseligkeit im Angesichte Gottes genießen, die Seelen der Gottlosen aber in Thiere versetzt werden. Von einer andern Hölle, als dieser Seelenwanderung, scheinen ihre Lehren nichts zu enthalten. Die S. nennen sich zwar selbst Hindus der Abstammung nach, verwerfen aber, wie erwähnt, die Vielgötterei und den Aberglauben ihrer Landeleute. Sie sprechen von einem von Gott gesandten inspirirten Mann, dem sie ihr in Versen geschriebenes heiliges Religionsbuch zuschreiben, doch geben sie keine Menschwerdung der Gottheit zu. Die Mitglieder der Sekte sind meistentheils Handelsleute, einige aber auch Zemindars, Landwirthe und Handwerker. Sie kommen während des Huly jährlich an den Plätzen zusammen, welche ihre Vorsteher zu diesem Zweck bestimmen, und wo sie mehre Tage hinter einander die Ceremonien ihrer Religion bei Sonnenauf- und Untergang verrichten. Die ganze Versammlung bildet zu diesen Stun-

den unter freiem Himmel eine Art Kreis, spricht ein Gebet und singt eine Hymne. Das heilige Buch ihres Glaubens, Pothi genannt, wird in einem Zelte von einem für seine Lebenszeit, oder so lange er sich ordentlich beträgt, dazu gewählten Mann (der nicht Priester, sondern Laie ist) vorgelesen und erklärt.

Saudistel (Bot.), 1) s. v. a. Sonchus arvensis *L.*; — 2) s. v. a. Carlina vulgaris *L.*;

Saudistelkraut (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Sonchi, s. Sonchus oleraceus *L.*

Saud-la-Coussière, franz. Dorf, Dep. Dordogne, Bez. Nontron; 1950 Einw.

Saudre (Große S.), franz. Fluß, Dep. Loire-Cher, entspringt bei Bourges und mündet bei Romorantin in den Cher, rechts; Nebenfluß: die kleine S.

Saudron, fr. Dorf, Dep. Haute-Marne, östl. von Vassy; 250 Einw.

Saudrupt, franz. Dorf, Dep. Meuse, Bez. Bar-le-Duc; Baumwollspinnerei; 360 Einw.

Sauds, s. Saudhs.

Saudschi (Kontuses), Sohn des Sultan Murad I., empörte sich gegen seinen Vater und ward von diesem geblendet.

Sauen (Säugeth.), 1) s. v. a. Schweine, besders aber — 2) wilde.

Sauen (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Beeskow-Storkow; 170 Einw.

Sauer (Physiol.), s. Säure.

Sauer (Geogr.), Fluß, s. v. a. Sure.

Sauerach (Bot.), s. v. a. gemeiner Sauerdorn, Berberis vulgaris *L.*

Sauerampfer (Bot.), 1) gemeiner, s. v. a. Rumex acetosa *L.*; — 2) kleiner, s. v. a. Rumex Acetosella; — 3) römischer oder französischer, s. v. a. Rumex scutatus *L.*; — 4) amerikanischer, s. v. a. Rumex vesicarius *L.*

Sauerampferbaum (Bot.), s. v. a. Andromeda arborea *L.*

Sauerampfermotte (Entom.), s. v. a. Triphaena pronuba *Ochsenh.*

Sauerapfel (Pomol.), Aepfelsorte, s. v. a. rother Stettiner (s. d.).

Sauerbaum (Serben), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ostpreußen), R.-B. Königsberg, Kr. Rössel; 330 Einw.

Sauerbeere (Bot.), s. v. a. gemeine Moosbeere, Oxycoccus palustris *Pers.*

Sauerberg, österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Wurmberg; 160 Einw.

Sauerblau (Sauerblauer Zeuch), Art rothe Weintrauben besonders in Franken; geben einen rothen, jedoch sauern Most.

Sauerbraten (Kochk.), s. Rindfleisch.

Sauerbrunnen (Geognos.), s. v. a. Kohlensäuerlinge, s. Kohlensäureerhalationen und Mineralquellen.

Sauerbrunnen-Thal, ungarisches Thal, szathmarer Gespannschaft.

Sauerbrunnsgrumbach, sachsen-meiningen. Dorf, Amt Salzungen; 130 Einw.

Sauercitrone (Bot.), s. v. a. Limone, Citrus Limonum *Risso.*

Sauerdapfel (Bot.), s. v. a. Erdbirne, Helianthus tuberosus *L.*

Sauerdatteln (Bot.), s. v. a. Fructus Tamarindorum, s. Tamarinden.

Sauerdorn (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Berberis *L.*

Sauerdornbrand (Bot.), s. v. a. Accidium berberides *Pers.*, s. Warzenbrand.

Sauerdornnolle (Bot.), s. v. a. Sphaeria berberidis *Pers.*

Sauereisen (Hüttenw.), eiserner Haken, mittelst dessen die Bergjungen auf der Bühne das Erz an sich ziehen und sauern, d. h. scheiden.

Sauerer Käse, s. Käse.

Sauergras (Bot.), Riedgrasart, s. v. a. Carex acuta *L.*

Sauerhof, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Lbgr. Münchberg; 230 Einw.

Sauerhonig (Pharm.), s. Oxymel.

Sauerkäse, s. Käse.

Sauerkalk, s. Kalk.

Sauerkirschbaum (Bot.), s. v. a. Cerasus acida *Borckh.*

Sauerklee (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Oxalis *L.*

Sauerkleeäther (Aether oxalicus, Chem.), oxalsaures Orethyloxyd, s. Oxalyl.

Sauerkleegewächse (Bot.), Pflanzenfamilie, s. v. a. Oxalideä (s. d.).

Sauerkleenaphtha, s. v. a. Sauerkleeäther.

Sauerkleesäure, s. Oxalsäure.

Sauerkleesalz, s. Oxalsaures Kali, zweifaches.

Sauerkleesaure Salze, s. Oxalsaure Salze und Oxalyl.

Sauerkraut, Sauerkohl, 1) (auch Scharfkohl, Zettelkraut, Kochk.), mit Salz eingemachtes und in saure Gährung gerathenes fein geschnittenes Kraut, welches man als eine allgemein beliebte Speise in den meisten deutschen Haushaltungen von Herbst zu Herbst aufzubewahren pflegt. Auch legt man Kraut in ganzen oder nur in größere Stücken geschnittenen Köpfen ein, welches indessen dann den Namen Krumskraut führt. Zur Erzeugung guten S.s gehört zunächst ein geeignetes Gefäß. Am passendsten dazu sind Weinfässer, auf denen weißer Wein gelegen hat (in Rothweinfässer verliert das S. seine weiße oder gelbe Farbe); sofern man sich aber neuer Fässer dazu bedienen muß, so sind diese nicht bloß zuvor durch Auswässern vom Holzgeschmack zu befreien, sondern müssen auch mit Essig eingerieben, oder mit Sauerteig eingeschmiert werden, um dadurch die Gährung zu befördern. Ganz besonders dürfen sie keinen faulen, dumpfigen oder sonst unangenehmen Geruch haben. Fässer, die schon zum Einlegen von S. gedient haben, müssen, wenn sie wieder dazu benutzt werden sollen, gleich, nachdem das letzte S. herausgenommen ist, vollkommen ausgewässert, dann im Schatten getrocknet und unter Obdach bis zum künftigen Gebrauch so hingestellt werden, daß die offene Seite oben steht; wenn sie dann im Herbste zum Gebrauch dienen sollen, müssen sie mit heißem Wasser ausgebrüht werden. Bei geringer

Sorgfalt entsteht durch das zu stark gesäuerte Gefäß eine unangenehme Ueberſäuerung des neuen S.s, ſo daß dieſes bald den widerlichen Geſchmack vom alten annimmt. Sicherer kann man dieſem Uebelſtande dadurch begegnen, daß man jährlich nach Leerung des Gefäßes eine kleine Partie ungelöſchten Kalk in daſſelbe bringt, dieſen mit Waſſer darin ablöſcht und mit der dadurch erhaltenen Kalkmilch die Gefäße überdeckt, das letztere an einen der Sonne und dem Luftzuge ausgeſetzten Ort bringt und dieſe Kalkmilch dem Gefäße bis zu deſſen Wiedergebrauch anhängen läßt, dann erſt ſolches mit heißem Waſſer ausbrüht. Ferner müſſen die S.-Fäſſer mit guten und feſten Reifen verſehen ſeyn, damit ſie nicht ſpringen, die Lake nicht ablaufe und das Kraut zu Grunde gehe. Beſſer iſt es, wo die Konſumtion von S. nicht ſehr groß iſt, daſſelbe in mehren kleinen Fäſſern einzulegen, als in einem einzigen großen, da, wenn ein Faß einmal angebrochen iſt, die Haltbarkeit des noch darin rückſtändigen S.s leidet. Die Krautköpfe, welche man zum S. verwenden will, müſſen ſehr feſt und dicht, möglich friſch, nicht durch langes Liegen ſehr gelb geworden, auch nicht im Freien im Froſt gelaſſen worden ſeyn, was Alles dem Geſchmack ſchadet. Man ſäubert ſie von faulen und andern ſchmutzigen Blättern, ſchneidet ſie in 2 Theile und hobelt ſie auf einem dazu eingerichteten Krauthobel klein. Manche pflegen indeß auch das Kraut mittelſt eines Meſſers zu ſcharren, oder mit einer Art kleiner Häckſelbank zu ſchneiden. Entweder muß man vor dem Hobeln die Strünke herausgenommen haben, oder nur bis an die Strünke hobeln, da dieſe nicht mit zum S. kommen dürfen. Dann wird das gehobelte Kraut, entweder in abwechſelnden Schichten mit trocknem ungeſtoßenem Dillſamen und Salz, oder mit dieſen Subſtanzen gemengt, in das Faß gethan und möglich feſt eingeſtampft, wobei man den aufſteigenden Schaum abnimmt. Iſt das Faß voll, ſo werden friſche Krautblätter darüber gelegt; dann wird ein paſſender Deckel aufgelegt und mit Steinen beſchwert, damit der Saft oder die Brühe ganz über das S. trete, da es ſonſt nicht haltbar bleibt. Man kann indeß auch das Faß in den erſten Tagen offen ſtehen laſſen (was die Säuerung beſchleunigt) und erſt nachher den beſchwerten Deckel auflegen. Manche legen unter den Deckel noch eine in Brunnenwaſſer ausgedrückte Serviette, die aber alle 8 Tage ausgewaſchen werden muß. Salzwaſſer darf man bloß dann zugießen, wenn der eigne Saft des Krautes nicht hinreichte, über das S. zu treten; in dieſem Falle aber darf man es auch nicht verſäumen. Sollte das Faß nicht Säure genug haben, um die Gährung gehörig zu fördern, ſo muß man auch etwas Weineſſig oder mit Salz und Sauerteig verſetzten, verdünnten Landwein, oder Brühe von anderem guten S. auf das Kraut gießen. Das gefüllte Faß bringt man nun zuerſt an einen temperirten Ort, deſſen Temperatur zwiſchen 8° und 15° R. (wo möglich nicht darüber und nicht darunter), iſt, und läßt es ſo lange daſelbſt, bis der ſaure Geruch und Geſchmack der Brühe anzeigt, daß die Gährung gehörig vor ſich gegangen iſt, worauf man es in den Keller oder an einen andern kühlen, aber froſtfreien Ort bringt, da durch längeres Stehen in der Wärme ſeine Haltbarkeit vermindert wird, durch Gefrieren aber ſein Geſchmack und ſeine Dauerhaftigkeit ſehr leiden würden. Hat man S. zum Kochen aus dem Faſſe genommen, ſo mache man die Oberfläche des Krautes im Faſſe wieder eben und verſäume nicht, den Deckel wieder aufzulegen und mit Steinen gehörig zu beſchweren, achte auch ſorgfältig darauf, daß hinlänglicher Saft über dem S. ſtehe, weil ſonſt das S. ſchimmelig oder faul wird. Ueberhaupt hält es ſich deſto beſſer, je vollſtändiger der Luftzutritt davon abgehalten wird. Wenn aber in der Folge der Deckel nach der Mitte des Bauches des Faſſes zu ſtets weniger paſſen will, muß man leinene Tücher in einen Wulſt zuſammendrehen und ſolche zwiſchen den Rand des Deckels und die Seiten des Gefäßes feſteinpreſſen, um keine Luft durchzulaſſen. Sollte das Kraut anfangen, weich zu werden, ſo muß man das verdorbene zugleich wegräumen und Deckel und Steine ſorgfältig reinigen. Auch iſt in dieſem Falle ein Zuſatz von Weineſſig gut. Bei ſolcher Behandlung hält ſich das S. bis zum Frühjahre u. wohl noch länger. Iſt das S. beſtimmt, auf langen Seereiſen mitgenommen zu werden, ſo muß es aus ſeinem Safte herausgenommen und feſt in Fäſſer eingeſtampft werden; auch würde die zum Schluß anzuführende Trokkenmethode hier Anwendung finden können. Was die beim Einlegen des S.s anzuwendende Salzmenge betrifft, ſo hat man darüber keine übereinſtimmenden Vorſchriften. Soll das S. gut werden, ſo darf es jedenfalls nicht zu ſtark geſalzen werden, weil hierdurch das Säuern verhindert wird. Es iſt ſogar gewiß, daß S., ohne alles Salz eingelegt, nicht nur ſehr gut ſäuert, ſondern auch noch milder und zarter ſchmeckt, als das mit Salz eingelegte; man behauptet ſogar (Allg. Anzeiger 1831, Nr. 48), daß das Salz nicht einmal zur Haltbarkeit etwas beitrage, daher überhaupt überflüſſig ſey. Hierfür ſpricht namentlich der Umſtand, daß man in manchen Gegenden das S. in Erdgruben einmacht, die ſtets Zufluß von friſchem Waſſer haben und in denen ſich das Kraut vortrefflich halten ſoll. Für das gewöhnliche Verfahren geben Manche die Regel, das Waſſer, was ſich beim Einſtampfen zeigt, müſſe zwar geſalzen, aber doch nicht wie Salzlake ſchmecken. Nach Andern ſoll man auf 1 Spannſieb voll gehobeltes Kraut 1 Hand voll Salz, nach noch Andern auf 1 Schock Krauthäupter etwa 3¼ Pfund Salz und einige Hände voll Dillſamen nehmen. Außer Dill werden häufig auch noch andere Gewürze mit eingelegt, namentlich Kümmel und Wachholderbeeren (beide unzerſtoßen), Senfmehl, Weinreben (in fingerlange Stücke geſchnitten und in der Mitte von einander geſpalten) ꝛc. Letztere ſind dem guten Geſchmack ſehr günſtig und befördern und vermehren die Säuerung des S.s. Auch wird empfohlen, beim Feſtſtampfen des Krautes nach und nach etwas Wein (etwa ¼ Maß auf 1 Schock Köpfe) auf das K. zu ſprizen. In manchen Gegenden iſt es üblich, beim Einmachen des S.s

Erbsen mit einzustreuen, in andern stampft man in Scheiben geschnittene Aepfel schichtweise mit ein. — Zurichtung des S.s zum Verspeisen. Nachdem man das S. aus dem Fasse genommen, wäscht man es, wofern es zu viel Säure hat, in reinem Wasser und läßt es so lange darin liegen, bis es hinlänglich ausgewässert ist; ist es nicht zu sauer, so übergeht man das Wässern. Manche drücken auch das S. nur etwas aus; dann thut man gleich anfangs unten in den Topf ausgewaschene Butter oder Fett, das man nicht sparen darf, wenn das S. weich und saftig werden soll. Am tauglichsten dazu ist Gänse- und Schweineschmalz; auch kann Schinkenfett oder das von gekochtem Speck abgenommene Fett dazu angewendet werden. Auf das Fett wird dann das S. mit kaltem Wasser gethan und angesetzt. Uebrigens darf man den Topf nicht zu sehr mit S. anfüllen, weil es sich im Kochen etwas aufbläht. Wenn das S. halb gar ist, setzt man einen Tiegel auf Kohlen, in welchem Butter mit etwas Mehl anbraten muß, so daß sie nicht gelb oder braun werde; diese angebratene Butter wird zu dem S. gegossen und nun vollends damit gar gekocht. Man kann auch das S. in einem irdenen Schmortopfe verschwitzen lassen oder schmoren. Nachdem man es in bloßem Wasser halb gar hat kochen lassen, befreit man es durch Ausdrücken in einem Durchschlage wieder von dem Wasser, legt in den Topf ein Stück ausgewaschene oder ungesalzene Butter (auch wohl ein Stückchen Zucker), schüttet das S. darüber, deckt den Topf wohl zu und läßt das S. auf gelindem Kohlenfeuer gut durchschmoren. Hierbei wird das S. mit dem Topfe zuweilen umgeschüttelt, auch mit der Kelle umgerührt, damit es sich nicht auf dem Boden anhänge. Man kann auch zur Erhöhung des Geschmacks Wein oder Karpfenrogen, deretwas gesotten hat, in den Tiegel thun; eben so Citronenschale und Scheibchen, die man aber beim Anrichten wieder herausnimmt. Sollte man zuletzt die Brühe nicht seimig genug finden, so kann man noch etwas mit Mehl eingeknetene, ungesalzene Butter daran thun. Bemerkenswerth ist, daß an dem S. überhaupt kein Salz schmeckt, daher auch keins zugesetzt werden darf; wenn man Butter daran thut, so ist diese vorher durch Auswaschen vom Salze zu befreien. Hat das S. nicht selbst Säure genug, so muß man noch Essig zugießen. Man kann das S. geben mit Karbonnaden od. Saucischen, womit man den Rand der Schüssel belegt, oder mit Bratwürsten, die man mit dem Fett auf das S. legt, oder mit ganzem Schinken, geräucherter Ochsenzunge, Knackwurst, Rauchfleisch, Schweinefleisch, Schweinsknöchelchen, die man daneben aufsetzt. Oefter gibt man auch gebratenen Hasen, entweder besonders, oder in derselben Schüssel über oder unter dem S., dazu. Desgleichen wird S. häufig mit Fischen, Austern u. in Fastenspeisen vermischt. Recht schmackhaft ist es, wenn es mit einem Brei von Kartoffeln, weißen Bohnen oder gelben Erbsen verbunden und mit einer Beilage von gesalzenem Schweinefleisch vorgesetzt wird. Man kann einige borsdorfer Aepfel im S. mitkochen. Befindet sich das S. allein in der Schüssel, so wird es vor dem Anrichten glatt gestrichen und der Rand der Schüssel mit geriebener Semmel, oder wenn es die Jahreszeit gestattet, mit fein geschabtem jungen Dill bestreut. Manche lieben auch, es mit fein geschnittenem Schnittlauch bestreut zu genießen. Zuweilen wird das S. auch noch auf folgende Weisen zugerichtet: a) das S. wie gewöhnlich gefettet, dann eine gebratene Kalbsniere ganz klein gehackt, eine Schüssel gut mit Butter ausgeschmiert, den Boden derselben mit der gehackten Niere bestreut, eine Lage S. darauf gegeben, wieder Nieren aufgestreut u. s. w., so daß die letzte Lage aus S. besteht. Dann sauren Rahm verrührt, über das S. gegossen, zugedeckt und eine Weile auf Kohlen kochen lassen. — b) Das S. mit Butter weich gekocht, in einem Tiegel Sahne mit etlichen Eidottern abgerührt, das S. dazu gethan, und damit durchgerührt. — c) S.-Salat. Das S. wird in Wasser gekocht, dann wieder erkalten gelassen u. mit Oel und Essig angemacht. — d) Ein leckeres Gericht erhält man, wenn man das S. abwechselnd mit Rindfleischschnitten, frischen oder gesalzenen Schweinsfüßen oder mit anderm Fleisch schichtet und bei langsamem Kochen den Saft und die Kraft des Fleisches hineindringen läßt. — Getrocknetes S. In Rußland, wo das S. ein Hauptnahrungsmittel ist, führen es die Soldaten in folgender getrockneter Form auf dem Marsche bei sich: das S. mit Roggenmehl zu einer mehr oder weniger festen Masse gemengt und diese in einem Backofen, bis zur Zerreiblichkeit ausgetrocknet. Zur Zubereitung eine Portion davon mit Wasser wie gewöhnliches S. gekocht. — 2) (Buchdr.), Arbeit, welche früher berechnet und vom Principal bezahlt worden ist, als sie gefertigt worden. Derselben entgegengesetzt ist das Süßkraut (Süß), nämlich die gefertigte, aber noch nicht bezahlte Arbeit.

Sauerlach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Wolfrathshausen; 360 Ew.

Sauerländisches (süderländisches) Gebirg, s. Arnsberg 2).

Sauerlamp (Bot.), s. v. a. Sauerfenf.

Sauerland, Philipp, Thiermaler zu Danzig, fertigte auch Bildnisse, deren einige gestochen wurden; † 1750, im 73. Jahre.

Sauermilch (dicke Milch), s. Milch.

Sauermilchkäse, s. Käse.

Sauern, 1) s. v. a. sauer werden; — 2) (Hüttenw.), s. Saureisen.

Sauernheim, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Heilsbronn; Mühle; 130 E.

Sauerort (Bäcker.), im Backtrog derjenige Ort, wo der Sauerteig eingeweicht zu werden pflegt, um denselben später mit dem übrigen Teig vermengen zu können.

Sauerquellen (Geognos.), s. v. a. Kohlensäurlinge, s. Kohlensäureerhalationen und Mineralquellen.

Sauerschotten, s. v. a. Molken.

Sauerschwabenheim, großherzogl. hess. Pfarrdorf, Prov. Rheinhessen, Kr. Bingen, Friedensgericht Ober-Ingelheim; 950 Ew.

Sauerſenf (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Sauerampfer, Rumex acetosa *L.*

Sauerſtoff (Säure erzeugender Stoff, Lebensluft, reine Luft, Feuerluft, dephlogiſtiſirte Luft, lat. Oxygenium, franz. Oxygène), Zeichen O; Atomgewicht = 100 od. 8,013; ſpec. Gew. 1,1026; ein nicht metalliſcher Grundſtoff, gasförmig u. das elektronegativſte aller Elemente, von dem engliſchen Chemiker Prieſtley 1774 beim Erhitzen des trockenen Salpeters entdeckt, ſpäter auch beim Erhitzen Queckſilberoxyds und der Mennige erhalten und dephlogiſtiſirte Luft genannt; von Berthollet am reinſten aus dem chlorſauren Kali dargeſtellt, von Lavoiſier am genaueſten unterſucht. Der S. iſt von allen Subſtanzen der in der größten Menge vorkommende; er macht wenigſtens $\frac{1}{3}$ von unſerer feſten Erde aus, da ſie, ſo weit wir ſie kennen, größtentheils aus Metalloxyden und Sauerſtoffſalzen beſteht. Das Waſſer enthält 0,89, und die atmoſphäriſche Luft 0,23 dem Gewicht nach von dieſem Stoff, auch findet er ſich mit wenigen Ausnahmen in allen organiſchen Körpern.

Darſtellung. Der S. wird im Allgemeinen aus gewiſſen Verbindungen, welche denſelben enthalten, durch Erhitzen in Freiheit geſetzt. a) Aus rothem Queckſilberoxyd. Man bringt 100 Gran davon in eine kleine Retorte von hartem, ſchwer ſchmelzbarem Glaſe, verbindet den Schnabel derſelben mit einem paſſenden Gasentwickelungsapparat (ſ. d.) und erhitzt bis zum Rothglühen der Retorte. Man erhält 19,2 Kubikzoll S. — b) Aus Braunſtein. Man bedient ſich hierzu einer Flaſche von Schmiedeeiſen, in deren Hals ein Stück eines Flintenlaufs genau eingeſchloſſen wird. Die Flaſche wird etwa über die Hälfte mit Braunſtein gefüllt, in einen gut ziehenden Ofen gelegt, und ſo lange erhitzt, bis Sauerſtoffgas zu entweichen beginnt, worauf man mittelſt eines durchbohrten Korkes ein dünnes biegſames bleiernes Gasleitungsrohr oder ein durch eine Kautſchukverbindung beweglich gemachtes Glasrohr in der Oeffnung des Flintenlaufs befeſtigt u. durch dieſes das Gas nun entweder in eine Glasflaſche od. in einen Gasbehälter treten läßt. 3 Pfund Braunſtein geben ungefähr 1 Kubikfuß S. Am meiſten und leichteſten erhält man den S. — c) aus chlorſaurem Kali, welches in einer mit Gasleitungsrohr verſehenen Retorte über der Spiritusflamme erhitzt wird. Eine Unze chlorſaures Kali gibt ungefähr 800 Kubikzoll S.

Eigenſchaften. Der S. iſt geruch- und geſchmacklos. Er iſt in dem Verhältniſſe von 1,1026: 1000 ſchwerer als atmoſphäriſche Luft. 100 preußiſche Kubikzoll wiegen 41,55 preußiſche Gr. Er bricht das Licht weniger als irgend ein anderer bekannter Körper und iſt weder durch Druck, noch Kälte zur Flüſſigkeit verdichtet worden; von Waſſer wird er nur in ſehr geringer Menge aufgelöſt. Er unterhält das Verbrennen mit vielfach ſtärkerem Glanz und Hitze, als die atmoſphäriſche Luft. Taucht man in eine Flaſche mit Sauerſtoffgas einen glimmenden Span, ſo entflammt er ſich augenblicklich und brennt mit viel hellerem Glanze als in der atmoſphäriſchen Luft. Zieht man ihn zurück und bläſt ihn aus, ſo entflammt er ſich von Neuem, wenn man ihn wieder in die Flaſche hält. Eben ſo verhält ſich glimmender Feuerſchwamm, der darin mit Flamme verbrennt. Phosphor, den man, in einen an einem langen Eiſendrahte befeſtigten kleinen eiſernen Löffel gelegt, angezündet in Sauerſtoffgas taucht, brennt mit einem Lichte, welches unter allen Lichtentwickelungen dem Sonnenlichte an Glanz und Klarheit am nächſten kommt. Schwefel brennt im Sauerſtoffgaſe mit einer ſchönen lazurblauen Flamme. Glimmende Kohle entzündet ſich und brennt darin mit Flamme. Manche Körper, die in der Luft gar nicht, oder nur bei einer ungewöhnlich hohen Temperatur brennen, entzünden ſich und brennen lebr leicht im Sauerſtoffgaſe, z. B. Eiſen. Wenn man das Ende einer dünnen Stecknadel oder einer dünnen ſtählernen Uhrfeder umbiegt, an dieſem Ende etwas Zunder od. Kohle befeſtigt, dann daſſelbe entzündet und den Draht in S. taucht, ſo entflammt ſich erſt die Kohle, dann fängt der Draht ſelbſt an zu brennen und ſchmilzt an dem untern Ende zu einer Kugel, die einen ſternförmigen Strom von ſprühenden Funken auswirft. Vermiſcht man Blut mit S., ſo verſchwindet deſſen dunkle Farbe und wird ſchön hochroth. Dies iſt die Veränderung, welche das Blut der lebenden Thiere beim Athemholen durch den Einfluß des Sauerſtoffgaſes erleidet, indem zugleich Kohlenſäuregas ausgehaucht wird. Sperrt man Thiere in S. ein, ſo unterhält daſſelbe das Athmen viermal länger, als ein gleiches Volumen atmoſphäriſcher Luft. Daher nannte man dieſes Gas Lebensluft. Nimmt man das Thier nachher heraus, ſo findet man das Blut in ſeinen Venen weit röther, als vorher, und wenn es lange S. eingeathmet hat, ſo befindet ſich die Lunge in einer Art von entzündlichem Zuſtande.

Der S. kann mit allen andern Elementen verbunden werden, nur mit Fluor iſt noch keine Verbindung dargeſtellt worden; er bildet Oxyde, und der Prozeß der Vereinigung mit S. wird Oxydation genannt. Mit einem und demſelben Körper verbindet ſich der S. oft in mehren Verhältniſſen, eine Reihe von Oxyden bildend, welche Oxydationsſtufen genannt werden. Viele Sauerſtoffverbindungen ſind Säuren, vorzüglich diejenigen, welche mehr als ein Aequivalent S. auf ein Aequivalent des andern Elementes enthalten.

Die chemiſche Vereinigung des S.s erfolgt, wie die Vereinigung aller andern Körper, unter Entwickelung von Wärme. Die allgemeine Benutzung des Lichtes und der Wärme, welche bei der Vereinigung des S.s mit mehren andern Körpern auftreten, iſt von höchſter Wichtigkeit und von dem größten Werthe, und von allen chemiſchen Prozeſſen wird allein der Oxydationsprozeß häufig nicht deshalb ausgeführt, um die Produkte, welche er gibt, zu benutzen, ſondern um die angegebenen Erſcheinungen, welche ihn begleiten, hervorzurufen. Von den chemiſchen Verbindungen, welche wir gewöhnlich um uns

sehen, sind die Sauerstoffverbindungen bei Weitem die zahlreichsten, was davon herrührt, daß der S. als ein Bestandtheil der atmosphärischen Luft unausgesetzt gegenwärtig ist und wirken kann. Wenn sich ein Körper unter starker Licht- und Wärmeentwickelung mit S. verbindet, so sagt man, er verbrennt oder wird verbrannt, u. anstatt Oxydation sagt man dann Verbrennung. Ein Körper, welcher sich mit S. verbinden und bei der Vereinigung Wärme und Licht geben kann, wird ein brennbarer Körper genannt.

Jeder Körper, welcher in S. verbrennt, verbindet sich mit S. und nimmt um eben so viel am Gewichte zu, als der verzehrte S. wog. Zum Anfangen des Verbrennens ist erforderlich, daß der brennbare Körper bis zu einem gewissen Grade erhitzt werde. Sehr wenige Körper besitzen die Eigenschaft, sich bei der gewöhnlichen Temperatur zu entzünden und in der Luft zu brennen. Der Wärmegrad, welcher zur Entzündung eines brennbaren Körpers erfordert wird, ist gewöhnlich bedeutend niedriger, als das durch die Verbrennung entwickelte, so daß der einmal entzündete Körper nachher von selbst zum Fortbrennen hinreichend erwärmt bleibt. Die durch das Verbrennen entstehende Hitze ist um so größer, je stärker die Verwandtschaft des brennenden Körpers zum S. ist, kann aber, nach der vorhandenen Dichtigkeit des S.s, bei einem und demselben brennbaren Körper verschieden seyn. Am stärksten ist sie im reinen S.; jemehr aber die kleinsten Theile dieses Gases durch Verdünnung oder durch Beimengung eines andern Gases von einander getrennt werden, desto schwächer wird die beim Verbrennen entstehende Hitze. Daher brennt ein Körper mit minderer Wärmeentwickelung in der Luft, weil in dieser der S. mit viermal so viel Stickstoffgas gemengt ist. Stellt man sich vor, daß die Menge des Stickgases in der Luft sich vermehre, so kommt man zuletzt auf einen Punkt, wo die durch das Verbrennen entstehende Temperatur der zum Entzünden erforderlichen gleich wird, der Körper noch fortbrennt; wird aber der S. noch mehr verdünnt, so kann das Verbrennen gar nicht mehr Statt finden, wenn nicht der brennbare Körper durch irgend einen andern Umstand auf dem zum Verbrennen erforderlichen Wärmegrade erhalten wird. Nach Berechnungen von Walter scheint hervorzugehen, daß bei der Verbrennung gewisser Körper, indem sie sich mit derselben Quantität S. vereinigen, entweder gleiche Mengen Wärme, oder bestimmte Multipeln dieser Quantitäten sich frei machen. So z. B. zeigen die Versuche von Despretz, daß gleiche Mengen von Eis bei 0° geschmolzen werden, wenn sich 100 Th. S. mit Kohle zu Kohlensäure, oder mit Wasserstoff zu Wasser verbinden. Dasselbe Verhältniß scheint Statt zu finden, wenn diese 100 Th. S., Holz, Wachs, Harz, Alkohol verbrennen. Indem diese Quantität aber Phosphor zu Phosphorsäure verbrennt, wird gerade doppelt so viel Eis geschmolzen, also doppelt so viel Wärme frei, als bei der Verbrennung von Wasserstoff und Kohlenstoff.

Anwendung. In den Künsten und Gewerben hat der reine S. noch keine bedeutende Anwendung gefunden. In Verbindung mit Wasserstoff dient er beim Knallgasgebläse zur Hervorbringung der größtmöglichsten Hitzgrade. In der Medicin hat man versucht, den reinen S. in einigen Krankheiten, so unter andern bei Lungenkrankheiten anzuwenden, in der Vermuthung, daß der wegen größtentheils verzehrter Lungen unzureichende Luftwechsel vollständiger vor sich gehen werde; allein die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Wirkung nicht zum Vortheile der Kranken ausfalle, und daß im Gegentheile der Einfluß des S.s auf den eiternden Theil der Lunge die Fortschritte der Krankheit beschleunige. Auch bei Scheintodten, Erstickten, Ertrunkenen hat man das Einathmen von S. als Wiederbelebungsmittel vorgeschlagen, u. Grocy und Smentini haben die Konstruktion von hierzu dienlichen Vorrichtungen beschrieben (Magazin für Pharmacie VIII, 325). Bei Cholerakranken, wo er auch empfohlen wurde, hat er sich nicht bewährt.

Sauerstoffäther (Acetal, basisch essigsaures Anthyloxyd, Chem.), von Döbereiner entdeckt und von diesem unter dem Namen S. beschrieben; kommt nach ihm in alten Weinen vor und bildet sich bei der Berührung von Alkoholdämpfen mit Platinschwarz bei Gegenwart von Sauerstoffgas. Nach den neuesten Untersuchungen von Staß entspricht die Zusammensetzung des S.s der Formel: $C_{12} H_{14} O_4$ und wird nach folgendem Verfahren erhalten: Mit Salzsäure ausgezogene und darauf geglühte Bimsteinstückchen werden, mit absolutem Alkohol befeuchtet, auf dem Boden eines kurz- und weithalsigen Glasballons von circa 50 Litres Inhalt ausgebreitet, und darüber so viele flache, mit einer dünnen Schicht Platinschwarz bedeckte Glasschalen aufgestellt, als der Ballon zu fassen vermag. Dieser wird darauf mit einer gut schließenden Glasplatte bedeckt und einer Temperatur von mindestens 20°C. so lange ausgesetzt, bis der Alkohol fast ganz in Essigsäure umgewandelt ist. Man gießt alsdann auf den Boden des Gefäßes 1 — 2 Litres 60procentigen Alkohol, ohne daß der Bimstein davon ganz bedeckt wird, bedeckt aufs Neue und überläßt das Ganze 3 Wochen lang derselben Temperatur, während dem man von Zeit zu Zeit den Zutritt der Luft gestattet. Die Flüssigkeit, welche nach dieser Zeit die Konsistenz der Schwefelsäure erlangt hat, wird abgehoben und durch eine neue Quantität 60procentigen Alkohol ersetzt. Nachdem man sich auf diese Weise einige Litres der sehr sauren Flüssigkeit verschafft hat, wird sie mit kohlensaurem Kali neutralisirt, darauf mit trocknem Chlorkalcium gesättigt und der Destillation unterworfen, bis etwa $\frac{1}{4}$ von ihrem Volum übergegangen ist, welches in einer mit Kältemischung umgebenen Vorlage aufgefangen wird. Stücke von geschmolzenem Chlorkalcium scheiden aus dem Destillat augenblicklich eine beträchtliche Menge eines sehr flüchtigen ätherartigen Fluidums von erstickendem Geruch, welches Aldohyd, Essigäther, Alkohol und S. enthält. Nachdem es mit einer Pincette abgeho-

ben, kann man durch behutsames Hinzufügen von Wasser zu der rückständigen koncentrirten Salzlösung daraus eine neue Portion davon abscheiden, welche man mit der ersteren vereinigt. Um aus jenem Gemisch den S. abzuscheiden, wird es so lange mit gepulvertem Chlorkalcium versetzt, als dieses noch darin zerfließt. Die darüber stehende Flüssigkeit wird dekantirt u. aus einem Wasserbad bei einer den Siedepunkt derselben nie ganz erreichenden Temperatur vorsichtig destillirt, bis das Destillat eine ammoniakalische Lösung von salpetersaurem Silberoxyd nicht mehr reducirt. Der aldehydfreie Rückstand wird darauf zur Zerstörung des Essigäthers in einem verschließbaren Gefäße mit einem großen Ueberschuß einer koncentrirten wässerigen Kalilauge versetzt und unter häufigem Umschütteln einige Tage damit in Berührung gelassen. Die dekantirte Flüssigkeit läßt sich endlich durch ein- bis zweimaliges Schütteln mit ihrem gleichen Volum Wasser und durch Behandeln mit frisch geschmolzenem Chlorkalcium vom Alkohol befreien, worauf man sie in einer kleinen Retorte, auf deren Boden sich ein Stück Platindraht oder Quecksilber befindet, destillirt. Der Siedepunkt der so gereinigten Verbindung liegt zwischen 104° und 106°.

Der S. ist eine farblose ätherartige Flüssigkeit, viel weniger beweglich als Aether, besitzt einen eigenthümlichen angenehmen Geruch und frischen Geschmack mit einem Nachgeschmack nach Haselnüssen. Specifisches Gewicht = 0,821 bei 22° Siedepunkt: 104° bis 106° Dampfdichte = 4,141. Aether und Alkohol lösen es in allen Verhältnissen; aus der alkoholischen Lösung wird es von Chlorkalcium nur nach Zusatz von Wasser abgeschieden. Es bedarf bei 25° sein achtzehnfaches Volumen Wasser zu völliger Auflösung, und seine Löslichkeit vermindert sich in dem Grade, als die Temperatur des Wassers erhöht wird. In feuchter Luft bleibt es unverändert. Mit Platinschwarz bei hinlänglichem Luftzutritt in Berührung, wird es sehr rasch zuerst zu Aldehyd oxydirt und darauf in koncentrirte Essigsäure verwandelt. Dieselbe Zersetzung bewirken auch die meisten anderen der gewöhnlichen Oxydationsmittel. Wässerige Kalilauge ist bei Ausschluß der Luft ohne Einfluß auf dasselbe; eben so wenig wirken Kalihydrat oder Kalikalk, auch nicht beim Erwärmen darauf ein. Mit einer ammoniakalischen Lösung von salpetersaurem Silberoxyd bis zum Kochen erhitzt, verändert es sich nicht. Es wird von Schwefelsäure gelöst und darauf unter Schwärzung zerstört. Die Produkte der Einwirkung des Chlors, welches ihm Wasserstoff ausgezieht, sind nicht weiter untersucht.

Sauerstoffbasen, Verbindungen von Metallen mit Sauerstoff. Manche vereinigen sich in mehren Verhältnissen mit Sauerstoff, andere bilden nur eine Oxydationsstufe. Man hat angenommen, daß die niedrigsten Oxydationsstufen 1 Aeq. Sauerstoff u. 1 Aeq. Metall enthalten.

Sauerstoffchlorschwefelkohlenstoff, das Produkt der Einwirkung von feuchtem Chlorgas auf Schwefelkohlenstoff; s. **Kohlensulphid.**

Sauerstoffgas, s. **Sauerstoff.**

Sauerstoffmesser, s. v. a. **Eudiometer.**

Sauerstoffpol, s. **Oxygen** und **Galvanismus.**

Sauerstoffsäuren, Verbindungen von Metalloiden mit Sauerstoff, in welchen 1 oder 2 Aeq. Radikal verbunden sind mit 2 oder mehr Aeq. Sauerstoff; s. **Säuren.**

Sauerstoffsalze, diejenigen Salze, welche durch Vereinigung eines Metalloxyds (einer Base) mit dem Oxyde eines Metalloids (Säure) oder durch die höhere Oxydationsstufe eines Metalls mit andern Metalloxyden entstehen; s. **Salze.**

Sauerteig (Bäcker.), s. **Brod**, S. 913.

Sauerthal, nassau. Dorf, Amt St. **Goarshausen**; 230 Einw.

Sauerwasser, 1) (Med.), s. **Mineralwasser**; — 2) (Theerschw.), s. v. a. **Schweiß**; — 3) das Wasser, worin sich die Stärketheilchen niedergeschlagen haben.

Sauerweid (Biogr.), 1) **Alexander**, Schlachtenmaler aus Kurland, 1782 geboren u. an der Akademie in Dresden gebildet, lebte daselbst mehre Jahre als ausübender Künstler und hatte sich bereits durch mehre militärische Scenen bekannt gemacht, als ihn 1814 der Kaiser von Rußland nach St. Petersburg berief. Hier wurde S. Professor an der Akademie der Künste u. erwarb sich in dieser Eigenschaft als guter Zeichner vorzügliche Verdienste um die Heranbildung tüchtiger Schüler. Dann malte er in St. Petersburg viele Bilder in Oel; noch zahlreicher sind aber seine geistreichen Entwürfe in Aquarell und mit der Feder behandelt. Der Kaiser ernannte ihn zum Zeichenmeister des Thronfolgers. S. † zu Petersburg 1844. Einige seiner Blätter wurden gestochen, theils von ihm selbst, theils von andern Künstlern. Auch haben wir von ihm eigenhändig radirte Blätter, die theilweise geistreich entworfene charakteristische Scenen bieten und besonders für das Kostüm schätzbar sind. — 2) **Alexander**, Maler, Sohn des Vorigen, malte ebenfalls Schlachten und militärische Scenen. Seine Werke sind sehr geschätzt. — 3) **Charlotte**, Kunstliebhaberin zu Berlin, machte um 1818—1820 ernste Kunststudien und lieferte mehre gelungene Proben. Diese bestehen in verschiedenen Zeichnungen in Sepia, dann in Oelbildern, nach fremden Meistern und nach eigener Erfindung.

Sauerwerden (Säuerung) **des Biers**, s. **Bier.**

Sauerwerden des Weins, s. **Wein.**

Sauerwerse (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. **Corema** *Don.*

Sauerwitz (Zubrzin), preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Leobschütz, an der Troja; 2 Wassermühlen, Windmühle; 940 Einw.

Saufänger, 1) s. **Hetzhunde**; — 2) überhaupt ein großer starker Hund.

Saufang, 1) das Fangen wilder Schweine in Netzen; — 2) s. v. a. Saugarten; — 3) s. v. a. Fang 9).

Sauf conduit (franz.), s. v. a. Freies Geleit.

Saufeder, s. v. a. Schweinsfeder.

Saufejus (Biogr.), 1) Cnejus S., Quästor 100 v. Chr. und als solcher Genosse des Saturninus u. der Glaucia bei Ermordung des C. Memmius, floh mit diesem auf das Kapitol und ward hier niedergemacht (Appian, Bell. civ. I, 32). — 2) Lucius S., Studiengenosse und Freund des Atticus, durch dessen Verwendung er seine von den Triumvirn bereits verkauften Güter in Italien zurückerhielt (Cic., ad Att. I, 3, 1; II, 8, 1 u. ö.).

Saufellus Trogus, Römer, ward als Mitschuldiger der Messalina auf des Claudius Befehl hingerichtet (Tac., Ann. XI, 35).

Saufen (Physiol.), 1) von Thieren, eine Flüssigkeit zu sich nehmen; — 2) von Menschen, übermäßig trinken; — 3) von leblosen Dingen, eine Flüssigkeit reichlich in sich ziehen.

Saufenchel (Bot.), s. v. a. gemeiner Haarstrang, Peucedanum officinale *L.*

Saufinder (Säugeth.), s. v. a. Saubeller, Canis familiaris aprinus.

Saufisch (Säugeth.), s. v. a. Meerschwein, Delphinus Phocaena *L.*

Saufluß (Sauflos, Sauwlastnj), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrschaft Reichenau; Mühle; 320 Einw.

Saufmuskel, s. Trinkmuskel.

Saufsucht, s. Trinksucht.

Saugaderdrüsen, s. v. a. Lymphdrüsen.

Saugaderentzündung (Med.), Lymphgefäßentzündung, Lymphangitis, eine erst seit dem 18. Jahrhundert durch englische und deutsche Aerzte bekannt gewordene Krankheit. *Symptome*: Es bilden sich unter der Haut ein oder mehre neben einander liegende knotige Stränge, welche meist eine schöne rosenrothe Färbung haben, die durch die Haut hindurch schimmert; nur selten ist keine Farbenveränderung zugegen. Diese Stränge verlaufen gegen die nächste Lymphdrüse. Der Schmerz der ergriffenen Partien ist meist mäßig, ziehend, selten heftig. Ist die Entzündung heftig und hat sie auch das nahe liegende Zellgewebe ergriffen, so entsteht bedeutende Anschwellung des leidenden Gliedes; doch lassen sich in derselben noch die rothen Streifen der entzündeten Lymphgefäße erkennen. Die *Diagnose* ist nicht schwer. Es könnte Verwechselung Statt finden: mit Venenentzündung; bei dieser ist der Streif breiter, härter, dunkler geröthet, er entspricht dem Verlauf einer Vene, der Schmerz ist mehr brennend, als ziehend. Mit Arterienentzündung; hier sieht man wegen der tiefen Lage der Arterie keine rothen Streifen und fühlt längs des Verlaufes der Arterie einen gleichmäßig dicken, harten Strang, der sich wie ein starker Metalldraht anfühlt, der Schmerz ist klopfend, brennend und heftiges Fieber zugegen. Mit Entzündung eines Nerven; hier ist heftiger Schmerz längs des Verlaufes des Nerven zugegen, welcher den remittirenden oder intermittirenden Charakter hat, durch leisen Druck gesteigert, durch starken gleichmäßigen Druck vermindert wird; Bewegungen, bei welchen der leidende Nerv betheiligt ist, sind entweder sehr schmerzhaft oder unmöglich; Geschwulst des leidenden Gliedes ist nicht zugegen. Entzündung der Lymphgefäße komme am häufigsten vor in den Saugadern der Peripherie, nächstdem in denen des Uterus, welche letztere bis jetzt jedoch nur im Wochenbette beobachtet wurde und sich aus der Entzündung der inneren Wand des Uterus (Endonutritis) entwickelt. Die Symptome sind hier folgende: Frost am vierten oder fünften Tage nach der Entbindung, Empfindlichkeit der regio hypogastrica bei Druck, erethischer, zur Adynamie hinneigendes Fieber. Der Schmerz der Unterbauchgegend nimmt zu und zieht sich nach der Darmbeingruppe der einen Seite hin, der Unterleib ist etwas aufgetrieben. Bald tritt Ekel, Brechneigung, Erbrechen und Durchfall hinzu, das Gesicht des Kranken wird entstellt, Delirien gehen dem Tode vorher. Bei der Sektion findet man im Innern des Uterus und unter dem Bauchfelle desselben graue, bald verengerte, bald erweiterte Stränge, vom Durchmesser einer großen Stecknadel bis zu dem einer Rabenfeder mit bauchigen Erweiterungen. Die Lage dieser Gefäße ist an den Seiten der Gebärmutter, zuweilen an den breiten Mutterbändern, in einzelnen Fällen reichen sie bis zu den Lymphdrüsen der Lendengegend, welche dann geröthet, geschwollen, erweicht sind und wie die Saugadern, Eiter enthalten, der in einigen wenigen Fällen bis in den Ductus thoracicus hinaufreichte. Die Ausgänge der Krankheit sind folgende: Zertheilung, gewöhnlicher Ausgang; Ausschwitzung mit Obliteration der Gefäße; Eiterbildung mit allgemeiner Phämie und dem oben beschriebenen tödtlichen Verlauf. Ursachen. Entzündung der Lymphgefäße befällt mehr Kinder und Frauen, als Erwachsene und Männer. Sie ist meist sekundär, indem die Entzündung des benachbarten Zellgewebes ꝛc. die Lymphgefäße ergreift, indem Krankheitsprodukte in die Saugadern eingeführt werden ꝛc. Sie hat aber mit andern Gefäßentzündungen gemein, daß sie dem Lauf des in den Saugadern enthaltenen Fluidums folgt, also von der Peripherie gegen das Centrum vorwärts schreitet. Behandlung. Die entzündungswidrige Behandlung ist hier angezeigt. Blutentziehungen, Blutegel an die ergriffenen Partien, Einreibungen von grauer Quecksilbersalbe, der innere und äußere Gebrauch der Jodine oder des Jodkali's, die Anwendung erweichender u. zertheilender Umschläge u. s. f. Betrachtung der einzelnen Species der Lymphangitis (nach Eisenmann): Die physiologische S. Hierher gehört die entzündliche Anschwellung der Saugadern, welche von der Brust zu den Achseldrüsen gehen, nach der Entbindung. Die traumatische S., nach Verwundungen, meist nach Quetschwunden; sie verschwindet nach zweckmäßiger Behandlung der Wunde und den obigen Mitteln. Die ery-

sipelatöse S., bei erysipelatöser Luftkonstitution; wahrer Rothlauf hat oft erysipelatöse Entzündung der nächstgelegenen Saugadern zur Folge. Variolöse S., jetzt selten. Früher oft bei der Blatternimpfung beobachtet. Rheumatische S., meist sekundär, bei Panaritium. Typhoide S., die oben beschriebene, dem Wochenbett eigenthümliche Form; Antiphlogose leistet hier nichts, der innere Gebrauch des Jodkali's soll vortheilhafter seyn. Typhöse S. im Gefolge des Typhus exanthematicus und der Bubonenpest. Gichtische und skrophulöse S. ist die sekundäre Erscheinung gichtischer, skrophulöser Affektionen. Tripperhafte S. ist das Ergebniß des Tripperkontagiums, befällt die Saugadern des Penis und erzeugt in den Leistendrüsen den Tripperbubo. Die Behandlung ist die des Trippers und gegen die Anschwellung der Inguinaldrüsen die Anwendung des Jodes. Syphilitische S. entsteht wie die vorige und verlangt eine antisyphilitische Behandlung. Ulceröse S., bei Geschwüren an den untern Extremitäten. Karcinöse S., in Folge von in Verschwörung übergegangenen Krebs. Die Prognose ist hier schlecht und die Behandlung vergeblich. Lymphangitis toxica, nach Einwirkung metallischer Gifte, des Spießglanzes. Häufiger entsteht die torische S. durch thierische Gifte, durch Kantharidenbiß von Skorpionen, Schlangen u. s. f. Oertlich ist der Gebrauch des kaustischen Ammoniums zu empfehlen und innerlich wird das Jod gerühmt.

Saugadern (Anat.), s. v. a. Lymphatische Gefäße.

Saugaderthiere (Zool.), nach Oken, s. v. a. die Quallen, die 3. Klasse der Gedärmthiere.

Saugapparat (Physiol. u. Zool.), s. Saugen 2).

Saugarn, s. v. a. Sauneh.

Saugarten, 1) Thiergarten für wilde Schweine; wird am geeignetsten auf einem sumpfigen Terrain angelegt und gleich andern Thiergärten eingefriedigt; — 2) ein dergleichen Garten, in welchem wilde Sauen gefangen oder geschossen werden. Sie sind deshalb an den Ecken mit Einsprüngen versehen, durch welche zur Saubrunftzeit die Keuler eindringen, in welchem Falle ihnen dann die Bachen nachfolgen. Die eingefangenen Sauen werden in einem besonders eingezäumten Raum (der Beigartenkammer) eingesperrt. Vgl. Thiergarten.

Saugblasen (Aphthae bullosae, Med.), bei Säuglingen weiße Blasen, die von zu starkem Saugen an der Lippe, zuweilen auch auf der Zunge entstehen.

Sauge, eine in Malzdarren am hintern Theil des Ofens angebrachte Röhre zur Beförderung des Luftzugs.

Sauge (franz., Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Salbei, Salvia L. — Sauge du Port de Paix, s. v. a. Croton Cascarilla L.

Saugé, franz. Dorf, Depart. Vienne, Bez. Montmorillon, an der Gartempe; 1150 Ew.

Saugen, 1) (Physik.), das Eindringen eines Körpers, namentlich eines flüssigen, durch den Luftdruck in einen hohlen Raum, wenn daselbst durch Verdünnung der Gegendruck der Luft geschwächt oder wohl gar aufgehoben wird. Gewöhnlich wird das S. nur auf tropfbare flüssige Körper bezogen, obgleich man ein Eindringen von Luft oder gasförmigen Stoffen, ja selbst von festern Körpern so nennen kann, wenn sie nachgiebig genug sind und dabei genau die Oeffnung zu dem Raum ausfüllen, in welchem der Gegendruck der Luft vermindert oder aufgehoben wird, oder wenn sie in einer eindringenden Flüssigkeit schwimmend enthalten sind; haben jene Körper aber feste, dem Eindringen Widerstand leistende oder scheidbar flüssige oder zur flüssigen Konsistenz sich hinneigende Theile, so scheiden sich diese und gelangen zwar auch durch S. in einen innern Raum, allein dann bezieht sich das S. nur in der Art auf sie, daß an ihnen gesogen wird, nicht daß sie eingesogen werden. — 2) (Physiol. und Zool.), jene thierische Verrichtung, welche wesentlich darin besteht, daß willkürlich vermittelst gewisser Körpertheile ein hohler und (relativ) luftleerer gebildet und ein schon vorhandener Hohlraum möglichst luftleer gemacht wird. Der Erfolg und der Zweck dieser Verrichtung ist ein doppelter, nämlich der des Ansaugens behufs des Festhaftens an einem andern Körper, oder des Einsaugens behufs der Aufnahme auffaugbarer, d. h. mehr oder minder flüssiger Stoffe. Das Ansaugen geschieht theils durch plattes Anlegen des lamellosen Saugorgans, worauf Aufrichtung der Lamellen und damit die Bildung eines luftleeren Raums erfolgt, so daß das Festhaften durch den Druck des umgebenden Mediums bewirkt wird und so lange andauert, als die Aufrichtung der Lamellen, theils, wenn die Saugapparate keine Lamellen besitzen, durch Muskelkraft, indem der platt angelegte Apparat mit seinen Rändern in Ruhe bleibt, während die Mitte des Apparats sich einzieht und durch diese Konkavität einen luftleeren Raum erzeugt. Das Einsaugen wird bewerkstelligt, indem das Saugwerkzeug entweder mit seinen Rändern fest an den auszusaugenden Gegenstand angelegt oder selbst in denselben eingebracht wird, worauf durch Verringerung des inneren Raumes des Saugapparats möglichst viel Luft verdrängt, der Zutritt neuer Luft durch Schließung der Wege verhindert und endlich die vorige Weite des Apparats wieder hergestellt wird. In den (relativ) luftleer gewordenen Raum werden Flüssigkeiten mit mehr oder minder großer Energie nachdringen, etwa in ähnlicher Weise, wie in einem Schröpfkopfe ꝛc. Die Verrichtung des Saugens tritt in allen Thierklassen, die Klasse der Vögel ausgenommen, auf, allein während bei den Säugethieren nur das Einsaugen sich findet, wird bei den Amphibien bloß das Ansaugen beobachtet und nur erst von den Fischen an begegnet man in den Thierklassen sowohl dem An- als dem Einsaugen. — Die Saugapparate zum Ansaugen erscheinen in der Klasse der Amphibien zuerst bei den Askalaboten oder Geckonen in Gestalt von Blätterscheiben oder lamellenartigen und aufrichtba-

ren Hautfalten an den Spitzen der Zehen (Ptyodactylus) oder an den Seiten der Zehen (Hemidactylus, Platydactylus, Ptychozoon, Uroplatus, Rhacoessa, Thecodactylus), während die Kalamiteen oder Laubfrösche nur eine einfache scheibenförmige Erweiterung (Saugscheibe) an den Zehen besitzen. Bei den Fischen erscheint eine Saugscheibe nur bei den Echeneiden oder Schildfischen und besteht aus einem an der Oberseite des Kopfes befindlichen Apparate, der durch aufrichtbare Querplatten in Felder getheilt ist. Bei den Diskobolen oder Scheibenbäuchen findet sich ein analoger Apparat zwischen den Brustflossen, indem die bis dahin vorgerückten Bauchflossen in eine Saugscheibe (aber ohne Lamellen) verwachsen sind. Ein ähnliches Ansaugen an Steine bewerkstelligt Cobitis taenia vermittelst des Mundes. Unter den Insekten besitzen die Hydrokantharida oder Schwimmkäfer, namentlich die Gattungen Acilius, Hydaticus, Dyticus, auf der Unterseite des ersten Vordertarsengliedes eine Saugscheibe von kreisförmiger Gestalt, mit gefranster Peripherie und aufrichtbaren Blättern in der Mitte. Die übrigen Dyticinen besitzen diesen Apparat (Sauglappen, arolia) nur in geringerer Ausbildung. Auch die Fußballen der Dipteren und Fliegen scheinen in der Mitte eine Konkavität bilden zu können und als Ansaugapparate zu dienen. Saugnäpfe, weich, auch im Zustande der Ruhe konkave Organe, die nur beim Ansaugen flach und platt werden, um sodann in ihren früheren Zustand zurückzukehren, finden sich an den parasitischen Muschelinsekten (Entomostraca) und den Parasiten unter den Pseudocephalen. Das nahe am After befindliche, ähnliche, aber einfache Organ der Hirudineen heißt Sauggrube, während die Sauggruben der Trematoden, unter denen die 5‴ lange Hectocotyle octopodis deren 208 am Bauche trägt, wieder Saugnäpfe genannt werden. Die Saugapparate der Helminthen sind ohne distinkten Rand und heißen daher bloß Sauggruben, während die Organe an den Fangarmen der Cephalopoden wieder ächte Saugnäpfe sind, wie auch die sogenannten Füßchen der Echinodermen, die gestielte Saugnäpfe sind. Die freien Polypen haben am Hinterrande des Rumpfes eine Sauggrube. — Das Aussaugen geschieht bei den Jungen der Säugethiere vermittelst des ganzen Mundes, von welchem die Zitzen der Mutter so umfaßt werden, daß der Luftzutritt gehindert ist, während sich zugleich die Mundhöhle vom Nasenkanal abschließt. Das damit verbundene Ansaugen der jungen Marsupialien scheint nur begleitende Folge des lange fortgesetzten Einsaugens zu seyn, indem die Spitze der Zitze sich endlich im Munde verdickt und so das Abfallen des saugenden Jungen verhindert. Unter den ausgewachsenen Säugethieren erscheint das Aussaugen nur noch bei den beiden Fledermausgattungen Phyllostoma und Glossophaga, deren Zunge mit Papillen zum Saugen versehen, bei letzterer Gattung selbst rinnenförmig ist, so daß sie ein Rohr bilden kann. Unter den Fischen haben die Cyklostomen statt der gegen einander wirkenden Kiefern eine runde Mundöffnung (Saugmund) mit der sie bloß saugen (einsaugen oder sich ansaugen) können. Saugmund, oft auch Sauggrube heißt auch die saugende, nicht selten von Hakenkränzen und von Ansauggruben umgebene Mundöffnung der Schmarotzerkrebse, der Hirudineen, Trematoden und Helminthen, während die Saugapparate der Insekten Sauger oder Saugrüssel genannt werden. Zuerst tritt ein solcher bei den Lepidopteren oder Schmetterlingen auf, bei denen er nach Verkümmerung der Oberlippe und der Oberkiefer nur aus den in einen hohlen Faden verlängerten Unterkiefern besteht und in der Ruhe eingerollt (Rollrüssel, Rollzunge) wird. Bei den Hymenopteren bilden wiederum die hier zarten Unterkiefer eine die borstige Unterlippe und Zunge einhüllende Scheide, innerhalb deren das Einsaugen des Blumennektars Statt findet. Der Saugrüssel (Schöpfrüssel, proboscis) der Dipteren ist meist fleischig, einziehbar und am Ende der Lefze mit einer 2lappigen Saugscheibe versehen und nimmt unterseits in seiner Rinne die Zunge (glossarium) auf. Der Saugapparat der Hemipteren heißt Schnabel, Rostrum (s. d.).

Saugendorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Hollfeld; 110 Einw.

Sauger (Physiol. u. Entomol.), s. v. a. der Saug- oder Rollrüssel der Insekten, s. Entomologie u. Saugen 2).

Sauger, 1) (Ichthyol.), s. v. a. Saugfisch; — 2) (Zoophyt.), Bandwurmart, s. v. a. Bothriocephalus Echeneis *Lk.*

Saugerpumpe, 1) s. v. a. Saugpumpe; — 2) s. v. a. Zubringer.

Saugerties, nordamerikan. Ort, V. St., Staat New-York, Grafsch. Ulster, am Hudson; 1820: 2700, 1840: 6220 Einw.

Saugeschacht, mit Löchern versehener Kasten von starken Bohlen; dient zum Abfluß des Wassers aus der Grube, wobei sich der Torfschlamm auf dem Boden ansetzt, der dann von Zeit zu Zeit herausgenommen wird.

Saugferkel, s. Schwein.

Saugfisch (Ichthyol.), s. v. a. Sauger, Echeneis naucrates *L.*, s. Schiffshalter.

Sauggart, württemberg. Pfarrdorf, Donaukr., Oberamt Riedlingen; 300 Einw.

Sangglas, s. Milchpumpe.

Sauggrube (Physiol. u. Zool.), s. v. a. die Saugorgane der Hirudineen, Trematoden, Helminthen und Polypen, s. Saugen 2).

Sanghöhe, die Höhe, bis zu welcher das Wasser durch die Saugpumpe gehoben werden kann; sie beträgt 30—32 F.; darüber hinaus hält die Schwere der Wassersäule dem Druck der Atmosphäre das Gleichgewicht.

Sanghorn, Instrument, s. v. a. Lubel.

Saugkalk (Min.), s. v. a. Tripelkalkstein, eine Mergelvarietät von Maestricht und Aachen, s. Mergel.

Saugkiesel (Min.), Varietät des Polirschiefers, s. d. u. Saugschiefer.

Sauglappen (Entom.), Aroliae, die verschiedenen Saugapparate, die sich an den Füßen der Insekten finden, s. Saugen 2).

Saugloch, 1) (Saugmündung), die untere Oeffnung einer Saugröhre; — 2) das Fettloch des Dachs.

Saugmäuler (Ichthyol.), Cyclostomata, nach Kaup die 3. Ordnung des 3. Stammes der Fische, s. v. a. Cyclostomi (s. d.).

Saugmilben (Arachnid.), auch Rüsselmilben, nach Oken die erste Sippschaft der Milben mit den Gattungen Schmarotzermilben (Astoma), Erntemilben (Leptus), Insektenmilben (Trombidium), Zecken (Ixodes), Saumzecken (Rhynchoprion, Argas).

Saugmund (Physiol. u. Zool.), s. v. a. das Saugwerkzeug der Cyklostomen, der Schmarotzerkrebse, der Hirudineen und Trematoden, s. Saugen 2).

Saugmutter, eine kleine Saugpumpe, die zum Anfüllen des Kolben beim Saugwerk gebraucht wird.

Saugnac, franz. Dorf, Depart. Landes, Bez. Mont-de-Marsan; Wollhandel.

Saugnäpfe (Physiol. u. Zool.), s. v. a. die Saugapparate der Muschelinsekten, Pseudocephalen, Hirudineen, Trematoden, Cephalopoden und Echinodermen, s. Saugen 2).

Saugon, franz. Dorf, Depart. Charente, Bez. Confolens; 1220 Einw.

Saugorgane (Physiol. u. Zool.), s. Saugen 2).

Saugpumpe, s. Pumpen.

Saugraben, österr. Häuser, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Lilienfeld; 170 Einw.

Saugrain, Elise, Kupferstecherin, geb. zu Paris 1753, wurde von Moreau jun. unterrichtet. Man findet einige Blätter mit ihrem Namen, wir kennen aber kein älteres als von 1785. Sie stach nur Landschaften.

Saugras (Bot.), s. v. a. Polygonum aviculare *L.*

Saugröhre (Saugrohr), eine der beiden Röhren, aus denen die gewöhnliche Saugpumpe besteht.

Saugröhrenstück (zool. Term.), nach Eschscholtz, dasjenige Stück des Quallenkörpers, an welchem der weiche Nahrungskanal oder der Faden hängt. Vgl. Quallen.

Saugrüssel (Physiol. u. Entomol.), s. v. a. der Rollrüssel oder die Rollzunge der Insekten, s. Entomologie und Saugen 2).

Saugsand, s. v. a. Quellsand.

Saugsatz, s. v. a. Satz.

Saugscheibe (Physiol. u. Zool.), s. v. a. die Saugapparate der Geckonen, Laubfrösche, Scheibenbäuche, Schildfische und Schwimmkäfer, s. Saugen 2).

Saugschiefer (Min.), Varietät des Polirschiefers, Bruch unvollkommen und dickschieferig, feinerdig und uneben. $H.=2,5$, $G.=1,5$, nach Bucholz 83, 5 Kieselerde, 4,0 Thonerde, 0,5 Kalk, 1,5 Eisenoxyd und 9,0 Wasser. Vielleicht ein veränderter und in seiner Bildungsweise modificirter Polirschiefer. Bei Bilin, Nikoltschitz in Mähren, in Thüringen.

Saugspitze (bot.), s. v. a. Saugwarze, Haustorium.

Saugues, franz. Stadt, Depart. Haute-Loire, Bez. Puy; Wollspinnerei, Wollweberei, Handel mit Wolle und Vieh; über 3800 Einw.; Hauptstadt des gleichnam. Kantons, mit 15 Gemeinden und 11,800 Einw.

Saugumnere (Geogr.), 1) ostind. Distrikt, Prov. Aurengabad; — 2) Hauptstadt des Distrikts, mit Fort.

Saugur, Distrikt, s. Malwa.

Saugus, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Massachusetts, Grafsch. Essex; 1840: 1100 E.

Saugventilator, s. v. a. Ventilator.

Saugvögel (Ornithol.), s. v. a. Honigvögel oder Nectarisugä, Unterfamilie der Tenuirostres oder Dünnschnäbler (s. d.).

Saugwarze (bot. Termol.), s. v. a. Haustorium.

Saugwarzen (Säugeth.), s. v. a. Zitzen, s. d. u. Säugethiere.

Saugwerk, s. Pumpen.

Saugwerkzeuge (Physiol. und Zool.), s. Saugen 2).

Saugwitz (Suchwrssic), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrschaft Nachod, an der Aupa; Mühle; 550 Einw.

Saugwürmer (Zool.), 1) s. v. a. Trematoda, 2. Ordnung der Würmer, s. Trematoda 1); — 2) s. v. a. Gabeldärmer oder Trematoda (Dicranocöla), Familie der Ordnung Trematoda.

Saugwurzeln, s. Wurzeln.

Saugzähne, s. v. a. Milchzähne.

Sauhermuttee, vorderind. Fluß, entspringt aus dem See Dhabur in Adschmir und fällt in den Meerbusen von Cambay.

Sauhetze, s. Schwein.

Sauhund, s. v. a. Saufinder.

Sauingen, braunschweig. Pfarrdorf, Kr. Wolfenbüttel, Amt Salbern; 270 Einw.

Saujagd, s. Schwein.

Saujon, franz. Flecken, Depart. Charente-infér., Bez. Saintes, an der schiffb. Seudre, die hier einen kleinen Hafen bildet; Leinen- und Wollweberei, Handel mit Salz, Getreide, Wein und Branntwein; 2220 Einw.

Saukastanie (Bot.), s. v. a. Carum Bulbocastanum *Koch.*

Saukasten, s. Wildkasten.

Saukendorf (Supatschko), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Ebensfeld; 180 E.

Saukirren, s. Schwein.

Saukirsche (Bot.), s. v. a. Tollkirsche, Atropa Belladonna *L.*

Saukmimir (Sökmimir, nord. Myth.), Riese, Vater des Midviteir, den Odin erschlug.

Sauknoten (Bot.), s. v. a. Scrophularia nodosa *L.*

Saukoben, s. v. a. Schweinekoben.

Saukogel, österr. Berg, Kr. Salzburg, in den norischen Alpen, 7110′ hoch.

Saukopf, 1) der Kopf eines Schweins; — 2) (Hüttenw.), auf dem Ringsteine eines Schmelzofens ein Stein, welcher mit jenem das Arbeitsloch bildet.

Saukqua-Bekkr (d. i. Bach der Versenkung, Todesstrom, nord. Myth.), eine der 12 himmlischen Wohnungen der Asen, wo Odin und Saga wohnten und Meth (Blut) tranken, der aus allen Gestorbenen hier zusammenfloß.

Saukraut (Bot.), 1) s. v. a. gemeiner Liebstöckel, Levisticum officinale *Koch*; — 2) s. v. a. gemeine Braunwurz, Scrophularia nodosa *L.*; — 3) s. v. a. schwarzer Nachtschatten, Solanum nigrum *L.*

Saukrenze (Bot.), s. v. a. Sumpf-Porst, Ledum palustre *L.*

Saukrieg (Gesch.), verderbliche Fehde in der Gegend von Stolpe und Bischoffswerda 1558—59 zwischen Hans von Carlowitz und dem Bischof von Meißen, Johann von Haugwitz, die damit begann, daß Carlowitz den Viehstand auf den Besitzungen des Bischofs, worunter namentlich eine Menge Schweine, wegtreiben ließ. Der Bischof mußte endlich 4000 Gulden an Carlowitz zahlen.

Saukugel, ehemals eine Stückkugel aus einer Mischung von reinem Eisen und strengflüssiger Eisenschlacke, beides zu gleichen Theilen.

Saul (bibl. Gesch.), 1) erster König der Israeliten, regierte 1095 — 1055 v. Chr. Er war der Sohn eines angesehenen Israeliten, Namens Kis, aus dem Stamme Benjamin. Ausgezeichnet durch stattlichen Wuchs, ward er, als das Volk einen Herrscher begehrte, von dem Propheten und Richter Samuel zum König ausersehen, gesalbt und zu Mizpa dem Volke vorgestellt. Das Volk erkannte ihn bereitwillig an, und nachdem sich der neue König durch einen Sieg über die Amoriter Ruhm und Ansehen erworben, ward er in feierlicher Versammlung nochmals in seiner Würde bestätigt. Er ließ es sich nun seine vornehmste Sorge seyn, das Land vor den Angriffen der streitlustigen Philister zu schützen, sah sich aber dabei durch manche widrige Umstände, Unlust der Israeliten am Krieg und daraus herrührende Untüchtigkeit derselben im Kampfe, Mangel an Waffen, gehindert. Sein Sohn Jonathan gewann zwar durch eine kühne Waffenthat einen bedeutenden Sieg über die Philister (1. Sam. 14), aber diese beunruhigten dessen ungeachtet die israelitischen Grenzlande auch ferner noch, und außer ihnen hatten die Israeliten auch noch andere benachbarte Völker, die Moabiter, Edomiter, Syrer von Zoba und andere zu bekämpfen. Nur mit Widerstreben hatte Samuel dem Wunsche des Volks nach einem Könige nachgegeben, und auch jetzt noch machte er als Prophet seinen Einfluß in allen wichtigen Angelegenheiten geltend. Als nun S., ausschließlich dem Kriege sich widmend, seine Herrschaft mehr und mehr auf sein Heer und auf Waffengewalt, als auf die alten heiligen Institutionen zu gründen und sich zur Willkür hinzuneigen begann, sah Samuel hierin eine nicht geringe Gefahr für die Freiheit und für die theokratische Verfassung. Als nun S. einst nach einem Siege über die Amalekiter der Weisung des Propheten, Alles, was in seine Hände fallen würde, zu tödten, nicht Folge geleistet hatte, verkündete ihm Samuel, daß, weil er das Wort Jehova's verworfen, Jehova auch ihn verworfen habe, und er also des Thrones unwürdig sey, den ein Anderer und Besserer einnehmen solle. An seine Stelle sollte David, der Sohn Isai's, treten, und Samuel salbte, obwohl trauernd über die Nothwendigkeit, den von ihm Erhobenen wieder fallen lassen zu müssen, den schönen und liebenswürdigen Jüngling heimlich zum König. S. verfiel seitdem in tiefen Trübsinn; er ward von Anfällen einer Gemüthskrankheit heimgesucht, die der bibl. Berichterstatter der Einwirkung eines bösen Geistes zuschreibt, da seiner theokratischen Anschauung zufolge der Geist Gottes den König von der Zeit an verließ, wo Samuel dessen Verwerfung ausgesprochen hatte. S.s Diener erwarteten gegen dieses Leiden ihres Herrn Hülfe von der Tonkunst, und einer derselben veranlaßte die Herbeiholung Davids, des kunstfertigen Saitenspielers. Wirklich erheiterte Davids Saitenspiel den König, und derselbe fand ein solches Wohlgefallen an dem rüstigen Jüngling, daß er denselben zu seinem Waffenträger machte. Aber die Heldenthaten, welche David verrichtete, erweckten in dem mißmuthigen Könige bald eine solche Eifersucht, daß sich seine frühere Neigung zu dem Jünglinge in einen grimmigen und unversöhnlichen Haß verwandelte. David mußte, um sein Leben zu retten, fliehen, bald da, bald dort sich verbergen und zuletzt mit seiner Schaar von treuen Anhängern sogar bei den Philistern Zuflucht suchen. Hier verlor ihn Saul aus den Augen (s. David); bald aber unterlag letzterer in einem Kriege mit den Philistern; sein Heer ward geschlagen und er selbst stürzte sich, des Lebens überdrüssig, in sein Schwert. So wird S.s Lebensende 1. Sam. 31 erzählt, während nach 2. Sam. 1 ein amalekitischer Jüngling behauptet, den König auf dessen Verlangen getödtet zu haben, und Diadem und Armbänder des Getödteten überbringt. — Wenn auch in dem Benehmen Samuels dem von ihm erhobenen S. gegenüber Manches mit Recht befremden mag, so geht doch, abgesehen davon, daß Samuels Ankläger häufig den Propheten mit dem Priester verwechselt und die Tendenz des israelitischen Prophetenthums unrichtig aufgefaßt haben, aus der einfachen Darstellung des 1. Buchs Samuel so viel hervor, daß S. keineswegs ein entschiedener, großer und kräftiger Charakter gewesen ist. Selbst in seinen kriegerischen Unternehmungen handelte er oft unselbstständig, fügte sich einmal dem Rathe des Propheten, während er das andere Mal wieder in leidenschaftlicher Heftigkeit sich Schritte erlaubte, welche, weil sie von launenhafter Willkür, mitunter selbst von einem zur Grausamkeit sich hinneigenden Sinne eingegeben waren, dem umsichtigen und erfahrnen Samuel um so gefährlicher und unheilvoller erscheinen mußten,

je weniger fest der Staat noch begründet war und je leichter die ausgeübte königliche Gewalt selbst dem Interesse der Theokratie Eintrag thun konnte. Auch darf man nicht außer Augen lassen, daß die Maßregel S.s, welche seine Verwerfung durch Samuel zunächst herbeiführte (1. Sam. 15), unter den damals obwaltenden Umständen wirklich unpolitisch und mißlich seyn mochte. Jedenfalls wird man es sich bei unbefangener Betrachtung nicht verhehlen können, daß S. ungeachtet seiner natürlichen Gutherzigkeit, seines unverkennbaren Edelmuthes (1. Sam. 10, 27. 11, 12) und seiner persönlichen Tapferkeit doch der Stellung, die ihm geworden, nicht gewachsen war und mit seiner planlosen Willkür in den Entwicklungsgang eines nach fester Gestaltung ringenden Staats nur verderblich eingriff. Vgl. Niemeyer, Charakt. IV, 75 ff. u. Art. Samuel. — 2) Früherer Name des Apostels Paulus (s. d.); — 3) Räuberanführer in Jerusalem, s. Kostobaros.

Saul (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) (Groß-S.), Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Guhrau. Freischoltisei, Windmühlen; 160 Einw.; — b) (Klein-S.), das.; 2 Vorwerke, Freischoltisei, Windmühle; 180 Einw.; — 2) asiat. Hafen, ostind. Insel, Philippinen-Insel, Luzon, im S. des Golfs Linganyen.

Saul (Bot.), l. nach Roxburgh, Pflanzengattung. Arten: S. Jallarea und S. Tumbagia Roxb., s. v. a. Vatica laccifera und V. Tumbagia. — II. In Island, s. v. a. Halymenia palmata *Ag.*

Saulache, s. Lache.

Saulburg, bayer. Dorf, Prov. Niederbayern, Ldgr. Mitterfels; Schloß mit Kapelle, Patrgr. II. Kl.; 130 Einw.

Saulcet, franz. Dorf, Depart. Allier, Bez. Gannat; 1000 Einw.

Sauldorf, bad. Pfarrdorf, Seekr., Amt Pfullendorf; 390 Einw.

Sauldre, franz. Fluß, Depart. Loire-Cher; fließt von Nordosten nach Südwesten u. mündet westlich von Salles in den Cher, rechts.

Saule (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Kosten; 120 Einw.

Saule (franz., Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Weide, Salix L.

Sauleder, s. v. a. Schweinsleder.

Saulengrain, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Mindelheim; 110 Einw.

Saules, franz. Dorf, Depart. Doubs, Bez. Besançon; 350 Einw. In der Nähe ein schöner Wasserfall, der von dem Scheitel eines Felsens 100′ herabstürzt.

Saulgau (Saulgen, Geogr.), 1) württemberg. Oberamt, Donaukr.; grenzt an Hohenzollern und umfaßt ein Areal von 6¼ □Meilen mit 22,000 Einw.; — 2) Amtsstadt das., an der Schwarzach; schöne Kirche, Hospital, Wollweberei, Getreidehandel; 2400 Einw.

Saulge, St., franz. Stadt, Depart. Nièvre, Bez. Nevers, in einem Thal, zwischen zwei Bergen; 2150 Einw.; Hauptstadt des gleichnamigen Kantons, mit 11 Gemeinden und 9900 Einw.

Saulheim (Nieder-S.), großherz. hess. Marktflecken, Rheinprov., Kr. Alzei; 1700 Einw.

Saulieu, franz. Stadt, Depart. Côte d'Or, Bez. Semur, an einem hohen Bergabhange schön gelegen, aber mit Ausnahme der Vorstädte schlecht gebaut; 2 alte Kirchen, St. Saturnin und St. Andoche; Handels-Tribunal, Wollspinnerei, beträchtliche Gerberei, Baumwollenes Garn, Handel mit Getreide, Wein, Vieh, Holz, Mehl, Hanf ꝛc.; 2950 Einw.; Alterthümer, Vaterstadt Vaubans; Hauptort des gleichnamigen Kantons, mit 15 Gemeinden und 12,650 Einw. S. ist das alte Sedelauco (Sidoleucus, Sidoloucus).

Saulieu, St., franz. Flecken, Depart. Somme, Bez. Amiens; 1150 Einw.

Saulignac, franz. Ort, Depart. Haute-Loire, südlich von le Puy.

Saulin, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow; Wassermühle; 140 Einw.

Saulius, um 600 v. Chr. König der Scythen, ermordete seinen Bruder, der hellenische Kultur in Scythien einführen wollte.

Saulnot, franz. Dorf, Depart. Haute-Saône, Bez. Lure; Salzquelle, Eisengruben, Baumwollweberei; 1010 Einw.

Saulocker (Ornith.), s. v. a. Rothschwänzchen, Motacilla (Sylvia) Phoenicurus L.

Saulve Parthaunisa (a. Geogr.), spätere Hauptstadt von Parthien.

Sault (Geogr.), 1) ehemalige franz. Landschaft, jetzt Theil des Departements Aude; — 2) Stadt das., Depart. Vaucluse, Bez. Carpentras, im gleichnam. Thal, an der Nesque; Seidenbau, Färberei, Webereien, Wollhandel; 2770 Einw.; Hauptort des gleichnam. Kantons, mit 5 Gemeinden und 15,000 Ew.; — 3) S.-de-Navailles (S.-de-Nouailles), Flecken das., Depart. Nieder-Pyrenäen, Bez. Orthez, rechts am Lay-de-Béarn; 2500 Einw.; — 4) S.-les-Rethel, Flecken das., Depart. Ardennen, Bez. Rethel; Wollspinnerei, Brauerei, Holzhandel.

Saultain, franz. Dorf, Depart. Nord, Bez. Valenciennes; Brauerei, Nägelfabr., Runkelrübenzuckerfabr.; 730 Einw.

Saultchefreuil, französ. Dorf, Depart. Manche, Bez. Avranches; Papiermühlen; 520 Einw.

Saultitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 160 Einw.

Saulve, St., franz. Dorf, Depart. Nord, Bez. Valenciennes; Baumwoll- u. Mützenfabr., Brauerei, Cichorien-, Farben-, chemische Produkten- und Zuckerfabr.; 1120 Einw.

Saulwitz (Solencin), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Ohlau; Freischoltisei; 100 Einw.

Saulx (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Haute-Saône, Bez. Lure; 1330 Einw.; — 2) s. v. a. Saur.

Saulx (Biogr.), Jean de, oder Desaulx, Kupferstecher und Radirer zu Paris, war schon um 1810 thätig. Er ätzte viele Platten, die dann

von Stiquet, Lienard, Bovinet, Oortman, Pillement, Schröder, Filhol, Dequevauviller u. a. mit dem Grabstichel vollendet wurden. Diese Blätter sind in Gallerieswerken vereinigt und kommen selten einzeln vor; noch seltener aber sind die reinen Aetzdrücke, welche als S. Arbeit zu betrachten sind. Im landwirthschaftlichen Fache hat dieser Künstler große Fertigkeit entwickelt. Die größte Zahl seiner Platten sind nach berühmten Meistern radirt, die geringeren nach eigener Zeichnung. Zu seinen älteren gehören einige Ansichten in den königl. Gärten zu Marly, Malmaison, Mirville, dann eine Ansicht des Monuments Ludwigs XVI. und der Maria Antoinette auf dem Magdalenenkirchhofe zu Paris, u.a. In letzterer Zeit hat S. auch in Stahl gestochen. In Gavard's Gal. hist. de Versailles ist von ihm die Einnahme von Tournai, nach van der Meulen.

Saulxures (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Vogesen, Bez. Remiremont; Käsefabrik, Baumwollspinnerei, Baumwollweberei, Brauerei; 3100 Einw.; — 2) S.-les-Nannes, Dorf das., Depart. Meurtes, Bez. Toul; pariser Zweckengießerei, Gruyère-Käsefabr.

Saulzais-en-Dombes, franzöſ. Weiler, Depart. Ain, Bez. Trevoux; Ackerbauschule.

Saulzais-le-Potier, franz. Dorf, Depart. Cher, Bez. St.-Amand; 700 Einw.

Saulzoir, franz. Dorf, Depart. Nord, Bez. Cambray; Eichorien- u. Zuckerfabr., Brauerei; 2180 Einw.

Saum, 1) im Allgemeinen dasjenige, was ein anderes Ding umgibt, begrenzt oder einfaßt, also ſ. v. a. Rand; daher im Besondern — 2) in der Terrainlehre die Grenze des Hanges oder des obersten Theils einer Erderhöhung; — 3) der äußerste Umfang eines Gehölzes oder Waldes; — 4) bei Vertiefungen die Grenzen der Ränder derselben mit dem sie umgebenden Terrain; — 5) (bot. Term.), ſ. v. a. Limbus; — 6) der äußere untere Rand der Kleidungsstücke; — 7) ein umgeschlagener oder ein umgebogener Rand, vgl. Säumen; — 8) eine starke, am Rand der Fischernetze durch die Maschen gezogene und an denselben befestigte Schnur; — 9) bei Segeln ein flacher breiter Streif an den Seitenleyken, in welchem man eine Stange oder ein schwaches Tau zur Verstärkung der Seite anbringt; — 10) ſ. Huf; — 11) ſ. Berge; — 12) (Bauk.), ſ. Glied; — 13) die zusammengeschlagene Seite der geschmiedeten Eisenplatte, die vom Saumausgleicher breiter geschmiedet zu werden pflegt; — 14) Gewicht, ſ. Oesterreich; — 15) Maaß in mehren Kantonen der Schweiz, namentlich zu Basel, Bern, Graubündten, Luzern, Schaffhausen, Schwyz, Solothurn und Zürich (ſ. d.); — 16) beim Tuch eine Menge von 22 Stecken, jedes zu 32 Ellen.

Saum (Mollusk.), 1) gestreifter, ſ. v. a. Cassis Erinacens *Lam.*; — 2) glatter, ſ. v. a. Cassis Vibex *Lam.*

Saumagen, 1) ſ. Wurst; — 2) ſ. v. a. Bocksbeutel; — 3) die ſonſt bei den wendiſchen Mädchen im Pleißengau übliche, bis ½ Elle hohe Mütze.

Saumaise, Benigne de, ſ. v. a. Salmasius.

Saumane, franz. Flecken, Dep. Vaucluse, Bez. Avignon; 610 Einw.

Saumer, 1) der Besitzer und Vermiether von Saumthieren; — 2) der Führer der Saumthiere; — 3) ſ. v. a. Saumthier.

Saumfarrn (Bot.), Farrengattung, ſ. v. a. Pteris *L.*

Saumfleckig (bot. Term.), ſ. v. a. Halonatus.

Saumförmige Naht (Anat.), ſ. Kopfnähte.

Saumfuß (Ornith.), Schwimmvögelgattung, ſ. v. a. Podoa *Ill.*

Saumfracke (Mollusk.), Gasteropodengattung, ſ. v. a. Pterosoma *Less.*

Saumlatte, ſ. Windmühlenflügel.

Saumlöffel (Bot.), ſ. v. a. Potamogeton natans *L.*

Saummücke (Entomol.), Mückengattung, ſ. v. a. Lasioptera *Meig.*

Saumnaht, ſ. Naht.

Saumon (Geogr.), franzöſ. Fluß, Depart. Ille und Vilaine; fließt von W. nach O. und mündet in die Vilaine, links.

Saumon (franz., Ichthyol.), ſ. v. a. gemeiner Lachs, Salmo Salar *L.*

Saumoneau (franz., Ichthyol.), ſ. v. a. Salmo Salmarinus *Cuv.*

Saumont, le, franz. Dorf, Depart. Lot-Garonne, Bez. Nérac; 520 Einw.

Saumotter (Säugeth.), Säugethiergattung, ſ. v. a. Pteronra *Wiegm.*

Saumpane, Schiff, ſ. v. a. Champane.

Saumpferd, ſ. Saumthier 2).

Saumqualle (Zoophyt.), Quallengattung, ſ. v. a. Mnemia.

Saumroß, ſ. Saumthier 2).

Saumsattel, ſ. v. a. Packsattel.

Saumschicht (Bauk.), die unterſte Reihe Ziegel bei einem Ziegeldach, welche das Gesims bedeckt, 3—6 Fuß über dasselbe hervorragt und es gegen die vom Dache herabfließende Näſſe schützt. Gewöhnlich iſt sie eine doppelte, d. h. es befinden sich in ihr 2 Reihen Dachsteine auf eine und dieselbe Latte gehängt.

Saumschildchen (foſſ. Infuſ.), nach Ehrenberg, ſ. v. a. die ausgestorbene Infuſoriengattung Craspedodiscus (ſ. d.).

Saumschläge, bloß für Saumthiere und Fußgänger gebahnte Fußpfade über Hochgebirge.

Saumschuppen (Amphib.), Squamae limbatae, nennt Wagler aufliegende Schuppen, deren Rand mit sehr kleinen rundlichen konveren Eindrücken umzogen iſt. Sie finden sich bei den Zierd- und Sandechsen (Polybadalus u. Psammosaurus).

Saumschwänze (Amphib.), nach Oken, die 3. Sippschaft der Blättereidechsen (Großaugen) mit den Gattungen Ptychozoon (Pteropleura), Platyurus, Hemidactylus, Uroplatus, Rhacoessa. Vgl. Ascalabotä u. Sauria.

Saumschweber (Entom.), Fliegengattung, ſ. v. a. Stygides *Latr.*

Saumschwelle (Bauk.), die Schwelle der 2., 3. ꝛc. Etage eines hölzernen Gebäudes, welche quer über den Balken der darunter befindlichen Etagen liegt und in welcher die Stiele der darauf folgenden Etagen einstehen. Da die S.n verkämmt und verlocht werden, so muß man ein ziemlich hohes Holz zu denselben wählen, doch ist es nicht nöthig, sie breiter als die Stiele zu machen, indem sie nicht, wie die Hauptschwellen, vor diesen vorstehen müssen. Die S.n werden, der Länge nach, entweder stumpf an einander geschnitten und mit eisernen Klammern in ihrer gegenseitigen Lage gesichert, oder sie erhalten, was besser ist, Hakenkämme. Die hierdurch gebildeten Stöße müssen indeß immer über Stielen treffen, so wie auch dafür zu sorgen ist, daß sie nicht in einer und derselben Richtung nach der Tiefe des Gebäudes Statt finden. Letzteres erreicht man dadurch, daß die einzelnen Theile der S.n von verschiedener Länge an den gegenüber liegenden Fronten gewählt werden. Uebrigens befinden sich die S.n nur an den Fronten der hölzernen Gebäude, während sie an den Giebeln durch gewöhnliche Balken ersetzt werden, in die sowohl die Stiele der untern, als die der obern Stockwerke eingezapft sind. Da die zuletzt genannten Balken höher als die S.n liegen, indem sie auf jene gekämmt sind, so werden auch die Stiele in den Giebeln eine andere Dimension als in den Fronten erhalten, worauf bei Anfertigung der Anschläge Rücksicht zu nehmen ist.

Saumspiker, s. v. a. Schiffsspiker.

Saumtau (Seew.), s. v. a. Leik.

Saumthier, 1) ein Maulthier, welches seines sichern Ganges wegen nicht nur Reisende, sondern auch verschiedene Effekten und Kriegsgeräthschaften, selbst kleine Geschütze über die Rücken und Steige der Hochgebirge zu tragen bestimmt ist; — 2) jedes Thier, welches zu diesem Zwecke benutzt wird, besonders Pferde (**Saumpferd**, **Saumroß**) und Esel.

Saumur (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Dep. Maine-Loire; 33 □Meilen, 100,000 Einw. Außer S. hier noch: **Brèze**, Marktflecken, Schieferbrüche, 1200 Einw.; **Brissac**, Stadt, sonst Herzogthum, 1000 Einw.; **Neuilly sous Passavant**, Marktflecken, 2000 Einw. — 2) Hauptstadt des Bezirks, am linken Ufer der Loire, in einer sehr freundlichen Lage, am Abhange eines Hügels, dessen Gipfel mit einem festen Schlosse von malerischem Ansehen gekrönt ist. Stolze Mauern, schräg ansteigend, als wären sie für die Ewigkeit gebaut, tragen ein großes Quadrat, das von 4 mächtigen Thürmen flankirt wird. Es beherrscht die Stadt, den Fluß, die ganze Umgegend und scheint beim ersten Anblick beinahe unüberwindlich. Die Aussicht, welche man von dem Schlosse aus über die Loire und die Stadt genießt, macht die Terrasse dieses Kastells, das jetzt als Staatsgefängniß dient, zu einem Lieblingsspaziergange der Einwohner. Ueber die Loire führen 2 ausgezeichnete Brücken, deren eine, unter Ludwig XIV. gebaut, lange Zeit für eine der schönsten in Frankreich galt. Die obere Stadt ist unregelmäßig gebaut und schwer fahrbar, die untere Stadt aber hat schöne Straßen und Gebäude, z. B. die Kavallerieschule, Reitbahn ꝛc. S. hat eine Unter-Präfektur, ein Civil- und ein Handels-Tribunal, Handelskammer, Collège, öffentliche Bibliothek; Gerberei, Lederbereitung, Salpeterraffinerie, Färberei, Messerschmiede, Fabriken für Leinwand, Schnupftücher, Email, Pulver ꝛc., Handel mit Seide, Hanf, Flachs, Wein, Weinessig, Branntwein, Pflaumen, buntem Papier ꝛc.; 12,260 Einw.; Geburtsort der Madame Anna Dacier. In der Umgegend viele römische und celtische Alterthümer, z. B. Reste von zwei sehr gut erhaltenen römischen Bogen. Hier am 9. Juni 1793 Schlacht zwischen den Republikanern und den (siegenden) Royalisten. Im Jahre 1822 war S. der Schauplatz der Verschwörung Bertons gegen die Bourbons; in Folge davon wurde die dortige Kavallerieschule aufgehoben. Später wurde S. von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche die ganze Stadt in Asche legte. Das Gebiet der Stadt (sonst Saumurois, s. d.) litt sehr viel durch die Aufhebung des Edikts von Nantes.

Saumurois, ehemalige franz. Landschaft, in Anjou, um Saumur gelegen, jetzt in den Departements Indre-Loire, Maine-Loire und Vienne.

Saumwanze (Entom.), s. v. a. Coreus marginatus *Fabr.*

Saumwerk, 1) diejenige Bauart der Schiffe, bei welcher die Seitenplanken einander den Dachziegel decken; — 2) ein auf diese Weise gebautes Fahrzeug.

Saumzecke (Arachnid.), Milbengatt., s. v. a. Rhynchoprion *Herrm.*

Saunder, Lukas, s. Cranach.

Saunders (Geogr.), 1) Kap der Nordostküste der Insel Georgien, im südlichen atlantischen Ocean, 54° 6′ südl. Br. und 39° 17′ westl. L.; — 2) Insel im südlichen atlantischen Ocean, südöstlich von Südamerika, bei Sandwichland, 57° 49′ südl. Br. und 29° 4′ westl. L.; — 3) Kap der Südostküste der Neuseeland-Insel Tavai-Poenammou, 45° 57′ 45″ südl. Br. und 168° 3′ 45″ östl. L.

Saunders (Sanders, Biogr.), Georg, Kupfer- und Stahlstecher zu London, jetzt lebender Künstler, hielt sich längere Zeit in Italien auf, besonders in Rom und in Florenz und stach daselbst auch einige Blätter. Diese sind bereits ziemlich zahlreich; mit dem Stichel oder in Mezzotinto behandelt. Stahlstiche findet man in den englischen illustrirten Druckwerken.

Saunder's Cheshire Lass (Pomol.), Saunders Cheshire Mädchen, englische weiße Stachelbeere; Frucht groß, länglich, feinbehaart, reift sehr frühzeitig.

Saundersinsel, s. v. a. Saunders 2).

Saunderson, Nicholas, engl. Mathematiker, 1682 zu Thurston in Yorkshire geboren, erblindete schon im ersten Lebensjahre, studirte dennoch seit 1707 in Cambridge, las mit Beifall über Optik und folgte Whiston auf dem Lehrstuhl der Mathematik. Nachdem er 1723 sein Amt aufgegeben, † er 1739. Er stand mit Newton in Briefwechsel. Seine treffliche Schrift über Algebra erschien zu Cambridge 1740, 2

Bde., deutſch mit Zuſätzen von J. P. Grüſon, Halle 1798–1803, 2 Thle.

Saunders grauer Queckſilberniederſchlag, ſ. v. a. Queckſilberchlorür-Amidür.

Saunelke (Bot.), ſ. v. a. Sonchus oleraceus *L.*

Sauneß, ſ. Jagdneße.

Saunickel (Bot.), ſ. v. a. gemeine Sanikel, Sanicula europaea *L.*

Sauniow, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Sedleß; Mühle; 160 Einw.

Sauniter (a. Geogr.), ſ. v. a. Samniter.

Saunium (a. Geogr.), kleiner Fluß an der Nordküſte von Hispania Tarraconensis, im Gebiete der Concani und Saleni; jetzt Saja (Mela, III, 1, 10).

Saunſtorf, mecklenburg-ſchwerin. Hof, Amt Grevismühlen; über 100 Einw.

Sauo, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kalau; 130 Einw.

Saupacker, ſ. v. a. Saufänger.

Saupe (franz., Ichthyol.), ſ. v. a. Boops Salpa *Cuv.*

Saupersdorf, königl. ſächſiſches Dorf, Kr. Zwickau, Amt Wieſenburg; ſtarke Fabrikation, Bergbauſpuren, Wollſpinnmühle, 3 Mühlen, Sägen, gute Viehzucht; 310 Einw.

Saupflaume (Bot.), Prunus exigua *Bechst.*, eine durch ganz Deutſchland in Hecken und Gebüſch wildwachſende Pflaumenart, deren Früchte wenig wohlſchmeckend ſind und nur zum Branntweinbrennen und zur Fütterung der Schweine benutzt werden.

Saupilz (Bot.), ſ. v. a. Boletus luridus *Schaeff.*, ſ. Löcherſchwamm.

Saupörſch (Bot.), ſ. v. a. Ledum palustre *L.*

Saupsdorf, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Dresden, Amt Hohnſtein; 3 Mahl- und 6 Bretmühlen; 800 Einw.

Saupna-Bekkr, ſ. v. a. Saukua-Bekkr.

Saur (nord. Myth.), Hund des Königs Gudriod von Norwegen.

Saur (Biogr.), Corbinian, Goldſchmied, ein deutſcher Meiſter, der gegen Ende des 16. Jahrh. thätig war. Wir haben von ihm ein Werk mit Goldſchmiedsverzierungen, welches er um 1594 herausgab, unter dem Titel: Hic liber avrificibus valde vtilis Corwinianus Sawr ex Fideli Corde fecit, 8.

Saura, Moſen Domingo, Maler und Prieſter von Lucena im Gebiete von Valencia, entwickelte im 18. Jahrh. ein reiches Talent. In den Kirchen und Klöſtern zu Valencia ſind viele Bilder von ihm.

Saurat (Geogr.), 1) franz. Flecken, Dep. Ain, Bez. Foix; Stahl- und Eiſenfabr., Eiſenhämmer, Wollkämmfabr., Sägemühlen; 5100 Einw.; Geſundbrunnen; — 2) Fluß dabei, in dem reizenden Sauratthal.

Sauran, Franz, Graf von, öſterreich. Staatsmann, den 19. September 1760 zu Wien geboren, ward von den Jeſuiten erzogen und ſpäter auf dem Thereſianum zu Wien gebildet und trat 1780 in Staatsdienſte. Seit 1786 Kreiskommiſſär zu Traiskirchen, wurde er von Joſeph II. raſch zum Gubernialrath und Stadthauptmann zu Prag und Wien befördert, war 1790 als Hofmarſchall mit bei der Kaiſerwahl Leopolds II. und ward als Präſident der niederöſterreichiſchen Regierung (ſeit 1794) dem Polizeiminiſter, Graf Pergen, adjungirt. Er war darauf eine Zeit lang Finanzminiſter, ging aber, als Thugut aus dem Miniſterium trat, als Botſchafter zur Krönung Alexanders nach Moskau und von da nach Petersburg. Im J. 1805 in Folge der Intriguen ſeiner Feinde zurückgerufen, erhielt er die unbedeutende Stelle als Landmarſchall der öſterreichiſchen Stände, ward 1805 Gouverneur von Inneröſterreich, organiſirte als bevollmächtigter Hofkommiſſär 1809 unter Erzherzog Johann die Landwehren und begleitete die Armee nach Italien und auf ihrem Rückzuge nach Ungarn. Ende 1809 ward er wieder Regierungspräſident in Wien mit dem Titel eines Statthalters von Ober- und Niederöſterreich, betrieb 1813 eifrig die Rüſtungen zum Kriege und war 1815 nach einander Botſchafter in Spanien, Hofkommiſſär bei Bianchi's Armee in Neapel und Gouverneur in Mailand. Im J. 1817 wurde er als oberſter Kanzler und Miniſter des Innern nach Wien berufen, feierte 1830 ſein 50jähriges Dienſtjubiläum und wurde in demſelben Jahre auf ſeinen Wunſch zum Botſchafter am großherzogl. Hofe zu Florenz ernannt, wo er den 19. Juni 1834 †. Er war ein Mann von hellem Verſtande, uneigennützig, vornrtheilslos, ein Feind des fanatiſchen Pfaffenthums, ein warmer Freund und Beförderer der Wiſſenſchaft und Kunſt.

Sauravia (Bot.), nach Willdenow, Gatt. der Theaceae Ternstroemieae *Rchb.*, Polyandria Pentagynia *L.*, Palaya *R. et Par.* Charakter: Kelch fünftheilig; Blumenkrone fünftheilig, radförmig; viele auf dem Fruchtboden ſtehende Staubfäden und fünf Griffel; Kapſel fünffächerig, vielſamig. Unter 25 Arten — Bäumen in Südamerika und Oſtindien — iſt zu bemerken: S. excelsa *Willd.*, in Act. Nat. Berol., 3, T. 4. An feuchten Orten und Bächen in Caraccas, bis 30 Fuß hoch. Blätter abwechſelnd, geſtielt, länglich-umgekehrt-eiförmig; Blüthen weiß, wohlriechend, in winkelſtändigen Rispen.

Saurebe (Bot.), ſ. v. a. Bittersüß, Solanum Dulcamara *L.*

Saure Beize, ſ. Beize.

Saure Gurken, ſ. Gurke.

Saure Käſe, ſ. Käſe.

Saurel (franz., Ichthyol.), ſ. v. a. gemeine Baſtard-Makrele, Caranx Trachurus *Lacép.*

Saure Milch, ſ. Milch.

Saurer Biſſen (Bot.), engl. Sowr Sop, ſ. v. a. ſaurer Schuppenapfel, Anona muricata *L.*

Saurer Humusboden (Geognoſ.), auch Moor- oder Moosboden, vergl. Humusboden.

Saurer Magenſaft (Med.), Acor primarum viarum, Säure der erſten Wege, Säure des Magens, derjenige krankhafte Zuſtand, in welchem der an und für ſich immer ſaure Magenſaft einen ſo bedeutenden Grad von Säure und Schärfe annimmt, daß dadurch

Krankheitszufälle erzeugt werden. Die Kranken leiden an Sodbrennen; sie haben ein Gefühl von Brennen am Magenmund und in der Speiseröhre und die Empfindung, wie wenn ein heißer Dunst aus dem Magen emporsteige; sie leiden oft an Heißhunger, der Geruch des Mundes ist sauer, es ist saures Aufstoßen und zuweilen Erbrechen von sauer riechenden, die Zähne stumpf machenden Stoffen vorhanden. Bei Kindern ist oft Durchfall zugegen, es werden grünliche, schleimige, wie gehackt aussehende, sauer riechende Stoffe ausgeleert. Diese Erscheinungen nehmen zu, wenn der Kranke saure und zur sauren Gährung geneigte Speisen zu sich nimmt. Bei längerer Dauer und höherm Grade der Krankheit erhalten auch andere Absonderungen eine säuerliche Beschaffenheit, wie Schweiß und Harn; das Gesicht wird bleich, die Lippen, das Zahnfleisch und die Zunge blaß; bei Kindern entstehen selbst Konvulsionen. Die Krankheit kann sehr rasch verlaufen, oft ist sie auch langwierig. Genesung erfolgt durch Entleerung der Säure vermittelst Erbrechen und Durchfall. Den Tod kann die Krankheit wohl nur bei Kindern durch hinzutretende Krämpfe herbeiführen, seltener durch Erschöpfung. Bei der Darrsucht der Neugebornen, bei Skropheln und englischer Krankheit findet sich oft Säurebildung der ersten Wege und ist ein Symptom dieser beginnenden Krankheiten. Am häufigsten findet sich Magensäure bei Kindern in den ersten Lebensmonaten; von Erwachsenen leiden am öftersten Hypochondristen und Hysterische daran. Veranlaßt wird derselbe durch den Genuß saurer Nahrung, sauren Weines, durch Pflanzennahrung, durch übermäßigen Gebrauch der Kartoffeln, schlechten Brodes, schlechter Milch, fetter Speisen, durch zurückgetretene Fußschweiße und Hautausschläge, durch anomale Gicht, durch Menstruationsanomalien u. s. f. Baumgärtner glaubt, es können dieser Krankheitsform zwei wesentlich verschiedene Krankheitszustände zum Grunde liegen: 1) die Absonderung eines besonders sauren Magensaftes. Dieses kann durch Resorption säuerlicher Stoffe und durch idiopathisch, konsensuell und antagonistisch erregte Umstimmung der Magennerven geschehen und hierbei befindet sich der Magen meistens in einem gereizten und selbst entzündlichen Zustande. Vielleicht ist auch die Qualität des Magensaftes oft nicht sehr verändert, sondern die Absonderung desselben, der ja ohnehin eine säuerliche Beschaffenheit hat, nur vermehrt. — 2) Darniederliegende Verdauung, wodurch die Nahrungsmittel in saure Verderbnis übergehen. In dem letzten Krankheitszustande ist die Säurebildung eigentlich keine Krankheit, so wenig die Aufnahme von sauren Stoffen von außen für sich schon Krankheit ist, doch zieht die auf diesem Wege gebildete Säure ähnliche Folgen nach sich. Es können beide Zustände meistens nicht von einander unterschieden werden und sind wohl auch meistens mit einander verbunden. — Die Prognose ist gut; Erwachsenen wird die Krankheit nicht gefährlich; sie läßt sich meist beseitigen, kehrt jedoch leicht wieder und die Anlage dazu ist schwer zu heben. Behandlung. Auf diätetischem Wege läßt sich viel erreichen; man meide die oben angeführten Nahrungsmittel, suche andere ursachliche Krankheitszustände zweckgemäß zu behandeln ꝛc. Bei Säuglingen ist zu untersuchen, ob die Mutter oder Amme an Säure leidet. Fleischdiät leistet oft vorzügliche Dienste. Die vorhandene Säure entleere man entweder durch Brechen oder Abführmittel (Rhabarber), oder man neutralisire sie durch Säure tilgende Mittel (s. d.), wie durch Magnesia carbonica, Kali carbonicum, Lapides cancrorum, Conchae praeparatae etc. Ist der Magen im Zustande der Reizung oder Entzündung, so tritt die Behandlung dieser Zustände ein; man gebe Emulsionen, Opiate, wende örtliche Blutentziehungen und Hautreize an. Liegt die funktionelle Energie des Magens darnieder, so sind ätherisch-ölige Stoffe am Platz, wie Valeriana, Pfeffermünze, Aether, Fenchel, Melisse ꝛc., mit denen man geistige Einreibungen verbindet. Oft wird der Gebrauch eines guten Weines, der bittern Mittel, des Absynth, der Quassia, der Columbo, des Rhabarbers nützen, welche Mittel man zweckmäßig mit den Säure tilgenden verbinden kann.

Saure Salze, s. Salze.

Saures Elixir, s. Hallers saures Elixir.

Saures Grünfutter (Landw.), in Erdgruben mittelst Salz und Zusammenpressen in Gährung versetztes Grünfutter, als Gras, Rüben- und Kohlblätter und Futterkräuter. Die Gruben werden am besten in später Jahreszeit, möglichst tief und unten etwas eng gegraben und hierauf mit Bretern ausgefüttert, worauf man das grüne, womöglich von Regen oder Thau feuchte Futter schichtweise in dieselben bringt und jede Schicht mit Salz bestreut, wobei man anfangs nur wenig und nach und nach stets mehr Salz anwendet. Im Durchschnitt rechnet man auf 100 Pfd. Grünfutter 1 Pfd. Salz. Nachdem die Grube gefüllt ist, legt man einen passenden Deckel über die Füllung, beschwert denselben mit Steinen und beschüttet das Ganze 1 Fuß hoch mit Spreu. So lange sich das Futter noch zusammensetzt, wird von Zeit zu Zeit nachgefüllt, bis man zuletzt die bedeckte Grube 1 Fuß hoch mit Sand beschüttet. Dies Futter, dessen Güte durch einen scharfen Geruch angezeigt wird, pflegt man dem Vieh mit Stroh und Häckfel geschnitten zu geben, und es ist eben so gesund und nahrhaft, als es vom Vieh gern gefressen wird.

Saure Weine, s. Wein.

Saura (a. Geogr.), Ort in Aetolien.

Sauria (Amphib.), Eidechsen, Echsen, Ordnung der Amphibien mit langgestrecktem, beschupptem oder beschildetem Körper und langem, am Grunde dickem Schwanze und in der Regel 4, selten nur 2 oder gar keinen Extremitäten. Zähne sind immer vorhanden. Die Ordnung ist so reich an abweichenden Formen, daß die allgemeinen Charaktere kaum bestimmter gefaßt werden können, und hierin ist auch der Grund für die verschiedenen Schicksale zu suchen, welche diese erst spät aufgestellte Ordnung im Systeme gehabt hat. Aristoteles stellt die

Saurier zu den eierlegenden Vierfüßlern, und zwar die Krokodilier zu den beschuppten, die übrigen Echsen zu den weichhäutigen neben die Lurche, und sie bleiben hier, bis Linné sie seinen Reptilien oder vierfüßigen Amphibien, zu denen auch die Schildkröten und die Lurche gehören, einverleibt, jedoch die Schleichen und Ringeleidechsen von ihnen trennt und den Schlangen zuweist. Klein theilt sie in gepanzerte (Krokodile) und nackte (Eidechsen), denen er aber auch die Lurche zuzählt. Laurenti sammelt sie zuerst zur Ordnung der schreitenden Amphibien, gesellt ihnen aber immer noch die Salamander bei, was auch noch Batsch und Lacépède thun, bis endlich Brongniart den Salamandern ihren wahren Platz anwies. Im J. 1817 zerlegt Cuvier die Saurier in die Familien der Krokodilier, Lacertier, Iguanen, Geckonen, Chamäleonen und Scincoiden, während Oken die Krokodile als Großaugen von ihnen trennt und die übrigen in Schleichen, Schuppen- und Schieneneidechsen theilt. Wagler folgt ihm und trennt von den Lacertiern auch noch die Angues oder Wühlen und die Cöciliä oder Blindwühlen als besondere Ordnungen, während Kaup die Ordnungen der Kaloten (Pachyglossi), der Chamäleonen (Chamaeleontes), der Rieseneidechsen (Megalosaurii), der Geckonen (Geckones), der Flugeidechsen (Pterosaurii), der Eidechsen (Lacertae), der Krokodile (Loricata), der Fischeidechsen (Ichthyosaurii) unterscheidet. Owen theilt alle fossilen und lebenden Saurier in Pterosaurier, Lacertier, Krokodilier, Enaliosaurier und Labyrinthodonten, von denen nur noch die Krokodile und die Lacertier nebst den als besondere Familie aufgestellten Ringeleidechsen (Annulata) der Fauna der Jetztzeit angehören. Hiernach besteht die Gesammtheit der bekannten Saurier aus folgenden Gattungen, von denen die ausgestorbenen durch † bezeichnet sind: 1. Familie der † Pterosaurier: Gattung: † Pterodactylus. — 2. Familie der Lacertier (Schuppeneidechsen, Squamata): A. Fissilinguia, Spaltzüngler, Gruppe der Monitores oder Warneidechsen: Monitor, Heloderma; der Ameivae oder Tejueidechsen: Ameiva, Podinema; der Lacertae oder Eidechsen: Lacerta, † Rhaphiosaurus, † Proterosaurus, † Rhynchosaurus, † Geosaurus, † Pleurosaurus, † Rhacheosaurus, † Pholidosaurus, † Mosasaurus; — B. Vermilinguia, Wurmzüngler: Chamaeleon; — C. Crassilinguia, Dickzüngler, Gruppe der Dendrophilae oder Baumagamen: Randzähnige: Calotes, Draco*); Seitenzähnige: Basiliscus, Chamaeleopsis, Iguana, † Iguanodon, † Hylaeosaurus, † Megalosaurus, Anolius, Chlamydosaurus; der Humivagae oder Erdagamen (Stellionen, Dorneidechsen): Randzähnige: Uromastik, Stellio; Seitenzähnige: Doryphorus, Tropidurus, Phrynosoma; der Ascalabotae oder Geckonen: Ptyodactylus, Hemidactylus, Platydactylus, Ptychozoon, Uroplatus, Rhacoëssa, Thecodactylus, Ascalabotes, Phyllurus; — D. Brevilinguia, Kurzzüngler, Gruppe der Ptychopleurae, Seitenfalter: Pseudopus, Ophiosaurus; der Scinci oder Skinke: Scincus, Chalcides, Zyngis, Pygopus, Anguis. — 3. Fam. der Annulata, Ringeleidechsen: Chirotes, Amphisbaena. — 4. Fam. der Krokodilier (Loricata, Panzereidechsen): Rhamphostoma, Crocodilus, † Macrospondylus, † Mystriosaurus, † Aeolodon, † Gnathosaurus, † Metriorhynchus, † Pelagosaurus, † Teleosaurus, † Glaphyrorhynchus, † Poecilopleuron, † Plateosaurus, † Thaumatosaurus, † Cetiosaurus, † Polyptychodon, Alligator. — 5. Fam. der † Enaliosaurier: † Ichthyosaurus, † Plesiosaurus (diese beiden Gattungen bilden nach Wagler mit Pterodactylus, Tachyglossus und Ornithorhynchus die Klasse der Gryphi oder Greife), † Pliosaurus, † Nothosaurus, † Simosaurus, † Charitosaurus, † Conchiosaurus, † Belodon, † Brachytaenius, † Termatosaurus, † Neustosaurus. — 6. Fam. der † Labyrinthodonten: † Capitosaurus, † Mastodonsaurus, † Metopias, † Xestorrhytias, † Odontosaurus, † Trematosaurus, † Chirosaurus. — Im Ganzen sind 400 fossile und 800 lebende Species bekannt.

A. Die äußern Formen bewegen sich, was a) die Körpergröße anlangt, innerhalb ansehnlicher Extreme, indem die Länge der Platzuren und Kaloten von einigen Zollen in den Krokodilen bis fast zu 30 Fuß anwächst, in den fossilen (jurassischen) Iguanodonten und Megalosauren selbst 70′ erreichte und von jenen Sauriern, deren 8″ lange Zähne Koch auf der Insel Marthas Wingard fand, noch weit übertroffen worden seyn muß, gar nicht zu gedenken der Größe, auf welche die von Fischer de Waldheim beschriebenen 18″ langen Zähne von den Ufern der Oca schließen lassen würden, wenn sie sich in der That noch als

*) Draco, nach Linné, Drache, Flatterer, heißt, Gattung der Saurii Iguanoidei Cuv., der Ordnung der Eidechsen und der Zunft der Schuppeneidechsen nach Oken; bei einigen Naturforschern Dracunculus. Charakter: Eine Flughaut seitlich über die falschen Rippen zur Erleichterung des Springens ausgespannt; Kehlsack spitzig. Kleine, nicht viel über spannelange Thierchen mit einem sehr langen Schwanz, in Ostindien, welche auf Bäumen leben und mittels ihrer Flughaut von Zweig zu Zweig springen. Sie nähren sich von Insekten, besonders Fliegen und Ameisen. Man hat behauptet, sie lebten auch in Afrika und Arabien, doch ist hierüber nichts Sicheres bekannt. Mit den fabelhaften Drachen der Alten, nämlich Riesenschlangen mit angedichteten Flügeln, haben diese unschuldigen Thierchen nichts zu thun. Drei Arten: 1) D. lineatus Daud., Draco volans Blumenb. Gegen 1 Fuß lang, oben der schön himmelblau und perlgrau gefleckt; die Flügel braun, mit vielen weißen Längsstreifen. Am Halse finden sich einige weiße Augenflecken. Auf Java. Blumenbach, Abbild. naturhist. Gegenstände, Taf. 98. — 2) D. viridis Daud., Draco volans L. Etwas kleiner als der vorige, aber die Flügel sind breiter und mit 6 Ausschnitten, nach Art der Federmausflügel versehen. Der ganze Körper ist graugrün, die Flügel aber braun, am Vorderrande mit 4 schwarzbraunen, unvollständigen Querbinden, am Hinterrande mit weißen Pünktchen gesäumt und an ihrer Basis etwas mit den Hinterschenkeln verwachsen. Der Schwanz ist dünn und sehr lang. Gemein auf Java. Vandin III, Taf. XIX. — 3) D. fuscus Daud. Gänzlich braun, außer an den Seiten des Halses, welche graulich sind. Die Flügel sind hier und da mit dunkleren Flecken gemarmelt und der Körper fast glatt, mit kaum sichtbaren Schuppen besetzt. Auch bei ihm haftet die Flughaut am Hinterschenkel. Der Schwanz ist nicht so lang wie beim vorigen, kaum von der Länge des Körpers.

Saurierzähne erweisen sollten. — b) Die Bedeckung des Körpers besteht aus einer Haut, welche bei den Krokodilinern bis auf den nackten Kopf gepanzert, d. h. mit verknöcherten und gekielten Schilden bedeckt, bei den übrigen beschuppt ist. Die Schuppen (Squamae) sind Tafelschuppen, wenn sie klein, ringsum angeheftet sind und wie Mosaikkäfelchen sich nicht decken, Schindelschuppen, wenn sie mit dem Vorderrande angewachsen, hinten frei sind und sich dachziegelig decken; Wirbelschuppen, wenn sie ringförmig neben einander in geraden Querbinden stehen, glatte, wenn sie keine Erhabenheit, Kielschuppen, wenn sie eine erhabene Längslinie zeigen. Schilde (Scuta) heißen die großen, flachen, gradlinigen, vier- oder vieleckigen und rundum angewachsenen Schuppen, die Merrem am Kopfe in Wirbel-, Hinterhaupt-, Augenbrauen-, Schläfen-, Stirn-, Schnauzen-, Nasen- und Lippenschilde eintheilt. Die Haut des Chamäleons hat statt härterer Bedeckung bloß Warzen und unter den fossilen Sauriern scheinen viele nackt gewesen zu seyn. Pterodactylus scheint eine feder- oder flaumartige Bedeckung getragen zu haben. Sehr häufig bildet die Haut der S. Ausfackungen und Falten, die den Thieren oft die abenteuerlichsten Gestalten verleihen; so die Hörner der Iguanen, die Kehlsäcke derselben und vieler anderer, die helmartigen Erweiterungen der Hinterhauptsgegend, der Halskragen des Chlamidosaurus, die Rückenkämme so vieler, endlich die Seitenfalten der Ptychopleuren ꝛc. Die Flughaut, die bei Draco seitlich über die falschen Rippen ausgespannt ist, scheint bei Pterodactylus nach Art der Fledermäuse die Zehen der so sehr verlängerten Vorderfüße verbunden zu haben. Der Familie der Annulaten fehlen die Schuppen gänzlich, und die ringförmig gerunzelte Haut ist mit klebrigem Schleime überzogen. Nur bei Epicrium finden sich in den Hinterrollen der Runzeln noch Schuppen, jedoch nicht auf, sondern in der Haut. Die Farben der S. sind meist bunt und lebhaft, in der Regel massenhaft vertheilt und nur selten in Punktirung zerfallen oder in Punktangen geordnet. Im Allgemeinen sind die S., deren Aufenthalt das Wasser ist, düsterer gefärbt, als die Landbewohner, und unter diesen findet sich häufig eine Akkommodation der Färbung an die vorwaltenden Tinten des Aufenthaltsortes. Eigenthümlich ist den S. das Vermögen, die Farbe zu wechseln, welches allerdings am schärfsten ausgeprägt hervortritt beim Chamäleon, allein auch, wenn auch in geringerm Grade, den Dendrophilen eigen ist. Es beruht auf der beliebigen Ausdehnung der sehr großen Lungen, wodurch die Körperhaut angespannt und dünner und durchsichtiger gemacht wird. — c) Der Kopf der S. ist verhältnißmäßig von geringer Größe, am größten bei den Krokodillern und den Ichthyosauren, immer an der Schnauze spitz, also von ziemlich pyramidaler Form und in dem nämlichen Verhältnisse wie der Rumpf platt oder rundlich oder seitlich zusammengedrückt. Die Schnauze ist am längsten bei den Krokodilen, während sie bei den übrigen S. fast durchgängig kurz, oft sehr kurz ist, womit auch die Größe des Rachens der Krokodile, bei denen er fast bis ans Ende des Kopfes reicht, und die Kleinheit desselben bei den übrigen zusammenhängt. Nicht minder unterscheiden sich die Krokodile von allen andern S. durch den ihnen eigenen Mangel an Lippen. Die Zähne der Krokodile und unter den Lacerten die des fossilen Mosasaurus sind eingekeilt; die der Enaliosaurier stehen in Kieferrinnen, die der übrigen S. sind theils mit ihrer Außenseite an die innere erhöhte Wand der Kieferäste angeheftet (Seitenzähne), theils sind sie mit den Ladenrändern innigst verwachsen (Randzähne). Die der Krokodile ersetzen sich wie die der Säugethiere, die der übrigen S. werden entweder gar nicht ersetzt, oder unabhängig von den alten, indem sie sich unter dem Zahnfleische erzeugen. Die Zähne sind bald hohl, und zwar sind solche immer Seitenzähne, die einander gegenüberstehen; bald dicht und in diesem Falle entweder übergreifende Seitenzähne, od. wechselständige Randzähne, wenn sie seitlich zusammengedrückt sind, oder auf einander passende Randzähne, wenn ihre Kronen stumpf und höckrig sind. Die großen untern Vorderzähne der Krokodile gehen durch Löcher des Zwischenkieferknochens hindurch (wie bei Hydrocion scomberoides), was bei keinem andern S. der Fall ist. Während sämmtliche Zähne der Krokodile, wie die der Delphine, gleichartig sind, lassen sich bei allen randzähnigen Dickzünglern (Crassilinguia) deutlich Schneide- und Eckzähne unterscheiden, was bei den seitenzähnigen Dickzünglern nicht thunlich ist. Bei den übrigen S. sind die Zähne höchst mannichfaltig gestaltet: blatt- oder lanzettförmig, mit glatten oder gesägten Rändern, kegelförmig und gerade oder rückwärts gebogen platt und kreisförmig oder auch vielspitzig höckerig, wie die Backenzähne der Fledermäuse oder der Spitzmäuse. Die Zähne der Labyrinthodonten sind von prismatischer Struktur, wie die mancher Säugethiere, und zeigen im Querschnitt labyrinthische Zeichnungen. Bei Etenodon kommen sogar kammförmige Zähne wie bei den Affern vor. Einzig in der ganzen Ordnung sind die auf der Außenseite mit einer Rinne (wie bei einigen Giftschlangen) versehenen Zähne von Heloderma. Zum erstenmale unter den Wirbelthieren erscheinen hier Gaumenzähne, und zwar nur bei den seitenzähnigen S., bei denen sie in Reihe stehen, und bei den Annulaten, bei denen sie, wie bei den Lurchen, im Halbkreise stehen. Die Zunge ist bei den Krokodilen und den Annulaten im Grunde des Mauls festgewachsen, bei den übrigen S. beweglich, und zwar bei den Fissilinguiern lang, dünn, ausstreckbar und vorn tief gespalten, bei den Vermilinguiern lang, rund, am Ende verdickt, lang ausstreckbar und kleberig, bei den Krassilinguiern kurz, dick, gewölbt, am Ende abgerundet und mit Papillen besetzt, bei den Brevilinguiern kurz, flach, etwas ausgeschnitten und wenig beweglich. Am Unterkiefer der Krokodile befinden sich Moschusdrüsen. Die Nasenlöcher der Krokodile stehen an der Spitze der Schnauze und sind durch eine Klappe verschließbar; eben so gestellt sind die

der meisten Askalaboten und Ptychopleuren, und bei Einigen der ersteren sind sie noch von einem Wulste umgeben; bei Iguana werden sie fast röhrenförmig. Bei allen übrigen S. stehen sie unter dem Schnauzenrande, oft von einer Schuppe bedeckt. Das Annulatengeschlecht Epicrates zeichnet sich durch einen ein- und ausziehbaren Taster in der Nähe der Nase aus. Die Augen fehlen nur bei Caecilia und sind höchst unvollständig und nur wie schwarze Punkte unter der Haut vorschimmernd bei Amphisbäna, Lepidosternon und Blanus, denen demnach auch die Augenlider fehlen. Außerdem sind sie überall vorhanden und zwar bei den Krokodilen, den Enallosaurieru und dem Chamäleon sehr groß (Okens Großaugen). Meist stehen sie seitlich, bei den Wühlern jedoch und bei den fossilen Mystriosaurus sind sie nach oben gerichtet. Die Pupille der Krokodile und der Geckonen ist in einen vertikalen Spalt zusammenziehbar; während jene der übrigen rund und unbeweglich bleibt. Die Augenlider sind immer vorhanden, und zwar gleich groß oder so, daß die Größe und Beweglichkeit des untern überwiegt. Merkwürdig ist das untere Augenlid der Skinke, denen das obere fast ganz fehlt. Es bedeckt nämlich das ganze Auge und ist der Pupille gegenüber äußerst dünn und durchsichtig, so daß es schützt und doch zugleich das Sehen erlaubt. Bei den Dickzünglern umgeben die Lider den Augapfel kapselförmig, und durch ihre schmale Spalte hindurch wird nur ein kleiner Theil der Iris sichtbar, eine Bildung, die am entwickelsten ist beim Chamäleon, dessen Lider den Augapfel so umhüllen, daß nur eine punktförmige Oeffnung der Pupille gegenüber offen bleibt, wofür aber das Thier mit dem Vermögen begabt ist, beide Augen zugleich in verschiedener Richtung zu bewegen, was kein anderes Wirbelthier vermag. Im Gegentheil sind die Lider der Geckonen sehr unentwickelt und wie beim Hasen zwischen dem Augapfel und den Augenhöhlenrändern eingerollt, woher der stiere Blick dieser Eidechsen. Noch sind bei Phrynosoma, welches auch statt der Augenbraunen über dem Auge ein bewegliches gefranstes Hautläppchen hat, an den Liderrändern als Stellvertreter der Wimpern kleine abwärtsgekehrte Hautläppchen. Die Nickhaut fehlt nur den Skinken. Das Ohr der Krokodile ist muschellos, aber verschließbar, das einiger Geckonen mit einem wulstigen Ringe umgeben und oft auch verschließbar; außerdem ist es entweder eine runde Oeffnung, in welcher mehr oder minder tief, oft mit der Körperhaut in gleicher Höhe, des Trommelfell liegt, oder auch wird es von der Körperhaut bedeckt. Den Ringeleidechsen fehlt das Trommelfell. — d) Der Hals ist unter den lebenden nur bei den Monitoren von merklicher Länge, fast immer äußerst kurz, oft gar nicht unterscheidbar und meist wenig dünner als der Kopf. Dagegen zeigen die fossilen Formen schon ziemlich lange Hälse unter den Labyrinthodonten, längere bei den Pterodactylen, die längsten, die die Rumpflänge weit überschreiten, bei den Plesiosauren. Eigenthümlich sind die hier vorkommenden Kehlsäcke, die theils zur Aufnahme von Luft, theils auch zur (passiven) Vertheidigung zu dienen scheinen. — e) Der Rumpf ist bei den humivagen S. meist platt, bei den Bewohnern der Bäume seitlich zusammengedrückt und rundlich bei den in Baum- und Erdlöchern wohnenden. Bei den letzteren ist er auch fast immer sehr lang und biegsam, während er bei den übrigen kurz und wenig beweglich ist. Die Rückenfirste der zusammengedrückten S. ist oft ausgezeichnet durch Kämme und besonders entwickelte Schuppen und Schilde, während bei den plattrumpfigen solche Auszeichnungen mehr nach den Seiten herabrücken, wo sie endlich sogar sich zu Flughäuten, die als Fallschirme dienen, ausbreiten. Umgekehrt haben einige Kurzzüngler eine tiefe Längsfalte an den Rumpfseiten, andere nur Vertiefungen zum Bergen der zur Fortbewegung nutzlosen unvollkommenen Extremitäten. Der After (Kloake) der Krokodile ist eine Längsspalte unter dem Schwanze, bei allen andern S. eine Querspalte und nur bei den Ringeleidechsen eine am schwanzlosen Hinterende befindliche runde Oeffnung. Die Ruthe der Krokodile ist noch einfach, die der übrigen zweifach. — f) Der Schwanz ist selten kurz und fehlt nur den Ringeleidechsen, dagegen ist er sonst meist lang und sehr lang, bei vielen so überwiegend, daß er die Länge des Rumpfes weit überschreitet, was im großartigsten Maßstabe Statt hatte bei dem fossilen Iguanodon, von dessen Gesammtlänge der Schwanz allein 50 Fuß einnimmt. Immer ist der Schwanz an seinem Grunde stark und geht allmählig aus dem Rumpfe hervor, bald rundlich, bald platt, bald seitlich zusammengedrückt, und zwar sind diese Formen nicht immer von der Gestaltung des Rumpfes abhängig, wie z. B. der Schwanz der plattrumpfigen Krokodile seitlich zusammengedrückt ist. Diese seitlich zusammengedrückten Schwänze haben nicht selten auf ihrer Firste einen Kamm und dienen, wie überhaupt die langen Schwänze der S. als Balancirstangen. Andere Plattschwänze sind an den Seiten mit Hautfalten, Fransen ꝛc. versehen, u. endlich sind die Schuppen der Schwänze meist an der Spitze frei, oft zu Stacheln verlängert und wirtelförmig gestellt, so daß, wenn der Schwanz seine Krümmungen gegen die Standebene hin entfaltet, er ein wichtiges Werkzeug zur schnelleren Ortsbewegung ist. Der Schwanz des Chamäleons ist ein ächter Wickelschwanz. — g) Die Extremitäten fehlen nur den Ringeleidechsen und den Gattungen Anguis und Ophiosaurus ganz; den Gattungen Pygopus und Pseudopus mangeln merkwürdiger Weise die Vorderglieder, und bei Zygis und Chalcides sind die vorhandenen 4 Extremitäten so kurz und unvollkommen, daß sie fast nicht zur Ortsbewegung gebraucht werden. Bei allen übrigen S. sind sie vorhanden und meist sehr vollkommen ausgebildet. Bei den meisten sind sie kurz, so daß der Bauch den Boden berührt, selten höher, fast immer aber gleich lang, und nur in der Gattung Dactyloa sind die Hinterbeine so viel länger, als die Vorderbeine, daß sie als wahre Springbeine betrachtet werden können. Im Gegensatze hierzu sind die Vorderbeine des fos-

silen Pterodactylus länger, als die hinteren. Bei vielen S. (nicht bei den Krokodilen u. Monitoren) werden an der Innenseite der Hinterschenkel sogenannte Schenkelporen beobachtet, die nach Vogel eine Stearin enthaltende Substanz absondern. Die Füße sind, mit Ausnahme der wahren Flossenfüße der Eualiosaurier und jener des Pterodactylus, immer einwärts gestellt und mit 3—5 gleich- oder ungleichlangen, in derselben, oder in verschiedener Ebene stehenden Zehen versehen, welche meist frei, selten verbunden (Krokodile, Ptychozoon ꝛc.) und meist alle mit Krallen bewaffnet sind. Nur die Zehen der Krokodile und der Geckonen sind bald sämmtlich, bald nur zum Theil unbewaffnet. Besondere Beachtung verdienen die Füße der Pterodactylen und der Geckonen. Ganz verschieden von den Vorderhänden der Fledermäuse haben die Vorderfüße der Pterodactylen 4 mittellange erste Zehen, und nur die letzte ist so enorm vergrößert, daß die Phalangen die Dicke der Unterarmknochen haben und ihre Gesammtlänge fast der des ganzen Körpers gleichkommt. Wagler erblickt in ihr den Träger eines Flossenfußes, wie er bei einigen Meerschildkröten erscheint. Andere dagegen und namentlich Goldfuß erkennen in dieser Zehe das Mittel zur Ausspannung einer flaumigen Flughaut. Die Askalaboten besitzen durch den Bau ihrer Füße das Vermögen, sich den glattesten Gegenständen, selbst in senkrechter Stellung, anzuheften, indem ihre muskulösen, fast gleichlangen Zehen durch schlaffe Haut verbunden und beiderseits, oder auch nur an der Spitze mit einem Hautsaum versehen sind, wodurch es möglich wird, unter den auf die Standebene aufgedrückten Füßen einen luftleeren Raum zu erzeugen und so festzuhaften, was noch befördert wird durch zahlreiche freie und senkrecht quer oder schief hinter einander gestellte, am Rande scharfe Hautplättchen. Manche Geckonen können die Kralle in die Spalte einer erweiterten Klauengliedschuppe wie in eine Scheide versenken, oder sie mittelst eigener, an der Basis des Klauengliedes befestigten Muskelchen, wie die Katzen, in die Höhe ziehen. Die Fransen an den Zehen der Phrynocephalen sollen das Einsinken des Fußes in den Sand verhindern. Beim Chamäleon sind an den Vorderfüßen die 2 äußeren und die 3 inneren, an den Hinterfüßen die 3 äußeren und die 2 inneren Zehen mit einander verbunden, so daß sie handartig greifen können. Die meisten S. vermögen die äußere Hinterzehe, ja den ganzen Hinterfuß rückwärts zu schlagen.

B. Der innere Bau der S. bietet manches Eigenthümliche dar. a) Das Skelet zeigt in Betreff des Schädels ein durchgängiges Vorwalten des Gesichtstheils vor dem eigentlichen Schädeltheil, der bei den Krokodilen dem der Schildkröten, bei den Pterodaktylen dem der Vögel, bei den Doppelscheiteln durch eine Crista selbst dem der fleischfressenden Säugethiere, bei den übrigen Eidechsen dem der Schlangen sehr verwandt ist. Eigenthümlich ist das säbelförmige aufsteigende Scheitelbein des Chamäleons. Die Stirnbeine der Labyrinthodonten zeichnen sich durch strahlig geordnete Gruben und Rinnen aus, während überhaupt die Kopfknochen der Krokodile ausgeschnitzt sind. Die Augenhöhle ist bald offen und mit der Schläfengrube verflossen, bald geschlossen und auch mit einem gegliederten Augenringe, wie bei den Vögeln, versehen. Die Nasenbeine sind mit den Kieferknochen bald fest verbunden, bald durch größere oder kleinere Zwischenräume von ihnen getrennt, wie bei den Schlangen. Die Stinke haben in der Nase sogar Scharrknöchelchen. Die Kiefergerüste sind durch Symphyse so verbunden, daß sie sich nicht, wie bei den Schlangen, ausdehnen lassen; nur einige Monitoren zeigen in Bezug auf Ausdehnbarkeit des Unterkiefers eine Annäherung an die Opisthier. Der Hals besteht aus 5 — 33 (Plesiosaurus) Wirbeln, die wie auch die Rückenwirbel meist konvere, doch auch oft konkave Gelenkflächen zeigen und bald höher als lang (Ichthyosaurus), bald viel länger als hoch (Macrospondylus) sind. Plateosaurus besitzt nach H. v. Meyer durch Verschmelzung dreier Wirbel ein Heiligenbein. Die Rippen, oft von sehr verschiedener Gestalt (Pöcilopleuron hat deren von dreierlei Art), zerfallen meist in Brust- und in Bauchrippen, da die meisten S. ein Brustbein haben, welches bei Pterodactylus schildförmig und noch dem der Vögel ähnlich ist. Die Bauchrippen sind namentlich bei Draco sehr verlängert und selbst beweglich, so daß sie zur Ausspannung der seitlichen Hautfalte des Rumpfes dienen. Meistens sind die Gliederknochen dicht; bei Iguanodon, Megalosaurus und Pöcilepleuron aber finden sich hohle Markknochen. — b) Die Muskeln sind roth und besonders am Rumpfe, namentlich am Schwanze sehr entwickelt. Bei den Krokodilen findet sich noch ein unvollkommenes Zwerchfell. — c) Das Nervensystem bietet keine Anomalien dar, eben so wenig — d) das Ernährungssystem mit meist kurzem Darmkanale. Das Zungenbein ist meist zweiförmig; bei den Ringeleidechsen besteht es aber aus 3 Bogenpaaren (wie Kiemenbögen). Bei eben dieser Familie zeichnet sich auch die Leber dadurch aus, daß sie aus einer beträchtlichen Anzahl von Querblättern besteht. Nach ihren Koprolithen scheinen die Ichthyosauren ein Spiralblatt im Darme gehabt zu haben. — e) Die meisten S. haben 2 gleiche, und zwar ziemlich lang in den Leib hineinreichende Lungenflügel; allein schon die Kurzzüngler haben 2 sehr ungleiche Lungen, und die Wühlen und Blindwühlen haben eigentlich nur noch einen Lungenflügel mit sehr langer Luftröhre, wie die Schlangen.

C. Die Verrichtungen der S. a) Die Ortsbewegungen der S. sind bald sehr langsam, bald außerordentlich schnell, und zwar letzteres vorzugsweise bei den langgeschwänzten, die überdies meistens vermöge der Niedrigkeit ihrer Extremitäten sich kriechend bewegen, während die Fortbewegung der höher Gestellten und deshalb Schreitenden fast durchgängig eine langsamere ist. Die schnelle Ortsbewegung der Langschwänze wird bewirkt durch die Unterstützung der schlangenförmigen Bewegung, welche theils

der lange Schwanz, theils (bei den fußlosen) der lange Rumpf (bei den Amphisbänen merkwürdiger Weise vor- und rückwärts) zu machen vermag. Doch scheint durchgängig der Schwanz das Hauptvehikel der schnellen Bewegung zu seyn, indem er besonders beim Springen gegen die Standebene angestemmt und plötzlich gestreckt wird, so daß er den Körper vorwärts schleudern hilft. Das Klettern geschieht theils mit Hülfe der Krallen, theils, wie bei den Askalaboten, vermittelst der eigenthümlichen Haftapparate an den Füßen. Die vielfach behauptete Absonderung eines kleberigen Safts aus der Unterfläche der Zehen ist immer noch zweifelhaft. Das Schwimmen wird vorzugsweise durch den Schwanz vermittelt, und die Thätigkeit der Extremitäten dabei ist nur eine sehr untergeordnete. Nur bei den Enaliosauriern scheint das Schwimmen mächtig durch die Ruderfüße unterstützt worden zu seyn. Was den Pterodactylus anlangt, so scheint es, als ober zu klein gewesen wäre für die Größe, welche seine Flossen hätten haben müssen, wenn wirklich die verlängerte Außenzehe der Vorderfüße zur Tragung einer Flosse bestimmt gewesen wäre; wahrscheinlicher ist es schon a priori und durch die angestellten Untersuchungen als bewiesen zu betrachten, daß die verlängerte Zehe eine Flughaut ausspannte, mit deren Hülfe das Thier weniger fliegend als flatternd sich bewegte. Auch die Bewegung des Draco ist nur und kaum ein Flattern zu nennen und findet nicht aufwärts, sondern nur abwärts Statt. Das Graben verrichten die S. theils mit den Krallen der Füße, theils, wo Füße mangeln, mit Hülfe der Schnauze, die deshalb bei den Skinken sogar Knöchelchen enthält. — b) Die Sinnesthätigkeit der S. scheint nirgends sehr ausgezeichnet, aber doch überall vorhanden zu seyn. Der Gehörsinn fehlt nirgends, wenn auch der Bau des Saurierohres ein sehr feines Hören nicht zu gestatten scheint. Das Auge fehlt manchmal und ist höchst unvollkommen, überhaupt aber meist so umhüllt, daß ein sehr scharfes Sehen nicht wohl erwartet werden darf, indem auch die großäugigen Krokodile und Geckonen sich durch die Zusammenziehung ihrer Pupille als Nachtthiere erweisen, deren Gesicht größerer Schärfe entbehrt, wie es auch bei so niedrig gehenden Thieren natürlich ist. Das Vorhandenseyn des Geruchs ergibt sich schon aus dem der Nasenlöcher und daraus, daß manche S. selbst einen Geruch um sich verbreiten. Auch sollen ja die Krokodile die Neger durch den Geruch unterscheiden. Geschmack beweist das Krokodil, wenn es, wie erzählt wird, Menschenfleisch, besonders das Fleisch der Schwarzen, allem andern vorzieht. Der stumpfste Sinn der S. scheint der Tastsinn zu seyn, da derselbe durch die Hautbedeckungen so sehr beschränkt wird und auch nicht einmal in den Lippen ein Organ finden kann. Einzig bei Epicrium in dieser Ordnung und vielleicht unter allen Wirbelthieren ist ein aus- und einziehbarer Taster beobachtet worden. Uebrigens scheinen die S. für Schmerz empfindlicher zu seyn, als die Schildkröten und die Schlangen. — c) Ihre Nahrung nehmen die S. selten aus dem Pflanzenreich, wie die randzähnigen Koloten und, nach Rüppell, die Gattung Uromastix; die übrigen insgesammt sind Fleischfresser, die je nach ihrer Größe oder Kleinheit ihren Raub aus fast allen Thierklassen nehmen und selbst des Menschen nicht schonen. Die Mehrzahl lebt von Insekten; manche verschlingen neben solchen auch noch Steine (Pfammosaurus nach Wagler). Die Beute wird in der Regel erlauert und im Sprunge gepackt; nur das Chamäleon befestigt sich auf seinem Standorte fast bis zur absoluten Unbeweglichkeit, bevor es seine Zunge einem Pfeile gleich hervorschießt, um sich damit der herankommenden, oft mit tagelanger Geduld erharrten Insekten zu bemächtigen. Manche S., namentlich jene, deren Zähne gleichartig sind, verschlingen den Raub ganz, und nur die mit zackigen Zähnen versehenen zerkleinern ihn vorher, jedoch ohne denselben wirklich zu kauen. Eine Einspeichelung, wie bei den Schlangen, findet nicht Statt. Die Verdauung geht, wie bei allen Fleischfressern, schnell vor sich und daher die, von einigen wenigstens sprüchwörtlich gewordene Gefräßigkeit. Andererseits vermögen aber die S. auch ziemlich lange Zeit ohne Schaden zu fasten. Die Fettbildung der S. ist nicht bedeutend und eben so ihre Reproduktionskraft gering, indem verlorene Theile nur gut vernarben, aber nicht ersetzt werden. Nur einige Eidechsen (Lacertier) ersetzen den Schwanz wieder, jedoch enthält derselbe in diesem Falle statt der Wirbel nur eine knorpelige Säule. Auffallend ist die Leichtigkeit, mit welcher Stücke des Schwanzes von Anguis und Ophiosaurus abbrechen. Die Zähigkeit des Lebens ist bei den S. minder groß, als bei andern Amphibien. — d) Alle S. sind Luft athmende Thiere, daher auch die wenigen Wasserbewohner unter ihnen immer wieder behufs des Athmens an der Oberfläche des Wassers erscheinen müssen. Uebrigens vermögen sie unter gewissen Verhältnissen ziemlich lange der Luft zu entbehren, wie alle S. der gemäßigten Zone, die wegen Mangels an Nahrung während der kalten Jahreszeit in eine Lethargie versinken, welche dem Winterschlafe mancher Säugethiere ähnelt. Aber auch viele S. der Tropen verfallen in einen Sommerschlaf, aus dem sie durch den Eintritt der Regenzeit wieder geweckt werden. Eine Stimme findet sich nur bei den Askalaboten. — e) Gift findet sich bei den S. nicht; nur Heloderma ist verdächtig wegen seiner Furchenzähne. Die giftigen Ausschwitzungen der Askalaboten sind noch völlig unerwiesen. — f) Das Fortpflanzungsgeschäft wird bei den S. immer durch beide Geschlechter gemeinschaftlich, und zwar durch wirkliche Begattung vollzogen. Nur selten zeigen die Geschlechter eine äußere Verschiedenheit an Körpergröße und Färbung. Manche S. scheinen, wie die Krokodile, Polygamisten zu seyn, die andern sind Monogamisten, wenn überhaupt so gesagt werden darf, wo das ganze geschlechtliche Verhältniß mit dem Begattungsakte erst seinen Anfang nimmt und mit dem Aufhören desselben

sich auch sofort wieder auflöst. Die meisten S. legen Eier mit mehr oder minder harter Schale. Die Eier des Krokodils haben eine harte, porös-rauhe Schale, wie die Eier der Kasuare. Aehnlich sind noch die Eier der Askalaboten. Andere, wie z. B. das Chamäleon, gebären lebendige Junge. Die Sorge für diese lebendigen Jungen ist nicht einmal so groß, wie jene für die Eier, die doch wenigstens an sichere und zum Ausschliefen geeignete Orte gelegt werden, während die lebendigen Jungen sofort ihrem Schicksale überlassen bleiben.

D. Der Aufenthalt der Saurier sind bald die Bäume und Gebüsche, wie z. B. aller Dendrophilen, bald die Bodenoberfläche, und zwar die mit Vegetation dicht bedeckte, wie namentlich mehrer Lacerten und Kurzzüngler, oder die trockene und steinige, wie ebenfalls Lacertier, Geckonen ꝛc., oder die sandige, wie vieler Kurzzüngler und der Sandechsen, oder die sumpfige und schlammige, wie des Pygopus, bald endlich das Wasser, wie der Krokodilier und einiger Monitoren. Unter den jetzt lebenden Sauriern ist kein einziger Meerbewohner, während von den großen fossilen Thieren dieser Ordnung die meisten dem Meere angehörten. Endlich die Ringeleidechsen leben ganz unterirdisch, im Boden selbst sich Gänge wühlend. Die Meereshöhen, zu denen die Saurier ansteigen, sind nicht bedeutend, und damit steht im Zusammenhange auch ihre geringe Verbreitung nach den Polen hin, so daß ihr eigentliches Vaterland von den Wendekreisen umgrenzt wird; ein Vaterland, in welches sie sich aus früheren Erdperioden mit der sinkenden Temperatur zurückgezogen haben. Europa besitzt von den lebenden Sauriergeschlechtern 11, wovon 2 mit Asien, 4 mit Asien und Afrika gemeinschaftlich; Asien 26, wovon 2 mit Europa, 2 mit Europa und Afrika, 1 mit Afrika, 1 mit Afrika und Amerika, 1 mit Amerika und 2 mit Neuholland gemeinschaftlich; Afrika 21, wovon 2 mit Europa und Asien, 1 mit Asien, 1 mit Asien und Amerika, 2 mit Amerika gemeinschaftlich; Amerika 40, wovon 1 mit Asien, 1 mit Asien und Afrika, 2 mit Afrika, 1 mit Neuholland gemeinschaftlich; Neuholland nur 6, wovon 2 mit Asien und 1 mit Amerika gemeinschaftlich. Wiegmann weist nach, daß die dickzüngigen Saurier mit Randzähnen, die Schild- und Sumpfeidechsen in der alten, die seitenzähnigen Dickzüngler und die Ameisen in der neuen Welt wohnen, was Wagler genauer so bestimmt, daß Amerika nur seitenzähnige Saurier mit zusammengedrücktem Rumpfe, die andern Erdtheile nur rundzähnige Saurier von dieser Rumpfform besitzen, in Europa und Amerika bloß seitenzähnige, in Asien, Afrika und Neuholland nur randzähnige Saurier mit glattem Rumpfe vorkommen und randzähnige Saurier mit walzigem Rumpfe nur in Amerika, seitenzähnige von dieser Rumpfbildung in allen Erdtheilen wohnen, die Platt- und Freizüngler allen Erdtheilen angehören, die Dickzüngler nur in Europa, die Scheidenzüngler nur in Neuholland fehlen. Die fossilen Saurier haben wenigstens zur Zeit ihrer höchsten Entwickelung unter allen Breiten gelebt, wo sie die noch außer dem Klima ihnen nöthigen Lebensbedingungen fanden.

E. Die Geschichte der Saurier ist von sehr altem Datum, indem sie ihren Anfang schon im bituminösen Mergelschiefer der Zechsteingruppe nimmt. Dieser Anfangspunkt liegt in einer Periode von noch außerordentlich hoher Temperatur, und raschen Schrittes entwickelt sich während der Dauer einer wenigstens ähnlich hohen Temperatur die Ordnung bis zu ihrer höchsten Blüthe, indem nach den 6 Gattungen des Zechsteins und des stermischen Systems in der Trias, der die merkwürdige Labyrinthodonten allein angehören, 16 Gattungen erscheinen und in der Juraperiode 24 meist riesenhafte Geschlechter und noch dazu in ungeheurer Individuenzahl auftreten. In der Kreideperiode, in der nach Ewald zuerst klimatische Unterschiede fühlbar werden, schmelzen die Gattungen auf 2—3 zusammen, und eben so wenige, aber an Arten reichere und bis jetzt noch lebende Gattungen bergen die tertiären Bildungen. Diese Verhältnisse weisen auf einen Gang der Entwickelungsgeschichte der Saurier hin, den dieselbe mit jener der Reptilien überhaupt theilt. Die Reptilien nämlich scheinen ganz verschieden von der Klasse der Fische, trotz ihrer übrigen Kaltblütigkeit zu ihrem üppigen Gedeihen eine ansehnliche Temperaturhöhe des Mediums, in dem sie leben sollen, zu verlangen, so daß in den alten Perioden einer hohen, über die ganze Erdoberfläche gleichmäßig verbreiteten Temperatur diese ganze Klasse und mit ihr die Ordnung der Saurier sich so überwiegend an Individuenzahl und Körpervolumen entwickelten, daß nicht mit Unrecht sämmtliche Sekundärgebilde als unter der Herrschaft der Reptilien stehend bezeichnet werden. In jüngeren, weniger hoch temperirten Perioden ziehen sich die Reptilien mehr und mehr nach den wärmeren Zonen zurück, und auch in der Jetztzeit findet sich ihre größte Zahl in den Tropenländern, wo sie überdies durch mächtige Körpergröße, bedeutende Anzahl und oft auffallende Farbenpracht wie durch gesteigerte Lebensenergie ausgezeichnet sind, während die Grenzländer des Amphibienlebens immer ärmer werden an Individuenzahl, an großen Farben, an Farbenreichthum und energischen Lebensäußerungen. — a) Die Urgeschichte der Saurier beginnt in der Zechsteinperiode mit dem Auftreten des Protorosaurus, den Spener zuerst einen Homo diluvii testis, Swedenborg eine Meerkatze, Cuvier einen Salamander oder Monitor nannte und den erst H. v. Meyer für einen Lacertier erkannte. Noch sind die Formen dieses Sauriers und seiner Altersgenossen im permischen Systeme klein, und die Lebensdauer derselben ist an eine kurze Periode gebunden. Im Zechstein-Meere lebend, hat ihn dasselbe plötzlich tödtende Schicksal getroffen, welches auch die gleichzeitigen Paläoniskus im Tode sich schmerzlich krümmen und erstarren ließ. Die Umwälzung, vielleicht bewirkt durch die Porphyreruptionen, welche so ziemlich alles Leben ver-

nichtete, ließ auch kein Reptil in die folgende Periode hinübergelangen. Aber das Zeitalter der Trias erzeugte selbstständig neue Formen, die namentlich in jenen Meeren, als deren Niederschlag der Muschelkalk zurückblieb, sich von den zahllosen Muscheln, Armfüßern und Cephalopoden nähren mochten, von denen die Gewässer wimmelten, und deren Reste jetzt noch ganze Schichten zusammensetzen. Aber auch die Perioden der Sandsteinbildungen sind reich an Sauriern, namentlich sind es die wunderbaren Labyrinthodonten, die theils schwimmend die Fluth, theils den schweren Leib am Strande schleppend, den Ufersand durchfurchten oder demselben tiefe Spuren ihrer handförmigen Füße eindrückten. Die gewaltigste Entwickelung der Saurier fällt endlich in die Juraperiode. Die liassischen Fluthen, welche die Gebirgsmassen des bunten Sandsteins, des Muschelkalks und des Keupers umspülten, hegten jene gewaltigen Beherrscher der Meere, die theils in die Tiefen hinabtauchten, theils, geselllig jagend, Schaaren von Fischen in die seichteren Buchten trieben, um mit Muße die gierige Lust zu stillen, ungeheure Ichthyosauren und langhalsige Plesiosauren, denen das Betreten festen Bodens versagt war. Wie sie in den Buchten, so suchten die anderen zahlreichen Geschlechter, die sich erhebenden Korallenriffe umlauernd, ihre Beute in den Fischen, welche mit bürstenförmigen Zähnen von dem belebten Felsen die buntfarbigen Polypen abweideten, während innerhalb der Atolls, die den größeren Ungethümen unzugänglich blieben, kleinere Saurier Insektennahrung suchten und flatternde Pterodactyla sorglose Fische an der Wasserfläche oder spielende Lepidopteren und Neuropteren aus den Lüften erbeuteten. Aber worin bestand die Nahrung des Megalosaurus, der 50′ lang und hoch wie ein Elephant die Wälder und Gebüsche der Wealdenperiode bewohnte? Kämpfte er mit dem 70′ langen Iguanodon, und welche Bäume vermochten diesen Riesenleguan zu tragen, wenn er, besiegt, Rettung suchen mußte, wie sie seine Cpigonen, die südamerikanischen Leguane, suchen? — Noch durchzieht eine Meereidechse, Mosasaurus, die Gewässer der Kreideperiode, aber mit der Tertiärzeit schon, in der unsere Lacerten, Iguanen und Krokodile erscheinen, ziehen sich die Saurier in die süßen Gewässer zurück, in denen sie noch wohnen. — b) Die Zeitgeschichte der Saurier theilt sich in die Periode ihrer Furchtbarkeit und in die ihrer Unterjochung durch den Menschen. Die Krokodile haben dem Schrecken, den sie dem Menschen einjagten, selbst eine Art Verehrung zu danken gehabt, und das unheimliche Wesen, das die Amphibien überhaupt umgibt, hat vielen Sauriern eine fabelhaft schreckhafte Rüstung gegeben, wie dem Basilisken und andern. Dagegen hat wieder der Mensch mit Kühnheit sie bekämpft, und die großen wie die kleinen Saurier ziehen sich weiter und weiter zurück, jemehr die Herrschaft des Menschen Terrain gewinnt, und führen ihren Krieg nur noch gegen die Thiere, denen sie durch ihre Stärke, ihre Schnelligkeit und die furchtbare Bewaffnung ihres Rachens überlegen sind. Nur wenige nützen dem Menschen, wie der Leguan durch sein Fleisch. Sobald daher ihrer Schädlichkeit ein Ziel gesetzt ist, überläßt sie der Mensch sich selbst.

F. Die Literatur über die Saurier ist ziemlich arm. Vosmaer, Déscription de deux Lézards (Chalcides, Seps), 1744, 4.; — G. Edwards in „Phil. Transact", 49, 639 (Gavial); — Schneider, in „Münchner Denkschr.", III, 1811, 60 (Gecko); — Tiedemann, Oppel, Liboschitz, Naturgeschichte der Amphibien, Heidelberg, I, 1817 (Krokodile); — Grohmann, Cameleonte siculo, Palermo 1832; — Gravenhorst in „Leopoldin. Verhandlungen", XVI, 2, 1833, 910 (Phrynosoma, Chamäleopsis ꝛc.); — Wiegmann, Herpetologia mexicana, Berlin 1834; — Humboldt, Observatt. zool., I, 1811 (Crocodilus); — Tiedemann, Anatomie des Drachen, Nürnberg 1811; — Windischmann, Structura auris amphibiorum, Berlin 1831; — Schneider, Specimen physiol. Amphib., Jena 1790, 1797; — Van der Hoven, Mutationes coloris in Chamaeleonte, 1831; — Scheuchzer, Homo diluvii testis, Zürich 1726; — Faujas St. Fond, Montagne St. Pierre de Maestricht, Paris 1799; — Cuvier, Ossemens foss., V, 1824; — Jäger, De Ichthyosauro, Stuttg. 1824; — Derselbe, Fossile Reptilien Würtembergs, das. 1828; — Goldfuß, in „Leopold. Verhandl.", XV, 1, 1831 (Pterodactylus); — H. v. Meyer, Palaeologica, Frankfurt a. M. 1832; — Geoffroy St. Hilaire in „Mém. de l'acad. royale des sciences de l'Inst. de France, T. 12, S. 1—139; — Hawkins, Memoirs of Ichthyosauri and Plesiosauri, London 1834; — H. v. Meyer und Th. Plieninger, Beiträge zur Paläontologie Würtembergs, Stuttg. 1844; — Quenstädt, Die Mastodonsaurier des grünen Keupersandsteins Würtembergs, das. 1850.

Saurian, rother Cettewein.

Saurichthys (foss. Ichthyol.), nach Agassiz, ausgestorbenes Ganoidengeschlecht aus der Familie der Sauroiden. Nur nach Bruchstücken von Köpfen bekannt und früher zu den Sauriern gestellt. Allein nach mikroskopischer Untersuchung der Zähne, die wie Eidechsenzähne längs gefaltet sind und in Fugen stehen, rechnet sie Agassiz zu den heterocercen Ganoiden. 2 Arten: S. tenuirostris v. Münster (Beitr. I, T. 14, F. 3), der kleine Kopf in eine dünne Schnauze verlängert und mit gekörnelter Haut bedeckt. Im Muschelkalke von Baireuth, Esperstedt und im Saurierdolomit von Jena. — 2) S. apicalis v. Münster (das., F. 1, 2), auf dem langen schmalen Kiefer in unregelmäßiger Entfernung abwechselnd größere und kleinere Zähne, kegelförmig und etwas rückwärts gekrümmt. Ebendas.

Saurien grand de Maestricht (foss. Amphib.), nach Cuvier, s. v. a. Mosasaurus Hofmanni, s. Mosasaurus.

Saurier (Saurières, Geogr.), franz.

Dorf, Depart. Puy-de-Dôme, Bez. Issoire; silberhalt. Bleimine; 550 Einw.

Saurier (Amphib.), s. v. a. die Ordnung der Eidechsen, s. Sauria.

Saurierdolomit (Geogn.), s. v. a. die dolomitischen Glieder des Muschelkalks in Thüringen, welche Fisch- und Saurierreste enthalten; s. Muschelkalkformation und Triasgruppe.

Saurierfährten (foss. Amphib.), s. v. a. die Fährten von Chirosaurus (Heßberg bei Hildburghausen) und einigen andern Sauriern. Vgl. Thierfährten, fossile, und Saurta.

Saurii (Amphib.), s. v. a. die Ordnung der Eidechsen, s. Sauria.

Saurin (Biogr.), 1) Joseph, zu Courteisan im Fürstenthum Oranien 1659 geboren, ward reformirter Prediger zu Eure, dann zu Yverdun, widersetzte sich der Einführung der Konsensformel. Im J. 1690 trat er zur katholischen Kirche über; † 1737. Mit J. B. Rousseau führte er den wichtigen Prozeß über die Couplets oder pasquillarischen Sinngedichte, der in Pitavals „Causes célèbres" (Bd. 5) geschildert ist. — 2) Jacques, der berühmteste französisch-reformirte Kanzelredner, war der Sohn eines Rechtsgelehrten zu Nismes, wo er am 6. Januar 1677 geboren wurde. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes ging er 1685 mit seinem Vater nach Genf, wo er sich mit vorzüglichem Erfolge den Wissenschaften widmete. In seinem 17. Jahre trat er als Fähnrich in ein aus Emigranten gebildetes Regiment, machte unter den englischen Hülfstruppen des Herzogs von Savoyen mehre Feldzüge gegen Frankreich mit, kehrte aber 1696 nach Genf zu seinen Studien zurück, um sich fortan der Theologie zu widmen. Im J. 1700 ging er nach Holland und England, wo er an der wallonischen Kirche zu London eine Anstellung erhielt. Seine Talente als Kanzelredner verschafften ihm jedoch 1705 einen Ruf nach dem Haag als Prediger der französischen Reformirten, die in einer dem Fürsten-Erbstatthalter gehörigen Kapelle ihren Gottesdienst hielten. In dieser Stellung wirkte er 25 Jahre lang mit dem größten Erfolge; seine Gelehrsamkeit, so wie seine Frömmigkeit waren ohne Tadel, und mit einem imposanten Aeußern und einer sonoren Stimme begabt, riß er durch seine begeisternden Vorträge das Publikum hin und vergrößerte sein Auditorium immer mehr. Er † am 6. December 1730, nachdem ihm seine letzten Lebenstage noch durch viele Streitigkeiten verbittert worden, in welche ihn seine über seinen Ruhm neidischen Kollegen verwickelt hatten. Die pariser Homiletiker haben ihn zwar, sowohl wegen seines Styls, als noch mehr wegen seiner heftigen Deklamationen gegen Ludwig XIV. unausgesetzt angegriffen, und wirklich können seine Predigten einige Länge und etwas zu gelehrte Färbung nicht verläugnen; allein ihre Einfachheit des Ausdrucks und ihre Tiefe der Gedanken überwiegen diese kleinen Fehler bei Weitem. Selbst von Katholiken wurden sie geschätzt, da sich ihr Inhalt von allen theologischen Streitfragen streng entfernt hielt. Für seine besten Reden werden folgende gehalten: „Sur les tourmens de l'enfer"; „Sur la sagesse de Salomon"; „Sur le renvoi de la conversion"; „Sur les profondeurs divines". Seine sämmtlichen Predigten erschienen gesammelt unter dem Titel: „Sermons sur divers textes de l'écriture sainte par Jacques S., Haag 1749, 10 Bde., 8. Deutsch haben wir sie von Jakob Hager unter dem Titel: „S.s Predigten über die Leidensgeschichte" (4. Aufl., Leipzig 1772). Außerdem erschienen seine Werke in Paris 1835, und eine passende Auswahl davon „Chefs d'oeuvre de S." (4 Bde., Genf 1824). Von seinen übrigen Schriften sind noch zu erwähnen „Discours historiques, théologiques et moraux sur les événements les plus mémorables du Vieux et du Nouv. Test. (6 Bde., Amsterdam 1720—35, Fol.).

Sauringel (Bot.), s. v. a. Potentilla anserina *L.*

Saurli (nord. Myth.), Sohn Jornakurs und Gudruns.

Sauro, ital. Fluß, Neapel, Prov. Basilicata, fließt von Nordwesten nach Nordosten und mündet in den Agri, links.

Saurocephalus (foss. Ichthyol.), nach Harlan ausgestorbenes Eykloidengeschlecht aus der Familie der Sphyränoiden. Zähne sehr zusammengedrückt und gerade. 2 Arten aus der weißen Kreide: S. lanciformis und Leanus *Harl.*

Saurochempsa (foss. Amphib.), nach Wagler, s. v. a. Mosasaurus (s. d.).

Saurocoprus (foss. Amphib.), s. v. a. Koprolithen von urweltlichen Sauriern, s. Kerprolithen.

Saurodon (foss. Ichthyol.), nach Hays, ausgestorbenes Eykloidengeschlecht aus der Familie der Sphyränoiden. Zähne zusammengedrückt, an ihrem Gipfel schief und an der Basis gestreift. 2 Arten aus der weißen Kreide: S. Leanæ und S. Leanus *Hays.*

Sauroglossum (Bot.), nach Lindley, Gattung der Orchideæ Neottieæ *Lindl.* Einzige Art: S. elatum *Lindl.* Orchidee in Brasilien.

Sauroidea (Ichthyol.), nach Kaup, s. v. a. Eidechsenfische, Familie der Ganoiden mit den lebenden Gattungen: Lepidosteus und Polypterus. Die fossilen Gattungen s. Sauroides.

Sauroides (foss. Ichthyol.), nach Agassiz, Familie der Ganoiden oder Glanzschupper (s. d.). Zähne kegelförmig und spitz, mit kleinen bürstenförmigen Zähnen abwechselnd, die flachen, rhomboidalen Schuppen laufen dem Körper parallel und bedecken ihn vollständig. Skelet knochig. Sie zerfallen in 2 Gruppen, Heterocerci, mit verlängertem, spindelförmigem Körper und größeren oberen Lappen der Schwanzflosse, sämmtlich älter als die Juragruppe: Diplopterus, Megalichthys, Platygnathus, Dendrodus, Lamnodus, Cricodus, Pygopterus, Acrolepis, Saurichthys, Graptolepis, Orognathus, Pododus, und Homocerci,

mit gleichlappiger u. a) gabelförmiger Schwanzflosse: Eugnathus, Ptycholepis, Caturus, Pachycormus, Amblyaemius, Sauropsis, Thrissops, Thrissonotus, Leptolepis, Aspidorhynchus, Belonostomus, Saurostomus und — b) mit gerundeter Schwanzflosse: Megalurus und Macrosemius. Sämmtliche Homocercen sind jünger als die Trias, und an sie schließen sich die noch lebenden Gattungen Lepidosteus *Lacépède* und Polypterus *Geoffroy* an, aus denen auch **Kaup** seine Familie der Sauroiden bildet, die aber gegenwärtig allgemein in die Familie der Clupeacei und Häringe gestellt werden. **Oken** stellt sie zu den Hechten. Diese beiden noch lebenden Gattungen unterscheiden sich von den fossilen dadurch, daß ihre Schuppen mit dem Leibe parallel geordnet sind, und namentlich Polypterus dadurch, daß seine Rückenflosse aus 10 (*P. senegalensis*) — 16 (*P. bischir*) kleinen Flossen zusammengesetzt ist, deren weiche Strahlen jedesmal durch einen Stachel gestützt sind. Lepidosteus ist ein Heterocerce. Der innere Bau dieser Fische, von dem sich vielleicht auf jenen der fossilen Gattungen schließen läßt, ist namentlich bei Polypterus ausgezeichnet durch den sehr großen Magen und den dünnen geraden Darm, der außer einem Blindarm auch ein Spiralblatt hat. Die Schwimmblase ist doppelt, und der linke Lappen geht fast durch den ganzen Leib. Sie steht durch eine große Oeffnung mit dem Schlunde in Verbindung. Die Schwimmblase von Lepidosteus ist eben so groß und ganz zellig. Diese tropischen Fische sind Süßwasserbewohner, während, wie es scheint, ihre urweltlichen Verwandten sämmtlich Meerfische gewesen sind und manchmal eine außerordentliche Größe erreichten, wie sich wenigstens aus den außerordentlich großen Zähnen von Megalichthys und Platygnathus schließen läßt. Die ältesten Sauroiden gehören dem Old red oder der devonischen Grauwacke an, und sie repräsentirten hier schon die regelmäßigen Fische, während die gleichzeitige Ganoidenfamilie der Lepidoiden die dem Fischreiche fremdesten Formen (Pterichthys, Chelonichthys ꝛc.) zur Entwickelung brachte.

Sauromatä (a. Geogr.), 1) s. v. a. Sarmaten, s. Sarmatia; — 2) Kolonie sarmatischer Soldaten zwischen Taberna und Novomagus, wo sie sich auf Befehl des Kaisers Gratian ansiedelten.

Sauromates (Gesch.), Name mehrer Könige des bosporanischen Reichs (s. d.).

Sauromatum (Bot.), nach Schott, Pflanzengattung. Arten unter Arum.

Saurophis (Amphib.), nach Fitzinger, Eidechsengattung, s. v. a. Chalcides *Laur.*

Sauropsis (foss. Ichthyol.), nach Agassiz, ausgestorbenes Ganoidengeschlecht aus der Familie der Sauroiden, mit 3 Species aus dem solenhofener Kalkschiefer. Wirbel sehr kurz (nicht halb so lang als hoch) und zahlreich (bei S. longimanus *Ag.* 140). Schuppen außerordentlich klein, Brustflossen sehr entwickelt, Bauchflossen in der Mitte des Bauchs. Eine kleine Brustflosse steht der Afterflosse gegenüber. Letztere ist breit und zieht sich bis zum Anfange des Schwanzes. Die Schwanzflosse ist gleichlappig, sehr breit und gabelförmig. Der kurze dicke Kopf trägt auf seinen Kinnladen entfernte, sehr scharfe Kegelzähne. — S. scoticus, s. v. a. Pygopterus scoticus *Ag.*

Sauropus (Bot.), nach Blume, Gattung der Euphorbiaceae Phyllantheae *Bl.* Zwei Arten: S. albicans und S. rhamnoides *Blume*, Bäume auf Java.

Saurostomus (foss. Ichthyol.), nach Agassiz, ausgestorbene Ganoidengattung aus der Familie der Sauroides. Die einzige Art, S. esocinus Ag., hat einen verlängerten Unterkiefer mit dreieckigen, zusammengedrückten und schneidenden Zähnen. Aus dem Lias des badener Oberlandes.

Sauroter (griech. Ant.), s. Lanze.

Saurothera (Ornith.), nach Vieillot, Kukukgattung. Arten unter Cuculus (Coccyzus) *L.* Typus: Cuculus vetula *L.*

Saurüde (Säugeth.), Hundevarietät, s. v. a. Canis familiaris suillus.

Saurüssel (Geogr.), Felsen, s. Spielberg.

Saurureä (Bot.), nach Richard, Saurureen, monokotyledonische Pflanzenfamilie, Kräuter enthaltend, welche im Wasser oder an sumpfigen Orten wachsen. Allgem. Charakter: Blätter zierlich breit, abwechselnd, mit Nebenblättern versehen. Blüthen in Aehren, zwitterig, nackt auf einer Schuppe sitzend und aus 6—9 freien, keulenförmigen Staubgefäßen und 4 einzelnen Fruchtknoten, welche bisweilen mit einander verwachsen sind und eine einfache, sitzende, zurückgebogene Narbe tragen, bestehend. Antheren mit 2 durch ein dickes Konnektivum getrennten, der Länge nach aufspringenden Fächern auf einem dünnen Staubfaden stehend, ohne eingelenkt zu seyn. Bleiben die Fruchtknoten getrennt, so enthalten sie nur ein aufsteigendes Eichen; sind sie aber mit einander zu einem verwachsen, so enthalten sie mehre gleichfalls aufsteigende Eichen, welche an den Kanten der hervorstehenden halben Scheidewände befestigt sind. Die Frucht besteht entweder aus 4 fleischigen Nüssen, od. einer 3—4 fächerigen Kapsel, welche an der Spitze sich öffnet und einige aufsteigende Samen enthält. Die Samen haben eine häutige Hülle. Der fleischige, linsenförmige Embryo liegt an der dem Nabel entgegengesetzten Seite eines harten, mehligen Eiweißkörpers, und zwar nach außen; das Federchen oder Knöspchen, Plumula, ist ziemlich entwickelt. Hierher gehören die Gattungen: Saururus, Aponogeton und Houttuynia. Sie bewohnen das wärmere Asien, Südafrika und Nordamerika. Mehre Arten werden in der Heimath als Arzneipflanzen angewendet; über ihre chemischen Bestandtheile und sonstige Benutzung ist noch nichts bekannt. — Nach Reichenbach bilden die S. eine Gruppe der Alismaceä, nach Oken bilden sie die Zunft der Rindenpalmen oder Schwideln (Kl. 6, Zunft 4).

Saururus (Bot.), nach Linné, Eidechsenschwanz, Wedelschwidel nach Oken,

Gattung der Alismaceae *Rchb.*, der Saurureae *Rich.*, Heptandria Tetragynia *L.* Charakter: In jeder gefärbten Schuppe des kätzchenartigen Kolbens 6—7 Staubfäden nebst 3—4 einsamigen Beeren. Unter 3 Arten — ausdauernden Kräutern in Amerika und China — ist zu bemerken: S. cernuus *L.* Stengel mit herzförmigen Blättern n. mehren langen Aehren. In Virginien, an feuchten Stellen. Die ganze Pflanze riecht und schmeckt gewürzhaft und wird als erweichendes Mittel gebraucht. Plukenet, T. 117, Fig. 3, 4. — S. lucidus *Don*, Jacq., Ecl., T. 18; im wärmern Amerika, hat gleiche Anwendung. — Die Gatt. ist der Typus der Saurureä (s. d.).

Saurus, 1) (gr. Myth.), Räuber, welchen Hercules an der Grenze von Elis erschlug; — 2) (Sauros, Kunstgesch.), Bildhauer aus Lacedämon, wurde mit seinem Landsmanne Batrachus nach Rom berufen, um aus der Beute des macedonischen Krieges 2 Tempel zu bauen, jenen des Jupiter Stator und der Juno. Der erstere war ein Peripteros, nach Vitruv von Hermodor erbaut, und die beiden genannten Bildhauer arbeiteten die Säulen, wie Plinius bemerkt, der auch erzählt, die Meister hätten sich erboten, unentgeltlich zu arbeiten, wenn man ihnen erlauben wollte, ihre Namen an den Werken, die sie errichten sollten, anzubringen. Da man ihnen dies nicht gestattet, seyen sie auf den Einfall gekommen, die Namen durch eine Eidechse (σαυρος) und einen Frosch (βατραχος) anzudeuten, „lacerta atque rana in columnarum spiris“. Den Baumeister des Junotempels nennt Vitruv nicht, er könnte aber von S. und Batrachus herrühren, da er nach den Fragmenten des alten Grundrisses von Rom ein bloßer Prostylus war. Winckelmann gibt die Abbildung eines jonischen Kapitäls aus der Kirche des heiligen Lorenz außerhalb Rom, in dessen Schnecke ein in die Höhe gerichteter Frosch und eine Eidechse vorkommen. Er glaubt, es stamme aus den genannten Tempeln.

Saurus (Ichthyol.), nach Cuvier, Eidechsenlachs, Gatt. der Malacopterygii abdominales Salmonides *Cuv.*, der Ordnung der Bauchflosser und der Zunft der Lachse nach Oken, unter Characinus *Artedi*. Charakter: Ziemlich walzig, sehen wie Eidechsen aus, sowohl in der Beschuppung, welche auch über den Kopf geht, als in der Weite des Rachens und in den pfriemenförmigen Zähnen, welche in einer Reihe in den Kiefern stehen; einige im Gaumen und auf der Zunge; die vordere Rückenflosse auf dem Kreuze; 12 Kiemenstrahlen. Sehr gefräßige Seefische, Arten ziemlichhäufig im mittelländischen u. in den wärmern Meeren; bekannteste: S. vulgaris *Cuv.*, Salmo Saurus *L.*, le Lambert, Tarantola. Wird über 1 Fuß lang, $1^1/_2$ Zoll dick, fast walzig; oben bläulich grün mit schmalen, unregelmäßigen, röthlichen Streifen; unten weiß; übrigens mit blauen, braunen und grünlichen Flecken geziert, wodurch die Aehnlichkeit mit den Eidechsen noch größer wird. Ein kühner Raubfisch des mittelländischen Meeres; sein Fleisch ist wohlschmeckend und leicht verdaulich. Bloch, Ausl. Fische, VIII, 115, T. 384, F. 1. — 2) S. fasciatus *Risso*. Länglich, gestreckt, platt mit silberigen, auf dem Rücken schwarz getupften Schuppen, an den Seiten goldgelb und blau quer gestreift, am Bauche weiß. Im Mittelmeer; Fleisch wohlschmeckend. — 3) S. mexicanus *Cuv.* Im mexikanischen Meere; fast ganz durchsichtig. — 4) S. ophiodon *Cuv.*, Vana motta *Russel*, 171. Durchsichtig, mit sehr langen, biegsamen, zum Theil pfeilförmig endigenden Zähnen, außerordentlich kurzer Schnauze und sehr zerbrechlichen Flossen. In Ostindien, wo er getrocknet und eingesalzen wird.

Sausack, s. v. a. Magenwurst.

Saufalat (Bot.), 1) s. v. a. Lactuca scariola *L.*; — 2) s. v. a. Lactuca virosa *L.*; — 3) s. v. a. Chondrilla juncea *L.*

Sauscheidt, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. und Kr. Trier; Oelmühle; 340 Einw.

Sauschitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, erstes Freisassenviertel; über 100 Einw.

Sauschwamm (Bot.), s. v. a. Saupilz, Boletus luridus *Schaeff.*, s. Löcherschwamm.

Sauschwanz, ein als Zwickbohrer sich endigender Hohlbohrer.

Sauschwein, s. Schwein.

Sausedlitz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitsch; Rittergut, Windmühle; 310 Einw.

Sausedowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Strakonitz; 210 Einw.

Sauselaute, s. Laute.

Sausen, 1) sich schnell fortbewegen, wenn dies mit einem zischenden und heulenden Laut geschieht; — 2) auf eine wilde, lärmende Art sich vergnügen; davon die Redensart: in Saus u. Braus leben.

Sausenberg (Geogr.), 1) (Sumicrad), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Rosenberg; Schloß, Vorwerk, 2 Försterein, Ziegelei, 2 Wassermühlen, Sägmühle; 570 Ew.; — 2) bad. Burgruine, Oberrheinkr., Amt Müllheim, bei Kandern; von dieser Burg führte die 1300 von Rudolf I. gegründete und 1503 mit Philipp ausgestorbene Linie von Baden-Hochberg-S. ihren Namen (s. Baden, Gesch.). Die neue Linie Baden-S. wurde 1577 von Georg Friedrich gegründet, welcher seit 1604 wieder Baden vereinigte (s. das.).

Sausende Kugel (Artill.), früher Granate, die in Folge einer kegelförmigen Vertiefung an der Verstärkung des Bodens sehr stark sauste.

Sausenheim, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kanton Grünstadt; 700 Einw., worunter 70 Juden.

Sausenhofen, bayer. Pfarrdorf, R.-B Mittelfranken, Ldgr. Gunzenhausen; 210 Einw.

Sausen vor den Ohren, s. Ohrtönen.

Sauses (a. Gesch.), s. v. a. Cönobiten.

Sausgalben, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Heidekrug; 140 Einw.

Saubgarten (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preußisch-Eilau; 110 Einw.; — 2) (Klein-S.), daf.; 120 Einw.

Saubgörken (Groß-u. Klein-S.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rastenburg; Vorwerk; 170 Einw.

Saubheim, franz. Dorf, Dep. Oberrhein, nordöstl. von Mühlhausen; 900 Einw.

Saubleszowen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Goldap; 130 Einw.

Saufpieß, s. v. a. Sauköder.

Saussard, Jean, Baumeister, war zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Straßburg thätig. Er stand im Dienste des Domkapitels und fertigte wahrscheinlich im Auftrage desselben den Grundriß des Münsters, der im Münster- und Thurmbüchlein, Straßburg 1732, gestochen ist.

Saussay (Geogr.), 2 franz. Dörfer: 1) Dep. Eure-Loire, Bez. Dreux, mit einer vorzüglichen mechan. Papierfabr.; 410 Einw.; — 2) le-S., Dep. Seine-inférieure, Bez. Yvetot; 320 Einw.

Saussemésnil, franz. Dorf, Dep. Manche, Bez. Valognes; Töpferei; 2050 Einw.

Saussignac, franz. Dorf, Dep. Dordogne, Bez. Bergerac; 1220 Einw.

Saussure (Biogr.), 1) Horace Benoit de, berühmter franz. Naturforscher, 1740 zu Conches bei Genf geboren, Sohn des durch seine Schriften über den Ackerbau bekannten Nicolas de S., studirte zu Genf die Naturwissenschaften u. ward daselbst schon in seinem 22. Jahre Professor der Philosophie. In den letzten Jahren seines Lebens nahm er vielen Antheil an der neuen Gesetzgebung seines Vaterlandes, ward Mitglied des Raths der Zweihundert und 1795 Professor der Naturgeschichte zu Paris. Später kehrte er jedoch nach Genf zurück, wo er den 22. Jan. 1799 †. Bei der Vereinigung Genfs mit der französischen Republik, die ihn zum Deputirten der Nationalversammlung machte, hatte er den größten Theil seines Vermögens verloren. Seine Verdienste um Geologie, als deren Gründer er betrachtet werden darf, um Physik der Erde, Botanik u. andere verwandte Wissenschaften sichern ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte des menschlichen Geistes. Er bereiste Frankreich, Holland, England, Italien und Sicilien, untersuchte die Eisenminen auf Elba, bestieg mit Sir Hamilton den Vesuv und maß die Höhe des Aetna. Auch untersuchte er die Eisfelder von Chamouny, bereiste 1779 zum 18. Male die Alpen und war der erste Sterbliche, der (1787) den Gipfel des Montblanc bestieg und die ersten gelungenen Versuche barometrischer Messungen anstellte. Er entdeckte mehre Gattungen Moose u. bewies die Wiedererzeugungskraft der Infusionsthierchen. Die Pflanzengeographie verdankt ihm ihre Grundlagen. Er erfand einen Elektrometer, einen Hygrometer, Diophanometer, Heliothermometer, Cyanometer, Atmometer und Anatometer. Als Stifter und Präsident der Gesellschaft der Künste erwarb er sich um das Fabrikwesen Genfs große Verdienste. Von seinen Schriften sind auszuzeichnen die „Essais sur l'hygrométrie", Genf 1703, deutsch von Titius, Leipz. 1784, u. die „Voyages dans les Alpes", Genf 1779—96, 4 Bde., 4., deutsch von Wyttenbach, Leipz. 1781—88. — 2) Théodore de S., Naturforscher, Sohn des Vorigen, den 14. Oktob. 1767 zu Genf geboren, Professor der Mineralogie und Geologie daselbst, wo er im April 1845 †. Er war der Erste, welcher die chemischen Verhältnisse der Pflanzensubstanz genauer untersuchte. Hauptwerk: Recherches chémiques sur la végétation, Paris 1804, deutsch von Voigt, Leipzig 1805.

Saussurea (Bot.). I. Nach Decandolle, Gatt. der Compositae homoianthae *Rchb.*, der Compositae Cynareae *Dec.*, Syngenesia aequalis *L.* Charakter: Kelch vielreihig, oft dachziegelig, die Schuppen häufig ohne Anhängsel; Fruchtboden flach, gefranst oder spreublätterig, sehr selten nackt; Blümchen mit schlanker Röhre, bauchigem Schlund und fünfspaltigem Rande; Samenkrone oft doppelt, die äußere aus fast fadenförmigen, scharfen, oft bleibenden Spreublättchen, die innere aus lang gefiederter, am Grunde fast in einen abfallenden Ring verwachsener Spreu bestehend. Gegen 46 Arten, ausdauernde Kräuter meistens in Sibirien und Dasurien; als Arznei- und Zierpflanzen sind zu bemerken: 1) S. alpina *Dec.*, Serratula alpina *L.* Auf den Pyrenäen, Alpen und in Sibirien. Blüthen dicht doldentraubig, zierlich, blau-lilafarbig, wohlriechend. Lebeb., Icon. alt., I. — 2) S. amara *Dec.*, Serr. amara *L.*, in Sibirien Gorkaja Trawa. In schattigen Laubwäldern Sibiriens. Blüthen purpurröthlich. In der Heimath wird eine Abkochung der bittern und etwas salzigen Wurzeln bei syphilitischen Krankheiten, besonders bei syphilitischen Knochenschmerzen getrunken. Die Kosaken trinken diese Abkochung auch gegen Wechselfieber und gebrauchen die Pflanze äußerlich als Wundmittel. Nach Pallas wirkt sie wie Tausendgüldenkraut. Lebeb., Ic. alt., I, Taf. 67. — 3) S. pulchella *Fischer*, Serratula pulchella *Sims.* In Sibirien und Dasurien, auf Bergwiesen, Blüthen schön, doldentraubig, dunkelviolet. Bot. Mag., 2589. — 4) S. salicifolia *Dec.*, Serrat. salicifolia *L.* In Sibirien und Dasurien, an felsigen Orten und auf trocknen Bergwiesen. Blüthen zierlich, roth. Variirt in Gestalt der Blätter und Größe der Blüthenköpfe. Gmel., Sib., T. 28, F. 1. — Diese Gewächse verlangen einen trocknen, nahrhaften, lockern Sandboden, einen sonnigen Standort und dauern im Freien. Vermehrung durch Samen und Wurzeltheilung. — II. Nach Salisbury, Pflanzengatt., s. v. a. Funkia *L.*

Saussures-en-Vosges, franz. Dorf, Dep. Vosges, Bez. Remiremont; Baumwollspinnerei; 2000 Einw.

Saussuria (Bot.), nach Mönch, Pflanzengatt. Art: S. pinatifida *Moench*, s. v. a. Nepeta multifida.

Saussurit (Min.), auch Jade de Saussure, Bitterstein, Dyskolit, Lemanit, magnesierer Nephrit, ist prismatischer Adiaphanspath oder ein prehnitartiger Pyromachit, rhombisch,

nur derb und in Geschieben, spaltbar parallel den Seitenflächen einer rhombischen Säule von 124°, auch dicht, Bruch splitterig, uneben, H. = 6,5, spröde, G. = 3,2—3,3, blaulich-, aschgrünlichgrau, berggrün, grünlichweiß, glasglänzend, Struktursflächen perlmutterglänzend, der dichte nur schimmernd, kantendurchscheinend, vor dem Löthrohre schwierig schmelzbar. Nach Klaproth 49,00 Kieselerde, 24,00 Thonerde, 10,50 Kalk, 3,75 Talkerde, 6,50 Eisenoxyd. Als Gemengtheil des Gabbro in Korsika, Oberitalien, der Schweiz, Kärnthen, Steiermark, dem Fichtelgebirge, Nordamerika.

Saustecher, Sausteller, s. v. a. Saufinder.

Saustein (Geogr.), Berg des Riesengebirgs (s. d.).

Saustein (Min.), s. v. a. Lukullan oder bituminöser dichter Kalkstein, s. d. u. Stinkstein.

Saustein (pharm. Zool.), s. v. a. Hystricites, Stachelschwein-Bezoar, s. Hystrix I.

Saustock (Hüttenw.), s. Waschwerk.

Sausumpf, 1) s. v. a. Saulache; — 2) s. Waschwerk.

Sausteller, s. v. a. Saufinder.

Sautanne (Bot.), s. v. a. Sumpfporst, Ledum palustre *L.*

Sauteaux, Volk, s. v. a. Sauteurs.

Sautée (franz., Kochk.), Fricassée von Muscheln oder dgl., mit gedämpften oder gebratenen Hühnerbrüsten, Lachs ꝛc. belegt.

Sautell-Roberts, T., Zeichner, blühte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in England; er zeichnete versch. ebene Ansichten, deren mehre von J. Bluck, F. C. Lewis u. A. gestochen wurden.

Sautens, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Imst, Lbgr. Silz; Brücke über die Ache, Kirche, Lokalkaplanei, Schule; als Gemeinde 870 Einw.

Sauter (Biogr.), 1) Joseph Anton, Rechtsgelehrter, 1742 zu Riedlingen an der Donau geboren, ward 1773 Professor der Logik u. Moral zu Freiburg, später des kanonischen und peinlichen Rechts, auch großherzogl. badenscher Hofrath; † 1817. Schrieb: Institutiones logicae, Freiburg 1798; — De causis neglecti studii juris eccles., u. A. — 2) Zu Gunsten der Reformen Josephs II. gab er mit Dannemeyer und Ruef den „Freimüthigen" heraus. — 2) Thaddäus, Maler, arbeitete in Augsburg, malte besonders Bildnisse für den Bischof u. für Andere. In der Kirche der heiligen Walburga zu Eichstädt sind von einem S. mehre heilige Darstellungen, vielleicht von Thad. S. † 1726 im 71. Jahre. — 3) Johann Nepomuk, Wundarzt, 1766 auf der Insel Reichenau geboren, war erst Chirurg, dann Physikus zu Reichenau, seit 1809 badenscher erster Stadt- und Bezirksphysikus zu Konstanz, seit 1812 Medicinalrath. Im Jahre 1835 quiescirt, † er im Kanton Thurgau, 1840. Schrieb: Anweisung, die Beinbrüche, die Gliedmaßen, vorzüglich die komplicirten und den Schenkelhalsbruch ohne Schienen bequem und sicher zu heilen, Konstanz 1812; — Die Exstirpation der karcinomatösen Gebärmutter, das. 1822; — Die Behandlung der Hundswuth, St. Gallen 1838. — 4) Georg, Maler von Aulendorf im Würtembergschen, 1782 geboren, malt Landschaften, die in Auffassung und Behandlung großes Lob verdienen, auch Genrebilder und Bildnisse. Im Schlosse Rosenstein bei Stuttgart malte er einige Zimmer aus.

Sauterelle (franz., Entom.), s. v. a. Zug- oder Wanderheuschrecke, Acridium migratorium *Latr.*, s. Grashüpfer.

Sauteria (Bot.), nach Nees, Gattung der Marchantiaceae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia musci hepatici *L.* Charakter: Fruchtboden 2—5theilig, Strahlen bis zur Basis frei; Büchse 4—6klappig. Einzige Art: S. alpina *Bischoff.* An feuchten Felsen und in Felsenspalten, gesellig, rasenartige Ueberzüge bildend, durch die ganze Alpenkette. Bischoff, in Act. Ac. Nat. Cur. XVII, 2, 1015, T. 67, F. 22—28.

Sauterleute, Joseph, Glasmaler, geb. zu Weingarten 1796, war Schüler Isepi's im Kunstinstitute zu Ludwigsburg, übte sich nach Aufhebung des Instituts in der dortigen königl. Porzellanfabrik in der Schmelzmalerei, bis er nach Nürnberg sich begab, wo er bald durch mehre glückliche Versuche im Glasmalen sich bekannt machte. Im J. 1824 wurde er wieder nach Ludwigsburg berufen, und man übertrug ihm die artistische Leitung an der dortigen kön. Porzellanfabrik, in welcher er einige bemerkenswerthe Vasen für den k. Hof malte. Nach Aufhebung der Manufaktur erhielt er von dem Könige einen Gehalt, um sich in der Glasmalerei zu vervollkommnen. Von dieser Zeit an arbeitete der Künstler in Nürnberg ununterbrochen für das schöne Kunstkabinet des Kaufmanns Hertel, in dessen Sammlung sich mehre Gemälde von seiner Hand befinden. Nachdem S. durch mehre Versuche es dahin gebracht hatte, weißes Glas in allen möglichen Größen und Formen ohne Krümmung und Blasen und Sprünge zu schmelzen, so ging er an das Laboriren von Farben in Blau, Purpurroth, Schwarz, Gelb, Violet, Grün, Braun und Fleischroth. Er verfuhr zuerst nach Kunkels Vorschrift, sah aber bald das Unzulängliche derselben ein und gewann die Ueberzeugung, daß nur eigenes Nachdenken und Selbstausüben auf den rechten Weg führen könne. Endlich gelang es ihm, sowohl das Transparente, als die gleiche Schmelzung der Farben zu erzielen. Jetzt malte er sein erstes gelungenes Bild, das Porträt des Erasmus von Rotterdam nach A. Dürer, in der Manier des Chr. Maurer, eines der vorzüglichsten Glasmaler des 16. Jahrh., ausgeführt. Darauf wagte sich der Künstler an das Porträt A. Dürers und führte es auf einer Glastafel ohne Verbleiung aus. Dieses Gemälde kam mit dem obigen in den Besitz des Kaufmanns Hertel. Letzterer trug dem S. zugleich auf, die 7 Transparentbilder aus Dürers Leben, welche von mehren jungen Künstlern aus München bei der 3. Säkularfeier von Dürers Tod im großen Rathhaussaale zu Nürnberg gemalt und aufgestellt wurden, auf Glas zu malen, welche schwierige Aufgabe er meisterhaft löste. Fünf der genannten Bilder sind aus verschiedenen

Stücken mit Blei zusammengesetzt, bei zweien sind aber alle Farben ohne Zusammenhang mit Blei aufgetragen und eingebrannt. Später malte S. 6 Bilder aus dem Leben der Maria nach A. Dürers Holzschnitten für das hertelsche Kabinet, so wie auch die schöne Grablegung von demselben Meister aus der boisserée'schen Sammlung, deren Originale in der St. Moritz-Kapelle zu Nürnberg sich befinden. S. bildete noch einige andere Werke A. Dürers nach, eine Kreuzabnehmung, das Porträt des M. Pirkheimer u. s. w. Im J. 1837 wurde er vom Fürsten von Thurn und Taxis nach Regensburg berufen, um in der neuen Gruft 12 Fenster zu malen.

Sauternes (Geogr.), franz. Flecken, Depart. Gironde, Bez. Bazas, mitten in einem Weinberge, wo die besten weißen Bordelais-Weine wachsen; 1060 Einw.

Sauternes (Waarenk.), [Art Bordeaux-Wein (s. d.).

Sautcurs, Volk, s. Chippewäer.

Santiera (Bot.), nach Decaisne, Gattung der Acanthaceae *Decaisn.* Einzige Art: S. tinctorum *Decaisn.*, Ruellia bilabiata *Reinw.*, Halbstrauch auf Timor.

Santitz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Czaslau, im westlichen Theile desselben; umfaßt 1786 J. 956 □ Kl. Areal u. 770 Einw.; — 2) Dorf das., an der Zelivka; Schloß, Kirche, Meierhof, Potaschesiederei, Mühle mit Bretsäge; 610 Einw.

Sautner, Johann, Bildhauer von Breitenbrunn bei Mindelheim, bildete sich an der Akademie der Künste in Wien und wurde Mitglied derselben. S. fertigte Büsten, Figuren und Basreliefs. Im J. 1813 führte er mit Anton Klement und Joh Pacholik das Monument des Dichters Heinrich Collin in der St. Karlskirche in Wien aus. Todesjahr unbekannt.

Sautod (Bot.), s. v. a. Bastard-Gänsefuß, Chenopodium hybridum *L.*

Sautoir (franz.), geschobenes oder Andreaskreuz. — Ein sautoir pflegt man von einem über die Brust gekreuzten Band, wie auch von Orden zu sagen, die um den Hals getragen werden.

Sautour, belg. Dorf, sonst befestigte Stadt, Prov. Namur, südöstlich von Philippeville; 290 Einw.

Sautpura, Gebirg, s. Vindhya.

Sautreiben, s. Ballspiel.

Sautrog, s. v. a. Schweintrog.

Sautron, franz. Dorf, Depart. Loire-infér., Bez. Nantes, mitten in Haide; Woll- und Baumwollspinnerei; 1080 Einw.

Sauttern, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Bdgr. Seebenstein, Magistr. Neustadt; über 100 Einw.

Sauvage (franz.), s. v. a. Sauvement.

Sauvage (Geogr.), austral. Insel, im großen Ocean, östlich von den Freundschaftsinseln; hoch, an den Küsten ist das Meer tief; Nordwestspitze; 18° 58′ 35″ s. Br. und 172° 11′ 4″ w. L.

Sauvage (Biogr.), 1) M., Maler, geb. zu Tournai 1744, war Schüler von M. Gaerwarts an der Akademie zu Antwerpen und schon Künstler von Ruf, als er nach Paris sich begab, wo S. mehre Jahre mit größtem Erfolge arbeitete. Er hatte als Fremder die Ehre, in die Akademie aufgenommen zu werden, welcher von seinen Landsleuten nur noch Lonfing, Suvée und Legillon einverleibt waren. S. machte sich durch seine Bilder nach Art der Basreliefs in Marmor und gebrannter Erde und der Kameen auf Porzellan fast europäischen Ruf. Man bezahlte große Summen für seine Werke, deren daher nur in den reichsten Sammlungen Europa's gefunden werden. Ueberdies malte S. auch in Email und in Oel. Im J. 1808 begab er sich wieder nach Tournai und wurde hier Professor an der Kunstschule; † daselbst 1808.— 2) J. P., Maler, blühte in der 2. Hälfte des 18. Jahrh., reichte aber auch noch in das folgende hinein. G. F. Schmid stach nach ihm das Bildniß des Dichters Joh. Bapt. Rousseau, und A. de St. Aubin jenes des Schauspielers la Rive.

Sauvagea (Bot.), nach Necker, Pflanzengattung, s. v. a. Sauvagesia *L.*

Sauvageot (Biogr.), 1) Denis François, Landschafts- und Architekturmaler, geb. zu Paris 1793, war Schüler von M. L. Bourgeois. Von ihm fanden sich landschaftliche Ansichten und sogenannte Interieuren. — 2) Desirée Charlotte, geborne Galliot, 1800 in Paris geboren und von M. Bouchet unterrichtet, malt historische Darstellungen, Porträts und Genrestücke, befaßt sich auch mit dem Unterrichte.

Sauvages de la Croix, François Boissier de, berühmter französischer Arzt, den 12. Mai 1706 zu Alais geboren, studirte zu Montpellier und ward 1734 daselbst Professor der Medicin, 1752 auch der Botanik. Er † den 19. Febr. 1767. In seiner „Nosologia methodica", 1763, 5 Thle., n. Ausst. von K. F. Daniel, Leipz. 1790—97, 5 Bde., franz., Par. 1770, von Nicolas, Leipzig 1771, stellte er eine Klassifikation der Krankheiten nach ihren hervorstechendsten Symptomen auf, und in seiner „Methodus foliorum" ordnete er die Pflanzen nach den Blättern. Seine kleineren Werke erschienen als „Chefs d'oeuvres de S. d. l. C.", Leyden 1771, 2 Bde.

Sauvagesia (Bot.), nach Linné, Jacquin, Gemüshade nach Oken, Gattung der Sauvagesieae *Bartl.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch fünftheilig, offen; 5 Blumenblätter und 5 Staubfäden gegenüber, mit so viel beutellosen abwechselnd; Griffel einfach; Kapsel einfächerig und dreiklappig, mit vielen Samen an 3gabeligen Randleisten; Keim im Eiweiß. Sträucher oder kleine Kräuter in Amerika; von 10 Arten ist zu bemerken: S. erecta *L.*, S. adima *Auct.*, S. peruvianna *R. S.* Stengel niederliegend oder aufrecht, 4″—2′ hoch, mehr oder wenig ästig, stielrundlich-vierseitig, wie die übrigen Theile kahl; Blätter sehr kurz gestielt, breit- oder schmal-lanzettlich, spitz, etwas gesägt, bald entfernt, bald sehr genähert, von ½—1½″ Länge; Blüthenstiele fädlich, einzeln oder zu 2 in den Blattwinkeln; Kelchblät-

ter weit abſtehend, eirund-länglich, grannenartig zugeſpitzt, bei der Frucht zuſammenſchließend; Blumenblätter kaum länger als der Kelch, verkehrt-eirund, ſtachelſpitzig, weiß oder fleiſchröthlich; der Kranz aus haarfeinen, kolbigen Fäden gebildet, dunkel-purpurroth. Kapſel verlängert-eiförmig, ſehr ſpitz, von allen bleibenden Blüthentheilen umſchloſſen. Auf feuchten Wieſen und in der Nähe von Gewäſſern in Weſtindien und Südamerika, einjährig. — Die ganze Pflanze iſt ſchleimig und bitterlich gewürzhaft; die Blätter werden mit denen von Amaranten häufig von den Negern als Gemüſe gegeſſen; außerdem wird ſie auch als wirkſame Arznei bei Krankheiten der Bruſtorgane und bei geſtörter Verdauung angewendet. Descourt., Fl. méd. d. Ant., 4, T. 299. — Die Gattung iſt der Typus der Sauvageſieä (ſ. d.).

Sauvageſieä (Bot.), nach Bartling und Andern, Sauvageſieen, dikotyledoniſche Kräuter oder kleine Sträucher enthaltende Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Kelch fünfblätterig, bleibend. Blumenblätter 5, im Blüthenknopfe um einander gedreht. Ein Kranz, aus zahlreichen, kolbigen Fäden gebildet, am Grunde mit den Blumenblättern zuſammenhängend. Staubgefäße 5, vor die Blumenblätter geſtellt, mit 5 unfruchtbaren, ſchuppenförmig abwechſelnd. Eierſtock einfächerig, Griffel 1, mit einfacher Narbe. Kapſel einfächerig, oder am Grunde dreifächerig, dreiklappig, vielſamig. Die Samenträger an den Klappenrändern befindlich. Samen klein, netziggrübig, eiweißhaltig. Keim axenſtändig, mit einem dem Nabel zugekehrten Würzelchen und ſehr kurzen Keimblättern. Die Blätter wechſelſtändig mit freien, bleibenden, oft kammförmigen, wimperig-zerſchlitzten Nebenblättern. Die Blüthen zwitterig, regelmäßig, einzeln oder paarweiſe in den Blattwinkeln, ſeltener in Trauben ſtehend. Dieſe Familie umfaßt nur die Gattung Sauvagesia *Jacq.*, deren Arten meiſt in Südamerika wachſen. — Nach Reichenbach haben die Sauvageſieen einen etwas größern Umfang (Gattungen: Piparea *Aubl.*, Luxemburgia *St. Hil.*, Lavradia *Vellozo*; und Sauvagesia *Jacq.*) und bilden eine Untergruppe der Violaceae Alsodineae; nach Oken machen ſie eine Abtheilung der Rindenblumenpflanzen oder Haden (Kl. 12, Zunft 4) aus.

Sauvagines (Handelsw.), nennen die Franzoſen alle Pelze von in Frankreich einheimiſchen Thieren, wie Fiſchottern, Füchſe, Dachſe, Marder, Iltiſſe, Wieſel, Katzen, Haſen, Kaninchen ꝛc. Sie werden vorzüglich aus den Pyrenäen, der Auvergne, den Vogeſen, der Normandie (Kaninchenfelle) bezogen.

Sauvagne, la, franz. Dorf, Depart. Orne, Bez. Domfronte; Garn- Leinwand- und Tiſchzeugfabr.; 2400 Einw.

Sauvain, franz. Dorf, Depart. Loire, Bez. Montbriſon; 1150 Einw.

Sauvan, St. (Geogr.), zwei franz. Dörfer: 1) Depart. Charente-inférieure, Bez. Saintes; 730 Einw.; — 2) St.-S.-la Plaine, Depart. Vienne, Bez. Poitiers; 2210 Einw.

Sauve (Geogr.), 1) franz. Stadt, Depart. Gard, Bez. Vigan; bedeutende Fabrikation von Seidenſtrümpfen, Baumwollmützen, Leinwandbleichen, Töpferei ꝛc.; unweit das warme Bad von Fonſange; 3070 Einw.; — 2) St.-S., ſ. v. a. St.-Saulve; — 3) Dorf daſ., Depart. Puy-de-Dôme, Bez. Iſſoire; 2410 Ew.; — 4) la-Sauve-Majeure, Dorf daſ., Depart. Gironde, Bez. Bordeaux; 940 Einw.

Sauvegarde (franz.), ſ. v. a. Salvegarde.

Sauvegarde (franz., Amphib.), ſ. v. a. große Warneidechſe, Tejus Monitor *Merr.*, Tejus Teguixin *Shaw.*

Sauvement (franz., Schiffb.), ſ. v. a. Bergen und Bergerecht; vgl. Strandrecht.

Sauvenière, belg. Dorf, Prov. und Bez. Namur; 930 Einw.

Sauvent, St., franz. Stadt, Depart. Vienne, ſüdweſtlich von Luſignan; 2630 E.

Sauveſſanges, franz. Dorf, Depart. Puy-de-Dôme, Bez. Ambert; 1750 Einw.

Sauvetat, la (Geogr.), 1) la-St.-de-Goure, franz. Flecken, Depart. Gers, Bez. Lectoure, auf einem hohen Berge; 1310 Ew.; — 2) la-St.-de-Savères, Flecken daſ., Depart. Lot-Garonne, Bez. Agen; 1430 Ew.; — 3) la-St.-du-Dropt, Stadt daſ., Bez. Marmande; 2900 Einw.

Sauveterre (Geogr.), franz. Orte: 1) Stadt, Depart. Aveyron, Bez. Rhodez; 1850 Einw.; — 2) Dorf, Depart. Haute-Garonne, Bez. St.-Gaudens; Brüche von farbigem Marmor; 2260 Einw.; — 3) Stadt, Depart. Gironde, Bez. la-Réole; 760 Einw.; — 4) Flecken, Depart. Gers, Bez. Lombès, an der Save; 810 Einw.; — 5) Flecken, Depart. Lot-Garonne, Bez. Villeneuve-d'Agen; Hochofen, Stahlhämmer; 1190 Einw.; — 6) Stadt, Depart. Basſes-Pyrénées, Bez. Orthez, auf einer Höhe an der Gave-d'Oleron; 1650 Ew.; — 7) Dorf, Depart. Tarn-Garonne, Bez. Moiſſac; Marmorbruch; 420 Einw.

Sauveur, Joſeph, berühmter Mathematiker, 1653 zu la Flèche geboren, ward 1686 Profeſſor der Mathematik am königl. Kollegium in Paris, 1696 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, † den 9. Juli 1716. Er bearbeitete ein neues Lehrgebäude der Muſik und führte zuerſt das Wort Akuſtik ein; auch ſeine Unterſuchungen in der phyſikaliſchen und mathematiſchen Klanglehre ſind von Wichtigkeit. Seine Abhandlungen darüber finden ſich in den Memoiren der Akademie. Die von ihm gezeichneten Karten der Seeküſten Frankreichs bilden den 1. Bd. des „Neptune français“.

Sauveur, St. (Geogr.), 1) belg. Dorf, Prov. Hennegau, Bez. Tournay, in einem Thal; Oelmühlen; 2180 Einw.; — 2) 9 franz. Dörfer: a) Depart. Iſère, Bez. St. Marcellin, am Iſère; Tuch- und Leinenweberei, Wetzſteinbrüche; 650 Einw.; — b) Depart. Meurthe, Bez. Sarrebourg, an der Vezouze; Nagel- und Ahlefabr.; 300 Einw.; — c) Dep. Hautes-Pyrénées, Bez. Argelès, in einer pittoresken Lage an einem ſteilen Berge, der Luz beherrſcht, mit dem es durch eine ſchöne Marmorbrücke in

Verbindung steht, berühmt durch die warmen Quellen und das Bad; — d) Depart. Haute-Saône, Bez. Lure, am Breuchin; 1240 Einw.; — e) St.-S.-de-Carouges, Depart. Arne, Bez. Alençon, an der Cance; 1070 Einw.; — f) St.-S.-de-Flée, Depart. Maine-Loire, Bez. Segre; vorzügl. Schieferbrüche; — g) St.-S.-de-Nuaillé, Depart. Charente-infér., Bez. la Rochelle; 1150 Einw.; — h) St.-S.-des Landes, Depart. Ille-Vilaine, Bez. Fougères; 1170 Einw.; — i) St.-S.-Lendelin (Flecken), Depart. Manche; Bez. Coutances; 1950 Einw.; Geburtsort des Prinzen Lebrun; — 3) St.-S.-en-Puissaye, Stadt daselbst, Depart. Yonne, Bez. Auxerre, in pittoresker Lage, am Ursprung des Loing; Ruinen eines alten Schlosses; 1560 Einw.; — 4) 3 Flecken daselbst: a) St.-en-Rue, Dep. Loire, Bez. St.-Etienne; Bleimine; 450 Ew.; — b) St.-S.-le-Vicomte, St.-S.-sur-Douve, Depart. Manche, Bez. Valognes, an der Douve; 2860 Einw.; — 5) Fort, s. Korfu.

Sauviac, franz. Flecken, Depart. Gironde, Bez. Bazas; 4580 Einw.

Sauvian, franz. Dorf, Depart. Hérault, Bez. Béziers, am Orb; 470 Einw.

Sauviat, franz. Dorf, Depart. Haute-Vienne, Bez. Limoges; 770 Einw.

Sauvier, St., franz. Dorf, Depart. Allier, Bez. Montluçon; 1130 Einw.

Sauvigné, franz. Dorf, Depart. Saône-Loire, Bez. Charolles; 1050 Einw.

Sauvigny (Geogr.), drei franz. Dörfer: 1) Depart. Aisne, Bez. Château-Thierry; vorzügl. Kirschen; — 2) Depart. Meuse, Bez. Commercy; Destillation, Oel- und Salzfabriken, Produktenhandel; — 3) S.-les-Chanoines, Depart. Nièvre, Bez. Nevers; beträchtliche Eisenhämmer; 320 Einw.

Sauville, franz. Dorf, Depart. Vogesen, Bez. Neufchâteau; pariser Zweckenfabr., Fabriken musikalischer Instrumente, Leinwandfabriken; 1050 Einw.

Sauvogel (Ornith.), s. v. a. Tayazu-Guira, Ardea nycticorax *L.*, s. Reiher.

Sauvonnière, Mineralquelle, s. Spaa.

Sauvy, St., franz. Flecken, Depart. Gers, Bez. Auch; über 600 Einw.

Sauwagagi (Waarenk.), Art weißer ostindischer Kattun.

Sauwabund (Waarenk.), Mittelsorte ostindischer Seide.

Sauwicke (Bot.), s. v. a. Saubohne, Faba vulgaris *Moench*.

Sauwurz (Bot.), 1) s. v. a. Scrophularia aquatica und Scrophularia nodosa *L.*; — 2) s. v. a. Bryonia alba *L.*

Saux (Saulx, Geogr.), 1) franz. Fluß, Depart. Haute-Marne; Mündung in den Ornain, links; — 2) s. Saulx; — 3) S.-le Duc, Flecken daselbst, Depart. Côte-d'Or, Bez. Dijon; Eisengruben und Eisenhämmer; 530 Einw.; — 4) S.-les-Chartreux, Dorf das., Depart. Seine-Oise, Bez. Corbeil, am Yvette; Porzellanthon, Steinbrüche; 1140 Einw.

Sauzillanges, franz. Stadt, Depart. Puy-de-Dome, Bez. Issoire; Sichel- und Sägeblätterfabriken, beträchtliche Töpferei; 2050 E.

Sauzay-le-Potier, franz. Dorf, Depart. Cher, Bez. St.-Amand-Mont-Rond; 630 Einw.

Sauzet (Geogr.), zwei franz. Dörfer: 1) Depart. Drôme, Bez. Montélimart, am Roubion; Baumwollspinnerei; 1020 Einw.; — 2) Depart. Lot, Bez. Cahors; 590 Einw.

Sauzet (Biogr.), Jean Pierre, ehemaliger französischer Kammerpräsident, der Sohn eines Arztes, ward um 1795 zu Lyon geboren. Nachdem er die Rechte studirt, ließ er sich in seiner Vaterstadt als Advokat, und zwar mit so großem Erfolge nieder, daß ihn 1830 Chantelauze, einer der von dem Pairshofe angeklagten Minister Karls X., zu seinem Vertheidiger wählte, was ihn bei den Legitimisten in großes Ansehen brachte. Dieser Partei verdankte er 1834 seine in Lyon erfolgte Wahl in die Kammer, wo er mit Berryer für die Sache der gefallenen Dynastie kämpfte. Er näherte sich jedoch bald dem Centrum, und in kaum einem Jahre war er einer der eifrigsten Vertreter des Ministeriums geworden. Im September 1835 war er Berichterstatter über das berüchtigte Preßgesetz, dessen Härte u. Strenge er wo möglich noch vermehrte. Zur Belohnung hierfür wurde ihm am 30. Dec. die Vicepräsidentschaft in der Kammer und beim Antritte des Ministeriums Thiers im Februar 1836 erhielt er sogar das Amt eines Siegelbewahrers. In seinen politischen Ansichten bewies er sich von nun an gemäßigt, mußte jedoch mit dem Rücktritte Thiers' auch sein Amt am 6. September 1836 an Persil abtreten. Um Erfahrungen im Gebiete der Industrie zu sammeln, bereiste er 1838 Belgien und Preußen. Im Jahre 1839 wurde er an Dupins Stelle zum Kammerpräsidenten gewählt, was ihn jedoch nicht hinderte, 1839 sich mit bei dem Sturze des Ministeriums Molé zu betheiligen. Auch in den folgenden Jahren wußte sich S. auf dem Präsidentenstuhl zu erhalten und zeigte sich bei jeder Gelegenheit dem Hause Orleans sehr ergeben.

Sauzé-Vaussay, franz. Flecken, Depart. Deux-Sèvres, Bez. Melle; Leinweberei; 1680 Einw.

Sauzon, franz. Dorf, Depart. Morbihan, Bez. Lorient, auf der Nordküste der Insel Belle-Ile-en-Mer; Hafen; 1150 Einw.

Sava (a. Geogr.), Municipium in Mauritania caesariensis.

Sava (n. Geogr.), 1) ital. Stadt, Neapel, Prov. Terra-di-Otranto, südöstlich von Tarent; 2000 Einw.; — 2) asiat. Stadt, Japan, Insel Nipon, nordöstlich von Meaco; — 3) (Sauveh), Stadt das., Persien, Prov. Irak-Adschemir, südwestlich von Teheran.

Sava (Bot.), nach Adanson, Pflanzengattung, s. v. a. Onosma *L.*

Savacou (fr., Ornith.), Vögelgattung, s. v. a. Cancroma *L.*

Savage (Geogr.), 1) nordamerikan. Inselgruppe, in der Hudsonsstraße, nördlich von Labrador, von der Warwick- oder Metaincog-In-

felgruppe im Norden durch die Frobisher-Straße geschieden, von Eskimo's bewohnt; — 2) auftral. Insel, zwischen den Cooks-Inseln und Freundschafts-Inseln, fast zirkelförmig, ein Korallenfelsen, im Innern bewaldet, mit rohen, wilden Bewohnern.

Savage (Biogr.), I. Dichter: 1) **Richard**, englischer Dichter, 1698 zu London geboren, war der natürliche Sohn der Gräfin Macclesfield und des Lord Rivers. Zwar gestand die Mutter ihren Fehltritt offen ein, um von ihrem Gemahle geschieden zu werden, übergab das Kind aber einer armen Amme, als deren Sohn es erzogen wurde, während die unnatürliche Mutter, die sich mittlerweile mit dem Oberst en Bret verheirathete, es für todt ausgab. S. kam nun zu einem Schuhmacher in die Lehre, bis er nach dem Tode seiner Pflegemutter aus Briefen das Geheimniß seiner Geburt entdeckte. Vergebens flehte er nun die Gräfin um Anerkennung an; sie stieß ihn kalt und herzlos zurück, und ihr Haß gegen das Pfand ihrer verbrecherischen Liebe ging so weit, daß sie sich, als S. wegen eines Todtschlags, den er in der Trunkenheit begangen, zum Tode verurtheilt worden war, bemühte, die königliche Begnadigung zu verhindern. Letzteres gelang ihr jedoch nicht, vielmehr erwarb er sich sowohl durch seine Geistesanlagen, namentlich durch sein poetisches Talent, als durch seine merkwürdige Geschichte Freunde und Unterstützung, die er aber durch sein hochfahrendes Benehmen und seine Ausschweifungen verscherzte. Für ein Gedicht, das er jedes Mal zum Geburtstag der Königin fertigte, erhielt er jährlich 50 Pf. St., was ihn veranlaßte, sich königl. Poeta laureatus zu nennen. Seiner Mutter zwang er endlich durch die Drohung, sie mit Pasquillen zu verfolgen, ein Jahrgeld von 200 Pf. St. ab, wozu seine Freunde noch jährlich 50 Pf. legten. Er sollte sich auf immer nach Swansea begeben, und reiste auch 1739 dahin ab, war aber 1740 wieder in Bristol, wo er, wegen geringer Schulden verhaftet, im Gefängnisse †, den 1. August 1743. Als Dichter zeichnet er sich durch Reichthum der Phantasie, Gedankenfülle und Originalität aus; namentlich gilt dies von seinen Gedichten „The wanderer" und „The bastard". Nach spanischen Originalen schrieb er die Lustspiele „Womans a riddle" und „Love in a veil"; in dem Originaltrauerspiel „Sir Thomas Overbury" trat er selbst als Schauspieler auf. Seine Werke mit seiner Biographie von seinem vertrauten Freunde Sam. Johnson erschienen zu London 1775, 2 Bde, Vergl. H. Döring, R. S., ein Genrebild, Jena 1840. K. Gutzkow benutzte seine Geschichte zu einem Trauerspiele. — II. Bildende Künstler: 2) John, Zeichner, Kupferstecher und Kunsthändler, um 1640 in London geboren, arbeitete meist für Buchhandlungen, vornehmlich Bildnisse. Proben seiner Kunst findet man in J. Evelins Münzbuch, in Plukenets „Pythographia", London 1691, in Morrisons Pflanzenwerk, Oxford 1715. — 3) William, Zeichner, Maler, Kupferstecher und Formschneider zu London, um 1785 geboren und an der Akademie der genannten Stadt gebildet, leistete besonders im Fache der Dekoration Ausgezeichnetes und richtete auf den farbigen und helldunklen Holzschnitt ein besonderes Augenmerk. Wir haben von ihm mehre schöne Blätter in Farbendruck und Helldunkel, wovon einige mit fünf, andere mit sieben und neun Stöcken gedruckt sind. Als Resultat seiner Bemühungen gab er folgendes Werk heraus: Practical Hints on decorative Printing, with illustrations engraved on wood, end printed in colours at the type presse, London 1822, 4. — 4) James Henry, Maler, vielleicht Sohn des Vorigen, 1813 in London geboren und an der Akademie daselbst gebildet, besuchte 1837 den Kontinent, hielt sich einige Zeit in München auf, lag dann auch in Italien seiner Ausbildung ob und kehrte endlich wieder nach England zurück. Im J. 1841 restaurirte und dekorirte ein James S. das Innere der Templerkirche in London.

Savage-Mountains, Zweig des Alleghanygebirgs (s. d.) in Pennsylvanien.

Savalette le Lunges, s. **Philalethen.**

Savalia (ital., Zoophyt.), s. v. a. Gorgonia flabellum *L.*

Savalle (franz., Ichthyol.), s. v. a. Megalops giganteus *Lacép.*

Savan, brit.-nordamerik. See, im Nordwesten von Ober-Kanada.

Savana (Geogr.), 1) S.-la-Mar, westindischer Hafen, an der Südküste der Insel Kuba; — 2) Stadt daselbst, auf der Insel Hayti, Ost-Departement, südöstlich von St. Domingo, südlich an der Samana-Bai; wegen der Riffe ist die Schifffahrt an der Küste hier gefährlich.

Savanilla, südamerik. Hafenort, Kolumbien, Neu-Granada, an der Küste des Depart. Magdalena, an einem Mündungsarm des Magdalena in das Antillen-Meer.

Savanna (Myth.), s. v. a. Dzievanna.

Savanna (Geogr.), südamerikan. hübsches Dorf, im niederländ. Guyana (Surinam), rechts am Surinam, 8—9 Meilen von Paramaribo, bloß von Juden bewohnt, mit einer schönen Synagoge.

Savanna (franz., Ornith.), s. v. a. Tyrannus Savanna (*av.*

Savannah (Geogr.), 1) nordamerik. Fluß, V. St., auf der Grenze von Süd-Carolina u. Georgia, entsteht durch Vereinigung des Keowee (Keowi, Kiowee) und Tugaloo (Tugeloc, Tugalo), die auf dem Alleghany-Gebirge entspringen, fließt südöstlich und mündet unterhalb der gleichnam. Stadt in den atlantischen Ocean in 2 Mündungen, von denen die nordöstlichste die bedeutendste ist u. einen Leuchtthurm (32° 2′ nördl. Br. und 83° 23′ westl. L.) hat. Oberhalb der Stadt unterbrechen Wasserfälle die Schifffahrt. Für größere Schiffe ist der Fluß nur 3 Meilen, für kleinere dagegen über 60 Meilen fahrbar. Er hat an seinen Ufern die schönsten Anpflanzungen, bringt aber durch Ueberschwemmungen bedeutenden Schaden. — 2) Stadt daselbst, Staat Georgia, Grafschaft Chatham, Hauptort derselben, größte Stadt und Haupthandelsplatz des Staates, zugleich der einzige Platz, über welchen Seege-

schäfte gemacht werden können, rechts am gleichnamigen Flusse, ungefähr 6 Lieues von dessen Mündung, in sandiger Ebene, etwa 40 Fuß über dem niedrigsten Wasserstand des Flusses. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, die Straßen aber sind nicht gepflastert. Sie besitzt ein Rathhaus, 2 Markthäuser, 13 Kirchen, eine Synagoge, ein Collège, Theater, Akademie, Armenhaus, Seehospital, 10 öffentliche Plätze, eine Börse, 4 Banken; 1820: 8000, 1830: 7780, 1840: 11,220, 1845: über 16,000 Einw., die sich meist von Handwerken, von Handel und Schifffahrt nähren. Dampfboote gehen zwischen S., Charleston und S. Augustine, und Cars täglich nach Macon u. Brisonville. Die Häuser der Stadt sind größtentheils aus Backsteinen erbaut. — 3) S.-la-Mar, westind. Stadt, auf der Südküste der Insel Jamaika, nordwestlich von Kingston, 18° 13′ nördl. Br. und 80° 35′ westl. L.; guter Ankerplatz.

Savannen, in Nordamerika große Ebenen, wo selten ein Baum oder Strauch anzutreffen ist, wohl aber Blumen in Menge und das wohlriechende hohe indianische Gras. Diese S. verbreiten sich auf beiden Ufern des Mississippistroms und finden sich im Süden des Alleghany-Gebirges gegen die Küste des merikanischen Meerbusens hin. Hier aber stattet sie das Klima reizender aus, als im Norden, die sie umgebenden Hügel sind mit Bäumen dicht bedeckt, sie selbst gewähren großen Heerden zahmen Viehes und wilden Thieren durch ihren üppigen Graswuchs die reichlichste Weide. An den Ufern großer Flüsse gehen sie in Sümpfe über u. bilden dann die sogenannten Rohrwiesen, weite, mit 10 — 12 Fuß hohem Schilf bewachsene Flächen, durch welche der Reisende sich mit dem Beil den Weg bahnen muß. Der Boden der S. ist fruchtbar, meist Marschland, aber der Aufenthalt in denselben der Gesundheit nachtheilig. Die Savanne von Alatschu (Alatschama) ist eine der größten in Nordamerika. In Südamerika heißen solche Landstriche Llanos (s. d.) u. Pampas (s. d.).

Savannenblume (Bot.), engl. Savannaflower, s. v. a. Echites suberecta *Jacq.*, s. Klammerstrauch.

Savanni, Francesco, Maler zu Brescia, blühte um das Ende des 17. Jahrhunderts. In der Kirche der genannten Stadt findet man historische Bilder von seiner Hand.

Savarabatis, s. v. a. Sandrabatis.

Savari (a. Geogr.), mächtiger slavischer Volksstamm im Norden des europäischen Sarmatiens, zwischen den Flüssen Turuntus und Chesinus.

Savaria, s. v. a. Sabaria.

Savart, Pierre, Kupferstecher, um 1750 zu Paris geboren, stach meistens Porträts und war hierin der Nebenbuhler des berühmten Ficquet; seine Blätter sind aber etwas größer, sehr frei und malerisch behandelt.

Savary (Geogr.), Insel im Norden des Georgia-Golfs in Neu-Britannien.

Savary (Biogr.), 1) Jacques, franz. Großhändler, 1622 zu Douai geboren, † 1690. Schrieb: Le parfait negociant, Paris 1675 4., 8. Aufl. das. 1721, 4., daselbst 1757, 2 Bde., 4., auch deutsch. Er hatte großen Antheil an dem „Code Marchand" (1673). — 2) Philemon Louis, Sohn des Vorigen, Kanonikus der Kirche von St. Mauri des Fossés, † 1716. Er bearbeitete das „Dictionnaire universel de commerce,", Paris 1723, 2 Bde, Fol., 6. Aufl. Genf 1752, 5 Thle., Kopenh. 1759 – 65, 2 Bde., Fol. — 3) Anne Jean Marie René, Herzog von Rovigo, franz. General, war der Sohn des Kommandanten des festen Schlosses zu Sedan und wurde am 26. April 1774 zu Marc im Departement der Ardennen geboren. Im Jahre 1790 trat er als Souslieutenant in das Regiment Royal-Normandie ein; 1792 stand er unter den Befehlen des Generals Custine, dessen Niederlage und Tod ihn in die Gefahr stürzte, als Royalist ergriffen zu werden. Er verließ daher sein Regiment und ging zu Desaix bei der Avantgarde, wurde später Ordonnanzoffizier im Hauptquartiere und zog bald durch seine erste Waffenthat bei Belheim und Hagenau die Aufmerksamkeit des Generals Pichegru auf sich. Kurz darauf wurde er Adjutant des Generals Ferino und war später bei Desaix bei der Blokade v. Mainz. Schon 1793 zum Kapitän avancirt, ging er drei Jahre später mit Moreau über den Rhein, wurde Bataillonschef und ging dann nach dem 1797 auf die Präliminarien von Leoben folgenden Waffenstillstand als Adjutant mit Desaix nach Paris und ein Jahr später mit demselben nach Aegypten. Nach seiner Rückkehr wohnte er der Schlacht von Marengo bei, folgte nach Desaix' Tode Napoleon nach Mailand und wurde nun von demselben zu diplomatischen Sendungen in Italien, der Vendée und den Pyrenäen benutzt. Seine Ergebenheit, Gewandtheit und Schlauheit verschafften ihm bald die Gunst des ersten Konsuls. Er wurde zum Oberst, zum Kommandant der Elitengensdarmerie und zum Brigadegeneral befördert. Bei der Entdeckung der Verschwörung des royalistischen Georges Cadoudal und Pichegru's war er mit geheimen Aufträgen Napoleons besonders thätig und leitete überhaupt seit 1802 die geheime Polizei Bonaparte's, so daß er sogar die Handlungen des Polizeiministers Fouché überwachen mußte. Die Beschuldigung, daß Pichegru's und des englischen Kapitän Wright Ermordung im Gefängnisse durch ihn ausgeführt worden sey, hat nie erwiesen werden können; dagegen hat er sich von dem Verdachte, den Tod des Herzogs von Enghien beschleunigt zu haben, bei dessen Verurtheilung er dem betreffenden Kriegsgerichte präsidirte, nie reinigen können. Im Jahre 1805 wurde er Divisionsgeneral und folgte Napoleon nach Oesterreich, wo ihn derselbe mit Erfolg zu einer geheimen Sendung an den Kaiser von Rußland und zum Vermittler im russisch-österreichischen Hauptquartiere benutzte. Später wohnte er der Schlacht bei Jena bei, verfolgte mit einem Kavaleriecorps die fliehenden Preußen, drang in Hannover ein und nahm Hameln am 20. und Nienburg am 25. November. Von dort wurde er 1807 nach Warschau berufen, wo er an Lannes' Stelle den Befehl über das 5. Armeecorps übernehmen, nach der Schlacht

bei Eylau Warschau gegen die Russen decken mußte und dabei den glänzenden Sieg von Ostrolenka (16. Februar 1807) erfocht. Seine ausgezeichnete Tapferkeit bei Friedland erwarb ihm eine Gardebrigade, außerdem eine reiche Dotation, und nach den Schlachten von Heilsberg und Friedland wurde er von Napoleon zum Herzoge von Rovigo und bald darauf zum Gouverneur von Ostpreußen ernannt. Nach dem tilsiter Frieden ging er als Gesandter nach Petersburg, wo er die Trennung Rußlands von der britischen Alliance und die Annäherung desselben an die Pforte betrieb. Im Jahre 1808 kommandirte er in Spanien, wußte mit seiner Schlauheit Karl IV. und Ferdinand VII. trotz aller Warnungen ihrer Freunde nach Bayonne zu locken und Napoleon zu überliefern, und vollzog die Einsetzung Joseph Bonaparte's. Er begleitete sodann den Kaiser zu der Zusammenkunft mit Alexander in Erfurt, eilte jedoch hierauf sogleich wieder zu seinem Kommando nach Madrid. Im Feldzuge von 1809 war er wieder bei Napoleon und erhielt, nachdem er sich in manchen Schlachten und durch kühne Unternehmungen abermals ausgezeichnet, 1810 das Polizeiministerium. In diesem Amte wurde er am 24. Oktober 1812 beim Ausbruche der Verschwörung des republikanischen Ex-Generals Mallet (s. d.) durch die Mitverschworenen Lahorie und Guidal verhaftet und einige Stunden im Gefängnisse La Force festgehalten; allein er beschwichtigte den Zorn Napoleons und hielt sich in seinem Amte bis zur Auflösung des kaiserlichen Regentschaftsrathes. Nach der Rückkehr Napoleons wurde er zum Pair gemacht und erhielt den Befehl über die Gensdarmerie, ward dann, als er Napoleon nach Helena begleiten wollte, auf dem Bellerophon gefangen genommen und nach Malta geführt, wo er jedoch im April 1816 nach Smyrna entfloh. Ein Jahr später ging er nach Oesterreich, um sich von dort aus gegen das über ihn am 25. December 1816 ausgesprochene Todesurtheil zu vertheidigen. In Grätz wurde er unter polizeiliche Aufsicht gestellt; man erlaubte ihm jedoch im Juni 1818 nach Smyrna zurückzukehren, wo er sich durch Handelsgeschäfte zu nähren suchte. Im Jahre 1818 ging er nach London und von dort führte ihn die Sehnsucht nach der Heimath, nach Paris, wo er sich freiwillig dem Gerichte stellte. Von Dupin dem Aeltern vertheidigt, wurde er freigesprochen und wieder in seine Würden eingesetzt, blieb jedoch ohne wirkliche Anstellung. Um eine ihn wegen des Todes des Herzogs von Enghien belastende Stelle der Memoiren des Grafen Las Casas (s. d.) zu widerlegen, gab er ein Bruchstück aus seinen Memoiren heraus, „Snr la catastrophe de Msgr. le duc d'Enghien," in welchem er die Schuld der Hinrichtung des Herzogs auf Talleyrand (s. d.) schob. Derselbe wußte sich jedoch hiervon zu reinigen und da außerdem noch mehre Schriften, z. B. die Hullins (s. d.), gegen S. sprachen, so fiel er aufs Neue in Ungnade und mußte den Hof gänzlich meiden. Er hielt sich hierauf mit seiner Familie in Rom auf und betrat Frankreich erst nach der Julirevolution wieder. Ludwig Philipp vertraute ihm am 1. December 1831 den Oberbefehl über Algier; allein so glücklich er in seinen frühern Aemtern gewesen war, so wenig reüssirte er jetzt. Man konnte ihm zwar ein wahrhaftes Verlangen, nützlich zu seyn, und einen ungemessenen Eifer nicht absprechen; allein derselbe führte ihn zu den unüberlegtesten und grausamsten Excessen. Seine erste Maßregel war die Etablirung von bewaffneten Lagern und Ausführung einiger Straßen, allein gleich darauf schritt er, um die Armee mit Betten zu versehen, zu den willkürlichsten Erpressungen gegen die Eingebornen, die Räubereien fast gleich kamen. Die Einwendungen und Mißbilligungen des Ministeriums wurden von ihm, indem er vorgab, daß Nachgeben eine Schwäche sey, umgangen. Am 6. April 1832 erfolgte die furchtbare Niedermetzelei der El-Uffias, eines befreundeten Araberstammes, welcher beschuldigt war, die Gesandtschaft eines Scheiks aus der Wüste beraubt zu haben. Ohne sich weiter zu unterrichten, bildete S. aus einem Regimente der Jäger zu Pferde und dem 3. Bataillon der Fremdenlegion eine Expeditionskolonne, ließ den Stamm überfallen und Alles ohne Unterschied, Männer, Weiber und Kinder, erwürgen; um der Unthat die Krone aufzusetzen, ließ er, obgleich die Unschuld der El-Uffias bewiesen war, den Scheik des Stammes, einen der wenigen dem Blutbade Entkommenen, nachträglich enthaupten, um durch seine Freisprechung nicht auch den ganzen erwürgten Stamm als unschuldig darzustellen. Aehnliche Thaten, die er Kraft und Energie nannte, so wie die Zerwürfnisse mit dem Civilintendanten, Baron Bichon, bewirkten 1833 endlich seine Zurückberufung, worauf er, durch das Klima stark angegriffen, am 22. Juni desselben Jahres †. Seine „Mémoires" (8 Bde., Paris 1828) sind ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte.

Savary (fr., Ichthyol.), s. v. a. Spinnenfisch, Callionymus Lyra *L.*

Savastana (Bot.), nach Schrank, Pflanzengatt. Art: S. hirta *Schrk.*, s. v. a. Hierochloa borealis.

Savastonia (Bot.), nach Necker, Pflanzengatt. s. v. a. Tibouchina.

Savaten (v. Franz.), 1) alte abgetragene Schuhe; — 2) Briefboten.

Savato, Fluß, s. v. a. Sabbatus.

Save (a. Geogr.), 1) Stadt im glücklichen Arabien, im Gebiet der Homeritä, im Distrikt Mapharitis, auf einem Berge zwischen Sapphar und Muza gelegen, Residenz einer Fürstin; der Berg, auf dem sie lag, heißt noch jetzt Sabber (Ptol. VI, 7, 42); — 2) Stadt im Innern von Arabia deserta (Ptol. V, 19, 5).

Save (Geogr.), 1) (Sau), österreich. Fluß, entspringt in den karnischen Alpen, nordwestlich in Illyrien, Kr. Laibach, in 2 Abtheilungen, und zwar die erste unweit des Dorfes Wurzen, die zweite in der Wochein, unter dem Felsengebirge Wittschruneg; beide vereinigen sich ¼ Stunde östlich von dem Städtchen Radmannsdorf. Die S. nimmt in Krain bedeutende Flüsse auf, in Steiermark aber sind nur bemerkenswerth: der Dollbach, welcher zwischen dem Prapret und

Kockberg durch die Peckla, die Sann, welche bei Steinernbrück, der Neuringbach, welcher bei Lichtenwald, die Prestranja, welche bei Juritschthal, der Altendorferbach, welcher bei dem gleichnam. Dorfe, die Gaberonja, welche bei Brückl mündet. Von Sallog in Krain bis nach Gurkfeld fließt die S. zwischen engen und ziemlich steilen Ufern, vorzüglich zwischen dem Kumberge krainerischer Seits und dem Thurie, Kock und Prapret steierischer Seits; 2 Stunden oberhalb Sann ist das Thalbett sehr erweitert, und deutlich bemerkt man mehre verlassene Flußbette der S. Eine Stunde unterhalb Rann betritt die S. Kroatien, fließt Anfangs gegen Osten, dann gegen Süden, nimmt rechts die Sarizza auf, wendet sich ostsüdöstlich, nimmt rechts den Jsonzo und den Laibach auf, links den San und rechts den Gurk, links die Sotla oder Sutla auf der Grenze zwischen Steiermark und Ungarn, die Krapina und Lonya, rechts die Kulpa auf der Grenze zwischen Ungarn und der Militärgrenze, links die Zelina, von welchem ein Arm in die Lonya und der andere in die S. fließt, links die Jllova, rechts die Unna auf der Grenze der Militärgrenze und Bosnien, dann die Verbas, links di Orljava, rechts die Ukrina und Bosna, links den Bossuth mit der Borava (mündet bei Bossuth), an deren Ufer sich mehre Sümpfe befinden, rechts den Drin, und mündet unweit Semlin, Belgrad gegenüber, in die Donau rechts. Die S. hat einen Lauf von 85 (135) Meilen, ist von Laibach an schiffbar, hat einige Wasserfälle und wirft zuweilen vulkanische Produkte aus. An der S. im Mai 1845 Schlacht zwischen den Türken and den (siechreichen) Ungarn, und 1462 zwischen den Türken und dem Ban von Syrmien. — 2) Franz. Fluß, Depart, Ober-Garonne, entspringt im Depart. Ober-Pyrenäen, durchfließt in nordöstlicher Richtung den östlicher Theil des Depart. Gers und fällt auf der Grenze der Departements Ober-Garonne und Tarn-Garonne in die Garonne, links; Lauf: 28 Lieues.

Savel (pers. Myth.), einer der 7 Erzdews, s. Dew.

Savelli (Geogr.), ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria-ulter. II., in fruchtbarer Gegend; 2260 Einw.

Savelli (Biogr.), kaiserl. General, stand 1627 in Pommern, focht dann am Rhein gegen Bernhard von Weimar, ward 1638 bei Rheinfelden gefangen.

Savena, ital. Fluß, Kirchenstaat, Legation Bologna; fließt von S. nach N. und mündet in den Idice, links.

Savenay (Geogr.), 1) franz. Bezirk. Depart. Nieder-Loire, im Nordwesten desselben; 44 □M., 11 Kantons, 51 Gemeinden, 117,000 Einw. Außer S. hier noch: Baz, Dorf, 3500 Einw.; Blain, 2000 Einw.; Coueron, 4000 Einw.; Herbignac, 3000 Einw., Marktflecken; — 2) Hauptstadt des Bezirks, am rechten Ufer der Loire; Unter-Präfektur, Civil-Tribunal, Gesellschaft für den Ackerbau, Hospital, beträchtlicher Viehhandel; 2200 Einw. Hier am 23. Dec. 1793 Gefecht, unglücklich für die Vendeer.

Savenbaum (Bot.), s. v. a. Sadebaum, Juniperus Sabina L.

Saven-Droog, ostind. Festung, Mysore, westl. von Bangalore, auf einem sehr hohen Felsen, 12° 55′ 10″ n. Br. und 94° 59′ 17″ ö. L.

Savennes, franz. Dorf, Dep. Puy-de-Dôme, Bez. Clermont-Ferrand; 1520 E.

Savennières, franz. Flecken, Dep. Maine-Loire, Bez. Angers, rechts an der Loire; sehr alte Kirche aus dem 4. Jahrh.; 2750 Einw.

Saverch (Geogr.), österr.-steier. Dörfer: 1) Kr. Cilli, Bez. Salloch; 150 Einw.; — 2) das., Bez. Lemberg; 150 Einw.

Saverdun, franz. Stadt, Dep. Arriège, Bez. Pamiers, l. am Arriege; Stahl, Sicheln; 4020 Einw.

Saverne (Geogr.), 1) brit. Fluß, England, entspringt in Nord-Wales, südwestlich in der Grafschaft Montgomery, am Südfluß des Plinlimmon, fließt nordöstlich in der Grafsch. Salop, wendet sich östlich, dann südlich in die Grafsch. Worcester, fließt südwestlich durch die Grafsch. Gloucester und mündet in den östl. Theil des Kanals von Bristol; Lauf: 70 Lieues, davon 54 L. schiffbar (von Welchpool an). Nebenflüsse sind: Virnwey, Tern, Stour, Avon, Stroud links; Teme und Liddon rechts. Durch Kanäle ist dieser Fluß mit der Themse, dem Trent, Humber und Mersey verbunden, und er bildet auf diese Weise eine große Handelsstraße im Südwesten von England. — 2) (Zabern), franz. Bezirk, Dep. Niederrhein; — 3) Hauptstadt desselben, am Ostabhang eines hohen und steilen Berges, an der Zora; Unter-Präfektur, Civil-Tribunal, Mützen- und Hosenfabriken, Schuhmacherei, Baumwollenspinnerei und Baumwollenweberei, Quincaillerie- und Feilenfabriken, Stahl- und Eisenhammerwerke, Bierbrauerei, Kaffeemühlenfabrik bei Zornhoff bei S.; 5230 Einw.

Saverrio, P. Sulpittius, Konsul 279 v. Chr., schlug den Pyrrhus bei Asculum.

Saversche, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Rothenthurm; 210 Einw.

Saverwang, württemb. Weiler, Jaxtkr., Oberamt Ellwangen; über 100 Einw.

Savery (Biogr.), 1) (Savary), Jakob, Maler und Kupferstecher, um 1570 geboren und von Hans Bol unterrichtet, arbeitete einige Zeit in Courtrai, † zu Amsterdam 1602 an der Pest. Nicolaus de Bruyn stach nach ihm eine große Landschaft mit zwei Darstellungen aus dem Leben des verlornen Sohnes, dann Johannes den Täufer in einer Landschaft kniend. Ein drittes Blatt stellt einen Propheten in einer Landschaft vor. Perret stach 1590 Acis und Galathea, ebenfalls ein großes Blatt, J. Sonderseel eine Landschaft mit ländlichen und anderen Figuren und eine zweite mit Daphnis und Apollo. S. Frisius eine solche mit dem Gleichnisse des Säemannes. — 2) Roeland, Landschafts- und Thiermaler, Sohn des Vorigen, 1576 zu Courtrai geboren, ward von seinem Vater, dann von Hans Bol zu Amsterdam unterrichtet; er widmete sich mit größtem Eifer der Landschaftsma-

lerei und gefiel sich besonders in Darstellung der wilden Natur. Gebirgsgegenden mit reißenden Strömen, Wasserfällen, die über und durch Felsen sich stürzen, zogen ihn besonders an. Er malte indessen auch freundlichere Gegenden mit Figuren, im Kostüme seiner Zeit, und besonders Landschaften und bergige Gegenden mit Thieren. Er führte seine Bilder mit großem Fleiße aus, wie P. Brill und Breughel, nur herrscht in seinen Gemälden das Blau zu sehr vor. Uebrigens gehört S. zu den geistreichsten Künstlern seines Faches, der in der Auffassung der wilden Natur und des Thierlebens Ausgezeichnetes geleistet hat. S. arbeitete in seiner früheren Zeit in Frankreich, wo Heinrich IV. an seinen Bildern großes Gefallen fand, so wie Kaiser Rudolf II., welcher ihn nach Prag berief. Hier sah man zahlreiche Bilder von S., darunter mehre Ansichtrn aus Tyrol und Friaul, die der Kaiser nach der Natur malen ließ. Auch eine bedeutende Anzahl von Zeichnungen führte er für den kunstliebenden Monarchen aus. Mehre dieser rudolfischen Kunstsachen sind jetzt in Wien. Nach dem Tode des Kaisers begab sich der Künstler nach Utrecht, wo er in großer Achtung stand und 1639 †. Im Museum im Haag ist eines seiner Hauptwerke, welches Orpheus vorstellt, der durch die Töne seiner Lyra die Thiere bezähmt. Eine solche Darstellung findet man auch in der Gallerie des Herzogs von Marlborough in Blenheim und in der Gallerie zu Wien. Ein zweites Bild im Haag und zugleich eines seiner schönsten stellt den heil. Hieronymus in der Wüste dar. Die Gallerie in Wien besitzt eine bedeutende Anzahl von seinen Werken, die von Prag dahin kamen. Unter andern sieht man daselbst einen Blumenstrauß in einem irdenen Gefäße; eine kleine Landschaft mit den verschiedensten Vögeln in der Luft, auf der Erde und auf dem Wasser und einem alten runden Thurm am Wasser; eine Waldpartie mit klarem Wasser und der Aussicht in ein Thal mit Bergschloß; eine wilde Berggegend mit Waldbach und der Versuchung Christi durch den Satan; Waldpartie mit der Aussicht auf eine große Stadt, im Vordergrunde zwei Weiber und ein Holzhauer, von 1609; eine tyroler Waldlandschaft, mit Aussicht in ein Thal und mit mehren Reisenden, 1608; eine Landschaft mit allen Gattungen vierfüßiger und fliegender Thiere, die dem Gesange des Orpheus lauschen, während die thracischen Weiber über denselben loszustürzen im Begriffe sind; das Paradies mit allen Gattungen von Thieren, Adam und Eva unter dem Baume, von 1628; wilde Felsengegend mit einer Brücke und einigen Zimmerleuten, von 1610; Orpheus begehrt im Reiche der Schatten seine Gattin zurück. Alle diese Bilder tragen den Namen des Künstlers, und alle gehören sie zu den kleineren Staffeleigemälden. In der Gallerie zu München ist nur ein Bild von R. S., ein von Hunden im dichten Eichenwalde angegriffener Eber. Das Museum zu Berlin bewahrt aber mehre Werke von ihm. Darunter ist eine Darstellung des Paradieses von ziemlich beträchtlicher Dimension, in der Mitte Adam und Eva unter einer großartigen Baumgruppe. Großartig komponirt und bei seiner Durchbildung des Details, in schönen tiefen Farbentönen gehalten, athmet dieses Bild nach Kugler (Beschr. d. M., S. 265) die geheimnißvollen Schauer, welche der Mensch der noch unbesiegten Natur und ihrem selbstständigen Schaffen gegenüber empfindet. Ein drittes Bild des Museums stellt einen Papagei und einige Amphibien vor. Auch in der Gallerie zu Dresden sieht man vier schöne Landschaften von S. In der königl. Gallerie zu Schleißheim ist eine 12 F. breite und 8 F. hohe Landschaft mit Adam und Eva im Paradiese und allen Gattungen Thieren. Die Gallerie zu Pommersfelden bewahrt zwei ächte Vorstellungen des Paradieses, doch sind sie gerade nicht ausgezeichnet. In der Gallerie Lichtenstein zu Wien sind Bilder, welche die vier Elemente vorstellen. Eine ziemliche Anzahl von Gemälden dieses Meisters sind auch im Stiche bekannt, und darunter nennen wir vor allen die große Hochgebirgslandschaft, zur Linken mit malerisch geformten Felsen, Wasserfällen, Eisenhämmern und weiter Thalferne und vorn der heil. Hieronymus, gestochen von Jsack Major, Wien 1622. Dann haben wir von S. selbst ein vortreffliches radirtes Blatt. Es ist in Nieulants Manier behandelt und sehr selten. Kleine waldige Landschaft mit einem großen alten Baum im Vordergrunde, dessen große knorrige Wurzeln mit Kräutern bewachsen sind. Im Hintergrunde links ist eine hölzerne Brücke am Wasser, und auf der Straße sieht man zwei Männer und ein Weib mit dem Kinde.

Savery's Maschine, s. Dampfmaschine.

Saves (a. Geogr.), s. v. a. Aves.

Savi (Biogr.), 1) Paolo, venetianischer Bildhauer, der um 1515 an dem ehernen Sarge des Kardinals Zeno in S. Marco zu Venedig Basreliefs fertigte. — 2) Gaetano, Botaniker, Professor zu Pisa; schrieb: Flora pisana, Pisa 1798, 2 Bde.; — Botanicon etrusc., daf. 1808–25, 4 Bde.; — Flora ital., daf. 1818, Fol., u. A.

Savia (a. Geogr.), 1) Stadt der Pelendones in Hispania tarraconensis; — 2) Beiname der Stadt Borysthenis oder Olbia, im europ. Sarmatien; — 3) Beiname von Pannonia secunda.

Savia (Bot.), 1) nach Willdenow, Gatt. der Rutaceae Euphorbiaceae *Rchb.* Einzige Art: S. sessiliflora *Willd.*, Croton sessiliflorum *Sw.*, Strauch auf St. Domingo. — 2) Nach Rafinesque, Pflanzengattung, s. v. a. Amphicarpaea *Dec.*

Saviano, ital. Dorf, Neapel, Prov. Terra di Lavoro, südwestl. von Nola; beträchtliche Seidenraupenzucht; 3900 Einw.

Savie (Säugeth.), Nagethiergatt., s. v. a. Cavia *Ill.*

Savien (Safien, ehemals auch Stustavien genannt), schweiz. Thal, Kant. Graubünten, im Grauenbund, Hochgericht Thusis, erstreckt sich von Süden gegen Norden und zwischen dem westlichen Lugnetzer- und dem östlichen Schamserthal ungefähr 9 Stunden weit, mit einer Breite von höchstens $^3/_4$ Stunden, und öffnet sich durch den engen Schlund Versamtobel,

zwiſchen düſtern, mit Wald bewachſenen Bergabhängen. Es wird der Länge nach vom Savienbach durchfloſſen und iſt v. rauhen Bergen umgeben, hat aber herrliche Weiden und gute Viehzucht. Die Alpenwirthſchaft iſt in dieſem Thal ſo wichtig, daß täglich in demſelben 3 Ctr. Butter, ohne die Käſe, verfertigt werden. Auf den Bergen findet man viele ſeltene Pflanzen, und die Landſchaft hat mehre alterthümliche Schlöſſer. Aus dem Thal führt ein Paß nach dem Lugneß, 2 nach dem Rheinwald, einer nach dem Schamſerthal und einer nach Thuſis. Es liegen darin die 3 Pfarrorte Tenna, Neukirch und Thalkirch in zerſtreuten Höfen; 850 Einw.; bildet ein eigenes Gericht.

Savieſe, ſchweiz. Pfarrdorf, Kant. Wallis, Bez. Herens, in ſehr anmuthiger Lage, 2605′ hoch, 1 Stunde über Sitten, mit weitläufigen Alpen und einer merkwürdigen Waſſerleitung von einer furchtbaren Höhe herab durch Felſenklüfte, wodurch der Ort Waſſer erhält; 1560 E. Von hier gelangt man in den Pfad, auf den man von Sitten her über Champs-Dolins und Champagno zum Sanetſch emporſteigt.

Saviglianо, ital. Stadt, Königreich Sardinien, Diviſion Coni, öſtlich von Saluzzo, zwiſchen der Maira und Grana, in der ſchönen piemonteſiſchen Ebene, an der Straße von Turin nach Nizza; ſchwache Feſtung, 4 kleine Vorſtädte, ſchönes Stadtthor in Form eines Triumphbogens, großer Marktplatz, mit Säulenhallen umgeben, Benediktiner-Abtei, Stiftskirche, mehre Männer- und Frauenklöſter, Hoſpital, Waiſenhaus; Grabmal des Ritters B. von Benjami in der Dominikanerkirche; Fabriken für Tuch, Leinwand, Seidenzeuche, Handel, beſonders mit Vieh; 20,000 (18,700) Einw. Hier und bei dem nahen Foſſano am 4. und 5. Nov. 1799 Gefecht zwiſchen den Oeſterreichern unter Melas und den Franzoſen unter Championet; letztere ſiegten.

Savignac (Geogr.), 1) franz. Dörfer: a) Depart. Arriège, Bez. Foix; Eiſenhammerwerke; — b) Depart. Dordogne, Bez. Nontron; Eiſenhammerwerke; — c) daſelbſt, Bez. Sarlat; Eiſenhammerwerke; — d) S.-Lédrier, daſ., Bez. Nontron; Eiſenhammerwerke; 360 Einw.; — 2) S.-les-Egliſes, Flecken daſelbſt, Dep. Dordogne, Bez. Périgueux, am Isle; 1000 Einw.

Savignano, ital. Marktflecken, Kirchenſtaat, Deleg. Forli, nordweſtlich von Rimini, an der Pluſa, ſchön gelegen; mehre Paläſte, Akademie (Filopatri di Rubiconi), Bibliothek, Münzkabinet, Theater, Hoſpital, Seidenwaarenfabrik; 5500 Einw. In der Nähe lag das alte Compitum.

Savigné (Geogr.), 1) franz. Dörf, Depart. Vienne, Bez. Civray, an der Charente; 2760 Einw.; — 2) S.-l'Evêque, Flecken daſ., Dep. Sarthe, Bez. Mans; Leinweberei; 2820 Einw.; — 3) S.-ſous-le-Lude, Dorf daſelbſt, Bez. la-Flèche; 1140 Einw.; — 4) S.-ſur-Rillé, Stadt daſelbſt, Depart. Indre-Loire, Bez. Tours; 1150 Einw.

Saviguia (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Tetradynamae Septatae Rchb. Einzige Art: S. aegyptiaca Dec., Farsetia parviſlora Spr. Einjährige Pflanze in Aegypten.

Savignies, franz. Dorf, Depart. Oiſe, nordöſtlich von Beauvais; beträchtliche Töpferwaaren-, Fayence- und Zuckerhutformenfabriken; 580 Einw.

Savignon, ital. Dorf, Königreich Sardinien, nordöſtlich von Genua.

Savigny (Geogr.), I. franz. Orte: 1) zwei Dörfer: a) Dep. Manche, Bez. Coutances; 920 Einw.; — b) Dep. Rhone, Bez. Lyon; 1830 Einw.; — 2) zwei Flecken: a) Dep. Cher, Bez. Bourges, an der Yevrette und am Cher-Kanal; 610 Einw.; — b) S.-en-Revermont, Dep. Saône-Loire, Bez. Louchans; 2220 Einw.; — 3) vier Dörfer: a) S.-en-Savières, Dep. Cher, Bez. Sancerre; Ackergruben; 1620 Einw.; — b) S.-en-Véron, Dep. Indre-Loire, Bez. Chinon; 1210 Einw.; — c) S.-les-Beaune (S.-ſous-Beaune), Dep. Côte-d'Or; vorzügliche Weinberge und Weinhandel; 1720 Einw.; — d) S.-le-Sec, Dep. Côte-d'Or; 1110 Einw.; — 4) S.-le-Vieux, Flecken, Dep. Manche, Bez. Mortain, am Devon; Papiermühle; 1310 Einw.; — 5) drei Dörfer: a) S.-ſur-Braye, Dep. Loire-Cher, Bez. Veudôme, an der Braye; Baumſchule und botan. Garten; 3070 Einw.; — b) S.-ſur-Orge, Dep. Seine-Oiſe, Bez. Corbeil; Spinnerei; 590 Einw.; — c) S.-ſur-Seille, Dep. Saône-Loire, Bez. Louchans, an der Seille; 1160 Einw.; — II. ſchweiz. Pfarrgemeinde, Kant. Waadt, Bez. la-Vaux, wildgelegen; 1050 Einw.; ohne ein eigentliches Dorf zu haben, beſteht ſie bloß aus kleinen Weilern und zerſtreuten Hütten auf dem Jura und nährt auf dem undankbarſten Boden das ärmſte Volk im Kanton Waadt.

Savigny (Biogr.), 1) Chriſtoph von, ein Edelmann aus dem ehemaligen Herzogthum Rhetel, iſt uns durch Papillon und de Fontenay bekannt. Erſterer ſchreibt ihm ein Werk zu, welches den encyclopädiſchen Stammbaum und die Verkettung aller Wiſſenſchaften und Künſte enthält und wovon 1619 zu Paris eine 2. Auflage erſchienen ſeyn ſoll. Papillon legt ihm auch die Erfindung bei, Fontenay ſchreibt aber die Zeichnung der von S. in Holz geſchnittenen Abbildungen der freien Künſte dem Jean Couſin zu. Dieſe erſchienen 1619 zu Paris. — 2) Friedrich Karl von, preußiſcher geheimer Staatsminiſter, früher einer der bekannteſten Lehrer des römiſchen Rechts, wurde 1779 zu Frankfurt am Main geboren. Nachdem er ſeine Studien vollendet und 1800 die Doktorwürde in Marburg erlangt hatte, machte er mehrjährige Reiſen durch Deutſchland, Frankreich und das obere Italien und kehrte, mit umfaſſenden Kenntniſſen und Erfahrungen bereichert, nach Marburg zurück, wo er bald Profeſſor der Rechte wurde. Hier ſchrieb er ſein bekanntes Werk „Das Recht des Beſitzes" (6. Aufl., Gießen 1837). Im J. 1808 wurde er nach Landshut berufen und 1810 bei Errichtung der Univerſität zu Ber-

lin einer der ersten Lehrer an derselben. Nachdem er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt worden, wurde er 1816 geheim. Justizrath, 1817 Mitglied des Staatsraths, sowie später des für die Rheinprovinzen errichteten Revisionshofes u. endlich 1842 Minister, welche letztere Stellung er durch die Revolution v. 1848 verlor. Seine Vorlesungen, vorzüglich über Institutionen, verbunden mit römischer Rechtsgeschichte, und über Pandekten fanden bei ihrer Sicherheit und ihrem materiellen Reichthume eine große Anzahl von Zuhörern. S. wird zu den Führern der sogenannten historischen Schule gezählt, wenn man ihn auch nicht als Stifter derselben betrachten kann, so hat er doch den Namen derselben für sich und die Seinigen anerkannt, sich aber zugleich dadurch einen Vortheil zu erwerben gesucht, daß er jener Schule eine angeblich ungeschichtliche entgegen stellte. Seine Ansichten über die Grundlagen des Rechts, welche weder in der Willkür der Menschen als positive Setzgebung, noch in der Gesetzgebung, noch in der Vernunft gefunden werden sollen, hat er in einer Schrift „Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" (Berlin 1814) niederzulegen gesucht und darin die komische Behauptung aufgestellt, daß neue Gesetzbücher weder nöthig, noch möglich seyen, die vorhandenen, wie das österreichische, französische u. preußische, zur allgemeinen Einführung gar nicht geeignet wären und die deutsche Sprache dazu noch nicht einmal reif sey. Daß diese Ansicht schon damals die heftigsten Angriffe fand und von vielen Seiten widerlegt wurde, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen. Wir verdanken S. einen großen Schatz ächt historischer Untersuchungen, von denen er einen Theil in seiner „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" (6 Bde., Heidelberg 1815—31, 2. Aufl. Bd. 1—3, 1834) niedergelegt hat; einen andern Theil derselben findet man in seinen Vorlesungen in der Akademie der Wissenschaften (z. B. Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neuern Europa, Berlin 1836, 4.) und in Abhandlungen in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft", welche von ihm im Verein mit Eichhorn und Rudorff (später Göschen, nachher Klenze) zu Berlin seit 1815 herausgegeben wird. Sein letztes größeres Werk ist das „System des heutigen römischen Rechts" (5 Bde., Berl. 1840—41). Eine seltene Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Eleganz der Darstellung kann ihm selbst von seinen Gegnern nicht abgesprochen werden.

Saville von Eland, Lord, s. **Halifax**.

Savin, J. Ch., Kupferstecher, lebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, stach verschiedene Ansichten, wie solche der Campagna di Roma, gr. 4.

Savin, St. (Geogr.), 1) zwei franz. Dörfer: a) Dep. Isère, Bez. la-Tour-du-Pin; 1620 Einw; — b) Dep. Hautes-Pyrénés, Bez. Argelès; 610 Einw.; — 2) Flecken das., Dep. Gironde, Bez. Blaye; 1950 Einw.; — 3) Stadt das., Dep. Vienne, Bez. Montmorillon, links an der Sartempe; 1450 Einw.

Savinan, span. Dorf, nordöstl. von Calatayud; Oelmühlen, Weberei; 1820 Einw.

Savinanigo, span. Ort, Aragonien, südöstlich von Jaca.

Savincater (a. Geogr.), Volk in Gallia narbonensis, nach Einigen südlich von Dulx, beim j. Tournanceaux, nach Andern bei Embrun.

Savines, franz. Flecken, Dep. Hautes-Alpes, Bez. Embrun, an der Durance; schwarzgeaderter Marmor; 1170 Einw.

Savin common (engl., Bot.), s. v. a. Sadebaum, Juniperus Sabina *L.*

Savini, Pompejo, ein Edelmann aus Urbino, machte sich um 1760—70 in Rom durch seine musivischen Arbeiten in Holz und Stein großen Ruhm. Einige dieser Werke sind erhoben, was vor ihm nie versucht wurde.

Savinien, St., franz. Flecken, Dep. Charente-inférr., Bez. St.-Jean-Angely, rechts an der Charente; kleiner Flußhafen; Fayencefabrik, Getreide-, Wein- und Branntweinhandel; über 3500 Einw.

Savio (Geogr.), ital. Fluß, Kirchenstaat, Deleg. Ravenna; entspr. in Toskana, in den Apenninen, fließt nordöstlich durch Forlì und fällt in das adriat. Meer, nördlich von Cervia (Bocca del Savio).

Savio (de Savii, Biogr.), Camillo, Bildhauer und Medailleur zu Venedig, der in der 2. Hälf e des 16. Jahrhunderts in Erz u Stein arbeitete. Seine Arbeiten waren sehr geschätzt, sowohl der Zeichnung, als der Ausführung wegen.

Saviren (a. Geogr.), einer der hunischen Völkerstämme, s. **Hunnen**.

Savitri (ind. Rel.), s. v. a. Gayatri.

Savj (ital.), Weise, Gelehrte, Rechtsgelehrte, besonders die Konsulenten, Behörde in Venedig (s. d.).

Savo (a. Geogr.), 1) Fluß in Kampanien, mündet 7 Mill. südl. von Sinuessa, zwischen dem Vulturnus und Liberis (Plin. III, 5, 9); j. Saona; — 2) s. v. a. Sabbata.

Savoca, ital. Flecken, Sicilien, Messina, nordöstl. von Taormina, nahe an der Küste; 3000 Einw.

Savoir faire (franz., d. i. zu machen wissen), Geschicklichkeit, Geschäftsklugheit, Gewandtheit.

Savoir vivre (franz., d. i. zu leben wissen), Lebensklugheit, Fertigkeit und Geschicklichkeit im Betragen gegen Andere.

Savoisy, franz. Dorf, Dep. Côte-d'Or, Bez. Châtillon-sur-Seine; Spinn- und Weberei-werkzeugfabriken; 820 Einw.

Savojkäl (schwed., Bot.), s. v. a. Wirsing, Brassica oleracea sabauda *Dec.*

Savolax, Volksstamm und Land, s. v. a. Sawelar.

Savoldo, Giovanni Girolamo, Maler von Brescia, einer der tüchtigsten Meister seiner Zeit, blühte um 1540 zu Venedig, häufig Girolamo Bresciano genannt. Er eiferte mit großem Glücke dem Tizian nach, wie die von ihm vorhandenen, aber nicht zahlreichen Werke beweisen. Er schenkte einige in Kirchen und

Klöster; andere kamen in Gallerien. Sein größtes Bild ist das Altarblatt bei den Predigermönchen zu Pesora mit dem auf einer von der Sonne beleuchteten Wolke thronenden Christus und vier Heiligen im Vordergrunde, die vom landschaftlichen Grunde auf das Täuschendste abstehen. Bei St. Hiob in Venedig rühmt Zanetti eine Geburt Christi, über welche aber schon fremde Hände sich wagten. Sehr wohl erhalten ist ein kleines Bild der Verkündigung in der Gallerie zu Florenz, ein Geschenk des Cav. Puccini. Dann malte er auch Feuersbrünste und Genrebilder. Ein solches ist im k. Museum zu Berlin; ein zwischen alten Mauern hineilendes Mädchen, wie es einen Augenblick das Gewand lüftet und dem Beschauer ein überaus anmuthiges, schalkhaft zierliches Gesicht zuwendet. Ehedem in Fontainebleau und dann im Louvre war das Bildniß des Gaston de Foix, in Spiegeln von allen Seiten gesehen, um zu beweisen, daß die Malerei ein solches gleich der Skulptur zu leisten vermöge.

Savolini, Cristoforo, Maler von Cesena, Schüler von Franc. Barbieri und Christ. Serra, nach Malvasia ein geistreicher Künstler, arbeitete um 1640 in Rimini, wo man in Kirchen Bilder von seiner Hand findet.

Savona (Geogr.), 1) ital. Provinz, Königreich Sardinien, Division Genua, grenzt nördlich an die Prov. Acqui, östlich an die Provinz Genua, südöstl. an den Meerbusen von Genua, südlich und südwestlich an die Provinz Albenga, und westlich an die Prov. Mondovi; wird von den Apenninen so durchschnitten, daß dieselben hier die Wasserscheide zwischen dem mittelländischen und dem adriatischen Meere bilden; dorthin fließen einige Küstenbäche, hierher die beiden Bormida, Nebenflüsse des Po; — 2) Hauptstadt dieser Provinz u. der Riviera di Ponente, am Meerbusen von Genua, am Einflusse des Egabona ins Meer, mit einem Hafen, welcher durch ein (auf einem Felsen im Meere liegendes) Fort geschützt wird und mit meist engen Straßen; Bischofssitz, Kathedrale (reich an Gemälden), 20 andere Kirchen, Gerichtshof, Handelsgericht, Seminar, Collegio, Marinehospital; Fayence-, Tuch-, Waffen-, Seifen-, Glas-, Potasche-, Vitriolfabriken, Seidenweberei, Papier, Parfumerien, Konfituren, Ankerschmieden; Ausfuhr von roher Seide und von Südfrüchten; 12,000 Einw. In den reizenden Umgebungen sind prächtige Landsitze des genuesischen Adels, namentlich in dem schönen Dorfe Albisola. S. ist der Geburtsort des Papstes Julius II. u. des Dichters Chiabrera. Die Franzosen hielten den Papst Pius VII. hier gefangen.

Savonaer, Karl Heinrich, Graf von, s. Verhuel.

Savonanzi, Emilio, Maler von Bologna, besuchte im reiferen Jünglingsalter zuerst die Schule des D. Calvart, ging dann in jene der Carracci über und suchte nach einiger Zeit auch bei Guercino und Guido Reni Zutritt. Als guter Praktiker suchte er mehre Style zu vereinigen, namentlich jenen der Carracci und G. Reni's. In Ancona und zu Camerino sind noch mehre Bilder von ihm. In der Gallerie zu Bologna sieht man eine Grablegung Christi von seiner Hand gemalt, ehedem im Oratorium der Heiligen Simon und Taddäus der genannten Stadt und eines der besten Werke des Künstlers. Er † zu Cremona 1660, im 80. Jahre. J. P. Pasqualini stach nach ihm die heilige Jungfrau mit St. Karl und St. Katharina.

Savonarola (Biogr.), 1) Johann Michael, eifriger Beförderer der arabischen Medicin, um 1390 zu Padua geboren. Johanniterritter, erst zu Padua, dann zu Ferrara Lehrer der Medicin, † nach 1462. Schrieb: Practica de aegritudinibus a capite usque ad pedes, Padua 1794 u. ö.; — Practica canonica de febribus, de pulsibus, de urinis, de egestionibus, de balneis omnibus Italiae, de vermibus, Venedig 1495, Fol. — 2) Hieronymus, einer der edelsten Kämpfer für kirchliche und politische Freiheit, jener großen Menschen einer, die nicht nur die Wahrheit freudig zu bekennen, sondern auch freudig für sie zu sterben wissen, war am 21. September 1452 zu Ferrara geboren. Sein Großvater, Johann Michael S. [s. S. 1)], aus Padua gebürtig, war weit und breit berühmt wegen großer Kenntnisse und Geschicklichkeit und wegen seiner uneigennützigen Menschenliebe, seiner Rechtschaffenheit und Frömmigkeit allgemein geliebt und geschätzt. Durch den Herzog Nicolo von Este nach Ferrara berufen, hatte er dort das Bürgerrecht erhalten. Von seinen zwei Söhnen vermählte sich Nicolo, der jüngere, mit Helena Bonacossi, welche ihm fünf Söhne und zwei Töchter gebar. Der dritte Sohn aus dieser Ehe war Hieronymus (Girolamo) S., dessen reiche Anlagen des Herzens u. Geistes den Vater und den gelehrten Großvater mit freudigen Hoffnungen erfüllten. Beide pflegten mit sorgsamer Liebe die Ausbildung dieser Anlagen; die Hoffnungen der Familie jedoch, in dem Knaben werde sich einst der Großvater verjüngen, erwiesen sich bald als eitel. Hieronymus war ein ganz Anderer, als seine Altersgenossen. Wohl beseelte ihn ein ungemeiner Wissenstrieb; aber nicht nach Erwerbung von Kenntnissen, die ihm später nützlich werden konnten, ging sein Streben allein, es war ein heiliges Ringen nach der Wahrheit selbst, dem Grund und Born alles Wissens. Wenn andere Knaben sich harmlos und fröhlich in Spielen umhertummelten, saß Hieronymus daheim, in die Schriften des Thomas von Aquino vertieft, und ermaß die Gesetze des Denkens als Wege, auf welchen die Sehnsucht seines Geistes in die verborgene Natur der Dinge, in die Geheimnisse des Zusammenhangs zwischen Menschheit und Gottheit eindringen könne. Das Studium der reizenden Sprache Toskana's und ihrer Literatur pflegte er dann als Erholung. So geschah es, daß in dem Alter, was sonst dem Jünglingsauge nur Reize bietet, der Knabe schon überall den Verfall der Freiheit, der Sittlichkeit, sowohl an den Höfen und beim Adel, als im Volk, in den Klöstern, überall Unglauben und Aberglauben, Willkür u. Verknechtung sah. Einsam umherwandelnd, hing er seinem Schmerze darüber

nach, empfand er den ihn überwältigenden Drang, handelnd, verbessernd, neugestaltend in dies ungeheure Wirrsal einzugreifen; und doch ekelte ihn diese Welt, die unrettbar verloren schien. Er suchte eine stille Abgeschiedenheit, wie eine grüne Oase in der Wüste, für sein Gemüth, das in dieser Wüste verschmachtete; er sehnte sich nach der Ruhe in einem Kloster, und doch sah er ja eben auch im Schooße des Mönchthums nichts als grenzenlose Verderbtheit. Trotz dieser Verderbtheit, die er kannte, ward er Mönch; er ward es, weil er, in dem Boden seiner Zeit wurzelnd, eben im Mönchsstande, und nur in diesem, den Wirkungskreis zu finden glaubte, in welchem es ihm möglich werden könne, einen sichren Anfangspunkt zu gewinnen für eine durchgreifende Umgestaltung der sittlichen, religiösen und politischen Zustände, wie sie ihm als Urbild vor der Seele schwebten. Läuterung des Christenthums von Aberglauben, Befreiung des Christenthums von hierarchischer und weltlicher Willkür, Erlösung des Volks durch die wiederhergestellte Sittlichkeit und durch die geläuterte Religion, vollkommene Harmonie zwischen diesen beiden u. der bürgerlichen Freiheit, das waren die Grundgedanken, welche ihn bewegten, das war das Ziel, welches er im Auge hatte. Dies große Ziel zu erreichen, die Majestät des sittlich verjüngten Volkes herzustellen einzig und allein unter der Majestät Gottes, aus der knechtischen Versunkenheit eine christlich-sittliche Republik zu schaffen, dazu hielt er sich für berufen und auserwählt. Und so verließ er denn am 24. April 1475, am Georgstage, wo Ferrara's Bevölkerung von den an diesem Feste herkömmlichen Spielen in Anspruch genommen war, seine Vaterstadt Ferrara ohne Verwissen seiner Aeltern u. ging nach Bologna, um sich daselbst in den Dominikanerorden aufnehmen zu lassen. Seinem Vater that er den Beweggrund zu seinem Entschlusse durch einen zurückgelassenen Brief kund. „Es ist", sagt er darin unter Anderm, „das große Elend der Welt und die Ungerechtigkeit der Menschen, unter denen sich auch nicht Einer befindet, der Gutes thut. Oft sang ich weinend: Hen, fuge crudeles terras, fuge littus avarum. Ich konnte die große Bosheit der verblendeten Völker Italiens nicht ertragen, denn ich sah, daß die Tugenden ganz darnieder liegen und die Laster das Haupt erheben. Das war der bitterste Schmerz, den ich empfinden konnte; da flehte ich jeden Tag zu meinem Herrn Jesus Christus, er wolle mich aus diesem Schmutz aufrichten; und betete inbrünstig: O Herr, lehre mich den Weg, den ich wandeln soll, denn zu dir habe ich meinen Geist erhoben." Im Predigerkloster zu Bologna begann S. seine Laufbahn als Lektor der Metaphysik und Naturgeschichte. Sein innerer Bildungsgang erhielt hier durch das Lesen der Leben der Altväter u. das der heil. Schrift immermehr jene Richtung bestimmt ausgeprägt, welche den Empfindungen u. Ahnungen seines Knaben- u. Jünglingsalters entsprach. Durch erstere lernte er den großen Gegensatz zwischen der Einfalt des christlichen Lebens in den älteren Zeiten des Christenthums und des Mönchthums einerseits und zwischen dem Klosterleben seiner Zeitgenossen andererseits erst recht lebendig erkennen; in der heiligen Schrift aber, in deren Lesung und Erforschung er sich Tag und Nacht versenkte, fand er den einzig sicheren Halt für sich und die Kirche, einen reichen Schatz des Trostes und der Sittlichkeit; in ihr erkannte er die unversiegbare Verjüngungsquelle für das Christenthum. Von Bologna kam er ins Kloster Sta. Maria degli Angioli zu Ferrara, von dort, in Folge eines Krieges zwischen Ferrara und Venedig, 1481 nach Florenz ins Kloster San Marco, dann 1482 in die Lombardei. In Bologna hatte er zum ersten Male die Kanzel bestiegen, in Florenz während der Fastenzeit 1482 gleichfalls gepredigt, aber ohne allen glücklichen Erfolg. In Brescia dagegen, wo er in den Jahren 1483—1484 verweilte, that sich plötzlich die Knospe seiner Lebensbedeutung auf. Mit Verwunderung blickten die Hörer zu dem ernsten dreißigjährigen Mönch hinauf, als von dessen Lippen eine Schilderung des Zustandes der Kirche strömte, wie sie die Welt bisher nur aus dem Munde eines Wicliffe und Huß, eines Pierre d'Ailly, Johannes Gerson und Nicolaus de Clemangis gehört. Von heiligem Eifer für die Würde der Kirche und die Freiheit der Völker entflammt, den Unbußfertigen die unausbleiblichen Strafgerichte Gottes verkündigend, rief der kühne Mönch von der Kanzel herab: „Alles Fleisch hat jetzt seinen Weg verderbt, durch List und durchs Verbrechen der Simonie gewinnen die Päpste ihre Würde; und sitzen sie auf dem heiligen Stuhle, so fröhnen sie Buhlerinnen oder schichten sich Gold zu Hauf. Die Kardinäle, die Bischöfe ahmen solchem Beispiel nach; da ist keine Zucht und Ehrbarkeit; mehr als einer von ihnen glaubt nicht an Gott. In den Klöstern ist alle Zucht verfallen; statt des Eifers im Dienste Gottes waltet die Kälte und Lauheit. Die Fürsten endlich üben tyrannische Willkür, und nicht fehlts ihnen an Helfershelfern bei ihren Räubereien, bei ihrem Ehebruch, bei ihren Kirchenschändereien." Der gelehrte Fürst Giovanni Pico hatte den kühnen Mönch in Reggio kennen und bewundern gelernt; sein Einfluß bewog Lorenzo von Medici, seine Versetzung nach Florenz zu bewirken, die 1489 erfolgte. Florenz schimmerte damals in heiterer Pracht, der Glanz des Hauses Medici schien überzuströmen auf den Staat; da war Reichthum und feuriger Lebensgenuß, da blühten die Künste, da fanden die Wissenschaften und ihre Vertreter vornehme Gönner; in der allgemeinen Feinheit und Glätte der Formen des Lebens war der kirchliche Kultus als Gegenstand des künstlerischen Geschmacks, war die Predigt als Mittelpunkt moderner geistvoller Unterhaltung mit einbegriffen. In diese schimmernde Welt, in diese üppige Fülle des blendenden, bezaubernden Sinnenlebens trat nun der ernste Predigermönch Hieronymus S. Seinen Scharfblick konnte die glänzende Außenseite der Zustände, welche er in Florenz vorfand, nicht täuschen. Er schaute durch die blendende Pracht und Herrlichkeit hindurch in den

Kern und erkannte diesen als faul. Er erkannte, wie das Geschlecht der Medici seit Giovanni, der 1428 gestorben war, planmäßig das Uebergewicht, welches ihm seine großen Reichthümer gaben, zur Erlangung, Erweiterung und Befestigung einer Herrschaft über den Staat benutzt hatte, welcher nur der monarchische Titel fehlte. Vor S.'s Blicken lag das ganze schlaue Streben dieses Geschlechtes wie ein großes, kunstreich gewobenes Netz da, über die Volksfreiheit und über die Volkssittlichkeit hingeworfen. Wie jeder Andere wußte er, wie klug es die Medici angefangen hatten, daß alle Volkswahlen in ihre Hände hatten kommen müssen, er wußte, wie es ihrem Einfluß gelungen war, die Stützen der Freiheit listig und unscheinbar zu untergraben, er sah, wie dies Geschlecht sich mit herrschenden Fürstenhäusern durch Verschwägerungen verband, er war in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Florenz Zeuge gewesen der schamlosen Ränke, durch welche die mit den Medici unter einer Decke steckenden Staatsbeamten die Zinsen der öffentlichen Schuld von 3 Procent auf die Hälfte herabsetzten, den Werth der 100-Thaler-Assignaten der sogenannten „luoghi de'monte") von 27 auf 11½ Thaler herabbrachten und noch viel Aergeres zum Verderben des Staats und der Familien vollführten, — damit die Medici ihr Vermögen retten konnten! Und doch war Alles dies noch nicht das Schlimmste. Das Allerschlimmste, was S.'s Scharfblick, welcher tief in die Verhältnisse eindrang, wahrnehmen mußte, war die planmäßige Einlullung und Entnervung des Volkes durch sinnlichen Genuß und Leere Aeußerlichkeit. S. machte aus seinem gerechten Hasse gegen Lorenzo von Medici kein Hehl. Anfangs hatte er bloß seinen Klosterbrüdern als Lektor Vorlesungen gehalten, und zwar im Klostergarten von San Marco unter einem Rosenstrauch; bald kamen aber auch viele gelehrte Laien dazu und hörten ihm zu. Der Kreis der Zuhörer erweiterte sich rasch; auf ihre Bitten hielt er nun Vorlesungen — und zwar vom August 1489 an über die Offenbarung Johannis — in der Kirche. Immer größer wurde das Auffehen, welches seine Vorträge erregten; mächtig angezogen von dem Geiste, der sie beseelte, strömte das Volk in die Kirchenhallen, welche die Menschenfülle kaum zu fassen vermochten. Die Herzen schlugen wie von höherer Hand berührt, wenn S. die große Aufgabe seiner Zeit aussprach: „die Kirche Gottes muß erneuert werden", wenn er in prophetischer Begeisterung das Gericht Gottes verkündigte, das über dem entweihten Garten Gottes Italien schwebe, wenn er den Tausenden von Zuhörern zurief: „das Schwert des Herren wird bald und schnell über die Erde kommen!" Lorenzo von Medici fing gar bald an, vor diesem Predigermönch zu zittern, welcher Gott allein als höchsten Herrn des Volkes anerkannte, welcher das ganze mühsam vorangebrachte mediceische Werk der Volksentnervung durch Sinnlichkeit mit starker Hand plötzlich aufhielt, welcher das Volk zurückführte zum Bewußtseyn seiner ureigensten Kraft, die es in der Sittlichkeit habe, welcher es dem Volke klar machte, was es mit dieser Kraft vermöge, wenn es sie nur wieder heraufraffen wolle aus ihrer Verlorenheit im eitlen Sinnengenuß. Lorenzo fühlte die Gefahr, welche S. über das Geschlecht der Medici heraufbeschwor und bot Alles auf, um ihr zu begegnen. Da er einsah, daß offne Gewalt wider S. nicht zum Ziele führe, versuchte er es, ihn zu gewinnen. Es war hergebracht, daß ein neuer Prior dem Staatsoberhaupt (und als solcher galt Lorenzo) wenn auch nicht förmlich huldigte, so doch es begrüßte und ihm das Kloster ehrfurchtsvoll empfahl. S., zum Prior von San Marco gewählt, that dies nicht, obgleich die Brüder ihn darum baten. Lorenzo suchte nun S.'s Höflichkeit — zu erschleichen. Er ging nach San Marco, die Messe zu hören, und wandelte dann im Klostergarten auf und ab. Die Mönche gingen nun zu ihrem neuen Prior und berichteten ihm, Lorenzo befinde sich im Garten. „Hat er mich verlangt?" fragte S., und als die Brüder mit Nein antworteten, fuhr er gleichmüthig fort: „Nun wohlan, so lasset ihn luftwandeln." Lorenzo, unabgeschreckt, versuchte noch Andres, den strengen Mann des Volkes zu gewinnen; sein Kanzler mußte eine bedeutende Summe in Gold in die Almosenkasse von San Marco geben. S. aber sandte, als die Kasse geöffnet war, das Gold an die Almosenpfleger von San Martin. In Lorenzo's Auftrag, angeblich aber im eigenen Namen, kamen einst 5 Bürger zu S. und baten ihn um des Friedens willen und im Interesse seines Klosters, er möge doch fortan anders predigen, als bisher. S. erwiederte ihnen: „Was ihr auch vorgebt, ich weiß, euch hat Lorenzo zu mir geschickt. Sagt ihm in meinem Namen: Zwar ist er ein Florentiner und der Erste des Staats, ich bin ein Fremder und ein armer Mönch; doch wirds so kommen, daß er von hinnen gehen muß, und ich bleibe hier stehen." Und also geschahs. Je eifriger S. fortfuhr, wider die Feinde des Volks, geistliche und weltliche, zu predigen, um so mehr wuchs seine Gunst beim Volke. Vergeblich suchte ihm Lorenzo einen andern Prediger, den Augustiner Mariano da Genezzano, gegenüber zu stellen, welcher S. in öffentlicher Predigt widerlegen und dessen Predigtweise als gefährlich darstellen sollte. Demgemäß predigte Mariano über den Text: „Es gebühret euch nicht, zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat." Acht Tage später predigte S. über denselben Text und trug in der öffentlichen Meinung einen vollkommenen Sieg über Mariano davon. Dieser, dessen Ehrgeiz tief gekränkt war, begab sich später nach Rom, wo er mit glühendem Haß an S.'s Verderben arbeitete. Als Lorenzo von Medici 1492 die Nähe seines Todes fühlte, ließ er den Prior von San Marco an sein Sterbebette rufen, um sein Sündenbekenntniß zu vernehmen. S. war dazu bereit, forderte aber zuvor die Gewährung dreier Dinge. Die erste Bedingung, welche S. ihm stellte, „er müsse den Glauben haben", besagte Lorenzo, bei der zweiten, „er müsse Alles, was er unrechtmäßigerweise Andern genommen,

zurückerstatten", versprach er nach kurzem Bedenken: „er werde dies thun, oder, wenn ers nicht selbst könne, seine Erben damit beauftragen"; als aber S. die dritte Bedingung aussprach: „Lorenzo, gib dem Vaterlande die Freiheit wieder!" erwiderte Lorenzo nichts und drehte sich um; S. aber wandte sich auch von ihm ab und verließ das Gemach. Bald darauf verschied Lorenzo von Medici, am 9. April 1492. Drei Monate nach ihm endete auch Papst Innocenz VIII., und ein noch schlimmerer Mann bestieg den päpstlichen Stuhl, nicht durch Wahl, sondern durch öffentliche Erkaufung der Stimmen aller Kardinäle bis auf fünf! Es war der Spanier Roderigo de Lenzuoli, ein Borgia, der als Papst den Namen Alexander VI. annahm. In diesem Papste, der an keinen lebendigen Gott glaubte, und in seinem Geschlechte enthüllte sich vor aller Welt die grenzenlose Verruchtheit, welche längst an demselben röm. Hofe herrschte, auf welchen die Christenheit mit Andacht und Ehrfurcht hinzublicken gewohnt war. Ein Mann mit Lastern und Verbrechen jeder Art beladen, dem nichts heilig war, hieß der „heilige Vater". Aber gerade ein solcher Mann mußte Papst werden, damit der alte Wunsch der Christenheit nach einer Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern erst recht frischen Antrieb und kräftige Gründe erhalten konnte. Nun erst waren S.'s gewaltige Predigten auch vor allen Jenen, welche lange gezweifelt hatten, aufs Vollständigste gerechtfertigt, und mit steigender Begeisterung setzte er sein Werk fort, unablässig zur Erneuerung der Kirche aufrufend. Doch auch in den politischen Verhältnissen Italiens traten inzwischen Veränderungen ein, in deren Folge S. für die zweite Hälfte seiner Lebensaufgabe, die Befreiung des Volkes von der medicäischen Herrschaft und für die Einführung einer Volksverfassung in Florenz, wirken konnte. Ludovico Sforza von Mailand, genannt Moro, gab den Anstoß zu Verwickelungen, in welche auch Pietro von Medici, der Sohn Lorenzo's, und Florenz hineingezogen wurden. Pietro verbündete sich mit Neapel, Ludovico Moro mit dem Papst und mit Venedig (1493), und in der Hoffnung, beim Ausbruch eines allgemeinen Krieges seine Herrschaft erweitern zu können, vermochte er den mehr eitlen als thatkräftigen König Karl VIII. von Frankreich zu dem Entschlusse, die alten Ansprüche des Hauses Anjou auf den Besitz der Krone von Neapel mit bewaffneter Hand zu erneuern. Karl beschloß einen Heereszug nach Italien, rückte unaufhaltsam aus der Lombardei ins Toskanische vorwärts, erstürmte die florentinische Festung Fivizano, ein Ereigniß, das in Florenz wie ein Blitzstrahl traf und zündete. Pietro, die über seinem Haupte schwebende Gefahr nicht verkennend, eilte ins Lager des Königs, um für Florenz Frieden und Bündniß mit ihm abzuschließen. Es gelang ihm um schmähliche Bedingungen. Die Festungen Pietrasanta, Serezana und Serezanello, so wie die Feste von Pisa und der Hafen von Livorno sollten bis zur Beendigung des Krieges im Besitz der Franzosen bleiben und Florenz dem König ein Darlehen von 200,000 Dukaten machen. Der Abschluß dieses Vertrages, welcher die Ehre des Staates so leichtsinnig und feig preisgab, steigerte die Erbitterung gegen den Mediceer, und während sich S. im Auftrage des Staats mit vier andern Oratori in das Lager des Königs begab, um günstigere Bedingungen zu erlangen, brach in Florenz der Sturm gegen Pietro los. Mehre obrigkeitliche Personen verwehrten ihm den Eingang in den Palast der Signoria, und als sich gleichzeitig das Gerücht verbreitete, bewaffnete Schaaren in Pietro's Solde zögen heran, ertönte der Ruf: „zu den Waffen", dem so wirksame Folge geleistet ward, daß die Mediceer aus der Stadt flüchteten, während ihre Paläste und die Häuser ihrer Freunde geplündert wurden. S. war an diesem Tage (9. Nov. 1494) von seiner Reise zum König Karl VIII. noch nicht zurückgekehrt; aber kaum befand er sich wieder in Florenz, als er seinen ganzen Einfluß aufbot, um die Aufregung zu beschwichtigen und viele Männer der mediceischen Partei dem gewissen Untergange zu entreißen. Am 17. Nov. zog König Karl VIII. von Frankreich in Florenz ein, nicht wie ein Freund und Beschützer der Stadt, sondern in der That ganz mit so stolzem Wesen, wie ein Sieger, ja wie ihr Oberherr. Zwar ließ er endlich seine Ansprüche auf die Oberherrschaft über Florenz, auf das Recht der obersten Gerichtsbarkeit fallen, stellte aber die demüthigendsten Bedingungen und drohte selbst, ein keckes Wort eines florentinischen Bürgers alle Einwohner der Stadt mit dem Leben bezahlen zu lassen. Angstvoll wandte sich die Signoria an S. Dieser, durch brünstiges Gebet hoch gekräftigt, schritt, das Kruzifix in der Hand, zum zürnenden König, der ihn achtungsvoll empfing. „Ehre mich nicht", sprach S. unter Anderm zu ihm, „sondern den, welcher der König der Könige, der Herr der Herren ist, welcher die Welt erheben läßt und welcher nach seinem Willen und nach seiner Gerechtigkeit den Königen den Sieg gibt, Ihn, der dich aufreiben kann mit sammt all deinem Kriegsvolk, wofern du den Plan, welchen du gefaßt hast, nicht aufgibst. O gib ihn auf! Dir sey das genug, was du haben kannst, das Herz des Volkes!" Der König, bewegt, willigte in einen Vergleich, welchen beide Theile am folgenden Tage, den 26. Nov., unterzeichneten und auf dem Altar beschworen. Trotz dieses Vergleichs traf der König keine Anstalten, Florenz zu verlassen, und abermals war es S., an welchen sich die Signoria in ihrer Besorgniß wandte. Seine kühne Beredsamkeit verfehlte des Eindrucks nicht, zumal da auch d'Aubigny, der Generalkapitän des Heeres, dem König rieth, die zum Erfolge wichtige Zeit nicht zu versäumen; am 28. Nov. brach Karl VIII. von Florenz auf und zog gen Süden, nach Rom und Neapel. Kaum athmete Florenz, von seiner Gegenwart erledigt, frei auf, als zunächst alle Gedanken auf die Einrichtung und Feststellung der Staatsverfassung gerichtet waren. Als bei der Neuwahl der

„Accopiatori“, denen die Wahl der höchsten Obrigkeiten anvertraut war, mehre dieser auf ein Jahr gewählten Beamten sich weigerten, vor Ablauf dieser Frist abzutreten, war es wieder S., der mit hohem Sinn, mit klarem Blick, mit festem Willen, mit kräftiger Ueberredung dazwischentrat, um auszugleichen und zu versöhnen. Auf seine Bitten verzichteten einige Accopiatori auf die Fortbehauptung ihres Amts, worauf die andern ihrem Beispiel folgten. Bei den Verhandlungen über die neue Staatsverfassung traten besonders zwei Parteien hervor, von denen die eine dieselbe auf den Grundsatz der entschiedenen Gleichheit der Bürger untereinander und ihrer Gleichberechtigung gestellt wissen und somit das demokratische Princip verwirklichen wollte, die andere dagegen das aristokratische ins Leben zu rufen strebte. In diesem Kampfe der Parteien gab S. mit dem ganzen Einfluß, der ihm zu Gebote stand, den Ausschlag, und zwar für eine reine Volksverfassung. In Gegenwart der Signoria und der andern Obrigkeiten, so wie vor allen Männern des Volks (Frauen und Jünglinge waren ausgeschlossen) entwickelte er auf der Kanzel die Grundzüge der neuen, auf die Volksmajestät gegründeten Staatsverfassung von Florenz. Um eine durchgreifende ausgleichende Versöhnung aller jener Staatskräfte zu bewirken, welche sich bisher dem Staatsganzen entzogen hatten, indem sie sich im Parteikampf wechselseits aufrieben, beantragte S. eine allgemeine Amnestie, in welcher namentlich auch die Anhänger der vorigen Regierung einbegriffen seyn sollten. Was die Form der Verfassung betrifft, so sollte eine „allgemeine Regierung“, eine „durchaus im Volke selbst ruhende Regierung“ hergestellt werden, an welcher jeder Bürger Antheil zu nehmen das Recht habe. Dies waren die allgemeinen Grundzüge der Verfassung einer christlichen Republik, wie S. sie aufstellte. Wie groß auch sein Ansehen in Florenz war, sein Vorschlag fand gleichwohl nicht allgemeine Zustimmung. Zunächst war es gerade die Amnestie, gegen die sich viele Stimmen erhoben. S. ermattete aber in seinem großen Streben nicht und brachte es dahin, daß, als herrliches Gegenstück zur Amnestie, ein Gesetz eingeführt wurde, welches Jedem, der von der Signoria oder von den „Achten“, oder von irgend einer Obrigkeit wegen eines Staatsverbrechens verurtheilt worden war, das Recht der Berufung an den großen Rath einräumte. Weniger Anstand hatte gleich von Anfang her sein Vorschlag im Betreff des „allgemeinen Raths“ gefunden. Aber S. hatte kaum die Freude, daß er durch die Einführung der von ihm vorgeschlagenen freien Volksverfassung das Ziel seines Lebens erreicht habe, als er sich auch schon gestehen mußte, das Volk sey noch nicht sittlich erkräftigt genug, um sich der List herrschsüchtiger Aristokraten zu erwehren. Während diese einerseits eben die freie Verfassung mißbrauchten, um Menschen, welche ihnen als Werkzeuge dienen sollten, ohne daß diese es selbst wußten, an die Regierung zu bringen, erhob sich anderseits auch ein offener Widerstand. Und zwar richtete sich dieser unmittelbar gegen die Person S.'s und gegen dessen sittliche Reformen. Auf den Antrieb der Feinde der Freiheit bildete sich eine Partei der „Arrabiati“, welche die Volkspartei durch die Bezeichnung der „Weinerlichen“ (Piagnoni) lächerlich zu machen und die ganze neue Verfassung als eine mönchische zu verdächtigen suchte. Allerdings trug auch die Partei S.'s selbst dazu bei, den Verdacht, als verkehrte sie alle Freude, zu bekräftigen, indem sie die Aristokraten und Alle, welche aus Trotz gegen sie nun erst recht dem üppigsten Lebensgenuß sich rücksichtslos hingaben, als Unchristen bezeichnete. S. selbst war allerdings tief innerlich religiös, alle Sittlichkeit erkannte er in der Religion enthalten; aber das theokratische Element faßte er nur im Sinne einer heiligen Gottesherrschaft, bei welcher die Freiheit bestehen konnte und sollte, nicht aber im Sinne der jüdischen und römischen Priesterherrschaft auf. Im Gegentheil trat er eben gegen diese, nachdem die politische Freiheit von Florenz errungen war, erst mit der vollen Entschiedenheit seines Denkens und Wollens als muthiger Vorkämpfer auf, weil er in ihr die Quelle aller Entartung der Kirche, aller Entsittlichung und Verknechtung Italiens erkannte. In S.'s Augen war Alexander VI. der Feind, welcher vernichtet, er war der Verbrecher, welcher bestraft werden mußte, wenn das Reich Gottes verwirklicht werden sollte. Als er nun aber offen und ehrlich, Stirn an Stirn, den Kampf auf Leben und Tod mit dem Papst im Namen Italiens, im Namen der ganzen Christenheit, im Namen der Menschheit begann, verbanden sich die Feinde der politischen Freiheit und die Feinde der sittlichen Reform mit dem Feinde dieser beiden und der religiösen Freiheit, verband sich die weltliche Macht mit der geistlichen Weltmacht zum Sturz eines einzigen Mannes, der nichts besaß, als seine Kutte und seine Bibel und sein festes Vertrauen auf seine gute Sache. S., wohlwissend, wer und wo seine Feinde waren, und daß ihr Haß nur mit seinem letzten Athemzuge verlöschen würde, zitterte dennoch nicht; ernst und ruhig sah er gen Himmel nach dem reinsten Trostessterne der Freiheit, der über so viel geistigem und leiblichem Jammer auf Erden schimmerte, fest und sicher schritt er seinem Ziele zu. Das Urbild einer Kirchenerneuerung, wie es ihm im Großen vorschwebte, wollte er erst im Kleinen verwirklichen. Er begann mit der Erneuerung des Klosterlebens. Er wollte ein Musterkloster ins Leben rufen, in welchem die ganze christliche Welt ein Bild urchristlicher Sittenreinheit, Thätigkeit und Brüderlichkeit, allerdings in den Formen des Mönchthums, erblicken sollte. Diesen Plan mußte er freilich aufgeben, weil nur wenige Brüder seines Ordens seine Begeisterung theilten; dagegen gelang es ihm, die ursprünglich zur toskanischen Provinz seines Ordens gehörigen und später zur lombardischen Kongregation gezogenen Klöster San Marco zu Florenz und San Domenico zu Fiesole von der lombardischen Kongregation wieder zu trennen, und nun übernam er es, sie zu bewegen, daß sie sich einer sittlichen Reform

unterzogen; ja es gelang ihm sogar, die päpstliche Autorität zu gewinnen; freilich ahnte der Papst den Kern der Bedeutung nicht. Eben diese Errungenschaft aber wurde nun der Wendepunkt seiner ganzen Wirksamkeit. Alle Diejenigen nämlich, welche durch eine entschiedene Durchführung derselben in ihren besonderen Interessen bedroht waren, erkannten nun mit Schrecken, daß S. mehr als ein frommer Schwärmer sey; aus dem Kleinsten, womit er begann, schlossen sie ganz richtig aufs Größte, was er vollenden wollte. Da waren nun Ludovico Moro, Pietro von Medici, der König von Neapel, die lombardische Kongregation, denen allen es nicht gleichgültig seyn konnte, ob S. unangefochten weiter schritt. Besonders nährte Ludovico Moro von Mailand einen glühenden Haß gegen S., dessen ungemeiner Einfluß seinen politischen Plänen in den Weg trat, und dieser mußte sich steigern, wenn er die prophetischen Worte S.'s vernahm: „Es würden die Hühner kommen und den Fuchs auffressen!" Diese und andere Feinde S.'s wendeten sich zunächst an den Papst und brachten es dahin, daß er dem S. das Predigen für die nächste Fastenzeit (1495) untersagte und ihm befahl, Florenz zu verlassen. S. war bereit, zu gehorchen; aber die Obrigkeiten, besonders die „zehn Pfleger der Freiheit und des Friedens" verwandten sich für S. beim Papst und erwirkten dessen Befehl, die Fastenpredigten zu halten und wenigstens bis zur Osterzeit in Florenz zu bleiben. S. ließ sich weder durch jene Ungnade, noch durch diese Gnade des Papstes abhalten, seinen Weg beharrlich fortzuwandeln; vielmehr mußte sich, wenn er auf diesen „Unfehlbaren" in Rom hinblickte, welcher heute widerrief, was er gestern als „Statthalter Christi" beschlossen und am darauf folgenden Tage den Widerruf abermals widerrief, in seinem Herzen voll Sehnsucht nach sittlicher Wiedergeburt der Kirche die Thatkraft nur noch ungestümer regen. Wie jene zürnenden Propheten des alten Bundes stand S. auf seiner Kanzel zu Florenz und sprach das Verderben der Kirche schonungslos aus. „Seht die moderne Kirche!" sprach er, „nicht von lebendigen Steinen ist sie erbaut auf dem Grunde des Glaubens; nein! schön angestrichen ist sie, übergüldet, voll äußerer Ceremonien, mit herrlichen Gewändern, mit silbernen und goldenen Leuchtern, mit großen Prälaten, die mit ihren Bischofsmützen, glänzend von Gold und Edelsteinen, in kostbaren Meßgewändern prangen. Da ist süße Musik, die das Ohr bezaubert. Da ergötzt sich das Volk an all der Eitelkeit und meint wohl gar, die Kirche Christi habe nie so herrlich geblüht. Aber ich seh's im Geist: das Dach wird einstürzen über ihr, und die schweren Sünden der Kirchendiener und der Fürsten wird sie Alle begraben mitten unter dem Festgepränge." Wegen dieser und ähnlicher Angriffe berief der Papst den kühnen Mönch nach Rom, um den unversöhnlichen Feind seiner Person und seines Systems in seiner Gewalt haben und zermalmen zu können. Käme er nicht, so sollte ihn die Strafe der Exkommunikation, brächte ihn die Signoria nicht zum Gehorsam, so sollte Florenz das Interdikt treffen. Aber dieser Blitzstrahl, der einst die Völker geschreckt, schreckte im Augenblick nicht so sehr; die öffentliche Meinung, welche den S. in Schutz nahm, imponirte selbst den Papst so sehr, daß er nicht nur die Forderung nach Rom zurücknahm, sondern es auch S. anheimgab, ob er, vor seinem Gewissen allein zu Recht stehend, ferner predigen wolle oder nicht. S. entschloß sich vor der Hand für das letztere und betrat vom 23. Juli bis zum 11. Okt. die Kanzel nicht. Mit Selbstgenugthuung konnte er, indem er eine kleine Pause freiwillig einhielt, auf die Erfolge seiner bisherigen Wirksamkeit blicken. Diese Erfolge waren, trotz aller Gegenbestrebungen, in der That ungemein groß, und zwar gerade in Bezug auf die sittliche Reform, welche S. ja als die Bedingung, als die einzig sichere Grundlage aller politischen und religiösen Reform betrachtete. Wie mit übernatürlicher Gewalt beherrschte er die Gemüther des Volks; von nah und fern strömte Jung und Alt herbei, seine Predigten zu hören. Oft lagen die Fremden schon vor Tagesanbruch vor der Kirchenthüre; die Bürger von Florenz nahmen sie wie Brüder auf, oft ihrer zwanzig bis vierzig; sie labten und speisten die Hungernden, welche hereinkamen, und führten die Verschmachtenden ins Spital. Die Nachwirkung von S.'s Predigten reichte bis tief ins Familienleben hinein, vereinfachte, versittlichte, veredelte die hochzeitlichen Freuden, reinigte das öffentliche Leben von Wollust und Spiel. Allerdings artete diese wohlthätige sittliche Wiedergeburt auch aus, und zwar durch den Eifer Derjenigen, welche, zur Schwärmerei über alles Maß hinausgerissen, nicht etwa bloß von den Genußmenschen mit dem Spottnamen der „Kreuzfresser" oder „Evangeliumsfresser" belegt wurden, sondern sich auch durch übertriebene Weltentäußerung und durch einen an Frömmelei grenzenden Eifer vor den Augen der Unbefangenen lächerlich machten. Waren ihre Uebertreibungen dem S. selbst nicht unmittelbar in Rechnung zu schreiben, so fand man doch gar bald einen noch triftigeren Anlaß, auf welchen hin seine Stellung in der öffentlichen Meinung erschüttert werden konnte, einen Anlaß, der von ihm selbst ausging. Er vereinigte nämlich eine Anzahl von adeligen Jünglingen in eine ordensähnliche, engere Genossenschaft, welcher sein begeisterter Freund und Ordensbruder Domenico da Pescia als geistlicher Führer vorstand. Der Grundgedanke dieses Verbandes war abermals, im kleinen Kreise das Beispiel der Rückkehr zum urchristlichen Leben aufzustellen, wobei allerdings die Formen des Klosterlebens ihren Einfluß übten. Die jungen Männer standen in Zucht, unter gewissen Führern, Ermahnern, Friedensstiftern, wozu noch Inquisitoren kamen. Diese Inquisitoren gingen in die Häuser und baten sowohl Männer als Frauen, allerdings mit größter Bescheidenheit, um Ablieferung aller derjenigen Gegenstände, welche als eitle Wollust galten und mit dem Worte „Anathema" bezeichnet wurden, z. B. Gemälde und Schriften, welche man wie die Werke Boccaccio's für frivol

hielt, Karten und Würfel, musikalische Instrumente u. dgl.; erhielten sie diese Gegenstände, so sprachen sie den Segen über das Haus; was sie erhalten, häuften sie dann am Karnevalstage auf offenem Markte auf, dann zogen sie, Psalmen singend, um diesen Scheiterhaufen und steckten denselben unter Posaunenklang in Brand. So sehr wir auch diese Versuche belächeln mögen, so beruhten sie doch auf einer Grundwahrheit, auf der Nothwendigkeit einer der Kirchenerneuerung vorangehenden, durchgreifenden Umgestaltung aller gesellschaftlichen Zustände, für welche jene kleine Genossenschaft das Urbild darstellen sollte. — S.'s Einfluß wuchs, je eifriger seine Feinde ihn haßten. An ihn wandte sich die Signoria von Florenz in einer schweren Zeit, da alle Gemüther von bangen Sorgen erfüllt waren, daß er dieselben durch seine Predigt beruhige. Er that am 28. Okt. 1496. Sein Ansehen stieg, als er 1497, da Pietro von Medici mit Kriegsvolk vor Florenz lag, zu Girolamo Benivieni die Worte sprach: „Gehe hin und sage der Signoria von mir: wir werden gemeinschaftlich für die Stadt bitten; bis an die Stadtthore wird Pietro kommen, aber nicht weiter und erfolglos dann umkehren," eine Verheißung, die buchstäblich eintraf. Aber nicht in Florenz allein, auch in Lucca, in San Prato, in Geminiano, in Bologna, in Pisa wirkte S. durch erschütternde Predigten für die Sittenreinigung, als Grundlage der Kirchenerneuerung. Der Ruf von seinen Gaben, von seiner Frömmigkeit, von seiner ungemeinen Gewalt über die Gemüther, von seinen hohen Zwecken drang über Italien hinaus nach Lyon, nach London. In Deutschland, wo sich seit dem Märtyrertode des edlen Huß in Tausenden von Herzen das Verlangen nach Kirchenverbesserung immer mächtiger regte, blickten viele wackre Männer auf den Zeugen der Wahrheit, der das, was sie fühlten, kühn aussprach, und mancher Brief kam ihm, worin er aufgemuntert ward, sein großes Werk unter Gottes Beistand fortzuführen. Selbst in Konstantinopel, wo 1453 der Islam siegreich eingezogen war, war die Kunde vom Prediger in Florenz erschollen; der Sultan verlangte seine Schriften kennen zu lernen, seine Predigten über Amos und Zacharias wurden ins Türkische übersetzt. Um so mehr erwachte nun auch am römischen Hofe neuerdings die Besorgniß vor dem Manne, welcher mit so glühendem Eifer die Kirchenerneuerung betrieb. Alexander VI. hatte nach den ersten Versuchen, S.'s Wirksamkeit zu hemmen, die ganze Angelegenheit entweder leichtsinnig vergessen, oder aber aus Klugheit wenigstens den Schein angenommen, als ob er sie getrost auf sich beruhen lassen könne; ihm, der keinen Begriff von Tugend und Sittengesetz hatte, konnte die sittliche Reform, welche S. betrieb, nur gleichgültig oder lächerlich seyn. Da schreckte ihn plötzlich eine Predigt S.'s, worin „das römische Babel" und die Sittenverderbtheit der Geistlichkeit gezüchtigt wurden, aus seiner Sicherheit auf. Er forderte sogleich einen gelehrten Bischof, welcher dem Dominikanerorden angehörte, zu einer Widerlegung S.'s auf. Dieser aber rieth ihm, er möge sich lieber S. zum Freunde machen und mit dem Kardinalshut sein Stillschweigen erkaufen. Sofort beauftragte der Papst den Maestro del sagro palazzo, Ludovico von Ferrara, nach Florenz zu reisen, mit S. zu disputiren und, wenn es ihm nicht gelänge, denselben zu besiegen, ihm den Kardinalshut unter der Bedingung anzubieten, daß er aufhöre, den Sturz der römischen Hierarchie zu prophezeien. Drei Tage lang disputirte Ludovico von Ferrara in Florenz mit S., und als es ihm nicht gelang, denselben durch siegreiche Gründe zu überwinden, eröffnete er dem seinem Gegner das Anerbieten des Papstes. S. erwiederte aber von der Kanzel herab: „Ich begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums, der von meinem eigenen Blute geröthet werden wird"! Der Eindruck, welchen diese Beharrlichkeit S.'s selbst auf ein Gemüth, wie das Alexanders VI. machte, war so mächtig, daß er befahl: „Niemand solle ihm fürderhin weder im Guten, noch im Bösen von diesem Manne etwas sagen." Obgleich dadurch Alexander das ernste Bild eines großen und reinen Mannes von sich fern halten wollte, daß es ihn nicht auffstöre aus seinem üppigen Sinnenleben, zwang S. selbst ihn dazu, seiner zu gedenken. Er bedrohte nämlich das ganze morsche Gebäude des Papstthums mit einem Angriffe, vor dem es zusammenstürzen mußte. Er rief auf zur *Versammlung eines freien christlichen Koncils*, als der lebendigen Vertretung der wahren christlichen Kirche. Wohl wußte der Papst, daß, wenn ein solches freies, allgemeines Koncil wirklich zu Stande komme, es der Gerichtshof seyn würde, vor welchem das seit Jahrhunderten an der Christenheit begangene Unrecht: Roms, die Verdüsterung des Christenthums durch Aberglauben und zahllose Mißbräuche, die grenzenlose Sittenverderbtheit des römischen Hofes, die schamlose Ausplünderung der Völker durch denselben verurtheilt werden würde, der Gerichtshof, vor welchem der angemaßte Primat des Bischofs von Rom verschwinden würde unter der Gleichberechtigung aller christlichen Bischöfe, das Ansehen Neu-Roms als Mittelpunkt der Welt erlöschen würde vor den Rechten der Völker auf Nationalkirchen. S. schrieb zu diesem Zwecke an die Fürsten, als Schutzherren der Kirche, an die Könige von Spanien, von Frankreich, von Ungarn und England, an den deutschen Kaiser, und beschwor sie im Namen Gottes, ihre Pflicht zu erfüllen. „Gott wills," schrieb er an den König von Spanien, „daß jetzt Alles kund werde. So wißt es denn! Ich bezeuge es euch: dieser Alexander VI. ist kein Papst und darf nicht als Papst anerkannt werden. Denn nicht bloß hat er mit schändlicher Simonie den päpstlichen Stuhl erkauft; nein, seiner Laster Zahl ist unmaßen, nicht bloß der offenkundigen, sondern auch der verborgenen; doch ich will sie zu rechter Zeit ans Licht hervorziehen. Ja, ich sag es euch: er ist kein Christ, er glaubt nicht an einen allmächtigen Gott." — „Ich beschwöre euch", rief er den Monarchen zu, „setzet alle Nebenrücksichten bei Seite, sehet gänzlich ab von all euren Streitigkeiten unter einander! Wirket zusam-

men mit vereinten Kräften, auf daß ein freies Concilium zur endlichen Befreiung der Christenheit von so viel Jammer und Aergerniß gehalten werde. Was mich selber betrifft, so will ich die Sache solchem heiligen Concil mit Gründen, die nicht zu widerlegen sind, darstellen. Verachtet den Befehl Gottes nicht, zieht die Rüstung Christi an.“ Aber vergeblich hatte S. auf die Theilnahme der Fürsten für das große Werk gehofft, er hatte vergebens erwartet, wenn nicht die Gotteefurcht, Begeisterung für einen großen Zweck, Gewissenhaftigkeit für ihre Völker, so werde doch ihr eigenes Ehrgefühl sie erinnern, ein weltgeschichtliches Werk in die Hände zu fassen. S.'s Briefe blieben von allen den Gewaltigen der Erde, an welche er sie sandte, unbeachtet. So mußte sich denn S. überzeugen, daß er einer Weltmacht gegenüber allein da stand. Bald sollte S. aber auch empfinden, wen er im heiligen Muthe der edelsten Begeisterung zum Kampf auf Leben und Tod herausgefordert. Ludovico Moro, S.'s unversöhnlicher Feind, wars, durch welchen Alexander VI. die erste Nachricht von dem gefährlichen Angriff des Reformators in Florenz auf das Papstthum erfuhr. Ludovico Moro hatte, um sich S.'s zu entledigen, bereits Mörder gedungen; er hatte dessen Ansehen beim Volke durch Franciskaner zu erschüttern versucht. Durch einen seiner Spione gelangte er nun in den Besitz eines jener Briefe S.'s an die Fürsten und ließ denselben durch seinen Bruder, den Kardinal Ascanio Sforza, dem Papste vorlegen. Als dieser S.'s furchtbare Anklage wider ihn gelesen, da war sein Entschluß gefaßt. S. mußte sterben (‚und wenn er auch ein Johannes der Täufer wäre!“ sagte der heilige Vater), wenn Alexander VI. Papst bleiben wollte. Ein Vorwand, den Prior von San Marco der Widersetzlichkeit gegen den heiligen Stuhl zu beschuldigen, war bald gefunden. Auf den Rath eines gewissen Pietro Clerichino, eines persönlichen Feindes S.'s, ließ der Papst einige Dominikanerklöster aus der röm. Provinz zur toskanischen Kongregation schlagen. Zwar wurde hierbei die Absicht, jene reformiren zu wollen, vorgeschützt; es ließ sich jedoch voraus sehen, daß S., welcher die mühsam errungene Reinheit seiner Kongregation mit Sorgfalt bewahren wollte, über jene Zusammenmengung, wodurch diese Reinheit bedroht wurde, in Eifer gerathen und sich der Annahme des päpstlichen Breve's widersetzen würde, eine Berechnung, die auch alsbald eintraf. S. und seine gleichgesinnten Ordensbrüder widersetzten sich dem päpstlichen Befehle, und der erstere setzte in einer eigenen Schrift, „Apologeticum fratrum congregationis S. Marci de Florentia“, seine Ansichten von dem Wesen der ächten Reformation auseinander. Alexander VI. hatte nun eine brauchbare Waffe in der Hand. Seine Politik ging jetzt darauf hin, den florentinischen Staat zur Preisgebung S.'s zu bestimmen. Dazu gebrauchte er öffentlich die Drohung, er werde Florenz, wenn es S. beschütze, als eine gegen die heilige Kirche und den heiligen Stuhl in Empörung befindliche Stadt mit dem Interdikt belegen, während er, öffentlich sowohl, als auch insgeheim, die Signoria aufforderte und zu bewegen suchte, ihm den verhaßten Prior von San Marco auszuliefern. Da traf es sich nun sehr günstig für den Papst und für alle Feinde S.'s, daß nicht nur der neue Gonfaloniere Pietro degli Alberti, als auch viele Andere, welche zur Regierung kamen, Gegner der als „Weiner“ (Piagnoni) verspotteten religiösen Partei waren. Nun hatten die „Arrabiati“ bei Weitem größern Spielraum für ihr Bestreben, dem Manne, welchen sie als den gefährlichen Gegner nicht bloß des üppigsten Sinnenlebens überhaupt, sondern auch ihrer Zügellosigkeit insbesondere haßten, das Verderben zu bereiten. Mit ihnen verbanden sich zu diesem Zwecke die Anhänger des vertriebenen Medicäers, und so bildete sich eine Verbindung von Menschen, welche die „Compagnacci“ hießen und die Ermordung S.'s nicht allein beschlossen, sondern auch bereits den bestimmten Tag dafür festsetzten, den Himmelfahrtstag (4. Mai) 1497. S. sollte an diesem Tage im Dom predigen. Er wußte es, daß man bei dieser Gelegenheit einen Angriff auf ihn unternehmen wolle; dennoch betrat er die Kanzel im festen Vertrauen auf Gott, und dies Vertrauen sprach er auch in begeisterter Rede auf der Kanzel aus. Schon war der Tumult, durch die „Compagnacci“ angeregt, so arg geworden, daß der kühne Prediger nicht weiter vernommen werden konnte; schon flogen in der Kirche die Schwerter aus den Scheiden, zum Angriff und zur Abwehr; da plötzlich erscholl, von allen Freunden S.'s angestimmt, der Ruf: „Es lebe Christus, unser König!“ (Ueber der Kanzel stand nämlich sonst die Inschrift: „Jesus Christus, König der Stadt Florenz“; diese Inschrift hatten die „Compagnacci“ den Abend vorher abgerissen.) Schon standen zwei Männer an den Stufen der Kanzel, um den Prediger im Herunterschreiten zu durchbohren; doch ein Anhänger S.'s, der hier Wache hielt, gab dem Einen der Meuchelmörder einen Schlag ins Gesicht, bewaffnete Freunde nahmen S. in ihre Mitte und begleiteten ihn sicher in sein Kloster. Ganz Florenz war in furchtbarster Aufregung; die Obrigkeiten trafen alle möglichen Maßregeln, um offenen Kampf der Parteien zu verhindern. Alles Predigen wurde verboten, und so betrat auch S. bis zum Sonntag Septuagesima des folgenden Jahres (1498) die Kanzel nicht. Die überwiegende Mehrzahl in Florenz war jedoch fortwährend für den kühnen Volksmann und Reformator begeistert. Die Signoria sah dies ein, und obgleich sich viele seiner Gegner an der Regierung befanden, ja obgleich die Signoria durch Einfluß der letztern dem Einfluß der „Compagnacci“ heimlich Vorschub leistete, öffentlich mußte sie S.'s Partei ergreifen, wenn sie nicht ihre eigene Existenz und die Sicherheit des Staats aufs Spiel setzen wollte. So erließ sie denn noch an demselben Himmelfahrtstage, an welchem S., mit Wissen vieler Regierungsmitglieder, im Dom ermordet werden sollte, ein Schreiben an den Papst, worin sie von S. nicht bloß rühmte, daß er sich in sein Kloster zurückgezogen und des Predigens enthalten habe, sondern auch, daß er „acht Jahre lang aus mehr

als menschlichem Antrieb die Zukunft der Kirche und der Staaten vorans verkündigt, daß er durch Lehre, Schrift und Predigt für Besserung und Heilung der Gemüther gewirkt, die Alten zur besten Kinderzucht angeleitet, die Frauen von eitler Prunksucht zu wahrhaft christlichem Leben geführt, die Jugend zur Kenntniß der Religion gebracht, daß er Alle den Weg der Gerechtigkeit gelehrt, daß er zur Gleichheit des Rechts gemahnt und die Umtriebe gegen den Staat enthüllt habe." Ferner führte die Signoria in ihrer „Vertheidigungsschrift für S." an, er sey allerdings angeklagt worden, daß er die Mauern Jerusalems zerstöre; aber die Beweggründe seiner Ankläger seyen, daß der Staat, wenn der Führer der Gottesfurcht verloren sey, vom rechten Wege abweiche, und dann, damit jene Ankläger Zwietracht säen und dabei ihren eigenen Ehrgeiz entfalten könnten."—„Wir bedauern es," hieß es hierauf, „daß wir den Befehlen Eurer Heiligkeit nicht leicht zu gehorchen vermögen, damit wir nicht den Schein auf uns laden, als ob wir eine unserer Stadt unwürdige Sache vollbracht hätten und undankbar seyen gegen einen um uns aufs Allerbeste verdienten Mann! Dazu kommt noch, daß Solches nicht ohne Bürger-Zwietracht und ohne Vieler Gefahr versucht werden könnte; so viele Gemüther hat er (S.) sich durch seine Rechtschaffenheit gewonnen." Zum Schluß dieser merkwürdigen Vertheidigungsschrift erklärte die Signoria dem Papste: „Sie würde sich auch ferner eben so treu, wie bisher gegen die Kirche und den katholischen Glauben erfinden lassen, aber das Wohl der Republik liege ihr mehr am Herzen, als die Vortheile Anderer." Auch S. richtete unter dem 22. Mai 1497 ein Schreiben an den Papst, worin er sich gegen seine Ankläger vertheidigte, freilich, ohne sich verhehlen zu können, daß, so weit seine Sache nun einmal gediehen war, hiervon durchaus kein günstiger Erfolg gehofft werden dürfte. Und in der That entlnden sich die Wetterwolken gar bald. Der Papst, weit entfernt, sich durch die Schutzschrift der Signioria (geschweige denn gar durch S.'s Vertheidigungsschrift) beschwichtigen zu lassen, entschlossen, den trotzigen Widerstand der Republik Florenz zu brechen, und noch dazu aufgereizt durch die persönlichen Feinde S.'s in Rom, insbesondere durch den Kardinal Ascanio Sforza und durch Mariano, verkündigte noch im Mai 1497 die feierliche Exkommunikation des Reformators. Drei Gründe gab er dafür an: daß sich S. geweigert, auf die Berufung nach Rom dort zu erscheinen, daß er eine ketzerische Lehre von der Kanzel verkündige, und daß er der Vereinigung der Dominikanerklöster von der Kongregation San Marco, wie der Papst solche geboten, sich widersetzt habe. Kaum war das päpstliche Exkommunikationsbreve zu Florenz im Dom, bei den Dominikanern von Santa Maria Novella, bei den Augustiner-Eremiten, den Minoriten von Santa Croce, den Serviten und in andern Klöstern verkündigt worden, als auch die politische Gegenpartei ihrem Hasse gegen den großen Mann vollen Spielraum geöffnet zu sehen glaubte, und schon fielen manche Unordnungen vor, welche den Beweis lieferten, wie hoch der Mann im Preise stand, zu dessen Untergang sich geistliche und weltliche Willkür verschworen hatten, um dann so ungestörter das Volk wieder geistig und leiblich verknechten zu können. Wohl erhoben sich auch hochsinnige Freunde kühnen Muths für den Prior von San Marco. Je unedler die Gegenpartei in Druckschriften der verschiedensten Art ihn zu schmähen trachtete, um so gewichtiger waren die Gründe, welche seine Freunde gleichfalls in Druckschriften verbreiteten. Für ihn traten auf die Minoriten Giorgio Benigno und Paolo da Fnecho, für ihn erhob sich der Philosoph Giovanni Nasi, für ihn schrieb der edle Fürst Giovanni Francesco Pico de Mirandola, der den Reformator in seiner „Apologia pro Savonarola" muthig vertheidigte. Aber S. vertheidigte sich auch selbst. Er blieb sich im raschen Wechsel der Zeitverhältnisse, da seine Angelegenheit bald eine günstige, bald wieder neuerdings eine ungünstige Wendung nahm, durchaus gleich. Wie er den ihm vom Papst angebotenen Kardinalshut ausgeschlagen, so wies er auch den Antrag des Kardinals Francesco Piccolomini, der ihm beim Papste Absolution auswirken wollte, wenn S. einen Gläubiger des Kardinals in Florenz durch eine Zahlung von 5000 Scudi befriedigen würde, mit Verachtung zurück. Todesmuthig harrete er in seinem Kloster San Marco aus, als die in Florenz wüthende Pest auch in dasselbe eingedrungen war. Als der Papst, auf die Verwendung der florentinischen Signoria um Aufhebung der Exkommunikation, sich wenigstens zu scheinbarer Milde gegen S. entschloß und das Exkommunikationsbreve suspendirte, unter der Bedingung, daß sich S. alles Predigens enthalte und sich vertrauensvoll in Rom stelle, da widerlegte dieser in einem Schreiben an den Papst (unterm 29. Okt. 1497) dessen Breve und zeigte durch sein öffentliches Auftreten, daß er die Exkommunikation für null und nichtig halte. Derselben zum Trotz übte er vom Weihnachtsfeste 1497 an alle priesterlichen Amtsverrichtungen; galt es doch, der Christenheit ein Beispiel des Muthes zu geben, ihr zu zeigen, wie man sich thatsächlich losreißen müsse von der Oberherrschaft einer ungerechten Autorität, der man nur aus Vorurtheil und Schwäche so lange gehorcht. Der Inhalt dieser Predigten wurde dem Papste durch S.'s Gegner getreulich mitgetheilt, der Haß Alexanders VI. durch die erneuerten Aufforderungen des ersteren zur Versammlung eines freien christlichen Koncils anfs Aeußerste geschärft. Zornig drohte er, alle florentinischen Kaufmannsgüter mit Beschlag zu belegen, peremtorisch forderte er die Signoria, bei Vermeidung der härtesten Kirchenstrafen, auf, S. zu verhaften und in Banden nach Rom zu schicken, Dinge, die ganz Florenz in die größte Aufregung versetzten. Eine Partei rieth, man müsse im Interesse des Staates den geringen Mönch dem mächtigen Papste opfern, eine andere dagegen verwarf im gerechten Nationalstolz eine solche schmähliche Feigheit; S. sey nicht als ein Mönch, wie jeder Andere, zu betrachten, nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe dürfe man solch einen Mann messen;

wie werde man es verantworten können, daß man den Papst sich in die inneren Angelegenheiten des florentinischen Staates einmischen lasse. Da die Mehrzahl der Mitglieder der Signoria diese Ansicht theilte, blieb das päpstliche Breve unbeachtet. Leider aber kamen bei der nächsten Wahl eines neuen Gonfaloniere und neuer Obrigkeiten in überwiegender Mehrzahl Feinde S.'s zur Regierung. Der Reformator predigte am Tage der Wahl, 1. März 1498, zum letzten Male im Dom. Er erkannte die Gefahr, die wie ein Schwert am Haare über seinem Haupte hing; er mußte es sich selbst sagen, daß nun der Zeitpunkt erschienen sey, wo der Papst Mittel in der Hand habe, den Haß in seinem Untergang zu sättigen. Dennoch ward er nicht kleinmüthig, nein, vielmehr spannten sich, in begeisterter Ahnung des ihm bevorstehenden Märtyrerthums, alle Kräfte seines Daseyns nur noch stärker an, erhob er nur noch gewaltiger seine Stimme, um sein großes Werk weiterzuführen. „Ich weiß," sprach er im Gefühle der Todesweihe in seiner letzten Predigt im Dom, „ich weiß, daß ein Breve gekommen ist, worin man mich einen Sohn des Verderbens schmäht! Wohlan, schreibt zurück nach Rom: der, den ihr so nennt, hält weder Weichlinge, noch Konkubinen, ihn beseelt nur das einzige Streben, den Glauben an Christum aufzurichten, er will die Kirche Christi erheben; ihr in Rom wollt sie verderben! Jetzt gilt's! Jetzt müssen wir wider die Bösen streiten, wie die Märtyrer gegen die Tyrannen!" Und ob nun auch die Pfarrgeistlichkeit an Allen, welche S.'s Predigten besuchten, die Exkommunikation wirklich ausübte, seine Begeisterung, sein Märtyrermuth rissen das Volk hin, zahlreicher als je wurden seine Predigten in der Klosterkirche besucht. Der Papst wüthete. Ein neues päpstliches Breve ward nach Florenz geschickt; heftiger denn je erhoben sich die Parteien für und wider den Prior von San Marco, bis es endlich seine Gegner, mit dem neuen Gonfaloniere Pietro Nicolo Popoleschi an der Spitze, dahin brachten, daß ihm befohlen ward, das Predigen einzustellen. Am 18. März 1498 stand S. zum letzten Male auf seiner Kanzel in der Klosterkirche von San Marco. Bald nach dieser Predigt S.'s fand ein Ereigniß Statt, welches auf die Vollendung seines Schicksals den bedeutendsten Einfluß äußerte und von dem man, nach dem Zeugnisse des Fürsten Pico von Mirandola, allgemein glaubte, daß der Papst dabei die Hand im Spiele hatte. Und wirklich, teuflisch genug war der Plan ersonnen, der dem Reformator die Grundlage seiner Macht, das Vertrauen des Volkes, untergraben sollte, damit er, ohne Boden, auf dem er fußen konnte, ohne Schutz und Schirm, rettungslos der Gewalt des Feindes verfallen mußte. Dem Prior von San Marco stand als begeisterter Freund sein Ordensbruder Domenico da Pescia zur Seite, ein Mann, welcher vertrauungsvoll mit schwärmerischer Hingebung zu S.'s geistiger Größe hinanblickte, die er nicht zu erreichen vermochte. Diesem begeisterten Freunde S.'s, welcher, eben weil er nicht auf derselben geistigen Höhe wie sein Meister stand, wohl noch weiter ging, als dieser selbst, trat plötzlich ein anderer Mönch, der Minorit Francesco aus Apulien, entgegen, indem er die Wahrheit der Prophezeihungen des Reformators leugnete, die wirkliche Nothwendigkeit der von diesem als nothwendig verkündigten Reformation bestritt. Im Geiste der Zeit, im Geiste der Mönchsorden insbesondere war die nothwendige Folge dieses Widerspruchs des apulischen Minoriten gegen Domenico da Pescia, daß Beide (nach Ostern 1497) eine öffentliche Disputation über ihre Behauptungen halten wollten; als dieselbe aber Statt finden sollte, reiste der Minorit plötzlich ab, „aus Amtsgeschäften," wie es hieß. Dabei konnte sich Domenico in seinem Feuereifer um so weniger beruhigen, als der Minorit in der Fastenzeit des folgenden Jahres (1498) seine, S.'s Ansehen herabsetzenden Behauptungen in Predigten kund gab. Domenico trug nun auf ein Gottesurtheil an; er erbot sich, eine Feuerprobe zu bestehen zur Vertheidigung seines Meisters, insbesondere zur Vertheidigung der Behauptungen, daß die Kirche einer Reformation bedürfe, daß Florenz heimgesucht werden und nach der Heimsuchung aufs Neue blühen werde, endlich, daß die vom Papst über S. ausgesprochene Exkommunikation ungültig sey. Der apulische Minorit erklärte sich zur Feuerprobe, und zwar mit S. selbst, bereit. Der Streit, der sich darüber erhob, wurde endlich dahin entschieden, daß statt Francesco's ein anderer Minorit, Andrea Rondinelli, eintrat, während sich alle Dominikaner von San Marco erboten, nöthigenfalls die Feuerprobe zu bestehen. S. selbst durchschaute das ganze Treiben, in welches man seinen treuen Domenico verwickelt hatte; es war ihm klar, daß seine Feinde nicht nur seine Person, sondern auch die große Sache, die er verfocht, dadurch verderben wollten. Deshalb erklärte er: nach den Gründen, womit er die Ungültigkeit der Exkommunikation erwiesen habe, sey eine Feuerprobe eigentlich durchaus nicht mehr als Beweismittel nöthig; es hieße Gott versuchen, wenn man da Wunder verlange, wo natürliche Gründe ausreichten; verlange man aber durchaus eine Feuerprobe, so werde er für seine Person sie nur dann annehmen, wenn man ihm verspreche, daß Abgesandte von allen Fürsten Europa's dabei zugegen seyn würden, insbesondere aber ein Legat von Rom, gegen welches er gezeugt habe und fortwährend zeuge, und daß, wenn er mit Gottes Hülfe durch die Feuerprobe die Wahrheit seiner Behauptungen erwiesen habe, auch unverzüglich zur Reformation der Kirche geschritten werde. Dies aber war es gerade, was man eigentlich beabsichtigte: S. selbst sollte die Feuerprobe zu bestehen aufgefordert werden. Ging er darauf ein, so waren folgende Fälle denkbar: er ging entweder allein zu Grunde, und dann war er physisch und moralisch vernichtet, oder der Anwalt des Papstthums ging mit ihm zu Grunde, und dann war keine Entscheidung geschehen, oder er schritt unversehrt aus den Flammen, und dann konnte man ihn der Zauberei anklagen, oder er weigerte sich, den Gang durchs Feuer anzutreten, und dann legte man ihm die Weigerung als Mißtrauen in die Gerechtigkeit seiner Sache, als

Selbstüberführung aus, dann war das Vertrauen des Volks auf den Mann des Volkes erschüttert. Dieser letzte Fall war daher allen Feinden S.'s der wünschenswertheste; ihn herbeizuführen, mußte Alles aufgeboten werden. Mit wahrer Meisterschaft in Schlauheit benahm sich dabei der Papst. In einem Kardinals-Kollegium fielen alle Stimmen gegen die Zulässigkeit des Gottesurtheils durch eine Feuerprobe aus; aber der Brief, welcher dieselbe widerrieth, kam in Florenz zu spät an, um das Gottesurtheil zu verhindern. Kurz nach der Mittagsstunde des 7. Aprils 1498 sollte die Feuerprobe auf offenem Markte in Florenz Statt finden. Zahlloses Volk hatte sich zu dem Schauspiel eingefunden; Haupt an Haupt wogten die Menschen auf dem weiten Platze, und selbst die Dächer waren mit Neugierigen besetzt. Endlich nahten die Minoriten in langem Zuge, aber weder Rondinelli, noch Francesco fanden sich in ihrer Reihe; dagegen waren Domenico da Pescia, der das Kruzifix trug, im Zuge der Dominikaner. Mit athemloser Ungeduld erwartete das versammelte Volk den Beginn des Flammenschauspiels; aber eben daß es darum betrogen werde, war von S.'s Feinden voraus beschlossen. Die Minoriten erhoben zuerst Anstand, indem sie verlangten, Domenico da Pescia solle seine Kleider ausziehen, da er ja ein vor den Flammen schützendes Zaubermittel bei sich tragen könne, und zum entscheidenden Gange das Ordensgewand der Franciskaner anziehen. Diese belei digende Zumuthung wiesen die Dominikaner ab; Domenico aber erklärte sich bereit, sein Gewand gegen das eines seiner Brüder zu vertauschen, um jenen Verdacht zu entkräftigen. Nachdem dies geschehen, verlangten nun die Minoriten, Domenico solle, wenn er die Feuerprobe antrete, das Krucifix, das er in Händen trug, nicht mitnehmen. Anfangs weigerte er sich, dieser Forderung zu entsprechen, denn jeder Streiter nehme sein Panier in den Streit mit, und so thue auch er jetzt als Christi Streiter; um aber nicht den Schein der Unnachgiebigkeit auf sich zu laden, verzichtete er auf das Kruzifix und wählte dafür das Hostiarium. Den Minoriten konnte nichts willkommener seyn. „Wehe des Frevels", riefen sie; „wenn du durch Gottes Gericht verbrennen mußt, so wird auch die geweihte Hostie, die du in die Flammen mitnimmst, so wird also der wahrhaftige Leib des Herrn Jesu Christi verbrannt!" Gegen diese Unterstellung böser Absicht vertheidigten sich die Dominikaner; die Minoriten jedoch ließen nicht ab, Gegengründe auf Gegengründe zu häufen, und während der Streit mehr und mehr wächst und sich verwickelt, und alles Volk aufs Höchste gespannt ist, erscheint plötzlich ein Befehl der Signoria, das Ganze einzustellen. S. war damit in der öffentlichen Meinung besiegt. Während seine fanatisirten Gegner grollen, daß ihnen das Schauspiel seines Todes vorenthalten wird, sind seine Freunde abgespannt und mißmuthig; ihre Hoffnung, er werde einen glänzenden Sieg gewinnen, der Himmel werde sich durch Zeichen und Wunder an ihm verherrlichen, ist dahin, und mit dieser Hoffnung schwindet, ohne daß sie es selbst wissen, auch ihr Vertrauen auf seine Wahrhaftigkeit, auf die Gerechtigkeit seiner Sache. Vielen seiner eifrigsten Freunde sogar drängt sich die Frage auf: „wenn nun auch die Minoriten so viel Einwände gemacht, warum hat S. selbst nicht auf Vollziehung der Feuerprobe bestanden? Wars nicht Zweifel in die Güte seiner Sache, was ihn bewog?" Und so erfaßt sie selbst der Zweifel, und so folgt der ungeheuersten Anspannung eine Abspannung, dem festesten Vertrauen das Mißtrauen. „S. hat nichts gethan, um seine Sache auf die Feuerprobe des Gottesurtheils zu stellen", so läuft das Urtheil von Mund zu Mund, „also hat er ihm mißtraut! Also hat er an sich selbst, an Gott gezweifelt!" Damit war die Zuversicht des Volks auf seine Sendung dahin. Von Wachen umgeben, war S. in sein Kloster zurückgebracht worden. Rasch benutzten seine Feinde die Mißstimmung des enttäuschten Volkes, die entstandenen Zweifel, und insbesondere verbreiteten sie das Gerücht, S. habe das Heiligthum verbrennen wollen. Zugleich suchten sie zu verhindern, daß der Dominikaner Mariano degli Ughi am folgenden Tage (dem Palmsonntag) die Nachmittagspredigt im Dome halte. Zwar schlossen S.'s Freunde die Thüre des Domes, die „Compagnacci" drangen aber in denselben ein und vertrieben den Dominikaner, als er eben die Kanzel betreten wollte, und auf den Losungsruf: „Nach San Marco!" eilten die „Compagnacci" in hellen Haufen nach der Klosterkirche, wo eben die Vesper gesungen wurde. Vergeblich mahnte S. von aller Gegenwehr ab, da er nur mit geistigen Waffen kämpfe. Der eifrige Domenico da Pescia rief alle in der Kirche Versammelten zur Vertheidigung auf und ließ die Thüren der Kirche und des Klosters schließen. Um so heftiger aber tobte der Angriff, und zum Ueberfluß sendete auch die Signoria die Garde des Hauptplatzes mit dem Befehl, das Kloster zu umschließen und nöthigen Falls zu stürmen; jeder Laie solle es, bei Strafe, als Rebell behandelt zu werden, ja bei Todesstrafe, verlassen. Unterdessen war die Nacht hereingebrochen. Da legen die „Compagnacci" und die von ihnen aufgewiegelten Rotten Feuer an die Thüren der Kirche und des Klosters, dringen in das mit dem letzteren verbundene Kollegium der Sapienza und durch einen unterirdischen Gang ins Kloster selbst ein, plündern die Krankenstube und suchen dann den Chor zu stürmen, wo sich die Brüder befinden. Schon ist die ganze Kirche voll Rauch, der die Brüder im Chor zu ersticken droht, bis es einem Novizen gelingt, ein Fenster einzustoßen, so daß der Rauch hinauswirbelt; schon haben die „Compagnacci" Geschütz vor das Fenster gebracht, da kommt um die erste Stunde nach Mitternacht ein Befehl der Signoria, der alle Vertheidiger des Klosters für Rebellen erklärt. Ein zweiter Befehl fordert S., Domenico da Pescia und Silvester Maruffi, unter Versicherung freier Rückkehr, nach dem Palaste, widrigen Falls das Kloster bis auf den Grund zerstört werden würde. Da nimmt S. Abschied von den Brüdern, ermahnt sie zur Standhaftig-

keit und Geduld, küßt sie, übergibt ihnen die Schlüssel des Klosters und folgt unter starker Bedeckung, die Hände auf den Rücken gebunden, von den wüthenden „Compagnacci" mißhandelt, von dem aufgewiegelten Pöbel verhöhnt, den Kommissarien. Mit Tagesanbruch übernehmen dem S. feindlich gesinnte Bürger die Bewachung des Klosters. Um die Erbitterung des Volkes zu schüren, sammelt man die Waffen, welche die Mönche im Vertheidigungskampfe den Angreifenden entrissen, trägt sie durch die ganze Stadt und ruft dazu aus: „Sehet, das sind die Waffen, die man in San Marco gefunden!" Der Papst, welchem man ungesäumt S.'s Verhaftung meldete, triumphirte und verlangte abermals die Auslieferung des Feindes, während er den Vikar des Erzbischofs und das Kapitel zu Santa Maria del Fiore bevollmächtigte, Jeden, der sich bei der Bestürmung San Marco's einer Sünde, ja selbst eines Mordes schuldig gemacht, zu absolviren, und eine volle Indulgenz für die 22 ersten Tage des Aprils erließ. Das zur Untersuchung aus lauter persönlichen Feinden S.'s zusammengesetzte Gericht ließ ihn, um ihm das Bekenntniß zu erpressen, das man zu seiner Verurtheilung nöthig hatte, am Gründonnerstag, am Charfreitag und am Osterabend auf die Folter spannen. S., von schwächlicher Körperbeschaffenheit, bekannte unter der Folter, aber nicht das, was man von ihm bekannt wissen wollte, und auch diese Bekenntnisse widerrief er jedes Mal nach der Folter. In dieser Verlegenheit bot den Richtern der Notar Francesco Ceccone unerwartet ein Hülfsmittel, indem er sich erbot, die Prozeßakten zu verfälschen! Der Rath nahm dies Anerbieten nicht nur an, sondern versprach dem Niederträchtigen noch einen Sündensold von 400 Scudi, wenn ihm sein Werk gelinge. Da setzte sich denn Ceccone während der Verhöre S.'s in eine Ecke des Saales, wo man ihn nicht bemerken konnte, und stellte aus einzelnen Worten, aus abgerissenen, oft dunklen Bemerkungen, welche in S.'s Vertheidigung vorkamen, ein falsches Geständniß zusammen, worin der Angeklagte angeblich von sich bekannte: Die Triebfeder aller seiner Handlungen sey einzig und allein Ehrgeiz gewesen, er habe sich eingebildet, Ludovico Moro wolle dem Lorenzo di Pier Francesco von Medici zur Erlangung der unbeschränkten Gewalt in Florenz verhelfen; er habe die Papstwürde, wenn man sie ihm angeboten, wohl angenommen; seine prophetischen Worte seyen nicht aus unmittelbarer Offenbarung geflossen, sondern nur aus der Erleuchtung, die er in der heiligen Schrift gefunden; er habe seinen Ordensbruder Domenico bei der Feuerprobe nur deshalb nicht gehindert, weil er im Voraus gewußt, daß man die Minoriten nicht preisgeben werde. Einer der 8 Signori nahm dem eigentlichen Notar die ächten Akten aus der Hand, gab sie dem Ceccone mit den Worten: „Sieh, das ist der Prozeß dieses Wichts", und empfing von demselben durch ein Taschenspielerkunststückchen die unächten. Am 19. April wurden diese verfälschten Prozeßakten in Gegenwart von S., 6 seiner Ordensbrüder, dem Vikar des Erzbischofs von Florenz, dem Vikar des Bischofs von Fiesole und einigen Bürgern vorgelesen. Auf die Frage nun, ob Alles, was er gehört, wahr sey, erwiderte S., überzeugt, daß in jedem Falle seine Verurtheilung gewiß sey: „Was ich geschrieben habe, ist wahr, Wort für Wort!" Die bald darauf erfolgende Neuwahl der Signoria und des Vieri von Medici zum Gonfaloniere di Giustizia gab der Sache des Reformators keine günstigere Wendung. Zwar wurde eine neue Untersuchung vorgenommen, aber ihr Ergebniß war das der frühern. Ceccone verlas die Prozeßakten in Beisein einer ungeheuren Zahl von Bürgern, jedoch nicht vollständig, sondern nur in einem Auszuge, indem das Uebrige, wie er vorgab, „Staatsgeheimnisse betreffe". S. selbst war dabei nicht anwesend, und Ceccone gab in schamloser Lüge als Grund davon an: „Aus Furcht, von dem Volke gesteinigt zu werden, habe sich S. geweigert, das Vorgelesene öffentlich zu bekennen!" S. selbst erwartete seine förmliche Verurtheilung; der Tod war ihm ein Erlöser. Aber noch standen ihm neue Untersuchungen, neue Folterqualen bevor. Der Papst wollte seine Beute sich nicht entreißen lassen, er verlangte wiederholt die ihm schon mehrmals abgeschlagene Auslieferung des Reformators. Als die florentinische Regierung dennoch darauf bestand, daß S. in Florenz gerichtet werden müsse, verurtheilte ihn der Papst, nach Einsicht der falschen Prozeßakten, als „Ketzer, Schismatiker, Verfolger der heiligen Kirche und Volksverführer". Von den zwei nach Florenz gesandten „apostolischen Kommissarien", Giachimo Turriano und Francesco Romolini, äußerte sich der letztere gleich nach seiner Ankunft: „S. soll sterben, es gehe wie es wolle; wir werden einen herrlichen Scheiterhaufen errichten, ich trage schon das Urtheil der Exekution bei mir." S. wurde nun aufs Neue gefoltert, ehe die große Mehrzahl des Rathes das Todesurtheil über S., Domenico da Pescia und Silvestro Maruffi aussprach; nur Agnolo Niccolini hatte sich mit Nachdruck für den Reformator verwendet. Am 22. Mai wurde S. und seinen beiden Ordens- und Schicksalsgenossen das Todesurtheil verkündigt. Am 23. nahmen sie das Abendmahl, dann schritten sie gefaßt und gottergeben, barfuß, nur in ihren Unterkleidern, aus dem Kerker zum Scheiterhaufen hervor. Auf einem der 3 Gerüste, die man auf dem zur Hinrichtung bestimmten Platze aufgeschlagen, stand der Bischof von Vasona, umgeben von Mönchen; auf päpstlichen Befehl (dem sein Herz widerstrebte) entkleidete er S. und dessen beide Ordensbrüder der geistlichen Würden, indem er zu dem ersteren sprach: „Ich scheide dich von der streitenden und triumphirenden Kirche Gottes." Vor S.'s Gesichtsblicken aber lag der Himmel offen; im Entzücken des Märtyrerthums erwiederte er: „Wohl magst du mich von der streitenden Kirche scheiden, von der triumphirenden nicht; denn das steht nicht in deiner Macht!" Hierauf verlasen die zwei apostolischen Kommissarien, welche sich auf einem andern Gerüste befanden (auf dem dritten standen die 8 „Signori di Guardia") das

Todesurtheil, in welchem nur angegeben war, daß die 3 Ordensbrüder als Ketzer verdammt worden seyen. Romolini fügte noch die Blasphemie hinzu: „Se. Heiligkeit, Alexander VI., befreiet euch von der Strafe des Fegefeuers, schenkt euch völlige Erlassung eurer Sünden und setzet euch wieder ein in eure frühere Unschuld!" Auf dem Schaffot angelangt, knieten S. und seine Leidensgenossen nieder und beteten. S. vernahm die letzten Worte Silvestro Maruffi's, welcher ihm im Tode vorangina. „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist." Bald hatte auch Domenico da Pescia geendet. Wie jene Beiden wurde dann S. an dem auf dem Scheiterhaufen befindlichen Kreuze erwürgt. In den nächsten Augenblicken schlugen die Flammen hoch empor und umhüllten die Leichen der Märtyrer. Da zertheilte plötzlich ein Windstoß die Flammen und mit Grauen sieht das Volk die Gemordeten unversehrt dastehen; im nächsten Augenblick aber verhüllen die Flammen sie wieder; nur S.'s rechte Hand sieht man mit zwei Fingern erhoben, wie zum Segen über das Volk. So endigte, am Tage vor dem Himmelfahrtsfeste, 23. März 1498, Hieronymus S. — Eine Sammlung seiner Werke, besonders philosophischen u. ascetischen Inhalts, erschien zu Lyon 1633 —40, 6 Bde.; seine „Erwecklichen Schriften" übersetzte Rapp, Stuttg. 1839. S.'s Wirken ward erst in neuerer Zeit gewürdigt, namentlich von Rudelbach (S. und seine Zeit, Hamb. 1835) und Meier (Girolamo S., aus handschriftlichen Quellen dargestellt, Berl. 1836). Lenau machte sein Leben und Ende zum Gegenstand einer größeren Dichtung (2. Aufl., Stuttg. 1844). — „Wohl", so schließt Ed. Duller seine Biographie S.'s in den „Männern des Volks", „wohl ist die Asche des italienischen Wahrheitszeugen in den Arno gestreut worden, wie 83 Jahre früher die des böhmischen Märtyrers Johann Huß in den Rhein. Das vermag die Gewalt zu vollbringen; den Leib kann sie tödten, aber nicht den Geist der Menschheit, welcher die in Asche verwandelte Hülle einst belebte. Dieser Geist beseelt nicht bloß neue Vorfechter, nein, er macht auch ganze Völker wehrhaft, und eben die Flammen, welche die einzelnen Edlen verzehren, entzünden den Muth ganzer Völker zur That. Und so ist nicht bloß das Leben und Wirken der Märtyrer für Freiheit, Recht und Humanität ein fruchtbares Samenkorn, sondern auch ihr Tod zeugt neues Leben. Jene zwei einzelnen Helden, der Böhme Huß, der Italiener Savonarola, erlagen im Kampf gegen die Weltmacht der Hierarchie; aber siehe da: ein ganzes Volk, das deutsche, erhob sich nun, um das Werk, welches sie begonnen, weiter zu führen. Und das deutsche Volk wird dies Werk auch vollenden. Das deutsche Volk kann den Feinden der Geistes- und Gewissensfreiheit neuerdings die prophetischen Worte Savonarola's zurufen: „Ich sage euch, dieser Brand ist so gewaltig angezündet, daß ihr ihn nicht werdet auslöschen können, ihr möget klysen, wie ihr wollt!"

Savon de verre (franz., Technol.), bei den französischen Glasarbeitern s. v. a. der Braunstein, weil er zur Entfärbung des Glases gebraucht wird.

Savonnerie-Tapeten (Waarenk.), den persischen nachgebildete Tapeten, die ihren Namen von der unter Heinrich IV. in einem vorher zur Seifensiederei (Savonnerie) benutzten Gebäude errichteten Fabrik in Paris führen und sich hinsichtlich des Gewebes von den Gobelins besonders in so fern unterscheiden, als bei letztern der Arbeiter hinter der Schönseite, bei den S.-T. aber vor derselben steht. Von Colbert verbessert, verfiel die Fabrikation der S.-T. im Anfang des 18. Jahrhunderts, worauf sie durch den Duc d'Antin wieder hergestellt ward und die vortrefflichsten Arbeiten lieferte, welchen die orientalischen bei Weitem nachstanden.

Savonnier (franz.), 1) (Ichthyol.), s. v. a. Rypticus saponaceus *Cuv.*; — 2) (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Seifenbaum, Sapindus *L.*

Savonnières (Geogr.), drei franz. Dörfer: 1) Depart. Indre-et-Loire, Bez. Tours, am Cher; Alabaster und Felsengrotten; 1520 Einw.; — 2) S.-devant-Bar, Depart. Meuse, Bez. Bar-le-Duc, am Ornain, mit einer Türkisch-Rothfärberei; 300 Einw.; — 3) S.-en-Perthois, das., mit einem Steinbruch, dessen Steine zu Bildhauerarbeiten gebraucht werden; 330 Einw.

Savorelli (Biogr.), 1) Gaetano, Zeichner und Maler, blühte um 1750—75 in Rom, machte sich besonders als Zeichner bekannt. Nach seinen Zeichnungen stach Gio. Ottaviani die Ornamente, welche G. da Udine in den vatikanischen Loggien gemalt hatte. Er malte auch Bildnisse und mythologische Darstellungen. — 2) Pietro, Kupferstecher, Sohn des Vorigen, um 1765 in Rom geboren, von seinem Vater in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtet. Seine neutestamentlichen Darstellungen erschienen alle in der päpstlichen Chalkographie.

Savorgnanus, Julius, Architekt, einer der bedeutendsten Meister seiner Zeit. Im J. 1507 schickte ihn der Doge von Venedig nach Cypern, um Nicosia zu befestigen; dann legte er die Festungswerke der Stadt Famagusta an, die des Künstlers wegen berühmt wurde.

Savory (engl., Bot.), s. v. a. gemeiner Saturei, Satureja hortensis *L.*

Savot, Louis, Gelehrter von Saulieu in Burgund, befaßte sich außer mit der Naturwissenschaft auch mit der Baukunst. Wir haben von ihm eine „Architecture française", Paris 1624, mit Anmerkungen Blondels, das. 1685. Dann schrieb er auch einen „Discours sur les medailles antiques."

Savoureuse (Pomol.), Birnensorte, s. v. a. Markbirne (s. d.).

Savournin, St., franz. Dorf, Depart Bouches-du-Rhône, Bez. Marseille; Steinkohlengruben; 650 Einw.

Savournon, franz. Dorf, Depart. Hautes-Alpes, Bez. Gap; 750 Einw.

Savoy, nordamerikanischer Ort, V. St.,

Staat Massachusetts, Grafsch. Berks; 1820: 850; 1840: 920 Einw.

Savoyarden, die Bewohner von Savoyen (s. d.). Wir sprechen hier besonders von den S. in Paris, einer zahlreichen Kolonie in der franz. Hauptstadt, deren Gebräuche nur wenig bekannt sind; man hatte bis in die neueste Zeit über diese ab- und zuströmende Bevölkerung nicht viel mehr, als Traditionen, die größtentheils bis zu den Romanschreibern und Dichtern der alten Monarchie hinaufreichen. Der große Haufe zeigt sich noch immer so, wie Voltaire ihn vor Augen hatte, als er seinen Pauvre Diable, jene Satyre auf die schönen Geister seiner Zeit, schrieb. Ein anderer Typus derselben Art, eben so ehrlich und wo möglich noch ärmer, sind jene Bettler, die man damals vom frühen Morgen an die Schuhe der Vorübergehenden putzen sah, die theils vom öffentlichen Mitleid, theils von leichten Diensten lebten, und von denen einer einst zu dem bekannten Ausrufe Molière's Anlaß gab: Ou la vertu va-t-elle se nicher? Seit Molière haben sich die S. um einen Grad in der Industrie gehoben; jetzt ist Paris für sie kein Hospiz mehr, sondern ein Atelier. Wenn sie aus ihren Gebirgen kommen, können die meisten jetzt lesen und schreiben, und einige verstehen auch noch auf andere Weise zu rechnen, als an den Fingern. Mit diesem ersten Unterricht hat sich auch ihr Ehrgeiz erweitert. Die auswandernden S. gehen nach London, Wien, Turin, Lyon und Paris, die größere Masse aber wendet sich nach Frankreich, sey es nun, daß die Verwandtschaft der Sprache, die Aehnlichkeit der Sitten oder die Freiheit der französischen Institutionen ihnen als Gewährleistung für ihr Fortkommen erscheinen. Von 5000 jungen Leuten aus Savoyen, welche jährlich ihre Heimath verlassen, kommen 4500 nach Frankreich. Nach Lyon ziehen sie die Künste des Luxus; sie gesellen sich dort den Seidenarbeitern zu und werden, je nachdem das Glück sie begünstigt, Weber, Drucker, Zeichner oder Werkführer. 1500 Maurer oder Steinhauer, größtentheils aus Faucigny, wandern nach den Städten im Osten und Süden. In Paris haben die S. eine Art Monopol für alle jene zarten Verrichtungen, bei denen man noch mehr auf Verschwiegenheit, als auf Rechtschaffenheit sieht; sie sind die Merkure dieser großen Stadt. Kommissionäre, Bureaudiener, Kammerdiener, Vertraute, Kommis, Kleinhändler, — in allen diesen Gestalten sieht man sie in den Straßen und auf den Plätzen von Paris. Sie stehen an den Zugängen der Bank, der Posten, der Messageries, der Verwaltungsbureaus, und von den schwersten Bündeln bis zu den größten Kostbarkeiten, die man in der Tasche verbergen kann, cirkulirt der ganze mobile Reichthum der Stadt unter der Obhut ihrer Ehrlichkeit. Diese S.-Kolonie war nicht immer weder so zahlreich, noch so wohlhabend. Von 1789—1814 kamen nur wenige Emigranten nach Paris. Seit den ersten Jahren der Restauration und besonders seit 1820 kam die Auswanderung aus Savoyen erst wieder in Gang. Unter die Ursachen hiervon ist besonders der Friede zu rechnen, der so viele Arme ohne Beschäftigung ließ, und dann hauptsächlich die in der Heimath verbreitete Nachricht von dem reichen Verdienst, den die zuerst Gekommenen in Paris gefunden hatten. Die Auswanderungslust ward von da an eine Art Epidemie, welche die Dörfer leerte und sie ihrer Jugend beraubte. Selbst jetzt noch findet man Gemeinden in Savoyen, wo man kaum einen jungen Menschen von 25 Jahren sieht, und andere haben vielleicht 350—400 junge Leute bei der Kolonie in Paris. Man rechnet 20,000 S. in Paris, die in den verschiedenen Quartieren der Stadt vertheilt sind. Die Masse dieser Emigranten sammelt sich um die bedeutendsten Mittelpunkte der Geschäftsthätigkeit, und von dem Hauptcorps gehen mehre Abtheilungen aus, die sich allenthalben lagern, wo sie eine Beschäftigung finden. Unermüdlich und fügsam in jede Lebensart, haben sie bald die Konkurrenten ausgestochen; die Auvergnaten können sich neben ihnen nicht halten; bald haben ihnen die neuen Ankömmlinge den Rang abgelaufen, und einmal im Besitz, wissen sie sich zu behaupten. Sich selbst behalten sie die besten Posten in den Häusern vor, und ihren Nebenbuhlern überlassen sie das Ausrufen in den Straßen, das Kaminkehreramt, das Wassertragen und den Kohlenverkauf. — Der Savoyarde ist ein civilisirter Auvergnat; mit eben so vieler Verschlagenheit verbindet er nicht geringere Festigkeit; allein dabei ist er minder heftig. Das Eckige seines Charakters ist eben so abgeschliffen, wie das seines Aeußern. Der Auvergnat mit seiner rauhen Sprache und seinem plumpen Aeußern ist auf der Straße geblieben; dort heraufsteigen und zankt er sich, bevortheilt den Fiskus um einige Sous, und nie versteigen sich sein Geschmack und seine Wünsche höher. Der Savoyarde dagegen weiß sich der Civilisation besser anzupassen und sich eben so gut im Vorzimmer, als im Salon oder im Komtor zurecht zu finden. Sein unschuldiges, rothbackiges Gesicht, seine bescheidene Haltung öffnen ihm alle Thüren. Bald entdeckt man hinter diesem einnehmenden Aeußern gute Eigenschaften, eine probehaltige Rechtschaffenheit, eine unermüdliche Gefälligkeit, eine Sanftmuth und Reinheit der Sitten, die sich nie verleugnen; dies Alles gewinnt und erhält Vertrauen. Die S. haben vor allen übrigen Auswanderern noch einen andern Vortheil voraus, den nämlich, daß sie Ordnung halten und unter sich eine Art von Republik bilden. Wenn man die engen Thäler kennt, welche, gleich eben so vielen Bergströmen, vom Mont Cenis, Montblanc, Mont Maudit gegen die Isere und Rhone hinlaufen, mit kleinen Städten ohne Mittelpunkt und Dörfern ohne Verbindung besetzt, so findet man, die Berge ausgenommen, Savoyen so ziemlich in Paris wiederholt. Hier herrscht dieselbe topographische Eintheilung; da findet man die Leute von Moutiers, dort die von St. Jean de Maurienne, hier die von Sallenche und weiterhin die von Conflans. Jedes Quartier hat seine Gemeinde, jede Gemeinde ihre Grenze, die sie nicht überschreitet und nicht überschreiten läßt; denn

hier ist ihr angeerbtes Gebiet, von wo aus sie die jungen unternehmenden Landsleute einladet, zu kommen und ihren Verdienst zu theilen. Dieses Besitzthum schreibt sich von lange her, und es ist nicht nöthig, Eigenthumsansprüche geltend zu machen, weil sie sich auf Tradition gründen, welche die Aelteren den Neuangekommenen überliefern, und so denkt Niemand daran, alte Ansprüche in Zweifel zu ziehen. Jede Gemeinde bildet also eine Kolonie, und jede Kolonie hat ihren Bezirk; weiter erstreckt sich die Genossenschaft nicht. Von Gemeinde zu Gemeinde besteht kein Verhältniß, keine Verbrüderung; obschon unter sich gleich, sollte man dennoch glauben, eben so viele verschiedene, einander fremde Geschlechter zu sehen. Zwischen den Gliedern einer und derselben Gemeinde ist die Verbindung dagegen um so inniger, denn sie wissen, daß dies in der Entfernung von der Heimath ihre festeste Stütze ist. Gewöhnlich miethen je 3 oder 4 ein Zimmer, das sie reinlich einrichten, und wo sie auf gemeinsame Kosten leben. Sonntags oder auch wohl am Abend eines mühevollen Tages versammelt sich die Gemeinde bei dem ältesten oder bei dem ihrer Kameraden, der das geräumigste Zimmer hat; hier dreht sich die Unterhaltung um das Vaterland, die Geschäfte, die gemeinsamen und besondern Interessen. Den Jüngern wird guter Rath ertheilt, und man erzählt sich, was man den Tag über beobachtete. Wird einer der Ihrigen krank, so sorgen die Uebrigen für ihn; der Eine verschafft eine Anweisung ins Hospital, der Andere besorgt den Transport, und eine Kollekte wird veranstaltet, um die dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten. Jeder geht der Reihe nach, an einem bestimmten Tage, um den Kranken, dem es nicht an Beistand jeder Art fehlt, zu besuchen und ihn zu trösten. Einige Mitglieder der Kolonie hatten einen Vereinigungsplan für die sämmtlichen in Paris repräsentirten savoyischen Gemeinden entworfen. Es handelte sich darum, eine Unterstützungskasse zu begründen und für alle die zerstreuten Arbeiter einen großen schützenden Mittelpunkt herzustellen. Alle Vortheile dieser Anstalten machten keinen Eindruck auf die Versammlung, denn diese einfachen, an schwere Arbeiten gewöhnten Menschen merkten gar bald, daß diese Beisteuern nur den Faulen oder Ungeschickten zu Gute kommen würden, und so ward der Antrag einmüthig verworfen. Dieselben Menschen, welche sich weigerten, gemeine Sache zu Unterstützung von Kranken und Arbeitslosen zu machen, sind indeß stets einig, wenn es sich darum handelt, einen Unwürdigen aus ihrer Gesellschaft auszuschließen. Ihre Justiz ist schnell und streng, und nie warten sie, bis das Gericht gesprochen hat. Begibt es sich, was jedoch nur selten geschieht, daß einer der Ihrigen das in ihn gesetzte Vertrauen gemißbraucht hat, so erhebt sich die ganze Körperschaft der S. gegen ihn. Mag er sich verbergen, wie er will, man verfolgt ihn aus einem Bezirk in den andern und führt ihn, wenn man ihn gefunden, ohne Aufsehen zu einer Kameradschaft in der Nähe der Barriere, wo er eine strenge Züchtigung erhält, auf welche die Verbannung folgt. Die Exekutoren dieser summarischen Justiz lassen den Verbrecher vor dem ersten Grenzstein niederknien, den er, tief beschämt, küßt, dann kehrt man ihn mit dem Rücken gegen Paris und gibt ihm sein Bündel auf die Schultern; er muß fort, er ist verbannt, und wehe ihm, wenn er es wagen wollte, umzukehren! — Die S. verlassen die Heimath gewöhnlich in einem Alter von 15 oder 16 Jahren. Die Auswanderung beginnt gegen Ende Oktobers, wenn die Feldarbeiten vorüber sind. Diejenigen, welche nach Paris wollen, vereinigen sich unter der Führung eines Boten, der sie für 50 Franken für den Kopf von Chambery aus auf dem ganzen Weg frei hält. Die Sparsamern reisen je 2 und 2, mit einem Empfehlungs- oder auch wohl Kreditbrief an irgend einen in der Hauptstadt ansässigen Emigranten versehen, gehen Tag und Nacht und verzehren auf ihrem Wege von 200 Stunden selten mehr als 30 Franken. Die Auswanderer nach Frankreich bleiben gewöhnlich 10—12 Jahre in Paris. Nach Verlauf dieser Zeit ist ihr Glück gemacht; Tag für Tag, Sous für Sous, haben sie ein Kapital zusammengebracht, das sie bei der Heimkehr zum Gegenstand des Neides und des Erstaunens ihrer Nachbarn macht. Der tägliche Verdienst hängt größtentheils von der Thätigkeit und Anstelligkeit eines Jeden ab; dagegen sind aber auch nicht alle Beschäftigungen gleich einträglich. Der Kassen- oder Bureaudiener hat einen bestimmten Gehalt, eine Arbeit, welche nie ausbleibt, und bei der die Sonn- und Feiertage eben so, wie die Wochentage bezahlt werden; ferner steht er bei einem solchen Dienst den Großen nahe und kann seine Protektion verkaufen. Diese Klasse spielt unter den Auswanderern die wichtigste Rolle, ist aber nicht die reichste; tausend Franken und Livrée ist ihr Gehalt, und man muß fürwahr mit sinnreicher Oekonomie zu Werke gehen, um davon den Kaufschilling für ein Gut in der Tarantaise oder in Faucigny zurück zu legen. Wir müssen tiefer herabsteigen, um zu sehen, wie der Geist der Ordnung dan Lohn der Arbeit zu vervielfältigen vermag. Nächst einem Kleinhandel, welcher der Gipfelpunkt ihres Ehrgeizes ist, trachten die S. vorzugsweise nach der Stelle eines Kommissionärs, dem klassischen Amt dieser Schatzsammler. Hiezu gehört weder Protektion, noch die Einlage eines Kapitals; einige Haken und kräftige Arme vertreten dessen Stelle, eine Erlaubniß der Polizei gilt als Patent, und die erste beste Straßenecke nimmt das neue Etablissement auf. Dieses Gewerbe wirft, wenn es gut geht, 5—6 Franken des Tags oder 1800—2000 Franken des Jahrs ab, die ihnen zu $^2/_3$ rein übrig bleiben; denn für Quartier, Nahrung, Kleidung und die Trinkgelder, die sie den Dienern oder Portiers in den Häusern geben, wo sie viel Verdienst haben, rechnen sie jährlich nicht mehr, als 600 Franken. Einige leben auch noch billiger, je nachdem die Gewohnheit ihnen Entbehrungen leichter oder schwerer macht. In den ersten Jahren der Auswanderung waren

die S. sehr verlegen, wo sie ihre Ersparnisse anlegen sollten. Der täglich sich vermehrende Schatz wurde, gut eingewickelt, in irgend einem Winkel der Mansarde versteckt, bis zu dem Augenblicke, wo ein reich gewordener Kamerad ihnen Gelegenheit bot, das Geld in die Heimath zu befördern. Einige schickten es durch Fuhrleute, und so gingen jährlich mehr als 300,000 Franken aus Paris nach Savoyen ab. Die Verwandten oder Aeltern, an die das Geld adressirt ward, kauften ein Haus oder Grundstück dafür, das später das Erbtheil des Emigranten vergrößerte. Indem diese Leute Kapitalisten wurden, lernten sie nach und nach auch einen größern Nutzen von ihren Kapitalien ziehen. Die meisten von ihnen legen jetzt ihren Erwerb in die Sparkassen, andere kaufen Renten auf den Staat und scheuen sich auch wohl nicht, in fremden Fonds zu spekuliren, und dies ist der neueste Fortschritt, den sie in der Civilisation gemacht haben, von dem die Uebrigen jedoch durch unglückliche Resultate abgeschreckt wurden. — Wenn das Alter herannaht, in welchem die S. sich häuslich niederzulassen pflegen, lassen sie sich das mit so vieler Beharrlichkeit zusammengesparte Kapital von 15,000—20,000 Fr., den Lohn ihres sauren Schweißes von 12 Jahren, auszahlen. Jene, deren Ehrgeiz befriedigt ist, kehren nach Savoyen zurück, verdoppeln ihr Vermögen durch die Verheirathung mit einer Erbin, kaufen Felder oder Weideplätze, leben als Landbauer oder Viehzüchter, welche das, was sie erzeugen, an die französische Grenze führen, und schicken ihre Knaben nach Paris; oder sie werden aus Taglöhnern Kleinkrämer, etabliren sich in einer düstern, ärmlich ausgestatteten Bude in der Nähe der Hallen und schaffen sich ordinäre Waaren an. Kundschaft haben sie bald, denn sie liefern der S.-Gemeinde Tuch zu Kleidern und auch wohl Leinwand. Es hat unter ihnen Leute gegeben, die binnen 10 Jahren sich ein Vermögen von 50,000—60,000 Franken erworben. Nicht alle bringen es natürlich zu einer solchen Höhe, aber doch erwerben alle etwas, und keiner geht zu Grunde. Sie gehen mit der äußersten Vorsicht zu Werke, nichts überlassen sie dem Zufall, und wie groß auch ihr Gewinn sey, so halten sie doch stets mit Wenigem Haus. — Bei dieser zwischen Arbeit und Sparsamkeit getheilten Lebensart der S. sind Laster sehr selten bei ihnen, oder doch mindestens nicht auffallend. Die guten Eigenschaften der S. entspringen aus derselben Quelle, wie ihre Fehler, oder sie haben eigentlich weder Laster, noch Tugenden. Ein stark hervortretender Eigennutz, den das Beispiel ihrer Familie oder eigene Erfahrung ihnen als fruchtbringend bezeichnen, ist die Richtschnur ihres Benehmens und aller ihrer Handlungen. Dieser Eigennutz erscheint indeß sehr verzeihlich, wenn man die mühevolle Lebensweise erwägt, zu der sie durch die Beschaffenheit ihres Vaterlandes gezwungen sind. Bei den schweren Abgaben, welche auf ihnen lasten, bei dem durch Douanen beschränkten Handel, und unter einem Klima, das die Ernte verspätet und oft ungewiß macht, wo der Austritt der Isère oder Arve und heftiger Regen die fruchtbare Erde nicht selten fortschwemmen, und man dann genöthigt ist, den vom Wasser entführten Fruchtboden durch ermüdende Arbeit wieder auf den kahlen Felsen zu schaffen, ist Jeder gezwungen, seine Ausgaben auf das Aeußerste zu beschränken, um seinen Lebensunterhalt zu sichern. Da man ferner, weil das Land nur wenig erzeugt, Manufakturwaaren und andere Bedürfnisse nur gegen baares Geld aus Frankreich, der Schweiz und Piemont beziehen kann, so trachtet natürlich Jeder, sich dieses zu erwerben, und hierzu ist die Auswanderung das zweckdienlichste Mittel. Das Kind, das die Lage seiner Aeltern von früher Jugend an begreift, macht sich bald mit der Nothwendigkeit, den väterlichen Herd verlassen zu müssen, vertraut; es wird demüthig, gelehrig, rechtschaffen und klug, weil es bald instinktmäßig fühlt, daß dies die Eigenschaften sind, welche dem Armen durch die Welt helfen. Aus den engen Thälern der Alpen wird der Knabe, wenn er das nöthige Alter erreicht hat, plötzlich nach Paris, in den Mittelpunkt der Civilisation, in dieses Meer ohne Gestade, aber nicht ohne Stürme, versetzt; hier steht er allein und ohne Stütze. Bei seiner Ankunft nehmen ihn zwar die Glieder seiner Gemeinde auf und geben ihm auch wohl zu essen, bis er eine Beschäftigung gefunden. Sobald aber der junge Auswanderer die Stadt ein wenig kennt, überläßt man ihn sich selbst; Gott und die Arbeit müssen ihm weiter helfen; es genügt, wie man zu sagen pflegt, ihm das Brod in die Hand gegeben zu haben. Oft wird es Abend, ohne daß man den guten Willen des armen Knaben auf die Probe gestellt, und ohne daß er weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll. Aber er hat den Stolz, sich selbst genug zu seyn, und ehe er seinen Landsleuten zur Last fiele, würde er lieber hinter der ersten besten Thür sein Nachtlager aufschlagen. Alles geht indeß gut, wenn er in irgend einem Hause Arbeit findet, und die Kammerfrau, der Portier oder der Kommis sich für ihn interessirt. Von diesem Augenblick an ist er installirt, und hat er einmal Fuß gefaßt, so empfiehlt man ihn weiter und verschafft ihm Kundschaft. Mit Holzspalten, Brief- und Packettragen fängt er an, bis sein Posten nach und nach bedeutender wird. Endlich dringt er in die häuslichen Geheimnisse, er wird der Vertraute der Liebes- oder anderer Intriguen, und so lernt er bald das Eitle des Luxus und die Hülfsmittel der Armuth kennen. Dem S. gilt es gleich, wer ihn bezahlt, oder mit welcher Miene, wenn man ihn nur bezahlt. Allenthalben, wo man in Paris trinkt, spielt, tanzt oder andern Vergnügungen nachgeht, sieht man gewiß keinen S., denn diese jungen Leute leben wie Greise. Fragt man nach der Ursache dieser Enthaltsamkeit, so antworten sie, daß ihnen gar wohl bekannt sey, daß Hang zu Vergnügungen die Kräfte des Körpers schwäche, und zudem kosten sie auch Geld. Diese auf mathematische Grundlagen gebaute Tugend wird indeß durch ein edles Gefül erhöht, näm-

lich durch die Liebe zum Vaterland und zum häuslichen Herd. Allein oder in Gesellschaft, weihen sie jeden Ruhetag der Erinnerungen an dieselben; sie schreiben ihren Aeltern oder lassen ihnen schreiben, lesen die empfangenen Briefe und nehmen Theil an den Leiden und Freuden ihrer Familie. Die Polizeibehörde steht zwar in Achtung bei ihnen, allein wenn sie nicht auf irgend eine Weise gezwungen werden, mit ihr in Berührung zu kommen, so kümmern sie sich wenig darum, wer in Paris regiert. Ihre Behörde ist der Magistrat ihrer Gemeinde, nach dessen Beifall sie trachten und dessen Tadel sie scheuen. Bei Allem, was sie thun, fragen sie sich: Was wird der Herr Syndicus sagen? — Persönliche Vortheile machen sie in Paris durchaus nicht geltend. Haben sie einmal etwas erworben, so schaffen sie sich wohl ein Kleid von feinerm Tuch, aber nur um es in die Heimath zu schicken, wo man es bis zu ihrer Rückkehr aufhebt. Sie kaufen wohl auch einen Regenschirm, eine Uhr, machen aber nie Gebrauch davon. — Die Ehe ist bei den S. eine sehr ernste Angelegenheit, bei der sie mit äußerster Achtsamkeit zu Werke gehen. Nichts in der Welt könnte sie vermögen, eine Frau aus Paris mit in die Heimath zu nehmen. Kammermädchen ꝛc., reich oder arm, betrachten sie als zarte Puppen, die weder das Klima, noch die Arbeit in den Bergen aushalten könnten. Die Wenigen, welche sich in Paris ansässig machen, heirathen, wenn sie keine Frau aus ihrer Gemeinde bekommen können, ein Mädchen aus der Picardie oder Normandie. Wenn der Emigrant im Alter von 28 oder 30 Jahren in die Heimath zurückkommt, setzt sich seine Familie in Bewegung, um ihm eine Frau auszusuchen, wobei Schönheit nur nebenbei und höchstens als angenehme Zugabe in Betracht kommt. Ist die Wahl getroffen, so sucht der junge Mann, bevor er bei den Aeltern anhält, die Einwilligung des Mädchens zu erhalten, was nicht mit 2 oder 3 Zusammenkünften abgemacht ist, sondern weit mehr Umstände erfordert, und wo von beiden Seiten eine Art Kokketterie ins Spiel kommt, der es weder an Grazie, noch an Unschuld fehlt. Der Liebhaber sucht das Mädchen zuvörderst auf dem Weg zur Kirche zu treffen; beim Herausgehen aus derselben stellt er sich in die erste Reihe, um ihre Blicke auf sich zu ziehen, und verfolgt sie mit den Augen, bis die Hausthür hinter ihr zufällt. Zur Erntezeit arbeitet er in demselben Feld mit der Geliebten, und wenn es ihm endlich nach vielfältigen Versuchen gelungen ist, ihr näher und näher zu kommen, steckt er ihr schüchtern einen goldenen Ring an den Finger. Das Mädchen erröthet, ohne jedoch von ihrer Arbeit aufzublicken. Von beiden Seiten wird jedoch kein Wort, ja kaum ein Blick gewechselt, aber dennoch haben Beide sich verstanden und sind nun Verlobte. Diese patriarchalische Einfalt erinnert an die Geschichte der Ruth in der Bibel. Nicht ohne Grund läßt sich indeß fürchten, daß diese Naivetät dennoch mit der Zeit andern Sitten weichen werde; denn aller Schroffheit der S. ungeachtet, dürfte von ihrem Aufenthalt in Paris und der fortwährenden Berührung, in die sie dort mit den frivolen Sitten der Hauptstadt kommen, Manches an ihnen hängen bleiben, das jene Sitteneinfalt nach und nach untergräbt.

Savoye (Biogr.), 1) **Karl van**, Maler von Antwerpen, Schüler von Sebastian Stoßkopf, lieferte frivole Darstellungen, fand aber Bewunderer, und gleichgesinnte Dichter besangen seine schön kolorirten, aber wenig korrekten Bilder. Den Stoff entnahm er häufig dem Ovid. S. † 1669 im 50. Jahre zu Antwerpen. Er soll auch einige Blätter radirt haben, darunter sein eignes Bildniß. — 2) **Daniel**, Maler und Radirer von Grenoble, 1644 geboren, zu Paris von S. Bourdon unterrichtet, bereiste später Italien, Holland, England und Deutschland und hielt sich an mehren Höfen auf. Am längsten war er in Dresden, wo ihn 18 Jahre die Kunst fesselte. Seine Werke bestanden in zahlreichen kleinen Bildnissen, deren viele zu Grunde gegangen seyn mögen. B. Vogel, Hekenauer, Marchand, J. A. Seupel, Seiler, G. P. Rugendas, J. G. Wolfgang u. A. haben solche Porträte gestochen. S. † zu Erlangen 1716. Wir haben von ihm auch einige radirte Blätter.

Savoye Cabbage (engl., Bot.), s. v. a. gelber Wirsing, Brassica oleracea sabauda Dec.

Savoyen (Savoja, Geogr.), 1) ital. Herzogthum, das eine Division (Abtheilung) des Königreichs Sardinien bildet, das Stammhaus und der eigentliche historische Kern dieses Staates, grenzt nördlich an die Schweiz, wovon es durch den Genfersee geschieden wird, östlich ebenfalls an die Schweiz und an die Divisionen Aosta und Turin (Torino), südlich an die Division Turin und an Frankreich u. westlich gleichfalls an Frankreich. Der Flächenraum beträgt 3223,1 ital. oder 201,44 (180 od. 176½) deutsche □Meilen, mit 1823: 501,160, 1839: 564,140 und 1840: 575,400 Einw. — S. ist ein völliges Gebirgsland. Auf der Ostgrenze des Landes zieht sich ein hoher Alpenklamm gürtelförmig herum und scheidet S. von Piemont und Wallis, seine Zweige aber breiten sich netzförmig über das ganze Land aus, und zwischen denselben schneiden tiefe Thäler ins Land ein, die sich gegen die Ufer des Genfersees hin allmählig zu kleinen Ebenen verflächen. Der hohe Gebirgskamm ist voll Gletscher und Eisfelder, zwischen denen kahle Felszacken emporstarren, während die im innern Land vorgeschobenen Vorberge mit Wäldern bedeckt sind. Das letzte Glied der kottischen Alpenkette gegen Norden bildet der Mont Cenis, mit welchem sich diese an den Zug der grajischen Alpen anschließt. Er gehört zu den weit verbreiteten Urfelsgebilden, und Glimmer, Schiefer, Kalkstein, Quarz, Serpentin ꝛc. sind die Hauptbestandtheile seiner Gebirgsformation. Er erhebt sich in mehren Spitzen, von denen der höchste der Rochemelont ist, dessen Kapelle 10,750′ (nach Saussure) über dem Meeresspiegel stehen soll. Eine herrliche Straße, ein Werk Napoleons, führt seit 1805 über den Mont Cenis von S. nach Piemont. Ueber Abgründe hin und durch Fel-

sengewölbe geleitet, ist sie 4½ Meilen lang, nirgends steil, 18′ breit, zu jeder Jahreszeit fahrbar und ersteigt eine Höhe von 6098′. Bei Lanslebourg fängt die Straße zu steigen an, wendet sich aber in so leichten Biegungen aufwärts, daß man den Berg leicht passirt. In gewissen Distanzen sind gegen 30 Häuschen oder Refuges angebracht, theils für die Straßenaufseher, theils für Reisende, die des Schutzes gegen Schneestürme bedürfen, so wie auch zur Bezeichnung des Weges, wenn tiefer Schnee gefallen, große hölzerne Kreuze am Saum der Straße errichtet sind. Hinter dem Hause Manasse erreicht man die Höhe des Passes, die sogenannte Madelina, und jetzt gelangt man zum Posthaus Mont Cenis oder zum Hospiz, und mehre Häuser bilden hier eine abgeschiedene Einsamkeit, eine Art von Bergkolonie. Salat und Suppenkräuter werden hier noch gebaut, Gras gedeiht noch, ein Bergsee liefert Forellen, und in dem Gehöfte La grande croix, abwärts gegen Piemont, ist ein Wirthshaus. Die Thäler des Mont Cenis geben treffliche Käse, und reich ist in diesen Bergrevieren die Ausbeute geologischer Forschungen. 10—20,000 Wagen und 30,000 Pferde und Maulthiere passiren jährlich diese Gebirgsstraße. Der Mont Cenis bildet das Schlußglied der kottischen und das Anfangsglied der grajischen Alpenkette, und aus derselben steigen der Mont Iseran, der kleine Bernhard, der Col du Four und der Col de Bonhomme von 7500—11,400′ über die Meeresfläche empor. Das Kreuz auf dem letztern Berge ist der beste Standpunkt, um den Riesen der Alpenwelt, den Montblanc, von seiner Südseite zu betrachten. Der letztere fällt gleich dem Berggipfel von Buet mit den schroffen Felsenspitzen, die beide umgürten, steil und abschüssig gegen Italien ab, während sie gegen S. nur eine mäßige Neigung haben und auf ihrem Abhange mäßige Gletscher tragen, die sich bis tief in die Thäler hinabsenken. Bald zeigt die Einbildungskraft uns hier verfallene Burgen, bald Thürme, Pyramiden und Obelisken; bald sehen wir ein sturmbewegtes Meer, dessen Wogen plötzlich von Frost erreicht und unbeweglich festgehalten worden sind. Versetzen wir uns in das vielbesuchte Längenthal von Chamouny. Dieses zieht sich am Nordfuß des Montblanc in einem Bogen von Nordosten nach Südwesten zwischen himmelhohen Bergen 5—7 Stunden lang herum. Es hat die Gestalt einer Wiege. Schroff, steil und wild sehen die Bergspitzen aus, die es umschließen, und deren enge Zwischenthäler und Schluchten mit Eisgletschern ausgefüllt sind, deren scharfe Spitzen und Gruppen das schönste malerische Ansehen geben. Nordöstlich schließt dasselbe der Col de Balme, südwestlich der Mont de Lacha und Vaudagne. Im Norden erhebt sich die Kette des Mont Breven, im Süden der Montblanc mit seinen 7 oder 8 Spitzen (Aiguilles). Vier mächtige Gletscher starren ins Thal hinab. 7 oder 8 Spitzen ragen ungefähr 8000′ über das Thal empor, 3000′ aber über diese steigt noch der Gipfel des Montblanc empor, dem seine Form den Namen La bosse de Dromedaire gegeben, so daß der letztere etwas über 11,500′ über dem Dorfe Chamouny steht, welches selbst 3174′ über dem Meere liegt. Die Arve durchströmt dieses Thal, das nirgends über eine Viertelstunde breit ist, ein reines Wiesen- und Alpenland, wo der Winter 8 Monate dauert. Die Aussaat besteht in etwas Hafer, Gerste, Bohnen, Flachs und Kartoffeln. Vieh- und Bienenzucht ist der Haupterwerbszweig; der Honig, der gewonnen wird, ist ganz weiß und hat ein balsamisches Aroma. Reich ist das Thal an seltenen Pflanzen und Mineralien. Der Chamounyarde ist ein Abdruck der kräftigen Gebirgsnatur; Alles ist bei ihm Nerv und Muskel, Alles trägt den Stempel des Kühnen und Einfachen. Er ist lebhaft, fröhlich, scharfsinnig, treu, religiös. Viehzucht, Gemsjagd und die Führung und Beherbergung der Fremden ist seine Beschäftigung. Im Sommer wandern viele als Sennen in das piemontesische Thal von Aosta aus. Das Dorf Chamouny oder die Prinuré hat gute Wirthshäuser. Den vollen Anblick des Mortblanc mit seinen Aiguillen, Gletschern und Gebirgsabsätzen bietet Sallenche, wohin der Weg von Genf aus führt. Bei Sonnenuntergang erglänzt der hohe Gipfel noch eine gute Weile im magischen Rosenlichte, während schon alle niedern Berge und Thäler ins Dunkel gehüllt sind. Im Nordwesten des Thales erhebt sich der Mont Breven bis zu 7836′. Man besteigt ihn innerhalb 5 Stunden, und hat man den aus Granit getäfelten Gipfel erreicht, so sieht man sich mitten in die hohe Alpenwelt versetzt. Rund herum steigt Fels an Fels, Gipfel an Gipfel zu den Wolken empor. Schneefelder, Gletscher, der riesige Montblanc zeigen sich in vollkommenster Deutlichkeit, und als Kontrast tiefer unten die niedern, mit Lärchenbäumen und Tannen bewachsenen Vorberge, die grünen Alpenwiesen mit ihren Sennhütten und die blühenden Thäler. Ganz regelmäßig sind die senkrechten Schichten am Gipfel des Berges, wo die schönsten Alpengewächse keimen und das Halbmetall Titan gefunden wird. Am Ende des zwischen dem Mont Breven und der Spitze du Dru hinabstarrenden Gletschers des Bois ist ein ungeheures Eisgewölbe, die Grotte des Aveiron genannt. Dieser Gletscher, der 5 Stunden lang ist, gehört zu den größten Eisfeldern der ganzen Hochalpenkette. Aus jenem 100′ hohen Eisgewölbe ergießt sich milchschäumend u. Goldsand mit sich führend der Aveiron und fällt ins Thal hinab. Die Umgebungen der Grotte sind sehr malerisch. Ueber denselben starrt der zackige Gletscher und die hohe Aiguille du Dru; rechts erhebt sich der mit Nadelholz bewachsene Montanvert, links ein schönes grünes Thal. Durch das Seitenthal von Valorsine führt der Weg zu dem stumpfköpfigen Berggipfel Buet (9453′), der sich auf Maulthigren ganz besteigen läßt und auf seinem Gipfel ebenfalls erhabene Scenen eröffnet. Auf diesem Berge lassen sich die Uebergänge des Urgebirgstammes in die Flötzgebirgsarten sehr gut beobachten. Hier wächst

die Campanula uniflora in großen Büscheln, und die unter einem Granitfelsen (pierre à Berard) eingeschlossene Senne gibt ein treues Bild des Hirtenlebens auf den Alpen S.s. Von Chamouny aus führt der Weg auch über Weideplätze längs der Arve über Argentière und le Tour, den höchsten Ort im Thale auf den Col de Balme, über den ein Weg nach Martinach in Niederwallis führt. Die Aussicht, welche der Col de Balme eröffnet, ist eine der großartigsten, denn sie umfaßt nicht nur die Thäler von Chamouny, Valorsine u. von Wallis bis Sitten, sondern auch die Kette der Schweizer- u. Savoyeralpen. Die Südseite des Berggipfels ist mit den schönsten blumenreichen Rasen bedeckt, auf dem die herrlichsten Alpenpflanzen keimen; auf der nordöstlichen aber schließt sich ein langes Schneefeld an. Ueber den Montanvert (5724′) geht der Weg nach dem Eismeere, einer ungeheuern Gletscherfläche mit unmerklichem Abhange, deren Anblick überraschend ist. Diese spaltige Eismasse gleicht einem Meere, in dem die grünlichen Wellen gefroren sind, und ist mit mächtigen Granitblöcken umgeben. Des Eismeeres erhabenster Theil ist der Talefré, aus dem ein runder Felsen emporragt, der sich im Sommer mit Alpenblumen schmückt und der „Garten" heißt. Oberhalb desselben sind Krystallhöhlen. Der schönste Standpunkt, um diese starrende Eis- und Gletscherregion mit ihren furchtbaren Scenen zu überschauen, ist am Fuße des nahen Berges Tacul. Unter 45° 41′ 52″ nördl. Br. und 24° 24′22″ östl. Länge erhebt sich der Montblanc, nach dem Elborus (sofern man ihn noch zu Europa rechnet) der höchste Berg Europa's (14,764′). Er hat eine pyramidenförmige Gestalt; nach Süden zu sind seine Felswände fast senkrecht abgeschnitten; gegen 20 Gletscher starren von ihm herab, und so groß auch sein Umfang ist, so gehört es doch unter die schwierigsten Aufgaben eines Reisenden (wir erinnern hier an Paccard, Saussure, Howard, Clissold ꝛc.), über die steilen Felsenwände, über die ungeheuern Abgründe, Eismassen und trügerischen Schneegefilde zum Gipfel dieses Berges emporzuklimmen. Derselbe trennt das piemontesische Thal Entreves vom Chamounythal, und indem im letztern der Fuß desselben ausläuft, rechnet man von Chamouny selbst aus noch 18 Stunden bis zum Gipfel. Eine gute Ansicht bietet das kleine liebliche Seitenthälchen Chede, in dessen Vordergrunde der spiegelhelle See von Chede liegt. Rund umher und ganz in der Nähe dieses fürchterlichen Schneegebirges sind grüne fette Alpenweiden, und in diesem kleinen Thälchen ist die Witterung so warm und mild, daß Obst und Weintrauben wachsen und reifen. Der östliche Theil S.s besteht, wie sich aus dem Gesagten ergibt, aus tiefen Alpenthälern, unter denen Faucigny, Tarantaise und Maurienne die bedeutendsten sind. Jedes derselben bildet eine eigene Provinz und enthält Städte und Dörfer. Die nördlichste Provinz Chablais, die gleichfalls sehr bergig ist, öffnet sich gegen den Genfersee, dessen südliche Küste sie bildet. Der westliche Theil S.s ist ebener und das Volk meist mit Ackerbau beschäftigt. In den großen Thälern aber ist, wie schon bemerkt, Viehzucht der Hauptnahrungszweig des Volks. S. wird von der Isère, dem Guier und Fier, dem Arc, der Arve, dem Giffre, der Leisse, der Dranse, dem Dorone, dem Arli und vielen andern Flüßchen, von denen einige, wie der Fiero, Serano, die Nefa, Goldsand führen, und von einer unzähligen Menge kleiner Bäche bewässert. Alle diese Gewässer fallen von den höchsten Gebirgsrücken herab, durchströmen rauschend die Thäler und bilden Kaskaden in den mannichfaltigsten Formen, in denen der Regenbogen in tausend Farben glänzt. Bald verlieren sie sich in tiefe Abgründe, in dunkle Schluchten, bald schäumen sie zwischen ungeheuern Felsmassen einher oder schlängeln sich geräuschlos durch den grünen Email der Wiesen. Der Rhonefluß, der auf einer bedeutenden Strecke (18 Stunden) die westliche Grenze von S. bildet, empfängt alle seine Gewässer und führt dieselben dem Meere zu. Unter den Landseen gehört der Genfersee, mit Recht der Schöne genannt, hieher, wiewohl nur ein Theil seines Ufers S. angehört. Die savoyischen, d. h. südlichen Gestade sind nicht so reizend, wie die nördlichen oder schweizerischen. Es sind hier nackte, kahle Felsen, die ein ödes Ansehen haben. Das Wasser des Sees steigt und fällt sehr schnell, doch nie über 6 Fuß des gewöhnlichen Wasserspiegels. Er friert nie zu. Im Herbst deckt oft der dichteste Nebel die Fluth, während am Gestade das heiterste Wetter ist. Auf dem See gehen 3 Dampfschiffe: der Leman, der Winkelried und Wilhelm Tell. Eine reizende Naturumgebung zeichnet die Seen von Annecy und Bourget aus. Auch Eisgrotten findet man in dem Umfang der Alpen, aus denen wilde Ströme herausstürzen, und moosbedeckte Höhlen, die unterirdische Sümpfe verbergen, so wie andere von glänzendem Tropfstein, die das Volk für die Wohnungen der Feen hält. Kein anderes Land ist so reich an Mineralwassern, als S. Es besitzt deren, die schwefelhaltig sind, andere, die eisenhaltig sind, Sauerbrunnen, Salinen und alkalische Quellen; die einen entspringen siedend heiß, andere eiskalt, alle im Ueberfluß. Um nur der geringsten Anzahl dieser Gewässer zu erwähnen, führen wir die berühmten schwefelhaltigen warmen von Aix und die salzigen von Perrière, Echaillons und S. Gervas an. Die alkalischen Gewässer von Evian ziehen jedes Jahr zahlreiche Gäste an, und dieselbe Gegend erfreut sich auch der berühmten Mineralwasser von Anfion. — Das Klima S.s ist in vielfacher Beziehung dem der Schweiz ähnlich. Die höhern Alpenkuppen bedeckt Schnee und Eis oft das ganze Jahr, welche beide jedoch schon im frühen Frühling die Thäler verlassen, zumal die gegen Süden oder Westen, wo eine milde Luft weht, und wo die italienische Sonne die südlichen Gewächse schnell und üppig aus der Erde hervorruft. In den letztgenannten Gegenden ist der

Winter kurz, die Luft meist rein und gesund, und die regelmäßigen Winde sind der Nord- (Bise), der Ost- (Martinière) und der West-wind (Vent traverso oder Lyonnaise). Die Thäler von Tarantais, Maurienne und Chamouny sind die kältesten, am wärmsten die Umgebungen von Chambery und vom Genferse. — Das Erdreich S.s ist steinig, liegt flach auf Felsen auf und wird nicht selten durch die von den Bergen herabrauschenden Wildbäche ganz weggewaschen. Daher ist S. im Allgemeinen dem Ackerbau nicht günstig, wenn man schon die Ebenen von Annecy und die Gegenden von Chambery, Faucigny und Genevais ausnehmen muß, wo Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Buchweizen gebaut wird. Allein der Savoyarde erzielt doch bei aller Sorgfalt, mit der er jedes Fleckchen Land benutzt, bei Weitem nicht seinen Brodbedarf. Kartoffeln und Kastanien sind die Surrogate des letztern; wer unter das Haferbrod etwas Roggenmehl mischen kann, gilt schon als wohlhabend. Kastanien, Käse, Nüsse und Hülsenfrüchte sind die gewöhnlichen Nahrungsmittel, Milch und Wasser die einzigen Getränke. Sehr häufig wird auch Flachs und Hanf gebaut. Uralte Wälder beschatten das Land: Buchen, die den Stürmen und Orkanen trotzen, Lärchenbäume, Fichten, Tannen bedecken die Seiten und den Rücken der Berge. Eichen, Erlen, Birken, Ulmen sind in allen Thälern verbreitet. Riesenhafte Nußbäume beschatten die Dörfer und Straßen; die Kastanienbäume von Chablais finden ihres Gleichen nur auf einigen Abhängen der Pyrenäen und am Aetna in Sicilien. Wo sieht man dichter belaubte u. ältere Linden, als in Faucigny? Wo gibt es eine Gegend in S., die den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist und nicht mit lachenden Weingärten bedeckt wäre, außer in dem hohen Gebirge, wo der Weinstock nicht mehr fortkommt? Die Weine von Montmélian, von Frangy, von Seistello, Lucci, San Giovanni della Porta, Montermino, Saint Julien erheitern die Gelage, mit denen unter ländlichen Gesängen auf den festlich mit Laub geschmückten Plätzen die für S. erfreulichen Ereignisse gefeiert werden. Die Maulbeere gedeiht in den Thälern, welche die Leisse durchströmt, und wo die Isère die Gewässer des Arc aufnimmt. Die Feige reift auf den Hügeln von San Innocenze, und dieselbe Tafel sieht die Früchte des Frühlings und des Herbstes vereinigt. Die Erdbeere, welche die Gebirge liebt, verbreitet ihren angenehmen Duft neben dem Apfel, der Birne, dem Pfirsich und der goldenen Weintraube der Hügel. Der Honig der Thäler von Chamouny ruft die Erinnerung an die himmlische Gabe des ätherischen Honigs zurück, den der Dichter der Georgica, Virgil, besingt. Der Hirte ist emsig bemüht, die Produkte seiner trefflichen Heerden auf das Mannichfaltigste zu benutzen. Die Vacherini des Thales von Abondance, eine Art flüssigen Käses, werden in Genf und in der übrigen Schweiz als Leckerei gesucht; den grünen Käse von Maurienne findet man bei den üppigsten Gastmälern in ganz Frankreich und Italien; die Butter der kottischen und grajischen Alpen ist von Rom bis nach Paris verbreitet. Gering ist der Seidenbau, eben so gering der Ertrag der Forste (300,000 Arpens). Wo die Wälder dicht stehen und nicht verwüstet sind, fehlt es an Flüssen, um das schöne Bau- und Schiffbauholz zu transportiren. Die Schafzucht wird stark betrieben. Die Zahl der Schafe wird auf 300,000 geschätzt, von denen viele nach Frankreich abgesetzt werden. In den Thälern sind die Schafheerden kleiner, da man sie Winters in Ställen unterbringen muß, wo sie meist mit trockenen Baumblättern gefüttert werden. Arme Familien halten sich einige Schafe, um die nöthige Wolle für ihren Hausbedarf zu gewinnen. Diese Heerden werden jeden Abend meist zugleich mit einer Ziege oder Kuh, einem Schwein und einem Esel von einem jungen Mädchen, das auf der Weide am Rocken spinnt, heimgetrieben und bilden an den Abhängen der Berge äußerst malerische Gruppen. Schweine, Ziegen, Maulesel und Esel gibt es in Menge. Die Pferdezucht ist äußerst gering. In den Bergen findet man Wölfe, Bären, Füchse, Gemsen und Murmelthiere, auf welche letztere eine leidenschaftliche Jagd gemacht wird, und die manchem armen Savoyardenknaben zu seinem Fortkommen in der Welt verhelfen. Die Gewässer liefern schöne Forellen, und die Drosseln und Ortolane S.s gehören unter das gesuchteste Geflügel der Feinschmecker. S. schließt in seinen Gebirgen Bergwerke ein, in denen man Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Steinkohlen (bei Entreverne?) gewinnt; seine Steinbrüche liefern Marmor (bei Vimines und Lacroix) von allen Farben. Bedeutende Salzbergwerke finden sich bei Moutiers in Tarantaise, das reich an Mineralien ist, und die Blei- und Silberminen in Pasci und Macot, die auf Rechnung der Regierung betrieben werden, beschäftigen 600 Menschen. Der Bergbau beschäftigt gegen 4000 Arbeiter und erträgt etwa 2 Mill. Lire. Im Lande bestehen 14 Hochöfen und 31 Eisenhämmer, eine Silber-, eine Bleischmelzhütte, eine Kupferhütte, eine Vitriolsiederei, 3 Glashütten, 3 Fayencefabriken. Gering sind die Handelsverbindungen, in denen S. mit den übrigen Nachbarländern steht. Der Handel besteht hauptsächlich in Spedition und Transito, nährt jedoch viele Menschen, weil die Landfrachten, die von Frankreich nach Italien und umgekehrt spedirt werden, dem größten Theile nach die Straße über den Mont Cenis und S. passiren. Der Aktivhandel ist ganz unbedeutend; der meiste Absatz ist nach Genf und Frankreich. Ausgeführt wird: Schlachtvieh, Butter, Käse, Häute, rohe Seide, Wolle, Hanf; eingeführt: Getreide, Kolonial- und Fabrikwaaren. Die bedeutendsten Handelsplätze sind: Chambry, Annecy und S. Maurice. Sehr gesucht sind die Spitzen und Gazen v. Chambry, auch werden Kattun-, Baumwolle- und Wollenzeuche gewebt und wird Seide gesponnen und Leder gegerbt. — Die Savoyarden (nahe an 500,000 an der Zahl) sprechen ein französisches Patois, unter das italienische Wörter gemischt sind. Sie gehören der römisch-katholischen Kirche an. Ge-

stalt, Sitten und Charakter erinnern mehr an die Deutschen, als an die Franzosen. Sie sind grundehrlich, frohsinnig, gastfrei, häuslich und sparsam. Mit großer Vorliebe hängen sie an ihrem Vaterlande, und müssen sie auch, was sehr oft geschieht, aus Noth und Armuth dasselbe verlassen, so kehren sie in der Regel doch gerne wieder heim, um mit dem Erworbenen auf dem vaterländischen Boden den Rest ihrer Lebenszeit zuzubringen. Auswanderung während des Winters ist allgemein unter dem ärmeren Landvolke der höhern Thäler. Die Männer gehen im Herbste nach Frankreich oder Italien, um Arbeit zu suchen, während die Weiber das Hauswesen besorgen und während der langen Winterabende spinnen und weben, denn alle Kleidung wird zu Hause gefertigt. Im Anfang des Frühjahrs kehren die Männer zurück, um auf dem Felde zu arbeiten oder das Vieh auf die Alpen zu treiben. Die jüngern Auswanderer bleiben dagegen oft Jahre lang aus; s. Savoyarden. Das Volk in Faucigny und Tarantaise lebt meist von Milchertrag der Heerden, ißt Roggenbrod oder Kuchen aus Erbsen oder Roggenmehl, welche zweimal des Jahres gebacken werden; hie und da, doch selten, kommt Salzfleisch auf den Tisch. Der Boden in Tarantaise ist ergiebiger, als in Maurienne und Faucigny; das Thal ist besser gegen die Nordwinde geschützt, und Fruchtbäume, Wein, Gerste und Buchweizen werden bis an den Fuß des kleinen St. Bernhard gebaut. Die Bauern sind deshalb hier wohlhabender und ihre Häuser besser gebaut und reinlicher gehalten, als in Maurienne. Der Landmann bewohnt kleine hölzerne Hütten mit Strohdächern, und seine Haushaltung ist ärmlich. Die Frauen des Landes sind außerordentlich fruchtbar, altern aber frühe, und in den Gebirgen sind die Leute häßlich und sehr häufig durch ungeheure Kröpfe verunstaltet. Groß ist die Zahl der Kretins, besonders in der Gegend von Maurienne. Der Aberglaube, daß an ihre Erhaltung der Segen des Hauses gebunden sey, mildert ihr Schicksal. Außer dem armen Adel gibt es 3 Stände: 1) die freien Bürger der Städte, die meist Grundeigenthümer sind und hinreichend Vermögen haben, um davon zu leben; 2) die Fermiers, mögen sie nun eigenes, oder fremdes Land anbauen, die frugal leben und dabei ziemlich wohlhabend sind; 3) die Handwerker und Taglöhner. Die erstern des 3. Standes finden Arbeit und werden gut bezahlt (2 Fr. des Tags); die letztern sind gewöhnlich sehr arm und leben elend. Die Klöster, die sonst den Armen Nahrung boten, sind aufgehoben, und für die Armen ist keine Vorsorge getroffen. Diejenigen, welche Ländereien reicherer Eigenthümer bauen, namentlich in den Niederungen und nahe bei den Städten, sind entweder Grangers, welche dem Eigenthümer die Hälfte des Ertrags, meist in natura, geben, oder Tacheurs, welche dem Eigenthümer ⅔ des Korns, ½ des Weins und ½ des Ertrags der Milchkammer geben und nach jedem Jahr fortgeschickt werden können. Pachtungen dauern gewöhnlich 3 Jahre. Die Gebirgsbewohner sind weit besser daran, als die der Thäler und Ebenen des westlichen S.s. Man schätzt den Reichthum eines Mannes nach der Zahl der Kühe, die er den Winter über zu erhalten im Stande ist. Wer 25 Kühe unterhält, gilt für reich. Viele Bauern haben auf ihren Wiesen rohe, aus Baumstämmen gemachte Häuser, die man Chalets nennt; im Winter wohnen sie unten im Thale in Häusern, wo der Raum für das Vieh und der Wohnplatz der Familie nur leicht geschieden ist, weil die Nähe des Viehes zur Wärme des Hauses beiträgt. Im Frühling steigen sie allmählig aufwärts, in dem Maße, als die Wärme das Gras hervorlockt und der Schnee vom Boden verschwindet. Im Herbste steigen sie eben so stufenweise herab. Trefflich sind die Alpenweiden und Thalwiesen; die höchsten Matten, nur für die Sommermonate brauchbar, sind meist Allmanden; weiter hinab an den Seiten der Berge sind sie vortrefflich, dreimähdig und können durch künstliche Bewässerung noch verbessert werden; die Wiesen unten im Thale sind meist sumpfig und kalt. Die minder wohlhabenden Bauern finden eine große Unterstützung in der Allmand, auf die sie so viele Kühe schicken, als sie nur immer im Winter ernähren konnten. Acht Tage, nachdem die Kühe auf die Allmand getrieben wurden, versammeln sich alle Eigenthümer, und die Quantität Milch, die jede Kuh gibt, wird gewogen; ein Gleiches geschieht einmal in der Mitte des Sommers und am Ende der guten Jahreszeit; darnach wird der Käse und die Butter ausgetheilt. Auch in einigen Dörfern gibt es öffentliche Milchereien, wohin die Armen alle Milch bringen, die sie nicht selbst verzehren. Die Milch wird gemessen, Rechnung darüber geführt und am Ende des Sommers Jedem, nach Abzug der Kosten, eine verhältnißmäßige Menge Käse gegeben. — S. steht seit der französischen Restauration wieder unter seinem angestammten Fürstenhause, wird nach piemontesischen Gesetzen verwaltet und genießt noch besonderer Privilegien. Die Sprache der Kirche und Schule und der Gerichte ist die französische. Das Herzogthum S. bildet eine Hauptprovinz der sardinischen Monarchie, welcher ein Präfekt vorsteht, und deren höchste Gerichtsbehörde der Senat in Chambry ist. Das Herzogthum theilt sich in 8 Distrikte oder Provinzen, nämlich: Carouge, Chablais, Faucigny, Genevois, das eigentliche S., Ober-S., Tarantaise und Maurienne. Hauptstadt: Chambry. — 2) Das eigentliche S. (Savoja propria), Provinz der gleichnam. Division, grenzt nördlich an die Provinzen Carouge und Genua, östlich an Ober-S. und Maurienne, südlich und südwestlich an Frankreich (Depart. Isère), westlich an dasselbe (Depart. Ain), davon durch die Rhône getrennt. Die Isère durchfließt das Land im Südosten. — 3) Ober-S. (Alta Savoja), Provinz daselbst, grenzt im Nordosten an die Provinz Faucigny, im Südosten an Tarantaise, im Süden an Maurienne, im Westen an das eigentliche S. und im Nordwesten an Genua. Die Flüsse darin sind die Isère und deren Nebenfluß Arly.

Geschichte. Den Namen S. finden wir zuerst im 4. Jahrhundert vor, in welchem ein östlich von der Rhone gelegenes Gebiet der Allobroger (s. d.) Sapaudia genannt wurde. Im Jahre 122 v. Chr. wurde es mit den benachbarten Völkern, den Centronern, Bravonvicern, Nantuatern, Letobrigern ꝛc., von den Römern unterworfen, welche es zu der Regio nona in Gallia transpadana rechneten. Im Jahre 407 n. Chr. kam es zu dem burgundischen Reiche, wurde 534 beim Untergange desselben zu einer fränkischen Provinz und 879 zu einem Theile des arelatischen Reichs (s. Burgund) gemacht, mit dem es 1038 endlich an Deutschland kam und von nun an durch seine früheren Grafen, als Vasallen des Reichs, regiert wurde. Als der mächtigste in dieser Zeit wird der Markgraf von Susa genannt, dessen Linie jedoch schon 1036 erloschen war. Seine Macht vererbte sich auf die Grafen von Maurienne, welche als Stammväter der Herzöge von S. angesehen werden. Der erste uns Bekannte derselben, Beroald (Berthold), war ein Sachse u. Sohn des Markgrafen Rothar III. von der Nordmark; er wurde von Rudolf III., dem letzten König im Arelat, 1016 zum Statthalter und von Heinrich II. zum Reichsvikar ernannt und † 1027 in einem Kloster zu Marseille. Nach Andern soll ein Graf Humbert, ein Sohn des Grafen Manasse und der Irmengarde, der Stammvater des savoyischen Hauses gewesen seyn, der aus der Erbschaft seines Stiefvaters, des Königs Rudolf III., die Grafschaft Maurienne und, nachdem Arelat an den König Konrad gefallen war, für eine Unterstützung gegen den Grafen von Champagne 1034 die Herrschaft Chablais, das Walliserland, Pingre und Guichenon zum Lehen erhielt; er † 1048. Sein Nachfolger, Amadeus I., der Schwarze, heirathete Adelheid, eine Tochter Maginfrieds, und erwarb dadurch Susa, Aosta und Turin; er † 1072. Sein Sohn, Humbert II., der Starke, unterwarf 1097 die Herrschaft Tarantaise und stand sowohl bei dem Kaiser, als den Päpsten durch den Einfluß seiner Mutter Adelheid in großem Ansehen. Zu gleicher Zeit mit ihm wird noch ein Amadeus II., der Sohn eines Grafen Otto, in einem Theile S.s als Graf genannt, von Andern hingegen garnicht angeführt. Unter Amadeus II., Humberts Sohn, wurden dessen Besitzungen 1111 von Heinrich IV. zur Reichsgrafschaft erhoben; er war der Erste, welcher neben seinem Titel, Markgraf von Turin, auch noch den eines Grafen von Savoyen führte. Im Jahre 1134 gerieth er mit Kaiser Lothar II. auf dessen Zuge nach Italien in Krieg, verlor alle seine Länder, erhielt sie jedoch wieder, als er sich unterworfen hatte. Er † auf einem Zuge mit König Ludwig von Frankreich 1148 auf der Insel Cypern. Sein Sohn, Humbert III., der Heilige genannt, wurde 1158 mit dem Dauphin Guignes VII. in einen Krieg verwickelt, in welchem er nach der Schlacht bei Montmelian die Stadt gleichen Namens eroberte. Im Jahre 1169 zwang er Alfred von Saluzzo, ihn als Lehnsherrn anzuerkennen. Als einem Anhänger des Papstes, nahm ihm Kaiser Friedrich I. die weltliche Herrschaft über die Städte und übertrug sie dem Bischof von Turin; allein 1174 bemächtigte sich Humbert derselben wieder, konnte sich jedoch, da der Kaiser seinen Gegner unterstützte, nicht in Turin halten und † 1188. Ihm folgte sein elfjähriger Sohn, Thomas I., unter der Vormundschaft des Markgrafen Bonifacius von Montferrat. Nach vielen Kämpfen seines Vormunds gegen die Pfaffenherrschaft wurde Thomas endlich volljährig und wußte sich die Gunst Kaiser Philipps zu verschaffen, welcher ihn mit Quiers, Estonne in Piemont und dem Schlosse Modon im Waadtlande belehnte und ihn 1224 zum Generalvikar der Lombardei erhob. Er erwarb ferner das Schloß Saillon und das Gebiet vom lausanner See bis zum St. Bernhard. Durch seine Verheirathung bekam er die Städte Rumilli, Valdes Cles, Bornans; die Stadt Chambery brachte er durch Kauf an sich. Von ihm wurden Villefranche und Pignerol erbaut. Er † 1233. Sein Sohn und Nachfolger, Amadeus III., eroberte Turin 1245 und unterwarf sich die Walliser; als ein treuer Anhänger Kaiser Friedrichs II., wurde er von demselben zum Herzoge von Chablais und Aosta erhoben. Zwei Jahre später erhielt er noch Rivoli, weil er den päpstlichen Truppen den Durchmarsch durch sein Gebiet versagt hatte, ergriff jedoch nach Friedrichs Tode die Partei des Papstes und † 1253. Seinem erst neunjährigen Sohne Bonifacius war dessen Oheim, Thomas (s. d.), Graf von Piemont, als Vormund gesetzt worden, und erst nach dessen Tode (1259) übernahm der erstere die Regierung. Er † jedoch schon 1263 in der Gefangenschaft, in welche er in einem Kriege mit den Markgrafen von Montferrat und Asti gerathen war. Ihm folgte in der Regierung sein Oheim, Peter, Graf von Raumont u. Richemont, welcher, nachdem er die Gegner seines Neffen, so wie auch die insurgirte Stadt Turin überwunden und fast ganz Waadt an sich gebracht hatte, von seinem Schwager, dem deutschen Könige Richard, mit ansehnlichen Ländern belehnt und zum Reichsstatthalter in Italien ernannt wurde. Er † 1268 kinderlos und hinterließ seine Besitzungen seinem Bruder Philipp I. Derselbe beschützte die Berner gegen Rudolf von Habsburg und eroberte in dem Kriege gegen denselben Nyon, brachte die Schlösser Lovanel, Nys und la Tour de Terny und die Stadt Murten an sich und 1276 durch Kauf von Burgund das Schloß Dole. Im Jahre 1282 wurde er abermals in einen Krieg mit Rudolf verwickelt, welcher die Besitzungen seiner Schwester, der Gräfin v. Kyburg, beanspruchte. Die Sache wurde jedoch durch Vermittelung so weit beigelegt, daß Philipp die ihm streitig gemachten Gebiete behielt, seine Erben aber den Kaiser und dessen Nachfolger als Lehnsherrn anerkennen sollten. Auch Philipp † kinderlos, und S. vererbte sich auf die Kinder seines ältern Bruders Thomas. Dessen ältester Sohn, Thomas, war jedoch schon 1282 gestorben und hatte seinem Erstgebornen, Philipp, Piemont hinterlassen und S. fiel nun nach dem Testamente

Philipps I. auf den noch lebenden zweiten Sohn des ältern Thomas, Amadeus IV., wodurch S. in zwei Linien, Piemont und S., zerfiel. Der Stifter der Linie Piemont, Thomas, hatte nach dem Tode seines Vaters, welcher seine Besitzungen so vermehrt hatte, daß er seine Selbstständigkeit behaupten konnte, Maurienne unabhängig beherrscht. Er brachte das Schloß Pignerol und Toulouse noch an sich, wurde jedoch wegen Turin in einen Krieg mit dem Markgrafen Wilhelm von Montferrat verwickelt, der ihn 1275 gefangen nahm; er † 1282. Sein ältester minderjährige Sohn, Philipp, wurde bis 1294 unter die Vormundschaft des Grafen Amadeus von S. gestellt. Er führte in Turin eine neue Stadtordnung ein und verheirathete sich 1301 mit Isabella von Villehardouin, die ihm Achaja u. Morea zubrachte. Das erstere vertauschte er jedoch 1307 an den König Karl II. von Neapel gegen die Grafschaft Alba in den Abruzzen. Trotzdem hatte er mit den Königen von Neapel, die als Grafen von Provence seine Nachbarn waren, lange Streitigkeiten, aus denen er jedoch durch Hülfe seines Schwagers, Kaiser Heinrichs VII., siegreich hervorging. Von dem Dauphin v. Vienne und Visconti v. Mailand brachte er beträchtliche Ländereien an sich, eroberte vom König Robert von Neapel 1320 Tossavo und übte überhaupt durch seine Tapferkeit großen Einfluß auf seine Nachbarn aus, so daß ihn Kaiser Heinrich mit Chablais, Aosta, Bauge und Colligny belehnte und sein Haus in den Reichsfürstenstand erhob; er † 1324. Sein Sohn Jakob setzte mit Amadeus V. von S. den Krieg gegen Neapel fort, wurde jedoch, nachdem er von dem Markgrafen von Saluzzo einiges Ländergebiet gewonnen, wegen eigenmächtig erhobener neuer Zölle 1630 mit seinem ehemaligen Bundesgenossen in einen Krieg verwickelt, von demselben geschlagen und gefangen und sodann gezwungen, ihm als Lösegeld ganz Piemont abzutreten. Er gab ihm dasselbe jedoch schon 1363 freiwillig zurück, wogegen Jakob 1364 seinen ältesten Sohn Philipp enterbte, welcher sich mit dem Markgrafen Friedrich von Saluzzo gegen Amadeus verbündet hatte. Ihm folgte 1366 sein zweiter minderjähriger Sohn, Amadeus, unter der Vormundschaft des Grafen Amadeus V. von S. Im Jahre 1361 schloß er mit den Fürsten von Achaja und Morea Verträge über sein Eigenthumsrecht, führte die Besitznahme jedoch nie aus und † 1402. Mit seinem kinderlosen Bruder Ludwig, welcher 1405 die Hochschule zu Turin stiftete, erlosch seine Linie, und Piemont fiel wiederum an die Linie S. In derselben hatte seit der Theilung der Linien, 1285, zuerst Graf Amadeus IV. regiert. Mit seinem Bruder Ludwig in einen Streit über die Landestheilung verwickelt, trat er demselben in Folge eines Schiedsrichterspruches das Waadtland, doch ohne Landesherrlichkeit, ab. Mit dem Dauphin von Vienne und dem Grafen von Genf wurde er wegen der Gerichtsbarkeit dieser Stadt in einen Krieg verwickelt, behauptete jedoch dieselbe. Er wußte sein Gebiet sehr zu erweitern und brachte unter Anderm die Grafschaft Asti und die Herrschaften Bresse, Ivreau und Reuermont an sich. In seinem 1307 niedergelegten Testamente, welches die Primogenitur und die Untheilbarkeit der Lande zum Grundsatz erhob, gab er dem Staate eine festere Grundlage. Er wirkte 1315 viel beim Entsatze von Rhodus und wurde sodann zum Reichsfürsten und Reichsvikar ernannt. Sein ältester Sohn, Eduard, folgte ihm 1323 und bezeichnete seine Regierung durch viele Kriege und Streitigkeiten, welche das Land in Schulden stürzten; schon 1325 verlor er durch die Schlacht von Varey beträchtliche Ländereien an den Dauphin von Vienne. Sein Bruder, Aymon, der ihm 1329 folgte, verglich sich 1334 in dem Frieden zu Lyon mit dem Dauphin und ein Jahr später auch mit den Grafen von Saluzzo, wonach er im Besitze der Lehnsherrlichkeit blieb. Durch seine Vermählung erwarb er die Anwartschaft auf Montferrat. In dem Kriege Frankreichs gegen England leistete er dem erstern Beistand u. vermittelte 1340 zwischen beiden den Frieden. Er † 1343. Sein Sohn, Amadeus V., wegen seiner Lieblingsfarben in Turnieren der grüne Graf genannt, wurde in Gemeinschaft mit seinem Vetter Jakob von Piemont in Kriege mit Anjou und Neapel wegen der Besitzungen verwickelt, welche diese im Piemontesischen hatten. Ein Krieg mit Johanna von Neapel und ihren Verbündeten, dem Visconti Luchino von Mailand u. dem Markgrafen v. Saluzzo, wurde nach dem Tode Luchino's 1349 beendigt. Durch seinen Beistand gegen England erwarb er sich die Gunst des französischen Hofes, welche er zur Beseitigung seiner Streitigkeiten mit der Dauphiné benutzte. Im Jahre 1355 vermählte er sich mit Bona von Bourbon und erwarb zu gleicher Zeit die Herrschaft Waadtland von seiner Mutter Katharina von S. für 60,000 Goldgulden. Mit dem Markgrafen Friedrich von Saluzzo, welcher sich mit Barnabo Visconti von Mailand verbündet hatte, gerieth er wegen Verweigerung der Lehnshuldigung in Krieg. Er verbündete sich dagegen mit dem Markgrafen von Montferrat und brachte 1363 einen Vergleich zu Stande, nach welchem der Markgraf die Huldigung leistete; allein bald darauf rief er englische Freibeuter herbei, welche ins Land fielen, den Grafen gefangen nahmen und erst gegen ein Lösegeld von 180,000 Goldgulden wieder frei ließen. Vom Kaiser Johannes Paläologus um Hülfe angegangen, zog er 1366 gegen die Türken, schlug dieselben und nahm Gallipoli. Hierauf fiel er in Bulgarien ein, befreite den Kaiser aus der Gefangenschaft des Königs und führte ihn 1367 nach Konstantinopel zurück. Mit Galeazzo von Mailand verwickelte er sich 1372 ebenfalls in einen Krieg, errang jedoch keine Erfolge und schloß 1375 Frieden. Nachdem Kaiser Karl IV. den Markgrafen von Saluzzo zur Lehnspflicht gezwungen, schloß Amadeus mit Genua ein Bündniß. Herzog Ludwig von Anjou leistete er Beistand auf seinem Zuge gegen Neapel, † jedoch hierüber 1383 auf seinem Schlosse Bitronto an der Pest. Sein Nachfolger, Amadeus IV., wegen seiner Lieblingsfarbe der rothe Graf genannt,

wollte dem Könige von Frankreich gegen Gent zu Hülfe ziehen, mußte jedoch wieder umkehren, da Visconti von Mailand seinen Bundesgenossen, den Erzbischof von Sitten, angegriffen hatte. Er schlug den Visconti, setzte den Bischof wieder ein und wies auch die Markgrafen von Saluzzo und Montferrat, welche ihm stets ins Land fielen, durch mehre Niederlagen in die Schranken. Er † 1391 plötzlich, wie man vermuthete an Gift. Ihm folgte sein 8jähriger Sohn, Amadeus IV., über welchen seine Großmutter, Bona von Burgund, endlich nach vielen Streitigkeiten die Vormundschaft erlangte. Sie vermählte ihn mit einer Tochter des Herzogs von Burgund, wodurch sie sich des Schutzes von Burgund und Frankreich versicherte. Unter ihrer Regierung wurde die Grafschaft Genevois vom Grafen Otto Villars angekauft; ferner der Landstrich jenseit der Saone, die Schlösser Villars, Loyes, Poncin, Cerdon, Montreal, Arbent ꝛc. erworben. Im Jahre 1416 erhob ihn Kaiser Sigismund zum Herzog von S. Zwei Jahre später fielen ihm durch Aussterben der piemontesischen Linie die Besitzungen derselben zu, und 1421 erwarb er vom Erzbischof von Besançon Cossonai. Nachdem er die Markgrafen von Saluzzo und Ceva wieder unter seine Lehnsherrlichkeit gebracht und die Schlösser derselben geschleift hatte, sandte er dem Kaiser Sigismund Hülfsvölker gegen die Hussiten, weil ihn derselbe gegen die Ansprüche des Prinzen von Oranien geschützt hatte. Im Jahre 1426 zog er mit 26,000 Mann zur Unterstützung Venedigs gegen den Herzog von Mailand aus und zwang denselben, in dem Frieden von 1428 ihm alle Eroberungen zu überlassen. In dem Vertrage von Tonon trat ihm 1433 der Markgraf von Montferrat alle seine Besitzungen jenseit des Po ab, wogegen ihn Amadeus mit dem ihn bekriegenden Herzog von Mailand auszusöhnen versprach. Der Markgraf hielt jedoch den Vertrag nicht, und nach neuen Feindseligkeiten kam der Friede erst 1436 zu Stande, nach welchem der Markgraf die Lehnshuldigung leistete und Chivasso, Settimo, Ozeyna, Azello und Brandis an S. abtrat; mit Mailand schloß er einen Bund auf 80 Jahre. Nach dem Mordanfalle eines gewissen Gallois und nachdem der Thronfolger Ludwig seinen Liebling Wilhelm von Balomières des Landesverraths beschuldigt und hatte ersäufen lassen, erfaßte ihn ein tiefer Trübsinn. Er ernannte seinen Sohn Ludwig zum Generalstatthalter und zog sich mit 6 Gefährten in die Einsiedelei zu Ripaille zurück, wo er den Orden des St. Meritz stiftete. Im Jahre 1437 ward er unter dem Namen Felix V. zum Papste gewählt, trat jedoch 1448 wieder zurück und † 1451 als Kardinal. Ludwig, nun völlig zu allen Hoheitsrechten gelangt, hatte unterdessen 1441 mit Genua und 1443 mit dem Herzoge Philipp von Burgund ein Bündniß geschlossen. Mit Frankreich hatte er zu gleicher Zeit Valentinois und Diois gegen Faucigny vertauscht. Im Jahre 1445 stellte er in einem Grundgesetze die Unveräußerlichkeit der savoyischen Krongüter fest. Im Jahre 1449, in einem Kriege wegen Mailand, nahm er Romagno, Bigevano, Conflans und Valenca in Besitz, war jedoch gegen Sforza unglücklich, gegen den er auf Betrieb der verwittweten Herzogin von Mailand zwei Hülfscorps geschickt hatte. Nach zwei verlorenen Schlachten mußte er 1450 Frieden schließen. Ein abermaliges Bündniß mit Neapel und Venedig gegen Mailand hatte keine Folgen, da eine Empörung des Adels seine Kräfte lähmte. Johann von Compeys, sein Minister und Günstling, war nämlich dem Adel des Landes so verhaßt geworden, daß derselbe sich gegen ihn verband und den Herzog aufforderte, seinen Minister zu entlassen. Derselbe versprach ihnen zwar, ihren Beschwerden abzuhelfen, löste jedoch ihre Verbindung auf. Allein kurz hierauf wurden die Güter der Verbündeten konfiscirt und sie selbst des Landes verwiesen. Sie fanden jedoch in König Karl VIII. von Frankreich eine Stütze, der erzürnt auf Ludwig war, weil derselbe seine Tochter, Charlotte, ohne Vorwissen des Königs mit dem Dauphin vermählt hatte. Er forderte jedoch vergeblich die Wiedereinsetzung der Vertriebenen und ergriff deshalb die Waffen; allein Ludwig ging selbst nach Frankreich und schloß 1452 den Vertrag zu Feurs ab, in welchem er die Vertriebenen zurückrief und seinen Sohn Amadeus mit Jolantha, der Tochter des Königs, vermählte. Auf einem darauf zusammen berufenen Landtage einigte er sich nun mit dem Volke. Da er dem Dauphin und René von Neapel den Durchzug durch S. gegen Sforza von Mailand gestatten mußte, so gerieth er mit dem letztern in ernstliche Streitigkeiten, welche jedoch 1454 in so weit ausgeglichen wurden, daß S. alle Eroberungen in den Gebieten Pavia u. Novara an Mailand zurückgab. Mit dem Dauphin, welcher es nicht zugeben wollte, daß die vertriebenen Adligen wieder in ihre Rechte eingesetzt wurden, gerieth er ebenfalls in einem kurzen Krieg. Sein zweiter Sohn, Graf Ludwig von Genevois, vermählte sich 1459 mit Charlotte, der Tochter und Erbin des Königs von Cypern (s. Cypern, Gesch.); er mußte jedoch die Erbfolge seinem Schwager Jakob einräumen und behielt nichts als den Titel, den die Herrscher von Sardinien noch jetzt eben so wie den von Jerusalem führen, den sie sich wegen der Ansprüche des Hauses Lusignan auf dasselbe beilegten. Der dritte Sohn des Herzogs, Philipp, Graf von Bresse, verbündete sich mit dem Adel gegen seinen älteren Bruder, den Thronfolger, wurde jedoch von König Ludwig XI. nach Frankreich gelockt und festgenommen. Ludwig machte in dieser Angelegenheit zwei Reisen nach Frankreich u. starb auf der zweiten 1465 zu Lyon. Ihm folgte Amadeus VIII. Im J. 1467 wurde er mit dem Markgrafen von Montferrat und dem Herzoge von Mailand in Krieg verwickelt. Sein der französischen Haft entlassener Bruder Philipp befehligte das savoyische Heer und machte zwar beträchtliche Eroberungen; allein in dem darauf folgenden Frieden zu Agan wurden sie sämmtlich wieder herausgegeben. Wegen anhaltender Krankheit ernannte er seine Gemahlin Jolantha zur Regentin; allein dieses verursachte sogleich eine Empörung seiner

Brüder. Während die Herzogin Schutzbündnisse mit Burgund und Mailand schloß, rüsteten sich die Grafen von Genevois und Bresse, belagerten und nahmen das Schloß Montmelian, in welchem sich der Herzog mit seiner Gemahlin befand, und schleppten den erstern nach Chambery. Schon wollte sich Ludwig XI. ins Mittel legen, als Bern und Freiburg 1471 den Frieden zu Stande brachten, nach welchem die Herzogin zwar die Regentschaft behielt, sich jedoch mit einem Staatsrathe, in welchem die Brüder saßen, umgeben mußte. Im J. 1472 starb der Herzog, und die Thronbesteigung seines siebenjährigen Sohns Philibert I. verursachte sogleich einen neuen Streit über die Regentschaft. Burgund und Frankreich nahmen Theil, und während eines kurzen Krieges wurde der junge Herzog von seinem Oheim aus Montmelian entführt. Trotzdem wurde endlich doch Jolantha die Vormundschaft mit der Bedingung zugesprochen, daß sie den Oheim des Herzogs, den Bischof von Genf, bei der Regierung zu Rathe ziehen sollte. In dem Schweizerkriege schickte die Regentin dem Herzoge von Burgund 4000 Mann Hülfstruppen; allein dieselben wurden noch vor ihrer Vereinigung mit dem Haupttheere geschlagen. Aus Furcht, daß sie von dem Bündnisse abfallen möchte, entführte sie der Herzog von Burgund mit ihren Kindern; allein der Bischof von Genf befreite den jungen Herzog bald wieder und brachte ihn nach Chambery. Der König von Frankreich setzte nun zwar eine Regentschaft ein, bemächtigte sich jedoch auch des Schlosses Montmelian, welches er jedoch Jolantha, die ihrer Haft entflohen, zurückgab. Nach ihrem Tode 1478 entstanden neue Streitigkeiten, die erst mit dem Tode Philiberts 1482 endeten. Ihm folgte sein Bruder, Karl I., der Kriegerische, in einem Alter von 14 Jahren und unter der Vormundschaft des Königs Ludwig XI. von Frankreich. Doch schon im folgenden Jahr übernahm er die Regierung, behauptete 1484 kühn seine Rechte gegen Papst Sixtus V. u. nahm dem Markgrafen von Saluzzo, welcher seine Lehnshoheit nicht anerkennen wollte, sämmtliche Lande weg, starb jedoch, vermuthlich an Gift, schon 1489 auf einer Reise nach Frankreich, wo er diese Angelegenheiten beilegen wollte. Ihm folgte sein erst 9 Monate alter Sohn, Karl II., unter der Regentschaft seiner Mutter Blanca. Dieselbe suchte den Frieden in ihren Staaten durch Schutzbündnisse mit auswärtigen Mächten zu erhalten, konnte jedoch nicht hindern, daß der Markgraf von Saluzzo die ihm abgenommenen Länder wieder gewann. Schon 1496 starb in Folge eines Sturzes aus dem Bette der junge Herzog zu Montcalier, und sein Großoheim u. Nachfolger Philipp II., ohne Land, ein Sohn Ludwigs, folgte ihm schon ein Jahr später in die Gruft. Sein Sohn und Nachfolger, Philibert II., gab für ein Jahrgeld von 22,000 Livres den Franzosen freien Durchzug durch S. u. für 30,000 Thlr. monatliche Subsidien ein Corps von 600 Reitern. Nach seinem Tode 1504 folgte ihm sein Bruder Karl III., der Gütige. Gleich nach seinem Regierungsantritt gerieth er mit dem Bischofe von Sitten in Streit, welcher ihm mehre Plätze weggenommen hatte, die er ihm auch lassen mußte. Im J. 1507 stander gegen ein beträchtliches Jahrgeld dem König Ludwig XII. durch Stellung von Mannschaft und Geschütz bei der Eroberung von Genua bei und trat ein Jahr später zur Ligue von Cambray, wodurch er das von den Venetianern besetzte Königreich Cypern wieder zu gewinnen hoffte. Einer Forderung der Schweizer, Kriegskosten seiner Vorfahren betreffend, mußte er 1510 Genüge leisten, indem er sich zur Zahlung einer beträchtlichen Summe verstand, dagegen 1512 zu Baden ein Bündniß mit der Schweiz schloß. Trotzdem fielen 1515 die Schweizer bei dem Zuge Franz' I. nach Italien in Piemont ein und plünderten es aus, wogegen Karl wiederum die Franzosen über die Gebirgspässe und in den Rücken des kaiserlichen Feldherrn Prosper Colonna ließ, welcher gefangen wurde. Trotz dieser Begünstigungen verlangte der König Nizza als zur Grafschaft Provence und Vercelli als zu Mailand gehörig zurück und wurde nur durch die Drohungen der Schweizer abgeschreckt. Das 1531 erloschene Markgrafenthum Saluzzo fiel zwar der Erbfolge nach an S., wurde jedoch vom Kaiser dem Hause Gonzaga zugetheilt. Im J. 1535 besetzte Franz I. einen Theil der herzoglichen Länder, um sich in seinem Kriege gegen den Kaiser einen Durchgang zu bahnen. Genf und Wallis hatten sich schon 1533 unter den Schutz der Schweizer gestellt, und Bern besetzte 1536 für die Kriegskosten des Waadtlandes Chablais, Gex und Genne. Der Krieg wurde nach Piemont gespielt, und in dem Waffenstillstande zu Nizza wurde S. unter Frankreich und Oesterreich getheilt; das erstere behielt die besetzten Plätze, das letztere nahm Asti, Vercelli und Fossano. So kam Karl um seine sämmtlichen Länder. Er starb 1553, und ihm folgte sein Sohn Emanuel Philibert, der sich als Feldherr Karls V. und Philipps II. im Kriege gegen Frankreich einen berühmten Namen erworben hatte. Im J. 1559 erhielt er die vom Kaiser besetzten Gebiete zurück, und ein Jahr später trat ihm auch Frankreich mit Ausnahme von Pignerol, Savigliano und Saluzzo die ihm entrissenen Länderstriche ab. Die Landesverwaltung, so wie das ganz in Verfall gerathene Kriegswesen und die Finanzen stellte er wieder her. Im J. 1564 erhielt er auch die von den Schweizern ihm entrissenen Landstriche, außer Raumont, Waadtland und Genf, zurück und schloß 1570 einen Waffenstillstand auf 25 Jahre mit ihnen. Im J. 1574 erhielt er endlich auch Pignerol und Savigliano von Frankreich zurück, und zwei Jahre später tauschte er von dem Fürsten Doria die Markgrafschaft Eirie gegen das Fürstenthum Oneglia ein; von der Markgräfin von Villars erkaufte er die Herrschaften Maro und Brela und die Grafschaft Tenda. Durch die Gründung der Citadelle von Turin gab er dem Lande eine Hauptstadt und einen festen Mittelpunkt; Suja, Mondovi, Vercelli, Borgo, Montmelian ließ er ebenfalls befestigen, und durch Erbauung von Galeeren in Villafranca den Anfang zu einer Marine machen. Während seiner Regierung hatte sich der Protestantismus in der Sekte der

Waldenser (s. d.) Eingang in seine Staaten verschafft; auf Verlangen des Papstes wollte er dieselben mit Gewalt bekehren, wurde jedoch in den von ihnen bewohnten unzugänglichen Gebirgen mehrmals geschlagen und mußte ihnen endlich freie Religionsübung gestatten. Er that viel für die Hebung des Landbaus und legte durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen den Grund zu dem später so emporgekommenen Seidenbau. Er † 1580, und ihm folgte Karl Emanuel I., der Große. Voll Ehrgeiz und Kühnheit, nahm er 1588 den Franzosen Saluzzo ab und würde sich auch Genfs bemächtigt haben, wenn ihn die Berner nicht 1589 zurückgeschlagen hätten. Um sich hierfür zu entschädigen, fiel er 1590 in die Provence und ließ sich zum Regenten ausrufen, wurde jedoch gleich darauf von les Dugnières wieder vertrieben und sogar St. Jean de Maurienne besetzt. Durch die zu seinen Gunsten ausgefallene Schlacht von St. Andrä wurden die Streitigkeiten endlich beendigt; er mußte um Frieden bitten und ging 1598 nach Paris, woselbst ein Vertrag abgeschlossen wurde, nach welchem er zwar Saluzzo behielt, dagegen Pignerol, Bresse, Perouse, Stura und Barcelonetta abtreten mußte. Er nahm jedoch Anstand, den Vertrag zu erfüllen, bis endlich 1600 ein französisches Heer ganz S. besetzte und ihn dazu zwang. Aus Rache hierüber ließ er sich mit dem Marschall Biron in ein Komplot gegen Heinrich IV. ein, wodurch er die Provence und Dauphiné zu erhalten hoffte; allein Birons Tod vereitelte dieses. Eine Ueberrumpelung Genfs mißlang 1602 ebenfalls und endete ein Jahr später mit dem Frieden. Im J. 1612 besetzte er, seine Ansprüche auf Montferrat erneuernd, einige Gebiete daselbst, konnte sie jedoch nicht behaupten. Im J. 1626 machte er beim Aussterben des Hauses Mantua ebenfalls Ansprüche auf die Besitzungen desselben, mußte dieselben jedoch auf Betrieb des Königs von Frankreich dem Herzoge von Nevers abtreten. Er schloß deshalb 1629 einen Vertrag mit dem Könige, worin er ihm gegen Abtretung der Stadt Trino und eines Stückes von Monferrat den Durchzug eines französischen Heeres erlaubte. Als er jedoch den Vertrag nicht erfüllen wollte, nahm ihm Ludwig XIII. Pignerol und mehre andere feste Plätze und schlug ihn, als er sich widersetzen wollte, am 10. Juli 1630 vollständig. Er starb, wie man sagt, aus Gram darüber in demselben Jahre. Sein Sohn Viktor Amadeus I., dessen jüngerer Bruder Thomas der Stifter der Linie Savoyen-Carignan wurde, hielt sich neutral und bekam 1631 in dem Frieden von Chirasco seine Länder wieder, mußte jedoch das Besatzungsrecht in Pignerol den Franzosen einräumen u. 1635 das Bündniß zu Rivoli mit Frankreich abschließen. Nach seinem Ableben 1637 kam sein erst 5 Jahre alter Sohn Franz Hyacinth unter der Regentschaft seiner Mutter, Anna Maria von Orleans, zur Regierung, starb jedoch schon ein Jahr hierauf. Beim Regierungsantritte seines gleichfalls unmündigen Bruders Emanuel II. wollte Kaiser Ferdinand II. die Regentschaft an die beiden Oheime des Herzogs Thomas von Carignan und den Kardinal Moritz von S. abgetreten wissen, und Frankreich bewog 1642 die Herzogin durch einen Vertrag auch wirklich zur Verzichtleistung auf die Vormundschaft und ernannte Thomas zum französischen General. Von ihm wurden die Spanier aus Piemont vertrieben, behielten jedoch noch mehre feste Plätze inne, die erst 1659 im pyrenäischen Frieden zurückgegeben wurden. Im J. 1659 fielen durch das Aussterben der savoyischen Nebenlinie der Grafen von Genevois auch die Besitzungen derselben an S.; nicht zufrieden mit den von ihm erlangten Vergrößerungen, besetzte er mitten im Frieden die zu Genua gehörige Grafschaft Zucarello, welche er jedoch im Frieden zu Casale 1673 zurückgeben mußte. Seit dieser Zeit wurde der Einfluß Frankreichs auf Savoyen immer bedeutender. Mit seinem Ehrgeize und seiner Eroberungssucht hielt die Unduldsamkeit Schritt, mit welcher er die in den nördlichen Thälern von Lucerna, Perouse, Cluserne und San Martino wohnenden Waldenser verfolgte. In ihre rauhen Alpenthäler eingesperrt, durften sie außerhalb keine Ländereien erwerben, kein richterliches Amt bekleiden und waren vom Lehrer- und Advokatenstande, so wie von den höhern Stellen in der Armee ausgeschlossen, und unehelliche Kinder der Waldenserinnen wurden der Mutter entrissen und katholisch erzogen. Nach seinem Tode 1675 folgte ihm unter der Vormundschaft seiner Mutter Maria Johanna sein neunjähriger Sohn, Viktor Amadeus II. Im J. 1686 trat derselbe dem augsburger Bündniß gegen Frankreich bei, da man ihm alle in der Dauphiné und Provence zu machenden Eroberungen garantirt, so wie ein Hülfsheer von 16,000 Mann versprochen hatte. Frankreich kam jedoch zuvor, verlangte die Uebergabe von Turin und schickte, als ihm diese abgeschlagen wurde, den General Catinat nach S., welcher den Herzog am 18. Aug. 1690 bei Straffarda schlug und fast ganz S. besetzte. Im folgenden Jahre fiel der Herzog dagegen in der Dauphiné ein und eroberte Ambran, wurde aber am 4. Okt. 1693 bei Marseille geschlagen. Der Friede zu Vigevano, in welchem er alle seine Länder wieder zurück erhielt, machte dem Kriege ein Ende. Wie alle zwischen großen Staaten befindlichen Länder, wurde S., das im Besitze wichtiger Militärstraßen war, sowohl v. Oesterreich als Frankreich unterstützt und schloß sich auch wirklich bloß nach Wahrnahme des momentanen Interesses bald der einen, bald der andern Macht an. So ließ sich der Herzog jetzt zu einem Bündnisse mit Ludwig XIV. bewegen, welcher ihn beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges zum französischen Oberfeldherrn ernannte. Als jedoch den Franzosen das Kriegsglück ungünstig, Catinat geschlagen und Villeroi gefangen wurde, ließ er sich wieder mit Oesterreich in geheime Unterhandlungen ein. Allein Ludwig kam ihm zuvor und ließ die savoyischen Truppen bei dem französischen Heere entwaffnen, welches den Herzog endlich offen zum Bündniß mit Oesterreich drängte (1703). Die Feindseligkeiten begannen sogleich. Nachdem Van-

dammedie übrigen savoyischen Truppen entwaffnet hatte, eroberte er noch in demselben Jahre Vercelli, 1704 Ivrea und 1705 Susa, Pignerol und Chirasco. Die ihm zu Hülfe eilenden Oesterreicher wurden 1705 bei Cafano geschlagen, Nizza 1706 genommen und der Herzog schon in seiner Hauptstadt Turin belagert, als Prinz Eugen am 7. September 1706 die Franzosen bei Turin schlug. Dieser Sieg setzte den Herzog wieder in Besitz seiner Lande. Nachdem die Franzosen in Folge desselben Italien geräumt, sammelte der Herzog ein Heer, fiel 1707 damit in Frankreich ein, belagerte zwar Toulon vergebens, eroberte jedoch 1708 Fenestrelles, Exiles und Perouse, bis Marschall Villars seinem Vordringen ein Ziel setzte. Im Frieden von Utrecht 1713 erlangte er wichtige Vortheile, erhielt den Königstitel, die Zusicherung der Erbfolge in Spanien nach dem Aussterben der bourbonischen männlichen Linie, sogleich aber Sicilien, das er am 24. Aug. 1720 gegen Sardinien vertauschte. Seitdem bilden S. und Sardinien die sardinische Monarchie (s. d.).

Literatur: S. Champier, Les grandes chroniques de Savoye, Paris 1516, Fol.; — G. Parabin, Chronicon Sabaudiae, Lyon 1561, franz., das. 1602, Fol.; — J. P. Maffon, Elogium ducum Sabaudiae, Par. 1619, Fol.; — L. van der Burch, Sabaudiae respublica, Leyd. 1634, 4.; — F. A. della Chiesa, Corona reale di Savoya, Coni 1655, 2 Bde.; — S. Guichenon, Hist. généalogique de la maison royale de Savoye, Lyon 1660, 2 Bde., Fol.; — L. Cibrario, Notizie sopra la storia dei principi di Savoya, Turin 1825; — Derselbe, Recherches sur l'histoire et ancienne constitution de la monarchie de Savoye, franz. von Boullée, Par. 1833; — Frézet, Hist. de la maison de Savoye, Turin 1826—28, 3 Bde.; — Bertolotti, Compendio della storia della casa di Savoya, das., 1830, 2 Bde.

Savoyen (Ordensw.), 1) Civilorden von, von Karl Albert, König von Sardinien, 1831 gestifteter Orden, aus nur einer Klasse bestehend, dessen Großmeister der König ist. Das Ordenszeichen, ein volles, blau emaillirtes Kreuz, dessen rundes Mittelschild von einer Seite den Namenszug des Stifters, von der andern die Worte: al merito civile 1831 zeigt, wird an einer blauen, mit 2 weißen Strichen versehenen Bande auf der linken Seite des Kleides getragen. — 2) Militärorden v. S., vom König Viktor Emanuel 1815 gestifteter Orden mit 4 Klassen: Großkreuze, Komthure, Ritter und ein Ordenszeichen von Silber, das für Unteroffiziere und Soldaten bestimmt ist. Großmeister ist der König oder Thronfolger. Das 4armige Kreuz ist roth emaillirt mit goldener Einfassung, in welchem ein weiß emaillirtes Kreuz liegt; an das Ganze schlingt sich ein grün emaillirter Kranz, das Kreuz wird von einer goldenen Königskrone gedeckt; die Umseite ist golden und zeigt den Namenszug V. E. mit der Krone darüber. Von den Großkreuzen wird es an einem blauen Bande von der rechten Schulter nach der linken Seite getragen, dazu auf der linken Brust ein silberner Stern, der im blauen Mittelschilde den Namenszug V. E. mit der Krone darüber und im silbernem Grunde die Umschrift zeigt: Al merito et al valore. Von den Komthuren wird es um den Hals, von den Rittern am Bande mit einer Rosette am Knopfloch, von der 4. Klasse von Silber ohne Rosette im Knopfloch getragen.

Savoyer Apfel (Savoyer Calvill, Pomol.), s. v. a. Herbstcalvill, rother, s. Calvill.

Savoyer Biskuit, s. Biskuit.

Savoyerkohl (Bot.), s. v. a. Wirsing, Brassica oleracea sabauda *Dec.*

Savoyerzug, s. Sardinische Monarchie (Gesch.).

Savoyeux, franz. Dorf, Dep. Haute-Saone, Bez. Gray, an der Saone; merkw. Eisenwaarenfabr.; 400 Einw.

Savry (Saury, Biogr.), Salomon, Zeichner und Kupferstecher, nach Einigen in Seeland geboren, blühte um die Hälfte des 17. Jahrhunderts. Seine Blätter enthalten Bildnisse, einige historische Darstellungen, Genrestücke und Zeitbilder, nach eigener Zeichnung und noch mehr nach fremden Meistern. Seine Bildnisse, dann die Kopien nach Rembrandt und einige andere Scenen fanden von jeher großen Beifall. Die Aetzungen werden von Vielen vorgezogen, da sie sehr geistreich behandelt sind. Todesjahr unbekannt.

Savu (Savou), ostind. Insel, eine der kleinen Sunda-Inseln, südwestlich von Timor und südlich von Flores. Die Nordspitze liegt 10° 24′ 54″ südl. Br. und 139° 26, 25″ östl. L.; die Nordostspitze 10′ 27′ 5″ südl. Br. und 139° 33″ 45″ östl. L.; die Westspitze 10° 32′ 10″ südl. Br. und 139° 14, 34″ östl. L. Die Insel ist an den Küsten niedrig, im Innern aber hoch, gut bewässert, eine der blühendsten Inseln. Producte sind: Fächerpalmen, Maulbeerbäume, Tamarinden, Limonien, Orangen, Mais, Reis, Hirse, Wassermelonen, Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, Betel, Arak, Tabak, Baumwolle, Indigo, Zimmt, Büffel, bengalische Schafe, Ziegen, Schweine, kleine Pferde, Esel, Hühner, anderes Geflügel, Hunde ꝛc. S. wird von einem starken, tättowirten Malayenstamm, unter 5 den Holländern zinsbaren Radschas, bewohnt vielleicht 40,000 Einw., mit einiger Civilisation. In der Nähe das üppig bewachsene, felsige, aber menschenleere Eiland Neu-S. südwestlich von S. (Mitte 10° 47′ 45″ südl. Br. und 138° 51′ östl. L.), und das bewohnte und waldreiche Bentschoar, etwas mehr südwestlich, nebst einem neuentdeckten noch westlichern Eiland.

Savus (a. Geogr.), 1) schiffbarer Nebenfluß des Danubius in Pannonien, entspr. auf den karnischen Alpen, fließt südl. vom Dravus mit diesem zieml. parallel, bildete in seinem ersten Laufe die Grenze Noricums gegen Italien und weiterhin die von Pannonien gegen Illyrien und erreichte bei Singidunum den Hauptstrom (Plin. III, 18, 22); jetzt Save oder Sau; — 2) Fluß an der Nordküste von Mauritania Caesarensis, mündete bei Icosium, jetzt Terfsert.

Savuto, ital. Fluß, Neapel, Pr. Calabria citer., entspringt in den Gebirgen östlich von

Scigliano, fließt südwestlich in das tyrrhenische Meer, nach einem Laufe von 18 ital. Meilen.

Sawadden (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ostpr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 170 Einw.; — 2) daſ., Kr. Johannisburg; 150 Einw.; — 3) daſ., Kr. Lyk; 360 Einw.; — 4) daſ., Kr. Oletzko; 180 Einw.; — 5) daſ., Kr. Sensburg; über 100 Einw.; — 6) daſ., R.-B. Königsberg, Kr. Gerdauen; 130 Einw.

Sawade, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Grünberg; 650 Einw.

Sawadschi, Paß, ſ. Taberistan.

Sawah, aſiat. Ort, Perſien, Prov. Irak adschem, nordöſtlich von Hamadan.

Sawall, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, B. Kr. Potsdam, Kr. Beeskow-Storkow; 130 Einw.

Sawamangala (ind. Myth.), Beiname der Parwadi.

Sawartiasphali, Volk, ſ. v. a. Magyaren.

Sawa-Storoschewskoe, europ.-ruſſiſches Mönchskloſter, Gouv. Moskau, Kr. Swenigorod; kaiſerl. Schloß, Seminar und Grab des heil. Sawa.

Saway (Sawu), oſtind. Dorf, auf der Nordküſte der Molukken-Inſel Ceram, 2° 51′ ſüdl. Breite und 146° 46′ öſtl. L., mit einer Faktorei der Holländer.

Sawbridgeworth, brit. Kirchſpiel, England, Grafſch. Herford; 2250 Einw.

Sawcera, Stadt, ſ. v. a. Mogadore.

Sawersdorf (Zawieſſic), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrſch. Hochwald; 580 E.

Saw-Fish (engl., Ichthyol.), ſ. v. a. gemeiner Sägefiſch, Pristis antiquorum *L.*

Sawi, Stadt, ſ. v. a. Xavier.

Sawialoff, Theodor, Maler, 1810 in St. Petersburg geboren und an der Akademie daſ. zum Künſtler gebildet, reiſte 1837 als Penſionär der ruſſ. Akademie zu ſeiner weitern Ausbildung nach Rom, wo ſich ſein Talent in kurzer Zeit entwickelte; er wählte das hiſtoriſche Fach. Im J. 1841 vollendete er in Rom ein großes Gemälde, welches Chriſtus in der Vorhölle darſtellt, ein Bild, das vielen Beifall fand, ſo wie denn S. überhaupt vorzügliche Arbeiten liefert.

Sawicki, Nikolaus v., berühmter Geigenmacher in Wien, ward aus einer adeligen polniſchen Familie aus Lemberg zu Staniſlawow in Gallizien am 8. Dec. 1793 geboren und beſuchte in ſeiner Jugend das Gymnaſium zu Lemberg. Er kam hier zu einem Geigenmacher in Koſt und Logis, und durch dieſen Umſtand erhielt er die Neigung, welche denſelben ſchon von früher Jugend an zu jener Kunſt fühlte, deren würdigſter Repräſentant er in der neueſten Zeit wurde, die mächtigſte Anregung. Anfangs legte er ſich nur zum Zeitvertreib, endlich aber gänzlich auf ſeinen nunmehrigen Beruf, ohne daß ſein Vater darum wußte. In Wien, wohin er ſpäter ging, fand er Gelegenheit, ſich auszubilden und recht bald ſein eminentes Talent werkthätig zu bekunden. Die gediegenſten Kenntniſſe in Bezug eines ſchönen und ſoliden Geigenbaues eignete er ſich vorzüglich in der Schule von Werner und F. Geißenhofer an; doch vermißte der junge Künſtler in der ſchönen Schale der Geißenhofer-Violinen den erquickenden Kern, welchen zu finden das Ziel jahrelangen Strebens für ihn war, das auch mit dem glücklichſten Erfolg gekrönt wurde. S.'s Violinen ſind nach ſeiner neuen vervollkommneten Straduari-Form ausgearbeitet und zeichnen ſich, abgeſehen von der Eleganz, Korrektheit und artiſtiſchen Vollendung, ſchon gleich anfangs durch einen markigen, äußerſt gehaltvollen (Concert-) Ton aus, der an Fülle und Konſiſtenz ſeines Gleichen ſucht. Sein Ruf, der auch vorher ſchon nicht unbedeutend war, wurde auch in weitern Kreiſen durch ein von ihm verfertigtes Streichquartett feſt begründet, das ihm 1835 in der Kunſtausſtellung zu Wien den erſten Preis erwarb. Welcher Werth den Inſtrumenten S.'s beizumeſſen iſt, geht daraus hervor, daß die erſten Violinheroen, wie Paganini, Vieuxtemps, Ernſt, Ole Bull ꝛc., Violinen von S. ſich verſchafft und ſich derſelben zum Theil ſelbſt in Koncerten bedient haben. Eben ſo beurkunden häufige Beſtellungen vom Auslande, ja ſelbſt von Italien, der Wiege der beſten Meiſtergeigen, wie ſehr S.'s Violinen, vorzüglich jene nach der von ihm vervollkommneten Straduari-Form, geſucht werden. So vorzügliche ſeine neuen Inſtrumente ſind, ſo ausgezeichnet, ſo kunſtvoll ſind auch ſeine Reparaturen, bei welchen er ganz eigenthümliche, höchſt ſinnige Weiſen und Vortheile, und zwar ſo wohl berechnet und umſichtig anwendet, daß er des beſten Erfolges ſtets gewiß iſt. So verwandelte er eine neapolitaniſche Viola (von Aler. Gagliano vom J. 1715) auf Verlangen des Eigenthümers in eine Violine, die durch die meiſterhafte Metamorphoſe jeder noch ſo ausgezeichneten italieniſchen Geige würdig zur Seite ſteht. Das größte Lob des trefflichen Meiſters liegt aber wohl in dem ehrenden Vertrauen, mit welchem Paganini ihm ſeine Lieblingsgeige, Joſeph Guarneri, zur Reparatur anvertraute. Da die Reparatur vollkommen gelang, ſo richtete Paganini einige ſehr auszeichnende Zeilen an S., in welchen er ihn als den größten lebenden Geigenartiſten betrachtet. Doch iſt S.'s Ruf auch ohne dieſes glänzende Zeugniß feſt begründet; ſeine gediegenen Leiſtungen loben ſich durch den ehrenden Zuſpruch, den ſie in der Kunſtwelt finden, von ſelbſt, und es iſt wohl ſicher vorauszuſehen, daß ſeine Inſtrumente ſich einſt denen der ausgezeichnetſten italieniſchen Meiſter würdig anreihen werden.

Sawijet ed Deyr, Dorf, ſ. Siut.

Sawilijsk, europ.-ruſſ. Kreisſtadt, Gouv. Wilna.

Sawin (Geogr.), 1) (Sawjn), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrſch. Haniowitz; Sägemühle; 250 Einw.; — 2) ruſſ.-polniſche Stadt, Gouv. Lublin, mitten in Sümpfen; 580 Einw.

Sawintzy, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Charkow, Kr. Izium.

Sawod (ruſſ., Geogr.), Berg-, Hütten-, Fabrikort, oft auch an andere Namen angehängt.

Sawodne, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Schönstein; 260 Einw.

Sawolax, ehemalige Landschaft im schwed. Finnland, mit der Hauptstadt Kuopio; bildete mit Kuopio die Landschaft Karelien und ist jetzt unter die Kreise Kuopio und Borgå des russ. Großfürstenthums Finnland vertheilt.

Saworry, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ostpr.), R.-B. Königsberg, Kr. Karthaus; 150 Einw.

Sawoy (Sawu, Geogr.), s. v. a. Saway.

Sawran, europ.-russ. Flecken, Gouv. Podolien, Kr. Balta; dabei Salzsümpfe.

Sawruschkaia, asiat.-russ. Flecken, Gouv. Orenburg, Kr. Bogoruslan.

Sawunt-Warree, brit.-vorderind. tributäres Mahratten-Fürstenthum, Prov. Bedschapur; Hauptstadt: Warree.

Sax (Geogr.), 1) spanischer Flecken, nordwestl. von Alicante; Branntweinbrennerei, Oel- und Papiermühlen; 2900 Einw.; — 2) s. v. a. Hohensax.

Sax (deutsche Ant.), s. v. a. Sachs.

Saxa (lat., Geognos.), bei den alten Lithologen s. v. a. Gesteine. S. aggregata des Wallerius sind die Konglomerate, Breccien ꝛc., die S. mixta dagegen die krystallinischen Gesteine.

Saxa (bot. Term.), Steine oder Geschiebe, kleinere isolirte Steinmassen. Saxatilis und Saxicolus, auf Steinen wachsend: Plantae saxatiles, Geschiebepflanzen; Lichenes saxatiles oder saxicolae, Steinflechten. Saxosum, ein steiniger oder mit Geschieben überdeckter Platz, fast s. v. a. Lapidosum u. Petrosum.

Saxa (Gesch.), römischer Beiname, s. Decidius.

Sax-Au, schwed. Fluß, entspringt nördlich im Jämtland-Län, durchfließt Wester-Norrland; fließt südöstlich und mündet in den Mangel-Elfven, links.

Saxantium (a. Geogr.), Stadt in India intra Gangem, in der Landsch. Larica, am rechten Ufer des Namadus (Ptol. VII, 1, 63).

Saxanus (Myth.), Beiname des Hercules, entweder als Weg- oder Grenzgottes, oder von dem Steinwalle, den er gegen den Flußgott Strymon errichtete, oder von den Säulen, die er an den Grenzen Libyens und Europa's erbaute ꝛc.

Sagapahaw (Haw), nordamerikan. Fluß, V. St., Staat Nordkarolina; fließt südöstl. und links in den Deep, mit dem er den Cape-Fear-River bildet.

Saxa Rubra (a. Geogr.), Ort in Etrurien, an der Via Flaminia, zwischen Rom und Narnia (Liv. II, 49), wahrscheinlich jetzt Grotta rossa, nach And. Prima Porta.

Saxdorf (Sachsdorf), preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Liebenwerda; 180 Einw.

Saxe (Biogr.), 1) Chevalier de, natürlicher Sohn des Prinzen Xaver von Sachsen; — 2) Christoph, berühmter Literarhistoriker und Geschichtsforscher, 1714 zu Eppendorf bei Chemnitz geboren, ward 1752 Professor der Geschichte, Alterthümer und Beredsamkeit zu Utrecht, wo er am 3. Mai 1806 †. Sein Onamasticon literarium sive nomenclator hist. crit. praestantissimorum omnis aetatis scriptorum," 2. Ausg., Utrecht 1775—90, 7 Bde., wozu als 8. Bd.: „Onomastici literarii mantissa recentior," Utrecht 1804, kam, ist noch jetzt für die genauere Kenntniß der Literaturgeschichte unentbehrlich; einen Auszug daraus gab er unter dem Titel: Onomastici literarii epitome, Utrecht 1792. Seine antiquarischen und genealogischen Untersuchungen sind niedergelegt in den „Quaestiones literariae," daf. 1707, und den „Tabulae genealogicae sive stemmata deorum, regum, principum etc.", daf. 1792, Fol. Aus van Baasens hinterlassenen Papieren gab er die „Animadversiones historiae ad fastos Romanorum sacros," daf. 1786, heraus.

Saxe galante (Lit.), Buch, in welchem die Liebesabenteuer des Kurfürsten August des Starken erzählt sind, von unbekanntem Verfasser (der Frhr. v. Pöllnitz wird dafür gehalten), ursprünglich französisch geschrieben, deutsch Amsterd. 1735.

Saxen (Sachsen), österr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Mühlkreis, Distr. Klamm; 260 E.

Saxeneck (Sachsenegg), österr. Dorf, Land ob der Ens, Mühlkreis, Distrikt Windhag; Schloßruine; 130 Einw.

Saxesen, Wilhelm, Maler in Goslar, jetzt lebender Künstler, der schon seit einigen Jahren vortheilhaft bekannt ist. Er malt Landschaften mit Staffage und Genrebilder. Diese Werke datiren von 1830 an.

Saxetanum (a. Geogr.), Ort in Hispania Baetica, identisch mit Sex, Hexi, Sexti, Firmum Julium.

Saxetenthal, schweizer. Thal mit einem Bergdorfe, Kant. Bern, Bez. Interlachen, öffnet sich bei Wilderswyl im sogenannten Bödeli, steigt nordwestlich zum Morgenberghorn an, ist klein und schmal und hat vortreffliche, von den Einwohnern gut benutzte Viehweiden, obgleich es von wilden Bergen eingeschlossen ist. Die Saxeten brauste aus diesem Thal hervor und ergießt sich in den Lutschenen. Sie hat durch ihr Austreten in frühern Zeiten das Dorf Grenchen mit Gestein überführt und bis auf 2 einsame Häuser verschüttet.

Saxicava (Mollusk.), nach Lamarck, Muschelgattung. Arten unter Panopaea *Mesn.* und Hiatella *Daud.* Fossil erscheint die Gattung nur von der Tertiärperiode an. S. Faujasii *de Blainv.* (Malacol., 560) stammt aus der Subapenninenformation von Castell Aequato und von Piacenza.

Saxicola (Ornith.), nach Bechstein, Steinschmätzer, Untergattung von Motacilla *L.* (s. d.).

Saxifraga (Bot.), nach Linné, Steinbrech, Gattung der Saxifrageae *Juss., Rchb.*, Decandria Digynia *L.* Charakter: Kelch 5theilig, Krone 5blätterig, Kronenblätter ganz, mit kurzen Nägeln, Kapsel mit dem Kelche verwachsen oder frei, aus 2, oft bis zum Griffel

verbundenen Behältern bestehend, vielsamig. Meist ausdauernde Kräuter in kältern Gegenden oder auf hohen Bergen, gern in Felsenspalten; mit Wurzelblättern und abwechselnden Stengelblättern; Blüthen in Rispen von verschiedenen Farben, doch meistens weiß. Gegen 200 Arten, davon 50 der deutschen Flora angehörig, welche in der neuern Botanik in viele Untergattungen zerfallen. Der Name kommt entweder von ihren Standorten zwischen den Felsen, oder von der arzneilichen Wirksamkeit einiger Arten gegen Steinbeschwerden, vgl. S. granulata *L.* Viele Arten werden als Zierpflanzen in den Gärten gefunden; wir beschreiben nur die bekanntesten: I. Kelch stark verwachsen, Narben bärtig: a) Blätter getheilt: 1) S. hypnoides *L.* Rasenartig liegend und sprossend; Wurzelblätter 5spaltig, Stengelblätter ungetheilt; Stengel niedrig, mit 6—8 weißen Blüthen. Bildet auf den Alpen u. Pyrenäen dichte, große Rasen; gibt eine gute Einfassung der Gartenbeete. Flor. dan., 348. — 2) S. tridactylites *L.*, dreifingeriger Steinbrech. Stengel ästig, haarig; Wurzelblätter spatelförmig, Stengelblätter dreispaltig, keilförmig; Blumenblätter weiß, kaum länger als der Kelch. Niedliches, einjähriges Kraut an Felsen und Mauern durch ganz Europa. Wurde früher besonders bei Drüsenverhärtungen innerlich und äußerlich, aber auch gegen Krankheiten der Leber angewendet, jetzt ist es ganz obsolet. Schkuhr, Bot Handb., T. 119; Sternb., Saxif., T. 17, F. 3. — b) Blätter ungetheilt und fast stiellos: 3) S. aizoon *L.* Wurzelblätter spatelförmig, gekerbt und gedüpfelt; Stengel mit Blättern, oben ästig und straußartig; Zweige mit 2—3 weißen Blumen, unten roth gedüpfelt. Auf den Alpen. Läßt sich in den Gärten zu Einfassungen benutzen. Jacq., Austr., T. 238; Sternb., Saxifr., T. 3. — 4) S. Cotyledon *L.*, Frauennabel, Jehovablümchen. Wurzelblätter steif, rosenartig, spatelförmig, knorpelig gezähnt; Stengel mit Blättern; Blüthen groß und zahlreich in pyramidalen Rispen, weiß, roth geadert. Auf den Alpen. Gibt eine schöne Einfassung der Blumenbeete. Flor. dan., T. 241; Sternb., Saxif., T. 2. — II. Kelch ziemlich frei, Narben unbehaart: a) Blätter ungetheilt: 5) S. aizoides *L.*, Blätter schmal lanzettförmig, steif gewimpert; Blüthen in Sträußern, länger als der Kelch, gelb. Auf den Alpen in der Nähe der Quellen. Bildet in den Gärten zierliche, fingerslange Rasen. Sternb., Saxif., T. 8, F. 1. — 6) S. hirculus *L.*, Sumpfsteinbrech. Blätter schmal-spatelförmig, mit glattem Rande; Stengel zart, mit einblüthigen Zweigen; Blüthen groß, gelb. In Torfsümpfen in Deutschland, Schweden, Lappland. Gibt eine schöne Einfassung der Gartenbeete. — b) Blätter lappig: 7) S. granulata *L.*, körniger Steinbrech, Hundsrebe, Keilkraut. Untere Blätter nierenförmig, gestielt, rauh, gekerbt; Stengel rispenförmig, über 1 Fuß hoch; Blüthen weiß, grün gestreift. Sehr gemein auf Hügeln und sandigen Weiden, an Waldrändern, durch ganz Europa. Von dieser Pflanze, welche in dem Ruf stand, besonders gegen Gries und Stein der Blase und gegen andere Krankheiten der Harnwerkzeuge wirksam zu seyn, gebrauchte man das Kraut und die kleinen, am obern Wurzeltheile befindlichen Knollen, Herba et Radix Saxifragae albae s. Saxifr. granulosae s. Saxifr. vulgaris s. Saxifr. rotundifol. s. Saxifragiae. Diese Knollen nannte man auch sehr unpassend Semen Saxifragae s. Saxifr. albae. Das Kraut schmeckt säuerlich und ein wenig scharf, die Wurzelknöllchen dagegen bitterlich, herb. Jetzt sind beide nur noch bei Landleuten bisweilen in Anwendung. Schkuhr, Bot. Handb., T. 119; Flor. dan., T. 514. — III. Kelch umgeschlagen, Staubfäden auf dem Boden, Griffel ausgesperrt: 8) S. sarmentosa *L.*, Diptera sarmentosa *Borkh.* Schaft mit Ausläufern, klebrig, rispenartig; Blätter rundlich-herzförmig, lappig-gekerbt, rauh, unten roth; Stengel bis 1½ Fuß hoch; Blüthen weiß oder blaßroth. In China u. Japan; als Zierpflanze in Europa häufig in Zimmern und Gewächshäusern. Jacquin, Ic. rar., 1, T. 80. — 9) S. hirsuta *L.*, S. punctata *L.*, Jehovablümchen. Blätter länglich-oval, tief schwielig-gezähnt, auf langen, gewimperten Stielen; Schaft rauh; Blüthen weiß, roth punktirt; in diesen Punkten will man das hebräische Wort Jehova lesen, daher der Name. In Sibirien und Irland; in Deutschland häufig in den Gärten als Zierpflanze zur Einfassung der Blumenbeete. Morison, Hist. III, Sect. XII, T. 9, F. 17; Engl. Bot., T. 2322. — IV. Kelch glockenförmig und lappig, Kapsel fast ohne Griffel: 10) S. crassifolia *L.*, Wurzelblätter oval, lederig, glatt, gezähnelt; Stengel nackt, mit rothen Blüthen an den hängenden Zweigen einer gedrängten Rispe. Auf den Bergen Sibiriens; in Deutschland häufig als Zierpflanze in den Gärten. Die Wurzel wird in der Heimath gegen Faulfieber gebraucht; die abgestorbenen, lederbraunen Blätter werden von den Kosaken in Menge gesammelt und unter dem Namen des tschagirischen Thees verkauft, welcher von dem Volke allgemein getrunken wird, besonders wenn der Handel mit China stockt. Gmel., Sib., IV, T. 66. — Kultur. Die Steinbrecharten empfehlen sich sowohl durch liebliche Blumen, als durch das immergrüne, meistens in zierliche Rosetten gehäufte Laub. Man pflanzt sie in einen lockern, guten, mäßig feuchten Sandboden, an etwas schattige Orte, und gibt denen, welche auf Alpen und an steinichten Orten wachsen, eine Unterlage von Steinen und eine Beimischung von feinem Schutt. Letztere gedeihen vorzüglich gut auf einem alten, nur flach mit leichter, sandiger Dammerde bedeckten, feuchten und beschatteten Gemäuer und können sämmtlich zur Ausschmückung künstlicher Felsenanlagen benutzt werden. Viele Arten kann man zu Einfassungen schattig liegender Blumenstücke benutzen. Die Vermehrung geschieht durch Wurzeltheile und durch frühzeitige Aussaat, am besten in Kästchen oder Töpfen, in leichte Dammerde. — Die Gattung ist der Typus der Saxifrageä (s. d.). — Literatur: Graf Kasp. v. Sternberg, Revisio Saxifragarum,

1811, mit Fig., Fol.; — Moretti, Tentamen Saxifragar., 1824.

Saxifraga (lat., Med.), s. v. a. Lithontriptica.

Saxifragae albae Herba et Radix (pharm. Bot.), s. Saxifraga granulata *L.* — Saxifragae aureae Herba, s. Chrysosplenium alternifolium *L.* — Saxifragae rubrae Radix, Herba et Flores, s. Spiraea Filipendula *L.* — Saxifragae anglicae Herba, s. v. a. Silaus pratensis *L.* — Saxifragae nigrae Herba, Radix, Semen, s. Pimpinella Saxifraga *L.*

Saxifragaria (Bot.), nach Reichenbach, Untergattung von Saxifraga *L.*

Saxifrageä (Bot.), nach Juſſieu und Ventenat, Saxifrageen, dikotyledonische, nur Kräuter enthaltende Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Kelch frei oder dem Eierstock angewachsen, vier- oder fünftheilig; Zipfel im Blüthenknopfe dachig. Blumenblätter so viele als Kelchzipfel, auf dem Kelche stehend, selten fehlend. Staubgefäße eben so angeheftet oder unterweibig, in gleicher oder öfter in doppelter Zahl der Kelchzipfel. Eierstock zweifächerig oder seltner einfächerig; Fächer vieleiig. Griffel 2, getrennt, mit einfachen Narben. Kapsel zwei-, selten einfächerig, von den bleibenden Griffeln zweischnäbelig, auf dem Scheitel in einem Loche oder in einer Ritze, seltner fast-klappig aufſpringend, reichsamig. Samenträger in der zweifächerigen Frucht axenständig, in der einfächerigen wandständig. Eiweiß fleischig. Keim axenständig, gerade. Die Blätter meist wechselständig, einfach, ganz, gelappt oder handförmig getheilt, ganzrandig, gesägt, gezähnt oder gekerbt, ohne Nebenblätter. Die Blüthen zwitterig, meist regelmäßig, in gipfelständigen Trugdolden, Rispen oder Trauben, selten einzeln. Zu dieser Familie gehören gegen 200 Arten (in 12 oder mehr Gattungen), welche größtentheils in der nördlichen gemäßigten Zone, und zwar in den höhern Breiten derselben wachsen; eine nicht unbedeutende Anzahl geht sogar über den nördlichen Polarkreis hinaus, während die südliche Erdhälfte nur sehr wenige Arten aufzuweisen hat. Die meisten (d. h. wenigstens die Hälfte) kommen in Europa vor, weniger (etwa ¼) in Asien und noch weniger (gegen ⅛) in Nordamerika. Die Saxifrageen sind fast alle zierliche und zum Theil auch schön blühende Gewächse, von welchen manche zum Schmucke in unsern Gärten gezogen werden. Von ihren Eigenschaften ist jedoch wenig bekannt und ihre sonstige Benuzung höchst unbedeutend. — Nach Reichenbach bilden sie eine Gruppe der Corniculatä, gehörntfrüchtigen Pflanzen (s. d.); nach Oken machen sie die Zunft der Wurzel-Aepfler oder Zwieren (Kl. 16, Zunft 7) aus.

Saxifragae Herba et Semen (pharm. Bot.), s. Saxifraga granulata *L.*

► **Saxinä** (a. Geogr.), Troglodytenvolk in Aethiopien (Plin. VI, 29, 34).

Saxkiöbing, dän. Stadt, Insel Laaland, auf der östlichen Nordküste derselben, in der Tiefe einer kleinen Bai, welche einen kleinen Fluß bildet, nordöstlich von Mariböe; Ackerbau, Getreidehandel; über 700 Einw.

Saglen, Pfarrdorf, s. v. a. Sachseln.

Sagler, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Daun; Kapelle, Mühle; über 100 Ew.

Saxmundham, brit. Stadt, England, Grafsch. Suffolk, nordöstl. von Ipswich; 1100 Einw.

Saxnote (Sahsnot, deutsche Myth.), Gottheit der Franken, die in der fränk. Taufformel in Verbindung mit Thunar (Donar) und Wodan steht, nach Grimm der aus dem Stein entstandene Mann (Buri der nord. Myth.), von den Sachsen als Stammgott verehrt.

Saxo Grammaticus Longus, einer der größten Philologen des 12. Jahrhunderts, um 1190 auf Seeland von vornehmen Aeltern geboren, erhielt einen trefflichen Jugendunterricht und studirte namentlich die alten Historiker. Er war Sekretär des Erzbischofs Absalon von Lund, auf dessen Veranlassung er gleichzeitig mit Svend Aagesen seine „Historia Danorum regum heroumque" schrieb. Historischen Werth hat dieses Werk zwar wenig, da es ohne Rücksicht auf Urkunden und glaubwürdige Quellen, ohne alle chronologische Ordnung und historische Kritik abgefaßt, vielmehr aus Mährchen und Volkssagen geschöpft ist; dagegen liegt sein Verdienst darin, daß es fast durchgängig auf die Quellen dieser Sagen zurückweist und eine Menge altnordischer Poesien, wenigstens im Auszuge, mittheilt. Treu und charakteristisch ist der Theil des Werks, in welchem der Verfasser seine eigene Zeit beschreibt. Die Sprache ist rein und fast klassisch, der Styl lebhaft, blühend, bilderreich und fließend. Die vorzüglichsten Ausgaben sind von Chr. Peterson, Paris 1514, Fol., wieder abgedruckt Basel 1534, Fol., Frankfurt 1576, von S. J. Stephanius, Soröe 1644, Fol., von Klotz, Leipzig 1771, 4., von P. E. Müller und L. M. Velschow Kopenhagen 1839, 2 Bde. Eine dänische Uebersetzung lieferte Andreas Söffrensen Vedel, das. 1575 und 1610, Fol., und Grundvig, das. 1819 f., 2 Bde., 4. Im Auszuge erschien das Werk von einem odenseer Mönche von 1431 im 2. Bande von Langenbecks „Scriptores rerum danicarum", und als „Historia praecipua libri primi Saxonis" von J. Matthias, Wittenberg 1568, 4. Shakespeare nahm den Stoff zu seinem Hamlet aus dem Werke des S. Nach Einigen ward S. von Absalon nach Paris geschickt, wurde nach seiner Rückkehr Propst zu Roeskilde und † daselbst 1204. Vgl. Reimer, De vita et scriptis Saxonis Gr., Helmstädt 1762. Das bedeutendste Werk zur Kritik der 9 ersten Bücher des S. ist P. E. Müllers „Kritische Untersuchung der Sagengeschichte Dänemarks und Norwegens", Kopenh. 1823, 4.

Saxones (a. Geogr.), mächtiger germanischer Volksstamm, der unter diesem Namen im Jahre 286 n. Chr. zuerst in der Geschichte auftritt. Als kühne Seeräuber plünderten sie damals die gallische Küste (Eutrop. IX, 19). Bei Tacitus und Plinius geschieht ihrer noch nicht Erwäh-

nung, wohl nur deshalb nicht, weil die genannten Schriftsteller sämmtliche Bewohner der cimbrischen Halbinsel unter dem Namen Cimbri zusammenfassen und erst zu des Ptolemäus Zeiten die S. als selbstständiges Volk neben den Cimbri erscheinen. Die ursprünglichen Wohnsitze dieses Volks sind im Süden der cimbrischen Halbinsel, zwischen den Flüssen Albis und Chalusus (Elbe und Trave), also im heutigen Holstein zu suchen, wo sie südwestlich und südlich die Chauci minores, südöstlich die Arionen und Variner, östlich die Suardonen und nördlich die Singulonen und andere kleine Völkerschaften der cimbrischen Halbinsel zu Nachbarn hatten. Ihren Namen leitet man gewöhnlich von ihrer Hauptwaffe, dem Sahs oder Sachs, einem Schlachtmesser ab. Andere aber wollen den Namen dieser Waffe erst von dem des Volkes und diesen von seax (Erde) oder seat (Sitz) hergeleitet wissen, wonach er s. v. a. Ansässige, Sassen bedeute, nämlich im Gegensatze zu den Franken (d. h. Freien, ohne feste Wohnsitze Umherschweifenden; vgl. Wilhelm, Germ., S. 171; Klemm, Germ. Alterth.-Kunde, S. 255). Später traten sie (Sachsen) an die Spitze eines der großen germanischen Völkerbündnisse, und es gingen daher in ihrem Namen die Namen einer Menge kleinerer germanischer Völkerschaften der früheren Zeit auf. Sachsen nahmen unter Hengist und Horsa zu Anfang des 5. Jahrhunderts das von den Römern aufgegebene Britannien in Besitz. Mit den Römern kam aber dieser Völkerbund nie in nähere Berührung. Als Ortschaft der S. wird nur Treva genannt, welches Reichard für Travemünde erklärt, Wilhelm (a. a. O., S. 172) aber etwas westlich von Oldesloe an der Trave sucht, während es noch Andere für Travendahl oder Glückstadt halten. Vgl. Weisse, De Saxonum origine conj., in den Act. Erud., Leipzig 1785, S. 86 ff.; — Kufahl, De Saxonum origine Diss., Berlin 1830, 8.; — Möller, De Sax. comm. hist., Berlin 1830, 8.

Saxonia, Ercole, s. v. a. Sassonia.

Saxonienne (Waarenk.), klein gemustertes, einfarbiges Seidenzeuch, bei dem die bunten Kettenfäden mit 2—4fachem dunstschwarzem Einschlag so durchschossen sind, daß kleine Ribben und Muster erhaben erscheinen.

Saxonum Insulae (a. Geogr.), drei Inseln vor der Küste der Sachsen und der Mündung des Albis, wozu wahrscheinlich das jetzige Helgoland gehört, während die beiden anderen entweder vom Meere verschlungen worden, oder die näher an der Küste gelegenen Inseln Dyckfand und Bielschovel sind.

Saxopolis (a. Geogr.), die Stadt Broos in Siebenbürgen.

Saxton, Christoph, Zeichner und Geograph, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in England. Er fertigte die erste Landkarte von England, die 1680 zu London in mehren Blättern erschien.

Saxtorph, Johannes Sylvester, ausgezeichneter dänischer Arzt, 1771 zu Kopenhagen geboren, Sohn eines berühmten Geburtshelfers, dessen „Gesammelte Schriften geburtshülflichen und physiologischen Inhalts" in deutscher Uebersetzung erschienen (Kopenhagen 1803), studirte zu Kopenhagen, reiste dann auf Staatskosten nach Wien, Paris und London und wurde nach seiner Rückkehr 1798 an der Gebäranstalt zu Kopenhagen angestellt, später zum ordentlichen Professor der Medicin an der Universität ernannt. Ein Auszug von seinem „Examen armamentarii incinae" findet sich im 2. Bande von Tode's „Medicin. Journal"; seine übrigen kleinen Schriften sind übersetzt in dem „Nord. Archiv für Natur- und Arzneiwissenschaft".

Saxuma, Provinz auf der japan. Insel Kiusiu, s. Japan.

Say (Geogr.), 1) afrik. Distrikt, Nubien, Wady Nuba; — 2) Insel daselbst, im Nil, südlich von Sukkot, 2 Meilen breit, theilweise gut angebaut.

Say (Biogr.), 1) Jean Baptiste, einer der ausgezeichnetsten Nationalökonomen Frankreichs, den 5. Januar 1767 zu Lyon geboren, war anfangs für den Handel bestimmt, widmete sich aber, als er im Beginn der Revolution nach Paris kam, wissenschaftlichen Arbeiten. Mirabeau beschäftigte ihn bei der Redaktion des „Courrier de Provence", und 1792 ward er Sekretär des Finanzministers Clavière. An den Ereignissen der Schreckenszeit nahm er keinen Theil; nach Robespierre's Sturz stiftete er 1794 mit Chamfort u. Guinguené die „Décade philosophique, politique et littéraire", von der er sich jedoch bald zurückzog. Nach dem 18. Brumaire ward er Mitglied des Tribunats, wurde indessen von Bonaparte daraus entfernt und schlug nun jeden Antrag zu einem Staatsdienste aus, bis er nach der Restauration 1814 Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Seine Vorlesungen an dem Conservatoire des arts et metiers fanden großen Beifall. Er † den 16. November 1832. Einige halten ihn für den Begründer einer systematischen Behandlung der Nationalökonomie, Andere nennen ihn einen Nachbeter Adam Smiths. Hauptwerke: Traité d'économie politique, Paris 1803, 6. Aufl., 1827, 2 Bde., deutsch von Morstadt mit Anmerkungen, Heidelberg 1830; — Catéchisme d'économie politique, Paris 1815, n. Aufl. 1834, deutsch, Karlsruhe 1816, 3. Aufl. 1826; — De l'Angleterre et des Anglais, Paris 1815; — Le petit volume contenant quelques aperçus des hommes et de la société, das. 1817, deutsch, Altenburg 1821; — Des canaux de navigation dans l'état actuel de la France, Paris 1818; — Cours complet d'économie politique pratique, das. 1829, 6 Bde., neue Ausgabe 1842. — Seinen Nachlaß gab sein Schwiegersohn Charles Comte unter dem Titel „Mélanges et correspondance d'économie politique". Paris 1833, heraus. — Sein Sohn Horace Sch. schrieb unter Anderm „Etudes sur l'administration de la ville de Paris et du département de la Seine", Paris 1845. — 2) William, Kupferstecher zu London, um 1778 geboren, suchte sich nach dem Vorbilde Bartolozzi's und anderer Meister an-

fangs in der damals sehr beliebten Punktirmanier auszubilden, verlegte sich aber später fast ausschließlich auf die Mezzotintomanier und lieferte zahlreiche Bilder, die den vollsten Beifall erwarben. Grabstichelarbeiten dürften nur in ganz geringer Anzahl von ihm zu finden seyn, besonders auf Kupfer. Auch Stahlstiche haben wir von S. — 3) F. R., Bildnißmaler zu London, wahrscheinlich Sohn des Vorigen, gehört zu den vorzüglichsten englischen Künstlern seines Faches. Seine Porträte zeichnen sich durch lebendige Auffassung, meisterhafte Haltung und fleißige Beendigung aus. William S. stach nach ihm das Bildniß des Grafen Charles Gray.

Saya (Waarenk.), 1) chinesisches Seidenzeuch; — 2) (**Saye**), leichte gekörperte Zeuche von Schafwolle.

Sayaca (Ornith.), in Brasilien Prachtmeisenart, s. v. a. Tanagra episcopus *Cuv.*, s. *Pericalles*.

Sayah, mohammedanische Bettelmönche.

Sayalvinga, span. Flecken, südl. von Alhama, unweit des mittell. Meers; 820 Einw.

Sayansk, asiat. Gebirgskette, auf der Grenze zwischen Sibirien und China, steht gegen Westen gerichtet, bis zum Jenisei.

Sayanskoi (Smaituka), befestigter asiat.-russ. Flecken, Gouv. Jeniseisk, rechts am Jenisei.

Sayawer (Bot.), in Ostindien s. v. a. die Wurzel von Oldenlandia umbellata *L.*

Saybrook, nordamerik. Ort, V. St., Staat Connecticut, Grafsch. Middlesex, rechts an der Mündung des Connecticut in den Long-Island-Golf; lebhafte Fischerei; 1820: 4170, 1840: 3420 Einw. Dabei ein Leuchtthurm, 41° 16′ 13″ nördl. Br. und 74° 41′ 31″ westl. L.

Sayda, Stadt, s. v. a. Saida.

Saydnyah, asiat. Ort, Syrien, nördlich von Damask.

Saye, franz. Fluß, Dep. Gironde, Mündung in die Isle, rechts.

Sayei (ind. Myth.), s. v. a. Sangia.

Sayenei (ind. Myth.), Tochter des Wiswakarma, zweite Gemahlin des Sonnengottes.

Sayer, Robert, Kunsthändler, wahrscheinlich auch Kupferstecher, war um 1750—1780 in London thätig. Es finden sich mehre Blätter, die nur seine Adresse tragen, keinen Namen des Stechers.

Sayerlik, europ.-türk. Ort, Albanien, Sandschak Uskub, nordwestlich von Uskub.

Sayette, leichtes und dünnes Wollenzeuch, bisweilen mit Seide vermischt.

Saygan, Stadt, s. v. a. Sai-Gon.

Sayli, austral. Ort, Neu-Guinea, auf der Nordwestspitze.

Saymbranbacam, brit.-ostind. Stadt, Präsidentsch. Madras, Prov. Kornatik.

Sayn (Geogr.), 1) ehemals deutsche, reichsunmittelbare Grafschaft im westphälischen Kreise, grenzte an Siegen, Dillenburg, Beilstein, Trier, Wied und Berg; fiel zum größten Theil an Preußen, und zwar zum Regierungsbezirk Koblenz, theils an Nassau. — Geschichtliches. Das alte Geschlecht der Grafen von S. war ein Zweig des Hauses Nassau, der indeß 1246 mit dem Grafen Heinrich II. in männlicher Linie erlosch. Diesem folgten nun die beiden Enkel seiner mit dem Grafen von Sponheim vermählten Schwester, Heinrich und Gottfried, und zwar anfangs gemeinschaftlich; 1264 theilten sie indeß die Besitzungen so, daß ersterer die Grafschaft Sponheim, letzterer dagegen die Grafschaft S. erhielt, wozu er noch durch Heirath die Allodialherrschaft Homburg an der Mark an sich brachte. Nach seinem Tode kam S. und die Hälfte von Homburg an den ältesten seiner beiden Söhne, Johannes, während der jüngere, Engelbert, die andere Hälfte von Homburg und das Schloß Vallendar bekam. Des letztern Enkel Salentin erheirathete noch die Grafschaft Wittgenstein, so daß, als 1606 mit Heinrich IV. die ältere oder johanneische Linie erloschen war, die jüngere oder engelbertsche Linie im Besitz von S. und Wittgenstein sich befand. Allein schon im folgenden Jahre entstand wieder eine Theilung dieser Besitzungen, indem nach dem Tode des Grafen Ludwig dessen 3 Söhne ihm folgten und die noch gegenwärtig bestehenden 3 Hauptlinien des Hauses S. gründeten, nämlich: I. S.-Wittgenstein-Berleburg, vom ältesten der 3 Brüder, Georg, gestiftet, dem bei der Theilung von der Grafschaft Wittgenstein das Amt Berleburg, so wie die Grafschaft Homburg, das Haus Bruch und die Herrschaft Neumagen an der Mosel zufiel. Aus dieser Linie entstanden nach dem Tode des Grafen Ludwig Franz in Folge einer Theilung zwischen dessen 3 Söhnen wieder folgende 3 Speciallinien: a) S.-Wittgenstein-Berleburg, deren Gründer Graf Kasimir war († 1741). Sie umfaßt das Amt Berleburg, die Herrschaft Homburg, das Haus Bruch und die Herrschaft Neumagen, welche letztere indeß 1803 gegen eine Jahresrente von 15,000 Gulden, die jetzt Preußen zu zahlen hat, abgetreten wurde. Diese Linie hatte wegen Berleburg Theil an der reichsgräflich-wetterauschen Kuriatstimme und erhielt nebstdem 1792 die Reichsfürstenwürde. Seit 1815 zu den preuß. Standesherren gehörend, trat sie indeß 1821 ihre standesherrlichen Gerechtsame gegen die Summe von 100,000 Thlrn. an Preußen ab. Der gegenwärtig regierende Fürst dieser Linie ist Albrecht, geb. 1777; er succedirte seinem Vater Christian Heinrich 1800 und ist seit 1837 Senior des Gesammthauses S.-Wittgenstein. Vermählt ist derselbe seit 1830 mit Charlotte Gräfin von Orttenburg. Residenz: Berleburg (s. d.). — b) Die Linie S.-Wittgenstein-Karlsburg wurde nach ihrem Stifter Karl († 1749) benannt, hat nur gräflichen Rang und zu ihrem gegenwärtigen Stammhaupt den Grafen Ludwig, geb. 1786. — c) Die Speciallinie S.-Wittgenstein-Ludwigsburg gründete Graf Ludwig Franz († 1750), und auch sie wurde 1834 vom

König von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Regierender Fürst ist gegenwärtig seit 1843 Ludwig, geb. 1799, sonst russ. Flügeladjutant. — II. Die Hauptlinie S.-Wittgenstein-Sayn hatte 1607 den Grafen Wilhelm zum Stifter, an welchen bei der Theilung die Grafschaft S. kam. Mit dessen ältestem Sohn Ernst starb 1641 der männliche Stamm dieser Linie aus; da indessen die beiden Töchter desselben sich im Besitz von S. zu behaupten wußten und eine Theilung vornahmen, so entstanden 2 Speciallinien, nämlich: a) S.-Wittgenstein-Hachenburg, von Ernestine gegründet. Im Jahre 1637 gingen jedoch diese Besitzungen an das burggräflich kirchbergsche und 1799 an das fürstl. nassau-weilburgsche Haus über. b) Die Besitzungen der von Johanna gestifteten Linie S.-Wittgenstein-Altenkirchen gingen auf Grund des mit dem Gemahl der Stifterin, Herzog Johann Georg von Sachsen-Weimar-Eisenach, geschlossenen Vertrags nach dem Erlöschen dieses Stammes an Brandenburg-Ansbach über und kamen 1803 an Nassau-Usingen, das sich bei dieser Gelegenheit verpflichtete, dem Nachkommen des von dem Stifter dieser Hauptlinie hinterlassenen zweiten Sohnes Ludwig Albrecht († 1623), dem Grafen Sophus (geb. 1771), Oberhofmeister der verwittweten Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, außer der Summe von 300,000 Gulden eine jährliche Rente von 12,000 Gulden zu zahlen. Das jetzige Stammhaupt dieser Linie ist Graf Gustav, geb. 1811, Sohn des 1812 bei Mosaisk gebliebenen Grafen Karl. — III. Die Hauptlinie S.-Wittgenstein-Hohenstein wurde von Ludwig dem Jüngern († 1634) gestiftet. Diese Linie führte den Beinamen Hohenstein von den Herrschaften Lohra und Klettenberg, welche dem 1593 ausgestorbenen gräflichen Hause von Hohenstein zugehört hatten und mit dem 1647 der Sohn des Stifters dieser Linie, Johann, von Kur-Brandenburg belehnt ward; später kam jedoch dieses Lehn durch Kauf wieder an Brandenburg. Auch diese Linie hatte Theil an der wetterauschen Kuriatstimme, wurde 1804 theilweise in den Fürstenstand erhoben und erhielt 1824 eine Virilstimme im 1. Stande der preußischen Provinzialstände in Westphalen. Stammhaupt ist gegenwärtig Fürst Alexander, geb. 1801, succedirte seinem Vater Karl 1837, und zwar wegen Kränklichkeit seines ältern Bruders als jüngerer Sohn; vermählt ist derselbe mit der Gräfin Amalie von Bentheim-Tecklenburg. — Gemeinschaftliches Wappen: Quadrirt; 1 und 4 haben zwei aufrechte schwarze Bohlen in Silber, 2 hat einen silbernen gedoppelten Thurm mit schwarzen Thüren und Fenstern in Roth, 3 einen silbernen Balken mit drei schwarzen Schweinsköpfen in Schwarz, der Mittelschild führt einen goldenen Löwen in Roth. — 2) Preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Koblenz, am Einflusse der Bröhse in den Saynbach; Schloß, Brücken, Stetzen- und Klostermühle, Hüttenamt, Eisenhammer, Hüttenwerk, 2 Krammärkte; 1130 Einw.; dabei die Ruinen des Stammschlosses des gleichnamigen Grafengeschlechts.

Sayne, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Militsch; 2 Vorwerke; 300 Einw.

Saynerholz, nassau. Dorf, Amt Wallmerod; 160 Einw.

Saynete (Lit.), in Spanien einaktiges, meist komisches Zwischenspiel mit Tanz und Gesang; s. Spanisches Theater.

Saynscheid, nassau. Dorf, Amt Wallmerod; 170 Einw.

Sayor baguala (Bot.), auf den Molukken s. v. a. Plukenetia corniculata *L.*

Sa-You, asiat. Fluß, China, Prov. Se-Tschouan, fließt nordöstl. und mündet unterhalb der Stadt Ma-Hou in den Kin-Scha-Kian, rechts.

Sayyan, austral. Insel, Marianen, nördlich von Guajan.

Says (Geogr.), Distrikt oder Insel, s. v. a. Say.

Says (Sittengesch.), in Aegypten Diener, die man auf Reisen als Läufer, Stallknechte ꝛc. gebraucht.

Saysan, Sultan von Rum.

Saza, span. Ort, Aragonien, nördl. von Barbastro.

Sazawa (Geogr.), 1) (Sazau), österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrsch. Pilgram; 270 Einw.; — 2) Fluß daf., entspringt in Böhmen, an der mähr. Grenze, im chrudimer Kreise, aus dem Teiche Zdiarsko. Nachdem die S. bei Deutsch-Brod die Bäche Schlapanka und Sabinetz, oberhalb Sautig den Bach Zalivka und bei Sternberg die Blanicze aufgenommen, vereinigt sie sich bei Dawle mit der Moldau. Ihr Lauf ist vom Ursprunge an zwischen hohen Gebirgen, und sie strömt, außer einer offenen Fläche bei Deutsch-Brod von hohen Bergen und Felsenwänden eingeschlossen, bis in die Moldau. Ihre ganze Länge beträgt 28½ Meilen, und sie wird von Ledetsch an bis in die Moldau auf einer Strecke von 17 Meilen zur Flößung des Stammholzes benutzt. An der S. liegen die Städte Przemislau, Deutsch-Brod, Markt Swietla, Stadt Ledetsch, Markt Rattay und Dorf Perjitsch.

Sazen, Maß, s. Krakau.

Sazena (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Rakonitz; umfaßt 1340 J. 1011½ □Kl. Areal; — 2) Dorf daf.; Schloß; 480 Einw.

Sazo (Sasso), Gewicht in Venedig, 1½ Tarma oder 3 Skrupel, 6 Sazi = 1 Unze.

Sazoma, s. Lamaismus.

Sazomin (Sazonin), österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrsch. Saar; 230 Einw.

Sazowitz (Sazowice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Herrsch. Napegedl; 320 Einw.

Sb, chemisches Zeichen für Stibium-Antimon.

Sbaglio (ital.), Rechnungsfehler.

Sbarbi, Antonio, Maler von Cremona, erst Schüler von Bernasconi in Mailand, ging

dann nach Bologna, um sich unter Leitung des L. Pasinelli weiter auszubilden, ward nach Piacenza berufen, wo ihn der Herzog Ranucci viel beschäftigte, ließ sich aber später in Mailand nieder und † daselbst 1701. S. malte verschiedene Darstellungen, fand aber als Thiermaler den meisten Beifall.

Sbignew, unehelicher Sohn Wladislaus I. von Polen, bekriegte und verwüstete Schlesien um 1090.

Sbilancio (ital.), s. v. a. Ueberschuß.

Sbirren (v. Ital.), sonst in Italien, namentlich im Kirchenstaate, die Justiz- und Polizeidiener, die militärisch organisirt und mit Schießgewehren bewaffnet waren und deren Anführer Barigello hieß. Sie wurden 1809 von den Franzosen aufgehoben und durch Gensdarmen ersetzt.

Sbaraz, Stadt, s. v. a. Zbaraz.

Sbitschine (Sbytschine), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Wartenberg; Vorwerk, Windmühle; 150 Einw.

Sborso (Esborso, Disborso, ital.), s. v. a. Vorschuß, Geldauslage; daher sborsiren, auslegen, besonders das Briefporto.

S-Bugt (Schiffsb.), s. v. a. Es-Bugt.

Sbusa, s. Seide.

Sbynko, Erzbischof von Prag in den hussitischen Unruhen; s. Huß.

Sc., Abbreviatur: 1) für scilicet (nämlich), wenn zu einem angegebenen Wort ein anderes (ausgelassenes) hinzugedacht wird; — 2) für sculpsit (hat gestochen), auf Kupferstichen vor dem Namen des Stechers.

S. c., Abbreviatur: 1) für Senatus consultum; — 2) für suo conto, auf seine Rechnung.

S. C., auf Universitäten, s. v. a. Seniores-Konvent.

Scabari, Nicolo, Maler von Vicenza, blühte in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, malte in der Weise Bassano's verschiedene Bilder, die in Kirchen der genannten Stadt und der Umgegend zu finden sind; er gehört zu den guten Künstlern seiner Zeit; † 1802, ungefähr 70 Jahre alt.

Scabellon (v. Franz.), hohes, schmales Fußgestell zu Vasen, Brustbildern ꝛc.

Scabellum (Scabillum, lat., von scamnum, Bank), 1) ein Fußbänkchen, Fußschemelchen, ein Fußgestell für Brustbilder, Schmuckgefäße ꝛc.; — 2) bei den Alten ein eintöniges Instrument, das mit den Füßen in Bewegung gesetzt wurde. Es bestand aus einem Schlauch oder cylindrischen Körper, dessen Grund- und Oberfläche mit ledernen Seitenflächen, ähnlich wie beim Blasbalg, verbunden waren. Der Ton glich dem einer mäßigen Orgelpfeife, nur ohne Nachhall, und wurde hervorgebracht, indem man durch Treten auf ein dazu eingerichtetes Gestell die Flächen in Bewegung setzte. Das S. wurde früher sowohl beim Tanz, als auch auf dem Theater in Anwendung gebracht. Auf letzterem wurde namentlich der Anfang und das Ende der Akte des Schauspiels damit angezeigt.

Scaber (bot. Term.), scharf, was an den Rändern, auf den Kanten oder überhaupt auf vorspringenden Stellen mit starren, harten, zahn- oder hakenförmigen Spitzen besetzt ist, die sich gewöhnlich nicht mit dem bloßen Auge, sondern nur mit dem Vergrößerungsglase oder durch das Gefühl erkennen lassen, z. B. die Blätter und Grannen vieler Gräser, von Phlox paniculata, der Stengel von Equisetum hiemale. Man unterscheidet noch sursum scaber, aufwärts-scharf, wenn die Spitzchen nach oben gerichtet sind, wo sie sich beim Abwärtsstreichen (mit den Fingern) bemerklich machen, wie an den borstigen Hüllen von Panicum viride und P. italicum, oder deorsum scaber, abwärts-scharf, wenn es sich umgekehrt verhält, wie an den Hüllborsten von Panicum verticillatum. Uebrigens wird der Ausdruck S., scharf, gar häufig verwechselt mit Asper, rauh.

Scabies (lat.), die Krätze; S. vesicae, Harnblasenkrätze.

Scabilium, s. v. a. Scabellum.

Scabini (lat.), Schöppen (s. d.).

Scabiosa (Bot.), nach Linné, Skabiose, Knopfkraut, Gatt. der Dipsaceae Scabioseae *Rchb.*, *Dec.*, Tetrandria Monogynia *L.* Charakter: Blüthen gehäuft; Hülle vielblättrig; Boden borstig; äußerer Kelch 5zähnig, innerer meist vielzähnig; Blumenkrone ungleich; Stengel rund. Gegen 90 Arten, einjährige und ausdauernde Kräuter und Sträucher in allen Klimaten — 34 der deutschen Flora angehörig. Wir beschreiben diejenigen Arten, welche als Arznei- und Zierpflanzen vorkommen, in folgenden Untergattungen: a) Succisa *Vaill.*, Abbiß-Skabiose. Blumen vierspaltig, Hülle ziegeldachförmig, Boden spreuig: 1) S. succisa *L.*, Succisa pratensis *Moench*, gemeine Abbiß-Skabiose, Teufelsabbiß, St. Peterskraut, Anbißkraut. Stengel fast einfach; Blätter lanzettförmig, kaum gezähnt; Köpfchen rundlich; äußerer Kelch vierzähnig, innerer fünfborstig; Blüthen gleich, bläulich; Wurzel abgebissen. Auf feuchten Wiesen und Grasplätzen in Wäldern durch fast ganz Europa. Ehedem wendete man die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Morsus Diaboli, Succisae s. Succisae hirsutae s. Scabiosae succisae s. praemorsae, häufiger als jetzt an. Die Wurzel ist kurz, von der Dicke eines kleinen Fingers und von rabenkieldicken Fasern an den Seiten besetzt. Sie hat keinen Geruch, aber einen starken, bittern und etwas adstringirenden Geschmack und enthält bittern Extraktivstoff mit eisengrünendem Gerbstoff. Die gelind adstringirende Abkochung war gegen ein Heer von Krankheiten, vorzüglich gegen innere und äußere Geschwüre, gegen Pest, Syphilis, zu Einspritzungen gegen weißen Fluß, zu Gurgelwässern bei Halsaffektionen häufig gebraucht. Jetzt ist sie ziemlich obsolet und wird höchstens noch von Thierärzten verordnet. Ihren Namen, so wie den Glauben an ihre Wirksamkeit verdankte sie dem eigenen Ansehen, das sie als abgebissene Wurzel Radix praemorsa, hat. Von Martius und Anthon wird sie auch als Radix Jaceae nigrae genannt, welcher Name jedoch richtiger der Centaurea Jacea *L.* zukommt. Das

Kraut wurde in ähnlicher Weise gebraucht, ist aber jetzt obsolet. Flor. dan., T. 279; Coult., Dips., T. 2, F. 17. — 2) S. tatarica *L.*, S. elata *Reichenb.* Stengel 8—10 Fuß hoch, gestreift, unten gleich den Blattstielen mit abwärts gerichteten Haaren bekleidet; Blätter gefiedert, zottig; Blättchen herablaufend, oval-lanzettförmig, gesägt; Korollen gestrahlt, gelb; Spreublättchen fein gespitzt. In Sibirien, im Kaukasus, ausdauernd. Rchb., Pl. crit., 4, T. 301. — Die übrigen hierher gehörigen Arten s. Cephalaria *Schrad.*, welche Gatt. mit Succisa *Vaill.* zusammenfällt. — b) S. *Vaill.*, Trichera *Schrad.* Blumen vierspaltig, Hülle fast zweireihig, Boden borstig: 3) S. arvensis *L.*, Acker-Skabiose, gemeine Skabiose, Grindkraut, Apostemkraut, Postemkraut, Krätzkraut, Unbißkraut, Schwärkraut. Stengel borstig; Blätter fiederspaltig, Endlappen größer und gezähnt; innerer Kelch kürzer und achtzähnig; Blüthen ungleich, strahlig, blau und röthlich. Ausdauernd, gegen 2 Fuß hoch; gemein auf Feldrainen, Wiesen, grasreichen Anhöhen und an Waldrändern in Europa, Nordasien und Nordafrika. Sonst waren Wurzel, Kraut und Blumen, Radix, Herba et Flores Scabiosae s. Scabiosae arvensis s. Scabiosae pratensis s. Scabiosae majoris s. Scabiosae vulgaris, Scabiei Apostemicae, Herba apostematica, Flores apostematici, gebräuchlich; jetzt ist es nur noch das Kraut, welches keinen Geruch hat, etwas bitter und schwach zusammen ziehend schmeckt und für ein blutreinigendes und auflösendes Mittel, vorzüglich bei Krätze und andern Hautausschlägen, aber auch bei Schwind- und Lungensucht für heilsam gehalten wird. Die lange, dünne, bisweilen mehrköpfige, weiße Wurzel hat keinen merklichen Geruch, aber einen bittern, ziemlich styptischen Geschmack. Sie kam zu blutreinigenden Tränken. Das Kraut gibt auch ein gesundes Futter für das Vieh. Schuhr, Bot. Handb., T. 22. — 4) S. sylvatica *L.* Stengel 2—4 Fuß hoch, steif borstig; Blätter in einen geflügelten, am Grunde ausgebreiteten Stiel verschmälert, mehr oder minder rauhhaarig, alle ungetheilt, eilanzettförmig und lanzettförmig, die untern gezähnt, die obern ganzrandig; Blumenköpfchen gestrahlt, roth oder lillafarbig, wohlriechend. Ausdauernd, in den Gebirgswäldern Europa's. Wird von Einigen nur für eine Varietät der vorigen Art gehalten. Jacq., Obs., T. 72. — 5) S. australis *Wulf.* Stengel 1—1½ Fuß hoch, rund, filzig, unten glattlich; Blätter lanzettförmig, langgespitzt, fast ganzrandig; Blumenköpfchen anfangs kugelig, Korollen blaßblau oder ochergelblich bläulich, gleich; Wurzel kriechend. Ausdauernd, in sumpfigen Waldungen und an Bächen in Süddeutschland u. Oberitalien. Coult., Dips., 40, T. 2, F. 15. — 6) S. montana *Rieb.* Stengel scharf borstig, 5—6 Fuß hoch, mit armförmigen Aesten; Blätter länglich, gesägt, rauhhaarig, die untern theils ganz, theils zerschlitzt; Blumenköpfchen gestrahlt, gelblich weiß; Hüllblätter schmal, spitz. Ausdauernd. Im Kaukasus, auf Wiesen. Jacq., Sohn, Ecl., 1, T. 60. — 7) S. ciliata *Spr.* Stengel sehr steifhaarig, 3—4 Fuß und darüber hoch; Blätter steifhaarig, eirund, die untern gestielt, ganz, geohrlappt oder halbgefiedert, die Stengelblätter eingeschnitten-gezähnt, herzförmig-stengelumfassend oder stengeldurchwachsen; Blumenköpfchen ocherweiß, mit gewimperten Hüllblättchen. Ausdauernd. In Ungarn, Oesterreich. Rchb., Pl. crit., 3, T. 273. — c) Asterocephalus *Vaill.*, Kronen-Skabiose, Sternkopf. Blumen fünfspaltig; Hülle einreihig, Boden spreuig, innerer Kelch fünfgrannig, äußerer raschelnd-häutig: 8) S. cochinchinensis *Lour.* Stengel 10" hoch, fast nackt; Wurzelblätter zahlreich, rosettig gestellt, lanzettlich, ganzrandig; Blüthen purpurroth. In China u. Cochinchina. Wird in der Heimath als ein reinigendes, den Auswurf beförderndes Heilmittel gebraucht. — 9) S. graminifolia *L.* Stengel unten holzig, oben krautartig, 1—2 Fuß hoch; Blätter linien-lanzettförmig, graufeidenhaarig, ganzrandig, 3—4" lang; Blumenkrönchen hellblau, blaßviolet, gestrahlt. Ausdauernd. In der Schweiz u. in Ungarn. Bot. Mag. 835. — 10) S. columbaria *L.*, Tauben-Skabiose, kleines Apostemkraut. Wurzelblätter oval, zackig und gekerbt; Stengel 2 Fuß hoch, mit wenig Aesten; Stengelblätter feinfiederspaltig; Blüthen strahlig, bläulich oder röthlich. Ausdauernd, auf Rainen, Hügeln u. an Waldrändern in Europa und Sibirien. Ein gutes Schaffutter; wurde früher in der Medicin wie S. arvensis *L.* gebraucht. Reichenb., Iconogr., IV, T. 354. — 11) S. ochroleuca *L.* Wurzelblätter verkehrt-eiförmig, spatelförmig; Stengelblätter lineallisch, doppelt fiederspaltig, weißgrau; Blüthen blaßgelb. Ausdauernd, auf bewachsenen Hügeln und Mauern, hier und da in Mitteleuropa. Rchb., Pl. crit., IV, T. 536. — 12) S. caucasica *Spr.* Eine sehr schöne Art. Stengel 2—3 Fuß hoch; Wurzelblätter lanzettförmig, gestielt, ganzrandig, herablaufend-gefiedert, mit linien-lanzettförmigen Einschnitten; Blumenköpfe lang gestielt, groß, himmelblau oder blaßblau; Korollen gestrahlt, etwas zottig, mit der rauhhaarigen Hülle fast gleich. Ausdauernd. Im Kaukasus, in Armenien. Bot. Mag., 886. — 13) S. suaveolens *Desf.*, S. canescens *Waldst. Kit.*, T. 53. Der S. columbaria *L.* ähnlich, aber niedriger und durch die verkehrteilanzettlichen Wurzelblätter unterschieden. Ausdauernd, auf Kalkboden im ganzen mittlern Europa. — 14) S. stellata *L.*, Stern-Skabiose. Die ganze Pflanze weich behaart; Stengel 2—3 Fuß hoch, etwas ästig; untere Blätter länglich-verkehrteirund, eingeschnitten-gesägt, obere leierförmig-zerschlitzt oder gefiedert; Blumenköpfe weiß, blaulichweiß oder röthlich; Korollen gestrahlt, zottig; Samenkrone groß, gefaltet, glockenförmig, rauschend. Einjährig, in Südfrankreich, Spanien. Jacq., Ic. rar., 24. — d) Spongostemma *Rchb.* Blumen fünfspaltig, Hülle einreihig, Boden spreuig, Kelch schwammig gestreift, aufgeschwollen: 15) S. atropurpurea *L.* Schöne Zierpflanze. Stengel ästig, 2—4 Fuß hoch, Blätter halbgefiedert-zerschnitten oder leierförmig, glatt, die untersten

einfach gekerbt; Einschnitte lanzettförmig; Blumenköpfe langgestielt, ursprünglich prächtig schwarzroth; durch die Kultur sind aber sehr verschiedene Farbenvarietäten bis zum Weiß entstanden. Auch im Habitus unterscheidet man eine größere und eine kleinere Varietät. Einjährig. In Ostindien. Ueber die Kultur dieser beliebten Art bemerken wir Folgendes: Man säet den Samen im März in ein Mistbeet und versetzt nachher die Pflanzen theils ins freie Land, theils in Töpfe, oder er wird im April an bestimmter, warmer und sonniger Stelle im Freien in lockern, fetten Boden gesäet. Um vorzüglich schöne Blumen und vollkommen reichen Samen zu erhalten, säe man im Juli oder August auf ein kaltes Mistbeet oder ins freie Land, versetze die jungen Pflanzen einzeln in kleine Töpfe und durchwintere sie bei sehr mäßiger Befeuchtung nahe am Fenster des Orangeriehauses oder eines frostfreien Zimmers. Zeitig im Frühling versetze man sie in größere Töpfe, in lockere fette Erde, oder etwas später an guter Stelle ins Land. In milden Wintern unter leichter, trocken gehaltener Bedeckung dauern junge kräftige Pflanzen an trockener Stelle nicht selten im Freien aus. Bot. Mag., 247. — Die Gatt. ist der Typus der Scabioseä, welche eine Gruppe der Dipsaceae Rchb. u. A. (s. d.) ausmachen. — Eine gute Monographie der Gatt. s. in Coulters „Dipsaceae", 1823, 4.

Scabioseä (Bot.), s. Scabiosa.

Scabridus (bot. Term.), schärflich, s. v. a. Scabriusculus.

Scabris (a. Geogr.), Hafenplatz in Etrurien, an der Mündung des Flusses Pecora, in der Nähe des j. Dorfes Scarlino.

Scabrita (Bot.), nach Linné, Pflanzengatt., s. v. a. Nyctanthes Arbor tristis.

Scabritas, Scabrities (bot. Term.), die Schärfe, die scharfe oder schärfliche Beschaffenheit eines Pflanzentheils.

Scabrities unguium (Med.), Nagelrauhigkeit, s. Nagelkrankheiten.

Scabrosus (bot. Term.), scharf, s. v. a. Scaber.

Scabriusculus (bot. Term.), schärflich, ein geringerer Grad der scharfen Beschaffenheit eines Pflanzentheils. Vgl. Scaber.

Scacchi (Biogr.), 1) **Fortunatus**, gelehrter italienischer Philolog u. Alterthumsforscher, geb. um 1573, stammte aus einem illegitimen Verhältnisse eines anconischen Edelmanns mit seiner Magd und wurde deshalb anfänglich im Findelhause erzogen. Da jedoch sein Vater es in der Folge bereute, ihn verlassen zu haben, nahm er ihn zu sich und behandelte ihn von nun an wie seinen Sohn. Die Abneigung vor der Welt bestimmte S. frühzeitig zum Eintritt unter die Eremiten des heil. Augustin, was jedoch nicht ohne Schwierigkeiten für ihn war, da der Flecken seiner Geburt ihm Hindernisse bei der Aufnahme in den Weg legte. So lebte er einige Zeit zu Fano, wo man ihn zu den niedrigsten Diensten verwandte, bis er endlich die Erlaubniß erhielt, nach Rimini und darauf nach Rom zu gehen, um daselbst zu studiren. Da er die Universität Alcala als die erste in der Welt hatte rühmen hören, stand er nicht an, dahin zu gehen. Ohne Geld für die weite Reise, mußte er auf dem Schiffe, das ihn nach Spanien überführte, die Dienste eines Küchenjungen verrichten, lebte bis nach Toledo von Almosen und erhielt endlich in letzterer Stadt von seinen Ordensbrüdern so viel Geld, daß er Alcala erreichen konnte. Sieben Jahre hindurch lag er hier mit rastlosem Fleiße dem Studium der Philosophie und Theologie ob und vertheidigte hierauf mit großem Erfolge öffentliche Thesen. Nach seiner Rückkehr nach Italien machte er reißende Fortschritte in der hebräischen, so wie in der griechischen Sprache, theilte mehre Jahre hindurch seine Zeit in die Beschäftigung als Prediger und als Sprachlehrer und ging endlich nach Fano, um die Herausgabe einiger Werke zu beschleunigen. Weil er sich aber erlaubt hatte, das Betragen seiner Obern zu tadeln, so wurden diese um so mehr seine Feinde und fanden um so eher Gelegenheit zur Rache für diese Indiskretion, als seine eigenen Sitten nicht die besten waren. Zum Glück besaß er einen Bruder (Olivier S.), der in großem Ansehen stand und die Sache beilegte. Dieser ließ ihn 1618 nach Rom kommen, wo ihm der Kardinal Cabellucci einen Lehrstuhl der heiligen Schrift verschaffte. Da er sich hier auch die Zuneigung des Kardinals Barberini, nachmaligen Papstes Urban VIII., erwarb, so machte ihn dieser, als er Papst geworden, zu seinem Kapellmeister und beschenkte ihn mit sonstigen Gunstbezeugungen. Funfzehn Jahre hindurch hatte er in dieser einträglichen und ehrenhaften Stellung verharrt, als er durch seine eigene Unvorsichtigkeit und durch die Intriguen eines ihm feindlich gesinnten Kardinals sie wieder verlor und, da er sich nichts gespart hatte, in eine ziemlich dürftige Lage gebracht wurde. Er kehrte nach Fano zurück, wo Kummer und Krankheit am 1. Aug. 1643 sein Leben endeten. Außer einer Ausgabe der Bibel (Vened. 1619, Fol.) besitzen wir von ihm: Sacrorum elneochrysmaton myrothecia tria, Rom 1625—27—37, 3 Thle., Amsterd. 1710, auch unter dem Titel: Thesaurus antiquitatum sacro-profanorum, Haag 1725; — De culta et veneratione servorum Dei liber primus, qui est de notis et signis sanctitatis, Rom 1639, 4., wovon anstatt der beabsichtigten 6 Bände nur 1 Band erscheinen konnte, da der Autor zu arm war, um die Druckkosten aufzubringen; — Prediche e discorsi sopra gli evangeli, das. 1636. — 2) **Marco**, berühmter ital. Komponist, zu Rom geboren, ward unter Franc. Anerio gebildet und wirkte an 30 Jahre lang unter Sigismund III. und Wladislaus IV. als Kapellmeister am königl. polnischen Hofe. Um 1650 kehrte er wieder in sein Vaterland zurück und † zu Gallese, dem Heimathsorte seiner Aeltern. Zu seinen merkwürdigsten Werken gehören die 2 Streitschriften, die er gegen Paul Syfert od. Seyfert, den Organisten der Republik Danzig, schrieb; die erste: „Cribrum musicum ad triticum Syfertinum", wurde 1643 in Venedig gedruckt und von Seyfert 2 Jahre darauf mit dem Werkchen: Anti-cribratio musica ad avenam Scacchianam (Danzig 1645) beantwortet; die zweite: „Breve discorso

sopra la musica moderna“ (Warschau 1649), beschloß diesen berühmten Streit. Außerdem schrieb er noch 3 Bücher Madrigalen für 5 Stimmen (Venedig 1634—37), 1 Buch 4- bis 6stimmiger Messen (1638), 2 Bücher 4- und 5stimmiger künstlicher Motetten (1640) und andere nicht gedruckte Sachen.

Scacarium (lat.), s. v. a. Echiquier.

Scacchiae ludus, s. v. v. Schachspiel.

Scaccia, Girolamo, Architekt, geb. zu Pirve 1778, studirte unter Leitung des Andrea Vici und machte sich in kurzer Zeit einen rühmlichen Namen. Er war in der Mathemamik und besonders in der Hydraulik sehr erfahren; besondere Verdienste erwarb er sich um Wegsammachung der pontinischen Sümpfe. Im Jahre 1831 ernannte ihn der Papst an Astolfi's Stelle zum ersten Ingenieur. S. † aber noch in diesem Jahre. Als Gelehrter und Philosoph war er Mitglied mehrer Akademien.

Scacciani, Camillo, genannt Carbone, Maler von Pesaro, blühte zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Im Dome seiner Geburtsstadt und auch in Privatsammlungen sah Lanzi Werke von ihm, die in etwas an die carraccische Schule erinnern. Sein Hauptwerk ist der heil. Andreas Avellino im Dome zu Pesaro.

Scacciati (Biogr.), 1) Andrea, Maler, geb. zu Florenz 1642, Schüler von P. Dandini und L. Lippi, besonders als Blumen- und Thiermaler geschätzt. Der Großherzog von Florenz ertheilte ihm viele Aufträge; auch ins Ausland, vornehmlich nach England, gingen seine Bilder. Er † zu Florenz 1704. — 2) Andrea, Zeichner und Kupferstecher von Florenz, ist besonders durch seine Stiche in Tuschmanier nach Zeichnungen der florentinischen Sammlung bekannt, auf welche Kunstweise ihn J. A. Schweyhard brachte. Er gab 1765 und 1774 mit St. Mulinari Nachahmungen der Originalhandzeichnungen der Gallerie der Uffizien zu Florenz heraus unter dem Titel: Disegni originali d'eccellenti pittori essistente nella R. Galleria di Firenze, 2 Bde., Fol.; den 3. Bd. gab Mulinari allein heraus, als „Istoria pratica dell' Incominciamento eprogressi della pittura etc.“, Florenz 177-, 50 Bl.; der 4. Bd., ebenfalls von Mulinari, erschien 1782 in Florenz unter dem Titel: Raccolta di venti disegni originali ꝛc., daselbst 1782. Dann stach er auch für die „Raccolta di cento pensieri di Ant. Dom. Gabbiani, fatti intagliari in rame da J. E. Hugford“, 4. und Fol. Beide Sammlungen enthalten die Hauptarbeiten S.s, welcher 1771 im 46. Jahre †.

Scacciera, Giovanni Antoni, Bildhauer von Modena, machte sich durch kleine Bildwerke in gebrannter Erde berühmt, blühte im 16. Jahrhundert.

Scad (engl., Ichthyol.), s. v. a. gemeine Bastard-Makrele, Caranx Trachurus *Lacép.*

Scadenza (ital., Skadenz), s. v. a. Verfallzeit, daher Skadenzbuch, Handlungsbuch, in welches die Wechsel und deren Verfallzeit eingetragen zu werden pflegen. Dabei werden 2 Seiten, eine für die Tratten, die andere für die Rimessen, geführt, und man bemerkt den Aussteller, den Bezogenen, den Inhaber, die Wechselfrist und den Verfalltag, letztern sowohl dem Monats- als dem Wochentag nach; vgl. Buchhaltung.

Scäa (griech. Myth.), Tochter des Danaus und der Europa (Apollod. III, 1, 4).

Scaer, franz. Flecken, Depart. Finistère, Bez. Quimperlé, rechts am Isole; 3680 Ew.

Scäus, 1) (griech. Myth.), einer der Söhne Hippocoons, mit denen dieser den Icarion und Tyndareus von Lacedämon vertrieb, ward deshalb mit seinen Brüdern von Hercules erschlagen (Apollod III, 10, 5); — 2) (Kunstgesch.), etruskischer Künstler, dessen Name auf einem Aquamarin des praunschen Kabinets steht. Dieser Stein stellt einen auf dem Delphin sitzenden Helden dar, rund herum stehen die Buchstaben S. C. E. O. (verkehrt). Baron Stosch besaß eine Paste mit dieser Darstellung.

Scäva, röm. Beiname, S. Brutus. Außerdem sind zu erwähnen: 1) Caffius S., Centurio im Heere Cäsars 48 v. Chr., dessen Tapferkeit und Muth bei Vertheidigung eines Kastells in der Nähe von Durrhachium kundgegeben und durch den Verlust eines Auges, durch mehre Wunden und durch 120 Löcher an seinem Schilde bezeugt, von Cäsar selbst und von den späteren Geschichtschreibern gepriesen wird (Cäs., Bell. civ. III, 53; Appian., Bell. civ. II, 60; Lucan., Phars. VI, 140—261). Cäsar scheint ihn später durch Schenkung von Landgütern reichlich belohnt zu haben (Cic., ad Att. XIV, 10, 2). — 2) S., Schlemmer zur Zeit des Horatius, welcher seine hochbetagte Mutter mit Gift ums Leben brachte (Hor., Sat. II, 1, 53 — 56). — 3) (Röm. Lit.), S. Memor, röm. Tragödienschreiber, Zeitgenosse des Martial, erwähnt von diesem XI, 10 f.

Scäva (Entom.), nach Fabricius, Dipterengatt., s. v. a. Syrphus *Latr.*

Scävinus, s. Flavius 17).

Scävola, 1) (Gesch.), röm. Beiname; merkwürdige Träger desselben s. Mucius, auch Septimius. — 2) (Biogr.), Quintus Cervidius S., röm. Jurist, Lehrer des Kaisers Septimius Severus und des Papinianus, gehörte der Schule der Sabinianer an. Vgl. J. L. Conradi, De vita et scriptis Q. C. S. — 3) Emerentius, Pseudonym für Heyden.

Scävola (Bot.), nach Linné, Pflaumenkosse nach Oken, Gatt. der Campanulaceae *Juss.*, der Scaevolene *Lindl.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch mit einer am Ovarium angewachsenen Röhre und fünftheiligem oder fünfzähnigem, selten fast ganzem Rande; Korolle von der Basis aus gespalten, so daß die Genitallen entblößt hervorstehen; der Rand einseitig, fünftheilig, mit geflügelten, fast gleichförmigen Lappen; Antheren frei; Narbe mit einer gewimperten Decke; fleischige oder ausgetrocknete, gekrönte, 1- — 4fächerige, 1- — 4samige Steinfrucht. Sträucher, Bäume und ausdauernde Stauden, meist in Australien, mit abwechselnden Blättern und röhrer förmigen Achselblüthen; unter 60, in mehre Untergattungen zerfallenden Arten sind als Arznei- und Zierpflanzen zu erwähnen: 1) S. Beia - Modagam *Roem. et Sch.* Blätter oval, ganzrandig, nebst den

Aesten kahl; Blüthenstiele wenigblüthig; Früchte grün. Baum in den sandigen und gebirgigen Gegenden von Malaber. In der Heimath benutzt man die Blätter, um Abscesse zu reifen und innerlich als ein harntreibendes, die Menstruation beförderndes Mittel. Rheede, Hort. mal., 4, T. 59. — 2) S. Koenigii *Vahl.* Blätter verkehrt-eiförmig, an der Spitze fast ausgeschweift; Blüthen weiß; Früchte weiß, saftig, von der Größe einer Kirsche. Strauch an den Meeresküsten Ostindiens und auf den Molukken. Die Wurzel wird für heilsam gehalten, wenn man giftige Fische und Krebse gegessen hat; die bittern Blätter sind gegen eine in jenen Gegenden endemisch vorkommende Lähmungskrankheit und gegen odematöse Anschwellungen, das Mark des Stammes und der Aeste gegen Durchfälle und die Früchte gegen Augenflecken in Anwendung. Hook., Bot. Mag., T. 2732. — 3) S. microcarpa *Cav.*, Ic., 6, T. 509. Blätter keilförmig, eiförmig, gezähnt, am Rande geschmälert; Blüthen schön, blau, in einfachen Aehren. Staudengewächs in Neusüdwallis. — 4) S. suaveolens *R. Br.* Stengel krautartig; Blätter etwas fleischig, spatelförmig, ganzrandig, unten gewimpert, fast striegelig; Blüthen zierlich, himmelblau, wohlriechend. In Neuholland. Bot. Rep., T. 22. — 5) S. Taccada *Roxb.*, Lobelia Taccada *Gaertn.*, in Ostindien Moral. Stengel strauchartig, in den Achseln gebartet; Blätter verkehrt-eirund, ganzrandig, glatt; Blüthen und Früchte weiß. In Ostindien, auf Pulo-Pinang. Wird wie S. Koenigii *Vahl.* angewendet. Gärtn., Fruct., 1, T. 25, F. 5. — Die neuholländischen Arten werden im Glashause bei 4 — 6° Wärme durchwintert und im Winter nur sehr mäßig begossen; die ostindischen verlangen einen Standort im Warmhause. Fette Lauberde, mit ⅓ Flußsand vermischt; Vermehrung durch Stecklinge und Samen. — Die Gatt. ist der Typus der Scaevoleae *Lindl.* (s. d.).

Scävolaria (Bot.), nach Decandolle, Untergatt. von Scaevola *L.*

Scävoleä (Bot.), nach Lindley u. Kunth, dikotyledonische Pflanzenfamilie. Nicht milchende Kräuter oder Sträucher, die bisweilen mit einfachen oder mit sternförmigen Haaren besetzt sind. Blätter zerstreut, ganz, aber oft gezähnt. Nebenblätter fehlen. Blüthen gipfel- oder achselständig, getrennt, niemals kopfförmig vereinigt, weiß, blau oder gelblich. Kelch mit dem Fruchtknoten verwachsen, regel- oder unregelmäßig, 5theilig, bisweilen kurz oder undeutlich. Blumenkrone an der Kelchmündung befestigt, einblätterig, mehr oder minder unregelmäßig, welkend oder abfallend; die Röhre am Rücken gespalten; Rand 5theilig oder 2lippig oder 1lippig; die Ränder der Lappen dünner als die Mitte und vor dem Aufblühen nach innen gebogen; 5 freie Staubgefäße wechseln mit den Abtheilungen der Blumenkrone. Antheren frei oder verwachsen, 2fächerig, der Länge nach aufspringend; das Pollen einfach. Fruchtknoten 1 — 2 oder 4fächerig mit einem, selten mit 2 aufrechten Eichen in jedem Fache. Griffel einfach, mit fleischiger, von einer häutigen Hülle umgebener Narbe. Frucht mit dem Kelche verwachsen, nicht aufspringend, steinfrucht- oder nußartig. Samen mit einer etwas dicken Samenschale (Testa) bedeckt. Embryo gerade, von dem fleischigen Eiweißkörper umgeben, mit blattartigen Kotyledonen. Die Scävoleen bewohnen die Inseln der Südsee und den indischen Archipelagus, so wie Neu-Holland. Wichtigste Gattungen: Scaevola *L.*, Dinopasis *R. Br.*, Dampiera *R. Br.* — Nach Reichenbach machen die Scävoleä eine Untergruppe der Campanulaceae stylidiariae aus, nach Oken bilden sie eine Abtheilung der Gröps-Wurzelpflanzen oder Kossen (Kl. 7, Zunft 11).

Scafa (ital., Staffe), außen mit Leder überzogene und innen mit blauem Kattun ausgefütterte Körbe, in welchen levantische Harze versendet zu werden pflegen.

Scafari (Geogr.), 1) ital. Flecken, Neapel, Prov. Principato-citer., nordwestl. von Salerno; 2400 Einw.; 40° 45′ nördl. Br. und 32° 11′ 25″ östl. L.; — 2) Fluß, s. Sarno.

Sca-Fell, brit. Berg, England, Grafsch. Cumberland, 54° 27′ 2″ nördl. Br. und 5° 33′ westl. L., mit zwei Piks, davon der höchste 3166 Fuß, der andere 3092 Fuß hoch ist.

Scaferlati (Waarenk.), Sorte türk. Rauchtabaks, die besonders von Aleppo und Konstantinopel kommt.

Scaffa, Lagune, s. Sardinien.

Scageriff, Untiefe an der Nordspitze Jütlands, geht ½ Meile weit in die See; sehr gefährlich.

Scaghitoke, Township, s. Newyork.

Scaglia (Biogr.), Giuseppe, Bildhauer von Perugia, war Schüler seines Vaters Leonhard, eines Franzosen von Geburt, der sich um 1640 in Perugia niederließ. S. wurde durch zahlreiche Werke berühmt; † um 1700.

Scaglia (ital., Geognos.), nach Catullo, ein mergeliges Gestein, das in den venetianischen Alpen auf Nummulitenkalk liegt. Das untere Glied dieser Bildung ist grau und enthält Fukoiden, das obere, rothe Glied ist voll Korallen. Nach Einigen ist das Gestein Nocen, nach andern soll es Inoceramus Lamarcki enthalten und der weißen Kreide entsprechen.

Scagliola (ital., Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Milium *L.*

Scagliola, zubereitetes Frauenglas, woraus man Kunstsachen verfertigt. Das Frauenglas wird kalcinirt, fein gepulvert, mit Wasser und Leim zu einem Teig gemacht, geformt und getrocknet, mit Bimsstein geglättet und mit Oel und Filz glänzend gemacht.

Scagliosо, Monte, ital. Flecken, Neapel, Prov. Basilicata, südöstl. von Matera.

Scaidava (a. Geogr.), Stadt in Moesia Inferior, zwischen Novä und Trimammium.

Scajario (Biogr.), 1) Antonio, Maler von Astago bei Bassano, war Schüler des Jacopo da Ponte und ein getreuer Nachahmer seiner Kunstweise. In der Kirche zu Bassano und der Umgegend sind Werke von seiner Hand, die er in späterer Zeit, als Sidam des Giambattista da Ponte, mit Antonio Bassano oder Antonio da Ponte bezeichnete. S. † um 1640 oder 1650.

— 2) Giovanni und Carlo, Söhne des Vorigen, ebenfalls Maler und Nachahmer der Bassani. Giovanni (geb. 1618) trat später in den Kapuzinerorden. Carlo kopirte die Werke des Jacopo Bassano bis zur Täuschung; † in der Blüthe der Jahre 1651.

Scala (lat.), 1) Leiter, Treppe, Stiege; — 2) (Scalaria), die Stiege, auf welcher man im Theater zu den obern Sitzreihen gelangte; — 3) S. muralis, Sturmleiter.

Scala (Muſ.), 1) ſ. v. a. Tonleiter (ſ. d.). — 2) Name einer beſondern Stimmübung, die S. oder das Scalaſingen genannt, durch welche man eine durchgängig reine, wohlklingende, aller Stärkegrade, ſo wie des Ab- und Zunehmens fähige, möglichſt gleichartige Intonation der Stimme zu erreichen bezweckt. Das Verfahren bei dieſer Uebung iſt in wenigen Worten folgendes: Man fängt in der mittleren Region der Stimme, wo die Töne am leichteſten hervorzubringen ſind, da es die Höhe iſt, in welcher der Menſch ſpricht, an und läßt einen Ton nach dem andern in der Weiſe ſingen, daß nach jedem abgeſetzt und erſt nach einem Ruhemomente ein neuer eingeſetzt wird. Hierbei iſt aber genau darauf zu ſehen, daß der Uebende den Ton beſtimmt und rein einſetze, ſicher und feſt aushalte, beim Abſetzen kein Sinken oder irgend eine Veränderung wahrnehmen laſſe und auf jedem Tone möglichſt lange Ausdauer, ſo wie ein vollkommenes An- und Abſchwellen erziele. Die Uebung erſtreckt ſich, von dem erwähnten Mittelpunkt der Stimme aus nach oben und unten ſich erweiternd, endlich über den ganzen Stimmumfang des Sängers und beobachtet dabei entweder genau die Reihenfolge der Töne in der Tonleiter (zunächſt der Durtonleiter), oder nur ungefähr, indem ſie darin hin und her geht ꝛc. — Wie der Sänger, ſo haben auch die Inſtrumentiſten, namentlich die Bläſer u. die Spieler von Streichinſtrumenten, zur kunſtmäßigen Ausbildung ihres Tons ſich einer ſorgfältigen Scalaübung zu befleißigen. Mehr darüber findet man in guten Geſanglehren, ſ. Geſang.

Scala (Geogr.), 1) ital. Stadt, Königr. Neapel, Prov. Principato-citeriore, weſtlich von Salerno, am Meerbuſen von Salerno; Biſchofsſitz, Kathedrale, 6 Parochialkirchen; 1700 Einw.; führt den Titel eines Fürſtenthums; — 2) Dorf daſelbſt, Toskana, Florenz, nahe am linken Ufer des Arno, nördlich von Sammianato; 1400 Einw.; — 3) Flecken auf der Südoſtküſte der Inſel Cypern; — 4) S.-Nova (Kuſch-Adaſſi), aſiat.-türk. Stadt, Anatolien, Sandſchak Aidin, ſüdlich von Smyrna, an einem Golf; Hafen mit feſtem Schloß, Handel; 20,000 Einw.; — 4) Iſola della S., öſterr.-ital. Marktflecken, Gubern. Venedig, Prov. Verona; 2600 Einw.

Scala (Biogr.), I. (della S., Scaligeri), ital. Dynaſtengeſchlecht, aus welchem bemerkenswerth ſind: 1) Martino I. della S., veroneſiſcher, der Faktion der Ghibellinen angehöriger Edelmann, wurde 1259 bei dem Ableben Ezzelins III. del Romano von ſeinen Landsleuten zum Podeſta erhoben. Er machte Verona zum Zufluchtsorte für die Anhänger ſeiner Partei, vertrieb den Grafen von St. Bonifacio nebſt den übrigen Guelfen aus der Stadt und bekam 1262 ſein Amt durch ein beſonderes Dekret erblich. Da es noch manche heimliche Anhänger der guelfiſchen Partei und noch mehr Republikaner in Verona gab, die den kleinen Tyrannen haßten, ſo kam es 1629 zum Aufſtande; aber trotz dem, daß faſt der ganze veroneſiſche Adel an der Verſchwörung Theil genommen hatte, ſo ging S., der die niedere Bevölkerung zu gewinnen gewußt hatte, dennoch nach einem zweijährigen Bürgerkriege als Sieger hervor. Die Grauſamkeit, mit welcher er die Beſiegten verfolgte, und ſeine ſtrenge Herrſchaft vergrößerten die ſchon gegen ihn herrſchende Erbitterung, ſo daß er am 17. Okt. 1277 von Verſchworenen in ſeinem Palaſte ermordet wurde. S., obgleich unter die Edlen gezählt, ſoll dennoch von einem andern Herkommen ſeyn; ſeine Feinde warfen ihm vor, daß ſeine Altvordern Oelhändler geweſen wären. Später fanden die Herren della S. Genealogiſten, welche die Reinheit dieſes Geſchlechts mit vielem Eifer behaupteten. — 2) Alberto I., war bis zur Ermordung ſeines Bruders Maſtino der Podeſta von Mantua geweſen. Er kam bei der Nachricht von dieſem Vorfall ſogleich mit bedeutender Mannſchaft herbei, bemächtigte ſich der Stadt Verona und der Verſchworenen und ließ letztere hinrichten. Durch Befeſtigung und Erweiterung des freundſchaftlichen Vernehmens mit den übrigen ghibelliniſchen Herrſchern der Lombardei ſuchte er ſein Anſehen und ſeine Macht zu vergrößern, zog den Bonacoſſi von Mantua zu Hülfe und unterſtützte die Ghibellinen von Modena und Reggio. Da er wenig Gewinn aus ſeinen Kriegen zog und dieſelben niemals auf eigene Rechnung führte, ſo ſind von ihm nur wenig geſchichtliche Erinnerungen übrig. S. † 1301 nach einer 22jährigen Regierung. Sein Nachfolger und Sohn war — 3) Bartolomeo. Dieſer hatte Mühe, bis an ſein Lebensende während einer Regierung von 2½ Jahren ſich auf dem Throne zu behaupten und nahm daher nur wenigen Antheil an den Revolutionen, welche in dieſer Epoche viele kleine Tyrannen der Herrſchaft beraubten; er † den 7. März 1304. — 4) Albin I., Sohn Albert's I. und Bruder des Bartolomeo della S., dem er in der Regierung folgte, verheirathete ſich 1305 mit einer Tochter des Giberto de Correggio, Herrn von Parma, und war eines der thätigſten Parteihäupter der Ghibellinen. Mit ſeinem Schwiegervater und mit ſeinem Schwager Francesco Bonacoſſi im Bunde, griff er Azzo d'Eſte an und machte einige Eroberungen im Gebiete von Ferrara, mußte aber endlich doch dem von Bologna und Florenz unterſtützten Azzo von Eſte weichen und ſeine Vortheile wieder aufgeben. Vom Kaiſer Heinrich VII. kaufte er 1311 bei deſſen Ankunft in Italien den Titel eines kaiſerlichen Vikars zu Verona und † noch in demſelben Jahr am 28. Okt. Ihm folgte ſein Bruder — 5) Cane I. Grande, der 3. Sohn des Alberto I., geboren 1291, gelangte am 1. Jan. 1312 zur Regierung. Schon vor ſeinem Regierungsantritt, am 15. April 1312, hatte er der Stadt Padua, die es

mit den Guelfen hielt und von denſelben unterſtützt wurde, Vicenza weggenommen. Dies war die Veranlaſſung zu einem hitzigen Kriege zwiſchen der Republik Padua und dem Dynaſtengeſchlechte della S. Cane war an Truppen und an Geldmitteln erſchöpft, daher vermochte er lange nichts auszurichten. Endlich überraſchte er die Paduaner, welche Verona belagerten und ſich bereits in einer Vorſtadt feſtgeſetzt hatten, ſchlug ſie vollſtändig in die Flucht, nahm alle ihre Führer gefangen und zwang ſie am 20. Okt. 1314 zu einem Friedensvertrage, in welchem ſie alle ihre Anſprüche auf Vicenza aufgaben. Im folgenden Jahre kehrte Cane ſeine Waffen gegen die Guelfen Cremona's, nahm ihnen Caſal Maggiore ab und nöthigte ſie, die Ghibellinen wieder in ihrer Stadt aufzunehmen. Da Cane durch ſeine Spione benachrichtigt worden war, daß ihn die Paduaner unvermuthet angreifen wollten, ſo kam er ihnen zuvor, überfiel ſie, machte eine Menge Gefangener und bemächtigte ſich vermittelſt dieſer Gefangenen Monſelice's, des feſteſten Platzes von Capua. Indeſſen dauerte der Kampf noch ein Jahr fort, und zwar ſo zu Gunſten des Cane, daß die Paduaner, kein anderes Mittel ihrer Rettung mehr erblickend, ſich den Herrn von Carrara zum Herrſcher ſetzten und die Hülfe des Herzogs Friedrich von Oeſterreich anriefen. Das nämliche Jahr noch (16. Dec. 1318) wurde Cane, deſſen Ruhm ſich bereits durch ganz Italien verbreitet hatte, in einer Verſammlung zu Socino zum Generalkapitän der ghibelliniſchen Ligue ernannt, aber 1320 vom Papſte Johann XXII. als Ketzer exkommunicirt. Mit den Paduanern war noch kein dauerhafter Friede zu Stande gekommen, denn, wenn Cane auf einige Waffenſtillſtände eingegangen war, ſo benutzte er dieſelben in ſo fern, als er ſeine ſiegreichen Waffen in andere Theile Italiens trug. Zuletzt (am 7. Sept. 1328) unterwarfen ſich die Paduaner ſeiner Herrſchaft, und er beherſchte nun über Verona, Vicenza, Padua, Feltre und Cividale. Endlich bekriegte dieſer eroberungsſüchtige Fürſt auch noch Treviſo, wurde aber, als er als Sieger in dieſe Stadt einzog, von einer tödtlichen Krankheit befallen und † ſchon am 4. Tage ſeines Triumphes, den 7. Sept. 1328, im Dome zu Treviſo. Den Beinamen eines Großen, womit ihn ſeine Zeitgenoſſen belegten, verdiente er nicht, wenn er auch neben ſeiner Herrſchſucht und Kriegsluſt manche gute Eigenſchaften beſaß, namentlich die Künſte und Wiſſenſchaften ſchützte und beförderte und auch dem Dante (ſ. d.) einen Zufluchtsort darbot. Weil er keinen legitimen Sohn beſaß, ſo folgten ihm ſeine beiden Neffen, die Söhne ſeines Bruders Alboin, gemeinſchaftlich. Der eine davon war — 6) Mastino II., geb. 1308, welcher allein die Zügel der Regierung führte, da ſein Bruder Albert II. della S. (ſ. d.) ſich ganz und gar den Vergnügungen hingab. Wiewohl Maſtino nicht zum Generalkapitän der ghibelliniſchen Ligue ernannt war, ſo galt er doch für den mächtigſten und gewandteſten Mann ſeiner Partei. Daher wandten ſich die unterdrückten oder vertriebenen Ghibellinen, denen Hülfe noth that, faſt ausſchließlich an ihn, und er unterſtützte ſie. Als nun 1330 auch die Ghibellinen von Brescia ſeinen Beiſtand angeflehet hatten, wollte er ihnen Hülfe leiſten und fiel nicht nur in das Gebiet der Brescianer ein, ſondern belagerte auch die Hauptſtadt; allein die unerwartete Ankunft des Königs Johann von Böhmen und die Unterſtützung, welche dieſer König den Brescianern zu Theil werden ließ, zwangen ihn zur Umkehr. Da Johann von Böhmen ſein Uebergewicht auch in andern Städten geltend machte und ſich als Herr anerkennen ließ, ſo ſah Maſtino, der mit Unruhe auf einmal dieſen mächtigen Nebenbuhler neben ſich aufkommen ſah, ein, daß er das bisher befolgte politiſche Syſtem ſeiner Vorgänger abändern müſſe. Zu dem Zwecke ſtiftete er eine große Ligue und verband ſich nicht nur mit den Ghibellinen, ſondern auch mit den republikaniſchen Guelfen, welche ebenfalls gegen Johann von Böhmen eingenommen waren. Die erſte derartige Ligue kam am 8. Aug. 1331 zu Caſtelbaldo zu Stande; ihre Kontrahenten waren, außer Maſtino, der Marquis von Eſte, die Gonzagua von Mantua und die Visconti von Mailand. Die Florentiner traten erſt im September 1332 bei. Die Verbündeten verabredeten eine Theilung derjenigen Provinzen, welche ſich faſt mit Zuvorkommenheit dem Könige von Böhmen unterworfen hatten. Maſtino zog den erſten Gewinn aus dieſer verabredeten Theilung. Er erkaufte von den Guelfen von Brescia den Einlaß in dieſe Stadt um den Preis, daß er die Ghibellinen, deren Beſchützer er bisher geweſen war, ihrer Rache überlieferte. Die Falſchheit und Treuloſigkeit, die er in dieſem Verfahren offenbarte, war, wie wir in der Folge ſehen werden, neben der Eroberungsſucht ein weſentlicher Zug ſeines Charakters. Auch Parma fiel ihm am 4. Juni 1335 anheim. Da der König Johann bei ſeinem Rückzuge die Städte, welche ſich ihm mit Bereitwilligkeit unterworfen hatten, wieder an einzelne Herrſchergeſchlechter verkaufte, dieſe aber ſich meiſtens nicht behaupten konnten, ſo wurden ſie in der Regel eine Beute des thätigen und ränkevollen Maſtino. So erhielt er am 3. Juli 1335 Reggio und gab daſſelbe als Lehen den Gonzaga, welche es dem Vertrage von Caſtelbaldo gemäß, freilich nicht als Lehen aus der Hand Maſtino's, erhalten ſollten. Als er nun auch Lucca erhielt, wollte er daſſelbe den Florentinern nicht zurückgeben. Im Gegentheil hoffte er durch dieſe Eroberung, ſeinen Einfluß im Toskaniſchen zu erweitern. Er machte deshalb einen Verſuch, Piſa wegzunehmen und mit Arezzo ein Bündniß zu ſchließen. Gegen die Florentiner begann er am 23. Februar 1336 die Feindſeligkeiten. Maſtino war jetzt Herr von neun großen reichen Städten, die früher ſelbſtſtändige Staaten geweſen waren, und bezog aus ihnen eine jährliche Abgabe von 700,000 Goldgulden, eine Summe, welche dem Einkommen der bedeutendſten Fürſten Europa's gleichkam. Ferner hatte er zu Verbündeten die mächtigſten Fürſten der Lombardei und Saccone di Ferlati, das gefürchtete ghibelliniſche Oberhaupt der Apenninen. Aber alle dieſe Vortheile wurden auf-

gewogen durch die Energie und Ausdauer der Florentiner und Venetianer, so wie durch die Feldherrntalente des Pietro di Rossi. Luchino Visconti v. Mailand sagte sich von dem Bündnisse mit Mastino los und verband sich mit seinen Feinden, Padua wurde den 3. August 1337 überrumpelt und Mastino's Bruder Albert zum Gefangenen gemacht. Die stärksten Schlösser der euganeischen Berge fielen gleichfalls eines nach dem andern in die Hände der Feinde Mastino's. Ferner wurden die Truppen des Fürsten von Verona am 29. September 1338 bei Montagnano vollständig geschlagen. Darüber gerieth Mastino dergestalt in Wuth, daß er auf bloßen Verdacht hin mitten auf der Straße den Erzbischof von Verona, Bartolomäo della S., weil er ihn für seinen Feind hielt, eigenhändig tödtete. Außer Stand, seinen verbundenen Feinden zu widerstehen, war er darauf bedacht, sie zu theilen. Auch gelang es ihm, die Venetianer gegen das Schicksal ihrer Bundesgenossen, der Florentiner, gleichgültig zu machen und mit ihnen am 18. December 1338 einen sogenannten Friedensvertrag zu Stande zu bringen, den die Florentiner erst im Februar des folgenden Jahres annahmen, und wonach Mastino unumschränkter Herrscher von Verona, Vicenza, Parma und Lucca blieb. Er nahm in diesen Städten den Titel eines Vikars des heiligen Stuhls an und versprach dem Papste einen jährlichen Tribut; dies war der Preis, um den er vom römischen Bischofe die Absolution für den am veronesischen Bischofe begangenen Mord erkaufte. Indeß hatte das Kriegsunglück das Ansehen Mastino's gebrochen und ermuthigte seine eifersüchtigen Feinde, ihn von Neuem anzugreifen. Die Herren von Correggio, Mastino's nahe Verwandte, entrissen ihm am 21 Mai 1341 durch Ueberrumpelung Parma; die Gonzaga von Mantua unterstützten sie dabei. Als nun die Visconti und die Carrara sich gleichfalls gegen den Herrscher von Verona erklärten, so sah sich dieser abermals einem allgemeinen Kriege ausgesetzt. Um die Zahl seiner Garnison zu vermindern und um sich Geld zu verschaffen, verkaufte er Lucca an die Florentiner, die diese Stadt nicht behaupten konnten. In der Folge verband er sich mit dem Herrn von Este und mit Pepoli, dem Herrscher von Bologna. Im J. 1345 schloß er mit den Visconti Frieden, indem er an Barnabo seine Tochter Beatrix vermählte, welche wegen der Schönheit ihres Körpers und vielleicht auch wegen ihres Stolzes die Königin genannt wurde. Mastino, jetzt auf Verona und Vicenza beschränkt, verzichtete nunmehr auf die ehrgeizigen, herrschsüchtigen Pläne, welche einen großen Zeitraum seiner Regierungszeit ausgefüllt hatten, u. verwandte seine Thätigkeit auf die Hebung der durch den Krieg sehr herabgekommenen Gewerbe u. d. Ackerbaues. Nur noch einigen Antheil nahm er an den Verwirrungen in der Romagna, indem er sich auf die Seite des päpstlichen Legaten stellte. Mastino † am 3. Juni 1351. Er hinterließ drei Söhne, welche ihm gemeinschaftlich in der Regierung folgten, zwei Töchter und außerdem noch sieben uneheliche Kinder. — 7) Albert II., Bruder des Vorigen, geb. 1306, erbte mit seinem Bruder Mastino die Regierung Verona's gemeinschaftlich, nahm aber fast gar keinen Antheil an der Staatsgewalt, da er nur dem Genusse lebte. Er wurde am 3. August 1337 zu Padua gefangen genommen [s. S. 6)], aber in Folge des Vertrags vom 18. December 1338 durch die Venetianer wieder in Freiheit gesetzt. Er † kinderlos am 13. Sept. 1352. — 8) Cane II. Grande, Sohn des Mastino II., geb. 1332, wurde am 3. Juni mit seinen beiden Brüdern Cane Signore und Paulo Alboin und mit Zustimmung seines Onkels Albert [s. S. 7)] als Nachfolger seines Vaters proklamirt. Er heirathete am 22. November 1350 Elisabeth, die Tochter des Kaisers Ludwig des Bayern, ohne jedoch Kinder mit ihr zu erzeugen u. sie wie seine Gemahlin zu betrachten. Im Gegentheil erhob er unter ihren Augen Bastarden und suchte denselben die Nachfolge zu sichern. Die große Jugend seiner Brüder hatte es ihm leicht gemacht, für sich allein die ganze Staatsgewalt in Anspruch zu nehmen. Durch drückende Auflagen und dadurch, daß er seine Schätze in der Bank von Venedig anlegte, hatte er sich bald bei seinen Unterthanen verhaßt gemacht. Sein natürlicher Bruder Fregnano faßte den Entschluß, aus der allgemeinen Mißstimmung Nutzen zu ziehen und sich der Regierung Verona's zu bemächtigen. Als daher Cane Grande mit seinem Bruder Cane Signore nach Bolzano zu einer Zusammenkunft mit seinem Schwager, dem Marquis von Brandenburg, gegangen war, gelang es Fregnano durch List und Kühnheit, sich in der Nacht vom 16. auf den 17. Februar 1354 zum Meister von Verona zu machen. Die Gonzaga, Azzo de Correggio und Visconti begünstigten den Usurpator, aber Cane kam, als er von dem Aufruhr hörte, auf der Stelle mit einigen Gensdarmen zurück, fand in der Wache des einen Thors einige seiner Parteigänger, welche ihm Einlaß in die Stadt gewährten, lieferte seinem natürlichen Bruder einen Straßenkampf und besiegte und tödtete ihn. Ein gleiches Loos traf den Paulo Pico, welchen Fregnano zum Podesta ernannt hatte. Kaum hatte S. die Ruhe der Stadt und den alten Gehorsam wieder hergestellt, so trat er in die Ligue der benachbarten Fürsten und der Republik Venedig gegen die Visconti ein. Da er sich durch dieses Bündniß in seiner Herrschaft gesichert glaubte, so überließ er sich rückhaltslos allen seinen Lastern, der Habsucht, der Grausamkeit und aller Art von Ausschweifungen. Weder die Schönheit, noch der Rang und die Tugend seines Weibes schützten dasselbe vor seiner Verachtung. Seine beiden Brüder, unaufhörlich von ihm bedroht, befürchteten jeden Augenblick, das Opfer seiner Eifersucht und seines Mißtrauens zu werden. Schon hielten sie sich für verloren, als der älteste von ihnen, Cane Signore, indem er dem Tyrannen am 14. December 1359 begegnete, wie derselbe die Straßen von Verona durchritt, ihn mit seinem Degen durchbohrte. — 9) Cane Signore, war, nachdem er seinen Bruder Cane Grande ermordet hatte, sogleich nach Padua entflohen. Francesco de Carrara, der Herrscher dieser Stadt, nahm ihn gut auf und führte ihn

mit einer hinlänglichen Militärmacht nach Verona zurück, wo er ihn u. seinen Bruder schon den 17. Dec. 1359 zum Herrscher einsetzte. Cane Signore, der sich durch Bündnisse in seiner Herrschaft zu befestigen suchte, verheirathete seine Schwester Verde della S. an den Marquis Nicolas d'Este und erneuerte die Ligue von Treviso gegen das Haus Visconti. Indeß machte er noch das nämliche Jahr in Uebereinstimmung mit der Ligue Frieden mit Barnabo. Am 5. Juni 1364 vermählte er sich mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Duras. Obschon er unter der Regierung seines Bruders das Opfer von dessen Herrsch- und Habsucht gewesen war, so hatte er dennoch im Unglück nicht gelernt, besser mit seinem Bruder Paul Alboin zu verfahren. Dieser fand eine Partei, welche seine Rechte geltend machen wollte. Allein die geheimen Anschläge jener Partei wurden Cane Signore bekannt und von diesem wie eine Verschwörung angesehen. Daher wurde Paul Alboin am 20. Januar 1365 in das Schloß Peschiera ins Gefängniß gebracht, acht seiner Mitschuldigen wurden enthauptet und eine große Zahl Anderer in den Kerker geworfen, wo sie bis zum Tode des Tyrannen schmachten mußten. Letzterer entsagte der Politik seiner Vorfahren und ging ein enges Bündniß mit dem Herrscher von Mailand ein. Als er sich auf dem Throne einmal festgesetzt hatte, überließ er sich den gröbsten Ausschweifungen und vollbrachte weder etwas Würdiges, noch Erwähnenswerthes. Im Jahre 1375 fühlte er sein Ende nahen. Um seinen unehelichen Söhnen Antonio und Bartolomeo die Herrschaft zu hinterlassen, ließ er seinen noch zu Peschiera in Haft befindlichen Bruder erdrosseln. Dies war die letzte Schandthat seines Lebens. Er † den 18. Oktober 1375. Mit ihm erlosch die legitime Nachkommenschaft des Hauses della S. nach einer 113jährigen Regierung. Auf dieses Geschlecht führt die französische Familie des Echelles ihren Ursprung zurück; auch der Philolog J. L. Scaliger gab fälschlich vor, von ihr abzustammen. — 10) Antonio, natürlicher Sohn des Cane Signore, war bei seinem Regierungsantritte, den 14. Okt. 1375, funfzehn Jahre alt. Er stand, wie auch sein mitregierender Bruder — 11) Bartolomeo, unter der Vormundschaft d. Marquis Nicolaus d'Este, Galeotto Malatesti's und Francesco's de Carrara. Die ersten Jahre ihrer Regierung verstrichen ruhig, mit Ausnahme eines Versuches, den im J. 1378 Barnabo Visconti gegen sie machte, indem er die Erbschaft des Hauses della S. für seine Frau Regina forderte und behauptete, daß Bastarde nicht zum Nachtheil legitimer Kinder nachfolgen dürften. Da aber die Brüder della S. den Beistand ihrer Nachbarn besaßen und binnen Kurzem einige Vortheile errangen, so wurden die Feindseligkeiten durch einen Waffenstillstand im September 1378 aufgehoben. Als jedoch die Brüder della S. mündig geworden waren, nahm Antonio, der jüngere von ihnen, mit Schrecken wahr, daß die höchste Gewalt fast gänzlich in die Hände seines älteren Bruders übergehen würde. Der Brudermord konnte ihn nicht zurückschrecken in einer Familie, die so viel Frevel auf sich geladen hatte. Er dingte daher Meuchelmörder, die Bartolomeo überfielen, als er im Begriff war, eine Geliebte zu besuchen. Bartolomeo wurde am Morgen des 13. Juli 1381 todt gefunden, durchbohrt von 26 Dolchstichen; der einzige Begleiter, welcher bei ihm gewesen war, lag ermeuchelt neben ihm. Um den Verdacht des Brudermordes von sich abzuwälzen, ließ Antonio die Geliebte seines Bruders nebst ihren Aeltern festnehmen und ließ sie unter dem Vorwande, daß sie seinen Bruder ermordet, unter schauderhaften Qualen sterben. Indeß ließ sich Niemand durch diese neue Barbarei täuschen, und die öffentliche Meinung klagte laut Antonio des Brudermordes an. Francesco de Ferrara, Herrscher von Padua, wiederholte diese Anklage, und Antonio konnte diese Beschimpfung um so weniger verzeihen, als er sie verdient hatte. Indem er nun dem Fürsten Padua's von allen Seiten Feinde zu erwecken suchte, erklärte er ihm 1385 den Krieg; alle Vorschläge zum Frieden und zur Genugthuung wurden zurückgewiesen. Obschon am 25. Juni 1385 zum ersten Male und am 11. März 1387 bei Castelbaldo zum zweiten Male geschlagen, wies Antonio doch alle Friedensvorschläge und alle Lehren einer gesunden Politik zurück. Francesco de Ferrara sah sich genöthigt, Giovanni Galeazzo Visconti, den Herrscher von Mailand, zu seinem Beistande herbeizurufen, welcher diese beiden Rivale beobachtete, um aus ihrer Abschwächung Nutzen zu ziehen. Antonio della S. konnte diesem neuen Gegner keinen Widerstand entgegen setzen. Am 18. Oktober 1387 wurde Verona von Verräthern dem Giovanni Galeazzo Visconti überliefert; Antonio floh über Adige mit seiner Familie nach Venedig. Weil er hier den gehofften Beistand nicht fand, wandte er sich mit der Bitte um Hülfe an die Florentiner und den Papst, aber ebenfalls vergebens. Als er nach vergeblichen Bemühungen in die Romagna zurückkehrte, † er am 3. September 1388 in den Gebirgen von Forli, wie man sagt, auf Befehl des Giovanni Galeazzo Visconti vergiftet. Er hinterließ einen Sohn und drei Töchter. — 12) Cane Francesco, Sohn des Vorigen, söhnte sich mit Francesco de Carrara aus und erschien 1390 unter den Mauern von Verona. Seine Annäherung hatte eine seinen Parteigängern verderbliche Bewegung zur Folge. Visconti bestrafte die Häupter des Aufstandes u. fand ein Mittel, den gefährlichen Nebenbuhler in Ravenna durch Gift umzubringen. — 13) Wilhelm della S., Bastard des Cane II. Grande, wurde für kurze Zeit am 8. April 1404 durch Francesco Novello de Carrara zu Verona als Herrscher eingesetzt, † aber schon wenig Tage nach seiner Installirung. Die Söhne, welche er hinterließ, verstanden die Freundschaft des Protektors de Carrara nicht zu erhalten, so daß Verona den Venetianern anheim fiel und von nun an das Geschick dieser Republik theilte. — 14) Antonio, Sohn des Vorhergehenden, lebte und endete in der Vergessenheit. — 15) Brunoro, des Vorigen Bruder, gab alle Hoffnung auf Wiedererlangung der Herrschaft über Verona auf und begab sich zum deutschen Kaiser Sigismund,

der ihn lieb gewann, zu einem Fürsten des Reichs machte und ihm ein Lehen, so wie verschiedene Ehrentitel schenkte. † kinderlos am 21. November 1434 zu Wien. — 16) Nicodemo, ein anderer Bruder des Brunoro, zeichnete sich als Staatsmann aus, war Bischof von Freisingen und † am 13. August 1443 zu Wien. — 17) Paulo, jüngster Sohn Wilhelms della S., begab sich nach Bayern, wo seine Nachkommen ein Jahrhundert hindurch lebten. Der letzte männliche Nachkomme dieses Namens war ein Brunoro, welcher 1544 †, und der letzte weibliche Sprößling war Johanna, welche ihre Güter und Rechte an das Haus der Barone von Lamberg brachte. — II. Andere Personen: A. Gelehrte: 18) Bartolomeo S., auch Popiscus genannt, weil er als Zwilling geboren war, Staatsmann u. Gelehrter, geb. 1430 zu Colle de Valdelsa im Toskanischen, studirte zu Florenz die Rechte und erlangte hier die Doktorwürde. Als Sohn eines armen Müllers u. ohne Verbindungen und ohne Stütze, schwang er sich durch sein eignes Verdienst zu den höchsten Staatswürden empor. Cosmo und Pietro von Medici nahmen ihn, da sie mit Bewunderung sein Talent erblickten, in ihren Dienst und eröffneten ihm die Bahn zu seinen spätern Ehrenämtern. Mit der Würde eines Kanzlers und mit dem Charakter eines Gesandten bekleidet, erschien S. 1484 am Hofe Innocenz VIII., um ihn zu seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl zu beglückwünschen. Diese Mission trug ihm das apostolische Sekretärdiplom und kurz nach seiner Rückkunft von Rom den Rang eines Gonfaloniere der Republik Florenz ein. Nachdem ihm alle Ehrengrade zu Theil geworden, hatte er Verlangen nach Schriftstellerruhm und benedete das Verdienst des Politiano, dem er vielleicht auch die Gunst der Medici's mißgönnte. Sie hatten beide sehr lebhafte Disputationen über die lateinische Sprache und stritten sich heftig über das Wort culex, ob es männlichen oder weiblichen Geschlechts sey. Sie warfen sich auch die Ungleichheit und Gezierheit ihres Styls vor, und zwar in einem Tone, welcher heut zu Tage sehr verletzend seyn würde. S. hatte, wie man behauptet, nach Art des Lukrez ein philosophisches Gedicht verfertigt, so wie einige jetzt unbekannte Apologien, welche durch die Strenge ihrer Vorschriften und durch ihr gesuchtes Wesen damals ein großes Aufsehen machten. Auch fing er ein Geschichtswerk über die Stadt Florenz an, das er in zwanzig Bücher eintheilen wollte, wovon aber nur die ersten 4 und der Anfang des 5. noch vorhanden sind. Sein Tod, der 1495 erfolgte, verhinderte ihn an der Vollendung desselben. Seine Schriften sind: Ad Innocentium VIII., summum pontificem, oratio, Florenz; — Pro imperatoribus militaribus insignibus dandis Constantino Sforciae imperatori, ebendaselbst 1481; — Apologia contra vituperatores civitatis Florentiae, ebendaselbst 1496, Fol.; — De historia Florentina, Rom 1677, 4., gedruckt von Magliabechi, findet sich in dem achten Bande von Burmanns Sammlung der italienischen Geschichte und geht bis zur Schlacht bei Tagliacozzo zwischen Karl I. von Anjou und Konradin von Schwaben; — Vita Vitaliani Borrhomaei, ad Petrum Mediceum, Florenz 1677, 4. — Einige seiner Briefe finden sich gedruckt unter denen des Politiano, andere in einer von Bandini veranstalteten Sammlung unter dem Titel: Collectio veterum monum. — 19) Alessandra S., des Vorigen Tochter, eben so merkwürdig durch ihre Schönheit, als durch ihre gelehrten Kenntnisse, vermählte sich mit dem byzantischen Dichter Michael Tarcagnota Marulli. Sie war von Johann Laskaris und Demetrius Chalcondyle im Lateinischen und Griechischen unterrichtet worden u. sprach beide Sprachen mit solcher Gewandtheit und Leichtigkeit, daß sie die Rolle der Electra in des Sophocles Tragödie gleichen Namens übernehmen konnte und auf die griechischen Epigramme antwortete, welche Politiano an sie richtete. Mehre dieser Stücke finden sich gedruckt unter den „Opusculis" des Politiano, gesammelt u. herausgegeben von Acciajuoli. Sie † 1506 zu Florenz. — B. Bildende Künstler: 20) Jacopo della S., alter, wenig bekannter Maler, blühte in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. In der Akademie zu Parma ist eine von ihm auf Holz gemalte große Madonna von ernstem Charakter. — 21) Giovanni della S., Bildhauer u. Architekt, nach Ticozzi ein Nachkömmling der della S., baute den Ehrenbogen, welchen die Stadt Padua 1631 dem Kapitän Alvise Valeresso um seiner zur Pestzeit geleisteten Verdienste willen hatte errichten lassen. Er oder ein anderer S. gab 1594 ein Werk über Kriegsbaukunst heraus, damals ohne Text, in 2. Ausg. mit dem Titel: Ouvrage de fortification, Rom 1627.

Scala, Theater della, s. Mailand.

Scalabis (a. Geogr.), Stadt in Lusitanien, an der Straße von Olisipo nach Emerita und Bracara, römische Kolonie mit dem Beinamen Praesidium Julium und Sitz eines der drei Obergerichtshöfe Lusitaniens, jetzt Santarem.

Scala di Giganti, s. Venedig.

Scalae Caci, Aufstieg zur Höhle des Cacus in Rom.

Scalae cochleae, tympani, vestibuli (Anat.), s. Ohr.

Scalae Gemoniae (röm. Topogr.), Ort in Rom.

Scala Hippocratis (Chir.), s. v. a. Hippocratische Ambe, s. Ambe.

Scalambra, ital. Vorgebirge, Insel Sicilien, an der Südküste, am Kanal von Malta, südwestlich von Modica, 36° 46′ 13″ n. Br. und 32° 11′ 5. L.

Scalano, asiat. Ort, Kleinasien, an der Küste des Mittelmeeres.

Scalare (lat.), 1) Treppe in Grabmälern; — 2) s. v. a. Scala 2).

Scalares anni (Physiol.), die Stufenjahre.

Scalaria (Mollusk.), nach Lamarck, Wendeltreppe, Gattung der Gasteropoda Pectinibranchia Trochoidea Cuv., der Ordnung der Doppelschnecken und der Zunft der Spaltschnecken nach Oken, unter Turbo L. Charakter: Thurmförmig, mit bauchigen Umgängen; Mündung vollständig, kreisrund, mit umgeschlage-

nem Saume, der sich bei jedem neuen Ansatz wiederholt, so daß die Conchylie wie mit lauter herabgehenden Rippen besetzt erscheint. Deckel dünn, hornig, roh von Gestalt. Das Thier mit kurzem, eiförmigem, am Halse eingefügtem Fuße; zwei in dünne Fäden ausgehende Fühler tragen außen die Augen auf einer Erhöhung. Wenige lebende und fossile Arten, wichtigste der ersteren: 1) S. pretiosa *Lam.*, Turbo scalaris *L.*, ächte Wendeltreppe, ital. Scalata. Blaß braungelbs die Umgänge ganz frei von einander getrennt und nur durch die Wülste sich berührend, der letzte bauchig; ein Nabel. Eine durch den hohen Preis, den sie früher hatte, berühmte Conchylie; sie wurde bisweilen in einem schönen Exemplare mit 100 Dukaten bezahlt. Jetzt ist sie zu einem sehr mäßigen Preis zu erhalten. Bis gegen 2 Zoll lang; in Ostindien. Martini, IV, 1434—1433, 1427. — 2) S. communis *Lam.*, Turbo clathrus *L.*, unächte Wendeltreppe, Bastard-Wendeltreppe. Thurmförmig, undurchbohrt, im Leben weiß od. blaßrothgelb, auch violetrosenroth, mit purpurgefleckten Rippen herabwärts besetzt. An den Küsten des mittelländischen Meeres, auch um Nordeuropa, auch in Ost- und Westindien. Der Purpursack enthält eine schöne violblaue Flüssigkeit, welche Plancus für eine der Purpurfarben der Alten hält. Bis $1^1/_2$ Zoll lang; sehr gemein. Martini, IV, 1434, 1438. — 3) S. lamellosa *Lam.* Etwas thurmförmig, undurchbohrt, blaßrothgelb, mit weißen, zarten, blattförmigen, gezähnten Rippen; die Umgänge einander berührend, eben, der letzte an der Basis gekielt. Bisweilen mit punktirten Linien auf dem letzten Umgange. — 4) S. varicosa *Lam.* Thurmförmig, oben stumpf, undurchbohrt, weiß, ungefleckt, mit vielen höchst zarten, auf einander liegenden, kerbig gefransten Rippen und zerstreuten dicken Wülsten besetzt; $15^1/_2$ Zoll lang. Encycl. pl., 451, F. 4, a) und b). — 5) S. notha *Wenkc.* Eikegelförmig, blaß fleischroth, mit starken, weißen Rippen und sechs ebenen Umgängen, die unterstes gesondert; 8 Linien lang. Auf Java. — Unter den fossilen Arten ist besonders S. Munsteri *Br.* zu bemerken, die häufig in Deutschland gefunden wird.

Scalaris (bot. Term.), treppenförmig oder treppig, nach Art der Stufen einer Treppe über einander gestellt, wie die strunklosen Hüte von Polyporus cryptarum und vieler andern Pilze, welche über einander aus Baumstämmen und altem Holze hervorwachsen. Uneigentlich werden auch gewisse Pflanzengefäße, deren Wände mit parallel über einander liegenden Spalten versehen sind, vasa scalaria oder scalariformia, Treppengefäße oder Treppengänge, genannt.

Scalarius, St. Johannes, s. v. a. Climacus.

Scalas (mittl. Geogr.), s. v. a. Calais.

Scala santa, s. Rom (das neue).

Scalata (ital., Mollusk.), s. v. a. ächte Wendeltreppe, Scalaria pretiosa *Lam.*

Scalberge, Pierre, Maler und Radirer, blühte um 1637 und 1638 zu Paris.

Scaldis (a. Geogr.), ansehnlicher Fluß in Gallia Belgica, welchen Cäsar (Bell. Gall. VI, 33) irrthümlich auf dem Ardennerwalde entspringen und in die Mosa sich ergießen läßt, nach Plin. IV, 14, 28 Grenzfluß zwischen den germanischen und gallischen Völkerschaften; jetzt Schelde.

Scaldingi, die Normannen, weil sie sich 883 an der Schelde in festem Lager längere Zeit aufhielten.

Scale, 1) s. v. a. Scala; — 2) s. v. a. Skale.

Scalea (Geogr.), 1) ital. Vorgebirg, an der Küste des Königreichs Neapel, Prov. Calabria citeriore, am Golf von Policastro, nordwestlich von dem gleichnamigen Flecken; — 2) (la S.), Flecken daselbst, westlich von Castrovillari, südlich von der Halbinsel Dina, an der Mündung des Lao ins tyrrhenische Meer, auf einem Hügel, in fruchtbarer Gegend, Hauptort des gleichnamigen Bezirks, mit altem Schloß und Hafen; Handel mit getrockneten Früchten; 3000 Einw.

Scalenghe, ital. Flecken, Königreich Sardinien, Turin, östlich von Pignerol; 1300 Ew.

Scalenoëder (Min.), s. v. a. Skalenoëder (s. d.).

Scalenum triangulum (Math.), ungleichseitiges Dreieck.

Scalesia (Bot.), nach Arnott, Gattung der Compositae Heliopsideae *Arn.* Einzige Art: S. atractyloides *Arn.* Strauch auf den Gallipagos-Inseln.

Scale sugar (engl., Waarenk.); s. v. a. Puderzucker.

Scaletta (Geogr.), 1) ital. Flecken (Dorf), Sicilien, Messina, auf der Küste des Faro di Messina, am gleichnam. Vorgeb.; Seiden-, Wein- und Olivenbau; 1000 Einw.; 38° 1′ 45″ nördl. Br. und 33° 8′ 30″ östl. L.; — 2) (kleine Stiege), schweiz. Berg, Kanton Graubündten, Hochgericht Davos, im Dischmathal. Ueber den Berg führt ein Paß von Davos ins Ober-Engadin nach Scampfs oder Sulsanna. Auf demselben befindet sich ein Wirthshaus, zum dürren Boden, welches von Davos 3 Stunden entfernt ist. Auf der einen Seite ist dieser Gebirgspaß äußerst steil, auf der andern geht er stufenweise, wie auf einer Treppe, herab. Das daselbst entspringende Wasser nennt man Rhein und die dabei stehenden Häuser zum Rhein.

Scaletta (Biogr.), Orazio, italienischer Komponist, geb. zu Bergamo, um 1600 Kapellmeister an der Hauptkirche zu Salo im Brescianischen, wurde 1609 in gleicher Eigenschaft zu Crema im Venetianischen angestellt, machte später eine Reise nach Paris und erhielt nach seiner Rückkehr die Stelle eines Kapellmeisters an S. Maria Maggiore zu Bergamo und endlich an S. Antonio zu Padua, wo er 1630 an der Pest †. Er schrieb eine Scala di Musica per Principianti, welche 1599 zu Mailand erschien und noch 8 Auflagen erlebte, ferner 5stimmige Madrigale und 4stimmige Messen, endlich

Primo scalino della Scala di Contrapuncto, Neapel 1622.

Scalfarotto, Giovanni Antonio, Architekt von Venedig, einer der berühmtesten Künstler aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh., baute um 1730 zu Venedig die Kuppel der Kirche S. Simone e Giuda, leitete dann den Bau des Schiffes der schon 1495 von B. Buono begonnenen Kirche nach S. Rocco daselbst; † 1764.

Scalia (Bot.), nach Simsen, Pflanzengattung. Art: S. jacioides *Sims.*, s. v. a. Podolepis virgata.

Scaliaticum (neu-lat.), Abgabe, die für Einführung eines Schiffs in einen Hafen bezahlt ward.

Scalichius, Paul, Abenteurer, 1534 zu Agram geboren, gab sich für einen Abkömmling der Familie della Scala aus. Bei Kaiser Ferdinand I. Hofkaplan, ward er später Protestant und nannte sich Markgraf von Verona, welchen Titel er an einen Baron der Umgegend verkaufte. Als Rath beim Herzog Albrecht von Preußen vermochte er diesen zum Uebertritt zum Protestantismus, wurde dann wieder katholisch und Kanonikus zu Münster, † zu Danzig 1575. Seine „Gesammelten Werke" erschienen zu Basel 1559.

Scaliger (Biogr.), 1) Julius Cäsar S., einer der größten Gelehrten nach der Wiederaufblühung der Wissenschaften, der jedoch noch viel mehr Eitelkeit, als Kenntnisse besaß. Um sein persönliches Verdienst durch den Glanz seiner Geburt zu erhöhen, machte er sich eine fabelhafte Mythologie und schrieb sich erdichtete Abenteuer zu, die wir in Folgendem kurz erzählen. Indem er vorgab, von dem Hause della Scala (lateinisch Scaligeri) abzustammen, nannte er sich den Sohn Benedikts della Scala, eines der tapfersten Hauptleute des 15. Jahrhunderts (dessen freilich kein einziger Geschichtsschreiber erwähnt), und Berenice s, der Tochter des Grafen Paris Lodronio. Im Jahre 1484 im Schlosse Riva am Gestade des Gardasees geb., wurde er von seiner Mutter den Nachstellungen der Venetianer entzogen, welche den letzten Sprossen des alten Fürstenhauses von Verona in ihre Gewalt haben wollten. Man gab ihm den berühmten Fra Giocondo zum Lehrer, und er empfing von demselben den ersten Unterricht in den Sprachen. Dann wurde er von seinem Vater dem Kaiser Maximilian vorgestellt, welcher ihn unter die Zahl seiner Pagen aufnahm und ihn standesgemäß erziehen ließ. Die italienischen Kriege boten ihm Gelegenheit, seine glänzende Tapferkeit zu zeigen. Nachdem er wie durch ein Wunder heil aus der Schlacht von Ravenna, in welcher sein Vater und sein Bruder Titus unter seinen Augen fielen, davon gekommen war, sammelte er ihre sterblichen Ueberreste und bestattete sie zu Ferrara. Seine Mutter zehrte der Gram über solchen Verlust auf. Der Herzog von Ferrara, sein Anverwandter, setzte ihm eine ansehnliche Pension aus. Da er aber von dem Verlangen nach der Wiedererlangung der Herrschaft von Verona gequält wurde, wurde er Dominikanermönch, in der Hoffnung, Papst zu werden und dann den Venitianern sein Erbtheil wieder zu entreißen. Der Ueberdruß an den kleinlichen Verrichtungen, welchen ihn seine Obern unterwarfen, entfremdete ihn jedoch dem Kloster und führte ihn wieder dem Kriegshandwerke zu. Er trat also in französische Dienste, wurde Befehlshaber einer Kompagnie und that sich als solcher in dem Kriege mit Piemont hervor. Dabei vernachlässigte er keineswegs das Studium, sondern trieb fleißig Sprachen, Philosophie und Arzneikunde. Endlich ging er mit Antoine de la Rovere, dem Bischof von Agen, in dessen Diöces und fand hier das Ende seines abenteuerlichen Lebens. So lautet der abenteuerliche Bericht S.s (herausgegeben von seinem Sohne in einem Briefe: De splendore et vetustate Scaligeri). Die Bewunderung, welche seine Zeitgenossen seinen Talenten zollten, war so groß, daß sich kein Einziger beikommen ließ, seine Prätentionen auf die Herrschaft über Verona zu bestreiten. Die Wahrheit dieser an einander gereihten Lügen brachte, unabhängig von Scipyius (s. d.), vorzüglich Maffei in seiner „Verona illustrata" und Tiraboschi in seiner „Storia della letteratura italiana" an den Tag. Der wahre Verhalt des Lebens S.s ist folgender: Julius Cäsar S. war der Sohn Benedikt Bordoni's, eines Miniaturmalers und Geographen (vgl. Bordoni). Wahrscheinlich wurde er zu Padua geboren, wo sein Vater gewöhnlich wohnte, wenn auch Verona und Venedig sich darum gestritten haben, seine Geburtsstadt zu seyn. Er erhielt in der Taufe bloß den Namen Julius, denn erst später legte er sich den Namen Cäsar selbst bei. Nachdem er besonders unter der Leitung des Cälius Rhodiginus zu Padua den Universitätskursus durchgemacht hatte, besuchte er Oberitalien, in der Absicht, seine Kenntnisse zu vermehren und Proktoren zu gewinnen, deren Generosität seinen Geldmangel ersetzten. Er wurde in mehren Häusern Venedigs eingeführt, wo er die von ihm vielfach besungene Constantia Fregosa, die Frau des Cäsar Fregosa, zu sehen Gelegenheit hatte, obschon er ihr niemals die Neigung, welche sie ihm einflößte, entdeckte. Mit der Pflege der Wissenschaften verband er eine ärztliche Praxis. Da ihn der Bischof von Agen kennen und schätzen lernte, machte ihn derselbe zu seinem Leibarzt und nahm ihn im J. 1525 mit sich nach Agen. Kurze Zeit nachher verliebte er sich in Andiette de Roques-Lobejac. Die Schwierigkeit, sie zu heirathen, veranlaßte ihn, nach Frankreich zu gehen, um seine Naturalisationsbriefe zu erhalten; er hat darin den Namen Jules César de Lescalle de Bordoms, Doktor der Medicin. Aus der Veränderung seines Namens ersieht man, daß er es auf die Unterlegung eines falschen Ursprungs abgesehen hatte, aber er wußte damals selbst noch nichts davon, daß er von den alten Scaligern abstammte und der Graf von Burden wäre. Trotzdem daß Andiette, die er im folgenden Jahre ehelichte, erst 16 Jahre zählte, so führte er doch mit ihr eine glückliche, kinderreiche Ehe. Begabt mit seltenen Talenten und großem Eifer fürs Studium, scheint S,

in den Wissenschaften nur ein Mittel zur Berühmtheit gesucht zu haben, die er denn auch bald erlangte. Die gelehrten Streitigkeiten, welche heut zu Tage kaum beachtet werden würden, beschäftigten damals eine kleine Anzahl Centralisationspunkte des Ruhmes. Der noch unbekannte S. trat zuerst gegen Erasmus auf, der sich gegen das Bestreben einiger italienischer Gelehrten, bloß ciceronianische Ausdrücke zu gebrauchen, ausgelassen hatte, und richtete gegen ihn zwei donnernde, mit Schimpfwörtern überladene Reden. Erasmus beachtete ihn so wenig, daß er auf die erste Rede gar nicht antwortete und wahrscheinlich auch der zweiten dasselbe Schicksal würde haben zu Theil werden lassen, wenn sie ihm zu Gesicht gekommen wäre. Jetzt griff S. Cardan an, dessen Ruhm ihm im Wege stand. Zu dem Zwecke schrieb er seine Abhandlung über die Feinheit, eine Schrift, die mehr von Injurien, als von Beweisgründen strotzt. Da sich um diese Zeit das Gerücht vom Tode des Cardan verbreitete, so gab S. vor, daß dieser Gelehrte aus Aerger gestorben sey, und ermangelte nicht, sich ein Verdienst aus seiner Empfindsamkeit zu machen, indem er das größte Bedauern darüber zur Schau trug, daß er einen Sieg davon getragen, welcher der gelehrten Welt einen so großen Mann gekostet habe. Schon zuvor hatte er die nämliche Reue über sein Verhalten in Bezug auf Erasmus gezeigt, und so bald er ihn todt wußte, hatte er sich beeilt, ihn mit den größten Lobsprüchen zu überhäufen. Als im Jahre 1540 Cäsar Fregosa durch die Emissäre des Kaisers ermordet worden war, wandte sich seine Wittwe, die schöne Konstanze Rangona, mit ihren Kindern ein Asyl suchend, an ihren Schwager Hektor Fregosa, den Administrator für den weltlichen Theil der Diöcese Agen. Obgleich Rangona nicht mehr jung war, so machte ihr Anblick doch die noch nicht ganz verlochene frühere Leidenschaft S.s wieder an und der sechszigjährige Mann verherrlichte in einer Menge Verse die Reize und den Geist der schönen Italienerin. Trotz seiner Liebe vernachlässigte er doch die Wissenschaft nicht. Wenn auch ein nur mittelmäßiger Dichter, war er doch unstreitig der erste Prosaist seiner Zeit. Als solcher trug er viel dazu bei, daß die Schriftsteller die grammatikalischen Regeln wieder mehr achteten, und spornte sie zu einer größern Klarheit, Eleganz und Feinheit des Styls an. Um die Botanik erwarb er sich bedeutende Verdienste, indem er die Nothwendigkeit nachwies, daß die Klassifikation der Pflanzen nach ihren Eigenschaften vor sich gehen müßte. Er hatte ein Herbarium von den Pflanzen von Guienne und den Pyrenäen angelegt, und sein Sohn versichert, daß er deren aus fremden Ländern auf große Kosten habe kommen lassen und daß er sie mit lebendigen Farben malte; aber er gab diese Arbeit auf, als er Fuchs' Werk: „De natura stirpium" gelesen hatte. Da er den Leuten glauben machen wollte, daß er seine Jugend im Waffendienst zugebracht habe, so sprach er gern von seinen kriegerischen Thaten und nahm dabei die Miene und den Ton eines Hauptmanns an. Im Lob wie im Tadel zu Uebertreibungen geneigt, pflegte er zu sagen, daß er lieber die Ode des Horaz, welche mit den Worten: Quem tu Melpomene semel (Ode III, lib. V) anfängt, gemacht hätte, als daß er König von Arragonien wäre. Um ihn zu hören, kam man von allen Theilen Frankreichs, Deutschlands und der Niederlande herbei, und die Lobsprüche, womit ihn seine Bewunderer überhäuften, übertrafen nicht die hohe Meinung, die er von sich selbst hegte. So schrieb er zum Beispiel an einen seiner Freunde: „Suchen Sie die Bilder des Massina, des Xenophon und des Plato auf einander zu häufen, und Sie haben ein Porträt gemacht, welches mich unvollkommen darstellen wird". Ungeachtet seiner natürlichen Schärfe u. seines Jähzorns, dem er sich stets überließ, so bald seine Eigenliebe bei der Diskussion ins Spiel kam, war er doch im Grunde gutmüthig und bewies sich so freigebig, als es ihm sein geringes Vermögen erlaubte. Man hat ihn im Verdacht gehabt, daß er einige Neigung für die Meinungen der Neuerer hegte; allein es ist gewiß, daß er am 21. Oktober 1550 im katholischen Glauben †. Seine sterblichen Ueberreste wurden in der Augustinerkirche zu Agen beigesetzt; die Grabschrift lautete: Jul. Caesaris Scaligeri quod fuit. Die ausgezeichnetsten Männer zollten seinem Andenken lange Zeit die größte Verehrung. Der urtheilsvolle De Thou sagt, daß das Alterthum nicht eine einzige Persönlichkeit aufzuweisen habe, welche ihm überlegen wäre, und daß das Jahrhundert nicht seines Gleichen besitze. Justus Lipsius stellt ihn neben Homer, Hippocrates und Aristoteles und nennt ihn die Bewunderung und den Ruhm seines Jahrhunderts. Jetzt, da seine Talente und Fehler besser abgeschätzt sind und ihm den rechten Platz angewiesen haben, zählt er immer noch zahlreiche Verehrer. S. verband mit einem thätigen und durchdringenden Geiste viel Gedächtniß und eine vielseitige gelehrte Bildung, obschon er nur eine oberflächliche Kenntniß der griechischen Literatur besaß. Er schrieb rein und elegant, aber er war zu oft bloßer Deklamator und hatte nicht genug Geschmack. Uebrigens theilte er alle Irrthümer seines Jahrhunderts in der Physik und in der Philosophie und ragte einzig und allein vor seinen Zeitgenossen als Grammatiker hervor. Außer den Noten zu der Abhandlung über die Pflanzen von Theophrast und zu derjenigen, welche den Namen des Aristoteles trägt; außer der lateinischen Uebersetzung der Geschichte der Thiere von Aristoteles, veröffentlicht Toulouse 1819, Fol., von Mauffac, und aufbehalten in der Ausgabe von J. G. Schneider, Leipzig 1811, 4 Bände, 8., und außer einer mit Noten versehenen lateinischen Uebersetzung des Buches über die Schlaflosigkeit, von Hippocrates, Lyon 1538, 8., besitzen wir noch von S.: Oratio pro Cicerone contra D. Erasmum, Paris, P. Vidoue, 1531, 8., abgedruckt nach seinen Hymnen und heiligen Poesien, Köln 1600, und mit Noten von Melchior Adam, Heidelberg 1618, 8. Die zweite gegen Erasmus gerichtete Rede wurde durch denselben

P. Vidoue zu Ende des Jahres 1536, aber unter dem Datum 1537 zu Paris gedruckt; beide zusammen sind unter dem Titel erschienen: Adversus D. Erasmum orationes duae, eloquentiae Romanae vindices, cum auctoris opusculis, Toulouse 1621, 4. (selten, ohne gerade gesucht zu seyn). Ferner schrieb er: De comicis dimensionibus, Lyon 1539, 8. (von der 56. Seite an sehr selten), findet sich auch der Ausgabe des Terenz, Paris 1552, Fol., vorangedruckt, so wie mit einigen Fragmenten von S.s Poetik über das Theater der Alten in dem Bd. VIII des Thesaurus antiquid. graecarum; — De causis linguae latinae libri XIII, ebendas. 1540, 4.; Genf 1580, 8. (die erste mit Methode geschriebene lateinische Grammatik und wurde von Fr. Sanchez in seiner Minerva vervollständigt); — Exotericarum exercitationum liberquintus decimus de subtilitate ad Hieronymum Cardanum, Paris 1557, 4., von 952 Seiten; Basel 1560, Fol., und öfter in 8. (indem S. dies Buch als das fünfzehnte bezeichnete, suchte er den Gelehrten aufzubinden, daß er schon vierzehn Bücher über andere gelehrte Gegenstände geschrieben hätte); — Poetices lib. VII, Lyon 1561, Fol.; Leyden 1581, 8.; Heidelberg 1607, 8.; enthält eine Menge philologischer und grammatikalischer Bemerkungen; die ein tiefes Studium der Alten bekunden, bringen aber in poetischer Hinsicht bis dahin schon Bekanntes; — Poemata in duas partes divisa, Genf 1574, 8.; Heidelberg, Lommelin, 1600, 8.; — Epistolae et orationes, Leyden 1600, 8. — Schelhorn hat in seinen „Amoenitates literariae" 16 neue Briefe S.s mitgetheilt, die sämmtlich über seine Debatten mit Erasmus handeln. Die Biographie S.s, welche sein Sohn in den „Vitae selectorum virorum" brachte, ist fast nur ein Lügengewebe. — 2) Joseph Justus, einer der berühmtesten Philologen Frankreichs, geb. am 4. August 1540 zu Agen, war der Sohn des Vorigen und der Andiette Roques-Lobejac. Nachdem er, ohne große Fortschritte zu zeigen, drei Jahre zu Bordeaux sich für die wissenschaftliche Laufbahn vorbereitet hatte, rief ihn sein Vater, als in besagter Stadt die Pest ausgebrochen war, zurück, um ihn selbst zu unterrichten. Die Methode, welche er dabei befolgte, war die, daß er den jungen S. das Gedächtniß und die Urtheilskraft zugleich üben ließ. Der Zögling machte schnelle Fortschritte und verfertigte schon in seinem 16. Jahre eine, freilich mißlungene Tragödie. Nach dem Hinscheiden seines Vaters studirte er zu Paris unter dem berühmten Turnèbe das Griechische; da es ihm aber nicht schnell genug ging, las er für sich allein, indem er sich einer lateinischen Uebersetzung bediente, binnen 21 Tagen den Homer. Darauf ging er an die Lektüre der übrigen griechischen Dichter und der Prosaiker, so daß er nach zwei Jahren die vorzüglichsten griechischen Klassiker kannte. Ebenfalls allein und selbst ohne Wörterbuch erlernte er das Hebräische, Arabische, Syrische, Persische und die meisten Sprachen Europa's. In der Folge rühmte er sich, daß er 13 alte und neue Sprachen sprechen könne. Seine Liebe zum Studium war so stark, daß er jede Nacht nur einige Stunden schlief und fast ganzer Tage lang keine Nahrung zu sich nahm. Da er überdies mit einem wunderbaren Gedächtnisse und großem Scharfsinne ausgestattet war, so war er bald in den alten Sprachen, der Geschichte, der Chronologie ꝛc. völlig heimisch. Louis de La Roche-Pozay, später französischer Gesandter am römischen Hofe, wählte ihn 1563 zum Erzieher für seine Kinder und gab ihm eine ansehnliche Besoldung. Darauf trat S. zur reformirten Kirche über; seine Katechisatoren waren Viret und Chanbieu. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß er sich noch nicht offen zum Protestantismus bekannte. In der Freigebigkeit seines Principals fand er die Mittel zur Befriedigung seiner Reiselust und besuchte nach einander die vorzüglichsten französischen und deutschen Universitäten. Während seines Aufenthaltes zu Valence, wohin ihn der hohe Ruf Cujas' geführt hatte, hatte er Gelegenheit, De Thou kennen zu lernen, mit dem er ein enges Freundschaftsverhältniß einging. Er befand sich gerade zu Lausanne, als man dort die Nachricht von der Niedermetzelung in der Bartholomäusnacht erhielt. Diese Neuigkeit bestimmte ihn, nach Genf zurückzukehren, wo man ihn fesseln wollte, indem man ihm einen Lehrstuhl der Philosophie antrug; aber er schlug das Anerbieten mit den Worten aus, daß er nicht die nöthigen Talente zu besitzen glaube, um die Stelle würdig auszufüllen. Später kam er mehrmals wieder nach Genf, und man ersieht aus zwei Briefen des Stephanius, daß S. 1578 dort Unterricht in der Philosophie gab. Indeß kann er nicht lange in Genf geblieben seyn, da man ihn vom folgenden Jahre an in La Roche-Pozay bei Tours wieder findet, wo er den größten Theil seiner Werke schrieb. Man kann vermuthen, daß er auch eine Reise seines Principals nach Rom benutzte, um Oberitalien und das Königreich Neapel zu besuchen. Er brachte von dort zahlreiche Fragmente und Inschriften mit, welche von Gruter, dem er sie schenkte, im Thesaurus veröffentlicht wurden. Man weiß auch, daß S. eine Reise nach Schottland machte, kann jedoch die Zeit dieser Reise nicht bestimmen. Mehre Jahre hindurch verweilte er ruhig und in seine Bücher vertieft auf dem schönen Landgute Preuilli, bis er 1591 v. Holland aus den Ruf erhielt, den durch den Rücktritt des Lipsius leer gewordenen Lehrstuhl zu besetzen. Er wollte anfangs sich entschuldigen, daß er einen so großen Mann nicht ersetzen könne, und verzögerte deshalb die zwischen den Generalstaaten mit Heinrich IV. angeknüpften Verhandlungen, in der Hoffnung, daß der König sich seiner Abreise widersetzen würde. Da aber Heinrich IV. im Gegentheil ihn drängte, den Wünschen der Holländer sich zu fügen, so machte sich S. 1593 nach Leyden auf den Weg; aber weder der Empfang, den man ihm bereitet, noch die Hochachtungsbezeugungen, mit welchen ihn die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten überhäuften, konnten ihm die sehnsüchtige Erinnerung an die zu Preuilli verlebten Jahre verwischen. Indem er durch die öffentliche Meinung mit Lipsius und Casaubonus

auf den ersten Rang in der gelehrten Welt erhoben wurde, so genoß er im Frieden den erlangten Ruhm, bis er ihn 1594 durch einen Brief an Johann Dousa über das Alter des Hauses der S. störte. Denn da er den von seinem Vater schon erfundenen Fabeln noch neue hinzufügte und sein Geschlecht bis auf Alain, den Restaurator von Verona, zurückführte — wodurch er seine Feinde zum Schweigen zu bringen sich schmeichelte —, so vermehrte er dadurch die Zahl seiner Feinde, anstatt sie zu vermindern. Scioppius, der leidenschaftlichste unter ihnen, hatte keine große Mühe, die Falschheit dieser Genealogie zu zeigen und 599 Lügen darin nachzuweisen. S. antwortete den Injurien dieses furchtbaren Gegners durch neue Injurien und forderte noch sterbend seine Freunde auf, ihn zu rächen. Eine Wassersucht raffte ihn weg am 21. Januar 1609. Baudius hielt seine Leichenrede, und die Kuratoren der Akademie Leyden widmeten seinem Andenken ein Denkmal mit einer Inschrift. Er hatte die berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, einen Justus Lipsius, Casaubon, Grotius, Heinsius, Dupuy, Sammasie, Vossius, Velser, P. Pithou ꝛc., zu seinen Freunden gehabt und ihnen schleunigst alle seine Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaft mitgetheilt. Obschon eifriger Protestant, nahm er doch keinen Antheil an den religiösen Streitigkeiten, denn er haßte allen Zwist. Nur trug er bei aller seiner Sanftheit und Bescheidenheit in die Diskussion den schneidenden Ton seines Vaters hinein, und seine Eitelkeit erwachte jedesmal, wenn man Miene machte, als wollte man seinen Adel bezweifeln. Die Lobsprüche seiner Zeitgenossen können leicht dazu beigetragen haben, ihm in dieser Hinsicht den Kopf zu verdrehen. Man sagt, daß S. der Vater mehr Genie, S. der Sohn dagegen mehr gelehrte Bildung, Geist und Geschmack, so wie eine größere Leichtigkeit bei der Arbeit besaß. Well er zu kühn bei seinen Konjekturen war, hat man es in Zweifel gezogen, ob S. durch seine Verbesserungen und Erläuterungen der alten Schriftsteller den Wissenschaften nützlicher, oder schädlicher gewesen sey; dessen ungeachtet bleibt er immer einer der ersten Philologen. Er ist der wahre Begründer der Chronologie und wußte aus den Irrthümern, wie aus den Entdeckungen seiner Vorgänger Gewinn zu ziehen. Er kommentirte mit mehr oder weniger Glück die Werke des Varro, M. Verrius Flaccus, Pomponius Festus, Catullus, Tibullus, Properz, Ausonius, Manilius, die Eklogen des Lucian an den Calpurn. Piso, die Tragödien des Seneca, den Theokrit, Moschus und Bion, die Verse des Empedocles, die Kommentare des Jul Cäsar ꝛc. Von seinen sonstigen Arbeiten nennen wir nur: J. P. Virgilii Maronis appendix, cum supplemento multorum antehac nunquam excusorum poematum veterum poetarum; et commentariis et castigationibus, Lyon 1572, 8.; — Stromateus proverbiorum graecorum, Paris 1593, 4.; — Cyclometrica elementa duo; nec non Mesolabium, Leyden 1594. Fol. (worin er sich schmeichelt, die Quadratur des Kreises entdeckt zu haben); — Epistola de vetustate et splendore gentis Scaligerae et vita J. C. Scaligeri; accedunt J. C. Scaligeri oratio in luctu filioli Audecti, nec non diversorum testimonia de gente Scaligera et de J. C. Scaligero, ebendas. 1594, 4.; — Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphilii chronicon, latine, s. Hieronymo interprete, cum ipsius chronici fragmentis graecis antehac non editis, et auctores omnes delerictae ab Eusebio continuantes, edente J. J. Scaligero, qui notas et castigationes in Eusebium, nec non isagogicorum chronologiae canonum libros tres adjecit, ebendas. 1609, Fol., 1658, 2 Bde., Fol.; — Elenchus trihaeresii Nicol. Serarii; item Serarii delirium fanaticum quo Essenos monachos christianos fuisse contendit, Franeker 1605, 8., Arnheim 1619, 4., und Delft 1703 in J. Triglands Sammlung; — Opuscula antehac edita nunc multis partibus aucta, Paris 1610, 4.; — De aequinoctiorum diatribe, das. 1613, 4.; — Poemata omnia, Leyden 1615, 8.; — De re nummaria dissertatio, liber posthumus, ebendas. 1616, 8.; — Epistolae omnes quae reperiri potuerunt, nunc primum collectae ac editae, von D. Heinsius, Leyden 1627, 8.; — Scaligeriana prima — Scaligeriana secunda, beste Ausg. Amsterdam 1740. Vgl. Leubscher, Historia Scaligeranorum, Wittenberg 1695, 4., und Manzeaux, Histoire des S., Amsterd. 1740, 2 Bde.

Scaligera (Bot.), nach Presl, Pflanzengattung, s. v. a. Aspalathus *L.*

Scaligeri (Biogr.), 1) s. v. a Scala, della. — 2) Bartolo, Maler von Padua, Schüler von A. Varotari und einer der glücklichsten Nachahmer desselben, blühte um 1640 und stand als vielseitig gebildeter Mann in großer Achtung. Er war auch Mathematiker, Kriegsbaumeister u. s. w. — 3) Lucia, Nichte des Vorigen, erlernte ebenfalls die Malerei von Chiara Varotari, nahm sich aber den Tizian zum Vorbilde. Ihre Arbeiten wurden jenen des Oheims vorgezogen; selbst an verschiedene Höfe erhielt sie Einladung, ohne einer derselben zu folgen; † 1700 im 63. Jahre.

Scaligeria (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Umbelliferae Smyrneae *Dec.* Einzige Art: S. microcarpa *Dec.* Im Orient.

Scalino (Pizzo S.), österr. ital. Berg, Lombardei, rhätische Alpen, nördlich von Sondrio; 3300 Metr. hoch.

Scallaway, brit. Dorf, auf der Südwestküste der Shetlands-Insel Mainland, an einem Golf mit gutem Hafen.

Scalogno (ital., Bot.), s. v. a. Schalotte, Allium Ascalonicum *L.*, s. Lauch.

Scalops (Säugeth.), nach Cuvier, Maulwurf, Knorpelbelber nach Oken, Gattung der Fera insectivora *Cuv.*, der Ordnung der Raubmäuse und der Zunft der Scheermäuse nach Oken. Charakter: Vorderzähne $^2/_2$, die obern sehr groß, breit, perpendikulär stehend, die untern mittlern sehr klein, die äußern konisch verlängert, keine Eckzähne, Backenzähne $^6/_6$, die 6 vordern obern und die 3 vordern untern sind Lückenzähne, 3 wahre Backenzähne mit

Zacken. Die Bildung des Rüssels und der Füße wie bei den Maulwürfen, die Augen sehr klein, keine äußern Ohren. Pelz sehr weich, dicht, aber kurz behaart, glänzend, Schwanz kurz. Fünf nordamerikanische Arten, die in der Lebensweise ganz dem europäischen Maulwurfe gleichen: 1) S. aquaticus *Cuv.*, Sorex aquaticus *L.*, Shrew Mole. Pelz sehr weich, kurz, sammetartig. Die Farbe ist schwer anzugeben, da sie nach verschiedenem Lichte ganz verschieden ist. Die obern Theile sind, vom Kopf aus angesehen, röthlich silbergrau einfärbig, von hinten angesehen aber erscheint er dunkelbraun röthlich. Von hinten erscheinen dem Auge nur die Wurzeln der Haare, welche dunkelbraun sind, von vorn sieht man dagegen nur die röthlich glänzenden Haarspitzen; die untern Theile sind silbergrau. In den nordamerikanischen Freistaaten. Körperlänge 5 Zoll, Schwanzl. 1 Zoll 4 Linien. Schreber, T. 158; Godman, Naturhist. I, T. 5, F. 3. — 2) S. Townsendii *Cuv.*, Townsend Shrew Mole. Die Farbe erscheint wie beim vorigen nach dem Licht verschieden, von vorn angesehen ganz schwarz; bläst man die Haare bei Seite, so erscheint die Farbe grauschwarz, da die Haarwurzeln schwarz sind. Bachmann gibt den Zahnbau als verschieden von S. aquaticus an, die Farbe sey auch immer dunkeler. Vom Kinn an läuft eine weiße Linie mitten über den Bauch bis zum Schwanz, und über die Schnauze gegen die Stirne steht ein weißer Streif. In Nordamerika, im Felsengebirge. Körperlänge 7 Zoll 6 Linien, Schwanzlänge 1 Zoll 6 Linien. Bachm., Journal of the Acad. of Philadelphia, Bd. VIII, 1. 1839. — 3) S. Breweri *Bachm.*, Journ. of Philad.. VIII. Farbe oben schwarz, unten bräunlich; Haare schmal; Schwanz flach, breit behaart; Nasenlöcher an der Seite der Schnauze. Am Ohio. Körperlänge 6 Zoll, Schwanzlänge mit dem Haarbüschel 1 Zoll 3 Linien. — 4) S. argentatus *Bachm.*, Journ. of Philad., VIII. Haare oben mit schmalen schwarzblauen und weißen Ringen, nahe an der Spitze ein breiter grauer, äußerste Spitze braun, wodurch ein schönes Silbergrau entsteht, unten bleifarb, weißlich und lichtbraun geringelt; Nasenlöcher an der Oberseite der Schnauze; Zähne 36. In Mexiko und Texas. Körperlänge 7 Zoll, Schwanzlänge 1 Zoll. — 5) S. latimanus *Bachm.*, Journ. of Philad., VIII. Größer als der gemeine Wassermaulwurf; Haare länger, lockerer und kompakt, Ansehen nicht glänzend dunkelgrau, Haare mit dunkelbraunen Spitzen; Zähne und Haare fast doppelt so groß, als beim gemeinen; Schwanz nackt. In Mexiko und Texas. Körperlänge 6 Zoll 8 Linien, Schwanzlänge 1 Zoll.

Scalpa (Scalpay), brit. Insel, Schottland, Hebriden, an der Ostküste der Insel Skye, im Eingange des East-Loch-Tarbet, 3 engl. Meilen lang und 2 Meilen breit, niedrig, sehr felsig und dürr, mit Haide bedeckt und mit sehr zerrissener Küste. Der Leuchtthurm auf der Ostspitze liegt unter 57° 50′ nördl. Br. und 8° 53′ westl. L.

Scalpell, s. v. a. Skalpell.

Scalpelliformis (bot. Term.), skalpellförmig, ein von Hedwig eingeführter, aber kaum gebräuchlicher Ausdruck für die lineals-lanzettliche Form, z. B. der Blätter bei Fissidens-Arten.

Scalpellum (Mollusk.), nach Leach, Seepolalengattung. Arten unter Pollicipes.

Scalpellum (lat.), s. v. a. Skalpell.

Scalpellum rasorium, 1) Scheermesser; — 2) Schabeisen.

Scalpiopsis (Bot.), nach Walpers, Gattung der Compositae Senecionideae *Walp.* Einzige Art: S. Lucaeana *Walp.* Ausdauerndes Kraut in Neuholland.

Scalpiren, s. v. a. Skalpiren.

Scalprum (lat.), 1) Schneidinstrument, besonders zum Gebrauch der Chirurgen (vgl. Skalpell) und Gärtner, so wie zum Zuspitzen und Schneiden der Schreibröhre; — 2) die scharfe Meißelseite. — S. chirurgicum, Laßeisen. — S. rasorium, Schabeisen.

Scalptur, s. v. a. Skalptur.

Scalptura (lat.), das Kratzen oder Scharren mit den Nägeln oder mit Instrumenten.

Scalvati, Antonio, Maler von Bologna, Schüler von B. Passarotti und J. Laureati, zu Rom einer der angesehensten Künstler seiner Zeit, malte unter Sixtus V. in der Bibliothek des Vatikans, und dann mehre Bildnisse von Päpsten; † 1622, im 63. Jahre.

Scalza (Biogr.), 1) Ippolito, Bildhauer von Orvieto, bildete sich in Rom, arbeitete im Anfang des 16. Jahrh. in seiner Vaterstadt für den Dom, wo man von ihm eine schöne Gruppe, Maria mit dem Leichnam Christi auf dem Schooße, von den Freunden umgeben, sieht, ein Werk, das sich durch Adel der Charaktere und durch meisterhafte Behandlung auszeichnet, das von Cunego für das Werk über den Dom in Orvieto gestochen wurde. Ein anderes Werk stach Gio. Ottaviani, S. 6 Statue des heil. Thomas vorstellend. — 2) Alessandro, Musaicist, arbeitete um 1550 im Dome zu Orvieto, mit einem Francesco S., vielleicht Vater und Sohn. In dem unter S. 1) genannten Werke über den Dom in Orvieto ist ein Blatt von Leonetti, welches 2 von Alessandro in Mosaik gearbeitete Figuren vorstellt.

Scalzi, Ludovico, Bildhauer, Architekt und Erzgießer zu Rom, genannt del Duca, goß den mit lebensgroßen Figuren gezierten Tabernakel am Hauptaltare der Kapelle Sixtus V. in Ers, und zwar nach den Modellen des Riccio u. Sancino. Ganz f in Werk ist daselbst das Grabmal des Chorherrn Ludov. Pasqualino in Marmor. Cäsar Dominici stach nach seinen Zeichnungen 1599 reiches Blätterwerk und Säulenkapitäle. S. selbst soll 14 große Blätter mit Grottesken und Laubwerken gestochen haben.

Scamander (a. Geogr.), 1) berühmtes Flüßchen im Gefilde von Troas, welches seiner gelben Farbe wegen auch den Namen Xanthus führte. Es entspringt am große Ida berges gleich vor den Mauern von Alt-Ilium, und zwar

nach Hom. Il. XXII, 147 ff. aus einer kalten u. einer warmen Quelle, von denen letztere aber zu Strabo's Zeiten (XIII, S. 602) versiegt war. Der letztgenannte Schriftsteller bemerkt noch, daß sich die einzige Quelle des S. auf der Höhe des Ida, auf dem Berge Cotylus, befinde und der Fluß wahrscheinlich eine Strecke lang unter der Erde hinfließe, ehe er vor Ilions Mauern wieder hervorbreche. Das Flüßchen hatte trotz seines kurzen Laufs eine ziemlich ansehnliche Breite und Tiefe und vereinigte sich bei Neu-Ilion mit dem Simois, welchen die Alten zu einem Nebenfluß des S. machen, der aber wegen seines längern Laufs als Hauptfluß zu betrachten ist. Vereinigt münden beide Flüsse 20 Stadien östlich von dem Vorgebirge Sigeum in den Pontus Achaeorum, erreichen jedoch nur bei hohem Wasserstande die See, da sie sich bei andauernder trockener Witterung im Sumpfe und Sande verlieren (Strabo XIII, S. 595—597). Es ward deshalb schon frühzeitig aus dem S. noch vor dessen Vereinigung mit dem Simois in westlicher Richtung ein Kanal ins Meer gegraben, der südlich von Sigeum die See erreichte, so daß also nur bei hohem Wasserstande, wo auch das alte Bett des S. sich wieder füllte, eine wirkliche Vereinigung beider Flüsse Statt fand. Jetzt Mendere Su oder Fluß von Bunarbeschi. Die Küste ist an der Mündung durch angesetzten Schlamm und Sand viel weiter hinausgerückt, als im Alterthume; damals bildete der Hafen der Achäer wahrscheinlich eine tiefe Bucht, die jetzt verschwunden ist. — Von dem personificirten S. erzählt Hom. Il. XX, 74; XXI, 136 ff.: von Achilles verhöhnt, läßt er sich mit diesem in einen Kampf ein, brüllt wie ein Stier, thürmt seine Fluthen immer höher und treibt dem Achilles Schaum, Leichen und Blut entgegen. Da sendet Here zu Achilles Beistand den Hephästus, der mit seinen Flammen den Strom zurückdrängt und den Flußgott ängstigt, bis Here ihn zu schonen gebietet. — 2) Flüßchen auf Sicilien, an der Nordküste, mündet bei Segesta (Strabo XIII, S. 603).

Scamandria (a. Geogr.), Südchen in Mysien, am Scamander, im Gebiete von Troas.

Scamandrius (griech. Myth.), 1) Sohn des Hector und der Andromache, von den Troern Astyanax genannt (Hom., Il. VI, 402); — 2) Sohn des Strophius, Troer (Hom., Il. V, 49).

Scambonidä (a. Geogr.), Flecken in Attica, zwischen Athen und Eleusis.

Scamillen, s. v. a. Stamillen.

Scaminossi, s. v. a. Sciaminossi.

Scamonea (pharm. Bot.), s. v. a. Scammonium.

Scammonium (pharm. Bot.), Gummi-Resina S., Gummi Scammonii, Scammonea, Diagrydium, Diacrydium, franz. Scammonée, engl. Scammony, ital. Scammonea, Scammonium, purgirender Bindensaft, ein schon seit dem hohen Alterthume bekanntes und vielfach angewendetes Schleimharz von sehr verschiedener Abstammung, indem es von Gewächsen aus den Familien der Convolvulaceae, Asclepiadeae und Apocyneae gesammelt wird und also hinsichtlich seiner Bestandtheile und Sorten ziemlich verschieden ausfallen muß. Wir zählen die Sorten nach Clamor Marquart auf, welcher die gediegenste und vollständigste Arbeit über diesen Gegenstand geliefert hat. Vgl. Archiv der Pharm., VII, S. 246—78, und X, S. 124—166; Auszug im Pharm. Centralbl., 1837, Nro. 43 u. 44. — A. Scammoniumsorten von Gewächsen aus der Familie der Convolvulaceen abstammend, besonders von Convolvulus Scammonia L., Conv. Soldanella L. u. And. Man schneidet die Wurzel dieser Windenarten im Juni an, worauf binnen 12 Stunden bloß einige Quentchen Saft auslaufen, den man von vielen Wurzeln in Flaschenkürbissen sammelt und darin trocknen läßt (Scammonium in Schalen, en coquilles); oder man preßt die Wurzeln und dickt den Saft ein (Scammonium in Massen); letzteres geschieht besonders im Ejalet Merasch. I. S. balepense, S. aleppicum, Scammonium von Haley, aleppisches Skammonium. 1) Aleppisches Skammonium in Schalen. Die beste und eigentlich nur officinelle Sorte. Es kommt in halb durchschnittenen, kleinen Kalebassen vor, und es ist wahrscheinlich, daß der aus der Wurzel fließende Saft in den Kürbisschalen selbst eingetrocknet wird. Es ist meist dicht, mitunter auch porös, von Farbe röthlich oder weißlichgrau, im Bruch schwach glänzend und dunkler als außen. Der Geschmack ist stark unangenehm, kratzend. Mit dem befeuchteten Finger gerieben, gibt es eine gelblichgrüne Emulsion. Schmilzt in der Wärme vollständig. Zwei ächte Sorten gaben, bei der Analyse in 100 Theil.: 74,5—81,25 Harz, außerdem Wachs, Extraktivstoff, Gummi mit Salzen, Stärkmehl, Bassorin, Kleber, Eiweiß und Faserstoff, eisenhaltige Thonerde, Kalk und Magnesiasalze. — 2) Aleppisches Skammonium im deutschen Handel (Skammonium in Massen). Unregelmäßige Stücken von halber Handgröße und kleiner, außen uneben, schmutziggrau bestäubt. Mit dem nassen Finger gerieben, gibt es, wie alle die übrigen Sorten, eine gebräuchliche Emulsion. Ist leicht zerbrechlich, auf dem Bruche muschelig, harzglänzend, grünlichschwarz. Im Innern sind hie und da einzelne hellgelbliche, fast krystallinische Harzgruppen und Höhlungen befindlich. Es ist schwer zu einem hell olivenfarbigen Pulver zu zerreiben, verbrennt mit wenig Rückstand. Spec. Gew. = 1,239. Der Extraktivstoff dieser Sorte wird von Gallustinktur nicht, aber von kohlensaurem Kali reichlich gefällt. — 3) Bruchstücke kuchenförmiger Massen, außen hellgrau bestäubt. Zerbrechlich. Bruch wenig muschelig, glasglänzend, dunkelbraun, ins Schwarze ziehend. Die Masse ist dicht und gleichförmig, hie und da mit Höhlungen, die mit einem hellgrauen Ueberzuge ausgekleidet sind, versehen, leicht zu einem hellaschgrauen Pulver zu zerreiben. Schmilzt schwerer als die beiden vorigen Sorten und hinterläßt beim Verbrennen mehr Rückstand. Spec. Gew. = 1,403. Die Salze des Extraktivstoffes sind Kalk und Magnesiasalze; die des Gummi

äpfelsaurer Kalk und Magnesia. Der Betrag an kohlensaurem Kalke ist 11 Proc. — 4) Große, platte, zolldicke Stücken, welche auf der obern Seite völlig uneben und auf der untern mit einer dünnen Mehlschicht bedeckt sind. Außen sind sie aschgrau und matt, auf dem Bruche harzwachsglänzend. Im Innern der sonst gleichförmigen Masse finden sich Blasenräume und hie und da einzelne steife Haare und Spänchen. Ziemlich leicht zerbrechlich und zu aschgrauem Pulver zerreiblich. Schmilzt nicht vollständig und hinterläßt beim Verbrennen viel Asche. Spec. Gew. = 1,421. Der Extraktivstoff enthält Chlorkalcium, Chlormagnesium, schwefelsaures Kali. In der Asche sind 21 Proc. kohlensaurer Kalk enthalten. — 5) Unregelmäßige, feste, schwer zerbrechliche, wie hartes Wachs schneidbare Stücke. Die aschgraue, wachsglänzende Schnittfläche zeigt hellere und dunklere Lagen. Das Pulver ist hellaschgrau, ins Gelbliche ziehend. Schmilzt nicht und hinterläßt beim Verbrennen sehr viel Asche. Es enthält der Extraktivstoff Chlorkalcium und Chlormagnesium. Bemerkenswerth ist der große Gypsgehalt. Spec. Gew. = 1,731. Diese Sorte ist von Nees von Esenbeck (Handb. der med.-pharm. Bot., I, S. 634) nach Clamor Marquart als S. de Smyrna beschrieben werden. Die Sorten von Nro. 2—5 sind im Handel nicht immer einzeln zu finden, sondern häufiger sind die Stücken verschiedener Sorten mit einander vermischt.

II. S. antiochicum, Skammonium von Antiochien, antiochisches Skammonium. 6) Große, regelmäßige, runde Kuchen, $^3/_4$—1 Zoll dick, 4 Zoll im Durchmesser; unten flach, stellenweise mit Mehl bedeckt, oben gewölbt. Aeußerlich und inwendig hellaschgrau, mit großen Höhlungen und Insektengängen, hie und da weiße Körnchen enthaltend. Leicht zerbrechlich, auf dem Bruche matt. Das Pulver gelblich-aschgrau. Nicht schmelzend, kaum sich aufblähend. Die Kohle ist schwer einzuäschern. Spec. Gew. = 1,174. Harz und Wachs braunschwarz, wie bei den vorigen Sorten, aber der Extraktivstoff viel heller. Es enthält Chlormagnesium, Chlorkalcium und Chlorkalium. Das beigemengte Mehl scheint nicht von Gewächsen der Leguminosen, wie Erbsen-, Linsen- oder Bohnenmehl, sondern Mehl von Cerealien zu seyn. — 7) Ist seltner, besteht aus unförmlichen, eckigen, durchlöcherten Stücken. Bräunlich, gräulichbraun und außen weißlich bestäubt. Häufig bemerkt man zahlreiche Insektengänge, von Insekten herrührend, die es mehr oder weniger benagt haben; die Insekten werden wahrscheinlich durch den bedeutenden Mehlgehalt — enthält noch einmal so viel Mehl beigemengt, als vorige Sorte — angelockt. Es läßt sich leicht zerbröckeln und scheint Martius ein Kunstprodukt zu seyn. Pulver hell aschgrau. Es schmilzt nicht und bläht sich gleichfalls kaum auf. Spec. Gew. = 1,120. Das übrige Verhalten ist wie das der vorigen Sorte. In England, wo bekanntlich viele Droguen auf eine unverschämte Weise verfälscht werden, wird auch das daselbst sehr häufig verbrauchte Skammonium ungemein durch Zusatz von Mehl u. dgl. verunreinigt. — 8) Hellbraune, flache, $^1/_4$ Zoll dicke Stücken, auf beiden Seiten mit Mehl bedeckt, von fast hornartiger Konsistenz, schwer zu pulverisiren zu einem hellbraunem Pulver. Es schmilzt nicht und bläht sich auch nicht auf. Spec. Gew. = 1,167. Das Wachs fehlt. Das Harz ist bräunlicher, als bei den vorhergehenden Sorten. Der Extraktivstoff enthält weniger Kalksalze. Der nach der Entfernung der vorhergehenden 3 Bestandtheile bleibende Rückstand schwillt beim Kochen mit Wasser sehr auf, und der durch Kali entfernte Stoff, welcher das Aufschwellen verursacht, wird von Clamor Marquart als Bassorin, was hier gleich ist mit Zellgewebstoff, angesehen. Es scheint, daß diese Sorte durch Auspressen der Wurzeln und Abdampfung des Saftes unter Zumischung von Mehl bereitet wird.

Resultat der chemischen Untersuchung vorstehender acht Skammoniumsorten aus der Familie der Convolvulaceä, nach Clamor Marquart.

Sorten:	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
Harz	81,25	78,5	77,0	50,0	32,5	18,5	16,0	8,5
Wachs	0,75	1,5	0,5	—	—	—	0,5	—
Extraktivstoff	4,50	3,5	3,0	5,0	3,0	7,0	10,0	8,0
Extraktivstoff mit Salzen	—	2,0	1,0	3,0	4,0	6,0	5,0	12,0
Gummi mit Salzen	3,00	2,0	1,0	1,0	} 1,5	2,5	3,0	3,0
Stärkmehl	—	1,5	—	5,0		15,5	36,0	17,0
Stärkmehlhülsen, Bassorin und Kleber	1,75	1,25	—	5,0		7,0	12,5	24,0
Eiweiß- und Faserstoff	1,50	3,5	3,5	4,5	2,0	6,5	12,5	16,5
Eisenhaltige Alaunerde, kohlensaurer Kalk und kohlensaure Magnesia	3,75	2,75	12,5	22,5	6,75	12,5	1,5	1,0
Gyps	—	—	—	—	52,0	22,5	—	—
Sand	3,50	3,5	2,0	4,0	—	2,0	3,0	4,0
	100,00	100,00	100,5	100,0	101,75	100,5	100,0	99,0

B. Skammonium von Gewächsen aus der Familie der Asclepiadeen abstammend, hauptsächlich von Cynanchum monspeliacum L.: III. S. gallicum, S. monspeliacum s. montepelliacum, französisches Skammonium oder Skammonium von Montpellier. Dieses Skammonium kommt gar nicht im Handel vor und ist überhaupt äußerst

selten. Martius beschreibt es folgender Weise. Es sind kleine, runde, dicke, ganz schwarze Kuchen von fester und gleicher Masse und sollen ein Gemisch aus dem Milchsafte von Cynanch. monspel. mit verschiedenen Harzen und andern purgirenden Stoffen seyn. Hinsichtlich des Gewinnungs- oder Bereitungsverfahrens herrschen verschiedene Meinungen und Angaben. Nach Guibourt und Fée dickt man den ausgepreßten Saft bei gelinder Wärme ein. Nach Munting wird der Saft mit Quittenfrüchten und Flohsamenschleim gekocht und etwas Mastix zugesetzt. Nach Magnol und Virey ist es in seiner Wirkung weit milder als aleppisches Skammonium; nach Richard purgirt es eben so heftig, und nach Fée wirkt es wiederum schwächer. Clamor Marquart analysirte den Milchsaft von Cynanchum monspeliacum L. und fand folgendes Resultat: Wachs 14; in Aether lösliches Harz 29; Chlormagnesium mit wenig Extraktivstoff 26; Gummi 3,5; Leim mit Salzen 6; verfärbtes Eiweiß 19. Aus diesem Resultat geht hervor, daß auch Skammonium von Smyrna zum Theil von dieser Pflanze abstammen könne.

C. Skammonium von Gewächsen aus der Familie der Apocyneen abstammend. Die Stammpflanze scheint Secamone Alpini *R.* et *S.*, Periploca Secamone *L.* zu seyn: IV. S. smyrnaeum s. S. de Smyrna, smyrnisches od. Smyrna-Skammonium. Man unterscheidet 4 Sorten: 1) Große, runde Kuchen von 6 Unzen Gewicht und darüber. Aeußerlich dunkelgrünlich-schwarz, glänzend, innen heller, matt, porös. Bisweilen finden sich Stückchen oder Spänchen eingemengt. Schmeckt nicht bitter und riecht nicht moderig (Martius gibt an, es schmecke wenig bitterlich, harzig und rieche schwach moderig). Mit dem nassen Finger gerieben, gibt es eine zähe, schmutzigaschgraue Emulsion. In der Hitze nicht schmelzend; sehr schwierig zu einer schmutzig weißen Asche verglimmend. Spec. Gew. 1,428. Das Pulver schmutzig-aschgrau, fast schwarz. Diese Sorte ist in Nees von Esenbeck und Ebermaiers Handb. d. phys.-med. Bot. 1, S. 634, als S. antiochenum aufgeführt. Das Alphaharz und der durch Weingeist ausgezogene Extraktivstoff verhielten sich als von Cynanchum monspeliacum herstammend. — 2) Runde Kuchen, nur von halber Dicke und von gleicher Farbe wie die von voriger Sorte, bisweilen von Insekten angefressen. Spec. Gew. solcher Stücke, die nicht von Insekten angenagt sind, 1,503. Das Pulver ist dunkler, fast schwarz. — 3) Bruchstücke, welche inwendig und äußerlich dunkelgrau und ohne Glanz sind, eine unebene Oberfläche und nur wenig ausgenagte Insektengänge, aber beigemengte organische Faser besitzen. Beim Reiben mit dem nassen Finger entsteht eine schmutzige Flüssigkeit. Spec. Gew.=1,363. Diese Sorte ist leichter zerreiblich, als die beiden vorigen, und das Pulver dunkelgrau. — 4) Runde, 4 Zoll im Durchmesser haltende, 1 Zoll dicke Kuchen, äußerlich u. innerlich von schmutzig-grauer Farbe, nur auf dem Bruche etwas glänzend, durchaus fest, nur mit wenigen kleinen Höhlungen versehen, jedoch viele helle Faserstückchen enthaltend. Es ist schwer zerbrechlich, aber leicht zu pulverisiren zu einem hellgrauen, ins Grüne ziehenden Pulver. Spec. Gew.= 1,376. Der Geruch ist fast angenehm, der Geschmack aber nicht ausgezeichnet. In der Hitze zerschmilzt es nur unvollständig und verbrennt, ohne einen stickstoffhaltigen Geruch zu entwickeln.

Resultat der chemischen Untersuchung der 4 Sorten des smyrnaischen Skammoniums, nach Clamor Marquart.

Sorten:	1.	2.	3.	4.
Alphaharz (mit rothfärbendem Harze, auch Spuren von Wachs)	4,50	5,00	5,00	25,00
Betaharz	1,50	1,00	2,00	12,00
Extraktivstoff, mit Alkohol ausgezogen	3,00	11,00	15,00	4,00
Extraktivstoff, mit Wasser ausgezogen	10,00	18,00	8,00	13,00
Gummi mit Gyps	21,00	20,00	7,00	5,00
In verdünnter Salzsäure löslicher Schleim	19,50	5,00	10,00	13,00
Stärkmehl	—	23,00	15,00	5,00
In salzsaurem Weingeist löslicher Farbstoff	—	2,00	—	—
Faserstoff, oxydirter Extraktivstoff u. s. w.	33,00	11,00	35,00	16,00
Unorganische Salze, Kieselerde u. s. w.	7,50	4,00	4,00	5,00
	100,00	100,00	100,00	100,00

Anwendung. Diese ist bloß medicinisch; das Skamonium war schon in den ältesten Zeiten bekannt und als Purgir- und Heilmittel äußerst berühmt, weshalb es zu einer großen Anzahl officineller Zusammensetzungen kam. In Deutschland wird es jetzt nur noch selten angewendet, weil es so vielen Verfälschungen unterworfen ist und weil man an der Jalappe ein besseres und gleichförmiger wirkendes Mittel hat. In Ländern, wo man viel auf heroische Mittel hält, besonders in England und im Oriente, ist der Handel damit noch ziemlich bedeutend; so verbrauchte England im Jahr 1829: 5,890 Pfd., die große Masse verfälschter Waare ungerechnet; in letzterer findet man dort bis 20 % Stärkmehl und bis 31,5 % kohlensauren Kalk. Auch in Marseille wird verfälschtes Skammonium bereitet, und zwar aus dem Abfall (écart, grabeau) der Alepposorte, aus Harz und heftig wirkenden Pflanzensäften. In Deutschland ist Guajakharz (37 %), gemengt mit Gummi und Gyps (5 %), Kleber (13 %), Kraftmehl (5 %), für smyrnisches ausgegeben worden. Die ersten Bezugsorte des ächten Skammoniums sind

Smyrna, Alexandrien, der persische Meerbusen und bezüglich des französischen Montpellier.

Scamnum (lat.), 1) Bank, Fußschemel, Sitzreihe im Theater; — 2) nicht bearbeitetes Ackerstück, vgl. Striga.

Scamnum (a. Geogr.), Ort in Jappygien, an der Straße von Tarentum nach Brundisium, 8 Mil. östlich von Uria, auf dem Apennin.

Scamnum Hippocratis (Chir.), s. v. a. Hippocraticum Scamnum.

Scamnus (a. Geogr.), Stadt in Aethiopien (Plin. VI, 29, 35).

Scamon (griech. Liter.), griech. Schriftsteller aus unbekannter Zeit, schrieb ein aus mehren Büchern bestehendes Werk: *Περὶ εὑρημάτων* (Athen. XIV, S. 630, 13).

Scamozzi (Biogr.), 1) Vincenzo, Architekt, ein seiner Zeit gefeierter Künstler, ebenfalls der bedeutendste Nachfolger Palladio's, war 1552 zu Vicenza geboren und fand an seinem Vater Domenico den ersten Lehrer und im Wohlstande desselben die Mittel zur weiteren guten Erziehung. Schon als Knabe von einer ungewöhnlichen Reife des Verstandes, hätte er als 17jähriger Jüngling für Vicenza bereits als vollkommener Architekt gelten können. Zwar kam sein für die Grafen Godi gefertigter Plan zu einem Palaste nicht zur Ausführung, doch lieferte er in dem Landhaus des Grafen Verlatto in Villa Berla (abgebildet in seiner „Idea dell' Architettura", I, 3, 16) ein Jugendwerk, das bereits den schönen Styl der venetianischen Schule verkündete, die ihm den Geist eines Sanmicheli, Sansovino und Palladio aufgeschlossen hatte; besonders war es der letztere, der auf S. den wirksamsten Einfluß übte, ohne seine Selbstständigkeit zu beeinträchtigen. Da S. nur die Grundsätze der antiken Kunst in sich aufnehmen wollte, studirte er den Vitruv und die einschlägigen römischen und griechischen Schriftsteller, und als er in Rom und Neapel die alten architektonischen Ueberreste studirt und großentheils in Zeichnungen hergestellt hatte, glaubte er mit den Gesetzen und Regeln des Schönen und Wahren vollkommen vertraut zu seyn. Unter den Arbeiten, die ihm bald den Ruf eines verständigen Künstlers verschafften, ist zunächst die an der von Tullio Lombardo eben vollendeten Kirche des Erlösers zu Venedig zu nennen. Dem Mangel an Licht, an dem die Kirche litt, half er dadurch ab, daß er, ohne dem majestätischen Ganzen zu schaden, die drei Kuppeln öffnete und sie mit Laternen krönte. Nachdem er noch den Plan zum Palaste des Grafen Francesco Trissini in Vicenza gefertigt, nach Temanja das Werk eines Schülers, der nichts mehr zu lernen hatte, ging er nach Venedig, wo ihm sogleich die Ausführung des Monumentes des Dogen Nicola del Ponte in der Kirche della Carita übertragen wurde; ein Werk korinthischer Ordnung mit einer mit Figuren gezierten Attika, welches von jeher als eines der prächtigsten dieser Art betrachtet wurde, selbst den Mausoleen der Dogen Barberighi gegenüber. Dieses Denkmal gründete in Venedig seinen Ruf und verschaffte ihm den weiteren Auftrag zur Anfertigung der Plane zum Museum der antiken Statuen, als Vorsaal der Bibliothek von St. Marco, und zum großen Gebäude der Procuratie Nuove; beide Gebäude wurden jedoch erst nach mehren Jahren vollendet. Nach Palladio's Tode führte er den Bau des Teatro Olimpico fort; der ihm übertragene Bau der Kirche und des Klosters von St. Maria della Celestina wurde aber aus unbekannten Gründen vor der Vollendung unterbrochen und das Ganze wieder niedergerissen. Glücklicher war er beim Bau des Theaters des Herzogs Vespasian Gonzaga von Sabionetta, welches er ebenfalls nach dem Systeme der Alten anlegen mußte, das aber nur noch in den Zeichnungen der Architekten vorhanden ist. Um seine Kenntnisse zu erweitern, unternahm er weite Reisen, so 1587 mit dem venetianischen Gesandten Pietro Duodo nach Polen an den Hof des Königs Siegmund, bei ähnlicher Gelegenheit wiederholt nach Rom, Neapel, Deutschland, Frankreich. Diese Reisen verbreiteten auch im Auslande seinen Ruhm immer mehr, so daß man von allen Seiten her Entwürfe und Modelle zu Palästen verlangte, von denen er in seinem architektonischen Werke viele Zeichnungen hinterließ. Ins Vaterland zurückgekehrt, wurde er wieder mit Arbeiten überladen, und er wäre eher der Last derselben unterlegen, als daß er eine einzige abgelehnt hätte, wenn auch oft die Bauten nicht unter seiner persönlichen Leitung ausgeführt werden konnten. Nachdem er unter andern die herrlichen Paläste von Giovanni und Giorgio Cornaro und bei Loregia für Girolamo Contarini ausgeführt hatte, übertrug ihm Venedig die Vollendung der Säle des Museums und der neuen Prokuratien des St. Marksplatzes. Das ungeheure Gebäude der letzteren, das bei einer Länge von 400 Fuß im unteren Geschosse 39 Arkaden enthält, ist, für sich betrachtet, eines der schönsten Werke der Civilbaukunst, und zwar hält man die dritte Etage für die schönste, obgleich sie diejenige ist, welche dem Künstler hauptsächlich Tadel bereitete, weil sie nicht in gleicher Höhe mit dem Gebäude der Procuratie vecchie steht. Unter den übrigen Prachtbauten, die zu Venedig, im Gebiete von Vicenza und an der Brenta nach seinen Plänen errichtet wurden, sind vor allen die Paläste Ferretti, Priuti und Geddi zu nennen. Einer der schönsten Paläste seiner Erfindung ist auch der Regierungspalast zu Bologna, welchen der Podesta Giulio Contarini errichten ließ. Im Auftrag des Erzbischofs von Salzburg, der den Künstler schon früher kennen gelernt hatte, fertigte er die Plane, Aufrisse und Durchschnitte eines neuen Doms für Salzburg, welche Temanja als das Vollkommenste rühmt, was S. je geliefert, und als dasjenige Werk, welches ihm allein seinen Rang unter den ersten Architekten sichern würde. Nach seinem Plane wurde 1614 in Prag der Grundstein zur königlichen Burg gelegt; allein die darauf ausgebrochene Empörung unterbrach den Bau. S. fertigte fast zahllose Plane und Entwürfe zu Gebäuden aller Art; da er aber mehr unternahm, als er vollenden und persönlich übersehen konnte, er-

laubte man sich öfter Abänderungen, welche für die Kunst S.'s nicht immer das günstigste Zeugniß geben, wenn man sie auf seine Rechnung setzt. Neben diesen praktischen Arbeiten beschäftigte ihn sein ganzes Leben hindurch ein theoretisches Werk über Architektur, welches das ganze Gebiet dieser Kunst umfassen sollte und unter dem Titel erschien: Idea dell' Architettura, Venedig 1615, 2 Bde., mit eingedruckten Kupfern, Fol., Piazzola 1687, Venedig 1694, daselbst 1714, Fol., französ. von A. C. Daviler und S. Dury, Leyden 1713, Haag 1736, mit Kpfrn., deutsch unter dem Titel: Opera architectonica, Nürnb. 1697, holländisch, Amsterd. 1658, Fol. Das 6. Buch, die Säulenordnungen enthaltend, erschien besonders unter dem Titel: Les cinq ordres d'Architecture, Paris 1685, Fol., von Normand in dessen Parallèle des ordres d'Architecture (Paris 1819) aufgenommen. Einen Auszug aus der Gesammtausgabe der Werke S.'s gab Jombert: Oeuvres d'Architecture, Paris 1764, gr. 8., mit Kpfn. Eine deutsche Uebersetzung des Werkes über die Säulenordnungen bar den Titel: Klärliche Beschreibung der fünf Säulenordnungen und der ganzen Baukunst, Sulzbach 1678, Fol., eine holländische erschien als „Grundregulen der Bow Konst ofte de Vytnementheyt van de Vyf ordres der Architectura", Amsterd. 1640, Fol. Ein zweites Werk S.'s, die „Discorsi sopra l'antichità di Roma, con 40 tavole in rame per Pitoni", Venedig 1582 und 1583, Fol., enthält Ansichten von römischen Denkmälern, welche befriedigender sind, als die des Palladio, aber die Arbeit ist sehr unvollständig und der Text zuweilen höchst unbedeutend. Als der kinderlose S. sein nahes Ende fühlte, setzte er ein Testament nieder, durch welches er einen jungen Menschen an Kindes Statt annahm, dem er sein ganzes Vermögen unter der Bedingung vermachte, daß er seinen Namen und sein Wappen führe und der Wissenschaft und der Architektur sich widme. Seine Wahl fiel auf Francesco Gregori, der ihm als Adoptivsohn und Universalerbe ein ehrenvolles Leichenbegängniß veranstalten, ein Grabmal mit Inschrift und Büste errichten ꝛc. und zu seiner Zeit selbst wieder einen Adoptivsohn wählen mußte, auf welchen S.'s Namen und Vermögen unter denselben Bedingungen als Fideikommiß übergehen sollte. S. überlebte die Eitelkeit seiner letztwilligen Verfügung nicht lange; er † 1616 zu Venedig und wurde nach seinem Wunsche in S. Giovanni e Paolo mit großem Leichengepränge begraben. Es wurde ihm auch ein Denkmal gesetzt, doch ohne Büste, da der Adoptivsohn bald darauf selbst starb. Bonaventura Gregori, der Substitut desselben, ließ ihm aber in St. Lorenzo ein neues Monument und eine Büste setzen, mit doppelter Inschrift, die mit großen Zügen seinen Ruhm verkündete. Die Erbschaft seines Namens pflanzte sich dann auf verschiedene Subjekte fort, wovon sich aber nur — 2) Ottavio S.-Bertotti, auch durch eigenes Talent geltend machte. Er war ein geschickter Architekt, der in Vicenza und in der Gegend mehre Gebäude errichtet hatte. In Castel-Franco baute er die Gallerie des Kardinals Gio. Cornaro, zu Scantripo den Palast der Grafen Trissini und in Alvieo den schönen Palast mit der Loggia der Grafen da Schio. Wir verdanken ihm die Herausgabe der Werke des von S. 1) mit Geringschätzung behandelten Palladio. In der neuen französischen Ausgabe von Chapuy, Corréard und Lenoir, Paris 1820, 1842, sind die Platten des großen Werkes von S. benutzt. Ferner sind von ihm: Il forestiere istr. delle cose più rare di Architettura e di alcune pitture della città di Vicenza, Vicenza 1761, 4., mit Fig.; — Il forestiere illuminato delle cose più precievole di Vicenza, 1761.

Scampa (a. Geogr.), Ort im Innern von Illyris Graeca, an der Via Egnatia, zwischen Clodiana und Lychnidus, jetzt Skumbi oder Iscampi.

Scampavia (ital.), kleines, offenes Paketboot mit einer Kanone.

Scampfs, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Graubünden, Gotteshausbund, Hochgericht Ober-Engadin, am linken Ufer des Inn, nordöstlich von Zuz, schön gebaut und angenehm gelegen; große Bibliothek; 500 Einw. Unweit S. bei Furnatsch ist eine romantische Gegend, so wie sich auch die Drusus-Gräben hier befinden. Durch das Casanna-Thal, das sich auf der rechten Seite des Inn öffnet, und über den Casanna-Berg drang 1635 der Prinz von Rohan mit einem französischen Heere ganz unerwartet ins Livinathal ein. Zu S. gehören noch: Capella, Sulsanna und Cinuscal.

Scampirri (ital., Waarenk.), Thunfische unter 400 Pfund.

Scanavino (Biogr.), 1) Francesco, Maler von Ferrara, Schüler von Cignani und als Künstler nicht ohne Ruf, malte historische Darstellungen u. Bildnisse; † 1688 im 47. Jahre. — 2) (Scannavini), Maurelio, Maler von Ferrara, Schüler von C. Cignani und genauer Nachahmer desselben. Lanzi rühmt ihn besonders als Bildnißmaler und findet auch in seinen übrigen Darstellungen eine Grazie, eine Kraft der Farbe und ein Impasto, wie in den Werken weniger seiner Zeitgenossen. In den Palästen und Kirchen zu Ferrara findet man Werke von seiner Hand; Aldrovandini's Architekturbilder staffirte er öfter mit Figuren. S. † 1698 im 43. Jahre.

Scancio, Scancionarius, s. Butticularius.

Scandali, ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria-ulter. II., nordwestlich von Cotrone; 1150 Einw.

Scandalida (Bot.), nach Adanson, Pflanzengattung. Arten unter Terragonobolus.

Scandalum magnatum (lat.), englisches Gesetz gegen schimpfliche und ehrenrührige Reden gegen hohe Personen, durch das Gesetz über Preßfreiheit unter Georg III. großentheils aufgehoben.

Scandaria (a. Geogr.), nördl. Vorgebirg der Insel Cos, 40 Stadien von der karischen Küste entfernt (Strabo XIV, 657).

Scandea (a. Geogr.), Stadt und Hafen an der Ostseite der Insel Cythera, Hafenort der

Stadt Cythera, 10 Stadien davon entfernt (Paus. III, 23, 1).

Scandella (ital., Bot.), s. v. a. lange zweizeilige Gerste, Hordeum distichon nutans.

Scandelli, Antonio, Italiener, seit 1562 Musikdirektor des Kurfürsten Moritz von Sachsen und dessen Nachfolgers, des Kurfürsten August, † als solcher den 18. Januar 1580 zu Dresden. Im J. 1558 gab Georg Fabricius eine von S. über die Grabschrift des Kurfürsten Moritz verfertigte 6stimmige Messe heraus. Ferner erschienen von ihm viele geistliche u. weltliche deutsche Lieder und endlich: Liber primus Cantionum Neapolitanarum, 4 voc. (Nürnb. 1583).

Scandens (bot. Term.), **kletternd** oder **klimmend**, so nennt man eine Pflanze mit schwachem Stamme, oder diesen letztern selbst, wenn er sich mit Hülfe von Ranken (s. Cirrhus), hakenförmigen Stacheln u. dgl. an andern Gegenständen festhält und an denselben in die Höhe steigt, z. B. bei Pisum sativum, Lathyrus odoratus, Clematis Vitalba. Nicht zu verwechseln mit volubilis, windend, und radicans, wurzelnd, wiewohl auch die windenden und wurzelnden Pflanzen im weitern Sinne als klimmende gelten können.

Scanderbeg, s. **Skanderbeg**.

Scanderia (**Scanderik**), Stadt, s. v. a. Alexandria.

Scanderun (**Alexandrette**), asiat.-türk. Hafenstadt, Syrien, an der Küste, östlich am gleichnam. Golf; nordwestlich von Antakieh; Fischerei; 36° 35, 27'' nördl. Br. und 53° 55' östl. L.

Scandia, Scandinavia, Scandinovia, auch Scanzia, alter Name der skandinavischen Halbinsel, von welcher jedoch die alten Geographen noch sehr unbestimmte Vorstellungen haben (Mela III, 3, 4; Plin. IV, 13, 27; VIII, 15, 16).

Scandiana (**Scandiano**), ital. Flecken, Modena, südöstlich von Reggio; Getreide-, Wein- und Seidenbau, Handel; 2400 Einw.

Scandianese, Titus Johann Ganzarini, genannt der S., italienischer Dichter, geb. 1518 zu Scandiano, im Gebiete von Modena, gehörte zu der Familie Bojardo. Nachdem er die schönen Wissenschaften zu Modena, Reggio und Carpi gelehrt hatte, begab er sich 1558 zu einem seiner Freunde nach Asolo und ward öffentlicher Professor der Stadt, von wo er 1589 in gleicher Eigenschaft nach Conegliano übersiedelte. Kaum hier angekommen, wurde er krank, kehrte nach Asolo zurück und † am 26. Juli 1582. Gedruckt sind von ihm: La Fenice, Vened. 1555, 4., 1557, mit Zusätzen; — La Caccia, libri IV, con la dimostrazione de luoghi de' greci e de' latini scrittori, das. 1556, 4.; — Dialettica volgare, Vened. 1563, 4.

Scandicineä (Bot.), s. **Scandix**.

Scandila (a. Geogr.), kleine Insel im nördl. Theile des ägäischen Meeres, südöstlich von Halonesus und Paparethus; jetzt Scandole (Mela II, 7, 8).

Scandinavia, s. **Scandia**.

Scandiren, s. **Skandiren**.

Scandix (Bot.), nach Linné, Kerbel, Nadelkerbel, Gatt. der Umbelliferae Scandicineae *Dec.*, Petandria Digynia *L.* Charakter: Dolden wenigstrahlig, Döldchen vielstrahlig, ohne Hülle; Hüllchen vielblättrig; mittlere Blüthen taub; Kelch kaum gezähnt; Blumenblätter weiß, oval, abgestutzt oder ausgerandet mit eingeschlagenem Zängelchen; Frucht seitlich verengert und geschnäbelt, ohne Oelröhren; Säulchen meist gespalten. Gegen 20 Arten, von denen wir nur die Arznei- u. Gewürzpflanzen in 2 Untergattungen beschreiben: a) Anthriscus *Hoffm.*, Klettenkerbel. Schnabel kürzer als Frucht und 5rippig, die letztere walzig; Säulchen gespalten. Ein- und zweijährige europäische Kräuter mit rundem und gestreiftem Stengel und vielfach zerschlissenen Blättern: 1) S. cerefolium *L.*, Anthr. cerefolium *Hoffm.*, gemeiner Kerbel, Gartenkerbel, Kerbelkraut, fr. Cerfeuil, engl. Chervil, ital. Cerfoglio, schwed. Svensk Körfel. Wurzel dünnspindelig, weißlich; Stengel oberhalb der Gelenke fläumlich. Blätter 3fach gefiedert, kahl, unterseits auf den Nerven zerstreuthaarig; Blättchen fiederspaltig. Früchte linealisch, glatt. Furchen des Schnabels ungefähr halb so lang als die Frucht. Hüllchen halbirt, 2—3blätterig. Der Griffel länger als das Stempelpolster. Einjährig, wildwachsend in Süddeutschland, in Wäldern, Hainen, auf Aeckern und Schutthaufen; häufig (auch in einer krausblätterigen Varietät) in den Gärten kultivirt. — Kultur. Er gedeiht in allen Bodenarten und kann zu jeder Zeit gesäet werden; man muß ihn sogar alle 14 Tage säen, wenn man immer zarte Blätter davon haben will, weil er sehr schnell schießt. Vom März bis zum Mai säet man ihn an eine Mauer südlicher Lage, während der heißen Jahreszeit auf nördlich gelegene Beete und im Schatten, und im Herbste in offene sonnige Lagen. Derjenige, den man im Oktober säet, schießt zuletzt und kann bis in den Frühling benutzt werden. Die Samen werden im Juni gesammelt und bleiben 2—3 Jahre lang gut, aber der jüngste ist der beste. — Anwendung. Das Kraut, Herba Cerefolii s. Cerefolii sativi s. Chaerophylli s. Chaerefolii s. Cicutariae odoratae s. Myrrhidis s. Scandicis, Mörbel-, Kerbel-, Körfel-Kraut, riecht und schmeckt eigenthümlich, angenehm gewürzhaft, wirkt gelind reizend, auflösend und zertheilend und wird, frisch ausgepreßt, den Kräutersäften bei Frühlingskuren beigemischt. Ehedem waren auch die Früchte in Anwendung. Sie geben durch Destillation ein Oel, das den Geruch und Geschmack der Pflanze in hohem Grade besitzt. In der Küche benutzt man die Blätter zu Suppen und Salaten als Gewürze. Man darf diese Pflanze nicht mit der giftigen Gartengleiße, Aethusa Cynapium *L.*, verwechseln, mit der sie Aehnlichkeit hat, wiewohl sie sich durch den Geruch leicht unterscheiden läßt. Schuhr, Bot. Handb., T. 73; Hayne, Arzneigew., 7, T. 14. — 2) S. sylvestris *L.*, Anthr. sylvestris *Hoffm.*, Chaerophyllum sylvestris *L.*, Waldkerbel, wilder Kerbel, Kuh- oder Eselspeterlein. Stengel gefurcht, unten zottig; Blätter

glatt, zweifiederig, Lappen oval und fiederspaltig; Dolden am Ende; Hüllchen fünfblätterig; Früchte länglich, glatt, viermal länger als der Schnabel. Ausdauerndes Kraut auf Wiesen, an Wegen, in Obstgärten in Europa und Nordasien. Das Kraut, Herba Cicutariae s. Cicutariae vulgaris s. Chaerophyllis sylvestris s. Cerefolii sylvestris, wildes Kerbelkraut, Kälberkropfkraut, riecht frisch unangenehm gewürzhaft und schmeckt bitterlich-scharf. Osbeck hat das Extrakt desselben bei syphilitischen Krankheiten empfohlen. Man hielt es für narkotisch giftig, doch wohl ohne zureichende Erfahrungen. Schkuhr, Bot. Handb., T. 73. — 3) S. Anthriscus L., Anthriscus vulgaris Hoffm., Fl. dan., T. 863. Beschreibung s. Anthriscus, S. 190. — b) Scandix L., Nadelkerbel. Samen fünfrippig, Schnabel sehr lang; Säulchen ganz. Sämmtliche Arten einjährig. 4) S. pecten Veneris L., kammförmige Nadelkerbel, Venuskamm, Venusstrahl, Hirtennadel, fr. Peigne de Vénus, ital. Spiletone. Wurzel dünn-spindelig weißlich; Stengel aufrecht (3—9" hoch) stielrund, zart-gerillt, fast vom Grunde an sehr ästig, oberwärts mehr oder weniger kurz-steifhaarig; Blätter doppelt oder dreifach gefiedert, die Blättchen rundlich, vielspaltig, mit feinen linealisch spitzen und stachelspitzigen Zipfeln; Dolden gipfel- und blattgegenständig, 1—3strahlig, mit kurzen Strahlen ohne Hülle, Dolbchen etwa 10blüthig, die Rand blüthen sehr kurz gestielt, zwitterig, die mittlern Blüthen lang gestielt, männlich; Hüllchen meist 5blätterig, die Blättchen zwei- oder dreispaltig, seltner ganz, gewimpert; Blumen klein, weiß; Früchte im Umrisse lineal-länglich, in einen 1½" langen, vom Rücken zusammengedrückten, zweireihig steifhaarigen Schnabel ausgehend; die 5 Riefen der Früchtchen flach, aufwärts-schärflich, Thälchen schmal, dunkelbraun, mit einer zarten Strieme durchzogen; die Griffel gerade, aufrecht 3- oder 4mal so lang als ihr Griffelpolster. Auf Aeckern und bebautem Lande fast durch ganz Europa, in der Levante und in Nordafrika. Hat einen kerbelartigen Geruch und Geschmack und wird an manchen Orten, wie der Kerbel, als Gemüse- und Surpenkraut benutzt. Früher war er auch als Herba Pectinis Veneris officinell. Jacq., Austr., 263. — 5) S. australis L., griechischer Kerbel. Hüllblättchen zweizähnig, aufrecht, um die Stiele gewickelt; die äußern Blüthen strahlig; Früchte rauh, der Schnabel seitlich zusammengedrückt. Auf Saatfeldern in den Landern um das Mittelmeer; wird als Gemüse gegessen; war bei den alten Griechen (Scandix Dioscor.) als ein harntreibendes, auflösendes Mittel gebräuchlich, wie es noch jetzt in Griechenland von den Landleuten benutzt wird. Sibth., Fl. graec., T. 285. — Die Gatt. ist der Typus der Scandicineae Koch, einer Untergruppe der Umbelliferae genuinae siehe. Nach Oken bilden sie einen Theil der Aders-Beeren oder Möhren (Kl. 15, Zunft 2).

Scandola, franz. Vorgeb., Korsika, an der Westküste, nördlich vom Golf de Porto.

Scandolara-Ravara, österr.-ital. Dorf, Lombardei, südöstl. von Cremona; 1490 Ew.

Scandularius musculus (Anat.), s. v. a. Dachdecker, Quermuskel des Fußes, s. Fußmuskeln.

Scangero (Skantzura), Insel im ägäischen Meere, zwischen Selidromi u. Skyro.

Scanno, ital. Flecken, Neapel, Provinz Abruzzo ulter. II., südl. von Sulmona; 2660 Einw.; Hauptort des gleichnam. Kantons. In der Nähe ein kleiner Landsee, mit einem Umfang von 1 ital. Meile.

Scansano, ital. Flecken, Toskana, südöstl. von Grosseto; 800 Einw.; mit dem dazu gehörigen Bezirk 3000 Einw.

Scansion, s. Skansion.

Scansores (Ornith.), Klettervögel, Ordnung der Klasse der Vögel, wird so charakterisirt: Kiefer bis zur Wurzel mit horniger Scheide bedeckt, kein Singmuskelapparat, Kletterfüße, selten Schreitfüße, Läufe auf der Hinterseite mit maschig genetzter Haut oder mit kleinen Täfelchen und dann in größerer Zahl, als auf der Vorderseite, Schnabel gerade oder gebogen, an Größe und Dicke sehr verschieden. Meist Bewohner wärmerer Gegenden, nähren sich vorzüglich von Insekten, auch von Früchten, nie von Körnern. Sie zerfallen in A. Tygodactyli, Paarzeher oder ächte Kletterer mit Kletterfüßen. a) Schnabel am Rande nicht gezähnelt, Oberkiefer nicht hakig übergreifend: Familie der Picidae oder Spechte (Picus, Jynx, Galbula); Familie der Cuculidae, Kukuke (Cuculus, Coccyzus, Centropus, Indicator, Crotaphaga, Scythrops); — b) Schnabel am Rande nicht gezähnelt, Oberkiefer weit hakenförmig übergreifend: Fam. der Psittacinae, Papageien (Ara, Conurus, Psittacula, Psittacus, Cacatua, Microglossa, Peroporus); — c) Schnabel am Rande gezähnelt: Fam. der Bucconidae, Bartvögel (Bucco, Pogonias, Trogon); Fam. der Musophagae, Pisangfresser (Musophaga, Corythaix); Fam. der Ramphastidae, Tukane (Rhamphastos, Pteroglossus); — B. Syndactyli, Heftzeher, Schreitfüße mit verwachsenen Zehen, Zunge sehr klein; Familie der Buceridae, Nashornvögel (Buceros); Fam. der Halcyonidae, Eisvögel (Alcedo, Halcyon, Dacelo, Ceyx, Todus, Prionites, Merops, Coracias). — Oken versteht unter seinen Klettervögeln: a) Baumläufer (Baumläufer, Kolibri, Wiedehopf), b) Spechte (oder Eisvögel), c) Kukuke, während er die Papageien, Bucariden, Bucconiden und Rhamphastiden seiner Ordnung der Hopfer einverleibt u. sie an deren Ende stellt. — Wagler bildet aus den hier zusammengestellten Gattungen: a) die (7. Ordn.) der Cuculi (Microdactylus, Opisthocomus, Schizorrhis, Phimus, Speloctus, Colius, Scythrops, Ramphastos, Pteroglossus, Pogonias, Bucco, Galbula, Trogon, Leptosomus, Capito, Lypornix, Cuculus, Endynamys, Indicator, Coccyzus, Phaenicophaus, Saurothera, Centropus, Crotophaga), b) die (8.) Ordnung der Psittaci (Psittacus), c) die (13.) Ordnung der Pici (Picus, Jynx, Picumnus) und verweist

die Halcyoniden unter seine Tantali, die Gattungen Prionites, Coracias und Todus unter seine Corvi. — Kaup versteht unter S. nur die Familien der Turakos, der Bartvögel, der Tukane, der Kukuke und der Spechte, während er die Papageien zu einer besondern Ordnung erhebt und die sämmtlichen Halcyoniden nebst den Buceriden den Singvögeln zugesellt. — Noch abweichender als die angeführten Anordnungen sind die älteren, und es geht daraus, am meisten aber aus genauerer Betrachtung der in der zuerst gegebenen neuesten Anordnung zusammengestellten Familien mit hinlänglicher Klarheit hervor, wie wenig abgeschlossen und natürlich noch diese sog. Ordnung der S. sey, wie vielmehr einzelne Familien derselben so exklusiv dastehen, daß sich nur eine sehr entfernte Verwandtschaft zu den übrigen darthun läßt, andere Familien dagegen geradezu als Uebergänge in andere Ordnungen anerkannt werden und mit jenen in engerer Verwandtschaft stehen als mit den übrigen Familien der Ord., in welche sie einstweilen gestellt worden sind. Es scheint daher angemessener, auf ein Gesammtbild dieser aus so heteregenen Familien zusammengesetzten Ordnung zu verzichten und auf die ausführlichere Behandlung der einzelnen, bisher in ihr vereinigten Familien zu verweisen. Vergl. Bucconidä, Buceridä, Cuculidä, Halcyonidä, Kukuke, Leichtschnäbel, Musophagä, Nashornvogel, Picidä, Phittacinä, Spechte, Tukane.

Scansorii pedes (Ornith.), s. v. a. Kletterfüße, d. h. Gangbeine mit zzehigen Füßen. Vgl. Scansores.

Scansorium (lat.), Leiter.

Scantate (a. Geogr.), Stadt im glücklichen Arabien, im Gebiet der Zamarent (Plin. VI, 28, 32).

Scantia silva (a. Geogr.), Wald in Campania, in dessen Nähe die Scansiae aquae, neben welchen Flammen aus der Erde emporschlugen.

Scantilla, Manlia, s. Manlius.

Scanzona (Geogr.), 1) ital. Flecken, Neapel, Prov. Abruzzo-ulter. II., nördl. von Tagliacozzo, am Imeli; 350 Einw.; — 2) Dorf das., bei Castel-a-Mare; 2000 Einw.; — 3) Fluß das., Prov. Basilicata; fließt von Nordwesten nach Südosten in den Busen von Taranto.

Scanzi (Biogr.), 1) Francesco u. Ermete, Maler von Borgo di Soncino, arbeiteten um 1520—28 in Cremona. Ticozzi schreibt dem erstern ein Altarbild in S. Pietro Martire zu, so wie ein Wandgemälde, welches das Abendmahl vorstellt, wovon man im Oratorium des heil. Bernhard noch Spuren findet. Im Jahre 1528 malten Beide im Auftrag des Herzogs Francesco Sforza in St. Maria della Grazie bei Soncino. — 2) Jacopo, ital. Maler, arbeitete in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Breslau. Er malte das Gewölbe der St. Elisabethskapelle am Dome, deren Bau 1680 begann.

Scapania (Bot.), nach Lindenberg, Gatt. der Jungermanniaceae *Rchb.*, *Radenh.*, Cryptogamia Musci hepatici *L.*, unter Jungermannia *L.* Charakter: Blüthendecke zusammengedrückt, anfangs herabgekrümmt, an der Mündung gestutzt, nackt oder gewimpert; männliche Blüthen achselständig; Blätter zweilappig oder zweitheilig, ohne Nebenblättchen. Unter 12 deutschen Arten sind als die bekanntesten: S. nemorosa *L.*, *Hook*, Brit. Jungm., T. 21, Fig. 1—4, und S. umbrosa *Schrad.*, *Hook.*, Brit. Jung., T. 24, zu bemerken. Sie wachsen auf lockerem oder lehmigem, feuchtem Waldboden und an schattigen Felsen fast durch ganz Deutschland.

Scapff, s. v. a. Schapff.

Scapha (gr. u. lat.), 1) kleines Schiff, Nachen, Kahn; — 2) bei den Persern eine Leibesstrafe, die darin bestand, daß man den Delinquenten in einen Kasten oder Trog steckte, aus Löchern, die darin angebracht waren, nur Kopf, Hände und Füße hervorragen ließ und ihn dann den heißen Sonnenstrahlen aussetzte, bis er verschmachtete oder, von Ungeziefer gepeinigt, umkam. — 3) Werkzeug, mittelst dessen Eratosthenes den Schatten der Mittagssonne am längsten Tage beobachtete, bestehend aus einer hohlen Halbkugel mit einem getheilten Halbkreise, auf dem Grunde mit einem senkrechten Stifte, welcher beim Gebrauch nach dem Zenith gerichtet ward, so daß die Länge des von dem Stifte geworfenen Schattens den Abstand der Sonne vom Scheitelpunkt angab. Eratosthenes schloß hieraus, daß die Entfernung Alexandriens von Syene, wo die Sonne zu derselben Zeit im Zenito stand, $^1/_{50}$ des Umkreises der Erde betrage. — 4) (Anat.), kahnförmige Grube des äußern Ohrs (s. d.); — 5) (Chir.), kahnförmige oder Schiffbinde, s. Binde.

Scapha (Bot.), nach Noronha, Pflanzengatt. Arten unter Sauravia.

Scaphander (v. Gr.), 1) ein Schwimmkleid; — 2) (foss. Mollusk.), nach Montfort, s. v. a. Bulla.

Scaphephoria, Sciadephoria und Hydriaphoria (gr. Ant.), niedere Dienstleistungen, zu denen in Athen die Metöken u. ihre Angehörigen verpflichtet waren und die darin bestanden, daß Männer und Frauen bei festlichen Aufzügen die Opfergefäße und die letztern überdies den Frauen und Töchtern der Burger die Sonnenschirme tragen mußten (Aelian., Vac. Hist. VI, 1).

Scaphidium (Entom.), nach Olivier und Latreille, Nachenkäfer, Gatt. der Coleoptera pentamera Clavicornia *Latr.*, der Horde der Moderfresser und der Zunft der Pilzkäfer nach Oken. Charakter: Klein, oval, gewölbt, mit einziehbarem Kopfe und viereckigem Halse; Fühlhörner halb so lang als der Leib, mit fünfgliedrigen Kolben; Zehengliedern ohne Ballen. Mehre ausländische (in Cayenne) und 5 europäische Arten; bekannteste der letztern: 1) S. agaricinum *Fab.*, Faulpilzkäfer. Kaum 1 Linie lang, glänzend schwarz, mit blaßbraunen Fühlhörnern und Füßen und etwas verkürzten Flügeldecken. Im Herbste truppweise in faulen Blätterpilzen; läuft sehr hurtig. Herbst, Käfer, V, T. 49, F. 5. — 2) S. quadrimacu-

latum *Fabr.* Schwarz, mit 4 rothen Flecken auf den Flügeldecken.

Scaphinotus (Entom.), nach Latreille, Gatt. der Coleoptera pentamera Carnivora Carabica *Latr.*, der Horde der Thierfresser u. der Zunft der Mordkäfer nach Oken, unter Carabus *L.* Charakter: Bei den Männchen die drei ersten vordern Tarsenglieder verbreitert, jedoch schwach u. schüsselförmig; Halsschild trapezisch, breit, an beiden Enden ausgeschnitten, seitlich aufgeschlagen, die hintern Ecken spitz u. zurückgekrümmt. Typus: S. elevatus *Fabr.*; Knoch, Beitr., 1, VIII, 12.

Scaphites (foss. Cephalop.), nach Sowerby, Untergatt. von Hamites (s. d.).

Scaphium (lat.), 1) kleiner Trog, Wanne, Mulde; — 2) nachenförmiger Trinkbecher; — 3) nachenförmiges Nachtgeschirr, besonders für Frauenzimmer (Mart. XI, 12, 16); — 4) besondere Art von Tonsur, bei der man die Haare bloß auf dem Wirbel stehen ließ und sie nach scythischer Sitte rund herum glatt wegschor; — 5) s. v. a. Scapha 3).

Scaphium (Bot.), nach Schott, Pflanzengatt. Arr. S. Wallichii *Schott*, s. v. a. Sterculia scaphigera.

Scaphoideum os (Anat.), Kahnbein, s. Hand.

Scaphophorum (Bot.), nach Ehrenberg, Pilzgatt., s. v. a. Schizophyllum *Fr.*

Scaphyglottis (Bot.), nach Pöppig, Gatt. der Orchideae Vandeae *Lindl.* Von 9 Arten, Orchideen in Peru und Demerara, bekannteste: S. conferta *Poepp.* und S. stellata *Lindl.*

Scapiariae plantae (Bot.), s. v. a. Schaftpflanzen (s. d.), Monokotyledonen.

Scapiformis (bot. Term.), schaftförmig, einem Schafte (s. Scapus) ähnlich, wie die Blüthenstiele mancher Pflanze mit kriechendem, dem Boden fest anliegendem, oder mit untergetauchtem Stengel, z. B. von Trifolium repens, Tr. fragiferum und Utricularia-Arten.

Scapinelli, Ludovico, ital. Philolog und Dichter, geb. 1585 zu Modena. Obschon ihm die Natur den für die Entwicklung des Geistes thätigsten Sinn, das Gesicht, versagt hatte, so hatte sie ihn doch dagegen damit entschädigt, daß sie ihm eine gesunde Laune und ein glückliches Gedächtniß gab. Mit diesen Ausstattungen konnte er Fortschritte machen in den Studien, welchen er sich hingab. Seine Kenntnisse machten bald seine Schwäche vergessen, und der Herzog von Modena trug kein Bedenken, einem Blinden die Erziehung seiner Kinder anzuvertrauen. Zum Theil durch die Verwendungen des so eben genannten Fürsten wurde er 1609 an der Universität Bologna, nachdem er wenige Tage zuvor den Doktorhut empfangen, zum Professor der Beredsamkeit ernannt. Er blieb hier bis zum Jahr 1617, in welchem er, aus Grund einer Zurücksetzung, nach Modena zurückkehrte u. hier provisorisch bis 1621 als Professor der schönen Wissenschaften fungirte. An die Universität Pisa berufen, wirkte er daselbst, bis der verschlimmerte Zustand seiner Gesundheit ihn zwang, Pisa zu verlassen. Um diese Zeit (1628) suchte die Universität Bologna wieder gut zu machen, worin sie gefehlt, indem sie ihn zum ersten Professor der Beredsamkeit machte, eine Stellung, welche er als das Ziel seiner Laufbahn betrachtete u. die vor ihm schon der berühmte Sigonius erreicht hatte. Nicht lange konnte er ungestört seinen Triumph genießen, denn in der Mitte seiner Verwandten, welche er in den Weihnachtsferien auf einige Tage besucht hatte, von einem heftigen Fieber befallen, † er zu Modena am 3. Jan. 1634. S. muß unter jene außerordentlichen Menschen gerechnet werden, die die Schranken, womit sie die Natur umgrenzt hat, auf geheimnißvollem Wege überspringen und in Besitz von Kenntnissen gelangen, welche für ein unvollkommenes Wesen unzugänglich schienen. Obschon er in einer Epoche lebte, in welcher die Reinheit des Styls durch den Mißbrauch des Geistes, durch die Spitzfindigkeiten und falschen Brillanten der Seicentisti verloren gegangen war, so wußte er doch sich vor den meisten ihrer Fehler rein zu halten. Seine Werke, gesammelt zum ersten Male unter dem Titel: Opere del dottore Lodovico Scapinelli, Parma 1801, 2 Bde., 8., enthalten seine italienischen und lateinischen Gedichte, einige Stücke in Prosa und 15 Dissertationen über Titus Livius, mit einer Abhandlung und einem Vorwort über diesen Autor. In den ersten 6 kommentirt S. mit Entwicklung großer Gelehrsamkeit die Einleitung des Livius in die römische Geschichte, deren beide ersten Kapitel durch die folgenden Dissertationen analysirt werden. Er hat versucht, die nöthigen Aufhellungen zur Aufklärung über alle auf den Ursprung, die Religion, Sitten, Gesetze und militärische Thaten der ersten Römer zu einem einzigen Gegenstande zu vereinigen. Seine Arbeit kann für einen vollständigen Kommentar über diesen Theil der römischen Geschichte des Livius angesehen werden. Unglücklicher Weise ist seine Anlage zu umfassend, und um den nämlichen Plan ganz auszufüllen, brauchte es nicht weniger als ein hundert Bände. Der Herausgeber seiner Schriften hat die Noten zu einem dritten, jedoch nicht veröffentlichten Bande aufbehalten. Das Andenken S.'s ist von der Akademie der Indefessi zu Bologna in einer im Todesjahr S.'s erschienenen Sammlung unter dem Titel: Coenotaphium Ludovici Scapinelli, Bologna, 4., und durch P. Pozzetti, der eine Lobrede auf ihn in der Universität Bologna 1794 hielt, verherrlicht worden. Man nimmt auch an, daß es S. ist, welchen Tassoni nach dem Vorbilde des Demodocus der Odyssee in sein episch-komisches Gedicht eingeführt hat, um die Mythe des Endymion zu singen.

Scapino (ital., fr. Scapin), s. Masken.

Scapito (ital.), Verlust, Einbuße.

Scapolith (Min.), richtiger Skapolith (s. d.).

Scappoli, ital. Flecken, Neapel, Prov. Terra di Lavoro, südl. von Castellone; 720 Einw.

Scapte Hyle (a. Geogr.), Städtchen in dem früher zu Thracien gehörigen Theile von Macedonien, zwischen dem Strymon und Nestus, auf dem Gebirge Pangäus, der Insel Thasus

gegenüber, wo die Thasier ihre jährlich 80 Talente Ausbeute gebenden Goldminen hatten (Herod. IV, 46), die ihnen sammt dem Städtchen später von den Athenern entrissen wurden. Hier soll sich der Geschichtschreiber Thucydides verheirathet und seine Geschichte geschrieben haben, auch daselbst ermordet worden seyn (Plut., Cimon 4).

Scapteromys (Säugeth.), nach Gray, Untergatt. von Mus L., nur südamerikanische Arten enthaltend. Typus: Mus tumidus *Waterh.*

Scaptia (a. Geogr.), alter frühzeitig verschwundener Ort in Latium (Plin. III, 5, 9).

Scaptia tribus, s. Tribus.

Scaptin (Chem.), der kratzende Extraktivstoff (das Sazonin) der Sonega- und Seifenwurzel.

Scaptinea (Min.), nach Dana (A styl. of Mineralogy, 1844) die 7. Ordnung der 2. Klasse der Mineralien.

Scaptius (röm. Gesch.), 1) Publius S., römischer Plebejer, veranlaßte im J. 446 v. Chr. das in Tributkomitien versammelte Volk, sich einen zwischen Aricia- und Ardea streitigen Landstrich, hinsichtlich dessen er von den streitenden Parteien zum Schiedsrichter eingerufen worden, sich selbst zuzueignen, unter dem Vorwande, daß derselbe Landstrich zu dem von den Römern zerstörten Corioli gehört habe (Liv. III, 71 f.). — 2) Marcus S., Agent des M. Brutus in dem Handel mit den Salaminiern, wußte den Cicero, der als Prokonsul von Cilicien in Gemäßheit eines Edikts zu Gunsten der Salaminier entscheiden wollte, zur Vertagung des Spruchs zu bewegen (ad Att. V, 21, 12).

Scaptocoris (Entom.), eine von Perty aufgestellte Schildwanzengattung, unter Scutati. Scheitel querrunzelig, Rand stumpf gezähnt. Fühler viergliederig; die beiden ersten Glieder walzig; das dritte am kleinsten, eiförmig; das vierte sehr groß, dick, knopfförmig. Netzaugen halbkugelig, körnig. Vorderrücken hochgewölbt, wie das große Schildchen, querrunzelig. Vorderbeine mit verdickten Schenkeln und scharfen, hakenförmig gekrümmten Schienen ohne Füße; die hintern Schenkel besonders dick, hoch gewölbt, am untern Rande langborstig, die Schienen kürzer, kolbig, außen mit vielen kurzen Dornen besetzt, ohne Füße. Einzige Art: S. castaneus, von Rio Janeiro.

Scapula (lat.), 1) Schulterblatt; — 2) an Maschinen ähnlicher Obertheil.

Scapula, röm. Beiname, s. Ostorius und Quintius.

Scapula (Biogr.), Johann, Philolog, im 16. Jahrhundert in Deutschland geboren, war in der Buchdruckerei Heinrich Stephanus' angestellt und wurde, wie sein Principal, zwar ebenfalls unter die griechischen Lexikographen gerechnet, figurirt aber eigentlich nur unter den Plagiatoren. Während er Stephanus bei der Ausarbeitung seines berühmten „Thesaurus linguae graecae" unterstützte, fertigte er heimlich einen sehr brauchbaren Auszug aus demselben an unter dem Titel: Lexicon graeco-latinum, Basel 1579, Fol., und öfter, neueste Ausg. Glasgow 1846, 4., London 1820, 4., der dem umfangreichen Originalwerke großen Eintrag that. Er schrieb auch: Primogeniae voces seu radices linguae graecae, Paris 1612, 8. Todesjahr unbekannt.

Scapulare (Chir.), s. Schulterbinde.

Scapularis (Anat.), auf das Schulterblatt sich beziehend, z. B. S. extremitas clariculae, f. Schlüsselbein.

Scapulier, s. v. a. Skapulier.

Scapus (lat.), Schaft, Stiel, Stengel im Allgemeinen; im Besondern 1) der Schaft der Säule; — 2) Querholz oder Querbalken an der Wage, Wagebalken; — 3) an der Treppe die Säule, um welche sich die Treppe windet, Treppenwange; — 4) die Rolle oder der Cylinder, um welchen das aus Papyrusblättern gefertigte Papier gerollt ward; ein solcher S. hatte höchstens 20 Blätter; — 5) der Schaft, ein unmittelbar aus dem (unter der Erde versenkten) Wurzelstocke oder Stamme entspringender Stengel, welcher nur Blüthen und Deckblätter trägt, ein sogenannter wurzelständiger Blüthenstiel, wie bei Primula officinalis, Convallaria majalis, Scilla bifolia, Muscari comosum, Agave americana und Sarracenia purpurea. — Scapiger, s. v. a. schafttragend, mit einem Schafte versehen.

Scapus (a. Geogr.), wüste Insel im nördlichen Theile des ägäischen Meeres (Plin. IV, 12, 23).

Scapus, 1) (Ornithol.), s. v. a. Schaft der Federn, der mittlere Theil der Federn, der oben mit einem schwammigen Gewebe ausgefüllt ist, beiderseits die Fahnen (vexillum) trägt und unten in den Kiel oder die Spule (calamus) endigt. Vgl. Ornithologie. — 2) An den Fühlhörnern der Kurkulioniden das längere untere Glied, auf welchem die kürzeren Glieder stehen, welche die Geißel (flagellum) bilden.

Scar, Scarneß, brit. Vorgebirg, Schottland, Grafsch. Banff, an der Nordküste, nördlich von Cullen.

Scara, ostind. Ort, Scindia, westlich von Dohud.

Scarabäidä (Entomol.), s. v. a. Saprophaga oder Copraphaga, Mistkäfer, Unterfamilie der Käferfamilie der Lamellicornia oder blattförmigen Käfer (s. d.).

Scarabäiden (Entomol.), nach einigen Entomologen s. v. a. die Lamellicornienunterfamilie der Coprophaga (s. d.).

Scarabäides (foss. Koleopt.), nach Germar, ausgestorbene Lamellicorniengattung, von der eine Species, S. deperditus, im Kalkschiefer von Solenhofen aufgefunden worden ist.

Scarabäus (ägypt. Ant.), s. Skarabäen.

Scarabäus (Entom.), 1) nach Linné, Käfergatt., nach der neuern Systematik die ganze Gruppe der Scarabaeida Latr (s. d.) enthaltend; — 2) nach Latreille, Käfergatt., s. v. a. Dynastes *Kirby* (s. Riesenkäfer); — 3) nach Fabricius, Käfergatt., s. v. a. Geotrupes *Latr.* (s. d.).

Scarabantia (a. Geogr.), Stadt in Pannonia Superior, an der Straße von Vindobona nach Sabaria und Pötovio, röm. Municipium

mit dem Beinamen Flavia Augusta (Plin. III, 24, 27), jetzt Oedenburg, ungarisch Sapron y.

Scarabelli, Orazio, Kupferstecher zu Florenz, arbeitete in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts und bis gegen Ende desselben. Lebensverhältnisse unbekannt; man kennt ihn nur nach einer seltenen Folge von wenigstens 12 Blättern mit theatralischen Darstellungen, Festlichkeiten und Aufzügen, nach der Angabe von Bontalenti.

Scarabina (ital., Ichthyol.), s. v. a. Cinpea finta *Cuv.*

Scarabus (Mollusk.), nach Montfort, Zauberschnecke, Gatt. der Gasteropoda pulmonata (*Lin.*, der Ordn. der Doppelschnecken und der Zunft der Lochschnecken nach Oken, Helix *L.* Charakter: Schale eiförmig; Mündung durch starke hervorragende Zahnungen, theils von der Spindel, theils vom äußeren Rande ausgehend, verengt. Arten nicht zahlreich, auch Wasserpflanzen in Ostindien u. Südamerika; bekannteste: 1) S. imbrium *Montf.*, Helix Scarabaeus *L.*, Helix Pythia *Müll.*, Auricula Scarabaeus *Lam.*, gemeine Zauberschnecke, Wanze, Haselnuß. Eiförmig, nach oben thurmförmig, flachkonvex, an den entgegengesetzten Seiten etwas kantig, glatt, reif rothbraun, einfarbig oder auch auf hellerem Grunde gefleckt. Das Gewinde kurz; drei Zähne an der Spindel, vier bis fünfan der Lippe; 16 Linien lang. Auf den Molukken, wo sie besonders nach starkem Regen so häufig erscheint, daß sie dahin gezaubert zu seyn scheint, daher der Name. Rumpf, T. 25, F. 1; Chemnitz IX, T. 136, F. 1249 — 1253. — 2) S. labrosus *Menke.* Eiförmig, nach oben etwas thurmförmig, stark, rauhhöckerig, weißlich, das Gewinde hervorstehend, mit abgestumpftem, starkem Wirbel; Umgänge rund, etwas konver; Mündung eiförmig; Lippe dick, ausgespreizt, mit umgeschlagenem Rande; 2 Zoll 2 Linien lang. In Brasilien. — 3) S. fusiformis *Menke.* Länglich, spindelförmig, thurmförmig, runzelig; gelb, hornfarbig gewölbt, mit einer braun unterbrochenen Binde; Gewinde hervorstehend, spitzig; Umgänge rund, etwas konver; Mündung eiförmig, Saum unterbrochen, Lippe offen, inwendig rosenroth; 11 Linien lang. Auf Rio de Janeiro. — Einige andere Arten s. im Atlas der Voyage de la Coquille. Moll., Taf. X.

Scaradra-Thal, schwei. Thal, Kanton Tessin, Bez. Blegno, der südöstliche Arm des Monteraſcher-Thals. Durch daſſelbe führt ein Weg über einen Felsen und Gletscher in das graubündtensche Zafrella.

Scaramazze (ital., Waarenk.), s. v. a. Brockperlen.

Scaramuccia (Biogr.), 1) Ippolito, s. v. a. Scarcella 2); — 2) Giovanni Antonio, Maler von Perugia, anfangs Schüler von Ag. Carracci, ging dann zu C. Roncalli über, der ebenfalls der Schule der Carracci huldigte. In den Kirchen und Palästen fand man viele Bilder von ihm, an welchen Lanzi die Freiheit des Pinsels rühmt, aber die Färbung zu hart findet. S. † 1650 im 70. Jahre. — 3) Luigi, Maler und Radirer, 1616 zu Perugia geboren und daher Luigi Perugino genannt, Schüler Guido Reni's, den er bis zur Täuschung nachahmte, wie die zahlreichen Gemälde beweisen, die sich in Perugia und in Mailand von ihm finden. Man zählte ihn zu den Malern der Grazie. Als Resultat seiner Kunststudien ist die Schrift: „Le Finezze de' Penelli Italiani, animate e studiate da Girupeno (L. S.) sotto la scorta e disciplina del Genio di Raffaello d'Urbino", Pavia 1674, zu betrachten. S. † in Mailand 1680, im 64. Jahre. P. Aquila radirte nach ihm 1674 den heil. Gregor vor dem Altare kniend, mit einer Engelsglorie. Bartsch beschreibt vier radirte Blätter von ihm, die im Machwerk mit jenen des Simone da Pesaro Aehnlichkeit haben.

Scaramund (d. i. Schutz der Schaaren, deutsche Heldenf.), auch Kimo, Brudersohn des Grafen Kamelo von Metz, wollte denselben, der gegen Walther von Aquitanien am Waſchenstein gefallen, rächen, ward aber im Kampfe mit Walther getödtet.

Scaramuffe, italien. Maler aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In der Bibliothek zu Parma ist ein Freskobild von seiner Hand, welches Prometheus vorstellt, der das Feuer entwendet.

Scaramuzzia (ital., franz. Scaramouche, deutsch Scaramuz), einer der stehenden Charaktere des ital. Theaters, trat um 1680 an die Stelle des alten spanischen Kapitäns. Der Scaramuz ging ganz schwarz, in spanischer Hoftracht und stellte den Aufschneider vor, der am Ende von Arlechino durchgeprügelt wird. Auf dem franz. Theater wurde der S. auch zu andern Charakteren gebraucht. Der beste ital. S. war Tiberius Fiorelli, ein geborner Neapolitaner.

Scarba, brit. Insel, an der Küste von Schottland, Grafsch. Argyle, zu den Hebriden gehörig, nördlich von der Insel Jura, 3 engl. Meilen lang, eben so breit, gebirgig und wild; 50 Einw. Zwischen den beiden Inseln S. und Jura ist der gefährliche Strudel Corryvrechan oder Corryvracken (Corry-vrechan).

Scarbia (a. Geogr.), Ort in Noricum, zwischen Parthanum und Belbidena, an der von Augusta Vindelicorum nach Italien führenden Straße; jetzt Scharnitz.

Scarborough (Geogr.), 1) brit. Hafenstadt, England, North-Riding der Grafschaft York, an der Nordsee, an einer schönen Bai, dicht am Meere, ist amphitheatralisch um einen aus demselben herausragenden Felsen gebaut, welcher die schönen Ruinen eines uralten Schlosses trägt. Der Ort liegt in reiner und gesunder Luft, ist geräumig und gut gebaut, hat breite, gut gepflasterte Straßen, schöne Quais, treffliche Anstalten für die Bequemlichkeit der Schiffe und gilt darum für einen der besten Häfen des Königreichs und für den wichtigsten an der Ostküste von England, zwischen der Humber und Themse. Ein sehr gut gebauter Molo sichert den ohnehin schon wohlgelegenen Raum für die Schiffe vollkommen gegen den Andrang der Fluthen. Es wird hier starke Fischerei auf Makrelen, Kabeljau und Häringe betrieben; Fabri-

ken für Segeltuch, Schiffswerfte, lebhafter Handel, hauptsächlich mit Portugal, Holland und dem baltischen Meere; Einfuhrartikel sind: Kohlen, Holz, Eisen, Hanf, Wein und gebrannte Wasser; Ausfuhrartikel: Getreide, Butter, Salzfleisch, Schinken, gedörrte Fische ꝛc ; 9600 Einw. Leuchtthurm: 54° 17′ nördl. Br. und 2° 43′ 54″ westl. L. Der Meeresgrund ist sandig und ganz flach, so daß man mehre tausend Schritte weit in das Meer gehen kann, ohne Gefahr zu befürchten. Dies hat Spekulanten veranlaßt, hier Seebäder anzulegen, ein Unternehmen, das mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden ist. Denn es sind kaum die Bäder von Dieppe in Frankreich so stark besucht, als die von S. Auch künstliche Bäder, Stahl- und Salzbäder sind angelegt, die gegen Unterleibs- und Brustbeschwerden gebraucht werden. — 2) Australische Inselgruppe, im Lord-Mulgrave's-Archipel, südlich von Charlotte und Pitt, zwischen 0°—3° nördl. Br. und 170°—172° östl. L., mit Kokos- und Kohlpalmen bedeckt, sonst unbekannt; zuweilen umfaßt man diese Gruppe mit der Kings-Mill unter dem Namen Gilbert. — 3) Nordamerikanischer Ort, V. St., Staat Maine, Grafsch. Cumberland; 1820: 2230, 1840: 2170 Einw. — 4) Westindisches Fort, kleine Antillen, Insel Tabago, auf der Südostküste, 11° 11′ 50″ nördl. Br. und 63° 5′ 5″ westl. L.

Scarborough, asiat. Felsen, östlich. Insel, Philippinen, westl. von Manila.

Scarbroit (Min.), fast ganz mit dem Kollyrit (s. d.) übereinstimmend, besteht nach Vernon aus 42,75 Thonerde, 48,55 Wasser, 7,90 Kieselerde und 0,80 Eisenoxyd. Derb, muschelig im Bruch, matt, weiß. G. = 1,48. Strich glänzend. Blätter zwischen Brauneisenstein im Kalk von Scarborough.

Scarcella (Biogr.), 1) (Scarsella), Sigismonde, genannt Mondino, Maler von Ferrara, Schüler u. Nachahmer des Paolo Veronese. Zu seinen bessern Werken zählt man die Heimsuchung in St. Croce zu Ferrara; auch in Privathäusern findet man einige schätzbare Bilder von seiner Hand. S. † 1614 im 84. Jahre. — 2) Ippolito, genannt Scarcellino von Ferrara, auch Scaramuccia, Sohn des Vorigen, studirte in Venedig besonders die Werke des Paolo Veronese, weshalb ihn die Ferrareser den Paolo ihrer Schule nannten. Bilder dieses Styles sind sein heil. Bruno in der Karthause daselbst, die Geburt der heil. Jungfrau in Cento u. s. w. Noch mehr gepriesen ist aber seine Himmelfahrt und die Hochzeit zu Kana bei den Benediktinern zu Ferrara, dann eine Pieta und St. Johann der Täufer in der Kirche des letztern, das „Noli me tangere" bei St. Nicolo, die Epiphania im Oratorio della Scala, welche er im Wetteifer mit Annibale Carracci malte, und zahlreiche kleinere Wiederholungen dieser und anderer Altarblätter für Privathäuser. Die Bilder S.'s waren in der Lombardei und im Kirchenstaate sehr zahlreich; in Rom sieht man deren auf dem Kapitol. S. offenbart in seinen Kompositionen lebhafte Phantasie, welche ihm seine Konceptionen in schönen Farben vorführte, und man erkennt darin nicht bloß den gründlichen Theoretiker, sondern auch den geistreichen und fertigen Praktiker. Die dresdner Galerie besitzt drei Staffelbilder von ihm: die Madonna mit dem Kinde und mehren Heiligen, die heil. Familie im Zimmer, während Joseph arbeitet, die Flucht in Aegypten. Ein daselbst befindliches Altarblatt zeigt den heil. Carolus Borromäus vor der Madonna und der heil. Katharina knieend. Ein Staffeleigemälde der Pinakothek zu München zeigt das in den Armen des kleinen Johannes schlafende Jesuskind. In Schleißheim ist die halbe Figur einer büßenden Magdalena in Lebensgröße. Das Gemälde der Jüngern in Emaus, ehedem in der Gallerie Orleans, ist jetzt in der Sammlung des Lord Egerton zu London. Auch mehre Zeichnungen findet man von seiner Hand, von denen die ausgeführtere, wie jene zu seinen Altarblättern, in großem Formate und kolorirt sind. S. † in Ferrara, nach Masini 1620, nach Lanzi 1621. Einige seiner Gemälde sind im Kupferstiche bekannt.

Scarcellino, s. v. a. Scarcella 2).

Scarcello, Girolamo, s. v. a. Scarsello.

Scarda (ital., Ichthyol.), auch Scardula, s. v. a. Brachsen oder Bleie, Cyprinus Brama *L.*

Scardia (Entom.), nach Latreille, Nachtfaltergatt. Arten unter Tinea.

Scardamygmos (Scardamyris, griech.), Blinzeln.

Scardon (a. Geogr.), Gebirg in Illyris Barbara oder Romana, an der Grenze gegen Mösien und Macedonien, östliche Fortsetzung der Bebii Montes (Ptol. II, 16, 1); jetzt Nissava Gora und Sbarta, nach Andern Argentaro.

Scardola (ital., Ichthyol.), auch Scardova, s. v. a. Rothauge, Cyprinus rutilus *L.*

Scardona (a. Geogr.), 1) Hauptstadt von Liburnia, am rechten Ufer des Titius, 12 Mill. von seiner Mündung, aber durch einen See mit dem Meere in Verbindung stehend, Sitz eines Conventus juridicus (Plin. III, 22, 26); jetzt Skardona oder Skardin, mit Ueberresten der alten Stadt. — 2) Insel vor der Küste von Liburnia, mit den Städten Arba und Collentum (Ptol. II, 16, 13); jetzt Arbe.

Scardona (n. Geogr.), 1) österr. = dalmat. Distrikt, Kr. Zara; 5950 Einw.; — 2) (bei den Slaven Skardin), Hauptstadt desselben, nordöstlich von Sebenico, zwischen kleinen Bergen, am rechten Ufer der hier sehr breiten Kerka, klein, aber wohlgebaut, in einer langen, einzigen Gasse, an der Kerka sich hinziehend; Bezirksobrigkeit, Gemeinderichter, geistliches Ordinariat, Kathedrale, Zoll-, Salz-, Tabak- und Stempel-Gefällen-Einnehmeramt, Sanitäts-Deputation; etwa 1200 Handel und Ackerbau treibende Slaven und Italiener. Das heutige S. ist ganz verschieden von demjenigen, welches der berühmte Versammlungsort der alten Illyrier zu einer Zeit war, in welcher die römische Gewalt sich noch nicht bis hieher erstreckte, und in der selbst illyrische Könige ihre Residenz hier gehabt haben sollen. Von diesem ist auch nicht die geringste Spur mehr vorhanden, obschon

mit Sicherheit anzunehmen ist, daß es auf derselben Stelle gestanden, welche das jetzige Städtchen einnimmt. Die Ruinen, welche im Rücken desselben die Kuppen eines Felsens schmücken, gehören ihrer Struktur und Bauart zufolge der mittelalterlichen Periode an. S.s Handel würde bedeutender seyn, wäre die Kerka auch für Seeschiffe zugänglich; allein die größten Lasten, die ihr Rücken trägt, sind 30 Tonnen; S. hat daher nur einigen Transitohandel nach den angrenzenden türkischen Provinzen Bosnien und Serbien. Indessen dürfte in der Folgezeit der Handel bedeutender werden, wenn erst der Gebrauch des Zugviehes und der Fuhrwerke allgemeiner wird. Einst soll unter den Einwohnern S.s, die meist der griech. Kirche zugethan sind, großer Wohlstand geherrscht haben; allein der Umstand, daß die türk. Karawanen nicht mehr nach S. kommen, besonders aber die franz. Brandschatzungen im Jahre 1809 haben den Wohlstand stark erschüttert. Die Einwohner hatten nämlich, des franz. Druckes müde, bei dem Erscheinen der Oesterreicher zu früh zu den Waffen gegriffen. Bei S. wird der Straßenzug durch den Kerka-Fluß unterbrochen, welcher hier durch das mit ihm sich verbindende Meerwasser so sehr an Breite gewinnt, daß man ihn für einen See zu halten versucht wird. Man überschifft ihn daher mit einer Plette, was bei der Tiefe seines Bettes und seinem häufigem Wogen nicht selten gefahrvoll ist. Drei Miglien oberhalb S. bildet dieser Fluß, nachdem er bei dem Mönchskloster Miffovaz das von Dernis kommende Flüßchen Cicola an sich gerissen hat, 2 sehenswerthe Kataraкte, den sogenannten Roncislap und Skardinskislap; zu letzterm kann man mit einer Barke in einer halben Stunde hinschiffen. Ueber einen anscheinend aus Wasser und Bäumen bestehenden, etwa 150 Fuß hohen Berg stürzt der Strom in zahllosen Kaskaden und Staubwolken mit furchtbar donnerndem Getöse über klippenreiche Vorsprünge herab in die wogende Tiefe, wo er sich dann zwischen grotesk geformten Kalkfelsen raschen Laufes hinwindet, um in dem breitern Bette bei S. seine Vermählung mit dem Meere zu begehen. Oberhalb und unterhalb des Falles selbst wächst Strauchwerk mannichfacher Art, dessen immerwährendes Schwanken und Neigen den gewaltigen Druck des Wassers zu erkennen gibt. Das einzige lebendige Thier in der Gegend ist, außer den Bewohnern des Wassers, der Purpurreiher, der hier in großer Gesellschaft haust, aber beim Annähern eines Menschen scheu auffliegt und so lange in den Lüften kreist, bis derselbe die Gegend wieder verläßt. Es ist dies der 5. Wasserfall, welchen die Kerka auf ihrem 40 Miglien langen Laufe zeigt, und unter allen der merkwürdigste. Jenseits der Kerka fängt die Straße allmählig zu steigen an, senkt sich aber bei Sebenico wieder abwärts.

Scardona (Biogr.), Giovanni Francesco, Medeciner, geb. 1718 zu Cosiola bei Rovigo, studirte zu Padua, Bologna und Florenz, lebte dann als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt. Eben so gründlicher Theoretiker, als geschickter Praktiker, verband er die zahlreichen Beobachtungen, die während einer langen Klinik er zu machen Gelegenheit gehabt hatte, zu einem wissenschaftlichen Systeme. Seine ersten Abhandlungen, gehalten in der Akademie Rovigo, deren Mitglied er war, erschienen mehrmals und mit Zusätzen versehen zu Padua. S. † zu Castiola am 18. Sept. 1800. Schriften: Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis, uberrimis commentariis atque animadversionibus illustrati, Padua 1746, 4., 2. Aufl., daselbst 1758, 4.; — De morbis mulierum, das. 1758, 4. (beide genannten Schriften zusammen mit vielen Veränderungen und Zusätzen 1762 und 1775, 3 Bde., 4.); — De impedimentis quae praxim medicam retardarunt et de medicinae praestantia ꝛc., u. And.

Scarena, ital. Flecken, Königr. Sardinien, nordöstl. von Nizza; 1210 Einw.

Scarfaglia, Lucretia, s. v. a. Scarafaglia.

Scarfes (engl.), aus feiner Kammwolle verfertigte bunte schmale Schärpen; kommen aus Norwich.

Scarfizzi, ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria-ulter., nordwestlich von Cotrone; 600 Einw.

Scaricalasino (Scarica l'Asino), ital. Dorf, Kirchenstaat, Legation Bologna, am Fuße der Apenninen, nördlich von Pietramala.

Scaridium (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Bürstenthierchen, Gatt. der Infusoria rotifera Hydatinaea Ehrenb., der Zunft der qualenartigen Infusorien nach Oken. Charakter: Mit einem einzigen (rothen) Nackenauge, einem durch Stirnhaken bewaffneten Räderwerk und einem gabelartigen, sehr langen Springfuß. Bekannteste Art: S. longicaudum Ehrenb., Infus., T. LIV, f. Trichocerca longicauda Lam. Fuß noch einmal so lang, als der Körper. Finger halb so lang, als der Fuß; $^1/_{30}$ Linie, im Sumpfwasser.

Scariff (Scarav), kleine brit. Insel, Irland, an der Südwestküste.

Scarificatio (lat.), 1) das Ritzen, Schröpfen, s. Skarificiren; — 2) das Einschneiden in die Bäume, um sie nicht im Saft ersticken zu lassen; — 3) das leichte Ueberpflügen des Ackers.

Scarificator, s. Pflug.

Scarificatorium (Chir.), Schröpfeisen.

Scariol (Bot.), s. v. a. wilder Lattich, Lactuca Scariola L.

Scariolae Herba (pharm. Bot.), s. Lactuca Scariola L.

Scariosus (bot. Term.), trockenhäutig, rauschend, rasselnd oder rascheln d, eine bald dünnere, bald dickere, meist etwas derbe, trockne Haut darstellend, z. B. die äußern Schuppen des Hüllkelches von Xeranthemum, die Hüllblättchen von Statice elongata, die Nebenblätter von Paronychia serpyllifolia, die Korolle der Plantago-Arten.

Scarites (Entom.), L. nach Fabricius, Grablaufkäfer, Gatt. der Coleoptera pen-

tamera Carnivora Carabica *Latr.*, der Horde der Thierfresser und der Zunft der Mordkäfer nach Oken, unter Carabus *L.* Charakter: Vorderschienen groß, mit langen starken Schienen zum Graben; letztes Tarsenglied stumpf; Oberkiefer groß, am Innenrande stark gezähnt. Unter 11 Arten, meistens in Südeuropa, bekannteste: 1) S. pyracmion *Bon.*, Scarites Gigas *Oliv.* Gegen 1 Zoll lang, ungeflügelt, platt, glänzend schwarz. An den Küsten des Mittelmeeres in Frankreich und Spanien. — 2) S. terricola *Bon.* Geflügelt, 8—9 Linien lang, schwarz. — 3) S. sabulosus *Oliv.*, Col., III, 36, 1, 8, S. laevigatus *Dej.* Kleiner als vorige Art, ungeflügelt; Flügeldecken schwach gestreift; in Frankreich, der Schweiz und auf Sicilien. Clairv., Ent. Helv., II, IX, b. — II. Nach Rossi, Käfergatt., s. v. a. Apotomus *Hoffm.* (s. d.).

Scaritini (Entomol.), Unterfamilie der Carabicini, mit lang- und starkgezähnten Vorderschienen zum Graben und stumpfem letzten Tarsgliede. Hierher die Gattungen: Scarites, Clivina, Dyschirius.

Scarlatina febris (Med.), s. v. a. Scharlachfieber.

Scarlatti (Biogr.), 1) Alessandro, einer der größten musikalischen Künstler alter Zeiten, ward geboren zu Neapel 1658, nach Anderen schon 1650; noch Andere berichten, daß er zu Trappani in Sicilien 1659 geboren worden sey. Sein musikalisches Talent erwachte sehr frühe, was seine Aeltern bestimmte, ihn zum Musiker bilden zu lassen. Der außerordentliche Ruf, mit welchem damals Carissimi's Name noch in des Meisters Greisenalter überall ausgesprochen wurde, zog den strebsamen Kunstjünger nach Rom, vor Verlangen glühend, sich unter der Leitung eines solchen Heros zum tüchtigen Tonsetzer heranzubilden. Bald hatte er sich die Liebe seines Lehrers erworben, und wurde von diesem in alle Geheimnisse seiner Kunst eingeweiht. Erst 1680 verließ S. seinen Lehrer und Rom, durchreiste nun ganz Italien, besuchte alle größern Theater und machte sich mit deren Meistern bekannt, wie z. B. in Bologna, Florenz, Venedig ꝛc., kam sogar auch nach Deutschland, um auch hier die Blüthen der Tonkunst kennen zu lernen. In München und Wien fanden seine Kirchenkompositionen, so wie seine erste Opér „l'onesta negl' amore" allgemeinen Beifall. Nachdem er dann noch längere Zeit sich mit der Komposition einiger Opern in Rom beschäftigt hatte, kehrte er nach Neapel zurück und wurde nun als königlicher Oberkapellmeister angestellt. Er †, nachdem er sich sowohl als Tonsetzer und Virtuos, als auch als Lehrer der Tonkunst hohes Verdienst erworben, mit Ruhm und Ehren überhäuft, im J. 1725, nach einer andern Angabe erst 1728. In ihm erblicken wir eine der bedeutsamsten Erscheinungen der musik. Kunstgeschichte, und nicht mit Unrecht benennt Kiesewetter in seiner „Geschichte der Musik" eine ganze Epoche nach ihm, denn er war es, der, ausgerüstet mit Mitteln, Erfahrungen, Kenntnissen und Fähigkeiten, wie kaum noch Einer vor ihm und jedenfalls kein Tonsetzer neben ihm, mit der ganzen Kraft seines großen Geistes und Talentes die außerordentlichsten Umwandlungen und Neugestaltungen in der Musik vornahm und durch diese Reformationen den Uebergang von dem früheren allein klassischen Musikstyle zu dem neuesten modernen bildete. Seine reformatorische Thätigkeit zeigte sich ziemlich überall, wohin nur unsere Kunst, der Verbesserung bedürftig, reichte; insbesondere jedoch war es seine kühne freie Behandlung der Instrumentalmusik und der blendende Reiz, den er allen seinem Melodien und harmonischen Erfindungen zu geben vermochte, welche ihn zu der von ihm erreichten Macht erheben. Das Recitativ brachte er zur möglichst höchsten Vollkommenheit des Ausdrucks, so daß seine Schöpfungen in diesem Gebiete noch heute als die vorzüglichsten Muster gelten. Auch der Arie soll er eine veränderte und ungleich verschönerte Form gegeben haben, wonach dieselbe in zwei Theile zerfällt und mit einem Da Capo schließt, wovon er in seiner Oper „Teodora" den ersten Versuch machte. Ueberhaupt verstand er es vor allen Andern, den ariosen Styl von dem recitativischen zu trennen. Endlich muß auch das als großes Verdienst S.'s genannt werden, daß er sich zuerst mit Beharrlichkeit und Ausdauer der allgemeinen Sitte und dem aufdringlichen Ansinnen, auch vor seinen Opern Iulli'sche Sinfonien spielen zu lassen, entgegensetzte und ja jeder seiner Opern selbst eine, und zwar eine nur diesem Tonwerke eigenthümlich zugehörende Ouverture verfaßte, die er Sinfonie nannte. Doch nicht allein als Tonsetzer und Virtuos suchte S. in der bezeichneten Richtung auf sein Zeitalter zu wirken, sondern er that dies, wie schon oben angedeutet wurde, auch vorzüglich als Lehrer. Die schon vor ihm bezeichnete neapolitanische Schule gewann durch ihn noch bedeutend mehr an Ansehen, da Meister wie Hasse, Leonardo Leo aus ihr hervorgingen und sie ihre Jünger nach allen Gegenden ausschickte, um mit jugendlicher, kräftiger Hand auf dem Grundsteine fortzubauen, den S. der modernen Halle gelegt hatte, und die vor ihm begonnene Reformation zu vollenden. — Zum Schluß möge noch der von ihm hinterlassenen schriftlichen Werke mit einigen Worten gedacht werden. Es sind deren eine unendliche, kaum glaubliche Zahl, und man muß staunen über den immensen Fleiß des auch in so vielen anderen Beziehungen in Thätigkeit gesetzten Meisters. An Kirchensachen schrieb er mehr denn 200 Messen, fast eben so viel Motetten, mehre große Oratorien und an 400 Kantaten. Die Zahl seiner Opern beläuft sich auf 109, von denen folgende die berühmtesten sind: „Pyrrho e Demedrio"; „Feodora"; „il Mitridate Eupatore"; „il Trionfo della liberta"; „Ciro"; „Carlo re d'Alemagna"; „Telemaco"; „Turno Aricino"; „Principessa fedele" und „Marco Attilio Regolo". Außerdem hat er noch eine Menge von einzelnen Instrumentalsätzen und kleinen Gesangpartien geschrieben. — 2) Domenico, Sohn des Vorigen, der größte Klavierspieler seiner Zeit, geb. zu Neapel 1683, unter Gasparini zu Rom gebildet, war 1709 in Venedig, wo er Händel, der um jene Zeit dort ankam, kennen

lernte, dessen Leistungen ihn so in Bewunderung versetzten, daß er, um nur noch öfter Gelegenheit haben zu können, diesen deutschen Heros zu hören, demselben nach Rom nachreiste. Hier soll es auch gewesen seyn, daß auf Veranlassung des Kardinals Ottobani ein Wettstreit auf dem Klavier unter ihnen Statt gefunden habe, bei welchem es aber zweifelhaft war, wer den Sieg davon getragen, ein Beweis, wie hoch S. als Klavierspieler stand. Nur auf der Orgel mußte er seinen Nebenbuhler den Vorzug einräumen. Nachdem er eine Zeit lang in portugiesischen Diensten gestanden, diese aber 1714 wieder verlassen hatte und nach Rom zurückgekehrt war, erhielt er hier 1715 die Stelle eines Kapellmeisters an S. Peter, die er jedoch schon 1719 wieder niederlegte. Er ging nun nach London und blieb daselbst bis 1725, in welchem Jahre er abermals sein Vaterland besuchte. Im J. 1725 trat ihn Quanz in Rom, nach mehren andern Reisen trat er in spanische Dienste in Madrid, das er nie wieder verließ, und wo er gegen 1760 gestorben seyn soll. Als Komponist schrieb er viele Sonaten, Capricen und sogen. Suiten für Klavier; von seinen Opern kann nur noch „Narcisso" angeführt werden. — 3) **Giuseppe**, Enkel des großen Alessandro S., ebenfalls ein ausgezeichneter Künstler seiner Zeit, ward zu Neapel 1718 geboren. Ob sein Vater der vorige Dom. S. sey, ist nirgends angegeben. Er hielt sich die größte Zeit zu Wien auf, wo er sich mit Klavierunterricht und Komposition beschäftigte und auch 1776 †. Die wichtigsten seiner Opern sind: „Pompeo in Armenca", „Adriano in Siria", „Ezio", „l'Elfetti delia gran madre natura", „De gustibus non est disputandum", „Chi tutto abbraccia nulla stringe", „Mercato di malmantile", „Isola disabitata", „Isipile" „la serva scaltra", „la Clemenza di Tito" und „la moglie Padrona".

Scarlet non pareille (engl., Pomol.), s. v. a. Newyorker-Reinette. — Scarlet Pearmain, s. v. a. englisch rothe Winterparmäne. —

Scarlett, Sir James, britischer Staatsmann u. Rechtsgelehrter, 1760 in Jamaika geboren, kam früh nach England, studirte 1784 in Cambridge und ging darauf nach London, um sich der praktischen Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Bald gewann er als Sachwalter bedeutenden Ruf und ward endlich auch, nach mehren fruchtlosen Versuchen, ins Parlament gewählt, trat aber nur selten als Redner auf. Sein Antrag auf Veränderung der englischen Armenpflege ward nicht unterstützt. Als Sachwalter der Krone leitete er die gerichtlichen Untersuchungen gegen die an den Unruhen in Manchester Betheiligten. Unter Canning erhielt er die Ritterwürde und wurde zum Kronanwalt ernannt, welches Amt er auch unter Wellington, den er in seinen politischen Maßregeln unterstützte, behielt. Erst Whig, war er dann zu den Grundsätzen der Tories übergegangen; als Grey an die Spitze der Verwaltung kam, trat S. auf die Seite der Opposition. Die Preßfreiheit hatte er während seiner Amtsführung durch Verfolgungen oppositioneller Schriftsteller nicht wenig verkümmert.

Scarleza (ital., Bot.), s. v. a. Muskateller-Salbei, Salvia Sclarea.

Scarlievo, s. v. a. Scherlievo.

Scar-limestone (engl., Geognos.), s. v. a. das mittlere Glied des englischen Kohlenkalksteins, s. d. und **Kohlengruppe**.

Scarlino, ital. Dorf, Toskana, südöstlich von Piombino, östl. am gleichn. See, der in den Piombino-Kanal abfließt.

Scarl- (Scarlas-, Scharl-) **Thal**, schweiz. Thal mit gleichnam. Ort, Kant. Graubündten, Gotteshausbund, im Unter-Engadin, 4 Stunden lang, öffnet sich dem Flecken Schuols gegenüber als enge, waldige Schlucht, breitet sich aber weiterhin zu einem angenehmen Thalgelände aus, wo das kleine Dorf in Wiesen und Aeckern liegt. Es theilt sich in das Minger- und Cisyenam-Thal. Fast alle Alpritten und Sennereien der Gemeinde Schuols liegen in diesem Thal, welch's viele Meierhöfe hat. Hüttenwerke, Schmelzöfe, Schlackenhaufen und verlassene Erzgruben beweisen neuen und alten Bergbau.

Scarnafiggi, ital. Flecken, Sardinien, Piemont, Coni, nordöstl. von Saluzzo; 2200 Einw.

Scarniunga (a. Geogr.), Fluß in Pannonien, jetzt Leytha, nach And. Sarvitz.

Scarp, brit. Insel, Schottland, Hebriden, westl. von Harris.

Scarpa, Antonio, einer der größten Anatomen und Chirurgen, den 13. Juni 1747 zu Motta in der Mark Treviso geboren, studirte zu Padua unter Morgagni Medicin, vervollkommnete sich dann unter Reviera zu Bologna in der Chirurgie und erwarb sich in Padua die medicinische Doktorwürde. Im J. 1772 als Professor der Anatomie nach Modena berufen, wirkte er daselbst zugleich erster Wundarzt am Hospital, ging aber in Folge einer vom Herzoge Hercules III. ihm widerfahrenen Beleidigung 1780 nach Frankreich, Holland und England und ward auf die Empfehlung des kaiserlichen Leibarztes Brambilla, der S. in Paris kennen gelernt hatte, von Kaiser Joseph II. 1784 zum Professor der Anatomie in Pavia ernannt. Auf eine Einladung des Kaisers reiste er noch in demselben Jahre mit Volta nach Wien und besuchte zugleich Prag, Dresden, Leipzig, Halle, Berlin und Göttingen. Als Pavia 1796 der cisalpinischen Republik einverleibt wurde, weigerte sich S., den republikanischen Eid zu leisten, blieb aber dennoch in seinen Aemtern und wurde sogar an die Spitze des Direktoriums der medicin. Angelegenheiten für den chirurgischen Theil gestellt. Seit 1804 auf sein Ansuchen quiescirt, übernahm er im folgenden Jahre auf Veranlassung Napoleons, der ihn zu seinem ersten Wundarzt ernannte, seine Stellen wieder und verwaltete sie bis 1812, wo er in der Eigenschaft als Direktor der medicinischen Studien in den Ruhestand zurücktrat. Als Pavia wieder an Oesterreich gekommen war, wurde er Direktor der medicinischen Fakultät, legte jedoch auch diese Stelle bald nieder und lebte theils in Pavia, theils auf seinem Landsitze zu Bosnasco, wo er den 31. Okt. 1832 †. Von seinen Schriften nennen wir besonders: Observatio-

nes de structura fenestrae rotundae, Modena 1672, 4.; — Anatomicae disquisitiones de auditu et olfactu, Pavia 1789, Fol., 2. Ausg. 1792, deutsch, Nürnb. 1800; — Anatomicae annotationes, Pavia 1779—85, 2. Ausg. 1792, 2 Bde. — Tabulae neurologicae ad illustrandam historiam cardiacorum nervorum, daſ. 1794, Fol., 2. Ausg., Leipz. 1799, deutſch von P. A. Roose, daſ. 1800.; — Sulle principali malattie degli occhi, 5. Aufl., daſ. 1816, 2 Bde., von Tagliaferi, Florenz 1836, 1838, deutſch nach der franz. Ueberſetzung von Martens, Leipz. 1803, 2. Bde.; — Mem. sur pedi torti, Pav. 1803, 2. Ausg. 1806, deutſch von Malfetti, Wien 1804; — Sull' aneurisma, Pavia 1804, deutſch von Harleß, Zürich 1808, 4.; — Sull' ernie, 2. Aufl., Pavia 1820, Fol., deutſch von Seiler, Halle 1813; — Memoria sulla legatura delle principali arterie degli arti, Pavia 1817, deutſch von F. Parrot, Berl. 1821; — Sul taglio ipogastrico, Mail. 1820, 2. Ausg. 1825; — Sullo scirro e sul cancro, daſ. 1821 und 1825; — Mem. sull' ernia del perinea, Pav. 1822, Fol., deutſch, Weimar 1822; — Sull' idrocele del cordone spermatico, Pav. 1823; — Sul taglio - retto - vesicale, daſ. 1825; — Opuscoli di chirurgia, daſ. 1825—32, 3 Bde., deutſch von Thieme, Leipz.; — De anatome et pathologia ossium, Pavia 1827, 4. — Seine Abhandlungen über den Krebs, den Steinſchnitt, den Waſſerbruch den Mittelfleiſchbruch, die Unterbindung der Arterien und die temporäre Ligatur erſchienen und d. Tit. „Opuscoli di chirurgia", Pav. 1825—32, deutſch von Thieme unter dem Titel: A. S.'s neuſte chirurgiſche Schriften, Leipz. 1828—31, 2 Bde.; — Opere, herausg. von Vannoni, Florenz 1836—39, 2 Bde. Vgl. Cesmio, Sulla vita e sulle opere del S., Pavia 1832, und „Notice biographique sur A. S.", 1232.

Scarpagnino, Antonio, Architekt, blühte in der erſten Hälfte des 10. Jahrhunderts zu Venedig. Er war einer Derjenigen, der einen Plan zur Rialtobrücke einreichte, ſo wie Scamozzi, Antonio da Ponte u. A.

Scarpaiſche Staarnadel, ſ. Staarnadeln.

Scarpanto (Kodſe), aſiat.-türk. Inſel, Kleinaſien, im ägäiſchen Meer, zwiſchen Kandia und Rhodus; Südſpitze: 35° 23′ 30″ nördl. Br. und 24° 52′ 40″ öſtl. L.; Nordſpitze: 35° 50′ 30″ nördl. Br. und 24° 51′ 10″ öſtl. L.; Umfang: 6 Meilen; von Griechen bewohnt; Eiſenminen, Marmorbrüche; mit dem Hafen Porto grando; Hauptort: Andemo auf der Oſtküſte.

Scarpa'ſche Röhren (Ductus semicirculares Scarpae, Anat.), die häutigen Bogengänge des innern Ohres, nach Scarpa, der ſie zuerſt beſchrieb, benannt.

Scarpa's Naſen-Gaumennerv, ſ. Anatomie, S. 809.

Scarpathon, aſiat.-türk. Inſel im ägäiſchen Meer, nördl. von Scarpantho; Nordſpitze: 35° 54′ 20″ n. Br. und 24° 52′ 10″ ö. L.

Scarpe (Geogr.), 1) franz. Fluß, entſpringt im Depart. Pas de Calais, weſtlich von dem Dorf Berles, wird bei Arras mit Hülfe mehrer Schleuſen ſchiffbar und mündet in Belgien, Prov. Hennegau, ſüdöſtlich von Tournay in die Schelde, links; Lauf: 22 Lieues, wovon 16 L. ſchiffbar ſind; — 2) Fort daſelbſt, Depart. Nord, nördlich von Douay, links an der Scarpe.

Scarperia, ital. Flecken, Toskana, nordöſtl. von Florenz; Schloß, Lombard, Meſſerfabr.; 5100 Einw.; Hauptort des gleichnam. Vikariats (mit 30,000 Einw.).

Scarphe (Scarphea, Scarphä, a. Geogr.), Stadt der epiknemidiſchen Lokrer, 10 Stad. von der Küſte entfernt, mit Hafen, durch eine Ueberſchwemmung zerſtört; wenige Ueberreſte von ihr zwiſchen Andera und Molo (Paus. VII, 15, 2; Strabo I, 16).

Scarpolaro (ital., Ornith.), ſ. v. a. Säbelſchnäbler, Recurvirostra Avocetta L.

Scarponna (Scarbona), a. Geogr.), Stadt in Gallia Belgica, nördlich von Tullum, an der Straße von da nach Divodurum, an der Moſel; jetzt Charpeigne.

Scarron (Blogr.), 1) Paul, franzöſiſcher Dichter, geb. zu Paris gegen das Ende des Jahrs 1610 oder zu Anfang 1611, Sohn eines altadeligen Parlamentsraths. Da letzterer eine jährliche Rente von 25,000 Livres zu genießen hatte und außer ſeinem Sohne Paul nur noch zwei Töchter beſaß, ſo hatte der junge S. ein anſehnliches Vermögen zu erwarten; allein der frühzeitige Tod ſeiner Mutter vernichtete alle ſeine desfallſigen Hoffnungen, denn ſein Vater heirathete in zweiter Ehe ein Fräulein Françoiſe de Pliait, mit welcher er neue Töchter erzielte. Da ſich dieſes junge Weib ſchnell der Herrſchaft über ihren Ehemann bemächtigte, ſo wandte ſie alle möglichen Mittel an, um die Kinder erſter Ehe zum Vortheile der Kinder zweiter Ehe dem Vater zu entfremden. S. wurde dies gewahr und glaubte ſich darüber beklagen zu müſſen; daher ein unaufhörliches Gezänk, das dem alten Parlamentsrathe, welcher, wie ſich S. ausdrückt, wohl der beſte Menſch, aber nicht der beſte Vater war, dergeſtalt zur Laſt fiel, daß er, um Frieden im Hauſe zu ſchaffen, ſeinen Sohn verſtieß. Dieſer ſuchte Zuflucht bei einem entfernten Verwandten in Charleville. Nachdem er hier zwei Jahre zugebracht hatte, willigte ſein Vater endlich in ſeine Zurückberufung unter der Bedingung, daß er ſich dem geiſtlichen Stande widme. S. unterzeichnete den Vertrag und trat in ein Kloſter ein; aber ſeine Abneigung vor der Zurückgezogenheit verhinderte ihn an der Ausnahme in einen Orden. Eine Reiſe, welche er in ſeinem 24. Jahre in Italien machte, bot ihm vielfältige Gelegenheit, ſeinem Hang zu den Vergnügungen zu folgen, und auch nach ſeiner Rückkehr nach Paris überließ er ſich mit ſo wenig Rückhalt dem Vergnügen, daß die ſchmerzhafteſten Krankheiten nach und nach ſeine Geſundheit zerſtörten. Endlich beraubte ihn eine Karnevalsnarrheit in ſeinen 27. Jahre ganz und gar des Gebrauchs ſeiner Glieder und machte ihn, wie er ſelbſt ſagt, zu einem Zuſammengeſchrumpften des menſchlichen Elends. Er befand ſich zu Mans, wo er Abt geworden war, und brannte, ſo wie drei ſeiner Freunde, von dem Verlangen, an den öffentlichen Maskeraden

Theil zu nehmen, welche, wie überall in den französischen Provinzen, den Karnaval beschließen. Er mußte, sagt Madame von Maintenon, zwei sehr unverträgliche Dinge berücksichtigen: die besondere Neigung seines Charakters und die Angemessenheit seines Standes, die Kirche und das Burleske. Das Mittel, welches er erfann, um dazu zu gelangen, wird einen Begriff von seiner Tollheit geben: er bestrich sich vom Kopfe bis zu den Füßen mit Honig und wälzte sich so lange in einem großen Federbette herum, bis er über und über gefiedert erschien. Die drei übrigen Unbesonnenen folgten seinem Beispiele und schickten sich an, mit ihm zusammen in diesem unerhörten Aufzuge die Stadt zu durchlaufen; aber bald verfolgt, umgeworfen und entfiedert, sahen sie kein Mittel, um sich den Beleidigungen des Pöbels zu entziehen, als über eine Brücke zu springen und ihre Verwirrung in den Gewässern der Sarthe zu verbergen. Hier erkälteten sie sich und zogen sich eine Krankheit zu, der sie erlagen. S. allein kam mit dem Leben davon; aber man kann aus dem Gemälde, welches er selbst von seinen Schwächen entwirft, ersehen, mit wie viel Schmerzen er seine Unklugheit büßte. Der Ruin seines Vermögens folgte bald dem Ruine seiner Gesundheit nach, denn sein Vater, welcher aus unbekannten politischen Gründen vom Kardinal Richelieu aus Frankreich verbannt worden war, endete im Exil, und ein großer Prozeß um die Erbschaft erhob sich zwischen S. und seiner Stiefmutter. S. betrieb auf komische Weise einen Prozeß, von dem seine ganze Habe abhing; seine Stiefmutter gewann und erbeutete das Geld. Seines väterlichen Erbtheils beraubt, flüchtete er zur Dichtkunst. Seine burlesken Schauspiele hatten in Kurzem den größten Erfolg, und wie ihm dieses Genre wenig Mühe kostete, so machte es ihm viel Vergnügen; die Langweile machte ihn eben so gut zum Schriftsteller, wie das Bedürfniß. Indessen war sein Haus das Rendezvous der besten Gesellschaft geworden. Gesucht von geistreichen Leuten, welche sein Witz ergötzte, protegirt von Narren, welche er ohne Gewissensbisse mit Monseigneur anredete, verlebte er selten einen Tag, welcher ihm nicht Geschenke eingetragen hätte. Allein je mehr er deren erhielt, desto mehr vergrößerte er seine Ausgaben; auch vergeudete er einen guten Theil seines Talentes, um bei Hofe um Pensionen zu betteln. Endlich verschaffte ihm die Protektion der Madame d'Hautefort eine Audienz bei der Königin; er bat sie um die Erlaubniß, ihr Kranker aus Dienstbeflissenheit seyn zu dürfen. Anna von Oesterreich lächelte, und dies Lächeln war ein Brevet. Seit dieser Zeit nannte sich der Dichter „S., von Gottes Gnaden unwürdiger Kranker der Königin", und er behauptet mit Recht, daß kein Diener außer ihm besser sein Amt ausfülle. Mazarin fügte diesem neugeschaffenen Amte noch eine Pension von 500 Thalern hinzu. Da aber dieser Minister in der Folge die Dedikation des burlesken Gedichtes „Thyphon" ablehnte, so rächte sich S. dafür durch die „Mazarinade", was das Unangenehme nach sich zog, daß der Kranke der Königin seinen Gehalt verlor. „So gebt mir denn eine Abtei!" sagte er alsdann zu seinen Protektoren. Und als man ihm vorstellte, daß er zu keinem Dienste tauglich sey, erwiederte er: „Wohlan, so gebe man mir ein einfaches Benefizi, aber so einfach, daß man, um es wohl zu verwalten, nur an Gott zu glauben braucht". Dergestalt war 1652 der Stand seiner Angelegenheiten, als Madame von Neuillart bei ihm eine junge Person einführte, die sie aus der äußersten Armuth herausgezogen hatte. Es war dies Fräulein d'Aubigné, später so berühmt unter dem Namen der Madame de Maintenon, deren spätere Erhöhung man jedoch damals nicht im Entferntesten ahnte. Auf die Arbeit ihrer Hände angewiesen und den Launen einer geizigen Gebieterin, welche das Alter mit jedem Tage lebensüberdrüssiger machte, ausgesetzt, erregte die künftige Geliebte Ludwigs XIV. durch ihr Unglück das Mitleid des armen Abts S., und obschon er unbestritten die lächerlichste Gestalt der ganzen Hauptstadt war, so fühlte sie sich doch sehr glücklich, ihn heirathen zu können. Die Art und Weise, mit welcher ihr S. seine Hand antrug, ist zu gleicher Zeit zu edel und zu gewandt, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. „Fräulein", sprach er, indem er sie eines Tags, als sie, ohne sich weiter zu beklagen, eine üble Behandlung zu erdulden gehabt, bei Seite führte, „ich seufze sehr über das Unrecht, welches Ihnen das Geschick anthut, und über die Härte, welche Sie täglich erleiden! Was würde aus Ihnen werden, wenn die Fortsetzung Ihres Unglücks Ihnen diejenige entrisse, bei der Sie wohnen, und welche, so unwirsch sie auch seyn mag, Sie doch in ihrem Hause behält? Ein Fräulein hat keine andere Zuflucht, als das Kloster oder die Ehe. Wollen Sie Nonne werden: ich will Ihre Mitgift zahlen; wollen Sie lieber eine Unterkunft, so habe ich Ihnen nur eine sehr häßliche Gestalt und ein äußerst beschränktes Vermögen anzubieten." Er konnte sich damals, sagt Madame de Maintenon, sonst gar nicht frei bewegen, außer mit der Hand, mit der Zunge und mit den Augen. Der Adel seines Benehmens verdeckte in den Augen einer mehr als billig reizbaren Frau die Mangelhaftigkeit seiner Züge. Als es sich um Niederlegung des Ehekontrakts handelte, fragte der Notar, was der Bräutigam seiner Verlobten als Mitgift zuerkenne? „Vier Louisd'or," erwiderte S., „zwei sehr große trotzige Augen, einen sehr schönen Oberleib, ein Paar schöne Hände und viel Geist!" Welche Ausstattung? „Die Unsterblichkeit! Der Name der Gemahlinnen des Königs stirbt oft mit ihnen, aber der der Gemahlin S.s wird ewig leben". Ungeachtet der Possenreißerei und Ausgelassenheit seiner Schriften hegte S doch eine große Scheu vor seiner Religion, deren Vorschriften er mit einer seltenen Pünktlichkeit erfüllte. Er forderte von seiner unlängst erst bekehrten Frau eine neue Abschwörung der Irrthümer ihrer Väter, und als man über seine große Gewissenshaftigkeit erstaunt war, sprach er: „Dies gehört sich für den Ehrenmann und beruhigt sein Gewissen; es ist eine durchaus nothwendige Sache, wenn man im Frieden mit sich selber leben will,

Es gibt keine poetische Ausgelassenheit, welche zu der geistigen Aufschweifung ermächtigte, und ich würde aufhören, Dichter zu seyn, wenn ich es um diesen Preis seyn müßte.“ Ein so wunderliches Gemisch von Extravaganz u. Vernunft, von Schlüpfrigkeit und Anstand, meint Poncelet (Biographie universelle, Paris 1825), erklärt es nicht recht wohl die Zuneigung,, welche so viele verdienstvolle Menschen gegen ihn hegten? Und wenn man sich das Gemälde der unerhörten Schmerzen, welche stets seine scherzhaftesten Witzfunken begleiteten, vergegenwärtigt, kann man nicht diese unverwüstliche Lustigkeit der so gepriesenen Unempfindlichkeit der Stoiker vorziehen“? Die Bescheidenheit der Madame S. übte einen glücklichen Einfluß auf die Gesellschaft ihres Gemahls aus. Eine weise Freiheit, welche durch den guten Geschmack geregelt wurde, ersetzte hier die gemeinen Späße und die Licenz. Der große Turenne, Mignard, fanden sich alle Abende ein, und es war selten, wenn man nicht auch die Damen de Savigné und de la Sabière daselbst traf. Indessen waren die Einkünfte des jungen Haushalts im Entferntesten nicht im Wachsen begriffen. S. hatte mit seiner Vermählung auf sein Kanonikat verzichtet. Sein ganzes väterliches Vermögen beschränkte sich auf einige unbedeutende Renten. Zu allem Unglück noch kamen seine Schriften aus der Mode, so daß das Marquisat Quinets (so nannte er das Einkommen seiner bei Quinet gedruckten Schriften) nichts mehr producirte. Die Stelle eines Historiographen war zwar vakant, allein der Schriftsteller des „komischen Romans“ bewarb sich umsonst darum. Seine ganze Habe bestand bald nur noch in einer Pension von sechszehnhundert Livres, welche ihm der Surintendant Fouquet gewährt hatte, um die ihm durch Mazarin entzogene wieder zu ersetzen. Indeß bekümmerte ihn seine Armuth eben so wenig, als seine schwächliche Gesundheit, und er würde, ohne die Unruhe zu kennen, verschieden seyn, hätte er nicht eine lebhafte Zärtlichkeit zu seiner Frau gefaßt; aber er war über die Fünfziger hinaus und wunderte sich selbst, noch beim Leben zu seyn. „Das Ziel rückt heran“, schrieb er damals, „und ich verlasse eine vermögens- und hoffnungsarme Frau, welche ich aus so vielen Gründen zu achten genöthigt bin; ich empfehle sie sowohl Ihnen, wie allen meinen Bekannten. Was wird aus ihr wohl werden?“ Der Wunsch, einiges Vermögen zu hinterlassen, hatte dem mit dem Tode ringenden Dichter einen der Literatur ganz fremden Gedanken eingeflößt. Es handelte sich nämlich darum, ein Soldatencorps zu errichten, das die Bestimmung hätte, die Waaren, welche aus allen Theilen Frankreichs herbeiströmten und nicht gut mit Sicherheit gefahren werden konnten, zu den einzelnen Kaufleuten zu schaffen. Der von ihm verfertigte Plan war so eben genehmigt worden und sollte ihm eine Rente von 6000 Livres eintragen, als ihn in seinen Hoffnungen ein gewaltiger Keuchhusten erfaßte. Es war der des Todes; Niemand täuschte sich hierin. „Wenn ich wieder aufkomme“, sagte er während der schmerzhaftesten Krisen, „o welch eine schöne Satyre will ich auf diesen Keuchhusten machen!“ Eine große Schwäche, welche sich seiner bemächtigte, machte glauben, daß er aus dem Leben geschieden wäre; allein seine zu Eis gewordene Sprache beseelte sich wieder, um noch zu scherzen. Er vermachte den beiden Dichtern Corneille fünfhundert Livres Geduld, seiner Frau die Erlaubniß, sich wieder zu verheirathen, und, als er gewahrte, daß um ihn Niemand in Thränen zerfloß, sprach er: „Meine Freunde, ich werde Ihnen niemals so viel Weinen verursachen, als ich Ihnen Lachen verursacht habe!“ Da er jedoch seine Frau sich in Thränen baden sah, wurde er selbst weich und dankte ihr für alle ihre Gefälligkeiten. Er empfahl sie warm dem Vollstrecker seines Testaments, Herrn d'Elbène, und indem er sich noch anstrengte, ihr die Hand zu reichen, fügte er hinzu: „Adieu, erinnern Sie sich meiner bisweilen; ich hinterlasse Ihnen keine Güter, und, obschon ich weiß, daß die Tugend deren keine gibt, so bin ich doch vollkommen überzeugt, daß Sie immer tugendhaft seyn werden.“ Er † am 14. Oktober 1660 mit den Worten: „Meiner Treue, ich hätte mir nie eingebildet, daß es so leicht seyn würde, sich über den Tod lustig zu machen.“ Er wurde lebhaft bedauert von Allen, die ihn gekannt hatten, denn er war, sagt Segrais, sehr beliebt und sehr liebenswürdig. Mehre strenge Moralisten haben S. der Verachtung preisgeben wollen wegen seiner großen Leichtigkeit, Diejenigen mit Lobsprüchen zu überhäufen, welche ihm wohlthun konnten; aber diese Akte von Gefälligkeit, die zudem in der Sitte jener Zeit lagen, wurden zum Theil durch seine Bedürfnisse erheischt. Die von ihm selbst gefertigte Grabschrift lautet:

Celui qui cy maintenant dort,
Fit plus de pitié que d'envie,
Et souffrit mille fois la mort
Avant que de rendre la vie
Passant, ne fais ici de bruit;
Et garde bien qu'il ne s'éveille,
Car voici la première nuit,
Que le pauvre Scarron sommeille.

Boileau hat über S. ein strenges Urtheil gefällt, und in vieler Beziehung nicht mit Unrecht. Aber ein Verdienst, welches man S. lassen muß, wenn man der Wahrheit nicht zu nahe treten will, ist, daß er zuerst jenen gezierten und schwülstigen Styl, welchen hernach Molière in seinen Précieuses ridicules bekämpfte, angegriffen hat, jenen Styl, welchen alle Dichter jener Zeit modisch zu machen sich bestrebten. Es gibt sogar einige Werke S.s, die in ziemlich reiner Sprache und mit einer gewissen Eleganz geschrieben sind. Der „Roman comique“, 1662, n. Ausg. 1845, deutsch, Reval 1782, 3 Bde., z. B. verdient in dieser Hinsicht die Aufmerksamkeit der Kenner, und man hat mit Recht behauptet, daß er nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der französischen Sprache geblieben sey. Was seine Schauspiele anbelangt, so sind sie größtentheils dem Spanischen nachgeahmt, d. h. es ist keine Regel des Aristoteles darin beachtet. Einige scherzhafte Situationen, die durch das Drollige des Dialogs

gehalten werden, bilden ihr ganzes Verdienst. Aber so mangelhaft dieses Genre auch immerhin seyn mochte, so war es doch noch immer den langweiligen Pastoralen vorzuziehen, welche damals das Theater in Beschlag genommen hatten. S. machte wenigstens lachen; vielleicht auch trug er dazu bei, die Erfolge des Molière vorzubereiten, indem er das Publikum zur Heiterkeit stimmte. Das Theater verdankt ihm übrigens die Erfindung einer Person, welche seitdem mehr als ein talentvoller Dichter benutzt hat, wir meinen den Crispin, der zuerst in seinem Schauspiele „L'Ecolier de Salamanque" vorkommt. Seine Werke wurden 1737 von Bruzen de la Martinière in 10 Bdn., 12., gesammelt, nachher erschienen sie Amsterd. 1752, 7 Bde., kl. 12., und abgedruckt Paris 1786, 7 Bde., 8. Wir glauben, diesen Art. mit dem ergötzlichen Bilde schließen zu müssen, welches S., der erste von den französischen Burlesken-dichtern, in einem Vorworte von sich selbst entwirft: „Leser, der du mich niemals gesehen hast und dir vielleicht auch wenig Kummer deshalb machst, weil nicht viel zu gewinnen ist bei dem Anblicke eines Menschen, der, wie ich, gestaltet ist, wisse, daß ich mich auch wenig daran kehren würde, ob du mich säbest, oder nicht, wofern ich nicht erfahren hätte, daß einige witzige Schöngeister sich auf meine Unkosten lustig machen und mich auf eine andere Art abmalen, als ich wirklich gestaltet bin. Die Einen sagen, daß ich ein Krüppel ohne Beine wäre; Andere, daß ich keine Schenkel hätte und daß man mich auf einen Tisch in einen Behälter setze, wo ich schwätze, wie eine einäugige Elster; noch Andere sagen, daß mein Hut an einer Schnur hinge, welche in einer Rolle lief, und daß ich ihn in die Höhe zöge und herabließe, um die Besuchenden zu grüßen. Ich glaube verpflichtet zu seyn, auf Gewissen, sie an längerm Lügen zu verhindern. Ich bin über dreißig Jahre hinaus; wenn ich bis vierzig komme, werde ich noch viele Leiden zu denen hinzufügen, welche ich nun schon seit acht bis neun Jahren leide. Mein Wuchs ist gut, wiewohl klein; meine Krankheit hat ihn um einen guten Fuß kürzer gemacht. Mein Kopf ist für meinen Wuchs ein wenig zu dick, mein Gesicht ziemlich voll für einen sehr abgefleischten Körper. Haare genug, um keine Perücke zu tragen; trotz des Sprüchworts habe ich doch viele weiße. Der Sinn meines Gesichts ist ziemlich gut, die Augen jedoch groß; sie sind blau: das eine auf der Seite, nach welcher mein Kopf hängt, ist dunkler. Mit der Nase bin ich ziemlich gut versehen worden. Meine Zähne, sonst viereckige Perlen, sind holzfarben und werden bald schieferfarben seyn, anderthalbe habe ich auf der linken Seite, dritthalbe auf der rechten Seite verloren, zwei sind ein wenig angefressen. Meine Beine und meine Schenkel bildeten anfangs einen stumpfen, dann einen rechten, darauf endlich einen spitzen Winkel; meine Schenkel bilden mit meinem Körper einen zweiten spitzen Winkel und mein Haupt hängt herab auf meinen Magen, so daß ich einem Z nicht sehr unähnlich sehe. Die Arme sind eben so sehr zusammengeschrumpft, wie die Beine, und die Finger eben so sehr, wie die Arme. Kurz ich bin ein Zusammengeschrumpfter des menschlichen Elends. So ungefähr bin ich gestaltet. Weil ich einmal in so gutem Zuge bin, will ich dir auch Etwas von meinem Humor mittheilen. Ich bin stets ein wenig zornig, ein wenig leckerhaft und ein wenig faul gewesen. Ich schelte oft meinen Diener einen Dummkopf, und einen Augenblick hinterdrein nenne ich ihn „Mein Herr!" Ich hasse keinen Menschen; wollte Gott, daß man mich eben so behandelte. Ich fühle mich sehr behaglich, wenn ich Geld habe. Ich würde mich noch behaglicher fühlen, wenn ich Gesundheit hätte. Ich ergötze mich so ziemlich in Gesellschaft; ich bin zufrieden genug, wenn ich allein bin, und ertrage meine Leiden mit Geduld". Man findet in einem der Romane des Fräuleins Scudéry unter den Namen Scaurus und Syriane zwei vollkommen getroffene und sehr gut gezeichnete Porträts von S. und seiner Frau. S. ist einer von den Autoren, welche in den „Vies des Poetes français" des Guizot enthalten sind. — 2) Françoise, s. S. 1) und Maintenon.

Scarsella, zwei Maler, s. v. a. Scarcella.

Scarselli, Giovanni Pietro, Maler, blühte um 1680 in Bologna, malte in Fresko, in Kirchen und Palästen.

Scarsello, Girolamo, Maler und Radirer von Bologna, Schüler von Gessi, arbeitete längere Zeit zu Mailand und in Turin, in letzterer Stadt um 1670. Einige Blätter von ihm sind sehr gut gezeichnet und eben so leicht als geistreich radirt.

Scarsough, Berg, s. Inverneß.

Scarta facela (Scarto foglio, Ital.), kurze Aufzeichnung der vorliegenden Verrichtungen, Partitenwechsel und Waaren, um solche auf der Börse oder während der Messe leichter übersehen zu können.

Scartagh, Gebirg, s. v. a. Schartagh.

Scarteke, s. v. a. Scharteke.

Scartes (Säugeth.), nach Gray, Schlafrattenmaki, Gattung der Quadrumana Cuv., der Ordnung der Nagelthiere und der Zunft der Affen nach Oken, Gliscebus Less., Chirogaleus Geoffr. Charakter: Zähne wie bei Lemur, oben 4, unten 6, die obern mittlern Vorderzähne sind breiter als die Seitenzähne, die untern länger, zusammengedrückt, gleichlang. Eckzähne deutlich, Backenzähne $^6/_6$, der erste auf jeder Seite spitzig, die andern höckerig. Der Kopf ist rundlich, die Schnauze spitzig, mit Schnurrhaaren versehen, die Ohren sind nackt, tutenförmig, kürzer als der Kopf, breit und häutig. Die Zehen sind lang und mit Ausnahme des Zeigefingers der Hinterhand abgerundet, an der Wurzel faltig. Der Schwanz so lang als der Körper, sehr stark behaart, dick, auch an der Spitze. Nächtliche Thiere auf Madagaskar; 2 Arten: 1) S. murinus Gray, Lemur murinus Mill., Gliscebus murinus Less., Little Maucaco Brown. Obere Theile hellmäusegrau; Schnauze, Backen, Nase und untere Theile weiß; Schwanz lang, dick, braun, an der Spitze dunkler. Kleiner als eine Hausratte. — 2) S. rufus Gray, Gliscebus rufus Less. Körper oben und Aeußeres der Glieder graulich rostroth, Brust und Bauch blaß rost-

farben; Augenbraunen und Gegend um den Mund weiß. Ein Fleck auf der Stirn und eine Linie vom Hinterhaupt bis zu den Augen, so wie der Schwanzrücken schwarz. — Dieser Artikel dient zur nähern Bestimmung des Artikels Cheirogaleus, S. 68.

Scartezini, Johann Baptist, Maler von Civezzano bei Trient, malte historische Darstellungen, besonders für den Fürstbischof J. Michael Grafen von Spaur in Trient, dann auch Landschaften und Blumenstücke; † 9 Dec. 1726.

Scarto (ital.), s. v. a. Ausschuß, Wrack; daher skartiren, s. v. a. ausschießen.

Scarus (Ant.), ein bei den Römern sehr beliebter, aber uns unbekannter Fisch, dessen Eingeweide als besonderer Leckerbissen galt (Mart. III, 84).

Scarus (Ichthyol.), nach Linné, Papageifisch, Gattung der Acanthopterygii Labroidei *Cuv.*, der Ordnung der Brustflosser und der Zunft der Brassen nach Oken. Charakter: Körper zusammengedrückt, elliptisch, mit großer Schwimmblase; Schuppen groß und auch auf dem Kiemendeckel; Kiefer schnabelförmig vorstehend, mit schuppenförmig gestellten Zähnen; Seitenlinie unterbrochen. Gegen 20 Arten, sämmtlich in den wärmeren Meeren, nur eine europäische; bekannteste: 1) S. viridis *Bl.* Gelb, Schuppen grün gerändert; 1 Fuß lang. In Japan. — 2) S. coccineus *bl.* Scharlachroth. Bloch, Ausl. Fisch., Taf. 259. — 3) S. creticus *Aldr.*, gemeiner Papageifisch. Nach der Jahreszeit blau oder roth; 1 Fuß lang; im Mittelmeer. War bei den Alten als ein vortrefflicher Fisch berühmt und ist auch jetzt noch in Griechenland sehr beliebt. Vergl. Oppian, IV, 40. Da er früher nur an der griechischen und asiatischen Küste gefunden wurde, so schickte Tiberius Claudius den Optatus mit Schiffen dahin, um diese Fische zu holen und an der Küste von Kampanien auszustreuen. Dies geschah 5 Jahr nach einander. Seitdem sind sie häufig an der Küste von Sicilien. Bloch, Ausl. Fische, IV, Taf. 220.

Scarvaghyaß, brit. Dorf, Irland, Prov. Ulster, Grafschaft Down.

Scat, s. v. a. Skat.

Scataponzolo (ital., Mollusk.), s. v. a. gemeine Klappmuschel, Spondylus Gaederopus *L.*

Scatary, unbewohnte dänische Insel, Island, östlich von der Insel Kap-Breton; hieß ehemals Klein-Kap-Breton; Ostspitze: 46° 1′ 19″ n. Br. und 62° 3′ 53″ w. L.

Scatebra (a. Geogr.), Nebenflüßchen des Liris, im Gebiete von Casinum in Latium, mit sehr kaltem Wasser (Plin. II, 103, 106).

Scathares (Ichthyol.), nach Cuvier, Gattung der Acanthopterygii Sparoidei *Cuv.*, der Ordnung der Brustflosser und der Zunft der Brassen nach Oken. Charakter: Zähne stehen nur in einfacher Reihe und sind sämmtlich spitz. Einzige Art: S. graecus *Cuv.*, Hist. natur. des poiss., Bd. VI, S. 281. Bei Morea.

Scatinia (Scantinia) Lex, von dem Volkstribun Scatinius in Vorschlag gebrachtes Gesetz, wodurch Päderastie mit einer hohen Geldstrafe belegt ward.

Scatophaga (Entom.), nach Latreille, Dungfliege, Gattung der Diptera Athericera Muscida *Latr.*, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken, unter Musca *L.* Charakter: Die Fühler niederhängend, dreigliederig; der Kopfkugelig; Untergesicht unter den Augen herabgehend; der Mund mit Knebelborsten. Augen rund, durch die breite, meist feuerroth gestriemte Stirn getrennt. Hinterleib fünfringelig, beim Männchen streifenförmig, flach, weichhaarig, beim Weibchen in der Mitte erweitert. Flügel groß, in der Ruhe flach parallel auf dem Leibe liegend, und über denselben weit hinausreichend. Diese Fliegen sitzen fast stets auf Exkrementen, auch menschlichen, in welchen ihre Larven wohnen. Von 15 europäischen Arten bekannteste: 1) S. stercoraria *Latr.*, Musca stercoraria *L.* Rostgelb seidenglänzend, mit schwarzen Fühlern. Der Hinterleib des Männchens mit rothgelben, des Weibchens mit weißgelben Haaren. Die Flügel mit einem schwarzen Punkt auf der Mitte. Häufig auf Düngerhaufen, zumal auch auf Menschenkoth, oft in der Begattung zu sehen. Die Fliege legt ihre Eier dahin. Réaumur, IV, Taf. 26 und 27. — 2) S. scybalaria *Latr.* Rothgelb, Flügel rostfarbig; die Querader etwas gebogen; 5 Linien lang; an feuchten Orten und Gräben. — 3) S. merdaria *Fabr.* Fühler und Flügel schwarz; Körper aschgrau; Schienen röthlich; 3 Linien lang; häufig. — 4) S. furcata *Fabr.* Fühlerborste nackt, aschgrau; Kopf und Beine rothgelb; vor allen ausgezeichnet durch das verlängerte Schildchen mit zwei langen Borsten auf der Endspitze; 3½ Linie lang; sehr häufig. — 5) S. pluvialis *Latr.*, Regenfliege, Regenmücke, s. Anthomyia pluvialis *L.*, *Meig.*

Scatophagus (Ichthyol.), nach Cuvier, Strontfisch, Kothfisch, Gattung der Acanthopterygii Squamipennes *Cuv.*, der Ordnung der Brustflosser und der Zunft der Thunne nach Oken, unter Chaetodon *L.* Charakter: Schuppen sehr klein; vier Stacheln in der Steißflosse. Unter mehren Arten, sämmtlich in den indischen Meeren, bekannteste: 1) S. Argus *L.* Gegen 1 Fuß lang, grünlich silberglänzend, voll brauner Dupfen, von denen er seinen lateinischen Namen erhalten hat. Er findet sich in Ostindien und geht weit in die Flüsse hinein, wo er die Ausgüsse der Abtritte aufsucht und sich mit Menschenkoth ernährt, auch den Schiffen folgen soll, um den Auswurf zu verzehren. Nach Einigen sey er dessen ungeachtet sehr schmackhaft, nach Andern dagegen nicht geschätzt. Bloch, A. F., III, 86, Taf. 104, F. 1. — 2) S. tetracanthus (S. fasciatus) *Cuv.* Graubraun, mit fünf breiten, dunkel braunen Längsbinden. — Eine fossile Art (S. frontalis) ist im Monte Bolca gefunden worden; vgl. Ittiologia Veronese, T. V, F. 2.

Scatopse (Entom.), nach Geoffroy und Meigen, Gattung der Diptera Nemocera Tipularia *Latr.*, der Ord. der Mucken und der Zunft der Fadenmucken nach Oken, unter Tipula *L.* Charakter: Augen beim Weibchen halbmondförmig; Taster sehr klein, ein einziges kleines Gliedzeigend. Von mehren Arten bekannteste;

S. latrinarum *Meig.*, Tipula latrinarum *L.*, Abtrittsschnacke. Kaum 1 Linie lang, findet sich im Herbste in Menge in Mistgruben. De Geer, VI, Taf. 28, F. 1—4. — S. reptans *Fabr.*, s. v. a. Kriebelmücke, Simulia reptans *Latr.*

Scattaglia, Pietro, Kupferstecher, arbeitete in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Venedig, öfter in Gemeinschaft mit Innocenz Alessandri, beide Nachahmer Bartolozzi's. S. arbeitete schon um 1750.

Scattola, Domenico, Maler zu Venedig, jetzt lebender Künstler und einer der besten unter den jüngern italienischen Meistern. Er malt Bildnisse, Genrebilder und historische Darstellungen. Im Jahre 1840 war sein Gemälde mit Hagar in der Wüste eines der vorzüglichsten Werke der venediger Kunstausstellung.

Scatula (lat.), Schachtel.

Scaturir, s. Nordische Mythologie.

Scaup-Duck (engl., Ornith.), s. v. a. Muschel- oder Bergente, Anas marila *L.*, s. Ente.

Scaurus (lat.), ein Mensch mit starken hervorstehenden Knöcheln an den Füßen.

Scaurus, Beiname der Glieder einer zur Aemilia und Aurelia gens gehörigen Familie. 1) Lucius Aemilius S., römischer Feldherr im Kriege gegen den König Antiochus, erhielt 190 v. Christo den Oberbefehl über die Flotte, welche zum Ueberführen der Truppen nach dem Hellespont segelte. — 2) Marcus Aemilius S., geb. 163 v. Chr., hob seine von Numa Pompilius abstammende, doch sehr herabgekommene Familie wieder. Nach dem Berichte des Cicero (Pro Scauro, De legit. III, 16) äußerte sich S. darüber so: „Glaubt nicht, daß meine Geburt mir zu etwas genützt hat. Meine Väter hatten sich so sehr in Vergessenheit gebracht, daß ich in die Welt gekommen bin, wie ein Fremder." Sein Großvater und Urgroßvater waren sehr arm. Sein Vater war Holzhändler und Kohlenbrenner geworden und gewann bei diesem Geschäft den Anfang zu einem Vermögen (Komment. über das Leben des S., citirt von Valerius Maximus IV, 411, und von Aurelius Victor). S. gedachte anfangs Geldwechsler zu werden, wollte aber, bevor er dies Geschäft ergriff, sich durch die Vertheidigung einiger Rechtshändel einen Namen erwerben. Cicero führt in seiner Rede pro Muraena alle Schwierigkeiten auf, die S. bei der Hebung seines Hauses zu überwinden hatte. Als Redner mangelte ihm die Eleganz in seinen Sätzen und das Feuer des Vortrags. „Sonst besaß er, aus Grund einer vernachlässigten Erziehung, wenig wissenschaftliche Kenntniß. Ein Mensch ohne Studium mag noch so viel natürliche Anlage haben, er spricht bloß zufällig gut und kann niemals in allen Dingen sicher seyn. Auch ist S. niemals unter die Zahl der Redner erster Klasse gerechnet worden. Erst dann, als er an die Spitze des Senats gelangte, erkannte man das ganze Verdienst seiner ernsten, energischen, gesetzten, gestikulationsfreien und ausdrucksvollen Redeweise. Es ist dies der von einer hohen Abstammung eingeflößte Ton, welchen alle mögliche Kunst und Studium nicht den Menschen von einer niedrigen Herkunft geben können. Wenn S. für einen Angeklagten spricht, so scheint er weniger zu vertheidigen, als lautes Zeugniß zu Gunsten seines Klienten abzulegen." Aus diesen Betrachtungen folgert Cicero, daß man S., wenn man ihn nicht in den Rang der beredten Männer versetzen will, doch wenigstens unter die stoischen und unbeweglichen Redner zählen muß (Cic., pro Mur., 7). Nachdem S. zwei Feldzüge in Spanien u. Sardinien mitgemacht hatte, erhielt er 123 v. Chr. das Amt eines Aedils, welches ihm die Aufsicht über die Spiele und die Verpflichtung, ihre Pracht aus seinem Vermögen zu vergrößern, auferlegte. Da S. arm geboren war, so machte er bei dieser Gelegenheit nur wenige Ausgaben und beschäftigte sich einzig damit, durch eine strenge Handhabung der Ordnung dem Publikum zu dienen. Als Prätor feierte er 117 apollonische Spiele, wie uns eine Denkmünze mit der Inschrift beweist: Marcus Aemilius, Filius Marci. Darauf erhielt er die Provinz Achaja. Nachdem er sich schon zuvor vergebens ums Konsulat beworben hatte, machte er 115 einen zweiten Versuch, wobei es schien, als ob dem S. sowohl, wie auch seinem Mitbewerber Rutilius die schändlichsten Bestechungen erlaubt wären. Beide kamen vor Gericht, indem sie sich gegenseitig der Wahlumtriebe anklagten. S. war zu gewandt, als daß er sich hätte überweisen lassen, obschon es notorisch war, daß er die Nachlassenschaft eines reichen Bürgers urkurpirt hatte, um sich in den Stand zu setzen, die Wahlstimmen zu kaufen. Nicht so gut ging es mit dem Rutilius ab. Dieser wurde, obschon er die allgemeine Achtung genoß, verurtheilt. Die hauptsächlichsten Beweisstücke waren die von Rutilius in den Centurien vertheilten Billets, worauf die vier Anfangsbuchstaben A. F. P. R. standen. Dieselben bedeuteten nach der Auslegung des S.: Actum fidei Publii Rutilii. Rutilius dagegen erklärte sie so: Ante factum post relatum. „Weder das Eine, noch das Andere", rief Caninius, Freund des Angeklagten, sie bedeuten vielmehr: „Aemilius fecit, plectitur Rutilius." Kaum war S. Konsul, als er mit einer hochfahrenden Handlung großen Lärm in Rom erregte. Er kam nämlich durch eine Straße, wo der Prätor Decius auf seinem Tribunal saß und dem Volke Recht sprach. Da dieser Beamte nicht die Aufmerksamkeit dem Konsul bezeigte, sich vor ihm zu erheben, so ließ S. durch seine Liktoren dem Decius das Amtskleid zerreißen und sein Tribunal in Stücke schlagen. Außerdem that er den Vertheidigern Einhalt, die zugegen waren, um sich an diesen Prätor zu wenden. Nachdem S. den Tempel der Juno reparirt und der Fidelitas einen neuen errichtet hatte, gab er Gesetze gegen den Tafelluxus und unternahm die Eroberung von Ligurien. Als er an der Spitze seiner Armee in die Gallia cisalpina kam und hier bemerkte, daß die Ueberschwemmungen der Trebia viel Moräste hinterließen und die Gegend verpesteten, schuf er zwischen Parma und Piacenza einen schiffbaren Kanal und machte auf diese Weise jenen Landstrich fruchtbar und angenehm. Vielleicht hätten die Römer ohne dieses große Werk die Eroberung Galliens niemals bewerkstelligen können, denn jene Moräste ver-

sperrten ihnen von dieser Seite den Zugang, und man weiß überdies, daß Hannibal hier mehr von seiner Mannschaft einbußte, als beim Uebergang über die Alpen. Die militärische Disciplin, we che S. unter se nen Soldaten handhabte, war so streng, daß ein Fruchtbaum nach dem Berichte des Frontieus nach dem Abmarsch der Truppen von seinem Eigenthümer auf dem eingezäunten Gefilde mit allen seinen Früchten wieder gefunden wurde. S. drang zuerst in das Gebiet der karnischen Gallier ein und unterwarf diese Völker. Der Sohn des Konsuls, welcher, an den tridentinischen Bergen mit einem wichtigen Posten betraut, letztern verlassen hatte, durfte zur Strafe nie wieder vor seinem Vater erscheinen. Aus Verzweiflung nahm sich der junge Mann das Leben. Bei seiner Rückkehr nach Rom, wo er die Ehre des Triumphs genoß, fand S. den Senat mit den Angelegenheiten Numidiens beschäftigt. Adherbal, der Sohn des Micipsa, nämlich, des Königs dieses Landes, hatte sich nach Rom geflüchtet und flehte die Hülfe der Republik gegen Jugurtha an, welcher so eben Hiempsal ermordet und ihn selbst aus seinen Staaten vertrieben hatte (s. Jugurtha). Der Usurpator hatte ebenfalls nach Rom Gesandte geschickt, welche offen und ungescheut mit vollen Händen, um zu bestechen, Gold spendeten. So gut, wie den übrigen Senatoren, waren auch dem S. Anerbietungen gemacht worden; allein, obwohl die Habsucht seine Hauptleidenschaft war, so überwand er sich, nach dem Zeugniß des Sallust, für diesmal doch, da er bei einer so schreienden und offenbaren Bestechung eine Volkserhebung befürchtete. Er nahm Partei für Adherbal und war der Ansicht, daß ihm eine Armee zu Hülfe geschickt und daß die Ermordung des Hiempsal streng bestraft werden müsse. Der Senat begnügte sich damit, Kommissäre nach Numidien zu senden, die sich bestechen ließen. Inzwischen (114 v. Chr.) war S. von den Censoren zum Princeps des Senats ernannt worden und hatte damit eine Würde erhalten, die lebenslänglich war und ihm das Recht gab, in jeder Sache zuerst seine Meinung abzugeben. Um die Schande des Opinius wieder abzuwaschen, schickte man den neuen Princeps des Senats nach Numidien. Als S. daselbst angekommen war, schrieb er sogleich dem Jugurtha einen drohenden Brief und befahl ihm eiligst nach Utica zu kommen, damit er die Befehle des Senats vernehme. Nachdem Jugurtha nach einigem Zögern zum S. gekommen war, ging dieser, ohne Adherbal, der von Jugurtha in Cirta belagert wurde, nur gesehen, geschweige denn befreit zu haben, nach Italien ohne Weiteres wieder zurück. Es ist ungewiß, ob S. von Jugurtha bestochen worden war, oder ob er annahm, daß derselbe nicht wagen würde, den Befehlen des Senats Widerstand entgegen zu setzen. Sallust glaubt das Letztere. Die tragische Lösung, die Ermordung des Adherbal, hatte einen Aufstand des römischen Volks zur Folge. Daher ging der Konsul Calpurnius gegen Jugurtha. Er hatte den in großer Volksachtung stehenden S. als Legaten mit sich genommen, und beide zusammen betrieben eifrig den Krieg. Da gelang es Jugurtha, den Calpurnius zu bestechen. Noch größere Anerbietungen besiegten endlich auch die Redlichkeit des S. Sallust glaubt nämlich, daß dieser bis dahin der Verführung widerstanden habe. „Aber diesmal", sagt er, „war die Summe so groß, daß sie über ihn den Sieg davon trug." Ein schimpflicher Frieden war die Folge der ehrlosen Aufführung des Konsuls und seines Legaten. Darauf beschloß das Volk, dazu bestimmt vom Tribun Memmius, den Prätor Cassius, einen unbestechlichen Mann, nach Numidien zu entsenden, damit er Jugurtha nach Rom vorlade, auf daß er unter dem Schutze des freien Geleits das Betragen des Calpurnius, des S. und der übrigen Mitschuldigen enthülle. Bei der Ankunft des Jugurtha in Rom rieth demselben S., den Tribun Bäbius zu erkaufen, welcher kraft seines Veto es verhinderte, daß der numidische Fürst interrogirt wurde. Später gelangte S. sogar durch seine Kühnheit dazu, den Jugurtha ganz aus Rom zu entfernen. Er wagte es nämlich, sich zu einem der Kommissäre vorzuschlagen, welche Erkundigungen über Diejenigen einzuziehen sollten, die den Jugurtha entweder vermocht hätten, den Befehlen des Senats zuwider zu handeln, oder die sich hatten mit Geld erkaufen lassen. Wer hätte glauben sollen, daß er noch das nöthige Zutrauen besaß, um wirklich in diese Kommission gewählt zu werden! Dessen ungeachtet wurden die Erkundigungen mit großer Strenge eingezogen, denn fünf Konsularpersonen wurden zu verschiedenen Strafen verurtheilt. S. machte vergebliche Anstrengungen, den Calpurnius zu retten. Während er zu Gunsten dieses Angeklagten sprach, unterbrach ihn Memmius, der gerade einen Leichenzug vorübergehen sah, mit den Worten: „Halt, S., hier trägt man eine Leiche fort, siehe, ob du sie dir würdest aneignen können." Weit entfernt, daß der Kredit des S. durch die Gefahren, welche er gelaufen, erschüttert gewesen wäre, wurde dieser Habsüchtige vielmehr im Jahre 90 v. Chr. zum Censor gewählt. Während der Verwaltung des genannten Amtes verherrlichte er seinen Namen dadurch, daß er dem Handel und Verkehr Italiens neue und bessere Wege eröffnete und unter andern die unter dem Namen Via Aemilia bekannte Straße schuf. Er baute auch zu Rom die Pons Milvius genannte Brücke, welche noch heute besteht und jetzt Ponte Mole heißt. Als sein Kollege, der Censor Livius, gestorben war, wollte S., zum Hohn der Gesetze, dennoch seine Stelle fortführen. Auch widerstand er lange mit seinem hochfahrenden Wesen den Volkstribunen und gab nur erst dann nach, als er auf dem Punkte war, ins Gefängniß abgeführt zu werden. Nachdem er die höchsten Ehrenämter erklommen, verbrachte er den Rest seines Lebens damit, daß er die Interessen der Aristokratie vertrat, und lag deshalb mit den Volkstribunen in unaufhörlichem Kampfe. Angeklagt, den öffentlichen Kultus der Penaten von Lavinium verachet zu haben, zog er sich nicht nur glücklich aus der Affaire heraus, sondern klagte auch seinerseits noch obendrein seinen Gegner an. „Dieser berühmte Mann", sagt Cicero, „dessen einfache Meinung oft über das Schicksal der ganzen

Erbe entschied, wollte vergebens seine Eide gegen seine Widersacher verschwenden; man zweifelte nicht daran, daß er die Wahrheit sagte; aber man wollte, so streng auch die Urtel waren, welche man damals fällte, es vermeiden, den Privatfeindschaften Thor und Thür zu öffnen, und die Anstrengungen des S., sein Zeugniß in diesem Falle anzuwenden, waren daher nutzlos." Das Attentat des Tribunen Saturninus, der den neugewählten Konsul Memmius hatte meuchelmörderisch umbringen lassen, wäre beinahe ungestraft geblieben, wofern nicht die Energie des alten S. alle Stände des Staats zur gerechtesten Rache angespornt hätte. Vergeblich stellten ihm seine Freunde den bedauernswerthen Zustand seiner Gesundheit vor. Er antwortete: „Zwar halten es meine Beine nicht mehr aus, der gegenwärtigen Gefahr zu entfliehen, aber sie sollen mir doch noch erlauben, einen Störer der öffentlichen Ruhe zu verfolgen." Das Beispiel des S. zog die übrigen berühmten Bürger nach sich, u. selbst Marius, der zwar immer bereit war, nach seinen Interessen die Parteifarben zu ändern, aber im Einverständnisse mit Saturninus diesmal gewesen war, ließ den Tribun im Stiche u. wurde sein Gegner. Zuletzt sah sich S. am Ende seiner Tage noch in eine Anklage verwickelt, welche die furchtbarste unter allen war, die ihm je gedroht hatten. Der Hergang der Sache war folgender: Der Senat hatte S. als Gesandten in einer uns unbekannten Sache an den König Mithridates in Kleinasien geschickt, wobei S. die nähere Bekanntschaft des Königs gemacht hatte. Als nun darauf eine sociale Erhebung in den verschiedenen Städten Italiens erfolgte, wurde S. von seinen Feinden angeschuldigt, daß er vom König von Pontus Geld erhalten habe, um jene Erhebung zu nähren. Dies geschah 91 v. Chr. Varius, ein Volkstribun, nahm es auf sich, die Anklage aufrecht zu erhalten. Die Gefahr für die Angeklagten wurde groß, und während sich ein Mitangeklagter, Cotta, selbst verbannte, wurde ein anderer, Mummius, zur Verbannung verurtheilt. Alle Freunde des kranken 72jährigen S. riethen demselben, dem Beispiele des Cotta zu folgen und gleichfalls zu entfliehen. Anstatt nun diesem Rathschlage Folge zu leisten, begab sich der Princeps des Senats auf das Forum. Zwei junge Männer aus Aristokratenfamilien stützten ihn. Seine Rede ans Volk war kurz, aber voller Kraft: „Römer, ist es an euch, über meine Handlungen zu richten? Eure Väter sind es, die sie gesehen haben. Indessen will ich gern mich eurer Meinung fügen. Ein gewisser Varius von Sucrona klagt den Marcus Aemilius an, daß er die Republik zu Gunsten des Königs von Pontus verrathen hätte. Marcus Aemilius stellt es in Abrede. Welchem darf man glauben?" Fortgerissen durch den Stolz dieser Rede, nöthigte das Volk den Ankläger, von seiner Verfolgung abzustehen. Dieser Triumph genügte dem S. aber nicht, sondern er ließ den Varius verurtheilen, weil dieser selbst dazu beigetragen, daß die Städte Italiens die Waffen ergriffen hätten. Unterdessen klagten auch Cäpio und Dolabella den S. der Erpressung an. Anstatt ihnen zu antworten, klagte sie S. an, daß sie selbst Erpressung getrieben hätten, und indem er nur eine kurze Frist zur Beibringung seiner Beweise forderte, ließ er beide verurtheilen, bevor die gegen ihn anhängig gemachte Sache konnte gerichtet werden. Nach der wahrscheinlichsten Meinung † er 3 Jahre später, 88 v. Chr. Nichts ist schwerer, als eine Definition seines Charakters. Wie war es möglich, daß er bei so viel Energie des Geistes, bei so viel sittlicher Würde und bei seinem sonstigen Verhalten fähig war, sich der schmutzigsten Habsucht preiszugeben? Nicht weniger muß man staunen, daß dies verabscheuungswürdige Laster ihn nicht um die allgemeine Achtung brachte, die er bis an seinen Tod und nach seinem Tode noch genoß. Sogar die Geschichtsschreibung scheint ihn in dieser Hinsicht sehr gelind behandelt zu haben. Tacitus hält dem S. in seinem „Agricola" eine förmliche Lobrede. Eben so zollt Cicero an mehren Stellen seiner Schriften diesem Römer ausgezeichnete Lobeserhebungen, denn er spricht niemals seinen Namen ohne ein rühmendes Epitheton aus. Der Präsident de Brosses scheint die Schwierigkeit gelöst zu haben, wenn er sagt: „Was mich anbetrifft, so gestehe ich, daß mir nichts einen höhern Begriff von den Tugenden und Talenten des S. gibt, als seine Laster selbst, wenn ich sehe, daß sie kaum die Achtung, welche er sonst verdiente, abzuschwächen vermochten." S. liebte die Wissenschaften. Obgleich er sehr geizig war, so kaufte er doch einen gewandten griechischen Grammatiker, Namens Daphnis, um siebenhundert Sestertien (ungefähr 3133 Unzen Silber). „Dies ist", sagt Plinius, „der höchste Preis, welchen man jemals auf einen Sklaven gesetzt hat." Er hatte selbst einige Werke geschrieben, nämlich: eine Sammlung Reden, eine Geschichte des Cyrus und seine eigene, dem Fusidius gewidmete Lebensgeschichte in drei Büchern. Von diesen Schriften besitzen wir aber nur noch einige von Valerius Maximus und vom Grammatiker Diomedes überlieferte Fragmente. S. hatte mit der Metella, welche sich später an Sulla verheirathete, einen Sohn und eine Tochter gezeugt. Letztere heirathete erst den Glabrio, dann den Pompejus. Ihr Name war Aemilia. — 3) Marcus Aemilius S., Sohn des S. 2), vergeudete die von seinem Vater erhaltenen unermeßlichen Güter, indem er während seiner Aedilität dem Volke Spiele von einer außerordentlichen Pracht zum Besten gab. Eben so bekannt ist er durch seine Leidenschaft für den Gebäudeluxus. Sein Palast, von dem Plinius eine Beschreibung gibt, besaß eine große Menge Säulen aus den kostbarsten Stoffen. „Niemand," sagt dieser Geschichtsschreiber, „kann mit ihm hinsichtlich seiner wahnsinnigen Verschleuderung einen Vergleich wagen, so viel Reichthümer hatte er in seinem Hause zu Tusculum aufbewahrt." Die Specialitäten hiervon haben dem Architekten Majois den Gedanken zu einem Werke: Palais de Scaurus, ou description d'une maison romaine, fragment d'un voyage fait à Rome, vers la fin de la république, par Mérovir, prince des Suèves, Paris 1819 und 1822, 8., deutsch von Wüstemann, Gotha 1820, eingeflößt. Es

ist dies eine geistvolle Dichtung, worin der Autor für die Geschichte der Architektur und des römischen Privatlebens eine Menge bis dahin in den verschiedensten Schriften vergrabener und zerstreuter Details mittheilt. Wenn übrigens S. seinem Vater weder an Verdienst, noch an Auktorität gleichkam, so war er auch nicht so habgierig und so übervortheilend wie jener, sondern schlug es im Gegentheil fortwährend aus, wenn, was öfter geschah, sein Stiefvater ihn durch die Güter der Proskribirten bereichern wollte. Wir besitzen noch einige Fragmente von einer Vertheidigungsrede, die Cicero für ihn hielt, als die Einwohner von Sardinien, wo er Prätor gewesen war, ihn wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt, verübt an einem ihrer Mitbürger, nach dessen Frau ihm gelüstete, anklagten. Sein Sohn stand während der Kriege des zweiten Triumvirats auf der Seite des Pompejus und nach dessen Falle auf der Seite des Antonius. — 4) Mamercus S., Enkel des Vorigen, lebte unter Tiberius. Er wäre fähig gewesen, den Ruhm seines Namens durch seine Talente und seine Beredsamkeit zu behaupten, wenn er ihn nicht durch seine übeln Sitten befleckt hätte. Die Tragödie Atreus, deren Verfasser er war, wurde der Grund zu einer gegen ihn gerichteten Anzeige. Tiberius hegte schon längst einen unversöhnlichen Haß gegen ihn; er konnte also es nicht über sich gewinnen, sich nicht in der Hauptrolle dieses Stücks wieder zu erkennen. „Weiß er aus mir", sprach Tiberius, „einen Atreus gemacht hat, so will ich ihn zu einem Ajax machen. Bald darauf ward S. in Anklagestand versetzt, und zwar nicht wegen seiner Tragödie, sondern weil er ein unerlaubtes Verhältniß mit Livia gehabt und sich den abergläubischen Gebräuchen der persischen Magier ergeben haben sollte. Er kam seiner Verurtheilung zuvor, indem er nach dem Rathe seiner Frau Sextia sich selbst den Tod gab. Letztere † mit ihm. Auf diese Weise erlosch der Stamm der S. Vgl. De Brosses, in dem Recueil de l'académie des Inscriptions et belles lettres, Bd. XXIV, S. 235 bis 261. — 5) s. Aurelius 16) u. 17); — 6) S., römischer Grammatiker. Seine Schrift über lateinische Sprache findet man in der Samml. der Auctores latinae linguae, von Dion. Godofredus.

Scaurus (Entom.), 1) nach Fabricius, Krüppelkäfer, Gatt. der Coleoptera heteromera Melastomata *Latr.*, der Horde der Moderfresser und der Zunft der Mulmkäfer nach Oken, unter Pimelia *Fabr.* Charakter: Letztes Glied der Fühler eikegelförmig und verlängert; Halsschild fast gleichlinig; Vorderschenkel aufgetrieben, bei den Männchen oft gezähnt; Schienbeine lang und schmal. Arten in den wärmern Ostländern der alten Welt. — 2) Nach Déjean, Käfergatt., s. v. a. Ditomus *Hon.*; — 3) nach Sturm, Käfergatt., s. v. a. Laena *Meg.*

Scavage (engl.), s. v. a. Standgeld oder Krahngeld.

Scavargino (ital., Ichthyol.), s. v. v. Alben, Cyprinus alburnus *L.*

Scavezzi, Prospero, Bildhauer, genannt Brescian o, von seiner Geburtsstadt, bildete sich in Rom vornehmlich durch das Studium der Antike, wobei ihn bereits genaue Kenntniß der Anatomie unterstützte. Von vielen antiken Bildwerken und von seinen eigenen nahm er Gypsabgüsse, die zu seiner Zeit häufig von Künstlern gekauft wurden, um darnach Studien zu machen. Doch führte er auch Bildwerke nach eigener Erfindung aus, besonders in Stukko. Oeffentliche Arbeiten sind das Grabmal des Papstes Gregor XIII. und die Statue des Moses, welche Sixtus V. an der Fontana Felice setzen ließ. Willamena stach nach ihm Statuen und allegorische Darstellungen. Er † um 1590. Wir haben von einem Künstler dieses Namens auch ein geistreich radirtes Studium zur Knieenden Statue Papst Sixtus' V. von 1589, ein sehr breit behandeltes und malerisches Blatt.

Scazzola, Paolo Antonio, Maler von Cremona, blühte in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, lebte aber noch zu Anfang des folgenden. In der Kirche St. Abondio zu Cremona waren Gemälde von ihm.

Sceatta (Numism.), alte angelsächsische Silbermünze, 1½ Penega.

Sceaux (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Depart. Seine; 14 □M.; 46,000 Einw. Außer S. hier noch: Chatillon, Dorf, 900 Einw.; Issy, s. Paris; Montreuil sous Bois (Montreux Pèches), Dorf, 4000 Einw.; Nogent sur Marne, Marktflecken, 1500 Einw.; Plaisance, Marktflecken, 1400 Einw. — 2) Hauptstadt des Bezirks, am Fluß Bièvre, in schöner Lage, südlich von Paris; das ehemalige Schloß, von Colbert erbaut, ist zerstört, der Park dient den Parisern als Belustigungsort; Fayencefabriken, Seifensiedereien, Wachsbleichen, Weinhandel, beträchtlicher Viehmarkt; 1850 Einw. — 3) Dorf das., Depart. Vogesen, Bez. Remiremont; mechanische Baumwollenzeugweberei.

Scelalgie (v. Gr., Med.), Schenkelschmerz.

Scelerata via, enge Gasse in Rom, in der 4. Region, wo Servius Tullius getödtet ward und die entartete Tochter über den Leichnam des Vaters dahin fuhr; daher virbische genannt.

Sceleteusis (gr.), 1) Austrocknen, Mumisiren, Einbalsamiren einer Leiche; — 2) (Scelet opöie), s. v. a. Skelettirung.

Scelet on (griech.), s. v. a. Skelet.

Scelet ographie (griech.), Beschreibung von Skeleten.

Scelidotherium (foss. Säugeth.), nach Owen, Platonyx *Lund*, ausgestorbene Gravigradengattung mit 2 Backenzähnen, von denen die obern dreieckig, von den untern der erste dreieckig, die 2 folgenden zusammengedrückt und außen gefurcht, der letzte sehr groß und zweilappig sind; der Kopf des Oberschenkels zeigt den Eindruck eines stielrundenBandes, Tibia u. Fibula sind getrennt, Astragalus vorn mit 2 Aushöhlungen, Ferse lang und dick, Krallen groß. Alle 4 Arten haben in Brasilien gelebt: S. leptocephalum *Owen* und S. (Megatherium) Bucklandi *Lund*, über Ochsengröße, S. (Megath.) Cuvieri *Lund*, von der Größe eines Ochsen, und S. (Megath.) minutum *Lund*, von der Größe eines Schweins.

Scelion (Entom.), nach Latreille, Gatt. der Hymenoptera terebrantia Securifera *Latr.*, der Ordn. der Immen u. der Zunft der Schwanzwespen nach Oken, unter Bethylus *Latr.* Charakter: Fühler nur 10gliederig. Bekannteste Art: S. rugulosus *Latr.*

Scellières, franz Flecken, Depart. Jura, Bez. Lons-le-Saulnier, an der Brenne; Eisenhämmer; 1550 Einw.

Scelolampsis (Chir.), s. v. a. krankhafte Biegung des Oberschenkels, ein Symptom der Koxalgie, entzündliche Zustände in der Gegend der Lendenwirbel, des Musculus iliacus und Psoas major, der Becken- und Schenkelmuskeln u. s. w.

Scelioncus (v. Gr.), Schenkelgeschwulst.

Scelotes (Amphib.), nach Fitzinger, Schleichengatt., s. v. a. Bipes *Lacép.*

Scelotyrbe (v. Gr.), 1) der Veitstanz; — 2) überhaupt Muskularunruhe; — 3) Wanken der Schenkel von großer Schwäche, besonders beim Skorbut, daher — 4) s. v. a. Skorbut.

Scelus (lat.), Verbrechen.

Scelze, österreich.-galiz. Dorf, unweit Krakau. Hier am 6. Juni 1794 Gefecht zwischen den Preußen unter König Friedrich Wilhelm II. und den Polen unter Kosciuszko. Erstere siegten.

Scemando (ital., Mus.), abnehmend, so viel wie Diminuendo (s. d.), wird aber weit seltener als dieses angewendet.

Scenä (a. Geogr.), 1) Stadt in Mesopotamien, an einem Kanal des Euphrat und au der babylon. Grenze, im Gebiete des nomadischen Stammes der Scenitä, wahrscheinlich nur eine Zeltstadt; — 2) S. Mandrae, Ort in Mittelägypten, auf dem rechten Ufer des Nil, zwischen Aphroditopolis und Babylon, südöstlich von Memphis, mit röm. Besatzung; später Sitz eines christl. Bischofs; — 3) S. Veteranorum, Ort in Unterägypten, an einem Arme des Nil und an der Straße von Heliupolis nach Vicus Iudaeorum, südwestlich von Bubastus.

Scenario (ital.), in der Commedia dell' arte Verzeichniß der auf einander folgenden Scenen, mit wesentlicher Angabe des Inhalts, das Skelet der Scene, das von dem Schauspieler durch den Dialog ausgefüllt werden mußte. Nur der Arlechino war nie an das S. gebunden; er konnte auftreten, wann er wollte, die Handlung nach Belieben unterbrechen, hatte aber auch die Verpflichtung, das, was etwa durch sein nicht vorher bestimmtes Erscheinen im Gange der Handlung geändert worden, wieder ins rechte Gleis zu bringen.

Scenarium (v. ital. Scenario, Theaterw.), das Verzeichniß alles Beiwerks, dessen man zur theatralischen Aufführung eines Schauspiels bedarf; dasselbe enthält: 1) die Zahl der Akte nebst der Zeitdauer jedes einzelnen Akts und des ganzen Stücks; — 2) die Scenen, die Personen, von denen sie gespielt werden oder die während derselben auf der Bühne anwesend seyn müssen; die Stichworte, auf welche während dieser Scene etwas hinter den Koulissen geschehen muß, oder auf welche Jemand auftreten muß; die Bezeichnung der Thüren, Koulissen, Versenkungen, Seiten der praktikablen Dekorationsgegenstände, von oder durch welche die Darsteller auftreten haben; das Verzeichniß der Requisiten, die mit auf die Bühne gebracht werden; — 3) das Verzeichniß der Meubels, die zu jeder Scene aufgetragen werden müssen; — 4) die Meldungen, die geschehen müssen; — 5) die Zahl und Aufstellung der Statisten, so wie Bemerkungen über ihre Verwendung im Allgemeinen; — 6) die Vorschriften für rechtzeitiges Eintreten von Blitz, Donner, Nacht, Dämmerung, Geräusch, Musik ꝛc — 7) Bemerkungen über Alles, was das Material des Beiwerkes betrifft. Entweder enthält das S. alles eben Genannte, oder nur einzelne Rubriken desselben, wo dann verschiedene Scenarien gebräuchlich sind. Die Anfertigung des S. liegt entweder dem Soufflеur, dem Inspicienten, bei kleinen Bühnen auch wohl dem Regisseur ob.

Scene (v. Griech., Theaterw.), 1) der Platz im Schauspielhause, wo das Stück gespielt wird, die Bühne; — 2) der Ort und das Land, wo die Handlung vorgeht; — 3) s. v. a. Auftritt. In diesem Sinne bezeichnet man damit im Schauspiel sowohl, als in der Oper die kleinern Abtheilungen, woraus jeder Akt besteht, und welche dadurch gebildet werden, daß entweder zu der vorhergehenden Handlung eine theilnehmende neue Person hinzukommt, oder eine, die bisher an der Handlung Theil genommen hatte, wieder abgeht. In beiden Fällen erhält die Handlung eine neue Wendung, die natürlich auch in der Musik hervortreten muß, weshalb sich in letzterer eine Aenderung des Charakters, ja sogar häufig das Uebergehen in den entgegengesetzten nothwendig macht. Indessen darf, und dies steht im Allgemeinen als dramatische Regel fest, keine Person auftreten oder abgehen, wenn dies nicht durch einen in der Handlung liegenden hinlänglichen Grund geboten ist; auch muß in allen den verschiedenen Auftritten ein innerer Zusammenhang wahrzunehmen seyn, durch dessen Hülfe sich die einzelnen Theile zu einem vollständigen Ganzen abrunden. Das eben Gesagte gibt auch dem Komponisten im Allgemeinen den Weg an, den er bei der Komposition einer dramatischen Musik zu gehen hat; er muß diesen innern Zusammenhang der S.n auf irgend eine Weise zu bewerkstelligen suchen, selbst wenn zwei auf einander folgende einen Kontrast bilden sollten; in keinem Falle dürfen, außer bei besonderer Veranlassung, die S.n sowohl hinsichtlich ihrer innern Aufeinanderfolge, als auch ihrer äußerlichen modulatorischen Tonverknüpfung als abgerissene, für sich selbstständige und mit einander ohne alle Beziehung stehende Stücke erscheinen. Freilich ist dies eine schwere Aufgabe, die manchmal fast gar nicht zu lösen ist und an welcher schon oft das Geschick des sonst talentvollsten Tonsetzers scheiterte. Alles bisher Gesagte gilt natürlich nur von der großen Oper, in welcher kein recitirender Dialog Statt findet, sondern die Musik ununterbrochen fortgeht. Ist jenes der Fall, wie z. B. beim Singspiel, so hat der Dichter für den innern Zusammenhang zu sorgen und der Komponist nur darauf zu sehen, daß er bei Bearbei-

tung der zu komponirenden Nummern den richtigen Ausdruck treffe, ohne Rücksicht, ob sie in einem innern Zusammenhange stehen, oder als selbstständige, unter sich ganz verschiedene, ebenfalls einzelne Musikstücke erscheinen. Daß übrigens die Bestimmtheit des Ausdrucks in keiner Art durch die scenische Konstruktion und Verknüpfung der dramatischen Musik leiden darf, versteht sich wohl von selbst. — 4) Der Name eines Singstückes oder eines Haupttheiles von einem Singstücke, das gewöhnlich streng recitativisch gehalten, dessen Text in Form des Dialogs oder Monologs irgend eine Handlung oder die Theilnahme an einer solchen ausspricht, und welches meist einem größern dramatischen Werke entlehnt ist, oder sich auf ein solches bezieht. Die S. muß, da die Komposition derselben rein dramatischer Natur ist, auch in diesem Charakter vorgetragen werden. Gewöhnlich ist damit eine größere Arie ꝛc. verbunden, in welcher der Ausdruck des Gefühls enthalten ist, der durch jene Theilnahme an der Handlung in der S. erregt wurde. S. und Arie stehen in diesem Falle in unzertrennlicher Verbindung mit einander, und es läßt sich hieraus erklären, daß Manche unter S. „die Verbindung des Recitativs mit der Arie zu einem Ganzen" verstehen.

Scenedesmus (Bot.), nach Meyen, Bierling, Gatt. der Desmideae *Rchb.*, *Rabenhorst*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Zellen rundlich oder walzig, zu kurzen, gegliederten Bändern quer mit einander verbunden. Zwei Arten: S. quadricaudatus und S. pectinatus *Meyen*. Zwischen Konferven, Oscillatorien u. s. w. fast überall. Ehrenberg nennt diese Gattung Arthrodesmus.

Scenenprobe, s. Probe 9).

Scenicus (lat.), 1) was auf dem Theater vorgestellt wird; — 2) wer auf dem Theater agirt, daher S. actor, s. v. a. Schauspieler.

Scenische Spiele, s. Komödie, Tragödie, Theater (griech. und röm.).

Scenitä (a. Geogr.), allgemeiner Name für die Beduinen oder die nomadischen, bloß unter Zelten lebenden Stämme der Wüste, theils im wüsten Arabien (Strabo XVI, 767), theils in Afrika (Ptol. IV, 7, 35).

Scenograph (Scenographum catholicum), Instrument, mittelst dessen man die perspektivische Abbildung eines Gegenstandes auf mechanische Weise hervorbringt. Albrecht Dürer und Ludovico Cigoli haben dergleichen S.en erfunden.

Scenographie (v. Griech.), 1) Theatermalerei; — 2) nach Vitruv, perspektivische Abbildung eines Körpers auf einer ebenen Fläche, im Gegensatz zur Ichnographie und Orthographie.

Scenopinus (Entom.), nach Latreille, Fensterfliege, Gatt. der Diptera Tanystomata *Latr.*, der Ordn. der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken, unter Musca *L.* Charakter: Ohne Borste am letzten Fühlergliede, welches lang und schmal ist. Unter mehren Arten bekannteste: S. fenestralis *L.*, Musca fenestralis *L.* Kopf und Thorax dunkelbronzefarbig; Leib schwarz, quer gestreift, beim Männchen mit weißen Linien. Gemein an den Fensterscheiben. Schellenberg, Fliegen, XIII, 1 und 2.

Scepa (Bot.), nach Lindley, Gatt. der Antidesmeae *Lindl.* Einzige Art: S. villosa *Lindl.*, Strauch in Ostindien.

Scepaema (Bot.), nach Blume, Gatt. der Euphorbiaceae Phyllanthese *Endl.* Einzige Art: S. buxifolia *bl.* Baum auf Java.

Scépeaux, Marie Paul Alexandre César, franz. Generalmajor, aus einer altadeligen Familie zu Poitou am 19. Sept. 1769 geboren, trat früh in ein Kavallerieregiment als Unterlieutenant ein, wohnte in seiner Heimath seit 1793 und war seit dem Anfang der durch die Aristokratie gegen die Republik angezettelten Unruhen mit seinem Schwager Bonchamp einer der royalistischen Insurrektionshäupter. An den Erfolgen von Bihiers und Saumur hatte er großen Antheil. Er folgte der royalistischen Armee auf das rechte Ufer der Loire und bewies besonders einen großen Muth bei der Niederlage von Mans, wo er, in Ermangelung von Kanonieren, mehrmals selbst die Kanonen abfeuerte und auf diese Weise sehr wirksam den Rückzug deckte. Alsdann gelangte er auf das linke Ufer der Loire. Hier gelang es ihm, eine Partei zu bilden, welche lange die Republikaner neckte und sich später mit Charrette und Stofflet vereinigte. Im Jahre 1795 sandten ihn diese beiden Anführer an den Wohlfahrtsausschuß, damit er mit demselben Verhandlungen anknüpfte. Allein es wurde hierbei kein Resultat erzielt, weshalb denn auch S. zurückkehrte und sein Kommando wieder übernahm. Ueber den republikanischen General Leblay trug er in den Landes de Margueri einen Sieg davon, bemächtigte sich Segré's und hielt, da seine Division sehr gewachsen war, lange das rechte Loireufer von Nantes bis nach Blois besetzt. Auch nahm er mehre Posten der Republikaner weg, unter andern den des Generaladjutanten Henri, der dabei im Kampfe fiel. Alsdann trat S. in Verbindung mit dem Erbprinzen, der sich in Ile-Dieu aufhielt, und erhielt von ihm Unterstützung an Geld und an Mannschaft, das Brevet als General und mehre St. Louiskreuze für seine Offiziere. Nach der Niederlage bei Quiberon sah sich S. von überlegenen Kräften gedrängt, erlitt mehre Nachtheile und trat deshalb in Unterhandlung mit Hoche, streckte das Gewehr und richtete an seine Truppen die Aufforderung, das Gleiche zu thun. Seitdem nahm er keinen Antheil mehr an den royalistischen Operationen; seine Stelle vertrat nunmehr Herr de Bourmont. Die Konsularregierung strich ihn von der Liste der Emigrirten, gab ihm die konfiscirten Besitzungen zurück und nahm ihn in die Armee sogar auf, so daß S. bei der Rückkehr der Bourbonen Oberinspektor war. Der König machte ihn zum Befehlshaber von einem der königlichen Jägerregimenter, welche nichts Anders, als Jäger der alten kaiserlichen Garde waren. Am 20. März 1815 befanden sich diese Truppen zu Nancy. Da dieselben der Fahne Napoleons folgten, zog sich S. auf das Land zurück. Nach der Rückkehr des Königs trat er wieder in Dienste und wurde sogleich

Generalmajor. S. † am 28. Oktober 1821 zu Angers.

Scephrus (gr. Myth.), Sohn des Tegeates und der Mära in Tegea, Bruder des Limon. Als Apollo und Artemis die Länder durchzogen, um diejenigen Völker zu bestrafen, welche ihre Mutter Latona während deren Schwangerschaft nicht bei sich aufgenommen hatten, hatte S. mit dem Gotte eine geheime Unterredung, wodurch in seinem Bruder Limon der Argwohn entstand, S. habe ihn beim Gotte verleumdet. Limon tödtete deshalb den S., ward aber dafür von Artemis mit ihren Pfeilen erlegt. Darauf ward auch noch das ganze Land von großer Unfruchtbarkeit heimgesucht, welche nicht eher aufhörte, als bis man, einem Orakelspruche zu Folge, beim Feste des Apollo Aegynius zu Tegea das Andenken des S. erneuerte und seine Geschichte pantomimisch darstellte, indem eine Artemis vorstellende Priesterin den Limon verfolgte (Paus. VIII, 53, 1).

Scepinia (Bot.), nach Necker, Pflanzengattung. Art: S. lepidophylla *Cass.*, s. v. a. Pteronia glomerata.

Scepsis, s. v. a. Skepsis.

Scepsothamnus (Bot.), nach Chamisso, Gattung der Rubiaceae Gardenieaceae *Cham.* Drei Arten: S. gardenioloides, rotunda und vinosa *Cham.* Sträucher in Brasilien.

Scepter (σκῆπτρον, sceptrum, scipio, Ant.), in der ältesten Zeit eine Lanze ohne Metallspitze, 5 — 6 Fuß lang, welche die Könige als Zeichen ihrer Würde zu tragen pflegten. Wahrscheinlich war diese Lanze ursprünglich mit dem Hirtenstabe identisch, wofür der Umstand zu sprechen scheint, daß die ersten Könige meistens Nomadenfürsten waren. Wo goldene S. erwähnt werden, hat man sich darunter mit goldenen Stiftchen beschlagene zu denken (Prof. I, 246.. Zeus selbst trägt ein solches S. und beschenkt Menschen, z. B. den Pelops durch Hermes damit (Hom., Il. II, 101). Vornehmlich ist das S. auch Zeichen der rechtmäßig übernommenen erblichen Gewalt, dann auch Symbol einer jeder öffentlichen Handlung, z. B. der richterlichen und strafenden Gewalt. Ferner trugen Redner, Herolde, später sogar Sänger das S. In so fern aber dasselbe Symbol der Herrschergewalt seyn sollte, so pflegten Fürsten bei demselben zu schwören, indem sie es hoch emporhielten und gleichsam die oberen Götter zu Zeugen anriefen. Zu demselben Zwecke pflegten die Römer das S. aus dem Tempel des Jupiter Feretrius abzuholen. Auch trug der Pater Patratus bei Abschließung von Staatsverträgen ein S. in Gestalt eines Jupiterbildnisses. Die Römer hatten dasselbe nebst anderen königlichen Insignien aus Etrurien erhalten. Nach dem Aufhören des Königthums kamen diese Dinge außer Gebrauch; das Kaiserthum suchte dieselben natürlich wieder hervor und belehnte in besondern Fällen auch die Konsuln mit dem elfenbeinernen S. Aber schon zur Zeit der Republik pflegten einen solchen Stab (scipio eburneus, hasta imperatoria) auch die triumphirenden Feldherrn zu führen, so wie auch fremde Könige, Bundesgenossen und Freunde der Römer zu ehrender Auszeichnung einen solchen zu erhalten pflegten. Das Neigen des S.s war das Zeichen der gewährten königlichen Gnade, das Küssen desselben Zeichen der Unterwürfigkeit.

Scepterglück, s. v. a. Bona dominalia.

Scepterlehen, zur Zeit des deutschen Kaiserreichs das mittelst eines Scepters dem geistlichen Fürsten vom Kaiser übergebene Lehen (s. d.).

Scepticismus, s. Skepticismus.

Scepticismus (Bot.), nach Graham, Pflanzengattung. Art: S. Drumondii *Grah.*, s. v. a. Amaryllis Drumondii.

Sceptromyces (Bot.), nach Corda, Schimmelgattung, s. v. a. Stachylidium *Link.*

Sceptrum carolinum (Bot.), s. v. a. Pedicularis sceptrum carolinum *L.*

Sceptus (griech. Lit.), aus Korinth, Sophist des 2. Jahrhunderts n. Chr., Schüler des Herodes Atticus (Philostr., Vit. Soph. II, 5, S. 573).

Scerni, italien. Flecken, Neapel, Provinz Abruzzo-citer., westlich von Il-Vaste; 2000 Einw.

Scerdilädus (Gesch.), 1) König von Illyrien, verbündete sich mit dem Thracierfürsten Pleuratus zu Gunsten der Römer gegen Philipp von Macedonien. — 2) (Scerdiletus), Sohn des Gentius, ward mit seiner Mutter Erleva und mit seinem Bruder Plunratus nach der Besiegung seines Vaters 168 v. Chr. gefangen und nach Rom abgeführt.

Scesa-Plana (Scäsa-P., Scesalpana), schweiz. Berg, Kanton Graubündten, im Prättigau, das höchste (9132' hohe) Felsenhorn in den Vorderalpen. Man besteigt dasselbe vom Ganeierbad auf der Seewiseralp über steile Bergwände, loses Gestein und ein Schneefeld. Es gewährt gegen Nordosten, Norden u. Nordwesten eine der weitesten Aussichten auf die Alpen vom Finsteraarhorn beinahe bis zum Großglockner, und dazwischen viele der großen Alpenkolosse, z. B. im Südosten der Orteles. Gegen Westen verdecken die Calanda und der hohe Ringelspitz die entferntern Gegenstände. Man übersieht ein Labyrinth von Thälern, den Wallenstaader-, Züricher- und den ganzen Bodensee; man schaut tief nach Schwaben hinein und erkennt das ehemalige Kloster Roggenburg unweit Ulm.

Scesura (Bot.), nach Forskal, Pflanzengattung. Art: S. marina *Forsk.*, s. v. a. Avicennia tomentosa *L.*

Scevola, Ludovico, italienischer Dichter, geb. 1770 zu Brescia, wurde in einem Alter von 17 Jahren Professor der Rhetorik in den öffentlichen Schulen seiner Vaterstadt und war es bis 1797, wo politische Veränderungen in Italien eintraten. Während der neun Monate von dem Falle Venedigs bis zu den der Cisalpina beigelegten Vergrößerungen nahmen die sich selbst überlassenen Brescianer den Titel: „Souveränes Volk" an. Damals bestimmte man daselbst auch einen Theil der Klostergüter zur Errichtung von Normalschulen und zur Organisation eines Komités des öffentlichen Unterrichts.

S. wurde zum Sekretär deſſelben ernannt. Als ſolcher bewies er einen regen Eifer und leiſtete namentlich der Stadt einen großen Dienſt, indem er die Verzettelung der zu den Kloſterbibliotheken gehörigen Bücher verhinderte. Die ihm von ſeinem Amte überbleibende Muße verwandte er auf die Verfertigung der Tragödie: La Morte di Socrate. Der Beifall dieſes zu gleicher Zeit in Brescia und in Mailand aufgeführten Stükkes war der Anfang zu dem Ruhme S.'s. Bald darauf wurde er zum Sekretär des Athenäums in ſeiner Geburtsſtadt auserkoren. Die Jahresberichte, in welchen er Rechnung ablegte über die jährlichen Arbeiten dieſer Akademie, fanden eine günſtige Aufnahme, da ſie mit viel Talent und Geſchmack ausgearbeitet waren. Im J. 1807 wurde S. zum Unterbibliothekar von Bologna ernannt. Voller Feuer für die Sache der Revolution, verlieh er ſeinen Gefühlen einen freien Ausdruck und Aufſchwung. Als im J. 1815 Murat an der Spitze einer Armee die Legationen aufhob, ſtellte ihm S. in einigen jungen Bresciaern einen ſchwachen Widerſtand entgegen, der zur Folge hatte, daß alle Anſtifter der ohnmächtigen Schilderhebung beſtraft wurden. S. verlor ſeine Stelle, wurde aus Bologna ausgewieſen und kam als Flüchtling nach Mailand. Hier ſtiftete er eine Art literariſches Kränzchen, worin er in ſeinem Unglück eine anſehnliche Hülfsquelle zu finden hoffte. Allein eine verheerende Schwindſucht erreichte ihn und überlieferte ihn 1819 dem Tode. Merkwürdig iſt, daß er während ſeiner Krankheit vom Arzte forderte, derſelbe möchte ein neuentdecktes Mittel bei ihm anwenden, damit er, falls er einmal ſterben müßte, der Menſchheit doch noch zu etwas nüz geweſen ſey. Von ſeinen Tragödien iſt „der Tod des Socrates" die gelungeſte. Auch erhielt ſie 1804, ſo wie im folgenden Jahre ſein „Hannibal in Bithynien" den Preis von der Akademie zu Brescia. S. hatte ſich, im Widerſpruche mit ſeinem Charakter, dem geiſtlichen Stande gewidmet, denn ſeine Leidenſchaften waren viel zu mächtig und ſtürmiſch für einen Diener der Altäre. Seine Tragödien erſchienen zuſammen zu Mailand 1815, 12.

Scezna, Fluß, ſ. v. a. Schekſna.

Scey (Geogr.), 1) **S.-ſen-Varais**, franz. Dorf, Depart. Doubs, Bezirk Beſançon, an der Loue; Eiſenhämmer und Drahtzieherei; — 2) **S.-ſur-Saône**, Flecken daſ., Depart. Haute-Saône, an der Saône, mit kleinem Hafen, ſchönes Schloß, Salzqueuen, Oelfabriken, Färberei, Hochofen mit Friſchfeuer und Hammerwerk; 2150 Einw.

Sch, der volle und harte Ziſchlaut, der beſonders den oberdeutſchen Dialekten eigenthümlich iſt, aber nicht überall gleich hart geſprochen wird. Die niederdeutſche (plattdeutſche) Sprache hat ihn bloß vor Vokalen und vor r, während ſie vor den übrigen Konſonanten bloß S braucht. Holländer und Weſtphalen ſprechen beide Konſonanten getrennt aus, alſo Fleis-ch ſtatt Fleiſch; dagegen ſprechen die Oberdeutſchen in vielen Fällen auch da ein ſch aus, wo nur ſ geſchrieben wird, z. B. ſchtark für ſtark, ſchprechen für ſprechen. Die Schwaben dehnen den Gebrauch des Sch noch weiter aus, indem ſie auch ß und ſt am Ende des Worts wie ſch ausſprechen, z. B. Luſcht ſtatt Luſt.

Sch . . ., damit anfangende, geographiſche ꝛc., beſonders aſiatiſche Namen, die ſich hier nicht finden, ſ. unter **Sh . . .**, **Dſch . . .**, auch **J . . .**

Schaab (Schaub, Geogr.), öſterr.-böhm. Gut mit Dorf. Kr. Saaz, im öſtl. Theile deſſelben, dem ritterlichen Orden der Kreuzherren mit dem rothen Stern zu Prag gehörig und ein Areal von 876 J. 563 □K. umfaſſend; mit dem Dorfe 150 Einw.

Schaab (Geogr.), **Karl Anton**, hiſtoriſcher Schriftſteller, geb. 1761 zu Mainz, wurde 1790 Regimentsauditor, 1799 Friedensrichter, 1802 Sicherheitsbeamter zu Mainz, 1811 Subſtitut d. Staatsprokurators am Kriegsgericht, 1817 Richter und 1833 Vicepräſident dieſes Gerichts. Schrieb: Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt, Mainz 1830—32. 3 Bde.; — Geſchichte der Bundesfeſtung Mainz, daſ. 1835; — Geſchichte der Stadt Mainz, daſ. 1841; — Der große rheiniſche Städtebund, daſ. 1842, 2 Bde.

Schaab Bewan, perſiſche Ebene, Prov. Farſiſtan, 3 Meilen lang, 1/2 Meile breit, gilt wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit für eines der 4 Paradieſe des Orients.

Schaacken, preuß. Amtsvorwerk, Provinz Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. und Kr. Königsberg; Schloß; 190 Einw.

Schaackſchritte, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. und Kr. Königsberg, am kuriſchen Haff; 500 Einw.

Schaaf und Zuſammenſetzungen, ſ. **Schaf.**

Schaaf (Biogr.), Karl, Orientaliſt, geboren am 28. Auguſt 1646 zu Neuſtadt oder Neus bei Düſſeldorf, war der Sohn eines heſſiſchen Majore, verlor ſeinen Vater ſchon in einem Alter von 8 Jahren. Deſſen ungeachtet genoß er durch die Sorge ſeiner Mutter eine treffliche Erziehung. Nachdem er die erforderlichen Vorkenntniſſe erlangt hatte, ſtudirte er zu Augsburg und wurde hier Doktor der orientaliſchen Sprachen. Drei Jahre hatte er auf dieſer Univerſität docirt, als er einen Ruf an die Univerſität Leyden erhielt und dieſem Folge leiſtete. Um ihn zu feſſeln, machten ihm die Kuratoren der Univerſität nicht nur anſehnliche Anerbietungen, ſondern verſprachen ihm auch einen Lehrſtuhl als Profeſſor und räumten ihm das ausſchließliche Recht ein, über orientaliſche Sprachen zu leſen. Um dieſe Zeit gab er unter dem Titel „Opus Aramaeum", 1 Bd., 1686, 8., eine chaldäiſche u. griechiſche Grammatik, die in dieſen Sprachen einige Stellen des alten und neuen Teſtaments enthielt, heraus. Im J. 1708 veröffentlichte er ein neues Teſtament in ſyriſcher Sprache mit einer lateiniſchen Ueberſetzung und ein „Lexicon syriacum", beide in 4., letzteres in 2. Aufl. 1717. Nach dem Wunſche der Kuratoren verfertigte er 1711 einen Katalog der hebräiſchen, chaldäiſchen, ſyriſchen, ſamaritaniſchen und rabbiniſchen Bücher und Manuſkripte der Univer-

stätsbibliothek Leydens; derselbe erschien in Fol. und ist jetzt sehr geschätzt. Im folgenden Jahre ließ S. seinen mit dem Bischof von Malabar in syrischer Sprache geführten Briefwechsel nebst lateinischer Uebersetzung erscheinen. Dieser Briefwechsel hat den Glauben der Bewohner Malabars und ihre Bekehrung zum Christenthum durch den Apostel Thomas zum Gegenstande. Endlich wurde ihm im J. 1712 der Professorentitel und eine um das Dreifache erhöhte Besoldung zu Theil. Er † noch im nämlichen Jahre an einem Schlagflusse. Er war zweimal verheirathet gewesen und hinterließ mehre Kinder. Außer den genannten, insgesammt sehr geschätzten Schriften hat man noch von ihm einen „Epitome grammatices hebraeae", 1716, 8.

Schaafer es-Sadik, von 734 — 765 Iman von Irak.

Schauff, Christian Friedrich Ludwig, deutscher Gelehrter, geb. 1780 zu Halle, ward 1800 daselbst Oberlehrer am Waisenhause und noch im nämlichen Jahre Lehrer am Pädagogium zu Magdeburg, 1809 Konventual des Klosters unserer lieben Frauen, endlich 1815 Pfarrer zu Schönbeck bei Magdeburg. Schrieb: Encyklopädie der klassischen Alterthumskunde, Magdeburg 1806 und 8, 2 Bde., 4. Aufl. herausgegeben von J. Ch. G. Schincke, ebendas. 1837—39, 2 Bde., in 6 Abtheil.; — Methodik der deutschen Stylübungen für Lehrer an Gymnasien, ebend. 1813; — Methodik des historischen Unterrichts, ebend. 1813; — Ueber die Pflichten und Verhältnisse der evangelischen Presbyterien im preußischen Staate, ebendas. 1818; — Ideen zur Synodalverfassung der evangelischen Geistlichkeit, ebendas. 1819; — Die evangelische Brüdergemeinde, geschichtlich dargestellt, Leipzig 1825.

Schaafhausen, sachsen-weimar. Dorf, Kr. Eisenach, Amt Kaltennordheim, am Ursprunge der Herpf; 2 Mühlen; 210 Einw.

Schaafheim, großherzogl. hess. Marktflecken, Prov. Starkenburg, Kr. Dieburg, Lgr. Umstadt; 1340 Einw.

Schaafmatt (Geogr.), schweiz. hoher, wiesen- und holzreicher Berg in der Jurakette, theils zum solothurnischen Amt Gösgen, theils zum baselschen Bezirk Sissach gehörig. Ein schmaler, aber stark benutzter Fußpfad führt von Olten über seinen hohen und breiten Rücken nach Erlisbach und Aarau. Bis auf die Höhe hat man eine gute halbe Stunde zu steigen. Auf beiden Seiten befinden sich wilde, romantische Gegenden, und auf der Höhe des Ueberganges hat man eine weite Aussicht, die jedoch auf der nahen Geisfluh noch ausgedehnter ist.

Schaafsdorf, sachsen-weimar. Dorf, Amt Allstädt, an der Helme; 180 Einw.

Schaafskopf (Owcaeglowy), preuß. Df., Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Obornik; Mühle; 200 Einw.

Schaafstädt, preuß. Städtchen, Provinz Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg; Rittergut, Freigut, Kirche, Schule, Steindruckerei, Falksteinbruch, Brennerei, Chausseehaus, 2 Windmühlen, Ziegelei, 1 Kram- und 3 Viehmärkte; 1450 Einw.

Schaag, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Kempen; 260 Einw.

Schaak, Jer. van, Kupferstecher, ein nach seinen Lebensverhältnissen unbekannter Künstler, durch ein Schwarzkunstblatt bekannt und vielleicht mit jenem S., der nach R. van Eynden (Geschiedenis &c., I, 44) Bauerngesellschaften malte, eine Person. Letzterer wurde in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts geboren, war aber wahrscheinlich noch im folgenden thätig. Dann lebte auch ein Bildnißmaler Namens J. S., nach welchem T. Burford das Porträt des Herzogs Eduard August von York in schwarzer Manier gestochen hat. R. Houston stach nach einem J. S. J. S. das Bildniß des Generalmajors James Wolf.

Schaaken (Geogr.), 1) s. v. a. Schacken; — 2) waldeck. adeliges Frauenstift, Distrikt des Eisenberges, Amt Korbach, mit einer Meierei und reichen Besitzungen, namentlich bedeutenden Forsten. Die Aebtissin des Stifts muß eine Fürstin oder Gräfin von Waldeck seyn.

Schaal, Jacques Louis, Maler, geb. zu Paris 1799, Schüler von Daguerre und Lethière, gewann schon 1817 den Preis in der Perspektive, konkurrirte 1821 im Fach der historischen Landschaft um den Preis des Instituts, der ihm aber nicht zu Theil wurde. Ueberdies haben wir von seiner Hand verschiedene landschaftliche und architektonische Ansichten und auch Genrestücke. Er gab 1824 auch einen „Traité de Paysages" mit 24 lithographirten Blättern und einen „Traité complète de perspective pratique" heraus. Er ist Professor der Perspektive.

Schaala, schwarzburg-rudolstädter Dorf, Amt Rudolstadt, am Schaalbache; 210 Ew.

Schaale, s. Schale.

Schaale (Geogr.), kleiner Nebenfluß der Elbe, rechts, ist ein Abfluß des Schaal-Sees, der theils zum Herzogthum Lauenburg, theils zu Mecklenburg gehört.

Schaalsee, s. v. a. Schallsee, s. Lauenburg.

Schaalwerden, s. Schalwerden.

Schaam, s. Scham.

Schaan (Geogr.), 1) lichtenstein. Pfarrdorf, Amt Vaduz; 1220 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Grevenbroich; 270 Einw.

Schaap (Biogr.), W., Maler zu Amsterdam, blühte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es finden sich Landschaften und Seestücke von ihm, deren man auf den Kunstausstellungen der genannten Stadt sah. Arbeitete noch um 1825.

Schaap (Numism.), sonst ostfriesische Silbermünze; der Reichsthaler = 27, der Gulden = 10 S. und 1 S. = 2 Stüber oder $2^{1}/_{2}$ Grot. Indessen nannte man auch gewisse rhein. Zweistüberstücke S., weil sie ein Schaf im Gepräge hatten.

Schaapen, hannöv. Pfarrdorf, Osnabrück, Lingen, Amt Freren; 1200 Einw.

Schaar, 1) eine Menge bei einander befindlicher lebender Dinge einer Art, besonders — 2)

ehemals ein Haufen Soldaten v. bestimmter Zahl, auch eine kleinere Abtheilung Soldaten; — 3) (Jagdw.), eine größere Anzahl wilder Gänse oder Enten, die aus mehren Ketten besteht; — 4) ein Volk Rebhühner.

Schaar (Geogr.), 1) (Schar), österr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz, Herrschaft Petersburg; Kapelle; 230 Einw. — 2) oldenburg. Dorf, Kr. und Amt Jever; 160 Einw.

Schaardeich, oldenburg. Dorf, Kreis und Amt Jever; über 100 Einw.

Schaarhof, badischer Weiler, Unterrheinkr., Amt Ladenburg; 250 Einw.

Schaarschmidt (Biogr.), 1) Samuel, Mediciner, geb. 1709 zu Terki bei Astrachan, wurde 1736 Professor der Physiologie und Pathologie am medicinisch-chirurgischen Kollegium zu Berlin und 1747 Garnisonsarzt. Schrieb (zum Theil von E. G. Kurella herausgegeben): Medicinische und chirurgische Nachrichten, Berlin 1738—48, 6 Bde., 4.; — Abhandlung von den venerischen Krankheiten, ebendas. 1750; — Abhandlung von der Geburtshülfe, ebendas 1751 und 1762; — Physiologie, ebendas. 1761. 2 Bde.; — Anweisung zu dem Studio medico-chirurgico, ebendas. 1752 und 1754, 3 Bde.; — Von den Wunden, ebendas. 1763; — Von den Feldkrankheiten, ebendas 1758, 2 Thle. — 2) Johann August, des Vorigen Bruder, geboren 1720 zu Halle, begab sich, nachdem er kurze Zeit Physikus zu Rathenau gewesen war, nach Berlin und wurde daselbst als Professor und Arzt bei der Charité angestellt, kam 1760 als Professor der Anatomie und Chirurgie nach Büzow, gründete dort eine Hebammenschule u. † 1791. Schrieb: Anatomische Tabellen, einzeln nach den Fächern, Berlin 1746 — 52, zusammen Frankfurt 1803 2 Bde. und öfter, lat., Moskau 1767, Wien 1777.

Schaarwache (lat. Cohors circuitoria, franz. Guet, Patrouille, engl. Patrol, Night-watch), eine Anzahl bewaffneter Soldaten oder Polizeidiener, welche des Nachts die Straßen durchzieht, um Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten; vergl. Wache.

Schab (Ichthyol.), s. v. a. Alse, Clupea Alosa L.

Schabaas (Gerb.), die fleischigen Theile, die von der Innenseite einer Haut abgeschabt u. zum Leimleder genommen werden.

Schabab (Bot.), 1) s. v. a. Nigella damascena L.; — 2) s. v. a. gemeine Schafgarbe, Achillea Millefolium L.

Schabacz (Schabaß, Georgr.), 1) europ.-türk. Distrikt, Serbien, enthält die 4 Kneeschinen: Tämaowa, Possawina, Potzerina und Matschwa und 105 Ortschaften; — 2) Boqurdlen, Bugurdlen), Hauptstadt des Distrikts, am Einfluß der Mutma in die Sava, westlich von Belgrad; befestigter Hauptwaffenplatz, festes Schloß, fruchtbare Umgebung, vortrefflicher Weinbau, starker Viehhandel nach Ungarn; 800 Einw. Der Stadt gegenüber ist von Oesterreich ein Kanal angelegt, welcher sie mit der Donau verbindet und den starken Verkehr erleichtert. — Geschichtliches. S. wurde nach der Mitte des 15. Jahrhunderts von den Türken erbaut. In der langen Reihe der Türkenkriege spielte diese Festung, um welche kein Berg, aber viele Sümpfe liegen, eine große Rolle. Am 23. Februar 1788 wurde die Stadt S. von den Türken in Brand gesteckt, und bald darauf kapitulirte die Citadelle. Am 25. März 1804 stürmten die Serbier die Stadt, und am 28. März kapitulirte das Schloß. Die Türken nahmen es im December 1805 wieder durch Ueberfall. Die Serbier belagerten es nun im Januar 1806 unter Czerny Georg; nach mehren vergeblichen Entsatzversuchen kapitulirte S. am 3. Februar 1807.

Schaban (Biogr.), **Sultane von Aegypten**: 1) Melik el Kamel Zein-Eddyn, 18. ägyptischer Sultan aus der Dynastie der bahaitischen Mameluken, Sohn des berühmten Sultans Mohammed, folgte seinem Vater Ismaël im August 1345. Er war ein grausamer und liederlicher Fürst, setzte die Emirs nach seiner Willkür ab, verschleuderte die Staatsgüter mit seinen Ausschweifungen, setzte die Sorge für seine Unterthanen hinten an und überließ die Regierung seinen Weibern und Eunuchen. Die bei ihm angebrachten Beschwerden fertigte er mit den Worten ab: „Lassen wir einen Jeden thun, was er will". Es konnte daher nicht fehlen, daß er sich beim Volke und bei den Emirs gleich verhaßt machte. Nachdem die Statthalter von Damaskus und andern Städten Syriens ihre Truppen zusammen gezogen hatten, richteten sie ein Schreiben an den Sultan, worin sie ihm sein übles Verfahren vorhielten und mittheilten, daß sie entschlossen wären, ihn den Befehlen seines Vaters gemäß, welcher verordnet hatte, daß man denjenigen von seinen Söhnen, welcher nicht im Geiste seiner Gesetze und Gerechtigkeit regierte, absetzen sollte, vom Throne zu stoßen. U. ber dieses Schreiben aufgebracht, schickte sich S. an, eine Armee gegen die Unzufriedenen zu schicken Allein, da er den Chef seiner Emirs, der ihm unangenehme Vorstellungen machte, mit dem Säbel bedrohte und seine beiden Brüder, aus Furcht, daß man sie an seiner Statt auf den Thron setzen würde, ins Gefängniß werfen ließ, so riefen diese gewaltthätigen Schritte einen Aufstand zu Kairo hervor. Vergeblich waren seine an das Volk gerichteten Bitten um Beistand; seine Parteigänger wurden geschlagen, er selbst im Schlosse, wo er sich bei seiner Mutter versteckt hatte, gefangen genommen und im September 1346 nach einer Regierung von zwei Jahren und zwei Monaten dem Tode überliefert. Seine Brüder wurden in Freiheit gesetzt, und Hadschi, der eine von ihnen, ward zum Sultan ausgerufen. — 2) Melek al Aschnaf Abu'l Mufakher Zein-Eddyn, 23. Sultan aus der nämlichen Dynastie, Neffe des Vorigen, zählte bei seiner Thronbesteigung (Mai 1363) erst neunzehn Jahre. Die Herrschaft der Mameluken reichte damals bis nach Tarsus. Als am 9. Oktober 1365 Peter von Lusignan, König von Cypern, welcher vergeblich die europäischen Fürsten und Völker zu einem neuen Kreuzzuge hatte bewegen wollen,

vor Alexandrien erschien und es mit Sturm nahm, so genügte die Annäherung des Sultans und der Mangel an Lebensmitteln und Munition, um den cyprischen Fürsten, nachdem er den eroberten Platz geplündert und zum Theil verbrannt hatte, zur Umkehr zu bewegen. S. ergriff Repressalien; sie bestanden darin, daß er sich der Effekten der Christen bemächtigte und alle in Aegypten befindlichen Europäer in Fesseln schlagen ließ. Da veranlaßte die Sorge um die Venetianer Peter zum Abbruche des Krieges. Es kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem auf beiden Seiten alle Gefangenen freigegeben wurden, der König von Cypern die Hälfte von dem Einkommen der Douanen zu Tyrus, Baruth, Tripolis, Jerusalem, Alexandrien ꝛc. erhielt, und die mit einem Passe des Königs von Cypern versehenen Christen ohne Abgabe Jerusalem besuchen konnten. Allein die Muselmänner, welche nur beabsichtigt hatten, daß Peter seine Truppen beurlaubte und die ihm von Europa versprochene Hülfe absagte, verweigerten die Unterzeichnung des Vertrags. Mittlerweile waren die Parteiungen in Aegypten wieder aufgetaucht. Der allgemein gehaßte Herrscher Ibogha fürchtete, daß der Sultan seine Feinde begünstigte, und erweckte ihm deshalb in der Person Anuk al Mansurs, seines Bruders, einen gefährlichen Gegner. Indem er aber bald darauf von den Leuten seiner Partei im Stiche gelassen wurde, wurde er selbst gefangen genommen und getödtet. Der neue Herrscher Aznadmor wollte den Sultan ebenfalls absetzen. Doch der junge S. trug mit zweihundert Leuten über funfzehnhundert Rebellen einen Sieg davon, verzieh ihnen großmüthig und setzte die Anführer wieder in ihre Würden ein. Da sie aber trotzdem von Neuem sich empörten und noch einmal von ihm besiegt wurden, so strafte er sie nur mit Gefängniß und Güterkonfiskation. Unterdessen hatte der König von Cypern die Aussöhnung und neuen Vorschläge der ägyptischen Gesandten verworfen und gesellte, unterstützt von Genuesern und Rhodiern, 1366 gegen Tripolis, nahm es ein u. verbrannte es. Ein gleiches Schicksal hatten Tortosa, Laodicea, Balinas und Ayas. Da jedoch Peter von seinen Bundesgenossen verlassen wurde und die vom armenischen Könige zugesagten Verstärkungen nicht eintrafen, so machte er mit dem Sultan Frieden. Kaum war diese Gefahr von S. abgewendet, so entstand eine andere. Ein Emir nämlich, welcher die Mutter S.s geheirathet hatte, lehnte sich nach dem Tode dieser Fürstin gegen ihn auf. Allein der Tod des Rebellen machte dem Aufstande ein Ende. Mit dem armenischen Könige Leo VI. hatte er nach einem glücklich geführten Kriege Frieden geschlossen. Als er aber benachrichtigt ward, daß dieser Fürst die europäischen Mächte um Unterstützung angehe, so beschloß S., den Gegner zu vernichten. Seine Truppen drangen daher im J. 1371 in Cilicien vorwärts, nahmen und äscherten die Stadt Sissus ein und belagerten Leo, der in der Schlacht verwundet und für todt liegen gelassen wurde. Indeß begann der Krieg im J. 1374 wieder, und Armenien wurde den Aegyptern gänzlich unterworfen. Leo, der sich in der Festung Saban auf Gnade und Ungnade ergab, wurde im folgenden Jahre nach Kairo gebracht. Als der Sultan 1377 sich auf die Wallfahrt nach Mekka begab, indem er prächtige Staatswagen und eine Menge Kameele, die mit Allem beladen waren, was inmitten der Einöden zum Luxus dienen und die Freuden des Serails ersetzen konnte, mit sich führte, so breiteten kurz nach seiner Abreise die zu Kairo zurückgebliebenen Emirs das Gerücht aus, S. sey gestorben, und riefen seinen siebenjährigen Sohn Ali zum Sultan aus. Weil mehre von Denen, welche S. auf der Pilgerfahrt gefolgt waren, im Lager gleichfalls einen Aufruhr angezettelt hatten, entfloh S. und kam heimlich nach Kairo zurück. Man entdeckte ihn hier, trotz dem daß er sich als Frau verkleidet hatte, erwürgte ihn und warf ihn in einen Brunnen. S. war erst vierundzwanzig Jahre alt und hatte vierzehn Jahre regiert. Er hatte wenigstens ein besseres Loos verdient, denn er war wohlthätig, großmüthig, schützte Kunst und Wissenschaft und protegirte gelehrte und rechtschaffene Männer. Weit davon entfernt, in die Fußtapfen seiner Vorgänger zu treten, gab er vielmehr seinen Brüdern und allen seinen Verwandten Stellen und Apanagen. Von ihm rührt die Verordnung her, daß die Sherifs oder Abkömmlinge des Mohammed alle sich durch das Tragen eines grünen Turbans auszeichnen. Er begünstigte die koptischen Christen und erlaubte ihnen den Gebrauch der Glocken, daher vorzüglich der Haß der Mameluken gegen diesen Fürsten. Zwei von seinen Söhnen regierten fünf Jahre lang unter fortdauernden Unruhen, bis der zweite durch Barkok, den Gründer der bordschitischen Mameluken oder Eirkassier ersetzt wurde.

Schaban (Chronol.), türkischer Monat.

Schabariten, mohammedanische Sekte, von Aschari gestiftet, spricht dem Menschen alle Freiheit ab, indem sie alle guten und bösen Handlungen Gott beilegt.

Schabasit (Min.), in einigen Mineralienkatalogen s. v. a. Chabasit (s. d.).

Schabat, asiatische Stadt, Khiwa (s. d.).

Schabathai Zebhi, s. v. a. Sabbathai Zewi.

Schabbeß (jüd.), 1) s. v. a. Sabbath; — 2) Traktat im Talmud über die Feier des Sabbaths.

Schabbeßdeckel, s. Baret.

Schabe (Technol.), 1) Werkzeug der Fleischer (s. d.); — 2) Töpferwerkzeug, s. v. a. Thonschneide; — 3) ein der Raffle ähnliches Fischernetz.

Schabe (Entom.), I. Blatta L., Gattung der Orthoptera cursoria Latr., der Ordnung der Schrecken und der Zunft der Plattschrecken nach Oken. Charakter: Decken lederartig, an der Naht übereinander greifend; Schienen gedornt; Beine fehr lang; Ende des Hinterleibes mit zwei gegliederten Griffeln. Diese meist lästigen und schädlichen Insekten sind an keinen Erdstrich gebunden und werden durch Schiffe und Waaren verschleppt. Arten nicht zahlreich, darunter 10 europäische; bekannteste: 1) Blatta orientalis L., Küchenschabe, Brod-

schabe, Schwabe, Tarokan, fr. Kakrelat, Canerelas, Ravet, engl. Black-beetle, Cockroach. Röthlich-kastanienbraun, bis ins Gelbe und Schwarze, die Flügel des Männchens kürzer als der Hinterleib, das Weibchen ungeflügelt. Fast 1 Zoll lang und ein widerliches, stinkendes Ungeziefer, was sich oft unsäglich vermehrt und durch Verzehren von Brod, Fleisch und andern Lebensmitteln, so wie Kleidungsstücken, zumal Lederwerk, ja Büchern und Gemälden, lästig und schädlich, ja ekelhaft wird. Sie hat dadurch auf Schiffen wahre Hungersnoth erzeugt. Vergl. La Peyrouse, Voyage autour du Monde, I, S. 279. Sie zerstört oft ganze Brodmagazine auf das Ekelhafteste, und da sie in Bäckereien nicht selten ist, so trifft man sie auch bisweilen ins Brod gebacken an. Es gibt Beispiele, daß sie den Inhalt ganzer Koffer und Felleisen an Kleidern in Kleie und Zucker verwandelt hat, so wie Bory de St. Vincent von der größern Gattung (B. americana) erzählt, daß sie ihm, während er beim Gouverneur von St. Helena zu Tafel gesessen, die Sohlen seiner ganz neuen Stiefeln abgefressen habe. Derselbe erwähnt auch eines solchen Thieres, welches ihm ein Täfelchen Zinnober in seinem Farbekasten verzehrt und, als er es mit einem Lineale zerquetscht, die Farbe noch in sich gehabt habe. Diese Insekten sind sehr hurtig in der Nacht, verkriechen sich aber sogleich, z. B. schon unter ein Blatt Papier beim geringsten Geräusch, oder wenn man sich ihnen mit einem Lichte nähert. Sie sind daher nur mittelbar zu vertilgen, zumal sie sich zwischen den Ritzen der Balken hölzerner Häuser (z. B. in Rußland) oder zwischen den Bretern auf Schiffen, der Dielen und hinter Tapeten aufhalten. Man hat behauptet, wenn man in einem Zimmer, wo sie sind, auf einer neuen Sense tengele, so sterben sie davon. Sicherer ist es, des Nachts in das Zimmer oder in die Küche einen Igel oder Enten zu sperren, die sie eifrig verfolgen, auch einen Napf mit Bierkalteschale hinzusetzen, in welcher sie am anderen Tage haufenweise ersäuft liegen, doch muß man den ungeflügelten Weibchen dazu eine Brücke machen. Sie haben eine eigene, aber doch den Fangheuschrecken verwandte Fortpflanzungsweise. Ihre sechszehn Eier sind nämlich im Leibe in regelmäßig doppelter Reihe in eine ovale zusammengedrückte Hülse eingeschlossen, welche das Thier zur Zeit der Eierreife herausschiebt und dann noch einige Zeit mit sich herumträgt. Dieser Sack ist anfangs, wie auch die jungen ausgekrochenen S.n, weiß, bräunt sich aber allmählig. Die S.n besitzen Arzneikräfte. Webster erzählt, daß ein Infusum Blattae orientalis ein kräftiges Antispasmodicum sey, das Dr. Birnie mit Nutzen gegen Tetanus angewendet habe. Auf Bermuda gebraucht man es gegen Keuchhusten. Nach Webster soll ferner der Saft, mit Salz und Wasser gemischt, ganz den Geruch, ähnlichen Geschmack und ähnliche Eigenschaften besitzen, wie die sogenannte Soya der Chinesen. Matrosen haben behauptet, daß zu Canton die Soya wirklich aus S.n bereitet werde und die Chinesen sehr eifrig wären, die S.n aus den Schiffen zu erhalten. Man glaubt, daß diese Art aus dem Orient stamme (daher der Artname); mindestens ist so viel gewiß, daß sie von Rußland und Finnland aus allmählig nach Schweden vorgerückt ist, während sie über Griechenland und Ungarn nach Deutschland gekommen seyn mag; auch nach Amerika soll sie auf Schiffen verschleppt worden seyn. De Geer III, Taf. XXV, Fig. 1—7. — 2) B. lapponica L. Braun, mit längeren, schwarzpunktirten Flügeln; der Saum des Halsschildes durchscheinig. Nicht selten in den Nadelwäldern Deutschlands, ½ Zoll lang. Im Norden von Europa, besonders in Lappland wird sie eine große Plage und thut den Bewohnern an ihren Fischvorräthen großen Schaden. Panzer CXVI, 13. — 3) B. germanica L. Gelbbraun, das Halsschild mit schwarzen Strichen; 4—5 Linien lang. In den Wäldern Mitteleuropa's und von da in vielen Häusern, an manchen Orten von der B. orientalis L. verdrängt. Heißen in Rußland Preußen, weil sie durch diesen siebenjährigen Kriege dorthin gekommen seyn sollen. Vermehrt sich bald zu Millionen, besonders auch auf den Schiffen, wo sie selbst unter den Wendekreisen noch sehr lästig sind. Sie geht sogar den Oblaten im Schreibzeug nach und findet sich häufig am Rande des Dintenfasses, als wenn sie Geschmack an der Dinte hätte. Ueberhaupt scheint sie Pflanzensäuren zu lieben, weil sie Citronen eben so gern wie Zucker frißt. Hummel, Essais entomol., I, 1821, 8.; Panzer II, 17. — 4) B. americana De Geer, Kakerlak, Buschkakerlak, surinamischer Kakerlak. Rothbraun, 1½—2 Zoll lang, sonst der gemeinen S. gleichend. In allen Tropenländern und von da auf den Schiffen, welche sie selbst in die europäischen Seestädte verpflanzt haben. Ist außerordentlich verheerend und verzehrt den Bewohnern mancher Gegend oft alles Wollen- und Leinenzeug, Eßwaaren und dergleichen. De Geer III, XLIV, 1 u. 2; Merian, Surinam, Taf. 1, Fig. 1—4. — 11. Nachtfaltergattung, s. v. a. Tinea *Fabr.*

Schabebank, schiefstehende Bank, auf welcher die aufgeschlitzten Därme mittelst eines Messers abgeschabt, d. h. vom Schleime gereinigt werden.

Schabebaum, Gestell, auf welches die Felle beim Auestreichen oder Abschaben gelegt werden; besteht aus einem etwa 6 Fuß langen starken Holz, welches mit der einen Seite auf einem Kreuzholze ruht.

Schabeblech, stumpfe Klinge der Schuhmacher, mit welcher dieselben aus den weißen Nähten das überflüssige Wachs zu schaben pflegen.

Schabeblock, die auf 4 Füßen ruhende Halbwalze, worauf das Messingblech beschabt wird, s. Messing.

Schabebock (Kammm.), s. v. a. Bock.

Schabebret, 1) zum Schaben des Leders dienendes Bret; — 2) langes, schmales Bret der Buchbinder; hat einige Kerben, in welchen die Enden der Bindfaden, an welche ein Buch

gehestet ist, gelegt und abgeschabt werden, damit sie am Einbande weniger auftragen.

Schabedegen, Werkzeug der Zinngießer; besteht in einer Klinge mit einem Hefte, mittelst welcher die fertigen Zinnarbeiten abgeschabt werden.

Schabehobel, Hobel für Knochen, Elfenbein und andere harte Materialien.

Schabeisen, 1) s. v. a. Abfleischeisen; — 2) bei der Pergamentbereitung (s. Gerberei, S. 608) in Anwendung kommendes Werkzeug; — 3) s. Böttcher; — 4) s. Goldschmied; — 5) Werkzeug zum Auskratzen der Verzinnung und des etwa daran befindlichen Salpeters aus alten kupfernen Küchengeschirren; — 6) s. Schriftgießer; — 7) s. Kupferstecherkunst; — 8) zur Bearbeitung weicher Steinarten dienendes Werkzeug; besteht in einem gekrümmten, auf beiden Seiten gezahnten Eisen mit einem Heft; — 9) breite Klinge mit sowohl gerade als krumm ausgeschnittenen Seiten zum Glätten von vorher beraspelten Flächen von verschiedener Gestalt; — 10) Werkzeug des Orgelbauers (s. d.); — 11) Schabemesser, Scalpellum rasorium), meißelartiges chirurgisches Instrument zum Abschaben vorzüglich der Knochen.

Schabeklinge, 1) scharfe Klinge zum Glattschaben von Horn und Knochen; — 2) dergleichen dreikantige, an den Ecken scharfe Klinge mit 2 Griffen, mittelst welcher der Tischler die geraden Stellen einer Arbeit glatt zu schaben pflegt; — 3) (Schuhm.), s. v. a. Schabeblech.

Schabekrug, 1) (Schabekrücke), s. v. a. Schabeisen 7); — 2) Werkzeug des Windemachers zum Glätten der Getriebstäbe.

Schabemanier (Kupferst.), s. v. a. Schwarze Kunst.

Schabemesser, 1) (Hüttenw.), s. Messing; — 2) s. v. a. Schabeisen und Schabeklinge.

Schaben (Entomol.), s. v. a. die Mikrolepidopterengattung der Tinodea oder Motten, s. Tinodea; — 2) s. v. a. Blattaria oder Kakerlaken, Unterfamilie der Orthopterenfamilie der Cursoria oder Läufer.

Schaben, 1) (Landw.), s. v. a. Brechacheln; — 2) s. v. a. Dachschauben.

Schaben (adjektiv.), 1) mittelst eines scharfen Werkzeugs eine Fläche bearbeiten; — 2) mit einem solchen Werkzeug von einem Körper kleine Theile trennen, u. zwar besonders in der Absicht, denselben zu glätten, od. ihn ganz weg zu schaffen oder zu zertheilen (vgl. Schabeisen); — 3) ehemals das gewöhnliche chirurgische Verfahren bei der Reinigung der Knochen; — 4) bei Kammmachern s. v. a. Bockschaben; — 5) s. Messing; — 6) Gold- und Silberdraht durch ein scharfes Zieheisen ziehen, um die beim Glühen des Drahtes entstandene Unreinigkeit zu entfernen; — 7) Manipulation bei der Pergamentbereitung, s. Gerberei; — 8) s. Kupferstecherkunst; — 9) die Seitentheile eines Deiches, ehe sie mit Rasensoden besetzt werden, glatt abstehen; — 10) regelwidrig fischen, so daß die Fischbrut zerstört wird, besonders indem man zu enge Netze in Anwendung bringt.

Schabenartige Eulenmotten (Entomol.), nach Oken, Gruppe der Eulenmotten (mottenartigen Spinner) mit einfachen Fühlern und nackten, gefranzelten 16füßigen Raupen, die sich in der Erde verpuppen. Hierher die Mordraupen (Hylina), Tigerraupen (Cuculaea), Rieselraupen (Trachea), Erdraupen (Mamestra), breitstreifige Raupen (Episema, Hadena), Schrägstrichraupen (Plusia), Seitenstreifraupen (Triphaena).

Schabenartige mottenartige Schmetterlinge (Entomol.), nach Oken, Untersippschaft der mottenartigen Tagschmetterlinge, sehr kleine, gleichfarbige, glänzende Falter meist mit Augenflecken: Hesperia und Lycäna.

Schabenau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Guhrau; Vorwerk Windmühle; 270 Einw.

Schabenblattlaus (Entom.), Blattlausgattung, s. v. a. Aleyrodes.

Schabenhausen, bad. Dorf, Seekr., Amt Villingen; 320 Einw.

Schabenkraut (Bot.), 1) s. v. a. traubiger Gänsefuß, Chenopodium Botrys *L.* — 2) s. v. a. Sand-Immortelle, Helichrysum arenarium *Dec.*; — 3) s. v. a. Mottenkraut, Verbascum Blattaria *L.*; — 4) s. v. a. Sumpfporst, Ledum palustre *L.*

Schabenwollkraut (Bot.), s. v. a. Verbascum Blattaria *L.*

Schaber, 1) (Kratzeisen), zur Reinigung der Mortiere dienendes 2 Zoll langes umgebogenes Eisen mit hölzernem Griff; — 2) s. v. a. Schabeisen.

Schaberau, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ostpreußen), R.-B. Königsberg, Kr. Wehlau; 170 Einw.

Schabernack, ein neckender, arglistiger Streich. Nach Einigen ist das Wort morgenländischen Ursprungs, Andere leiten es dagegen von dem deutschen necken ab. Der Baumeister Senamar, erzählen die Erstern, der dem Könige Monder den berühmten Palast Chavernak erbaute, ward auf Befehl des Königs von den Zinnen herabgestürzt. Seitdem bezeichnete der Name Chavernak im Morgenlande sprüchwörtlich den Undank.

Schabestärke, s. Stärke.

Schabet, Fidel, Maler, 1810 zu Wurzach im Würtembergischen geboren, machte seine ersten Studien in Stuttgart und studirte seit 1834 zu München unter Cornelius mit so großem Erfolg, daß der Meister ihn bald bei seinen Arbeiten in der neuen Ludwigskirche verwenden konnte. Außerdem malte S. auch Bilder in Oel, die jetzt schon sehr zahlreich sind, da er zahlreiche Aufträge für Kirchen und zu Andachtsbildern für Privaten erhielt. Diese Bilder sind im Kolorite besonders schätzbar.

Schabewerkstätte, s. Messing.

Schabewolle, s. v. a. Blötwolle und Raufwolle.

Schabi (Religionsw.), bei den Mongolen Novizen und Laienbrüder, die unter dem Kutuchta stehen.

Schabin, bei den Goldschlägern der Abgang von den Metallblättern; daher Schabinpapier, s. v. a. Metallpapier.

Schabin Karahissar, Sandschak, s. v. a. Karahissar.

Schabiri, s. Beschwörung.

Schabister, Stadt, s. v. a. Schuster.

Schabitzen, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Glogau; 2 Vorwerke, 2 Schäfereien, 2 Windmühlen; 330 Einw.

Schabkäfer (Entomol.), 1) Käfergattung, s. v. a. Glanzkäfer, Nitidula; — 2) Käfergattung, s. v. a. Throscus *Latr.*

Schablone (Schablone), 1) jedes ausgeschnittene Muster, wornach andere Gegenstände gebildet werden, namentlich Bretter, Bleche, Papier oder Pappe, die entweder an der Kante so ausgeschnitten sind, daß die Oberfläche eines Gegenstandes darnach bearbeitet werden kann, (z. B. bei Gesimsen, Säulen, bei Anfertigung der Glockenform, der Theile des Gewehrschlosses ꝛc.), oder in welche, wie bei den Stubenmalern, die Konturen der Verzierungen eingeschnitten sind, in welchem Falle dann die S. an die Wand gelegt und sofort mit Farbe überstrichen, oder aus einem kleinen Beutel Kohlenstaub darauf gepocht wird, wodurch der Umriß der Figur auf der Wand sich darstellt. Daher über die S. arbeiten, Theile eines oft wiederholten Ganzen so nach der S. anfertigen, daß sie entsprechend zu einander passen. Auch zum Malen für andere Zwecke, besonders von Blumen, wendet man S.n an (Schablonen-Malerei), indem man den einzelnen Farben und Farbentönen, Schattirungen u. dgl. besondere S.n gibt und diese nach und nach aufsetzt. — Schon die Mömer bedienten sich der S.n zur Blechschreibekunst, indem sie dieselben auf Papier legten und über die Einschnitte flüssige Farben strichen. So unterzeichnete Justinian seinen Namen auf diese Weise mittelst eines Goldblechs, worin sein Namenszug eingeschnitten war, und auch spätere Fürsten nicht nur bedienten sich ähnlicher Vorrichtungen, sondern kurz vor und zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst wurden ganze Bücher auf solche Art verfertigt. Später wurden besonders Choralbücher mittelst der Blechschreibekunst angefertigt, und gegenwärtig bedient man sich nicht selten derselben zum Zeichnen der Wäsche, Bücher, Waarenkisten ꝛc.; vgl. Tapeten. — 2) (Brunnenm.), der 4. Theil eines Kranzes.

Schabloneisen, starkes und nach aufgegebenem Modell geschmiedetes Stangeneisen, vorzüglich zu Flintenläufen.

Schablots, bei Aufführung eines Brunnengerüsts in Anwendung kommende Seile, womit der Brunnenmacher die Rüthhölzer verbindet.

Schabloglück (Zabokluk, Zawoklíby), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Saaz, Herrsch. Schönhof; 120 Einw.

Schabol, Jean Roger, Geistlicher, der sich durch seine Gärtnerei bekannt machte, wurde 1690 zu Paris geboren. Nachdem er zu St. Magloire studirt, promovirte er in der Sorbonne, konnte es aber lange bloß bis zum Diakonat bringen, da er es mit den Jansenisten hielt. Indeß gewann er die Gunst des Kardinals de Noailles und wurde in Folge dessen Aufseher der Geistlichen, Präfekt des Katechismen und Schuldirektor in dem Kirchspiel St. Laurent. Später wurde er Pfarrer zu Paris. Nach dem Tode seines Protektors (1729) zog sich S. zurück und folgte seiner ursprünglichen Neigung zur Gärtnerei. Zu Sarcelles, vier Stunden nördlich von Paris, lebte er den Verbesserungen der Gartenkunde. Die erste Aufmerksamkeit erregte er durch einen Aufsatz im „Journal Economique" 1755, als er auf die Industrie der Bewohner von Montreuil hinwies. Der Ruf S.s drang sogar bis zum König, der ihn zuletzt über seine Gärten zu Choisi setzte, aber bald wieder abdankte, da er seinen Erwartungen nicht entsprach. S. † am 9. April 1768 in ziemlicher Dürftigkeit. Schrieb: Dictionnaire pour la théorie et la pratique du jardinage et de l'agriculture par principes, et démontrées par la physique des végétaux, Paris 1767. Nach seinem Tode erschien: Pratique du Jardinage, par M. l'abbé R. S., ouvrage rédigé après sa mort, sur ses Mémoires, par D***, avec figures en taille douce, Paris 1770, 8.

Schabow, mecklenb.-schwerin. Hof, wendischer Kr., Amt Gnoien, an der Recknitz; 120 Einw.

Schabracke (v. Poln.), auf verschiedene Weise (mit farbigem Tuch, Tressen, Stickerei ꝛc.) verziertes Stück Zeuch, Tuch oder Sammet, welches unter den Sattel gelegt zu werden pflegt und dazu dient, den Pferdeschweiß vom Sattel abzuhalten, so wie die Rockschöße des Reiters vor Unreinlichkeit zu bewahren; — 2) s. v. a. Satteldecke.

Schabran, Bezirk, Fluß u. Stadt, s. Cuba.

Schabringen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Ldgr. Dillingen; 170 Einw.

Schabs, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Brunneck, Ldgr. Brixen; liegt sehr schön, hat reizende Getreidefelder, allein Mangel an Wasser; 220 Einw.

Schabschitz (Zabcice, Zapržice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrschaft Selowitz; Meierhöfe; 480 Einw.

Schabseti (Schabsich), Volk, s. v. a. Schapschik.

Schabta ben Joseph, Rabbiner und berühmter Bassist zu Prag, wurde 1641 in Polen geboren und kam 1655 nach Prag, von wo aus er eine Reise fast durch ganz Europa machte. Im J. 1666 kam er mit einer Druckerei aus Holland nach Schlesien und erhielt von dem Besitzer Dyhrenfurths, dem Oberamts-Kanzler Georg Abraham Freiherrn von Dyherrn, die Erlaubniß, sich damit in Dyhrenfurth niederlassen zu können. Seine Druckerei gab indeß Anlaß zu manchem Unheil, indem sie von den verschiedenen Religionsparteien zum Druck verschiedener Streit- und Schmähschriften benutzt wurde, wodurch die Erbitterung auf beiden Seiten immer mehr zunehmen mußte. Unter S.s

Werken befindet sich: Labia dormentium ex Cant. VII, oder Bibliotheca rabbinica, das in hebräischer Sprache abgefaßt ist und in dem im 3. Kapitel der zweiten Section musikalische Bücher der Juden angeführt werden.

Schabu, Reich, s. Slavenküste.

Schabzieger (Waarenk.), ausgezeichnete Gattung schweiz. Kräuterkäse, kommt aus dem Kanton Glarus, daher er auch Glarnerzieger genannt wird; s. Käse.

Schabzigerklee (Bot.), s. v. a. Blauer Steinklee, Melilotus coerulea L.

Schach, 1) (Schah), Name der Herrscher in verschiedenen Reichen Asiens, z. B. in Persien; — 2) s. v. a. Schachspiel; — 3) s. v. a. Schabbret; — 4) (Herald.), s. Geschacht.

Schach (Geogr.), 1) österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrsch. Teltsch; 190 Einw.; — 2) kl. asiat.-russ. Insel, Transkaukasien, im kasp. Meere, an der Spitze der Halbinsel Abscheron.

Schacharith (Schachrith), Morgengebet bei den Juden, s. Gebet S. 54.

Schach bieten, s. Schachspiel.

Schachblume (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Fritillaria L.

Schachbret, s. Schachspiel.

Schachbretartig (bot. Terminol.), s. v. a. Tessellatus, Tessulatus.

Schach Bulak, asiat.-russ. Ort, Transkaukasien, Karabag, nördl. von Schuscha.

Schach dem König } s. Schachspiel.
Schach der Königin }

Schachen (Geogr.), 1) bad. Dorf, Oberrheinkr., Amt Waldshut; 460 Einw.; — 2) bayer. Dörfer: a) R.-B. Schwaben und Neuburg, Ldgr. Lindau; 110 Einw.; — b) R.-B. Unterfranken und Asch., Herrschaftsger. Gerolfeld; 190 Einw.; — 3) österr.-steier. Dörfer: a) Kr. Gratz, Bez. Voran; 600 Einw.; — b) das., Bez. Herberstein; 120 Einw.; — 4) württemb. Dorf, Donaukr., Oberamt Ravensburg; über 100 Einw.; — 5) schweiz. Dorf, Kanton Luzern, Entlebuch; 880 Einw.

Schachenauel, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Köln, Kr. Steg; 130 Einw.

Schachenberg, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Oberrohitsch; 200 Einw.

Schachendorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Cham; Schloß; 170 Ew.

Schach en quatre, s. Schachspiel.

Schachenthurn, österr.-steier. Herrschaft, Kr. Marburg; Schloß; umfaßt 34 Gemeinden und 4460 Einw.

Schacher, Josias, Glasmaler von Straßburg, blühte um 1593.

Schacherfude, s. Juden.

Schachern, 1) überhaupt Kauf- und Tauschhandel treiben, daher auf den Schacher gehens besonders 2) gewinnsüchtigen, selbst betrügerischen Handel treiben.

Schachersdorf (Sachotin), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrschaft Polna; über 100 Einw.

Schachfiguren, s. Schachspiel.

Schaching (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Deggendorf; 260 Einw.; — 2) österr. Rotte, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Salaberg; über 100 Einw.

Schachkraut (Bot.), Besenpfrieme, Spartium scoparium L.; Genista scoparia Dec.

Schachkreuz (Herald.), s. Kreuz.

Schachnji, europ.-türk. Ort, Rumili, Sandschak Tschirmen; nordöstlich von Tschirmen.

Schächlimar, Garten, s. Käschmir.

Schachlol, Berg, s. v. a. Tschablov.

Schachmann, Karl Adolf Gottlieb von, Gelehrter und Kunstsammler, Maler und Radirer, 1725 zu Hermsdorf in Sachsen geboren, unternahm mehre Reisen und sammelte bei dieser Gelegenheit Gemälde, Kupferstiche, antike Steine, Münzen u. s. w., die er auf seinem Gute Königshayn in der Lausitz aufbewahrte. Seine auserlesene Sammlung alter Münzen kam kurz vor seinem 1789 erfolgten Tode in den Besitz des Herzogs von Gotha, der sie seinem Kabinete einverleibte. Er † zu Herrnhut. S.s Blätter sind mit C. v. S. oder mit dem Namen des Urhebers bezeichnet. Einige geben Ansichten des von ihm durch geschmackvolle Anlagen verschönerten Königshayn und der Umgegend.

Schachmaschine (Schachspielmaschine), s. Kempelen.

Schachmatt, 1) s. Schachspiel; — 2) von Menschen, körperlich und geistig sehr ermattet.

Schachnowa, europ.-russ., Ort, Gouv. St. Petersburg, am Ladoga-Kanal, nordöstl. von Nowo-Ladoga.

Schachnow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Gut Borohradek; 310 Einw.

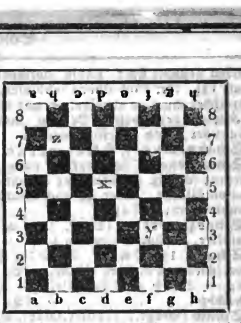
Schachowskoi, Alexander, Fürst, russischer dramatischer Dichter, 1777 im Gouvernement Smolensk geboren, trat 1793 ins Heer und avancirte bis zum Kapitän, ward 1801 Hofrath und Mitglied der Theaterdirektion, 1810 geh. Staatsrath. Im J. 1812 kommandirte er einen Pulk Kosaken und ward 1813 General der Corps von Liv- und Kurland, trat jedoch 1817 wieder zur Theaterdirektion, bis er 1818 pensionirt wurde. Er schrieb nicht nur zahlreiche Trauerspiele, Lustspiele, Opern, Vaudevilles, sondern machte sich auch durch die Ausbildung junger Schauspieler um das russische Theater überhaupt verdient.

Schachrith, Gebet, s. Gebet, S. 54.

Schachrose (Bot.), s. v. a. Marmorrose, Rosa gallica marmorea Red. et Th.

Schachspiel (Schach; sanskritisch Schthranschi, ind. Tschatur Anga, russ. Tschatune; pers. Schatrak oder Schetrenyr, d. i. tausend Sorgen, chines. Elephantenspiel; türk. Satranso), ein Brettspiel, das unter den vielen Spielen für das reifere Alter das älteste, verbreitetste, geachtetste, geistreichste, aber auch schwierigste ist und mit Recht als eine der edelsten Blüthen des menschlichen Geistes betrachtet werden kann. In so fern kann man es kaum zu den Spielen rechnen, und Moses Mendelsohn, der selbst ein sehr guter Schachspieler war, hat nicht ganz Unrecht, wenn er sagt: „Schach sey für den Ver-

stand zu viel Spiel, und als Spiel fordere es zu viel Verstand.“ Dem blinden Zufalle, der sonst bei den meisten Spielen die Hauptrolle hat, ist bei dem S. nichts überlassen; Ueberblick, Nachdenken, Scharfsinn, Klugheit, List und Vorsicht allein entscheiden in ihm den Sieg, und so ist es mindestens das edelste, des denkenden Kopfes würdigste Spiel, das sich darum mit Recht über die ganze kultivirte Welt verbreitet hat und in allen gebildeten Ständen einheimisch geworden ist. Das S. stellt einen Krieg oder eine Feldschlacht zwischen zwei wohlgerüsteten Kämpfern im Kleinen bildlich dar. Zwei Heere nämlich, durch Farbe, gewöhnlich durch Schwarz und Weiß oder Braun und Weiß, wesentlich unterschieden, stehen, an der Zahl der Figuren und an physischen Kräften gleich stark, in völliger Schlachtordnung einander gegenüber, um sich zu schlagen, zu vernichten und das Oberhaupt, den König, „matt (schachmatt, vom arab. math, todt) zu machen“, d. h. denselben dahin zu bringen, daß er sich nicht mehr von seinem Felde bewegen, schützen, wehren, retten kann, sondern sich dem Sieger wider Willen ergeben muß, womit denn das Spiel seine Endschaft erreicht hat. Indessen ist das Spiel auch zu Ende, wenn es weder von dem einen, noch von dem andern Theil genommen werden kann (remis), so wie wenn der König schachpatt ist (s. unten). Wie andere Bretspiele und namentlich das Damenspiel, so kann auch das S. auf verschiedene Art und Weise gespielt werden, und von jeher hat man sich viel Mühe gegeben, es zu verändern, zu verbessern, zu vergrößern, ob aber mit Vortheil, ist eine Frage, die kaum mit „Ja!“ beantwortet werden kann. Die gewöhnlichste und zugleich schönste, edelste, einfachste und daher zweckmäßigste Art ist das eigentliche oder wahre, auch das alte oder kleine (italienische, welsche) S., wohl auch das Königsspiel genannt, die gemeinschaftliche Mutter vieler Kinder, von denen die meisten wieder in Vergessenheit gesunken sind. Dasselbe wird stets von 2 Personen auf einem quadratförmigen, wie das allgemein bekannte Damenbret in 64 gleiche, abwechselnd schwarze und weiße Felder getheilten Brete, mit 32 aus mancherlei Material oft sehr kunstreich gefertigten Steinen oder Figuren dergestalt gespielt, daß jeder Theil 16 Figuren von gleicher Qualität, der Eine schwarze, der Andere weiße, zu seiner Disposition erhält, welche auf die jedem Spieler zunächst stehenden zwei ersten Reihen Felder nach einer gewissen Ordnung aufgestellt werden, um sich gegenseitig zu bekämpfen und zu schlagen. Das Schachspielbret (s. Figur) muß eine solche Stellung erhalten, daß jedem Spieler in der Ecke zur rechten Hand ein weißes, in der Ecke zur linken Hand ein schwarzes Feld zu liegen kommt. Wenn das Schachspielbret zwischen zwei Spielern richtig steht, so laufen nicht allein von der linken zur rechten, oder von der rechten zur linken Seite 8 Felder hinüber u. herüber (horizontal), die wir a b c d e f g h nennen, sondern auch eben so viel andere Reihen hinauf (vertikal), welche mit 12345678 markirt sind. Hierdurch läßt sich jedes Feld auf



dem Schachbrete genau angeben und richtig bestimmen. Das Feld x heißt demnach d 5, das Feld y hingegen f 3, das Feld z aber b 7. Soll nun z. B. eine Figur, welche auf x steht, nach y gesetzt werden, so sagt man: d 5 nach f 3, oder, wenn eine Figur von y auf z kommen soll, so wird dies durch die Bezeichnung f 3 nach b 7 u. s. w. angedeutet. Die Figuren oder Steine (Schachfiguren), welche die beiden kleinen, durch eine abstechende Farbe unterschiedenen Heere bilden und nach Namen, Rang und Qualität auch eine abweichende Gestalt haben, sind unter mancherlei Benennungen bekannt, in so fern Gebrauch, Gewohnheit, Nationalcharakter, herrschende Sitte und Sprache einwirkten. In Deutschland bestehen die Figuren aus einem König (Schah, Ruf, Oberherr, Regent), einer Königin (Dame, Jungfrau, bei den Orientalen Pharz, Pherzan, Fers, d. i. Wessir, General, Feldherr, woraus dann im mittleren Italien Fercia, im Altfranz. Fierce, Fierge, Vierge, Dame, Königin, entstanden), zwei Läufern (Adjutanten, oriental. Pil oder Pi, Elephant, franz. Fou, engl. Bishop), einem weiß- und einem schwarzmarkirten, von denen der weiß markirte stets die weißen, der schwarz markirte aber immer die schwarzen Felderreihen bestreicht, zwei Springern (im Orient Reiter, daher Kavall, Kavalier, altdeutsch Rössel, engl. Knight), zwei Thürmen oder Rochen (nach der orient. Sage vom Vogel Ruck, als der sie auch im Orient gebildet erscheinen, ital. Roc, da die Europäer die Namen für den einer Felsenburg hielten, franz. Tour, engl. Castle, von allen diesen Völkern als Thurm, von den Altdeutschen als Elephant, von den Russen als Nachen, von den Engländern auch als Krähe [Rook] gebildet), und acht Bauern (Fänt, franz. Pions, engl. Pawns, im Orient gemeine Soldaten oder Infanterie). Jede dieser 16 Figuren, welche zusammen eine Armee vorstellen, hat ihren gewissen Platz, bestimmten Gang, eigenthümlichen Gebrauch und relativen Werth; die 8 vornehmsten derselben werden gewöhnlich Offiziere, die 8 geringern hingegen Bauern, richtiger gemeine Soldaten genannt. Sie erhalten ihre Stellung in den beiden ersten, jedem Spieler zunächstliegenden Querreihen auf folgende Felder: Der König der schwarzen Figuren kommt auf das weiße mittlere Feld (e 1),

der König der weißen Figuren auf das mittlere schwarze Feld (e 8) der äußersten Reihe des Schachbrets zu stehen. Die Königin der schwarzen Figuren erhält ihren Platz auf dem mittlern schwarzen Felde (d 1) der ersten Reihe, stets auf der linken Seite ihres Königs; die Königin der weißen Figuren aber auf dem mittlern weißen Felde (d 8), ebenfalls auf der linken Seite ihres Königs, nach dem bekannten Grundsatze: Regina servat colorem (d. h. die Königin auf ihre Farbe). Die beiden Läufer gehören einer auf die Seite neben dem Könige, der andere auf die Seite neben der Königin, und es kommt der weißmarkirte auf ein weißes, der andere aber auf ein schwarzes Feld zu stehen; jener heißt daher der weiße, dieser der schwarze Läufer, und jeder darf nur in schräger Richtung auf den Feldern seiner Farbe laufen. Die beiden Springer stehen zunächst den beiden Läufern, mithin der eine auf Schwarz, der andere auf Weiß, und zwar die Springer der einen Partei auf b 1 und g 1, die der andern aber auf b 8 und g 8. Die beiden Thürme oder Rochen füllen die beiden Eckfelder also, a 1, h 1, a 8 und h 8. Die Bauern oder die gemeinen Soldaten kommen auf die 2. Reihe dicht vor den genannten Offizieren zu stehen, also auf 2—2 und 7—7. Des Gegners Steine oder Figuren haben gleiche Lage oder Stellung, doch so, daß der Thurm zur rechten Hand auf ein weißes, die schwarze Königin auf ein schwarzes und die weiße Königin auf ein weißes Feld, immer links neben ihrem Könige, zu stehen kommt. Demnach stehen auf den 4 Eckfeldern des Bretes die 4 Thürme oder Rochen, neben diesen die 4 Springer oder Pferde, neben diesen die 4 Läufer, auf dem Felde d 1 die weiße, auf dem Felde d 8 die schwarze Königin, auf e 1 der König der weißen und auf e 8 der König der schwarzen Figuren; vor ihnen in der 2. und 7. Reihe bilden die Bauern oder gemeinen Soldaten gleichsam das Vordertreffen. Noch ist zu bemerken, daß man das Feld, worauf man vor Beginn des ersten Zuges den König stellt, das 1. Feld des Königs, das, auf welchem des Königs Bauer anfangs steht, das 2. Feld des Königs, das vor diesem Bauer geradeausliegende nächste Feld, aber von entgegengesetzter Farbe, das 3. Feld des Königs, das andersfarbige, geradeausstehende nächste Feld aber das 4. Feld des Königs nennt.

Was den Werth der Schachfiguren betrifft, so ist ihrer Benennung gemäß eine mehr als die andere nutzbar und vortheilhaft, in gewissen Fällen und besondern Umständen und Verhältnissen aber kann der Bauer oder gemeine Soldat beziehungsweise so brauchbar, als ein Offizier werden, weshalb sich nur rücksichtlich des relativen Werthes eine Rangordnung bestimmen läßt. In so fern der Verlust des Königs dem Spiele ein Ende macht, hat er vor allen Figuren den größten Werth; in der Wirksamkeit aber steht er gegen die übrigen Offiziere gar sehr im Hintergrunde (s. unten). Die beste, nützlichste, einflußreichste und wirksamste Figur im ganzen S. ist unbedingt die Königin. Schnell, wie der Vogel in der Luft, ist sie bald an diesem, bald an jenem Orte, und verloren ist der Gegner, wenn sie seine Vormauer durchbrochen hat, in sein Inneres eindringt und dem Könige zu Leibe geht. Oft bedroht sie 2 ungedeckte Steine zu gleicher Zeit, u. gewöhnlich wird dann der eine ihr zur Beute. Am besten im Stande, ihren eigenen König zu schützen, zu vertheidigen und zu retten, kann sie auch den feindlichen am leichtesten überwinden. Von ihrem Verluste hängt gemeiniglich der Verlust des Spiels ab, wenn der Gegner noch im Besitze der seinigen (Königin) ist. Sorgsam muß sie daher gehütet werden, und kein feindlicher Stein kann ihr so gefährlich, wie der Springer werden. Nach ihr sind die Thürme (Rochen) für die besten Figuren zu achten; denn wenn sie auch im Anfange des Spiels wegen ihrer eingesperrten Lage wenig Bedeutsamkeit zu haben scheinen, so wirken sie gegen das Ende mit um so größerer Energie, sind vorzüglich geeignet, den König zu beschützen, und kommen in Vereinigung selbst der Königin an Kraft, Einfluß und Wirksamkeit wenigstens gleich. Die Läufer können während des ganzen Spiels gute Dienste leisten, werden in Verbindung des Feldherrn oft sehr gefährlich, sind daher wichtige Offiziere und stehen im Allgemeinen mit den Springern in ziemlich gleichem Werthe. Entscheidenden Vortheil gewähren sie besonders gegen das Ende des Spiels. Die Springer sind im Allgemeinen so wichtig, als die Läufer; sie leisten vorzüglich bei Eröffnung und in der Mitte des Spiels, wo noch viele Steine auf dem Brete sind, großen Vortheil, können aber auch gegen das Ende noch nützlich werden und setzen nicht selten durch ein doppeltes Schach in große Verlegenheit. Läufer und Springer sind an Stärke einander gleich zu schätzen; ein Unterschied zwischen ihnen kann nur durch die Lage des Spiels, so wie durch die Geschicklichkeit und Liebhaberei des Spielers entstehen, mit welcher er den Läufer oder den Springer zu benutzen weiß. Jede dieser beiden Figuren schätzt man höher als 3 und geringer als 4 Bauern. Die Bauern im S. haben auch das Schicksal der wirklichen Bauern: ihre Macht ist eingeschränkt, sie scheinen einzeln von wenig Bedeutung, Gewicht und Wirkung, werden daher von angehenden Spielern wenig geachtet, und doch hängt von ihrer Verbindung und Zusammenhaltung das Glück, der Vortheil und Gewinn des Spiels wesentlich ab. Sie sind gleichsam die Vormauer ihrer Vorgesetzten oder Offiziere, beschützen und sichern den König, eignen sich vortrefflich zur Deckung anderer Figuren, erhalten das Gleichgewicht und sind unter guter Anführung zum Angriff und Zurücktreiben der feindlichen Offiziere äußerst brauchbar. Oft ist ein Bauer nach Stellung und Verhältnissen mehr werth, als ein Läufer oder Springer, woraus ihre Wichtigkeit hervorgeht und wie sehr es zu tadeln ist, sie leichtsinnig aufzuopfern. Die eigentliche wahre Schätzung des Werthes einer Figur ergibt die jedesmalige Lage des Spiels. Es treten Fälle ein, in welchen ein Läufer besser als ein Thurm, ja sogar, wo ein Springer besser als die eigene Königin selbst ist. Auch lehrt die Erfahrung, dabei einigen Figuren die Stärke gegen den Ausgang des

Spiels ab (z. B. bei dem Springer) und bei andern zunimmt (z. B. bei dem Thurm und dem Bauer).

Hinsichtlich ihres Ganges welchen die Figuren des gewöhnlichen S.s wesentlich von andern Brettspielen, namentlich vom Damenspiel, ab; denn jeder Stein von verschiedener Eigenschaft hat auch seinen besondern Gang; dasselbe ist auch in Bezug auf das Schlagen oder Wegnehmen der Steine der Fall. Bei dem Damenspiel überspringt nämlich der schlagende Stein denjenigen, welchen er nimmt, bei dem S. dagegen setzt sich die schlagende Figur auf die Stelle der geschlagenen. Der Gang des Königs ist langsam, gravitätisch, würdevoll, ernsthaft, aber beschränkt; er darf auf einmal nicht mehr, als nur einen einzigen Schritt thun, aber diesen kann er, wenn er ungefährder Platz findet und nicht in „Schach" geräth, willkürlich nach allen möglichen Richtungen, auch über die Felder seines Gebiets in das feindliche Terrain hinaus vornehmen, wobei er jeden feindlichen Stein, der sich ihm bis auf einen Schritt nähert, in allen Stellungen schlagen kann, sofern er nicht selbst dadurch einer feindlichen Figur bloßgestellt wird. Das Feld, wo der König steht oder wo er hingehen will, darf durch keine feindliche Figur bedroht seyn oder bestrichen werden; denn träte er freiwillig unter die Batterien des Feindes, stellte er sich selbst in das Schach, so würde ihn der Gegner schlagen können, und dies soll nach den Gesetzen des S.s nicht seyn, weil der König, dem Ganzen angehörig, sich nicht ungezwungen hingeben, aufopfern, sein Kriegsheer verlassen darf, sondern erst dahin getrieben werden muß, keinen Schritt mehr thun zu können, ohne in Gefangenschaft zu gerathen, geschlagen und genommen zu werden. Der König wird von seinem Heere geschützt und bis aufs Aeußerste vertheidigt, und erst, wenn ihm ein feindlicher Stein zu Leibe geht und ihn in das Schach setzt, steht es ihm frei, der Gefahr durch einen Zug auf ein freies, unbedrohtes Feld zu entgehen oder sich der Vertheidigung seiner Truppen hinzugeben, welche den feindlichen Stein nehmen oder durch Entgegenstellung unwirksam machen; nur dann kann er den angreifenden Stein des Gegners wegnehmen, wenn es ohne Gefahr, selbst genommen zu werden, geschehen kann. Einen besondern Vorzug hat der König vor allen andern Figuren darin, daß er „rochiren" kann, d. h. er kann, unter der Bedingung, daß er seinen Platz vorher noch nicht verändert hat, daß er noch nicht im Schach gestanden und nicht in demselben steht, auch kein bedrohtes Schachfeld passirt und daß der Weg durch keinen andern Stein versperrt oder bedroht ist, zur rechten oder linken Hand in gerader Seitenlinie, also auf der 1. Felderreihe, 2 Schritte thun, und der Thurm oder Rochen, welcher ebenfalls seinen Standort vorher noch nicht verlassen haben darf, springt über ihn hinweg und stellt sich dicht an seine Seite. Will z. B. der König der weißen Figuren auf die rechte Seite des Schachbrets rochiren, so geht er von e 1 auf g 1, und der Thurm h 1 stellt sich neben ihn auf f 1. Eben so rückt der König, wenn er auf der linken Seite rochiren will, von e 1 auf c 1, und der Thurm a 1 lagert sich neben ihn auf d 1; doch dürfen, wie schon gesagt, die Felder b, c und d, so wie f und g in der 1. Reihe von keinem feindlichen Steine bedroht seyn. Diese Art zu rochiren hat man in Deutschland und mehren andern Ländern allgemein angenommen, in Italien aber hält man sich noch immer an die sonst übliche Art, nach welcher der Spieler die Freiheit hat, den König und den Thurm, mit welchem er rochirt, auf jedes ihm beliebige Feld seiner ersten Reihe oder Linie auf der Seite, nach welcher rochirt wird, zu setzen, wenn nur der Thurm, der vorher dem Könige zur rechten oder linken Hand stand, auf dessen andere Seite zu stehen kömmt. Manche haben dem Könige das Recht zugestehen wollen, für sich allein, ohne Verbindung mit dem Thurme, 3 Schritte gerade aus oder seitwärts oder überzwerch, nach Art der Springer, für den Fall zu thun, daß kein anderer Stein im Wege und diese erste Bewegung ohne Schach sey; allein diese Freiheit ist niemals allgemein gebräuchlich gewesen und von den Stern späterer und neuerer Zeit gänzlich verworfen worden. Was dabei das Rochiren betrifft, so ist dasselbe oft von der besten Wirkung und vorzüglich geeignet, den angelegten Plan des Gegners plötzlich zu verrücken und dadurch dem eigenen Könige gegen die feindlichen Anfälle eine größere Sicherheit zu geben, besonders wenn mehre befreundete Bauern Front machen. Die Königin geht, wie der König, sternförmig, d. h. nach allen möglichen Richtungen, aber nicht bloß einen Schritt, sondern durch so viele Felder, als sie offen und ihrem Vortheile angemessen findet, in denselben Richtungen darf sie jeden feindlichen Stein nehmen, der sich ihr entgegenstellt. Manche wollen der Königin auch den Gang des Springers einräumen, doch mit Unrecht, da eine so mächtige Figur Alles niederwerfen, den beschränkten König in stete Gefahr bringen, ihn in kurzer Zeit besiegen und dem Spiele alles Interesse rauben würde. Der Läufer geht bloß schräg od. diagonal, aber nach allen Richtungen, sowohl vor- als auch rückwärts und durch so viele Felder auf einmal, als er Lust hat und resp. offen oder leer findet, und schlägt in eben der Richtung jeden feindlichen Stein, der sich ihm entgegenstellt, sofern es im Plane liegt oder Nutzen bringt. Von den 2 Läufern, die jeder Spieler hat, kommt beim Aufstellen der Steine der eine auf ein weißes, der andere auf ein schwarzes Feld zu stehen, und jeder muß durch das ganze Spiel auf seiner Farbe bleiben. Der Läufer des Königs heißt der Angriffsläufer, wenn er auf die feindliche Königin den Angriff macht. Die Springer haben einen ganz eigenthümlichen Gang nach allen Richtungen, indem sie von ihrem jedesmaligen Standpunkte in einer Vogenlinie über das ihnen zunächstliegende Feld auf das folgende dritte benachbarte Feld von entgegengesetzter Farbe springen, also von Weiß auf Schwarz, von Schwarz auf Weiß ꝛc., auch sogar über andere Figuren hinweg, z. B. von b 1 auf a 3 oder c 3, von a 3 auf c 4 oder b 5, von c 4 auf e 5, von e 5 auf g 6, von g 6 auf h 4,

von h 4 auf f 3, von f 3 auf e 4 u. s. w. Auf diese Weise kann der Springer das ganze Schachbret durchspringen, ohne eines der 64 Felder zweimal zu treffen, s. Röſſelſprung. Zu Anfange des Spiels leiſten die Springer vortreffliche Dienſte, weshalb es auch gut iſt, ſich ihrer gleich anfangs zu bedienen, um ſo mehr, weil ihre Stärke ſich ſchwächt, je weiter das Spiel ſeinen Fortgang nimmt, es auch ausgemacht iſt, daß mit 2 Springern der feindliche König nicht ſchachmatt gemacht werden kann. Die Thürme gehen in gerader Linie über die Felder hin, ſo weit ſolche unbeſetzt ſind, u. zwar nicht allein vor-, ſondern auch rückwärts, und können Alles ſchlagen und wegnehmen, was ſich ihnen in den Weg legt. Die Bauern gehen v. Feld zu Feld gerade aus, in vertikaler Richtung, weder ſeit-, noch rückwärts, ſchlagen aber in ſchräger Richtung nach vorwärts jede unmittelbar vor ihnen auf derſelben Farbe ſtehende feindliche Figur. Will z. B. der Bauer e 2 vorrücken, ſo ſtellt er ſich auf e 3, und ſtände ein anderer Bauer auf d 4, und näherte ſich ihm eine feindliche Figur auf e 5 oder e 5, ſo kann er jene links, dieſe rechts ſchlagen, wegnehmen und ſich an deren Platz ſtellen. In der Regel thun die Bauern nur einen Schritt; es iſt aber Gebrauch, jeden von ſeiner anfänglichen Stellung an nach Willkür 2 Schritte thun zu laſſen, ſofern er kein vom Feind e bedrohtes Feld paſſirt. Wollte man z. B. den Bauer f 2 zwei Schritte nach f 4 thun laſſen, das Feld f 3 würde aber von dem feindlichen weißen Läufer beſtrichen, ſo iſt der Doppelſchritt nicht erlaubt, wenigſtens braucht einen ſolchen Zug der Gegner nicht zu geſtatten. Manche Spieler geſtatten den Doppelſchritt der Bauern auch nur beim 1. Zug, bei Eröffnung des Spiels. Gambit (dar il gambetto, Beinſtellen) wird eine beſondere Spielerlaktik genannt, nach welcher man auf den 2. Zug (nach dem auf den 1. von beiden Seiten der Bauer des Königs oder der Königin 2 Schritte vorwärts gezogen wurde) entweder den Bauer des Läufers, oder den des Königs oder der Königin nach Belieben des 1. Zugs ebenfalls 2 Schritte vorwärts ſetzt und ihn dem Gegner, ohne Erſatz dafür zu bekommen, anbietet. Es gibt verſchiedene Arten Gambits, die ſich aber alle auf das Gambit des Königs und das Gambit der Königin (auch Gambit von Aleppo) beziehen. Ein großes Vorrecht haben die Bauern vor allen andern Steinen darin, daß ſie avanciren, d. h. zu einem höhern Range gelangen können. Iſt nämlich ein Bauer ſo glücklich, von ſeinem erſten Standpunkt über das ganze Schachbret bis zum letzten entgegengeſetzten feindlichen Felde vorzurücken, z. B. von d 2 bis d 8, oder ein feindlicher Bauer von d 7 bis d 1, ſo erlangt er die Würde und Eigenſchaften eines wirklichen Offiziers, in welchem Falle wieder beſondere Gewohnheiten und beſtimmte Geſetze Statt finden (ſ. unten).

Vom richtigen und geſchickten Gebrauche der Schachfiguren nach einem wohlüberlegten Plan (deſſeinmäßiges Spiel) hängt der Gewinn des Spiels allein ab. Sind ſich beide Spieler an Geiſt und Denkvermögen, Achtſamkeit, Ausdauer und Fähigkeit, die Entwürfe des Gegners zu durchſchauen und zu vereiteln, gleich, ſo dauert eine Partie oft ſehr lange, oder wird endlich remis (d. h. ſie kann von keiner der ſpielenden Parteien weder gewonnen, noch verloren werden). Um ein zu Ende gehendes Spiel nicht vergeblich fortzuſpielen, merke man folgende Beobachtungen: 2 Bauern gegen 1 müſſen faſt in alle Fällen gewinnen, wenn man ſich hütet, einen davon gegen den Bauer ſeines Gegners nehmen zu laſſen; 1 Bauer und 1 Offizier müſſen in allen Fällen gewinnen, die Bauern der beiden Thürme ausgenommen, es wäre denn, daß die eine Hauptfigur ein Läufer von der Farbe des Feldes ſey, worauf der Bauer zur Dame ziehen kann; gehört aber der Läufer auf die entgegengeſetzte Farbe, ſo wird das Spiel remis; das Matt kann erzielt werden durch 2 Läufer, oder auch mittelſt der Königin gegen einen feindlichen Läufer und Springer. Erwieſen iſt, daß 1 Läufer gegen 1 Thurm das Spiel gewinnen kann; auch können 1 Läufer und 1 Springer den König matt ſetzen und 1 Thurm mit 1 Bauer gegen 1 Thurm das Matt erzwingen. Natürlich können über den Gebrauch der Figuren, der durch Uebung, verbunden mit natürlicher Anlage, Nachdenken, Verſtand, Scharfſinn, Verſchlagenheit und innerem Triebe erlernt ſeyn will, nur ganz allgemeine Regeln aufgeſtellt werden, die ſich im Weſentlichen auf Folgendes zurückführen laſſen. Gewöhnlich, wo nicht immer, eröffnet man die Schlacht mit dem Bauer des Königs und läßt ihn 2 Schritte, von e 2 auf e 4 oder von e 7 auf e 5 vorwärts thun, wodurch nicht allein der Königin, ſondern auch dem einen Läufer freie Bahn gemacht wird. Der Gegner verfährt dann eben ſo. Alle folgenden Züge, die nach und nach mehr oder weniger Truppen in das Gefecht bringen, ſind unbeſtimmbar, da ſie entweder von denen des Feindes abhängen, oder ſich auf einen beſtimmten Plan gründen, da die Gegner gefangen zu nehmen Hauptſache des Spieles iſt und zu deſſen Ausführung alle Figuren mitwirken müſſen. Je feiner derſelbe angelegt iſt, je weniger der Gegner ihn merkt und ihm Hinderniſſe in den Weg legen kann, deſto leichter und gewiſſer wird er gelingen und zum gewünſchten Ziele führen. Man muß daher ſeine eigenen Steine möglichſt decken (d. h. einen Stein durch den andern dergeſtalt ſichern, daß ihn der Feind nicht ſchlagen kann, ohne wieder geſchlagen zu werden) und die des Gegners ſchwächen (d. h. aus dem Felde ſchlagen). Dieſes Schlagen beſteht darin, daß der eine Spieler den Stein des Gegners wegnimmt und ſeinen eigenen an deſſen Platz ſtellt; doch hängt es ganz von dem freien Willen der Spielenden ab, einen en prise, d. h. ſo, daß man ihn nehmen kann, ſtehenden Stein zu ſchlagen, od. nicht. Alle Steine können ohne Rückſicht angegriffen und genommen werden, und kein Spieler braucht Pardon zu geben; nur dem Könige ſteht nach Sitte und Völkerrecht, der Vorzug zu, daß ihn der Gegner bei perſönlich drohender Gefahr warnen muß, welches durch den bekannten, allgemein üblichen Zuruf: „Schach dem Könige" zu geſchehen pflegt. Der Gegner iſt

darauf genöthigt, den bedrohten König aus dem Schach zu setzen, welches entweder geschieht, indem er den König auf ein anderes, nicht bedrohtes Feld, oder eine Figur zwischen die schachbietende feindliche Figur und den bedrohten König setzt, falls derselbe nicht durch einen feindlichen Bauer, gedeckten Läufer, Thurm oder Springer ins Schach gerathen ist, oder indem der bedrohte Gegner die schachgebende Figur mit einer von den seinigen nimmt, oder endlich, indem der bedrohte König selbst die ihm schachgebende feindliche Figur schlägt, was jedoch nur dann geschehen kann, wenn die schachbietende feindliche Figur ungedeckt steht, d. h. wenn sie von keiner andern ihr befreundeten Figur vor dem Wegnehmen geschützt ist. Kann der im Schach stehende König durch keinen dieser 4 Züge aus seiner bedrohten Stellung gebracht werden, so ist er *matt* (schachmatt), wodurch das Spiel geendigt ist. Man muß also den feindlichen König durch kluge Züge in eine solche Stellung treiben, daß er nicht nur in das Schach kommt, sondern auch von hier aus zu seiner Befreiung keinerlei Zug mehr thun kann, ohne wieder von Neuem in Schach zu gerathen. Jede Figur kann dem feindl. König Schach geben, nur mit dem eigenen König darf dies nicht geschehen, weil derselbe sonst vom feindl. König in Schach gesetzt und von demselben genommen werden könnte. *Blindes Schachmatt* findet dann Statt, wenn man den feindl. König schachmatt gemacht, ohne es selbst bemerkt und ohne die Erinnerung: „Schach dem Könige!“ vorausgeschickt zu haben. *Doppeltes Schach* entsteht, wenn dem Könige durch einen Zug von zwei feindlichen Figuren zugleich Schach gegeben wird, wo er sich ergeben muß, falls er seinen Platz nicht ändern, oder eine der beiden sich ihm schach bietenden Figuren nehmen kann, ohne sich dadurch von einer andern aufs Neue ins Schach gesetzt zu sehen. *Verdecktes* oder *verborgenes Schach* nennt man diejenige Lage, wenn zwischen unserm Könige und einer feindlichen Figur, z. B. der Königin, dem Thurm oder Läufer des Gegners, in der Richtung der Angriffslinie, noch eine zweite feindliche Figur steht, durch deren Wegziehung unser König von der erstern oder hinteren feindlichen Figur Schach bekommt. *Immerwährendes* oder *ewiges Schach* kommt dann vor, wenn der König sich in einer solchen Stellung befindet, daß ihm von den feindlichen Figuren auf jeden Zug Schach geboten werden kann, ohne daß jedoch jene Figuren im Stande wären, ihn matt zu stellen. *Schachpatt* ist der König, wenn die Steine des Gegners so eingesperrt sind, daß sie nicht mehr ziehen können und der König, ohne selbst im Schach zu stehen, sein Feld nicht verlassen darf, ohne in Schach zu kommen. In Frankreich ist dann das Spiel remis, in England aber gewinnt sogar der schachpatte König das Spiel, weil der gemeiniglich stärkere Gegner für den unverständigen Gebrauch der Uebermacht gestraft zu werden verdient. Gegen die wahre Natur des S.s ist es, auch der Königin, d. i. dem Feldherrn, der die größte Einsicht haben sollte, dem die meiste Macht, sich zu schützen, zu wehren, zu retten, zu Gebote steht, ein ähnliches Warnungszeichen zu geben, wie dies der Zuruf „Gardez-vous“ (d. i. hüten Sie sich) ist. Die ersten Züge haben wenig Interesse und Veränderung und dienen bloß dazu, die Schachfiguren nach und nach in das Spiel zu bringen, um sie zur Bildung und Durchführung eines Plans gebrauchen zu können; doch dürfen auch jetzt keine zwecklosen und solche Bewegungen vorfallen, die Blößen geben oder Rückzüge nothwendig machen, denn jeder unnütze, vergebliche Zug ist Zeitverlust und gibt dem Gegner Gelegenheit, mit seinen Truppen vorwärts zu gehen, Terrain (Feld) zu gewinnen, einen Angriffsplan zu entwerfen und denselben zu formiren. Erst wenn beide Spieler mit ihren Truppen in voller Thätigkeit begriffen sind, wenn Jeder den entworfenen Plan rastlos verfolgt, den Angriff maskirt, Fallen oder Schlingen legt, einzudringen oder zu umgehen sucht, nach bestimmten Richtungen manövrirt, wird das Spiel mit jedem Zuge verwickelter, die Erwartung gespannter, die Stellung entschiedener, und es tritt Leben und Regsamkeit ein.

Nach allgemeinen *Spielgesetzen* müssen die Spieler vor Anfang der Partie unter sich bestimmt verabreden, wie hoch oder um welchen Preis die Schachpartie gespielt werden soll, ob einer dem andern eine Figur vorausgeben will, ob mit 1 oder 2 Bauern 1 oder 2 Schritte angezogen werden soll, ob jeder andere Bauer auch 2 Schritte von seiner anfänglichen Stellung ausgehen darf, ob der Königin auch Schach geboten werden soll, wie es gehalten werden soll, wenn ein Bauer die letzte Felderreihe erreicht, und endlich, ob für die andern unbekannten Fälle ein bestehendes Reglement zur festen Entscheidung gelten soll. Da der erste Zug Vortheile gewährt, so wird gemeiniglich darum gelooßt, was dadurch geschehen kann, daß man 2 Bauern von verschiedener Farbe in die beiden Hände einzeln verschließt und wählen läßt, wo die weiße Farbe dann immer den ersten Zug hat. Hat man schon gespielt, so zieht Derjenige an, welcher zuletzt Sieger gewesen ist; wer aber einen Stein vorgibt, hat stets den Vorzug des ersten Zugs, es wäre denn, daß beide Spieler ein Anderes deshalb beredet hätten. Hat ein Spieler zu Anfang des Spiels einen Bauer oder einen andern Stein, mit Ausnahme des Königs, aufzustellen vergessen, so kommt es auf den Gegner an, ob das Spiel von Neuem angefangen, oder der vergessene Stein aufgestellt und sodann im Spielen weiter fortgefahren werden soll. Dies ist auch der Fall, wenn man einig geworden ist, dem Gegner einen Bauer oder andern Stein vorgeben zu wollen, und dies bei dem Anfange des Spiels vergessen worden ist; es kommt hier auf Denjenigen an, welchem diese Vergessenheit zum Nachtheile geworden ist, das Spiel fortzusetzen, oder von Neuem anzufangen. Ein touchirter (berührter) Stein muß gezogen werden, und ein fortgesetzter Stein ist gezogen, es wäre denn, daß der Spieler beim Berühren seines Steins gesagt hätte: „J'adoube“, oder „Nur gerückt!“ In diesem Falle kann der noch zwischen den Fingern befindliche Stein

wieder zurückgenommen und an einen andern Ort gesetzt oder dafür ein anderer gezogen werden. Ist aber der Stein einmal gezogen, und die Finger haben ihn verlassen, so kann er nicht mehr zurückgenommen werden. Viele Spieler haben unter sich die Regel angenommen, den Stein ohne weitere Bemerkung so lange für nicht gezogen zu halten, als ihn die Finger noch berühren. Wenn man einen Stein des Gegners berührt, ohne das Wort: J'adoube zu sagen, so hat er das Recht, zu verlangen, diesen Stein zu nehmen, und wenn dies nicht geschehen kann, so soll Derjenige, welcher ihn berührt hat, gehalten seyn, seinen König zu ziehen, wenn ihm dies möglich ist und derselbe dadurch nicht in Schach geräth. Wird ein Stein durch Versehen oder Zufall auf eine falsche Art bewegt und der Gegner bemerkt es, ohne noch gezogen zu haben, so muß der fehlerhafte Zug zurückgenommen und dafür der König gerückt werden, wenn kein Hinderniß im Wege liegt; wird aber der fehlerhafte Zug vom Gegner erst bemerkt, wenn er selbst wieder gezogen hat, so bleibt es dabei, und keiner von beiden kann seine Züge zurückthun. — Kommt einer der beiden Läufer, deren jeder auf seiner Farbe bleiben muß, durch Versehen auf ein Feld von entgegengesetzter Farbe zu stehen, so ist der Gegner berechtigt, den einen oder den andern nach Belieben wegzunehmen und auf die rechte Farbe zu bringen, und zwar dahin, wo er von Haus aus gestanden, und sollte dieser Platz bereits durch einen andern Stein besetzt seyn, auf einen willkürlich andern Ort von der rechten Farbe. Wird ein Stein durch Versehen weiter gesetzt, als er gehen kann, so kommt es auf den Gegner an, den Zug gelten zu lassen oder nicht. Wenn aber ein Stein durch Versehen oder Zufall verschoben oder umgeworfen worden ist, so muß er wieder auf sein rechtes Feld gestellt werden. Wird ein Stein berührt, den man nicht ziehen kann oder der, wenn man ihn zöge, den eignen König in Schach brächte, so ist man verbunden, den König zu ziehen, und kann dieser nicht gezogen werden, so soll erst in diesem Falle der begangene Fehler ohne Folge seyn. Zwar hat der Bauer das Recht, von seiner ersten Stelle aus zwei Schritte zu thun, dies geschieht aber nur dann ohne Nachtheil, wenn das zu überspringende Feld von keinem feindlichen Steine bestrichen wird; denn muß er, um zwei Schritte zu thun, z. B. vor einem feindlichen Bauer vorbeigehen, der ihn hätte nehmen können, wenn er nur einen Schritt gegangen wäre, so kann ihn dieser feindliche Bauer nehmen, auch wenn er zwei Schritte thut. Jeder Bauer, welcher bis auf das letzte entgegengesetzte Feld des Bretes vorrückt, muß dafür gegen die Königin oder einen andern Offizier, der dem Spieler, dem der Bauer gehört, abgeht, ausgetauscht werden. Ist aber noch kein Offizier zu ersetzen nöthig, so bleibt der bis in das letzte Feld vorgerückte Bauer so lange außer Thätigkeit stehen, bis ein Offizier fällt, zu dessen Range er nun gelangt, ist aber bis dahin allen möglichen Gefahren ausgesetzt. Hat der Bauer durch Zug oder Schlagen ein schwarzes letztes Feld erreicht, dem Spieler aber fehlt ein anderer Offizier, als ein weißer Läufer, so kann er jenen nicht zu diesem erheben, sondern muß warten, bis der schwarze Läufer oder ein anderer Offizier verloren geht; so ist es auch, wenn der Bauer ein weißes letztes Feld erreicht und kein anderer Offizier, als nur ein schwarzer Läufer, mangelt. Wie oben bemerkt, kann der König nur in gewissen Fällen rochiren; rochirt ein Spieler, wenn er es nicht kann und darf, so ist er gehalten, entweder den berührten Thurm oder den König nach des Gegners Gutdünken zu ziehen. — Wenn ein Spieler Schach gibt, ohne davon den Gegner mit den üblichen Worten: „Schach dem Könige!" in Kenntniß zu setzen, so soll letzterer nicht gehalten seyn, den König aus dem Schach zu rücken, und ihm freistehen, so zu spielen, als wenn gar kein solches Schach vorhanden wäre. Derjenige, welcher in der Lage ist, sich ein immerwährendes Schach bieten lassen zu müssen, sey es aus dem Grunde, weil er sich nicht mehr gegen das Schach decken kann, oder weil er augenscheinlich in der Gefahr wäre, durch jeden andern Zug matt werden zu müssen, hat das Recht, die Partie als unentschieden (remis) aufzuheben, wofern sich der Gegner nicht erklärt, von dem immerwährenden Schachbieten abzustehen. Macht der Gegner den feindlichen König matt, ohne zu sagen: Schachmatt! oder vielmehr ohne es selbst zu sehen oder zu wissen, so hat er, streng genommen, das Spiel auch nur halb gewonnen. In allen Endigungen der Spiele, wo der eine Spieler nicht im Stande zu seyn scheint, ein mögliches Matt zu machen, z. B. matt vom Springer und Läufer gegen den König, oder matt vom Thurm und Läufer gegen den König ꝛc., soll auf Ansuchen des Gegners der Schluß des Spieles auf eine gewisse Anzahl, höchstens 50 Züge, die jeder Theil thut, festgesetzt werden, und wenn diese geschehen sind, soll das Spiel als remis angesehen werden. Ist es einmal der einzige Zweck des S.s, den König matt zu setzen, so muß es auch zur Erreichung desselben erlaubt seyn, dem Gegner alle seine Steine zu rauben; deshalb sollte keine Partie, in welcher der König gepfündert oder entblößt (depouillirt) worden wäre und wo der eine Spieler die Möglichkeit noch vor sich hätte, das Spiel zu gewinnen, auf remis gespielt werden; diese Vorschrift ist jedoch von vielen Schachspielern durch Herkommen, gemeinschaftliche Uebereinkunft und den, wiewohl falschen, Grundsatz: ein depouillirter König müsse, weil er zu ohnmächtig sey, sich gegen weitere Angriffe zu schützen, das Spiel remis oder unentschieden machen, durchlöchert und beschränkt worden.

Als Erfahrungsregeln verdienen noch folgende Sätze, die wir Thons „Meister im S." entnehmen, Berücksichtigung. Von großer Wichtigkeit bei dem Anfange einer Schachpartie ist die Eröffnung derselben. Fast allgemein läßt man, wie bemerkt, als ersten Zug den Bauer des Königs zwei Schritte vorwärts gehen, und der Gegner kann nichts Besseres thun, als seinen Königsbauer ebenfalls zwei Schritte vorwärts zu rücken, wodurch sich beide Bauern einander vorläufig nicht schaden können; dadurch

erhält die Königin und der eine Läufer freien Spielraum. Weniger vortheilhaft bei dem Anzuge sind die Bauern vor der Königin- oder den Läufern. Der nächste beste Zug ist, den Läufer des Königs drei Schritte vorwärts gehen zu lassen, in welcher Stellung er den Bauer des feindlichen Läufers bedroht, auf welchen meistens der erste Angriff gemacht wird, wobei die Königin gute Dienste leisten kann. Alle übrigen Züge, die nach und nach theils mit gemeinen Soldaten, theils mit Offizieren geschehen, um bedrohte Steine zu decken oder einen Angriff zu formiren, lassen sich nicht bestimmen, sondern hängen von denen des Gegners ab; doch kann man die allgemeine Regel geben, die Offiziere nicht allzufrühzeitig und, ehe das Spiel auf diese Weise eröffnet worden ist, in das Gefecht zu führen, damit sie nicht von den gemeinen Soldaten des Gegners zurückgetrieben werden, denn jeder Rückzug ist mit effektiven Nachtheilen verbunden und begünstigt das Vorrücken der feindlichen Truppen. Alles muß im Anfange auf gehörige Oeffnung, auf gute Deckung der zuerst gezogenen Steine und zugleich auf Sicherstellung des Königs hinauslaufen. — Wird mit zwei gemeinen Soldaten der Feldzug eröffnet, so werden gewöhnlich die, welche vor dem Könige und dem Feldherrn stehen und welche sich leicht durch die Bauern der beiden Läufer, wenn sie einen Schritt vorwärts gehen, decken lassen, zwei Schritte vorgeschoben, wodurch nicht allein dem Feldherrn, sondern auch den beiden Läufern freie Bahn gemacht und zugleich die Stärke der gemeinen Soldaten in das Centrum gebracht wird; nur muß man sich hüten, einen von beiden zu ziehen, ehe und bevor der Gegner Gelegenheit gibt, einen gegen den andern umzutauschen. — Schon während der Eröffnung des Spiels muß man darauf denken, einen Plan, wie man den feindlichen König am schnellsten und sichersten gefangen nehmen kann, zu entwerfen, und bei der Stellung der Steine so viel als nur möglich ist, darauf Rücksicht nehmen. Die erste Haupteigenschaft eines guten Plans besteht darin, daß ihn der Gegner nicht merkt; die zweite darin, daß derselbe gut berechnet ist. Merkt der Gegner den Plan, so darf man ihn nicht hartnäckig verfolgen, und wird er vereitelt, so soll man denselben nicht von Neuem auf ähnliche Art anzulegen versuchen, denn ein entdeckter Plan, der mit eigensinniger Beharrlichkeit verfolgt wird, macht das Spiel verloren; man muß vielmehr stets einen andern Plan ausdenken, und mit jemehr Feinheit und Sicherheit derselben entworfen ist, desto gewisser wird er zum erwünschten Ziele führen. Dies ist aber keine so leichte Sache, weil nicht allein die eignen Züge, sondern auch diejenigen, welche der Gegner mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dagegen thun möchte, dabei in Beachtung kommen müssen. Am sichersten wird ein Plan gelingen und ein gehofftes Resultat bewirken, wenn derselbe so angelegt ist, daß einestheils nur solche geringe Steine, welche die Aufmerksamkeit des Feindes wenig in Anspruch nehmen, zur Hülfe dienen und die bessern, vornehmlich der Feldherr u. die Thürme, dabei ausgeschlossen bleiben, anderntheils die Steine, welche den Angriff thun sollen, so maskirt und hinter andere gleichgültige Figuren versteckt werden, daß der Gegner irre geleitet wird und er die wahre Absicht nicht vermuthet. Sind dann die zum Plane gehörigen Züge mit Sicherheit berechnet, worin die Hauptkunst des S.s liegt, so opfert der feine Spieler nicht selten die besten Steine gern auf, wenn davon die Erreichung des Ziels abhängt, und der dadurch irre geleitete Gegner sieht plötzlich seinen König schachmatt, während er zu gewinnen glaubte. Kein Zug darf ohne Ueberlegung und Zweck geschehen, ohne deutlich einzusehen, warum man ihn thut, ohne zu wissen, ob nicht der letzte Zug des Gegners mit Gefahr verbunden ist, ohne genau untersucht und berechnet zu haben, ob der Gegner nicht dagegen Züge thun kann, welche Nachtheil und Schaden bringen. Vorzüglich hat man sich stets vor den feindlichen Springern in Acht zu nehmen, welche doppelt Schach, sowohl dem König, als auch dem Feldherrn bieten können, und wenn auch der Schach bietende Springer nicht genommen werden kann oder gedeckt ist, so geht immer der Feldherr und mit ihm meist das Spiel verloren. Die Springer können aber auch zwei andere Steine von Werth zu gleicher Zeit angreifen, und wenn sie nicht gehörig gesichert sind, so wird immer einer davon zur gewissen Beute. Ist daher ein feindlicher Springer in der Nähe, so halte man weder den König u. den Feldherrn, noch den König und andere Hauptsteine auf Feldern von einerlei Farbe, hüte sich auch, daß 2 Offiziere von einem gedeckten feindlichen Bauer zu gleicher Zeit angegriffen werden, oder den König mit dem Feldherrn auf eine und dieselbe offene, von Bauern und andern Steinen entblößte Linie zu bringen, denn nicht selten wird beim Schadeten der Feldherr eingebüßt, und das Spiel ist dann, wenn sich beide Spieler nur einigermaßen gleich sind, unwiderbringlich verloren. — Sind feindliche Steine zu nehmen, so untersuche man erst, welcher den meisten Nutzen und Vortheil bringt, ob das Schlagen ohne Gefahr und Nachtheil geschehen kann, ob keine Absicht oder List darunter verborgen liege, ob der Gegner aus Ueberlegung und Vorsatz, oder aus Nachlässigkeit und Versehen, oder aus Nothwendigkeit und Zwang die Steine preisgibt und verliert. Es ist nicht immer wohlgethan und Gewinn, einen Stein zu schlagen; es ist möglich und schon oft vorgekommen, daß der geschickte Gegner den Feldherrn mit Fleiß aufopfert und dadurch matt macht. Wenn es aber auf den Umtausch der Steine ankommt, so muß man allemal zuerst nehmen, denn man kommt dadurch dem Gegner um einen Zug zuvor, welches, wie der erste Zug, ein Vortheil ist, und ist ein Stein nicht mehr zu retten, so suche man ihn durch einen andern Zug zu vergüten, um auch einen Stein des Gegners zu erobern, oder die Stellung seines eigenen Spiels zu verbessern. Steine von gleichem Werthe ohne besondere Absicht gegen einander aufzuopfern, ist ganz gegen den Geist des S.s; jedoch gibt man gern gleich gegen gleich, oder einen bessern Stein gegen einen geringern hin, wenn letzterer sehr schädlich werden kann, oder in einer beson-

dern Aktion begriffen und auf keine andere Art zu vertreiben ist, denn die Erfahrung hat hinlänglich dargethan, daß ein sogenannter Bauer, der bei einem Angriffe die Hauptrolle spielt, im S.e einen weit größern Werth, als der beste Offizier hat, der in seiner Stellung keinen Nutzen bringt, einen müssigen Zuschauer macht, oder nur unvollkommen deckt. — Es ist eine allgemeine Hauptregel, jeden Stein gehörig zu decken. Steht gegen einen gedeckten Stein ein feindlich doppelt gedeckter, so muß man den eigenen ebenfalls doppelt, nach Umständen selbst mehrfach decken. Grober Nachtheil und oft Verlust des ganzen Spiels kann dadurch entstehen, wenn zwei, drei oder mehre feindliche Offiziere auf einen und denselben Platz Absichten verrathen, zumal, wenn der König in der Nähe sich befindet. In diesem Falle muß der bedrohte Platz, so stark und gut, als nur möglich ist, gedeckt oder derselbe durch Zwischenstellung eines Bauern oder eines gedeckten Offiziers von minderer Wichtigkeit gesichert werden. Ueberhaupt ist es Regel, die bessern Steine stets mit schlechtern und niemals die schlechten mit bessern zu decken, denn deckt der Gegner seinen geringern Stein mit einem andern geringern, so kann man den eigenen bessern nicht zum Nehmen gebrauchen, ohne daß er wieder geschlagen wird. Entweder verliert man durch eine schlechte Deckung einen bessern Stein, oder setzt sich in eine solche Lage, daß die eigenen Steine nicht mit Vortheil bewegt und gebraucht werden können, und solche gebundene, der freien Willkür entzogene Steine haben wenigen, fast keinen Werth und sind wie bloße Wachtposten zu betrachten, die örtlich zwar Sicherheit leisten, aber ohne Effekt für das Ganze sind. — Niemals dürfen Steine so sehr gehäuft werden, daß sie die freie Bewegung hindern. Auch verdoppelte Bauern müssen möglichst vermieden werden, und nur dadurch, daß ein verdoppelter Bauer mit andern verbunden wird, läßt sich die gewöhnlich daraus entspringende Nachtheiligkeit und Schädlichkeit vermeiden. Man suche dagegen die Steine des Gegners zu häufen, welches um so mehr gelingen wird, wenn er seine Offiziere zu früh in das Spiel bringt, sodann von den vorrückenden Bauern zurückgetrieben und dadurch in einen engern Platz eingeschlossen wird. Häuft sich das eigene Spiel, ohne es verhindern zu können, so müssen die lästigen, im Wege stehenden Steine durch Tausch gegen andere von gleichem Werthe weggegeben werden. — So wenig man Steine übermäßig häufen soll, ohne dadurch einen wohl überlegten Plan zu bezwecken, eben so wenig dürfen Steine in eine isolirte, ganz getrennte oder gehemmte Lage kommen. Einzelne, getrennte, ohne Verbindung oder Unterstützung zu weit vorgerückte Bauern sind, weil sie nicht zurück gehen können, meist verloren, und auch feststehende Steine, die weder vorwärts noch zurück können, sind nicht viel besser als verloren, oder verursachen nicht selten dadurch großen Nachtheil, daß sie andern nützlichern Steinen im Wege stehen. Das ganze Bestreben eines jeden Spielers muß dahin gerichtet seyn, die Kommunikation der feindlichen Steine zu hemmen, seine Bauern zu trennen; denn wer von beiden Spielern zuerst die Bauern des Gegners, da wo sie am stärksten sind, auseinander zu trennen vermag, wird meist das Spiel gewinnen. Kann man es nicht verhüten, von einander abgesonderte Bauern zu haben, so muß man immer den stärkern Haufen zu vermehren suchen, indem man so viel Bauern als möglich auf die Mitte des Schachbrets bringt und sie daselbst in der Verbindung mit einander zu erhalten trachtet. — Der Angriff ist in der Regel immer mit wesentlichen Vortheilen verbunden, beschränkt den Gegner auf seine Vertheidigung und hindert ihn, einen Plan anzulegen und zu verfolgen. Jeder Angriff ist aber fehlerhaft und kann nachtheilig werden, wenn er zu frühzeitig, ehe noch die Bauern vorgerückt sind und den Offizieren Platz gemacht haben, oder mit zu wenigen und solchen, die nicht gehörig vereinigt sind, unternommen wird. Dann aber muß der Angriff, wenn die Offiziere schon größtentheils im Spiele sind und ein guter Plan zum Grunde liegt, mit Energie, Nachdruck und Standhaftigkeit geschehen, und man darf sich durch keine kleinen Nebenvortheile, die nur zu Seitenschritten verleiten und gewöhnlich mehr Schaden als Nutzen bringen, durch keine Leckspeise, welche der Gegner absichtlich hinstellt, darin aufhalten und stören lassen. Man spielt nicht, um Steine zu nehmen, sondern, um matt zu machen. Es ist auch schlecht gespielt, dem König ohne Kraft und Nachdruck Schach zu bieten, sofern nicht eine besondere Ursache, z. B. den König am Rochiren zu verhindern oder auf ein gewisses Feld zu bringen, zu Grunde liegt. Kann der Gegner den schachbietenden Stein dadurch, daß er einen andern vorschiebt, zurücktreiben, so ist ein Zug verloren, und der Feind erlangt den Vortheil, vorrücken und angreifen zu können. Gar viele Spieler verlieren die Partie, weil sie früher angreifen, bevor alle eigenen Bauern sowohl durch sich selbst, als auch durch befreundete Hauptsteine gut gedeckt und hinlänglich unterstützt sind, ohne Plan und Nachdruck zu Werke gehen, zwecklos Schach bieten, sich aus ihren Verschanzungen zurücktreiben lassen und mit Verlust die Defensive ergreifen müssen. Alle ohne Ueberlegung und Vorsicht begonnenen Angriffe schlagen fehl und gereichen fast immer zum eigenen großen Schaden. — Man treffe bei Zeiten durch zweckmäßige Anzüge der Steine Anstalt zum Rochiren, lasse es aber dem Gegenspieler nicht merken, auf welcher Seite es geschehen soll. Man bezweckt hierdurch, daß derselbe in der Anlegung eines Plans zweifelhaft wird und nicht weiß, wohin er seine Hauptsteine zu einem Angriffe richten soll. Erst dann, wenn der Plan des Feindes sich entwickelt hat und seine Steine eine bestimmte Richtung genommen haben, welche seine Absicht klar machen, rochire man auf die entgegengesetzte Seite, wo der Feind gewöhnlich am schwächsten ist und die wenigsten Bauern hat, und vereitele mit dem auf diese Art schnell veränderten Standpunkte die gemachten Entwürfe des Gegners, der natürlicherweise sei-

nen Plan umändern muß. Hat der Gegner rochirt, so rücke man mit seinen eigenen Bauern gegen die Seite vor und greife die zwei oder drei feindlichen, vor dem Könige stehenden Bauern mit Nachdruck an, wobei es sich von selbst versteht, daß die angreifenden Bauern nicht allein gut gedeckt, sondern auch von andern Steinen, vorzüglich Offizieren, zweckmäßig unterstützt werden. Wird aber der eigene König auf diese Weise angegriffen, so lasse man einen der vorstehenden Bauern, wenn es drei sind, den mittelsten, einen oder zwei Schritte, wie es die besondern Umstände mit sich bringen, vorwärts gehen, wodurch die Deckung der Bauern stärker wird und der König zugleich mehr Raum zu seiner Bewegung erhält, im Falle er in das Schach geräth. Rückt ein feindlicher Bauer bis zum eigenen König vor, so ist es nicht immer wohlgethan, denselben sogleich aus dem Felde zu schlagen; er schützt ihn oft besser, als die befreundeten Bauern, weil jener nicht, wie diese, vom Feinde genommen werden kann. Uebrigens bringt es keinen Nachtheil, nicht rochiren zu können, so lange man die Steine leicht auszurücken im Stande ist; es ist dieses sogar öfters ein Vortheil, wenn nur der König in Sicherheit steht.

Diesen allgemeinen schließen sich noch als *besondere Regeln* folgende Sätze an. Wie bekannt sind die Bauern stets diejenigen Figuren, womit das Spiel eröffnet wird, und zwar läßt man gewöhnlich den Bauer vor dem Könige (Königsbauer) zwei Schritte vorwärts gehen. Es ist von großer Wichtigkeit, denselben gut zu decken und nicht aus seiner Kolonne kommen zu lassen, denn er bildet mit dem Bauer vor dem Feldherrn das Centrum, und von ihm kann, wenn er in gehöriger Verbindung mit seinen Nachbarn bleibt, der Gewinn des ganzen Spiels abhängen. Ist der Königsbauer gefährdet, und kann er weder durch einen Schritt vorwärts, noch auf andere Weise gesichert werden, so muß man rochiren und denselben durch den Thurm unterstützen. — Es ist im Allgemeinen nicht gut gespielt und zu tadeln, auf den zweitrn Zug den Bauer vor dem Läufer des Feldherrn (c 2 oder c 7) vorzurücken, weil dadurch der Gegner in den Stand gesetzt wird, den Bauer seines Feldherrn zwei Schritte vorangehen zu lassen, und dadurch den Vortheil des Angriffs gewinnt, und nur dann ist dieser Zug sehr gut, wenn man bloß vertheidigungsweise zu Werke geht und es darauf ankommt, die Stärke des Gegners, dessen Spielmethode man noch nicht kennt, auszukundschaften und zu beurtheilen. Außerdem ist es immer besser, auf den zweiten Zug entweder den Läufer des Königs auf das vierte Feld des Läufers des Feldherrn (f 1 auf e 4 oder f 8 auf e 5), oder den Bauer vor dem Läufer des Königs zwei Schritte (von f 2 auf f 4 oder von f 7 auf f 5) gehen zu lassen. — Man vermeidet gern, den Bauer seines Königs gegen den Bauer des Läufers des feindlichen Königs umzutauschen, eine Regel, die auch in Ansehung des Bauers der Königin Statt findet, der eben so wenig gegen den Bauer des Läufers der Königin ausgewechselt werden darf, weil durch eine lange Erfahrung hinlänglich erwiesen ist, daß die Bauern des Königs und des Feldherrn vorzüglicher als die übrigen sind; denn wenn sie die Mitte des Schachbrets einnehmen und behaupten, so verhindern sie, daß die Steine des Gegners vortheilhafte Stellungen nehmen können. Daraus folgt, daß, wenn es gelingt, mit zwei oder drei Bauern eine Oeffnung bei dem feindlichen Könige zu machen, das Spiel unumgänglich gewonnen und für den Gegner verloren ist. Man muß daher Alles aufbieten, die mittelsten Bauern nicht trennen und das Centrum sprengen zu lassen, und merkt man, daß der Feind darauf ausgeht, unsern des Mittelpunktes durchzubrechen, so muß man ihm durch einen Angriff zuvorkommen, welcher ihn nöthigt, sich selbst zu vertheidigen. Es ist mithin gefährlich und muß vermieden werden, einen von den zwei Bauern, die im Mittelpunkte neben einander stehen, vorzuziehen, bevor der Gegner die Auswechselung eines von den Bauern gegen einen von den seinigen, der sie zu trennen im Stande ist, unternommen hat. — Es gereicht immer zum Vortheile, wenn es gelingt, den Bauer vor dem Läufer seines Königs gegen den gegenseitigen Königsbauer zu vertauschen, weil auf diese Art die eigenen Bauern des Königs und des Feldherrn sich auf die Mitte des Schachbrets centriren können. Außerdem wird auch der Thurm, wenn man rochirt, dadurch frei und ist im Stande, schon frühzeitig zu agiren. Beachten aber beide Spieler die goldene Regel, nie zu gestatten, daß zwei feindliche Bauern gerade neben einander, besonders im Mittelpunkte, zu stehen kommen und gegen sein Terrain Fronte machen, so kann es ohne harten Kampf nicht abgehen, und gewöhnlich erfolgen Austauschungen zwischen den Bauern, und Derjenige, welcher das Centrum behauptet, hat wesentliche Vortheile errungen. — Als eine Hauptregel ist zu bemerken, daß man sich nicht leicht entschließen darf, die Bauern des rechten oder linken Flügels zu ziehen, bevor der feindliche König rochirt hat, weil sich derselbe immer nach der Seite hinziehen wird, wo man seine Bauern noch am wenigsten vorgerückt hat, und man folglich am wenigsten im Stande ist, ihm zu schaden. — Eine andere Hauptregel ist es, darauf zu achten, daß, wenn man eine Reihe Bauern hat, die hinter einander auf den Feldern von einerlei Farbe stehen, man trachten muß, denjenigen, welcher an der Spitze steht, auf seinem Posten zu erhalten. Eben so wichtig und nothwendig ist es, darauf zu sehen, im Fall man viel vorgerückte Bauern hat, die feindlichen Läufer fortzuschaffen, weil sie mehr als andere Steine geschickt sind, sich den Bauern zu widersetzen und sie in ihrem Fortrücken aufzuhalten. Es ist daher wohl zu merken, daß man seine Bauern, wenn man einen Läufer im weißen Felde hat, auf schwarze Felder und umgekehrt die Bauern auf weiße Felder bringen müsse, wenn der Läufer im schwarzen Felde steht, und zwar deshalb, weil alsdann der diesseitige Läufer des Gegners Steine verhindert, sich zwischen die diesseitigen Bauern hineinzuschleichen. Diese Regel ist in allen Fällen, wo man angreift und wo man eigene

Bauern hat, die über die feindlichen vorgedrungen sind, genau zu beachten; sie ist dagegen gerade umgekehrt, im Fall man sich bloß vertheidigt, wo nämlich die Bauern auf die Farbe ihres Läufers gesetzt werden müssen. — Stets muß man die Bauern so ziehen, daß sie die Königin und die Läufer am Fortgehen und Handeln nicht hindern; stets müssen sie aber auch mit einander in Verbindung gehalten, nicht getrennt und nicht ohne hinreichende Deckung zu weit vorwärts geschoben werden; denn jeder abgesonderte, auf feindlichen Boden übergegangene Bauer ist meist verloren, weil der Gegner Alles aufbieten wird, sich seiner zu entledigen. Auch das Verdoppeln der Bauern muß man möglichst zu vermeiden suchen; nur dadurch, daß ein verdoppelter Bauer mit andern verbunden wird, kann das Nachtheilige und Schädliche vermindert werden, denn nur solche verdoppelte Bauern, die nicht getrennt sind, besitzen die nämliche Stärke als die andern und sind zuweilen sogar vortheilhaft. Daraus geht hervor, daß verdopelte Bauern in der Regel nicht mehr Werth als einfache haben, daß zwei Bauern, welche auf der 4. Reihe des Schachbrets neben einander Fronte machen, viel mehr werth sind, als die, welche auf der 5. oder 6. Reihe stehen, und daß weit vorgerückte Bauern durch andere Steine, welche freien Spielraum haben, kräftig unterstützt und gut gedeckt werden müssen, um sie in ihrer Stellung zu erhalten, theils weil sie oft zum Mattmachen unentbehrlich sind, theils, weil ihnen die Anwartschaft auf die Würde des Feldherrn oder eines andern vornehmen Offiziers zusteht. — Bei dem Angriffe des Gambits ist der Bauer vor seinem Könige ohne Widerspruch der beste Bauer, und es ist wichtig, seine Bauern auf der Seite des Königs nicht zu schonen und sie sogar, wenn es nöthig ist, gegen den einzigen Bauer des feindlichen Königs alle aufzuopfern, weil dieser Bauer den Läufer der diesseitigen Königin hindert, in das Spiel einzudringen und sich mit den befreundeten Steinen, welche den diesseitigen Angriff formiren, zu vereinigen. Es ist in den Gambits auch nothwendig, den Bauer vor dem Läufer der Königin zu ziehen, damit man in der Folge seinen Feldherrn auf das 3. Feld seines Springers (b 3) setzen könne. Dadurch vermehrt man die Stärke seiner eigenen Stellung und bringt den Gegner in Verlegenheit, besonders wenn er den Läufer seiner Königin gezogen hat, ohne einen von den feindlichen Steinen anzugreifen. — In Bezug auf die Bauern ist noch zu beachten, daß man den feindlichen Bauer auf der Linie des Königs zu schlagen trachten muß, einen vom Gegner angebotenen Bauer selten zu nehmen, sondern lieber einen geflissentlich vorgeschobenen Bauer von uns nehmen zu lassen, um alsdann wieder mit einem Bauer nehmen zu können, denn hierdurch behauptet man die Linie und versperrt dem Gegner das Eindringen in unser Spiel. Kann man aber nicht wieder nehmen, so ziehe man den eigenen Bauer vor. Die zwei mittelsten Bauern dürfen nicht ohne Noth über das 4. Feld vorgerückt werden, sondern müssen so lange auf demselben stehen bleiben, bis sie von den feindlichen Figuren angegriffen werden; gegen das Ende einer Partie muß man trachten, einen Bauer durch Unterstützung des Königs und eines Offiziers zur Königin zu bringen. — In Bezug auf den König ist noch zu bemerken: Niemals stelle man den König und die Königin dicht vor einander oder dicht neben einander, oder in schräger Richtung zusammen, denn leicht kann die Königin durch eine solche Stellung verloren gehen; besonders hat man sich vor den feindlichen Springern in Acht zu nehmen, daher man den König mit der Königin nicht leicht auf Felder von einerlei Farbe stellen darf. Rochirt der Gegner mit seinem König auf die Seite seiner Königin, so muß man dieselbe nothwendig auf der Seite seines Königs rochiren und umgekehrt, um hernach mit seinen Bauern leichter den feindlichen König und den Bauer des Thurms angreifen zu können; es gilt auch die Regel, diejenige Seite zum Rochiren zu wählen, wo er vor den Angriffen des Feindes am sichersten ist. Am gewöhnlichsten setzt man ihn hinter zwei oder drei Bauern, die man zu dem Ende auf den Feldern g 2, h 2 und etwa f 2 in Reserve hält. Wenn man nur einen Läufer gegen einen feindlichen Thurm übrig hat, so muß man seinen König so schnell als möglich in einen Winkel des Schachbrets führen, der nicht von der Farbe des Läufers ist. Dieses ist die einzige Stelle, wo man sicher seyn kann, daß das Spiel weder gewonnen, noch verloren wird. Gegen das Ende des Spiels, wenn die meisten Figuren schon gegeneinander ausgetauscht sind, ist der König einer der besten Steine, welcher hauptsächlich vorrücken muß. — Das Rochiren suche man möglichst bald zu verrichten, bevor es der Gegner vereiteln kann, erfülle aber durch das Rochiren stets den Zweck, durch dasselbe entweder den Thum gleich zum Angriffe zu bringen, oder aber, sich schnell dem Angriffe mehrer feindlichen Figuren zu entziehen. Hat man schon rochirt, oder will oder kann man es nicht mehr thun, so ist es in den meisten Fällen besser, aus dem vom Feinde gebotenen Schach zu ziehen, als dasselbe durch eine vorgezogene Figur zu decken. Um das Matt des feindlichen Königs durch einen Springer und einen Läufer zu erzwingen, muß das Schach in dem Winkel von der Farbe des Läufers gegeben werden, und wenn sich der feindliche König in den entgegengesetzten Winkel zurückzieht, so läßt sich in 18 — 20 Zügen das Matt herbeiführen. — Auch bei der Königin gilt die Regel, sie weder vor noch schräg dem Könige zur Seite zu stellen, weil sie leicht auf diese Weise verloren gehen kann, wenn im ersten Fall ein Thurm, im zweiten ein Läufer angreift. Man darf sie auch nicht leicht vom Mittelpunkte entfernen, sondern muß sie vielmehr (besonders im Anfang des Spiels) unter den Bauern behaupten, denn kein anderer Stein kann sie so mächtig beschützen. Erst wenn man gegen Ende des Spiels einen Thurm für einen Läufer bekommen kann oder bereits erhalten hat, ist es wohlgethan, Königin gegen Königin umzutauschen. Man hüte sich, mit der Königin einen Bauer oder selbst einen Offizier zu nehmen, wenn sich erstere

dadurch zu weit von ihrem eigenen Spiele entfernt, denn es wird oft schwer, ja zuweilen ganz unmöglich, sie zur gehörigen Zeit wieder zurückzubringen, um sie zum Angriffe oder zur eigenen Vertheidigung brauchen zu können. Dem Angriffe der feindlichen Königin muß man wo möglich jederzeit die eigene Königin entgegensetzen, wenn man anders nicht gegründete Ursachen hat, dem Austausch derselben auszuweichen. Man verabsäume nicht, stets sorgfältig zu untersuchen, ob man nicht mit der Königin seinem Gegner ein doppeltes Schach bieten könne, sie aber nach Benutzung aller daraus entsprungenen Vortheile nöthigenfalls zur eigenen Vertheidigung wieder zurückzuziehen. Man lasse die Königin nie vor ihrem Könige stehen, wenn der Feind einen gedeckten Thurm davor ziehen kann. Uebrigens hüte man sich, auch unter sehr anlockenden Aussichten, wenn dieselben nicht ganz sicher sind, mit der Königin allein, ohne daß sie von einer andern Figur unterstützt ist, in das feindliche Spiel vorzudringen, denn die bloße Königin kann doch nicht matt machen, und gegen einen geschickten Spieler wird eine solche Voreiligkeit häufig mit dem Verluste der Königin gebüßt. Die Thürme oder Rochen leisten vorzüglich gegen Ende des Spiels vorzügliche Dienste. Fast in allen Fällen hat Derjenige, welcher sich mit seinen verdoppelten Thürmen einer Oeffnung bemeistern kann, den Vortheil und Gewinn des Spiels in Händen. Jeder Spieler muß also darauf bedacht seyn, daß der Feind dergleichen Zugänge niemals gewinne und sich seiner verdoppelten Thürme zum Eindringen in dieselben bedienen könne. Wie die Läufer gern gegen Läufer gesetzt werden, so muß man auch allemal Thurm gegen Thurm setzen und dem Feinde niemals gestatten, daß er mit seinen Thürmen den König angreifen kann, denn selbst die so mächtige Königin muß ihnen in der Vereinigung unterliegen. Den eigenen Thürmen muß man freien Ausgang und wechselseitige Unterstützung zu verschaffen suchen, weshalb man sie auf offene Linien, auf denen sie durch die Bauern nicht mehr aufgehalten werden, stellen muß. Hat man aber mehre verbundene Bauern, so stehen die diesseitigen Thürme am besten hinter diesen. Man bringe seine Thürme stets wo möglich früher zur Aktion als der Gegner. Greift der Gegner einen Thurm mit einem der seinigen, der von dem andern unterstützt wird, an, so ist es in den meisten Fällen besser, den angegriffenen Thurm mit dem andern Thurme ebenfalls zu unterstützen, als den feindlichen Thurm zu nehmen, weil sonst der feindliche Thurm Meister der Linie wird, auf der er steht, und es schwer fällt, den andern diesseitigen Thurm wieder ins Spiel zu bringen. Für den Läufer des Königs ist (nach dem 4. Felde des Läufers seines Feldherrn) der beste Platz, den er einnehmen kann, das 3. Feld seines Feldherrn (d 3 oder d 6). Hier kann dieser Läufer auch dazu dienen, den Angriff auf den feindlichen Bauer vor dem Thurme zu thun, im Fall der Gegner auf die entgegengesetzte Seite rochirt. Nie muß man den einen oder den andern Läufer zu weit von dem König entfernen, sondern immer in seiner Nähe seyn lassen, um letzteren im Fall eines gegebenen Schachs sichern u. decken zu können; doch darf niemals die Richtung der Läufer den andern Steinen Zwang anthun. Man sehe auch darauf, daß man, wenn es irgend möglich ist, einen Läufer von der Farbe des feindlichen Läufers behalte; denn wie man sich überhaupt vor den Richtungen der Läufer in Acht zu nehmen hat, so kann man sich auch nicht besser dagegen in Sicherheit setzen, als wenn Läufer gegen Läufer gestellt werden. Stets ist es schädlich und kann sehr nachtheilig werden, den Läufer des feindlichen Königs auf der geraden Linie, in welcher er auf den Bauer vor dem Läufer des diesseitigen Königs stößt (f2 oder f7) stehen zu lassen, und wenn der Bauer vor dem Feldherrn diese Richtung nicht unterbrechen kann, so muß man dem Feinde den eigenen Läufer des Feldherrn entgegenstellen und ihm seinen Läufer bei der ersten besten Gelegenheit, gegen Einbuße eines andern Steins, wegnehmen. Die Läufer leisten die besten Dienste hinter den vorgerückten Bauern, welche den Angriff machen. Man muß die Läufer auf die der Rochseite des feindlichen Königs entgegengesetzte Seite zu bringen suchen, weil sie von da aus zufolge ihres Ganges am wirksamsten sind. Den Angriffsläufer vertausche man nicht ohne Erreichung eines Nebenvortheils, binde sich aber auch nicht zu ängstlich an diese Regel, wenn man dadurch etwa einen Zug verlieren und vielleicht auch noch die Angriffslinie verlassen müßte. Dem feindlichen Königsläufer setze man immer den Läufer der diesseitigen Königin entgegen u. tausche den feindlichen Königsläufer bei der ersten schicklichen Gelegenheit aus. Bei dem Angriffe des Gambits ist der Läufer des Königs ohne Widerrede der beste Hauptstein. Selten ist für das erste Vorgehen der Springer das 3. Feld der Thürme (a 3 und h 3, oder a 6 und h 6) ein geeigneter und guter Platz. So lange es möglich ist, muß man vermeiden, die Springer vor den Bauern herauszuziehen, weil diese sonst im Fortrücken behindert sind; stets müssen also die Springer so gesetzt werden, daß sie weder die Bauern u. Läufer, noch andere wichtige zum Angriffe gehörige Steine im Fortgehen und Handeln hemmen. Man darf daher den Springer nicht eher aus seinem anfänglichen Standpunkte hervorsetzen, als bis der entsprechende Bauer seines Läufers vorgerückt ist. Jedoch werden auch Ausnahmen von dieser Regel durch die bisherige Lage des Spieles öfters nöthig. Es ist wohl zu merken und als eine gute Regel anzusehen, daß, wenn man zwei Springer im Spiele hat, es sehr nöthig ist, sie in eine wechselseitige Verbindung mit einander zu bringen und sie auf solche Felder zu stellen, wo sie von den Bauern des Gegners weder angegriffen, noch zur Rückkehr gezwungen werden können. Mit großem Vortheile lassen sich die Springer insbesondere benutzen, um ein doppeltes Schach zu geben, oder auch zwei Steine auf einmal anzugreifen, wenn sie freien Eintritt in das Spiel haben. Es würde aber unnütz und nachtheilig

seyn, wenn das Schachbieten ohne Erfolg und Nachdruck geschehen kann und man genöthigt ist, wieder zurückgehen zu müssen, wodurch man einen, oft mehre Züge einbüßt und dem Gegner Gelegenheit zum Angriffe oder Vorrücken gibt, woraus auch für die übrigen Steine die goldene Regel folgt: niemals Schach ohne Grund und wenn es zu keinem sichern, vortheilhaften Resultate führt, zu bieten. Man benutzt die Springer nicht nur zu falschen (den Gegner irre leitenden), sondern auch zu wirklichen unmittelbaren Angriffen, indem man mit ihnen (den Springern) seinen Gegner so lange beschäftigt, bis man seine übrigen Figuren dem entworfenen Plane gemäß dienlich gelagert oder postirt hat. Sind die Bauern von beiden Seiten so in einander gezogen worden, daß keiner mehr weiter ziehen kann, so sind die Springer nützlicher als Läufer und Thürme, weil man mit ihnen über die feindlichen Bauern hinwegsetzen und dann dieselben rückwärts angreifen kann. Endlich dienen die Springer dazu, dem feindlichen Könige gegen Ende des Spiels die Felder wegzunehmen, welche von dem einen oder dem andern Läufer nicht bestrichen werden können, weshalb es gut ist, die feindlichen Springer gleich anfangs zu schlagen.

Die meisten Schriftsteller über das S. haben eine sehr große Menge Musterspiele entworfen und bekannt gemacht, von denen wir nur einige der besten und lehrreichsten mittheilen, indem wir noch bemerken, daß das Kreuz (†) neben den Zahlen das Schachbieten andeutet und die großen Buchstaben K den König, F den Feldherrn oder die Königin, T den Thurm, L den Läufer, S den Springer und B die Bauern, R aber das Rochiren bezeichnen. Sie werden hinreichen, um den angehenden Schachspieler in die Praxis des Spiels einzuführen; durch weitere Uebung und Nachdenken wird er dann bald einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichen.

Erstes Spiel.

	Die Schwarzen.			Die Weißen.
1. Zug:	Von e7 nach e5;	2. Zug:	Von e2 nach e4;	
3.	" " g8 " f6;	4.	" " f2 " f4;	
5.	" " f8 " c5;	6.	" " g1 " f3;	
7.	rochirt;	8.	" " f1 " c4;	
9.	" " f6 " e8;	10.	rochirt;	
11.	" " c7 " c6;	12.	" " d1 " e2;	
13.	" " d7 " d5;	14.	" " c4 " d5;	
15.	" " e5 " e4;	16.	" " f3 " e5;	
17.	" " c6 " d5;	18.	" " c3 " d5;	
19.	" " f6 " d5;	20.	" " e4 " h5;	
21.	" " d5 " f6;	22.	" " h5 " f7†;	
23.	" " g8 " h8;	24.	" " f7 " g8†;	
25.	" " c6 " g8.	26.	" " g5 " f7.	

Matt.

Zweites Spiel.

	Die Schwarzen.			Die Weißen.
1. Zug:	Von e2 nach e4;	2. Zug:	Von e7 nach e5;	
3.	" " f2 " f4;	4.	" " e5 " f4;	
5.	" " g1 " f3;	6.	" " h7 " h6;	
7.	" " f1 " c4;	8.	" " g7 " g5;	
9.	" " h2 " h4;	10.	" " f7 " f5;	
11.	" " f3 " g5;	12.	" " f6 " g5;	
13.	" " d1 " h5†;	14.	" " e9 " e7;	
15.	" " h5 " f7†;	16.	" " e7 " d6;	
17.	" " f7 " d5†;	18.	" " d6 " e7.	
19.	" " d5 " e3†.			

Matt.

Drittes Spiel*).

	Die Weißen.			Die Schwarzen.
1. Zug:	Von e2 nach e4;	2. Zug:	Von e7 nach e5;	
3.	" " f2 " f4;	4.	" " e5 " f4;	
5.	" " g1 " f3;	6.	" " g7 " g5;	
7.	" " f1 " c4;	8.	" " g5 " g4;	
9.	" " c4 " f7†;	10.	" " e8 " f7;	
11.	" " f3 " e5†;	12.	" " f7 " e6;	
13.	" " d1 " g4†;	14.	" " e6 " e5;	
15.	" " g4 " f3†;	16.	" " e5 " d6;	
17.	" " d2 " d4;	18.	" " f8 " g7;	
19.	" " c1 " f4†;	20.	" " d8 " e7;	
21.	" " f1 " g3†;	22.	" " g7 " f8;	
23.	" " e1 " e5;	24.	" " f6 " g5;	
25.	" " f3 " g3†;	26.	" " e7 " e8;	
27.	" " g3 " h3†;	28.	" " c8 " c7;	
29.	rochirt;	30.	" " d8 " e8;	
31.	" " h5 " g5†;	32.	" " e7 " e6;	
33.	" " f1 " f4†;	34.	" " g8 " f6;	
35.	" " g5 " f6†;	36.	" " e6 " d5;	
37.	" " b1 " c3†;	38.	" " d5 " d4;	
39.	" " f6 " f4†;	40.	" " d4 " c5;	
41.	" " b2 " b4†;	42.	" " c5 " c6;	
43.	" " f4 " e4†;	44.	" " c6 " b6.	
45.	" " c3 " a4†.			

Matt.

Viertes Spiel**).

Die Weißen:	Die Schwarzen:
2. Zug: Von e2 auf e4;	2. Zug: Von e7 auf e5;
3. " " f1 " c4;	4. " " f8 " c5;
5. " " d1 " h5;	6. " " b8 " c6.
7. " " h5 " f7;	

Matt.

Wir geben nun noch einige Beispiele besonders kritischer Spiele und solcher, die in der Regel remis sind, also weder verloren, noch gewonnen werden, vorausgesetzt, daß beide Gegner mit Nachdenken und Ueberlegung spielen und keine Blößen geben.

Es bedeutet in den nachstehenden Spielausgängen K den König, D die Dame oder Königin, T den Thurm, L den Läufer, S den Springer, B den Bauer und † bedeutet Schach.

Erstes Spiel.

Stellung

der Weißen:	der Schwarzen:
Kf2; Sg2.	Kh2; Bh3 und g6;
1. Zug: Von g2 nach f6;	2. Zug: Von g6 nach g5;
3. " " f6 " g4;	4. " " h2 " h1;
5. " " f2 " f1;	6. " " h3 " h2.
7. " " g4 " f2†;	

Matt.

Zweites Spiel.

Stellung

der Weißen:	der Schwarzen:
Ke2; Td1; Tf1;	Ke6; Da4; Tb7;
Sf3; Re4;	Tg6; Sc6; Sh6;
	BBa6; b6 und e5.
1. Zug: Von f3 nach g5†;	2. Zug: Von g6 nach g5;
3. " " f1 " f6†;	4. " " e6 " f6.
5. " " d1 " d8†;	

Matt.

Drittes Spiel.

Stellung

der Weißen:	der Schwarzen:
Kd5; Tc4.	Kb1; Ba3;
1. Zug: Von d5 nach c4;	2. Zug: Von a3 nach a2;
3. " " c4 " b3;	4. " " a2 " a1;
5. " " e4 " c1†;	

Matt.

*) Dieses Spiel eignet sich vorzüglich, den Anfänger über das Schachbieten zu belehren, welches hier so oft geschieht, daß der Gegner alle Hände voll zu thun hat, sich des Schachs zu entledigen, und darüber an keinen Gegenplan denken kann.

**) Dieses Spiel zeichnet sich durch seine Kürze und durch den Fehler aus, den die Schwarzen dadurch machen, daß sie auf den 6. Zug Statt den Bauer g7 auf g6, den Springer ba auf c6 ziehen und dadurch matt werden.

Viertes Spiel.

Stellung

der Weißen:	der Schwarzen:
Ke1; Te7; Th1; Se5; Hb6:	Ke8; Tb8; Te8; Sb5; Ba6;
1. Zug: Von h1 nach h8:	2. Zug: Von b8 nach d6;
3. " " e5 " c6†;	4. " " b8 " a8;
5. " " e7 " a7†;	matt.

Oder:

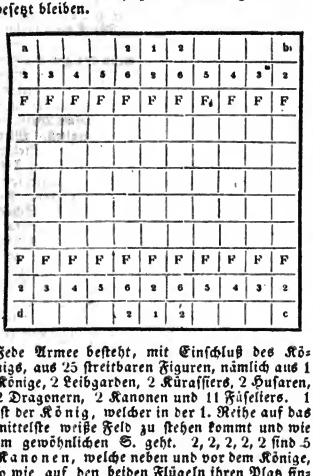
1. " " h1 " h8;	2. " " e8 " h8;
3. " " e5 " ce†;	4. " " b8 " ce;
6 " " b6 " b7†;	matt.

Eine Abart von dem eigentlichen S. ist das große S. (alte Spiel) oder das sogenannte Kourierspiel, das, bei den Bauern zu Ströbeck schon seit Jahrhunderten gebräuchlich, anderwärts nur wenig Eingang gefunden hat. Nach der Beschreibung, welche Gustav Selenus in seinem sehr seltenen deutschen Originalwerke „Anleitung über das Schach- oder Königsspiel" (Leipzig 1617, 4.) gibt, war dazu ein Bret erforderlich, welches zwar auch nur 8 Reihen Felder zum Vorschreiten, aber zwölf zum Lager der Steine und also überhaupt 96 Felder enthielt. Jeder Spieler hatte außer den gewöhnlichen Schachsteinen noch vier Hauptsteine und vier Bauern. Diese Hauptsteine bestanden in zwei Kourieren und zwei Räthen, einem geheimen (Mann), der zunächst an dem Könige stand, und einem lustigen (Schleich), der neben der Königin seinen Platz erhielt; die Kouriere kamen zwischen den Räthen und Läufern zu stehen. Die geheimen Räthe hatten den Gang der Dame, die lustigen den der Thürme, und die Kouriere wurden wie die Läufer gezogen. Die Bauern der Thürme und der Königin Bauern wurden anfangs zwei Schritte vorgerückt, so wie die Dame selbst in ihr 3. Feld springen mußte; dieser Zug wurde der „Freudensprung" genannt, übrigens ging sie wie ein Läufer, aber nur einen Schritt. Das Eigenthümliche des alten Kourierspiels, wie solches in Ströbeck gewöhnlich gespielt wird, und wodurch es sich von dem gewöhnlichen S. und dessen fast allgemein angenommenen Regeln unterscheidet, besteht hauptsächlich in Folgendem. Die Ströbecker rücken, ehe sie das Spiel wirklich anfangen die beiden Bauern der Thürme u. den der Königin zwei Schritte, so wie die Dame selbst auf das dritte von ihrem Bauer übersprungene Feld. Dies heißt bei ihnen der „Aufsatz"; dann erst wird durch einen auf dem Brete herumgeschnellten Bauer oder auf andere Art bestimmt, wer den Anzug hat; nun aber darf kein Bauer weiter als einen Schritt gehen. Ein in die gegenseitige Dame vorgedrungener Bauer wird nicht geraubt, so lange er die eingenommene Stelle nicht verändert, kann aber auch mit keinem bessern Steine vertauscht werden, bevor er — als wenn ein Thurm das ihm zunächst liegende Feld übergehen und auf das folgende ziehen wollte — gerade rückwärts, z. B. von 8 auf 6 und von da weiter auf 4, zwei Sprünge gethan hat. Schlägt ihn nun der Gegner nach geschehenem 1. und 2. Sprunge nicht weg, so darf er erst dann, indem er den dritten thun will, mit der Königin oder einem andern zur Erreichung des vorhabenden Plans dienlichen Hauptsteine verwechselt werden, und hat alsdann völlige Freiheit, nach seiner neu erhaltenen Würde zu agiren. Dieser 3. Rücksprung des Bauern heißt ebenfalls der Freudensprung. Also während zweier dieser Züge bleibt er lediglich Bauer, und erst bei dem 3. kann er mit der Figur des Feldherrn vertauscht werden. Dem Könige muß Schach geboten werden, allein beim Angriffe des Feldherrn braucht man nicht zu melden. Das Rochiren ist nicht üblich. Jeder Fremde, der in Ströbeck spielen will, muß sich die daselbst übliche Spielart, auch das „Nachbar mit Rath" (s. unten, Gesch.) gefallen lassen, also auch davon unterrichtet seyn. Eine verbesserte Art des Kourierspiels wird auf folgende Weise gespielt. Das Bret besteht ebenfalls aus einem Parallelogramm von 12 Feldern Länge und 8 Feldern Breite und enthält mithin 96 Felder. Dieses Bret wird so gestellt, daß jeder der beiden Spieler die lange Seite desselben vor sich hat, und zwar muß das zur rechten Hand befindliche Eckfeld weiß, das zur linken schwarz seyn. Jeder Spieler spielt mit 24 Steinen, nämlich einem Könige (K), einem Feldherrn (F), einem Rath oder Alten (R), einem Narren oder kurzweiligen Rathe (N), zwei Läufern (L) zwei Kouriren (C), zwei Springern (S), zwei Thürmen (T) und 12 Bauern (B). Diese Figuren werden auf den beiden äußersten langen Reihen der Felder dergestalt aufgestellt, daß die 12 Offiziere in der äußersten, die zwölf Bauern aber in der vor ihnen befindlichen Reihe zum Schutze der Offiziere gesetzt werden, und zwar die weißen mit Anwendung der Regel regina servat colorem, wie hier durch die Anfangsbuchstaben der Steine oder Figuren angedeutet ist.

Der Gang des Königs, des Feldherrn, der Springer, der Thürme und der Bauern ist dem im gewöhnlichen S. ganz gleich. Der Rath oder Alte, welcher nächst dem Feldherrn die wichtigste Figur des Heeres ist, bewegt sich wie der König und auch der Springer; er soll, seiner Bestimmung gemäß, der beständige Begleiter des Königs seyn. Der Narr geht nur wie der König, d. h. ringsum sich herum einen Schritt. Der Kourier ist der Läufer des gewöhnlichen S.s und hat alle seine Eigenschaften. Die Läufer dürfen gleichfalls nie die Farbe der Felder wechseln, auf denen sie sich bewegen; doch stets nur eine oder höchstens zwei Schritte mit der Freiheit, im letztern Falle, gleich den Springern über alle Hindernisse wegzuspringen. Uebrigens dürfen alle Offiziere nach Willkür vor- und rückwärtsgehen und nehmen dann, wie beim gewöhnlichen S., den Platz des geschlagenen Steins

ein. Die Bauern können erst dann Offiziere werden, wenn sie zwei Züge hindurch ein Feld des Lagers des feindlichen Offiziers behauptet haben, und mit dem 3. Zuge des befreundeten Heeres beginnt erst ihre Wirksamkeit des erlangten höhern Grades, dessen Wahl von dem Spieler abhängt, in dessen Dienst er steht. Der König kann nicht rochiren, wenn eines der Felder der ganzen Hälfte der Reihe, wohin er rochiren will (auch wenn er nicht darüber schreitet), von einem feindlichen Steine bedroht ist. Kann u. will er rochiren, so stellt er sich auf das Feld des Läufers, der Thurm aber lagert sich neben ihm auf das Feld des Couriers. Im Uebrigen gelten alle sonstigen Vorschriften des gewöhnlichen S.s.

Das Kriegsspiel, eine militärisch-praktische Anwendung des gewöhnlichen S.s, findet ebenfalls zwischen 2 Personen Statt. Das Schachbret zu demselben besteht aus 11 Feldern Länge und 11 Feldern Breite und enthält sonach 121 Felder, wobei zu bemerken ist, daß die 4 Eckfelder (abcd) schwarz sind, und daß auf jeder Seite in der 1. Reihe jeder Armee 4 Felder unbesetzt bleiben.



Jede Armee besteht, mit Einschluß des Königs, aus 25 streitbaren Figuren, nämlich aus 1 Könige, 2 Leibgarden, 2 Kürassiers, 2 Husaren, 2 Dragonern, 2 Kanonen und 11 Füseliers. 1 ist der König, welcher in der 1. Reihe auf das mittelste weiße Feld zu stehen kommt und wie im gewöhnlichen S. geht. 2, 2, 2, 2, 2 sind 5 Kanonen, welche neben und vor dem Könige, so wie auf den beiden Flügeln ihren Platz finden und wie die Thürme oder Rochen gehen. 3, 3 sind 2 Husaren, die auf beiden Flügeln neben den Kanonen placirt sind und den Gang der Läufer haben. 4, 4 sind 2 Dragoner, welche neben den Husaren aufgestellt werden und ebenfalls wie die Läufer gehen. 5, 5 sind 2 Kürassiere; sie schließen sich an die Dragoner an und bewegen sich wie die Springer. 6, 6 sind 2 Leibgarden, welche vor den Kanonen des Königs zu sehen sind und den Gang des Feldherrn oder der sogenannten Königin besitzen. FFF u. f., welche die ganze 3. Reihe füllen, sind die 11 Füseliers; sie gehen jedesmal nur einen Schritt vor- und rückwärts, auch nebenwärts, sowohl rechts als links, immer in gerader Linie, von schwarz auf weiß, von weiß auf schwarz u. f.; sie schlagen auch vor- und rückwärts, jedoch allemal nur in schräger Richtung, d. h. von schwarz auf schwarz, von weiß auf weiß. Auch dadurch weichen sie von den gemeinen Soldaten des gewöhnlichen S.s ab, daß sie beständig Füseliers bleiben, wenn sie auch die letzte Felderreihe des Feindes erreichen, wo sie nach Willkür wieder umkehren können, weil sie vor- und rückwärts zu marschiren berechtigt sind. Bei diesem Spiele finden folgende Gesetze u. Regeln Statt. Jede Figur, welche einmal berührt worden ist, muß auch gezogen werden, und wenn man einmal festgesetzt hat, kann man sie nicht wieder zurücknehmen und auf einen andern Platz bringen, wenn auch die Finger sie noch nicht losgelassen haben. Der König kann bei diesem Spiele niemals rochiren, wozu auch keine Gelegenheit vorhanden ist. Beim doppelten Schachbieten ist kein anderes Mittel, der erstickte König muß weichen. Ein aufgehobenes Spiel ohne Gewinn und Verlust ist ein solches, wenn der König kein fluchtfreies Feld mehr übrig hat; wenn er bei jedem Zuge, den er thut, in ein bedrohtes Feld zieht, und wenn er, um solches zu vermeiden, auch keinen Stein mehr zu ziehen übrig hat. Dem von allen Steinen entblößten Könige steht kein besonderes Recht zu; ist er vom Gegner, wenn er auch keine eigene Hülfe mehr hat, schachmatt gesetzt, so ist das Spiel verloren. Das blinde Matt oder Patt ist, wenn der König keinen Zug mehr thun kann, ohne in das Schach zu treten, u. wenn ihm auch kein Schach geboten worden ist, er übrigens auch keine oder nur solche Steine hat, die nicht mehr ziehen können. Vgl. Le jeu de la guerre ou raffinement du jeu d'echecs etc., Neues Kriegsspiel oder verbessertes Schachspiel, Prag 1770, 8. — Zusammengesetzter und verwickelter ist das von G. Venturini erfundene und beschriebene Kriegsspiel. Ein anderes sehr sinnreiche Kriegsspiel hat der Premier-Lieutenant v. Reisewitz in Berlin durch Darstellung von Kriegsereignissen und Monövers zusammengesetzt, nach welchem auf Situationsplänen, im Maßstabe von $^1/_{2000}$, mit Truppenzeichen von Blei, in Gestalt von Paralleleppeden, manövrirt werden kann und bei dem das moralische Element, die Wirkungen der Waffen, die Zufälligkeiten, kurz Alles, was bei Friedensmanövres unbeachtet gelassen und doch im Kriege von so entscheidender Wichtigkeit ist, durch Würfel dargestellt und ausgemittelt wird. Dieses Spiel ist eben so interessant als lehrreich, läßt kaum etwas zu wünschen übrig, als vielleicht grössere Einfachheit, und kann, wie überhaupt das S., dem höhern Militärstande nicht genug empfohlen werden.

Vor etwa 60—70 Jahren war zu Kassel eine Art S. an der Tagesordnung, wo 2 Spieler ein dreiseitiges Schachbret, auf dem zum Vorschreiten auch nur 8, zur Stellung der Steine aber

24 Felder oder Felderreihen verzeichnet waren, vor sich hatten und so die dreifache Anzahl der durch Farbe und Gestalt verschiedenen Figuren vom gewöhnlichen S. zu gleicher Zeit und in Verbindung unter sich gegen einander kommandirten.

Das S. zu vier Personen (échec en quatre) ist erst neuerer Zeit erdacht und eingeführt worden und wird auf englische und auf deutsche Weise gespielt. Das Spiel auf englische Art ist das ältere, und das dazu gebräuchliche Bret ist größer, als das zu dem eigentlichen S., indem es aus einem gewöhnlichen Schachbrete besteht, dem an jeder Seite noch 3 Reihen, jede von 8 Feldern, angesetzt sind. Die Summe der Felder beträgt sonach 160, welche mit einander in der Farbe abwechseln. Die hierzu gehörigen Steine oder Figuren sind die zweier gewöhnlichen S., die man aber durch verschiedene Farben gehörig von einander unterscheiden muß. Man wählt am liebsten die Farben schwarz, weiß, gelb oder roth. Die Spieler theilen sich in 2 Parteien, indem je 2 mit einander befreundet und gegen die beiden andern feindlich sind. Die befreundeten Spieler setzen sich einander gegenüber (vis-à-vis), wodurch die feindlichen Spieler ihnen zu Seiten kommen. Weiß und Schwarz spielen als Freunde zusammen, so wie Gelb und Roth. Welche, je zwei und zwei, Freunde sind, darüber entscheidet entweder Uebereinkunft, oder das Loos, indem jeder Spieler von 4 zusammen geworfenen Bauern (einen von jeder Farbe) einen verdeckt zieht. Die Aufstellung der Steine geschieht nach den Regeln des gewöhnlichen S.s, jedoch mit der einzigen Ausnahme, daß, uneingedenk der hier nicht anwendbaren Regel regina servat colorem, alle 4 Könige auf die 4 mittlern weißen Felder der äußersten Reihen, ihre 4 Königinnen oder Feldherren aber auf die dicht daneben befindlichen schwarzen Felder derselben Reihen aufgestellt werden. Uebrigens werden die schwarzen Steine den weißen, so wie die rothen den gelben gegenüber gestellt. Ueber den Vortheil des Anzugs entscheidet ein aus 4 zusammengeworfenen Bauern verschiedener Farben verdeckt gezogener Bauer. Der Spieler, welchem die Steine von der Farbe des gezogenen Bauern zukommen, eröffnet die Reihefolge der Züge. Indessen bringt die Verschiedenheit des Anzuges, indem bald der in der Vorhand, bald der in der Hinterhand Sitzende der beiden Freunde (nach Entscheidung des Looses) diesen Vortheil erhält, eine größere Mannichfaltigkeit des Spiels hervor. Die Reihefolge der Züge geht (wie die des Ausspielens der Karten bei dem Whist) in ununterbrochener Folge links herum. Auf den Spieler, der so eben gezogen, folgt jedesmal der ihm zunächst zur Linken Sitzende. Jeder Spieler darf jedesmal nur einen Stein, u. zwar von der ihm zugehörigen Farbe ziehen od. nur einen feindlichen schlagen. Die Steine der befreundeten Spieler decken einander gegenseitig und vereinigen ihre Angriffe gegen die der feindlichen. Die Bauern jedes Spielers gehen nur vorwärts und nie seitwärts, schlagen auch schräg vorwärts, ganz nach den Regeln des gewöhnlichen S.s. Nur wenn ein Bauer die äußerste Reihe des feindlichen Lagers erreicht, worauf nämlich die feindlichen Offiziere bei der Aufstellung gestanden haben (welches sehr selten der Fall seyn wird u. nur durch Schlagen geschehen kann), wird er zum Offizier befördert, und dem Spieler, der seinen Bauer so weit vorgetrieben, steht die Wahl desjenigen unter den ihm genommenen Offizieren frei, der sodann an die Stelle des vorgerückten Bauern gesetzt und für diesen ungetauscht wird. Hat dieser Spieler noch keinen Offizier verloren, welcher Fall ebenfalls höchst selten vorkommen dürfte, so bleibt der Bauer als solcher stehen und wird für den ersten Offizier umgetauscht, der von seiner Farbe verloren geht. Auf einem Felde des gegenüber stehenden Lagers seiner befreundeten Steine kann ein Bauer nie zum Offizier gelangen. Weungleich im gewöhnlichen S. zu 2 Spielern die Könige nie einander auf einen Schritt nahe kommen dürfen, so gilt dieß aus der Natur des Spiels sich ergebende Regel hier nur für feindliche Könige. Die befreundeten Könige können und dürfen, da kein freundlicher Stein ihnen Schach bieten kann, einander so nahe kommen, als sie für gerathen finden. Die Schach deckenden Steine des befreundeten Spielers dürfen nicht weggezogen werden, wenn der gedeckte befreundete Spieler dadurch in Schach geräth; sind aber andere Steine, die sich gegenseitig decken, vom Feinde bedroht, so darf keiner der befreundeten Spieler den andern, auf welche Weise es auch sey, vom Ziehen derselben abhalten. Wird ein König schachmatt, so bleiben seine Steine, ohne alle Wirksamkeit, als Hinderniß des Terrains stehen und können so wenig gezogen werden, als schlagen oder geschlagen werden. Nie darf ein feindlicher König sich ihrem Schach aussetzen, sie aber auch nicht nehmen. Hieraus folgt, daß ein Stein eines schachmatten Königs dennoch zur Deckung eines schachbietenden Steines, in so fern nur der feindliche König diesen schlagen könnte, benutzt werden kann. Wird das Schachmatt eines Königs aufgehoben, entweder durch wirksame Gegenanstalt seines Freundes, oder durch Hinwegziehung eines zum Schachmatt wesentlich erforderlichen Steines von Seiten des Feindes, so treten alle Steine des schachmatten und befreiten Königs, sobald selbiger einmal den Vortheil des Zuges genossen, sogleich wieder gänzlich in ihre vorige Wirksamkeit. Das Spiel endigt sich nur durch das Schachmattsetzen beider feindlichen Könige und kann nicht gewonnen werden, wenn nur einer der feindlichen Könige schachmatt, der andere aber nur patt ist, d. h. nicht ziehen kann. Ist in diesem Falle der patte König am Zuge, so ist das Spiel zwar aus, aber nicht von ihm verloren; denn da die Feinde nur durch ihre Uebermacht das Patt bewirken konnten, verdienen sie für den unzweckmäßigen Gebrauch derselben gestraft zu werden. Alle sonst gebräuchlichen Gesetze und Regeln des gewöhnlichen S.s haben auch hier vollkommen gültige Kraft. Uebrigens darf kein Spieler dem andern Beifall oder Mißbilligung der Züge od. Plane seines Freun-

des äußern, oder ihn durch Worte und Zeichen aufmerksam zu machen suchen, so wie keine Verabredung unter ihnen Statt finden darf. Wir lassen noch einige aus der Erfahrung gezogene Vorschriften zur Belehrung für angehende Liebhaber dieses Spiels folgen. Die Partei befreundeter Spieler, welche anzieht, zieht am zweckmäßigsten die Bauern ihrer Könige, jedoch nur einen Schritt an. Die Gegenpartei darf dies nicht thun, um sich nicht allzu leicht einem doppelten Schach, hier zugleich Schachmatt auszusetzen. Es ist sehr wirksam, einem Könige zugleich von beiden befreundeten Heeren Schach zu bieten, weil er sich nicht durch Schlagen oder Zwischenziehen retten kann, sondern nothwendig von seinem Platze rücken muß. Dabei verliert er gewöhnlich einen oder mehre Steine, wenn er sich auch vor dem Schachmatt retten sollte. Eben so wirksam ist es, seinen Angriff jedesmal auf den König und sein Heer zu richten, der so eben gezogen hat, oder die Steine des Königs anzugreifen, dem gerade Schach geboten worden ist und der nun den diesseitigen Angriff nicht verhindern kann, da er erst nachher zieht und sich auch dann vor dem Schach in Sicherheit setzen muß. Vor Allem suche man sich vor einem im nächsten Zuge von einem der beiden Gegner zu erhaltenden Schach zu sichern, indem man sonst nur allzu leicht Gefahr läuft, seinen Feldherrn oder sonstige wirksame Steine durch vereinigte Angriffe der Gegner zu verlieren. Man sorge eben so sehr für die Sicherheit seines Freundes, als für seine eigene, da man mit ihm steht und fällt. Daher versäume man nie die Gelegenheit, ein ihm gebotenes Schach durch eigene Steine gut zu decken und ihn vor doppeltem Schach zu sichern. Rathsam ist es, sich so viel als möglich aller Steine eines der feindlichen Könige zu bemächtigen, selbst wenn dies nur durch Tausch geschehen kann, zu dem jeder der Freunde gleichviel hergibt. Können beide Feinde nur Offiziere eines Heeres gebrauchen, so ist der Gegenpart selbst bei geringerer Zahl an Offizieren überlegen und hat überflüssige Gelegenheit, durch kombinirte Angriffe diese feindlichen Steine umsonst zu erobern. Man suche vorzüglich im Fortgang des Spiels den stärksten Gegner zu schwächen und seine Angriffe gegen ihn zu vereinigen. Es ist nur in seltenen Fällen rathsam, zu rochiren, weil der König dadurch eigentlich nichts an Sicherheit gewinnt, da er von den beiden Gegenspielern angegriffen werden kann. Dieses Spiel kann auch nur von drei Personen dergestalt gespielt werden, daß 2 Personen, welche jede nur eine Partie einander gegenüber stehender, befreundeter Schachfiguren übernimmt, gegen eine dritte Person spielen, welche die beiden andern ebenfalls einander gegenüberstehenden Heereshaufen kommandirt. Der eine Spieler mit den beiden Heeren genießt sodann den Vortheil des Anzugs, indem die Erfahrung zeigt, daß 2 verständige Spieler durch verminderte Einseitigkeit in Entwerfung ihrer Pläne einem Einzelnen, der seine Aufmerksamkeit theilen muß, überlegen zu seyn pflegen; auch steht ihm frei, mit welchem seiner beiden Heere er den Feldzug eröffnen will.

Die deutsche Art des S. es zu vier Personen, von Th. Martinsen in Lüneburg erfunden, erfordert ein gewöhnliches Schachbret, vergrößert durch zwei Reihen von je 8 Feldern, welche Reihen an jeder Seite angesetzt werden, oder aber ein quadratisches Bret von 12 Feldern Länge und Breite, an dessen 4 Ecken jedesmal 4 Felder ausgeschnitten sind, so daß es 128 Felder, abwechselnd weiß und schwarz, enthält. Die Figuren sind dieselben, wie bei der englischen Spielart; man hat also für die 128 Felder 64 Steine nöthig, und es bleiben 64 Felder zum Spielraum übrig. Die Spieler theilen sich, wie bei der englischen Art, in zwei Parteien, nur setzen sich die befreundeten je zu zwei und zwei nebeneinander, so daß jeder derselben einen befreundeten und einen feindlichen neben sich und einen feindlichen gegenüber hat. Das Bret wird so gestellt, daß jeder dem andern befreundeten rechtssitzende Spieler rechter Hand ein weißes Eckfeld hat. Dann werden die Heere, weiß und schwarz und gelb und roth, nebeneinander aufgestellt, so daß jedes Heer den stärkern Flügel, nämlich Thurm, Springer, Läufer und Feldherrn, dem Feinde zukehrt, den schwächern aber seinem Freunde. Die weitern Regeln stimmen mit denen der englischen Art überein, jedoch mit folgenden Ausnahmen. Die Bauern an den äußersten Flügeln der Heere dürfen die ihnen zunächst stehenden feindlichen Bauern, so lange selbige unverrückt stehen, nicht schlagen; doch decken sie freundliche Offiziere, welche diese feindlichen Bauern nehmen können, und dürfen die diese Offiziere schlagenden Offiziere wieder nehmen. Jeder auf eine äußerste Reihe des feindlichen Lagers (mithin auch der gegenüber stehenden) vorgerückte Bauer avancirt zum Offizier, dagegen ist dies nicht auf der äußersten Reihe des befreundeten Lagers der Fall. Es ist für alle Könige rathsam, zu rochiren, und zwar nach der freundlichen Seite, wodurch das eigne Spiel mehr Sicherheit erlangt und die stärkern Flügel mehr Kraft und Macht erhalten, auf den Gegner zu wirken. Zur Vorbereitung des Rochirens zieht jeder der Freunde den Bauer des Thurms seines Königs 2 Schritte, um den Bauer des Läufers seines Alliirten zu decken und von ihm gedeckt zu werden; doch muß ein Springer auf das schwarze Eckfeld dazwischen zu mehrer Deckung gestellt werden, weil sonst zwei feindliche Läufer die beiden einander deckenden Bauern ungestraft nehmen könnten. Der Angriff auf diese Verschanzung kostet dem Feinde immer mehre Offiziere. Daß übrigens hier immer zwei Freunde unmittelbar nach einander ziehen, gewährt gegenseitig sowohl Vortheil als auch Nachtheil.

Das orientalische S. weicht in mancher Beziehung von dem unsrigen ab. Das älteste ist das der Hindu's, von 4 Parteien gespielt, wovon jede 1 König, 3 Offiziere und 4 Bauern hat. Der eine Theil wird als Hauptarmee, der andere als Hülfsarmee behandelt. In Persien und Hindostan hat man ein dem europäischen in Zahl und Aufstellung der Steine ähnliches, nur daß der Elephant und Läufer nur 2, die Königin nur 1 Schritt nach der Diagonale

machen darf. Bei dem großen S. hat jeder Theil außer unsern Figuren noch einen Großwessir, 2 Hirsche, 2 Rhinocerosse und 5 Bauern (zusammen also 23 Figuren) auf dem Brete. Der Großwessir geht wie die Rochen, Läufer und Springer, die Hirsche wie die Springer, aber 1 Feld weiter, die Rhinocerosse wie Rochen und Springer. Das chinesische S. weicht von dem unsrigen besonders durch 2 auf den Flügeln stehende Kanonen ab, die wie die Thürme gehen, aber nicht den Stein, auf den sie stoßen, sondern den unmittelbar hinter ihm stehenden schlagen; auch haben der König und die beiden Wessire eine Residenz (die 4 mittleren Felder der letzten Reihe), die sie nicht verlassen dürfen.

Geschichtliches. Ueber den Ursprung des S.s ist viel gestritten worden. Manche schreiben die Erfindung desselben dem Palamedes vor Troja zu, Andere einem hindostanischen König, der es dem Cyrus mitgetheilt habe. Die Chinesen behaupten, es schon 172 Jahre vor unserer Zeitrechnung gekannt und gespielt zu haben. Mindestens war es im 6. Jahrhundert aus Indien nach Persien gekommen, von wo es sich durch die Araber und Türken in Folge mannichfaltiger Handelsverbindungen, nächstdem und besonders durch die Kreuzzüge, nach Europa und nach und nach über die ganze gebildete Welt verbreitete. Die Gedichte von der Tafelrunde kennen das S. schon, und zwar als eine Kunst, worin die Saracenen vorzüglich stark waren. Im Jahr 1477 erschien die erste Uebersetzung eines im 13. Jahrhundert geschriebenen lateinischen Werks, worin des S.s ebenfalls gedacht wird. Nach den Arabern ward es um 226 n. Chr. aus Eifersucht auf den König Artaxerxes, der das Brettspiel erdacht, in Indien erfunden. Daß es morgenländischen Ursprungs, beweist schon die ganze Spielart und die Benennung der Hauptfiguren. Die Sanskritsprache nennt es Schthrantsch, ein Wort, welches die Hauptheile eines indischen alten Heeres mit Elephanten, Fußvolk, Pferden und Streit- oder Sichelwagen anzeigt. Später wurde diese Benennung von dem persischen Worte Schah oder Schach, d. i. König, verdrängt, welcher Name dem Spiele in den meisten Sprachen geblieben ist. Eine bekannte Sage schreibt die Erfindung dem Brahminen Sissa (400 v. Chr.) zu, welcher dem König Schachram, der das Volk zu wenig achtete, durch dies Spiel die Lehre habe geben wollen, daß ohne die Anstrengung des Volks ein Monarch nichts sey. Der König war über die Erfindung so entzückt, daß er dem Sissa erlaubte, sich eine Gnade auszubitten. Sissa stellte darauf die scheinbar lächerliche Forderung, daß man ihm auf das 1. Feld des Schachbrets ein Weizenkorn, auf das 2. Feld deren 2, auf das 3. Feld 4, auf das 4. Feld 8 (= 4 × 2) Weizenkörner und so fort in geometrischer Progression bis zu dem 64. Felde lege und den Betrag des Ganzen ihm schenke. Der König hielt das Geschenk für zu gering, war aber im höchsten Grade erstaunt, als er vernahm, daß alles Getreide, welches je auf der Erde erbaut worden, die verlangte Masse Getreide nicht hergeben würde. Denn das Resultat der Forderung gab die erforderliche Anzahl Weizenkörner auf

18,446,744,073,709,551,616

in fast 15 Billionen Kubikfuß oder 14¼ Billionen englische Scheffel, an, eine Summe, die einen Raum von 2½ Kubikmeilen oder 2200 □ Meil., in denen das Korn 30 Fuß hoch läge, füllen würde. Die ganze Oberfläche der Erde wird nur durch eine 18stellige Zahl in Quadratzollen ausgedrückt, und es sind die 6 höchsten oder ersten Stellen dieser Zahl 770889 . . . .; nimmt man nun an, daß jedes Thalerstück den Raum von einem Quadratzoll (also eines Zolles lang und breit) einnimmt, so ist zur Aufzählung von 18,446,744.073,709,551,616 Thalern ein Flächenraum erforderlich, der beinahe 24mal so groß ist, als die ganze Oberfläche unsres Erdballs. In Skandinavien war das S. oder ein ähnliches Spiel (Skak) schon in den ältesten Zeiten bekannt und die Saga's gedenken desselben als Zeitvertreib der Helden öfter. Die Römer lernten das S. bei ihren Kriegen in Afrika kennen, und ihr Ludus latronum oder latrunculorum war, wenn nicht das S. selbst, doch ein diesem sehr ähnliches Spiel. Es gehörten zu demselben 32 Steine (Calculi, Latrones, Latrunculi, griechisch *Κύνες*, Hunde), von denen die Hälfte weiß, die andere schwarz oder roth war. Sie bestanden für jede Partei aus 2 Offizieren, 2 Elephanten, 2 Reitern, 2 Trabanten, 8 Fußgängern (daher die Steine zusammen auch Milites hießen) und waren entweder Calculi ordinarii, die gerade aus und zur Seite gezogen wurden, oder Calculi vagi, die mehr Freiheit in ihrer Bewegung hatten. Sie wurden auf dem Spielbrete in 2 Abtheilungen aufgestellt und dann so gezogen, daß sie der Gegner nicht schlagen (capere) konnte. Waren 2 Steine ungesetzlich zugleich gezogen, so blieben sie das ganze Spiel über auf ihrer Stelle stehen (Calculi inciti). Wer alle feindlichen Steine genommen oder fest gemacht hatte, hatte gewonnen und hieß Imperator. Das S. wurde darauf in Europa so ziemlich vergessen. Doch spielte es Karl der Große mit Leidenschaft; das Spiel, dessen er sich dabei bediente, wurde in der Abtei von St. Denis bei Paris aufbewahrt. Durch die Saracenen ward es in Spanien und Konstantinopel wieder heimisch. Tamerlan liebte es und gab dem Schachbret 110 Felder. Auch andere Könige und Feldherrn suchten und fanden im S. Erholung. Don Juan d'Austria spielte mit lebenden Figuren; ein Kaiser von Marokko nahm Sklaven dazu und schlug allen geschlagenen Figuren eigenhändig die Köpfe ab. Karl XII. von Schweden, jener rauhe nordische Krieger, der seine Unterthanen durch die strengsten Verbote und härtesten Strafen von Müssiggang, Luxus, Spiel und Schwelgerei abzuhalten suchte und alles das haßte, was sonst Königen und Fürsten zur Belustigung und Veränderung dient, führte nicht nur ein S. mit sich, sondern empfahl das Spiel auch seinen Offizieren. Friedrich II. v. Preußen war ein leidenschaftlicher Schachspieler und spielte mit seinem Bruder Heinrich im Felde gelegentlich durch Kouriere. Trotz seiner Meisterschaft mußte er aber einst die

Demüthigung erfahren, von seinen Bauern zu Ströbeck (einem Dorfe bei Halberstadt) besiegt zu werden. Die Einwohner dieses Dorfes spielen schon seit 3 Jahrhunderten das große S. mit seltener Fertigkeit, eine Erscheinung, die um so mehr zu bewundern ist, als dieses so vieles Nachdenken erfordernde Spiel unter den niedern Ständen, wenigstens in Deutschland, eben keine großen Liebhaber und Verehrer findet. Der Sage nach war es ein Bischof, der, anfangs daselbst als Privatmann lebend, die Landleute aus eigener Neigung mit diesem Spiele bekannt machte und sie später als Bischof von allen gewöhnlichen Abgaben befreite, unter der Bedingung, daß sie, dazu aufgefordert, mit Jedem eine Partie Schach spielen müßten und so lange im Besitze dieser Gerechtigkeit verbleiben sollten, als sie kein Spiel verlören. Daher soll in Folge dieser Sage alljährlich ein Abgeordneter von der königl. preußischen Regierung in Ströbeck sich einfinden und mit einem Bauer vor öffentlich versammelter Gemeinde ein S. unternehmen. Verliert der Emissär, welches angeblich bis jetzt noch immer der Fall gewesen, weil die umstehenden Bauern das Recht haben, ihrem Stellvertreter in kritischen Fällen mit dem Zurufe: „Nachbar mit Rath!“ ein Warnungszeichen zu geben, so bleibt es bei dem Alten, und es wird dem besiegten Gegner bloß ein Becher voll gezählter Kupfermünze mit den kurzen und sakonischen Worten: „Und damit Gott befohlen!“ überreicht. Auch Friedrich II., der nur zu überwinden gewohnt war, mußte dieses „Und damit Gott befohlen!“ hören und den Bauern das Feld überlassen. Der Herzog August von Braunschweig-Lüneburg gab unter dem Namen Gustavus Selenus das vollständigste Werk über das S. (Steganographie, Lüneburg 1624) heraus. Andere berühmte Schachspieler neuerer Zeit waren Gioachino Greco in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts, der Araber Philipp Stamma, der bis jetzt noch von keinem Nebenbuhler erreichte Franzose André Danican Philidor, der 1780—90 in London als Schachspieler erster Größe glänzte, der Italiener Peter Carera, der Engländer Ad. Jul. Th. Fielding, ferner Elias Stein († 1812 im Haag), Ebeling in Hamburg, ein geborner Hildesheimer, Klopstock, der Sänger des Messias, W. von Kempelen, ein Ungar von Geburt, der Erfinder der Schachmaschine (s. d.), Dr. Martinsen aus Lüneburg, und viele Andere. Neuerdings machte der Major von Latourdomnay zu Paris Aufsehen, der z. B. 2 Partien Schach auf einmal, ohne ein Bret zu sehen, bloß aus dem Gedächtniß spielte und beide gewann. Einer der größten Schachspieler der Gegenwart ist der Engländer H. Staunton. Zur Erhaltung des S.s tragen die Schachklubbs, geschlossene Gesellschaften, wo nur Schach gespielt wird, und deren in London, Paris, Leipzig ꝛc. existiren, viel bei. Ein solcher Klubb spielt zuweilen eine Partie mit einem andern Klubb in den Zeitungen, wie in neuerer Zeit in der „Illustrirten Zeitung“, die überhaupt dem S.e vorzügliche Aufmerksamkeit widmet. Auch durch elektromagnetische Telegraphen ist in England versucht worden, Schach zu spielen. In neuester Zeit hat man sogar ein Schachturnier nach London ausgeschrieben, zu dem die Schachspieler aus der ganzen Welt eingeladen wurden, und das sich den Zweck setzte, eine Konferenz der größten und einsichtigsten Schachspieler der Welt zusammen zu bringen, um die Regeln des Spiels übereinstimmend endgültig für die ganze Welt aufs Neue festzustellen, und dann um Preise zu kämpfen.

Literatur: Philidor, Anweisung zum S., Gotha 1779, 5. Aufl., Halle 1840; — Allgaier, Anweisung zum S., Wien 1795—1800, 2 Bde., 7. Aufl., das. 1841—43; — Koch, Die Schachspielkunst, Magdeb. 1801—1803, 2 Bde., n. Aufl. 1814; — Preußer, Auseinandersetzung der Schachspielgeheimnisse des Arabers Stamma, das. 1817, 2. Aufl. 1823; — Fr. Maßmann, Geschichte des mittelalterlichen, vorzugsweise des deutschen S.s, Quedlinburg 1839; — K. F. G. Thon, Der Meister im S., Weim. 1841, 3. Aufl., das. 1846; — W. Sause, Das Vierschachspiel, Halle 1841; — Vikt. Käfer, Vollständige Anweisung zum S., Grätz 1842; — K. F. Jänisch, Analyse nouvelle des ouvertures du jeu des échecs, Petersburg 1842—43, 2 Bde.; — P. A. von Bilguer, Handbuch des S.s, fortgesetzt von v. d. Lasa, Berlin 1843; — W. Tesche, Theoretisch-praktische Anweisung zum Dreischachspiel, Wien 1843; — J. Brede, Almanach für Freunde vom S., Altona 1844; — Schachalmanach, Leipz. 1846 ff. — Hirschbach gab eine „Deutsche Schachzeitung“ (Leipzig 1846 ff.) und Bledow eine „Schachzeitung“ (Berl. 1846) heraus. — Hier. Vida schrieb ein lateinisches Lehrgedicht über das S. — Vergl. Oettinger, Bibliothek des S.s, Verzeichniß aller Werke, die über das S. im Druck erschienen sind, Leipz. 1844.

Schachsteine, s. Schachspiel.

Schacht (in versch. Bedeut.), 1) in die Tiefe sich ausdehnender Raum oder eine Grube; — 2) (Bergb.), eine v. der Oberfläche der Erde aus in die Tiefe gemachte Grube, welche zu den Erzgängen führt. Entweder sind die S.e senkrecht (seiger), od. etwas schief (donlegig), während die horizontalen oder doch nur wenig schrägen Gruben Stollen genannt werden. Die Gestalt der S.e ist in der Regel länglich-viereckig, und die langen Seiten pflegt man den langen Stoß, die kurzen Seiten den kurzen Stoß zu nennen; nach der Seite, wohin sie gehobrt sind, heißen die Stöße Abend-, Morgen-, Mitternacht- und Mittagstoß, derjenige aber, in dessen Nähe die Fahrten oder Leitern angebracht sind, Fahrtstoß. Je nach der Bestimmung der S.e unterscheidet man Fahr- oder Anfahr-S.e, zum Ein- und Ausfahren der Bergleute; Förder-S.e (vergl. Bergbau, Förderlehre und Erzförderung); Kunst-S.e, mit Anwendung von Bergmaschinen; Wetter-S.e, neben dem Fahr-S. angelegt und nur durch eine Bretterwand von diesem geschieden, um den Wetterwechsel zu befördern; Licht-S.e, senkrecht auf einen Stollen getrieben, entweder zu gleichem Zweck wie der vorige, oder um eine Haspelförderung anlegen zu kön-

nen. Nach dem verschiedenen Erforderniß macht man die S.e 1—4 Lachter lang und ½—1½ Lachter breit. Die gewöhnlichste Art der Förderung ist die Haspelförderung (s. Bergbau, S. 476). Ueber die Schachtzimmerung s. Bergbau, S. 468. — 3) S. v. a. Minenbrunnen; — 4) s. Schachtmaß; — 5) Stück Land, welches mit Holz bestanden ist; — 6) Körper, dessen Länge und Breite sich ziemlich gleich sind, der aber verhältnißmäßig nur eine geringe Dicke hat; — 7) s. v. a. Schachtmaß; — 8) Durchfahrt durch einen Deich.

Schacht (Geogr.), holstein. Dorf, Amt Rendsburg; 150 Einw.

Schacht (Biogr.), 1) Matthias Heinrich, geboren zu Wiborg den 29. April 1660, † 1700 als Rektor zu Kerteminde, schrieb außer vielen andern Schriften auch ein musikalisches Lexikon nebst einer daran gehängten musikalischen Literatur oder Bibliothek, das, wenigstens nächst dem meibomschen Manuskript, das erste Werk dieser Art war. — 2) Theodor, deutscher Schulmann und Mitglied der großherzogl. hessischen Ständeversammlung, den 7. December 1786 zu Braunschweig geboren, studirte zu Helmstädt und Göttingen Philosophie, Philologie und Geschichte, ging dann in die Schweiz und arbeitete 3 Jahre lang in Pestalozzi's Anstalt zu Iferten. Die Befreiungskriege riefen ihn nach Norddeutschland zurück, wo er unter die Fahnen der Freiwilligen trat; durch eine schwere Fußverletzung aber am aktiven Felddienst gehindert, kehrte er aus Frankreich zurück und ward nach einem kurzen Aufenthalt in Jena Lehrer der Geschichte an Fellenbergs Institut zu Hofwyl, von wo er 1817 als Professor der Geschichte an das Gymnasium nach Mainz berufen wurde. Hier hielt er zugleich vor vielen Zuhörern und den gebildeten Ständen Vorlesungen. Seine Kränklichkeit, besonders aber ein Zwiespalt mit dem katholischen Geschichtslehrer an derselben Anstalt gaben Veranlassung, daß er 1832 in Ruhestand versetzt wurde. In demselben Jahre vom Wahlbezirk Osthofen zum Landtagsabgeordneten gewählt, trat er, seinen bisherigen Grundsätzen schnurstracks zuwider, als Sprecher für das Ministerium auf, und dies selbst in Fragen, wo die übrigen Mitglieder der Rechten nicht wagten, das Ministerium in Schutz zu nehmen. Während er in seinen Schriften, namentlich in seinem „Lehrbuch der Geographie", die Aufstände in Braunschweig, Kassel, Dresden mit der vollsten Anerkennung berührt, von Polen und seiner letzten Revolution günstig gesprochen, die Entstehungsgeschichte der Landeshoheit in Deutschland nicht sehr schmeichelhaft für die Fürsten geschildert, als Gewinn der französischen Revolution von 1789 „völlige Gewissens-, Denk- und Preßfreiheit" aufgezählt, bestimmt erklärt hatte, daß innere Angelegenheiten der einzelnen Staaten Deutschlands nicht unter dem Bundestage stehen, während er Preßfreiheit, Versammlungs- und Petitionsrecht als Vorzüge der englischen Verfassung gerühmt, während er selbst eine feurige Adresse an den Bundestag zu Gunsten der Polen entworfen hatte, wollte er jetzt nichts von einem allgemeinen Petitionsrechte hinsichtlich politischer Angelegenheiten, nichts von Preßfreiheit für Druckschriften unter 20 Bogen, nichts von unveräußerlichen Menschenrechten, nichts von gänzlicher Unabhängigkeit des Richterstandes wissen. Er sprach geringschätzig von der periodischen Literatur, von der öffentlichen Meinung, behauptete namentlich in Sachen der Presse die volle Macht des Bundes und warf die Pfeile des Hasses und der Verdächtigung gegen alle freisinnigen Regungen. Trotz dieses schmachvollen Abfalls behauptete er doch fortwährend, seine Gesinnungen seyen freisinnig und vaterländisch-deutsch, und wußte mit großer dialektischer Kunst seine früheren und seine jetzigen Ansichten zu verbinden und ihre gleichzeitige Möglichkeit zu erklären. Unbestreitbare Verdienste erwarb er sich als Berichterstatter über den Antrag wegen der homöopathischen Heillehre und der Bildung von Realschulen und durch den Antrag auf materielle Verbesserung des Schulwesens. Bald nach der Auflösung des Landtags im November 1833 ward er zum Rath und Mitgliede des Oberstudienraths in Darmstadt, im Januar 1834 zum Mitglied und Rath des dasigen Oberschulraths und im Oktober 1834 mit Beibehaltung jener Aemter zum Direktor der Realschule ernannt. Bei den neuen Landtagswahlen wurde S. nicht wieder gewählt. Schrieb: Aus und über Ottokars von Horneck Reimchronik, Mainz 1821; — Ueber Unsinn und Barbarei in der deutschen Literatur, das. 1828; — Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte, das. 1831, 2. umgearbeitete Auflage (worin alle freisinnigen Bemerkungen gestrichen sind) 1836, 4. Aufl. 1846; — Kleine Schulgeographie, das. 1838, 3. Aufl. 1844; — Beleuchtung der diltheyschen Schrift über das Verhältniß der Real- und Gewerbschulen zu den Gymnasien, Universitäten und zum Staatsdienst, Darmst. 1839; — Ueber die Tragödie Autigone, das. 1842, u. A.

Schachtafel, 1) s. v. a. Schachbret; — 2) (Herald.), häufig besonders als Helmschmuck vorkommende, mit Schach überzogene Tafel, bald rund, bald schildförmig, oft auch mit Federn bedeckt.

Schacht aufzimmern (Schacht auf Bolzen setzen, Bergb.), s. Bergbau.

Schachtbühne, s. v. a. Bühne 4) c) und d).

Schachtebich, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Heiligenstadt; 280 Einw.

Schachtel (in versch. Bedeut.), 1) kleines Behältniß, in der Regel v. Pappe od. Holz, mit dünnen Seitenwänden u. getrenntem Deckel, der mit seinem Rand auf das Behältniß aufgeschoben werden kann. Die Papp-S.n sind oft sehr elegant und dienen gegenwärtig auch häufig in den Apotheken beim Verkauf der Pulver u. dergl. Die Seitenwände der hölzernen S.n bestehen aus einem dünnen Span von Fichten-, Tannen- oder Sahlweidenholz (S.-Schiene), während zum Boden und Deckel dünne Bretchen verwendet werden. Gewöhnlich ist die S.-Schiene an den Enden, wo sie etwas über einander liegt,

mit einem dünnen und schmalen Spane zusammengeheftet, oder auch zusammengeleimt. Die Form der S.n ist meist ganz rund oder länglichrund, zuweilen auch vierseitig, mit abgerundeten Ecken. Die hölzernen S.n sind häufig bunt gemalt, was die sogenannten Schachtelmaler besorgen. Die Anfertigung der S.n selbst geschieht v. den Schachtelmachern, die nicht selten auch Siebläufe und leichte Schiebkästen machen. Nach ihrem Gebrauche u. ihrer Größe unterscheidet man Hauben-, Hut-, Konfekt-, Apotheker-S.n ꝛc. Die Schachtelmacher und Verkäufer pflegen meist 5—6 S.n von abnehmender Größe in einander zu setzen, was man einen Schachtelsatz nennt. — 2) (Kriegsw.), s. v. a. Zündschachtel; — 3) s. v. a. Plattinenschachtel, s. Strumpfwirkerstuhl.

Schachtel (Biogr.), Augustin Paul, Maler von Kemnath in der Pfalz, war in seiner Jugend Soldat, wohnte 1594 der Belagerung von Belgrad bei, trat 1599 als Laienbruder in das Prämonstratenser-Stift zu Klosterbruck in Mähren und malte für dasselbe mehre Bilder; † zu Wien 1605.

Schachtelbaum, gerader und astloser Fichten-, Tannen- oder Sahlweidenstamm, der daher sich eignet, um Schachtelschienen und Siebläufe aus demselben zu verfertigen.

Schachtelform (Schachtelstock), hölzerner Klotz von der Form einer Schachtel, um welchen die Schachtelschienen gebogen und dadurch gehörig gestaltet werden.

Schachtelgeige, s. Geige.

Schachtelgut (Schachtelborsten), die stärksten und längsten Schweinsborsten, welche genau sortirt, gereinigt, in kleine Bündel zusammengebunden und in Schachteln gepackt in den Handel kommen.

Schachtelhalm (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Equisetum *L.* — Schachtelhalme, Pflanzenfamilie, s. v. a. Equisetaceae *Rchb.*

Schachtelholz, das zu Schachteln brauchbare Holz, s. Schachtel 1).

Schachteleinstrumente, s. v. a. Bogeninstrumente.

Schachtelleute, 1) s. v. a. Schachtelmacher; — 2) Leute, welche mit Schachteln und andern leichten Holzwaaren Handel treiben.

Schachtelmacher } s. Schachtel 1).
Schachtelmaler }

Schachteln, mittelst Schachtelhalm einen schon ziemlich glatt gearbeiteten Gegenstand abreiben, um ihm dadurch noch mehr Glätte zu geben; vgl. Polirer.

Schachtelsaft, s. v. a. Marmelade.

Schachtelsatz, s. Schachtel 1).

Schachtelschiene (Schachtelzarge), s. Schachtel 1).

Schachtelstock, s. v. a. Schachtelform.

Schachtelzarge, s. v. a. Schachtelschiene.

Schachten (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) Prov. Niederbayern, Lgr. Kötztnig; 110 E.; — b) R.-B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Waldsassen; 120 Einw.; — 2) kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Hofgeismar, Amt Grebenstein; Rittergut, Mühle; 260 Einw.

Schachterz, 1) Erz, welches sich vom Ganzen abgesondert und losgegeben hat; — 2) vom Feuer zwar losgetrenntes, aber noch nicht heruntergefallenes Erz.

Schachtförderung, s. Bergbau.

Schachtfuß, s. Schachtmaß.

Schachtfutter, s. Eisen VI. D.

Schacht geht zum Bruch (Bergb.), s. v. a. die Auszimmerung eines Schachtes verfault und zerbricht, so daß die Erde nachschießt.

Schachtgestänge, s. Kunstgestänge.

Schachtgeviere, 1) s. v. a. Geviere; — 2) viereckige Holzstücke, die bei der Schachtzimmerung in Anwendung kommen; s. Bergbau.

Schachthäuschen, s. v. a. Schachtkaue, s. Kaue 4).

Schachtholz, das zur Schachtzimmerung dienliche Holz; s. Bergbau.

Schachthut, die cylinderförmige Mütze der Bergleute, an welcher an manchen Orten, z. B. im Mansfeldischen und bei Mons, das Grubenlicht befestigt wird.

Schachtkaue, s. Kaue 4).

Schacht kesselt nieder, s. Kessel 3).

Schachtkraut (Bot.), 1) s. v. a. Cucubalus Behen *L.*; — 2) s. v. a. Serratula Behen *L.*; — 3) s. v. a. Genista scoparia *Dec.*; — 4) s. v. a. Genista tinctoria *L.*

Schachtlatten (Bergb.), s. v. a. Donlatten; s. Donhölzer.

Schachtmaß, körperliches Maß, bei welchem Länge und Breite gleich, die Höhe oder Dicke aber im Decimalmaß nur den 10. Theil davon beträgt. So ist z. B. eine Schachtruthe 1 Ruthe lang und eben so breit, aber nur 1 Fuß hoch, und ein gleiches Verhältniß findet beim Schachtfuß (Schachtschuh) und Schachtzoll Statt. Das Verhältniß des Kubik-, Balken- und Schachtmaßes zu einander ergibt folgende Zusammenstellung:

Kubikruthen.	Schachtruthen.	Balkenruthen.	Kubikfuß.	Schachtfuß.	Balkenfuß.	Kubikzoll.
1	10	100	1,000	10,000	100,000	1,000,000
	1	10	100	1,000	10,000	100,000
		1	10	100	1,000	10,000
			1	10	100	1,000
				1	10	100
					1	10

Hat die Längenruthe mehr als 10 Fuß, so verändern sich hiernach diese Verhältnisse. Hat sie z. B. 12 Fuß, so enthält die Kubikruthe 12 Schachtruthen und die Schachtruthe 144 Kubikfuß ꝛc. Ist die Ruthe aber 16 Fuß lang, so enthält die Kubikruthe 16 Schachtruthen und die Schachtruthe 256 Kubikfuß ꝛc. Vgl. Balkenmaß und Kubikmaß.

Schachtmeister, 1) bei Erdarbeiten der sämmtlichen Arbeitern oder einer Abtheilung derselben vorgesetzte Werkführer; — 2) (Bergb.), s. v. a. Schichtmeister.

Schachtminen, s. Minen.

Schacht mit ganzem Schrote auszimmern, wenn bei der Auszimmerung eines Schachts ein Gevier auf das andere gelegt wird.

Schachtmütze, s. v. a. Schachthut.

Schachtnägel, große Nägel zum Aufnageln der Donhölzer auf die Donlatten.

Schachtofen (Hüttenw.), Schmelzofen mit einer cylinderförmigen, schachtähnlichen, etwa 7—8 Fuß hohen und 1—1½ Fuß im Lichten und Durchmesser habenden runden oder viereckigen Röhre (Schacht), in welcher das durch Pochen, Waschen, Rösten oder Brennen vorbereitete Erz (meist Zinn- oder Spießglanzerz) abwechselnd mit Schichten Kohlen ausgeschmolzen wird. Mittelst eines unter diese Röhre gelegten starken Sandsteins hat dieselbe einen Fall von 8—15° nach einer äußern Oeffnung, welche Abstichbrust (Abstichseite) zuweilen offen, oder geschlossen ist und in letzterm Falle dann nur geöffnet zu werden pflegt, wenn das Erz ausfließen soll. Das Metall sammelt sich in einer vor der Röhrenmündung befindlichen Vertiefung und wird von hier in besondere Gefäße geschöpft, wo es erkaltet. Die Ableitung des Rauchs erfolgt durch einen etwa 1 Fuß unter der obern Oeffnung befindlichen Kanal, welcher in den wenigstens 30 Fuß hoch anzulegenden Rauchfang führt. Nur bis dahin darf der Ofen mit Kohlen und Erz gefüllt werden, was von oben durch den mit einer eisernen, auf der obern Fläche des Ofens befindlichen Klappe versehenen Schacht geschieht. Sofern sich 2 Schachtöfen mit besondern Herden neben einander befinden, welche dann wechselweise abgestochen werden, so heißt ein solcher gekuppelter Ofen Brillofen und die obern Oeffnungen bilden Brillen. In der Regel sind die Schachtöfen mit Gebläse versehen. Vgl. Eisen VI, D.

Schachtricht, in manchen Gegenden s. v. a. Stollen.

Schachtrinnen, s. Minen.

Schacht ruht auf zerbrochenen Beinen, wenn die Auszimmerung eines Schachtes in der Tiefe faul und mürbe wird.

Schachtrup, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Beckum; 190 Einw.

Schachtruthe, s. Schachtmaß.

Schachtscheider, s. Wetterlosung.

Schachtschienen, auf den Wechsel der Donlatten befestigte starke Blechstücke, damit der Kübel leichter darüber hinweggezogen werden kann.

Schachtschuh, s. Schachtmaß.

Schachtstangen, 1) (Schachtschwingen), s. v. a. Kunststange; — 2) s. v. a. Donlatten.

Schachtstempel, in die Ecken des Schachts eingesetzte Klötze, auf denen die Geviere ruhen; vgl. Bergbau.

Schachtsteuer, Abgabe an diejenigen Gewerken, durch deren Treibschacht andere Gewerke Erz fördern lassen.

Schachttonnen, s. v. a. Donbreter.

Schachtwurm (Krustac.), s. v. a. Idotea Entomon *Latr.*

Schachtzoll, s. Schachtmaß.

Schach von neun Feldern (Herald.), s. Geschacht.

Schachwitz, Art Zwillich zu Bett- und Tischzeuch.

Schachziegel (Herald.), s. v. a. Schindeln.

Schack (Biogr.), 1) Bildhauer von Konstanz, zwei Brüder, deren Lebensverhältnisse unbekannt sind. In den Kirchen zu Petershausen und Kreuzlingen sind Bildwerke von ihnen, die zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art gezählt werden müssen. Einer dieser tüchtigen Meister zeichnete sich besonders durch seine trefflichen Arbeiten in Elfenbein aus, die von Fürsten erworben wurden. — 2) Benedikt, eigentlich Eziack, Schauspieler, tüchtiger Sänger und fleißiger Komponist, 1758 zu Mirowitz geboren, erhielt den ersten musikalischen Unterricht von seinem Vater, dem dortigen Schullehrer. Im Jahre 1769 kam er als Singknabe zu den Jesuiten auf dem sogenannten heil. Berge, wo er 4 Jahre blieb und während dieser Zeit noch den nöthigen Unterricht auch in der Musik genoß. Im Jahre 1773 erhielt er eine Stelle als Sänger im Domchor zu Prag, die er jedoch 2 Jahre später, der Mutation seiner Stimme wegen, wieder aufgeben mußte. Er studirte nun unter Kapellmeister Laube die Komposition, und zwar mit sehr glücklichem Erfolge, so daß er sich wo möglich der Kunst allein zu widmen beschloß. Als er 1775 zu seinen Aeltern zurückkehrte, schienen ihm die Aussichten, die sich ihm darboten, nicht die erfreulichsten zu seyn; er faßte daher den Entschluß, sein Glück in Wien zu versuchen. Seine musikalischen Kenntnisse und Fertigkeiten verschafften ihm die Aufnahme ins Seminar. Seine schöne Tenorstimme veranlaßte den Sänger Friberth, ihn weiter im Gesang zu unterrichten; der damalige Universitätsmusiker unterzog sich sehr bereitwillig der Unterweisung im Kontrapunkte. Aus dieser Zeit stammen mehre Operetten u. Sinfonien, so wie auch 3 Oratorien, die S. für das Minoritenkloster zu Grätz schrieb. Im Jahre 1780 folgte er einem Rufe in die Kapelle des Fürsten Karolath bei Groß-Glogau, wo er viele Koncerte für Blasinstrumente schrieb. Im Jahre 1784 verheirathete er sich mit der Sängerin Weinhold. Nachdem der Fürst Karolath seine Kapelle aufgelöst hatte, mußte S. sich und die Seinigen 2 Jahre lang mit Notenschreiben kümmerlich nähren, bis Schikaneder mit seiner Schauspielergesellschaft nach Salzburg kam und ihn als Sänger und Schauspieler engagirte. Bald hatte er sich als Sänger, wie auch als Schauspieler und Komponist einen bedeutenden Ruf erworben, und Männer wie Leopold Mozart u. Michael Haydn zollten ihm ihre Hochachtung. In Gemeinschaft mit Täuber und Gerl setzte er die meisten von Schikaneder gedichteten Operetten in Musik; außer diesen auch viele allein; z. B. „Una cosa rara" (zweiter Theil); „Das Schlaraffenland"; „Don Quixote"; „Der Stein der Weisen"; „Die dummen Gärtner"; „Die Zaubertrommel"; „Lorenz und Suschen"; „Der Krautschneider" u. a., die auf vielen Theatern, sogar in Wien und Dresden, mit Beifall aufgeführt wurden. Im Jahre 1788 erhielt er einen Ruf als Sänger an das Theater an der Wien, wo er sich nach Maffoli zu bilden suchte u. sich wirklich den Namen „der deutsche Maffoli" erwarb. Der Beifall, den er bei seinem Auftreten ern-

tete, war außerordentlich; neben seinem guten Gesange sollen namentlich seine richtige Deklamation und Mimik zu rühmen gewesen seyn. Daß er als Künstler hoch stand, läßt sich schon daraus schließen, daß Joseph Haydn u. W. Mozart seine Freunde waren und letzterer für ihn eigens den Tamino in der „Zauberflöte" schrieb, welche Rolle S. 116 Mal auf der wiener Bühne und stets mit stürmischem Beifall sang. Im J. 1793 verließ er Wien und lebte 3 Jahre in Grätz, bis er endlich als Hoffänger nach München gerufen wurde, wo er noch bis 1805 als Sänger thätig war, dann aber sich pensioniren ließ und sich bloß mit Komposition beschäftigte. Er † 1816. Außer den schon genannten Sachen schrieb er noch viele Messen, einige Requiems, Graduelen, Offertorien, drei- und vierstimmige Lieder u. s. w. — 3) Eduard, Freiherr von, bekannter Reisender, den 23. März 1769 zu Wien geboren, studirte auf der dortigen Hochschule, ward 1786 Militär und focht unter dem Prinzen Koburg bei Choczim, Foksan und Martinjestie. Von seinen bei diesen Gelegenheiten empfangenen Wunden geheilt, diente er als Husarenrittmeister in den Niederlanden, kam mit dem Corps des Herzogs von York nach England und focht unter den Scharfschützen in Aegypten, Westindien und Irland. Nach dem Frieden von Amiens lebte er eine Zeit lang in Wien und ging dann 1803 mit einem österreichischen Handelsschiff nach Afrika. Die hier ausgebrochenen Unruhen nöthigten die Fregatte, ihre Richtung zu ändern und nach Amerika zu steuern. Im Angesicht von St. Croix wurde sie von zwei englischen Kapern, welche die österreichische Flagge für die französische hielten, angegriffen und gefangen nach Tortola geführt, wo man das Fahrzeug wieder freigab, das nun in St. Thomas landete. Mißhelligkeiten mit dem Kapitän bewogen S., das Schiff zu verlassen und einen Prozeß gegen den Kapitän einzuleiten, der zu S.s Gunsten entschieden wurde. Mit guten Kaufmannsempfehlungen ging er nach Surinam und von da zu Lande unter tausend Gefahren nach Cayenne, wo er jedoch durch den französischen Gouverneur verhaftet wurde. Auf Bürgschaft eines Preußen erhielt er zwar seine Freiheit wieder, mußte aber nach Surinam zurückkehren. Er bereiste darauf die vereinigten Staaten von Nordamerika, lebte eine Zeit lang mit Moreau und besuchte Washingtons Grab. Als 1811 alle nordamerikanischen Häfen den englischen Schiffen verschlossen wurden, wendete er seine kommercielle Thätigkeit nach Venezuela und besuchte 1812 Caraccas, wo er Zeuge des furchtbaren Erdbebens war. Im November 1816 siedelte er nach Trinidad über, wo man ihm das Inspektoramt aller Ländereien der Stadt und des Gouvernements und die Direktion des neu anzulegenden botanischen Gartens übertrug. Der Park zu Port d'Espagne dankt ihm sein Daseyn. Das Klima zwang ihn, sein Amt niederzulegen, worauf er ganz den Naturwissenschaften und der Arzneikunde lebte. Er sendete die Arakatscha nach Europa. Die britischen und nordamerikanischen Akademien ehrten ihn als Einsender der wichtigsten Pflanzen und Samen und wegen seiner Abhandlung über die Hautkrankheiten und deren sicherste Heilung in den tropischen Ländern. Nach dem Tode seiner Gattin wollte er mit seinen beiden Söhnen nach Europa zurückkehren, † aber zu Laguayra den 1. August 1824. — 4) Adolf Wilhelm S. von Staffeldt, dänischer Dichter, 1770 zu Kopenhagen geboren, war erst Militär, studirte dann zu Göttingen die Rechte, machte 1795 eine Reise durch Deutschland, Italien, die Schweiz, Frankreich und Holland, ward 1801 in seinem Vaterlande Assessor, später Amtmann zu Eismar und Gottorp und 1824 Oberdirektor in der Stadt Schleswig. Er † 1826. Seine Gedichte erschienen in zwei Sammlungen, Kopenhagen 1803 und Kiel 1808. — 5) Francisca, Landschaftsmalerin, geboren zu Regensburg 1788, widmete sich anfangs unter Leitung ihres Vaters, des königl. bayer. Hoffängers Benedikt S., der Musik, erlernte aber später unter Dillis die Landschaftsmalerei. Ihre Gemälde fanden zu ihrer Zeit großen Beifall.

Schackau, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken, Lbgr. Hilders; Schloß, Patrgr. II. Kl.; 140 Einw.

Schackeln, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen; 260 Einw.

Schacken (Schaaken, Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Tilsit; 170 Einw.

Schacken, 1) s. Meßkette; — 2) Glied einer Drahtkette (S.-Kette); daher — 3) diese Glieder verfertigen.

Schackenburg, schleswigsche Grafschaft, Amt Ripen, mit dem Flecken Mögeltondern; dem Grafen Schack, früher dem Bischof von Ripen zuständig; Schloß, Residenz des ersten jütländischen Königs, Harald Klack, der sich, wenigstens äußerlich, zum Christenthume bekannte.

Schackendorf (Geogr.), 1) holstein. Dorf, Amt Segeberg; 180 Einw.; — 2) sachsenmeining. Df., Amt Hildburghausen; 200 E.

Schackenhof, preuß. Gut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Gerdauen; Ziegelei; 170 Einw.

Schackensleben, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Neu-Holdersleben; Wassermühle; 530 Einw.

Schackenthal, anhalt-dess. Dorf, Amt Sandersleben; Domäne; 160 Einw.

Schacker (Ornith.), s. v. a. Krammetsvogel, Wachholderdrossel, Turdus pilaris *L.*

Schackruthchen (Ornith.), s. v. a. Bastard-Nachtigall (s. d.), Curruca Philomela *Bechst.*

Schackstedt, anhalt-dess. Pfarrdorf, Amt Sandersleben; herrschaftliches Gut; 520 E.

Schad (Geogr.), See, s. v. a. Tsad.

Schad (Biogr.), 1) Christian Friedrich Theodor von, Zeichner und Kupferstecher, arbeitete in der 2. Hälfte des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Nürnberg. Es finden sich Bildnisse von ihm, darunter eines von Albrecht Dürer nach L. Cranach, wahrscheinlich jenes Porträt, das als Titelvignette zu S.s „Praktischem Handbuch für Zeichner, Kupfer-

stecher, Illuminirer, Kupferdrucker und Kunstliebhaber", Augsburg 1800, gestochen wurde. — 2) Johann Baptist, philosophischer Schriftsteller, 1758 zu Mursbach bei Bamberg geboren, Sohn eines Wirths, der sich zugleich mit Ackerbau beschäftigte, wurde schon frühzeitig zum Geistlichen bestimmt und daher schon in seinem 9. Jahre ins Benediktinerkloster Banz bei Koburg gethan. Er führte hier den Namen Roman und machte den Chorknaben. Nachdem er sich auf dem Gymnasium und der Universität Bamberg zum Novizen vorbereitet hatte, kehrte er 1778 nach Banz zurück u. trat in den Mönchsstand ein. Seine bigotte Erziehung hatte zwar nicht verfehlt, ihn ganz abergläubisch zu machen; allein mit der Zeit gelangte er doch zum Nachdenken, studirte eifrig die Bibel, gerieth deshalb mit den übrigen Mönchen in Feindschaft und fand endlich das Klosterleben so unerträglich, daß er den Entschluß faßte, zu entfliehen. Dieser Plan wurde von ihm in der Nacht vom 12. November 1798 glücklich ausgeführt. Er entfloh zunächst nach Ebersdorf und, als er sich nicht mehr sicher fühlte, nach Jena, wurde hier 1802 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt und folgte 1804 einem Rufe als ordentlicher Professor der Philosophie an die Universität Charkow. Im Jahre 1807 wurde er Professor der deutschen Sprache, 1810 Kollegienrath und 1813 Professor der lateinischen Sprache. Da er sich jedoch in seinen Schriften eine zu freie Aeußerung erlaubt hatte, ward er 1813 aus Rußland verbannt, lebte hierauf als Privatgelehrter in Berlin und ging später nach Jena, wo er auch 1834 †. Als Philosoph war er erst Anhänger des Fichte, dann des Schelling. Schrieb: Gemeinfaßliche Darstellung des fichte'schen Systems und der daraus hervorgehenden Religionstheorie, Jena und Erfurt 1800 f., 3 Bde.; — Geist der Philosophie in unserer Zeit, Jena 1800; — Grundriß der Wissenschaftslehre, das. 1800; — Neuer Grundriß der transcendentalen Logik und Metaphysik, das. 1801; — Absolute Harmonie des fichte'schen Systems mit der Religion ꝛc., Erfurt 1802; — System der Natur- und Transcendentalphilosophie, Landshut 1803—1804, 2 Bde.; — Lebens- und Klostergeschichte ꝛc., Erfurt 1805, 2 Bde.; unter dem Titel Selbstbiographie, Altenburg 1828, 3 Bde.; — Instit. philos. universae, Charк. 1812; — Institut. jur. nat., das. 1814. Außerdem besitzen wir von ihm noch mehre Dissertationen, Reden und Abhandlungen — 3) Aquilin, Kupferstecher, 1815 zu Steinach geboren, bildete sich auf der Akademie in München unter Leitung des Professor Amsler. Wir haben von ihm bereits mehre schöne Blätter, wie für die neue Duodezausgabe von Göthe's Werken nach Kaulbach und in anderen Werken des cotta'schen literarischen Instituts. Ein liebliches Blättchen ist seine Madonna Tempi, nach Raphaels Bild in der Pinakothek zu München.

Schadak (tatar., Säugeth.), s. v. a. Schoberthier, Lagomys alpinus *Pall.*

Schadanana (ind. Myth.), der Gott mit 6 Gesichtern, Beinahe des Kartikeya.

Schadau, schweiz. Schloß, Kant. Bern, am Ausflusse der Aar aus dem Thunersee, auf einer Landesecke, die gleichmäßig Fluß und See beherrscht. Das mit dem Garten verbundene Lustwäldchen gewährt eine besonders reizende Aussicht.

Schadbürge (Rechtsw.), Bürge, der sich verpflichtet, den Hauptbürgen im Nothfall schadlos zu halten.

Schadchan (Judenth.), Freiwerber, der zugleich die Bestimmungen wegen des Heirathsguts festzusetzen hat. Ist dies geschehen, so hat sein Geschäft (Schidduch) ein Ende, und der Tag der Verlobung wird festgesetzt.

Schaddai (hebr.), der Allmächtige.

Schaddeich, s. v. a. Kesseldeich.

Schaddel, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Grimma; 120 Einw.

Schaddingsdorf, mecklenburg-strelitz. Df., Fürstenthum Ratzeburg, Amt Schönberg; 140 Einw.

Schaddorf, der nach Altdorf älteste Pfarrort im schweiz. Kant. Uri; sehr schöne Wallfahrtskirche; 770 Einw.

Schade, 1) jedes Uebel, welches uns trifft, sey es nun, daß der Grund davon in der Natur liegt, oder daß Menschen uns dasselbe zufügen; — 2) Verletzung eines lebl0sen oder lebenden Gegenstandes; — 3) s. v. a. Verlust; — 4) (Med.), organisches Krankheitsübel; offener S., ein äußeres Geschwür.

Schade (Biogr.), I. Gelehrte: 1) Johann Kaspar, Mathematiker, 1660 zu Kühndorf geboren, † als Diakonus an der Nikolaikirche zu Berlin 1698; wurde besonders bekannt durch seine Schrift: Praxis des Beichtstuhls und Abendmahls, worin er gegen das Beichtwesen auftritt. Mit ihm in mancher Hinsicht einverstanden waren Ehrenpfort und Joachim Lang. — 2) Georg, 1712 zu Apenrade geboren, Philosoph und Rechtsgelehrter, hielt die natürliche Religion für hinreichend zur Seligkeit, glaubte an eine Seelenwanderung und nahm an, daß die Seelen der Thiere eben so gut, wie die der Menschen, unsterblich seyn müßten. Er wurde wegen der unten angeführten Schrift 1760 nach Christianssöe verbannt, wo er einen dürftigen Lebensunterhalt hatte. Später fungirte er als Regierungs- und Obergerichtsadvokat und † 1795 zu Kiel. Schrieb: Geometrischer Beweis, daß die Metaphysik die wahre theoretische und praktische Gottesgelehrtheit sey ꝛc., Berlin und Leipzig 1760. — 3) Karl Benjamin, 1771 zu Sorau geboren, 1797 Schloßprediger zu Sorau, 1807 Konsistorialassessor. Schrieb: Englisches Taschenwörterbuch, Leipzig 1797, 2 Thle., 4. Aufl. 1817; — Französisches Taschenwörterbuch, das. 1806, 2 Bde., 3. Aufl. 1812; — Italienisches Wörterbuch, das. 1820, 2 Thle.; — Nouvelle Grammaire allemande à l'usage des Français, das. 1797, 9. Aufl. 1821; — New Grammar of the German language for the use of Englishmen, London 1805, 3. Aufl. 1822; — Deutsche Sprachlehre, das. 1822. — II. Bildende Künstler: 4) Johann Daniel, Architekt, geb. zu Nowgorod in Rußland 1730, studirte in Dresden die Baukunst u. wurde daselbst 1755 als Hofbaukondukteur angestellt. Erführte

mehre bedeutende Bauten, wie jene im gräflich marcolinischen Garten in Friedrichstadt, den Pavillon im englischen Garten u. s. w. aus; † 1798. — 5) Rudolf, Maler von Hamburg, um 1760 geboren, von Fr. Tischbein, dann zu Kopenhagen von Juel unterrichtet, malte Bildnisse in Oel, Miniatur und Aquarell, hatte auch als Zeichner Ruf. † zu Hamburg um 1812.

Schadeck (Geogr.), 1) nass. Dorf, Amt Runckel, am rechten Ufer der Lahn, Hauptort der gleichnamigen Standesherrschaft des Grafen von Leiningen-Westerburg; Kirche, Bergschloß, Weinbau, Marmorbrüche; 420 E.; — 2) Burg, s. Neckarsteinach.

Schadegur, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Namslau; Vorwerk, Freischoltisei, Unterförsterei; 300 Einw.

Schadeland, mecklenburg-schwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Zarrentin; 120 Ew.

Schadeleben, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Aschersleben; Domäne, Rittergut, Windmühle; 530 Einw.

Schadelyke Eilande, Inselgruppe, s. Niedrige Inseln.

Schaden (Geogr.), 1) (Schäden), bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Berchtesgaden; 110 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Pr. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Sensburg; 270 Einw.

Schaden (Biogr.), Johann Nepomuck Adolf von S., Schriftsteller, 1791 zu Oberndorf in Bayern geb., trat in bayerische Dienste, war 1805—1815 Lieutenant, machte hierauf mehre Reisen, wohnte einige Zeit als Privatmann in München und kämpfte alsdann mit in Griechenland, wo er die Stelle eines Rittmeisters bekleidete. Seit 1821 brachte er theils in Dresden, Stuttgart und München zu. † 1840 zu München. Schrieb: Theodor Körners Tod oder das Gefecht bei Gadebusch (dramatisches Gedicht), Berlin 1817, 2. Aufl. 1821; — Katerfrühstück von Berlin über Leipzig nach Dresden, Dessau 1821; — Bocksfrühsprung von Dresden nach Prag, Schneeb. 1822; — Dresden und seine Merkwürdigkeiten, Dresden 1821; — Berlins Licht- und Schattenseite, Dessau 1822; — München und seine Merkwürdigkeiten, Münch. 1825, 3. Aufl. 1838; — Neuestes Taschenbuch für Reisende durch Bayerns und Tyrols Hochlande, das. 1833, 2. Aufl. 1836; — Die Blutverwandtschaften, ein Seitenstück zu Göthe's Wahlverwandtschaften ꝛc., das. 1831; — Die Belagerung von Leyden, Danzig 1834, 3 Bde.; — Neueste Erzählungen und Novellen, Augsburg 1838, 4 Bde., u. A. m. — Gemeinschaftlich mit J. von Voß gab er heraus: Lebensgemälde üppiger gekrönter Frauen, Berlin 1821.

Schaden (Ichthyol.), s. v. a. gemeiner Wels, Silurus Glanis L.

Schaden (Schatten, Naturg.), von den Fischen, den Rogen von sich lassen, laichen.

Schadenbach, großherzogl. hess. Dorf, Pr. Oberhessen, Kr. Alsfeld, Ldgr. Homberg; Kirche; 200 Einw.

Schaden-Birndorf, bad. Weiler, Oberrheinkreis, Amt Waldshut; 130 Einw.

Schadendorf (Geogr.), 1) österreich.-steier. Dorf, Kr. Grätz, Bez. Lanach; 130 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Sprottau; Vorwerk; 310 Einw.

Schadenersatz (Praestatio damni, Rechtsw.), die Vergütung eines durch kulpose Handlungen oder Unterlassungen zugefügten, in Geld zu schätzenden Nachtheils. Viele Obligationen enthalten von vorne herein die Verpflichtung zum S., und jede Obligation verwandelt sich zuletzt in eine Forderung auf S., falls durch die Veranlassung des Schuldners der ursprüngliche Gegenstand der Obligation nicht geleistet wird oder werden kann. Die Verbindlichkeit zum S. wird begründet durch eine unerlaubte, widerrechtliche Handlung oder Unterlassung, die dem Urheber zugerechnet werden kann (s. Culpa, Dolus, Mora). Der durch einen Zufall (casus), d. h. durch ein Ereigniß, welches mit menschlicher Einsicht nicht vorauszusehen oder mit menschlicher Kraft nicht abzuwenden war, herbeigeführte Schaden wird in der Regel von Demjenigen getragen, der ihn erleidet. Der vom Zufall zu befürchtende Schaden wird Gefahr (periculum) genannt. Ein Anderer hat den durch Zufall veranlaßten Schaden nur dann zu ersetzen, wenn er vertragsmäßig od. nach besondern Gesetzen dazu verpflichtet ist (z. B. bei der Noxa u. Pauperies), oder wenn er durch seine Culpa die Einwirkung des Zufalls erst veranlaßt hat, in welchem Falle der sogenannte Casus mixtus eintritt. Für die Verpflichtung zum Ersatz des durch kulpose Handlungen oder Unterlassungen zugefügten Schadens gelten im Allgemeinen folgende Regeln: 1) Wer der Sache eines Andern, mit dem er hinsichtlich derselben in keinem Vertragsverhältnisse steht, durch eine Unterlassung Schaden zufügt, haftet für nichts. 2) Wer der Sache eines Andern, mit dem er hinsichtlich derselben in keinem Vertragsverhältnisse steht, durch positive Thätigkeit Schaden zufügt, hat, wenn er wußte, daß die Sache dem Andern gehörte, jeden durch seine Thätigkeit veranlaßten Schaden zu ersetzen. 3) Wußte er nicht, daß die Sache einem Andern gehörte, sondern hielt er sie bona fide für die seinige, so haftet er, bevor wegen des durch seine Thätigkeit herbeigeführten Schadens von dem Andern Klage erhoben wird und er sich auf dieselbe einläßt, für nichts, von der Zeit der Einlassung aber für jeden der Sache durch seine Thätigkeit oder Unthätigkeit zugefügten Schaden. 4) Wer der Sache eines Andern, mit dem er hinsichtlich derselben in einem Vertragsverhältnisse steht, durch Dolus oder Culpa lata Schaden zufügt, muß denselben unbedingt ersetzen. Das Gegentheil für die Zukunft zu verabreden, das Pactum, ne dolus praestetur, ist nicht erlaubt, jedoch steht es in dem Belieben des Beschädigten, sich über den Ersatz des schon erlittenen Schadens mit dem Beschädiger zu vergleichen, oder ihm den Ersatz ganz zu erlassen. 5) Gerecht ein Vertrag beiden Parteien zum Vortheil, so müssen beide einander gegenseitig für jede Culpa S. leisten. 6) Falls Derjenige, welcher in einem Rechtsverhältniß zur Diligentia (s. d.) verpflichtet ist, in die Lage kommt, daß er entweder

nur seine eigenen Sachen, oder nur die Sachen des Andern gegen Beschädigung schützen kann, so hat er zunächst für die letzteren zu sorgen. In Bezug auf Culpa, Diligentia und Custodia entscheiden im Uebrigen specielle, gesetzlich erlaubte Verabredungen zwischen den kontrahirenden Parteien, oder besondere gesetzliche Bestimmungen, welche bei den einzelnen Rechtsverhältnissen einzusehen sind. 7) In den Fällen, welche eine Forderung auf vollen S. begründen, kann außer dem wirklich erlittenen Schaden das Interesse (s. d.) nur dann gefordert werden, wenn es dem Beschädigten sicher und gewiß war. Der bloß mögliche Gewinn wird nicht ersetzt. — Für den Beweis des Verschuldens eines Damnum gelten folgende Regeln: 1) Wer zur Diligentia und Custodia besonders verpflichtet war, muß, wenn er einer Unterlassung angeklagt wird, beweisen, daß er alle mögliche Sorgfalt angewendet habe, und daß der Schaden durch einen unabwendbaren Zufall herbeigeführt worden sey. 2) Wer von Einem, der nur für Dolus und Culpa lata haftet, S. fordert, muß erst diese beweisen. Dann kann er, wenn der Betrag des erlittenen Schadens nicht ganz gewiß ist, verlangen, daß ihm die Feststellung desselben, ohne andere Beweise führen zu müssen, durch die Leistung des Schätzungs- oder Würderungseides (Juramentum in litem) überlassen werde, d. h. er kann den Betrag des erlittenen Schadens, das Interesse, ja auch das Affectionis pretium, was die beschädigte Sache ihm werth war, auf Geld reduciren und die Summe eidlich bekräftigen. Doch ist der Richter befugt, die beschworene Summe zu ermäßigen.

Schadenersatzklage (Rechtsw.), s. Schadenersatz und Klage.

Schadenfreude (Mor.), die Lust, welche man am Schaden Anderer hat. Sie kann eben sowohl Statt finden, wenn man nicht selbst Urheber des Schadens ist, als wenn man dies ist. In beiden Fällen aber verräth sie eine sehr bösartige Gemüthsbeschaffenheit und läßt, wenn sie vorherrschende Neigung geworden ist, auf einen sittlich verdorbenen Seelenzustand schließen. Zuweilen kann jedoch auch ein besseres Gemüth von einem unziemlichen Gefühl der Lust beschlichen werden, wenn der Feind von einem Uebel betroffen wird, und zwar von einem solchen, das man nicht selbst veranlaßt hat und daher gern als eine verdiente Strafe zu betrachten pflegt.

Schadenreuth, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Kemnath; 210 E.

Schaderwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Falkenberg; rittermäßige Scholtisei, Wassermühle; 760 Einw.

Schadewinkel, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; Freischeltisei, Windmühle; 360 Einw.

Schadewohl (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Luckau; Forsthaus, Wasser- und Windmühle; 160 Einw.; — 2) Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Salzwedel; 140 Einw.

Schadgred-Dor, Gemahlin Melik el Salehs, 1250 Sultanin von Aegypten.

Schadhabigna (ind. Mythol.), der Besitzer der sechs Wissenschaften, Beiname des Buddha.

Schadhaft, eine körperliche Verletzung, nicht die gehörige körperliche Vollkommenheit habend.

Schadibek, Khan der Tataren (s. d.) von 1400—7.

Schadida-Calli (Bot.), in Malabar s. v. a. Euphorbia Antiquorum L.

Schadi-Mulek, s. Mongolen (Gesch.).

Schaditz, österreich. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Lbgr. Drosendorf; 140 Einw.

Schadlosbürge, s. v. a. Schadbürge.

Schadow (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Alt-S.), Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Beeskow-Storkow, am Prahmsee und an der Spree; Oberförsterei, Etablissement Hüttenplatz, Theerofen (Schinka); 310 Einw.; — 2) (Neu-S.), daselbst; 210 Einw.

Schadow (Biogr.), 1) Johann Gottfried, berühmter Bildhauer, am 21. Mai 1764 in Berlin geboren, war der Sohn eines Schneiders, der sich, dem Bauernstande entsprossen, in der Residenz niedergelassen hatte. Der junge S. besuchte nebst seinem Bruder das kölnische Gymnasium in Berlin, und zwar weil der Unterricht in demselben am wenigsten kostete. Dem Zeichnenunterrichte, der auf dieser Lehranstalt außer den gewöhnlichen Lehrstunden ertheilt, aber auch besonders bezahlt wurde, konnte er aus diesem Grunde nicht beiwohnen. Doch gelang es ihm zuweilen, als Zuschauer daran Theil zu nehmen, und dergleichen Tage rechnete er dann unter die Festtage seines kümmerlichen Lebens. Denn schon damals, in einem Alter von 9 Jahren, war in ihm der Funke seines künstlerischen Talents erwacht, welcher später zu einer so weit leuchtenden Flamme emporlodern sollte. Er benutzte daher auch jeden Augenblick, um sich seiner Lieblingsneigung, selbst wo es auf Kosten seiner sonstigen Ausbildung geschehen konnte, hinzugeben, und so kam es öfters vor, daß er in den Rechenstunden, statt die aufgegebenen Exempel zu lösen, seine Tafel mit den Konterfeis von Thieren, besonders Pferden, bedeckte, welche bei seinen Schulgenossen solche Bewunderung erregten, daß sie ihm ihre Tafeln hingaben, um ihnen ebenfalls dergleichen aufzumalen, wogegen sie ihm dann seine Exempel ausrechneten. In den Freistunden hatte er seine besondere Freude daran, an dem Schaufenster eines italienischen Bilderhändlers, der in der Breitenstraße am königlichen Marstall seinen Laden aufgeschlagen hatte, stundenlang in der Betrachtung der Kunstsachen versenkt zu stehen, bis er durch den Schmerz in den Augen (weil die Sonne sich auf dem Glase spiegelte) fortgetrieben wurde. Im J. 1773, also im 10. Lebensjahre des jungen Gottfried, wurde der Bildhauer Tassaert von Friedrich dem Großen von Paris nach Berlin berufen; außer ihm erhielten noch 7 andere Bildhauer, meist Italiener und Franzosen, königliche Gehalte: alle diese bildeten ein damals bedeutendes Atelier, aus welchem zahlreiche Arbeiten hervorgingen,

Durch einen jener merkwürdigen Zufälle, welche zuweilen in dem Leben großer Männer eine so große Bedeutung gewinnen, wurde S. in das Haus und das Atelier Tessaerts eingeführt. Einer der im tessaertschen Atelier arbeitenden jungen Männer, Solino oder Solvino, welcher bei S.s Vater arbeiten ließ und bei diesem bedeutend in Schuld stand, verstand sich nämlich dazu, als Entgelt dem jungen Gottfried Zeichnenstunden zu geben. Der Zeichnenunterricht begann, und Solvino fragte, als er die ersten Versuche S.s betrachtete, ob er schon Zeichnenunterricht genossen hätte. Als er das Gegentheil erfuhr, wunderte er sich nicht wenig, wandte jedoch mehr Sorgfalt auf den Unterricht, als er wohl beabsichtigt hatte, und war nach kurzer Zeit im Stande, seinen Schüler den Eleven des tessaertschen Ateliers als Muster vorzuführen. Unter diesen war besonders ein gewisser Godecharles, welcher S.s Zeichnungen gesehen hatte und davon im tessaertschen Hause mit so unverstelltem Enthusiasmus sprach, daß Madame Tessaert, selbst Künstlerin, zu S.s Aeltern schickte und den Knaben mit seinen Zeichnungen holen ließ. Sie gewann den jungen S., sowohl seines Talents, als seines bescheidenen Wesens wegen lieb und behielt ihn zum Vorbilde für ihre Kinder im Hause. Hier saß nun der junge Künstler vom Morgen bis auf den Abend und zeichnete meist nach Boucher, der nach seiner Lehrerin Meinung alle anderen Künstler übertraf. Oft besuchte er auch die Bildhauerwerkstatt Tessaerts selbst, wo damals große Marmorstatuen für Sanssouci und die anderen königlichen Schlösser gearbeitet wurden. Bald hatte S. eine solche Vorliebe für die Skulptur gewonnen, daß, als ihm die Wahl gestellt wurde, entweder sich für die Malerei zu entscheiden und demgemäß den Unterricht der Madame Tessaert weiter zu benutzen, oder aber sich ausschließlich der Bildhauerkunst zu widmen, er ohne Zögern das Atelier seines Meisters Tessaert vorzog. Er begann nun rüstig nach Gyps zu zeichnen, Thon zu karten, zu bossiren, Formen in Gyps auszugießen, in Marmor zu abarbeiten, während ihm als jüngstem Eleven die Reinigung und Heizung des Ateliers und dergleichen oblag. Im Jahre 1783 erhielt der junge Künstler die durch den Abgang des Gehülfen Godecharles erledigte Stelle im Atelier mit 450 Thaler Gehalt, und er hatte sich während des mehrjährigen Aufenthalts im tessaertschen Hause so beliebt gemacht, daß sein Meister ihn nicht undeutlich merken ließ, daß es nur auf ihn ankomme, wenn er der Ehre, sein Schwiegersohn zu werden, theilhaftig werden wolle. Allein seine Neigung hatte sich bereits nach einer andern Seite hingewandt; es war eine junge Oesterreicherin, welche, wahrscheinlich durch Priester überredet, im Begriffe gewesen war, in Wien in ein Kloster zu treten, von ihrem Vater jedoch befreit und nach Berlin gebracht worden war. „In stiller Verlegenheit", erzählt S. selbst in seinen „Denkwürdigkeiten", „verblieb ich bis zum Mai 1785, entfloh dann mit meiner Verlobten nach Wien zu deren Aeltern, ließ fahren des Meisters Kunst, Pension und sonstige Aussichten und eilte nach Rom". In Italien wurde ihm plötzlich klar, warum sein bisheriges Treiben ihm stets unzureichend erschienen war; den Werken Michel Angelo's und den vielen Antiken gegenüber, ging eine totale Revolution in seinem Innern vor, und es begann eine neue Aera in seinem Künstlerdaseyn. Mit einer Wollust, die nur Künstlernaturen begreiflich ist, warf er sich in das vom tiefsten Enthusiasmus getragene Studium der Antike und brachte seine meiste Zeit in den Museen des Vatikans und des Kapitols zu. Schon im nächstfolgenden Jahre seines dortigen Aufenthalts stellte er sich bei dem sogenannten „Concorso di Balaestra" unter die Preisbewerber. Diese Preisvertheilungen waren durch eine Stiftung des Marchese di Balastra bei der Akademie der Künste zu Rom gegründet und bestanden in einer goldenen Medaille von 20 Dukaten an Werth, welche der besten Ausführung einer von der Akademie ausgesetzten Preisaufgabe bestimmt war. Je häufiger und gewöhnlicher es damals war, daß bei diesen Preisvertheilungen viel auf Protektion hoher Personen Rücksicht genommen wurde, um so mehr ist anzuerkennen, daß der junge S., welcher sich durchaus keiner dergleichen Protektion zu erfreuen hatte, den Preis gewann. Der Gegenstand war eine Gruppe von Perseus und Andromeda. Daß schon damals sein Ruf von Italien nach dem Vaterlande gedrungen war, beweist der Umstand, daß er vom Minister von Heinitz an die Stelle des 1788 verstorbenen Tessaerts als Vorsteher des königlichen Bildhauerateliers berufen wurde, welchem Rufe er auch unverzüglich folgte. Den ersten Auftrag von größerer Bedeutung, welchen er in Berlin auszuführen hatte, war ein Denkmal für den im 9. Jahre seines Alters verstorbenen Grafen v. der Mark, einen natürlichen Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II., wozu Tessaert nach dem Entwurf des Malers Puhlmann schon ein Modell gefertigt hatte, dem S. in der Hauptsache folgen mußte. Mit riesenmäßiger Anstrengung vollendete S. dies Werk innerhalb eines Zeitraums von 3 Jahren, worauf es 1790 in der Dorotheenkirche zu Berlin aufgestellt wurde und so allgemeine Bewunderung erregte, daß durch die Vermittelung des Ministers von Heinitz der Künstler, welcher damals nur Hofbildhauer war, zum Direktor des königlichen Oberhofbauamts ernannt wurde. In diese Zeit fällt auch die Erbauung des brandenburger Thores und die Errichtung der Quadriga auf demselben. Jenes ist das Werk des Baudirektors Langhanns, welcher dabei die Akropolis von Athen aus dem Werke von Le Roi zum Musterbilde nahm, die Quadriga dagegen, so wie die Metopen des dorischen Frieses an der Thiergartenseite, welche den Streit der Centauren und Lapithen vorstellen, und die sitzende Figur des Kriegsgottes in einer Nische rechts vom Thor sind Werke S.s. Bei dem damals noch sehr vernachlässigten Studium der Thiergestalt benutzte der Künstler die neu errichtete Thierarzneischule, so wie den königlichen Marstall, in welchem ein Beamter an-

gewiesen war, so zu reiten, wie der Künstler es anordnen würde. Schon auf der Kunstausstellung von 1789 sah man von ihm drei Pferdemodelle in Gyps, welche darauf den Gebrüdern Wohler in Potsdam übergeben wurden, damit sie dieselben in Eichenholz ausführten. Zwei davon arbeiteten sie in der Größe, wie sie jetzt in Kupfer getrieben auf dem brandenburger Thore stehen, nämlich in einer Höhe von 12 Fuß. Die von S. ebenfalls entworfene Skizze zu der geflügelten Viktoria auf dem Triumphwagen wurde in einer Höhe von 16 Fuß vom Klempnermeister Gerike in Potsdam ausgeführt. Vollendet wurde das brandenburger Thor erst im Jahre 1795. Inzwischen kam die Errichtung eines Denkmals für Friedrich den Großen wieder in Erinnerung, und an seiner Ausführung wurde ernstlich gearbeitet. Im Auftrage des Ministers von Heinitz ging S. 1791 nach Stockholm und Petersburg, um sich mit dem Verfahren des Erzgusses näher bekannt zu machen. Zwar war die Statue Gustav Adolfs, deren Gusse er beizuwohnen die Absicht gehabt, bereits vollendet; doch gewann er aus den Unterhaltungen des Bildhauers Sergell, welcher an dem Werke mitgearbeitet, vielfache Belehrung. Von Petersburg, wo er den berühmten Gießer Gotecleou aufsuchte, in dessen Dammgrube gerade vier Formen zum Eindammen bereit standen (vier Musen in Naturgröße, die sich im Vatikan befinden), kehrte er nach Stockholm zurück, um von der Reiterstatue Gustav Adolfs Zeichnungen zu entwerfen, und eilte dann nach Kopenhagen, um dem Guß der Reiterstatue Friedrichs V. beizuwohnen, doch fand er auch hier meist fertige Arbeit. Im Jahre 1792 kehrte er nach Berlin zurück, und am 13. Oktober 1793 wurde die ihm aufgetragene Statue in carrarischem Marmor in Stettin aufgestellt und erregte einen solchen Enthusiasmus, daß 3 Tage hintereinander zu Ehren dieses feierlichen Aktes große Festlichkeiten angeordnet wurden. Eine zweite Statue Friedrichs des Großen, welche in Berlin aufgestellt werden sollte, kam wegen der bald eintretenden traurigen Zeitverhältnisse nicht zur Ausführung. Während Langhanns das brandenburger Thor erbaute, das von Gontard entworfene Marmorpalais am heiligen See vollendete, drei neue Schauspielhäuser aufführte und alle öffentlichen königlichen Bauten dirigirte, berief der König den Baumeister von Erdmannsdorf aus Dessau, um die Belletage des königlichen Schlosses in Berlin in Stand zu setzen. Erdmannsdorf, welcher nur die innere Bedekkung der Wände, der Fußböden und Decken zu ersinden und die Ausführung zu dirigiren hatte, übertrug die Erfindung und Ausführung aller Figurenarbeit an S., und noch jetzt erregen seine Basreliefs im Paroleſaal und die Superporten im gelben Pfeilersaale allgemeine Bewunderung. Die ersteren stellen römische Signifern dar, welche statt der Fahnen andere Zeichen an der Stange haben; die Superporten, in der Idee, wie in der Ausführung gleich trefflich, sind einer genauern Beschreibung werth. Der künstlerische Zweck, welcher ihnen zu Grunde liegt, geht auf Verherrlichung der Kunst im Allgemeinen, deren Gewalt über den Menschen dargestellt werden soll. Das erste Basrelief versinnlicht die Macht der Musik: Der Tonkünstler Philemon begann eines Tages vor Alexander dem Großen mit sanften Tönen die Schmerzen und Freuden der zärtlichen Liebe zu spielen, ging dann zu dem schnellern Tempo des Tanzes über und endigte mit einem rauschenden Schlachtmarsch, welcher Alexander in solche kriegerische Aufregung versetzte, daß er sogleich den Befehl zum Angriff des Feindes gab. Das zweite Basrelief, die Macht der Dichtkunst versinnlichend, bezieht sich auf die bekannte Erzählung von dem Salbenkästchen des Darius, in welchem Alexander seine Lieblingsausgabe des Homer verwahrte. Das dritte repräsentirt die Baukunst in Verbindung mit der Skulptur: Alexander der Große sitzt auf dem Markte und hält Gericht. Da tritt Dinocrates, ein Meister in jenen beiden Künsten und ein Mann von herkulischem Ansehen, weshalb er sich auch zu Ehren des Hercules mit einer Löwenhaut umkleidete, zu ihm heran und stellt ihm ein Modell des Berges Athos vor, welches die Gestalt des Königs in sitzender Stellung bildet. In der Rechten trägt er zugleich den Plan einer Stadt, in der Linken eine Schale, das Modell eines Sees enthaltend. Der König belächelt dieses gigantische Projekt und gibt ihm den Auftrag, die Stadt nach dem entworfenen Plane zu bauen (das spätere Alexandrien). Das vierte Basrelief endlich versinnbildlicht die Malerei: Apelles, welcher allein das Recht hatte, das Bild Alexanders des Großen nach dem Leben zu malen, mußte auch einst seine Geliebte, die schöne Rorane abmalen. Als Alexander während des Malens bemerkt, daß der Künstler in sein Modell verliebt sey, schenkt er ihm aus Achtung vor dem großen Talente die schöne Sklavin. Das nächste größere Werk des Künstlers war die Statue des Generals von Ziethen auf dem Wilhelmsplatze von Berlin. Er entwarf hierzu zwei Skizzen; die eine, welche nicht ausgeführt wurde, stellt den General mit der Tigerdecke bekleidet und mit gezogenem Säbel, wie zum Angriff bereit, dastehend; die andere, nach welcher die Statue auf Befehl des Königs ausgeführt wurde, zeigt den Helden als den in Ueberlegung begriffenen Feldherrn: die Beine übereinander gelegt, die linke Hand auf dem Säbel ruhend und das Kinn in die Rechte gestützt. Bemerkenswerth sind auch die am Piedestal befindlichen Basreliefs, welche Scenen aus dem Kriegerleben des Generals darstellen. Das Denkmal wurde im März 1794 beendet und aufgestellt. Demselben und dem folgenden Jahre gehören noch einige andere, wenn auch nicht der Größe und Wichtigkeit, so doch dem künstlerischen Werthe nach nicht minder bedeutende Werke an. Wir erwähnen hier besonders die Marmorgruppe der beiden Schwestern, der Gemahlin des damaligen Kronprinzen von Preußen und der Gemahlin des Prinzen Louis von Preußen, nachmaliger Königin von Hannover. Die beiden Schwestern halten sich mit sinniger

Zärtlichkeit umfaßt, obwohl zwischen ihnen ein Gegensatz herrscht, der gerade die Harmonie, in welcher derselbe durch die Umschlingung verschmilzt, so rührend erscheinen läßt; die jüngere Schwester senkt den Blick, in Nachsinnen verloren, halb zur Erde, während die ältere mit freiem, fröhlichem Auge hinausschaut. Zur Zeit befindet sich diese herrliche Gruppe, in welcher sich der Künstler, ungehemmt von Kleinlichen Forderungen und Beschränkungen, zu einer rein idealen Höhe erhoben hat, fast vergessen in einem Winkel des berliner Schlosses, dem Auge des Publikums entzogen. Und doch ist dieses Werk vielleicht das bedeutendste, welches S. geschaffen, wenn man auf seine eigentliche Bedeutung in der Geschichte der Kunst Rücksicht nimmt, nämlich das manierirte und affektirte Wesen der raffinirten Konventionalität in Kunst und Leben zu der einfachern, heitern Natürlichkeit des klassischen Ideals zurückzuführen. Ferner ist zu erwähnen das Denkmal des Generals Tauenzien in Breslau, ausgeführt nach der Idee des damaligen Oberbaudirektors Langhanns, einen Sarkophag darstellend, auf welchem eine Bellona ruht. Am Postamente sind zwei Basreliefs in carrarischem Marmor angebracht, welche Scenen aus den Feldzügen des Generals darstellen, nämlich die Uebergabe von Schweidnitz an die Preußen und die Vertheidigung von Breslau gegen Laudon (1760). Dem rein idealen Gebiete gehört eine reizende Marmorstatue an, welche unter dem Namen der „schlafenden Nymphe" bekannt ist, ein Werk voll südlichwarmen Lebens und vollendeter Naturwahrheit. Die ursprüngliche Idee S.s war nur, ein aus einem üppigen Traum erwachendes Weib darzustellen. Der Kopf, in rein griechischem Schnitt, ruht auf dem rechten Arm, der sich selber, wie der ganze dem Beschauer halb zugewandte Körper, auf weiche Polster stützt, während der linke Arm und die linke Hand sich leicht über den Unterleib wölben. Die Knie sind in stumpfen Winkeln etwas zurückgezogen und die Füße an den Knöcheln gekreuzt; das rechte Bein ruht auf dem Lager, während das linke sich wie das eines eben Erwachenden erhebt. Die ganze Figur erinnert, obwohl im Uebrigen durchaus verschieden, in dem Totalausdruck etwas an die tizianische Venus, ist übrigens voll unendlicher Zartheit, Frische und Reinheit der Umrisse. Sie kam in den Besitz des Generals Rapp, der sie als ein Werk Thorwaldsens ausgab u. als Nymphe Salmacis bezeichnete; erst der Professor Wachsmuth bemerkte diesen Irrthum. Das Werk befindet sich jetzt im Besitz eines Engländers in Paris. Ein anderes Werk S.s ist das Denkmal, welches, dem Andenken des verstorbenen Ministers von Arnim geweiht, sich in Boitzenburg in einer eigens dazu erbauten Kapelle befindet und eine sitzende weibliche Figur darstellt, welche mit dem linken Arm einen Aschenkrug umfaßt, an den sich die ganze Figur anlehnt, während die Rechte einen Rosenkranz hält; neben ihr sitzt ein Hund als Symbol ehelicher Treue. Sehr bemerkenswerth sind auch die Basreliefs an den drei Seiten des Münzgebäudes in Berlin (nach den Skizzen des Architekten Gilly), die wie ein Band die freistehenden Seiten des Gebäudes umziehen. Auf der Hauptfacade theilt sich das Basrelief wegen der Eingangsthür und der darüber befindlichen Inschrift. Auf dem Theile links sieht man in der Mitte die Gäa, das Sinnbild der Erde, mit ihren von Panthern gezogenen Wagen und der Mauerkrone auf dem Haupte. Ein sinnender Führer mit dem Stabe hat neben sich zwei Männer mit der Pike und Hammer. Die Göttin, ihnen zugewandt, zeigt mit der Linken die Grube; neben ihr, auf dem Altar der Vesta, brennt das ewige Feuer. In der andern Abtheilung steht an einer Felsenwand die Diana von Ephesus, das Sinnbild der Natur, welche hier als Orakel befragt wird. Zwei Männer bringen rohe Metallstufen. Auf der andern Seite sitzt der Lehrer mit der Papyrusrolle in der Linken und hinter ihm zwei Schüler, von denen der eine das Diktirte nachschreibt. Die lange Seitenfacade, welche die Geschichte des Münzwesens in einer Reihe von Figuren andeutet, ist nicht von S. An die Basreliefs reihen sich am bequemsten die zwei Supervorten am Hause S.s selbst an. In dem einen sind die vier Epochen in der Geschichte der Kunst, in dem zweiten die vier großen Beschützer der Künste dargestellt. Er ging von der alten Fabel des Töpfers Dibutades aus, dessen Tochter den Schattenriß ihres Geliebten auf einer Tafel nachgezogen. Amor selbst hält und richtet dessen Kopf, und der Meister Dibutades deckt das Profil mit dem nassen Thon, um in der Begrenzung die Undulationen nach dem Leben einzudrükken. Diese Darstellung bezieht sich auf die erste Periode der Kunst, nämlich der rohen Naturnachahmung. Die zweite Abtheilung und Periode stellt die griechische Kunst in einer sitzenden kolossalen Figur dar, welche vielleicht den olympischen Jupiter bedeuten sollte, an dessen Fußgestell sich Phidias und Pericles befinden. Die dritte Abtheilung zeigt uns eine Vorstellung aus der Schule von Rhodus, nämlich den Bildhauer Agesander, welcher mit seinen beiden Söhnen das Modell zu der Marmorgruppe des Laokoon arbeitet. Die vierte Periode u. höchste Stufe der Kunst stellt den Praxiteles dar, wie er bei dem durch die Phryne veranlaßten Scheinrufe „Feuer" beschäftigt, die Statue des Amor zu retten. S. bezeichnet diese vier Perioden selbst als die der Naturnachahmung, der Götterbildung, des Ausdrucks und der Anmuth. Die vier Beschützer, welche auf dem zweiten Supervort dargestellt wurden, sind Pericles, Alexander der Große, Cosmo von Medici und Papst Julius II., deren Umgebungen und Handlungen auf verschiedene und höchst geistreiche Weise versinnbildlicht werden. Unter Friedrich Wilhelm III. führte S. mehre Denkmale aus, darunter das des Fürsten Leopold von Dessau in seinem bizarren Kostüme, mit dem kleinen dreieckigen Hute, Zopf, Knebelbart u. s. f. Diese Statue stand zuerst im Lustgarten, wurde aber später nach dem Wilhelmsplatze gebracht, für den sie auch ursprünglich bestimmt war. Ferner das Standbild des Fürsten Blücher von Wahl-

statt und die Lutherstatue zu Wittenberg. Was die letztere betrifft, so liegt zwischen ihren ersten Entwürfen und ihrer Ausführung eine Reihe von 17 Jahren (1804—1821). Als S. zuerst den Auftrag erhielt, einen Entwurf zu dieser Statue einzureichen, fertigte er eine Zeichnung, welche Luther darstellt, wie er die 95 Theses an die Kirchthüre zu Wittenberg anheften läßt. Diese Zeichnung wurde für die Ausführung von Basreliefs bestimmt. Die Personen, welche Luther umstehen, sind meist Studenten, Bürger, Soldaten und darunter auch Luthers Aeltern. Daneben eine Scene, welche die Verehrung bezeichnet, die man dem geistlichen Herrn widmete; auf der andern Seite als Gegenstück einen in Zorn gerathenen Kapuziner, der vergeblich von Bürgern beruhigt wird. Ueber diesen schweben auf der einen Seite die Engel des Lichts, welche das offene Evangelium halten, auf der andern in allegorischer Darstellung die römische Kirche, das Mönchthum und Satan, mit seinem Geschoß nach Luther zielend. Im Jahre 1817 erfolgte endlich die königliche Entscheidung, daß nach S.s Vorschlägen eine kolossale Bildsäule Luthers in Bronze, die Bibel in der Linken, auf einem viereckigen, mit angemessenen architektonischen Verzierungen versehenen Fußgestell von rothem Granit, das auf drei verhältnißmäßig breiten Stufen von gleichem Granit ruht und dessen vier Seitentafeln von Bronze biblische Sprüche enthalten, auf dem Markte zu Wittenberg errichtet und der Grundstein dazu am 1. November (am 2. Tage der Säkularfeier des Reformationsfestes) in Gegenwart des Königs gelegt werden solle. Die feierliche Enthüllung des fertigen Denkmals erfolgte am Reformationstage, am 31. Oktober 1821. Die Ausführung des Blücherdenkmals in Rostock, deren Leitung Göthe übernommen hatte, brachte unsern Künstler mit dem deutschen Dichterheros in Verbindung. Er reiste selbst nach Weimar, hielt sich dort mehre Wochen auf und blieb auch nachher in stetem täglichen Verkehr mit Göthe. Am 22. Aug. 1818 erfolgte der Guß der Statue, und im September reiste S. selbst nach Rostock, um die Zeichnung des Fundaments an Ort und Stelle zu entwerfen und ausführen zu lassen. Am 26. August 1819 wurde in demselben Augenblicke unter dem Kanonendonner des Schiffes „Blücher" die Statue enthüllt, als S., der sich schon einige Tage unwohl gefühlt hatte, aus dem Gasthofe fortgebracht werden mußte. Es verbreitete sich plötzlich das Gerücht von seinem Tode, der auch durch den hamburgischen Korrespondenten bestätigt wurde. Die Statue, auf einem hohen mit Basreliefs aus dem Leben des großen Feldherrn geschmückten Piedestal, ist ein vorzüglich bis in das kleinste Detail ausgeführtes Werk. Der greise Feldherr steht unbedeckten Hauptes, den mit einem Löwenkopf als Sinnbild der Tapferkeit geschmückten Mantel in drastischer Drapyirung über die Schultern geworfen, ein Bild der ernsten kräftigen Sicherheit und Entschlossenheit; die Rechte umfaßt den Griff seines reich verzierten Säbels, während die Linke wie zum Kommando den Feldherrenstab erhebt. Ein anderer Entwurf für ein Blücherdenkmal, welches für Breslau bestimmt war, kam nicht zur Ausführung; es wurde später dem Bildhauer Rauch übertragen. Die Zahl der kleinen Monumente, Grabsteine, Urnen, theils in Marmor, theils in Sandstein, so wie der Büsten, welche aus der Werkstatt unseres Meisters hervorgingen, ist zu groß, als daß wir sie nur namentlich hier aufführen könnten. Wir erwähnen von den letztern nur die hauptsächlichsten: von Meirotto im joachimsthalschen Gymnasium, von Karl Fasch, dem Stifter der Singakademie, des Königs und der Königin, der Frau Zelter, des berühmten Hufeland, Graun, Sebastian Bach, Lessing. Für die Walhalla wurden bestimmt die Büsten von Wieland, Kopernikus, Heinrich dem Finkler, Richard Löwenherz, Otto von Guericke, Konrad dem Salier, Heinrich dem Löwen, Kant, Klopstock, Haller, Johannes von Müller, Friedrich dem Großen, Karl dem Großen, Ferdinand v. Braunschweig, dem großen Kurfürsten, Rudolf von Habsburg, von denen ein großer Theil von seinen Schülern, Karl Wichmann, Tieck, Rauch, Kiß, und von seinen Söhnen Rudolf und Wilhelm herrührt, die nebst vielen andern Künstlern, welche heute zu denen der ersten Klasse gezählt werden, damals theils als Eleven, theils als Gehülfen in dem Atelier des alten Meisters arbeiteten. Verhältnißmäßig geringere Bedeutung für die Ausbildung der Kunst haben das Piedestal für die am 3. August 1802 errichtete Statue Friedrichs I., welche Schlüter zugeschrieben wird, und eine kleine Bronzegruppe in halber Lebensgröße, Friedrich II. mit seinen zwei Lieblingswindspielen darstellend, in Sanssouci. Von seinen radirten Blättern nennen wir als die hauptsächlichsten: eine Scene aus Wieland; die drei Grazien, Adresse des berühmten Meisters; fünf Figurenstudien auf eben so viel Blättern; verschiedene Attituden der Mad. Vigano, 18 sehr seltene Blätter; Satyre auf die französische Revolution: Künstler, Kupferstichhändler und andere Figuren in einem Zimmer (mit dem pseudonymen Namen Kipfeld), ebenfalls sehr selten; 6 sehr seltene Blätter mit Karrikaturen auf Napoleon und die französische Armee, u. A. Auch als Schriftsteller, besonders Kunstschriftsteller machte er sich bekannt durch „Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei, mit historischen und artistischen Erläuterungen", Wittenberg 1825, 4., „Polyclet oder von den Maßen des Menschen nach dem Geschlechte und Alter, mit Angabe der wirklichen Naturgröße nach dem rheinländischen Zollfaden und Abhandlung von dem Unterschiede der Gesichtszüge und Kopfbildung der Völker des Erdbodens", Berl. 1834, 4., die „Nationalphysiognomien oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äußere Gestaltung des menschlichen Kopfs in Umrissen bildlich dargestellt", daf. 1835, 4., und die schon erwähnten Denkwürdigkeiten. S. † am 27. Januar 1850. Die Straße in Berlin, in welcher er wohnte, trägt seinen Namen. Eine ausführliche Beurtheilung der Werke S.s gibt Kugler im Museum

1836, No. 5. — 2) Rudolf, Bildhauer, älterer Sohn des Vorigen, 1785 zu Berlin geboren, einer der ausgezeichnetsten Künstler seiner Zeit, dessen Werke ein zartes Gefühl und einen lyrischen Geist athmen. Er war Schüler seines Vaters und bis zu seinem 24. Jahre in dessen Atelier thätig, wo er mehre Büsten fertigte, dann die Statue einer Lampenträgerin, jene eines Paris, nach dem antiken Vorbilde in Florenz, und eine Kopie des Apollo von Belvedere. Von seinen Gruppen in Gyps wurden Electra und Orestes, dann Julius Mausuetus sterbend in den Armen seines Sohnes und die lieblichen Gestalten von Paris und Helena rühmend genannt, beide letztern bereits seines Vaters würdig erklärt. In Rom, wohin er mit seinem Bruder Wilhelm ging, erreichte der Künstler unter Leitung von Canova und Thorwaldsen eine hohe Stufe der Kunst. Das erste Werk, welches 1813 große Aufmerksamkeit erregte, ist die bekannte Sandalenbinderin, ein allerliebstes Mädchen von ungefähr 11 Jahren, wovon in kurzer Zeit 5 Kopien bestellt waren. Noch größeren Beifall fand indessen seine Spinnerin, ein Mädchen von 15—16 Jahren, welche er im folgenden Jahre bildete. Die Bestellungen wurden so zahlreich, daß manche zurückgewiesen werden mußte, obgleich der Preis 200 Louisd'or war. Beide Statuen kamen später in den Besitz des Königs von Preußen; Wiederholungen findet man in Deutschland und England, eine solche der Sandalenbinderin neben der Büste der Vittoria Caldoni in der Glyptothek zu München, Exemplare der Spinnerin im Besitze des Fürsten Esterhazy und des Herzogs von Devonshire. Von zwei anderen lieblichen Gestalten stellt die eine ein Mädchen dar, wie es in der einen Hand einen jungen Vogel, in der anderen die Mutter desselben hält, und die andere Statue den Liebesgott, welcher die römische Künstlerwelt noch mehr in Bewegung setzte, als die zuerst genannten Mädchen. Zu den weniger bekannten Werken, die wahrscheinlich in Italien blieben, gehört eine Statuette der Diana und ein Bild der heiligen Jungfrau mit dem Kinde. Von Jünglingsgestalten nennen wir einen Paris, wie er über das Urtheil nachsinnt, welches er den Göttinnen geben soll, eines der frühesten in Rom ausgeführten Werke, welches Graf von Schönborn in Wien durch Lequim in Erz gießen ließ. Im Jahre 1820 modellirte er einen Discuswerfer, eine in Form und Bewegung ausgezeichnet schöne und lebensgroße Gestalt, welche man zu den trefflichsten Werken der neuern Plastik zählte. Dann fertigte S. auch eine kleine Statue des Bacchus und ein Standbild des Täufers Johannes, zwei Werke, die in deutschen Blättern nicht genannt wurden. Aus der Zeit seines italienischen Aufenthalts kennen wir zwei kolossale Büsten, die eine die Büste Händels für die Walhalla, die zweite ist das schon genannte Bildniß einer jungen Albaneserin, der Vittoria Caldoni, in der Glyptothek zu München. Auch mehre Basreliefs führte er in Rom aus, unter welchen 1819 besonders zwei bewundert wurden: die Entführung der Töchter des Leucippus und der Kampf der Dioscuren mit Idas und Lynceus, beide voll ungemeinem Leben und Kraft der Darstellung. Umfänglicher ist die Gruppe des Achilles, wie er die sterbende Penthesilea im Arme hält, ein Werk, in welchem das zarte Gefühl des Künstlers eine epische Richtung nahm. Im Jahre 1821 erhielt er durch den Minister Fürsten von Hardenberg den Auftrag, diese halb kolossale Gruppe in Marmor auszuführen; allein der am 31. Januar 1822 in Rom erfolgte Tod des Künstlers hinderte ihn an der Vollendung, die der Bildhauer Wolf besorgte, worauf das Werk im Schlosse zu Berlin aufgestellt wurde. S.s letztes Werk war eine tanzende Bacchantin, die in dem noch nicht ganz vollendeten Modell blieb. Ruscheweyh und Marchetti stachen nach ihm drei Blätter, welche die sitzenden Grazien in verschiedenen Stellungen gaben. — 3) Friedrich Wilhelm S. von Godenhaus, berühmter Historien- und Porträtmaler, Direktor der Akademie zu Düsseldorf, Bruder des Vorigen, den 6. September 1789 zu Berlin geboren, begann seine Studien unter Leitung seines Vaters und übte sich dann unter Weitsch in der Malerei. Nachdem er ein Jahr lang in der Gallerie zu Potsdam kopirt hatte, riefen ihn die Jahre 1806 und 1807 zum Kriegsdienste, und erst 1810 ward es ihm vergönnt, in Rom seine unterbrochenen Studien wieder verfolgen zu können. Hier hatte sich damals ein schöner Verein von deutschen Künstlern gebildet, die in heiligem, großartigem Streben die Erweckung der Malerei an den deutschen Namen knüpften: Cornelius, Overbeck, W. S., P. Veith, Wach und And. Die Mittel, ihre Aufgabe zu erreichen, suchten einige anfangs in der deutschromantischen Poesie, dann in der altdeutschen Schule, in Rom in jener der älteren italienischen, zunächst der florentinischen Meister. S. hielt sich damals ebenfalls zur Art der alten italienischen Maler und wählte am liebsten Gegenstände aus der Bibel oder aus dem Bereiche der mystischen Allegorie. Auch der Glaube, welcher den alten Meistern einen unerschöpflichen Born eröffnete, hatte sein ganzes Innere erfüllt und führte ihn nach seiner vollsten Ueberzeugung in den Schooß der katholischen Kirche. Zugend, ob er im Stande seyn werde, den hohen Anforderungen zu entsprechen, welche man an die neu erweckte Kunst stellen konnte, pflegte er öfters zu äußern, daß man von ihm und seinen Zeitgenossen keine vollendeten Kunstwerke fordern möge; ihre Jugend sey im Kampfe gegen eine solche Schule verstrichen, die, vom Genius der Poesie verlassen, in todten Regeln das Wesen der Kunst gesucht habe, und im Kämpfen schaffe man keine Kunstwerke. Von den Schülern forderte er aber selbst das Große u. Schöne, da ihnen der Sieg das Feld frei gemacht habe. Und doch war sein Ruf bereits ein europäischer, und seine Werke fanden begeisterte Bewunderer. Er hatte anfangs besonders Bildnisse nach der Natur gemalt, da er selten zum Komponiren aufgefordert wurde; die erste Gelegenheit, sein Talent in größeren Schöpfungen zu erproben,

ward ihm in Rom in der Villa des preußischen Konsuls Mendelsohn-Bartholdi, der dieselbe mit Freskomalereien verzieren ließ, woran sich die weiteren so reißenden Fortschritte der Kunst knüpfen. S. malte die Darstellung mit Jakobs blutigem Rocke und Josephs Traumdeutung im Kerker, Bilder, die in Farbe und Wirkung nicht ohne Verdienst sind, an Styl und Zeichnung aber den Werken seiner Mitarbeiter, Cornelius, P. Veith und Overbeck, weit nachstehen. Angestrengtes Studium ließ ihn jedoch bald die Mängel ersetzen, und schon die nächsten Bilder, eine Himmelskönigin, für die Frau von Humboldt ausgeführt, und eine heilige Familie und das lebensgroße Bildniß einer Römerin, die er für den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern in Oel malte, beurkunden die merklichsten Fortschritte, namentlich fand die ausdrucksvolle Schönheit des letzteren viele Bewunderer. Einen noch größeren Ruf erwarb sich S. aber durch ein großes Bild, in welchem er Thorwaldsen, seinen Bruder Rudolf und sich selbst zu einer Gruppe vereinigte, im Besitze der Fürsten von Hohenzollern. Ein anderes Bild von hoher Kunstwahrheit ist das einfach schöne lebensgroße Haupt eines Kamaldulensers in der Blüthe männlichen Alters, Studium für ein größeres Bild, das auf der Kunstausstellung zu Berlin 1819 glänzte. In dem genannten Jahre verließ S. Rom, um nach Berlin zurückzukehren, wo er, zum Professor der Akademie ernannt, auch durch ehrenvolle Aufträge festgehalten wurde. Er malte hier das große Bacchanal an der Decke des Proseeniums im neuen Schauspielhause, und unter den Staffeleibildern aus jener Zeit nennt man ein Marienbild im Besitze des Prinzen von Hohenzollern, Bischofs von Ermeland, späterhin für den Großherzog von Weimar wiederholt. Auch das Altarbild, welches S. für den Domherrn in Anbach malte, Christus vorstellend, wie er das höchste Gesetz des Evangeliums ausspricht, verdient hervorgehoben zu werden, so wie eine Anbetung der Könige, ein anmuthiges, zart gemaltes Bild (1820). Ein anderes Bild stellt den Evangelisten Lukas dar, eine überaus schöne jugendliche Männergestalt im orientalischen Kostüme. Unter der großen Anzahl von Porträts, die der Künstler in Berlin malte, zeichnet sich besonders das große Familienbild der Prinzessin Wilhelm von Preußen aus, und jenes des Dichters Immermann, welches eines von van Dyck würdig erklärt wurde. Im Jahre 1824 malte er für die Garnisonskirche in Potsdam eine Anbetung der Könige, ein Bild voll Leben und Anmuth, und ein zweites Altargemälde ist in der Kirche zu Schulpforte, Christus zwischen Matthias und Johannes vorstellend. Das letzte Bild, welches S. in Berlin ausführte, eine seiner schönsten Produktionen, die man bis dahin von ihm sah, stellt die freigeborne Poesie dar, eine von der Erde zum ewigen Aether aufschwebende geflügelte Jungfrau. Nach Cornelius' Abgang an die Akademie zu München ward S. 1826 zum Direktor der Akademie in Düsseldorf ernannt, wohin er sich, von seinen Schülern gefolgt, 1827 begab. Diese älteren Schüler S.s, von denen wir nur Hildebrandt, Hübner, Lessing und Sohn, jetzt selbst längst bekannte Meister, nennen, sind als der Stamm der neuen düsseldorfer Malerschule zu betrachten, die unter S. bald zur üppigsten Blüthe gedieh, so daß sie in ununterbrochener Reihe schon viele Glieder zählt, die zum Theil bereits selbst Meister und Lehrer sind; wir nennen nur außer den obigen die älteren Steinbrück, Stilke, Deger, Rethel, Bendemann, Reinick, Götting, Kretschmar, Schrödter, Scheuren, Schirmer, Preyer; die Namen von 30 der berühmtesten düsseldorfer Maler enthalten die radirten Blätter in den „Liedern eines Malers" (Reinick), Düsseldorf 1838. Vgl. A. Raczynski, Geschichte der neueren deutschen Kunst, Berlin 1836, 1. Bd., Püttmann, Die düsseldorfer Malerschule und ihre Leistungen seit der Errichtung des Kunstvereins im Jahre 1829, Leipzig 1839, und F. von Uechtritz, Blicke in das düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben, Düsseldorf 1839. Raczynski (a. a. O., Bd. I, S. 119 ff.) verbreitet sich mit großer Vorliebe über die Verdienste der Akademie und ihres Vorstandes und schildert mit Wohlgefallen das freundschaftliche Verhältniß des Meisters zu den Schülern und dieser unter sich. Auch theilt er zwei Aufsätze S.s mit, aus welchen wir den Weg der künstlerischen Erziehung kennen lernen, auf dem es ihm gelungen ist, so ausgezeichnete Schüler zu bilden. Der eine dieser Aufsätze handelt über die folgerechte Ausbildung des Malers, der andere von dem ächten Geiste der Kunstbeurtheilung, einem Vortrage bei der ersten öffentlichen Versammlung des Kunstvereines für die Rheinlande und Westphalen entnommen. Diesen Kunstverein hatte S. 1829 gegründet, und er fand um so leichter Anklang, da der Adel und der reiche Bürgerstand in Düsseldorf und den niederrheinischen Städten der Kunst nicht entfremdet waren. Es wurde dem hochgeachteten Künstler auch nicht schwer, werkthätige Gönner zu gewinnen, die durch ansehnliche Bestellungen das Talent ermunterten, welches S. mit scharfem Blicke auf den ihm von der Natur angemessenen Weg zu leiten verstand. Da war von jeher einseitiger Kunstzwang verbannt, und jeder Leistung wurde die bescheidene Anerkennung zu Theil. S.s Schüler fühlten nie die Autorität seines Amtes, sie erkannten in ihm stets den liebevoll leitenden Freund, unter dessen Aufsicht jeder auf dem kürzesten Wege zum Ziele gelangte. Begeistert für das Schöne und Große, war immer nur die Kunst sein höchstes Ziel, und dieses wollte er mit seinen Schülern erringen. Sie bildete daher auch außerhalb der Kunstsäle den Gegenstand der lebendigsten Besprechung, nicht als etwas für sich allein Bestehendes, sondern in ihrer edlen Beziehung zur Poesie, zur Wissenschaft und zu jeder geadelten Erscheinung des menschlichen Lebens. Somit war der düsseldorfer Schule schon früher der Weg vorgezeichnet, auf welchem sie in kurzer Zeit Werke schuf, die den Leistungen der von Cornelius gegründeten älteren münchner Schule gegenüber in noch höherem Grade Beifall fan-

den. Ueber ihr Wesen und ihre Verdienste überhaupt, so wie über ihr Verhältniß zur münchner Schule vgl. Malerei, S. 397. S. malte in Düsseldorf abwechselnd historische Bilder und Porträts, von letzteren gehören aber die meisten der früheren Zeit seines Aufenthaltes in jener Stadt an. Unter ihnen rühmte man vor allen die Bildnisse des Prinzen Friedrich von Preußen und des Prinzen Wilhelm von Solms, Kniestücke in einer Rundung. Eben so meisterhaft sind auch die Porträts der Kinder S.s in ganzer Figur. Unter den Familienbildern rühmte man besonders jenes des Banquier Bendemann, auf welchem außer diesem und seiner Familie auch der Maler Hübner als Schwiegersohn, dann Hildebrandt und J. Sohn erscheinen, als Freunde des Malers Bendemann und der Familie. Alle genannten Künstler haben an diesem Bilde gemalt, und dennoch möchte man es für das Werk eines einzigen halten, so sehr bildete es ein harmonisches Ganzes. Unter seinen übrigen Bildnissen wird das eines Malers, oder wer es seyn mag, eine jugendliche kräftige Männergestalt, als ein vollendetes Meisterstück gerühmt (abgebildet in den hannov. Kunstblättern, 1835, Nr. 3). Von den in der Zeit seines früheren Aufenthaltes in Düsseldorf ausgeführten Staffeleibildern erregte besonders jenes Bild Aufsehen, welches er aus Göthe's Wilhelm Meisters Lehrjahre entnahm. Es ist dies das Bild der Mignon, welche für das zarteste Wesen erklärt wurde, das je der Pinsel auf die Leinwand hauchte, als der höchste Ausdruck alles dessen, wozu bis dahin S.s Poesie sich erhoben. Nach der Vollendung der Mignon ging S. an die Ausführung der vier kolossalen Evangelisten in der neuen werderschen Kirche in Berlin, großartige Gestalten, in religiöser Begeisterung entworfen und mit voller Freiheit des Geistes ausgeführt. Als das gelungenste Werk aus dieser Periode bezeichnet Raczynski das Gleichniß von den klugen und thörichten Jungfrauen, das im J. 1837 im Karton ausgestellt und dann in Oel für das städelsche Institut zu Frankfurt a. M. ausgeführt wurde. Für den rheinisch-westphälischen Kunstverein malte er 1830 eine Charitas, eine Mutter mit ihren Kindern in lebensgroßen Figuren, ein Bild, in dem die Kritik alle Vorzüge des Künstlers in hohem Grade vereinigt fand. S. hielt es selbst hoher Achtung werth und kaufte es deswegen nach der Verloosung wieder zurück. Ein anderes großes Gemälde stellt Christus auf dem Oelberge dar, ein Werk, welches das Siegel eines ernsten Gedankens und vor Allem eines religiösen Gefühls trägt. Eine zweite Darstellung aus dem Leben Jesu, 1836 vollendet, zeigt den Erlöser bei den Jüngern in Emaus. Dieses erhabene Bild gibt Raczynski in seinem Prachtwerke im Holzschnitte. Ein drittes Gemälde mit dem Leichname des Heilandes im Schooße der Mutter von Engeln umgeben, ein ergreifendes Bild, stiftete 1836 der rheinisch-westphälische Kunstverein in die Pfarrkirche zu Dülmen. Um diese Zeit führte S. auch die Zeichnung zum Prachtexemplare des Oratoriums: Paulus, von Mendelssohn-Bartholdi, aus. Dieser Komposition liegt der Vers: Siehe, wir preisen selig, die erduldet ꝛc. zu Grunde. In der Sammlung des Grafen Raczynski ist eine Darstellung der Tochter der Herodias, wie sie das Haupt des Täufers Johannes empfängt, drei lebensgroße halbe Figuren, 1838 vollendet. Zur Herstellung seiner wankenden Gesundheit ging der Künstler 1840 nach Italien, dessen milde Luft bald die erwartete Wirkung übte. In Rom malte er ein Bild von eigenthümlicher Auffassung, die himmlische und die irdische Liebe darstellend. Nachdem er darauf noch Neapel besucht, kehrte er im Oktober nach Düsseldorf zurück. Im folgenden Jahre malte er die Pietas und Vanitas in ihren Beziehungen zur Religion, welche unter der Gestalt des Heilandes das dritte Feld einnimmt, im Besitze des Grafen von Fürstenberg. Ein anderes Bild aus dieser Zeit stellt eine heil. Veronika dar, von hoher Schönheit in dem schmerzlichen Antlitze des Heilandes auf dem Schweißtuche. S. schritt bis auf die neueste Zeit in ernstem Streben auf der Bahn der Kunst fort, mußte aber zuletzt durch mehrfache Anfechtung die unter ihm so freundlich gestalteten Verhältnisse getrübt sehen, bis sich der düsseldorfer Kunsthimmel in neuester Zeit wieder aufklärte. Wie bestimmt S. die Verhältnisse erfaßt, unter welchen die Kunst geworden, was sie jetzt ist, bewies seine Rede, welche er in dem wissenschaftlichen Kongreß, der sich im Sept. 1842 zu Straßburg versammelte, gehalten hat. Der Kongreß warf in seinem Programme die Frage nach dem Einflusse des Christenthums auf die bildende Kunst und nach dem Unterschiede zwischen den Kunstschulen von München und von Düsseldorf auf. Deutsche Gelehrte und Künstler wurden zur Beantwortung dieser Fragen eingeladen, und S. übernahm es, dem an Deutschland gerichteten Vertrauen von dieser Seite zu entsprechen. Er hielt zu Straßburg seine Vorlesung in französischer Sprache, die auch in Uebersetzung erschien: Ueber den Einfluß des Christenthums auf die bildende Kunst, Düsseldorf 1842. Mitglied mehrer Akademien, ward er 1842 von der Universität zu Bonn zum Doktor der Philosophie ernannt und 1843 in den Adelstand des Königreichs Preußen erhoben und ihm gestattet, den Namen des ihm zugehörenden Rittergutes Godenhaus seinem Familiennamen hinzuzufügen. Mehre seiner Werke sind auch durch Nachbildungen in Kupfer und auf Stein bekannt. Labmann lithographirte das Bildniß des Dichters E. Immermann, das Bild der Mignon wurde von Selb und dann von H. Sennefelder nach einem Gemälde von Hurol auf Stein gezeichnet. Die Madonna mit dem Kinde als Himmelskönigin wurde 1833 von Ruscheweyh gestochen; die Pieta in Dülmen von Hoffmann als Vereinsblatt des düsseldorfer Kunstvereins; die klugen und die thörichten Jungfrauen von J. Keller für Raczynski's Prachtwerk; die Charitas von Sonderland für den düsseldorfer Kunstverein lithographirt; St. Johannes von B. Weiß und dann von J. Dirks auf Stein gezeichnet. Keller radirte für Reinicks Gedichte nach S.s Zeichnung das Weihnachtsfest. Das Bildniß des Meisters ist in der Porträtsamm-

lung des Hofmalers Vogel von Vogelstein in Dresden, auch in Kupfer gestochen. — 4) Albert Dietrich, Architekt zu Berlin, jetzt lebender Künstler, bildete sich unter Schinkels Leitung und ging dann zu seinen weiteren Studien nach Italien. Bald nach seiner Heimkehr wurde er Hofbaumeister in Potsdam, dann Schlossbaumeister in Berlin, und 1843 ernannte ihn der König zum Baurathe. S. fertigte zahlreiche Entwürfe und Plane. Jener der St. Petri u. Paulskirche zu Nikolscoë bei Potsdam ist durch das „Architektonische Album" (Potsdam 1837, Nr. 4) bekannt. Im J. 1841 fertigte S. die Plane zur Umänderung des Landhauses der Fürstin von Liegnitz im italienischen Geschmacke.

Schadrau (Szabrau), preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Berent; 2 Mühlen; 340 Einw.

Schadrinsk (Geogr.), 1) asiat.-russ. Kreis, Gouv. Perm, grenzt nördlich an den Kr. Kamüschlow, östlich an das Gouv. Tobolsk, südlich an das Gouv. Orenburg und westlich an den Kr. Jekaterinburg und hat einen Flächenraum von 286 □M. mit 100,000 Einw. Das Land ist flach und nur hie und da wellenförmig. Hauptfluß ist der Isset, der die Tetschwa, den Barnjew, Itschkin und Mjaß aufnimmt; mehre Seen, worunter der Majan der größte ist. Ackerbau und Viehzucht gedeihen, und der Kreis gehört zu den fruchtbarsten und angebautesten des Gouvernements. Außer S. hier loch: Issetskoi, Marktflecken, 2000 Einw.; Kurtamyschi, Marktflecken; Dolmatow, Stadt, 1900 Einw. — 2) Kreisstadt daselbst, am Isset, südöstl. von Jekaterinburg; hölzerne Festungswerke, Kreisschule, 6 Fabriken, bedeutender Handel; 3400 Einw.

Schadschiai, Großwessir von Aegypten (s. d.).

Schadukam (d. i. Land der Ergötzlichkeit), in orientalischen Romanen Name einer Provinz in dem Feenlande Dschinnistan mit der Hauptstadt Dschaher Abad, d. i. Juwelenstadt.

Schadwalde, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Marienburg, an der Nogath; Mühle; 300 Einw.

Schadwinkel, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. u. Kr. Marienwerder; 120 Einw.

Schäbe, 1) (Salzw.), s. v. a. Bordschäben, s. Kochsalz; — 2) (Landw.), s. v. a. Brechaeln; — 3) (Thierarzn.), s. v. a. Raude.

Schächenbad, schweiz. Bad, Kant. Uri, im Schächenthal (s. d.), in der Nähe des Dorfs Unterschächen. Man gräbt hier eine weiße Kreide, die ein Ansaz der Mineralquelle ist.

Schächenthal, schweiz. Thal, Kant. Uri, eng, aber alpenreich und fruchtbar, 5 Stunden lang und ¼ Stunde breit, steigt hoch von dem Fuße der Klaridenalpen in der Richtung von Süden nach Südosten, und zwar längs dem Schächenbache empor (der aus den Gletschern des Scheerhorns entspringt, das S. wild durchströmt, mehre schöne Wasserfälle bildet und Attinghausen gegenüber in die Reuß mündet) und öffnet sich ¼ Stunde vor Altdorf. Es ist eines der schönsten und reichsten Thäler des urner Gebiets. Hier herrscht ein gesundes Alpenklima, und man findet hier die wohlgebildetsten Menschen des Urnerlandes, denn die Bewohner des tiefer liegenden Reußthals sind meist hager und bleich. Auf der Mittagsseite wird das S. von Graubünden und dem Maderanerthal durch hohe Felsenberge, das Scheerhorn und die Windgälle, geschieden, von denen große Gletscher herabhängen. Im Schächenbach soll der Schweizerheld Wilhelm Tell bei der Rettung eines Kindes 1354 ertrunken seyn.

Schächer, 1) s. v. a. Räuber, Mörder; besonders — 2) durch Luthers Bibelübersetzung aufgekommene Bezeichnung der zwei mit Jesu gekreuzigten Uebelthäter, die nach Einigen Titus und Damachus, nach Andern Demas und Gertas hießen. Der eine von ihnen bekehrte sich bekanntlich noch am Kreuze, weshalb ihm Jesus das Paradies verhieß. Die morgenländische Kirche feiert zum Andenken an diesen den Sonntag nach Ostern.

Schächerkreuz, s. Kreuz.

Schächten (hebr. Schechitah), bei den Juden s. v. a. ein Thier ritualmäßig schlachten, wie es der Talmud gebietet. Obgleich in der Stelle Deuteron. 12, 21: „Du sollst schlachten von deinem Rinddvieh und von deinen Schafen," nur von zahmen Säugethieren die Rede ist, so leitet der Talmud durch seine hermeneutische Methode doch her, daß auch andere reine Säugethiere, so wie Vögel ritualmäßig geschlachtet werden müssen. Ueber die Art, wie geschlachtet werden solle, findet sich nichts in der Bibel, und der Talmud gibt alle Vorschriften, die er hierüber ertheilt, für traditionell aus. Die wesentlichsten Punkte, auf welche er zu sehen verordnet, sind folgende: Das Messer (Chalif), mit welchem geschlachtet wird, darf keine Ritze (Peginah) haben, die mit den Fingerspitzen oder mit den Nägeln gefühlt werden kann, weshalb das Messer vor und nach dem Schlachten befühlt werden muß, und wenn sich nach dem Schlachten eine Ritze daran findet, so darf das geschlachtete Thier nicht gegessen werden. Bei Säugethieren muß der größte Theil vom Umfange der Magenröhre und der Lungenröhre durchgeschnitten werden; bei Vögeln braucht man nur in eine der beiden Röhren zu schneiden. Beim Durchschneiden sind noch 5 Regeln zu beobachten: 1) Man darf im Schneiden nicht einhalten, und wenn die Unterbrechung so lange gedauert hat, daß man in der Zwischenzeit ein Thier derselben Gattung hätte schlachten können, so darf das Geschlachtete nicht gegessen werden. 2) Man muß beim Durchschneiden das Messer hin und her bewegen, weshalb das Messer wenigstens doppelt so lang seyn muß, als der Hals des zu schlachtenden Thieres breit ist. 3) Man darf das Messer nicht erst in den Hals des Thieres stecken, um nachher die Röhren zu durchschneiden, sondern beim Schlachten von der Haut und vom Fleische bedeckt ist. 4) Wenn man in den obersten Ring der Röhre schneidet, muß man sich hüten, daß man nicht mit dem Messer in das Fleisch komme, ehe der ganze Ring durchschnitten ist. 5) Wenn eine der beiden Röhren oben losgerissen ist, so hat das Schlachten keine Gültigkeit. Nach dem Schlachten ist nachzusehen (Bedikah), ob das

Thier nicht eine solche Verletzung an sich habe, vermöge welcher es nach dem Talmud nicht gegessen werden darf. Nach dem letztern darf nämlich der Israelite das Fleisch der Thiere, die solche Verletzungen am Leibe haben, daß sie kein Jahr dabei leben können, nicht essen, nach Deuter. 22, 31: „Fleisch, das auf dem Felde zerrissen worden (Terephah), sollt ihr nicht essen." Da nach dem Talmud der Leichnam eines nicht regelmäßig geschlachteten Thieres als ein Aas (Nebelah) verboten ist, so wäre dieses Verbot überflüssig, wenn hier von einem eigentlich zerrissenen, also getödteten Thiere die Rede seyn sollte, woraus denn der Talmud nach seiner Weise schließt, daß das Thier schon zerrissen heißt, wenn es durch ein Raubthier oder von freien Stücken eine gefährliche Verletzung an sich bekommt. Solcher Verletzungen zählt nun der Talmud 8 Hauptarten auf: 1) Wenn ein Thier von einem ihm gewachsenen Raubthier angefallen wird, so ist es als verletzt zu betrachten und darf nicht gegessen werden. 2) Wenn in der Lunge oder der Lungenröhre oder in verschiedenen Theilen des Magens ein Loch ist, und wäre es auch noch so klein. 3) Wenn Theile zu viel oder zu wenig da sind, aber nur an der Lunge und den Hinterbeinen. 4) Wenn Theile abgenommen sind, nämlich die Leber, die obere Kinnlade und gewisse Nerven an den Füßen. 5) Wenn das Fleisch, das den Wanst bedeckt, aufgerissen ist. 6) Wenn ein Thier von einem etwas hohen Ort herabfällt, und ein zum Leben nöthiger Theil, nach Einigen nur ein innerer Theil, dadurch erkrankt. 7) Wenn die Hirnhaut oder Theile des Rückenmarks aus einander gegangen sind. 8) Wenn die meisten Rippen zerbrochen sind. Diese 8 Verletzungsarten zerfallen wieder in einzelne Verletzungsfälle, deren Anzahl sich, nach der Enumeration des Maimonides, auf 70 beläuft. Wir lassen uns hier natürlich nicht auf eine medicinische Erörterung der Frage ein, ob die Verletzungen, welche der Talmud für tödtlich hält, es auch wirklich sind, und bleiben bei der talmudischen Interpretation stehen. Aber in Folge dieser sind alle Geschirre und alle Speisen einer orthodox jüdischen Wirthschaft in Gefahr, verboten zu werden, wenn sich an einem gekochten Huhn u. dgl. eine Verletzung findet. Eine völlige Gewißheit zu erhalten, daß an einem geschlachteten Thiere keine tödtliche Verletzung sey, ist, wie der Talmud (Chulin 10, 6) selbst erklärt, unmöglich, und man müßte hier von dem Grundsatze abgehen, den die jüd. Kasuisten aufstellen, daß man sich jeder Speise enthalten müsse, von der man in Zweifel ist, ob sie nicht durch den Pentateuch verboten sey, welcher Grundsatz selbst von mehren Kasuisten bloß für eine talmudische Erschwerung gehalten wird. Vielleicht bei keiner Vorschrift weicht die talmudische Interpretation so sehr vom natürlichen Sinne ab, als rücksichtlich des S.s. Der Pentateuch verbietet Deuter. 14, 21, vom Fleische eines gefallenen Thieres (Nebelah, Aas) zu essen, und der Talmud will, daß man unter diesem Worte jedes Säugethier und jeden Vogel verstehe, bei deren Tödtung nicht alle Regeln beobachtet wurden, die er beim ritualmäßigen Schlachten vorschreibt. Ja, er erklärt alle so getödteten Thiere zugleich für unrein, wie ein eigentliches Aas, obgleich die Opfervögel gar nicht ritualmäßig geschlachtet wurden, so daß man, was er Nebelah nennt, auf den Altar brachte, wo doch alles Unreine mit der ängstlichsten Sorgfalt entfernt wurde. Den Verfassern des Talmuds, in deren Zeit die Ceremonien des Heidenthums noch in vollem Gange waren, scheint die Rücksicht auf das letztere vorgeschwebt zu haben, als sie den Genuß aller Speisen der Nichtjuden den Israeliten so ungemein erschwerten, daß dieser dadurch, wenn er seinen Wohnort verläßt, in einen Zustand der Hülflosigkeit versetzt ist. In den jüdischen Gemeinden sind besondere Schächter (Schochet, Plural Schochatim) angestellt, welche von einem Rabbiner das Zeugniß (Kabbalah) erhalten haben müssen, daß sie mit allen Regeln des S.s vertraut sind und sie anzuwenden wissen. Mit dem ritualmäßigen S. hängen noch manche andere Vorschriften zusammen, die wir hier berühren wollen. 1) Wenn ein Israelite einen Vogel oder ein nicht zahmes Thier schlachtet, soll er das Blut mit Erde oder Asche bedecken, nach Levit. 17, 13: „Wer ein Thier oder einen Vogel jagt von denen, die gegessen werden dürfen, soll er sein Blut ausgießen und es mit Staub bedecken." Nach dem natürlichen Zusammenhang zu schließen, ist dieses Gebot eine erweiterte Einschärfung des Verbots, Blut zu essen (s. unten), und es wird deshalb der Fall angeführt, wenn Einer einen Vogel oder ein nicht zahmes Säugethier auf der Jagd einfängt, weil kurz vorher (Levit. 17, 3) das Schlachten zahmer Hausthiere außerhalb der Stiftshütte überhaupt verboten wird. 2) Der Israelite darf kein Glied von einem noch lebenden Thiere essen, nach Deut. 12, 23: „Du sollst das Leben nicht mit dem Fleische essen." Nach dem natürlichen Zusammenhange des Textes ist hier eigentlich der Genuß des Blutes verboten. Dieses Verbot gehört nach dem Talmud zu den noachidischen oder zu den allgemeinen menschlichen Pflichten. 3) Das Blut der Säugethiere und der Vögel darf von Israeliten nicht gegessen werden, nach Levit. 7, 26: „Alles Blut sollt Ihr nicht essen, in allen euern Wohnplätzen, von Geflügel und von Vieh." Nach einer Meinung im Talmud ist der Genuß des Blutes nur dann im mosaischen Gesetze verboten, wenn es in einem Zustande ist, daß es an den Altar gespritzt werden könnte, also weder gekocht, noch erstarrt ist, in welchem Zustande es bloß von den Talmudisten als Umzäunung verboten wäre. Der Talmud unterscheidet außerdem zwischen dem in den Adern zirkulirenden Blut und demjenigen, das in den einzelnen Gliedern enthalten ist. Letzteres verbietet er nur dann, wenn es sich vom Fleische getrennt hat, aber nicht, wenn es noch in den Gliedern steckt. Wenn daher das Fleich am Bratspieße gebraten wird, braucht man es nicht vorerst vom Blute zu befreien, weil das während des Bratens ausfließende Blut nicht wieder zurücktritt. Wird es aber in einem Topfe gekocht, wo das ausgegossene Blut wieder in das Fleisch zurücktreten

kann, so muß dieses vor dem Kochen erst durch Salzen vom Blute gereinigt werden. Zu diesem Ende wird es erst rein abgewaschen, um das Blut von der Oberfläche wegzubringen, worauf das Fleisch eine halbe Stunde ungefähr in Wasser geweicht wird, was aber doch nicht strenge erforderlich ist; hierauf wird es stark auf allen Seiten mit Salz bestreut und so gelegt, daß das herausträufelnde Blut abfließen kann; 20—30 Minuten darauf wascht man es noch einmal stark ab, um es von dem auf der Oberfläche befindlichen Salz und Blut zu befreien, worauf es dann gekocht werden darf, nicht weil man es für ganz von Blut befreit hält, sondern weil man annimmt, daß das Fleisch alles Blut festhalte, das nicht durch das Salzen herausdringt, welches festgehaltene Blut gar nicht zu essen verboten ist. Die Leber wird als ganz aus Blut bestehend betrachtet, darf aber gegessen werden; der Talmud hat es jedoch verboten, aus Furcht, man möchte auch anderes Blut essen. Aus diesem Grund hat man auch verboten, die Leber überhaupt in einem Topfe zu kochen, weil man sie durch das Salzen nicht vom Blut befreien kann; sie darf aber gebraten werden, nachdem man zuvor in die Länge und in die Breite hineingeschnitten, um das Blut aus den Gefäßen zu bringen. Des Blutes wegen müssen auch aus den Kinnladen und den Schulterstücken vor dem Kochen die Adern genommen werden. 4) Von den Säugethieren, die geopfert werden konnten, als Rinder, Schafe und Ziegen, dürfen die Fettheile (Cheleb), die ehemals geopfert wurden, von den Israeliten nicht gegessen werden, nach Levit. 7, 23: „Alles Fett von Ochsen, Schafen und Ziegen sollt ihr nicht essen.“ In dem darauf folgenden Verse heißt es: „Das Fett von einem Aas und das Fett von einem zerrissenen Thiere soll zu jedem Geschäfte gebraucht werden, aber ihr sollt es nicht essen.“ Der Zweck dieses 2. Verses kann nicht seyn, das Essen zu verbieten, weil doch ohnehin alle Theile eines Aases oder eines zerrissenen Thieres verboten sind; er ist also vielmehr, jeden andern Genuß zu erlauben, und es ließe sich daraus schließen, daß von regelmäßig geschlachteten Thieren das Fett zu keinem Gebrauch benutzt werden durfte, welches auch wahr ist, indem zur Zeit, da dieses Verbot gegeben wurde, alle zu schlachtenden Rinder, Schafe und Ziegen an den Altar gebracht werden mußten, wo ihr Fett zum Theil geopfert wurde. Aben Esra zieht hieraus den Schluß, daß überhaupt nur bei den Opferthieren der Genuß gewisser Fettstücke verboten sey, weshalb, sagt er, auch in Deuter. 12,—15—16, wo nicht von Opferthieren die Rede ist, alle Theile des Thieres, mit Ausnahme des Blutes, erlaubt werden. Auffallend ist es, daß Aben Esra erzählt, er habe durch seine Auslegung einen Sadducäer zu den Meinungen der Phariäser bekehrt, da er doch selbst hier gar nicht mit dem Talmud übereinstimmt. Nach dem letztern wird hier das Fett nicht ritualmäßig geschlachteter oder lebensgefährlich verletzter Thiere nicht sowohl verboten, was überflüssig wäre, sondern, wie bei andern Thieren, mit der Vertilgungsstrafe verpönt, und dies vorausgesetzt, wäre es dann, was der Talmud noch anderweitig herzuleiten bemüht ist, hinreichend bewiesen, daß das Verbot sich nicht bloß auf wirkliche Opferthiere beziehe, sondern auf solche, die, ihrer Gattung nach, geopfert werden können. Nach der talmudischen Interpretation wird alles Fett verboten, das man vormals bei mehren Opfern auf dem Altar verdampfen ließ, nämlich das Fett über den Lenden und das nicht mit Fleisch bedeckte Fett über den Nieren und den Eingeweiden, in so weit es eine Schichte bildet, mit einer Haut versehen ist und sich leicht vom Fleische ablösen läßt. Fettstücke, welche diese Kennzeichen nicht haben, sind erlaubt, wenn sie auch ehemals geopfert wurden, wie das Netz über der Leber und das Fett am Schweif. Der Talmud verordnet außerdem, verschiedene Theile des Thieres von gewissen Häutchen und Fäden zu befreien, um dadurch den Genuß von Blut und verbotenem Fette zu verhüten. Es ist dies eine Umzäunung oder talmudische Erschwerung. Nur ein Theil vom Häutchen über der Milz und über den Nieren wird als mesaisch verboten betrachtet. 5) Der Israelite darf nicht die Spannader (Gid hannascheh) der Säugethiere an dem Ballen der Hüfte essen, nach Genes. 32, 32: „Darum sollen die Kinder Israels nicht die Spannader an dem Ballen der Hüfte essen, bis auf diesen Tag, denn er berührte den Ballen der Hüfte Jakobs an der Spannader.“ Nach der natürlichen Ueberseßung heißt es hier: „Darum essen die Kinder Israels nicht ꝛc.“, und es geschähe demnach hier bloß Meldung von einem aus Zartgefühl eingeführten Gebrauch, was auch die Worte: „bis auf diesen Tag“ zu bestätigen scheinen. In der That findet man in der ganzen heil. Schrift von diesem Verbot keine weitere Erwähnung, und wenn der oben beim Verbot des Fettes angeführte Beweis des Aben Esra bündig ist, so ließe er sich auch auf die Spannader anwenden. Der Talmud nimmt indessen an, das Verbot sey eigentlich mit den andern am Berge Sinai offenbart worden und daher auch für die Folgezeit verbindend, nur sey es bei Gelegenheit der Erzählung von Jakobs Verrenkung, die es veranlaßt, mitgetheilt worden. Es gibt zwei solcher Adern, wovon die eine sich vom Schwanzknochen bis zum Knie hinzieht; sie ist die eigentlich verbotene. Die andere ist kürzer und wird bloß als Umzäunung verboten. Nicht bloß das Essen, sondern auch jeder andere Gebrauch der Spannader wird von Einigen verboten, weil sie keinen Geschmack habe und nicht als Speise betrachtet werden könne. Aus diesem Grunde wäre es auch erlaubt, sie mit andern Speisen und vorzüglich mit den Theilen der Hintenviertel, wo sie sich befindet, zu kochen, weil sie keinen Geschmack mittheilen kann. Dies wird aber dennoch verboten, aus Furcht, man möchte die Spannader selbst mitessen; und weil es sehr schwer ist, die Hüfte von der Spannader zu befreien, auch viele Metzger gar nicht damit umzugehen wissen, werden in den allermeisten Gemeinden (mit Ausnahme von Prag, Livorno ꝛc.) die Hinterwirbel

gar nicht gegessen, eine sehr nachtheilige und leicht zu beseitigende Erschwerung. Man dürfte nur bei der Interpretation des Talmuds stehen bleiben und so sich derjenigen Aber enthalten, die nach dem Talmud im Pentateuch verboten ist, nämlich der innern Aber am Hüftbein, in so weit sie den Ballen bedeckt. Die Fortsetzungen dieser Aber, auf- und abwärts, so wie die äußere Aber und das Fett, welches beide Adern umzieht, sind bloß durch die Schriftgelehrten verboten. Es erfordert demnach weder eine große Mühe, noch eine große Geschicklichkeit, das abzusondern, was der Talmud für mosaisch verboten hält. Die Juden dürften daher selbst auf talmudischem Standpunkte die Hinterviertel der Säugethiere essen, ohne daß es dazu erforderlich wäre, aus fernen Gemeinden Personen kommen zu lassen, die sie von den Spannadern zu reinigen verstehen. Vgl. Speisegesetze.

Schaeck (Schaack), Wilhelm, Zeichner und Kupferstecher, Zeitgenosse des Jan Gole, arbeitete wie dieser in schwarzer Manier. Seine Blätter gehören größtentheils zu den Seltenheiten und sind interessante Kunsterzeugnisse.

Schäcke und **Zusammensetzungen**, s. **Schecke**.

Schäckflügel (Entom.), Tagfalterart, s. v. a. Admiral, Vanessa Atalanta *Ochsenh.*

Schäck-Spiere (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Kerria.

Schädeket, bei den Mohammedanern eine freiwillige Steuer zu frommen Zwecken.

Schädel (Hirnschädel, Anat.), 1) ein Theil des Kopfes am menschlichen und thierischen Körper, s. Schädelknochen; — 2) das von Fleisch entblößte Knochengerüst des ganzen Kopfes. Der nackte S. des Menschen (Todtenschädel) dient bei fast allen Völkern als das Sinnbild des Todes; nur den klassischen Völkern des Alterthums erschien der Tod in freundlicherer Gestalt als Genius mit der umgekehrten Fackel. Auch als Trinkbecher ist der menschliche S. vielfach benutzt worden, namentlich bei den wilden Völkern; aber auch der brit. Dichter Lord Byron hatte einen Trinkbecher, der aus einem mit Gold eingefaßten Menschenschädel bestand. Bekannt ist die Erzählung vom Lombardenkönig Alboin, der seiner Gattin Rosamunde Wein im S. ihres Vaters kredenzte, wofür Rosamunde ihren Gatten ermorden ließ.

Schädelbohrer (Chir.), s. Trepan.

Schädelfisch (Säugeth.), Skullfish, s. v. a. Fischbein-Wal, Balaena Physalus *L.*

Schädelhaube (Galea aponeurotica), s. Kopfmuskelbinden.

Schädelknochen (Ossa Cranii, Anat.). Schädel, cranium, heißt der obere, größere, mehr nach hinten gelegene elförmige Theil des Kopfes, welcher die mit Haupthaaren besetzte Gegend desselben einnimmt u. sich nach vorne bis an den untern Rand der Stirn, nach hinten in die Nackengrube und seitlich bis zum Ohre erstreckt. Die Schädelknochen bilden eine Höhle, Schädelhöhle, welche zur Aufnahme des Gehirnes bestimmt ist. Der obere Theil des Schädels heißt Schädeldecke, calva, der untere Basis. Jene umschließt das Gehirn nach beiden Seiten und nach oben, und man unterscheidet an ihr: 1) das Vorderhaupt, sinciput, der vordere Theil derselben, welcher zugleich die Stirn, frons, umfaßt. Die Gegend der letztern, Stirngegend, regio frontalis, erstreckt sich nach oben bis zum Haarwuchs, nach unten bis zu den Augenbraunen, nach den Seiten bis zu den Schläfen. 2) Den Scheitel, vertex, die höchste, zwischen Vorder- und Hinterhaupt gelegene Stelle des Schädels. Der obere Umfang dieses heißt die Scheitelgegend. 3) Das Hinterhaupt, occiput, der hintere Theil des Schädels, zerfällt in die obere und untere Hinterhauptsgegend, regio occipitalis superior und inferior; die obere grenzt nach oben an die Scheitelgegend, seitlich an die Schläfe, die untere geht in den Nacken über. 4) Die Schläfe, tempora, liegen zu den beiden Seiten des Kopfes, über der Wange und der Gegend des Kaumuskels, sind vorne unbehaart, hinten (Ohrohrgegend) behaart. An ihnen liegt das äußere Ohr. Die Basis oder Grundfläche des Schädels sieht gegen den Hals, und nach vorne schließt sich an sie das Gesicht an. — Die Schädelknochen bilden in ihrer Verbindung eine ovale, zur Aufnahme des Gehirnes dienende Kapsel, welches durch diese knöcherne Umhüllung möglichst gegen äußere Schädlichkeiten gesichert ist. Es sind deren 6, nämlich 2 paarige und 4 einfache, und sie sind durch Nähte fest mit einander verbunden. Die doppelt vorhandenen liegen an der Seite des Schädels (z. B. das Schläfenbein), die nur einmal vorhandenen in der Mittellinie (z. B. os basilare). Sie gehören meist zu den platten Knochen und bestehen aus 2 Tafeln, deren äußere, dicke von der Knochenhaut, welche hier Pericranium heißt, überzogen ist; an die innere, dünnere und plattere Tabula vitrea, Glastafel, legt sich die harte Hirnhaut, dura mater, an. Letztere, welche dem Gehirne zugewendet ist, zeigt von den Vertiefungen und erhöhten Windungen desselben herrührende erhabene Linien, juga cerebralia, und fingerförmige Eindrücke, impressiones digitatae. In den an ihr sich vorfindenden baumförmigen Rinnen, culci arteriosi, verlaufen die Arterien der harten Hirnhaut, arteriae meningeae, und in den kleineren, rauhen, unregelmäßigen und einzeln stehenden Gruben liegen sogenannte Drüsen, glandulae Pacchioni. Zwischen der äußeren und inneren Knochentafel befindet sich harte, schwammige Knochenmasse, Diploë (von διὰ und πλέω), ich fülle dazwischen aus). Hier und da finden sich kleine, die Knochen durchbohrende Löcher, in welche Venenästchen verlaufen, welche aus den Blutbehältern des Gehirnes zu den Venen der äußern Oberfläche gehen (emissari Santorini). — Einzelne Schädelknochen:

A) Stirnbein, os frontis, os frontale s. coronale, ein unpaariger, symmetrischer Knochen, die knöcherne Grundlage der Stirn, bildet den vordersten Umfang des Schädels, das Vorderhaupt, und hat die Form einer Muschel, von welcher der eine Theil, pars frontalis, eine fast

senkrechte Lage, der andere eine horizontale einnimmt. Letzterer bildet den obern Theil der Nase und der Augenhöhle. In der Jugend und bisweilen auch noch beim Erwachsenen besteht das Stirnbein aus 2 Theilen, welche durch die senkrecht von oben nach unten laufende Stirnnaht, sutura frontalis, verbunden sind. Das Stirnbein ist auswendig konver, inwendig ausgehöhlt. Man unterscheidet an ihm: a) pars frontalis s. coronalis, Stirntheil des Stirnbeines; sein oberer, größerer, aufsteigender oder perpendikulärer Theil, welcher die eigentliche Stirne bildet, reicht bis zum Scheitel hinauf, ist nach oben durch den margo coronalis mit den Scheitelbeinen verbunden und geht nach den Seiten hin (Schläfentheil, pars temporalis) in die Schläfe über. Die äußere Oberfläche, superficies externa s. convexa, ist in der Mitte glatt, an den Seiten rauh und wird durch eine Schwache, in der Mitte perpendikulär verlaufende Leiste, die Linea eminens, ein Ueberbleibsel der Sutura frontalis, in 2 gleiche Hälften getheilt, welche in ihrer Mitte eine rundliche Erhabenheit, den Stirnhöcker, tuber frontale, haben, von welchem aus die Ossifikation beginnt. Unter diesem läuft dicht über dem obern Augenhöhlenrand bogenförmig von innen nach außen ein länglicher erhabener Hügel, der Augenbraunenbogen, arcus superciliaris, hinter welchem die beiden Tafeln des Knochens auseinander gewichen sind und die Stirnhöhle zwischen sich lassen. Der dreieckige mittlere, vertiefte Raum, in welchem die beiden Augenbraunenbogen zusammenstoßen, heißt die Glabe, glabella. Durch den abgerundeten, nach oben konveren obern Augenhöhlenrand, margo supraorbitalis, in welchem sich ein Foramen supraorbitale, für Art. vena und Nerv. supraorbitalis, befindet, wird der Stirntheil vom Augenhöhlentheile getrennt. Hintere Fläche, superficies interna s. cerebralis s. concava, ist konkav, zeigt die oben erwähnten impressiones digitatae, juga cerebralia und sulci arteriosi und dient zur Aufnahme der vorderen Lappen des großen Gehirnes. Die harte Hirnhaut, dura mater, überzieht sie. In ihrer Mitte verläuft senkrecht die innere Stirnleiste, crista frontalis interna, welche sich in den Anfang einer Rinne, Längenfurche, sulcus longitudinalis, genannt, verliert. Unterhalb der Stirnleiste liegt ein blindes Loch, foramen coecum, zu dessen Bildung zuweilen auch das Riechbein beiträgt und welches 2 Emissaria Santorini aufnimmt, die mit dem obern Längenblutleiter zusammenhängen. b) Die Augenhöhlentheile, partes orbitales des Stirnbeines. Sie liegen unterhalb des Stirntheiles und bilden die obere Wand der Augenhöhlen (das Dach der Augenhöhlen, lacunar orbitae). Ihre Gestalt ist unregelmäßig viereckig, vorne sind sie breiter als hinten; ein Ausschnitt, incisura ethmoidalis, welcher zur Aufnahme der Siebplatte bestimmt ist, trennt sie von einander. Man unterscheidet an ihnen: α) untere Fläche, gegen die Augenhöhlen gerichtet; sie hat an ihrer innern Wand eine kleine Grube oder Spitze, fossa s. spina trochlearis, an die sich eine knorpelige Rolle anheftet, durch welche die Sehne des m. obliquus superior läuft. An ihrer äußern Wand ist eine zweite Grube, fovea lacrymalis s. glandulae lacrymalis, Thränendrüsengrube, zur Aufnahme der Thränendrüse. β) Obere Fläche, nach der Schädelhöhle gerichtet, konver; auf ihr ruht der vordere Gehirnlappen. γ) Innerer Rand, uneben, mit kleinen Ausschnitten, incisurae ethmoidales, versehen, welche mit der Lamina papyracea des Os ethmoideum 2—3 Foramina ethmoidalia bilden, durch welche Blutgefäße u. Nerven hindurchtreten. δ) Aeußerer Rand, legt sich vorne an das Wangenbein und das Keilbein, hinten an letzteres. c) Nasentheil, pars s. processus nasalis, der dickste und kürzeste Theil des Stirnbeines, liegt zwischen dem Stirntheil und den beiden Augenhöhlentheilen und besteht aus zwei Hälften, welche vorne zusammentreffen und eine Wölbung bilden. Beide Bogen bilden einen länglichen Ausschnitt, incisura ethmoidalis, zur Aufnahme des Riechbeines. Vorn steigt der Nasentheil abwärts und hat nach vorne eine glatte, nach unten eine rauhe, zackige Fläche, welche vorne mit dem obern Ende des Nasenbeins, hinten mit einem Theile des Keilbeines verbunden ist. Beide rauhe Flächen treten oberwärts in einem Winkel zusammen und bilden einen Ausschnitt (Incisura nasalis), zwischen welchem ein Fortsatz (spina nasalis) sich befindet, dessen vorderer Rand mit den innern Rändern der Nasenknochen, dessen hinterer aber mit der senkrechten Platte des Riechbeins zusammenstößt. Zu beiden Seiten der Ausschnitte befindet sich eine größere Oeffnung, welche in die Stirnhöhlen, sinus frontales, führt. Es sind dies zwei geräumige Höhlen zwischen den beiden Tafeln des Stirntheiles, welche sich erst vom zweiten Lebensjahre an bilden und durch eine Scheidewand getrennt sind, in welcher sich bisweilen eine Kommunikationsöffnung befindet. Ihre Höhe und Weite ist verschieden; zuweilen reichen sie bis zum Tuber frontale in die Höhe; verschiedene Scheidewände theilen sie oft in mehre kleinere, unter einander zusammenhängende Zellen. Man kann die Stirnhöhlen als Fortsetzung der Nasenhöhle betrachten, mit welcher sie kommuniciren; sie sind mit Schleimhaut ausgekleidet, welche eine Fortsetzung der Nasenschleimhaut ist. — Das Stirnbein hängt zusammen: am Stirntheil mit den Scheitelbeinen in der Sutura coronalis, dem großen Flügel des Keilbeines, dem Os zygomaticum. An den Augenhöhlentheilen: mit den innern Rändern mit dem Thränenbein, hinten mit dem Siebbein, der hintere Rand mit dem kleinen, der äußere mit dem großen Flügel des Keilbeins; vorne verbinden sie sich mit dem Wangenbein. An dem Nasentheil: mit den Nasenknochen, den Oberkiefern und dem Siebbein. — Die Muskeln, welche sich am Stirnbein ansetzen, sind der musc. frontalis, der corrugator supercilii, der orbicularis palpebrarum, der obliquus superior und der temporalis. — Entwickelung des Stirnbeines. Das Stirnbein bildet sich im zweiten Monat des Fötuslebens aus 2 in der Mitte der Länge nach völlig getrennten Hälften, welche schon im ersten Lebensjahre zu verwach-

sen anfangen und im zweiten völlig verwachsen sind. Nicht selten bleibt die sie bis dahin verbindende Stirnnaht, sutura frontalis, in Folge nicht eintretender Verwachsung für das Leben sichtbar. Die Stirnhöhlen sind bei den Neugebornen noch nicht vorhanden; sie bilden sich vollständig erst nach den Jahren der Mannbarkeit aus.

B) Die Scheitel- oder Seitenbeine, ossa bregmatis s. parietalia s. lateralia, paarige, viereckige, platte, glatte Knochen, deren äußere Oberfläche konver und deren innere konkav ist. Sie nehmen den mittleren obersten und seitlichen Theil des Schädels ein, dessen Gewölbe sie bilden. Sie grenzen oben an einander, vorn an das Stirn-, hinten an das Hinterhauptsbein, unten an das Schläfen- und Keilbein. Wir unterscheiden an jedem eine äußere und eine innere Fläche, 4 Winkel und 4 Ränder. a) Aeußere Fläche, superficies externa, ist oben glatt, nach unten unterhalb der Linea semicircularis dagegen rauh, zum Ansatz des Schläfenmuskels. Die Anlage des bogenförmigen Randes dieses Muskels ist durch einen gekrümmten, etwas erhabenen Streifen, die halbcirkelförmige Linie (linea semicircularis), bezeichnet, welche schon vom Stirnknochen anfängt. Diese Linie begrenzt nach oben die halbcirkelförmige Fläche der Schläfe (planum semicirculare), welche platter ist, als die über ihm liegende Scheitelfläche. Auf der äußern Fläche sind an mehren Stellen Spuren von auf ihr verlaufenden Gefäßen bemerklich, namentlich von den Schläfearterien. Auf der Superficies externa befindet sich ein Ossifikationspunkt, der Scheitelbeinhöcker, tuber parietale, und in der Nähe desselben ein Loch, foramen parietale, zum Durchgang einer Vene. b) Innere Fläche, superficies interna, konkav, ein Gegensatz zur vorigen, gewölbren; mit Fingereindrücken, Arterienfurchen und der Hälfte einer Rinne an ihrem obern Rand, welche mit der andern Seite einen Theil des Sulcus longitudinalis bildet, der, am Stirnbein anfangend, sich bis zum Hinterhauptsbein erstreckt. In seiner Nähe sind rauhe Gruben, foveae glandulares, für die pächionischen Drüsen. Bisweilen bemerkt man am hintern, unteren Winkel ein Stück der Querfurche, sulcus transversus. c) 4 Ränder; sie erhalten ihre Namen von der Naht, welche sie mit den anstoßenden Knochen bilden. α) Margo superior s. sagittalis, Pfeilrand, oberer Rand, der längste, läuft von vorne nach hinten und ist mit vielen Zacken versehen, welche mit den entgegenstoßenden des gleichnamigen Randes vom andern Scheitelbein zusammengreifen, so daß dadurch eine feste zackige Verbindung, die Pfeilnaht (s. Nähte), entsteht. β) Margo inferior s. squamosus, auch margo temporalis, Schläferand, befindet sich dem vorigen entgegengesetzt, ist der kürzeste, in seiner Mitte halbmondförmig ausgeschnitten und scharf, wie abgeschlissen. Unter diesen scharfen mittleren Theil legt sich der Schuppentheil des Schläfenbeines und bildet so die Schuppennaht, sutura squamosa; sein vorderer Theil stößt an den hintern Theil des obern Randes vom großen Keilbeinflügel; hinten verbindet er sich noch mit der Pars mastoidea des Schläfenbeines. γ) Margo anterior s. coronalis, vorderer oder Kranzrand, mit Zacken, erstreckt sich gerade zur Seite herab und krümmt sich zugleich unterwärts etwas. Er bildet mit dem obern Rande des Stirntheiles des Stirnbeines die Kranznaht, sutura coronalis. δ) Margo posterior s. lambdoideus s. occipitalis, hinterer oder Hinterhauptsrand, ist sehr uneben und mit vielen vielgestaltigen Zacken versehen. Er stößt mit demselben Rand des andern Scheitelbeines in einem stumpfen Winkel zusammen. Mit dem obern Rande des Hinterhauptsbeines ist er durch eine Naht, die Sutura lambdoidea, verbunden. Der untere kleinere Theil, margo mastoideus, dieses Randes verbindet sich mit dem Schläfebein. d) 4 Winkel, anguli, des Scheitelbeines. Durch das Zusammenstoßen je zweier Ränder werden 4 Winkel gebildet, welche nach den Knochen benannt werden, an welche sie sich anlegen. α) Angulus frontalis, Stirnwinkel, der vordere, obere Winkel; die Pfeilnaht und die Kranznaht vereinigen sich in einem fast rechten, mit dem der andern Seite und dem obern Rand des Stirnbeines sich vereinigenden Winkel. β) Angulus sphenoidalis, vorderer oder Keilbeinwinkel, verbindet sich mit dem Stirnbein und dem großen Keilbeinflügel. Das stark hervorstehende Stück des Knochens, an welchem er sich befindet, wird auch besonders als Schläfefortsatz, processus temporalis, unterschieden. γ) Angulus occipitalis, hinterer oberer Winkel, Hinterhauptswinkel; ein stumpfer, durch die Vereinigung des Pfeil- und Lambdarandes entstehender Winkel. δ) Angulus mastoideus, Warzenwinkel, hinterer, unterer Winkel, ein stumpfer oder spitzer Winkel, der durch den Lambda- und Schläferand gebildet wird. — Das Scheitelbein verbindet sich nach oben mit demselben Knochen der andern Seite; nach vorne mit dem Stirnbein; nach hinten mit dem Hinterhauptsbein; nach unten mit dem Schläfenbein und dem großen Keilbeinflügel. Der Musc. temporalis setzt sich an dasselbe an; sein oberer gewölbter Theil wird von der Galea aponeurotica überzogen. Die Substanz des Scheitelbeines ist am hintern Theile am dicksten; vorne ist sie dünner, am vordern Theil des untern Randes am dunnsten. Nahe bei der Pfeilnaht, mehr gegen das Hinterhauptsbein zu, ist ein kleines Loch, foramen parietale. Die Verknöcherung der Scheitelbeine beginnt in der 12. Woche von einem einzigen Knochenkerne aus, welcher später als Tuber parietale bemerkbar wird, und breitet sich von hier strahlenförmig nach den Rändern hinaus. Zu den Winkeln gelangt sie am spätesten, weshalb hier noch häufige Zwischenräume, Fontanelle, bleiben. Erst im 8. Monat treten beide Scheitelbeine in die Sutura sagittalis zusammen.

C) Das Hinterhauptsbein, os occipitis, ein symmetrischer, unpaariger Knochen, der mit dem Keilbein beim Erwachsenen zu einem Knochen verschmilzt, dem os basilare, Grundbein, weshalb man ihn wohl auch pars occipitalis ossis basilaris genannt hat. Es ist der hauptsächlichste der zur Bildung des Schädels und

der Schädelhöhle beitragenden Knochen, und wird letztere von ihm hinterwärts und unterwärts geschlossen. Er liegt am hintern und untern Theile des Schädels, und indem er sich vom hintern Rand der Scheitelbeine einer flachen Muschel ähnlich abwärts von hinten nach vorn krümmt, bildet er das Hinterhaupt und den untern hintern Theil des Schädelgrundes. Wir unterscheiden an ihm: a) den Hinterhauptstheil, pars occipitalis ossis occipitis, der größere, aufrechtstehende, muschelförmige Theil des Knochens, welcher die hintere und untere Wölbung des Schädels bildet. Nach unten endet dieser Theil in der Mitte am Hinterhauptsloch, an den Seiten geht er in die Gelenktheile über. Sein oberer Rand, margo lambdoideus, stößt an die Scheitelbeine, die Sutura lambdoidea bildend. Er hat eine *α*) äußere Fläche, superficies externa, konver, oben glatt, unten dagegen rauh, da sich hier viele Muskeln ansetzen. Die bedeutendste dieser Rauhheiten ist der Hinterhauptsstachel, spina s. protuberantia occipitalis externa, von welchem gerade abwärts gegen das Hinterhauptsloch eine scharfe Leiste läuft, die Crista occipitalis externa. Seitwärts laufen zwei bogenförmige, nach oben konvexe Linien, eine obere und untere, linea semicircularis superior et inferior, an welche sich verschiedene Muskeln ansetzen. *β*) Innere Fläche, superficies interna, ist konkav und hat in ihrer Mitte eine stumpfe Erhabenheit, den innern Hinterhauptshöcker, spina occipitalis interna s. eminentia cruciata, von dem aus aufwärts und abwärts eine starke Leiste läuft und seitwärts zwei dergleichen abgehen, welche zusammen die kreuzförmigen Linien, lineae cruciatae eminentes, heißen; zwischen und neben ihnen verlaufen Rinnen. An die Leisten setzen sich Theile der harten Hirnhaut, in die Rinnen legen sich Blutbehälter des Gehirnes. Durch die kreuzförmigen Linien wird die ganze innere Fläche des Hinterhaupttheiles in 4 Gruben eingetheilt, fossae occipitales genannt, in 2 obere, worin die hintern Lappen des großen Gehirnes und in 2 untere, worin die Hemisphären des kleinen Gehirnes ihre Lage haben. b) Gelenktheile, Knopfstücke, partes condyloidea s. jugulares, zwei abwärts gebogene Seitentheile. Die länglich runden, von vorn nach hinten schräg gestellten Gelenkfortsätze bilden den wesentlichsten Theil dieses Knochenstückes, mit welchem der ganze Kopf auf dem ersten Halswirbel, dem Atlas, aufruht. *α*) Aeußere oder untere Fläche, superficies externa s. inferior, mit dem Gelenknopf, processus mastoideus, welcher das Gelenk zwischen Kopf und Atlas bildet. Vor demselben findet sich das Foramen condyloideum anterius, vordere Gelenkloch, für den Nerv. hypoglossus, und hinter demselben das Foramen condyloideum posterius, das hintere Gelenkloch, für eine kleine Vene. Am vordern Rande jedes Gelenktheiles, nach außen neben dem Gelenknopfe, befindet sich ein Ausschnitt, incisura jugularis, welcher am Drosseladerfortsatz, processus jugularis, endet und mit einem ähnlichen Ausschnitt des Schläfenbeines das Drosseladerloch, foramen jugulare, bildet. *β*) Obere oder innere Fläche, superficies superior s. interna, gewölbt, hat den Processus anonymus und hinter demselben einen Theil der Querfurche, sulcus transversus. c) Grund- oder Zapfentheil, pars basilaris, der kleinste, unregelmäßig viereckige, von hinten nach vorne schmäler werdende Theil des Knochens, welcher vor dem Hinterhauptsloche liegt und sich schief zum Körper des Keilbeins hinaufzieht. Bis zum 18. Jahre sind beide Knochen durch eine knorplige Zwischenlage getrennt; nach demselben verschmelzen sie und bilden das Grundbein, os basilare. An der äußern, etwas konveren Fläche des Grundtheiles setzt sich der hintere Theil des Schlundes nebst kleineren Kopfmuskeln an. Die glatte Innenseite bietet eine Aushöhlung für das verlängerte Mark (fossa medullae oblongatae) dar. An die seitlichen Ränder des Grundtheiles legt sich die Spitze des Felsentheiles vom Schläfenbein. Die vordere Fläche geht in den Körper des Keilbeines über. — Alle diese Theile tragen gemeinschaftlich zur Bildung des großen Hinterhauptsloches (foramen occipitale magnum) bei, einer ansehnlichen ovalen Oeffnung, durch welche das Rückenmark, als Fortsetzung des verlängerten Markes, nebst den Rückenmarksarterien in den Rückenwirbelkanal tritt, der Beinerv jeder Seite und die Wirbelarterien in die Schädelhöhle gelangen. — Verwärts ist der Haupttheil des Hinterhauptsbeines durch die Lambdanaht mit den beiden Scheitelbeinen verbunden; die Seitentheile legen sich mittelst einer eignen Spitze (spina jugularis) an die Pyramide und vorwärts an den Zitzentheil des Schläfebeines an und helfen vorwärts das Drosseladerloch bilden, woran der Grundtheil des Hinterhauptsbeines hinterwärts ebenfalls Theil nimmt, der vorwärts aber in jüngren Jahren durch Knorpelmasse mit dem Keilbein verbunden, seitwärts an die Pyramide des Schlafbeins sich anlegt, später jedoch durch wirkliche Knochensubstanz mit ihm verwachsen ist. — Die Muskeln, welche vom Hinterhauptsbeine entspringen, sind der M. occipitalis u. trapezius und der M. constrictor superior. Es setzen sich an dasselbe an der M. splenius capitis, biventer cervixis, complexus, ein Theil des M. sternocleidomastoideus, der M. rectus capitis posticus major u. minor, obliquus capitis superior, rectus capitis lateralis, der M. rectus capiti anticus major und minor. — Entwickelung des Hinterhauptsbeines. Die ersten Spuren der Verknöcherung im Hinterhauptsbeine zeigen sich gegen das Ende des zweiten Monates oder um die 10. Woche in der Gegend der Spina occipitalis externa. Nach und nach bilden sich in dem Hinterhauptstheile 8 Knochenkerne, die sich strahlenförmig ausbreiten und in einander fließen. Etwas später als in diesem Theile erscheint in jedem Gelenktheile und im Grundtheile ein Knochenkern. So sind 4 Abtheilungen dieses Knochens beim reifen Embryo gebildet, welche durch Knorpelmasse vereinigt werden. Die völlige Verwachsung dieser 4 Stücke zu einem geht nur sehr langsam vor sich und dauert bis gegen das Ende des vollendeten Wachsthums.

D. Das Keilbein, os sphenoideum (v. σφήν,

der Keil) oder os cuneiforme, auch wohl wegen seiner Aehnlichkeit mit einer fliegenden Fledermaus oder Wespe os sphecoideum (σφήξ, die Wespe), bildet das vordere Stück des Grundbeines, os basilare, und heißt deshalb auch Pars phenoidea ossis basilaris. Es ist ein unpaariger, sehr unregelmäßig geformter, in der Mitte des Schädelgrundes liegender Knochen, der zwischen die übrigen S. gleichsam eingekeilt ist und nicht nur zur Schädelhöhlenbildung, sondern auch zur Bildung der Augen- und Nasenhöhlen, so wie zur knöchernen Grundlage des Gesichtes beiträgt. Wir zerlegen das Keilbein der leichteren Uebersicht halber in den Körper, die kleinen und großen Flügel und die flügelförmigen Fortsätze. a) Körper oder Mittelstheil, corpus s. basis s. diaphysis, nimmt seiner Lage nach ziemlich die Mitte der Basis des Hirnschädels ein und ist der dickste, würfelförmige Theil des Keilbeines. An ihm sind 6 Flächen zu unterscheiden: α) obere Fläche, superficies superior, mannichfaltig gebildet und auswärts nach der Schädelhöhle sehend, wird mit einem Türken- oder Pferdesattel verglichen und deshalb sella turcica sella equina sella ephippium genannt, dessen Lehne, dorsum ephippii, in 2 stumpfe Fortsätze, processus clinoidei posteriores, ausläuft. Ihnen gegenüber nach vorne liegen 2 kleinere Hügel, processus clinoidei medii, so daß zwischen diesen und den hintern eine Grube gebildet wird, welche zur Aufnahme der Schleimdrüse des Gehirnes bestimmt ist, die Fossa pro glandula pituitaria. Hinter der Sattellehne führt eine abgedachte Fläche, clivus Blumenbachii genannt, zur Pars basilaris ossis occipitis. β) Die beiden Seitenflächen, superficies laterales, sind größten Theils mit den größeren Flügeln verwachsen; sie haben an ihrem hintern Theil eine Furche, den Sulcus caroticus, für die Art. carotis interna, an dessen äußrem Rande meist ein dünnes, gebogenes Knochenplättchen, Züngelchen, lingula, genannt, hervorsteht, welches diese Furche bei der Verbindung des Keilbeines mit dem Schläfenbeine zu einem Kanale umwandelt. γ) Vordre Fläche, superficies anterior, zeigt in der Mitte eine erhabene Leiste, die Crista sphenoidalis, an welche sich die Lamina perpendicularis des Siebbeines anlegt. Zu ihren Seiten verschließen die Cornua sphenoidalia (s. unten) die Aperturae sinuum sphenoidalium. δ) Hintere Fläche, superficies posterior, verwächst nach dem 18. Lebensjahre mit dem Hinterhauptsbein. ε) Untere Fläche, superficies inferior, macht sich durch einen scharfen Kamm bemerklich, das Rostrum sphenoidale, welcher in die Crista der vordern übergeht und der Scheidewand des Sinus entspricht, wie denn diese ganze Fläche allmählig in die vordere verschwindet. Diese 6 Flächen schließen die Keilbeinhöhlen, sinus sphenoidales, ein. Der Körper des Keilbeins ist nämlich durchaus hohl; durch eine meist senkrecht herabgehende knöcherne Scheidewand werden zwei Höhlen von meist ungleicher Größe gebildet, deren Oeffnungen an der vordern Fläche des Körpers durch dreieckige, nach hinten spitz zulaufende Tuten, die Cornua sphenoidalia s. ossicula Bertini, so geschlossen werden, daß nur ein kleines Loch bleibt, welches mit den hintern Siebbeinzellen kommunicirt und einen Zusammenhang zwischen diesen, den Keilbeinhöhlen und der obern Nasenmuschel herstellt. Uebrigens variiren diese Keilbeinhöhlen sehr häufig; oft findet man nur eine, oft auch mehr als zwei. b) Die kleinen Flügel od. schwertförmigen Fortsätze, alae parvae oder processus ensiformes. Sie entspringen zu beiden Seiten des Körpers, vorn und oben mit zwei Wurzeln, zwischen denen sich das Sehloch, foramen opticum, befindet, durch welches der Sehnerv und die Art. ophthalmica aus der Schädelhöhle in die Augenhöhle treten. Jeder Flügel hat nach innen gegen den Körper zu ein stumpfes Ende, den Processus clinoideus anterior, von welchem er, allmählig schmäler werdend, nach außen läuft und sich mit seinem vordern gezackten Rand an das Os ethmoideum und die Partes orbitales des Stirnbeins legt. Der hintere, scharfe, feste, halbmondförmige, freie Rand (margo semilunaris) läßt zwischen sich und dem großen Flügel die obere Augenhöhlenspalte, fissura orbitalis superior s. sphenoidalis, welche nach innen und unten breiter, nach außen und oben schmäler ist. Durch sie treten der 6., 3. und 4. Gehirnnerv und der erste Ast des 5. in die Augenhöhle, die Gehirnaugenvene aber aus letzterer zu dem Sinus cavernosus. c) Die großen Keilbeinflügel, alae magnae, gehen von beiden Seiten des Körpers aus und schlagen sich auswärts nach vorne in die Höhe, so daß sie mit ihren drei Flächen zur Bildung der Schädel- und Augenhöhle und Schläfengrube beitragen, nach denen sie ihre Namen bekommen. α) Innere oder Gehirnfläche, superficies interna s. cerebralis, ist ausgehöhlt und mit den gewöhnlichen Vertiefungen wie die übrigen S. versehen. Ihr innerer freier Rand bildet mit dem kleinen Flügel die obere Augenhöhlenspalte, unter welcher das runde Loch, foramen rotundum, liegt, durch welche der zweite Ast des fünften Nervenpaares, fossa sphenomaxillaris, läuft. Neben dem runden Loch nach außen befindet sich das ovale Loch, foramen ovale. Für den dritten Ast des fünften Nervenpaares und noch weiter rück- und auswärts ist das Stachelloch, foramen spinosum, für die Art. meningea media. β) Die vordere oder Augenhöhlenfläche, superficies orbitalis s. anterior, ist die kleinste, viereckig und bildet den hintern Theil der äußern Wand der Augenhöhle. Ihr unterer freier Rand bildet mit dem Oberkieferknochen die untre Augenhöhlenspalte, fissura orbitalis inferior s. spheno- maxillaris, durch welche der Nerv. infraorbitalis und subcutaneus malae in die Augenhöhle ein- und die Gesichtsaugenvene aus derselben heraustritt. γ) Die äußere oder Schläfenfläche, superficies externa s. temporalis, ist die längste und zieht sich bogenförmig von unten nach oben. Sie bildet den vorderen Theil der Schläfengrube und wird durch eine rauhe Querlinie, linea eminens s. tuberculum spinosum, in zwei über einander liegende Felder, ein oberes und unteres, getrennt, von welchen das erste dem Musc. temporalis, das letztere,

welches in eine spitze Ecke, den Stachelfortsatz, processus spinosus oder spina angularis oder sphenoidea, ausläuft, dem M. pterygoideus externus zum Ansatze dient. Am Stachelfortsatz befinden sich nach hinten und unten kleine, kurze Knochenplättchen, die Alae parvae lugrassiae, und am hintern Theil der Fläche die äußere Oeffnung des runden und einunden Loches. Diese genannten drei Flächen werden von 6 Rändern begrenzt, welche mit den benachbarten Knochen Verbindungen eingehn. αα) Innrer Rand, margo internus, zwischen der Augenhöhlen- und Gehirnfläche, hilft die obere Augenhöhlenspalte bilden. ββ) Oberer Rand, margo superior, vorn breit, zackig, dreieckig, allen 3 Flächen angehörig, wird hinten scharf, grenzt nur an die Gehirn- und Schläfenfläche und dient zur Verbindung mit dem Stirn- und Scheitelbein. γγ) Vorderer oberer Rand, margo anterior superior, grenzt an die Augenhöhlen- und Schläfenfläche und stößt an das Jochbein. δδ) Vorderer unterer Rand, margo anterior superior, ist glatt, frei und bildet mit dem Oberkiefer die untere Augenhöhlenspalte. εε) Hinterer oberer oder äußerer Rand, margo posterior superior oder externus, zwischen der Schläfe- und Gehirnfläche, gezackt, konkav, schließt sich an den Schuppentheil des Schläfebeins. ϑϑ) Hinterer unterer Rand, margo posterior inferior, ebenfalls zwischen den obengenannten Flächen, breit, uneben, legt sich an das Felsenbein des Schläfebeins an und endigt in den Stachelfortsatz. d) Flügelfortsätze, flügelförmige Fortsätze, Gaumenflügel, processus pterygoidei, steigen aus den beiden Seitentheilen des Körpers ziemlich gerade hinter dem Gaumen- und Oberkiefer- beine abwärts gegen den Rachen. Ihre Wurzel wird von einem Kanale, canalis Vidianus, durchbohrt, welcher horizontal von vorn nach hinten läuft und den Nerv. Vidianus aus der Fossa spheno-maxillaris zu dem Canalis caroticus bringt. Die vordere Fläche dieses Fortsatzes ist ungetheilt und mit einer Rinne, sulcus pterygoideus, versehen, welche mit einer ähnlichen am anliegenden Gaumenbeine den Flügelgaumenkanal, canalis pterygo-palatinus, bildet. Die hintere Fläche theilt sich in zwei dünne Blätter, Flügel, ala s. lamina externa und interna, zwischen welchen sich oben eine Fossa pterygoidea, unten eine Incisura pterygoidea befindet. Der äußere Flügel, sich im Herabsteigen etwas aus- und rückwärts krümmend, ist der breitere, aber kürzere; der innere ist schmäler, aber länger und läuft in einen nach außen gebogenen hakenförmigen Fortsatz, hamulus pterygoideus, aus, um welchen sich die Sehne des Mus. circumflexus palati schlingt; die innere Fläche dieses letztern Flügels ist glatt und trägt zur Bildung der Choanae parium bei; aus ihrer Wurzel ragt ein platter, dreiseitiger Fortsatz, processus vaginalis s. ad vomerem, nach innen gegen das Rostrum sphenoidale hin. Ueber seine äußere Fläche und den hintern Rand läuft eine breite flache Furche, sulcus tubae Eustachii, von oben nach unten und innen herab. — Das Keilbein verbindet sich; an seinem Körper mit dem Hinterhauptsbein, dem Felsentheil des Schläfenbeines, dem Os ethmoideum und dem Vomer; an den kleinen Flügeln mit den Augenhöhlentheilen des Stirnbeines; an seinen großen Flügeln mit Stirnbein, Scheitelbein, Jochbein, Schläfenbein; zwischen ihnen und dem Oberkiefer bleibt die Fissura orbitalis inferior; an den flügelförmigen Fortsätzen: mit dem Gaumenbeine. — Die Muskeln, welche sich an das Keilbein ansetzen, sind: der Musc. temporalis, pterygoideus externus, pterygoideus internus, circumflexus palati mollis und der Musc. mallei externus. — Entwickelung des Keilbeines. Erst im dritten oder vierten Monat zeigt sich ein Knochenkern in jedem großen Flügel, dann in den Flügelfortsätzen und kleinen Flügeln, zuletzt im Körper. Diese Kerne verschmelzen allmählig so, daß der ganze Knochen im achten Monat aus 5 Stücken, aus 2 großen, 2 kleinen Flügeln und dem Körper, besteht. Beim reifen Embryo fließen sie in 3 Stücke zusammen, in die beiden großen Flügel und den Körper, deren Trennung bis zum 7. Lebensjahre sichtbar ist. Die Sinus bilden sich erst nach der Geburt und allmählig.

E) Die Schläfenbeine, ossa temporum, paarige Knochen, von denen zu jeder Seite des Schädels zwischen dem Keil-, Scheitel- und Hinterhauptsbeine einer liegt, so daß er theils den mittleren, untern Seitentheil, theils ein Stück der Basis des Schädels bildet. Oben sind beide Knochen durch die Scheitelbeine, unten durch das Keilbein von einander getrennt. In denselben befinden sich die Gehörorgane. Am Schläfenbein fallen 3, hinsichtlich ihrer Form wesentlich verschiedene Theile in die Augen; der vordere ist platt und steht aufrecht, Schuppentheil; der hintere, Zitzentheil, ist wulstig, und der schräg nach innen, auf der Basis des Schädels liegende soll einem dreiseitigen Felsstücke gleichen, weshalb er Felsentheil genannt wird. a) Schuppentheil, pars squamosa, der vordere und obere, platte und aufrecht stehende Theil, welcher, einer Fischschuppe ähnlich, mit seinem obern Rande über den untern des Scheitelbeines hinweggeschoben ist. Er hat eine äußere u. innere Fläche: α) Superficies externa, flach gewölbt, mit Arterieneindrücken, zum Theil rauh für den Schläfenmuskel. In ihrem untern Theile bildet diese Fläche ein ausgehöhltes Gewölbe, welches den Gehörgang von oben deckt. Vor demselben geht die Fläche in den starken Jochbeinfortsatz, processus zygomaticus, über, welcher durch zwei Wurzeln, eine obere u. eine untere, gebildet wird. An der untern Fläche des Schuppentheiles befindet sich eine tiefe, längliche, querlaufende Gelenkgrube, fovea articularis, für den Gelenkkopf des Unterkiefers. Hinter dieser Gelenkgrube sieht man zwischen ihr und der vordern Fläche des Felsentheiles eine schmale Spalte, die Fissura Glaseri, welche sich bis zur Trommelhöhle erstreckt und durch welche die Fleche des äußern Muskels des Hammers in die Trommelhöhle hinein- und auf die Seite des Paukenfelles herausgeht. Der Jochbeinfortsatz geht von der äußern Fläche bogenförmig

auswärts und vorwärts ab und verbindet sich durch einen kurzen gezackten Rand mit dem Schläfenfortsatz des Wangenbeines, mit dem er den Jochbogen, arcus zygomaticus, bildet. — Die β) innere Fläche, superficies interna, der Schuppentheiler, ist glatt, flach ausgehöhlt, kleiner als die äußere und von der harten Gehirnhaut ausgekleidet; sie hat deutliche Fingerimpressionen und Arterienfurchen. — b) Warzentheil, Zitzentheil, pars mammillaris s. mastoiden (von μαστός, die Zitze). Er liegt tiefer als der Schuppentheil und wird von diesem unten durch den eingeschobenen Felsentheil, oben zum Theil durch einen Ausschnitt, die Incisura parietalis, getrennt, in welchen sich ein Theil des untern Randes von Os parietale legt; der hintere Rand grenzt an den Margo mastoideus des Hinterhauptsbeines. α) Aeußere Fläche; an ihr befindet sich ein kurzer, starker, rauher Fortsatz, der Processus mastoideus s. mammillaris, Zitzen- oder Warzenfortsatz, dessen Inneres eine Masse Zellen, sinus mastoidei, enthält, von denen man früher glaubte, daß sie beim Hören mitwirkten, da sie mit der Paukenhöhle in Verbindung stehen. Unterwärts befindet sich an der Seite des Zitzenfortsatzes eine sich von hinten nach vorne erstreckende Incisur, incisura mastoidea, welche dem zweibauchigen Muskel der Unterkinnlade zur Anlage dient. Hinter dem Warzenfortsatze befindet sich ein Loch, das Foramen mastoideum, welches sich auf der innern Fläche dieses Theiles öffnet u. ein Emissarium Santorini zum Sinus transversus oder eine Art. meningea posterior zur harten Hirnhaut führt. Auf der äußern Fläche öffnen sich die Aperturae externae canaliculi mastoidei, zwei ganz feine Oeffnungen, welche in das Zitzenfortsatzkanälchen, den Canaliculus mastoideus, führen. — β) Die innere Fläche ist ausgehöhlt und bildet einen Theil der hinteren Schädelgrube, welche für das kleine Gehirn bestimmt ist. An ihr verläuft von oben nach unten eine breite Rinne, die Fossa sigmoidea, in welche sich der Sulcus transversus fortsetzt und in der die innere Oeffnung des Foramen mastoideum sichtbar ist. — c) Der Felsentheil oder das Felsenbein, pars petrosa oder os petrosum, heißt so wegen seiner Härte und Festigkeit und hat die Form einer schräggelegenen dreiseitigen Pyramide, deren Basis nach hinten und außen zwischen der Pars mastoidea und squamosa liegt, deren Spitze dagegen nach innen und vorn gegen den Körper des Keilbeins sieht. Nach hinten stößt dieser Theil an den Margo petrosus des Hinterhauptsbeines, vorne an den hintern untern Rand des großen Keilbeinflügels. Man unterscheidet an ihm 3 Flächen, die Basis und die Spitze. Ueber das Innere dieses Theiles s. Ohr. — α) An der Basis befindet sich zwischen Processus zygomaticus und mastoideus eine weite ovale Oeffnung, der Eingang zum innern Ohre, der Meatus s. Porus auditorius externus, der äußere Gehörgang, an dessen Stelle beim Embryo nur ein Ring, der Annulus tympani vorhanden ist. — β) An der stumpfen Spitze öffnet sich der Canalis caroticus, und neben diesem befindet sich eine schmale Oeffnung, die eustachische Trompete, tuba Eustachii, welche an der untern Fläche des Schädels hinter dem Foramen spinosum und vor dem Eingange des karotischen Kanales zu finden ist. Sie führt in die Paukenhöhle und wird durch eine knorpelige Röhre verlängert, die sich hinter den Processus pterygoideus zum Rachen herab erstreckt. Zwischen der Spitze des Felsentheiles und dem Körper des Keilbeines bleibt eine Spalte, die Fissura spheno-petrosa, welche mit Knorpelmasse ausgefüllt wird, durch welche der Nerv. vidianus profundus, läuft. — γ) Vordere innere Fläche. Sie liegt in der Schädelhöhle und bildet die hintere Wand der mittleren Schädelgrube. In ihrer Mitte ragt eine Erhabenheit, die Eminentia arcuata, hervor; neben ihr ist eine kleine Oeffnung, der Hiatus canalis Fallopii, von welcher eine flache Rinne abwärts gegen den Canalis Vidianus am Keilbeine führt. Der Winkel oder obere Rand, margo s. angulus petrosus, in welchem die vordere und hintere Fläche zusammenstoßen, ist abgerundet. — δ) Hintere innere Fläche, sieht nach der hintern Schädelgrube und geht nach außen in die Pars mastoidea über. An ihr fällt sogleich eine große, ovale, schief nach vorn und außen emporsteigende Oeffnung, die des inneren Gehörganges, meatus auditorius internus s. foramen acusticum, in die Augen. Dieser Kanal läuft schräg von hinten und innen nach vorn und außen; sein Boden ist durch zwei sich kreuzende erhabene Leisten in 4 Abtheilungen gebracht. Oben und vorn ist der Eingang in den Canalis Fallopii, oben und hinten ein kleines trichterförmiges Grübchen, die Fossa vestibuli superior; diese beiden obern Oeffnungen sind schräg nach außen und vorn gerichtet. Unten und vorn befindet sich ein größeres rundliches Grübchen, fossa cochleae, unten und hinten ist ein längliches Grübchen, die Fossa vestibuli inferior. Alle 3 Grübchen sind voll kleiner Löcher (laminae cribrosae). Der Canalis Fallopii, durch welchen der Nerv. facialis geht, beginnt oben und vorn auf dem Boden des inneren Gehörganges, läuft von hier oberhalb des Vorhofes quer nach vorn und außen zum Hiatus cana is Fallopii, wo er durch ein enges Kanälchen mit der Paukenhöhle in Verbindung steht. Am Hiatus wendet er sich unter einem rechten Winkel, dem sogenannten Knie, nach hinten zwischen der Fenestra ovalis und dem horizontalen Bogengange hindurch zur hintern Wand der Paukenhöhle, steigt hinter derselben herab und endigt im Foramen stylomastoideum. Weiter nach hinten und außen vom innern Gehörgange liegt unter einer Hervorragung, welche der hintere Bogengang vernrsacht, eine enge Ritze, die Wasserleitung des Vorhofs, der Aquaeductus vestibuli. — ε) Die untere oder äußere Fläche der Pars petrosa des Schläfebeines betrachtet man als die Grundfläche der Pyramide; sie ist von vielen Vorsprüngen und Vertiefungen sehr rauh und uneben und liegt außerhalb der Schädelhöhle. An ihr ist zu bemerken in der Nähe des Processus mastoideus der Griffelfortsatz, processus styloideus, dessen Wurzel zwei

Knochenverlängerungen, welche gleichsam eine Scheide bilden, umgeben. Zwischen ihm und dem Processus mastoideus öffnet sich der Canalis Fallopii im Griffelwarzenloch, foramen stylomastoideum, durch welches der Nerv. facialis heraus- und die Art. stylo-mastoidea hereintritt. An der innern Seite des Processus styloideus nach vorn, gegen die Spitze des Felsentheiles hin, liegt ein weites, rundes Loch, der Eingang des Canalis caroticus, welcher anfangs gerade in die Höhe steigt und sich dann ein- und vorwärts gegen die Spitze wendet. Hinter diesem Eingang, getrennt durch eine dünne Scheidewand, auf welcher ein ganz kleines Löchelchen zur Wasserleitung der Schnecke, dem Aquaeductus cochleae, führt, liegt eine tiefe, mit einem ausgeschnittenen Rande versehene Grube, die Fossa jugularis, welche die vordere Hälfte des Drosselloches bildet, dessen hintere Hälfte von der Pars condyloidea des Hinterhauptsbeines gebildet wird und welches der Vena jugularis interna, dem Nerv. glossopharyngeus vagus und accessorius Willisii zum Durchgange dient. — Das Schläfenbein verbindet sich an der Pars squamosa nach oben mit dem Margo squamosus des Scheitelbeines, wodurch die Schuppennaht, sutura squamosa, gebildet wird; mit dem großen Flügel des Keilbeines, dem Os zygomaticum und dem Unterkiefer; an der Pars mastoidea mit dem Scheitel- und Hinterhauptsbein; an der Pars petrosa mit Keil- und Hinterhauptsbein. — Die Muskeln, welche von demselben entspringen, sind der Musc. temporalis, masseter, digastricus, styloglossus, stylohyoideus und stylopharyngeus. Es legen sich an dasselbe an der Musc. sterno cleido-mastoideus, der trachelo-mastoideus u. der Musc. splenius capitis. — *Entwickelung des Schläfenbeines.* Die erste Verknöcherungsstelle zeigt sich am Ende des zweiten bis zum dritten Monat am untern Theile der Schuppe; am Warzentheil erst im vierten bis fünften Monat. Jetzt entsteht auch der Processus zygomaticus, der mastoideus dagegen erst nach der Geburt; der styloideus ist im ersten Lebensjahre gar nicht vorhanden, dann aber ganz knorpelig. Beim reifen Embryo besteht das Schläfenbein aus 4 Stücken, aus den 3 angegebenen und dem Trommelfellringe, annulus tympani, welcher anstatt des äußeren Gehörganges vorhanden ist. Nach der Geburt verwachsen allmählig diese Theile, und nur zwischen der Pars squamosa und petrosa bleibt längere Zeit ein Zwischenraum, der sich in eine Naht, die Sutura squamosa-petrosa, verwandelt.

F) Das Sieb- oder Riechbein, Os ethmoideum s. cribriforme. Es hilft nur zum kleinsten Theile die Schädelhöhle bilden; am meisten trägt es dagegen zur Bildung der Nasenhöhle und etwas zur Bildung der Augenhöhlen bei. Es ist ein zarter, unregelmäßig würfelförmiger, zelliger Knochen. Man unterscheidet an ihm: a) die *Siebplatte*, cribrum lamina cribrosa, welche die Schädelhöhle mit bilden hilft, hat die Form eines länglichen Viereckes, welches nach oben gegen das Gehirn, nach unten gegen die Nasenhöhle sieht, und in der Incisura ethmoidalis des Stirnbeines liegt. In derselben befinden sich viele kleine Löcher, die Foramina cribrosa, durch welche die Zweige der Geruchsnerven, nerv. olfactorius, in die Nasenhöhle treten. Oben und vorn erhebt sich aus der Siebplatte der sogenannte Hahnenkamm, die Crista galli, ein Fortsatz, der sich an seinem vordern Rande in zwei kleine Blätter spaltet, welche Hamuli frontales cristae galli oder Processus alares heißen und sich an die innere Fläche der Pars nasalis des Stirnbeins anlegen. Zwischen diesen flügelartigen Seitenfortsätzen befindet sich das blinde Loch des Stirnbeines, zu dessen Bildung zuweilen auch das Riechbein mit beiträgt. — b) Die *senkrechte Platte*, lamina perpendicularis, steigt frei zwischen den beiden Labyrinthen von der Mitte der untern Fläche der Siebplatte gerade in die Nasenhöhle herab und bildet so den obern Theil der Nasenscheidewand. Vorn und oben ist sie am dicksten und ragt weiter herab, hinten dagegen ist sie dünn und wegen des unter ihr liegenden Vomer kürzer. Sie hat die Gestalt eines verschobenen ungleichseitigen Fünfeckes. Der obere Rand verschmilzt mit der Siebplatte, der hintere obere stößt an das Rostrum sphenoidale, der hintere untere verbindet sich mit dem Vomer; auf dem vordern obern, welcher sich an die Spina nasalis des Stirnbeins legt, ruhen die Nasenknochen, und an den vordern untern setzt sich die knorpelige Nasenscheidewand. An ihren beiden Flächen befinden sich Furchen, welche die Geruchsnerven aufnehmen und als Fortsetzungen der Sieblöcher zu betrachten sind. — c) Die *Seitentheile oder Labyrinthe*, labyrinthi, gehen neben der senkrechten Platte von der Siebplatte herab und bestehen aus der Augenhöhlenplatte, der Nasenplatte und den zwischen beiden befindlichen Riechbeinzellen. Die Augenhöhlenplatte, lamina oder ossa papyracea, bilden den größten Theil der innern Wand der Augenhöhle. Die Nasenplatte oder Muschelwand, lamina nasalis s. concharum, ist der Nasenhöhle zugekehrt und wird durch einen Einschnitt in zwei Abtheilungen getrennt, welche die obere Nasenmuschel u. die mittlere, die Concha superior (auch Morgagniana genannt) und die Media darstellen. Die Riechbeinzellen, sinus s. cellulae ethmoidales, werden durch mehre, meist senkrechte, unregelmäßige Blättchen gebildet, durch welche der Raum zwischen der Augenhöhlen- und der Nasenplatte in Fächer getheilt wird, die meist unter sich Gemeinschaft haben und sich in die Nasenhöhle öffnen. — Die Verbindungen des Siebbeines sind: an der Lamina cribrosa mit den Part. orbitales des Stirnbeins und durch den Hahnenkamm mit dem Nasentheile desselben; der hintere Rand stößt an den Körper des Keilbeins. An der Lamina perpendicularis: vorn mit den Nasenknochen, unten mit dem Vomer, hinten mit dem Körper des Keilbeins. An den Labyrinthen: die Papierplatte grenzt vorn an das Thränenbein, oben an das Stirnbein, unten an den Oberkiefer, hinten an das Keil- und Gaumenbein. —

Entwickelung des Siebbeines. Sie beginnt spät, im 5.—6. Monat, und wird spät vollendet. Die ersten Verknöcherungspunkte zeigen sich in den Papierplatten, dann in den Muscheln. Bei den Neugebornen ist sowohl die horizontale, wie die senkrechte Platte noch knorpelig, und sie fangen erst ½—1 Jahr nach der Geburt zu verknöchern an. Die vollkommene Verknöcherung der Siebplatte erfolgt erst im 2. oder 3. Jahre; jetzt verschmelzen auch die einzelnen Theile mit einander, nur die Lamina perpendicularis ist noch größtentheils knorpelig. Der unterste und vorderste Theil derselben behält das ganze Leben hindurch seine knorpelige Beschaffenheit.

Schädellehre (Physiol.), auch Kraniologie, Kranioskopie, Organologie, Organoskopie u. (ungefähr seit 1816 durch Spurzheim) Phrenologie genannt, bezeichnet im prägnanten Sinne die gallsche S. oder die Lehre von der Erkenntniß der menschlichen Geistesanlagen aus den Protuberanzen der Schädeloberfläche und ist daher, in so fern sie von der äußern somatischen Bildung auf physische Eigenschaften schließen will, der Physiognomik ꝛc. verwandt. Schon aus dem Alterthum herüber ziehen sich durch die Blüthezeit der Wissenschaften unter den Arabern und durch das Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit einzelne Anschauungen und selbst Axiome, welche an manche Sätze der S. erinnern und eine so allgemeine bewußte und unbewußte Anerkennung gefunden haben, daß die Spuren davon noch immer theils als bildliche Redeweisen im Munde des Volkes leben, theils in der von uns Allen geübten, auf den ersten Eindruck sich gründenden Beurtheilung uns zum ersten Male entgegentretender Persönlichkeiten zur Erscheinung kommen. In gewisser Weise kannals unmittelbarer Vorgänger des Begründers der S. C. Bonnet bezeichnet werden, in so fern er in seiner „Palingénésie philosophique" das Gehirn als den Herd sehr mannichfaltiger Organe beschreibt und jeder Faser desselben eine besondere Funktion zuweist. Galls Freunde haben sich auch wiederholt auf ihn berufen, obgleich seine Schriften wohl nicht den geringsten Einfluß auf Gall, der durch eigene Beobachtung zur Konception seiner Lehre geführt wurde, geübt haben dürften. Schon in seiner Jugend hatte Gall wahrgenommen, daß Menschen mit vorstehenden Augen meist ein vortreffliches Gedächtniß besäßen, ein Umstand, der zunächst sein Nachdenken auf die Möglichkeit eines Zusammenhangs zwischen beiden Eigenschaften lenkte und ihn von nun an seine ganze Aufmerksamkeit auf jedes Zusammentreffen auffallender Talente mit eigenthümlicher Schädelbildung wenden ließ. Bei wissenschaftlicherer Betrachtung solcher Verhältnisse zog er auch die Schädel von Thieren, die sich durch besonderes Hervortreten irgend einer physischen Eigenthümlichkeit auszeichnen, in den Kreis seiner Beobachtungen, und indem er diese mit den Resultaten, welche medicinische Studien und ärztliche Praxis reichlich darboten, zusammenhielt, sammelte er einen stets wachsenden Vorrath von pathologischen und anatomischen Thatsachen, welche auf einen Zusammenhang geistiger Eigenthümlichkeiten mit körperlichen hindeuteten. Alle diese Beobachtungen, unter denen jene an den Köpfen von Irren und Verbrechern vorgenommenen nicht die unwichtigsten waren, suchte Gall durch unausgesetzt wiederholte Untersuchungen des Gehirns nach ihren folgerichtigen Ursachen aufzuklären und mit den Ansichten der Philosophen und Naturforscher über Wesen und Verhältniß der Seelenkräfte, namentlich aber mit denen der Physiognomiker, deren Blüthezeit ungefähr in jene Epoche fällt, in Einklang zu bringen, und so gelangte er endlich dahin, daß er zuerst 1795 in Wien mit öffentlichen Vorträgen über seine neue Lehre auftreten und später (1805—7) diese Vorlesungen in den bedeutendsten Städten Deutschlands, Hollands, der Schweiz und Frankreichs fortsetzen konnte. Die Grundzüge seiner Lehre sind folgende: Das Gehirn ist als eine höhere Entwickelungsstufe des Rückenmarkes anzusehen, welche oberhalb des verlängerten Markes ihre Stelle hat. Dieses verlängerte Mark nämlich ist der Vereinigungspunkt aller Nerven des Körpers — daher starker Druck auf dasselbe oder Verletzung desselben überall am leichtesten tödtlichen Erfolg haben — und während dasselbe nach unten durch das Rückenmark den ganzen übrigen Körper mit Nerven versorgt, tritt es nach oben in Gestalt markiger Schenkel unter der Varolsbrücke in die Schädelhöhle und bildet nach Abgabe von Aesten zum kleinen Gehirn in strahlenförmiger Verbreitung das große Gehirn, in welchem jedoch an vier Stellen Zwischenräume (die Gehirnhöhlen) entstehen, welche von Adergeflechten durchzogen und im gesunden Zustande von einiger Feuchtigkeit erfüllt sind. Jene Schenkel verlieren in ihrer weiteren Ausbreitung die markige Beschaffenheit und endigen sich, in graue Rindensubstanz verwandelt, in vielfachen Windungen auf die Oberfläche der Gehirnhemisphären. Dabei dehnt sich die Hirnmasse selbst in eine membranöse Fläche aus, welche zwar in jene Windungen knaulförmig zusammengewickelt ist, deren ursprüngliche Gestalt aber sich theils durch geeignete Behandlung darstellen läßt, theils aber auch von selbst ins Auge fällt, wenn bedeutende Wasseransammlung in den Hirnhöhlen das Gehirn selbst ausdehnt. In dieser Gestalt ist das Gehirn das vermittelnde Werkzeug für alle geistigen Verrichtungen. Aber es ist nicht bei jeder einzelnen Geistesthätigkeit seiner ganzen Masse nach aktiv, sondern jede besondere Geistesverrichtung kommt vermittelst eines besondern Theils (Organs) des Gehirns zu Stande, und das Gehirn ist demnach ein Inbegriff von Organen, die nach der Verschiedenheit ihrer Verrichtungen auch in Form u. Farbe verschieden sind. Da überall Umfang und Stärke eines Nervs mit der Kraft der Verrichtung, welcher er dient, in geradem Verhältniß stehen — der Rüsselnerv des Elephanten z. B. hat die Stärke eines Kinderarms — und da beide durch öftere Ausübung der bezüglichen Verrichtung zunehmen, so hat der Mensch, als das geistig thätigste Geschöpf, unter allen mit Gehirn ausgerüsteten Wesen das relativ größte

Gehirn. Zugleich ist das menschliche Gehirn auch das zusammengesetzteste, indem es nicht nur alle Organe, welche bei den Thieren einzeln angetroffen werden, sondern neben diesen auch noch dem Menschen ausschließlich zukommende besitzt. Aber auch hier wieder muß bei der großen Mannichfaltigkeit, in welcher bei den einzelnen Menschen die Entwickelung des Gehirns nach dem Volumen, wie nach den einzelnen Theilen erscheint, der Grundsatz festgehalten werden, daß eine größere Gehirnmasse auf größere und stärkere geistige Anlagen hindeutet, wobei zugleich noch zu berücksichtigen bleibt, daß während in der Jugend die Gehirnmasse nach Ausdehnung strebt, sie im höheren Alter schwindet und sich senkt. Auch die Geschlechtsunterschiede bedingen eben so wie Eigenthümlichkeiten der geistigen Anlagen auch entsprechende Eigenthümlichkeiten in der Bildung der Gehirnorgane.

Wie schon oben gesagt wurde, sind die Verrichtungen der einzelnen Gehirntheile untereinander unabhängig, und daraus erklärt sich, wie im Verlaufe des Lebens einzelne geistige Vermögen sich höher entwickeln, während andere zurücktreten; wie länger fortgesetzte geistige Thätigkeit durch den Wechsel der Gegenstände derselben erleichtert, ja zuletzt nur durch denselben möglich gemacht wird; wie Aehnlichkeit in der Gehirnbildung auch bei außerdem gänzlich verschiedener Körperbildung Aehnlichkeit der Geistesanlagen verräth, und endlich, wie durch Verletzung einzelner Gehirntheile einzelne Geistesvermögen beeinträchtigt erscheinen können. Die vorhandenen Organe sind theils solche, die den verschiedenen Aeußerungen des Begehrungsvermögens, theils solche, die den Thätigkeiten des Erkenntnißvermögens dienen, und aus dieser Mannichfaltigkeit erklären sich auch die Phänomene des Schlafs, des Träumens und des Schlafwachens, wie nicht minder die scheinbaren Widersprüche der Triebe oder Neigungen. Die meisten Gehirnorgane finden sich vermöge des symmetrischen Baues des Gehirns doppelt vor, so daß für den Fall einer einseitigen Hemmung oder Lähmung eines Organs die von ihm ausgehende geistige Thätigkeit dennoch ungehindert fortdauert, indem wie bei andern paarigen Theilen des Körpers das gleichnamige Organ der andern Seite stellvertretend fortarbeitet. Die wenigen einfachen Organe liegen nur an solchen Stellen, vermittelst welcher die geistigen Thätigkeiten vereinigt zum Bewußtseyn kommen, wie an der Hirnschwiele und dem Gewölbe. Was die sonstige Vertheilung der Organe anlangt, so liegen jene, welche bloß der Erhaltung und Kräftigung des thierischen Lebens dienstbar sind (die animalen) und welche daher der Mensch mit allen Gehirnthieren gemein hat, vorzugsweise in der Nähe der Schädelbasis, dagegen die Organe edlerer Seelenkräfte (die intellectuellen) näher an der Oberfläche des Gehirns. Nach der Oberfläche des Gehirns, deren Beschaffenheit von dem Umfange der Organe abhängig ist, bestimmt sich die Form des Schädels, dessen Knochen in der ungeborenen Frucht sich erst mittelst der das Gehirn bedeckenden Dura mater ausbilden, und zwar so, daß die innere, dem Gehirn zugewendete Lamelle die von dem Gehirn unmittelbar empfangenen Eindrücke auf die äußere Lamelle, die der inneren mit Ausnahme weniger Stellen (an den Stirnhöhlen, an der Kreuzgräte des Hinterhauptbeins, an der Gräte des Stirnbeins und in der Gegend der beiden größeren Fontanellen) vollkommen parallel ist, überträgt und dennoch hervorragende Stellen der Schädeloberfläche (Protuberanzen) auf das Vorhandenseyn einer größeren Entwickelung gewisser Organe und davon auf das Vorhandenseyn der in ihnen residirenden Anlagen, Neigungen ꝛc. schließen lassen. Insbesondere werden nach solchen Protuberanzen durch Gesicht und Getast (wobei aber weniger die Fingerspitzen, als vielmehr die ganze Innenseite der letzten Fingerglieder anzuwenden sind) folgende Organe unterschieden (vergl. hierzu die Figuren a, b, c, welche die älteste Bezifferung der Protuberanzen, nach deren Zahlen auch die Reihenfolge der Organe sich richtet, wiedergeben): 1) das Organ des Geschlechtstriebes (der Geschlechtsliebe, des Fortpflanzungstriebes), zwei flachrunde Hügel an den von den Nackenmuskeln umgebenen Stellen des Hinterhauptsbeins, beim lebenden Menschen vorzugsweise an der Dicke und Breite des Halses und des Nackens erkennbar. Die beiden Protuberanzen werden durch das kleine Gehirn bewirkt, welches sich als Organ des Zeugungstriebes dadurch erweist, daß es bei keinem Geschlechtsmerkmale zeigenden Thiere fehlt, daß es bei Neugeborenen unter allen Theilen des Gehirns am wenigsten entwickelt ist, und daß endlich alle männlichen Thiere sich eben so durch die Breite des Nackens, wie durch den stärkeren Geschlechtstrieb vor den weiblichen Thieren auszeichnen. — 2) Das Organ der Kinder- oder Jungenliebe, eine elliptische Erhabenheit auf dem gewölbtesten

Fig. a.

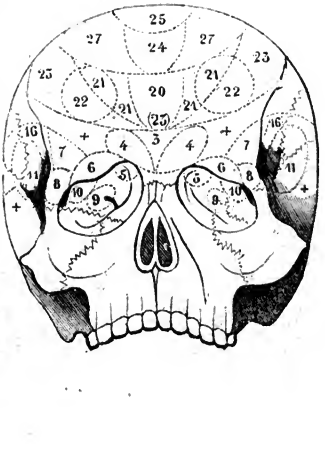


Fig. b.

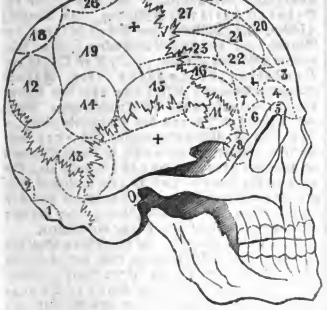


Fig. c.

oberen Theile des Hinterhauptsbeins (zwischen den lambdaförmigen Rändern und der Protuberantia occipitalis externa), ein Organ, welches Gall zuerst an Schädeln weiblicher Affen erkannte. Bei allen weiblichen Säugethieren und Vögeln ist es stärker entwickelt, als bei den männlichen. Bei Kindern ist dieses Organ das der Aelternliebe und findet sich ebenfalls bei den Mädchen stärker entwickelt, als bei den Knaben. — 3) Das Organ des Sachgedächtnisses (des Sachsinnes, der Erziehungsfähigkeit, der Modifikabilität durch Außendinge, der Bildsamkeit, des Mutterwitzes), über der Nasenwurzel zwischen den beiden Augenbraunen gelegen, findet sich bei allen zähmbaren Thieren; sogar erscheint es beim zahmen Schwein und bei der zahmen Gans viel ansehnlicher als bei den wilden. — 4) Das Organ des Ortssinns nimmt zu beiden Seiten des vorigen Organs die nach der Nase zu gelegene Hälfte des Augenbrauenbogens ein. Die Benennung ist nicht umfassend genug: das Organ vereinigt in sich alle Fähigkeiten, die der Auffassung räumlicher Verhältnisse dienen, wie Lokalgedächtniß (Gall, Memoria localis), Liebe zur Geographie, Astronomie, Landschaftsmalerei, Neigung zum Reisen (Zugvögel) ꝛc. — 5) Das Organ des Personensinns liegt neben dem Siebbeine und drückt bei stärkerer Entwickelung den innern Augenwinkel abwärts, so daß sich die Querare des Auges neigt (Ziegenaugen, wie Sterne und Tizian). — 6) Das Organ des Farbensinns befindet sich neben dem des Ortssinns nach außen, in der Mitte des Augenbraunenbogens. Den Thieren fehlt es gänzlich. — 7) Das Organ des Tonsinns, eine am äußern, obern Augenhöhlenrande befindliche dreieckige oder elliptische Erhabenheit, welche bei aufsteigender Richtung der Stirn ein winkeliges Ansehen gibt, während sie breit erscheint, wenn das Organ sich mehr nach der Schläfengegend ausdehnt. Bei Gluck, Mozart, Haydn, Rossini ꝛc. war dieses Organ deutlich entwickelt. Unter den Thieren besitzen es besonders die Singvögel, während es z. B. den Affen fehlt. — 8) Das Organ des Zahlensinns, unterhalb des vorigen Organs und unmittelbar über dem äußern Augenwinkel gelegen, fehlt den Thieren ganz. An den Köpfen Newtons, Kästners, Eulers ꝛc. war es sehr kenntlich ausgedrückt. — 9) Das Organ des Wortsinns befindet sich im Grunde der Augenhöhle am hintern Theile der obern Wand derselben und gibt sich zu erkennen durch vorstehende Augen (Klotzaugen). — 10) Das Organ des Sprachsinns gibt sich durch ein hängendes Aussehen der Augen (Schlappaugen!) zu erkennen und liegt an der vordern obern Wand der Augenhöhle zwischen den Organen des Personen- und des Zahlensinns. Das Organ, das besonders bei Lavater, Abelung, Wolf u. A. sehr ausgebildet war, fehlt den Thieren ganz. — 11) Das Organ des Kunstsinns (des Kunstfleißes) liegt neben und etwas über den Augen nach außen hin und stößt an den Zahlen- und an den Tonsinn. Es findet sich bei allen Wirbelthieren, die sich durch Kunsttriebe auszeichnen. Vorzüglich entwickelt besaß es Raphael. — 12) Das Organ der Anhänglichkeit (der Treue, der Freundschaft) befindet sich dicht neben, vor und etwas über dem Organe der Jungenliebe nach dem Ohre zu. Es findet sich unter den Thieren besonders beim Hunde, am entwickeltsten beim Pudel. — 13) Das Organ des Muthes (des Rauftinns, der Raufbegierde, des Zanksinns) liegt neben dem vorigen Organe, hinter und etwas über dem Ohre und macht namentlich bei Thieren den Schädel nach hinten zu breiter, wie Pferde mit weit auseinander stehenden Ohren die muthigsten sind. Die Ohren des furchtsamen Hasen dagegen sind einander sehr genähert. — 14) Das Organ des Würg-

sinns (des Mordsinns), etwas über und hinter dem Gehörgange liegend, ward von Gall entdeckt, als er die Stellung des Gehirns zum Gehörgange untersuchte. Er fand, daß eine perpendikuläre Linie, dicht hinter dem Gehörgange gefällt, die Hirnmasse der pflanzenfressenden Säugethiere so theilt, daß nur die Organe des Geschlechtstriebs und der Jungenliebe hinter dieser Linie zu liegen kommen, während bei den Fleischfressern ein großer Theil des Gehirns hinter dieser Linie bleibt. Beim Menschen fällt der Gehörgang in die Mitte der Gehirnmasse. — 15) Das Organ der Schlauheit, d. h. der Gewandtheit im Gebrauche der Mittel zur Erreichung eines Zwecks, liegt vor und über dem vorigen Organe (ungefähr 3 Finger breit gerade über dem Gehörgange. Auffallend entwickelt findet es sich bei den verschlagensten Raubthieren. — 16) Das Organ des Eigenthumsinns (Diebsorgan) ist das nach vorn, fast bis nach den Augen hin verlängerte vorige Organ und gibt bei starker Entwickelung dem Kopfe ein sehr breites, aber von oben platt gedrücktes Ansehen. — 17) Das Organ des Höhesinns (des Hochmuths, Hochsinns, Stolzes) liegt dicht hinter dem Scheitel, auf der Mitte der Pfeilnaht. Gall hielt es anfangs bloß für das Organ des Hochmuths, da seine Entwickelung bei allen Hochmüthigen deutlich wahrzunehmen ist; allein er fand das nämliche Organ auch bei Thieren, die die Höhen bewohnen, und endlich auch bei den bescheidensten Menschen, wenn sie zugleich hohe Punkte, Wohnorte ꝛc. liebten, und nannte es daher das Organ des Höhesinns. — 18) Das Organ der Ruhmsucht und Eitelkeit liegt zu beiden Seiten des vorigen Organs. Ruhmsüchtige und eitle Menschen pflegen den Kopf weit zurückzuwerfen (?). — 19) Das Organ der Bedächtlichkeit (der Einkumspektion), besonders entwickelt beim Reh, bei der Gemse, auch bei Kindern mehr als bei Erwachsenen, liegt beiderseits neben und unter dem vorigen Organe. — Die Stellen für die folgenden Organe bestimmte Gall bloß empirisch: 20) Das Organ des vergleichenden Scharfsinns liegt über dem Organe des Sachsinns in der Mitte der Stirne. — 21) Das Organ des metaphysischen Tiefsinns (des transscendentalen Spekulationsgeistes) liegt zu beiden Seiten neben vorigem. Es wird besonders wahrgenommen an den antiken Jupitermasken, an Socrates, Kant, Mendelssohn ꝛc. — 22) Das Organ des Witzes, ebenfalls beiderseits neben dem vorigen Organe gelegen, bildet mit diesem und dem des Scharfsinns ein Riff über die Stirne, welches Gall als — 23) Organ des Induktionsgeistes (auch des Dichtergeistes) bezeichnet. — 24) Das Organ der Gutmüthigkeit (des Mitleids) befindet sich oben in der Mitte der Stirn. An der Flachheit dieses Theils der Stirn erkennt man leicht bösartige Thiere, und häufig achten die Pferdehändler auf die Beschaffenheit der Stirn bei den Pferden. — 25) Das Organ der Theosophie (der Religiosität, der Religion, des Glaubens), gerade hinter dem vorigen liegend, veranlaßt bei bedeutenderer Entwickelung ein beiderseitiges glattes Herabfallen der Haare und ist oft mit Kahlheit dieser Kopfgegend verbunden. — 26) Das Organ der Beharrlichkeit (der Festigkeit, des Trotzes) erscheint als Wölbung des Scheitels oder der Gegend, wo die Anguli frontales ossium bregmatis zusammenstoßen. — 27) Das Organ des Darstellungsvermögens (des Nachahmungsvermögens) bildet eine über den Stirnhügeln hervortretende halbkreisförmige Wulst zur Seite des Organs der Gutmüthigkeit. — Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß verwandte geistige Anlagen auch in ihren Organen an einander grenzen, und daß die animalen Organe an der hintern und an den seitlichen Flächen des Gehirns liegen, während die sittlichen an der obern, die intellektuellen an der vordern Fläche des Gehirns ihre Plätze einnehmen.

Gall hörte nie auf, an der festern Begründung und Vervollständigung und, wo es nöthig schien, auch Berichtigung seiner Lehre zu arbeiten. Seit 1800 hatte er an Kaspar Spurzheim den eifrigsten Schüler und Beistand gefunden, der ihn auf allen seinen spätern Reisen begleitete und ihn bei seinen Vorlesungen unterstützte. Mit ihm gemeinschaftlich legte er 1808 in Paris dem Institut de France eine Denkschrift über die S. vor und gab er sein Hauptwerk über das Nervensystem und das Gehirn insbesondere (1813—20) heraus. Aber schon hatte Spurzheim angefangen, selbstständig zu arbeiten und dabei manche Umgestaltung einzelner Theile der gallschen Lehre vorzunehmen. So vereinigte er die Organe des Wortsinns und des Sprachsinns, nahm ein eignes Organ der Hoffnung, welches Gall nie anerkennen wollte, ferner Organe des Gegenstandssinns, des Größensinns, des Ordnungssinns, des Zeitsinns, des Gewichtsinns, des Sinns für das Uebernatürliche (vgl. unten Fig. d, e, f, g) an und gab andern Organen ihm passend scheinende Namen, wie dem Mordsinne (14) den Namen des Zerstörungssinns, dem Dichtergeiste (23) den des Sinns für Musterbilder (ideality) ꝛc. und war es auch, der (1816) die Lehre Phrenologie nannte. Durch Schriften und Vorlesungen verbreitete er die Lehre besonders in England, Schottland, Irland und Nordamerika, in welchen Ländern sie die allgemeinste Verbreitung fand und zuerst der Gegenstand phrenologischer Gesellschaften und Zeitschriften wurde.

Der erste Widerspruch, den die S. fand, war ein von außen kommender, nämlich anfänglich ein unbedingtes Verbot der Vorlesungen von Seiten der österreichischen Regierung, dem später zwar eine Erlaubniß dazu, aber eine nur sehr beschränkte folgte. Sodann, ehe noch gründliche wissenschaftliche Einsprache geschah, suchte der Spott mit allen möglichen Waffen die neue Lehre zu bekämpfen, und auch die Philosophie und die Theologie, selbst die Jurisprudenz betraten den Kampfplatz gegen eine Lehre, welche die Freiheit des Willens und damit alle Zurechnungsfähigkeit aufhöbe. Dieser letztere Vorwurf wird neuerlich auch wieder unter den Fran-

zosen laut. Aber Gall suchte nur das Vorhandenseyn oder den Mangel gewisser geistiger Anlagen oder Neigungen nachzuweisen und tritt damit der Freiheit des Willens in nicht höherm Grade entgegen, als es die allgemein anerkannte Erfahrung thut, welche den körperlichen Zuständen einen oft nur zu großen Einfluß auf den Geist zugestehen muß und auch willig zugesteht. Allein die bedeutendern Gegner, unter denen nächst dem Institut de France auch Ackermann, Rudolphi, Cuvier, Flourens, Magendie u. A. zu nennen sind, machten geltend, daß, wenn auch die Hauptsätze der S. im Allgemeinen als richtig anerkannt werden dürften, doch die Beurtheilung geistiger Anlagen nach der Schädeloberfläche höchst unsicher und gewagt erscheine, und auch bei näherer Beleuchtung des wahren Sachverhalts nicht einmal jene als möglich hingestellte Anerkennung mehr zulässig bleibe. So seyen die Fälle, in denen Protuberanzen oder auch Einsenkungen der Schädeloberfläche mit dem postulirten Vorhandenseyn oder Mangel der entsprechenden Anlagen nicht verbunden seyen, sehr häufig zu beobachten; überhaupt stehe Umfang und Kraft des Gehirns und seiner Theile gewiß eben so wenig immer im geraden Verhältniß, als bei andern Organen der Umfang das Maß ihrer Kraft bestimme; auch entspreche nicht durchgängig und genau die innere Schädellamelle der äußern, indem sehr häufig durch Zufälligkeiten die äußere Lamelle sich erhebe, ohne daß die innere ihr folge ꝛc.; endlich sey die Anwendung der S. auf einzelne Fälle trüglich, so lange jene Organe, deren Vorhandenseyn bis jetzt nur noch vermuthet wird, nicht aufgefunden seyn werden, in so fern damit die Gefahr der Verwechselung eines bekannten Organs mit einem benachbarten unbekannten verbunden ist; nicht minder groß ist die Gefahr selbst dann, wenn die noch unbekannten Organe wirklich entdeckt werden, weil dann der Umfang der Protuberanzen einzelner Organe so klein werden muß, daß eine sichere Auffindung nicht mehr möglich ist. Diese Bemerkungen führten selbst manche Vertheidiger der S., wie Hufeland, zu dem Endresultate, daß die Organologie zwar im Ganzen wahr, aber die Organoskopie unzuverlässig sey. Manche der Einwürfe gegen die Organologie sind nun zwar durch fortgesetzte Forschungen über den Bau des Gehirns entkräftet worden; aber viele Erscheinungen und Thatsachen, die Gall als Beweismittel für seine Lehre benutzte, stehen theils mit andern, nicht minder erwiesenen Thatsachen im geraden Widerspruche, theils können sie eben so gut und oft noch besser als Waffen gegen die Lehre benutzt werden. Daß hierbei die Irrthümer, in welche Gall manchmal verfiel und bei der Neuheit und Schwierigkeit seiner Untersuchungen fast verfallen mußte, nicht in Rechnung gezogen werden dürfen, versteht sich von selbst. Im Allgemeinen mußte früher schon und muß noch jetzt anerkannt werden, daß Galls Entdeckungen die Lehre vom Bau des Gehirns wesentlich bereichert und manche psychologisch und philosophisch wichtige Fragen in ersprießlichster Weise angeregt haben, und daß eine Organenlehre an und für sich wohl möglich sey. Aber diese Grenze ist nicht bloß von Galls und Spurzheims Jüngern und Anhängern überschritten worden, sondern auch von einer großen Zahl mehr oder minder gebildeter und geistvoller Männer, denen naturgeschichtliche und ärztliche Studien ganz fremd waren und die so um so leichter auf die Abwege geriethen, in deren Verfolgung die Organologie fast gänzlich bei Seite geschoben und eine in der Mehrheit der Fälle nur mechanisch angelernte Organoskopie zur Hauptsache gemacht wurde. Ein kürzlich über Phrenologie erschienenes Buch berichtet: „Bereits stehen in Schottland, England und Nordamerika mehre Strafanstalten und Irrenhäuser unter der Leitung der Phrenologen. Das Unterrichtswesen vieler Städte Nordamerika's, ja schon eines ganzen Staates, des Staates Massachusetts, mit einer Bevölkerung von 1 Million Menschen, steht unter der Leitung dieser in Deutschland noch immer so wenig beachteten Wissenschaft ꝛc." Und in der That, während in Frankreich Broussais, Bouillaud, Voisin, Falzet, Bimont, Lelut, Cloquet, Sanson, Poupin und Bertrand, in Italien Uccelli-Ferrareſi, Molossi, Rigoni und Zarlenga, in Dänemark Otto und Hoppe, in Schweden Schwarz sich um wissenschaftliche Ausbildung der S. und ihre Verbreitung bemühten, schien sie in Deutschland, ihrem Vaterlande, gänzlich vergessen zu seyn. Und in der That wurde auch die Kranioskopie als etwas historisch Ueberwundenes betrachtet, während die Krenologie als etwas der Geschichte der Wissenschaft Angehöriges geehrt und überall bei Untersuchungen des Gehirns wieder herbeigezogen wurde. Erst seit wenigen Jahren ist die S. durch Uebersetzungen englischer (nordamerikanischer) Werke wieder nach Deutschland herübergebracht und von der großen Menge der Unkundigen als etwas Fremdländisches und ganz Neues angestaunt und als etwas handgreiflich Wunderbares willkommen geheißen worden, während der Versuch von Ch. G. Carus, die S. wo möglich auf streng wissenschaftlich Feststehendes zurückzuführen, so geistvoll und allgemein ansprechend derselbe gehalten ist, fast nur bei den Männern der Wissenschaft Beachtung und Würdigung gefunden hat. Carus geht mit Gall von dem Grundsatze aus, daß das Gehirn eine höhere Entwickelung des Rückenmarks sey. Nach Oken läßt er den Schädel, der aus der Rückenwirbelsäule hervorgeht, in 3 Schädelwirbel zerfallen, deren jeder beim Menschen und in den Klassen der Wirbelthiere eine eigene, besondere geistige Thätigkeiten vermittelnde Gehirnmasse umschließt, so daß die vordere Hirnmasse oder die Hemisphären den intellectuellen, die mittlere oder die Vierhügel den gemüthlichen Thätigkeiten und die hintere oder das kleine Gehirn dem Willen und den Trieben — überall jedoch nur die Anlagen andeutend — dienen. Das Größenverhältniß der 3 Schädelwirbel untereinander begründet ein Urtheil über die Komplexe der Anlagen, fordert aber eben deshalb sorgfältige Messungen der Breite, Höhe und Länge jener Wirbel. Zu diesen Messungen

müssen aber auch noch die Maße der Kopfbreite von einem Augenhöhlenrande zum andern und vom Schuppentheile eines Schläfenbeins zum andern gefügt werden, weil auch die Entwickelung des Augensinns und des Ohrensinns höchst bedeutsam für die Geistesanlagen ist. Endlich sind noch die Länge der Nase und die des ganzen Gerippes solchen Messungen zu unterwerfen, indem auch diese Maße und ihr Verhältniß zu dem der Schädelwirbel von Bedeutung sind. Durch Kleinheit des Schädels sind am meisten ausgezeichnet Cretins und Blödsinnige, wenn nicht durch Hydrocephalus eine Vergrößerung desselben erfolgt ist. Ueberhaupt aber ist jedes Mißverhältniß in den Maßen der Schädelwirbel Grund zu ungünstiger Prognose, während eine gleichmäßige Entwickelung des Schädels auf schöne Geistesentwickelung schließen läßt. Denselben Schluß begünstigt eine gleichmäßige Wölbung des Schädels, wogegen eine unebene Oberfläche desselben und namentlich „ein Wiederkehren der den Rückgratwirbeln eigenen Fortsätze (als crista) auf ein Herabsinken der Bildung und rohere psychische Zustände schließen läßt". Ein sehr kleines Vorderhaupt, ein nur mäßig entwickeltes Mittelhaupt bei stark hervortretendem Hinterhaupte deuten auf ein solches Vorherrschen der Begierden, daß dieselben, ungezügelt vom Verstande, zu Ausschweifungen, Lastern und Verbrechen führen müssen, sobald die äußern Bedingungen dazu gegeben werden. Die starke Entwickelung des Mittelhauptes bei geringerer des Vorder- und des Hinterhauptes, die bei so vielen Verbrechern angetroffen wird, zeigt, mit ihrer Geschichte zusammengehalten, daß in diesen Menschen das vorherrschende vegetative Leben durch die zu schwache Verstandes- und Willenskraft nicht geregelt werden konnte. Stärkeres Entfalten einer Hirnmasse geht parallel einer mehr objektiven Richtung des in dieser Masse sich aussprechenden geistigen Vermögens, während bedeutendere Entwickelung derselben in der mittlern Höhe eine größere subjektive Energie desselben andeuten dürfte; die breitere Stirn verräth den philosophischen Denker, die höhere Wölbung der mittlern Stirngegend ohne beträchtliche Breite derselben den rein gegenständlich auffassenden Künstler oder Geschäftsmann ꝛc. Was die Anwendbarkeit dieser mit der gallschen vielfach zusammentreffenden Lehre anlangt, so sagt Carus selbst, man dürfe nicht daran denken, nach den verschiedenen Maßen der einzelnen Schädelwirbel mit gänzlicher Bestimmtheit die einzelnen Fakultäten des psychischen Lebens messen zu wollen, so daß z. B. ein Individuum, welches unter übrigens gleichen Umständen im Maße des Vorderhauptwirbels etwa eine Linie mehr habe, auch eine höhere Intelligenz zeigen müsse, als ein anderes, welches hier eine Linie weniger zeige, und umgekehrt. Allein die von Carus geforderten Messungen sind jedenfalls immer noch sicherer, als das Betasten des Schädels, welches doch neuerlich wieder vorzugsweise empfohlen wird. Gall selbst erklärte das Betasten für höchst schwierig, indem es eine ganz besondere Pflege der Finger voraussetze, und fügte hinzu, daß er nur Wenige kenne, welche die zu dergleichen Schädeluntersuchungen nothwendige Geschicklichkeit erlangt hätten.

Die neuern und neuesten (ächten) Phrenologen sind in der Organologie im Wesentlichen wenig weiter gekommen als Spurzheim, wie sich aus der neuesten Bezifferung des Schädels (vgl. Fig. d, e, f, g, nach Combe) ergibt. Die

Fig. d.

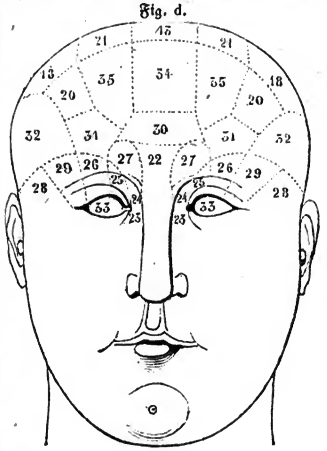


Fig. e.

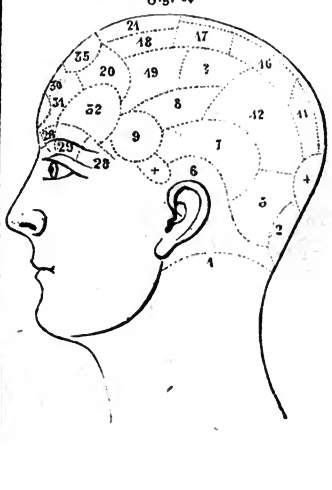


Fig f.

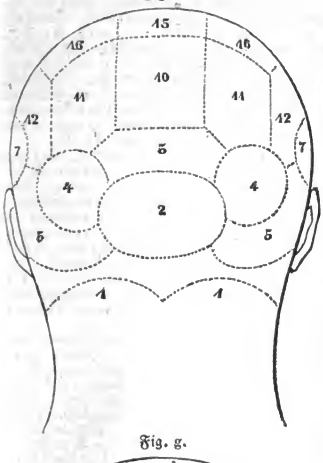
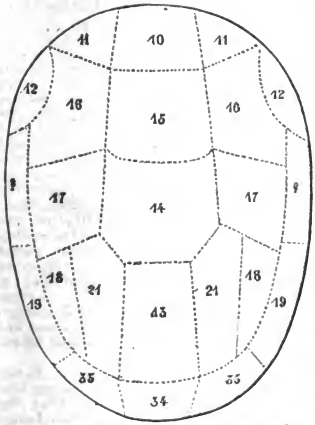


Fig. g.

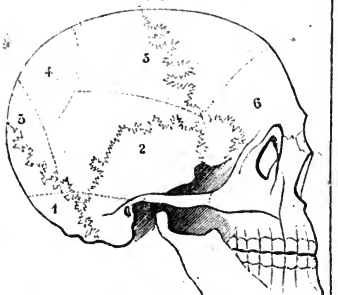


Organe sind folgende: A. Gefühlsvermögen: 1) Geschlechtstrieb, 2) Jungenliebe, 3) Einheitstrieb, 4) Anhänglichkeitstrieb, 5) Bekämpfungstrieb, 6) Zerstörungstrieb, 7) Verstellungstrieb, 8) Eigenthumstrieb, 9) mechanischer Sinn, 10) Selbstachtung, 11) Beifallsliebe, 12) Behutsamkeit, 13) Wohlwollen, 14) Ehrfurcht, 15) Festigkeit, 16) Gewissenhaftigkeit (?), 17) Hoffnung (?), 18) Wundersinn, 19) Sinn für das Schöne, 20) Nachahmungstrieb, †) Nahrungstrieb. — B. Intellektuelle Vermögen: 21) Witz, 22) Gegenstandssinn (?), 23) Formensinn, 24) Größensinn, 25) Gewichtssinn, 26) Farbensinn, 27) Ortssinn, 28) Zahlensinn, 29) Ordnungssinn, 30) Thatsachensinn, 31) Zeitsinn, 32) Tonsinn, 33) Sprachsinn, 34) Vergleichender Scharfsinn, 35) Schlußvermögen.

Um so weiter sind sie gegangen in Uebergriffen in Gebiete, die mit der Phrenologie weder in unmittelbarem, noch nothwendigem Zusammenhange stehen, wozu sie freilich auch zum Theil erst provocirt worden sind, wie z. B. durch so namhafte Männer wie Mittermaier, der in einem an Combe gerichteten Schreiben (v. Struve u. Hirschfeld, Ztschr. f. Phrenologie, I, 1, S. 46) die Erwartung ausspricht, daß die S. einen äußerst günstigen Einfluß auf die Strafgesetzgebung ausüben werde. So ist es gekommen, daß in neuester Zeit so Viele die Forderung stellen, daß Gesetz und Rechtspflege den Verbrecher als einen Kranken betrachten und behandeln sollten, wogegen schon Hufeland, der sonst so eifrige Vertreter der S., sich aufs Stärkste erklärt, eben so wie gegen die immer und immer wieder angepriesene Benutzung der S. in erster Instanz in Bezug auf Künste und Wissenschaften, namentlich auf die Heilkunst. Hufeland will die gallsche Lehre nur als Hülfsmittel benutzt wissen, um in manchen Fällen mit mehr Wahrscheinlichkeit den Sitz eines Seelenleidens bestimmen und die Möglichkeit der Heilung beurtheilen zu können. Auch eine ganz eigenthümliche Disciplin, die Orthophrenie, die Kunst, geistige, vermittelst der S. erkannte Anlagen nach Bedürfniß entweder weiter zu entwickeln, oder enger zu begrenzen und zu schwächen, ist durch Voisin auf die Phrenologie gegründet worden, ohne doch bis jetzt irgend erwähnenswerthe Ergebnisse darzubieten. Als ein wirklicher Fortschritt muß der bezeichnet werden, daß Castle (1845) offen ausspricht: „Es gibt in der That bei der Beurtheilung eines Charakters auf phrenologischem Wege so manche Verhältnisse und Umstände zu berücksichtigen, daß eine solche Aufgabe eine der schwierigsten ist und nur von Wenigen unternommen und gelöst werden kann. Lassen wir auch alles Zufällige (Erziehung, gesellschaftliche Stellung, Gesundheit) außer Berechnung, so müssen wir schon allein aus dem über die Verbindung der Organe Bekannten entnehmen, daß auch die beste Kenntniß der einzelnen Organe nur als ein Schritt zur Kenntniß des menschlichen Geistes betrachtet werden kann. Offenbar können sie zur Kenntniß des menschlichen Charakters in keiner näheren Beziehung stehen, als die Buchstaben zu einer Sprache. Die Vermögen des Menschen bilden ein geistiges Alphabet, das unendlich viele Verbindungen zuläßt. Jeder der Untersuchung unterstellte Kopf ist, so zu sagen, ein neues Buch.“ Zu der schon von Gall gemachten Beobachtung, daß die ihrer Funktion nach verwandten Organe in Gruppen

zusammenliegen, zurückkehrend, unterscheidet Roël sechs Kopfregionen (vgl. Fig. h), die er

Fig. h.



folgendermaßen charakterisirt: 1) die hintere Basilarregion (cerebellum, kleines Gehirn), als Sitz des Fortpflanzungstriebes und vielleicht, wie neuere Forschungen zu erweisen scheinen, noch einiger anderen Funktionen. Diese Region ist auch anatomisch verschieden und abgesondert vom großen Gehirn erkannt worden*). — 2) Die seitlichen Basilartheile (Umgebungen der Ohren) als Sitz der sogenannten niederen, egoistischen, für die Selbsterhaltung unmittelbar nöthigen Anlagen: Nahrungstrieb, Zerstörungstrieb, Kampflust, Vorsicht, Erwerbstrieb. — 3) Den hinteren Kopftheil (zunächst über dem kleinen Gehirn), als den Sitz der Bedingungen des geselligen Zusammenlebens, besonders der Familie, wie Kinderliebe und Anhänglichkeit. — 4) Die hintere Wirbelgegend, als den Sitz der vorzugsweise auf das Ich bezüglichen, höheren egoistischen Anlagen, wie Selbstachtung und Beifallsliebe. — 5) Den oberen, vorderen Kopftheil, als den Sitz der sogenannten höheren moralischen und religiösen Anlagen: Wohlwollen, Ehrfurcht, Festigkeit ꝛc. Diese Region und die obere Abtheilung der folgenden sind es, welche den Menschen vorzugsweise von den Thieren unterscheiden. — 6) Die Stirn (den Vorderlappen des Hirns), als den Sitz der Intelligenzorgane und zwar unten die beobachtenden, die durch die äußeren Sinne Eindrücke der Außenwelt empfangen, oben der reflektirenden. — Das Neue dieser Anordnung ist einzig nur die Anordnung selbst, die aber den Phrenologen so wenig wesentlich erscheint, daß fast alle eine verschiedene geben (vgl. oben die von Combe und die erste von Blöde, der die Organe so folgen läßt, wie sie das sich entwickelnde Junge oder Kind bedarf, oder die von Bischof, der so gruppirt, I. Organe, durch welche der Mensch auf die Außenwelt wirkt: Geschlechtstrieb, Kinderliebe, Freundschaft, Raufsucht, Mordsinn, Schlauheit, Diebssinn, Gutmüthigkeit, Darstellungsvermögen, Eitelkeit, Festigkeit. II. Sinnorgane: Sachsinn, Ortssinn, Personensinn, Farbensinn, Tonsinn, Zahlensinn, Wortsinn, Sprachsinn, Kunstsinn, Berächtigkeit, Höhesinn. III. Intellektuelle Organe: Scharfsinn, Tiefsinn, Witz, Induktion, Theosophie). Auch die neu hervorgezogene Nationalschädellehre mit ihren Folgerungen ist nicht neu, sondern findet sich schon in den frühesten Darstellungen der gallschen S.

*) So Roël.

In neuester Zeit ist es Scheve, der durch Wort und Schrift aufs Eifrigste bemüht ist, der Phrenologie neuen Eingang und weitere Verbreitung zu verschaffen, und seine Bemühungen scheinen beim Publikum nicht erfolglos zu bleiben; allein so weit die von ihm vorliegenden Journalartikel ein Urtheil gestatten, scheint auch er die Lehre nicht auf eine höhere Stufe der Entwickelung gebracht zu haben, sondern nur das wieder zu geben, was seine unmittelbaren Vorgänger, deren Standpunkt oben bezeichnet worden ist, lehren.

Eine Kritik der S. ist schon im Vorangehenden mehrfach mit eingeflochten worden, darum mögen hier am Schlusse nur noch einige Bemerkungen Raum finden. Die Phrenologie ist noch keine Wissenschaft, nur erst eine Lehre. Von ihrer organologischen Seite gefaßt, ist sie ein Gegenstand nicht nur vom höchsten Interesse, sondern als etwas noch im Werden Begriffenes, welches eben deshalb der aufmerksamsten Pflege empfohlen werden muß, um so mehr, als dieses Werdende nicht allein auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, sondern auch auf jenem der philosophischen Spekulation Ergebnisse verheißt, die wenn sie auch gänzlich verschieden von denen seyn können, welche die Phrenologen erwarten, doch jedenfalls der Wissenschaft ein großer Gewinn seyn werden. Dagegen, von der organoskopischen Seite gefaßt, ist die Phrenologie in den Händen des Kundigen ein nur in wenigen Fällen und immer mit Mißtrauen zu gebrauchendes Werkzeug, in den Händen des Unkundigen aber entweder ein läppisches Spielzeug, oder auch ein gefährliches Gift, mit welchem namentlich alle Gewissenhaftigkeit ertödtet und alle Verantwortlichkeit beseitigt werden kann. Und diese Phrenologie wird als mildende Kuh benutzt, wird — man möchte auf Magendie's herbes Wort zurückkommen — in populären Brochüren zurecht gemacht und Denjenigen dargeboten, die nicht im Stande sind, etwas Anderes davon, als das Alleräußerlichste sich anzueignen!

Aus der reichen Literatur über die S. mögen wenigstens folgende Werke genannt werden: Bischof, Darstellung der gallschen Gehirn- und Schädellehre, nebst Bemerkungen von Hufeland, Berlin 1805; — Ausführliche Darstellung des gallschen Systems der S., Magdeb. 1805; — Arnold, Galls System des Gehirn- und Schädelbaues, Leipz. 1805; — Beleuchtung der gallschen Gehirn- und Schädellehre, Berl. 1805; — Steffens, Drei Vorlesungen über Galls Organenlehre, Halle 1805; — Keyler, Prüfung des gallschen Systems

der Hirn- und Schädellehre, Jena und Leipzig 1805; — Antigall oder kraniosкopische Fragmente, Leipzig 1805; — Bartels, Anthropologische Bemerkungen über Gehirn und Seele mit Beziehung auf die gallschen Entdeckungen, Berl. 1805; — Blöde, Galls Lehre über die Verrichtungen des Gehirns, Dresd. 1806; — Spottschriften: Reisen eines Schädellehrers, Halle 1805; — Doktor Gall auf der Reise, Lustspiel von Freigang, Götting. 1805; — Kotzebue, Die Organe des Gehirns, 1806; — Kraniade oder Spurzheim bei Lichte, London 1817; — Wissenschaftliche Werke: Gall und Spurzheim, Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier, Paris 1810, 2. Aufl. 1822—25; — Gall, Des dispositions innées, de l'âme et de l'esprit, ou du materielisme, du fatalisme et de la liberté morale, daſ. 1812; — Spurzheim, The physiognomical system of Dr. Gall and Spurzheim, London 1815; — Observations sur la phrénologie ou la connaissance de l'homme moral et intellectuel fondée sur la fonction du système nerveux, Paris 1818; — Essai philosophique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme, Straßburg 1820; — A view of the elementary principles of education, Edinburg 1821, Boston 1832; — Vimont, Phrénologie humain et comparée, Paris und London 1836; — Broussais, Cours de Phrénologie, Paris 1836; — Combe, System of phrenology, 4. Aufl., London 1836, deutsch von Hirschfeld; — Castle, Die Phrenologie, Stuttg. 1845; — Lännec, Exposition et examen de la doctrine du Dr. Gall, in Corvisart, Journ. de médecine, T. XII; — Berard und de Montégre, Cranioscopie, in Dict. des sc. méd., Bd VII.; — Carus, Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Kraniosкopie, Stuttgart 1841; — Chevenix, Ueber Geschichte und Wesen der Phrenologie (übersetzt v. B. Cotta), Dresden 1838; — G. v. Struve, Geschichte d. Phrenologie, Heidelb. 1843; — Noël, Grundzüge der Phrenologie, 1847; — Zeitschriften: Phrenological Journal; — G. v. Struve und Hirschfeld, Zeitschr. für Phrenologie. — Außerdem finden sich Abhandlungen über den Gegenstand in den medicinischen Zeitschriften, auch in den theologischen, pädagogischen, philosophischen, juridischen Zeitschriften, selbſt in der Zeitung für die elegante Welt (von Knoblauch).

Schädelmuſchel (Mollusk.), Muschelgatt., ſ. v. a. Crania *Brug.*

Schädelnuß (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Craniolaria *L.*

Schädelſtätte, ſ. Jerusalem.

Schädelverletzungen, ſ. Kopfverletzungen.

Schädelwinkel, ſ. Geſichtslinien.

Schädlicher Raum, ſ. Luftpumpe.

Schädlitz, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Pleß; Vorwerk, Schäferei, Lohmühle; 630 Einw.

Schäfchen, 1) ein kleines oder junges Schaf; — 2) ſ. v. a. Kellereſel, Oniscus murarius *Latr.*; — 3) (Forſtw.), ſ. v. a. Kätzchen; — 4) (Phyſ.), ſ. v. a. Cirrus; — 5) ſ. Whiſt.

Schäfchenblume (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Löwenzahn, Taraxacum officinale *Roth.*

Schäfels, H. F., Maler, jetzt lebender belgiſcher Künſtler, deſſen Werke mit Achtung zu nennen ſind. Lebensverhältniſſe unbekannt. Er malt Seeſtücke und Landſchaften; auch einige radirte Blätter hat man von ihm, Marinen vorſtellend.

Schäfer, 1) im Allgemeinen Jeder, welcher Schafe hütet, wartet und pflegt; im engern Sinne aber — 2) Derjenige, welcher die Leitung und Aufſicht hinſichtlich einer Schäferei (ſ. d.) hat und gewöhnlich auch Schafmeiſter genannt wird, während die ihm untergebenen Knechte Schafknechte heißen. Die Wichtigkeit des Amtes eines Schafmeiſters, indem von ihm zunächſt das Gelingen und Gedeihen der Schafzucht abhängt, bedingt verſchiedene Eigenſchaften, namentlich muß derſelbe nebſt dem, daß er alle auf die Schäferei Bezug habenden Geſchäfte gründlich verſteht, einen ſanften, doch feſten und friedfertigen Charakter haben; Liebe für das Schafvieh und eine genaue Kenntniß von der Natur der Schafe, hauptſächlich von der Wolle, dem innern Bau der erſtern, von den Krankheiten derſelben und deren Heilung, ferner eine genaue Bekanntſchaft mit den Weidepflanzen, ihrer guten oder nachtheiligen Beſchaffenheit, mit den Wieſen und mit den zu Schaffutter überhaupt dienenden Gegenſtänden beſitzen und mit Nüchternheit, Treue und Ehrlichkeit Eifer für ſein Geſchäft verbinden. Bei größern Schäfereien ſtehen unter dem Schafmeiſter: der Meiſterknecht, welcher in vorkommenden Fällen die Perſon des Schafmeiſters vertreten und daher fähig ſeyn muß, deſſen Obliegenheiten erfüllen zu können; demſelben iſt gewöhnlich die Mutterheerde anvertraut; der Lämmerknecht, der die Hütung der Lämmer zu verſehen hat und vorzugsweiſe verläßlich ſeyn ſoll, indem von einer ſorgſamen, zweckmäßigen Hütung der Lämmer das Gedeihen der Nachzucht abhängt; der Widderknecht für die Widderheerde, die bei einer ſtarken Widderzucht zu einer Jährlingswidderheerde noch einen beſondern zweiten Widderknecht nöthig macht; der Schöpſenknecht, welchem auch manchmal das Brackvieh zugetheilt wird, wiewohl dieſes in der Regel am beſten für ſich allein gehütet werden ſollte; die Mittreiber, welche je nach der verſchiedenen Stärke der Heerden und der mühſamen Behütung der Weiden den verſchiedenen Heerden nach Umſtänden zugetheilt werden; die Wochenknechte, welche man noch in manchen Schäfereien auf die Dauer der Lammzeit aufdingt, um den bei derſelben ſich vervielfältigenden Geſchäften leichter nachkommen zu können. Auch alle dieſe Knechte müſſen Luſt u. Liebe zu ihren Beruf beſitzen und ſich eine genaue Kenntniß der Weiden verſchaffen. — Die Stellung der Schafmeiſter iſt verſchieden. Man hat nämlich Gemeng-, Antheil- u. Lohnſchafmeiſter, und nur noch ſehr ſelten findet der Umſtand Statt, daß eine Schäferei an einen S. verpachtet iſt, was in frühern Zeiten häufiger der Fall war. Steht der S. im Gemenge ſo hat er einen beſtimmten Antheil Vieh

Vieh in der Heerde, wovon er den Nutzen zieht; er bringt dann entweder gleichartiges Vieh in die Heerde bei seinem Antritte mit, oder er erkauft es nach einem bestimmten Taxverhältnisse aus derselben. Der Antheil des S.s an der Schäfereinutzung ist der 7., 10., 14. oder 16. Theil, so daß der S., wenn er z. B. den 7. Theil hat, von der verkauften Wolle, den Schafen od. Stären, Märzen und Sterblingsfellen den 7. Theil bekommt. Dagegen muß er jedoch auch denselben Antheil an den Unkosten der Schafhaltung, nach Abzug von Heu und Stroh, die also das Körnerfutter, die verabreichten Kartoffeln, Branntweinschlempe, Oelkuchen ꝛc., das Scheeren und Waschen ꝛc., das Salz, die Arzeneien ꝛc., der Ankauf von Stären ꝛc., ausmachen, tragen. Bei seinem Abgange werden die Schafe sortirt, und das 7. Stück ist, so wie die Schafe laufen, das seinige; oder er erhält den 7. Theil nach dem Taxwerthe, wenn er die Schafe bei seinem Antritt aus der Heerde erkauft hat. Außerdem bekommt er ein bestimmtes Deputat verschiedener Art, darf sich auch eine gewisse Anzahl von Kühen, Schweinen u. Federvieh halten. Ein solcher Menge-S. hat also kein bestimmtes und gezeichnetes Vieh, was wohl früher der Fall war, sondern einen durch den Zufall bestimmten Antheil an der ganzen Heerde und trägt den Verlust und bezieht den Gewinn nach diesem Antheile von der ganzen Schäferei. In Verhältnissen, wo die Schäferei in der Veredlung noch nicht weit vorgeschritten ist, überhaupt aber der Schafzucht von Seiten des Besitzers der Schäferei nicht die erforderliche Aufmerksamkeit gewidmet werden kann, ist dieses Verfahren, sobald man einen tüchtigen Schafmeister hat, empfehlenswerth; in den meisten Fällen aber trägt es nichts weniger als zum Fortschreiten in der Veredlung bei, indem der S. auf alle mögliche Weise die von ihm mit zu deckenden Futterausgaben, den Ankauf geeigneter Stäre ꝛc. zu verhüten sucht, damit sein Antheilsertrag möglichst hoch sich herausstelle. Selten wird man daher finden, daß Schäfereien, wo der S. im Gemenge steht, Auszeichnung erlangen, so wie man denn überhaupt bemerken wird, daß die Gemenge-S. die unwissendsten u. vorurtheilvollsten Leute sind, die nur einseitig auf ihren Nutzen denken. Manche Schäfereibesitzer pflegen auch den Schafknechten einen gewissen Antheil von dem Ertrage der Schäferei anstatt des Lohnes zu bewilligen, und der Schafmeister bekommt dann für sie ein bestimmtes Deputat zu ihrer Beköstigung; aber auch dieses Verfahren ist keineswegs empfehlenswerth. Nicht viel besser ist es mit den Antheilschäfern; gewöhnlich aber werden sie durch Kontraktsbedingungen mehr unter die Willkür des Schäfereibesitzers gestellt. Ein solcher Antheilschäfer bezahlt bei seinem Eintritt eine bestimmte Kaution und bekommt dann von dem Reinertrage einen bestimmten Antheil, so wie er auch von den Unkosten einen bestimmten Antheil tragen muß. Hier treten übrigens viele derselben Rücksichten und Nachtheile ein, wie bei den Gemengschäfern; man findet daher in allen hochveredelten Schäfereien Lohnschäfer, d. h. Schafmeister, welche einen bestimmten Lohn erhalten, denen aber für die nöthigen Leute, die ihren Lohn mit Zustimmung des Principals aus der herrschaftlichen Kasse erhalten, in Beziehung auf Beköstigung eine bestimmte Deputatszulage gegeben wird. Ein solcher Lohnschäfer stellt eine gewisse Kaution und bekommt wohl auch noch zur Aufmunterung eine bestimmte Tantième, sey es von der verkauften Wolle, oder von dem verkauften Zuchtvieh. Eine ganz besondere Anforderung, die man an die Schafknechte zu machen hat, ist die, daß sie nicht verschlafen sind, wozu die Einsamkeit und das Hin- und Herziehen in freier Luft sehr leicht Veranlassung geben. Es ist daher die in manchen Gegenden Statt findende Einrichtung anzurathen, daß die Schafknechte kleine Hacken, bekommen, mittelst welchen sie die auf der Weide vorkommenden Disteln und Dornhecken, so wie mancherlei Unkraut aushacken, auch mancherlei Kräuter einsammeln, nebstdem die sich findenden Steine zusammentragen müssen, was für sie eine sehr zweckmäßige Nebenbeschäftigung ist. In manchen Gegenden beschäftigen sich auch die Schafknechte, um sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, mit Holzschnitzarbeit oder mit Stricken von Strümpfen u. dgl. Man hat Instruktionen für den Schafmeister u. die Schafknechte, in welchen alle ihre Obliegenheiten enthalten sind und von welchen sie bei einer namhaften Strafe nicht abweichen dürfen.

Schäfer (Biogr.), I. Gelehrte: 1) J. Adam, Uebersetzer, geb. 1756 zu Kadolzburg, wurde 1795 Konrektor und später Rektor am Gymnasium zu Ansbach. Schr.: Observationes miscellae in Plinii panegyricum, Ansb. 1782 ff.; — Uebersetzung des Panegyricus, ebend. 1784; — Ueber den Charakter des jüngern Plinius, ebend. 1786—89; — Probe einer Uebersetzung der Briefe des Plinius, ebend. 1796; Uebersetzung von Seilers: Ueber den Unterschied der Rechtfertigung und Prädestination, Erlang. 1778. — 2) Gottfried Heinrich, Philolog, geb. 1764 zu Leipzig, bezog daselbst die Nikolaischule und 1781 die Universität, wo er außer seinem Fachstudium, der Medicin, sich vornehmlich mit Philologie beschäftigte. Im J. 1806 habilitirte er sich durch Vertheidigung seiner auch auswärts bekannt gewordenen „Meletemata critica“, erhielt zwei Jahre später eine außerordentliche Professur und 1818 die Stelle als Universitätsbibliothekar. In dieser Stelle verharrte er, bis 1833 die völlige Umgestaltung der Universität erfolgte, trat von da an in die Zurückgezogenheit zurück, zumal da er durch anhaltende Anstrengung beim Korrigiren fast gänzlich erblindet war, und † am 12. März 1840. Als kritischer Grammatiker gehörte er der Richtung der holländischen Schule an und erklärte und verbesserte die alten Autoren gewöhnlich durch Anführung von Parallelstellen. Seine Genauigkeit in den Citaten ist besonders rühmenswerth. Wiewohl im Umgange sehr sanft, gefällig und gutmüthig, zeigte er hauptsächlich in seinen letzten Schriften eine ziemliche Gereiztheit gegen Herrmann und dessen Schüler, was demselben zu einigen scharfen Anmerkungen in den Inde-

credibilium liber primus die Veranlassung gab. Außer vielen, meistens mit den Anmerkungen früherer Herausgeber belassenen Ausgaben der Klassiker haben wir von ihm: Athenäus, 3 Bde., Leipz. 1796; — Plutarchs Moralia, ebend. 1796—99; — dessen Lebensbeschreibungen, ebend. 1826 ff.; — Herodot (Beendigung der reizschen Ausgabe), ebend. 1800 ff., 3 Bde.; — Thesaurus criticus novus (1. Theil) ebend. 1802, n. Ausg. 1817; — des Julianus In Constantii laudem oratio, Leipz. 1802, — den vielfach vermehrten Abdruck der vier Stücke des Euripides von Porson, Leipz. 1802, 3. Ausg., 4 Bde., Leipz. 1824; — Longus, ebend. 1803; — Das ernestinische Glossarium Livianum, ebend. 1804.; — Epistolae et Panegyricus des jüngern Plinius, Leipz. 1405; — Meletemata critica, ebend. 1806; — Des Dionysius von Halicarnassus De compositione verborum, Leipz. 1808; — Neue Ausgabe von Lamberti Bossii ellipses graecae; — Triphiodorus, Leipz. 1808, Fol.; — Argonautica des Apollonius Rhodus von Brunck, 2 Bde., Leipz. 1810; — Valkenaers Opuscula oratoria critica, ebend. 1809; — Basis Epistola critica, ebend. 1810; — Die Ausgaben der griechischen Bukoliker, Pindars, Homers, Anakreons ꝛc., ebend. 1810; — Des Gregorius Corinthius, Leipz. 1811; — Die griechischen Gnomiker und Aesops Fabeln, ebend. 1817; — Der Ammonius De differentiis verborum affinium, ebend. 1822; — Epistolae des Phalaris, ebend. 1823; — Den reiskeschen Demosthenes mit dem Apparatus criticus, Lond. 1822—26. — Außerdem lieferte er noch lexikalische Bemerkungen zur londoner Ausgabe des griechischen Thesaurus von H. Stephanus, besorgte eine vermehrte Ausgabe des Etymologicum magnum von Sylburg, Leipz. 1816, 4., und lieferte für die Sammlung der rauchnitzer Stereotypausgaben den Theokrit, Bion, Moschus (1809), den Pindar (1810), Homer (1810—11), Anacreon (1811), Sophocles (2 Bde., 1810), Xenophon, Plutarch u. A. — Seine bedeutende philologische Bibliothek wurde käuflich mit der Universitätsbibliothek vereinigt. — II. Bildende Künstler: 3) Magdalena Margaretha, Blumenmalerin, die Gattin eines Kammerrathes Bärens, hatte um 1780 als Künstlerin Ruf. Sie war Mitglied der Akademie zu Kopenhagen. — 4) Johann, Kupferstecher, arbeitete in den beiden ersten Decennien des 19. Jahrhunderts in Leipzig; man findet in Büchern Blätter von seiner Hand. — 5) A., Lithograph zu Berlin, jetzt lebender Künstler. Wir kennen nur folgendes Blatt von ihm: Der wilde Jäger, nach Bürgers Ballade, von J. Kirchhoff gemalt.

Schäfer an der Pegnitz, s. v. a. Pegnitzorden.

Schäferbirne (Pomol.), s. v. a. Hirtenbirne (s. d.), vergl. Sichler, der Obstgärtn., Bd. XI, T. 16.

Schäferei (Landw.), 1) eine Heerde Schafe oder die ganze Schafhaltung auf einem Gute oder in einer Gemeinde. Die S. zerfällt in Stamm-, Zucht- und Fettschäfereien und besteht, sofern sie vollständig ist: a) aus dem Mutterhaufen, wozu alte Ueberjährige, Volljährige oder Achtschaufler, Sechsschaufler und Vierschaufler oder Zeitschafe gehören; b) aus dem Hammelhaufen, bei welchem auch gewöhnlich die Böcke sind; c) aus dem Jährlingshaufen und d) aus dem Lämmerhaufen, welcher jedoch nur einige Monate vorhanden ist, indem die Lämmer bei der Einwinterung als Jährlinge betrachtet werden (in großen S. gibt es wohl auch einen Fetthaufen); vergl. Schafzucht. — 2) Die zur Schafzucht erforderlichen Gebäude, als: die Schafställe mit Schäferhof (s. Schafstall) und die Wohnung des Schäfers; letztere muß mit Scheune, Schuppen, Gewölbe und Keller versehen seyn und sich in jeder Hinsicht zur Führung der Wirthschaft eines Schäfers eignen. — 3) S. v. a. Schäferromane.

Schäferei (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensb., Landgr. Waldmünchen; 170 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. und Kr. Königsberg; Vorwerk, Schäferei; 120 Einw.; — b) (Starriszken), dasf., Kr. Memel; über 100 Einw. — c) (Rückenhof), dasf. (West-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder; 540 Einw.

Schäfereigerechtigkeit, das Recht, auf der ganzen Flur und namentlich auf fremden Grundstücken Schafe mit einem eigenen Schäfer halten und weiden zu dürfen. Die S. muß erworben seyn durch Belehnung, Verträge, Herkommen oder andere Rechtstitel und, sofern sie verneint wird, erwiesen werden. Je nachdem nur eine gewisse Anzahl Schafe gehütet werden dürfen, oder so viel, als mit dem vom Gute gewonnenen Futter überwindert werden können, heißt sie gemessen oder ungemessen. Von der S. verschieden ist das Schäfereirecht, d. h. die Befugniß, auf seinen eigenen Grundstücken Schafe durch einen eigenen Schäfer hüten zu lassen, welche bald an eine gewisse Ackerzahl gebunden, bald nur nach dem Herkommen zulässig ist, so wie das Recht, Schafe zu halten, welches gemeinrechtlich ein Ausfluß der natürlichen Freiheit ist, sofern nicht auf Verträge gegründete Rechte Anderer, Herkommen ꝛc. diesem entgegenstehen.

Schäfergedicht (Poetik), Art der Idylle, worin das friedliche und gemüthvolle Landleben dargestellt wird, und zwar auf einem idealen Schauplatz, wozu man meist das hoch gefeierte Arkadien wählte. Als die Erfinder dieser Dichtungsart sind die alexandrinischen Dichter zu betrachten, und ihre Entstehung gehört einer Zeit an, wo man sich vom Boden eines überfeinen Lebens auf das freie Naturleben zurücksehnte. Theokrit vervollkommete das S.; Virgil schrieb allegorische S.e (Bucolica). Je nach seiner Form heißt das S. auch Schäferepopöe und Schäferode. Vgl. Idyll.

Schäferhund, jeder Hund, welcher zur Bewachung der Schafheerden, so wie zum Zusammenhalten derselben bei Saaten und Schonungen dient. Man verwendet mehre Arten Hunde dazu, namentlich den Spitz, den Hirtenhund, den Pommer, so wie den eigentlichen S. (s. Canis); in jedem Falle aber muß es eine gelehrige Art seyn, deren Eigenthümlichkeit sich vererbt. Ein S. muß, gleich dem Jägerhund, jedoch nicht parforce, sondern mehr mit Güte, so abgerichtet seyn, daß er jeden Blick und Ruf seines Herrn

genau versteht, da ein gut dressirter S. bei großen Heerden die Stelle eines Knechtes ersetzen kann, während ein schlecht abgerichteter Hund, der die Heerde unzeitig herumjagt und in Schrecken setzt, solche leicht ganz herunterbringen und Veranlassung zu bedeutendem Schaden werden kann. Die Schäferhunde sind entweder Läufer, die gewöhnlich in einem mäßig starken Trabe auf der Seite, wohin die Schafe nicht gehen sollen, nahe an der Heerde auf- und ablaufen, oder Zieler, welche meist still liegen und die Schafe beobachten, daß sie die angewiesene Grenze nicht überschreiten, in welchem Falle sie auf das Schaf losspringen und dasselbe zurückweisen. Letztere werden am meisten geschätzt, und von ihnen ziehen die Jäger die Saufinder und Trüffelsucher (s. d.). In den Rheingegenden, im Würtembergischen, so wie auch in Sachsen hat man eine besondere Race von S.en, die sich besonders leicht abrichten lassen und jeden Wink des Schäfers verstehen und befolgen lernen. Sie bewachen die Heerden, patrouilliren hin und her, daß kein Schaf Saaten und dgl. betritt, gehen beim Aus- und Eintreiben, so wie auch auf dem Felde vor den Heerden, oder auch hinter ihnen her, daß sie ganz langsam gehen oder weiden müssen, halten die Schafe, wenn sie dazu Auftrag erhalten, zusammen, um durch enge Triften zu passiren, treiben sie an, fassen sie auf Geheiß ihres Herrn am Fuß oder Ohr, ohne sie zu verwunden ꝛc., kurz sie entsprechen jedem Bedürfniß und leisten pünktlich Folge. Schwarze und fleckige Hunde soll ein Schäfer nie bei seiner Heerde, am allerwenigsten bei der Mutterheerde dulden, weil die Mutterschafe, sofern sie vor dergleichen Hunden erschrecken, leicht scheckige Lämmer zur Welt bringen.

Schäferkamp, hamburg. Pachtstück, Landherrenschaft der Geestlande, an der Grenze von Eimsbüttel; Wirthshaus; 120 Einw.

Schäferkarre, s. v. a. Schafhütte.

Schäferknechte, Gehülfen eines Schäfers (s. d.).

Schäfermuschel (Mollusk.), Muschelgatt., s. v. a. Petum *Brug.*

Schäfernuß (Bot.), s. v. a. Erdnuß, Bunium bulbocastanum *L.*, Carum bulbocastanum *Koch.*

Schäferpfeife, 1) (Cornamusa pastorale), Sackpfeife; — 2) s. v. a. Schallmey.

Schäferode, s. Schäfergedicht.

Schäferroman, s. Roman.

Schäferruthe (Bot.), s. v. a. Dipsacus sylvestris *L.*, s. Kardendistel.

Schäfersekte, s. Jakob 33).

Schäferspiel (Pastorale, Poet.), die dramatische Ausführung eines idyllischen Stoffs, besonders wenn die handelnden Personen Schäfer sind. Dergleichen S.e dichteten zuerst die Italiener, und zwar war es nach den unvollkommenen Versuchen früherer Dichter, z. B. Boccaccio's in seinem „Admete", Tasso, der dem S. in seinem „Aminta" Kunstgehalt und dramatische Vollendung gab. Ihm folgte mit großer Selbstständigkeit Guarini in seinem „Pastor fido". Später widmete sich Metastasio mit Vorliebe dem S. In Spanien wurde die Pastorale zu Ende des 15. Jahrh. von Juan de la Enzina und bald darauf von Lope de Runda bearbeitet, aber von dem nationalen Drama verdrängt und durch Schäferromanzen ersetzt. In Frankreich war sie ebenfalls eine Zeit lang Mode, nahm jedoch die Empfindungsziererei der modernen Gesellschaftswelt in sich auf. In Deutschland sind nur Gellerts „Sylvia" und Göthe's „Launen des Verliebten" von Belang.

Schäferstunde, der Augenblick der Hingebung der Geliebten an den Liebhaber.

Schäfertanz, im Würtembergischen, besonders in Gröningen und Urach, ein Fest der Schäfer und Hirten, bei welchem sie nach einem Umzuge auf dem Markte einen eigenthümlichen Tanz ausführen, an dem sonst Niemand Theil nehmen darf oder ins Wasser geworfen wird. Gegenwärtig ist dies Volksfest, bei dem es eben nicht besonders anständig zuging, fast allgemein abgeschafft, besteht indeß noch in Rotenburg an der Tauber.

Schäferwolle, 1) der Antheil Wolle, welchen ein Schäfer als Lohn bekommt; — 2) die den Schafen auf der Weide abfallende Wolle, welche der Schäfer sammeln und als sein Eigenthum behalten darf.

Schäffel, Fruchtmaß in Bayern (s. d.), vgl. Scheffel.

Schäffenpergament, schlechtes Pergament, vorzüglich von Buchbindern gebraucht.

Schäffer (Biogr.), I. Gelehrte: 1) Jakob Christian, Naturforscher, geb. am 30. Mai 1718 zu Querfurt, verlor seinen Vater schon in einem Alter von zehn Jahren und mußte, da seine Mutter arm war, sich auf dem Gymnasium mit dem Chorsingen und dem Freitische behelfen. Mittelles bezog er die Universität Halle und lebte daselbst die ersten sechs Monate bei Wasser und Brod, eine Nahrung, die nur zuweilen mit einigem gekochten Zugemüse gewürzt wurde. Einen harten Winter mußte er sogar ohne irgend eine Feuerung zubringen. Diese dürftige Lebensweise, verbunden mit einem angestrengten Studium, erschöpfte seine Kräfte und würde ihn ohne Zweifel auf das Krankenbett gebracht haben, wenn er nicht durch Hülfe der Professoren und durch Privatunterricht sein Loos einigermaßen erleichtert hätte. Er gab darauf Unterricht im Waisenhause und kam auf die Empfehlung des Professors Baumgarten als Hauslehrer zu einem vermögenden Kaufmanne nach Regensburg. Nach dem Tode des letzteren kehrte S. mit dem erworbenen Gelde nach Halle zurück. Weil er indeß mit vielem Erfolge während seines kurzen Aufenthaltes zu Regensburg mehrmals gepredigt hatte und dort 1741 eine Predigerstelle vakant geworden war, so erinnerte man sich jetzt des Eindrucks, welchen seine Beredsamkeit, seine Begeisterung und sein Anstand gemacht hatten. So kam es, daß sein guter Ruf, sein ausgezeichneter Charakter, verbunden mit anerkennungswerthen Talenten u. einem angenehmen Aeußern, bei der Besetzung der Predigerstelle in genannter Stadt ihm die Stimmen zuwandten und ihn in einem

Alter von 23 Jahren über ältere Kandidaten, die noch dazu aus Regensburg gebürtig waren, 1741 triumphiren ließen. Damit war die Laufbahn S.s entschieden, und man kann sagen, daß sein ganzes Leben bewies, wie würdig er des ihm zuerkannten Vorzugs war. Denn er zeigte sich nicht nur unermüdlich in seinem Geschäft, sondern er that auch alles Mögliche, um das traurige Geschick der armen Klassen zu erleichtern. So schuf er unter Anderm für die armen Arbeiter eine unverzinsliche Leihkasse und verwaltete sie, so lange er lebte, mit eben so viel Eifer, als Beurtheilungskraft. Mehre Werke, die er über den religiösen Unterricht veröffentlichte, und einige theologische Dissertationen trugen ihm von der Universität Tübingen die Magisterwürde und von der Fakultät Wittenbergs das Doktordiplom ein. Er erwarb sich bald die Achtung und Liebe aller seiner Beichtkinder und aller Einwohner der Stadt Regensburg, so daß er zur allgemeinen Zufriedenheit 1799 zum Superintendenten ernannt wurde. Jedoch genoß er kein ungestörtes Glück. Seiner körperlichen Leiden gar nicht zu gedenken, büßte er binnen zwölf Jahren zwei nach einander geheirathete Frauen und eine zärtlich geliebte Tochter ein. Um sich zu zerstreuen, legte er sich in seinen Mußestunden auf mechanische Künste und auf die Beobachtung der Natur. Es gelang ihm, die Brillengläser besser, als es bisher geschehen war, zu poliren. Auch verfertigte er Mikroskope, Brennspiegel, Cameras obscuras und andere optische und physikalische Instrumente, ja einige von seinem Fabrikat gingen sogar bis nach Spanien u. Portugal, wo sie um einen hohen Preis bezahlt wurden. Der Drechselbank bediente er sich mit einer wunderbaren Geschicklichkeit, wie daraus ersichtlich, daß er aus Elfenbein eine Nachbildung des menschlichen Auges drechselte. Um seine Vögelsammlung besser zu erhalten, schnitzte er jede Gattung in Holz und leimte dann auf diese hölzerne Unterlage die Haut und die Federn. Eben so verfertigte er, sowohl für sich, wie für seine Freunde, mehre Tafeln in Elfenbein, Schildkrot und verschiedenen Holzarten eingelegter Arbeit, welche in ihrer Art ein Meisterstück waren. Auch vervollkommnete er die in England erfundene Waschmaschine. Seine Beobachtungen über die Arbeit der Wespen führten ihn auf den Versuch, Papier aus Stoffen aus dem Pflanzenreiche zu verfertigen, und bald gelangte er so weit, daß er vermittelst Sägespänen, Spänen von Buche und Weide, aus Moos, Hopfenstengeln, Hanfstengeln, mit Kohlblättern, Kohlstrünken und aus Malven Papier verfertigte. Ingleichen gewann er aus der Malve Fäden, die dick genug waren, um gedreht und gesponnen zu werden. Eine gleiche Sorgfalt leitete ihn beim Studium der Physik, die ihn namentlich zu mehren elektrischen Experimenten anspornte. Von allen Arbeiten S.s gründet sich sein Name aber vornehmlich auf das Studium der Naturgeschichte, und zwar auf das der Insekten, Zoophyten und Pflanzen. Seine weiter unten angeführten Werke zerfallen füglich in 3 Klassen. Die einen nämlich enthalten nur genaue Zeichnungen und Kolorirungen einzelner Thiere und Pflanzen. Wenn S. hier auch nur als Kolorist und Zeichner auftritt, so muß man doch seine Genauigkeit und Mannichfaltigkeit rühmend anerkennen. Die zweite Klasse der naturgeschichtlichen Werke S.s besteht aus mehr als vierzig sorgfältig ausgearbeiteten Dissertationen, und endlich die dritte Klasse bringt die Elemente der Entomologie und Botanik in einem sehr klaren und methodischen Texte mit ausgezeichneten Kupfertafeln. Sie dienen zwar weniger zur Erweiterung der Fortschritte in der Naturgeschichte, als zur Erleichterung des Studiums derselben und zur Erweckung des Geschmacks daran; allein seine Elemente der Entomologie enthalten eine Methode, die ihm eigenthümlich ist. Er ist der Erste, welcher in Rücksicht der Insekten den Charakter derselben auf die Glieder der Fußwurzeln gegründet hat. Uebrigens war er meist selbst der Herausgeber seiner Werke, weil er der Habsucht der Buchhändler nicht das Mittel in die Hand geben wollte, durch möglichste Erhöhung der Preise Gewinn zu ziehen. Seine Arbeiten setzten ihn mit einer großen Anzahl Gelehrter in Verbindung und lenkten auf ihn die Aufmerksamkeit mehrer Fürsten, wie des Königs von Dänemark, des Kaisers Franz, der Kaiserin Maria Theresia, des Kaisers Joseph, die ihn nicht nur mit Lobsprüchen, sondern auch mit Geschenken versahen. Er war Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften Europa's; mit Reaumur stand er in einem lebhaften Briefwechsel. Sein Alter verstrich ruhig und ohne Leiden. Er † am 5. Januar 1790 zu Regensburg an einem Schlagflusse in einem Alter von 72 Jahren. Seine Mitbürger haben ihm ein dauerndes Andenken aufbewahrt, und die Nachwelt wird ihn immer unter diejenigen Männer rechnen, deren angeborner Beobachtungsgabe es gelang, einige Blätter im großen Buch der Natur zu entziffern. Schrieb: Abhandlung von Insekten, Erlangen 1764—79, 3 Bde., gr. 4.; neue Aufl., ebendas. 1780; — Icones insectorum, ebendas. 1766—99, 4 Bde., gr. 4.; neue Ausg., Erlangen 1804, besorgt von Panzer, welcher den von S. gezeichneten Insekten noch eine kurze Beschreibung hinzugefügt hat; — Elementa ornithologica, Regensb. 1774, 4., neue Aufl., Erlangen 1779; — Museum ornithologicum, ebendas. 1789, 4.; — Piscium Babaro-Ratisbonens. pentas, ebendas. 1761; — Botanica expeditior, Regensb. 1762, 4.; — Fungorum qui in Bavaria et Palatinatu circa Ratisbonam nascuntur icones, ebend. 1762—74, 4 Bde., 4.; neue, von Persoon verm. Ausg., Erl. 1800, 5 Bde., 4.; — Sämmtliche Versuche und Muster, ohne Lumpen oder nur mit geringem Zusatz Papier zu machen, ebendas. 1765, 2 Bde.; — Neue Versuche ꝛc., das. 1766, 2 Bde., 4.; neue Aufl., Erlangen 1772, 6 Thle., 4. — 2) Jakob Christian Gottlieb, Mediciner, geb. 1752 zu Regensburg, war in seiner Geburtsstadt praktizirender Arzt und wurde später fürstlich taxisscher Leibarzt und Hofrath, so wie

1796 herzogl. mecklenburg-strelitzscher geheimer Hofrath. Schrieb: Versuch einer medicinischen Ortsbeschreibung von Regensburg, Regensburg 1787; — Ueber die gewöhnlichsten Kinderkrankheiten, das. 1702, neue Aufl. 1803; — Die Zeit- und Volkskrankheiten der Jahre 1806 und 1807 in und um Regensburg, das. 1808, u. A. — 3) Johann Ulrich Gottlieb, Bruder des Vorigen, ebenfalls seit 1776 prakticirender Arzt in seiner Vaterstadt, wurde 1777 fürstlich öttingwallerstein'scher Hofmedikus zu Wallerstein, 1778 Hofrath und 1786 gräflich öttingenbaldern- und sontern'scher Hofrath, Leibarzt und Landphysikus. Nachdem er 1787 seinen Abschied genommen hatte, ward er wieder 1806 geheimer Hofrath und Leibmedikus und † 1829. Schrieb: Versuche aus der theoretischen Arzneikunde, Nürnberg 1782—84, 2 Bde.; — Ueber Sensibilität als Lebensprincip, Frankfurt a. M. 1793; — Ueber Unpäßlichkeit und Krankheitskeime, das. 1799; — Versuch eines Vereins der Theorie und Praxis der Heilkunde, Tübingen 1817—26, 3 Thle., u. A. — 4) D. v. S., Abenteurer, geb. gegen 1772 zu Würzburg, studirte in seiner Geburtsstadt Medicin, kam durch Vermittlung eines türkischen Gesandten nach Konstantinopel als Arzt zu einem Pascha, ging dann, um seine Studien zu vollenden, nach Göttingen und trat hierauf als prakticirender Arzt in Würzburg auf. Unerwartet ließ er hier Frau und Kundschaft fahren und wandte sich nach Moskau, wo er bis 1812 als Arzt prakticirte. Von da ging er nach Petersburg und, als ihn seine Gläubiger zu sehr drängten, 1813 als Volontärarzt auf das im Dienste der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft stehende Schiff Suwarow, mit dem er Brasilien zusegelte. Da er jedoch mit dem Kapitän des Schiffes in Feindschaft gerieth, so ließ ihn derselbe auf der Nordwestküste Amerika's sitzen. S. wußte hier den Gouverneur der Kolonie für sich zu gewinnen, indem er ihm aufband, daß er die Sandwichsinseln dem russischen Scepter unterthan machen wolle, und konnte so nach Owaihi absegeln, um dem dortigen Könige im Namen des Kaisers Alexander die Insignien des sogenannten Antonienordens und ein angebliches, in einem Seefrachtbriefe bestehendes Brevet zu übermachen. Indeß wurde man seine Windbeutelei zu Owaihi bald gewahr. Nachdem er umsonst Owahu gegen Owaihi zum Aufstand hatte bewegen wollen, schiffte er endlich über Macao nach Brasilien und von da nach Petersburg. Daselbst bemühte er sich umsonst um die Stelle eines russischen Generalkonsuls in Rio Janeiro, ging wieder nach Brasilien und wurde hier, als abermals seine Versuche, russischer Generalkonsul zu werden, mißlungen waren, Arzt und Leibarzt bei einer Freimaurerloge für Vornehme in Rio. Meister vom Stuhl, nahm er den Kaiser unter die Freimaurer auf, ward Günstling des Kaisers und Minister. Da er jedoch bald zu mächtig wurde, erfolgte sein Sturz. Er wurde deshalb als Major der Ehrengarde nach Deutschland gesandt, damit er hier für Brasilien eine Garde und Kolonisten anwerbe. Da aber unterdeß das Ministerium Don Bonifaz gefallen war, so blieb S. längere Zeit unthätig in Hamburg, bis endlich 1823 der alte Plan, eine Garde anzuwerben, wieder in Angriff genommen wurde. Es trat jetzt dasselbe Schauspiel ein, welches sich später 1851 wiederholte, daß vermittelst großer Versprechungen eine Anzahl Deutsche nach Brasilien ins Elend gelockt wurden. Nachdem S. nach Brasilien zurückgekehrt war, wurde er seines Dienstes entlassen und ins Innere des Landes verbannt. Er † 183*. Schrieb: Brasilien als unabhängiges Reich ꝛc., 1824. — II. Bildende Künstler: 5) Christian, Maler, malte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zahlreiche Bildnisse, besonders von Mitgliedern des herzoglichen Hofes von Naumburg-Zeitz, dann auch Allegorien. Mehre seiner Bildnisse sind gestochen. S. † um 1700. — 6) Wygand, Medailleur, geboren zu Kopenhagen 1689, einer der vorzüglichsten Künstler seiner Zeit. Seine Arbeiten fallen in die Jahre 1716—1744, während welcher Zeit S. Hofmedailleur des Kurfürsten von Mainz war. Gegen Ende seines Lebens beschäftigte ihn eine Folge von Schaumünzen, mit den Bildnissen der Kurfürsten von der Pfalz, woran auch sein Sohn Anton Theil nahm, der selbe auf 35 brachte. Die Medailleurs Friedrich und Joseph S. waren ebenfalls Söhne von ihm; in Erters Versuch einer Sammlung pfälzischer Münzen werden mehre Werke dieser Künstler genannt. Der Vater † 1758 zu Mannheim. — 7) Anton, Medailleur, 1722 zu Düsseldorf geboren, Sohn des Vorigen, genoß den Unterricht seines Vaters, nahm sich aber später den damals berühmten Schega zum Vorbilde. Er schnitt mehre Stempel zu pfälzischen Münzen. Sehr selten ist ein Albertusthaler, den Peter III. von Rußland, noch als Großfürst, zu Mannheim prägen ließ; er hatte auch Theil an der von seinem Vater Wygand begonnenen Folge von Medaillen auf 35 Kurfürsten der Pfalz. S. war Münzmeister in Mannheim und † zu Anfang des 19. Jahrhunderts. — 8) Karl Friedrich, Architekt, Sohn eines bekannten gleichnamigen Künstlers, 1776 zu Dresden geboren, besuchte seit seinem 14. Jahre die Kunstakademie seiner Vaterstadt, empfing von Schuricht und Hölzer praktischen Unterricht in der Baukunst und studirte besonders die Werke von Vitruv und Palladio und von seinen Zeitgenossen Gilly und Weinlig. Mit Wehle zeichnete er Landschaften nach der Natur, die er mit Gebäuden staffirte, was ihn mit Hofrath Becker auf die Idee brachte, eine Folge von ländlichen und Gartenhäusern herauszugeben, unter dem Titel: Neue Garten- und Landschaftsgebäude, Leipzig 1798 — 99, 4 Hefte mit 44 Blättern, von Aubert in Aquatinta gestochen, Roy.-Fol. Im Jahre 1805 wurde S. Professor der Architektur an der Akademie zu Düsseldorf. In diesem Jahre erschien von ihm auch ein kleineres, durch die literarische Gesellschaft zu Mannsfeld hervorgerufenes Werk: Idee zu Luthers Denkmal, mit 2 Kupfern, auf welches 1806 seine „Ideen aus den Skizzen eines Architekten, zum

Gebrauche für Künstler u. Freunde der Kunst," 1. Heft, mit 6 Blättern von Veith, folgten. — 9) Eugen Eduard, Kupferstecher, 1803 zu Frankfurt a. M. geboren und daselbst von Ulmer unterrichtet, setzte später seine Studien an der Akademie in München fort und gewann in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit Cornelius', da Keiner wie er in den Geist der Werke dieses Meisters einzudringen wußte. Er neigte sich in der Behandlung des Stiches zu der Weise des Marcanton, welche vor allen geeignet ist, die Kompositionen eines Overbeck und Cornelius wiederzugeben. Nachdem er in München als erste Probe seiner Kunst einen Kopf nach Overbecks Karton der Verkaufung Josephs gestochen, übertrug ihm Cornelius den Stich eines Freskogemäldes im Göttersaale der Glyptothek zu München, ein Blatt von sehr geistreicher Freiheit der Ausführung. An dieses Blatt reihen sich mehre andere, die eben so treu und meisterhaft das Original wiedergeben. Seit einigen Jahren ist S. Professor der Kupferstecherkunst am Kunstinstitute zu Frankfurt a. M. — 10) F. W., Maler, blühte zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Wien. Er malte Genrebilder in Oel und Aquarell. — III. Musiker: 11) Karl Friedrich Ludwig, tüchtiger Musiker und Komponist, geb. den 12. September 1746 zu Oppeln, war der Sohn des Ober-Konsistorial- und Oberamts-Regierungssekretärs Friedr. Martin S., der damals beim dortigen Regierungskollegio angestellt war. Schon früh bildete sich sein entschiedenes Talent zur Musik, so daß er sich im 12. Jahre schon auf dem Klavier öffentlich hören lassen konnte. Im J. 1768 ging er nach Halle, um Jurisprudenz zu studiren, und blieb daselbst bis 1770, von welchem Jahre an er seine Studien zu Leipzig fortsetzte. Hier hatte er das Glück, als Hausfreund bei dem berühmten Kreissteuerrath Weiße, dem Herausgeber des Kinderfreundes, aufgenommen zu werden und des Umgangs mit Wieland, Kästner, Göcking, Gleim und anderer vorzüglicher Männer zu genießen. Neben seinem Studium war es sein eifrigstes Bestreben, seine praktischen Fertigkeiten in der Musik zu erhöhen und seine theoretischen Kenntnisse zu erweitern. So dirigirte er z. B. in Leipzig, wie früher auch in Halle, die daselbst bestehenden Liebhaberkonzerte und ließ sich in denselben auch einige Male auf dem Klavier hören. Nachdem er noch die frankfurter Hochschule besucht, kehrte er nach Breslau zurück, wohin sein Vater nebst dem ganzen Kollegium von Oppeln aus versetzt worden war. Er fungirte hier eine Zeit lang als Auskultator bei der damaligen Oberamtsregierung zu Breslau, erhielt später eine Anstellung bei den dortigen Accise- und Zollgerichten und ging dann nach Oberschlesien, um eine eben vakant gewordene Advokatur bei der fürstl. anhalt-köthen-plessischen Regierung anzutreten. Diese Advokatur gab er jedoch 1789 wieder auf, um Justizkommissariats-Geschäfte zu treiben. Im J. 1797 wurde er zum Justizkommissarius und Notarius publicus beim oberschlesischen Departement mit dem Charakter als Justizkommissionsrath ernannt. Er † den 6. April 1817. Sein ganzes Leben hindurch, selbst bei körperlichen Leiden, war es die Musik und die schöne Literatur, die ihm zur Erholung von seinen mühevollen Berufsgeschäften die liebste Beschäftigung gewährten. Als Klavierspieler zeichnete er sich sowohl durch Leichtigkeit des Vortrags, als auch durch Tiefe der Empfindung aus. Mit Leichtigkeit vermochte er jedes beliebige Thema aufzufassen und durch alle Tonarten durch unzählige Variationen durchzuführen. Ueberhaupt hatte er das Instrument ganz in seiner Gewalt und spielte in allen Konzerten mit gleichem Beifall; auch ließ er mehre Jahre hindurch in seinem Hause von einem wohlbesetzten Orchester Konzerte aufführen, wobei er erste Violine spielte. Als Komponist lieferte er folgende Tonstücke: Einige Serenaden für 3 Instrumente, 1771. — Sechs große Klavierkonzerte mit Begleitung des ganzen Orchesters, von 1790—1800. — Eine große Oper: „Walmir und Gertraud". — „Der Orkan", große Oper (der Text ist von ihm selbst frei nach dem bekannten Schauspiele gleich. Namens von Shakspeare bearbeitet und 1805 komponirt); — Requiem oder Todtenfeier zum Andenken seiner verblichenen Freunde, ein großes, in den Jahren 1807 und 1810 für 2 Singchöre und großes Orchester komponirtes Tonstück; — außerdem noch viele kleinere Sachen, als Tänze, Arien, Lieder u. s. w.

Schäfferia (Bot.), nach Jacquin, Gatt. der Berberideae Spr. Charakter: Geschlechter ganz getrennt; männliche Blüthe mit vierblätterigem Kelch und vierblätteriger Krone, vier Staubfäden mit randlichen Antheren und zwei Griffel; weibliche Blüthe mit 4 — 5theiligem Kelch u. einer einfächerigen, zweisamigen Beere. Sträucher in Westindien und Südamerika; unter 5 Arten bekannte sind: S. completa Sw., Jacq., Amer. 259. Blüthen weiß, Beere safranfarbig, und S. lateritiora Sw. Blüthen seitenständig.

Schäffern, österr. Dorf, Steiermark, Kr. Gratz, Bez. Bäreneck; Pfarrei, Armeninstitut; 160 Einw.

Schäfler (Biogr.), 1) Johann Engelbrecht, war in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts Hofmaler in Kassel. Ph. Kilian stach nach ihm das Bildniß der Landgräfin Hedwig Sophia und jenes der Landgräfin Amalia Elisabeth, Lennep die Porträts der Landgräfinnen Agnes und Christina von Hessen. — 2) (Schäffler), Christoph Thomas, Maler von Augsburg, blühte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er war einige Zeit Jesuiten-Laienbruder, verließ aber das Kloster und fand auch außerhalb desselben zahlreiche Aufträge. In der alten Kapelle zu Regensburg malte er Scenen aus dem Leben des Kaisers Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde in Fresko; in der Klosterkirche zu Ettal ist das Altarbild des sterbenden St. Benedikt von ihm. In der Kapuzinerkirche und bei St. Walburg zu Eichstädt, im marianischen Kongregationssaale zu Ingolstadt und bei St. Ulrich in Augsburg findet man ebenfalls Altarbilder von ihm. S. †

zu Augsburg 1756, im 56. Jahre. — 3) Michael, Stukkatorer und Musaicist, fertigte Stukkoarbeiten für die Residenz zu München, für die kurfürstlichen Schlösser in Nymphenburg und Schleißheim und besonders für die Theatinerkirche in München. Im Jahre 1796 stand er bereits 40 Jahre im Dienste des Hofes, scheint aber bald darauf gestorben zu seyn.

Schäfstall, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben u. Neuburg, Ldgr. Donauwörth; 170 E.

Schäftdraht, s. v. a. Schaftdraht.

Schäften, 1) Schießgewehre und dergl. Gegenstände mit einem Schaft versehen; vergl. Büchsenmacherkunst, S. 117; — 2) eine zerrissene Leine an den Enden aufdrehen, diese in einander flechten und zusammennähen; — 3) wohl geschäftet, von einem Hunde mit einem langen, schlanken Leib.

Schäfter, s. v. a. Büchsenschäfter; s. Büchsenmacherkunst.

Schäftersheim, würtemberg. Pfarrdorf, Jaxtkreis, Oberamt Mergentheim, am rechten Ufer der Tauber; 610 Einw.

Schäftig, in der Zusammensetzung drei-, vier-, fünfschäftig: 1) von einem Seil oder Tau, aus so viel Theilen zusammen gedreht; — 2) vom Webestuhl, mit so viel Schäften versehen; vergl. Webestuhl.

Schäftlarn (Hohen-S.), bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Wolfrathshausen; 280 Einw.

Schägeln, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Krossen; Windmühle; 210 Einw.

Schähher-Essul, Stadt, s. v. a. Schehrsor.

Schähr (Schäher, Geogr.), 1) asiat. Stadt, Arabien, Hadramaut, an der Südküste, östlich von Rocab; — 2) s. v. a. Sedsjär.

Schaeken, Wilhelm, Maler, geboren zu Weerd 1755, war anfangs Schüler des Landschaftsmalers J. Borrekens und hatte durch seine landschaftlichen Darstellungen bereits einige Preise gewonnen, als er ausschließlich für die Historienmalerei sich entschied. Er ging 1785 nach Rom, wo er nach der Antike eifrig studirte und Raphaels und Dominichino's Werke zeichnete und kopirte. Nach seiner Rückkehr ward er Professor der Akademie zu Antwerpen, in welcher Eigenschaft er 24 Jahre mit allem Eifer wirkte und eine große Anzahl von Schülern bildete, unter welchen auch der berühmte J. van Bree sich befindet. Seine Werke findet man in Kirchen und Kabineten Hollands und hält sie großer Achtung werth. In de Basts „Annales du Salon de Gand" (1822, S. 125) ist sein Kampf des Herkules mit Nessus im Umrisse gestochen.

Schäker, 1) der ein Frauenzimmer entführt; — 2) s. v. a. Schächer, Räuber überhaupt; — 3) einer, der harmlosen Scherz treibt; daher Schäkern, laut scherzen und lachen, kurzweilen (davon Schäkerei), von Blumen, in Farbe oder Zeichnung von dem Gewöhnlichen abweichen.

Schäksdorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Luckau; Vorwerk; 120 Einw.

Schälbe (Landw.), s. v. a. Färse.

Schälblasen (Med.), Blasenausschlag, Pemphigus, Pemphix, Pemphilyx, s. Pemphigus. Besonderer Erwähnung verdient noch der Pemphigus infantilis s. neonatorum malignus, Gangraenosus, die bösartigen Schälblasen. Hier gehen meist Schlaflosigkeit, große Unruhe, heftiges Fieber, gastrische Störungen, Säurebildung, brennende Schmerzen ꝛc. vorher; die Blasen zeigen gleich anfangs einen Inhalt von trüber und selbst blutiger Farbe, der schnell in übelriechende, scharfe Jauche übergeht, welche nach dem Platzen der Blasen die Umgebung korrodirt und die ganze, von dunkelrothen, livíden Rändern umgebene Hautstelle in mehr oder weniger tiefe und breite Geschwüre umwandelt, welche eine mehr dicke, zu breigen Schorfen gerinnende Jauche absondern, unter denen der gangränescirende Ulcerationsprozeß weiter schreitet. Dabei sollen gleichzeitig Störungen in der Harnausscheidung vorhanden seyn und die abgesonderte Jauche einen urinösen Geruch haben und saure Reaktion zeigen. Auch hat man in den Leichen der an Pemphigus neonatorum gestorbenen Kinder Vergrößerung, Verhärtung und Verwachsung der Nieren und Nebennieren gefunden. Es bilden sich immer neue Blasen an verschiedenen Körpertellen, welche denselben Verlauf machen; der Darmkanal nimmt an der abnormen Sekretion Theil, es entstehen Schwämmchen, Schmerzen, das Fieber nimmt zu, es entstehen Kollignationen und Konvulsionen, und die kleinen Kranken sterben unter diesen Erscheinungen. Erfolgt Heilung, so bleiben stets entstellende Narben zurück. Diese Form befällt Kinder von der Geburt an bis zur ersten Dentition und kommt meist bei dyskrasischen Individuen vor. Die Vorhersage ist stets übel zu stellen. Hinsichtlich der Behandlung berücksichtige man die Verschiedenheit der Ursache und gebe darnach ausleerende Mittel, Antihysterica, Diuretica; nach Einigen sind desoxydirende Mittel nützlich, Alkalien, Schwefelleber ꝛc. Sind die Blasen sehr groß, und erregen sie heftiges Brennen, so öffne man sie und entleere ihren Inhalt. Bei sehr empfindlicher Haut sind lauwarme Bäder und Bähungen mit einer Abkochung von Leinsamen, Malven ꝛc. anzuwenden. Auf geschwürige und entzündete Stellen bringt man Quittenschleim, in Rosenwasser aufgelöst ꝛc.

Schälbraten, s. Rippenstück 1).

Schälen, 1) von einem Gegenstand die dünne, biesame Schale oder Haut wegnehmen; — 2) mittelst des Schälpflugs die Rasendecke von urbar zu machendem Land abnehmen; — 3) ganz flach pflügen; — 4) s. Papier; — 5) von den Faßdauben, an den Enden sich in Splitter theilen; zu dessen Verhütung pflegt man die Enden einwärts abzuschärfen (sie erhalten einen Schweif).

Schäler, 1) Hornstückchen; entstehen, wenn die Schrote beim letzten Aufschneiden in 2 Stücke

zersplittern, und können nur zu kurzen Kämmen benutzt werden; — 2) s. Darmsaiten.

Schälse (Forstw.), s. v. a. Rinde.

Schälgang (Mühlw.), s. v. a. Spitzgang.

Schälhengst, s. v. a. Beschäler.

Schälken (Zimmerm.), s. v. a. Beschlagen 1).

Schälknötchen (Med.), Hitzblätterchen, rothes Ausfahren, Zahnausschlag, Ansprung, lat. Strophulus, Lichen strophulus, Licheniasis strophulus, franz. Bouton efflorescence cutanée, Ebullition, feu des dents, Strophulus, engl. Gum rash, ein symptomatischer Hautausschlag, welcher in rothen und zuweilen weißlichen Blätterchen besteht, die etwas größer als ein Mohnsamenkorn sind, ganz oder beinahe ohne Jucken bestehen und vorzüglich bei Kindern vorkommen. Die Knötchen stehen einzeln, oder truppweise, sind von einem röthlichen Hof umgeben, nehmen vorzüglich Gesicht, Hals, Arme und Lenden ein und hängen oft mit dem Geschäft des Zahnens oder mit Störungen des Darmkanals zusammen. Es lassen sich folgende verschiedene Formen unterscheiden: 1) Strophulus intertinctus, Lactumina, franz. Taches de lait, Efflorescence benigne, engl. Red Gum oder Gown, Schälblätterchen, Häutchenblätterchen der Säuglinge. Kommt im Gesicht, an den Vorderarmen, auf dem Rücken der Hände, bisweilen auch über den ganzen Körper verbreitet vor und bildet einzeln stehende, hochrothe, kreisrunde Flecke von Linsen- bis Groschengröße und darüber, auf denen sich nach einigen Stunden kleinere, isolirte, etwas heller gerötheten Knötchen erheben. Der eigentliche Strophulus pflegt mit rothen Punkten oder Stippen und selbst großen runden Flecken ohne Papeln untermischt vorzukommen; ja es erscheinen gelegentlich, namentlich an Händen und Füßen, kleine Bläschen, die, ohne aufzubrechen, abtrocknen. Oft verschwindet der Ausschlag in der Kälte; außerdem verliert sich in 6—8 Tagen die Röthe der verschiedenen Flecke, die Knötchen werden welk, und es tritt leichte Abschuppung ein. Nachschübe sind häufig. — 2) Strophulus albidus, engl. White Gum, weißer Ansprung; weiße Papeln, die von einem zarten, rosenrothen Ring eingefaßt sind, meist nur im Gesicht vorkommend; Varietät der vorigen. — 3) Strophulus candidus, engl. Pallid Gum oder Gown rash, weißliche Knötchen von Linsengröße, an den bedeckten Theilen des Körpers vorkommend und mit Abschuppung endend. — 4) Strophulus confertus, franz. feu des dents, engl. Rank red Gum, Tooth rash, gewöhnlicher Zahnausschlag, Ansprung zahnender Kinder. Nach lebhaften Fieberbewegungen zeigen sich lebhaft rothe Flecken, auf denen sich kleinere, hellere Knötchen erheben, welche heftig jucken und den Kindern viele Beschwerde verursachen. Nach 10—14 Tagen werden die Knötchen welk und die Flecken blaß, und es tritt leichte Abschuppung ein. Nachschübe erfolgen häufig. — 5) Strophulus volaticus, auch Erythema volaticum, Roseola saltans levior, franz. feu volage, engl. wild fine rash, wandernder Zahnausschlag. Die seltenste Form. Hochrothe Flecke, auf denen sich Gruppen von Knötchen erheben, die heftig jucken. Vorher geht Fieber. Die Knötchen verschwinden oft schnell und erscheinen an einem andern Orte wieder. Meist erfolgt kleienförmige Abschuppung. Auch hier treten häufig Nachschübe ein. — Die drei zuerst beschriebenen Formen kommen meist vor der Zahnperiode vor, die dritte in der letzten Zeit dieser Lebensperiode; die beiden letzten sind der Zahnperiode fast ausschließlich eigen. Alle Formen des Strophulus kommen am häufigsten im Frühjahre und Sommer vor; sie gehen häufig in einander über, und oft sieht man an einem und demselben Individuum verschiedene Strophulusformen. Bei Einwirkung von Kälte treten sie gern zurück; es entstehen dann gastrische Störungen, Koliken u. s. f., welche jedoch ungefährlich sind. Oft gehen dem Ausbruch des Ausschlags Verdauungsstörungen vorher, Uebelkeit, Erbrechen, Durchfall, Säurebildung, Schwämmchen u. s. f.; oft erscheint der Strophulus bei vollkommenem Wohlbefinden. Die beiden zuletzt betrachteten Formen hängen meist mit Animalien des Darmkanals zusammen und werden leicht durch Diätfehler wieder hervorgerufen. — Die Prognose der Krankheit ist, wie aus Vorstehendem hervorgeht, stets günstig. — Behandlung. Man berücksichtige die Gelegenheitsursache des Ausschlags, die gastrischen Störungen ꝛc. und sorge für Regulirung der Diät. Oft werden Abführmittel, Antacida, Rheum ꝛc., am Platze seyn. Ist das Exanthem zurückgetreten, und sind daraus innere Störungen entstanden, so behandle man diese nach ihrem Wesen, wende gleichzeitig warme Bäder, denen man etwas Asche zusetzen kann, Hautreize ꝛc. an. Wird das Jucken sehr lästig, so sind Waschungen der Haut mit lauwarmem Wasser, mit lauer Milch, dünner Hafergrütze, mit Mandelöl ꝛc. zu empfehlen.

Schälpflug, s. Pflug.

Schälschläge, s. v. a. Rindenschläge.

Schälung (Wasserb.), s. v. a. Kai 1) u. 2).

Schälweide (Bot.), s. v. a. Mandelweide, Salix amygdalina *L.*

Schämapfel (Pomol.), großer, oben etwas zugespitzter Wirthschaftsapfel; Schale weiß und röthlich, wohl auch ganz röthlich; Fleisch zart, weinsäuerlich schmeckend; reift im December.

Schämel und Zusammensetzungen, s. Schemel.

Schämen, sich, s. Scham.

Schämersdorf (Schainersdorf), bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz, Ldgr. Wohenstrauß; über 100 Einw.

Schändliche Ehe, s. Heirath.

Schändung, s. Unzuchtsverbrechen.

Schänitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; über 100 Einw.

Schännis (Schennis), schweiz. Marktflecken, Kant. St. Gallen, Bez. Gaster, südöstlich von Uznach, an der Linth; hatte sonst eine fürstl. Augustiner-Frauen-Abtei (die Aebtissin führte den Titel einer deutschen Reichsfürstin); 1811 aufgehoben, jetzt der Linthhof; 500 Einw. Hier Gefecht am 25. Sept. 1799, in welchem

der österreich. General Hotze blieb, woran noch ein Denkstein erinnert, Einleitungsgefecht zur Schlacht von Zürich.

Schäp (Biogr.), M., Radirer, wahrscheinlich auch Maler, nach seinen Lebensverhältnissen unbekannt. Es finden sich geistreich radirte Blätter von seiner Hand, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts erschienen.

Schäp, Münze, s. v. a. Schaap.

Schäpe, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzig; 110 E.

Schaepkens, Theodor, Maler, geboren zu Mastricht 1812, war Schüler der Akademie zu Antwerpen, gehört aber im Allgemeinen mehr der deutschen Schule an, deren tiefe Auffassung er sich anzueignen suchte. Schon seine früheren Gemälde, ein Kosakenrückzug, eine Scene aus der Einnahme von Mastricht 1579, die gastliche Aufnahme des Columbus in einem Kloster u. a. haben namentlich ein eigenthümliches, großes Verdienst der Färbung.

Schäplitz, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Stendal; Rittergut; 200 Einw.

Schäpziger Käse, s. v. a. Schabziger Käse.

Schaer, Staat, s. v. a. Dschar.

Schärdenberg (Schartenberg), österr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Innkr., Distr. Riechtenstein; 120 Einw.

Schärding (Geogr.), 1) österr. Distrikts-Kommissariat, Land ob der Ens, Innkreis; umfaßt 1 Stadt, Vorstadt und Markt und 310 Dörfer und Weiler mit 67 Gemeinden und 30,000 Einw.; — 2) Stadt das., am Inn; Innbrücke, 5 Thore, festes Schloß, 2 Kirchen, Kloster, schönes Rathhaus, Hospital, 7 Brauhäuser; 3500 Einw. In der Nähe Gruben von Schmelztiegelthon. — S. ist sehr alt, war früher bayrisch und ist der Geburtsort des seiner Zeit als Dichter bekannten Michael Denis. Im Jahre 1742 wurde es von den Oesterreichern genommen, und am 26. April 1809 litt es sehr durch einen Angriff der Franzosen.

Schaerbeeck, belg. Dorf, Prov. Süd-Brabant, Bez. Brüssel, rechts an der Senne; 1390 Einw.

Schären u. **Schärenflotte**, s. Scheeren.

Schärf, s. Scherf.

Schärfe, 1) die Eigenschaft oder der Zustand eines Dinges, das scharf ist; — 2) der scharfe, schneidende Theil eines Dinges; — 3) (Müll.), s. v. a. Hauschlag; — 4) strenges Verfahren; — 5) s. v. a. Tortur; — 6) (Chem.), s. Scharfer Stoff; — 7) (bot. Term.), s. v. a. Scabrities, Scabritas. — **Schärflich**, s. v. a. Scabriusculus, Scabridus.

Schärfe der Säfte (Med.), bei den ältern Humoralpathologen dasjenige Mischungsverhältniß der Säfte, bei welchem sie zu heftig reizend und dadurch zersetzend auf die festen Theile einwirken und so eine der häufigsten und wichtigsten Krankheitsursachen werden sollten. Als einzelne Schärfen wurden die sauren, ranzigen, alkalischen, ammoniakalischen, als specifische die rheumatischen, arthritischen, skrophulösen, skorbutischen aufgeführt. Als Hauptanzeige in Krankheiten nahm man daher an, die vorhandene Schärfe zu neutralisiren. Die neuere Heilkunst hat dagegen die Schärfen, die sich bei Krankheiten in einzelnen Säften zeigen, nicht als Ursache, sondern als Wirkung der Krankheit erkannt.

Schärfen, 1) überhaupt etwas scharf machen, besonders aber — 2) Schneidwerkzeuge mittelst Feilen, Dängeln, Schleifen, Abziehen ꝛc. scharf oder schärfer machen; — 3) an Mühlsteinen die Hauschläge machen; — 4) zum Einband der Bücher bestimmtes Leder an den Ecken und Kanten dünn schneiden, wobei das Leder auf einen glatten, flachen Stein (Schärfstein) gelegt wird; — 5) die Hufeisen der Pferde s., s. Hufeisen; — 6) einen Stein s., s. Behauen; — 7) sich ritzen oder die Haut abstoßen; — 8) eine Strafe s., dieselbe erhöhen; — 9) einen Befehl s., denselben nachdrücklicher, etwa unter Androhung einer Strafe empfehlen; — 10) (Jagdw.), s. v. a. Schneiden, s. Ab-, Aus- und Aufschärfen; — 11) kurz oder mit geschärftem Tone aussprechen.

Schärfenberg, österr.-illyr. Marktflecken, Kr. Neustädtl, Hauptort der gleichn. Herrschaft; 2 Schlösser; gegen 1000 Einw.

Schärff, Johann Wendelin, Maler von Alzey im Großherzogthume Hessen, 1811 geboren, an der Akademie in München gebildet, widmete sich der Historienmalerei. Eines seiner frühern Bilder, Hero und Leander vorstellend, sah man 1834 im Lokale des Kunstvereins zu München ausgestellt. Er malte auch Bildnisse und Genrebilder.

Schärfhobel, s. Schrothobel.

Schärfkammer, in Papiermühlen ein Behältniß, in welchem das fertige und zusammengebundene Papier an den Seiten berafpelt wird; vgl. Papier.

Schärfling, Marktfl., s. v. a. Schörfling.

Schärfstein, s. Buchbinder und Schärfen 4).

Schärfungen d. Todesstrafe (Rechtsw.), s. Todesstrafe.

Schärfungsgründe (Rechtsw.), s. Verbrechen.

Schärfungszeichen (Grammat.), s. v. a. Acutus, s. Accent.

Schärhorn, Berg, s. v. a. Scheerhorn.

Schärling (Bot.), s. v. a. gemeine Bärenklaue, Heracleum Spondylium L.

Schärnitz, Dorf, s. v. a. Scharnitz.

Schärpe, 1) überhaupt Binde, besonders aber — 2) Binde um den Leib; — 3) s. v. a. Feldbinde; — 4) die Binde und Schlinge, in welcher man einen verwundeten Arm zu tragen pflegt.

Schärpe, ritterlicher Orden der Damen von der S., von Don Juan I. von Kastilien 1388 gestifteter Orden für die Frauen von Placentia als die tapfern Vertheidigerinnen der Stadt und Besiegerinnen der Engländer; genoß alle Vorrechte und Privilegien der Ritter von der Binde. Zeichen: eine goldene Feldbinde, die über dem Kleide getragen wurde.

Schärtlin von Burtenbach, Sebastian, Freiherr, geb. 1496 zu Schorndorf im Würtembergischen, studirte zu Tübingen und Wien, trat alsdann in österreichische Dienste und machte von 1518 an bis zu seinem Greisenalter alle Feldzüge mit. Mit Eifer diente er Karl V., unterstützte ihn bei der Vertheidigung von Pavia und wohnte der Einnahme Roms unter Karl von Bourbon bei. Darauf wurde er Erzmarschall und Generalkapitän und that sich in Ungarn im Kampfe der Kaiserlichen mit der protestantischen Partei hervor. Doch bald trat er aus einem unbekannten Grunde auf die protestantische Seite, kämpfte mit den Protestanten im schmalkaldischen Kriege und schlug einige kühne Pläne vor, unter Anderm auch den, sich Tyrols zu bemächtigen, damit die aus Italien kommenden Hülfstruppen Karls V. abgeschnitten würden. Schon war S. in dieser Absicht bis nach Ehrenburg vorgedrungen, als er sich mit dem Landgrafen Philipp, der seinen Entwürfen lentgegen war, veruneinigte und nun beide Parteien gegen sich hatte. Die Folge davon war, daß er nicht nur verbannt wurde, sondern daß er auch von der im passauer Vertrage zugestandenen Amnestie ausgeschlossen blieb. Es blieb ihm also nichts weiter übrig, als nach Frankreich zu gehen und der dortigen Regierung seine Dienste anzubieten. Zudem begünstigte bekanntermaßen Frankreich damals die Protestanten in Deutschland und hatte auf ihn schon längst die Augen gerichtet. Mit erneuertem Eifer diente er nun dem Könige von Frankreich und mittelbar seinen deutschen Religionsgenossen; auch war er der Vermittler des 1592 im Schlosse zu Chambord zwischen dem französischen Könige Heinrich II. und dem Kurfürsten Moritz von Sachsen abgeschlossenen Vertrags. Karl V. und der König von Böhmen sahen wohl ein, daß man diesen Feind mit Sanftmuth zu gewinnen suchen müsse; sie hoben daher das Gesetz, welches ihn verbannte, wieder auf und gestatteten ihm die Rückkehr auf seine Güter. Dies wirkte, denn S. verbrachte nun den Rest seiner Tage auf seinem Gute Burtenbach (zwischen Ulm und Augsburg) und widmete seine Zeit der Abfassung seiner Lebensgeschichte und seiner Familie. Diese Lebensgeschichte ist von Holzschuher und Hummel benutzt worden bei S.s Biographie: Leben des Ritters Sebastian S. von Burtenbach, Frankf. u Leipz. 1777—1782, 2 Bde., 8. S. † am 18. November 1577.

Schaesberg (Geogr.), niederl. Dorf, Prov. Limburg, Bez. Mastricht, bei Heerlen: 1150 E.

Schaesberg (Geneal.), reichsgräfliche Familie, die früher am linken Rheinufer die Herrschaften Kerpen und Lommersum besaß und 1706 reichsgräflich wurde. Außer mehren Gütern in Rheinpreußen besitzt sie jetzt auch die Herrschaft Thannheim in Bayern. Wappen: 3 rothe Kugeln in Silber unter einem dergleichen Turnierkragen.

Schäßburg (Schäsburg, Geogr.), 1) Segesvar-Szek, Szkaunu-Szaszeszk-Sigyisori), österr.-siebenbürg. Stuhl, im Land der Sachsen, grenzt gegen Norden an die kokelburger und weissenburger Gesp., gegen Osten an den udvarhelyer Stuhl, gegen Süden an den repyer, gegen Südwesten an den großschenker Stuhl, gegen Westen an die oberweissenburger Gesp. und an den mediascher Stuhl, und hat einen Flächenraum von 10 □Meilen, mit 1 Stadt, 1 Flecken, 15 Dörfern und 25,000 Einw., meist Sachsen. Der Boden ist zwar bergig, aber ohne Hochgebirge, und fruchtbar. Der vorzüglichste Fluß des Stuhles ist der große Kokel. Das Klima ist mild. Produkte: Feldfrüchte aller Gattungen; Gartenfrüchte, Obst, saurer Wein; auch an Wäldern fehlt es nicht, doch sind diese, wie das Wild darin, nicht sehr häufig. Die sächsischen Dörfer bauen vorzüglich Flachs und Hanf und verfertigen daraus viele grobe und Hauslcinwand, die sie allenthalben im Lande absetzen. Der Stuhl ist in 3 Kreise getheilt: zum obern gehören die 5 Dörfer Benne, Erked, Rados, Szasz-Buda und Szasz-Kezd; zum mittlern die 5 Dörfer Apold, Hegen, Nathus, Segesd und Szasz-Darlya und der Flecken (nach Andern das Prädium) Puszta-Woßling; zum untern die Stadt S. und die 5 Dörfer Danos, Holdvilag, Nagy-Szöllös, Prodt und Szasz-Szeat-Laszlo. — 2) (Segesvar), königl. Freistadt und Hauptstadt des Stuhls, am großen Kogel, über den eine gedeckte Brücke führt, in einer anmuthigen, aus Wiesen und Hügeln bestehenden Gegend. S. zerfällt in die obere Stadt (Burg), die auf einem von der Nordseite steilen Berge liegt, ummauert ist und die Kirche des heil. Niklas, die 1482 gegründete Kathedrale, das Rathhaus und das evangel. Gymnasialgebäude enthält, und in die untere Stadt, die sich auf der ungleichen Ebene schlangenförmig um den Burgberg windet und 2 kathol. Kirchen und ein Spital enthält. Beide sind durch Stiegen mit einander in Verbindung gesetzt und haben meist gerade, aber enge Gassen und größtentheils alte und schlechtgebaute Häuser. Bei Regenwetter ist in der untern Stadt ungemein viel Koth. Die Vorstädte enthalten eine katholische und eine griechische Kirche. S. hat ein Postamt, ein Franciskanerkloster, Wein- und Feld- und besonders Obstbau, Baumwollenspinnerei, Leinweberei, Burgruine Sandau; 6500 Einw.

Schättchen (Ornith.), s. v. a. Leinhänfling, Fringilla Linaria *L.*

Schätz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Guhrau; 2 Vorwerke, 2 Windmühlen; 210 Einw.

Schätze, s. Schatz.

Schätzel, Pauline von, jetzt Madame Decker, ausgezeichnete Sängerin, geb. 1812, betrat im Mai 1828 zu Berlin zum ersten Male die Bühne, u. zwar als Agathe im „Freischütz". Der Beifall, der ihr gezollt wurde, war außerordentlich und steigerte sich von Jahr zu Jahr mehr; schon im J. 1832 glänzte sie als Donna Anna in Fidelio und in dergleichen Par tien als Stern erster Größe. Leider nahm sie noch in demselben Jahre Abschied von der theat ralischen Welt, die, wie einem scheidenden Engel, trauernd

ihr nachschaute. Sie verehelichte sich nämlich mit dem Hofbuchdrucker Decker zu Berlin und konnte von dieser Zeit an der Oeffentlichkeit nicht mehr angehören. Begabt mit allen Mitteln, welche auf der Bühne Wirkung machen, mit schöner, umfangreicher und höchst vollendeter Stimme, herrlicher Gestalt und frischer Jugendblüthe, fast auch ohne die kleinste üble Gewohnheit, leistete sie wirklich Ausgezeichnetes und würde vielleicht bald als die erste deutsche Sängerin dagestanden haben. Ihre Vorbilder waren die Schechner, Sonntag, Devrient, die sie in manchen Einzelnheiten sogar noch übertraf. Auch in stillere häusliche Verhältnisse zurückgekehrt, läßt sie sich zuweilen öffentlich hören, z. B. in der Singakademie zu Berlin, bei Musikfesten, Armenkoncerten ꝛc., aber nur da, wo kein äußerer Erwerb damit verbunden ist, oder wo es zu wohlthätigen Zwecken geschieht.

Schätzels, preuß. Gut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Gerdauen; über 100 Einw.

Schätzen, 1) nach Wahrscheinlichkeitsgründen etwas beurtheilen, besonders — 2) Menge, Größe, Entfernung, Werth ꝛc. auf diese Weise bestimmen. Die Kunst, Entfernungen zwischen zwei Gegenständen möglichst genau bestimmen zu können, ist vorzüglich in militärischer Beziehung von großer Wichtigkeit. Sie gründet sich auf ein richtiges Augenmaß, welches durch fortgesetzte Uebung erlangt wird. Behufs dieser Uebung stellt man sich passenden Gegenständen, wie Bäumen, Mauern, Häusern ꝛc. gegenüber und schätzt ihre Entfernung auf folgende Art. Da das Auge näher liegende Punkte richtiger aufzufassen im Stande ist, als entferntere, so theilt man die ganze Entfernung in mehre kleinere Theile und benutzt einzelne inzwischen liegende Objekte als Anhalts- oder Stützpunkte. Man läßt nun das Auge von seinem Standpunkte aus auf den ersten Punkt gleiten, stellt bei sich dessen Entfernung von dem Standpunkte fest und schreitet denselben ab. Hat man richtig geschätzt, so schreitet man an den nächsten Zwischenpunkt und so fort, bis zum Objekt, dessen Entfernung zu schätzen ist. Im Falle man sich aber bei dem ersten oder einem der folgenden Zwischenpunkte in seiner Schätzung geirrt hat, so bleibt man stehen, läßt das Auge über die Entfernung prüfend hinweggleiten und betrachtet dieselbe aufmerksam, wodurch sich dem Auge der Maßstab zwischen zwei Punkten von selbst einprägt. Hat man sich anfangs in der Schätzung von kleinern Entfernungen geübt, dann versuche man Schätzungen von größern, bediene sich indessen immer der dazwischen liegenden Hülfspunkte. Da die Kenntniß der Entfernung einen wesentlichen Einfluß auf die Beurtheilung der verschiedenen Schußweiten hat, so besteht ein wesentlicher Vortheil der Schätzung auch in der Erkennung gewisser Merkmale. Die Schätzung der Entfernung und die Bestimmung derselben beruht vorzüglich auf der Menge und Brechung der Lichtstrahlen, welche sich im Auge theils von dem Gegenstande selbst, theils von der dazwischen liegenden Strecke sammeln, und diese sind der Grund, warum ein Gegenstand um so kleiner und blässer erscheint, je entfernter er ist; warum die Unterscheidung der Farben auf einer gewissen Entfernung aufhört, und warum gewisse Gegenstände (abgesehen von der kugelförmigen Gestalt der Erde) am Ende ganz verschwinden. Es bestehen nämlich physikalische Grundsätze, daß die Erleuchtung an Stärke mit der Entfernung der Lichtquelle abnimmt, und diese Erscheinung hat ihren Grund darin, daß die von einem leuchtenden Punkte kommenden Strahlen aus einander gehen, mithin desto weniger eine Fläche treffen, je größer ihre Entfernung ist. Für diese Entfernung besteht der Grundsatz, daß die Stärke der Erleuchtung abnehme, wie die Quadrate der Entfernungen zunehmen, wenn auch in der Wirklichkeit die Stärke der Erleuchtung durch die materielle Beschaffenheit sowohl des leuchtenden, als des beleuchteten Körpers, wie auch durch den Einfallswinkel des Lichtes manche Aenderung erleidet. Je spitziger nämlich der Winkel ist, unter welchem die Lichtstrahlen auf eine Ebene einfallen, desto weniger treffen diese, und desto weniger wird sie erleuchtet. Da die Entfärbung und Verkleinerung der Gegenstände nicht unter allen Umständen dieselbe ist, namentlich starker Regen, Nebel und trübe Luft die einzelnen Gegenstände nicht in ihrer wahren Färbung und Gestalt erkennen lassen, so ist es nothwendig, daß bei Vornahme solcher Schätzungen die Luft rein, der Himmel heiter sey; da ferner von der Sonne beschienene Gegenstände die Strahlen der Sonne zurückwerfen, daher deutlicher und näher erscheinen, als gleich nahe und gleich große, allein von der Sonne nicht beschienene, so soll man das Auge an solchen Gegenständen üben, und man wird es mit einiger Aufmerksamkeit bald dahin bringen, aus der Färbung und der Nähe der Gegenstände auf deren Entfernung zu schließen, wobei jedoch die oben angegebene Schätzung über verschiedene Zwischenpunkte immer wesentliche Vortheile gewährt. Um in militärischer Hinsicht die Schätzung mittelst einzelner, an einem Gegenstande wahrzunehmender Merkmale auf die Praxis anzuwenden, stelle man verschiedene, mit ihrer Rüstung versehene Soldaten auf Entfernungen von 50, 100, 200, 300—500 Schritten, und zwar so, daß man sie ganz im Gesicht hat. In der Regel erkennt man auf 30 Schritte das Weiße im Auge eines Menschen. Auf 50 Schritte Entfernung wird die Färbung dieser Soldaten noch ganz die natürliche seyn; sie werden in ihrer wahren Größe erscheinen, alle Theile der Rüstung werden ganz scharf unterschieden werden können, und man wird die Augen derselben scharf erkennen. Bei einer Entfernung von 100 Schritten wird die Färbung an Kraft noch nichts verlieren; allein die Augen werden nicht mehr so scharf unterschieden werden können. An den auf 200 Schritte gestellten Leuten wird man den allgemeinen Umriß des Gesichts erkennen; allein die einzelnen Theile desselben verlieren sich schon im Ganzen; die Farbe der Uniform wird blässer, stärker jedoch wird

noch die Farbe der Aufschläge erscheinen, besonders, wenn dieselbe zu den hohen gehört. Auf 400 Schritte wird das Messingwerk der Kopfbedeckung noch deutlich zu erkennen seyn; die Figur der aufgestellten Soldaten dagegen wird beinahe gar keine Unterscheidungsmerkmale mehr darbieten, denn die Farbe der Uniformen ist nicht mehr so deutlich zu erkennen, und bei einer Entfernung von 500 Schritten wird man einen Gegenstand erblicken, an welchem man noch höchstens das weiße Bandelier deutlich wahrnehmen kann. Auf 600 Schritte kann der Kopf und die Kopfbedeckung noch gut, die Farbe der Uniformen aber nur sehr undeutlich erkannt werden; auf 800 Schritte sind die obern Körpertheile und die Bewegung der Füße zu erkennen. Auf 1000 Schritte ist die Linie der Köpfe und die Bewegung der Beine erkenntlich, auf 1500 Schritte sind Infanterierotten und die Pferde bei Reitern ersichtlich; auf 2000 Schritte erkennt man bei der Infanterie die Bewegung an den Waffen und an dem Blitzen der Gewehre; bei der Kavalerie sieht man zwar Abtheilungen, allein ohne unterscheiden zu können, ob sie zu Fuß, oder zu Pferde sind. Auf 200—300 Schritte erkennt man, ein ganz freies Terrain vorausgesetzt, Dachziegel, auf 600—800 Fensterkreuze, 1200—1600 Balken und kleine Baumstämme, 2500—3000 große Baumstämme, 4000—5000 hohe Schornsteine, auf 1½—2 Stunden kleine Häuser, auf 2—3 Stunden Windmühlen, auf 4—6 Stunden Kirchen und Schlösser. Die hohen und lebhaftern Farben fallen überhaupt besser in die Augen, als die matten, was die Folge hat, daß Gegenstände mit lebhafter Färbung näher, jene mit matter dagegen entfernter erscheinen. Hier müssen Abtheilungen oder die Schätzung nach dem Augenmaße mittelst der in eine Entfernung getragenen Zwischenpunkte die Täuschung ausgleichen. Objekte, welche in einer gewissen Entfernung sich befinden, besonders aber Häuser, Schlösser u. dgl., werden nach dem Grade der Deutlichkeit geschätzt, in welchem man deren einzelne Theile, als Thüren, Fenster, Kamine u. dgl., erblickt. Da man nun die Breite der Flüsse, kleiner Seen und überhaupt der Wässer in der Regel aus dem Grunde zu gering schätzt, weil auf denselben für das Auge keine Anhaltspunkte vorhanden sind, so können Häuser u. dgl. sehr gut dazu benutzt werden, um die Breite solcher Wasser dennoch approximativ bestimmen zu können. In allen Fällen ist es gut, die Breite eines Flusses in 3, 4, 5 Theile einzutheilen, den dem Schätzer zunächst liegenden wirklich zu schätzen und das angenommene Maß nun nach und nach über die ganze Fläche zu tragen, auf welche Weise die Nachtheile der Täuschung geringer werden. Befinden sich in einem Gewässer Auen oder Flußinseln, trifft man Sand- oder Kiesbänke in denselben, so sind diese für das Auge willkommene Anhaltspunkte, welche die Schätzung erleichtern. Furthen in einem Flusse begünstigen dessen Schätzung ebenfalls; die über denselben fortwährend bemerkbaren kleinen Kräuselungen des Wassers gewähren für das Auge eine Art von Anhaltpunkt, und sichtbare Klippen gehören in die Kategorie von Sandbänken u. dgl., von welchen aus das Auge, als von einem festen Stützpunkte, seinen angenommenen Maßstab leichter über die Wasserfläche tragen kann. Vertiefungen, welche man nicht sehen kann, welche sich aber in einer Strecke befinden, die man schätzen will, täuschen noch mehr als Wasser. — 3) S. Taxation; — 4) den Preis der Nahrungsmittel, besonders des Fleisches und Brodes, von Seiten der Obrigkeit durch besonders verpflichtete Personen (Schätzer, Schätzmeister, Schätzherren) bestimmen, s. Taxe; — 5) die Steuerbeträge der einzelnen Pflichtigen nach dem Vermögen oder Einkommen derselben bestimmen; — 6) einem Ding oder einer Sache einen hohen Werth beilegen.

Schätzig, Adolph, Kupferstecher zu Berlin, jetzt lebender Künstler, ist durch mehre hübsche kleinere Blätter bekannt. Sie bestehen in Vignetten und in andern Darstellungen auf Stahl und Kupfer, wie die innere Ansicht des Schauspielhauses in Braunschweig, das Porträt Göthe's ꝛc.

Schätzla, Fluß, s. Trebnitz.

Schätzler, Johann Lorenz, Freiherr von, 1762 zu Augsburg geboren, erlernte die Handlung, konditionirte 1784 in einer Tuchfabrik in Aachen und führte dabei auf seine eigene Rechnung eine Stickereifabrik. Später übernahm er die Bergwerke zu Trarbach, verlor aber dabei sein Vermögen, so daß er 1791 mit nur 2000 Gulden in das augsburg. Wechselhaus des Baron von Lubert kam. Nachdem er 1793 die Tochter desselben geheirathet hatte, gründete er 1800 ein eigenes Haus, wurde 1804 Mitglied der Subledorationskommission, 1805 Mitdeputirter des Handelsstandes an Napoleon, leistete 1806, nachdem Augsburg an Bayern gekommen war, dem Staat durch Anleihen große Dienste und ward deshalb wirklicher Finanzrath. Im J. 1809 war er an dem Entwurf des bayerischen Handelsgesetzbuchs betheiligt, errichtete eine Suppenanstalt, eine Industrieschule, 1822 eine Sparkasse für Augsburg, ward Vorstand des Handelsstandes und dann der Gemeindebevollmächtigten, 1819 Abgeordneter bei der patricischen Ständeversammlung. Er † 1826.

Schätzung, 1) s. v. a. Taxation, vgl. Schätzung; — 2) (Amt.), s. Tunnema u. Census; — 3) (Mor.), s. Werthschätzung u. Würdigung.

Schätzungseid, s. Schwören, vgl. Diebstahl.

Schätzungsvertrag, s. v. a. Trödelvertrag.

Schauffelein (Biogr.), 1) Hans Leonhard, auch Schauffelin, Scheiffelin, Scheuffelin und Scheyffelin, einer der fruchtbarsten Künstler, die je gelebt haben, war der Sohn eines Kaufmanns von Nördlingen, der sich 1476 in Nürnberg niedergelassen hatte, wo S. vor 1490 (nach Andern 1492 oder 1493) geboren wurde. A. Dürer nahm ihn in sein Haus auf, und S. wurde ein begeisterter Nachahmer desselben. In der Zeichnung kam er dem Meister am nächsten, in der Tiefe der Auffassung aber und in der Färbung erreichte er ihn nie. Dennoch wurden mehre seiner Gemälde und Holzschnitte durch eine tadelnswerthe Industrie

der Händler durch Aufsetzung eines falschen Monogramms zu Dürers Werken gestempelt. S. blieb in Nürnberg bis 1515, wo er sich in Nördlingen niederließ. Hier bekleidete er wiederholt das Amt eines Zunftmeisters und † 1539 (nach And. 1540 oder 1550). Das erste Werk, welches er daselbst ausführte, ist die Belagerung von Bethulien, mit den Hauptscenen aus der Geschichte der Judith, in der ehemaligen Bundesstube auf dem Rathhause mit Oelfarben auf die Wand gemalt, mit 1515 bezeichnet und noch ziemlich gut erhalten. Hierauf malte er für den Kreuzaltar des Münsters in Ulm ein Abendmahl, welches 1818 bei der Reformationsfeier von F. Blutziger renovirt wurde. Für die Pfarrkirche zu Nördlingen malte er als Epitaphien die Kreuzabnehmung, ein Ecce homo, die Himmelfahrt Mariä und Christus bei Martha und Maria; von viel größerer Bedeutung ist aber die Kreuzabnehmung mit Flügelbildern auf dem untern Hauptaltare in der St. Georgen-Pfarrkirche daselbst, ein Bild mit gut gezeichneten Figuren, ausdrucksvollen Köpfen und von größerer Wahrheit und Wärme der Färbung, als andere Werke des Meisters. Eines der schönsten Werke S.s ist jetzt im Besitze des Herrn Abel in Stuttgart. Es stellt die Anbetung des Lammes durch eine doppelte Reihe von Zeugen aus dem alten und neuen Testamente vor, 1538 gemalt. In Nürnberg findet man mehre Werke von ihm, so in der k. Gallerie der St. Moritzkapelle eine Verspottung Christi, 1517 mit Leimfarben gemalt, ein großes und lebensvolles Bild, eines der besten daselbst befindlichen Gemälde. Für das vorzüglichste Bild S.s in der Moritzkapelle hält man jenes der heil. Brigitta, das sehr artig, selbst großartig gemalt ist. In der Pinakothek zu München sind jetzt mehre Gemälde von S. Das eine, die Beerdigung der Maria durch die Apostel, ist ein neuer Beweis für S.s Hang zum Seltsamen. Es kriecht ein Mann unter dem Sarge durch, wobei ihm aber die Arme an demselben losreißen. Ein zweites Bild stellt die heil. Jungfrau dar, wie ihr bei umstehenden Aposteln, der Engel als Zeichen des nahenden Todes die Palme reicht. Ein drittes Bild schildert die Krönung Mariä. In der Gallerie des Museums zu Berlin ist ein Bild des Abendmahls, von 1511, und der Abschied des Heilandes von der Mutter, zwei kleine Gemälde; ein drittes ist ein unbedeutendes Porträt, mit Monogramm und Wahlspruch, wahrscheinlich den Künstler selbst vorstellend. In der k. k. Gallerie zu Wien sieht man nur das kleine Bildniß eines jungen lächelnden Mannes mit herabfallenden Haaren und bloßem Hals. Auch im Privatbesitze sind noch zahlreiche Bilder, die dem S. zugeschrieben werden. In der Geschichte der Xylographie nimmt S. eine nicht unbedeutende Stelle ein, da sich eine Menge Holzschnitte mit seinem Zeichen finden. Seine berühmtesten Holzschnitte sind im Tewrdank und im deutschen Cicero. Nagler (Künstlerlexikon, 15. Bd., S. 109 ff.) gibt ein Verzeichniß derselben. — 2) Hans, Sohn des Vorigen, soll ebenfalls Formschneider gewesen seyn, gab 1543 in Nördlingen das Bürgerrecht auf und zog nach Freiburg im Uechtlande. In der Gallerie zu Schleißheim ist von ihm ein Bildniß der Anna von Frauenberg von 1580, das Bildniß der Elisabeth Nothhaft und jenes der Anna Schellenberger.

Schäumende Weine, Champagner-Weine (s. d.) und die ihnen nachgebildeten Burgunder-, Neckar-, Rhein-, Roßniger- und andere mousirende Weine, auch der Wein vom Don.

Schävius, Heinrich, der Erfinder der Leberreime, 1623 zu Kiel geboren, war Doktor der Medicin und Poeta laureatus, Konrektor zu Stettin, später zu Thorn; † 1661. Schrieb außer vielen Dramen, Gedichten ꝛc.: Mythologia deorum, Stargard 1660.

Schaf (Säugeth.), Wiederkäuergattung, s. v. a. Ovis Cuv.

Schaf, (in verschied. Bed.), 1) Münze, s. v. a. Schaap; — 2) s. Jetta; — 3) Maß, s. v. a. Schaff; — 4) s. v. a. Hobel.

Schafampfer (Bot.), s. v. a. Rumex Acetosella L.

Schafarik, Paul Joseph, einer der bedeutendsten Forscher im Gebiete der slavischen Sprache und Alterthumskunde, ward am 13. Mai 1795 zu Kobeljarovo im nördlichen Ungarn, wo sein Vater evangelischer Pfarrer war, geboren. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Rosenau, auf dem zu Dobschau und auf dem Lyceum in Käsmark Philosophie, Theologie und ungarisches Recht studirt hatte, machte eine böhmische Abhandlung über den Werth der Muttersprache und der Nationalbildung einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich dem Studium des slawischen Volksthums zu widmen beschloß. Die erste Frucht dieses Studiums war eine Sammlung böhmischer Gedichte, Leutschau 1814. Im folgenden Jahre bezog er die Universität Jena, wo er bis 1817 Theologie, daneben aber auch Philologie, Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaften studirte. Auch übersetzte er hier die „Wolken" des Aristophanes und Schillers „Maria Stuart" ins Böhmische. Nach seiner Rückkehr ward er Hauslehrer eines jungen ungarischen Edelmanns in Preßburg, wo er mit seinem Freunde Palacky die „Anfangsgründe der böhmischen Dichtkunst" (Preßb. 1818) herausgab. Im J. 1819 ward er Professor an dem Gymnasium der nicht unirten griech. Gemeinde zu Neusatz in Ungarn und zugleich Direktor desselben. Er legte jedoch 1825 die Direktion und 1823 die Professur nieder und ging nach Prag, wo er seine ganze Zeit der literarischen Thätigkeit widmete. Von seinen Schriften nennen wir noch seine Sammlung slowakischer Volkslieder (Pesth 1825), die „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur" (Ofen 1826), die Untersuchung „Ueber die Ankunft der Slaven" (daf. 1828), die „Serbischen Lesekörner oder historisch-krit. Beleuchtung der serb. Mundart" (Pesth 1833), die „Slawische Ethnographie" (Prag 1842) und die „Slawischen Alterthümer" (Prag 1838, deutsch von Mosig und Mehrenfeld, herausg. von Wattke, Leip. 1842—1843, 2 Bde.). Im J. 1838 übernahm er die Redaktion der von Palacky begründeten „Zeitschrift des vaterländischen Museums in Prag",

und gemeinschaftlich mit Jenem veröffentlichte er die „Aeltesten Denkmäler der böhm. Sprache" (Prag 1840, 4.).

Schafau, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Eckartsberga; 150 Ew.

Schafbandwurm (Zoophyt.), s. v. a. Taenia expansa *L.*

Schafberg (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz u. Regensb., Ldgr. Cham; 310 Einw.; — 2) österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Ottenschlag; über 100 Einw.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Tecklenburg; 300 Einw.; — 4) Alpe, s. Traun; — 5) Berg, s. Heuberg.

Schafbirne (Pomol.), deutsche Herbstbirne von kreiselförmiger Gestalt, oben platt; Schale gelb, etwas rauh, rostfleckig; Fleisch zart, schmelzend, saftig, wohlschmeckend.

Schafblattern, s. v. a. Schafpocken.

Schafbock, s. Ovis und Schafzucht.

Schafbreme (Entom.), auch Schafbremse, s. v. a. Oestrus ovis *L.*, s. Breme.

Schafbutter, von Schafen gewonnene Butter; vgl. Butter.

Schafchampignon (Bot.), Abart des gemeinen Champignon (s. d.), Agaricus arvensis *Schaeff.*

Schafdromedar (Säugeth.), s. v. a. Schafkameel, Auchenia Vicunna *Ill.*, s. Camelus.

Schafdünger, 1) der Koth der Schafe; — 2) dieser Koth mit Einstreu vermischt; vgl. Landwirthschaft (Dünger); — 3) s. Pferchen 2).

Schafe (Säugeth.), nach Oken, s. v. a. laamartige Geißen, die Gattung Ovis, mit sehr zusammengedrückten und schraubenförmig gewundenen Hörnern, Drüsenlöchern zwischen den Klauen und meist gewölbten Nasenrücken. Bart und Thränenbälge fehlen.

Schafegel (Zoophyt.), s. v. a. Leberegel, Distoma hepaticum *L.*

Schafekiten, s. Mohammedanische Sekten.

Schafenger (Entomol.), s. v. a. Schafbreme, Oestrus ovis *L.*, s. Breme.

Schafeuterpilz (Bot.), s. v. a. Polyporus ovinus *Fries.* — Doppelter Schafeuterpilz, s. v. a. Butterpilz (s. d.), Boletus lutens *L.*

Schaff, 1) überhaupt ein hölzernes Gefäß; — 2) altes süddeutsches Getreidemaß von verschiedener Größe, in Augsburg 8 Metzen oder 32 Vierlinge oder 128 Viertheile oder 512 Mäßlein oder 22,150 par. Kubikzoll; in Regensburg 4 Maß oder 16 Vierlinge oder 32 Metzen oder 52,961 par. Kubikzoll; in Abbach für schwer Getreide 32,766, für Hafer 51,488; in Abensberg für schwer Getreide 37,446, für Hafer 46,807; in Braunau für schwer Getreide 42,126, für Hafer 56,168; in Deckendorf 25,276; in Dietfurt 38,071; in Donauwörth 20,940 u. 12,170; in Ingolstadt 52,109; in Kellheim 34,638, für Hafer 56,624; in Landshut 30,425, für Hafer 45,871; in Mainburg 30,892, für Gerste 31,244, für Hafer 53,825; in München 18,282, für Gerste 11,234, für Hafer 13,106; in Neuburg 56,289; in Neustadt 34,789, für Hafer 44,935; in Passau 96,570; in Straubingen 45,508; in Wilshofen 49,072 par. Kubikzoll; — 3) in Alt-Preußen s. v. a. Schrank.

Schaffa (Safow), österr.-mähr. Marktflecken, Kr. Znaim, Herrsch. Frain; 4 Jahrmärkte; 1240 Einw.

Schaffäule (Thierarzn.), Krankheit der Schafe. Kennzeichen: Die von dieser Krankheit befallenen Schafe bleiben hinter der Heerde zurück, sind träge und fressen wenig und magern daher zusehends ab; sie husten viel, haben eine heisere Stimme, einen schwankenden Gang und schlaffe, glanzlose Wolle, die sich leicht und in großen Flocken ausziehen läßt; zeigen keinen Widerstand, wenn man sie angreift, liegen viel, können sich nur mit Mühe wieder erheben und sterben endlich an Entkräftung. — Ursachen: Das Hüten auf schlechten, tiefliegenden und sumpfigen Weiden, das Tränken an stehenden, gährenden und fauligen Wässern u. s. w. — Vorbeugungsmittel: Man treibe die Schafe stets nur auf Weiden, welche auf Höhen liegen oder sonst wenigstens trocken sind. Bei anhaltend nasser Witterung, wo auch die besten Triften so schlecht werden können, daß dadurch die Fäule veranlaßt wird, gebe man den Schafen des Abends nach dem Eintreiben etwas gesundes Rauhfutter und sorge außerdem für Salzlecken, die mit gewürzhaften und bittern Mitteln, wie z. B. gestoßenen Wachholderbeeren und Wermuthkrautpulver, auch wohl mit geröstetem Hafer gemengt sind (1 Pfd. Salz, 1 Pfd. Wachholderbeeren und eben so viel Wermuthkrautpulver ist täglich für 100—150 Schafe zur Erreichung des in Rede stehenden Zweckes hinreichen). Auch das Tränken an stehenden oder fauligen Wässern vermeide man. Fällt endlich anhaltend naßkalte Witterung ein, so hürde oder parke man die Schafe nicht, sondern stalle sie ein; was man dadurch an Futter verliert, gewinnt man an Dung und besonders an Erhaltung der Schafe. — Heilmittel: Zuvörderst denke man auf Entfernung der das Uebel veranlassenden Ursachen und gebe dann den Patienten Aufgüsse auf Thymian- und Wermuthkraut, Kalmuswurzeln und dergl. ein. Man nehme zu dem Ende von jedem dieser Mittel 3 Unzen, übergieße sie mit 6 Quart kochenden Wassers, decke das Gefäß zu und lasse die Kräuter mit dem Wasser ziehen; ist der Aufguß erkaltet, so gebe man jedem Schafe Morgends und Abends mittelst eines Töpfchens 4 Unzen davon ein, zu welchem man noch einen Theelöffel voll Terpentinöl zusetzen kann, und wiederhole dieses Mittel nöthigenfalls einige Tage, wozu es für etwa 12 Kranke ausreichen dürfte. Außerdem löse man in dem Wasser, welches man dem Kranken vorsetzt, so viel Eisenvitriol (Ferrum sulphuricum) auf, daß es einen herben, sauern Geschmack annimmt; die Patienten werden sich bald daran gewöhnen. Die wieder hergestellten Schafe können nur zum Schlachten benutzt werden, zu welchem Zwecke man sie durch gut anlegendes Futter, namentlich durch Schrot- oder Kartoffelsaufen und dergl. wieder zu Fleische zu bringen suchen muß.

Schaffaulthier (Säugeth.), s. v. a. Ai, Bradypus tridactylus.

Schaffelle (Lamm- oder Lämmerfelle, franz. Peaux d'agneaux, engl. Lamb's skins; ital. Pelli agnelline oder di agnello), Felle des gemeinen Schafs. Man verkauft sie sowohl mit, als ohne Wolle und richtet sie in der Gerberei zu verschiedenen Ledergattungen zu, oder verarbeitet sie als Pelzwerk für den gemeinen Mann. Der Gerber, Pergamentmacher und Kürschner kaufen die S. meist von den Fleischern; im Handel geschieht der Verkauf gewöhnlich nach Buschen zu 10 und mehr Stück. Viel weißgar gemachtes Schafleder wird zu den feinen, sogenannten dänischen oder französischen Handschuhen verarbeitet. Die vorzüglichsten S. sind die lombardischen, römischen, ungarischen, griechischen und dänischen. Von den sammt der Wolle in den Handel kommenden Lammfellen zeichnen sich vorzüglich die russischen, taurischen und persischen aus, welche den Namen Baranken führen, unter welchem Namen man indeß häufig nur die Felle von ungebornen Lämmern versteht. Sie heißen auch Astrachan, nach der gleichnamigen Stadt am kaspischen Meere, über welche viele ausgeführt werden. Man schlachtet die Schafmütter, bevor sie lammen, oder tödtet die jungen Lämmer gleich, nachdem sie zur Welt gekommen sind. Die Baranken werden vom südlichen Rußland aus in großer Menge nach Polen, Deutschland, der Moldau, Wallachei, Türkei und über Kjächta nach China eingeführt.

Schaffen (Wörterkl.), 1) etwas hervorbringen, herbeibringen; — 2) s. v. a. befehlen; — 3) (Hüttenw.), die Schlacken mit einem Haken aus dem Herde ziehen.

Schaffen (Geogr.), belg. Dorf, Prov. Süd-Brabant, Bez. Löwen; 1350 Einw.

Schaffer (Sittengesch.), in Nürnberg, der Schweiz ꝛc. Name der obersten Geistlichen, welche eigentlich die Pfarrverrichtungen zu besorgen haben.

Schaffer (Biogr.), 1) Matthäus, Medailleur, lebte in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. in Nürnberg. Es finden sich von ihm Porträtmedaillen angesehener Personen in Nürnberg, die in Hinsicht auf Charakteristik volles Lob verdienen. — 2) Peter und Joseph, Zeichner und Kupferstecher, arbeiteten um 1780—1810 in Wien. Es finden sich von ihnen punktirte und in Farben abgedruckte Blätter, dann auch Aequngen, die mit dem Grabstichel vollendet sind. — 3) Karl Albert Eugen, Maler und Zeichnungslehrer am k. Gymnasium zu Ratibor, seit 1824 bekannt. Er malt Landschaften in Oel.

Schaffern, Marktflecken, s. v. a. Schaffa.

Schaffgotsch (Geneal. u. Biogr.), eine der ältesten u. angesehensten Familien in Schlesien u. Böhmen, kommt urkundlich bereits 1174 vor und nannte sich ursprünglich Scoff, Schoff oder Schaff, bis die Nachkommen des Ritters Gotsch (Gotthardt) Schaff († 1420), um sich von den andern Linien zu unterscheiden, den Namen S. annahmen. Im Jahr 1592 wurde die Familie in den Freiherrn-, 1651 in den Reichsgrafenstand erhoben. Sie theilt sich in die böhmische und in die schlesische Linie. Jene ist in Böhmen und Mähren begütert. Senior ist Johann Franz de Paula Graf S., geb. 1792. Die schlesische Linie besitzt in Schlesien die freie Standesherrschaft Kynast nebst dem Badeort Warmbrunn und dem Dorfe Hermsdorf und die Herrschaft Greifenstein im Kreise Löwenberg des Regierungsbezirks Liegnitz. Sie bekleidet seit 1651 die Erbhofrichterwürde im Fürstenthum Schweidnitz und Jauer, seit 1786 die Erblandhofmeisterwürde des Herzogthums Schlesien; auf dem schlesischen Provinziallandtage hatte sie seit 1827 im Stande der Fürsten und Herren eine Kurialstimme. Senior dieser Linie ist Leopold Christian Gotthardt v. S., Reichsgraf und Herr der freien Standesherrschaft zu Kynast, den 5. Mai 1793 geboren, seit 1821 mit einer Gräfin Josephine von Zietzen vermählt. Historisch merkwürdig sind: 1) Johann Ulrich, Graf von S., kaiserlicher General, im 30jährigen Kriege 1595 auf Kynast geboren, bildete sich durch Studien und auf Reisen und trat 1619, obgleich Protestant, in kaiserliche Dienste. Er ward sehr bald General und Vertrauter Wallensteins, in dessen Fall er verwickelt wurde. Zu Ohlau gefangen, ward er nach Glatz und von da, nach einem vergeblichen Versuche des Obersten Freiberg von seinem Regimente in Troppau, ihn zu befreien, nach Regensburg gebracht und hier am 23. Juli 1635 enthauptet. Seine Kinder verloren die Stammherrschaft Trachenberg und wurden im katholischen Glauben erzogen. Man erzählt von ihm, daß einst ein Astrolog ihm und einem neugebornen Lamme zugleich die Nativität gestellt und prophezeit habe, daß S. durchs Schwert sterben, das Lamm aber durch den Wolf gefressen werde. Um den Astrologen zu widerlegen, ließ S. das Lamm sogleich schlachten; dennoch ward es durch einen im Haus zahm herumlaufenden Wolf verzehrt. Als der Koch dem Grafen das Geschehene gestand, sagte dieser ernst: So sey mir Gott gnädig! — 2) Philipp Gotthardt, Graf von S., 1744 Koadjutor und seit 1747 Fürstbischof von Breslau, fiel durch sein Benehmen nach der Einnahme Breslau's durch die Oesterreicher im 7jährigen Kriege in Ungnade und † in der Verbannung 1795.

Schaffhausen (Geogr.), 1) der nördlichste und kleinste Kanton der Schweiz, von derselben durch den Rhein abgesondert und mit dem Kanton Zürich nur durch die Rheinbrücke zusammenhängend. Vom Kanton abgesondert und im Osten, Norden und Westen von dem Großherzogthum Baden eingeschlossen, aber durch die Rheinbrücke mit dem Kanton Thurgau zusammenhängend ist der Bezirk Stein; dann die Dörfer Rüdlingen und Buchberg, gegen Osten und Süden vom Rhein und vom anliegenden Kanton Zürich, gegen Westen von dem letztern und gegen Norden von Baden begrenzt. Vor 1798 umfaßte das Gebiet des Kantons: die Stadt S., die Landvogtei Neunkirch und die 9 Oberamtsvogteien Buch, Thayingen, Herblingen mit Rheyat, Neuhausen, Beringen, Löhningen, Merishausen, Schleitheim und Rüdlingen; während der helvetischen Periode die 4 Distrikte: S., Rheyat, Klettgau und Dießen-

hofen (von Thurgau abgetrennt); in der Mediationszeit die 3 Bezirke: Stadt S., Klettgau, Stein nebst Rheyat; in der Restaurationszeit die 5 Bezirke: S., Ober- und Unter-Klettgau, Rheyat, Stein; jetzt die 6 Bezirke: S., Stein, Rheyat, Ober- u. Unter-Klettgau, Schleitheim. Der Flächenraum beträgt 8 □M., die Zahl der Einwohner (am Schlusse des März 1850) 35,300, darunter 31,645 Kantonsbürger, 2272 Bürger anderer Kantone und 1362 Ausländer, 33,880 Reformirte und 1411 Katholiken. Wäre der wiener Kongreß, der doch mit so vieler Virtuosität das Vorschneidemesser handhabte und tüchtige Stücke von Land und Leuten freigebig in so manche hungrig aufgehaltene Hand rechts und links gleiten ließ, konsequent gewesen, so könnte offenbar von einem Schweizerkanton S. nicht mehr die Rede seyn. Der Rhein trennt von Graubündtens Grenze an Deutschland von der Schweiz; da, wo er aus dem Bodensee tritt, hat man zu Gunsten Badens eine Ausnahme gemacht und dem Großherzogthum Baden die Stadt Konstanz und deren Gebiet zugesprochen, trotz aller Klagen und Einwürfe. Aber die Rheinlinie hielt man nicht fest, denn statt S. nun ebenfalls mit Baden zu verschmelzen und das, was von Basel auf der rechten Rheinseite liegt, deutsch zu machen, ließ man Beides, wie es war, bestehen und in das Großherzogthum hineinragen, das sie nun von 3 Seiten umschließt. Die kleine Republik S. liegt daher da, wie eine weit hinausgeschobene Vorwacht, umschlungen von dem monarchischen Nachbar, ängstlich eingeklemmt und wunderlich anzuschauen. Es sieht aus, als müsse über lang oder kurz ihre Existenz ausgestrichen werden, und man muß nur staunen, daß der historische Kitt so fest ist, ein solches Staatsleben bis jetzt zu erhalten. — Das Land ist größtentheils mit niedrigen Bergen besetzt; das Gebirg, eine Fortsetzung des Jura, steht von Südwesten gegen Nordosten und bildet gegen Westen einen ziemlich steilen, durch Schluchten unterbrochenen Abhang gegen das Wutach-Thal; auf der Ostseite fällt es durch längere Thäler und Schluchten sanfter ab, eben so gegen Norden. Die Südseite bildet den Nordrand des Klettgau's, und ein Vorsprung steht am Rheinbett. Der höchste Berg ist der Randen, dessen Gipfel sich 1200 Fuß über den Rhein erhebt. Große Ebenen hat der Kanton nicht; das größte und breiteste Thal ist der Klettgau, von Osten gegen Westen ziehend; enger sind das Hemmen-, Merishausen- u. Herblingerthal. Hauptfluß ist der an der Grenze fließende Rhein; außerdem: die Wutach u. mehre Bäche und Quellen. Angesunden Brunnenquellen ist der Kanton reich, aber Seen hat er nicht. Das Klima ist gemäßigt und gesund, der Boden im Allgemeinen fruchtbar, am fruchtbarsten im Klettgau, und namentlich für den Weinbau (12,000 Morgen). Der rothe Wein ist gut, der weiße mittelmäßig, die Obstzucht sehr bedeutend. Der Kanton hat viele Waldungen. Die Hauptprodukte sind: Getreide, Wein, Obst, Hanf, Flachs, Holz; die gewöhnlichen Hausthiere, Fische, besonders Lachse, Wild, Rebhühner; rother und blauer Sandstein, der zu Schleifsteinen ꝛc. verarbeitet wird, Gyps, Thon, Alabaster, Eisenbohnerz, Steinkohlen, Torf, bisweilen Bernstein. Haupterwerbszweige der Einwohner sind Acker- und Weinbau, Viehzucht, Fabrikation von Kirschwasser, Leinwand, Leder, einige Manufakturen. Der Transito- und Spediționshandel ist ziemlich bedeutend, besonders mit Korn, Salz und ital. Seide. Stark ist der Transito zwischen Frankreich, Deutschland, der Schweiz und Italien, theils zu Lande, theils auf dem Rhein, indem alle von Lindau und Konstanz auf diesem Flusse nach S. gebrachten Waaren, des Rheinfalls wegen, bei der Stadt ausgeladen, hierauf zu Lande nach Lauffen gebracht und dort wieder in andere Schiffe gebracht werden müssen; dasselbe ist mit den aus Basel ꝛc. kommenden Gütern der Fall. Auch besaß die Stadt S. das Vorrecht, daß alle Güter, die von Deutschland her nach der Schweiz und Italien gingen, oder von diesen beiden Ländern kamen, hier abgeladen und durch hiesige Fuhrleute weiter gebracht wurden. — Staatliche Verhältnisse. So bedeutungslos der Kanton S. von jeher in der Schweizergeschichte gewesen ist, so hatte er doch immer noch mehr Namen, als die lange halb vergessenen Hirtenstaaten, welche an den Erinnerungen des 13. Jahrhunderts, an den Winkelried, Stauffachers und dem sagenhaften Tell zehrten. S. ist die Geburtsstätte des großen Geschichtschreibers Johannes Müller, durch den freilich der kleine Kanton nicht zu größerer Freiheit geführt wurde, als die damaligen Verhältnisse überhaupt solche gestatteten. Das patriarchalische Regiment war der städtischen Aristokratie aufgedrückt; das Land gehorchte dem Stadtscepter von Gottes und Rechts wegen, und so vegetirte Alles in Frieden bei materiellem Wohlseyn weiter und folgte den verschiedenen Veränderungen der Schweiz, bis das Jahr 1830 auch hier einige Umgestaltungen herbeiführte. Ein Verfassungsrath trat zusammen, und im Jahre 1831 wurde dessen Werk vom Volke angenommen und vom großen Rath als gültig erklärt. Nach dieser Verfassung, welche die Volkssouveränität zur Grundlage hat und in ihren Hauptbestimmungen mit denen der meisten Kantone übereinstimmt, hat jeder Kantonsbürger das Stimmrecht mit zurückgelegtem 20. Jahre. Nur Falliten, Almosenempfänger, Bevormundete und Bescholtene oder Verurtheilte sind davon ausgeschlossen. Ein großer Rath von 78 Mitgliedern übt im Namen des Volkes die höchste Gewalt aus. Die Stadt S. wählt hiervon 18, das Land 60 Mitglieder, denen nur die Verpflichtung aufgelegt ist, daß sie 25 Jahre alt seyn müssen. Der große Rath hat das ausschließliche Recht der Gesetzgebung; jedes Mitglied kann Anträge stellen. Der große Rath bestimmt die Steuern, deren Erhebung, Vertheilung und Verwendung, alle Gehalte der Beamten ꝛc. Er hat das Begnadigungsrecht, wacht über die Aufrechthaltung der Verfassung, prüft alle Rechnungen, ernannte die Gesandten zur ehemaligen Tagsatzung (jetzt zur Bundesversammlung) und ertheilte ihnen ihre Instruktionen. Eben so beaufsichtigt er Schule und Kirche

und ernennt deren Vorstände, wie sämmtliche obere Beamten, namentlich den Staatsschreiber und Rathsschreiber, die Kanzleichefs des großen und kleinen Raths. Neben dem großen Rathe steht ein kleiner Rath oder Regierungsrath, der die vollziehende Gewalt bildet und, was der große Rath und durch diesen das Volk beschlossen hat, ins Leben führt. Er wird vom großen Rath aus seinen Mitgliedern gewählt und besteht aus 9 Räthen, welche das 30. Lebensjahr erreicht haben müssen. Die Mitglieder des kleinen Raths können weder eine Richterstelle bekleiden, noch eine Kasse ꝛc. verwalten. Eben so wie im großen Rathe, dürfen auch in seinen Reihen nicht Vater und Sohn oder verschwägerte Verwandte sitzen. Bestimmungen, welche durch sämmtliche ähnliche schweizer Verfassungen gehen, in denen man solchergestalt sowohl Verwaltung von Justiz zu trennen, wie den Einfluß der Verwandtschaft auf Gesetze und Beschlüsse zu vermeiden gesucht hat. Im kleinen Rath haben 2 Bürgermeister abwechselnd jeder ein Jahr lang den Vorsitz. Der große Rath hat auch für die Ausübung des Rechts zu sorgen; er wählt die Richter im Namen des Volkes. Das Gerichtswesen ist so geordnet, daß ein Appellationsgericht die letzte Instanz bildet, sowohl für alle bedeutenden Civil-, als Kriminalfälle. Für die 1. Instanz in größeren Sachen besteht ein Ober- oder Kantonalgericht, für geringere Rechtshändel in jedem Bezirk ein Bezirksgericht. Alle Richterstellen im Appellationsgericht (5, bei Kriminalsachen mit Zutritt von 4 Gliedern des kleinen Raths) besetzt der große Rath nach seiner Wahl aus denjenigen stimmfähigen Männern des Kantons, welche mindestens 30 Jahre alt sind. Unter denselben Bedingungen erhält das Kantonsgericht seine Mitglieder (6). Die Bezirksgerichte wählt nach Vorschlag der Gemeinden das Appellationsgericht. Als Verhör- oder Kriminalrichter sollen 2 in solchen Dingen erfahrene Männer gewählt werden; aber es wird nicht gefordert, daß ein Gerichtshof, selbst nicht der oberste, ganz oder auch nur theilweise aus studirten Richtern bestehen soll. Man hat diese Einrichtung überhaupt seit den ältesten Zeiten in der Schweiz festgehalten und meist einen solchen Widerwillen auch gegen die Advokaten, daß diesen in der schaffhäuser Verfassung zum Beispiel die Zulassung zu allen Gerichtsstellen untersagt ist, wie die alten Deutschen den röm. Advokaten die Zungen ausrissen, so scheinen die Schaffhäuser noch jetzt die Advokatenzungen zumeist zu fürchten, denn vor nichts haben sie größere Besorgniß, als daß eine Advokatenwirthschaft einmal über sie kommen könne. Ueberhaupt aber ist, obwohl mit manchen Ausnahmen, der Stand der Advokaten kein geachteter in der Schweiz; seine Mitglieder werden um so mehr vom Volk mit Mißtrauen betrachtet, als Jeder, der Lust hat, Advokat werden kann, und nur an wenigen Orten ein Examen von ihm verlangt wird. In S. hat von jeher eine städtische Familienherrschaft bestanden, die in der Stille und mit herkömmlichem, abgeschlossenem Wesen das Scepter führte, Handel trieb, sich in die Aemter theilte, nichts verrückte, aber bei dem Gehorsam der getreuen Unterthanen das Ländchen mild regierte und die Wohlhabenheit, welche der fruchtbare Boden schuf, zu mehren suchte. Aus Johannes Müllers Briefen bekommt man ein treues Bild der betreffenden Zustände des vorigen Jahrhunderts und der schweizerischen Aristokratie, deren edlerer Theil gern auch den Wissenschaften huldigte und bei dem Gefühl seiner Macht und Obergewalt auch der Beschützer fähiger junger Köpfe war, wenn diese in dienstbeflissener Schmiegsamkeit ihr Wohlwollen zu verdienen wußten, woran es auch der Geschichtschreiber der Schweiz niemals hat fehlen lassen. Unglücklich und bedrückt waren die Bewohner des Kantons S. durch ihre gnädigen Herren nicht. So konnten diese nach dem Jahre 1830 auch leichter dem Wunsch nach einer Verfassungsumbildung nachgeben, denn sie durften hoffen, daß ihr überwiegender Einfluß doch darum nicht gebrochen würde. Und so kam es wirklich. Die Aristokraten haben mit Hülfe ihres Geldes und Güterbesitzes, mit Hülfe ihres Einflusses auf die 12 Zünfte und Gesellschaften, mit Hülfe der Indifferenz des Landvolkes und mit Hülfe der priesterlichen Bundesgenossen, nach wie vor, die Regierung in Händen. Sie besitzen die Majorität im großen Rathe, besetzen die Stellen der Bürgermeister und obern Beamten mit Stadtjunkern und deren Angehörigen, geben sich nicht große Mühe mit Rechnungsablegungen, ändern in Gesetzen und Einrichtungen, was ihnen schicklich dünkt, und hüten sich, etwas zu thun, was materiell verletzen und das Volk unzufrieden machen könnte. S. gehört zu den Kantonen, welche nach dem Jahre 1830 ihren Anlauf zu radikalen Umgestaltungen durch Volksbewegungen nahmen, welche aber mitten darin stehen blieben und nach und nach wieder eingeschläfert wurden. Indeß wird es nicht immer so bleiben, wenn auch bis jetzt die liberalen Männer nicht durchdringen konnten und Anträge auf Verfassungsrevisionen, die nach dem Grundgesetz entweder durch $^2/_3$ der Mitglieder des großen Rathes, oder von $^1/_5$ der Gesammtbürger des Staates beantragt werden müssen, ins Stocken gerathen sind. In der neuesten Zeit hat der große Rath sich für die Revision entschieden; Genfs und Basels Beispiel haben mächtig eingewirkt und Bewegung hervorgebracht. Und da die Grundlage der jetzigen Verfassung gut ist, so wird man nur nöthig haben, das Mangelhafte zu ändern, die Beamten zu vermindern, die Rechtspflege zu verbessern, die kostspielige Finanzkommission zu reformiren und Schule und Kirche in zeitgemäße Ordnung zum Staat zu bringen, wozu jedoch in S. ohne Zweifel große Festigkeit und entschiedener Wille nöthig sind, denn man hat es hier mit einer einflußreichen Priesterschaft zu thun, die seit langer Zeit daran arbeitet, sich unabhängig und übermächtig zu machen. Die religiösen Wirren in S. haben zu ihrer Zeit viel zu sprechen gegeben, als der alte Rationalismus hier und in Basel mit dem aus Deutschland eindringenden modernen Pietismus in Kampf gerieth, der auch als eine Eiterbeule der Schweiz betrachtet werden muß; denn überall haben sich seine Jünger

ziemlich in gleicher Weise wie der kathol. Klerus verhalten und gegen den Fortschritt allgemeiner Freiheit Himmel und Erde in Bewegung gesetzt. Wie könnte ihr katholisirender Standpunkt, das Bestreben, einen Staat im Staate zu bilden, die Menschen aber in Abhängigkeit von den starren Glaubensauslegungen und Satzungen der Bewahrer des göttlichen Geheimnisses zu erhalten, sich auch mit Geistes- und Gewissensfreiheit vereinbaren. Die bürgerliche Freiheit, welche die Grundlage aller Freiheit bildet, mußte ihnen als ärgster Feind erscheinen, die Aufklärung frevelhaft und verwerflich dünken, welche das Volk aus der alten stumpfsinnigen Gläubigkeit reißen und ihm Macht auch in Kirchen- und Schulsachen zu verleihen strebte. Pietisten und Ultramontane kämpfen einen und denselben Kampf gegen die Ideen der Zeit und gegen die Freiheit der Völker; beide wollen verdummen und verknechten, und wenn sie sich gegenseitig hassen, so geschieht es nur aus Eifersucht und Egoismus. In S. stand an der Spitze der Geistlichkeit, als Antistes, Friedrich Hurter, ein phantasievoller fanatischer Mann, der nicht übel Lust hatte, die alte, allein seligmachende Kirche zu Herrschaft zu bringen, wobei ihm sehr wahrscheinlich nicht allein von mancher alten Familie, sondern auch von römischer Seite und von den frommen Vätern in Freiburg hülfreiche Hände geboten wurden. Hurters Bestreben war zuvörderst, eine hierarchische Gliederung durchzuführen, die Kirche vom Staate zu trennen und diesen nach und nach ihr unterthan zu machen, was der Fall seyn mußte, je mehr es gelang, die Bürger des Kantons in Glaubensabhängigkeit zu bringen und die geistliche Fuchtel über ihren Köpfen zu schwingen. S. ist jedoch ein rein protestantischer Kanton. In der Stadt S. selbst leben nur 5 — 6000 Katholiken, und Hurter wurde bald in einen heftigen Kampf verwickelt, der besonders von Basel aus mit allen Waffen, groß u. klein, gegen ihn geführt wurde. Zugleich stand die schaffhäuser Geistlichkeit gegen ihn auf und forderte Erläuterungen und Vertheidigungen. Die Aufregung wurde allgemein; es regnete Hohn, Spott und Verleumdungen, bis Hurter verdrängt war und 1839 den Kanton verließ, lange Zeit aber noch von der Regierung nicht die erbetene Entlassung erhielt. Endlich pilgerte er nach Rom, wurde dort öffentlich Katholik und empfing in einem Kloster bei frommen Uebungen die wahrhaften Weihen, ein Rüstzeug der heiligen röm. Kirche zu seyn. Der Sieg über Hurter war jedoch kein Sieg, der große Freude erwecken konnte, denn die ihn erfochten hatten, waren um nichts besser, als er. Statt des Katholicismus kam nun der Pietismus über S. Die Ueberbleibsel der alten Rationalisten konnten ihm nicht widerstehen. Die jungen Geistlichen im Konvent, welche eigentlich Hurter stürzten, waren die Träger der neuen Richtung, und an ihre Spitze stellte sich ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten und großen Rednergaben, Daniel Schenkel, der als Schüler des alten de Wette einst den Pietismus bekriegte, dann die baseler Zeitung im Sinne der baseler Aristokratie redigirte, Hurters gefährlichster Gegner war, nach dessen Sturz jedoch dessen Stelle einnahm, sich nun mit Mystikern verband, der schaffhausener Aristokratie Freund und Gefährte wurde, die aargauischen Klöster und die luzerner Regierung vertheidigte und mit seinen Genossen der Freisinnigkeit und Volksentwickelung entgegentrat. So wirkt diese Geistlichkeit hier verderblich ein und verfolgt ihren Plan, das Volk in Abhängigkeit zu halten, freidenkende und gebildete Männer, namentlich die Juristen, zu verdächtigen und zu verdrängen, mit großer Konsequenz. Auflehnungen gegen die gesetzlichen und verfassungsmäßigen Verordnungen dienen dazu, das Volk glauben zu machen, daß Priester über dem weltlichen Gesetz stehen und sich ihm nicht zu fügen brauchen. Zugleich üben sie die Sittenpolizei, mischen sich in das Gemeindewesen, bevormunden durch ihren Einfluß die Schulen und dringen in die Familien, als deren Rathgeber und Beichtväter, während sie mit Hülfe ihrer Freunde im großen Rath und in der Regierung es durchzusetzen wußten, daß die Unterstützung der Armen von ihrer Empfehlung abhängig gemacht, der große Haufe der Bedürftigen also in ihre Hände gegeben wurde. Die Geistlichkeit befindet sich natürlich wohl dabei; sie drängt sich nach Aemtern und Würden, beherrscht den Stadtrath und hat bedeutenden politischen Einfluß, bei dem sie natürlich mit ihren Verbündeten, den Aristokraten, gemeinsame Sache macht. S. hat daher lange auch auf der Tagsatzung seine Stimme selten mit denen der liberalen Kantone verbunden; es hat vielmehr die Absichten der kathol. retrograden Partei vielfach unterstützt oder günstigsten Falls sich neutral gehalten und eine nichtssagende Stellung eingenommen, die es oft zum Gespötte machte. Dem Einfluß der Geistlichkeit auf die Gemeinden ist auch die Gemeindeverfassung günstig. Jede Gemeinde hat ihren Gemeinderath, an dessen Spitze ein Präsident steht, den man bei uns einen Dorfschulzen nennen würde, obwohl der Gemeindepräsident weit mehr zu bedeuten hat. Die Gemeindepräsidenten und Gemeinderäthe haben die Gesetze und Verordnungen zu vollziehen und über deren Erhaltung, wie über Ordnung und Ruhe zu wachen. Dabei stehen die Gemeindegüter unter ihrer Obhut, die Abschätzungen, Kauf- und Zinsfertigungen, die Hinterlassenschaften, die Angelegenheiten der Wittwen und Waisen, das Straßenwesen ꝛc. Bei den meisten dieser Angelegenheiten hat aber auch der Pfarrer zu thun, der gemeinschaftlich mit den Gemeinderäthen die Armen- und Kirchengüter beaufsichtigt, den Unterricht und die guten Sitten in Obhut nehmen soll, eine Theilnahme, die sich natürlich sehr weit ausdehnen läßt. In S., wie überall, wo man der Geistlichkeit Einfluß gelassen hat, erkennt man das hierarchische Bestreben der selben, der Jugend durch sogenannte christliche Erziehung das Abhängigkeitsgefühl für die Geistlichkeit einzuimpfen und den Glauben mit dieser Lehre zu vermischen. — Alle männlichen Einwohner des Kantons von 18 — 48 Jahren, mit Ausnahme der geistlichen und weltlichen Angestellten, welche jedoch dafür eine ge-

ringe Steuer geben müssen, sind militärpflichtig. Das Bundeskontingent war nach der frühern Militärverfassung der Schweiz 366 Mann. — Das Wappen des Kantons ist ein schwarzer springender Widder im grünen Felde.

Rechnungsart, Verhältniß der Rechnungsmünzen, umlaufende Münzen und Zalwerth derselben. Der Kanton S. rechnet gewöhnlich nach Gulden (Reichsgulden) zu 60 Kreuzern à 4 Heller, oder auch nach Gulden zu 15 Batzen à 4 Kreuzer, überhaupt nach folgender Eintheilung der hiesigen Rechnungsmünzen:

Die Mark (als Rechnungsmünze zu 6 Pfund Haller)
zu 4 Gulden = 60 Batzen = 240 Kreuzern = 960 Hellern.
1 " = 15 " = 60 " = 240 "
= 1 " = 4 " = 16 "
1 " = 4 "

(die Mark und das Pfund Haller kommen jedoch nur bei Strafgeldern vor), sonst, der Regel nach, in dem Zahlwerthe des bekannten 24-Guldenfußes, den neuen Louisd'or zu 11 Fl., jedoch in der Annahme der französischen und schweizer Neu- (oder Laub-) Thaler, zu 2¾ Gulden, wie früher in Frankfurt a. M. und in Süd-Deutschland gebräuchlich war, welches aber in dieser Silbersorte, als Hauptzahlungsmittel, einen 24¾-Guldenfuß bildete. Da seit dem Jahre 1830 die neuen Louisd'or und Neuthaler (6 Livres-Thaler) durch die brabanter Kronen- und französischen 5-Frankenthaler mehr und mehr beseitigt wurden, und erstere (die brabanter Thaler) die Kantonalwährung von 40½ Batzen, letztere aber (die 5-Frankenthaler) von 35 Batzen, nicht bloß im Kanton S., sondern auch in den Kantonen St. Gallen, Glarus, Appenzell und Thurgau erhielten, und auch mehr und mehr die Rechnung nach Schweizer-Franken (zu 10 Batzen à 10 Rappen oder der Batzen zu 4 [eigentlich 4⅛] Kreuzern) neben die bisherige Rechnungsweise trat, so stellt sich seitdem die hiesige Kantonalwährung bei der Rechnung von 160 Batzen für den, dem neuen Louisd'or (zu 11 Fl.) entsprechenden Gulden anders und nachtheiliger als früherhin. Da seit mehren Jahren nun aber auch die brabanter Kronenthaler (versteht sich nur noch in ganzen Stücken) wenig mehr in Umlauf und mehr und mehr zur Einschmelzung kommen, an deren Stelle aber allmählig die deutschen Vereinsthaler (zu 3½ Fl.), die ganzen und halben süddeutschen Guldenstücke getreten sind, welche bekanntlich gesetzmäßig nach einem 24½-Guldenfuße ausgeprägt sind, so bleiben neben diesen Sorten vornehmlich noch die französischen Fünffrankenthaler zu berücksichtigen, die zu 2 Fl. 20 Kr., außer zu 35 Batzen, umlaufen (so wie bisher die brabanter Kronenthaler, außer zu 40½ Batzen, zu 2 Fl. 42 Kr. kurfirten), welche zu 10½ Stück 5-Frankenthaler in der kölnischen Mark fein Silber, ebenfalls einen 24½-Guldenfuß erkennen lassen. Demzufolge kann im Grunde jetzt doch nur ein 24¼-Guldenfuß für die hiesige Guldenwährung angenommen werden. Wird hingegen diese Berechnung des hiesigen Silber- und Zahlungswerthes nach der vorhin angegebenen Würdigung der brabanter Kronenthaler zu 40½, und der 5-Frankenthaler zu 35 Schweizer-Batzen vollzogen, da man 9,20448 Stück brabanter Kronenthaler und wenigstens 10½ Stück 5-Frankenthaler auf die köln. Mark fein Silber zu rechnen hat, so kommmen in der Kronenthalerwürdigung 25,628724 Gulden, in der 5-Frankenthalerwürdigung aber 25,31375 Gulden hiesig auf die erwähnte feine Mark, durchschnittlich beider Sorten also beinahe 25½ Gulden hiesig. — Ausmünzung von Kantonalmünzen (Silber-Scheidemünze) nach deutschem Probefund. Der Kanton S. hat in neuern Zeiten nur Silberscheidemünze mit dem Kantonswappen prägen lassen in nachbemerkter Ausbringung: Stücke zu 1 Batzen, vom Jahre 1809, wovon 108,50331 Stück auf die köln. Mark brutto, zu 1 Loth 13 Grän fein, also 637,733748 Stück auf dieselbe Mark fein Silber gehen. Stücke zu ½ Batzen, vom Jahre 1809, wovon 115,38028 Stück auf die köln. Mark brutto, zu 1 Loth 9 Grän fein, also 1230,732005 Stück auf dieselbe Mark fein Silber gehören. Nach dieser Ausmünzungsart, und da 165 Batzen 11 Fl. betragen, kommen von den 1-Batzenstücken: 42,5155832 Gulden hiesig, von den ½-Batzenstücken aber 41,0244 Gulden dieser Art auf die köln. Mark fein Silber. S. ist kein Wechselplatz und richtet sich angeblich nach den Kursarten von Basel und Zürich und vollzieht die vorfallenden Wechselgeschäfte wohl am bequemsten über Frankfurt a. M. — Maße und Gewichte des Kantons. Seit 1840 sind gesetzlich die neuen Schweizer- oder Konkordats-Maße in Kraft. S. diese unter dem Art. Schweiz. — Die ältern Maße und Gewichte des Kantons sind die folgenden: Längenmaß. Der Fuß (ursprünglich der nürnberger und daher auch jetzt noch nürnberger Fuß genannt) oder Werkschuh von 12 Zoll = 0,2978 Meter = 132,014 paris. Lin. = 0,99267 neue Schweizer-Fuß. — Die Klafter hat 6 Fuß. Die Ruthe hat 12 Fuß, wird aber auch in 10 Decimalfuß (oder Feldmeßfuß zu 0,35736 Meter) à 10 Decimalzoll eingetheilt. Die Elle der Stdt. S. ist das Doppelte des schaffhauser Fußes = 0,5956 Meter = 264,027 paris. Lin. = 0,99267 neue schweizer Ellen. In Stein am Rhein ist ein abweichendes Ellenmaß gebräuchlich, und zwar 1) eine kurze Elle von 0,5907 Meter = 261,855 paris. Lin. = 0,9845 neue schweizer Ellen, und 2) eine lange Elle von 0,6995 Meter = 310,086 paris. Lin. = 1,16583 neue schweizer Ellen. Feldmaß. Die Juchart oder Jauchert hat 252 Quadrat-Ruthen oder 36,288 Quadrat-Fuß und ist daher = 32,197 französ. Aren = 0,89436 neue schweizer Juchart. — Getreidemaß. Das Maß der Stadt S. gilt im ganzen Kanton, mit Ausnahme von Stein am Rhein, welches ein eigenes, bedeutend kleineres Maß hat. — 1) Schaffe

hauser Maß: Das Malter für glatte Frucht hat 2 Mütt, das Malter für rauhe Frucht, nämlich für Vesen (Spelz, Dinkel) und Hafer aber 4 Mütt. Der Mütt hat bei beiden 4 Viertel zu 4 Vierling à 4 Mäßlein. Die Viertel aber, und mithin auch die Mütt, so wie die sämmtlichen übrigen Maße sind bei jeder der beiden Fruchtgattungen verschieden. Das Viertel für glatte Frucht enthält 22,603 Liter = 1139,47 paris. Kub.-Zoll = 1,50687 neue schweizer Viertel, — das Viertel für rauhe Frucht 25,474 Liter = 1284¼ paris. Kub.-Zoll = 1,69827 neue schweizer Viertel. Die Messungen im Großen geschehen größtentheils mit dem Viertel. — 2) Maß von Stein am Rhein: Die Eintheilung bei beiden Fruchtgattungen ist ganz die nämliche, wie in S. Das Viertel für glatte Frucht enthält 16,288 Liter = 821,117 paris. Kub.-Zoll = 1,08587 neue schweizer Viertel, — das Viertel für rauhe Frucht 18,782 Liter = 946,846 paris. Kub.-Zoll = 1,25213 neue schweizer Viertel. — **Flüssigkeitsmaß**. Das Maß der Stadt S. gilt im ganzen Kanton, mit Ausnahme von Stein am Rhein, welches ein eigenes, kleineres Flüssigkeitsmaß hat. Immer hat das Fuder 8 Saum, der Saum 4 Eimer zu 4 Viertel à 8 Maß à 4 Schoppen, der Eimer also 32 Maß. — 1) Schaffhauser Maß oder Landmaß: Die Maß enthält 1,31456 Liter = 66,27 paris. Kub.-Zoll = 0,87637 neue schweizer Maß, der Eimer also 42,066 Liter = 2120,64 paris. Kub.-Zoll = 28,044 schweizer Maß. — 2) Maß von Stein am Rhein: Die Maß enthält 1,240 Liter = 62,51 paris. Kub.-Zoll = 0,82665 neue schweizer Maß, der Eimer also 39,679 Liter = 2000,32 paris. Kub.-Zoll = 26,453 neue schweizer Maß. — Außer diesem Maße, der sogenannten lautern Sinn (dem lautern Maße), ist für den trüben Wein, d. h. den im Herbste gekauften Weinmost, eine sogenannte trübe Sinn gebräuchlich, bei welcher der Saum um 8 Maß stärker ist, als beim lautern Maße, mithin 136 Maß enthält. — **Handelsgewicht**. Dasselbe ist zweierlei, Schwergewicht und Leichtgewicht. Bei beiden Gewichtsarten hat der Centner 100 Pfund. — 1) Schwergewicht. Das Pfund hat 40 Loth und wiegt 574,965 Gramm = 11962,7 holl. As = 1,14993 neue schweizer Pfund oder deutsche Zollpfund. — 2) Leichtgewicht. Das Pfund hat 4 Vierling oder 32 Loth und wiegt 459,972 Gramm = 9570,1 holl. As = 0,919944 neue schweizer Pfund. — 4 schwere Pfund oder Centner = 5 leichte Pfund oder Centner. — Die Lothe sind bei beiden Gewichten die nämlichen. — Ueber die neueste schweiz. Münzreform s. Schweiz. — Eintheilung in 6 Bezirke (s. oben). 2) Hauptstadt des Kantons, unmittelbar rechts am Rhein, über den eine Brücke führt, am Abhang eines Hügels, von kleinen Bergen umgeben. Die Stadt ist eng und winkelig gebaut, nur die Hauptstraße ist breit und schön. Die Hauptkirche zu St. Johann und die ehemalige Klosterkirche Allerheiligen sind sehr alt, eben so das Rathhaus und die übrigen öffentlichen Gebäude, mit Ausnahme des vom Professor Jetzler 1783 gestifteten Waisenhauses, das jetzt zu einem Gymnasium eingerichtet ist. Unter den Bildungsanstalten zeichnen sich aus: das Collegium humanitatis mit 9 Professoren für Theologie, Physik, Philosophie, Mathematik, Geschichte und alte Sprachen; das Gymnasium, eine Vorschule zum Collegium; die Bürger- und Mädchenschulen und das Waiseninstitut. Außerdem hat S. eine Stadtbibliothek, 4 andere Bibliotheken, Bibelgesellschaft, landwirthschaftl. Verein, Hülfsgesellschaft, Blindenunterstützungsanstalt, 3 Armenhäuser, Zeug-, Raths- und Salzhaus, interessante Springbrunnen. Eine besondere Merkwürdigkeit S.s ist das alte Römerkastell Unnoth oder Munot, das auf einem Hügel liegt und aus einem runden, ungeheuren Thurme besteht, der von einem Graben umgeben ist. Das Innere bildet eine Kasemarte, von gewaltigen Steinpfeilern getragen, auf dem die Plateform ruht. Unterirdische, finstere Gänge durchkreuzen den Grund des Thurms. Eine Wendeltreppe führt hinauf zu seinen Zinnen, zwischen denen so viel ebener Raum ist, daß viele hundert Menschen oder eine zahlreiche Besatzung dort stehen und sich bewegen können. Von hier aus hat man eine herrliche Fernsicht über die Bergkette und Thäler der Schweiz und Deutschlands. In S. hat sich ein Munotverein gebildet, dessen Aufgabe es ist, das schöne alte Gebäude zu erhalten. S. hat eine große Baumwollenspinnerei, Fabriken von Gußstahl, Kutschen, Fellen, Flinten, Kattun, Seidenwaaren, Strümpfen und Mützen. Die vortheilhafte Lage der Stadt für den Handel sucht man immer mehr zu benutzen. Mehre biesige Kaufleute handeln besonders stark mit Kolonialwaaren, andere vorzüglich mit Landeserzeugnissen, als Wein, Getreide und Kirschengeist, und viele Einwohner beschäftigen sich mit Waarenversendung. Eine andere Quelle des Erwerbs, die S. mit einem großen Theile der Schweiz theilt, sind die Fremden, deren Schaaren jahraus jahrein ins Land ziehen, und deren Erscheinen von den Schweizern mit derselben ängstlichen Sorgfalt betrachtet wird, wie Landleute, Jäger oder Fischer aus Wetter, Wind, Kälte oder Hitze Mißwachs, Theurung oder das Ausbleiben von Zugvögeln oder Wanderfischen prophezeihen. Zahl der Einwohner: 7500. S. hat anmuthige Umgebungen; schön ist die neue Promenade, der Fäsenstaub, ein Garten auf der Westseite der Stadt; herrlich ist die Aussicht von der Rheinbrücke, auf dem oben geschilderten alten Bollwerk Munot, auf der „Enge", auf dem Schießplatz, noch herrlicher auf dem Gipfel des Randen bei dem Dorfe Lohn. Genußreich sind die Promenaden auf die Grafenbruck, in das romantische Mühlithal, nach Herblingen, in die Klus, nach dem berühmten Rheinfall, einer der größten und schönsten Kaskaden Europa's, ¾ Stunden von der Stadt entfernt. Der Reichenbach, der Aarfall an der Handeck, der Fall der Reuß an der Teufelsbrücke und alle andern Wasserfälle der Schweiz kommen nicht in Betracht gegen diesen

in seiner Art einzigen Fall, der sie an Erhabenheit weit hinter sich läßt. Diese gewaltige Wassermasse, die sich zwischen dem Kohlfirst oberhalb Lauffen und dem Bohnenberg oberhalb Neuhausen in einer beträchtlichen Breite mit donnerähnlichem, stundenweit hörbaren Rauschen eine Höhe von 50–60 Fuß (bei hohem Wasserstande wohl 75 Fuß) herabstürzt, macht eine ergreifende Wirkung, die sich bei längerem Anschauen vom Bewundern und Anstaunen bis zum Gefühl von Anbetung des Schöpfers steigert. Schon ¾ Stunden vor dem Falle, vor der Rheinbrücke bei S., wird das Bette des Rheins so abschüssig und der Fluß selbst so reißend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müssen. Nahe vor dem Sturze werden aber seine Gewässer durch unzählige, theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und schäumende Wellen gespalten, bis er endlich brausend und mächtig an einer steilen Felsenwand hinunterstürzt. Mitten im Wasserfall stehen 4 Felsen, welche den Sturz in 5 Fälle theilen. Etwa 200 Fuß vom Ufer entfernt erhebt sich der erste Fels in sonderbarer Gestalt. Zwischen diesem und dem Ufer, wo hier das Schloß Lauffen steht, bildet der Rhein seinen Hauptsturz, dessen Höhe auf der Schloßseite am bedeutendsten ist und nach der Flußseite zu abnimmt. Bei hohem Wasserstande beträgt sie, wie bereits erwähnt, an 75, bei niederm Wasser 50–60 Fuß. Ungefähr 50 Fuß von diesem ersten Felsen ragt der zweite empor, welcher kegelförmig und der höchste ist, und in gleicher Entfernung von diesem ein dritter niedriger und breiter Fels. Steigt man von dem Schlosse Lauffen nach einem in den Wasserfall hineingebauten Gerüste (die Fischez genannt), einer hölzernen Gallerie, wo man mitten unter den brausenden Wogen steht und von dem beständig fallenden Staubregen benetzt wird, so hat man hier den besten Standpunkt zum ersten und majestätischesten Anblick des Kataraks, bis dahin, wo der vierte Fels ihn noch einmal theilt. Will man aber von der linken Uferseite den gesammten Fall betrachten, so muß man von dem Gerüste aufwärts nach dem Schlosse Lauffen steigen; auf halbem Wege steht hier ein Lusthaus, aus dem man gerade auf den Strom hinabsieht. Auf der rechten Uferseite kann man den Rheinfall vom Schlößchen im Wörth überblicken, wo er sich ebenfalls in seiner ganzen Breite zeigt; es ist nicht uninteressant, den Fall hier in der in einem Zimmer auf dem Schloßthurm angebrachten Camera obscura zu betrachten. Noch ein anderer durch Mannichfaltigkeit der Ansichten ausgezeichneter Standpunkt, um den Rheinfall von dieser Seite zu beschauen, ist unterhalb bei den Mühlen von Neuhausen. Hier werden die Schiffe wieder beladen, die bei S. ausgeladen werden müssen; auch ist hier ein bedeutender Lachsfang, da diese Fische nicht weiter den Fluß hinauf gehen können. Prachtvoll erscheint der Wasserfall in der Morgen- und Abendbeleuchtung und im Mondschein. In stiller Nacht hört man das Donnern des Sturzes 4–5 Stunden weit. Der Fall hat einen schönen meergrünen Streifen und einen elektrischen Geruch. Jeder, der den ganzen Eindruck mit sich nehmen will, darf nicht versäumen, auf das linke Ufer nach Schloß Lauffen hinüber zu fahren, um dort auf der Gallerie bis unter den Fall zu gehen. Hier empfängt man erst ein Bild der Großartigkeit der stürzenden Wassermassen, durch welche der Rheinfall allein imponirt. Vom rechten Ufer gesehen, oder von den Mühlen, scheint der Sturz die Berühmtheit nicht zu verdienen, welche er erlangt hat. Er braust zwischen den ausgewaschenen Felsenlagern hin, brandet und kocht in Höhlen und Trichtern, spritzt an den felsamen Klippen empor, welche mitten aus dem Fall aufragen, und sinkt weißschäumend in die Tiefe, aus welcher Wolken von Wassernebel aufwirbeln; allein der ganze Anblick ist ein zerfließender. Es ist keine rechte Einheit, kein Mittelpunkt darin, woran sich Auge und Empfindungen festklammern könnten. Die Umgebungen ziehen davon ab; auch steht man zu weit davon entfernt. Ganz anders verhält es sich auf der Gallerie des Schlosses Lauffen, wo man, eingehüllt in die Tropfenschauer der leuchtenden, blitzenden Wassermassen, die schweren, gediegenen, schaumzerpeitschten Wogen an sich niedersinken sieht; wo das Auge sich in dies ewige Wallen und Kommen festbohrt; wo der Boden unter unsern Füßen dumpf zittert und dröhnt und an dem Fels, zerschlagen in Atome, der feuchte blendende Staub, der im Sonnenschein gleich Diamantsplittern funkelt und große, kühne Regenbogen bildet, den ganzen Lufkreis mit Silberdunst und Farben füllt: das ist groß, schön und gewaltig, und man vergißt darüber die winzige Spielerei der Menschen, welche auf der Klippe im Sturz eine kleine menschliche Puppe hingestellt haben, die den Wilhelm Tell mit der Armbrust bedeuten soll. Der Trollhätta-Fall in Schweden kann sich eben so wenig, als der Fall des Dalelf bei Elfkarleby mit dem Rheinfall messen. Sie haben weder die Wassermasse des Rheins, noch einen solchen Standpunkt, wenn sie ihm auch an Höhe gleichkommen oder ihn überragen. Man sieht von oben in ihre schwarzen, tannenbewachsenen Schieferschluchten; doch so in der Nähe, wie hier, kann man ihnen nicht beikommen. Die großen Wasserfälle in Norwegen endlich sind ganz und gar nicht damit zu vergleichen. Diese Wasserfälle werden meist von Gebirgsbächen gebildet, welche in den wilden Einöden der Fjellen von Felsenwänden in düstere, meist unnahbare Schlünde stürzen — das ist eine andere Natur, ein anderes ergreifendes Schauspiel, einzig in seiner Art. Hier rollt ein mächtiger Strom zwischen sanften Hügelketten hin, und rund umher ist das Land wie ein Garten anzuschauen. Die rebengrünen Ufer, die Reihen der Frucht- und Wallnußbäume, die üppigen Kornfelder und die Menschenwohnungen mit ihren Gärten begleiten den Wanderer, der den Rheinfall aufsucht und überrascht ihn erreicht, ohne daß er seine Nähe geahnt. Schloß Lauffen, ein modernisirtes, hübsch eingerichtetes Gebäude auf der felsigen Höhe, hat die Regierung in Zürich

gekauft und läßt sich für den Besuch des Falls und Besichtigung von Schloß und Garten einen Franken bezahlen. Am linken Ufer führt ein schöner Weg durch das Thal hart am rauschenden, wirbelnden Rhein nach S. zurück, welcher dem des rechten Ufers weit vorzuziehen ist. — Geschichtliches. Der Kanton S. entstand aus der ehemaligen deutschen freien Reichsstadt S. Die Stadt kommt schon zu Karls des Großen Zeit unter dem Namen Scafhusitum vor. Die Gegend um S. gehörte früher den Grafen von Nellenburg. Zur Vergrößerung der Stadt trug das Kloster Allerheiligen sehr bei, welches Graf Eberhard bei S. im Jahre 1052 gründete, und dem er seine herrlichen Rechte auf die Gegend abtrat (er starb daselbst), indem dasselbe viele Arbeiter dahin zog. In der Folge wurde S. eine Reichsstadt, deren Rechte jedoch Kaiser Ludwig der Bayer beschränkte, indem er sie 1330 an die Herzoge von Oesterreich verpfändete. Seit dem stand S. als Pfand unter Oesterreichs Herrschaft bis zum Jahre 1415. Kaiser Sigismund setzte die Stadt um 6000 Gulden wieder in ihre alten Rechte ein, welche sie auch, trotz Oesterreichs Unterhandlungen und Feindseligkeiten, behielt. Im Jahre 1453 verbündete sich S. mit 6 Kantonen; es wurde am 10. Aug. 1501 zugleich mit Basel in den ewigen Bund der schweizer Eidgenossenschaft aufgenommen und erwarb auf dem rechten Rheinufer durch Kauf ein kleines Gebiet. Eine Hauptmerkwürdigkeit S.s war die im Jahre 1758 von Hans Ulrich Grubenmann aus Teuffen im Kanton Appenzell erbaute Rheinbrücke, die aber am 13. April 1799, als die Oesterreicher S. besetzten, von den Franzosen in Brand gesteckt wurde. Ueberhaupt fielen damals in der Nähe S.s mehre blutige Gefechte vor, welche eine abwechselnde Räumung und Wiedereroberung der Stadt von beiden Kriegsparteien zur Folge hatten. Im Herbste 1799 (7.—10. Okt.) nahm das russische Kriegsheer durch S., so wie bei Paradys und Bürsingen, seinen Rückzug. Im Jahre 1803 war S. einer der Kantone, aus denen unter dem Einflusse Frankreichs die neue schweizer Eidgenossenschaft gebildet wurde. Im Sonderbundskriege stand S. auf Seite der Mehrzahl der Kantone. Vergl. Schweiz. — 3) Würtemberg. Pfarrdorf, Neckarkreis, Oberamt Böblingen, an der Wurno; 740 Einw.

Schaffink (Entom.), s. v. a. Mistkäfer, Geotrupes stercorarius *Latr.*

Schafflerei (S. bei der Schäferei), österr.-böhm. Herrschaft, Kr. Tabor, Herrsch. Neu-Bistritz; 110 Einw.

Schaffner, 1) Derjenige, welcher im Auftrag eines Andern dessen häusliche oder wirthschaftliche Geschäfte besorgt; daher s. v. a. Verwalter, Hofmeister, Haushofmeister u. dgl.; — 2) in Oberdeutschland der Administrator der ökonomischen Angelegenheiten eines landesherrlichen Amtes, daher Schaffnerei, das Amt, die Wohnung desselben oder dessen Distrikts; — 3) ein Aufseher über den Postwagen, s. Post; — 4) in Gast- und Weinhäusern s. v. a. Kellner; — 5) in Niederdeutschland bei Hochzeiten, Kindtaufen ꝛc. der Bauern Derjenige, welcher Alles beim Feste zu ordnen und für die Gäste zu besorgen hat, meist ein naher Verwandter; daher Schaffner-Tanz, der dem S. gebührende erste Tanz oder Vortanz bei solchen Festen; — 6) in einigen größeren Handelsstädten ein den Fuhrleuten Fracht verschaffender Mann.

Schaffner (Biogr.), Martin, Maler v. Ulm, ein ausgezeichneter Meister, dessen Name aber erst in neuester Zeit aus dem Dunkel hervorgezogen wurde. Früher verwechselte man ihn mit Martin Schongauer, oder man schrieb in Folge der Aehnlichkeit der Monogrammen beider Meister dem Schongauer, damals gewöhnlich Schön genannt, die Werke S.s zu. Der Erste, welcher S. in die Kunstgeschichte einführt, ist F. Brulliot, welcher im Kunstblatte von 1822, Nr 63, aus einem von Neubronner, einem Sammler ulmischer Merkwürdigkeiten, in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts begonnenen und von dem Prälaten Schmid zu Ulm fortgesetzten Manuskripte mehre Notizen über S. bekannt machte, aus denen wir wissen, daß S. 1508—1539 Maler und Bürger zu Ulm gewesen ist. Im Münster daselbst ist ein von S. gemalter Altar mit Flügelthüren, eines der ausgezeichnetsten Werke des Meisters und wohl erhalten. Den Fuß des Altares bildet ein Holzschnittwerk, welches die heil. Familie vorstellt. In der besserschen Kapelle des Münsters findet sich das Bildniß des Ytel Besserer zu Roth, von 1516, mit dem Monogramm des Künstlers bezeichnet. Mehre Werke S.s waren ehemals im Wengenkloster daselbst, da hier eine Künstlerkonfraternität bestand, deren Mitglied S. noch 1539 war. Die vier herrlichen Bilder aus dem Leben der Maria, die früher dem M. Schongauer zugeschrieben wurden, werden jetzt in der k. Pinakothek zu München aufbewahrt. Ueberhaupt bewahren die bayerischen Sammlungen eine ziemlich große Anzahl von ächten Gemälden S.s; so besitzt die Gallerie zu Schleißheim 8 Gemälde, früher ebenfalls dem M. Schongauer zugeschrieben, Begebenheiten aus dem Leben und Leiden Christi schildernd: seinen Einzug in Jerusalem, Christus vor Pilatus, vor Kaiphas, von Petrus verläugnet, das Abendmahl, die Gefangennehmung, den Abschied von der Mutter und die Fußwaschung. In der St. Moritzkapelle zu Nürnberg ist ein ausgezeichnetes Bild aus der Gallerie Wallerstein, welches schöne Bild mit ungemeinem Fleiße gemalt ist, sich bis aufs Einzelne erstreckt. Es gilt aber erst seit 1822 für S.s Werk. In der Gallerie des Belvedere zu Wien wird diesem Meister eine heil. Familie zugeschrieben, welche das älteste bekannte Bild seyn müßte, weil es mit 1490 bezeichnet ist. Die gekrönte Madonna sitzt auf dem Throne und hält mit der Rechten das stehende Kind, dem Joseph einen Apfel reicht.

Schaffot, die erhöhte Richtstätte, auf welcher die Enthauptung der Verbrecher vorgenommen wird.

Schaffrath, Wilhelm Michael, ausgezeichnetes Mitglied der zweiten sächsischen Kammer und der deutschen konstituirenden Nationalversammlung, ward am 1. Mai 1814 im Dorfe

Schönau bei Schandau geboren, wo sein Vater ein natürlich vermögensloser Schullehrer war. Als er eines Tages mit dem Hüten der Rinder beschäftigt war, kam ein großer ansehnlicher Mann zu dem Knaben und fragte ihn über die Gegend aus, wobei er sah, daß der Knabe ein Buch neben sich liegen hatte, das eine lateinische Grammatik war. Der Kleine klagte ihm, daß er gern studiren möchte, aber wegen Armuth es nicht könne. Es war Prinz Friedrich, der jetzige König von Sachsen, der mit ihm gesprochen und noch denselben Abend in einem benachbarten Schlosse eine von dem Knaben schnell selbst abgefaßte, barfuß fortgetragene Bittschrift, ihm zum Studiren zu verhelfen, annahm. Der Prinz und später die Königin unterstützten ihn so freigebig, daß S. die meißner Fürstenschule und dann die Universität Leipzig besuchen konnte, wo er sich als Docent der Rechtswissenschaft habilitirte. Wahrscheinlich in Folge seiner für die Burschenschaft zu Leipzig, deren Mitglied er übrigens nicht gewesen, geschriebenen Schutzschrift kam er jedoch in solche Konflikte mit den Behörden, welchen seine derbe und entschiedene Ausdrucksweise mißbehagte, daß er seine Stellung an der Universität aufgab und sich zur advokatorischen Praxis wendete. Von seinen Schriften aus diesem Zeitraume ist die wichtigste: „Ueber Auslegung konstitutioneller Gesetze" Als Advokat erwarb er sich in kurzer Zeit die ausgebreitetste Praxis. Im 5. Landtage trat er als Abgeordneter mehrer kleinen Städte in die Kammer, wo er bald zu den hervorragendsten Mitgliedern gehörte. Seine Eigenthümlichkeit als Redner wird folgendermaßen geschildert: „Seine Rede beginnt mit einigen ruhig und langsam gesprochenen Sätzen, wird aber, da die Gedanken den Redner immer zu übereilen drohen, immer schneller und feuriger, Schlag auf Schlag folgen Gründe, keiner derselben ist eine Wiederholung oder Fortspinnung der Gründe anderer Redner, die Hand fängt an sich zu erheben und gewöhnlich nach dem Ministertische hin ihren Ballen zu richten, die Stenographen sehen sich nach ihm um und werfen verzweifelt die Bleistifte weg, seine Stimme ist durchdringend laut und erreicht selbst in ihrem leisesten Tone den Entferntesten der Zuhörer. An die Kunst seiner Rede und deren Form ist keine Feile gelegt, diese fehlt ihm gänzlich; ohne Wahl, aber auch ohne Anstoß und Aufenthalt stürzen die Worte hervor, treu, unbemäkelt von Konvenienz und Rücksichten und ehrlich die Gedanken eines freien, kräftigen Geistes wiedergebend. Das Auge spricht lebhaft mit und sucht, während andere Redner es auf einen Punkt fixiren oder gar schließen, ruhig, aber herausfordernd unter den Reihen der Zuhörer in der Kammer herum Denjenigen, der es wage, ihn zu widerlegen. Man hört es ihm an, daß er frei und ohne Vorbereitung spricht, ja fast nur so sprechen kann. Wird nur der Name S. vom Präsidenten aufgerufen, so pflegt sich schon bei nur einigermaßen wichtigen Gegenständen der Verhandlungen ein Geräusch, welches etwa ein bis zwei Minuten lang sich über der Kammer hinzieht, zu verbreiten; man könnte dabei leicht glauben, die Gallerien wollten mit der Ungunst des Zischens dem sich erhebenden Redner begegnen, allein die tiefe Stille, welche nach jenen Vorbereitungen zur Aufmerksamkeit auftritt, lehrt das Gegentheil, in derselben Ruhe folgt seinen Worten die Zuhörerschaft, welche aber bisweilen bei einigen Kraftstellen ihren Herzen in Beifallsunterbrechungen Luft macht; die Gruppen in der Kammer lösen sich auf, die Herren von dieser oder jener Partei setzen sich; die Gegner, ahnungsvoll und besorgt der moralischen und wissenschaftlichen Schläge, die auf sie hineinfallen werden, in nothwendiger Geduld harrend. Nur wenn er seine Rechtskenntnisse der Kammer mit Gründlichkeit vorführen will, findet er kein geneigtes Ohr, ohne jedoch geradezu auf Unaufmerksamkeit zu stoßen." Am Tage nach seinem ersten Auftreten versuchte der Abg. Jani, einen Tadel gegen ihn auszusprechen; S. fertigte jedoch den Angriff unter dem Gelächter der Tribünen so schlagend ab, daß seitdem selten mehr versucht worden ist, ihn offen anzugreifen. Dagegen haben die Art und Weise seiner Widerlegungen, die Lust, mit welcher er auf diese gerade sich wirft, die Schonungslosigkeit, mit welcher er alle Blößen seiner Widersacher aufdeckt und von allen Seiten darauf hinzeigt, ihm eine Menge Feinde geschaffen und ihn zum Gegenstand versteckter Verdächtigungen gemacht. Als das Recht eines Abgeordneten, Petitionen und Beschwerden zu beantworten, eines Tages in Gefahr gerieth (und es wurde, trotz seiner Verfassungsmäßigkeit, fast nur allein durch S. gerettet), unterschied er zwischen befür- und bevorworten mit einer so scharfen Dialektik, daß selbst die Gegner in Erstaunen geriethen. Das Recht bildete die Axe fast aller seiner Gedanken. „Ich stelle mich einzig und allein auf den Rechtsboden, pflegte er zu sagen. „Wohl mir, wohl Andern, wenn sie nur immer das Recht vor Augen hätten! Erst kommt das Recht, dann die Politik! Das Recht ist die Grundlage und die Grenze der Politik; ich will nicht, daß ersteres zur Magd der letzteren erniedriget werde." Auf diesem Rechtsboden fühlte er sich heimisch und stark, so daß er einst mit einem Mitglied der äußersten Rechten, im Widerspruch mit allen seinen liberalen Freunden, gegen den Zwang, Papier statt Geld zu nehmen, stimmte. Die leipziger Augustereignisse riefen ihn in das heftigste parlamentarische Feuer. Mit dem Ausdrucke eines gewaltigen Gefühls rief er dem Minister von Falkenstein als Antwort auf dessen Rede zu: „Leipzig soll sich wiederfinden? Es hat sich wiedergefunden, seitdem es den gesetzlichen Weg eingeschlagen und Beschwerde führt!" Das Recht und das Rechtsgefühl war es, die ihn und seine Freunde selbst gegen die liberalen Koryphäen für die Regierung bei der Wechselordnung auftreten ließ, bei welchem Gesetze der Fabrik- und Handelsstand Alles seinem Interesse dienen zu machen gestrebt. Bei dem vielangefochtenen Gesetze über Schuldhaft, gegen welches die Deputation sich mit Entschiedenheit ausgesprochen, hatte der k. Kom-

missar Dr. Einert, einer der geistreichsten Männer unter allen Kommissarien, welche bei diesem Landtage auf der Regierungsbank saßen, eine Vertheidigung für den Entwurf unternommen, welcher, die Ehre als das einzig unveräußerliche Gut des Menschen schildernd, die Kammer mit dieser Haft zu versöhnen schien; S. entriß ihm jedoch mittelst einer gründlichen, philosophischen Entgegnung, worin er die Veräußerung der Freiheit zwar als ein Recht anerkannte, aber als Immoralität schilderte, den Eindruck wieder. Konsequente Achtung der Freiheit führte ihn auch bei dem Gesetze über das Schiedsmannsinstitut auf die Seite des Justizministers, welcher den Zwang möglichst zu vermeiden suchte. Mit Entschiedenheit griff er die Bureaukratie, das Streben des Zuvielregierens, die Maximen der Verwaltungsjustiz an und brachte die von der Kammer auch angenommenen Motionen auf Durchführung der Trennung der Verwaltungsjustiz von der Verwaltung. Beim Budget war er zurückhaltend mit Bewilligungen, und selbst das Militärbudget blieb nicht unangefochten von ihm. In dem parlamentarischen Kampfe über die Adresse auf die Thronrede entriß er der eindrucksvollen Rede Thieleus durch die logische Schärfe seiner Widerlegung den Sieg und führte dadurch den Wendepunkt herbei, der die Parteien entschiedener gegenüber treten ließ. Als Mitglied der vierten Deputation lieferte er mehre sehr wichtige Arbeiten, die ein rühmliches Zeugniß von seiner Wissenschaftlichkeit, Gründlichkeit und Schärfe des Urtheils ablegen; so der Bericht über Vereidung des Militärs auf die Verfassungsurkunde, der durch fast alle deutschen Zeitungen gegangene Bericht über die wiener Konferenzbeschlüsse, über die Beschwerde eines dresdener Arztes gegen das Justizministerium ꝛc. Als Mitglied der deutschen Nationalversammlung stand er auf der entschiedenen Linken und betheiligte sich an mehren wichtigen Debatten. Seinem Standpunkte und dem Rechte treu, bestritt er der sächsischen Regierung das Recht, die sächsischen Abgeordneten von der Nationalversammlung abzurufen, und nahm demgemäß an dem stuttgarter Rumpfparlamente Theil. Einer Untersuchung, welche die sächsische Regierung deshalb gegen ihn einleitete, stellte er sich freiwillig. Ueber sein weiteres Schicksal ist uns noch zur Zeit nichts bekannt.

Schaffroth, Maler, Professor an der Kunstschule in Baden bei Rastadt, geb. daselbst um 1765, war Schüler von Ph. J. Becker, bildete sich dann in Zweibrücken unter Pitz weiter und lebte hierauf eine Zeit lang in Stuttgart und Dresden. S. malte historische Darstellungen, meist religiösen Inhalts, Bilder, welche mit großem Lobe genannt wurden. In einer Dorfkirche bei Baden ist eine heilige Familie von ihm, ein in Zeichnung und Färbung schätzbares Bild. In der Kirche des Städtchens Oppenau sieht man ein großes Altarblatt, welches die Predigt des Täufers Johannes in der Wüste vorstellt. Dann fertigte S. auch einige schöne Kopien nach Werken von Raphael, G. Romano u. A. Todesjahr unbekannt.

Schafgans (Ornith.), Vögelgattung, s. v. a. Dioneda *L.*

Schafgarbe (Bot.), Achillea *L.*, Gattung der Compositae Amphigynanthae *Rchb.*, Syngenesia superflua *L.* Charakter: Vielblumige Blüthenköpfchen, mit 4—6 weiblichen Strahlenblümchen; Kelch (Anthodium) eiförmig oder eiförmig-länglich, mit dachziegeligen, selten braunrandigen Schuppen; Fruchtboden spreuig, schmal; Same länglich, glatt, zusammengedrückt, ohne Samenkrone; Blüthenköpfchen in mehr oder minder dichte Doldentrauben geordnet. Gegen 60 Arten, sämmtlich perennirende, krautartige Pflanzen in Europa und Nord- und Westasien; als Arznei- oder Zierpflanzen sind besonders zu bemerken: 1) A. Ageratum *L.*, Balsamgarbe, wohlriechender Bertram, Leberbalsam. In Südeuropa. 1—2 Fuß hoch. Blätter länglich, stumpf, gesägt, in den Blattstiel unangenehm gewürzhaft und schmecken gewürzig-bitter; sie dienten gegen Verdauungsfehler, unterdrückte Menstruation u. s. w. und werden für das ἀγήρατον des Diosc. gehalten. Blackw., Taf. 300. 2) A. asplenifolia *Vent.*, strichfarnblätterige Garbe. In Nordamerika. Stengel 3—4 Fuß hoch, glatt, aufrecht, rund, etwas ästig. Wurzelblätter gestielt, gefiedert, glatt; Lappen halbgefiedert; Stengelblätter halbgefiedert, mit gezähnten Lappen. Blumen rosenroth, in dichten Doldentrauben. Vent., Cels., T. 95.—3) A. atrata *L.*, schwärzliche Garbe. Auf den Alpen von Mitteleuropa. 10 Zoll hoch; Stengel weichhaarig; Blätter 1—2 Zoll lang, kämmig-fiedertheilig, mit linoalischen, fast 3theiligen Lappen. Blüthen mit weißem Strahl und gelblichweißer Scheibe, in Doldentrauben; die Blättchen des Körbchens am Rande schwärzlich. Das aromatisch bittere Kraut wird nebst dem anderer Arten unter dem Namen Herba Genippi s. Geneppi veri von den Alpenbewohnern gesammelt und hochgeachtet. Sturm V, 19. — 4) A. compacta *W.*, dichtblüthige Garbe. Im Banat. Seidenartig-rauhhaarig. Stengel aufrecht, 2½ Fuß hoch. Blätter gefiedert; Fiedern halbgefiedert, regelmäßig, mit ganzen, lanzettförmigen Läppchen. Blüthen gelb, in dicht gedrängten Doldentrauben; Strahlenblümchen sehr klein, 3zähnig. Jacq., F. ecl. 1, Taf. 88. — 5) A. Clusiana *Tausch.* Auf den höchsten österreichischen Kalkalpen an 5—6000 Fuß hoch. Ist der A. atrata *L.* sehr ähnlich und unterscheidet sich durch den eckigen Stengel, stärker behaarte, weißzottige, doppelt fiedertheilige Blätter, mit linealischen, spitzigen, fast gezähnten Lappen u. durch haarige Blüthenstiele. Ist bei denselben Eigenschaften noch aromatischer als A. atrata *L.* Rchb., Pl. crit. II, Taf. 221, F. 368. — 6) A. cretica *L.* Auf Kandia, wo sie wie A. millefolium *L.* in Deutschland angewendet wird. Moris., 3, T. 11, F. 12. — 7) A. falcata *L.* In Aegypten,

dem Orient. In Arabien ist eine aus der blühenden Pflanze bereitete Tinktur sehr berühmt und geschätzt. Lam., Ill., Taf. 683, F. 3. — 8) A. magna *L.*, große Garbe. In Mittel- u. Südeuropa. 3 Fuß hoch, behaart. Stengel aufrecht, gestreift, oft ästig. Wurzelblätter gestielt, 2fach halbgefiedert; Stengelblätter ansitzend; Einschnitte lanzettförmig, doppelt-halbgefiedert, mit gezähnten Lappen. Blumen weiß, in zusammengesetzten Doldentrauben. — 9) A. millefolium *L.*, gemeine Garbe, Schafgarbe. In Europa, Nordasien, Nordamerika, auf Triften, Wiesen, Rainen, an Wegen. Stengel weichhaarig oder fast kahl. Blätter fast bis zur Mittelrippe doppelt fiederspaltig, fast kahl oder weichhaarig, Lappen linealisch, tief gezähnt, stachelspitzig. Die Blätter und Blüthen, Herba et Flores s. Summitates Millefolii s. Achilleae s. albae s. A. vulgaris s. Myriophylli, Schafrippen-, Tausendblatt-, Grünsing-, Kellen-, Kerpen- oder Rippelkraut, sind sowohl officinell, als auch ein häufig gebrauchtes Hausmittel des Volks. Die Blätter riechen nur wenig und schmecken bitterlich-aromatisch; die Blüthen riechen stark gewürzig und schmecken aromatisch bitter. Letztere enthalten ein blaues ätherisches Oel, ein Hartharz, bittern Extraktivstoff, Gummi, einige Salze und Spuren von Schwefel. Die S. ist noch jetzt ein geachtetes tonisches, gelind reizendes Mittel und wird in passiven Blut- und Schleimflüssen, bei Hypochondrie, Magenschwäche und vielen andern Krankheiten aus Erschlaffung angewendet. Der frisch ausgepreßte Saft der Blätter wird bei Frühjahrkuren häufig gebraucht und ist äußerlich bei aufgesprungenen Brustwarzen dienlich. Präparate: Extractum Tinctura, Aqua et Oleum aethericum Millefolii. Schkr., Tafel 255. — 10) A. moschata *L.*, Moschus-Garbe. Auf den höchsten Alpen Mitteleuropa's. Niedrig. Blätter kämmigfiedertheilig; Zipfel linealisch, ganzrandig, punktirt. Doldentraube aus 6—9 Körbchen gebildet; Blüthchen weiß, die des Strahls verhältnißmäßig groß. Riecht stark und angenehm aromatisch, schmeckt brennend-aewürzhaft-bitter und gehört zu den Genippekräutern, Herba Geneppi s. Geneppi veri. Sie kommt zu dem sogenannten Schweizerthee und wird von den Alpenbewohnern als ein kräftig reizendes und tonisches Mittel gebraucht., Jacq., Aust., App., Taf. 33. — 11) A. nana *L.*, Zwerg-Garbe. In Italien, der Schweiz, in Tirol, auf den Alpen. Stengel u. Blätter zottig, letztere fiederspaltig; die Zipfel der wurzelständigen nochmals fiederspaltig, an den übrigen linealisch gezähnt. Doldentraube einfach, aus wenigen, gedrängt stehenden Körbchen gebildet, deren Hüllblättchen braun gerandet sind. Anwendung wie bei der vorigen Art. Bocc., Mus., Tafel 120. — 12) A. nobilis *L.*, edle Garbe. In Südfrankreich, der Schweiz, im Elsaß, in Italien, Süddeutschland, auf trocknen, sonnigen Hügeln. Weichhaarig-zottig. Stengel 1—2 Fuß hoch, aufrecht. Die untern Blättchen 3fach-, die obern doppelt halbgefiedert, mit gezähnten, linienförmigen, spitzen Lappen. Blumen roth, in gedrängten, gegipfelten Doldentrauben; Strahlblümchen 5, 3zähnig. Die Blätter riechen aromatisch. — 13) A. tomentosa *L.*, filzige Garbe. In Südeuropa, an sonnigen, trocknen, unfruchtbaren Orten. Rauhfilzig, 8—16 Zoll hoch. Stengel fast aufrecht und einfach. Blätter fein gefiedert; Fiedern vielspaltig, gedrängt stehend; Einschnitte borstenförmig, ganzrandig. Doldentrauben vielblumig, goldgelb, zusammengesetzt. Bot. Mag. 498, — A. Ptarmica *L.*, s. v. a. Ptarmica vulgaris.

Schafgarbenöl (Chem.), durch Destillation der Blüthen von Achillea millefolium mit Wasser erhalten, ist blau, wenn die Pflanze auf fettem Boden gewachsen war, sonst grünlich dickflüssig, leichter als Wasser, erhitzt sich mit Jod, schmeckt gewürzhaft, kampherartig. Nach Bley ist das ätherische Oel des Krautes ebenfalls dunkelblau, das des Samens schmutziggrün, und das der Wurzel fast farblos.

Schafgotsch (Geneal. u. Biogr.), s. Schaffgotsch.

Schafgras (Bot.), s. v. a. Schafschwingel, Festuca ovina *L.*

Schafhäutchen (Schafhaut, Amnion, Physiol.), die innerste, fast durchsichtige, gefäßlose Eihaut, worin der Embryo, vom Schafwasser umflossen, bis zur Geburt eingeschlossen ist.

Schafhandel. Obwohl die Schafzucht als Hauptzweck die Produktion der Wolle vor Augen hat, so bietet solche doch, nebst dieser, einen sehr ansehnlichen Ertrag durch den Verkauf der Schafe selbst dar, so zwar, daß solcher bei renommirten Zuchtschäfereien, wo man im Besitz einer guten, einträglichen Race ist, den Wollertrag in der Regel bedeutend übersteigt. Es ist daher von großer Wichtigkeit, sich sowohl des Ein- als Verkaufs halber die göthige Umsicht und Sachkenntniß zu verschaffen, um aus diesem bedeutenden Ertragszweige Nutzen ziehen zu können. Der Verkauf der Schafe zerfällt gewöhnlich, nach Verschiedenheit des Standes und der Verhältnisse einer Heerde, in den Zucht-, Ausmuster-, Brack- und Mastviehverkauf. — Man kauft u. verkauft die Zuchtschafe in der Regel in ihrer Wolle, indem man nur in diesem Zustande die Thiere in ihren Wollqualitäten und äußern Eigenthümlichkeiten richtig erkennen kann. Die innern Race-Eigenschaften zu beurtheilen, ist durch bloßes Anschauen sehr schwer, und man muß sich in dieser Hinsicht entweder aus den Abstammungsregistern, wo solche regelmäßig geführt werden, zu überzeugen trachten, oder auf den erworbenen Kredit des Verkäufers Vertrauen setzen. — Was die äußern Kennzeichen von Gesundheit der zu kaufenden Thiere betrifft, so ist darauf zu achten, daß das Schaf den Kopf hoch trage, lebhafte Augen, eine trockne Schnauze, feuchte, aber reinliche Nasenlöcher, einen guten, leichten Athem, eine kräftige, auf der Haut festsitzende Wolle, feste und kraftvolle Füße eine weiche, rothe Haut und besonders rothe Adern in den Augen habe. Ferner hat man zu beobachten: ob die Schafe bei Annäherung eines fremden Gegenstandes eine rege Aufmerksamkeit äußern, od. ob nicht manche ganz sorglos Alles

um sich geschehen lassen, ohne aufgeregt zu werden; ob nicht einige den Kopf hängen lassen, ohne zu fressen; ob das Spiel mit den Ohren gehörig ausgeübt werde, od. ob sie schlaff herabhängen; ob die Schafe frisch über kleine Gräben springen und durch eine frohe, laute Stimme Kraft und Gesundheit verrathen; ob keines fortrabe und über den Kopf zusammenstürze; ob sich nicht einige mit den Hinterfüßen hauen und an den Wänden reiben; ob sie nach dem Fressen behaglich wiederkauen; ob sie sanft, oder mit weit aufgesperrten Nasenlöchern, oder mit einer stark sichtbaren Bewegung der Hungergrube u. des Bauches geschwind oder langsam athmen; ob kein verdächtiges Husten sich äußert; ob der Husten trocken oder locker, leicht, oder beschwerlich, von einem, oder keinem Auswurf aus der Nase begleitet sey, nicht widrig stinke u. s. w.; ob, wenn man bei einem verdächtigen Schafe die beiden Hände hinter die Schultern zu beiden Seiten des Brustkorbes legt, der Schlag des Herzens nicht, oder nur an der linken, oder auch an der rechten Seite fühlbar sey; oberer der Zahl nach mehr beschleunigt, oder vermindert sey; ob er der Zeit und Stärke nach gleich, oder ungleich sich ausnehme, oder gar aussetze; ob sich überhäufte Thränenfeuchtigkeit aus den Augen ergieße, und solches eine eiterartige Materie an den Augenwinkeln bilde; ob der abgehende Harn dünn, oder zähe, schäumend, hell, durchsichtig, braun, wasserheil, trübe und mit Blut untermengt sey; ob die letzten Tropfen ausgepreßt werden, oder nur langsam absickern; ob der Mist gut, oder schlecht verdaut, fest, oder mehr feucht sich zeige; ob er mit Schleim umhüllt, oder dünn und stinkend abgehe; ob der Mist oft, oder selten, leicht, oder mit Zwang abgesetzt werde; ob die Schnauze blaß, oder rosenroth, das Zahnfleisch welk, oder blaß, hochroth, oder gelb sey, od. die Zähne fest, oder locker sitzen; ob die Thiere wohlbeleibt, oder mager sind; ob etwa ein einzelner Theil des Körpers vorzugsweise abmagere; ob Vorfälle, Brüche oder Knochenbrüche durch das Gesicht oder Gefühl zu entdecken sind; ob man keine Blattern oder Geschwüre finde, ob die Wolle von einer fetten Feuchtigkeit innig durchdrungen, oder solche trocken ist; ob die Thiere begierig fressen und nicht manche darunter sind, welche öfters und mehr als andere saufen; ob sie einen gesunden, geruchlosen Athem haben; ob man den Schlag des Herzens wahrnehmen könne; ob sie, ruhig liegend, zwanzigmal in einer Minute athmen; endlich, ob die etwa bei einer Heerde entdeckten Gebrechen den Kostenaufwand zur Heilung rathsam machen, oder nicht. Ein praktisches, geübtes Auge wird jederzeit bei dem allgemeinen Ueberblick einer Heerde sich überzeugen, ob ihr Gesundheitszustand von der Art und es rathsam ist, ohne Nachtheil aus derselben Zuchtthiere zu kaufen. — Das Ausmustervieh besteht gewöhnlich aus den überzähligen geringern Individuen einer Heerde und kann in den meisten Fällen noch von andern Schäfereien, die auf einer niedern Stufe stehen, größtentheils zur Zucht verwendet, daher auch besser bezahlt werden, als das Brackvieh, worunter die zur Zucht untauglichen Thiere verstanden werden, die man daher auch um mindere Preise meistens an den Fleischer verkauft. Unter Mastschafen werden gewöhnlich die Kappen (Schöpse) verstanden, welche bis zum vierten bis fünften Jahre ihrer Wolle halber gehalten werden und dann nach erreichter vollkommener körperlichen Ausbildung verkauft werden. In vielen Fällen werden auch die Brack- u. Ausmusterschafe (wo letztere nicht zur Zucht verkauft werden können) gemästet. Vgl. Ovis und Schafzucht.

Schafhaspel, s. v. a. Drehkreuz.

Schafhausen (Geogr.), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Herrschaftger. Harburg; Kalkofen, Ziegelhütte; 160 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Heinsberg; Frucht- und Windmühle; 430 Einw.; — b) das., R.-B. Trier, Kr. Saarlouis; 380 Einw.

Schafheim, großherzogl.-hess. Marktflecken, Prov. Starkenburg, Kr. Dieburg; Schloß; 1400 Einw.

Schafhof, 1) s. v. a. Schäferei 2); — 2) der große freie Raum bei Schäfereien, auf welchen die Schafe während des Aufsteckens des Futters in den Ställen getrieben werden.

Schafhof (Geogr.), bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Herrschaftger. Schillingsfürst; 140 Einw.

Schafhook (Schiffb.), der Verdeckraum vor der großen Winde (Bratspill).

Schafhorden, s. Pferchen.

Schafhütte, breterne Hütte, welche auf 2 Rädern steht und zum Uebernachten der bei ihren eingepferchten Schafen Wache haltenden Schäfer oder Schafknechte dient; wird stets mit den Horden fortgeführt, wenn der Pferch fortgeschlagen zu werden pflegt.

Schafhund, s. v. a. Schäferhund.

Schafhusten, 1) (Thierarzneik.), krankhafter Zustand der Schafe. Kennzeichen: Das Thier zeigt keinen Appetit zum Fressen, ist matt, hustet mit einem eigenthümlichen, gedehnten, starken Tone u. s. w. — Ursachen: Entzündliche Reizbarkeit der Schleimhaut, der Athmungswerkzeuge, welche durch Erkältung, Ernässung, eingeschluckten Staub auf Wegen oder staubigem Futter veranlaßt wird. — Heilmittel: Meistens wird der Husten, wenn er nicht Symptom einer andern Krankheit, z. B. der Anbrüchigkeit u. s. w. ist, nach kurzer Zeit von selbst verschwinden. Wäre dies jedoch nicht der Fall, so gebe man täglich einen halben Eßlöffel voll Fliedermus in Bier ein. Rührt jedoch der Husten insbesondere von staubigem Futter und dergl. her, so gebe man Honig in Bier ein, oder gekochten Hopfen. — 2) (Med.), Husten mit besonders rauhem Tone in der Kehle.

Schafisheim (Schaffisheim), schweiz. Dorf, Kanton Aargau, Bez. Lenzburg, Hauptort des gleichnamigen Kreises; Spinnerei; 1070 Einw.

Schafkäse, aus Schafmilch bereiteter Käse, s. Käse.

Schafkameel (Säugeth.), s. v. a. Auchenia Vicunna *Ill.*, s. *Camelus*.

Schafkerbel (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Torilis.

Schafklee (Bot.), s. v. a. weißer Steinklee, Trifolium repens *L.*

Schafknecht, s. v. a. Schäferknecht.

Schafkopf, 1) der Kopf eines Schafs; — 2) ein dem Kopf eines Schafs ähnlicher Pferdekopf, bloß mit einer Erhöhung auf der Stirn.

Schafkopf (Spielw.), Spiel mit der deutschen Karte, gewöhnlich unter 4 Personen, von denen die einander gegenüber Sitzenden zusammen spielen. Jeder der Spieler erhält 6 Karten, die übrigen werden verdeckt auf den Tisch gelegt und während des Spiels genommen, so daß immer Derjenige, welcher den einen Stich gemacht hat, die Vorhand hat. Die Trümpfe sind nach ihrer Rangordnung: Eichelober (Alter), Grünober (Baste) und die 4 Wenzel: Eichelunter, Grünunter, Rothunter, Schellunter. Es muß Farbe bekannt oder, wenn das nicht möglich, mit einem Trumpf gestochen werden. Diejenige Partei, welche die meisten Augen hat, gewinnt das Spiel. Seinen Namen hat dasselbe davon, daß die Gewinnenden, statt für ein gewonnenes Spiel Geld oder Marken zu erhalten, einen Theil eines S.s, als Nase, Maul, Augen, Ohren, Backen, mit Kreide auf den Tisch zeichnen und die Partei, deren S. zuerst vollständig ausgebildet ist, den Preis des Spiels erhält. Doch ist es noch gebräuchlicher, die gewonnenen Spiele sogleich zu bezahlen. Der *aufgelegte* S. wird unter 2 Personen gespielt; jeder Spieler bekommt 8 Karten in 2 Würfen, und nach jedem Wurfe werden 4 Karten, wovon die oberste aufgeschlagen wird, auf den Tisch gelegt.

Schafkraut (Bot.), 1) Pflanzengatt., s. v. a. Arabis *L.*; — 2) s. v. a. Veronica chamaedrys *L.*

Schaflaub, das grün abgestreifte und gedörrte Laub, das als Winterfutter für die Schafe dient.

Schaflaus (Entom.), s. v. a. Melophagus ovinus *Latr.*, Hippobosca ovina *L.*

Schaflecken, s. v. a. Salzlecken 2).

Schafleder, s. *Gerberei* und *Leder*.

Schaflerche (Ornith.), s. v. a. Brachpieper (s. d.), Anthus campestris *Beckst.*

Schaflinse (Bot.), s. v. a. bunte Kronenwicke, Coronilla varia *L.*

Schaflöcherpilz (Bot.), s. v. a. Schafeuterpilz, Polyporus ovinus *Fr.*

Schaflorbern, die Exkremente der Schafe.

Schaflos, österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Lankowitz; über 100 Einw.

Schafmaul (Bot.), s. v. a. Lactuca scariola *L.*

Schafmeister, s. v. a. Schäfer.

Schafmilbe (Krustac.), s. v. a. Schafzecke, Ixodes Redunius *Latr.*

Schafmilch, s. *Milch*.

Schafmist, s. *Schafdünger*.

Schafmüllen (Bot.), s. v. a. Keuschbaum, Vitex Agnus castus *L.*

Schafnössen, s. *Roß*.

Schaforgel, eine Art Dudelsack.

Schafpelz, 1) die noch auf der Haut stehende, oder abgeschorene, in letzterem Falle jedoch noch zusammenhängende sämmtliche Wolle eines Schafs; — 2) das dem Schaf abgezogene Fell, an welchem sich die Wolle noch befindet; wird von den Kürschnern zu Futter für verschiedene Winterkleidungsstücke verwendet; — 3) ein solches Kleidungsstück, besonders eine Art Schlafrock.

Schafpergament, s. *Pergament* und *Gerberei*.

Schafpilz (Bot.), s. v. a. Schaflöcherpilz, Polyporus ovinus *Fries.*

Schafpocken, 1) (Med.), s. v. a. Schweinspocken, s. *Pocken*; — 2) (*Schafblattern*, *Schafpockenseuche*, Variolae ovinae, Thierarzneik.), eine den Menschenpocken sehr ähnliche fieberhafte, pustulöse Ausschlagskrankheit der Schafe, welche einen äußerst flüchtigen Ansteckungsstoff entwickelt und das Thier nur ein Mal befällt. 1) *Kennzeichen*. Der Verlauf der S. wird fast allgemein in 4 Zeiträume eingetheilt und nach diesen die Krankheit beschrieben: a) Zeitraum der *Ansteckung*. Er erstreckt sich vom Augenblicke der Ansteckung bis zum Ausbruche des Fiebers und der Pocken und währt gewöhnlich 6, 7—8 Tage, wovon die ersten 3 ohne alle Spuren des Krankseyns verlaufen, während man in den letzten 3 an den Thieren Mattigkeit, Hängenlassen der Ohren und des Kopfes, traurige Stellung, Steifheit oder Lahmgehen der Hinterschenkel bemerkt. b) Zeitraum des *Ausbruchs*. Er beginnt mit dem 7. oder 8. Tage und endigt mit dem 11. oder 12. Außer Traurigkeit, Zittern, Kopfsenken, vermehrter Wärme, besonders an den Ohren und der Schnauze, starker Röthe, Trockenheit und Hitze der innern Nasenhaut und des Zahrfleisches, eng unter den Bauch gestellten Füßen, Hinken und Lahmgehen (besonders mit den Hinterschenkeln), starker Röthung der Augen, beschleunigtem und angestrengtem Athmen, dunkel oder gar nicht fühlbarem Herzschlage, härtlichem, 80—90 Mal in der Minute schlagendem Puls, verminderter Freßlust und Wiederkäuen, trockner Mistung ꝛc. bemerkt man an allen unbewollten oder weniger bedeckten Hautstellen, besonders in der Nähe des Maules, der Augen, innern Schenkelfläche, Schamgegend und der Unterschweiffläche, zahlreiche rothe, flohbißähnliche Fleckchen, die am 8. oder 9. Tage deutlicher werden und sich nun zu immer wachsenden Knötchen bilden. Aus der Nase fließt nun ein wasserheller Schleim, die Augen thränen, die Haut schwillt an (besonders an den Stellen, wo viele Knötchen sitzen), oft so beträchtlich, daß Maul und Augen nur mühsam geöffnet werden können. Die Hautausdünstung riecht ganz eigenthümlich, widrig süßlich. c) Zeitraum der *Reife*. Derselbe dauert 2—3 Tage. Die Oberhaut der verschieden großen Knötchen trennt und erhebt sich, wird weich, weniger durchsichtig, weißlich und dicker, und

unter ihr sammelt sich eine wasserhelle, dünne, etwas klebrige Feuchtigkeit (Lymphe), wodurch nun die Blatter (Pocke, Pustel) gebildet wird. So viel Knötchen, so viel Blattern. Jede Pustel ist dann mit einem rothen, heißen Entzündungskreise (Hof) umgeben und von einem klaren, weißlichen oder gelblichen Safte gefüllt. Diese völlige Reife (maturitas) der Pustel tritt zwischen dem 11. und 13. Tage ein, in der nämlichen Ordnung, wie die Knötchen zum Vorschein kommen. Die auf diese Weise entwickelten ganz gutartigen Pocken sind erbsen- oder linsengroß und noch größer, rundlich, einzeln stehend, weißlich, mit einem rothen Hofe versehen und auf einem röthlichen oder fleischfarbigen Grunde stehend. Sie finden sich auch unter der gescheitelten Wolle und sind von der fettigen Wollschmiere u. von Staub oft ganz bedeckt. — Im Uebrigen bemerkt man an den Thieren noch stärker (wie oben) veränderte Hautausdünstung, fortdauernden Nasenausfluß, thränende Augen, sehr angeschwollene Augenlider, Geifern. Bei manchen Thieren kehrt auch schon Freßlust und Wiederkäuen zurück. d) Zeitraum der Abtrocknung (Abschuppung). Er beginnt mit dem 13. oder 14. Tage und endigt, somit auch die ganze Krankheit, mit dem 18.—21. Tage. Die klare Lymphe wird dick, gelblich, eiterig; die Pocke sinkt ein, wird welk; auf ihrer Mitte entsteht ein dunkelbrauner Punkt, der sich im Verhältniß der Abtrocknung der Pocken vergrößert, bis endlich die Pocke in einen glänzenden schwarzbraunen Schorf verwandelt ist, unter dem sich eine neue Oberhaut bildet. Der Schorf fällt endlich ab und läßt eine kahle röthliche Hautstelle als Narbe zurück, auf der die Wolle spärlich wächst. Auch zwischen den einzelnen Pocken pflegt hier und da Wolle auszugehen. Die Abtrocknung der einzelnen Pocken geschieht in derjenigen Ordnung, in welcher sie reiften. Mit fortschreitender Abtrocknung kehrt auch das Wohlbefinden des Thieres zurück. — Abweichungen. Mitunter erscheinen die Pocken in einer plattgedrückten, länglichen, nicht blasig erhobenen Form, von röthlicher Farbe, mit wenig oder gar keiner Lymphe. Sie verlaufen dann meist langsamer. — Nicht selten aber brechen die Pocken in so großer Anzahl aus, besonders am Gesichtstheil des Kopfes, daß die einzelnen nicht getrennt neben einander stehen, sondern in einander übergehen (zusammenfließende Pocken). Sie verursachen, wo sie stehen, eine überaus große Anschwellung der Haut, und die davon befallenen Thiere werden ungemein entkräftet; aus der Nase fließt ein dicker, gelber Schleim, aus dem Maule ein zäher Geifer; der Mist ist weich, der Herzschlag stark fühlbar ꝛc., mit einem Worte: es entwickelt sich ein hoher Grad von Faulfieber. Die Pocken selbst füllen sich mit einer scharfen jauchigen Materie und gehen in tiefe, jauchige Geschwüre über, wodurch ganze Hautstücken, Muskeln, Ohren, Lippen, Augen, Gelenke ꝛc. zerstört werden. Nicht selten entstehen an Gelenken und drüsigen Gegenden bohnen- bis hühnereigroße Geschwülste (Pockendrüsen), die in Abscesse übergehen und häufig langwierige, tödliche Geschwüre veranlassen. Noch gefährlicher als die zusammenfließenden Pocken sind die bösartigen (brandigen) Aas-Pocken, die ebenfalls dicht an einander stehen und leicht zusammenfließen, dabei aber roth, violet, blauschwärzlich, braunroth aussehen, einen blauen Hof haben, flach und eingedrückt bleiben, sich mit einer scharfen Jauche füllen und leicht zurücktreten. Die Thiere wanken, hängen den angeschwollenen Kopf; die Augen sind geschlossen, die Nase ist mit zähem, aashaft riechendem Schleim verstopft; das Athmen ist kurz, schnaufend und geschieht mit offenem Munde. Es zeigt sich Zähneknirschen, ein höchst widriger Geruch der Hautausdünstung, so wie der in kaltbrandige Geschwüre übergegangenen Pocken und der schmelzenden Darmentleerungen; das Aussehen der Thiere wird höchst häßlich und ekelhaft, die Augen schwären aus, Ohren und Lefzen sind zerfressen, der Körper mit giftiger Jauche und scheußlichen Schorfen bedeckt, lebendig von zahlreichen Würmern angefressen und in einen verpesteten Dunstkreis eingehüllt, so daß die Thiere in der That das bemitleidenswertheste Bild thierischen Elends darstellen. Der Tod ist fast unvermeidlich, und die wenigen, welche durchkommen, bleiben lahm, blind, wollenlos ꝛc., überhaupt unbenutzbar. — Von den wahren (zeither betrachteten) Pocken sind die falschen oder Stein-Pocken zu unterscheiden, welche gewöhnlich bei rauher Frühjahrs- und Herbstwitterung, jedoch nur bei einigen Stücken der Heerde erscheinen, hirsekorngroß sind, sich mit einem weißgelben Eiter füllen, am 3.—5. Tage wieder abtrocknen, ohne alles Uebelbefinden der Thiere verlaufen und durchaus nicht anstecken. — 2) Ursachen. Weder eine schlechte Beschaffenheit der Weiden und des Futters, noch eine Vollsaftigkeit des Körpers, noch eine angeborne Nothwendigkeit, noch die Uebertragung des Menschenblatterngiftes können, wie man früher glaubte, als Ursache der S. angesehen werden. Es hat sich vielmehr bestätigt, daß diese Seuche orientalischen Ursprungs und bei uns durch Ansteckung einheimisch geworden ist. Merkwürdig ist es, daß die S. in Portugal, Spanien, der Lombardei, selbst in Bayern gar nicht vorkommen, während wieder manche Landstrecken fast immer von 8 zu 8 Jahren von ihnen heimgesucht werden. Die Weiterverbreitung geschieht in der Regel mehr langsam, selten flugweise, und richtet sich nach keiner Jahreszeit und Witterung. Der Ansteckungsstoff ist nicht nur in der Blatterlymphe, sondern muß in den Auswurfsstoffen, dem Blutgase, der Hautausdünstung enthalten seyn und ist unter allen Kontagien der flüchtigste, indem er sich der Luft mittheilt und, mit dieser fortgetrieben, in einer Entfernung von mehren 100 Schritten, ja 1000 Fuß, noch ansteckend wirkt. Aber auch durch andere Mittelkörper: wollene Kleider, Pelze, Felle der Katzen und Hunde, Federn des Hausgeflügels, selbst der Sperlinge und Staare, und durch Menschen wird die Krankheit weiter gebracht. — 3) Vorhersage. Sie ist stets ungünstig, indem im-

mer in den günstigstzn Verhältnissen das 12., 10. Stück, in der Regel aber das 6. Stück und in schlimmen Fällen die Hälfte verloren geht. Man hat berechnet, daß in dem österreichischen Kaiserstaate von den daselbst gehaltenen 16 Millionen Schafen jährlich wenigstens 400,000 Stück an den Pocken zu Grunde gingen. — Heitere, trockne und gemäßigte Witterung, gesunde, gutgenährte, inländische oder hinlänglich akklimatisirte Heerden, grasreiche und trockne Triften und hohe geräumige Ställe lassen, bei sonst passender Behandlung, einen günstigen Verlauf erwarten, während unter entgegengesetzten Verhältnissen die Krankheit mörderisch wird, besonders wenn die Thiere schartig, trächtig, sehr alt oder jung, oder lungenfaul, egel- und drehsüchtig sind. Sehr schnell gemästete Hammel leiden vorzüglich auch. Trächtige Thiere verlammen leicht. — 4) Behandlung. Von einer eingreifenden ärztlichen Hülfe ist nichts zu erwarten, denn verläuft die Krankheit gutartig, so läßt sich nicht viel thun, verläuft sie bösartig, so helfen alle Mittel nichts. Es ist wichtig, dies zu beachten, damit man in dem ersten Fall nicht durch Zuvielthun mehr schade und im zweiten durch kostspielige Arzeneien keinen größeren Verlust erleide. Sobald in der Nachbarschaft die Pockenseuche herrscht, muß man in der Heerde Musterung anstellen, alle Kränkler und Schwächlinge von den gesunden Stücken trennen und sie am besten gleich schlachten, damit man nur noch einigen Nutzen hat und auch nicht Gefahr läuft, durch sie die bösartigen Pocken unter der Heerde zu verbreiten. Bei ausgebrochener Krankheit ist es durchaus nöthig, fast alltäglich die Heerde stückweise untersuchen zu lassen, aber nur von solchen Leuten, die durchaus mit Blatterkranken nichts zu thun gehabt haben. Die Gesunden müssen von den Kranken sogleich getrennt und in hinlänglich entfernten Ställen ꝛc., bei günstiger Jahreszeit auch im Freien zwischen Horden untergebracht werden. Jene Stücke, die in der ersten Periode der Krankheit stehen, bringt man auch am besten in einen abgesonderten Stall und beobachtet sie genau; letzteres gilt auch von der Abtheilung der Gesunden. Eben so ist es vortheilhaft, unter den Kranken selbst, je nach der Bösartigkeit der Pocken, gehörig getrennte Abtheilungen zu machen. Alle Kranken sind mit reichlicher reiner Streu zu versehen und bei Winterkälte, feuchter, stürmischer oder heißer Witterung im Stalle zu halten; bei guter Jahreszeit und Witterung aber können die nicht schwer Erkrankten auf eine Weide, sobald sie abgesondert liegt, gelassen werden; fehlt diese aber, so lasse man sie auf einen eingeschränkten Platz in der Nähe des Stalles, um nur, was in allen Fällen höchst nöthig ist, den Stall auszulüften. — Wenn die Thiere im Stalle gefüttert werden, so gebe man ihnen gutes Kleeheu, Esparsette, Luzernekle, feines Gras, zerschnittene Kartoffeln; haben sie angeschwollene Lippen, so reiche man Haferschrot, Mehltränke ꝛc. Die Temperatur des Stalles sey gemäßigt. Anfangs gibt man beim gutartigen Verlauf gelind kühlende und die Hautausdünstung unterhaltende Mittel, namentlich Salpeter und Schwefel, von jedem 1 Quentchen, mit Kochsalz und Hafermehl, als Latwerge oder Lecke. Bei trockner Mistung setzt man auch einige Seifen- und Salzklystiere. Während des Ausbruchs der Pocken soll man reines, frisches, mit Kochsalz geschwängertes Wasser zum Getränke geben, während der Eiterung und Abtrocknung aber das Trinkwasser mit etwas Schwefelsäure versetzen, doch so, daß die Zähne nicht stumpf werden. Bei den bösartig verlaufenden Pocken müssen, außer nahrhaftem und gutem Futter, flüchtige und stärkende Arzeneien: Wachholderbeeren, Angelika, Arnika, Baldrian, Kampher ꝛc., angewendet, dem Pockeneiter freier Abfluß verschafft, Nase und Maul öfters mit Salz- oder Essigwasser gereinigt, Borken entfernt, Geschwülste gebäht, Abscesse geöffnet, Geschwüre mit lauwarmem Heusamenaufguß gewaschen und von Maden gesäubert werden. Wenn aber die Pocken in hohem Grad brandig sind, so tödte man lieber die Thiere, ehe man sie die Luft zu sehr verpesten und dann doch sterben läßt. — 5) Polizeiliche Maßregeln. Wahre Vorbauungsmittel gegen die S. gibt es nicht, so viel man auch deren empfohlen hat; nur darauf ist Bedacht zu nehmen, daß die Möglichkeit der Ansteckung streng vermieden werde. Daher sind alle Abgänge von blatterigen Schafen wegzuschaffen und an einem entfernten Ort tief zu vergraben; alles Futter, welches über solchen Pestställen gelegen, nachdem es wohl gelüftet, darf nur für andere Thiergattungen gefüttert, der Stall selbst muß lange gelüftet und ausgeräuchert, und die Wände müssen abgewaschen und gleich der Decke frisch überweißt werden, ehe gesunde Schafe wieder aufgestellt werden dürfen. Außerdem sind hier, in Bezug auf Verhütung der Ansteckung, fast dieselben Maßregeln wie bei der Rinderpest zu treffen. — 6) Um indeß die Schafe gegen die natürlichen und so mörderischen Pocken sicher zu schützen, hat man hier, gerade wie bei den Menschen (nur daß die Kuhpocke als eine natürlich gemilderte Menschenpocke zu betrachten ist) die Einimpfung einer künstlich gemilderten (kultivirten) S., und zwar mit großem Glück versucht. Man unterscheidet: die Nothimpfung, welche in einer Heerde, wo die natürlichen Pocken schon herrschen, an den scheinbar Gesunden zur Abkürzung des Seuchenganges unternommen wird; dann die Präkautionsimpfung, wenn die Pocken in einer benachbarten Heerde herrschen und die zu impfende Heerde noch gänzlich frei ist, und endlich die Schutzimpfung, welche ohne nähere oder entferntere Ansteckungsgefahr zu jeder beliebigen Zeit unternommen wird. Ein Hauptumstand ist die vom Professor Peffina erfundene Kultur der Pocken. Er suchte aus einer noch nicht angesteckten Heerde 10 junge, gesunde Schafe aus und impfte diese an einem separirten Ort mit natürlichen S. Aus diesen geimpften wurde dann dasjenige Schaf herausgesucht, welches die mildesten Pocken zeigte, und von diesem wurden wieder 10 andere Stück, wie zuerst, geimpft. Auf diese Weise wurde so lange fortgefahren, bis sich endlich an der Impfstelle nur

eine einzige große Blatter bildete. Hat man diese kultivirte Impfpocke einmal erzielt, so ist es bloß nöthig, einzelne Thiere fort zu impfen, um Jahr aus Jahr ein Impfstoff zu haben. Solche Impfanstalten finden sich mehre in Oesterreich und Ungarn; z. B. auf der k. k. Herrschaft Mannersdorf in Nieder-Oesterreich, in Chartieschau in Böhmen. — Der kräftigste Impfstoff ist auch hier die klare Blatterlymphe, die man durch sanfte Einstiche in die Pocke u. sanftes Streichen aus der Blatter entleert und entweder gleich weiter verimpft, oder wie die Kuhpocke aufbewahrt. Bei einer sorgfältigen Aufbewahrung an einem kühlen Ort, in hermetisch verschlossenen Gläsern, soll sich der Impfstoff 3—4, ja 10 Monate lang vollkommen wirksam erhalten können. — Als Impfstellen hat man die inneren Flächen der Schenkel, das Schulterblatt und die Außenseite der Hinterbacken, die Ohren, untere Bauchfläche (vor den Geschlechtstheilen) empfohlen; die beste aber bleibt die untere, wollose Schweiffläche, zu einer oder der andern Seite der Wirbelbeine, 2—3″ vom After entfernt. Als Impfinstrument eignet sich am besten die von Pessina empfohlene, mit einer gewöhnlichen zweischaligen Hülse oder Handhabe versehene, schmale, pfriemenförmige, halbrunde, feinzugespitzte, gegen 4″ lange Impfnadel, auf deren flachen Seite eine sanfte Rinne oder Furche (die aber an sich nicht nöthig ist) bis zur Spitze verläuft. — Die Impfung selbst wird am passendsten auf folgende Weise bewirkt: der unter der Heerde stehende Schäfer gibt die zu impfenden Schafe über die Horden einzeln heraus und einem Gehülfen in die Hand, welcher jedes Thier auf den Rücken über eine vor den Horden stehende Bank (oder Tisch) legt, dessen Kopf unter den linken Arm steckt und die Vorderfüße mit der linken und die Hinterfüße mit der rechten Hand fest hält. Der Impfer faßt nun den Schweif mit der linken Hand, so daß der Daumen auf die wollose Fläche zu liegen kommt und die Haut derselben anspannen kann; mit der rechten Hand hält er die gefüllte, mit der Rinne aufwärts gerichtete Impfnadel, setzt sie an obengenannte Stelle an und sticht sie ganz oberflächlich, ungefähr 1 Linie weit unter die Oberhaut, ein, wendet sogleich die Nadel um, so daß ihre Rinne nach unten kommt, legt dann den Zeigefinger der rechten Hand unten an den von der Oberhaut bedeckten Theil der Nadel und zieht sie unter einem gelinden Drucke desselben hervor. Das nunmehr geimpfte Schaf wird los gelassen und sogleich an einen separaten Ort untergebracht. Geschieht die Impfung im Großen, so müssen auch gleich in der Nähe des Impfens die Schafe mit den Impfpusteln seyn, wovon ein ebenfalls auf dem Rücken liegendes von einem starken Gehülfen festgehalten wird, während ein anderer Gehülfe die Impfnadel füllt und sie so dem Impfer überreicht. Die Impfnadel muß öfter gereinigt werden. Eine gute Impfblatter kann so viel Lymphe liefer, daß mehre 100 Stück geimpft werden können. — Mit einer gut gefüllten Nadel kann man mehre Stück impfen. — Die geimpfte Heerde muß 6—8 Tage nach der Impfung genau untersucht, und jene Stücke, bei denen keine Blatter entstanden, müssen von Neuem, an einer andern Stelle, geimpft (Reinimpfung) werden.

Schafrapunzel (Bot.), s. v. a. Schafscabiose, Jasione montana *L.*

Schafraude, s. Raude 2) a).

Schafrieß (Bot.), s. v. a. gemeine Schafgarbe, Achillea millefolium *L.*

Schafrippenkraut (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Millefolii, s. Achillea millefolium *L.* unter Schafgarbe.

Schafrüde (Säugeth.), s. v. a. Schäferhund, Canis familiaris pastoreus.

Schafsalbe, s. v. a. Schmiersalbe.

Schafscabiose (Bot.), s. v. a. gemeine Monke, Jasione montana *L.*

Schafschenkel (Schiffsw.), bei kleinen Fahrzeugen ein Sprietsegel, dessen Spriet länger als der Mast ist.

Schafscheere, bei der Schafschur (s. Schafzucht) in Anwendung kommende Scheere, s. Scheere.

Schafschuhe, den Klauen der Schafe angepaßte, von dickem Sohlenleder geschnittene und mit Bändern zum Zubinden versehene Art Schuhe, welche edlen Schafen bei weitem Transport, sofern dieselben erlahmen, angelegt werden; könnten auch mit Nutzen bei der Stoppelweide in Anwendung kommen.

Schafschur, s. Schafzucht.

Schafschwemmen (Schafwäsche), s. Schafzucht.

Schafschwingel (Bot.), s. v. a. Festuca ovina *L.*

Schafsbill, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberpfalz und Regensb., Lbgr. Riedenburg; 160 Einw.

Schafskopf (Pferdew.), s. v. a. Ramskopf.

Schafskopf (Ichthyol.), s. v. a. Sparus ovis *Mitchill*, Sargus Salviani *Cuv.*

Schafsnase (Pomol.), 1) Bezeichnung mehrer Aepfelsorten, s. Schlotteräpfel; — 2) mittelgroße, birnförmige Kochbirne, mit dunkelgrüner, sonnenwärts etwas rothstreifiger Schale; Fleisch brüchig, ohne Steine, nicht besonders saftig, doch angenehm; reift im Oktober und November.

Schafspringer (Säugeth.), s. v. a. Pfeilhase, Dipus sagitta *L.*, s. Springmaus.

Schafstädt (Geogr.), s. v. a. Schaafstädt.

Schafstall, 1) im Allgemeinen jeder Raum zum Einstallen der Schafe. Letzteres geschieht auf verschiedene Weise, wovon die einfachste die ist, daß man einen freien Raum auf dem Felde nur mit Horden umsetzt, so daß die Schafe selbst unter freiem Himmel liegen. Einen solchen S. nennt man einen Hordenstall [s. Pferchen 2)]. Ganz offene Schafställe nennt man dagegen solche Hordenställe, die noch mit einem Dache geschützt werden, ohne daß sie Wände haben, halb offene aber solche, die in einem Hofe, an dessen einen Seite die Wand fehlt, liegen. — 2) Im engern Sinne sind Schafställe völlig umschlossene Gebäude, in denen die Schafe vorzüglich während der Winterfütterung, außerdem

auch zuweilen in anderer Jahreszeit während der Nacht aufgestellt werden. Dieselben erfordern eine sehr sorgfältige Konstruktion, da sie nicht nur zu den ganz hohlen Gebäuden gehören, sondern von den Landwirthen auch noch außerdem im Innern möglichst frei von allem Verbandholze gewünscht werden. Was die Lage der Schafställe anbetrifft, so ist dieselbe, wie bei allen Ställen, möglichst frei und hoch zu wählen, damit die Luft gehörig auf sie einwirken und das Regenwasser nicht in sie hineindringen kann. Die Hauptfront des Stalles legt man gern gegen Mittag, damit einerseits, wenn die Thüren geöffnet werden, die Sonnenstrahlen gehörig wirken können, anderseits, wenn die Schafe aus dem Stalle gelassen und vor denselben gelagert werden, der Stall selbst sie gegen die Nordwinde schütze. Bei Ermittelung der Höhe eines S.s hat man zu berücksichtigen, daß der Mist den ganzen Winter hindurch nicht ausgefahren wird und somit eine Höhe von 2—3 Fuß erreicht; auf dieser Höhe muß noch der Mistwagen, der etwa eine Höhe von 9 Fuß hat, stehen können, so daß dem Stalle keine geringere als mindestens eine zehnfüßige Höhe gegeben werden kann. Diese Höhe genügt aber nur, wenn in dem Stalle nicht mehr als 500 St. Schafe eingestallt werden; bei 800, 1000 und 1500 Stück wird schon eine Höhe von 12 — 15 Fuß nicht zu beträchtlich seyn. Den Flächenraum eines Stalles findet man in den verschiedenen Anlagen von 5 — 10 Quadratfuß für 1 Stück angenommen. Von altem Muttervieh rechnet man gewöhnlich 36 Quadratuß auf 4 Stück, von Jährlingsböcken, Hammeln und 2jährigen Müttern 5 Stück, von Jährlingen 6, von Lämmern 7 — 8 Stück, einschließlich des Raumes der Krippen und Raufen. Besonders darf altes trächtiges Muttervieh nicht zusammengedrängt, und auf Trag- und Lammzeit muß Rücksicht genommen werden. Ueberhaupt ist es gut, den S. nicht mit Vieh zu überfüllen. Im S. selbst erhält jeder besondere Schafhausen seine eigne Abtheilung. In die 1. kommen die für eigenen Gebrauch bestimmten Zuchtböcke; stößige Böcke hält man in besonderen Bockställen; in die 2. kommen die Verkaufsböcke; in die 3. die Jährlings- und Lämmerböcke; in die 4. die trächtigen oder alten Mutterschafe; in die 5. die Zeitschafe und Jährlingsmütter; in die 6. die Zeit- und Jährlingshammel; in die 7. die Lämmer (Lämmerstall). Die schwächeren Thiere dieser verschiedenen Abtheilungen sind wieder in besondere Verschläge zu bringen. Da Schafställe sehr hell gehalten werden müssen, so legt man, namentlich in der Front gegen Mittag, immer zwischen je zwei Bindern ein Fenster von 2 — 3 Fuß Breite und eben solcher Höhe an. Diese Fenster sind aber noch nicht allein genügend, um den Stall, wenn die Thiere herausgetrieben sind, zu lüften, weshalb man noch außerdem Luftlöcher anzubringen hat. Man kann sie entweder längs der Wände unmittelbar unter dem Boden anbringen, wo man jedoch die mit diesen Luftlöchern in Berührung kommenden Dachhölzer mit Eisenblech beschlagen muß, um sie gegen den Stalldunst zu sichern, oder man verfertigt sie nach Art der Schornsteine, bringt sie am Boden an und leitet sie senkrecht zum Stall hinaus. Ein solcher Dunstabzug muß aber luftdicht gearbeitet seyn und da, wo er im Boden angebracht ist, vor Andrang der Ausdünstung gesichert werden. Erstere Luftzüge sind aber den letztern vorzuziehen, da gewöhnlich das Futter in der Nähe der Dunstschornsteine verdirbt. Ein S. muß auch mit einer gehörigen Anzahl Einfahrtsthüren versehen seyn, die sowohl zum Ein- und Austreiben der Heerden, als auch zum Herausschaffen des Mistes dienen. Man macht dieselben 10 Fuß breit und 9 Fuß hoch und läßt die Thorflügel nach außen aufschlagen, damit bei einem entstandenen Feuer die Thiere leichter herauszutreiben sind. Außer den Thorwegen werden auch wohl noch Eingangsthüren angebracht, um zu den einzelnen Abtheilungen des Stalles leichter gelangen zu können. Die einfachste Art der Decken in Schafställen erhält man, wenn man über die Balken Schlestangen streckt und diese mit Stroh, das später noch zum Streuen benutzt werden kann, belegt. Diese Konstruktion hält aber nicht warm genug, und es ist daher vortheilhafter, die Schlestangen mit Strohlehm zu übertragen oder zu umwinden, wodurch noch außerdem eine ziemlich feuersichere Decke erhalten wird. Obgleich oben erwähnt wurde, daß von den Landwirthen ein völlig freier Raum in den Schafställen verlangt wird, so ist dies doch nicht völlig zu erreichen, wenn man nicht sehr starke Frontwände und kostspielige Konstruktionen des Daches zur Anwendung bringen will. Es ist daher nöthig, schon bei 30 Fuß tiefen Stallgebäuden einen Unterzug unter die Balken zu bringen, der indeß nicht gehörig an seinen Enden gestützt werden kann, wenn sich inmitten der Giebelwände Einfahrtsthüren befinden. Besser ist es daher, den Ställen eine größere Tiefe, etwa bis auf 40 Fuß, zu geben und zwei Unterzüge anzubringen. Diese Unterzüge werden in Entfernungen von 16—18 Fuß durch Unterzugstiele gestützt, denen ein sicheres Fundament, welches, wegen der Anhäufung des Mistes in den Ställen, 3 — 3½ Fuß über dem Fußboden in die Höhe zu führen ist, gegeben werden muß. Es wird dieses Fundament in der Regel aus Ziegelsteinen gefertigt, mit einer Rollschicht abgeglichen und mit einer eichenen Bohle gedeckt, in welche der Unterzugständer zu stehen kommt. Von diesem gehen Streben nach dem Unterzuge, nicht aber nach den über ihm liegenden Binderbalken, theils weil diese Unterstützung den zwei bis drei dazwischen liegenden Balken nicht gegeben werden kann, theils weil diese Bänder das Durchfahren verhindern. Bei Schafställen, welche mit Fachwerkswänden umschlossen sind, ereignet es sich nicht selten, daß ein heftiger Zugwind in die geöffneten Thore eindringt und die Ställe umwirft. Am besten wird man dies vermeiden und die Stabilität vermehren, wenn man von den Frontwänden Streben nach den Binderbalken gehen läßt. Bei Lehmwänden, die durch den Mist leiden würden, muß man die Fundamente so hoch führen, als derselbe sich in dem Stalle anhäuft. — Was die Futterrau-

fen betrifft, so dürfen dieselben oben nie breiter seyn, als unten; die Sprossen müssen entweder senkrecht auf dem Troge aufstehen, oder so, daß die obere Oeffnung der Futterleitern etwas enger wird, als die untere auf dem Trog aufliegende. Auch ist es gut, die Raufen mit Deckeln von leichten Bretern zu versehen. Behufs des Tränkens der Schafe ist es nothwendig, daß Wasser in der Nähe des S.s sey; besser aber ist es noch, wenn solches in den S. selbst geleitet werden kann.

Schaftallbirne (Pomol.), s. v. a. Olandsbirne.

Schaftedt, holstein. Dorf, Süder-Dithmarschen, Landvogtei Meldorf; 460 Einw.

Schaftelze (Ornith.), s. v. a. gemeine Kuhstelze, Budytes boarula Cuv.

Schaft, 1) überhaupt der lange, gerade, glatte Theil eines Dinges; — 2) der Lanzenstiel und daher auch die Lanze selbst; — 3) S. eines Schießgewehrs, der hölzerne Theil des kleinen Feuergewehrs, in und an welchem alle zur Waffe gehörigen anderen Theile angebracht und zu einem Ganzen verbunden sind. Die unten am S. befindliche Kolbe hat an ihrem breitern, dickern Theil des bequemern Zielens wegen eine Erhöhung oder den Anschlag und muß so lang seyn, daß man sie beim Abfeuern an die rechte Schulter stützen kann; außerdem muß sie durch den Kolbenhals so viel abwärts gekrümmt seyn, daß man, ohne den Kopf zu tief neigen zu müssen, mit dem rechten Auge längs des Laufe über das Korn nach dem Ziel visiren kann. An Büchsen und öfter auch an Jagdgewehren hat die Kolbe ein durch einen Schieber verschließbares Behältniß für Kugeln (Kugelkasten). In einem Einschnitt auf der rechten Seite des S.es ruht das Schloß, und unter demselben befindet sich die Ladestocknuth (Pfeife), eine Röhre, in welcher der Ladestock durch Mütterchen oder, wie bei Soldatengewehren, durch Gewehrringe gehalten wird. Für den unterhalb des Schlosses befindlichen Handbügel sind 2 Vertiefungen eingeschnitten und für den Abzug ein eckiges Loch. Man theilt den S. entweder in den Vorder-, Mittel- und Hinter-S., oder bloß in den Vorder- und Hinter-S. (vergl. Büchsenmacherkunst, S. 717). — 4) (Schers), an Seeschiffen das auf einem Einschnitt des Kiels stehende und an denselben mittelst mehrer Bolzen befestigte vorderste Holz, welches unten von dem Vorsteven nach dem Galjen heraufgeht; — 5) der senkrecht auf dem Fuß stehende Theil eines Leuchters; — 6) der Stamm eines Baumes, bevor sich derselbe in Aeste theilt; — 7) s. v. a. Säulenschaft; — 8) der Theil des Stiefels ohne den Schuh, oder auch das ganze Oberleder im Gegensatz zur Sohle; — 9) s. Riegel 7); — 10) s. Federn; — 11) s. Stecknadel; — 12) die Stäbe an den Kämmen, auch das ganze dazu gehörige Gerüst mit Einschuß der Fußschemel; — 13) s. v. a. Rumpf des Pferdes; — 14) s. v. a. Heft; — 15) s. v. a. Duchten 3). Vergl. Schäftig.

Schaft (bot. Term.), s. v. a. Scapus. — **Schaftförmig**, s. v. a. Scapiformis. — **Schaftlos**, s. v. a. Exscapus.

Schaft (Ornith. und Entom.), s. v. a. Scapus (s. d.).

Schaft (system. Bot.), nach Okens Pflanzensystem gemeinschaftliche Bezeichnung der Scheiden oder anatomischen Systeme, nämlich der Rinde, des Bastes und des Holzes, s. Botanik, S. 336. Daher hat Oken das Wort „Schaft" zur Benennung jeder zweiten Ordnung seiner sämmtlichen 16 Pflanzenklassen benutzt. Diese Ordnungen sind:

Klasse 1. Schaftzeller, Hyphomyceten,
„ 2. Schaftaderer, Wasserfäden,
„ 3. Schaftdroßler, Kugelfarren,
„ 4. Schaftrinder, Riespengräser,
„ 5. Schaftbaster, Körnerorchideen,
„ 6. Schaftholzer, pfefferartige Pflanzen,
„ 7. Schaftwurzler, Syngenesisten,
„ 8. Schaftstengler, Rubiaceen,
„ 9. Schaftlauber, Personaten,
„ 10. Schaftsamer, Tiliaceen,
„ 11. Schaftgröpfer, Rutaceen,
„ 12. Schaftblumer, Violaceen,
„ 13. Schaftnusser, Polygonaceen,
„ 14. Schaftpflaumer, Papilionaceen,
„ 15. Schaftbeerer, Caprifoliaceen,
„ 16. Schaftäpfler, tamariskenartige Pflanzen.

Schaft (Biogr.), Dominicus, Maler, holländischer Künstler, malte Bildnisse und später meist Fächer. In Rom erhielt er in der Schildersbent den Namen Wel te vreden.

Schaftbogen, s. Armbrust.

Schaftdraht, s. Stecknadel.

Schafte (Her.), die Stäbe, an welche häufig die Federn des Helmschmucks befestigt sind.

Schaftesbury, s. v. a. Shaftesbury.

Schaftfeder (Zoophyt.), Polypengattung, s. v. a. Scirpearia Cuv.

Schaftflecken (Ornith.), auf den Federn der Vögel diejenigen von der übrigen Färbung der Feder verschiedenen Flecken, welche unmittelbar den Schaft umgeben. Gewöhnlich sind sie in die Länge gezogen und dunkler gefärbt, als die übrige Fahne. Finden sich vorzüglich bei Raubvögeln und Hühnerartigen.

Schaftgesimse (Bauk.), die Basis der Säule.

Schafthalm (Bot.), 1) Pflanzengattung, s. v. a. Schachtelhalm, Equisetum L.; — 2) s. v. a. Hippuris vulgaris L. — **Schafthalme**, Pflanzenfamilie, s. v. a. Equisetaceae Dec.

Schafthal, österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Kommende, am Lech; 210 Einw.

Schafthauer, Arbeiter in Gewehrfabriken, welcher die Gewehrschäfte aus dem Groben arbeitet.

Schaftheu (Bot.), 1) ächtes, s. v. a. Winterschafthalm, Equisetum hyemale L.; — 2) kleines, s. v. a. Ackerschafthalm, Equisetum arvense L.

Schaftholz, Holz, aus welchem Gewehrschäfte gemacht werden. Dasselbe muß fest und zäh seyn, und man hält junges Nußbaumholz für das geeignetste.

Schaftinke (Arachnid.), s. v. a. Schafzecke, Ixodes Reduvius Latr.

Schafthor, Thor in Jerusalem (s. d.).

Schaftkoralle (foss. Zoophyt.), nach Goldfuß, s. v. a. das ausgestorbene Pflanzenkorallengeschlecht Columnaria.

Schaftlach, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Miesbach; 130 Einw.

Schaftlorschen (Bot.), nach Oken, Abtheilung der Zunft der Apfelnusser oder Lorschen (s. d.).

Schaftmach, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Schwabach; über 100 Einw.

Schaftmodell, 1) s. Stecknadel; — 2) ein nach dem Umfang des Gewehrschaftes geschnittenes Bret, wornach mehre Gewehrschäfte bearbeitet werden.

Schaftnadel, s. Strumpfwirkerstuhl.

Schaftpflanzen (Bot.), Plantae scapiariae, Monokotyledonen, Scheidenpflanzen, nach Okens natürlichem Pflanzensysteme die zweite große Hauptabtheilung oder das zweite Land des Pflanzenreichs. Allgemeiner Charakter: Unverzweigte Pflanzen mit zerstreuten Spiralgefäßen im Kreise und scheidenartigen, geradrippigen Blättern, dreizählige Staubfäden in einem ächten Kelch, meist zwitterartig; Schlauch oder Kapsel, selten Frucht; Samen scheidenförmig, d. h. einlappig. Sie entsprechen der Rinde, dem Bast und dem Laube. Bei den Monokotyledonen bildet sich zuerst ein wahrer Holzkörper aus, welcher durch den Stand vollkommener Spiralgefäße in Kreisen, jedoch hier in einzelne Bündel getrennt, gegeben ist. Dieselben sind von viel Zellgewebe umgeben, und dieses zuletzt von der Oberhaut. Das Wachsthum geschieht nicht an einer einzelnen Stelle, nämlich im Bast, zwischen Holz und Rinde, sondern überall, so daß der ganze Stengel eigentlich Bast ist, der aber bald durch Hohlwerden sich fast ganz in Rinde verwandelt, bald durch Ueberhandnehmen der Spiralgefäßbündel in Holz. Die Blätter sind selten abgelöst oder gestielt, sondern bilden nur lange Röhren oder Scheiden um den Stengel, sind so zu sagen nur die äußere Stengellage selbst, welche sich von den innern als Rinde ablöst; daher laufen auch die Drosseln oder Spiralgefäße nur grade aus und bilden Rippen, ohne sich zu verästeln. Mit dieser rindenartigen Blattbildung stimmt auch der Bau der ganzen Blüthe, des Gröpses und des Samens überein. Es entwickelt sich nur der äußere Theil der Blüthe, nämlich der Kelch, welcher jedoch oft blumenartig gefärbt ist und meistens die Staubfäden trägt. Die Kelchtheile sind in der Regel scheidenartig verwachsen und selten in Blätter gesondert. Eben so ist der Gröps nur ein Schlauch oder eine vielbalgige Kapsel, welche an der inneren Naht klafft, selten eine Nuß oder eine Fleischfrucht. Auch der Samen ist nur eine Scheide, in welcher der Keim eingeschlossen ist und daher nur mit einem einzigen Lappen hervorwächst. Das Keimwürzelchen verlängert sich nicht selbst in die Wurzel, sondern treibt mehre Fasern, so daß also hier auch die ächte Wurzel fehlt, wie der Stamm und das Laub. Die herrschende Zahl der Blüthentheile ist drei; 3—6 Kelchlappen, 3—6 Staubfäden, 3 Narben, 3 Kapselfächer oder Klappen, 3 Samen oder 3 Reihen derselben. Wenn die Zahl 1 oder 2 vorkommt, so läßt sie sich ziemlich leicht als Verkümmerung aus 3 nachweisen. Ist der Kelch sechstheilig, so besteht er gewöhnlich aus 2 Wirteln, wovon der innere schön gefärbt erscheint und daher Blume genannt werden mag. Die Staubfäden stehen gewöhnlich einzeln an beiden. Sie sind sehr selten in Staub- und Samenblüthen getrennt und dann nie wahrhaft, wie bei den Zapfen- und Kätzchenbaumen, sondern nur durch Verkümmerung, wovon sich immer die Spur nachweisen läßt, wie bei den Gräsern und Palmen. Die Monokotyledonen sind, mit Ausnahme der Palmen, fast alle krautartig und nieder und lieben feuchten Boden und selbst das Wasser, also ziemlich wie die Pflanzen der niedrigen Klassen. Die Gräser bedecken die feuchten Niederungen der ganzen Erde; die farbigen Lilien stehen zerstreut im Sand oder auf Bergen; die baumartigen Palmen bilden meistens große Wälder, aber nur in heißen Ländern. Die Bestandtheile fangen an, mannichfaltiger zu werden, als bei den niedrigere Klassen, beschränken sich jedoch auf wenige Stoffe, die aber sehr ausgezeichnet, fast wie unorganisch-chemische wirken; besonders scharfe Stoffe, Gewürz, Schleim, Stärke, Zucker und Kleber; selten Säuren, schmackhafte Säfte und fleischige Stoffe. — Die Gräser liefern Futter und Mehl, die Palmen eßbare Früchte, die Lilienartigen Knollen und Zwiebeln und dienen überdies als Zierpflanzen. — Eintheilung. Die Schaftpflanzen theilen sich nach ihren Charakter-Organen, nämlich den anatomischen Systemen oder Scheiden, in drei Haufen, je nach dem sie die Rinde, oder den Bast, oder das Holz in sich ausbilden:

I. (4.) Klasse. Rindenpflanzen: Gräser, Riedgräser, Binsen, Hydrocharideen und Seerosen.
II. (5.) „ Bastpflanzen: Lilien, Orchideen, Gewürze und Schwertlilien.
III. (6.) „ Holzpflanzen: Palmen, Aroideen, Pfeffer, Spargeln und Ananas; s. diese Artt.

— Vergl. Oken, Allgemeine Naturgeschichte, Bana III, S. 377 f.

Schaftrieb, s. v. a. Uebertrift.

Schaftschneider, s. Stecknadel.

Schaftschilfe (Bot.), Abtheilung der Zunft der Holzgräser oder Schilfe (s. d.).

Schaftspiegel, s. v. a. Pfeilerspiegel.

Schafttremse (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Onoseris *L.*

Schafweide (2 ot.), s. v. a. Lorbeerweide, Salix pentandra *L.*

Schafweide, s. Schafzucht und Weide.

Schafwolle, s. Ovis, Schafzucht und Wolle.

Schafwurm (Zoophyt.), s. v. a. Strongylus Filaria *Müll.*

Schafzecke (Arachnid.), s. v. a. Ixodes Reduvius *Latr.*

Schafzucht (Landw.), die Haltung, Aufzucht, Wartung und Pflege der Schafe behufs ihrer

Vermehrung, Veredelung und Benutzung. — Wenn im Allgemeinen die Viehzucht mit dem Ackerbau in engster Verbindung und nothwendiger gegenseitiger Abhängigkeit steht; wenn, besondere Ausnahmen abgerechnet, wo namentlich die Weide- und Wiesenländereien von großer Ausdehnung und von solcher Beschaffenheit sind, daß sie zu Ackerland nicht tauglich gemacht werden können, zwischen Ackerbau und Viehzucht ein bestimmtes Verhältniß Statt finden muß: so hat die S. diesen allgemein geltenden Grundsatz sehr häufig über den Haufen geworfen und nicht mit Unrecht die Veranlassung gegeben, sie als den Hauptgegenstand einer Wirthschaft, nach genauer Berücksichtigung aller Umstände, voranzustellen und die ganze Wirthschaftseinrichtung auf die angemessenste Haltung der möglichst größten Zahl der Schafe zu basiren. Dieser Umstand findet besonders dann Statt, wenn eine Schäferei einen großen Ruf erlangt hat und von ihr viel Zuchtvieh zu hohen Preisen zum Verkauf gebracht wird. Die S., namentlich die feine S., wird aber in der Regel da ihr bestes Gedeihen finden, wo die Verhältnisse für den Ackerbau nicht ungünstig sind; denn kräftige Weide auf trockenem Boden, ein mäßig feuchtes Klima, eine mehr hohe Lage, im Allgemeinen Verhältnisse, welche den Anbau der meisten Feldgewächse begünstigen, dies sind auch die Bedingungen der bessern S. Hier wird nun aber die vermehrte Schafhaltung unbedingt dem Feldertrag beträchtlichen Eintrag thun, weil in Betreff derselben Futterbau dem Feldfruchtbau voranstehen muß und hinlängliche Weideplätze der S. unentbehrlich sind, so wie endlich zu ausgedehnte S. dem Dünger- und Strohverhältniß Eintrag thut. Indessen wird dieser Eintrag nicht nur bei Weitem durch den höhern Ertrag der S. überwogen, sondern letztere gewährt vielmehr die Mittel, nicht nur jenen Eintrag vollständig zu ersetzen, sondern auch noch einen namhaften Ueberschuß zu geben. Hierzu kommt noch der Umstand, daß wohl keine landwirthschaftliche Branche bei nur einiger Aufmerksamkeit so wenig Veruntreuung gestattet, als die S., und daß sie zu einer Zeit eine ansehnliche Einnahme gewährt, wo andere landwirthschaftliche Einnahmen gering sind, abgesehen davon, daß der größte Ertrag der Wirthschaft durch die geringsten Transportmittel auf weiten Wegen befördert werden kann, und daß dieser größte Ertrag, im Vergleich gegen andere landwirthschaftliche Branchen, durch die geringsten Kosten erzielt wird. So wie nun aber unter allen landwirthschaftlichen Branchen keine einen höhern Ertrag zu gewähren vermag, als eine Schäferei, die wegen ihres großen Rufes Zuchtvieh zu hohen Preisen verkauft, so wie auch unter vielen Umständen, namentlich da, wo der Absatz anderer landwirthschaftlichen Produkte erschwert ist und diese im Preise niedrig stehen, selbst nur der Wollertrag die günstigsten Resultate des Reinertrags gewährt, so ist doch, wie bei jeder Wirthschaftseinrichtung in anderer Hinsicht, auch bei der Bestimmung der Schafhaltung die nöthige Rücksicht auf den Zusammenhang der gesammten landwirthschaftlichen Verhältnisse besonders zu nehmen, um so mehr, als, wenn man nicht ein sehr hohes Ziel in der S. im Allgemeinen, oder im Verhältniß zu einem größern Umkreis der Nachbarschaft erstrebt hat, Täuschungen und daraus hervorgehende Mißgriffe einen wesentlichen Nachtheil auf die Dauer hervorbringen können.

Das Hauptprodukt der S. ist die Wolle, nach deren Beschaffenheit die Vollkommenheit einer Schäferei und deren Ertrag angenommen und bestimmt wird. Die feinste, den Eigenschaften, welche die Fabrikanten verlangen, entsprechendste Wolle zu erzeugen, ist das Bestreben jedes Schafzüchters, der daher natürlich im Stande seyn muß, die Wolle ihren Eigenschaften und ihrer Güte nach zu beurtheilen, und zwar eben sowohl auf dem Schafe, als nach der Wäsche und Schur als Waare. Die einfache Unterscheidung in grobe, mittlere und feine Wolle, bei der man sich früher begnügte, reicht jetzt nicht mehr hin, vielmehr muß jetzt bei dem vorgeschrittenen Stande der Wollkultur auf mehre Eigenthümlichkeiten bei der Wolle Rücksicht genommen werden, die theils vom Fabrikanten gesucht, theils verschmäht werden und daher von den Wollproducenten, denen die Anforderungen des Fabrikanten als Richtschnur dienen müssen, in so fern von ihrer Befriedigung der vortheilhafteste Absatz abhängt, theils zu erstreben, theils zu vermeiden sind. Bestimmte Normen über die gewünschtesten Wolleigenschaften aufzustellen, ist jetzt um so mehr eine schwierige Aufgabe, als die Mode einen unbestimmbaren Einfluß auf die an die Wolle gemachten Anforderungen äußert. Mit Verweisung auf die Art. Ovis, Wolle und Wollkunde berühren wir hier nur diejenigen Rücksichten, die bei dem Producenten bei Beurtheilung der Wolle hauptsächlich in Betracht kommen. Der Stapel bildet sich durch eine Vereinigung der Wollhaare zu größern oder kleinern Büscheln. Es ist hier zuvörderst der stumpfe und der spitze Stapel zu unterscheiden. Bei ächter Merinowolle soll das Haar von unten bis an die Spitze gleichen Wuchs, gleiche Kräuselung und gleiche Feinheit haben. Ist dies mit allen Haaren der Fall, dann bilden sie sich fortwährend in regelmäßige Stapel; die Oberfläche des Vließes bleibt alsdann stets glatt und abgerundet, und es ist dann ein stumpfer Stapel vorhanden. Ein solcher stumpfer Stapel kann aber auch in dem Fall Statt finden, wenn die Wollhaare sich allmählig nach der Spitze zu verdicken, dabei aber unter einander gleichen Wuchs haben und somit ihren regelmäßigen Stapel behalten, der wegen der Dicke der Spitzen um so abgerundeter erscheint. Dergleichen Wolle ist nun aber schon fehlerhaft, weil sie beim Gespinnst keinen egalen Faden gibt und mithin aus einem solchen kein vorzügliches Fabrikat gefertigt werden kann. Spitzer Stapel ist zweierlei Art. In einem Falle kann er davon herrühren, daß die Wollhaare selbst spitz zulaufen, was fehlerhaft ist; in dem andern Falle aber haben sämmtliche Wollhaare die Eigenschaft, daß sie sich entweder zu lauter dünnen und einfachen Stapeln vereinigen, und solche

erscheinen dann an ihren Enden spitz, oder die Haare haben nicht völlig gleiche Kräuselung und gelangen sonach nicht sämmtlich mit ihren Enden bis in die Spitze des Stapels, was verursacht, daß dieser sich zuspitzt, weil er am Ende weniger Wollhaare enthält, als unten. Die stumpfe Form der Stapel bleibt immer eine wünschenswerthe Eigenschaft, und bei Stären, welche als Originalthiere betrachtet werden, sieht man besonders darauf, daß sie sich durch eine ganz regelmäßige Kräuselung in den Stapeln und dem ganzen Vließe auszeichnen. Jeder Stapel muß seine regelmäßigen Stränge, und diese müssen wieder fast gleichförmige Wollfäden haben. Die Stränge in dem Stapel werden durch Bindehaare zusammengehalten, und eben so verbindet sich ein Stapel mit dem andern, dergestalt, daß das Vließ ein zusammenhängendes Ganzes bildet. Ein spitzer Stapel ist immer das Zeichen von schütter stehender Wolle, und wenn diese nicht mit besonderer Kraft und gutem Nerv begabt ist, so wird sie jederzeit weniger Gewicht liefern, als stumpfgestapelte, es wäre denn, daß sie durch Länge die Dichtigkeit ersetzte. Außerdem bringt aber noch die spitzgestapelte Wolle den Nachtheil, daß sie, weil sie zu offen im Vließe bleibt, Staub und Unrath viel leichter aufnimmt, als stumpfgestapelte und geschossene, und daher auch viel eher sich verunstaltet und schwerer zu waschen ist. — Nächst dem Stapel kommt die Länge oder Kürze der Wolle, oder die Gedehnt- und Gedrängtwolligkeit in Betracht. Die Länge der Wolle ist nach der Verschiedenheit der Merino's, ob der Charakter des Negretti- oder des Elektoralstammes vorherrschend ist (s. Ovis), so wie auch nach Wartung und Fütterung verschieden und beträgt 1—4, auch mehr Zoll. Es versteht sich übrigens, daß hier nur von der natürlichen Länge der Wolle, wenn diese ein ganzes Jahr auf den Schafen gestanden hat, die Rede ist. Langwolligkeit hat in der Regel einen spitzern, Kurzwolligkeit einen stumpfern Stapel zur Folge. Langwollige Schafe geben in der Regel, bei verhältnißmäßiger Größe der Thiere und bei gleicher Fütterung, mehr Wolle, als kurzwollige; da jedoch die Wolle weniger gedrängt steht, als bei den kurzwolligen Schafen, so steht der Mehrertrag mit der Länge der Wolle in keinem Verhältnisse; denn wenn die Wolle von kurzwolligen Thieren nur 1 Zoll, die von langwolligen aber 4 Zoll beträgt, so wird sich das Verhältniß des Mehrertrags an Wolle nicht wie 4 zu 1, sondern meistens nur wie 2 zu 1 verhalten. Langwolligkeit ist zeither eine gewünschtere Eigenschaft gewesen, als Kurzwolligkeit, und wird es wohl auch zum Theil bleiben, weil man noch immer als Grundsatz annehmen kann, daß langwollige Schafe mehr Wolle geben, und diese durch die Aufmerksamkeit bei der Züchtung die gewünschte Eigenschaft annehmen kann. — Die Viel-, Voll-, auch Reichwolligkeit ist eine sehr gewünschte Eigenschaft, die nie aus den Augen gelassen werden darf. Man versteht darunter nicht nur den dichtern Stand der Wolle auf der Haut, sondern auch die möglichste Bewachsenheit aller Theile des Körpers mit Wolle, besonders der Beine und des Bauches. Kahlbäuchige Schafe findet man nicht selten; sie sind aber ein großer Uebelstand, weil sie den Wollertrag vermindern, und man muß dergleichen Stäre nicht zur Paarung nehmen, so wie solche Mütter, wenn es nicht die Noth erheischt, nicht oder nur mit Stären, die einen vollkommen bewachsenen Bauch haben, paaren. Der Mangel an Reichwolligkeit zeigt sich auch in dem Falle, wenn die Thiere im März und April die Wolle an den gedachten Theilen leicht abwerfen. — Andere hier zu berücksichtigende Eigenschaften der Wolle sind Schlichtheit und Gezwirntheit. Eine schlichte Wolle nennt man eine solche, wo die Kräuselung sich nicht zu hoch und schroff, sondern vielmehr flach stellt; sie zeigt sodann den rechten Grad von Geschmeidigkeit und Sanftheit. Es kann aber auch diese Schlichtheit zu weit gehen, indem die Wolle das Ansehen eines vollkommenen Flaumes hat. Man betrachtet eine solche Wolle als die Folge eines hohen geistigen Adels derjenigen Merinoheerden, in welcher Thiere mit derselben vorkommen, wiewohl man auch solche Thiere überbildete nennt. Thiere mit solcher Wolle sind gewöhnlich schwächlich und zart, und das Quantum der Wolle, die sie geben, beträgt nicht viel mehr als die Hälfte des von andern. Dergleichen Thiere kommen nur selten vor, und es sind daher mit ihrer Wolle noch keine hinlänglichen Versuche gemacht worden; man vermuthet aber, daß daraus einzig neues und ausgezeichnetes Fabrikat geliefert werden könnte. Bei der gezwirnten Wolle zeigt sich die Biegsamkeit der Haare in zu hohem Grade, und die Windungen werden so hoch, daß sie sich aneinander drängen und in den Stapeln in einander verlaufen, wodurch sich dieselben dann verschlingen, gleich einem zu scharf gedrehten Zwirne, auch wohl in den Stapelspitzen in zusammengerollten Knötchen endigen. Die gezwirnte Wolle ist gewöhnlich sehr fein, und weil man früher hauptsächlich nur nach Feinheit strebte, so wurden Thiere mit solcher Wolle sehr gesucht; allein da sich eine solche Wolle nur mit großer Schwierigkeit krachen oder kämmen läßt und dabei sehr zerreißt, was mit großem Verlust verbunden ist, so wird sie für eine fehlerhafte Wolle gehalten, geringer bezahlt und durch schlichtwollige Stäre möglichst zu vermeiden gesucht. Selten wird man die Wolle in ganzen Vließen gezwirnt finden, und Thiere, wo dies Statt findet, sind ebenfalls überbildet; am meisten zeigt sie sich auf dem Widerrist und einem Theile des Rückens. — Wenn die Kräuselung der Wolle nicht zu stark und nicht zu gering seyn darf, so muß sie auch regelmäßige Windungen bilden und ein gewisses Maß der Bogen nicht überschreiten. Gehen 36 solcher regelmäßiger Bogen auf 1 Zoll, so gehört die Wolle zu der feinsten und hat dann auch Elasticität genug; doch sind auch schon 24 Bogen ein Beweis von einer feinen Wolle mit gehöriger Krumpkraft. Es ist dies, was man den Nerv (Kern) nennt, eine Haupttugend der Merinowolle und mithin die Eigenschaft, vermöge welcher dieselbe viel Dehnbarkeit, also

auch viel Haltbarkeit hat, zugleich aber auch die Fähigkeit besitzt, sich den mit ihr vorzunehmenden Manipulationen leicht zu fügen. Diese Tugend beruht auf der Gesundheit der Säfte, woraus sich die Haarröhren bilden, so daß, wenn auch die Wände von diesen nicht dicker sind, als bei einer andern Wolle, sie doch mehr Gedrungenheit haben. Man sieht hieraus, daß die Wolle ihren Nerv keineswegs auf Kosten der Feinheit haben darf, ja er hilft diese sogar vermehren, indem er die Dehnbarkeit der Haare befördert, wodurch deren scheinbare Feinheit noch erhöht wird. Die Wollarbeiter nennen eine solche Wolle eine von „guter Natur" und ziehen sie einer andern, die weniger Nerv hat, vor, sollte diese auch dem Anschein nach feiner seyn. Hohl nennt man eine Wolle, wenn ihr dieser Nerv fehlt. Hohl ist zwar an und für sich jede Wolle, weil ihre Haare aus lauter Röhren bestehen; aber die unter dieser Bezeichnung verstandene Wolle ermangelt der Gedrungenheit und Kraft in den Wänden ihrer Haarröhren, daher ist sie auch schlaff, was man bei sehr gedehnter Elektoralwolle findet. Sie hält bei der Ausdehnung bei Weitem nicht so aus, wie die mit Nerv versehene, auch sogen. derbe Wolle, und hat daher auch einen geringern Werth. Dazu kommt noch ihr geringes Gewicht, so daß sie dem Erzeuger doppelten Nachtheil bringt. Sie kann ihre Ursache in der natürlichen Beschaffenheit der Schafe, aber auch in schlechter Wartung und Fütterung haben. — Fettigkeit oder Mastigkeit der Wolle ist eine besondere Eigenschaft der auf den Merinoschafen erzeugten, die mit einer fetten, öligen Substanz durchdrungen ist. Man sah in früherer Zeit bei der Zuchtung der Merino's vorzüglich auf diese Eigenschaft und ging so weit, daß man nach der größern oder geringern Fettigkeit den Werth der Wolle bestimmte; ja man thut dies zum Theil noch. Für den Producenten war dies eine gewünschte Sache, weil dadurch das Gewicht der Wolle vermehrt wurde. In neuerer Zeit aber wollen die Fabrikanten von einer zu fetten Wolle nichts wissen, weil die Hinwegbringung der zu vielen Fettigkeit nicht nur Mühe verursacht, sondern auch Verlust bringt. Besonders zeigte sich bei der Wolle der Negretti's ein pechähnliches Fett, welches den Werth derselben bedeutend herabsetzte. Eine trockene Wolle nennt man eine solche, welche der Fettigkeit in zu hohem Grade entbehrt, daher mehr spröde ist und weniger Haltbarkeit besitzt. Die Trockenheit der Wolle kann von der Organisation der Schafe, aber auch von zu geringer Fütterung und zu schlechter Haltung herrühren. Letzteres ist ein großer Mangel in der Schafhaltung, den sich kein Schafzüchter sollte zu Schulden kommen lassen. Wenn nun aber eine zu fette Wolle eben so wenig als eine zu trockene Ansprüche auf Preiswürdigkeit machen darf, so geht hieraus hervor, daß die Wolle ein gerechtes Maß haben muß. Durch die Kreuzung solcher Stämme, welche das eine in zu hohem, das andere in zu geringem Grade haben, ist diesem Uebelstande bald abzuhelfen. — Die Feinheit ist eine der gesuchtesten und gewünschtesten Eigenschaften der Wolle, da sie den Preis derselben erhöht. Sie hat sowohl nach der Beschaffenheit der Schafe, als nach den Körpertheilen, auf denen sie gewachsen ist (s. unten), sehr verschiedene Grade, und um diese genauer zu bestimmen, als dies durch das Gefühl möglich ist, bedient man sich der Wollmesser (s. d., vergl. Ovis). Wie sehr die Feinheit mit der Veredlung vorwärts geschritten ist, möge der Umstand beweisen, daß bei dem ursprünglichen deutschen Landvieh auf 1 □Zoll 5000—5500, bei veredeltem Viehe auf derselben Fläche 18,000, bei veredeltem Halbschlag 27,000 und bei Originalthieren bis 48,000 Wollfäden gefunden worden sind. — Mit der Feinheit der Haare muß aber auch deren Haltbarkeit verbunden seyn, die man dadurch prüft, daß man auf Instrumenten die Haare so lange anspannt, bis sie zerreißen, welches durch verschiedene Grade bezeichnet wird. Eine gute Wolle muß eine gewisse Weichheit haben, die man findet, wenn man sie mit der Hand drückt. Gewöhnlich ist sie dann, wenn sie weich ist, auch sanft (was sie äußert, wenn man mit der Hand oben auf dem Vließe hinstreicht) und geschmeidig, was man beurtheilt, wenn man ein Haar mit einem andern vergleicht, indem man beide, abgesondert von einander, an ihren Enden zwischen dem Daumen und Zeigefinger faßt und gelinde darauf bläst, wodurch das geschmeidigere Haar in ein stärkeres Zittern versetzt wird. Oft ist die Wolle am Grunde sanft, aber auf der Oberfläche rauh und hart anzufühlen, und man sagt dann: die Wolle ist rauh- oder hartspitzig. Rührt diese Härte oder Rauhheit bloß von einer Borke her, und ist diese von der Art, daß sie sich mit kaltem Wasser auf dem Thiere leicht auswaschen läßt, so kann die Wolle nach der Wäsche und Schur sehr weich seyn; aber manche Wolle ist auch an und für sich weichspitzig, andere rauhspitzig. Die Rauh- und Hartspitzigkeit liegt zum Theil in dem Stamme der Schafe, scheint aber auch von der Einwirkung der Luft und des Regens herzurühren. Bei geschlossenen Pelzen findet sich Hartspitzigkeit seltener, als bei offenen Pelzen, bei der glatt gestapelten Wolle weniger, als bei der langen, gedehnten, wahrscheinlich, weil bei einem geschlossenen, gedrängten Vließe der Regen und die rauhe Luft nicht so wie bei jenen eindringen können. Im Ganzen scheint Sanftheit und Weichheit größtentheils von der Race abzuhängen, doch muß sie nicht in Schlaffheit ausarten und des Kernes ermangeln. — Die Dehnbarkeit ist eine nicht unwichtige Eigenschaft der Wolle. Je mehr sie diese besitzt, desto feiner wird der daraus gesponnene Faden. Man prüft ihre Haltbarkeit mit dem oben angeführten Instrumente, wobei die Grade zugleich die Dehnbarkeit bestimmen, oder auch, wenn man 2 einzelne Haare von verschiedener Art neben einander an den beiden Enden faßt und allmählig ausdehnt, bis das eine oder beide Haare reißen. Dasjenige, welches am längsten hält, hat die größte Dehnbarkeit; doch ist dieses Mittel in so fern

nicht ganz zuverlässig, als es schwierig ist und viel Uebung erfordert, 2 Haare ganz gleichmäßig zu halten. 1½zollige Wolle hat oft eine Dehnbarkeit über 3 Zoll. — Die Farbe der Wolle erleidet durch starken eindringenden Regen eine Veränderung. Gute, regelmäßig gewachsene, feine Wolle erscheint mehr weiß, mit einem seidenartigen Glanze; scharf gekräuselte und gezwirnte Wolle dagegen meist gelblich. Hierauf beruht Das, was über gelben oder weißen Schweiß der Wolle gesagt wird. Obschon auf den weißen Schweiß vorzüglich gehalten wird und die Elektoralschafe meistens einen solchen haben, so kommt es hierbei doch noch auf die übrigen Eigenschaften der Wolle an, indem nach diesen die gelbschweißige doch den Vorzug vor der weißschweißigen haben kann. Starke Fütterung mit Branntweinschlempe hat oft gelben Schweiß zur Folge. Eine eigenthümliche Sache bei der Wolle ist der Glanz, welcher mancher Wolle in einem besonders hohen Grade eigen ist, aber auch durch eine gute Haltung der Schafe, besonders in einer gemäßigten Lufttemperatur, erhöht werden kann. Die Wolle von kranken Schafen ist matt und schlaff; bei den zu reichlich gefütterten wird der eigenthümliche seidenartige Glanz durch die Mastigkeit und eine zu große Schweißigkeit bedeckt. — Die klar gebildete und verworrene Wolle verdienen eine besondere Beachtung. Eine klar gebildete Wolle ist eine solche, welche sich von oben herein rein in Büschel und Stränge abtheilt und nur am Grunde lose zusammenhängt. Sie wird als Zeichen einer gewissen Vollendung der Veredlung betrachtet, und man versteht daher auch unter einer klaren Wolle eine regelmäßig gekräuselte, wenigstens ist eine regelmäßige Kräuselung eine Bedingung der Klarheit der Wolle. Verworrene, auch bodensätzige, gefilzte Wolle ist solche, wo das Vließ dicht an der Haut des Schafes so in einander verwachsen ist, daß sie dem Filze ähnlich ist. Dieser Fehler findet sich bei den Merino's sehr selten und rührt bei diesen von irgend einem krankhaften Zustande her. — Das Absetzen der Wolle ist ein großer Fehler und rührt von einer Krankheit der Thiere, oder auch von ungleicher Fütterung her. Bei dem eigentlichen Absetzen ist das Wollhaar gleichsam zweiwüchsig; der obere Theil stirbt gewöhnlich an einem Punkte ab, der untere dagegen fängt wieder an, kräftig zu wachsen, und so entsteht auf der einen Stelle des Haares ein Absatz, wo die Wolle schlaff ist und wie geschlitzt aussieht. Doch nennt man auch jene Erscheinung Absetzen der Wolle, vielmehr jedoch Doppelwüchsigkeit, wenn bei verschiedener Fütterung eine verschiedene Farbe des Fettschweißes hervorgebracht, oder dadurch der Schweiß auf einer Stelle dichter als auf einer andern abgesetzt wird. Es findet dies besonders dann Statt, wenn von einer kräftigen Herbstweide auf einmal zu einer dürftigen trockenen Fütterung übergegangen wird, oder wenn man von einer anfänglich sehr trockenen Winterfütterung zu einer saftigern und nährendern, als Oelkuchentrank, starker Wurzelgewächsfütterung, Branntweinschlempe ꝛc., schnell übergeht. — Das Sitzenbleiben der Wolle rührt von einer Krankheit des Thieres her, wobei eine Zeit lang keine Nahrungssäfte zur Wolle übergehen; die sitzengebliebene Wolle verfilzt sich mit der durchbrechenden jungen. — Stichelhaare nennt man harte, spitzige Haare, die besonders unter kurzer, feiner Wolle vorkommen, wodurch diese fehlerhaft wird. Dieser Fehler wird in neuern Zeiten weniger berücksichtigt, indem man Mittel hat, die Stichelhaare leicht aus der Wolle zu entfernen, und da oft die feinste Wolle einige Stichelhaare enthält. Aber durchaus fehlerhaft und nachtheilig sind die sogenannten Hundehaare, welche länger und welcher und so in die Wolle eingemischt sind, daß sie nur schwer oder gar nicht daraus entfernt werden können, die aber, wenn sie in der Wolle bleiben, die aus derselben gefertigte Waare verderben. — Seit längerer Zeit wurde man in den bessern Schafbeerden Sachsens auf gewisse Schafe aufmerksam, welche ein ganz hochfeines, voluminöses Wollvließ mit ganz schlichten Wollfäden tragen, was sich als ein zusammenhängendes Ganzes zeigt, und an dem man keine Abtheilungen von Stapeln und Strängen und eben so wenig sichtbare Biegungen oder Kräuselungen bemerkt, die sich nur zeigen, wenn man einzelne Wollfäden auszieht. Diese Wolle hat auf den Schafen das Ansehen wie Krepp und pflegt deshalb Kreppwolle genannt zu werden. Die Fäden derselben sind sehr fein, und ein solches Vließ wiegt gewöhnlich nach der Schur 1⅜ bis höchstens 1½ Pfund, oft aber auch nur 1, zuweilen sogar nur ½ Pfund. Zwar gibt es auch Schafe mit diesem Wollbau, die 2 Pfund und mehr Wolle geben; diese erscheint aber in ihren einzelnen Fäden ganz steif, hart und widerspenstig, so daß man dieses Produkt nur zu einem ordinären Fabrikat verwenden kann. Diesenigen Thiere, welche die feine Kreppwolle tragen, sind in ihrem Organismus sehr zart, vertragen die Witterung weniger als andere, und heißer Sonnenschein zieht Blasen auf ihrer Haut. Die feine Kreppwolle ist mehr flaumartig und weniger konsistent und kräftig, als die ächte Elektoralwolle. Die Entstehung dieser Wolle dürfte ihren Grund in dem zu häufigen Tadel der Fabrikanten über zu sehr gekräuselte und gezwirnte Wolle haben, wodurch sich die Producenten veranlaßt fanden, eine Wolle zu erzeugen, die den Anforderungen der Fabrikanten entsprach. Noch findet man in den Schäfereien bloß immer einzelne Thiere mit solcher Wolle; man sucht sie aber nicht nur durch die Nachzucht in Folge der Paarung der geeigneten Individuen zu verbreiten, sondern selbst Ausländer scheinen einen Werth auf diese Wolle zu legen. Ob nun einerseits diese Wolle, wegen ihrer zu geringen Gewichtsmenge, andererseits aber, weil die Fabrikanten sie nicht allein, sondern nur mit anderer Wolle vermischt verarbeiten können, den Producenten einen lohnenden Ertrag gewähren wird, dies ist von der Zukunft abhängig. — Die Kammwolle war zeither hauptsächlich ein Erzeugniß der Engländer von ihren langwolli-

gen Schafen, doch hat man auch in Deutschland die Wolle von edlen und veredelten Schafen zu Kammwolle benutzt, und es fehlt nicht an Aufforderungen, dergleichen Wolle in größerer Ausdehnung zu produciren. Die Haupterforderniße einer guten Kammwolle sind folgende: a) eine Länge von 4—6 Zoll nach ihrer Ausdehnung; b) besondere Kraft und Haltbarkeit; c) ein von Futter und Staub möglichst reines Wollvließ. Um diese Eigenschaften zu erlangen, muß der Schafzüchter a) die langwolligen Elektoralschafe, Stäre und Hamm-l mit wenig markirter Kräuselung von der Heerde ausheben und separat halten; b) bei halbveredelten Thieren richtet man sein Augenmerk auf dichte und langwollige Schafe; c) dergleichen Schafe müssen im Sommer im Stalle oder auf der Weide reichliche Nahrung haben und vor äußern nachtheiligen Einflüssen, als Staub, Sand, Regen, Sonnenhitze u. dgl., verwahrt werden; d) die Kammwollträger müssen im Winter mit kräftigem und wo möglich süßem, saftigem Futter, etwas autem Heu und hinlänglich Sommerstroh gut genährt werden, weil dadurch die Wolle lang wird auch die gewünschte Kraft erhält; e) alle Schafe und Stäre, auf welchen man Kammwolle erzeugen will, dürfen unter 2½ Jahren nicht zur Nachzucht genommen werden, weil sich ihre ganzen Organe, der Natur nach, nicht eher kräftig ausbilden können; nur von solchen Thieren kann man bei vorgeschriebener Haltung die kräftigste Kammwolle erhalten; f) es darf solcher Thieren nie an reinem Trinkwasser fehlen, und sie müssen täglich reines Streustroh erhalten damit sie immer trocken liegen und die Wolle an den Extremitäten nicht verelbt. Bei Elektoralschafen läßt man die Wolle 1 Jahr stehen bei den Negretti's muß sie aber bei gleicher Haltung und Fütterung 2 Jahre wachsen, wenn sie dieselbe Länge erhalten soll. Es sind mehrfache Versuche mit der Erzeugung von Kammwolle auf vorgeschriebene Art gemacht wo den; die Schafzüchter sprechen sich aber darüber noch nicht günstig aus, indem sie behaupten, daß Mühe und Aufwand von Futter, so wie in der Haltung durch den dermaligen Preis der Kammwolle nicht bezahlt würden. In Mecklenburg und einigen andern Landstrichen, wo die S. in Beziehung auf Erzeugung feiner Elektoralwolle noch nicht so weit vorgeschritten ist, als in andern Ländern, soll zwar Vortheil von der Kammwolle erwachsen; ob diese sich aber in denjenigen Gegenden, wo die S. auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit gediehen ist, verbreiten wird, muß der Erfolg lehren. Ob vielleicht nicht eine angemessene Kreuzung mit dem Marschschafe, welches in feuchten Niederungen vorkommt, wo die Merino's gefährdet sind, zu einem gewünschten Resultate führen dürfte, darüber sind noch keine hinlänglichen Versuche gemacht worden; doch scheint es, daß da, wo die Merino-S. unsicher ist, die Erzeugung von Kammwolle auf geeigneten Thieren angemessen seyn dürfte. Die Uebersetzung der Disbley- und Leicesterschafe aus England auf dem Kontinent zu Erzeugung von Kammwolle ist mehrseitig angerathen worden, aber über die glückliche Ausführung ist noch wenig bekannt. Wenn im Vorstehenden von dem Charakter hochfeiner Wolle von hochveredelten Thieren die Rede war, und dieser Charakter sich nach dem Waschen und Scheeren im Wesentlichsten gleich bleibt, so stellt sich doch das äußere Ansehen der Wolle nach der Wäsche und Schur häufig ganz anders dar, als man nach der Beurtheilung auf den Thieren zu erwarten berechtigt war. Eine ganz gründliche Kenntniß der Wolle, auch nach der Schur, bleibt daher immer wünschenswerth, so wie eine genaue Vergleichung derselben vor und nach dieser. Um sich eine gründlichere Kenntniß der Wolle zu verschaffen, ist es vor Allem nothwendig, daß man dieselbe recht oft ansehe, besonders aber, daß man recht viele Arten derselben vergleiche. Man muß zu diesem Behuf nicht nur seine eigenen, sondern auch andere Heerden oft ansehen, und zwar zu verschiedenen Zeiten, um die Ausbildung der Wolle kennen zu lernen. Eine der besten Belehrungen besteht darin, daß man Muster in ungewaschenem Zustande mit gewaschenen von denselben Thieren vergleicht. Ohne eine solche Vergleichung bleibt man oft in einem Irrthume, weil es Wollen gibt, die durch die Wäsche in einen besseren und wieder andere, die in einen schlechteren Zustand ve setzt werden. Auf den Schafen hat die Wolle jederzeit ein künstigeres Ansehen und verleitet zu einer Ueberschätzung, wenn eine Heerde eine gute Haltung genießt. Sie ist da gleichsam mit einer gewissen Appretur versehen, die aber nicht allemal auch nach der Wäsche bleibt, und man beurtheilt sie alsdann zu günstig. Die übliche Klassifikation der Wolle nach ihrer Güte ist die in Superfekte, Elekte, Prima, Sekunda, Tercia, Quarta (auch Kaida). — Sehr wichtig ist auch eine Betrachtung der Abweichungen der Wolle in der Feinheit und Bildung des Baues in den verschiedenen Körpertheilen eines Schafes. Man nimmt gewöhnlich hiernach 15 verschiedene Wollen an, als: 1) Steinwolle, 2) Kopfwolle, 3) Nackenwolle. 4) Widerristwolle, 5) Rückenwolle, 6) Schwanzwurzelwolle, 7) Hals- oder Koderwolle, 8) Bovfswolle, 9) Wolfsbißwolle, 10) Bauchwolle, 11) untere Bauchwolle, 12) inwendige Schenkelwolle, 13) Beinwolle, 14) Blattwolle, 15) Seitenwolle. Die Wollen von 1—13 sind sehr verschieden in Länge und Bau. Nur bei wenig veredelten, eine grobe Wolle tragenden Thieren wird man an allen Körpertheilen eine ziemliche Gleichmäßigkeit der Wolle finden; bei den veredelten und hochfeinen Wollträgern ist dagegen die Ausgeglichenheit um so seltener und eine um so gewünschtere Eigenschaft, besonders bei den Stären. Eine Hauptberücksichtigung bleibt die Blatt- und Seitenwolle; je feiner, gleichmäßiger und regelmäßiger diese im Bau ist, desto mehr Werth hat das Thier. Die an den andern 13 Orten genannte Wolle weicht immer mehr oder weniger von dieser ab, und je mehr sie sich an diesen Theilen der Blatt- und Seiten-

Lammwolle auf eine bestimmte Ausbildung derselben geschlossen werden kann, die also im nahe vollendeten 2., oder im Beginn des 3. Jahres stehen, mithin ein Alter haben, daß sie zum Sprung tauglich sind. — Unter Mutterschafen versteht man alle diejenigen weiblichen Thiere, welche zur Begattung zugelassen werden. Sie stehen im 2. Jahre des Lebensalters und so weiter hinauf, als sie zur Begattung tauglich sind. — Hammel (Schöpse) nennt man hauptsächlich diejenigen Thiere männlichen Geschlechts, die wegen Mangels der sie zu Sprungthieren qualificirenden Eigenschaften kastrirt worden sind. Man hat aber auch weibliche Hammel, die, weil sie nicht zum Zulassen taugen, kastrirt worden sind. Mit Inbegriff beider Geschlechter theilt man die Thiere einer Heerde: in gelbes Vieh (Jungvieh), worunter man die Schöpse und die noch nicht zur Begattung tauglichen jungen männlichen und weiblichen Thiere versteht; in Brack- und Merzvieh, worunter alle zur Zucht nicht mehr tauglichen Thiere und die im Alter zu weit vorgerückten Schöpse (oder auch alles zur Haltung nicht taugliche Jungvieh) verstanden werden; endlich in Zuchtvieh, worunter man alle begattungsfähigen Mütter und Böcke begreift. Uebrigens finden in diesem Betreff auch andere Eintheilungsarten Statt (vergl. Schäferei). — Was das Alter betrifft, so werden die Schafe nach dem Zahnwechsel in dieser Hinsicht beurtheilt, auch nach diesem benannt (s. Ovis, S. 13).

Wenn auch eine Schäferei so weit gediehen ist, daß sie keiner fremden Böcke bedarf, sondern als ein Urstamm, oder ein in Beziehung auf Konstanz ausgezeichneter Stamm die fortschreitende Veredlung in sich selbst bewerkstelligt, so kommt es doch immer noch bei dem zur Paarung bestimmten Vieh auf Gestalt, Gesundheit und Beschaffenheit der Wolle an. Alle zur Paarung bestimmten Thiere müssen munter, fröhlich, gut gebaut und stark von Knochen seyn. Eine Haupteigenschaft der Merino's sind die Falten auf der Haut und die Wülste am Halse (der Koder); jemehr diese ausgebildet sind, um so mehr sind sie der Beweis einer ausgezeichneten Raceeigenschaft. Nicht minder ist hierher die größte Breite der Schwänze an der Schwanzwurzel zu rechnen. Der Bock muß jung, schön und wohlgebaut, die Wolle muß von regelmäßigem und den beabsichtigten Eigenschaften entsprechendem Baue seyn; weiße Haut ist ein Zeichen von Schwächlichkeit oder Krankheit. Man verlangt einen breiten und langen Körper, einen breiten, runden, hervorragenden Vorkopf, große, rothe und muntere Augen, eine gerade und kurze Nase. Er muß über den Schultern breit seyn, starke Beine und einen festen, stolzen Gang, einen dicken Hals haben. In Ansehung der Munterkeit muß er beim Bespringen begierig und geschwind seyn, sich eifersüchtig und dabei muthig und streitbar zeigen, dabei aber im Ganzen sanft seyn. Unbändige Widder taugen nichts; rührt jedoch die Unbändigkeit von allzu hitzigem Blute her, so hilft Aderlassen. Da übrigens Feinheit und Menge der Wolle der Hauptzweck der Schafhaltung ist, so ist die schöne Gestalt eines Bockes minder zu berücksichtigen, als eine solche, welche die meiste Fläche zur Wollerzeugung darbietet. In der Regel steht man auf eine richtige Form der Hörner, namentlich, daß diese nicht zu sehr sich nach dem Kopfe winden; es gibt aber auch Böcke ohne Hörner (sog. Kolben). Manche Schafzüchter verwerfen die Kolben gänzlich, weil sie schwere Geburten zur Folge haben sollen; doch sind es meistens sehr brauchbare Thiere, die den gemachten Anforderungen entsprechen. — Das Schaf, welches zur Zucht gebraucht wird, muß einen mehr langen, als kurzen, und nicht zu schmalen Leib, nicht allzu hohe Füße haben, der Hals muß lang und etwas aufgesetzt, die Augen müssen frisch, röthlich und funkelnd, das Euter muß groß, die Lenden müssen voll und rund, das Kreuz muß breit und stark seyn; auch muß das Schaf gelinde, weiße, einförmige Wolle, besonders um den Hals, Bauch und das Genick haben. Uebrigens ist es nothwendig, sich die erforderliche Uebung zu verschaffen, den künftigen Werth des Schafs schon im Lamme zu erkennen. Auf den neugebornen Lämmern der Merino's erscheint die Wolle hauptsächlich in zweierlei Form, entweder ganz kurz in kleinen Locken, oder in langen, weichen, flaumartigen Haaren, die späterhin verschwinden und von einer gekräuselten Wolle verdrängt werden. Man hat häufig die Behauptung aufgestellt, daß nur die Elektoralschafe Lämmer mit krauser Wolle zur Welt bringen; es ist dies aber keineswegs der Fall. Noch sind die Schafzüchter nicht einig, welche Art Wolle die langen schlichten Haare der Lämmer anzeigen. Einige meinen, daß dieselben Anzeichen von vorzüglicher Dichtheit und Vollwolligkeit wären; allein es trifft dies häufig nicht ein. So viel scheint als allgemeiner Grundsatz zu gelten, daß in Schäfereien, wo seit einer Reihe von Jahren diejenigen Merino's kultivirt worden sind, welche eine kurze, regelmäßig gekräuselte, dicht auf der Haut stehende und in regelmäßigen Stapeln auslaufende Wolle tragen, sehr wenig Lämmer geboren werden, bei welchen diese langen, sogenannten flaumartigen Haare vorherrschen. Es haben daher Lämmer mit langen Haaren in der Regel im erwachsenen Zustande nicht diejenige kurze, elastische, gleichmäßige und hochfeine Wolle, die man als die vollkommenste ansieht. Solche Lämmer tragen manchmal oft sehr feine und weiche Wolle; es fehlt derselben aber in der Regel der dichte, geschlossene Stand und die mit demselben vereinigten Eigenschaften. Man findet in den feinsten und edelsten Schäfereien auch nicht selten Lämmer, die mit ganz nackter Haut zur Welt kommen. Dergleichen Lämmer liefern bei der 2. Schur nur etwa ¼ Pfund Wolle, man glaubt fast allgemein, daß, wenn sich ein ganz hochfeines Mutterschaf mit einem eben so feinen Stär begatte, davon dergleichen Lämmer geboren würden. Je regelmäßiger die kleinen Locken sich auf der feinen Haut des neugebornen Lammes zeigen, um so mehr Hoffnung hat man, daß dieses Thier eine edle Wolle bekommen

werde. Einzelne gröbere Haare, die zerstreut zwischen den Locken angetroffen werden, vorzüglich auf dem Kreuze, sind Zeichen von einer großen Gleichmäßigkeit. Weniger feine Locken zeigen eine gut gestapelte, geschlossene, aber nicht sehr feine Wolle an. Falten auf der Haut sind, wie bereits angeführt worden ist, immer ein Zeichen der ächten Merinoabkunft, und jemehr deren die Lämmer bei der Geburt haben, um so mehr läßt sich von ihnen erwarten, wenn auch zuweilen eine faltige Haut mit weniger feinen Locken eine gut gestapelte, geschlossene, aber nicht sehr feine Wolle anzeigt. Kahlköpfige Lämmer, die in der Regel eine gedrückte Stirn haben, tragen demnächst zwar sehr feine Wolle, geben aber ein so geringes Wollgewicht und haben dabei eine so große Anlage zur Schwächlichkeit, daß man beide Eigenschaften in einer Heerde nicht wünschen kann. Wenn die Lämmer vor Weihnachten gefallen sind, so ist ihre Wolle zu der gewöhnlichen Schurzeit lang genug, um ein brauchbares Material für die Wollmanufakturen zu geben. Diese Art Wolle wurde früher sehr gesucht und fast theurer bezahlt, als die von den erwachsenen Thieren. Wenn die Lämmer spät nach Weihnachten gefallen sind, so ist ihre Wolle im Juni noch nicht lang genug, um ein gutes Gespinnst zu liefern; man muß dann mit der Schur bis in den Juni und August warten. Manche pflegen die späten Lämmer gar nicht zu scheeren, was indessen keineswegs anzurathen ist, theils weil man in der Qualität der Wolle einbüßt, theils aber, weil sich die erste gewöhnliche Schur verschlechtert, indem die Lammwolle von der später gewachsenen abweicht. Die Kräuselung, welche bei der Merinowolle in der Regel angetroffen wird, fehlt entweder der Lammwolle ganz, oder sie ist zu sehr von derjenigen abweichend, die sich im vorgerückten Alter des jungen Thieres zeigt. Deshalb ist Jährlingswolle mit den sogenannten Lammspitzen ein geringer Verkaufsartikel.

Wahl der Thiere zur Zucht. Es ist ein Hauptgrundsatz bei der Schafhaltung, möglichst viel und möglichst feine Wolle zu erzielen, indem nur dadurch der höchste Ertrag erreicht werden kann. Das Streben, einen erhöhten Ertrag durch Verkauf von Zuchtvieh zu erreichen, setzt voraus, daß die Veredlung so weit vorwärts geschritten ist, daß sich durch viele Generationen ein Stamm gebildet hat, dessen Thiere die hinlängliche Vererbungsfähigkeit (Konstanz) besitzen, mithin einen Urstamm oder einen erblichen Schlag bilden. Ob beide Ziele, möglichst viel und möglichst feine Wolle, verbunden mit der nöthigen Konstanz, zu erzeugen, auf einmal erstrebt werden können, ist eine Frage, welche von einigen Schafzüchtern bejaht, von den meisten verneint wird. Betrachtet man die Sache aus dem auf Thatsachen beruhenden einfachen Gesichtspunkte, daß Gleichmäßigkeit der Wolle einer Heerde eine von dem Käufer hauptsächlich geschätzte Eigenschaft ist, und eine solche gleichmäßige Wolle theurer bezahlt wird, als eine andere, aus welcher sich durch das Sortiment eine weit größere Menge feiner Wolle, aber aus einer zu großen Ungleichheit herausfortiren läßt, so erhellt wohl zuvörderst, daß das erste Streben auf Gleichmäßigkeit der Wolle, verbunden mit der Vererbungsfähigkeit, gerichtet seyn muß. Ist dieses Ziel erreicht, so läßt sich dann mit um so größerem Vortheile nach Feinheit streben, die sich durch die Vererbung fortpflanzen wird. Um aber hiernächst die größte Menge von feiner Wolle zu erzielen, muß die Wolle gedrängt, tief, das heißt von erforderlicher Länge, aber ohne Uebertreibung derselben seyn, und die Thiere müssen die möglichst größte Körperfläche darbieten. Daß sich alle diese Anforderungen auf einmal erreichen lassen, ist wohl nicht wahrscheinlich; auch findet man, trotz aller auf die S. verwendeten Intelligenz, noch keine Heerde, welche dieselben in genügender Weise in sich vereinigt. Es kommt nun hauptsächlich in Betracht, den Zustand der Heerde zu berücksichtigen, diese mit allen ihren Eigenschaften gehörig zu würdigen und hiernach zum Theil die Thiere aus der eigenen Heerde zur Zucht zu wählen, zum Theil dazu Thiere anzukaufen. Aus diesem Allem geht hervor, auf wie vielerlei Rücksichten zu nehmen sind, wenn in der möglichst kürzesten Zeit eine bisher mangelhafte Schäferei in einen vollkommenen Zustand versetzt und vorwärts gebracht werden soll. Große Schafzüchter haben in dieser Beziehung bedeutende Fehler gemacht, indem sie nur immer einseitig das Ziel nach gewissen Vollkommenheiten auf Unkosten anderer verfolgten. So findet man Heerden, wo vermöge großer Rücksichtsnahme auf die Feinheit eine feine, aber so flatterige Wolle und so kleines Vieh entstanden ist, daß es zum Verkauf für den Fleischer gar nicht geeignet ist, nächstdem aber 18—20 Thiere der Heerde nöthig sind, um 1 Stein Wolle zu scheeren, während andere Schäfereien nur 8 Stück auf 1 Stein brauchen. Hierbei verdient noch Berücksichtigung, daß eine so hochfeine Schäferei, wo die kleinen Thiere ungemein schwächlich sind, nicht nur eine weit größere Aufmerksamkeit in der Haltung fordert und mehr jährliche Einkäufe hat, sondern auch eine bessere Fütterung auf dem Stalle und eine ausgesuchtere Weide verlangt. Die Erfahrung hat vielfältig bestätigt, daß dergestalt Schäfereien, die der Feinheit der Wolle alle übrigen Rücksichten aufopferten, selbst bei bedeutendem Absatze von Zuchtvieh zu kurz im Ertrage kamen im Verhältniß zu andern, welche die Menge der Wolle eben so sehr als die Feinheit berücksichtigten und einen Theil ihres Ertrags auf einen regelmäßigen Verkauf von Schlachtvieh berechneten, wenngleich sie keinen so hohen Grad von Wollfeinheit erreichten. Soll eine auf einer sehr niedrigen Stufe stehende Schäferei veredelt werden, d. h. soll die Veredlung von Landschafen mit edlen Böcken, oder einer schon edleren Schäferei erfolgen, so muß man sich gleich anfänglich fest entschließen, welche Art Wolle man erzeugen will, damit man gleich anfangs die rechte Art Zuchtthiere treffe. Dieses Ziel muß man dann auch stets im Auge behalten und nie schwanken; nie darf man ohne die größte Vorsicht verschiedenartige Zuchtthiere wählen, wenn man nicht

stillstehen oder gar zurückgehen will. Braucht man fremde Böcke um Landschafe oder Mestizen zu veredeln, so nehme man sie nicht nur von einer Schäferei, welche den Ruf der Konstanz hat, sondern wähle auch immer so viel als möglich Böcke von demselben Charakter und gleichen Eigenschaften. Wählt man bald hier bald dort Böcke aus verschiedenen Schäfereien, so wird man Gleichheit nicht erstreben, sondern eine aus den verschiedenartigsten Individuen bestehende Heerde erhalten, in welcher weder Konstanz, noch Ausgeglichenheit Statt finden kann, ein Fehler, welcher sehr häufig begangen wird. Will man einen Fehler in der Schäferei mit Böckin anderer Art verbessern, so muß man sehr vorsichtig seyn, damit man nicht einen andern, vielleicht noch viel schlimmern Fehler in die Zucht bringt, was nicht selten geschehen ist. Hat man eine Heerde von Mestizen, so lasse man sich nicht verleiten, selbst erzogene Böcke, wenn sie auch noch so schön sind, zur Zunft zu gebrauchen, da das Ausarten und Zurückschlagen dann gewiß ist. Oft ist ein Mestizbock so fein und ausgeglichen, wie ein edler, aber seine Lämmer fallen schlechter, als die Großmutter war; manchmal sind zwar seine Lämmer schön, aber seine Enkel fallen schlechter, als die Urgroßmutter aus. Es ist oft bemerkt worden, daß die dritte Generation durchgängig Rückschläge gibt. Man glaubte es in den ersten beiden Generationen schon sehr weit gebracht zu haben, erhielt aber in der dritten gegen alles Erwarten eine Menge junger Thiere, die nicht viel, oder gar nicht besser waren, als die Schafe, womit man anfing. Je konstanter der eine Theil ist, desto mehr fallen in der Regel nach ihm die Lämmer. Veredelt man z. B. eine Heerde Landschafe, die in ihrer Art konstant sind, so wird die erste Generation kaum die Hälfte vom Vater haben, wenn dieser konstant ist, aber sehr wenig von ihm, wenn er weniger konstant in seiner Art ist, als die Mutterschafe in ihrer Art. Wenn der edle Bock nur die Hälfte von sich den Lämmern gibt, so bemerkt man an den Kindern kaum die Veredlung, und oft sind auf den besten Stellen feine und ganz grobe Wollhaare unter einander gemischt, was bis an das Ende solcher Bastarde bleibt. Werden aber die weiblichen Thiere dieser Bastarde wieder mit edlen Böcken gepaart, so werden die Kinder schon mehr nach diesen arten, um so mehr, je edler und konstanter sie sind. Braucht man nun immerfort konstante edle Böcke auf die gefallenen Bastardschafe, so wird die Veredlung sehr rasch vorwärts schreiten, um so schneller, je gleichartiger man die Böcke zur Veredlung wählt. Ein noch nicht genügend erklärter Umstand ist es, daß gerade die dritte Generation, wobei der weibliche Theil die wenigste Konstanz besitzt, die meisten Rückschläge hat, die vierte Generation aber desto mehr veredelt erscheint. Ein ganz konstanter Schlag darf gar keinen Rückschlag geben; aber solche Stämme, die in ihrer Art sich in der Nachkommenschaft ganz gleich bleiben, sind jetzt noch selten, indem man bisher, und besonders in den neuern Zeiten, die edlen Stämme zu sehr unter sich selbst kreuzte, d. h. zu oft Negretti's mit Elektorals, oder langwollige mit kurzwolligen Thieren paarte. Man kann aber auch in den meisten Fällen schon zufrieden seyn, wenn man nur weiß, daß ein Stamm als edel überhaupt konstant ist, und daß keine unedlen Rückschläge bei ihm verfallen. Natürlich aber ist derjenige Bock, dessen Vorältern dieselbe vorzügliche Wolle irgend einer Art gaben, die er selbst in vorzüglicher Schönheit trägt, von hohem Werthe und zur Fortpflanzung vorzüglich geeignet, da seine Konstanz um so sicherer ist. Man zeichnet deshalb in Schäfereien einige Familien aus, die sich in ihrer Nachfolge und in ihrer Art nicht allein in der Hauptsache gleich bleiben, sondern bei welchen eine Verbesserung der Wolle und deren Ausgeglichenheit in allen jüngern Thieren sichtbar ist. Aus diesen Familien wählt man die Zuchtböcke. Da aber nur immer die vollkommensten Thiere männlichen Geschlechts, die auch noch von den vollkommensten Müttern gefallen sind, zur Zucht genommen werden, so muß ein Fortschreiten dieser Familien zum gesteckten Ziele immer mehr sichtbar seyn, und sie müssen dessen ungeachtet an Konstanz gewinnen, da das Verbessern nicht durch Kreuzen verschiedener Racen, sondern nur in der Verwandtschaft Statt findet. Das Begatten in naher Verwandtschaft schadet nichts, und es ist die Besorgniß, daß dadurch der Körperbau an Kraft verliert, unbegründet, wenn die Thiere nur sonst gut gepflegt werden. Gerade diejenigen Schafzüchter sind am weitesten gekommen, welche in der Race die besten Thiere zur Fortpflanzung brauchten, die Race aber durch sich selbst und in sich veredelten, mithin also die Inzucht wählten. Es kann aber eine solche Inzucht nur dann zum Ziele führen, wenn die Race schon das, was man wünscht, wenn auch nur in einzelnen Thieren, wohl gar zerstreut auf mehren Thieren, besitzt. Landschafe wird man daher wohl nicht in sich selbst so weit veredeln können, daß sie Elektoralwolle tragen, wenn selbst mehre Menschenalter dazu verwendet würden, indem an ihnen kein Haar zu finden ist, was im Vergleich der Elektoralwolle fein genannt werden kann. Aber eine völlig edle Schafrace kann in sich selbst hoch veredelt werden. Wenn nun also nach diesem Allem große Rücksicht bei der Wahl der Thiere zur Zucht zu nehmen ist, so geht daraus hervor, welche Aufmerksamkeit ein Schafzüchter verwenden muß, um hierbei immer den richtigen Weg einzuschlagen. Er muß in seiner Heerde jedes paarungsfähige Thier kennen; er muß jedes derselben nach der Beschaffenheit der Wolle an und für sich, so wie auf den einzelnen Theilen des Körpers u. nach noch andern Eigenschaften klassificirt haben, indem er nur dadurch das Mangelhafte des einen Thiers durch das Vollkommne des andern mittelst richtiger Wahl zur Zucht und gegenseitiger Paarung zu verbessern vermag; er muß aber auch von der Konstanz überzeugt seyn und zu diesem Ende förmliche Stammregister führen, aus welchen Vorältern und Nachkommen genau zu ersehen sind. Durch eine solche Klassifikation oder Bonitur der Thiere und ihre

Zusammenstellung erlangt man ein vollständiges Bild der Heerde und vermag daraus zu ersehen, was und wie veredelt werden soll, wie man in der Veredlung vorwärts gegangen ist, und ob man durch den Ankauf fremder Stäre in der Veredlung weiter schreiten muß, oder ob man zur Inzucht fähig ist. Das, worauf es hierbei vorzüglich ankommt, ist im Folgenden enthalten.

Das Numeriren der S. Es ist nicht möglich, auch bei dem stärksten Gedächtnisse, bei einer nur einigermaßen starken Heerde jedes einzelne Thier zu kennen, obgleich dies zu den wesentlichen Bedingungen gehört, wenn keine Verwechselungen vorfallen sollen. Es gibt verschiedene Arten, die Nummern anzubringen. Man hat kleine Täfelchen, auf denen die Nummer eingebrannt ist, an einem Riemen oder Draht um den Hals befestigt; aber diese Täfelchen gehen leicht verloren, und das Band durchschneidet die Wolle. Eine andere Art des Numerirens ist das Punktiren in den Ohren, wozu man Instrumente hat, womit sogleich Nummern oder Zahlen punktirt werden, die man mit fein zerriebenem Schießpulver, mit Zinnober, Berlinerblau ꝛc. einreibt. Diese Art des Numerirens paßt zwar recht gut; aber neugeborne Lämmer können nicht punktirt werden, und es wird das Aufsuchen einzelner Thiere erschwert, da jedem einzelnen Stücke ins Ohr gesehen, dieses auch wohl erst ausgewaschen werden muß, um die Nummer erkennen zu können. Man hat auch bleierne Ohrringe, auf welchen die Nummern eingeschlagen sind, die durch ein in das Ohr gestochenes Loch gethan und vernietet werden. Diese Art des Numerirens hat vielen Beifall gefunden, obschon die Ohrlöcher nicht selten ausreißen und die Ohrringe verloren gehen. Die gebräuchlichste und wohl auch die zweckmäßigste Art des Numerirens ist die, daß in die Ohrränder Kerben eingeschnitten werden, die man als Zahlen annimmt. So kann z. B. an dem einen Ohre eine Kerbe auf der untern Seite 1 gelten, wenn sie an der obern 3 gilt; sie kann auf der untern Seite des andern Ohres 10 gelten und an der obern 30, womit dann jede Zahl durch mehre Kerben gebildet werden kann, wenn die 100 entweder durch Löcher, welche durch die Ohren geschlagen, oder durch Kerben an den Spitzen der Ohren dargestellt wird. Das Kerben erfolgt mit besonders dazu gefertigten Zangen und wird gleich bei den jungen Lämmern in Anwendung gebracht. Man numerirt weibliche und männliche Lämmer besonders in fortlaufenden Zahlen und erstreckt diese nach Maßgabe der Größe der Heerde auf 2 oder auch mehr Jahrgänge, wo dann das Alter nach den Zähnen die gleichen Nummern unterscheiden läßt. Das Numeriren gewährt zugleich den Vortheil einer bessern Kontrole über den Schäfer.

Bonitiren der Schafe. Sobald das Numeriren vollendet ist, wird die Boniturliste angelegt, in welche sämmtliche Nummern der Lämmer (in eine besondere die weiblichen) eingetragen werden. Daneben kommen Rubriken, in welche die Klassifikation der Wolle auf den verschiedenen Körpertheilen eingetragen wird; hinter diesen Rubriken bleibt ein Raum zu Bemerkungen. Man nimmt jedoch gewöhnlich nicht die 15 Abtheilungen, welche oben bei Betrachtung der Wolle auf den Körpertheilen angegeben sind, zu diesen Rubriken, sondern bezeichnet diese nur durch Nackenwolle, Widerristwolle, Rückenwolle, Seitenwolle, Schwanzwurzelwolle und Wolfsblißwolle. Das Uebrige wird mittelst Abbreviaturen unter dem Raume für Bemerkungen angemerkt, z. B. mk. (markirte Kräuselung), bw. (Bauch bewachsen), sw. (schlichtwollig) ꝛc. In den Rubriken der Boniturliste wird die Wolle nach ihrer Feinheit mit a, b, c ꝛc. bemerkt; man macht aber in dieser Hinsicht noch mehr Unterscheidungen durch die Beifügung von p. (plus), von m. (minus). Unter der Rubrik a werden, je nachdem die Wolle vorzüglicher und feiner ist, noch mehre p zugefügt, so lange, als die Heerde in der Feinheit der Wolle vorwärts schreitet. Hiernächst ist nun noch eine Rubrik enthalten, welche die Klasse bezeichnet, und die Bestimmung, unter welche Klasse das bonitirte Thier zu zählen sey, erfolgt aus der Summe seiner vorzüglichen Eigenschaften. Die Zahl der Klassen ist willkürlich; je ausgeglichener die Heerde, um so weniger sind deren nöthig, um den Werth des Thieres dennoch genau zu bezeichnen. Bei Stammschäfereien wird jedoch die Bonitur mit der möglichsten Genauigkeit unter die erforderlichen Rubriken gebracht, und derselbe Fall ist es mit den Sprungstären bei der Inzucht, so wie bei dieser mit den ausgezeichneten Familien. Die Lämmer werden sogleich bonitirt, sobald nur einigermaßen ein Schluß auf den Charakter der Wolle zu machen ist; dann aber wird die Bonitur alljährlich fortgesetzt, bis endlich das Wort Merzе oder Bracke das Thier aus derselben herausbringt. Die Boniturliste führt die Jahrzahl, in welcher die Bonitur erfolgt ist, und die einzelnen Thiere werden unter der Jahrzahl fortgeführt, in welcher sie geboren sind. Das Bonitiren erfolgt im Februar oder März, wo die Wolle sich gehörig beurtheilen läßt und noch vollständige Winterfütterung Statt findet. Es ist zwar eine mühevolle Arbeit, welche die Sehkraft und die Nerven der Fingerspitzen sehr angreift; wer indeß eine vollkommene Darstellung seiner Heerde haben und überhaupt fortschreiten will, darf es nicht unterlassen und muß dabei mit möglichster Genauigkeit zu Werke gehen. Da übrigens helleres Licht die Wolle gröber erscheinen läßt, als dunkleres, das Tageslicht aber in einem Schafstalle verschieden ist, so wird gerathen, wenigstens die ausgezeichnetern Thiere 2 Mal zu bonitiren, um in dieser Hinsicht sicher zu gehen.

Stammregister. Nach geschehener Bonitur wird das Stammregister gefertigt. In dieses werden die einzelnen Thiere nicht nur der Klasse nach eingetragen und die sonstigen Bemerkungen dazu gemacht, sondern es werden auch der Vater und die Mutter dazu bemerkt, und zwar ebenfalls nach der aus der Bonitur hervorgegangenen Klasse. Je weiter man den

Stammbaum fortführen kann, um so besser ist es, denn um so mehr gelangt man zu der Kenntniß des Weges, den man einzuschlagen hat, und wird auf Mißgriffe aufmerksam. Würden in jeder Schäferei, welche sich des Zuchtviehverkaufs befleißigt, genaue Stammregister vorhanden seyn, so würden die Käufer eben so sehr vor zu oft vorfallender Täuschung bewahrt seyn, als die Verkäufer häufig für einzelne Thiere einen höhern Preis erlangen würden, welchen ihnen ohne genaue Nachweisung der Abkunft Niemand gewährt.

Stamm- und Zuchtschäfereien. Unter ersteren versteht man Anstalten, worin eine oder mehre als zweckmäßig und nützlich erkannte Racen hochedler Thiere von ausgezeichneten Eigenschaften, aus unveränderter, reiner Abstammung von Aeltern gleichen Blutes entsprossen, durch die strengste Inzucht erhalten werden, deren reine Abstammung durch Einmengung fremdartiger Raceindividuen, seyen sie auch immerhin Originale, verloren gehen würde. Stammschäfereien müssen durch die sorgfältigsten Stammregister den Ursprung jedes Thieres so weit als nur möglich hinauf nachweisen können, denn ausgezeichnete Thiere sind um so adeliger, je größer ihr Stammbaum ist. Man findet Stammschäfereien bei Besitzern von sehr ausgedehnten Ländereien, wo mehre Schäfereien vorhanden sind, deren eine als Stammschäferei betrachtet wird, hauptsächlich aber als Staatsanstalten. Als letztere sollen sie zugleich Muster- und Versuchsschäfereien seyn, die das vortheilhafteste, wirthschaftlichste und sicherste Verfahren in Beziehung auf Behandlung und Haltung der Schafe zugleich beurkunden, auch die Veredlungsperioden anschaulich und belehrend in lebendigen Beispielen enthalten, übrigens aber in Allem, was nur in jeder Hinsicht die Schafhaltung betrifft, sich durch musterhafte Einrichtungen auszeichnen. In dieser Beziehung können aber auch einzelne Privatschäfereien als Musterschäfereien gelten. — Zuchtschäfereien nennt man diejenigen, welche sich ausschließlich oder doch am meisten mit der Aufzucht beschäftigen. Beiderlei Schäfereien liefern Zuchtvieh zum Verkauf. Da nun der Verkauf von guten Stären eine Hauptsache bei der Veredlung der Schäferei ist, so ist es von Wichtigkeit, Stäre von gewünschten Eigenschaften und erforderlicher Veredlungsfähigkeit zu erlangen. Die Ueberzeugung, daß man dergleichen Thiere wirklich bekommt, kann man nur bei Stammschäfereien und am sichersten wohl nur bei Staatsstammschäfereien erlangen, weil hier in der Regel die Stammlisten mit der erforderlichen Sorgfalt geführt zu werden pflegen. Staatsstammschäfereien haben am meisten zur Vervollkommnung der S. gewirkt, und sind auch hier und da einige Mißgriffe begangen worden, so sind sie doch, wenn man nur das Gewünschte findet, dem Käufer vorzugsweise zu empfehlen, weil man immer mit größerer Sicherheit auf die Vererbungsfähigkeit rechnen kann. Der Ankauf von Stären aus Zuchtschäfereien bleibt stets unsicherer, weil diese selten durch Stammregister die Abkunft nachzuweisen vermögen, die Besitzer solcher Stammschäfereien aber mit den Grundsätzen in der Züchtung häufig wechseln, indem sie sich nach den Anforderungen richten, und man daher auf die Forterbung der an den Stären gefundenen Eigenschaften nicht mit Sicherheit rechnen kann. Indessen gibt es auch ausgezeichnete Zuchtschäfereien. — Ueber die Paarung der Schafe s. Ovis, B. 2).

Behandlung der trächtigen Schafe. Diese müssen gut und reichlich, aber nicht überflüssig genährt werden. Wo das gewöhnliche Futter der Schafe nur aus Heu besteht, ist für die Merino's 6 Wochen vor der Lammzeit eine Zulage von kräftigerer Nahrung, die auf stärkere Absonderung der Milch wirkt, erforderlich. Man gibt zu dem Ende entweder Körner-, oder Schrot- und Oelkuchentrank. Eine Ueberladung durch voluminöses Futter, wie die Wurzelgewächse sind, kann bei hoher Trächtigkeit der Thiere nachtheilig werden, indem dadurch ein Herausdrängen der Gebärmutter oder das Verlammen veranlaßt werden kann. Alles Futter, welches tragenden Müttern gereicht wird, muß rein und gesund und darf nicht schimmelig oder dumpfig seyn. Bereiftes Weidefutter kann Veranlassung zum Verlammen der Mutter geben. Besonders muß auch während dieser Zeit beim Ein- und Auslassen der trächtigen Schafe alles Gedränge sorgfältig vermieden werden, weil dadurch unglückliche Geburten und das Verwerfen (Verlammen) herbeigeführt werden können. Eben so muß man bei der Fütterung das Zudrängen der Schafe zu vermeiden suchen, welches vorzüglich bei dem Gebrauche runder Raufen, welche daher vor allen übrigen Arten den Vorzug verdienen, leicht erreicht wird (vergl. Schafstall). Es muß ferner sorgfältig dahin gesehen werden, daß die trächtigen Schafe nicht durch ein unvermuthetes Hinzuspringen eines Hundes, oder durch ein ungewöhnliches Ereignis erschreckt werden. In manchen Schäfereien besteht daher die gute Gewohnheit, daß die trächtigen Schafe ohne Hunde ausgetrieben werden müssen. Ueberhaupt müssen alle Fehler der Diät und Behandlung bei trächtigen Schafen doppelt vermieden werden. — Vor dem Anfange des Lammens müssen in dem Schafstalle kleine Abtheilungen (Kauen) gemacht werden, in welche das neugeborne Lamm mit seiner Mutter gesetzt wird. Dies ist vorzüglich deshalb nöthig, um den schwachen Jungen die Gelegenheit zu verschaffen, daß sie ungehindert die mütterliche Nahrung und Pflege erhalten; dann aber auch, um die Mutter zu beobachten, ob sie das Lamm willig säugen lasse und, wenn dies nicht der Fall wäre, was sich besonders bei Erstlingen öfters ereignet, dieselbe an das Lamm und die Pflege desselben zu gewöhnen. Auch dient es dazu, die Mutter mit ihrem Lamme besser bekannt zu machen, damit sich dann beide nach der Trennung immer leicht erkennen. Diese Kauen sollen in der Mitte des Schafstalles zwischen den vorhandenen Säulen angebracht werden, nicht aber an den Wänden, wo das Lamm, wenn es an die kalte Mauer zu liegen kommt, sich leicht erkälten und dadurch eine Krankheit zuziehen kann.

Das Lammen erfolgt bei gesunden Thieren leicht und glücklich; eine Hülfe ist daher selten nöthig und räthlich. Wichtiger aber ist es, dahin zu sehen, daß das neugeborne Lamm mit Vorsicht und Schonung in die Kaue gebracht u. angeleitet werde, das Euter zu finden und zu saugen. Zuweilen ist das Euter mit Wolle bewachsen; diese muß alsdann schonend ausgerupft, noch besser mit einer feinen Scheere abgeschnitten und entfernt werden. Sobald das Lamm gehörig saugen kann, nimmt man es sammt der Mutter aus dem Behältnisse. Je nachdem ein Schaf zur Begattungszeit früher oder später befruchtet worden ist, bringt es nun auch früher oder später das Lamm. Es werden daher 2—3 Haufen gemacht, wovon einer die früheren, der andere die spätern und der dritte die jüngsten und schwächsten Lämmer enthält. Dadurch wird das Geschäft der Ernährung, Aufzucht und Entwöhnung sehr erleichtert. In den ersten 3 Wochen bedarf das Lamm keiner andern Nahrung, als der Muttermilch; allein nach Verlauf dieser Zeit fängt es spielend an, etwas Heu zu fressen. Man muß nun darauf bedacht seyn, ihm diese Nahrung zu geben, einerseits, um das Lamm kräftiger ernähren zu können, andererseits, um zu verhüten, daß das Mutterschaf durch das Säugen nicht zu sehr angegriffen werde, da dies auf das Wachsthum u. die Güte der Wolle einen sehr nachtheiligen Einfluß hat. Daher muß man in dem Stalle einen eigenen Abschlag (Verschränkung) machen, worin die Lämmer mit dem für sie bestimmten feinsten Heu und Linsenstroh (in Ermanglung dessen mit etwas Haferschrot) gefüttert werden können. Hierzu dient am besten die Vorrichtung, daß jener Abschlag mit Horden verschränkt werde, deren Sprossen so weit von einander entfernt sind, daß nur die Lämmer, nicht aber Schafe bequem durchschlüpfen können. So wie die Lämmer älter werden, bedürfen und verzehren sie von diesem Futter mehr, und man muß also auch mit der Quantität ihres Futters steigen; späterhin werden ihnen auch in die Winkel ihres Behältnisses einige flache Gefäße mit Wasser gestellt, in welches etwas Kleie oder schwarzes Mehl oder Schrot gegeben wird; das Getränk muß aber frisch gemacht, und die Gefäße müssen sehr reinlich gehalten werden. Sobald die Lämmer von dem ihnen vorgelegten Futter zu fressen angefangen haben, können sie auch am Tage von den Müttern getrennt und anfangs vier Mal, später nur drei Mal des Tages zu den Müttern gelassen werden; über Nacht bleiben sie jedoch bei denselben. Im dritten Monate werden sie nur zwei Mal des Tages zu den Müttern gelassen, bei der Nacht aber abgesondert gehalten. Auf diese Art geschieht die Entwöhnung allmählig, so daß sie bei einem zwei- bis dreimonatlichen Alter sich ganz von dem Futter ernähren. Die Mutterschafe werden so nicht zu sehr entkräftet und gewinnen noch Zeit, bis zur Wollschur sich in etwas zu erholen, was auf die Qualität der Wolle von großem Einfluß ist. Man muß übrigens die ganze Zeit hindurch darüber wachen, daß nicht den Lämmern ein Theil ihrer Milch abgemolken werde, wodurch das Thier entkräftet, das Lamm an der nöthigen Nahrung verkürzt wird und auch die Güte der Wolle leidet. Die im December und Januar gebornen Lämmer kann man bei günstiger Witterung schon im April, die jüngern in mildern Klimaten in der ersten Hälfte des Mai, in kältern Anfangs Juni auf die Weide bringen. Die Weiden für die Lämmer müssen aber in der Nähe und von der gesundesten Beschaffenheit seyn, nämlich aus einem dichten, feinen Rasen oder einer künstlich angelegten, weißen Kleeweide bestehen. Ist man mit einer solchen Lammweide nicht versehen, so müssen die Lämmer so lange im Stalle gefüttert werden, bis sie genug herangewachsen sind, um weitere Gänge ohne Nachtheil zu ertragen. Immer aber sollte ihnen, bevor sie auf die Weide getrieben werden, im Stalle etwas Futter vorgelegt werden. Das Rathsamste, zumal bei edlern Heerden ist, die Lämmer das erste Jahr zu Hause zu nähren. Man hat auf diese Art die Ernährung dieser zarten Thiere ganz in seiner Gewalt, und bei vernünftiger Pflege wird vielen Krankheiten, vorzüglich der Drehkrankheit größtentheils vorgebeugt. Wenn die Lämmer 4—6 Wochen alt sind, wird die sogenannte Hammelung vorgenommen. Es werden nämlich alle wegen Schwäche und Kränklichkeit, wegen grober Wolle oder andern Fehlern zur Zucht untauglichen Lämmer (Spätlinge genannt) ausgesondert und zum Verkaufe bestimmt. Den zur Zucht vorbehaltenen Mutterlämmern werden die Schwänze, etwa 2 Zoll von ihrem Ursprunge (der Schwanzwurzel), abgeschnitten, theils weil sich am Schwanze zu viel Unrath anhängt, theils aber auch, weil auf demselben gewöhnlich nur schlechte Wolle wächst und weil man annimmt, daß die Säfte, welche zu der Schwanzwolle gedient haben würden, auf diese Weise zur Ausbildung der bessern Wolle anderer Körpertheile verwendet werden; auch glaubt man, daß dadurch das Kreuz breiter und stärker werde. In vielen Schäfereien werden auch den Stärlämmern die Schwänze gestutzt; nur läßt man sie etwa um 2 Zoll länger, damit man sie gleich von fern unterscheiden könne. Gewöhnlich zu gleicher Zeit werden diejenigen Lämmer männlichen Geschlechts, welche nicht zu Fortpflanzung benutzt werden sollen, kastrirt. Die Operation selbst geschieht auf folgende Art: Das Lamm wird von einem Gehülfen fest, und zwar so gehalten, daß der Rücken desselben an den Leib des Gehülfen gestützt und der hintere Theil des Lammes auf ein festliegendes Bret oder den dazu eingerichteten Tisch zu liegen kommt, damit der gegenüber stehende Schäfer die Operation frei verrichten kann, indem derselbe mittelst eines scharfen Messers den untern spitzigen Theil des kleinen Hodensackes, nachdem die Hoden hervorgeschoben und mit zwei Fingern so gehalten sind, daß sie sich nicht zurückziehen können, durch einen Schnitt abschneidet, die Hoden herausnimmt und von der Samenschnur durch das Messer trennt, dann die Wunde mit ungesalzener Butter einschmiert, worauf die Heilung in wenigen Tagen erfolgt. Uebrigens ist es rathsam, sowohl das Stutzen

der Schwänze, als das Kastriren nur an einem heitern Tage vorzunehmen, weil alle dergleichen Operationen bei gesunder, reiner Luft besser gelingen und viel schneller heilen. Man kann zwar auch einjährige und ältere Widder kastriren, jedoch ist die Gefahr dabei immer größer. Die Operation geschieht daher nicht, wie bei den Lämmern, durch das Ausschneiden der Hoden, sondern durch Abbinden derselben mittelst einer Schnur oder durch Anwendung eigener Instrumente (hölzerner oder eiserner Kluppen), welches Verfahren man am besten durch eigene Ansicht kennen lernt.

Eintheilung der Schäferei in Heerden. Das verschiedene Vieh einer Schäferei bedarf nach Alter und Geschlecht einen größern oder geringern Grad von Aufmerksamkeit, ein besseres oder geringeres Futter, und deshalb ist es nothwendig, die Thiere in solche Abtheilungen zu bringen, daß ihnen die gesonderte Behandlung zu Theil werden kann. Diese Abtheilungen nun nennt man Heerden und hält diese nicht nur im Stalle separirt, sondern hütet sie auch besonders. In großen Schäfereien hat man folgende Heerden: a) die Mutterheerde; b) Jährlingsmutterheerde; c) Bock- oder Stärheerde; d) Jährlingsböckeheerde; e) Bocklämmerheerde; f) Mutterlämmerheerde; g) Schöps- oder Hammelheerde; h) Merz- oder Brackvieh. In kleinen Schäfereien kann man nicht so viel Heerden machen, theils weil der Stallraum dies nicht zulassen, theils weil der Kostenbetrag, wenn jede Heerde besonders gehütet werden sollte, zu groß werden würde. Hier macht man gewöhnlich nur 3 Heerden, und zwar: a) die Mutter- u. weibliche Jährlingsheerde; b) die Hammel-, Stär- und Jährlingsstärheerde; c) die Lammheerde. Jede dieser Heerden wird besonders gezählt und besonders nach den verschiedenen Thieren in Bezug auf Alter und Gattung in die Rechnung eingetragen. Alle Monate werden die einzelnen Heerden durchgezählt, worauf der Abgang in den Rechnungen eingetragen wird. Vor der Schur wird das Merz- oder Brackvieh ausgezeichnet, und dieses wird bei jeder Klasse in Abgang gebracht. Die Schäfereirechnungen werden gewöhnlich unter den 3 Hauptrubriken: Mütter, Böcke, Schöpse, nebst einer Rubrik für die Totalsumme geführt. In jeder dieser Hauptrubriken hat man nur die erste Abtheilung für die Lämmer und dann für 1-, 2- u. s. w. bis 10jährige Thiere. Manche haben nur Abtheilungen für Lämmer, 1-, 2-, 3jähriges und altes Vieh. Besser ist es immer, die Thiere nach ihrem Alter anzuführen. Ein wichtiger Gegenstand der Beachtung ist die Frage, in welchem Verhältnisse eine Schäferei zusammengesetzt seyn soll, wobei es jedoch auf die besondern Verhältnisse ankommt. Zuvörderst kommt in Betracht der Abgang der Thiere nach Procenten. Auf gesunder Weide und bei regelmäßig guter Fütterung ist der Abgang geringer, als wo die Schafe zum Theil auf ungesunde Weide gehen müssen und ihnen ein weniger zuträgliches Winterfutter verabreicht wird. Bei mancher Fütterung und auf manchen Weiden halten die Zähne der Schafe nicht so lange aus, als unter andern Umständen; sie müssen daher früher gemerzt werden, und der Abgang ist mithin größer. Je größer nun der Abgang ist, um so größer muß die Mutterheerde seyn, damit um so mehr Lämmer geboren werden, um den Abgang zu ersetzen. Wo viel Zuchtviehverkauf Statt findet, muß die Mutterheerde ebenfalls stärker seyn. Das Wichtigste ist demnach die Bestimmung der Stärke der Mutterheerde. Sie ergibt sich aus der Stückzahl der gesammten Schäferei, deren Abgang und nothwendigem Zuwachs, um stets in gleicher Stückzahl vorhanden zu seyn. Es werden durchschnittlich eben so viel männliche als weibliche Thiere geboren. Erheischt es nun die Nothwendigkeit, die Mutterheerde zu verstärken, so kann dies nur entweder durch Ankauf, oder dadurch erfolgen, daß man um so schwächer merzt und die alten Mütter, damit sie noch gesunde und kräftige Lämmer bringen, mit weichem und geeignetem Futter besonders unterhält, bis das Verhältniß der Mütterzahl erzielt ist. Je stärker die Mutterheerde ist, um so geringer ist der Wollertrag; wo man daher hauptsächlich auf diesen Rücksicht nehmen muß, sucht man so viel als möglich die Hammelheerde zu vergrößern, weil die Thiere derselben nächst den Stären die besten Wollträger sind. Diese Rücksicht findet aber auch in dem Falle Statt, wenn das Schlachtvieh gut bezahlt wird und Fettweiden vorhanden sind, auf denen das Zuchtvieh nicht gehütet werden kann, weil es sich faul fressen würde. Ueberhaupt nehmen die Hammel mit einem geringern Futter vorlieb und taugen ganz besonders zur Beweidung entfernter und weniger gut bewachsener Weiden.

Das Waschen und Schwemmen der Schafe. In manchen Ländern wird die Wolle erst nach der Schur gewaschen; die Erfahrung lehrt jedoch, daß die auf den Schafen gewaschene Wolle bei reiner Wäsche nicht nur lieber gekauft, sondern auch besser bezahlt wird. Die hauptsächlichste Ursache hiervon liegt wohl darin, daß dann bei dem nachherigen Scheeren die Mließe ganz bleiben und die Wolle sich in diesen nach den Körpertheilen besser beurtheilen, überhaupt besser sortiren läßt. Reine Wäsche ist eine Hauptsache, denn was man durch diese an Gewicht verliert, ist nicht so hoch anzuschlagen, als der geringere Preis beträgt, der für unrein gewaschene Wolle bezahlt wird; ja diese findet nicht selten gar keine Käufer. Bei der Wäsche kommt hauptsächlich Folgendes in Betracht. Man darf dies Geschäft nicht bei zu kühler Witterung vornehmen, weil man sonst den Schafen Erkältung und in Folge dieser Krankheiten zuzieht. Wenn die Wärme der Nacht vor der Wäsche nicht 10° R. betragen hat, so bleibt das Wasser, selbst wenn ein heiterer, warmer Tag folgt, für die Wäsche zu kalt, und man sollte diese dann nicht vornehmen. Kaltes Wasser löst auch den Schmutz der Wolle nicht so auf, als wärmeres, und wenn außerdem den bei der Wäsche thätigen Arbeitern die Hände erstarren, so können sie ohnehin das Geschäft nur unvollkommen verrichten. Das beste Wasser zur Wa-

sche ist Regenwasser und Schneewasser, eben so jedes stehende Wasser. Hartes, mineralische Theile führendes Wasser macht die Wolle hart, so wie auch die Beimischung von alkalischen Theilen nachtheilig ist. Der Grund des Wassers muß sandig oder fest, nicht aber moorig seyn, weil in letzterm Falle die Wäsche nie so rein wird, als sie der Fabrikant wünscht. Da man indessen das Wasser nicht überall mit diesen angeführten Eigenschaften findet, so hat man künstliche Waschanstalten erbaut. Eine der besten Einrichtungen ist die, an der Seite eines Teiches, Pfuhls oder Flusses eine mit Bretern ausgeschalte Schafschwemme anzulegen, in welche man willkürlich Wasser zu- und ablassen kann. Man macht eine solche Wäsche so breit, daß 2 Reihen Menschen die zwischen ihnen sich befindenden Schafe gut handhaben können, und so lang, daß die nach der Anzahl der Schafe zum Waschen nothwendigen Arbeiter hinlänglichen Raum finden. Die Tiefe muß von der Art seyn, daß auch das größte Schaf mit den Füßen den Boden nicht erreichen kann. Zum Ab- und Zulassen des Wassers müssen die erforderlichen Schleußen vorhanden seyn, und eben so muß die Schwemme einen allmählig aufsteigenden Ausgang für die Schafe haben. Manche verbinden auch mit dieser Wäsche noch die Sturzwäsche, wo ein Wasserstrahl aus einer verhältnißmäßigen Höhe auf ein darunter gehaltenes Schaf fällt; nöthig ist diese Arbeit jedoch nicht. Die Handgriffe beim Waschen sind verschieden und lassen sich nur durch eigene Ansicht, nicht aber durch bloße Beschreibung erlernen. Da der Schmutz und der mit dem Schweiß verbundene Staub sich durch eine einmalige Wäsche nicht leicht herausbringen läßt, so weicht man, um die Anhängsel der Wolle aufzulösen, die Schafe vorher ein und verrichtet das Waschen erst nach einigen Stunden. Das Einweichen schon am Tag vor dem Waschen ist nicht zu empfehlen, indem oft die Schafe bis zum Waschen des andern Tages trocken werden, so daß dann die Wolle barsch und hart wird. Kann man nach dem Waschen die Schafe noch in reinem Wasser abschwemmen, so ist dies um so besser. In manchen Gegenden wäscht man die Wolle nicht, sondern sucht dies dadurch zu ersetzen, daß man die Schafe mehre Male durchs Wasser schwimmen läßt. Dies erfordert eine ausgedehnte Wasserfläche und ein fließendes Wasser von entsprechender Tiefe. Es werden in dem Wasser Horden eingeschlagen, welche die Schwimmbahn bezeichnen, und in erforderlicher Entfernung Leute aufgestellt, welche die Schafe, die nicht schwimmen wollen, weiter schieben. Wie oft geschwemmt werden soll, hängt von dem Erforderniß ab, daß die Wolle rein werde. Das Einweichen muß ebenfalls vorangehen. Wenn eine reine und gute Wäsche nur unter den hier angegebenen Bedingungen zu erlangen ist, so wird man allerdings nicht selten Gegenden finden, wo weder die Lokalität, noch die Eigenschaft des Wassers günstig ist, wenn man diese nicht in weiter Entfernung aufsuchen will. In ebenen Gegenden ist man in dieser Beziehung gewöhnlich am schlimmsten daran; in nur mäßig abhängigen Lagen hat die Anlegung eines Wasserbehälters, selbst in dem Falle, wenn dieser wegen Durchlässigkeit des Bodens mit Thon ausgeschlagen werden müßte, um Regen- und Schneewasser behufs der Schafwäsche aufzufangen, sich als vortheilhaft erwiesen. Ueber künstliche Wäschen, namentlich die Thonwäsche, s. Möglings Annalen, 11. Bd. Die rein gewaschenen oder geschwemmten Schafe müssen vor Staub gehütet werden, weshalb man sie auf solchen Wegen treiben muß, wo die Verunreinigung durch denselben nicht erfolgen kann. Kann man dies nicht ganz vermeiden, so muß man die Schafe wenigstens am Wasch- oder Schwemmplatze möglichst abtrocknen lassen, weil dann der Staub minder nachtheilig ist. Für hinlängliches und gutes, trocknes Futter und für eine reinliche Streu muß nach dem Waschen ebenfalls gesorgt werden. Man findet bei einigen Schäfereibesitzern den Glauben, daß sich das Gewicht der Wolle dadurch vermehren lasse, daß man die Schafe vor der Schur in Schweiß bringt. Zu dem Ende hat man empfohlen, sie eine Zeit lang in einen engen Raum zu sperren und ihnen vorher Salz zu geben. Der beabsichtigte Zweck wird aber dadurch keineswegs erreicht, denn, wenn die der Merinowolle anklebende ölige Substanz, welche man Schweiß nennt, sich nicht während des Wachsthums der Wolle erzeugt hat, so wird sie durch kein Schwitzbad zu Wege gebracht.

Das Scheeren der Schafe. Früher pflegte man in der Regel die Schafe zweimal im Jahre, zum Frühjahrs- u. zum Herbstwollmarkt, zu scheeren. Der Begehr nach einschüriger Wolle, so wie die Rücksicht auf die Schafe selbst haben indeß zum einmaligen Scheeren Veranlassung gegeben, so daß man gegenwärtig nur noch in einigen Gegenden bei Schafen mit grober oder noch nicht genug veredelter Wolle das zweimalige Scheeren trifft, während alle Merinoheerden nur einschürig sind. Erst in neuerer Zeit hat man wieder die Frage aufgeworfen, ob es zur Vermehrung der Wolle nicht angemessen sey, zweimal im Jahre zu scheeren, und ob es sogar nicht von Vortheil seyn dürfte, schon den Lämmern die Wolle öfter abzuscheeren, um dadurch einen stärkern Wollwachs zu befördern und die auf diese Weise daran gewöhnten Schafe in der Folge mehrmals zu scheeren. Wenngleich diese Frage nach mehrseitigen Erörterungen mit Nein beantwortet worden ist, so fehlt es doch an vergleichenden Versuchen, ob bei feinen Schafen das zweimalige Scheeren rücksichtlich des Wollertrags von Nutzen sey. Hiervon abgesehen, ist dasselbe indeß im Allgemeinen sicher mehr nachtheilig als vortheilhaft, indem die Erfahrung dargethan hat, daß zweischürige Schäfereien stets einen größern Abgang durch Sterblichkeit haben, mehr Futter bedürfen und schwächlichere Lämmer bringen, außerdem auch die Veredlung erschweren, wozu noch kommt, daß die im Sommer gewachsene Wolle gröber ist, daher weniger Abnehmer findet und geringer bezahlt wird. Gewöhnlich erfolgt daher die Schafschur nur einmal im Jahre, und zwar beim Eintritt warmer Witterung im Monat Mai

oder Anfangs Juni. Die Schur der Merino's kann in der Regel den dritten Tag nach der Wäsche vor sich gehen; bei feuchter Luft und völliger Windstille dauert es jedoch länger, bis die Wolle trocken genug ist. Die völlige Trokkenheit muß aber immer abgewartet werden, indem sonst die Wolle bei längerem Liegen in den Säcken erhitzt, verbrüht, gelb, morsch und selbst unbrauchbar wird. Sollte die Wolle nach der Wäsche bei heißem Sonnenscheine zu schnell abgetrocknet seyn und dadurch etwas an der Sanftheit verloren haben, so wird diesem Uebelstande abgeholfen, wenn die Schafe einen Tag vor der Schur bei reichlichem Futter im Stalle gehalten werden. — Zur Schafschur gehören folgende Vorkehrungen: a) ein geräumiger Platz zur bequemen Vornahme der Schur; b) ein trocknes Lager für die zu scheerenden Schafe; c) zureichende geübte Scheerer und zweckmäßige Scheeren; d) die nöthige Anzahl Arbeiter, welche die abgeschorne Wolle weg tragen und für Reinlichkeit bei dem Schurgeschäfte sorgen; e) Tische, auf welche die Wließe zum Verpacken zurecht gelegt werden, und einige Körbe, um die Abfälle, Schmutztheile des Wließes darin zu sammeln. Häufig benutzt man einen in der Nähe des Schafstalles vorhandenen Platz, wo in Ermangelung eines eigenen Schurhauses die Schur vorgenommen wird. Für den Fall eines heftigen Regens oder Windes muß jedoch ein gedeckter Ort, es sey nun ein Schuppen, oder eine Scheuertenne, deren Boden mit Bretern oder Tüchern belegt werden kann, in Bereitschaft seyn. Hier und da findet man eigens erbaute Schurhäuser, die durch Fenster das nöthige Licht erhalten, mit bequemen Sitzen und Schurtischen versehen sind, und in deren Mitte sich ein erhabener Platz befindet, von welchem man die nöthige Uebersicht des Ganzen hat. Von einem guten Scheerer verlangt man, daß er die Wolle glatt an der Haut abscheere, so daß keine Unebenheiten oder sogenante Stiegen stehen bleiben, sondern die Haut eine ganz gleiche Oberfläche erhalte, daher jeder Schnitt kurz und schmal seyn soll; ferner, daß er das Schaf nicht verletze und das Fließ nicht zerreiße. Damit die Scheerer diesen Forderungen Genüge leisten, ist es rathsam, da, wo es nur immer thunlich ist, das Scheeren nicht im Verdinge oder Akkord vom Stücke verrichten zu lassen (da in diesem Falle die Arbeit, um mehr zu verdienen, übereilt und folglich schlecht verrichtet wird), sondern im Taglohn, wobei mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt Statt findet. Ein geschickter Scheerer, wenn er mit guten und hinreichenden Scheeren versehen ist, kann in einem Tage 20, auch wohl mehr Schafe oder bald so viel Widder scheeren. Im Durchschnitt darf man aber auf einen Scheerer im Akkord nicht mehr als 12—15, im Tagelohn 10—12 Stück in einem Tage rechnen. Die Größe, Bewachsenheit und das Alter der Thiere, so wie die Dichtigkeit des Wließes machen dabei einen Unterschied. Es ist rathsam, mit Vornahme der Schur nach der Wäsche so viel als möglich zu eilen, damit die Schafe ihre Wolle nicht etwa aufs Neue verunreinigen. Wo man daher nicht genug Menschen hat, muß man die Wäsche so einrichten, daß an einem Tage nicht eine größere Zahl von Schafen gewaschen werde, als nachher füglich in einem Tag geschoren werden können. — Das Scheeren geschieht gewöhnlich in sitzender Stellung auf dem Boden, besser aber auf niedrigen Tischen, die man leicht durch Befestigungen von Bretern auf sogenannten Böken herstellt und auf welche die Schafe gelegt werden, so daß die Scheerer bei ihrer Arbeit auf Bänken sitzen. Damit das Schaf sich ruhig halte und nicht etwa verletzt werde, wird es gewöhnlich mit Bindfaden gebunden; besser geschieht dies aber mit Tuchenden oder Streifen von Leinwand. Die eigentliche Manipulation des Abscheerens wird am besten auf der Schurtenne selbst praktisch erlernt. Die Aufmerksamkeit muß bei diesem Geschäft vorzüglich darauf gerichtet seyn, daß das Wließ nicht zerrissen werde, sondern ganz zusammenhängend bleibe. Durch eine zureichende Anzahl von Scheeren und öfteres Schärfen derselben auf einem feinen Stahle, zum Theil auch durch den Bau der Scheeren wird die Schafschur ungemein beschleunigt. Die Scheeren nach neuer Art haben etwas gekrümmte Spitzen, wodurch den Verletzungen der Haut beim Scheeren vorgebeugt wird; auch sind sie von besserem Material, als die gewöhnlichen Schafscheeren, verrichten daher die Arbeit vollkommener und leichter. Nebst einem Manne zum Schleifen der Scheeren ist je bei 10—12 Scheeren eine erwachsene Person erforderlich, die die Wließe wegträgt und die abgefallenen Theile (die Stücke) sammelt; ferner sind nach der Zahl der Scheerer einige Knaben oder Mädchen nöthig, welche mit einem Besen und einem Körbchen in Bereitschaft sind, um den Mist der Schafe sogleich zu entfernen; desgleichen bedarf man eines Mann zum Zusammenlegen der Wließe und, wenn die Wließe einzeln gewogen werden sollen, zum Wegtragen derselben. Das Abwägen der einzelnen Wließe und die Bemerkung des Gewichtes eines jeden ist vorzüglich bei den zweijährigen Müttern sehr zu empfehlen, um dasselbe bei der Zutheilung der Widder und beim Ausmerzen berücksichtigen zu können. Die abgeschorenen Wließe müssen gehörig zusammengelegt werden. Dies geschieht auf dem sogenannten Schurtische, welcher die erforderliche Größe haben muß, um ein großes Wließ darauf ausbreiten zu können, nämlich eine Länge von 6—7 und eine Breite von 4—5 Fuß. Die Fließe werden so darauf gelegt, daß die Schurseite nach unten kommt. Alle Unreinigkeiten, welche auf diese Art sichtbar werden, als Stroh, Kletten und Distelköpfe oder Mist (Klunkern und Brandspitzen), werden aus der Wolle entfernt, auch, wo es üblich ist oder von dem Käufer gefordert wird, die Fuß-, Kopf- und die uringelbe Bauchwolle abgesondert; sodann wird das Wließ (zuerst von den Seiten nach der Länge, dann die beiden Enden in die Mitte) zusammengelegt und nun ein runder Ballen daraus geformt. Andere legen 5—7 Wließe auf einander und formen auf die beschriebene Art daraus einen Ballen, der dann mit starkem Bindfaden über Kreuz zusammengeschnürt wird. Ehemals wurden die Wließe ohne Weiters in die Säcke ge-

packt und eingetreten, wodurch aber dieselben zerrissen und durch einander gemengt wurden, was das Sortiren erschwerte, daher man bald in allen bessern deutschen Schäfereien davon abgegangen ist. Es werden daher die Vließe regelmäßig neben einander verpackt, mäßig zusammengedrückt und in die dazu bestimmten Säcke gebracht. — Mit der Schur wird häufig das Bonitiren (s. oben) verbunden. Selbst dort, wo die Schur von aufmerksamen Scheerern und unter strenger Aufsicht vollführt wird, hat die Wolle von den Füßen, von den Backen, vom Schwanze mit dem eigentlichen Vließe keinen Zusammenhang, sondern fällt in einzelnen Theilen für sich ab, welche Stücke heißen; bei großer Unruhe einzelner Schafe bei der Schur und bei geringer Geschicklichkeit des Scheerers aber werden noch weit mehr Theile des Fließes in Stücke gerissen. Die Arbeiter, welche das Einbinden der Vließe verrichten, suchen zwar die getrennten Stücke in ihre rechte Lage auf dem Tische zu dem Vließe zu bringen, zu dem sie gehören, aber eine größere Quantität der Stücke selbst bleibt doch immer ein Uebelstand. Die meisten Besitzer feiner Schäfereien in Deutschland verpacken die Stücke und die Locken in besondere Säcke; andere aber bringen sie in die oben beschriebenen Ballen, und zwar in die Mitte derselben, welch letzteres Verfahren jedoch nicht rathsam ist, indem man offenbar dem künftigen Sortirer dadurch mehre Mühe verursacht, als wenn die Stücke gleich bei der Schur von der Fließwolle getrennt werden. Die Säcke werden gewöhnlich 4—4¼ Ellen lang und 1½—1¾ Ellen breit gemacht, wo sie dann 1—1⅛ Centner Wolle fassen. Bei feinerer Wolle wird auch eine feinere Sorte Sackleinwand gewählt, damit die Wolle dadurch gegen Staub und Regen besser geschützt und nicht durch die in schlechter Leinwand befindlichen Splitter der Flachsrinde verunreinigt werde. Wo die Wolle nicht auf den Markt zum Verkauf geführt wird, sondern die Käufer an Ort und Stelle sich einfinden, ist das Zusammenlegen von 5—7 Vließen und das Binden derselben in kleine Ballen, so wie die Aufbewahrung dieser ohne vorläufige Verpackung gewöhnlich, um dem Käufer die genaue Uebersicht und Beurtheilung des wahren Werthes der Wolle zu verschaffen. Bei kleinern Quantitäten und geringerer Entfernung des Wollmarktes können jene kleinen Ballen ohne vorläufige Einsackung auf den mit leinenen Tüchern gegen Staub und Regen verwahrten Wagen zu Markte geführt werden. Die gefüllten Wollsäcke sind in einem zwar vollkommen trockenen, oder wenigstens mit Bretern belegten, weder der Sonne, noch der Zugluft ausgesetzten Orte aufzubewahren, um einestheils die Wolle gut zu erhalten, anderntheils nicht durch größere Austrocknung an Gewicht zu verlieren.

Die Ernährung der Schafe zerfällt in die im Sommer und im Winter. Die Sommerernährung findet auf der Weide und im Stalle durch Sommerstallfütterung Statt. 1) Bei der Weide kommen in Betracht: a) die zufällige Weide. Sie findet Statt, wenn zwischen den Bearbeitungsfurchen (die nicht zu schnell auf einander folgen dürfen, wenn das Land die erforderliche Gare erhalten soll) Gras ausschlägt, welches abgeweidet wird. Diese jungen Grasspitzen werden von den Schafen nicht nur gern gefressen, sondern bekommen ihnen auch sehr wohl; es ist aber auf diese Beweidung mit Gewißheit nicht zu rechnen. b) Behütung des Klee's findet auf jungem Klee im Herbst und auf altem, welcher dadurch den letzten Futternutzen gibt, Statt. Beim Behüten des Klee's im Herbst ist Vorsicht nöthig, damit sowohl den Schafen, als auch dem Klee kein Schaden zugefügt werde. Die Schafe müssen daher den Klee bei immerwährendem Treiben abfressen und dürfen nicht auf denselben getrieben werden, wenn er und der Boden vom Regen noch naß sind. — c) Ueber die Behütung der Saatfelder s. Saatbehütung. In Bezug auf die Schafe ist noch speciell Folgendes zu bemerken: Wenn viel Hedrich auf den Saatfeldern steht, so muß man die Schafe nicht zu viel davon fressen lassen, indem der häufige Genuß dieser Pflanze die Trommelsucht zur Folge hat. Wenn im Herbst wassersüchtige Schafe auf die Saat getrieben werden, so greift dies diejenigen Thiere, welche so krank sind, daß kein Mittel sie retten kann, oft so sehr an, daß sie bald drauf gehen; halbkranke Schafe werden zwar auch von grünem Roggen angegriffen, fressen sich aber dabei oft ganz gesund. Daß die Schafe, bevor sie auf die Saat getrieben werden, trocknes Futter im Stalle erhalten müssen, theils damit sie weniger gierig fressen, theils damit ihnen die Hütung nicht nachtheilig wird, versteht sich von selbst. — d) Die Wiesenbehütung ist den Schafen im Frühling sehr zuträglich und schadet dem Heuertrage nicht, wenn sie mit der erforderlichen Schonung betrieben wird. Im Herbst muß man die Wiesen nur mit der größten Vorsicht, und zwar nur die trocknen Wiesen behüten, weil sich die Schafe, besonders wenn der Herbst naß ist, leicht faul fressen. Niedrige Stellen auf den Wiesen müssen zu jeder Zeit ganz vermieden werden, weil auf diesen ein zu üppiges, den Schafen nachtheiliges Gras wächst. Auf überschlämmte Wiesen dürfen die Schafe niemals getrieben werden, weil sonst mancherlei Krankheiten erfolgen, und selbst dann, wenn kurz vorher Wasser auf den Wiesen gestanden hat, ohne Schlamm abgesetzt zu haben, ist das Beweiden nicht zuträglich. — e) Die Brachweide macht in vielen Wirthschaften, besonders aber bei der Dreifelderwirthschaft die Hauptnahrung für die Schafe aus und bekommt ihnen auch in der Regel um so besser, wenn die Felder nicht gerade sehr naß sind, indem gewöhnlich darauf kein üppiges Futter wächst. Sollten aber stark gedüngte Brachfelder vielen Hedrich oder andere ins Blut gehende, geile Pflanzen erzeugen, so darf man diese Aecker nur mit Vorsicht behüten, weil die sehr geil wachsenden Blätter solcher Pflanzen das Blut leicht erhitzen, oder gar die Fäule der Schafe verursachen können. Ueberhaupt sind alle sehr fetten Weiden wenigstens mit der Mutter- und Lämmerheerde zu vermei-

den. — f) Die Stoppelweide ist, je nachdem die Früchte den Boden rein von Unkraut hinterlassen, mehr oder weniger ergiebig. Gewöhnlich hat das Rindvieh auf den Stoppeln den Vortrieb, wo dann nur die niedrigen Gräser an die Schafe kommen, so wie die aufkeimenden Spitzen des ausgefallenen Getreides. Stoppelweiden liefern bei jeder Schäferei einen Haupttheil der Weiden für die Schafe, und da diese Thiere eine Veränderung in der Nahrung lieben und auch verlangen, daher bald hier, bald da, wo ihnen diese Veränderung dargeboten wird, gehütet werden müssen, so bietet das Sommer- und Winterfeld, auf deren jedem verschiedene Gräser wachsen, in Verbindung mit der andern Hütung dazu eine gute Gelegenheit dar. — g) Die Dreeschweiden (s. Dreesch) bieten in der Regel ein sehr gutes Futter für die Schafe dar, wenn sie nicht zu fette und üppig gewachsene Gräser enthalten, was wohl aber in den meisten Fällen nicht Statt findet. Die Dreeschweide gibt im 1. und 2. Jahre das meiste Futter, später geht sie zurück. Zu den Dreeschweiden ist auch die Weide auf Außenfeldern zu rechnen, welche in der Art bewirthschaftet werden, daß ihnen niemals eine wirkliche Düngung zu Theil wird, die vielmehr nur durch den abfallenden Schafmist gedüngt werden und nach Verlauf von etwa 3 — 4 Jahren dadurch so viel Kraft sammeln, um eine Getreidefrucht zu tragen. Dergleichen Weiden, da in der Regel dazu mehr auf Höhen liegende und trockne Felder gewählt werden, geben ein den Schafen ganz vorzüglich gedeibliches Futter, weil die Grasarten auf ihnen niemals zu üppig wachsen. — h) Künstlich angesäete Ackerweiden, die bei gehöriger Auswahl der Pflanzensaat ein gutes und kräftiges Futter geben, findet man, besonders bei der Wechselwirthschaft, in neuern Zeiten sehr häufig, und sie sind die Hauptbasis der Sommerernährung der Schafe in solchen Gegenden geworden, wo durch die Ablösung der Schafhütung sich die Weidefläche beträchtlich vermindert hat und durch eine um so reichlicher bestandene Weide deshalb ergänzt werden mußte. Dergleichen Weiden werden ein, oder auch mehre Jahre behütet und müssen hier noch mit mehreinjährigen, oder perennirenden Gräsern besäet werden. Nicht selten findet man dergleichen Weiden auf folgende Art eingerichtet: der rothe Klee wird gemeinschaftlich mit weißem ausgesäet, und nachdem der erstere einen oder zwei Schnitte gegeben hat, wird er bis zur Stoppelweide im nächsten Jahre behütet, wo der weiße Klee um so mehr heraustritt und die Stelle des ausgegangenen rothen einnimmt. Da jedoch der rothe, wie der weiße Klee nicht überall ein gutes Gedeihen finden, so muß man auch auf Ansaat anderer Gewächse, als des Steinklee's, des gelben Bergklee's, Limotheusgrases, Raigrases, Rispengrases, Kammgrases, Honiggrases, Schafschwingels, Spergels ꝛc., bedacht nehmen. — i) Beständige Schafweiden findet man jetzt nicht mehr häufig, indem alle geeigneten Ländereien zum Feldbau gezogen worden sind; wo man sie aber noch findet, sind es gewöhnlich steile Abhänge oder solche Flecke, wo der Boden in einer flachen Schicht auf einem steinigen Untergrunde liegt. Sie liefern gewöhnlich ein sehr gutes Futter für die Schafe; aber die steilen Weiden enthalten in der Regel wenig Gras, weil die von den Schafen abfallende Düngung durch Regen abgespült, auch viele Pflanzenstöcke herabgetragen werden. Bleibt der abfallende Schafdünger auf solchen Weiden, so verbessern sie sich mit der Zeit und geben, wenn man durch Einsaat von verschiedenen Gräsern von Zeit zu Zeit nachhilft, einen höhern Ertrag. — k) Die Holzungsweiden sind von verschiedener Natur. In jungem Holze, wo sich das meiste Gras findet und wo die Knospen eine gute Nahrung gewähren würden, dürfen die Schafe nicht gehütet werden, wenn man jenem nicht den großen Nachtheil zufügen will. In dicht geschlossenem Holze dürfen die Schafe aus dem Grunde nicht gehütet werden, weil sie sich viele Wolle ausreißen. Es bleiben daher keine andern Holzungen zum Behüten mit den Schafen geeignet, als schon gehörig herausgewachsene Hochwaldungen und Niederwaldungen, wenn diese ebenfalls so weit herangewachsen sind, daß ihnen die Schafe keinen Schaden mehr zufügen können, und wenn sie nicht zu dicht sind. In den Hochwaldungen, sofern sie nicht einen nassen Boden haben, finden die Schafe mitunter im Sommer eine recht gute Nahrung, besonders an Pilzen, wenn diese nicht in zu großer Menge vorhanden sind, und an den Spitzen des Haidekrautes. In nassen Jahren bleibt aber selbst die trockne Waldhütung gefährlich, weil dann die Pilze in größerer Menge wachsen, diese, in bedeutender Menge gefressen, den Durst erregen, und das stehende Wasser den Schafen die Gelegenheit darbietet, diesen leicht zu befriedigen, wodurch Lungenfäule und Egelkrankheit entstehen. Im Allgemeinen ist auf die Waldhütung nicht viel zu rechnen und dieselbe besonders bei den Merino's möglichst zu vermeiden. — Noch verdienen in Betreff der Weiden überhaupt folgende Punkte Rücksicht: Eine erforderliche Eintheilung der Weide ist höchst nöthig, damit sie nach und nach in der Art geschont werde, daß die Gräser Zeit haben, bis zu einem gewissen Grade heranzuwachsen, weil sie in diesem Zustande eine größere Menge Futter gewähren. Wird eine Weide Tag für Tag betrieben, so finden die Schafe zuletzt gar nichts darauf. Die Weideräume dürfen nach Beschaffenheit der Stärke der Heerde weder zu klein, noch zu groß seyn; im erstern Falle wird viel vertreten, im letzteren aber werden viele Gräser viel zu alt. Wenn die Weide nicht ganz besonders trocken ist, so ist immer anzurathen, den Schafen vor dem Austreiben ein trocknes Futter, wenn auch nur Stroh, zu geben, besonders aber muß man den Auftrieb beim Thaue vermeiden. Trockne Weide ist die gesundeste und die beste für die Merino's; ist die Weide verschiedenartig, so nimmt man die gesundeste für die Mütter- und Lämmerheerden und die entfernteren und schlechtern für die Hammel, die mittlern in der Qualität aber für das Jungvieh. — 2) Die Sommer-Stallfütterung der Schafe. Man hat lange gezweifelt, daß diese bei den Schafen eingeführt werden könnte, ohne

einen großen Nachtheil zu verursachen; es haben indessen zu viel neuere Beispiele nicht nur die Ausführbarkeit derselben gezeigt, sondern auch dargethan, daß sie mit Vortheil betrieben wird und den Schafen sehr wohl bekommt. Man hat ganze Sommer-Stallfütterung, wo die Schafe gar nicht auf die Weide kommen, die aber nur selten ist; Sommer-Stallfütterung bis zur Ernte, wo dann die Schafe auf die Stoppeln getrieben werden, u. theilweise Sommer-Stallfütterung, wo zwar die Schafe auf die Weide getrieben werden, aber auch dabei grünes Futter im Stalle erhalten. Bei den beiden ersten Arten der Sommer-Stallfütterung darf es durchaus nicht an trocknem Futter fehlen, weil naß eingebrachtes Grünfutter den Schafen nachtheilig ist, und man deshalb in Regentagen zu trocknem Futter seine Zuflucht nehmen muß. Je frischer das Grünfutter, um so besser ist es, und eine Hauptsache bleibt es, dasselbe in kleinen Portionen, wenigstens 5 Mal des Tages, vorzulegen, damit die Thiere immer bei gutem Appetit bleiben. Ist das Grünfutter schon etwas alt, so daß die stärkeren Stengel desselben von den Schafen nicht gefressen werden, so muß das in den Raufen zurückbleibende sorgfältig gesammelt und getrocknet werden, weil es dann noch als Winterfutter benutzt werden kann. Besonders bei den Lämmern hat man in neuerer Zeit die Sommer-Stallfütterung von großem Nutzen befunden und häufig eingeführt. Man treibt dann aber die Lämmer auf die Stoppeln und sorgt dafür, daß es ihnen nicht an freier Luft und Bewegung fehlt, weshalb man ihnen das Futter in, im Freien aufgeschlagenen Raufen bei heiterem Wetter verabreicht, was auch bei den anderen Schafen nicht ohne Nutzen ist. Das Hauptgrünfutter sind Klee, Luzerne u. als Aushülfe grüner Roggen, auch Wickengemenge. Es gibt aber auch noch mehre andere Gewächse, welche mit Vortheil zu Grünfutter für die Schafe verwendet werden können. An Klee u. Luzerne rechnet man auf ein erwachsenes Schaf 8 — 10 Pfd. täglich, und auch von anderem Grünfutter wird man mit diesem Quantum ausreichen. Bei der Sommer-Stallfütterung darf es nicht an hinlänglicher Streu fehlen; die vorzügliche Qualität des dabei gewonnenen Mistes, so wie die Gewinnung einer bessern Wolle in größerer Menge machen die Haltung der Schafe auf diese Weise im Sommer in der That sehr empfehlenswerth, und die davon gerühmten Vorzüge sind von der Art, daß sie den Kostenaufwand überbieten. — 3) Die Winterfütterung der Schafe. Diese muß dann beginnen, wenn man bemerkt, daß die Schafe auf der Weide nicht mehr genug Futter bekommen, oder wenn bei der Sommer-Stallfütterung das Grünfutter aufhört. Die Winterfütterung beginnt nicht auf einmal, sondern wird nach und nach eingeführt. Wird die Weide knapp, so beginnt man damit, den Schafen in der Nacht Stroh vorzulegen; man treibt aber dabei so lange aus, als Witterung und Vorhandensein von Nahrung auf der Weide es gestatten, und legt an Winterfutter in dem Maße zu, als die Schafe weniger Nahrung auf der Weide finden. Man muß es sich hierbei zum Grundsatz machen, die Schafe zwar nicht darben zu lassen, aber doch im Herbst so viel an Futter zu sparen, als möglich, weil man nicht wissen kann, wie spät das Frühjahr eintritt. Die Dauer der Winterfütterung ist verschieden; sie richtet sich nach der Lokalität und dem Jahrgange. In manchen Gegenden rechnet man 5 Monate Winterfütterung; in andern muß man auf 6 Monate rechnen. Es gibt Jahrgänge, wo die Schafe kaum 4 Monate im Winterfutter standen; man kann aber darauf nicht rechnen, und spart man, so muß man das Ersparte für andere Jahrgänge aufbewahren. In jeder Wirthschaft muß eine Eintheilung und Zutheilung des Futters für das verschiedene Vieh Statt finden. Wo die S. die Hauptsache ist, wird das beste Futter der Schäferei zu Theil; überhaupt ist aber immer darauf zu sehen, daß die Schafe das geeignete Futter erhalten. Wir führen hier in der Kürze das den Schafen geeignete gewöhnliche Futter an: a) Stroh bleibt in jeder Schäferei ein Hauptfutter, und je mehr dessen vorhanden, um so besser ist es für die Durchwinterung der Schafe. Den geringsten Werth unter den Stroharten hat das Roggenstroh, und einen um so geringern, je weniger sich Gras darin befindet. Die Schafe fressen vom Roggenstroh die Aehren und die Halmblätter. Ist das Roggenstroh weißreif, d. h. überreif geworden, so hat es einen geringern Futterwerth und wird von verwöhnten Schafen wenig angerührt; ist es aber in der Gelbreife abgebracht, so hat es einen weit größern Futterwerth. Man sollte übrigens kein Roggenstroh, welches zu Streu verwendet wird, eher dazu gebrauchen, als bevor es den Schafen zum Durchfressen vorgelegt worden ist, weil eine nicht unbeträchtliche Nahrungsmasse dadurch verloren geht, die den Schafen zu Gute kommen kann. Man lege es ihnen des Nachts vor, und nur sehr verwöhnte Schafe werden das darin enthaltene Gras und die darin noch befindlichen Körner nicht ausfressen. Weizenstroh ist besser als Roggenstroh; wenn jedoch nicht sehr viel Weizen gebaut wird, so gibt man gewöhnlich das Weizenstroh dem Rindvieh, welches nicht ganz leer ausgehen darf. Gerstenstroh ist ein gutes Schaffutter; es ist besonders den Lämmern und den Mutterschafen dienlich, doch tritt auch hier die Berücksichtigung des Rindviehes ins Spiel, weil dies Stroh auch diesem zuträglich ist. Wo aber die Schäferei viel einbringt, muß das Gerstenstroh den Schafen zu Theil werden. Haferstroh ist ausschließlich Schaffutter, und zwar ein gutes; man verwendet es besser für die Schafe, als für die Kühe, welche davon bittere Butter geben und auf andere Weise entschädigt werden. Das Stroh der Blattfrüchte, als Erbsen, Bohnen, Wicken, Buchweizen, Topinambursteugel ꝛc., ist den Schafen ein sehr vollkommnes und nährendes Futter und wird unter allen Umständen bei ihnen am besten verwendet. Alles Stroh muß möglich gut eingebracht werden; dumpfiges Stroh ist den Schafen, besonders den Merino's nachtheiliger, als einer andern Viehgattung. — b) Häcksel ist ein Mittel, das Futter zu verlängern und den Schafen eine größere Sättigungsmasse, um un-

gestörter wiederkauen zu können, darzubieten, zugleich aber auch wässeriges und saftiges Futter gedeihlicher zu machen. Häcksel von Roggenstroh gehört den Schöpfen und allenfalls dem Jungvieh; jener von den weichern Strohearten ist für die Mütter, Stäre und Lämmer. Schafhäcksel muß möglichst fein geschnitten seyn. — e) Heu. Den Schafen muß man das Heu, dem Rindvieh das Grummet geben; letzteres paßt nur für die Schöpse. Beim Heu muß man eine besondere Auswahl nach der Verschiedenheit der Thiere treffen, so daß die Lämmer das beste bekommen und hiernächst die Mutterschafe. Hat man Höhenwiesen, so gehört das Heu davon der Schäferei unbedingt; das auf sumpfigen und nassen Wiesen gewachsene fressen die Schafe nicht gern. Das für die Schafe bestimmte Heu muß zeitiger, in einem noch saftreicheren Zustande gemähtwerden; Qualität ersetzt den Verlust an Quantität. Das Heu von Klee, Luzerne, Wicken ꝛc. ist den Schafen zuträglicher, als anderem Viehe; soll indeß dies wirklich der Fall seyn, so muß es noch seine Blätter haben und in einem Zustande gemähet worden seyn, wo es noch mehr saftreich, aber nicht zu starkhalmig war. Auch das Heu muß gut eingebracht gewesen und nicht dumpfig oder schimmelig seyn, indem gutes Stroh nebst Körnern ein besseres Futter ist. — d) Die Knollen- und Wurzelgewächse sind ein gutes Schaffutter; man muß sie aber vom Schmutz gereinigt und gewaschen, so wie im gehörig zerkleinerten Zustande geben. Sie werden roh und mit Häcksel vermischt gefüttert. Am gebräuchlichsten ist die Kartoffelfütterung, und man will vielseitig die Bemerkung gemacht haben, daß die Schafe bei derselben eine feinere Wolle geben. Manche Schafzüchter verschmähen jedoch die Fütterung der Mutterschafe und Lämmer mit diesen Gewächsen, indem sie behaupten, davon eine schwächlichere Nachzucht erhalten zu haben, wovon indeß Andere nichts bemerkt haben wollen. — e) Branntweinschlempe ist, so häufig man auch die Fütterung damit findet, kein den Schafen empfehlenswerthes Futter und kann nur durch die Noth geboten werden, wobei aber immer anzurathen ist, sie in nicht zu großer Menge zu verabreichen, und zwar nur mit Häcksel gemischt. Für Mutterschafe paßt diese Fütterung nicht, da sie schon häufig die Veranlassung zu mancherlei Krankheiten gewesen ist, so wie auch die Nachkommenschaft der mit viel Branntweinschlempe gefütterten Mütter schwächlich wird. — f) Die Laubfütterung ist bei den Schafen vortheilhaft und in vielen Gegenden gebräuchlich. Es kann alles Laub dazu verwendet werden; am besten aber ist das von Eichen, Rüstern, Birken, Linden, Akacien, Erlen ꝛc. Das letztere fressen Schafe, welche Anfaß zur Fäulniß haben, nicht, und man bedient sich in manchen Schäfereien dieses Mittels, um dergleichen Thiere daran zu erkennen, wiewohl es immer trüglich ist. — g) Körner sind den Schafen ein gutes und zuträgliches Futter. Man gibt sie den Müttern wie den Lämmern geschroten und etwas angefeuchtet mit Häcksel vermischt. Die Gerste ist den Schafen, besonders den Lämmern am zuträglichsten, treibt aber auch bei den Müttern in die Milch. Was die Wolle anlangt, so wird diese mastig, wehhalb man die Körnerfütterung so viel als möglich vermeidet.

Die Schafmastung ist in den schafzüchtenden Landwirthschaften gewöhnlich nur ein untergeordnetes Geschäft und wird nicht stets im Großen betrieben. Dasjenige Vieh, welches jährlich seines Alters, oder seiner Untauglichkeit zur Fortzucht wegen aus der Heerde ausgeschieden wird (Merz- oder Brackvieh), pflegt gewöhnlich nicht erst gemästet zu werden. Um aber Mastung, sey es die des Brackviehes, oder des besonders dazu angekauften, zu betreiben, bedarf man entweder der Fettweiden, oder man betreibt Stallmast mit Heu, Rüben, Kartoffeln, Getreide, was indeß stets vorausgesetzt, daß Futter und Kosten nebst gehörigem Profit und Zinsen beim Marktpreise bezahlt werden. Bei der Hammelmastung ist eine schnelle Vollendung und ein öfterer Umsatz das Vortheilhafteste. Hammel, ein ganzes Jahr übergehalten, werden ihre Fütterung oder Weide selten bezahlen; hat man also Fettweiden, so muß man sie ihnen reichlich geben, sie nicht stark besetzen, einen Theil schonen, um die Hammel darauf zu bringen, wenn die Weide auf dem erstern abnimmt, da dann ein Gelthaufen die Nachweide verzehren kann. Reicht die Weide nicht vollkommen, so muß man ihnen Stallfütterung dabei geben, um die Mast in 8, höchstens 10 Wochen zu vollenden. Bei der Wintermast muß man von dem Augenblick an, wo die eigentliche Mast beginnen soll, so viel Futter geben, als die Hammel nur verzehren wollen, wobei man erstaunen wird, wie viel ein solcher in der Mitte der Mastzeit verzehren kann. Bei einem Gemenge aus Heu und Stroh mit Wurzelwerk gedeihen die Mastschafe nicht minder gut, als bei Heu und Getreidefütterung. Spülicht bei Branntweinbrennereien oder Malzträber sind gute Mastungsmittel. Den höchsten Grad der Fettigkeit erlangen aber die Schafe wie die übrigen Thiere in dem gleichen Zeitraume nur dann, wenn sie das in der Regel zu diesem Zwecke zu theure Getreide zum Futter bekommen. Hammel, die zu eigener Mastung aufgezogen werden sollen, müssen als Lämmer und Jährlinge so gehalten werden, daß sie ihre volle Größe und Stärke erreichen. Die bessere Gattung unserer Landschafe kann bei reichlicher Nahrung zu einer sonst ungewöhnlichen Stärke und Schwere gebracht werden, wie die manchmal einzeln gehaltenen sogenannten Stallhammel beweisen. Nach dem ersten Jahre können sie dann bis zur Mastzeit spärlicher gehalten werden. Kauft man Hammel zu bloßen Fettschäfereien, so hängt der vortheilhafte Erfolg hauptsächlich von der Auswahl und dem Preise des magern Viehes ab. Im Durchschnitt wird man sich aber bei den stärksten am besten stehen, wenn sie auch theurer bezahlt werden.—Noch sind folgende allgemeine Bemerkungen nicht unwichtig: Alles Hartfutter, welches verabreicht wird, muß, selbst in dem Falle, daß es gut eingebracht war, gehörig auf-

geschüttelt werden, damit es vom Staube, der sich immer darin findet, rein ist, indem der Staub den Schafen sehr nachtheilig ist. Das Futter muß in mäßigen Gaben öfter, und zwar mit möglichster Abwechslung vertheilt werden. Man legt 4 — 5 Mal täglich vor und achtet darauf, daß das geringste Futter zuerst und auf die Nacht gegeben wird. Der Bedarf an Futter für ein erwachsenes Schaf wird nach der Größe der Thiere an Heu auf $2^1/_2$—3 Pfd. angenommen. Gibt man anderes Futter, so muß dasselbe nach Beschaffenheit seiner Nahrungsfähigkeit auf Heu reducirt werden; aber immer muß man von dem Grundsatz ausgehen, daß das Sättigungsvolumen 3 Pfd. bleibt. — Man muß nur allmählig von einer Fütterungsart zur andern übergehen, besonders von der trockenen zur grünen und saftigen; auch ist in der Fütterung die möglichste Gleichmäßigkeit zu beobachten, weil sonst die Wolle, das Hauptprodukt der S., einen ungleichen Wuchs bekommt und minder preiswürdig bleibt. — Unter dem Leithammel versteht man einen an den Schäfer oder Hirten einer Heerde gewöhnten Hammel, welcher diesem auf jeden Zuruf unbedingt folgt. Die Hammel lassen sich hierzu am besten abrichten. Es wird jeder Heerde ein Leithammel zugetheilt, welcher ihr als Anführer dient und dem sie unbedingt nachgeht, wenn er dem Zurufe des Schäfers oder Hirten folgt. Gewöhnlich haben die Leithammel Glocken, und sie sind eben so nützlich beim Weidegange, als sie besonders dann gute Dienste leisten, wenn Feuersgefahr vorhanden ist, in welchem Falle die Schafe so schwierig aus dem Stalle zu bringen sind. Gut abgerichtete Leithammel haben großen Werth und sind im Stande, die Schäferhunde zu ersetzen. — Rücksichtlich des Tränkens der Schafe herrschte lange die Meinung, man dürfe die Schafe, so lange sie auf die Weide gehen, nicht tränken, da ihnen dies durchaus schädlich sey; man hat sich aber überzeugt, daß die Schafe auch beim Weidegange Durst empfinden, diesen durch die nächste sich darbietende Gelegenheit zu befriedigen suchen und dadurch, indem sie oft faules Wasser saufen, krank werden. Das Tränken mit klarem Wasser ist daher eine nothwendige Bedingung; selbst bei saftigem und wässerigem Futter muß man es ihnen anbieten. Man tränkt, ehe man auf die Weide treibt, und bei Klee und anderem saftigem Futter unmittelbar vor der Futtergabe, weil das Tränken nach dieser leicht Blähungen veranlassen kann. Je mehr die Schafe trockenes Futter erhalten, um so öfter muß man ihnen das Saufen anbieten, indem es zu ihrer Gesundheit und selbst zum Ausbilden ihrer Wolle beiträgt, je mehr sie saufen. Im Winter leitet man das Tränkwasser in den Stall, damit es etwas überschlage. Kann man Oelkuchen zu einem billigen Preise bekommen, so bereitet man daraus einen sehr nährenden und den Schafen sehr dienlichen Trank. — Das Salzgeben haben manche Schafzüchter für überflüssig gehalten; die Erfahrung hat jedoch überzeugend dargethan, daß dasselbe den Schafen fast unentbehrlich ist und zu ihrer Gesundheit wesentlich beiträgt, überhaupt einen größeren Nutzen gewährt, als die Kosten desselben betragen. Ist es auch nicht nothwendig, den Schafen den Genuß des Salzes täglich zu gewähren, wie es wohl zu geschehen pflegt, indem man Steinsalz in eisernen Körben an verschiedenen Theilen des Stalles anbringt, so muß man doch auch damit nicht sparsam seyn. Man gibt es im Verlaufe des Sommers monatlich, auch in kürzeren Perioden, wenn die Witterung sehr trocken ist und die Weide aus mehr trocknen Gräsern besteht. Der passendste Zeitpunkt dazu ist, wenn man einige Tage trockenes Wetter vermuthen darf. Im Winter muß man öfters Salz geben, je mehr die Schafe trockenes Futter erhalten, und den säugenden Müttern darf es nicht fehlen, damit sie mehr saufen, wodurch die Milchabsonderung befördert wird. — Was endlich die Haltung der Schafe auf der Weide und im Stalle anlangt, so muß man auf der Weide dafür sorgen, daß die Schafe nicht naß werden. Die Durchnässung von Regen ist den Merino's ganz besonders nachtheilig und hat einen schlimmen Einfluß auf die Wolle. Im Stalle darf es nie zu warm seyn; man muß vielmehr dafür sorgen, daß dieser temperirt sey und die Wärme nicht über 10° R. steigt. Zu warme Ställe sind dem Vieh wie der Wolle nachtheilig (s. Schafstall). Vergl. mit diesem den Art. Ovis, welche sich gegenseitig ergänzen.

Literatur. Germershausen, Das Ganze der S., bearbeitet von Pohl, Leipzig 1818; — Petri, Das Ganze der S., Wien 1825; — Ribbe, Das Schaf und die Wolle, Prag 1825; Ryß, Mittheilungen über die Wollwäsche ꝛc., Würzburg 1825; — Pabst, Beiträge zur höhern S., Stuttgart 1826; — Elsner, Erfahrungen in der höhern S., das. 1827; — Derselbe, Handbuch veredelter S., das. 1833; — Derselbe, Uebersicht der europäischen S., Prag 1828; — Koppe, Anleitung zur Kenntniß, Zucht u. Pflege der Merino's, Berlin 1827; — Wagner, Ueber Merino's-S., in Bezug auf die Erfordernisse der Wolle, ihre Anwendung ꝛc., Königsb. 1828; — Schmalz, Anleitung zur Zucht, Pflege und Wartung der Schafe, 2. Aufl., das. 1833; — Schrader, Die Zucht und Pflege der veredelten Merino's ꝛc., Meißen 1835; — Clauß, Ueber die Kultur der Schafe und Produktion der edelsten Wolle, das. 1836; — Hoggs, Praktischer Unterricht über die Krankheiten der Schafe, aus dem Engl. von Schilling, Leipzig 1821; — v. Gasparin, Abhandlung von den ansteckenden Krankheiten der Schafe, aus dem Franz. von Niemann, das. 1822; — Putsche, Encyklopädie der Landwirthschaft, Leipzig; — Nachel, Praktische Anleitung zur Pflege, Zucht und Veredlung der Schafe, zur Schafschur und Wäsche der Wolle ꝛc., Berlin 1837, u. A.

Schafzüchter, Gutsbesitzer, der sich besonders mit Schafzucht beschäftigt.

Schafzunge (Bot.), s. v. a. Plantago media *L.*; — **Schafzungenkraut** (Bot.), s. v. a. Plantago major *L.*

Schag (Ornith.), s. v. a. gemeine Scharbe, Carbo Cormoran *Meyer*.

Schag (Waarenk.), 1) ein grobes, wollenes Zeuch; — 2) s. v. a. Schafpelz.

Schagaghis, Volk, s. v. a. Schaschagis.

Schagarin, europ.-russ. Ort, Gouv. Wilna, Kr. Telscha. Hier 1703 Sieg der Schweden unter Löwenhaupt über die Russen.

Schageia-Araber, s. v. a. Sheygya-Araber.

Schagen (Geogr.), niederländischer Flecken, Prov. Nord-Holland, Bez. Alkmaar; Gerberei, Messerschmiede, Goldschmiede, Handel mit Vieh, Pferden, Butter und Käse, Butter- und Flachsmärkte; 1500 Einw.

Schagen (Biogr.), Gilles, Maler von Alkmaer, Schüler von S. van Ravestein und Pet. Verbeck, bereiste Deutschland, Frankreich und England, wo er viele Bildnisse hinterließ. Im J. 1639 malte er in Elbing das Porträt des Königs von Polen und 1638 in England die Seeschlacht, welche der Admiral Tromp der spanischen Flotte lieferte. Nach seiner Heimkunft wurde er in Alkmaer Bauinspektor und † 1668 im 52. Jahre.

Schager (Waarenk.), ein Ungarwein von eigenthümlichem Geschmack und meist weißer Farbe.

Schagern, preuß. Bauernschaft, Reg.-Bez. Münster, Kr. Steinfurt; 240 Einw.

Schagga's (Schacka's, Dschagga's, Schagga, Agagi, Giagues, Gaga's, Jaga's), ein Negervolk (od. vielmehr Negervölker) im innern Südafrika, südlich von den Galla's, östlich von Nieder-Guinea, westlich von dem Gebirge Lupata und dem großen See Marawi (N'jassi) und nördlich von den Kaffern, mit den Eyeo's (Jbo's) derselbe Stamm, vielleicht mit den Galla's und sogar den Tuarik's der großen Sandwüste verwandt. Someint Young. Freilich ist es eine kühne Muthmaßung, eine mächtige, große Nation bewohne den innern Körper Südafrika's bis zum Südabfall nomadisch und als Räuberhorden umherziehend, weil das Land nur eine kulturlose Hochwüste sey, und alle jene Völkerschaften seyen Ausstrahlungen eines Mittelpunktes. In der That sind sie alle aus dem innern Lande herabgekommen und haben durch ihre Heerzüge Furcht und Schrecken verbreitet. Ihre Verfassung und ihre Sitten sind durchaus kriegerisch; wie die Hunnen, erschienen sie den sichern Küstenvölkern vor 3 Jahrhunderten (Zeit der afrikan. Völkerwanderung) und überschwemmten die Lande (Guinea, Kongo, Habesch). Das Tätowiren, das Feilen der Zähne und das Einbalsamiren der Todten sollen bei ihnen sehr gebräuchlich seyn. In den Kriegen sollen sie die Gefangenen fressen und deren Söhne in ihre Kriegsheere aufnehmen (wie die Mamelukken, die Schangallas in Habesch ꝛc.) Ihr Gott ist der Chitome (Oberpriester), eine Art von Dalai-Lama, der seine Zauberer, Gaukler, Aerzte ꝛc. unter sich hat. Fetischismus beherrscht sie alle; sie tödten angeblich die eigenen Kinder und rauben Kinder der Nachbarvölker; die gestorbenen Männer bekommen zur Gesellschaft einige Weiber ins Grab ꝛc. In ältern Nachrichten findet man Anfiko oder Mikoko, nördlich von Kongo, als eins ihrer mächtigsten Reiche angeführt. Nach Douville soll das Reich Sala, dessen König unter dem Namen Mikoko-Sala bekannt ist und dessen Residenz, Missel genannt, 14,000 Einw. haben soll, einerlei mit den von Aeltern erwähnte Anfiko seyn. Von den Gegenden zwischen Angola auf der Westküste und Tete nach der Ostküste zu haben wir jetzt durch die Portugiesen, welche in dieser Richtung eine Reiseverbindung ihrer westlichen afrikanischen Besitzungen mit den östlichen unterhalten, einige zuverlässigere Nachrichten, wonach hier als die bedeutendsten Völker von Osten nach Westen erschienen: 1) die Maravi, die ihrer Raubgier wegen berüchtigt sind, und deren Land unter 14° südl. Br. und 45°—46° östl. L. liegt und sich von Tete westlich bis zum Flusse Aroonga erstreckt; 2) die Moviza, westlich von diesem Flusse, friedlich, betriebsam und durch den Handel, den sie führen, gebildeter als ihre Nachbarn; ihr Land grenzt im Westen an das Land der Cazembe's; 3) die Cazembe's, bei Aeltern Zimbo's (Zimbi, Mufzimben, Simbi) genannt, unter einem Herrscher, der einen prächtigen Hofstaat und geübte Krieger hält, seinen Unterthanen selbst die Stunden der Ruhe und Erholung vorschreibt und den Alleinhandel mit Elfenbein und dem Ertrage der Bergwerke, die Eisen und besonders Kupfer liefern, treibt. Von der Hauptstadt der Cazembe's, die am Murusura liegt, groß und mit einer dichten, hohen Hecke und einem Graben umgeben ist, sind auf dem kürzesten Wege bis Tete 37 Tagereisen. 4) Die Kaffange, nördlich von den Cazembe's, und östlich von Matamba oder, wie Douville das Land nennt, Ginga, das ihrem Reiche unterworfen ist, sind wahrscheinlich die bei Aeltern erwähnten Schagga Kassandschi und stehen unter einem Könige, welcher den Titel Jaga führt. Nach Douville, der die Kaffange besuchte, erstreckt sich ihr Land vom Zusammenflusse des Zambi mit dem Kongo weit gegen Osten, und die Hauptstadt heißt Kassanci. Sie liegt am Flusse gleichen Namens, hat gegen 1500 regellos zerstreute Häuser, aus eingerammten, dicht neben einander befindlichen und mit Thonerde beworfenen Pfählen erbaut, mit Schilfrohr bedeckt und sowohl von innen, als außen sehr reinlich. Die Geräthschaften bestehen aus einer Bettstelle von dickem Schilfrohre, einigen Kalebassen und mehren Körben, welche Zeuche und Glaswaaren enthalten. Flinte, Patrontasche, Streitaxt und Beil sind an die Wand gelehnt. Um das Haus herum befinden sich eine abgesonderte Wohnung für die Frauen, die Kapellen der Fetische und verschiedene Hütten, die als Küche, Magazine für Mais und Bohnen oder Ställe für Ziegen und Schweine dienen. Die Bevölkerung beträgt 6000 Seelen. Die Stadt ist mit einem starken Wall von Erde und mit Pfählen umgeben und in 4 Quartiere eingetheilt. Das Quartier des Fürsten, welches den Namen Palast führt, ist sehr groß, mit Palissaden eingefaßt und auf einer kleinen In-

sel erbaut, welche durch einen Arm des Flusses gebildet wird. Hier befinden sich die Magazine der Regierung, das Zeughaus, ein geräumiger freier Platz, wo der Fürst Besuche empfängt und Audienzen ertheilt, und die unter schöner Allee von schattigen Bäumen in gerader Linie stehenden Wohnungen der fürstlichen Frauen. Zahlreiche Abtheilungen der Leibwache bewachen stets die Eingänge dieses Quartiers, in welches dem Publikum nur an gewissen Stunden der Zutritt verstattet wird. Auf einem Platze der Stadt werden Menschenopfer geschlachtet. Im südl. Theile der Stadt ist der große Sklavenmarkt, dem die Stadt ihren ausgebreiteten Ruf verdankt, und wo man die verschiedenen Sprachen der entferntesten Völkerschaften hört. Die Einw. verfertigen ziemlich schöne Zeuche, die sie aus den Fasern eines Strauches weben und mit dem Safte aus allerlei Pflanzen auf mannichfaltige Weise färben. Der Fürst dieses Staates, welcher damals, als Douville hier war, Angongo Hiala hieß, führt, wie erwähnt, den Titel Jaga *), eine Würde, die weit über der eines Soba's steht. Dieser Jaga von Kassanci ist weit und breit bekannt; alle Völkerstämme der westl. Küste haben von ihm sprechen gehört als von einem furchtbaren Krieger und Fürsten, welcher die meisten Sklaven verkaufe. Sie wissen, daß seine Staaten sich längs des Flusses Kongo ausdehnen, über welchen hinaus ihre geographische Kenntniß ein Ende hat. Wenn der Jaga ausgeht, begleitet ihn stets ein großes Gefolge. Mehre Personen gehen vor ihm her, um alle Steine und sonstige Gegenstände aus dem Wege zu räumen; andere reinigen durch Schwenken großer Fahnen die Luft, welche das Volk eingeathmet hatte; wieder andere tragen Lanzenbündel, als Abzeichen seiner Herrschaft. Er hat eine starke Leibwache, welche theils mit Lanzen, theils mit Bogen und Pfeilen, theils auch mit Flinten bewaffnet ist. Jeden Tag gibt er öffentliche Audienz, berathet sich über Staatsangelegenheiten und spricht Recht. Fast alle Tage geht eine gewisse Art von Kourieren ab, um die verschiedenen, dem Jaga untergebenen Soba's des Landes von seinen Beschlüssen zu benachrichtigen oder ihnen in Beziehung auf Gegenstände, über welche sie ihn um Rath gefragt haben, Antwort zu geben. Alle Bewohner des Landes ohne Unterschied sind den Gesetzen unterworfen, und kein Adeliger oder Beamter darf sich die geringste Bedrückung gegen das Volk erlauben. Uebrigens kann Jeder täglich den Fürsten ungehindert sprechen und ihm seine Klagen oder Beschwerden vorbringen. Nördlich von dem Lande der Kassange setzt Douville die Staaten Kankobella längs des Bankora, eines Hauptnebenflusses des Kongo, und Hume, worin der See Kuffua liegt. Nördlich von Kankobella liegen nach Douville die Staaten Ho, am Riambegi, einem Zuflusse des Kongo, und im Norden von Sala begrenzt. Oestlich von Ho liegt, nach ihm, das Land der Molua's, von Andern Mulva genannt, dessen eine Hälfte der König, die andere die Königin regiert. Beide Herrscher bewohnen besondere Residenzen, wo Menschenopfer häufig sind. Von dem Lande der Molua's theilt uns Douville Nachrichten mit, ohne daß man jedoch ihre Wahrheit verbürgen könnte. Es liegt in der Nähe des Aequators, erstreckt sich südlich von Bomba über eine Menge gegen Osten und Südosten gelegener Länder, enthält den Zambi, den höchsten Berg, welchen Douville in diesem Theile Afrika's sah (fast 15,000′ hoch), und bildet eins der mächtigsten Reiche in dem innern Südafrika; selbst Völker an der Ostküste sollen die Oberherrlichkeit desselben anerkennen und Tribut zahlen. Die beiden Residenzstädte sind: Yanvo, wo der König wohnt, und Tandi-a-Mua, auch Agattu-Yanvo (Stadt der Weiber), wo die Königin residirt. Yanvo soll die größte Stadt südwärts vom Aequator seyn und Douville gibt ihr über 40,000 Einw. Die Häuser sind im Allgemeinen aus Ziegelsteinen, an der Sonne gedörrt, erbaut; es gibt hier 2 öffentliche Plätze, große Gefängnisse und 2 viereckige, aus Backsteinen erbaute Citadellen. Der Palast des Königs ist sehr weitläufig, besteht aber nur aus einem Stockwerke. Die Residenz der Königin hat eine Citadelle und eine Festung nebst dem weitläufigen Palaste der Königin und 16,000 Einw. Beide Städte sind von Flußarmen umschlossen, welche nach Osten fließen. Im Norden von dem Königreiche der Molua's soll das Königreich Bomba liegen, welches mit dem von Mani-Emugi eins und dasselbe zu seyn scheint und gleichfalls sehr mächtig ist. Die Hauptstadt Bomba soll eben so bevölkert wie Yanvo seyn. Portugiesisch-eingeborene afrikanische Handelsreisende, die in den Jahren 1802—1814 Inner-Afrika von der östlich von Angola liegenden portugiesischen Handelsfaktorei bis zu den portugies. Besitzungen am Zambese durchreisten, kamen durch das Reich Muropua (Mo-Ropua) oder Milua, das östlich von Bomba liegt und unter einem Könige steht, und dann durch das Reich des Cazembe (unter welchem Ausdruck entweder eine königliche Würde, oder der Name des Oberhauptes verstanden wird), dessen Hauptstadt Lucenda heißt. Der Cazembe war am Anfang des 19. Jahrhunderts ein Sohn des Königs von Muropua, eines westlichen, nach Benguela zu gelegenen Landes, das um die gedachte Zeit in Verbindung mit den Moviza's die Suprematie in diesem Theile des innern Tafellandes ausübte, indem sein König alle Nachbarvölker, östlich bis zu den Maravi's zu seinen Vasallen gemacht hatte. Der Cazembe war ein Despot, der seine Gewalt so weit ausgedehnt hatte, daß sogar die Vergnügungs- und Ruhestunden seiner Unterthanen nach seinem Willen geregelt werden mußten (vgl. oben). Die Bewohner dieses Landes sind von den Negern der Ostküste ganz verschieden; sie stehen auf einer höhern Stufe der

*) Wahrscheinlich ist durch Verwechselung des Namens der Würde des Königs mit dem Namen des Volkes die Benennung Jagga's od. Schagga's, als die einer Nation, entstanden.

Kultur, haben in der Musik ein Gefühl von Harmonie und üben den Tanz, ohne, wie es bei den meisten Negervölkern der Fall ist, die Schamröthe zu erregen. Sie haben weder Zauberer, die bei andern Barbaren des Tafellandes, so wie bei den Betschuanen eine große Rolle spielen, noch Priester, wohl aber Götzenbilder. Sie geben zu, während eines ihrer langen und verheerenden Kriege in die Nothwendigkeit versetzt worden zu seyn, Menschenfleisch zu essen; allein dies war ein einzelner Fall und nicht das Resultat besonderer Wahl, sondern der Noth. Auf der Grenze der beiden Reiche Murepua und des Cazembe liegt (nach der Aussage jener portugies. Reisenden) ein Gebirg, das zahlreiche Kupferminen enthält; weiter im Süden sind die Salzmarschen oder Lagunen von Quigila. Nordwestlich von den zuletzt genannten Völkerschaften, in denjenigen Gegenden des Tafellandes, die vermöge der Coanza- und Coango-Ströme (Zaire) bereits auf der westlichen oder atlantischen Abdachung liegen, beginnt das Gebiet der Bundasprache, die für die Negervölker, welche sich etwa vom 10. Grad südl. Breite bis zum Aequator und darüber hinaus, und bis an den atlantischen Ocean verbreiten, das ist, was die Seschuana-Sprache für die Kaffervölker ist, ein gemeinsames Band um eine große Nationalität. Diese Sprache soll aus Kassange, jenem Gebiete des innern Tafellandes, ungefähr unter 5°—8° südl. Br., oder aus Molua, unter 0°—4° südl. Br., stammen, von wo sie durch Menschen verbreitet wurde, die sich der westlichen Länder bemächtigten. Bunda bedeutet aber im Dialekt von Kongo und Angola einen Eroberer, daher Ririmi-a-Bunda, Sprache der Eroberer. Die Eroberer nannten sich aber Molua, d. h. souveränes Oberhaupt (mo, souverän, lua, Oberhaupt) und ihre Sprache Ririmi-Mogialua, d. h. etwa Herrschersprache, von der also die Bundasprache ein, mit Wörtern anderer Sprachen gemischter Dialekt zu seyn scheint. Sie zerfällt ihrerseits wieder in eine Menge von Mundarten, bildet aber, wie gesagt, das allgemeine Verständigungsmittel der verschiedenen Völkerschaften des Binnen-, wie des Küstenlandes, hier vom untern Coango-Strom gegen Norden hin bis zum Aequator; Völkerschaften, die unter den mannichfaltigsten Namen aufgeführt werden, wobei man in den meisten Fällen darüber ungewiß ist, ob sie das Volk, das Land, oder den Herrscher, oder alle 3 zusammen bezeichnen. Namen dieser Art sind, nach ältern Berichten, unter andern: Singas oder Schingas, Matemba (Matimba), Hocanga Mahunga oder Cacongo, was kleiner Herrscher des Meeres heißt, obwohl dieses Gebiet im Innern des Tafellandes liegt. Congo ist eine verderbte portugiesische Schreibart des Wortes Mo-ago, worin die erste Silbe Fürst, die zweite Wasser, Meer bedeutet, daher Fürst des Meeres. Zum Verständniß und zur richtigen Anwendung aller dieser geogr. Namen wäre eine vollständige Bekanntschaft mit der Bundasprache und ihren Dialekten erforderlich, die von dem portugies. Missionär Canecatim grammatisch bearbeitet worden ist. Südlich vom Coanzo herrscht eine andere Nationalität, in der Benguela-Sprache, die, in den Wurzelwörtern verschieden, dem Einfluß der Bundasprache dennoch ausgesetzt gewesen ist, indem sie ein großes Gemisch von Wörtern dieser Sprache in sich aufgenommen hat. Nach all diesem scheint es wohl außer Zweifel zu seyn, daß eine Völkerschaft des Innern von seinem Hochlande herabgestiegen und die Bewohner der Küste überschwemmt und sich unterthan gemacht hat. Aeltere und neuere Berichte führen unter mehren andern Länder- und Völkernamen außer den oben genannten auch noch folgende als dem Tafellande vom 15. Grad südl. Br. bis zum Aequator gehörig an: Bihe, Mocanguelas, Kunhinga, Ungeno ꝛc. Unter der Führung mehrer solcher Regenten oder Häuptlinge, wie der oben erwähnte Jaga ist, stürmten die Völker des Innern über das weite Tafelland und dessen westliche Terrassenabfälle, daher man sie nach der Würde ihrer Anführer wahrscheinlich allgemein Schaggas ꝛc. nannte. Mißverständnisse ähnlicher Art, die aus der Unbekanntschaft mit der Sprache entsprungen sind, lassen sich in großer Menge nachweisen. Alle diese Negernationen stehen, obwohl sie Ackerbau treiben, feste Wohnsitze und mitunter große Städte haben und nur in äußerst seltenen Fällen Nomaden sind, auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur. Eigentlichen Kunstfleiß findet man nur bei dem Moluavolke, das sich mit Bergbau beschäftigt, die Verarbeitung des rohen Metalls und das Schneiden der Edelsteine versteht. Sklavenhandel ist der einzige Verkehr, den sie betreiben; er geht über die Küstenpunkte des portugiesischen Gouvernements Angola, von wo jährlich 30,000 Sklaven ausgeführt werden. Trägheit ist ihr charakteristischer Zug, doch minder bei den Bewohnern des Binnenlandes. Dieser Zug hält sie jedoch nicht von den Beschäftigungen der Jagd ab, deren Ertrag eins ihrer Nahrungsmittel liefert. Krieg ist das allgemeine Losungswort auf dem Tafellande von Afrika; der geringsten Ursache halber beginnt ein Stamm gegen den andern offene Feindseligkeit, wohl hauptsächlich in der Absicht, um Gefangene zu machen, die als Sklaven nach der Küste verhandelt werden. Zügellos im Genusse sinnlicher Vergnügungen, sind diese Negervölker an Verstand schwerfällig, und Nichtsthun ist ihr höchstes Glück. Rauh und barsch ist ihr Benehmen, das in Wildheit und Grausamkeit ausartet. Polygamie ist bei ihnen herrschend, und die Ueberzeugung steht bei ihnen fest, daß das Weib nur zum Vergnügen des Mannes erschaffen sey. Verschieden von den Negern der östlichen Abdachung, sind Zauberei und Gaukelei unentbehrliche Zuthaten ihrer religiösen Vorstellungen, die auf den unvernünftigsten Fetischdienst gestützt sind. Dennoch glauben sie an eine Art von Seelenwanderung, folglich an die Fortdauer nach dem Tode. Ihre Götzenbilder und Fetische, was bald Thiere, bald Pflanzen sind, beten sie jedoch nicht aus Furcht, sondern in der Hoffnung an, dieselben

günstig für sich zu stimmen. Es gibt sogar Tempel, in denen bei besondern festlichen Gelegenheiten die abscheulichsten der Opfer, Menschenopfer, dargebracht werden. Wo diese Neger-Nationen eigentlich an die Betschuana-Völker grenzen, wissen wir zwar nicht, indessen scheinen letztere auf der Nordostseite ihres Verbreitungsgürtels nicht über den Zambeze-Strom hinauszugehen, wenn nicht die Maravi's eine Betschuana-Nation sind, die sich unter der Führung eines Häuptlings, Namens Schangamera, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts furchtbar gemacht und alle Völkerschaften auf der Nordseite des Zambeze verdrängt haben. In dem Hinterlande der Küste von Mozambique, nördlich vom Unterlaufe des Zambeze, wird uns das erste Negervolk unter dem Namen Makua genannt. Allein dieser Name scheint nicht der rechte zu seyn, denn Makua heißt im Seschuanischen ein Weißer, und es sind darunter bei den Betschuanen ohne Zweifel die Portugiesen im Gouvernement Mozambique verstanden. Steigt man, dem Laufe des Zambeze-Stroms entgegen, aufwärts zum Tafellande, so trifft man jenseits des Lupata-Gebirgs zuerst das Land der oben genannten Maravi's, die für Ackerbau und Handel die tiefste Verachtung äußern, nur Viehwirthschaft treiben und von Raub und Plünderung ihrer Nachbarn leben, von Menschenraub, dessen Ertrag sie nach den portugiesischen Posten an der Ostküste liefern, von wo jährlich 5000 Sklaven nach Amerika gehen. — Der von den aufgezählten Völkern, so wie ferner von den Galla's, den Kaffern und den Hottentotten nebst den Buschmännern bewohnte Theil Afrika's, von 10° nördl. Breite an bis 30° südl. Br., von der Südgrenze Nigritiens und Abyssiniens bis zur Nordgrenze des Kaplandes und von den Ostküstenländern und einem Theile des indischen Oceans bis zu den beiden Guinea's und einem Theile des äthiopischen Meeres, welchen man unter dem Namen des innern Südafrika versteht, ist ein im Ganzen noch sehr unbekanntes Land von ansehnlichem Umfange, wovon nur wenige Punkte bis jetzt den Europäern bekannt geworden sind. In den Jahren 1828—1832 hat ein franz. Reisender, der mehrgenannte Douville, einen Theil des innern Afrika von 3° nördl. Br. bis 13° 27′ südl. Br. und von den Küsten von Nieder-Guinea bis 45° östl. L. besucht, doch sind gegen die Wirklichkeit seiner Reise gegründete Zweifel erhoben worden; wenigstens werden seine Entdeckungen, in so weit sie über die bekannten Grenzen der portugies. Besitzungen in Nieder-Guinea hinausgehen, für erdichtet oder doch für unzuverlässig gehalten. Unter andern will er im Lande der Molua's den oben erwähnten hohen Berg Zambi erstiegen haben, der 23° südlich vom Aequator und fast unter 45° östl. L. liegen soll. Auch will er unter 5° südl. Br. und 45° östl. L. einen großen See Quiffua oder Kuffua entdeckt haben, der in einer Gegend liegt, wohin vor ihm noch kein Europäer gedrungen war, dieselben Erscheinungen wie das todte Meer darbietet und ringsum von vulkanischen Bergen eingeschlossen und mit einer Naptharinde bedeckt seyn soll. Späterhin ist der deutsche Reisende Russegger, der 1836—1838 in Diensten des Pascha's von Aegypten die Nielländer in geognostischer Hinsicht untersuchte, südlich von Kordovan, so weit in noch von keinem Europäer betretene Länder vorgedrungen, daß er höchstens 50 Meilen von dem sogenannten Mondgebirge entfernt war, hörte aber daselbst nichts von einem solchen vorhandenen Gebirge, sondern daß vom Lande des Nubas bis zum Ursprunge des Bahr el Bahr el Abiad keine zusammenhängenden Bergketten, bloß isolirte Berggruppen sind. Er hält daher auch das Mondgebirg nur für eine solche Berggruppe und verwirft die gewöhnliche Annahme einer, das das äquatoriale Afrika durchziehenden Centralkette (von welcher das Mondgebirg ein Theil seyn und mit dem Konggebirge zusammenhängen soll) und glaubt, daß alle daselbst befindlichen Gebirge durch große Ebenen von einander getrennt seyen. Von großer Wichtigkeit für die nähere Kenntniß Innerafrika's sind besonders, außer den Bemühungen verschiedener franz., deutscher und brit. Reisenden, die 3 Expeditionen, welche in den Jahren 1840—1843 der Pascha von Aegypten, Mehemed Ali, mit vielen Schiffen und zahlreicher Mannschaft abschickte, um die Quellen des weißen Nils zu erforschen, wodurch ein ansehnlicher Theil Innerafrika's, ein wasserreiches, mit der üppigsten Vegetation ausgestattetes Ländergebiet, bekannt geworden ist, worin Millionen uns bisher völlig unbekannt gebliebener Negerstämme leben, die zum Theil Industrie und Ackerbau treiben und also nicht bloße Nomaden sind, sondern feste Wohnsitze haben. Zugleich wurden dadurch die Quellen des weißen Nils wenigstens bis dahin erforscht, wo derselbe auf der Nordseite eines Gebirgs hervorbricht, welches das sogenannte Mondgebirg oder Dschebel al Komri ist. Gleichzeitig mit dieser Entdeckung an dem Nordabhange dieses Gebirges (unter 4° 42′ nördl. Breite) ergab sich am Südgehänge desselben die Entdeckung eines zweiten großen Stromes, des Goschop, von dessen Existenz man früher nichts wußte, der von der Länge der Donau ist und von den Arabern an der Ostküste Afrika's weithin beschifft wird und seine Mündung in den indischen Ocean in der Gegend von Melinda (etwa unter 5° südl. Br.) hat. Im Jahre 1844 ist er zum erstenmal von einem brit. Seeoffizier befahren worden. Im südöstlichen Theile Innerafrika's ist ein anderes, gleichfalls noch sehr unbekanntes Gebirge, Lupata (s. oben), von welchem westlich man auf den Karten einen großen See, den oben erwähnten Maravi, gezeichnet findet, dessen Daseyn bis in die neueste Zeit auch noch immer sehr problematisch war. Von diesem See hat man jetzt auch einige sichere Nachrichten, wonach er nicht Maravi heißt (indem Maravi der Titel der Häuptlinge ist, die um ihn wohnen, und mißbräuchlich auf den See angewendet wurde), sondern N'jassi, und seine Richtung von Südosten (etwa unter 8° südl. Br.) nach Nordwesten hat, zahlreiche Inseln

enthält und östlich von den Küsten Zanguebar und Mozambique sich ausdehnt. Auf seiner Nordostseite ist das Gebirg N'dschesa, von dessen Spitze in der Entfernung von 8—10 Meilen man denselben erblickt. Auf seiner Südwestseite ist das Reich der Cazembes, und die Bewohner der Küste und der Inseln sollen den allgemeinen Namen Munjassi führen. Seine Breite wird als eine Ruderfahrt von 3 Tagen und seine Länge zu 2 Monaten angeschlagen. Der Boden des Theiles von Innerafrika zwischen 4°—20° südl. Br., welchen die Portugiesen von ihren Besitzungen an der Westküste bis zur Ostküste in einer Richtung durchwandern, ist eine Hochebene, mit einem gemäßigten Himmelsstriche und in mehren Gegenden von Gebirgen durchschnitten. Dieser Theil des Binnenlandes enthält die Quellen des Coango oder Congo, Coanza und des südlichern, gegen Osten strömenden Zambeze, und ein großer See oder mehre Seen geben diesen Strömen den Ursprung. Wahrscheinlich ist der Mururcuru einer der Arme des Zambeze, der nach dem Berichte eines Portugiesen, der das Innere des Landes durchreiste, auch Murufura heißt und in Verbindung mit einem großen, nicht tiefen See steht (vielleicht der Aquilonda oder Zawilanda), dessen Wasser den Reisenden, die einen Tag brauchten, um ihn zu durchsetzen, nur bis an die Hüften ging. Oestlicher unter 10° südl. Br. wird ein großer Fluß Casati erwähnt, westlich vom See Maravi, mit welchem er vielleicht in Verbindung steht. Ein Beweis, daß das innere Südafrika nicht so unbevölkert ist, als man früher gewöhnlich glaubte, sind die vielen Sklaven, die seit langer Zeit jährlich an die Küste zum Verkauf gebracht werden.

Schaghticoke, nordamerik. Ort, W. St., Staat New-York, Grafsch. Rensselaer, links am Hudson; 1820: 2520, 1840: 3390 Ew.

Schagkiamuni (ind. Myth.), s. v. a. Dschakdhamuni, vgl. Burchanen.

Schagkiatubba (ind. Myth.), s. Buddha.

Schagnan, asiat. Landschaft, Usbekistan, Khanat Khunduz.

Schagrin (Waarenk.), s. v. a. Chagrin.

Schagnar (Säugeth.), s. v. a. Jaguar, Felis Onça L.

Schah (pers.), groß, herrlich, daher König, Herrscher, Bräutigam, besonders Titel des Königs von Persien.

Schahabad, östind. Distrikt, Präsidentsch. Kalkutta, Prov. Bahar, im Süden des Ganges, um den Sone, mit der schönen mohammedan. Stadt und dem wichtigen, von den Briten besetzten Fort Buxar (26° 35' nördl. Br. und 101° 31' östl. L.), wo der Militärkommandant der obern Provinzen wohnt. Die Stadt liegt links am Einflusse des wasserreichen Goggra und des bei Rotas (starke Festung) durchbrechenden Sonestusses, der über seine Kieseln von Achaten, Karneolen und Onyxen in die trüben Wasser des Ganges einfließt; mehre hübsche Moscheen, protestantische Kirchen, Missionsstation, berühmter Wallfahrtsort außerhalb der Stadt. In und um Buxar sind viele Christengemeinden.

Schah abadan, asiat. Brunnen, Persien, Irak adschem, östl. von Kaschan.

Schah Achmed, s. Achmed Schah.

Schah Alem (Biogr.), 1) S. A. I., Muhammed Masm, Großmogul, Sohn Aurengzebs, regierte von 1707—12, führte mehre Kriege gegen seine Brüder. Sein Sohn Dschichandor folgte ihm. — 2) S. A. II., Sohn Alemghirs, Großmogul 1760—1806, schlug 1761 die Mahratten bei Pannibet, erlitt jedoch von den Engländern eine Niederlage und mußte sich in ihren Schutz begeben, indem er seine Residenz nach Allahabad verlegte. Im J. 1771 ging er nach Delhi, was zur Folge hatte, daß ihn Ghubiam Khadir, Fürst der Rohilla's, 1778 überfiel und ihm die Augen ausstechen ließ. Dennoch blieb er mit Hülfe der Mahratten und später der Engländer auf dem Throne und † erst 1816, wo ihm sein Sohn Akbar folgte.

Schahan-Schah, armenischer Fürst des 13. Jahrh., Sohn Zacharias, des Kronfeldherrn von Armenien und Georgien, stammte von einer Familie ab, die kurdischen Ursprungs, aber zum Christenthum übergetreten und im Dienste der Könige von Georgien zu den höchsten Würden gelangt war. Alle in Armenien den Muselmännern abgenommenen Eroberungen wurden ihr zu Lehen gegeben, daher sie denn auch Ani, die alte Residenz der Pagratiden, besaß. Beim Tode seines Vaters (1211) zählte S. erst fünf Jahre. Allein sein Onkel nahm sich seiner an, ließ ihn mit seinen eigenen Kindern aufziehn und wachte über sein Vermögen, bis er selbst zur Verwaltung desselben reif genug geworden seyn würde. Als er nun majorenn geworden war, übergab ihm sein Onkel die Stadt Ani sammt dem dazu gehörigen Territorium; zugleich war S. noch Herr von Lorhi, einer armenischen Stadt, welche einst das Erbtheil der pagratidischen Könige aus dem Geschlechte der Kuzikianen gewesen war. S. besaß bei Weitem nicht die Macht, welche sein Vater besessen hatte, denn sie war in den Händen seines Onkels geblieben, welcher sie seinem Sohne Avak übergab. Aber S. beschränkte sich auf seine Souveränität und leistete der Königin Rusudan, die damals Georgien besaß, die Hülfe an Truppen, welche sie ihm gegen die Muselmänner oder gegen die Feinde des Königreichs auferlegte. Wie alle andern armenischen Herren und Vasallen Georgiens mußte sich auch S. den vom Großkhan der Tataren in den Occident entsendeten Feldherren unterwerfen. Indeß geschah diese Unterwerfung nicht freiwillig. Anfänglich hielt er den Krieg mit ihnen aus; allein 1238 wurde er hart gedrängt und selbst in seiner Stadt Lorhi belagert. Da S. durch die Zahl der Barbaren in Schrecken gesetzt wurde, so übergab er die Stadt seinem Schwiegervater, der sie freilich ebenfalls nicht den Händen der Mongolen entziehen konnte und, auf seine eigne Sicherheit bedacht, mit Weib und Kind in eine Festung flüchtete. Darauf belagerten die Tataren auch die Stadt Ani, die sich lange weigerte, ohne den Befehl ihres Fürsten sich zu ergeben, bis zuletzt der Hunger die Willen anders bestimmte. Die Barbaren zogen in die Stadt

ein und ließen außer den Weibern, Kindern und Handwerkern Alles über die Klinge springen. Im folgenden Jahre (1240) erlangte S. durch die Vermittelung seines Vetters Avak, welcher sich schon seiteiniger Zeit der tatarischen Herrschaft unterworfen hatte, den Frieden und wurde wieder in seine Besitzungen eingesetzt, jedoch nur unter der Bedingung, daß er einen Tribut zahlte. Auch war er gehalten, den Tataren mit einer bestimmten Anzahl Truppen auf ihren Unternehmungen zu folgen. Auf diese Weise gelangte S. 1243 mit nach Kleinasien, indem der tatarische Feldherr Batchu-Nuvian gegen den seldschuckischen Sultan von Iconium zu Felde zog. Der übrige Theil des Lebens S.s verstrich im Dienste seiner Gebieter, doch besitzt man keine genauern Aufschlüsse. Nur so viel weiß man, daß er in diesem Zeitraume von Guillaume Rubruquis, welcher als Gesandter Ludwigs des Heiligen, Königs von Frankreich, 1252 an den mongolischen Herrscher Mangu Khan abging, besucht wurde. Auf seiner Rückkehr nämlich von Karakorum passirte Rubruquis, um sich in Cilicien einzuschiffen, den Kaukasus und die ganze Provinz Armenien. Vier Tage nach seiner Abreise v. Nakhdscheman traf er in dem Fürstenthum S.s ein. „Es war dies," sagt er darüber, „ein früher sehr mächtiger georgischer Herrscher, der jedoch nunmehr den Tataren, welche alle seine Ländereien und Festungen zerstört haben, unterworfen und tributpflichtig ist. Sein Vater Zacharias hatte alle diese Besitzungen zum Lohn dafür erhalten, daß er sie aus den Händen der Saracenen befreit hatte. Ich hatte einige Unterredungen mit diesem Sahenna (S.), und er erzeigte mir viel Ehre und Zuvorkommenheit, er seine Gemahlin und sein Sohn Zacharias, welcher letzterer ein sehr ehrenhafter und sehr kluger junger Herr ist". S. † 1261 aus Kummer über seinen von den Tataren ermordeten Sohn Zacharias. Die vier andern Kinder, welche er hinterließ, waren: Avak, Sergius, Ardaschir und Ivane.

Schahar (Geogr.), 1) Stadt, s. v. a. Kumyk; — 2) Gebirg in Arabien.

Schaharbarz, persischer General, berühmt durch die Siege, welche er während der Regierung Khosroes II. oder Khosru Parwiz über die Römer davon trug, lebte zu Anfang des 7. Jahrh. Sein eigentlicher Name war Rumizan und der Name S. nur ein Beiname, der nach der syrischen Chronik des Bar Hebräus od. Abul Faradschy im Persischen einen wilden Eber bedeutet. Da diese Benennung bei den griechischen Geschichtschreibern viele Modifikationen erlitten hat, wie Sarbanazas, Sarbarazas, Sarbarus, Sarbaras, Sarbas od. Barazas, und S. auch außerdem Eheheriaie und Schtruich (d.i. königlich) scheint genannt worden zu seyn, so ist in die Geschichte dieser Person viel Dunkelheit und Verwirrung gekommen. Man kennt weder die Abstammung des Rumizan oder S., noch die Dienste, welche ihm das Vertrauen Khosroes' gewannen, denn letzterer gewährte ihm nicht nur den hohen Rang eines Feldherrn, sondern gab ihm auch seine Tochter zur Gemahlin. Zum ersten Male erwähnt die Geschichte seiner 614, wo er an der Spitze einer großen, von Khosroes nach Syrien gegen die Römer geschickten Armee stand. S. bemeisterte sich Damaskus, und führte die Einwohner dieser Stadt fort in die Gefangenschaft. Im folgenden Jahre bereitete er durch eine noch glorreichere Eroberung der christlichen Welt nicht geringen Schrecken. Seine Truppen marschirten nämlich unter seiner Leitung nach Galiläa, setzten über den Jordan und drangen unter fürchterlichem Rauben und Verheeren bis vor Jerusalem. Da diese Stadt keine Besatzung besaß, so ergab sie sich ohne Schwertstreich. Nachdem S. hier das sogenannte heilige Grab zerstört und die Stadt mit Feuer und Schwert verheert hatte, führte er den Patriarchen Zacharias, das angebliche Holz vom wahren Kreuze Jesu und beinahe die ganze Einwohnerschaft, die alle Arten Leiden zu ertragen hatte, mit sich fort. Im J. 616 erschien S. von Neuem und mit verstärkten Kräften in dieser Gegend. Diesmal wandte er sich gegen Aegypten, drang bis an die Grenzen von Aethiopien und Libyen vor und bemächtigte sich der Hauptstadt Alexandrien. Im J. 622 nahm er einen Theil von Galatien ein, unterjochte den größten Theil von Kleinasien und bemeisterte sich der Insel Rhodus. Jetzt erst ermannte sich der Kaiser Heraclius aus seiner langen Unthätigkeit. Unterstützt von den nördlichen Barbaren, die in seinem Solde standen, und von den Völkern des Kaukasus, wie den Iberiern, Albauiern ꝛc., suchte er endlich den Persern ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen. Sein Plan war folgender: Ohne sich auf die Vertheidigung Kleinasiens einzulassen, das ohnehin durch einen zehnjährigen Krieg ganz verwüstet war, wollte er sich auf dem Pontus Euxinus einschiffen, in Kolchis landen und von da unerwartet in das Herz von Persien eindringen. Dieser Plan gelang ihm, denn er errang so bedeutende Vortheile über die Perser, daß S. seine Generäle, welche in Kleinasien bis nach Bithynien hin standen, zurückrufen mußte. S. marschirte nun gegen Heraclius, um ihn zurückzuwerfen. Er kriegte daher gegen ihn mitten in den Gebirgen Armeniens drei Jahre lang, ohne indessen gewichtige Vortheile erringen zu können, denn der Kaiser wußte die günstige Beschaffenheit des Terrains zu benutzen und ermüdete ihn durch eine Menge Scharmützel und Plänkeleien. Auf diese Weise zwang Heraclius die Perser zur Räumung Kleinasiens. Da beschloß Khosroes 625 eine neue Kraftanstrengung: Konstantinopel selbst sollte diesmal das Ziel der Eroberung werden. S. sollte wiederum der Leiter dieses Unternehmens seyn. Da jedoch der Kaiser Heraclius von den neuen Rüstungen des Khosroes in Kenntniß gesetzt worden war, so erschien er schon beim Eintritt des Frühlings in Armenien und schlug bei Miafarekin oder Martyropolis ein Lager auf, um die Bewegungen des S., welcher sich zum Ueberschreiten des Euphrats anschickte, zu beobachten. Der Kaiser kam dem persischen Feldherrn zuvor. Er nahm seinen Marsch in der Richtung nach Cilicien über Samosate, in der Absicht, sich hin-

ter dem Sarus aufzustellen und S. hier zu erwarten. Letzterer hatte so eben das Defilé des Berges Amanus passirt, als er mit dem Kaiser zusammenstieß. Es erfolgte eine blutige Schlacht, deren Resultat war, daß Heraclius Sieger blieb und den Feind bis auf das persische Gebiet zurücktrieb. Im folgenden Jahre brachen drei neue Armeen über das Kaiserreich herein. Während Heraclius und sein Bruder Theodorus in Armenien und am Kaukasus beschäftigt waren, rückte S. rasch gegen Konstantinopel vor, in der Absicht, sich mit den Avaren, Bulgaren und andern mit dem oströmischen Reiche kriegführenden Völkern in Verbindung zu setzen. Indem nun jene Völker Konstantinopel von der europäischen Seite aus belagerten, bedrängte S. auf asiatischer Seite Chalcedonien. Zwar wurde in der That eine Verbindung und ein gemeinschaftlicher Plan zwischen den beiden Feinden des Kaiserthums verabredet; allein der gänzliche Mangel an Fahrzeugen verhinderte die Ausführung und gegenseitige Hülfsleistung. Dazu leistete Konstantinopel einen verzweifelten Widerstand, was auf den Führer der Avaren so entmuthigend einwirkte, daß er nach einer zweimonatlichen Belagerung den Rückzug für vortheilhaft hielt. S. dagegen harrte trotz allen Mißgeschicks zwei Jahre aus. Indessen war Heraclius von Siege zu Siege geschritten, verfolgte unerbittlich den nicht mehr Stand haltenden Khosroes und drang bis in das Innere von Persien vor. In dieser äußersten Gefahr erblickte Khosroes in der Armee des S. noch seine einzige Stütze; allein sie war zu weit von ihm entfernt. Ein Eilbote, der S. auf das Schleunigste zurückrufen sollte, wurde von den Römern aufgefangen. Dieselben schoben ihm falsche Depeschen unter, welche, anstatt den Befehl zum schnellsten Aufbruch zu enthalten, S. nur den Bericht von angeblichen Siegen des Khosroes und die Aufforderung überbrachten, Chalcedonien in die äußerste Noth zu versetzen. Die sehr unfreiwillige Verzögerung des S. brachte den ohnehin durch seine Feinde gegen ihn schon eingenommenen Khosroes dermaßen auf, daß letzterer einen zweiten Boten an den Legaten des S. absandte, mit dem Befehle, den ungehorsamen Feldherrn umzubringen und die Armee auf der Stelle zurückzuführen. Aber auch dieses Schreiben fiel in die Hände der Römer, welche es jetzt unverändert dem S. zukommen ließen. Dieser fügte nun seinem Namen noch die Namen von 400, gleichfalls zum Untergange bestimmten Offizieren bei und las alsdann denselben das betreffende Schreiben vor. Eine solche Botschaft sollte das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand seyn. S. unterhandelte nun mit den Römern, gab ihnen zwei seiner Söhne zu Geißeln und marschirte nach Persien, nicht mehr als Vertheidiger und Feldherr des Khosroes, sondern als der Vollender von dessen Ruin. Indeß war dies nicht mehr nöthig, denn die vielfachen durch die Römer erlittenen Niederlagen des persischen Königs riefen gegen den letztern eine allgemeine Erhebung hervor, und als S. an den Ufern des Euphrats anlangte, war Khosroes schon nicht mehr. Sein Sohn, der ihn umgebracht, regierte bereits. Dieser Fürst, Namens Schiruich oder Siras, herrschte aber nur acht Monate. S. hatte sich für ihn erklärt und ihn unterstützt und ließ nach seinem Tode ein kleines Kind, Ardeschir, den Sohn des Siras zum Könige ausrufen. Aber bald wurde er es müde, einem Schattenkönige zu gehorchen, brachte den jungen Fürsten um u. nahm die Zügel der Herrschaft selbst in die Hand. Allein dieser kühne Schritt machte gegen ihn die Eifersucht der übrigen Großen und den Haß der Nation rege, so daß auch er nach einer Regierung von 1 Monat und 7 Tagen ermordet wurde. Den Thron nahm nun eine Tochter des Khosroes, Namens Purandokht, ein.

Schahband, Provinz und Stadt, s. Ghorat.

Schah-Bender (pers., Staatsw.), Generaleinnehmer der Einkünfte, Zölle und Tribute.

Schah-Dagh, asiat. Berg, im Kaukasus (s. d.).

Schah Dschihan (pers., d. i. König der Welt), s. Dschihan.

Schahey (Schahi), Distrikt und Ort, s. v. a. Urmi.

Schahenar, König von Persien.

Schah Hinschah (persisch), d. i. König der Könige, Titel der alten Beherrscher Persiens.

Schahi (Chaget, Chaez, Zaegi, Münzw.), pers. Silbermünze von der Größe eines Silberkreuzers, auf beiden Seiten mit Schrift bedeckt, = 2 Gr. 1 Pf. Konv., 4 S. = 1 Abbassi.

Schahinkelaa, Schloß, s. Dardanellen.

Schahjehanpur, ostind. Stadt, Präsidentschaft Kalkutta, Prov. Delhi, Distr. Bareilly; gute Schulen, Handel nach Neapel und Gherwal; 50,000 Einw.

Schah Kadir, alter König von Persien.

Schah Kamram, Herrscher von Herat seit 1829.

Schahkuman, asiat. Ort, Persien, Farsistan, südwestl. von Bast.

Schahlimar, Garten, s. v. a. Schachlimar, s. Kaschmir.

Schah Medar, asiat. Ort, Turan, Balkh.

Schah-Nameh, s. Firdusi.

Schahpur (Biogr.), Name einer Menge armenischer Könige, welche meist der Dynastie der Pagratiden angehörten. Wir nennen hier nur die wichtigsten u. verweisen hinsichtlich der übrigen auf den Art. Armenien (Gesch.): 1) S., aus dem Geschlechte der Sassaniden, Sohn Jezdedscherds I., Königs von Persien, war der erste König dieses Geschlechts in Armenien und gelangte auf den Thron im J. 414. Als nämlich Khosru, welcher sich die Armenier nach dem Tode des Bahram S. zu ihrem Könige von dem persischen Fürsten erbeten hatten, ebenfalls mit Tode abgegangen war, so benutzte Jezdedscherd die günstige Gelegenheit, um den Armeniern anstatt des erst zehnjährigen legitimen Thronfolgers seinen Sohn S. aufzudringen. Er hoffte, daß, wenn er seinem Sohn die Krone übertrüge, dieser durch Gunstbezeugungen aller Art die armenischen Großen dazu bewegen würde, dem Christenthume zu entsagen und dafür die Lehre

des Zoroaster anzunehmen. Auf diese Weise wollte er für immer die Armenier an der Freundschaft der Römer verbindern und sie enger an die Interessen Persiens ketten. S. entsprach zwar den Wünschen seines Vaters, allein seine Bemühungen blieben erfolglos. Denn trotz der Feste und sonstigen Lustbarkeiten, welche er den armenischen Großen im Ueberfluß zum Besten gab, erntete er zuerst doch nur Undank und zuletzt nur Verachtung. Seine erbittertsten Feinde waren Adom, der Fürst der Arbzronnier, und Khosroes, der Herrscher von Gardman. So hatte S. vier Jahre lang über Armenien geherrscht, als er erfuhr, daß sein Vater zu Ekesiphon schwer erkrankt sey. Er reiste daher sogleich dahin ab, um seines Erbtheils nicht verlustig zu gehen. Zuvor jedoch ließ er ein starkes Armeecorps unter dem Oberbefehlshaber Aberſam Spanduni in Armenien stehen und gab besagtem Feldherrn den Auftrag, die armenischen Großen gefangen nach Persien zu schicken. Diese Maßregel konnte aber nicht in Ausführung gebracht werden, indem die persischen Großen unter Anführung des tapfern Generals Nerses Dschidschradkat siden persischen General besiegten und so wenigstens auf einige Zeit ihr Land von fremder Herrschaft säuberten. Nicht glücklicher war S. in seiner Heimath: er fiel als Opfer des Verraths inmitten der Wirren, welche den Tod seines Vaters begleiteten, und ließ den persischen Thron seinem Bruder Behram V., welcher der berühmte Behram Gur war. Nach der Abreise S.s blieb Armenien drei Jahre lang königlos, bis im J. 422 Ardaschес, der Sohn des Bahram S., den Thron bestieg. — 2) S., Sohn des Sempad, wurde 782 Fürst der Provinz Sher, welche seit Jahrhunderten in den Händen der Pagratiden war. Er nahm thätigen Antheil an den Kriegen seines Bruders Aschod gegen die Araber und fiel 818 in einer Schlacht. — 3) S., Enkel des Vorigen, Sohn des Aschod, schrieb eine allgemeine Geschichte von Armenien, deren der Patriarch Johann VI. in der Vorrede zu seiner Geschichte desselben Landes mit großen Lobsprüchen gedenkt. Man findet zu Paris in der königlichen Bibliothek unter Nr. 86 der armenischen Manuskripte ein Fragment, welches zu der von S. geschriebenen Geschichte zu gehören scheint. — Uebrigens ist der Name S. der nämliche wie Sapor und heißt auf deutsch Königssohn. Man findet ihn auch auf Monumenten und auf Denkmünzen der sassanidischen Könige Schahpuhr geschrieben. Die Armenier schreiben und sprechen Schabuh.

Schah Roch (Schah Rukh), Timuride, seit 1396 Herrscher von Khoraſſan, 1409 — 46 Herrscher von Persien.

Schahrud (Geogr.), 1) asiat. Ort, Persien, Taberistan, nordöstlich von Damghan; — 2) Fluß daselbst, bildet mit dem Kisil Osen den Sefid Rud.

Schah Schenedah, König von Persien 631 v. Chr.

Schah Schudscha, Fürst, s. Schudscha.

Schahrikah Bahragan, König, s. Arabien (Gesch.).

Schaibek Khan, Gründer des Reichs der Usbeken, stammte ab v. Dschudschy oder Tuschi, dem ältesten Sohne des Dschengisk Khan, war der Enkel von Abul Khair und Khan von Turan am Aralgebirge und am Flusse Jaik. Als Abul Khair im Kampfe mehren benachbarten Fürsten unterlegen war, die ihn tödten ließen, bemächtigte sich zwar der Sultan Burga, einer seiner Verwandten, eines Theils seiner Besitzungen, allein S. kehrte in die Staaten seines Großvaters zurück, und alle Stämme unterwarfen sich ihm. Nachdem er den Sultan Burga auf einer Jagdpartie überfallen und getödtet hatte, dachte er auf die Erweiterung der Grenzen seiner Herrschaft. Als er nun im J. 1482 erfuhr, daß Mawahr al Nahr durch innere Kriege (zwischen den Söhnen u. Enkeln des Abu Said, eines Nachkommens des Tamerlan) zerrissen u. geschwächt wäre, machte er einen Angriff auf diese umfangreiche Provinz und bewerkstelligte ihre Eroberung im J. 1504. Als später sich die Söhne des Sultan Hussein Mirza, eines andern Nachkommen des Tamerlans, um ihr Erbtheil stritten, benugte S. wieder die günstige Gelegenheit zur Vergrößerung seiner Macht. Er griff im J. 1507 Khoraſſan an, besiegte Badi Ezzamman, einen von Husseins Söhnen, vertilgte alle übrigen timuridischen Fürsten, welche in seine Hände fielen, und blieb trotz der heldenmüthigen Anstrengungen Mirza Baburs, welcher gezwungen nach Kabul zurückkehrte, endlich Meister von Khoraſſan. Entweder erst jetzt, wie Abul Gazi berichtet, oder schon vor der Eroberung von Khoraſſan, was wahrscheinlicher ist, wurde S. auch Herrscher über Kharizin. Auf diese Weise gelangten die seiner Fahne folgenden Usbeken wieder in die Länder, welche einst Tamerlan ihren Altvordern entrissen hatte. S., welcher nun einer der mächtigsten Fürsten Asiens war, mußte bald die Unbeständigkeit des Glücks erfahren. Denn Schah Ismaël rückte unter dem Vorwande, Badi Ezzamman zu rächen, mit einer starken Armee gegen Khoraſſan heran, lieferte S. bei Meru eine Schlacht und vernichtete ihn sammt dem größten Theile seines Heeres im Monat Schaban des 916. Jahres der Hedschra (Nov. 1510).

Schaibing, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Wegscheid; 160 Einw.

Schaiblingshausen, würtemberg. Dorf. Donaukreis, Oberamt Ehingen; 160 Einw.

Schaid (Ichthyol.), an der Donau s. v. a. gemeiner Weis, Silurus Glanis L.

Schaidauf, Johann, Bildhauer von Diessen in Oberbayern, arbeitete in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts für mehre Kirchen. In der Klosterkirche zu Fürstenfeldbruck sind die 12 Apostel in Gyps von ihm. † um 1805.

Schaidt, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kanton Kandel; Eisensteingrube, Mühle; 1400 Einw.

Schaik (arab.), s. v. a. Scheik.

Schaiki (Seew.), s. v. a. Saika.

Schaimbach, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Rain; Mühle; gegen 100 Einw.

Schainbach, würtemberg. Pfarrweiler, Jaxtkreis, Oberamt Gerabronn; 160 Einw.

Schaippach, bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Lbgr. Gemünden; Sinnbrücke, Mühlen; 220 Einw.

Schaissewani, Volksstamm in Karabagh (s. d.).

Schaiten, s. Mohammedanische Sekten.

Schaizar, asiat. Ort, Persien, Khusistan, nordöstlich von Dorak.

Schajar, Stadt, s. Turfan.

Schajo, Fluß, s. v. a. Sajo.

Schajuk (Geogr.), s. v. a. Schayuk.

Schaka (ind. Myth.), s. v. a. Saka.

Schakal (Säugeth.), s. v. a. Goldwolf, Canis aureus *L.*

Schakalvogel (Ornith.), s. v. a. Falco (Buteo) Jackal *Daud.* et *Shaw*; s. Buteo.

Schakan (v. Ungar.), der obere krückenförmige Theil eines Spazierstocks, auch der Stock selbst, weil die Heiducken sonst dergleichen Stöcke trugen.

Schakasser (Schakawser, ind. Rel.), König von Ayudhia, war grausam und gottlos und bedrückte die Brahminen. Seinen Schwager, den Brahminen Dschamadagni, der ihn eben erst bewirthet, wollte er zwingen, ihm die Kuh des Ueberflusses zu überlassen; die Kuh jedoch schlug alle seine Heere in die Flucht und schwang sich zuletzt zum Himmel zurück, worauf S. den Brahminen ermorden und seine Hütte zerstören ließ. Parasu Rama, des Dschamadagni Sohn, rächte seines Vaters Tod an S. und beschloß zugleich, die ganze Kriegerkaste zu vertilgen.

Schake und Zusammensetzungen, s. v. a. Schacke.

Schaked (hebr., Bot.), s. v. a. gemeiner Mandelbaum, Amygdalus communis *L.*

Schakenbruch, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Rosenberg; Vorwerk; 120 Einw.

Schakenborg, Grafschaft, s. Tondern.

Schakeningken, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kreis Tilsit; 220 Einw.

Schakin, Volk, s. v. a. Scheygya.

Schakkarillrinde (pharm. Bot.), s. v. a. Cascarillae cortex (s. d.).

Schakko, s. v. a. Kaiserkanal.

Schako, s. v. a. Czakow.

Schakra (Ciakra, Subarsun, ind. Myth.), Symbol des Wischnu (s. d.).

Schakravanni (ind. Myth.), der das Schakra Tragende, Beiname des Wischnu.

Schaksdorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Luckau; Vorwerk; 160 Einw.

Schaksegel, s. Segel.

Schaktas, s. Religionssysteme der alten Indier, vgl. Sanskrit.

Schakti, s. v. a. Sakhti.

Schaktibhakter (Paraschaktisten), Sekte der Hindu's, welche die Schakti (Bhawani) vorzüglich verehrt.

Schaktschamani (ind. Myth.), s. v. a. Dschakdhamuni.

Schaku (Ornith.), s. v. a. Jacu, Untergattung von Crax *L.* (s. d.), s. v. a. Penelope *Merr.*

Schakud (ind. Myth.), s. v. Sankha.

Schakuhnen (Geogr., preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Heidekrug; Windmühle; 360 Einw.; — 2) (Klein-S.), daselbst; 140 Einw.

Schakummen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Goldap; Windmühle; 180 Einw.

Schakwerk (Schiffsb.), die Verzahnung oder Zusammenfügung der einzelnen Masten od. Rahen mittelst in einander greifender zahnähnlicher Einschnitte.

Schakwitz (Geogr.), österr.-mähr. Dörfer: 1) (Sschakwice, Czyczowice), Kr. Brünn, Herrschaft Pawlowitz; 760 Einw.; — 2) Kr. Znaim, Herrschaft Lechwitz; 200 Einw.

Schal (Wörterkl.), von geistigen, flüssigen Körpern, wenn sie den ihnen eigenthümlichen kräftigen Geruch und Geschmack verloren haben, bildlich auch s. v. a. geistlos, kraftlos.

Schal (Geogr.), Distrikt, s. Sarawan.

Schal (Ichthyol.), s. v. a. Silurus Schal *Schneid.*, Synodontis Schal *Cuv.*

Schalach (Ornith.), s. v. a. Reiher, Ardea *L.*

Schalaster, 1) (Ornith.), s. v. a. Elster, Corvus Pica *L.*, Pica caudata *Briss.*; — 2) (Bot.), auch Schalasterbeere, s. v. a. Traubenhollunder, Sambucus racemosa *L.*

Schalaue, zweiter Sohn Wiedewuts, s. Preußen (Gesch.).

Schalaune (Scholana vestis, Sittengesch.), kurzer, ärmelloser Mantel, den sonst die Schüler, namentlich die Alumnen der sächsischen Fürstenschulen trugen.

Schalaykoi (S. Noß), asiat.-russ. Vorgebirg, Sibirien, Kr. Ochotsk, bildet die östliche Spitze des Tschasonbusens.

Schalbauch (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Lepadogaster *Gouan.*

Schalblech, 1), eiserner, platter Beschlag auf der Vorder- und Hinteraxe des Rüstwagens; — 2) ein ähnliches Blech auf dem Schemel der Kutschen, um die Reibung am Obergestell zu vermindern.

Schalbret, 1) die beiden äußersten Breter, die zu jeder Seite eines Baumstammes abgeschnitten werden und daher nur auf der inneren Seite eben sind; zuweilen heißen diese beiden äußersten Breter Schalstücke und die zwei nächstfolgenden S.er; — 2) überhaupt dünne, schlechte Breter, die zum Beschlagen der Bogengerüste, zu leichten Wänden (Schalwänden) ꝛc. gebraucht werden.

Schalbruch, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Heinsberg; 380 Einw.

Schalch (Biogr.), 1) Johann Heinrich, Wachsbossirer von Schaffhausen, machte sich durch Bildnisse und durch seine lebensgroßen Figuren und Gruppen bekannt, welche er in ganz Europa zur Schau ausstellte. Dieses sein Wachsfiguren-Kabinet hielt er für das ächte Wunder der Welt. Lebte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. — 2) Johann Jakob, Landschaftsmaler, geb. zu Schaffhausen 1723, Schüler von Schnäzler und Hamilton, besuchte Holland und England und kehrte erst 1770 in die

Heimath zurück, wo er zuletzt erblindete und in den dürftigsten Umständen †. S. malte in Breughels und in Hamiltons Manier Landschaften, Figuren und Thiere und arbeitete alles auf das Feinste aus. Es finden sich auch schöne Zeichnungen und radirte Blätter von ihm.

Schalcha, Distrikt und Kolonie, s. Tschetschenzen.

Schalders, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Brueck, Ldgr. Brixen, in einem schönen Thale; 380 E.

Schaldiele, s. v. a. Schalbret.

Schalding (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Königs-S.), R.-B. Niederbayern, Ldgr. Wilshofen; 150 Einw.; — 2) daselbst und Passau II., am rechten und linken Donauufer; 160 Einw.

Schale, 1) hohles Gefäß, dessen innerer Raum den Abschnitt einer Kugel bildet oder dessen Form ähnelt, nach dem verschiedenen Gebrauch benannt, z. B. Kaffee-S., Zucker-S. ꝛc.; — 2) so viel von einer Speise oder von einem Getränke in ein solches Gefäß geht; — 3) (Kochk.), s. Kaltefchale; — 4) (Hüttenw.), s. v. a. Pechsohle; — 5) s. v. a. Wagschale; — 6) (Kupferb.), die vertieften Kupferscheiben, woraus Kessel geschlagen werden; — 7) auf der Oder gebräuchliche Fahrzeuge; — 8) die zarte rundliche Bedeckung über einem weichern Körper, z. B. Hirn-, Augern-, Nuß-ꝛc. S.; — 9) die hornartige Bekleidung des unteren Theils des Fußes bei Thieren mit gespaltenen Klauen; — 10) s. Mollusca; — 11) (bot. Term.), s. v. a. Tunica; — 12) (Metallarb.), s. v. a. Mantel; — 13) die dichte, aber dünne Bedeckung eines Gegenstandes, z. B. des Obstes; — 14) die beiden steifen Seitentheile eines Büchereinbandes, der Bücherband selbst oder eine ähnliche Bedeckung, in die nur einzelne Blätter eingelegt werden; — 15) s. v. a. Messerschalen; — 16) runde Vertiefungen zwischen den Zuckerpfannen, worin sich der überlaufende Zucker sammelt; — 17) s. Preffe; — 18) eine Wand oder ein Klumpen Erz, der sich von dem übrigen Gestein ablöst; — 19) s. v. a. Schalblech, Schalbret, Schalholz; — 20) eine der unteren Bordplanken eines Flußkahns, die unter einem stumpfen Winkel an den Boden desselben gesetzt sind; — 21) s. Mast.

Schale (Thierarzneik.), Geschwulst am Kron- und Unterköthengelenk.

Schale (Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Provinz Westphalen, R.-B. Münster, K. Tecklenburg, an der Aue, Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens; 3 Jahrmärkte; 550 Einw.

Schale (Biogr.), Christian Friedrich, einer der gediegensten Musiker, so wie tüchtiger Orgel- und Klavierspieler seiner Zeit, wurde 1713 zu Brandenburg geboren; bildete sich in der Musik anfangs bei dem berühmten Organisten Christian Ernst Rolle in der Altstadt aus, kam im 16. Jahre nach Magdeburg auf die Stadtschule und 1732 nach Halle, um die Rechte zu studiren. Musik blieb jedoch seine Lieblingsbeschäftigung, und Violoncello, Orgel und Klavier waren seine Hauptinstrumente. Im Jahre 1735 folgte er einem Rufe als Violoncellist in die Kapelle des Markgrafen Heinrich. Im J. 1742 wurde er Kammermusikus in der Kapelle des Königs von Preußen zu Berlin und 1760 erhielt er dazu noch die Domorganistenstelle. Er † den 2. März 1800. Seine Kompositionen, die in großem Ansehen standen, bestehen in mehren Koncerten, Solo's, Trio's, Sonaten ꝛc. fürs Klavier, vielen Vorspielen für die Orgel ꝛc.

Schalen, 1) (Bauk.), s. v. a. Ausschalen; — 2) (Messersch.), s. v. a. Beschalen.

Schalenaffel (Entom.), Tausendfußgattung, s. v. a. Glomeris *Latr.*

Schalenblende (Min.), s. v. a. hepatisches Zinkerz oder faserige Zinkblende (s. d.).

Schalengewicht, s. v. a. Schalgewicht 1).

Schalengranit (Geognos.), auch Rapakivi, d. i. Trebernstein, bei Helsingfors in Finnland vorkommende Granitvarietät, welche neben dem Feldspath aus einem denselben ring- oder schalenförmig umgebenden Natrumsilikat (wahrscheinlich Albit) und außerdem aus Glimmer und wenig Quarz zusammengesetzt ist. Vgl. Granit.

Schalenguß, s. Eisengießerei.

Schalenhäutling (Bot.), Bauchpilzgatt., s. v. a. Ostracoderma *Fr.*

Schalenhart (bot. Term.), s. v. a. Testaceus.

Schalenkrebse (Krustac.), s. v. a. Malacostraca, die erste Ordnung der Klasse der Krustaceen, s. Malacostraca.

Schalenlack (techn. Bot.), s. v. a. Schellack, (s. d., und Coccus Lacca *Kern*).

Schalenmehl, s. Mehl.

Schalenmuschel (Mollusk.), Muschelgattung, s. v. a. Tellermuschel, Tellina *L.*

Schalenobst, s. Pomologie.

Schalenpilz (Bot.), 1) Corticium *Fr.*, Untergattung von Thelephora *Ehrh.*; — 2) s. v. a. Tellerpilz, Lecanidion *Endl.*

Schalenpreſſe, s. Preſſe.

Schalenſchneider (Schalenſchröter, Messerschm.), s. v. a. Beschaler.

Schalentalk (Geognos. und Min.), s. v. a. Skolentalk (s. d.).

Schalenthierchen (Zoophyt.), Infusoriengattung, s. v. a. Brachionus *Müll.*

Schalerz, s. v. a. Schale 18).

Schalfick (Schanfigg), schweiz. Thal und Hochgericht, Kanton Graubündten, im Zehngerichtenbund, öffnet sich bei Chur, von Westen gegen Osten, gegen das Hauptthal, steigt stufenweise, beinahe 8 Stunden lang, zwischen dem Hochwang und den Vorsprüngen des Rothorns zum Strela hinan und trennt sich bei Langwies in die beiden Aeste Fondei und Sapün. Südwärts öffnet sich das Hochthal Erosa, neben demselben östlich liegt das Urthenthal. Das S. wird von der reißenden Plessur durchflossen. Es ist die zerrissenste Gegend Graubündtens. Die Bergabhänge sind von etwa 30 Waldbächen ausgespült, zwischen denen Felder, Wiesen und Dörfer liegen. Hinten bei Langwies und höher bei Erosa wird die Landschaft ein Alpengelände. So wild die Natur in diesem Thal ist, so hat es doch in vielen Theilen guten Kornbau. Seine Einw.; die sich auf etwa

1400 Seelen belaufen, sind reformirt und sprechen deutsch. Im Jahre 1652 kauften sie sich von Oesterreich und 1657 vom Bisthum Chur frei. Das Hochgericht umfaßt die Gemeinden Maladres, Kastiel, St. Peter, Peist, Langwies und Prada. Jede der beiden Abtheilungen desselben, Langwies und S. (letzteres ein Dorf hoch auf einer Terrasse an einer steilen Felsenwand), hat seine aus einem Landammann und 12 Geschworenen bestehende Obrigkeit.

Schalfrucht (bot. Term.), auch Schalkern, s. v. a. Karyopse, Caryopsis.

Schalgebirge, blaues (Geognos.), nach Baumer, s. v. a. der Thonschiefer (s. d.).

Schalgewicht, 1) diejenigen Körper, die bei Krämerwagen als Gewicht gebraucht werden; — 2) in Genua Gewicht zu Seide und andern feinen Zeuchen.

Schalhärtling (Pomol.), Art Härtling (s. d.).

Schalhas, Philipp Karl, Landschaftsmaler und Radirer, 1767 in Preßburg geboren, an der Akademie in Wien gebildet, malte Ansichten und Landschaften mit Vieh und Wasserfällen, Bilder, die zu den vorzüglichsten Landschaftsbildern jener Periode gehören. S. † als Professor der Landschaftszeichnung an der Akademie in Wien 1797. A. Herzinger stach nach ihm eine Landschaft mit Vieh und Wasser, dann viele kleine Blätter für eine Reise nach Steiermark und das Monument Loudons. Geiger und Agricola stachen sein Bildniß. Es finden sich auch radirte Blätter von ihm, die mit Geschmack und in einer malerischen Weise behandelt sind. Dann arbeitete er auch einiges in Punktir- u. Tuschmanier. Sein Werk beläuft sich auf gegen 60 Blätter, die in verschiedenen Abdrücken vorhanden sind.

Schalholz, 1) (Bauw.), s. v. a. Stakholz, s. Ausstaken; — 2) s. v. a. Schalbret; — 3) (Bergb.), Stücke Holz, wovon je zwei aus einem starken Klöppel gespalten sind und die im Schacht hinter das Geviere geschlagen werden, um das Erbreich festzuhalten; — 4) (Maschinenw.), am Göpelkorbe die zwischen die Korbhölzer genagelten Stücke Holz, die zur Befestigung jener dienen; — 5) (Wagner.), plattes Stück Holz auf den Axen eines Wagens; — 6) (Forstw.), Holz, von dem schon im Walde die Rinde abgeschält ist, um sie zu Gerberlohe zu benutzen.

Schalig (bot. Term.), s. v. a. Tunicatus.

Schalig-blätteriger Kalkspath (Min.), auch blätteriger Aphrit, s. v. a. Schieferspath (s. d.).

Schalinke, indisches Fahrzeug, dessen Planken mit Bast an einander befestigt sind.

Schalmei, nach Einigen der Name eines musikalischen Instrumentes von 3 Saiten, das mit einem Bogen gespielt wurde und bei den alten Hebräern gebräuchlich war; nach Andern soll es der gemeinschaftliche Name für alle 3saitigen Instrumente gewesen seyn. Etwas Bestimmtes läßt sich darüber nicht aufstellen, um so weniger, als im ganzen alten Testamente fast gar nichts von einem solchen Instrumente oder solcher Instrumentengattung erwähnt wird. Jedenfalls war es ein Instrument, das nur im Volke, nie aber im Tempel in Gebrauch kam.

Schalk (altdeutsch), 1) s. v. a. Knecht, Diener, noch in Zusammensetzungen gebräuchlich; — 2) ein Mensch, der unter dem Scheine der Harmlosigkeit Andern aus Bosheit oder aus Scherz zu schaden weiß; daher die Redensart: er trägt den S. im Nacken; — 3) in Zusammensetzungen s. v. a. arglistig, z. B. Schalksauge, Schalksfreund, Schalksnarr, Schalksrath; — 4) Kohl- oder Krautpflanze, die kein festes Herz ansetzt, obwohl sie sonst üppig gewachsen ist; — 5) weißes Kalkmehl, dem angeflogenen Salpeter ähnlich; — 6) s. v. a. Stütze, Träger.

Schalk (Geogr.), Distrikt, s. Makran.

Schalkanten (Zimmerm.), bei 4kantig behauenem Holze die Ecken, wenn sie nicht ganz scharf zulaufen, sondern noch etwas Runde haben.

Schalkau (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; Schloß, Freischoltisei, Vorwerk, 2 Wassermühlen; 300 Einw.; — 2) sachsen-meining. Stadt, Amt Sonneberg, an der Itz; Kirche, Postexpedition, 8 Jahr- und Viehmärkte; 1040 Einw. Dabei Gut und Ruine Schaumberg.

Schalke, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Bochum; 230 E.

Schalken (Schiffsb.), etwas mit Nägeln befestigen.

Schalken (Biogr.), 1) Gottfried, Genremaler, 1643 zu Dortrecht, wo sein Vater Schulrektor war, geboren, Schüler von S. Hoogstraten und G. Dow. Er scheint sich lange Zeit in England aufgehalten zu haben, ließ sich aber endlich im Haag nieder, wo er 1706 †. Er malte vorzüglich Bildnisse und kleine historische Gemälde, in denen entweder helles Sonnenlicht, oder noch öfter eine Beleuchtung durch Kerzen und Fackeln herrscht, worin er es bis zur Täuschung brachte. Sein Helldunkel ist unnachahmlich; wenigstens wurde er hierin von Spätern selten erreicht; seine Werke nehmen neben jenen eines Dow und Mieris eine ehrenvolle Stelle ein. In England sind noch mehre derselben, worunter jene für den Grafen von Sunderland in Altorp verfertigten, die sieben Todsünden, zu Dallaway's Zeit in der Sammlung zu Oxford aufbewahrt, ausgezeichnet wurden. Die Bilder der Gallerie Orleans sind jetzt ebenfalls in England zerstreut. In der Gallerie des Louvre zu Paris ist eine heilige Familie, wo Joseph das Feuer anbläst. Dann sieht man daselbst Eeres mit der Fackel, die Proserpina suchend, zwei Frauen mit einem Licht und einen Alten mit einem Brief. In der k. k. Gallerie zu Wien sieht man ebenfalls einen Alten, der am Tische bei Kerzenlicht einen Brief liest. Ein zweites Bild dieser Sammlung zeigt ein Mädchen am Fenster, während im Hintergrunde drei Männer beim Scheine der Laterne spielen. In der Gallerie Lichtenstein zu Wien ist ebenfalls ein vortreffliches Nachtstück: Petrus, wie er vor der Magd den Herrn verleugnet. In der Pinakothek zu München sind treffliche Gemälde von S.: das Bild eines Jünglings, welcher einem la-

chenden Mädchen das Licht auslöschen will; dann die reuige Magdalena, ebenfalls ein Nachtstück, die klugen und thörichten Jungfrauen beim Mondscheine mit Lampenbeleuchtung, und die heil. Jungfrau mit dem Kinde, zur Seite ein Engel, wie gewöhnlich in kleinem Formate. Das ausgezeichnete Bild der klugen und thörichten Jungfrauen stammt aus Düsseldorf, wo S. einige Zeit im Dienste des Kurfürsten Johann Wilhelm stand. Für diesen Fürsten malte er auch die büßende Magdalena, dann eine Verspottung Christi, eines der größten Bilder des Meisters, und die den Schmuck von sich legende Magdalena, vom himmlischen Lichte beleuchtet. In der Gallerie zu Pommersfelden ist ein Bild von seltener Zartheit: eine Dame, welche einen Kranz flicht, bei Tageslicht genommen. Die dresdner Gallerie bewahrt ein treffliches Bild eines Mädchens mit Eiern bei Lichtschein. In der Gallerie des Museums zu Berlin ist ein ungemein ansprechendes landschaftliches Bild, eine stille holländische Kanalgegend mit einem angelnden Knaben unter dem Weidenbaume, gegenüber einem Busche von Wasserlilien, auf die sich Schmetterlinge niedergelassen haben. Der Himmel ist mit abendlich dunklen Wolken umzogen. Im Museum zu Amsterdam sind fünf und im Museum im Haag eben so viele Bilder von ihm. Darunter sind mehre von den ausgezeichnetesten Meistern gestochen. Wo sich jene Bilder befinden, die man als Muster seiner feinen Beobachtung der Lichtwirkung angibt, wissen wir nicht. Das eine stellt ein Mädchen dar, dessen Gesicht durch ihren von der Sonne beschienenen Fächer beleuchtet ist, und ein anderes, welches das seine fast ganz durch einen rothen Vorhang erhält. Smith hat das Bildniß des Künstlers in schwarzer Manier gestochen, stehend mit dem Lichte in der Hand, nach dem eigenen Gemälde S.s von 1694. Schenk kopirte dieses Hauptblatt in gleicher Manier von der Gegenseite. In Ploos van Amstels Werk ist sein Bildniß in Kreidemanier. Dann wurden auch mehre andere Gemälde S.s durch den Stich vervielfältigt, von denen Nagler (Künstlerlexikon, Band 15, S. 132 f.) die vorzüglichsten verzeichnet. — 2) Maria, Schwester und Schülerin des Vorigen, malte Scenen aus dem täglichen Leben mit bewunderungswürdiger Zartheit des Pinsels. Ihre Bilder wurden daher in die reichsten Sammlungen aufgenommen.

Schalkenbach (Geogr.), 1) (Ober- und Unter-S.), bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Vilseck; 120 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Ahrweiler; 250 Einw.

Schalkendorf, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Rosenberg; 120 Einw.

Schalkenmehren, preuß. Pfarrdf., Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Daun; Weinfelderkirche, Ruinen des Schlosses Altenberg; 320 Einw.; dabei der 1613 Fuß hohe Mäuseberg mit 3 Kraterseen.

Schalkhaftigkeit (Psych.), eine Gemüths- und Willensbestimmung, in welcher Muthwille und List sich verbinden, um einem Andern eine augenblickliche Verlegenheit, Schrecken, Beschämung oder unangenehme Ueberraschung zu bereiten, ohne jedoch demselben einen wirklichen Schaden und ernsten Verdruß zuzufügen. Die S., die nur mit Gutmüthigkeit gepaart seyn kann, herrscht vornehmlich im Kindesalter und in der muntern Jugendzeit.

Schalkhausen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Ansbach; Mühlen; 340 Einw.

Schalkholz, holstein. Dorf, Norder-Dithmarschen, Landvogtei Heide; 190 Einw.

Schalksberger, s. Frankenweine.

Schalksnarr, s. Hofnarr, vgl. Schalk 3).

Schalkstein, würtemberg. Felsberg, Neckarkreis, Oberamt Besigheim. Der Fleiß hat ihn zu einem der vorzüglichsten Weinberge im Lande gemacht. Selten wird hier ein Weinberg feil, und ein Morgen kostet 4000 Gulden.

Schalkstetten, würtemberg. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Geißlingen; 240 Ew.

Schall (Phys.), s. Akustik.

Schall (Biogr.), I. Gelehrte: 1) Johann Adam, Jesuit und Missionär in China, geboren zu Köln 1591, ging nach Rom und nahm das Ordenskleid 1611. Nachdem er einige Jahre Theologie und Mathematik studirt hatte, schiffte er sich mit dem Pater Trigault 1622 nach China ein. In der Provinz Schensi, wohin er zuerst geschickt wurde, beschäftigte er sich außer seinem Amte hauptsächlich mit dem Studium der Astronomie und leitete den Bau einer Kirche, deren Kosten zum großen Theil von unbekehrten Chinesen gedeckt wurden, weil dieselben bei ihrer Unwissenheit großen Respekt vor S.s mathematischen Kenntnissen hatten. Der Ruf, den er in dieser Beziehung sich erwarb, bewirkte auch, daß er an den Hof des Kaisers gezogen und daselbst mit Abfassung des Kalenders betraut wurde. Diese Stelle verwaltete er erst mit dem Pater Rho gemeinschaftlich, dann, nach dessen Tode, allein, unter drei Kaisern, wovon der eine aus der Dynastie der Ming, die beiden andern aus der tatarischen Dynastie waren. Einen besonders hohen Grad von Achtung und Gunst erlangte S. unter dem ersten mandschu'schen Kaiser Schuntschi. Derselbe ernannte ihn zum obersten Rathgeber und Leiter im Bureau der himmlischen Angelegenheiten, oder, wie sich die Missionäre ausdrücken, zum Präsidenten des mathematischen Gerichtshofes, mit dem besondern Titel: „Magister der subtilen Lehren". Der Kaiser gewann ihn so lieb, daß er ihn jährlich vier Mal besuchte, um sich vertraulich mit ihm zu unterhalten, den Bau der Kirche bewunderte und aus dem anstoßenden Garten Früchte genoß. S. wußte diese Gunst wohl zu benutzen. Er erhielt ein Dekret, welches ihm das freie Predigen des Christenthums gestattete, und konnte die Christenbekehrung auf diese Weise dergestalt fördern, daß von 1650—1664 nicht weniger als über hunderttausend Menschen zu Christen getauft wurden. Anders gestaltete sich die Sache nach dem Tode Schuntschi's unter den folgenden Kaisern; denn letztere übten die umfangreichsten Christenverfolgungen aus. S. selbst wurde angeklagt, daß er die Kühnheit

beſeſſen habe, dem verſtorbenen Kaiſer das Bild eines gekreuzigten Menſchen zur Verehrung darzubieten, wurde in Feſſeln geſchlagen, von einem Gerichtshofe zum andern geſchleppt und ſollte zuletzt erwürgt und in zehntauſend Stücke zerhackt werden. Ein ſolcher Urtheilsſpruch wäre vielleicht ausgeführt worden; allein die zufällige Erſcheinung eines Kometen, ein Erdbeben und eine im kaiſerlichen Palaſte ausgebrochene Feuersbrunſt ſchienen den abergläubiſchen Chineſen eben ſo viel Zeichen des himmliſchen Zornes zu ſeyn und überzeugten ſie von der Unſchuld der Gefangenen. Man ſetzte die eingekerkerten Chriſten daher in Freiheit; allein der Pater S. konnte ſeine Begnadigung nicht ſehr genießen. Von einer Gliederlähmung befallen, wurde er von Neuem angeklagt und mit einem beweglichen Schandpfahle am Halſe vor zwei Gerichte getragen. So viel Plackereien erſchöpften endlich ſeine Kräfte, und er † im zehnten Monde des achten Jahres Khang-hi (15. Auguſt 1669). Er hatte, wie ſpäter auch ſein Nachfolger, der Pater Verbieſt, den Chineſen beim Einfall der Tataren 1636 Kanonen gießen helfen, nahm im Chineſiſchen den Namen Thang-jo-wang und den Beinamen Taowei an und wurde nach ſeinem Tode feierlich beerdigt. In den Büchern, welche er über Aſtronomie, Geometrie und Optik in chineſiſcher Sprache geſchrieben hat (ungefähr 24 an der Zahl), führt er immer einen von ſeinen beiden chineſiſchen Namen; einige davon befinden ſich in der königl. Bibliothek zu Paris. Aus ſeinen Briefen hat man eine geſchichtliche Erzählung des Urſprungs u. der Fortſchritte der jeſuitiſchen Miſſionen in China gezogen; dieſelbe erſchien lateiniſch, Wien 1665, 8. — 2) Karl, Luſtſpieldichter, den 24 Februar 1780 zu Breslau geboren, war der Sohn eines Kaufmanns und widmete ſich erſt ebenfalls der Handelsſchaft, verſuchte ſich aber ſpäter, von ſeiner Neigung angetrieben, in der Dichtkunſt, wurde Redakteur der „Breslauer Zeitung“ und auf einige Zeit Mitdirektor des breslauer Theaters. Später lebte er abwechſelnd zu Breslau und Berlin und † zu Breslau den 18. Auguſt 1833. Er war einer der beſten Kenner des alten Theaterweſens. Von ſeinen kleinern Theaterſtücken haben ſich mehre auf der Bühne erhalten, z. B. „Die ununterbrochene Whiſtpartie“ und „Trau, ſchau, wem“? (Breslau 1817, 2. Aufl. daſelbſt 1823), „Kuß und Ohrfeige“, „Theaterwuth“, Knopf und Flausrock“. — Mit Holtei gab er heraus: Deutſche Blätter für Poeſie, Literatur, Kunſt und Theater, Breslau 1823. — II. Bildende Künſtler: 3) Freiherr von, Maler, blühte in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts, malte für den Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg und für Chriſtian IV. von Dänemark große hiſtoriſche Bilder und Porträts; war um 1639 thätig. — 4) (Schal, Schalle), Jean François, Genremaler, arbeitete um 1790 und noch im 1. Decennium des 19. Jahrhunderts in Paris, wo er durch ſeine Bilder großen Beifall fand. Mehre derſelben ſind im Stiche bekannt. Im Jahre V. der Republik ſtach Godefroy ein gerühmtes Bild, welches einen Vater vorſtellt, der ſeinen Hund erſchlägt, weil er ihn neben ſeinem Kinde mit blutigem Rachen findet. S. † um 1812. — 5) Johann, Zeichner und Miniaturmaler zu Breslau, genoß ſchon um 1812 Ruf. Er malte Bildniſſe und andere Darſtellungen in Miniatur und Aquarell. Dann finden ſich auch ausgezeichnet ſaubere und feine Zeichnungen, die er mit der Feder oder mit Kreide und Tuſch behandelte. Dieſe Blätter hielt man für ganz vollkommen in ihrer Art. — 6) Raphael, Hiſtorienmaler, wahrſcheinlich Sohn des Vorigen, 1815 zu Breslau geboren, ward in Düſſeldorf unter Leitung des Profeſſors Sohn gebildet und lieferte eine bedeutende Anzahl trefflicher Bilder, die ſich durch Innigkeit des Gefühls eben ſo ſehr empfehlen, als durch Schönheit der Zeichnung und der Behandlung. Wir nennen darunter eine Madonna mit dem ſchlafenden Kinde, die Chriſtnacht (Jeſus in der Krippe mit den ſymboliſchen Darſtellungen: Feier der Engel, die Hirten und Könige), beide Bilder von 1837; ferner bis 1839 die heilige Cäcilia, kleine ganze Figur, die lebensgroße Geſtalt der Landgräfin Eliſabeth, wie ſie die Verwandlung in weiße Roſen entdeckt, die heilige Familie mit dem in der Schrift forſchenden Jeſus. Im J. 1840 malte er Chriſtus, den Kelch ſegnend, in einer Kirche zu Bockhorſt in Preußen. Ein ſpäteres Altarbild ſtellt die Himmelskönigin dar, jetzt in der Kirche zu Rellinghauſen. Ueberdies findet man von dieſem Künſtler auch Bildniſſe und Genrebilder. — 7) J. K., Maler und Lithograph zu Berlin, jetzt lebender Künſtler, der ſchon ſeit mehren Jahren durch zahlreiche Arbeiten bekannt iſt. Er malt Bildniſſe und andere Darſtellungen in Oel und Aquarell; ähnlichen Inhalts ſind auch ſeine Lithographien. Die preuß. Regierung gab ihm 1843 ein Patent auf ein für neu und eigenthümlich erachtetes, durch Beſchreibung erläutertes Verfahren bei Darſtellung kolorirter Lichtbilder. — 8) J. K., Maler zu Berlin, bildete ſich an der Akademie daſelbſt und widmete ſich dem Genrefache. Jah lithographirte eines ſeiner Bilder unter dem Namen der Apfelſinenhändlerin, Fol. — III. Muſiker: 9) Klaus, Komponiſt und Violinvirtuos, geboren um 1760 zu Kopenhagen, wurde in den 80er Jahren Koncertmeiſter der königl. Kapelle zu Kopenhagen, in welcher er ſchon einige Jahre vorher als erſter Violiniſt gedient hatte. Später ernannte ihn der König zum wirklichen Muſikdirektor; auch erhielt er 1816 den Titel eines königlichen Profeſſors der Muſik. Er hatte als erſter Muſikdirektor ſowohl die Oper, als auch die Koncerte und Hofmuſiken zu dirigiren und verſah dieſes mühſame Amt in ſo ausgezeichneter Weiſe, daß ihn der König in Anerkennung ſeiner Dienſte zum Ritter des Danebrog-Ordens ernannte. Sein Tod erfolgte im Jahre 1834. Als Komponiſt legte er ein beſonderes Talent für das Ballet und den leichtdramatiſchen Styl an den Tag, und in der That gehörte er bis in die neuere Zeit zu den beſten Balletkomponiſten nicht bloß Dänemarks, ſondern ganz Europa's. Eben ſo trefflich ſind die Exercitien, die er für Violine ſchrieb; ſie ſind Meiſterſtücke ihrer Art und wer-

den nie veralten. Das erste Ballet, das öffentlich erschien, war „L'Idole de Zeilon"; das größte Glück haben von seinen Balletten „Siefried" (1802) und das, welches er 1800 zur Geburtstagsfeier des Königs schrieb, gemacht. Von seinen Opern ist vorzüglich der Domherr von Mailand zu nennen. Außerdem hat er noch vieles Andere, als Koncerte, Duetten, Variationen ꝛc., geschrieben, die aber mehr oder weniger veraltet sind.

Schalladorf, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Kadolz; 400 Einw.

Schallan (Zalany), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Teplitz; 210 Einw.

Schallautzer, Hermes, Architekt, einer der wichtigsten Künstler, welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Wien thätig waren. Er hatte zur Befestigung der Stadt mitgewirkt, und unter seiner Leitung wurden die Wasserkunstbastei, die Kärnthnerthor- und Brunnenbastei und die Elendbastei vollendet. Er † als kaiserl. Baudirektor 1563. Zu seinem Andenken wurde eine Medaille geprägt.

Schallbach, bad. Pfarrdorf, Oberrheinkr., Amt Lörrach, 390 Einw.

Schallbecher, s. v. a. Schallstück od. Schalltrichter (s. d.).

Schallblase (Amphib.), bei einigen Batrachiern die beim Schreien blasenartig sich aufblähende Kehlhaut der Männchen. Sie bildet nur eine Blase bei Hyla, zwei dagegen bei Calamites, Aulatius und Rana.

Schalldeich, s. v. a. Schardeich.

Schalldorf (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Schaltdorf), R.-B. Oberbayern, Ldgr. Ebersberg; 170 Einw.; — 2) R.-B. Niederbayern, Ldgr. Rottenburg; 110 Einw.

Schalleck (Ober-S.), österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Wöllan; 130 Einw.

Schallen, 1) einen hellen, lauten Schall von sich geben; — 2) (Jagdw.), s. v. a. Melden.

Schallen (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Wehlau; über 100 Einw.

Schallenberg, Johann Georg, Maler von Zug in der Schweiz, 1810 geboren und an der Akademie in München unterrichtet, ging dann nach Düsseldorf, wo er um 1836 unter Leitung des Professors Sohn stand und in kurzer Zeit ein tüchtiges Talent entwickelte. Er widmete sich der Porträtmalerei, ist aber auch im historischen Genre mit Lob zu nennen.

Schallenburg, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Weißensee; 470 Einw.

Schallente (Ornith.), s. v. a. gemeine Löffelente, Anas clypeata L., s. Ente.

Schaller (Biogr.), 1) Georg, Formschneider, ein deutscher Künstler, der im 16. Jahrhunderte lebte, aber nach seinen Lebensverhältnissen unbekannt ist. Wir haben ein Blatt von ihm, welches einen Mann in polnischer Tracht vorstellt, mit der Beschreibung: DJser Man ist wahrhafftig gesehen worden zu Kraka u. Preßla, in der kleydung wie er gehet ꝛc. — 2) Anton, Historienmaler von Wien, sollte Töpfer werden, besuchte deshalb die unter Leitung der Akademie stehende Handgewerksschule und kam dann als Lehrling in die k. k. Porzellanmanufaktur, wo der Maler Schulz S.s großes Talent zum Zeichnen und Malen bald erkannte und ihn als den fähigsten unter allen Schülern der Manufaktur dem Direktor Niedermayer empfahl. Dieser setzte alljährlich unter den Zöglingen seiner Anstalt einen Preis aus, welchen ein bestimmtes Bild in Oel gewinnen sollte. S. gewann den zweiten Preis, zeigte sich aber bald des ersten würdig und war von nun an der Schützling Niedermayers, der ihm die Ausführung mehrer historischer Gemälde auf Porzellanplatten übertrug, deren einige in den Besitz des Herzogs von Sachsen-Teschen kamen. Nebenbei zeichnete er mit gewissenhafter Genauigkeit nach antiken Vorbildern und nach der Natur, studirte mit eben so großem Eifer Anatomie und wurde zuletzt in diesen Theilen der Kunst so vollkommen, daß man ihm die Professur der Anatomie und der Elementarzeichnung an der k. k. Akademie übertrug. Von nun an widmete er seine Thätigkeit dem Unterrichte und der Oelmalerei. In einigen Kirchen Oesterreichs sind Altarbilder von ihm, darunter namentlich ein schönes Gemälde der Himmelfahrt Mariä, welches nach Mähren kam. Ein anderes gerühmtes religiöses Bild, 1833 ausgeführt, zeigt den heiligen Stephan, wie er Almosen austheilt. Ein großes historisches Bild, welches den Androclus vorstellt, wie ihm in der Wüste der Löwe Nahrung bringt, kam in den Besitz des Dr. Steinbauer in Wien; eine halb lebensgroße Venus, vielleicht das schönste Malwerk des Meisters, erwarb der berühmte Irrenarzt Dr. Gern. Ein anderes treffliches Gemälde, Eigenthum der Familie des Künstlers, stellt die drei Grazien dar, wie sie den Amor in einem Korbe mit Rosen finden. Dann finden sich von seiner Hand auch viele geistreiche Zeichnungen, mehre in der Sammlung des Herzogs von Sachsen-Teschen. S. war Mitglied dieser Akademie und Korrektor an der Schule des historischen Elementarzeichnens. Er † 1844 im 72. Jahre. — 3) Johann, Bildhauer, Bruder des Vorigen, 1777 zu Wien geb., sollte das Uhrmacherhandwerk erlernen, nahm aber an dem Unterricht für Handgewerke in der Verzierungsskulptur, den damals Hagenauer leitete, Theil und trat bald darauf in die Elementarklasse für Figurenzeichnungen an der k. Akademie und nach etwa 2 Jahren als Lehrling in die Porzellanmanufaktur ein. Vom Professor Caucig durch Rath und That unterstützt, versuchte er sich bald in eigenen Kompositionen und erregte durch eine drei Fuß hohe Figur des Philoctet so sehr Caucigs Beifall, daß er S. dem Kurator der Akademie, Grafen Cobenzl, empfahl, worauf ihm die Pensionärstelle in Rom nach Kiesling zugesichert wurde, zu welcher er aber erst 1812 gelangte. Ende 1807 übertrug ihm der Direktor der Porzellanmanufaktur, der nachmalige Hofrath Niedermayer, die durch Grassi's Tod erledigte Stelle eines ersten Modelleurs der Manufaktur; allein S. lehnte im Vorgefühle

seiner höhern künstlerischen Laufbahn diese Stelle dankbar ab, und seit dieser Zeit blieb Riedermayer sein wärmster Freund und Gönner. Durch die Unterstützung des Direktors entstand der Guß des Philoctet in weichem Metall und eine Büste Hofers aus tyroler Marmor. Diese Arbeiten hatten sich des Beifalls des Kurators zu erfreuen, und S. erhielt den Auftrag, für das Piedestal zu Kiesslings Gruppe „Venus und Amor“ im Belvedere ein Basrelief in Marmor auszuführen, die Venus vorstellend, wie sie, von Diomed verwundet, zu Mars kommt, jetzt im Rondele des Belvedere. Dieses Basrelief empfahl den Künstler auch dem nachfolgenden Kurator, dem Fürsten Metternich, und 1812 erhielt er die Pensionärstelle in Rom, wo er über 10 Jahre verweilte. Hier führte er auf Kosten des Staates die berühmte Marmorgruppe des Bellerophon, die Chimäre erlegend, aus, die im Salon des Glashauses im Kaisergarten aufgestellt wurde. Dann fertigte er den schönen Genius des Todes am Grabe der Freiin von Pillersdorf in Hietzing, den Amor, wie er einen Pfeil aus dem Köcher nimmt, eine aus dem Bade steigende Venus, höchst anmuthsvolle Figur, und die kolossale Büste des Fürsten Karl von Schwarzenberg, für die Walhalla. Nach seiner Rückkehr aus Rom wurde ihm 1823 die eben offene Professur der Bildhauerei an der k. k. Akademie verliehen; später wurde er zum Rathe derselben ernannt und von mehren Akademien zum Mitgliede derselben erwählt. Unter die früheren Werke nach seiner Rückkehr gehört die kolossale Büste des Grafen Friedrich von Trautmannsdorf, Bevollmächtigten beim westphälischen Friedensschlusse und Gesandten zu München, für die Walhalla des Königs von Bayern bestimmt; das Modell der Madonna für die Säule im Burgglacis; die Büste des Grafen Anton von Apponyi und des Erzbischofs Ladislaus Pyrker. Spätere Werke sind die Statue des Andreas Hofer in der Hofkirche zu Innsbruck, von 1831—33 ausgeführt; die heilige Margaretha in Metall auf dem Brunnen des Vorstadtgrundes St. Margarethen (1836); die Erzstatue Kaiser Franz I., Denkmal in Stanislawow in Galizien (1837); zwei kolossale Cherubim aus Holz für die Dominikanerkirche in Wien und zwei kleine in der Kirche zu Altmannsdorf (1838); die Gruppe der Vindobona) und des Danubius im Maschinengebäude der Kaiser-Ferdinands-Wasserleitung und das Modell einer Brunnennymphe (1842); die Statuette des Dichters Raymund in Metall und jene des Marschalls Marmont, beide von 1841. In diese Zeit gehört auch eine unvollendete Venus in carrarischem Marmor. An diese Werke reihen sich dann die meist kolossalen Büsten des Kaisers Franz I., für Rothschild 1826, für die Kaiserin Mutter und für die Stadt Brünn 1830; des Fürsten Metternich für die Walhalla, 1827; des Grafen von Kinsky für die W.-Neustädter-Akademie in Bronce, 1828; des Fürsten Joseph von Schwarzenberg, 1834; des Hofraths v. Hammer, des Direktors Rebell, des Generals Jermolof auf dem St. Marxer-Friedhofe, 1835, u. des Kaisers Ferdinand I. im kaiserlichen Ornate in Marmor, 1839. S. † zu Wien 1842. Das Bildniß des Künstlers ist in der Porträtsammlung des königl. sächs. Hofmalers Vogel von Vogelstein, 1819 gezeichnet. — 4) Eduard, Historienmaler, Sohn des Vorigen, 1802 zu Wien geboren und an der Akademie daselbst zum Künstler gebildet, bis er 1826 einem Rufe der Fürstin von Auersperg nach Moor in Ungarn folgte, wo er 2 Jahre Unterricht im Zeichnen und Malen ertheilte und auch einige historische Bilder und Porträte malte. Im Herbste 1828 reiste er mit der genannten fürstl. Familie nach Prag, wo er bis zum Herbste 1831 verweilte und viele Werke ausführte, die in Zeichnungen, in kleineren religiösen und romantischen Gemälden und in zwei großen Kirchenbildern bestehen. Im Herbste des genannten Jahres reiste S. über München nach Rom und Neapel, um die Hauptwerke der italienischen Schule kennen zu lernen, kam aber 1832 wieder nach München zurück, wo er unter Cornelius seine Ausbildung vollendete. Das erste Gemälde, welches er in München ausführte, stellt Moses dar, wie er die Gesetztafeln empfängt, ein sehr schönes Altarbild. Dann malte er nach Grimms Volkssage den wilden Jäger, der im Harzgebirge in den Lüften jagt, eine reiche, lebendige Komposition in einem Raume v. ungefähr 3 F. ins Gevierte. Dieses schöne Bild befindet sich jetzt im Besitze seines Bruders Ludwig S. Seit dem Jahre 1836 befindet sich S. wieder in Wien, wo er den Ruf eines der vorzüglichsten Meister der religiösen Schule behauptet. Er folgt indessen nicht ausschließlich dieser Richtung, sondern neigt sich zum Romantischen hin und liefert in dieser Weise nicht weniger Ausgezeichnetes. In seinen Hauptwerken gehören zwei Altarbilder, welche der regierende Fürst von Schwarzenberg durch ihn malen ließ. Das eine stellt die heil. Anna mit der kleinen Maria dar, ein Bild von ächt religiösem Gefühle, das andere zeigt den heil. Wenzel in der Glorie mit zwei Engeln, in gleichem Geiste gemalt. Dieses Gemälde vollendete S. 1844 und 1845 eine zweite Darstellung der heil. Anna mit Maria, von verschiedener Anordnung und in größerem Formate. Dieses Bild, eines der schönsten der neueren deutsch-religiösen Malerei, bestimmte der Kaiser für die Missionskirche in Said in Oberegypten. Ein etwas früheres Gemälde stellt die Jünger von Emaus dar, für einen Altar zur Frohnleichnamsprozession bestimmt, welches demnach alljährlich in Wien aufgestellt wird. Unter den geschichtlichen Darstellungen, in Form der Kabinetsstücke, nennen wir seinen Richard Löwenherz und Blondel und das Bild Leopolds des Erlauchten, wie er dem Kaiser Otto, der durch einen Bären in Lebensgefahr kam, den Jagdspieß reicht, im Besitze des Kaufmanns Hartmann. Das Bild, welches die bekannte Legende von Rudolf von Habsburg und dem Priester vorstellt, 1841 gemalt, ist in großem Formate. Auch nennen wir die freundlichen Malereien im Hause des Herrn Preleuthner zu Wien, die allegorischen Gestalten der Architek-

tur, Malerei und Skulptur, 1842 auf weißem Grunde nach Art der pompejanischen Malereien in lebhaften Farben gemalt. Dann fertigte S. auch viele Zeichnungen, z. B. für Zieglers „Geschichte von Oesterreich", für Pyrkers „Legenden der Heiligen", mit Holzschnitten nach verschiedenen Meistern, Wien 1842. D. Stäbli stach nach ihm die heil. Jungfrau in einem Medaillon. — 5) Ludwig, Bildhauer, Bruder des Vorigen, den 13. Okt. 1804 zu Wien geboren und an der Akademie daselbst gebildet, erwarb sich durch seine Statue des Perseus mit dem Medusenhaupte den akadem. Preis und begab sich 1828 zur weiteren Ausbildung nach München, wo er bald den Ruf eines ausgezeichneten Künstlers seines Faches gründete. Zu seinen ersten Werken gehören einige Büsten, worunter jene der Königin Therese von Bayern, in großem u. kleinem Formate, besondern Beifall erhielt. Hierauf erhielt er vom Könige den Auftrag, zwei Säle der Pinakothek mit Basrelief zu verzieren, deren Inhalt im Allgemeinen aus dem Leben berühmter Maler genommen wurde. S. hatte die Aufgabe, in dem ersten Saale den Jan van Eyck und in in dem anderen Dürer und Holbein bildlich einzuführen. Um diese Zeit entstanden auch einige Statuen in Gyps, wie jene des Heilandes, der Euridice, der Psyche und der Hygea. Von ausgezeichneter Schönheit und Ursache zu zahlreichen Bestellungen sind vier Reliefs, welche in Rundungen Sternbilder darstellen, nämlich die Jungfrau mit dem Sirius, den Hesperus, den Morgenstern und die Locken der Berenice. Diese schön gedachten und in ernstem würdigem Style behandelten Reliefbilder zieren das neue Akademiegebäude in Karlsruhe, auch in mehren Gypsabgüssen vorhanden. Die beiden ersten dieser Bilder sah man zuerst auf der münchner Kunstausstellung 1832, und sie gefielen so allgemein, daß dem Künstler ein ähnlicher Auftrag für den Königsbau in München zu Theil wurde. Man sieht hier an der Decke des Schlafgemaches der Königin vier Basreliefs, welche die Baukunst, die Malerei, die Plastik und die Naturwissenschaft vorstellen. Im Akademiegebäude zu Karlsruhe ist auch ein unter Aufsicht von Schwind nach S.s Komposition gemalter Fries mit ungefähr 3 Fuß hohen Figuren, die olympischen Spiele nach Pindar vorstellend. Das Ganze ist im hetruriſchen Style behandelt, die Figuren roth auf braunem Grunde. Eben so reiche Kompositionen unternahm S. auch für das neue Museumsgebäude in Pesth, wo das Giebelfeld und ein langer Fries Beweise seines fruchtbaren Talentes liefern. Von seinen Büsten nennen wir die im Auftrage des Königs von Bayern für die bayerische Ruhmeshalle ausgeführten von Veit Stoß, Peter Canisius, Hans Burgkmaier und Joachim Sandrart, kolossal aus Schlandersmarmor gefertigt; ferner eine weibliche Büste, jene der Emma von Koch-Sternfeld, der schönen, aber zu frühe verblichenen Tochter des bekannten Gelehrten und Legationsrathes Koch-Sternfeld. Eben so meisterhaft, zu den besten Werken des Künstlers gehörend, sind auch die Reliefbildnisse zweier anderer Damen, der Gattin des Malers Friedrich v. Olivier u. jener des Historienmalers J. v. Schnorr. Eine der trefflichsten Arbeiten des Meisters ist die Büste des Baron Cotta sen., welche 1843 der Baron von Reischach fertigen ließ. Im J. 1840 fertigte S. das Monument der Gattin des Kaufmanns Müller auf dem Kirchhofe zu Stuttgart, von Stiegelmayer in Erz gegossen, gestochen in einem Werke über die vorzüglichsten Grabmonumente in Stuttgart. Ein anderes Denkmal, 1842 vollendet, ist jenes des Grafen Leopold Stollberg-Stollberg, Kreishauptmanns in Salzburg, eine Nische im altdeutschen Style nach der Zeichnung des Professors Metzger, in welcher eine Statue der heil. Jungfrau mit dem Kinde von weißem Marmor, steht in Morzg bei Salzburg auf dem Wege nach Gastein. Früher als dieses Werk sind zwei Statuen in den äußeren Nischen der Glyptothek zu München, deren Ausführung ihm 1840 übertragen wurde, die Standbilder des Prometheus und des Phidias. Ein kleines liebliches Werk ist ein Amor in Marmor, welchen der Künstler 1840 vollendete, und eine Statue der Hebe war damals noch im Gypsmodelle. Zu den neuesten Werken des Meisters gehören Statuen berühmter Dichter, die nach und nach die Zahl von 30 erreichen sollen und an Lebendigkeit der Auffassung und an charakteristischer Schärfe zu den vorzüglichsten Leistungen dieser kleineren Gattung gehören. Im J. 1843 wurde S. zum Mitglied der Akademie in Wien ernannt. — 6) Friedrich, Maler, bildete sich an der Akadimie zu Berlin und stand da 1836 unter Leitung des Professors Klöber. Er malt Bildnisse, Historien und Genrebilder. — 7) Malerin zu Dresden, arbeitete daselbst um 1830. Sie malte Blumen in Oel und Gouache.

Schallern, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Lippstadt; Hof (Lohagen), Kapelle; 240 Einw.

Schallersdorf (Geogr.), österr.-mähr. Dörfer: 1) (Alt- S., Sſaldorf, Stary), Kr. u. Landgüter- der Stadt Znaim; Mühle; 600 Einw.; — 2) das.; 560 Einw.

Schaller von St. Joseph, Jaroslaw, Geograph, war Priester in dem Orden der frommen Schulen zu Prag und Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Berlin, Halle und Jena; † am 6. Jan. 1809. Schr. Topographie des Königreichs Böhmen, 17 Bde., Prag 1785—90, 8. wovon der 17. Band auch ein Werk für sich bildet unter dem Titel: Allgemeines topographisches Gemälde des Königreichs Böhmen, Prag 1791; die vier ersten Bände erschienen zum zweiten Male 1790; — Beschreibung der Stadt Prag, 4 Bde., Prag 1794, abgekürzt in 1 Bd., 1798; Lebensbeschreibung der Schriftsteller des Ordens der frommen Schulen, Prag 1799, 8.; — Gedanken über die Statuten des Ordens der Piaristen und über ihre Unterrichtsmethode, ebendaselbst 1805, 8.

Schallfeld, bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Landg. Gerolzhofen; Mühle; 380 Einw.

Schallhorn, 1) früher in der Musik s. v. a.

Posaune und Schallmey (s. d.); — 2) am Hieſhorn die untere weite Oeffnung.

Schalling (Waſſerb.), ſ. v. a. Garden.

Schallkraut (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Kellerhals, Daphne Mezereum *L.*

Schalllehre, ſ. v. a. Akuſtik.

Schallloch, 1) an Glockenthürmen die Oeffnungen in der Gegend, wo die Glocken aufgehängt ſind, damit der Schall der Glocken ſich beſſer verbreiten kann; — 2) ſ. v. a. Reſonanzloch.

Schallmey (Schalmei, Schäferpfeife, franz. Chalumeau, lat. Fistula pastoralis, Calamus), die kleinſte Gattung der früher unter dem Namen Pommer oder Bombard bekannten Blasinſtrumente. Sie iſt jetzt faſt ganz außer Gebrauch gekommen, und man findet ſie faſt nur noch bei dem Landvolk und den Schäfern Tyrols, ſo wie auch unter den Hirten in der Schweiz, die ſich derſelben bedienen, um ihre nationalen Weiſen darauf zu blaſen, weshalb ſie auch häufig Hirten- oder Schäferpfeife genannt wird. Ihre Einrichtung iſt folgende: In einem ausgebohrten Rohre (fistula) ſind 6 Tonlöcher für die mittleren Finger der rechten und linken Hand und außerdem noch ein mit einer Klappe bedecktes Loch angebracht; die Mündung dieſes Rohres iſt eine etwas ſeitwärts ſtehende Stürze (Schallbecher), die viele Aehnlichkeit mit der der Hoboe hat, welche auch von der S. abſtammt. Das Inſtrument auch wird, wie bei der Hoboe, vermittelſt eines Rohres angeblaſen, nur mit dem Unterſchied, daß daſſelbe bei dieſer unmittelbar in den Mund genommen wird, bei der S. aber noch mit ſeinem obern Ende in einer runden Kapſel ſteckt, welche oben ein rundes Loch hat, in welches die Luft geblaſen wird, ſo daß das Rohr frei in der Kapſel vibriren kann. Freilich iſt dadurch dem Ton die Fähigkeit zu ſo feinen Modifikationen, wie ſie bei der Hoboe durch Anſatz und Druck der Lippen auf das Rohr hervorgebracht werden können, genommen; der Ton iſt vielmehr etwas ſchreiend, doch nicht eigentlich roh, und macht, in einiger Entfernung im Freien gehört, einen wohlthuenden ländlichen Eindruck. Der Tonumfang der S. erſtreckt ſich

vom f bis a, bei S. mit 2 Klappen bis c. Die S. iſt eins unſerer älteſten Inſtrumente und war ſchon bei den alten Griechen in Gebrauch denn die Syrinx derſelben war weiter nichts, als eine Art S. In der neuern Zeit iſt ſie durch die Klarinette und Hoboe aus den Orcheſtern verdrängt worden. — 2) Name einer Orgelſtimme, nämlich eines zu 16, 8 u. 4′ disponirten Schnarrwerkes, das in größerer Menſur unter Bombarde (ſ. d.), beſchrieben iſt; — 3) die Pfeife am Dudelſack, ſ. Sackpfeife. — Bei den Türken heißt die S. Zurnai, u. iſt eine Abbildung derſelben in der Allgem Leipz. muſ. Zeitung, 1829, No. 39., zu finden.

Schallmey (Geogr.), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Braunsberg; Kirche; 120 Einw.

Schallmeyenrohr (Bot.), ſ. v. a. Pfahlrohr, Arundo donax *L.*

Schallmoos, öſterr. Dorf, Land, ob der Ens, Kreis und Pflegericht Salzburg; 200 Einw.

Schallmündung der menſchlichen (Geſang-) Stimme. Die gewöhnlichſte und ziemlich durch alle früheren Geſanglehren und Theorien der menſchlichen Stimme verbreitete Anſicht, wie der von den Stimmorganen hervorgebrachte Ton in den Höhlen des Kopfes reſonirt u. durch deſſen Mündungen abfließt, war die, daß der Ton bei guter Organiſation aller Geſangsorgane in den Mund-, Naſen-, Stirn- und Kinnbackenfühler reſonire und ſeinen Ausfluß durch die Oeffnung des Mundes und der Naſe zugleich habe. Man ſtützte dieſe Behauptung darauf, daß, wie man durch anatomiſche Unterſuchungen gefunden hatte, die obern Kopfhöhlen durch die hintern Naſenlöcher mit der Mundhöhle in genauer Verbindung ſtänden und der in der Luftröhre und Kehlkopf erzeugte Ton wie bei den Blasinſtrumente auch Reſonanz und ſeine Schallmündung haben müſſe. Man überſah jedoch hierbei, daß die Operationen des lebenden Körpers ganz anders ſeyn können, als die Unterſuchungen an todten Körpern vermuthen laſſen, u. kam deshalb, wenn auch dieſe Theorie hinſichtlich der Mundhöhle richtig iſt, doch in Bezug der obern Kopfhöhlen zu falſchen Reſultaten. Es iſt früher viel gegen dieſe Theorie geſchrieben worden, theils in Zeitſchriften, theils in beſondern Werken; der letzte, wichtigſte Streit in dieſer Hinſicht wurde zwiſchen Guſtav Nauenburg und Profeſſor Djondi in Halle beſonders in den Jahren 1829, 1830 u. 1831 geführt, aus welchen jedoch, nach dem Urtheil wahrhaft Sachverſtändiger, Nauenburg unbedingt als Sieger hervorging. Bei ſeinen Unterſuchungen, die er über dieſen Gegenſtand anſtellte, kam er zu dem Reſultate, daß allerdings die obern Kopfhöhlen mit der Mundhöhle in Verbindung ſtehen können und auch wirklich größtentheils ſtehen, daß ſie aber keineswegs bei der Bildung des Tones von Einfluß ſind, da während der Dauer eines Tones alle Kommunikation zwiſchen ihnen und der Mundhöhle aufgehoben ſeyn muß. Dies geht aus Folgendem hervor: Jeder reine Geſangston iſt in ſteter Verbindung mit einem Vokale. Dieſe aber ertönen bei geſchloſſenem Gaumenſegel ganz allein in der Mundhöhle u. haben auch nur durch dieſe ihren Ausfluß oder ihre Mündung. Unter Geſangton wird hier vorzugsweiſe der Ton verſtanden, der ſeine eigentliche Bedeutung nur im artikulirten Worte hat und daneben zugleich noch ein muſikaliſcher Ton iſt. Ein ſolcher ertönt aber nur auf Vokalen, u. es ſind die Laute m, l, r ꝛc. nicht zu den eigentlichen Geſangstönen zu rechnen. Das Gaumenſegel ſpielt hierbei eine bedeutende Rolle. Vermöge eines Muskels im weichen Gaumen kann es nämlich in die Höhe gezogen werden, in welchem Falle es wie ein Ventil die hintern Naſenlöcher verſchließt, was auch ganz inſtinktmäßig beim Verſchlucken der Speiſen und beim Athemholen durch den Mund geſchieht. Durch einen anderen Muskel kann es wieder herabgezogen werden, und dann verſchließt es den Ausgang in die Mundhöhle. Man kann dies gewahr werden, wenn man durch die Naſe athmet;

denn sobald dies geschieht, legt sich der Gaumenvorhang an die Zungenwurzel und verschließt die Mundhöhle. Athmet man durch Mund u. Nase, so legt es sich nirgends an, sondern schwebt frei zwischen dem Eingang in die hintern Nasenlöcher und dem Eingang in die Mundhöhle. Beim Hervorbringen eines Brusttones verschließt der weiche Gaumen mit Hülfe jenes Hebemuskels die hinteren Nasenlöcher, und der Ton strömt nur durch die Mundhöhle aus. Jeder, der gesund organisirte Gesangsorgane hat, kann hierüber selbst Versuche anstellen. Wenn er, natürlich bei reiner Aussprache, auf den Vokalen Brusttöne in getragenen Tönen angibt und während des Erklingens derselben die Nase zuhällt, so wird er nicht den geringsten Unterschied an der Klangfarbe, Stärke des Tones u. s. w. bemerken können, was doch der Fall seyn müßte, wäre die Kommunikation mit der Nasenhöhle und den obern Kopfhöhlen nicht unterbrochen, und könnte der Ton in letzterer resoniren und durch letztere zugleich mit ausströmen. Allerdings kann man den Ton auch so angeben, daß er zugleich mit durch die Nase ausströmt (s. Nasenton); allein dies ist kein klangreicher, kein guter Gesangston und gehört nicht hierher. Es bleibt also der Satz feststehen: Die Schallmündung eines jeden Gesangtones geschieht nur in der Mundhöhle, in der Mundöffnung, nicht durch die Nase zugleich.

Schallodenbach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kant. Otterberg; Mühle; 710 Einw.

Schallof, asiat. Gebirg, Ivan, Beludschistan, Sarawan, an der Nordgrenze.

Schallofzen (Schalofze), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bezirk Friedau; 280 Ew.

Schallsee, s. Lauenburg.

Schallstadt, bad. Dorf, Oberrheinkr., Amt Freiburg; 400 Einw.

Schallstäbe (Akust.), eine von Eberbach in Stuttgart erfundene Vorrichtung, durch die man die Thurmglocken zu ersetzen gesucht hat; besteht aus rein ausgeschmiedeten Stahlstäben, die in einem Winkel von etwa 68 Grad gebogen, geschliffen und mittels eines Henkels unbeweglich in einem hölzernen Gerüste befestigt sind. Ein daneben angebrachter hölzerner Hammer, der von einem Uhrwerk oder von einem Menschen in Bewegung gesetzt wird, schlägt auf den einen Schenkel des Stabes. Ein Stab von 36 Pfund ersetzt eine Glocke von 6 Centnern, und die Kosten betragen etwa ein Viertheil von denen einer entsprechenden Glocke, auch leidet der Thurm weniger durch die S. als durch die Glocken. In der Kirche zu Schönfeld bei Leipzig hat man Gebrauch von dieser Erfindung gemacht. Stählerne Glocken und Scheiben hatte man schon früher in Amerika angewendet.

Schallstrahlen (Phys.), s. Akustik.

Schallstück, s. v. a. Schalltrichter.

Schalltrichter (Schallstück, Schallbecher, Stürze, Strülp), die in Form eines, je nach Art des Instrumentes größeren oder kleineren Trichters auslaufende Erweiterung der Röhre derjenigen Blasinstrumente, deren Röhre sonst durchgehends gleich bleibt, z. B. der Trompete, Posaune, Hoboe ꝛc.; s. Blasinstrumente. Der S. bezweckt theils Erweiterung, theils Verstärkung des Tons, indem die klingende Luftsäule im Instrumente sich hier der äußern Luft mittheilt, die dann in größerem Umfange in Schwingung gesetzt wird. Mit dem Ausdruck Stürze wird auch der Auffatz auf einer Orgelpfeife bezeichnet.

Schallum (Sallum), König von Israel 773, ermordete den König Zacharias, ward aber nach einmonatlicher Regierung von Menahem ebenfalls ermordet.

Schallung, s. v. a. Schalung.

Schallwelle, s. Akustik und Wellenbewegung.

Schalm, 1) der abgesonderte Theil eines Waldes oder einer Weide; — 2) eingehauenes Zeichen an einem Forstbaume.

Schalmaghany, Mohammed Ibn Ali, genannt al S., wegen seines Geburtsortes Schalmaghan, eines Fleckens im Distrikt Waset in Irak-Arabien, machte sich zu Anfang des zehnten Jahrhunderts durch Stiftung einer bei den Mohammedanern verschrieenen und für ketzerisch gehaltenen Sekte (Schalmaghaniten) bekannt. Die drei hauptsächlichsten Dogmen dieser Sekte waren: Gott wohnt in einem menschlichen Körper; die Seelen wandern aus einem Körper in den andern; Ali ist der ausgezeichnetste Sterbliche und Gott am ähnlichsten, wofern er nicht Gott selbst ist. Außerdem stellte S. noch die Sätze auf, daß jeder Mensch einen so großen Antheil an der Gottheit habe, als zu seinen Bedürfnissen nothwendig sey; daß folglich Gott zugleich schwach und mächtig sey; daß die Gottheit sogar in den Gegensätzen existire; daß Gott in dem Körper Adams und in dem des Teufels gewohnt; daß er sich auf gleiche Weise getheilt habe zwischen Abraham und Nimrod, Aaron und Pharao, zwischen Salomo und dessen Teufel, zwischen Jesus Christus und dem Satan, und daß Jesus Christus seine Gottheit alsdann den zwölf Aposteln überliefert habe. Von Moses und Mohammed sagte er, daß sie mit List und mit Gewalt sich die Prophetenwürde beigelegt hätten, während dieselbe der eine doch nur von Aaron und der andere von Ali usurpirte. Indeß habe Ali erlaubt, daß das Gesetz des Mohammed 350 Jahre, d. h. die Zeit, welche die Siebenschläfer in ihrer Höhle zubrachten, dauern, alsdann würden die Rechte des Ali zur Geltung gelangen. S. verbot das Beten, das Almosengeben und jede Art göttlicher Verehrung. Er lehrte nicht nur die Seelenwanderung, sondern fügte dem auch noch die Mittheilung und, um sich so auszudrücken, die Umzapfung der Seelen hinzu. Folglich billigte er, schrieb er sogar die blutschänderischen Ehen vor. Er stellte auf, daß auf diese Weise die Aufgeklärteren den Unwissenderen ihre Kenntnisse mittheilten, und versicherte, daß diejenigen Menschen, welche sich dieser Art von Mittheilung enthielten, nach ihrem Tode in Frauenkörpern wieder auswachen würden. Obwohl S. seine Lehre im Geheimen verbreitete und lange ein unbekanntes und dürftiges Leben geführt hatte, so machte er sich doch

angesehene Schüler, worunter auch ein Wessir des Khalifen Moktader. Als er aber seine Lehre öffentlich verbreiten wollte, wurde er im September 934 auf Befehl des Wessirs Ibn Moklah gefangen gesetzt. Er leugnete hartnäckig, daß er der Stifter der Lehre sey, die gepredigt zu haben er angeklagt wäre. Mit ihm zugleich wurden eines Tages zwei seiner Schüler dem Khalifen Radv vorgeführt. Sie erhielten den Befehl, ihren Meister mit der Faust auf den Kopf zu schlagen. Sie zauderten lange. Endlich gehorchte der eine, eingeschüchtert durch die ihm gemachten Drohungen. Der andere dagegen hielt im Augenblicke, als er schlagen wollte, wieder ein, küßte Bart und Haupt des S. und nannte ihn seinen Meister, Vater und Gott. Trotzdem verharrte S. bei seinem Leugnen. Wenige Tage darauf mußte er vor einer Gelehrtenversammlung erscheinen, wurde in Verwirrung gebracht, verdammt, gehangen und verbrannt. Von S. soll die Sekte der Erleuchteten (Illuminirten) herstammen und durch die Araber aus dem Oriente nach Spanien übergepflanzt worden seyn.

Schalmauer, Volk, s. Deggan.

Schalmanowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Gut Wittingau; 300 Einw.

Schalmei, s. v. a. Schallmey.

Schalmen, 1) (Beschalmen, Seew.), irgend eine Luke oder andere Oeffnung des Schiffes durch aufgenageltes, getheertes Segeltuch gegen das Eindringen des Wassers verwahren. Es werden dabei unter die Spiker schwache, hölzerne Leisten (Schalmen) gelegt. — 2) (Forstw.), s. v. a. Anschlagen 3); — 3) eine Linie durch Holz abstecken und sie mit kleinen, angehauenen Plättchen bezeichnen.

Schalohr (Pferdew.), 1) fehlerhaftes, weites, schalenförmiges Pferdeohr; — 2) das Pferd selbst, das solche Ohren hat.

Schalon (Waarenk.), s. v. a. Chalon.

Schalong, Fluß, s. Tschantsekiang.

Schalotte (Bot.), s. v. a. Allium ascalonicum *L.*, s. Lauch.

Schalottengras (Bot.), s. v. a. Poa bulbosa *L.*

Schalottenknoblauch (Bot.), auch Schalottenzwiebel, s. v. a. Allium Ascalonicum *L.*, s. Lauch.

Schalozkoe Glinü, europ.-russ. Ort, Gouv. Nowgorod, an der Mologa, nordöstl. von Ustjushna.

Schalpöste, s. Schalwerk.

Schalscha, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Tost; 270 Einw.

Schalschir, Fluß, s. Terek.

Schalstein, 1) (Geognos.), auch Blatterstein, Spilite, selbst Variolith, ein hornblendehaltiger Thonschiefer mit Kalkspathkörnern oder Mandeln (Blatterstein, wenn diese weiß sind), der von geringer Härte, mehr oder minder deutlichem dickschiefrigem Gefüge, thonigem Geruche, unrein grauer, gelber, brauner, rother oder grüner Farbe ist und accessorisch Talte, Chlorit (grün), Feldspath und Eisenkies führt. Bei Ueberhandnehmen und inniger Verschmelzung der Kalkkörner geht das Gestein in einen etwas thonigen Kalkstein über, durch reichliche Beimengung von Chlorit in Aphanitschiefer oder in größerer Entfernung von den emporgestiegenen Grünsteinen in gewöhnlichen Thonschiefer, so daß angenommen wird, der S. sey nur ein metamorphischer Thonschiefer. Wichtig ist die Schalsteinbildung für Nassau, wo sie auch zuerst beobachtet worden ist, während sie gegenwärtig noch an vielen andern Orten Deutschlands (Nassau, Thüringer Wald rc.) bekannt ist durch die ansehnlichen Einlagerungen von Rotheisenstein, der übrigens eben so wie der ächte S. Kalkspathmandeln führt und vielleicht nur ein Zersetzungsprodukt des S. ist. Auch Kupfererze auf Kalkspathgängen kommen vor. Der Verwitterung widersteht das Gestein lange und gibt guten Boden, besonders wenn der Kalkgehalt weniger vorherrschend ist. Aus dem Blatterstein fallen bei der Verwitterung die Kalkmandeln oft heraus, wodurch das Gestein löcherig wird. Vgl. Becker, Beschr. der nassauischen Lande; — Stifft, in Taschenb. f. Min. I, 16; — Oppermann, Ueber Schalstein und Kalktrapp, 1836. — 2) (Min.), nach Werner, s. v. a. Wollastonit (s. d.).

Schalstück, s. Schalbret.

Schalthiere (Mollusk.), alle jene Mollusken, die mit einem Gehäuse bedeckt sind; s. Mollusca.

Schaltin, belg. Dorf, Prov. Namur, Bez. Dinant; 690 Einw.

Schaltschledimmeu, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Labiau; 470 Einw.

Schaltjahr, **Schaltmonat**, **Schalttag**, s. Jahr und Kalender.

Schaltungsrecht, s. v. a. Gespilderecht.

Schaluchhorn (Ornith.), s. v. a. gemeine Scharbe, Carbo Cormoran *Meyer.*

Schalung (Wasserb.), s. v. a. Schalwerk.

Schaluppe (Schluppe, franz. Canot, engl. Yawl), jedes Boot eines Schiffes, besonders aber das größte Boot, welches in See, auf dem Deck des Schiffes stehend, noch das Mittelboot in sich aufnimmt und dazu bestimmt ist, die Kommunikation von der Rhede mit dem Lande zu unterhalten, süßes Wasser zu holen und die Anker auszubringen. Die S.n werden durch Riemen oder Ruder, oder durch Segel, oder durch beide zugleich bewegt. Kauffahrer haben gewöhnlich nur eine S., ein Boot und eine Jolle, Grönlandsfahrer 6—7, Kriegsschiffe 4—6 S.n; bei einem Kriegsschiffe heißt die größte das Labberlot (engl. Barge); die Kapitäns-S. ist nur für den Kapitän bestimmt, die Travalje-S. für das gewöhnliche Ab- und Zufahren. Armirte Kriegs- und Kanonen-S.n, die als Hafenwacht, Zollkutter und Küstenwächter benutzt werden, sind an ihrem Vordertheil in der Regel mit einem Vierundzwanzigpfünder versehen und von sehr starker Bauart. Sie wenden dem Schiffe stets nur das Vordertheil zu und können daher vom feindlichen Ge-

schütz nur wenig bestrichen werden. Ueber die S.n ist der Schaluppenmeister gesetzt.

Schalwage, s. Wage.

Schalwand, 1) s. v. a. Schalbret; — 2) (Wasserb.), s. v. a. Schalwerk.

Schalwar, die weiten Beinkleider der krimschen Karaiten.

Schalwels (Ichthyol.), Fischgatt., s. v. a. Synodontis.

Schalwerden des Biers, s. Bier.

Schalwerden des Weins, s. Wein.

Schalwerk (Wasserb.), wasserdichte Wand aus Pfählen (Schalpöste) und starken Bohlen zur Bekleidung eines Deiches oder Dammes.

Schalу (Schaly), feiner, linnenartiger Wollenstoff zu eleganten Frauenkleidern, gemalt und gedruckt.

Scham, 1) (Psych.), das Gefühl der Unlust, welches den gebildeteren Menschen zu befallen pflegt, wenn ihm eigne oder fremde Fehler oder Handlungen zur Unehre oder Schande gereichen. Dasselbe gibt sich äußerlich kund durch Niederschlagen der Augen und Erröthen (Schamröthe) des Gesichts. Die Empfänglichkeit für das Gefühl der S. nennt man Schamhaftigkeit, vornehmlich wenn dasselbe durch solche Vorstellungen leicht erregt wird, die sich auf den Geschlechtstrieb beziehen. Das Gegentheil davon ist Schamlosigkeit, welche in dem gänzlichen Mangel des Schamgefühls besteht und entweder eine Folge des Mangels an Bildung und der Rohheit, oder der moralischen Verderbtheit ist. — 2) (Anat.) s. Geschlechtstheile und Zeugung.

Scham (Gesch.), Dynastie in Japan.

Schama, Ort auf der Goldküste (s. d.).

Schamachi (Geogr.), s. v. a. Schemacha.

Schamadagni (ind. Myth.), s. v. a. Dschamadagni.

Schamaiten, s. v. a. Samogitien.

Schamaitische Sprache, die Sprache der polnischen Litthauer, Dialekt des Litthauischen, mit vielen polnischen Wörtern vermischt.

Schamakhie (Schamachi, Geogr.), 1) s. v. a. Schemacha; — 2) s. v. a. Schirwan.

Schamalari, Berg, s. v. a. Tschamalari, s. Himalaya.

Schaman, Berg, s. Niammts.

Schamana (ind. Myth.), der höllische Fluß, Beiname des Gottes der Unterwelt, Dschama.

Schamanaer (Schamanen, Samanäer, Sameny, ind. Religionsw.), die Frommen und Heiligen unter den Anhängern des Buddha, dieselben, welche von den Griechen, als diese Indien kennen lernten, Gymnosophisten genannt wurden. Ihr Sanskritname ist Schamana, Samana, von Schama, welches das Mitleid gegen Irrende und die Aufmerksamkeit auf sich selbst bezeichnet. Daraus entstand das chinesische Schemnen. Die Anhänger des Buddha unterscheiden eine innere und äußere Lehre. Die letztere faßt den Inbegriff der sinnlichen Religion in sich, den Gottesdienst, die Aufstellung einer Sittenlehre, so wie es der gewöhnliche Verstand fassen kann, daher kam dann die Lehre vom Unterschiede zwischen Guten und Bösen, und die Belohnung und Bestrafung nach dem Tode, die Lehre von der Menschwerdung Buddhas, welcher dadurch die Sünden der Menschen abbüßen und ihnen eine selige Wiedergeburt verschaffen wollte, so wie endlich die Lehre vom äußern Gottesdienste. Die innere Lehre hingegen wird nur von erhabenen Seelen begriffen. Sie stellt auf, daß alle Wesen eins und nur durch den äußern Schein verschieden sind, weshalb sie daher auch eins mit dem unbegreiflichen, vollkommen einfachen und daher unveränderlichen und vollkommenen Grundwesen sind, welches eben darum in immerwährender Ruhe und ohne Verlangen und Wirksamkeit ist. In dieses ewige Grundwesen aber kehrt endlich Alles zurück, und wer also ein Heiliger werden will, muß diesem Wesen ähnlich zu werden suchen. Er muß seine Sinnlichkeit gänzlich verleugnen, sich selbst vollkommen besiegen, nichts thun, denken, wünschen oder empfinden, weder Tugend, Laster, Strafe, Belohnung berücksichtigen und sich weder um Vorsehung, noch Unsterblichkeit bekümmern. Seine höchste Tugend und Glückseligkeit besteht in einer vollkommenen Vernichtung seiner selbst, und erst wenn er dieses zu Stande gebracht hat, wird er der Gottheit gleich. Durch die Seelenwanderung wird nun dieses Ziel erreicht. Erscheint die Seele zum ersten Male in der Welt, so wird sie ein gewöhnlicher Mensch, und die Handlungen desselben bedingen seinen folgenden glücklichen oder unglücklichen Zustand, welcher durch die Wanderung der Seele in andere Körper erlangt wird. Erst nach mehren solchen Wanderungen erreicht die Seele den Grad der Reinheit, daß sie sich in einem menschlichen Körper zum Samanäer bilden kann; allein sie muß den Körper eines solchen immer noch mehrmals beleben, um sich gänzlich mit ihm zu vereinigen und dann im Körper eines vollkommenen S.s zu erscheinen. Der letztere hat nun nicht mehr nöthig, die Fehler in den vorhergehenden Zuständen zu büßen; er ist von den gottesdienstlichen Ceremonien wie von der Anbetung der Götter des Volkes entbunden, die ja doch nur Diener eines höchsten Gottes sind. Er steht über allen Leidenschaften und ist keiner Unreinigkeit mehr fähig, und wenn er nach seinem Tode die Erde verläßt, so kehrt er unmittelbar in das Wesen der Gottheit zurück, von welcher seine Seele ausgeflossen war. Diese Ansichten und Folgerungen führten denn bald zu dem gröbsten Aberglauben, so daß Schamanen, Gaukler und Betrüger gegenwärtig dieselben Begriffe sind. Man findet sie in der Tatarei und Mongolei, in Sibirien, China und Kamtschatka als Priester, Aerzte, Zauberer und Geisterbeschwörer, und von ihrer Lehre ist schon lange nichts mehr als die rohe Schale geblieben. Der schamanische Gottesdienst besteht in Opfern, Gebeten und Gesängen. Die Opfer und Geschenke bilden die Einkünfte der S.

Schamanische Religion, Gesammtname für die heidnischen Religionen der Jakaten, Kamtschatalen und anderer Völker Nordasiens.

Schamar, asiat. Gebirg, Arabien.

Schamarterie, äußere, s. Geschlechtstheile.

Schamarterien (Arteriae pudendae, Anat.), s. Geschlechtstheile.

Schamaß (hebr.), Diener an einer Synagoge.

Schamastdarmgeflecht, s. Kreuzbeinnerven.

Schamatha, s. v. a. Schammatha.

Schambach (Geogr.), 1) bayer Dörfer: a) (Ober-S.), R.-B. Niederb., Ldgr. Kelheim; über 100 Einw.; — b) daſ., Ldgr. Straubing; Schloß; 390 Einw.; — c) R.-B. Mittelfranken, Herrschaftsger. Pappenheim; Mühlen; 450 Einw.; — 2) österr.-böhm. Gut, Kr. Königgrätz; umfaßt 5454 J., 1150 □Kl. Areal und 2830 Einw.; — 3) (Zampach), Dorf daſ.; Schloß, Burgruine, Kapelle, Kirche; 300 E.

Schambändchen (Anat.), s. Geschlechtstheile.

Schamban (Dschambu, Dschumbu, ind. Myth.), einer der 7 Erdtheile oder Dwipa's, ein Theil der westlichen Halbinsel Indiens.

Schambein
Schambeinäste
Schambeinbogen
Schambeinhöcker
Schambeinkamm
} s. Becken (Anat.).

Schambeinkammmuskel, s. Anatomie.

Schambeinmuskel (Anat.), 1) s. v. a. Kammmuskel; — 2) s. Anatomie.

Schambeinschnitt, s. Synchondrotomie.

Schambeinvereinigung, s. Becken (Anat.).

Schamberg, s. Geschlechtstheile.

Schamberger, Nikolaus, Bildhauer zu Erlangen, machte sich daselbst durch verschiedene Arbeiten bekannt, Grabmonumente, kleine Statuen in Alabaster und Marmor, Zierwerke u. s. w. S. war Universitäts-Bildhauer und † 1841 im 71. Jahre.

Schambi (Dschambi, Jambi, Geogr.), 1) ostind. Königreich, Insel Sumatra, an der Ostküste, im Süden von Siak und Menangkabao, vom Indragiri durchströmt, mit Gold und Gewürzen, von islamischen Malayen unter einem Sultan bewohnt, die Handel nach Bencoolen treiben. Im Innern lebt ein abhängiger Gebirgsstamm, die Serampi (Serampli), mit vielen festen Dörfern. — 2) Hafenstadt und Residenz daselbst, hatte früher brit. und holländ. Niederlassungen und ist jetzt noch malayischer Handelsplatz und Wohnort von Korsaren.

Schambogen, s. v. a. Schambeinbogen, s. Becken (Anat.).

Schamchal von Tarki, Khanat des, s. Tarki.

Schamdro, See, s. v. a. Palte.

Schameder, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Wittgenstein; 170 Einw.

Schamek (Säugeth.), Affenart, s. v. a. Ateles Chamek *Humb.*, s. Klammeraffe.

Schamel (Samiel), Engel, der die Gebete der Menschen vor Gott bringt.

Schamelsberg, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Baireuth; 120 Einw.

Schamers (Eimer), österr.-böhm. Marktflecken, Kr. Tabor, Herrschaft Neuhaus; 720 Einw.

Schamgeflecht, s. Beckenvene.

Schamgegend, s. Bauch.

Schamglieder, **Schamgrube** } s. Geschlechtstheile.

Schamhaare (Pubes, Physiol.), die um die Zeit der Pubertät um die Schamtheile herum, besonders oberwärts, hervorsprossenden Haare, s. Geschlechtstheile.

Schamhafte Arme, s. v. a. verschämte Arme.

Schamhaftigkeit, s. Scham 1).

Schamhaupten, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Riedenburg; Schloß, Relaisstation; 260 Einw.

Schamhügel (Anat.), s. v. a. Venusberg.

Schamhusei (jüd. Myth.), der Engel, der sich mit Usael der Schöpfung des Menschen widersetzte und deshalb aus dem Himmel gestoßen wurde, worauf er sich auf der Erde verheirathete und Vater des Amoritenkönigs Sihon und des Basaniten Ag ward. Er that vor der Sündfluth Buße.

Schamikowitz (Samikowice), österreich.-mähr. Dorf, Kr. Znaim, Herrsch. Teikowitz; 360 Einw.

Schamima, Stadt, s. v. a. Yamina.

Schamir (jüd. Myth.), Wurm in der Gestalt eines Gerstenkorns, der Felsen zersprengen konnte. Ein Adler brachte ihn aus dem Paradiese dem Moses, der die Namen der 12 Stämme in die Steine des priesterlichen Brustschildes eingraben ließ. Ein Auerhahn verrieth ihn später dem Salomo, der ihn zur Bearbeitung der Steine beim Tempelbau gebrauchte.

Schamknochen (Anat.), s. v. a. Schambein.

Schamknochenharnröhrenmuskel, s. Anatomie.

Schamkrabbe (Krustac.), Krabbengatt., s. v. a. Calappa *Fabr.*

Schamkraut (Bot.), s. v. a. stinkender Gänsefuß, Chenopodium olidum *Curt.*

Schamlefzen (Schamlippen, Labia pudendi, Anat.), s. Geschlechtstheile.

Schamlefzenbruch (Epiſiocele, Chir.), ein Leistenbruch beim weiblichen Geschlecht, der sich bis in die Schamlefzen erstreckt.

Schamlosigkeit, s. Scham 1).

Schammai Hassakin, Rabbiner zur Zeit Jesu, Schüler und Kollege Hillels, aber dann dessen Gegner wegen der Frage über das Recht der Ehescheidung. S. behauptete, daß die Ehescheidung nur wegen Ehebruchs erlaubt sey. S.s Anhänger hießen Schammäaner.

Schammatha (Judenth.), der große Fluch bei den Juden, mit dem die Abtrünnigen vom väterlichen Glauben belegt wurden, wie dies zu Amsterdam mit Spinoza geschah; vgl. Bann.

Schammelsdorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Bamberg I.; 160 Einw.

Schammenitz (Samonice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Sedlitz; 210 E.

Schammerwitz (Siammarzowice), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; Vorwerk, 2 Wasser- und Sägemühlen; 380 Einw.

Schammes, s. v. a. Schamaß.

Schammerven, s. Geschlechtstheile.

Schamo, Wüste, s. v. a. Gobi.

Schampaca (Bot.), in Ostindien s. v. a. gemeine Beerensare, Michelia champaca.

Schampane (Seew.), s. v. a. Champane.

Schampanierwurzel (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Hellebori albi, s. Veratrum album *L.*

Schampappel (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Achania *Sw.*

Schampelmenteisen (Goldschm.), kleiner Amboß, auf welchem bauchige Gegenstände geschmiedet werden.

Schampflanze (Bot.), 1) Pflanzengatt., s. v. a. Aeschynomene *L.*; — 2) s. v. a. Mimosa pudica *L.*

Schampluneisen, s. v. a. Schabloneisen.

Scham Nadsch, erster Herrscher von Mysore.

Schamritze (Anat.), s. v. a. Schamspalte, s. Geschlechtstheile.

Schamröthe (Physiol.), s. Scham 1).

Schams, schweiz. Hochgericht, Kant. Graubündten, im Grauenbund, gibt einem Thal (Schamser-Thal) den Namen, das sich von Süden gegen Norden, etwa 4½ Stunden lang, erstreckt, während das eigentliche Thalbecken, worin die Dörfer stehen, kaum 2 Stunden lang ist, von sanft abfallenden Bergen umgeben und vom Hinterrhein durchflossen. Im Thal liegen Dörfer, einzelne Höfe und Burgruinen zerstreut. Man gelangt in das Thal durch die schauerliche Felsekluft der Viamala. Es erstreckt sich zu beiden Seiten des Hinterrheins gegen Osten nach dem Ferrera-, gegen Süden nach dem Rheinwaldthal hin, in welche es sich verliert; sein Eingang ist am Domleschg-Thal. Obaleich es zwischen Schneebergen und Gletschern liegt, hat es doch in der Ebene fruchtbare Kornfelder und schöne Wiesen, viel Obst und fischreiche Gewässer, auch an den Bergen schöne Weiden und Alpen. Die Einwohner, etwa 3600, sind reformirt und sprechen romanisch. Sie ziehen einen bedeutenden Gewinn vom Fuhrwesen oder Waarentransport über die Alpen. Das Hochgericht S. begreift die Ortschaften Rongella, Zillis, Lohn, Matton, Donat, Pignie, Ander, Ferrera, Rheinwald, Sufers, Splügen, Medels, Nufenen und Hinterrhein. Es theilt sich in die Gerichte S. u. Rheinwald. Im Schamser-Thal ist ein Eisenwerk angelegt, das ein Eisen liefert, welchem selbst das schwedische und englische an Zartheit und Geschmeidigkeit kaum gleichkommt.

Schamschäer, s. v. a. Elcesaiten.

Schamschaun (Säugeth.), s. v. a. geflecktes Taschenthier, Phalangista maculata *Tem.*

Schams Eddin Iletmisch (Altumasch), König von Delhi, ein Tatar, stammte aus einer adeligen Familie und wurde, da ihn sein Vater zärtlich liebte, von seinen übrigen Brüdern aus Neid, wie einst der Sohn Jakobs, an einen Sklavenhändler verkauft. Derselbe brachte ihn nach Bokhara, wo er in die Hände des Königs kam und eine sorgfältige Erziehung erhielt. Nach dem Tode seines Herrn wurde er wieder verkauft und nach Ghazna gebracht. Der dortige Sultan wollte ihn erst kaufen, fand aber die Kaufsumme zu hoch, weswegen ihn der erste General und spätere Nachfolger desselben, Cothub Eddin Aibek, um 50,000 Drachmen Silber zu seinem Sklaven erhielt. Die Treue S.s, sein Geist und sein Muth gewannen ihm das Zutrauen und die Zuneigung des neuen Herrn in so hohem Grade, daß er ihn nach einander zu seinem Oberjägermeister, seinem Adoptivsohne und Schwiegersohne und zum Statthalter von Galyer, so wie zum Vicekönig von Budaun und zum Generallieutenant des Königreiches machte. Als 1210 Aram Schah, der Sohn des Cothub Eddin Aibek, seinem Vater in der Herrschaft gefolgt war, und seine Weichlichkeit, Nachlässigkeit und Unfähigkeit die Großen des Reichs gegen ihn eingenommen hatten, schreckte S. nicht davor zurück, den Sohn seines Wohlthäters und seinen eigenen Schwager mit Waffengewalt anzugreifen. Er besiegte ihn, ließ ihn gefangen setzen und setzte sich 1211 selbst auf den Thron. Diese Usurpation erregte allgemeinen Unwillen, und es brachen in der Folge mehre Empörungen aus, welche S. nur mit den Waffen niederschlagen konnte. Nachdem Ilduz, der König von Ghazna, indem er den erblichen Thron des Sultans Ehebab Eddin Mohammed einnahm, die Herrschaft an sich gerissen hatte, überschickte er S. das Diplom und die Standarte, um ihm die Krone Hindostans zu sichern. Da er aber bald selbst aus seinen Staaten durch den Sultan von Kharizm vertrieben wurde, bemächtigte er sich der Regierung von Pendschab (1215) und suchte durch Intriguen neue Empörungen gegen S. anzuzetteln. S. bekriegte ihn daher, überwand ihn und nahm ihn gefangen. Darauf wandte er sich gegen Nassir Eddin Kobah, dessen Staaten nach langen Kämpfen zuletzt dem Reiche S.s einverleibt wurden. Mittlerweile war der Sultan von Kharizm, der vor den barbarischen Horden des Dschinghis floh, von den beiden indischen Fürsten, bei welchen er ein Asyl suchte, zurückgewiesen worden. S. trug daher seine Waffen in das beharische und bengalische Gebiet und nahm es weg. Die eine dieser Provinzen gab er seinem Sohne Nassir Eddin, die andere unter der Bedingung der Tributpflichtigkeit dem Kilidschi; allein letzterer wurde bald vom ersteren angegriffen und getödtet. Im J. 1227 nahm S. den Dichter Dschelal Eddin Rumi, welcher auf der Flucht vor den Tataren von Bokhara kam, bei sich auf. Auch empfing er Gesandte von mehren mohammedanischen Fürsten, so unter andern von dem Khalifen von Bagdad, welcher ihm die Insignien der Souveränetät schickte. Der Tod seines Sohnes nöthigte ihn, 1230 nach Bengalen zu gehen, um die dortige Herrschaft dem nachgebornen

Sohne Nassirs zu geben. Er stellte daselbst die Ruhe wieder her und ließ einen Feldherrn dort zurück, welcher im Namen des mit nach Delhi geführten Sohnes regierte. Nach einer einjährigen Belagerung nahm S. 1233 Galyor, das wieder in die Hände der Indier gefallen war, und eroberte darauf die Provinz Malwa, so wie die Stadt Ujschein. In letzterer zerstörte er nicht nur einen nach dem nämlichen Plane wie der des Sumenat (s. d.) gebauten, schon dreihundert Jahre stehenden und von den Indiern für sehr heilig gehaltenen Tempel, sondern er führte auch alle Götzenbilder, welche sich in dieser Pagode vorfanden, mit sich fort nach Delhi. Er † am 30. April 1236 in seiner Hauptstadt nach einer 36jährigen Regierung. Dieser gewandte und tapfere Fürst muß als der eigentliche Gründer des muselmännischen Reichs in Hindostan angesehen werden, denn, obschon seine Vorgänger bereits dort Fuß faßten, so verstanden sie doch nicht, ihrer Herrschaft Achtung zu verschaffen und aus ihren Eroberungen etwas Anderes zu machen, als zeitweilige Einfälle und theilweise Unterjochungen. Die Regierung dieses Königs war im Allgemeinen so gerecht, als sie es unter einer monarchischen Verfassung seyn kann. Eine große Stütze gewährte S. ein gewandter, erfahrener Minister, welcher lange Wessir des Khalifen gewesen war. Die von S. gegründete Herrscherdynastie hatte den Thron von Delhi länger als ein Jahrhundert inne; aber S.s Sohn wurde von seiner eigenen Schwester entthront.

Schamsin, Maler, bildete sich auf der Akademie in St. Petersburg, ging 1841 nach Rom, wo er für den russischen Thronfolger 1824 ein schönes Bild malte, welches einen Knaben vorstellt, der nach Schmetterlingen hascht. S. ist in Darstellungen von Volksscenen sehr glücklich.

Schamspalte
Schamtheile } s. Geschlechtstheile.
Schamvenen

Schamvieleu (Seew.), durch Reiben beschädigen, besonders Masten, Rahe und Taue; um es zu verhindern, werden die der Reibung ausgesetzten Theile bekleidet.

Schamyl, berühmter Tscherkessenanführer, s. Kaukasus.

Schamzitzen (Säugeth.), s. v. a. Leistenzitzen oder Enter, s. Säugethiere.

Schamzünglein (Anat.), die Klitoris (s. d.).

Schan (Staaten der S.), kleine hinterind. Staaten, zwischen Birma, China u. Siam, theils unter eigenen Fürsten (Tsoboas) stehend, theils von Birma, China oder Siam abhängig. Produkte: Getreide, Elephanten, Vieh, Blei, Eisen, Zinn; ansehnlicher Handel. Als einzelne Staaten werden angegeben: Labong (mit der gleichnam. Stadt), Mungpay (gleichnamige Stadt), mit 5000 Einw.), Kiangtung (Kiangtown) 2c.

Schan, 1) in Siam Gewicht, etwa 1 Pfd., 1 S.=8 Taels, 1 Tael=4 Baats à 1 Unze; — 2) daselbst Rechnungsmünze, auch wirkliche Münze.

Schanda, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Kulm; 220 Einw.

Schandachen, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Litschau; 150 Einw.

Schandau (Geogr.), 1) (Zandow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Indig; 360 Einw.; — 2) königl. sächs. Stadt, Kr. Dresden, Amt Hohnstein, an der Elbe (mit Fähre) und dem Kirnitschbach; Zoll- und Steueramt, Forstamt, Post, Salzniederlage, Hospital, Spinnereien, Schifffahrt, Lachsfang, Floßholzhandel, Tabaksfabrik; 1650 Einw. Dabei der Ostrauer-Berg und eine zum Trinken und Baden benutzte Eisenquelle (Schandauer-Bad) mit im J. 1800 errichtetem Badehaus.

Schanddeck (Schiffsb.), s. Dollen.

Schanddeckel (Dollbord, Seew.), Planke auf der Kante der Seitenwände eines Schiffs, um das Eindringen des Regenwassers zwischen die Verkleidung zu verhindern.

Schande, 1) (Moral), Verletzung der Achtung, in der man bei Andern steht, durch Handlungen, welche dem Sittengesetze widerstreiten. In so fern dem Menschen nur seine eignen Handlungen zur S. gereichen und man nur im uneigentlichen Sinne sagen kann, daß ihm S. aus fremden Handlungen erwächst, wie z. B. wenn Kinder ihren Aeltern durch schlechte Aufführung S. machen, unterscheidet sich S. von Schimpf, der uns auch von Andern angethan werden kann und nicht sowohl die moralische Achtung, in der wir bei Andern stehen, vermindert oder vernichtet, sondern vielmehr nur unserer bürgerlichen Ehre Abbruch thut, unsere Stellung in der Gesellschaft gefährdet. Alles was dem Menschen als sittlich-vernünftigem Wesen zur S. gereicht, nennt man schändlich. — 2) (Schneider.), der Lappen, den die Schneider um den Griff des Bügeleisens wickeln, damit sie sich nicht verbrennen; — 3) (Salinenw.), Stück Zeuch von Haaren oder Filz, das die Arbeiter vor die Brust hängen, wenn sie die vollen Salzkörbe tragen; — 4) s. v. a. Joch 3).

Schandel, luxemb. Dorf, Distr. Diekirch, Kant. Redingen; 200 Einw.

Schandelah, braunschweigisches Dorf, Kr. Braunschweig, Amt Riddagshausen, am Sandbeecke; 220 Einw.

Schandfleck, 1) Schmutzfleck od. fehlerhafte Stelle an einer Sache, wodurch dieselbe entstellt wird; — 2) Person oder Sache, die Jemandem Schande bringt.

Schandgeld, 1) durch eine schändliche Handlung erworbenes Geld; — 2) ungewöhnlich geringes Geld, das mit dem Werth einer Sache in keinem Verhältniß steht. In demselben Sinne spricht man von einem Schandgebot; Schandpreis, Schandkauf.

Schandgemälde, 1) Gemälde, welches unsittliche Darstellungen enthält; — 2) ein Pasquill in Gestalt eines Gemäldes.

Schandglocke (Sittengesch.), in manchen Gegenden Glocke, die geläutet wird, wenn Jemand des Landes verwiesen wird.

Schandmaal, ein Jemandem zur öffentlichen Beschimpfung beigebrachtes Maal oder Zeichen.

Schandorf, hannöv. Bauernschaft, Osnabrück, Amt Bersenbrück; 150 Einw.

Schandpfahl (Schandsäule), 1) der steinerne oder hölzerne Pfeiler, an welchem Verbrecher in Folge eines deshalb gegen sie ausgesprochenen Erkenntnisses durch den Gerichtsdiener zur Schau und öffentlichen Beschämung ausgestellt werden, vgl. Pranger; — 2) Pfahl oder Säule, die zur Erinnerung an ein Verbrechen gesetzt wird.

Schandsäule, s. v. a. Schandpfahl.

Schandschrift, 1) im Allgemeinen Schrift, die wegen ihres Inhalts ihrem Verfasser Schande bringt; — 2) s. v. a. Pasquill.

Schandstein, 1) in manchen Gegenden zwei in Form einer Flasche ausgehauene Steine, die Verbrecher eine Zeit lang oder eine Strecke weit tragen mußten; — 2) s. v. a. Lasterstein.

Schandthat, eine Handlung, womit Schande verbunden ist, ein gemeines Verbrechen.

Schang (Gesch.), 1) chinesische Dynastie, regierte von 1766—1122 v. Ch., s. China (Gesch.); — 2) chinesischer Empörer, s. China.

Schanga-Cuipi (Bot.), in Ostindien s. v. a. gemeines Schmalkraut, Clitoria ternatea *L.*

Schangallas, Volk, s. v. a. Shangallas.

Schangaraga, ostind. Fürstenthum, Insel Java, s. v. a. Jagaraga.

Schangela (Waarenk.), s. v. a. chinesisches weißes Wachs.

Schanginia (Bot.), nach K. A. Meyer, attung der Aizoideae Atripliceae *Rchb.* Einzige Art: S. linifolia *Meyer*, Chenopodium linifolium *Schult.* Sommergewächs in Sibirien.

Schangnau, schweiz. Pfarrdorf, Kanton Bern, Bez. Signau, in einem einsamen, aber alpenreichen, tiefen Thalgrunde, wird mit dem in seinen Schooß auslaufenden Entlebucherthal verbunden, dessen Wirthschaft auch auf seinen Bergen getrieben wird. Die hier gekochten Käse sind die schmackhaftesten des Emmenthals; Steinkohlenflötz mit sehr guten Kohlen; 1050 Einw. Auf dem nahen Schallenberge genießt man eine herrliche Aussicht, und nach Habkern führt von hier ein Paß über den Grünenberg.

Schangra (ind. Myth.), s. v. a. Sankar.

Schang-ti, Kaiser von China 106—7.

Schangtschuen (Schankschuen), austral. Insel, Marianen.

Schani (ind. Myth.), s. v. a. Sani.

Schani (hebr., Bot.), s. v. a. Kermes-Eiche, Quercus coccifera *L.*

Schanja, europ.-russ. Fluß, Gouv. Kaluga; fließt von Nordwest nach Südost und mündet bei Towarkowa in die Ugra, links.

Schank, 1) der Verkauf im Kleinen, besonders von Getränken und Salz; — 2) (Schankgerechtigkeit), das auf einem Hause ruhende oder persönlich erworbene Recht zum Verkauf im Kleinen; vgl. Schenke.

Schank (Waarenk.), ostindisches Schalthier, das zu Armbändern und andern Putzsachen verarbeitet, nach dem Tode des Besitzers aber wieder ins Wasser geworfen wird, da es Niemand anders brauchen darf.

Schanka, Stadt, s. v. a. Khanka.

Schanker (Med.), s. Syphilis.

Schankerseuche (Thierheilk.), eine den Zuchtpferden eigenthümliche ansteckende venerische Krankheit der Geschlechtstheile, die sich durch Geschwüre an denselben, Drüsenanschwellungen, Schwund und Lähmung an den Hintertheilen äußert und durch Abzehrung tödtet. — Kennzeichen. Kurz oder mehre Wochen nach dem Belegen bemerkt man bei der Stute an der äußern Scham ein heftiges Jucken und oft auch gesteigerten Geschlechtstrieb, starke entzündliche Anschwellung, vermehrte Schleimabsonderung in der Scheide, an der Schleimhaut derselben hanfsamengroße Bläschen oder Pusteln, die später weißlich werden, aufbrechen und sich in hohle Geschwüre verwandeln, welche sich bald vergrößern und weiter verbreiten, in einander übergehen, einen speckigen und unreinen Grund und aufgeworfene, zackige Ränder zeigen und eine scharfe, übelriechende Jauche, gleich den venerischen Geschwüren bei Menschen, absondern. Das Harnen geschieht oft und schmerzhaft; der Harn selbst ist scharf und bierbraun. Im Hintertheile verrathen die Thiere eine große Schwäche; der Gang ist taumelnd, mühsam, schleppend und unsicher; oft köthen die Thiere bei jedem Schritte über und stürzen zusammen. Später verliert die Geschwulst der Geschlechtstheile ihre entzündliche Beschaffenheit; die Lefzen und Scheide sind blaß und mißfarbig; der daselbst abgesonderte Schleim wird graulich, gelbbräunlich, scharf und übelriechend und trocknet nach außen hin zu gelbbraunen Borken ein. Die Schleimhaut der Schamlefzen und Scheide lockert sich auf, bekommt immer mehr Exkoriationen und an diesen neue Geschwüre, die nach allen Richtungen hin um sich fressen. Auch zeigt sich nun der wahre Schwund des Hintertheils. Von nun an leiden fast alle übrigen Verrichtungen mit; die Bug-, Leisten- u. Kehlgangs-Drüsen schwellen an; bisweilen zeigen sich ein verdächtiger Nasenausfluß, trockener Husten und Athmungsbeschwerden; trächtige Stuten verwerfen zwischen dem 3. und 5. Monat, und über kurz oder lang enden die Thiere an gänzlicher Erschöpfung. Bei den Hengsten bemerkt man zuerst Traurigkeit, leichte Ermüdung, Anschwellung des Schlauches und an der ausgeschachteten Ruthe, welche aber fast immer im Schlauche zurückgehalten wird, ähnliche Pusteln, wie bei der Stute; ferner Spalten und Schrunden, später Exkoriationen, Geschwüre u. schwammige Auswüchse. Die Hoden, Harnröhre und das Mittelfleisch, so wie die Leisten- und Kehlgangs-Drüsen schwellen an, am Bauche zeigen sich wässerige Geschwülste; es stellt sich ein verdächtiger Nasenausfluß ein, das Hintertheil schwindet und wird gelähmt, und die Thiere gehen ebenfalls an der Auszehrung nach mehren Monaten zu Grunde. — Ursachen. Von der ursprünglichen Entstehung der S. weiß man durchaus nichts Bestimmtes, obschon in manchen Jahrgängen und in manchen Gegenden die Krankheit häufiger vorkommt. So viel ist gewiß, daß das Uebel nur zur Zucht verwendete Thiere befällt, hier aber kein Alter und keine

Körperbeschaffenheit verschont und endlich sich immer nach dem Belegen entwickelt, weshalb man einen gewissen Ansteckungsstoff fixer Art an den Geschlechtstheilen als die bis jetzt bestimmt bekannte Ursache angenommen hat. — **Behandlung.** Die S. ist eine sehr hartnäckige Krankheit, trotzt fast allen Mitteln, und $^5/_6$ der Kranken gehen gewöhnlich zu Grunde. Zu Anfange der Krankheit empfiehlt man lauwarme, schleimige, ölige Bähungen und Einspritzungen, später aber, wenn die Geschwüre schon vorhanden sind, mehr zusammenziehende Mittel, Eichenrindenabkochung, Auflösung des Alauns und des Quecksilbersublimats. Auch sind jetzt innerliche Mittel nöthig, die auf das Drüsensystem und der Lähmung des Hintertheils entgegen wirken, z. B. Enzian, Kalmus, Wacholderbeeren, von jedem 4 Loth, Goldschwefel, Terpentinöl, von jedem $1^1/_2$ Quentchen, mit Mehl u. Wasser zur Latwerge gemacht, u. hiervon täglich 3 Mal 2 Spatel voll gegeben; oder Angelicawurzel, Wasserfenchelsamen, von jedem 4 Loth, Kampher, Sadebaumsprossen, von jedem 2 Quentchen, schwarzes Quecksilberoxyd, $^1/_2$ Quentchen, mit Wachholdermus zur Latwerge gemacht und wie das vorige gegeben. — Am wichtigsten bleibt die **Vorbauung**, die darin besteht, daß man die Zuchtthiere, besonders die Hengste genau untersucht und alle verdächtigen Thiere für immer von der Zucht ausschließt, auch selbst dann, wenn man sie für geheilt hält.

Schankmaß, s. v. a. Schenkmaß.

Schankweiler, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Bitburg, Hauptort der Bürgermeisterei gleichen Namens; 250 Einw.

Schannan, Insel, s. Likeio.

Schannat, Johann Friedrich, Geschichtschreiber, geb. zu Luxemburg 1683, war deutscher Abstammung (seine Aeltern stammten aus Franken) und erhielt von seinem Vater, einem gelehrten Mediciner, eine treffliche Erziehung. Nachdem er zu Löwen die Rechte studirt, wurde er Licentiat und darauf Advokat im obern Rathe zu Mecheln. Bekannt wurde er zuerst durch seine „Geschichte des Grafen von Mansfeld" (Luxemb. 1707, 12.). Der Beifall, mit welchem diese Schrift aufgenommen wurde, entschied die künftige Laufbahn des erst 24jährigen Autors. Er entsagte der Rechtsanwaltschaft und trat in den geistlichen Stand ein, weil ihm derselbe sich mit der Ausführung seiner Pläne am besten zu vertragen schien. Als er bald nachher dazu ausersehen worden war, die Geschichte der Abtei Fulda zu schreiben, und unter seinen Archiven eine Menge Karten und kostbare Dokumente aufgefunden hatte, stand er nicht an, dieselben zur allgemeinen Kenntniß u. Benutzung zu veröffentlichen. In den Bänden, welche er nach einander erscheinen ließ, fanden sich auch Stücke, welche die Ansprüche deutscher Fürsten auf die Abtei Fulda verletzten. Daher beauftragte der Bischof von Würzburg seinen Historiographen Eckhart und der Landgraf von Hessen den Professor der Rechte J. G. Estor zu Gießen, die Authenticität jener Stücke anzugreifen, so daß sich S. zu gleicher Zeit gegen 2 der gelehrtesten Männer Deutschlands zu vertheidigen hatte. Nach Vollendung der Geschichte der Abtei Fulda unternahm S. die Geschichte der Bischöfe von Worms und beschäftigte sich in der Folge auf den Wunsch des Erzbischofs von Prag mit der Geschichte Eiffels. Auch begab er sich 1735 auf die Einladung des genannten Prälaten nach Italien, um aus den dortigen öffentlichen Sammlungen Material zu schöpfen. Er verweilte daselbst 3 Jahre und erbeutete während dieser Zeit aus der ambrosianischen Bibliothek und aus der des Vatikans so zahlreiche Dokumente, daß er deren mehre Bände in Fol. unter dem Titel herausgeben konnte: Accessiones novae ad historiam antiquam et litterariam Germaniae. Unabhängig von dieser Sammlung bearbeitete er die Geschichte der Concilien u. allgemeinen Synoden in Deutschland. Endlich wollte er die Geschichte des Bisthums Speyer veröffentlichen, als er am 6. März 1739 †. Er unterhielt eine lebhafte Korrespondenz mit Schöpflin, Martène, Montfaucon u. and. Bollandisten. Schriften: Vindemiae litterariae, hoc est veterum monumentorum ad Germaniam sacram praecipue spectantium, Fulda 1723—24, Fol., 2 Bde.; — Corpus traditionum Fuldensium sive Donationum ad ecclesiam Fuldensem collatarum ab anno 744 ad finem XIII. saeculi (ad annum 1323), Leipzig 1724, Fol.; — Sammlung ꝛc. hoc est sylloge veterum monumentorum historicorum; accedit vetus jus Germaniae, Fulda 1725, 4.; — Fuldischer Lehnhof sive de clientela Fuldensi beneficiaria, nobili et equestri, tractatus historico-juridicus, Frankf. 1726, Fol.; — Dioecesis Fuldensis cum annexa sua hierarchia, ebendas. 1727, Fol., mit einer Karte und 2 großen Kupfern; — Vindiciae quorumdam archivi Fuldensis diplomatum, ebendas. 1728, Fol.; — Historia Fuldensis, ebendas. 1729, Fol.; — Historia episcopatus Wormatiensis documentis aucta et illustrata, ebendas. 1734, 2 Bde. in Fol. (dieses Werk ist sehr geschätzt); — Histoire abrégée de la maison Palatine (mit einer vorangeschickten Dissertation über die pfälzischen Grafen im Mittelalter von D. O...), ebendas. 1720, 8. (S. leitet hierin den Ursprung der pfälzischen Grafen auf die missi dominici zurück); — Concilia Germaniae, Köln 1769—90, 2 Bde., Fol. (fortgesetzt von P. Hartzheim, beendigt von Herm. Scholl und mit Tafeln versehen von Arm. Ant. Hesselmann).

Schanne, s. v. a. Joch 3).

Schanneubach, großherzogl. hess. Dorf, Starkenburg, Kr. Heppenheim, Ldgr. Fürth; über 100 Einw.

Schannwitz, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. und Kr. Königsberg; gegen 100 Einw.

Schanow (Saonw), österr.-mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Hersch. Swietlau; 2 Mühlen; 430 Einw.

Schanowa (Sanow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Kakonitz, Gut Petrowitz; Kirche, Mühle; 700 Einw.

Schaupe, Insel, s. Likeio.

Schans (Neuwe- u. Oude-S.), zwei nie-

derl. Dfr. u. Forts, Prov. Gröningen, östl. von Winschoten; 560 u. 250 Einw.

Schansi, asiat. Provinz, China, im Westen von Petscheli, im Osten von Schensi, erstreckt sich von der großen Mauer im Norden bis zum Hoangho im Süden, wo die Prov. Honan anfängt, hat einen Flächenraum von 2570¾ (3453) □ M. und (1812) über 14 (nach Andern 27 oder nur gegen 10) Mill. Einw. Der Hoangho bildet die Westgrenze. Das Land ist gebirgig und felsig, zum Nordostrand Hochasiens gehörig, mit Pässen in die Mongolei. S. ist das Land der Terrassenkultur und des Mineralgewinnes, so wie der Metallarbeiten, die Wiege des chines. Volks, wo noch ein gutmüthiger Gebirgsschlag wohnt; mehre Nebenflüsse des Grenzflusses, unter welchen der Furnho schiffbar ist; gemäßigtes Klima. Produkte sind: Getreide, Baumwolle, Tabak, Wein, Oel, Obst, Färbepflanzen, zahmes Vieh, Wild, Moschusthiere, Bienen, Seidenwürmer, Eisen, Salz, Krystall, Steinkohlen 2c. Die Einw. gelten für weniger gebildet, als die übrigen Chinesen, doch sind sie stark und gutmüthig. Außer Ackerbau und Viehzucht beschäftigen sie sich mit Verfertigung von Eisenwaaren, Filzen, seidenen Zeuchen, Leder 2c. und treiben Handel mit ihren Industrieerzeugnissen. Die Provinz zählt 9 Fu, 6 Tscheu, 60 Hian oder in 10 Tschili noch 26 Hian; außerdem die Stadt Kurihoa mit 6 abhängigen Kantonen. Die Fu sind: Thaiyuan (37° 53′ 30″ nördl. Br. u. 130° 9′ L.), mitten im Lande, am Furnho, dem Hauptzufluß des Hoangho, Sitz des Fuyuan, mit 2 Meilen Umfang und vielen Zeichen ehemaliger Pracht und Größe, als Residenz der Dynastie Tschan; auf den nahen Hügeln unter Cypressen die Gräber und Denkmäler der alten Kaiser; Manufakturen in Tapeten, Stoffen, Eisengeräthe, ziemlicher Handel, mandschurische Truppen; Pyhingyang (Pinyang), gleichfalls eine alte Residenz, tiefer am Furnho; Phutscheu, an der südwestl. Grenze, nahe am Hoangho; Lungan, an der südöstl. Grenze; Fentscheu, am Furnho, bevölkerte Gewerbs- und Handelsstadt, mit besuchten Heilquellen und starker Branntweinbrennerei; Tschetscheu, Ningwu, Kaithung, Hauptfestung der Nordgrenze, mit großer Besatzung, Gerberei, Steinbrüche (Marmor, Porphyr, Grieestein 2c.), Grenzhandel. Viele Festungen umgürten die Grenze.

Schantarskaja, Inselgruppe, s. v. a. Shantar.

Schantong (Schantung, Schanting), asiat. Provinz, China, zur Hälfte eine große Halbinsel bildend, im Norden an Petscheli, im Westen an dieselbe Provinz und an Honan, im Süden an den Hoangho und Kianghu stoßend, sonst vom Meer umgeben, zwischen 34° 40′—38° 12′ nördl. Br. u. v. 133° bis jenseits 141° L., mit einem Flächenraum von 4069 (3028) □M. und (1812) 28,958,760 Einw., mit niedrigen Kegelbergen bedeckt, welche man Mandarinsmützen oder Pferdeköpfe nennt, mit geschnittenem Gestade, daher zahlreichen Buchten und Vorgebirgen, deren äußerstes Kap Macartney ist. Nur Küstenflüsse bewässern die Provinz, wie der Tatan, doch geht der große Kanal (Kaiserkanal) oder Schakko durch den westlichen Theil der Provinz und dient nicht allein zur Schifffahrt, sondern auch zur künstlichen Bewässerung des Landes. Das Klima ist trocken, Regen selten. Produkte sind: Getreide, Indigo, Früchte, Wild, Geflügel, Fische, Seide, von welcher eine besondere feste Sorte hier gewonnen wird, Steinkohlen 2c. Die Einwohner treiben Landwirthschaft, Seidenbau, Schifffahrt und Handel; Seidenspinnerei und Weberei sind bedeutend. Die Provinz hat 10 Fu, 9 Tscheu, 90 Hian und in 2 Tschili noch 6 Hian. Hauptstadt: Tsinom (36° 44′ 24″ nördl. Br. u. 134° 43′ 30″ L.), an einem Fluß, welcher den großen Kanal mit dem Meere verbindet, von Seen umgeben, von Kanälen durchströmt, Sitz des Gouverneurs, mit lebhaftem Handel, besonders in Glas und wilder Seide. Andere Städte: Yantscheu, im Süden, in der Nähe von Landseen; Tungtschang, im Westen, am Kaiserkanal; Thsingtscheu, im Osten, gegen die Küste, an einem Fluß, mit starkem Fischhandel; Tangtscheu, an der See, im Norden der Halbinsel, Hafen, Festung; hier liegen Schutzschiffe und Kreuzer; Laitscheu, gleichfalls eine Hafenstadt; Wuting, Pitscheu, Thaingan, Thaotscheu. Unter der Tscheu ist wichtig: Linetsintscheu, am Kaiserkanal, wo er nach Petscheli eintritt, als Depot des Handels. Hier ist der Kanal stets mit Schiffen bedeckt; merkwürdig ist der 6eckige Porzellanthurm von 8 Stockwerken; viele Pagoden. Handelsstädte des 2. Ranges sind zahlreich. Die Stadt 3. Rangs Kiu-feu-hian ist merkwürdig als Geburtsort Konfutses. Vor der Küste im Norden liegen die Miatau-Inseln, die gut angebaut und stark bevölkert sind. Hauptinsel: Miatau, mit der gleichnam. Stadt, 4000 Einw.; Staunton 2c.

Schan-tse-kiang, Fluß, s. v. a. Jan-tsekiang.

Schantz, Christian August, Kupferstecher, arbeitete um 1755 in Prag. Es finden sich mehre Blätter mit seinem Namen, meist Andachtsstücke.

Schanyaualiu, Gebirg, s. Mandschurei.

Schanzarbeiten, 1) die mit dem Schanzbau verknupften Arbeiten, s. Schanze; — 2) Strafe, s. v. a. Festungsbau.

Schanzbauer, s. Artillerie III. und Schanze.

Schanze (Feldschanze, Befestigungsk.), jede Art der im Felde zu erbauenden Erdbefestigungen, deren Zweck und Konstruktion dahin geht, daß eine zur Besatzung zu verwendende Truppenabtheilung eine Zeit lang darin sich vortheilhaft vertheidigen, oder eine Absicht des Feindes vereiteln könne. Da das Terrain, welches man durch die S. n verstärken will, die letztern in eben dem Grade begünstigen, als belästigen kann, so ist es bei dem Schanzbau höchst wichtig und nothwendig, zunächst das zu befestigende Terrain nach seiner individuellen Beschaffenheit genau zu prüfen, die Vortheile, die es gewähren kann, aufzufinden und zu benutzen, gleichzeitig aber auch seine Nachtheile richtig zu erkennen, um diese so viel als möglich zu ver-

meiden und unschädlich zu machen. Günstig ist das Terrain für die Anlage von Befestigungen: a) wenn es durch seine Beschaffenheit die Annäherung des Feindes an die Stellen, wo die Befestigungen ausgeführt werden sollen, erschwert, was der Fall ist, wenn es den Bewegungen seiner verschiedenen Waffengattungen ungünstig oder überhaupt, wenn es unwegsam ist, wie z. B. tiefes Gewässer, Sumpf, dichtes Gestrüpp, Felsen, Gräben und andere natürliche Hindernisse; —; b) wenn es die Wirkungen der Feuerwaffen, vorzüglich des Geschützes unmittelbar erhöht, welchen wichtigen Vortheil ein Terrain gewährt, sofern es das Angriffsterrain überhöht (dominirt), dieses aber möglichst eben und fest ist. Das Ueberhöhen ist jedoch nicht unbedingt vortheilhaft; es hat seine Grenzen, und diese liegen in der Möglichkeit des Waffengebrauchs. Hierbei ist als Erfahrungsgrundsatz zu berücksichtigen, daß kein Feldgeschütz mehr als 15° gesenkt werden kann; wo also ein stärkerer Abfall Statt findet, kann man auf rasireude Geschützvertheidigung nicht mehr rechnen, und der Feind wird sich am Fuß des Abhanges außer der Wirksamkeit des Geschützes im todten Winkel befinden. Je steiler der Abhang und je bedeutender die Höhe wird, desto mehr vermindert sich die Geschützwirkung, weil die Schüsse immer bohrender werden. Bei Kleingewehrvertheidigung findet zwar keine so beschränkte Grenze hinsichtlich des Neigungswinkels Statt; allein die Wirksamkeit mindert sich ebenfalls mit Zunahme der Steilheit, da die Schusse im gleichen Maße bohrend und durch das gewöhnliche Höherschießen unsicher werden. Vortheilhaft muß endlich das Terrain noch genannt werden, — c) wenn es die Offensive mit verhältnißmäßig schwachen Streitkräften begünstigt. Ein solcher Fall tritt u. A. dann ein, wenn das vor dem zu befestigenden Punkte liegende Terrain einen Abschnitt bildet, wo der Feind von seiner Ueberlegenheit keinen nachdrücklichen Gebrauch machen kann und seine Kräfte eine Zeit lang getheilt bleiben, z. B. während derselbe eine lange Brücke, einen Hohlweg, einen Damm oder ein ähnliches Defilé passirt. — Ungünstig dagegen für die Anlage von Befestigungen und für ihre Vertheidigung nachtheilig ist das Terrain: a) wenn es die eigene Waffenwirkung, vorzüglich die des Geschützes schwächt, welcher Nachtheil dann Statt findet, wenn das Angriffsterrain eine solche Beschaffenheit hat, daß es den größeren Theil der auffchlagenden Kugeln auffängt, z. B. wenn der Boden weich ist, oder wenn er nach des Feindes Seite ansteigt; wenn er mit hohem Getreide, Gras und dergleichen bewachsen, oder wenn er morastig ist, so wie auch Gräben und Hecken, Strauchwerk ꝛc. der Feuerwirkung nachtheilig werden, sobald sie nicht gehörig enstlirt werden können (dieser Mangel läßt sich dann beseitigen oder zum großen Theil mindern, wenn man die das Feuer hindernden Gegenstände, z. B. Hecken, Strauchwerk, Getreide ꝛc., umhauen, oder die Gräben ausfüllen kann); — b) wenn das Terrain die feindliche Annäherung begünstigt. Dies ist schon der Fall, wenn das vor der Befestigung befindliche Gelände den feindlichen Angriffsbewegungen nicht hinderlich wird, noch mehr aber, wenn es dem Feind gar von einer oder mehren Seiten eine gedeckte Annäherung gestattet. Im erstern Falle muß man durch künstliche Annäherungshindernisse und durch eine zweckmäßige Feuervertheilung dem Angreifenden die Vortheile, die ihm die Lokalverhältnisse gewähren, zu schmälern suchen, im letztern Falle aber ihm die gedeckten Annäherungswege, z. B. Thäler, Schluchten, Hohlwege ꝛc., entweder verderben und zerstören, oder diesen Wegen durch besondere Befestigungen oder Truppenaufstellungen eine hinreichend kräftige Vertheidigung zu verschaffen suchen. Wo Umstände das Eine oder Andere nicht möglich machen, bleibt die Befestigung eines solchen Terrains immer gefahrvoll. Zu den ungünstigen Terrainverhältnissen gehört es ferner, — c) wenn das Angriffsterrain dem Feind unmittelbar mehr oder weniger Deckung gegen das Feuer der Vertheidiger gewährt. Dieser Fall tritt ein, wenn sich im Bereich der Waffenwirkung auf das Angriffsterrain Gegenstände befinden, hinter welchen der sich aufstellende Feind theilweise oder völlige Deckung findet, während er dabei noch seine Waffen gegen die Vertheidiger gebrauchen kann. Die Beachtung solcher Gegenstände ist seit der immer häufiger gewordenen Anwendung der Tirailleurs zum Angriff von Befestigungen um so wichtiger geworden. Der Schütze sucht jede kleine Deckung auf, benutzt sie zu seinem Vortheile und wird auf diese Weise den Vertheidigern höchst gefährlich. Es sind deshalb im Bereiche der zur Vertheidigung dienenden Feuerwaffen alle Gegenstände, welche den Feind der Wirkung dieser Geschosse entziehen könnten, z. B. Mauern, Häuser, Hecken, Bäume, Gräben ꝛc., so weit es die Zeit und Umstände nur immer möglich machen, zu beseitigen. Für flüchtige Befestigungen, wo selten nur die nöthige Zeit und das erforderliche Material vorhanden ist, um solche Zerstörungen ins Werk zu setzen, sind Mauern und massive Häuser die gefährlichsten Gegenstände, das feindliche Unternehmen zu fördern und zu begünstigen. Ungünstig für den in Rede stehenden Zweck ist endlich das Terrain, — d) wenn der Ort, welcher befestigt werden soll, von dem umliegenden Gelände im Waffenbereich überhöht oder dominirt wird. Die Mittel, diese Nachtheile des Terrains zu vermindern oder zu beseitigen, bestehen hauptsächlich in einer geschickten Anwendung des vertikalen Defilements und, wo dieses nicht ausreicht, in der Erbauung v. Blockhäusern.

Gewöhnlich theilt man die S.n in geschlossene und offene S.n und in verschanzte Linien. Die erste Art umschließt den Terraintheil, auf welchem sie liegen, völlig mit einer Brustwehr; die zweite Art hat dagegen nach einer Seite hin keine Brustwehr, und die dritte Art besteht entweder aus Brustwehren, die auf lange Strecken ununterbrochen fortlaufen, oder es sind einzelne offene oder geschlossene S.n, deren Anordnung auf eine gemeinschaftliche, sich wechselseitig unterstützende Vertheidigung berechnet ist (s. Linien, befestigte). Die For-

men, welche die einzelnen Werke erhalten, sind sehr verschieden; jedoch werden sie meist aus geraden Linien gebildet, welche entweder nur unter ausspringenden Winkeln zusammenstoßen, oder sie bilden auch abwechselnd aus- und eingehende Winkel, und nur bisweilen sind einzelne Theile abgerundet. Sind bei einer solchen Anordnung gleichliegende Seiten und Winkel von gleicher Maßgröße, so heißen die Verschanzungen regelmäßig, im Gegentheil unregelmäßig. Die gewöhnlichen offenen S.n sind: die geradlinige Brustwehr od. Schulterwehr, die Flesche oder das Redan, die Lünette, Brille oder Flesche mit Flanken und die verschiedenen Zangen- oder Tenaillenwerke. Die Schulterwehr besteht aus einer geradlinigen Brustwehr, deren Flügel gewöhnlich etwas rückwärts gebogen sind. Man wendet diese Form meist nur bei den Deckungen für Reiterei (s. Schulterwehr), oder für Batterien an. Die Flesche besteht aus zwei unter einem ausspringenden Winkel zusammenstoßenden geraden Linien, welche die Gefühllinien oder Façen heißen. Die Lunette wird aus 4 geradlinigen Brustwehren zusammengesetzt, welche 3 ausspringende Winkel bilden. Die beiden Brustwehren, welche die Schenkel des am meisten ausspringenden Winkels sind, heißen die Façen, die daranstoßenden die Flanken, und die Winkel, die sie mit jenen machen, die Schulterwinkel, so wie die Scheitel dieser Winkel die Schulterpunkte genannt werden. Ein festes Verhältniß findet zwischen der Größe der Façen und Flanken nicht Statt, jedoch sind erstere immer größer als letztere, so daß diese gewöhnlich nur $^1/_3$ — $^2/_3$ der Länge von jenen erhalten. Große Werke dieser Art, wie sie besonders bei provisorischen Befestigungen vorkommen, werden auch bisweilen vorgelegte oder detachirte Bollwerke genannt, weil sie mit den Bollwerken der Festungen gleiche Gestalt haben. Bei den Zangenwerken unterscheidet man gewöhnlich die einfache u. die doppelte Zange. Die einfache Zange besteht aus 4 geradlinigen Brustwehren, wovon 2 einen eingehenden Winkel, die beiden andern, an diese anstoßenden aber mit jenen 2 ausspringende Winkel bilden. Die doppelte Zange besteht aus 6 geradlinigen Brustwehren, die unter 3 aus- und 2 einspringenden Winkeln zusammenstoßen. Die Brustwehren, welche die Schenkel des eingehenden Winkels bilden, heißen die Zangen- oder Tenaillenschenkel oder Façen, die beiden äußersten Brustwehren aber, welche an diese unter einem ausspringenden Winkel stoßen, die Flügelseiten od. Flügellinien. Sind bei der einfachen Zange die Flügelseiten nach rückwärts zusammenlaufend, so nennt man dies insbesondere ein schwalbenschwanzförmiges Werk, und wenn bei der doppelten Zange die Flügelseiten auseinandergehend sind, so wird ein solches Werk eine Pfaffenmütze genannt. Bei allen diesen Werken heißt endlich auch noch die offene Seite die Kehle des Werkes. — Die gewöhnlichsten geschlossenen S.n sind die Redouten u. die Sternschanzen. Die Redouten — im beschränkteren Sinne, denn zuweilen versteht man darunter auch alte Arten geschlossener S.n — sind meist reguläre Vielecke von 4 und mehr Seitenlinien oder Ecken, daher Werke, welche bloß ausspringende Winkel haben; nach diesen werden sie 4-, 5-, 6- u. s. w. seitige oder eckige Redouten genannt. Von ihnen sind die 4- 5- und 6eckige die gebräuchlichsten, weil sie in ihrer Konstruktion die wenigste Schwierigkeit verursachen; am häufigsten wird aber doch die viereckige angewendet. Die Sternschanzen (Tenaillenschanzen) bestehen aus aneinander gehängten Tenaillen, d. h. sie bilden eine Figur, wo immer ein ausspringender und eingehender Winkel mit einander abwechseln. Sie werden eben so, wie die Redouten, nach der Zahl ihrer Ecken benannt, nämlich 4-, 5-, 6eckige Sternschanzen ꝛc. Am einfachsten konstituirt man sie aus einem Polygon, was eben so viel Seiten hat, als die Sternschanze Ecken bekommen soll, indem man mit jeder Mittelseite nach außen ein gleichseitiges Dreieck beschreibt. Die 6eckige Sternschanze kann man auch aus dem Dreieck bilden, indem man jede Dreieckseite in 3 gleiche Theile theilt und mit dem mittlern Drittheil nach außen ein gleichseitiges Dreieck bildet; auf ganz gleiche Weise erhält man auch aus dem Viereck die 8eckige Sternschanze. Für den Feldgebrauch eignen sich vorzugsweise nur die 6- und 8eckigen Sternschanzen, theils ihrer einfacheren Konstruktion wegen, theils aber auch deshalb, weil sie in Bezug auf Größe und Vertheidigungsleistung den andern vorzuziehen sind. — Außer diesen gebräuchlichsten Feldschanzen gibt es noch einige geschlossene Werke, die in der Zusammenstellung ihrer Seiten von den vorgenannten abweichen. Es sind dies: die Sternschanzen mit Waffenplätzen, bei welchen in dem eingehenden Winkel noch ein kleiner vorspringender Raum, meist zur Aufstellung einiger Geschütze bestimmt, angelegt wird; ferner die S.n mit halben und ganzen Bollwerken. Erstere sind Sternschanzen, wo jede Ecke durch Einwärtsbrechung einer ihrer Schenkel die Form eines halben Bollwerks, letztere Sternschanzen, wobei die Schenkel zurückgebrochen sind, und wodurch jede Ecke die Form eines ganzen Bollwerks erhalten hat. Endlich gehören noch hierher die sogenannten Kreuzredouten, Werke, welche die Form eines gewöhnlichen Kreuzes haben u. wo die Seiten meist von gleicher Länge sind. Bisweilen bildet man aber auch noch mit den äußersten Seiten des Kreuzes ein gleichseitiges Dreieck, so daß sich diese dann in einen ausspringenden Winkel von 60° verwandeln. — Was die Größe der Winkel betrifft, so gilt als Regel, daß die ausspringenden nie kleiner als 60° und die eingehenden nie kleiner als 90°, jedoch aber auch wo möglich nicht größer als 120° ausfallen dürfen, wenn ihre Schenkel eine vortheilhafte Vertheidigung gewähren sollen. Endlich ist noch zu erwähnen, daß auch bei S.n jede gerade Linie, die einen ausspringenden Winkel halbirt, die Kapitale des Winkels genannt wird. Ueber die bei geschlossenen S.n der Verbindung mit dem Außenterrain wegen nöthigen Ausgänge s. Ausgang 1).

Um das gemeinsame Charakteristische der Ver-

theidigungsleistung dieser verschiedenartigen Feldwerke nach ihrer Umfangsform kennen zu lernen und zusammenzustellen, lassen sie sich am besten unter zwei Hauptklassen bringen, nämlich S.n, welche bloß ausspringende Winkel haben, und solche, wo aus- und eingehende Winkel kombinirt sind. S.n mit bloß ausspringenden Winkeln, nämlich Fleschen, Lünetten und die verschiedenen Redouten, sobald sie in ihrer Vertheidigung isolirt sind, besitzen eine bloße Frontalvertheidigung. Ihre gemeinsamen Mängel sind deshalb die vor jedem ausspringenden Winkel verbleibenden unbestrichenen Räume und der im ganzen Graben vorhandene todte Winkel. Die absolute Stärke der Frontalvertheidigung jeder einzelnen Verschanzungsseite dieser Werke hängt, unter Annahme einer gleichförmigen Besatzung, von ihrer Länge ab. Bei gleicher Umfangslänge der ganzen Feuerlinie werden demnach diejenigen Verschanzungen vor ihren einzelnen Seiten das stärkste Frontalfeuer besitzen, welche die wenigsten Seiten haben. Das Mittel, dessen man sich am häufigsten bedient, um den unbestrichenen Räumen dieser Werke eine Vertheidigung zu verschaffen, ist die Anlage einer Geschützbank in dem ausspringenden Winkel. Ist man bloß auf Kleingewehrvertheidung beschränkt, so läßt man den ausspringenden Winkel auf 18—24 Fuß abstumpfen oder besser abrunden. Dem Graben dieser Werke aber kann man, wenn sie auf ihre eigene Vertheidigung beschränkt sind, und wenn derselbe von der gebräuchlichen Grundform nicht abweicht, von der Brustwehr aus auf keine Weise eine direkte Vertheidigung verschaffen. Dies ist übrigens nur durch besondere Befestigungsanlagen oder Verstärkungsmittel, welche aber dann meist einen großartigern und zeitraubendern Bau erfordern, als man bei den gewöhnlichen Feldwerken voraussetzen kann, wie z. B. wegen verschiedenen Graben-Kasponnieren und Gallerien, zu erlangen. Gewöhnlich aber sucht man mittelbar den Nachtheil des todten Winkels dadurch zu vermindern, daß man die Grabensohlen möglichst schmal anlegt, oder daß man in den Gräben Hindernisse anbringt, welche das Hineinspringen und Ueberschreiten des Grabens, so wie die Ersteigung der Brustwehr erschweren. Die hierzu geeignetsten sind: Wolfsgruben, Astverhaue, Palissaden, Sturmpfähle, Sturmbalken, Spickpfählchen und, wenn es die Lokalverhältnisse gestatten, eine hinlängliche hohe Anfüllung mit Wasser (bis zu 6 Fuß). Alle S.n mit aus- und eingehenden Winkeln, die verschiedenen Zangenwerke, die Sternschanzen, die bastionirten Werke und Kreuzredouten, gewähren Frontal- und Kreuzfeuer. Die Stärke und der Vortheil ihrer Vertheidigungsleistung bestehen aber vorzüglich in der flankirenden Vertheidigung, sobald nämlich ihre eingehenden Winkel die Größe zwischen 90° und 120° haben. In diesem Falle verschaffen sie ihren unbestrichenen Raumen Frontal- und selbst Kreuzfeuer, so wie sie auch noch zum Theil den Graben bestreichen. Die Wirksamkeit der Vertheidigung bei Sternschanzen hängt also auch hauptsächlich von der Größe ihrer eingehenden Winkel ab. Sobald diese nämlich die Größe von 120° und darüber haben, so kann sich das senkrecht von ihren Schenkeln ausgehende Feuer vor den ausspringenden Winkeln nicht kreuzen; es bleiben dann vor diesen unbestrichene Räume, die noch größer als bei den Redouten von gleicher Seitenzahl sind (wie dies bei den 4- und 6eckigen Sternschanzen der Fall ist), und die Vertheidigung des zunächst vor den Verschanzungsseiten liegenden Terrains bleibt immer schwach, weil bei dieser Winkelgröße eine gehörige flankirende Vertheidigung nicht zu erlangen ist. Die Vertheidigungsstärke und Flankirung wächst aber von 120° an, und zwar in dem Grade, in welchem sich der einspringende Winkel dem rechten nähert. Da aber auch die ausspringenden Winkel, wie schon erwähnt, nicht kleiner als 60° werden dürfen, so folgt, daß nicht jede Grundfigur sich zu einer tüchtigen Sternschanze eignet. Erst am Zwölfeck würden, bei ausspringenden Winkeln von 60°, die eingehenden rechte werden, also die vollkommenste wechselseitige Bestreichung ihrer Schenkel gewähren; allein ein solches Werk wird (seiner nothwendigen Größe und beträchtlichen Besatzung halber) als Feldschanze selten oder gar nicht angewendet werden, denn es ist bei diesen Werken zugleich auf die Länge ihrer einzelnen Seiten Rücksicht zu nehmen, da, wenn diese zu kurz werden, der Vortheil, den dann ihre flankirende Vertheidigung gewähren würde, mehr in der Einbildung, als in der Wirklichkeit bestände. Aus diesen Gründen dürften daher wohl die 6- und 8eckigen Sternschanzen, wenn man zugleich die Einfachheit ihrer Konstruktion berücksichtigt (s. oben), die für den Feldgebrauch geeignetsten Werke dieser Art seyn. Zwar sind bei den 6eckigen Sternschanzen die eingehenden Winkel noch 120°, und bei der rechtwinkeligen Vertheidigung verbleibt vor jedem ausspringenden Winkel noch ein unbestrichener Raum, der eben so breit ist, als eine Seite der Sternschanze; allein es wird bei einer nur einigermaßen geübten Besatzung leicht möglich, durch etwas schiefes Anschlagen schon Kreuzfeuer vor die angegriffenen ausspringenden Winkel zu bringen und selbst dem Graben einige Vertheidigung zu verschaffen. Bei den völlig regelmäßig 8eckigen Sternschanzen, wo alle ausspringenden Winkel 60° betragen, sind die eingehenden Winkel 105°, wodurch sich dann das rechtwinkelige Feuer ihrer Tenaillenschenkel nahe vor den ausspringenden Winkeln kreuzt und der Graben bei nur wenig schiefem Anschlagen vollkommen gut flankiren läßt. Die aus dem Quadrat gebildete 8eckige Sternschanze gewährt vor den 4 ausspringenden Winkeln von 60° die Vertheidigung der 6eckigen und vor den 4 ausspringenden Winkeln von 90° die der vollkommen regelmäßigen von 90° Sternschanzen und ist sonach in ihrer Vertheidigungsleistung eine Kombination der regelmäßig 6- und 8eckigen Sternschanze. Gegen die völlig reguläre 8eckige Sternschanze besitzt diese den Vorzug einer leichtern Konstruktion und eines etwas größern innern Raumes. — Was die Vertheidigungsleistung der oben erwähnten geschlosse-

nen Schanzen betrifft, die von der einfachen Sternschanzenform mehr oder weniger abweichen, so ergibt sich diese (unter der Voraussetzung der rechtwinkeligen Vertheidigung) leicht aus der Lage der zusammenstoßenden Linien. Unter ihnen besitzen die S.n mit ganzen Bollwerken (die sogenannten bastionirten Forts) allerdings eine Linienanordnung, wodurch alle Seiten und Gräben gut flankirt werden können, und wo sich vor dem ganzen Umfange kein unbestrichener Raum vorfindet; aber die Vortheile dieser Linienanordnung treten nur dann merklich hervor, wenn die die Bollwerksfront konstituirenden Linien und namentlich die Flanken nicht zu kurz ausfallen. Es können deshalb beim Vier- und Fünfeck, als denjenigen Polygonen, die im Felde allenfalls noch anwendbar sind, die Polygonseiten nicht kleiner als 50 Ruthen oder 250 Schritte angenommen werden, wobei dann immer noch die Bollwerke durch ihre innern engern Räume dem feindlichen Wurf- und kreuzenden Geschützfeuer sehr ausgesetzt bleiben. Diese, so wie auch die andern oben erwähnten Werke werden deshalb im Felde äußerst selten und mehr nur bei provisorischen Befestigungen ihre Anwendung finden. — In den meisten Fällen werden auch Geschütze, und zwar vorzugsweise Kanons, mit entschiedenem Nutzen zur Vertheidigung der Feldschanzen verwendet werden können. Die Artillerie kann nämlich in den ersten und spätern Augenblicken der Vertheidigung, wenn z. B. der Feind seine Batterien auffährt, wenn die feindlichen Linien oder Sturmkolonnen in die wirksamste Kartätschschußweite kommen, auch noch in den Zeitpunkten, wenn der Feind schon die nahen vorliegenden Hindernisse aufzuräumen und zu durchbrechen droht, mit sehr wirksamem Erfolg zur kräftigen Vertheidigung beitragen; jedoch ist dies nicht während der ganzen Periode derselben der Fall, und eine weise Schonung der Geschütze, so wie ihrer Bedienung und Munition muß sogleich eintreten, sobald die feindliche Ueberlegenheit und vorzüglich Kreuzfeuer das Demontiren befürchten läßt, die Schützen des Angreifenden den Artilleristen zu gefährlich werden und das Flintenfeuer in der Nähe einen bessern Erfolg, als das Artilleriefeuer verspricht. Deshalb ist bei allen solchen Geschützaufstellungen zunächst für die möglichste Deckung der Geschütze und ihrer Bedienung, dann aber auch dafür zu sorgen, daß diese Räume, während das Geschütz nicht gebraucht wird, auch durch Fußvolk vertheidigt werden können, jedoch so, daß wenn wieder wichtige Momente für die nahe und kräftige Wirksamkeit des Geschützfeuers eintreten sollten, wie z. B. die sind, wo der Gegner seine Geschütze schweigen lassen muß, um seine eignen Truppen nicht zu beschädigen, die Artillerie ohne großen Aufenthalt ihr Feuer wieder beginnen kann. Ueber die Einrichtungen, welche hierzu die verschiedenartigen Geschützaufstellungen erhalten können, s. Bank 2) und Schießscharten. Bei Werken mit bloß aussspringenden Winkeln placirt man meist die Kanons auf Bänken in den aussspringenden Winkeln zur Vertheidigung der vor denselben befindlichen unbestrichenen Räume (s. oben). Bei S.n mit eingehenden Winkeln oder überhaupt bei flankirender Vertheidigung können sie auch zu dieser mit Vortheil, und zwar am besten hinter Scharten gebraucht werden. In den Fällen aber, wo ein Engpaß, ein Damm, oder irgend ein anderes Defilé, das vom Feinde passirt werden muß, einer Verschanzungsseite gegenüber liegt, kann man auch Geschütz dem Defilé gegenüber an einer solchen Seite zur Bestreichung desselben aufstellen. Die Schartenvertheidigung wird hierbei meist den Vorzug vor der Bankvertheidigung verdienen, so wie sich zu diesem Behuf auch Haubitzen hinter Ricochetscharten oder Raketengeschütze eignen.

Was insbesondere die Anwendung der verschiedenen gebräuchlichen Feldschanzen betrifft, so ist dieselbe meist durch die Lokalverhältnisse und durch die Wichtigkeit des zu verschanzenden Punktes bedingt. Da alle offenen S.n an ihrer Kehlseite die schwächste Stelle haben, die der Feind durch Umgehungen wo möglich zum Angriff benutzen wird, so sind auch diese Werke im Allgemeinen nur da mit Vortheil anzuwenden, wo sie der Feind, weil sich ihre Kehle an sichere Terrainhindernisse anlehnt, gar nicht umgehen kann; ferner wenn sie z. B. vor dem Eingange eines Dorfes, Gehöftes, Stadtthores, vor einer Brücke, oder vor einem Damm liegen, der durch einen Morast oder durch eine Ueberschwemmung führt, oder wenn sie durch rückwärts erbaute Werke, oder dahinter aufgestellte Truppen und Batterien gegen Flügel und Rückenangriffe sichergestellt sind. Im letztern Fall bleibt es aber immer noch rathsam, sobald die Terrainbeschaffenheit einen Kehlangriff der Werke möglich macht, die Kehlen durch leichte Deckungen oder Hindernisse vorzüglich gegen Reiterüberfälle sicher zu stellen. Am geeignetsten hierzu sind die Tambourpalissadirungen (s. Palissaden). Die Form, welche man dabei der Kehlschließung gibt, ist entweder eine gebrochene Linie, um der Kehlseite eine Flankenvertheidigung zu verschaffen. Kann man aber zu diesem Zwecke keine Palissaden anwenden, so wähle man dazu andere passende Hindernisse, wie sie gerade die Lokalverhältnisse und Umstände darbieten, z. B. Wolfsgruben, Spickpfählchen, Ackereggen und Astverhaue. — Die geschlossenen S.n eignen sich vorzüglich wegen ihrer nach allen Seiten gleichmäßigen Vertheidigungsfähigkeit zur Behauptung einzelner wichtiger Terrainpunkte, wo sich die Besatzungen selbstständig und hartnäckig bis zum Entsatz oder der gänzlichen eigenen Zurückschlagung des Feindes wehren sollen. Hierzu werden meist die Redouten als die bewährtesten vorgeschlagen, vorzüglich weil ihre Konstruktion einfach und ihr Bau wenig zeitraubend ist. Da mit ihrer Form aber die oben erwähnten Mängel unvermeidlich verknüpft sind, und ihre Vertheidigung für sich bloß auf Frontalfeuer beschränkt ist, so werden sie nur dann einen dauernden Widerstand zu leisten vermögen, wenn bei ihrer Ausführung die Form und Lage derselben stets mit den sich darbietenden Vortheilen des Terrains in Einklang gebracht wird,

indem man z. B. ihre schwächsten Stellen vorzüglich die ausspringenden Winkel immer den unzugänglichsten Terrainheilen entgegen zu stellen, oder diese durch zweckmäßige Annäherungshindernisse zu verstärken sucht, oder endlich am vollständigsten dadurch, daß man sie mit andern Vertheidigungsanstalten so in Verbindung bringt, daß dann ihre Seiten eine kräftige Flankirung erhalten können. Von sämmtlichen Redouten findet man aber immer die viereckige am häufigsten in Anwendung gebracht, weil ihre Konstruktion am einfachsten ist, und weil ihr auch am leichtesten durch andere Befestigungen eine Flankenvertheidigung verschafft werden kann. Die Anwendung der 5-, 6- u. mehreckigen Redouten wird hauptsächlich durch das Terrain bedingt, welches diese Form zuweilen selbst nothwendig macht. Die Sternschanzen, und zwar aus den schon vorher angeführten Gründen vorzüglich die 6- und 8eckigen, sind unstreitig die geeignetsten Werke für isolirte Haltpunkte des Terrains, z. B. Reduits ausgedehnter Befestigungen und dergl., sobald die Stärke ihrer Besatzung die gewöhnliche Grenze für Feldwerke (500 — 600 Mann) nicht überschreiten kann.

Nächst der Wahl der Art und Form der Feldschanzen ist aber auch die Ermittelung ihrer zweckmäßigsten und nothwendigsten Größe einer der wichtigsten Gegenstände. Als Grundsatz ist hiebei anzunehmen: a) die Läge der Feuerlinie muß so groß werden, daß die an derselben anzustellenden Vertheidiger, Fußvolk und Artillerie, hinlänglichen Raum haben, um ihre Waffen gegen die zu vertheidigenden Räume frei und ungehindert gebrauchen zu können. — b) In geschlossenen Sn. od. überhaupt in allen Werken, die ihre Vertheidiger in dem von der Befestigung umschlossenen Raume gegen den Feind sicher stellen sollen, muß auch das Innere des Werkes so groß seyn, daß die Truppen darin den nöthigen Lagerraum finden, und daß das Geschütz, die Kriegsbedürfnisse und etwa außerdem im Innern nothwendige Befestigungen (Traversen, Pulvermagazine, Reduits ꝛc.) untergebracht und angelegt werden können. Was die Länge der Feuerlinie betrifft, so wird diese entweder durch das Terrain vorgeschrieben, oder sie richtet sich nach der Anzahl der zu ihrer Besetzung bestimmten Mannschaft oder Geschütze. Im ersterrn Falle ist die Besatzung aus der Länge der Feuerlinie, im letztern dagegen aus der Besatzung die Länge der Feuerlinie zu ermitteln. Hierzu ist zu wissen nöthig, wie viel Fuß ein Infanterist hinter einer Brustwehr Raum bedarf, um seine Flinte gehörig gebrauchen zu können, und welcher Raum für 1 Geschütz erforderlich ist. In früherer Zeit war es üblich, das Fußvolk auf einem Banket in zwei Gliedern hinter einander mit 2 Fuß Abstand zur Vertheidigung anzustellen. Bei einer so gedrängten Aufstellung an einer Brustwehr wird aber der Waffengebrauch sehr beschränkt; ein ruhiges und wohlgezieltes Feuer ist hierbei schon von dem ersten Gliede kaum zu erwarten, noch weniger von dem zweiten dahinterstehenden. Ferner bleibt bei dieser Aufstellung, wo das zweite Glied mit dem ersten immer auf demselben Banket steht, jenes so wie dieses nur auf 4 Fuß Höhe gedeckt. Bei der jetzigen Kriegsführung und der veränderten Angriffsweise der Feldschanzen, wo man oft dem Feuer bedeutender Geschützmassen ausgesetzt, und wo das so vervollkommnete Schützenfeuer so gefährlich für die Vertheidiger ist, wird auch die Nothwendigkeit dringender, die früher gebräuchliche Aufstellweise des Fußvolks zu verlassen und sie so anzuordnen, daß die Vertheidigung auch der jetzigen Angriffsweise entsprechend geführt werden kann, und daß dasselbe eine noch bessere Deckung gegen das Tirailleurfeuer erhält. Da es für alle Befestigungsanlagen ein Hauptgrundsatz bleibt, sie so einzurichten, daß man dem Feinde immer ein möglichst wirksames Feuer entgegen senden kann, so ist es zur Förderung dieses Zweckes noch gut, die Brustwehr mit 2 zur unmittelbaren Vertheidigung bestimmten Gliedern zu besetzen, ein drittes Glied aber zur Reserve zu verwenden, welche man so vertheilt, daß die eine Hälfte in kleinen Abtheilungen hinter jeder Linie, die andere Hälfte aber als Hauptreserve im Innern oder in der Kehle aufgestellt bleibt, um daraus den, während der Vertheidigung erlittenen Verlust in jedem Augenblick ersetzen und kraftvoll den mit Sturm bedrohten Punkten zu Hülfe eilen zu können. Bei dieser Eintheilung der Besatzungstruppen bleibt es aber rathsam, sie im Anfange des Gefechts nicht zu sehr dem Feuer des Geschützes und später dem überlegenen und umfassenden Tirailleurfeuer bloßzustellen, das obere Banket zwar für zwei Glieder (4—5 F. breit) einzurichten, es aber erst dann, wenn die Entscheidung naht, auf diese Weise vollständig zu besetzen. Im Anfange nämlich, wo der Feind gewöhnlich nur einzelne Schützentrupps vorschickt, ist es gerathener, auf das oberste Banket nur einzelne Schützen zu stellen und, um diese, so wie später die volle Besatzung besser gegen das feindliche Feuer zu schützen, auf der Brustwehrkrone noch Schießscharten von Sandsäcken (s. d.) zu bilden, wodurch dann die auf dem Banket stehenden Vertheidiger wenigstens gegen Flintenkugelfeuer ziemlich gut gedeckt stehen. Erst dann, wenn die feindlichen Schützenschwärme näherücken, wird das oberste Banket mit einem Gliede voll besetzt, wozu man am vortheilhaftesten die besten Schützen nehmen kann, und das zweite Glied, welches bis dahin am Fuße des untern Bankets aufgestellt war, tritt nun auf das zweite Banket und ladet jetzt, bei dem lebhaften Feuer des ersten Gliedes, diesem stets die zurückgegebenen Gewehre, bis es endlich selbst nach Kommando auf das obere Banket mit in die Feuerlinie tritt, um durch die ihnen zu öffnende zweite Sandsackschartenreihe zu feuern, wobei jeder Verlust schnell aus der unmittelbar hinter jeder Verschanzungsseite stehenden Hülfsreserve ersetzt werden kann. Soll aber bei einer solchen Banketbesetzung ein freies und wohlgezieltes Feuer unterhalten werden können, so muß man auch die Mannschaft mit 3 F. Abstand hinter der Feuerlinie aufstellen, wo man dann auch von

dem zweiten Gliede eine wirksamere Vertheidigung zu erwarten hat. Bei einer solchen Verwendung der Mannschaft zur Vertheidigung wird es auch möglich werden, den bei der jetzt üblichen Angriffsweise der S.n meist nicht unbeträchtlichen Verlust der Vertheidiger im Anfange des Gefechts zu vermindern, dann aber, wenn es gilt, durch die Quantität des Feuers eine entscheidende Wirkung herbeiführen, auch dieser Forderung genügend zu entsprechen. Nur bei Mangel an Vertheidigern, oder auch bei solchen Werken, wo der innere Raum zu sehr beschränkt ist, wie dies meist bei Sternschanzen der Fall ist, wird es rathsam seyn, die Besatzung schwächer anzunehmen. In einem solchen Fallen kann man entweder die Hälfte der ganzen Mannschaft als erstes Glied hinter der Feuerlinie, ein Viertel als zweites Glied an den bedrohtesten Punkten und das letzte Viertel als Reserve aufstellen; oder man kann auch 2 Drittel der Gesammtzahl der Vertheidiger als 1. Glied, ein Sechstheil derselben zur Unterstützung dieses auf dem 2. Banket stehend und das noch übrig bleibende Sechstheil als Reserve verwenden. Hiernach ergeben sich drei verschiedene Besetzungsweisen der Brustwehr. Bei der ersten sind auf 1 M. der Besatzung 1 F., bei der zweiten $1\frac{1}{2}$ Fuß und bei der dritten 2 F. zu rechnen, wonach sich dann leicht die erforderliche Besatzung für jedes Werk ermitteln läßt, dessen Größe durch das Terrain vorgeschrieben ist, so wie auch umgekehrt sehr leicht die Länge der Feuerlinie für eine bestimmte Besatzungsstärke zu finden ist. Was die mit Geschütz, sowohl hinter Scharten als auf Bänken, zu verrechnenden Räume der Feuerlinie in Verschanzungen betrifft, so scheint es der jetzigen vervollkommneten Gefechtlehre, nach welcher sich alle Waffengattungen jederzeit zweckmäßig unterstützen sollen, entsprechend zu seyn, deshalb die Feuerlinie nicht länger anzunehmen, als sie sich für die Besatzung mit Fußvolk allein ergibt, die an diesen Räumen erübrigte Mannschaft aber als besondere Reserve in der Nähe der Geschütze aufzustellen, um sie dann in den Momenten der Vertheidigung, wo man sich des Geschützes mit Vortheil nicht bedienen kann, oder, wenn dieses durch das feindliche Feuer unbrauchbar geworden ist, zur Besatzung dieser Räume sogleich verwenden zu können.

Hinsichtlich des innern Schanzraumes, in so fern dieser den Besetzungstruppen den erforderlichen Lagerraum gewähren soll, sind folgende auf Erfahrung gegründete Angaben als Norm für die Berechnung des Lagerbedarfs anzuwenden. a) Für jeden Mann ist beim freien Lagern, wo er Gepäck und Waffen neben sich liegen haben muß, ein Flächenraum von mindestens 15 □F. (6 F. Länge und $2\frac{1}{2}$ F. Breite) zu rechnen. Bei überflüssigem Raume in großen S.n kann man der größern Bequemlichkeit wegen jedem M. 18 □F. (6 F. Länge und 3 F. Breite) zutheilen. In Blockhäusern oder Lagerhütten mit senkrechten Seitenwänden, wo die Mannschaft ihre Sachen auf unter der Decke angebrachten Breten oder an den Seitenwänden unterbringen kann, sind für den Mann 12 □F. ausreichend, in zeltförmigen Hütten aber sind wegen der unten beschränkten Räume ebenfalls 15 □F. anzunehmen. Da aber, vorzüglich bei selbstständigen Werken, immer ein Theil der Besatzung, gewöhnlich $\frac{1}{6}$ der ganzen Mannschaft, theils zum innern Wachtdienst, theils zu Patrouillen und dergl. abgerechnet werden kann, so hat man auch nur den nöthigen Lagerbedarf für $\frac{5}{6}$ der gesammten Besatzung zu veranschlagen. — b) Es ist vortheilhaft, ja sogar nothwendig, den Bankettraum und die Räume für Geschützaufstellungen nicht mit zum Lagerraum der S. zu rechnen, weil, wenn diese Räume mit zur Lagerstätte benutzt würden, dieselben jedenfalls viel leiden und durch die dort liegen bleibenden Sachen, durch das Lagerstroh und dergl. Hindernisse eintreten können, die bei schnell nothwendig werdenden Vertheidigungen sehr leicht zu Unterordnungen Veranlassung geben. Allenfalls dürfte man noch bei Mangel an Raum die flachen Böschungen der untern Bankets mit zum Lagerraum nehmen, wo man dann immer noch die Bankerflächen frei erhielte. Am vortheilhaftesten ist es aber, wenn man zwischen dem Bankettfuß und der Lagerfläche noch einen 4—6 Fuß breiten Gang als Aufstellraum für die Truppen frei lassen kann. In diesem Raume werden auch größtentheils die Geschützaufstellungen mit darin liegen, und man hat dann für diese nicht erst eine besondere Berechnung nothwendig; außerdem rechnet man aber für jedes Geschütz 216—300 □ F. Flächenraum. Es sind deshalb die Größen dieser Räume zu berechnen, und ihr Betrag ist von dem Flächenraume, den die Feuerlinie begrenzt, abzuziehen, um dadurch den effektiv verbleibenden Lagerraum zu finden. Ergibt dann diese Berechnung, daß der Lagerraum der S. eben so groß oder größer ist als der Lagerbedarf für die Besatzung, so ist auch das Werk unter den angenommenen Bedingungen ausführbar; ergibt es sich aber, daß der Lagerraum kleiner als der Lagerbedarf ausfällt, dann muß man die Länge der Feuerlinie durch Vermehrung der Besatzung oder durch Veränderung der Eintheilung der Mannschaft, so wie oben angegeben wurde, zu vergrößern suchen, um auf diese Weise eine größere Lagerfläche zu gewinnen; wenn aber dieses nicht anwendbar oder ausführbar wäre, so ist es nie rathsam, ein sich selbst überlassenes Werk zu erbauen, welches seiner Besatzung den nöthigen Lagerraum nicht gewähren kann.

Was den Schanzbau anlangt, so beginnt derselbe nach erfolgter Wahl des zu befestigenden Punktes und nach Bestimmung der Größe und Form der auszuführenden Verschanzung mit dem Ausstecken der Feuerlinie. Hierbei muß man möglichst den Linien oder Verschanzungsseiten eine solche Lage zu geben suchen, daß sich der Feind, um diese Linie enfiliren zu können, nicht mit Vortheil in ihrer Verlängerung aufstellen kann. Man muß deshalb die Verschanzungsseiten so auszustecken suchen, daß ihre Verlängerungen, vorzüglich in der Entfernung des wirksamen Kartätsch- und Kugelschusses, keine Höhe treffe, worauf der Feind seine Artillerie auffahren könnte. Am vortheil-

hafteſten iſt es, wenn die Verlängerungen über ſolche Terraintheile weggehen, die durch daſelbſt befindliche Hinderniſſe oder überhaupt durch ihre Unwegſamkeit es dem Feinde unmöglich machen, ſich innerhalb des wirkſamen Waffenbereichs aufſtellen zu können.

In größerer Form, als die des Kanonenbereiche, iſt dies ſogenannte horizontale Defilement nicht weſentlich zu berückſichtigen. Dann muß man aber auch die Lage der Verſchanzungsſeiten ſo anzuordnen wiſſen, daß ſich das wirkſamſte Feuer auf den günſtigſten Angriffswegen des Feindes vereinigt. Deshalb dürfen nie unbeſtrichene Räume nach ſolchen Seiten hinfallen, da der Vortheil, der für den Feind aus der Nichtbeſtreichung ſolcher Stellen erwächſt, ſehr bedeutend iſt. So viel als möglich vermeide man es daher, ſolchen Orten ausſpringende Winkel entgegen zu ſtellen, und wo dies nicht zu umgehen iſt, ſtumpfe man den Winkel wenigſtens hinlänglich ab, um entweder durch Bankgeſchütze, oder Infanterie den vor dem Winkel befindlichen unbeſtrichenen Raum zu vertheidigen, oder ſuche, was jedenfalls das Beſte iſt, dieſen Räumen eine flankirende Beſtreichung zu verſchaffen. Es iſt deshalb auch ſtets beſſer, wenn man ſolchen Annäherungswegen eine Seite oder einen eingehenden Winkel gegenüber zu ſtellen ſucht, weil dann der Feind den Vortheil, den ihm hier das Terrain bietet, nur unter einem wirkſamen Frontal- oder Kreuzfeuer gewinnen kann. Wo es darauf ankommt, eine beſtimmte vorgeſchriebene Figur, oder einen Winkel von beſtimmter Größe auf das Terrain auszuſtecken, wie dies bei regelmäßigen Verſchanzungen immer der Fall iſt, bedient man ſich dazu einfacher Vorſchriften, die auf Lehren der Geometrie beruhen, oder auch verſchiedener einfacher Winkelmeſſer. — Iſt die Feuerlinie ausgeſteckt, ſo ſchreitet man zuvörderſt zur Höhenbeſtimmung der Bruſtwehr. Die entſprechende und zweckmäßige Ermittelung dieſes Hauptmaßes jeder Bruſtwehr iſt für die Befeſtigung von größter Wichtigkeit. Von dieſer Höhe hängt es nicht allein ab, daß jeder unmittelbar hinter der Bruſtwehr befindliche Gegenſtand, ſondern auch bis auf welchen Abſtand von derſelben der dahinter befindliche Raum überhaupt gegen das Einſehen und das direkte Feuer des Feindes geſichert iſt. Auf einem wagerechten Bauplatze und wenn der Feind nicht höher ſteht, als dieſer, macht die Beſtimmung der Bruſtwehrhöhe keine Schwierigkeit. Fußvolk wird in dieſem Falle durch 6—7½ Fuß hohe Bruſtwehren vollkommen gegen die geraden feindlichen Schüſſe gedeckt ſtehen (ſ. Bruſtwehr). Dieſe vertikale Erhebung der Bruſtwehr über den Bauhorizont nennt man ihr Kommandement, und zwar ihr abſolutes oder ihre wahre Ueberhöhung der Bauſtelle; der vertikalen Höhenunterſchied aber, den die Bruſtwehr über irgend einen andern Punkt des vorliegenden Terrains oder eines andern Befeſtigungstheils, z. B. über das Glacis, zeigt, iſt ihr relatives Kommandement. Legt man daher Bruſtwehren auf eine Terrainſtelle, mit der der Feind gleichhochſteht, niedriger als 6—7½ Fuß an, ſo wird es in dieſem Falle bei einem ſo geringen Kommandement nothwendig, daß man ſich hinter der Bruſtwehr noch ſo tief einſchneidet, bis ihre Feuerlinie wenigſtens 6 Fuß höher als die Sohlenfläche des Einſchnitts liegt, um nur unmittelbar hinter der Bruſtwehr, auf geringe Entfernung von dieſer, gedeckt zu ſtehen. Bei Werken von bedeutender Wichtigkeit vermehrt man das abſolute Kommandement auch bisweilen bis auf 9 Fuß, und wenn ſich vor der Bruſtwehr noch andere Befeſtigungen befinden, ſo muß dann ſtets das relative Kommandement des Hauptwerks nach Maßgabe der vor demſelben befindlichen Anlagen ermittelt werden. Hohe Bruſtwehren beſitzen den Vortheil, daß ſie theils wegen ihrer beträchtlichen abſoluten Höhe, theils durch den dadurch breiter und tiefer werdenden Graben dem Feinde beim Sturme große Schwierigkeiten in den Weg legen; dagegen haben hohe Bruſtwehren vorzüglich das Nachtheilige, daß die von ihnen ausgehenden Schüſſe weniger raſirend ausfallen, und daß ihre Erbauung auch um ſo mehr Koſten und Zeitaufwand verurſacht. Schwieriger wird aber die richtige Höhenbeſtimmung im unebenen Terrain. Jeder den Bauplatz überhöhende (kommandirende) Punkt iſt für die Anlage einer Befeſtigung mehr oder weniger nachtheilig; denn iſt die dominirende Terrainſtelle von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß ſie von Fußvolk oder Artillerie beſetzt werden kann, ſo werden die hinter Bruſtwehren von gewöhnlicher Höhe aufgeſtellten Truppen gegen das direkte Feuer von jenen nicht mehr gedeckt ſeyn. In einem ſolchen Falle muß daher die Bruſtwehr ſtets höher, und zwar ſo hoch erbaut werden, daß die von den kommandirenden Höhen kommenden geraden feindlichen Schüſſe in den ganzen Raum, wo man dagegen geſichert ſeyn will, nicht hineintreffen können. Das praktiſche Verfahren, die Höhe der Bruſtwehr ſo zu beſtimmen, daß ſie dieſe nothwendige Deckung zu bewirken im Stande iſt, nennt man das vertikale Defilement (ſ. Defilement). Iſt nun durch Hülfe des vertikalen Defilements die richtige Höhe der Bruſtwehr ermittelt worden, ſo iſt zunächſt der Entwurf des Verſchanzungsprofils auszuführen, wobei man hauptſächlich den Zweck der Verſchanzung und die Bodenbeſchaffenheit berückſichtigen muß. Nach dieſem Profile werden nun auf dem Bauplatze die übrigen nothwendigen Grenzlinien der Verſchanzung ausgeſteckt und durch Aufreißen oder Aufhacken des Bodens (Traciren) bemerkt. Dieſe Hauptgrenzlinien werden von den Eckpunkten der Feuerlinie ſtets rechtwinkelig ausgetragen, und zwar von dieſer auswärts, die Anlage der Bruſtwehr, wenn dieſelbe eine Berme hat, die Breite derſelben, und dann die obere Grabenbreite, hereinwärts aber trägt man die Bankettanlage auf. Dieſe auf dem Bauplatze durch eingeſchlagene Pfähle bemerkten Punkte dienen dazu, die ſogenannte Tracirleine, eine gewöhnliche Leine oder ein Strohſeil, dort zu befeſtigen und durch ihre Verlängerung die aus-

springenden und eingehenden Winkelpunkte aufzufinden. An diesen Tracirleinen werden dann mittelst Hacken die sogenannten Tracen oder Furchen ausgeführt. Nachdem durch die Trace der Grenzumriß der Verschanzung, oder ihre Horizontalausdehnungen auf dem Bauhorizont bezeichnet worden sind, schreitet man zu dem sogenannten Profiliren, d. h. man gibt nach dem entworfenen Profile die Vertikalabmessungen oder körperlichen Höhendimensionen an. Zu diesem Zwecke errichtet man, in Entfernungen von 15—20 Schritten, lothrecht auf den tracirten Anlagen der Brustwehr Profile von Stangen oder Latten (Lattenprofile), welche genau die Dimensionen des Brustwehrprofils angeben, und wonach sich dann die Anschüttung und Ausführung der Brustwehr regelt. Wo sich eine Brustwehr endigt, ohne an eine andere anzustoßen, wird ein sogenanntes Endprofil nöthig, welches zugleich die nöthige Böschung dieses Durchschnitts der Brustwehr vorzeichnet. Ferner trägt es viel zur Erleichterung und zur Erlangung einer größern Genauigkeit bei, wenn man in jedem Winkel, nach den dort zusammenlaufenden Tracirlinien, ein sogenanntes Winkelprofil errichtet, das, wie sich von selbst ergibt, andere Dimensionen, als die die Brustwehr rechtwinkelig durchschneidenden, erhalten muß. Das Profil des Grabens kann nicht so, wie das der Brustwehr durch Latten vorgezeichnet werden. Da es aber doch nothwendig wird, den Grabenarbeitern es einigermaßen vorzuzeichnen, welche Neigung die Grabenböschungen erhalten sollen, so pflegt man diese Richtung durch ihre obere Verlängerung ebenfalls mittelst Latten anzudeuten. Sobald diese Vorbereitungen zum eigentlichen Baue beendigt sind, werden die zur Ausführung desselben bestimmten oder vorhandenen Arbeiter angestellt. Hierbei muß man die auf Erfahrung gegründeten Regeln befolgen, daß die Arbeiter nicht näher als 4 F. von einander angestellt werden können, sobald sie sich nicht gegenseitig beim Gebrauche des Schanzzeuges behindern sollen, und daß man für die Grabenarbeiter, deren Kräfte mehr als die der Brustwehrarbeiter in Anspruch genommen werden, wo möglich alle 3—4 Stunden, für letztere aber alle 6—8 Stunden eine Ablösung eintreten läßt, sobald die Arbeit möglichst rasch und gut ausgeführt werden soll. Hierauch wird man bei der einfachen Anzahl der Brustwehrarbeiter immer die doppelte für den Graben, außerdem aber auch noch die nöthige Mannschaft zu Anfertigung der erforderlichen Verkleidematerialien und zum Verkleiden selbst zu veranschlagen haben. Eben so ist es auch gut, sobald es nicht an Arbeitern gebricht, nach 6—8 Stunden ganz frische Arbeiter antreten zu lassen; nur da, wo die größte Eile gefordert wird, muß Alles angestrengt fortarbeiten. In Bezug auf die tägliche Arbeitszeit kann man in den kurzen Wintertagen nur auf 8—9, in Frühjahrs- und Herbsttagen auf 12, und im Sommer auf 16—18 Arbeitsstunden rechnen und danach seine Hauptablösungen eintheilen. Eben so hat auch die Entfernung, bis auf welche die Erde mit der Schaufel geworfen werden kann, ihre Grenzen. Die Erfahrung lehrt in dieser Hinsicht, daß diese mit 18 Fuß horizontaler und 10—12 Fuß vertikaler Entfernung erreicht sind. Um die Erde weiter zu fördern, muß sie abermals auf die Schaufel genommen werden. Was die Quantität der Ausschachtung betrifft, so weichen die Angaben darüber mehr oder weniger ab. Vauban nimmt an, daß 1 Mann in 4 Stunden 1 Kub.-Toise oder 216 Kubf. ausheben kann; Müller setzt die Tagearbeit auf 2 Schachtruthen oder 288 Kubf. fest; v. Scharnhorst sagt, daß man in 3 Stunden 216 Kubf. ausgraben könne, verlangt aber auch für 8stündige Arbeitszeit nicht mehr, weil das Schanzzeug in der Regel schlecht und die Arbeiter ungeübt wären; von Reiche verlangt von 1 Arbeiter pro Stunde 25—30 Kubf. Ausschachtung, nimmt aber in der Praxis nur 25 F. an, was mithin in 8 Arbeitsstunden 209 Kubf. gibt. Neuere französische Schriftsteller rechnen auf 8—10 Arbeitsstunden 2 Kub.-Toisen oder 432 Kubf. Die österreichische Ingenieurschule berücksichtigt dabei die Beschaffenheit des Bodens. Sie nimmt an, daß in mittelmäßig festem Boden täglich von 1 Mann 1 Kub.-Klafter oder 216 Kubf. auszuwerfen ist, im harten Boden aber $^1/_3$ Kub.-Klafter oder 72 Kubf. weniger, also 144 Kubf., im lockern Boden um so viel mehr, also 288 Kubf. In jedem Falle hängt die Menge der Erde, welche ein Arbeiter in einer bestimmten Zeit auszugraben u. weiter zu werfen im Stande ist, von folgenden Nebenumständen ab: a) von der Beschaffenheit der Erdart, ob sie z. B. mit Wurzeln durchwachsen ist, ob es steinige oder mit Trümmern alten Mauerwerks vermischte Erde ist; — b) wie weit oder wie hoch die Erde zu werfen ist; — c) von der Beschaffenheit des Schanzzeuges, ob dieses nämlich gut, oder schlecht ist, und von dem Vorrath desselben; — d) von den Kräften, dem guten oder bösen Willen und der Geübtheit der Arbeiter, wobei es hauptsächlich mit darauf ankommt, ob man zu Ablösungen genug Arbeiter hat, um die erschöpften durch Ausruhen wieder Kräfte sammeln zu lassen; — e) endlich von dem Einflusse der Witterung, indem Näße, große Hitze und Kälte die Arbeit ebenfalls bedeutend verzögern können. Bei der anwendbaren Tiefe der Gräben von Feldbefestigungen, bis höchstens 12 F., und sobald die zuletzt erwähnten nachtheiligen Konjunkturen nicht Statt finden, wird man der Wahrheit immer sehr nahe kommen, denn eine mathematische scharfe Zeitberechnung wäre, wie leicht begreiflich, auch hier nicht anwendbar, wenn man durchschnittlich für einen Mann in einer Arbeitsstunde bei leichtem Boden, der sich mit Schaufeln od. Spaten bearbeiten läßt, 30 Kubikfuß ohne und 36 Kubikfuß mit Ablösungen; bei mittlerem Boden, wo man Schaufel und Hacke anwenden muß, 25 Kubikfuß ohne und 30 Kubikfuß mit Ablösungen, und bei festem Lehm- und Steinboden, der mit Spitzhauen und Hacken erst aufgelockert werden muß, 20 Kubikfuß ohne und 24 Kubikfuß mit Ablösungen als Ausschachtung rechnet. — Das hierzu erforderliche Schanzzeug besteht aus

Schaufeln, Spaten, Hacken, Spitzhauen und Beilen. Die verhältnißmäßige Vertheilung deſſelben richtet ſich nach der Beſchaffenheit des Bodens. In dem leichteſten Boden, der ſich mit dem Spaten und der Schaufel bearbeiten läßt, iſt es aber immer gut, für den Fall, daß man auf einzelne harte Stellen oder auf Wurzeln von Bäumen oder Strauchwerk ſtoßen könnte, $^1/_{10}$ Hacken $^1/_{10}$ Beile oder Aexte noch zuzutheilen, die in gleichen Abſtänden vor der Arbeitsfront auf die Kontreskarpe niedergelegt u. im Fall des Bedarfs von den bei der Arbeit befindlichen Aufſehern an die benöthigten Punkte vertheilt werden. In ſchon etwas feſterm, mittlerm Boden kann man $^4/_5$ des ganzen Bedarfs Schaufeln und Spaten, $^1/_5$ Hacken und Spitzhauen und noch $^1/_{10}$ Beile rechnen. Bei feſtem, ſteinigem und mit Wurzeln durchwachſenem Boden verſieht man $^1/_3$—$^1/_2$ der Arbeiterzahl mit Hacken und Spitzhauen, theilt aber außerdem auch jeder Arbeiterabtheilung noch $^1/_5$ Beile oder Aexte zu. Als Erſatz für zu Grunde gehendes Schanzzeug kann man immer auf den 10. Theil rechnen. — Die meiſten Feldſchanzen müſſen von Soldaten, und zwar häufig von den zur Beſatzung der Werke beſtimmten Mannſchaften ausgeführt werden, und es iſt eine zweckmäßige Vertheilung und Anſtellung dieſer Mannſchaften zur Arbeit ſtets nothwendig, wenn dieſe in geordneter Weiſe und ohne Stocken von Statten gehen ſoll. Hauptſächlich iſt dafür zu ſorgen, daß alle Arbeiter eine möglichſt gleiche Arbeit haben, ſo daß das aus dem Graben zur Errichtung der Bruſtwehr geförderte Material, ſo wie das zu den etwa zu verkleidenden Böſchungen herbeigeſchaffte von den Bruſtwehrarbeitern auch gleichzeitig verwendet werden kann, dergeſtalt, daß alle Arbeiter mit dem ihnen übertragenen Arbeitsquantum zu gleicher Zeit fertig werden. Man wird eine ſolche Vertheilung der Mannſchaft erhalten, wenn man dieſe auf folgende Weiſe vornimmt: Die Hälfte der Mannſchaft beſtimme man zur Aushebung des Grabens, $^1/_4$ zum Bau der Bruſtwehr und das letzte Viertel zur Anfertigung der Bekleidematerialien und zum Bekleiden ſelbſt. Bei dieſer Eintheilung werden die Grabenarbeiter mit Ablöſungen arbeiten können, und zwar ſo, daß nur die Hälfte derſelben in Thätigkeit iſt, während die anderee Hälfte raſtet oder zu leichten Handleiſtungen benutzt wird. Hat man für jeden Fuß Länge der Feuerlinie 1 Arbeiter, was bei der dreigliederigen Eintheilung der Beſatzungsmannſchaft der Fall iſt, ſo kommt im Graben alle 4 F. 1 Mann zu ſtehen, ſobald jenermit der Feuerlinie eine gleiche Länge hat, und es wird dabei das Maximum der Arbeit zu leiſten ſeyn. Da aber die Feldwerke nur ſelten gerade, gewöhnlich gebrochene Linien bilden, ſo ergibt ſich in jedem ausſpringenden Winkel ein Mangel, in jedem eingehenden aber ein Ueberſchuß an Arbeitern, wozu noch der Uebelſtand kommt, daß im ausſpringenden Winkel allemal ein Ueberſchuß und am eingehenden ein Mangel an Erde eintreten muß. Iſt die Zahl der aus- und eingehenden Winkel gleich, ſo kommt es gewöhnlich nur darauf an, die Arbeiter zu verlegen; wo dieſer Umſtand aber nicht eintritt, muß der Winkel nach ſeiner Beſchaffenheit als Zuwachs oder Abgang berechnet werden. Hierbei iſt dann nöthig, um für jede 4 Fuß der Grabens- oder Bruſtwehranlage, auch vor den ausſpringenden Winkeln 1 Arbeiter zu erhalten, auf jede 10 F. des unbeſtrichenen Raumes, oder auf jede 10 F. die der ausſpringende Winkel kleiner als 180 F. iſt; wenn mit Ablöſungen gearbeitet wird, 3 Arbeiter zu rechnen, wovon 2 den Grabenarbeitern, der 3. aber den Bruſtwehrarbeitern zuzutheilen iſt. Auf gleiche Weiſe beſtimmt ſich der Ueberſchuß, der bei jedem eingehenden Winkel eintritt. In den Fällen, wo die Beſetzung der Feuerlinie ſchwächer iſt (ſ. oben), wo nur auf $1^1/_2$—2 Fuß der Feuerlinienlänge 1 Mann kommt, erhalten die Arbeiter einen größern Abſtand als 4 F. von einander. In welcher Entfernung ſie dann anzuſtellen ſind, ergibt ſich, wenn man in die mittlere Graben- und Bruſtwehrlänge mit der Anzahl der dort in einer Ablöſung anzuſtellenden Mannſchaft dividirt. Von der Arbeiterabtheilung, die zur Anfertigung der Verkleidematerialien und zum Verkleiden der Böſchungen ſelbſt nach obiger Anleitung vorhanden iſt, wird, je nach der Beſchaffenheit des Verkleidematerials, immer eine verhältnißmäßige Anzahl Arbeiter übrig bleiben, die man dann noch den Graben- und Bruſtwehrarbeiten zutheilen könnte, wenn ſie nicht zu andern nothwendigen Arbeiten zu verwenden wären. Sobald die Eintheilung der Arbeiter erfolgt iſt, beginnt der Bau ſelbſt auf folgende Weiſe: Zunächſt wird die erſte Abtheilung der Grabenarbeiter auf die Mittellinie des Grabens in gleichen Entfernungen aufgeſtellt und das nöthige Schanzzeug nach der Beſchaffenheit des Bodens ihnen zugetheilt. Beträgt die obere Grabenbreite weniger als 12 Fuß, ſo kann man die Arbeiter in einer Reihe antreten laſſen; iſt dieſe aber 12—20 Fuß, ſo läßt man ſie dann ſchachbrettförmig in 2 Reihen antreten, damit das Werfen der ausgegrabenen Erde nach der Bruſtwehr erleichtert wird. Fehlt es nicht an Arbeitern, ſo kann man ſie in beiden Reihen mit 4 Fuß Entfernung anſtellen, wodurch im Anfange eine größere Beſchleunigung des Baues möglich wird. Beim Eingraben werden nun die Arbeiter durch die dabei angeſtellten Aufſeher (Pionniers, Sappeurs oder Unteroffiziere) angewieſen, von der Eskarpen- und Kontreskarpentrace ſo weit entfernt zu bleiben, als die halbe Böſchungsanlage derſelben beträgt, damit in die Böſchungen ſelbſt nicht eingegraben wird. Haben ſich die Arbeiter auf dieſe Weiſe bis zur halben Grabentiefe eingegraben, wobei ſie die gewonnene Erde immer ſo weit als möglich in den Bruſtwehrraum zu werfen ſuchen müſſen, ſo wird dann jeder Arbeiter auf der Sohlenfläche ſeines Grabens ſich der äußern Grabenböſchung bis auf einige Zoll genähert haben. Um nun die noch ſtehen gebliebenen Erdkeile nach der im Profile beſtimmten Böſchung abſtechen zu können, dienen theils die in der Verlängerung der Böſchungen geſchlagenen Profillatten, theils Leerrinnen, die zu dieſem Zwecke durch die Pion-

niere von Entfernung zu Entfernung vorgestochen werden. Bekommt das Werk keine Berme, so kann man den Erdkeil an der Eskarpe noch stehen lassen, wodurch der Erdtransport aus der Tiefe späterhin erleichtert wird. Ist die erste Hälfte des Grabens so weit beendigt, so läßt man jetzt die Arbeiter, wenn sie vielleicht vorher in zwei Reihen angestellt waren, nur in einer Reihe auf der Mittellinie antreten. Sie dürfen sich hier, wenigstens sobald sie der Grabensohle schon nahe kommen, nicht breiter, als diese werden soll, eingraben. Wegen des nun immer beschränkter werdenden Raumes ist es auch meist der Arbeit förderlicher, wenn immer der 3. Mann auf den an der Eskarpe stehen gebliebenen Erdkeil tritt und die ihm dahin zugeworfene Erde zum Eskarpenrande fördert. Sobald der Graben die zur Brustwehr nöthige Erde geliefert hat, so wird die übrige auf gleiche Weise an den Kontreskarpenraud, zur Anschüttung des Glacis, wozu vorzüglich die zuletzt abgestochenen Erdkeile benutzt werden, verwendet. — Während auf die vorbeschriebene Weise die Grabenarbeiter das Material zur Brustwehr herbeifördern, erfolgt die Erbauung derselben auf folgende Art: Sobald die Brustwehr auf allen nöthigen Punkten profilirt ist, spannt man, etwa 1 Fuß vom Bauhorizont, eine Schnur von einem Lattenprofile zum andern, um die Richtung und Abdachung der Erdanschüttung in ihrer ganzen Ausdehnung anzugeben. Ist die Erde bis zur Schnur überall gleichmäßig angeschüttet, so wird diese allmählig höher gerückt, und zwar so, daß die Erdschichten, die man anbäuft, möglichst horizontal bleiben. Die Arbeiter, die den Brustwehrbau ausführen, werden in 2 Reihen angestellt, die eine in der Richtung der äußern Kretenlinie, die andere im Bauketraume. Ihr Schanzzeug besteht in Schaufeln, um die aus den Graben ihnen zugeworfene Erde gleichmäßig zu verbreiten, und aus Handrammen oder Stampfen (Stücken Baumstämme ꝛc. von ungefähr 8 Zoll Durchmesser u. 1 Fuß Höhe, mit einem etwa 2 Fuß langen Stiele), um die verbreitete Erde von Zeit zu Zeit fest zu stampfen. Bei der Vertheilung der Erde in den Brustwehrraum hat man vorzüglich darauf zu sehen, daß sie immer nach den eingehenden Winkeln, wenn das Werk solche hat, verbreitet wird, weil an diesen Stellen der Graben nicht die ausreichende Menge liefert. Ist die Anschüttung bis zum ersten Schnurzuge, also etwa 1 Fuß hoch, erfolgt, so läßt man sie so viel als möglich fest stampfen und fährt auf gleiche Weise bei jedem folgenden Fuße der Anschüttung bis zur Brustwehrkrone fort. Fehlt es an Stampfen, oder hat der Bau große Eile, so läßt man wenigstens die Erde fest treten und zu diesem Zwecke auch wohl die ganze arbeitende Mannschaft auf der angeschütteten Brustwehr umhergehen. Mit der Anschüttung der Brustwehr erfolgt so viel als möglich gleichzeitig auch die Bekleidung der Böschungen. Vgl. Fascinenbekleidung, Flechtwerk, Packwerk, Rasen.

Hinsichtlich des Angriffs auf S.n und der Vertheidigung derselben bemerken wir Folgendes. Sofern die S. mit Geschütz besetzt ist, geht dem Angriff auf dieselbe gewöhnlich eine Beschießung voraus, zu welchem Zwecke die feindliche Artillerie außerhalb des Gewehr- und in der Regel auch außerhalb des Kartätschenschusses um die S. her auffährt und dieselbe, deren Fronten enfilirend, koncentrisch beschließt. Gleichzeitig sind einige Haubitzen thätig, Granaten in das Innere der S. zu werfen, und sobald das Geschütz derselben zum Schweigen gebracht ist, so rücken die feindlichen Geschütze bis auf 300—400 Schritte an die S., deren Brustwehren die Angreifenden nun durch Kugelschüsse und Granaten abzukämmen suchen. Hierauf gehen Tirailleurschwärme bis auf Schußweite des kleinen Gewehrs gegen die S. vor, dieselbe umschließend und mit Benutzung des Terrains auf Alles schießend, was sich über der Brustwehr zeigt, und unter Hinwegräumung der Hindernisse vor der S. sich derselben stets mehr nähernd und sich zuletzt in den Graben werfend, oder von hinten in die S. eindringend. Ein wirklicher Sturm auf eine S. wird hingegen in der Regel durch eine geschlossene Angriffskolonne ausgeführt, wobei gewöhnlich 1/4 der Mannschaft Faschinen, Reisbündel und mit Wolle, Laub u. dgl. gefüllte Säcke zur Ausfüllung der Gräben, ferner Horden, Breter ꝛc. zum Ueberdecken der Wolfsgruben, Stricke zum Einreißen der Palissaden und Aexte zum Umhauen der die Eingänge versperrenden Gegenstände trägt, während 1/3—1/2 der Kolonne derselben als Reserve folgt. Bei S.n ohne Seitenvertheidigung wird der Angriff stets auf den unbestrichenen Winkel gerichtet. Wird, wie dies öfter geschieht, eine S. bei Nacht überfallen, so schleicht sich die Kolonne, ohne vorherige Beschießung möglichst still und nahe an den Graben an der S. und sucht die Brustwehr stürmend zu übersteigen. — Die Vertheidigung einer S. erfordert eine zweckmäßige Aufstellung des Geschützes, mit welchem man meist über Bank feuert, das man aber, sofern der Feind ebenfalls Geschütz führt, nicht eher als im Moment des Sturms zeigt. Hierbei feuert man nicht auf die Artillerie, sondern auf die Sturmkolonnen, und zwar mit Kartätschen. Sobald sich indeß der Feind bis auf 200—300 Schritte genähert hat, wird das Geschütz abgefahren, doch bleiben die Artilleristen auf dem Banket, um während des Infanterieangriffs Bomben, Handgranaten und Pulversäcke auf den bis zum Graben herangekommenen Feind zu werfen. Inzwischen macht die meist in 2 Gliedern an der Brustwehr aufgestellte Infanterie, deren beste Schützen an den ausspringenden Winkeln als an den schwächsten Punkten postirt sind, vom Kleingewehr nach Möglichkeit Gebrauch, was stets in dem Moment am lebhaftesten und mit dem genauesten Zielen geschehen muß, wenn der Feind die Hindernisse der S. hinwegzuräumen bemüht ist. Auch hier ist immer 1/4—1/3 der Mannschaft im Innern der S. als Reserve zurück, die jedem Punkte zu Hülfe eilt, wo ernstliche Gefahr droht. Gelingt es dem Feind, in

den Graben und somit in den todten Winkel zu gelangen, wo er gegen das direkte Feuer der S. gedeckt ist, so springt die Besatzung auf die Brustwehr und versucht denselben durch Schüsse aus dem Graben zurückzutreiben; die Brustwehr erklimmende Gegner werden mittelst Stangen, Piken, Sensen u. dgl. möglichst herabgestoßen. Wenn auch die Brustwehr überstiegen worden seyn sollte, so ist es die Aufgabe der Reserve, durch einen Bayonnetangriff den Feind wieder hinauszuwerfen. Im Falle dies jedoch nicht gelingt, zieht sich die Reserve mit der Besatzung in das Blockhaus oder sonstige Reduit zurück und setzt entweder dort in Hoffnung auf Entsatz die Vertheidigung fort, oder sucht eine Kapitulation zu schließen. Vgl. L. v. Blesson, Die Feldbefestigungsk. für alle Waffen, Berlin 1825; — G. v. Hauser, Abhandl. über die Befestigungsk. ꝛc., Wien 1826, 2 Thle.; — E. F. Peschel, Die Kriegsbaukunst im Felde, Dresd. 1832, u. A.

Schanze (in anderer Bed.), 1) auf großen Schiffen ein Aufsatz auf dem Hintertheil des Oberdecks, der bei dem großen Mast anfängt u. in dem sich die große Kajüte nebst den Kammern der Schiffsoffizière befinden; die S. ist auch wohl mit leichten Kanonen armirt; — 2) Reißbündel, Fascine, daher Schanzen schlagen, ein Faschinenwerk machen; — 3) ehemals ein Wurf im Würfelspiel, auch s. v. a. Spiel überhaupt, daher etwas in die S. schlagen, etwas aufs Spiel setzen.

Schanzen, 1) Schanzen errichten, besonders die dazu nöthige Erde herbeischaffen oder aufwerfen; daher bildlich — 2) mühsame Arbeit verrichten; — 3) sonst s. v. a. spielen, besonders würfeln.

Schanzendorf (Schanze), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Reichstadt; 830 Einw.

Schanzenwachen, s. Wache.

Schanzgeld, Geld, das zur Erbauung oder Ausbesserung einer Festung von den Staatsbürgern aufgebracht werden muß.

Schanzgräber, die zum Aufwerfen der Schanzen bestimmten Arbeitsleute.

Schanzkarren (Wasserb.), s. v. a. Wüppe.

Schanzkleid (Schiffsb.), auf Kriegsschiffen Bekleidung vom farbigen Tuch auf der äußern Seite des Finkennetzes am Geländer des Verdecks, dient als Verzierung und im Gefecht als Blendung für die hier aufgestellten Seesoldaten. Eine ähnliche Bekleidung hat auch der Rand des großen Mastkorbes (Mars).

Schanzkörbe, hohle, von Reißig wie Körbe geflochtene Cylinder; ein in der Befestigungskunst vielfach brauchbares Material theils als Verkleidemittel, theils aber auch als Deckmittel. Ihre Größe ist verschieden, ihre Höhe jedoch stets größer, als ihr Durchmesser. Die üblichsten Arten sind: die kleinen S. (Sappenkörbe), 3 Fuß hoch und 2 Fuß weit; die mittlern S., 4 F. hoch und 3 F. weit; die großen S. (Rollkörbe), von 6—7 F. Höhe und 3—4 F. Weite. Sie müssen möglichst gerade, mit parallelen Wänden und so dicht geflochten seyn, daß sie keine Erde durchfallen lassen. Ihre Anfertigung geschieht auf folgende Weise: Zu den kleinen S. n werden 7—9 Stück, etwa $1\frac{1}{2}$—2 Zoll starke, gegen $3\frac{1}{4}$ F. lange, zu den mittlern 9 oder 11 etwa 2.3. starke, gegen $4\frac{1}{2}$ F. lange, u. zu den großen ebenfalls 9 od. 11 ungefähr $2\frac{1}{2}$—3 Zoll starke u. 7—8 F. lange, an einem Ende gespitzte Pfähle auf der Peripherie des Kreises, die der Schanzkorb erhalten soll, in gleichem Abstande fest und gleich tief eingeschlagen. Um dieses regelmäßige Schlagen des Pfahlgerippes zu erleichtern, dient ein sogenanntes Leerbret, gewöhnlich eine aus Bretern verfertigte kreisrunde Scheibe vom Durchmesser des Schanzkorbes, auf deren Peripherie so viel kleine, gleich weit von einander entfernte halbrunde Ausschnitte angebracht sind, als der Korb Pfähle bekommen soll, wodurch jedem Pfahle sein Platz in der Peripherie angewiesen wird. Ein solches Leerbret wird nun auf eine ebene Terrainstelle gelegt, und hierauf werden die Pfähle nach den Einschnitten so eingeschlagen, daß sie sich sämmtlich mit ihren Köpfen etwas gegen den Mittelpunkt des Kreises neigen. Nach diesem wird die Leere vom Boden bis an die obern Enden der Pfähle herausgezogen, wo sie von selbst durch das Klemmen derselben festgehalten wird und wobei die Pfähle sämmtlich vertikal und parallel zu stehen kommen. Jetzt wird sogleich unter dem Leerbrete ein ungefähr 4 Zoll breiter Kranz von dünnem Reißig geflochten und mit Wieden gebunden, wodurch die Pfähle in ihrer parallelen Lage erhalten werden, worauf das Leerbret zum Schlagen neuer Schanzkorbgerippe anderweit gebraucht werden kann. Ein ganz gleicher Kranz wird hierauf wie oben auch auf dem Boden ausgeführt und nachher das eigentliche Ausflechten des Korbes begonnen. Dabei hat man Rücksicht zu nehmen, daß immer mit den starken Enden der Ruthen das Flechten angefangen wird, indem man sie inwendig an einem Pfahl anlegt und damit die Rippen abwechselnd auswendig und inwendig überflicht, bis die Spitze der Ruthe wieder nach innen eingelegt werden kann. Bei jeder neuen Ruthe rückt man mit dem Anfangende um einen Pfahl weiter und verfährt dann übrigens wie eben beschrieben. Hat man auf diese Weise ungefähr die halbe, bei den großen Schanzkörben den dritten Theil derselben ausgeflochten, so tritt ein Mann das Geflechte behufsam mit einem Fuße zwischen den Rippen zusammen, und der obere Kranz wird nun mittelst der Handschlägel allmählig auf dem Geflechte heruntergetrieben, wodurch dieses jetzt fest zusammengehalten wird. Die obere Hälfte, bei großen Körben das nächste Drittheil, wird nun nach der entgegengesetzten Richtung ausgeflochten, um zu verhindern, daß sich die Pfähle nach einer Seite drehen. Wenn man auf diese Weise mit dem Geflechte die erforderliche Höhe erreicht hat, bildet man aus den obern Ruthenschichten, damit diese nicht über die Pfahlenden abgleiten können, noch den obern Kranz. — In Ermangelung eines Leerbretes kann man sich auch eines Reifs

vom Durchmesser des Schanzkorbes bedienen, auf dessen Umfang man die Stellen zum Einschlagen der Pfähle bezeichnet hat. Hierbei wird aber der erste Kranz auf dem Boden geflochten, und dieser alsdann, anstatt des Leerbretes, bis an die Pfahlköpfe langsam und von allen Seiten gleichförmig heraufgeschoben. Das übrige Verfahren ist dann wieder dasselbe. Ist der Schanzkorb fertig geflochten, so gräbt man die eingeschlagenen Pfahlspitzen mit einem Grabscheite ringsum aus und putzt die vorstehenden Aestchen inwendig und äußerlich mit einem scharfen Faschinenmesser ab. Sollen die großen S. zum Behuf der Sappenarbeit als Rollkörbe dienen, wo sie mit Wolle, Viehhaaren, Moos ꝛc. ausgestopft werden, so erhalten sie auf beiden Seiten einen Boden von Flechtwerk, der nach der Füllung des Korbes mit Wieden daran fest gebunden wird. Die vorstehenden Pfahlspitzen werden in diesem Falle abgesägt. — Die zur Fertigung der S. dienenden Arbeiterabtheilungen bestehen aus 4 Mann, wovon 1 Mann zum Zutragen des Reißigs und Wiedenausſuchen, 1 Mann zum Wiedendrehen und die übrigen 2 Mann zum Flechten dienen. An Handwerkzeug ist für eine solche Schanzkorbbrigade erforderlich: 1 Leerbret oder in Ermangelung desselben ein Reif (wie oben angeführt), 1 Maßstab, 2 Faschinenmesser, 1 Handbeil und 1 Handschlägel; überdies auf 2—3 Brigaden 1 Grabscheit, 1 Stieglitz und einige Bleischlägel, die beiden letzten Werkzeuge vorzüglich nur dann, wenn große Körbe geflochten werden. Das Reißig zu S. muß recht biegsam und darf deshalb auch nicht zu stark seyn. Am besten lassen sich Weiden- und Birkenruthen und in Ermangelung ihrer schlanke Fichten- und Tannenzweige dazu verwenden. Diese Ruthen müssen wenigstens in den ersten 20 Tagen, nachdem sie gehauen sind, verarbeitet werden, außerdem verlieren sie zu viel an Biegsamkeit: Zum Theil kann man ihnen diese wieder verschaffen, wenn man sie 24 Stunden ins Wasser legt; aber dann darf man sie nicht wieder trocken werden lassen, weil sie sonst noch mehr als vorher brechen. Um den ungefähren Ueberschlag über das zu einer gewissen Anzahl Körbe nöthige Reißig machen zu können, nimmt man an, daß ein vierspänniges mittelmäßig geladenes Fuder Fichtenreißig für 8 Stück kleine, ungefähr 5 Stück mittlere oder 2—3 Stück große Schanzkörbe, und ein zweispänniges Fuder Weidenreißig für 16 Stück kleine Körbe hinreicht. Ein kleiner Korb von Fichtenholz, noch nicht ausgetrocknet, wiegt ungefähr 85 Pfund, ausgetrocknet 50—60 Pfd.; ein kleiner Schanzkorb von Weidenholz hat grün 80 Pfund und ausgetrocknet 50—55 Pfd. Gewicht. Ist die Mannschaft im Flechten der Körbe geübt, so kann ein kleiner Korb von Fichtenholz in ½ Stunde, 1 mittlerer in ¾ Stunden und 1 großer in 3—4 Stunden vollendet werden. Größtentheils muß man aber noch etwas mehr Zeit darauf rechnen, wenn die Körbe gut und dauerhaft ausfallen sollen. Die kleinen Schanzkörbe oder sogenannten Sappenkörbe werden bei Belagerungen vorzüglich zu den Sappenarbeiten zunächst als Deckmittel gegen Flintenfeuer, dann als Verkleidung der Trancheebrustwehr gebraucht. Eben so werden sie auch dort zum Theil zur Verkleidung von Batteriebrustwehren, von Traversen ꝛc. angewendet. Bei Feldbefestigungen benutzt man sie häufig, um Bankgeschütz und dessen Bedienung noch mehr zu decken, indem man sie auf die Brustwehrkrone stellt und mit Erde füllt (s. Bank). — Die mittlern Schanzkörbe werden vorzüglich zur Verkleidung der Backen oder Erdscheißscharten, wenn sie 4 F. tief eingeschnitten, verwendet; bei geringerer Tiefe kann man auch die kleinen S. dazu benutzen, so wie überhaupt S. das empfehlenswertheste Bekleidematerial für neu angelegte Erdscharten sind (s. Schießscharten). — Die großen Schanzkörbe werden hauptsächlich bei den Sappenarbeiten der Belagerungen als Rollkörbe zur Deckung der Sappenspitzen benutzt. Außerdem gebraucht man sie auch bisweilen zur Formirung von Traversen und selbst von Batteriebrustwehren, wo sie dann, wie die kleinen S., mit Erde ausgefüllt werden.

Schanzkorb, 1) (Kriegsbauk.), s. Schanzkörbe; — 2) (Wasserb.), mit Erde angefüllter Korb, womit ein Deichbruch in der Eile ausgefüllt wird; — 3) s. v. a. Grundwase.

Schanzkorbbrücke, s. Brücken, S. 81.

Schanzläufer (Schanzlooper, Seew.), weiter Ueberrock der Seeleute, der vorne wie ein Mantel über einander geschlagen wird.

Schanznetz, s. v. a. Finkennetz.

Schanzzeug, die verschiedenen Werkzeuge und Geräthschaften, welche in der Befestigungskunst zum Ausführen der Erdarbeiten gebraucht werden; vgl. Schanze.

Schao, Herrscher von Dekkan seit 1707.

Schao-hao, Kaiser von China (s. d.).

Schao-hin-fu, Stadt, s. Tschekiang.

Schao-kang, Kaiser von China (s. d.) seit 2097 v. Chr.

Schao-kin, asiat. See, China, Pr. Houan.

Schao-ti, Kaiser von China 422—423.

Schao-tscheu-fu, asiat. Stadt, China, Prov. Kuangtung.

Schaon, asiat. Stadt, China, Fukian, nordöstlich von Fotschau.

Schapan (Geogr.), s. v. a. Japan.

Schapara (Japara, Geogr.) 1), ostind. Provinz, auf der Insel Java, im niederländ. Antheil, im Nordosten von Semarang, eine Halbinsel, 47½ □M., 109,000 Einw.; mit dem großen gleichnamigen Berge, der bis ans Gestade seine Zweige wirft; theilt sich in 4 Distrikte: S., Javana, Kudus, Pati. Dazu gehören die Inseln Karimon Java, mit der Insel Karimon, die 4 Meilen Umfang hat, Stadt Joanna, mit Fort, Hafen, am Fluß gleichen Namens, und mehre andere Inseln. — 2) Hauptstadt der Provinz, mit Fort, Hafen und Handel.

Schapdetten, preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. u. Kr. Münster; 150 Einw.

Schapdick, preuß. Bauerschaft, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Rees; 120 Einw.

Schapen (Geogr.), braunschweig. Dorf, Amt Riddagshausen; 110 Einw.

Schapen, s. v. a. Gluthpfannen.

Schaper, Johann, Glasmaler zu Nürnberg, arbeitete um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Er bemalte gläserne Trinkgefäße und Prachtgeräthe und lieferte in dieser Art sehr schöne Arbeiten von wirklich künstlerischer Bedeutung. In der Kunstkammer zu Berlin sind von ihm eine Reihe sehr anmuthig bemalter Gläser mit Landschaften, Figuren und Wappen, theils in bunten Farben, theils monochrom gehalten, in schönem Sepiaton der Farbe. S. † 1670.

Schapff (Scapff), Jörg, Formschneider von Augsburg, nach seinen Lebensverhältnissen unbekannt. Sein Name steht auf dem 25. Blatte des Werkes: „Die Kunst Ciromantia"; auch als Drucker und Verleger dieses Werks erscheint er. Die Holzschnitte sind um 1472 gefertigt.

Schaphuysen, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern, Hauptort der Bürgermeisterei gleich. Nam.; 420 E.

Schapow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Prenzlau; 310 E.

Schappach, bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkr., Amt Wolfach; 660 Einw.

Schappen, der Abfall von Seide.

Schappenholz, s. v. a. Sapanholz.

Schaprode, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Rügen; 330 Ew.

Schapur (Geogr.), 1) asiat. Distrikt, Persien, Prov. Farsistan, am pers. Meerbusen. Hier die schöne Ebene Deschtr-Ersen, mit dem gleichnam. See, 10 Meilen Umfang. Hauptstadt: Kasrun; außerdem: die Stadt Scheristan, fast ganz verwüstet; die Hafenstadt Abuschähr; der Hafenort Bender-Kong (Kongun, Konkon); die Insel Kharek; die Handelsstadt Bidahan, am Dscherak. — 2) Ehemalige Hauptstadt daselbst, jetzt in Ruinen, die westlich von Schiras liegen und 1809 von Morier entdeckt wurden. Sie befinden sich in einem reizenden Thale, haben über eine Meile im Umfang und enthalten Trümmer von Säulen, Prachtmauern, Souterrains, Sphinxen ꝛc. In Jaspis gehauene Felsenskulpturen stellen Triumphzüge, Jagden, Audienzen der Könige, gefangene Römer, welche vor dem Herrscher knien, kolossale Reiter u. dgl. dar. Wahrscheinlich wurde die Stadt nach dem Siege des Sapor über den römischen Kaiser Valerian um 240 n. Chr. und zum Andenken desselben gebaut. — 3) Fluß daselbst; — 4) Bergspitze daselbst; — 5) s. v. a. Shahpur.

Schapur (Biogr.), s. Sapor u. Schahpur.

Schar, 1) s. v. a. Pflugschar; — 2) der Einschnitt an einem Schacht- oder Tragstempel.

Schara, asiat-russ. Fluß, Gouv. Grodno; fließt von Südost nach Nordwest und mündet in den Niemen, links.

Scharabat, See, s. Songarei.

Scharans, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Graubünden, Gotteshausbund, im Domleschgerthal, am Scharanser-Tobel und am Fuß des Schallerberges, unweit des Austritts der Albula aus der Schlucht Schyn; 450 Einw. Bei der Kirche dieses Ort steht eine große Linde, welche von einem aus Holz geschnitzten Rhetusbilde umarmt wird, und unter welcher die Dorfesversammlungen gehalten werden.

Scharapani, asiat.-russ. Stadt, Georgien, Imeretien, an der Verbindung der Flüsse Dstrula und Kwirila, auf einem hohen Berge, nach den georgischen Chroniken von Pharnaos gegründet, der hier eine starke Feste erbaute und einen besondern Eristaff einsetzte. In den blühenden Zeiten ihres Bestandes unter den Bagratiden soll die Feste eine unterirdische Verbindung mit dem Fluß gehabt haben u. uneinnehmbar gewesen seyn, aber die innern und äußern Unruhen brachten der Stadt Verderben; im 16. Jahrh. bestand sie nicht mehr. Bei griechischen und lateinischen Geographen ist sie als sehr bedeutende Stadt unter dem Namen Sarapanis oder Sarapana bekannt. Nach Plinius war zwischen dem Kyros und Phasis (d. h. zwischen Kur und Rion oder Kwirila) ein Landweg von 5 (nach Strabo von 4) Tagereisen. Die Schiffe gingen den Kur herauf bis Surium, dem jetzigen Surami, wo die Waaren ausgeladen und auf Kameelen und Pferden nach S. geschafft wurden. Hier wurden sie wieder auf Schiffe geladen, die den Kwirila hinab in den Rion und von da ins schwarze Meer gelangten. Strabo schreibt, daß Sarapana den schmalen Durchgang nach Iberien gedeckt hat. Die Römer bemächtigten sich des Orts zur Zeit des Kaisers Justinian; später kamen die Perser und legten eine Besatzung hinein. Rom schickte jährlich nach Sarapana gegen 100 Mill. Sesterzien, vermuthlich für Waaren aus dem Innern Asiens, namentlich aus China), weshalb Plinius klagt, dies sey ein Schlund, der die Finanzen des Reiches verzehre. Jetzt ist der Ort völlig öde, und kaum bemerkt man noch Spuren ehemaliger Befestigungen.

Schararaka (Amphib.), Schlangenart, s. v. a. graubrauner Saumkopf, Craspedocephalus Jararacca *Fitz.*

Schararat, Beduinenstamm, s. Nadsched.

Scharasandha (Sarasandha, ind. Mythologie), König der Rakschasas, griff, um den Tod seines Sohnes Kansa zu rächen, Krischna an, besiegte ihn nach 17 unglücklichen Schlachten in der Hauptschlacht, ward aber von Bhima im Zweikampf getödtet.

Saratitz, österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn; Pfarrei, Kirche, Schule; 430 Einw.

Scharbe (Ornithol.), Vögelgattung, s. v. v. Carbo *Meyer.*

Scharbei (Bot.), s. v. a. gemeine Salbe, Salvia officinalis *L.*

Scharbeuz, holstein. Dorf, Gut Eutin; 180 Einw.

Scharbier, s. v. a. Kovent.

Scharbock (Med.), s. v. a. Skorbut.

Scharbockkraut (Bot.), s. v. a. Ficaria ranunculoides *Moench.*

Scharbocksklee (Bot.), s. v. a. Fieberklee, Menyanthes trifolinta *L.*

Scharbockskraut (pharm. Bot.), auch Scharbockheil, s. v. a. Herba Cochleariae hortensis, s. Cochlearia officinalis *L.*

Scharbow, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Wittenburg; 250 Einw.

Scharchow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Kammin; 160 Einw.

Schard (Biogr.), Simon, Kompilator, geb. um 1535 in Sachsen, erwarb sich Gewandtheit in den alten Sprachen, in der Rechtskunde und Geschichte und machte sich bald an verschiedenen Höfen Deutschlands bekannt. Anfangs mit der Würde eines Raths des Herzogs von Zweibrücken bekleidet, wurde er 1566 zum Assessor im Reichskammergericht zu Speyer ernannt und † in besagter Stadt am 20. Mai 1573. Man verfertigte ihm eine ehrende Grabschrift, die in der Biblioth. vetus et nova (von König), so wie in dem Dictionaire Moreri's aufgezeichnet ist. Außer einem Lexicon juridicum juris Pontificii et Romani, Bas. 1582, Fol., hat man von ihm: Idea consilarii sive de Consilus et consiliariis principum (welche Schrift eine Uebersetzung aus dem Italienischen des Friedr. Cesriolani ist; man hat die erste Ausgabe nicht ausfindig machen können, aber nach Barbier bildet sie einen Theil von einer Sammlung Schriften über denselben Gegenstand, veröffentlicht von And. Schott, Köln 1643, 16.); — Germanicarum rerum quatuor vetustiores chronographi, Frankf. 1556, Fol. (diese Sammlung, die erste, welche über die Geschichtschreiber Deutschlands existirt, enthält das Leben, oder vielmehr den Roman Karls des Großen vom Erzbischof Turpin und die Chroniken Rheginos, Abts von Prüm, Siegberts von Gemblours und Lamberts von Aschaffenburg; doch sind die drei letztern besser herausgegeb. von Pistorius); — Orationes et elegiae funebres in exequiis Germaniae principum ab obitu imperat. Maximilian I., scriptae et recitatae, das. 1556, 8., 2 Bde.; — De jurisdictione, 'auctoritate et praeeminentia imperiali, ac potestate ecclesiastica, deque juribus regni et imperii variorum autorum qui ante haec tempora vixerunt, scripta, Bas. 1574, Fol., 4 Thle. in 3 Bdn., besorgt von Nik. Gesner; — Liber de electione Germanorum principum, Straßb. 1609, 8. — Auch verdankt man S. die erste Ausgabe der Briefe des Kanzlers Friedrichs II., Peter Desvignes, denen er hinzu gefügt hat: Hypomena de fide, amicitia et observantia pontificum Romanorum erga imperatores Germanicos, und eine lateinische Uebersetzung der Abhandlung des Jean Lemaire de Belges: De la différence du Schisme et des Conciles en l'Eglise.

Schard (Ichthyol.), s. v. a. Brustfaltenfisch, Sternoptyx *Herrm.*

Schardagh (Schartag), europ.-türk. Gebirg, Serbien, eine Verzweigung des Balkangebirges, zwischen Serbien, Bulgarien und Macedonien, der höchste Theil des Gebirges, bei den Griechen Skordos.

Schardam, niederländ. Gemeinde, Prov. Nord-Holland, südlich von Hoorn, am Zuider-See.

Scharde (Ichthyol.), s. v. a. Flunder, Pleuronectes Flesus *L.*

Schardeich (Wasserb.), Deich, dessen Fuß unmittelbar bis ans Wasser geht.

Schardhava (ind. Myth.), 1) s. v. a. Tschiardhava; — 2) (Eiardhava), s. Schastava.

Schärding, österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Großsonntag; 130 Einw.

Scharditschek, österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Gut des Herrn von Manner; 210 Einw.

Schardítz (Sardice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Znaim, dem Augustiner-Einsiedlerstift in Altbrünn gehörig; umfaßt ein Areal von 3501 J. 1131 1/6 □ Kl. und 1140 Einw.

Schardzin, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; 160 Einw.

Schare, ein schräges Strebeholz.

Scharegge, s. v. a. Skarifikator.

Schareiken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Oletzko; 190 Einw.

Scharen, 1) s. v. a. Schaaren; — 2) wenn ein Erzgang zu einem andern stößt und mit ihm fortgeht; — 3) (Wasserb.), s. v. a. Schaben.

Scharengrad, österreich. Flecken, Slavonien, Syrmiener Gespsch., südöstlich von Wukovar, an der Donau.

Scharenstetten, württemberg. Pfarrdorf, Donaukr., Oberamt Blaubeuren; 500 Einw.

Scharer (Ichthyol.), s. v. a. Papageifisch, Balistes Bursa *L.*

Scharezer, Sanheribs Sohn, vgl. Assyrien (Gesch.).

Scharf, 1) von schneidenden Werkzeugen, gut geschliffen; — 2) von einem Winkel, weniger als 90 Grad habend; — 3) (Mal. u. Sculpt.), Gegensatz des Runden und Sanften; — 4) (Chemie), viele salzige Theile enthaltend; — 5) von einem Schalle, hell und durchdringend; — 6) (Sprachk.), von der Aussprache einer Sylbe, kurz und hell; — 7) s. v. a. sauer; — 8) s. Färbekunst; — 9) (Mus.), Orgelstimme, s. Mixtur; — 10) (bot. Term.), a) bezüglich des Gefühls, s. v. a. Scaber, Scabrosus; — b) von Geschmack, s. v. a. Acris; — c) gleichbedeutend mit geschärft, s. v. a. Acutatus, Argutus. — Scharfgefägt, s. v. a. Argutus serratus. — Scharfkantig, s. v. a. Acutangulus, Acute angularis. — 11) (Seew.), s. Scharf gebautes Schiff.

Scharf (Biogr.), 1) (Scharff), Johann Andreas, Juwelier und Goldarbeiter zu Augsburg, erfand um 1775 die Haarmalerei, die großen Beifall fand. In seinem ganzen Leben Sonderling, beschloß er, seine Erfindung mit ins Grab zu nehmen, und verbarg sie fast neidisch vor seinen Gehülfen. Dennoch sah ihm ein Zögling, Walther, zuweilen im Arbeiten etwas ab, setzte seine Versuche fort und brachte die Erfindung zur Vollkommenheit, so daß er als der zweite Erfinder oder als Wiederhersteller der fast verlorenen Kunst gilt. Zwei der größten Arbeiten S.s auf zwei Elfenbeinplatten stellen die Unschuld der Kindheit und einen Grabhügel mit einem Aschenkrug, an dessen Fuße eine Rose sich entblättert, von einer Thränenweide beschattet dar; jenseits des Grabes ist Acheron, in der Ferne die untergehende Sonne. Viele solcher Arbeiten wurden auch zu Medaillons, Bra-

celetten, Ringen und Dosen verwendet. Wir haben von ihm auch 25 Blätter in Tuschmanier mit Mustern zum Fassen der Edelsteine. Er stach sie nach eigener Zeichnung unter dem Titel: Dessins, pour employer les pierres precieuses en parure. — 2) George, Maler zu London, blühte in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. und genoß verdienten Ruhm. Er malte Bildnisse und historische Darstellungen, noch mehr aber Scenen aus dem öffentlichen Leben Englands. So hat man von ihm eine Darstellung der Parlamentswahl zu Westminster, ein vielbewegtes Bild, welches 1820 gestochen wurde. Ein anderes reiches Gemälde stellt das Gastmahl des Lord Major dar, durch eine Lithographie bekannt.

Scharfbillig, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Bitburg; 120 Einw.

Scharfdornraupen (Entomol.), diejenigen Dornraupen der Papilionina oder ächten Tagfalter, deren erster Leibesring dornlos ist. Sie gehören sämmtlich der Gattung Vanessa, Eckflügler, an.

Scharfe (Zimmerm.), das abgeschränkte Ende eines Balkens, Bretes ꝛc., woran ein anderes, eben so abgeschränktes Stück gefügt wird.

Scharfe Grenzen (Jagdw.), Grenzen einer Wildbahn, an denen alles Wild weggeschossen wird.

Scharfeisen (Seew.), kleines Kalfatereisen, um die schmalen Risse der Bohlen mit Hanfwerg zu verstopfen.

Scharfe Kammer (Artill.), bei Mörsern und Haubitzen Kammern, welche im Boden weiter als oben sind.

Scharfe Metzen (Artill.), sonst eine Art Mauerbrecher, die größten der bekannten Geschützstücke; schossen bis zu 100 Pfd.

Scharfen (Artill.), aus gut geschmiedetem Eisen bestehendes kleines Geschützstück; schießt ½ Pfund und steht gleich einem Doppelhaken auf einem Bock.

Scharfenberg (Geogr.), 1) österr. Dorf, Schlesien, Kr. Troppau, Herrsch. Roßwald; 120 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Brilon; Eisenhammer; 550 Einw.; — b) (Groß- und Klein-S.), Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig, im danziger Werder; 2 Windmühlen; 130 Einw.; — 3) Ruinen, s. Thal [Geogr., 8)].

Scharfenberg (Biogr.), 1) Krispin, Formschneider, übte anfangs seine Kunst in Görlitz, errichtete aber 1553 in Breslau eine Druckerei und † daselbst 1576. Bei ihm erschien Adam Riesens „Rechnung auf der linien und der feder", Breslau 1563. Folgender schöne Holzschnitt ist von ihm: Christus am Kreuze, rechts und links Worte der Bibel. — 2) Georg, Formschneider von Görlitz, arbeitete um 1574 zu Frankfurt an der Oder, wahrscheinlich für den Buchdrucker Hans Eichhorn und dann für Thurneisser, der zu Berlin eine große Druckerei angelegt hatte. Malpé legt ihm Blätter einer 1552 zu Basel bei Froben gedruckten römischen Geschichte bei, so wie jene in einem Werke des Alciatus über die Pflichten der bürgerlichen und Militärbehörden. Von ihm hat man einen großen Prospekt von Görlitz in 12 Blättern, nach der Zeichnung von Joseph Metzker. Er schnitt auch Bildnisse. — 3) Georg Ludwig, Entomolog, Sohn eines Schulmeisters zu Hümpfershausen im Meiningenschen, geb. 1746, war nach Vollendung seiner Studien auf der Universität Halle längere Zeit Erzieher und erhielt 1781 im Dorfe Ritschenhausen eine Pfarrerstelle. Er † hier am 2. December 1810. Bis zu seinem Tode beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der Forstwissenschaft und war Mitglied der zu gleichem Zwecke zu Dreißigacker bei Meiningen gestifteten Gesellschaft. Er stellte große entomologische Untersuchungen an und lieferte darüber mehre Aufsätze in die Zeitschrift Scriba's. Der Aufforderung des Naturforschers Bechstein zu genügen, schrieb er: Vollständige Naturgeschichte der den Wäldern schädlichen Insekten, Leipz. 1804, 4., 3 Bde. mit 13 Tafeln.

Scharfenberger, Nikolas, gelehrter Buchdrucker zu Krakau, zu Anfang des 16. Jahrh., machte eine polnische Uebersetzung aller Bücher des neuen Testaments, Krak. 1556, zu einer Zeit, da die Reformation viele Anhänger in Polen gewonnen hatte.

Scharfenbrück, preuß. Kolonie, Provinz Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Jüterbogk; Vorwerk, Schäferei; 150 Ein.

Scharfeneck (Geogr.), 1) Burgruinen, s. Bayersdorf; — 2) Bergschloß, s. Helena [n. Geogr., 8)]; — 3) Schloß, s. Mannersdorf; — 4) Burgruinen, s. Denzdorf.

Scharfenkindel (Geschützw.), s. Doppelhaken.

Scharfenort (Geogr.), preuß. Orte: 1) Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; 170 Einw.; — 2) Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Goldberg-Haynau; Schloß, Vorwerk, Wassermühle; 150 Einw.; — 3) (Ostrolog), Stadt, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Samter; Kirche; 640 Einw.

Scharfenstein (Geogr.), 1) preuß. Kolonie, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; über 100 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Wolkenstein; Schloß; 440 Einw.; — 3) Schloß, s. Münsterthal; — 4) Schloß, s. Kreuz-Eber; — 5) Schloß, s. Kiedrich.

Scharfer Bug (Seew.), s. Bug 5).

Scharfer Schlag, s. Niederlande (Geschichte).

Scharfer Schuß, s. Schuß.

Scharfer Schutt, s. Schriftgießerei.

Scharfer Stoff (Principium acre, Chem.), gewisse, nicht genauer untersuchte Bestandtheile von Pflanzen und Thieren, welchen die gemeinschaftliche Eigenschaft zukam, einen brennenden Geschmack zu besitzen und die Haut zu röthen. Die spanische Fliege, das Euphorbiumharz, der Seidelbast u. s. w. enthalten scharfe Stoffe.

Scharfes Pari, s. Pari.

Scharfe Spießglanztinktur, s. v. a. Kalitinktur.

Scharfe Tindlein (Scharfenthin, Geschützw.), ein $6\frac{1}{2}$—7 Fuß langer, zweifacher Doppelhaken, welcher $\frac{1}{4}$ Pfund Blei schoß; war besonders im 15. Jahrh. üblich.

Scharff (Biogr.), 1) M. E., Landschaftsmalerin zu Amerongen, blühte in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. Auf der amsterdamer Kunstausstellung von 1820 sah man von ihr schöne Mondscheinlandschaften. — 2) Hermann, Maler, geboren zu Frankfurt am Main 1817, bildete sich auf der Akademie der Künste zu München und verweilte mehre Jahre in dieser Stadt. Er malt Porträte und Genrebilder.

Scharffenberg, s. v. a. Scharfenberg.

Scharffeuer, s. Porzellan.

Scharf gebautes Schiff (Schiffsb.), Schiff, dessen Untertheil dem Kiel entlang sehr schmal zuläuft, weshalb es tief im Wasser geht und im Segeln weniger abtreibt, als ein breiter gebautes. Das Scharf ist der vorn und hinten sich verengende untere Boden.

Scharfhammer, der erste Hammer, der beim Kesselschlagen gebraucht wird, mit cylindrischer Bahn.

Scharfhobel, s. Hobel.

Scharfkantig (Zimmerm.), vom Bauholz, wenn die Ecken einen Winkel bilden.

Scharfkraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Asperugo *L.*

Scharfküpe (Färb.), die Blauküpe, wenn sie schwarz steht.

Scharfmeißel (Klempn.), kleiner Meißel, womit die durchbrochene Arbeit im Bleche ausgeschlagen wird.

Scharfoldendorf, braunschweig. Pfarrdorf, Kr. Holzminden, Amt Eschershausen, an der Lenne; 430 Einw.

Scharfonett (Orgelb.), eine gemischte Orgelstimme, eine gemischte Mixtur mit der Stimme Scharf; sie wurde vom Orgelbauer Leyser zuerst angewandt und mit diesem Namen belegt.

Scharfrichter, diejenige Person, welche das Todesurtheil an einem Menschen durch Enthauptung vollzieht, vorzüglich wenn dieselbe durch das Schwert ausgeführt wird. In den meisten Ländern Deutschlands sind die S. für alle in einem gewissen Kreise vorfallenden Hinrichtungen angestellt, und mit dieser Stelle ist gewöhnlich zugleich die Gerechtigkeit der Abdeckerei verbunden, welche jedoch Gegenstand des Privatverkaufes ist und meist auf gewissen Grundstücken (Scharfrichtereien, Wasenmeistereien) ruht, so daß nur Der S. werden kann, welcher dieses Grundstück kauft. Die S. bilden eine Art Kaste, u. ihr Amt kommt gewöhnlich nur an ihre Kinder oder an Solche, welche als Freiknechte gedient haben. Der Besitzer einer Scharfrichterei wird erst dann Meister, wenn er einen Verurtheilten enthauptet hat, dahek es denn auch erlaubt ist, sein Meisterstück in einem andern Bezirke zu machen. Ehe sie ihr Werk versuchen, üben sie sich lange, um einen horizontalen sichern Hieb zu bekommen, indem sie aufgehängte Thiere dazu benutzen, denen sie den Kopf abschlagen, oder auch eine Säule hölzerner Scheiben, in welcher sie eine herauszuschlagen suchen, ohne daß die Säule einfällt. Das Scharfrichterschwert ist mit einer geraden, breiten zweischneidigen Klinge versehen, die vorn breiter als am Griffe ist, den man mit zwei Händen fassen kann. Bevor der S. eine Exekution vollzieht, soll ihm nach der peinlichen Halsgerichtsordnung (Art. 29) ein sicheres Geleite ausgerufen werden, daß ihn weder bei, noch nach der Exekution Jemand beleidigen oder zur Verantwortung ziehen dürfe. Am Tage einer Hinrichtung, so wie oft schon mehre Tage zuvor ist der betreffende S. dem Herkommen gemäß gehalten, alle herbeikommenden S. und Freiknechte zu bewirthen. Bei der Abdeckerei kommen dem S. die Felle und das gewonnene Fett, den Freiknechten die Flechsen zu. Auf die in Schäfereien gefallenen Schafe hat der S. kein Recht, im Oesterreichischen auch nicht auf die Militärpferde, welche gefallen sind oder erstochen werden, indem jeder Soldat sein gefallenes Pferd selbst abdecken muß und der Erlös der Haut in die Militärkasse fällt. Der S. verrichtet bei der Abdeckerei und ehemals bei der Tortur keine Arbeit, daher er denn auch nebst seinen Kindern für ehrlich angesehen wurde und nur die die beiden erwähnten Arbeiten Verrichtenden nach den barbarischen und lächerlichen Sitten jener Zeit für unehrlich gehalten wurden (s. Henker).

Scharfrichterei, s. Scharfrichter.

Scharfrichterpfennige (Numism.), hamburgische Denkmünzen, die beim Abtreten des ältesten Richters vom Amte demselben durch den Scharfrichter überreicht wurden.

Scharfs, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rastenburg; Vorwerk; 180 Einw.

Scharfsame (Bot.), Algengattung, s. v. a. Asperococcus *Lamour.*, Stilophora *Ag.* (s. d.).

Scharfschütze, 1) Jeder, welcher mit gezogenem Gewehr, selbst auch wohl im Laufe und Fluge des Schußobjekts, gut schießt; — 2) (Chasseur carabinier), in manchen Armeen eigene Corps von Soldaten, welche, mit gezogenen Gewehren (Büchsen oder sogenannten Stutzen) versehen und im Schießen sorgfältig geübt, nicht in Reihe und Glied fechten, sondern unter Benutzung jedes von dem Terrain gebotenen Deckmittels vor der Linie oder an deren Flanken den Feinden besondern Schaden zuzufügen bestimmt sind. Die bessern Schützen dieser Art sind die Tyroler und Schweizer, von denen besonders die letztern schon längst als Meister im Schießen angesehen wurden. Seit Jahrhunderten gehörten bei ihnen die Uebungen im Schießen, sey es mit Armbrust, oder Bogen, oder Feuergewehr, zu den beliebtesten und gesuchtesten Volksbelustigungen, und es besteht kein Kanton, der nicht seine zahlreiche Schützengesellschaft hätte, kein Dörfchen ist ohne Schießstand, was auf die Heranbildung der regulären S.n von dem nachhaltigsten Einflusse ist. Unter die S.n des Bundeskontingents wird von den Militärbehörden der Kantone Niemand aufgenommen, der nicht durch eine Anzahl sehr guter Schüsse schon eine erlangte große Schieß-

fertigkeit bewiesen hat. Bei den Schießübungen werden die S.n nicht bloß zum gewöhnlichen Scheibenschießen angehalten, sondern dieselben müssen sich durchaus auf alle Fälle im freien Felde so vorbereiten, daß sie nach verschiedenen Richtungen, bekannten und unbekannten Entfernungen in wechselnden Lagen und Stellungen schießen können. Im Herbste 1834 wurden zu Thun Abtheilungen von S.n aus allen Kantonen zu größeren Schießübungen zusammengezogen, und am 13. December wurde auf 12′ breite und 12½′ hohe Scheiben geschossen. Auf eine Entfernung von 450 Schritten thaten 49 Mann 181 Schüsse, und darunter waren 69 Treffer; auf 575 Schritte schossen 48 Mann, und von 185 Schüssen trafen 48; auf eine Entfernung von 700 Schritten geschahen von 48 Mann 179 Schüsse, und es trafen davon 22. Bei den 1836 Statt gehabten Schießübungen auf eine Entfernung von 800 Schritten trafen von 160 Kugeln 77, darunter mehre ins Schwarze. Die schweizer. S.n haben besondere Bayonnete zum Aufpflanzen auf ihre Stutzen; ihre Waidmesser od. Hirschfänger sind ihre Seitengewehre. Ihre Uniform ist dunkelgrün mit Schwarz und gelben Knöpfen; ihre Kopfbedeckung war sonst ein Tschakko, in der neuesten Zeit aber ist sie ein niedriges Käppi. Die S.n der Eidgenossenschaft, welche nach dem Reglement nicht eigentlich als leichte Infanterie, sondern als leichte Artillerie angesehen werden sollen, werden benutzt: a) bei der Besetzung und Vertheidigung fester Punkte, als: Gebirgspässe, Verschanzungen, Dörfer, Verhaue u. s. w.; — b) bei der Vertheidigung aller Positionen, in welche des Terrains wegen nicht wohl Artillerie gebracht werden kann; — c) bei Belagerung und Vertheidigung fester Plätze; — d) als Bedeckung der Artillerie; — e) als Begleitung wichtiger Rekognoscirungen; — f) zur Deckung der Flanken bei Aufstellung größerer Truppenmassen; — g) zur Unterstützung der Vorposten, wenn sie ohne Artillerie sind; — h) um sie mit leichten Truppen zum zerstreuten Gefecht zu verbinden. — In Tyrol werden die Schießübungen unter den Bewohnern der verschiedenen Bezirke ebenfalls als ein altes Erbniß unterhalten. Der erste Bewohner des Gebirges war der Jäger, und wenn sich ihm später der Hirte und der Landbebauer zugesellten, so reizte oder zwang sie die Menge des Wildes zum Schießen und unterhielt dadurch einige Kunstfertigkeit und Gewandtheit in dieser Kunst. Es gab damals in Tyrol sicher so viele Jäger als waffenfähige Männer. Als später die Adeligen die Wildbahnen als ihr alleiniges Eigenthum erklärten, zog das Verbot, zu jagen, die Tyroler in das Waldesdunkel, und Jeder jagte nun, der ein Gelüste darnach trug. Was aber im Walde fröhlich geübt ward, das bildete sich bald zur kriegerischen Kunst aus; der Krieg auf das Thier wurde zum Spiele für Viele, die sich eines festen Armes und hellen Auges erfreuten. Anfangs war die Armbrust die übliche Schießwaffe; bald fand jedoch die Feuerwaffe bei den schießlustigen Tyrolern Eingang und Verbreitung. Das Gewehr gerieth indeß zuerst in die Hände der Bürger, während der Adel den Gebrauch desselben als etwas Zunft- und Handwerksmäßiges verschmähte. Die bürgerlichen Söldner traten nun zu der stolzen und gesuchten Gilde der Büchsenschützen zusammen; auch die freien Städte pflegten die ihnen werthvolle Kunst, und der Landsknecht rekrutirte sich auf den Schießstätten der Bürger und stellte sich nur als Arkebusirer in Reihe und Glied. In Tyrols Entwickelungsgeschichte nehmen bekanntlich die Bauern die Stelle des Bürgers ein, und schon bei den ersten Gelegenheiten, wo die niedern Stände in die Gestaltung der Landesangelegenheiten handelnd eingriffen, traten die Bauern den Städten viele Schritte voran. So wurde auch der Bauer statt des Bürgers Feuerschütze im Gebirg, und ihre Ueberzahl brachte sie bald in eine günstige Stellung. Das Feuerrohr triumphirte nämlich bald über die Turnierstange, so daß nun auch Hochgeborene den Schützengilden beitraten. Die Scharfschießkunst ward jetzt eine „ritterliche" benannt, und der hohe Adel baute sich eigene Schießstätten, wie eine solche noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in Botzen bestand. Mit dem 16. Jahrhundert begann in Tyrol die Begünstigung und Förderung des Schützenwesens von Seiten der Fürsten. Die Schießkunst ward eine Nationalsache, ein wesentlicher Bestandtheil des Volkslebens und so vielfach eine Stütze und Gewährleistung der innern Verfassung des Landes, abgesehen von dessen natürlichem Verhältniß gegen äußere Feinde. Schon früher gaben zwar Fürsten und andere Große manch lockenden Preis zum Ausschießen; aber zahlreicher, geordneter und bedeutungsvoller wurden diese aus vornehmen Händen erst dann, als die Büchse die ausschließliche Waffe für das Gebirgsland geworden und als man die fröhlichen Spieler vor der Scheibe zu brauchbaren Kriegsleuten auszubilden sich bemühte. Das Schützenwesen und die Landesvertheidigung gingen fortan in Tyrol Hand in Hand. Thäler und Gerichte stellten ihre Wehrhaufen, und in den verschiedenen Kriegen ordnete sich das Kriegswesen allmählig zu der Form, in der es im tyrol. Landlibell von 1511 zu endlicher Ausbildung kam, durch welches die Vertheidigung des Landes ausschließlich in die Hände des Volkes niedergelegt ward, und zwar in der Weise, daß die Streitkräfte desselben nur zu diesem Zwecke, nicht aber zum Dienste außer Landes vorbehalten wurden. Nur ein freiwilliges Zugeständniß der Stände lieh indeß dem Fürsten auf festgesetzte Zeit und meist auf eigenen Sold einige tausend Mann, besonders in den Kriegen mit dem Erbfeind, und gewöhnlich ward die Landschaft diese Truppen. Nahte sich der Feind den Grenzen, so erhob sich das erste Aufgebot mit 5000 Mann; außerdem bestanden noch 3 andere Zuzüge von derselben Anzahl, so daß die gesammte Landesvertheidigung auf 20,000 Mann gebracht werden konnte. Die Bestallung der Wehrleute, ihr Unterhalt und Sold im ganzen Lande waren auf die ansässige Bevölkerung vertheilt. Durch einen Monat hatten sie sich selbst zu erhalten, dann überkam diese Leistung dem Fürsten, der auch für Waffen sorgen mußte; oft übernahmen jedoch

die getreuen, willfährigen Tyroler auch noch diese Verpflichtungen. Bei dieser Vorliebe des Tyrolers für eine der Natur des Landes und dem Charakter seiner Bewohner anpassenden Wehreinrichtung konnte eine andere Art von Kriegsmitteln nicht mehr ansprechen, namentlich waren stehende, regelmäßige Soldaten und deren Dienstleistung dem Tyroler ein Gräuel. Als daher das Werbsystem in Anwendung kam, stellte das Land im Gebirge und an der Etsch selten namhaften Zuzug; nur das freie, kecke Landknechtswesen, mit der Verbindlichkeit von heute auf morgen, schien den reiselustigen Tyrolern zu behagen, doch nur so lange, bis sich dasselbe in die moderne strenge Soldatendisciplin umgestaltete, denn von da an hörte man nichts mehr von einem lebhaften Zulauf zu den Werbtischen. Im Einklang mit dieser Abneigung für allen militärischen Zwang, hat sich die Theilnahme der Beherrscher Tyrols von jeher der eigentlichen Wehrschule des Volkes, dem Scheibenschützenwesen, zugewandt. Erzherzog Ferdinand Karl gab 1652 die erste Schießstandordnung und viele Preise. Viel für das fortgesetzt unterhaltene und durch Preise ermunterte Scheibenschießen geschah 1733 und später, und die Kriegsjahre am Ablaufe des vorigen und Beginn des jetzigen Jahrhunderts zeigten die Fähigkeit der Vielgeübten, bis besonders im Jahre 1809 das Schützenwesen Tyrols sich in alter freier Selbstständigkeit in der Weltgeschichte ein Blatt mit Purpurschrift ersiegte. Von da an blieb das Schützenwesen mehr eine bloße Vergnügungssache für Einzelne, ein Erwerbszweig oder eine Gelegenheit zum Müssiggange. Es ging mit dem Schützenwesen abwärts, und der alte Sinn dafür, die Bedeutung schien verloren. Da kam im Jahre 1839 der Kaiser zur Huldigung nach Tyrol und sprach den Wunsch aus, daß dabei die Schützen aufziehen möchten. Ueber 1500 derselben traten mit ihren Stutzen in Reih und Glied, und bei ihrem Vorüberzuge an der Burg zu Innsbruck begriff man allgemein, was Herrliches es sey um ein Volk, das seiner Wehrkraft sich bewußt ist. Die Stände trugen jetzt auf eine geordnete Landesbewaffnung an, worauf der Kaiser mit Verwerfung aller Defensionsentwürfe erklärte, überzeugt, daß im Fall der Gefahr das ganze Volk seine erprobte Streitbarkeit bewähren werde, wolle er keinem Einzelnen Verbindlichkeiten auferlegen zu einem Dienste, den auf den ersten Ruf alle Waffenfähigen zu leisten sich beeilen würden. Für den Fall eines wirklichen Aufgebotes im Kriege sicherte er indeß Begünstigungen zu, die der wirksamen Thätigkeit volksthümlichen Wehrwesens durch freies Gewährenlassen gewiß förderlicher sind, als die weitsehendsten Regulative und Instruktionen. Den aufgebotenen Schützen sind freie Bildung ihrer Kompagnien, Wahl ihrer Ober- und Unterkommandanten, die militärischen Ehrenzeichen für dieselben, Gleichstellung mit der Armee, Versorgung der Hinterbliebenen ihrer Gefallenen verheißen. Zu gleicher Zeit sprach der Kaiser den Wunsch aus, daß in der Bevölkerung von Tyrol die eigentlichen Elemente freiwilliger Volksbewaffnung schon in ruhigen Tagen unterhalten und fortwährend genährt und zu diesem Zwecke dem volksthümlichen Institute der Schießstände die möglichste Ausdehnung im Lande und die zweckmäßigste Einrichtung gegeben werden möge. Demgemäß wurden die Grundzüge einer Schützenordnung gegeben, die, jedem militärischen Zwange fremd bleibend, die alte Lust zum Scheibenschießen nähren und erheben sollte durch reiche Preisgaben und Erleichterung an der Theilnahme. So hatte man sich aus den vielgekreuzten Anläufen zu einer Landwehr-, Nationalgarde- oder Militärgrenzler-Umgestaltung in Tyrol wieder herausgefunden auf denjenigen Weg, den die alte Lust schon breit getreten. Die Hofkanzlei, das Landesgubernium und der ständische Ausschuß beriethen die Mittel zur Belebung dieser Uebung, und unter dem 29. December 1845 erschien für Tyrol und Vorarlberg die neue Schießstätteordnung, welche reichliche Geldunterstützungen zu Schießstandbauten, Anschaffung von Gewehren für mittellose Schützen ꝛc., so wie zwei große Kaiserbeste (Preise) zusicherte und den Schützen besondere Ehrenrechte und Vergünstigungen einräumte. Wenige Wochen nach jenem Edikte knallten die Büchsen allenthalben; eine bedeutende Anzahl junger Schützen meldete sich, und geübte Veteranen erschienen wieder auf den lange gemiedenen Schießstätten; Freischießen wurden allerorts ausgeschrieben und zahlreich besucht. Letzteres war besonders bei den beiden Kaiserschießen in Innsbruck und Botzen am 30. Mai und 4. Oktober 1846 der Fall, wo man in ersterer Stadt 508 Schützen und in letzterer 640 derselben zählte. So ist das tyroler Schützenthum das einzige, welches eine Volksbewaffnung im vollständigsten Sinne zur Thatsache macht, und somit besitzt zur Zeit nur das kleine Tyrol, was mit Recht vielfach und dringend als eine Nothwendigkeit für alle Staaten erkannt wurde: eine kräftige Volkswehr. Vgl. Schütze, Vogelschießen.

Scharfsinn (Psych.), die Fähigkeit, nicht sogleich in die Augen fallende Unterschiede von Wahrnehmungen, Vorstellungen und besonders von abstrakten Begriffen zu entdecken, ein höherer Grad der Unterscheidungskraft. Im gemeinen Leben versteht man darunter auch die Fähigkeit, gründlich zu urtheilen, den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen anzugeben, oder verborgene Merkmale eines Gegenstandes zu entdecken.

Scharfstorf, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Grevismühlen; 120 E.

Schargang (Bergb.), 1) Erzgang, der nicht genau nach den 4 Himmelsgegenden streicht; — 2) Nebengang, der sich mit einem stärkeren Erzgang vereinigt.

Schari (türk.), Gesetz; s. Awaris 4).

Schariar (ind. Gesch.), s. Nurmahal.

Scharingen (Scharing, Zdiarek), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Gut Siebendörfel; 190 Einw.

Schariver (pers. Rel.), einer der 7 Amschaspands, der Schutzgeist der Metalle, Herr des Goldes und Silbers und aller Reichthümer, alles Segens und alles seligen Lebens. Seine

Gehülfen im Kampfe gegen Ahriman sind Khor, Mithra, Asman und Anirân, die Gegner Bocasp und Seeoschob.

Schark (Ichthyol.), s. v. a. Riesenhai, Menschenfresser, Squalus Carcharias L.

Scharke, preuß. Hauland, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Bomst; 280 Einw.

Scharken, Dorf, s. v. a. Sarkany 3).

Scharker Waldhauland, preuß. Hauland, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Bomst; 110 E.

Scharklospe (Wasserb.), s. v. a. Klospe.

Scharkluft, s. v. a. Schargang.

Scharkramme, zur Befestigung des Schars am Pfluge befindliche Kramme.

Scharkreuz (Bergb.), s. Kreuzgang.

Scharlach (franz. Escarlat), 1) feines Tuch oder andrer feiner Stoff von rother, besonders hochrother Farbe; — 2) (Scharlachroth), das höchste Roth, ein ins Gelbe fallendes Karmoisinroth. Am gewöhnlichsten wird es durch Cochenille dargestellt; unter den Mineralfarben ist Zinnober das Scharlachroth. Der französische oder venetianische S. wird von Kermesbeeren gewonnen, das Coccum der Alten. Ein Holländer, Cornelius Drebbel († 1634 zu London), machte die Beobachtung, daß Königswasser, welches über das Zinn, woraus die Fenster zusammengelöthet waren, zufällig in ein Gefäß mit Cochenillenextrakt tröpfelte, denselben schön hochroth färbte, wovon ein gewisser Küffelar zu Leyden in der Färberei Gebrauch machte, weshalb das S. auch holländisches S. oder Küffelarscouleur genannt wird. Halbscharlach nennt man zuweilen mit Kermes und Krapp gefärbte Zeuche.

Scharlach (Biogr.), Eduard, Maler von Münden, bildete sich um 1836 zu Düsseldorf unter Leitung des Professors Hildebrandt, malt Bildnisse und Genrestücke, Schlachten und Pferde, die großen Beifall finden.

Scharlach (Scharlachfieber, Scharlachausschlag, Scharlachfriesel, rother Hund, lat. Scarlatina, Febris scarlatinosa, Febris scarlatina [Sydenham], Febris rubra, Purpura scarlatina, Purpura maligna, Purpura [Schulz] Febris purpurata contagiosa [Lange], Rosalia, Rosania, Rossalia [Sennert ꝛc.], Morbilli confluentes [Morton], Porphyrisma; franz. Fièvre rouge, Pourpée, Scarlatine, engl. Scarlet fever, Med.), ein ansteckendes Fieber mit erythemartigem Ausschlag, Rachenentzündung, Kopfaffektion, zuweilen Wassersucht und Abschuppung der Oberhaut in kleinen und großen Stücken. — Verlauf des einfachen regelmäßigen Scharlachfiebers: 1) Stadium contagii, febrile, irritationis ꝛc. Es stellt sich Fieber mit den gewöhnlichen Vorboten und Erscheinungen ein, welches abendliche Exacerbationen macht. Der Kopf ist eingenommen, die Eßlust mangelt; Frösteln und Schauder wechseln mit fliegender Hitze ab; der Puls schlägt hart, unregelmäßig, gespannt und sehr geschwind; die Oberfläche der ganzen Haut ist trocken und brennend; die Temperatur des Körpers steigt bis auf 112 Grade Fahrenh. Die Haut ist, namentlich im Gesicht, turgescirend; Mund und Hals sind trocken, in letztrem stellen sich bald stechende Schmerzen ein, das Schlucken wird beschwerlich und eine förmliche Angina bildet sich aus, Mandeln, Zäpfchen und Gaumensegel entzünden sich, die Zunge ist trocken, der Kranke hat starken Durst, die Harnabsonderung ist sparsam, der Urin roth. Bei reizbaren Individuen stellt sich außerordentlich heftiger Kopfschmerz ein mit großer Angst und Unruhe, Delirien, Zuckungen, Uebelkeiten, Erbrechen, zuweilen auch erleichterndes Nasenbluten. Die Ausdünstung des Kranken hat einen eigenthümlichen Geruch, weder nach Heim dem ähnlich seyn soll, den die Luft in den Kellern der Viktualienhändler, deren Thüren auf die Straße gehen und worin alte Häringe, alter Käse ꝛc. aufbewahrt werden, von sich gibt oder den man in einiger Entfernung von den Behältern fleischfressender wilder Thiere bemerkt. Die Dauer dieses Zeitraumes beträgt einen, zwei bis drei Tage; gegen das Ende desselben nehmen alle Zufälle zu. — 2) Stadium eruptionis, exanthematicum, florescentiae. Nachdem die eben angegebenen Erscheinungen bedeutend zugenommen haben, zeigen sich zuerst im Gesicht, dann am Hals, an der Brust, den Armen, dem Unterleib, zuletzt an den Füßen, kleinere oder größere rothe, nicht erhabene Flecken, welche größer werden, zusammenfließen und am Ende ganze Glieder, ja den ganzen Körper überziehen. Berührt man mit dem Finger eine solche rothe Stelle, so wird sie, ähnlich dem Rothlauf, einen Augenblick weiß, röthet sich aber sogleich wieder. Nur bei den gelinderen Graden der Krankheit läßt nach dem Auftreten des Ausschlages das Fieber nach; in der Regel dauert es fort, doch verlieren sich zuweilen die Angst, Unruhe, Delirien und heftigen Kopfschmerzen. In andern Fällen treten diese Zufälle jetzt erst ein oder nehmen an Heftigkeit zu. Wenn der Ausschlag ganz heraus ist, hat auch in der Regel die Angina den höchsten Grad erreicht und fängt nun an, abzunehmen. Die Hitze ist in diesem Zeitraum fast immer sehr groß. Die Haut fühlt sich trocken und brennend an und der Puls ist hart und geschwind. Verschiedene gastrische Erscheinungen fehlen fast nie; die Zunge ist stark belegt, der Kranke klagt über Druck in der Magengegend und Uebelkeiten, über bitteren oder salzigen Geschmack ꝛc.; meist ist Verstopfung zugegen, selten Durchfall. Der Ausschlag bleit zwei bis vier Tage in der Blüthe stehn; er wird dann allmählig blasser, die Geschwulst der Haut sinkt ein, es beginnt das — 3) Stadium desquamationis, der Abschuppung. Die Haut wird runzlicht und die Epidermis fängt an, sich von der Cutis abzusondern, so daß man erstere, zumal von den Händen und Füßen, häufig wie einen Handschuh abziehen kann (Desquamatio membranacea). Je stärker und allgemeiner verbreitet der Ausschlag war, desto stärker ist auch immer die Abschuppung, und dann wiederholt sie sich zuweilen nach 6—8 Tagen. War die Angina sehr stark, so erleiden auch die innern Theile des Halses eine Art Abschuppung, indem von den Mandeln und oft von der ganzen weichen Gaumendecke sich aschgraue Borken in großen Stük-

ken loslösen und durch den Mund ausgeworfen werden. Wenn dagegen der Ausschlag sehr gering war, so fehlt zuweilen die Abschuppung ganz, oder ist wenigstens so unbedeutend, daß sie übersehen wird; in andern Fällen findet sie, und zwar ziemlich stark, bei vorher gänzlich fehlendem Exanthem Statt. Zuweilen hat man auch die Abschuppung ungewöhnlich spät, erst 14 Tage nach dem Scheine völlig geendigter Krankheit, erfolgen sehen. Mit der Desquamation verschwindet zugleich das Fieber unter kritischen Schweißen und reichlichen Niederschlägen im Urin, die unter leichten Erregungen des Gefäßsystemes erfolgen; die Schleimhaut des Schlundes und der Luftwege wird feucht, es werden Sputa cocta ausgeworfen; die Angina verschwindet vollends, zuweilen entsteht ein leichter Durchfall und in seltnen Fällen ein kritischer Abceß. Die Dauer der Abschuppung und der kritischen Ausscheidungen ist von 3 Tagen bis zu einer Woche und mehr. Nach der Heftigkeit des die Krankheit begleitenden Fiebers und der Gegenwart v. Komplikationen unterscheiden wir mehre Modifikationen des S.s.

1) Das entzündliche Scharlachfieber. Das Fieber ist sehr heftig, wahres Entzündungsfieber, der Puls ist sehr voll und hart, zuckend, der Athem kurz und heiß, die Temperatur der Haut sehr erhöht; der Kranke ist außerordentlich unruhig bei Kindern und sensiblen Subjekten treten oft Zuckungen ein. Die Angina ist in der Regel sehr bedeutend, schon am ersten oder zweiten Tag der Krankheit schwillt der Hals so sehr an, daß der Kranke fast gar nichts mehr verschlucken kann. Es gesellt sich gerne Croup hinzu, auch Entzündung der Speicheldrüse, Lungenentzündung, am häufigsten Gehirnentzündung, seltner Entzündungen der Unterleibseingeweide. Diese Entzündungen innerer Organe gehen gerne in seröse Ausschwitzung über und je nach dem befallenen Organe stellt sich schlafsüchtiger Zustand, Krämpfe, Athemnoth ꝛc. ein. Bei Ausschwitzung in die Brusthöhle erfolgt meist außerordentlich schnell, oft schon innerhalb 24 Stunden; Wasserbildung in der Schädelhöhle tödtet weniger schnell. Der Ausbruch des Exanthems geschieht außerordentlich stürmisch und bald, oft schon am ersten Tage, der Ausschlag ist hochroth, über den ganzen Körper verbreitet, die Haut aufgeschwollen, so daß die Geschwulst oft an einzelnen Theilen die Bewegung hemmt und Gliederschmerzen erregt. Mit dem Hervortreten des Exanthems läßt die Heftigkeit des Fiebers nur wenig nach; oft kommt es bei der Gegenwart von inneren Entzündungen gar nicht zur Bildung des Ausschlages, oder er tritt zurück. Blutungen aus der Nase und andern Organen erleichtern fast immer; die übrigen Krisen sind stets sehr reichlich, häufig folgt der Krankheit Wassersucht nach.

2) Das nervöse Scharlachfieber, Scarlatina nervosa. In seltenen Fällen ist v. Anfang der Krankheit an ihr Charakter nervös, meist entwickelt sich derselbe erst im Verlauf derselben, zuweilen aus der vorigen Form. Der Puls ist hier klein, häufig, schnell, die Haut heiß und trocken, die Zunge trocken und braun; es finden sich die Zeichen ein, welche dem Status nervosus eigenthümlich sind, Delirien, Flockenlesen, Sehnenhüpfen u. s. f. Der Ausschlag entwickelt sich gar nicht oder nur spärlich, er hat Neigung, einzusinken ꝛc. Zuweilen entwickelt sich diese Form außerordentlich schnell, und zwar aus ursprünglich normal verlaufendem S. (Epidemie von 1801 und 1802 zu Berlin, Wittenberg ꝛc.). Die Krisen erfolgen hier nur allmählig u. unvollkommen; es bleibt lange Zeit große Schwäche zurück.

3) Das faulichte Scharlachfieber, Scarlatina putrida s. septica. Es sind hier die meisten bei der nervösen Form angeführten Symptome vorhanden; dabei wird der Puls äußerst häufig, klein, zitternd, schnell, der Ausschlag ist purpurig oder bläulich; es bricht leicht ein Frieſel hervor, es erscheinen Petechien und größere Ecchymosen; die entzündeten Mandeln, das Zäpfchen und das Gaumensegel werden brandig; die brandigen Stellen sind gewöhnlich gräuliche, unbegrenzte Flecken, welche von einer bläulichen Entzündungsröthe umgeben sind und einen immer größern Umfang erreichen. Es entstehen kolliquative Blutflüsse und erschöpfende Durchfälle, die Kranken liegen sich leicht auf und die aufgelegenen Stellen werden brandig; die Erschöpfung ist außerordentlich groß. Die Krisen stellen sich sehr spät und unvollkommen ein, sie bestehen in kritischem Schweiße und Urin und in kritischen Darmausleerungen; von der Schleimhaut des Rachens und Schlundes, selbst auch der Luftröhre werden die brandigen, gräulichen Schorfen, nachdem sich die brandigen Stellen vorher abgegrenzt haben, losgestoßen und oft in großer Menge ausgeworfen, bis sich am Ende gekochte Sputa bilden. Die Kräfte erholen sich während dieser Zeit langsam. Diese Form des S.s kommt immer epidemisch, und wohl nie sporadisch vor; solche Epidemien sind in unsern Gegenden höchst selten, scheinen überhaupt in ältern Zeiten weit häufiger gewesen zu seyn.

4) Scarlatina anginosa s. cynanchica, Angina maligna scarlatinosa, Scarlet-fever with sore-throat der Engländer. Die Krankheit entwickelt sich unter den Symptomen des septischen S.s, zeichnet sich aber bald von ihm durch höchst gefährliche charakteristische Bräunezufälle aus. Die Tonsillen und die Fauces sind nämlich livid geröthet, mäßig, aber teigig angeschwollen, man entdeckt an ihnen bald livide, weißliche oder aschfarbene Flecken, die von einem rothen oder mißfarbigen, bisweilen leicht geschwulsteten Rande umgeben sind, sehr schnell an Umfang zunehmen, dann schwärzlich werden, in einander fließen und so bisweilen beide Tonsillen und die ganze Nachbarschaft in ihrer ganzen Ausdehnung als dickere Pseudomembranen überkleiden, während sie in andern Fällen wenigstens ihre Randröthe verlieren, in gleichem Verhältniß schwärzlich blau oder bleifarben werden und an ihrer Oberfläche sich in weiche, schmierige Schorfe verwandeln. Bisweilen erheben sich auch, statt der gedachten Flecken, an verschiedenen Stellen der Fauces Bläschen, die mit jauchiger Flüssigkeit gefüllt sind, welche sich schnell in Geschwüre umwandeln und sich bis zur Zunge, dem Zahnfleische und den Lippen, seltner auch auf die Schleim-

haut der Nasenhöhle ausbreiten. Trotz dieser bedeutenden Umänderungen sind die Schlingbeschwerden gewöhnlich mäßig, dagegen die Stimme heiser und näselnd, die Nase sehr trocken und verstopft; der Athem hat anfangs einen süßlichen, später einen widrigen, endlich im weitern Verlauf der Krankheit einen so aashaften, kadaverösen Geruch, daß die Kranken selbst ihn kaum zu ertragen im Stande sind. Zu dieser Zeit hat sich der brandige Prozeß dann meistens tiefer in den Schlund, die Speiseröhre, ja bis in den Magen fortgesetzt; oder es gesellen sich ihm sehr bedenkliche Croupzufälle bei; die Stimme verfällt, aus der Nase fließt blutig gemischte Jauche, und häufig schwellen auch äußerlich der Hals, die Ohrspeicheldrüsen und andre Drüsen an und werden schmerzhaft, oder es nimmt der innere Gehörgang an der brandigen Entzündung und Zerstörung Theil. Oft kommt es bei diesem entschiednen Vorwalten der bösartigsten anginösen Erscheinungen gar nicht zum Ausbruch des S.-Exanthems auf der Haut; bricht aber das Exanthem hervor, so gestaltet es sich, wie bei der septischen Form, ist außerordentlich flüchtig und beschränkt sich auf einzelne Theile. Der Puls wird ganz klein und außerordentlich frequent, die Extremitäten eisig kalt, die Haut des obern Körpers brennend heiß, die Zunge trocken, rußig, borkig; der schnell in Zersetzung übergehende Harn riecht widrig, die Kranken liegen sich auf und die aufgelegenen Stellen gehen in Brand über, und so endet die Krankheit unter den Zeichen allgemeiner Zersetzungund allgemeinen Collapsus mit dem Tode. Tritt eine glücklichere Wendung ein, so schuppt sich die Haut ab; wenn überall Ausschlag vorhanden war, nur sehr allmählig, immer aber tritt eine Abstoßung der Pseudomembranen oder Brandschorfe der betheiligten Schleimhäute ein, und der Kranke wird unter sehr unregelmäßigen Krisen und sehr langsamem Heilen der vorhandenen Mund- und Rachengeschwüre der Genesung zugeführt. Gewisse Epidemien begünstigen, bei geeigneter Konstitution, sehr das primäre Auftreten dieser bösartigsten aller S.varietäten, oft aber bildet sie sich in Folge falscher Behandlung, namentlich des Mißbrauchs des Kamphers, Opiums und ähnlicher Mittel, übermäßigen Warmhaltens des Patienten, Versäumniß der Blutentziehungen, Abführungsmittel und Emetika, der Unreinlichkeit u. s. w. aus der Inflammatoria sekundär.

5) *Das unvollkommen entwickelte Scharlachfieber.* Das Fieber scheint zuweilen zu fehlen oder ist wenigstens so gering, daß es nicht bemerkt wird. Zuweilen gibt sich hier die Krankheit nur durch einige rothe Flecken, geringes Halsweh und leichte Abschuppung zu erkennen, und es bildet sich unerwartet ein wassersüchtiger Zustand aus; in andern Fällen fehlt das Exanthem ganz und die Krankheit besteht in einer oft mit heftigem Fieber verbundenen Halsentzündung, auf welche Wassersucht folgt.

6) *Das gastrische Scharlachfieber.* Gastrische Erscheinungen gesellen sich gerne zu S. in allen seinen Stadien; es findet sich alsdann fader, bittrer Geschmack, übler Geruch aus dem Munde, Ekel, Neigung zum Erbrechen, heftiger gastrischer Kopfschmerz, trüber, lehmartiger Urin, drückendes Gefühl in den Präkordien ꝛc. ein. Meist erfolgt der Ausschlag ungewöhnlich spät und die ganze Krankheit hat einen langsamen Verlauf.

Die Form des Ausschlags macht folgende Eintheilung bei S. nothwendig. a) Flacher S., Scarlatina plana, mit zwei Unterarten: α) S. plana maculata od. variegata; es bilden sich von vielen blaßrothen Punkten aus unregelmäßige, nicht gehörig begrenzte Plagä, welche intensiv roth werden u. der Haut ein marmorirtes, buntes Ansehen geben, indem abwechselnd rothe Flächen und Zwischenräume von normaler Hautfarbe zugegen sind. Der Ausschlag wird oft außerordentlich roth, die Kranken sehen aus, wie gesottene Krebse. — β) S. plana universalis oder laevigata. Die Punkte fließen zusammen und die ganze Haut wird roth gefärbt, ohne daß sich Zwischenräume mit normaler Hautfarbe zeigen. — b) Friselartiger S., Scarlatina phlyctaenosa, miliaris, miliformis, Scarlatine boutonnée der Franzosen. Auf der ursprünglichen S.röthe zeigen sich kleine Rauhigkeiten und unzählige kleine, getrennte, gruppenweise stehende, den Friselbläschen sehr ähnliche Phlyktänen. Sie trocknen entweder ein oder platzen und ergießen ihren Inhalt nach außen. Das Fieber ist hier meist außerordentlich heftig, doch pflegt der Verlauf der ganzen Krankheit sehr regelmäßig zu seyn. — c) Der blasige S., Scarlatina vesicularis, pustularis, variolosa, pemphigoidea. Auf den Scharlachflecken entstehen Pemphigusblasen. — d) Der papulöse S., Scarlatina granulata, papillosa, morbillosa, sehr selten vorkommend; auf den Scharlachflecken sind kleine Rauhigkeiten oder Hautknötchen, die dunkler geröthet sind, als die Scharlachflecken selbst, und leichter durch das Gefühl, als das Gesicht wahrgenommen werden.

Ausgänge des S. 1) *Genesung* unter den erwähnten kritischen Erscheinungen. — 2) *Nachkrankheiten.* Oben an steht hier die Wassersucht, entweder Haut- oder allgemeine Wassersucht; meist ist gleichzeitig Eiweiß im Urin vorhanden (Albuminarie) die übrigen vorkommenden Folgeübel sind: chronische Anschwellungen der Mandeln, schweres Gehör und Fehler in der eustachischen Röhre, Geschwüre im Rachen, die selbst die Knochen angreifen, Anschwellung der Speicheldrüsen, langwieriger Husten, Lungenschwindsucht, metastatische Abscesse an den Extremitäten u. s. f. — 3) *Tod.* Er erfolgt entweder unter den Erscheinungen der Schwäche bei Erschöpfung der Kräfte im Status nervosus und putridus, oder durch Zerstörung edler Theile, durch bösige Gehirnhöhlenwassersucht, Lungenentzündung, pleuritischen Erguß, durch Krämpfe u. s. w.

Ergebniß der Leichenöffnungen. Dieselben zeigen nichts Konstantes, und gehören die im Kadaver gefundenen Veränderungen mehr den Komplikationen des S., als diesem selbst an. Man findet oft die Schleimhaut des Ra-

chens entzündet, in den Mandeln zuweilen Abscesse, die weiche Hirnhaut entzündet, seröse Ausschwitzungen zwischen den Hirnhäuten und in den Hirnhöhlen, entzündete Stellen der Lungen und des Brustfelles, pleuritisches Extravasat, beträchtliche Röthe in den Herzhöhlen und der Aorta, entzündete Stellen auf der Schleimhaut des Magens und der Gedärme, Aufgetriebenheit der peyerschen Drüsen ꝛc.

Ursachen und Vorkommen. Das kindliche Lebensalter vom 2.—12. Lebensjahre hat die meiste Prädisposition für S., weniger groß ist sie in den späteren Lebensjahren, und zwar ist sie in der erstrn Hälfte der zwanziger Jahre wieder bedeutender, als in der übrigen Zeit des Lebens. Einzelne Epidemien befallen ausschließlich Kinder, andere Erwachsene. In den meisten Fällen ist ein Kontagium Ursache der Krankheit, doch entsteht sie auch spontan aus der gastrisch-erysipelatösen Konstitution, und tritt daher häufiger im Herbst und Frühling, als in andern Jahreszeiten, und hauptsächlich bei feuchter, unbeständiger Witterung und herrschenden West- und Südwinden auf. Oft gehen Erysipelas, Ziegenpeter ꝛc. vorher und folgen nach. Das Kontagium des S.s besitzt folgende Eigenschaften: Nur der menschliche Organismus besitzt Receptivität für dasselbe und dieser lischt, sobald das Individuum einmal von S. befallen worden ist. Zwar werden Fälle angeführt, in denen dasselbe Individuum wiederholt von S. ergriffen wurde, doch hat in vielen gewiß eine Verwechselung mit andern akuten Ausschlagskrankheiten Statt gefunden; auch muß erwähnt werden, daß die unvollkommen entwickelte (sogenannte Abortiv-) Form nicht schützt. Das Kontagium ist an die Ausdünstung der Schleim- und äußeren Haut gebunden, theilt sich daher durch direkte Berührung, wie in die Ferne mit. Zur Zeit, wo die Ausdünstung am größten, also während der Krisen und der Desquamation, ist auch die Ansteckungsfähigkeit am bedeutendsten. An passende Stoffe gebunden, behält das Kontagium seine Kraft sehr lange, selbst Jahre lang; in der atmosphärischen Luft breitet es sich, namentlich in der warmen Jahreszeit, sehr weit aus.

Wesen. Wir erwähnen hier nur die Worte Baumgärtners, der sich folgendermaßen ausspricht: Beinahe abenteuerlich ist die Meinung von Reich, daß das Scharlachfieber ein normaler Häutungsprozeß sey, und befremdend die Ansicht von Kieser, nach welcher es eine Ausbildungskrankheit sey, durch welche ein Läuterungsprozeß der thierischen Materie herbeigeführt werde. Ich erkläre mir die Entstehung des Scharlachfiebers, wie die des Typhus: das Kontagium wird in das Blut aufgenommen, es erregt von hier aus das ganze vegetative Nervensystem, es entstehen vermehrte Bewegungen im Gefäßsystem und fehlerhafte biochemische Prozesse, von welchen der Scharlachstoff, das Nervensystem und das Blut die Faktoren sind, und welche sich im ganzen Körper durch das Fieber, und in den Kapillargefäßrinnen durch erysipelatöse Entzündungen äußern. Durch diese Prozesse wird das Kontagium vervielfältigt und zuletzt ausgeschieden.

Vorhersage. Die Prognose hängt ab von verschiedenen Umständen: a) Vom Genius der Epidemie. Manche Epidemien verlaufen äußerst leicht, so daß kaum 2—3 Procent sterben, andere dagegen sind so mörderisch, daß 30—40 Procent hingerafft werden. Daher der anscheinende Widerspruch in den Ansichten verschiedener Aerzte; viele nennen S. eine höchst bösartige Krankheit, Sydenham dagegen bezeichnet die Prognose als eine höchst günstige. — b) Vom Charakter der Krankheit. Einfacher S. ist am günstigsten, entzündlicher schlimmer, am schlimmsten die nervösen u. septischen Formen. — c) Von der Kombination. Einfacher S. ist besser als komplicirter; sehr gefährlich ist Komplikation mit Hirnaffektion, mit Angina gangraenosa, mit rasch eintretender akuter Wassersucht. Regelmäßiger Verlauf der Krankheit ist besser, als Regelwidrigkeiten desselben. Scharlachfriesel und Exanthem von livider, violeter Farbe, mit Petechien vermischt, ist bös. Ebenso trockene, brennend heiße, oder in Schweißen zerfließende Haut, weiche, mäßig duftende Haut ist ein gutes, heiße Haut bei kalten Extremitäten ein böses Zeichen. In Bezug auf den Puls ist zu bemerken, daß eine Zahl von 120—130 Pulsschlägen bei S. normal ist; je mehr diese Zahl überschritten wird, um so übler ist es. Nervöse Erscheinungen, Schielen, Konvultionen, Verdrehen der Augen, plötzliche Amaurose ꝛc. sind sehr bedenklich. Regelmäßiger Verlauf der Abschuppung und der Krisen ist günstig, plötzliche Hemmungen derselben gefährlich. Besondere Beachtung verdienen noch folgende Momente: Dauern Fieber und Angina noch mit Heftigkeit nach völlig geendigtem Ausbruche des Exanthems fort, so ist das schlimm, noch schlimmer aber, wenn dies sogar im Zeitraum der Abschuppung der Fall ist. Das plötzliche Verschwinden oder Zurücktreten des Ausschlags ist stets mit großer Gefahr verknüpft. Wenn durch die Angina auch die äußern Theile des Halses anschwellen und schmerzhaft werden, so soll die Krankheit einen leichten, gefahrlosen Verlauf machen. Eine gleichzeitige Entzündung der schneiderschen Haut, die sich im Anfang besonders durch eine verstopfte Nase und einen sogenannten Stockschnupfen zu erkennen gibt, deutet auf eine schwere Krankheit und baldige Gehirnaffektion. Wenn der aus Nase und Mund fließende Schleim sehr scharf wird, so daß er die Theile wund frißt und exkoriirt, dann ist die Gefahr immer groß. Eine beständige Neigung zum Schlaf, aus welchem das Erwachen schwer fällt, ist übel; geht diese in wirklich soporösen Zustand über, so ist ein apoplektischer Tod in der Regel nicht weit entfernt. Tritt auf einmal, wenn der Ausschlag in voller Blüthe steht, ein heftiger Drang zum Urinlassen ein, so ist die größte Gefahr, daß der Ausschlag zurücktritt und tödtliche Gehirn- und Nervenaffektionen entstehen. Eine schnelle und bedeutende Veränderung her Gesichtsfarbe, besonders ein Weiß- und Kaltwerden um die Nase herum,

ist in der Regel ein Zeichen des nahen Todes. Gleichzeitiger, wirklicher Friesel und Petechien sind gefährlich. Uebrigens hüte man sich, die Krankheit auch in ihrem normalen Verlaufe für eine ganz gefahrlose zu erklären, da es vielleicht keine Krankheit gibt, die mehr zu plötzlichen und gefährlichen Veränderungen geneigt ist und einen so heimtückischen Charakter hat, wie S. Unter den Nachkrankheiten sind am meisten Besorgniß erregend Wassersuchten, Entzündungen der Ohrspeicheldrüsen, hektisches Fieber.

Behandlung des S.s. Alle Versuche ein Specifikum zu finden, sind bis jetzt erfolglos gewesen, und das Bemühen des Arztes ist lediglich darauf zu richten, beim S., einer Krankheit, die einen bestimmten Kreis von Veränderungen durchlaufen muß, den Kranken durch diesen Cyklus hindurch zu führen. Nach dem verschiedenen Charakter, der Epidemie, den Komplikationen ꝛc. muß dieses Ziel natürlich auf verschiedenen Wegen angestrebt werden.

Behandlung des einfachen S.s. Hier ist die zuwartende Heilmethode am Platz. Der Patient halte sich mäßig warm, genieße kühlende Getränke; dabei sorge man bei Stuhlverstopfung für offenen Leib. Bei Turgescenz nach oben ist ein Brechmittel am Platze; gegen die anginösen Beschwerden Gurgelwasser von Fliederthee mit Essig oder Chlor. Rückt die Zeit der Abschuppung und der Krisen heran, so bethätige man sie durch leichte Diaphoretika und Diuretika und halte den Kranken etwas wärmer wegen Gefahr etwaiger Unterdrückung derselben.

Entzündlicher S. Hier ist die entzündungswidrige Heilmethode angezeigt. Man mache einen Aderlaß, ohne jedoch zu viel Blut wegzunehmen, da sonst die Neigung des Exanthems zum Zurücksinken begünstigt wird. Bei schwächlichen Individuen und örtlichen Entzündungserscheinungen wird man oft mit lokalen Blutentziehungen ausreichen, welche je nach dem Sitze des entzündeten Organes am Kopf, Hals, der Brust, dem Unterleib angestellt werden müssen. Gegen die heftige Angina wende man erweichende Gurgelwässer und Skarifikationen an, Abscesse öffne man bald. Unter den innern Mitteln ist keines von besserem Nutzen, als das Kalomel. Die Diät sey streng antiphlogistisch und die Krisen müssen sorgfältig überwacht werden.

Nervöser S. Konvulsionen, Delirien und andere sogenannte nervöse Erscheinungen sind oft lediglich Folge von Blutüberfüllung des Gehirns und weichen einem ableitenden und kühlenden Verfahren. Ist dies jedoch nicht der Fall, ist wirklich ein Status nervosus zugegen, so sind Arnika, Camphor, Nervenmittel, Valeriana, Angelica, Serpentaria ꝛc. anzuwenden; zwischendurch läßt man einige Gaben Kalomel nehmen. Als Specifikum wird hier das Ammonium carbonicum empfohlen. Besondern Nutzen hat die Anwendung des Chlors. Das Exanthem hat hier große Neigung, die Haut zu verlassen; um diesem Uebelstand vorzubeugen oder den schon zurückgetretenen Ausschlag wieder hervorzurufen empfiehlt man Senfteige, Blasenpflaster, Diaphoretika. Kräftiger wirken kalte Waschungen und Begießungen. Erstere wendet man dergestalt an, daß man den Kranken mehre Male täglich mit einem in kaltes Wasser getauchten Schwamm überfährt, abtrocknet und ins Bett bringt. Letztere werden in folgender Weise in Anwendung gebracht: Man läßt den Kranken in eine leere Wanne setzen und einige Eimer kaltes Wasser vom Kopf an über den nackten Körper gießen und wiederholt die Begießung mehre Male, ja selbst 10—12 Mal in 24 Stunden, wenn die Hitze immer wieder zur vorigen Höhe zurückkehrt. Nach ihrem Gebrauch bricht das Exanthem oft schnell in voller Blüthe hervor, die brennende Hitze mäßigt sich und alle bösartigen Zufälle verschwinden. Verderblich sind sie bei schwächlichen Individuen, bei sehr heftigem Blutandrang nach inneren Gebilden und haben in solchen Fällen bisweilen augenblicklich den Tod herbeigeführt. Auch darf bei ihrer Anwendung der Körper nirgends dünsten, sondern muß trockne Glühhitze zeigen. Bei nervösem und septischem S., wenn das Exanthem blau und livid ist, die Haut wenig turgescirt und trocken ist, bei kühlen Extremitäten und heißem Rumpfe empfiehlt Schönlein warme Bezießungen. Man gießt hier Wasser von 32—33° R. aus einer Höhe von 8—10 Fuß etwa 10 Minuten lang auf den in der Wanne sitzenden Kranken und bringt ihn darauf wohl abgetrocknet in ein erwärmtes Bett. Es gleicht sich darauf die Hauttemperatur aus, das Exanthem bekommt eine normale Farbe, der kleine zitternde Puls hebt sich; treten diese günstigen Erscheinungen nicht ein, so sind die Begießungen zu wiederholen. Wirksamer noch als kalte und warme Begießungen, weniger gefährlich und abschreckend für das Publikum und den Kranken sind Waschungen mit Essig und Chlorwasser, während welcher der Ausschlag lebhafter hervortritt und sich allgemeiner über den Körper verbreitet, worauf in der Regel schnelle Besserung der übrigen Zufälle eintritt. Doch soll nach Schönlein die durch Chlorwaschungen hervorgerufene Krise sehr heftig und stürmisch seyn und ist nach ihm dieses Mittel keineswegs so gelind und unbedenklich, wie Andere behaupten. Gegen die Angina bei Scarlatina nervosa und septisca dienen Gurgelwasser von Salzsäure und Chlor, später Pinselungen mit Alaun, Salz- oder Schwefelsäure, bis man eine Abstoßung der Pseudomembranen bewirkt hat, worauf gegen etwa zurückbleibende Geschwüre Ausspülungen mit aromatischen Mitteln, wie der T. myrrhae, des Dec. cort. peruv. u. s. w. sehr wohlthätig sind. Bei den seltenen croupösen Zufällen leistet das schwefelsaure Kupfer die besten Dienste. Außer dem schon erwähnten Ammonium carbonicum und dem Chlor hat man das Kalomel, das Extract. Belladonnae, die Mineralsäuren und verschiedene andere Arzneistoffe als Specifikation empfohlen. Von der Ansicht ausgehend, daß der S. nichts als eine Entzündung

sey, hat man die antiphlogistische Methode als das Hauptheilverfahren angesehen, und deshalb unter allen Umständen, selbst bei Kindern, den Aderlaß und den innerlichen Gebrauch entzündungswidriger Mittel angerathen; eine Einseitigkeit, die nur zum Nachtheil der Kranken ausschlagen kann. Andere empfehlen allgemein die ableitend-antigastrische Methode; man soll hier im Anfang der Krankheit ein Brechmittel geben und einige Stunden darauf ein Abführmittel folgen lassen, bei Erwachsenen schwefelsaure Magnesia, bei Kindern das wiener Tränkchen; welches Verfahren lediglich auf die gastrische Komplikation des S.s zu beschränken ist. Auch ist stets zu unterscheiden, ob eine vorhandene Ansammlung gastrischer Stoffe nicht das Produkt eines entzündlichen Prozesses auf der Schleimhaut des Darmkanales ist, in welchem Fall einhüllende und besänftigende Mittel angewandt werden müssen.

Tritt der Ausschlag zurück, so kann eine sehr verschiedenartige Verfahrungsweise nothwendig werden, je nach der Ursache, die demselben zu Grunde liegt und den Zufällen, die ihn begleiten. Entwickelt sich in inneren Organen ein Krankheitsprozeß und hat dieser das Einsinken des Exanthems zur Folge, so muß er kräftig bekämpft werden. Hier sind kalte Begießungen, Blutentleerungen ꝛc. am Orte. Ist Darniederliegen der Naturthätigkeit Ursache des Verschwindens der Hauteruption, so wende man erregende schweißtreibende Mittel, lauwarme Waschungen, Bäder, Hautreize ꝛc. an. Ist Verkältung Grund des Verschwindens des Exanthems, so sind schweißtreibende Mittel, Warmhalten des Körpers und Hautreize angezeigt.

Was die Kur der Nachkrankheiten anlangt, so müssen sie ganz ihrer Natur und ihrem eigenthümlichen Wesen nach behandelt werden; nur in Bezug auf Wassersucht ist zu bemerken, daß der kurz vorhergegangene fieberhafte und entzündliche Zustand nicht übersehen werden darf. Beständiges Warmhalten des Körpers, Verbleiben des Kranken im Bette und Unterhaltung einer andauernden Hautausdünstung beseitigt die leichteren Grade der Anschwellung; reicht dies nicht aus, so sind kühlende harntreibende Mittel zu geben; selten passen die scharfen und erregenden Diuretika. Vor Verkältung hat sich der Rekonvalescent sorgfältig zu hüten; längeres Hüten des Zimmers nach überstandener Krankheit ist sehr anzurathen.

Prophylaxis des S. Die spontane Entwickelung des Scharlachkontagiums zu verhindern, gehört zu den Unmöglichkeiten; dagegen kann man ein Haus oder Krankenzimmer desinficiren durch Zerstörung des Kontagiums mittelst Säuren, Chlorräucherungen u. s. w. Zur Schützung des einzelnen Individuums hat man Antimonium crudum, China, Mineralsäuren, Brechmittel, Abführmittel ꝛc. empfohlen; das renommirteste Mittel dieser Klasse ist die von Hahnemann eingeführte Belladonna. Sie soll in ungeheuer kleinen Gaben das S. verhüten. Hahnemann gab die Bereitung einer Belladonnaauflösung an, von der ein Tropfen ein vierundzwanzig Millionen Theilchen eines Granes getrockneten Belladonnasaftes enthält, wovon er nach dem Alter von 2—40 Tropfen alle 72 Stunden reicht. Hufeland und Andere gaben sie in größerer Dose. Allerdings scheint die Belladonna eine gewisse Anzahl von Individuen vor dem Befallenwerden von S. wirklich geschützt zu haben, doch steht dem eine eben so große Zahl von Fällen entgegen, in denen die Schutzkraft dieses Medikamentes sich nicht bewährte, und natürlich haben die letztern eine größere Beweiskraft als die ersteren, da unter jenen Individuen möglicher Weise eine große Anzahl gewesen seyn kann, der die Empfänglichkeit für das Scharlachkontagium überhaupt abgegangen ist. Auch sprechen viele für die Schutzkraft angeführten Beobachtungen gegen dieselbe, indem es z. B. kein Beweis der prophylaktischen Kraft des Mittels ist, wenn angeführt wird, daß von 120 Kranken 87 geschützt blieben, da doch bei 39 die schützende Kraft sich nicht bewährte, und die übrigen möglicher Weise auch ohne die Belladonna verschont geblieben wären, indem ohnehin bei Epidemien immer nur ein Theil der vorhandenen Kinder zu erkranken pflegt. Das Mittel soll erst zehn bis zwölf Tage nach angefangenem Gebrauch schützen und während der Dauer der Epidemie fortgegeben werden. Auch hat man die Inokulation mit dem Blute von Scharlachkranken empfohlen.

Literatur: J. Storch, Prakt. u. theoret. Traktat vom S., Gotha 1742; — Sims, in den „Mem. of the medical Soc. of London", Bd. I, S. 388; — W. Withering, Beschreibung des mit einem wehen Hals verknüpften S.s, aus dem Engl. von Saur, Frankfurt a. M. 1781; — Plenciz, Vom S., in „Mohrenheims Beiträgen", Band II, Nr. 2; — F. L. Kreysig, Abhandlung über das S., Leipzig 1802; — Cappel, Abhandlung vom Scharlachausschlag, Göttingen 1803; — J. Stieglitz, Vers. einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlung des S.s, Hannover 1807; — Göschen, in „Encyklop. der ges. Medicin" von C. E. Schmidt, Suppl.-Bd. I, S. 230; — Die Handbücher über specielle Path. und Therapie von Vogel, Richter, Schönlein, Baumgärtner u. A.

Scharlach (Bot.), auch **Scharlachkraut**, **Scharlachsalbei**, s. v. a. Salvia Horminum *L.* — **Wilder Scharlach**, s. v. a. klebrige Salbei, Salvia glutinosa *L.*

Scharlachbaum (Bot.), s. v. a. Kermes-Eiche, Quercus coccifera *L.*

Scharlachbeere, 1) (Entom.), s. v. a Kermes-Schildlaus, Coccus Ilicis *L.*; — 2) (Bot.), s. v. a. gemeine Kermesbeere, Phytolacca decandra *L.*

Scharlachbeeren (pharm. Zool.), s. v. a. Scharlachkörner (s. d.).

Scharlacheiche (Bot.), s. v. a. Kermeseiche, Quercus coccifera *L.*

Scharlacherdbeere (Bot. und Pomol.), s.

v. a. Fragaria virginiana *Ehrh.* — **Scharlacherdbeeren**, s. Fragaria.

Scharlachfarbe, s. Scharlach.

Scharlachflechte (Bot.), s. v. a. Scharlachmoos, Cladonia coccifera *Hoffm.*

Scharlachfieber, s. v. a. Scharlach (Med.).

Scharlachfriesel, s. v. a. Scharlach (Med.).

Scharlachkörner (pharm. Zool.), auch Scharlachbeeren, s. v. a. Grana s. Baccae Chermes, s. Coccus Hicis *Fabr.*

Scharlachkomposition, s. v. a. Zinnsolution.

Scharlachkraut (Bot.), s. v. a. Scharlach, Salvia Horminum *L.* — Großes Scharlachkraut, s. v. a. Muskateller-Salbei, Salvia Sclarea *L.*

Scharlachlack (Mal.), Mischung von Florentinerlack und Zinnkalk.

Scharlachläuse (Entomol.), s. v. a. Coccina, die 5. Familie der flügellosen Hemipteren (7. Ordnung der Insekten), s. Coccina und Schildläuse.

Scharlachmoos (Bot.), s. v. a. Cladonia coccifera *Hoffm.*

Scharlachnessel (Bot.), s. v. a. Stachys sylvatica *L.*

Scharlachpfirsiche (Pomol.), eine durch ihre schöne rothe Schale ausgezeichnete Pfirsichensorte; reift Anfangs September.

Scharlachroth, 1) s. Scharlach; — 2) (bot. Term.), Farbenbestimmung, s. v. a. Coccineus, Puniceus, Phoeniceus.

Scharlachsberg, Berg bei Bingen (s. d.), mit Kapelle (St. Rochuskapelle), bei welcher der Scharlachsberger, ein guter, gewürzhafter und starker weißer Rheinwein gebaut wird.

Scharlachstahl, s. Stahl.

Scharlachvogel (Ornith.), s. v. a. Dicaeum *Cuv.*, Untergatt. von Certhia *L.* (s. d.).

Scharlachwurm (Entom.), s. v. a. Kaktus-Schildlaus, Coccus Cacti *L.*

Scharlack (Groß-S.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Labiau; 110 Einw.

Scharlatan, s. v. a. Charlatan.

Scharleykraut (Bot.), s. v. a. Muskateller-Salbei, Salvia Sclarea *L.*

Scharlibbe, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II.; Rittergut, Schäferei, Windmühle; 380 Einw.

Scharling, österr. Dorf, Land ob der Ens, Mühlkr., Distr. Linz; 110 Einw.

Scharlotte (Bot.), s. v. a. Schalotte (s. d.).

Scharlottendorf (Sarlotka), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Tribau; 210 Einw.

Scharma, asiat. Ort, Arabien, Hadramaut, auf der Küste, westl. vom Kap. Bogatschu.

Scharmbeck, hannöv. Marktflecken, Stade, Bremen, Amt Osterholz; Steuerreceptur, Segeltuchfabriken, Tuchmacherei; 1650 Einw.

Scharmbeckstotel, hannöv. Dorf, Stade, Bremen, Amt Osterholz; 140 Einw.

Scharmede, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Büren; 360 Einw.

Scharmützel (Kriegsw.), ein Gefecht von kurzer Dauer zwischen zwei kleinen feindlichen Abtheilungen, das ein entscheidendes Resultat nicht hervorbringt; vgl. Gefecht.

Scharmützelsee, s. Teltow.

Scharmuth (Ichthyol.), s. v. a. schwarzer Fisch', gemeiner Büschelwels (s. d.), Heterobranchus anguillaris *Cuv.*

Scharnagel, Franz Sebastian, Maler und Lithograph, geb. zu Bamberg 1791, wuchs unter ungünstigen Verhältnissen heran, bildete sich aber dann, vom Freiherrn Stephan von Stengel unterstützt, unter Leitung des Malers Joseph Dorn in der Oelmalerei aus und besuchte 1811 die Akademie in München, wo er mit Vorliebe die Natur des Pferdes studirte. Als Resultat dieses Bestrebens sind einige Schlacht- und Pferdestücke zu nennen, so wie viele Ritter und Pferde und andere mittelalterliche Darstellungen. Im J. 1816 kehrte S. in seine Vaterstadt zurück, wo er im Auftrage des Herzogs Wilhelm in Bayern für das Schloß Banz unter anderen das Bildniß des Herzogs zu Pferde, mit seinem Stallmeister, malte, die Ansicht von Banz im Hintergrunde. Im J. 1832 wurde S. an L. Neureuthers Stelle königlicher Zeichnungslehrer, und von dieser Zeit an nahm der Unterricht seine meisten Stunden in Anspruch. Doch führte der Künstler auch mehre Zeichnungen und Gemälde aus, worunter die Marter des heil. Bartholomäus in der Kirche zu Markteugast das größte Werk des Künstlers ist. In der Kirche zu Staffelstein sind die Stationsgemälde von ihm. Einen anderen Theil seiner Werke machen die Lythographien aus, welche größtentheils in der lachmüllerschen Kunsthandlung erschienen. S. † zu Bamberg 1837.

Scharnau, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Neidenburg; Kirche, Mühle; 380 Einw.

Scharndorf, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Ldgr. Rohrau; 500 Einw.

Scharne (Potrzebowo), preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Fraustadt; 260 Einw.

Scharnebeck (Geogr.), 1) hannöv. Amt, Lüneburg; 3470 Einw.; — 2) Dorf und Amtssitz das., an der Netze; ehemal. Cisterzienserkloster; 450 Einw.; — 3) s. v. a. Scharmbeck.

Scharnein, Insel, s. Seraru.

Scharnhausen, würtemberg. Pfarrdorf, Neckarkr. Oberamt Stuttgart; königl. Lustschloß mit schönen Anlagen, Stuterei; 820 Ew.

Scharnhorst (Geogr.), preuß. Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Küstrin; 200 Einw.

Scharnhorst (Biogr.), Gebhard David von, berühmter preußischer General, den 10. Nov. 1756 zu Hämelsee im Hannöverschen von bürgerlichen Aeltern geboren, wurde bis in sein 15. Jahr zum Landwirth erzogen, bildete sich aber dann in der vom Grafen Schaumburg-Lippe-

Bückeburg errichteten Militärschule auf dem Wilhelmsstein in den neuern Sprachen, der Geschichte und den Kriegswissenschaften aus und wurde 1776 als Fähndrich im hannöverschen Reiterregiment des Generals von Estorf angestellt. Schon damals beurkundete er seine Talente durch Herausgabe statistischer Tabellen, durch die Erfindung einer Mikrometervorrichtung an Fernröhren und besonders durch die Vorlesungen, die er seinen jüngeren Kameraden hielt. Im J. 1780 ward er Lieutenant der Artillerie, bald darauf als Lehrer in der damals nach seinem Plane errichteten Kriegsschule des Landes angestellt, 1792 Stabshauptmann und empfing 1793 eine Kompagnie reitender Artillerie. Während der Jahre 1793—95 machte er die Feldzüge in Flandern und Holland in der alliirten Armee mit und befand sich bei dem General von Hammerstein als erster Generalstabs-Offizier, als dieser 1794 Menin vertheidigte und sich mit der Garnison durch einen zehnfach stärkern Feind durchschlug. Das Hauptverdienst des Gelingens dieses kühnen Unternehmens gehörte zum großen Theil S. an. Nach dem Kriege 1796 bis zum Oberstlieutenant befördert und mit vielen literarisch-militärischen Arbeiten beschäftigt, vertauschte S. 1801 den hannöverschen Dienst mit dem preußischen und wurde mit seinem Grade bei der Artillerie angestellt, doch später als Generalquartiermeister-Lieutenant zum Generalstab versetzt. Von 1802—1806 war seine Thätigkeit hauptsächlich auf den Unterricht der Infanterie und Kavalerieoffiziere gerichtet, indem er die von Friedrich dem Großen in Berlin zu diesem Zwecke gegründete Anstalt zu einer Akademie erhob und daselbst den eigentlichen Krieg lehrte, wobei er sich das große Verdienst erwarb, die durch die Revolutionskriege herbeigeführte und durch Napoleon ausgebildete neue Kriegsart im preuß. Heere schnell zu verbreiten. Im J. 1806 wurde er als Oberst u. Chef des Generalstabes dem Herzog von Braunschweig zugetheilt. Der Plan, mitten durch den Thüringerwald hindurch über die französischen Quartiere in Franken herzufallen, rührt zum Theil von ihm her. Obgleich in der Schlacht bei Auerstädt in der linken Seite verwundet, schloß er sich doch der durch Blücher geführten Arrieregarde an, leitete deren Bewegungen und machte so den ehrenvollen Rückzug Blüchers nach Lübeck mit. Nach Blüchers und seiner eigenen Gefangennahme in Lübeck und der darauf erfolgten Auswechselung beider begab sich S. zur See nach Preußen, wo ihn der König zum Generalquartiermeister der Armee ernannte, welche Lestocq befehligte. Nach dem tilsiter Frieden wurde S. zum General und bei der eintretenden Umgestaltung der Armee zum Chef der Reorganisationskommission befördert. Mit diesem Zeitpunkt beginnt die hohe Bedeutsamkeit, welche der General von S. auf die großen Ereignisse der Jahre 1813 und 14 gehabt hat. Mit vollem Rechte ist er als der Mittelpunkt jenes Nationalwiderstandes anzusehen, und von dem Verdienste der Wiederherstellung des preuß. Staates, so wie der damaligen Befreiung Deutschlands gebührt S. unbezweifelt ein großer Theil. Er fand die Armee nach dem tilsiter Frieden auf 40,000 M. reducirt und den Staat unter dem Drucke Napoleons darniederliegend; es galt hier nichts weniger, als die Bekämpfung eines Gegners, dessen Genie die Kriegskunst gänzlich umgestaltet hatte und der in unumschränkter Macht über unerschöpfliche Hülfsquellen verfügte. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, waren die Hauptzwecke, welche sich S. bei der Reorganisation der Armee vorsetzte, folgende: a) Veredlung der Bestandtheile der Armee, und zwar durch Abschaffung der Werbung von Ausländern und Annäherung an die Verpflichtung jedes dienstfähigen Bürgers zum Kriegsdienste; ferner durch Abschaffung körperlicher Strafen u. Einrichtung guter militärischer Bildungsanstalten ꝛc.; b) das Hervorziehen derjenigen Offiziere, welche zur Führung größerer Abtheilungen sich vorzugsweise eigneten, ohne Berücksichtigung ihres Dienstalters; c) veränderte Eintheilung und Bewaffnung der Armee und Einführung andrer, der neuen Kriegskunst angemessenen Uebungen. Unter seinem Einflusse erhob sich die preuß. Armee sehr bald mit frischerem Geiste. In Kurzem schuf er, ohne auffallende Mittel u. bei aller hindernden Wachsamkeit der Franzosen, ein dreimal größeres Heer, als die stehende Armee damals betrug, indem er nach dreimonatlichem Dienst bei der Fahne die ausgebildeten Rekruten durch andere ersetzen ließ; die Festungen wurden hergestellt und Waffen angeschafft; auch ward endlich die Idee einer allgemeinen Landwehr, nach Oesterreichs Beispiel, vorbereitet und unter dem Volke verbreitet. S. war während dieser Zeit an die Spitze des Kriegsdepartements gestellt, ohne den Namen eines Kriegsministers zu führen, und verblieb in dieser Stellung bis zum J. 1810. Obgleich es ihm bis dahin gelungen war, den Verdacht der Franzosen in Bezug auf seine Absichten und Wirksamkeit zu täuschen, so hielt er es doch nun für nöthig, von der öffentlichen Bühne abzutreten, um einem jedenfalls zu erwartenden Antrage der Franzosen, ihn zu entfernen, vorzubeugen. Er zog sich, scheinbar freiwillig, zurück, behielt aber eine immer noch bedeutende Wirksamkeit, indem die Armirungsangelegenheiten seiner Entscheidung überlassen blieben. Auch unternahm er im Sommer 1811 Reisen nach Wien und Petersburg, um sich zu überzeugen, ob ein Widerstand von Seiten Preußens mit Erfolg einzuleiten seyn dürfte. Erst im Frühjahr 1812 schloß Preußen jene bekannte Alliance mit Frankreich. S. zog sich nun nach Schlesien zurück und nahm an den Begebenheiten nicht eher wieder Theil, als bis die Russen an der Grenze Schlesiens erschienen, und so finden wir ihn zu Anfang des Jahres 1813 abermals in der einflußreichsten Thätigkeit, denn er war es, der durch seinen Einfluß und Eifer die Schilderhebung Preußens gegen die Franzosen beschleunigte. Zunächst beförderte er den Abschluß des Traktats mit Rußland, den er in Kalisch mit dem Kaiser Alexander zu Stande brachte, und im April 1813 hatte Preußen bereits aus den nach dem russ. Feldzuge übrig gebliebenen

30,000 Mann eine Macht von 70—80,000 Mann gebildet, welche im Verein mit der gleich starken russ. Streitmacht nach den Schlachten bei Görschen und Bautzen einen Waffenstillstand erzwangen, durch welchen Preußen Zeit gewann, die Einrichtung seiner Landwehr zu betreiben. Diese war aber das Resultat der Bestrebungen und mühevollsten Arbeiten S.s gewesen. In dem nun ausbrechenden Kampfe wurde S. als Generallieutenant und Chef des Generalstabs der schlesischen Armee zugetheilt und ging mit dieser nach Sachsen. Er war es hauptsächlich, der die Verbindung und Einheit der Operationen herbeiführte, die bei dem Mangel eines Oberbefehlshabers unter zwei Armeen so leicht fehlen konnte. In der Schlacht bei Groß-Görschen wurde er indeß verwundet und † an den Folgen seiner Wunde zu Prag am 28. Juni 1813, eben auf einer Reise nach Wien begriffen, um dort die Kriegsangelegenheiten zu betreiben. Er wurde auf dem Militärkirchhofe zu Prag begraben, später jedoch auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin beigesetzt, wo sein Grab ein schönes, von Tieck gefertigtes Denkmal schmückt. Im J. 1822 ließ König Friedrich Wilhelm dem Verstorbenen durch Rauchs Meisterhand eine Bildsäule errichten. Von seinen Schriften sind zu nennen das „Handbuch für Offiziere in den angewandten Theilen der Kriegswissenschaften" (Hannover 1787—90, 3 Bde., neue vervollständigte Ausl. von Hoyer, 1817—20, 4 Bde.), das „Taschenbuch für Offiziere" (Hannov. 1793, 4. Aufl. 1816), das „Neue militärische Journal" (das. 1788), die „Militärischen Denkwürdigkeiten" (1797—1805, 5 Bde.), der „Unterricht des Königs von Preußen an die Generäle seiner Armee" (Hannover 1791) und „Die Wirkung des Feuergewehrs" (Berl. 1813). Vgl. v. Boyen, „Beiträge zur Kenntniß des Generals v. S. und seiner amtlichen Thätigkeit in den Jahren 1808—13", Berlin 1833, und Clausewitz, Ueber das Leben und den Charakter des S., aus dem Nachlasse herausgegeben, Hamb. 1832.

Scharni, asiat.-russ. Distrikt, Armenien, Eriwan.

Scharnier, s. v. a. Charnier.

Scharnigk (Geogr.), preuß. Orte: 1) Vorwerk, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heilsberg; über 100 Einw.; — 2) Vorwerk das., über 100 Einw.; — 3) (Scharigk), Dorf das., Kr. Rössel; 190 Einw.

Scharnitz, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Imst, Ldgr. Telfs, an der Isar; Lokalkaplaneikirche, Schule, Grenzzollamt und Grenzzollwache-Posten, Paß (Porta Claudia); 560 Einw. Hier Gefechte 1805 und 1809.

Scharnitzel, Papierchen, worin etwas eingepackt wird, besonders ein solches, um Erz auf den Probirscherbel, den Tiegel und die Kapelle zu bringen, ohne etwas davon zu verschütten.

Schar-noor, asiat. Binnensee, Thian Schan Nanlu, im östlichsten Theile des Landes.

Scharnstein, österr. Distriktskommissariat, Land ob der Ens, Traunkreis; umfaßt 8 Dörfer und 5900 Einw.; gehört dem Stifte Kremsmünster.

Scharnvogels-Inseln, ostind. Inselgruppe, an der Westküste von Billiton.

Scharnweber, Christian Friedrich, preuß. Staatsrath, 1770 zu Wehnde bei Göttingen geboren, war Privatsekretär, dann gemeiner Soldat in schwedischen Diensten. Als solcher desertirte er, wurde preuß. Soldat, dann wieder Privatsekretär und durch Hardenberg Kriegsrath, 1810 Staatsrath. Seit 1821 geisteskrank, † er 1822 im Krankenhause zu Höchst. Das preuß. Edikt von 1811 über die bäuerlichen und gutsherrlichen Verhältnisse, so wie über die Landeskultur ist sein Werk.

Scharosch, Gespannschaft, s. v. a. Saros.

Scharow (Sarow), österr.-mähr. Dorf, Kr. Hradisch, Herrsch. Napagedl; 230 Einw.

Scharowna (Zarowna), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Wällischbirken; 120 Einw.

Scharp (Orgelb.), s. v. a. Scharf 10).

Scharpau, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Marienburg; über 100 Einw.

Scharpenhufe, preuß. Gut, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Osterburg; 120 Einw.

Scharpenort, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Neu-Stettin; 130 Einw.

Scharpie, s. v. a. Charpie.

Scharpzow, mecklenburg.-schwerin. Hof, wendischer Kreis, Amt Stavenhagen; 160 E.

Scharrag, afrik. Wüste, Sahara, nordwestlich von Timbuctu.

Scharra Malachai (ind. Mythologie), s. Bogdo Lama.

Scharramongolei, Theil der Mongolei (s. d.).

Scharra Sambola, s. v. a. Dsambalaserbo.

Scharre, 1) Werkzeug, um etwas damit abzuscharren, so Harz-, Ruß-, Trog-S.; — 2) was sich in Töpfen von Brei und andern Speisen ansetzt.

Scharreisen, s. v. a. Scharfeisen.

Scharrel (Geogr.), 1) hannöv. Dorf, Osnabrück, Bentheim, Amt Neustadt; 150 Einw.; — 2) oldenburg. Pfarrdorf, Kr. Kloppenburg, Amt Friesoythe; 700 Einw.

Scharren, 1) s. v. a. Brod- und Fleischbank, daher Scharrenschlachten, s. v. a. Bankschlachten; — 2) der abgesonderte Ort, wo Brod und Fleisch verkauft wird; — 3) (Wasserb.), breite Pfähle, die am Ufer zur Befestigung desselben eingeschlagen werden.

Scharren (Med.), s. v. a. Kratzen.

Scharrendorf, hannöv. Dorf, Oberhoya, Amt Ehrenburg; 180 Einw.

Scharrenschlachten, s. v. a. Bankschlachten.

Scharrer (Ornith.), auch Muldenschnäbler, Brodfresser, nach Oken, s. v. a. die Hühner (Gallinae, Rasores); vgl. Galliná.

Scharrerde, die Erde, die auf Wegen und Straßen zusammen gebracht und als Dünger benutzt wird,

Scharrfüße (Ornithol.), nach Oken, die starken, vielfach zum Scharren gebrauchten Füße der Hühner, s. Gallinä.

Scharriegel, zur Befestigung des Schars am Pfluge dienendes Stück Eisen.

Scharringhausen (mit Meyerhof und Moorhausen), hannöv. Dorf, Oberhoya, Amt Uchte; 160 Einw.

Scharrireisen (Maur.), Meißel mit breiter, gerader Scheide, zum völligen Ebenen des Gegenstandes.

Scharrkäfer (Entom.), s. v. a. Scarabäides.

Scharrmaus (Säugeth.), s. v. a. Maulwurfsmaus, Spalax talpinus *Fisch.*

Scharrmoos (Bot.), s. v. a. Variolaria oreina *Ach.*, s. Pertusaria communis *Dec.*

Scharrpferde, bei einem Viergespann die Vorderpferde, welche an die Deichselspitze gespannt zu werden pflegen.

Schars (Ornithol.), s. v. a. Wiesenschnarrer, Crex pratensis *Beckst.*

Scharschachstahl, s. Stahl.

Scharschow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow; 130 Einw.

Scharsow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Rummelsburg; Mühle; 180 Einw.

Scharstapyl, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Berent; 130 Einw.

Scharstock (Schiffsb.), bei kleineren Fahrzeugen ein mit einem runden Ausschnitt versehenes Stück Holz auf den Duchten, um den Mastbaum festzuhalten.

Scharstorf, mecklenburg.-schwerin. Hof, wendischer Kreis, Amt Güstrow; 120 Einw.

Schart (Biogr.), Johann Georg von der, Bildhauer, machte sich in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts durch Bilder in gebrannter Erde einen Namen. Hans Hofmann und N. Lucidel malten sein Bildniß.

Schart (Böttch.), der ganze Durchmesser eines Bottichs.

Schart (Ichthyol.), s. v. a. Bitzling, Smaris communis *Cuv.*

Schartag, Gebirg, s. v. a. Schardagh.

Schartau, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow I., an der Elbe; Windmühle; 470 Einw.

Schartdeich, s. v. a. Schardeich.

Scharte (Geogr.), Berg, s. Saalfelden.

Scharte, 1) fehlerhafte Stelle an der Schärfe eines schneidenden Werkzeugs, wo ein Stück ausgebrochen oder umgekehrt ist; — 2) Spalte, Riß; — 3) s. v. a. Schießscharte; — 4) (Hüttenw.), s. v. a. Saigerscharte.

Scharte (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Serratula *L.* — Gelbe S., s. v. a. Genista tinctoria *L.*

Scharteke (Scarteke, v. Lat. charta, Papier), 1) schlechte, nichtswürdige, in schlechtem Geschmack abgefaßte Schrift; — 2) Papier, das zur Beweisführung einer Behauptung oder einer Anforderung als untauglich befunden worden ist; — 3) Pasquill oder sonst anzügliche Schrift; — 4) ein altes, unbrauchbares Buch.

Scharten (Maria-Scharten, Geogr.), österr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Hausruckkreis, Distrikt Efferding; 190 Einw.

Scharten (Befestigungsk.), s. v. a. Schießscharten; daher Schartenzeile, s. v. a. Merlon.

Schartenbatterie, s. Batterie.

Scharterflüe, hohe schweiz. Felsenwand, Kanton Solothurn, Bez. Dornach, auf dem hier schmalen Bergrücken eines der äußersten nördlichen Aeste des Jura, hinter dem ehemaligen Schlosse dieses Namens. Die Aussicht von diesem Standpunkt ist prächtig und die umfassendste und lachendste der ganzen Gegend.

Schartennase (Säugethier), Fledermausgatt., s. v. a. Noctilio *Pr. M.*

Schartenraupe (Entom.), s. v. a. Moderholz, Noctua exsoleta *L.*

Schartenschnäbler (Ornith.), s. v. a. Flamingo, Phoenicopterus antiquorum *Geoffr.*

Schartenstück, s. v. a. Scharstück.

Schartenwände, die Wände einer Schießscharte (s. d.).

Schartenzeile, s. Scharten (Befestigungskunde).

Schartenecke, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II., Rittergut, Schäferei; 200 Einw.

Scharth (Scharten), 1) in der Kappe eines Deichs eingeschnittene Ueberfahrt, auch eine förmliche Ueberfahrt; — 2) kupferner Tiegel mit Füßen und dicht schließendem Deckel, worauf glühende Kohlen gelegt werden, wenn man im Tiegel Speisen zubereiten will.

Scharting, s. v. a. Schärding.

Schartmann, Emil, Maler, geb. zu Berlin 1809, Schüler Herbigs daselbst, setzte dann seine Studien in Düsseldorf fort, wo er die früher betriebene Porträtmalerei mit der Blumenmalerei vertauschte. Im J. 1836 kehrte er nach Berlin zurück, und seitdem lieferte er Werke, die mit den besten ihrer Art verglichen werden können. Seine Blumen und Fruchtstücke sind auf das Sinnigste geordnet und von großem Glanze der Farben.

Schartowsthal, preuß. Koloniedorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg; 230 Einw.

Schartstück (Kammstück, Böttch.), die äußersten Bodenstücke eines Bottichs.

Scharün, europ.-russ. Ort, Gouv. Smolensk, südöstl. von Roßlawl.

Scharufer (Wasserb.), Ufer, das schon zum Theil vom Strome steil abgebrochen ist.

Scharuki, asiat. Stadt, Afghanistan, Kandahar.

Scharvauer (Pomol.), Traubensorte, s. v. a. grüner Sylvaner.

Scharwache, s. v. a. Schaarwache.

Scharwage, s. v. a. Dossirbret.

Scharwerk, 1) bei Maurern und Zimmerleuten eine kleine Nebenarbeit; — 2) außer der festgesetzten Arbeitszeit verrichtete Arbeit. Daher Scharwerken.

Schary (Shary), afrikan. Fluß, Bornu.

Scharzberger, Wein, ſ. Saarweine.

Scharzel (Med.), ſ. v. a. Alp.

Scharzen, 1) grobes Zeuch von leinener Kette mit Einſchlag von Kuhhaaren; — 2) Art wollene Deckbetten.

Scharzfeld, hannöv. Dorf, Hildesheim, Grubenhagen, Hauptort des gleichn. Amtes; Poſt, Förſterei; 900 Einw. In der Nähe das 360 Schritte lange Einhornloch (Scharzfelder-Höhle), mit Tropfſteingebilden, und die Ruinen der 1757 von den Franzoſen geſprengten Burg Scharzfels.

Scharzig (Szarez), preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Meſeritz; 200 Einw.

Schaſchagis, aſiat. Kurdenvolk, Perſien, zum Theil in der Provinz Aſerbeidſchan, früher nomadiſch, jetzt anſäſſig; 15,000 Krieger.

Schaſchin, Wüſte, ſ. Turfan.

Schaſchowitz (Saſowice), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrſch. Schelletau; Meierhof; 330 Einw.

Schaſewend, aſiat. Nomadenvolk, Perſien, Prov. Aſerbeidſchan.

Schaſis (Schasmus, v. Griech.), das Schröpfen.

Schasmaria (Bot.), nach Acharius, Untergatt. von Cladonia *Hoffm.*

Schasminbirne (Pomol.), eine Sommer-Wirthſchaftsbirne; Schale hellgelb, ſonnenwärts etwas röthlich; Fleiſch brüchig, ſüß; reift im September.

Schasminblumen (pharm. Bot.), ſ. v. a. Flores Jasmini officinalis, ſ. Jasmini officinale L.

Schaspils, Ruine, ſ. Seelburg.

Schaßlowitz (Schaßplitz), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrſchaft Reichſtadt; 320 Einw.

Schaſſun, Vorgebirg, ſ. Siwas.

Schaſta (ind. Myth.), ſ. v. a. Saſtra.

Schaſtanumi (ind. Myth.), Beiname Buddha's als Lehrer der Muni's (ſ. d.).

Schaſtava (ind. Myth.), der Rächer, Beiname des Schiwa, ſo wie des Scharbhava, eines flammenſpeienden und vernichtenden Gottes, der mit dem Schakka (Ciaka) auf Ceylon identiſch iſt.

Schaſter, Inſel, ſ. v. a. Salſette.

Schaſteria (griech.), ſ. Stadium.

Schaſterion (griech. Ant.), ſ. v. a. Scalpellum.

Schaſtorf, Dorf, ſ. v. a. Schattorf.

Schaſtra (ind. Lit.), ſ. v. a. Saſtra.

Schaſuntu, ſ. Mongolen (Geſch.).

Schatalz, aſiat. Ort, Perſien, Prov. Farſiſtan, ſüdlich von Schiras.

Schat-el-(ab-)Arab, Fluß, ſ. Tigris.

Schaten, Hubert, Kupferſtecher, arbeitete in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Kopenhagen. Er ſtach von 1675 — 1694 viele Bildniſſe, größtentheils mit allegoriſchen Beiwerken, die das Verdienſt des Charakteriſtiſchen haben.

Schatrani (ind. Myth.), die Frau, die Brahma für ſeinen Sohn Kſchetria aus ſeinem linken Arme ſchuf; nach Andern war Taddikaſtri die Gattin des Kſchetria.

Schatſchen, aſiat. Ort, China, Prov. Kanſu, am Nordabhange des Nan-Schan.

Schatt, Honigmaß im Lüneburgiſchen, 32 S. = 1 Tonne.

Schatt, el (Geogr.), 1) afrikan. Gebirg, im Innern von Algier; eine Fortſetzung des Zafkar-Gebirgs; — 2) ſ. v. a. Schat el Arab; — 3) S. el Had, Fluß in Perſien.

Schattäer, Volk, ſ. v. a. Chactawś.

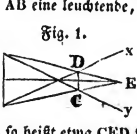
Schattau (Satow), öſterr.-mähr. Marktflecken, Kr. Znaim, Herrſch. Joſlowitz, an der Pulka; Weinbau; 1720 Einw.

Schattawa, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Pracin, Herrſch. Winterberg; Mühle; 420 Ew.

Schatteburg, hannöv. Dorf, Aurich, Oſtfriesland, Amt Stickhauſen; über 100 Einw.

Schatten (Umbra, Phyſ.). S. bildet ſich, indem das Licht durch einen undurchſichtigen Körper verhindert wird, ſich in einen beſtimmten Raum zu verbreiten, eine Erſcheinung, die allzu bekannt iſt, darum keiner weitern Erläuterung bedarf. Weniger klar muß dem Laien die Behauptung ſeyn, daß es mehre Arten S. bei demſelben Erleuchtungsprozeß geben kann, und doch verhält die Sache ſich ſo. Wirft nämlich ein leuchtender Körper von bedeutender Ausdehnung ſein Licht auf einen dunkeln, die Sonne z. B. das ihrige auf einen ſenkrechten Stab, ſo iſt leicht erſichtlich, wie letzterer nicht die Geſammtheit der Strahlen auffangen im Stande ſeyn wird, ſondern wie nur ein Theil derſelben von dem Körper aufgenommen werden kann, wie alſo auch die hinter dem Stab liegende Fläche nur theilweiſe ganz dunkel erſcheinen wird, und ſey dieſelbe auch nicht breiter als des Stabes Durchmeſſer. Man unterſcheidet deswegen volle Schatten oder Kernſchatten von Halbſchatten, und verſteht unter jenem denjenigen, welcher am dunkelſten und ſchärfſten erſcheint. Im Allgemeinen erhalten jene Punkte des Halbſchattens, welche gegen den beleuchtenden und beleuchteten Körper einerlei Lage haben, Licht von gleicher Intenſität, und dieſes nimmt an einem jeden Querſchnitt des Halbſchattens gegen den Kernſchatten hin durch alle Zwiſchenſtufen ab; Kernſchatten und Halbſchatten gehen deshalb allmählig in einander über, ſo daß man ihre Grenzen nie genau anzugeben vermag. Iſt z. B. (Fig. 1.) AB eine leuchtende, CD eine be-

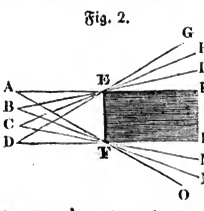
Fig. 1.



leuchtete Linie, ſo heißt etwa CED Kernſchatten, ECx und yDE Halbſchatten. Da der S. durch diejenigen Strahlen begrenzt wird, welche am äußerſten Rand des beleuchteten Körpers vorbeifehen, ſo muß Größe ſowohl des beleuchteten, als auch des beleuchtenden Körpers zur Beſtimmung der Geſtalt deſſelben eben ſo viel beitragen, als die Entfernung der genannten Körper zu einander und endlich ſich auch in Zahlen aus-

sprechen lassen. So ist denn auch umgekehrt ein Schluß von der Größe des S.s auf die des beleuchteten Körpers, ja sogar von der Bewegung des einen auf die des andern möglich. Das Silhouettiren beruht auf diesen Gründen, desgleichen das chinesische Schattenspiel. Je grelleres Licht auffällt, desto dunkler fällt der S. eines undurchsichtigen Körpers aus, daher kommt es, daß bei Nacht S., durch Kerzenlicht erzeugt, bei Weitem voller und dunkler erscheinen, als am Tag, weil das Sonnenlicht unendlich vielmal stärker als das Kerzenlicht erscheint, deshalb des Tages fast gar kein Kernschatten sich zeigen kann, indem jenes auch die größten Körper umfließt, somit ein S. in den beleuchteten Raum eines andern fällt. Der S. erscheint durch Kontrast desto dunkler, je stärker der ihn umgrenzende Raum erleuchtet ist; dieses läßt sich gebrauchen, die Lichtstärke zweier leuchtender Körper, z. B. zweier Kerzenflammen, mit einander zu vergleichen. Man braucht sie nur gegen einen undurchsichtigen Körper so zu halten, daß das Licht eines immer in den Schattenraum des andern fällt, daß beide S. eine gleiche Beleuchtung zeigen, dann stehen ihre Lichtstärken in umgekehrtem Verhältniß der Quadrate ihrer Entfernungen vom undurchsichtigen, den S. werfenden Körper. Die Größe des leuchtenden Körpers gegen den dunkeln bestimmt die Gestalt des Kernschattens. Wäre z. B. der leuchtende und der beleuchtete eine Kugel, so kann diese sowohl einen cylindrischen, als kegelförmigen S. werfen, und zwar tritt das Erstere ein, wofern beide Kugeln gleiche Halbmesser haben, das Zweite bei ungleichen Halbmessern. Wäre die dunkele Kugel die größere, so erzeugt sich ein umgekehrter gerader, aber abgekürzter Kegel, und dieser wird immer breiter, je weiter er sich entfernt, in umgekehrter Stellung tritt aber als S. ein Kegel mit Spitze hervor, wie solches bei der Beleuchtung des Mondes und der Planeten von der Sonne herbeigeführt wird. Es sei desfalls (Fig. 2) AB (= r) Radius der leuch-

Fig. 2.



tenden Sonne, DE (= g) der eines dunkeln Planeten, die Entfernung AD (= m), so hat man, weil Δ CDE ∽ Δ CAB:

$$AB : AC = DE : DC$$
$$r : AC = g : DC \text{ daraus}$$
$$r : g = AC : DC$$
$$r - g : g = AC - DC : DC$$
$$DC = \frac{m - g}{r - g}$$

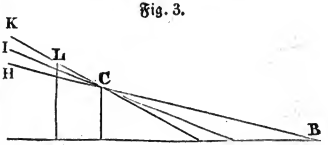
als Maß der Länge des hier geworfenen S.s. Wäre z. B. DE = g der Durchmesser der Erde = 1, der Sonnenhalbmesser AB = r = 110, m = 23,436, so ergibt sich wegen:

$$DC = \frac{23436 \cdot g}{109.} \text{ die Schattenlänge} = 215 \cdot g$$

Da nun der Mond in mittlerer Entfernung etwa 60 Erdhalbmesser von D absteht, so kann dieser, der Sonne gegenüber gesehen, gar wohl in den Kernschatten der Erde kommen, eine Mondfinsterniß eintreten.

Noch unterscheidet man nach altem Sprachgebrauch den geraden S. DE, welchen ein auf einer Ebene senkrecht stehender Körper (Fig. 3) CD auf erstere wirft, von dem verkehr-

Fig. 3.



ten, welchen der Körper wirft, während er horizontal, die auffangende Ebene aber senkrecht steht, welchen die Figur 3 ebenfalls durch DE versinnlicht, wofern man sie auf den Kopf stellt. Um diese S. handelt es sich in der Astronomie und zwar hauptsächlich um deren Längen. Ein Beispiel dafür führt G. E. Fischer in seinem physikal. Lexikon an: Wäre die Sonne ein einziger Punkt, stände (Fig. 3) hinter CD, etwa in J, so würde DE die Länge des geraden S.s seyn, welchen die Gerade CD wirft; da aber der leuchtende Körper hier in der That eine bedeutende Ausdehnung hat, so gestaltet sich dieser S. zu einem Halbschatten um. Stellen nun KG und HG die äußersten von der Sonne ausgehenden Randstrahlen vor, so müßte der eigentliche Kernschatten DF und FG der Halbschatten seyn. Ist J ferner der Mittelpunkt der Sonne, so wird ∠ JEA Sonnenhöhe (s. Höhe eines Gestirnes). In dem Dreieck DFC ist aber DF : DC = 1 : tang CFD, CFD = FEC + FCE, demnach die Länge des Kernschattens: $DF = \frac{DC}{\text{tang (FEC + FCE)}}$ und die des Halbschattens:

$$DG = \frac{DC}{\text{tang (FEC - FCE)}}, \quad DE = \frac{DC}{\text{tang DEC}}.$$

Wäre nun der Mittelpunkt der Sonne allein der leuchtende Theil dieses Körpers, so würde etwa DE mittlere Länge des S.s vorstellen. In den meisten Fällen läßt sich diese Länge für die Schattenlänge des Körpers selbst annehmen, weil man gemeiniglich die Grenze des vollen S.s nicht genau angeben kann. Wie dieses die Alten dazu benutzten, die mittäglichen Höhen der Sonne durch den S. senkrecht stehender Obelisken oder Gnomen zu messen, zeigt folgende Darstellung: In dem Dreieck (Fig. 3) DCE ist

der gleichnamige Winkel die Sonnenhöhe, die mittlere Länge des S.s $DE = DC \cdot \tan DCE$ und die Länge des Kernschattens $DF = DC \cdot \tan (DCE - FCE)$, mithin der Unterschied beider Schattenlängen: $DE - DF = EF = DC \cdot (\tan DCE - \tan [DCE - FCE])$. Wenn der Werth von DCE oder der Höhe der Sonne über dem Horizont wächst, so wird auch der Unterschied größer, endlich unendlich groß, wenn der Winkel 90° gleicht. Man setze: $DCE = 45°$, folglich $DE = DC(\tan 45° - \tan [45° - 16'])$ $= \text{Cotang}(45° + 16')$, weil die Winkel $(45° - 16')$ und $(45° + 16')$ einander zu 90° ergänzen, demnach folgt, daß die Differenz der mittlern Schattenlänge von der vollen Schattenlänge bei dem verkehrten Schatten gerade so groß ist, als bei dem geraden, wenn die Sonne 45° über dem Horizont erhaben sich zeigt. Aus: $DE = \frac{DC}{\text{tang } DCE}$ findet man $DE \cdot \text{tang } DCE = DC$ und $\text{tang } DCE = \frac{DC}{DE}$ und aus $DE = DC \text{ tang } DCE$ (Fig. 50), $\text{tang } DCE = \frac{DE}{DC}$. Wenn also die mittlere Länge des geraden oder verkehrten S.s gemessen worden und außerdem die Länge des Körpers, welcher den S. wirft, bekannt ist, so läßt sich die Sonnenhöhe finden. Z. B. nach Plinius (Histor. natur., Bd. II, Kap. 72) war am Tage der Nachtgleiche mindestens der S. in Rom um $\frac{1}{9}$ kürzer als der Gnomen, d. i. $\frac{DE}{DC} = \frac{8}{9}$ oder 1,1250, welche Zahl die Tangente von 48° 22′ ist. Dieses wäre also die Mittagshöhe der Sonne am genannten Tage oder die Aequatorhöhe von Rom. Wird diese noch wegen Brechung und Halbschatten um 16′ vermindert, so kommt: 48° 6′, also Roms Polhöhe: 41° 54′, was auch mit neuern Beobachtungen so ziemlich übereinstimmt. Eine minder richtige Verwendung des geraden Kernschattens zur Messung der Höhe eines Gegenstandes ist bekannt und folgender: Es sey (Fig. 3) ML ein Gegenstand, dessen Länge bestimmt werden soll, dessen Fußpunkt M zugänglich ist. Steht in K die Sonne wirft die Spitze L seinen S. nach E, und schiebt man den der Länge nach bekannten Stab CM so ein, daß der S. von C mit dem von L zusammenfällt, dann gilt: $LM : ME = CD : DE$, woraus man $LM = \frac{ME \cdot CD}{DE}$ oder für: $ME = 100'$, $DE = 10'$ und $CD = 6'$, $LM = \frac{100 \cdot 6}{10} = 60'$ folgt. Dieses, so wie das vorher beschriebene Verfahren leidet wegen der Unbestimmtheit des Kernschattens an Ungenauigkeit und kann darum nur zu ungefährer Abschätzung dienen.

Da ein Punkt des leuchtenden Körpers, so wie der entsprechende Punkt des beleuchteten und des entstehenden S.s in gerader Linie bleiben müssen, so scheint sich der letztere zu bewegen, wenn einer von den erstern sich bewegt. Darum begleitet uns der S. allenthalben hin, wofern wir im Sonnenlicht uns von einem Ort zum andern begeben; und da die Sonne von Morgen gegen Abend fortzurücken scheint, so gehen die S. auf der Erdoberfläche scheinbar von Abend gegen Morgen. Aus der jährlichen und täglichen scheinbaren Bewegung der Sonne folgt ferner, daß die S. lothrechter Stifte des Morgens eine Zeit lang gegen Norden zu sich drehen müssen, dann aber still stehen, sich alsdann nach Süden wenden, so daß sie auch um Mittag südwärts fallen. Etwas Aehnliches tritt auch Nachmittag, aber in entgegengesetzter Ordnung und eben so für Orte der südlichen Hälfte der heißen Zone ein, wofern die südliche Abweichung der Sonne größer als ihre nördliche ist.

Auf der Lehre vom S. ruht die Skiagraphie, ein eigner Abschnitt der Perspektive, welcher die Verzeichnung der S. nach perspektivischen Regeln lehren soll, und wo es hauptsächlich darauf ankommt, zu berücksichtigen, ob der leuchtende Körper von bedeutender Ausdehnung, oder ob solcher nur klein wie eine Lichtflamme ist. In allen diesen Fällen hat man bloß nöthig, die Grenzen der S., welche die perspektivischen Zeichnungen werfen, zu bestimmen, da sich alsdann von selbst Kern- und Halbschatten sondert.

Schatten (Mal.), s. Licht und Schatten.

Schatten (Volksgl.), nach der Vorstellung der Alten die von dem Leben geschiedenen Seelen, deren Aufenthalt im Jenseits Schattenreich genannt wird.

Schatten (Biogr.), Nikolaus, Jesuit, geb. 1608 in Westphalen, wurde von dem Bischof von Münster, Ferdinand von Fürstenberg, beauftragt, eine westphälische Geschichte zu schreiben. S. unterzog sich dieser Arbeit sein ganzes Leben hindurch; allein der Tod, welcher ihn 1676 überraschte, verhinderte ihn daran, dieselbe zu veröffentlichen. Ferdinand sorgte in der Folge dafür, daß folgende zwei Werke erschienen: Historia Westphaliae, Neuhaus 1690, Fol., eine obschon gelehrte, so doch unvollständige Geschichte, und: Annales Paderbornenses, Neuhaus 1693, Fol., die Fortsetzung des erstern Werks. Zwei Jahre vor seinem Tode hatte S. gegen einen gewissen Stifanius eine Streitschrift veröffentlicht unter dem Titel: Carolus Magnus, Romanus imperator et Francorum rex, romano-catholicus, Neuhaus 1674, 4. Sein Gegner hatte nämlich in einer Schrift darzuthun gesucht, daß Karl der Große kein wahrer Katholik gewesen sey, und daß Luther zwar von der katholischen Kirche sehr abweichende, aber schon durch Karl in der sächsischen Kirche eingeführte Gebräuche wieder hergestellt habe. Da die letzterwähnte Schrift S.s wenig Abnehmer fand, gaben ihr die Buchhändler den neuen Titel: Discursus historico-politico-moralis de vita Caroli Magni, Frankf. 1700, 4.

Schatten, gefärbte, zeigen sich, wo das einen dunkeln Körper bestrahlende Licht erst durch einen durchsichtigen, aber gefärbten Gegenstand — eine Glastafel, Rouleaux u. a. — gehen muß. Stellt man z. B. zwischen ein brennendes Kerzenlicht und einen Stab eine

grüne Glastafel hinein, sucht den sich bildenden S., indem man mittelst eines andern Lichtes von Ferne leuchtet, so zeigt sich ein doppelter, ein schwarzer Kernschatten und ein rother, eben so wie grüne Vorhänge an den weißen Wänden eines Zimmers die S. der Meubels bei Sonnenschein sowohl schwarz als roth erscheinen lassen. Noch mehr. Wenn gegen Sonnenuntergang die röthlich gelben Strahlen der Sonne schräg gegen eine Wand westlich liegender Zimmer fällt, so erhält man bei etwa 6—10 Fuß Entfernung vom Fenster auf weißem, horizontal liegendem Papier vermittelst eines undurchsichtigen Stabes einen schwarzen Kernschatten, daneben aber einen schönen blauen Halbschatten, hervorgerufen durch die von der weißen Wand reflektirten und seitwärts vom Auge schwach wahrgenommenen gelbrothen Strahlen, wofern man diesen den Rücken zuwendet. In derselben Farbe zeigt sich häufig, zumal gegen Abend, der von röthlichem Sonnenlicht beleuchtete Schnee. Die Erklärung dieser meist subjektiven, also von der Beschaffenheit des empfindenden Organs abhängigen Erscheinungen ergibt sich aus der Theorie der primären und sekundären oder komplementären Farben des Farbenkreises. Es gibt bekanntlich nur 3 Grundfarben oder primäre Farben, nämlich Roth, Blau, Gelb; die aus diesen hervorgehenden und sie zu Weiß ergänzenden Farben sind: Grün, Orange, Violet, die komplementären. Stellt man nämlich an die 3 Spitzen eines Dreiecks die erst genannten drei Farben, an die Seiten desselben der Reihe nach, und zwar dem Roth gegenüber Grün, dem Blau gegenüber Orange, dem Gelb gegenüber Violet, so ergibt sich eine leichte Theorie dieser Farbenverhältnisse. Da das Auge leicht für den allzu grellen Eindruck einer sehr lebhaften Farbe abgestumpft wird, so ergibt sich, daß, wenn wir scharf ins Rothe sehen, wir hierfür die Empfindsamkeit bald verlieren und dann nur noch diejenigen Farben wahrnehmen, welche kein Roth mehr enthalten, d. i. diejenigen Farben am meisten wahrnehmen müssen, welche dem Grün am nächsten stehen, also zunächst Grün selbst, indem alle genannten Farben (in einem bestimmten Verhältniß), dem Auge dargeboten, sich zu Weiß ergänzen und sich darum auch gegenseitig aus diesem hervorrufen (s. Farbenkreis, Farbendreieck). Es hat demnach diese Erscheinung der gefärbten S. denselben Erklärungsgrund für sich, welchen wir anwenden müssen, um das Blau des Himmelgewölbes uns deutlich zu machen. Wann erscheint uns der Himmel am tiefsten blau? Nur wenn uns die Sonne genug orangenes Licht ins Auge sendet, Morgens, Abends, bei unbewölktem Himmel. Hier wird das Auge auch gegen das gefärbte orangene Licht gleichgültig und bleibt nur noch empfindsam für das komplementäre Blau, was auch in Grün übergehen kann, wofern das Sonnenlicht durch Wolken gehend mehr Gelb ausfällt. Diese Ermüdung des Sehorgans steht aber gar nicht vereinzelt da, es werden eben so leicht andere Nerven für immer wiederkehrende, starke Eindrücke unempfindsam; Genußsucht in Speise und Trank kann ganz gleichgültig gegen das Genossene stimmen, der Trinker schreitet, um noch zu empfinden, von den schwächsten bis zu den stärksten Getränken fort, er muß den Magennerv oder den Geschmacksnerv mit immer durch qualitativ und quantitativ stärkere Reizmitteln wecken, anspornen, und gleiche Bewandtniß hat es wohl mit allen Sinneswahrnehmungen, zunächst mit denen des so leicht erregbaren Auges und Ohres. Der Musiklehrer bort endlich, wofern er nicht mit besonderer gespannter Aufmerksamkeit den Tönen seines Schülers nachfolgt, selbst die unreinen Töne nicht mehr. Wer scharf in ein grelles Kerzenlicht oder Sonnenlicht schaut, sieht das ganze oben beschriebene Farbendreieck sich verlaufen, und zwar immer nach den beschriebenen Kontrasten der komplementären und primären Farben. Interessant fällt der Versuch, gefärbte S. zu erzeugen, in einem dunkeln Zimmer aus, wenn man, wie Rumford that, das Zimmer durch eine Lichtkerze erhellt, einen Fensterladen ½—¾ Zoll öffnet, etwas wenig Tageslicht einläßt, die Kerze so stellt, daß sie mit dem einfallenden Tageslicht etwa einen Winkel von 40° bildet, diesen beiden Lichtern einen dunkeln Körper entgegenhält, dessen S. in einer Entfernung v. 2—3 Zoll durch eine weiße Tafel auffängt; es bildet sich dann ein gelber und zugleich ein blauer S., und zwar jener durch das Tageslicht, dieser durch das Kerzenlicht, welche beide S. aber durch die Entfernung oder Näherung des Kerzenlichtes bald heller, bald dunkler sich zeigen.

Schattenbaum (Bot.), s. v. a. rundblätterige Schirmpalme, Corypha rotundifolia *L.*

Schattenberg (Geogr.), österr.-steier. Dörfer: 1) (Unter-S.), Kr. Bruck, Bez. Ehrenau; Eisenhammerwerk; 190 Einw.; — 2) (Ober-S.), das.; 130 Einw.

Schattenbilder (Mal.), s. Silhouette.

Schattenblume (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Majanthemum *Wigg.*

Schatteneffer (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Machaonia.

Schattenfarbe (Mal.), 1) jede Farbe, mit der man den Schatten in einem Gemälde darstellt; — 2) die zu einer hellern Farbe passenden dunklen Farben.

Schattenfarbig (Herald.), von einer Figur, wenn sie in bloßen Umrissen vorgestellt wird, wo dann das unter ihr befindliche Bild oder dessen Figur vorscheint. In Deutschland kommt die Schattenfarbe selten vor, häufiger in den Niederlanden.

Schattenfische (Ichtyol.), auch Glattschupper, nach Oken die erste Gruppe der Rauhköpfe oder Bärschartigen; dunkelfarbige Fische ohne Gaumenzähne. Sie zerfallen in die Sippschaft der Einflossigen (eine Rückenflosse): Glyphisodon, Chaetodon, Etroplus, Lobotes, Scolopsides (Anthias), Pristipoma, Haemulon; und in die der Zweiflossigen: Eques, Sciaena, Johnius, Umbrina, Pogonias.

Schattenhofer, Amalia von, geborne Baader, Kunstliebhaberin, geb. zu Erding 1765, in München Schülerin Jakob Dorners, zeichnete Bildnisse mit vielfarbigen Stiften und malte auch solche in Pastell; † 1840. Ihre

radirten Blätter bestehen in Kopien nach Rembrandt, Schmidt u. A.; dann in Köpfen nach der Natur und in Idealen.

Schattenhufe, s. Hufe 4).

Schattenkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Tenebrio L.

Schattenkegel (Phys.), der unerleuchtete kegelförmige Raum, der durch Beleuchtung einer Kugel, besonders eines Himmelskörpers entsteht; s. Schatten.

Schattenmalerei, s. Silhouette.

Schattenmasse (Mal.), mehre Schatten in einem Theile eines Gemäldes als Ganzes betrachtet.

Schattenmücke (Entom.), Mückengatt., s. v. a. Sciophila *Meig.*

Schatteureich, s. Schatten (Volksgl.)

Schattenriß, s. Silhouette.

Schattenseite, s. v. a. Sonnenseite.

Schattenspiel, eine Belustigung, die entweder aus bunten, mittelst der Laterna magica (s. d.) an einer weißen Wand hervorgebrachten Bildern, oder aus schwarzen beweglichen Bildern besteht, welche man mittelst Puppen oder lebendigen Personen, die man zwischen eine Lampe und eine glatte Wand oder auch hinter eine durchsichtige Fläche von Leinwand stellt, hervorbringt (Schattenpantomime). Das chinesische S. (ombres chinoises) stammt aus China und Indien. Die Vorrichtung dazu besteht in einem 6- oder 8theiligen Gestell von Blech, das sich mittelst einer senkrechten Welle herumdrehen läßt; auf jeder Seite wird ein nach den Umrissen ausgeschnittenes Bild eingeschoben und hinter dieses ein Licht gestellt. Diese Vorrichtung ist in einem größern Kasten angebracht, dessen vordere Seite von weißem Taffet oder von geöltem Papier ist. In ästhetischer Beziehung ist das S. mit dem Puppenspiel verwandt, doch geht ihm ein Hauptvortheil des letzteren für das Komische, die größere Sinnlichkeit, ab, nicht als ob sie darin sich weniger äußern dürfte, sondern weil sie darin nicht so stark zum Vorschein und zur Wirkung kommt. In dem bloßen Gegensatz von Licht und Schatten hat man es mit reineren Formen zu thun und das Ganze erhält etwas Geistiges, weshalb das Ernsthafte hier nicht weniger als das Komische seine Stelle findet. Da die Erscheinung der Körper hier auf den bloßen Umriß beschränkt ist und alle Thätigkeit außer der Sprache auf das Mimische zurückfällt, so muß die Handlung der kleinen Figuren besonders auf Bewegung berechnet seyn, weshalb auch die Musik bei dieser halbgeistigen Körperwelt sehr willkommen ist und sogar die Sprache ganz entbehrlich machen kann. Auch die Naturhandlung, so wie das Komische der Thierwelt zieht das S. häufig in seinen Kreis.

Schatten und Licht, s. Licht und Schatten.

Schattenvogel (Ornith.), Vögelgatt., s. v. a. Scopus *Briss.*

Schattern, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Memel; 160 Einw.

Schatthausen, bad. Pfarrdorf, Unterrheinkreis, Amt Wiesloch; Schloß; 560 Einw.

Schattig (bot. Term.) s. v. a. Umbrosus. — Schattiger Ort, s. v. a. Umbrosum, Locus umbrosus.

Schattin, Dorf der freien Stadt Lübeck; Försterwohnung; 130 Einw.

Schattirfeile (schattirte Feile), s. Feile.

Schattirgarn, s. Wollenes Stickgarn.

Schattirte Arbeit, 1) die buntfarbigen Zwickel in den Strümpfen; — 2) künstliche Strumpfwirkerarbeit, wo auf weißem Grunde allerlei Figuren mit bunten Fäden ausgewirkt wurden, zu Fußdecken ꝛc. gebraucht, jetzt aber ziemlich außer Gebrauch.

Schattirung (Mal., franz. Nuance, engl. Shadowing), 1) die Veränderung, welche durch die verschiedenen Grade der Stärke des darauf fallenden Lichts in einer und derselben Farbe hervorgebracht wird, wodurch Mittelfarben oder Tinten entstehen, die zur Lebendigkeit des Kolorits gehören. Man hat drei Manieren des Schattirens, das Schraffiren, das Rieseln oder Graviren und das Tuschen. Im Schraffiren zeichnet man die Schatten mit parallelen Strichen von gelindem Ansatz, deren Mitte stärker ausgedrückt wird; das Rieseln geschieht durch kleine krumme Striche, die gegen das Licht zu immer weiter auseinander gesetzt werden; das Tuschen besteht im Ueberziehen mit einer dunklen Farbe; wird Tuschen und Schraffiren zugleich angewandt, so heißt es Russen. — 2) Pastellstifte (auch bunte Garne) von einer Farbe, aber in verschiedenen Farbentönen.

Schattorf (Schattdorf, Schatorf), schweiz. Pfarrdorf, Kant. u. Bez. Uri; 700 Einw., dabei die Wiese Bötzlingen, wo die Hauptlandesgemeinde gehalten wird. Der von einem nahen Berg herabfließende Gangbach tritt oft wild aus und bedroht dann sowohl den Ort selbst, als auch sein meist ebenes und fruchtbares, mit schönen Obstbäumen geschmücktes Gelände.

Schattleiten, österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Gösting; 280 Einw.

Schattow, Flecken, s. v. a. Schattau.

Schattwald, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Imst, Ldgr. Reutte; Badeanstalt, deren Wasser Schwefel, Eisen und Kohlensäure enthält und die mit entschiedenem Vortheil gegen Haut- und Gliederkrankheiten gebraucht wird; als Gemeinde 380 Einw.

Schatul, Paß im Himalaya (s. d.).

Schatulle (v. ital. Scatola), 1) Kästchen, worin man Geld vorräthig hat; — 2) s. v. a. Ausgabegeld; — 3) das Geld, das für die zufälligen Ausgaben eines Fürsten bestimmt ist; — 4) das Privatvermögen eines Fürsten; — 5) blecherne Kapsel, in welcher Akten und ähnliche Gegenstände verschickt werden.

Schatullgüter (Staatsw.), Güter, die ein Monarch als Privatvermögen besitzt.

Schatz (Staats.), im Allgemeinen etwas Vorzügliches, mit besonderer Sorgfalt Bewahrtes, im Besonderen ein Vorrath köstlicher Dinge, deren die Staaten des Alterthums zur Deckung

solcher Aufwände besaß, welche der Staat unvorhergesehen zu machen hatte, und zwar gab es nach den verschiedenen Regierungsverfassungen Staatsschätze, in die das Volk steuerte und deren Gelder nach der Angabe der Magistraten verwendet wurden, und königliche Schätze, die der Fürst theils aus Regalien und Domänen, theils aus Steuern oder Geschenken zog. Im Orient und in Aegypten besaßen die Könige große Schätze. In Persien waren besonders zu Persepolis bedeutende Schätze aufgespeichert, doch beherbergten auch die festen Bergschlösser des Landes königliche Schätze. In Griechenland gehörte der S. dem Staate, doch gab es auch bedeutende Tempelschätze, die aus den Geschenken, dem Ueberschuß vom Ertrag heiliger Güter und andern dem Gott zufließenden Einkünften gebildet wurden. So kamen in den Tempelschatz der Athene zu Athen nicht nur eine Menge Weihgeschenke und die Pachtgelder der heiligen Güter, sondern auch viele Strafgelder ganz, von andern ein Zehntel, eben so ein Zehntel der Beute und der konfiscirten Güter. Besonders reich war der Tempelschatz zu Delphi. Der Bundesschatz der Hellenen befand sich früher im Apollotempel zu Delos. Der Kriegsschatz in Athen floß aus dem Ueberschuß der Verwaltung in Kriegszeiten, einer außerordentlichen Vermögenssteuer aus dem von den besiegten Völkern entrichteten Tribut. Aufbewahrt wurden die Schätze gewöhnlich in den Tempeln, doch hatte man auch eigene prächtige Gebäude (Schatzhäuser, Schatzkammern, Thesauroi) errichtet, die vorzüglich als eigenthümliche Theile der griech. Herrenhäuser in der heroischen Zeit vorkommen, wo man kostbare Waffenstücke, Becher und andere Kostbarkeiten aufbewahrte. Von griech. Thesauren ist der in paraboloidischer Form gebaute mycenaische oder atreische, von dem noch Ruinen bei Vaphio zu sehen sind, ferner die des Minyas, des Menelaus, unfern Amyclä, des Hyrieus und Augeias ꝛc. Die Aufseher über diese Schätze hießen Tamiai (Schatzmeister). Rom hatte zur Zeit der Republik nur einen öffentlichen S. (Aerarium), in den alle direkten und indirekten Einkünfte flossen; später entstand aber noch ein kaiserlicher S. (Fiscus), über den der Kaiser willkürlich verfügen konnte und neben dem noch der dem Kaiser persönlich gehörende Privat-S. des Kaisers (Ratio Caesaris) bestand. Später, als die kaiserliche Gewalt sich mehr und mehr ausdehnte, hörte der Unterschied zwischen Aerarium und Fiscus fast ganz auf. Augustus hatte noch einen Kriegs-S. (Aerarium militare) gebildet, den die Prätoren verwalteten. Vgl. Aerar und Fiscus. Auch die germanischen Sagen kennen große Schätze, z. B. den Nibelungenhort. Im Mittelalter legten die Regenten großen Werth auf Schätze, um unvorhergesehene Ausgaben daraus bestreiten zu können, namentlich aber galt dies von orientalischen Regentenhäusern. So sollte sich in dem Serail zu Konstantinopel ein S. befinden, in den jeder Sultan jährlich 500 Beutel steuerte, das Zimmer aber, wo diese Geldsummen sich befanden, sollte nach dem Tode jedes Sultans vermauert werden. In dem S. des Dey's von Algier, der 1830 von den Franzosen in Kasauba erbeutet wurde, fand man für mehr als 40 Millionen an Geld und Kostbarkeiten, die theilweise noch aus dem 17. und 18. Jahrh. herstammten. Die christlichen Herrscher Europa's, namentlich die eroberndsen Fürsten, wie Ludwig XIV., Katharina II. und besonders Friedrich der Große, hielten viel auf wohlgefüllte Schätze; Andere bereicherten ihre Hausschätze durch Spekulationen und noch andere, weit verwerflichere Mittel und brachten auf solche Weise aus dem Schweiße des Volkes namenlose Reichthümer zusammen, die keinen andern Zweck haben, als dem Interesse des Fürstenhauses zu dienen. Während diese Schätze schon die Moral verwirft, haben sich die neuern Staatswirthe auch gegen die Anhäufung von Staatsschätzen mit Recht erklärt; s. Staatsschatz.

Schatz (Sittengesch.), alle beweglichen Sachen von einigem Werthe, besonders aber Geld und Kostbarkeiten, welche an einem ungewöhnlichen Orte gefunden werden und deren Eigenthümer auf keine Weise ausgeforscht werden kann, und die sich dadurch von verlornen Sachen unterscheiden, daß aus der Beschaffenheit des Orts, wo die Sache gefunden wird, die Absicht des ehemaligen Eigenthümers, dieselbe zu verwahren und verborgen zu halten, erhellen muß, und daß aus der Beschaffenheit der Sache die Unmöglichkeit hervorgeht, ihren Eigenthümer auszumitteln. Könnte daher z. B. aus der Jahreszahl der in einem vergrabenen Geschirre aufgefundenen Münzsorten geschlossen werden, daß der Eigenthümer noch vorhanden seyn müsse, so würden die hinsichtlich verlorner Sachen zu beobachtenden Grundsätze eintreten. Dergleichen Schätze wurden besonders zu Kriegszeiten in Burgen, die der feindlichen Eroberung nicht ausgesetzt waren, in Klöstern und an andern sichern Orten verborgen und blieben im Schooße der Erde, weil die Besitzer umkamen, ehe sie das Versteckte wieder hervorsuchen konnten. Die Phantasie des Volkes hat die Idee von versteckten Schätzen ausgebildet, und der Aberglaube hat sich ihrer mit Erfolg bemächtigt. Nach dem Glauben des Abendlandes sind die Schätze von Geistern bewacht, und nur gewisse Personen (Sonntagskinder) sind im Stande, sie zu gewissen Zeiten zu heben. Zuweilen geschieht dies vermittelst der Wünschelruthe und in geheimnißvollen Kreisen nach gewissen Vorbereitungen und unter besonderen Gebräuchen; oft aber zeigen sie sich auch dem Glücklichen ohne alle Vorbereitung, und zwar in verschiedenster Gestalt, bald als Feuer, bald als glühender Kohlenhaufen, als gelber Leinsamen, als Weizen, bald auch als dürres Laub, als ein Haufen Nußschalen ꝛc. Bald führt ihn eine weiße Jungfrau und reicht ihm als Schlüssel zu den unermeßlichen Reichthümern eine Blume. Wirft der Finder ein Kleidungsstück oder ein Tuch auf die Flammen ꝛc., so steigt der S. empor, und der Finder braucht ihn nur zu nehmen. In der Regel aber mißlingt das Heben des S.s und derselbe rückt oder sinkt tiefer in die Erde, entweder weil der Finder nicht das strengste Schweigen beobachtete, oder

weil er vergaß, den S. auf die beschriebene Weise sich anzueignen, oder weil ihm die gefundenen Gegenstände, etwa dürres Laub, zu werthlos dünkten, um sie aufzuheben, obgleich sie sich in Gold verwandelt haben würden, oder weil er bei der Rückkehr aus den unterirdischen Gewölben, vom Glanz des Goldes geblendet und befangen, die Blume vergaß, oder endlich, weil bei der Beschwörung etwas versehen ist. Die Sage bietet dergleichen Züge in sehr reicher Auswahl. Die Schatzgräber, deren besonders das 16., 17. und 18. Jahrhundert viele aufzuweisen hatte, wissen dies trefflich auszubilden, indem sie ein solches Versehen vorspiegeln, wenn das Mißlingen ihres Unternehmens den Betrug zu enthüllen droht. Auch das lichtvolle 19. Jahrhundert hat den Aberglauben noch nicht so weit überwunden, daß nicht Leute zu finden wären, die sich in Bezug auf Schatzgraben selbst betrügen und betrügen lassen, wenn auch das Gesetz Schatzgräberei wie andern Betrug bestraft. Etwas abweichend sind die Sagen der Orientalen über diesen Gegenstand. Sie wissen viel von unterirdischen Bergklüften zu erzählen, wo un goldnen Bäumen Früchte von Rubinen, Sapphiren und andern Edelsteinen prangen, die mit Hülfe der Zauberer erlangt werden. Die 1001 Nacht erzählt mehre dergleichen Mährchen.

Wird wirklich irgendwo ein S. gefunden, so ist derselbe nach gemeinrechtlichen Bestimmungen vor Allem der Obrigkeit vorzulegen, damit diese bestimmen kann, ob die gefundene Sache für einen S. zu achten sey oder nicht. Ueber die Frage, wem der gefundene S. gehöre, dem Finder, dem Eigenthümer des Grund und Bodens, oder dem Landesherrn, sind die gesetzlichen Bestimmungen abweichend. In Griechenland gehörten gefundene Schätze hier ganz, dort zum Theil dem Staate, zum Theil dem Finder. Nach römischem Recht gehört der S. zur Hälfte dem Finder, zur Hälfte dem Eigenthümer des Grundstücks, in dem er gefunden wird. Nach dem Sachsenspiegel gehören die Schätze, wenn sie tiefer liegen, als ein Pflug geht, dem Fiskus. In Sachsen gelten über die Schätze folgende, auch gemeinrechtliche Grundsätze. Wer einen S. auf eignem Grunde und Boden gefunden hat, gleichviel ob zufällig, oder durch Nachsuchen, behält ihn ganz. Wendete er vermeintliche Zaubermittel und abergläubige Künste an, und fand er dabei zufällig einen S., so gehört dieser dem Staate. Hat Jemand auf fremdem Grund und Boden ohne Wissen des Eigenthümers nach einem S. gesucht und ihn gefunden, gleichviel, ob unter Anwendung von Zauberkünsten, oder nicht, so gehört der S. ganz dem Eigenthümer des Grundstücks. Hat dagegen dieser von der Anwendung der Zauberkünste gewußt, so fällt der S. dem Staate zu. Hat Jemand auf fremdem Grund und Boden einen S. gefunden, zu dessen Aufsuchung er von dem Eigenthümer des Grundstücks gedungen war, so gehört der S. ganz dem letzteren. Hat er dagegen nach dem S. mit Erlaubniß des Grundeigenthümers gesucht, oder hat er den S. zufällig gefunden, so wird dieser zwischen dem Finder und dem Grundeigenthümer getheilt, gleichviel, ob ersterer im Lohn und Brod des letztern stand, oder nicht. Ein Nutzeigenthümer, z. B. ein Vasall, ein Erbzinsmann, behält den von ihm selbst auf dem Nutzeigenthume gefundenen S. allein, der Nutznießer dagegen kann bloß in dem Falle, wenn er den S. zufällig auf dem ihm zur Benutzung angewiesenen Grundstücke findet, die Hälfte desselben als Finder verlangen, außerdem hat er keinen Theil an dem S. Ein Ehemann hat an dem auf dem Dotalgrundstücke seiner Ehefrau gefundenen S. während der Ehe den Nießbrauch und muß den S. nach getrennter Ehe herausgeben; hat er zufällig selbst den S. gefunden, so gebührt ihm die Hälfte als Finder. So lange ein verkauftes Grundstück dem Käufer noch nicht übergeben worden, ist der Verkäufer berechtigt, den inmittelst gefundenen S., es mag ihn nun der Käufer, oder ein Dritter gefunden haben, entweder zur Hälfte, oder, wenn er durch besondere Nachsuchung gefunden worden ist, ganz zu verlangen. Hat dagegen der Käufer, noch ehe er das Grundstück kaufte, von dem daselbst verborgenen S. Wissenschaft gehabt, so kann er, wenn der Verkäufer solches erweist, selbst nach erfolgter Uebergabe den S. nicht eigenthümlich behalten, sondern wird bloß als Finder betrachtet. Der Eigenthümer des Grundstücks sowohl, als auch der Staat in dem Falle, da ihm der S. gebührt, sind berechtigt, von dem Finder die eidliche Angabe seines Fundes zu verlangen. — Das preußische Recht erkennt die vorgedachten Grundsätze ebenfalls an, jedoch mit folgenden Abweichungen und nähern Bestimmungen. Wer ohne Bewilligung des Eigenthümers auf fremdem Grunde Schätze sucht und findet, oder zur Nachsuchung von Schätzen vermeintlicher Zaubermittel sich bedient, oder bei Nachsuchung von Schätzen Polizeigesetzen, welche zur Verhütung von Feuersbrünsten oder andern gemeinen Beschädigungen gegeben sind, entgegenhandelt, verliert sein Anrecht auf den S., und es fällt dessen Antheil dem Fiskus anheim. Ein auf der Grenze gefundener S. gehört, wenn er auch mehr oder weniger auf dem einen oder andern Grundstücke gelegen, den Grenznachbarn. War ein Grenznachbar selbst der Finder, so gebührt ihm noch der Antheil als Finder. Wegen Aufbewahrung des gefundenen Schatzes, Ausforschung des Eigenthümers und öffentlicher Vorladung desselben muß eben so wie bei gefundenen Sachen verfahren werden. Wer daher bei einem auf fremdem Gute gefundenen S. die Vorschriften der Gesetze über das Finden vernachlässigt, gegen den gilt alles das, was für gleichen Fall gegen den Finder verlorner Sachen verordnet ist. Wer aber in Ansehung eines auf eignem Grunde gefundenen S. es einer Vernachlässigung der gesetzlichen Vorschriften sich schuldig macht, wird mit einer Geldstrafe belegt. — In Oesterreich gilt Folgendes: Von einem S. wird der dritte Theil zum Staatsvermögen gezogen. Von den zwei übrigen Drittheilen erhält eines der Finder, das andere der Eigenthümer des Grundes. Ist das Eigenthum des Grundes getheilt, so fällt das Drittheil dem Ober- und Nutzeigenthümer zu gleichen Theilen zu. Wer sich bei dem Aufsuchen eines S. es einer unerlaubten Handlung

schuldig gemacht, wer ohne Wissen und Willen des Nutzeigenthümers den S. aufgesucht oder den Fund verheimlicht hat, dessen Antheil fällt dem Angeber oder, wenn ein solcher nicht vorhanden ist, dem Staate zu. Finden Arbeiter zufällig einen S., so gebührt ihnen ein Drittheil; sind sie zu Aufsuchung des S.es gedungen worden, so können sie nichts fordern als ihren Lohn. Der Nutznießer hat nur dann einen Antheil am S., wenn er selbst ihn gefunden hat. Der Erbpacht- und Erbzinsmann theilt mit dem Obereigenthümer ein Drittheil des S.es; hat er selbst ihn gefunden, so empfängt er noch ein Drittheil. Wer bloß einen Bodenzins entrichtet und mithin nur die Benutzung der Oberfläche hat, kann keinen Anspruch an vergrabene Schätze machen.

Schatz (in and. Bed.), 1) s. v. a. bewegliche und unbewegliche Habe; — 2) s. v. a. Geld; — 3) ehemals Maß für trockene Dinge und noch jetzt in den Rheinländern ein Flächenmaaß, besonders bei Weinbergen, etwa $^1/_8$ Juchart oder ein Stück, das 1 Ruthe breit und 30 Fuß lang ist.

Schatz (Biogr.), Georg, Schriftsteller, 1763 zu Gotha geboren, studirte zu Jena die Rechte, privatisirte dann in seiner Vaterstadt u. † daselbst 1795. Schrieb: Blumen unter dem Altar der Grazien, Leipz. 1787; — Nachträge zu Sulzers Theorie der schönen Künste, das. 1792; — übersetzte Werke von Cazotte, Franklin, Goldoni u. A.

Schatzamt, s. v. a. Schatzkollegium.

Schatzbach, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Landg. Pfarrkirchen; über 100 Einw.

Schatzbar, s. v. a. Steuerpflichtig.

Schatzbirne (Pomol.), Birnensorte, s. v. a. Tresor.

Schatz-Zedeler-Agasi (türk.), der schwarze Verschnittene, der die Kinder des Sultans bewacht.

Schatzen, s. Schätzen.

Schatzendorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensb., Landg. Waldmünchen; über 100 Einw.

Schatzgräber, s. Schatz (Sittengesch.).

Schatzgut, s. v. a. Steuerbares Gut.

Schatzhaus, 1) s. v. a. Magazin; — 2) s. Schatz (Staatsw.).

Schatzhofen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Niederbayern, Landg. Landshut; 120 Einw.

Schatz-Inseln, austral. Inselgruppe, Salomons-Archipel, im großen Südocean.

Schatzk (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Tambow, grenzt nördlich an den Kreis Jelatma, östlich an den Kreis Spask, südlich an den Kreis Morschansk und westlich an das Gouv. Riäsan und hat einen Flächenraum von 52$^{9}/_{10}$ □M. und 90,000 Einw. Das Land wird von der Zna bewässert, in welche hier die Wäscha mündet. Die Einwohner verfertigen viele gölzerne Geräthe. — 2) Kreisstadt daselbst, nördlich von Tambow, an der Schatscha; 5 Kirchen, Kreisschule, 18 Fabriken; über 6000 Einw.; wurde im Jahre 1553 gegründet und mit Streligen, Puschkaren u. Kosaken bevölkert.

Schatzkästlein (Lit.), Buchtitel gewöhnlich von pietistischen und mystischen Erbauungsschriften, z. B. Jübders „S. der Kinder Gottes", Bas. 1790.

Schatzkammer, 1) s. Schatz (Staatsw.); — 2) Buchtitel.

Schatzkammerscheine, s. Staatspapiere.

Schatzkasten, Kasten zur Aufbewahrung eines Schatzes.

Schatzkollegium (Schatzamt, Schatzkommission, Staatsw.), Behörde, welche die Einnahme und Ausgabe eines Landes oder einer Stadt verwaltet.

Schatzlar (Bernstadt, Bärnstadt, Geogr.), 1) österr.-böhm. Studienfondsherrschaft, Kr. Königgrätz; umfaßt 7537 J. 506 □ Kl. Areal und in 12 Orten 5950 Einw.; — 2) Stadt (Marktflecken) das.; Bergschloß, Grenzzollamt, 3 Jahrmärkte; 1070 Einw.

Schatzmeister, 1) (Staatsw.), Beamter, der öffentliche Geldeinahmen in Empfang nimmt und gehörigen Ortes wieder abgibt; — 2) bei geschlossenen Gesellschaften, namentlich bei den Freimaurern s. v. a. Rechnungsführer.

Schatzrath, s. v. a. Schatzkollegium; auch ein einzelnes Mitglied desselben.

Schatzung (Staatsw.), öffentliche Abgabe nach Verhältniß des Vermögens, Alters, Standes der Staatsbürger.

Schau, 1) Besichtigung eines Gegenstandes; — 2) besonders s. v. a. Deichschau; — 3) s. v. a. Schauamt; — 4) das Gebäude, in dem gewisse Sachen besichtigt werden; — 5) s. v. a. Deichband; — 6) das gute Ansehen einer Sache oder das, was ihr ein gutes Ansehen gibt; s. Schauen; — 7) (Seew.), eine hintere, nach ihrer Tiefe zusammen gewickelte Flagge, um die am Ufer befindlichen Schaluppen und Boote an Bord zu rufen, einen Lootsen zu rufen, auch als Nothzeichen.

Schau (Gesch.), Dynastie in Japan (s. d.).

Schauamt, 1) s. Schauanstalt; — 2) s. v. a. Deichamt.

Schauanstalt, in manchen Ländern oder Städten die Einrichtung, daß gewebte Zeuche vor dem Verkaufe öffentlich untersucht werden, ob sie die gehörige Güte haben, was entweder von obrigkeitlichen Personen (Schauamt), oder von Meistern derselben Zunft (Schaumeistern) geschieht. Bei Tüchern ist eine dreimalige Besichtigung gebräuchlich, auf dem Stuhle, nach dem Walken und auf dem Rahmen; die für gut befundenen Stücke erhalten einen Stempel.

Schaub, 1) kleines Bündel, besonders s. v. a. Dachschaub; — 2) (Waarenk.), eine Art Baffetas.

Schaubach, Ernst Adolf, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten auf dem Gebiete der Geographie, war den 30. Jan. 1800 zu Meiningen geboren, der dritte Sohn des 1849 verstorbenen Konsistorialraths Johann Konrad S. Mannichfaltige schwere Krankheiten, die seine Kinderjahre trübten, hemmten zwar vielfach den regelmäßigen Unterricht des Knaben, dagegen erhielt seine Einbildungskraft um so reichere Nahrung, und über den Landkarten, die auf seinem Krankenbett lagen und von Seite der Aeltern belehrend erklärt wurden, bildete sich die

Geistesrichtung aus, die ihn später zu so schönen Resultaten führte. Seit seinem 10. Lebensjahre verschwanden die Krankheiten endlich, und S. blühte nun geistig und körperlich kräftig empor. Die zahlreichen Truppendurchmärsche 1813 gaben seinem natürlichen Talente im Zeichnen u. Malen reichen Stoff, wie er denn alle Waffengattungen und alle ausdrucksvollen Physiognomien, die ihm begegneten, in überraschender Schnelligkeit und Treue auf das Papier zu fesseln wußte. Unter der Leitung seines Vaters tüchtig vorgebildet, bezog er 1819 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, beschäftigte sich aber dabei viel mit Philologie u. Erdkunde, an welche er schon damals die Geschichte und die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften anknüpfte. Nachdem er 1821 die Universität Göttingen mit der zu Jena vertauscht, kehrte er, mit einem reichen Schatz von Kenntnissen ausgerüstet, 1822 in seine Vaterstadt zurück, wo er als Privatlehrer thätig war u. 1832 Tertius an der Bürgerschule ward, nachdem er diese Stelle schon ein Jahr lang als Vikar verwaltet. Als 1835 Gymnasium und städtische Schule getrennt wurden, ward ihm eine Stellung am ersteren angetragen; er lehnte sie jedoch ab und war seitdem Haupt und Leiter der Schule, seit 1846 mit dem Titel herzogl. Professor. Seine wissenschaftlichen Arbeiten setzte er daneben unermüdlich fort, und zwar wendeten sich dieselben immer ausschließlicher der Erdkunde zu, deren Bereich für ihn ein sehr ausgedehnter war, da sie zugleich das ganze Völkerleben mit umfaßte. In diesem Sinne ist seine „Uebersicht des Herzogthums S. Meiningen nach seiner physischen Oberfläche" (in Emmrichs„Archiv für meiningische Landeskunde für 1832") abgefaßt. Seine erste selbstständige Schrift war eine „Beschreibung des Dolmar" (1832), mit einem großen Panorama und einer Abhandlung über das Thüringerwaldgebirg überhaupt. Großartige Entwürfe deutete er in einer kleinen Schrift „Die Nordsee-Mittelmeer-Bahn und der Main-Werra-Elbe-Kanal", Hildburghausen 1845, an. Seine wiederholten Reisen nach den deutschen Alpenlanden, namentlich nach Tyrol, das er von 1824—47 10mal besuchte, machten ihn hier so heimisch, wie es kaum ein Eingeborner seyn kann, und gaben seinem Geiste unerschöpflichen Arbeitsstoff. Einzelne Theile des Alpenlandes bildete er in großen Reliefkarten mit vollkommenster Genauigkeit nach, die nicht den kleinsten Hügel vergaß, ja jeden Wald und jedes Haus wieder erkennen ließ. Seinen lang gehegten und mühsam vorbereiteten Plan, in einer umfassenden Arbeit ein Gesammtbild alles Merkwürdigen der Natur, der Kunst und des Völkerlebens, an dem jene Gebirgsgegenden so reich sind, zu geben, brachte er endlich in der Schrift „Die deutschen Alpen", Jena 1845—47, 5 Bde., zur Ausführung, ein Werk, das durch seine wissenschaftliche Gediegenheit und Vollständigkeit u. seine lebensvolle Darstellung alle ähnlichen Werke weit hinter sich läßt und zu einem wahrhaften Nationalbuche geworden ist. Sein Wunsch, demselben ein Kupferwerk nach seinen wundertreuen Zeichnungen anzuschließen, ward durch äußere Schwierigkeiten vereitelt. Das Land und Volk, das er so schön und würdig gefeiert, hatten 1847 den lieben, wohlbekannten Gast zum letzten Male begrüßt; schon seit einiger Zeit kränklich, † er am 28. Nov. 1850, als treuer, gewissenhafter und, was so selten, geliebter Lehrer von seinen Schülern betrauert, als guter Gatte und Vater von den Seinigen beweint, als ein ächtes Biederherz von Allen geachtet, ein spiegelreiner Charakter, von dem man in Wahrheit sagen konnte: Er hat keinen Feind gehabt. Einen großen Theil seiner Zeichnungen über Tyrol hat der Erbprinz von Meiningen angekauft, vielleicht (und dies wäre ein verdienstliches Werk) um einen Lieblingswunsch des Geschiedenen zu erfüllen.

Schaubbret (Mühlenw.), Schieber in der vordern Seite des Mehlkastens, mit einer Oeffnung, worin das eine Ende des Beutels befestigt ist; durch das S. kann der Beutel schlaffer oder straffer gestellt werden.

Schaube (v. ungar. Suba), ein mit Marder- und andern Fellen reich besetztes, der Litewka ähnliches ungarisches Oberkleid, besonders im 14.—16. Jahrhundert gebräuchlich.

Schaubediente (Wasserb.), s. v. a. Deichbeschauer.

Schaubenlage, Reihe Dachschauben, die an eine Latte gebunden sind.

Schauber, 1) Art Fischhamen, die man vor sich hinschiebt, dem Kratzhamen ähnlich; — 2) s. Dachschauben.

Schauberger, Johann Georg, Bildhauer und Stukkaturer, arbeitete anfangs in Wien, ging dann um 1730 nach Olmüz und zuletzt nach Brünn, wo er 1751 †. S. hinterließ viele Arbeiten in Stukko, auch Statuen in Marmor. In der St. Johanneskirche zu Brünn sind alle Bildhauerarbeiten sein Werk; auch in andern Kirchen und Häusern daselbst findet man solche, so wie in der Pfarrkirche zu Holleschau. S. galt für einen der besten Bildhauer in den österreichischen Staaten.

Schaubert, Eduard, Architekt aus Schlesien, ging, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, die er sich in Breslau und auf der Akademie der Künste in Berlin erworben, nach Griechenland, wo er als Oberarchitekt der Regierung beauftragt wurde, mit dem Griechen Kleanthes den Plan von Athen zu entwerfen, der aber durch L. v. Klenze wesentliche Abänderungen erhielt; doch leitete S. fortan die Neubauten in Athen. Gleichzeitig wurde nach S.s Stadtplänen im Piräus und zu Eretria gebaut. Im Piräus rühmte man namentlich ein großes Transitomagazin als schön und solid gebaut. Mit L. Roß war er bei den Ausgrabungen und Untersuchungen auf der Akropolis und nahm genaue Zeichnungen von den Propyläen, dem Erechtheion, dem Tempel der Nike Apteros u. s. w. Der Tempel der Nike wurde unter seiner und des Architekten L. Hansens Leitung wieder hergestellt. Ueber diese Unternehmungen gaben die beiden Architekten mit dem Archäologen Professor L. Roß ein eigenes Werk heraus unter dem Titel:

Die Akropolis von Athen, nach den neuesten Ausgrabungen, I. Abtheilung: der Tempel der Nike Apteros, Berlin 1839, Roy.-Fol. Dann wurde unter S.s technischer Leitung auch das Parthenon von fremden Zuthaten gereinigt, namentlich die türkische Moschee im Inneren desselben weggeräumt. Zu den letzten, von S. in Griechenland unternommenen Werken gehört der Plan zum Monumente des berühmten Archäologen Ottfried Müller, eine antik gearbeitete Grabsäule mit Ornamenten aus pentelischem Marmor, welche 1842 auf dem Grabe des genannten Gelehrten gesetzt wurde. Er u. Hansen fertigten den Plan zu der neuen Gemeindekirche in Athen in rein byzantinischem Style. Von S. ist auch der Plan zur neuen Sternwarte, welche 1843 auf dem Nymphenhügel zu Athen in griechischem Style gebaut wurde. S. bekleidete in Athen die Stelle eines königl. Ober-Bau- und Ministerialrathes, ging aber 1844 nach Rom.

Schaubfisch (Ichthyol.), s. v. a. gemeiner Barsch, Perca fluviatilis.

Schaubhut, 1) großer, zum Schutz gegen Regen und Sonnenschein dienender Strohhut gemeiner Leute; — 2) (Chir.), s. v. a. Mitra Hippocratis, hippokratische Mütze.

Schauboden, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Purgstall; 120 Einw.

Schaubrode (Denkbrode, jüd. Rel.), 12 Brodkuchen aus feinem Weizenmehl, nach der Zahl der 12 israelitischen Stämme. Sie wurden von den Kehathiten an jedem Sabbath neu bereitet, im Heiligen der Stiftshütte und des Tempels auf einem übergoldeten Tische in zwei gleichen Stößen, auf jedem Stoß eine Schale mit Weihrauch, aufgestellt und fielen den Priestern zu.

Schaubsand, s. v. a. Triebsand.

Schaubühne, 1) s. v. a. Bühne; — 2) (Bauk.), s. Theater; — 3) (Lit.), Buchtitel, namentlich für Sammlungen dramatischer Werke.

Schaucke (Schiffsb.), s. v. a. Bullen.

Schaudeiche, s. v. a. Hauptdeiche.

Schauder (Physiol.), eine eigenthümliche Affektion der Haut, indem diese plötzlich zusammenschrumpft, womit eine zitternde Bewegung verbunden ist. Schrecken und Furcht sind die gewöhnlichen physischen Ursachen. Der geringere Grad heißt Schauer und wird gewöhnlich durch Kälte, aber auch durch alle schnell wirkenden Gefühle, selbst freudige, hervorgerufen. Auch das den Fiebern eigenthümliche Frösteln gehört hieher; vgl. Gänsehaut.

Schaudinnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost.-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Ragnit; über 100 Einw.

Schaudorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 120 Einw.

Schaudukaten, s. Dukaten.

Schaueltag, s. v. a. Schautag.

Schauen, s. v. a. sehen, besonders 1) mit großer Aufmerksamkeit sehen, besichtigen, prüfen; — 2) s. Färbekunst.

Schauen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Beeskow-Storkow; Vorwerk; 120 Einw.; — 2) (Klein-S.), daf; über 100 Einw.; — 3) Herrschaft daselbst, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Halberstadt, dem Grafen v. Grote gehörig, sonst reichsunmittelbar; bringt an Revenuen gegen 8000 Thlr. Ursprünglich zum Stift Walkenried gehörig, ward sie 1528 an Stolberg verpfändet und 1611 an ein Glied des Geschlechts v. Münchhausen überlassen, von dem sie Braunschweig einlöste, worauf sie 1680 an den Grafen v. Waldeck kam, von diesem aber 1689 an den Oberst Grote verkauft wurde. — 4) Dorf und Hauptort daf.; Schloß, Försterei, Mühle; 520 Einw.

Schauenburg (Geogr.), 1) sonst besondere kurhess. Provinz, jetzt Theil der Prov. Niederhessen, an Hannover, Lippe und Westphalen grenzend; umfaßte 9¼ □Meil. mit etwa 30,000 Einw.; vgl. Niederhessen; — 2) Ruine eines Bergschlosses, das schon im 16. Jahrhundert zerfiel und von welchem die Provinz ihren Namen hat. Die Burg war ursprünglich der Stammsitz eines gleichnamigen Grafengeschlechts, welches schon im 12. Jahrhundert erscheint. Adalbert v. S. war (1126 — 1132) Schirmvogt des Stifts Kaufungen und beförderte die Stiftung des Klosters Nordshausen. Durch seinen Enkel entstanden 2 Linien, von denen die eine, welche den alten Namen beibehielt, bald erlosch, die andere aber, welche in Folge der Erwerbung des hersfeldischen Schlosses Wallenstein den Namen Wallenstein annahm, erst im vorigen Jahrhundert ausstarb. Schon im Anfang des 13. Jahrhunderts war die S. mit vielen andern Gütern an das Erzstift Mainz verkauft worden, das die Burg 1332 an die v. Dalwigk als Lehn gab. — 3) Ruinen, s. Oberkirch 2); — 4) schweiz. Mineralbad nebst Burgruine, Kanton Baselland schaft, bei Liestal.

Schauenburg (Biogr.), General der franz. Republik, erobert am 2. März 1798 Solothurn und Freiburg, überwältigte am 5. März den 3 Mal schwächeren schweizerischen Posten bei Frauenbrunn, schlug beim Grauenholz den berner General Erlach und übernahm im Mai den Oberbefehl an Brune's Stelle, ward aber am 26. Mai bei Häglingen geschlagen und wurde im folgenden Jahre durch Massena ersetzt. Während seines Kommando's fanden die Mordscenen in Graubünden Statt.

Schauend (bot. Term.), s. v. a. Spectans.

Schauensee, Franz Joseph Leonti Meyer von, Komponist, geb. den 10. August 1820 zu Luzern in der Schweiz, erhielt schon im 5. Jahre vom dortigen Organisten Müller Unterricht im Gesange und Orgelspiele, und zwar mit äußerst glücklichem Erfolge. Später kam er des lateinischen Studiums wegen nach Neu-Sankt Johann, einem Filialkloster der Abtei St. Gallen. Da er hier keine Orgel vorfand, übte er sich desto fleißiger auf dem Klavier, der Violine und dem Violoncell. Nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus beschäftigte er sich auch mit der Theorie der Tonsetzkunst und lieferte selbst einige nicht mißlungene Versuche in der Kom-

position. Bald entschloß er sich, Mönch zu werden, und ließ sich in dem Cisterzienser-Kloster S. Urban aufnehmen, was er aber bald wieder bereute. Nach überstandenem Noviziate wanderte er daher wieder weiter und ging auf den Wunsch seines Großvaters nach Mailand, woselbst er die berühmtesten Kompositionen hörte, die geschätztesten Sänger kennen lernte und für seine weitere Ausbildung in der Musik sehr thätig war. Im Jahr 1741 wurde er Soldat im sardinischen Schweizerregiment Keller u. machte einige Feldzüge mit, ohne jedoch seine Lieblingsneigung aufzugeben. Er komponirte häufig am Zelttisch, und während der Kantonirung in Turin brachte er mehre größere Werke für Kirche, Theater und Kammer fertig, die ihm vielen Ruhm erwarben. Bei Nizza wurde er, bereits zum Oberlieutenant avancirt, gefangen genommen, bald darauf aber auf Ehrenwort, jedoch mit der Klausel, ferner nicht mehr zu dienen, wieder entlassen. Er ging nun nach Hause und erhielt durch väterlichen Einfluß eine Rathsherrnstelle in seiner Vaterstadt, später das Unterzeugamt. Seine Lieblingsbeschäftigung bildete auch jetzt die Musik. Im Jahre 1752 trat er noch zum geistlichen Stand über und wurde vom päpstlichen Nuntius eigenhändig zum Priester geweiht. Er † als Protonotarius apostolicus, Sacellonus honoris, Organist und Oberkapellmeister des altadeligen Stiftes St. Leodegar zu Luzern. Er hinterließ an gedruckten und handschriftlichen Werken: 40 Arien, betitelt „De semine bono"; 16 Offertorien, „Obeliscus musicus" benannt; „Ecclesia triumphans in campo"; „Pontificale Romano-Constantiense musicum"; 7 kurze Messen und Motetten; „Cantica Doctoris"; 32 Antiphonien; 12 Salve regina, 6 Alma Redemptoris, 6 Ave, 8 Regina coeli 2c.; „Pantheon Musicum"; 8 Orgelkonzerte; „Phoebus"; 6 Vespern; „Tabellarius musicus"; 6 Sinfonien; eine 2 Stunden lang währende Messe für 3 Chöre, 26 Singstimmen u. Orchester; „Omne trium perfectum"; Dreifaltigkeits-Messe; „Par nobile fratrum"; 2 Psalmen; viele einzelne Offertorien, Vespern, Litaneien, Miserere, Requiem; Orgelkonzerte, 18 Klaviersonetten u. s. w.; ferner die Singspiele: „Il triomfo della gloria"; „Il Palladio conservato"; „Applausi festiosi della Sardegna"; „Hortus conclusus" (Kantate); die parnassische Gesandtschaftsmusik; Fried- und Freudenfest; fünfstündige Göttereper „Brutus"; die komische Oper: „Der verlorene Beutel eines Geizhalses."

Schauenstein (Geogr.), bayer. Marktflecken, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Naila; Schloß, 2 Eisenhämmer, Mühle; 600 Einw.

Schauer, 1) Einer, der etwas sieht oder besieht, daher s. v. a. Schaubeamter; — 2) die Gehülfen der Schiffszimmerleute; — 3) ein großer Becher.

Schauer, 1) ein gegen die rauhe Witterung geschützter Ort; — 2) (Bauw.), s. v. a. Regendach; — 3) leichtes Gebäude, um darin verschiedene Gegenstände gegen den Regen aufzubewahren; — 4) s. v. a. Scheuer; — 5) (Physiol.), ein schnell vorübergehender Regen, Hagel oder Wind; — 6) (Med.), s. Schauder; — 7) s. v. a. Epilepsie.

Schauer (ägypt. Gesch.), s. v. a. Schawr.

Schauer (Biogr.), Friedrich, Graveur und Mechaniker in Berlin, jetzt lebender geschickter Künstler, auch durch Stahlradirungen bekannt. S. erfand eine Reliefkopirmaschine, wodurch die Verschiebung der Linien, welche bei der colasschen Maschine oft so unangenehm wirkt, gänzlich zu vermeiden ist; 1840 erhielt er von der preuß. Regierung ein Privilegium darauf.

Schauerbad, s. Bad.

Schauerberg (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Alt- und Neu-S.), R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Erlbach; Schloßruine, Mühle; 160 Ew.; — 2) R.-B. Pfalz, Kanton Waldfischbach; 140 Einw.

Schauerburg, Burgruine, s. Tholey.

Schauereck, österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Ldgr. Bärenec k, in der Elsau; 360 Einw.

Schauerholz, s. v. a. Scheuerholz.

Schaueria (Bot.), nach Nees, Gatt. der Acanthaceae Justicieae Nees. Einzige Art: S. calicotricha Nees, Justicia calicotricha Link et Otto, in Brasilien.

Schauerleute (Seew.), s. v. a. Schauer 2).

Schauermannsknopf, s. Knopf.

Schauernheim (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Mittelfranken; Ldgr. Neustadt; Schloßruine; 350 Einw.; — 2) R.-B. Pfalz, Kanton Mutterstadt; 440 Einw.

Schauerscher Balsam (Balsamum Schauerі, Med.), sonst berühmter Balsam, der aus einer Menge gewürzhafter Kräuter, Blumen, Wurzeln, Rinden, Samen, Harzen 2c. bereitet und theils als Riechmittel, theils bei Nervenkrankheiten innerlich und äußerlich gebraucht wurde.

Schauerschlange (Amphib.), s. v. a. gemeine Klapperschlange, Crotalus horridus L.

Schauessen (Sittengesch.), bei großen Mahlzeiten Gericht, meist Konditoreiwaaren, das nur zur Verzierung auf die Tafel gesetzt und nicht gegessen wird.

Schauf, Johann Nepomuk, Zeichner und Architekt, 1757 zu Herzamnniesteg im drubimer Kreise geboren, war an der Normalschule zu Preßburg Lehrer der Zeichnenkunst; † um 1810. Gab heraus: Theorie der Säulenordnungen, sammt einer ungarischen National-Säulenordnung, Preßburg 1790; — Allgemeine Begriffe von Künsten und Künstlern, angewendet auf die bildenden Künste, Preßburg 1794; — Grundbegriff zur schönen Baukunst, Wien 1806; — Die Feierlichkeiten bei der Krönung des Kaisers Leopold II. als Königs von Ungarn, Wien 1790.

Schaufar (jüd. Ant.), Posaune, vor deren Ton der Satan wich; man durfte sie nicht ansehen, wenn sie geblasen wurde, weil man sonst Gefahr lief, den Satan zu sehen.

Schaufel, 1) Werkzeug, welches dazu bestimmt ist, z. B. Erde und Steine 2c. von einem Platz auf den andern fortzuschaufeln, und das sich fast in jedem Hauswesen vorfindet. Die S.n sind verschiedenartig eingerichtet und je nach der

Anwendung derselben verschieden benannt; so hat man z. B. Malz-S.n, welche ganz aus Holz und mit einem graden Stiele versehen sind; man gebraucht sie zum Umwenden ꝛc. des Malzes; ferner Kohlen-S.n, welche ganz aus Eisen gefertigt sind und gar kein Holz an sich haben, und die gewöhnlichen, zum Schaufeln von Erde und andern Gegenstände bestimmten, welche aus einem 2—$2^1/_2$ Fuß langen, gekrümmten Stiele von gutem Holze bestehen, an dessen Ende ein mit einer Dille versehenes eisernes Blatt (Schaufelblatt) angebracht ist, das mit dem Stiel und der Dille einen Winkel von 120° bildet; — 2) Werkzeuge, mittelst welcher man etwas schöpfen, aufheben und fortschieben kann (s. Schaufelwerk); — 3) (Einfallschaufel), die auf dem Kreuze eines Wasserrades nach der Richtung des Halbmessers oder die zwischen dem Kreuze desselben angebrachten Breter, gegen welche der Stoß des Wassers anprallt und so das Rad in Bewegung setzt. Man hat solche Räder mit geraden und gekrümmten S.n; doch ist der Effekt der ersteren bedeutender als der der letzteren. — 4) Der flache breite Theil der Ruder, welcher sich beim Rudern eines Kahnes od. kleinern Schiffes im Wasser befindet; — 5) s. v. a. Unterschaufel; — 6) s. Sattel; — 7) s. Gehörn; — 8) s. v. a. Schaufelzahn.

Schaufelband, Thürenband in Gestalt einer Schaufel.

Schaufelblatt, 1) s. Schaufel 1); — 2) der breite, flache Theil eines Wellzapfens, der in die Welle eingelassen wird.

Schaufelboden (Mühlenw.), s. Mühle.

Schaufelbohrer, s. v. a. Löffelbohrer.

Schaufelbreite, s. Schaufelung.

Schaufelbret, s. v. a. Schaufel 3).

Schaufelbürger, s. v. a. Pfahlbürger.

Schaufelein, s. v. a. Schäufelein.

Schaufelente (Ornith.), s. v. a. Bergente, Anas marila *L.*, s. Ente.

Schaufelfisch (Ichthyol.), s. v. a. Zygaena Tiburo *L.*

Schaufelfliege (Entom.), s. v. a. Schnabelmücke, Rhingia rostrata *L.*

Schaufelförmiges Bein (Anat.), das Kreuzbein.

Schaufelgehörn (Schaufelgeweih), s. Gehörn.

Schaufelhirsche (Säugeth.), nach Oken, die 2. Gruppe der Hirsche mit Geweihenden, die an ihrer Wurzel in eine breite Tafel verwachsen sind. Hierher die rinderartigen Hirsche: Damhirsch, Rennthier, Elenn.

Schaufelhose, s. Hose 2).

Schaufelkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Cychrus *Latr.*

Schaufelkopf (Ichthyol.), Fischgatt., s. v. a. Platycephalus *Bloch*, Eleotris *Ok.*

Schaufelkranz, der Kranz eines Wasserrades.

Schaufelkrebs (Krustac.), Krebsgatt., s. v. a. Squilla.

Schaufelkunst, s. v. a. Schaufelwerk.

Schaufellänge, s. Schaufelung.

Schaufelmühle, s. Schaufelwerk.

Schaufelmorchel (Bot.), Pilzgatt., s. v. a. Spathularia *Pers.*, Spathulea *Fr.*

Schaufelohr, Pferd, welches zu lange und breite Ohren hat.

Schaufelpflug, s. Pflug.

Schaufelpilz (Bot.), Hautpilzgatt., s. v. a. Sistotrema *Fr.*

Schaufelqualle (Zoophyt.), Quallengatt., s. v. a. Cunina *Cuv.*

Schaufelrad, s. v. a. Wasserrad, besonders ein unterschlächtiges.

Schaufelrecht, 1) das Recht, den Acker eines Andern gegen einen gewissen Zins zu bebauen; — 2) das Recht, Zinsgüter zu verbessern; — 3) s. v. a. Schaufelschlag 1).

Schaufelschlag, 1) (Fegerecht), Recht auf den Schlamm, der aus einem zwei Grundstücke scheidenden Graben ausgeworfen wird; — 2) der Ort, wo Einer dieses Recht hat; — 3) der aus einem Kanale oder Graben ausgeworfene Schlamm selbst; — 4) der Rand des Kanals, wohin der ausgefegte Schlamm geworfen werden darf.

Schaufeltabak (Bot.), Tabaksvarietät, s. v. a. länglichblättriger Maryland-Tabak, s. Nicotiana macrophylla *Spr.*

Schaufelung, die in einem Wasserrade befindlichen Schaufeln und das Einsetzen dieser Schaufeln, wobei die Schaufellänge und Schaufelbreite mit der Menge des vorhandenen Aufschlagwassers und die Entfernung der einzelnen Schaufeln unter sich (Schaufelweite) mit der Schnelligkeit des Wassers in gehöriges Verhältniß zu bringen ist.

Schaufelwerk (Mechan.), Maschine, womit z. B. bei Wasserbauten und Ausschlämmen von Kanälen und Gräben das Wasser herausgepumpt wird, so daß der Arbeiter dann ruhig darin arbeiten kann. Sie besteht aus einer langen, vielleicht 1 Fuß breiten und $^1/_2$—$^3/_4$ Fuß hohen Röhre, deren Inneres entweder durch eiserne, ganz gut anschließende Platten oder häufiger kleine Bretchen ausgefüllt ist. Durch die Mitte dieser Bretchen geht ein eiserner Stab, welcher mit dem der nächstfolgenden, wie dieser wieder mit seinem Nachfolger durch ein Gelenk verbunden ist, so daß die ganze Maschine einem Kranze ähnlich ist, dessen einer Theil jedoch sich stets in der Röhre befindet. Bei der Anwendung der Maschine wird dieselbe schräg, und zwar mehr oder weniger, je nachdem es die Lage des Ortes, wo gearbeitet wird, mit sich bringt, in das Wasser gestellt; natürlich muß aber so viel Platz bleiben, daß bei dem Drehen an einer Kurbel, welche oben an der Maschine angebracht ist, der Kranz über eine Welle oder einen Korb geleitet wird u. die Schaufeln desselben freien Spielraum haben. Wird nun an der Kurbel gedreht, so gehen die einzelnen Schaufeln nach oben, nehmen aber unten eine Portion Wasser mit fort, welches sie dann oben wieder ausgießen, und auf diese Weise wird der Graben oder Kanal ꝛc. wasserleer, da gewöhnlich der Zufluß

durch mitunter bedeutende Werke abgesperrt ist. Man hat auch doppelte Schaufelwerke, welche sehr breite Schaufeln und zwei eiserne Stäbe haben, die sie mit einander verbinden. Etwas Aehnliches ist die Saugpumpe der Bergleute behufs des Hebens des Wassers aus dem Schachte (vgl. Pumpen). Wird das S. durch eine Windmühle betrieben, so heißt es Schaufelmühle.

Schaufelzähne (Zool.), 1) die breiten Vorderzähne der Pferde, Hirsche ꝛc.; — 2) die breiten Zähne, welche Schafe mit zunehmendem Alter statt der spitzigen bekommen.

Schauffenberg, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Jülich; 370 Einw.

Schaufler, 1) (Siegeth.), s. Damhirsch; — 2) (Ornith.), s. v. a. Löffelreiher, Platalea leucorodia L.; — 3) s. v. a. Schaufelzähne.

Schaufrei (Wasserb.), von einem Deiche, dessen Zustand bei der Deichschau tadelloss befunden wird.

Schaufuß, Heinrich Gotthelf, Maler, geb. zu Chemnitz 1760, bildete sich unter dem Professor J. E. Schenau und trat dann in die Porzellan-Manufaktur zu Meißen, wo er mehre Jahre thätig war. S. malte Porträte und historische Darstellungen auf Porzellan und in Email, in Pastell und in Sepia, die großen Beifall fanden, schon auch deswegen, weil sie oft berühmte Originale nachbilden. S. war Zeichnungslehrer an der Manufaktur zu Meißen und hatte den Titel eines Hofmalers. Er † um 1833. Darnstedt stach nach ihm einen leidenden Christus für Horrers „Kommunionbuch", Meißen 1800.

Schaugericht, 1) s. v. a. Schauamt; — 2) s. v. a. Schauessen.

Schaugroschen, Schaugulden, s. v. a. Medaille.

Schaugsten (Groß-S.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 130 Einw.

Schauherr, 1) s. v. a. Schaubeamter; — 2) s. v. a. Berggeschworner.

Schaukel, Vorrichtung, durch welche man sich in eine auf- und niedergehende Bewegung zu setzen im Stande ist. Die einfachste S. ist ein Bret oder Balken, die nur in der Mitte eine Unterlage haben, oder auch ein Seil, das oben an zwei Bäumen oder Ständern oder an einem Balken befestigt ist; statt des Seils bedient man sich zweier Stangen, die oben an einer beweglichen Welle befestigt sind, und zwischen welchen unten ein kleiner Stuhl eingehängt ist. Die Steh-S. hat die Gestalt eines Nachens oder langen breiten Bretes, das an 4 Stangen oder Stricken, die in Ringen an 4 in einem länglichen Viereck gestellten Ständern hängen, befestigt ist und welcher 2 oder 4 Schaukelnde sich gegenüber und an den Stricken oder Stangen sich festhaltend stehen. Künstlicher ist die griechische od. russische S. Eine starke bewegliche Welle ist zwischen zwei Ständern oder Säulen horizontal angebracht; in der Mitte der Welle sind 2 Kreuze von starkem Holze, und zwischen je 2 Armen dieser Kreuze hängt am Ende ein Stuhl, der sich leicht um einen Bolzen bewegt, so daß die untere Seite des Stuhls nach unten gekehrt bleibt, wenn auch das Kreuz sich herumdreht. Das Herumdrehen der Welle wird durch Kurbel, Trilling oder Kammrad bewirkt. Diese S. ist bei den russ. Volksfesten vorzüglich in Gebrauch. Ueber die Streck-S. s. Turnen.

Schaum, 1) s. Luftblase; — 2) (Kond.), Mischung von Eidotter oder Eiweiß und Zucker, oder von aufgelöstem Gummi und Hausenblasen und Zucker, die zu mancherlei Backwerk gebraucht wird, s. Konditorei; — 3) leichte Unreinigkeiten, die besonders beim Kochen mancher Flüssigkeiten auf der Oberfläche schwimmen; — 4) schaumige Masse, die beim Sieden und Schmelzen des Zuckers oben aufschwimmt und entfernt werden muß; — 5) leichte Schlacke, die beim Schmelzen der Metalle entsteht; — 6) (Bergb.) fettige Materie, die sich auf den Bergwassern sammelt; — 7) s. v. a. feines Stroh, s. Strohhüte.

Schaumann (Biogr.), Johann Karl, Wachsbossirer von Nürnberg, fand in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts mit seinen Arbeiten großen Beifall. Er bossirte Bildnisse nach Kupferstichen und nach dem Leben, Thiere, Früchte u. s. w. † um 1795. — 2) Johann Christian Gottl., Rechtsgelehrter und Philosoph, 1768 zu Husum geboren, war Lehrer am Pädagogium, dann Privatdocent in Halle, seit 1794 Professor der Philosophie zu Gießen, wo er 1821 †. Schrieb: Ueber transcendentale Aesthetik, Leipz. 1789; — Psyche, Halle 1791, 2 Bde.; — Ideen zu einer Kriminalpsychologie, das. 1792; — Wissenschaftliches Naturrecht, das. 1792; — Versuch über Aufklärung, Freiheit und Gleichheit, das. 1793; — Philosophie der Religion, das. 1793; — Elemente der allgemeinen Logik, Gießen 1793; — Krkt. Abhandlung zur philosoph. Rechtslehre, Halle 1793; — Moralphilosophie, Gießen 1796; — Versuch eines allgem. Rechts, Halle 1796, 2 Bde.; — Aphorismen zur Logik und Metaphysik, Gießen 1794; — Methodologie des Nachdenkens, das. 1796; — Mann und Weib, Hadamar 1802, u. A.; — 3) s. Schumann und Schoumann.

Schaumartig (Min.), von einem Mineral, dessen Gefüge locker und schuppig auf einander liegt.

Schaumberg, Schloßruine bei Schalkau 2).

Schaumberger, Johann, Historienmaler, arbeitete zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Salzburg und in anderen Gegenden. In der von 1699—1704 erbauten Ursulinerkirche zu Salzburg sind Altarblätter von ihm.

Schaumblumen, s. Künstliche Blumen.

Schaumburg (Geogr.), 1) preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Küstrin; 480 Einw.; — 2) s. v. a. Schauenburg; — 3) Schloß, s. Fachingen; — 4) schweiz. Bad, s. Prattelen.

Schaumburg (Biogr.), 1) Grafen von S., s. Holstein (Gesch.); — 2) Gertrude, Gräfin von S., Gemahlin des jetzigen Kur-

fürsten von Hessen; — 3) Johann Gottfried, Rechtsgelehrter, 1703 zu Zerbst geboren, ward 1734 Professor der Rechte zu Rinteln, 1736 zu Jena, wo er 1746 †. Schrieb: Einleitung zum sächs. Recht, Leipz. 1728, 4 Bde., n. Aufl. v. R. K. Benningsen, Dresden 1781; — Principia praxeos juridicae Judiciariae, Jena 1738, n. Aufl. von J. A. Reichard, das. 1804; — Compendium jur. Digestorum, das. 1746, 4. Aufl., Leipz. 1766.

Schaumburg-Lippe, Fürstenth., s. Lippe.

Schaumcikade (Entom.), s. v. a. Cicada spumaria *L.*, Cercopis spumaria *Fabr.*

Schaumcylinder (Papierf.), Maschine mit durchgehenden Stäben, die den Papierzeuch feiner zerarbeiten, dem Holländer ähnlich, aber ohne Messer.

Schaumdiele (Schiffsb.), das hintere, horizontale Bret am Steuerruder eines Flußschiffes, das durch seine Bewegung im Wasser das Hintertheil nach der andern Seite treibt und so dem Schiffe die verlangte Richtung gibt.

Schaumeister, s. Schauanstalt.

Schaumerde (Min.), Varietät des erdigen Kalkspaths, s. Karbonspath 5) d) γ).

Schaumerz (Min.), s. v. a. Braunsteinschaum (Braunsteinrahm), s. Manganschaum.

Schaumgyps (Min.), s. v. a. Gypsblüthe, Varietät des blätterigen Gypses, s. Gyps 5).

Schaumig (bot. Term.), auch Schäumig, s. v. a. Spumosus.

Schaumkalk (Min.), Varietät des erdigen Kalkspaths, s. v. a. Schaumerde (s. d.).

Schaumkelle, blecherne, auf dem Boden fein durchlöcherte Kelle, um den Schaum von einer Flüssigkeit abzunehmen; besonders in den Zucker- und Salzsiedereien gebraucht.

Schaumkille (Bot.), nach Oken, Balgpilzgatt., s. v. a. Spumaria.

Schaumkraut (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Cardamine *L.*

Schaumlöffel, 1) (Hausw.), großer durchlöcherter Blechlöffel, um damit den Schaum von kochenden Speisen abzunehmen; — 2) (Bleiarb.), ähnlicher Löffel, mit dem die Schlacke von dem schmelzenden Blei abgenommen wird.

Schaummohn (Bot.), s. v. a. Cucubalus Behen *L.*, Silene inflata *Sm.*

Schaumpilz (Bot.), auch Schaumsäubling, Bauchpilzgatt., s. v. a. Spumaria *Pers.*

Schaumprahm (Schiffsb.), s. v. a. Bullen.

Schaumröschen (Bot.), s. v. a. Taubenkropf, Cucubalus Behen *L.*, Silene inflata *Sm.*

Schaumsalz, Seesalz, das sich an von der See bespülten Klippen und Steinen oder Feldern nach dem Verdunsten des Wassers ansetzt.

Schaumschiefer (Min.), Varietät des erdigen Kalkspaths, s. v. a. Schaumerde (s. d.).

Schaumseife, 1) leichte, oft mit wohlriechendem Oel versetzte Seife, die man bereitet, indem man gute weiße Seife bei gelinder Wärme in Kochsalzlauge auflöst, zu Schaum schlägt und wieder gerinnen läßt; — 2) s. v. a. Mandelseife.

Schaumspath (Min.), Varietät des erdigen Kalkspaths, s. v. a. Schaumerde.

Schaumsuppe, s. Suppe.

Schaumsuppen, s. v. a. Medaillen.

Schaumwurm (Entom.), s. v. a. Schaumcicade, Cercopis spumaria.

Schaumzirpe (Entom.), s. v. a. Schaumcikade, Cercopis spumaria *Fabr.*

Schaunberg (Schaumberg), österr. Dorf, Landsb der Ens, Hausruckkreis, Distr. Aschach; Schloß; 180 Einw.

Schaupe, s. v. a. Schaube.

Schauplatz, 1) ein zu theatralischen Darstellungen, Wettkämpfen, gymnastischen Uebungen ꝛc. bestimmter Platz; — 2) Buchtitel, besonders für Schriften, in welchen mehre Gegenstände dargestellt sind, z. B. S. der Künste und Handwerke, Königsb. 1762—1805, gr. 4.

Schauvy, Johann Christoph, Medailleur und Edelsteinschneider, 1685 zu Biberach geboren, erscheint schon 1717 als Senator und Edelsteinschneider in den Bürgerbüchern zu Biberach und schnitt in diesem Jahre die Stempel zu vier Reformationsjubelmedaillen, die jetzt sehr selten gefunden werden. Das Bedeutendste aber, was S. geliefert hat, ist eine Folge von 197 erhaben in Karniol geschnittenen Bildnissen der römischen Kaiser bis zum Untergang des occidentalischen Reiches unter Romulus Augustulus und eben so der byzantinischen Kaiser von Arcadius bis auf Karl den Großen und von da an bis auf Kaiser Franz I., dann die der orientalischen Herrscher. Diese Sammlung fertigte S. für den reichen Kassier des schwäbischen Kreises, Hartmann in Ulm. Dann kam sie in den Besitz der von neubronerischen Patrizierfamilie, und 1832 bot sie der Großhändler Aron Schwab in Ichenhausen zum Verkauf aus. S. † 1757.

Schauren (Geogr.), preuß Dörfer: 1) Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Zell; 220 Einw.; — 2) das., R.-B. Trier, Kr. Bernkastel; 340 Einw.

Schauri, Münze, s. v. a. Sain.

Schaus, afrik. Provinz, Kaiserthum Marokko, Reich Fez.

Schausch, in der Türkei Gerichtspersonen, welche die Parteien vor den Richter fordern und über minder wichtige Streitigkeiten selbst ein Urtheil fällen. Sie begleiten den Sultan beim Ausreiten, selbst in den Krieg, werden, da sie, meist aus Renegaten bestehend, fremder Sprachen mächtig sind, häufig als Dolmetscher und Gesandte gebraucht und holen auf Verlangen die Köpfe der Pascha's. Ihr Oberhaupt heißt S.-Baschi.

Schauschilling, s. Zins.

Schauslan-Schiatibi (türk.), der Schreiber bei einer Oda Janitscharen.

Schausoden (Wasserb.), abgestochene Rasenstücken, welche die Deichpflichtigen vor der Deichschau auf dem Deiche aufsetzen müssen, theils um den Deichbeschauern die Beschaffenheit des zum Deiche genommenen Materials zu zeigen, theils um im Nothfall etwas schnell ausbessern zu können.

Schauspiel, 1) jede Darstellung irgend einer Sehenswürdigkeit sowohl im Gebiete der Kunst und Natur, als auch zur Befriedigung der Neu-

gierde; — 2) jede Darstellung eines dramatischen Gedichts; — 3) jedes dramatische Gedicht selbst, ohne Rücksicht auf Inhalt oder Form, das durch die Darstellung versinnlicht werden soll, daher s. v. a. Drama 1); — 4) (recitirendes S.), im engern Sinne die Mittelgattung zwischen Tragödie und Lustspiel, die, ohne sich zur Höhe des Tragischen zu erheben, sich doch durch Ernst der Handlung vom Lustspiel unterscheidet und dieselbe zu einer freudigen Entwickelung führt. Nach dem behandelten Stoffe unterscheidet man historisches S., Rührspiel oder Rettungsstück (Comédie attendrissant, C. larmoyante), Familiengemälde, Ritter-S., Schäferspiel oder dramatische Idylle, Zauberspiel und romantisches S. s. Drama 2).

Schauspieldichter, Verfasser von Trauer-, Schau- und Lustspielen, besonders aber von Schauspielen. Ueber den ihm gebührenden Gewinnantheil von der Darstellung seiner Werke s. Dramatisches Eigenthum.

Schauspieldirektor, s. Schauspieler.

Schauspieler (lat. histrio, franz. acteur, engl. actor, player), diejenige Person, welche in einer dramatischen Dichtung einzelne Rollen auf der Bühne zu verwirklichen und anschaulich zu machen sucht. Außer der wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung (s. Schauspielkunst) gehört zu den Erfordernissen des S.s ein gutes Organ, Auffassungsgabe und Phantasie, so wie für gewisse Rollen eine vortheilhafte Gestalt. Seit ungefähr 40 Jahren hat man an den größern Bühnen eigene Schauspielerschulen errichtet, in welchen junge Leute in den ihnen nöthigen Vorkenntnissen Unterricht u. später in der Darstellungskunst selbst praktische Uebung erhalten. Die Geschichte des Schauspielerstandes selbst ist an Extremen reich. Das Alterthum überhäufte sie mit Reichthum, und die spätere Zeit wies denselben, vermuthlich ihres durchgängig liederlichen Lebenswandels halber, eine sehr untergeordnete Stellung im Leben an; nach dem römischen Rechte waren sie mit einer Levis notae macula belastet. Das Mittelalter war noch fanatischer. Während auf der einen Seite die Sittlichkeit der S., die gewöhnlich durch Schicksale oder eigene Schuld aus ihren Karrieren gerissen und zu diesem Stande gedrängt worden, freilich sehr untergraben und dadurch verschrieen war, witterte die Geistlichkeit in dem Schauspiel ein Mittel zur Volksbildung und schleuderte ihren Fluch auf Alles, was mit demselben in Beziehung kam. Dieses drückte den Schauspielerstand auf jene ehrlose Stufe hinunter, so daß man den S.n gleich den Selbstmördern sogar das ehrliche Begräbniß versagte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts, wo sich der Schauspielerstand durch die Meisterwerke der Dichter die Gunst der Höfe und seine dadurch gesteigerte künstlerische Ausbildung mehr Achtung erwarb, verloren sich jene Vorurtheile, und neuere Anfeindungen des Priesterfanatismus, wie dies in Frankreich geschehen, fanden natürlich keinen Anklang. Die neueste Zeit hat sie wieder in ein anderes Extrem geschleudert. S. und Schauspielerinnen, und vorzüglich Sänger u. Sängerinnen, von denen die letztern oft kein weiteres Verdienst als die zufällige Naturgabe einer schönen Stimme haben, werden mit einem Enthusiasmus und enormen Besoldungen überschüttet, die, wenn man den Grad der Nüglichkeit berechnet, die sie der menschlichen Gesellschaft gewähren, sehr oft ans Lächerliche streifen und wirklich in Zweifel lassen, wie man um das Wohl der Menschheit wahrhaft verdiente Männer belohnen soll. Daneben hat der unermeßliche Ruhm eines Roscius, Garrick, Talma, Eckhof, Schröder, Iffland, Eßlair, Seydelmann u. A. thatsächlich Schillers bekanntes Wort: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" widerlegt. Während hier die Lichtseite glänzt, liegt, wie in allen unsern socialen Verhältnissen, die Kehrseite gleich daneben; an vielen Bühnen wird durch die Erbärmlichkeit der Besoldung, die gewöhnlich kaum die Hälfte der nothwendigsten Existenzmittel erreicht, in dem Chor- und Balletpersonal ein Proletariat herangezogen, dessen weiblicher Theil dadurch fast gezwungen wird, die Kunst als Nebensache, die Prostitution aber als Hauptgeschäft zu betrachten. Eben so nothdürftig ist das Loos des S.s bei einer sogenannten wandernden Truppe, obgleich dieselben die eigentlichen Pflanzschulen der bedeutendsten Künstler waren und noch sind und durch die gänzliche Vernachlässigung derselben der immer schiefer hervortretende Mangel an tüchtigen S.n um so fühlbarer und die moralische und ästhetische Erbärmlichkeit dieser Truppen um so hervorstechender wird. — Ein Verein von mehren S.n, um Darstellungen zu geben, wird eine Schauspielergesellschaft genannt, welche, je nachdem sie fortwährend an einem Orte bleiben, oder von einem zu dem andern ziehen, stehende, oder reisende Gesellschaften heißen. Die erstern erhalten gewöhnlich von dem Fürsten, in dessen Residenz sie sich befinden, oder von den Ständen eines Landes oder einer Provinz, oder aus städtischem Zuschuß bedeutende Unterstützungen und werden dann königliche Theater, Hoftheater, ständische Theater, National- und Stadttheater genannt. An der Spitze einer Schauspielergesellschaft steht eine Direktion, welche bei kleinen Theatern durch einen Schauspieldirektor, bei größern durch einen Intendanten mit dem nöthigen Hülfspersonal gebildet wird. Vgl. Schauspielkunst.

Schauspielergesellschaft, s. Schauspieler.

Schauspielermesse (Foire des acteurs), in Paris die Sitte, daß im Frühling und Herbst jeden Jahres alle Direktoren, welche Darsteller, und alle Schauspieler, die Engagement suchen, sich dort versammeln, um sich in besonderen Bureaus und Wirthshäusern zu verständigen und in Verhältnisse zu einander zu treten.

Schauspielerschulen, s. Schauspieler und Schauspielkunst.

Schauspielhaus, s. Theater.

Schauspielkunst, die Kunst, ein dramatisches Dichtwerk auf der Bühne durch Darstellung zur Anschauung zu bringen, welcher Zweck

dadurch erreicht wird, daß der darstellende Künstler, der Schauspieler, die Person, welche dargestellt werden soll, sich zuerst im Geiste vorstellt, d. h. die Rolle (s. Rolle) auffaßt und sie sodann durch seine eigene Person, soweit dies möglich ist, versinnlichend darstellt, d. h. spielt. Wenn man hiernach die mit der S. verbundenen Hülfskünste und Handwerksfertigkeiten in Abrechnung bringt, als Dekorirkunst, Maschinerie, Kostümirung, Gesichtsmalerei, so lassen sich Auffassung, Deklamation u. Mimik als Grundbestandtheile der S. ansehen, die im Verein mit jenen Hülfskünsten in schöner Harmonie zusammenwirken müssen, um den Zweck der S. zu erfüllen. Man hat vielfach darüber gestritten, ob die S. als vollberechtigte Schwester neben den übrigen schönen Künsten anzusehen sey, da die Werke, die sie schaffe, mit dem Augenblick, der sie geboren, auch vergingen und darum in sichtbarer Gestalt nicht auf die Nachwelt kämen, und die meisten Aesthetiker haben sie nur als eine vermittelnde Kunst anerkennen wollen; gehen wir aber von dem Grundsatz aus, daß durch sie erst das dramatische Dichtwerk Leben empfängt, so möchte sie von der dramatischen Kunst überhaupt kaum zu trennen seyn, und diese ist unter allen schönen Künsten die wirksamste auf das Gemüth des Menschen, weil natürlich nichts so sehr auf denselben wirken kann, als sich selbst lebend im Spiegel zu sehen. Die dramatische Dichtkunst gibt den Wesen, welche sie schafft, Gedanken und Empfindungen, ja sogar mittelst des theatralischen Spiels Sprache und Bewegung. Die Zauberei der Bühne fesselt die Augen, das Gehör, den Geist und das Herz. Die dramatische Kunst ist die einzige, welche uns ein vollständiges Vergnügen schafft; bei den übrigen Künsten, welche die Natur nachahmen, muß unsere Einbildungskraft ihrem Unvermögen fast immer nachhelfen. Nur die S. braucht diese Nachhülfe nicht, und wenn sie nicht vollkommen täuscht, so liegt es nicht an ihr, sondern an den Fehlern Derjenigen, welche sie ausüben; die S. erfordert natürliche Anlagen, ohne welche der Darsteller nicht einmal den ungebildetsten Zuschauer befriedigen kann, und dem Studium liegt es dann ob, diejenigen Vollkommenheiten zu erlangen, welche ihr den Beifall des Zuschauers von Geschmack und Einsicht erwerben. Die Natur muß also den Schauspieler entwerfen, die Kunst ihn vollends ausbilden. Wenn wir von diesem Grundsatze ausgehen, so finden wir, daß Scharfsinn, Urtheilskraft und Beobachtungsgabe neben lebhafter Einbildungskraft die ersten Erfordernisse sind. Ein Schauspieler kann in seiner Kunst nicht vortrefflich seyn, wenn er nicht in allen verschiedenen Stellungen mit einem geschwinden und sichern Blicke Dasjenige, was ihm zu thun zukommt, zu erkennen vermag. Eine feine Empfindung Dessen, was sich schickt, muß ihn überall leiten. Es ist jedoch nicht genug, daß er alle Schönheiten seiner Rolle auffaßt. Er muß die wahre Art, mit welcher jede von diesen Schönheiten auszudrücken ist, unterscheiden. Nicht genug, daß er sich bloß in Affekt setzen kann man verlangt auch, daß er es niemals als zur rechten Zeit und gleich in demjenigen Grade thue, welchen die Umstände erfordern. Nicht genug, daß sich seine Figur für das Theater schickt, daß sein Gesicht des Ausdrucks fähig ist; wir sind unzufrieden, wenn sein Ausdruck nicht beständig und genau mit den Bewegungen zusammentrifft, die er uns zeigen soll. Er muß nicht bloß von der Stärke und Feinheit seiner Reden nichts lassen verloren gehen; er muß ihnen auch noch alle die Annehmlichkeiten leihen, die ihnen Aussprache und Spiel geben können. Es ist nicht hinreichend, daß er bloß dem Dichter treulich folgt, er muß ihm nachhelfen, er muß ihn unterstützen, um alle Feinheiten seiner Rolle auszudrücken. Ein Blick, eine Bewegung ist zuweilen in der Komödie ein sinnreicher Einfall und in der Tragödie eine Empfindung. Eine Wendung der Stimme, eine Pause, die man mit Kunst angebracht, haben zuweilen das Glück eines Verses gemacht, der nimmermehr die Aufmerksamkeit würde an sich gezogen haben, wenn ihn ein mittelmäßiger Künstler gesprochen haben würde. Bühnenroutine kann zwar den Mangel jener Eigenschaften beim Schauspieler etwas verbergen, und ein solcher kann andere Gaben in einem hohen Grade haben und sie oft zufälliger Weise so glücklich anwenden, daß wir ihm Beifall geben müssen; doch es dauert nicht lange, so erinnert uns wieder ein Mißstand in dem Tone, in der Bewegung, in dem Ausdrucke des Gesichts, daß wir seinen Naturgaben und nicht ihm den Beifall schuldig sind. Mit jenen Eigenschaften muß sich die Empfindung paaren. Unter derselben wird jedoch nicht bloß die Gabe zu weinen verstanden, sondern die Leichtigkeit, in der Seele die verschiedenen Leidenschaften, deren ein Mensch fähig ist, aufeinander folgen zu lassen. In den Bezirk des Trauerspiels gehören nur sehr wenig Leidenschaften: Liebe, Haß, Ehrgeiz; die Komödie hingegen schließt keine einzige Leidenschaft aus, und diese alle muß der Schauspieler annehmen und von einer auf die andere überspringen können. Weil aber die Leidenschaften in der Komödie nicht so gewaltsam sind, als in der Tragödie, so muß der Komiker die Empfindung zwar in einem größern Umfange, der tragische Schauspieler aber in einem männlicheren Grade besitzen. Empfindung und Feuer liegen nahe bei einander. Von dem letztern kann der Schauspieler nie zu viel haben, denn es besteht nicht in der Heftigkeit der Deklamation oder in den Bewegungen, sondern es ist nichts Anderes als die Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Theile, die einen Schauspieler ausmachen, zusammentreffen, um seinem Spiele das Ansehen der Wahrheit zu geben. In diesem Sinne nur ist es unmöglich, daß ein Schauspieler zu viel Feuer haben könne. Man wird ihn zwar mit Recht tadeln, wenn sein Spiel mit dem Charakter oder der Stellung, in welcher er sich befindet, nicht übereinkommt, und wenn er, anstatt Feuer zu zeigen, nichts als konvulsivische Verzuckungen sehen und ein überla-

stiges Geschrei hören läßt; allein dann werden Leute von Geschmack ihm nicht all zu viel Feuer Schuld geben, sondern sich vielmehr beklagen, daß er nicht genug habe. Kommt der Schauspieler bei Stellen außer sich, wo er nicht außer sich kommen soll, so ist dieses unnatürlich; allein er verfällt in diesen Fehler nicht aus Ueberfluß, sondern aus Mangel an Feuer; er empfindet alsdann nicht Das, was er empfinden sollte, er drückt Das nicht aus, was er ausdrücken sollte, folglich hat er kein Feuer, und Das, was wir an ihm bemerken, ist nur Ungeschicklichkeit. Allein nicht nur in den Hauptrollen, sondern auch in den Nebenrollen ist Feuer unerläßlich, weil diese nicht etwa zum Ausflicken da sind, sondern einen Einfluß auf das Ganze haben. Die Vertrauten z. B. in den Trauerspielen haben in den Erzählungen oft so vortreffliche Stellen, daß sie ohne jene Eigenschaften Alles verderben würden. Kommen wir nun zu den Vorzügen, welche gewisse Fächer insbesondere haben müssen, so finden wir diese in der Komödie bei den komischen Rollen nöthig, bei Denjenigen, welche sich im Trauerspiele durch ihre Tugenden unsere Bewunderung und durch ihre Unglücksfälle unser Mitleiden erwerben sollen, und bei den Liebhaberrollen in beiden Arten des Schauspiels. In Beziehung auf die Komik ist Munterkeit derjenigen Schauspielern unumgänglich nöthig, welche zum Lachen bewegen sollen. Wenn der Schauspieler eine Person vorstellt, ohne selbst Vergnügen daran zu haben, so hat er das bloße Aussehen eines gedungenen Menschen; theilt er aber das Vergnügen mit dem Zuschauer, so kann er sich auch versprechen, zu gefallen. Die Munterkeit ist, natürlich mit Ausnahme der derselben entgegengesetzten Charaktere, der wahre Apollo der Komiker, jedoch versteht es sich von selbst, daß diese Munterkeit mehr im Spiele, als auf dem Gesicht bemerkt werden muß. Man gibt den tragischen Schauspielern die Regel: weinet, wenn ihr wollt, daß der Zuschauer weinen soll, und könnte den Komikern die Regel geben: lachet fast niemals, wenn ihr wollt, daß der Zuschauer lachen soll. Hinsichtlich der Heldenrollen könnte man annehmen, daß zur Darstellung eines wahren Helden auch ein erhabener Charakter gehöre. Unter dieser Erhabenheit muß man jedoch nicht die Narrheit gewisser Tragiker verstehen, welche auch außer dem Theater sich immer noch Heroen zu seyn einbilden, auch nicht das Vorurtheil Einiger von ihnen, welche große Schauspieler den allergrößten Männern gleich schätzen und lieber gar behaupten, es sey leichter, ein Held zu seyn, als einen Helden gut vorzustellen. Die Hoheit der Seele, von welcher hier geredet wird, besteht in einem edeln Enthusiasmus, der von Allem, was groß ist, in der Seele geweckt wird. Dieser ist es, welcher die vortrefflichen tragischen Schauspieler von den mittelmäßigen unterscheidet und sie in den Stand setzt, das Herz des gemeinsten Zuschauers mit Bewegungen zu erfüllen, die er sich selbst nicht zugetraut hätte. Will der Schauspieler im Trauerspiel den Zuschauer täuschen, so muß er sich selbst täuschen, sich einbilden, daß er wirklich das ist, was er vorstellen soll. Alsdann wird man in ihm nicht mehr den frostigen Schauspieler erblicken, welcher uns durch galante Töne und Bewegungen für eingebildete Begebenheiten einnehmen will, sondern er wird zum unumschränkten Gebieter über unsere Seele, zum Zauberer, welcher das Unempfindlichste empfindlich machen kann. Hinsichtlich der Liebhaberrollen könnte man wohl mit eben so vielem Rechte behaupten, daß nur diejenigen Personen, welche zur Liebe geboren sind, Liebhaberrollen spielen können. Eine wahre Zärtlichkeit auszudrücken, ist die bloße Kunst nicht ausreichend. Man mag sich auch noch so sehr bestreben, das unschuldige und rührende Wesen derselben zu erreichen, es wird doch noch immer von der Natur eben so weit verschieden seyn, als die frostigen Liebkosungen einer Buhlerin von den glühenden Blicken aufrichtiger Liebe. Man stellt alle obigen Leidenschaften unvollkommen vor, wenn man sich ihren Bewegungen nicht überläßt, aber wenigstens stellt man sie doch unvollkommen vor. Man ahmt mit kaltem Blute den Ton eines Zornigen schlecht nach; allein man kann doch wenigstens einige von den andern äußerlichen Zeichen, durch welche er sich an den Tag legt, entlehnen, und wenn man in verschiedenen Rollen auch nicht die Ohren betrügt, so betrügt man doch wenigstens die Augen. In Liebhaberrollen aber kann man eben so wenig die Augen als die Ohren betrügen, wenn man nicht von der Natur eine zur Liebe geschaffene Seele bekommen hat. Der Grund, warum man zwar die Larve der andern Leidenschaften borgen, die Entzückungen der Zärtlichkeit aber nur auf eine sehr ungetreue Art nachbilden kann, wenn man nicht selbst liebt, oder wohl gar zu lieben nicht fähig ist, liegt nicht fern. Die übrigen Leidenschaften malen sich bloß dadurch auf dem Gesichte, daß sie in den Zügen eine gewisse Art von Veränderung verursachen. Die Zärtlichkeit hingegen hat so wie die Freude das Vorrecht, der Gesichtsbildung neue Schönheiten zu geben und ihre Fehler zu verbessern. Daher also, daß man uns von gewissen Leidenschaften ein unvollkommenes Bild vorstellen kann, ohne von ihnen selbst beherrscht zu werden, folgt noch nicht, daß man die sanfte Trunkenheit der Liebe auch nur unvollkommen nachahmen könne, ohne sie selbst zu fühlen. Daraus folgt, daß man sich mit solchen Rollen nicht mehr abgeben darf, wenn man nicht mehr in dem glücklichen Alter, zu lieben, ist.

Wollen wir nun von den äußeren Gaben reden, welche beziehungsweise zu jenen Rollen nöthig sind, so kommen wir zuerst zur Stimme. Bei Komikern ist es fast genug, wenn wir nur Alles, was sie sagen, hinlänglich verstehen, und wir können ihnen eine mittelmäßige Stimme gar gern nachsehen; der Heldenspieler hingegen muß eine starke, majestätische und wohlklingende Stimme haben, der, welcher im Lustspiele Standespersonen vorstellt, eine edle, der Liebhaber eine angenehme, die Liebhaberin eine bezaubernde. Eine reizende Stimme kann viele andere Unvollkommenheiten verbergen. Bei mehr als einer Gelegenheit hat die Verführung der Ohren über das Zeugniß der

Augen gesiegt, und eine Person, der wir unsere Huldigung verweigerten, wenn wir sie bloß sahen, hat sie vollkommen zu verdienen geschienen, wenn wir sie gehört haben. Hinsichtlich der Gestalt ist es Erforderniß, daß der Liebhaber im Lustspiel eine liebenswürdige, der Held im Trauerspiele eine imposante Gestalt habe. Weil es wahrscheinlich ist, daß die Gesinnungen eines edeln weiblichen Charakters sie bewegen können, bei einem Helden die nicht allzuregelmäßige Bildung seines Gesichts in Ansehung seiner übrigen großen Eigenschaften zu vergessen: so ist es eben nicht so unumgänglich nöthig, daß der Liebhaber im Trauerspiele von einer durchaus reizenden Gestalt sey, wenn seine Rolle sich nur ungefähr zu seinem Alter schickt. Im Lustspiele aber pflegt man strenger zu seyn. Weil dieses uns in den Gesinnungen und Handlungen seiner Personen nichts als das Gewöhnliche zeigt, so bilden wir uns seine Helden auch von keinen so einnehmenden Verdiensten ein, daß sie über das Herz siegen könnten, ohne die Augen zu reizen, und seine Heldinnen stellen wir uns nicht so gar zärtlich vor, daß sie bei dem Geschenke ihres Herzens nicht auch ihre Augen zu Rathe ziehen sollten. Die Gestalt des Liebhabers muß die Zärtlichkeit Derjenigen, von welcher er geliebt wird, rechtfertigen, und die Liebhaberin muß uns ihre Liebe nicht bloß mit lebendigen Farben schildern, sondern wir müssen sie auch nicht für unwahrscheinlich halten, noch ihren schlechten Geschmack dabei tadeln können. Bei den Liebhaberinnen ist diese Bedingung noch nothwendiger, als bei den Liebhabern. Es ist zwar nicht eigentlich Schönheit, was sie besitzen müssen, sondern es ist etwas, was mehr als Schönheit ist, jene gewisse siegende Anmuth, welche eben so gewiß immer rührt, als es wahr ist, daß sie sich nicht beschreiben läßt. Gleiche Bewandtniß hat es mit denjenigen Personen, welche der Dichter in Anschauung ihres Standes oder ihrer Gesinnungen über das Gemeine stellt; ihre äußere Gestalt darf ihre Rolle nicht erniedrigen. Obgleich die Natur ihre Gaben natürlich nicht nach dem Glanze der Geburt einrichtet, und mit einer sehr schlechten Physiognomie sehr ehrwürdige Titel verbunden seyn können, so ist es uns doch zuwider, wenn wir einen Schauspieler von geringem Ansehen eine Person von Stande vorstellen sehen. Seine Gestalt muß edel und seine Gesichtsbildung sanft und glücklich seyn, wenn er gewiß seyn will, Hochachtung und Mitleiden in uns zu erregen. Hinsichtlich des Alters muß zwischen dem des Schauspielers und der darzustellenden Person ein angemessenes Verhältniß herrschen. Ein Porträt, das wegen seiner Zeichnung und seiner Farbenmischung auch noch so schätzbar ist, wird doch mit Recht getadelt, wenn es diejenige Person, die es vorstellen soll, älter macht. Eben so wird uns ein Schauspieler, wenn er auch sonst noch so vollkommen spielt, nur mittelmäßig gefallen, wenn er für seine Rolle all zu alt ist. Es ist nicht genug, daß man uns Thekla nicht mit Runzeln und den Max nicht mit grauen Haaren zeigt, wir verlangen beide in allen Reizen ihrer Jugend zu sehen. Dies wären ungefähr die natürlichen Gaben, ohne welche es nicht gut möglich ist, in der S. etwas Vorzügliches zu leisten. Wie viel Häßliches würden wir auf der Bühne vermeiden, wenn alle Schauspieler so billig gewesen wären, sich darnach zu prüfen; noch weniger Stümper aber würden wir sehen, wenn Diejenigen, die diese Prüfung vorgenommen und darin bestanden haben, nicht geglaubt hätten, daß sie nunmehr schon vollkommene Schauspieler wären. Sie haben jetzt höchstens erst die Anlagen von dem, was sie seyn sollen, und müssen nun erst von der Kunst Das erborgen, was sie vollkommen macht.

Die erste Anforderung an die Kunst ist die Wahrheit der Vorstellung. Diese besteht in dem Zusammenflusse aller Wahrscheinlichkeiten, welche den Zuschauer zu täuschen geschickt sind. Die einen entstehen aus dem Spiele des Schauspielers, die andern aus gewissen Modifikationen bezüglich der Kleidung oder der Ausziehung des Orts, wo er spielt. Das Spiel ist nur dann wahr, wenn man darin Alles bemerkt, was sich für das Alter, den Stand, für den Charakter und die Umstände der Person schickt, die er vorstellt. Mienen und Gesten, als Hauptsache des Spiels, müssen vor Allem wahr seyn. Der Schauspieler muß die Leidenschaften nicht allein in seinem Gesichte ausdrücken, sondern er muß sie auch lebhaft ausdrücken können, nur darf er sein Gesicht dadurch nicht verstellen. Gemeiniglich aber fällt man in diesen Fehler nur dann, wenn man nicht wirklich, nachdem es die Stellung der Person erfordert, aufgebracht oder gerührt ist. Empfindet man wirklich eine von diesen beiden Eindrücken, wie man ihn empfinden soll, so wird er sich ohne Mühe in den Augen abmalen; muß man aber seine Seele erst mit aller Gewalt aus ihrem Todesschlafe reißen, so wird sich der innere gewaltsame Zustand auch in dem Spiele und in den Mienen verrathen. Die Gesten sind entweder solche, welche eine bestimmte Bedeutung haben, oder nur zur Belebung des Spiels dienen. Die erstern sind nicht willkürlich, sondern bilden eine gewisse Sprache, die wir, ohne sie gelernt zu haben, alle reden und durch die sich alle Nationen verstehen können. Durch die Kunst werden sie weder deutlicher, noch nachdrücklicher gemacht, sie kann den Schauspieler höchstens lehren, sich ihrer so zu bedienen, wie es sich für seine Rolle schickt. So erfordert z. B. das edle Komische weniger heftige Gesten, als das Niedrigkomische, und das Tragische noch weniger, als das edle Komische, denn die sich selbst überlassende Natur macht weit unmäßigere Bewegungen, als wenn sie von der Erziehung oder dem Ernste eines zu beobachtenden Anstehens im Zaume gehalten wird. Ueberhaupt müssen alle Gesten der durch sie ausgedrückten Seelenstimmung entsprechen; sie dürfen nicht einstudirt, sondern müssen dem unmittelbaren Gefühl entsprungen seyn. Hinsichtlich der Wahrheit der Recitation lassen sich wegen der Verschiedenheit der Stimmen natürlich noch weniger Regeln angeben. Nur die Natur kann die Töne, welche sich am besten schicken, vorschreiben und die Empfindung ist die alleinige Lehrerin in der Modulation der Stimme, durch

welche man in den Zuhörern beliebige Bewegungen erregen kann. Nur davor soll sich der Schauspieler hüten, daß er diejenigen Töne, welche dem Anscheine nach einerlei sind, nicht unter einander verwechsele. So würde man z. B. einen großen Fehler begehen, den naiven und aufrichtigen Ton, welche einander fast gleich sind, beim Recitiren zu verwechseln. Der eine gehört einer Person an, welche nicht Witz oder Stärke genug hat, ihre Gesinnungen zu verbergen, sondern ihre Geheimnisse wider ihren Willen ausplaudert, der andere ist mehr das Zeichen der Aufrichtigkeit, als der Beschränktheit oder Schwäche, und gehört für Personen, welche zwar Geschick genug hätten, ihre Gedanken und Empfindungen zu verbergen, dieses aber aus Liebe zur Wahrheit nicht thun. Den ironischen Ton kann man z. B. bei Zorn, Verachtung oder auch bloßer Munterkeit anwenden; allein der, welcher sich bei dem einen Falle schickt, ist durchaus nicht bei dem andern anzuwenden. Im Lustspiel ist bei der Recitation alles Deklamiren zu vermeiden, die Stellen ausgenommen, in welchen die Lächerlichkeit dadurch erhöht werden soll. Der Schauspieler darf im Lustspiel nicht anders als außer dem Theater reden, wenn er sich wirklich in den Umständen befände, in welchen sich die darzustellende Person befindet. Bei der Prosa läßt sich dieses eher anwenden, als bei der Poesie; allein wenn man auch annehmen kann, daß sich in ganzen Schauspielergesellschaften kaum eine Person findet, welche Verse gehörig aussprechen kann, so ziehen die Schauspieler dieselben doch vor, da sie sich leichter lernen; Sylbenmaß und Reim müssen aber die Wahrheit des Dialogs nothwendig verringern, und so kann sich der Schauspieler nicht Mühe genug geben, das eine zu unterbrechen und den andern zu verstecken. Hinsichtlich der Deklamation bei der Tragödie ist man nur deshalb uneinig, weil man sich zu verschiedene Begriffe von der Deklamation macht. Wenn man darunter eine gewisse schwülstige und prahlende Recitation versteht, ein unsinniges monotones Singen, welches das Herz kalt läßt und bloß die Ohren betäubt, so muß eine solche Deklamation freilich aus der Tragödie verbannt bleiben, nicht aber die Majestät des Vortrags, welche bei einer natürlichen Recitation bestehen kann und sich vorzüglich für jene Tragödien schickt, deren Stoff dem fabelhaften Alterthum entlehnt ist. Man darf zwar auch da die Natur nicht übertreiben, allein man muß sie doch in all ihrer Größe und ihrem Glanze zeigen. Eine üble Gewohnheit mancher Schauspieler ist die, ihre Stimme zu zwingen; sobald man aber nicht mehr in seinem natürlichen Tone redet, ist es auch schwierig, der Wahrheit gemäß zu spielen. Ein anderes Hinderniß ist die Monotonie, deren es vielerlei Arten gibt. Manche Schauspieler bleiben beharrlich in derselben Modulation, wie die kleinen Instrumente, mit denen man gewisse Vögel abrichtet; andere betonen gleichmäßig in allen Schlußtönen, besonders Verse, und sind fast immer gewohnt, mit der tiefen Oktave zu schließen; wiederum andere wiederholen allzu oft dieselben Wendungen der Stimme, wozu sie besonders durch die Nothwendigkeit verleitet werden, eine lange Reihe von Versen majestätisch auszusprechen. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß man bei Versen unter allen Umständen den Ruhepunkt der Cäsur zu vermeiden habe; es ist dieses bloß ein Anstoß für diejenigen Schauspieler, welche ohne Verstand und Geschmack mehr auf die Zahl der Sylben als auf die Verbindung der Gedanken Acht geben. Beim Trauerspiel in Versen ist es natürlich schwierig, den Reim zu verstecken, denn der Abschnitt des Verstandes zwingt oft, beim Schluß eines jeden Verses inne zu halten, und verursacht eine Art von Gesang, dem man am besten dadurch abhilft, wenn man jenen Abschnitt nach Beschaffenheit der Umstände entweder verkürzt, oder verlängert. Der Vervollkommnung sehr vieler Schauspieler thut auch besonders ihre gewisse Art zu spielen sehr vielen Eintrag. Besitzen sie z. B. die Kunst, zu rühren, so wollen sie dieselbe überall anwenden, und weil ihnen der weinende Ton gut steht, so sind sie fast nie daraus zu bringen. Hinsichtlich des Memorirens der Rollen versteht es sich von selbst, daß dieses so gut als überhaupt nur möglich geschehen muß. Der Schauspieler ist fast nicht im Stande, auch nur einigermaßen treu den Charakter, den er vorstellen soll, wiederzugeben, wenn sein Gedächtniß arbeiten muß, und selbst wenn er talentvoll ist, kann er nur einen sehr geringen Gebrauch von seinen Fähigkeiten machen, wenn er sich erst auf seine Worte besinnen soll. Es springt dieses so sehr in die Augen, daß selbst die Anforderung erklärlich wird, daß der Schauspieler nicht nur seine eigene, sondern selbst einen Theil der übrigen Rollen wissen soll. Abgesehen von den kurzen oder sogenannten Klappreden, wo dieses besonders der Fall seyn muß, muß man fast immer auf dem Theater, ehe man das Stillschweigen bricht, seine Rede durch einiges Spiel vorbereiten, welches nach Beschaffenheit der Umstände der Rede eine kürzere oder längere Zeit vorhergehen muß; dieses ist aber rein unmöglich, wenn man nichts als die letzten Worte von der Rede weiß, auf welche man antworten soll. Es gibt zwar Schauspieler, die mit vieler Routine durch sogenanntes Extemporiren sich bei Verlegenheiten ihres Gedächtnisses helfen; allein dieses dient nur dazu, die übrigen Schauspieler, wenn sie nicht darauf einzugehen vermögen, zu verwirren, und endet sehr oft mit einem völligen Steckenbleiben. Auch die Kunst der Gesichtsmalerei und der Kostümirung ist für die Wahrheit der Vorstellung nicht ohne Bedeutung. Wollen wir nun Dem, was man gewöhnlich das natürliche Spiel nennt, einige Worte widmen, so versteht sich, daß, wenn man darunter weiter nichts als die Ungezwungenheit versteht, diese alle Schauspieler haben müssen; versteht man jedoch darunter eine durchaus genaue Nachahmung der Natur, so kann man wohl behaupten, daß der Schauspieler größtentheils sehr geschmacklos werden würde, wenn er dieses immer beobachten wollte. Der Komiker darf nicht nur, sondern er ist sogar gezwungen, dann und wann seine Rolle zu übertreiben; nur muß er auch dabei

eine Art von Regeln beobachten und nicht weiter als die Natur gehen. Gleichfalls muß der Schauspieler eine Art von Vorbereitung treffen und nicht eher übertreiben, als bis er den Zuschauer in eine Art von Aufregung versetzt hat, die ihm nicht so strenge zu urtheilen erlaubt.

Außer diesen unumganglich nöthigen Eigenschaften verlangt die wahre Kunst aber auch noch eine Menge von Feinheiten für den schärferen Beobachter. Hierher gehört vorzüglich das stumme Spiel, welches die Schauspielerinnen oft dadurch zu ersetzen suchen, daß sie ihre Augen unter den Zuschauern umherrollen lassen. Hinsichtlich des Trauerspiels glaubt man, daß es große Bewegungen in uns erregen müsse; hieraus darf man jedoch nicht schließen, daß sich auch der Schauspieler ununterbrochen diesen Bewegungen überlassen dürfe. Sehr oft ist es gut, wenn er in denjenigen Augenblicken, in welchen gewöhnliche Charaktere glauben, daß er sich in der gewaltsamsten Bewegung befinden müsse, ganz ruhig zu seyn scheint. In diesem Absticke liegen hauptsächlich die Feinheiten, welche im Trauerspiele anzubringen sind; allein ein Künstler ohne Erhabenheit der Seele wird sich dieselben kaum vorstellen, vielweniger sie anbringen können. Hinsichtlich der Komik genügt zu bemerken, daß uns der Komiker entweder über seine eigene Person, od. die andern, oder über die Lage lachen macht, in welcher sich beide befinden, und hieraus folgt, daß man vorzüglich die Extreme der die Personen bezeichnenden Leidenschaften und die Umstände, welche sie hervorbringen müssen, ins Auge faßt, so z. B. bei einem Geizigen das Auslöschen eines überflüssigen Lichts ꝛc. Ueber seine Person kann man lachen machen, wenn man sie etwas thun läßt, was ihren Absichten zuwider ist, so z. B. ein Liebhaber, der gegen seine Geliebte im heftigsten Zorne ist und sie fliehen will, ergößt uns immer, wenn wir ihn aus Gewohnheit den Weg zum Zimmer seiner Geliebten nehmen sehen. Unter Anderm gehört auch der rechte Gebrauch der Anspielungen und das Parodiren aus Munterkeit oder Unwillen hierher, die Hindernisse, die man den sich prägnant ausdrückenden Leidenschaften eines Andern in den Weg legt ꝛc. Vor allen Dingen muß man sich jedoch vor falscher Anwendung hüten; eine Feinheit darf die Person nicht witzig machen, welche keinen Witz zeigen soll oder kann. Sie dürfen auch bei heftigen Bewegungen nicht angebracht werden, weil die Feinheiten eine völlige Freiheit der Vernunft voraussetzen. Eine besondere Aufmerksamkeit verlangt die Vorbereitung großer Bewegungen, das stufenweise Steigen derselben und die Verbindung in dem Uebergange von einer auf die andere. Ein guter dramatischer Dichter läßt die Zuschauer niemals merken, wohin er sie führen will, und der Schauspieler muß sich hierin nach dem Verfasser richten; er darf uns das letzte nicht eher sehen lassen, als bis wir eben darauf kommen sollen. Ist nun aber das Spiel eines Schauspielers auch wahr und fein, so wird man ihn zwar bewundern, aber immer noch etwas vermissen, wenn er nicht die Anmuth im Vortrage und Spiel damit verbindet. Im Trauerspiel ist diese mit unter der Majestät begriffen, welche überall darin herrschen muß; im Lustspiel, besonders im feinern, läßt sie sich schwer erklären, noch schwerer lassen sich Regeln davon geben, und man könnte höchstens sagen, daß sie darin bestehe, wenn man der Natur auch sogar in ihren Fehlern Zierde und Reiz gibt. Ein jeder Gegenstand ist einer Art von Vollkommenheit fähig, und ein jeder, den man auf der Bühne zeigt, muß so vollkommen seyn, als er es nur immer seyn kann. Je schwerer, wie wir gesehen, jedoch die Kunst ist, desto mehr Nachsicht sollten wir gegen die jungen Schauspieler haben, wenn sie mit den natürlichen Gaben, die ihnen nöthig sind, auch den gehörigen Eifer, in ihrem Werke vortrefflich zu werden, verbinden. Hervorgegangen aus dem mächtigen Streben des menschlichen Herzens nach dem Schönen, Das zu sehen, zu empfinden, was es will, was ihm die tief in die Brust eingesenkte Liebe zum Vollkommnern als nebelhaftes Ziel vorhält, nicht Das was ihm die rauhe Wirklichkeit mit ihren tausend Schwächen bietet, muß sie sich nothwendig so lange vervollkommnen, als jener Trieb, durch den Schein des Ideals über die mangelhafte Wirklichkeit getäuscht zu werden, in dem Gemüthe des Menschen im Steigen begriffen ist. Das Theater kann eben so wenig als eine Schule der Moralität angesehen werden, als ein bloßes Mittel zur Zerstreuung; es soll uns das Leben im geistigen Spiegel vorhalten, uns ein Mittel geben, unsere eigenen Schwächen darin zu erblicken, zu erkennen, und wenngleich diese letztere Meinung sehr oft angegriffen und die S. als eine bloße Dienerin der Genußsucht und Zerstreuung hingestellt worden ist, so läßt sich doch wohl nicht bestreiten, daß sie selbst bei jenem Theile, welcher sie von diesem Standpunkte aus beurtheilt, unter Umständen tiefere Eindrücke zurückgelassen hat.

Als eine aus Vorliebe gepflegte Kunst finden wir die S. bei allen civilisirten Völkern, und zwar bildete sie sich in Europa zuerst in Griechenland aus. Als sie noch in ihrem ersten Stadium, der Aufführung von lyrischen und erzählenden Gesängen bei den Götterfesten, war, waren die Schauspieler aus einem Kreise freier, gebildeter Bürger genommen, von dem Dichter selbst geleitet; allein später, zur Zeit des Demosthenes, als sich die Ansprüche des Publikums mehrten, wurde man genöthigt, bestimmte Personen sich der S. widmen zu lassen, wodurch ein eigener Stand der Schauspieler entstand (Hypokritai). Derjenige, welcher die Hauptrolle spielte, der Protagonist, trat jetzt an die Stelle des Dichters; er studirte die Rollen ein, leitete die Aufführung und wurde so der Direktor. Der Hauptsitz dieser Truppen war in Athen, von wo aus sie bei Festen auch andere Städte besuchten; geringere gaben jedoch auch Vorstellungen auf dem Lande. Die Vorstellungen wurden entweder von einzelnen Truppen gegeben, oder es wetteiferten mehre zusammen, und die Protagonisten hatten sodann beim Siege der einen oder andern wettkämpfenden Parteien den Beifall, oder die Schande. Ausgezeichnete

Schauspieler wurden mit Ehren überschüttet; sie wurden mit Kränzen und Geschenken belohnt, ihre Namen wurden in den Schulen aufgezeichnet, und Statuen wurden ihnen errichtet; ihre Gehalte waren sehr bedeutend, und es wird erzählt, daß Polos od. Aristodemos 1 Talent (12,000 Thlr.) in zwei Tagen verdient habe. Schlechte Schauspieler wurden hingegen mit Pfeifen, Pochen und Zischen bestraft, auch wohl gar von der Bühne gejagt, geprügelt und mit hohen Geldstrafen belegt. Obgleich schon damals vorzüglich die guten Schauspieler sich durch Liederlichkeit und frivole Sitten bemerklich machten, so standen sie doch bei dem Volke in großem Ansehen; sie wurden oft von fremden Fürsten eingeladen, und man trug ihnen sogar, ihrer Gewandtheit wegen, Staatsgeschäfte auf. Die größten Redner benutzten sie als Lehrer in der Deklamation und Gestikulation, und Demosthenes soll dem Schauspieler Neoptolemos 10,000 Drachmen (2500 Thlr.) gegeben haben, um ihn mit langem Athem sprechen zu lehren. Der Umstand, daß die Schauspiele der Alten stets mit der Religion verbunden waren, hatte einen wesentlichen Einfluß auf ihre später erfolgte höhere Ausbildung. Im Anfange waren die Elemente der Tragödie und Komödie gemischt, bis endlich der bessere Geschmack beide schied; der Tragödie ließ man jedoch immer noch ein Possenspiel (s. Satyrdrama) folgen. Eben so verhielt es sich mit der S. in Unteritalien, wo in den griechischen Kolonialstädten die Hilarotragödien, parodirte Tragödien, entstanden. In Rom stand die S. nicht in so hohem Range; die Schauspieler (histriones), und vorzüglich die, welche fremde Spiele aufführten, wurden noch zu Cicero's Zeiten zu dem niedrigsten Pöbel gerechnet und hatten Sklavenrang, nur die nationalen Atellanen wurden von Söhnen römischer Bürger angeführt. Dennoch gab es einzelne ungewöhnliche Künstler, welche bei den vornehmsten Römern in besonderer Achtung standen, z. B. Roscius und Pylades. Die Bezahlung vorzüglicher Schauspieler war ebenfalls so hoch gestiegen, daß die Sumtuargesetze auch auf Minderung dieses Aufwandes sich erstreckten und M. Antonius 5 Aurei festsetzte, die 10 nicht übersteigen durften. Zu den Etruskern kamen die Schauspiele von den Römern, bestanden jedoch nur in Aufführung von Possen durch umherziehende Gaukler; eigentliche dramatische Werke bekamen sie erst von den Griechen Unteritaliens; auch hier wurden den Trauerspielen komische Nachspiele (Exodien) beigegeben. Die Juden bekamen die S. ebenfalls von den Römern; das erste Theater in Jerusalem wurde unter Herodes gebaut. Auch bei den christlichen Völkern war die Kirche die Wiege der S. durch die in den Schulen aufgeführten biblischen Legenden (Kirchenschauspiele). Zwar eiferte die Geistlichkeit bald dagegen, und 305 wurden auf dem Koncil zu Elvira die Schauspiele sogar verdammt; allein sie vervollkommneten sich dennoch immer mehr, da andere Geistliche, wie der Bischof Appollinaris von Laodicea und Gregor von Nazianz, sie begünstigten. Im Mittelalter bildete sich die S. am frühesten in Italien aus; es entstanden die geistlichen Schauspiele (Mystères, Miracles, Moralities), später die sogenannte Stegreifkomödie. In England bildete sich die S. durch Shakespeare schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts aus. In Frankreich ging sie ebenfalls aus den geistlichen Spielen hervor; allein schon im 17. und 18. Jahrhundert bekam sie durch Racine, Corneille und Molière einen bestimmteren Charakter, welche nach den Regeln des Aristoteles auch für das übrige Europa sehr bald die Tonangeber in der dramatischen Poesie wurden. Deutschland blieb am meisten zurück; im 15. Jahrhundert bestand die S. noch in der Aufführung der Komödien des Terenz und einiger biblischen Trauerspiele, welche von den Schülern der Meistersänger, besonders in Augsburg, aufgeführt wurden. Im 16. Jahrhundert wurden ähnliche öffentliche Vorstellungen auch von den Schülern der gelehrten Schulen gegeben, welche in den Jesuitenschulen sich bis ins 18. Jahrhundert erhielten, in den protestantischen aber schon im 17. Jahrhundert aufhörten. An die Stelle derselben traten die sogenannten fahrenden Schüler, welche sich in Schauspielergesellschaften (Komödianten) vereinigten, von Ort zu Ort zogen und so den Grund zu den wandernden Truppen legten. Die zuerst bekannter gewordene war von einem Magister Velten oder Veltheim gegen Ende des 17. Jahrhunderts errichtet worden, die sich das Privilegium in Sachsen und den Titel königl. polnische und kurfürstl. sächsische Hofkomödiantengesellschaft erwarb, jedoch ebenfalls von Stadt zu Stadt zog. Neben und nach ihr bildeten sich ähnliche fast zunftmäßige Gesellschaften. Die Fächer waren streng geschieden; es gab „Königsagenten", „Tyrannenagenten" (später Heldenspieler), „Pantalon", „Courtisan" (früher Hanswurst), welche scharfe Markirung aus den Nachbildungen der spanischen Trauerspiele und der nur nach Skizzen gespielten Haupt- und Staatsaktionen entstanden war. Die letztern erhielten sich ziemlich lange, und nur Veltheim brachte wirklich dialegisirte Stücke, die er aus dem Französischen und Spanischen übersetzte, zur Aufführung. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts gewann die S. durch die sich rasch entwickelnde Literatur eine andere Gestalt. Ausgezeichnete Männer, wie Garrick, Talma, Schröder, Iffland, bereiteten der Kunst auch im bürgerlichen Leben eine bessere Stellung. Unter Protektion der Fürsten und größeren Städte wurden stehende Theater errichtet und das Loos der Schauspieler durch feste Engagements und Pensionsanstalten freundlicher und ehrenvoller gestaltet. Mannheim, Wien, Weimar, Berlin, München, Dresden, Leipzig ꝛc. erhielten unter der Leitung ausgezeichneter Männer, wie Dalberg, Schröder, Eckhof, Iffland, Göthe ꝛc., einen vorzüglichen Ruf, und mit ihnen erreichte die S. in der Darstellung der gediegensten Stücke durch die vorzüglichsten Künstler ihren höchsten Glanzpunkt. Im 19. Jahrhundert ging die wahre S., die sich mit wunderbarer Gewalt in wenigen Jahrzehnten aus der untergeordneten Stellung der letzten Jahrhun-

derte zu einer Höhe emporgeschwungen hatte, daß sie der gebildete Theil der Gesellschaft kaum mehr zu entdehren vermag, fast wieder rückwärts. Die heilige Kunstbegeisterung, welche die besseren Schauspieler beseelte, als das Vorurtheil der Welt sich gegen sie kehrte und eine elende Bretterbude Thalia's und Melpomenens Tempel aufzunehmen pflegte, ist meist einer trockenen Handwerksmäßigkeit gewichen, seitdem die dramatischen Künstler besoldete Hofdiener geworden sind, und die äußere Pracht der Hof- und Nationalbühnen vermag das mangelnde ursprüngliche Leben nicht zu ersetzen. „Der Schauspieler", sagt ein Theaterfreund (W. Bernhardi), „bedrängt durch die tägliche Ausübung seiner Kunst, völlig beschäftigt mit Verarbeitung der ihm zugetheilten, von der Masse geforderten Rollen des gegenwärtigen Drama's, umschlossen von der einmal hergebrachten, herrschenden Ansicht über theatralische Dinge, Darstellungen und Werke, von allen Seiten mit Ansichten, Forderungen und Urtheilen überschüttet, verliert in diesem Chaos leicht allen Halt, weil ihm das Bisherige ungenügend und matt, das neu Herangebrachte unpraktisch, rein abstrakt, ja oft ganz widersinnig erscheint, und stürzt sich demzufolge leicht in eine Verachtung aller Theorie, verläßt sich lediglich auf die blinden Griffe angeborenen Taktes, verspottet Alles, was nach Regel und Denken aussieht, sucht allein den Beifall der augenblicklich erregten Massen, nennt den dadurch erweckten, rauschartigen Taumel Begeisterung für die Kunst, stößt alle Kritik mit Gewalt von sich und verliert sich auf diese Weise in ein rohes Naturalisiren, welches stets mit einem brutalen Hochmuthe auf seine Persönlichkeit, seine Künstlerschaft, sein eingeborenes Genie endet und allemal das Grab jeder ursprünglich tüchtigen Natur seyn wird, welche den Punkt nicht aufzufinden vermag, in dem Theorie und Praxis, Kunst und Natur, Gefühl und Gedanke sich begegnen, um vereint das vollendete Kunstwerk zu schaffen. Und doch sind das noch die besseren, kräftigeren Naturen, deren Verlust wir in dieser Abirrung zu beklagen haben; die zarter oder schwächer organisirten kommen zu einem anderen, nicht minder bedauernswerthen, in seiner Erscheinung aber, wo möglich, noch widerwärtigerem Extreme. Ihrer bemächtigt sich ein Ekel an ihrem Berufe; sie verfallen in eine innere, völlige Gleichgültigkeit gegen ihre Kunst, welche sie bloß treiben, weil ihnen die Verhältnisse nicht mehr erlauben, anderweitig die Subsistenzmittel für ihr bürgerliches und materielles Daseyn zu erwerben; sie behandeln ihre Stellung, ihre Produktionen als das Resultat einer traurigen Nothwendigkeit, welcher sie nur nicht entfliehen können, der sie sich mit Unlust und Widerwillen opfern, an der sie sich nur durch Spott über die „„Gaukelbude"", in welcher sie wirken, rächen können. Ihr einziger Trost ist, daß sie sich noch für andere Dinge interessiren, als ihr „„Komödie spielen"", und daß sie eher alles Andere sind, als Schauspieler. Ist diese Geistesrichtung eine betrübende, so wird sie eine verächtliche, wenn sie der Ausdruck persönlicher, bornirter Eitelkeit ist, welche die Welt gern überreden möchte, sie sey zu etwas Besserem geboren, als Komödiant zu seyn, auf den Brettern das Publikum einige Stunden hindurch zu ergötzen, dann vergessen zu werden und nichts in der Gesellschaft zu gelten; welche den Mitlebenden weis machen möchte, sie wäre ein Genius, dessen Lebensbahn sein Märtyrerthum sey, der eigentlich ein großer Staatsmann, ein tiefer Denker über sittliche, religiöse und gesellschaftliche Fragen sey, befähigt, in höchster Instanz mit einem vornehmen Worte die tiefsinnigsten Probleme der Gegenwart aufzulösen und über die erhabensten Geister der jetzigen Zeit und der Vergangenheit abzusprechen. Solch eine künstlerische Lappenpuppe ist durch und durch verächtlich, und um so mehr, wenn sich mit dieser schwächlichen Eitelkeit eine bornirte Auffassung des eigentlichen Berufes, ein blasirter Indifferentismus gegen die Kunst, eine miserable Repräsentation des übernommenen Rollenfaches verbindet". Wohl mag es noch Schauspieler geben, welche mit reiner Begeisterung und voller Hingebung ihrem künstlerischen Berufe obliegen, aber was als Regel gelten sollte, ist zur Ausnahme geworden. Der Schauspieler fühlt selten mehr seinen hohen Beruf, ein Stück Menschenleben darzustellen, des Dichters Gedanken zu verkörpern; durch Schlageffekte das gewöhnliche Publikum hinzureißen gilt ihm mehr, als das geräuschlosere Walten der Psyche zur Darstellung zu bringen. Sogenannte glänzende Rollen sind daher, nächst einer möglichst hohen Gage, das Ziel seines Ehrgeizes, das er mit allen Mitteln der Intrigue und der Bestechung verfolgt. Die Kritik soll dem Schauspieler nur volle Lorbeerkränze reichen; thut sie's nicht, so ist sie des bittersten Hasses des mir Recht oder Unrecht Getadelten gewiß, und zum Glück finden sich der feilen Federn genug, die sich in den Sold eines ruhmsüchtigen Komödianten stellen, wenn derselbe nicht geschickt genug ist, die Selbstvergötterung eigenhändig zu besorgen. Es ist ein hartes Wort, das neulich ein Kritiker gesprochen hat: das Theater ist seiner eigentlichen, hohen Bestimmung untreu geworden und hat sich selber in den Rang der allergewöhnlichsten Zerstreuungsmittel heruntergesetzt, durch den beklagenswerthesten Mißbrauch ist die dramatische Kunst aus dem Kreise der übrigen Künste herausgetreten und steht nun vor uns nicht mehr als ebenbürtige Schwester, sondern als Buhlerin; aber es ist bittere Wahrheit in diesem Wort. Die Schuld dieses Verfalls der dramatischen Kunst suchen Schauspieler, Dichter und Publikum einander gegenseitig aufzubürden, und doch tragen alle drei die Schuld zu gleichen Theilen. Die Bühne war es, welche zuerst zu allerhand äußeren Reizmitteln griff, um das Publikum in Spannung zu erhalten, um die Neugierde und die Sinne zu reizen, wenn das Feuer der ächten Kunst zu erlöschen drohte. Das Publikum ließ sich nicht nur dies gefallen, sondern es griff mit Hast nach dem gebotenen Neuen, mochte es noch so sehr außer den Grenzen der eigentlichen Kunst liegen; es erkaltete für diese eigentliche Kunst und duldete, ja forderte es, daß der Pomp und

äußere Glanz der Oper die Meisterwerke der großen Dichter verdrängte. Die Dramatische Literatur mit nachhaltigen Kunstwerken zu bereichern, sondern huldigten ebenfalls dem Geschmack der Menge, statt durch geniale Schöpfungen seine Richtung zu bestimmen. Im Lustspiel wurde die nationale Literatur noch mehr verdrängt und die deutsche Bühne mit einer Fluth französischer Uebersetzungen überschwemmt, welche das deutsche Lustspiel fast erstickten, was bei dem so verschiedenen gesellschaftlichen Charakter beider Völker um so unerklärlicher wäre, wenn uns die deutsche Nachahmungssucht in der Literatur wie in jeder andern Hinsicht nicht einigen Aufschluß gäbe. So schweben wir jetzt zwischen der mit enormem äußern Glanze ausgestatteten Oper und der Masse französischer Skandal-, Rührstücke und Possen, daß die Aufführung eines klassischen Werkes wie eine Raritat angestaunt wird und vorzüglich bei kleineren Bühnen nur noch bei den Gastspielen fremder größerer Künstler vorkommt, ein Umstand, aus dem sich jedoch eben so gut auf den Mangel an tüchtigen Schauspielern schließen läßt. Eine Reform dieses Zustands dürfte aber erst dann zu erwarten seyn, wenn unser Volksleben und somit auch unser ganzes künstlerisches Wesen durch die zur Reife gediehene staatliche Freiheit eine neue Richtung, einen neuen befruchtenden Keim empfängt. Vergl. Theater und Deutsches Theater.

Literatur. Ein vollständiges Werk über die Theorie der S. mangelt gänzlich, und obwohl wir Beiträge darüber von bedeutenden Männern haben, so bilden sie doch kein zusammenhangendes, umfassendes Ganze. Einer der ältesten Versuche dieser Art ist: Le Comédien par Remond de Saint-Albine, Paris 1747. Unter den übrigen bemerken wir: Schiller, Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, und mehre Aufsätze in seinen prosaischen Schriften; — Göthe, Wilhelm Meister; — Lessing, Hamburger Dramaturgie, und einzelne kritische Aufsätze; — Engel, Mimik; — Einsiedel, Grundlinien einer Theorie der S., Leipzig 1797; — Seume, Abhandlung über die S., das. 1798; — Iffland, Ueber Menschendarstellung auf der Bühne, Gotha 1785; — Fragmente in seinem Theateralmanach, Berlin 1807—11; — Schink, Dramaturgische Fragmente, Grätz 1781, 4 Bde., und Dramaturgische Monate, Schwerin 1790, 4 Bde.; — Sievers, Schauspielerstudien, Braunschweig 1813; — Schröder, Der Schauspieler, nach Riccoboni; — Müllner, Ueber das Spiel auf der Bühne, Theateralmanach von 1817; — Blumner und Küstner, Geschichte des Theaters der Stadt Leipzig; — Ludwig Mayer, in Schröders Leben; — Böttger, Ueber Ifflands Spiel, Leipzig 1796; — Neue deutsche Dramaturgie, Altona 1798, 2 Bde.; — Chironomia, or the proper regulation of the voice, the countenance and gestnre, Lond. 1806; — Staudlin, Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels, Göttingen 1823; — Wessenberg, Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne, Konstanz 1825; — F. G. Zimmermann, Neue dramaturgische Blätter, Hamburg 1828, 1829; — Robert Blum, K. Herloßsohn u. H. Margraff, Theaterlexikon, Altenburg und Berlin 1838—42, 7 Bde.

Schaustern (Szastry), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Allenstein; 140 Einw.

Schaustückpräger, s. v. a. Medailleur.

Schaustufe, s. Stufe.

Schautag, 1) der zu einer Deichschau festgesetzte Tag; — 2) der Tag, wo an manchen Orten das Zwangsgesinde sich bei dem Gutsherrn melden muß, der dann die Dienstboten aus ihnen wählt.

Schauteufel laufen (Sittengesch.), sonst in Niederdeutschland gewöhnliche Sitte, nach welcher an den Weihnachtstagen junge Leute sich als Teufel verkleideten und in dieser Vermummung mancherlei Unfug trieben.

Schau und Pfändung (Wasserb.), einen Deich außer S. u. P. halten, ihn in gutem Zustand (schaufrei) halten.

Schaunung, 1) s. v. a. Schau; — 2) s. v. a. Deichschau.

Schaunungspfahl, s. v. a. Deichpfahl.

Schauwal, turkischer Monat, s. Monate.

Schauyut, Nebenfluß des Indus, s. Sind.

Schave (im Zend Scoahebio), einer der 7 Keschwars, die nach der mythischen Geographie der Indier als Theile der Erde um den Götterberg Albordj herumlagen.

Schaven, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Euskirchen; über 100 Einw.

Schawacath, asiat. Ort, Turan, Prov. Khokand; südwestl. von Khodjend.

Schawana, Hafen, s. Said.

Schawel, Kreis u. Stadt, s. v. a. Schawljä.

Schawet, s. v. a. Schabet.

Schawia, afrikan. Provinz, Kaiserthum Marokko, Reich Fez.

Schawine (Technol.), s. v. a. Schabin.

Schawitz, s. Zwillich.

Schawljä (Schawel, poln. Szawle, Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Wilna, grenzt nördlich an Kurland, östlich an den Kr. Poneweß, südlich an den Kr. Rossiennü und westlich an den Kr. Talsch. Das Land ist eben und sandig. Der bedeutendste Fluß ist die Windau (mit der Tabagina), außerdem die Muscha (Muhs); mehre Seen; Produkte: Getreide, Vieh, Holz ꝛc. Außer S. hier noch die Stadt (Flecken) Janischki, mit 3000 meist jüd. Einw. — 2) Kreisstadt daselbst, mit 2000 meist jüd. Einw. S. wurde am 13. Juni 1831 von den Polen unter Szymanowski mit Sturm genommen; doch wurden sie von den Russen wieder herausgeworfen. Die Polen unter Dembinski und Gielgud griffen den Ort am 7. Juli abermals an, wurden aber von den Russen unter Krjäkoff wieder zurückgeworfen.

Schawnick, ungar. Dorf, zipser Gespsch., am Hernoth; Hauptort der Herrschaft des zipser Bischofs, Schloß; 850 Einw.

Schawoine, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Trebnitz; Vorwerk, 2 Wasser- und 1 Windmühle; 770 Einw.

Schawr (Schawer, Schauer, Gesch.), ägyptischer Fürst, stritt mit Dargam um das Wesirat des fatimitischen Khalifen, ward von Schirkuah in dasselbe eingesetzt, 1169 aber wieder von ihm gestürzt.

Schayan, asiat. Ort, Thian Schan Nan-lu, südöstl. von Aksu.

Schajadpur, asiat. Stadt, Vorderindien, Audh, am Ganges; Baumwollweberei, Handel.

Schazk (Geogr.), 1) Kreis und Stadt, s. v. a. Schazk; — 2) europ.-russ. Ort, Gouv. Wolhynien, nordwestlich von Kowel.

Sche, 1) Name des Fo in China; — 2) leierähnliches Instrument mit 36 Saiten von Seide, angeblich vom chinesischen Kaiser Fohi erfunden.

Scheamed, letzter Großthan der Mongolen, wurde 1507 nach Polen vertrieben, daselbst gefangen und † dort im Gefängnisse.

Scheat (arab., Astron.), 1) Stern im Pegasus; — 2) Stern im Wassermann.

Scheba (bibl. Geogr.), Landschaft und Volk in Arabien, welches mit Gewürzen, Weihrauch, Gold u. Edelsteinen einen lebhaften Handel nach Vorderasien trieb und v. dorther besonders Sklaven eintauschte (Ezech. 27, 22; Joel 4, 8). Man hat darunter unstreitig Sabäa zu verstehen, s. Sabäer.

Schebab, s. Drusen.

Schebab Eddin Mahmud, von 1135—39 Sultan von Damask.

Schebain, s. Mongolen (Gesch.).

Schebat, der 5. Monat im hebräischen Kalender, beginnt mit dem 1. Januar.

Schebatim, Stämme, s. Hebräer.

Schebe (pharm. Bot.), nach Schubert, ein krautartiges arab. Heilmittel, welches aus mehrfach-linienförmig-zertheilten, graulich-grünen Blättern von bitterlichem, schwach gewürzhaftem Geschmacke und etwas holzigen Stengeln besteht und wahrscheinlich von Artemisia pontica L. stammt.

Schebecke (Seew.), die Dreimaster an den Küsten des Mittelmeeres, scharf und schmal gebaut, mit Rudern, Galeerentakelage, weit hervorhängendem Vordermast, in den Segeln dem Polacre gleichend, hinten sehr weit überbaut. Die kleinen führen 20, die größten 40 Kanonen, die sich alle in einer Lage befinden.

Schebel (arab., s. v. a. Berg, Gebirg), 1) s. Dschebel; — 2) Hochland, z. B. in Sana, (s. d.), wo es einen Distrikt bildet.

Schebel el Dschiad, s. v. a. Schebel Schad, s. Mekka.

Schebel Hor, s. Wady Musa.

Schebel Musa, s. Sinai.

Schebel Tor (S. Tur), s. v. a. Sinai.

Scheberow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurzim; 260 Einw.

Schebeschel, österr.-siebenb. Df., Sachsenland, südöstlich v. Szaszvaros; Eisenhammer.

Schebest, Agnes, jetzt Mad. Strauß, berühmte Sängerin, wurde nach ihrer eigenen Angabe den 15. Febr. 1815, nach Andern schon 1808 zu Wien, dem theresienstädter Taufbuche zufolge aber in Theresienstadt geboren. Sie war die Tochter eines österreichischen Militärs und verlebte ihre Jugendzeit wegen des öftern Garnisonswechsels an verschiedenen Orten. In Theresienstadt besuchte sie häufig die dortige Garnisonsschule, deren Lehrer der damalige Kantor an der Garnisonskirche, Johann Langer, war. Diesem fielen bald das Talent für Musik und die guten Anlagen für Gesang an diesem Mädchen auf; er nahm dasselbe öfters mit auf seine Stube, gab ihm unentgeltlich Unterricht, und als die hübsche, gelehrige Schülerin rasche Fortschritte gemacht und für die höhere Ausbildung ihres Talents genugsam vorbereitet war, sandte er sie, da ihre Aeltern für sie nichts thun konnten, auf seine eigenen Kosten nach Dresden zu dem bei der Hofkapelle angestellten Musikus Miksch, welcher für die weitere Ausbildung der jungen Gesangskünstlerin thätig war. Ihr schöner Gesang, ihr seelenvoller Vortrag gewannen ihr bald die Bewunderung aller dresdner Musikfreunde, und es dauerte nicht lange, so erhielt sie Anträge von der dresdner Intendanz, die sie auch sogleich acceptirte. Bald sprachen alle Journale von der neuen Sängerin, und als das vormalige arme Soldatenkind 1832 Dresden verließ und als erste Primadonna Wien, Pesth, Italien und Rußland besuchte, begegnete und folgte ihr überall der größte Enthusiasmus. Die allgewaltige äußere Stärke ihres Stimmentones, in dem ihm eigenen tiefen Register, so wie ihr vortrefflich mimisches Spiel lassen sie in Wahrheit einzig in der scenischen Gesangskunst dastehen. Das eigenthümlichste Register ihrer schönen (Mezzo-Sopran-) Stimme erstreckt sich vom fl. a bis zum 2gestr. f oder g; doch singt sie, ohne der Natur große Gewalt anzuthun, vom f bis hinauf zum 3gestr. d in jeder nur denkbaren Modifikation des Klanges, von der größten Stärke abnehmend bis zum leisesten Piano. Außer ihrer bedeutenden Virtuosität in jeder Lage ist besonders ihr schönes Messa di voce bewundernswerth. In der Höhe hat jedoch ihre Stimme eine gewisse Schärfe, die ohne einige Gewöhnung dem Ohre eher wehe als wohl thut. Am glänzendsten treten ihre Leistungen in Stücken hervor, in denen sie die ungeheure imponirende Kraft und Fülle ihrer Stimme und ihr wahrhaft meisterhaftes Spiel entwickeln kann. So leistet sie z. B. als Romeo, Fidelio, Medea, auch noch als Norma wirklich Großes, weniger als Desdemona, Alice, Rosine ꝛc., wo nicht so sehr als dort die Handlung, und zwar die energische Handlung vorwaltet. Ueberhaupt hat das eigentlich Lyrische wohl den geringsten Antheil an der Uebermacht, den sie als scenische Sängerin auf die Gemüther ausübt. Seit 1843, wo sie den Professor David Strauß heirathete, hat sie sich von der Bühne zurückgezogen, doch soll sie sich neuerdings derselben wieder gewidmet haben.

Schebestenitz, österreich.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrschaft Sedletz; Meierhof, Pottaschesiederei; 280 Einw.

Schebet, Scepter, s. Hebräer.

Schebetein (Zebetin, Sfebetin), österreich.-mähr. Kirchdorf, Kr. Brünn, Herrschaft Alt-Brünn; 690 Einw.

Schebibiten, s. Mohammedanische Sekten.

Schebili, europ.-türk. Ort, Rumelien, Sandschak Galipolis, nordwestlich von Macri.

Schebirow (Sebjrow), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Tabor, Herrsch. Jung-Woschitz; Baumwollspinnfabrik, Mühle mit Bretsäge; 320 Einw.

Schebitz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Trebnitz; Vorwerk, Windmühle; 590 Einw.

Schebo (jüd. Ant.), einer der Edelsteine auf dem Brustschild des Hohenpriesters, wahrscheinlich der Sardonyx.

Scheboritz (Seborice), österreich.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Martinitz; 260 Einw.

Schebrack, Stadt, s. v. a. Bettlern.

Schebrow (Sebrow), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Raitz; 300 Einw.

Schebsche, europ.-türk. Stadt, Ejalet Bosnien, Sandschak Bosna, an der Bosna; Eisenwaarenfabrik, Schiffbau und Schifffahrt; 1800 Einw.

Schebujew, Wassili Kusmitsch, russ. Historienmaler, bildete sich um 1803 an der Akademie der Künste in St. Petersburg und später als kaiserlicher Pensionär in Rom. Er führte hier einige Gemälde mit Darstellungen aus der russischen Geschichte und aus der Legende aus, Bilder, welche in St. Petersburg mit solchem Beifalle aufgenommen wurden, daß S. schon in jungen Jahren zum Professor an diesem Institute ernannt wurde. Die Werke, welche ihn hauptsächlich berühmt gemacht haben, sind die Bildnisse dreier Bischöfe in der Kirche der Mutter Gottes zu Kasan, die Himmelfahrt Mariä in derselben Kirche (noch mehr die Skizze dazu), das große Deckengemälde in der Rotonde der Akademie in St. Petersburg, die Stiftung derselben vorstellend, das Deckengemälde in der Kirche zu Zarskoje-Selo und mehre andere Werke in Kirchen. Dann malte er für die Hauptkirche in Tiflis ein großes Abendmahl und die That des russischen Kaufmanns Igoltin bei seiner Gefangenschaft in Schweden. Die Gemälde S.s sind großartig in der Komposition und mit Geschmack und Leichtigkeit behandelt. Gab auch ein treffliches Werk heraus: Grundsätze der Zeichenkunst und der Anatomie.

Schech (türk.), s. v. a. Scheik.

Schech (Schiffsb.), knieförmiges Stück Holz, womit der Vordersteven belegt ist, trägt oben das vordere Bild, reicht unten in das Wasser und durchschneidet dasselbe zuerst.

Schech (pharm. Bot.), nach Schousboe, eine Art Artemisia aus der Nähe des Atlasgebirges, die noch nicht botanisch ermittelt ist und von den Mauren als Wurmmittel gebraucht wird. Sie zerstoßen nämlich die Blätter, Blüthen und dünnern Zweige, welche sämmtlich einen bittern Geschmack besitzen, mischen sie mit Honig und geben sie 3—4 Tage hinter einander jeden Morgen nüchtern.

Schechinah (Judenth.), eigentlich der heilige Geist, der als Merkmal der Nähe Gottes galt, dargestellt als eine Wolke, die anfangs in der Stiftshütte, dann im Allerheiligsten des salomonischen Tempels stand, bis sie bei Zerstörung des Tempels durch die Chaldäer zu Grunde ging; aus ihr ertheilte Gott seine Aussprüche; sie ruht nach der Lehre der Rabbiner auf den frommen, demüthigen, gastfreundlichen Gesetzgebern.

Schechingen, württemberg. Pfarrdorf, Jaxtkreis, Oberamt Aalen, unweit der Lein, auf einer Anhöhe; Marktgerechtigkeit; 730 Einw.

Schechlenz (Dobraustow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Pollerskirchen; 180 Einw.

Schechner-Waagen, Nanette, eine der größten dramatischen Sängerinnen der neueren Zeit, wurde zu München 1806 von armen Aeltern geboren und erhielt den ersten Unterricht im Gesange und Klavierspiele von einem Schauspieler Namens Weber, trat dann in das Chorpersonal der italienischen Oper und erregte durch ihre außerordentlichen Anlagen und ihre bewundernswürdige Stimme bald die Aufmerksamkeit Sachverständiger. Am glänzendsten trat jedoch ihr Talent hervor, als die berühmte Grassini nach München kam. Dieselbe wünschte in einzelnen Scenen der Oper „Die Horatier und Kuriatier" aufzutreten und suchte sich, da sich Niemand unter dem Theaterpersonal befand, der die Partie des Curatio hätte übernehmen können, aus der Gesangschule, in der sich Nanette befand, diese dazu aus. Nur mit großem Zagen übernahm sie die Rolle, in der mit Erfolg aufzutreten für sie um so schwieriger war, als sie einer berühmten Meisterin gegenüber stand und überdies erst kurz zuvor die Sessi dieselbe Partie mit außerordentlichem Beifalle gesungen hatte. Viele hielten es für eine Anmaßung der S., die den beiden genannten Sängerinnen gegenüber doch nur eine Anfängerin war, und beschlossen, diese Verwegenheit durch Zischen und Pochen zu bestrafen. Doch wie erstaunten sie, als diese Anfängerin durch die Schönheit und Fülle ihrer Stimme die Mittel und Wirkung der schon alternden Künstlerin so verdeckte, daß diese in Verwirrung gerieth und deshalb weniger gut als gewöhnlich sang. Die der S. zugedachten Zeichen des Mißfallens mußten natürlich nun einem fast ungetheilten Beifall weichen. Nachdem einmal das Talent entdeckt war, fanden sich auch Personen, durch deren Unterstützung es möglich wurde, dasselbe auszubilden. Namentlich war es die Königin Karoline von Bayern, die für ihre künstlerische Ausbildung Sorge trug. Zunächst sollte sie für die italienische Oper erzogen werden, und der Kapellmeister Orlandi, so wie der treffliche Sänger und Lehrer Ronconi wurden ihre Lehrer. Im „Figaro" trat sie als Gräfin zum ersten Male wieder auf und entwickelte hier bereits ihr Talent für edle, seelenvolle Darstellung und jenen tief eingebornen Kunstsinn, der überall in der wahrhaften Schönheit auch die reine Naturwahrheit entdeckt und zur Anschauung bringt. Da jedoch das italienische Theater in München nicht der entsprechende Wirkungskreis für ein so hohes Talent war, ging sie 2 Jahre darauf nach Wien und 1827 nach Berlin, wo sie bald den stürmischsten

Beifall bei ihrem Auftreten erntete, was um so höher anzuschlagen ist, als damals eines Theils die Sonntag in ihrer Blüthe den Enthusiasmus der Berliner so ungemein entzündet hatte, anderntheils die Catalani, zwar auf ihrer letzten Reise durch Europa, aber noch immer eine staunenswerthe Erscheinung, als ihre Nebenbuhlerin auftrat. Ihre größten Rollen waren Fidelio, Iphigenia und die Vestalin, die sie erst in Berlin einstudirte. Noch in demselben Jahre, 1827, kehrte sie nach München zurück, wurde aber hier von einer langwierigen Krankheit befallen, wodurch ihre Stimme an Kraft verlor. Doch war ihr der ganze rührende Reiz geblieben, ja er hatte sich sogar noch erhöht. Im J. 1829 machte sie eine zweite Kunstreise nach Norddeutschland, namentlich nach Berlin, und wurde auch dieses Mal enthusiastisch empfangen. Obwohl sie die glänzendsten Anträge zu einem dauernden Aufenthalt in Berlin erhielt, kehrte sie doch wieder nach München zurück, wo sie sich 1832 mit einem Lithographen, Namens Waagen, verheirathete. Im J. 1833 unternahm sie eine 3. große Kunstreise nach Norddeutschland; 1835 trat sie jedoch gänzlich von der Bühne ab und zog sich in ein stilles häusliches Leben zurück, da ihre Stimme durch eine häufig wiederkehrende Brustkrankheit gelitten hatte.

Schechowitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; Wasser- und Sägemühle; 230 Einw.

Schechte (Wasserb.), einige Fuß lange Ruthen oder Reißer zum Bedecken der Reit- oder Strohdeiche.

Schechten, s. v. a. Schächten.

Scheck, Bernhard, Maler von Straubing, fertigte um 1754 mehre Altarblätter. Die Kirche zu Sagers malte er in Fresko aus.

Schecke, 1) (Säugeth.), Farbenverschiedenheit des gemeinen Pferdes, s. Equus Caballus L.; — 2) (Ornith.), s. v. a. Wiesenschnarrer, Crex pratensis *Bechst.*

Scheckel, Berg, s. Steiersche Alpen und Grätz.

Scheckelster (Ornith.), s. v. a. kleiner Würger, Lanius minor *L.*

Scheckenbach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Ober-S.), R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Rothenburg; 110 Einw.; — 2) (Unter-S., Tauberscheckenbach), das.; Mühlen; 230 Einw.

Scheckenfalter (Entom.), Tagfaltergattung, s. v. a. Melitaea *Fabr.*

Scheckente (Ornith.), s. v. a. weißer Sägetaucher, Mergus albellus *L.*

Schecker, schlechte Jagdhunde.

Schecker-Dickkopf (Ornith.), 1) s. v. a. kleiner Würger, Lanius minor *L.*; — 2) s. v. a. Dornbreher, Lanius Collurio *L.*

Scheckfalter (Entom.), s. v. a. Scheckenfalter (s. d.).

Scheckflügel (Entom.), Tagfalterart, s. v. a. Mars, Vanessa Atalanta *Ochsenh.*, s. Atalanta.

Scheckig (bot. Term.), s. v. a. Variegatus.

Scheckirmeißel, unten wie eine Feile gehauene Bunze, mit welcher bei getriebener Arbeit der Grund oder matt gemacht wird.

Scheckschweber (Entom.), Cyllenia *Latr.*, Gattung der Diptera Tanystomata *Latr.*, der Ordnung der Mücken und der Zunft der Schnabelmucken nach Oken, unter Bombylius *L.* Charakter: Rüssel unmerklich länger als der Kopf, die Fühler kürzer; Hinterleib schmal, lang, fast kegelförmig. Unter mehren Arten bekannteste: C. maculata *Latr.*

Scheckstirpe (Entom.), Hemipterengattung, s. v. a. Poecilopteras *Latr.*, Flata *Meig.*

Sched (Judenth.), 1) s. v. a. Dämon (Plur. Schedin); — 2) Name des Teufels, den die Juden allen Unbeschnittenen geben.

Schedа (lat., v. Griech.), ein abgerissenes Stück, besonders von der Papierstaude, um darauf zu schreiben, daher ein einzelnes Blatt, im Gegensatz zu einem Buch; vgl. Schedula.

Schedad, s. Arabien (Gesch.).

Scheddebrock, preuß. Bauerschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Steinfurt; 330 Einw.

Scheddin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schlawe; 130 Einw.

Schede (Schedius, Biogr.), 1) Georg, Schulmann, 1579 in Glauchau geboren, war Rektor in Kaaden in Böhmen und später in Kommotau, von wo er jedoch durch die Jesuiten vertrieben wurde. Später kam er an das Gymnasium zu Bützow u. 1627 nach Güstrow. Schrieb u. A.: Viridarium philologico-historicum. — 2) Elias, Sohn des Vorigen, den 12. Juni 1615 zu Kaaden geboren, verfertigte von seinem 12. Jahre an mit der größten Leichtigkeit griechische und lateinische Verse und Aufsätze und hatte in seinem 13. Jahre den Dictys eretensis, Dares Phrygius, das Exil des Diomedes, den Krieg der Juden ꝛc. in lateinische Verse gebracht. Von der Universität Rostock empfing er 1633 die Dichterkrone und wurde im nämlichen Jahre zum Professor in Hamburg ernannt, doch trat er diese Stelle erst 1635 an. S. † schon am 2. März 1642 zu Warschau. Unter seinen zahlreichen Schriften, von denen keine einzige bei seinen Lebzeiten im Druck erschien, ist hervorzuheben seine Abhandlung: De germanicis sive veteri Germanorum, Gallorum, Britannorum religione syntagmata IV, herausgegeben von seinem Vater, Amsterd. 1648, 8., später mit Noten von Johann Jarkius herausgegeb. von J. Albert Fabricius, Halle 1728, 8. — 3) Paul, Melissus genannt, Gelehrter und Tonkünstler, wurde den 20. Dec. 1539 zu Melrichstadt in Franken geboren, erhielt seine erste Bildung auf der zwickauer Schule, studirte zu Erfurt und Jena und wurde schon in seinem 22. Jahre zu Wien zum Dichter gekrönt und in den Adelstand erhoben. Nachdem er hierauf einige Zeit in Leipzig und Wittenberg gelebt, wurde er in Wien zum Vorsteher einer Kadettenschule ernannt. Er nahm hierauf Kriegsdienste in der kaiserl. Armee in Ungarn, ging jedoch bald wieder ab und bereiste Frankreich und Italien, wo

er in Padua die Würde eines Pfalzgrafen, Eques auratus und römischen Bürgers erhielt. Nach einer Reise nach England wurde er als Bibliothekar nach Heidelberg berufen, wo er den 3. Febr. 1602 †. S. war als Dichter einer der nächsten Vorgänger von Opitz, hatte jedoch mit seiner Schule nichts gemein, sondern gehörte noch der vorhergehenden Periode an. Viele seiner Lieder sind, wenn man einige Vershärten abrechnet, höchst zart und noch ganz im Tone der damaligen Volkslieder gedichtet. Er ist bekanntlich der Erste, welcher das Sonnet im alexandrinischen Versmaße im Deutschen einführte. Seine Gedichte sind in einem Anhange der zinkgräffschen Ausgabe der „Opitzischen Gedichte", Straßb. 1624, enthalten und in A. Gebauers „Deutscher Dichterschule", 1, S. 43, abgedruckt. Die Psalmen bearbeitete er in Versen unter dem Titel: „Die Psalmen Davids, in deutsche Gesangreyme nach französischen Melodien u. Sylbenart mit sonderlichem Fleiße gebracht von Melisso", Heidelb. 1572, 8. Seine lateinischen Gedichte wurden unter dem Namen „Schedismata" mit Fel. Fidlers „Descriptio flum. Germ.", 1625 in Halle gedruckt; seine „Meletamata poetica" kamen zu Frankfurt 1595, 8., heraus.

Schedel (Anat.), 1) s. v. a. Schädel; — 2) s. v. a. Kopf; — 3) s. v. a. Trümmer.

Schedel (Biogr.), 1) Hartmann, deutscher Chronikschreiber, geb. 1440, prakticirte als Arzt zu Nürnberg und führte den Titel Artium ac utriusque medicinae doctor. Sein „Consilium de peste" u. seine übrigen medicinischen Schriften sind zwar längst vergessen, allein die Bibliomanen schätzen noch heute sein „Chronicon mundi" oder „Chronicon chronicorum" wegen der vielen darin enthaltenen und für die Kunstgeschichte wichtigen Holzschnitte von Michel Wolgemuth und Wilhelm Pleydenwurf. Diese Chronik, welche von der Schöpfung der Welt an bis 1492 reicht, ist weiter nichts, als eine kritiklose und äußerst trockene Kompilation, die größtentheils bloß Jahreszahlen mit einfacher summarischer Angabe der Thatsachen enthält. Indeß läßt sie sich noch manchmal vortheilhaft in Rücksicht auf die Geschichte des 15. Jahrhunderts gebrauchen, weshalb denn auch verschiedene Stücke für geeignet befunden worden sind, grossen geschichtlichen Sammlungen als Originalstücke zu dienen. Die zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitte stellen bedeutendere Ereignisse, die Bildnisse der Päpste, Könige und berühmter Männer, so wie die Ansichten der vornehmsten Städte dar, sind aber fast durchgängig auf die bloße Phantasie gegründet. Uebrigens ist dieses Werk, gewöhnlich bekannt unter dem Namen von Hartmanns oder der nürnberger Chronik, mit Unrecht Döring zugeschrieben worden. Es bildet einen starken Foliobaud und wurde auf die Veranstaltung Sebald Schreyers und Sebastian Kamermaisters zum ersten Male zu Nürnberg 1483 gedruckt. Die augsburger Ausgabe von 1496 und die deutsche Uebersetzung von Georg Alt, Nürnberg 1493 und Augsb. 1496 und 1497, sind weniger gesucht. — 2) Johann Christian, Handelsschriftsteller, war anfangs in einem italienischen Hause zu Bremen als Kommis angestellt und begab sich gegen 1760 nach Hamburg, wo er aber mit seiner Familie in so große Dürftigkeit gerieth, daß er von dem Handelsschriftsteller Sinapius Abschied nahm und, wie er wenigstens sagte, sich in die Elbe stürzen wollte. Sinapius brachte ihn von diesem Entschlusse ab, übergab ihm verschiedene literarische Arbeiten und verschaffte ihm Sprachunterricht in vornehmen Häusern, so wie später eine Stelle als Lehrer der italienischen Sprache an der Handelsschule unter dem Direktorium von Busch. Ferner trat ihm Sinapius die Redaktion seiner kommerziellen Hefte ab. Von dieser Zeit an ließ S. viele Schriften über den Handel erscheinen, welche, wenn sie auch zum großen Theil von der Geldspekulation des Verfassers eingegeben wurden, doch immerhin Leuten vom Kaufmannsstande nützlich waren. Außer dem Komptoirblatte, einer Wochenschrift (Lamb. 1762), schrieb er: Ephemeriden des Handels, Lübeck 1784, 12.; — Allgemeines Journal, oder Versuche und Rathschläge von gemeinem Nutzen für Kaufleute, Bützow 1786; — Neues vollständiges Wörterbuch der Kaufmannswaaren, Offenb. 1790—91, 8., 2 Bde., neue Ausg. ebendas., 1797, 8., 2 Bde.; — Neues vollständiges Handbuch für Weinhändler, Reisende, Spediteure und Weinliebhaber, Leipz. 1793—95, 2 Bde., 8.; — Handbuch der kaufmännischen Jurisprudenz, das. 1793 und 1795, 8., 2 Bde.; — Neue Akademie der Kaufleute, oder encyklopädisches Wörterbuch des Handels, vom Professor Ludovici, umgearbeitet von S., das. 1797—1801, 8., 6 Bde.; — Neues literarisches und bibliographisches Handbuch für Kaufleute, das. 1796, 8.; — Neues Gemälde von Indien, oder Einführung in die Kenntniß dieses Landes, in geographischer, statistischer u. vorzüglich kommercieller Beziehung, das. 1802, 8.; — Neues vollständiges geographisches Wörterbuch für Kaufleute u. Geschäftsmänner, ebendas. 1802—1804, 8., 2 Bde. tc. — S. verbrachte das Ende seines Lebens zu Leipzig und Dresden und † in letzterer Stadt am 31. März 1803. — 3) Martin, Zeichner und Kupferstecher von Salzburg, blühte um 1740. Er stach verschiedene Blätter, meist nach eigener Zeichnung, die einen geschickten Künstler verrathen. — 4) Nikolaus S. von Greifenstein, Architekt, 1752 zu Waidhaus in der Oberpfalz geboren, widmete sich in seiner Jugend mit Vorliebe den mathematischen Wissenschaften und besonders der Civilbaukunst, welche er zuerst als Ingenieuroffizier übte. Als Hauptmann wurde er 1806 Oberbaukommissär im Ministerium des Innern und dann Baudirektor. Er † 1810. S. baute in München das k. Erziehungsinstitut und die Kirche desselben, das Marthor mit der jetzt abgebrochenen Brücke, das Feuerhaus am Anger, das große Schulhaus am Kreuze und das allgemeine Krankenhaus, welches sein Hauptwerk ist.

Scheden (Wasserb.), Stücke Holz zum Niederdrücken der Faschinen.

Schederndorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Lbgr. Scheßlitz; 190 Einw.

Schedewitz, königl. sächs. Dorf, Kreis und Am Zwickau; Ziegelei, Mahlmühle, Kammgarnspinnmühle u. Cämentstahlfabrik; 500 Ew.

Schedia (gr.), 1) leicht gebautes Schiff, Floß, Flöße; — 2) leicht gebaute Kriegsbrücke, fliegende Brücke; — 3) Band, Klammer.

Schedia (a. Geogr.), stadtähnlicher Flecken in Unterägypten, an dem großen Kanal, welcher Alexandria mit dem kanobischen Nilarm bei Andropolis in Verbindung setzte, war allgemeine Zollstätte für die ganze Ausfuhr und Einfuhr des Landes, so wie der Stationsort der Barken, auf welchen die Präfekten das obere Land bereisten. Strabo (XVII, S. 800, 803) beschreibt den Ort nach eigener Anschauung ausführlich; spätere Schriftsteller gedenken aber desselben nicht mehr. Mannert (X, 1, S. 601) sucht ihn am See v. Abukir oder Madieh, Reichard hält ihn der Namensähnlichkeit wegen für das jetzige Dsjedie.

Schediasma (griech.), 1) das aus dem Stegreif nachlässig Gesagte, Geschriebene oder Gemachte; — 2) eine kurze, eilig verfaßte Schrift.

Schediks, s. Spahis.

Schedir (arab., Astron.), Stern in der Kassiopeia.

Schedium, s. v. a. Schediasma.

Schedius (gr. Myth.), 1) Sohn des Iphitus, nach And. des Epistrophus (Apollod. III. 10, 3) und der Hippolyte, Bruder des Epistrophus, mit welchem vereint er die Phoceer im troischen Kriege anführt (Hom., Il. II, 517 ff.). Er ward von Hector erlegt (Il. XVII, 306 ff.), sein Leichnam aber nach Anticyra in Phocis gebracht. Eine Abbildung von ihm fand sich in der Lesche zu Delphi. — 2) Sohn des Perimedes, Phoceer, ebenfalls von Hector erlegt (Hom., Il. XV, 515).

Schedius (Biogr.), 1) Joh. Ludwig von, Professor an der Universität zu Pesth, wurde in einer ursprünglich deutschen Familie 1768 zu Raab in Ungarn geboren, erhielt seine erste Bildung auf den evangelischen Lyceen zu Preßburg und Oedenburg, bezog 1788 die Universität zu Göttingen, wo er unter Hayne Mitglied des philologischen Seminars wurde und 1790 den Preis in der theologischen Fakultät gewann. Im J. 1792 wurde er als Professor der Aesthetik u. Philologie nach Pesth berufen, wo er sich besonders durch Verbreitung des Studiums der Philologie und der alten klassischen Literatur verdient machte. Der vaterländischen Literatur nützte er vorzüglich durch seine Arbeiten für die „Zeitschrift von und für Ungarn". Eben so wirkte er für den öffentlichen Unterricht; 1810 wurde er zum Schulinspektor der evangelischen Gemeinde in Pesth ernannt, und sein allgemeiner Plan für die protestantischen Schulen gilt seit 1806 in den meisten Schulen als Grundlage. Seine geographischen Arbeiten veranlaßten ihn zu mehren größern Reisen in Ungarn, Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen. Außerdem machte er sich sehr um die Seidenkultur verdient, richtete eine eigene Seidenzuchtanstalt ein und betheiligte sich thätig an allen wohlthätigen Vereinen. Seine Verdienste verschafften ihm Sitz in der Gerichtstafel mehrer Komitate, und 1802 wurde er zum königlichen Rath ernannt. In Gemeinschaft mit dem Ingenieur Blaschnek gab er zu Pesth eine neuere „Vollständige General-Post- und Straßenkarte von Ungarn mit Zubehör und von Siebenbürgen" in 9 Folioblättern heraus. — 2) S. Schede.

Schedivetz (Schudowetz, Schediwec), öster. böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Geiersberg; 270 Einw.

Schedivy, österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Opotschna; 390 Einw.

Schedlau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Falkenberg; Försterei, Wassermühle; 430 Einw.

Schedler (Schädler), Johann Georg, Maler und Radirer, 1777 zu Konstanz geboren, verwaiste in seinem 7. Jahre, kam dann bei dem Maler Herrmann in die Lehre, bei welchem er drei harte Jahre zubrachte, bis ihn der Kunsthändler Bleuler in Schaffhausen aufnahm. Für diesen illuminirte er nach aberli'scher Manier Kupferstiche, später stand er beim Landschaftsmaler Hodler in Zürich 6 Jahre gesellenweise in Arbeit, bis die französische Invasion ihn zur Rückkehr nach Konstanz zwang. Nach einiger Zeit ging er nach Augsburg, um die Akademie zu besuchen. Hier verlegte sich der Künstler mit glücklichem Erfolge auf die Miniaturmalerei, ohne jedoch die Gouachemalerei ganz hintanzusetzen; er malte auch einige Landschaften in Oel. Später ließ er sich in Innsbruck nieder. Er malte in Tyrol zahlreiche Bildnisse in Miniatur, und auf seinen mehrfachen Reisen durch das Land zeichnete er eine große Anzahl von malerischen interessanten Ansichten nach der Natur, die er theilweise im Umrisse radirte und kolorirt herausgab. Er hat auch einige Blätter lithographirt.

Schedlitzke, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Falkenberg; 100 Einw.

Schedlitzken (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lötzen; 440 Ew.; — 2) das., Kr. Lyk; 250 E.

Schedlitz (Siedlec), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Groß-Strehlitz; Vorwerk, Schloß, Potaschesiederei; 330 Einw.

Schedma, afrik. Bezirk, Marokko, an der Westküste, östl. von Mogadore; 550,000 Einw.

Schedone, s. v. a. Schidone.

Schedonorus (Bot.), nach Beauvais, Pflanzengattung. Arten zahlreich, meistens unter Testuca, einige auch unter Bromus, Arundo, Poa.

Schedowetz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Widim-Kokorin; 220 Einw.

Schedrin (Biogr.), 1) Feodossi Iwanitsch, Landschaftsmaler zu St. Petersburg, einer der vorzüglichsten Künstler seines Faches, war Professor an der Akademie zu St. Petersburg und auch einige Jahre Direktor dieser Anstalt; † um 1830 im hohen Alter. — 2) Sylvester, Landschaftsmaler von St. Petersburg, Sohn des

Vorigen; war von der Natur mit einem unermeßlichen Talente ausgestattet und hatte daher in wenigen Jahren den Ruf des ersten russischen Landschaftsmalers. Er malte mit erstaunlicher Leichtigkeit, und wiewohl breit und kräftig, erschien sein Pinsel doch nie nachlässig. Er liebte vor Allem die Felsen an den Meeresküsten und hatte sie während seines Aufenthaltes in Neapel, zu Sorrento und Amalfi besonders studirt. Seine Ansichten von Tivoli, Castellamare, Capri und den Umgebungen Neapels werden in Rußland mit Gold aufgewogen. Die Vordergründe seiner Bilder sind stets mit Figuren und Volksscenen belebt, welche beweisen, daß er auch ein ausgezeichneter Genremaler geworden wäre. S. † zu Amalfi 1831, im 29. Jahre.

Scheduba, Insel, s. Sada.

Schedula (lat.), Diminutiv v. Scheda, ein Blättchen. Pro S. disputiren, auf Universitäten über einzelne Themata, die auf einem Blatt abgedruckt sind, disputiren.

Schedun, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Reichenburg; 110 Einw.

Scheferde (Wasserb.), mit viel Sand vermischte Klei erde, die das Wasser durchläßt.

Scheel (Geogr.), preuß. Weiler, Rheinprov., R.-B. Köln, Kr. Wipperfürt; 320 Einw.

Scheel (Biogr.), Heinrich Otto v., preuß. Artillerieoffizier, geb. am 1. Nov. 1745 zu Rendsburg, ward schon sehr frühzeitig Fourier bei der dänischen Artillerie und machte den mecklenburgischen Feldzug mit. Seine Wißbegierde trieb ihn 1770 zu einer Reise nach Frankreich, welche ihn zu den Mémoires d'artillerie, contenant l'artillerie nouvelle, Kopenh. 1774, 4., veranlaßte. Darauf avancirte er zum Hauptmann. Während des bayrischen Erbfolgekrieges (1778) trat er in preußische Dienste und erwarb sich die Achtung des Königs Friedrich II. in so hohem Grade, daß ihn derselbe in seiner Armee zu behalten suchte und ihm Aussichten auf Avancement eröffnete. Trotz dieser glänzenden Anerbietungen ging S. nicht darauf ein, sondern acceptirte vielmehr eine Stelle als Kämmerer des Königs von Dänemark. Er beschäftigte sich damals mit einer „Geschichte der Kriege des Königs Friedrich IV.", wovon jedoch nur 1782 ein Prospektus erschien. Dagegen wird seine „Beschreibung des Kriegsschauplatzes", Kopenh. 1785, 4., wegen welcher er eine Reise nach Pommern, d. Insel Rügen u. n. Mecklenburg machte, für ein ganz vollendetes u. gelungenes Werk gehalten, obschon ihre Fortsetzung auf Schwierigkeiten stieß. Im Jahre 1787 trat S. in preuß. Dienste, wurde 1790 Oberlieutenant und erhielt 1793 die Leitung der Schule für das Geniecorps zu Potsdam. Auch bekam er am letztern Orte den Oberbefehl über zwei Brigaden. Beim Beginn des Feldzugs von 1806 bot er vergeblich dem Könige seine Dienste an. Er ward zu Küstrin gefangen, auf Ehrenwort freigegeben und † am 1. Mai 1807 zu Berlin.

Scheel (Scheelium, Chem.), nach dem Chemiker Scheele, der das Metall entdeckte, benannt, s. Wolfram.

Scheelbaryt, pyramidaler (Min.), s. v. a. Scheelkalkspath (s. d.). Haidinger bildet daraus eine Familie seiner Baryte mit einer einzigen, gleichnamigen Gattung, deren Arten Scheelit und Romein sind.

Scheelbleispath (Min.), auch Bleischeelit, wolframsaures Blei, Tungstate de plomb, Stolzit, Spathgattung aus der Familie der Plumbochalcite, gehört ins tetragonale Krystallsystem; Grundform ein spitzes tetragonales Oktaëder von 99°43′ Endkante und 131°30′ Seitenkante, Struktur unvollkommen, Bruch muschelig, H=3—4, wenig spröde, G.=8,0—8,1, gelblich grau, gelblich braun, fettglänzend, durchscheinend, selten halbdurchsichtig, vor dem Löthrohr leicht schmelzbar zur metallischen Kugel, in erwärmter Salpetersäure auflöslich. Nach Lampadius 48, 25 Bleioxyd, 51, 75 Wolframsäure. Auf Gängen mit Wolfram im Granit von Zinnwald im Erzgebirge. Wird als wolframsaurer S. unterschieden von dem molybdänsauren S. u. Molybdänbleispath (s. d.).

Scheele (Biogr.), 1) Karl Wilhelm, einer von den Begründern der neuern Chemie, geb. am 19. Dec. 1742 zu Stralsund. Sein Vater, ein Kaufmann dieser Stadt, that ihn im 14. Jahre nach Gothenburg zum Apotheker Bauch in die Lehre, wo S. sechs Jahre hindurch den Grund zu seinen nachherigen Kenntnissen legte. Im J. 1765 kam er in eine Apotheke nach Malmö, zwei Jahre später nach Stockholm. Doch vertauschte er den letztern Platz schon 1773 wieder mit einem ähnlichen zu Upsala. Hier setzten ihn seine Verbindung mit gelehrten Männern und die Erlaubniß, im chemischen Laboratorium der Akademie arbeiten zu dürfen, in den Stand, seine Kenntnisse beträchtlich zu erweitern. Er machte mehre wichtige Entdeckungen, wie die des Sauerstoffs, Stickstoffs und Chlors, während man ihm schon bei seiner Anwesenheit in Stockholm die Auffindung der Flußspathsäure, der gasförmigen Hydrothionsäure, der wahren Natur des Weinsteins, der Mischung der thierischen Knochen ꝛc. verdankte. Als 1775 der Apotheker Pohler zu Köping mit Tod abgegangen war, gelangte S. auf den Vorschlag des medicinischen Kollegiums an die Stelle desselben. England suchte den berühmten Mann wiederholt an sich zu ziehen und bot ihm zuletzt ein jährliches Einkommen von 300 Pfd. Sterl.; aber der Tod, beschleunigt durch seine rastlose Thätigkeit, erreichte ihn während der Unterhandlungen, nachdem er zwei Tage zuvor die Wittwe Pohlers geheirathet und sie zu seiner Erbin eingesetzt hatte. Seine Abhandlung über die Luft und das Feuer (Upsala 1777) wurde nicht nur mehrmals aufgelegt, sondern auch in die meisten Sprachen Europa's übersetzt; seine übrigen Abhandlungen und Aufsätze finden sich unter den Sammlungen der königlichen Akademie zu Stockholm. S. unterhielt eine fortgesetzte Korrespondenz mit Erhart, Meyer, Kirwan ꝛc., war Mitglied der königlichen Akademie zu Stockholm, der kurfürstlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Erfurt, der berliner Physiker

und der Akademie der Wissenschaften zu Turin. An gewöhnlicher Unterhaltung nahm er selten Theil, da er immer mit seinen Arbeiten und Entdeckungen beschäftigt war, und nur ein enger Freundschaftskreis, mit dem er sich über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten konnte, entschädigte ihn für die Freuden des geselligen Lebens. — 2) Georg Viktor Friedrich Dietrich von S., s. Schele.

Scheelenburg, dän. Baronie, Fühnen, A. Odensee, aus 2 Gütern bestehend, mit einigen kleinen Inseln; Besitzung des Freiherrn Juel-Brockdorf.

Scheeler (Biogr.), 1) George, Graf von, wurde 1770 in Ludwigsburg geboren, eröffnete seine militärische Laufbahn als Kadet im würtembergschen Heere, machte als Lieutenant und Hauptmann die Rheinfeldzüge 1792—95 mit, ward 1804 Major, 1807 Oberst, 1809 Generalmajor und machte als solcher den Feldzug gegen Oesterreich mit. Im J. 1810 wurde er Generallieutenant u. übernahm statt des erkrankten Kronprinzen den Oberbefehl über das würtemberger Kontingent im russischen Feldzuge. Er machte die Schlacht von Smolensk mit, wurde bei Mosaisk verwundet und zeichnete sich auf dem Rückzuge so aus, daß ihn Napoleon zum Grafen des Reichs ernannte. Er † 1826 in Folge eines auf der Jagd erhaltenen Schusses. — 2) Neele, Beiname von N. Moyaert.

Scheelerz (Min.), 1) s. v. a. Scheelkalkspath (s. d.); — 2) nach Mohs u. Haidinger, Erzfamilie mit der einzigen Gattung: Pyramidales S., dessen einzige Art das Wolfram (s. d.) ist.

Schéelin calcaire (fr., Min.), 1) nach Hauy, s. v. a. Scheelkalkspath (s. d.); — 2) S. ferrugineux, nach Demselben, s. v. a. Wolfram (s. d.).

Scheelischer Xanthinspath (Min.), s. v. a. Scheelbleispath.

Scheelit (Min.), s. v. a. Scheelkalkspath.

Scheelkalk (Min.), nach Naumann, s. v. a. Scheelkalkspath.

Scheelkalkspath (Min.), auch Schwerstein, Tungstein, pyramidaler Scheelbaryt, Scheelkalk, Scheelerz, Scheelit, Scheelspath (hystatischer und makrotyper), wolframsaurer Kalk, Schéelin calcaire, Spathgattung aus der Familie der Plumbocalcite, gehört ins tetragonale Krystallsystem und hat zur Grundform ein tetragonales Oktaëder von 108° 12½′ Endkanten und 112° 1½′ Seitenkanten, oft auch in spitzern Oktaëdern, in Tafeln und Kombinationen; Struktur ziemlich vollkommen parallel den Flächen des primitiven Oktaëders, Bruch unvollkommen muschelig, uneben, H. = 4, 5, spröde, G. = 6, 0 — 6, 1, gelblichweiß, gräulichweiß, grau, blaßgelb, nelkenbraun, fettglänzend bis diamantglänzend, halbdurchsichtig bis kantendurchscheinend, stark thermophosphorisch. Vor dem Löthrohr sehr schwierig schmelzbar, in erhitzte Schwefelsäure auflösbar. Nach Berzelius 80,417 Wolframsäure, 19,400 Kalk. Auf Lagern, Gängen, Stockwerken im Granit, Gneiß, Porphyr bei Schlaggenwalde, Zinnwalde, Ehrenfriedersdorf im Erzgebirge, Neudorf im Anhaltischen, Pösing in Ungarn, Schellgaden in Salzburg, St. Leonhard in Haute Vienne, in Cornwall, bei Lidderhytten und Vispferg in Schweden, bei Huntington in Connecticut ꝛc.

Scheelkorn (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Pavetta L.

Scheelmetall, s. v. a. Scheel.

Scheeloxyd, s. v. a. Wolframoxyd.

Scheels, Rabode Hermann, lat. Scelius, geb. 1622 in der Provinz Ober-Yssel aus einem edlen Geschlechte, studirte zu Steinfurt in Westphalen, zu Gröningen und Leyden, und machte noch, um sich mehr auszubilden, Reisen nach Frankreich und Italien. Ferdinand III., Großherzog von Toskana, in dessen Dienste er getreten, suchte ihn zwar in seinen Staaten zu halten, allein S. folgte der Stimme seiner ihn herbeirufenden Mutter u. kehrte in sein Vaterland zurück, wo er sich ganz dem Studium hingab. Von dem Adel seiner Provinz ward er nach dem Tode Wilhelms 1651 als Deputirter in die Ständeversammlung nach dem Haag geschickt und zum Gouverneur von Yssemonde ernannt. Aber schon nach 2 Monaten † er. Schrieb: Hygini et Polybii de castrametatione Romanorum quae exstant, cum notis et animadversionibus, verbunden mit zwei Dissertationen: De remilitari populi Romani, Amsterd. 1660, 4.; — De libertate publica liber posthumus, 1662, 12., worin S. seine republikanischen Gesinnungen niederlegt; — Protepticon de pace et causis belli anglici primi, Deventer 1668, 12.; — De jure imperii liber posthumus, Amsterd. 1671,16.

Scheelsäure, s. v. a. Wolframsäure.

Scheelsaures Blei (Min.), s. v. a. Scheelbleispath.

Scheelsches Eudiometer, s. Eudiometer.

Scheelsches Grün, s. Arsenigsaure Salze, 28).

Scheelsches Süß, s. v. a. Glycerin.

Scheelspath (Min.), nach Breithaupt, s. v. a. Scheelkalkspath.

Scheelstrauch (Wasserb.), s. v. a. Schölbusch.

Scheemaeker, Hendrick, Bildhauer von Antwerpen, Sohn eines gleichnamigen Künstlers, von dem sich in den Sammlungen zu Antwerpen ehedem Werke fanden. Er erlernte die Anfangsgründe der Kunst in Antwerpen, wahrscheinlich unter Leitung seines Vaters, kam aber später nach Kopenhagen und ging dann nach Frankreich, wo er mehre Werke hinterließ, unter welchen die im Garten des Schlosses von Dampière, die Statue eines Flußgottes, eine Najade und Genien, zu den vorzüglicheren gehören. Dann arbeitete S. auch einige Zeit in London, wo man Werke in der Westminster-Abtei findet. Von England aus begab sich der Künstler nach Antwerpen und führte da einige Statuen für Kirchen aus. Seine Werke sind sehr zahlreich, die theilweise als Erzeugnisse eines sehr talentvollen Künstlers betrachtet

werden müssen. In der letzten Zeit seines Lebens begab sich S. wieder nach Paris und † daselbst um 1740.

Scheemda, niederländ. Gemeinde, Prov. Gröningen, nordwestl. von Winschoten; 3050 Einw.

Scheemder, niederländ. Ort, Prov. Gröningen, nordwestl. von Winschoten.

Scheep, s. v. a. Pfannenstein, vgl. Kochsalz.

Scheepel, Maß, s. v. a. Schepel.

Scheephammer (Salinenw.), kleiner Hammer, womit der Pfannenstein von der Pfanne abgeklopft wird.

Scheer (Geogr.), würtemberg. Stadt, Donaukr., Oberamt Saulgau, an der Donau; thurn- u. taxisches Amt, Schloß, Kirche, Revierförsterei, 4 Jahrmärkte; 960 Einw.

Scheer (Biogr.), Joseph Jakob, Kantor und Regens Chori an der Pfarrkirche zu Löwenberg, geb. den 11. Novbr. 1770 zu Kunzendorf unterm Walde, erhielt den ersten Unterricht im Gesange und Orgelspiele von seinem Vater, dem dasigen Kantor und Organisten Johannes S. Durch eifernen Fleiß ersetzte er Das, was der mangelhafte Unterricht zu wünschen übrig ließ, und brachte es schon als Knabe dahin, daß er fast alle Instrumente spielen konnte. Dadurch erlangte er jene genaue Bekanntschaft mit ihrer Natur und der Art ihrer Behandlung, die ihm später so gut zu Statten kam. Sehr gebildet wurde das Talent S.s in der Privatkapelle des Grafen von Röder auf Hohlstein, in welcher unter der Leitung des Musikdirektors Scholz von tüchtigen Musikern die ausgewähltesten Stücke aufgeführt wurden, und wo sein Geschmack durch Mozarts Werke, die damals erst in diesem Theile Schlesiens bekannt wurden, die wahre Richtung erhielt. Auch der Umgang mit dem nachmaligen Domkapellmeister Schnabel, der zu jener Zeit Schullehrer in Pariz bei Naumburg a. Q. war, übte einen bedeutenden Einfluß auf seine Bildung aus. Seit 1800 bekleidete er eben genanntes Amt und wirkte im Stillen so manches Gute und Schöne. Unter den vielen Schülern, die er gebildet, zeichneten sich vorzugsweise aus: Dr. med. Pohl in Löwenberg und Kammermusikus Joseph Töpler, früher in Dresden, jetzt in Koburg. Als Komponist lieferte er meistens Maurerlieder und zwar: 100 Gesellschafts- und Maurerlieder; 6 größere Gesänge für die Loge in Löwenberg; Kantate zur Einweihung des neuen Logengebäudes zu Löwenberg, u. s. w.

Scheer (Bergw.), in den zwickauer Kohlengruben s. v. a. Berge.

Scheerbank, 1) (Leinw.), eine schräg aufgestellte Bank, welche gegenüber dem Scheerrahmen steht; auf ihr befinden sich 5 Reihen kleiner Decken, zwischen je zwei Decken wird eine Bobine auf einem Drahte oder wohl auch auf einem Bindfaden angebracht. An der vordern Seite der Bank ist eine mit Drahtösen (Gelese) versehene Leiste angebracht und die Einrichtung getroffen, daß jede Oese einen einzelnen Faden aufnimmt, und sich dieselben dann nicht verwirren. — 2) (Hüttenw.), s. v. a. Schirmstock.

Scheerbecken, s. v. a. Barbierbecken.

Scheerbeutel, s. v. a. Barbierbeutel.

Scheerboot (Skärboot), die zur Bewachung der Einfahrt in die Scheeren bei Stockholm ꝛc. vorhandenen Schaluppen und Boote.

Scheerbrüder (Scheerenbrüder, Forsteigeri), aus Schneidern bestehende Brüderschaft, die eine Scheere oder Zange auf dem Mantel trug, zum Zeichen, daß sie die sinnlichen Begierden damit ausrotten wollte.

Scheere (Schere, Technol.), ein aus zwei zugeschärften, sich in fortwährender Berührung unter einem Winkel gegen einander bewegenden Theilen zusammengesetztes Werkzeug, welches den zwischen diese Theile gebrachten Gegenstand zerschneidet oder einen Zusammenhang trennt. Das Vorhandenseyn zweier Schneiden und deren gleichzeitige Wirkung und ununterbrochene Berührung sondert die S.n hinreichend von den Messern, von denen sie auch noch in andern Beziehungen verschieden sind, z. B. darin, daß bei den meisten Messern außer der drückenden Bewegung noch eine ziehende Statt findet, wodurch ihre Schneiden weit mehr in Anspruch genommen werden und einer besondern Einrichtung bedürfen, um schnelle Abnutzung zu verhindern.

I. Verschiedene Arten von S.n. Die S.n zerfallen in folgende drei Hauptarten: S.n mit dünnen Blättern, solche mit dickeren oder stärkeren Blättern und Maschinen S.n. 1) S.n mit dünneren Blättern. Hierher gehören jene S.n, welche als Stahl- und Schneidewaaren im Handel vorkommen und die zwar nicht alle, doch in bei Weitem überwiegender Mehrzahl bei der Verarbeitung gewebter Zeuche und überhaupt bei der Behandlung dünner Flächen und solcher Materialien, deren Trennung und Zerschneiden keine große Gewalt erfordern, ihre Anwendung finden. Der letztere Umstand begründet ihre schwächere Konstruktion, so wie die mit einigen Ausnahmen ihnen zukommende Eigenheit, daß die Blätter im Verhältniß zur Länge nur dünn zu seyn pflegen. Eben so ist meistens die Länge derselben und überhaupt jene der S. oberhalb dem durch eine Schraube oder Niete gebildeten Charnier größer, als von da abwärts bis an das untere Ende der S. Die vergleichungsweise größere Länge der Blätter gewährt den Vortheil, daß die S. mit einem Male auch einen längeren geraden Schnitt macht. Diese Anordnung, nämlich das Gewinde außer der Mitte und mehr nach unten anzubringen, kann man hier ohne Nachtheil in vielen Fällen befolgen, denn wenn man die zwei Theile der S. als doppeltarmige Hebel betrachtet, welche am kürzeren Arme angefaßt und zusammengedrückt werden, so reicht doch die geringere, hierdurch an den vorderen Enden wirksame Kraft noch immer hin, den schwachen Widerstand dünnerer Stoffe zu überwinden. Ausnahmen kommen dann vor, wenn die Länge des vorderen Theils die sichere Führung der S. verhindern sollte; völlig unanwendbar aber werden lange Blätter, wenn härtere Materialien geschnitten werden

sollen, und es findet dann sogar gerade das Gegentheil Statt, nämlich kurze, starke Blätter und lange Griffe. Die zunächst aufzuführenden S.n bestehen aus zwei über einander liegenden, unter den Schneiden mittelst einer Schraube od. Niete verbundenen Theilen, welche, mit Ausnahme einiger nicht bedeutender Umstände, einander völlig gleich sind. Die meist ebene, manchmal aber auch mäßig konvere Fläche, auf welcher das Gewinde angebracht ist, nennt man den Schild; unmittelbar von ihm gehen an jedem Blatte die Stangen aus, an denen sich die ovalen Griffe oder Ringe befinden. Größere Blätter erhalten an der äußern Kante gewöhnlich eine schmalere oder breitere, sich an der Spitze verlierende Façette, theils damit sie mit der scharfen Ecke nichts verletzen, theils um eine leichtere und gefälligere Form herauszubringen. Gegenüber von dieser gibt man meistens dem Schilde noch eine ähnliche, welche aber nur kurz ausfallen kann. Jedes Blatt der S. kann natürlich oberhalb der Stangen nur die halbe Dicke der letzteren haben, und dies wird erreicht durch den sogenannten Schluß, von welchem an das Blatt zur Hälfte abgesetzt ist. Was die Schneide der Blätter betrifft, so findet dabei manches Besondere, von jener eines Messers ganz Abweichende Statt. Bei einem Messer befindet sie sich regelmäßig in der Mitte der Dicke; bei einer S. geht dies nicht an, weil sich die schneidenden Linien in der ganzen Länge ununterbrochen berühren müssen. Die Schneiden sind daher einseitig, d. h. die einander zugekehrten Flächen der Blätter ganz eben, ja sogar, um unnöthige Reibung zu verhindern, manchmal etwas hohl. Um die Schneide selbst hervorzubringen, geht von der äußern Façette eine schiefe Fläche abwärts, deren Endkante die Schneide gibt. Ein Bogen über der Schraube, manchmal auch eine gerade schiefe Linie begrenzt unten diese Fläche, die aber selbst nicht ganz dünn in die eigentliche Schneide ausläuft, sondern fast immer an der Endkante wieder nach abwärts und sehr schmal in der ganzen Länge angeschliffen ist, und zwar unter einem ziemlich stumpfen Winkel. Diese bemerkbare, obwohl noch sehr geringe Dicke der Schneide erhöht ihre Dauer und macht das Nachschleifen viel leichter, welches immer nur an dieser schmalen Kante geschieht. Um gut zu schneiden, bedürfen die S.n mit dünnen Blättern noch einer andern Vorkehrung; es sind nämlich die letztern etwas wenig hohl oder gebogen, so daß, wenn man eine geschlossene S. mit der Kante gegen sich gekehrt hält, man zwischen den Blättern durchsieht, indem sie nur gleich oberhalb des Gewindes und an der Spitze sich berühren. Sie sind dabei etwas gespannt, und es wird ihre Federkraft in Anspruch genommen. Hierdurch bleibt auch die Berührung beider Blätter, wenn die S. geöffnet wird; eben so, wenn während des Schließens allmählig alle Punkte der Schneiden an einander gelangen, erhält sie ihre eigene Elasticität im beständigen Kontakt, ein Erfolg, welcher nebst dem dadurch gesichert wird, daß die meisten Blätter, gegen oben dünner und schmäler zulaufend, noch besser sich federn. Bei den S.n, welche zugleich als Stahlwaaren in den Handel kommen, und bei den feineren überhaupt ist die äußere Schönheit kein unwichtiger Umstand, in welcher Beziehung man nicht nur durch sorgfältige und vollendete Politur, sondern auch durch mannichfaltige Verzierungen die Käufer zu befriedigen sucht. Die letztgenannte Art der Verschönerung kann der Natur der Sache nach fast ins Unendliche gehen und daher hier nicht erschöpfend behandelt werden, weshalb nur einige Bemerkungen darüber folgen. An den Blättern selbst lassen sich nur wenige Verschönerungen, außer den schon berührten Längen-Façetten, anbringen; doch pflegt man die nicht flachen, sondern schwach zugerundeten am Schilde mit parallelen querlaufenden Furchen zu versehen. Eigentlicher und Hauptgegenstand der Verzierung sind die untern Theile der feineren S.n, welche man öfter sogar von anderem Material: Perlenmutter, Gold, Silber, Argentan, Messing, Tombak mit oder ohne Vergoldung u. s. w., verfertigt. Auch stählerne, auf nassem Wege ganz vergoldete, blau angelaufene, mit blank geätzten oder mit Gold eingelegten Figuren kommen zuweilen vor. Die Griffe oder Ringe bieten nicht sehr viele Gelegenheit zu Abänderungen dar. Die allgemeinste, zum Anfassen bequemste Form ist die ovale oder elliptische; damit sie den Fingern nicht beschwerlich fallen, sollen sie keine scharfen Kanten haben, sondern gut abgerundet seyn. Bei den dickeren großen S.n geschieht dieses von beiden Seiten, so daß die Rundungen auf jeder Fläche unter einem stumpfen Winkel zusammenstoßen. An sehr kleinen S.n stellt man auch wohl die langen Axen der Ringe schief gegen einander, wodurch die hier so kleinen Ringe etwas weiter aus einander kommen, um das Anfassen einigermaßen zu erleichtern. Bei verzierten Ringen muß man stets vorsichtig seyn, daß die Schweifungen und Façetten das Anfassen nicht erschweren. Absichtlich macht man öfter die Griffe von verschiedener Größe. Der weitere Ring ist für den Daumen, bei großen S.n auch für den Ballen desselben bestimmt. An diese Abänderung sind manche Personen so sehr gewöhnt, daß sie dieselbe ausdrücklich verlangen und nicht wohl entbehren können. Ein sehr weites Feld zu Verzierungen bieten die Stangen dar, da ihre Form für den Gebrauch ziemlich gleichgültig und, wenn die Schweifungen und eckigen Abschrägungen nicht gar zu weit gehen, fast nie hinderlich wird, am wenigsten bei den kleineren S.n, wo bekanntlich nur an der einen Stange der Zeigefinger der rechten Hand, und zwar auch nicht mit Gewalt angedrückt, ruht. Die Stangen bleiben daher selten ganz glatt oder gerade. Am einfachsten erhalten sie eine Biegung nach außen, bei feinen S.n aber sehr mannichfaltige Formen; auch werden sie manchmal sogar durchbrochen gearbeitet. Die kleinsten S.n führen den Namen Zwerg-S.n; etwas größer sind die Etui-S.n und die Schling-S.; ihre nächste Bestimmung ist sämmtlich zu den feinsten weiblichen Handarbeiten, wie Sticken, Schlingen u. s. w. Bei den meisten sind die Blätter kürzer als das Untertheil, weil mit ihnen weniger eigentliche längere

Schnitte gemacht, sondern am häufigsten nur die Spitzen gebraucht werden, welche bei größerer Länge der Blätter, wegen der an den Enden schnell abnehmenden Kraft, nicht mehr die gehörige Wirkung beim Abschneiden der Fäden thun könnten. Bei diesen und ähnlichen kleinen S.n haben die Blätter an den Außenkanten nur selten Längenfacetten, sondern sie sind in der Regel ganz glatt, etwas konver und zugerundet. Die etwas größeren und stärkeren Sorten für Nähterinnen kommen unter der Benennung Frauen-S.n vor. — An der Leinwand-S., welche man übrigens in verschiedenen Abstufungen hat, fehlt meist am Ende des einen Blattes die Spitze, um nicht beim Zuschneiden in eine unter der oberen liegende Fläche des Zeuches einzustechen und wenigstens den leichten Gang der S. und ihr ungehindertes Fortführen hierdurch zu hemmen. — Die sogenannten Vogel-S.n nähern sich schon einem bloßen Spielwerke, bei dem die winkelförmige Stellung des Blattes den Gebrauch höchst unbequem macht; doch läßt sich diesem Gebrechen abhelfen und der Hals sich so krümmen, daß die Blätter wie gewöhnlich gegen die Ringe stehen. Ueberhaupt aber kommt diese Form selten vor. — Die Taschen- oder Sack-S. läßt im geschlossenen Zustande auch ohne Futteral keinen Nachtheil durch die Spitzen besorgen und kann überall hingebracht werden. — Bei den englischen Zuschneide-S.n für Kleidermacher liegt die weiter vorspringende gerundete Ecke des einen Blattes während des Gebrauchs auf der Tafel, und haben die Ringe ungleiche Größe. — Die deutschen Zuschneide-S.n sind noch größer u. schwerer, auch die Blätter breiter, aber von gleicher Form. Das Gewinde dieser und noch vieler anderer größerer S.n besteht gewöhnlich in einer zu beiden Seiten stark vorragenden Niete statt der Schraube, weil das Gewinde der letzteren in dem Scheerenblatte zu bald nachgibt, locker wird und doch zuletzt durch das Vernieten des hintern Endes der Schraube geholfen werden muß. Bei gemeinen, fabrikmäßig verfertigten, auf Wohlfeilheit berechneten Kleidermacher-S.n sind sogar die Ringe nicht einmal völlig geschlossen oder aus dem Ganzen gearbeitet, sondern nur die gerade gewesenen Stäbchen an das Ende der Stangen stumpf angebogen. Auch bleiben die Kanten der Ringe scharf, weil sie, für den wirklichen Gebrauch oft mit Tuch-, Leinwand- oder Lederstreifen umwunden, der Hand nicht mehr beschwerlich fallen. — Die englische Knopflöcher-S. ist von eben so einfacher, als sinnreicher und zweckdienlicher Konstruktion. Jedes Blatt besitzt oberhalb des Schildes einen einspringenden Absatz, so daß die Schneiden von der Spitze nur bis zu der wagrechten oberen Ecke des Absatzes reichen und durch diesen unterbrochen werden. Die geöffnete S., mit dem Grunde des Absatzes an die Kante des Arbeitsstückes angesetzt, macht einen Schnitt, dessen Abstand von derselben ebenfalls schon durch die Länge der Oeffnung in beiden Blättern bestimmt ist und jedesmal gleich ausfällt. Für eine verschiedene Entfernung bedarf man mehre S.n, oder man richtet sich nach dem Augenmaße. Die Länge der Schnitte und folglich auch der Knopflöcher, zu welchen sie später ausgebildet werden, hängt von jener der Schneiden ab und bleibt daher immer die nämliche. — Die Maß-S., ohne Spitzen, mit breiten Blättern, kann, ohne zu stechen, in der Tasche getragen werden und dient für Kleidermacher beim Maßnehmen, um in die bekanntlich dabei üblichen doppelten Papierstreifen die kurzen Schnitte oder Zwicke zu machen, welche man als Merkzeichen der gefundenen Dimensionen benutzt. — Die Schuhmacher-S. hat nichts Besonderes; sie findet Anwendung bei dünnerm Leder und den an Frauenschuhen häufig vorkommenden gewebten Stoffen. — Eigenthümliche Beschaffenheit dagegen besitzt die hier einzureihende Handschuhmacher-S., welche sich sehr vortheilhaft durch die sogenannten gedrehten Ringe auszeichnet, die man ihrer Nützlichkeit wegen auch bei andern französischen groben S.n antrifft. — Die allgemein bekannte Form der Papier-S.n, so wie die Länge ihrer Blätter, um das Geradeschneiden zu erleichtern, bedürfen keiner ausführlichen Erörterung. — Die Haar-S. der Friseure gleicht einer gewöhnlichen Leinwand-S., nur hat sie keine Spitzen, ja sogar an dem Ende des einen Blattes einen stärkeren runden Ansatz, um beim Haarschneiden die Haut nicht zu verletzen. Verzierte und geschweifte Stangen oder Ringe wären hier höchst unzweckmäßig, weil Haare daran hängen bleiben und ausgerissen würden; die genannten Theile bleiben daher ganz glatt. — Nägel-S.n hat man von allerlei Größen. Die schrägen äußern Kanten beider Blätter sind mit einem doppelten oder, an der kleineren, mit einem einfachen gewöhnlichen Feilenhiebe zum Abfeilen und Glätten der äußeren Nägelränder versehen. Bei der englischen S. ist von den ziemlich breiten Blättern eines zur Anbringung eines kleinen Messers benutzt. Zwischen der äußern Fläche des Blattes und der innern der Schale aus Perlenmutter bildet sich der gewöhnliche Raum für die Rückenfeder und zum Einklappen der Messerklinge, wenn sie nicht gebraucht werden soll. Indessen werden sowohl S. als Messer auf diese Art ziemlich unbequem zu handhaben. — Nützlicher und ziemlich häufig verbreitet sind die Docht-S.n zum Zurichten und Abschneiden der Dochte an Lampen, selbst während des Brennens. Alle diese S.n haben abgekrüpfte Stangen, weil sonst manche an den Lampen befindliche vorstehende Theile dem Gebrauche der S. im Wege seyn würden. — Die Goldschläger-Hand-S. ist groß, ohne alle Spitzen, hat aber starke, fast bis oben gleich breite Blätter. Diese bleiben dadurch in der ganzen Länge ungeschwächt, so daß man die schiefe Fläche oberhalb des Schildes weg und vom Schlusse an nur eine Ebene stehen läßt. Diese S. wird sowohl zum Zurechtschneiden der Pergamentblätter für die sogenannten Formen, als auch zum Zertheilen der Gold- und Silberblätter in kleinere Stücke gebraucht, gehört also zum Theil schon unter die Metall-S.n. — Die Blumen-S. hat kurze dicke Blätter und lange Griffe, überhaupt aber eine ganz eigenthümliche Beschaffenheit. Sie

ist bestimmt, Blumen so abzuschneiden, daß man sie gar nicht zu berühren braucht, daß sie auch nicht zur Erde fallen, sondern aufrecht stehen bleiben. — Für die größte S. mit langen, verhältnißmäßig dünnen Blättern kann die jetzt nicht mehr häufig gebräuchliche Garten-, Hecken- oder Spalier-S. gelten, deren Verwendung zum Beschneiden der Bäume u. Gesträuche bekannt ist. Sie wird mit beiden Händen geführt, hat also natürlich keine Ringe, sondern hölzerne Hefte zur Aufnahme der in ihnen festgenieteten Angeln an beiden Blättern. Die Stangen sind abgebogen, um die Hände höher als die Flächen der Scheerenblätter zu bringen und bequem eine Hecke, Laube ꝛc. ganz eben zurichten zu können. Da die wegzuschaffenden Theile einen ziemlich bedeutenden Widerstand entgegensetzen, so wird meist die S. bei jedem Schnitte gewaltsam zugeschlagen und hat, um hierdurch nicht den Schluß zu verderben, an den Stangen Ansätze, welche, wenn sie zusammenstoßen, das weitere Uebereinandergehen der Blätter beschränken. Das Gewinde ist bei den gemeineren Sorten eine starke Niete, bei den besseren aber eine Schraube mit Flügelmutter, durch welche die wechselseitige Berührung der Schneiden sich jederzeit richtig bestimmen und in Ordnung erhalten läßt. Eine von den bisher aufgeführten gänzlich verschiedene Art von S.n hat keine Ringe und keine Gewinde, sondern beide Blätter sind mittelst eines elastischen Bogens verbunden und machen nur ein Ganzes aus, so daß die S. eigentlich nicht aus zwei abgesonderten Hälften besteht. Solche S.n sind im gewöhnlichen Zustande offen, schließen sich durch den Druck auf die äußern Seiten der Stangen, welche in der Hand liegen, und öffnen sich von selbst wieder, sobald der Druck nachläßt. Sie sind daher darauf berechnet, gerade Schnitte schnell zu vollbringen, nämlich ohne den Zeitverlust, welchen das sonst absichtlich zu bewerkstelligende Oeffnen unvermeidlich mit sich führt. Die Einförmigkeit der Schnitte aber beränkt ihre Verwendung auf einige wenige Fälle. Oben an stehen bei dieser Art die Schaf-S.n, die übrigens als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Die englischen S.n haben im Allgemeinen die Einrichtung der gewöhnlichen deutschen, wohl aber manche entschiedene Vorzüge. Die Blätter sind nämlich viel länger, dabei aber dünn, wie ein Messer, und, ohne die sonst allen S.n eigenthümliche schmale, die Schneide bildende Façette, sehr scharf zugeschliffen. Obwohl viel größer als die deutschen, sind diese S.n doch weit leichter, als es den Anschein hat, wozu nicht nur die Dünne der Blätter, sondern vorzüglich die Beschaffenheit der Stangen hilft. Sie haben nämlich die Form halbrunder, hohler, mit dem erhabenen Rücken nach außen gekehrter Röhren, wodurch sie leicht werden, ohne an Steifigkeit und Haltbarkeit Abbruch zu leiden. Der Ring, welcher sie verbindet, hat Gestalt und Bestimmung mit jenem der deutschen gemein. — Die Seiden-S. wird in der Weberei zum Abschneiden von Knoten, überflüssigen Enden von Fäden ꝛc. gebraucht und ist bequem, weil sie immer schon geöffnet und zur unverzüglichen Wirkung bereit an der Hand liegt. — Die Goldschläger-Bestoßscheere, mit langen sehr dünnen Blättern, dient zum schnellen Wegschaffen des beim Feinschlagen des Goldes und Silbers über die Ränder der Form herausgetretenen Materials. — Ihrer Form nach gehört noch die Tuchscheerer-S. hierher; auch sie hat zwei im Verhältniß dünne, aber breite, durch die Stangen mit einem starken Bogen verbundene, beiläufig zwei Fuß lange Blätter. Da die Stangen dieselbe Länge besitzen, so ist sie die größte von allen noch mit der Hand zu bewegenden S.n, ihre Verwendung aber zum Gerade- und Gleichschneiden der durch das Rauhen auf der Oberfläche des Tuches und anderer Wollenzeuche befindlichen Haare ohnedies allgemein bekannt. Eine ausführliche Beschreibung sowohl der S., als auch der mit ihr zu verrichtenden Arbeiten kann aber hier, außer dem Zusammenhange mit dem Uebrigen der Wollenzeuchfabrikation, nicht gegeben werden.

2) S.n mit stärkeren Blättern. Die S.n dieser Abtheilung unterscheiden sich durch starke, dicke Blätter und verhältnißmäßig lange, zur größern Kraftaufwendung geeignete Griffe. Von einer messerähnlichen Zuschärfung der Blätter kann hier keine Rede mehr seyn; vielmehr schließt sich die Façette, welche die Schneide bildet, an die obere Fläche des Blattes unter einem kaum merklich stumpfen, ja sogar oft unter einem rechten Winkel an, so daß also auch an der Schneide nie ein spitziger, vielmehr häufig ein rechter sich findet. Alle diese S.n werden durch unmittelbare Handanlegung in Wirksamkeit gesetzt. Sie sind sämmtlich Metall-S.n, mit Ausnahme einer einzigen, und zwar der Gärtner- oder Baum-S. Diese hat keinen sogenannten Schluß, sondern beide Theile liegen ganz flach auf einander, ein Fall, der noch bei vielen S.n dieser Abtheilung vorkommt. Zum bessern Halten in der Hand sind dafür die Enden der Stangen nach entgegengesetzten Richtungen gebogen, so daß sie dennoch einander decken und in einerlei Ebene zu liegen kommen. Das Charnier besteht aus einer größern starken Scheibe, einem runden Stifte in deren Mitte, welcher über dem Blatte in eine Schraube für die sechseckige Mutter ausgeht. Die schneidenden Kanten beider Blätter sind fast ganz rechtwinkelig auf die Außenflächen, und zwar die eine an einem Blatte gerade, die andere am Blatte konkav angebracht. Die S. soll nämlich bei mehren in der Gärtnerei vorzunehmenden Operationen Zweige und dünne Aeste so quer abschneiden, daß sie nicht gewaltsam zerdrückt, oder gar gebrochen und zersplittert werden. Eine S. mit geraden Schneiden würde einerseits den runden Zweig nicht so leicht fassen, weil er sich in dem Winkel der geöffneten Blätter fortschieben und hiermit ausweichen könnte; hält man ihn aber mit der einen Hand fest, so tritt andererseits der eben angedeutete Nachtheil eines zu starken Druckes und Splitterns ein. Die älteren gewöhnlichen S.n dieser Art haben die bisher beschriebene Einrichtung, zwischen den Stangen aber noch eine Feder, welche sie offen erhält. Um die außer dem Gebrauch befindliche S. ge-

schlossen zu erhalten, steckt man auf die Blätter eine Kappe von Eisen oder Messingblech, oder sie bekommt einen Bügel, welcher, mit dem Ende durch ein Charnier verbunden, am andern ein einzulegendes Häkchen besitzt und hierdurch die Wirkung der Feder hemmt. Die in dieser Abtheilung noch aufzuführenden Werkzeuge sind ohne Ausnahme Metall-S.n, von denen aber bei Weitem die meisten wieder Blech-S.n. Draht, besonders etwas dickeren, schneidet man nie ohne Noth mit der S., doch sind für den letztern, obwohl selten, auch S.n im Gebrauch (s. unten). — Die Metall-S.n zerfallen wieder in zwei Unterarten, nämlich solche, welche bloß unmittelbar in der Hand gehalten und gebraucht, und jene, bei welchen ein Blatt oder eine Hälfte fest eingespannt und nur das andere in Bewegung gesetzt wird. Jene nennt man Hand-, diese aber Stock-S.n. Die Blätter der gewöhnlichen Handblech-S. liegen nicht so weit über einander, wie bei der Leinwand- und ähnlichen S.n. Weil sie dick sind, so pflegt man sowohl außen als innen eine Façette anzubringen, an deren letztern wieder unter einem fast rechten Winkel die eigentliche Schneide angeschliffen ist. Beide Blätter gleichen sich in der Form völlig; auch der Absatz oder Schluß fehlt bei den meisten nicht. Vermöge einer Abrundung kann das Blech beim Schneiden längerer Streifen ohne zu stocken und etwas krumm gebogen leicht ausweichen. Die einander zugekehrten Flächen der Blätter sind kaum bemerkbar hohl, desto weniger, je stärker und kürzer sie sind. Das Charnier besteht aus einem runden Stifte, auf welchen, zu beiden Seiten über die Blätter vorragend, zur Zierde eckig gefeilte Hülsen fest aufgeschoben und stark vernietet werden. Doch kommen auch Schraubenmuttern, nebst andern Arten der Verbindung vor. Die langen Griffe, Stangen oder Schenkel, mit den ihnen zugehörigen Blättern aus einem Stück, schließen sich unten, einwärts gekrümmt, an einander und verhindern ein weiteres Uebereinandergreifen der Schneiden. Da die Stangen ungefähr mit ihrer Mitte in der Hand liegen und daselbst umfaßt werden, so dürfen sie keine scharfen Kanten haben; daher rundet man sie entweder ganz, oder doch die äußern und innern Flächen ab. — Die kleine Goldarbeiter-S. für dünneres Gold- und Silberblech, Folien und überhaupt zu feinen Arbeiten bestimmt, gleicht im Ganzen den Frauen-S.n, nur sind, dem Zwecke entsprechend, die Stangen viel länger, die Blätter aber kurz, stark und dick. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die hierher gehörigen S.n eben so nach ihrer Form ꝛc., wie nach ihrer besondern Bestimmung verschieden sind. Bemerkenswerth ist eine von J. Collett in London erfundene Schnürstiften-S. Diese Stifte bestehen aus röhrchenartig zusammengerollten Streifen von dünnem Messing- oder auch wohl verzinntem Eisenbleche, in deren oberes Ende eine seidene Rundschnur oder ein schmales Börtchen eingeklemmt oder so eingenietet ist, daß es nicht mehr losgeht und zu dem bekannten Gebrauch verwendet werden kann. Früher hat man sie auf eine ziemlich mühsame Art bloß aus freier Hand verfertigt. Es wurde zuerst ein Streifen Blech von einer mit der Länge der künftigen Schnürstifte übereinkommenden Breite, und von diesem wurden wieder einzelne schmale Streifen über quer abgeschnitten. Ferner ist hierzu noch ein kleiner Amboß von etwa vier Quadratzoll Oberfläche mit mehren halbrunden Längenfurchen u. ein Hammer, auf einer Seite mit ebener, auf der andern mit schmaler, polirter, zu den Furchen passender Bahn, nöthig. Ein Blechstreifen, auf eine solche Furche gelegt u. in sie mit dem schmalen Ende des Hammers hineingeschlagen, gibt ein halbrundes Röhrchen, dessen Kanten, nach dem Dazwischenbringen des Schnürchens, mit der flachen Seite des Hammers zusammengeklopft, hierdurch unter gleichzeitiger Befestigung des Schnürchens in den runden Stift sich verwandeln. Die jetzt zu erklärende S. soll die Arbeit dadurch beschleunigen, daß sie die Blechstreifen von einem längern nicht nur nach der Quere abschneidet, sondern auch zugleich halbrund oder rinnenförmig biegt. Sie besteht aus 2 Theilen, welche, wie gewöhnlich auf einander liegend, durch das Charnier zusammen verbunden sind. Die Mutter am letztern ist eine flache Scheibe mit Löchern für einen mit zwei Stiften versehenen Schlüssel, eine übrigens nicht wesentliche Abänderung. Auch das eine Blatt und dessen Schneide weicht vom gewöhnlichen nicht ab, wohl aber das andere, welches statt der sonstigen Schneide der Länge nach eine auf beiden Seiten scharf auslaufende Rinne oder Hohlkehle besitzt. Ihr entspricht die mit 3 Schrauben auf dem erstern Blatte befestigte Leiste mit ihrer innern konvexen, halbrunden, in die Rinde passenden Kante. In ähnlicher Weise trägt aber auch das andere Blatt eine, jedoch auf allen 4 Seiten ebene Leiste, deren vordere, etwas abgeschrägte, mit der einen Kante der Hohlkehle gleich steht. Das zwischen die geöffnete S. gebrachte Blech wird von der Leiste in die Hohlkehle gedrückt und von den sich berührenden Schneiden durchschnitten. — Bei den auf größere Kraftanwendung berechneten und für mehr Widerstand leistendes Material bestimmten Stock-S.n ist nur das eine Blatt an seiner bedeutend verlängerten Stange durch unmittelbare Anlegung einer oder nöthigenfalls auch beider Hände beweglich, das andere dagegen fest, und zwar entweder in einem niedrigen, starken, hölzernen Klotz, der selbst seine Stelle nicht ändert, auf einem Tische oder einer Bank, oder aber durch Einspannen in einen hinreichend starken Schraubstock. Das Letztere pflegt man auch wohl manchmal zur Noth mit der einen Stange der Hand-S.n zu thun, um die zweite mit mehr Kraft führen zu können. Auf eine nähere Beschreibung dieser S.n können wir uns übrigens hier eben so wenig einlassen, als auf eine genaue Aufzeichnung der verschiedenen einzelnen Gattungen. Daher genüge Folgendes: Bei allen bisher genannten S.n befindet sich das Charnier oder die Verbindungsstelle der zwei Hälften hinter den Blättern oder der Schneide, und diese sind daher von der Drehungsaxe nach auswärts bis zur Spitze ganz freistehend. Dies hat aber den großen Nachtheil, daß man, und zwar, je mehr

die S. Gewalt leidet, desto eher, das Nachgeben der Blätter gegen die Spitze hin, und an dieser befürchten muß. Deswegen macht man, wie bereits gesagt wurde, dünne, lange Blätter etwas gegen einander hohl, um die Federkraft derselben für den sichern Schluß auch an den Spitzen zu benutzen. Bei den dicken, starken Blättern der Metall-S.n geht dies nicht mehr an; doch steigert sich bei ihnen, ungeachtet sie nur kurz sind, die Gefahr in der angegebenen Beziehung noch bedeutend wegen des viel größeren Widerstandes, den sie ertragen müssen. Durch geschickte Behandlung der S., indem man nämlich außer dem gewöhnlichen zugleich einen Seitendruck in der Richtung ausübt, nach welcher die Schneiden stets in Berührung bleiben, läßt sich zwar dem Uebel einigermaßen begegnen, aber doch wird das Charnier bald locker und wandelbar, der Schnitt unrein und das Blech mehr abgedrückt und gerissen, als scharf geschnitten. Größeren S.n für dickes oder härteres Blech gibt man daher eine von der bei der kleinern üblichen ganz verschiedene Einrichtung, indem man das Charnier an das Ende der Blätter verlegt, wodurch die S. statt wie sonst als ein zweiarmiger, bloß als einarmiger Hebel wirkt. Jedoch fällt auch bei solchen S.n die Beobachtung des Handgriffes nicht weg, beim Schneiden zugleich den zur ununterbrochenen Berührung beider Schneiden dienlichen Seitendruck in der erforderlichen Richtung anzubringen. Dergleichen S.n pflegt man in Schraubstöcke zu spannen, weshalb sie Stock-S.n genannt werden. Bei Kaufleuten, welche sich mit dem Verkehre von Blech und Draht im Kleinen befassen, kommen hin und wieder auch Stock-S.n vor, deren Blätter mit den beiden Theilen aus einem Stücke bestehen und über das Charnier hinaus etwa noch auf 2—2½ Zoll verlängert sind, daher 4 Schneiden haben, zwei lange hinter und zwei kurze vor dem Charnier. Die kurzen benutzt man zum Abschneiden von dickerm Messingdrahte und gibt jeder, damit sie denselben nicht, statt ihn schnell zu fassen, bloß fortschieben, einen konkaven, bogenförmigen Einschnitt von etwa ⅜ Zoll Weite, welche Einschnitte an beiden Blättern genau auf einander treffen müssen. Uebrigens unterliegen solche S.n häufigen Reparaturen. An den Stock-S.n mit dem Gewinde am Ende der Blätter läßt sich nöthigenfalls auch eine die Breite der Abschnitte bestimmende sogenannte Stellung anbringen, wenn es nämlich darauf ankommt, eine größere Anzahl langer schmaler Streifen mit großer Genauigkeit zu erhalten. Dies ist z. B. nöthig beim Schneiden der Streifen aus Uhrfedern oder Stahlblech zur Verfertigung der Laubsägen. Die Arbeiter, welche dieselbe liefern, haben eine solche, durch lange Uebung erworbene Fertigkeit, daß sie sich beim Schneiden bloß nach dem Augenmaße richten, und ihre S.n auch selten eine Stellung haben.

3) Unter Maschinen-S.n werden solche verstanden, welche man nicht mehr durch bloße unmittelbare Handlangung, sondern mit Hülfe einer künstlichern mechanischen Vorrichtung, meist auch durch eine größere bewegende Kraft in Thätigkeit versetzt. Sie finden ihre Anwendung nicht nur für dickes Blech, sondern die größten auch zur Zertheilung stärkerer, eiserner Schienen und Stangen. Man hat von diesen S.n mehre verschiedene Arten, und vorzüglich sind hier die Kreis- oder Zirkel-S.n zu nennen, die sich besonders eignen, um lange Streifen mit möglichster Zeitersparniß zu erhalten. Es sind Maschinen, deren kreisrunde oder scheibenartige Blätter, mit den Schneiden an einander vorbeistreifend, auch ununterbrochen wirken, und zwar mit sehr augenscheinlichem Vortheil, weil hier keine zum Oeffnen erforderliche Zeit verloren geht. Je nachdem die Maschine nur ein Paar, oder aber mehre Scheiben besitzt, erhält man einen oder auch mehre Streifen; doch pflegt man die Maschine gewöhnlich nur in jenem Falle mit dem erst angeführten Namen zu belegen. Andere hierher gehörige Maschinen sind trefflich beschrieben und gezeichnet in Prechtls Technol. Encyklopädie, 12. Bd.

II. Die Verfertigung der S.n gehört unter die schwierigern Aufgaben, indem die Bedingungen, bei deren Vorhandensein eine S. mit Verläßlichkeit ihre vollkommene Wirkung thut, nämlich richtige Form, Schärfe u. Gleichheit der Schneiden, wechselseitige, unmittelbare Berührung derselben beim Schließen an jeder Stelle, ganz gleiche Härte der Blätter (weil sonst das härtere oder bessen härtere Theile das andere angreift und zu Grunde richtet), nicht ohne Sorgfalt und Uebung von Seiten des Arbeiters zu erreichen sind. Uebrigens hängt das Meiste von praktischen Handgriffen, Erfahrung und Gewandtheit bei der Ausführung ab, weshalb wir diesen Gegenstand hier nur kurz und mit besonderer Beziehung auf die gegen die Verfertigung anderer Stahl- und Schneidewaaren Statt findenden Verschiedenheiten besprechen. Man hat, und zwar zuerst in England, kleinere S. aus gegossenem Eisen verfertigt. Allein obwohl man das Gußeisen bekanntlich hart genug erhalten kann, so ist es doch viel spröder und minder feinkörnig als gehärteter Stahl, gibt deshalb auch nie eine feine, dauerhafte Schneide, noch weniger aber haltbare Spitzen. S.n dieser Art können daher, ungeachtet des wohlfeilen Preises, nie die gewöhnlichen ersetzen und kommen gegenwärtig gar nicht mehr vor. Nicht viel mehr Aufmerksamkeit verdient ein anderer Versuch, nämlich die zwei Hälften kleiner S.n mittelst eines starken Durchschnittes aus Stahlblech von der nöthigen Dicke zu pressen. Sollen solche S.n eine gute, regelmäßige Form, namentlich den gewöhnlichen Schluß erhalten, so erfordern sie so viele Nacharbeit, daß gegen die Verfertigung aus freier Hand kaum ein erheblicher Vortheil sich ergibt. Kleine S.n macht man ganz aus Stahl; bei größern sind entweder nur die Blätter aus demselben, Ringe und Stangen aber Eisen, oder am häufigsten wird bloß Stahl aufgeschweißt, jedoch so, daß er über das Eisen dort, wohin die Schneiden kommen sollen, hervortritt und auch auf den innern Flächen dasselbe ganz bedeckt. Beim Schmieden verschafft man

sich zuerst eine flache Schiene, welche gehörig ausgestreckt wird, dünner und gegen das Ende schmäler für das Blatt, stärker für den untern Theil. Später wird zugleich der Absatz vorläufig angelegt, wo der Schluß entstehen soll, und zwar durch Auflegen des Stückes auf die scharfe Kante des Amboßes und auf die dem Absatze gegenüber befindliche obere oder äußere Fläche durch gehörig angebrachte Hammerschläge. Manchmal werden bei größern und längern Blättern, von gewissen Formen, namentlich solchen mit abgerundeten, glatten Oberflächen, Gesenke angewendet und sie in dieselben eingeschlagen. Auch die Stangen und Ringe sucht man jetzt schon so viel als möglich zur Erleichterung und Abkürzung der künftigen weitern Bearbeitung auszubilden. Für die Ringe größerer S.n streckt man die Enden der Stangen zur nöthigen Länge, gibt ihnen eine runde Form, biegt sie dann auf dem Horne des Amboßes zusammen und ertheilt ihnen auf eben demselben durch geschickte Führung des Hammers die ovale Krümmung. Bei manchen, besonders gemeinen S.n bleiben die angestoßenen Enden an den Stangen offen; in der Regel aber werden sie angeschweißt, und auf diese Art wird der Ring vollkommen geschlossen. Bei kleinen S.n ist diese Herstellung der Ringe nicht mehr anwendbar. Man schmiedet vielmehr das Ende der Stangen flach und rund zu einer Art von Platte, welche in der Mitte mit Hülfe eines Handdurchschlags ein Loch erhält, und dieses wird theils auf dem Horne des Amboßes, theils durch einen ovalen Dorn aufgetrieben, erweitert und zu einem Ringe gestaltet. Die letzte Arbeit während des Schmiedens besteht darin, daß man den Blättern die zum guten Schließen unentbehrliche schwache Biegung der Länge nach gibt, wobei das Blatt in den Schraubstock eingespannt wird. Kleinern kurzen Blättern pflegt man die Krümmung erst während des Schleifens und nur durch dieses zu ertheilen, was wohl auch bei den größern S.n geschehen kann, aber zu mühsam und zeitraubend seyn würde. Ueberhaupt aber ist das Biegen der noch rohen Blätter nur eine Vorbereitung oder Anlage der künftigen Gestalt; ganz vollendet muß diese Biegung immer erst während des Schleifens werden, wie denn die andere Krümmung, nämlich jene nach der Breite des Blattes, oder die Höhlung desselben auf der innern Fläche ohnehin ganz eingeschliffen werden muß. Die fernere Ausarbeitung geschieht aus freier Hand mittelst der Feile, unter öfterm Gegeneinanderhalten der Blätter, um sich zu überzeugen, daß sie, besonders die Stangen und Ringe, die völlig gleiche Beschaffenheit erhalten. Vorzügliche Aufmerksamkeit und Uebung verlangt die Ausbildung der Absätze oder des Schlusses. Es ist nicht nur erforderlich, daß er gut paßt, sondern auch der Winkel, unter welchem beide Linien desselben innerhalb der Stangen zulaufen, keineswegs willkürlich, vielmehr muß er so getroffen werden, daß die Blätter weit genug aus einander gehen und bei der größten Oeffnung der S. der innere Winkel am Ende der Blätter zunächst dem Schlusse wenigstens ein rechter oder sogar ein stumpfer wird, weil es nur dann angeht, die durch den Gebrauch stumpf gewordenen Schneiden nachzuschleifen, ohne die Niete am Schilde der S. zu öffnen, wobei die erstere immer so leidet, daß sie öfter durch eine neue ersetzt werden muß. Auch die Stellung der Niete hat auf das Oeffnen der S. in letztgenannter Beziehung Einfluß. Je höher die Niete über die Spitze, in welche die Schlußlinien zusammenlaufen, hinaufgerückt wird, desto weiter geht die S. auf, wobei sich aber von selbst versteht, daß die Schräge der Schlußlinien gleichfalls gut getroffen ist und mit der Lage der Niete zusammenstimmt. Um die Scheerenblätter während des Befeilens ganz auszuarbeiten und ihnen die richtige Form zu geben, pflegt man sie durch Einstecken eines Stiftes in die für die künftige Schraube oder Niete bestimmten Löcher zu verbinden, wodurch man besser den Erfolg der Arbeit zu beurtheilen vermag. In größern Fabriken und bei S.n, wo es auf äußere Schönheit und Verzierung nicht so sehr ankommt, sucht man der Ersparniß wegen die Wirkung der Feile so viel als nur immer möglich durch Anwendung großer runder Schleifsteine zu ersetzen. — Das Härten der S.n verlangt in so fern Vorsicht, als beide Blätter, wie schon erwähnt wurde, ganz gleiche Härte haben sollen. Daher werden sie durch einen eingesteckten Stift zusammengehalten, gleichzeitig glühend gemacht, eben so abgekühlt oder gehärtet und dann auch nachgelassen. Bei großen S.n härtet man nur die Blätter, kleine aber ganz, weil dann die untern Theile einen höhern Grad von Politur annehmen. Das Nachlassen darf nur bis zur gelben Farbe gehen, weil die Schneiden, damit sie sich nicht zu schnell abnützen, einer bedeutenden Härte bedürfen, während man, wegen der Form der Schneiden, welche nie einen sehr scharfen Winkel bilden, das Schartigwerden oder Ausspringen beim Gebrauche weit weniger zu besorgen hat. — Das Schleifen und Poliren wird auf ähnliche Art vorgenommen, wie bei andern Stahl- und Schneidewaaren; jedoch ist das erstere schwieriger als sonst, wegen der doppelten Krümmung der Blätter und der Herstellung der schneidenden Kanten. Es geschieht auf größeren, runden, umlaufenden Steinen, die völlige Vollendung aber aus freier Hand durch kleinere, flache Oelsteine. Polirt werden die S.n gleichfalls durch die für Stahl überhaupt anwendbaren Mittel, nämlich mit Schmirgel, Polirroth, oder ungelöschtem Kalk. Größeren, deren untere Theile bloß aus Eisen sind und nur Glätte ohne eigentlichen hohen Glanz erhalten können, ertheilt man diesen sehr oft durch den Polirstahl allein. — Die Anbringung der Schrauben oder Nieten bedarf keiner weitläufigen Erörterung. Rücksichtlich der erstern ist nur zu erinnern, daß sie in die Mutter an dem einen Blatte recht streng einpassen sollen, weil sich diese sonst zu bald abnützt und erweitert, so daß die Schraube dann gänzlich ihren Dienst versagt. Was die Nieten betrifft, so hat jede an einem Ende einen mit ihr aus dem Ganzen bestehenden Kopf. Hinter ihm feilt man den Schaft viereckig, oder doch so, daß er wenigstens

eine vorspringende Kante oder Ecke erhält. Das Loch im Scheerenblatte bekommt für diese eine Kerbe, und die Niete wird jetzt fest und so eingeschlagen, daß sie sich nicht mehr drehen kann. Der noch übrige cylindrische Theil der Niete, um welchen das andere Blatt sich wendet, erhält, wo er über dasselbe hinaussteht, ein aufgestecktes, kurzes Rohr und wird auf dieser Seite und über der obern Kante des Rohres gehörig vernietet. Vgl. Glas-S., Licht-S., Wachsstock-S., Zucker-S.

Scheere (in andrer Bed.), 1) (Bäcker.), die lange Kerbe an der Brechbank; — 2) der am Brodschieber befindliche Einschnitt, in welchem der Stiel festgemacht ist; — 3) (Maschinenw.), das gabelförmige Stück, welches man anwendet, wenn der Bergbohrer aus einem tiefen Bohrloche genommen werden soll; es wird unter die Schraubenmutter eines untern Stückes der Bohrstange, wenn das obere Stück der Bohrstange abgeschraubt werden soll, geschoben, um zu verhindern, daß nicht etwa der Bohrer in das Bohrloch zurückfalle; — 4) (Stellm.), s. v. a. Gabelbeichsel; — 5) die beiden Arme, welche sich am Hintergestelle eines Wagens und der hinteren Axe endigen; — 6) (Bauw.), zwei übers Kreuz zusammengebundene Breter oder Stangen, um etwas, das in die Höhe gehoben oder gezogen wird, damit zu unterstützen; — 7) s. Töpferscheibe; — 8) (Mühlw.), s. v. a. Radescheere; — 9) in Oelmühlen das Stück Holz, welches dem Schlägel gegenüber an der Schlägelwelle angebracht ist und in welchem eine Stange mit einem Däumlinge befestigt ist; wenn nun der Däumling der S. von der Daumwelle niedergedrückt wird, so muß dadurch der Schlägel gehoben werden und auf den Preßkeil herabfallen (s. Oelmühle); — 9) bei den Wagen, sowohl kleinen als großen, der gabelförmige Theil der in seiner Mitte den Wagebalken hält und in dessen Mitte die Zunge stehen muß, wenn man 2 gleich schwere Gewichte in die Schale legt; — 10) (Glockeng.), die eisernen Arme, welche die Schablone nebst der dazu gehörigen Spille tragen; — 11) die Hinter- und Vorderruthen bei einer Ramme; — 12) (Kriegsw.), s. v. a. Tenaille; — 13) (Fuhrwes.), s. Sperrleiste; — 14) (Bot.), s. v. a. Anthriscus sylvestris L.

Scheereisen, 1) s. Hufeisen; — 2) schwedisches Nageleisen, hauptsächlich das Danemore-Eisen; — 3) ein mit zwei Löchern versehenes, gabelförmiges Stück Eisen, um ein anderes vermittelst eines Bolzens daran zu hängen.

Scheeren (in versch. Bed.), 1) mit dem rechten und linken Fuße abwechselnd beim Schlittschuhfahren einen Halbkreis beschreiben; — 2) durch einen guten Witz oder Spöttereien Jemanden in Verlegenheit setzen; — 3) das S. der Schafe ꝛc., ihnen kurz über der Haut, gewöhnlich mit einer Scheere die Wolle abschneiden; vom Barthaar oder dem Kopfhaar, wenn sie ganz kurz abgeschnitten werden; — 4) Tuch oder andere Zeuche nach dem Walken entweder mit der Hand, oder mit einer Maschine so herrichten, daß die Deckhaare gleich lang abgeschnitten werden und dadurch dasselbe ein ganz anderes Ansehen erhält. Das S. mit der Hand ist eine langweilige, mühsame und ziemlich schwierige Arbeit. Das Tuch wird streckenweise an den Saalbändern über einen gepolsterten Tisch gespannt, und dann dieser 6—8″ breite Theil der Breite nach mehre Male nach einander abgeschoren. Die Scheere besteht aus 2 mehre Fuß langen Blättern, die (wie bei einer Schafscheere) durch eine starke Feder vereinigt sind, und an 40 Pfund wiegen. Außerdem wird das untere Blatt, der Lieger, noch mit einem bedeutenden Gewichte beschwert. Der Scheerer bewegt das Scheerblatt und rückt dann nach jedem Schritte den Lieger nach. Mit dem Streicheisen richtet er die Haare in die Höhe. Es ist klar, daß das S. viele Kraft und Uebung erfordert. Da das S. eine so mühsame und zeitraubende Arbeit ist, so hat man mit Recht gesucht, sie auf mechanischem Wege zu verrichten (s. Scheermaschine). Auch bei wollenen Strümpfen werden die Haare glatt geschnitten; der Strumpf wird dabei auf eine hohle, hölzerne Walze gespannt, die Scheere befestigt sich der Arbeiter mit dem einen Griffe am Leibe und bewegt mit der einen Hand den Griff der Scheere, während er mit der andern Hand in die erwähnte Walze greift und den darauf gespannten Strumpf gegen die Scheere herumdreht. — 5) Das Abmessen oder Abtheilen der Ketten- oder Zettelfäden, welches mit Hülfe der Scheerlatte u. des Scheerrahmens, nachdem man vorher die Garnstrehnen auf Spulen gezogen hat, geschieht. Ist die Kette vom Scheerrahmen abgenommen, so werden die Fäden an einem Ende an einen Stab gebunden und mittelst desselben in eine Nuth des Garnbaumes befestigt; dann wird die Kette unter steter starker Anspannung möglichst dicht darauf gewickelt. — 6) s. Schwingen des Flachses; — 7) (Seew.), ein Schiff s., das Schiff mit den Richtspenten und zugleich mit den an dieselben befestigten Senten aufstellen. Diese Senten sind biegsame, hölzerne Richtscheite, die vom Vorstern bis zum Achtenstern des Schiffes laufen und auf die Spanten genagelt sind. Die Sente, welche nach der größten Weite des Schiffes läuft, führt den Namen der Herzsente oder des Scheergangs.

Scheeren (Krustac.), die Bewegungsorgane der Krebse (Crustacea), wenn das Endglied des Fußes so auf der Rückenseite des vorigen Gliedes eingelenkt ist, daß dasselbe zangenartig gegen die Verlängerung auf der Innenseite des vorletzten Gliedes wirkt. S. Crustacea.

Scheeren (Skären, schwed. Skärgard), zahlreiche größere und kleinere Klippen und Inseln im finnischen Meerbusen, an den Küsten Finnlands und Schwedens; vgl. Finnischer Meerbusen. Große Kriegsschiffe können durch die Meerengen, welche diese Inseln trennen, nicht durchfahren, außer im alandischen Archipel, wo es freie Striche gibt, in denen eine Flotte von Linienschiffen sich nicht nur aufhalten, sondern auch manövriren kann. Uebrigens sind alle diese Kanäle gefährlich zu befahren, weil sie voll Riffe unter dem Wasser sind. Hier muß Erfahrung die nautischen Kenntnisse ersetzen. Der bekannte Kapitän Roß rollte, als er in die

S. kam, seine Karte zusammen, überließ seine Brigg der Leitung des finnischen Steuermanns und sagte: „Hier bedeute ich nichts und weiß nichts.“ Die Finnen sind so zu sagen mit ihren S. aufgewachsen, kennen alle Ein- und Ausgänge und fast jeden unter dem Wasser befindlichen Stein. Bis zum Vorgebirge Hangö sind die S. unbewohnt; nur auf einigen finden sich Fischerhütten, auf andern wieder Heerden, welche, vom festen Lande herübergeführt, hier den ganzen Sommer ohne Hirten bleiben, weil das Meer sie gegen die einzigen Räuber dieser Gegenden, die Wölfe, schützt. Dieser Theil der S. besteht größtentheils aus nackten Felsen; einige sind mit Moos und spärlichem Gras bewachsen, andere mit Niederholz und Buschwerk bedeckt. Das Leben auf den S. beginnt erst vom Vorgebirge Hangö an. Auf dem alandischen Archipel finden sich etwa 15,000 Einw. Die Erdschicht, welche den Granitgrund der Inseln bedeckt, ist tief genug, um starkes Holz zu erzeugen und Ackerbau zu gestatten. Der Anblick der Inseln des alandischen Archipels ist sehr angenehm und lebendig; die Meerengen sind hier breit und den Seefahrern nicht so gefährlich. Alle diese S. bilden gewissermaßen eine abgesonderte Welt; hier ist eine eigenthümliche Natur, eigenthümliches Leben und eigenthümliche Sitte. Für poetische Inspiration findet sich hier kaum minder Stoff, als in der Krim und im Kaukasus. Hier sind alle Gegensätze vereinigt: das Schreckliche und das Anziehende, das Furchtbare und das Freundliche. Auf jedem Schritte findet man Bilder des Todes und der Zerstörung, Gemälde des Lebens und der Wiedergeburt. Wenn man von dem Hafen von Helsingfors ausläuft, so bemerkt man gar nicht, daß man auf dem Meere schifft: auf beiden Seiten sieht man Ufer, und welche Ufer! die Häupter und Rücken ungeheurer Felsen, welche die Natur in die Meerestiefen geschleudert hat. Die Abrundung dieser Granitmassen durch das Wasser ist das Denkzeichen der Jahrhunderte. Furchtbar schäumt das Meer am Fuße dieser Felsen und zwischen diesen Granittrümmern. Nur das Meer und die Luft leben hier, die Erde ist todt; die Felsenspalten sind mit Moos bedeckt, zwischen dem nur selten ein wildes Blümchen oder ein niederer Strauch hervorschaut. Diese grünen Streifen auf dem kahlen Felsen sehen aus, wie Kränze, womit man die Todten schmückt. Die S. sind in Folge einer furchtbaren und vollständigen Revolution in der Natur entstanden; die bewegenden Kräfte bei dieser Umwälzung waren wohl Luft, Feuer und Wasser. Bekanntlich sinkt das Wasser im baltischen Meere fortwährend, wie sich aus den Streifen und den Auswaschungen am Fuße der Felsen ergibt. Aber die S. mußten sich auf andere Weise bilden. Es ist kein Zweifel, daß in der vorhistorischen Zeit hier eine Umwälzung in der Natur Statt fand, welche die Gestaltung der Erdoberfläche gänzlich veränderte. Wahrscheinlich waren Erdbeben und vulkanische Ausbrüche die Ursachen dieser Veränderungen. Die Folgen davon sind noch ersichtlich. Die Spalten in den mächtigen Granitmassen und die ungeheuern Felsstücke, die an einigen Orten Finnlands und Schwedens in Haufen zusammengeworfen wurden, können aus keiner andern Ursache herstammen, als aus einer allgemeinen Erschütterung des nördlichen Strichs der Erdkugel. Neuere Nachforschungen der Geologen haben die Vermuthung bestätigt, daß im baltischen Meere Feuerausbrüche Statt fanden. Diese Umwälzung mußte plötzlich und mit furchtbarer Gewalt eintreten. Wahrscheinlich bildeten sich im Meeresgrunde Oeffnungen, die eine größere Wassermasse erforderten, wodurch das Wasser sich senkte, und manche Striche ganz frei davon wurden. Bei dem Aufwogen der Gewässer konnten diese sich gegen den Ocean hinwerfen und den Theil des festen Landes zerreißen, wo jetzt der Oresund ist (Andere meinen, das Ganze erkläre sich viel leichter durch das Aufsteigen der skandinavischen Gebirge, da wohl das auf solche Weise zusammengepreßte, nicht aber das in unbekannte Tiefen stürzende Wasser das Land am Sunde durchbrechen konnte). Auf solche Weise bildeten sich die S. und der finnische Meerbusen selbst. Der Beweis, daß diese Felsen oder S. sich früher unter dem Wasser befanden, liegt in der abgerundeten Form ihrer Gipfel; das Wasser hat sie abgerieben. Daß dieses Ereigniß in uralter Zeit vorfiel, beweist die Schicht organischer Erde auf vielen Felsen, indem die tausendjährige Einwirkung der Sonne und der Atmosphäre die Granitoberfläche in organische Erde umwandelte. Man darf keineswegs glauben, alle Erde auf den S. sey durch Winde dahin geführt worden. In den Spalten der Felsen und in einigen natürlichen Vertiefungen sieht man, wie der Granitfelsen im Laboratorium der Natur aufgelöst wird und sich in einen feinen Sand verwandelt, welcher durch Flechten und Moose Festigkeit erhält. Die S. bilden natürliche Vertheidigungsmittel für die Küsten, da man sich ihnen mit großen, tiefgehenden Fahrzeugen nicht nahen kann, werden aber auch noch durch eine besondere Scheerenflotte gedeckt, die aus lauter kleinen Schiffen besteht.

Scheerenbrüder, s. v. a. Scheerbrüder.

Scheerenförmiges System (Kriegsw.), s. Tenaillirtes System.

Scheerenfüße (Entom.), nach Cuvier, Familie der Lungenspinnen, s. Pedipalpi.

Scheerengeier (Ornith.), 1) s. v. a. Gabelweihe, Falco Milvus L.; — 2) s. v. a. rauchfüßiger Bussard, Falco Lagopus L.

Scheerenglied (Technol.), s. v. a. Ketteln.

Scheerenhamen, s. v. a. Strichwathe.

Scheerenkiefer (Arachnid.), die Oberkiefer der spinnenartigen Thiere (Arachnida), wenn das klauenförmige Glied derselben seitlich, d. h. auf der Rückenseite eingelenkt ist, so daß die Klaue scheerens oder zangenartig gegen das auf auf der Innenseite verlängerte Grundglied wirkt. S. Arachnida.

Scheerenkrebs (Krustac.), Krebsgatt., s. v. a. Flußkrebs, Astacus *Fabr.*; s. Krebs.

Scheerenmilben (Arachnid.), auch Ragmilben, nach Oken, die 2. Sippschaft der Milben, mit einer Art Scheere am Kopfe, die

darin besteht, daß das letzte Glied sich wie eine Messerklinge einlegen läßt (Klauenkiefer). Die Taster sind vorspringend, 2 Augen, Vorderleib abgesondert und trägt das 1. Fußpaar. Gattungen: Acarus (Sarcoptes), Uropoda, Cheiletus, Gamasus.

Scheerenschleifer, s. Scheere und Schleifer.

Scheerenschmied, in den Fabriken derjenige Arbeiter, welcher nur Scheeren verfertigt, s. Scheere.

Scheerenschnäbler (Ornith.), Schwimmvögelgatt., s. v. a. Rhynchops *L.*

Scheerenschwanz (Entom.), s. v. a. Skorpionfliege, Panorpa *L.*

Scheerenstock, s. Scheere.

Scheererit (Min.), auch natürliches Naphthalin, Naphthaline résineuse, nach Stromeier, ein gelbes Erdharz, erscheint in undeutlichen, nadelförmigen, rhombischen Kryställchen, krystallinischen Blättchen oder als Ueberzug mit kleinblätteriger oder strahliger Struktur, muschligem Bruch, H. = 1, 0, milde, G. = 1, 0, weiß, gelblich, schwach fettglänzend, durchscheinend, in der Hitze schwach aromatisch riechend. Leicht brennbar und schmelzbar zu wasserhellem Oele. Nach Macaire Prinsep 73 Kohlenstoff, 24 Wasserstoff, nach Kraus 92,910 Kohlenstoff, 7,420 Wasserstoff. In Braunkohlen bei Uznach unweit St. Gallen und im Westerwald. Becquerels Xylokryptit scheint mit dem S. identisch zu seyn.

Scheerfisch (Ichthyol.), s. v. a. Messerfisch, Centriscus *L.*

Scheerflocken (Scheerhaare), die beim Scheeren wollener Gegenstände abgeschorenen Haare, welche man zum Auspolstern oder auch in den Tapetenfabriken zu Sammettapeten benutzt.

Scheerfutter, s. Messer (Rasirmesser).

Scheergang, s. Schiff.

Scheergarn, tausend oder mehre tausend Fäden von gleicher Länge, welche zum Aufzuge oder Kette genommen werden. Es ist in der Regel stärker gezwirnt, um die Bewegung und Spannung auf dem Stuhle besser zu vertragen.

Scheergeibe, s. v. a. Scheerkufe, Scheerkübe.

Scheerglied (Maschinenwes.), s. v. a. Scheerenglied.

Scheerhaare, der Abfall beim Tuchscheerer, die Scheerflocken, die Scheerwolle.

Scheerhaken, 1) eine Vorrichtung an den Spitzen der Rahen bei den Braudern, welche einen eisernen Haken bildet, um damit das Tauwerk der feindlichen Schiffe zu fassen, damit diese sich nicht wieder losmachen können; — 2) s. Tuchscheerer.

Scheerholz eines Flügels, das kleine Gerüst oder der Rahmen, worin der hintere Theil der Fahne befestigt wird.

Scheerhorn (Geogr.), 1) hannöv. Bauernschaft, Osnabrück, Bentheim, Amt Neuhaus; 200 Einw.; — 2) schweiz. Gebirgsstock, Kant. Uri, nahe beim Döbi, zwischen dem Maderan- und Schächenthal, 10,071′ hoch, gleich einer Scheere gestaltet, mit ungeheuern Scheidschern. Der Schächenbach, welcher unter den letztern entspringt, bildete verschiedene herrliche Wasserfälle, unter denen der Staubi der schönste ist.

Scheerkarren (Fuhrw.), ein zwei- oder vierrädriger Karren, an welchem eine Gabeldeichsel ist, der also auch bloß von einem Pferde (dem Scheerpferde) gezogen wird.

Scheerkasten, s. v. a. Cantre.

Scheerkinder, s. Zunft.

Scheerkohlen (Min.), in Zwickau s. v. a. unreine Steinkohlen.

Scheerkraut (Bot.), s. v. a. gemeiner Löwenzahn, Leontodon Taraxaci *Willd.*

Scheerkübe, s. v. a. Scheerkufe.

Scheerkufe (Tuchm.), s. Scheerlatte.

Scheerlatte (Scheerkufe), 1) ein in der Mitte durch eine Leiste getheilter Rahmen, in welchen Löcher, so wie auch in die gleichlaufenden Randleisten, gebohrt sind, um die Spillen mit den Spuhlen hineinzustecken, von welchen das Garn auf den Scheerrahmen gewunden wird; — 2) in der Zeuchmacherei s. v. a. Cantre.

Scheerleinen, Leinen, welche in zwei oder mehre Enden getheilt sind; auch versteht man darunter Taue von mittlerer Stärke, welche dazu dienen, die Wände an die Steuer- und Backborde zu spannen.

Scheermäuse (Säugeth.), nach Oken, s. v. a. Delber oder Wurmfresser, die Insektenfressersamilie der Talpina oder Maulwürfe.

Scheermaschine, Maschine, die jetzt in den Tuchmanufakturen fast überall eingeführt ist, jedoch sehr verschieden konstruirt wird. Die erste Maschine ist vom Engländer Ernett (1758) eingeführt, wurde aber von den Tuchscheerern zerstört, jedoch erhielt Ernett Schadenersatz vom Parlamente. Man kann alle Vorrichtungen in 2 Klassen theilen. Bei einigen wird durch mechanische Zusammensetzung verschiedener Theile eine Scheere eben so in Wirksamkeit gesetzt, wie die Handscheere durch den Arbeiter, das Scheeren geschieht aber schneller und erfordert keinen gelernten Arbeiter. Ein Mädchen kann 2 Scheertische beaufsichtigen, indem es bloß das Tuch, wenn eine Strecke geschoren ist, wieder auf den Tisch aufzuspannen und die Scheere, die auf einem Wagen liegt, wieder zurückzuführen braucht. Bei den andern S.n wird das Scheeren selbst durch abweichende Vorrichtungen bewirkt. Zu den vorzüglichern Maschinen dieser Art gehören die helikoidischen, auf welchen das Tuch entweder der Quere, oder der Länge nach dadurch geschoren wird, daß es unter einem scharfen Messer durchgezogen wird, das eine mit ausnehmender Schnelligkeit sich drehende und mit schnecken- oder schraubenförmigen Schneiden besetzte Walze bestreicht. Das erste Patent auf eine ähnliche Maschine erhielt St. Price 1815, und eine der ersten helikoidischen Maschinen wurde 1818 zu Brünn errichtet. — Bei einer andern werden scheibenförmige Schneideblätter angewendet, welche gegen einen dünnen Stahlstab, den Lieger, von halbkreisförmiger Gestalt wirken und rund herum gegen den Rand des Stabes so laufen, daß sie

die vorragenden, von der Rauhmaschine emporgebrachten Fäserchen des Tuches abscheeren. Die Schneiden sind auf perpendikuläre Spindeln in ihrer Mitte gesetzt, die an den Umfang eines großen Rades befestigt sind, und jede Schneidespindel trägt unten ein gezahntes Getriebe, das, wenn es herumgeht, in die Zacken eingreift und dadurch jeder Schneidescheibe eine schnelle Rotationsbewegung um ihren Mittelpunkt gibt, während sie sich in einem Halbzirkel hinbewegt, wie sich die Erde, bei ihrer Umdrehung um die Sonne, um ihre eigene Axe bewegt. Das große Rad, der Lieger und der Rahm werden durch passende Mittel in den obern Theil des Gestelles der Maschine getragen, und das Rad selbst wird durch ein Band und eine Rolle herumgetrieben. Das Tuch muß auf eine Unterlage, die zur Form des Liegers paßt, gelegt und in der nöthigen Spannung durch eine Gegenlage an der obern Fläche des Tuches gehalten werden. Die Maschine kann in Wirksamkeit auf die Fläche des Tuches gesetzt werden, wenn man entweder die Schneidemaschine nach der Länge des Stückes über dieselbe hinführt, oder das Tuch nach und nach unter der feststehenden Schneidemaschinerie hingehen läßt; jede dieser Bewegungen ist leicht nach vorn und nach rückwärts zu bewirken. Die S.n sind ihrer großen Wichtigkeit wegen ein Gegenstand der größten Beachtung geworden und daher in ihrer Einrichtung wesentlich verschieden; allein alle bringen durch die Zusammensetzung ihrer mechanischen Theile dieselbe Wirkung hervor, welche der Arbeit mit der Handscheere ganz ähnlich ist. Aber die Ersparung an Zeit und Arbeit beim Gebrauch derselben, die Regelmäßigkeit der Schnitte, die das Tuch bekommt, und andere Vortheile wiegen den Kostenaufwand, der mit ihrer Anschaffung nothwendig verbunden ist, vollkommen auf.

Scheermaus (Säugeth.), s. v. a. Reitmaus, Hypudaeus terrestris *Schins.*

Scheermesser, 1) (Rasirmesser), s. Messer; — 2) s. v. a. Sammetmesser.

Scheermesser (Ornith.), s. v. a. Gabelweihe, Falco Milvus *L.*

Scheermesserfisch (Ichthyol.), 1) Fischgatt., s. v. a. Xirichthys *Cuv.*; — 2) s. v. a. Chela cultrata *Buch.*

Scheermesserschnäbler (Ornith.), s. v. a. Tordalk, Alca torva *L.*, s. Alk.

Scheermühle (Scheerrahmen, Zettelmühle), ein großer senkrecht stehender Haspel mit langen Armen oder Garnauflagen, welcher sich um seine lothrechte Axe dreht. Um diesen Haspel werden eine Anzahl Fäden, z. B. 36, 40 ꝛc. zugleich, erst von unten nach oben und dann wieder von oben nach unten in einer Schraubenlinie so herumgewunden, daß jede Umwindung die abzuschneidende Linie der Kettenfäden gibt. Das Auf- und Abwinden geschieht so oft, bis man die zur ganzen Kette bestimmte Anzahl Fäden hat. Eine Anzahl Spuhlen stehen in zwei parallelen Reihen nebeneinander auf dem horizontalen Theile eines Rahmens, der zu dem Gestelle der Maschine gehört. Von da werden die Fäden aller Spuhlen zusammen nach dem Haspel hingeleitet. Sie müssen aber erst durch die kammartige Vorrichtung eines besondern Theils, des Glitschers, der an einer vierkantigen, lothrechten Säule, ohne Seitenschranken auf- und niederglitschen kann. Geschieht dies gleichmäßig von unten nach oben und von oben nach unten, so müssen die mit ihm verbundenen Fäden diese Bewegung mitmachen, und davon entsteht dann jene schraubenförmige Umwickelung der Fäden um den Haspel. Der Glitschen schwebt nämlich vermöge einer mit ihm verbundenen Rolle in einer Schnur, und diese Schnur wird von der einen Seite aufwärts oben um eine feste Rolle und von da nach der Axe oder Mitte des Haspels hingeleitet. Wenn nun der Haspel umgedreht wird, so wickelt sich zugleich jene Schnur oben um eine Welle; dadurch verkürzt sich die Schnur, und der Glitscher geht in die Höhe. Wird der Haspel, wenn das Garn oben und um eichene Pflöcke nach entgegengesetzter Richtung geschlungen worden ist, nach verkehrter Richtung umgedreht, so verlängert sich jene Schnur, und der Glitscher bewegt sich an seiner Säule herunter. Unten hat die Welle des Haspels eine Rolle, um welche und um eine horizontale Scheibe ein Seil oder Riemen ohne Ende geschlagen ist. Durch Umdrehung dieser Scheibe an einem Griffe wird der Haspel in Bewegung gesetzt.

Scheernad, Distrikt, s. Malabar.

Scheerpferde, s. Scheerkarren.

Scheerrahmen, s. Scheermühle und Tuchscheerer.

Scheerrübe (Bot.), s. v. a. Kohlrübe, Brassica campestris napobrassica.

Scheerschwänzel (Ornith.), s. v. a. gemeiner Gabelweihe, Falco Milvus *L.*

Scheerstocken des Decks (Schiffb.), die auf den Deckbalken des Schiffs liegenden langen und starken Planken, von ⅓ der Stärke jener, sind doppelt so breit als dick und machen 4 Gänge, nämlich: zwei zu beiden Seiten der großen Lucke und die beiden auswärts zwischen diesen und den Laubhölzern (s. d.). An den Lucken machen sie die Rahmenhölzer und verhindern, da sie zur Aufnahme der Thüre einen Falz haben, das Eindringen des Regenwassers in die Lucken; sie dienen hauptsächlich dazu, daß der Mast beim Auf- und Niederlegen nicht seitwärts ausweichen kann.

Scheertau (Schiffb.), ein bei einer Schiffbrücke, die nicht geöffnet zu werden braucht, über den Fluß weggespanntes Seil oder Tau, an welches die Pontons befestigt werden. Brücken, welche geöffnet werden sollen, bedürfen dieses S.es nicht.

Scheertisch, etwas schräger Tisch, auf welchem das Tuch, welches geschoren werden soll, ausgebreitet und an Sahlbändern stückweise mit den Scheerhaken ausgespannt wird. Der Tisch selbst ist gepolstert, oben mit einem Haartuch u. Zwillich überzogen, dies aber mit Scheerflocken ausgepolstert. An einem solchen Tische arbeiten gewöhnlich 2 Tuchscheerer; sie stehen auf einem neben dem Tische befindlichen Tritte, der Blänke oder dem Scheertritt.

Scheerung, 1) ein zugemessener Theil; — 2) die Kette eines Gewebes.

Scheerwolle (Flockwolle), besteht aus kurzen, entweder weißen oder gefärbten Härchen, welche die Scheere des Tuchscheerers von der Oberfläche des Tuches hinwegnimmt und in die Papier-Tapetenfabriken verkauft. Daß dieser Abfall bei manchen Tüchern, besonders bei sehr rauhen, groß seyn müsse, und zwar um so größer, je öfter solche Tücher bis zur erforderlichen Kurzhaarigkeit geschoren werden, versteht sich von selbst, so wie, daß gefärbte Tücher auch S. von gleicher Farbe geben. Diese S. braucht man nicht bloß zum Füllen und Auspolstern der Tische (s. Scheertisch), worauf die Tücher geschoren werden, sondern auch unter dem Namen Velutirwolle zum Bestäuben der vorgedruckten Papiertapeten, um dadurch auf den erforderlichen Stellen einen tuch- oder sammetartigen Ueberzug zu bilden. Diese S. wird auf eigens dazu eingerichteten Maschinen gemahlen oder auch insbesondere gefärbt. Neuerlich hat man auch solcher verschieden gefärbten Wolle Gemälde verfertigt, die man Wollmosaik nannte.

Scheerwurzel (Bot.), s. v. a. knollige Fetthenne, Sedum Telephium *L.*

Scheeßel, hannöv. Pfarrdorf, Stade, Verden, Amt Rotenburg; Steuerreceptur; 410 Einw.

Scheetlood (niederdeutsch), s. v. a. Senkblei.

Schef, Johann, s. v. a. Scheffer.

Schefer, Leopold, ausgezeichneter Lyriker und Novellist, wurde am 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz geboren, wo sein Vater Arzt war. Er besuchte das Gymnasium zu Bautzen, bis ihn der Tod seiner Mutter veranlaßte, in seine Heimath zurückzukehren, wo er sich nun durch selbstständiges Studium weiter ausbildete. Seine ersten poetischen und musikalischen Erzeugnisse: „Gedichte mit Kompositionen", Berl. 1811, wurden vom Grafen Pückler herausgegeben, der lange als Verfasser derselben angesehen wurde; auch seine zweite Sammlung erschien zwei Jahre später anonym. Beim Ausbruche des Krieges 1813 ernannte ihn Graf Pückler zu seinem Bevollmächtigten und setzte ihn in den Stand, eine größere Reise nach England und Italien zu machen. Später bereiste er auch Griechenland, Konstantinopel und die asiatische Türkei und kehrte 1820 nach Muskau zurück, wo er in enger Verbindung mit seinem Beschützer fortan seinen Arbeiten und Studien lebte. Mit besonderer Vorliebe neigte er sich von nun an der Novellendichtung zu, welche ihm zur Darstellung des tiefern Seelenlebens am geeignetsten erschien, und die sich durch so treffliche Naturschilderungen, Innigkeit des Gefühls und eine so tiefe Kenntniß der verborgensten Seiten des menschlichen Herzens auszeichnen, daß ihm der Vorrang unter den deutschen Novellisten wohl nicht abgesprochen werden kann, wenn man auch theilweise Willkür, Haschen nach Abenteuerlichkeit und eine oft ungelenke Sprache in seinen Schriften findet. S. besitzt zugleich bedeutende theoretische Kenntnisse in der Musik, wovon seine Oper „Sakontala" und viele von ihm komponirten Quartette Zeugniß geben. In der letzten Zeit scheint er sich wieder vorzugsweise der lyrischen Poesie zugewendet zu haben. Im J. 1828 erschienen von ihm zu Frankfurt „Kleine lyrische Werke" und 1834 das „Laienbrevier", 5. Aufl., Berl. 1846, und der „Weltpriester", Nürnb. 1846. Die beiden letztern, aus spruchartigen Gedichten bestehend, verfolgen eine besondere moralische und religiöse, zum Pantheismus sich hinneigende Richtung, welche jedoch dem Christenthume nicht feindlich entgegensteht, sondern es vielmehr mit dem menschlichen Denken zu vereinigen sucht. Eben so ist eine besondere Vorliebe für den Orient und die religiös-sittlichen Ansichten des Mohammedanismus nicht zu verkennen und besonders stark in seinen „Mahommeds türkischen Himmelsbriefen", Berlin 1840, ausgedrückt. Weniger glücklich ist er in seinen dramatischen Dichtungen, wie „Mohammed II.", „Euphrosine", „Madonna Laura", und mit Unrecht wird ihm wohl die Ueberarbeitung von Fürst Pücklers Schriften beigemessen. Seine Novellen erschienen einzeln in Zeitschriften und Taschenbüchern und wurden später gesammelt unter dem Titel: Novellen, 5 Bde., Leipz. 1825—29; — Neue Novellen, 4 Bde., 1831—35; — Lavabecher, 2 Bde., Stuttg. 1833; — Kleine Romane, 5 Bde., Breslau 1837—39; — ihnen folgten mehre selbstständige Arbeiten: Göttliche Komödie in Rom, Leipz. 1846; — Graf Promnitz, das. 1846; — Genevion von Toulouse, das. 1846; — Viel Sinne, viel Köpfe, Stuttg. 1840; — Der Letzte des Hauses, Kottb. 1842. — Als Gesammtausgabe erschienen „Ausgewählte Werke", 12 Bde., Berl. 1845—46.

Scheffabad, asiat. Ort, Persien, Prov. Farsistan, nordw. von Schiras.

Scheffau (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R.-B. Oberbayern, Lbgr. Berchtesgaden; 180 Einw.; — b) R.-B. Schwaben und Neub., Lbgr. Weiler; 180 Einw.; — 2) österr. Dörfer: a) (Schäfau), Salzburg, Pfleggericht Golling; 280 Einw.; — b) Tyrol, Kr. Schwaz, Lbgr. Kufstein; 2 Sensenschmieden; als Gemeinde 620 Einw.

Scheffauer, Philipp Jakob von, Bildhauer, geb. zu Stuttgart 1756, erhielt seine Schulbildung an der Militärakademie, der nachmaligen Karlsschule daselbst, wo sich sein entschiedenes Talent für die Bildhauerei offenbarte. Er gewann siebenmal den Preis und gelangte bereits in Stuttgart zu einer für damalige Zeit ungewöhnlichen Stufe der Ausbildung. Der Herzog ernannte ihn daher schon 1780 zum Hofbildhauer und ertheilte ihm bald darauf die Erlaubniß zu einer Kunstreise. Zuerst ging S. nach Paris, wo er neben Dannecker unter Pajou's Leitung den eifrigsten Studien oblag und einen Preis im Modelliren nach dem Leben erhielt, dann aber nach Italien. In Rom traf er mit Dannecker zusammen und studirte mit Eifer die antiken Bildwerke, zeichnete viele derselben, modellirte nach der Natur und fertigte während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Rom Werke,

welche bereits die Morgenröthe eines besseren Geschmackes in der Bildhauerkunst verkünden. Zu seinen früheren Arbeiten in Rom gehören die Statuen des Winters und Sommers, in halber Lebensgröße für seinen Landesfürsten ausgeführt. Diese Bilder fanden außerordentlichen Beifall, und man behauptete auch noch später, daß sie allein hinreichen würden, dem Meister einen dauernden Namen zu sichern. Später fertigte er eine 6 Fuß hohe Statue der Dichtkunst, welche für das neue königliche Schloß bestimmt war. Hierauf modellirte er eine schlafende Venus, welcher Amor den Schleier aufhebt, die er dann 4 Schuh lang in Marmor ausführte. Dieses reizende Werk kam in den Besitz des Königs Hieronymus von Westphalen, der auch eine schöne Gruppe von Amor und Psyche von ihm besaß. Von Statuen nennen wir dann auch noch jene der Hebe und des Ganymed und die niedlichen Bilder zweier Musen, mehrer andern in Gyps nicht gedenkend. Noch zahlreicher als die Standbilder sind seine Basreliefs, worunter jenes der Komödie und Poesie in Rom komponirt und zu Stuttgart in Marmor ausgeführt wurde und neben einem anderen mit Theseus und Ariadne zu den besten Werken des Meisters gehört. Auch letzteres ist in Marmor ausgeführt, 3 F. 5½ Z. hoch. Kleiner als dieses Basrelief ist jenes, welches Orestes und Klytemnestra mit dem todten Egisth darstellt. In einem anderen Basrelifs erscheinen 3 halb lebensgroße Köpfe in Medaillons mit allegorischer Einfassung, welche Weisheit, Liebe und Wein vorstellen. Von zwei weitern Basrelifs in Rundungen von 2 F. Durchmesser, welche im Besitze der Königin von Westphalen waren, zeigt das eine Amor und Psyche, das andere Bacchus und Ariadne. Orest, wie er der Electra seinen vergeblichen Aschenkrug übergibt, Aria und Pätus, Perseus mit dem Medusenhaupte und Achilles, wie ihm die Asche des Patroclus gebracht wird, sind die Gegenstände vier anderer Basreliefs. Zu S.s letzten Werken dieser Art gehören die Hochreliefs der Ariadne auf Naxos und die über Phaons Untreue in Schmerz versunkene Sappho. Dann findet man von S. auch einige Grabmonumente, wie das Denkmal Zollikofers, im Auftrage der Herzogin Franciska von Würtenberg gefertigt; das Denkmal Klopstocks, welches dessen hinterlassene Wittwe fertigen ließ. Von seinen Büsten nennen wir jene des letzten Herzogs von Würtemberg, des Professors Oberthür von Würzburg, die Porträte des Kürfürsten Maximilian von Bayern und seiner Familie, die Büste Keplers, im Auftrag des Kronprinzen von Bayern für die Walhalla gefertigt, die letzte Arbeit des Künstlers und eine der trefflichsten, die er hinterlassen hat. S. war seit 1789 Professor der Bildhauerkunst an der hohen Karlsschule und Hofbildhauer; † 1808.

Scheffel (Scheppel, Schäpel), 1) Getreidemaß in mehren deutschen Staaten, auch Maß für sonstige trockne Dinge, z. B. Salz, Kohlen, Mehl, Hopfen ꝛc., wird meist in 4 Viertel oder Simaß, oder in 16 Metzen getheilt und ist von verschiedenem Inhalt. Das Nähere ergibt folgende Tabelle:

Ortsname.	Franz. Kub.-Zoll.	Litres.	Berliner Scheffel.	Dresdner Scheffel.	Wiener Metzen.
Altenburg, à 2 Viertel à 8 Metzen à 4 Mäßchen	7643,5	151,62	2,759	1,411	2,465
Altona, dän. S. à 4 Viertel	877	17,38	0,317	0,162	0,283
Berlin, à 4 Viertel à 4 Metzen à 4 Mäßchen	2770,74	54,96		0,513	0,894
Braunschweig, à 10 Himten à 4 Vierfaß à 4 Löcher	13650	310,44	5,648	2,889	5,048
Bremen, à 4 Viertel à 4 Spint	3734	74,069	1,348	0,689	12,045
Dresden, à 4 Viertel à 4 Metzen à 4 Mäßchen	5416	107,33	1,955		1,747
Emden, à 16 Kruck	1379,5	27,36	0,499	0,255	0,446
Hamburg, a) für Weizen, Roggen und Erbsen à 2 Faß à 2 Himpten à 4 Spint à 4 große à 2 kleine Maß	5308	105,30	1,916	0,979	1,712
b) für Gerste und Hafer à 3 Faß à 2 Himten à 4 Spint à große à 2 kleine Maß	7962	157,95	2,874	1,468	2,568
Hildesheim, à 2 Himten à 4 Viertel	2614	51,8	0,944	0,483	0,843
Köthen	2670	52,91	0,965	0,493	0,861
Kopenhagen, à 4 Viertel à 2 Achtel à 2 Sechszehntel	877	17,38	0,317	0,162	0,283
Leipzig (mißt nach dem dresdner S.)					
Lemgo, à 4 Spint à 4 Becher	1828	36,25	0,659	0,337	0,589
Lübeck, à 4 Faß. — a) Getreide	1684	22,67	0,412	0,211	0,543
b) Hafer	1998	39,6	0,722	0,369	0,645
München, à 6 Metzen	11209,5	222,35	4,045	2,069	3,616
Münster, à 12 Becher à 4 Mäßchen	1173	23,25	0,424	0,217	0,378
Niederlande (gleich dem franz. Decaliter)	504,125	10	0,182	0,093	0,163
Oldenburg, à 16 Kannen à 20 Pfund	1123	22,25	0,406	0,208	0,362
Osnabrück, à 4 Viertel à 4 Becher	1447	28,7	0,521	0,267	0,467
Rostock, à 4 Faß à 4 Metzen; a) für Getreide	1960½	38,85	0,709	0,362	0,632
b) für Hafer	2209	43,77	0,797	0,408	0,713
Stuttgart, à 8 Simri à 4 Vierling	8934,5	177,18	3,225	1,649	2,882
Weimar	3880	76,96	1,400	0,716	1,252

12 S. = 1 Malter, 24 S. = 1 Wispel. An berliner S.n enthält der Bushel in England 0,653; in Frankreich der Sepier 2,895, der Boisseau 8,233; in Rußland der Tschetwert 3, 564, der Tschetwerick 0,438; in Warschau der Korzek 2,139 (vgl. die betr. geogr. Art.). — 2) (Scheffelland, Scheffelaussaat, Saatland), Feldmaß in mehren Gegenden

Deutschlands, nämlich so viel Land, als man mit einem S. Getreide, namentlich Roggen, besäen kann. Da auf gutem Boden weniger Körner ausgesäet zu werden pflegen als auf schlechtem, auch die Aussaat nicht für alle Getreidearten gleich groß ist, so ist diese Art Flächenbestimmung stets nur eine ungefähre Abschätzung; vergl. Hamburg, Lübeck. — 3) In Niederdeutschland ein bodenloser 4eckiger Kasten von 2 Ellen Länge, 1½ Ellen Breite und ½ Elle Höhe, worin Bruchsteine gemessen werden.

Scheffel (Biogr.), Joh. Ant., Wachsbossirer, fertigte um 1780 zahlreiche Bildnisse in farbigem Wachs. Diese Arbeiten fanden damals viele Verehrer.

Scheffelaussaat, s. v. a. Scheffel 2).

Scheffelland, 1) (Rechtsw.), s. v. a. Arlesgut; — 2) s. v. a. Scheffel 2).

Scheffeln, ein vom Getreide gebrauchter Ausdruck, s. v. a. im Ausdrusch viel Körner geben.

Scheffelplätze, Blößen im Forst, die man früher gegen eine Abgabe von Getreide oder Geld Jemanden zur Kultur in Pacht gab.

Scheffelspiel, Hazardspiel, besteht aus einem Tisch, dessen runde Platte 400 numerirte Aushöhlungen hat und um welche eine Bahn läuft. Um diese Bahn wird eine Kugel gejagt, die auf das Blatt läuft, wo dann der Pointeur so viel Points erhält, als die Vertiefung, in der die Kugel liegen bleibt, Augen bezeichnet.

Scheffelzehnt, s. v. a. Sackzehnt, s. Zehnt.

Scheffenthum, preuß. Bauernschaft, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Kleve; 220 E.

Scheffer (Biogr.), I. Gelehrte: 1) Johann Peter, s. Schoffer; — 2) Johann, Alterthumsforscher, geb. 1621 zu Straßburg aus einer alten Familie, stammte, wie v. einigen Schriftstellern versichert wird, in direkter Linie vom bekannten Peter Schöffer ab. Seine umfassenden Kenntnisse in den Sprachen und der Geschichte legte er in einem Werke über die verschiedenen Arten der Schiffe bei den Alten nieder. Da um diese Zeit der Elsaß öfters der Schauplatz des Krieges war, so begab sich S. nach Schweden zur Königin Christine, welche ihm 1648 einen Lehrstuhl der Beredsamkeit und des gemeinen Rechts an der Universität Upsala vertieh. Bald wurde er hier Ehrenprofessor, Assessor des königlichen Kollegs der Alterthümer und endlich Universitätsbibliothekar. Er † 26. März 1679. Schrieb: Dissertatio de varietate navium apud veteres, Straßb. 1643. 4.; — Agrippa liberator sive diatriba de novis tabulis, daf. 1645. 8.; — De stylo ad consuetudinem veterum liber singularis, Upsala 1653. 8.; — De militia navali veterum libri quatuor, 1654. 4.; — De antiquorum torquibus syntagma, Stockholm 1656. 8.; — De natura et constitutione philosophiae italicae seu Pythagoricae liber singularis, Upsala 1664; — Regnum Romanum, sive dissertationes politicae septem in librum primum T. Livii, qui etc., Upsala 1665. 4.; — Graphice, i. e. de arte pingendi liber, Nürnb. 1669; — De re vehiculari veterum libri duo; accedit Pyrrhi Ligorii de vehiculis antiquis fragmentum, ex ejus libro de familiis Romanis etc., Frankf. 1671. 4.; — Memorabilia Sueticae gentis, Hamb. 1670. 8.; — Incerti scriptores sueci, qui vixit circa annum 1344, breve chronicon archiepiscoporum, praepositorum, decanorum, etc. ecclesiae Upsaliensis Upsala 1673. 8.; — Lapponia, s. gentis regionisque Lapponicae descriptio accurata, Frankf. 1673. 4.; — De antiquis verisque regni Sueciae insignibus, Stockh. 1678. 4.; — Suecia literata seu de scriptis et scriptoribus gentis suecicae, daf. 1680. 8. — 2) Heinrich Theophilus, Enkel des Vorigen, geb. 1710 zu Stockholm, studirte zu Upsala Mathematik und Physik und erhielt zu Stockholm Unterricht in der Chemie von dem berühmten Chemiker Brand. Auf eigne Kosten errichtete er in letzterer Stadt ein Laboratorium, wo er viele nützliche Experimente, namentlich über das Schmelzen der Metalle und die Analyse der Färbekräuter, anstellte. † 1759. — 4) Arnold, franz. Publicist, 1796 geboren, Bruder von S. 7), war Mitglied der geheimen Gesellschaften, Hauptheilbaer an der Organisation der franz. Carbonarismus, seit 1830 Mitarbeiter, seit 1834 Gerant des National, trat 1837 zurück und lebt seitdem zurückgezogen zu Paris. Schrieb außer mehren Uebersetzungen aus dem Deutschen: Tableau politique de l' Allemagne, Paris 1815; — Essai sur quatre questions politiques, daf. 1816; — De la libre communication des peuples, daf. 1816; — La nation anglaise, daf. 1816, u. A. — II. Bildende Künstler: 5) Johann Baptist, Maler von Mannheim, Schüler von Tischbein, ließ sich aber in der Folge im Haag und dann zu Rotterdam nieder, wo er für den besten Porträtmaler galt. Im J. 1803 siedelte er sich mit seiner Familie nach Amsterdam über u. gewann hier 1809 mit einem größeren Bilde, welches den Admiral Jakob Simonsz de Ruyk vorstellt, wie er die Gunst der Spanier verschmäht, den Preis des Institutes (8000 Franken), der seinem Sohne Ary überlassen wurde, da der Vater 1809 †. Von den Bildnissen dieses Meisters nennen wir jenes des Königs Louis Napoleon, des Dichters Baggesen, des Maler A. D. Langendyck u. s. w. Das letztere dieser Bildnisse hat J. Bemme gestochen. Er soll auch einige Blätter radirt haben. — 6) Madame C., Malerin, Gattin des Vorigen, wurde von ihrem Vater, dem Maler Ary Hamme, unterrichtet und zu einer Stufe der Kunst herangebildet, auf welcher sie bewundert wurde. Sie malte äußerst ähnliche Bildnisse in Miniatur und zeichnete solche mit nicht geringerer Meisterschaft in schwarzer Kreide. Unter diesen rühmte man besonders jenes des Dichters Baggesen, und zwar der höchst charakteristischen Auffassung wegen. Es wurde für eine Sammlung der Gedichte desselben in Kupfer gestochen. Nach dem Tode ihres Mannes verließ sie mit ihren Söhnen Amsterdam und begab sich nach Paris, um deren Erziehung zu vollenden. Sie † 1839. — 7) Ary, berühmter Historien- und Genremaler, Sohn der beiden Vorigen, geb. zu Rotterdam 1795, äußerte schon in den Kinderjahren eine so entschiedene Neigung zur Kunst, daß seine Aelt-

tern dieses seltene Talent mit aller Sorgfalt pflegten. Ary wetteiferte daher schon als Knabe von 12 Jahren mit den besten Künstlern seiner Vaterstadt, und damit dem vielversprechenden Sohne durchaus kein Mittel fehlte, begab sich die Mutter nach dem 1809 erfolgten Tod des Vaters nach Paris. Ary S. erschien schon 1812 mit Werken auf der Kunstausstellung zu Paris und von Jahr zu Jahr betrachtete man seine Bilder als Glanzpunkte des Salons. In dem genannten Jahre sah man das Gemälde mit Thirza und Abel, wie sie vor ihrer Hütte dem Herrn Lob singen. In der frühern Zeit widmete sich S. ausschließlich der Historienmalerei, und in diesem Vorsatze bestärkte ihn auch die öffentliche Aufmunterung, nicht allein zu Paris, sondern auch im Vaterlande. Sein Bild, der Engel bei Abraham, erhielt bei der amsterdamer Kunstausstellung 1816 den Preis der Malerei. Im J. 1817 malte er den Tod des heil. Ludwig, 1819 die patriotische Aufopferung der sechs Bürger von Calais und dann den Socrates, wie er in der Schlacht bei Potidäa in Thracien den Alcibiades vertheidigt. Dieses Gemälde fertigte er im Auftrage des königlichen Ministeriums und bald darauf ermunterte ihn auch die Präfektur des Departements der Seine durch die Bestellung eines Bildes, welches St. Ludwig vorstellt, wie er beim Besuche seiner pestkranken Soldaten selbst von der Pest befallen wird. Alle diese Bilder tragen ein strenges historisches Gepräge und sind bereits von einer Gediegenheit der Darstellung, die nur von einen so eminenten Talente in der Folge noch überboten werden konnte. Jetzt erweiterte er den Kreis seiner Wirksamkeit und zog auch das Genre in sein Gebiet; allein die Sphäre, in der sich die beiden bewegen, ist so edel und erhaben, die Bewegungen des Gemüthes, welche sie darstellen, haben eine solche Wahrheit und Tiefe, der Eindruck, den ihre Werke in der Seele des Beschauers zurücklassen, bleibt so lebendig, daß sie jede Stufenhöhe in der Kunst einnehmen können. S. ist ein wahrer Historienmaler, denn er ergreift mit großer Wahrheit Charaktere, ohne die materielle Wahrheit zu verschmähen. An die eben genannten Werke reiht sich der Zeit nach die Wittwe des Soldaten mit ihren Waisen, ein Bild des wärmsten Gefühls, welches man auf der Ausstellung von 1822 sah, neben einem größeren Gemälde mit einer Darstellung aus Dante, wie diesem und dem Virgil die Schatten der Francesca di Rimini und ihres Geliebten erscheinen. Im J. 1824 malte er aus Auftrag des Ministeriums den Gasten de Foix, der nach dem Siege bei Ravenna todt gefunden wird, eben so schön kolorirt, als meisterhaft behandelt, jetzt in der Gallerie zu Versailles aufgestellt. Hierauf sah man das Gemälde mit St. Thomas von Aquino, der während des Sturmes predigt, und an dieses Bild reihen sich mehre Genrestücke, wie der abgebrannte Meyerhof, die Beerdigung des jungen Fischers, die arme Frau auf ihrem Lager, die verirrten Kinder, das kranke Kind, die Rückkehr des jungen Invaliden, der gute Alte, das Kind, welches weint, um getragen zu werden, die kranke Mutter, auf zwei ihrer Kinder gestützt zur Kirche gehend, griechische Mädchen, welche während des Kampfes zur Madonna flehen, im Besitze des nachherigen Königs Louis Philipp, das vom Hagel getroffene Feld, der Schlaf des Großvaters, die Garnison von Missolunghi im Momente einer anzuzündenden Pulvermiene, in der Sammlung Laffitte; die Rückkehr von der Armee, in der Sammlung Rothschild; der Sturm, die Suliotinnen nach der Ermordung ihrer Männer, im Begriffe, sich von dem Felsen zu stürzen, ein ergreifendes und bewundertes Werk in der Gallerie des Luxembourg. Es sind aber alle die genannten Bilder trefflich in ihrer Art, voll tiefen Gefühls, wenn sie auch, das Gemälde der oben genannten griechischen Frauen ausgenommen, zur Erhöhung seines Ruhms nicht bedeutend beigetragen haben. Sie entstanden alle vor 1831, so wie das Bild des ersten Husarenregiments im historischen Museum zu Versailles, das Freskobild an der Decke des dritten Saales des Staatsrathes, wo S. Karl den Großen malte, wie er der Versammlung der Franken die Kapitularien diktirt. Dieses Gemälde, wovon sich eine kleinere Darstellung im historischen Museum zu Versailles befindet, ist eines der schönsten jener Gemächer. In dem genannten Jahre malte der Künstler für den Fürsten Galitzin Christus mit den Kleinen, dann das Reiterbild des Königs und das Bild der Königin Anna von Oesterreich, im Palaisroyal aufgestellt. Die Reihe der gepriesensten Bilder beginnt aber mit seiner Darstellung von Faust und Gretchen, mit seinem Bilde der Leonora, einem zum wiederholten Male behandelten Gegenstand, beide von 1831, und seinem Eberhard dem Greiner, über der Leiche seines Sohnes weinend, 1834 gemalt. Diese drei Bilder sind bekannten deutschen Dichtungen entnommen, so wie denn überhaupt Göthe, Schiller, Byron u. A. diesen Künstler öfters Stoff zu geistreichen Bildern geliefert haben. Im J. 1835 erklärte man jene zum zweiten Male behandelte rührende Episode aus Dante mit lebensgroßen Figuren als das ausgezeichnetste Werk des Salons. Es ist die Scene, wie Dante und Virgil den Schatten Francesca's und Paolo's von Rimini begegnen. Der Maler hat diesen Gegenstand auf eine ganz eigenthümliche Weise aufgefaßt, so daß er die Schatten in fast horizontaler Richtung vorüber schweben und sie den ganzen Vorgrund einnehmen läßt, während Dante und Virgil nur zur Hälfte aus den Wolken hervortreten. Dadurch ist es dem Künstler möglich geworden, die Figuren in Lebensgröße auf einer Leinwand von nicht gar großem Umfange darzustellen. Ein anderes Meisterwerk, welches den ächtreligiösen Sinn des Künstlers beurkundet, stellt Christus dar, aber nicht die einzelne Figur, sondern verkörperte Aussprüche des Heilandes: Verkündigung des Evangeliums, Heilung der zerstoßenen Herzen, Befreiung der Gefangenen und Unterdrückten. Christus ist von Unglücklichen umgeben. Zu seinen Füßen beugt sich weinend eine Mutter über den Leichnam ihres Kindes, links kommt Magdalena vertrauungsvoll heran, ein Grieche und ein Pole er-

scheinen als Repräsentanten der unterdrückten Nationalfreiheit, und ein Neger als Sinnbild der Sklaverei. Im Vordergrunde sind ein Mädchen mit gebrochenem Herzen und eine alte Nonne, zur Rechten drückt einen alten Steuermann die Last der Jahre zu Boden, und der arme Bauer erscheint mit dem Spaten. Im Hintergrunde kommt zögernd der Selbstmörder heran, und nur der Unglückliche mit Lorbeer bekränztem Scheitel denkt abgewendet von dem Heilande überden Undank der Menschen nach, Torquato Tasso. In Mitte dieser Leidensgruppe sitzt Christus voll himmlischer Milde in seinen Zügen, v. ll Mitleiden und Herzensgüte. Seine verwundeten Hände, seine mit Blut bespritzten Kleider verkünden ebenfalls die Schmach und Barbarei der Menschen. Dieses Bild ist großartig gedacht, aber auch die Ausführung blieb keineswegs hinter dem Gedanken zurück. Es ist darin die Zeichnung reiner, die Umrisse sind genauer, als in früheren Gemälden; der Fleiß geht bis in das Detail, aber über diesem Streben nach Vollendung und Wahrheit ging keineswegs die Kraft, Grazie, der Ausdruck u. die Originalität verloren. Gedanke und Technik haben vollkommene Schönheiten aufzuweisen. Man bezeichnete dieses in seiner Symbolik so sprechende, in allen Theilen so vollkommene Bild als das Hauptwerk des Salons von 1837 und als dasjenige, welches eine neue Epoche religiöser, symbolischer Malerei bezeichnet. Es steht weit über einem zweiten Bilde desselben Salons, in welchem S. den Gaston de Foix von Ravenna vorgestellt hatte. Zwei Genrebilder, die Klage der Jungfrau nach Schiller und das Gebet der Rahel nach E. Quinets Ahasverus, zeichnen sich aber durch hohes poetisches Gefühl aus. An diese Werke reiht sich dann ein Schlachtbild, welches ebenfalls 1837 zur Ausstellung kam. Diese Schlacht besteht fast nur aus einer einzigen, aber prächtigen Figur. Der Frankenkönig Chlodwig sieht bei Tolbiac sein Heer weichen und gelobt in der Verzweiflung dem Himmel, ein Christ zu werden, wenn er ihm den Sieg verleihen wolle. Der Frankenkönig, das Pferd, sein von einer Lanze durchbohrter Reiter, alles das bildet eine Gruppe voll wilder Energie und von großer Wirkung, aber es ist kein Schlachtbild. Dieses Bild ist im historischen Museum zu Versailles, wo man auch seine Schlacht bei Zülpich sieht, so wie Karl den Großen, wie er sich zu Paderborn von Wittekind huldigen läßt. Im J. 1839 sah man auf dem pariser Salon zwei schöne und sinnige Bilder, welche den Beschauer in eine schwärmerische Stimmung versetzen. Es sind dies zwei Darstellungen der Mignon nach Göthe, die eine in Sehnsucht nach dem Vaterland, die andere mit nach dem Himmel gerichtetem Sinne. Diese beiden Gemälde kamen in den Besitz des Herzogs von Orleans, und dieser legirte sie dem Grafen Molé. Größer als diese Bilder ist ein Gemälde mit Faust und Gretchen, im Besitze des Pairs Paturle. Auch dieses durch Tiefe des Gedankens, Schönheit der Form und durch meisterhafte Behandlung ausgezeichnete Bild wurde 1839 dem Publikum vorgestellt. Ein anderes, in derselben Zeit entstandenes Bild stellt den König von Thule dar, in dessen Zügen sich unsägliche Trauer ausspricht. Die Hände, welche den Becher an die Lippen halten, sind Meisterstücke ihrer Art. Die Figur hat die größte Aehnlichkeit mit Eberhard dem Greiner, nur in der technischen Ausführung macht sich eine große Verschiedenheit bemerklich, indem der Künstler von seiner Manier abging, wodurch das Kolorit an Kraft und Stärke gewann. Im Salon von 1841 und 1842 sah man keine Gemälde von diesem Meister ausgestellt, was immer eine fühlbare Lücke bildet. Im J. 1843 hatte er die traurige Pflicht, die Zeichnungen zum Grabmale eines Fürsten zu machen, welcher den Künstler Freund nannte. Es ist dies das Denkmal des Herzogs von Orleans, welches in der St. Ferdinandskapelle zu Sablonville aufgestellt wurde. Der Bildhauer Triqueti führte es in Marmor aus, bis auf den Engel am Sterbebette, welcher ein Werk der Prinzessin Marie ist. Der über der Asche des Prinzen weinende Genius von Frankreich am Sockel ist nach der Idee des Königs dargestellt. Dann haben wir von S. auch viele Bildnisse, die bei seinem Streben nach Charakter zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieser Art gehören. Er malte den König Louis Philipp und die Königin Amalie, den Herzog von Orleans zu wiederholten Malen, die Prinzessin Marie, die auch als Künstlerin berühmte und zu früh verstorbene Herzogin von Würtemberg. In der historischen Gallerie zu Versailles ist das Bildniß des Eugen Napoleon Beauharnais, dann jenes des Grafen Clausel, beide im Kniestücke. Dann malte er auch den Fürsten Talleyrand, Lafayette. Lafitte, Dupont, de l'Eure und andere Notabilitäten. S. ist Ritter der Ehrenlegion. Mehre Werke dieses Meisters sind im Stiche bekannt und auch in dieser Nachbildung von hohem Interesse. — 8) Johann S. von Leonhartshof, Historienmaler, 1795 zu Wien von adeligen, aber armen Aeltern geboren, erhielt den ersten Unterricht von einem handwerksmäßigen Maler, Kreithner, aber nur in den Stunden, welche ihm die gemeinen häuslichen Arbeiten, denen er sich unterziehen mußte, frei ließen. In dieser peinlichen Lage traf ihn der Graf von Salm-Reifferscheidt, Kardinalbischof von Gurk, und wurde von der Liebenswürdigkeit und dem vielversprechenden Talente des Knaben so eingenommen, daß er väterlich sein Schicksal ordnete. Er ließ ihm einen regelmäßigen Unterricht ertheilen und belohnte ihn für die Bilder, die er lieferte, freigebig. Diese Jugendwerke tragen nicht das Gepräge des damals noch üblichen akademischen Zwanges. S. ist einer derjenigen Meister, welche die von Overbeck und A. bezeichnete Bahn einschlugen und dieselbe nie verließen. Sein erster Aufenthalt in Italien währte nicht lange, da ihn sein Gönner nach Klagenfurt einlud, um einige Gemälde auszuführen. Unter diesen rühmte man besonders ein Altarblatt mit dem heil. Andreas und eine Kopie nach Guido Reni. Im J. 1817 reiste S. auf Kosten des Fürsten zum zweiten Male nach Italien, jetzt nach Venedig, Mailand, Florenz, Rom, Neapel und Sicilien. Seine

hervorleuchtenden Verdienste und vermögende Empfehlung erwarben ihm die seltene Gunst, den Papst Pius VII. unter Gewährung seiner persönlichen Gegenwart malen zu dürfen, und mit dem Christusorden geziert, kehrte er in die Heimath zurück, wo er im Winter 1818 ankam. Seine heil. Cäcilie, in deren Orgelspiel Engel singend mit einstimmen, erregte auf der Ausstellung von 1820 eine Bewunderung, wie sie seit Jahren unerhört war, und ward vom Herzog Albert von Sachsen-Teschen gekauft. Dann ging der Künstler mit Unterstützung des Kaisers zum letzten Male nach Rom, wo ihn ein begeisterter Verein von deutschen Künstlern als einen von gleichem Streben beseelten Bruder begrüßte. Während dieses belebenden Aufenthaltes in Rom entstand das lebensgroße Bild der sterbenden St. Cäcilia, von zwei Engeln betrauert, jetzt in der Gallerie des Belvedere zu Rom, eine herrliche Schöpfung, von so schöner Komposition, von solcher Zartheit des Gedankens und Innigkeit des Gemüths, wie man sie nur bei Raphael findet. S. † 1822, bevor er seine volle Ausbildung erlangte und namentlich in der Zeichnung jene Sicherheit erreichte, welche der Kenner fordert. Betrachtet man aber den sanften, innigen, seelenvollen Ausdruck seiner Werke, dann schweigt jede anderweitige Forderung. Die beiden genannten Werke sind die Hauptwerke des Meisters, doch von großer Schönheit auch noch andere, wie die Madonna mit dem Kinde in einer Landschaft, eine solche im Kniestück im Besitze des Grafen Saurau, ein lebensgroßer Kopf der heil. Katharina, die heil. Ludovica u. A. Strenge, ernste Charaktere wählte er nicht. Sein lieberfülltes, reines Herz trieb ihn besonders zu solchen religiösen Darstellungen, die dem inneren Drange entgegen kamen, und wenn er den Gedanken einmal erfaßt und ihn im Bilde auszuprägen begonnen hatte, schien er sich wie von selbst in seinem Elemente aufzulösen. Stahl hat seine orgelspielende Cäcilia in Kupfer gestochen, als Kunstvereinsgeschenk von 1837. — 9) Jean Gabriel, Historien- und Genremaler, geb. zu Genf 1797, war in Paris Schüler von Regnault und schon 1822 ausübender Künstler. Eines seiner ersten Werke, welches er in Paris ausführte, ist ein 8 F. hohes Altarblatt, welches den guten Samariter vorstellt. Im J. 1829 begab sich S. zur weiteren Ausbildung nach Italien, wo er viele Scenen aus dem italienischen Volksleben malte, die sich durch charakteristische Darstellung auszeichnen. Wir haben von ihm auch mehre Folgen von lithographirten Blättern: Grisettes; Le diable boiteux à Paris; Tableaux de marine; Ce qu'on dit et ce qu'on pense etc. — 10) Henry, Historien- und Genremaler, Bruder von S. 7), 1799 zu Rotterdam geboren und unter dem Einflusse seiner Mutter und seines Bruders zum Künstler gebildet, einer der ausgezeichnetsten Meister der neueren französischen Kunstrichtung. Seine ersten Werke gehören dem Gebiete der Historie an, dann lieferte er einige Genrebilder, welche durch die Gesellschaft der Kunstfreunde in verschiedene Hände übergingen. Die Zahl seiner kleineren Genrebilder ist ziemlich bedeutend. Der Künstler ist darin mit D. Wilkie zu vergleichen. Von seinen früheren Darstellungen anderer Art ist die Verhaftung der Charlotte Corday nach der Ermordung Marats die bekannteste und seit 1830 neben einer Ueberschwemmungsscene in der Gallerie des Luxembourg zu sehen. Daß S. auch als Historiker Bedeutendes zu leisten vermöge, beweist seine Schlacht bei Kassel, ein schreckliches Handgemenge, wo geharnischte Ritter auf gepanzerten Pferden schlechtbewaffnete Bauern vernichten. Es fielen damals 16,000 Holländer. Dieses bis in die geringsten Einzelnheiten fleißig ausgeführte Bild voll Leben und Bewegung sieht man seit 1837 im historischen Museum zu Versailles. Hierauf malte er die protestantische Predigt nach der Zurücknahme des Ediktes von Nantes, ein Werk, welches ihm eine ehrenvolle Stelle neben den ersten französischen Malern sichert. Weniger gefiel 1842 sein Christus bei Martha und Maria, ein Gemälde, das unter den religiösen Darstellungen der modernen Schule keine hohe Stelle einnimmt. Dagegen fand auf demselben Salon ein Genrebild nach Göthe's Hermann und Dorothea viele Verehrer. Dieses figurenreiche Bild mit den mannichfaltigsten, theilweise glücklichen Motiven, sehr sorgfältig gezeichnet, fleißig, aber in einem sehr kalten Tone durchgeführt, gibt die Scene, wie Dorothea in der Scheune von der Wöchnerin, deren gerettetes Kindern und den übrigen Vertriebenen Abschied nimmt. Unter S.s Bildnissen wurde 1837 besonders jenes des berühmten Physikers Arago gerühmt, als ein Werk, welches allen Anforderungen körperlicher und geistiger Aehnlichkeit genügt, als Bild der unergründlichen Thätigkeit eines Forschergeistes. Von großer Schönheit ist auch das Porträt von H. de Belleyme, wie gewöhnlich mit großer Feinheit behandelt. Einige seiner Werke sind auch im Stiche bekannt. Die Schlacht von Kassel ist von Pigeotfen für Gavards „Gal. hist. de Versailles" in Stahl gestochen und in diesem Werke erscheinen auch die zuletzt genannten historischen Bildnisse in Abbildung. Sein berühmtes Gemälde der Charlotte Corday stach Sirteniers in Aquatinta; derselbe stach auch das Bildniß Arago's. H. Raunheim lithographirte das Gemälde mit Christus bei Maria und Martha, gr. Fol.

Schefflenz, badische Dörfer, s. v. a. Ober-, Mittel- und Unter-S.

Schefflер (Biogr.), 1) Johann, s. Angelus 4) d); — 2) Felix Anton, Maler, 1701 in Bayern geboren, ging nach überstandener Lehrzeit auf Reisen und gründete durch zahlreiche Arbeiten den Ruf eines tüchtigen Künstlers. Im Universitätskollegium zu Breslau malte er verschiedene Ansichten, und auch in Privathäusern daselbst sind Bilder von ihm. Dann malte er die Jesuitenkirche zu Brünn in Fresko aus und fertigte auch die meisten der daselbst befindlichen Altarblätter. Zuletzt wurde S. k. k. Hofmaler in Prag und † daselbst 1760. Der Propst Michael Kirchmeyer ließ den Heiland am Kreuze nach S.s Gemälde stechen.

Schefflera (Bot.), nach Forster, Pflanzen-

gattung. Art: S. digitata *Forst.*, s. v. a. Aralia Scheffl. Spr.

Scheffner (Biogr.), 1) Johann Georg, ein durch seinen Geist und seine Charakterfestigkeit bekannt gewordener Mann, am 8. Aug. 1736 zu Königsberg in Preußen geboren, studirte die Rechtswissenschaften und kam nach vollendeten Studien 1757 als Sekretär in die Dienste des Herzogs Karl von Holstein-Beck, verließ jedoch beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges aus Vaterlandsliebe diese Stellung und machte als Fähndrich die Feldzüge in Sachsen, Schlesien u. Pommern mit. Während dieser Zeit machte er Gottsched's und Ramler's Bekanntschaft, studirte Shakespeare nach Eschenburg's Uebersetzung und benutzte überhaupt jede freie Stunde zu seiner weitern Ausbildung. Eine bedeutende Wunde nöthigte ihn, den Dienst zu verlassen, worauf er 1765 eine Anstellung als Sekretär bei der Kammer zu Königsberg erhielt und zwei Jahre später zum Kriegs- und Steuerrathe in Gumbinnen ernannt wurde. In dieser Stellung bekam er eine tiefe Einsicht in alle Verhältnisse, und wie er nie aus seinen für die damalige Zeit extremen Gesinnungen ein Geheimniß gemacht hatte, so deckte er auch hier die tausendfachen Mängel dieses Verwaltungszweiges mit Freimüthigkeit und Offenheit auf. Dieses verwickelte ihn in die unangenehmsten Verhältnisse, so daß er 1775 um seine Entlassung und Pension einkam, auf welche letztere er, obgleich er wegen seiner Verwundung vollen Anspruch darauf hatte, von Friedrich II. folgende eigenhändige Antwort erhielt: „Mihr müste der Teufel plagen, das ich en Kriegsrath Pension gebe, da noch So vihl brav Offiziers ohne versorgt Syndt. Die 200 Thlr. wehre einem Invaliden Offizier zu verm." S. lebte von nun an von seinem kleinen Vermögen eingezogen auf dem Lande und wirkte, so viel er konnte, für das gemeine Wohl, besonders machte er sich um die Verbesserung der Landschulen verdient. Er stand fortwährend mit den ausgezeichnetsten Männern im Verkehr und † am 16. Aug. 1820 im 84. Jahre. Unter seinen zahlreichen Schriften, welche größtentheils aus dem Buchhandel verschwunden sind, erwähnen wir: Mein Leben, wie ich J. G. S. es selbst beschrieb, Leipzig 1816; — Freundschaftliche Poesien eines Soldaten, 1793, 2. Aufl.; — Spätlinge 1803; — Ein Vierblatt, gewachsen unter Schnee und Eis, 1813. — 2) G., Kupferstecher zu Leipzig, arbeitete gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Es finden sich Bildnisse und andere Blätter von ihm, meistens in Punktirmanier.

Scheftlmeyer, s. v. a. Schöftlmeyer.

Scheg (Schiffsb.), s. v. a. Schech.

Schega, Franz Andreas, Medailleur und Maler, geb. zu Neustädtl in Krain 1711, war der Sohn eines Büchsenmachers und Waffenschmieds und übte anfangs selbst dieses Handwerk, aber in einem höheren Kreise, in so fern er damit die Gravirkunst in mannichfache Anwendung brachte. Er kam als Geselle in viele Städte Deutschlands, und wenn es ihm an Büchsenmacher- und Waffenschmied-Arbeit gebrach, schnitt er Siegel in Silber und in andere Metalle. Einen neuen Erwerbszweig eröffnete er sich dadurch, daß er Bildnisse in Kupfer stach und solche in Pastell malte, womit er großen Beifall erwarb. Dieses brachte ihn dann auch auf die Bossirkunst und auf die Wachsbildnerei. Er bossirte mehre Bildnisse in Wachs, darunter solche von höchsten Personen. Man zeichnete das Bildniß der Kaiserin Maria Theresia besonders aus, und jenes des Kurfürsten Karl Albert von Bayern, des nachmaligen Kaisers Karl VII., erwarb ihm die Stelle eines kurfürstlich bayerischen Hofmedailleurs in München. S. hatte in allen diesen Künsten keinen Lehrmeister, verdankte Alles sich selbst und brachte es in der Stempelschneidekunst dennoch zu einer Höhe, auf welcher ihn die Zeitgenossen bewunderten. In München schnitt er Stempel zu Münzen und Medaillen. In der letzten Zeit seines Lebens wurde er blind und † 1787. Von S. finden sich Bildnisse in Oel und Pastell, doch sind diese Werke selten, da die Stempelschneidekunst seine meiste Zeit in Anspruch nahm. Im k. Schlosse zu Nymphenburg sah man früher das Bildniß des Kurfürsten Karl Albert in einem Alter von 42 Jahren dargestellt, so wie jenes der Kurfürstin Maria Amalia von 1738. Man sah daselbst auch das Bildniß des jungen Prinzen Maximilian Joseph und der Prinzessin Theresia Benedikta von Bayern, 13 Jahre alt. Von seinen Medaillen erwähnen wir nur einer Folge von 18 Bildnissen bayerischer Fürsten, die in Silber zu 2 Loth und auch in Zinn ausgeprägt sind.

Schegar, Stadt, s. Tübet.

Schegk, Martin, Formschneider, lebte in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Von ihm: Neu inventirtes Wappenbuch, darinnen allerhand schöne Wappen und Schilde mit Helmen geziert zu finden ꝛc., 1680, kl. 4.

Schehab (Biogr.), 1) S. Ebn Abd Rabbihi und S. Mahmud Ebn Suleiman, s. Arabische Literatur. — 2) S. Eddin Mohammed, Statthalter, dann bis 1205 Sultan von Ghaur.

Schehadetein, s. Mohammedanische Religion.

Schehangir (Gesch.), s. v. a. Dschihanghir.

Schehde (Wasserb.), s. v. a. Scheede.

Schehechianu (hebr., s. v. a. der uns hat erleben lassen), ein Segensspruch, welcher von den Juden beim Eintritt eines neuen Zeitabschnitts, z. B. am Vorabend eines Festes, ferner beim Genießen der ersten Früchte des Jahres, beim Beziehen eines neugebauten Hauses, beim Anziehen eines neuen Kleides ꝛc. gesprochen wird, und worin man Gott dankt, daß er Einen diese Zeit hat erleben lassen. Der Spruch lautet wörtlich: Baruch attah Adonai elohenu melech haolam schehechejanu vekijmanu vehiggianu lasseman hasseh, d. h. Gelobt seyest du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der uns diese Zeit hat erleben und erreichen lassen und uns erhalten hat.

Scheher-e-Subz, Landschaft, s. v. a. Scher-Sabes.

Scheheriar, persischer König, s. v. a. Sarbar.

Scheherzade, s. Tausend u. eine Nacht.

Scheherkoi, europ.-türk. Ort, Bulgarien, Sandsch. Sophia, an der Nissava.

Schehr Derassi, asiat. Ort, Persien, Prov. Kerman, südwestl. von Kerman.

Schehrsor (Schersor, Schehrsur, Scherezur, Geogr.), 1) asiat.-türk. Paschalik, Kurdistan, mit dem von Bagdad vereinigt, grenzt im Norden und Nordosten an Wan, im Osten an Persien, im Südosten und Südwesten an Bagdad, im Westen an Mossul und im Nordwesten an Bagdad und Diarbekr. Das Land ist gebirgig (Zagros, Parmaktagh, Sakntagh), reich an Waldung und Weiden und hat auch viel fruchtbares Land. Fluß: Tigris (Nebenflüsse: großer und kleiner Zab, Diala ꝛc.). Das Klima ist in den Thälern sehr heiß, im Ganzen gesund. In den Thälern werden Weizen, Reis, Gerste, Durra, Mais, Tabak, Baumwolle, Obst, Wein ꝛc. gebaut; Haussvieh, Wild (Löwen, Bären, Schakals, Tiger, Hyänen, Antilopen und anderes Rothwild), Bienen; die Viehzucht ist bedeutend; Naphtha, Salz ꝛc. Die Einwohner, meist Nomaden, sind kurdischer Abstammung. Das Paschalik ist in 20 Sandschaks getheilt und gehorchte sonst nur seinen Stammfürsten, wie den von Amadia, von Suleimanieh oder Sindian (von den Sindi und Suleimani bewohnt, mit der Stadt Sakhu (Zakhu), von Kol (mit der gleichnamigen Stadt) und von Kuran, die bloß Lehensleute der Pforte sind, jetzt aber vom Paschalik Bagdad abhängen. Ein solcher Fürst heißt Atschiret-Beg oder auch Pascha. Dieses Paschalik gehört zur Grenzwache gegen Iran, ist daher steuerfrei und nur zu Kriegsdiensten unter den Sandschak-Begs verpflichtet. Hauptstadt: Kerkuk, auch Suleimanieh genannt, das alte Corcyra (Demetrias, Carcha), Sitz des Musellim des Pascha's von Bagdad, ehemals des Statthalters, in 3 Theilen (Citadelle, Stadt, Vorstadt), an einem östlichen Zuflusse des Tigris, im Bergelande, mit 15,000 E., meist Muselmännern, sonst Armeniern, Nestorianern und syrischen Christen; mit Naphthaquellen in der Nähe; ehemals Kriegsposten der Römer. — 2) (Nimrah), Stadt daselbst, sonst Hauptstadt, jetzt ganz klein, in der Nähe einiger Bergfesten und vieler Felsengrotten, auch der Ort, wo man eine Zeit lang die Leiche Alexanders des Großen aufbewahrte.

Scheib, Christian Friedrich, Maler, geb. zu Worms 1737, Schüler von Seekatz, malte Landschaften mit Ruinen- und Wasserfällen, dann Feuersbrünste, Schmieden und andere Werkstätten mit Feuerbeleuchtung.

Scheiba, schwarzburg.-rudolstädt. Pfarrdorf, Amt Oberweißbach; 460 Einw.

Scheiban, asiat. Stadt, Arabien, Hadramaut.

Scheibani Khan, Sohn Tuschi's, Enkel Dschingisskhans, eroberte 1242 Sibirien (s. d.).

Scheibau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Freistadt; Schloß, Vorwerk, 2 Wassermühlen, Windmühle; 230 Einw.

Scheibbs, österr. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Hauptort des gleichnamigen Landgerichts an der Erlauf; Schloß; 450 Einw.

Scheibbsbach, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Scheibbs und Purgstall; 350 Einw.

Scheibchen, 1) (bot. Term.), s. v. a. Petellula, Orbilla; — 2) (Jagdw.), s. Hirschfährte.

Scheibe, 1) im Allgemeinen ein im Verhältniß seiner Ausdehnung dünner Körper, von viereckiger, meist aber runder Gestalt, der einen Durchmesser von 2—3 Fuß hat und gewöhnlich weiß angestrichen mit 12 koncentrischen, vom Mittelpunkte aus numerirten Kreisen besteht. Sie wird benutzt entweder um Gewehre, welche neu und noch nicht eingeschossen sind, zu probiren und einzuschießen, hauptsächlich aber benutzt man sie zu den auf Volksfesten so beliebten Scheibenschießen, wo sich die Jäger und Jagdliebhaber eines Ortes und seiner Nachbarschaft einfinden, um entweder Steckscheibe, oder Ringelscheibe zu schießen, nachdem sie eine gewisse Einlage, die vorher festgesetzt wurde, gemacht haben. Wer den besten Schuß thut, heißt Scheibenkönig. Am häufigsten kommt in einigen Gegenden das Kegelscheibenschießen vor. Dazu dient entweder eine runde, oder viereckige Scheibe, auf welcher, wie auf der Kegelbahn, 9 Flecke gemalt werden, deren mittelster den meisten Gewinnst macht, der je nach der Einlage größer oder kleiner ist; gewöhnlich kostet er 9 oder ein Mehrfaches von 9, die 4 nächsten 1, 2, 3, 4 oder ein Mehrfaches und die 4 Eckkegel 5, 6, 7, 8 Gr. oder Fl. oder Thlr. - Geht der Einsatz zu Ende, so darf nur noch nach einer S. geschossen werden, deren Prämie dann so viel, als der Einsatzrest noch beträgt, ausmacht; wird eine andere getroffen, so muß der Schütze Dasjenige, was über den Betrag der ersten ist, Strafe zahlen. Eine besondere, in vielen Gegenden übliche Art des Vergnügens ist das sogenannte Mannschießen, indem ein Mann auf ein Bret gemalt oder noch besser aus dem Bret geschnitten ist, auf dessen Brust oder irgend wo anders eine oder mehre S.n von verschiedener Größe gemalt sind; oder man hat eine sogenannte Ziehscheibe, d. h. einen aus verschiedenen Brettern geschnittenen und bemalten Hirsch, auf dessen Brust, Bauch ꝛc. kleine S.n angemalt sind. So wie dann der Schütze ein Zeichen (gewöhnlich mit einer bis zum Ziele reichenden Klingel) gibt, so setzt der Bube den auf Räder stehenden Hirsch in Bewegung und zieht ihn hinter einem Dickig, was künstlich angebracht ist, einigermaßen schnell vor dem Schützen vorüber, der ihn dann gleichsam im Fluge schießen muß. Auch eiserne S.n werden häufig gebraucht, um die Kosten der Reparatur zu sparen; es geht jedoch dabei der Vortheil des Bleisammelns wieder verloren, da die Kugel, so wie sie auf das Eisen prellt, in kleinen Stücken zersplittert und nach allen Richtungen verfliegt. Sie sind übrigens meist viereckig, seltener rund, mit numerirten Ringen versehen und werden gewöhnlich vor dem Gebrauch mit schwarzer Rußfarbe überstrichen und getrocknet. Die gegen sie

schlagende Kugel macht dann gewöhnlich einen weißen Fleck, der nach dem jedesmaligen Schusse wieder mit Farbe übermalt wird. Der Ort, wo die S. aufgestellt und befestigt ist (Scheibenstand), ist gewöhnlich 100—200, auch 250 Schritte lang und muß, da der Wind eine bedeutende Wirkung auf den Schuß hat, gegen diesen geschützt seyn, zugleich auch vom Schießpunkte an bis zur S. mit einem Garne oder einem Seile eingeschlossen, die S. mit gehörigen, zu beiden Seiten angebrachten Wallen versehen und hinter der S. ein Kugelfang, welcher entweder aus einem ungefähr 16 □Fuß großen zusammengeschlagenen Stück Holze, oder aus aufgeworfener Erde besteht, angebracht seyn. In der Nähe der S., und zwar vor derselben ungefähr 20—30 Schritte, je nach Umständen auch noch weiter, befindet sich das Häuschen oder die Hütte des Zielers, welche vollkommen vor den Kugeln gesichert seyn muß; derselbe hat die Verpflichtung, nach jedesmaligem Schießen heraus nach der S. zu gehen und zuzusehen, wie viel Ringe geschossen worden sind, welches er dann auf die eine oder andere Weise, gewöhnlich aber mit dem Hammer, welchen er bei sich hat, um das Loch mit einem numerirten Stück Holze zuzuschlagen, angibt. Der Schießstand besteht aus einem Häuschen oder einer Hütte, in welcher an der vordern Seite der Auflager, d. h. ein Pfahl, der an der Seite mit Löchern in verschiedener Höhe versehen ist, um einen hölzernen Bolzen hineinstecken zu können, worauf man beim Schießen die Büchse auflegt, angebracht ist. In diesem Schießstand, der nur für Schützen zugänglich ist, befinden sich noch an den Seiten herum breite Tische, an welche das Gewehr in eine hineingeschnittene Kimme so lange gelehnt wird, bis der betreffende Schütze wieder an die Reihe kommt; auf den Tisch werden die übrigen Schießmaterialien gelegt, um sie seiner Zeit zu gebrauchen. Beim Militär ist das Scheibenschießen eine Uebung für Infanterie sowohl, als Artillerie; die erstere hat eine circa 6 Fuß hohe und 3 Fuß breite S. gewöhnlich von Pappe, bei letzterer ist sie durch große, runde oder viereckige hölzerne S.n für Kugeln, durch Bretterwände von der Breite einer Infanteriekolonne und der Höhe eines Soldaten für Kartätschen gebildet. — 2) S. v. a. Töpferscheibe oder die S. der Dreher in Porzellanfabriken ꝛc.; — 3) s. v. a. Rolle; — 4) die auf dem Stege des Treibeschachtes angebrachten beweglichen runden Hölzer, worüber der Göpeltheil in den Schacht geleitet ist; — 5) die runden Tafeln des Kupfers, welches noch im Stichherde steht. Man reinigt die Oberfläche des Kupfers, gießt Wasser darauf und hebt mit einer Stange eine S. nach der andern ab (Scheibenreißen); weil diese S.n auf der untern Fläche ein rosettenähnliches Ansehen haben, so nennt man dies Kupfer auch Rosettenkupfer. — 6) Die zu Kesseln bestimmten, schon ausgeschnittenen runden Stücke Kupferblech; — 7) ein Kompaß oder Kreis, auf welchem die 24 Stunden verzeichnet sind; — 8) der obere runde Theil einer Mauer, auf welchem die schmale Seite eines Mulden- oder Kreuzgewölbes ruht; — 9) (Scheibenringe), die beiden runden Stücke, zwischen welchen bei einem Getriebe die Getriebestücke befestigt sind; — 10) s. Papiermühle; — 11) (Schiffsb.), s. v. a. Jungfer; — 12) s. Strumpfwirkerstuhl; — 13) ein dünnes Bretchen mit 2 Handgriffen, welches auf der einen Seite mit Leim und feinem Sand überzogen ist; dasselbe dient dazu, die auf dem Tuche stehen gebliebenen langen Haare abzureiben oder glatt zu streichen; — 14) s. v. a. Zifferblatt an Stubenuhren; — 15) (Scheibchen), die zur Linderung der Kolben gebrauchten Stückchen Leder; — 16) der erhabene Rand an beiden Enden der Spule eines Spinnrades; — 17) s. Kanonen; — 18) s. v. a. Glasgelle; — 19) das eingefeuchtete Getreide, woraus man Malz machen will; — 20) (bot. Term.), s. v. a. Discus.

Scheibe (Mollusk.), Muschelgatt., s. v. a. Placuna *Brug.*

Scheibe (Geogr.), 1) (Schaiba), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrschaft Neuschloß; 590 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Glatz; Vorwerk, Schloß; 130 Einw.; — b) (Alt-S.), daf., R.-B. Liegnitz, Kr. Lauban; 230 Einw.; — c) (Neu-S.), daf.; 200 Einw.; — 3) Berg, s. Dödi.

Scheibe (Biogr.), Johann Adolf, Komponist und musikalischer Schriftsteller, geboren zu Leipzig 1708, studirte von 1725 an die Rechtswissenschaft, wandte sich aber bald von dieser wieder ab und folgte nun mit allem Ernste und Fleiße seiner Lieblingsneigung, übte Orgel und Klavier und studirte nach musikalischen Lehrbüchern auch die Komposition. Im Jahr 1730 trat er als Musiklehrer in Leipzig auf, 1735 machte er als Klaviervirtuos eine Reise nach Prag und Gotha; 1736 war er in Sondershausen und Hamburg, wo er eine Oper komponirte und nachgehends die Zeitschrift „der Musikus" gründete, die in wöchentlichen Lieferungen erschien und seinen Ruf verbreitete. Im Jahr 1740 wurde er Kapellmeister des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, und 1744 folgte er einem Rufe als Hofkapellmeister nach Kopenhagen. Er † als solcher 1776, nachdem er einige Zeit vorher pensionirt worden war, und hinterließ a) an musikalischen Schriften: außer der genannten Zeitschrift, die 1745 noch einmal im Ganzen erschien, eine „Abhandlung vom Ursprung und Alter der Musik, insonderheit der Vokalmusik"; eine „Abhandlung über das Recitativ"; „Ueber die musikalische Komposition"; den ersten Theil von einem großen Werke über die musikalische Komposition, an dessen Vollendung ihn der Tod hinderte; — b) an Kompositionen: viele Maurerlieder, Kantaten, Schullieder gegen 150 Kirchenmusiken, wohl eben so viele Flötenkonzerte, gegen 30 Konzerte für die Violine, nicht weniger als 70 Sinfonien, viele Klaviersachen, das Singspiel „Thusnelde" und das Oratorium „die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu" von Ramler.

Scheibel (Jagdw.), s. v. a. Scheibchen 2), s. Hirschfährte.

Scheibel (Biogr.), 1) Gottfried Ephraim, gelehrter Musiker, geb. 1696 zu Breslau,

wo sein Vater Signator an der Elisabethkirche war, studirte am Elisabethaneum und in Leipzig Theologie, wurde nach seiner Rückkehr Kollege am Elisabethaneum und † 1759. Schrieb: Die Geschichte der Kirchenmusik alter u. neuer Zeiten, Breslau 1838; — Zufällige Gedanken von der Kirchenmusik, wie sie heutigen Tages beschaffen ist, allen rechtschaffenen Liebhabern der Musika zur Nachlese und zum Ergötzen ans Licht gestellt; Frankfurt und Leipzig 1721; — Musikalisch-poetisch andächtige Betrachtungen über die Sonn- u. Feiertags-Evangelia, Breslau 1726 u. 1738; — Kirchen-Jahrgang, Oels. — 2) Johann Gottfried, bekannt geworden durch seine fanatische Bekämpfung der preußischen Kirchenunion, wurde am 16. September 1783 zu Breslau geboren, wo sein als Physiker und Mathematiker bekannter Vater, Johann Ephraim, Rektor und Professor am Elisabethaneum war. Besonders in sprachlicher Hinsicht gründlich für die Universität vorbereitet, studirte er seit 1801 in Halle und bekundete seinen orthodoxen Sinn schon damals in einer wegen eines Stipendiums geschriebenen „Commentatio de Psalmo secundo", worin er die Messianität dieses Gesanges zu vertheidigen suchte. Dem Wunsche seines Vaters gemäß, gab er die Absicht, sich in Göttingen unter Schlözers Leitung zur akademischen Laufbahn vorzubereiten, auf und kehrte nach Breslau zurück, wo er nicht lange nachher als Prediger angestellt wurde. Fortwährend beschäftigte er sich jedoch mit historischen Studien, wovon seine „Beiträge zur Kenntniß der alten Welt" (2 Bde., 1806—1809) Proben gaben. Im J. 1811 bekam er eine Professur der Kirchengeschichte an der Universität zu Breslau, fand jedoch bei der orthodoxen Richtung seiner Vorlesungen wenig Beifall. Für dieselben schrieb er seinen „Unterricht der Kirchengeschichte", Breslau 1812, 2. Aufl. 1820. Eines größern Beifalls hatte er sich als Prediger an der Elisabethkirche zu erfreuen, an welcher er seit 1814 als Diakonus angestellt war. Im J. 1818 wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt. Seine Orthodoxie verschaffte ihm einen Ruf nach Dorpat, so wie 1819 einen Ruf als Oberbischof aller Protestanten in Rußland; allein er schlug diese Stellen, so wie die Hofpredigerstelle in Dresden und die Konsistorialwürde in der Mark aus. Die Vereinigungsversuche der protestantischen und reformirten Kirchen fanden bei ihrem Beginnen 1817 in ihm einen erklärten Feind. Auf der Synode zu Breslau (1817—19) vertheidigte er hartnäckig den streng lutherischen Lehrbegriff, wie in der Schrift „Das Abendmahl des Herrn", Breslau 1823. Sein fanatischer Eifer ging so weit, daß man sich genöthigt sah, ihm das Manuskript mehrer seiner Predigten abzufordern, und als er sich fortwährend weigerte, die neue Kirchenagende anzunehmen, wurde er 1830 suspendirt und zwei Jahre später seiner sämmtlichen Aemter entlassen. Eine ihm bald darauf als Professor und Prediger in Halle angebotene Stelle schlug er aus und zog sich in das Privatleben nach Dresden zurück, wo er seine „Geschichte der lutherischen Gemeinde in Breslau" von 1830—32, Nürnberg 1832, schrieb, so wie die „Aktenmäßige Geschichte der neuesten Unternehmungen einer Union zwischen der reformirten und lutherischen Kirche im preußischen Staate", Leipzig 1833, 2 Bde. Er predigte fleißig in Dresden; allein eine von ihm 1832 am Reformationsfeste daselbst gehaltene Predigt hatte die Folge, daß das Ministerium den Predigern untersagte, ihn zur Kanzel zuzulassen, und ihn endlich auswies, worauf er bei dem Rittergutsbesitzer von Heintz zu Hermsdorf unweit Dresden Aufnahme fand. Von hier aus kämpfte er durch Privat- und Druckschriften für seine Sache. Im J. 1837 folgte er einer Einladung nach Glauchau im Schönburgischen, ging jedoch 1839 nach Nürnberg und gründete dort das „Archiv für historische Entwickelung der lutherischen Kirche", Nürnberg 1841. Er † daselbst am 21. März 1843. Außer den bereits genannten Schriften haben wir von S. noch: Abriß des Abendmahlsritus bei den verschiedenen Religionsparteien, Breslau 1824; — Kommunionbuch, das. 1827; — sieben Predigten, zu Breslau, Dresden und Rammenau gehalten, Dresden 1832. — 3) S. v. a. Scheubel.

Scheibelsdorf (Geogr.), österr. Dörfer: 1) (Scheibeldorf, Segdorf), Böhmen, Kreis Czaslau; Mühle; 300 Einw.; — 2) (Seibelsdorf, Zypota), Mähren, Kr. Olmütz, Herrsch. Tribau; 120 Einw.

Scheiben (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Landg. Weitra; 120 Einw.; — 2) (Wissowatka), Böhmen, Prachin, Herrschaft Winterberg; 130 Einw.; — 3) Kr. Budweis, Herrschaft Gratzen; Mühle; 200 Einw.; — 4) Steiermark, Kr. Judenburg, Bez. Frauenburg; 280 Einw.

Scheibenapfel (Pomol.), s. v. a. Zwiebelsdorsdorfer.

Scheibenauster (Mollusk.), Muschelgatt., s. v. a. Rundmuschel, Orbicula *Cuv.*

Scheibenbäuche (Ichthyol.), s. v. a. Discoboli, Familie aus der Ordnung der Subbranchiales oder der kahlflossigen Fische, s. Discoboli und Subbranchiales.

Scheibenberg, königl. sächs. Dorf, Kreis Zwickau, Amt Schwarzenberg; Sitz eines Postverwalters u. Steueramts, Försterei, Eisen-, Silber- und Kiesbau, Marmor und Torfbruch, Kalkofen, Ziegelei, mehre Mühlen; Verfertigung von Petinet, Schleiern u. andern ausgenähten Waaren, von Spitzen und allerlei Band, guter Oefen und anderer Thonwaaren, schöner Gebilde aus Thonpappe u. Papiermaché; 1840 Ew.; — 2) (Orgel-S., Pfeifenberg), Berg daselbst; hat 40—50 Fuß hohe Behaltsäulen.

Scheibenbirne (Pomol.), s. v. a. Dickstiel.

Scheibenbinde (Scheibenbänder, Rhombus), chirurgischer Verband, der mit seinen Windungen einen Rhombus bildet, s. Binde.

Scheibenblei, Art Fensterblei, zur Befestigung der runden Fensterscheiben.

Scheibenblüthe (bot. Term.), s. v. a. Flosdiscalis, discoideus.

Scheibenboden (bot. Term.), s. v. a. Hypothecium.

Scheibenbohrer, s. v. a. Bogenbohrer.

Scheibenbrücke (Böttcher.), s. v. a. Reifbeuge.

Scheibenbüchse, eine Büchse, welche wenigstens eine Tragweite von 300 Schritten hat. Gewöhnlich versteht man darunter die sogen. Standbüchsen, große, schwere, 15—18 Pfund wiegende Büchsen, aus denen man nicht aus freier Hand schießen kann, sondern welche man gewöhnlich auflegen muß. In einigen Schießständen dürfen diese Büchsen gar nicht geführt werden.

Scheibendöschen (Zoeph.), Infusoriengattung, s. v. a. Pyxidicula *Ehrenb.*

Scheibendrahtzieher, s. Drahtzieher.

Scheibenfische (Ichthyol.), nach Oken Sippschaft der Scheibenköpfe (s. d.), rautenförmige Tafeln mit dicht anschließenden Schuppen oder Körnern, mit eingesetztem Schwanz und kurzer, unbeweglicher Schnauze. Ohn- oder Brustflosser: Cyrtus (Hochrücken), Stromateus (Deckfisch), Balistes (Hornfisch).

Scheibenflechte (Bot.), Flechtengattung, s. v. a. Lecidea *Fr.*

Scheibenflechten (Bot.), Familie der Flechten, s. v. a. Lecideaceae *Fr.* u. Lecidineae *Rch.*

Scheibenflosser (Ichthyol.), s. v. a. Discoboli *Cuv.*

Scheibenförmig (bot. Term.), s. v. a. Disciformis, Discoideus.

Scheibenform, s. Wachs.

Scheibengäcker (Amphib.), Eidechsengatt., s. v. a. Hemidactylus *Cuv.*

Scheibengat (Schiffsb.), Loch im Block od. sonst im Schiffe, wo sich eine Scheibe befindet.

Scheibenhammer, s. Feuersteine.

Scheibenhardt (Geogr.), 1) bayer. Dorf, N.-W. Pfalz, Kant. Kandel; 670 Einw.; — 2) Jagdschloß, s. Bulach.

Scheibenhonig (angew. Zool.), s. Honig.

Scheibeninstrument, Art Meßtisch, nur rund statt viereckig.

Scheibeninstrumente, Gesammtname derjenigen mathematischen Instrumente, die eine scheibenförmige Gestalt haben, z. B. des Kompasses, der Boussole ꝛc.

Scheibenkästchen (Papierm.), im Löcherbaume durchlöchertes Klötzchen, an welches die Scheibe angenagelt ist.

Scheibenkeule (Glasb.), kleine Glaskugeln, woraus die runden Fensterscheiben gemacht werden.

Scheibenkobalt (Fliegenstein), das unreine Arsenikmetall.

Scheibenkönig, s. Scheibe 1).

Scheibenköpfe (Ichthyol.), auch Kugelköpfe, nach Oken die zweite Abtheilung seiner Kleinköpfigen unregelmäßigen Fische mit stark zusammengedrücktem od. kugelförmigem gepanzertem Leibe und sehr kurzem unabgesetztem Kopf. Hierher die Sippschaften der Scheibenfische, der Kugelfische.

Scheibenkogel, Spitze der rhätischen Alpen in Oesterreich, 7886 Fuß hoch.

Scheibenkolbe, s. Kolbenscheibe.

Scheibenkopf (Perückenm.), in der Mitte gespaltener Formkopf, der durch eingeschobene Bretter stärker gemacht werden kann.

Scheibenkranz (Maschinenw.), die beiden Körbe des Göpelkorbes.

Scheibenkraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Peltaria *L.*

Scheibenkunst, 1) sonst gewöhnliche Art Paternosterwerk, wobei das Wasser mittelst Scheiben gehoben wurde; — 2) s. v. a. Eimerkunst.

Scheibenlack (techn. Bot.), s. v. a. Schellack.

Scheibenmaschine, 1) s. v. a. Elektrisirmaschine; — 2) s. v. a. Scheibenkunst.

Scheibenmuschel (Mollusk.), Muschelgattung, s. a. Placuna *Brug.*

Scheibenpilze (Bot.), Discophori, Gruppe der Hautpilze, Hymenomycetes *Fr.* Allgemeiner Charakter: Fruchtkörper bald hut- oder kopfförmig, bald scheiben-, napf- oder becherförmig, mit und ohne Strunk. Schlauchhaut die obere Fläche des Fruchtkörpers als glatter oder runzelfaltiger Ueberzug bedeckend. Sporen in den Schläuchen eingeschlossen. Gattungen: Morchella *Dill.*, Peziza *Fries*, Bulgaria *Fr.*

Scheibenplatten (Amphib.), s. v. a. Scutella disci, die Platten des Rückenschildes der Schildkröten, welche von den Randplatten umgeben sind. Sie zerfallen in Wirbelplatten (S. vertebralia), die auf den Wirbeln, und in Seiten- oder Rippenplatten (S. costalia), welche diesen zu beiden Seiten auf den Rippen liegen. Vgl. Testudinata.

Scheibenpulver, s. v. a. Büchsenpulver, s. Schießpulver.

Scheibenquallen (Zoophyt.), Discophora *Lennis* und Ord., Familie der Quallen, der Acalephae Medusidae *Cuv.*, im Oken'schen Systeme die Zunft der Hutquallen bildend. Charakter: Leib scheiben- oder glockenförmig, weder mit Schwimmhöhlen noch Schwimmblasen; schwimmen durch Ausdehnen und Zusammenziehen der Scheibe (Hut), woran unten die Mundhöhle, oft mit 4—8 Fangarmen und zahlreichen Fangfäden; Magenhöhle nicht bei allen deutlich. Zahlreiche Arten, die oft das Meer in der Nähe der Küsten meilenweit bedecken. Wichtigste Gattungen: a) mit Keimsäcken (Eierbehältern) und großer, centraler Mundöffnung: 1) Medusa *L.* (Aurelia *Peron*), Medusе; — 2) Cyanea *Peron.*, Haarqualle; — b) mit Keimsäcken u. ohne Mundöffnung; Fangarme mit Röhren u. Saugöffnungen zur Aufnahme der Nahrung: 3) Rhizostoma *Eich.*, Wurzelqualle; — c) ohne Keimsäcke: 4) Geryonia *Per.*, Stielqualle; — 5) Oceania *Per.*, Beutelqualle.

Scheiben-Radisch (Scheibelden-R.), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Pilsen, Gut Zeban; 330 Einw.

Scheibenrahle (Bot.), Flechtengattung, s. v. a. Lecidea *Fr.*

Scheibenreißen, s. Scheibe 5).

Scheibenrennen, ehemals Spiel, wo zu Pferde mit einer Lanze gegen eine aufgehängte Scheibe gerennt wurde.

Scheibenringe, 1) s. Scheibe 1); — 2) flache eiserne Ringe, die um einen Bolzen vor den Splint oder die Schraubenmutter gelegt werden.

Scheibenrohr, s. v. a. Scheibenbüchse.

Scheibenschießen, s. Scheibe 1).

Scheibenschildflechte (Bot.), Flechtengattung, s. v. a. Solorina *Ach.*

Scheibenschnecke (Mollusk.), Schneckengattung, s. v. a. Tellerschnecke, Tellina *L.*

Scheibenschwänze (Amphib.), nach Oken, die 4. Sippschaft der plattschwänzigen Blätteramphibien (Eidechsen), ausgezeichnet durch einen Schwanz, der fast so breit ist, als lang. Hierher die Gattung Phyllurus. S. Sauria.

Scheibenschwungrad, s. Schwungrad.

Scheibenspath (Min.), s. v. a. Schwerspath in kegelförmigen Krystallen, s. Schwerspath.

Scheibenstern (Zoophyt.), s. v. a. Asterias papposa *Lam.*, s. Seestern.

Scheibenthierchen (Zoophyt.), Infusoriengattung, s. v. a. Cyclidium *Ehrenb.*

Scheibenventil, s. Ventil.

Scheibenwalzen (Landw.), solche Ackerwalzen, bei denen der Cylinder aus lauter Scheiben besteht, die mit Eisenblech beschlagen sind, auch wohl eiserne Reiber zu ihrer Reinigung haben; vgl. Walze.

Scheibenwerfen (Ant.), s. Discus.

Scheibenwerk, s. v. a. Scheibenkunst.

Scheibenwurm (Zoophyt.), Eingeweidewürmergattung, s. v. a. Capsula *Bosc.*

Scheibenzieher, s. Drahtzieher.

Scheibenzug, s. v. a. Flaschenzug.

Scheibenzumpe (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Cotyledon *L.*

Scheibler (Biogr.), 1) Heinrich, in der musikalischen Welt rühmlichst bekannt durch mehre höchst wichtige akustische Untersuchungen und dahin gehörige interessante Schriften, auch Verbesserungen der Aura, ist Besitzer einer bedeutenden Seidenwaarenmanufaktur. Mehres von seinen Leistungen s. unter Akustik, Stimmung, Maultrommel. — 2) Karl Friedrich Heinrich, Bildhauer zu Berlin, jetzt lebender Künstler, durch zahlreiche Arbeiten bekannt, die in Porträtbüsten in Gyps und Marmor, Statuen u. s. w. bestehen.

Scheiblersburg (Sabinenhof), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg; 300 Einw.

Scheiblingsapfel (Pomol.), s. v. a. Kreisling. — Waldenser Scheiblingsapfel, plattrunder, weißlichgelber Wirthschaftsapfel, mit weißem, zartem, süßem Fleisch. Dauert lange.

Scheibner, Johann Heinrich, Zeichner und Kupferstecher, geboren zu Laubegast bei Dresden 1759, Schüler von Casanova, lieferte Porträte, Ansichten u. Studienblätter, † um 1807.

Scheibom, afrik. Ort, Nubien; im südl. Theile von Nubien, östl. von Tlinga.

Scheibplenizen (Ichthyol.), an der Donau s. v. a. Zope, Cyprinus ballerus *L.*

Scheibs, Marktfl., s. v. a. Scheibbs.

Scheibsdorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Liegnitz; 120 Einw.

Scheibsgraben, österr.-steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Oberkindberg; Mahl- und Sägemühle; 200 Einw.

Scheich (arab.), s. v. a. Scheik.

Scheid (Geogr.), 1) nassau. Dorf, Amt Diez; 180 Einw.; — 2) preuß. Orte: a) Weiler, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Sieg; 170 Einw.; — b) Dorf das.; 110 Einw.; — c) Dorf das. R.-B. Düsseldorf, Kr. Lennep; 360 Einw.; — d) Dorf das., R.-B. Trier, Kr. Prüm; 110 Einw.

Scheid (Biogr.), 1) (Scheidt), berühmter Komponist, geboren zu Halle 1587, † 1654 als Kapellmeister des Administrators Christian Wilhelm das., wurde nur einer der 3 berühmten oder großen S genannt (S., Schein und Schütz wurden nämlich als die größten Komponisten ihrer Zeit angesehen). Er schrieb viele Kirchensachen, geistliche Kantionen und Kirchenkoncerte, 2 Bücher 4- bis 6stimmiger Paduanen, Gagliarden, Allemanden ꝛc. und endlich eine Tabulatur in 3 Theilen (1624), u. A. — 2) Eberhard, lat. Scheidius, berühmter Philolog des 18. Jahrhunderts, war 1742 zu Arnheim geboren. Seine ausgezeichnete Kenntniß des Arabischen, Hebräischen, Griechischen und Lateinischen verschaffte ihm nach dem Tode des J. Alb. Schultens die Stelle als Professor der orientalischen Literatur an der Universität Leyden, nachdem er seit 1768 Professor zu Harderwyck gewesen war. † 1795. Schr.: Ad quaedam veteris testamenti loca, Gröningen 1764, 4.; — Ad Canticum Hiskiae, Leyden 1765, 4.; — Glossarium arabico-latinum manuale, maximam partem e lexico Goliano excerptum, Leyd. 1769, 4.; — Primae lineae institutionum ... sive specimen grammaticae arabicae, Leyd., 1779, 4.; — Opuscula de ratione studii, 1786—92, 8., 3 Thle.; — J. D. a Lennep etymologicon linguae graecae, Utrecht 1790, 8., 2 Bde. ꝛc.

Scheid (Ichthyol.), s. v. a. gemeiner Wels, Silurus Glanis *L.*

Scheidbalken (Zimmerm.), s. v. a. Wandbalken, s. Balken.

Scheidchen (bot. Term.), s. v. a. Vaginula, Vaginella, Spathiella, Spathiellula. — Scheidchenhaut, s. v. a. Membrana vaginularis. — Scheidchenstiel, s. v. a. Stipes vaginularis.

Scheide, 1) der Ort, wo zwei Dinge an einander grenzen oder sich theilen, z. B. Grenzscheide; — 2) Futteral, besonders für schneidende Gegenstände, z. B. Degen-, Säbel-, Messer-S.; — 3) (Wagn.), an Kutschen die Vertiefung, welche den Tragriemen aufnimmt; — 4) (Riem.), s. v. a. Strangscheide; — 5) (Landw.), s. Egge; — 6) s. Pflug; — 7) (Mühlenw.), die Sprosse an einem Windmühlenflügel; — 8) (Orgelb.), Einschnitt in einem Brete, worin die Klaven des Pedals mit dem hintern Ende beweglich liegen; — 9) (Tuchm.), das untere bewegliche Querholz an einer Aufhänge, dient besonders dazu, das Tuch in die Breite auszudehnen; — 10) s. v. a. Strichholz; — 11) (Instrum.), s. Posaune; — 12) (Maschinenw.), an einem Saugrohre s. v. a. Schleicher; — 13) (Anat.), s. v. a. Mutterscheide, s. Geschlechtstheile; — 14) von sehnigen Häuten gebildete längliche Hüllen, worin andere Theile aufgenommen sind, z. B. Muskelscheide, Flechsenscheide ꝛc.; — 15) (foss. Cephalop.), s. v. a. Rostre oder Guard, der äußere spieß- oder kegelförmige Theil der

Belemniten, s. Belemnites; — 16) (bot. Term.), s. v. a. Vagina. — Scheidenwurzelig, s. v. a. endorrhizus. — Scheidig, s. v. a. vaginans.

Scheidebalken (Bauk.), s. v. a. Scheidbalken, s. Balken.

Scheidebank (Hüttenwesen), oben und unten an den Stampfern in geringer Entfernung angebrachte Theile, zwischen welchen die Stampfer mit dem erforderlichen Spielraum auf und nieder gehen können (s. Scheidelatten).

Scheidebank (Bergb.), Bank, auf welcher die Scheidejungen sitzen, wenn sie das taube Gestein vom Erze schlagen.

Scheidebock (Hüttenw.), eisernes Gestell, in welchem der Scheidekolben steht, wenn er über Kohlen gesetzt werden soll.

Scheidebrief (Rechtsw.), Schrift, wodurch Eheleute ihr bisheriges Verhältniß als aufgehoben erklären, besonders bei den Juden; s. Heirath.

Scheideck, Berg, s. Bern, S. 594.

Scheide der Wimpel (Gaine, Schiffsw.), Ueberzug von dichtem Zeuch, in den man einen Wimpel steckt.

Scheideeisen (Hüttenw.), leichter Hammer, der auf der einen Seite mit einer scharfen Bahn versehen ist. Erwird zum Zerschlagen des Stufferzes (s. d.) gebraucht.

Scheideerz (Hüttenw.), das gute, vom tauben Gestein schon abgeschiedene Erz.

Scheidefäustel (Hüttenw.), schwerer, auf beiden Seiten mit einer breiten Bahn versehener Hammer. Man zerschlägt damit das Stufferz (s. d.).

Scheidefeuer, 1) s. v. a. Treibofen; — 2) s. v. a. Cämentirfeuer.

Scheidegarden (Scheidegarn), eine hauptsächlich in Ungarn und Siebenbürgen bestehende Anstalt, in welcher Gold und Silber auf nassem Wege geschieden wird. Sie besteht aus mehren, in einem langen Saale errichteten Destillir- und Galeeröfen, welche mit eisernen oder thönernen Kapellen versehen sind, in denen eine Reihe großer Scheidekolben nach einander eingesetzt werden.

Scheidegg, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Weiler; 390 Einw.

Scheideglas, 1) ein gläsernes Gefäß mit rundem Bauch und 10—11 Zoll breitem Boden, das vielleicht 5 Zoll hoch ist, oben spitzig zuläuft und mit einer Oeffnung endigt, wie bei einer Flasche; — 2) s. v. a. Scheidetrichter.

Scheidegold, noch nicht bis zur Feine gebrachtes Gold.

Scheidehaken, der an einem Degen befestigte Haken, mit welchem man diesen an dem Degengehänge befestigt.

Scheidehaus, Gebäude in der Nähe der Gruben, in welchem sich die Scheidestube und Scheideöfen befinden.

Scheidejunge, der Junge, welcher zum Scheiden des Erzes verwendet wird, s. Scheiden.

Scheidekamm, s. v. a. Oeffner (Weber).

Scheidekolben, der große gläserne Kolben, in welchem die Erze auf nassem Wege durch besonders dazu ausgewählte Scheidungsmittel aufgelöst und ausgeschieden werden.

Scheidekunst, 1) s. v. a. Chemie; — 2) (Hüttenw.), die Kunst, Metalle aus den Erzen zu gewinnen, so wie auch edle Metalle von unedlen zu trennen od. zu scheiden, s. Scheidung.

Scheidelatten, 1) Stangen die auf den Tonnenbretern befestigt und in Förderungsschachten deshalb angebracht sind, damit sich die auf und niedergehenden Kübel einander nicht berühren und hindern; — 2) die ober- und unterhalb der Hebezapfen der Stampfen und Poch- und Stampfmühlen angebrachten Querhölzer, um die Stampfen in ihrer gehörigen Lage zu erhalten.

Scheideldorf, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Schwarzenau, zwischen Kirchberg an der Wild und Rafings; 300 Einw.

Scheidelgrub, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Mitterfels; 120 Einw.

Scheidelnuß (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Craniolaria L.

Scheidelwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Brieg; Burgruine; 500 Einw. Dabei die Piasteneiche, vielleicht an einem heidnischen Opferplatz, wo die ehemaligen Herzöge von Brieg jährlich ein Volksfest feierten.

Scheidemann, Heinrich, berühmter Organist, geboren gegen 1600 zu Hamburg, gebildet zuerst von seinem Vater, dem Organisten an der St. Katharinenkirche daselbst, später von dem weltberühmten Organisten Schweling zu Amsterdam, wurde 1625 der Nachfolger seines Vaters und † 1654 als einer der tüchtigsten Organisten seiner Zeit. Außer den ristischen Liedern, die er setzte, und welche in 5 Büchern erschienen, verdanken wir ihm noch viele Choralmelodien, unter Andern auch die schöne: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern."

Scheidemantel, Heinrich Gottfried, bekannter Rechtslehrer, wurde 1739 zu Gotha geboren. Im J. 1772 bekam er die Professur der Rechte zu Jena und 1784 wurde er Regierungsrath und Professor der Rechte zu Stuttgart. Er † 1787. Wir haben von ihm: Staatsrecht, Jena 1771, 3 Thle.; — Das Büchermesen, nach Staatsklugheit und Recht betrachtet, das. 1781; — Allgemeines Kirchenrecht bei den evangelischen Konfessionen in Polen und Litthauen, Warschau 1780; — Repertorium des deutschen Lehnsrechtes, Lpz. 1782, 2 Thle., fortgesetzt von Haberlin, das. 1793.

Scheidemauer (Bauw.), eine bisweilen bloß von Fachwerk oder von Luftziegeln erbaute Mauer, welche hauptsächlich im Innern eines Hauses aufgeführt wird, um Zimmer ꝛc. von einander zu trennen.

Scheidemehl, der Staub und das klare Zeuch, welches man in der Scheidestube findet.

Scheidemeister (Salzw.), ein Aufseher in den Salzwerken, der die Funktion hat, kleinere Streitigkeiten, welche unter den Arbeitern vorkommen, zu schlichten.

Scheidemünze, die kleineren Abstufungen und Eintheilungen der eigentlichen Landesmünze,

welche den Zweck haben, kleinere Zahlungen die unter dem Werthe der Landesmünze sind, leisten zu können, und eine Ausgleichung im bürgerlichen Verkehr zu bewerkstelligen. Gewöhnlich besteht sie aus Billon, d. h. aus einer Metallmischung, welche mehr Kupfer als Silber enthält. Sie ist ein Bedürfniß, weil, zumal für den täglichen Verkehr, auch die kleinsten Werthe mit Geld müssen auszugleichen seyn, und Silbermünzen von so geringem Werthe zu klein ausfallen würden. Alle Geldstücke indessen, die, aus Silber bestehend, nicht zu klein würden, sollten wirklich aus diesem Metall gemacht werden. Sowohl Mangel als Ueberfluß an Scheidemünze sind Uebelstände; denn ist zu viel im Umlauf, so wird auch häufig mit vielen Scheidemünzstücken bezahlt, was weit bequemer mit einer oder wenigen Silbermünzen bezahlt werden könnte. Wie viel solcher Münzen ein Land bedarf, läßt sich nicht angeben, leicht aber wäre das richtige Ebenmaß stets zu halten, wenn überall obrigkeitliche Anstalten zum Auswechseln vorhanden wären. Daraus ist jedoch ersichtlich, daß der Zweck der Scheidemünzen sehr gut durch bloße Münzzeichen zu erreichen wäre; denn unter der eben angegebenen Bedingung würden solche auch ohne inneren Werth gleich wirklichem Gelde angenommen. Ohne Zweifel höre auch die Einführung einer solchen Münze aus fast werthlosem Metall mehre Vortheile und eine nicht geringe Ersparniß dar, namentlich auch, weil viele Scheidemünzstücke verloren gehen. Diese Münze ohne einen Werth würde freilich außer Landes verschmäht, allein der Zweck der S. beschränkt sich in der Regel auf den inländischen Verkehr. Es ist indessen nicht zu verkennen, daß eine solche Münze einen außerordentlichen Anreiz zur Falschmünzerei erzeugte, und daß es fast unmöglich wäre, das Einbringen zumal im Auslande nachgemachter zu verhindern. Dieser Umstand ist daher wahrscheinlich auch die Ursache, daß man Scheidemünze vorzieht, deren Realwerth sich ihrem Nennwerthe wenigstens annähert. Immerhin sind die Principien, welche für die Verfertigung der Geld- und Silbermünzen aufgestellt worden, nicht ganz auf die der Scheidemünzen anzuwenden. Die Prägungskosten sind nämlich verhältnißmäßig weit größer; der Metallwerth kann also unmöglich dem Nennwerthe proportional bleiben. Münzen aus Kupfer kann man überdies gar nicht den vollen Werth an Kupfer geben, theils weil sie zu schwer seyn würden, theils weil der Preis dieses Metalls sehr ungleich und veränderlich ist. Die Kupfermünzen würden, so oft der Preis stiege, eingeschmolzen. Das Billon endlich ist oft schwer von noch geringeren oder anderen Alliagen zu unterscheiden, so daß nicht nur der Fiskus kaum der Versuchung widerstehen kann, in der Verfertigung dieser Münzen einen Nutzen zu finden, sondern daß auch sie die Falschmünzerei erleichtert. Kupfer mit Zinn vermischt hat bei gewissen Verhältnissen ganz das Ansehen des schönsten Billons. Es ist daher rathsam, S. nur für die kleinsten Bruchtheile zu verfertigen, durchaus nicht mehr in Umlauf zu setzen, als der Bedarf erfordert, damit falsche desto leichter an Tag kommen, und sich auch bei dieser Münze eines möglichst schönen und vollkommenen Gepräges zu befleißigen. Die preußischen Silbergroschen enthalten $^2/_3$ Silber und $^1/_3$ Kupfer, und aus der Mark werden 16 Thlr. zu 30 Groschen geprägt. Für die Kupfermünzen wird der Ctr. zu 100 fl. rhn. ausgeprägt.

Scheidemünzfuß, der Münzfuß, nach welchem in einem Lande die Billon-Scheidemünze ausgeprägt wird, nach der Münzkonvention vom 30. Juni 1838 16 Thlr. auf die Vereinsmark, und deshalb jeder Münzfuß unter dem $24^1/_2$ Gulden-Fuß.

Scheidemünzthaler, Rechnungsmünze, welche früher in der Grafschaft Mark eingeführt war und $51^3/_4$ Stüver oder $77^1/_4$ Kr. galt.

Scheiden (Chem.), im Allgemeinen s. v. a. trennen, spalten, zertheilen, besonders: 1) (Rechtsw.), s. Heirath; — 2) einen vermischten Stoff in seine Bestandtheile auflösen oder das Fremdartige von einem Gegenstande trennen; — 3) Gold von Silber mittelst Säuren trennen, was früher mittelst Salpetersäure geschah, die davon den Namen Scheidewasser führt; — 4) (Bergw.). Die Aufbreitung der Gänge über Tage beginnt mit dem Auschlagen mittelst Fäustkeln, welches an den Förderungspunkten geschieht; die so erhaltenen Scheidegänge werden dann dem Scheiden unterworfen, welches dadurch geschieht, daß Knaben (Scheidejungen) von 14—17 Jahren in der Scheidestube auf Bänken mittelst der Scheideeisen (s. d.) und dem Scheidefäustel (s. d.) die Erze zerkleinern, in verschiedene Sorten, Proben, sondern und die tauben Berge davon trennen; — 5) (Tuchm.), die Wolle sortiren; — 6) (Landw.), s. v. a. Eggescheiden.

Scheidenanschwellung, s. v. a. Elytroncus.

Scheidenarterie, s. Geschlechtstheile.

Scheidenbänder, s. Fascia.

Scheidenbeule, s. v. a. Elytrophyma.

Scheidenblasenschnitt, s. Steinschnitt.

Scheidenblüthgras (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Colesanthus *Seidel.*

Scheidenblutung (Elytrorrhagia, Med.), s. Metrorrhagia.

Scheidenbruch, s. Bruch 8).

Scheidend (bot. Term.), s. v. a. Vaginans.

Scheidenentzündung (Elytritis, Med.), s. Fluor albus.

Scheidenfaden (Bot.), 1) Algengattung, s. v. a. Microcoleus *Desmaz.*; — 2) Algengattung, s. v. a. Hyalotheca *Ktz.*

Scheidenfarren (Bot.), nach Oken, Farrenzunft, s. v. a. Narfen.

Scheidenfaser (Bot.), Entothrix *Ktz.*, Gattung der Oscillatoricae Oscillatorinae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Eine einfache, schleimig-häutige Röhre schließt sehr zarte, ungegliederte, fast fellartig zusammengedrehte Fäden ein. Art: E. funicularis *Ktz.*, Phycol. gener., T. 5, F. 8.

Scheidengeflecht, s. Beckenvene.

Scheidengewölbe, s. Geschlechtstheile.

Scheidengräser (Bot.), nach Oken, s. v. a. Schaftgräser, s. Rindenpflanzen.

Scheidengrund, s. Geschlechtstheile.

Scheidenhaut des Hodens und des Samenstrangs, s. Geschlechtstheile und Hoden.

Scheidenhautbruch, s. v. a. angeborner Bruch, s. Bruch 8).

Scheidenhöcker (bot. Term.), s. v. a. Wurzelknötchen, Radiculoda *Rich.*

Scheidenkette (Bot.), Algengattung, s. v. a. Sirosiphon *Ktz.*

Scheidenklappe, s. v. a. Hymen, s. Geschlechtstheile.

Scheidenkorallen (Polyp.), nach Latreille, s. v. a. Vaginiformes.

Scheidenkracken (Mollusk.), Molluskengatt., s. v. a. Cleodora *Péron.*

Scheidenlilien (Bot.), nach Oken, s. v. a. Schaftlilien.

Scheidenmoose (Bot.), nach Oken, s. v. a. Schaftmoose.

Scheidenmuschel (Mollusk.), Muschelgatt., s. v. a. Solen *L.*

Scheidennaht (Elytrorrhaphia, Chir.), die bei Scheidenrissen angewendete chirurgische Naht, s. Naht.

Scheidenpalmen (Bot.), nach Oken, s. v. a. Schaftpalmen.

Scheidenpflanzen (Bot.), s. v. a. Schaftpflanzen, vgl. Botanik, S. 337.

Scheidenpilze (Bot.), nach Oken, s. v. a. Schaftpilze.

Scheidenreisch (Bot.), Agaricus vaginatus *Bull.*, Amanita vaginata *Fr.* Auf wüsten Plätzen, Schutt, in trocknen Wäldern. Hut bis 2 Zoll breit, verschiedenfarbig, meistens weiß, bleigrau, braun oder bräunlich, breitschuppig, am häutigen Rande gefurcht; Stiel 4—7 Zoll hoch, aufwärts gleichmäßig verdünnt, röhrighohl, gebrechlich, fast nackt, am Grunde von einer schlaffen Wulst scheidenartig umgeben; Lamellen reinweiß, blaß. Fleisch weiß, derb, ohne Geruch, von angenehmem Geschmack. In Rußland, Frankreich (Coucoumèle grise) u. der Lombardei (Falso Farinaccio) wird er gegessen u. kommt auf den Markt. Bull., Herb., T. 98u. 512.

Scheidenriß (Med.), s. Ruptur (der Scheide).

Scheidenschleimfluß (Med.), s. v. a. Leukorrhöe.

Scheidenschnabel (Ornith.), s. v. a. Scheidenvogel, Chionis *Forst.*

Scheidenschnürer (Constrictor vaginae, Anat.), s. Geschlechtstheile.

Scheidenschwamm (Bot.), s. v. a. Scheidenreisch.

Scheidenschwanz (Säugeth.), Fledermausgatt., s. v. a. Urocryptus *Temm.*

Scheidenspinner (Entom.), Spinnergatt., s. v. a. Psyche *Schrank.*

Scheidentaucher (Ornith.), s. v. a. Papageitaucher, Alca *L.*, s. Alk.

Scheidenthierchen (Zoophyt.), Infusoriengatt., s. v. a. Vaginicola *Lam.*

Scheidenverengerung (Med.), erstreckt sich entweder durch die ganze Scheide, in welchem Falle sie Folge einer gehemmten Entwickelung derselben ist, oder sie beschränkt sich auf eine Stelle derselben. — Im zweiten Falle entsteht sie nach Verletzungen der Scheide mit Substanzverlust, bei schweren Geburten, nach Zerstörung durch Brand, durch Zusammenziehung des Scheidenkanales in Folge von Narbenbildung, durch partielle Verwachsungen ꝛc. — Zuweilen ist das Hymen von ungewöhnlich fester Beschaffenheit, ohne den Scheidenkanal ganz zu verschließen. Die Beschwerden, welche dieser abnorme Zustand hervorruft, sind verschieden nach dem Grade der Verengerung; der Ausfluß des Menstrualblutes kann gehindert seyn, der Koitus ist schmerzhaft und die vollständige Immission des Penis unmöglich, ohne daß jedoch die Konceptionsfähigkeit des Individuums dadurch aufgehoben würde. Man versucht die Verengerung der Mutterscheide zu heilen, indem man Kerzen, Stücke von Quellschamm ꝛc. einlegt, erweichende Einspritzungen macht, Bäder brauchen läßt ꝛc. Entsteht bei Verengerung Schwangerschaft, so erweitert sich gewöhnlich theils während derselben, theils während der Geburt die Scheide in solchem Grade, daß dieselbe, obgleich sie früher nicht den Durchmesser einer Federspuhle hatte, dennoch die Austreibung des Kindes zuläßt. Wo diese Ausdehnung nicht erfolgte, machte man gehörig tiefe Incisionen in die verengerte Stelle. Diese Einschnitte soll man wo möglich seitwärts machen; werden sie nach vorne oder hinten gerichtet, so können wegen der durch die Vernarbung bedingten Verwachsung der Scheide mit der Blase und dem Mastdarme, diese leicht verletzt werden. Bei in hohem Grade verengerter Scheide förderte man den Durchschnitt des Kopfes durch eine Incision in das Mittelfleisch. Vgl. Antoine, in Hist. de l'Acad. des Sciences; 1712, S. 48; — Toison, daſ. 1748, S. 83; — J. L. Petit, Traité des malad. chirurg., Bd. VI, S. 110; — Champenois, im Journ. de Medec., Bd. XLI.

Scheidenverschließung (Med.), Scheidenverwachsung, Astresia vaginae, entweder Fehler der ersten Bildung, oder später durch verschiedene krankhafte Prozesse entstanden. Im erstern Falle kann sie bedingt seyn durch Verwachsung der großen und kleinen Schamlippen in ihrer ganzen Ausdehnung, wobei man in der Mitte gewöhnlich eine weißliche Linie wahrnimmt, durch Nichtdurchbohrtseyn des Hymens, dessen Beschaffenheit dann oft derber und fester ist, durch eine ähnliche membranöse Verschließung mehr oder weniger hoch in der Scheide, oder der Eingang dieser ist von einer fleischigen Masse verschlossen. Zuweilen endet das obere und untere Stück der Scheide blind, und zwischen beiden blinden Endigungen ist ein mit Zellgewebe ausgefüllter Raum. Im zweiten Falle ist die Verschließung der Scheide Folge von Verwachsung, welche nach Ulceration und Verletzungen ihrer Wandungen entsteht. Angeborne Verschließung der Scheide wird gewöhnlich nur dann vor der Pubertät entdeckt, wenn zu gleicher Zeit die Mündung der Harnröhre mit verschlossen ist. Zur Zeit, wo die Menstruation einzutreten pflegt, entstehen Kreuzschmer-

zen, Drücken, Spannen, Schwere in den Geschlechtstheilen, Aufgetriebenheit des Unterleibes, Drang zum Harnlassen, verhaltener Stuhlgang, ohne daß die Menses zu fließen anfangen. Anfänglich stellen sich diese Erscheinungen in regelmäßigen, dem Eintritt des Monatsflusses entsprechenden Perioden ein und verschwinden dann wieder, nach und nach dauern sie immer fort und vermehren sich nur von Zeit zu Zeit; es treten dann allgemeine Zufälle hinzu, Beängstigungen, bleiches Aussehen, Schmerzen im Unterleibe, Schwindel, Schlaflosigkeit, mehrwöchentliches Drängen gegen die Geburtstheile. Sammelt sich immer mehr Blut hinter dem denselben keinen Abfluß gestattenden Hindernisse an, so kann es zuletzt die Gebärmutter ausdehnen und sich durch die faloppi'schen Röhren in den Unterleib ergießen; zuweilen stellt sich die Menstruation auf ungewöhnlichem Wege ein. — Die Diagnose wird stets leicht seyn, wenn man nicht die Untersuchung der Geschlechtstheile vorzunehmen unterläßt, was freilich oft genug der Fall ist; ist die Verschließung der Vagina durch das Hymen oder ein ähnliches häutiges Gebilde bedingt, so ist dies durch das angehäufte Blut sackförmig ausgedehnt, herabgedrückt und fluktuirend. Die Behandlung dieses krankhaften Zustandes besteht in Eröffnung der Scheide, so daß die Permeabilität derselben hergestellt wird und sie ihren Verrichtungen vorstehen kann, so wie in der Verhütung des Wiederverwachsens. Letzteres ist oft mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die Operation selbst kann erschwert werden durch die hohe Lage der Verschließung, durch ihre mehr oder weniger feste Beschaffenheit und ihren größern oder geringern Umfang. Ist die Mündung der Scheide durch das Hymen verschlossen, so wird die Kranke auf den Rücken gelegt, Schenkel und Schamlippen werden von einander gezogen, und man sticht mit der Lancette in den Mittelpunkt der angespannten Membrane, wobei man sich vor Verletzung des Mastdarms und der Blase zu hüten hat. Die Oeffnung erweitert man dann mit der Scheere oder dem Knopfbistouri. Ist das Hymen besonders derb und fest, so soll man die durch einen Kreuzschnitt gebildeten Lappen abtragen. Besondere Vorsicht erfordert die Operation, wenn sie bei einem Kinde, oder wenn die Membran nicht durch angesammeltes Blut hervorgetrieben ist, vorgenommen wird, wegen möglicher Verletzung des Mastdarmes und der Harnröhre. Die verwachsenen Schamlippen trennt man vorsichtig mit dem Messer. Bestimmte Regeln über die Operation bei hoch oben sitzender Verschließung zu geben, ist schwer; der Operateur hat hier die Individualität des Falles zu berücksichtigen und darnach sein Verfahren einzurichten. Kontraindicirt ist jede Operation bei Verschließung der Scheide ohne alle Erscheinungen von Zurückhaltung des Menstrualblutes, da hier die Gebärmutter fehlen kann, und das blinde Ende der Scheide in Berührung mit dem Bauchfelle ist, dessen Verletzung in einigen Fällen den Tod herbeiführte. Ist das dem Abfluß des Menstrualblutes entgegenstehende Hinderniß entfernt, so wird dasselbe, oft in sehr bedeutender Menge, entleert; durch Einspritzungen sucht man dasselbe gänzlich zu entfernen, weil es unter dem Zutritt der Luft verdirbt und üble Zufälle hervorvorruft. Man benutzt zu diesen Einspritzungen laues Wasser, Malven- oder Althädekokte; stellt sich übler Geruch ein, so setzt man Myrrhentinktur zu, wendet ein Chinadekokt mit Zusatz von Essig oder Kampherspiritus an ꝛc. Etwaigen Entzündungserscheinungen begegnet man durch angemessene Antiphlogose. Wurden die Schamlippen getrennt, so legt man behufs der Verhütung der Wiedervereinigung einen beölten Leinwandstreifen zwischen dieselben; ward eine Verwachsung im Eingang der Scheide getrennt, so führe man eine Charpiewieke ein. Am größten ist die Gefahr des Wiederverwachsens, wenn der Sitz der abnormen Kohärenz hoch oben in der Vagina war; hier ist es nöthig, lange Zeit hindurch Charpiewieken, Quellschwamm, elastische Cylinder ꝛc. einzulegen, deren Wirkung man durch Dilatorien unterstützen kann.

Scheidenvogel (Ornithol.), Stelzvögelgattung, s. v. a. Vaginalis *Lath.*, Chionis *Forst.*

Scheidenvorfall (Colpoptosis, Chir.), s. Vorfälle.

Scheidenzeller (Bot.), nach Oken, s. v. a. Schaftpilze.

Scheideofen (Hüttenw.), ein mit einer eisernen Platte versehener Windofen, welcher mit einem Rande von Backsteinen umgeben und mit Sand bedeckt ist, um die Scheidekolben darauf zu erwärmen.

Scheidepfähle (Mühlenw.), 1) das mit Planken beschlagene Holz, welches an einem Gerinne senkrecht herabgeht und das Gefälle von einem andern absondert; — 2) s. v. a. Deichpfahl.

Scheider 1) (Hüttenw.), s. v. a. Scheidejunge; — 2) (Maschinenw.), s. Gebläse; — 3) Stücken, welche angebracht sind, daß sich die einzelnen Theile einer Maschine nicht in der Bewegung hindern, z. B. bei Flaschenzügen.

Scheidefschacht (Bergb.), Schacht, wo man die geförderten Erze von den tauben Gesteinen reinigt.

Scheideschwelle (Bauw.), die zur Unterlage einer Scheidewand dienende Schwelle, welche in die Saumschwelle eingekämmt wird.

Scheidestube (Hüttenw.), s. Scheiden.

Scheidetrichter, eine zur Trennung von Oel und Wasser, Aether und Wasser, überhaupt von Flüssigkeiten verschiedener Dichtigkeit dienende Vorrichtung, stellt ein ovales Glasgefäß dar, welches oben mit einer Flaschenmündung und einem Stöpsel versehen ist und sich unten in eine feine Röhre endigt; um die untere Oeffnung nach Belieben bequem öffnen und schließen zu können, ist die Abflußröhre auch wohl an einer gewissen Stelle quer durchbohrt und mit einem ebenfalls durchbohrten Stöpsel versehen, der die Stelle eines Hahns vertritt. Der Gebrauch des Instruments ergibt sich von selbst; man gießt die Flüssigkeit ein und läßt, nachdem sie sich in mehre Schichten getrennt hat, eine nach der andern ab.

Scheidewände (Anat.), Hautverlängerungen, muskulöse oder sehnichte und knorpelichte Ausbreitungen, oder auch platte Knochen, welche Körpertheile oder Körperhöhlen von einander trennen, z. B. **Scheidewand der Brust** (s. Mittelfelle), **der Gehirnhöhlen** (s. Gehirn), **der Nase** (s. d.), **der schwammigen Körper** (s. Geschlechtstheile), **des Gaumens** (s. d.), **des Herzens** (s. d.), **des Hodensacks** (s. Hoden), **des Ohrs** (das Paukenfell, s. Ohr), **des Riechbeins** (die Siebplatte des Riechbeins, s. Schädelknochen).

Scheidewand, 1) (Bauw.), s. v. a. Scheidemauer; — 2) ein Bretterverschlag; — 3) (bildlich), Das, wodurch 2 Gegenstände von einander getrennt werden; — 4) (Bergb.), Platte, worauf die Scheidejungen das Erz mit dem Fäustel zerschlagen; diese Platten sind entweder von Stein od. Eisen; — 5) (Anat.), s. **Scheidewände**; — 6) (bot. Terminol.), s. v. a. Dissepimentum.

Scheidewasser, s. v. a. Salpetersäure.

Scheidewecken (Handwerksspr.), ein kleiner Schmaus, welcher der Handwerksmeister seinen Leuten, welche zur Zeit der kurzen Tage bei Licht arbeiten, gibt, wenn die Lichtarbeit vorüber ist.

Scheideweg, Weg, der sich in zwei oder mehre nach verschiedenen Orten führende Wege theilt.

Scheidewerk (Hüttenw.), 1) das Erz, welches, da es zu gut ist, um auf das Pochwerk zu kommen, in der Hand geschieden wird; — 2) das taube Gestein, welches vom Erze losgeschlagen wurde.

Scheidewinkel, preuß. Kolonie, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Glatz; 120 Ew.

Scheidfisch (Ichthyol.), s. v. a. Scheid, gemeiner Wels, Silurus Glanis *L.*

Scheidgen, luxemb. Dorf, Distr. Grevenmachern, Kant. Echternach; 240 Einw.

Scheidig, Erz, von dem sich das taube Gestein leicht losschlagen läßt.

Scheidingen, preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Soest; Jahrmarkt; 780 Einw.

Scheidlitz, sachsen-altenburg. Dorf, Amt Roda; 140 Einw.

Scheidl, Franz, Maler im naturhistorischen Fache, einer der geübtesten Künstler seines Faches. Baron Jacquin bediente sich seiner bei der Herausgabe des „Hortus Schönbrunniensis" und seines „Hortus Vindobonensis". S. verließ 1793 Wien.

Scheidler, Karl Hermann, ordentlicher Honorarprofessor der Philosophie zu Jena, studirte zu Jena, wo er 1815 mit 10 andern Studenten die allgemeine deutsche Burschenschaft (s. Studentenverbindungen) stiftete, deren Vorsteher er anderthalb Jahre lang war. Bei dem besonders für die deutschen Hochschulen so verhängnißvoll gewordenen Wartburgfest (s. d.) 1817 war er zum Oberanführer und Burgwart gewählt worden und theilte daher auch die Verfolgungen, denen die hervorragenden Theilnehmer jenes Festes sich ausgesetzt sahen. S., später als Professor in Jena wirkend, blieb fortwährend ein warmer Freund und Vertheidiger des deutsch. Studententhums, für dessen Reform er durch Wort und Schrift unaufhörlich thätig war; vgl. seine Schrift „Ueber das deutsche Studentenleben und die Nothwendigkeit einer innern, von den Studirenden selbst ausgehenden Reform desselben", Jena 1842. Selbst ein gewandter Stoßfechter, wirkte er doch für die Einführung des Hiebkomments in Jena, und es gelang ihm, mit Hülfe der akademischen Behörden, welche die Stoßduelle der Kriminaljustiz überwiesen, den alten Stoßkomment zu verdrängen. Rour' „Anleitung zum Hiebfechten" leitete er mit einer sehr interessanten Geschichte der Fechtkunst überhaupt ein. Seine Vorlesungen über Hodegetik werden fleißig besucht; seine „Grundlinien der Hodegetik", Jena 1839, enthalten einen unerschöpflichen Schatz trefflicher Gedanken und interessanter Notizen. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften nennen wir noch die „Apologie der kleinen Universitäten", Jena 1834, die „Idee der Universitäten", das. 1838, den „Studentenspiegel".

Scheidlin, Fr. Karl von, Maler zu Wien, ein jetzt lebender Künstler, malt Landschaften und Genrebilder.

Scheidnagel, Ruppert, Maler von Regensburg, bildete sich um 1823 auf der Akademie der Künste in München, malt Bildnisse.

Scheidt (Geogr.), preuß. Orte: 1) Hofstätte, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Solingen; 120 Einw.; — 2) Hofstätte das.; 130 Einw.; — 3) Dorf das., R.-B. Trier, Kr. Saarbrück; Frucht-, Oel- und Schneidmühle; 690 Einw.

Scheidt (Biogr.), 1) s. **Scheid**; — 2) Christian Ludwig, Geschichtschreiber, geb. 1709 zu Waldenburg im Hohenloheschen, wo sein Vater Amtmann war, studirte Rechtsgelehrsamkeit zu Altorf und Straßburg, begleitete dann als Gouverneur drei junge Leute auf einer Reise durch die Schweiz, Frankreich und Holland, überwachte die Studien des Erbprinzen von Oettingen auf der Universität Halle und ging dann in gleicher Eigenschaft mit dem jungen Grafen von Donnersmarck nach Göttingen. Als sich dieser erschossen hatte, ließ er sich zum Doctor juris machen und wurde später außerordentlicher Professor der Jurisprudenz. Trotz seiner Häßlichkeit verhalfen ihm hier seine Freunde zu einer Heirath mit einer hübschen Person von 16 Jahren, die ihn unglücklich machte. Darauf erhielt er in Dänemark eine Professur des gemeinen Rechts und gewann sich die Gunst des Hofes, indem er in dessen Sinne schrieb. Als er einige Zeit Erzieher des Erbprinzen gewesen, kam er 1748 als Historiograph und königlicher Bibliothekar nach Braunschweig, wo er eine ausnehmende literarische Thätigkeit entfaltete, besonders viel gelehrte Aufsätze in die „Göttinger Literaturzeitung" lieferte. Nachdem er sich hier von seiner höchst ungetreuen Gemahlin hatte

scheiden lassen und sich zum zweiten Mal verheirathet hatte, traf den von Kummer und Arbeiten geschwächten Mann ein baldiger Tod (25. Okt. 1761). Seine Schriften sind äußerst zahlreich; wir erwähnen nur: Origines Guelficae, Hannover 1750—53, 4 Bde.; — Geschichtliche und diplomatische Notizen über den hohen und niedern Adel in Deutschland, Hannover 1754, 4.; — Bibliotheca historica Goettingensis, Göttingen 1758, 4.; — Analecta ex medio aevo, enthaltend Meginhardi Historia de translatione S. Alexandri Vildehusani, J. de Essendia historia belli a Carolo Magno contra Saxones gesti, Joh. Clenkok decadicon contra XXI errores Speculi Saxonici, Diplomata Wenceslai imperat. hactenus inedita, Specimen codicis diplomatici Bavarici, God. Guil. Leibnitii flores sparsi in tumulum Papissae. — 3) K. von, Glasmaler, arbeitete um 1826 zu Berlin, malte historische Bilder, Landschaften und Wappen auf Glas in eingebrannten transparenten Farben.

Scheidts, s. v. a. Scheits.

Scheidung (Rechtsw.), s. v. a. Ehescheidung, s. Heirath.

Scheidung, 1) (Hüttenw.), das Gewinnen der Metalle aus den Erzen, besonders aber die Absonderung von Silber und Gold und von Gold, Silber und Kupfer. Die Scheidung kann mit Vortheil nur in großen Handels- oder Hauptstädten, wo bedeutende Ausmünzungen Statt finden, vorgenommen werden, indem nicht allein die Legirungen von den Hütten, sondern ganz insbesondere alte und fremde Münzen und Geschirre der S. unterworfen werden, wofür schon Anlagen von größerem Umfange gemacht werden müssen. Man wendet jetzt allgemein die Schwefelsäure zur S. an, welche man in neuerer Zeit so wohlfeil hat darstellen können, daß nicht allein alle früheren Scheidungsmethoden (s. unten) als zu kostspielig aufgegeben worden sind, sondern man auch Legirungen hat, aus welchen man das Gold der zu großen Kosten wegen früher nicht hat gewinnen können, die man aber jetzt der S. unterwerfen kann. Enthält die Legirung mehr als 20% Gold, so wird das Silber nicht vollständig ausgezogen; $^1/_{10}$% Gold kann man noch immer mit Vortheil aus einer Silberlegirung scheiden. Die zu scheidenden Legirungen werden in einem Tiegel geschmolzen, indem man zu denen, welche zu viel Gold enthalten, Silber, welches nur wenig Gold enthält, zusetzt. Die flüssige Masse gießt man in kaltes Wasser, welches man durch einen Quirl in Bewegung bringt, wodurch man sie in Granalien erhält. Münzen glüht man bloß, um sie zu reinigen. Zur Auflösung wendet man Geschirr von Platina oder Gußeisen an, welches nicht von koncentrirter Schwefelsäure angegriffen wird; in den größeren kann man 70 Pfund auflösen. Auf 1 Theil der Legirung nimmt man $3^1/_2$ Th. Schwefelsäure, womit die Gefäße bis zu $^2/_3$ gefüllt werden. Die Gefäße werden mit einem Helm bedeckt, aus welchem durch ein Rohr die schweflige Säure entweder in einen gut ziehenden Schornstein geleitet, oder, wenn für die Umgebung die Säure nachtheilig wirken kann, in einen Kanal, wo sie durch Wasser absorbirt wird. Man heizt so lange, bis sich keine schwefelichte Säure mehr entwickelt und schwefelsaure Dämpfe sich zu zeigen anfangen. Das schwefelsaure Silberoxyd und Kupferoxyd ist alsdann in der überflüssigen Säure aufgelöst, und das Gold bleibt ungelöst zurück. Man läßt die Flüssigkeit eine Zeit lang stehen, bis das Gold sich abgesetzt hat, und gießt sie dann in einen bleiernen Kessel. Das Gold, welches noch etwas Silber enthält, wird noch einmal mit Schwefelsäure übergossen und ein Paar Stunden damit erhitzt; dann gießt man sie ab, wäscht das Gold ab und schmilzt es ein; es enthält nur $^1/_3$ % fremde Bestandtheile. Die Silberauflösung wird, nachdem man sie mit Wasser verdünnt und durch Wasserdämpfe, welche man hineinleitet, erwärmt hat, durch Filzsäcke filtrirt und durch Kupfer gefällt, welches so vollständig geschieht, daß man mit Salzsäure in der Flüssigkeit kein Silber mehr entdecken kann. Das gefällte Silber wird gut ausgewaschen, getrocknet und mit etwas Salpeter eingeschmolzen; es enthält $^1/_2$ — 1% fremde Bestandtheile. Das schwefelsaure Kupferoxyd gewinnt man durch Abdampfen der Flüssigkeit und durch Krystallisiren; da sie viel überflüssige Schwefelsäure enthält, so kann man, wenn man den Kupfervitriol daraus gewonnen hat, die rückständige Flüssigkeit als reine Schwefelsäure verwenden, oder man kann in der Flüssigkeit Kupferoxyd auflösen. Enthalten die Legirungen größere Mengen Kupfer, so bringt man sie in einen Flammofen, worin ein Theil des Kupfers auf Kosten der Luft sich zu Kupferoxyd oxydirt, welches man durch heiße verdünnte Schwefelsäure auflöst. Die Trennung von Gold und Silber durch Salpetersäure, oder die durch Salpetersalzsäure oder andere Methoden, z. B. Zusammenschmelzung der Legirung mit Schwefel und Zerlegung eines Theiles des Schwefelsilbers durch Bleiglätte, wodurch man das Gold in dem ausgeschiedenen Silber ansammelt, sind theurer als die S. durch Schwefelsäure. Vergl. Silber. — 2) (Wasserb.), s. v. a. Wasserschüttung; — 3) s. Gebirge.

Scheidung durch die Quart, s. Silber.

Scheidungen, s. Burgscheidungen.

Scheidung von Tisch und Bett (Separation, Rechtsw.), die einstweilige Absonderung zweier Eheleute auf bestimmte Zeit oder bis zu anderweitigem richterlichen Ausspruch, s. Heirath.

Scheidweiler (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Nieder-S.), Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Wittlich; Mühle; 300 Einw.; — 2) (Ober-S.), das.; Mühle; 160 Einw.

Scheie, lippe-schaumburg. Dorf, Amt Bückeburg; 460 Einw.

Scheierlein, Theodor, Maler zu Berlin, stand um 1840 unter Leitung des Professors Völker, malt Blumen und Früchte.

Scheifendahl, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Heinsberg; 270 Einw.

Scheifling, österr.-steier. Pfarrdorf, Kr. Judenburg, Bez. Frauenburg; 4 Jahrmärkte; 440 Einw.

Scheik (Scheikh, Sched, Sittengesch.), 1) in Arabien Aeltester, Vorsteher, Häuptling einer Horde, — 2) bei den Derwischen s. v. a. Abt oder Prior.

Scheik (Schiffsb.), kurzes, rundes Boot zum Austern- und Fischfang in der Nordsee, hat ein Sprietsegel und vorn am Stag eine Focke.

Scheikh el Belek (arab.), in Aegypten Dorfrichter.

Scheikh el Dschebel (arab.), der Alte vom Berge, s. Assassinen.

Scheikh Mahmudi Abunasser Seifeddin, 5. Sultan der 2. Mameluckendynastie in Aegypten, von 1412—20.

Scheikh ul Islam (persisch), Präsident des Scherrahgerichts, s. Großmufti und Persien (Geogr.).

Scheiklamerk, Fürstenthum und Stadt, s. v. a. Dschulamerk.

Scheikofeu, Höhle, s. Werfen.

Scheiks, s. v. a. Sikhs.

Scheilau (Ichthyol.), s. v. a. Synodontis Schal *Schneid.*

Schein (Worterkl.), 1) der Zustand, in dem ein leuchtender Körper sichtbar ist; — 2) das Licht, das ein solcher Körper verbreitet; — 3) ein mattes od. gebrochenes Licht, daher — 4) im Gegensatz zu der wahren Beschaffenheit der Dinge u. zur richtigen Erkenntniß überhaupt jedes falsche, für wahr gehaltene Urtheil, eine Täuschung, Illusion; ein logischer S. wird durch der Form nach richtige Folgerungen aus falschen Voraussetzungen, oder durch falsche Folgerungen aus richtigen Voraussetzungen erzeugt; — 5) eine undeutliche Wahrnehmung, oder das, was nur in geringem Grade wahrnehmbar oder vorhanden ist; — 6) die veränderliche Gestalt des Mondes (neuer S., s. v. a. Neumond, alter S., s. v. a. Vollmond), besonders — 7) s. v. a. Neumond; — 8) die Art und Weise, wie eine Sache in die Sinne fällt, namentlich wenn die wahre Beschaffenheit derselben dem nicht entspricht; — 9) das gute Ansehen einer Sache, bei Wollenzeuchen der durch die Appretur bewirkte Glanz derselben; — 10) kurzes Zeugniß über eine Verhandlung oder über den Empfang einer Sache, z. B. einer abgelieferten Waare.

Schein (Biogr.), Johann Hermann, ausgezeichneter Komponist u. einer der berühmten 3 S des 17. Jahrh. (S., Scheid u. Schütz), geb. den 20. Januar 1586 zu Grünhayn, war der Sohn des dortigen Predigers, nach dessen frühem Tode ihn seine Mutter nach Dresden brachte. Hier erhielt er durch Vermittelung des Oberhofpredigers Dr. Polyc. Leyser sogleich die Stelle eines Diskantisten in der kurfürstlichen Kapelle. Im J. 1603 wurde er als Alumnus zu Schulpforta aufgenommen, studirte dann später zu Leipzig Theologie, nebenbei aber auch mit vielem Fleiß Musik und folgte 1613 einem Rufe als Kapellmeister der herzoglichen Kapelle nach Weimar. Im J. 1615 wurde er der Nachfolger des Kantors Sethus Calvisius zu Leipzig, in welcher Stellung er bis zu seinem 1630 erfolgten Tode blieb. Sein Name hatte schon um 1610 einen guten Klang in der musikalischen Welt, besonders durch 5stimmige Lieder und 4stimmige Koncerte, welche er 1609 und 1612 herausgab. Seine übrigen Kompositionen bestanden meist in Vokalsachen, Liedern, geistlichen Koncerten u. s. w

Scheinähre (bot. Term.), s. v. a. Spica spuria.

Scheinangriff (Kriegsw.), s. v. a. Falscher Angriff.

Scheinbar (Worterkl.), 1) ein gutes Ansehen habend; — 2) den Schein von etwas habend, ohne es wirklich zu seyn.

Scheinbare Bewegung, s. Bewegung.

Scheinbare Entfernung (scheinbare Größe). Die s. E. eines Gegenstandes von einem Beobachter im Gegensatz zur wahren Entfernung desselben hängt von dem Winkel ab, welchen die von den Endpunkten einer Ausdehnung nach dem Auge des Beobachters gezogenen Geraden mit einander machen, also von dem Sehewinkel, auf dem bekanntlich jede scheinbare Größe ruht. So reden wir von der s. n. E. zweier Sterne von einander, indem wir sagen, sie sehen spanneweit von einander entfernt. Daß durch die s. E. die wahre nicht bestimmt wird, ist aus der obigen Definition leicht begreiflich, indem in jene Gesichtslinie viele Gegenstände treten können, die die verschiedensten Entfernungen haben (s. Größe).

Scheinbarer Aufgang (Astron.), s. Aufgang.

Scheinbarer Horizont (Astron.), s. Horizont.

Scheinbarer Ort, s. v. a. Ort, optischer.

Scheinbar gleichartige Gesteine (Geognos.), die gemengten Gesteine, wenn sie dicht sind, also die einzelnen Gemengtheile nicht mehr unterscheiden lassen, wie Basalt ꝛc. Synonym ist der Ausdruck undeutlich gemengt.

Scheinbremse (Entom.), Dipterengatt., s. v. a. Silvius *Meig.*

Scheindel, van, s. v. a. Scheyndel.

Scheindolde (bot. Term.), s. v. a. Cyma.

Scheindornraupen (Entomol.), die Raupen der Papilioninengattung Melitea, weil sie statt der Dornen, mit denen die Leibesringe der übrigen Raupen dieser Familie bewaffnet sind, nur fleischige Erhöhungen auf den Ringen tragen.

Scheineck und **Scheinhaken**, s. Fenster.

Scheinen (Worterkl.), 1) ein helles, bleibendes Licht verbreiten und durch dieses Licht sichtbar seyn; — 2) auf eine Art wahrgenommen werden, von welcher die wirkliche Beschaffenheit verschieden ist; — 3) vom Getreide, wenn es vor der Erntezeit an einigen Stellen gelb wird.

Scheinend (bot. Term.), s. v. a. Nitens, Nitidus, Fingens.

Scheiner, Christoph, gelehrter Astronom geb. 1575 zu Wald bei Mundelheim in Schwaben, trat im 20. Jahre in den Jesuitenorden und erhielt eine Stelle als Professor der Mathematik zu Ingolstadt. Von einem Kirchthurme aus entdeckte er vermittelst des von ihm verbesserten Heliosкops ein paar Mal Flecken an der Sonnenscheibe, durfte aber auf ausdrückliches Verbot seines Provinzials Busaeus dies nicht unter seinem Namen veröffentlichen. Allein sein Freund Welser, dem er hiervon Mittheilung machte,

gab nicht nur drei auf diesen Gegenstand bezügliche Briefe, sondern auch die von S. über die Trabanten des Jupiter gemachten Entdeckungen heraus, unter dem Titel: De maculis solaribus tres epistolae; de iisdem et stellis circa Jovem errantibus, disquisitio Apellis post tabulam latentis, Rom 1613, 4. Von Ingolstadt ging S. nach Freiburg im Breisgau, ward aber bald von seinen Obern nach Rom berufen, um gegen Galiläi, den Anhänger des kopernikanischen Systems, Opposition zu machen. Wirklich war S. so unglücklich, gegen Galiläi zu schreiben, den Stillstand der Erde, die Drehung der Sonne um dieselbe und andere Systeme des Peripatetismus zu behaupten. Später ward er Rektor zu Neiß in Schlesien, ertheilte dem jungen Erzherzog Maximilian mathematischen Unterricht und überwachte das Gewissen des Erzherzogs Karl. Er † hier am 18. Juli 1650. Er erfand den Storchschnabel (s. d.). Schrieb: Disquisitiones mathematicae de controversiis et novitatibus mathematicis, Ingolstadt 1614, 4.; — Novum solis elliptici Phaenomenum, Augsburg 1615, 4.; — Refractiones coelestes, Ingolstadt 1617, 4.; — Oculus sive fundamentum opticum, Zweibrücken 1619, 4.; — Rosa ursina sive sol ex admirando facularum et macularum suarum phaenomeno varius, Bracciano 1630, Fol.; — Pantographice seu ars delineandi etc., Rom 1631, 4.; — Prodomus de sole mobili et stabili terra contra Galileum de Galileis, 1631, Fol.

Scheinert, Karl, Zeichner und Maler, wurde 1791 in Dresden geboren und an der Akademie daselbst zum Künstler gebildet; malt Schlachten und Landschaften in Oel, auf Porzellan und Glas. S. ist Lehrer an der k. Zeichenschule in Meißen.

Scheineulenraupen (Entomol.), die Raupen der Phalänodeengattung Acidalia, weil sie den Eulenraupen ähnlich, dick, kurzleibig, meist grün mit Längsstreifen sind. Hierher auch die Raupe des Frostschmetterlings, Acidalia brumata.

Scheinfarben, s. v. a. physiologische Farben, s. Farben.

Scheinfeder (Schlosser.), das Gehäuse, welches bei deutschen Schlössern die Feder verbirgt.

Scheinfeld (Geogr.), bayer. Orte: 1) (Ober-S.), Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Bibart; Mühlen, Ruine des Schlosses Scharfeneck, ausgezeichnete Viehzucht; 350 Einw.; — 2) (Markt-S.), Stadt das., Herrschaftsgericht Schwarzenberg, Sitz des Herrschaftsgerichts; Brücken über die Seine und den Stadtgraben, Hospital, Mühlen, Weinbau; 1050 E., darunter 110 Juden. Dabei das Schloß Schwarzenberg, Gerichtssitz u. Forstinstitut.

Scheingehen, s. Ordalien.

Scheingeschäfte (Simulationen), Geschäfte, bei denen die beiden Interessenten darüber, daß sie zum Schein handeln, einverstanden sind; ist nur einer der Interessenten unterrichtet, so ist das Geschäft entweder ein Betrug, od. ein Irrthum. Man unterscheidet Scheingeschäfte in solche, 1) wo das Geschäft nur der Deckmantel für ein anderes wirkliches Geschäft ist; 2) welche nur scheinbar abgeschlossen werden, ohne daß darunter ein anderes Geschäft verborgen ist, und 3) in solche, welche unter einem falschen Namen abgeschlossen sind. Die Gesetze erkennen die Scheingeschäfte eigentlich nicht an, halten sich an Den, unter dessen Namen das Geschäft abgeschlossen ist, und suchen das Scheingeschäft einzusehen und auf das wahre Geschäft zurückzukommen.

Scheinhandel, s. Scheingeschäfte.

Scheinheiligkeit (Moral), Art von Heuchelei, die den Schein einer besondern Heiligkeit, besonders in religiöser Hinsicht um sich zu verbreiten sucht.

Scheinkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Leuchtkäfer, Lampyris L.

Scheinkauf, s. Scheingeschäfte.

Scheinkontrakt, s. Quasikontrakt und Scheingeschäfte.

Scheinlaterne, die große Laterne auf einem Leuchtthurme.

Scheinpfeil (Schimpfenpfeil), von Stockholm, wird 1289 als Baumeister der Minoritenkirche in Wien genannt.

Scheinpflug, Christian Gotthelf, tüchtiger Kirchenkomponist, wurde geb. 1722, widmete sich anfangs der Gesangskunst, später aber mit allem Fleiße der Komposition, folgte 1753 dem Kapellmeister Gebel zu Rudolstadt in seinem Amte u. † zu Rudolstadt 1770. Er schrieb 2, jedoch nicht ganz vollständige Jahrgänge Kirchenmusik, eine Oper „Mithridat" ꝛc.

Scheinquirl (bot. Term.), s. v. a. Verticillus spurius.

Scheins, Karl Ludwig, Landschaftsmaler von Aachen, jetzt lebender Künstler, bildete sich in Düsseldorf und ist schon seit mehren Jahren durch Werke bekannt, welche ihm unter den tüchtigsten Meistern seines Faches eine Stelle sichern. Es offenbart sich darin ein glücklicher Farbensinn u. ein genaues Studium der Natur in ihren mannichfaltigen Formen und Erscheinungen; von besonderer Schönheit sind seine Bäume. Seine selbstständigsten Arbeiten datiren ohngefähr von 1836. Es sind dies landschaftliche Bilder mit Figuren, Thieren und Architektur. Seine Waldplätze, Sumpf- und Waldgegenden sind öfter mit Jägern, Hunden und jagdbaren Thieren belebt; auf Triften und Haiden erscheinen Schafheerden, auf andern Gründen Arbeiter in verschiedenen Beschäftigungen u. s. w. Einige Bilder dieses Künstlers führen uns an friedliche Kirchhöfe, an Ruinen und an ländliche Gebäude an Seen und Flüssen. Im J. 1840 war er einer derjenigen Maler, die auf der Kunstausstellung zu Antwerpen die für Auswärtige bestimmte Verdienstmedaille erhielten.

Scheinsame (bot. Term.), s. v. a. Caryopsis.

Scheinschwärmerraupen (Entom.), nach Oken, die Spinnerraupen, welche nackt, grün, meist gefleckt oder gestrichelt sind und sich in einem Gespinnst unter der Erde zu Motten ohne Rüssel und mit einem oder zwei Mondflecken verwandeln; Bombyx mori, Aglia tau.

Scheinspannraupen (Entomol.), nach Oken, Spinnerraupen mit vorragendem Kopfe

und nackter, feingestreifter grünlicher Haut. Sie verwandeln sich zwischen Blättern: Bombyx (Harpya) libatrix.

Scheinspinnerraupen (Entomol.), nach Oken, jene Eulenraupen, welche behaart sind und über der Erde ein dichtes Gespinnst machen. Sie verwandeln sich in aschgraue Motten: Noctua (Acronycta) psi, Noc. (Acr.) rumicis ꝛc.

Scheinspringer, s. Diebstahl.

Scheintod, s. Asphyxie.

Scheinvertrag, s. v. a. Quasikontrakt.

Scheinwechsel, s. Wechsel.

Scheinwein (Weinb.), der mit Keulen oder mit den Füßen in ein Gefäß gestampfte Wein. Die ausgetretenen Trauben werden nachher noch gepreßt.

Scheinwirtel (bot. Term.), s. v. a. Verticillus spurius.

Scheipnitz, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Rosenberg; 220 Einw.

Scheinwurm (Entom.), s. v. a. Leuchtkäfer, Lampyris *L.*

Scheißbeere (Bot.), 1) s. v. a. gemeiner Hartriegel, Ligustrum vulgare *L.*; — 2) s. v. a. rother Hornstrauch, Cornus sanguinea *L.*; — 3) s. v. a. glatter Wegdorn, Rhamnus Frangula *L.*; — 4) s. v. a. Traubenkirsche, Cerasus Padus *Dec.* — Rothe Scheißbeere, s. v. a. gemeiner Schneeball, Viburnum Opulus *L.*

Scheißbeeren (pharm. Bot.), s. v. a. Baccae Rhamni catharticae, s. Rhamnus cathartica *L.*

Scheißholz (Bot.), s. v. a. glatter Wegdorn, Rhamnus Frangula *L.*

Scheißlorbeere (Bot.), s. v. a. gemeiner Seidelbast, Daphne Mezereum *L.*, und lorbeerblättriger Seidelbast, D. laureola *L.*

Scheit, s. Scheitholz.

Scheitan-Kuli (der Knecht des Satan), berühmter muselmännischer Sektirer, lenkte zuerst 1810, als er aus einer von ihm 10 Jahre bewohnten Höhle hervortrat, durch seinen strengen Lebenswandel in Kleinasien die Aufmerksamkeit auf sich. Nachdem er sich eine ziemliche Anzahl Jünger erworben hatte, wandelte er dieselben in Soldaten um und predigte nun seine Lehre mit bewaffneter Hand. Er gab sich für einen Reformator des Koran aus und theilte die von den persischen Khalifen angenommene fatimitische Glaubensansicht, welche Ali, mit Hintansetzung von Abu Bekr, Omar u. Athman, für den unmittelbaren Nachfolger des Mohammed anerkennt und die Sunna, das von den Ottomanen dem Koran gleichgeachtete Buch, verwirft. S. bemächtigte sich Kutaja's, ließ den Pascha desselben pfählen, schlug Corcut, einen Sohn Bajazeds II., und besiegte noch viele andere vom alten Sultan gegen ihn ausgeschickte Feldherren, bis er endlich vom Großwessir Ali Pascha gänzlich zurückgeworfen und zur Flucht nach Persien zu Schah Ismael genöthigt ward. Hier wurde er, wo nicht Gründer, so doch Erneuerer des persischen Schisma's und des noch jetzt bestehenden Hasses zwischen den Schiiten oder Anhängern Ali's, und den Sunniten, oder Ottomanen.

Scheitanshebemaschine, s. v. a. Flosscheitanshebemaschine.

Scheitel (Vertex), 1) (Anat.), der mittlere obere Theil des menschlichen Kopfes; — 2) (Wirbel), die höchste Stelle desselben, wo sich die Haare nach der Stirn, den Seitentheilen und dem Hinterhaupte scheiden; — 3) überhaupt der obere Theil an Körpertheilen, z. B. S. der Harnblase (s. d.); — 4) (figürlich), der obere Theil eines Gegenstandes; — 5) (Geogr.), S. eines Berges, s. Berg; — 6) (Min.), s. Krystalle; — 7) (Entomol.), s. Stirn; — 8) (Math.), a) S. einer Linie, die Endpunkte einer Linie; — b) der Kurven, derjenige Punkt in einer Krummen von dem aus nach mehren Seiten hin symmetrisch gekrümmte Arme derselben sich erstrecken, das Ende der Durchmesser derselben. — c) S. eines Winkels, s. v. a. Spitze desselben. — d) S. eines Konoids, der Endpunkt der Umdrehungsaxe der erzeugenden Ebene; — e) S. der Pyramide u. des Kegels, der Punkt, in welchen dieselben auslaufen; — f) S. eines Dreiecks, s. Dreieck; — g) S. der Ellipse (s. d.); — 9) (bot. Term.), s. Vertex.

Scheitelbeine, s. Schädelknochen.

Scheitelfläche, 1) (Phys.), s. Vertikalebene; — 2) (Min.), s. Scheitel 6).

Scheitelgeburt, s. Geburt.

Scheitelgleichung, s. Parabel.

Scheitelhaubenmoos (Bot.), Moosgatt., s. v. a. Anacalypta *Hoehl.*, s. Coscinodon *Spr.*

Scheitelhornfliege (Entom.), Fliegengatt., s. v. a. Acrocera *Meig.*, s. Schwirrfliege.

Scheitelkanten (Min.), s. Scheitel 6).

Scheitelknochen (Anat.), s. v. a. Scheitelbeine, s. Schädelknochen.

Scheitelkreis (Math.), s. v. a. Vertikalkreis, vgl. Scheitel 9).

Scheitellinie, 1) s. Kopflinie; — 2) (Math.), s. v. a. lothrechte Linie oder Fallinie, diejenige gerade Linie, in welcher die freifallenden Körper, durch die Schwere getrieben, zur Erde kommen.

Scheitelpunkt, 1) S. eines Dreiecks, der der Basis gegenüberliegende Punkt der sich treffenden Seiten. — 2) (Astronom.), auch Zenith genannt, der dem Fußpunkt, dem Natir, lothrecht entgegenstehende Punkt. Alle Halbkreise, die man aus einem Punkte im Horizont durch den Scheitel bis wieder zu dem Ausgangspunkt zieht, heißen Scheitelkreise, welche Kreise somit alle auf dem Horizont senkrecht aufstehen, diesen in zwei Hälften theilen. Derjenige dieser Kreise, welcher durch den wahren Morgen- u. Abendpunkt geht, heißt erster Scheitelkreis; er scheidet den Mittagskreis in zwei gleiche Hälften.

Scheitelrecht (bot. Term.), s. v. a. Verticalis.

Scheitelsporling (Bot.), Gattung der Pilze, Acrospermum *Tode*, s. Scleroglossum.

Scheitelwinkel, s. Winkel.

Scheiterhaufen (Sittengesch.), ein aufgeschichteter Haufen Holz zur Verbrennung eines Todten (s. Todtenbestattung) oder zur Bestrafung eines Verbrechers durch den Feuertod (vgl. Todesstrafe.)

Scheiterhüte (Schetterhüte), eine Art grober Basthüte, die aus Pappel-, Linden- und Aschenholz in der Art gemacht werden, daß man das Holz längere Zeit vergräbt und dadurch maceriren läßt; hierauf wird es mittelst eines Hobels in dünne Streifen geschnitten und dann auf besondern Weberstühlen zu Bastplatten und Hutscheiben verarbeitet. Man läßt sie entweder naturfarben oder färbt sie besonders.

Scheitern, von einem Schiffe, das in der Nähe von felsigen Küsten oder Klippen vom Sturme überfallen, hin und hergejagt und den Wellen u. Wogen preisgegeben ist, bis es endlich, aller seiner Takelage beraubt, auf die Felsen getrieben und zerschmettert wird. Ist die Küste flach und sandig, so wird es mit solch furchtbarer Gewalt darauf geworfen, daß der Kiel desselben fest auf dem Grunde aufsitzt und es dann von dem Wellen nach und nach zerschlagen wird (s. Schiff).

Scheitflöße, s. Flöße.

Scheithauiten, s. Mohammedanische Sekten, vgl. Scheitan-Kuli.

Scheithauer (Scheitschläger), s. Holzhauer.

Scheitholz, Klafterholz von verschiedener Länge, das entweder $^6/_4$ oder $^7/_4$, ja mitunter 2 Ellen lang ist und entweder Flößholz, oder direkt aus dem Walde angefahren ist. Dort wird es erst aus dem Baumstamme geschnitten und dann gespalten, eine Zeit der Luft und den Sonnenstrahlen ausgesetzt und dann verfahren. Die von dem unrern Theile des Baumes geschnittenen Scheite, welche theils noch mit den Wurzeln versehen sind, nennt man Stockscheite oder Stockholz, die aus den Aestengemachten Walzenholz; es ist dies gewöhnlich das schlechteste, das aus dem Stamm oder Schaft gemachte Holz heißt Kern- oder Lagerscheite.

Scheitmaß (Forstw.), die gesetzliche Länge der Holzscheite.

Scheitnig (Alt-S.), preuß. Dorf, Provinz Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; 2 Ziegelbrennereien, Kalkbrennerei; 320 Einw.

Scheitrechter Bogen, s. Bogen (Bauk.).

Scheits (Scheuß, Biogr.), 1) Matthias, Maler und Radirer, um 1640 zu Hamburg geboren und zu Harlem von Ph. Wouvermans in der Malerei unterrichtet, welchen er aber weniger zum Vorbilde nahm, als Teniers u. Ostade. Er malte gewöhnlich Bauernstuben, Trinkgelage, sogenannte Bambocciaden, Jagden, Scharmützel, Lagerscenen, aber auch Bildnisse und historische Darstellungen. Seine Zeichnungen in Bister und Tusch, biblische Darstellungen enthaltend, fertigte er für ein Bilderwerk, welches unter den Namen der scheitzschen Bibel bekannt, ist: Biblia, das ist die Gantze heil. Schrifft. Alten und Newen Testaments, deutsch, D. Martin Luther, Lüneburg, 1672, Fol.- S. † um 1700. Wir haben v. diesem Künstler auch radirte Blätter, in der Weise von Teniers und Ostade behandelt, die zu den Seltenheiten gehören. — 2) Andreas, Maler und Radirer, Sohn und Schüler des Vorigen, malte einige Zeit in Hamburg, ging dann nach Holland und wurde zuletzt Hofmaler in Hannover, wo er gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts †. Bause stach nach ihm das Bildniß von Leibnitz, so wie K. G. Raspe u. Fiquet. Wir haben von ihm auch radirte Blätter in der Manier seines Vaters und meist auch dessen Erfindung.

Scheitwan, Stadt, s. v. a. Scheiban.

Schekarschen (Sekarin), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrschaft Zetschowitz; 300 Einw.

Schekeki, asiat. Volk, Persien, Prov. Aserbeidschan.

Schekeste (pers. Lit.), persische Kurrentschrift, deren man sich beim Schreiben der Briefe, Rechnungen ꝛc. bedient, aus der Thalikschrift verstümmelt.

Sche-Kgau, s. v. a. Fo.

Scheki (Schekhi, Geogr.), asiat.-russ. Provinz (Khanat), Transkaukasien, jetzt zu der neu errichteten kaspischen Provinz gehörig. Lage, Grenzen und Ausdehnung. Die Provinz S. liegt zwischen 40° 10′ — 41° 16′ nördl. Br. und zwischen 64° 37′—65° 48′ östl. Länge, grenzt gegen Norden an den Hauptrücken des Kaukasus, Salwat-Dagh und Schach-Dagh genannt, jenseits dessen unabhängige lesghische Stämme, die Durschtschli, Chnow, Gidimin, Achty-Para und Docus-Para, wohnen; gegen Osten an die Provinz Schirwan, von welcher sie nerdwärts durch den Goch-Tschai bis an das auf dem Bergrücken Bas-Dagh liegende Dorf Meik und dann durch eine Landgrenze bis zum Flusse Kur getrennt ist; gegen Süden an die Provinz Karabagh, wo der Kur die Grenze macht; gegen Westen an die Besitzungen des Sultans von Elissui und die zum Dorfe Samuch im jelisabetpolischen Kreise gehörigen Ländereien; gegen Südwesten gleichfalls an den jelisabetpolischen Kreis, wo der Kur die Grenze bildet. Die Provinz hat in gerader Linie eine Länge von 110 u. im nördl. Theil eine Breite von 105 Werften; der südl. Theil endigt sich in einer Spitze. Die ganze Ausdehnung beträgt etwa 9000 □ Werste. — Beschaffenheit des Bodens. In der Prov. S. finden sich 4 Bergzüge: der Kaukasus, der Bos-Dagh, der Achdyb und der Khanabat. Die Zweige des Kaukasus laufen unter dem Namen Salwat-Dagh und Schach-Dagh fast 15 Werste in die Provinz hinein mit ihren südl. Ausläufern, von denen die den Hauptrücken zunächst liegenden von Schieferformation sind und theils unfruchtbare Felsen darbieten, theils mit Erde bedeckt sind und als Sommerweide dienen; die Vorberge aber sind Alluvialgebilde und bestehen aus gelbem oder röthlichem Thon, mit zertrümmerten oder abgerundeten Steinen gemischt, und in der Nähe des Dorfes Bideis aus einem porösen, weichen und an der Luft sich

verhärtenden gelblichen Stein. Sie sind mit Wald bedeckt, der nur selten auf den Schiefergebirgen vorkommt. Unter den Höhen sind besonders bemerkenswerth: Der Dost-Dagh oder Freundschaftsberg, Armud-Daladan, Albus, Daschagil, Kaflan-Utschan und Tikinlü; die 4 letztern sind auf der Nordseite nie von Schnee frei. In den vordern Ausläufern finden sich viele Waldschluchten, die gegen Norden laufen und sich in andere kleinere theilen. Die bedeutendsten darunter sind die von Güinik oder Schin, Sunut, Sekfit, Keldek, Daschagil, Dschalet, Wartaschin, Chalchal, Charschmas, Korintschai, Tikinlü, Kutkaschin, Wandam und Gochtschai. Der Bergrücken Bos-Dagh (d. h. der graue Berg) läuft gegen Kachetien hin, wird im Gebiete von Elissui von dem Flusse Alasan durchschnitten und läuft nach S. hinein in 2 Ausläufern, welche sich 5 Werste westlich von dem Dorfe Daschbulach vereinigen und das enge Thal Saradscha bilden. Nahe an dem Dorfe Golü-Duch trennt sich von ihm gegen Südosten ein schmaler Ausläufer, der das Thal Belau bildet und mit dem Berge Kürd am rechten Ufer des Flusses Aldschegan endet; im Magal Bum wird er von einem Thale durchschnitten, worin mehre Flüsse laufen. Das Gebirg Achdyb beginnt am Flusse Alasan, nahe am Bos-Dagh, im Gebiete des Sultans von Elissui, läuft von da gegen Süden und wendet sich dann gegen Osten, wo es auf der Südseite an die Ländereien des Dorfes Samucha im jelisabetpolischen Kreise stößt; hierauf zieht es sich durch die Prov. S. in ihrer ganzen Breite durch und endet sich in Schirwan. Die größte Höhe des Achdyb, Serchow-Dagh genannt, liegt nahe an der schirwanischen Grenze zwischen den Dörfern Arab auf der Südseite und Tschinach-Bulach auf der Nordseite; gegen Osten behält auch der Bergrücken die Benennung Serchow-Dagh. Er besteht aus einem weißlichen, salzhaltigen Thon, der nur an sehr wenigen Stellen mit Kieseln gemischt ist. Der südliche, zum Kornbau untaugliche Theil erzeugt nur Gebüsche und den von den Tataren Sekis genannten Baum; der nördliche Theil ist fruchtbar und mit Gras bedeckt. Dieses Gebirg ist waldlos, die obere Höhe des Serchow-Dagh ausgenommen, auf der sich Banholz findet. Das Gebirg Khanabat ist vom Flusse Kur durchschnitten und betritt die Provinz S. von dem jelisabetpolischen Kreise her. Es ist von derselben Beschaffenheit, wie der Achdyb auf der Südseite, voller Steilfelsen und unfruchtbar, auf der Nordseite sanft abhängig und mit Grün bedeckt. Der Gebirgsrücken Khanabat hat am Kur eine Breite von 3 Wersten und eine bedeutende Höhe, wird aber von hier an allmählig schmäler und niedriger und verschwindet am Fluß Aldschegan, 17 Werste von Kur, völlig. — In der Prov. S. finden sich 3 große Ebenen, die nördliche, mittlere und südliche, und 2 Thäler, Saradscha und Belau. Die nördliche Ebene dehnt sich durch die ganze Breite der Provinz, von dem Elissui-Gebiet bis Schirwan, zwischen den Enden der Ausläufer des Kaukasus und dem Bos-Dagh, hat eine Länge von 105 Werften, ihre größte Breite aber zwischen den Dörfern Eseinly und Dschafar-Abat beträgt 20 Werste. Sie besteht aus einer flachen, stellenweise unebenen Abdachung, die sich von Norden gegen Süden neigt, und ist von einer Menge kleiner Flüsse und Bäche bewässert, welche größtentheils von dem Kaukasischen Gebirge herabkommen, dessen Thalschluchten gegen sie hin auslaufen. Die mittlere Ebene liegt zwischen den Gebirgsrücken Bos-Dagh und Achdyb und erstreckt sich von Nordwesten gegen Südosten auf eine Strecke von 90 Werften; ihre Breite beträgt gegen 18 Werste. Die Ebene liegt ziemlich hoch, hat kein Wasser und ist darum sehr wenig bevölkert. Die südliche Ebene nimmt den ganzen südlichen Theil der Provinz ein. Im Norden wird sie durch das Gebirg Achdyb begrenzt; von der jelisabetpolischen und karabaghischen Ebene wird sie durch die Kur getrennt und zieht sich nach Schirwan hinein. Ihre Ausdehnung in der Länge vom Kur bis an die schirwanische Provinz beträgt 75, ihre größte Breite 63 Werste. Auf der westlichen Seite wird sie einige Werste weit vom Gebirgsrücken Khanabat durchschnitten, hat vom Achdyb gegen den Kur einigen Abhang und bietet viele Niederungen dar. Da sie von den Flüssen Aldschegan, Turian und den daraus abgeleiteten Kanälen bewässert wird, so ist sie ziemlich bevölkert. Die Thäler Saradscha und Belan, die innerhalb des Bos-Dagh liegen, sind ohne Wasser und nicht bevölkert. Das erste geht bis zu dem Flusse Araxan, das letztere bis zu dem Fluß Aldschegan; sie haben eine Breite von 2—3 und eine Länge von 6—8 Werften. Die nördliche Ebene ist zum Kornbau sehr geeignet, theils weil sie hinlänglich Wasser hat, theils wegen ihres gemäßigten Klima's; Reis und verschiedene Kornarten gedeihen hier vortrefflich, die Seidenzucht geht besser, als in der mittlern und südlichen Ebene, und überdies ist die Kornernte auf dem Bos-Dagh vortrefflich. Die mittlere Ebene ist zu jedem Anbau tauglich, doch nur, wenn an Wasser durchaus kein Mangel ist, woran es aber oft ziemlich fehlt. Auf der südl. Ebene gewinnt man Reis, Baumwolle und einige Früchte, die eine höhere Temperatur verlangen. Die Seidenzucht gedeiht hier nicht so gut, wie auf der nördl. Ebene, und im Allgemeinen kann die Erzeugung der Pflanzen eines gemäßigten Klima's hier keinen Fortgang haben. Die ganze nördl. Ebene, die Tiefthäler, die darin ausmünden, und der Bos-Dagh sind gut angebaut; in der mittlern Ebene finden sich Dörfer nur am westlichen und östlichen Ende; die Mitte ist aus Mangel an Wasser unbewohnt. Auf der nördl. Seite des Achdyb, an der Grenze von Schirwan, liegen 2 Dörfer. Die südl. Ebene ist hinreichend bewohnt, mit Ausnahme derjenigen Ländereien, welche kein Wasser haben und darum nur als Winterweide dienen. — Gewässer. Die hauptsächlichsten Flüsse der Provinz sind: der Kur, der Agri, der Adschegau, der Turian, der Demir Aparana und der Gochtschai. Der Kur fließt von Nordwesten gegen Südosten, trennt die Provinz S. von Karabagh und zum Theil vom jelisabet-

polischen Kreise und enthält Inseln, die mit Wald bedeckt sind. In der Prov. S. kann er von der schirwanischen Grenze an bis zum Dorfe Mingetschaur mit Barken und großen Booten befahren werden; oberhalb Mingelschaur aber ist er wegen der Stromschnellen nicht schiffbar. Er nimmt auf der linken Seite den Aldschegan und Turian auf. Der Agri (tatarisch s. v. a. der Krumme) kommt aus dem Berge Daschagil, oberhalb des Dorfes dieses Namens, läuft unter der Benennung Daschaglytschai durch das Tiefthal von Daschagil und die nördl. Ebene, theilt sich am Dorfe Serengi in 2 Flüsse, von denen der eine in den Alasan, der andere in den Aldschegan fällt. Oberhalb des Dorfes Serenga ist aus dem Agri ein Kanal abgeleitet, welcher den Namen Dagna-Bach führt, durch das Hochthal von Dagna läuft und sich in der mittlern Ebene in Gärten und Feldern verliert. In den Agri fallen die in der nördl. Ebene strömenden Flüsse: a) der Küngüt oder Keldektschai, welcher aus dem Berg Albus oberhalb des Dorfes Basch-Küngüt kommt und von Norden nach Süden das Thal von Küngüt und die nördl. Ebene durchströmt. Seine Gewässer theilen sich in 2 Kanäle; der Rest fällt unterhalb Serenga in den Agri, zur Zeit der Schneeschmelze aber oder bei starkem Regen vereinigt er sich bei dem Dorfe Kudurri mit dem Agri. b) Der Sekfittschai oder der große Karasu bildet sich aus Quellen am Fuße des letzten kaukasischen Ausläufer zwischen dem Bergvorsprunge Bibei und dem Dorf Abaga Sekfit und läuft in einer tiefen Schlucht gegen Südwesten. c) Der Kisch, der im Winter nur ein schmaler Bach, zur Zeit der Schneeschmelze und starken Regens aber äußerst reißend wird und unterhalb Alt-Karadagli in den Agri fällt. In seiner Anschwellung reißt er mächtige Steine mit sich fort und zerstört Gärten und Häuser in den Dörfern und in der Stadt Nucha. d) Der Murdal, ein ähnliches Gebirgswasser. e) Der Günükschai oder Schintschai kommt aus dem Berge Salwat-Dagh oberhalb des leoghischen Dorfs Schin und fällt in den Murdal. Weiter westlich kommt noch ein ungenannter Bach in derselben Richtung herab. Der Aldschegan bildet sich am nördl. Fuße des Bos-Dagh aus dem östlichen Agri und Wartaschintschai, durchläuft die mittlere und südliche Ebene und fällt bei dem Dorfe Bekdili in den Kur. Er hat 5 Klafter Breite und 1–2 Arschinen Tiefe und bewässert vermittelst der aus ihm abgeleiteten Kanäle den ganzen Magal von Aresch und das Krongut Melik-Arch. Der Wartaschintschai bildet sich aus Quellen und Schneewasser, vereinigt sich mit dem östl. Agri hart am Bos-Dagh und bildet den Fluß Aldschegan; er nimmt von der rechten Seite 3 Flüsse auf, die alle aus Kaukasusthälern herabkommen. Der Turian, in der Höhe Chatschmas-Tschai genannt, kommt aus dem Hochthale dieses Namens oberhalb des Dorfes Filisfi, läuft durch die nördliche, mittlere und südliche Ebene und bewässert den ganzen Magal von Agdasch. Das Wasser des Turian im nördl. Thal ist zimmtroth und zur Zeit der Ueberschwemmung vollkommen schwarz; auf dem Grunde sind eine Menge schwarzer Steine und Sand. Zu gewöhnlicher Zeit beträgt seine Tiefe nicht über 1—1½ Arschinen, seine Breite stellenweise gegen 10 Klafter. Auf der rechten Seite fällt hart am Bos-Dagh der östliche Sarasu und bei dem Dorf Indiarchi der Bach Karasu in den Turian, der deshalb von dem letztgenannten Dorf an manchmal Karasu genannt wird. Von der linken Seite, d. h. von dem Kaukasus her, fallen 5 Gebirgsbäche hinein. Der Demir Aparan kommt aus dem Thale vom Kutkaschin. Er hat ein um so schmutzigeres Wasser, je weiter er sich von seinem Ursprunge entfernt, und da er bei Kutkaschin über einen schwarzen Grund läuft, so nimmt er, namentlich bei Ueberschwemmungen, eine völlig schwarze Farbe an. Oberhalb Kutkaschin theilt er sich in 2 Arme, u. diese zerfallen wieder in eine Menge anderer, die in mehre kleine Flüsse, namentlich aber in den Sochtschai fallen, der aus dem Thale dieses Namens kommt, durch das nördl. Thal läuft, die Gebirge Bos-Dagh und Achdyb durchbricht und wieder in die Provinz Schirwan tritt. In der nördl. Ebene nimmt er den Dastamant auf, der aus dem Gebirgsthale Wandam herabkommt. — In der Provinz S. finden sich einige kleine Seen, namentlich in der nördl. Ebene; sie haben süßes Wasser. In der mittlern Ebene aber, an der Grenze des Elissuigebiets, ist ein Salzsee von 1½ Werst in der Länge; ein anderer findet sich auf der südl. Ebene. Es schlägt sich jedoch in beiden kein Salz nieder; wenn aber das Wasser austrocknet, kochen die ärmsten unter den Einw. Salz aus dem den Grund des erstern Sees bildenden Boden. In den Magals S., Chatschmas, Bum, Kukkaschin und Agdasch finden sich viele Sümpfe, die im Frühjahr und Herbst durch ihre bösartigen Ausdunstungen die Luft verpesten. — Bemerkenswerth sind die heißen Schwefelquellen in den Thälern von Bum und Chalchal. Sieben Werste nördlich vom Dorfe Bum dringen in der Nähe des Flusses Bum 3 Quellen hervor, welche eine Temperatur von 28° haben. Die Eingebornen bedienen sich des Wassers von Juli an, aber nicht mehr als 3 Tage lang; sie halten dieses Wasser für ungemein gesund. Die nördlich liegenden Quellen des Thals Chalchal sind ganz unbenutzt. — Das Klima ist in den verschiedenen Theilen von S. verschieden. Auf der nördlichen und mittlern Ebene ist es vom Oktober bis Juni und auf der südlichen vom November bis Mai sehr angenehm sowohl für Fremde, als für Einheimische. Selten fällt in der kalten Zeit das Quecksilber bis auf den Gefrierpunkt, und bei der Hitze steigt es nicht über 20° R.; in den Thälern des Kaukasus fällt manchmal Schnee, der jedoch nur wenige Tage liegen bleibt. Um diese Jahreszeit gibt es selbst unter den Europäern keine Krankheiten, die man dem Einflusse der Witterung zuschreiben könnte. In den übrigen Sommermonaten dagegen machen die unerträgliche Hitze, namentlich im südlichen Thal, und verschiedene andere Ursachen, z. B. die Ausdünstung der Sümpfe und der Reisfelder, das Klima sehr nachtheilig. Die Eingebornen werden bleich und abgemattet, die Fremden aber können den Einfluß desselben

gar nicht ertragen; selbst die Bewohner des nördlichen Theils sind den südlichen Krankheiten unterworfen. Der südwestliche Theil des nördlichen Thals gleicht hinsichtlich des Klima's dem südlichen sehr. Auf dem Bos-Dagh und namentlich im mittlern Thal ist die Hitze heftig, aber das Klima für die Eingebornen nicht nachtheilig, weil hier keine Sümpfe, kein Röhricht und wenig Reispflanzungen sind; in dem Dorfe Daschbulach, das an dem höchsten Punkte des Bos-Dagh liegt, sind auch die Fremden keinen Krankheiten unterworfen. Beim Eintritte der Hitze bieten die Bergschluchten das angenehmste Klima dar, darum halten sich auch die Bewohner der reichsten Dörfer der nördlichen Ebene vom Mai bis September in diesen Bergthälern auf und pflanzen hier Weizen und Gerste. Im Sommer herrschen hitzige und kalte Fieber, mit Ausnahme der kaukasischen Bergthäler, allenthalben. Zur Verbreitung dieser Krankheiten tragen außer der Hitze und den schädlichen Ausdünstungen die kalten Sommernächte und der häufige Genuß fast immer unreifer Früchte bei. Endlich ist an einigen Orten auch der Gebrauch des Wassers der Gesundheit schädlich. Man theilt dasselbe in folgende 3 Arten: a) Flußwasser, welches größtentheils trübe und von weißlicher Farbe ist, doch ist es vergleichungsweise gut und unschädlich, mit Ausnahme des Flusses Demir Aparana, des Karatschai und des obern Laufes des Turian; b) Quellwasser, welches nur in den Eilaks und auf dem Bos-Dagh, und zwar nur zur Winterszeit, gut ist (das Flußwasser nennen die Tataren weißes, das Quellwasser schwarzes Wasser); c) Wasser aus den Kanälen, welches meist unrein und folglich nicht unschädlich ist. In den Ebenen sind die Menschen häufig Geschwülsten, die manchmal tödlich sind, und einem ansteckenden Husten unterworfen, welcher Jataglych genannt wird. Im Sommer weht aus dem Thale von Dagna gegen das Dorf Dschafar-Abad hin ein warmer, tödtlicher Wind, Samelen genannt; die davon getroffenen Menschen werden schwarz und sterben bald. Von 200 armenischen Familien aus Choi, welche sich in diesem Dorf angesiedelt hatten, waren nach 20 Jahren keine 30 mehr übrig. Bemerkenswerth ist jedoch, daß dieser Wind auf die in demselben Dorfe, jedoch viel niederer wohnenden, der Krone gehörigen Seidenarbeiter, so wie auf die Bewohner der Dörfer Dagna und Sutschili, welche auf der Südseite dieses Thales liegen, keinen so nachtheiligen Einfluß ausübt. Im Allgemeinen sind die Bewohner derjenigen Dörfer, die auf salzhaltigen Gründen liegen, den Krankheiten weit weniger ausgesetzt, als die andern. — Naturprodukte. Die Provinz ist sehr reich an Wald; man kann die damit bedeckte Strecke auf 1500 □ Werste anschlagen. Die vordern Ausläufer des Kaukasus, die südlichen Ausläufer der Bergthäler, der ganze östliche Theil der nördlichen Ebene, in den Magals Charschmas, Bum, Kutkaschin, die Höhe des Serchow-Dagh, ein Theil der Ländereien um den Khanabat und der Ufer des Kur sind mit zum Bau tauglichen Holze bedeckt, welches aus Eichen, rothen Rüstern (Dschagan), Zwergrüstern (Walásk), Fystych (ein der Buche ähnlicher Baum), Sekis, Kisilagatsch, Pappeln, Ahorn und Linden besteht. Fichten und Tannen wachsen in geringer Menge in den nördlichen Theilen der Hochthäler des Kaukasus und erreichen nicht die gewöhnliche Höhe und Dicke; Platanen, Sahl- und Trauerweiden trifft man selten. Von wilden Fruchtbäumen verdienen der Wallnußbaum, die Zapfenträger und Kastanienbäume, welche im Magal Kutkaschin und im Hochthale von Günük in Menge wachsen, besondere Aufmerksamkeit. Von diesen Bäumen werden als Bauholz und zum Verarbeiten am häufigsten gebraucht: die rothe und die Zwergrüster, die Eiche, die Argan und die Pappel; aus der letztern baut man gewöhnlich Boote. Brennholz wächst im westlichen Theile der nördlichen Ebene; auch wird viel zu Kohlen verbrannt, und im südlichen Theile gewinnt man aus der Pappel eine Potasche, indem man den Baum von der Wurzel abbrennt, woraus nicht selten Waldbrände entstehen. Buschwerk wächst in großer Menge und wird zum Heizen der Wohnungen verwendet; es besteht aus Kreuzdorn, von den Tataren Karátikan genannt, Granatstauden, Saragan (Sumach?) der zur Gerberei verwendet wird, Rosenbüsche, Berberisstauden, Jelgun, welcher aus rothen, glatten und sehr festen Zweigen besteht, Karagan, woraus man auch eine Potasche gewinnt, und Sukfus. Die Hochthäler und Ausläufer des Kaukasus bieten im Sommer üppige Weiden dar, zwischen deren Grásern Salep und ähnliche Aporherpflanzen wachsen; auf der nördlichen Ebene, namentlich im östlichen Theile, werden Fruchtbäume im Ueberflusse gezogen, unter denen sich die Birnen von Nucha durch ihre Größe und ihren vortrefflichen Geschmack auszeichnen. Die mittlere Ebene ist nicht ganz angebaut, und auf der südlichen gibt es sehr wenig Früchte; dagegen wachsen in den Gärten eine Menge Granatápfelbäume, die eine stärkere und süßere Frucht geben, als die in den Wäldern. Maulbeerbäume werden überall gezogen, wo es möglich ist, sie einigemal im Jahre zu bewässern. Baumwolle pflanzt man größtentheils im südl. Theile; von den Korngewächsen säet man meistens Weizen, Gerste, Hirse und Reis. Die Anpflanzung des gewöhnlichen Tabaks hat sich auf beiden Ebenen seit der Festsetzung der russischen Herrschaft sehr vermehrt. Von Färberpflanzen findet man hauptsächlich wilden Krapp und Nas, eine Pflanze, welche eine gelbe Farbe gibt. Außerdem wächst in der nördl. und südl. Ebene in großer Menge ein starkes Schilf, welches zur Aufführung von Dächern und größtentheils auch zu Mauern verwendet wird. Von den vierfüßigen Thieren finden sich hier alle, die dem Lande überhaupt eigenthümlich sind, und außerdem kommen im südl. Theile der Provinz auch Panther vor; in den Gegenden am Kur trifft man viele wilde Ziegen, welche besonders die Salzlaken lieben. Unter den Vögeln findet man Schwäne, Kraniche und Kropfgänse. Die Fische, die man im Kur fängt, sind Störe, Sewriugen, Hausen, Lachsforellen, eine große Art Karpfen, Welse, Neunaugen und Aale. Unter den nützlichen

Insekten sind zu bemerken Bienen und Seidenwürmer; von den schädlichen trifft man Tarantelu und Skorpione, jedoch selten; schwarze und graue Schlangen finden sich namentlich am Bos-Dagh in Menge. In den wasserlosen Strichen der südl. Ebene, namentlich in der Nähe des Kur, zeigen sich Schlangen in außerordentlicher Anzahl. In den Gegenden, wo Rohrwerk wächst, namentlich an den Ufern des Kur, ist die Atmosphäre im Sommer mit kleinen Fliegen angefüllt; man schützt sich dagegen, indem man mit Naphtha bestrichene Netzchen über den Kopf zieht; die Thiere verlieren manchmal das Gesicht oder ersticken. Hinsichtlich der Metalle bietet die Provinz S. nichts Besonderes dar. Obwohl die Benennung Demir Aparan (der Eisenführende) und die schwarze Farbe der Gewässer sowohl in diesem Fluß, als im obern Theile des Turian und Karatschai zu der Vermuthung Anlaß geben, daß man in dem Thale des ersten Eisenerze finden müsse, und obgleich man im Bette dieser 3 Flüsse hie und da auf auf Steinkohlen stößt, so ist doch diese Vermuthung bis jezt noch nicht durch Nachforschung bestätigt worden. — Die Einwohner. Im 1. Jahrhundert n. Chr. wohnten die Udenen oder Uden in dieser Provinz; nach Ueberlieferungen soll Barda in Karabagh in der Nähe des Kur ihre Hauptstadt gewesen seyn. Ein Theil der Udenen wurde durch den Apostel Elisa zum Christenthum bekehrt. Elisa aber von den heidnischen Udenen in der Nähe des Dorfes Bum auf einem Berg, und 3 seiner Schüler in dem Dorf Jndsch erschlagen. Die Eingebornen zeigen noch die Orte, und sowohl Tataren, als Armenier beweisen die größte Verehrung dafür. Die Gebeine des heil. Elisa wurden zu jener Zeit nach Karabagh geführt, und über die Gebeine seiner Schüler wurde in Jndsch eine armenische Kirche aufgeführt. Diejenigen, welche in den dichten Wäldern wohnten, blieben Heiden bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts, wo ein christlicher Priester, Namens Johannes, sie zur griech.-russischen Kirche bekehrte. Da aber bald darauf die Verbindungen zwischen Georgien und dem Khanat S. abgebrochen wurden, so traten Einige zur armenischen Kirche über, Andere nahmen den Jslam an. Endlich wurden unter der russischen Regierung viele Familien wieder zur griech.-russischen Kirche bekehrt. Vom Stamme der Udenen sind im Magal Bum nur noch etwa 400 Familien übrig, die ihre eigene Sprache reden, aber auch Armenisch und Tatarisch. Tataren siedelten sich hier seit der Erscheinung der Mongolen jenseits des Kaukasus an. In der officiellen Liste von 1833 sind für die Hauptstadt Nucha und 270 Dörfer und Nomadenlager der Provinz S. 21,624 Familien mit 55,723 Köpfen männlichen Geschlechts aufgezählt. Darunter befanden sich 46,300 Tataren, 8938 Armenier und 485 Juden. Von den Mohammedanern waren etwa 16,000 Familien Sunniten und etwa 1000 Familien Schiiten. Schlägt man die Ausdehnung der Provinz auf etwa 9000 □Werst an, so kamen auf eine □Werst nicht über 12 Seelen. Die Nahrungszweige der Schekiner bestehen hauptsächlich in Ackerbau, Seidenzucht, der Unterhaltung von Fruchtgärten u. der Erzeugung von Baumwolle. Mit der Viehzucht beschäftigen sich vorzugsweise die nomadischen Einwohner, welche etwa 30,000 Schafe u. 5000 Stück Hornvieh halten. Von den ansässigen Einwohnern besitzt allein das lesghische Dorf Tilifli gegen 10,000 Schafe, die übrigen zusammen haben nicht über 5000. Uebrigens hat jeder Ackerbauer 1—10 Paar Ochsen. Pferde hält man nur zum Reiten. Die Bienenzucht beschränkt sich auf etwa 200 kleine Bienenstöcke. Den Honig behalten die Einwohner selbst, und das Wachs verkaufen sie an die dortigen Armenier für die Kirchen; nur sehr wenig wird ausgeführt. Der Fischfang wird nur im Kur von den Uferbewohnern betrieben, welche die Fische an die Regierung oder deren Pächter zu einem bestimmten Preis abliefern müssen. Die Jagd der wilden Thiere bildet keinen besondern Erwerbszweig; übrigens lieben die Tataren und Armenier, die in den kaukasischen Hochthälern wohnen, die Jagd und finden nicht selten beim Verfolgen der wilden Ziegen und der Berghämmel über die schroffen Felsen den Tod; zum Erklettern der Felsen bedienen sie sich der Steigeisen. Jn Nucha besteht eine kaiserliche Anstalt zur Abhaspelung der Seide. Seidenstoffe werden von den Webern auf den Dörfern bereitet. Jn dem Dorfe Chatschmas macht man einen guten, sehr festen und vielfarbigen Stoff zu Schalwars. Jn Nucha webt man einen vielfarbigen gestreiften Stoff Namens Dschidsch, der zu Oberkleidern verwendet wird. Die Frauen, namentlich der Nomaden, weben Teppiche, seidene und wollene Taschen und wollene Schalwars; die angesessenen Einwohner kaufen die Wolle dazu von den Lesghiren. Von den übrigen Jndustriezweigen ist die Treſſenbereitung bemerkenswerth. Die zu Nucha verfertigten Treſſen gelten im ganzen transkaukasischen Lande für die besten; den Gold- und Silberfaden dazu erhält man aus Rußland. Solche Treſſen sind im Lande sehr gebräuchlich, und nicht nur die höhern Klassen, sondern auch gemeine Leute besetzen ihre Kleider damit. Die Handelsverbindungen der Schekiner beschränken sich hauptsächlich auf Transkaukasien und gehen nur wenig nach Persien und Astrachan. Der Haupthandelsort der Provinz ist die Hauptstadt Nucha, wo die Karavanen zusammenkommen. Die Lesghier und die nichtstädtischen Kaufleute kaufen hier ihre Waaren auf, die von Kleinhändlern in die Dorfbazars geführt werden, welche wöchentlich einmal in den Dörfern Dschafar-Abad, Wartaschin, Chaldan, Karadaghy-Padar, Chatschmas, Padar, Bum, Jndsch, Kutkaschin und Sultan-Nucha gehalten werden. Fast nach allen diesen Bazars führen Wagenstraßen. Der Handel der Provinz stellte sich 1827 ungefähr folgendermaßen. Ausgeführt wurden für 632,000 Rubel Silber, wovon für 531,000 Rubel Seide; die übrigen bedeutendern Posten waren Korn, Vieh und Fische. Die Einfuhr betrug 452,000 Rbl. Silb. für verschiedene Zeuche, Kupfergeschirr, Eisenwaaren u. dergl. Aus Schirwan kamen Seidenstoffe, Kupfergeschirr und Eisenwaaren, aus Karabagh Baum-

wollenstoffe, aus Baku Naphtha, Salz und Eisen, aus Tiflis russische und andere europäische Baumwollen- und Seidenstoffe, Metallwaaren, Glas ꝛc., aus Daghestan Filzmäntel, Filzdecken, Tuch, Gewehre, Pistolen, Dolche, gegerbte Lämmerfelle, Pulver, Blei und Schafwolle für 100,000 R. S., aus Tauris seidene, baumwollene und wollene Stoffe von persischer und europäischer Arbeit, Goldstoffe, grüner Saffian u. dergl. für 250,000 Rubel.

Rechnungsverhältnisse. — Rechnungsart, Zahlwerth, umlaufende Münzen ꝛc. Die gesetzmäßige Rechnungsweise und deren Zahlwerth ist die russische, nach Rubeln zu 100 Kopekens; s. Rußland. Im gewöhnlichen Verkehr sind jedoch, außer den russischen Silber- und Kupfermünzen, auch noch die Münzen der Khane von S., Abasen von Schirwan, Penagabaten (Papabats oder Penebads) von Karabag und persische Sahib-Kirans (Sachibkirans) im Umlauf. Die hier gebräuchlichste khanische Silbermünze ist der Tschürük von 20 Kopeken Werth, da derselbe 4 aus Kupfer geprägte khanische Kara-Pul oder Fünfkopekenstücke enthält. Nach russischer Silberwährung gilt dieser Tschürük angeblich 8 Kopeken Silber. Russische ganze und halbe Silberrubel finden hier bereitwillige Annahme, besonders von den Lesghiern, welche nur diese Münzen nach Daghestan bringen. Russische Banko-Assignationen sind zum Theil, aber noch nicht bedeutend im Umlauf, u. georgisches Geld cirkulirt nur in der Stadt Nucha, so wie Dukaten, welche besonders zum Handel mit Persien gebraucht werden, wo die Dukaten als Tomans (Tumans) kursiren. — Maße und Gewichte. Gesetzlich sind durch die Ukase vom 6. Juli 1844 im ganzen russischen Reiche, also auch hier die russischen Größen vorgeschrieben. Die einheimischen sind die folgenden: Längenmaß. Die Arschin (Elle), tatarische Arschin genannt, enthält $1^1/_4$ russische Arschin = 35 russische oder englische Zoll = 0,8890 Meter = 394,083 paris. Lin. — Die Kulatsch ist der russischen Schaschehn gleich, wird aber sehr selten angewandt. — Wegemaß ist die Agatsch, welche man gewöhnlich = 7 russischen Werst rechnet. — Feldmaß. Bei Vermessung der Maulbeergärten behufs der Steuerumlage bedient man sich des Maßes Jy, welches 3600 hiesige Quadrat-Arschin enthält = 5625 russische Quadrat-Arschin = 625 russische Quadrat-Saschehn = 0,2604 russische Dessätin = 28,45 französ. Aren. — Außerdem schätzt man das Land nur nach der Menge des ausgesäeten Getreides, sehr selten nach dem Flächenraume, welchen man in einem Tage umpflügen kann. — Getreidemaße sind die Tagara, der Gais und der Tschinach, von welchen allen man aber wieder die abweichenden beiden Arten von S. und von Agdasch unterscheiden muß. Die Tagara von S. hat 6 große Tschinach, oder 10 Gais, oder 20 kleine Tschinach. Demnach hat der große Tschinach $3^1/_3$ kleine Tschinach oder $1^2/_3$ Gais, der Gais (Schekí-Gais) aber 2 kleine Tschinach. Die Tagara von Agdasch hat gleichfalls 10 Gais, oder 30 Tschinach. Der Gais (Agdasch-Gais) hat also 3 Tschinach. — Ueber die Größe dieser Maße wird nichts Näheres angegeben, doch beruhen sie auf dem Gewicht, und es scheint der Tschinach ursprünglich der persischen Chenica, die Tagara der persischen Legana zu entsprechen. Wegen des Gewichts Gais s. Schirwan (Handelsgewicht.) — Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft. — Als Handelsgewicht sind in der Provinz russische, persische und schekinische (einheimische) Gewichte in Gebrauch. Nach russischem Gewicht werden (bisher) nur in der Stadt Nucha die aus Rußland und Tiflis dahin kommenden Waaren verkauft, wie Eisen, europäischer Zucker, Zinn, Salmiak u. dergl., s. Rußland. Als persisches Gewicht dient das sogenannte Saadda (Saadda-Gewicht), welches hier aus kleinen kupfernen Gewichten (sogenannten Girá) besteht, womit auf kupfernen Schalen gewogen wird. Dasselbe wird für feine Waaren angewandt; namentlich wägt man damit in der Stadt Nucha die Dukaten, das Silber, Seidenfaden, rohe und gefärbte Seide u. dgl. Die Einheit ist das sogenannte persische Solotnik, welches $= 1^1/_{11}$ (oder 1,09091) russische Solotnik $= 104^6/_{11}$ (oder 104,72727) russische Doli = 4,65354 Gramm = 96,8212 holl. As. Man rechnet nämlich 88 persische Solotnik auf ein russisches Pfund (von 96 russischen Solotnik). Dieses persische Solotnik ist nichts Anderes, als der persische Miskal, welcher hier die eben angegebene Schwere hat, die in russischen Berichten dem persischen Miskal überhaupt beigelegt wird. Das größte Gewichtsstück (die größte Girá) ist zu 10 persischen Solornik, das üblichste kleine zu 1 persischen Solotnik; doch werden auch kleinere Gewichte zu $^1/_2$, $^1/_4$ und $^1/_8$ persischen Solotnik gebraucht. — S.-Gewicht. Der Batman hat 48 Stil. Das Gewicht selbst aber ist dreierlei Art: a) Meidan-Gewicht: Der Stil oder Still desselben ist = 75 persische Solotnik $= 81^9/_{11}$ russische Solotnik $= {}^{75}/_{88}$ oder 0,85227 russische Pfund = 349 Gramm = 7261,6 holl. As. — b) Misan-Gewicht. Der Stil desselben ist = 45 persische Solotnik $= 49^1/_{11}$ russische Solotnik $= {}^{45}/_{88}$ oder 0,51136 russische Pfund = 209,4 Gramm = 4357 holl. As. — c) Sakat-Gewicht: Der Stil desselben ist = 35 persische Solotnik $= 38^2/_{11}$ russische Solotnik $= {}^{35}/_{88}$ oder 0,39773 russische Pfund $= 162^7/_8$ Gramm $= 3388^3/_4$ holl. As. Demnach sind: 3 Meidan-Stil = 5 Misan-Stil, 7 Meidan-Stil = 15 Sakat-Stil, 7 Misan-Stil = 9 Sakat-Stil; oder es ist: 1 Meidan-Stil $= 1^2/_3$ Misan-Stil, 1 Meidan-Stil $= 2^1/_2$ Sakat-Stil, 1 Misan-Stil $= 1^1/_2$ Sakat-Stil. Es finden indessen eine Menge Abweichungen Statt und häufig macht sich Jeder seine Gewichte selbst. Als Girá oder Gewichtsstücke gebraucht man Steine, Eisenstücke und auf einigen Dorfmärkten getrocknete Knochen. Man sieht, daß das Schekí-Gewicht mit dem persischen enge zusammenhängt und auf demselben ruht. Vgl. Schirwan, welcher entsprechende ähnliche Gewichte nachweist, wonach aber der Batman (wohl auch in Schekí) nicht immer 48 Stil enthält, sondern in

der Regel, und zwar gerade beim dortigen Meidan- und Misan-Gewicht, 24 Stil. Gold- und Silbergewicht ist das oben erwähnte persische (Saadda-) Gewicht.

Geschichtliches. S. gehörte im Alterthum zum Land Ubi. Dieses schloß einen Theil der Gegend in sich, welche bei den orientalischen Schriftstellern unter dem Namen Arana bekannt ist, und bestand aus dem jetzigen Karabagh, S., Schamchor und Schamschadil. Einige Geographen nannten es Otena (Ubena?). Nach dem Untergange der Arsaciden kam Ubi an die Agowanen, und im 8. Jahrhundert war Barda (Parta, Berdach) die Residenz der agowanischen Fürsten; es wurde im 85. Jahre der Hedschra gegründet und lag am Ufer des Terter, nicht weit vom Kur. Jetzt führt ein unbedeutendes Dorf diesen Namen. Als der politische Bestand des armenischen Reichs aufhörte, zerfiel das dazu gehörige S. in mehre Theile, die unter eigenen Fürsten standen. Die bedeutendsten dieser Fürstenthümer waren Aresch, im westlichen Theile der südlichen Ebene, wo jetzt der Magal dieses Namens liegt, und Kabala, im östlichen Theile der nördlichen Ebene, wo die Magale Charschmas, Bum und Kutkaschin zerstreut liegen, welche noch jetzt die Benennung der kabalinischen Magale führen. In Aresch und überhaupt in der ganzen südlichen Ebene sind keine Spuren des Alterthums übrig, mit Ausnahme eines mohammedanischen Begräbnißplatzes zwischen den Dörfern Budschak und Chaldan und eines kleinen armenischen in der Nähe des Berges Serchow-Dagh, welcher seinen Namen von einem dort lebenden Räuber Serchow erhalten hat. In Kabala dagegen, auf der Ebene bei der Vereinigung der Flüsse Bumtschai und Gumsalitschai, sind die mit Wald überwachsenen Trümmer einer Stadt, die von einem tiefen, vermittelst Schleußen an der Vereinigung jener Flüsse mit Wasser gefüllten Graben umgeben war; auch findet sich hier ein tatarischer Begräbnißplatz mit arabischen Inschriften, die sich auf die Zeit Tamerlans beziehen, welcher man die Zerstörung der hier gestandenen Stadt Kabala zuschreibt, was auch sehr wahrscheinlich ist. Gegen Westen von den Trümmern auf dem rechten Ufer der Schlucht des Bumtschai steht ein Dorf Tschuchur-Kabala, d. h. Kabala in der Grube; dasselbe stand früher in der Schlucht, wurde aber auf die Ebene verlegt, weil der Fluß jährlich Verwüstungen darin anrichtete. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Dorf eine Vorstadt oder einen Theil der Stadt bildete und wegen seiner Lage die Benennung Tschuchur-Kabala erhielt. Andere Ueberreste des Alterthums bestehen aus Schlössern und Thürmen, welche größtentheils Gjaur-Kala (Schloß der Ungläubigen) und Kys-Kala (Mädchenschloß) heißen. In der Nähe des Dorfes Maluch im Magal Scheki finden sich zwischen Schluchten Ueberreste, welche vielleicht von einer ehemals hier gestandenen und gleichfalls Kys-Kala genannten Stadt herrühren. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts waren Aresch und Kabala von Sultanen regiert. Im erstern war der größte Theil der Einwohner Moslems von der Sekte der Schiiten, welche sich unter Schah Ismail Sefi zu diesem Glauben gewendet hatten; aber in Kabala und überhaupt im nördlichen Theile der Provinz besteht die Bevölkerung größtentheils aus Armeniern, obgleich auch viele Tataren hier wohnen. Da über die Gründung des Khanats S. keine schriftlichen Zeugnisse vorliegen, so muß man sich an die noch im Volke vorhandenen Traditionen halten. Ein gewisser Tschelabi, der Enkel eines armenischen Geistlichen an einer 2 Werste von Nucha liegenden, noch vorhandenen Kirche von Kisch, diente im Heere Nadir Schahs, nahm den Islam an, war in Mekka und kehrte unter dem Namen Hadschi-Tschelabi nach Nucha zurück, welches damals ein Dorf war. Bald darauf fiel Nadir Schah in die Provinz S. ein. Die Bewohner der südlichen Ebene unterwarfen sich ihm, die Einwohner des nördlichen Theils aber ergriffen die Waffen. Die Kabaliner blieben in ihren dichten Wäldern; die Uebrigen aber erwählten Hadschi-Tschelabi zu ihrem Anführer und vereinigten sich in dem unersteiglichen Hochthale Giolä-San (Giora-San). Hadschi-Tschelabi rechtfertigte vollkommen die Erwartung des Volkes; er leistete hartnäckig Widerstand, fügte überall den feindlichen Truppen bedeutenden Schaden zu und nöthigte Nadir Schah, ohne Erfolg abzuziehen. Das Volk bekleidete Hadschi-Tschelabi zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit mit der obersten Gewalt, welche er über die Sultane von Kabala und Aresch auszuüben wußte, ohne sie ihrer Besitzungen zu berauben. Nachdem er fast alle Armenier zum Islam übertreten bewogen hatte, belegte er die übrigen mit einer Steuer, die in Seide bestand und den Namen Din-Ipagi (d. h. Seide für den Glauben) führte. Dieser Steuer wurden die Dörfer Wartaschin, Jndsch, Dschourli, Melikki und Sultan-Nucha unterworfen. Alle übrigen Armenier haben sich in späterer Zeit aus Karabagh übergesiedelt, namentlich erst seit einem halben Jahrhundert unter dem Nachfolger Hadschi-Tschelabi's, Mahmed Hassan Khan, welcher Kabala und Aresch vollständig mit seinem Khanat vereinigte und zuerst demselben einen politischen Bestand gab: er theilte das Volk in Klassen ab, ordnete bestimmte Steuern an, errichtete zur Landesvertheidigung eine Truppe unter dem Namen der Maafen, bevölkerte öde Strecken mit Einwanderern u. dgl. In der Zwischenzeit von Hadschi-Tschelabi bis Mahmed Hassan Khan litt das Khanat S. durch die Verheerungen der Thronprätendenten, welche Lesghier zu Hülfe riefen, die fast immer die Leibwache der Khane bildeten und die Plünderung des Volkes vollendeten. Auf diese Weise führte auch Mahmed Hassan Khan mit seinem Bruder Selim Krieg, wurde besiegt und seines Gesichts beraubt. Selim trat 1803 unter die Herrschaft Rußlands und verpflichtete sich, jährlich einen Tribut von 7000 Dukaten zu zahlen. Da sich aber bald darauf von seiner Seite Verrath und feindselige Umtriebe kund thaten, so marschirte eine Abtheilung russischer Truppen unter Führung des Generals Nebolsin gegen ihn, schlug

seine Truppen am Sekfitschai und belagerte Nucha; Selim selbst rettete sich durch die Flucht nach Persien. Im Jahre 1807 setzte die russische Regierung den gewesenen Khan von Choi, Dschafar Kuli, zum Khan in S. ein, und dieser verpflichtete sich, jährlich 7000 Dukaten und überdies aus seinem eigenen Schatze 2000 Dukaten zu zahlen. Ihm folgte sein Sohn Ismail Khan, nach dessen Tode im Jahre 1819 das Khanat S. unter dem Namen der Provinz S. vollständig mit Rußland vereinigt wurde.

Schekia (Buddhaism.), s. v. a. Saka, Name des Buddha.

Schekke, Paß, s. Nadsched.

Schekssna, europ.-russ. Fluß; entsteht aus dem Bjelo-Osero im Gouv. Nowgorod, nimmt hier die Suda auf, durchfließt in südöstl. Richtung Jaroslaw und fällt bei Ribinsk in die Wolga; vermittelst einiger Kanäle, des Swir, Onega- und Ladoga-Sees, dient er zur Schifffahrt aus der Wolga nach Petersburg. Zum Flußgebiete der S. gehören: die Suda, die östlich vom Bjelo-See aus einem kleinen See entspringt und mehre kleine Flüsse aufnimmt; die Uloma und die Slawjanka, welche beide im Gouv. Wologda entspringen, und von denen die letztere im Frühjahre 3 Wochen lang schiffbar ist; die Sagosha, die im Distrikt Poschechonie des Gouv. Jaroslaw entspringt; die Ugla, der Jug, die Sisma, Maksa, Uchra, Kondasch ꝛc.

Schel (Overkrl.), 1) schief, schielend, übersichtig; — 2) durch einen mürrischen, schiefen Blick seinen Unwillen zu erkennen gebend.

Schelagskoi, russisch.-asiat. Kap, an der Nordküste, Tschukotskoi-Land, an der Nordseite der Tschaunskaia-Bai im Eismeer, 70° 7′ 48″ n. Br. und 188° 33′ 45″ ö. L.

Schelanke (Pjezelanke), preuß. Hauland, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Buk; 500 Einw.

Schelbe, eine junge Kuh.

Schelben (Schelpen), das kleine Muschelwerk, das von den Wellen ans Ufer geworfen wird.

Schelble, Komponist und namentlich als Lehrer verdienter Musiker, geb. 1787 zu Häfingen bei Donaueschingen, war erst Sänger und 1808 als erster Tenorist bei der Oper zu Stuttgart angestellt. Doch waren seine Leistungen als solcher nicht bedeutend, während er als Lehrer viel segensreicher wirkte. Im J. 1812 wurde er Lehrer an dem neu errichteten Musikinstitute zu Stuttgart, ging aber schon 1814 nach Wien, vervollkommnete sich hier in der Tonkunst, ging dann nach Preßburg, kam von da auf einer größern Reise durch Deutschland und ließ sich endlich zu Frankfurt a. M., wo er für immer angestellt ward, häuslich nieder. Hier wirkte er sowohl als Lehrer, wie auch als Komponist, besonders aber als Gründer des unter seiner Leitung so berühmt gewordenen Cäcilien-Vereins unaussprechlich viel für Hebung der Kunst und Verbreitung des Sinnes für dieselbe. Er † den 7. August 1837 zu Häfingen, wohin er 1836 gezogen war, um seine leidende Gesundheit wieder herzustellen. Als Komponist huldigte er anfangs der galanten und modernen Schreibart; das beweisen seine ersten Klaviersonaten und seine Oper „Graf Adalbert" von Krebs. Später wandte er sich aber dem höhern und ernstern Style zu. Die in dieser Zeit entstandenen Kompositionen von ihm gehören meist der Vokalmusik an und bestehen in Liedern, Duetten, Quartetten und Chören.

Schelborn, preuß. Weiler, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Ahrweiler; 110 Einw.

Schelburne, Kanton und Stadt, s. Neu-Schottland.

Schelch, ein Kahn.

Schelcher (Biogr.), 1) Karl Friedrich, Maler von Dresden, war Schüler der Akademie daselbst, anfangs als Hofbediensteter, gab aber später seine Verpflichtung auf und lebte als ausübender Künstler. Er malte Landschaften, später auch Historien in Oel und Miniatur, lieferte auch radirte Blätter, meist Vignetten. — 2) Johann Friedrich Adolf, Zeichner und Maler, geb. zu Laubegast bei Dresden 1763, widmete sich an der Akademie der genannten Stadt zum Künstler und kam später als Zeichner in Ruf. Er zeichnete viele Ansichten nach der Natur und malte auch Porträte und Schlachten. S. war Zeichenmeister in Dresden und † daselbst um 1814; — 3) Mathilde, Malerin zu Dresden, wahrscheinlich die Tochter eines der vorigen Künstler, malte Genrestücke, noch um 1836.

Schelchowitz (Schelechowitz), österreich.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Teplitz; Meierhof, Mühle; 140 Einw.

Schelde (l'Escaut, Geogr.), 1) Fluß, entspringt in Frankreich, im Depart. Aisne, Bez. St. Quentin, südöstlich von Castelet auf dem Berge St. Martin, aus einem kleinen See bei dem Flecken Beaurevoir, fließt dem St.-Quentin-Kanal entlang bei Cambray, wo dieser Kanal einmündet und den Fluß mit der Somme und Oise verbindet. Wo die Scarpe einmündet, tritt die S. in Belgien, Prov. Hennegau, ein, durchfließt dann die Provinz Ost-Flandern, bildet darauf zum Theil die Grenze zwischen dieser Provinz und Antwerpen und theilt sich sodann unterhalb Zandvliet in 2 beträchtliche Arme. Von diesen heißt der südliche Hond- od. Wester-S.; er fließt gegen Westen, trennt die Inseln Zuid-Beveland und Walcheren nördlich von den Inseln Hulst, Axel, Oostbourg und Cassandria südlich und fließt in weiter Mündung unterhalb Vlissingen in die Nordsee. Der nördliche Arm heißt Ooster-S.; er fließt anfangs gegen Nordosten auf der Grenze zwischen Seeland und Nord-Brabant, dann gegen Nordwesten, zwischen den Inseln Nord-Beveland, Wolferdyk und Nord-Beveland südlich und Thoten, Tuiveland und Schouwen nördlich und mündet in die Nordsee. Der nördliche steht durch natürliche Kanäle, von denen die bedeutendsten der Eendracht und Masgat-naarde Zype sind, mit dem südlichsten Arm der Maas in Verbindung. Beide S.-Arme sind durch die Sloestraße, die selbst wieder in die beiden Kanäle Zand-Kreek und Veersche-Gat getheilt ist, in Verbindung. Von der

Quelle bis Gent ist die Richtung der S. im Allgemeinen nordnordöstlich, von Gent bis St. Amant östlich, von hier bis Antwerpen nordöstlich und von hier bis zur Theilung nordwestlich. Der Lauf beträgt 86 Lieues, davon ungefähr 13 für die beiden Mündungsarme und 78 Lieues schiffbar. Die bedeutendsten Nebenflüsse sind: links der Cojeuil, die schiffbare Scarpe, die noch durch den Kanal la-Consée zwischen Douay und Bouchain verbunden ist, dann die Lys und die Durme; rechts die Selle, Ecailon, Haine, Dender und Rupel. Durch diese Zuflüsse schwillt die S. so sehr an, daß sie bei Dendermonde 600′, bei Rupelmonde 3000′ breit, bei Antwerpen aber 2160′ breit und 30′ tief ist. Da diese Breite und Tiefe noch weiter gegen das Meer hin zunimmt, so wird Antwerpen dadurch zu einem geräumigen und sichern Seehafen. Die vornehmsten an der S. gelegenen Städte sind: in Frankreich Cambray, Valenciennes und Condé; in Belgien Tournay, Oudenarde, Gent, Dendermonde und Antwerpen; in den Niederlanden Vliessingen. — In dem zwischen Spanien und den vereinigten Niederlanden 1648 geschlossenen Frieden mußte ersteres in die Schließung des Ausflusses der S. willigen. Es wurde nämlich festgesetzt, daß keine Schiffe von da in die See oder von der See in die S. laufen dürften. Da Holland zu beiden Seiten der S., unterhalb Antwerpen, Gebiet besaß, so war es ihm leicht, diese Sperre durchzusetzen und die Schifffahrt zu hemmen, wie denn auch der Handelsneid der Holländer, besonders Rotterdams und Amsterdams, gegen Antwerpen diese Maßregel veranlaßt hatte. Dadurch wurde der Handel der spanischen Niederlande und namentlich der von Antwerpen so gut wie vernichtet. Antwerpen sank von einer der ersten Handelsstädte der Welt schnell bis zur Mittelmäßigkeit herab. Ein großer Streit hinsichtlich der S. entspann sich 1784, als Kaiser Joseph II., der damalige Besitzer Antwerpens, die Aufhebung der seit dem westphälischen Frieden zu Gunsten des holländischen Handels bestandenen Sperrung der S. und durchaus freie Schifffahrt auf derselben von den Generalstaaten der Republik Holland verlangte. Da die Republik in diese Forderung nicht willigen wollte, und Oesterreich dessen ungeachtet 2 Brigantinen von Antwerpen aus abschickte, um auf der S. in die See zu fahren, so wurden beide Schiffe von den Holländern durch Kanonenschüsse an der Fortsetzung ihrer Fahrt verhindert. Oesterreich sah dies als eine Kriegserklärung an und ließ Truppen zusammenziehen. Durch die Vermittelung des Königs von Frankreich aber wurden die Streitigkeiten beigelegt, und gegen einige geringe Abtretungen und die Bezahlung einiger Geldsummen ließ sich Oesterreich die fernere Schließung der S. gefallen. Die französische Revolution zerhieb den Knoten mit Pichegru's Schwert und machte die S. frei. In dem mit der batavischen Republik geschlossenen Frieden wurde 1795 das südliche Gebiet Hollands bis an Frankreich abgetreten, und der Nationalkonvent befahl, daß die S. frei sey. Nun hob sich Antwerpens Handel, und obgleich er unter den Kriegen mit England und dem Kontinentalsystem Napoleons, selbst nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich nicht zu dem alten Leben erstehen konnte, so blühte er doch zu neuem Glanz auf, als der wiener Kongreß, die Naturalverhältnisse berücksichtigend, das ganze Niederland vereinigte und damit jener Streit von selbst ein Ende hatte. Dies erregte natürlich die Eifersucht der holländischen Handelsstädte und war Mitursache an der Einwilligung Hollands in die Trennung Belgiens von Holland in Folge der Revolution von 1830. Holland verlangte aber seine alten Grenzen, also auch den südlich gelegenen altholländischen Theil von Brabant wieder, den es bis 1795 besessen hatte, um dort, wo nicht die S. wieder zu schließen, doch den Handel auf der S. durch hohe Zölle für Ausländer sehr zu erschweren, ganz wie es Holland bis 1831 mit dem Rhein gemacht hatte. Die londoner Konferenz entschied gegen Holland, obgleich sie ihm das alte Gebiet südlich der S. zugestand. Der König von Holland weigerte sich aber beharrlich, sich dieser Entscheidung zu fügen, und glaubte vorzüglich durch den Besitz der Citadelle von Antwerpen und von einigen Forts die Scheldeschifffahrt zu beherrschen. Holland sagte allerdings faktisch richtig: „daß die S. eine Mündung hat, dies verdankt die Handelswelt allein der Hydraulik Hollands und dessen Geldopfern.“ Es ist nämlich bekannt, daß die Nordsee immer mehr gegen die Westküste der Niederlande einbricht und zugleich die Mündungen der Flüsse versandet. Die seeländischen Inseln aber sind keineswegs durch Anspülungen des Meeres, worauf Napoleon sein Eroberungsrecht mit stützte, gebildet worden. Denn ließe man dem Meere freien Lauf, so würde es allenthalben den niederländischen Küstenboden, den man ihm Schritt vor Schritt streitig macht, abreißen und die Ausmündung der Flüsse immer mehr verstopfen. Zwischen dem Meere und dem festen Lande entstände zuletzt ein unbeschiffbarer Sumpf, der die Ströme mit Morast füllen und die Ueberschwemmungen, welche Deutschland durch das Austreten des Rheins erfährt, in Folge des mehr und mehr erhöhten Bettes der Stromabflüsse desselben verderblicher machen würde. Auch die Geschichte bestätigt dies. Nach ihr sind die Inseln Seelands durch nichts weniger, als durch Alluvionen gebildet worden, sondern es haben vielmehr hohe Meeresfluthen aus dem ehemals zusammenhängenden Küstenlande Inseln gebildet, von deren Boden seitdem die Strömungen immer mehr abreißen und in die Flußbetten werfen, welche dadurch an Tiefe verlieren und an Breite zunehmen. Hätte nun nicht die niederländische Regierung dem Meere fortdauernd Widerstand geleistet, so würden nicht allein die schönen und fruchtbaren Inseln Seelands nicht mehr vorhanden seyn, sondern auch die S. wäre für die Schifffahrt verloren, und Antwerpen hätte statt seines Hafens nichts als einen ungeheuren Wasserpfuhl, auf welchem keine nur einigermaßen bedeutenden Schiffe fahren könnten. Diese unermeßlichen Arbeiten,

welche dem Meere seine Beute abrangen, erhielten und erhalten noch jetzt der S. den Rang eines schiffbaren Flusses und Antwerpen seinen Hafen. Sie kosteten aber auch dem Schatze des Staats und der Provinz Seeland ungeheure Summen. Dagegen konnte nur die Schließung der S., die so alt ist, als die Republik der vereinigten Niederlande, diesem Staate es möglich machen, jene Last allein zu tragen. Dieses Naturverhältniß begründete den Widerspruch des Königs der Niederlande gegen die von Belgien verlangte und demselben in den 24 Artikeln zugesprochene freie Schifffahrt der S. England begünstigte nämlich die belgische Forderung, weil jene Schifffahrt mit seinen Handelsinteressen wesentlich zusammenhing. Als nun der auf den 24 Artikeln beruhende Vertrag vom 15. November 1831, welcher die Trennung Belgiens von Holland und die gegenseitigen Verhältnisse beider Staaten bestimmte und ordnete, von den Bevollmächtigten der 5 Mächte, welche die londoner Konferenz bildeten, und von dem belgischen Bevollmächtigten zu London unterzeichnet worden war, so verwarf zwar das niederländ. Kabinet die Grundlage jenes Vertrags, die 24 Artikel, nicht ganz; allein es widersprach den Artikeln über die Grenzbestimmung und über die Scheldeschifffahrt. Diese Artikel, welche das besondere Interesse Nordniederlands betrafen, sollten daher modificirt werden. Preußen, Oesterreich und Rußland genehmigten hierauf den Vertrag vom 15. November nur mit Vorbehalt derjenigen Abänderungen, welche die 5 Mächte für zulässig halten würden. Die 3 Mächte wünschten insbesondere diejenigen Artikel des Vertrags, welche die S. betrafen, in einem für Holland günstigen Sinne modificirt zu sehen. So entspann sich eine neue, sehr verwickelte Unterhandlung. Der praktische Blick der holländ. Kaufleute erkannte, daß England durch die Entscheidung der belgisch-niederländ. Angelegenheit, so wie sie durch die 24 Artikel gestellt worden sey, hauptsächlich seine materiellen Interessen sichern und befördern wollte. Durch Belgiens freien Zwischenhandel mit Deutschland konnte England, wenn die S. frei wäre und Antwerpen mit seiner Citadelle zu Belgien gehörte, ausschließlich sich der Einfuhr bemächtigen, Belgien zu seiner Faktorei machen u. von da aus das Innere des festen Landes mit seinen Waaren überschwemmen. Es konnte die ihm geöffnete S. benutzen, um den Handel von Nordniederland, von Rotterdam u. Amsterdam, zu lähmen und nach und nach ganz an sich zu ziehen. Nur darum also habe England die Scheldefrage, welche als eine rein belgisch-niederländische zu betrachten sey, zu einer englischen und europäischen Frage gemacht. So wie nun Englands Handelsinteresse der Grundgedanke seiner Politik in der belgischen Sache war, eben so handelte Frankreich in dieser Angelegenheit einzig in der Absicht, sich den Einfluß in Belgien zum Schutze des Julithrons so lange als möglich zu sichern; daher die endlose Verwickelung der ganzen belgischen Frage. Das haager Kabinet stellte den Grundsatz auf, wenn Antwerpen ein Handelshafen bleiben solle, so müsse Niederland, das beide Ufer an dem Ausflusse der S. besitze, wenigstens sein Hoheits- und Eigenthumsrecht über diesen Strom behaupten. Der niederländische Bevollmächtigte machte daher alle aus Hollands Souveränität und Unabhängigkeit herfließenden Rechte bei der Konferenz geltend. Denn, wenn Belgien, d. h. Antwerpen, die S. für seinen Seehandel benutzen dürfe, so folge daraus noch nicht, daß es auf diesem Stromgebiete die Mitaufsicht über das Recht der Lootsen und Baken führe oder vom Lootsen- und Tonnengelde befreit bleibe; es müßten vielmehr die belgischen Schiffe einer Untersuchung oder Beschichtigung ihrer Ladung unterworfen werden. Nach verschiedenen Zugeständnissen von beiden Seiten, wobei jedoch die Konferenz stets auf der sofortigen Räumung des abgetrennten Gebiets und der Citadelle von Antwerpen bestand, schlug endlich Lord Palmerston in dem Entwurfe oder sogenannten Thema eines Friedenstraktats zwischen Holland und Belgien (24. Sept. 1832) folgende Abänderungen in Beziehung auf die Scheldefrage vor: Art. 8. „Holland soll den Abfluß der flandrischen Gewässer auf die geeignetste Weise reguliren, damit so viel als möglich Ueberschwemmungen vorgebeugt wird. Es willigt ein, daß der zu diesem Zweck erforderliche Theil des unter seiner Regierung befindlichen Landes hierzu verwendet werde. Die Schleußen, welche zu diesem Zwecke auf dem niederländischen Gebiete zu erbauen sind, sollen unter seiner Souveränität bleiben, und sie solle an keinem Orte seines Gebiets erbaut werden, der zur Vertheidigung seiner Grenzen erforderlich seyn dürfte. Binnen einem Monate nach der Auswechselung der Ratificirungen gegenwärtigen Traktats sollen Kommissarien von beiden Seiten ernannt werden, welche damit zu beauftragen sind, die zu den besagten Schleußen am besten geeigneten Orte auszusuchen. Sie werden hinsichtlich derjenigen übereinkommen, welche einer gemeinschaftlichen Aufsicht zu unterwerfen sind." Erfuhr schon die Fassung dieses Artikels im Haag manchen Einwurf, so fand der folgende Artikel um so mehr Widerspruch. Der Artikel 9 des palmerstonschen Thema's lautete nämlich so: „1) Die Bestimmungen der Artikel 108 bis einschließlich 117 der allgemeinen wiener Kongreßakte in Bezug auf die freie Schifffahrt der schiffbaren Flüsse und Ströme sollen auf die schiffbaren Flüsse und Ströme angewendet werden, welche das belgische und holländische Gebiet trennen oder durch beide fließen. 2) Was besonders die S. betrifft, so soll die Schifffahrt dieses Flusses in seinem ganzen Lauf, sowohl auf den westlichen als östlichen Arm desselben, für den Handel und die Schiffe jeder Nation frei bleiben, und der König der Niederlande verspricht, von jedem Schiffe, es möge diesen Fluß hinauf-, oder hinabfahren, es möge von der offenen See nach Belgien, oder von Belgien nach der offenen See sich begeben und eine Flagge tragen, welche es wolle, nur ein der Größe des besagten Schiffes angemessenes Tonnengeld zu erheben, ohne daß es jemals, weder beim Hinauf-, noch beim Hinabfahren, oder mit

Hinsicht auf diese Gebühr, oder unter irgend einem andern Vorwand einer Untersuchung od. Besichtigung seiner Ladung unterworfen werden soll. 3) Diese Gebühr, welche in keinem Fall mehr als einen Gulden für die Tonne, das Hin- auf- und Hinabfahren hierin einbegriffen, betragen soll, ist vorläufig auf 60 Cents für die Tonne bei denjenigen Schiffen, welche von der offenen See aus die S. aufwärts über Batz nach Belgien gehen, und auf 40 Cents bei denjenigen, welche die S. abwärts aus Belgien über Batz nach der offenen See fahren, festzusetzen. Was die Schiffe betrifft, welche aus der offenen See oder aus Belgien durch die S. in den Kanal von Terneuzen oder umgekehrt aus dem Kanal von Terneuzen nach Belgien oder in die offene See fahren, so sollen sie nur der Hälfte der für die Hinauf- und Hinabfahrt bestimmten Gebühren unterworfen seyn. Dieses Tonnengeld wird jährlich von dem Könige der Belgier an den König der Niederlande mit einer Summe von 150,000 Gulden, die als Empfang für alle Schiffe ohne Unterschied dienen soll, ausbezahlt werden; und der König der Belgier wird außerdem befugt seyn, sich durch Kapitalisirung für immer von dieser Zahlung zu befreien. 4) Die Regierung der Niederlande verspricht, die Lootsengelder für die Mündungen der S. von der offenen See bis Vlissingen und von Vlissingen bis Batz und umgekehrt nach dem Tarif vom Jahre 1829 festzusetzen. Die Gebühren sollen für die Schiffe aller Nationen gleich seyn. Die genannte Regierung verspricht auch, an ihren Küsten bei den Scheldemündungen Leuchtthürme zu errichten und für die Instandhaltung der schiffbaren Durchfahrten dieses Flusses bis an das äußerste Ende ihres Gebiets zu sorgen. Die belgische Regierung übernimmt eine ähnliche Verpflichtung für diejenigen Theile der S., welche durch Belgien fließen. 5) Jede der beiden Regierungen hat, die eine zu Vlissingen, die andere zu Antwerpen, Bevollmächtigte oder Kommissarien zu ernennen, welche damit zu beauftragen sind, hinsichtlich aller Maßregeln übeinzukommen, welche, die für die Instandhaltung der Scheldedurchfahrten und für die Errichtung und Erhaltung der zur Bezeichnung derselben dienenden Leuchtthürme erforderlich sind. 6) Man ist übereingekommen, daß die Schifffahrt auf den die S. und den Rhein verbindenden Gewässern, um von Antwerpen nach dem Rhein zu kommen, und umgekehrt, für den belgischen Handel frei bleiben und nur solchen Zöllen unterworfen werden soll, welche niemals die für die Rheinschifffahrt bestehenden übersteigen dürfen, mit Rücksicht auf das Verhältniß der Entfernungen. Außerdem ist festgesetzt, daß den Belgiern die Schifffahrt auf den besagten Gewässern stets auf dem Fuß der begünstigten Nationen gestattet werden soll". Dieser Entwurf vom 24. Septbr. 1832 erhielt zugleich Bestimmungen über die für den Handel beider Nationen freie Schifffahrt auf der Maas und ihren Nebenflüssen, über den gemeinschaftlichen Gebrauch der Kanäle, welche durch beide Länder gehen, über den Wegzoll auf den durch Mastricht, Sittard und Venloo gehenden Handelsstraßen zwischen Belgien und Deutschland, sämmtlich Gegenstände, die mit der Scheldefrage zugleich erörtert wurden. Obige neue Vorschläge, die Scheldeschifffahrt betreffend, wurden von dem haager Kabinet gar nicht berücksichtigt, weil der Entwurf vom Lord Palmerston nicht in seiner amtlichen Eigenschaft als Mitglied der Konferenz überreicht worden war. Nunmehr entschlossen sich England und Frankreich durch die Konvention vom 22. Oktbr. 1832, die Räumung des Gebiets von Seiten Hollands mit Gewalt zu erzwingen; England blokirte die niederländ. Küste, und Frankreich eroberte die Citadelle von Antwerpen. Dadurch wurde gleichzeitig der Fortgang der Verhandlungen über einen neuen Friedensentwurf, über das sogenannte preußische Thema, gehemmt, und der niederländ. Minister der auswärtigen Angelegenheiten erklärte noch zuletzt am 18. December 1832 vor den Generalstaaten, daß man keine den niederländischen Souveränitätsrechten widerstreitende Forderung in Bezug auf die Scheldefahrt zugeben könne; auch bemerkte er, daß der 3. Artikel der wiener Kongreßakte und der 1., so wie der 7. Artikel der 16. Beilage zu der wiener Kongreßakte, welche die Konferenz auf die S. anwende, die Forderungen Belgiens und Englands keineswegs begünstigten, daß vielmehr im Gegentheil das von den Uferstaaten des Rheins zu Mainz am 31. März 1831 abgeschlossene Rheinschifffahrtsreglement einen Tarif bestimme, welchen Niederland auf der S. einzuführen wünschen würde; denn nach diesem Tarif könne der Zoll auf 6 Gulden geschätzt werden, was einer Schließung der S. gleichkomme, während Niederland auf der S. nur einen Zoll von 3 Gulden verlangt und selbst diesen noch herabsetzen zu wollen schon im November sich erklärt habe. Bald nachher veröffentlichte das londoner Toryblatt Albion vom 3. Januar 1833 einen neuen an Holland ergangenen Vorschlag, der in einer am 31. December 1832 zwischen Lord Palmerston und Fürst Talleyrand abgeschlossenen Konvention bestand, in welcher hinsichtlich der Scheldefrage und der damit zusammenhängenden Gegenstände Folgendes enthalten war: „Die Schifffahrt auf der S. ist bis zum Abschlusse eines Definitivvertrags zwischen Holland und Belgien ganz frei; die Schifffahrt auf der Maas unterliegt gleichen Anordnungen, wie die auf dem Rhein nach den neuen Verträgen; der Durchgang von belgischen Gütern nach Deutschland ist frei, mit Ausnahme mäßiger Abgaben für die Unterhaltung der Landstraßen ꝛc." Es war natürlich, daß England und Frankreich den Holländern nicht erlauben konnten, die Schifffahrt auf der S. jetzt, da man ihnen die Citadelle von Antwerpen genommen, zu sperren, während sie dieselbe 2 Jahre hindurch, da sie im Besitz jener drohenden Festung waren, frei gelassen hatten. Aber eben so natürlich war es, daß das haager Kabinet auf diesen Vorschlag nicht einging. Auch mußten zuvor die vor dem Monat November 1832 bestandenen, durch die Blokade und die

Eroberung der antwerpener Citadelle aber unterbrochenen Verhältnisse zwischen Niederlande einer- und England und Frankreich andererseits hergestellt und diplomatisch geordnet werden. Nach langwierigem Notenwechsel (vom 2., 9. und 14. Januar und vom 14. und 26. Februar 1833) übergab endlich der niederländische Gesandte Herr von Dedel zu London am 23. März 1833 den Entwurf zu einer Uebereinkunft zwischen den 3 Mächten an den Fürsten Talleyrand und den Lord Palmerston, in welchem Holland unter Anderm vorschlug, daß in dem Zwischenraume bis zum Abschluß eines definitiven Friedensvertrags zur Regulirung der Trennung Belgiens von Holland bis zum 31. August zwischen den Truppen des Königs der Niederlande, Großherzogs von Luxemburg, und den belgischen Truppen ein vollkommener Waffenstillstand herrschen, auch während dieses Waffenstillstands die Schifffahrt auf der S. auf demselben Fuße, wie vor dem 1. November 1832 Statt haben solle. Allein Fürst Talleyrand und Lord Palmerston wiesen in ihrer Antwort, London den 2. April 1833, obigen Vorschlag zurück, indem sie auf der provisorischen Anerkennung der Neutralität Belgiens bestanden und nochmals einen Waffenstillstand vorschlugen, der „bis zum Abschlusse eines definitiven Friedensvertrags zwischen den beiden streitenden Parteien dauern sollte". Auch wünschten sie, daß man sich vorher außer andern noch streitigen Punkten insbesondere noch über folgende verständigen möchte: 1) Wie hoch soll sich der Betrag des auf der S. zu erhebenden Tonnengeldes belaufen, und wo soll dieser Zoll entrichtet werden? 2) Welche Vereinbarungen sollen zur Erhaltung des Fahrwassers der S. und hinsichtlich der Seezeichen getroffen werden? 3) Welches sollen die Bestimmungen seyn, die den Schiffen, welche diesen Strom befahren, das Recht sichern, sich ihre Lootsen zu wählen, und wie hoch soll sich dieses Lootsengeld belaufen? Um diese Zeit war der Gang der Unterhandlung wenigstens so weit vorgerückt, daß Holland in seinen Noten sich bereit erklärt hatte, in einem Definitivtraktat unter Anderm in die Benutzung der Verbindungsgewässer und in eine einzige Tonnengeldabgabe auf der S. ohne Durchsuchung oder Hinderung der Schiffe zu willigen. Was aber jene in der Note vom 2. April bezeichneten Punkte betraf, so gab das holländ. Kabinet abermals in so weit nach, daß Herr von Dedel in seiner Antwort auf die Note des Fürsten Talleyrand und des Lords Palmerston am 16. April 1833 erklärte, daß der König der Niederlande „bis die Verhältnisse zwischen Holland und Belgien durch einen Definitivtraktat vollständig festgestellt seyn würden, in Bezug auf die Einstellung der Feindseligkeiten und auf die Scheldeschifffahrt den Zustand der Dinge wieder herzustellen bereit sey, wie er vor dem 1. November 1832 bestanden habe". Diese Antwort schien jedoch in Anfehung der übrigen Streitpunkte den Empfängern so wenig befriedigend, daß sie in ihrer Gegennote vom 23. April eine bestimmte Erklärung verlangten. Hierauf kam endlich nach nochmaligem Notenwechsel vom 16. und 19. Mai der Päliminartraktat zwischen Frankreich und England auf der einen und Niederland auf der andern Seite in London am 21. Mai 1833 zu Stande, in welchem der König der Niederlande sich durch den 3. Artikel desselben verpflichtete, „die Feindseligkeiten gegen Belgien nicht wieder anzufangen und die Schifffahrt auf der S. gänzlich frei zu lassen, bis die Verhältnisse zwischen Holland und Belgien durch einen Definitivtraktat völlig ausgeglichen seyn würden; in einem erläuternden Artikel aber wurde angenommen, „daß die Schifffahrt auf der S. in derselben Art Statt haben solle, wie vor dem 1. November 1832." — Weiteres über den Fortgang der Unterhandlungen und den endlich im Jahre 1839 zu Stande gekommenen Definitivtraktat u. den Inhalt desselben s. Belgien, S. 274 ff. Wir geben zum Schluß eine Uebersicht des Seeverkehrs von Antwerpen, der sich seit der Freiwerdung der Scheldeschifffahrt bedeutend gehoben hat, in den Jahren 1846 und 1847.

Antwerpen importirte seewärts:

	1846.	1847.
Kaffee	127,168	211,718 Säcke,
Baumwolle	30,700	39,604 Ballen,
Häute	541,166	675,431 Stück,
Indigo	881	675 Kisten,
Pfeffer	17,157	6,369 Säcke,
Piment	965	448 "
Reis	5,383	10,858 Tierces,
"	78,864	117,347 Säcke,
Potasche	9,628	8,031 Barrels,
"	129	327 Fässer,
Zucker, Havana	87,824	121,010 Kisten,
" Brasil.	2,115	2,745 "
"	26,218	51,078 S. u. M.
"	2,225	2,304 Fässer,
"	1,229	1,215 Kanast,
Tabak	10,151	4,067 Fasser,
"	4,226	2,701 Ballen,
Thee	1,311	715 Kisten,
Cacao	1,312	4,020 Säcke.

Die Schifffahrt stellte sich dabei in den beiden Jahren folgendermaßen:

Angekommen.

Flagge:	1846. Schiffe.	1846. Tonnen.	1847. Schiffe.	1847. Tonnen.
Englische	359	55,009	335	55,998
Amerikanische	83	38,372	61	26,582
Oesterreichische	52	12,319	23	5,855
Belgische	244	42,813	257	48,457
Bremer	19	4,124	22	4,907
Brasilianische	—	—	2	770
Dänische	393	30,004	174	15,338
Spanische	17	2,471	18	3,408
Französische	59	4,855	97	9,435
Griechische	4	1,161	3	948
Hannoversche	207	22,663	177	15,583
Hamburger	24	2,809	26	3,415
Holländische	129	12,315	109	11,036
Knisthäuser	1	65	6	1,050
Lubecker	18	3,117	7	1,205
Mecklenburger	134	25,138	130	23,702
Neapolitanische	11	1,833	10	1,312
Norwegische	75	12,034	109	20,640
Oldenburger	18	1,205	16	798
Portugiesische	1	39	3	361
Preußische	141	24,014	145	30,198
Russische	52	13,034	49	15,275
Sardinische	39	6,052	9	1,872
Schwedische	66	11,781	113	24,391
Zusammen	1922	325,283	2213	329,287

— 2) Depart. der Schelde, sonst Depart. in Frankreich, nach dem obigen Fluß benannt, gebildet aus Theilen von Brabant und Flandern, mit einem Flächenraum von 58 □M. und mit 630,000 Einw.; Hauptstadt: Gent. — 3) Departement der Scheldemündungen, Depart. daselbst, bestand aus den oben genannten Inseln der S., mit einem Flächenraum von 18 □M. und mit 74,000 Einw.; Hauptstadt Middelburg.

Schelden (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Ober-S.), Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Siegen; 250 Einw.; — 2) (Nieder-S.), daf.; 350 Einw.

Schelderode, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, Bez. Gent; 900 Einw.

Scheldewindeke, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, südöstlich von Gent, rechts an einem kleinen Nebenfluß der Schelde; 1880 Einw.

Scheldicha, europ.-russ. Ort, Gouv. St. Petersburg, am Ladoga-See, östlich von Schlüsselburg.

Scheldrake (Ornith.), s. v. a. großer Säge-taucher, Mergus Merganser *L.*

Schele (Biogr.), Georg Viktor Friedrich Dietrich, Freiherr S. von Schelenburg, hannöverscher Staats- und Kabinetsminister, wurde zu Schelenburg in einer der begütertsten Familien des vormaligen Bisthums Osnabrück geboren. Nachdem er die Ritterakademie zu Lüneburg besucht, studirte er die Rechte zu Göttingen und wurde 1793 Auditor bei der Justizkanzlei zu Hannover. Nach Errichtung des Königreichs Westphalen wurde er zum Kammerherrn und bald darauf zum Gesandten in München und Mitglied des Staatsrathes ernannt. Durch Hülfe seines Oheims, des Ministers Münster, kam er wieder in den hannöverschen Staatsdienst und wurde 1820 Präsident des Obersteuer- und Schatzkollegiums. Obgleich er nun Sitz und Stimme in der Ständeversammlung hatte und auch bei Errichtung des Geheimrathskollegiums in dasselbe aufgenommen wurde, so verschleß ihm doch seine Opposition gegen das damalige Ministerium und den 1831 erfolgten Rücktritt des Grafen Münster die politische Karriere. Der Tod des Königs Wilhelm änderte jedoch seine Lage, und schon am Tage nach Ernst Augusts Einzuge in Hannover (29. Juni 1837) ernannte ihn dieser zum Staats- und Kabinetsminister. Eine Stunde später vertagte er die Ständeversammlung und vollzog sodann das bekannte Patent vom 5. Juli, welches das Staatsgrundgesetz von 1833 aufhob. Fortan bekämpfte er aufs Eifrigste jede Opposition, suchte das neue System zu befestigen, um das Volk durch Begünstigung materieller Vortheile einzuschläfern. Er erfreute sich deshalb fortwährend der Gunst des Königs und wurde von ihm 1838 in den Freiherrnstand erhoben. Er † 1844 zu Schelenburg an der Magenschwindsucht. Vgl. Hannover (Gesch.).

Schele (Schneidem.), s. v. a. Endebret.

Schelechow (Geogr.), s. v. a. Schelichowo.

Schelenken, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Durz; Meierhof; 170 Einw.

Scheler, Friedrich, Maler, geb. zu Koburg 1818, besuchte die Kunstschule seiner Vaterstadt und ging dann zur weitern Ausbildung nach München, malte Bildnisse und Genrestücke.

Scheles (Schöles, Zelec, Zieble), österr.-böhm. Marktflecken, Kr. Saaz, Herrsch. Petersburg; 670 Einw.

Schelesinsk, asiat.-russ. Ort, Gouv. Omsk, am Irtysch, südöstl. von Omsk.

Schelesno, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Sallo ch; 140 Einw.

Schelesopolskaja (Geogr.), s. v. a. Ustjushna.

Schelestadt, franz. Stadt (Hauptort des gleichnamigen Bezirks), Depart. Bas-Rhin, links am Ill, in einer Ebene; schöne St. Georg- und St. Foy-Kirche, Unter-Präfektur, Civil-Tribunal, Brauerei, Gerberei, Wollmützen-, Calicot-, Leinwand- und Metallgaze-, Weinessigfabriken; 8650 Einw.

Scheletau, österr.-mähr. Marktflecken, Kr. Iglau; Schloß; über 1000 Einw.

Schelfe, s. Schwerin.

Schelfe (bot. Term.), s. v. a. Testa.

Schelfen (Bot.), auch Gröpspflaumer, 11. Zunft der 14. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Mimosen anderer Systeme enthaltend. Hauptcharakter: Kelch und Blume 5blätterig, regelmäßig, die letztere auf dem Boden, mit mehr als 10 etwas verwachsenen Staubfäden; Hülse meistens querfächerig, Samen an einem langen Stiel, mit grabem Würzelchen. Kräuter, Sträucher und große Bäume, mit gradfiederigen oder mehrfach gefiederten Blättern und kleinen, zarten, eingelenkten, meistens reibaren Blättchen. Hülsen gewöhnlich sehr groß, oft mit esbarem Mark, voll Querfächer, in deren Richtung sie sich trennen. Kelchblätter meistens unten verwachsen; Blumen kümmerlich, meistens verwachsen, oft getrennt in Zwitter-, Staub- und Samenblüthen, in kopfförmigen Sträußen; Staubfäden weit hervorragend, schön gefärbt; Samenlappen meistens dünn. Sämmtlich in heißen Ländern. — Eintheilung. A. Wenig Staubfäden (5 — 25), Stengel meistens kraut- und strauchartig. Gattungen: Desmanthus, Adenanthera, Prosopis, Mimosa, Packia, Entada. — B. Viele Staubfäden (25—200), oft verwachsen; meistens baumartig. Gattungen: Acacia, Inga.

Schelfen (adj.), s. v. a. Schälen, in Blättchen schneiden.

Schelferteu, hannöv. Pfarrdorf, Hildesheim, Amt Steinbrück; 480 Einw.

Schelfhout, Andries, Landschaftsmaler, einer der ausgezeichnetsten Künstler seines Faches, 1787 im Haag geboren, war sein eigner Lehrer und Schüler der Natur, die er bis in die kleinsten Dinge zu Rathe zog. Nachdem er mehre Jahre dem eifrigsten Studium obgelegen, brachte er aus Bescheidenheit erst dann Werke zur öffentlichen Ausstellung, als man diese schon den tüchtigsten Erzeugnissen der holländischen Landschaftsmalerei an die Seite setzen konnte. So wurde schon sein erstes 1817 öf-

fentlich ausgestelltes Werk, eine Landschaft mit Thierstaffage, allgemein bewundert, und 1819 wurde ihm von der Akademie der Künste in Antwerpen einstimmig der Preis zuerkannt für das Gemälde, welches eine Gegend um Arnheim bei Sonnenuntergang darstellt. Später wurde ihm in Gent der Preis zu Theil, u. fortan verging fast keine Ausstellung, wo nicht S.s Bilder der höchsten Ehren theilhaftig wurden und in berühmte Sammlungen übergingen. Dergleichen sind im Besitze der Könige von Belgien, Holland, Bayern ꝛc. und in den Kabineten mehrer Fürsten und Großen des In- und Auslandes. Unübertrefflich sind seine Winterlandschaften und nicht weniger Meisterstücke seine Bilder einer freundlicheren, üppigeren Natur. Die Wärme und der Glanz der Sonne, die heiteren und klaren Lüfte malt wohl Keiner besser, als S., und in Behandlung der Plattgründe leistet er Bewunderungswürdiges. Daß aber S. auch das flüssige Element mit Meisterschaft zu fesseln versteht, beweisen mehre See- und Hafenstücke. Seine Werke sind mannichfaltig und würden vereiniget eine Gallerie von ausgezeichneter Schönheit bilden. Er malte sie theils im Haag, theils in Amsterdam; seit 1837 war er aber beständig in ersterer Stadt thätig, wo er zunächst an die Ausführung von 13 großen Bildern ging, die von verschiedener Seite her bestellt wurden. Auf den Kunstausstellungen im Haag fehlte selten ein Werk von S., und deshalb wollte die städtische Verwaltung 1841 dem Künstler dadurch ihre Anerkennung beweisen, daß sie ihm die silberne Preismedaille zuerkannte; allein S. lehnte die Ehrenbezeugung ab, weil es auch goldene Medaillen gibt, deren verliehen wurden. Abbildungen von Werken des Künstlers findet man in dem „Album van thays levende Nederlandsche Kunstchilders gelithographeerd etc.", Rotterdam 1837 ff. Die in der königlich bayerischen Pinakothek zu München befindliche meisterhafte Winterlandschaft ist in der 14. Lieferung des münchener und schleißheimer Gallerieswerkes (Pilotty und Löhle) lithographirt.

Schelg (Säugeth.), s. v. a. Elennthier, Cervus Alces *L.*

Schelhammer, Günther Christoph, gelehrter Arzt, 1649 zu Jena geboren, verlor seinen Vater, der Professor der Medicin war, schon 1651, studirte, da er nach dem Willen seiner Mutter die väterliche Laufbahn betrat, seit 1666 zu Leipzig, machte 1672 eine Reise durch Deutschland und die Niederlande, verweilte 2 Jahre zu Leyden, ging nach England, Frankreich, Italien und kehrte 1677 in seine Vaterstadt zurück. Er ward hier Doktor, erhielt 1679 eine außerordentliche Professur der Botanik zu Helmstädt und wurde 1680 ordentlicher Professor. Im Jahre 1690 heirathete er die Tochter Hermann Conrings, kam 1690 als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik nach Jena und erhielt nach 5 Jahren den Lehrstuhl der praktischen Medicin zu Kiel. Er † am 10. Jan. 1716. Schrieb u. A.: Dissertatio inauguralis medica de voce, ejusque effectibus, 1677, 4.; — Exercitatio medica de capitis dolore, 1678, 4.; — Dissertatio de peste, 1682, 4.; — Natura sibi et medicis vindicata sive de natura liber bipartitus, 1697, 8. — Sein hinterlassenes Werk „Ars medendi universa" gab C. F. Burchart heraus, Wismar 1747. — Vgl. Ch. St. Scheffel, Virorum clarissimorum ad G. C. Schelhammerum epistolae selectiores, Wism. 1727, 8.

Schelhammera (Bot.), nach R. Brown, Gatt. der Coronariae *Rchb.*, Hexandria Monogynia *L.* Charakter: Korolle glockenförmig abstehend, mit 6 genägelten, die Staubgefäße tragenden Kronblättern. Antheren befestigt; 3 zurückgerollte Narben. Kapsel 3fächerig, 3klappig, mit wenigen kugelrunden Samen. Von 3 Arten ist als Zierpflanze bekannt: S. multiflora *R. Brown.* In Neuholland. Stengel bis 2 Fuß hoch, mit etwas hängenden, gebogenen Zweigen. Blätter ansitzend oder sehr kurzstielig, eirund-länglich, langgespitzt, ganzrandig, abwechselnd, gerippt, geschweifelt. Blumenstiele 2blumig, in den obern Blattwinkeln; Blumen blaßfleischfarbig; Kronblätter länglich, stumpf. Bot. Cab., 1511.

Schelhammeria (Bot.), nach Mönch, Pflanzengattung. Arten unter Carex.

Schelhorn (Biogr.), 1) Johann Georg, bekannter Theolog, wurde am 8. Dec. 1694 zu Memmingen geboren. Von 1712—18 studirte er zu Jena und Altdorf, wurde sodann Konrektor und Stadtbibliothekar in seiner Vaterstadt, 1732 Prediger zu Burach und Hardt und 1734 wieder Stadtpfarrer in Memmingen und 1734 Superintendent daselbst. Er † am 31. März 1731. Unter seinen Werken ist das berühmteste: Amoenitates litterariae, Frankfurt und Leipzig 1725—34, 14 Thle. Schrieb ferner: Amoenitates historiae eccles. et literar., das. 1737, 4 Thle.; — Geschichte der Reformation in Memmingen, Memm. 1730; — Ergötzlichkeiten, Ulm 1761, 2 Thle.; — außer seinen zahlreichen kirchengeschichtlichen und exegetischen Abhandlungen erscheinen noch: De antiquissima lat. bibliorum editione diatribe, Ulm 1760, 4.; — Acta historico-ecclesiastica, das. 1738. — Des Kardinals Quirin „Liber singularis de optimorum scriptorum editionibus, quae Romae primum protierunt" gab er zu Lindau 1761 mit Anmerkungen heraus. — 2) Johann Georg, des Vorigen Sohn, am 4. Dec. 1733 geboren, studirte in Göttingen, wurde später Pfarrer in Hausen, dann Prediger an der Martinskirche zu Memmingen und Stadtbibliothekar, 1793 Superintendent und † am 31. Nov. 1802. Er zeichnete sich ebenfalls durch seine theologischen und historischen Arbeiten aus. Außer vielen praktisch-theologischen Schriften haben wir von ihm: Beiträge zur Erläuterung der Geschichte, Memmingen 1772—75, 4 Stücke; — Sammlung für die Geschichte, Nördlingen 1779; — Anleitung für Bibliothekare und Archivare, Ulm 1788, 2 Bde.; — Kleine historische Schriften, Memmingen, 1788, 2 Bde.

Scheliach-Zibbur (hebr., s. v. a. Bote der Gemeinde), der Vorsänger.

Schelichowo (Schelechow, Schelekow),

russ.-amerik. Binnensee, im südwestl. Theile des Landes, steht östlich mit dem Ilima-See, westl. mit der Bristol-Bai in Verbindung.

Schelif, der größte und wichtigste Fluß in Algerien, der unter dem Namen Mikrok aus der Wüste Angad kommt. Der Mikrok fließt gegen Norden, bis ein Quellarm von Westen her vom Gebirge Manserais einfließt, worauf der vereinigte Fluß den Namen S. annimmt und gegen Nordosten durch den Tittery-See strömt bis zum Gebirge Uled-Honter, das er, gegen Nordwesten gerichtet, durchbricht. Darauf fließt er gegen Westsüdwesten bis Mesura und von da an gegen Westnordwesten bis ins mittelländ. Meer. Sein Lauf bildet vom Gebirge Uled-Honter an ein ziemlich breites Flußthal bis zum Einfluß der Mina links; von hier bis zur Mündung fließt er zwischen den Felsenwänden des Samuel nördlich und des Bukamel südlich. Der S. nimmt überhaupt viele kleine und größere Zuflüsse auf, darunter links die Ruina, Sidni, Fadah, Senjars, Jsly, Arehu, Stivia; rechts strömt ein bedeutender Bergbach vom Merjejah herab ein. Die S.-Mündung liegt nordöstlich von Mostazanem und südöstlich vom Kap Ivi.

Schelimba (ind. Rel.), kupferner, hohler, mit vielen kleinen Steinen angefüllter Ring, den die Mönche Tadins um die Fußknöchel tragen und womit sie den Takt bei ihren Gesängen und Tänzen schlagen.

Schelingen, bad. Pfarrdorf, Oberrheinkreis, Amt Breisach; 440 Einw.

Schelkau, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Weißenfels, am Schelkbache; 120 Einw.

Schellium (Chem.), s. v. a. Scheel.

Schelken (Geogr.), siebenbürg. Marktflecken: 1) (Groß-S., Nagy-Selky), Sachsen-Land, Stuhl Medwisch, an der Weiße; Weinbau; — 2) (Klein-S., Kis-Selky), das.

Schelklingen, württemberg. Stadt, Donaukr., Oberamt Blaubeuren, an der Ach; Vorstadt, Mauern, Thore, 2 Kirchen, Ruinen des Schlosses Muschenberg, Spinnerei, Musselinstickerei, berühmte Töpfereien, 6 Jahrmärkte; 1070 Einw. Gehört, getheilt mit dem Staate, den Grafen Schenk v. Kastell.

Schelkowitz (Zelkowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Liebshausen; 200 Einw.

Schelkowka, europ.-russ. Ort, Gouv. Moskau, nordöstl. von Moshaisk.

Schella, Stadt, s. Temsena.

Schellack, s. Gummilack.

Schelladler (Ornith.), auch Schellenten-adler, s. v. a. Schreiadler, Falco naevius *L.*

Schellard, Gerhard von, Architekt und Bürgermeister von Aachen, erbaute 1352 den Chor des Domes daselbst.

Schellaxt (Salzw.), große, stumpfe Art, womit die Bänke des Steinsalzes zerschlagen werden.

Schellbach (Geogr.), 1) kurhess. Dorf, Prov. Niederh., Kr. und Amt Homburg; 130 Einw.; — 2) (Groß-S., Zschellbach), preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Zeitz; Vorwerk; 210 Einw.

Schellbeere (Bot.), s. v. a. norwegische Brombeere, Rubus chamaemorus *L.*

Schellborn, bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkr., Amt Pforzheim; 380 Einw.

Schelldiele, s. v. a. Schalbret.

Schelldorf (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Bdgr. Kipfenberg; 200 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Stendal, an der Elbe; Windmühle; 210 Einw.

Schelle (Tintinnabulum, franz. Sonnete, Grelot), 1) entweder eine ganz kleine Glocke von getriebenem Messing oder Silberblech, oder eine aus Glockenmetall gegossene kleine Kugel, die unten offen und mit einem Klöppel versehen ist, so daß, wenn sie geschüttelt wird, einen hellklingenden Ton von sich gibt; an dem obern Theil derselben befindet sich ein Oehr zum Aufhängen; man nennt diese letzteren auch Cymbeln, und sie werden mit den kleinen Glöckchen und den großen, den sog. Ochsenschellen, zu Nürnberg von den Rothgießern gemacht und nach dem Gewichte verkauft. Eine dritte Art S. sind die aus Messingblech getriebenen; sie sind aus 2 Theilen zusammengelöthet, plattrund geformt und haben an der untern Seite 2 Löcher, welche durch einen nicht zu breiten Querschnitt vereinigt sind; an dem oberen Theil derselben befindet sich ebenfalls ein Oehr zum Anheften. Durch ein mit eingelöthetes Stückchen Eisen, das bei jeder Bewegung in der S. hin- und herrollt, wird der Klang der S. hervorgebracht. Man gebraucht diese S.n jetzt nur noch besonders im Winter zu den Schlittengeläuten, welche aus einem breiten Riemen bestehen, auf dessen obere Seite man die S.n befestigt und den Riemen noch überdies mit Troddeln und Fransen verziert; sie werden den Pferden theils an den Hals gehängt, theils über den Leib gelegt. In früherer Zeit trug man die S.n an den Kleidern zum Schmuck; so war z. B. das Kleid des persischen Königs mit vielen S.n besetzt. Später trugen selbst die Römer Gürtel mit S.n; bei den Juden bildeten die S.n einen wesentlichen Theil der Verzierungen am Rock des Hohenpriesters. Die S.n bei der jüdischen Kirchenmusik sollen eine Art Becken gewesen seyn. Auch beim katholischen Gottesdienste sind S.n, wiewohl in geringerem Maße, als bei den Juden, in Gebrauch gekommen. Im 11. bis 14. Jahrhundert waren sie auch in Deutschland ein Theil des Schmuckes. Die Männer trugen sie als eine Zierrath an Panzern, Wehrgehängen und Staatskleidern ꝛc. Die Weiber sah man mit S.n an den Schnabelschuhen, am Gürtel ꝛc. Später kamen sie mehr außer Gebrauch, und man sah sie nur noch an den Kleidern der Narren großer Herren als einen besonderen Schmuck, besonders an der Narrenkappe. In der Tatarei gehen übrigens heut zu Tage noch die Postillone mit Schellengürteln, um durch deren Geklingel ihre Ankunft anzuzeigen. Ferner findet man sie auch bei den Janitscharmusiken am halben Mond. In dem 12.—15.

Jahrhundert findet man die Schellenmacher als eine geschlossene Zunft hauptsächlich in Nürnberg, in anderen Städten kommen sie fast gar nicht vor; im Jahre 1231 waren sie schon in Nürnberg zünftig. — 2) (Herald.), s. v. a. Eisenhütchen.

Schelle (Geogr.), belg. Dorf, Prov. und Bez. Antwerpen, rechts an der Schelde; 1250 Einw.

Schellebelle, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, Bez. Termonde; rechts an der Schelde; 1550 Einw.

Schellecken, preuß. Höfe, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Labiau; 110 Einw.

Schelleisen (Kupferschm.), ein nach der einen Seite in Gestalt eines Negerkopfes ausgehöhlter eiserner Stab, um die kupfernen Nägel rund zu schlagen.

Schellen (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rössel; 360 Einw.

Schellen (Spielw.), die vierte Farbe in der deutschen Karte, s. Spielkarten.

Schellen (adjekt.), 1) schellend sich bewegen; — 2) s. v. a. klingeln; — 3) (Jagdw.), vom Elenn, wenn es im Traben mit dem Oberrücken an die Ballen hörbar anschlägt.

Schellen (Bot.), s. v. a. pfirsichblätterige Glockenblume, Campanula persicifolia *L.*

Schellenbach (Geogr.), 1) (Vorder- und Hinter-S.), 2 bayer. Dörfer, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Krumbach; 280 Einw.; — 2) preuß. Hof, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Ottweiler; 120 Einw.

Schellenbaum (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Cerbera *L.*

Schellenbeck, preuß. Höfe, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Hagen; 140 Einw.

Schellenberg (Geogr.), 1) bayer. Orte: a) Marktflecken, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Berchtesgaden, an der Alm; Schloß, Nebenzollamt; Fabrikation von Seife, Holzwaaren, Salzsäcken ꝛc.; 530 Einw.; — b) Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Gräfenberg; Burgruinen; 100 Einw.; — 2) lichtenstein. Dorf, Oberamt Vaduz, Hauptort der gleichn. Herrschaft; Schloß, 2 Bergschloß-Ruinen; 330 Einw.; — 3) nassau. Dorf, Amt Rennerod; 210 Einw.; — 4) preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Gerdauen; 140 Einw.; — 5) königl. sächs. Stadt, Kr. Zwickau, Amt Augustusburg; Kirche, Rittergut, Fabriken, Garn- und 2 Jahrmärkte; 1500 Einw.; — 6) Berg bei Donauwörth (s. d.); das. Schlacht am 2. Juli 1704 (s. d.); — 7) Berg, s. Pyrmont.

Schellenberg (Biogr.), 1) Johann Ulrich, Maler, geboren zu Winterthur 1709, Schüler J. R. Hubers in Bern, wurde zuletzt ein Universalkünstler, der Alles trieb, was die Kunst umfaßt, besonders aber malte er Landschaften und Bildnisse, deren einige gestochen wurden. In Winterthur eröffnete er eine Zeichnenschule; † um 1770. — 2) Johann Rudolf, Maler und Kupferstecher, geboren zu Konau 1740, Sohn und Schüler des Vorigen, konnte sich bereits durch Porträtmalen ein mageres Brod verdienen, als ein schwerer Fall von einer Schaukel herab sein Gedächtniß so gänzlich zu Grunde richtete, daß er wieder anfangen mußte, wie ein Kind lesen und schreiben zu lernen. Nur das Zeichnen vergaß er nicht; er mußte es aber mit der linken Hand thun, weil die rechte geraume Zeit von dem Falle gelähmt blieb. Nach erfolgter Genesung begab er sich nach Basel und malte dort Porträte, Historien und Landschaften. Von den ersteren geriethen ihm die in oder unter halber Lebensgröße gemalten am besten; sie verbinden mit richtiger Zeichnung und sprechender Aehnlichkeit ein reines und markiges Kolorit. Er malte auch viel solche kleine Bilder in ganzer Figur, wobei er nach dem Geschmacke damaliger Zeit alle Frauenzimmer zu Schäferinnen und alle Männer zu Gartenliebhabern und Blumisten machte. Sie erscheinen in theatralischer Kleidung in einer Idyllenwelt. Besser als diese Modestücke sind seine Studien, die er von Bauern und Bauernmädchen dortiger Gegend in großer Menge verfertigte, mit so treuer Wahrheit, daß man sie kaum für die Arbeit desselben Mannes, der die zaghaften Schäferkompositionen machte, halten sollte. Diese Kompositionen wurden häufig von Fremden gekauft, während die Schäferstücke liegen blieben. Er zeichnete sich besonders in Nachtstücken, spielenden Kindern und ländlichen Scenen aus, von denen die meisten ins Ausland gingen. Dann brachte er mehre Monate bei Geßner in Zürich mit Verfertigung naturhistorischer Zeichnungen zu, was die Liebe zur Naturgeschichte erweckte, die er unter Geßners Anleitung förmlich studirte. Er lieferte eine Sammlung entomologischer Zeichnungen in Wasserfarben, welche auf 2000 Blätter gebracht waren und um eben so viel Gulden in den Besitz des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern kamen. Den durch seine Verheirathung erforderten reichlicheren Erwerb fand er bei Buchhändlern, welchen er Kupfer zu ihren Verlagsbüchern radirte. Seine ersten kupferstecherischen Arbeiten von einigem Belang finden sich in J. E. Füßly's Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. Zu dieser Zeit machte er auch eine kurze Reise in der Schweiz, im Auftrage Andreä's aus Hannover, für welchen er Prospekte aufnahm und verschiedene Naturmerkwürdigkeiten zeichnete, wovon nachher ein Theil in dessen Briefen aus der Schweiz (1763) gestochen wurde. Die Platten, welche er für Basedows Elementarwerk bearbeitete, brachten ihn mit Chodowiecki in einen freundschaftlichen Briefwechsel; Basedow stellte aber der Künstler später in einer reichen satyrischen Komposition als Zecher in einer nicht sehr pädagogischen Gesellschaft dar. Durch seine biblischen Geschichten über das alte und neue Testament in Kupfern, die in den siebziger Jahren herauskamen, wurde er mit Lavater bekannt, der ihn einige kleine Stücke zu seinen frühern Erbauungsschriften stechen ließ und dann zu seinem

großen physiognomischen Werke vielfältig brauchte, auch bis an sein Ende sich seiner als Zeichner zu seinem physiognomischen Kunstkabinet bediente. Auch verdient eine Folge von acht kleinen Blättern angeführt zu werden, die er „Railleries“ betitelte. Launig sind seine „Erscheinungen des Freund Hein“, ein Todtentanz in 24 Bl., die 1785, mit Versen von Musäus begleitet, herauskamen. Das erste Werk, worin S., zwar noch mit unsicherer Radirnadel, aber als Kenner und charakteristischer Zeichner im entomologischen Fache auftrat, waren Sulzers Kennzeichen der Insekten, welchen dessen abgekürzte Geschichte der Insekten folgte. Von diesen beiden Werken existiren einige von S. selbst illuminirte Exemplare von außerordentlicher Schönheit. Auch in mehren anderen entomologischen und botanischen Werken sind Platten von diesem Künstler. Dann malte er auch Frucht- und Blumenstücke in Wasserfarben, zuerst kleine, dann erheblichere Kompositionen in der natürlichen Größe der Gegenstände, welche er schildern wollte. Seine naturhistorischen Darstellungen sind getreu und durchaus vortrefflich in Farben ausgeführt. In seinem Nachlasse befand sich eine schweizerische Entomologie, die 3400 vortrefflich gemalte Insekten mit ihren Verwandlungen und durch das Mikroskop vergrößerten Kennzeichen enthält. In mehren Bildern, besonders in Landschaften und Thieren aus seiner besten Zeit, erinnert er vollkommen an die Werke des damals berühmten Huber. Trefflich sind seine Zeichnungen in Tusch, Sepia und Rothstein. Er † zu Töß bei Winterthur 1806. — 3) Johann Anton Philipp, zu Wurzbach im Voigtlande geboren, war Lehrer der Handelswissenschaften bei dem Erziehungsinstitute in Groß-Lasser bei Braunschweig, später geh. Kammerrath in Weimar, wo er um 1826 †. Schrieb: Rechenbuch für Anfänger, Gotha 1798 f., 3 Thle., 7. Aufl., Leipz. 1826; — Hand- und Hülfsbuch für angehende Kaufleute, Gotha 1804; — Kaufmännische Arithmetik, Braunsch. 1805, 4 Bde., Rudolst. 1805, 4. Aufl., das. 1825; — Wechsel-Kurs-Tabellen, Rudolst. 1806; — 1000 praktische Aufgaben, 1. Heft, das. 1809, 2. Aufl. 1815; — Praktisches Handbuch für Kaufleute, das. 1811; — Unterricht im Bruchrechnen, das. 1812; — 150 Exempeltafeln, das. 1812, 5. Aufl. 1823; — Arithmetischer Nothhelfer, Leipz. 1815 f., 2 Thle.; — Gemeinnütziges Handelslexikon, Rudolst. 1817, 2 Bde.; — Tägliches Taschenbuch beim Handel im Kleinen, das. 1825, 2. Aufl. 1826; — Anleitung zum Kopfrechnen, Leipz. 1821; — Unterricht im Rechnen für Töchterschulen, das. 1822; — das Ganze der Rechenkunst, Erf. 1825, 2 Bde., u. A.

Schellenblume (Bot.), s. v. a. Trollius europaeus *L.*

Schellenczymbel, ein veraltetes Instrument von ähnlicher Beschaffenheit wie die Glockencymbel, bestand aus einem Gestelle, woran Schellen befestigt waren. Diese wurden, wie die Glocken am Halbmond bei der Janitscharenmusik, durch Stoßen oder Schütteln zum Klingen gebracht. Die alten Hebräer, bei welchen dieses Instrument schon in Gebrauch war, nannten es Theltselim.

Schellendorf (Geogr.), 1) (Groß- und Klein-S.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln; 350 Einw.; hier am 9. Okt. 1740 Vertrag zwischen Friedrich II. von Preußen und dem österreich. General v. Neipperg; — 2) (Nieder-S.), Dorf das., R.-B. Liegnitz, Kr. Goldberg-Hainau; Schloß, Vorwerk; 220 Einw. In der Nähe von S. fand eigentlich der Ueberfall von Hainau (s. d.) Statt. Siegesdenkmal auf dem nahen baudmannsdorfer Windmühlenberg.

Schellengeläute, s. Schelle 1).

Schellenmacher, zünftige Handwerker, welche Schellen machen; s. Schelle 1).

Schellenpflanze (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Nolana *L.*

Schellenqualle (Zoophyt.), Quallengattung, s. v. a. Melonenqualle, Beroë *Brown.*

Schellenschlitten, s. Schelle 1) und Schlitten.

Schellenschnecke (Mollusk.), s. v. a. Bellhorn (s. d.), Dolium Pomum *Lam.*

Schellenspitzen (Schellensieben), s. Rothspitzen.

Schellenente (Ornith.), Entenart, s. v. a. Anas Clanguia *L.*, s. Ente.

Schellenthierchen (Zoophyt.), Infusoriengattung, s. v. a. Tintinnus *Ehrenb.*

Scheller (Biogr.), 1) Immanuel Johann Gerhard, berühmter Grammatiker und Lexikograph, geboren am 22. März zu Ihlow, wo sein Vater Pfarrer war. Schon im Alter von 4 Jahren verlor er denselben; dessenungeachtet erhielt er eine gute Erziehung in der Schule zu Apolda, besuchte das Lyceum zu Eisenberg, hierauf die Thomasschule zu Leipzig und studirte dann in genannter Stadt Theologie und Philologie unter der Anleitung von Ernesti und Fischer. Seine Armuth nöthigte ihn, seinen Unterhalt durch Privatstunden und Betheiligung an Zeitschriften zu erwerben. Im J. 1760 veröffentlichte er seine erste lateinische Dissertation: De historiae antiquae utilitate, welcher bald nachher die Streitschrift: Somnium in quo praeter cetera, genius seculi cum moribus eruditorum vapulat, Altenb. 1761, 8., folgte. Im nämlichen Jahre kam er als Rektor an das Lyceum zu Lübben in der Niederlausitz und ward 1771 Rektor am Gymnasium zu Brieg in Schlesien. † am 5. Juli 1803. Den meisten Ruhm brachten S. seine beiden Wörterbücher, das „Ausführliche lateinisch-deutsche und deutsch-lateinische Wörterbuch“, Leipz. 1783—84, 3 Bde., 3. Aufl. 1804—5, 7 Bde., und das „Lateinisch-deutsche und deutsch-lateinische Handlexikon“, Leipzig 1792, 2 Bde., wovon das letztere durch die anerkennungswerthen Bemühungen Lünemanns und Georges bis in die neueste Zeit herein eine Menge vielfach verbesserter Auflagen erlebt hat. Fast eben so gut wurde aufgenommen sein „Kleines lateinisches Wörterbuch in etymologischer Ordnung“, Leipz. 1780, 7. Aufl., von Georges, 1840. Schrieb

außerdem: Ausführliche lateinische Sprachlehre, Leipz. 1779, 4. Aufl. 1803; — Kurzgefaßte lateinische Sprachlehre, daſ. 1780; 4. Aufl., von Döring, 1814; — Praecepta stili bene latini, in primis Ciceroniani seu eloquentiae romanae, daſ. 1779, 2 Bde.; 3. Aufl. 1797; davon ein Auszug unter dem Titel Compendium, daſ. 1780; 3. Aufl. 1796, beide letztere mehr grammatikalisches Material, als eine Darstellung des Stils enthaltend; — Anleitung, die alten Schriftsteller in den obern Klassen der Schulen philologisch und kritisch zu erklären, 2. Aufl., Halle 1783; — Observationes in priscos scriptores quosdam, Leipz. 1785. — Was den Styl Schellers anlangt, so ist derselbe nicht sowohl elegant, als korrekt. Vgl. über sein Leben Schichtegroll, Nekrolog, 3. Bd. — 2) Jakob, genialer Violinvirtuos, geboren 1759 zu Schettal unweit Ronkonitz, einer böhmischen, dem Hause Fürstenberg gehörigen Herrschaft, studirte im prager Jesuiten-Kollegium. Liebe zur Musik und zur ungebundenen Lebensart bewirkten, daß er sein Studium aufgab und nach München ging, um unter Gröner das Violinspiel zu erlernen. Später stand er 2 Jahre im Orchester der mannheimer Bühne, und Vogler nahm sich mit Rath und That seiner an. Bald darauf verließ er jedoch Mannheim, trieb sich eine Zeit lang in Frankreich, der Schweiz und Italien herum und wurde dann nach seiner Rückkehr Koncertmeister an der herzogl.-würtembergischen Hofkapelle zu Mömpelgard. Im J. 1791 verließ er, der einrückenden Neufranken wegen, auch diese Stelle und begann seine Wanderungen aufs Neue, kam aber in Folge seines liederlichen und ausschweifenden Lebens immer mehr herunter, so daß er in den letzten Jahren nicht einmal ein eigenes Instrument mehr besaß und, wenn er irgendwo spielen wollte, sich jedesmal ein solches leihen mußte. Im höchsten Elend † er 1800 in einem Dorfe in Friesland. Er gehörte zu den größten Bravourspielern aller Zeiten, konnte, wie Paganini, Alles wagen und überwand auf einer fremden, oft mittelmäßigen Geige die größten Schwierigkeiten, z. B. perlirte Läufe auf einen Strich durch mehre Oktaven, — haldtönig, in rasender Geschwindigkeit — Terz- und Sextengänge, Trillerketten über das ganze Griffbrett, Sprünge aus einer schwindelerregenden Höhe in des Abgrunds Tiefe, glockenreine Flageolettpassagen, Alles in voller Kraft, Deutlichkeit, Präcision und mit einer Leichtigkeit, als ob es nur Kinderspiel wäre.

Scheller (Ornithol.), 1) ſ. v. a. Eichelhäher, Garrulus glandarius *L.*; — 2) ſ. v. a. Alpenrabe, Pyrrhocorax alpinus *Cuv.*

Schellerhau, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Altenberg; Mühle; 860 Einw.

Schellert, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Neustadt; liefert Tabaksdosen und andere lackirte Arbeiten; 220 Einw.

Schelleschowitz, österr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrsch. Kremsier; Mühle; 410 Ew.

Schellesen, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Liboch; 280 Einw.

Schelletitz (Zelitice), österr.-mähr. Pfarrdorf, Kr. Brünn; 540 Einw.

Schelletau (Geogr.), 1) (Zeletawa), österr.-mähr. Allodialherrschaft, Kr. Iglau; umfaßt 9917 J. 766 □ Kl. Areal und 3560 Einw.; — 2) Marktflecken daſ.; 2 Kirchen, Post, 4 Jahrmärkte; 1100 Einw.

Schelley, ſ. v. a. Shelley.

Schellfisch (Ichthyol.), Fischgattung, ſ. v. a. Gadus *L.* — Gemeiner Schellfisch, ſ. v. a. Gadus aeglefinus *L.*

Schellfische (Ichthyol.), ſ. v. a. Gadini, Familie der Subbranchiales oder kehlflossigen Fische, ſ. Gadini und Subbranchiales.

Schellhammer, ein großer Maurerhammer.

Schellharz, durch Anbohren und Ritzen der Tannen gewonnenes Harz; ist es schön rein und weiß, so heißt es auch gemeiner Weihrauch.

Schellhas, ſ. v. a. Schallhas.

Schellhengst, ſ. v. a. Beschäler.

Schellholz, ſ. v. a. Schalholz.

Schellhorn (Scabehorn, Geogr.), holstein. Dorf, Klostergericht Preetz; 140 Einw.

Schellhorn (Biogr.), 1) Christian, Maler, 1802 zu Nürnberg geboren und an der Kunstschule daselbst gebildet, malt Bildnisse und andere Darstellungen. — 2) Friedrich Paul, tüchtiger Maler, in Sonneberg im Herzogthum Meiningen geboren, bildete sich von 1817—20 auf der Akademie zu München, wo er sich der Historienmalerei widmete und 1820 zwei Kartons zur Ausstellung brachte, wovon der eine die Traumdeutung Josephs im Kerker, der andere den jungen Joseph auf der Reise vorstellte; auch Bildnisse in Oel u. Pastell malte er. Nach seiner Rückkehr ward er Hofmaler in Meiningen und gründete seinen Ruf als Dekorationsmaler. Nach eigener Erfindung stellte er schon 1844 ein Diorama, das Innere der Lorenzkirche in Nürnberg, her, das aber durch seine 1850 vollendeten neuen Dioramen, die Ergebnisse langjähriger Studien, weit übertroffen wurde.

Schellif, Fluß, ſ. v. a. Schelif.

Schellin (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Greifenberg; 140 Einw.; — 2) daselbst, Kr. Pyritz; 230 E.

Schelling (Geogr.), 1)(Ter.-S.), niederländische Insel, Prov. Nord-Holland, am Eingang in die Zuider-See, durch den Vliestrom von dem westlichern Vlieland getrennt; Ackerbau und in 4 Dörfern 2000 Einw.; auf der Westküste liegt das Dorf Wester-S.; — 2) Insel, ſ. Neu-Guinea; — 3) Vorgebirg, ſ. Sierra Leone.

Schelling (Biogr.), 1) Friedrich Wilhelm Joseph von, berühmter deutscher Philosoph, den 27. Januar 1775 zu Leonberg im Würtembergischen geboren, studirte zu Tübingen, dann kurze Zeit in Leipzig und darauf in Jena, wo damals Reinhold und Fichte der Mittelpunkt der philosophischen Bewegung waren. Nachdem er sich als Privatdocent habilitirt, ward er bereits 1798 außerordentlicher und 1803, nach Fichte's Weggang von Jena, ordentlicher Professor der Philosophie. Als solcher wirkte

er nur kurze Zeit u. ging darauf nach Würzburg, ward 1808 Generalsekretär der königl. Akademie der bildenden Künste in München und wurde vom Könige Maximilian Joseph geadelt. In Folge einer literarischen Fehde mit dem Präsidenten der Akademie verließ er 1820 München mit Urlaub und hielt eine Zeit lang in Erlangen Vorlesungen, ward aber 1827 als ordentlicher Professor der Philosophie mit dem Titel eines geh. Hofraths an die neu errichtete Universität nach München zurückgerufen, wurde später wirklicher geheimer Rath, Vorstand der königlichen Akademie der Wissenschaften und Konservator der wissenschaftlichen Sammlungen zu München. In dieser Stellung blieb er, bis ihn König Friedrich Wilhelm IV. 1841 als geh. Hofrath und Mitglied der Akademie nach Berlin berief, wo er ebenfalls philosophische Vorlesungen hält.

S.s philosophisches System. Den Ausgangspunkt seiner Spekulation nahm S. von der idealistischen Subjektivitätslehre Fichte's, ohne jedoch auf diesem einseitigen Standpunkt stehen zu bleiben. Er behauptete vielmehr, daß wenn ein Wissen Statt finden solle, es auch ein Seyn geben müsse als das Objekt des Wissens oder als das Gewußte. Zunächst und unmittelbar wissen wir nach Fichte nur von unserm eigenen Seyn, und in so fern ist dieses als Ausgangspunkt beizubehalten. Da ferner alles Wissen und Denken in einem innern Objektiviren, in einem Gegensatze zwischen dem Denkenden und dem Gedachten besteht, so entsteht auf diese Weise ein denkendes Princip, ein schlechthin aus sich selbst heraus thätiger Mittelpunkt und eine von diesem ausgehende Handlung oder Spannung, gleichsam eine Sphäre, die durch die Radien aus jenem Punkt heraus verbreitet wird; es entsteht das, was man Subjekt, und zwar absolutes Subjekt oder Ich und Objekt nennt. Beides ist ein und dasselbe Wesen, ein Subjekt-Objekt, aber zu unterscheiden ist in diesem einen Wesen der Mittelpunkt des Producirenden und die Sphäre, das Produkt. Jener Punkt, als absolutes Ich betrachtet, ist der absolute Quell aller Thätigkeit; aus ihm geht Alles hervor, was als Objekt sich ihm entgegen stellt. Alle Gegenstände sind also als solche nur Gedachtes und existiren überhaupt nur, in so fern sie gedacht werden; das Ich aber existirt, weil es denkt. Die Gegenstände des Denkens sind zwar auch, aber nur potentiell, der Möglichkeit nach, in so fern sie von dem Ich gedacht werden können; das Ich ist die Thätigkeit, die Energie, die aus sich selbst das noch nicht wirklich Seyende ins Daseyn ruft und sich desselben bewußt wird. Dies Ich nun, zu dem S. den Gegensatz wieder gefunden hatte, der bei Fichte in einem leeren und einseitigen Wissen verloren gegangen war, ist nicht etwa ein materieller Kern oder ein starres Seyn; sondern der wahre Begriff von dem Seyn, was dem Subjekte zukommt, ist dieser, daß man sich dieses reine Ich als Thätigkeit, als Produktivität, als Wille oder Wollen und zuletzt als energische Freiheit vorstelle (S.s Philosoph. Schr., Bd. I, in den Abhandlungen zur Einleitung in den Idealismus der Wissenschaftslehre). Wenn aber das Ich wirklich Wahres wissen will, so darf das Wissen nicht etwas von dem Gewußten ganz Verschiedenes seyn, vielmehr müssen das Wissen und das Gewußte von gleicher Art und Natur seyn, ja ein wahres Wissen läßt sich nur als Wissen von sich selbst, als Selbstbewußtseyn denken; und Wissen und Seyn müssen als identisch, als wesentlich Eins und Dasselbe angenommen werden. Das Denken ist schlechthin und unmittelbar, und dies ist die Selbstbejahung des Denkens oder Seyns, in so fern nämlich alles Seyn an sich auch ein wirkliches oder reales Denken ist. Das Ideale und Reale sind identisch in ihrer Wurzel. Diese Wurzel aber oder das Absolute (das Grundich) fand S. eben in dem absoluten Wollen und Wirken des Ich. Als Form für die Thätigkeit des Ich erkennen wir die Bewegung in Raum und Zeit, und Zeit und Raum sind die Grundform unserer Thätigkeit überhaupt, namentlich auch der ersten und ursprünglichen geistigen Thätigkeit, die sich im Bewußtseyn vorfindet, des Anschauens. Hier ist nun festzuhalten, daß S. das subjektive Ich Fichte's zwar als Princip des Wissens beibehielt, jedoch dasselbe zugleich als Schema des Alls überhaupt betrachtete. Das absolute Ich ist ihm ein Inbegriff aller Realität überhaupt. Das Absolute kann nur als Eines und allumfassend gedacht werden; es kann nicht mehre absolute Dinge geben. Dieses absolute, als unbeschränkte Macht die ganze Unendlichkeit erfüllende Ich setzte S. an die Stelle der spinozischen Substanz, als alleiniges, unendliches Subjekt-Objekt, als Weltich, welches das Ideale und Reale in sich als Eins enthalte und sich in dem allumfassenden Leben der Natur als ein durch den Widerstreit entgegengesetzter Kräfte nach einem allgemeinen Gesetze der Polarität bildendes Princip offenbare. Nun hatte S. die doppelte Aufgabe, theils die Stoffe und Thätigkeiten der Natur in der Sphäre der physischen Nothwendigkeit zu konstruiren und ein rationelles System der Naturwissenschaft auszuführen, theils die Erscheinungen im Gebiete der Intelligenz und der Freiheit transcendental abzuleiten und zu erklären. Die Philosophie zerfällt ihm demnach in zwei Grundwissenschaften, in die Naturphilosophie und in die Transcendentalphilosophie, als deren gemeinschaftliche Grundlage er später, wo er sich von dem Einfluß, welchen der kantisch-fichtesche Idealismus auf sein Denken eine Zeit lang geübt hatten, frei wußte, das absolute Identitätssystem hinstellte. Auf dem Standpunkte ihres absoluten Systems besteht nun die Philosophie in einer Erkenntniß und Wissenschaft des Göttlichen, und zwar in einer durchaus klaren und adäquaten, da es von dem Göttlichen entweder keine, oder nur eine solche Erkenntniß geben kann. Das Göttliche ist das einzig wahre und wirkliche absolute Seyn. Etwas Wirkliches, außer Gott, zu denken ist eben so unmöglich, als eine Wirklichkeit außer der Wirklichkeit zu denken. Gott ist keineswegs ein Wesen, welches durch den Gedanken ergriffen werden könnte, sondern er ist vielmehr das allein Anschauliche und das

in Allem Anschaubaren allein Angeschaute; er kann nicht in der Gedankenwelt existiren, ohne zugleich und eben deshalb die wirkliche Welt oder die Natur auszumachen; „von Allem, was die Vernunft als ewige Folge von dem Wesen Gottes erkennt, ist in der Natur nicht allein der Abdruck, sondern die wirkliche Geschichte selbst enthalten. Die Natur ist nicht bloß Produkt einer unbegreiflichen Schöpfung, sondern diese Schöpfung selbst, nicht nur die Erscheinung oder Offenbarung des Ewigen, vielmehr zugleich dieses Ewige selbst". Gott ist wesentlich das Seyn, heißt: Gott ist wesentlich die Natur, und umgekehrt. Wie aber wird das absolute Seyn, in welchem alle Gegensätze sich vereinigen und welches die „Identität der Einheit und des Gegensatzes ist", erkannt? Nicht von dem gewöhnlichen Verstand im reflektirenden Denken, sondern durch die der Vernunft eigenthümliche unmittelbare intellektuelle Anschauung. Diese nämlich beruht auf einer gewissen Selbstbeobachtung und Aufmerksamkeit auf unsere eigene intellektuelle Thätigkeit beim Schaffen unserer Gedanken und während dieses intellektuellen Vorganges selbst; oder sie beruht auf derjenigen Thätigkeit des inneren Sinnes, vermöge welcher eine bestimmte Anschauung hervorgebracht und zugleich auf die Art und Weise ihres Entstehens geachtet wird. Dieses schaffende Konstruiren ist Spekulation; zunächst nimmt dadurch zwar der menschliche Geist seine eigenen Gesetze wahr; da er sich aber im Mittelpunkt des allgemeinen Naturbewußtseyns befindet, oder dieses Bewußtseyn selbst ist, so erkennt er zugleich mit seinem Wesen auch alles Wesen und das Gesetz des allgemeinen Natur- und Weltgeistes überhaupt; denn alles Reale ist Leben, alles Leben aber Anschauen, und die intellektuelle Anschauung ist sonach Anschauung und Erkennen des Wirklichen. Die Objekte des intellektuellen Anschauens sind nichts weiter als die aus dem Subjekte evolvirte Natur dieses Subjekts; aller Naturgegenstände oder vielmehr unserer Anschauungen von ihnen können wir uns bemächtigen, wenn wir nur uns zum Bewußtseyn bringen, was der Verstand erst bewußtlos anschauend in sie hineingelegt hat. So dringt der menschliche Geist vermöge der intellektuellen Anschauung in das Innerste der Natur, denn die Natur ist das All-Eine, der Mensch nur ein integrirender Theil von ihr; alle anderen Theile sind ihm nur dasselbe, was er selbst ist, sein eigenes Wesen. Der bloße Verstand, wenn er aus der Sphäre des Beschränkten und Entgegengesetzten heraustreten will, gelangt höchstens zu der Negation des Gegensatzes, zu einer leeren und unschöpferischen Einheit, welche ihr Gegentheil, die Gegensätze, nur als etwas Unheiliges und Ungöttliches von sich auszustoßen, keineswegs aber sie in sich selbst aufzunehmen und mit sich zu versöhnen im Stande ist. Der Verstand sucht zwar die Einheit zu setzen, läßt aber den Widerspruch zwischen ihr und dem Gegensatze bestehen und setzt eben deshalb die Einheit nicht wahrhaft. Der Vernunft ist der Gegensatz eben so ursprünglich und wahr, als die Einheit. Sie schaut in dem Entgegengesetzten nur die höhere Einheit und erkennt die „lebendige Identität". Der Gegensatz ist nichts, als die aus sich heraus sich bewegende lebendige Einheit; ohne Gegensatz kein Leben, da er selbst das Leben ist. Aus diesen Grundsätzen aber erklärt sich von selbst die so eben schon berührte Frage, wie sich das Erkennen zum Seyn und dieses zu jenem sich verhalte? Es findet eben kein Gegensatz unter ihnen Statt. Beide sind unmittelbar, ohne ein höheres Band, mit sich selbst Eins. Das einzig wahre Sein, welches das Absolute oder Gott ist, ist so gewiß, als es das wahre Seyn ist, seine eigene „Bekräftigung und Selbstbejahung." Denn wäre es dies nicht, so würde es nicht absolut und aus sich selbst seyn. Diese Bejahung des Seyns ist aber nicht bloß eine Thätigkeit desselben, sondern sie ist eben das Sein selbst; denn nur unter dieser Bedingung besitzt sie Wirklichkeit. Bejahung des Seyns ist Erkenntniß des Seyns, und umgekehrt. Das Ewige folglich, da es wesentlich ein Selbstbejahen ist, ist in dem Seyn auch ein Selbsterkennen und in dem Selbsterkennen ein Seyn. Muß man nun die Identität zwischen Seyn und Erkennen, zwischen Selbstbejahung und Existenz anerkennen, so verschwindet ohnehin der unwahre Gegensatz einer subjektiven und einer objektiven Welt gänzlich. Nichts in der Natur ist bloß Objekt, bloß ein Bejahtes, Alles ist zugleich Selbstbejahung, also auch Subjekt; jedes Ding, in seinem wahren Wesen angeschaut, ist eine Art des Seyns und eine Art des Selbstoffenbarens und Selbsterkennens. Wie nun der vulgäre Gegensatz zwischen Seyn und Erkennen in der That keiner ist, so ist aber der Gegensatz zwischen Einheit und Vielheit in dem Absoluten der eigentliche und wahre. Denn eine wirkliche, strenge Einheit, ein Wesen, was nur es selbst wäre, könnte ja nicht sich manifestiren oder aus sich heraus etwas schaffen, darum könnte es eben nicht seyn, weil das wirkliche Seyn eben nur Thätigkeit, und zwar die Thätigkeit der Selbstoffenbarung ist. Diese Selbstoffenbarung ist aber nur dadurch möglich, daß das Absolute in sich selbst ein Anderes und in diesem Anderen wieder es selbst und Eins ist, das lebendige Band von sich selbst und einem Andern. Und das Andere hat sein Bestehen nur durch das Band der Existenz des Einen und nicht außer diesem Einen; es ist das Eine, aber nur als ein Anderes, das Eine, welches seiner Natur nach immer nach Selbstentfaltung strebt. Das Andere kommt nicht erst zu dem Einen hinzu, denn es gehört ja zur Existenz des Einen, ist also mit ihm schon da. Das Eine setzt nur Alles durch absolute Schöpfung aus sich heraus, verwandelt fortwährend das Mögliche in Wirkliches, das subjektiv Implicirte in objektiv Explicirtes. Diese ewige Evolution ist die Natur; aber diese Evolution geht stufenweise; das ewige Leben potenzirt sich selbst in der Zeit vom Unvollkommenen zum Vollkommneren. Potentiell, d. h. der Möglichkeit oder dem Grunde nach, war das, was zuerst da war, allerdings das Vollkommenste, aber es war bloß als Potenz vorhanden; in seiner Entfaltung aber war es zuerst in unvollkommenem

Zustande und wurde nach und nach vollkommener. Daher in der Natur ein ewiger Fortschritt, ein sich selbst von Potenz zu Potenz Höher-empor-heben, und die Natur hat mithin eine Geschichte in sich selbst, welche die Naturphilosophie darzulegen hat. Die höchste Stufe der Entwickelung ist die, wo das anfangs blind wirkende Leben in seiner vollsten Entfaltung selbst zum Bewußtseyn v. sich selbst wird. Das Gesetz, wonach sich die Natur von Stufe zu Stufe hebt, ist überall dasselbe: ein Sich-selbst-objektiviren, erst ein Herausstellen dessen, was im Subjekt liegt, und dann wieder ein von diesem objektiv gewordenen Inhalt Zurück-Reflektiren des Subjekts auf sich selbst, ein Poralisiren zwischen Subjektivität u. Objektivität, wobei jedoch jedes sich entwickelnde Mannichfaltige nur Eins und Dasselbe bleibt seinem Wesen nach. Dieses Wesen selbst ist an sich Leben; es heißt Natur (natura), in so fern es vorerst nur als Potenz, als Möglichkeit, Alles zu werden, aber noch nicht als seyend gedacht wird; und es heißt Welt oder Universum (natura naturata), in so fern es fortwährend wird oder geworden ist, was es jener Natur nach zu werden bestimmt ist. Die Natur aber als Grund und die Natur als Erscheinung von sich selbst ist Dasselbe, das Einige, das Absolute. So ist also das absolute, unendliche Wesen oder Seyn gar nicht getrennt von der Natur, etwa über oder außer derselben, sondern die Naturdinge und wir selbst — Alles in und um uns, all ist das gegenwärtige, ewige Seyn und Wesen in seiner Entfaltung. Deswegen kann auch in der Entfaltung jedes einzelnen Dinges das Wesen und das Gesetz des Absoluten gleichsam im Kleinen angeschaut werden. Der Entwickelung des Einzelnen sowohl wie des Allgemeinen erscheint das Gesetz derselben als eine blind wirkende innere Nothwendingkeit; aber nur darum, weil wir die Entwickelung von außen als objektive Erscheinung betrachten. Der Keim mußte sich ausbilden zu dem, was in ihm lag; er konnte nicht anders. Denken wir uns aber an die Stelle des Keims, und werden wir uns dabei bewußt, daß wir doch eigentlich selbst wirken, so erscheint uns dieselbe Wirkung vom subjektiven Standpunkte aus in so weit als völlig frei, als wir ja unsere eigene Natur ungehemmt entfalten. Das Gesetz, was sich zeigt, ist sonach kein fremdes, sondern das eigenste Wesen des sich entwickelnden Keimes. Wie in jedem einzelnen Keime, so wirkt auch die Natur im großen Ganzen: es ist eine Natur (natura naturans) vor der Natur (natura naturata), eine Möglichkeit vor der Wirklichkeit. Diese Möglichkeit aber kann nicht seyn, denn das bloß Mögliche ist ja noch nicht wirklich; Natur in diesem Sinne ist also reine Potenz. Kommt aber zur Möglichkeit hinzu die Wirklichkeit, d. h. wirkt der Grund und schafft er aus sich heraus, so haben wir die Natur im zweiten Sinne, wo dieses Wort bezeichnet die sichtbarlich vor uns ausgebreitete Welt oder das allgemeine Seyn, zu dem wir selbst gehören, und diese wirkliche Natur ist Potenz und Wirken zusammen, sie ist die erste Identität. Dieses Seyn besteht demnach in einer unendlichen Existenz, d. h. in einem fortwährendem Hervorgehen der Wirkung aus dem Grunde, den es selbst in sich hat. Der Grund der Welt liegt somit nicht außer ihr und nicht vor ihr, sondern in ihr. Es läßt sich kein Schöpfer annehmen, der eher gewesen wäre, als die Welt; denn wäre dies der Fall, so wäre ja ein Seyendes vor dem Seyn schon da gewesen; die Welt und ihr Grund sind zugleich und gleich ewig. In so fern die Potenz in der Natur zur Wirklichkeit gekommen ist, heißt sie Subjektivität, und in so fern das Seyn als ihr Bewirktes gedacht wird, heißt es Objektivität. Dieses bisher als unendlich und unterschiedsloses gefaßte Seyn denke man sich nun in sich gegliedert und zur größmöglichsten Mannichfaltigkeit bestimmt. Dann wird jeder Theil, fur sich betrachtet und mit anderen einzelnen Theilen verglichen, einer mehr als der andere entweder vorzugsweise der subjektiven, od. der objektiven Seite des unendlichen Wesens anzugehören scheinen; aber dies findet nur Statt im Einzelnen und Endlichen, nicht im Allgemeinen und Ganzen; da herrscht vielmehr absolutes Gleichgewicht. Die vielen und einzelnen Theile erscheinen als endlich; diese Verendlichung des Unendlichen besteht jedoch nur in einem Sich-selbst-von-sich-selbst-unterscheiden, also in einer Thätigkeit des unendlichen Seyns in sich selbst, wobei es immer ein und dasselbe Wesen an und für sich bleibt. Um die Selbstthätigkeit des absoluten Subjekts, der Natur, zu begreifen, muß man sich diese Selbstthätigkeit denken als ein Vorstellen des absoluten Subjekts; man muß sich somit versetzen in den Mittelpunct des Alls, und so wie unsere Gedankenbilder bloß nichtige Objekte sind, so sind die Gedankenbilder des allgemeinen Naturgeistes Gestalten, die als solche freilich auch keine Wesenheit in sich haben; aber da sie in Wahrheit nur der gestaltete Geist selbst sind, so sind sie doch auch wirklich und wahrhaft. Alles Reale ist also subjektive und objektive Thätigkeit, je nachdem es sich selbst erblickt oder nicht. Eine Thätigkeit, die sich selbst erblickt, erscheint als Selbstthätigkeit, eine Thätigkeit aber, die von andern Augen erblickt wird, erscheint als objektive Bewegung. Obwohl nun in allen Dingen — in ihrer Gesammtheit — Subjektivität ist, so kann doch jeder einzelne Theil in dieser absoluten Selbstbewegung der Natur sich gewahr werden, und daher gibt es Einzelwesen, in denen jene Selbstbewegung noch nicht zur Selbstanschauung geworden ist, die daher in Vergleich zu andern mit überwiegender Objektivität gesetzt sind. Wird das ursprüngliche Seyn objektiv betrachtet als Bewegung, so erscheint eine Duplicität von einander entgegengesetzten Bewegungen, nämlich die expansive und die kontrahirende Bewegung. Expansion und Kontraktion sind die beiden Faktoren des materiellen Seyns oder der Materie. Die Materie ist das Seyn in seiner ersten Gestalt, die Wurzel aller Dinge, und sie ist zu denken nicht als ein Starres oder Todtes, sondern als der Konflikt oder die polare Spannung jener nach entgegengesetzten Richtungen thätigen Kräfte u. Faktoren. Diese Faktoren, Expansion und Kontraktion, verhalten sich zu einander,

wie auf der ideellen Stufe sich verhalten Anschauen und Begreifen. Die expandirende Kraft muß betrachtet werden als der erste positive Faktor, denn sie erzeugt die Räumlichkeit und Ausdehnung oder ist viemehr selbst ein Sich-ausdehnen. Diesem positiven Faktor steht entgegen der negative; die negative Thätigkeit beschränkt und begrenzt und bildet eben dadurch. Ihr entspricht die Zeit, welche ist die fortwährende Negation des Raumes. Man kann diese Thätigkeit auch als das allgemeine Band (copula) ansehen, welches sich durch das Universum zieht; durch sie bestehen alle Umrisse, Gestalten und Grenzen in der Natur; sie gibt dem All Einheit, dem Einzelnen Abgrenzung, dem All Ewigkeit, dem Einzelnen relative Dauer; waltete sie aber allein, so würde aller Raum verschwinden; und wäre bloß die positive vorhanden, so würde das All in unendliche Leere zerfließen. Beide Faktoren sind und wirken demnach gemeinsam, indem jedoch bald der eine, bald der andere relative überwiegt. Die negative Thätigkeit, als überwiegende Kraft in der objektiven Natur, heißt Schwere und erscheint als Materie; sie ist die Mutter aller Gestaltung im Einzelnen, ist als das Bindende auch das Schaffende und mithin eigentlich das allein Reale. Mit ihr vereinigt, von ihr beherrscht, aber in innerlichem Gegensatz zu ihr steht der positive Faktor nun als der ideelle, der mit den Produkten der Schwere im Reich der Endlichkeit in Opposition tritt. Dieser positive Faktor heißt in der Natur das Licht. Das Licht ist das Denken der Natur oder vielmehr das Sich-Anschauen derselben; es ist die Seele, die geistige Thätigkeit der Welt. So wie nämlich in der ideellen Sphäre des Seyns oder im Bewußtseyn die sinnliche Vorstellung schon ein gemeinschaftliches Produkt des positiven Hinschauens und des negativ begrenzenden Verstandes ist, das eigentliche Bewußtwerden aber dadurch zu Stande kommt, daß wir dieses unser Anschauen wieder anschauen, so ist es auch in der materiellen Sphäre. Die positive Thätigkeit in der Materie mit der negativen vereinigt, erhebt sich über sich selbst und schaut sich selbst an und wird so zum Licht. Darunter ist aber nicht bloß die Erscheinung zu verstehen, die sich als Feuer und Sonnenstrahl zeigt, sondern auch der Klang und die Wärme. Ueberhaupt zeigt sich diese Thätigkeit in der Natur, wo eine Trennung und Befreiung des positiven Faktors vom negativen vorkommt, z. B. beim Verbrennen. „Das Dunkel der Schwere und der Glanz des Lichtwesens bringen erst zusammen den schönen Schein des Lebens hervor und vollenden das Ding zu dem eigentlich Realen, was wir so nennen.“ Aus dem Kampfe des Lichts und der Schwere ist die ganze Gestaltung der gegenwärtigen Natur hervorgegangen. Der Prozeß, welchen Licht und Materie zunächst einzugehen hatten, um sich zur Welt zu gestalten und die Materie in ihre verschiedenen Formen zu zersetzen, ist der magnetisch-elektrisch-chemische. Die Natur oder das allgemeine Wesen bleibt jedoch nicht dabei stehen, sich bis zum Lichtwesen potenzirt zu haben; es potenzirt sich vielmehr bis zum Leben und zum Organismus. Auf diese dritte Stufe gelangt die Entwickelung der Natur dadurch, daß in dem chemischen Prozeß noch etwas eintritt, was auf der zweiten Stufe noch nicht in ihm lag. Dies ist die kontinuirliche Erneuerung der chemischen Prozesse selbst, so daß in ihnen ein widerstreitender Prozeß fortwährend dem ersten Prozesse entgegengesetzt wird. So ist das organische Leben ein Prozeß von Prozessen, die sich in ihrer Aufeinanderfolge wechselseitig immer wieder von Neuem hervorrufen. Die uns bekannten Organisationen zerfallen in Thiere und Pflanzen. Die Pflanze stellt den organischen Prozeß noch auf einer niederern Stufe dar, als das Thier. Die inneren Vorgänge der thierisch-organischen Natur sind ein Getriebe v. Reproduktion, Irritabilität und Sensibilität. Irritabel ist die thierische Natur, in so fern sie auf erhaltene Reize in Selbstbewegung ausbricht; Sensibilität ist die normirende und bestimmende Thätigkeit des Individuums, die allen von der Irritabilität ausgehenden Bewegungen das Gesetz oder die Form anlegt und ihnen die Qualität gibt, welche sie haben müssen, um der realen Idee des Ganzen zu entsprechen oder diese Idee zeiträumlich darzustellen. Sensibilität und Irritabilität zusammen geben den Begriff des Instinkts, d. h. eines Naturtriebes, der durch Empfindung bestimmt wird. Die Thätigkeit, welche instinktmäßig vor sich geht, ist jedoch so lange Empfindung ohne Bewußtseyn davon, als sie sich selbst nicht Objekt wird; erst in diesem Falle kommt der erste Grad von Bewußtseyn. Diese Stufe, welche das Naturwesen erst im Menschen ersteigt, beruht wiederum auf jener innern Spaltung u. Entgegensetzung bei zugleich fest gehaltener Einheit. Das absolute Subjekt, welches während dieses Prozesses als Leben, A^3, sich verhielt, ist nun auf der Stufe des Bewußtseyns Geist, A^4; und dieses Subjekt steht nun als reines Wissen oder idealistisches Moment der ganzen vorigen Sphäre als dem Realen u. Objektiven gegenüber, es erstirt nur als Wissen. Zunächst wird hierklar, daß Alles, was uns nun als objektiv erscheint, eben darum auch für das Reale, Alles, was als subjektiv zurückbleibt, für das Ideale, für ein bloßes Denken und Wissen als solches gilt. Festzuhalten aber ist immer, daß das Ideale und Reale, die sich dem gewöhnlichen Verstande als zwei unvereinbare Gegensätze darstellen, oder Wissen und Seyn in der That nur wie zwei Pole eines und desselben an sich Indifferenten sich verhalten, od. daß Reales u. Ideales identisch sind im Absoluten. — Die vierte Stufe der Entwickelung, zu der wir gelangt sind, ist die, wo das Wissen als reine idealistische Thätigkeit die ganze reale Welt des Seyns sich entgegensetzt, und wo es das Anschauen von seinem Anschauen geworden ist. Als solches existirt es in der Natur nicht weiter, als in der Gattung des Menschen. In ihm beginnt ein neuer Prozeß, in welchem das Denken sich selbst wieder in immer höheren Instanzen zum Gegenstand der Selbstbeschauung macht. In dieser Periode ist der Mensch gleichsam in der weite-

sten Ferne von Gott (welcher das des Absoluten ist) oder dem Centralwesen, er ist mit seiner Freiheit völlig losgerissen von ihm; aber mit dieser Wahrnehmung ist auch zugleich das Einlenken zur Rückkehr gegeben. Das Unendliche aber, welches in dem Menschen ist, erscheint, im Gegensatz zu seiner praktischen Freiheit, als Nothwendigkeit, Gesetz, Gewissen; es ersteht also in ihm ein neuer Prozeß, der zwischen Nothwendigkeit und Freiheit, und dies ist der Prozeß der Geschichte. Jeder Mensch erkennt ein Wissen, eine Vorsehung über seiner Freiheit an; er setzt sich als selbstständiges Wesen ihr im Selbstbewußtseyn entgegen, ohne zu erkennen, daß er ein integrirender Theil des Absoluten ist. Durch ihn wirkt der unendliche Geist; das menschliche Wesen zeigt sich als Werkzeug des Höchsten. Dies ist zuerst die Stufe der Kunst, welche ist die erste Offenbarung des Unendlichen. Dies Verhältniß zeigt sich namentlich im Hellenenthum. Eine zweite Stufe ist die des religiösen Glaubens, der das Alleinige allerdings als das All-Eine in höchster Abstraktion des Wesens gefaßt hat, dem aber auch darüber alles sinnlich Endliche, alle Kreatur als ein bloßes Moment des All-Einen oder an sich selbst durchaus Nichtiges zuletzt völlig verschwindet. Die dritte und höchste Stufe endlich ist die Einsicht in das wahre Verhältniß des Subjektiven und Objektiven, das absolute Wissen oder die wahre Philosophie. Das absolute Subjekt oder das Weltich auf seiner höchsten Stufe ist der Weltgeist, also dasjenige im Makrokosmus, was menschliches Bewußtseyn im Mikrokosmus ist. Die unendliche Natur in der Welt potenzirte sich zur Stufe der Geistigkeit, das heißt sie erkannte, objektivirte sich selbst in ihrem eigenen vollendeten Werke, was sie zugleich immer selbst ist und bleibt. Auf diesem Gipfel der Geistigkeit, auf der Stufe, wo es sich selbst als höchste Vernunft und Freiheit weiß, ist das Absolute über alle Welt der Kreatur erhaben, indem es sich allen Objekten gegenüber sieht, und auf dieser Stufe, im Gegensatze zur Kreatur, gebührt ihm der Name Gottheit. Daraus wird sofort klar, daß S.s Lehre pantheistisch ist. — In der Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit (S.s Philosophische Schriften, 1. Bd., Landsh. 1809), in welcher S. nach seiner eigenen Erklärung zum ersten Mal seinen Begriff des ideellen Theils der Philosophie mit völliger Bestimmtheit dargelegt haben will, spricht er aus, daß es in der letzten und höchsten Instanz gar kein anderes Seyn gebe, als das Wollen. Wollen sey Urseyn, und auf dieses allein paßten alle Prädikate des Seyns: Grundlosigkeit, Unabhängigkeit von der Zeit, Selbstbejahung. Es ist aber nicht hinreichend, daß nur das Absolute als universelles Ich und freies Wollen begriffen werde; es muß vielmehr auch gezeigt werden, daß auch der Einzelne und namentlich der einzelne Mensch diese Freiheit in sich trägt. Dies ist bereits früher geschehen, indem die Identität des menschlichen Ichs mit dem absoluten Urwesen aufgezeigt wurde. Das positive Wesen der menschlichen Freiheit aber besteht darin, daß sie ein Vermögen des Guten und Bösen ist. „Dies ist aber der Punkt der tiefsten Schwierigkeit in der ganzen Lehre von der Freiheit; es ist nicht einzusehen, wie aus Gott, der als lautere Güte betrachtet wird, ein Vermögen zum Bösen folgen könne." Die Lösung dieses Problems führt S. zu Betrachtungen über das Verhältniß Gottes zur Natur und zur Menschheit, welche von den vorher von ihm entwickelten Ansichten einigermaßen verschieden sind und dabei in so phantastischer und mystischer Ausdrucksweise vorgetragen werden, daß es nur sehr schwer gelingt, eine klare Auffassung dessen zu gewinnen, was S. will. Er unterscheidet den ursprünglichen und entfalteten Gott und nimmt an, daß die Welt ihren Grund in einem Urgrunde habe, der zwar auch der Grund der göttlichen Existenz ist, nichts desto weniger aber auch die der Dinge werden konnte. Es ist dieser Grund die „Sehnsucht, die das Ewige empfindet, sich selbst zu gebären." Diese ist daher, für sich betrachtet, auch Wille, aber Wille, in dem kein Verstand ist, und darum auch nicht selbstständiger und vollkommener Wille. Aus diesem allgemeinen Naturgrunde, aus einem anfänglich chaotischen Zustande bildet sich die allgemeine Intelligenz nebst der physischen und geistigen Weltordnung heraus. Aus Finsterniß zum Licht, aus dem Unentschiedenen in die Besonderung, aus dem Keime zur Entfaltung — das ist der ewige Gang der Natur! Die Geburt des Lichtes ist das Reich der Natur, die Geburt des Geistes das Reich der Geschichte. In dem letzteren unterscheidet S. mehre Hauptperioden oder Weltalter. Anfangs blieb das Princip der geistigen Finsterniß, das durch Erregung des dunkeln Naturgrundes zu erweckende Böse, aus welchem das Gute hervorgehen mußte, in dem Grunde verborgen — dies war das goldne Zeitalter, ein Zeitalter der Unschuld u. der Bewußtlosigkeit unter den Menschen hinsichtlich des Moralischen. In dem Grunde der Natur war zwar schon das ganze göttliche Wesen enthalten, aber noch nicht als Einheit, nur einzelne göttliche Wesen waren es, welche damals in der Natur herrschten. Hierauf kam das Zeitalter der Götter und Heroen und der Allmacht der Natur, in welchem der Grund zeigte, was er für sich vermochte. Damals kam den Menschen die Weisheit allein aus der Tiefe, durch die aus der Erde emporsteigenden Orakel. In der sichtbaren Schönheit der Götter und in den Künsten und Wissenschaften verherrlichte sich die Natur. Zuletzt erschien während dieser Periode das in dem Grunde wirkende Princip als welteroberndes, um ein festes Weltreich zu gründen. Aber das Wesen des Grundes konnte für sich allein die wahre und vollkommene Einheit nicht hervorbringen. Daher mußte einmal jene Herrlichkeit sich auflösen und zerfallen. Zuvor nahmen die bisher waltenden Naturmächte den Charakter böser Geister an; der Glaube an die Götter verschwand, und eine falsche Magie suchte durch Beschwörungen und theurgische Formeln die entfliehenden Götter zurückzurufen und die schädlichen Dämonen zu besänftigen. Der Grund aber empfand das nahende Licht des Geistes voraus und setzte sich nun mit allen seinen Kräf-

ten in vollem Widerstreit zu ihm. Das Böse wurde geboren, aber in demselben Moment auch das Licht des Geistes. Dieses Licht trat, ebenfalls in persönlicher Gestalt und als Mittler, dem persönlichen Bösen entgegen. Gott mußte Mensch werden, damit der Mensch zu Gott gelange. Dadurch wurde die Möglichkeit des Heils gegeben. Der Anfang desselben war ein Zustand des Hellsehens, in welchem sich einzelne Menschen als auserwählte Organe befanden; göttliche Mächte kämpften wider die überall hervortretenden dämonischen, und die besänftigende Einheit widerstrebte der Vertheilung der Kräfte. Die Wanderung der Völke , welche den Grund der alten Welt überströmten, wie einst die Gewässer sich über die Schöpfungen der Urzeit ergossen, war die Krisis. Eine neue Scheidung der Völker und der Sprachen trat ein, und in dem neuen Reiche, welches begann, kämpfte das lebendige Wort gegen das intellektuelle Chaos, und es begann ein Streit zwischen dem Guten und Bösen, der bis zum Ende des jetzigen Zeitalters fortgeführt werden wird. Durch diesen Streit offenbart sich Gott als Geist, als ein im Unterschiede von dem Grunde wirklich existirendes Wesen. Erst in dem Menschen wird das in allen andern Dingen noch zurückgehaltene und unvollständige Wort völlig ausgesprochen, unthiermit Gott als völliger Geist geoffenbart. Wäre im Geist des Menschen die Identität des guten und bösen Princips eben so unauflöslich, als in Gott, so wurden beide nicht unterschieden seyn und Gott als Geist sich nicht manifestiren. In Gott ist die Einheit unzertrennlich, im Menschen dagegen löst sie sich; daher bei dem Menschen die Möglichkeit des Guten und des Bösen. Die Selbstheit ist es, ein aus dem Grund der Natur emporgehobenes Princip, wodurch der Mensch von Gott geschieden wird, und welche durch ihre Einheit mit dem idealen Princip Geist wird. Als Geist ist die Selbstheit aus dem Kreatürlichen in das Ueberkreatürliche erhoben; sie ist Wille, der sich selbst in der völligen Freiheit erblickt und nicht mehr zum Werkzeuge des in der Natur schaffenden Universalwillens dient. — Der Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit beabsichtigte S. eine Reihe von Untersuchungen folgen zu lassen, in denen er das Ganze des idealen Theiles seiner Philosophie allmählig darstellen wollte. Er ist jedoch diese Darstellung bis jetzt noch schuldig geblieben. Denn was wir von seinen Vorlesungen in Berlin wissen, ist nicht direkt von ihm, sondern von Anhängern und Gegnern durch den Druck mitgetheilt. Als nach Hegels Tode von dessen Anhängern in Berlin die geschehene Vollendung der Philosophie erklärt wurde, wurde dagegen von München aus berichtet (1832), daß jene Vollendung der Philosophie durch Hegel sich bald als irrig erweisen würde, und daß derselben ein Wendepunkt und ein Fortschritt von noch ungeahnter Bedeutung bevorstehe. Als S. in Berlin zum ersten Male auftrat, versprach er, die Philosophie aus der schwierigen Stellung, in die sie gerathen sey, heraus einer freien und ungehemmten Entwickelung entgegen zu führen und sie zu vertheidigen gegen die entschiedene Reaktion, welche von Seiten des Lebens sich gegen sie zeige. Dazu bedürfe es einer neuen That des Geistes, und diese neue That solle in der Philosophie der Offenbarung gezeigt werden. Was S. unter diesem Namen gegeben hat, hält den Vergleich mit seinem älteren System schon deswegen nicht aus, weil er offenbar darauf berechnet ist, sich dem christlichen Dogma von der Trinität anzuschmiegen, um orthodox zu erscheinen. Als letzter Grund für Gott und Welt war ein unvordenkliches Seyn angenommen, das als Identität von Subjekt und Objekt nicht sowohl ein reines Denken, als vielmehr der noch geistigere Akt des reinen Wollens heißen darf; nur im Wollen ist die Subjektivität oder Innerlichkeit, und die Objektivirung oder das Sreben nach Aeußerung, also Potenz und Aktus, unmittelbar vorhanden. Im Wollen unterscheidet er ein blind aus sich herausgehendes Streben, das unaufhaltsam in actus übergeht, die reine Spontaneität des Willens, die unmittelbar ins Seyn übergeht, und sich gleichsam darin verliert. Diesem muß ein anderer, zurückhaltender Wille gegenüber treten, der sich in die freie Möglichkeit, zu seyn, oder nicht zu seyn, zurückfasset; das blinde Seyn oder die erste Potenz ist dadurch zum passiven Stoff, die zweite Potenz zum beschränkenden, determinirenden Princip geworden. Damit dieses aber nur determinire und nicht ganz und gar negire, ist eine dritte Potenz nöthig, der regulirende Wille, das Seyn- und auch Nichtseyn können, welches dann der Geist heißt. So gewinnt S. also drei Potenzen, die dann mit den drei Personen der Trinität zusammengestellt werden; die erste jene, zur unmittelbaren Wirklichkeit dringende Potenz, die mater oder materies aller Dinge, die causa, ex qua omnia fiunt, die zweite, zurückhaltende und beschränkende Potenz, per quam, und die dritte, die zielsetzende, secundum quam, nach deren Maß und Muster Alles bestimmt wird. Von diesen drei Potenzen oder Elohim wird nun aber Gott selbst doch verschieden gedacht, so daß auch hier die orthodoxe Trinitätslehre eingehalten wird, welche die eine ουσια von den drei Personen unterscheidet.

Die Weltschöpfung wird nun fast platonisch oder origenistisch ausgeführt. Jene drei Potenzen bildeten harmonisch ineinander verschlungen die urbildliche, vorbildliche oder immanent göttliche Welt, also ganz verschieden von der jetzigen Erscheinungswelt. In derselben waren alle Ideen, im platonischen Sinne, alle Gattungsbegriffe enthalten, als deren Komplex der Mensch gelten muß; der Mensch ist ja die Totalität aller Gattungen in vollkommener Organisation und Einheit; aber noch nicht der reale jetzige Mensch, sondern der ideale, Adam Kadmon, Adam in paradiso. Gott, die drei Potenzen und der Mensch bildeten also die erste oder vorweltliche Schöpfung. Allein diese Idealwelt litt einen Umsturz, wovon das Entstehen der Erscheinungswelt die Folge war, das universum ist also eine universio, ein unum versum. Jener ideale Mensch erregt die Störung, indem er nicht in der Harmonie beharrt; er will für sich seyn, regt dadurch die Potenzen wieder auf, setzt sie in Spannung; die erste Potenz wird wieder actus

purus in der Schöpfung, die nun also nicht aus Gottes Willen, aber auch nicht gegen denselben zu erklären ist, also nur als ein von Gott nicht Nichtgewolltes oder Zugelassenes. Bestimmung der zweiten Potenz ist es nun, die schrankenlos gewordene erste Potenz, die Materie, zu bekämpfen; es soll diese neu organisirt und so wieder zu sich selbst gebracht werden; dies ist die Aufgabe des schon vor Jesu in der Welt thätigen λόγος, der die Macht der ersten Potenz, die ihm zu bezwingen übergeben ist, wieder in ihren Grund zurückzuführen hat. Dies Geschäft ist erst am Ende der Welt vollzogen; sein Vollbringen geschieht aber innerhalb der Weltgeschichte, die hernach in die zwei Perioden vor und nach der Inkarnation des Sohnes zerfällt. Hieraus ergibt sich die Zeit der Mythologie und der Offenbarung, die aber als eine Einheit gelten müssen. Ist nach Schellings Annahme die ganze Geschichte der Menschheit auch nur eine Explikation des absoluten Geistes, die Weltgeschichte nur eine Fortsetzung der Naturgeschichte, so kann auf keinem Punkte derselben eigentlicher Irrthum kommen, sondern Alles muß Wahrheit seyn, da sich ja der Geist nicht auf falsche Weise entwickeln kann. Hegel sprach dies entschieden in dem Satze aus: Alles, was ist, ist vernünftig. Auch die Geschichte der Religion vor Christus ist demnach nur die Entwickelung desselben Princips, das endlich in ihm sich vollständig offenbarte. S. sucht deshalb auch in die Göttersysteme der Heidenwelt einen Entwickelungsfaden hinein zu bringen, der dann in dem Christenthum nur seine Fortsetzung findet. Hier aber hat er vollends die Stellung eines Philosophen mit der eines Auslegers des neuen Testamentes vertauscht, dabei aber ein System zu Tage gefördert, das etwa dem der Paulicianer oder Bogomilen nicht unähnlich ist, namentlich in der Stellung, die darin der Satan Christo gegenüber angewiesen erhält. — S.s System hat eben so begeisterte Anhänger, als entschiedene Gegner gefunden und ist mit gleicher Energie bekämpft, wie vertheidigt worden. Zu der s.schen Schule gehören — außer Hegel — F. v. Baader, H. Steffens, J. Görres, L. Oken, G. M. Klein, J. P. V. Troxler, K. J. Windischmann, G. H. Schubert, F. J. Schelvers, K. W. F. Solger, C. A. Eschenmayer, J. J. Wagner, B. H. Blasche, K. Ch. F. Krause, P. F. v. Walther, W. Nasse, J. Weber u. s. w. Diese arbeiteten theils an der aprioristischen Naturkonstruktion fort, theils behandelten sie den ideellen Theil des Systems und suchten vermittelst ihrer intellektuellen Vernunftanschauung in die Psychologie, die Aesthetik und die Religionslehre einzudringen. Sie gedachten die glücklichste und durchgreifendste Reformation im ganzen Gebiet des Wissens und der Kunst hervorzubringen; alle Wissenschaften sollten sich zum engsten Bündnisse vereinigen, damit das Höchste erreicht und in allen nothwendigen Theilen der menschlichen Bildung eine allgemeine Wiedergeburt herbeigeführt werde. Es ist nicht gelungen. Der Kampf der Meinungen ist bis auf den heutigen Tag noch gerade so unentschieden, als er zur Zeit war, da S.s Schule ihre Orakel verkündete; die Gegensätze, welche seit 2 Jahrtausenden die Philosophie bewegen, streiten noch miteinander und werden nicht durch einen Dogmatismus beseitigt, der sich einfach begnügt, sie ihrem letzten Grunde nach als identisch zu erklären. Wie S. selbst, so fehlt auch seiner Schule eine strenge Methode wissenschaftlichen Denkens; vorherrschend ist die Phantasiethätigkeit, das Trachten nach geistreichen Einfällen und Aeußerungen der Genialität, und der poetische Taumel und pantheistische Schwindel, welcher unter den Sehern des Absoluten um sich griff, war so arg, daß sogar S. selbst an mehren Stellen seiner Schriften Klage darüber führt. Die Gegner griffen theils die Form, theils das Princip des Systems an. Jene, im Allgemeinen einverstanden mit dem Grundgedanken, der ja eigentlich dem Spinoza angehört, tadelten das Aphoristische und Unmethodische der Ausführung; diese bekämften von entgegengesetztem Standpunkte aus das Princip sowohl an sich, als auch besonders in seinen sittlichen Konsequenzen. Was vom moralischen Gesichtspunkt aus sich gegen den Pantheismus überhaupt sagen läßt, wurde natürlich auch gegen S. angeführt. Die Naturphilosophie dieses Systems hat sich untauglich erwiesen, irgend eine Erscheinung ausreichend zu erklären; was es an Psychologie aufzuweisen hat, taugt nicht, um die Erscheinungen im Gebiete der Seelenthätigkeit begreiflich zu machen, und die faktisch gegebene Geschichte ist willkürlich in die fertige Form hineingezwängt, um eine geistreiche Darstellung der Entwickelung des Absoluten zu geben, welcher aber oft genug das wirklich Geschehene widerspricht. Freilich von der s.schen Schule ist nicht zugestanden worden, daß sie widerlegt sey. Wenn die Gegner mit den scharfen Waffen positiver Wissenschaft und gesunder Logik kämpften und die Schellingianer in die Enge trieben, haben sich diese vornehm auf ihren vermeintlich höheren Standpunkt zurückgezogen, sich auf ihre intellektuelle Anschauung berufen und versichert, daß ihnen diese gerade das biete, was bekämpft werde, und dabei mit Achselzucken bedauert, daß Andern es nicht vergönnt sey, mit dieser Anschauung zu sehen. Es gab Schellingianer, denen es ein Geringes war, mit einem Blick das ganze Universum zu umfassen. Das Widersprechende in S.s System ist von Köppen, Fries, Herbart u. A. wiederholt und treffend hervorgehoben worden; aber trotzdem wurde die Unangreifbarkeit dieser Philosophie fort und fort behauptet. Hören wir zum Schluß, was Herbart über diesen Punkt sagt: „Meine Sache ist, die eigenthümliche Natur dieser Schule im Auge zu haben und zu zeigen, wie gerade aus ihrem inneren Unwerthe und ihrer Unwahrheit jener Schein der Unangreifbarkeit hervorgehe und jene Wirkung, die sie auch da ausübt, wo der literarische Terrorismus nichts ausrichtet. Der Hauptursachen zähle ich drei: erstlich, sie gibt, nach der Weise aller Schwärmer und gegen alle gesunde Philosophie, eine unmittelbare Anschauung des Wahren und Realen als ihre Erkenntnißquelle an. Zweitens, sie hat den Widerspruch zum Princip erhoben, das Ungereimte ist ihr das Erhabene, und das Undenkbare der eigentliche Gegenstand

des Wissens. Dazu kommt drittens ein Hauptumstand, an welchem weder S., noch die Seinigen Schuld sind: dieser Umstand ist kein anderer, als das böse Gewissen der übrigen Schulen, die an den nämlichen Gebrechen krank liegen, und die, indem sie S. widerlegen, mit ihren eigenen Waffen sich selber schlagen". Eine zusammenhängende systematische Darstellung des Systems hat S. nicht gegeben; seine Ansichten sind in einer Reihe einzelner Schriften und Abhandlungen auseinander gesetzt. Diese sind: Antiquissimi de prima malorum humanorum origine philosophematis explicandi tentamen. Tüb. 1792, 4. — Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt, das. 1794. — Vom Ich als Princip der Philosophie, das. 1795; — Ideen zu einer Philosophie der Natur, Leipz. 1797, 2. Aufl., Landshut 1803. — Von der Weltseele, Hamb. 1798, 3. Aufl. 1809; — Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, Jena 1799; — Einleit. zu diesem Entwurf der Naturphilosophie, das. 1799; — System des transscendentalen Idealismus, Tüb. 1800; — Ueber das göttliche u. natürl. Princip der Dinge, Berl. 1802; — Vorles. über die Methode des akadem. Studiums, Tüb. 1803, 2. Aufl. 1813; — Philosophie und Religion, das. 1804; — Ueber das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur, Hamb. 1806; — Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilos. zu der verbesserten fichteschen Lehre, Tüb. 1806; — Anti-Sextus, oder über die absolute Erkenntniß, Heidelb. 1807; Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zur Landshut 1808; Natur, — Philosoph. Schriften, das. 1809, 1. Bd.; — Denkmal der Schrift (Jacobis) von den göttlichen Dingen in ihrer Offenbarung u. s. w., Tüb. 1812; — Ueber die Gottheiten von Samothrake, Stuttg. 1815, 4.; — Ueber Mythen, histor. Sagen und Philosophema der ältesten Welt in Paulus Memorab., St. 5, 1793; — Außer dieser Abhandl. mehre in Zeitschriften; er selbst gab theils allein, theils in Verbindung mit Andern folgende Zeitschriften heraus: Zeitschrift für die spekulative Physik, Jena 1800—1802, 2 Bde.; — Neue Zeitschrift für spekulative Physik, Tüb. 1803; — Krit. Journal der Philos., mit Hegel, das. 1802—3, 2 Bde.; — Jahrbuch der Medicin als Wissenschaft, mit Markus, das. 1805; — Allgem. Zeitschr. von Deutschen für Deutsche, Nürnb. 1813; — Unter dem Namen Bonaventura ließ er auch einige Gedichte in dem von Schlegel und Tieck herausgegebenen Musenalmanach drucken. — Vgl. Rosenkranz, Schellingische Vorlesungen, gehalten im Sommer 1842, Danzig 1843; — K. L. Michelet, Entwickelungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf den Kampf S.s mit der hegelschen Schule, Berlin 1843; — F. W. J. von S., ein Beitrag zur Geschichte des Tages, von einem vieljährigen Beobachter, Leipz. 1843. — Sehr leidenschaftliche Vorwürfe gegen ihn enthält Salats Schrift: S. in München, eine litterarische und akademische Merkwürdigkeit, Freib. 1837. — Ueber seine neuern Ansichten vergl. seine Vorrede zu V. Cousin, über franz. und deutsch. Philos. Aus dem Franz. von Beckers, Stuttg. 1834; — S.s erste Vorlesungen in Berlin, Stuttg. 1841; — Paulus, Die endlich offenbar gewordene Philos. der Offenbarung, Darmst. 1843; — S. und die Offenb., Kritik des neuesten Reaktionsversuchs, Leipz. 1842; — Frauenstädt, S.s Vorlesungen, Berl. 1842; — Marheinecke, Zur Kritik der schell. Offenbarungsphil., das. 1843.

2) Karl Eberhard, Bruder des Vorigen u. Anhänger von dessen philosophischem System, 1783 zu Babenhausen bei Tübingen geboren, seit 1806 Arzt und Obermedicinalrath zu Stuttgart. Schrieb: Ueber das Leben und seine Erscheinungen, Landshut 1806; — Grundsätze zu einer künftigen Seelenlehre.

Schellinks (Biogr.), 1) Willem, Maler von Amsterdam, bildete sich auf Reisen in Frankreich, in der Schweiz, in Italien und in England, nahm sich aber meist den C. du Jardin und den J. Lingelbach zum Vorbilde. Er malte Landschaften und Marinen, schön geordnete, korrekt gezeichnete und zart vollendete Bilder, von denen mehre gestochen wurden; so stach N. Visscher nach seiner Zeichnung die Seeschlacht der englischen und holländischen Flotte bei Rochester 1667. S. † zu Amsterdam 1678, im 46. Jahre. — 2) Daniel, Landschaftsmaler, Bruder des Vorigen, 1634 in Amsterdam geboren, unter unbekannten Verhältnissen zum Künstler gebildet. Es finden sich nur wenige Gemälde von ihm und auch Zeichnungen, die mit Kreide ausgeführt und mit Weiß gehöht sind. S. † 1701. — 3) J., s. v. a. Snellinks.

Schellkraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Chelidonium *L.*

Schelllack (techn. Bot.), s. Gummilack.

Schellnitz, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kalau; 140 Einw.

Schellöchen (Schellucks, von Einigen auch Süd-Amazirghen genannt), nordafrikan. Volk, einer der 4 Hauptstämme der Berberei, bewohnen von den Umgebungen von Mekines an die westlichen Abhänge des Atlas nebst einigen anstoßenden Ebenen und besonders die südlichsten Verzweigungen des Atlasgebirges, Bibauan und A'drar genannt, bis zur Küste des atlantischen Oceans. Sie leben, im Gegensatz zu den Amazirghen, weniger von der Viehzucht, als vielmehr vom Ackerbau und von mehren Industriezweigen, die auch dem europäischen Handel Waaren von bedeutendem Werthe liefern. Statt der Zelte und Höhlen haben sie Häuser, Dörfer und Städte. Ihre Wohnungen sind meist von Steinen, Thon- und Kalkerde erbaut, mit Dächern von Ziegelsteinen oder Schiefern gedeckt und gewöhnlich zur Vertheidigung gegen Feinde mit Thürmen versehen. Sie unterscheiden sich von den Amazirghen (nach Einigen Nord-Amazirghen) in manchen Stücken, vorzüglich durch ihre weniger kräftige Körperbeschaffenheit, ihre dunklere Hautfarbe und eine gewisse natürliche Neigung zur Ausübung von Künsten u. Handwerken, worin sie ihren Brüdern im Norden weit überlegen sind. Im Allgemeine schlanker, industriöser, man möchte beinahe sagen civilisirter, als diese, halten sie selbst da, wo sie in der Nachbarschaft derselben leben, sich von ihnen getrennt, pflegen keinen gesellschaftlichen

Verkehr mit ihnen, und es gibt kein Beispiel, daß Individuen von ihnen sich mit solchen von den Nord-Amazirghen verehelicht hätten. In ihren Dörfern und Städten finden sich Juden viel seltener, als bei den Nord-Amazirghen, und die unter ihnen lebenden befinden sich in einem weit gedrücktern Zustande. Sie besitzen mehr gesellige Eigenschaften, als ihre Brüder im Norden, und scheinen einer starken Zuneigung und Freundschaft fähig und Freunde der Gastfreiheit zu seyn, doch sind sie auch auf der andern Seite unversöhnliche Feinde und unersättlich in ihrer Rache. Auffallend ist ihre Anhänglichkeit an ihre kleinen Stammoberhäupter, und die Verpflichtungen oder Freundschaften, welche diese letztern eingehen, werden so heilig gehalten, daß selten Reisende, die unter ihrem Schutze standen (der gewöhnlich durch ein Geschenk erkauft wird), oder Karawanen, die unaufhörlich zwischen der Berberei und Sudan durch ihr Gebiet hin und her ziehen, angefallen werden. Uebrigens ist Eigennutz der hervorstechende Zug in ihrem Charakter, und obgleich sie in ihrem Verkehr mit Fremden, oder in den Städten sich das Ansehen von Offenheit und Aufrichtigkeit geben, so sind sie doch nicht sehr gewissenhaft, wenn sie die Gewalt in den Händen haben, und begehen die grausamsten Verrätherein u. Mordthaten, nicht bloß gegen Christen, sondern sogar gegen mohammedanische Reisende, welche so unvorsichtig sind, durch ihr Land zu reisen, ohne sich vorher des Schutzes eines Stammoberhauptes versichert zu haben. Ihre Zahl wird zu 14—15 Hunderttausend angenommen, und sie leben in beinahe völliger Unabhängigkeit von dem Kaiser von Marokko. Ihre höhere Civilisation hat zu der wohl unhaltbaren Annahme geführt, daß sie von einer Kolonie Portugiesen abstammten, welche das Land im Mittelalter im Besitz gehabt, aber nach der Entdeckung von Amerika wieder aufgegeben hätten. Bei Dimnet, einer ganz schalloch'schen Stadt in der Nähe von Marokko, findet sich eine Kirche, welche ganz mit lateinischen Inschriften bedeckt ist, und deren Erbauung man den Portugiesen zuschreibt. Es geht die Sage, daß sie von Geistern besucht werde, und dieser Aberglaube hat sie ohne Zweifel vom Verderben errettet. Rücksichtlich der Sprache ist es ausgemacht, daß die S. und Amazirghen einander nicht ohne Dolmetscher verstehen; sogar die Worte für die ersten Bedürfnisse sind völlig verschieden. Dessen ungeachtet scheinen die beiden Idiome von einer gemeinsamen Quelle abgeleitet zu seyn. Ein spanischer Geistlicher, der Pater Don Pedro Martin del Rosario, der unter beiden Völkerschaften gereist ist und ihre Sprachen studirt hat, versichert, daß sich diese zu einander verhalten, wie das Englische zum Holländischen, u. in Bezug auf den beiderseitigen National-Charakter pflegte er die S. die Franzosen und die Berbern die Belgier von Marokko zu nennen.

Schellohne, oldenburg. Dorf, Kr. Vechta, Amt Steinfeld; 140 Einw.

Schellowitz (Zelowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Libochowitz; 110 Einw.

Schellpflug, s. v. a. Schälpflug, s. Pflug.

Schellpyrmont, Ruine des Schlosses Pyrmont (s. d.).

Schellroda, sachsen-weimar. Dorf, Kreis Weimar, Amt Berka; 207 Einw.

Schellsitz, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Naumburg, an der Saale; 260 Einw.

Schellstück, s. v. a. Schalbret.

Schelluchs, Volk, s. v. a. Schellöchen.

Schellwurz (Bot.), s. v. a. Schöllwurz.

Schellye, ungar. Marktflecken, neutraer Gesp., an der Waag; Schloß, Lazareth; 2000 E.

Schelm, 1) wegen seiner Verbrechen ehrloser Mensch; — 2) Dieb, Betrüger, ein Mensch, der sein Wort nicht hält; — 3) s. v. a. Schalk; — 4) s. v. a. Aas; — 5) ansteckende tödliche Seuche.

Schelmbirne (Pomol.), große, etwas schiefe Herbstbirne, mit einem Absatz in der Mitte und abgestumpfter Spitze. Schale grün, rostig, auf der Sonnenseite dunkelroth, auf dem Lager gelb werdend; Fleisch zart, zuckersaftig; reift im September. Der Baum hat sehr große Blätter.

Schelmenei (Bot.), auch Schelmenpfifferling, s. v. a. Phallus impudicus *L.*

Schelmenlieder, weltliche, scherzhafte, auch unzüchtige Lieder.

Schelon, russ. Fluß, entspringt im Gouv. Pskow, mündet in den Ilmensee.

Schelong (Münzw.), eine ungefähr ½ Pfennig haltende polnische Kupfermünze.

Schelp, **Schelpen**, s. v. a. Schelben.

Schelrade (Schellerah), holstein. Dorf, Norderdithmarschen, Landvogtei Heide; 110 E.

Schels, Johann Baptist von, österr. Oberst ꝛc., 1780 zu Brünn geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in dem Lyceum zu Klagenfurt, wo ihn besonders die philosophischen Studien anzogen, und sollte nach dem Willen des Vaters sich für das Administrationsfach ausbilden, in welchem derselbe eine wichtige Stelle bekleidete. S. wählte jedoch den Militärdienst, in welchen er 1801 als Fähndrich trat. Im Jahr 1804 zum Unterlieutenant im Infanterieregiment Fröhlich befördert, zog die Herausgabe eines mathematischen Handbuchs für Militärs die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Karl und dadurch S.' Versetzung zum Generalquartiermeisterstabe und 1805 seine Beförderung zum Oberlieutenant nach sich, in welcher Eigenschaft S. dem Feldzuge in Deutschland und Böhmen beiwohnte. Nach dem Frieden wurde er bis 1808 bei verschiedenen Landesvermessungen verwendet, setzte aber nebenbei seine wissenschaftlichen Studien fort. Vor Ausbruch des Krieges 1809 zum Hauptmann im Pionniercorps ernannt, wurde er dem 7. Armeekorps zugetheilt, bei Erstürmung des Brückenkopfs von Gura an der Weichsel schwer verwundet und nach Warschau gebracht. Im Juni nahm S. schon wieder Theil an dem Gefecht bei Sandomir, zeigte sich bei dem Rückzug gegen Krakau sehr thätig und leitete auch die Arbeiten bei Errichtung des verschanzten Lagers auf den Höhen vor Szöny. Die großen Anstrengungen dieses Feldzugs verursachten ihm eine langwierige Krankheit, nach deren Beendi-

gung S. der literarischen Abtheilung des General-quartiermeisterstabes zugetheilt wurde, wodurch seine literarische Thätigkeit größern Spielraum erhielt. Beim Beginn der „Neuen österreichischen militärischen Zeitschrift“ 1811 wurde S. zur Theilnahme an der Redaktion derselben berufen, lieferte selbst eine große Anzahl zum Theil sehr gediegener kriegsgeschichtlicher und kriegswissenschaftlicher Aufsätze und arbeitete an der Herausgabe eines Handbuchs für Offiziere. Dem Feldzug 1813 wohnte S. als Hauptmann im Infanterieregiment Bellegarde, später im Generalquartiermeisterstabe bei. Während des wiener Kongresses 1814 schrieb er, auf höhere Veranlassung, ein Gedicht, die „Völkerschlacht bei Leipzig,“ welches ihm von Seiten der anwesenden fremden Monarchen manche Auszeichnung verschaffte. Diesem Gedicht sollte ein zweites „Das befreite Europa,“ folgen, als Napoleons plötzliches Wiedererscheinen in Frankreich die besungene Befreiung abermals in Zweifel stellte und die Arbeit unterbrach. In der Adjutantur des Fürsten Schwarzenberg angestellt, folgte S. demselben über den Rhein nach Paris, sah einen großen Theil von Frankreich und der Schweiz und trat dann in sein früheres Dienstverhältniß im Quartiermeisterstabe zurück, wo er hauptsächlich zur Darstellung mehrer Feldzüge verwendet wurde. Als 1818 die militärische Zeitschrift wieder ins Leben trat, erhielt er die Redaktion derselben. Im Jahre 1831 wurde S. zum Major befördert und zum Vorsteher der k. Kriegsbibliothek ernannt. Später avancirte er zum Oberstlieutenant und Oberst im Generalquartiermeisterstab. Er † 1848. Schrieb: Geschichte der Länder des österr. Kaiserstaates, 9 Bde., mit Karte, Wien 1819—27; — Geschichte des südl. Europa's unter der Herrschaft der Römer und Türken, daf. 1826, 2 Bde.; — Beiträge zur Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft, daf. 1828—33, 12 Bochen.; — Der Felddienst, daf. 1840, 4 Bochen., 16.; — Biographie des Herzogs Ferdinand von Würtemberg, daf. 1841; — Kriegsgeschichte der Oesterreicher, daf. 1844—1845, 2 Bde., 4 Thle., u. A.

Schelsen (Geogr.), 1) (Dicker-S.), preuß. Honnschaft, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Gladbach; 480 Einw.; — 2) (Hörster-S.), Herrschaft daf.; 530 Einw.

Schelstrate, Immanuel, einer der eifrigsten Vertheidiger der röm. Kurie, geb. 1649 zu Antwerpen, studirte Theologie u. Geschichte, trat in den geistlichen Stand und bereiste Frankreich und Italien. Eine Schrift, die Frucht dieser Reise, worin er zu beweisen sucht, daß die Meinung des Papstes über den Ausprüchen der Koncilien stehe, trug ihm nebst einem Kanonikate die Stelle eines Kantors an der Kathedrale zu Antwerpen ein. Kurz darauf vom Papst Innocenz XI. nach Rom gerufen, ward er zum Konservator der Bibliothek des Vatikans bestellt und bekam ein einträgliches Kanonikat. Er † am 6. Apr. 1692. Schrieb: Antiquitas illustrata circa concilia generalia et provincialia, decreta et gesta pontificum, et praecipua totius historiae ecclesiasticae capita, Antwerpen 1678, 4.; — Ecclesia Africana sub primate Carthageniensi, Par. (Antwerpen), 1679, 4.; — Sacrum Antiochenum concilium pro arianorum conciliabulo passim habitum, nunc vero primum ex omni antiquitate auctoritati suae restitutum, Antw. 1681, 4.; — Acta Constantiensis concilii, daf. 1683, 4.; — De disciplina arcani dissertatio apologetica, Rom 1685, 4.; — Tractatus de sensu et auctoritate decretorum concilii Constantiensis, daf. 1686, 4.; — Dissertatio de auctoritate patriarchali et metropolitica adversus etc., daf. 1687, 4.

Schelsucht, s. Neid.

Schelte (Scheltius), s. Bolswert 2).

Scheltema (Biogr.), 1) Taco, Maler, 1760 zu Harlingen geboren, erst von P. Piera unterrichtet, wendete sich dann zum Studium der Natur und der besten Werke eines van Dyck und Rubens, begab sich endlich nach Düsseldorf und nach Sachsen, wo er viele Bildnisse ausgezeichneter und hoher Personen malte; daselbe that er nach seiner Heimkehr zu Rotterdam und Amsterdam. Im Börsensaale der erstern Stadt sind von ihm die Porträte der Gründer und Direktoren der batavischen Gesellschaft. Er stellte seine Individuen öfter in Lebensgröße, theils in Landschaften und mit verschiedenem Beiwerke dar. Auch ganze Familien malte er auf einem Bilde. In ganz historischer Weise faßte er neben Andern das Bildniß des Malers G. van Nymegen auf, dessen Tochter er 1790 geheirathet hatte. Ein vorzüglich schönes Bildniß ist auch jenes des greisen D. van Nymegen. Man findet von S. auch historische und landschaftliche Kompositionen, besonders meisterhaft in schwarzer Kreide gezeichnet. Er † 1837 auf seinem Landgute bei Arnheim. — 2) Jacobus, niederländischer Geschichtsforscher, geb. am 14. März 1767 zu Franeker in Friesland, wurde 1786 durch die bürgerlichen Unruhen in Holland an der Vollendung seiner Universitätsstudien gehindert und erhielt in seiner Geburtsstadt eine Anstellung. Durch den Ausbruch der Revolution 1787 flüchtig geworden, ging er nach Steinfurt im Bisthum Münster, um daselbst seine Rechtsstudien fortzusetzen. Im J. 1795 kehrte er nach Friesland zurück, arbeitete thätig an der Begründung der neuen Staatseinrichtung und bekam eine Anstellung im Finanzfache. Abgeordneter in der zweiten Nationalversammlung, machte er sich als gemäßigter Föderalist 1797 der revolutionären Partei dergestalt verhaßt, daß er im Jan. 1798 auf kurze Zeit gefangen gesetzt wurde. Im J. 1799 wurde er bei dem Gerichtshofe zu Kampen in Oberyssel angestellt, kam nach Aufhebung dieses Gerichtshofes 1802 als Mitglied in das Prisengericht im Haag, betrieb 1805 als Ministerialrath im Finanzdepartement die Einführung des neuen Steuersystems, wurde 1808 Vorstand der Armenschulen in Amsterdam, in demselben Jahre Mitglied des niederländischen Instituts, beständiger Sekretär der zweiten Klasse desselben und 1811 Präsident jenes Vereins. Verdruß über die französische Douanenverwaltung bestimmte ihn, seine jetzige Stellung aufzugeben und Friedensrichter zu Saardam zu werden. Seit 1833 zog

er sich ganz aus dem Staatsdienste zurück. Schr.: Overzicht der staat-en letterkundige geschiedenis van de 18e eeuw, abgedruckt in der Zeitschrift: „Letteroefeningen;“ — Peter de groote in Holland en te Zaandam, Amsterd. 1814, 2 Bde.; — Geschiedenis der betrekkingen tuschen Rusland en de Nederlanden, das. 1817—20, 4 Bde., eine Erweiterung des vorhergehenden Werks; — De laaste veldtogt van Napoleon Buonaparte, das. 1815; — Geschieden letterkundig Mengelwerk, das. 1817—33, 5 Bde.; — Ausgabe des Reinecke Fuchs von Heinrich von Alkmar mit einer holländischen Uebersetzung, 1826; — Geschiedenis der heksenprocessen, 1829; — Bericht und Beurtheilung des Werks von Schaab, betitelt: Die Geschichte der Buchdruckerkunst, Amsterdam 1833.

Schelten (Worterkl.), 1) durch heftige Worte seinen Unwillen äußern; — 2) Jemand stark tadeln; — 3) (Handw.), s. v. a. Auftreiben; — 4) von den Thieren des Roth- und Dammwildes, die Stimme hören lassen.

Schelten (Geogr.), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrschaft Böhmisch-Kamnitz; 220 Einw.

Scheltenrecht, s. Asega.

Scheltenhof, preuß. Bauernschaft, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Kempen; 100 Einw.

Scheltopusik (Amphib.), s. v. a. Panzerschleiche, Pseudopus serpentinus Merr.

Scheltpoesie, s. Satyre und Sillen.

Schelum, Fluß, s. v. a. Dschelum.

Schelver (Biogr.), 1) Franz Joseph, philosophischer Naturforscher und Arzt, 1778 zu Osnabrück geboren, promovirte 1798 zu Göttingen, ward 1802 Privatdocent zu Halle, 1803 außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena, dann Professor der Medicin zu Heidelberg; wo er 1832 †. Schrieb: Naturgeschichte der Sinneswerkzeuge bei Insekten und Würmern, Göttingen 1798; — Elementarlehre der organischen Natur, 1. Thl.: Organomie, das. 1800; — Philosophie der Medicin, Frankf. 1809; — Kritik der Lehre von den Pflanzengeschlechtern, Karlsr. 1812, 1. u. 2. Forts., das. 1815; — Von den Geheimnissen des Lebens, Frankf. 1815; — Die 7 Formen des Lebens, das. 1817; — Lebens- und Formengeschichte der Pflanzenwelt, Heidelb. 1822, 1. Bd.; — System der allgemeinen Therapie im Grunesatze der magnet. Heilkunst, Frankf. 1831, 1. Bd. — Gab heraus die „Zeitschrift für organische Physik,“ Halle 1802—3, 2 Hfte., und das „Journal der Naturwissenschaften und Medicin,“ 1. Bd. 1. Heft. — 2) August Franz, Genre- und Schlachtenmaler, 1805 zu Osnabrück geboren; sollte sich den Wissenschaften widmen, kam aber dann zum Porträtmaler H. Neelmayer in die Lehre und setzte seit 1826 mit Unterstützung seiner Vaterstadt auf der Akademie zu München seine Studien fort. Hier wurde schon auf der Kunstausstellung von 1829 sein mit Laune aufgefaßtes Bild eines fahrenden Gutsbesitzers, der einem Handwerksburschen Almosen gibt, mit Vergnügen gesehen. S. versuchte sich darauf auch in Schlachtkompositionen, und das erste Bild dieser Art, welches ihn 1833 auch in der Heimath vortheilhaft bekannt machte, ist eine Scene aus der Schlacht bei Hanau, welche der Herzog von Braunschweig kaufte. In Hannover malte er dann den Vicekönig Herzog von Cambridge und dessen Sohn, den Prinzen Georg, umgeben von den Generälen und Oberoffizieren der hannöverischen Armee, alle nach dem Leben. Dieses schöne Gemälde kam in den Besitz des Königs von England; lithographirt ward es von A. Bodmer. Aus jener Zeit rühren auch ein Paar kleine Gemälde her, die trefflich und geistreich behandelt sind. Das eine stellt einen Schiffziehr mit seinen zwei Pferden dar, und das andere ruhende Jäger, meist Porträte hannöverischer Offiziere und rechts am Stamme der Buche auch der Maler. Mehre Bestellungen für Hannover und St. Petersburg führte er in München aus. Dem Maler Eckert stand er bei der Herausgabe der Abbildungen der deutschen Bundesarmee bei. Unter S.s kleineren Bildern nennen wir vornehmlich zwei Pferdestücke, wovon das eine 1838 unter dem Namen des Roßtäuschers bekannt wurde. Es stellt einen Schmiedknecht vor, der im Einverständniß mit dem Juden dem Bauer einen Schimmel vorführt. Dieses Bild ist mit gutem Humor erdacht. Das zweite dieser Gemälde zeigte einen Pferdemarkt, ebenfalls 1838 vollendet. An diese Werke reihen sich noch mehre andere Genrestücke, Darstellungen aus dem Volksleben in ruhigem und bewegterem Kreise, ländliche Scenen im bayerischen Gebirge, Soldatenscenen 2c., die, wie immer, von ansprucheloser Wahrheit und in schöner Harmonie durchgeführt sind. Von Schlachtbildern nennen wir jenes von ziemlicher Größe, welches eine Scene aus dem Rückzuge nach der Schlacht bei Leipzig 1813 vorstellt, das durch die Verloosung des Kunstvereines 1844 in den Besitz des k. b. Lieutenants Koblermann überging. Ein kleineres Schlachtgemälde, welches 1839 zur Ausstellung kam, schildert das Gefecht bei Königswarte bei Bautzen 1813, wo die Russen 6 Kanonen, 1000 Mann Infanterie und vier Generäle gefangen nahmen. Ein großes Gemälde, zugleich eines der letzten des Meisters, stellt das Artillerie-Exercitium auf dem Marsfelde bei München vor, welchem 1842 der Kaiser von Rußland und König Ludwig von Bayern beiwohnten. Dieses Bild führte S. mit Eckert im Auftrage des Kaisers aus; S. † aber bald darauf, 1844.

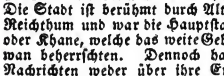
Schelveria (Bot.), nach Nees von Esenbeck, Pflanzengattung. Art: S. aguta Nees, s. v. a. Angelonia procumbens.

Schelwitz (Schellwitz), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrschaft Böhmisch-Aicha; 200 Einw.

Schelyb Ben Zeid, arabischer Feldherr, ergriff die Partei der Kharadschiten und empörte sich 698 gegen Hedschhadsch, war anfangs glücklich, ward aber später geschlagen, stürzte fliehend in den Tigris, wo er ertrank, 699. Als ihm Hedschhadsch das Herz ausreißen ließ, soll dasselbe hart wie ein Stein gewesen seyn, worauf

man es gespalten und darin ein kleineres, noch blutendes gefunden habe.

Schema (v. Griech.), wörtlich Gestalt oder Figur, bezeichnet im Allgemeinen jede Form, die als Muster, Zeichen oder Leitfaden für die Anordnung, Untersuchung oder Darstellung eines Gegenstandes benutzt wird, weßhalb man von grammatischen und logischen Schematen spricht. Der in jedem S. enthaltene Formalismus muß aus der Natur und Beschaffenheit des Gegenstandes, für den derselbe angewendet wird, entlehnt seyn, wenn er nicht zu einer leeren Form herabsinken soll. An dergleicher leeren Schematismen, wie sie z. B. in dem Spruche: quis, quid, ubi, quibus auxilius, cur, quomodo, quando liegen, war die ältere Logik sehr reich. In die neuere Philosophie wurden die Schemata durch Kant eingeführt. In der Rhetorik heißen Schemata (figurae dictionis) Wendungen, die in der Rede angewendet werden, um sie mannichfaltiger zu machen. Schema alcmanicum ist die Figur, wenn ein auf zwei Subjekte sich beziehendes Verbum nicht vor oder nach beiden, sondern nach dem erstern steht; eben so wenn Participia oder Adjectiva im Plural, auf 2 Substantiva bezogen, hinter dem ersten stehen (S. boeoticum s. pindaricum), wenn das Subjekt im Plural, das Verbum aber im Singular steht. Vgl. Topik. In der Metrik bedeutet S. die Darstellung einer Versart durch versinnlichende Zeichen, z. B.



Schema atha (chald.), s. Halachah.

Schemacha (Schamachie, Schamakhie, Alt- und Neu-S.), assat.-russ. Städte, in der kaspischen Provinz, im ehemaligen Khanat (Provinz) Schirwan. Alt-S. liegt unter 40° 41′ nördl. Br. und 60° 12′ östl. L. von Ferro. Die Stadt ist berühmt durch Alter, Größe und Reichthum und war die Hauptstadt der Schahs oder Khane, welche das weite Gebiet von Schirwan beherrschten. Dennoch hat man wenig Nachrichten weder über ihre Erbauung, noch über ihren alten Zustand. Die Unwissenheit der Völker, welche nach einander über Schirwan herrschten, hat gar keine Ueberreste aufbewahrt, welche die Wahrheit enthüllen könnten, und das, was wirklich zu uns gelangte, dankt man fremden Schriftstellern; die Ueberlieferungen der Tataren sind Mährchen. Die ersten Nachrichten von der Stadt S. findet man in alten Schriftstellern, welche die Stadt Kamachia oder Xamachia nennen und sie zum Theil als eine volkreiche Stadt schildern, deren Bewohner sich mit Handel und Industrie beschäftigten. Im 13. Jahrhundert n. Chr. war S. durch seinen großen Umfang bekannt. Im Jahre 1222 schickte Dschingis-Khan, der die Bucharei und andere Länder erobert hatte, seine Feldherren aus, um S. zu besetzen. Schirwan, gleichfalls ein in der Geschichte dieses Theils von Asien berühmter Name, bedeutete aller Wahrscheinlichkeit nach nicht bloß die Provinz, sondern auch die Stadt S., wie denn auch noch jetzt die Bewohner anderer asiatischen Provinzen sie fast nur Schirwan nennen; bei den Landeseingeborenen heißt sie Kiogna-Scheher oder die alte Stadt. Der Sage nach lag sie im Alterthume nicht da, wo man jetzt, fast auf der Stelle des jetzigen alten S., zahlreiche Trümmer sieht, sondern südöstlich davon in einer Entfernung von 50 Werften und enthielt 40,000 Häuser. In der Folge, als S. durch die unaufhörlichen Kriegsereignisse litt, verlegten die Schahs von Schirwan die Stadt weiter in die Berge und gründeten fast an der Stelle des jetzigen S. eine neue Stadt, von welcher aber nur noch Steinhaufen übrig sind. Historischen Nachrichten zufolge kamen bei einem heftigen Erdbeben im Jahre der Welt 7176 über 8000 Einw. um, und viele Gebäude wurden zerstört. Seit dem 15. Jahrhundert, wo Schirwan unter die Herrschaft Ismail Sofi's fiel, blieb S. gleichfalls Persien unterworfen und kam auch eine kurze Zeit unter die Herrschaft der Türken. In der Mitte des 16. Jahrhunderts traten die Regenten von S. in Verbindung mit Rußland. Im Anfange des 17. Jahrhunderts war S. in blühendem Zustande; die Bevölkerung war zahlreich, der Handel bedeutend, und man zählte 15,000 Häuser in der Stadt. Im 18. Jahrhundert wurde sie von den daghestanischen Völkern zerstört; Daud-Bek und später Surchai, Khan der Kaikumyken, der unter dem Schutze der Türkei stand, bemächtigten sich ihrer. Schah-Hussein, der S. vor der Einnahme durch Daud-Bek und Surchai besaß, bat Peter den Großen um Hülfe. Die Folge davon war, daß S. an die Türken kam, die es jedoch bald wieder an die Perser zurückgeben mußten, welche die Stadt im Jahre 1734, unter Anführung von Tamas Kuli Khan, dem nachherigen Nadir Schah, zerstört hatten. Dieser gründete 26 Werste davon entfernt eine neue Stadt am Fluß Akſu, südwestlich von der alten, gab ihr denselben Namen und setzte Hadschi Mahmed Ali Khan als Regenten ein, unter welchem auch Neu-S. sich bedeutend vergrößerte. Inzwischen ließ sich auf den Trümmern der alten Stadt Mahmed Seid, der Sohn des durch seinen Reichthum bekannten Alaverdi Bek von S., nieder; seine Diener und eine Anzahl ihm ergebener Leute bildeten bald eine ziemlich ansehnliche Bevölkerung, und er erhielt den Namen eines Khans von Alt-S. Im Jahre 1761 bemächtigte er sich auch Neu-S.'s, da die Einwohner desselben mit der Regierung Hadschi Mahmeds unzufrieden waren. Um dieselbe Zeit zeichnete sich Feth Ali, Khan von Kuba, durch seine Tapferkeit aus, fiel mehrmals in Schirwan ein und bemächtigte sich endlich im Jahre 1766 beider Städte, zerstörte Neu-S. völlig und versetzte die Einwohner nach Alt-S. Im Jahre 1777 erhielt Mahmed Seid Khan S. von Feth Ali Khan zurück, und sein Sohn Mamirsa heirathete die Schwester des letztern, worauf wieder eine Anzahl Einwohner nach Neu-S. zog. Um diese Zeit begannen die Streitigkeiten zwischen Mahmed Seid Khan und seinem Bruder Agase. Feth Ali Khan, der seinen Einfluß auf ihre Angelegenheiten nicht fahren lassen

wollte, machte diesen Streitigkeiten dadurch ein Ende, daß er beide Brüder aus dem Wege räumte. Mahmed Seid Khan hinterließ zwei Söhne, Esker und Kasym, Agase gleichfalls zwei, Mustapha und Ismail; sie flüchteten sich zu Ibrahim, Khan von Karabagh, der einen vergeblichen Versuch machte, sie in ihr Erbe einzusetzen. Erst nach Feth Ali's Tode kam S. an Esker, dann an Kasym und endlich an Mustapha. Bald darauf wurde Neu-S. von Aga Mohammed, Khan von Astrabad, der von Tiflis aus bis dahin vordrang, zerstört. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde S. von russischen Truppen besetzt und Kasym als Khan eingesetzt. Sobald aber die russischen Truppen abgezogen waren, ward Kasym verjagt, und Mustapha bemächtigte sich wieder der Stadt, unterwarf sich aber im Jahre 1805 Rußland freiwillig. Auch Alt-S. fing allmählig wieder an, sich zu bevölkern; der Reisende Gmelin aber versichert, daß außer der Wohnung des Khans kein ordentliches Gebäude in der Stadt war; Moscheen und Karawanserais gab es viele, sie waren aber unbedeuteno; der obere Theil der Stadt war von Mauer und Wall umgeben und mit Kanonen versehen; in einiger Entfernung befanden sich der Bazar und die Buden, die Straßen waren eng, und die Bevölkerung betrug nur etwa 2000 Familien. Später gerieth S. abermals in Verfall, und die Stadt am Aksu kam in Aufnahme. Ein furchtbares Erdbeben (die Erdbeben sind in Alt-S. sehr häufig und fast immer sehr verderblich) vollendete die Zerstörung der alten Stadt, und nur Trümmer bezeichnen noch ihr Daseyn; bloß die Feste blieb stehen, obwohl gleichfalls halb zerstört. Inzwischen fing Neu-S., welches unter 40° 31 nördl. Br. liegt, an, sich empor zu arbeiten; obgleich es nie sehr groß war, hatte es doch einen bedeutenden Handel und Fabriken; eine steinerne Mauer und ein tiefer Graben umgaben es; die Einwohnerzahl betrug 5000 Familien. Jetzt befindet sich auf derselben Stelle das reiche Dorf Aksu mit schönen Wein-, Frucht- und Maulbeerbaum-Gärten. Mustapha, Khan von Schirwan, unterwarf sich Rußland, verpflichtete sich, einen Tribut zu zahlen, und gründete nordwestlich von Alt-S. auf dem Berge Phitdagh eine Stadt desselben Namens, schlug um größerer Sicherheit willen selbst seinen Wohnsitz darin auf und führte aus Neu-S. über 1000 Familien dahin, denen sich bald noch 1800 andere anschlossen. Phitdagh bestand nicht lange; jetzt sieht man auf diesem Berge nur noch einen Palast, ein Diwan-Khane, Bäder und die Wohnungen der Frauen des Khans, Alles aber in halb zerstörtem Zustande; wo Privatgebäude standen, sind nur Steinhaufen übrig. Auf dem Felsen zeigt man die Stelle, wo Verbrecher und Leute, die sich den Unwillen des Khans zugezogen hatten, mit gebundenen Händen und Füßen hinabgestürzt wurden. Die Lage von Phitdagh ist malerisch, und trotzdem, daß der Berggipfel, auf dem die Stadt lag, häufig in Wolken und dichte Nebel eingehüllt wird, ist das Klima doch gesund und an Wasser kein Mangel. Von dem Berge Phitdagh aus, welcher einer der höchsten in Schirwan ist, hat man eine herrliche Aussicht; bei schönem Wetter überblickt man die ganze schirwanische Ebene und selbst die Insel Salian. Uebrigens ist die Gründung einer Stadt an diesem Orte nur durch die kühne Wahl der Lage merkwürdig, aber die Einwohner hatten unter einer Menge von Nachtheilen zu leiden, da nur ein ungemein schwieriger Pfad hinaufführt, den bloß Saumrosse betreten können; die Versorgung der Einwohner mit Lebensmitteln war also mit der größten Schwierigkeit verknüpft. — Als Mustapha Khan nach Persien entflohen war, wurden von Seite der russischen Regierung Beamte zur Aufnahme des Vermögens, das die khanische Familie hinterlassen hatte, so wie der bisher bezogenen Einkünfte abgeordnet. Im Jahre 1824 wurde ihrem Vorschlage gemäß eine Stadt in der Nähe des Flusses Pirsagat, fast an der Stelle des ehemaligen sogenannten Alt-S., angelegt. Die Lage der ältern Stadt ist viel vortheilhafter, denn sie liegt auf einer ziemlich ebenen Hochfläche, an deren Fuß im Thale die neue Stadt angelegt wurde. Die Verschiedenheit der Temperatur in der obern und untern Stadt beträgt gegen 4 Grad, und wenn in den Sommermonaten die Hitze in der untern Stadt ins Unmäßige steigt, ist sie im obern Theil, wo sich jetzt auch das Haus des Kommandanten nebst dem Diwan befindet, ziemlich erträglich. Vom Mai fast bis zum Oktober ist das Klima in der Stadt ungemein heiß und nur einigermaßen erfrischt durch die fast täglich wehenden Winde; den übrigen Theil des Jahres hindurch ist es, geringe Zwischenräume abgerechnet, regnerisch. Im Winter fällt Schnee und liegt manchmal mehre Wochen; die Kälte wird nicht heftig, dafür wehen aber öfters sehr durchdringende Winde. Von der Lage der Stadt, welche auf der einen Seite gegen eine Bergschlucht zu liegt, schreibt sich die südwestliche Richtung des Windes her, welcher gewöhnlich von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags weht. Das Land, welches zur Stadt gehört, erstreckt sich auf 2 Werste weit im Kreis umher. In der Stadt selbst ist kein Fluß, aber in geringer Entfernung davon fließt der Pirsagat, der jedoch bei großer Hitze wasserarm ist. Gutes Trinkwasser wird durch einen unterirdischen Kanal aus weiter Entfernung hergeleitet; übrigens genießt man nur im obern Theil dieses Vortheils, an den entlegenen Enden der Stadt aber hat man nur unreines und ungesundes Wasser. Alle diese Umstände haben nicht nur auf die Fremden, sondern auch auf die Einheimischen einen merklichen Einfluß. Die gewöhnlichen Krankheiten, namentlich im Sommer und Herbst, sind hitzige Fieber, schmerzhafte und sehr hartnäckige kalte Fieber und der Skorbut, dem namentlich die Russen unterworfen sind. Im Oktober 1829 lagen von 2 unvollständigen Bataillonen des apscheronschen Regiments 300 Kranke im Spitale von Alt-S. Alle Häuser in Alt-S. sind von Stein, einige davon mit flachen Dächern nach der gewöhnlichen asiatischen Sitte. Die armenische Hälfte ist abgesondert

von der tatarischen angelegt. Im Allgemeinen sehen die Häuser ziemlich gut aus. Glasfenster trifft man selten, größtentheils aber durchbrochene Läden von Holz, die von oben nach unten zugeschlossen werden. Die innere Einrichtung der Häuser bietet keine Bequemlichkeiten dar. Die Zahl derselben in Alt=S. ist folgende: nach dem neuen Plan der Stadt gebaute Krongebäude 20, tatarische=Häuser 446, armenische 279; früher schon waren vorhanden: 4 Krongebäude, 1526 tatarische und 17 armenische Häuser. Im Jahre 1832 zählte man etwa 2230 Familien in der Stadt. Der Palast des Khans ist noch ganz erhalten; er ist zwar von einfacher Bauart, aber nach einigen Anzeichen zu schließen war er im Innern sehr reich verziert. Nebem dem Palast ist ein regelmäßiger Garten, worin einst Fontänen sprangen. Der Bazar in Alt=S. ist ziemlich groß und sehr belebt. Die Zahl der Buden beträgt gegen 500, in vielen derselben wird jedoch nur ein Kleinhandel mit Früchten u. dergl. getrieben. Griechische Kirchen gibt es in Alt=S., auch eine armenische und 9 Moscheen; von 5 nach asiatischer Art gebauten Bädern gehören 2 der Krone. Siebzehn tatarische Lehrer unterrichten gegen 400 moslemitische Kinder, und drei armenische Lehrer etwa 70 Kinder ihrer Religion. Ueber die Gewerbsthätigkeit und den Handel S.'s, so wie über die Rechnungsverhältnisse s. Schirwan.

Schema genealogicum (lateinisch), Stammbaum.

Schemail, s. Arabische Literatur.

Schemalesen (jüd. Kultusw.). Nach dem Talmud besteht für den Israeliten ein mosaisches Gebot, täglich Morgens und Abends das aus 3 Bibelstellen bestehende Schemagebet (s. Gebet, S. 55) zu recitiren, nach Deuteron. 6, 7: „Du sollst von ihnen reden, ... wenn Du Dich niederlegst und wenn Du aufstehst." Obgleich aus dem natürlichen Sinne des Textes nicht hervorgeht, daß man das Gebet selbst Morgens und Abends sagen solle, so hat der Talmud dasselbe doch in das Gebetformular aufgenommen. Der 2. Vers in der ersten Stelle: „Gelobt sey der Name ꝛc." befindet sich nicht im Pentateuch, sondern man nimmt an, daß Jakob ihn in seiner Todesstunde ausgesprochen, als er von seinen Söhnen die Versicherung erhalten, daß sie alle Gott im Herzen hatten. Nach einer Meinung im Talmud (Berachoth 21 a) ist das S. kein mosaisches, sondern ein rabbanitisches Gebot. Jedenfalls ist aber im Pentateuch bloß das Recitiren des 1. Verses der ersten Stelle geboten. Die Frauen werden von diesem Gebote, so wie von allen, die nur zu einer bestimmten Zeit ausgeübt werden, befreit. Wer arbeitet, braucht seine Arbeit nur so lange zu unterbrechen, als er die erste Stelle recitirt. Wer durch Freude oder Trauer in starker Aufregung ist, kann das S. ganz unterlassen. Der Talmud erlaubt, sowohl das Schema selbst, als die vorangehenden und folgenden Sprüche in jeder Sprache zu sagen, die man versteht. Auch vor dem Niederlegen Abends wird das Schema in Verbindung mit mehren Sprüchen und Bibelstellen gesagt, die geeignet sind, im Vertrauen auf den göttlichen Schutz zu stärken. Das Schema ist auch das Gebet, das dem Israeliten in der Sterbestunde vorgesagt wird. Es ist gleichsam Israels Symbol und Panier; die erste Stelle desselben enthält nämlich die wichtigste israelitische Glaubenslehre (»Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, ist ein einziger Gott) und die wichtigste Pflichtenlehre (Du sollst lieben den Ewigen, deinen Gott, mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit allen Kräften). Mit den Worten: Schema Jisrael Adonai elohenu Adonai echad auf den Lippen, gingen in den Zeiten des Mittelalters Tausende von Juden dem Tode durch Feuer und Schwert getrost entgegen.

Schemanowitz, österr.=böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrschaft Liebliz; 270 Einw.

Schemathiten, s. Mohammedanische Secten.

Schemata des Pythagoras, mathematische Figuren, durch welche Pythagoras die Begriffe im Raume konstruirte und die ihm zur Bezeichnung des Göttlichen dienten.

Schematisch (v. Griech.), mustermäßig, vorbildlich, entwurfsmäßig.

Schematisiren (v. Griech.), bildlich vorstellen, einen Begriff versinnlichen, faßlich machen, etwas als Vorbild aufstellen.

Schematismus (v. Griech.), 1) das Verfahren, nach einem beliebigen Vorbilde (Schema) etwas zu bilden, z. B. in eine vorgeschriebene Tabelle etwas eintragen; — 2) (Log.), die Figurirung eines Schlusses, s. Schlußfiguren; — 3) (Philos.), S. des reinen Verstandes, s. Kant, vgl. Kategorien; — 4) (Astron.), nach Ptolemäus, diejenige d. 9 Arten der Stellung der Sonne u. Sterne gegen einander, wenn der Stern des Morgens kurz vor Tagesanbruch aus den Sonnenstrahlen hervortritt, wodurch angezeigt wird, daß er durch seine eigene Bewegung vor der Sonne vorbeigegangen ist und bei seinem Aufgang von ihren Strahlen nicht mehr verdunkelt wird.

Schematographie (v. Griech.), das Figurenschreiben.

Schematologicum exemplum (Rhetorik), s. v. a. Schema.

Schematopöie (v. Griech.), Kunst des Pantomimen, in so fern durch Geberden eine Handlung dargestellt wird.

Schembera, Joseph, Zeichner und Kupferstecher zu Prag, arbeitete in den beiden ersten Decennien des 19. Jahrhunderts, zeichnete Landschaften und architektonische Ansichten. Duttenhofer stach nach ihm 6 Ansichten von Prag für Griesels Gemälde von Prag. Radirte auch mehre Blätter.

Schembuan, s. v. a. Schambuan, s. Birma (Gesch.).

Schemde, oldenburg. Dorf, Kr. Vechta, Amt Steinfeld; 170 Einw.

Schemel, 1) ein gewöhnlicher hölzerner Stuhl, gewöhnlich ohne Lehne, bei dem der Sitz bloß v. Bretern ist; — 2) eine Fußbank oder ein Fußschemel mit hölzernem Sitzbret, dessen Füße

nur in eingebohrte Löcher gesteckt sind; — 3) (Hüttenw.), das am obern Theil eines Blasebalges angebrachte Stück Holz, durch welches derselbe niedergezogen wird; — 4) (Bergb.), bei einem Pferdegöpel der auf der Decke des Schwenkbaumes angebrachte Sitz für den Treibeknecht; — 5) (Web.), s. v. a. Fußschemel; — 6) (Artill.), der Fuß an einem Fußmörser; — 7) das Stück Holz auf dem Protzwagen, an welches das aufgeprotzte Laffetenende befestigt wird; — 8) (Kriegsw.), an Rüstwagen s. v. a. Lenkschemel; — 9) (Kriegsbauk.), s. v. a. Banket 1); — 10) s. Schneidemühle.

Schemel (Geogr.), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrschaft Böhmisch-Kamnitz; 470 Einw.

Schemel (Biogr.), s. v. a. Schemmel.

Schemelbohrer (Tischler.), s. v. a. Bankbohrer.

Schemeleisen (Schemelnagel, Weber.), der eiserne, ungefähr 1 Fuß lange Bolzen, um welchen sich die Fußschemel bewegen.

Schemelmörser (Fußmörser, Artillerie), Mörser ohne Laffete, mit angegossener eiserner Platte, s. Mörser.

Schemen, 1) Schatten, Schattenbild, besonders Schatten der Unterwelt; — 2) falsche, erdichtete Gestalt, Larve, Maske.

Schemerl, Joseph, Ritter von Leytenbach, Architekt und Ingenieur, 1757 zu Laibach geboren und an der wiener Akademie zum Künstler gebildet, widmete sich mit Vorliebe dem Straßen- und Wasserbau und leitete als Ingenieur wichtige Unternehmungen, machte sich auch durch einige schätzbare Werke über Straßen-, Kanal- und Flußbauten bekannt. Der Kaiser belohnte seine Verdienste mit der Stelle eines Hofbaurath-Direktors, die Akademie in Wien ernannte ihn zum außerordentlichen Rath, und jene in Venedig zählte ihn unter ihre Ehrenmitglieder. Im Jahre 1812 wurde er geadelt, und um 1837 † er.

Schemeslitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Gut Nezdaschow; 240 Einw.

Schemez (hebr.), ein Flecken, besonders ein moralischer Flecken, der an Jemandem haftet.

Schem hamphorasch (hebr., s. v. a. der ausgesprochene Name), der mystische vierbuchstabige Name Gottes (Tetragrammaton), welcher nämlich aus den 4 Buchstaben Jod, He, Waw und He besteht und nach der etymologischen Deutung, welche die alttestamentlichen Schriftsteller dem Namen geben, der Ewige, Unveränderliche, (ewig) Seyende bedeutet. Merkwürdig ist, daß das Wort nicht seine eigenen ursprünglichen Vokale hat, sondern die von Adonai (Herr), welches die Juden nach einer alten Superstition aus Ehrfurcht gegen Gott statt des Nominis ineffabilis lesen (vgl. Philo, de vita Mosis III; die Samaritaner lesen Schima [d. i. Namen]). Es fragt sich nun, welches die richtige, ursprüngliche Aussprache des Wortes ist; betrachtet man es als das Futurum des Verbi Hawa (seyn), so mußte es entweder Jahaweh oder Jeheweh ausgesprochen werden. Jedenfalls ist Jehovah nicht die richtige Aussprache, weil man dann die ursprünglichen Konsonanten mit den von Adonai entlehnten Vokalen liest, welche nur deshalb darunter gesetzt wurden, weil man es gewöhnlich Adonai lesen, nicht aber die eigentlichen Konsonanten des Wortes aussprechen sollte. Nur der Hohepriester, und auch dieser nur ein Mal im Jahre, nämlich am Versöhnungstage im Allerheiligsten, durfte den Namen, wie er mit seinen Konsonanten geschrieben wird, aussprechen. Mitunter stehen auch die Vokale von Elohim darunter, und dann wird das Wort auch so gelesen.

Scheminith (hebr.), s. v. a. achteste, kommt in Verbindung mit Atlamoth (s. d.) in der Ueberschrift mehrer Psalmen vor und bezeichnet nach Einigen ein 8saitiges Instrument, nach Andern einen achten Sängerchor. Jedenfalls war es aber keins von beiden, sondern nur eine Bezeichnung, nach welcher die Melodie (Alamoth), welche auf der Laute vorgetragen wurde, auf der 8. Saite oder um eine Oktave tiefer auf der Harfe begleitet werden sollte.

Schemir, Fluß in Persien.

Schemmel (Schemel), Jeremias, Maler zu Augsburg, blühte um 1570. Auf der k. k. Bibliothek zu Wien ist von ihm ein Heft, dessen Blätter verschiedene, unter Kaiser Maximilian I. gehaltene Turniere vorstellt.

Schemmen, kurhess. Pfarrdorf, Prov. Niederhessen, Kr. Eschwege, Amt Bischhausen, am gleichnamigen Bache; 520 Einw.

Schemmerberg, württemberg. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Biberach, Hauptort der gleichnamigen (fürstl. thurn- und taxischen) Herrschaft; Schloß, Revierförsterei, Burgruine, ergiebiger Torfstich; 410 Einw.

Schemmes (Religionsw.), s. Kopten.

Schemming (Schimming, deutsche Heldensf.), d. i. der Glänzende, Wittichs berühmtes Roß, mit elfenbeinernem Sattel, worauf eine Natter abgebildet ist.

Schemmegi Aga (türk.), Hofbediente des Sultans, der den Schemel zum Pferdebesteigen trägt.

Schemnitz (Geogr.), 1) ungar. Bezirk, honther Gesp. Außer S. hier noch: St. Anton (Szent Antal), fürstl. koburg. Marktflecken, mit Schloß und Herrschaft; Nemethi, ansehnlicher Marktflecken; Sagy, Marktflecken; Klib (Szebeklib, Sebeschleby), Marktflecken; Kemencze, Marktflecken; Szalatnya und Gyogy, Dörfer, mit Sauerbrunnen; Walyke, Dorf, hat den stärksten Hanfbau in Ungarn; Kopporesch, Dorf; Suha, Dorf. — 2) (Selmeczbanya, Stiavnitza), königl. freie Bergstadt daselbst, an der Schemnitz, die größte und wichtigste unter den ungarischen Bergstädten, in einer zwar beschränkten, aber pittoresken Lage auf Höhen, 2172 (2232) Fuß über dem Meere, aber dennoch in einem tiefen und schroffen Thal. Dazu gehören als weit entfernt liegende Vorstädte Szigliberg mit Windschacht und Streylithof gegen Südwesten, Hodritsch gegen Westen, Schittensberg gegen Nordwesten, Steffelsberg,

(Steffolto) gegen Süden und die Freistadt Dillen. So ist die Stadt S. wegen ihrer Zerstückelung einzig in ihrer Art. Die Häuser stehen auf lauter Hügeln und in engen, zwischen denselben sich windenden Schluchten, und es dürfte schwer seyn, in der ganzen Stadt ein Plätzchen von nur 10 □Fuß zu finden, das eine vollkommene horizontale Ebene bildete. Nach welcher Richtung man sich auch bewegen mag, überall muß man bergauf und bergab steigen. Die hiesigen Einwohner haben sich daran gewöhnt und finden es nicht lästig, aber für den Fremden ist es eine große Unbequemlichkeit. Da nun die Stadt auf diese Weise von keinem Punkte aus eine Totalansicht gewährt und überdies weit mehr kleine und schlechte, als große und schöne Häuser hat, so bietet sie eben kein anziehendes Bild. S. steht auf einer vollständigen Mine, denn sämmtliche Berge und Anhöhen, worauf es erbaut ist, sind mehr oder weniger von Stollen und Schächten durchfahren. Es ist nicht zu bezweifeln, daß ein Erdbeben, wenn es einmal die Gegend beträfe, für die Stadt besonders gefährlich werden müßte; denn stürzten bei einem solchen auch nur einige Gänge zusammen, so würden die darauf erbauten Häuser unausbleiblich nachfolgen. Die hier befindlichen Schlösser sind: 1) die alte Burg, nahe am Neuthore (S. hat 5 Thore); hier stand ehemals Alt-S. sammt der Frauenkirche; das alte Schloß, welches zwischen dem rothen Brunnenthore und der obern Fleischhackergasse steht, dient jetzt zu einem Zeughause; — 2) das neue Schloß am hintern Theile des Kammerhofes, ist viereckig gebaut und mit Schlaguhr versehen, die nur angezogen wird und sonst zum Sturmläuten diente. Kirchen sind: die Pfarrkirche, die deutsche oder ehemalige Jesuitenkirche, die St. Annakirche und die Kirche zu Maria-Schnee; auch haben die Evangelischen ihr eigenes Bethaus. Die vorzüglichsten übrigen Gebäude sind: 1) der Kammerhof, ein herrliches Gebäude am Fuße des neuen Schlosses, die Residenz des Oberkammergrafen; darin befinden sich: die Buchhalterei, das Hauptkassieramt, der Probirgaden, der Brenngaden, wo das Silber granulirt wird, die Kanzlei nebst der Wohnung des Direktors ꝛc.; 2) das 3 Stock hohe Rathhaus, in welchem außer dem städtischen Archiv auch noch Schlägel von Eisen und Silber aufbewahrt werden, welche Bergzeichen ehemals bei verschiedenen öffentlichen Aufzügen und bei Hauertänzen gebraucht wurden; 3) das hohe Haus dem Rathhause gegenüber, in welchem sich das Portions- und Saljamt befindet, und worin der Magistrat von der Bürgerschaft gewählt wird; 4) das hellenbachische Haus, welches dem Kaiser Franz und dem Kaiser Joseph während ihres Aufenthalts in S. zum Absteigquartier diente. Die Berge, welche um die Stadt liegen, sind: der Kornberg an der Westseite, an welchem die Wasserleitung geht, die das Wasser auf die Maschine des Dreifaltigkeitsstollens führt; der Zitnaberg; der Kalvarienberg, ostwärts, welcher 1744—1751 von Jesuiten durch Beiträge der Bürger- u. Hauerschaft errichtet wurde. So wie man aus der Stadt hinauskommt, erreicht man vor dem Dillener-Thore eine Lindenallee, die auf den Kalvarienberg zu führt. Nahe am Berge rechter Hand ist die Fußwaschung Christi vorgestellt, wo aus einem Gießbecken lebendiges Wasser auf den Fuß Petri, von da aber in eine marmorne große Muschel, zur Erquickung der Wallfahrer, springt. Bei nähermi Zutritt auf den Berg selbst, welcher mit bequemen Gängen und Gebäuden geziert ist, erblickt man am Fuße desselben ein ansehnliches Gebäude. In der Mitte desselben befindet sich die slavische Kirche, ganz in Fresko gemalt. Zur Linken dieser Kirche ist die Kapelle der schmerzhaften Mutter Maria, zur Rechten die Kapelle des Herzens Jesu. Zwischen ersterer Kapelle und der Kirche ist die Wohnung eines Einsiedlers, zwischen der letztern aber und der Kirche das Behältniß für die Tragbahren der Prozessionen. Hinter diesem Gebäude bergan in gerader Linie ist die sogenannte heilige Stiege, wo verschiedene Reliquien aufbewahrt werden; weiter hinauf eine im Felsen tief eingehauene Kapelle, worin der im Kerker verspottete Christus und oben ein Ecce Homo vorgestellt wird. Ganz oben an der Spitze des Berges ist in der Mitte die deutsche Kirche, ebenfalls in Fresko gemalt. Hinter derselben befindet sich eine sehr schöne Kapelle, worin Christus im Grabe ruht. An beiden Seiten des Kirchengebäudes sind zwei mit Blech gedeckte Thürme, worin Glocken von neuer Erfindung sich befinden. Von der slavischen Kirche bis zur deutschen hinauf sind linker Hand 7 Stationen, die das Leiden Christi vorstellen, zur rechten aber 7 andere Stationen der 7 Schmerzen Mariä. Andere Berge sind: der Hechelstein, ein kahler, ostwärts gelegener Felsen, sonst ein Zufluchtsort der Stadtleute in der Pestzeit; der Paradiesberg, gegen Norden, mit einem aufgerichteten Kreuze. — In S. residirt der Oberstkammergraf, dem die Kremnitzer- und Neusohler-Bergkammer und die übrigen k. k. Bergwerke untergeordnet sind. S. ist der Hauptort des niederungarischen Bergdistrikts, zu welchem 7 freie und 8 andere Städte gehören. Die Gebirgsart ist vorzüglich Porphyr, Glimmer- u. Thonschiefer, Grauwacke, Quarz, schwarzer Glimmer. Die hier gewonnenen Erzarten sind: 1) gediegen sichtbar Gold, welches zuweilen haarförmig und blätterig ist; 2) Zinopel, ein Gemische von einem bald dunkeln, bald hellrothen Jaspis, der Gold, Silber, Blei, Zink und Kies führt; 3) gediegen Silber; die andern Silberarten sind: Glaserz, Röschgewächs, Rothgülden, Weißgülden, graues Federerz, gänsekothiges Silbererz, Silbermulme, silberhaltiger Feldspath, silberhaltige Blende, dann Bleierze, Kupfererze Eisenerze, Quecksilber, Spießglas, Arsenik, Schwefel, Vitriol. Das in den Gruben befindliche Gold und Silber, so wie die großartigen Bergwerksanstalten haben der Stadt einen Weltruhm erworben. S. lieferte einst gegen 100,000 Mark Silber, mehr als jetzt ganz Ungarn, und 1690 noch 1872 Mark Gold, was 132,428 Dukaten gab. Von 1740—73 berechnet

man die Ausbeute an edeln Metallen zu mehr als 70 Mill. Gulden in Konv.-Münze. Jetzt liefert der ganze Distrikt nur 15—1800 Mark Gold und 60—80,000 Mark Silber. Die königliche Bergkammer bebaut 2 Stollen ganz allein und fast ganz die Hauptwerke der oberbibenstollner Gewerkschaft; nirgends dürfte der Bergbau zu so hoher Vollendung gediehen seyn, wie hier, wo 10,000 und mehr Arbeiter beschäftigt werden. Die hohe Lage der Gruben nöthigte, mit einem Aufwande von mehren Millionen Teiche anzulegen, um das nöthige Triebwasser für die Maschinen zu erhalten. Die sehenswerthesten Werke sind in dem $^1/_2$ Stunde entfernten Knappendorfe Windschacht. Hier ist im Leopoldschacht Schitko's Wassersäulenmaschine, welche aus einer Tiefe von 180 Klaftern durch einen Druck von 297 Pfund pro □Zoll täglich 97,545 Kubikfuß Grubenwasser emporhebt. Eine Dampfmaschine treibt im Pochwerke 72 Stampfer; im Ganzen sind aber mehr als 900 Pocheisen im Gange. Die Amalgamation hat man in neuerer Zeit ganz aufgegeben und bedient sich bloß dreifacher, sehr sorgfältiger Schmelzung. Das silberhaltige Werkblei wird auf Kupolofen abgetrieben und hält im Centner 9 Unzen bis 8 Mark güldisches Silber, welches in Kremnitz geschieden wird. Die hiesigen Bergruben folgen der Reihe nach so auf einander: 1) der Dreifaltigkeitsstollen, 2) der glanzberger Erbstollen, 3) der heilige Dreikönigsstollen, 4) der Pocherstollen, 5) der Theresienschacht oder Klingenstollen, 6) der Amalienschacht, 7) der Ferdinandsschacht, 8) der Maximiliansschacht, 9) der Matthäusschacht, 10) der neue Schacht und der Mohrerstollen, 11) vor dem äußern Dillerthore ist der Michaelistollen, ein Bleiwerk und die immerwährende Schatzkammer der Familie von Gerhamb, 12) der Kaiser-Franzensstollen, welcher 18 Jahre hindurch Tag und Nacht bearbeitet worden. Seine Länge beträgt in gerader Linie eine ungarische Meile. Unter diesem ist 13) der Kaiser-Josephs-Erbstollen, welcher 70 Klaftern tief liegt. Beide sind angelegt, um das Wasser abzuleiten und die Maschinen zu ersparen. Alle diese Gruben sind noch sehr reich, obgleich sie ehemals dreimal mehr Ausbeute gegeben haben, als gegenwärtig. S. hat eine berühmte Bergakademie, die selbst von Amerikanern besucht wird, 2 Gymnasien (ein lutherisches und katholisches), ein Piaristen-Kollegium, 2 Hauptschulen ꝛc. Die Bergakademie wurde im Jahre 1760 von Maria Theresia gestiftet und hat ein chemisches Laboratorium und eine herrliche Mineraliensammlung. Sie ist in drei Klassen getheilt; in der 1. wird gelehrt: gemeine und Buchstabenrechnung, Geometrie, Trigonometrie, Aereometrie, Mechanik, Hydraulik und Hydrostatik; in der 2.: Mineralogie und metallurgische Chemie, mit Anwendung ihrer Grundsätze auf die Probirkunst und auf das gesammte Hütten- und Bergfabrikswesen; in der 3.: Bergbaukunst in allen ihren Theilen mit der damit verknüpften Markscheidekunst, das Bergrecht, die Bergkameral- und Forstwissenschaft, theoretisch und praktisch. Die Zahl der Einwohner, Deutsche und Slawen, beträgt 19,000, die in 3 Klassen getheilt werden. In die 1. gehören die sogenannten Waldbürger oder Gewerbschaften, welche sich mit dem Bergbau beschäftigen, ihren eigenen Magistrat haben und besondere Rechte und Freiheiten, unter andern auch die des freien Weinschanks, genießen. In die 2. Klasse gehören die Bürger, welche sich vom Handel und von Handwerken nähren und dem Stadtmagistrate unterworfen sind. Zu der 3. Klasse gehören die Bergknappen oder Hauer, deren Anzahl sich nach dem Ab- und Zunehmen des Bergbaues richtet. Berühmt sind die schemnitzer Pfeifenköpfe. — Zu der königl. freien Bergstadt S. gehört das eisenbacher oder vichnyer Bad, das verpachtet ist und von S. nur 2 Stunden entfernt liegt. Es besteht aus einem sehr geräumigen, gegenwärtig merklich vergrößerten und zu größerer Bequemlichkeit der Badegäste mit 4 abgesonderten Kammern zum Aus- und Ankleiden versehenen Herrschaftsbade. Außerdem befinden sich noch in 4 Kammern besonders eingerichtete Wannenbäder. In allen diesen Bädern wird das Wasser aus der auf der Anhöhe über dem Badegebäude entspringenden wasserreichen, warmen Quelle durch Röhren geleitet und verliert schon dadurch einen Theil seiner flüchtigen Bestandtheile. An dem Mundloche des Wasserstollens ist das Wasser geruchlos, vollkommen klar und durchsichtig, ferner ist es geschmacklos, höchstens etwas fade. Das reaumursche Thermometer zeigt 32 Grad Wärme. Die Schwere des Wassers verhält sich, wie 1,000 : 1,0025. Hundert Kubikzoll geben im pneumatischen Apparate 20 Kubikzoll kohlensaures Gas, ohne irgend eine Spur eines andern Gases. Beim Sieden zeigt sich ein häufiger Niederschlag von kohlenstoffsaurem Kalke, kohlenstoffsaurem Eisen und Gyps. In diesem Niederschlage liegt die Ursache der Färbung der Wäsche ins Okergelbe. Ein Kommerzialpfund dieses Wassers enthält an fixen Bestandtheilen 8 Gran; diese 8 Gran enthalten in sich:

an schwefelsaurem Kalk	3,41
„ „ Natron . . .	0,65
„ salzsaurem „ . . .	0,60
„ kohlenstoffsaurem Kalk . . .	1,75
„ „ Eisen . . .	0,95
„ „ Bittererde	0,40
„ Kieselerde	0,20
	8 Gran.

Die Wirksamkeit dieses Bades ist zum Theil der wohlthätigen Temperatur, die in dem Bassin des Bades 128 Grad Fahrenh. nicht übersteigt, somit auch von den Schwächern ertragen wird, zum Theil der Basität des kohlensauren Kalkes und Eisens und ihren bestimmten wechselseitigen Verhältnissen zuzuschreiben. Es gehört im Allgemeinen in die Klasse der stärkenden Bäder und kann hinsichtlich seiner Bestandtheile auch innerlich gebraucht werden. Mit Vortheil wird es in der Atonie, in der Chlorosis, in Fluore albo, häufiger oder auch mangelnder Menstruation, in der Arthritis ꝛc. angewendet, doch hat man bei unvorsichtigem Gebrauche dieses Bades während der Menstruation Blutspeien entstehen

sehen. In dem Badegebäude befinden sich für die Badegäste bewohnbare Zimmer, mit der nöthigen Einrichtung versehen. Da aber zur Beherbergung aller Gäste die Zimmer in dem Badegebäude nicht ausreichend sind, so finden besonders diejenigen Badegäste, welche ihre eigene Küche zu halten wünschen, in den benachbarten Privatgebäuden ein gutes Unterkommen. In dem Badegebäude befindet sich auch ein Kaffeehaus, ein Speise- und Tanzsaal, wo die Gäste mit Speisen, Getränken und Erfrischungen nach Belieben bedient werden. Vormittags werden die Gäste mit Musik unterhalten, und Tanzlustige finden ihre Befriedigung auf Bällen, die hier bisweilen gegeben werden. An angenehmen, romantischen und abwechselnden Spaziergängen mangelt es nicht. Besonders gewährt der ungefähr 200 Klaftern vom Bade entfernte, gegen Eisenbach zu liegende, zwar nur einfach, aber doch eben so geschmackvoll, als sehr nutzbringend auf der sanft aufsteigenden Gebirgslehne ganz regelmäßig angelegte Obstgarten Stepnicza eine schöne Aussicht. Er ist mit anmuthigen Sitzplätzen, Grotten und einem vortrefflichen, reinen, beinahe eiskalten Quellwasser versehen. Man kann von dort aus nicht nur die ganze, höchst interessante Umgebung des Bades, sondern auch das ganze Dorf Eisenbach und Pesserain und die weite, mit Waldungen, fruchtbaren Obstgärten und Wiesen prangende eisenbacher und pesserainer Gebirgsgegend übersehen. Bemerkenswerth ist auch das in der Nähe dieses Gartens befindliche, aus zertrümmerten und über einander gehäuften Steinmassen bestehende sogenannte Steinmeer, welches wahrscheinlich einem Bergsturze seinen Ursprung zu verdanken hat. Außerdem befinden sich in der eisenbacher Umgebung auch mehre bedeutende Gold- und Silberbergwerke, wo die St. Anton von Padua benannten und die Dreikönigsstollner-Verghandlung die vorzüglichsten und merkwürdigsten sind. Drei Stunden von Eisenbach entfernt liegt der Marktflecken Zsarnovicz, wo sich eine ansehnliche königl. Silberschmelzhütte befindet, die von wißbegierigen Badegästen häufig besucht wird. Die glashüttener und eisenbacher Bäder sind nur 2 Stunden von einander entfernt. — Das Wappen der Stadt S. ist ein fester Thurm mit einem Thore, an welchem sowohl, als an der Thormauer, Hammer und Schlägel aufgestellt und mit 2 Eidechsen eingefaßt sind. Vgl. Glashütten 1). — Geschichtliches. S. wurde im 12. Jahrhundert gegründet und sammt dem ganzen nordungarischen Bergdistrikte von flandrischen und niedersächsischen Kolonisten bevölkert, welche die dort wohnenden Slawen völlig verdrängten. Die Einmischung deutscher Bergwerksgeneralpächter, z. B. der augsburger Fugger unter Ferdinand I. und später, beförderten die Germanisirung des ganzen Bergdistrikts, und Spuren davon finden sich nicht nur in der altdeutschen Nomenklatur des nordungarischen Bergwesens, sondern auch in den Urkunden und Akten des 13.—16. Jahrhunderts. Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts aber mischten sich die Slawaken wieder ein, durch deren außerordentliche Vermehrung und volksthümliche Umtriebe, während der langen Friedensperiode des 18. Jahrhunderts, S. mit dem ganzen Bergwerksdistrikte fast ganz slawakisirt ward. Der Bergbau von S. blühte übrigens schon unter Stephan I.; als aber die Stadt unter Bela IV. von den Tataren eingenommen ward, wurden die Berggruben und Berghütten mit Feuer verheert, und beide blieben mehre Jahre hindurch aus Furcht vor dem Feinde unbenutzt. Von diesem König erhielten die Sachsen einen Freiheitsbrief in deutscher Sprache, was eine besondere Auszeichnung war, indem die Urkunden gewöhnlich in lateinischer oder griechischer Sprache ausgefertigt wurden. Unter Bela nahmen die Dörfer Hodritsch, Banka oder Schüttersberg (Schüttersberg) und Fuchsloch ihren Anfang; Ludwig I. aber beschenkte die Stadt mit den Dörfern Gerad, Karlik, Siegelsberg, Seken und Kulpach, die heutzutage meistens andere Namen führen. Unter dem König Sigismund erregten die Hussiten hier große Unruhen, und Giskra ward von Elisabeth über die Bergwerke gesetzt. Im Jahre 1442 mußten die Einwohner wieder von den rosgonschen Völkern Vieles erdulden. Zur Zeit Ludwigs II. blühte der Bergbau besonders auf, da dieser Monarch ihn sehr begünstigte; auch ertheilte er den armen Bürgern einen sogenannten eisernen Brief (Epistola Moratoria). Im Jahre 1680 ließen die Bürger eine Stadtmauer aufführen, die sich am neuen Schlosse befindet und bis zum Kammerthore geht; außerdem sind mehre Ueberbleibsel alter Mauern vorhanden, woraus man schließt, daß die Stadt ganz mit Mauern umgeben war. Unter Rakoczy, der sich der Bergstädte bemächtigte, entstand ein Aufstand unter den Bergknappen, als man sie mit Kupfergeld bezahlen wollte; 1710 wüthete hier die Pest und raffte gegen 6000 Menschen hin.

3) S., Fluß daselbst, entspringt bei der Stadt S. und mündet in die Eppel.

Schemoneh esreh (jüd. Kultusw.), das Achtzehnsprüchegebet, s. Gebet, S. 54 und 55.

Schemonskouski (Schemozkowes), große und sehr niedrige russische Halbinsel, Gouv. Archangel, Kr. Mesen, zwischen der Mündung des weißen Meeres und dem Busen von Tschesskaia, von Samojeden bewohnt, ist bei Nordstürmen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die Halbinsel hat das Gebirg Schemonskiya mit den Vorgebirgen Kanin und Mihulin (Mikulin). Vor ihr liegt nördlich die Insel Kalgujew.

Schemrakhiten, s. Mohammedanische Sekten.

Schemrowitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Lublinitz; 600 Einw.

Schemrun, Dorf, s. Nablus, vergl. Samaria.

Schems Abad, asiat.-pers. Ort, Prov. Farsistan, westl. von Henar.

Schemscheddaulah (Dschiokarmisch, Dschekermisch), Fürst von Mosul, suchte, bevor er zur Emirwürde gelangte, den Emir Musa mit Gewalt aus Mosul zu vertreiben, mußte aber davon abstehen, weil der Orthekide Sok-

man dem Musa zu Hülfe kam; als kurz darauf, 1100, Musa jedoch von seinen eigenen Leuten erschlagen wurde, machte sich S. zum Herrn von Mosul und ward vom pers. Sultan als solcher bestätigt. Als Mohammed, der Sultan der Seldschucken, 1104 seinen Entschluß bekannt machte, die Lästrer des Propheten vom Erdboden zu vertilgen, wurde der Oberbefehl gegen die Christen dem S. anvertraut. An der Spitze eines gewaltigen Heeres, in Verbindung mit Sokman, brach er in das Gebiet von Edessa ein und traf bei Rakkah, an dem Flusse Balich, mit dem Heere der Christen unter Bohemund, Balduin und Tankred zu einer blutigen Schlacht zusammen. Schon hatte sich der Sieg zu Gunsten der Christen entschieden, und Bohemund u. Tankred verfolgten die fliehenden Feinde, als Balduin von Borgo und Joscelin von Courtenai, die eine Meile von ihnen entfernt waren und nun die feindlichen Schaaren zu durchbrechen strebten, um an Bohemunds u. Tankreds Siege Theil zu nehmen, plötzlich von 10,000 im Hinterhalte liegenden Türken überfallen und ihre Schaaren in die Flucht getrieben wurden. Die Führer wurden gefangen, der Bischof Benedikt von Edessa zwar von Tankred befreit, Balduin und Joscelin und alle übrigen Gefangenen von S. aber nach Mosul geführt. Bohemund und Tankred behaupteten das Schlachtfeld; während der Nacht aber ergriff das Heer die Flucht und auch die Führer mußten sich nach Edessa zurückziehen. S. benutzte den Sieg nicht, sondern ließ seine Schaaren, da anhaltender Regen die Wege erweicht hatte, von den Mühseligkeiten des Kampfes sich erholen. Nachdem er und Sokman neue Verstärkung erhalten, rückten sie mit großer Uebermacht gegen Edessa vor, fanden aber hier von Tankred und seinen wenigen Rittern den verzweifeltsten Widerstand. Tankred überfiel des Nachts das Lager der Türken und trieb die Schlaftrunkenen, Entsetzten in die schleunigste Flucht. Bohemund, der eben mit seinen Truppen zum Entsatz von Edessa herbeikam, half die Flüchtigen niederhauen. S. und Sokman entkamen mit wenigen Begleitern. S. sicherte die Stadt Mosul durch hohe Mauern und unbezwingliche Bollwerke gegen die Eroberungen der Christen; bald aber sollte er die Wandelbarkeit des Glücks empfinden. Der Sultan Mohammed nahm ihm 1107 die Regierung der Stadt Mosul und sandte den Emir Dschavali, um ihn zu vertreiben. S., 60 Jahre alt und an einem Uebel am Fuße leidend, wohnte in einer Sänfte der Schlacht bei; aber sein Heer floh, und er gerieth in die Gefangenschaft Dschavali's. Die Mosuler erhoben seinen 11jährigen Sohn, Zenki, zu ihrem Fürsten und verweigerten die Uebergabe der Stadt an Dschavali. Obgleich nun S., in Fesseln vor die Mauern geführt, ihnen die Uebergabe gebot, so gehorchten sie doch nicht, sondern riefen den Fürsten Kilidsche Arslan von Ikonium zum Beistande herbei. S. † im Gefängnisse. Vergl. Abulfeda, Annal. Mosl., Bd. III, S. 336, 360.

Schems Eddin, Gründer der Dynastie Mouk Kurt, folgte 1245 seinem Großvater in der Regierung zu Khorasan, ward von Dschingiskhan in seiner Würde bestätigt, vergrößerte sein Gebiet und machte sich fast unabhängig; † um 1277 zu Tauris.

Schems Eddin Mohammed, ägyptischer Geschichtschreiber des 17. Jahrh., Sohn des Abul Serur, stammte durch Mohammed Bakr und Dschafar Sadik von Ali ab, weswegen er sich auch die Zunamen Bakeri und Sadiki beilegte. Das einzige uns bekannte seiner Geschichtswerke führt den Titel: „Kitab alkewakib alsairat fi akhbar misr walkahirat“ (das Buch der irrenden Sterne). Dasselbe ist in 20 Kapitel eingetheilt und enthält außer dem geschichtlichen Inhalte viele beachtenswerthe Notizen über die ägyptische Topographie, Naturgeschichte, über Agrikultur und Klima, über den Nil, Nilmesser, die Kanäle, Moscheen, merkwürdigsten Gebäude von Kairo ꝛc.

Schems Eddin Tabsi, s. **Persische Literatur.**

Schemsiten, s. **Mohammedanische Sekten.**

Schems ul Muluk, s. v. a. **Kabus 2).**

Schena (Bot.), in Ostindien, s. v. a. **Arum campanulatum.**

Schenab, Fluß, s. v. a. **Tschenab.**

Schenaganade (Geogr.), s. v. a. **Juggernaut.**

Schenau, Johann Eleazar, Maler, eigentlich Zeisig, welchen Namen er mit jenem vertauschte, weil er zu Groß-Schönau bei Zittau 1734 (n. A. 1740) geboren war. Er war der Sohn eines Arbeiters in der Damast-Manufaktur zu Schönau, welcher der Neigung des Sohnes zur Malerei entgegen war, so daß dieser nach Dresden entlief. Da er jedoch vergeblich bei einem Maler Unterkunft suchte, mußte er weinend Dresden verlassen, worauf ihn der Vater bei einem Abdvokaten in Dresden als Schreiber unterbrachte. S. schrieb nun am Tage und zeichnete zur Nachtzeit ohne Lehrer. Endlich gab ihm Beßler, ein Schüler von Mengs, einigen Unterricht und bewirkte bei H. de Silvestre die Erlaubniß zum Besuche der Akademie. Hier machte er reißende Fortschritte und gewann die Liebe Silvestre's in solchem Grade, daß ihn derselbe 1756 beim Ausbruch der Kriegsunruhen mit sich nach Paris nahm, um ihn dem Kriegsdienste zu entziehen. In Paris arbeitete S. Tag und Nacht unter den drückendsten Verhältnissen; endlich aber fand er Gelegenheit, mit einigen schönen Kopien der Dauphine, einer gebornen Prinzessin von Sachsen, sich zu nähern, welche seinem Kummer ein Ende machte. Früher erwarb er seinen dürftigen Unterhalt durch Zeichnungen und Radirungen, und sicher ein Nothschrei ist die Aufschrift seiner Folge von 12 Blättern: Achetez mes petites eaux fortes! Die Dauphine setzte ihn in den Stand, in der Malerei sich auszubilden, und da war es anfangs die Historie, welche er pflegen wollte. Allein der französische Geschmack neigte sich mehr zum Genre, in welchem damals Greuze das Feld behauptete und zahlreiche Bewunderer hatte. Deshalb fing auch S. an, à la Greuze zu malen, und es glückte ihm so sehr, daß sein Name bald mit Beifall genannt, aber oft verstümmelt wurde.

Die Bilder im Geschmacke Greuze's und Netscher's, welchen er später nachahmte, fanden auch mehre Stecher, darunter einige der besten seiner Zeit. Im J. 1770 wurde er durch Vermittlung des H. von Hagedorn in sein Vaterland zurückberufen, war aber anfangs nur Mitglied der Akademie, mit geringem Gehalt, bis er 1772 zum Obermaler und Direktor der Zeichnenschule in Meißen ernannt wurde. Im J. 1774 erhielt er die Stelle eines Professors an der Akademie zu Dresden, und von 1777 an bekleidete er neben Casanova auch jene eines alternirenden Direktors. In dieser Eigenschaft eines Lehrers und Lenkers der Anstalt hatte er die Absicht, derselben einen neuen Umschwung zu verleihen, und glaubte diesen auf rein historischem Wege zu erreichen. Er malte jetzt selbst mit Vorliebe historische und allegorische Bilder, vielleicht um seinen Schülern Vorbilder zu liefern; allein S. fand mit diesen weder beim Publikum, noch in den Malsälen großen Anklang, und somit zog er zuletzt wieder die Genremalerei hervor, die ihm seinen Ruf erworben hatte. Seinen Schülern hätte er nie zum Vorbilde dienen können. S. hatte zwar Phantasie und Geschick zur Komposition; seine Zeichnung ist aber nicht selten unrichtig, seinen Figuren fehlt es an wahrem Leben und Ausdruck, und die Färbung ist bunt, selbst in den Schatten noch glühend. Dennoch fand er zahlreiche Bewunderer. Unter seinen Genrebildern finden sich einige sehr schätzbare Arbeiten. Für sein Meisterstück erklärte man eine Allegorie auf die Genesung der verwittweten Kurfürstin. Dann hat man von S. auch eine Kopie von Raphaels Transfiguration, die aber nichts weniger als Raphaels Geist verräth. Um den Meister richtig zu beurtheilen, muß man die Zeitverhältnisse richtig ins Auge fassen, unter welchen S. sich heranbildete und wirkte, und daß bei seinem 1806 erfolgten Tod die Kunst noch immer in der alten Manier befangen war. Die Morgenröthe einer bessern Zeit sah er nicht anbrechen. In S. steht man nur den Maler französischer Galanterie- und Konversationsstücke. Die Zahl der nach ihm gestochenen Blätter ist sehr zahlreich. Das Bild der Kreuzigung in der Kreuzkirche zu Dresden stach Stölzel in großem und kleinem Formate; derselbe auch das Bild des Weisen nach Cicero, Sinzenich die Pandora, Holzmann eine heil. Magdalena, Schulze Jo und Jupiter. Diese Bilder zählte man damals zu S.'s Hauptwerken der historischen Art. Von Bildnissen stach Littret jene der Mme. de Pompadour und der Mlle. Clairon. Diese beiden Porträte gehören mit jenem des Dauphine in historisch-allegorischer Auffassung zu den besten Bildern des Meisters. Von Gattungsstücken dürfte das Blatt von Gaillard: La Meditation betitelt, eines der Hauptbilder des Meisters vervielfältigen. Das Gemälde ist in der Gallerie zu Schwerin und stellt eine Dachstube vor, in welcher ein alter Mann, von dem einfallenden Lichte beleuchtet, auf ein Buch sich neigt. S. hat auch selbst in Kupfer radirt.

Schenck (Biogr.), 1) Friedrich, latein. Schenckius, geb. 1503 in den Niederlanden aus dem altadeligen Geschlechte der Teutenburge, war Präsident des Reichskammergerichts zu Speier, trat aber aus übertriebener Furcht vor den Gefahren, mit denen der Hof bedroht war, in den geistlichen Stand und war zuletzt erster Erzbischof zu Utrecht, wo er 1580 †. Schrieb: Trias forensis, Antw. 1528, 8.; — Progymnasmata fori, zusammengedruckt mit dem Viridarium conclusionum juridicarum, Halle 1537, Fol.; — Tractatus de testibus, Köln, 1555. Unter seinen geistlichen Schriften verdient die Abhandlung „Ueber den Gebrauch und das Alter der Heiligenbilder", Antw. 1567, 8., wegen ihrer Gelehrsamkeit erwähnt zu werden. — 2) Johann, S. von Graffenberg, geb. am 20. Juni 1531 zu Freiburg im Breisgau, studirte in Tübingen Medicin, wurde 1554 Doktor, kehrte in seine Geburtsstadt zurück und ward hier zum städtischen Arzte ernannt. † am 12. Nov. 1598. Er suchte sich von der griechischen Literatur loszumachen und in seine Schriften systematische Ordnung zu bringen. Schrieb: De capite humano, Basel 1584; — De thorace, Freiburg 1594; — De partibus naturalibus, Freiburg 1595—96; — De partibus naturalibus utriusque sexus, Freib. 1596; — De partibus externis, Freib. 1596; — De febribus, morbis, epidemicis et contagiosis, Freib. 1597; — De venereis, daf. 1597; — Sammlung dieser sämmtlichen Schriften unter dem Titel: Observationum medicarum, rararum, novarum, admirabilium, et monstrosarum, volumen tomis septem de toto homine institutum, Frankf. 1600, 8., 2 Bde., u. ö. — 3) Johann Theodosius, Professor der Medicin zu Jena, seiner Geburtsstadt, † 1671 im 51. Lebensjahre, lehrte, prakticirte und schrieb viel. Doch scheint er sehr leichtgläubig gewesen zu seyn. So spricht er in seinen „Observationes medicae", Leyden 1644, Fol., oft von besessenen Menschen, welche durch Arznei und durch die Geistlichkeit geheilt wurden; von einem Zwitter, der, mit einem Manne verheirathet, von demselben Söhne und Töchter gebar und dessen ungeachtet mit Mädchen buhlte und dieselben beschwängerte; kurz, er führt 21 Beispiele an, wo Weiber plötzlich in Männer verwandelt wurden, aber kein einziges, wo das Umgekehrte Statt fand. Dies mag uns der Mühe überheben, die übrigen Schriften S.s anzuführen.

Schenckel, Lambertus Thomas, Mnemoniker des 16. Jahrh., geb. 1747 zu Herzogenbusch, erhielt von seinem Vater, einem Arzte, den ersten Unterricht in den alten Sprachen, studirte zu Löwen Philosophie, kam in gleicher Absicht 1565 nach Köln, mußte aber der damals von Frankreich und den Niederlanden nach Deutschland hinüberspielenden Unruhen halber seinen Plan aufgeben und nach Hause zurückkehren. Er nährte sich nun in mehren Städten vom Stundengeben und war zuletzt zu Mecheln Rektor einer öffentlichen Schule, bis er dazu gelangte, sich ein System der Mnemonik zu bilden und vermittelst desselben seinen Unterhalt zu erwerben. Er durchreiste daher die Niederlande, Deutschland und Frankreich, indem er gegen 20 Thaler Vorausbezahlung seine Ge-

dächtnißmethode lehrte; da er jedoch gewöhnlich zum Marktschreier ausartete, † er zuletzt um 1630 vergessen in einer kleinen deutschen Stadt. Unter seinen Schriften ist allein beachtenswerth: De memoria libri duo, Douai 1593, 8.; übersetzt von Dr. Klüber unter dem Titel: Kompendium der Mnemonik, Erlang. 1804; auch erschienen als Gazophylacium artis memoriae vel fundamenta artificialis memoriae, Straßb. 1610, 1612 u. ö.

Schendel (Biogr.), 1) Bernard, Maler, geb. zu Harlem 1634, malte Historien u. Genrebilder in Brackenburgs Manier, die in Zeichnung und Färbung gerühmt wurden. Den meisten Beifall scheinen ihm seine bacchischen und komischen Scenen erworben zu haben; doch sind seine Werke selten. S. † zu Harlem 1693. — 2) Pieter van, Maler, einer der vorzüglichsten holländischen Meister des 19. Jahrh., ward um 1800 geboren, bildete sich auf der Akademie zu Amsterdam, besuchte dann andere Städte seines Vaterlandes und hatte in wenigen Jahren solche Tüchtigkeit erlangt, daß man ihn schon um 1824 zu den vorzüglichsten Künstlern seiner Art zählen konnte. Auf den Kunstausstellungen zu Amsterdam, Gent, Breda, Rotterdam, Paris u. s. w., sah man seit Jahren Werke von ihm, die sich durch äußerst schöne Farbenzusammenstellung, durch fein berechnete Abstufung der Töne, durch die Farben, Licht und Schattenleiter und durch meisterhafte Technik auszeichnen. In vielen seiner Figuren ist die Rundung bis zur vollkommenen Täuschung gebracht, und Wenige wissen die Kontraste zwischen der Mond- und Kerzenbeleuchtung glücklicher zu fassen, wie außer mehren historischen Bildern und Scenen aus dem höhern und niedern Volksleben viele Marktansichten beweisen. Ein Bild dieser Art und von ziemlicher Größe, die Ansicht des Gemüsemarktes in Amsterdam, kaufte 1845 König Ludwig von Bayern für die Sammlung von Bildern neuerer Meister, eines der effektreichsten und vollendetsten Werke dieser Art. In S.s Werken ist es meist auf eine überraschende Lichtwirkung abgesehen, und daher findet man von ihm auch heilige Darstellungen bei nächtlicher Beleuchtung. Auf andern Gemälden sehen wir in das häusliche Leben vornehmerer Familien des 17. Jahrh., Alles bis aufs Kleinste vollendet; oder er entnimmt seine Darstellungen aus modernen Romantikern. Ein Bild dieser Art, 1838 gemalt, gibt die Schlußscene aus Spindlers Bastard, eine reiche Komposition von 9 Figuren, trefflich gemalt, mit herrlicher Mondbeleuchtung. Ein anderes Gemälde aus derselben Zeit gibt eine Entführungsscene, mit noch größerer Lichtwirkung. Ein späteres Gemälde, welches 1843 der König der Niederlande kaufte, stellt den heil. Hieronymus dar, ebenfalls ein Effektbild, worin sich S. überhaupt gefällt, so wie er auch immer Ausgezeichnetes leistet. S. ist Mitglied der Akademie zu Amsterdam.

Schendelbeke, belg. Dorf, Prov. Ost-Flandern, Bez. Oudenarde; 1180 Einw.

Schenderlita, europ.-türk. Ort, große Walachei, Ilfow, nordöstlich von Bucharest.

Schendy, Land und Stadt, s. v. a. Shendy.

Schenectady (Geogr.), 1) nordamerikan. Grafschaft, V. St., Staat New-York; 1840: 17,380 Einw.; — 2) Stadt und Hauptort das., rechts am Mohawk; College, 1795 gegründet, mit 11 Lehrern und ansehnlicher Bibliothek; 1840: 6790 Einw.

Schenefeld (Geogr.), holstein. Dörfer: 1) Amt Rendsburg; 440 Einw.; — 2) Herrschaft Pinneberg; 430 Einw.

Schenefelderhaide, holstein. Anbauerdorf, Herrsch. Pinneberg; 170 Einw.

Schenewe, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Bomst; 130 Einw.

Schengen, luxemburg. Pfarrdorf, Distrikt Grevenmachern, Kanton Remich; 360 Einw.

Schenningen, Stadt, s. v. a. Schöningen.

Schenk, 1) Derjenige, welcher einem Höheren das jedesmalige Getränk reichen muß; — 2) adeliger Vasall, der bei feierlichen Gelegenheiten seinem Lehnsherrn das Getränk reicht; — 3) s. v. a. Schenkwirth.

Schenk (Groß-Schenker-Stuhl, Geogr.), siebenbürg. Stuhl, s. v. a. Nagy-Sink.

Schenk (Geneal.), Name vieler Familien in Deutschland und in der Schweiz, mit und ohne Beinamen ihres Sitzes. Besonders bemerkenswerth sind die Schenken von Saaleck, von Tautenburg und Vargula. Noch jetzt gibt es Schenken zu Landsberg, Weidenbach, Walbeck, Geyern, Staufenberg, Schweinsberg ꝛc.

Schenk (Biogr.), I. Gelehrte, Militärs: 1) Friedrich von Tautenburg, war geheimer Rath Kaiser Karls V., Kammergerichtspräsident von Speyer, 1530—1534, und 1561 Bischof zu Utrecht. Schrieb: Progymnasmata fori, Hall 1537, Fol.; — Interpretationes in libr. III fendorum, Köln 1555, Fol., u. A. m., und sammelte die Akten des zu Utrecht 1565 gehaltenen Provinzial-Koncils. — 2) Martin, aus Nidek (Nideggen) im Jülichschen gebürtig, einer der ausgezeichnetsten Militärs in dem spanisch-niederländischen Kriege, begann seine Laufbahn unter den Fahnen des Prinzen von Oranien, nahm aus unbekannten Gründen 1579 Dienste unter dem Prinzen von Parma, gerieth aber einige Jahre nachher in niederländische Gefangenschaft. Da indeß die Spanier seine Verdienste und militärischen Talente nicht genug zu würdigen schienen, auch mit seiner Auswechselung sich eben nicht beeilten, trat er während der Belagerung von Antwerpen wieder als Parteigänger zu den Generalstaaten über, denen er bald darauf durch seine Kenntnisse in der Strategie und Befestigungskunst, die Wegnahme des Forts Bleberg an der Yssel und der spanischen Schanzen Utrecht und Vienen wichtige Dienste leistete. Hierauf wendete er sich gegen den Rhein, eroberte Rewort und zwang Gröningen zur Uebergabe. Im Jahr 1586 baute S. auf einer Insel unterhalb Emmerich die berühmte, nach ihm genannte Schenkenschanze. Nachdem er im folgenden Jahr die Stadt Bonn genommen, verproviantirt und zur Deckung derselben auf dem jenseitigen Ufer des Rheins ein Fort angelegt, empfahl er diesen

damals wichtigen Platz den auf dem Reichstag versammelten deutschen Ständen zum besondern Schutz, jedoch ohne Erfolg, und beschloß hierauf, denselben wo möglich, auch ohne sonstige Unterstützung, zu erhalten, konnte aber dessen Uebergabe im September 1588 an den Prinzen von Parma nicht hindern. Um diesen Schaden und den Verlust von Blyenbeek wieder zu ersetzen, beschloß er, Nymwegen zu überrumpeln. Zu diesem Zweck lief S. den 14. August 1589, nachdem er 2 Tage vorher ein starkes Corps geschlagen und eine bedeutende Summe Geldes erbeutet hatte, mit 20 Fahrzeugen auf der Waal gegen Nymwegen aus. Windstille, bei welcher man sich nur der Ruder bedienen konnte, verspätete das Unternehmen und ließ den rechten Zeitpunkt versäumen. Zwar hatte S. wirklich Truppen gelandet und schlug sich bereits 4 Stunden in der Stadt; allein, von der Mehrzahl überwältigt und zum Theil von den Seinigen verlassen, mußte er weichen und sich nach seinen Schiffen zurückziehen, wobei das überfüllte Boot umschlug und er sammt der darin befindlichen Mannschaft ertrank. Die Spanier ließen S.s Leichnam viertheilen und an 4 verschiedenen Orten der Stadt aufhängen; General Varambon aber ließ denselben wieder abnehmen und nebst dem Kopf, in einer Kiste verwahrt, beisetzen. Zwei Jahre später wurde derselbe auf Befehl des Grafen Moritz von Nassau unter großen Feierlichkeiten in das Begräbniß der Herzöge von Geldern gebracht. — 3) Eduard von, bayrischer Regierungspräsident und bekannter Dichter, wurde am 10. Okt. 1788 zu Düsseldorf geboren, studirte seit 1806 zu Landshut, wo er die Doktorwürde erwarb, und trat 1817 von der protestantischen zur katholischen Kirche über. Im Jahre 1823 wurde er erster geheimer Sekretär im Staatsministerium, 1825 Ministerialrath u. Vorstand des Schul- und Kirchenwesens und, nachdem er in den Adelstand erhoben worden und den Orden der bayrischen Krone erhalten hatte, 1828 Staatsrath und Minister des Innern. Unter dem Einflusse seines Lehrers, des Bischofs Sailer in Regensburg, wurde er von jetzt an ein eifriger Verfechter der Grundsätze des Papismus. Er stellte mehre aufgehobene Verordnungen, z. B. über die gemischten Ehen, wieder her, veranlaßte aber dadurch eine allgemeine Unzufriedenheit und mehrfache Konflikte zwischen Regierung und Ständen. Im Jahre 1831 erließ er kurz vor Eröffnung der Stände und gegen den einmüthigen Beschluß des Staatsrathes ein strenges Censurgesetz, und als er endlich auch den Geist der Verfassung dadurch zu fälschen versuchte, daß er als freisinnig bekannte Männer durch Ertheilung von Pensionen oder unter dem Vorwande ihres Staatsdienstes von der Ständeversammlung auszuschließen wußte, vermehrten sich die Mißhelligkeiten zwischen Ständen und Regierung so, daß die mißliebigen Verordnungen zurückgenommen und S. entlassen werden mußte. Der König ernannte ihn jedoch zum Präsidenten der Provinz Regensburg, später zum Reichsrath und berief ihn 1838 in den ordentlichen Dienst des Staatsrathes nach München, wo er am 26. April 1841 plötzlich †. Seinen dichterischen Ruf begründete er vorzüglich durch das Trauerspiel „Belisar", dem zwar Wohlklang und Gewandtheit der Diktion, leichter Versbau und einzelne Schönheiten nicht abzusprechen sind, das jedoch wegen seines Mangels an Originalität und der innern harmonischen Entwickelung des Ganzen, so wie dem sichtbaren Haschen nach Effekten sich nicht erhalten konnte. Seine „Sämmtlichen Schauspiele" erschienen in 3 Bänden, Stuttgart 1829 — 35. Nebst mehren Kantaten gab er auch seit 1834 das Taschenbuch „Charitas" heraus. Seine Dichtungen athmen zwar Innigkeit des Gefühls und besonders der Religiosität, binden sich jedoch zu streng an die Form, um einen höhern dichterischen Schwung wahrnehmen zu lassen. Außerdem gab er „Sämmtliche Schriften" von Mich. Beer, Leipzig 1835, heraus und fügte ihnen eine Biographie und Charakteristik des Dichters bei. — 4) S. Schenck. — II. Bildende Künstler: 5) Peter, Kupferstecher, geboren zu Elberfeld um 1645 (nicht 1724), kam jung nach Holland und ließ sich zu Amsterdam nieder, wo er mit G. Falk mehre topographische Arbeiten lieferte, bis endlich die beiden Künstler auf gemeinsame Rechnung die Kunsthandlung des J. Janson übernahmen, worauf S. viele Blätter stach, meist in schwarzer Manier. Er hat auch einige Blätter radirt, was ihn zur Anwendung des Farbendruckes führte. Die Striche oder Punkte der Platten sind mit einer Farbe bemalt und abgedruckt. In dieser Gattung kennt Weigel (Kunstkatalog, Nr. 7494) 42 Blätter historische und mythologische Darstellungen, Porträts, Pflanzen, Blumen, Vögel, Vasen ꝛc. Sie kommen jetzt selten vor, besonders die großen Vasen, die Pflanzen ꝛc. Einige sind sehr gelungen zu nennen, Fol. und groß Fol. In dem Reiseswerke von Corn. de Bruyn sind ebenfalls von ihm in Farben gedruckte Blätter, aber von C. Luyken gestochen. Die Blätter mit S.s Namen und Adresse belaufen sich auf 600, und viele derselben verdienen mit Auszeichnung genannt zu werden. Der Kurfürst August II. von Sachsen und König von Polen ernannte ihn zum Hofkupferstecher. S. † aber um 1715 in Amsterdam. Seine besten Blätter verzeichnet Nagler (Künstlerlexikon, Bd. 15, S. 186 ff.). — 6) Peter, Sohn des Vorigen, war ebenfalls Kupferstecher, aber von geringerer Bedeutung, als der Vater. Er setzte dessen Kunsthandel fort und vermehrte den Verlag mit mehren Werken. Von ihm haben wir eine große Ansicht des königlich sächsischen Schlosses Augustenburg (Conspectus Regii aedificii, cui nomen castrum Augusti). Er lebte noch 1750. — 7) Jan, Kupferstecher, arbeitete in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Amsterdam. Er radirte mehre Blätter für Kleins „Historia piscium", Danzig 1740, dann für J. van Zyls „Theatrum machinarum", Amsterdam 1734, für T. van der Horst „Theatrum machinarum of groote Waterwerken", das. 1736. — 8) Johann Georg, Maler zu Jena, war akademischer Zeichnenmeister daselbst, gab ein Unterrichtswerk heraus unter dem Titel: Die Zeichnungen des menschlichen Körpers und seiner Theile, Jena 1769 —

1788. Er malte auch Bildnisse, deren G. C. Schmidt und Bernigeroth gestochen haben; † 1785. — 9) K. Wilhelm, Kupferstecher von Leipzig, bildete sich um 1803 auf der Akademie daselbst, stach kleinere Blätter für Taschenbücher und andere Schriften, bestehend in Bildnissen historischer Darstellungen und Genrestücken, die mit großem Fleiße behandelt sind. Später beschäftigte er sich auch mit dem Stahlstiche. Von den Arbeiten dieser Art ist besonders das Abendmahl nach L. da Vinci zu nennen. — 10) Bildhauer zu Düsseldorf, arbeitete in den beiden ersten Decennien des 19. Jahrhunderts. Sein Werk ist das Basrelief von Bronze am neuen Rheinthore zu Düsseldorf, 1810 ausgeführt, einen Flußgott über Lebensgröße darstellend. Er fertigte auch Büsten und andere Bildwerke. — 11) Adalbert, Porzellanmaler in München, jetzt lebender Künstler, der zu den besten seiner Art gezählt werden muß, malt figürliche Darstellungen und Landschaften, erstere gewöhnlich Kopien nach vorzüglichen Malwerken. — III. Musiker: 12) Johann, berühmter Violdagambist zu Anfang des 18. Jahrhunderts, lebte zu Amsterdam, nannte sich aber auf seinem Op. 6 Kammerkommissarius und Kammerer des Kurfürsten von der Pfalz. Als Komponist lieferte er viele Sachen für sein Instrument, namentlich viele Sonaten. — 13) Johann, Komponist, geboren den 30. Nov. 1761 zu Wiener-Neustadt in Unterösterreich, erhielt den ersten Unterricht im Gesange und Klavierspiele von Ant. Tomaselli, Sänger an der dortigen Domkirche, kam im 10. Jahre als Chorknabe in den nahegelegenen Kurort Baden und erhielt von dem wackern Schuldirektor Stoll die erste Anweisung im Generalbasse, übte sich auch fleißig auf der Geige und befreundete sich mit dem Gebrauche der Blasinstrumente. Auf Empfehlung des dortigen Stadtpfarrers, Ignaz Fröhlich, der sich seiner gewissermaßen als Protektor annahm, kam S. 1773 nach Wien zum Domprediger Schneller, der die Ausbildung des in dem Knaben schlummernden Talentes sich sehr angelegen seyn ließ. Einige Quartette, die er in jener Zeit schrieb, und welche Schneller in Partitur dem Hofkapellmeister Wagenseil vorlegte, verschafften ihm die Aufnahme unter die Zahl der Schüler desselben. Zu Anfang des Jahres 1774 begann der Lehrkursus nach Fursens Gradus ad Parnassum und dauerte bis 1777, in welchem Jahre Wagenseil zum größten Schmerz seines dankbaren Schülers †. Das erste größere Werk, das er nun lieferte, war eine Missa, die 1778 bei Gelegenheit der Installation seines edlen Gönners Schneller, der in jener Zeit das Beneficiat an der Magdalenen-Kapelle erhalten hatte, unter Mitwirkung der bedeutendsten Kräfte der Kaiserstadt und mit dem günstigsten Erfolge aufgeführt wurde. Durch diese Arbeit war die Bahn gebrochen, und des Verfassers Name den Zeitgenossen bekannt geworden. Nachdem noch einige Kirchenkompositionen von ihm erschienen, wandte er sich auch der Oper zu, und viele Singspiele und Opern, die unter seinen Kompositionen genannt sind, zeugen von seinem Geschick auch in diesem Fache. Wie tüchtig S. in der Theorie war, geht daraus hervor, daß er auf Veranlassung Gelinecks mit Beethoven 1792 die Kompositionslehre durchmachte, in Folge dessen er nachgehends mit letzterem einen festen Freundschaftsbund schloß. Eine feste Anstellung hat S. nie gehabt, auch nicht gesucht; er liebte ein stilles, friedliches Privatleben; Zurückgezogenheit aus dem geräuschvollen Weltgetümmel, ein traulicher Umgang mit wenigen, aber gleichgesinnten Kunstgenossen ersichten ihm als das beneidenswertheste Loos. Er † den 24. Dec. 1836 zu Wien. Von seinen vielen Kompositionen sind der Zeit ihrer Entstehung nach folgende zu nennen: Eine lauretanische Litanei, ein Stabat mater, einige Gelegenheitskantaten, eine Messe und die Zwischenmusiken zum Trauerspiel „Erwina von Steinheim" (1780), kleine Singspiele von Michaelis, Göthe u. A., 3 Konzerte für die Harfe, das komische Singspiel „die Weinlese" (1785), „die Weihnacht auf dem Lande" (1786); die Oper „Im Finstern ist nicht tappen" (1787), „das unvermuthete Seefest", „das Singspiel ohne Titel", „der Erntekranz"; 6 Sinfonien, 2 dergleichen, mehre Konzerte für Blasinstrumente; 1794 2 kleine Singspiele, dann noch die Oper „Achmet und Almanzine", „der Dorfbarbier", „die Jagd", eine neue Musik zum „Faßbinder" und eine Operette zur Namensfeier der Kaiserin Theresia. Auch ein ernstes dramatisches Gedicht nach Glucks Ansichten und Grundsätzen wollte er noch bearbeiten, jedoch verhinderte ihn eine schwere Krankheit an der Ausführung dieses Vorsatzes, den er auch später wieder fallen ließ. Mit zwei 1819 für den großen Musikverein geschriebenen und von demselben aufgeführten Kantaten: „die Huldigung" und „der Mai", betrachtete er den Wirkungskreis seiner Künstler-Laufbahn als rein abgeschlossen. — IV. Darstellende Künstler: 14) Friedrich, guter Schauspieler, 1806 in Magdeburg geboren, erhielt nach dem frühen Tode seiner Aeltern eine Stelle im Sekretariat des Oberpräsidiums für die Provinz Sachsen, war dann ein Jahr lang Soldat und betrat 1825 zu Riga die Bühne als Melchthal und Mortimer. Im Jahre 1827 folgte er einem Engagement nach Reval, ward dann Mitglied einer reisenden Gesellschaft und ging mit Bethmann nach Kassel, wo er bei dem neu organisirten Hoftheater angestellt wurde. Den Anträgen Immermanns folgte er 1834 nach Düsseldorf, wo er erste Liebhaber und Helden, dann auch Heldenvater spielte, machte, als Immermann das Theater aufgegeben hatte, eine Kunstreise und wurde in Leipzig engagirt, von wo aus er in München mit solchem Beifall gastirte, daß er 1838 am dortigen Hoftheater angestellt wurde. S. ist im Besitz trefflicher Naturmittel; er hat eine männlich kräftige Gestalt, ein sonores Organ und ein ausdrucksvolles Gesicht. In seinen Darstellungen hat sich der umsichtige Ernst der immermannschen Schule erhalten. — 15) Franziska, geborene Schmidt, Gattin des Vorigen, 1808 in Frankfurt a. M. geboren, wurde von ihren Aeltern, die ebenfalls Schauspieler waren, für die Bühne erzogen, die sie 1824 in Riga betrat. In Magdeburg verheirathete sie

sich mit dem Vorigen und folgte ihm in alle Engagements, trennte sich aber in München von ihm und wandte sich nach Oesterreich. Sie ist eine treffliche jugendlich muntere und naive Liebhaberin, voll Laune und Muthwillen auf der Bühne, einfach und natürlich in allen Bewegungen und v. der angenehmsten Persönlichkeit.

Schenkbranntwein (Techn.), s. Branntwein.

Schenke, 1) Ort, wo meist nur Getränke, als Branntwein, Bier ꝛc. im Einzelnen verkauft werden, der aber nicht das Recht hat, Gäste zu beherbergen, s. Gasthaus; — 2) (Handwerksbrauch), s. v. a. Geschenk.

Schenk-Eimer, (Schank-Eimer), bayrisches Flüssigkeitsmaß, s. München.

Schenkel, 1) (Zool.), im Allgemeinen der dickste Theil des Beins des Menschen und der Thiere, so weit dasselbe nicht v. der allgemeinen Körperhaut mit umhüllt wird, daher beim Menschen der Oberschenkel, bei Säugethieren u. Vögeln der Unterschenkel, bei Amphibien wieder der Oberschenkel so genannt wird. Das Bein des Menschen und der Thiere besteht aus dem Ober- und dem Unterschenkel, an welchem letzteren der Fuß artikulirt; vgl. Anatomie. — 2) S. v. a. Femur, der Oberschenkel der Insekten, welcher dem Körper mit der Hüfte oder dem Hüftkopfe (coxa), dem obersten Theile, entweder unmittelbar oder mittelbar durch 1 — 2 kleine Zwischenglieder, Schenkelfels oder Schenkelring (Trochanter) genannt, eingelenkt ist; s. Entomologie; — 3) s. v. a. die Seitenlinien der Loben, welche die Kammerwände der gekammerten Cephalopoden (Nautilen und Ammoniten) zeigen und je nach ihrer Lage Dorsal-, oder Ventralschenkel sind; — 4) Bezeichnung von auf entgegengesetzten Theilen auseinander tretenden Theilen von einzelnen organischen Bildungen, z. B. S. der Wirbelbogen (s. Wirbel), S. des Amboßes u. des Steigbügels (s. Ohr), S. des Bauchrings (s. Bauch), S. des Gehirns (s. Gehirn), S. des Zwerchfells (s. d.); — 5) (Math.), S. eines Winkels (s. Winkel), eines Dreiecks, s. Dreieck; — 6) Zweig einer krummen Linie, die neben einem Durchmesser hinlaufen; — 7) s. v. a. Radspeichen; — 8) (Bergb.), s. v. a. Fahrtschenkel; — 9) (Orgelb.), an der Windlade die Theile zu beiden Seiten der Kancellen, in denen die Spunde liegen; — 10) (Schiffsw.), Tau mittlerer Länge, an dessen einem Ende eine Rolle hängt, über die Tauwerk gezogen wird; — 11) der platte Raum zwischen den Vertiefungen der Triglyphe; — 12) (Bauk.), bei der Einfassung der Fenster und Thüren s. v. a. Ständer; — 13) die zu beiden Seiten der Thüren und Fenster in die Höhe gehenden Verzierungen, welche die Frontons und Kränze tragen; — 14) (Hüttenw.), s. v. a. Schemel; — 15) (bot. Term.), s. v. a. Crus.

Schenkelanzieher, s. Schenkelmuskeln.

Schenkelarterien (Abdominalarterien), s. Schenkelschlagadern.

Schenkelbänder, s. Schenkelgelenk.

Schenkelbein, s. v. a. Schenkelknochen.

Schenkelbeinbruch, s. Bruch, S. 35.

Schenkelbeinverrenkung, s. Verrenkung.

Schenkelberg, nassau. Dorf, Amt Selters; 340 Einw.

Schenkelbeuge, s. Beuge 2).

Schenkelbinde, s. Fascia.

Schenkelbindenspanner, s. Schenkelmuskeln.

Schenkelbruch, s. Bruch, S. 35.

Schenkelbruchband, s. Bruchband.

Schenkeldeich, s. Deich.

Schenkelfliege (Entom.), Fliegengatt., s. v. a. Merodon *Meig.*

Schenkelgeschwulst, s. Weiße Schenkelgeschwulst.

Schenkelgelenk (Med.), Hüftgelenk, Articuiatio coxae, Verbindung des Oberschenkels mit dem Becken. Durch dieses Gelenk, das gebrauchteste des ganzen Körpers, wird einerseits die Beweglichkeit des Oberschenkels gegen den Rumpf, als auch, wenn der Oberschenkel fixirt wird, die Bewegung des Rumpfes gegen die untere Extremität vermittelt. Der kugelige Kopf des Schenkelknochens (s. d.) wird so von der Pfanne des Beckens umfaßt, daß sich die Flächen beider überall berühren. Hierdurch erhält das Gelenk zu gleicher Zeit bedeutende Festigkeit und Beweglichkeit, indem sich die beiden Kugelflachen nicht um eine einzige Axe, sondern um alle durch den Mittelpunkt gehenden geraden Linien als Axen drehen lassen, welche Vorrichtung man Nuß nennt; ein solches Gelenk heißt Nußgelenk, Enarthrosis. Verstärkt wird die Festigkeit und Beweglichkeit des S. es durch eine bedeutende Menge von großen und kräftigen Muskeln (s. Schenkelmuskeln) und von Bändern. Die letzteren sind folgende: 1) Labrum cartilagineum acetabuli, ein faser-knorpeliger Ring, welcher den Kopf des Schenkelknochens rings umfaßt und sein Ausweichen aus der Pfanne verhindert, ohne, wegen seiner Elasticität der Beweglichkeit desselben hinderlich zu seyn. An der Stelle, wo dieser Ring über die Incisura acetabuli hinweggeht, liegt unter ihm das Ligamentum transversum, wodurch dieselbe bis auf ein kleines, zum Durchgange von Gefäßen bestimmtes Loch geschlossen wird. — 2) Ligamentum capsulare femoris, ein weites, starkes, und festes Kapselband, dessen Fasern am Umfang der Pfanne entspringen, über das Gelenke hinweggehen und sich am Hals des Schenkelknochens ansetzen. An den Stellen, wo das Gelenk am wenigsten heftigen, gewalttätigen Einwirkungen ausgesetzt ist, ist dieses Band am dünnsten, und umgekehrt. Als einen besondern Theil des Kapselbandes betrachtet man das Ringband des Schenkelhalses, die Zona orbicularis, welches von der Spina ilei anterior inferior entspringt, sich in zwei Schenkel theilt, welche um den Rand des Halses ringförmig nach vorn und hinten herumgehen und sich unten vereinigen. Im Hüftgelenke liegt, vom Kapselbande eingeschlossen, eine Synovialkapsel, ein überall geschlossener, mit der innern Fläche des Kapselbandes fest verbundener Sack. — 3) Ligamentum teres sive rotundum ossis femoris, das runde Schenkelband, geht mitten durch

die Pfanne und ist auf diesem Wege von einer Scheide der Synovialkapsel umgeben. Oben liegt es in der Fovea acetabuli, und am Schenkelkopfe setzt er sich in der Fossa pro ligamento terete an. Durch dasselbe treten die Ernährungsgefäße zum Schenkelkopfe.

Schenkelhals, 1) (Anat.), s. Schenkelknochen; — 2) (Entomol.), s. v. a. Trochanter, s. Schenkel 2).

Schenkelhalsbruch, s. Bruch.

Schenkelhaut (Säugeth.), bei den Fledermäusen derjenige Theil der Flughaut, durch welchen die Hinterfüße unter sich verbunden sind, vgl. Vespertilionea.

Schenkelkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Sagra *L.*

Schenkelkanal, s. Fascia.

Schenkelknochen (Anat.), Schenkelbein, Femur, Os femoris, der stärkste und längste Röhrenknochen des Skelets, erstreckt sich vom Becken herab zum Schienbein; die Knochen beider Seiten konvergiren etwas nach unten zu, namentlich beim weiblichen Geschlecht. Man unterscheidet an ihm: 1) das obere Ende, der Schenkelkopf, Caput femoris; es bildet einen kugeligen, überknorpelten Kopf, welcher etwa zwei Drittheile einer Kugel beträgt, und dessen Axe bei der aufrechten Stellung des Körpers von diesem aus ein- und aufwärts läuft. Er liegt in der Pfanne des Beckenknochens und ist mit derselben durch das Ligamentum teres vereinigt, zu dessen Aufnahme eine rauhe Grube, die Fovea pro ligamento terete, bestimmt ist. An den Gelenkkopf setzt sich ein dünneres cylindrisches Knochenstück an, der Hals, Collum femoris, welches von oben nach der Mitte schmäler wird und nahe am Körper am breitesten ist. An der Stelle, wo der Hals des S.s in den Körper übergeht, liegt an der äußeren Seite ein großer, rauher, auf- und rückwärts gekrümmter Höcker, der große Rollhügel, Trochanter major sive externus, der über den Hals hinaufragt, an seiner inneren Fläche ausgehöhlt ist (osse trochanterica) und vielen Muskeln zum Ansatzpunkte dient. Ihm gegenüber befindet sich an der inneren Seite etwas tiefer und weiter nach hinten ein zweiter rundlicher, stumpfer Höcker, der kleine Rollhügel, Trochanter minor sive internus. An der hinteren und vorderen Fläche des S. vereinigt beide eine rauhe Leiste, die schräg vom großen zum kleinen Rollhügel herabläuft, die Linea intertrochanterica anterior und posterior, die vordere und hintere Zwischenrollhügelleiste; an die vordere setzt sich das Kapselband und der Musc. cruralis, an die hintere der Musc. quadratus femoris. — 2) Das Mittelstück, der Körper des S.s, Diaphysis, ist von cylindrischer Form und hat eine vordere und hintere Fläche, die durch zwei undeutliche Winkel, einen inneren und äußeren, geschieden sind. Die hintere Fläche wird durch eine rauhe Linie, Linea aspera, in eine innere und äußere geschieden. Diese Linie, an der man ein Labium externum und internum unterscheidet, entspringt von jedem Rollhügel mit einer Wurzel; beide Wurzeln stoßen in der Mitte des Knochens zusammen; unten laufen sie wieder in zwei Schenkel auseinander, ziehen sich nach den Gelenkknorren hin und lassen zwischen sich eine dreieckige Fläche. In der Mitte der Linea aspera liegt ein Foramen nutritium. — 3) Das untere Ende des S.s ist stärker, als der Körper desselben, und besteht aus zwei neben einander liegenden dicken Gelenkknöpfen, Condyli ossis femoris, welche unten konver und überknorpelt sind und auf die Kondylen des Schienbeines passen. Zwischen den Kondylen liegt die Fossa intercondyloidea anterior sive patellae, welche zur Aufnahme der Kniescheibe dient. Hinten liegt zwischen ihnen eine tiefe Grube, die Fossa intercondyloidea posterior, welche zur Bildung der Kniekehle beiträgt. An beiden Kondylen befinden sich Erhabenheiten zum Ansatz der Bänder.

Schenkelkopf, s. Schenkelknochen.

Schenkelmaus (Säugeth.), s. v. a. Schenkeltbier, Meriones *Ill.*

Schenkelmuskeln (Anat.). Wir theilen sie der leichteren Uebersicht wegen folgendermaßen ein: A) Muskeln an der Hüfte. Sie liegen rings um das Hüftgelenk, entspringen an dem Beckenknochen und setzen sich an den oberen Theil des Schenkelbeines. Sie vermitteln die Bewegung des Oberschenkels nach allen Richtungen hin. Sie zerfallen in folgende Unterabtheilungen: a) Muskeln, welche den Oberschenkel beugen oder, wenn derselbe fixirt wird, den Rumpf vorwärts gegen denselben hinziehen: 1) M. iliacus internus, innerer Hüftbeinmuskel, ein breiter, platter, dicker Muskel, entspringt innerhalb der Bauchhöhle und zieht sich über den Ramus horizontalis ossis pubis herab zum kleinen Rollhügel. Ursprung: das Labium internum cristae ilei, innere Fläche des Os ileum und Ligamentum iles-lumbale. Ansatz: Vordere Fläche des Trochanter minor. Wirkung: Er beugt den Oberschenkel oder, wenn dieser feststeht, zieht den Rumpf etwas schräg nach seiner Seite; beide ziehen ihn gerade herab. — 2) M. Psoas major, großer runder Lendenmuskel, ein langer, starker, rundlicher Muskel, liegt an der hinteren Wand der Bauchhöhle und an der Seite der Lendenwirbel, von wo er durch das Becken am inneren Rande des vorigen Muskels herabsteigt. An der Stelle, wo er über den vorderen oberen Beckenrand geht, liegt an seinem inneren Rande die Art. und vena cruralis, an seinem äußeren Rande der Nerv. cruralis. Ursprung: Zwölfter Brust- und erster bis vierter Lendenwirbel. Ansatz: Trochanter minor. Wirkung: Wie beim vorigen. 3) Psoas minor, kleiner runder Lendenmuskel, mit kurzem Bauch und langer, dünner Sehne, liegt vor dem vorigen und auf seiner äußersten Fläche und fehlt bisweilen. Ursprung: Zwölfter Brust- und erster Lendenwirbel. Ansatz: Er geht in die Fascia iliaca und pelvis über. Wirkung: Er spannt die erwähnten beiden Fascien, zieht die Wirbel, von denen er entspringt, herab und das Becken

vor- und aufwärts. — b) Muskeln, welche den Oberschenkel strecken oder, wenn derselbe feststeht, das Becken, wenn es vorwärts gebeugt ist, aufrichten und seitwärts beugen. Ihre Lage ist an der hinteren Fläche des Beckens, an der äußeren Fläche des Hüftbeines: 1) M. glutaeus maximus, großer Gesäßmuskel, ein platter, dicker Muskel, welcher die äußere Fläche des Hüft- und Kreuzbeines überzieht, von wo er, nach vorn, außen und unten herabsteigend, sich unterhalb des Rollhügels an die Linea aspera ansetzt. Ursprung: Labium externum cristae ilei, hintere Fläche des Kreuzbeines und des Steißbeines und einige Bänder. Ansatz: Linea aspera, unterhalb des großen Rollhügels. Wirkung: Er streckt den Oberschenkel rück- und auswärts, zieht ihn ab und dreht seinen unteren Theil etwas nach außen. Steht der Oberschenkel fest, so richtet er das nach vorn gebogene Becken auf und zieht es nach hinten u. unten. — 2) M. glutaeus medius, mittlerer Gesäßmuskel, ist platt und dreieckig und wird zum Theil von dem vorigen bedeckt. Ursprung: Aeußere Fläche des Os ilei, Labium extern. cristae und Linea arcuata externa superior. Ansatz: Aeußere Fläche des Trochanter major. Wirkung: Er streckt den Oberschenkel, abducirt ihn und rollt ihn nach Innen. 3) M. glutaeus minimus, kleiner Gesäßmuskel, liegt unter dem vorigen. Ursprung: Linea arcuata externa inferior und äußere Fläche des Os ileum. Ansatz: Oberer Theil der äußeren Fläche des Trochanter major. Wirkung: Er streckt und zieht den Oberschenkel nach außen. — c) Rollmuskeln des Oberschenkels, welche ihn um eine seiner Längenare parallele Linie drehen: 1) M. pyriformis, birnförmiger Muskel, tritt von der inneren Fläche des Os sacrum durch die Incisura ischiadica major aus dem Becken und setzt sich an den Trochanter major. Ursprung: das Kreuzbein. Ansatz: Spitze des großen Rollhügels. Wirkung: Er rollt den Oberschenkel nach außen oder dreht das Becken nach seiner Seite vorwärts. — 2) und 3) Mm. gemelli sive gemini, die Zwillingsmuskeln, liegen unterhalb des birnförmigen Muskels zwischen Spina und Tuber ischii und dem großen Rollhügel. Ursprung: der Superior entspringt an der äußeren Fläche der Spina ischii, der Inferior vom Tuber ischii. Ansatz: Fossa trochanterica. — 4) M. obturator internus, innerer Hüftlochmuskel, platt und dreieckig, liegt größtentheiles im kleinen Becken, geht durch die Incisura ischiadica minor, biegt sich in einem rechten Winkel um den Ramus descendens ischii herum und läuft dann gegen den kleinen Rollhügel hin. Ursprung: Innerer Umfang des Foramen obturatorium. Ansatz: Fossa trochanterica. Wirkung: Er rollt den Schenkel nach außen oder dreht das Becken nach seiner Seite vorwärts. — 5) M. quadratus femoris, viereckiger Schenkelmuskel. Ursprung: Tuber ischii. Ansatz: Trochanter major und Linea intertrochanterica posterior. Wirkung: Wie beim vorigen Muskel. — 6) M. obturator externus, äußerer Hüftlochmuskel, liegt unterhalb des vorigen. Ursprung: Aeußerer Umfang des Foramen obturatorium. Ansatz: Tiefster Theil der Fossa trochanterica. Wirkung: Wie bei den vorigen Muskeln. — 7) M. tensor fasciae latae, Spannmuskel der Schenkelbinde. Ursprung: Spina ilei anterior superior. Ansatz: Verliert sich in der Mitte des Oberschenkels in die Fascia lata. Wirkung: Er rollt den Schenkel nach innen und spannt die Fascia lata. — B) Muskeln am Oberschenkel: a) Muskeln, welche den Schenkel anziehen: 1) M. pectinaeus, Kammmuskel, ein platter, länglich viereckiger Muskel, der vom horizontalen Aste des Schambeines gegen den kleinen Rollhügel herabläuft. Ursprung: Crista s. pecten (daher der Name des Muskels) pubis. Ansatz: Linea aspera, unter dem Trochanter minor. Wirkung: Er zieht den Schenkel einwärts. — 2) Mm. adductores sive M. triceps femoris, die drei Anzieher des Oberschenkels, entspringen von der vorderen Fläche des Ramus descendens oss. pubis und steigen schräg aus-, ab- und rückwärts zur Linea aspera. a) Der M. adductor longus s. caput longum tricipitis liegt zu oberst, entspringt vom oberen Theil der vorderen Fläche des Ramus descendens ossis pubis und setzt sich an den mitleren Theil der Linea aspera an. b) Der M. adductor brevis s. caput breve tricipitis liegt unter dem vorigen, entspringt unter demselben von der vorderen Fläche des Ramus descend. oss. pubis neben der Symphyse und setzt sich an das Labium internum lineae asperae. c) Der M. adductor magnus s. caput magnum tricipitis ist groß, dreieckig, platt und dick und liegt hinter den beiden vorigen. Er entspringt an denselben Punkten, wie die beiden vorigen, und hat dieselben Ansatzstellen. Wirkung der Adduktoren: Sie ziehen einen Schenkel an den anderen an (weshalb sie von den älteren Anatomen eunstodes virginitatis genannt wurden); war der Schenkel aufgehoben, so ziehen sie ihn einwärts herab. — d) Muskeln, welche den Unterschenkel adduciren und zugleich beugen helfen: 1) M. sartorius, Schneidermuskel, ein langer und schmaler Muskel, der längste des ganzen Körpers, läuft schräg von außen und oben nach innen und unten zur inneren Seite des Knies herab. Ursprung: Die Spina ilei anterior superior. Ansatz: Die innere Fläche des oberen Endes der Tibia. Wirkung: Er beugt den Unterschenkel, zieht ihn zugleich gegen den andern hin und rollt den Oberschenkel nach innen, so daß ein Knie vor das andere zu liegen kommt, wie beim Sitzen der Schneider. — 2) M. gracilis, schlanker Schenkelmuskel, läuft an der inneren Seite des Oberschenkels herab. Ursprung: Der Ramus descendens oss. pubis und ascendens ischii. Ansatz: die innere Fläche des oberen Endes der Tibia. Wirkung: Wie beim Schneidermuskel. — e) Muskeln, welche den Unterschenkel strecken. Die vier hierher gehörenden Muskeln liegen an der vorderen und seitlichen Fläche des Schenkelknochens und ge-

hen an der Kniescheibe in eine gemeinschaftliche Sehne, Tendo communis Mm. extensorum cruris s. tendo extensorius communis, über: 1) M. rectus femoris, der gerade Schenkelmuskel, liegt in der Mitte der vorderen Fläche des Oberschenkels. Ursprung: Sein oberer Kopf v. der Spina ilei anterior inferior, sein äußerer Kopf vom oberen Rande der Pfanne. Ansatz: Er geht in den Tendo communis über. — 2) M. cruralis, der Schenkelmuskel, ist platt, dick und stark und überzieht die vordere Fläche des Schenkelknochens. Ursprung: Die Linea intertrochanterica anterior und die vordere Fläche des femur. Ansatz: Der Tendo communis. — 3) M. vastus externus, äußerer dicker Schenkelmuskel, ist dick, platt, breit und länglich und liegt am äußeren Theil des Oberschenkels. Er steigt von hinten und oben schräg herab, schlägt sich um die äußere Fläche des Femurs herum und tritt zur gemeinschaftlichen Sehne. Ursprung: Trochanter major und Labium externum linene asperae. Ansatz: Tendo communis. — 4) M. vastus internus, innerer dicker Schenkelmuskel, liegt am inneren unteren Theile des Oberschenkels. Er läuft von hinten nach vorn und unten um die innere Fläche des Femurs herum und tritt dann zur gemeinschaftlichen Sehne. Ursprung: Das Labium internum lineae asperae unter dem kleinen Rollhügel. Ansatz: Tendo communis. Wirkung dieser vier Muskeln: Sie strecken den Unterschenkel; ist dieser fixirt, so strecken sie den Oberschenkel, z. B. beim Aufstehen vom Sitzen. — f) Muskeln, welche den Unterschenkel beugen. Die drei hierher gehörigen Muskeln liegen an der hinteren Fläche des Oberschenkels, entspringen vom Tuber ischii, laufen von hier divergirend abwärts und bilden so eine Grube, die Fossa poplitaea: 1) M. biceps femoris, zweiköpfiger Schenkelmuskel, liegt am äußeren Rand der hinteren Fläche des Oberschenkels und entspringt mit zwei sich dann vereinigenden Köpfen. Ursprung: Sein langer Kopf entspringt am Tuber ischii, der kurze am Labium externum lineae asperae. Ansatz: Das Capitulum fibulae. — 2) M. semitendinosus, halbsehniger Muskel, liegt an der inneren Seite des vorigen herab; seine Sehne ist mit der des Sartorius und Gracilis in eine gemeinschaftliche Scheide eingeschlossen. Ursprung. Tuber ischii. Ansatz: Die vordere innere Fläche des oberen Endes der Tibia. — 3) M. semimembranosus, halbhäutiger Muskel. Ursprung: Tuber ischii. Ansatz: Condylus internus tibiae. Die Wirkung dieser drei Muskeln ist Beugung des Unterschenkels.

Schenkelnerv (Anat.), Nervus cruralis s. femoralis, entspringt aus dem Plexus lumbalis (s. Rückenmarksnerven) und tritt durch den Annulus cruralis neben der Arteria cruralis, an deren äußerer Seite er liegt, zum Oberschenkel. Ehe er unter dem poupartischen Bande hindurchgeht, gibt er außer kleinen Muskelzweigen den Nerv. saphenus superior s. minor, den kleinen Rosennerv, ab, der herab zum Schenkel tritt, ein Stück auf der Schenkelarterie verläuft und sich am unteren Theile des Oberschenkels verästelt. Gleich unterhalb des Ligamentum Poupartii spaltet sich entweder der Nerv. cruralis strahlenförmig in die folgenden Nerven, oder er theilt sich in einen hinteren und vorderen Ast, welche beide vor und neben der Art. cruralis durch Zweige mit einander verbunden sind. a) Ramus anterior; dieser gibt den Nerv cutaneus femoris anterior medius s. internus, den vorderen mittleren Hautnerven des Oberschenkels, ab. Er versieht verschiedene Muskeln mit Nervenzweigen und theilt sich in einen inneren und äußeren Zweig, die beide bis zum Knie herablaufen. b) Ramus posterior s. musicularis; er hat einen äußeren und inneren Ast, welche zu den verschiedenen Muskeln des Oberschenkels treten und danach M. recti femoris, M. vasti externi, M. cruralis, M. vasti interni genannt werden. Der innere Ast setzt sich in den Nerv. saphenus major, den großen Rosennerv, fort, welcher die Art. cruralis an ihrer äußeren Seite bis zu ihrem Durchgang durch den M. adductor magnus begleitet, worauf er sich in einen kleineren und größeren Ast spaltet. Der kleinere verästelt sich in der Haut an der inneren Seite des Knies, der größere Zweig verästelt sich theils in der Haut der Wade, theils steigt er an der inneren Seite der Wade bis zum Knöchel und Fußrücken herab und verbreitet sich hier.

Schenkelring, 1) (Anat.), s. Fascia; — 2) (Entomol.), s. v. a. Trachanter, s. Schenkel 2).

Schenkelschlagadern (Anat.), Schenkelarterien. Der äußere Ast der Art. iliaca communis steigt im Becken herab von innen nach außen nach der Mitte des horizontalen Schambeinastes, geht unter dem Ligamentum Poupartii hinweg, durch den Annulus cruralis hindurch und tritt zum Oberschenkel. Er hat nach seiner Lage verschiedene Namen; Art. iliaca externa, äußere Hüftpulsader, heißt er vom Ursprung aus der Iliaca communis bis zum Schenkelring; Art. femoralis s. cruralis, Oberschenkelpulsader, wird das Stück genannt, welches vom poupartischen Band bis zur Spalte im M. adductor magnus reicht, und welches hier vorzugsweise in Betracht kommt; nach der Durchbohrung des erwähnten Muskels heißt die Arteric Art. poplitaea, Kniekehlenarterie. Bei ihrem Austritt aus dem Becken liegt die hier etwa 4 Linien starke Art. femoralis vor dem Musc. psoas, nach außen von ihr liegt der M. iliacus internus, nach innen der M. pectinaeus; an ihrer inneren Seite hat sie die Vena, auf ihrer äußeren Seite den Nervus cruralis. Sie zieht sich allmählig nach innen herab, nähert sich dem innern Rande des M. sartorius, tritt unter denselben, wird von demselben bedeckt, wendet sich immer mehr nach innen und hinten, bis sie etwa zu Anfang des letzten Drittheiles des Oberschenkels durch den M. adductor magnus hindurch tritt und in die Art. poplitaea übergeht. Während dieses Verlaufes gibt sie folgende Zweige ab: 1) Art. epigastrica

superficialis, oberflächliche Bauchdeckenpulsader, geht neben dem Bauchring nach dem Nabel in die Höhe; — 2) Art. pudendae externae, äußere Schampulsadern, zwei od. drei an der Zahl, laufen quer nach den Geschlechtstheilen und schicken ihre Zweige an die Leistendrüsen, die Haut und den Schamberg. Sie endigen beim Manne am vordern Theile des Hodensackes, Artt. scrotales anteriores, und am Penis; bei der Frau an den Schamlippen, Artt. labiales anteriores. — 3) Art. circumflexa femoris interna, innere Kranzpulsader des Oberschenkels; sie schlägt sich quer nach innen und hinten um die innere Fläche des Oberschenkels, gibt verschiedene Muskelzweige ab und theilt sich am kleinen Rollhügel in einen obren und untren Ast: a) Ramus superior, steigt hinter dem Schenkelhals in die Höhe und verästelt sich in den Mus. obturatores, gemelli, pyriformis und glutaeus minimus. Ein Zweig von ihr, der Ramus acetabuli, tritt zum Kapselband des Oberschenkels. b) Ramus inferior, versieht die zum Beugen des Unterschenkels bestimmten Muskeln; sein Ramus trochantericus tritt zum Trochanter major; — 4) Art. femoris profunda, tiefe Schenkelpulsader, tritt aus dem hintern Umfang der Schenkelarterie hervor, wendet sich nach innen und hinten, tritt zwischen den Adduktoren nach der hintern Fläche des Oberschenkels und endet als Arteria perforans tertia. Außer kleineren Muskelzweigen gibt sie ab: a) Rami perforantes, welche den M. adductor magnus an verschiednen Stellen durchbohren und zu den Muskeln an der hintern Fläche des Oberschenkels treten. Die Art. perforans prima gibt die Art. nutritia femoris superior, die perforans tertia, der Endast der profunda, die nutritia femoris inferior ab. b) Art. circumflexa femoris externa, äußere Kranzpulsader des Oberschenkels. Sie schlägt sich nach der vordern Fläche des Oberschenkels, gibt Zweige an den M. psoas und iliacus und theilt sich dann in einen auf- und einen absteigenden Ast: a) Ramus ascendens, verzweigt sich in M. glutaeus medius; b) Ramus descendens, verästelt sich im M. vastus externus, rectus femoris und cruralis.

Schenkelschleiche (Amphib.), Eidechsengattung, s. v. a. Bipes *Lacep.*

Schenkelschluß, s. Schluß.

Schenkelschmerz (Med.), s. Weiße Schenkelgeschwulst.

Schenkelthier (Säugeth.), Nagethiergattung, s. v. a. Hüpfmaus, Meriones *Cuv.*

Schenkelton, s. Auskultation.

Schenkelvene (Anat.), Schenkelblutader, Vena cruralis s. iliaca externa, wird unter dem poupartischen Bande durch das Zusammentreffen der tiefen und oberflächlichen Venen der untern Extremität gebildet. Nach außen von ihr liegt die Schenkelschlagader; sie geht durch den Bauchring in die Bauchhöhle und vereinigt sich in derselben mit der Vena hypogastrica zur Iliaca communis. Rechtsseitig tritt die S. unter der Arterie hinweg nach rechts und so an die äußere Seite derselben; linksseitig bleibt sie an der innern Seite der Arterie. Das Blut folgender Blutadern ergießt sich in die Vena cruralis: 1) Venae profundae extremitatis inferioris, tiefe Venen des Fußes. Je zwei von ihnen begleiten einen Arterienzweig bis zur V. poplitaea, welche einfach ist, durch den M. adductor magnus tritt und mit der Arterie als V. cruralis superficialis in die Höhe läuft, um sich mit der profunda zum Stamme der cruralis zu vereinigen. — 2) Venae subcutaneae s. superficiales, oberflächliche od. Hautvenen der unteren Extremität, entspringen aus den Geflechten der Zehen und des Fußes, welche sich zu zwei Hauptstämmen vereinigen: a) Vena saphena magna s. interna, große Rosenvene, läuft über den innern Knöchel zur innern Seite des Unterschenkels und tritt am Condylus internus femoris zur innern Fläche des Oberschenkels. Kurz vor dem poupartischen Band mündet sie in die V. cruralis, nachdem sie während ihres Verlaufes die Hautvenen der vordern und hintern Fläche des Unter- und Oberschenkels aufgenommen hat. b) Vena saphena parva s. externa, die kleine Rosenvene, entspringt am äußern Fußrande, wendet sich um den äußern Knöchel und steigt an der äußern Seite des Unterschenkels in die Höhe. Sie tritt in die Kniekehle und senkt sich oberhalb des Kniegelenkes in die Vena poplitaea, nachdem sie während ihres Verlaufes sich mit verschiednen Hautvenen des Unterschenkels vereinigt hat.

Schenkelwespe (Entom.), Schlupfwespengattung, s. v. a. Chalcis *Fabr.*

Schenkelzirkel, s. Zirkel.

Schenken, 1) Getränke, Salz ꝛc. im Kleinen verkaufen; — 2) (Handwerksbr.), den durchwandernden Gesellen eine bestimmte Gabe reichen; — 3) (Pfeifenm.) bei, aus der Form genommenen thönernen Pfeifen den entstandnen Rand abschneiden.

Schenken (Geogr.), schweiz. Dorf, Kant. Luzern, Bez. Sursea; 580 Einw.

Schenken (Sittengesch.), Gesellschaftsspiel, wo die im Kreise Sitzenden ihren Nachbaren heimlich etwas sagen, was nachher laut gesagt werden muß. Es gibt verschiedene Arten dieses Spiels. Beim S. und Logiren wird von der einen Seite eine Person oder Sache, von der andern Seite ein Ort geschenkt, wo sich der geschenkte Gegenstand aufhalten soll. Bei S. und Motto wird von der einen Seite ein Gegenstand, von der andern ein Sprüchwort oder ein Vers dazu geschenkt, und bei S. und Fragen fragt ein Gesellschaftsglied die übrigen nach der Reihe etwas, worauf sie mit dem geschenkten Gegenstand antwortet.

Schenkenamt, das Amt eines Mundschenken, vgl. Erzschenk.

Schenkenberg (Geogr.), 1) Lauenburg. Dorf, Patrgr. Schenkenberg; 360 Einw.; — 2) preußische Dörfer: a) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Prenzlau; Vorwerk; 160 Einw.; — b) Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch, am Löberbache; Rittergut; 310 Einw.

Schenkenbrunn, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Wolfstein, am Gurhof; 150 Einw.

Schenkende Zünfte, s. Zunft.

Schenkendöbern, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Guben; Wassermühle; 180 Einw.

Schenkendorf (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Lablau; 300 Einw.; — 2) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Waldenburg; Freischoltisei; 420 Einw.; — 3) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Guben; 330 E. — 4) das., Kr. Luckau; Windmühle; 170 Einw.; — 5) das., R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; Vorwerk; 150 Einw.; — 6) das.; Vorwerk; 190 E.

Schenkendorf (Biogr.), Ferdinand Gottfried Max von, vorzüglicher deutscher Dichter, war der Sohn eines preuß. Offiziers und wurde am 11. Dec. 1784 zu Tilsit geboren. Er studirte zu Königsberg Kameralwissenschaften, erlernte 1805 die Landwirthschaft praktisch und wurde hierauf als Referendar bei der Regierung zu Königsberg angestellt. Der frühe Umgang mit einigen Familien, in welchen ein religiöses Gemüthsleben vorherrschte, blieb nicht ohne Einfluß auf seinen Geist, welcher sich der Richtung des Sittlich-Religiösen zuwandte, worin er durch die Einwirkungen der romantischen Dichterschule, besonders der Schriften von Novalis und Jung-Stilling, mehr und mehr befestigt wurde. Im Jahre 1811—12 nahm er an Delbrücks Vorlesungen über Aesthetik Theil und ging dann nach Karlsruhe, wohin sich seine Braut mit Frau von Krüdener zuvor begeben hatte. Er verheirathete sich dort, wurde jedoch 1813 durch den Aufruf des Königs von Preußen aus seinem häuslichen Stillleben gerissen. Er machte die Feldzüge von 1813—15 mit und erhielt nach dem Frieden eine Anstellung als Regierungsrath in Koblenz, wo er an einem alten Brustübel am 11. Dec. 1817 †. In seinen „Sämmtlichen Gedichten", Berlin 1837, und seinem „Poetischen Nachlaß", das. 1832, spricht sich zwar eine innige Begeisterung für die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes, aber auch zugleich eine Vorliebe für das Positiv-Christliche und das Mittelalter aus, welches er wegen seiner männlichen Kraft als den Glanzpunkt der deutschen Geschichte verehrt, und z. B. überall die Herstellung des deutschen Kaiserthumes fordert. Eben so wenig verhehlt sich sein durch die Umgebungen seiner Jugend, seinen Umgang mit Jung-Stilling und die Lektüre mystischer Philosophen genährter tief religiöser Sinn, der die ganze Aufgabe des Lebens in einer sittlich-religiösen Denkart fand, sich leider aber oft in ein mystisches Dunkel verirrte. S.s Gedichte erregen zwar natürlich das Interesse nicht mehr, dessen sie sich in jenen kriegerischen Tagen und dem durch die begeisterndsten Ideen aufgeregten Zeitalter erfreuten; allein seine innigen, gefühlvollen und Begeisterung für das Vaterland athmenden Lieder werden sich noch lange in den Herzen der Deutschen erhalten.

Schenkenfelden (Schenkafeld), österr. Marktflecken, Land ob der Ens, Mühlkreis, Dist. Reichenau; 590 Einw.

Schenkenhorst, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Gardelegen, an der Milde; Rittergut, Wassermühle; 220 Einw.

Schenkenschanz, preuß. Marktflecken, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Kleve, am Rhein; Bethaus; 140 Einw. Auf der nahen Insel Grafenwerth liegt das 1586 von Martin Schenk gebaute und nach ihm benannte Fort S., 1794 von den Franzosen erobert.

Schenkenstein, Burgruinen, s. Aufhausen II. 2).

Schenkenzell, bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkreis, Amt Wolfach; 470 Einw.

Schenker (Biogr.), 1) S. Nikolaus, Kupferstecher von Genf, um 1760 geboren und in Paris zum Künstler gebildet, machte sich schon um 1786 durch etliche Blätter nach Schall, Fragonard u. A. bekannt, noch mehr aber wurden die Kunstfreunde durch seine Madonna di Foligno nach Raphael auf ihn aufmerksam, welches treffliche Blatt 1816 erschien und jenem des berühmten B. Desnoyers an die Seite gestellt werden kann. — 2) Charles Louis, Kupferstecher, um 1788 in Straßburg geboren und in Paris zum Künstler gebildet, wahrscheinlich der Sohn des Vorigen. Ein Hauptwerk der Grabstichelmanier ist seine heil. Familie mit Engeln, welche das Kind krönen, nach Raphaels Bild im pariser Museum, 1824, F.

Schenker (Rechtsw.), s. Schenkung.

Schenkfaß, 1) s. v. a. Bierständer; — 2) das mit Eis oder kaltem Wasser angefüllte Gefäß, in welches man Flaschen, die mit irgend einem Getränke angefüllt sind, stellt, damit sie sich kühl erhalten.

Schenkgerechtigkeit (Rechtsw.), das Recht, Wein, Branntwein, Bier ꝛc. zu verkaufen und offene Schenkstube zu halten. Dieses Recht hat seinen Ursprung schon aus den Zeiten des Mittelalters, und wahrscheinlich von der Zeit her, als sich die Städte unabhängig machten und ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten; die Richter, so wie die Gutsherren verliehen dann dieses Recht entweder einer ganzen Familie, oder einer einzelnen Person, oder auch als Sachpertinenz einem Hause, ließen sich jedoch dafür jährlich einen bestimmten Kanon entrichten, welcher, je nachdem das Geschäft ging, mehr oder weniger betrug. In neuerer Zeit umfaßt diese Gerechtigkeit auf dem Lande außer dem Debit des Bieres und Branntweins im Schenkhause auch den Verkauf beider Getränke über die Straße, verleiht aber keineswegs das Recht, dieselben auch zu brauen oder zu brennen, sondern bloß das von einer Brauerei gebraute Bier und den von einer Brennerei gebrannten Branntwein zu verkaufen und von dem aus dem Verkaufe gemachten Gewinn zu leben. Ist es der Fall, daß ein Ort unter der Gerichtsbarkeit Mehrer steht, so kommt es meistens vor, daß jede Gerichtsbarkeit in ihrem Antheil des Dorfes eine

Schenkstube verleiht, welche natürlich dafür ebenfalls ein Gewisses abzugeben hat. Nimmt die Bevölkerung sehr zu, so werden z. B. auch auf dem Dorfe die Zahl der Schenkstuben vermehrt; die Rentkammer in den Dörfern hat ebenfalls das Recht, S. zu verleihen. In einigen Gegenden Deutschlands kömmt dieses Recht gewöhnlich dem Bauernvoigt kraft seines Amtes zu, doch ist dies nicht rathsam; denn da gewöhnlich die Schenken die Aufenthaltsorte von Trunkenbolden und Vagabunden ist, so bedarf sie der Aufsicht der Ortspolizei, die aber in diesem Falle ganz schlecht ausgeübt wird.

Schenkgesell, s. Zunft.

Schenkhändel, ein Krug, welchen gewöhnlich die Handwerksgesellen den anderen zu trinken geben oder das Geschenk reichen.

Schenkkanne, Flüssigkeitsmaß in Leipzig (s. d.).

Schenklengsfeld (Geogr.), 1) kurh. Amt, Prov. Fulda, Kr. Hersfeld; 5660 Einw.; — 2) Marktflecken das., an der Salza; 4 Mühlen; 1340 Einw.; dabei die Ruinen der Burg Landecken.

Schenkmaß, 1) dasjenige Maß, womit in Würtemberg, Bayern, der Schweiz ꝛc. das Getränke im Kleinen oder Einzelnen verkauft wird. Ihm gegenüber steht das Aich-, Visir- oder alte Maß. — 2) Getreide- und Flüssigkeitsmaß im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, s. Weimar.

Schenkstatt, s. v. a. Schenke.

Schenkstube, in einem Gasthause oder einer Schenke diejenige Stube, in welcher sich täglich eine größere oder kleinere Anzahl der Gäste versammeln, um sich bei einem Glase Bier oder Wein ꝛc. von ihrer täglichen Arbeit auszuruhen und zu besprechen, und nur so lange verweilen, als sie getrunken und gegessen haben. Im Gegensatz davon stehen die Fremdenstuben und anderen Zimmer eines Gasthauses.

Schenktisch, s. Büffet.

Schenkung (lat. Donatio, Rechtsw.), ein Vertrag, durch welchen Einer (der Schenker, Donator) freiwillig und unentgeltlich einem Andern (dem Donatorius) ein Recht oder den Gebrauch einer Sache überläßt, um ihm dadurch einen pekuniären Vortheil zu verschaffen. S. ist es auch, wenn freiwillig eine Verbindlichkeit erlassen wird. Zum Begriff der S. gehört, daß der Schenker sein Vermögen vermindert, um das des Beschenkten zu vermehren. Es ist aber keine S., wenn man zum Besten eines Andern einen möglichen Erwerb ausschlägt, in welchem Fall in der Regel auch nur eine einseitige Handlung, kein Vertrag vorliegt. Die S.en waren im altrömischen Recht an keine eigenthümliche Form gebunden, sondern sie richteten sich nach den allgemeinen Bestimmungen über Verträge. Durch die Lex Cincia wurde aber die Schenkungsfreiheit beschränkt, denn sie verbot Schenkungsverträge, deren Gegenstand über einen bestimmten Geldwerth hinausging. Mit dem wachsenden Luxus nahmen auch die S.en zu. Die Freigebigkeit wurde ein nothwendiges Erforderniß des guten Tones. Hauptsächlich beschenkte man sich am 1. Januar, an den Matronalen (am 1. März), an den Saturnalien und den Namenstagen. Erst in der Kaiserzeit kam der Gebrauch auf, die S.n vor Gericht apud acta einzeichnen zu lassen. Konstantin bestimmte, daß zu einer S. Folgendes gehöre: 1) schriftliche Aufsetzung der S., also ein förmliches Schenkungsdokument; 2) Traditio vor Zeugen; 3) gerichtliche Einzeichnung apud acta. Die Schenkungsdokumente kamen später ab, die Tradition und die gerichtliche Eintragung aber erhielten sich bis auf Justinian, welcher zum Theil abändernde Bestimmungen traf. In Folge derselben ist jetzt die Lehre von der S. diese: Die S. ist entweder eine S. zwischen Lebenden (Donatio inter vivos), oder eine S. auf den Todesfall (Donatio mortis causa), d. h. eine solche, deren Erfüllung vom Tode des Schenkers abhängt, die also so lange widerrufen werden kann, als der Schenkende noch nicht gestorben ist. Durch den früheren Tod des Beschenkten wird letztere S. von selbst ungültig. Die Donatio mortis causa, als Legat betrachtet, bedarf keiner gerichtlichen Insinuation, erleidet jedoch den Abzug der falcidischen Quart. Sie geht nicht zu Grunde durch Anfechtung des Testaments des Schenkers, auch nicht dessen Widerrufung aller Legate, falls sie dabei nicht ausdrücklich genannt wird. Das Nähere darüber s. im Erbrecht. S.en machen darf im Allgemeinen Jeder, der über sein Vermögen frei verfügen kann, und eine S. erwerben kann Jeder, der überhaupt erwerbsfähig ist. Das Familienrecht (s. d.) beschränkt die Gültigkeit der S.en zwischen Ehegatten und Kindern in väterlicher Gewalt. Von dem Vermögen eines Minderjährigen darf nichts verschenkt werden. Die S. ist entweder eine reine, einfache (Donatio mera simplex), die regelmäßige Art, dem Begriff der S. am entsprechendsten, da sie auf bloßer Freigebigkeit beruhen soll, oder eine nicht reine, welche mit Rücksicht auf eine Gegenleistung gemacht wird (Donatio non mera, onerosa). Der Begriff der S. ist hier dadurch gewahrt, daß keine rechtliche Verpflichtung zur S. vorhanden war. Hierher gehört die S. zur Belohnung (Donatio remuneratoria), welche gemacht wird, um freiwillig geleistete Dienste und Wohlthaten zu vergelten, und die S. zum Zweck (Donatio sub modo), welche gemacht wird, damit ein bezeichneter Zweck erfüllt wird, z. B. wenn Einer 1000 Gulden geschenkt bekommt, um den Studien obzuliegen. Hieher ist jede Beschränkung rücksichtlich der Verwendung des Geschenks und der Dauer des Benutzungsrechtes zu rechnen. In Bezug auf Eingehung, Erfüllung und Widerruf der S.en überhaupt gelten folgende Regeln. Zur Eingehung der S. ist im Allgemeinen nicht mehr erforderlich, als daß der Beschenkte das von dem Schenker gegebene Versprechen der S. angenommen hat. Wenn die S. die Summe von 500 Dukaten übersteigt (große S.), so ist sie nur dann gültig, wenn sie bei dem Gericht angezeigt worden ist. Wird diese gerichtliche Anzeige unterlassen, so ist die S. in so weit,

als sie die 500 Dukaten übersteigt, ungültig. Wenn eine Sache geschenkt wird, die mehr als 500 Dukaten werth ist, so hat im Fall der Unterlassung der gerichtlichen Anzeige der Beschenkte nur auf den Werth von 500 Dukaten Anspruch; für den übrigen Werth bleibt der Schenker Eigenthümer der Sache. Wer aber nun von beiden den größeren Theil der Sache hat, hat das Recht, den Andern mit Geld auszukaufen, z. B. wenn A dem B ein Haus schenkt, welches 800 Dukaten werth ist, und es wird keine gerichtliche Anzeige dieser S. gemacht, so hat B nur auf den Betrag von 500 Dukaten Anspruch, kann aber mit 300 Dukaten den A auskaufen, um das Haus ganz an sich zu bringen. Die gerichtliche Anzeige ist nicht nöthig: 1) wenn die S. eidlich bestärkt wurde, 2) wenn die S. zum Loskauf von Gefangenen bestimmt ist, 3) bei S.en zum Wiederaufbau zerstörter Gebäude, 4) beim Erlaß erst künftig fällig werdender Zinsen, 5) bei S.en von dem Regenten und an denselben, 6) bei den zum Besten einer milden Stiftung gemachten S.en, doch wird dies von Manchen bestritten. In Bezug auf die großen S.en, bei denen gerichtliche Anzeige nöthig ist, ist zu bemerken, daß die Erzeugnisse der Sache dabei nicht mitgerechnet werden, so wie auch kein Zusammenrechnen mehrer, nach und nach gemachter S.en Statt findet. Wenn aber die S. wiederkehrende Leistungen enthält, welche nicht einzeln schon als übermäßige S.en erscheinen, so muß sie dem Gericht angezeigt werden, sobald die Leistungen auch den Erben unbedingt zu Gute kommen sollen, oder falls eine bestimmte Dauer des Rechts festgesetzt wird und dabei der Betrag aller Leistungen zusammengenommen 500 Dukaten übersteigt. Hält der Schenker sein Versprechen nicht, so steht dem Beschenkten gegen ihn eine Erfüllungsklage zu, gewöhnlich die Condictio ex L. 35, C. de donat. genannt. Verzugszinsen aber kann der Beschenkte nicht fordern, eben so wenig die Früchte, welche vor der Litiskontestation percipirt wurden. Dem Schenker steht die Rechtswohlthat der Kompetenz zu, mit dem Rechte, auch seine Schulden abzuziehen. Wegen Eviktion oder fehlerhafter Beschaffenheit der Sache haftet der Schenker nur dann, wenn er eine Verpflichtung deshalb übernommen hat oder sich einen Dolus zu Schulden kommen ließ, wenn er z. B. wissentlich eine fremde Sache geschenkt und den Beschenkten dadurch in Schaden gebracht hat. Bei der S. des ganzen Vermögens erhält der Beschenkte nur Dasjenige, was nach Abzug der Schulden, die der Schenker zur Zeit der S. hat, übrig bleibt. Der Beschenkte erwirbt das Eigenthum des Schenkers nicht als ein Ganzes, sondern als ein Einzelnes. Das Eigenthum der einzelnen Sachen wird daher erst dadurch erworben, daß die einzelnen Sachen wirklich übergeben werden. Der mit dem ganzen Vermögen Beschenkte kann auf Vollziehung der S. zwar mit einer einzigen Klage klagen, ist aber immer nur Singularsuccessor. Die Gläubiger des Schenkers können demnach den Beschenkten nur mit der hypothekarischen oder der paulinischen Klage belangen, im Uebrigen haben sie sich an den Schenker zu halten, welcher den Betrag der Schulden entweder abzieht, oder von dem Beschenkten zurückfordert, da er diesem bloß das reine Aktivvermögen zu geben hatte. Die S. des ganzen Vermögens erstreckt sich nur auf das gegenwärtige, nicht aber auf das künftige Vermögen, es müßte denn anders verabredet worden seyn. Die S. unter Lebenden ist in der Regel unwiderruflich. Widerruf oder Zurücknahme der S. steht 1) den Pflichttheilsberechtigten des Schenkers zu, wenn diese durch die S. an ihrem Pflichttheil verkürzt worden sind (Donatio inofficiosa), und 2) dem Schenker selbst, wenn sich der Beschenkte eines groben Undanks gegen ihn schuldig macht. Dahin gehört, wenn der Beschenkte den Schenker wörtlich oder thätlich beleidigt, wenn er ihm böswilliger Weise einen bedeutenden Vermögensverlust zufügt, wenn er ihm nach dem Leben trachtet. Nur der Schenker selbst, nicht aber sein Erbe, ist zum Widerruf berechtigt. Gegen die Erben des Beschenkten kann der Widerruf nicht geltend gemacht werden. Nur von dem Beschenkten kann die Zurückgabe der Sache verlangt werden; von einem dritten Besitzer kann man die geschenkte Sache nicht vindiciren. Der Schenker hat nur eine persönliche Klage, welche auf Zurückgabe der Sache cum omni causa gerichtet ist. Die inzwischen der Sache auferlegten Lasten muß der Widerrufende anerkennen. Besitzt der Beschenkte die Sache nicht mehr und hat er sie veräußert, so haftet er nur, in so weit er bereichert worden ist. Da die remuneratorische S. Dienste und Wohlthaten, welche der Beschenkte früher dem Schenker leistete, vergelten soll, also eigentlich nur die Abtragung einer Dankbarkeitspflicht ist, so ergibt sich von selbst die Unzulässigkeit des Widerrufs remuneratorischer S.en. Bei einer Donatio remuneratoria über 500 Dukaten kann das Darüber im Fall der Unterlassung der gerichtlichen Anzeige nicht einaefordert, aber auch nicht zurückgefordert werden, wenn es bereits gegeben worden ist. Da die Donatio sub modo kein reiner Liberalitätsakt ist, so ist bei ihr die gerichtliche Insinuation unnöthig und Widerruf wegen Undanks unmöglich; doch sind die Meinungen darüber getheilt. Der Schenker kann mit einer incerti (oder praeser. verbis) actio auf Erfüllung des Modus klagen, oder mit der Condictio ob causam datorum auf Zurückgabe des Geschenks, wenn entweder durch die Schuld des Beschenkten der Modus nicht erfüllt wird, oder dieser in einer Verpflichtung zur Restitution besteht. Ist es dem Beschenkten durch Zufall unmöglich geworden, den Modus zu erfüllen, so braucht er das Geschenkte nicht zurück zu geben. Ist der Modus zum Besten eines Dritten bestimmt, so hat dieser aus dem Vertrag des Schenkers eine utilis actio gegen den Beschenkten. Vergl. J. F. de Retes, De donationibus (in Meermans Thes. T. V., S. 553—662); — S. Klinkhamer (Pr. J. van Hall), Comment. de donationibus, Amsterd. 1826; — F. W. L. von Meyerfeld, Lehre von den S.en nach römischem Recht, Marb. 1835; — E. Huschke, Fla-

vii Syntrophi donationis instrum. ineditum (von Ritschl in Rom gefunden), Bresl. 1838.

Schenkursk (Geogr.), 1) russ. Kreis, Gouv. Archangel, der südlichste desselben, grenzt nördlich an die Kr. Kholmogorá und Pinega, östlich an das Gouv. Wologda, südlich an dasselbe und westlich an den Kr. Onega und das Gouv. Olonetz. Das Land ist flach und hat ziemlich viel Waldungen und Ackerland. Der Hauptfluß ist die Dwina; sie nimmt hier auf der rechten Seite auf: die Topsa u. Waenga, auf der linken: die Waga. In diese fließen: die Puja, Padenga, Uchtjuga und Usjuma. Außerdem entspringen in diesem Kreise: die Kodema, der Ufjumesh und die Mechrenga, welche sich mit der Pukla verbindet. Roggen und Gerste werden zum eigenen Bedarf und zur Ausfuhr gebaut. — 2) Kreisstadt daselbst, an der Waga, ein Stapelplatz; 500 Einw.

Schenkwein (Pot de vin), ein für die Mäkler oder Beförderer des Handels bestimmter Gewinn, der entweder in Wein, oder Geld abgemacht wird, s. Trinkgeld.

Schenkwirth, s. Bierschank.

Schennis, Marktflecken, s. v. a. Schännis.

Schenodorus (Bot.), nach Sprengel, s. v. a. Schedonorus *Beauv.*

Schensi (Schen-Ssi), asiat. Provinz, China, grenzt im Norden an die große Mauer, durch welche sie von der Mongolei geschieden wird, im Osten an Schansi und Honan, im Süden an Hupe und Ssutschuan und im Westen an Kansu und hat einen Flächenraum von 7136 (9626) □Meilen mit 10,207,000 (nach Andern 18 oder 25 Mill.) Einw. An der nordöstlichen Spitze der Provinz bricht der Hoangho aus dem Lande der Ordos-Mongolen wieder durch die große Mauer nach China. Im Süden der Provinz strömt der Hoeiho von Westen nach Osten in den Hoangho, noch südlicher der Hankiang in den Jangtsekiang. Das Land hat demnach 2 Abfenkungen, eine östliche und eine südöstliche. Es ist mit Bergen angefüllt, besonders im Süden und Westen. Die Westgrenze läuft von der südlichsten Einbeugung der großen Mauer nach Südwesten bis 123½° L. Das Klima ist wie im nördlichen China; der ziemlich kalte Winter dauert 3—4 Monate, der Sommer ist heiß. S. ist ein fruchtbares, wohlbewässertes Land, von schönen Weidestrichen und großen Jagdrevieren bedeckt. Produkte: Getreide (wenig Reis, mehr Korn, Weizen ꝛc.), Gartenfrüchte, Handelsgewächse (Tabak, Oel- und Färbepflanzen), Hanf, Arzneikräuter, Holz; Hausthiere (Pferde, Rindvieh, Schafe mit Fettschwänzen, Schweine, Geflügel), Bären, Tigerkatzen, Moschusthiere, Zobel, Rothwild, wilde Stiere, Fledermäuse, Jagdfalken, Heuschrecken (als Speise), Bienen, Seidenwürmer; Gold, Zinnober, Blei, Steinkohlen, Salz, Salpeter ꝛc. Die Beschäftigungen der Einwohner sind: Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Seidenzucht, Fabrikation von wollenen Zeuchen, Tapeten, Papier, lebhafter Handel, welcher durch eine merkwürdige Kunststraße erleichtert wird, die durch Arbeit von mehr als 100,000 Menschen gefertigt wurde und von Singanfu nach Hanthufu führt. Die Einwohner gelten für die schönsten Chinesen. S. theilt sich in Kansu u. das eigentliche S. (Singan); letzteres ist der östliche Theil der Provinz, gebirgig, aber dennoch fruchtbar, reich an Jagdthieren, mit 8 Mill. Einw. Die Provinz hat 7 Fu, 5 Kreise, 58 Distrikte und außerdem 15 Distrikte in 5 Tschili; ferner einen Kanton mit eigener Verwaltung. Die Fu sind: S. (Singan), Hauptstadt, am Südgestade des Hoeiho, starke Festung mit Schloß, ehemals Residenz der Vasallenfürsten; prächtige Brücken über den Fluß, mit Eisengeländern und Löwenbildern. Die Stadt ist groß, in 2 Theile getheilt, die Mandschurenstadt und die Chinesenstadt, und hat 300,000 Einw. Ferner: Yangan (Yanyan, Yenngan), am Yenho, mit Steinöl-, Zinnober- und Marmorgruben in der Nähe; Fungthsiang (Fontsian), am Pinho, einem Seitenfluß des Hoeiho, Sitz der Falkenbeitze und Heimath dieser Vögel; Hantschung (Hanthu), am Hankiang, zwischen Waldbergen mit reicher Jagd und mit Bienenertrag, auch Mineralgewinn; hier führt eine Kunststraße über die Gebirge, zu welcher Berge abgehoben, Brücken von schwindelnder Höhe über Thäler geschlagen sind, mit Herbergen und Schildwachen besetzt; Jülin, Festung an der großen Mauer, die größte in dem Festungsgürtel dieser Provinz; Hingang, im tiefsten Süden, am Hankiang; Tsungtscheu, am Loho, fast an der Ostgrenze.

Schentowetz, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Windischfeistritz; 160 Einw.

Scheol (hebr.), die Unterwelt, das Schattenreich der Hebräer (Jes. 14, 9; 5, 14; Hiob 26, 6), ein unterirdisches Reich, worin dichte Finsterniß herrscht (Hiob 10, 21 u. 22), und wo alle Menschen als Schatten (Rephaim) ein gedankenloses und empfindungsloses Leben fortsetzen, mit Thälern (Spr. Sal. 9, 18), Pforten (Jes. 38, 10), in welches die Frevler aber auch wohl lebendig durch geöffnete Erdschlünde hinabfahren (4. B. Mos. 16, 30 ff.); äthiopisch Siol, Hölle. Die Etymologie ist ungewiß; wahrscheinlich kommt das Wort von schaal, forthren, weil es die Todten zu sich fordert, als Orcus rapax (vergl. Hiob 31, 30).

Schep (Salzw.), s. v. a. Pfannenstein, s. Kochsalz.

Schepadl (Sepad), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Chudenitz; Burgruine, Mühle; 410 Einw.

Schepbach, würtemberg. Dorf, Neckarkreis, Oberamt Weinsberg; 520 Einw.

Schepel (holländ.), Scheffel. Seit dem 21. August 1816 und 1817 ist in Holland das französische metrische Maß- und Gewichtssystem angenommen worden, aber die verschiedenen Maßgrößen haben holländische Benennungen erhalten. Es ist daher auch seit 1823 die Benennung S. in Kraft und ist gleich 1 Dekaliter in Frankreich.

Schepeler, Andreas Daniel Berthold von, historischer Schriftsteller, 1780 in Göttingen geboren, trat 1799 in österreichische Dienste,

wo er bis 1805 im Generalstabe war, trat dann 1808 in preußische, 1810 in spanische, 1814 wieder in preußische Dienste, avancirte zum Oberst, war 1817—23 preuß. Geschäftsträger in Madrid und lebte seitdem in Aachen. Schrieb: Geschichte der Revolutionen Spaniens und Portugals, Berlin 1826—27, 2 Bde; — Beiträge zur Geschichte Spaniens, Aachen 1828; - Geschichte der spanischen Monarchie von 1810—23, das. 1829—30, 2 Bde.; — Ansichten des politischen Zustandes von Europa, Haag 1831—32, 3 Bde.; — Geschichte der Revolutionen des span. Amerika von 1805—23, Aachen 1833—34, 2 Bde.

Schepelitschi, europ.-russ. Dorf, Gouv. Kiew, am Pripet, nördlich von Kiew.

Schepetowitschi, europ.-russ. Dorf, Gouv. Mohilew, nördlich von Nowo-Bieliga.

Schepewyans, Volk, s. v. a. Chippewäer.

Schepherd, Zwergin, s. Gibson 2).

Scheppach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Ldgr. Burgau; Mühle; 1000 Einw.

Scheppau, braunschweig. Pfarrdorf, Kr. Helmstädt, Amt Königslutter, am Fuße des Rieseberges; Edelhof; 110 Einw.

Scheppenstädt (Geogr.), 1) braunschweig. Amt, Distr. Wolfenbüttel; umfaßt 5 □Meilen mit 14,000 Einw.; — 2) Stadt und Amtsort das., an der Altenau; Armenhaus, Superintendentur; gegen 2500 Einw., von welchen sonst ähnliche Anekdoten, wie von den Schildaern erzählt zu werden pflegten.

Schepperia (Bot.), nach Necker, Gattung der Capparidene *Dec.* Zwei Arten — Sträucher auf dem Kap —: S. aphylla *Eckl.* u. juncea *Dec.*

Scheps, 1) das gewöhnliche, aber sehr starke und fette Bier in Breslau; — 2) in Bayern s. v. a. Nachbier.

Schepsi, Marktflecken, s. v. a. Sepsi.

Schepsik, asiat.-russ. Ort, Abchasien.

Schepzie (Seppe), europ.-türk. Stadt, Bosnien, Srebernik, an der Bosna; Eisenwaaren, Schiffbau; 1300 Einw.

Scher, s. v. a. Scheer.

Schera (a. Geogr.), Stadt im Innern von Sicilien, nach Richard jetzt Calogero.

Scherab, asiat. Ort, Turan Dschalawan, südöstlich von Kelat.

Scherafs, in Batavia, Kalkutta, überhaupt in Ostindien die Geldwechsler aus der Kaste der Banianen.

Scheragna (Saragna), Provinz in Marokko (s. d.).

Scherali Schiar (türk.), s. Bujuruldi.

Scherapowa, europ.-russ. Ort, Gouv. Moskau, südwestlich von Moskau.

Scherarow (Sherarow, Scheraru), asiat. Insel, an der Küste der arab. Landschaft Lachsa, im persischen Meerbusen; südöstlich vom Vorgebirg Reccan; bildet mit Daus, Scharnein, Arzenie, Sir-Bony-Jas ꝛc. die große, 40 Meilen lange und 14 Meilen breite Perlenbank; wurde 1816 von den Engländern besetzt.

Scherasul, Ejalet und Stadt, s. v. a. Schehrsor.

Scherau (Geogr.), 1) (Scherauerhütte), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Winterberg; 110 Einw.; — 2) (Scheerau), kgl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 140 Einw.

Scherautze, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Laack; 100 Einw.

Scherawan, asiat. Ort, Persien, Khorassan, südöstlich von Nischabur.

Scherbaneſt, europ.-türk. Ort, große Walachei, Oltul, südöstlich von Slatina.

Scherbank, s. v. a. Scheerbank.

Scherbda, sachsen-weimar. Pfarrdorf, Kr. Eisenach, Amt Kreuzburg; 370 Einw.

Scherbe, 1) ein größeres od. kleineres Stück irgend eines zerbrochenen Porzellan-, Steingut- oder überhaupt eines irdenen Gefäßes, welches entweder, wenn der zerbrochene Gegenstand ein theurer ist, wieder auf irgend eine Weise zusammengeklebt, oder, ist er wenig werth, weggeworfen wird. In den Porzellanfabriken werden die S.n aufgekauft und wieder mit verarbeitet. — 2) S. v. a. Blumentopf, Blumenscherbe; — 3) (Hüttenw.), s. v. a. Probirscherbe; — 4) ein Erzmaß, das circa 4 Centner hält und aus einem Kasten ohne Boden besteht; 5) Maß für Harzschlacken; im Lichten ist es 4 Fuß 4½ Zoll lang, 1 Fuß 7½ Zoll breit und 1 Fuß 1 Zoll hoch; — 6) (Weinb.), das überflüssige Laub und Geiz am Weinstock, was ausgebrochen wird; — 7) (Schiffsb.), s. v. a. Laschung.

Scherbecken, s. v. a. Scheerbecken.

Scherberde, mit vielem Quellsand vermischte Marscherde.

Scherben (Bot.), 1) s. v. a. Traubenkirsche Cerasus Padus *Dec.*; — 2) s. v. a. wolliger Schneeball, Viburnum Lantana *L.*

Scherbenfutter, ein dem Kapellenfutter ähnliches Modell von Messing, nach welchem die Probirscherben gemacht werden.

Scherbengelb (bot. Term.), Farbenbestimmung, s. v. a. Testaceus.

Scherbengericht (griech. Ant.), s. Ostracismus.

Scherbenkarren, ein Laufkarren, welcher ungefähr 1 Scherbe oder 4 Centner Erz faßt.

Scherbenkobalt (Min.), s. v. a. Gediegen Arsenik, s. Arsenik.

Scherbenkraut (Bot.), s. v. a. Serratula tinctoria *L.*

Scherbenkuchen, s. v. a. Aschkuchen und Aufläufer.

Scherberg, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Aachen; 460 Einw.

Scherbet, eine Limonade aus Fruchtsaft (gewöhnlich Granaten), Citronensäure und Zucker. Es vertritt im Orient die Stelle des Weines und ist auch im Occident bekannt.

Scherbetschi-Baschi (türk.), am türkischen Hofe der Scherbeteinschenker.

Scherbeutel, s. v. a. Barbierbeutel.

Scherbina, österr.-illyr. Dorf, Kr. Görz, Bez. Reiffenberg; 320 Einw.

Scherbiten (Bot.), s. v. a. wolliger Schneeball, Viburnum Lantana *L.*

Scherbken (Bot.), s. v. a. Traubenkirsche, Cerasus Padus *Dec.*

Scherbro, afrikan. Insel, an der Küste von Sierra-Leona.

Scherbrüder, s. Scheerbrüder.

Schere und Zusammensetzungen, s. Scheere ꝛc.

Schere-Singh, s. v. a. Shere-Singh.

Scheresi (Numism.), persische Goldmünze, welche einen Werth von 8 Carias od. 2 Thalern hat und von der Größe eines Dukatens ist.

Scheref of Jnsau, s. Arabische Literatur.

Scheremetjew (Scheremetow, Geneal. u. Biogr.), ausgezeichnete russische Familie, die bis in das 14. Jahrhundert hinaufreicht und ihren Ursprung von Kabyla oder Kambyla herleitet. Bemerkenswerth sind folgende Glieder derselben: 1) Iwan Wassiljewitsch, Bojar, zeichnete sich unter der Regierung des Czaren Iwan Wassiljewitsch des Schrecklichen in vielen Schlachten gegen die krimschen Tataren, so wie bei der Eroberung von Kasan 1552 aus. — 2) Feodor Iwanowitsch, Bojar, stand im großen Ansehen bei dem Czaren Michael Feoderowitsch, brachte mit Polen am 1. Dec. 1618 in Deulin den Waffenstillstand zu Wege, in Folge dessen des Czaren Vater, Metropolit Philaret, in Freiheit gelangte, und schloß den mjäsemskischen Friedenstraktat ab, durch welchen Polen den Czaren Michael Feodorowitsch als russischen Herrscher anerkannte. — 3) Graf Boris Petrowitsch, Generalfeldmarschall, einer von den Schöpfern der russischen Armee und von den besten Generälen Peters des Großen, geb. am 25. Apr. 1652. Er erhielt bereits im 13. Jahre eine Hofbedienung; allein das Hofleben stimmte so wenig mit seinen Neigungen überein, daß er seinen Vater begleitete, welcher in den Jahren 1666—1668 ein Truppencorps gegen die aufrührerischen Kosaken in Kleinrußland befehligte. Im J. 1675 folgte S. abermals seinem Vater auf einem Zuge gegen die Tataren und erhielt 1681 ein selbstständiges Kommando. Nach der Thronbesteigung der beiden Czaren Iwan und Peter (1682) wurde er zum Bojaren ernannt, nahm von da an Theil an allen Regierungsgeschäften und benahm sich dabei mit vorzüglicher Klugheit und Anhänglichkeit an Peter. Im J. 1686 wurde S. als Abgesandter an den König von Polen, Johann Sobiesky, nach Lemberg geschickt, wo er am 12. December den Friedenstraktat mit Polen abschloß; von dort ging er in gleicher Eigenschaft zum Kaiser Leopold I. nach Wien und kehrte im Juli 1687 wieder nach Moskau zurück. Von 1688 an führte er 6 Jahre lang den Oberbefehl in Bielgorod über das Heer, welches zur Vertheidigung der Grenzen gegen die krimschen Tataren bestimmt war, so wie über ein anderes, das gegen Kleinrußland in der Gegend von Siewsk stand. Während des ersten Feldzugs Peters I. nach Azow im J. 1695 erhielt S. nebst dem Hetmann Mazeppa den besondern Auftrag, die türkischen Schlösser längs dem Dniepr anzugreifen. Im J. 1697 unternahm er eine Reise ins Ausland, welche den besondern Zweck hatte, die verschiedenen Einrichtungen des Kriegswesens bei den mit den Türken vorzugsweise kriegführenden Mächten zu beobachten, von welcher er 1699 zurückkehrte. Im folgenden Jahr brach der Krieg mit Rußland und Schweden aus. Die erste Gelegenheit, sich auszuzeichnen, bot sich S. während der Belagerung von Narwa. Nach dem Verluste der Schlacht bei Narwa brachte der Czar den Sommer des Jahres 1701 in Nowogrod und Pleskow zu, um seine Truppen wieder zu organisiren. Auf die ihm Ende Decembers zugegangene Nachricht, daß der schwedische General Schlippenbach unweit Dorpat stände, suchte er denselben mit 8000 M. Fußvolk und Reiterei auf, traf ihn 7000 Mann stark beim Dorfe Erestfer und erfocht einen vollständigen Sieg. Die Schweden verloren gegen 3000 Mann an Todten und Gefangenen, und S. ward dafür zum Feldmarschall ernannt. Im Monat Juli 1702 schlug S. den General Schlippenbach beim Sandhofe Hummelkof, machte gegen 300 Gefangene und erbeutete 15 Kanonen. Bald darnach eroberte er das verschanzte Menzenkof, zerstörte die Stadt Marienburg, fand daselbst 22 Geschütze, machte 360 Gefangene und kehrte hierauf nach Pleskow zurück. Kaum hier angekommen, erhielt er den Befehl, Nöteburg zu belagern. Den 27. Sept. wurden die Laufgräben eröffnet, und am 14. Okt. kapitulirte die Besatzung. Die Festung erhielt den Namen Schlüsselburg. Man fand daselbst 9 eiserne Haubizen, 107 eiserne Kanonen von verschiedenem Kaliber und einen großen Vorrath an Munition und Kriegsgeräthen. Im April 1703 brach S. mit den Truppen, welche vor Nöteburg gestanden, nach Nyenschanz auf, welcher Ort sich am 2. Mai ergab und später geschleift ward. Am 11. November hielt der Czar mit den Truppen, welche dem livländischen Feldzuge beigewohnt hatten, einen feierlichen Einzug in Moskau. Im Juni des Jahres 1704 belagerte S. Dorpat; den 9. war die Festung von allen Seiten eingeschlossen, und den 14. begann das Bombardement. Ein Ausfall am 27. Juni mit 2000 Mann wurde zurückgewiesen. Am 3. Juli erschien der Czar selbst vor Dorpat. Nach einem 10 Tage anhaltenden Bombardement und nachdem die Russen am 13. zu stürmen begannen, verlangte der Kommandant zu kapituliren. Die Offiziere behielten ihre Degen und der dritte Theil der Besatzung seine Gewehre. 132 theils metallene, theils eiserne Kanonen und Mörser waren die Früchte dieses Sieges Nach der Uebergabe marschirte S. mit einem Theile des Belagerungsheeres gegen Narwa, welches am 9. August gleichfalls erstürmt wurde. Noch während dieser Belagerung waren Abgesandte des Königs August von Polen zu dem Czar gekommen, und den 19. August kam ein Offensiv und Defensivbündniß wider Schweden zu Stande, dem zu Folge sich Rußland verpflichtete, 12,000 M. Hülfstruppen zu stellen. S. begab sich nach Polozk, den Hauptsammelplatz dieses Heeres, übernam den Oberbefehl desselben und begann im Juni 1705 seine Operationen gegen den schwedischen General Löwenhaupt. Am 16. Juli

griff er die Schweden bei Gemanerthof an, erlitt aber eine sehr empfindliche Niederlage und zog sich in Folge derselben nach Birse zurück. Als im Juli 1705 ein Aufstand der Strelitzen zu Astrachan ausgebrochen war, welcher sich auch über die benachbarten Kosaken am Terek, Don und Jaik verbreitete, entsendete der Czar S. mit einem Theile der Armee dahin ab, welchem es auch gelang, die Aufrührer wieder in kurzer Zeit zum Gehorsam zurückzuführen. Der Czar stellte die Stillung dieses Aufruhrs dem höchsten Siege gleich, ließ deshalb ein öffentliches Dankfest feiern, ertheilte S. die gräfliche Würde und ernannte seinen ältesten Sohn zum Obersten. Nach Beendigung dieses Geschäftes übernahm S. wieder das Kommando der Armee in Polen. Während des Winters in den Jahren 1706 und 1707 traten keine kriegerischen Ereignisse ein, da die schwedische Armee noch in Sachsen stand. Der Czar hielt mehre Male Kriegsrath und war in Zweifel, ob man dem Feinde eine Schlacht in Polen liefern, oder ihn an den russischen Grenzen erwarten sollte. S. rieth zu dem letzteren und verlangte namentlich, man solle den König von Schweden durch lange Märsche und kleine Gefechte ermüden, sich aber an den Grenzen in keine entscheidende Schlacht einlassen. Die Resultate dieses Planes sind bekannt. Nach mehren Hin- und Hermärschen kam es am 27. Juni 1709 zu der berühmten Schlacht bei Pultawa, welche mit der gänzlichen Niederlage des schwedischen Heeres endigte, und an welcher der Feldmarschall wesentlichen Antheil nahm. Von Pultawa brach S. mit der ganzen Infanterie und einem Theile der Reiterei zur Blokade und Belagerung von Riga auf, welche Festung den 4. Juli 1710 kapitulirte. Aus Erkenntlichkeit für die Milde, welche er bei Abfassung der Kapitulation bewiesen hatte, schenkte ihm die Stadt Riga zwei goldne Schlüssel, die auf des Czaren Befehl zum Andenken an diese Eroberung für immer bei seiner Nachkommenschaft bleiben sollten und noch jetzt im Besitz der Familie sind. Auf den Fall von Riga folgte bald der von Pesnau, Arensberg mit der Insel Oesel und endlich auch der von Reval. Bis zum Ausbruche des Krieges mit der Türkei blieb S. in Riga und führte den Oberbefehl über ganz Livland und die in der Provinz stehenden Truppen. Im Februar 1711 rief ihn der Czar nach der Moldau und dem Süden des Reichs gegen die Türken. S. theilte die Gefahren dieses Feldzugs, kehrte nach dem Frieden mit der Armee am Dniester zurück und ward später zum Statthalter der Ukraine ernannt, wo er bis 1715 blieb. Im J. 1716 brach er mit der Armee wieder nach Polen auf, um einige mit der Stadt Danzig eingetretene Mißhelligkeiten zu schlichten; nach Beseitigung derselben marschirte er nach Pommern und ins Mecklenburgische. Im August desselben Jahres schiffte er sich mit seiner Armee nach Kopenhagen ein, da der Czar in Vereinigung mit dem Könige von Dänemark, Friedrich IV., eine Landung in Schonen beabsichtigte. Wegen vorgerückter Jahreszeit unterblieb jedoch die Expedition; die russ. Truppen schifften sich im Oktober wieder ein, S. aber blieb mit der Infanterie und einem Regimente Kavalerie im Mecklenburgischen, und die übrige Reiterei wurde in die Winterquartiere nach Polen gesendet. Zu Anfange des Jahres 1717 kehrte auch S. mit den übrigen Truppen nach Polen zurück und bezog Quartiere an der Weichsel. Im folgenden Jahre erhielt er wegen Kränklichkeit die Erlaubniß, sich nach Moskau zu begeben, wo er den 17. Febr. 1719 †. Der Czar ließ S.s Leichnam von Moskau nach Petersburg bringen und daselbst mit großer Pracht im Alexander-Newskikloster beisetzen. Vergl. Lebensbeschreibung von G. F. Müller, deutsch von Bacmeister, Petersburg 1789. — 4) Graf Michael Borissowitsch, Generalmajor, der älteste Sohn des Vorigen, geb. am 1. Sept. 1672, unterzeichnete mit Schafirow die Traktate mit der Türkei am Pruth den 12. Juli 1711 und in Adrianopel den 13. Juli 1713. Er † im Okt. 1714 zu Kiew. — 5) Graf Peter Borissowitsch, wirklicher Kammerherr, geb. 1713, erwarb sich einen Ruf durch seinen Reichthum, seine Gastfreundschaft, hohe Bildung und Kunstliebe. — 6) Graf Nikolai Petrowitsch, Oberkammerherr, Sohn des Vorigen, geb. 1751, stiftete 1803 zu Petersburg das nach ihm benannte Hospital, ein Asyl für Fremde und Nothleidende. Zur Bestreitung der Erhaltung dieses prächtigen Gebäudes setzte er eine jährliche Revenue v. 75,000 Rub. aus. Er † am 2. Jan. 1809 zu Moskau.

Scheren (Geogr.), s. v. a. Scheeren.

Scheren (Technol.), s. v. a. Scheeren.

Scherenberg, Schloßruinen bei Gemünden, s. d. 2).

Scherer (Biogr.), 1. Militär und Gelehrte: 1) Barthélemy Louis Joseph, Obergeneral und Kriegsminister der französischen Republik, wurde 1750 zu Delle bei Belfort geboren. Er war der Sohn eines Fleischers und entfloh seinen Aeltern, um österreichische Kriegsdienste zu nehmen, desertirte jedoch aus Mantua und ging nach Paris, wo sein Bruder Hausmeister beim Herzoge von Richelieu war. Hier trat er in das für Holland bestimmte Freicorps Maillebois, wurde jedoch mit dessen Auflösung wieder entlassen. Im J. 1792 wurde er vom General Desporty-Craffier zum Adjutanten gewählt und machte in dieser Eigenschaft die Kanonade von Malmedy mit. Nach der Suspension Desporty's machte er als Generaladjutant des Generals Beauharnais 1793 den Feldzug bei der Rheinarmee mit, wurde jedoch nach der Absetzung desselben des Royalismus beschuldigt und ebenfalls beseitigt. Seine Fähigkeiten verschafften ihm jedoch als Brigadegeneral wieder Eintritt in die Armee; er kehrte an den Rhein zurück und wurde 1794 zum Divisionsgeneral befördert. Er bekam hierauf den Befehl über eine Abtheilung der Sambre- und Maasarmee, schlug sich am 1. Juli 1794 bei Fleurus und nahm nacheinander Mons, Landrecies, Quesnoy, Condé und Valenciennes. S.s Benehmen bei dieser Gelegenheit war eben so fest als menschenfreundlich; namentlich gelang es ihm, und zwar nicht ohne eigene Gefahr, zu bewirken, daß dem vom Nationalkonvent erlassenen barbarischen Dekret, wonach die Besatzungen der erwähnten Festungen im Falle auf die erste Aufforderung der Platz

in 24 Stunden nicht übergeben würde, niedergemacht werden sollte, keine Folge gegeben wurde. Am 18. September vertrieb S. die Oesterreicher nach einem hartnäckigen Gefechte aus ihrer festen Stellung bei der Karthause von Lüttich, nahm ihr Geschütz und machte viele Gefangene. In der Schlacht von Aldenhoven befehligte er den rechten Flügel, erzwang den Uebergang über die Roer und schlug das Corps unter General Latour. S.s große Erfolge in diesem Feldzuge berechtigten zu noch größern Erwartungen, welche sich jedoch nicht bewährten. Er erhielt 1795 das Oberkommando der Alpenarmee, vertauschte es aber bald darauf mit dem der Ostpyrenäenarmee; nach mehren Gefechten an der Fluvia, in denen S. bei abwechselnden Erfolgen kein Feldherrngenie bewies, erfolgte der Friede zu Basel, der im Juli dem Kampfe mit den Spaniern ein Ende machte. Hierauf stieß die Pyrenäenarmee zu der Alpenarmee, und S. übernahm an Kellermanns Stelle den Oberbefehl. Er kam Ende Septembers zu Nizza an und fand die Truppen in dem traurigsten Zustande. Eine österreichisch-sardinische Armee von 50,000 M., unter General Divins, stand den 40,000 M. unter S. gegenüber. Da es von der höchsten Wichtigkeit war, die Verbindung mit Genua herzustellen, durch welches allein aus Frankreich Lebensmittel ꝛc. bezogen werden konnten, so wurde der Angriff auf die sehr vortheilhafte Stellung des Feindes auf den verschanzten Höhen von Loano beschlossen. Nach einer Reihe von Gefechten und der Schlacht bei Loano oder Finale (23. und 24. Nov.), zogen sich die Verbündeten mit großem Verlust an Geschütz und Gefangenen in das verschanzte Lager von Ceva zurück, und beträchtliche Magazine fielen in die Hände der Franzosen. S. benutzte den Sieg nicht, sondern bezog, gleich seinem Gegner, Winterquartiere. Die bewiesene Unthätigkeit wurde ihm zum Vorwurfe gemacht, und so legte er, krank und mißvergnügt, im März 1796 das Kommando nieder, welches Bonaparte übernahm. S. wurde zum Generalinspektor der Armee vom Rhein und des Innern ernannt und erhielt im Juli 1797 durch Rewbells Einfluß das Kriegsministerium, mußte jedoch dasselbe 1799 wieder abgeben, da er den Armeebedarf nachlässig besorgt hatte und Unterschleife unter seiner Verwaltung vorgekommen waren. Er wurde hierauf an Jouberts Stelle abermals nach Italien geschickt, jedoch am 26. März bei Pastrengo, am 30. bei Verona und am 5. April bei Magnano vom General Gray geschlagen. Er mußte sich hinter den Mincio und Oglio zurückziehen, und seine Lage verschlimmerte sich nach Vereinigung der Russen und Oesterreicher immer mehr, als er seine Entlassung eingab und das Kommando an Moreau abtrat. Nur die Revolution des 18. Brumaire sicherte ihn vor der Verfolgung. Er zog sich hierauf auf sein Landgut Ebauni im Aindepartement zurück, wo er am 1. Sept. 1804 †. Zu seiner Rechtfertigung schrieb er: Précis des opérations militaires de l'armée de l'Italie depuis le 21 ventôse jusqu' au 7 Floréal de l'an VII, Par. 1799. — 2) Alexander Nikolas von, Professor der Chemie, wurde 1771 zu Petersburg geboren, in Riga erzogen und studirte in Jena erst Theologie und dann Naturwissenschaften. Er hielt dann Vorlesungen über Chemie in Weimar, bekam den Titel als Bergrath und wurde 1800 Professor der Chemie in Halle und Vorsteher einer Papierfabrik bei Petsdam. Im J. 1803 bekam er eine Professur in Dorpat und dann in Petersburg beim Staatsrath, wo er 1824 †. Er schrieb: Tabellarische Uebersicht der Zeichen der neuesten Chemie, Jena 1796; — Grundriß der Chemie, Tübingen 1800 und gab außerdem mehrere Journale über seine Wissenschaft heraus, wie Allgemeines Journal der Chemie, Frankf. 1802—5; — Nordische Blätter für Chemie; — Chemisches Journal. — 3) Johann Andreas von, Professor der Naturwissenschaften an der Universität zu Wien, war zu Prag geboren. Früher Professor der Chemie zu Wien, wurde er in dieser Eigenschaft 1804 an das polytechnische Institut zu Prag versetzt und 1806 als Professor der Naturwissenschaften nach Wien berufen. Er † 1844. S. schrieb: Gesch. der Luftgüteprüfungslehre, Wien 1785, und m. A. — 4) Joseph, Ritter v. S., österreichischer Stabsfeldarzt, wurde zu Prag geboren. Im J. 1806 bekam er die Professur der Physiologie und pathologischen Anatomie an der medicinisch-chirurgischen Josephsakademie zu Wien und wurde Vicedirektor derselben. Er gab heraus: Tabulae anatomicae, quae exhibent Musei anat. Acad. Iosephinae praeparata cerea, Wien 1817 bis 1821; — Beschreibung der unter Masorgni's Leitung verfertigten Wachspräparatensammlung der Josephsakademie. — 11. Bildende Künstler: 5) Johann Jakob, Architekt und Maler, 1676 zu Schaffhausen geb., war Maurer, lernte aber von italienischen Gypsern in Stukko arbeiten, übte sich im architektonischen Zeichnen und wurde nach und nach ein vollendeter Baumeister, ohne alle Anleitung. Er baute das Rathhaus zu Zürich, in Solothurn ein Kloster und andere Gebäude in der Schweiz und in Deutschland. Auch als Maler lieferte er ziemlich Gutes. Er † zu Schaffhausen 1746. — 6) Johann Friedrich, Maler und Kupferstecher, geb. zu Schaffhausen 1741, war anfangs Zeichenmeister der Universität Helmstädt, seit 1791 Hofmaler in Braunschweig, malte Landschaften und Blumen; er † um 1810. — 7) N., Maler von Prag, leistete im höheren Dekorationsfache Ausgezeichnetes. Er zierte anfangs in Prag mehre öffentliche und Privatgebäude, wurde auf Anempfehlung Göthe's auch in Deutschland nach Verdienst bekannt und führte nun in Sachsen und Thüringen mehre treffliche Arbeiten aus, kehrte aber 1825 wieder ins Vaterland zurück. — 8) Joseph, Maler von Edelried, 1815 geboren und an der münchner Akademie gebildet, trat in die k. Glasmalereianstalt an der Porzellanmanufaktur in München, wo er in kurzer Zeit Ausgezeichnetes leistete, und zwar in einer ihm bis dahin fremden Technik. Er malte historische Bilder auf Glas, worunter wir vor allen das Bild der heil. Agnes erwähnen, nach Lucas von Leydens herrlicher Tafel in der k. Pinakothek zu München, auf welcher außerdem auch die Gestalten der heil. Cäcilie und des heil. Bartholomäus vorkommen. Diese Kopie ist in

der Größe des Originals (4 F. 9 Z.), vollkommen im Geiste des Urbildes, und das Ganze, von der Nähe des Beschauers bedungen, bis zur Feinheit des Originals beendigt. Ein zweites Glasgemälde S.s gibt die überaus anmuthige und tiefsinnige Komposition des Professors H. Heß, welche unter dem Namen der Christnacht bekannt ist, auf einer 15 Zoll hohen und 18 Z. breiten Scheibe. Im J. 1841 sah man auf dem Kunstverein zu München ein ausgezeichnetes Bild, welches die Himmelfahrt Maria von Guido Reni auf Glas gemalt vorstellt, nachher im Besitze des Dr. Boisserée. Im Verlaufe des Jahres kamen noch drei andere Werke dieser Art: eine Madonna mit dem Christuskinde, nach Raphael, die Madonna del S. Sisto, nach demselben, und eine Madonna mit dem Kinde, nach H. Heß. Außer diesen religiösen Bildern, die alle vollkommene Meisterwerke ihrer Art sind, sah man in dem genannten Jahre auch ein höchst liebliches Genrebild von S. Rubens, die Novize, auf Glas gemalt, ein zweites enthält das Versteckspiel von Meyerheim. Im Herbste 1842 begab sich S. nach Griechenland und über die Grenzen des Landes, um Studien zu weiteren Gemälden zu sammeln. — 9) Alois, Maler von Edelried, Bruder des Vorigen, bildete sich seit 1835 auf der münchner Akade mie, widmete sich der Genremalerei, malte aber auch Bildnisse in Oel. Auch machte er glückliche Versuche in der Glasmalerei. — III. Musiker: 10) Hans, berühmter Orgelbauer des 16. Jahrh. Von ihm stammen z. B. das 35stimmige Werk zu Bernau (1576) und das 29stimmige in der Frauenkirche zu Stendal (1580). — 11) Sebastian Anton, berühmter Orgelspieler und Kirchenkomponist des 17. Jahrhunderts, privatisirte um 1655 zu Ulm und wurde gegen 1664 Viceorganist daselbst. Er schrieb mehre Messen, Psalmen, Motetten ꝛc., auch eine Orgeltabulatur und Mehres für die Laute. —

Scheresecha, afrikan. Reich, Combo.

Scherezur, Ejalat und Stadt, s. v. a. Schehrsor.

Scherf (Biogr.), Johann Christian Friedrich, Medicíner, 1780 zu Ilmenau geboren, ward adjungirter Physikus daselbst, 1783 fürstl. lippischer Hofmedikus, 1790 Hofrath, † 1818. Schrieb: Anzeige der Rettungsmittel bei Leblosen und in plötzliche Lebensgefahr Gerathenen, Altona 1780, 3. Aufl. 1796; — Dispensatorium lippiacum genis moderno accommodatum, Lemgo 1792—94, 2 Thle., deutsch das. 1799—1801; — Hinterlassene ärztliche Miscellen, Bremen 1807. — Gab das „Archiv der medicinischen Partei u. gemeinnützigen Arzneikunde," Leipzig 1783—87, 6 Bde., Beiträge dazu, das. 1789—99, heraus.

Scherf (Schärf, Scherflein, Numism.), alte, deutsche Scheidemünze, die meist von 2—1 Pfennig werth, in der Größe eines Pfennigs aber viel dünner ausgeprägt wurden, weshalb man sie auch scharfe Pfennige nannte. Je nach deren Gepräge oder Ort erhielten sie verschiedene Namen, z. B. Geheköpfchen, Gelblinge. In Lübeck finden sie sich schon vor den Jahren 1542—1570.

Scherfa, afrikan. Berg, Algerien, Prov. Oran, links am Habra-Fluß, südwestlich von Maskara.

Scherf ed-Dewlet, Emir von Haleb im 11. Jahrhundert.

Scherfelde, preuß. Pfarrdorf. Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Warburg; Unterförsterei; 930 Einw.

Scherffenstein, Martin, s. Kinner von Scherffenstein.

Scherfhausen, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Neuß; 270 Einw.

Scherflein (Numism.), s. Scherf.

Scherfossa, asiat. Ort, Persien, Prov Farsistan, südöstl von Schiras.

Scherg (Ichthyol.), s. v. a. Acipenser Helops Pall., s. Stör.

Schergau (Cerha), österr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz, Herrsch. Rothenhaus; 220 Einw.

Scherge, 1) obrigkeitlicher Beamter, der die ihm Untergebenen zur Erfüllung ihrer Pflicht anhält; — 2) ein Gerichts- oder Polizeidiener.

Schergenpapst (Bot.), s. v. a. wilder Wasserholder, Viburnum Lantana L.

Scherhol-Mughni, s. Arabische Literatur.

Scherhorn, schweiz. Berg, Kant. Uri, bei Altorf, 10,071′ hoch.

Scheria, s. v. a. Corcyra.

Scheriafzen (Geogr.), österr.-steier. Dörfer: 1) (Ober-S., Scherowinze), Kr. Marburg, Bez. Obergutenhag; 230 Einw.; — 2) (Unter-S.) das.; 120 Einw.

Scheriah el Kebir, s. v. a. Jordan.

Scheribon (Eheribon, Tscheribun), ostind. Provinz, Insel Java, am Meere von Java, mit 67½ □M. Flächenraum und mehr als 220,000 Einw., besteht theils aus niederländischen Besitzungen, theils aus abhängigen Fürstenthümern: a) das Land S. an der nördlichen Küste, mit dem untersten Laufe des Indramayu, umfaßt mehre Distrikte (Indramayu, Banguwan ꝛc.), theils flachen, theils bergigen und vulkanischen Bodens, reich an Ertrag, auch für den Handel. In der Nähe des Vulkans Tschermai liegt an der See die Handels- und Manufakturstadt S., von der aus in die Westprovinzen mehre Straßen gehen. Der Hafen ist sehr besucht. Die Holländer haben hier ein Fort u. einen Residenten; Moschee, 16,000 Einw. Viele Alterthümer zeichnen die Umgegend aus. Eine andere Stadt ist Indramayu, mit Fort und Hafen; vor dem Kap Indramayu liegt das Eiland Boompjes. Die abhängigen Fürstenthümer sind: b) Sukapura, an der Südküste, ein Gebirgsland mit Flüssen, reich und fruchtbar, unter eigenen Fürsten, mit den Distrikten Batuwandschi, Nagara, Salachan, Karang, Parung, Mundala, Kawasen, Tschikambulan ꝛc. und der Stadt Sakaraya. c) Galu, östlich von Sukapura, an der

Küste, mit der großen Insel Nussa (Noessa) Kambangan, die 2 Häfen bildet. d) Limbangan, im innern Gebirgslande, ein schönes Thalland, zwischen den hohen Bergen von Tschikura u. Papandayang, nach Norden bis an den Maruyung sich ziehend.

Scherif, 1) (arab.), s. v. a. Emir; — 2) (engl.), s. v. a. Sherif.

Scherif (Num.), türkische Goldmünze, $1^3/_4$ Thlr. Konv.

Scherif al Edrisi, s. Edris.

Scherif Eddaulah (türk.), s. v. a. Modud.

Scherifs, Dynastie der marokkanischen Herrscher, die seit 1500 den Thron besitzen, s. Marokko (Gesch.).

Scheriha, Gemahlin des persischen Königs Khosroes II., nach dessen Ermordung ihr Stiefsohn und des Königs Mörder ihre Liebe begehrte. Sie sagte ihm dieselbe unter der Bedingung zu, daß er ihr noch einmal den Leichnam ihres Gemahls sehen lasse; als sie denselben erblickte, verschlang sie Gift und †. Die Liebe der schönen und treuen Königin lebt in den persischen Liedern fort.

Scherifen (Bot.), s. v. a. wilder Wasserholder, Viburnum Lantana L.

Scherm, Bezirk u. Stadt, s. Sana.

Scheringen, bad. Dorf, Unterrheinkreis, Amt Buchen; 290 Einw.

Scherira, jüdischer Rabbiner, war von 967—997 Oberster der Schule zu Pheruz Schibbur im nehardäischen Gebiet, ward mit seinem Sohne von seinen Feinden beim Sultan angeklagt, gefangen und in seinem 100. Jahre an einer Hand aufgehangen. Von ihm rührt ein Brief her, welcher viele wichtige Beiträge zur talmudischen Literatur liefert und gewöhnlich an die Ausgaben des Buchs Jachahin angehängt ist.

Scheristan (Geogr.), 1) asiat. Stadt, Persien, Prov. Kuhistan, sonst Hauptstadt der Provinz, weniger bekannt; — 2) Stadt, s. Schapur.

Scherkenholz (Bot.), s. v. a. Traubenkirsche, Cerasus Padus Dec.

Scherkow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Worlik; 150 Einw.

Scherkowitz (Schereowice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Lischnowitz; 200 Einw.

Scherlebeck, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Recklinghausen; 230 Einw.

Scherlievo (Med.), Scarlievo, grobnicher Krankheit, istrische oder illyrische Küstenseuche, Morbus illyricus, ein erst seit 1790 verbreitetes, in den Küstengegenden Illyriens u. Dalmatiens einheimisches Syphiloid (s. Syphilis). Die nähere Kenntniß dieser Krankheit datirt vom Jahre 1800, als im Kreise Fiume in Illyrien eine allgemeine Rekrutirung ausgeschrieben wurde. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man eine eigenthümliche Krankheit, die bald von einem Bauer, bald von Matrosen, welche aus dem Türkenkriege zurückgekehrt waren, eingeschleppt seyn sollte. Eine von Seiten Oesterreichs angestellte ärztliche Untersuchung entschied sich indeß vielmehr dafür, daß die Krankheit auf örtlichen Einflüssen beruhe und daher endemisch sey. Unter einer Bevölkerung von 38,000 Menschen litten 1801 über 13,000 daran. In den Jahren 1808 und 1809 wüthete die Krankheit mit erneuerter Heftigkeit, vorzüglich in dem armen Dorfe Scherlievo, woselbst die größte Unreinlichkeit herrschte und die Bewohner in ihren Hütten mit den Thieren zusammen schliefen. Nach neuern Berichten hat das Land, wo der S. zu Hause ist, während der warmen Jahreszeit kein frisches, nur schlammiges Wasser; die ärmeren Klassen genießen Wochen hindurch nichts Warmes; Sommer und Winter tragen sie dieselben wollenen Kleider, ohne sie zu wechseln, bis sie in Fetzen abfallen; sie wohnen halb unter der Erde und schlafen mit Weib und Kind bei einer Hitze von 24—28° auf getrockneten Blättern. Man theilt den Verlauf der Krankheit in drei Stadien. Im ersten Stadium stellen sich Mattigkeit, Schmerzen in den Knochen und Muskeln, Geschwulst der Hals- und Achseldrüsen, Fieber und Abmagerung ein; letztere ist namentlich bei bejahrten Subjekten bedeutend. Dieser Zeitraum dauert von zwei Monaten bis zu zwei Jahren. Im zweiten Stadium hören die Schmerzen auf; Schlund, Choanen, Augenlider, besonders die oberen, schwellen an und bedecken sich mit einem weißlichten Ueberzuge, unter welchem sich flache Geschwüre bilden. Leisten- und Achseldrüsen schwellen bis zur Größe eines Taubeneies an. Frauen leiden oft an Schleimflüßen, ohne Störung der Geschlechtsfunktionen, Männer selten. Zuweilen entstehen unter der Haut erbsengroße Geschwülste, zuweilen unregelmäßige, oft sehr schmerzhafte Flecken. Röhrenknochen und Gelenke schwellen an, Hände und Füße bekommen oft eine monströse Größe, einzelne Knochen zeigen Auftreibungen. Das zweite Stadium ist kürzer, als das erste, schwer heilbar und geht bei sropholöser oder syphilitischer Komplikation unaufhaltsam in das dritte über. In diesem fangen die geschwollnen Theile an zu eitern; auf der Nase, der Wange, der Stirn entstehen Krusten, welche abfallen, worauf flache Geschwüre mit erhabnen Rändern zum Vorschein kommen. Man hat Kranke gesehen, bei denen Gesicht u. Schenkel einem einzigen Geschwüre glichen. Nicht selten geht die Nase durch die Krankheit verloren. — Einige halten die Krankheit für leprös er Natur, österreichische und französische Aerzte dagegen glauben, daß sie syphilitischen Ursprunges sey. Von der Syphilis unterscheidet sie sich dadurch, daß Affektionen der Geschlechtstheile selten und immer nur sekundär vorkommen, daß sie bei Vernachlässigung nicht immer zunimmt, Jahre lang stationär bleibt und selbst ohne diätetische Vorschriften verschwinden kann. Kohlenbrenner sollen nie von der Krankheit ergriffen werden. Hartnäckig ist der S. bei älteren Personen, im zweiten Stadium, unter Fortbestehen der Kausalmomente, bei Komplikationen und, nach Einigen, nach dem Gebrauche des Quecksilbers. Andere Aerzte dagegen empfehlen vorzugsweise den Merkur gegen die Krankheit, namentlich den Sublimat und den

rothen Präcipitat. Außerdem empfiehlt man das Seebad, welches im Nothfall durch Bäder mit Kochsalz und Salzsäure ersetzt werden kann, Spießglanzmittel, Schwefel, Holztränke, welche unter dem Landvolk gebräuchlich sind, strenge Diät, Reinlichkeit. Zurückbleibende Verstümmlungen zu beseitigen, ist Aufgabe der Chirurgen. — In neuerer Zeit ist durch medicinalpolizeiliche Sanitätsmaßregeln das Uebel sehr beschränkt worden.

Scherlowitz (Cerlowice, Cernowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Gut Krukanitz; 280 Einw.

Scherm (Bergb.), die hängende und liegende Fläche eines Ganges.

Schermaus (Säugeto.), in Sibirien s. v. a. Scheermaus, Hypudaeus terrestris *Schinz.*

Schermau, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Dingolfing; Patrgr. Il., Schloß; 120 Einw.

Schermbeck (Geogr.), preußische Orte: 1) (Scherrenbeck), Stadt, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Rees, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; Schloß, Tuch- und Musselin-Manufaktur, Baumwollspinnereien, Weberei, Töpferei, 3 Jahrmärkte; 830 Einw.; — 2) Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Recklinghausen; 180 Einw.

Schermützel, preuß. Städtchen, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg, am Poste; 4 Kram-, Vieh- und Pferdemärkte; 780 Einw.

Schermen, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow I.; 250 Einw.

Schermer, Luc, holländischer Dichter, geb. 1688 zu Harlem, studirte mit vielem Erfolge zu Leyden, litt schon frühzeitig an der Steinkrankheit und brachte sein Leben nicht höher als auf 22 Jahre. Die Sammlung seiner vermischten Gedichte, besorgt von Peter Vlaming, beweist, zu welcher Höhe S. in der Dichtkunst emporgestiegen seyn würde, wenn ihn der Tod nicht so frühzeitig dahin gerafft hätte. Durch alle seine Poesien, welche meist der bukolischen Gattung angehören, blickt die Vorliebe zu dem Alten und ein weit gediehenes Studium derselben durch.

Schermerhorn, niederländ. Dorf, Prov. Nord-Holland, südöstlich von Alkmaar, innerhalb der 3 Polder Hugswaard, Schermermeer und Bermster; 760 Einw.

Schermke, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Wanzleben; Domäne, 3 Wassermühlen, Windmühle, Schäferei; 620 Einw.

Schernau, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken u. Asch., Ldgr. Dettelbach; Schloß, Mühle; 350 Einw.

Schernbach, würtemb. Weiler, Schwarzwaldkreis, Oberamt Freudenstadt; 100 E.

Schernberg (Geogr.), 1) schwarzburg-sondershäus. Amt, Unterherrschaft; 2400 Einwohner; — 2) Marktflecken und Amtsort daselbst, auf der Hainleite; 2 herrschaftl. Güter, bedeutende Schweinemärkte; 830 Einwohner.

Schernbert, Theodorich, Meßpriester im 15. Jahrh. und berühmter Meistersänger, soll im letzten Viertel dess. Jahrh. das für unser älteres Drama merkwürdige Stück geschrieben haben: „Ein schon Spiel von Fraw Jutten, welche Bapst zu Rhom gewesen und aus ihrem bäpstlichen scrinio pectoris auf dem Stuel zu Rhom ein Kindlein gezeuget.“ Allein sowohl die Sprache, als auch der Inhalt des Stücks lassen uns die Autorschaft S.s bezweifeln, zumal da sich diese Angabe allein auf die Versicherung des Hieronymus Tilesius aus Hirschberg gründet, welcher das Stück zuerst (Eisleben 1565, 8., abgedruckt in Gottsched's nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Kunst, Thl. II, S. 81—138) nach dem Originale veröffentlichte. Wiewohl es für unsere Zeit von keineswegs hohem poetischen Werthe ist, so enthält es doch einzelne Schönheiten, welche es über ähnliche Erzeugnisse seiner Zeitgenossen weit erheben.

Schernd orf (Scherrndorf), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Weißensee; 240 Einw.

Schernebeck, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Stendal, an einem Bache; Mühle; 360 Einw.

Scherneck, sachsen-koburg. Pfarrdorf, Fürstenthum Koburg; Rittergut, 2 Vogteien; 330 E.

Scherneckel (Bot.), 1) s. v. a. gemeine Sanikel, Sanicula europaea *L.*; — 2) s. v. a. Johanniskraut, Hypericum perforatum *L.*

Schernerkeitraut (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Hyperici; s. Hypericum perforatum *L.*

Schernfeld, bayer. Kirchdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Eichstädt; 240 Einw.

Scherni (Zjernci), preußische Stadt, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Wongrowitz, an der Welna; 180 Einw.

Schernickau (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Pr. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Osterburg; Windmühle; 110 Einw. — 2) das., Kr. Stendal; 180 Einw.

Schernow (Zernow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Nachod; 510 Einw.

Scheroma (griech.), Augentrockenheit, s. Xerophthalmos.

Scherova, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Erlachstein; 120 Einw.

Scherowinzen (Scherowinze), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Friedau; 190 Einw.

Scherowitz (Zerowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau; 290 Einw.

Scherp (Salzw.), s. v. a. Pfannenstein, s. Kochsalz.

Scherpenheuvel, Stadt, s. v. a. Montaigu.

Scherpenholz (Bot.), auch Scherpenpabst, s. v. a. Traubenkirsche, Cerasus Padus *Dec.*

Scherpenseel (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Düren; Mühle; 200 Einw.; — 2) das., Kr. Geilenkirchen, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; 830 Einw.

Scherpenzeel, niederländ. Schout-Amt, Prov. Geldern, an der Westgrenze; 1000 Ew.

Scherr, Thomas Ignaz, ehemal. Seminardirektor in Küßnacht, hat sich durch seine

hauptsächlich von ihm begonnene und geleitete Schulreform im Kanton Zürich einen Namen erworben. Er ist der Sohn eines katholischen Schullehrers und am 15. Dec. 1801 in Hohenrechberg in Würtemberg geboren. Nachdem er einige Zeit Elementarlehrer an einer Dorfschule war, wurde er 1821 Taubstummenlehrer in Gmünd und, nachdem er sich hier an dem Blindeninstitute Uebung im Blindenunterrichte erworben, 1825 an das Blindeninstitut nach Zürich berufen, wo er zur reformirten Kirche trat. Mit allen Kräften wirkte er durch Schrift und Rede für die Verbesserung der Volksschulen im Kanton Zürich, nahm jedoch erst, seitdem er 1831 das Bürgerrecht zu Stadel erworben, regeren Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten. Er schloß sich der radikalen Partei an und wurde in den letzten Jahren in den Erziehungsrath gewählt. Mit dem Entwurfe eines neuen Volksschulgesetzes beauftragt, wurde er der hauptsächlichste Kämpfer für die Schulreform besonders als er 1832 das Direktorat des neuerrichteten Schullehrerseminars in Kußnacht bekam. Allein seine politisch und kirchlich radikalen Ansichten, die er in seinen wie andern Zeitschriften aussprach, die von ihm bewirkten schnell auf einander folgenden radikalen Umänderungen im Schulwesen, die darauf hinausgingen, die Schule gänzlich von der Kirche zu trennen und selbstständig zu machen, so wie seine Angriffe auf die Universität zogen ihm zahlreiche Gegner zu, so daß er 1839 beim Sturz der radikalen Partei seine Entlassung bekam. Er privatisirt seitdem in Winterthur. S.s ausgezeichnete Eigenschaften, sein Muth, seine Offenheit und unermüdliche Thätigkeit, sein sittlicher Charakter, so wie sein großen Verdienste um die Entwickelung des Volksschulwesens im Kanton Zürich werden selbst von seinen Feinden anerkannt. Wir haben von ihm mehre schätzbare Schulbücher: Elementarsprachbildungslehre, Zürich 1831; — Kurzgefaßte deutsche Schulgrammatik, Zürich 1834; — Der Bildungsfreund, ein Lesebuch, Zürich 1835; 3. Aufl. 1845; — Handbuch der Pädagogik, Bd. 1—3, Zürich 1839—46; — Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthaltes im Kanton Zürich vom Jahre 1825—39, Sankt Gallen 1840; — gemeinschaftlich mit seinem Bruder Johannes: Gemeinfaßliche Geschichte der religiösen und philosophischen Ideen, Schaffhausen 1840, und — Freundlicher Wegweiser durch den deutschen Dichterwald, Winterthur 1842.

Scherrahgericht, s. Persien (Geogr.).

Scherreuth, bayer. Dorf, R.=B. Oberpfalz u. Regensb., Lbgr. Neustadt, an der Waldnab; über 100 Einw.

Scherrewischken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen; 140 Einw.

Scherrig (Ichthyol.), an der Wolga s. v. a. Rapfen, Cyprinus aspius *Bloch*.

Scher=Sabes (Geogr.), 1) asiat. Landschaft, Usbekistan, südlich von Samarkand, steht unter einem von Buchara abhängigen Bai; — 2) Hauptstadt derselben.

Scherschel, afrikan. Flecken, Algerien, Prov. Oran, hart an der Küste, nordwestl. vom Kap Amusche, auf der Stelle der römischen Stadt Julia Caesaria, in wichtiger Lage für das Land bis zum Massaftan und Scheliff. S. ist von den Mauren gegen Ende des 15. Jahrhunderts erbaut, jetzt befestigt und mit Forts umgeben und hat einen kleinen Hafen; die Umgegend ist fruchtbar.

Scherser (Geogr.), s. v. a. Schehrsor.

Scherstetten, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Schwaben u. Neub., Lgr. Türkheim; 460 E.

Scherte (Bot.), s. v. a. Wasserschierling, Cicuta virosa.

Schertendorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Grünberg; Wasser= und Windmühle; 560 Einw.

Schertingswalde, preuß. Kämmereidorf, Prov. Preußen (Ost=Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Mohrungen; 140 Einw.

Schertle, Valentin, Maler u. Lithograph, 1809 zu Villingen im Badischen geboren, besuchte seit 1831 die münchener Akademie der Künste, widmete sich aber bald bei Franz Hanfstängel fast ausschließlich der Lithographie. Er begleitete diesen Künstler nach Dresden, wo derselbe die Herausgabe des Galleriewerkes übernahm, wobei ihm S. als Zeichner zur Seite stand. Seine lithographischen Arbeiten gehören zu den besten ihrer Art.

Schertlin, Sebastian von, s. Schärtlin.

Schertsch (Scherz), österr.=böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Neustadt; 140 Einw.

Scherwenzel, 1) geschäftiger, willfähriger Mensch, Hans in allen Ecken; — 2) Arznei oder auch jede Sache, deren man sich aus Gewohnheit in verschiedenen Fällen bedient.

Scherwenzeln (Spielw.), Abart des Grobhäuserns, wird ganz wie dieses gespielt. Die 4 Unter, Neunen (Wenzel) können in alle Farben u. Blätter verwandelt werden, so daß z. B. 1 Daus u. 1 König von derselben Farbe 41, 1 Daus u. 1 König und 3 Wenzel 4 Däuser, 4 Könige ꝛc. machen; 4 Wenzel überstechen alles Andere.

Scherwiller, franz. Flecken, Dep. Bas=Rhin, Bez. Schlestadt; Papiermühle; 2680 Einw.; in der Nähe die Burgruinen Ortenberg und Ramstein.

Scherwoude (Scharwoude, Geogr.), 2 niederländ. Gemeinden, nördl. von Alkmaar: 1) (Noord=S.), Prov. Nordholland; 530 Einw.; — 2) (Zuid=S.), daf.; 600 Einw.

Scherz (Worterkl.), 1) s. Scherzhaft; — 2) Rede oder Handlung, die nicht so gemeint ist, als es den Anschein hat, daher zuweilen — 3) s. v. a. Erdichtung.

Scherz (Geogr.), schweiz. Dorf, Kanton Aargau, Bez. Brugg; 360 Einw.

Scherz (Biogr.), Joseph Georg, bekannt geworden durch seine Verdienste um die Alterthumskunde und Lexikographie der deutschen Sprache des Mittelalters, wurde 1678 zu Straßburg geboren und studirte dort und in Halle. Im Jahre 1702 wurde er in Halle Professor der Philosophie und 1711 Professor der Rechte. Er † 1754. Nach Schilters (s. d.) Tode gab er dessen „Thesaurus antiquitatum teuton.," 3 Bde., Ulm 1727, Fol., so wie seinen „Codex juris feudalis

Alemanniae," Straßb. 1728, Fol., heraus. Er sammelte das „Glossarium germ. medii aevi, potissimum dialecti suevicae," welches nach seinem Tode von Oberlin (s. d.) in 2 Bänden, Straßb. 1781—84, Fol., vervollständigt herausgegeben wurde.

Scherzando (Scherzoso), s. Scherzo.

Scherzberg, österr. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Biber; 130 Einw.

Scherzdorf, österr.-mähr. Ansiedelung, Kr. Prerau, Gut Sponau; Mühle; 200 Einw.

Scherzen, 1) Scherz treiben; — 2 (Jagdw.), vom Hirsch, vor Muthwillen mit dem Gehörn in die Erde stoßen und Erdschollen umherschleudern; geschieht dies mit Ameisenhaufen, so heißt es Wimpelschlagen.

Scherzerscher Balsam (Balsamum Scherzeri), Mischung ätherischer Oele, die ausgepreßtes Muskatenöl zur Basis haben; früher als äußerliches und innerliches Heilmittel bei Nervenkrankheiten, besonders bei hysterischen Beschwerden und Kolik sehr in Ruf.

Scherzhaft (Aesth.), alles Lustige, in der Absicht ausgesprochen, Andere zum Lachen zu reizen. Der Scherz ist ein vorzügliches Mittel zur Hervorbringung des Komischen, und seine subjektive Grundlage ist die Heiterkeit, das Freiseyn von allem materiellen Einflusse der Dinge, das Zurückschauen auf ihre Wirkungen; er verbindet sich oft mit dem Witz, oft aber auch nicht. Er hat das Aehnliche mit demselben, daß er zunächst nur das Wortkomische gibt, das Komische der erweckten Vorstellung. Es ist nicht die Sache, die Situation selbst, welche komisch wirkt, sondern nur ein Bild, eine Vorstellung davon oder eine Anspielung auf ein Verhältniß, das als komisch gedacht und so in Worten dargestellt wird. Ja es wird beim Scherz angenommen, daß das komische Verhältniß nicht wirklich vorhanden sey, sondern nur Stoff und Gelegenheit darbiete, es sich komisch zu denken und Andern mit einem Spiele des Witzes und der Phantasie als solches wahrscheinlich zu machen, denn im wirklichen Fall würde man den Andern geradezu dem Gelächter preis geben und der Scherz zur Persifflage werden, der den Andern zum Ernst stimmt; aber dadurch unterscheidet sich eben der Scherz vom Ernste, daß er keinen Zweck hat, sondern das wirkliche Leben nur als ein Spiel zur Lust in der Beschauung vorübergehen läßt. Sein Element, sein Reflex, seine Ursache und Wirkung zugleich sind gegenseitige Heiterkeit und Erhebung des Gemüths über alle Fesseln. Die Scherzenden sind Objekt und Subjekt zugleich; sie schöpfen aus sich selbst das Belachenswerthe, und sie selbst sind es wieder, die sich belachen. Im Scherz ist ein wahrhaft geistiges Seyn, die Wiederherstellung der menschlichen Freiheit, die erneuerte Wiedergeburt und Wiederergänzung des Menschen, die Wiederauffindung des vorigen Gleichgewichts. Alle Kräfte der Seele werden durch ihn wieder in harmonische Thätigkeit gesetzt, und Verstand und Witz und Phantasie bemächtigen sich in ihm der vorigen Eindrücke. Auf dem Theater spielt der Scherz eine untergeordnete Rolle, da es der Dichter schon ist, der den Scherz treibt, indem er in einem Beispiele das Lächerliche der Welt hinstellt. Er kann aber noch in dem Grade wirksam seyn, als die Charaktere und Situationen ihm zur Grundlage dienen. In diesem Fall hat der Scherz den Zweck, das Komische zu geben oder hervorspringen zu lassen, den Andern neckend zu reizen, so daß er sich lächerlich zeigen und sein komisches Verhalten bekennen muß. Bei einem wahren Lustspiel wird der Scherz am besten nur dienend nebenher gehen, wenn er seinen Zweck als Mittel der komischen Darstellung am glücklichsten erreichen soll. Er ist es, der, frei schwebend, das Komische bemerkend, es in Erinnerung bringend und hervorrufend, eine poetische Stimmung verleiht und das Gemüth für das Lustspiel empfänglich macht. Vgl. Burlesk, Humor, Komisch. — Literatur: Matth. Delius, De arte jocandi, im 2. Bde. der „Doliciae poetarum germ.; — Praxis jocandi, Frankfurt 1602; — M. A. Bonciarius, De ludicra poesi, Perugia 1615; — F. Bavassor, De ludicra dictione, Paris 1658, Leipz. 1722; — G. D. Meier, Gedanken von Scherzhaftem, Halle 1744 und 1754; — St. Schütze, Versuch einer Theorie des Komischen, Leipz. 1817.

Scherzheim, bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkreis, Amt Rhein-Bischofsheim; 720 Einw.

Scherzingen (Geogr.), 1) bad. Pfarrdorf, Oberrheinkreis, Amt Freiburg; Hofgut; 100 Einw.; — 2) schweiz. Pfarrdorf, Kant. Thurgau, Bez. Gottlieben; 1100 Einw.

Scherzo (ital., Mus.), ein Musikstück, das entweder als ein besonderer Satz eines größern Tonwerkes häufig an der Stelle der Menuett (s. d.) erscheint, oder auch als ein für sich bestehendes kleineres Tonstück auftritt. Es ist dasselbe eigentlich eine Musik zur Erholung, eine Musik, die keine Leidenschaften, keine regern und bestimmtern Gefühle aufweckt und doch ergötzt; es ist ein wahres Spiel mit den musikalischen Formen und den Mitteln der Töne; eine Art kleiner Fantasie, die sich aber niemals in die Tiefen der Seelenwelt verliert, sondern mit den Regungen des Gemüths gewissermaßen nur auf eine ergötzende und daher erholend stärkende Weise verkehrt. Daher schreibt sich auch das ziemlich rasche Tempo und die heitere Natur desselben, so wie auch die scheinbar komische Wendung, die es seinen Melodien gibt, ohne selbst eigentlich komisch zu seyn. Aus diesem Grunde bindet es sich auch eben so wenig an eine bestimmte regelrechte Anordnung seiner einzelnen Sätze als die Fantasie, oder als ein erheiterter Mensch sich in seiner Rede eine oratorische Folgerichtigkeit seiner Gedanken und Ausdrücke angelegen seyn läßt. Das S. erregt die Laune und will, wie der Humor uns erfrischt und dadurch zu ernstern Arbeiten stärkt, gleichsam das Ermüden in dem ernsten Genusse tieferer Kunstwerke verhüten. — Scherzando oder auch Scherzoso steht über manchen musikalischen Sätzen und bedeutet, daß dieselben scherzend, leicht, anmuthig, ja bis zum Muthwillen heiter vorgetragen werden sollen.

Scherzspiel, s. Lustspiel.

Schesch (hebr., Bot.), s. v. a. krautartige Baumwollenstaude, Gossypium herbaceum *L.*

Scheschunogunde (ind. Myth.), von Brahma in den Südländern geschaffene Frau, welche Puru's Sohn Vaischia heirathete.

Scheschuppe (Szeszuppe), Fluß, entspringt in Polen, fällt im preuß. R.-B. Gumbinnen in die Memel.

Schesis (lat., v. Griech., Med.), Anlage des Körpers zu einem gewissen Zustand, besonders Krankheitszustand.

Scheskejew, russ. Stadt, an der Vereinigung der Scheskejewa und Kalma, s. Insara.

Scheffinghausen, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Wölpe; 180 Einw.

Schefflitz (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Oberfranken; umfaßt 4¾ □Meilen mit etwa 13,000 Einw.; — 2) Stadt das., Rentamt, Magistrat, 2 Kirchen, Rathhaus, Hospital, 3 Benefizien, 5 Mühlen, Viehzucht, Flachs-, Hanf-, Obst- und Getreidebau, Potaschesiederei, Bierbrauerei, Gerberei, Holzhandel, 8 Jahrmärkte; 1060 Einw.

Schestajowitz (Sestajowice), österreich.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Gut Chwala; 540 Einw.

Schestakow, russ. Flecken, Gouv. Wiätka, nordöstlich von Wiätka.

Schestocken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. und Kr. Gumbinnen; 110 Einw.

Schestowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrschaft Opotschna, am linken Ufer der Mettau; Mühle; 360 Einw.

Schetten (Schiffb.), an der untern Ecke des Segels befestigtes Tau, nach den Segeln benannt, z. B. Besahn-S. 2c.

Schetlegowitz (Setegowice), österreich.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrsch. Martinitz; 140 Einw.

Schetky (Biogr.), 1) Christoph, tüchtiger Violoncellist, geb. 1740 zu Darmstadt, erhielt mit seinen Schwestern gemeinschaftlich den ersten Musikunterricht von seinem Vater, dem dortigen Kammerfekretär und Tenoristen bei der Hofkirchenmusik, und studirte den Generalbaß unter Leitung des Kapellmeisters Endeler zu Darmstadt. Im Violoncellspiel jedoch, in welchem er später eine für seine Zeit bewundernswerthe Fertigkeit entwickelte, hat er niemals besondere Anweisung erhalten, sondern verdankte Alles nur seinem Fleiße und seinen außererordentlichen Anlagen. Im Jahre 1761 wurde er Violoncellist in der Hofmusik zu Darmstadt, machte von da kleine Ausflüge nach Mannh.im, Wetzlar, Frankfurt a. M. u. s. w., ging nach dem Tode seiner Aeltern auf 2 Jahre wieder nach Hamburg, reiste von da nach London, verweilte daselbst jedoch nur kurze Zeit und setzte seine Reise bis nach Edinburg fort, wo er eine reiche Wittwe heirathete und von nun an nur noch als Komponist mit dem Publikum verkehrte. Er † 1773 zu Edinburg. Seine Kompositionen bestehen in vielen Duetten für Violoncell und Violine, Sonnetten für Violoncell, Duetten für 2 Violoncells, Trio's, Quartetten, vielen Violoncellkoncerten und einigen Vokal-Pieçen für seine Schwester. — 2) Luise, ältere Schwester des Vorigen, tüchtige Sängerin, war an den Kriegsrath Kempke verheirathet, † aber bald an der Lungenschwindsucht in Folge zu großer Anstrengungen. — 3) Ludomilla, jüngere Schwester der Vorigen, war Hofsängerin zu Darmstadt und verheirathete sich 1766 an den Obristwachtmeister von Bury, von welcher Zeit an sie ihrer öffentlichen künstlerischen Stellung entsagte. Sie † 1771.

Schetschken (Bot.), s. v. a. gemeiner Hollunder, Sambucus nigra *L.*

Schetsjenfu, Stadt, Koei-tscheu.

Schette (Bot.), s. v. a. Esparsette, Onobrychis sativa *Lam.*

Schetter, 1) s. v. a. Steifleinwand; — 2) überhaupt alles mit Gummi oder Leim gesteifte Zeuch, welches bei uns in den Schnittläden verkauft wird.

Schettergarn, s. Wollengarn.

Schetti (Bot.), 1) in Ostindien s. v. a. Ixora coccinea *L.*; — 2) nach Adanson, Pflanzengattung, s. v. a. Ixora *L.*

Schettland (Geogr.), s. v. a. Neu-Süd-Schettland.

Schetzhaken (Hüttenw.), Doppelhaken mit langem Stiele und 4 Zacken, womit die glühenden Kienstöcke vom Saigerherde gehoben werden.

Scheu (Worterkl.), 1) schnelle Entfernung von einem Gegenstand, der ein Uebel ist, oder der Vorstellung als solches erscheint; — 2) hoher Grad von Widerwille gegen gewisse Gegenstände; — 3) Abneigung, in Jemandes Gegenwart oder mit dessen Wissen etwas ihm Mißfälliges zu thun; — 4) s. v. a. Ehrfurcht; — 5) Gegenstand, der Widerwillen oder Furcht erregt.

Scheu (Pferdew.), vom Pferde, wenn es gewohnt ist, vor jedem ungewohnten Gegenstand zu er erschrecken, ein Fehler, von dem das Pferd nur durch sanfte Behandlung und Uebung befreit werden kann.

Scheu (Biogr.), Fidelis, Mediciner, seit 1821 bayerischer Hofrath, Ordinarius des Prämonstratenserstifts Teyl, Bade- und Brunnenarzt zu Marienbad und Arzt der fürstl. lichtensteinschen Herrschaft Rumburg in Böhmen; † 1830. Schrieb: Ueber Krankheitsanlage des Menschen, Wien 1821, 1. Thl.; — Beobachtungen über die eigenthümlichen Wirkungen der Bäder zu Marienbad und der Trinkquellen daselbst, Prag 1822; — Ueber die chronischen Krankheiten des männlichen Alters, Leipz. 1826; — Ueber den Gebrauch der versandten Mineralwasser Marienbads, Leipz. 1828; — Die Heilkräfte Marienbads, Eger 1830.

Scheubel (Biogr.), 1) Joseph, Maler von Bamberg, bildete sich in Italien und wurde nach seiner Rückkehr Hofmaler des Fürstbischofs Karl von Schönborn in Bamberg. Sein Werk sind die Altarbilder in der Bürgerspitalkirche auf dem Michelsberg. In der St. Stephanskirche war von ihm eine Kopie der Kreuzabneh-

mung von van Dyck. In der St. Gangolphskirche malte er den Plafond in Oel, und zwei Bilder aus der ehemaligen Franciskanerkirche kamen in neuerer Zeit in den Besitz des Domkapitulars Betz. S. † 1788. — 2) Johann Joseph, Maler, Sohn des Vorigen, Schüler von G. de Marées, ging mit Unterstützung des Fürstbischofs Adam Friedrich von Bamberg nach Frankreich und Italien, malte nach seiner Rückkehr mehre Bildnisse, darunter auch jenes seines fürstbischöflichen Gönners. Unter seinen Altarbildern rühmte man besonders den heil. Blasius in der Wallfahrtskirche zu Vierzehnheiligen, eine Geburt Christi nach Spaanolet, den Eremiten nach einem unbekannten Meister und zwei Altargemälde zu Ebrach. In der St. Jakobskirche zu Bamberg ist ein St. Johannes Evangelist von S.

Scheubel (Jagdw.), s. v. a. Scheibel.

Scheuben-Grobsdorf, preuß. Dorf, Herrschaft Gera; Rittergut; 130 Einw.

Scheuche (Vogelscheuche ꝛc.), stellt man gewöhnlich auf, um das Wild vom Felde, die Vögel von den fruchttragenden Bäumen abzuhalten. Gewöhnlich besteht sie aus einem einfachen Kreuz von Holz, welches man mit alten Lumpen behängt, so daß sie das Ansehen eines Menschen, hauptsächlich eines Jägers hat, der im Begriff ist, zu schießen. Mitunter macht man sie auch aus Stroh ꝛc.

Scheuchzer (Biogr.), 1) Johann Jakob, schweizerischer Naturforscher und Arzt, geb. am 2. August 1672 zu Zürich, studirte zuerst in seiner Vaterstadt, dann zu Altorf Medicin und schloß seine Universitätsstudien zu Utrecht ab, wo er 1694 das Doktordiplom empfing. Darauf bereiste er Deutschland und kam wieder nach Altdorf, um daselbst Mathematik zu studiren, da er in seiner Vaterstadt als Lehrer der Mathematik auftreten wollte. Allein seine Vorliebe für die Natur bewog ihn zu mehren Reisen durch die Schweiz, auf welchen ihm die Alpen reiches Material zu einer Sammlung von Naturmerkwürdigkeiten und zu seinen spätern Schriften boten. Von 1796 an begleitete er an der züricher Universität eine Professur der Mathematik und wurde im gleichen Jahre zum städtischen Arzte ernannt. Das Unerbieten Peters des Großen, auf die Empfehlung Leibnitzs kaiserlicher Leibarzt zu werden, schlug er aus und erhielt dafür in seiner Vaterstadt die durch den Tod des Anatomikers Muralt vakante Kollegialpräbende; † im Juni 1733. Unter seinen zahlreichen Schriften, welche in unserer Zeit öfters Heiterkeit erregende Berichte enthalten und zum Theil bemüht sind, die unwiderleglichen Zeugnisse der Natur mit der widersprechenden Erzählung der Bibel zu vereinen, sind als für Naturforscher noch jetzt lesenswerth zu nennen: Ὑδρεαιρολογὶα Helveticus s. itinera peralpiras Helvetiae regiones facta, annis 1702—11, Leyd. 1723, 10 Bde., mit 32 Abbildungen; — Piscium querelae et vindiciae, 1708; — Herbarium diluvianum, Zürich 1709, Fol.; — Homo diluvii testis et Θεόσκοπος, daselbst 1726, worin er das Skelet eines angeblichen, der sündfluthlichen Zeit angehörigen Menschen beschreibt, welches sich jetzt zu Harlem im Museum befindet und von Cuvier als das Skelet einer gigantischen, jetzt unbekannten Salamanderart erkannt wurde; — Biblia ex physicis illustrata, quibus res naturalis in scriptura sacra occurrentes ex hibentur, Wien 1731—35, 5 Bde., Fol., mit 650 Tafeln, auch als Physique sacrée erschienen zu Amsterdam 1732—37, mit 720 Kupfern. Letzteres, in vielen Stücken wunderliche Werk enthält nichtsdestoweniger Abbildungen, die sich sonst nirgends finden, daher sein Studium für den Naturforscher unerläßlich ist. — 2) Johann, Botaniker, Bruder des Vorigen, geb. 1684 zu Zürich, studirte daselbst, verweilte einige Zeit im holländischen Militärdienste, begleitete den Grafen Marsigli als Sekretär nach Italien und trieb nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt Mechanik und Festungsbauwesen. Seit 1712 fungirte er als Ingenieur im Kanton Zürich, ward 1718 zum Professor der Botanik an der Universität Padua ernannt, erhielt aber diesen Platz nicht, weil er dem Protestantismus angehörte, machte alsdann eine Reise nach Holland, bereiste längere Zeit Frankreich, Italien und Deutschland und wurde 1732 zum Landschreiber der Grafschaft Baden ernannt. Nachdem sein Bruder im folgenden Jahre mit Tod abgegangen war, erhielt er dessen Professur der Naturgeschichte, ward städtischer Arzt und bekam eine Kollegialpräbende; † am 8. März 1738. Schriften: De usu historiae naturalis in medicina (Inauguraldissertation); — Prodromus Agrostographiae Helveticae, sistens binas graminum alpinorum hactenus non descriptorum, Zürich 1708, Fol., 1 Bd.; — Operis agrostographici idea, daselbst 1719, kl. 8.; — Agrostographia, sive graminum, juncorum, cyperoïdum, eisque affinium historia, daselbst 1719, 4., 1 Bd. — Die Methode S.s ist der seiner Vorgänger vorzuziehen; nur begeht er den Fehler, daß er sich an die Nomenklatur seiner Zeitgenossen bindet. — 3) Johann Kaspar, Sohn von S. 1), geb. 1702 zu Zürich, war daselbst städtischer Arzt und † im Alter von 27 Jahren. Er übersetzte Kämpfers „Geschichte von Japan" ins Englische und war mit einer Uebersetzung der Reisen in Persien und der Ammoenitates exoticae desselben Schriftstellers beschäftigt, als er vom Tode überrascht wurde. — 4) Wilhelm, Landschaftsmaler, geb. zu Zürich 1803, sollte anfangs nur als Flachmaler seinen Erwerb suchen, ward aber durch Heinrich Maurer für die Landschaftsmalerei gewonnen. Im Auftrag des Fürsten von Fürstenberg malte er 1826 mehre Gegenden des Schwarzwaldes in Aquarell, die er später auch lithographirte. Dann zeichnete S. für Welten in Karlsruhe noch mehre andere Ansichten auf Stein, bis er 1829 sich nach München begab, wo er ausschließlich der Malerei sich widmete. Von dieser Zeit an datirt eine ziemliche Anzahl von landschaftlichen und architektonischen Darstellungen, die sich durch glückliche Wahl der Punkte und angenehme harmonische Färbung auszeichnen. Im J. 1836 malte er in Hohenschwangau sechs orientalische

Ansichten in enkaustischer Manier. Im 2. Bande von Raczynski's „Geschichte der neuern deutschen Kunst" heißt es von seiner Ansicht des Klosters Kappel im Kanton Zürich, daß man die Natur selber wie in einer Camera obscura zu sehen glaube. Solche schöne, höchst naturgetreue Ansichten von S. gibt es jetzt mehre, sowohl aus der Schweiz, aus Italien, Tyrol, Graubünden, als auch aus dem bayerischen Hochgebirge u. s. w. Zu seinen Hauptwerken gehören: der Comersee, die Aussicht von der Gründelalpe, der St. Wolfgangsee mit dem Stafberge, das Graubündtnerthal, das Schloß Tyrol, im Besitze des Prinzen Karl von Bayern; Silva Glana zu Obergadein in Graubünden, Eisenschmelze im Ferrarerthale; die Burg Reams im Oberhalbsteinthale, in der Gallerie zu Lübeck die Aussicht vom Kalvarienberg zu Botzen, die Wartburg bei Botzen, das Schloß Hohenschwangau, im Besitze des Königs von Preußen; Gegend bei Botzen gegen Sigmundskron, das Schloß Rapperswyl, Gegend bei Mals im Vintschgau mit der Oertlerspitze, im Besitze des Herzogs von Cambridge; Partie bei St. Gilgen, in der Sammlung der Gräfin Erdody in Wien; das Lauterbrunnenthal, bei Lichtenberger in Straßburg u. s. w.

Scheuchzeria (Bot.), nach Linné, **Spinnenkraut**, Gattung der Aliamaceae *Dec.*, Hexandria Trigynia *L.* Charakter: Kelch und Blume 3blätterig, grün, Blättchen schmal, in einer Reihe; 6 Staubfäden mit längern Beuteln; 3 oder 6 aufgeblasene, 2klappige Kapseln, mit bärtigen Narben und 2 länglichen Samen. Einzige Art: S. palustris *L.*, **Moos-Spinnenkraut**. In Europa, Sibirien, Nordamerika, auf Sumpfboden. Schaft rund, spannenhoch, mit einigen Knoten; Scheidenblätter grasartig, halbrund. Blüthen in armen Rispen am Ende. Sckhr., T. 100.

Scheuder (Geogr.), 1) sonst anhalt-dessau. Amt; 2000 Einw.; — 2) Pfarrdorf das., Amt Quellendorf; Gut; 330 Einw.

Schen des Leeren (Horror vacui). Einen absolut leeren Raum gibt es bekanntlich nirgends, wohl aber einen relativ leeren. So sagt man zwar oft, der Raum über dem Quecksilber im Barometer sey ein leerer Raum, kann aber damit nur eine geringere Dichtigkeit der dort vorhandenen Luft, also nur einen relativ leeren Raum meinen, indem weder Glas, noch Quecksilber die äußere Luft vollkommen abzuhalten vermögen. Bevor Toricelli aus physikalischen Gründen nachwies, warum das Quecksilber in dem leeren Raum des Barometers, das Wasser in unsern Pumpen in dem leeren Raum über demselben nicht eindringen könne, schob man diese Erscheinung auf eine Scheu des Materiellen vor dem Leeren, auf einen Horror vacui, meinte aber dabei, es sey in unsern Pumpen in der That ein absolut leerer Raum vorhanden, was doch, wie schon gesagt, nirgends Statt hat. Der oben genannte Physiker erklärte, eine Luftsäule von der Höhe unserer Atmosphäre sey im Stande eine Wassersäule von etwa 30 Fuß und eine Quecksilbersäule von etwa 28 Zoll zu tragen, indem das Quecksilber etwa 14 Mal schwerer als Wasser ist, und dieser mit vielen andern Erscheinungen ganz im Einklang stehende Erklärungsgrund ist es, der jetzt den Glauben an einen Horror vacui ganz verdrängt, und zwar mit allem Fug und Recht verdrängt hat. Man kann leicht überschlagen, welche Säulen anderer Flüssigkeiten, z. B. von Weingeist, von Oelen ꝛc., auf dieselbe Weise durch die Gegenwirkung der Atmosphäre schwebend erhalten werden müssen, indem man nur mit dem specifischen Gewichte derselben die oben erwähnte Wassersäule im Vergleich setzt. Geschieht dieses, und man hält dann das Experiment damit zusammen, so stimmt Theorie und Erfahrung nur zu genau, als daß man an Toricelli's Satz zweifeln sollte. Es müssen nämlich solche Säulen um so größer seyn, je kleiner das specifische Gewicht der in Rede stehenden Flüssigkeit ist. Für Weingeist, dessen specifisches Gewicht etwa 0,78 ist, würde also die Rechnung so zu führen seyn: Es verhält sich Weingeistsäule zur Wassersäule, wie 30 : 0,78, was auf eine Weingeistsäule von:

$$\frac{30}{0{,}78} = \frac{3000}{78},$$ also etwa 39 Fuß leitet.

Scheuer (Scheune, Stadel, Landw.), dasjenige landwirthschaftliche Gebäude, in welchem das eingeerntete Getreide aufbewahrt, ausgedroschen und gereinigt wird. In England, Frankreich, den Niederlanden, in Italien ꝛc. pflegt man in der Regel das unausgedroschene Getreide statt in der S. in Feimen (s. d.) aufzubewahren; in Deutschland dagegen zieht man die S. den Feimen vor, wie dies auch allenthalben, wo das Klima feucht ist und die Winter lange andauern, die Nothwendigkeit gebietet. Was die Einrichtung der S.n im Allgemeinen betrifft, so kommt dieselbe verschieden vor. In der Regel pflegt man nämlich bei Landgütern die S.n wo möglich im Hofe und in der Nähe der Stallungen, in Städten dagegen, zur Verhütung von Feuersgefahr, vor den Thoren anzulegen, während in einzelnen Gegenden, wie dies z. B. häufig in Hessen der Fall ist, die S.n keine besondern Gebäude, sondern mit dem Wohnhause und mit den Stallungen ein Ganzes bilden, so daß hier die verschiedenen einzelnen Gebäude, welche das Gehöfte eines Gutes in andern Gegenden ausmachen, unter einem Dache vereinigt sind. Unter allen Umständen muß man übrigens für S.n eine möglichst freie und etwas erhöhte Lage wählen, damit einerseits dieselben vor Feuchtigkeit geschützt, andererseits die Ein- und Ausfuhr nicht behindert ist. — Nicht selten werden die Kartoffelkeller in die S.n mit eingebaut, was den Vortheil gewährt, daß dadurch die Bansen erhöht und um so trockener werden. Es ist von Vortheil, die langen Fronten der S. wo möglich gegen Osten und Westen zu richten, indem von diesen Richtungen her die meisten Winde streichen, wodurch das Reinigen des Getreides auf der Tenne wesentlich erleichtert wird. Was die Bauart der S.n anlangt, so werden zu den Wänden derselben alle sonst üblichen Konstruktionen in Anwendung gebracht, so daß man

sie aus gestaktem und ausgemauertem Fachwerk, aus Ziegeln, Bruchsteinen, Lehm und Pisé errichtet; auch kommen den Scheunenwänden fast allein eigenthümliche Konstruktionen, z. B. die Pfeilerwände vor, indem man in Entfernungen von 8—10 Fuß Pfeiler aufführt, mit Falzen vorsieht und in diese Bohlen oder Halbholzbalken einschiebt, wodurch besonders ein luftiges Gebäude erlangt wird. Welcher Art der Vorzug einzuräumen sey, hängt mehr oder weniger von lokalen Verhältnissen ab. Bei hölzernen Wänden ist immer ein hohes Fundament und starkes Holz zu wählen, indem sowohl die Höhe der S.n, als auch der Druck des Getreides auf die Wände sehr bedeutend ist; daher müssen die letztern auch stets doppelt verriegelt werden. Wände aus Bruch- und Lehmsteinen, so wie aus Lehmpatzen erhalten eine Stärke von 2—2¼ Fuß, wogegen bei Ziegelmauerwerk eine Dicke von 1½—2 Steinen in den meisten Fällen ausreicht. Die Vertheilung der Balken in einer S. richtet sich nach dem Deckungsmaterial; es werden indeß nur diejenigen ganz durchgelegt, welche über der Tenne ihre Lage haben, während die meisten über der Tasse auszuwechseln sind, so daß nur einer oder zwei zur Aufnahme der Wechsel und zur Verankerung der Frontwände ganz durchgehen. Wer für sein Getreide viel Raum bedarf, thut immer besser, statt einer sehr großen S. mehre kleinere zu bauen, von denen dann jede einen starken, massiven Brandgiebel bekommt. Die Gestalt der S.n ist in der Regel, namentlich da, wo das Getreide gedroschen wird, ein längliches Viereck; nur da, wo Pferde oder Ochsen das Getreide austreten, hat man auch runde S.n, die nicht nur weniger Holz erfordern, sondern auch einen größern Bansenraum im Innern gewähren. In jedem Falle muß die S. so angelegt seyn, daß sie nicht nur den möglichsten Raum zur Aufbewahrung des Getreides, sondern auch die leichteste Art des Abladens und Einbansens gestattet. Hierzu gehört, daß sie mit der nöthigen Tiefe auch die erforderliche Höhe des Rumpfs, d. h. des Theils der S. vom Fußboden bis an das Dach, verbinde, das Dach aber möglichst flach sey. Die geeignetste Tiefe einer großen S. sind etwa 40 Fuß und darüber, so daß 2 Wagen hinter einander stehen können; die Höhe des Rumpfes muß gegen 20 Fuß betragen. — Nach ihrer Bestimmung zerfallen die S.n in 2 Theile: den zur Aufbewahrung dienenden Theil oder die Bansen (Tasse) und die zum Dreschen bestimmte Tenne. Hinsichtlich der letztern unterscheidet man S.n mit Längstennen und solche mit Quertennen. Bei erstern geht die Tenne von einem Giebel zum andern, bei letztern geht sie quer durch das Gebäude; in diesem Falle ist die S. öfter mit mehren Quertennen versehen. Bei kleinern S.n ist es ziemlich gleichgültig, ob sie eine Längs-, oder Quertenne erhalten, da man hier die S. nach Belieben länger oder breiter bauen kann; bei großen S.n zieht man indeß Quertennen den Längstennen allgemein vor, indem letztere zunächst den Nachtheil haben, daß bei ihrer Anwendung nur eine Tenne in der S. vorhanden ist, mithin auch stets nur ein Wagen auffahren und nur einerlei Getreide eingefahren werden kann. Wollte man aber die Tenne so breit machen, daß 2 Wagen neben einander Raum fänden, so würde entweder die Tenne den größten Theil des Scheunenraums einnehmen, oder die S. müßte eine unverhältnißmäßige Tiefe bekommen. Außerdem würde beim Einfahren verschiedener Getreidearten eine Vermischung derselben Statt finden, wozu noch kommt, daß Längstennen, in denen trotz ihrer etwaigen Größe doch stets nur eine Fruchtgattung gleichzeitig gedroschen und gereinigt werden kann, immer verhältnißmäßig dunkel sind. Die Längstennen sind von zweierlei Art, indem sie entweder von einem Giebel der S. zum andern durch den Scheunenraum hindurch gehen, so daß zu beiden Seiten je ein Bansen sich befindet (Mittenlängstenne), oder auf einer Seite der S. hinlaufen (Seitenlängstenne). Die erstern sind begreiflich am dunkelsten, während den letztern durch Oeffnungen in der Seitenwand das erforderliche Licht gegeben werden kann, weshalb man diesen auch gewöhnlich den Vorzug vor jenen gibt. Jede Längstenne muß an beiden Enden ein Thor haben, damit der Wagen hindurch fahren kann. Quertennen, sofern sie nur ein Thor haben, erfordern an der entgegengesetzten Wand ein Deichselloch, um den Wagen, dessen Deichsel durch dieses Loch hinausgeschoben werden kann, weiter in die Tenne bringen zu können. Zugleich gestattet diese Oeffnung den nöthigen Luftzug beim Reinigen des Getreides. Die Länge der Quertenne ist der Tiefe der S. gleich, und ihre Breite, so wie die Breite der Tennen in großen S.n überhaupt muß so viel betragen, daß 2 Wagen neben einander Platz haben, und daß nicht nur 2 Reihen Getreide zum Dreschen aufgelegt werden können, sondern daß das letztere auch noch in der Mitte zwischen den Aehrenspitzen einen freien Raum gestattet, wodurch das Dreschen besser von Statten geht und das Ausgedroschene sammt der darunter befindlichen Spreu eine gesonderte Lage erhält. Die geringste Breite einer Tenne sind daher 14 Fuß. Nicht selten sind die Dreschtennen mit Bohlen belegt, am häufigsten jedoch mit einer Lehmdecke (Lehm-Estrich, Lehmstrich) überzogen. Das Verfahren im letztern Falle ist folgendes: Frischer, zäher und fetter Lehm wird sorgfältig von allen Steinen gereinigt, eingeweicht, einem harten zähen Teig ähnlich bereitet und zu diesem Behuf fleißig mit den Füßen getreten; hierauf bringt man ihn etwa 1½ Fuß hoch auf die wagerecht geebnete Tenne, tritt ihn abermals mit den Füßen tüchtig durch und ebnet ihn aufs Neue wagerecht. Dann werden Breter auf die Tenne gelegt, von wo aus die Arbeiter die Lehmdecke mit dem sogenannten Behr, einem schaufelähnlichen Geräth, derb und glatt schlagen, wobei die Breter immer weiter gelegt werden, sobald eine Stelle hinlänglich getrieben und geebnet ist. Nach dieser Arbeit (dem Behren) bleibt die Tenne 48 Stunden liegen, worauf sie etwa 1 Stunde lang mit Dreschflegeln oder mit sogenannten Pritsch-

bläueln tüchtig geschlagen wird. Sobald hierauf die Tenne in Folge des Trocknens Risse bekommt, wird sie abermals längere Zeit gedroschen oder geschlagen, bis alle Risse verschwunden sind. Ist sie endlich völlig trocken und fest, so gießt man Rindsblut auf dieselbe und streicht dieses mittelst eines Pinsels gleichdick auf alle Stellen, worauf man eine Quantität Hammerschlag über das noch zähe Blut streut und die Tenne so lange behrt und drischt, bis sie völlig hart und nicht mehr rissig ist. Ungleich billiger und von größerer Dauer als geschlagene Tennen sind indeß Tennen aus Lehmsteinen, die in neuester Zeit hie und da gefertigt werden, wobei jedoch stehende Feuchtigkeiten, welche die Aufweichung einzelner Stellen bewirken, vermieden werden müssen. Um sie herzustellen, werden die gehörig ausgetrockneten Lehmsteine eingesetzt, mit einem dünnen Mörtel verbunden und hierauf ausgerollt. Dergleichen Tennen bekommen bei nur einigermaßen feuchter Unterlage selten Risse und lassen sich, im Falle sie durch den Gebrauch uneben geworden sind, durch Abkratzen leicht wieder ebnen. Die Breite der Tenne bestimmt in der Regel auch die Breite des S.n=Thors, doch ist letzteres oft auch nur 11—12 Fuß breit, während seine Höhe mindestens 14 Fuß betragen muß, damit ein vollgeladener Getreidewagen ohne Anstoß die Thoröffnung passiren kann. Am besten sind Thore mit starken Säulen, die unten und oben Zapfen bilden, auf welchen sie sich in Holzpfannen drehen. Um die Thorflügel bei vorkommender Reparatur leicht heraus nehmen zu können, muß der obere Zapfen der Thorsäule nur durch einen leicht wegzunehmenden und wieder anzubringenden Riegel gehalten werden. Vor der Tenne befinden sich zu beiden Seiten derselben Holzkegel mit eisernen Haspen, mittelst welcher die geöffneten Thorflügel durch an denselben angebrachte eiserne Haken festgehalten werden. Um die Thore einer S. möglichst zu schonen und namentlich dieselben nicht jedesmal ganz öffnen zu müssen, bringt man in der einen Hälfte des vordern Thors eine Thüre an, durch welche man ein= und ausgehen kann, ohne die Thorflügel zu öffnen. Am Fuße des Thors oder am Eingange der Tenne wird das Scheunenbret, welches so lang wie die Breite der Tenne und etwa 2 Fuß hoch ist, in zwei mit einem Falz versehenen Ständer eingeschoben, und zwar zu dem Zwecke, damit beim Dreschen keine Körner aus der Tenne hinausspringen können. Die Befestigung der Thorflügel geschieht in der Regel auf der Innenseite mittelst Haezeln, Ringen und Riegeln, die ihren Haft zum Theil in einer etwas über Mannshöhe angebrachten Querstange finden; nur an der Thüre ist ein Schloß erforderlich. — Die Bansen werden meist auf beiden Seiten der Tenne, oft aber auch, besonders bei Längstennen, nur an einer Seite angebracht. Sie sind von der Tenne durch etwa 5 Fuß hohe Wände (Bansen= oder Tennenwände) geschieden, welche letztere aus Schwellen, Ständern und Riegeln bestehen und meist mit starken Bretern beschlagen sind. Der Grund der Bansen muß gehörig ausgefüllt und gehoben seyn; auch ist es sehr nützlich, dieselben wenigstens theilweise mit Lehm auszuschlagen, indem man dann in denselben auch Früchte mit kleinen Samen ohne bedeutenden Körnerverlust und Verderb aufbewahren kann. Um die von der Traufe entstehende Feuchtigkeit von den Bansen abzuhalten, pflegt man nicht selten einen Graben mit gehörigem Abfluß um die S. aufzuwerfen. Rücksichtlich der Ausmittelung der innern Größe einer S. ist zu bemerken, daß man den Inhalt einer Garbe auf 4—5 Kubikfuß oder den eines Schocks auf 240—300 Kubikfuß annimmt. Hat man hiernach den Inhalt sämmtlicher unterzubringender Garben berechnet, so wird derselbe durch den Querschnitt der S., welcher zuvor festzusetzen ist, dividirt und hieraus die Breite sämmtlicher Bansen ermittelt. Bei Festsetzung des Querschnitts wird indeß nur der Flächenraum bis zu den Kehlbalken in Rechnung gesetzt. Ist die Breite der Bansen ermittelt, so ergibt sich ihre Anzahl nach der Breite, die man einer einzelnen als Maximum geben darf, woraus wieder hervorgeht, wie viele Tennen erfordert werden. In der Regel macht man die Bansen nicht über 30—34 Fuß lang, um mit einem durchgehenden Balken auszukommen, in dem sich alsdann die Wechsel befinden, welche die übrigen nicht durchgehenden Balken aufnehmen. Diese Wechsel müssen so nahe als möglich an der Mauer liegen, um weder durch das Gewicht der Balken, noch durch das sich darauf hängende Getreide die Mauern zu belasten. Die Höhe einer Tasse ist die des Scheunenrumpfs, und ihre Tiefe sind etwa 40 Fuß, bei welcher ein mittlerer Unterzug ausreicht. Dieser wird in der Mitte der Banse durch einen Unterzugstiel und seine Bänder, im Uebrigen aber durch die Giebel= und Bansenwände getragen. Ueber das Einbansen über der Tenne und meist auch über den Bansen werden mit Gerüststangen und Bretern belegt, wodurch ein abgesonderter Raum entsteht, der Empor=S. genannt wird. Diese ist der Höhe nach abermals in 2—3 Abtheilungen geschieden und dient zur Aufbewahrung von Getreide sowohl, als des Geströhdes. — Nicht selten findet man an einer abhängigen Lage S.n, welche ein Thor in einem Giebel haben, durch welches man entweder unmittelbar, oder mittelst einer gelegten Brücke unter das Dach einfahren kann. In diesem Falle muß auf den Balken des Dachstuhls ein aus Bohlen gebildeter Weg für das Zugvieh und den Wagen, wie auch auf der entgegengesetzten Giebelseite ein Thor und eine Brücke zum Herabkommen vorhanden seyn; indeß findet man das letztere nicht immer, indem Zugvieh und Wagen oft zu demselben Giebelthor herausgelangen. Fenster werden in S.n nicht angelegt, wohl aber ist für eine gehörige Anzahl Luftlöcher zu sorgen, die bei Lehmmauern mit einer Zarge zu versehen sind, auch wohl durch ein Drahtgeflecht gegen das Eindringen von Vögeln gesichert werden. Bei massiven S.n gibt man diesen Luftlöchern öfter einen nicht

ganz durchgehenden, sondern einen nach folgender Form — unterbrochenen Grundriß, wodurch das Ein- oder Herausbringen eines Gegenstandes durch dieselben erschwert wird. Da, wo das Getreide meist in Feimen aufbewahrt zu werden pflegt, vorzüglich in England, hat man auch bewegliche S.n, die aus einer mit starken Bohlen gedielten Tenne und aus einem leichten, nur einen großen Raum bildenden Ueberbau bestehen, der auf einer Seite ganz offen ist und behufs des Ausdreschens des Getreides über die zu diesem Zweck viereckig gesetzten Feimen geschoben wird. Diese S.n sind gewöhnlich 28 Fuß lang, 17 Fuß breit und 16 Fuß hoch; das Dach derselben besteht in der Regel aus Schilf, die Seitenwände sind von leichten, über einander fassenden Bretern gemacht, und das Ganze ruht auf hölzernen Schwellen. Die Fortbewegung dieser S.n geschieht mittelst Rädern, von welchen an jeder der beiden langen Seiten 3 angebracht sind; um diese Bewegung zu erleichtern, bedient man sich hölzerner Rinnen, die aus starken Bohlen zusammengesetzt oder aus ausgefalzten Balken gefertigt sind und in denen die Räder gehen. Um die S. auf einer weitern Strecke fortfahren zu können, bedarf man mehre solcher Rinnen und legt die benutzten stets wieder vor. — Aehnlich der beweglichen S. ist die bewegliche Tenne, die vorzüglich bei Oelgewächsen und überhaupt bei solchen Früchten in Anwendung kommt, die man gerne auf dem Halme möglichst reifen läßt, so daß bei dem Einernten derselben leicht bedeutender Körnerverlust Statt findet. Sie besteht aus dünnen, ungeschälten Fichtenstangen von 2—2½ Zoll Durchmesser, die durch in Einschnitte gepaßte Stricke zu einer Fläche verbunden sind und auf 2 Querbalken ruhen. Ein unter dieser Tenne ausgebreitetes grobes Tuch dient zur Aufnahme der durchfallenden Samenkörner, und neben der Tenne befinden sich Auffangbreter, welche durch Eisenstangen gestützt werden, die mit ihren halbkreisförmigen Enden in an den Querbalken befindliche Einschnitte greifen. Behufs des Transports werden diese Tennen zusammen gerollt und auf einen Wagen geladen. Zu den Vorzügen dieser Tennen gehört, daß das Dreschen auf denselben nicht nur schneller von Statten geht, als auf einer gewöhnlichen Tenne, sondern auch dem Arbeiter weit weniger Mühe verursacht, indem diese durch die Elasticität des Gestells sehr erleichtert wird. — Während der Dreschzeit führt auf großen Gütern gewöhnlich ein besonderer Knecht (S.nknecht, Tennenmeister) die Aufsicht über die S.n und Drescher, wobei er indeß auch selbst Hand anzulegen hat. Vgl. Gilly, Handbuch der Landbaukunst, Halle u. Berlin 1798—1811, 3 Thle.; — Voit, die Landbaukunst in allen ihren Theilen, Augsb. 1826, 4 Thle.; — Borhek, Lehrbuch der Landbaukunst, Göttingen 1823; — Heiglin, Handbuch der neuesten ökonomischen Bauarten, Tübingen 1828; — Jöndel, Die landwirthschaftliche Baukunst, Prag, 3 Thle.

Scheuereck, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Winterberg; 110 Einw.

Scheuerfaß, 1) Faß, in welchem die Stecknadeln durch Herumjagen glatter und blanker gemacht werden; — 2) s. Scheurertonne; — 3) Faß, worin in den Münzwerkstätten die weißgesottenen Münzplatten, erst durch Beihülfe von Kohlenstaub, dann durch Kleie blank gemacht werden; — 4) in Flintenschrotfabriken Faß, in welchem das Schrot oder Schießhagel mit Reißblei glatt und blank gemacht wird; — 5) s. Schießpulver.

Scheuerfeld (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Altenkirchen; 200 Einw.; — 2) sachsen-koburg. Pfarrdorf, Fürstenthum Koburg; 2 Mühlen; 270 E.

Scheuerholz, glatter Stab, womit die Leinwand, wenn sie vom Stuhle genommen ist, glatt und etwas in die Breite gestrichen wird.

Scheuerkraut (Bot.), s. v. a. Ackerschachtelhalm, Equisetum arvense *L.*, und Flußschachtelhalm, E. fluviatile *L.*

Scheuermühle, Mühle, auf welcher in Nähnadelfabriken die Nähnadeln hunderttausendweise mit Beihülfe von ganz feinem Sand und Oel gescheuert werden. Die Haupttheile der S. sind hin- und hergehende (etwa wie ein Mengekasten durch Kurbeln u. Leitstangen hin- u. hergezogene) Scheuerbänke, welche die Nadeln zwischen Zwillichlagen unter sich liegen haben u. durch eine solche Reibung glätten.

Scheuern (Wörterkl.), 1) etwas mit einem eigenthümlichen Geräusche reiben, besonders — 2) (Hausw.), etwas durch Reiben reinigen. Hölzerne Gegenstände scheuert man mit Sand, Wasser und einem Strohwisch (Scheuerwisch), metallene Geschirre mit Lauge, einem Scheuerlappen oder Scheuerkraut. In manchen Haushaltungen werden zu diesen Arbeiten besondere Scheuerweiber gehalten. — 3) (Nadler u. Münzw.), s. Scheuerfaß; — 4) vom Wasser, nach und nach Erde abspülen, das Ufer unterwaschen.

Scheuern (Geogr.), s. v. a. Scheyern; — 2) preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Ottweiler; 150 Einw.

Scheuernapfel (Pomol.), s. Streiflinge 6).

Scheuern-Maria (Saschirschka), österr. steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Laack; 249 Einw.

Scheuerreuter (Landw.), s. Ausreutern.

Scheuersack, s. Scheuerfaß.

Scheuersand, s. Sand.

Scheuertonne, um ihre eigene Axe laufende Tonne, in welcher die Nadeln, wenn sie von der Scheuermühle kommen, gesäubert u. getrocknet werden.

Scheuerschaftheu (Bot.), s. v. a. Ackerschachtelhalm, Equisetum arvense *L.*

Scheuerwisch, s. Scheuern 2).

Scheufel (Scheifel, Scheufele), Joseph Ignaz, Medailleur, geb. zu Passau 1733, übte anfangs das Gürtlerhandwerk, gravirte aber von jeher mit Vorliebe und brachte es zuletzt ohne Anleitung auch im Stempelschneiden zu einer ehrenwerthen Höhe. S. wurde kurfürstlich bayerischer Hofmedailleur, in welcher Eigenschaft er mehre Stempel zu Münzen und

Medaillen schnitt, die von Münzsammlern sehr gesucht wurden. S. † um 1790.

Scheufelin, s. v. a. Schäffelein.

Scheufelsdorf (Tilkowe), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Ortelsburg; 190 Einw.

Scheufflein, s. v. a. Schäffelein.

Scheukäfer (Entomol.), Käfergattung, s. v. a. Panagaeus *Latr.*

Scheuleder, s. v. a. Blendleder.

Scheuli, Stadt, s. Likeio.

Scheult, F. L., Zeichner im architektonischen Fache und selbst Architekt, durch folgendes Werk bekannt: Recueil d'architecture dess. et mes. en Italie, Paris 1840, 72 Bl., Fol.

Scheune, s. v. a. Scheuer.

Scheunenknecht, 1) Knecht, der vorzüglich dazu gebraucht wird, in der Scheuer zu dreschen; — 2) (Tennenmeister), bei Frohndreschern der den übrigen vorgesetzte Drescher.

Scheuno, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sorau; Winzerhaus; 150 Einw.

Scheuren (Geogr.), 1) bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Gernsbach; 300 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Elberfeld; 1430 Einw.; — b) das., R.-B. Köln, Kr. Sieg; 100 Einw.; — c) das., R.-B. Koblenz, Kr. Neuwied; 290 Einw.; — d) das., R.-B. Aachen, Kr. Schleiden; 100 Einw.; — e) das., R.-B. Trier, Kr. Daun; 100 Einw.

Scheuren (Biogr.), Kaspar Johann Nepomuck, Landschaftsmaler, Mitglied der Akademie zu Düsseldorf, einer der ausgezeichnetsten Künstler seines Faches, 1812 zu Aachen geboren, ward in Düsseldorf zum Künstler gebildet, wo sich sein hervorragendes Talent schon im 20. Jahre geltend machte. Das erste Bild, welches ihm 1832 bereits einen großen verdienten Ruhm sicherte, ist eine holländische Landschaft mit Eichenwald von ziemlicher Größe, ein wahres Charakterbild des Landes, im Besitze des Banquier Bendemann in Berlin. Auf dieses folgten zahlreiche andere, die höchst mannichfaltig, geistreich und geschmackvoll geordnet und von einem seltenen Farbenreize sind. Ausgezeichnet schön sind seine Lüfte und Wasserspiegel, so wie denn der Künstler von jeher mit Vorliebe solche Scenen malte, die eine reine, scharf zeichnende Luft, glänzende Tags- und Morgenbeleuchtung zulassen. Die Gemälde S. 6 sind in verschiedenen Besitz übergegangen; wir erwähnen nur folgende: Aussicht aus der Burg Elz, 1834 vom düsseldorfer Kunstverein angekauft; die Ritterburg im Schnee; die Vätergruft nach Uhlands Gedicht, 1835; sumpfige Landschaft mit Eichen, eines der vollendetsten Bilder; das Winterbild von U. L. F. in Wesel, voll Wahrheit und Empfindung. Das Schloß am See, 1836; Landschaft mit Räubern im Gebirge; das Haus Broich zu Mühlheim a. d. Ruhr; die Kirche im Schnee; die Einsiedelei; Masaniello am Fuße des Vesuv, 1837; große Morgenlandschaft, mit der Burg am See und mit Kriegern im Kahne, 1838 vom leipziger Kunstverein gekauft; große Abendlandschaft mit Klosterruine und Mühle im Thale, im Besitz des Kunstvereins zu Magdeburg; Herbstlandschaft mit Jagdschlößchen bei Nebel; flache Gegend am Strand bei stürmischer See; die sterbende Aebtissin in der Klosterhalle; Waldlandschaft im Herbste mit Jägern; Fischer am Strande; große schottische Landschaft mit der aufgehenden Sonne im Kampfe mit dem Nebel, mit cromwellschen Kriegern staffirt, eines der vorzüglichern Werke des Meisters, Niederkassel bei Ddorf, oder Dorfleben am Morgen; das Kastell am Landsee, große Landschaft mit Zigeunern unter Eichen, im Besitz des Künstlervereins zu Braunschweig; die Klause im Walde mit dem Eremiten; der Wald im Gewitter, große Landschaft mit Schutz suchenden Hirten; Bauernhäuser mit Landleuten in Beschäftigung, Partie in der Liebfrauenkirche zu Oberwesel, 1838; holländische Landschaft mit sterilem Vorgrund und Wasserspiegel, 1839; Winterlandschaft, 1840; rheinische Landschaft, 1841; Ansicht von Stolzenfels, prächtiges Schloß über dem Strom und der Landschaft thronend, eine der schönsten Peduten, die je existirt, ein Charakterbild des Rheinlandes; Schloß Egloffstein in Franken, eine Ansicht voll charakteristischer Schönheit, beide Hauptbilder des Meisters, 1842. Dann findet man von ihm auch Zeichnungen in Aquarell, eben so geistreich, als mit Sicherheit behandelt, von ungemeiner Kraft der Färbung. Solche Zeichnungen sind in den Sammlungen reicher und hoher Kunstfreunde. Achtzehn Zeichnungen fertigte er 1842 für die Buchhandlung Arnz und Kompagnie in Düsseldorf, welche ein Prachtwerk mit lithographirten Bildern und Randzeichnungen herausgab, unter dem Titel: Gebete im Geiste der katholischen Kirche, von Pfarrer Grünmeyer. Mme. Stilke fertigte 64 Zeichnungen dazu. Die Abdrücke sind in Gold, Silber und Farben. Ein früheres Werk nach Zeichnungen dieses Meisters erschien unter dem Titel: Das Nahe-Thal, von dem Ursprung der Nahe bis zu ihrer Mündung in den Rhein, nach der Natur aufgenommen von J. C. S., lithograph. von A. Borum und A. Brandmayer, Köln 1835.

Scheuring, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Landsberg; 2 Kirchen, Mühle; 540 Einw.

Scheurleer, H., Zeichner und Maler, arbeitete um 1750—1760 im Haag, malte Ansichten der Stadt und radirte auch solche nach eigenen Zeichnungen.

Scheurmann, J., Zeichner und Kupferstecher zu Aarau, arbeitete um 1786—1810. Es finden sich Landkarten und landschaftliche Ansichten von ihm.

Scheusal, 1) ein Gegenstand, der durch seine Beschaffenheit einen hohen Grad des Widerwillens erregt; — 2) s. v. a. Scheuche.

Scheu-schen (Scheu-schang, Gueger), asiat. Volksstamm, Nachbarn der Hiongnu, welche die letztern im 3. Jahrhundert unter der Anführung des Räubers Moko aus einem

ihrer Wohnsitze drängten, einen eigenen Staat bildeten und sich unter Tulun fast über ganz Hochasien ausbreiteten. Ihnen waren auch die Türken unterworfen, die ihnen besonders in den Eisenbergwerken des Altai dienten. In der Mitte des 6. Jahrhunderts empörten sich jedoch die Türken unter Bertezena und schlugen die S. in mehren Schlachten. Seitdem ist ihr Name aus der Geschichte verschwunden und sind die Türken an ihre Stelle getreten.

Scheu-sin, Kaiser von China 1154—1122 v. Chr.

Scheuwerden eines Pferdes, das Anhalten, Prellen oder Durchgehen eines durch einen ungewohnten Gegenstand erschreckten Pferdes; kommt dies bei einem Pferde oft vor, so wird es scheu genannt, ein Fehler, der nur durch sanfte Behandlung und Uebung geheilt werden kann, während bei harter Behandlung das Pferd leicht stetisch zu werden pflegt.

Scheva Berachoth (Judenth.), die sieben Segenssprüche, welche vom Rabbiner bei der Hochzeit nach Vorlesung des Heirathskontrakts gesprochen werden und die als kirchlicher Segen gelten, vgl. Hochzeit.

Schevelstein, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Hameln; über 100 Einw.

Scheven (Geogr.), preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Schleiden; Bleihüttenwerk mit den Pochwerken Neufohrts, Mittels-, Neus-, Obers-, Rost- und Stolsenhütte; 260 Einw.

Scheven (Landw.), s. v. a. Schewen.

Schevenhütte, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. und Kr. Aachen, am Hüttbache; Eisenhüttenwerk; über 300 Einw.

Scheveningen (Schweuningen), niederländ. Dorf, Prov. Süd-Holland, Bez. Haag, 1 Stunde nordwestlich vom Haag, wohin man auf einer schönen, mit Bäumen besetzten Kunststraße gelangt, und von wo jetzt ein Kanal nach S. führt, das dicht am Meere, in der ersten Reihe der Dünen liegt und einen kleinen Pavillon der Königin, eine Orangerie, Wasserkünste und etwa 5000 Einw. (mit alterthümlicher Tracht und Sitte) hat, die sich fast allein von der Fischerei ernähren. Unweit davon sind die besuchtesten und elegantesten Seebäder der Nordsee auf dem Kontinent, mit prachtvollem Kurgebäude, besonders kräftig wegen einer vor demselben liegenden Bank, welche einen sehr starken Wellenschlag gibt. Hier vom 8—10. Aug. 1653 Seeschlacht zwischen der engl. Flotte unter Monkan und der niederländischen unter Tromp. Letztere wurde besiegt, und Tromp selbst blieb. Auf diesen Sieg der Engländer folgte der Frieden. Der Erbstatthalter Wilhelm entfloh von hier beim Annahen der Franzosen im Jahre 1794 und landete hier wieder im Jahre 1814. Im J. 1832 litt S. sehr durch die Cholera.

Schevest, persische Goldmünze, 2 Thlr. Kour.

Schewen (Landw.), die beim Schwingen des Flachses gebröckelt herabfallende Haut desselben.

Schewetin (Schewitin, Schewetjn), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Budweis, Herrsch. Wittingau; 420 Einw.

Schewo, preuß. Dorf, Provinz Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Thorn; 100 Einw.

Schewoja, afrikan. Provinz, Kaiserthum Marokko, Reich Fez.

Schey (Schiffsw.), s. v. a. Schaft.

Scheyb, Franz Christoph von, Gelehrter, geboren 1704 zu Thingen in Oberschwaben, kam 1717 nach dem Tode seines Vaters in das Jesuitenkollegium zu Wien, ging nach Vollendung seiner Studien zu dem Grafen v. Harrach, der so eben Vicekönig geworden war, als Sekretär nach Neapel, unterrichtete hier die Kinder und Pagen des Vicekönigs und begleitete dann den jungen Grafen von Thun, einen Enkel desselben, auf einer Reise durch Italien nach Leyden, wo S. unter den berühmten Professoren Vitrarius, Burmann, 's Gravesande, Boerhaave und van Swieten, seine Studien von vorn anfing. Von Leyden aus zum Grafen Ernst von Harrach 1731 nach Rom gerufen, bekleidete er 6 Jahre lang einen einträglichen diplomatischen Posten, ging 1637 mit dem Vicekönige nach Wien und wurde dort 1739 Staatssekretär für Niederösterreich. S. † als Hofrath am 2. Okt. 1777 zu Wien. Gab heraus: Tabula Peutingeriana itineraria, quae in Augusta bibliotheca Vindobonensi nunc servatur, accurate descripta, Wien 1573, Fol., später unter dem Titel: Tabula itineraria Peutingeriana, primum aere incisa et edita, 1753, denuo cum codice Vindobonii collata, emendata et nova C. Manerti introductione instructa, Leipzig 1824, Fol.

Scheyer, Johann Georg, Ingenieur, aus Mittelstadt im Würtembergischen gebürtig, war fürstl. hohenlohischer Ingenieurmajor und Baudirektor zu Erfurt, wo er 1801 †. Schrieb: Praktisch-ökonomische Wasserbaukunst, Stuttg. 1794, 2 Bde., n. Aufl., Leipz. 1795; — Anweisung zur Wässerung der Wiesen und deren praktischen Verbesserung, das. 1795; — Straßenbaukunst, das. 1796; — Baukunst ökonomischer Gebäude, das. 1798; — Wehrbau, das. 1800.

Scheyerer, Franz, Landschaftsmaler, geboren zu Prag 1762, besuchte die Kunstschule daselbst, ging aber dann zur weiteren Ausbildung nach Wien, wo er noch 1838 thätig war. Er malte Landschaften, die in verschiedenen Besitz übergingen. In der Gallerie des Belvedere zu Wien ist von ihm die Ansicht des Schneeberges mit einem Bauer im Vorgrunde, der zwei Ziegen und zwei Kühe vor sich her treibt, 1820 gemalt. S. staffirte die meisten seiner Bilder mit Figuren und Vieh. J. C. Erhard radirte nach ihm 1818 und 1819 drei schöne Prospekte von Fulneck mit Staffage.

Scheyern (Geogr.), 1) (Ober-S.), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Pfaffenhofen; Benediktinerkloster; gegen 300 E. — Geschichtliches. S. ist der Stammort des berühmten gräflichen Geschlechts von S., und seinen Namen führen Einige auf die Skyren zurück, die zu des Augustus Zeit die Ufern der

Donau bewohnten. Der Erbauer des Schlosses S. soll nach Einigen Kaiser Arnulf, nach Andern Arnulfs des Bösen, Herzogs von Bayern, gleichnamiger Sohn gewesen seyn, der nach seines Bruders Eberhard Entsetzung und nach dem Tode seines Oheims Berchthold (947) zunächst Anspruch auf das Herzogthum Bayern hatte, das indeß der Kaiser Otto I. seinem Bruder Heinrich verlieh, während Arnulf den Titel Pfalzgraf von Bayern führte. In Verbindung mit Ludolf und Konrad von Schwaben empörte sich dieser gegen den Kaiser und blieb in einem Sturme auf Regensburg 954, worauf sein Sohn Berthold, nachdem ihn die Fürsprache des Bischofs Ulrich von Augsburg von der Todesstrafe gerettet hatte, des Vaters Titel erbte. Im J. 1096 wurde die usenhofer Abtei nach S. verlegt, in Folge dessen die Grafen von S. ihren Sitz in Kehlheim und Wittelsbach nahmen, wonach sie sich später auch benannten. Mit Otto VI. oder Aeltern, Pfalzgrafen von S.-Wittelsbach, welcher 1180 von Kaiser Friedrich zum Herzog von Bayern ernannt wurde, beginnt der Stammbaum der bayerischen Königsfamilie, deren Ahnen, gegen 120 an der Zahl, auch zu S. begraben liegen. Um 1291 wurde indessen die Gruft geschlossen; vergl. Bayern, Gesch. Das 1124 von Herzog Otto und den an S. Theil habenden 15 Agnaten von Vischbachau und Eisenhoven hierher verlegte Kloster Zu Unserer Frauen Ehren wurde bis in das 15. Jahrhundert von seinen Aebten so schlecht administrirt, daß diese sogar von seinem Eigenthum verkauften. Später blühte es jedoch mehr auf, bis es 1830 aufgehoben und verkauft ward. Sein erster Abt war Bruno, ein Vetter des Kaisers Heinrich; sein letzter, der 6. an der Zahl, Martin. Im J. 1838 kaufte König Ludwig aus Privatmitteln das Kloster wieder zurück, stellte es wieder her und besetzte es mit Benediktinern; auch wurde es wieder zur Fürstengruft bestimmt. Als erster Prior wurde Rupert Leiß eingesetzt. — 2) (Mittel-S.), Dorf das.; Waffenschmiede; 120 Einw.; — 3) (Nieder-S.), Kirchdorf das.; Mühle; gegen 100 Einw.

Scheygya (Scheygya), Volk, s. v. a. Sheygya-Araber.

Scheyndel, Georg van, Zeichner und Radirer, Holländer von Geburt, arbeitete in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wahrscheinlich zu Rotterdam. Wir haben von ihm mehre geistreich radirte Blätter in Callots Manier, welche die Adresse von Beerendrecht, El. de Jonghe, Visscher und Dankerts tragen. Seine Blätter gleichen fast den Grabstichelarbeiten, da er sich des harten Firnisses bediente und die Striche mit der Nadel fast einschnitt. Todesjahr unbekannt.

Schi (d. i. eine lange Zeit), Name des höchsten Wesens in China.

Schiacha (Geogr.), s. v. a. Schiatha.

Schiadin, asiat. Ort, Persien, nördlich von Kerman.

Schialkowitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Neu-S.), Provinz Schlesien, R.-B. und Kr. Oppeln; 220 Einw.; — 2) (Alt-S., Sialkowice), das.; Unterförsterei; Windmühle; 1520 Einw.

Schians (Kriegsw.), s. Spahis.

Schianteschi, Domenico, Architekturmaler von Borgo S. Sepolcro, Schüler von Bibiena, ein Künstler von Ruf, blühte zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Schiatica (lat., v. Griech., Med.), s. v. a. Ischiatica passio, s. Hüftweh.

Schiaon, s. v. a. Schiavone.

Schiasch-kotan, Insel, s. Kurilen.

Schiatha, afrik. Ort, libysche Wüste, westl. von Siwah.

Schiavi (Geogr.), 2 ital. Flecken, Neapel: 1) Provinz Abruzzo-citer., südöstlich von Castiglione-Messer-Marina; 2200 Einw.; — 2) Prov. Terra-di-Lavoro, südöstlich von Sora; 1510 Einw.

Schiavina (ital., Waarenk.), lang geschorenes, schwarzes oder braunes, grobes Wollentuch, wird in Dalmatien, Slawonien und den Häfen des adriatischen Meers zu Matrosenmänteln und Kapuzen gebraucht.

Schiavone (Biogr.), 1) Luca, Maler, blühte um 1450 in Mailand, wo ihn der Herzog Sforza beschäftigte. Sein Schüler Delfinone, der berühmte Seidensticker, hat sein Bildniß gestickt. — 2) Gregorio, Maler aus Dalmatien, Schüler des Squarcione; es finden sich noch einige Gemälde von ihm, die um 1470 entstanden sind. Lanzi sah in S. Francesco zu Padua eine Madonna auf dem Throne mit dem Kinde und 2 Engeln, wahrscheinlich das jetzt in der Gallerie des Museums zu Berlin aufbewahrte Bild der thronenden Maria mit dem Kinde in Tempera, wo zu jeder Seite des Thrones ein Engel mit einer Traube erscheint. — 3) Andrea, Maler, nach seinem Familiennamen Medola oder Medula, nicht Meldolla, wurde 1522 zu Sebenico in Dalmatien geboren, kam aber jung nach Venedig, wo er bei einem gemeinen Maler in die Lehre trat, der ihn aber nur zu einem guten Anstreicher zu bilden vermochte. Obgleich er nur geringe Kenntniß im Zeichnen hatte, worin er sich nach Kupferstichen übte, so half ihm sein eminentes Talent doch bald so weit, daß selbst Tizian auf ihn aufmerksam wurde. Auf Empfehlung dieses Meisters wurde Medola, der Slawe (Schiavone), bei der malerischen Ausschmückung der Libreria von St. Marco verwendet, und bald hatte er den Ruf eines ausgezeichneten Koloristen. Als solchen schätzte ihn namentlich Tintoretto hoch, der ein Gemälde S.'s in seiner Werkstätte hatte, um die Gesetze der Färbung zu ergründen. Selbst in seinen flüchtigeren, weniger studirten Arbeiten, in schlecht bezahlten Brodbildern, offenbart sich ein großes Malerkalent, welches nur nicht in gleicher Vollkommenheit in der Zeichnung erscheint. Er hatte die Gabe der Komposition, Sinn für Schönheit und Grazie, so daß er in weiblichen Charakteren öfter unübertroffen erscheint. Es finden sich von ihm Köpfe von schönen Frauen und Greisen, die ein Tizian nicht besser malen konnte. Seine Leichtigkeit ist erstaunungswürdig. Bei allen diesen Verdiensten lebte der Künstler in

Armuth. Seine Freunde ließen ihn 1482 auf ihre Kosten beerdigen und setzten dem Armen in St. Luca ein Denkmal. Erst nach seinem Tode wurde seine Kunst erkannt und man nahm seine Bilder von Kästen und Stühlen weg, um sie in Gallerien aufzubewahren. In der St. Markuskirche zu Venedig ist sein Hauptwerk die Begebenheit des Fischzuges. Zu seinen schönsten Bildern gehört auch die Geburt Christi und die Himmelfahrt Mariä, 2 Staffeleigemälde, welche S. für die Theatiner in Rimini malte. Auch in Palästen zu Venedig sind noch viele Bilder von Medola, so wie in ausgezeichneten Gallerien des Auslandes. In der königl. Gallerie zu Berlin sieht man das eigenhändige Bildniß des Meisters, außerdem kein anderes Werk. Reich an Werken desselben ist aber besonders das Belvedere in Wien. Daselbst sieht man ebenfalls S.'s Bildniß, aber in höherem Alter, schon mit grauem Barte; die Anbetung der Hirten, in kleinen Figuren; die heil. Familie mit St. Katharina in einer Landschaft, 1/4 Lebensgröße; Apollo mit Daphne; eine allegorische Figur mit der Baßgeige, beides kleine Bilder; Venus und Amor, nicht einen Schuh hoch; Christus, gebunden vor dem hohen Priester, halbe Figur in Lebensgröße; Curius Dentatus am Herde weiset die Samniter zurück. In der k. Pinakothek zu München ist vorläufig kein Gemälde dieses Meisters. In der Gallerie zu Dresden sieht man eine heil. Familie mit Magdalena und einem Engel, kleine Figuren, und ein lebensgroßes Kniestück, den Heiland, von Joseph von Arimathea und einem Engel gehalten. In der Gallerie des Louvre zu Paris ist die Büste des Täufers Johannes. In der Gallerie des Kensington-Palastes zu London sieht man das Urtheil des Midas. Das Bild der Gallerie Orleans, welches Christus vor Pilatus vorstellt, ist ebenfalls in England. Er führte auch die Nadel mit vieler Zierlichkeit und Feinheit. Seine Blätter sind aber bereits sehr selten geworden.

Schiavonetti (Biogr.), 1) Luigi, Kupferstecher, 1765 zu Bassano geboren, kam in die chalkographische Anstalt der Remondini und ward hier Schüler Bartolozzi's und Volpato's. Sein erstes Blatt, eine Kopie von Cipriani's Hector, fand in solchem Grade den Beifall Bartolozzi's, daß er S. mit sich nach London nahm, wo er, selbst neben dem berühmten Bartolozzi, den Ruf eines vortrefflichen Künstlers gründete. Beide arbeiteten in der damals so beliebten Punktirmanier, S. nicht mit geringerer Kunst. Er war ein guter Zeichner, hatte Sinn für Weichheit und Harmonie der Farben und wußte auch die kräftigeren Töne seiner malerischen Vorbilder mit Einsicht auszudrücken. Als Werke in Punktirmanier gehören seine Blätter zu den vorzüglichen Erzeugnissen ihrer Art. Sein letztes Werk ist Stothhards Zug der Pilgrime nach Canterbury; allein der Künstler † 1810 vor der Vollendung der Platte. J. Heath setzte die Arbeit fort. Seine vorzüglichsten Blätter verzeichnet Nagler (Künstlerlexikon, 14. Bd.). — 2) Nicolo, Kupferstecher von Bassano, Bruder des Vorigen, bildete sich nach dem Vorbilde des berühmten Bartolozzi und kam dann nach London, wo er mit seinem Bruder oft gemeinschaftlich arbeitete. Todesjahr unbekannt.

Schiavoni (Biogr.), 1) Natale, Maler und Kupferstecher, geboren zu Chiozza 1777, war in dürftiger Jugend sein eigener Lehrer in der Kunst, bis ihn ein glücklicher Zufall nach Florenz führte, wo sich Raphael Morghen des talentvollen Jünglings thätig annahm. Er übte sich hier in der Kupferstecherkunst, bis ihn die französische Invasion zur Rückkehr nach Venedig zwang, was aber auf seine weitere Ausbildung keinen nachtheiligen Einfluß hatte, da er in Venedig an F. Maggioto einen eben so liebevollen Lehrer in der Malerei fand. In der Miniaturmalerei hatte er schon in Florenz glückliche Versuche gemacht, Maggioto lehrte ihn aber auch die Kunst, in Oel zu malen. S. malte damals mehre kleine Bilder in Oel und in einem großen Altarbilde die Entzündung des heiligen Franz für die Franciskanerkirche in Chiozza. Nach Vollendung dieses Werkes ließ er die Oelpalette wieder ruhen und malte bloß Porträte in Miniatur. Endlich ließ er sich aber in Triest nieder, wo er 14 Jahre thätig war und zuletzt auch wieder in Oel malte, aber fast ausschließlich Bildnisse. Im J. 1816 ging er nach Wien. Unter den Gemälden aus jener Zeit zeichnet sich besonders das Familienbild des Fürsten Lichtenstein aus. Durch den Beifall aufgemuntert, den seine Ruhe der heil. Familie in Aegypten fand, malte er mehre Madonnenbilder, worunter jenes im Besitze des Sig. Rosetti sich durch ungemeine Lieblichkeit auszeichner. Die Darstellung sanfter weiblicher Charaktere gelang ihm von jeher, und somit malte er jetzt mit Vorliebe Madonnen. Kompositionen von mehren Figuren sind selten von ihm zu finden. Der genannte Rosetti besitzt ein sogenanntes Konservationsstück in der Weise der klimischen Schule, welches den Rosetti selbst vorstellt, wie er einer Klavierspielerin zuhorcht. Dieses Bild und das Bild der Je, im Besitze des Altgrafen Huge von Salm, gehören zu den bessern Arbeiten S.'s aus früherer Zeit. In Mailand, wohin er sich von Wien begab, widmete er sich wieder ausschließlich der Kupferstecherkunst und lieferte hierin Arbeiten, welche ihm dauernden Ruhm sichern, sowohl sprechendähnliche Bildnisse, als größere historische Blätter, worunter sein Stich der Himmelfahrt Maria von Tizian als eines der Hauptwerke der modernen Chalkographie zu betrachten ist. Auch Raphaels Madonna della Sedia und die Kreuzabnehmung von Tizian hatte er trefflich nachgebildet. Dennoch verlieh der Künstler später wieder die Kupferstecherkunst zu Gunsten der Oelmalerei, welche ihm neuen Ruhm bereitete. Er malte anfangs wieder Madonnen und andere Andachtsbilder mit weiblichen Charakteren, auch mehre Altarblätter, worunter jenes mit der heil. Katharina in der Kirche zu Castel Franco gerühmt wird. Noch trefflicher befand man damals seine lebensgroße Magdalena, welche seit 1833 in der Gallerie des Belvedere zu Wien aufbewahrt ist. Seit mehren Jahren gehört

er zu den Malern der Mode, was er aber nicht durch seine Madonnen geworden, sondern durch seine halbnackten Mädchen in allerlei Stellungen und Kostümen, mit wunderschönen Armen, Busen und sonstigen Nuditäten, nur mit etwas trüben, oft schmutzigen Fleischtönen. Alle diese Mädchen, mit naivem, nicht selten zum Schelmischen übergehendem Zuge, haben mit geringen Veränderungen durchaus dasselbe Gesicht, sie sind aber wunderhübsch und mit Geschmack und Geschick gemalt. Die Zahl derselben ist schon sehr groß, und sie haben seine Madonnenbilder und seine weiblichen Heiligengestalten bereits in den Hintergrund gedrängt. Zu seinen neuesten Werken gehören die großen Altarbilder, welche er und Politi um 1841 für die Antoniuskirche in Triest malte; doch gingen inzwischen auch einige liebliche Mädchengestalten aus seinem Atelier hervor, so 1842 eine lebensgroße schlafende Flora, die auf der Ausstellung desselben Jahres viele Bewunderer fand. S. ist Professor an der Akademie der schönen Künste. Als Stecher beabsichtigte er nie Glanz und Glätte des Stiches; sein Streben ging mehr auf Charakter der Form und auf effektvolle Andeutung der Farbe. — 2) Felice, Maler, geboren zu Triest 1803, Sohn des Vorigen, bildete sich zu Wien und Mailand, wo er mit einer heil. Familie in Raphaels Weise den Preis der Akademie gewann. Später trat er in Venedig als ausübender Künstler auf und verlieh der alten Schule wieder neuen Glanz. Er malt kleine Bilder in der Weise seines Vaters und biblische und andere religiöse Darstellungen für Kirchen. Dann haben wir von ihm auch Bilder aus der Profangeschichte und der Mythologie, so wie allegorische Darstellungen und Porträte. Er folgte bisher einer ernsteren Richtung, als sein Vater, und leistete in derselben theilweise Ausgezeichnetes; doch besitzt er ebenfalls die Gabe zur Darstellung schöner, besonders weiblicher und jugendlicher Formen, in der der venetianischen Schule eigenthümlichen Gluth der Färbung. Er ist Mitglied der Akademie in Wien. — 3) Giovanni, Maler, geboren zu Triest 1804, Bruder des Vorigen, besuchte die Akademie in Wien, wo er in kurzer Zeit seinen Ruf gründete, zunächst durch sein Bild des Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt, in der Gallerie des Belvedere. Später kehrte er nach Italien zurück und ließ sich zu Venedig nieder. S. malt historische Darstellungen und Genrebilder, die Vorzüge des Vaters und Bruders theilend.

Schiazza (ital., Bot.), s. v. a. weißer gemeiner Bartweizen, s. Triticum vulgare.

Schibam (Schiban), asiat. Ort, Arabien, Hadramaut, nordöstlich von Terim.

Schibbe (Säugeth.), in einigen Gegenden s. v. a. weibliches Schaf, s. Ovis Aries *Cuv.*

Schibbikenstrauch (Bot.), s. v. a. Sambucus nigra *L.*

Schibboleth (hebr.), eigentlich Kornähre, im besondern Sinne ein Wort od. eine Ausdrucksweise, woran man erkennt, daß Jemand nicht der Partei angehöre, welcher er sich zurechnet. Der Ausdruck schreibt sich nach der Erzählung im Buche der Richter aus der Zeit der Richter her, wo ein Ephraimiter, der beim Auftrand seines Volkes gegen Jephtha gefangen genommen wurde, dadurch dem Tode zu entgehen suchte, daß er seine ephraimitische Abkunft verleugnete. Die Gileatiter ließen ihn das Wort S. aussprechen, was der Ephraimiter nicht konnte, da er es nach der Mundart seines Stammes Sibboleth aussprach; er wurde darauf niedergehauen. Daher überhaupt s. v. a. Erkennungswort, Losungswort.

Schibeneck, österr. = steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Reifenstein; über 100 Einw.

Schibicken (Bot.), s. v. a. Sambucus nigra *L.*

Schiborau (Sciborow, Sseborow), österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrsch. Groß-Meseritsch; Mühle; 100 Einw.

Schichallian, Berg in Perth.

Schichhof, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Liebshausen; 210 Einw.

Schichlitz (Ziblice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrschaft Plaß; 260 Einw.

Schichowa Wesse, österr. = böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrsch. Gistebnitz; 150 Einw.

Schichowitz (Geogr.), 1) (Zichowice), österr.-böhm. Herrschaft, Kr. Prachin; umfaßt 17,605 J. 265 □ Kl. Areal und 8190 Einw.; — 2) Dorf daselbst; Schloß, Mühle; 410 Einw.

Schicht, 1) ein Stoff, der in einer verhältnißmäßig dünnen Fläche ausgebreitet ist, oder Gegenstande, die in einer Reihe oder Fläche neben einander befindlich sind, daher oft s. v. a. Lage, Lager, Flötz; — 2) (Bergb.), ein sehr bekanntes und für die Bergleute sehr angenehmes Wort. Man theilt den Tag beim Bergbau in 3 S.en, nämlich die Früh-S., von Morgens 3—11 Uhr, die Mittags- oder Tag-S., von 11 Uhr bis Abends 7 Uhr, und die Nacht- oder Abend-S., von Abends 7 bis Morgens 3 Uhr. Mitunter kommt es auch vor, wenn die Arbeit nothwendig ist, daß mehre S.e, vielleicht von 4 und 6 Stunden, gemacht werden, welche kurze S.en heißen; natürlich muß eben so viel und noch mehr gefertigt werden, als bei den ersten. Treten ein oder mehre Feiertage ein, so erhält der Bergmann, auch ohne daß er gearbeitet hat, diejenigen von der Gewerkschaft bezahlt, welche in die Wochentage fallen; er nennt sie dann Festschicht, muß aber derselbe aus Ursachen anfahren, so erhält er seine u. die Festtagsschicht bezahlt, muß oder soll wenigstens für die letztere den Gottesdienst in bergmännischer Tracht besuchen. Jedes Vierteljahr muß der Häuer eine S. arbeiten, für welche er keinen Lohn erhält, weil derselbe in die Unterstützungskasse der Knappschaft, welche für die Bergarmen und Verunglückten errichtet ist, gezahlt wird; diese S. wird Büchsen-S. genannt. — 3) Die während der Arbeitszeit in einer der oben angeführten S.en arbeitenden Personen; — 4) (Hüttenw.), das ununterbrochene Fortschmelzen bis zum Abstechen des Metalls, welcher S.en bei einem hohen Ofen 36, bei einem krummen Ofen 24, bei einem Stichofen 12 auf ein Wochenwerk gerechnet werden, daher — 5) die

Menge des Erzes, welche von einem einmaligen Schmelzen gewonnen wird; — 6) in der bergmännischen Sprache machen 32 Kure eine S., 128 Kure den Ertrag eines Hüttenwerks oder Hochofens aus; — 7) die ganze Tiefe eines hohen Ofens; — 8) in den Zinnhütten ein großes kupfernes, mehre Ellen langes und 1 Elle breites Blech, auf welchem das Zinn geglättet wird, dasselbe liegt auf einer großen hölzernen Bank, der Schichtbank; — 9) (Geognos.), s. Schichtung; — 10) eine ununterbrochen fortgesetzte Arbeit, ohne dazwischen auszuruhen; — 11) eine Arbeitszeit von bestimmter Dauer, von 6, 8 od. 12 Stunden; letzteres heißt eine Kuh-S.; — 12) (Rechtsw.), der Theil, welcher von einer Erbschaft auf Jemand kommt, auch die Erbschaft selbst; — 13) (Kartenm.), eine Menge von 40 halben Dutzenden Spielkarten.

Schicht (Biogr.), 1) Joh. Gottfried, berühmter Komponist, geb. den 29. September 1753 zu Reichenau bei Zittau, war der Sohn eines Leinwebers daselbst und wurde schon in seiner zarten Kindheit von seinem Onkel, Christoph Apelt, der seines Vaters Schwester zur Frau hatte, als Pflegesohn angenommen und von demselben mit aller Sorgfalt erzogen. Seine ersten Lehrer waren Adam Erdmann Vogt und Joh. Friedr. Rösler. In seinem 13. Jahre schickte ihn sein Pflegevater auf das Gymnasium zu Zittau, das er 10 Jahre lang frequentirte und wo unter den Lehrern vorzüglich Rektor A. D. Richter und Kantor Größel viel Einfluß auf ihn ausübten. Im Orgel- und Klavierspiele unterrichtete ihn anfänglich der damals nicht unberühmte Organist und Musikdirektor Joh. Trier; derselbe gab sich jedoch wenig Mühe mit seinem Schüler, so daß sich letzterer entschloß, den Unterricht zu quittiren und sich in der Musik durch eigene fleißige Uebung zu vervollkommnen, was ihm auch bei seinem guten Talente und der großen Liebe zur Kunst sehr leicht ward. Im Jahre 1776 bezog er die Universität Leipzig, um Jurisprudenz zu studiren. Anfangs trieb er die Musik nur nebenbei, bis ihn endlich mancherlei Gelegenheiten und Umstände bestimmten, das angefangene Studium der Rechte zu verlassen und sich ganz der Kunst zu widmen. Schon in den ersten Jahren seiner akademischen Laufbahn wurde er seiner vollkommenen Tüchtigkeit im Klavierspiel wegen zum Koncertspieler auf dem Flügel in dem sogenannten Dreischwanen-Koncerte zu Leipzig gewählt, und als dasselbe einging, fungirte er in gleicher Weise in einem ähnlichen Institute, das Hiller in dem damals apelschen, jetzt thomäischen Hause errichtete. Von 1781 bis 1785 spielte er den Flügel in den Koncerten des Gewandhauses, wurde auch als erster Violinist bei demselben angestellt. Im Jahre 1785 wurde ihm, da Hiller seine bisherigen Aemter niederlegte, um einer anderweiten Bestimmung zu folgen, die Direktion der Musik des großen Koncertes und bald darauf auch die Organisten- und Musikdirektors-Stelle an der neuen Kirche übertragen. Die Theorie der Musik hatte er gleichfalls nur für sich nach Lehrbüchern getrieben, aber mit solchem Erfolg, daß er damals schon als gründlicher Kontrapunktist und gediegener Komponist überhaupt bekannt war. Im Jahre 1810 ging Müller von der Thomasschule ab; an seine Stelle wählte der Magistrat S., der nun als Kantor und Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen Leipzigs dem Berufe näher geführt war, dem er seinem Charakter und überhaupt seinem ganzen Wesen nach angehörte, nämlich dem Berufe als Lehrer und Vorstand von Kirchenmusiken. Er † zu Leipzig den 3. Februar 1823. Unendlich viel Gutes wirkte er sowohl als Lehrer, als auch als Komponist und Dirigent; eine Menge Schüler erzog er, die noch jetzt, selbst theils Meister, in dankbarem Andenken ihn fortwährend als ihren Meister ehren. Als Komponist schrieb er eine bedeutende Anzahl von Werken, als z. B. 1778 „Amynths Freuden über die Wiederkehr der Lalage" (Seitenstück zu Benda's „Flucht der Lalage"), 1785 das Oratorium „Die Feier des Christen auf Golgatha", später den 84. Psalm von Mendelssohn Metastasio's Kantate „La Retrosia disarmata" und noch mehre andere Kantaten, das geistliche Drama „Die Gesetzgebung oder Moses auf Sinai", mehre 3- und 4stimmige Choralmelodien, das Oratorium „Das Ende des Gerechten", eine Neujahrs-Kantate, ein Te Deum, eine Kantate zum Jubiläum der neuen Kirche, 9 vier- und achtstimmige Sätze zu dem Miserere des Leonardo Leo, die Choral-Motetten „Nach einer Prüfung kurzer Tage", „Jesus meine Zuversicht", „Veni sancte spiritus" etc., nach 1810 noch viele Oratorien, Kantaten, Oden, Lieder aller Art, Klavierkoncerte ꝛc. Eben so machte er sich durch Bearbeitung fremder klassischer Werke verdient; er verbesserte und vermehrte z. B. Pleyels und Klementi's Klavierschule, eben so Pellegrini-Celoni's Gesangschule; Mozarts Fdur Messe und Haydns Stabat mater gab er einen besseren Text. Auf gleiche oder doch ähnliche Weise bearbeitete er S. Bachs achtstimmige Motetten und andere Werke von Righini, Mozart, Beethoven, Sarti u. s. w. Seine vorzüglichsten Werke sind jedoch: sein allgemeines Choralbuch, das unter 1000 Melodien 306 eigene enthält, ferner: „Grundregeln der Harmonie" (1812), ein Werk, das sich kurz nach seinem Erscheinen durch die halbe musikalische Welt verbreitet hatte und auch ins Französische übersetzt wurde. — 2) Constanza Alessandra Octavia, Gattin des Vorigen und tüchtige Sängerin, war eine geborne Valbesturla aus Pisa, feierte in Pisa, Florenz, Bologna und mehren anderen italienischen und deutschen Städten große Triumphe, stand dann 6 Jahre in fürstl. esterhazy'schen Diensten, wurde dann fürs große Koncert in Leipzig engagirt und verehlichte sich 1786 mit S.

Schicht antreten (Bergb.), die zu einer Schicht gehörige Arbeit anfangen.

Schichtbank, s. Schicht 8).

Schicht beschicken, das Gemenge des Erzes oder Hüttenproduktes mit den zweckmäßigsten Zuschlägen verbinden, um sie leichtflüssiger zu machen, so wie zu verhindern, daß ein Theil des in demselben enthaltenen Metalles verschlackt.

Schichtel (Handschuhm.), die schmalen Le-

derstreifen, die zwischen den Fingern eines Handschuhs eingenäht (eingeschichtelt) werden.

Schichten, 1) mehre Dinge in gehöriger Ordnung neben oder über einander legen. — 2) (Schiffsw.). Wenn ein Kauffahrteischiff zur Reise fertig gemacht und gepackt wird, so hat man besondere Sorgfalt darauf zu verwenden, daß die zu verpackenden Gegenstände einmal so gepackt werden, daß sie das Schiff nicht aus dem Gleichgewicht bringen, d. h. daß es weder vorne noch hinten tiefer in das Wasser sinkt und weder vor-, noch steuerlästig wird, anderentheils sich selbst unter einander nicht vertheilen, wodurch sie bei entstehendem Sturme leicht verrollen und aus der Ordnung kommen, so wie auch das Gleichgewicht des Schiffes stören. Damit nun dies alles vermieden werde, sind in den größern und kleinern Seestädten besondere Packer, sogenannte Schichter, vorhanden, welche diese Arbeit zu besorgen haben; diese schlagen gewöhnlich große Keile, die sogenannten Schichtkeile, zwischen die Tonnen, wodurch dieses Verschieben und Außerordnungkommen in den meisten Fällen verhindert wird. — 3) (Hüttenw.), die nöthige Mischung des zu schmelzenden Erzes besorgen.

Schichten (Geogn.), s. Schichtung.

Schichtenkohle (Min.), s. v. a. Blätterkohle.

Schichtenkopf (Geognos.), s. Schichtung b).

Schichtenpore (foss. Zooph.), s. v. a. Stromatopora (s. d.).

Schichtensattel (Geognos.), s. Schichtung c).

Schichtenstörung (Geognos.), s. Schichtung b) c) d).

Schichtenverwerfung (Geognos.), s. Rücken und Schichtung d).

Schichter, s. Schichten 2).

Schichtfläche (Geognos.), s. Schichtung a).

Schichtgesteine (Geognos.), geschichtete Gesteine, bestehen aus übereinander liegenden Gesteinsschichten (s. Schichtung) von mehr oder weniger verschiedener Natur, und namentlich sind es kalkige, sandige und thonige Gesteine, die wenigstens in den meisten Gegenden in bestimmter Reihenfolge mit einander abwechseln. Fast durchgängig enthalten sie versteinerte Reste von Organismen, und dieser Umstand, so wie die Art der Ablagerung deuten mit Bestimmtheit darauf hin, daß diese Gesteine Produkte eines vorzugsweise mechanischen Niederschlags aus Wasser sind. Aus diesem Grunde heißen die S. auch Flötzgebirge, Flötzformationen, d. i. zusammengeschwemmte Gebilde. Normale Gesteine sind sie wegen der Regelmäßigkeit ihrer Uebereinanderlagerung genannt worden. — a) In den Gegenden der Erde, die bis jetzt immer genaueren geognostischen Erforschung unterworfen worden sind, findet sich die Gesetzmäßigkeit der Aufeinanderfolge der einzelnen Gesteine oder Gesteinsgruppen in der Art ausgeprägt, daß immer die nämlichen Gesteine in der Ordnung aufeinander folgen, in der sie einmal beobachtet worden sind, so daß nie Gesteinsschichten der nämlichen Art über oder unter Schichten angetroffen werden, unter oder über denen sie anderwärts auftreten. Die höchst seltenen Ausnahmen von dieser Regel erscheinen bloß in ganzen Schichtenkomplexen und werden überall leicht als Folge von Ueberstürzungen in Folge von Hebungen erkannt. Dagegen bezieht sich die erwähnte Gesetzmäßigkeit keineswegs auf die Vollständigkeit der beobachteten Schichtenfolgen, indem bald eine oder die andere Schicht, oder ganze Schichtensysteme, die dem einen Punkte eigenthümlich sind, an einem andern fehlen; manchen Gegenden fehlen sogar die S. gänzlich, und die Schiefer- oder Massengesteine erscheinen entblößt an der Oberfläche. — b) Neben den schon oben erwähnten Hauptgesteinen kalkiger (Kalk), sandiger (Konglomerat, Sandstein) und thoniger (Mergel, Thon, Schieferthon) Natur erscheinen nur untergeordnet Dolomit, Steinsalz, Gyps, Eisenstein, Hornstein, Thonstein, Steinkohle und Braunkohle. Diese Gesteine sind eben ihres untergeordneten Auftretens halber auch nur im geringern Grade an die Verbindungsformeln der S. gebunden, wogegen die Verbindungen der Hauptgesteine in hohem Grade konstant sind und in längster Aufeinanderfolge sich regelmäßig wiederholen. Das allgemeinste Gesetz für diese Verbindungsformeln ist das des Wechsels von Gesteinen, die aus gröbereu Gemengtheilen zusammengesetzt sind, mit solchen, die aus feineren bestehen, und zwar so, daß die Schichten der letzten Art auf jenen der ersten Art gelagert sind: die gröbern und schwerern Bestandtheile setzen sich ab, während die feinern und leichtern noch suspendirt blieben. So ist in den ältern S.n überall wahrzunehmen, wie zu unterst Sandsteinglieder mit oft konglomeratischen tiefsten Schichten liegen und über ihnen Thonschiefer oder Schieferthone ihren Platz einnehmen. Sie stellen die natürliche Reihenfolge periodischer Einschwemmung, geordnet nach dem Gesetze der Schwere, dar. Während in diese ältern Gebilden die Kalke nur erst untergeordnet erscheinen, vertreten sie in den jüngern Gebilden die mehr und mehr verschwindenden thonigen Sedimente (vgl. Karbonspath und Thon) und bilden hier eben so mächtige Schichtensysteme, wie es die thonigen Schiefer in den ältern Formationen thun. — c) Außer diesen Gesteinsverbindungsformeln lassen sich auch noch Lagerungsformeln erkennen, die in einem und demselben Schichtenkomplex (Formation) sehr konstant an den verschiedensten Punkten sich wieder finden, dagegen in andern Formationen durchaus nicht so beobachtet werden, wie z. B. die Lagerungsformel für den Muschelkalk und den bunten Sandstein (in Thüringen): Wellenkalk, bunte Mergel (Röthel), Gyps, Sandstein; oder für den Zechstein (in Thüringen): Stinkstein, bituminöser Mergelschiefer, Kupferschiefer, Grauliegendes; oder für Kreide und Grünsand (in England): weiße Kreide mit Feuersteinen, graue Kreide ohne Feuersteine, Mergelschiefer, Grünsandstein, Thon, Sandstein; oder für den Lias (in Würtemberg): dunkler bituminöser Schiefer, dunkler bituminöser Kalkstein, eisenschüssiger Sandstein ꝛc. — d) Während die Gesteinsverbindungsformeln wegen

ihrer so häufigen Wiederkehr auch in den verschiedensten Schichtenfolgen wenig Anhaltspunkte für die Gleichzeitigkeitsbestimmung oder Parallelisirung von Schichten, die an von einander entfernten Punkten beobachtet werden, darbieten, und nur einige wenige, wie die weiße Kreide mit Feuersteinen oder der Kupferschiefer, die nur einmal vorhanden sind und nirgends wiederkehren, sofort zur Bestimmung des geognostischen Horizonts oder Niveaus ausreichen, geben die Lagerungsformeln einen viel sicheren Anhaltspunkt und genügen meist ziemlich vollkommen zur Parallelisirung, und auch selbst dann noch, wenn ein oder das andere Glied der Formel fehlen sollte. Dennoch vermögen auch diese Formeln noch nicht immer alle Zweifel zu lösen, und die letzte Entscheidung muß in der Petrefaktenführung der Schichten gesucht werden. Diese Ueberreste früherer Faunen und Floren sind nämlich als für jeden Schichtenkomplex, für jede Formation charakteristisch verschieden erkannt worden, und aus einer einzigen genau bestimmten Leitmuschel läßt sich mit untrüglicher Sicherheit der geognostische Horizont des Gesteins, dem sie entstammen, auffinden. — e) Für die allgemeine Altersbestimmung der Schichten bietet auch das gegenseitige Verhalten derselben ein Kriterium dar. Die auf einer andern liegende Schicht muß — abgesehen von den seltenen Ueberstürzungen — jünger seyn, als jene, mögen nun die Schichten gleichförmige, d. i. parallele Lagerung oder ungleichförmige oder (von dem Parallelismus) abweichende zeigen. Diese letztere wird zur übergreifenden, wenn sie das Ausgehende eines oder mehrer Gesteine bedeckt (s. Fig. 1 und 2). Ferner werden zufallende Schichten (Fig. 3) leicht als die unterlagernden, dagegen abfallende (Fig. 4) eben so leicht als die überlagernden erkannt werden. In beiden Fällen jedoch ist noch die Möglichkeit vorhanden, daß die Schichten gleichzeitig und nur durch Zerbrechungen verrückt sind. — f) Die

Fig. 1.

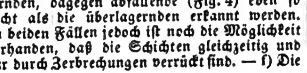


Fig. 2.

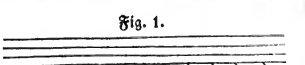


Fig. 3.

Fig. 4.

bezeichneten Merkmale der Schichten werden benutzt, um die außerordentlich große Zahl derselben in gewisse natürliche Abtheilungen, Formationsglieder, Formationen u. Gruppen, zu bringen. Auch die Ausdrücke System, Etage, Terrain, selbst Periode u. Epoche sind gebräuchlich. Formationsglieder sind in unmittelbar aufeinander folgenden Schichten eines Gesteins oder weniger in eine Gesteinsverbindungsformel gehöriger Gesteine, Formationen dagegen sind natürliche Abtheilungen oder Ablagerungskomplexe, d. i. die Gesammtheit der Schichten, von denen sich voraussetzen läßt, daß sie unter ziemlich gleichen Umständen in ununterbrochener Reihe entstanden sind, welches vorausgesetzte Verhalten auch durch übereinstimmenden Charakter der Versteinerungen bestätigt werden muß. Allein eben diese Petrefakten machen oft eine sehr bedeutende Schwierigkeit, indem sie in anscheinend gleichzeitigen Sedimenten an einem Orte Reste von pelagischen, an einem andern solche von Land- oder Süßwasserorganismen sind. Darauf beruht die Unterscheidung von Land-, Süßwasser- und Meeresablagerungen oder Formationen, deren Gleichzeitigkeit darzuthun zuweilen außerordentlich schwierig ist. Läßt sich aber diese Gleichzeitigkeit wirklich nachweisen, so werden die bezüglichen Gebilde Aequivalente genannt. Es läßt sich kaum anders erwarten, als daß jede meerische Formation ein nichtmeerisches Aequivalent (Neokomien — Wealden ꝛc.) habe, aber es ist kaum zu hoffen, daß der Nachweis überall möglich seyn werde. Wo dagegen in Schichten oder Formationen, die durch ihre Petrefakten sich als gleichzeitig erweisen, nur Unterschiede in der Gesteinsbeschaffenheit erscheinen, heißen solche Bildungen Parallelgebilde. Außerdem lassen sich häufig sowohl aus der Beschaffenheit der Gesteine, als auch aus den Charakteren der Petrefakten örtliche Unterschiede entnehmen und Schlüsse auf Eigenthümlichkeiten des Meeresbodens, auf Strömungen, auf die Nähe der Küste ziehen. Solche Verhältnisse, die oft durch ganze, selbst durch mehre Formationen hindurch wahrnehmbar bleiben und dadurch den unveränderten Zustand der Erdoberfläche während langer Perioden andeuten, bezeichnete zuerst Voltz als Facies und Greßli hat deren folgende nachgewiesen: Facies der Küsten (schlammige Facies und Korallenfacies) und Facies des tiefen Meeres (Facies an steilen Küsten, Facies der Strömungen, pelagische Facies). Gruppen endlich werden von solchen Formationen gebildet, die überhaupt oder lokal eine besondere Verwandtschaft zu einander zeigen, gewöhnlich zusammen vorkommen und sich von ältern und jüngern Formationen schärfer abtrennen, als unter sich. Ein

sehr instruktives Beispiel für die bisherigen Ausführungen bietet das Pariser-Becken (s. d.) dar. — g) Die Nomenklatur der S. ist in der Wissenschaft zuerst für die Formationen ausgebildet worden, indem ihnen theils wissenschaftliche, theils von Trivialnamen einzelner Formationsglieder hergeleitete Benennungen gegeben wurden. Erst in neuerer Zeit sind Gruppen erkannt und benannt worden. Die Trivialnamen der Formationsglieder sind theils rein provinziell (Keuper, Pläner), theils auf besondere Eigenschaften (Grauwacke, Asche, Zechstein) oder auf die Verwendung der Gesteine (Wetzschiefer, Griffelschiefer, Stubensandstein) bezüglich und sind gern in die Wissenschaft als indifferent und so am unveränderlichsten aufgenommen worden. Die wissenschaftlichen Benennungen sind entweder nach den Formationen, denen die Formationsglieder angehören, gewählte (Uebergangskalk ꝛc.), oder petrographische (Kupferschiefer, Kieselschiefer, bunter Mergel, Stinkstein ꝛc.), oder paläontologische (Clymenienkalk, Krebsscheerenplatten, Opalinuston, Posidonienschiefer, Schilfsandstein ꝛc.), oder auch lokale (Vogesensandstein, Gosauschichten, Glariser-Schiefer ꝛc.). Unter ähnliche Rubriken fallen auch die Namen der Formationen: Geologische sind z. B. Transitions-, sekundäre, tertiäre, quaternäre Formationen, Diluvium, nocen, miocen, pliocen, hemilysisch, abyssinisch, pelagisch ꝛc.; petrographische Quader, Oolith, Braun- und Steinkohlenformation, Kreide, Salzgebirge, bunter Sandstein ꝛc.; paläontologische Muschelkalk ꝛc., provincielle und von Namen einzelner Formationsglieder entnommene Keuper-, Lias-, Zechsteinformation ꝛc.; endlich nach Lokalitäten gebildete: Jura, devonisches, silurisches System, Ludlowformation, vermisches System und fast alle Namen amerikanischer Formationen (New-Yorksystem, zerfallend in die Eriereihe, Helderbergreihe, Ontarioreihe, Champlainreihe mit 28 Gliedern, von denen 21 lokale Namen, wie Portagegruppe, Onondagakalk, Niagaragruppe, Medinasandstein, Oneidegrit, Schawangunkerkonglomerat, Uticaschiefer, Potsdamsandstein ꝛc., führen). Sogar mythologische Namen fehlen nicht, wie Saturns-, Jupiters-Periode ꝛc. Die Namen der Gruppen sind entweder nach hervorragenden Gliedern derselben gebildet, wie Grauwacke-, Kreide-, Molassegruppe, oder rein nach geologischer Beziehung, wie Trias, oder nach dem Charakter der organischen Reste, wie protozoische, paläozoische ꝛc. Bildungen. — Eine Kritik dieser Nomenklatur dürfte wenig an ihrem Platze seyn; nur die eine Bemerkung scheint nöthig, daß nämlich Namen nach Lokalitäten nur so lange Gültigkeit haben dürfen, als die mit ihnen bezeichneten Formationsglieder oder Formationen noch einzig bestehen und noch keine Parallelgebilde oder Aequivalente für dieselbe gefunden worden sind, wie Glariser-Schiefer, Gosauschichten ꝛc. Wer möchte dagegen deutsche Grauwackenglieder Dudleykalk, Caradocsandstein, Llandeilofl ags oder Genesseeschiefer, Hamiltengruppe, Hudson-rivergruppe, Black-riverkalkstein, oder deutsche Juraschichten Oxfordthon, Portlandstein ꝛc. nennen? — h) In der Aufzählung der S. muß es hier genügen, die Gruppen und die sie zusammensetzenden Formationen aufzuführen. Die Formationsglieder nebst Parallelgebilden und Aequivalenten sind in den Art. über die einzeln Formationen ausführlich bezeichnet und beschrieben. Von oben nach unten ist die Reihenfolge der Gruppen und Formationen diese: 1) Alluvium, 2) Diluvium, 3) Molassengruppe (pliocen, miocen, nocen), Hetrurformation, 4) Kreidegruppe (Kreide-, Quader-, Wealden- und Neocomienformation), 5) Juragruppe (Oolith- und Liasformation), 6) Triasgruppe (Keuper-, Muschelkalk- und Buntesandsteinformation), 7) Zechsteingruppe oder permisches System, 8) Kohlengruppe (Formation des Rothliegenden, Steinkohlenformation, Formation des Kohlenkalks), 9) Grauwackengruppe (obere, mittlere, untere Grauwacke).

Schichtglätte (Hüttenw.), die von einem Abtriebe des Silbers zurückbleibende Bleiglätte.

Schicht halten (Bergb.), die zu einer Schicht gehörige Arbeit pünktlich verrichten.

Schichtholz (Kohlenbr.), Klöppelholz, das zum Ausfüllen leerer Räume in den Meilern gebraucht wird.

Schichtkeil, s. Schichten 2).

Schichtkux, s. v. a. Schicht.

Schichtling (Min.), nach Storr, s. v. a. Jaspachat, durch Thon verunreinigt.

Schicht machen, 1) eine Schicht pünktlich beobachten, sie regelmäßig vollenden; — 2) im gewöhnlichen Leben, eine Arbeit beendigen.

Schichtmeister, s. Bergbeamte und Bergleute.

Schichtsemmel, s. v. a. Reihensemmel, s. Semmel.

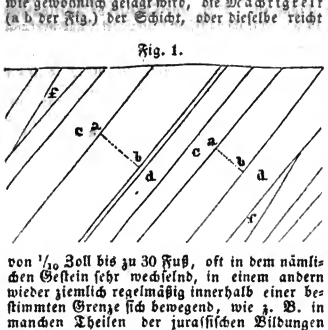
Schichtshöhe, sachsen-meining. Dorf, Amt Sonneberg, auf einer Anhöhe neben der Effelder; 160 Einw.

Schichttröge, s. v. a. Auftragtröge, s. Aufgeben.

Schichtung (Geognos.), jenes Verhalten der Sedimentgesteine, wonach dieselben in ihrer ganzen Masse in unter sich ziemlich parallel liegende tafel- oder plattenförmige Lagen (Schichten, Strata, Strates) getrennt sind. a) Das Phänomen, welches nicht mit plattenförmiger Absonderung und Ablösung verwechselt werden darf, ist immer das Resultat periodischer Ablagerung und wird am leichtesten erkannt, wenn die einzelnen Schichten aus ungleichartigem oder wenigstens verschieden gefärbtem Material bestehen, oder wenn sie durch heterogene dünnere Zwischenschichten getrennt werden, oder wenn die Anordnung gewisser Gemengtheile (grober Geschiebe, Versteinerungen ꝛc.) dem relativ unteren Theile der Schichten parallel liegen. In solchen Fällen können auch selbst die Schichtungsklüfte, d. h. die der Basis des Gesteinskörpers parallelen Klüfte, durch welche die einzelnen Schichten getrennt sind, fehlen, ohne daß hierdurch die Erkenntniß erschwert würde. — Die gerade Entfernung der Oberen und der unteren Fläche einer Schicht (Schichtflächen),

welche durch eine auf beiden Flächen perpendikuläre Linie gemessen wird, ist die Dicke oder, wie gewöhnlich gesagt wird, die Mächtigkeit (a b der Fig.) der Schicht, oder dieselbe reicht

Fig. 1.



von $^1/_{10}$ Zoll bis zu 30 Fuß, oft in dem nämlichen Gestein sehr wechselnd, in einem andern wieder ziemlich regelmäßig innerhalb einer bestimmten Grenze sich bewegend, wie z. B. in manchen Theilen der jurassischen Bildungen die Schichten nicht leicht unter 1 Fuß und über 5 Fuß mächtig sind. Besonders mächtige Schichten heißen wohl auch Bänke, technisch wichtige Lager oder Flötze. Die Schicht, welche einer anderen aufgelagert ist, heißt deren Dach oder Hangendes (c für die Schichten a b), jene, welche deren Unterlage bildet, das Liegende oder die Sohle (d für a b). Jede Seitenfläche einer Schicht, welche an der Oberfläche und von der Bodendecke entblößt erscheint (ausgeht, ausstreicht, zu Tage ausgeht) heißt das Ausstreichen oder das Ausgehende (e). Eine Schicht, deren Schichtflächen, statt ihren regelmäßigen Parallelismus beizubehalten, konvergiren und endlich sich schneiden, keilt sich aus (f.). — b) Jede Ablagerung eines Sediments, also auch die Bildung seiner Schichten erfolgt nach dem Gesetze der Schwere, und demnach muß die Oberfläche eines solchen Absatzes horizontal oder, genauer, der gekrümmten Gesammtoberfläche unseres Planeten parallel (söhlig) seyn, mag nun die jedesmalige lokale Oberfläche, auf welcher der Absatz Statt findet, an sich schon horizontal seyn, oder nicht. Im letzten Falle füllt das Sediment die Unebenheiten des Grundes aus, und zwar so, daß ganz mechanische, gröbere Ablagerungen (Geschiebe, Gras ꝛc.) entweder sofort bloß horizontale Schichten bilden, welche nach aufwärts an Ausdehnung in dem Maße zunehmen, in welchem sich die Vertiefungen des Bodens nach oben erweitern, oder die Schichten eine flach-muldenförmige Gestalt annehmen, sofern die Böschungen der Vertiefungen unter nicht mehr als ungefähr 15° ansteigen, die auf einer nicht stärker geneigten Fläche Geschieb ꝛc. noch haften können. Feine schleimige Theile haften noch an einer bis 30° geneigten Fläche und können sich daher in noch tieferer Muldenform absetzen, während krystallinische Niederschläge selbst an senkrechten und überhängenden Wänden erfolgen können. Niederschläge der letzten Art können jedoch nur in sehr geringe Mächtigkeit auftreten, und Sedimente von größerer Mächtigkeit, namentlich wenn sie Geschiebe ꝛc. enthalten, die auf einer bedeutend geneigten Fläche nicht haften können, müssen in die aufgerichtete Stellung, in der sie so häufig angetroffen werden, durch Hebung von innen gelangt seyn. Beträgt die Neigung solcher Schichten nicht über 15°, so heißen sie schwebend, schwankt die Neigung zwischen 15 und 30 Grad, so sind die Schichten flach oder tonlägig, zwischen 30 und 75° stark einschießend, zwischen 75 und 90° saiger oder (auf dem Kopfe) stehend. Das Ausgehende solcher aufgerichteten Schichten heißt Schichtenkopf. Während söhlige Schichten eine nähere Bestimmung ihrer Lage nicht zulassen, geschieht diese bei aufgerichteten Schichten durch Abnahme des Streichens und des Fallens. Das Streichen einer Schicht ist ihre Längenerstreckung nach einer bestimmten Weltgegend, also die Richtung, in welche sie den Meridian des Ortes schneidet. Die Abnahme des Streichens geschieht vermittelst des Bergkompasses, der in Deutschland in zweimal 12 Stunden (hora=h.) getheilt ist, indem die Nordlinie des Kompasses der Richtung des Streichens parallel gehalten und die Stunde, auf welche die Nadel einspielt, abgelesen wird, worauf noch vermittelst des Gradboges der Grad der Neigung der Schicht (das Fallen) und die Richtung derselben abgenommen werden müssen. Am kürzesten findet die Abnahme des Streichens und des Fallens in der Weise Statt, daß die Nordlinie des Kompasses senkrecht auf die Neigung der Schicht gestellt und die Himmelsgegend, nach welcher hin das Fallen geschieht, bezeichnet wird. Addition oder Subtraktion von 90° oder 6 Stunden gibt dann das Streichen. Z. B. eine Schicht fällt genau gegen NW. = h.9; 9 ± 6 oder 9 — 6 gibt auf dem Bergkompaß h. 3, also streicht die Schicht — h.3, (d. i. von SW. nach NO.) Die Formel für Streichen und Fallen ist St. h. x. f. y° NO SW, also für obiges Beispiel: St. h. 3. f 75° NW., d. h. die Längenerstreckung der Schicht erstreckt sich von Südwest nach Nordost bei einer gegen Nordwest gerichteten Neigung von 75°. — c) Die

Fig. 2.

aufgerichteten Schichten sind in der Regel durch plutonisch bewirkte Hebung der Erdrinde in ihre gegenwärtige Lage versetzt worden. Bei dieser Hebung mußten in den meisten Fällen

vermöge der unzureichenden Elasticität der Gesteine wenigstens die oberen der gehobenen Schichten in ihren höchsten Theilen bersten, so daß ihre Kontinuität unterbrochen wurde und die tiefer liegenden Schichten an den Tag gelangen. Behielten diese ihre Continuität, so heißt die entstandene Wölbung ein Schichtensattel oder ein Sattel (g h i der Figur, die ein Profil des Bohlen, eines aus Grauwackeschiefer bestehenden Felsens bei Saalfeld darstellt), während die ideale Ergänzung des Zusammenhangs zerbrochener Schichten von den einen Schichtenköpfen zu den andern Luftsattel (a b c d e) heißt. Der eingesunkene Theil von Schichten, welche an beiden Enden erhaben sind, wird als Schichtenmulde (d e f u h i f) bezeichnet. Wo beide Phänomene, Sättel und Mulden (wie in der Figur und namentlich bei k, einem eingeschobenen Keil von Alaunschiefer), sehr nahe an einander gerückt sind, reicht die bloße Annahme einer Hebung oder Senkung nicht aus, was schon James Hall bei der Betrachtung ähnlicher Verhältnisse an der Küste bei Whapneß erkannte. Hall gelangte auf dem Wege des Experiments, indem er verschiedengefärbte Schichten feuchten Thons übereinander legte und seitlichem Drucke aussetzte, wodurch er die beigefügte Konfiguration erhielt,

Fig. 3.

zu dem Resultate, daß so eng aneinandergeschobene Runzeln oder Falten der Erdrinde ebenfalls durch seitlichen Druck bewirkt worden seyn müssen. — d) Außer den beschriebenen Schichtenstörungen kommen noch andere vor, welche dadurch bewirkt worden zu seyn scheinen, daß die Hebungen von unten Schichten in der Richtung der dieselben so häufig quer durchsetzenden Klüfte zerbrochen und nur einseitig gehoben wurden, so daß der eine Theil der zerbrochenen Schichten in der Tiefe zurückblieb, während der andere emporgedrängt wurde, oder auch daß durch irgend welche Verhältnisse unterhalb eines Theiles der Schichtenreihe eine Höhlung entstand, in welche der nicht mehr unterstützte Theil der Schichten, unfähig, den von oben wirkenden Druck länger zu tragen, hinabstürzte, während die übrigen Theile ihre alte Stelle behielten. Solche Schichtenstörungen sind die sogenannten Verwerfungen oder auch Rücken (von rücken, verrücken), Faults, Failles, Burrages. Vgl. den Art. Rücken. — e) Als eine sehr dünne S. ist die Schieferung zu betrachten, bei welcher die Schichten sich wieder in dünnere, oft in die dünnsten Blättchen absondern. Diese fortschreitende Theilbarkeit ist das charakteristische Unterscheidungsmerkmal der Schieferung von der dünnen S., die sich nicht selten bei Kalken ꝛc. findet, aber keine weitergehende Zerspaltung zuläßt. Meistens läuft die Schieferung der S. parallel (ächte oder regelmäßige Schieferung) u. scheint kleinere Bildungsperioden des Sediments (Ebbe und Fluth ꝛc.) zu bezeichnen. Dagegen erscheint nicht selten und namentlich in den Grauwackeschiefern eine Abweichung von diesem Parallelismus, indem die Schieferung einen größeren oder kleineren Winkel mit den Schichtflächen macht. Diese inkongruente oder abweichende oder falsche Schieferung, die nicht immer in einem und demselben Schichtenkomplex, wohl aber in jeder Schicht, mag sie gebogen seyn oder nicht, die nämliche ist, findet sich eben so in den englischen wie in den deutschen Grauwackbildungen und macht sehr oft, wo nicht Petrefakten oder Kalkknoten ꝛc. leiten, die Erkenntniß der S., also auch des Streichens und Fallens äußerst schwierig. Besonders reich an Beispielen dieser abweichenden Schieferung ist das thüringische Grauwackengebiet, wie am Bohlen bei Saalfeld (Fig. 4.), wo die S. durch die in Schiefer liegenden Kalkknoten angedeutet wird, oder im Steinachthal (Fig. 5.), wo die abweichende

Fig. 4.

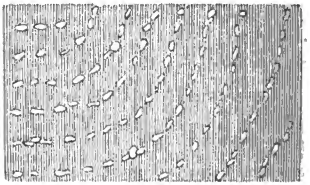
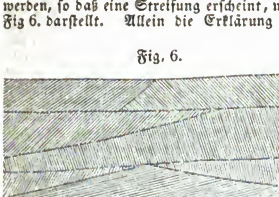


Fig. 5.

Schieferung der einzelnen Schichten eine verschiedene ist. Eine genügende Erklärung dieses Verhaltens ist noch nicht aufgestellt worden. Allerdings hat die Erklärung, daß diese abweichende Schieferung durch Anschwemmung einzelner kleiner Wellen in ähnlicher Weise ent-

ſtanden ſey, wie jetzt noch analoge Bildungen an Meeresküſten hervorgebracht werden, viel für ſich und wird auch noch durch verwandte Erſcheinungen in anderen Geſteinen unterſtützt. So z. B. fand B. Cotta in der Gegend von Saarbrück bunten Sandſtein, in welchem die Abſätze der einzelnen Wellen noch durch lagenweiſe Vertheilung von Eiſenoxyd bezeichnet werden, ſo daß eine Streifung erſcheint, wie ſie Fig 6. darſtellt. Allein die Erklärung reicht

Fig. 6.



nur da aus, wo die abweichende Schieferung in einer Schicht immer denſelben Winkel gegen die Schichtflächen beibehält, nicht aber wenn die abweichende Schieferung immer unter dem nämlichen Winkel durch einen ganzen Schichtenkomplex hindurchgeht, ohne irgend wie von der Biegung ꝛc. der Schichten abhängig zu ſeyn. Auch die anderen zur Erklärung aufgeſtellten Hypotheſen über Entſtehung der Schieferung, wie die parallele Fältelung, Einwirkung galvaniſcher Strömung, der Verwitterung, einſeitige Erkaltung ꝛc., reichen nicht aus. Die Schieferung erſcheint übrigens außer an Schieferthonen und Thonſchiefern auch noch an den kryſtalliniſchen Schiefergeſteinen, deren Urſprung noch ſo dunkel iſt, daß ſie bald zu den eruptiven, bald zu den durch Feuereinwirkung metamorphiſchen gerechnet werden, während neuerlich die Meinung ſich geltend zu machen ſucht, ſie ſeyen durch Waſſereinwirkung umgewandelte Gebilde.— 2) (Rechtsw.), ſ. v. a. Abfachung, Vermögenstheilung.

Schichtungskluft (Geognoſ.), ſ. Schichtung.)

Schicht verfahren (Bergb.), ſ. v. a. Schicht halten.

Schicht werden, 1) von Bergleuten, wenn ſie, beſonders wegen Krankheit, nicht mehr arbeiten können; — 2) von Zechen, wenn auf denſelben nicht mehr gebaut werden kann.

Schichtwolken, ſ. Wolken.

Schick (Biogr.), 1) Ernſt, einer der größten Violiniſten ſeiner Zeit, wurde 1756 im Haag geboren. Sein Vater, ein Tanzmeiſter, der bald darauf nach Amſterdam zog, wollte ihn ebenfalls zum Tänzer bilden, obgleich der Knabe nicht beſondere Luſt dazu zeigte und viel lieber ſich der Tonkunſt gewidmet hätte. Zu jener Zeit hielt ſich Koncertmeiſter Kreußer zu Amſterdam auf; derſelbe lernte den Knaben kennen, und gewahrte in ihm außerordentliche Anlagen zur Muſik; er gab ihm Violinunterricht und nicht lange dauerte es, ſo ließ ſich S. als Violinvirtuos hören. Um 1770 fand er auch noch Gelegenheit, ſich nach Eſſer und Tolli zu bilden, und lange nachher war ſein Spiel noch ganz in der Manier des letzteren gehalten. Im J. 1774 wurde er als Kammermuſikus an die kurfürſtliche Kapelle zu Mainz gerufen; 1782 machte er auch eine große Kunſtreiſe durch Deutſchland und erregte durch ſeine glänzende Fertigkeit, ſo wie durch ſeinen ſchönen Ton das höchſte Erſtaunen. Seine Lebensſchickſale nach 1810 ſind nicht bekannt. — 2) Margarethe Luiſe, des Vorigen Frau, eine der ausgezeichnetſten Sängerinnen, war eine geborne Hamel und zu Mainz 1773 geboren, wo ſie 1792 auch zum erſten Male das Theater betrat. Im J. 1794 ging ſie nach Hamburg und von da nach Berlin, wo ſie mit dem Titel einer Kammerſängerin bei der großen Oper angeſtellt und bald der Liebling des Publikums wurde. Sie † in Folge zu großer Anſtrengung den 29 April 1809. Ein Korreſpondent der leipziger allgem. muſik. Zeitung (1800) nennt ſie eine vollendete Künſtlerin. Ihre wohltönende, ſchöne Stimme, der große Umfang derſelben, ihre gleichgebildeten Töne, die Gewißheit des Anſchlags, der ſchmelzende, zarte Vortrag bei ſanften Stellen, ſo wie das hinreißende Feuer beim Bravourgeſange, die Nettigkeit u. Präciſion, womit ſie die Paſſagen vortrug, zeichneten ſie vor vielen andern Sängerinnen aus. — 3) Gottlieb, Hiſtorien- und Landſchaftsmaler, einer der bedeutendſten Meiſter aus der Zeit des Wiederaufblühens der Kunſt, 1779 zu Stuttgart geboren, zeigte ſchon als Knabe eine unwiderſtehliche Neigung zur Kunſt, ſo daß der damals berühmte Heſch, der das herrliche Talent des Knaben erkannte, ſich ſeiner Ausbildung unterzog, bis S. 1798 Stuttgart verließ, um zu Paris in Davids Schule zu treten. Er konnte ſich jedoch nicht in die Manier der franzöſiſchen Schule fügen und nahm nur ſo viel von derſelben an, als er ſpäter in Rom wieder mit leichter Mühe abſtreifen konnte. Im J. 1802 kehrte S. mit Ehre und Auszeichnung in die Heimath zurück, worauf er ſich nach Rom begab. Hier gelang es ihm bald, zur Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt zu kommen, in Folge deren er ſich der konventionellen Maximen der franzöſiſchen Schule völlig entäußerte. Schon ſein erſtes Gemälde, welches er in Rom für ſeinen König malte, David vor Saul die Harfe ſpielend, zeigt einen von dem gewöhnlichen Geſchmacke gänzlich abweichenden Sinn und erntete daher ausgezeichneten Beifall, eben ſo ein 12 auf 10 Fuß großes Gemälde, welches das Opfer Noahs vorſtellt, das ſowohl bei der Aufſtellung in Rom, als ſpäter im Vaterlande Lob und Tadel erfuhr, letzteren aber hauptſächlich nur von Denjenigen, die noch an der alten Weiſe hielten und daher in dieſem Werke ſich nicht zurecht finden konnten. Dann rühmte man auch zwei Gemälde, welche den Heiland zum Gegenſtande haben, beide in Rom gemalt. Das eine ſtellt Chriſtus, den Kelch ſegnend, mit zwei Engeln dar, etwas unter natürlicher Größe in einer kräftigen, reizend wahren

Färbung; das andere Bild, das aber nur als Skizze zu betrachten ist, zeigt in mystischer Auffassung den schlummernden Christusjüngling, der nach dem flammenden Kreuze die Arme ausstreckt, während vier Engel um ihn knien. Eine weitere Skizze schildert den Zug des Bacchus aus Indien, wie er die von Theseus verlassene Ariadne entdeckt. In einer heroischen Landschaft stellte er den Centaur Chiron dar, der in Gegenwart anderer Centauren den jungen Achilles den Bogen spannen lehrt. An diese Gemälde reihen sich einige Bildnisse, die in Rom eben so großes Aufsehen erregten, als seine übrigen Werke. Zu den frühesten gehört das lebensgroße Bild der Frau von Humboldt, mit dem Söhnchen auf dem Arme; ferner das lebensgroße Bildniß des Fräulein von Humboldt, die Laute spielend, ein Werk, wovon es im Morgenblatte (1809), S. 339) heißt, es mache in seiner Gattung in der Kunstgeschichte Epoche. Zu den Hauptwerken des Künstlers zählte man auch die lebensgroßen Bildnisse zweier Töchter des Baron von Blankenhagen. Das letzte und vorzüglichste Werk des Meisters ist das viel besprochene Bild des Apollo unter den Hirten, ungefähr 10 F. lang und 8 F. hoch In diesem Bilde schildert der Künstler die erste Erscheinung der Poesie unter den Menschen und die mannichfaltigen Eindrücke derselben auf Charakter und Alter. Die Komposition ist durch eine Radirung im Umrisse von Rist u. durch eine Lithographie von C. Schmidt bekannt; Funke stach es für die Geschichte der neueren deutschen Kunst des Grafen Raczynski, Berlin 1840. Das Original befindet sich im königl. Schlosse zu Stuttgart. S. † 1812 in Stuttgart. Die wenigen von ihm hinterlassenen Landschaften sind nicht wirkliche Naturscenen, sondern ideale Kompositionen, für die auch bei andern Künstlern seiner Zeit der Sinn wieder erwachte. Er verlangte von diesen Vorwürfen eben sowohl poetischen Eindruck, als von historischen Gegenständen, und daher konnten ihn landschaftliche Darstellungen, deren Verdienst nur in Nachahmung der Wirklichkeit besteht, ohne zum Geist und Gefühl des Betrachters zu sprechen, wenig befriedigen.

Schickard (Biogr.), 1) Wilhelm, berühmter deutscher Orientalist des 17. Jahrh., geb. am 22. April 1592 zu Herrenberg bei Tübingen, besuchte seit dem 7. Jahre die Schule seines Orts, kam 1603 zu seinem väterlichen Großvater nach Guglingen, 1606 zu seinem mütterlichen Oheim nach Brennhausen, wo man ihn unter die Zöglinge des Fürsten aufnahm, und ging 1610, um Theologie zu studiren, nach Tübingen. Da die Pest die theologische Fakultät bald nach Kalw vertrieb, folgte ihr S. dahin und wohnte hier in einem Nonnenkloster. Im folgenden Jahre mit der Universität nach Tübingen zurückgekehrt, wurde er Magister, erhielt nach einander die Vikarstellen von Herrenberg und Kirchheim, begab sich nach Tübingen zurück, hielt über die hebräische Sprache öffentliche Vorlesungen und bekam darauf das Diakonat zu Nurtingen. Im August 1619 wurde er Professor der hebräischen Sprache zu Tübingen und kurz nachher Rektor des Pensionats. Bei seinem Antritt der Professur der hebräischen Sprache besaß er wohl eine vollkommene Kenntniß des Hebräischen, Syrischen und Chaldäischen, aber er kannte das Arabische nicht. Da verschaffte ihm Gruter, der nach der Einnahme von Heidelberg nach Tübingen geflohen war, ein Exemplar des Koran, und mit diesem Buche allein, ohne irgend andere Hülfsmittel, erlernte S. eine ihm durchaus unbekannte Sprache. Im J. 1628 ward er in die Fakultät aufgenommen, wurde Schulinspektor von Stuttgart, 1631 Professor der Astronomie, flüchtete wegen des Krieges einige Zeit nach Wien und verlor, nach seiner Rückkunft nach Tübingen, durch die Pest seine ganze Familie bis auf einen neunjährigen Sohn. Er selbst † am 24. Okt. 1635. Schrieb: Bechinat Happeruschim, hoc est: interpretationum hebra icarum in Genesin, quas vel antiquissimi paraphrastae chaldaei.... super sacrum textum adferunt, Tüb. 1621, 4.; — Bechinat Happeruschim, hoc est: examinis commentationum rabbinicarum in Mosen prodromus vel sectio prima, complectens generalem prothеoriam de textu hebraico etc., daſ. 1624, 4.; — Binr haophan, hoc est: declaratio rotae pro conjugationibus hebraeis noviter excogitatae, monstrans ejus utilitatem et usurpandi modum, daſ. 1621, 1683; Leipz. 1636, 1659; Lond. 1639, 8.; — Alphabetum Davidicum psalmo XXV. expressum, daſ. 1622; 4.; — Dissertatio de numis Hebraeorum, daſ. 1622, 4.; — Deus orbus Saracenorum e pseudoprophetae Mohammedis Alkorano projectus et suismet armis oppugnatus, daſ. 1622, 4.; — Horologium hebraeum sive consilium quomodo sancta lingua spatio 24 horarum, a sex collegis sufficienter addisci possit, daſ. 1623, 12.; sonſt mehr als vierzigmal gedruckt, beſte Ausg. von Speidel, daſ. 1731, 8.; — Astrocopium pro facillima Stellarum cognitione noviter excogitatum, daſ. 1623, 12.; — Nizzakon sive triumplator vapulans, hoc est: refutatio blasphemi et maledicentissimi cujusdam libri hebraici etc., daſ. 1623, 4.; — Ius regium hebraeorum e tenebris rabinicis erutum, Straßb., 1625, 4.; Leipz. 1674, 4.; — Paradisus saracenojudaica e genuinis auctoribus suis, Alkorano et Talmud breviter descripta, Tüb. 1625, 4.; — Tarich, hoc est: series regium Persiae, daſ. 1625, 4.; — Disputatio de fortitudine, daſ. 1630, 8.; — Ephemeris lunaris, daſ. 1631, 8.; — Anemographia, seu discursus philosophicus de ventis, daſ. 1631, 8.; — Contemplatio physica de origine animae rationalis, daſ. 1631, 8.; — Disputatio bipartita de amicitia, daſ. 1633, 4.; — Purim sive Bacchanalia Judaeorum, daſ. 1634, 12.; — Dissertatio ethica de justitia, daſ. 1534, 4. u. A. — 2) S., ſ. v. a. Schickhart 2).

Schicker (Schicur, v. Hebr.), betrunken, Trunkenbold.

Schickerwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Oels; Schloß, Vorwerk, Waſſermühle; 190 Einw.

Schicketanz, Hans, Steinmetz zu Dresden, war 1527 Brückenmeister und Steinmetz der Kreuzkirche daſelbſt. Im Magazin der ſächſi-

schen Geschichte (I, 69) wird ihm der Bau der Hofmühle (1520) beigelegt. Im J. 1534 baute er das Herzog Georgen-Schloß; auch ist der steinerne Todtentanz sein Werk, welcher in 27 Figuren in Basrelief besteht.

Schickhart (Biogr.), 1) Heinrich, Bildhauer von Singen, einer der tüchtigsten Meister der ulmer Schule, war Bürger zu Herrenberg und daselbst um 1517 thätig. Im Chor der Stiftskirche der genannten Stadt sind die mit schönen Flachreliefen gezierten Chorstühle von ihm. — 2) (Schickard), Heinrich, Architekt, geb. in Herrenberg 1558, entwickelte durch eigenen Trieb ein seltenes Talent für Feldmeß- und Baukunst. Schon in seinem 21. und 22. Jahre ward er mit Erbauung zweier adeliger Schlösser beauftragt und von Herzog Ludwig von Würtemberg 1590 und 1593 zur Theilnahme an fürstlichen und öffentlichen Bauwerken nach Stuttgart gefordert. Bald nachher scheint er definitiv in fürstliche Dienste getreten zu seyn, da er sich auch in Stuttgart niederließ. Seine Thätigkeit grenzt fast an das Unglaubliche. Er baute abgebrannte Städte und Dörfer nach verbesserten Bauplanen wieder auf, verschönerte alte, schuf und befestigte eine ganz neue Stadt (Freudenstadt) u. erbaute eine Menge von Schlössern, Kirchen, Brücken, Wasserleitungen ꝛc. Behufs eines Projektes wegen Schiffbarmachung des Neckars nahm er diesen Fluß von Kannstadt bis Heilbronn mit seinem Bruder in 3¼ Tage auf und verfertigte einen genauen Grundriß mit Vorschlägen, die zum Theil erst nach mehr als 200 Jahren als durchaus zweckmäßig ausgeführt wurden. Im J. 1598 reiste er nach Italien, wohin er im folgenden Jahr den Herzog Friedrich begleitete. Das in italienischem Geschmack nachher in Stuttgart ausgeführte Gebäude, das unter dem Namen des Neubaues bekannt war, ist wahrscheinlich die Frucht dieser Reisen. Es wurde 1599 begonnen, 1609 vollendet und um 1780 aus Platzverschönerungssucht hinweggeräumt. In diesem Bauwerke, welches uns durch E. von Gemmingen in einer Abbildung erhalten ist, ist der Einfluß der italienischen Schule des 16. Jahrhunderts unverkennbar, und auch in seinen spätern Werken äußerte sich ein edlerer Geschmack. Während der Verwüstungen des 30jährigen Krieges ward auch sein Haus gestürmt und er selbst verwundet, in Folge dessen er nach 20 Tagen †, 1634. Von ihm: Reise- oder Zwickbüchlein des wißbegierigen Baumeisters, Tübingen 1603. E. von Gemmingen beschrieb sein Leben, Stuttgart 1821.

Schickler, J. G., Formschneider, arbeitete um 1685, wahrscheinlich zu Nürnberg. Er schnitt mit A. de Weerdt die Blätter zu einer Uebersetzung der Metamorphosen des Ovid: Metamorphoses d'Ovide en rondeaux etc., deutsch: Die Verwandlung des Ovidii ꝛc., Nürnberg 1689, 8.

Schicklich (Decorum), 1) was den Umständen angemessen und demnach, obwohl es nicht absolut nothwendig, mit Recht erwartet wird, so daß es auffallen würde, wenn es nicht so wäre; — 2) was mit den im bürgerlichen und geselligen Leben geltenden Grundsätzen übereinstimmt, gegen dieselben nicht verstößt und also geschehen darf, ohne daß man befürchten muß, Anstoß dadurch zu erregen. Die Forderung, sich innerhalb der Grenzen des Schicklichen zu halten, gehört mehr der sogenannten Klugheitslehre als der eigentlichen Ethik an; daher kann, wenn bei einer großen Mehrzahl von Menschen verkehrte sittliche Begriffe obwalten, das Schickliche vom ethischen Standpunkte aus verwerflich und von demselben Standpunkte aus das Unschickliche mit den Grundsätzen der Sittlichkeit übereinstimmend befunden werden. — 3) (Mal.), von einem Gemälde, dessen einzelne Partien so gewählt zusammengestellt und ausgeführt sind, daß sie der Natur entsprechen und den Geschmack befriedigen; — 4) (Bauk.), von einem Gebäude, wenn die einzelnen Theile wohl zusammenstimmen, ihrer Bestimmung und dem Charakter des Ganzen entsprechen, also nicht verschiedene Baustyle oder Charaktere widerlich vermengt sind.

Schicksal (Philos. und Antiq.), das Geschick, bezeichnet 1) das Geschickte, d. h. entweder ein einzelnes Ereigniß, oder eine ganze Reihe derselben, wie z. B. Alles, was dem Menschen während seines Lebens begegnet und auf ihn u. sein Verhältniß bestimmend einwirkt, das S. desselben genannt wird; — 2) das Schickende, also das Wesen, von welchem die Begebenheiten und Verhältnisse ausgehen, die wir S.e nennen. Gibt es in der That ein S., und wie hat man sich sein Wirken vorzustellen? Diese Frage bewegt seit Jahrtausenden die Gemüther der Menschen und beschäftigt die Köpfe der Denker, und sie ist noch nicht für Alle gelöst. Aus der Beobachtung einzelner Erscheinungen, sowohl im Gebiet der Natur, als im Reiche des Geistes, pflegen wir, unterstützt durch die Erfahrung, rückwärts zu schließen auf Ursachen dieser Erscheinungen, und nur der ganz ungebildete Verstand oder oberflächliche Einsicht beruhigt sich bei der Annahme eines Zufalls, eines blinden Ungefährs, also bei der Voraussetzung einer vollkommenen Ursachlosigkeit u. eines zusammenhangslosen Geschehens. Von den gefundenen Ursachen weiter schließend und mit einzelnen Ereignissen andere verbindend, immer größere Summen des Geschehenen in den Kreis unserer Betrachtung und Beobachtung ziehend und nach den Ursachen der Ursachen fragend, gelangen wir allmählig durch Abstraktion dahin, nach der Endursache alles Geschehenen zu forschen. Und dies ist der Punkt, über den sowohl die Systeme der Philosophen, als auch die Lehren der verschiedenen Religionen ganz entgegengesetzte Antworten geben. Der religiöse Glaube würde sich beruhigen bei der Ueberzeugung, daß Alles, was da geschehen ist und geschieht, das Kleinste wie das Größte, ausgehe von der weisen, liebenden und mächtigen Fürsorge Gottes, der den Lauf der Ereignisse in seiner Allwissenheit zugleich vorausgesehen und vorausbestimmt und es so veranstaltet habe, daß er Alles zum Besten lenken und herrlich hinausführen werde. Dieser einfache religiöse Glaube, der wesentlich

wurzelt in dem Gefühl menschlicher Abhängigkeit und in dem Vertrauen zu der liebevoll führenden Vorsehung, sieht nicht die Schwierigkeiten, welche sich dem Denker darbieten, wenn er an der Lösung dieses Problems sich versucht, und wenn er sie ahnt, so ist es eben das Eigenthümliche des Glaubens, mit kindlichem Gemüth zu vertrauen, trotzdem daß Vieles unbegreiflich ist; er beruhigt und tröstet sich bei dem Gedanken an die Liebe, Weisheit und Allmacht Gottes. Es leuchtet ein, daß dies die christliche Anschauung ist. Eine andere, schroffe Form religiöser Ueberzeugung in dieser Beziehung ist der Fatalismus, d. h. die Ansicht, nach welcher Alles von vorn herein fest bestimmt ist und mit unerbittlicher Nothwendigkeit, ohne Rücksicht auf menschliches Wohl und Wehe, ohne die Möglichkeit einer Abänderung, sich entwickelt. Nicht so schroff wie der Fatalismus, aber verwandt mit ihm und in seinen letzten Konsequenzen zu ihm hinführend ist die pantheistische Ansicht (s. Pantheismus), nach welcher sich das Alles-Eine, das Absolute, d. h. Gott, in Raum und Zeit mit unbedingter Nothwendigkeit manifestirt. Milder ist die Meinung, welche annimmt, daß alle S.e zwar nothwendige Folge von vorhandenen Ursachen seyen und daß alles Geschehene eine unabänderliche Reihe, eine festgeschlossene Kette von Ursachen und Wirkungen bilde, deren Anfangspunkt mit der Erschaffung der Welt zusammen falle, die aber nachher durch Gottes Wirken nicht unterbrochen werde. Wieder nach einer andern Ansicht ist das S. freie Anordnung Gottes, entweder nach absoluter Willkür, Prädestination (s. d.), oder nach relativer Willkür, d. h. mit Rücksicht auf das Verhalten des Menschen und auf das, was zum Besten der einzelnen Menschen und des ganzen Menschengeschlechtes dient. Die Idee des S.s, als einer bestimmten Nothwendigkeit des Geschehenen, würde an und für sich betrachtet nicht die Schwierigkeiten bieten, welche sie in der That, und zwar deswegen hat, weil die Freiheit des menschlichen Willens mit ihr sich nicht vereinigen läßt. Auch der Verstand, der das Bedürfniß hat, zu vorhandenen Erscheinungen Ursachen vorauszusetzen, möchte zufrieden gestellt seyn durch das Gesetz der stetigen Kausalität und mit dem Ausgehen alles Geschehenen von einer Endursache, wenn nur nicht gerade der Begriff der Ursache, besonders der ersten Ursache, wieder fast unlösbare Schwierigkeiten hätte. Es ist hier nicht der Ort, auf die hierbei in Betracht kommenden metaphysischen Probleme einzugehen (vgl. Ursache, Prädestination, Determinismus); aber der Gegensatz, in den die menschliche Freiheit sich setzt zur Nothwendigkeit des S.s, darf nicht unberührt bleiben. Es widerstrebt dem Bewußtseyn des Menschen, sich als willenloses Werkzeug zu denken, nicht mehr und nicht weniger wiegend, als die todte Materie, ein Spielball einer unabänderlichen Bestimmung; es widerstreitet der innern Erfahrung, den eigenen Willen für einen Ausfluß eines fremden, sey es auch göttlichen Willens zu halten, und es widerstreitet eben so sehr der erhabenen Idee der Gottheit, die einzelnen Willenshandlungen des Menschen für eine Manifestation des göttlichen Willens anzusehen. Der Unterschied zwischen dem sittlich Guten und dem sittlich Schlechten, die moralische Verpflichtung, welche dem Menschen gemacht wird, für seine Handlungen die Verantwortung zu tragen, verlangt nothwendig, daß der Wille des Menschen ein freier, d. h. ihm selbst angehöriger, aus seinem Wesen hervorgehender sey. Aber in welchem Verhältniß ist dieser Wille zu denken mit dem S.? Ist er identisch, so ist der Mensch innerlich unfrei; steht der Wille im Gegensatz zu dem S., d. h. hier zu dem nothwendigen Zusammenhang des Geschehens, so scheint dies dem Gesetz der Kausalität zu widersprechen. Es ist aber Thatsache, daß der menschliche Wille gar oft in Widerstreit steht und in Kampf tritt mit dem S., also kann er nicht identisch seyn mit demselben oder vielmehr nicht ein Ausfluß desselben; es ist aber eben so Thatsache, daß seine Entschließungen abhängig sind von Ursachen und in Verbindung stehen mit der ganzen Kette der Ereignisse, in welcher Kette er selbst ein Glied ist; also ist er nicht unbedingt frei (vgl. Freiheit, Wille). Wie auch theoretisch die Lösung dieses Problems ausfallen mag — eines ist Thatsache: es ist dem Menschen praktisch unmöglich, sich ohne alle Selbstständigkeit und ohne alle eigene Freiheit gegenüber einer unbedingten Nothwendigkeit zu denken und zu handeln, als ob sein eigener Wille von keinem Einfluß wäre. — Die Idee des S.s läßt sich geschichtlich bei Homer noch nicht mit Bestimmtheit nachweisen; bei ihm ist es noch unentschieden, ob Zeus unter dem S. steht, oder ob dieser selbst das S. ist und über der Menschen Leben, Glück und Gedeihen, oder über ihr Mißgeschick und Tod bestimmt. Die Schicksalsgöttinnen (Mören und Keren) erscheinen als seine Boten, und gesagt wird, daß Zeus der Einzige sey, dessen Willen Niemand widerstehen könne. Andern Göttern war es nicht vergönnt, das S. der Menschen zu bestimmen; sie brauchten dazu die Hülfe des Zeus, zu dem sie flehen mußten. Auch bei Hesiod erscheint dieser Vater der Götter und Menschen noch als der Herrscher auch über das S. Zur Zeit des Krösus erst verkündigte das delphische Orakel (Herod. I, 31), daß dem S. selbst ein Gott nicht entfliehen könne. Von jetzt an wechselt das Verhältniß durch das ganze Alterthum: bald ist Zeus das S., bald erscheint er über ihm stehend, bald ist er ihm untergeordnet. Dies gilt jedoch nur von einzelnen Ereignissen, welche den Menschen treffen und auf dessen Geschick bestimmend einwirken; der abstrakte Gedanke des S.s als der Nothwendigkeit alles Geschehenen war weniger im Volksglauben heimisch, als von Philosophen festgehalten und bearbeitet. Das Nähere über die Entwickelung des Schicksalsglaubens bei den Griechen s. Tragödie (Schicksalstragödie). Die Namen für S. anlangend, so heißt es bei Homer Εἱμαρμένη, Πεπρωμένη (das Zugetheilte), bald nachher Ἀνάγκη (die Nothwendigkeit), der die Adrasteia (eigent-

lich Nemeſis, wegen des ihr von Adraſtus erbauten Tempels), die Unentrinnbare, beigegeben wurde.

Schickſalstragödie, ſ. Tragödie.

Schicktaſchick, nordamerikan. Indianergebiet, V. St., Staat Illinois (ſ. d.).

Schickung, 1) ſ. v. a. Schickſal; — 2) ſ. v. a. Vorſehung Gottes.

Schickur, ſ. v. a. Schicker.

Schickwitz, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Trebnitz; Freiſchöltiſei, Windmühle; 260 Einw.

Schidacedum (Schindacedum, lat., v. Griech., Chir.), ein Splitterbruch.

Schidded, ſ. Hebräer.

Schiddelkau, preuß. Dorf, Prov. Preußen, (Weſt-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; 170 Einw.

Schidders (ind. Myth.), ſ. Dewetas.

Schidduch (Judenth.), ſ. Schadchan, vgl. Hochzeit.

Schidlacken, preuß. Dorf, Prov. Preußen, (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen; Windmühle; 250 Einw.

Schidlitz (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Berent; 100 Einw.; — 2) Vorſtadt von Danzig (ſ. d.).

Schidone, Bartolomeo, ausgezeichneter italieniſcher Maler, geb. 1570 zu Modena, wurde in der Schule der Caracci gebildet, von denen er die korrekte Zeichnung gewann. Später eignete er ſich jedoch den Styl Correggio's und deſſen breite markige Malart ſo gut an, daß er für jenes geiſtreichſten Nachahmer gilt. Im Sitzungsſaale des Municipalpalaſtes zu Modena ſind Freskobilder von ihm, die er um 1604 im Wetteifer mit E. Abati ausführte. Sein Werk ſind die Bilder, welche die Matronen von Cariolan und die Harmonie vorſtellen, letztere durch ſieben Frauengeſtalten, auf dem Stadthauſe zu Modena; im Dome daſelbſt iſt ſein Gemälde mit St. Geminiano, der ein Kind vom Tode erweckt, eines der vorzüglichſten Werke des Meiſters. In der Akademie zu Padua iſt ein großes Oelbild des Meiſters, eine Pieta. In der heil. Kirche zu Loretto malte er zu den Seiten eines Bildes von F. Bellini die Geburt der heil. Jungfrau und jene des Heilandes. In den Studj und in der k. Gallerie zu Neapel ſind mehre Gemälde S.s, in welchen er vortheilhafter als ſonſt irgendwo erſcheint, zwei liebliche heil. Familien, zwei Kinder mit der Lerntafel und eine Charitas mit drei Bettelkindern, im Geſchmacke des Murillo, in der Gallerie zu Parma eine Grablegung mit ſieben lebensgroßen Figuren, in der Gallerie zu Turin zwei ſich umarmende Kinder. Auch im Auslande ſind verſchiedene Werke dieſes Meiſters. In der k. Eremitage zu St. Petersburg ſieht man eine Madonna mit dem Kinde, welches ein hölzernes Kreuz hält. Auf einem zweiten Gemälde dieſer Sammlung hält Maria das in ein Hemd gekleidete Kind in den Armen. Ein drittes Bild zeigt Amor, auf einem weißen Tuche ruhend, ehedem in Malmaiſon. Im Muſeum des Louvre zu Paris ſind drei kleine Bilder. Das eine enthält eine heil. Familie, auf dem andern tragen die Jünger beim Fackellichte eines Engels den Heiland zu Grabe, und das dritte ſtellt den Leichnam Criſti am Grabe dar. Die heil. Familie der Gallerie Orleans, mit Maria und Joſeph und dem in einem Buche leſenden Kinde, iſt in England. In der k. Pinakothek zu München ſind einige kleine Bilder von hohem Werthe: Die reuige Magdalena mit zwei Engeln, wovon der eine den Todtenkopf, der andere das Gefäß trägt; die Ruhe der heil. Familie beim Laternenſcheine an einem Hauſe und bei untergehendem Monde; Loth und ſeine Töchter, Bruſtbilder; die reuige Magdalena vor dem Todtenkopfe, mit Buch und Kreuz in den Händen. In der Gallerie des Belvedere zu Wien ſieht man ein Gemälde mit den lebensgroßen Figuren des Heilandes und der Jünger in Emaus am Tiſche und ein kleines Bild der Grablegung. In der gräflich von thurnſchen Sammlung zu Wien iſt ein herrlicher Sibyllenkopf, dann das Bild mit Joachim und Anna und dem kleinen Johannes. In der Gallerie des Muſeums zu Berlin iſt eine Madonna mit dem Kinde, welches ein Kreuzchen hält, in kleinem Formate. Die k. Gallerie zu Dresden bewahrt zwei treffliche Bilder von S., darunter eine heil. Familie mit lebensgroßen ganzen Figuren. Maria hält das Kind auf dem Schooß, und Johannes weint, weil ihm daſſelbe das Kreuzchen genommen hat; Johannes reicht ihm deswegen einen Apfel. In kleinem Formate iſt das zweite Bild, eine Ruhe der heil. Familie auf der Flucht in Aegypten. S. glänzt durch ſeine richtige Zeichnung, ſein zartes und warmes Kolorit und ſeine vor Allem geiſtreichen und großartigen Kompoſitionen; beſonders reizend ſind ſeine Köpfe. Er † 1615 zu Parma aus Verdruß, daß er die in einer Nacht gemachten Spielſchulden nicht bezahlen konnte.

Schidowitz (Geogr.), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) (Zidowice), Kr. Bidſchow, Herrſch. Kopidlno; 270 Einw.; — 2) (Zidowec), Kr. Rakonitz, Herzogthum Raudnitz; 160 Einw.

Schidrowitz, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Znaim; Schloß, 2 Mühlen; 410 Einw.

Schiebalge (Bot.), Algengattung, ſ. v. a. Scenedesmus *Meyen*.

Schiebarm, ſ. Feile.

Schiebarthe (Langbeil), bei dem Böttcher, ein langes, nach vorn ſpitzig zulaufendes Beil, womit er das zu den Fäſſern nöthige Daubenholz behaut.

Schiebblinde, ſ. Segel.

Schiebblindrahe, ſ. Rahe.

Schiebbrücken, ſ. Brücken.

Schiebchen (Ornith.), auch Schiebichen, ſ. v. a. Rohrammer, Emberiza Schoeniclus *L.*, ſ. Ammer.

Schiebchen (Bot.), ſ. v. a. Traubenhollunder, Sambucus racemosa *L.*

Schiebe, Auguſt, Handelsſchriftſteller, um 1780 geboren, war früher Kaufmann in Straßburg, dann in Frankfurt a. M., wurde 1831 Direktor der neu gegründeten Handelslehranſtalt zu Leipzig, die unter ſeiner Leitung ſich zu einer der erſten Handelsſchulen erhoben hat. Schrieb:

Die Lehre der Wechselbriefe, Frankfurt 1818, 3. Aufl., Grimma 1844; — Die Kontorwissenschaft mit Ausnahme des Briefwechsels und der Buchhaltung, Frankf. 1820, 2 Bde., 2. Aufl. Grimma 1837; — Kaufmännische Briefe, Frankf. 1824, 4. Aufl., Grimma 1844; — Correspondance commerciale, Leipz. 1833, 2. Aufl., das. 1843; — Lehrbuch der kaufmännischen Arithmetik, das. 1834, 2 Thle.; — Die Lehre der Buchhaltung, Grimma 1836, 2. Aufl., das. 1842; — Die Lehre von den Handelsgesellschaften, Leipz. 1841; — Korrespondenz über kaufmännische Rechtsfälle, das. 1844. u. A. — Gab das „Universallexikon der Handelswissenschaften," Leipz. 1837—39, 3 Bde., 4., heraus und redigirt mit Chr. Noback die „Blätter für Handel und Industrie", das. 1836 und 37.

Schiebebank, eine mit der gehörigen Vorrichtung versehene Bank, auf welcher die metallenen Zaine durch Menschenhände zu grobem Drahte gearbeitet werden. Die Arbeiter haben daher auch den Namen Schieber.

Schiebebock, s. v. a. Schiebkarren.

Schiebefenster, s. Fenster.

Schiebekasten, 1) (Schubkasten), gewöhnlich ein an Tischen befindlicher Kasten, der in der Regel in zwei an die Tischplatte angebrachte Nuten geschoben wird und zum Aufbewahren von Messern, Gabeln 2c. dient; — 2) Kasten, dessen Deckel in die oben an den Seiten befindlichen Nuten geschoben wird; man kauft sie gewöhnlich von Herumträgern, welche jedesmal einen sog. Satz von 6 Stück verkaufen; — 3) oben offener Kasten, welcher in den dazu passenden leeren Raum einer Kommode, eines Schrankes 2c. geschoben wird.

Schiebekiel (Schiffsb.), ein sich im Boden der See herein- und herauswärts bewegender Kiel, welcher platt gebaute Schiffe, z. B. Kutter 2c., vor dem Abtreiben beim Segeln bewahren und bei untiefer See das Stranden verhindern soll. Dieser S. wurde von dem englischen Kapitän Schenk erfunden.

Schiebekloben (Schlosser), eine Art Zange.

Schiebekopf (Mühlenw.), s. Schneidemühle.

Schieb eler, Daniel, deutscher Dichter, geb. 1741 zu Hamburg, empfing den ersten Unterricht von Privatlehrern, bezog alsdann das Gymnasium seiner Geburtsstadt, studirte seit 1763 zu Göttingen die Rechte und die schöne Literatur des In- und Auslandes, begab sich 1765 nach Leipzig, wo er sich viel an Musik und am Theater ergötzte, und veröffentlichte hier seine dramatischen und musikalischen Gedichte, darunter die v. Hiller mit Melodien versehenen „Romanzen." Zu Hamburg erhielt er 1768 ein Kanonikat am Domkapitel und † daselbst am 19. August 1771. Seine Romanzen sind unter seinen Gedichten unfehlbar die gelungensten Erzeugnisse, wenn auch selbst ihnen bisweilen das nöthige Feuer abgeht. Sonst haben wir von ihm ein Lehrgedicht, Sinngedichte, Heroiden, lyrische Poesien weltlichen und geistlichen Inhalts, Kantaten, Opernterte und Epigramme. Eschenburg veranstaltete eine vollständige Sammlung von S.s Werken, Hamb. 1773, 8., mit einer ausführlichen Lebensbeschreibung des Dichters.

Schiebemaß, Werkzeug, womit die Stange der Wagenwinde untersucht wird, ob sie überall gleiche Stärke hat; besteht aus einer kleinen, vierkantigen, eisernen Stange, auf welcher eine Hälfte verschoben und fest geschraubt werden kann; die Stange hat an beiden Enden und die Hülse von beiden Seiten einen Zapfen.

Schieben, etwas unter Anwendung von mehr oder weniger Kraft, dadurch fortbewegen, daß man es von sich abwärts drückt. Auch bei Thieren, z. B. beim Ochsen anwendbar, wenn ihm das Joch vor die Stirne gelegt wird und er durch das Schieben dagegen den Pflug oder Wagen fortbewegt, woher auch der Namen Schiebochs (Schieber) kommt.

Schieben (Geogr.), sachsen-meining. Dorf, Amt Kamburg, am Thalabhange des rechten Saale-Ufers; 110 Einw.

Schieber, 1) (Drahtz.), s. Schiebebank; — 2) (Bäcker.), Werkzeug von Holz, das einen kürzeren oder längeren Stiel hat und womit Brod und anderes Backwerk in den Ofen gebracht wird. Ist der S. tief genug in den Ofen eingedrungen, so wird er schnell und seitwärts auf dem Herde fortgerückt. Dadurch bekommen alle Reihen Brode, Semmeln, Wecken ihre gehörige Lage in dem Ofen. Das Blatt hat einen Einschnitt am untern Theile, wo hinein der Stiel gesteckt und mit Nägeln befestigt wird; er heißt die Scheere. Man unterscheidet übrigens die verschiedenen Arten der S. in Semmel-S., Brod-S., welcher sich nach der Form der Brode richtet, S. zum Ausziehen der Brode, von 2 Fuß Länge und ½ Fuß Breite. Der Verrückschieber wird zum Verrücken von einer Stelle zur andern gebraucht u. der Kuchenschieber ist der größte von allen. Derjenige, mittelst welchem die Semmeln aus dem Ofen geschoben werden, ist besonders konstruirt; er hat einen 9′ langen Stiel; das Bret, an welches dieser befestigt ist, ist auf der einen Seite mit einer erhabenen Leiste versehen, 16 Zoll breit u. 2 F. lang. — 2) Der S. vor der Thür des Kanals ist zur Ableitung der Dämpfe und heißen Luft, wenn das Brod aus dem Ofen genommen wird, angebracht. — 3) Vorrichtung zum Verschluß des Rauchfanges, wenn der Ofen die gehörige Wärme erlangt hat und das Feuer vom Rost genommen wird; — 4) ein Riegel, eine Thüre, ein Deckel, um irgend etwas zu verschießen; — 5) (Münzw.), in der Münze am Durchschnitt der bewegliche Theil, welcher durch eine Schraube mit dreifachem Gewinde heruntergedrückt und durch die Stangen, welche in der Platte, die auf der Schraube frei aufliegt, befestigt sind, wieder in die Höhe gehoben wird; bewegt nun der Arbeiter den Balancier, an welchem schwere S. angebracht sind, vermittelst einer Handhabe, die daran angebracht ist, so wird durch Umdrehung der Schraube um einen Viertelkreis der S. so tief gesenkt, daß der Cylinder in den unten feststehenden stählernen Ring hineingeht und dadurch das Metall ausgestückelt, d. h. kreisrunde Platten von der Größe der Münzen gefertigt werden; — 6) bei einer

Spiegelpresse das Gehäuse, worin sich die Schraube bewegt; — 8) ein bewegliches Stück am Schlosse einer Büchse, welches mit einer Spitze in ein Loch der Nuß greift u. dadurch verhindert, daß die Büchse losgeht; — 9) (Uhrm.), s. Steigradsklobenz — 10) (Hutm.), s. Hut; — 11) (Näht.), s. v. a. Zug; — 12) der rasende Koller.

Schieberad (Schlittenrad), s. Schneidemühle.

Schieberlineal, s. Recheninstrumente.

Schieberling (Bot.), s. v. a. Agaricus vellereus *Fr.*, s. Wollschwamm.

Schiebernut, s. Schiebekasten.

Schieberthierchen (Zoophyt.), Actinurus *Ehrenb.*, Infusoriengatt., durch zwei Stirnaugen neben zwei Hörnchen und drei Fingern am Fuße charakterisirt. Bekannteste Art: Actinurus neptunius *Ehrenb.*, Infus. LXI, 1. Weiß, spindelförmig, nach hinten in einen sehr langen Fuß ausgehend, mit drei gleichlangen Fingern, länger als die Hörnchen.

Schieberzähne, s. Zähne.

Schiebfrustel (Bot.), Algengattung, s. v. a. Scenedesmus *Meyen.*

Schiebichen (Bot.), s. v. a. gemeiner Holunder, Sambucus nigra *L.*

Schiebkarren (Schubkarren), 1) eine einfache Maschine, mittelst deren man auf eine bequeme Weise nicht zu bedeutende Lasten von einem Orte nach einem andern schaffen kann. Der Wagner verfertigt ihn für viele Handwerker, besonders aber für Taglöhner, die viel im Freien arbeiten, für Aufläder ꝛc., welche sich seiner zum Fortschaffen von, ihren Kräften angepaßten Lasten bedienen. Er besteht aus 2 hölzernen, 4—5 Fuß langen, am Ende durch die Axe eines Rades verbundenen Schenkeln; die Peripherie des Rades ist, damit dasselbe mehr Halt habe, mit einem eisernen Reifen umgeben; auf diesen Schenkeln sind ebenfalls wieder 2 etwas schwächere, krummgebogene Hölzer angebracht, die von oben bis unten mit Querhölzern versehen sind und auf einen Theil der beiden Hauptschenkel sich noch vielleicht 1—1½ Fuß fortsetzen. Der S. ist ein einarmiger Hebel. Der Umdrehungspunkt liegt in der Axe des Rades, oder ist in demjenigen Punkte des Rades zu suchen, welcher jedesmal auf dem Erdboden ruht; die Kraft des Menschen hebt und drückt an den Enden der Schenkel aufwärts, die Last, welche nach derselben Seite zu dem Gestelle der Karre liegt, drückt hinunterwärts. Hier verhält sich demnach die Kraft zur Last, wie die Entfernung der Last vom Umdrehungspunkte zur Entfernung der Kraft von demselben Punkte, oder, mit andern Worten, wie der Hebelarm der Last zum Hebelarm der Kraft. — 2) (Bergw.), ein Erzmaß, s. Karren.

Schiebkloben, s. v. a. Schiebekloben.

Schiebkopf, s. Schneidemühle.

Schiebkoppel, s. Orgel.

Schiebladen, ein Fensterladen, welcher nicht in Angeln hängt, sondern bloß vor das Fenster geschoben und befestigt wird.

Schiebleuchter, s. Leuchter.

Schiebloch, ein Loch, welches dazu dient, den Schornstein eines Flammofens mehr oder weniger zu verschließen und so den Luftzug zu reguliren, s. Flammofen.

Schiebmaß, s. Schiebemaß.

Schiebochs, s. Schieben.

Schiebpfanne, ein kleines Gefäß von Eisen, welches man, nachdem es mit Kohlen gefüllt ist, auf den Ort einer Bleiröhre stellt, den man, wenn er getrocknet und erwärmt ist, löthen will.

Schiebring (Bot.), s. v. a. knotenblüthiger Sumpfschirm, Helosciadium nodiflorum *Koch.*

Schiebsdorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Luckau; 130 Einw.

Schiebstange, 1) s. v. a. Ruderstange; — 2) Stange an einer Schneidemühle (s. d.); — 3) s. Kunstgestänge; — 4) (Registerstangen, Orgelb.), die Hölzer an der Orgel, durch deren Aus- und Einschieben, oder, wie der Mechanismus eingerichtet ist, auch Hin- und Herschieben die Windladen der verschiedenen Orgelregister entweder geöffnet oder verschlossen werden. Am vordern Theile der S. befindet sich das Manubrium (s. d.), und der hintere Theil derselben ist mit den Registerwellen verbunden. S. Orgel.

Schiebwerk, 1) s. v. a. Stangenkunst; — 2) s. v. a. Schiebzeug.

Schiebzangen (Schiffsb.), 4 Fuß lange, platt geflochtene Taue, mit denen die Segel angeschlagen, d. i. an die Rahen befestigt werden.

Schiebzeug, bei den Schneidemühlen die Theile, welche dazu bestimmt sind, den Schlitten gegen die Säge zu rücken.

Schied, 1) was zwei oder mehre Dinge von einander scheidet, daher — 2) s. v. a. Scheidewand; — 3) Urkunde, durch welche die Rechte solcher Handwerker festgestellt werden, die auf dem flachen Lande wohnen und nicht volle Innungsrechte haben, aber auch nicht an alle Innungsartikel gebunden sind, oder nur in einem bestimmten Bezirke arbeiten dürfen; daher **Schiedschuhmacher**, **Schiedschneider**, **Schiedmeister**; — 4) das einem Handwerker verliehene Recht, sein Geschäft als Meister, doch unter gewissen Beschränkungen, auszuüben; — 5) gerichtlicher Bescheid in Bergwerkssachen; — 6) (Ichthyol.), in Bayern s. v. a. Rapfen, Cyprinus aspius *Bl.*

Schiedam (Geogr.), 1) niederländ. Stadt, Prov. Süd-Holland, bei Rotterdam, an der Schie, am Einflusse in die Maas; Branntweinbrennereien, Bleiweißfabrik, Seilerei, Schweinezucht, Häringfischerei, Handel mit Butter und Käse; 10,200 Einw.; — 2) kleine Inselgruppe im Sunda-Meer, südlich von Celebes.

Schiedbuch, s. v. a. Bergbuch.

Schiede, Chr. Julius Wilhelm, Botaniker, Arzt zu Kassel, ging 1828 zu botanischen Zwecken nach Mexiko und † 1836. Nach ihm ist die Pflanzengattung Schiedea benannt.

Schiedea (Bot.), 1) nach Chamisso, Gattung der Caryophyllaceae *Chmss.* Art: Sch. ligustrina *Chmss.* Strauch auf den Sandwichs-Inseln. — 2) Nach Bartling, Pflanzengattung, s. v. a. Richardsonia *Kunth.* — 3) Nach

Richard, Pflanzengattung. Art: S. martinicensis *Rich.*, s. v. a. Tertrea martinicensis *Dec.*

Schiedebeere (Bot.), s. v. a. wolliger Schneeball, Viburnum Lantana *L.*

Schiedel (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrschaft Weißwasser; 440 Einw.; — 2) königl. sächs. Dörfer: a) (3 Schiedlo), Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 150 Einw.; — b) Kr. Zwickau, Amt Werdau; 170 Einw.

Schieder (Geogr.), 1) lippe-detmold. Amt; umfaßt gegen 3500 Einw.; — 2) Dorf und Amtsort das., an der Emmer; Schloß mit Park, Meierei, Papier-, Mahl- und Schneidemühle; 470 Einw.; dabei die Bauernsch. Winterberg und die Glashütte Arminiusberg.

Schiedlagwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; 220 Einw.

Schiedlo, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Guben; Vorwerk; 300 Einw.

Schiedlow, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Falkenberg; Pech- und Theerofen; 290 Einw.

Schiedmauern, s. Mauer.

Schiedmayer (Biogr.), 1) Joh. David, berühmter Klavierinstrumentenmacher, geboren 1753 zu Erlangen, erlernte seine Kunst zu Augsburg bei Stein, etablirte dann später zu Erlangen eine eigene Fabrik, mit der er 1797 nach Nürnberg übersiedelte. Die Vortrefflichkeit seiner Instrumente erwarb ihm das Prädikat eines kurfürstlichen Hofinstrumentenmachers. Er † zu Nürnberg den 20. März 1805. — 2) Joh. Lorenz, Sohn des Vorigen und Besitzer einer berühmten Pianoforte-Fabrik zu Stuttgart, wurde 1786 zu Erlangen geboren und erlernte die Instrumentenbaukunst bei seinem Vater, nach dessen Ableben er nach Wien und 1809 nach Stuttgart ging, wo er mit dem Instrumentenmacher Karl Friedr. Dieudonné eine eigene Fabrik errichtete, die er seit 1825, in welchem Jahre Dieudonné †, allein fortführte u. aus welcher die ausgezeichnetsten Instrumente hervorgegangen sind. Ueber die Vorzüge derselb. s. Forte piano.

Schiedmeister, s. Schied 3).

Schiedowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Liebshausen; 200 Einw.

Schiedschacht, Schacht, wodurch man die Grenze zwischen 2 Schachten bestimmt.

Schiedschneider, Schiedschuhmacher, s. Schied 3).

Schiedseid, s. Schwören.

Schiedsgericht (Rechtsw. und Staatsw.). Um Streitigkeiten auf friedliche Weise zu schlichten, sind den streitenden Parteien drei Wege eröffnet: 1) das Gericht zum Zweck einer gütlichen Verhandlung anzurufen; — 2) unter sich selbst Vergleichsverhandlungen zu pflegen; — 3) einen Dritten als Mittelsmann zur Schlichtung des Streites anzurufen. Dieser letztere ist der Schiedsrichter, u. die Handlung der Parteien, wodurch ein Schiedsrichter bestellt wird, wird mit dem Namen „Kompromiß" belegt, daher auch für S. die Bezeichnung Kompromißinstanz. Der Schiedsrichter ist zu unterscheiden von dem ordentlichen Richter, d. h. der vom Staat zur amtlichen Schlichtung der Rechtsstreitigkeiten bestellten Person, und von dem bloßen Mittelsmann oder Unterhändler, welcher wohl bei dem zweiten der oben gedachten Wege handelnd auftritt und die Vorschläge und Anerbietungen der Parteien empfängt und zuträgt, ohne selbst darüber zu entscheiden. Am nächsten kommt der Schiedsrichter dem Friedensrichter, nur, daß dieser letztere ein vom Staat anerkannter und mit amtlicher Gewalt bekleideter ständiger Vergleichsrichter, der Schiedsrichter ein durch die Willkür der Parteien erwählter Mittelsmann ist. In Staaten, die das Institut der Friedensgerichte noch nicht ausgebildet haben, ist der Friedensrichter, da es ganz bei den Parteien steht, ob sie sich dessen Gewalt unterwerfen wollen oder nicht, mehr Schiedsmann als eigentlicher Friedensrichter, während da, wo das Friedensgericht am meisten geregelt ist, wie z. B. nach dem französischen Gesetz, der Friedensrichter eine förmliche Staffel des ganzen Gerichtsorganismus bildet (vgl. Friedensgericht). Das S. kann nun nach den drei Haupttheilen des Rechts entweder für den völkerrechtlichen Verkehr, oder für das innere Staatsrecht, oder endlich für das Privatrecht Statt finden. 1) Im Privatrecht wird, wie schon erwähnt, bei vorhandenen Streitigkeiten der Schiedsrichter durch Kompromiß der Parteien gewählt. Es ist hierzu nicht eine Person erforderlich, die ein förmliches Richteramt zu bekleiden fähig seyn muß, es kann vielmehr jede Person ohne Unterschied zum Schiedsrichter bestellt werden. Nach röm. Recht waren nur Frauen, Personen unter 20 Jahren, Taube, Stumme und Wahnsinnige ausgeschlossen. Es wäre indeß kein Grund vorhanden, der Willkür der Parteien bei Auswahl des Schiedsrichters irgend eine Grenze zu setzen, wenn nicht in der Bestellung eines Schiedsrichters ein doppelter Vertrag läge, für dessen Abschluß natürlich Rechtsfähigkeit der Person, die sich durch den Vertrag verpflichten will, als erstes Erforderniß verlangt wird. Denn zur Bestellung eines Schiedsrichters wird einmal zwischen den streitenden Theilen ein Vertrag abgeschlossen, worauf sie die Entscheidung ihres Streites einer dritten Person als Schiedsrichter überlassen, und dann ein Vertrag des Schiedsrichters mit den Parteien, wodurch sich jener zur Schlichtung des Streites verpflichtet. Es versteht sich von selbst, daß es den Parteien ganz unbenommen bleibt, sich einen, oder mehre Schiedsrichter zu wählen, ja es kommt vor, daß für den Fall, wenn kein Beschluß der mehren Schiedsrichter zu Stande kommt, zugleich ein Dritter als Obmann gewählt wird, welcher die endliche Entscheidung zu treffen hat. Hat der erwählte Schiedsrichter das Schiedsrichteramt einmal angenommen, so ist derselbe auch verpflichtet, die Rechtssache, welche ihm übertragen ist, zu prüfen und zu schlichten, und er kann sich dieser Pflicht nur durch ganz bestimmte Entschuldigungsgründe, wie z. B. Krankheit, Anfeindung der Parteien ꝛc. entziehen. Seine Entscheidung muß sich innerhalb der Grenzen

seines Auftrages halten und darf nicht eine offenbare Verletzung des Gesetzes in sich begreifen. Sein Ausspruch ist dagegen bindend für die Parteien, und nur in besondern, durch das Gesetz ausgenommenen Fällen, wenn der Ausspruch an sich nichtig ist, wenn ein klares Gesetz verletzt wurde, wenn die bestimmte Zeit oder vereinbarte Form nicht eingehalten ist, kann von dem schiedsrichterlichen Spruche abgegangen werden. Die Erfüllung des schiedsrichterlichen Vertrags wird häufig durch Konventionalstrafen oder Bürgschaften gesichert. — 2) Im Staatsrecht, und zwar insbesondere im konstitutionellen Staatsrecht tritt das S. in der Regel bei Verfassungsstreitigkeiten zwischen Regierung und Volksvertretung in Wirksamkeit. Bald ist das S. in der Verfassung selbst für immer schon ernannt, bald ist es der Vereinbarung der streitenden Theile anheimgegeben, bald wird die Vermittelung einer auswärtigen Person ausdrücklich verlangt. Der berühmteste Fall der neuern Zeit ist der mecklenburger Verfassungsstreit. Nachdem mit Beseitigung der alten ständischen Verfassung eine konstituirende Versammlung die neue Verfassung für Mecklenburg entworfen, und der Großherzog dieselbe sanktionirt hatte, begann die Reaktion durch die mecklenburgischen Junker einen grimmigen Kampf für die alten Junkerprivilegien und gegen die Freiheit der neuen Verfassung. Durch Preußens Unthätigkeit und österreichischen Rechtsspruch kam es so weit, daß zur Entscheidung über die rechtsbeständige Aufhebung der frühern ständischen Verfassung ein Kompromißgericht unter dem Vorsitz des ständischen Obergerichtspräsidenten von Langenn niedergesetzt wurde, welche sich zu Gunsten der renitenten Junker entschied. Die Verfassung wurde aufgehoben und die alten Stände traten in ihre Rechte wieder ein. — Schon nach der deutschen Reichsgesetzgebung waren förmliche S.e für die Streitigkeiten der s. g. Reichsunmittelbaren in Gang. Die schiedsrichterliche Entscheidung hieß Austrag, und die S.e selbst nannte man Austräge. Sie waren besonders bei Rechtskonflikten des alten Reichsadels gebräuchlich und wurden durch den ewigen Landfrieden Kaiser Maximilians ausdrücklich anerkannt (vgl. Austräge). Als auf den Trümmern des deutschen Reiches der deutsche Bund einer neuen Ordnung (besser Unordnung) Platz machte, wurden auch die Austrägergerichte für Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich beibehalten. Die Bundesakte bestimmte ausdrücklich: Die Bundesmitglieder machen sich verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern bei der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt alsdann ob, die Vermittelung durch einen Ausschuß zu versuchen und, falls dieser Versuch fehl schlagen sollte und demnach eine richterliche Entscheidung nothwendig würde, diese durch eine wohlgeordnete Austrägalinstanz zu bewirken, deren Ausspruch sich die streitenden Theile sofort zu unterwerfen haben. Auf Grund dieses Artikels maßte sich der Bundestag die Macht an, alle Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich vor seine Kompetenz zu ziehen, gestattete jedoch die Wahl eines Gerichtshofes eines unbetheiligten Staates, welcher an der Stelle der Bundesversammlung Recht sprechen sollte. Später ward eine eigene Austrägalordnung beschlossen, welche über die Austrägalbehörde, deren Kompetenz und Verfahren genauere Bestimmungen traf. Die anzurufende Behörde bleibt nach wie vor die Bundesversammlung selbst. Von den streitenden Theilen wird jedoch eine dritte Bundesregierung als Vermittler ernannt, dessen oberstem Gerichtshof die Bundesversammlung das Schiedsrichteramt überträgt. Das Verfahren war hier noch ein außerordentliches und ein ordentliches. Durch ersteres wurde der jüngste Besitzstand festgesetzt und ein Provisorium zur Aufrechterhaltung des Friedens angeordnet. Das ordentliche Verfahren begann mit Güte und Vermittelungsversuchen durch die Bundesversammlung und ging, wenn diese fehlschlugen, vor das Austrägalgericht selbst über. Der beklagte Theil hatte 3 Bundesglieder vorzuschlagen, von denen der Kläger eines zur Austrägalinstanz auswählte. Der oberste Gerichtshof dieser Bundesregierung erhielt dabei von der Bundesversammlung als Austrägalgericht förmlichen Auftrag zur Entscheidung. Das Erkenntniß war vollstreckbar u. wurde nach den Regeln der Bundesexekutionsordnung vollzogen. Für Streitigkeiten des inneren Verfassungsrechtes dagegen wurde durch Bundesbeschluß vom 30. Oktober 1834 das s. g. Bundesschiedsgericht eingeführt. Die betreffende Bundesverordnung sagt darüber in Art. I: „Für den Fall, daß in einem Bundesstaate zwischen der Regierung und den Ständen über die Auslegung der Verfassung, oder über die Grenzen der bei Ausübung bestimmter Rechte des Regenten den Ständen eingeräumten Mitwirkung, namentlich durch Verweigerung der zur Führung einer den Bundespflichten und der Landesverfassung entsprechenden Regierung erforderlichen Mittel, Irrungen entstehen und alle verfassungsmäßigen und mit den Gesetzen vereinbarlichen Wege zu deren genügender Beseitigung ohne Erfolg eingeschlagen worden sind, verpflichten sich die Bundesglieder als solche gegen einander, ehe sie die Dazwischenkunft des Bundes nachsuchen, die Entscheidung solcher Streitigkeiten durch Schiedsrichter zu veranlassen.“ Zu diesem Zweck ernannte jede der siebenzehn Stimmen des engern Raths je zwei Männer, einen vom Fach der Verwaltung, den andern vom Fach der Justiz. Bei vorkommenden Streitigkeiten hatten aus diesen 34 Schiedsmännern die Regierung und die Stände je 3 auszuwählen, welche sechs wiederum einen siebenten als Obmann hinzuwählten. Das so zusammengesetzte Kollegium hatte nun die Rechtsfrage des vorliegenden Falles zu unterscheiden. Dies Gericht ist jedoch niemals in Wirksamkeit getreten und wurde durch die Aufhebung des Bundestags neuerlich beseitigt. Der Bundestag selbst, in mehren Fällen um das Schiedsrichteramt angegangen, hat sich in der Regel für inkompetent erklärt, so namentlich in der hannöverschen Frage. — In der von der konstituiren-

den Nationalversammlung im März 1849 endgültig beschlossenen Reichsverfassung trat an die Stelle des Bundesschiedsgerichts das Reichsgericht. Zu dessen Kompetenz gehörten unter andern alle politischen und privatrechtlichen Streitigkeiten aller Art zwischen den einzelnen deutschen Staaten; alle Streitigkeiten zwischen der Regierung eines Einzelstaates und dessen Volksvertretung über die Gültigkeit oder Auslegung der Landesverfassung. Ueber Einrichtung und Organisation des Reichsgerichts sollte ein besonderes Gesetz verfügen. Die Reichsverfassung, durch den Treubruch der Regierungen ohne Lebensfähigkeit geblieben, wurde durch den s. g. Dreikönigsentwurf und die preußische Unionsspielerei ersetzt. Das Bündniß der drei Könige versprach anstatt des Reichsgerichts ein provisorisches Bundesschiedsgericht, welches auch sofort installirt und mit derselben Zuständigkeit, wie das Reichsgericht, versehen wurde. Ueberdies sollte dasselbe noch alle diejenigen Beschwerden entscheiden, welche auf Veranlassung von Störungen der inneren Sicherheit zur Sprache kommen, und nicht durch den Verwaltungsrath oder die Civilkommission im Weg gütlicher Verhandlung zu erledigen oder lediglich den Landesgerichten zur Entscheidung zu überweisen seyn möchten; endlich stand demselben auch die Entscheidung aller derjenigen Rechtshändel zu, welche unter den Verbündeten selbst aus der Vollziehung des Bündnisses erwachsen könnten. In dieser letzten Beziehung erwuchs dem eingesetzten Schiedsrichter durch den Abfall der sächsischen und hannöverschen Regierung von dem kaum geschlossenen Bündniß eine interessante Arbeit, die jedoch leider nicht angegriffen wurde. Die Thätigkeit des S.s bestand vielmehr darin, einen Entwurf seiner Organisation auszuarbeiten. Mit diesem Resultat zerfiel das ganze Institut mit sammt den übrigen erheuchelten Unions- und nationalen Einheitsbestrebungen der preußischen Regierung in nichts. Ob die neuerlich tagenden dresdener Konferenzen auch in dieser Beziehung über einen wesentlichen Beschluß sich einigen werden, bleibt nach der ganzen Erscheinung dieser unfruchtbaren, von der Nation verachteten Versammlung sehr zweifelhaft. Vorläufig hat man den Grundsatz angenommen: „Wenn zwischen Regierung und Ständen über Auslegung und Anwendung der Verfassung Streit entsteht, so tritt die Vermittelung des Bundes, eventuell gerichtliche Entscheidung ein.“ Dies wäre im Augenblick das Ganze, was von dem Bundesschiedsgericht, dem Reichsgericht und dem provisorischen S. übrig geblieben ist. — 3) Für den völkerrechtlichen Verkehr sind S.e od. Austräge, gewöhnlich durch Anruf einer unbetheiligten Macht zur Vermittelung sehr gebräuchlich und für die streitenden Theile bindend. So lange freilich die Diplomatie die Verhältnisse des Völkerrechts leitet, werden weder Verträge, noch Austräge eine konstante Wahrheit bilden, Alles wird vielmehr nach dem trefflichen Axiom entschieden werden: wer die Gewalt hat, hat das Recht. — In der neuesten Zeit, in welcher die Bestrebungen des Friedensbundes mehr hervorgetreten sind, hat man vorgeschlagen, den Krieg abzuschaffen und für alle Streitigkeiten der Völker ein für allemal ein ständiges S. niederzusetzen.

Schiedsmann, der von 2 Parteien zu außergerichtlicher Entscheidung ihrer Rechtssache erwählte Vermittler. Sein Ausspruch wird Laudom genannt.

Schiedsprobe. Wenn die Probe des Hüttenschreibers und Gewerkenprobirers nicht ganz übereinstimmt, so stellt der Schiedswardein eine neue Probe an; aus den 3 Proben wird dann das arithmetische Mittel gezogen, welches die Entscheidung gibt.

Schiedsprobenglas, das Farbenglas, welches als Probe aus dem Kobalte gemacht ist, und nach welchem der Preis bestimmt wird.

Schiedsrain, ein Grenzrain zwischen anstoßenden Feldgrundstücken.

Schiedsrichter, 1) s. v. a. Schiedsmann, vgl. Friedensrichter und Schiedsgericht; — 2) s. Zweikampf; — 3) s. Arbeiter.

Schiedsrichterliches Kompromiß, Schiedsrichterliches Receptum } s. Kompromiß.

Schiedsspruch, Ausspruch, der einen Streit entscheidet.

Schiedstein, s. v. a. Grenzstein.

Schiedswand, s. v. a. Scheidewand.

Schiedszeuge, s. Zweikampf.

Schiedungen, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Nordhausen; 220 Einw.

Schief, 1) von etwas als gerade Angenommenem abweichend, ohne damit einen rechten Winkel zu bilden; — 2) nicht die gehörige Stellung oder Lage habend; — 3) nicht ganz mit der Wahrheit übereinstimmend oder einem gewissen Zweck entsprechend; — 4) (bot. Termol.), s. v. a. Obliquus. — **Schiefflächig**, s. v. a. Obliquus. — **Schiefherzförmig**, s. v. a. Subdimidiato-cordatus. — **Schiefviereckig**, s. v. a. Trapezoideus.

Schiefbahn, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Gladbach, Hauptort der Bürgermeisterei gleich. Namens; Jahrmarkt; 750 Einw.

Schiefblatt (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Begonia L.

Schiefe Absteigung (Astron.), s. Absteigung.

Schiefe Augenmuskeln (Anat.), s. Auge.

Schiefe Bänder, s. Fingerbänder.

Schiefe Batterien (Kriegsw.), s. v. a. schräge Batterien, s. Batterien.

Schiefe Bauchmuskeln (Anat.), s. Bauch.

Schiefe der Ekliptik (Astronomie). s. Ekliptik.

Schiefe Ebene (abhängige Ebene), s. Schiefe Fläche.

Schiefe Fingerbänder (Anat.), s. Fingerbänder.

Schiefe Fläche (schiefe Ebene, Mathemat.), jede gegen eine Horizontalebene geneigte Ebene, eine mechanische Vorrichtung, die nicht allein zur theoretischen Erläuterung vieler angewandt-mathematischen Werkzeuge dient, sondern auch selbst als mechanische Potenz sehr

vortheilhaft, namentlich zur Bewegung von Lasten in Anwendung gebracht werden kann. 1) Die Hauptsätze lassen sich sehr leicht an Fig. 1 klar ableiten. Es sey AB eine solche gegen die Horizontale CB geneigte Ebene, DE ein Körper, den die Schwere in der Richtung DF herabdrückt und demnach freifallend in der ersten Sekunde einen Raum von (g=) 15,6 Fuß durchliefe, so läßt sich diese Bewegung, als durch zwei Seitenkräfte nämlich, wenn erstere DE oder den Fallraum in der ersten Sekunde darstellt, durch die beiden Seitenkräfte GE und GD hervorgerufen, vorstellen. Von letzten wirkt DG senkrecht auf die Oberfläche der schiefen Ebene, und zwar ohne Erfolg für den Körper und dessen Bewegung, da diese in derselben, aber entgegengesetzten Richtung widersteht, dagegen treibt ihn die Kraft GE zum Hinabgleiten an der schiefen Fläche an, und zwar mit einer Gewalt (x), die sich folgender Weise berechnen läßt. Die Dreiecke DGE u. EFB sind ähnlich, darum auch DEG und ABC, und zwar verhält sich:
GE : DE = AC : AB, das will sagen:
x : g = AC : AB, d. h. die den Körper zum Gleiten veranlassende Kraft verhält sich zur Größe des Wegs eines freifallenden Körpers in der ersten Sekunde, wie die Höhe zur Länge der schiefen Ebene, oder noch anders: die Attraktion der Erde kann sich nur in dem Verhältniß von Höhe zur Länge der schiefen Ebene bei einem auf ihr herabgleitenden Körper geltend machen, weil aus der letzten Proportion die in Rede stehende Kraft: $x = g \cdot \frac{AC}{AB}$ wird. Bezeichnet man den Winkel der schiefen Ebene mit α so erscheint $\frac{AC}{AB} = \sin\alpha$, darum $x = g \sin\alpha$ und die Kraft, mit der der Körper zum Gleiten angetrieben sich findet, wächst mit dem Sinus des Winkels der schiefen Ebene. Unter dem Art. Fall (freier Fall) wurde gezeigt, wie der von einem freifallenden Körper in der Zeit t durchlaufene Weg s durch (1) $s = gt^2$ und die dabei erlangte Geschwindigkeit (2) durch $c = 2gt$ bestimmt sich findet; daraus ergeben sich aber folgende andere Gleichungen, nämlich 3) $s = \frac{c^2}{4g}$; 4) $t = \frac{c}{2g}$; 5) $t = \sqrt{\frac{s}{g}}$; (6) $c = \sqrt{4gs}$.

Diese sämmtlichen Formeln gestalten sich nun für die schiefe Ebene in folgende um:

1) $s = gt^2 \sin\alpha$; 2) $c = 2g \sin\alpha . t$; 3) $s = \frac{c^2}{4g \sin\alpha}$; 4) $t = \frac{c}{2g \sin\alpha}$; 5) $t = \sqrt{\frac{s}{g \sin\alpha}}$; 6) $c = \sqrt{4gs \sin\alpha}$, werden also durch den Winkel der schiefen Ebene bedeutend modificirt. a) Hieraus folgt, sollte der gleitende Körper (Q) durch eine Kraft (P), die parallel zur Oberfläche der schiefen Ebene wirkt, hinaufgezogen werden, so müßte dieselbe so groß gewählt seyn, daß sie zur Last des bewältigenden Körpers sich verhielte, wie die Höhe h der schiefen Ebene zu der Länge derselben, zu l, wodurch die Proportion: P Q = h : l oder $P = \frac{Qh}{l}$, in trigonometrische Zeichen, aber: $P = Q \sin.\alpha$ hervorgeht. Das alte planum inclinatum versinnlicht auf folgende Weise diese Wirkung der schiefen Ebene. Es sey die Last Q ein Cylinder (Fig. 2.) und in seiner mathematischen Axe mit Zapfen versehen, an welche Schnüre gebunden seyn mögen, am obern Ende der schiefen Ebene sollen aber zwei um ihre Axen bewegliche Rollen angebracht seyn. Ist nun des Cylinders Gewicht Q Pfund, die Höhe (h), so wie die Länge (l) gemessen und z. B. $l = \frac{h}{2}$ oder oder $x = 30^0$ gefunden, so müßte, um den Cylinder fest zu halten: P = 2 Q seyn, für h = o oder $\alpha = o^0$ aber P auch = o seyn, d. h. auf einer Horizontalebene bleibt die Last P ohne besondere Festhaltung von selbst liegen. b) Wirkt die Kraft P parallel (Fig. 2.) mit der Grundfläche, so mag die Last, wie vorhin, ebenfalls durch oe dargestellt, aus o die Linie o n winkelrecht auf AC, o m jetzt parallel zur Grundfläche gezogen gedacht, und das Parallelogramm onem ergänzt werden. Hier fällt on durch den Widerstand der schiefen Ebene als unwirksam weg und bleibt noch die Kraft om allein als thätig übrig, welche die Zugkraft P überwältigen muß; somit verhält sich: P : Q = om : oe. Nun folgt, wie oben, mo : oe = AB : AC = P : Q = h : h, d. h. bei einem derartigen Zug, der also parallel mit der Grundfläche der schiefen Ebene geht, verhält sich die Zugkraft P zur Last Q, wie die Höhe des Apparates zu der Grundlinie. c) Wenn endlich der Zug mit der (Fig. 3.) Oberfläche der schiefen Ebene einen beliebigen Winkel; Awa

Fig. 1.

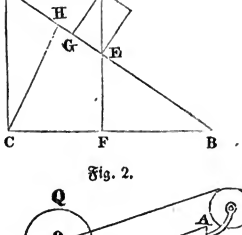


Fig. 2.

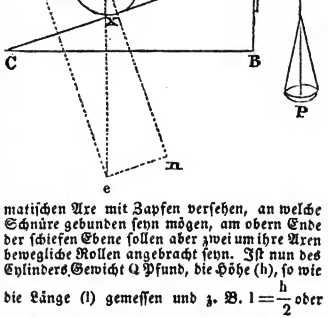
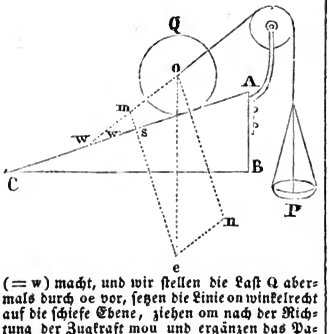


Fig. 3.



(= w) macht, und wir stellen die Last Q abermals durch oe vor, setzen die Linie on winkelrecht auf die schiefe Ebene, ziehen om nach der Richtung der Zugkraft mou und ergänzen das Parallelogramm omen, dann gilt, da die Kraft on von der schiefen Ebene aufgehoben wird, somit bloß die Kraft P wie oben: P : Q = mo : oe. Nun aber ist: om : oe = Sin. meo : Sin. emo. Weil aber oe senkrecht auf BC steht und em dagegen parallel zu on gezogen wurde, folgl. auch winkelrecht zu AC sich befindet, darum ∠ meo = ∠ ACB und ebenso ∠ emo = ∠ smw, sin. emo = sin. smw, dazu in dem Dreieck wms bei s ein rechter Winkel sein muß, so folgt: Sin, smw = Cos. mws = Cos. w und:

mo : oe = sin. ACB : Cos. w, d. h. wegen

mo : oe = P : Q auch

P : Q = Sin. ACB : Cos. uw A, und die Zugkraft verhält sich zur Last, wie der Sinus des Neigungswinkels der schiefen Ebene zum Kosinus des Zugwinkels der schiefen Ebene (uwA), den die Richtung der Kraft mit der Oberfläche der schiefen Ebene macht. Dieser Satz ist der allgemeinere; er umfaßt nämlich die zwei vorigen, wie leicht zu sehen, wenn man ∠ ACB = o, uw A = o ꝛc. nimmt, wodurch dann das in dem vorigen Satze Gesagte sogleich wieder hervortritt. Dieses Alles läßt sich mittelst des eben genannten, das Ganze versinnlichenden Planum inclinatum, wenn solches von hartem Holz verfertigt, mit glatter, gut polirter Oberfläche versehen, überhaupt die Reibung möglichst verringert würde, ziemlich genau durch Experimente bestätigen. Ehe wir aber eine weitere Anwendung dieser Sätze im Leben zeigen, fügen wir noch einiges Theoretisches zuvor an: 2) Läßt man (Fig. 1.) von C ein Loth CH auf AB auf die Länge der schiefen Ebene, so läßt sich nachweisen, daß der gleitende Körper eben so viel Zeit bedarf, AH zu durchlaufen, als ein freifallender Körper um die Höhe (h) der schiefen Ebene zu durchfallen. Denn bedeuten P und p zweibeschleunigende Kräfte, welche ein Paar Körper in den Zeiten T u. t durch die Wege: S u. s treiben, so weisen die Art. Centralbewegung u. (freier) Fall nach, warum die beschleunigenden Kräfte sich verhalten müssen, wie die zu durchlaufen den Wege, dividirt durch die Quadrate der Zeiten oder warum: $P : p = \frac{S}{T^2} : \frac{s}{t^2}$ seyn muß, woraus für gleiche Zeiten kurzweg P : p = S : s folgt. Dieses gestaltet sich, nach (Fig. 1) auf die schiefe Ebene angewendet, in P : p = S : s = AB : AC = AC : AE um, weil △ AHC ∽ △ ACB ist, was aber gerade zu erweisen war. 3) Die Zeiten des senkrechten Falles durch die Höhe AC u. des schiefen durch AB verhalten sich, wie AC : AB. Denn aus: $P : p = \frac{S}{T^2} : \frac{s}{t^2}$ folgt: $AB : AC = \frac{AC}{T^2} : \frac{AB}{t^2}$, somit $T^2 : t^2 = AC^2 : AB^2$; T : t = AC : AB. 4) Endlich ist noch die Geschwindigkeit beim schiefen Falle in B so groß, als die beim freien Falle in C, indem $C : c = \frac{S}{T} : \frac{s}{t} = \frac{AC}{AC} : \frac{AB}{AB} = 1 : 1$, also C = c ist.

5) Aus diesem Satz leitet sich leicht noch ein anderer ab. Beschreibt man nämlich (in Fig. 1) mit AC als Durchmesser einen Halbkreis, so werden AH u. HC Sehnen in diesem; denn sie bilden einen rechten Winkel mit einander, wie jedes andere Paar derartiger Sehnen auch, und es folgt: In derselben Zeit, in der ein Körper frei durch den Durchmesser eines Kreises fällt, gleitet er an der schiefen Ebene durch jede Sehne desselben. 6) Wenn über der Horizontallinie BC (Fig. 4.)

Fig. 4.

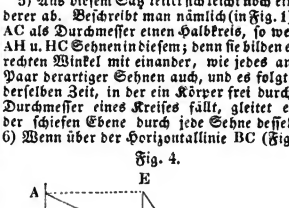
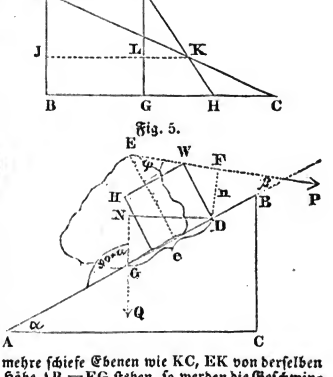


Fig. 5.



mehre schiefe Ebenen wie KC, EK von derselben Höhe AB = EG stehen, so werden die Geschwindigkeiten in allen gleich hoch über die BC liegenden Punkte durch dieselbe Fallhöhe bestimmt, sind darum gleich. So wird z. B. ein von A durch AK gleitender Körper in K dieselbe Geschwindigkeit erreichen, als ein anderer K von aus-

gehender durch EH gleitender Körper, wenn dieser in K ankommt, weil die beiden Körper dieselbe Geschwindigkeit an dem genannten Punkt erreichen müssen, als ein durch: AJ = FL frei fallender in L, und Aehnliches ließe sich sagen, wofern mehr als zwei schiefe Ebenen aneinandergesetzt wären und der Körper dann gleitend von einer zur andern überginge, wofern er jedoch durch Reibung beim Uebergange an Geschwindigkeit nichts einbüßt. Diese sämmtlichen Sätze finden im Leben ihre volle Anwendung da, wo die Gesetze des Feststehens, Abgleitens, Abrollens, Umschlagens schwerer fester Körper erklärt werden sollen. Gerstener in seiner Mechanik geht mit diesen in viele praktischen Aufgaben ein und wendet solche namentlich auf die Verführung theilbarer Lasten mittelst Schubkarren über schiefe Ebenen an, wie solche bei jedem Civil- und Wasserbau vorkommt und auf Bestimmung der Kostenanschläge so wesentlichen und zugleich großen Einfluß übt.

Das Umschlagen auf einer schiefen Ebene betreffend. Stellt EG einen auf der schiefen Ebene BAC (Fig. 5) liegenden Körper, N seinen Schwerpunkt, Q sein Gewicht vor, und geht der Durchschnitt der schiefen Ebene durch den Schwerpunkt des Körpers und durch die Richtung des Zuges durch QN, greift ferner eine unter dem Winkel β gegen AB gerichtete, mit ABC in derselben Ebene liegende Kraft bei E den Körper, nach EP ziehend, an, so handelt es sich oft darum, wie groß die Kraft P seyn muß, den Körper umzuwerfen, eine in der Richtung AB mögliche fortgehende Bewegung bei Seite gesetzt. Ist D derjenige Punkt, um welchen die Drehung des Körpers beim Umwerfen Statt hat, DF senkrecht auf EP gezogen, stellt DN ein Loth auf NQ vor, so wird dieses für Q der Hebelarm, DF = n dagegen der für die Kraft P, und darum muß: P . n = Q . e . Cos. α als Gleichung der statischen Momente hier gelten, woraus

$$P = \frac{Q \cdot e \cdot \text{Cos} \cdot \alpha}{n} \text{ und } P > \frac{Q \cdot e \cdot \text{Cos} \cdot \alpha}{n}$$

folgt, soll der Körper umschlagen.

Im Einzelnen: Es sey der in Rede stehende Körper ein Würfel: DH, der mit einem seiner Eckpunkte auf dem Drehepunkt D sich schon befinden mag, sein Angriffspunkt in W, Q = 100 Pfund, WD = $4'$, $\alpha = 30°$; $\beta = 45°$, so hat man:

$$n = 4 \text{ Cos. } 45° = \frac{4}{\sqrt{2}} = 2\sqrt{2} = 2{,}828,$$

und soll auch hier N der Schwerpunkt des Würfels seyn, so würde: ND : DG = Sin DGN : Sin DNG oder $\frac{1}{2}[4^2 + 4^2] : e = \text{Sin } 60° : \text{Sin } 75°$, also:

$$e = 2\sqrt{2}\,\frac{\text{Sin}(45° + 30°)}{\text{Cos. } 30°} = 2\sqrt{2}\,(1 + \text{tg } 30°)$$

$\sqrt{1/2} = 2 + 2 \text{ tg } 30° = 2 + 2\sqrt{1/3} = 3{,}155..$, daher wird ein Gewicht oder eine Kraft

$$P = \frac{100\,(1 + \sqrt{3})}{2{,}828} = 96{,}6 \text{ Pfd.}$$

nöthig seyn, um das Gleichgewicht zu erhalten; etwas mehr an Gewicht, und der Würfel schlägt um.

Eine zweite Frage ist die oben schon theilweise in Anregung gebrachte, nämlich die nach der Kraft (P'), welche im Stand ist, den in der Richtung BA herabgleitenden Körper in seiner Bewegung aufzuhalten und vielleicht denselben sogar zurückzuziehen. Die Kräfte P' und Q üben einen Druck auf die Ebene, welcher, durch: Q Cos α + P' Sin β gemessen, von der Oberfläche derselben aufgehoben wird. Durch diese Pressung aber macht sich eine Reibung geltend, die irgend ein Vielfaches oder irgend ein Theil dieses Druckes ist und durch: μ (Q Cos α + P Sin β) bezeichnet werden mag. Weil aber außer diesem Hinderniß die nach der Richtung des abgleitenden Bestrebens einander entgegengesetzt wirkenden Kräfte Q Sin α und P' Cos β sind, so wird nur dann P eine fortgehende Bewegung nach AB hervorrufen, wofern: P' Cos β > Q Sin α + μ (Cos α + P' Sin β) ist. Für den Zustand der Ruhe muß somit die verlangte Größe der Kraft

$$P' = \frac{Q\,(\text{Sin } \alpha + \mu \text{ Cos } \alpha)}{\text{Cos } \beta + \mu \text{ Sin } \beta}$$

werden, woraus ohne Reibung

$$P' = \frac{Q \text{ Sin } \alpha}{\text{Cos } \beta}$$

sich ergäbe, ein bekanntes Resultat.

Diejenige Kraft P'' endlich, welche den Körper am Herabgleiten eben hindern kann, ergibt sich durch ähnliche Schlüsse, wie vorhin, und zwar kommt: $P'' = \frac{(\text{Sin } \alpha - \mu \text{ Cos } \alpha)}{\text{Cos } \beta + \mu \text{ Cos } \beta} Q$ und ohne Reibung: $P'' = \frac{\text{Sin } \alpha}{\text{Cos } \beta}$. Für $\mu = \frac{1}{3}$ erscheint:

$$P'' = \frac{(\text{Sin } 30° - \frac{1}{3} \text{ Cos } 30°)}{\text{Cos } 45° - \frac{1}{3} \text{ Sin } 45°} \cdot 100 \text{ Pfund} = \frac{(3 + \sqrt{3})}{2\sqrt{2}}\,100 \text{ Pfund} = (3\sqrt{2} + \sqrt{6})\,25 =$$

167,3 Pfund, was für $\mu = 0$. bloß: 70,7 wird. Endlich ergibt sich noch, wenn $\mu = \frac{1}{4}$, $P'' = \frac{(\text{Sin } 30° - \frac{1}{4} \text{ Cos } 30°)}{\text{Cos } 45° + \frac{1}{4} \text{ Sin } 45°} \cdot 100 \text{ Pfd.} = \frac{(3 - \sqrt{3})}{4\sqrt{2}} \cdot 100$ = 22,42, als die Kraft, welche den in der Richtung BA herabgleitenden Würfel aufzuhalten vermag. Ein Umschlagen des Würfels nach A hin ist hier dabei dann gar nicht zu befürchten. Eine nicht selten in Frage kommende Aufgabe lautet: den Winkel β so zu bestimmen, daß man eine möglichst kleine Kraft braucht, um den Körper an einer schiefen Ebene hinaufzuziehen, denn darauf beruht das Hinaufziehen von Wagen und sonstigen Lasten auf Chausseen und andern geneigten Wegen, als z. B. Eisenbahnen und dergleichen.

Ist α gegeben, so bleibt in dem die Größe P' bestimmenden Ausdruck:

$$P' = \frac{(\text{Sin } \alpha + \mu \text{ Cos } \alpha)\,Q}{\text{Cos } \beta - \mu \text{ Sin } \beta}$$

bloß der Nenner variabel und macht P' zu einem Minimum, sobald er selbst ein Maximum wird. Nennt man den Komplementenwinkel zu β oder den Winkel, welchen die Richtungslinie von P

mit der Vertikalen auf die Ebene bildet: φ, den Nenner: $\sin\varphi - \mu\cos\varphi = R$, ſo wird

$$\frac{dR}{d\varphi} = \cos\varphi + \mu\sin\varphi \quad (I)$$

$$\frac{d^2R}{d\varphi^2} = -\sin\varphi + \mu\cos\varphi \quad (II).$$

Setzt man (I) $= 0$, dann folgt: $\sin\varphi = \frac{1}{\sqrt{[1+\mu^2]}}$, und da φ ein ſtumpfer Winkel ſein muß, wenn (I) $= 0$ ſein ſoll werden können: $\cos\varphi = \frac{-\mu}{\sqrt{[1+\mu^2]}}$, was (II) oder $\frac{d^2R}{d\varphi^2} = -\sqrt{[1+\mu^2]}$, darum für P' ein Minimum bringt. Sey einmal $\mu = \frac{1}{3}$, ſo wird: $\cos\varphi = \frac{-\frac{1}{3}}{\sqrt{[1+\frac{1}{9}]}} = \frac{-1}{\sqrt{10}}$, ſomit: $\varphi = 108^0\,26'$.

Der Ausdruck für dieſes Minimum im Allgemeinen Zeichen heißt:

$$P' = \frac{(\sin\alpha + \mu\cos\alpha)\,Q}{\sqrt{[1+\mu^2]}}$$

oder: $$P' = \frac{(h+\mu h)\,Q}{\alpha\sqrt{[1+\mu^2]}},$$

was durch die willkürliche Annahme $Q = 130$ Pfund; $h = 5$; $b = 12$; $a = 13$; $\mu = \frac{1}{3}$ und $\beta = \alpha$; $P' = 113\frac{1}{3}$ Pfund bringt, d. h.: Soll ein Gewicht $Q = 130$ Pfund durch eine Kraft auf einer ſchiefen Ebene, die unter dem Winkel α der ſchiefen Ebene wirkt, heraufgezogen werden, ſo macht ſich eine Kraft von 130 Pfund nöthig, und dieſe iſt die kleinſte Kraft, welche das Gewünſchte leiſten kann. Wenn $\beta = o$ gewählt wird, ſo erſcheint $P' = 90$ Pfund und für $\beta = -18^0\,26'$ oder $\varphi = 108^0\,26'$, $P' = 85\frac{1}{4}$.

Der ſchiefen Ebene bedient man ſich beſonders bei der Konſtruktion des Tretrades (ſ. d.), ferner mit großem Vortheil zu den ſogenannten trockenen Schleußen, vermittelſt welcher man Schiffe aus einem Kanal oder Waſſerbehälter in einen andern auf einer ſolchen Fläche zu bringen in den Stand ſich ſetzt. Eine der merkwürdigſten Vorrichtungen dieſer Art ließ der Herzog von Bridgewater durch den Ingenieur Brindley erbauen, um eine Verbindung zwiſchen zwei Waſſerbehältern herzuſtellen, die einen Theil eines Kanales von 52 engl. Meilen bilden, dazu beſtimmt, Steinkohlen von Worsley, wo ſie gegraben wurden, bis an den Fluß Meriſey, von wo ſie nach Liverpool und in die See kommen ſollten, zu fördern. Die geneigte Ebene, 453 engl. Fuß lang, hat eine Neigung von 1 Fuß auf 4 Fuß. Man erhebt hier die Schiffe bis zu 106 Fuß lothrechter Höhe, als der Differenz der Niveaux beider Waſſerſpiegel. Sonſt bedient man ſich wohl auch der ſchiefen Ebenen, um Materialien (Erze, Kohlen) auf ihnen in Wagen herabrollen, zugleich aber durch die beladenen leeren Wagen hinaufziehen zu laſſen, die dann mit neuer Ladung wieder herabrollen müſſen. Im J. 1816 legte Rupp auf dieſe Weiſe eine ſchiefe Ebene von ungeheuerer Länge zu dem Zweck an, das unbenutzte Holz der Urwälder des Pilatusberges herabzuführen. Die Bahn lief bald ſchief, bald unter einem Winkel von 10°—18°, ja ſogar unter der Erde, ſonſt auf Böcken von 10—120 Fuß Höhe, und zwar über eine Strecke von 3 Stunden Länge fort, war aus abgeſchälten Tannenſtämmen 6 Fuß breit angelegt, 3—6 Fuß tief, ruhte im Ganzen auf etwa 2000 bis auf 10 Fuß aus einander ſtehenden Jochen. Zu dieſer Rutſchbahn wurden gegen 25,000 Stämme Holz, und zwar zu ihrem Bau allein verwendet, welche ohne Eiſen künſtlich zuſammenhielten, deren Anlage 160 Menſchen gegen anderthalb Jahre beſchäftigte u. 100,000 Gulden koſtete. Auf ihr glitten die großen 100 Fuß langen, am dünnſten Ende noch 10zölligen Tannen mit ſolcher Vehemenz herab, daß ſie den langen Weg von 3 Stunden in nicht mehr als drittehalb Minuten zurücklegten, den Zuſchauern v. unten zuerſt nur einige Fuß lang erſchienen. Der hohle, unten liegende Mittelbaum wurde als eine Rinne mit Waſſer verſehen, das zugleich die gleiterden Bäume näßte. An der ganzen Rutſchbahn ſtanden Leute, wovon der unterſte mit „Laß laufen" das Losgehenlaſſen eines Stammes von Mann zu Mann ordnete. Der Ruf kam in etwa 3 Minuten auf die Spitze des Berges und man beantwortete ihn mit der Antwort: „Er kommt". So glitt alle 5—6 Minuten ein Baum herab. Das Anprallen des Holzes ging mit ſolcher ungeſtümen Vehemenz vor ſich, daß, als einſt ein kommender Stamm einen unten liegenden traf, letzterer wie vom Blitz getroffen aus einander geſpalten wurde. Sonſt drangen die Bäume oft gegen 18—24 Fuß in die Erde ein, und auf ihrem Weg ſchlugen nicht ſelten kleine helle Flämmchen hervor, wie man dergleichen bei dem Herabgleiten der neuen Schiffe von der Werfte in das Meer ebenfalls wahrnimmt.

Schiefe Flanke (Befeſtigungsk.), ſ. v. a. Nebenflanke.

Schiefe Fortſätze der Wirbel (Anat.), ſ. Wirbel.

Schiefe Gießkannenknorpelmuskeln (Anat.), ſ. Kehlkopf.

Schiefe Kopfmuskeln (Anat.), ſ. Kopfmuskeln.

Schiefelbein (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Pommern, R.-B. Köslin; grenzt an die Kreiſe Belgard, Dramburg, Stettin und Fürſtenthum, iſt eben, von vielen Seen und Waldungen bedeckt und mittelmäßig fruchtbar; umfaßt ein Areal von $9^1/_8$ □Meilen mit 1 Stadt, 43 Dörfern, 22 Vorwerken, 2 Kolonien, 6 Etabliſſements und gegen 16,000 Einwohnern; der Viehſtapel beträgt etwa 2200 Pferde, 7100 Stück Rindvieh, 51,000 Schafe, 3200 Schweine ꝛc. — 2) Kreisſtadt daſelbſt, an der Rega; Schloß, Hoſpital, Kreisbehörden, Land- und Stadtgericht, Hauptſteueramt; Feldbau, Viehzucht, Tuch- und Raſchweberei, Brauerei, Brennerei, Papier- und Wollmühle, 4 Jahrmärkte; 3600 Einw.

Schiefe Linie des Unterkiefers (Anat.), ſ. Kopfknochen.

Schiefer (Geognoſ.), 1) ſ. v. a. Geſteine mit wirklich ſchieferiger oder auch nur dünnplattiger, bloß anſcheinend ſchieferiger Textur oder Abſonderung (vgl. Schieferig und Schich-

tung e)], daher folgende Benennungen: a) Alaunschiefer, s. Grauwackegruppe; — b) Amphibolschiefer (s. d.); — c) Aphanitschiefer (s. d.); — d) Belemnitenschiefer, s. Liasformation; — e) bituminöser Mergelschiefer, s. Zechsteinformation; — f) Brandschiefer, s. Braunkohlenformation; — g) Bündener-S., s. Kreidegruppe; — h) Eashaquaschiefer, s. New-Yorksystem; — i) Kalkkillerschiefer, s. ebendas.; — k) Chiastolithschiefer (s. d.); — l) Chloritschiefer (s. d.); — m) Cyprinenschiefer, s. Grauwackegruppe und Old rul; — n) Dachschiefer, s. Grauwackegruppe; — o) Damaniteschiefer, s. New-Yorksystem; — p) Diabasschiefer (s. d.); — q) Diallagonschiefer (s. d.); — r) Dioritschiefer (s. d.); — s) Dudleyschiefer, s. Grauwackegruppe; — t) Eisenglimmerschiefer (s. d.); — u) Feldspathschiefer, s. v. a. Phonolith; — v) Felsitschiefer, s. v. a. schieferiger Felsitfels (s. d.); — w) Fischschiefer, s. v. a. bituminöser Mergelschiefer; s. Zechsteinformation; — x) Fleckschiefer, s. Grauwackegruppe; — y) Fruchtschiefer, s. das.; — z) Gebbroschiefer (s. d.); — aa) Gebbroitschiefer (s. d.); — bb) Gardeauschiefer, s. New-Yorksystem; — cc) Geneseeschiefer, s. das.; — dd) Glarener-, Glerifer-, Glaruser-S., s. Kreidegruppe; — ee) Glimmerschiefer (s. d.); — ff) Granatschiefer, s. Glimmerschiefer; — gg) Granulitschiefer (s. d.); — hh) Graphitschiefer (s. d.); — ii) Graptolithenschiefer, s. Grauwackegruppe; — kk) Grauwackeschiefer, s. Grauwackegruppe; — ll) Griffelschiefer, s. Grauwackegruppe; — mm) Grünsteinschiefer (s. d.); — nn) Hornblendeschiefer (s. d.); — oo) Hornschiefer, s. v. a. Kieselschiefer; — pp) Hyperith (s. d.); — qq) Kalkglimmerschiefer (s. d.); — rr) Kalkschiefer (s. d.); — ss) Kieselschiefer, s. Grauwackegruppe; — tt) Klebschiefer (s. d.); — uu) Knotenschiefer, s. v. a. Fleckschiefer; — vv) Kohlenschiefer, s. Kohlengruppe; — ww) Kräuterschiefer (s. d.); — xx) Kupferschiefer, s. Zechsteinformation; — yy) Liasschiefer, s. Liasformation; — zz) Marcellasschiefer, s. New-Yorksystem; — aaa) Mergelschiefer (s. d.); — bbb) Metallschiefer, s. v. a. Kupferschiefer; — ccc) Oeninger-Kalkschiefer, s. Molassegruppe; — ddd) Pappenheimer-Kalkschiefer, s. Oolithformation; — eee) Polirschiefer (s. d.); — fff) Porphyrschiefer, s. v. a. Phonolith (s. d.); — ggg) Posidonienschiefer, s. Liasformation; — hhh) Posidonomyenschiefer, s. Grauwackegruppe; — iii) Quarzschiefer (s. d.); — kkk) Röthelschiefer, s. v. a. Rothliegendes; — lll) Rothschiefer, s. v. a. thoniger Rotheisenstein; — mmm) Sandsteinschiefer, s. Rothliegendes und Bunter-Sandstein; — nnn) Saugschiefer (s. d.); — ooo) Schaumschiefer, s. v. a. Schaumkalk (s. d.); — ppp) Sernfschiefer, s. Rother-Alpensandstein; — qqq) Solenhofener-Kalkschiefer, s. Solithformation; — rrr) Spatangenschiefer, s. Neocomien; — sss) Stinkschiefer, s. Zechsteinformation; — ttt) Stonesfieldschiefer, s. Oolithformation; — uuu) Strahlsteinschiefer (s. d.); — vvv) Syenitschiefer (s. d.); — www) Tafelschiefer, s. Thonschiefer; — xxx) Talkglimmerschiefer (s. d.); — yyy) Talkkalkschiefer (s. d.); — zzz) Talkschiefer (s. d.); — aaaa) Thonschiefer, s. Grauwackegruppe; — bbbb) Turmalinschiefer (s. d.); — cccc) Tutenthonschiefer, s. v. a. konisch-schaliger Thonschiefer (s. d.); — dddd) Uebergangs- (Kiesel-, Thon-) S., s. Grauwackegruppe; — eeee) Urthonschiefer, s. Thonschiefer; — ffff) Uticaschiefer, s. New-Yorksystem; — gggg) Wenlackschiefer, s. Grauwackegruppe; — hhhh) Wetzschiefer, s. Grauwackegruppe; — iiii) Würfelschiefer, s. Thonschiefer; — kkkk) Zeichenschiefer, s. Grauwackegruppe. — 2) In den Gruben von Potscheppel s. v. a. Schieferkohle (s. d.).

Schiefer (Schieferstein, engl. Slate, franz. Ardoise, ital. Lavagna, holländ. Arduin, Technologie), die Platten vom Thonschiefer, die fast ausschließlich zur Bedeckung von Dächern dienen. Sie sind von verschiedener Größe und Gestalt, er muß, soll er zu diesem Zweck verwendet werden, von guter Qualität, möglichst frei von fremdartigen Substanzen, welche sein Zerfallen an der Luft befördern, er muß spröde und feuerfest seyn, so wie er auch das Wasser nicht zu stark einsaugen darf; überhaupt muß er sich in leichte und dünne Platten schlagen lassen. Die Schieferdecker unterscheiden Ort-, Fuß-, Schluß-, Steckort-, Dach-, Stich-, Kehl-, Forstschiefer, Wassersteine, Binder und Einhüller (S., die sehr schmal sind und die zunächst der Metallbedekkung einer Einkehle zukommen). Auch hat man verschiedene Gattungen hinsichtlich der Farbe, und zwar entweder grau mit blau, grünen und dunklen Adern, zuweilen purpurfarben, gelblich, braun, meistens schwarzblau mit dunklern Stellen. Die dunkelsten sind die haltbarsten, und man gibt ihnen auch schon den Vorzug wegen ihrer Haltbarkeit. Zunächst wird der S. in großen Blöcken und Platten gebrochen, darauf mit Meißeln von den Schieferspaltern in dünne Platten gespalten, welche dann auf Amboßen mit scharfen Kanten viereckig gemacht, oder von den Schieferschneidern in die nöthige Gestalt gebracht wird. Die größten Schieferbrüche, in welchen man den S. von außerordentlicher Güte bricht, findet man in der Nähe von Goslar und Hüttenrode am Harz, im Saalfelbischen u. an anderen Orten. Eine harte und schwarze Abart des Thonschiefers, geschabt, geschliffen und polirt, gibt die Schiefertafeln, auf welche man mit den aus Abfällen ꝛc. verfertigten Schieferstiften, welche, geschnitten und geschliffen, zu Hunderten verkauft werden und aus Thonschiefer bestehen, der in läng-

liche Bruchstücke beim Zerschlagen zerspringt und hinlänglich weich ist, beim Schreiben aber die Tafel selbst nicht angreift. Wenn man die größere Tauglichkeit des S.s untersuchen will, stellt man eine Schieferprobe an, die darin besteht, daß man entweder bei starker Kälte Schiefersteine im Wasser gefrieren läßt; wenn sie dadurch nicht bröcklich werden, so läßt sich annehmen, daß sie auch auf dem Dache nicht so leicht faulen, oder man legt Schiefersteine in starkes Feuer; zerspringen sie darin nicht, so wird der S. auch bei einer Feuersbrunst nicht zerspringen und dadurch Gefahr bringen. Der Gebrauch des S.s ist nicht unbedeutend, man handelt ihn nach Centnern und verwendet ihn zu Schiefertafeln, Fußböden, Mauern und Bekleiden von Wänden. Soll der S., welcher zur Dachbedeckung bestimmt ist, angenagelt werden, so muß er in der einen Ecke mit einem Loch versehen seyn, welcher Kopf genannt wird. Man ist der irrigen Meinung, daß wenn ein mit ihm bedecktes Haus in Brand gerathe, der S. sehr weit wegfliege; dies ist aber nicht der Fall; der S. wird nur durch die Hitze zerklüftet und springt dann 30—80 Schritte weit weg, indem er die Untenstehenden dadurch beschädigt. Schieferbrüche gibt es in vielen Ländern. Der berühmteste Schieferbruch Englands und wohl auf der ganzen Erde, ist der zu Banger in Caernarvonshire, der 3000 Menschen beschäftigt und an 500 Schiffe befrachtet. Der S. von Bangor hat den Vorzug, daß er sich mit großer Leichtigkeit in sehr große, dünne Tafeln spalten läßt und trotz seiner Dünne eine äußerordentliche Dauer besitzt. Seiner Leichtigkeit wegen eignet er sich zum Transport in fremde Länder. Große Blöcke von dichtem Korne mit wenigen Spaltungsflächen werden dort in Menge mit Sägen zu Kaminesimsen, Tischplatten u. dgl. verschnitten. Dachschiefer wird am Harz, am Rhein, im Thüringerwalde, am Fichtelgebirg, in Sachsen, in der Schweiz, in Frankreich gebrochen; einer der berühmtesten Thonschieferbrüche Italiens ist der von Lavagna in der Riviera di Levante, welcher seit Jahrhunderten die Dachplatten für Genua und seine beiden Rivieren liefert. In schieferarmen Ländern werden künstliche S. zum Dachdecken und Schreiben verfertigt.

Schiefer (in and. Bed.), 1) solche Theile des Eisens, welche sich bei der Verarbeitung, in Folge unganzer Stellen, von der Hauptmasse mehr oder weniger ablösen;— 2) bei Pferden s. v. a. Ueberbeine; — 3) enges Fischernetz; daher schiefern, mit diesem Netze fischen.

Schiefer (Geogr.), preuß. Dorf, Provinz Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Löwenberg; Mühlen; 160 Einw.

Schieferalaun (Min.), nach Justi, s. v. a. schuppiger Gyps (s. d.).

Schieferarten (Min. u. Geogn.), s. v. a. thonschieferartige Keramite: Thonschiefer, Wetzschiefer, Alaunschiefer, Kräuterschiefer, (Kohlenschiefer, Brandschiefer, Zeichenschiefer).

Schieferblau (Min.), s. v. a. erdige Kupferlasur, die manchmal zwischen den Blättern des Kupferschiefers gefunden wird.

Schieferblei, s. v. a. Bleischiefertafeln.

Schieferboden (bot. Term.), s. v. a. Solum schistosum.

Schieferbret, s. v. a. Schalbret.

Schieferbruch (Chir.), s. Bruch.

Schieferdach, s. Dach.

Schieferdecker, der Dachdecker, welcher die Belegung der Schieferdächer zu besorgen hat; bevor er dies thut, muß er sich sein Material gehörig auswählen und aussuchen, welches er dann mittelst des Schiefer- oder Dachdeckerhammers, d. h. eines Hammers, der auf der einen Seite eine schmale Bahn, auf der andern Seite eine scharfe Spitze hat, nach seinem Bedürfniß zurecht haut; ist dieses geschehen, so werden die Sparren mit Bretern benagelt und auf diese die Schiefer genagelt. Während des Deckens werden in die Sparren einzelne eiserne Haken in Form eines ⌐ genagelt, an welche später beim Ausbessern des Daches die Leitern gehängt werden. Da der S. gewöhnlich seine Arbeit auf Thürmen oder Dächern von Kirchen verrichtet und sie nicht anders als schwebend, oder auf Leitern stehend, oder sitzend verrichten kann, so wird ein Haken in der Form eines S, dessen eines Ende in ein Loch gehängt wird, welches in die Beschälung des Daches gehauen ist, befestigt, und an das andere Ende ein Rüstbock und die Leiter gehängt, auf welche er hinaussteigt, um sein Gewerbe, natürlich nur im Sommer, hoch über den Häuptern der Menschen zu treiben.

Schieferdecker (Biogr.), 1) Johann David, Orientalist, geb. 1672 zu Weißenfels, studirte zu Leipzig orientalische Sprachen, war dort einige Zeit Docent, ersetzte 1698 seinen mit Tod abgegangenen Vater am Gymnasium zu Weißenfels, wurde zu Jena Doktor der Theologie und † am 11. Juni 1712. Außer vielen Schulprogrammen schrieb er: Grammatica arabica breviter ac succincte ad captum nostratium accommodata, Zeitz, 12., 1 Bd. (ohne Datum); — Grammatica turcica breviter ac succincte etc., daf., 12. (ohne Datum); — De fructibus linguae arabicae; Leipz, 1692, 4.; — Nucleus institutionum arabiacarum enucleatus, variis linguae ornamentis atque praeceptis dialectae turcicae illustratus, Zeitz, 1695, 8.; — Beschreibung der Kirche Unserer lieben Frauen zu Weißenfels, 1703, 4.— 2) Kaspar S. von Wilckau, Rechtsgelehrter und Oberlandgerichtsadvokat des Fürstenthums Schweidnitz, geb. zu Breslau 1521, † daselbst 1631; machte sich durch mehre Schriften bekannt und war Mitglied der zu Anneci durch den Präsident Favre gegründeten Akademie.

Schieferdecker (Entom.), 1) Nachtfalterart, s. v. a. Hammerschmidt, Aglia tau L.; — 2) Tagfalterart, s. v. a. Pappelfalter, Limenitis populi.

Schiefereisen (Schmied.), breites Eisen mit scharfer Schneide an einer Stange, womit den Pferden die Spitzen der Schieferzähne abgehauen werden.

Schiefergebirg, überhaupt ein Gebirg, dessen Masse sich schieferartig gelagert hat;

eigentlich aber versteht man darunter das Thonschiefergebirg, das entweder seinen Ursprung dem Feuer verdankt, also plutonisch ist (als Urthonschiefer, Gneiß und Glimmerschiefer), oder dem Wasser, also neptunisch (Thonschiefer und Grauwackenschiefer). Die Formation selbst wird Schieferformation genannt.

Schiefergesteine (Geognos.), im Allgemeinen alle Gesteine, welche in ihrer Textur eine ächte Schieferung [s. Schichtung e] zeigen. Sie zerfallen in thonige S., welche die Schieferthone (s. d.) und die Thonschiefer (s. d.), also die den neptunischen Gebilden angehörigen Schiefer umfassen, und in krystallinische S., welche vorzugsweise den Namen Schiefergesteine führen. Sie bestehen aus krystallinischen Silikatgesteinen, deren chemische Natur u. gänzlicher Mangel an organischen Resten sie hinlänglich von den thonigen S.n und den Schichtgesteinen überhaupt, denen sie durch ihre Schieferung und Schichtung sich nähern, unterscheidet und sie den Massengesteinen nahe stellt. Sie treten in Ebenen weit seltener auf, als in Gebirgen, wo sie gewöhnlich den Boden für die Sedimentschichten abgeben. Ihre Schieferung scheint durch spätere Ereignisse sehr gestört worden zu seyn. Von Einigen werden sie für umgewandelte Schichtsteine (metamorphische Gesteine), von Andern für die älteste Erstarrungsrinde des Erdkörpers, von noch Andern für eruptiv (plutonisch) gehalten. Früher wurden sie mit dem größeren Theile der Massengesteine zusammen Urgebirge oder Primitivgesteine genannt. In der Regel herrscht ein derartiges Gestein in einem großen Gebiete vor, u. in dieses sind dann gewöhnlich andere S. in untergeordneter Weise eingebettet. Zu den herrschenden Gesteinen gehören Thonschiefer (Urthonschiefer), Glimmerschiefer, Gneiß und Granulit. Untergeordnet erscheinen Talk-, Chloritschiefer, Itakolumit, Eisenglimmer-, Kalkglimmer-, Alaun-, Kiesel-, Quarz-, Graphit-, Turmalin-, Hornblende-, Fleck-, Knotenschiefer nebst körnigem Kalkstein, Dolomit, Brauneisenstein, Magneteisenstein, Schalstein ꝛc. Sie liegen allerdings nicht in einer konstanten Reihenfolge nach bestimmten Gesetzen über einander, aber in den meisten Fällen wird der Gneiß, das am meisten krystallinische der Hauptschiefergesteine, mit seinen Begleitern zuunterst, darüber der Glimmerschiefer oder seine Vertreter u. zuoberst der versteinerungsleere Thonschiefer beobachtet. Letzterer aber schließt sich nicht selten so eng an die Grauwackengruppe an, daß eine Scheidung kaum möglich ist. Auch die untergeordneten Gesteine sind nicht streng an die einzelnen Hauptgesteine gebunden, aber doch kommen immer einige vorzugsweise im Gefolge der besonderen Hauptgesteine vor oder verbinden sich selbst zu mehrfach wiederkehrenden Formeln, so daß von dem Vorhandenseyn des einen oft auch auf das Daseyn des andern geschlossen werden kann. Wie schon erwähnt, enthalten sie keine eigenthümlichen organischen Reste. Das Verhalten gewisser glimmerschieferartiger Gesteine, die Belemniten ꝛc. führen, ist noch nicht genügend untersucht. In der Regel finden sich die krystallinischen S. in den Gebirgen, deren mehre (Erzgebirge, Riesengebirge, Böhmerwald, Alpen, Ural ꝛc.) vorzugsweise aus ihnen zusammengesetzt sind. Die Formen, in denen sie hier auftreten, hängen von dem Grade ihrer Erhebung ab, so daß sie im Erzgebirge flache Höhen, in den Alpen schroffe Felsspitzen, Nadeln ꝛc. bilden. Ihre Schiefertextur ist oft außerordentlich gebogen und gewunden, überhaupt gestörter, als die der Schichtgesteine. Oft zeigen sie den in den Schichtgesteinen seltenen Linearparallelismus, und sie ganz besonders werden von Massengesteinen, Erz- und Mineralgängen durchsetzt. Nur ganz ausnahmsweise enthalten sie Fragmente anderer Gesteine, und überhaupt geben sie den Anschein sehr hohen Alters. Die Verbindungsformeln, in denen die untergeordneten S. mit den Hauptgesteinen wenigstens oft auftreten, gestalten sich für den Thonschiefer so: 1) Der Schieferung parallel gestreckte Quarzwülste und Quarzschnüre, manchmal in durchsetzende Adern übergehend; 2) Quarzschiefer; 3) Kieselschiefer; 4) Alaunschiefer, meist mit dem Kieselschiefer verbunden; 5) Graphitschiefer; 6) Brauneisenstein; 7) feinkörniger Kalkstein oder Dolomit, manchmal vielfach in dünnen Lagen mit dem Thonschiefer wechselnd; 8) Hornblendeschiefer, oft mit Granaten und Magneteisenerz; 9) Grünstein und Grünsteinschiefer. Diese untergeordneten Massen sind sehr sporadisch im Gebiete des Thonschiefers vertheilt, und die härteren ragen oft als isolirte Kuppen aus demselben empor. Da, wo der Thonschiefer mit Eruptivgesteinen in Berührung tritt, erscheint er meist als Fleck- oder Knotenschiefer. Als Aequivalent des Thonschiefers und auch des Glimmerschiefers erscheinen oft Kalk- u. Chloritschiefer, wie in den Alpen und im Fichtelgebirge. Für den Glimmerschiefer: 1) Quarzwülste und Quarzschnüre wie im Thonschiefer, 2) Quarzschiefer, 3) Graphitschiefer, 4) Turmalinschiefer, 5) Gneiß, 6) Brauneisenstein, meist wohl umgewandelter Spatheisenstein, 7) Hornblendschiefer, oft mit körnigem Kalkstein, 8) körniger Kalkstein, Cipolin, Dolomit, 9) Hornblendefels, Granat, Magneteisenstein. Die Vertheilung dieser untergeordneten Glieder ist auch hier sehr sporadisch. Als Eruptivgesteine treten hier noch oft Porphyre und Granit auf. Talkschiefer, Talkkalkschiefer, Kalkglimmerschiefer (Alpen), Itakolumit und Eisenglimmerschiefer (Brasilien) erscheinen öfters als Aequivalente. Für den Gneiß: 1) Quarzwülste u. Quarzschnüre 2) Quarzschiefer, 3) Glimmerschiefer (bei Abnahme des Feldspaths), 4) Graphitschiefer, 5) Hornblendschiefer, 6) Felsitschiefer, in Granulit übergehend, 7) zahlreiche Gneißvarietäten (mit Epidot, mit grünem Glimmer, mit Hornblende, mit Talk ꝛc.), 8) Brauneisenstein, 9) körniger Kalkstein u. Dolomit. Die im Gneißgebiete häufigsten Eruptivgesteine sind Granite, Quarzporphyr, Eklogite u. Seropentine. Der Gneiß, der sich z. B. bei Freiberg gangförmig selbst durchsetzt, ist manchmal, wie am Thüringerwalde, gar nicht von Granit zu trennen. Wie die kry-

stallinischen S. häufig der Boden der Sedimentbildungen sind, so sind sie auch die Decke für die Eruptivgesteine, und nur manchmal, wie bei Münchberg im Fichtelgebirge, wo das Gneißellipsoid deutlich auf der Grauwacke liegt ꝛc., finden sie sich in anderer Stellung.

Schiefergeschworene, bei Bergwerken, wo Kupferschiefer gebrochen wird, s. v. a. Geschworene.

Schiefergrau (bot. Term.), Farbenbestimmung, s. v. a. Schistaceus.

Schiefergrün (Min.), s. v. a. erdiges Kupfergrün auf Schiefer.

Schiefergyps (Min.), s. v. a. schuppiger Gyps, s. Gyps.

Schieferhacke, Werkzeug, womit die Schieferschneider die Schiefersteine behauen; dasselbe besteht aus einer circa 14″ langen und 2½″ breiten Klinge, deren Rücken etwa 3 Linien dick ist; das Loch od. Oehr für den Stiel befindet sich ebenfals mehr am Rücken.

Schiefer Hals (Chir.), Caput obstipum, Cervix obstipa, Obstipas, Torticolis, dauernde fehlerhafte Richtung des Kopfes nach vorwärts, seitwärts und abwärts, manchmal bis auf die Schulter, wobei die Beweglichkeit des Kopfes beeinträchtigt oder aufgehoben ist. Dieser Zustand ist oft Folge von der schlechten Haltung des Kopfes in den Kinderjahren; außerdem entsteht er durch Zerstörung der Halshaut nach Verbrennungen, bei bedeutender Narbenbildung, bei Entzündung und Zerstörung der Halswirbel, seirrhösen Geschwülsten der entgegengesetzten Seite, Rheumatismen, Krampf der Halsmuskeln, Schwäche oder Lähmung derselben auf der entgegengesetzten Seite. Die gewöhnlichste Ursache liegt in einer abnormen Thätigkeit des Kopfnickers; man findet ihn auf der Seite, nach welcher der Kopf gezogen ist, strangartig gespannt, hart, unnachgiebig; versucht man, den Kopf in seine natürliche Richtung zu bringen, so spannt sich der Muskel noch mehr an. Dauert das Uebel länger, so entsteht stets Ungleichheit der Gesichtshälften. Die Heilbarkeit dieser Mißgestaltung hängt von der Ursache und Dauer derselben ab. Bei jungen Subjekten und, wenn der Grund in abnormer Muskelaktion liegt, ist die Vorhersage gut; haben die Halswirbel dagegen Veränderungen erlitten, so ist das Uebel unheilbar. Die Behandlung hat ebenfalls das Kausalmoment zu berücksichtigen. Bei abnormer Muskelthätigkeit sucht man den zusammengezogenen Kopfnicker zu erschlaffen, indem man erweichende Mittel einreibt; die erschlafften Muskeln der entgegengesetzten Seite dagegen sucht man durch flüchtige, stärkende Einreibungen von aromatischem Spiritus, Arak, Rum, durch die Anwendung der Elektricität oder des Galvanismus zur Kontraktion zu bringen. Ist es auf diese Weise gelungen, den Kopf in seine normale Stellung zu bringen, so erhält man ihn in derselben durch einen geeigneten Verband, welchen man längere Zeit liegen läßt. In den meisten Fällen ist diese Behandlung außerordentlich beschwerlich und langwierig und führt auch meistentheils nicht zum Ziele; durch die subkutane Durchschneidung des Kopfnickers kommt man rascher und sicherer zum Zwecke, und ist dieselbe das einzige Mittel in den Fällen, in welchen durch die Dauer des Uebels schon organische Veränderungen in der Struktur des Kopfnickers entstanden sind, welche jede Verlängerung desselben durch die angegebene Behandlungsweise unmöglich machen.

Schieferhammer, Hammer, der auf der einen Seite eine schmale Bahn, auf der andern Seite eine scharfe Spitze hat und womit der Schieferdecker die Kanten der Schiefertafeln zurechthaut. Beim Spalten der Flintensteine wird ebenfalls ein Hammer der S. genannt; s. Flintenstein.

Schieferhauer, Bergmann oder Hauer, welcher auf Kupferschieferflötzen arbeitet; er haut die Schieferblöcke heraus und spaltet sie dann auch selbst, oder sie werden von andern gespalten.

Schieferig, 1) (Geognos.), die Textur oder vielmehr Absonderung dünnplattiger Gesteine, der zufolge sie sich fortwährend in immer dünnere Blätter spalten lassen; vgl. Schieferung; — 2) (bot. Term.), s. v. a. Schistosus.

Schieferige Braunkohle (Min.), Varietät der Braunkohle, mit deutlicher Holztextur, ebenem Bruche, schieferiger Absonderung und schmutzig braunschwarzer Farbe. Schimmernd oder matt, zerklüftet an der Luft und zerfällt in kleine schieferige Stücke. Als jüngere Braunkohlenablagerung bei Utznach, Lausanne, Vevay, Lobsanne (Elsaß), in Steiermark ꝛc. S. Braunkohle.

Schieferige Hornblende (Min.), Varietät der gemeinen Hornblende (s. d.).

Schieferiger Chlorit (Geognos.), s. v. a. Chloritschiefer (s. d.).

Schieferiger dichter Kalkstein, s. Lithographischer Stein.

Schieferkalkstein, castkiller (Geognos.), auch Sparry-limestone, Glied der nordamerikanischen Grauwackegruppe (s. New-Yorksystem), besteht von oben nach unten aus 1) oberem Pentameruskalk; 2) Krinoideenkalk; 3) schieferigem Kalkstein (Delthyritskalkstein) und 4) schieferigem, thonigkieseligem Kalkstein voll Strophonema rugosa.

Schieferkohle (Min.), Varietät der Steinkohle, graulich- oder bräunlichschwarz, oftregenbogenfarbig angelaufen, fettglänzend, muschelig im Bruch, auch uneben und von dickschieferiger (eigentliche Schieferkohle) oder dünnschieferiger (Blätterkohle) Textur. S. Steinkohle.

Schieferkopf (Geognos.), vgl. Kupferschiefer und Zechsteinformation.

Schieferletten (Geognos.), ein schieferiger Letten, der den bunten Mergeln der Formation des bunten Sandsteins untergeordnet ist. Er ist von grauer oder grüner Farbe und wechsellagert in dünnen Lagen oft vielfach mit den rothen Thon- oder Mergelschichten. S. Bunter Sandstein und Trias.

Schiefermarmor (Min.), s. v. a. fester Kalkschiefer.

Schiefermergel (Geognos.), s. v. a. Juramergel, Glied der Oolithformation, s. d. und Juragruppe.

Schiefern, 1) splittern, sich in Blätter oder Splitter spalten; — 2) s. Huf; — 3) s. Schiefer 3).

Schiefernägel, die Nägel, womit man die Schiefer auf die Breter aufnagelt.

Schieferpapier, das mit gemahlenem Schiefer bestreute und mit Leim darauf befestigte starke Papier, worauf man zu schreiben pflegt und welches in Form der Schiefertafeln mit einer Einfassung von Papier versehen und so verkauft wird; ist es ganz fein und glatt, so kömmt es auch in die Brieftafeln als Pergament.

Schieferschneider, s. Schiefer (Technol.).

Schieferschwarz, gemahlener Thonschiefer, der als schwarze Anstreichfarbe gebraucht wird.

Schieferschwielen (Geognos.), s. v. a. die Schwielen (s. d.) des bituminösen Mergelschiefers; s. Zechsteinformation.

Schieferspalter, s. Schiefer (Technol.).

Schieferspath (Min.), s. v. a. blätteriger Aphrit oder schalig-blätteriger Kalkspath; s. Karbonspath.

Schieferstein, s. v. a. Schiefer.

Schiefersteinhygrometer, s. Hygrometer.

Schiefersteinkohle, s. Schieferkohle.

Schiefersteinprobe, s. Schiefer (Technologie).

Schiefertafeln, Tafeln, welche gewöhnlich da, wo die Brüche sind, gleich mit angefertigt werden, indem man um rechtwinkelig behauene Schieferplatten von schöner schwarzer Farbe, die sehr dünn und glatt sind, hölzerne Rahmen macht. Die S. werden hauptsächlich von den Kindern zum Rechnen und Schreiben gebraucht; dies Schreiben darauf ausführen zu können, gebrauchen die Kinder die Schieferstifte, welche besonders aus dem weichen Thonschiefer bei Sonneberg im Meiningenschen ꝛc. verfertigt werden.

Schiefertalk (Min. u. Geognos.), s. v. a. dichter Talk, der im Großen schieferig ist und bald als verhärteter Talk, bald als Talkschiefer erscheint.

Schiefertextur (Geognos.), s. Schieferig u. Schichtung, e).

Schieferthon (Geognos.), auch Schieferletten, schieferiger Thon, oft mit Glimmerblättchen oder Quarzsand, meist durch Oxydationsstufen des Eisens gefärbt. Er ist erdig und findet sich in vielen Flötzformationen, wie in der Braunkohlenformation (bituminös, Brandschiefer), in der Waldformation (mit Pflanzenabdrücken), in der Keuperformation, im Röth (nach Gutberlet s. v. a. die rothen Schieferthone und Mergel zwischen dem Muschelkalke und dem bunten Sandstein), im Rothliegenden und in der Kohlengruppe (Kohlenschiefer). Der S. geht endlich selbst in Thonschiefer über. Die feuchten und deshalb etwas schmierigen S.e heißen Letten.

Schieferung (Geognos.), s. Schichtung e).

Schieferviolet, ein Violet, das mehr ins Graue fällt und im Cochenillenbad gefärbt ist.

Schiefer von Glaris (Geognos.), auch Glarner-Schiefer, ein dunkler Thonschiefer im Kanton Glaris, mit zahlreichen Fischabdrücken, an denen er als Aequivalent der Kreidegruppe kenntlich wird. Vgl. Kreidegruppe.

Schieferwacke (Geognos.), im Fuldaischen s. v. a. der Hornschiefer oder Kieselschiefer.

Schieferweiß (Federweiß, unrichtig Haar- oder Federalaun), eigentlich gestoßener weißer Talk für ökonomischen und technischen Gebrauch. Zuweilen wird er ausgeglüht, um ihn zu entfärben und zugleich spröder und zerreiblicher zu machen. Rohen und gestoßenen Talk bringt man in großer Menge von Mautern in Steiermark, aus Tyrol, von Groß-Lukawetz in Böhmen, aus der Schweiz ꝛc. und verkauft ihn nach Centnern.

Schiefer Winkel, s. Winkel.

Schiefer zähne, s. v. a. Schiebezähne, s. Zähne.

Schiefe Schlachtordnung, s. Schlachtordnung.

Schieflage der Gebärmutter (Med.), s. Obliquitas uteri.

Schieflage des Kindes, s. Geburt.

Schiefliegendes Tretrad, großer, breiter, hölzerner, mit Leisten oder Staffeln versehener Ring, oder eine solche kreisförmige Scheibe; ist hier durch Arme mit einem schiefliegenden Wellbaume verbunden, ungefähr so, daß Ring oder Scheibe mit ersterem einen Winkel von 15—20° bilden. Um dasselbe in Bewegung zu setzen, sind Ochsen am besten; sie treten das Rad stets hinter sich herum, indem sie sich bestreben, die schiefe Ebene zu besteigen.

Schiefmaß, s. v. a. Schmiege 2).

Schiefperlen, s. v. a. Barockperlen.

Schiefstehen der Augen, s. Strabismus.

Schiefstehen der Gebärmutter, s. Obliquitas uteri.

Schiefstehen der Zähne, s. Zahnkrankheiten.

Schiefzahn (Säugeth.), Plagiodontia *Cuv.*, Gattung der Rosores *Cuv.*, der Ordnung der Nagmäuse und der Zunft der Wühlmäuse nach Oken, unter Mus *L.* Charakter: Vorderzähne gelb, die vordere Seite glatt, Backenzähne allenthalben 4, ohne wahre Wurzeln. Die Außenseite der obern Backenzähne, welche von vorn nach hinten an Größe abnehmen, hat nur eine Schmelzleiste, auf der Kaufläche aber zwei schräge Falten, die äußere von vorn nach hinten, die innere von hinten nach vorn gerichtet. Die Zähne im Unterkiefer sind fast von gleicher Größe, die Schmelzfalten minder schief, zwei an der innern, eine an der äußern Seite. In der Gestalt kommt die bekannte Art den Mäusen nahe, nähert sich aber sehr den Schweinsmäusen (Capromys). Schwanz kurzschuppig; Ohren klein, Augen mittelgroß. Füße fünfzehig; an den Vorderfüßen ist der Daum klein,

mit einem platten Nagel, die übrigen haben starke, aber dünne krumme Nägel, die beiden mittlern Finger länger; die fünf Zehen der Hinterfüße sind länger, die Nägel zusammengedrückt, gekrümmt, stark. Einzige Art: P. aedium Cuv., Capromys aedium Wagner, Cuniculus bahamensis Catesby, Schiefzahn der Häuser. Pelz oben hellbraun, unten mehr gelblich, die obern Theile dicht behaart, mit langen feinen grauen Haaren, mit rothgelber Spitze, andere Haare sind gröber, ganz schwarz und länger. An den untern Theilen sind die kürzern Haare ganz hellgelb, die längern weiß. Die Schnurrhaare sind stark, lang und schwarz. Der Schwanz ist nackt, mit ösrigen Schuppen bedeckt. Vaterland St. Domingo, wo sie Ratcayes oder Hausratten heißen. Sie nähern sich den Häusern und dringen in dieselben während der Nacht, leben paarweise von Wurzeln und Früchten, haben ein vortreffliches Fleisch und werden gegessen. Daher sind sie selten geworden. Körperlänge 1 Fuß, Schwanzlänge 5 Zoll. Cuv., Annal. des sc. nat., Bd. VI, 1836, Taf. 17.

Schiegau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neustadt; 250 Einw.

Schiekling (Min.), s. v. a. der Schneidestein oder Topfstein (s. d.).

Schiel (Geogr.), preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Warendorf; 370 Einw.

Schiel (Ichthyol.), s. v. a. Schill, gemeiner Sander, Lucioperca Sandra L.

Schieland, niederländ. Landstrich, Prov. Süd-Holland, zwischen der Maas und Yssel; Hauptstadt: Rotterdam.

Schield, William, s. Shield.

Schielen (Med.), s. Strabismus.

Schielen (in and. Bed.), 1) von Farben und gefärbten Dingen, s. v. a. Schillern; — 2) von einem Begriff, Urtheil, einer Definition, nicht genau bestimmt, nur zum Theil der Wahrheit gemäß seyn; — 3) in der Emailmalerei, wenn die auf schlechte Goldplatten aufgetragenen hellen Farben einen schwärzlichen Ueberzug erhalten.

Schieler (Schiller), der aus vermischten weißen und rothen Trauben gekelterte Wein.

Schielerstein (Min.), s. v. a. Labradorfelspath, s. Feldspath.

Schielkraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Chelidonium L.

Schielo, anhalt-bernburg. Pfarrdorf, Amt Harzgerode; Domäne; 490 Einw.

Schielohren, bei Pferden weit auseinander und zugleich in abweichender Richtung stehende Ohren, die zugleich ein starres Aussehen haben.

Schieloscher (Waarenk.), ein ganz vorzüglicher ungarischer Rothwein.

Schielowsee, s. Brandenburg (Geogr.).

Schiemann, auf Kriegsschiffen die Unteroffiziere, welche mit der Aufsicht des Tau- und Segelwerkes des Fockmastes betraut sind; die ihnen beigegebenen Gehülfen, welche ihrerseits das Takelwerk des Bugsprietes zu beaufsichtigen haben, werden Schiemanns Maten genannt, und die Matrosen, welche unter dem Befehl des S.s die Wache haben, heißen Schiemannsposten. Da der Bootsmann besonders das Tauwerk zu besorgen und unter seiner Aufsicht hat, so werden die ersteren auch Bootsmannsposten genannt. Diejenigen Matrosen, welche den Dienst in den Mastkörben und zur Regierung der oberen Segel haben, sind gewöhnlich die geschicktesten und heißen Marsposten.

Schiemannsgarn, s. Garn.

Schiemienan, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Neidenburg; 130 Einw.

Schienbein (Anat.), Tibia, einer der beiden den Unterschenkel bildenden Knochen, nach dem Schenkelbein der größte Knochen des Skeletes, ist von dreieckig prismatischer Gestalt und wird eingetheilt in den Körper und die Enden. a) Oberes Ende des S.es, Kopf, Caput tibiae, der dickste Theil des Knochens. Er besteht aus 2 verschmolzenen Gelenkknöpfen, Condyli tibiae genannt, die nach oben hin platt und ausgehöhlt sind, um den Kondylen des Oberschenkelknochens zur Aufnahme zu dienen. Die äußere dieser beiden Gelenkflächen, Cavitates glenoidales, liegt etwas höher und ist kürzer und flacher, die innere liegt tiefer und ist länger u. stärker ausgehöhlt. Zwischen den Gelenkflächen liegt eine rauhe Erhabenheit, die Eminentia media s. intercondyloidea. An der äußern Seite des obern Endes der Tibia liegt eine überknorpelte kleine Fläche, die Superficies glenoidalis lateralis s. peronaea, an welche sich das Köpfchen des Wadenbeines anlegt. In der Mitte der vordern Fläche ist ein starker Höcker, die Tuberositas s. spina tibiae, welcher in den Schienbeinkamm, die Crista tibiae, übergeht. b) Der Körper oder das Mittelstück des S.es ist dreieckig prismatisch und steigt gerade herab. Man unterscheidet an ihm: den vordern Winkel, Angulus anterior, gewöhnlicher Crista tibiae, eine scharfe Kante, die Fortsetzung des Schienbeinhöckers; einen äußern und innern Winkel; ferner eine hintere, innere und äußere Fläche. Die erstere hat eine schräg herablaufende rauhe Linie, Linea obliqua, von welcher der M. soleus entspringt, und ein Foramen nutritium. c) Unteres Ende des S.es, Basis tibiae, ist fast viereckig und dicker, als der Körper, aber schmäler, als der Kopf. An seiner inneren Seite liegt der innere Knöchel, Malleolus internus, dessen innere ausgehöhlte Fläche die Gelenkgrube für den Fuß bilden hilft und an seinem hintern Rande eine Furche, die Fossa malleoli interni, für den M. tibialis posticus und Flexor digitorum communis longus hat. Die äußere Seite ist dem Wadenbeine zugekehrt und zur Aufnahme desselben mit einem flachen Ausschnitte, der Incisura fibularis s. peronaea, versehen. Die vordere und hintere Fläche sind die breitesten, rauh, uneben und konver; die untere ist dem Fuße zugewendet, von vorne nach hinten ausgehöhlt, überknorpelt und bildet mit der inneren Fläche des innern Knöchels den größten Theil der Gelenkgrube für den Astragalus,

Schienbeinarterien (Anat.), s. Tibialarterie.

Schienbeinbruch (Chir.), s. Bruch.

Schienbeinhöcker
Schienbeinkamm, s. Schienbein.
Schienbeinkopf

Schienbeinmuskeln (Anat.), s. Anatomie, S. 773.

Schienbeinnerv (Anat.), s. Kreuzbeinnerven.

Schienbeinvene (Anat.), s. Anatomie, S. 799.

Schiene, 1) überhaupt ein langer, schmaler, dünner Gegenstand; — 2) (Anat.), s. v. a. Schienbein; — 3) s. v. a. Speiche; — 4) (Feruln, Chir.), Stäbe von Holz, auch von Pappe, Blech, Sohlenleder ꝛc., deren man sich bedient, um bei Knochenbrüchen die Knochen nach geschehener Einrichtung mittelst über sie angelegte Bänder in gehöriger Lage festzuhalten und die Verschiebung der Bruchenden zu verhüten; — 5) (Töpfer.), kleines, flaches Bret, um die Töpfe auf der innern und äußern Seite damit zu ebnen; — 6) (Siebm.), ganz dünne Holzstäbchen, woraus die hölzernen Siebe geflochten werden; — 7) Metallstab, der dazu dient, einen Gegenstand zu befestigen oder mehre Stücke zu verbinden, daher Rad-, Ax-, Ofen-S. ꝛc.; — 8) (Gelbg.), an der Drehbank ein wagerechter eiserner Stab neben der Decke, auf welchem die Dreheisen beim Drehen ruhen; kann mittelst einer Schraube höher oder niedriger gestellt werden; — 9) (Wasserk.), eisernes Band, womit der obere Theil der Kolbenröhre an dem Werkholze befestigt ist; — 10) (Art.), s. Lafete; — 11) (bot. Term.), s. Ocrea.

Schienen (Geogr.), bad. Pfarrdorf, Seekreis, Amt Radolphszell; 290 Einw.

Schienen (Technol.), s. Gewehrfabrik.

Schienendurchschlag, ein Spitzhammer, womit der Schmied die Löcher, welche er sich vorher mit dem Schienenstempel auf die Radschienen gestempelt hat, durchschlägt.

Schieneneisen, s. Stabeisen.

Schienenfaß, gewöhnlich ein von Holzschienen geflochtener Trog, worin die Kohlen zum Ofen gebracht werden.

Schienenholz (Schienenstöcke), dünne, gespaltene Reifstäbe, die man statt des Berohrens an eine Decke nagelt, um sie mit Gyps überziehen zu können. Auch benagelt man mit solchen Stäben hölzerne Gebäude, die man so berappen will, daß sie das Ansehen massiver Gebäude erhalten.

Schienennägel, 1) die mit breitem, dickem Kopfe, aber kurzem Stiele versehenen Nägel, welche man gebraucht, um die Schienen auf ein Rad zu nageln; — 2) kleine, dünne Nägel mit facettenartigen Köpfen, um schmale Holz- oder Metallstücke aufzunageln, besonders um Holzstäbe auf eine Wand zu nageln, über die ein starker Lehmüberzug gemacht werden soll.

Schienenruthe (Web.), s. v. a. Kettenruthe.

Schienenstempel, s. Schienendurchschlag.

Schienenwalze, s. Papiermühle.

Schienenweg, 1) s. v. a. Eisenbahn; — 2) Bahnen von Holz, welche man im 18. und auch noch im 19. Jahrhundert benutzte, die aber von den eisernen Schienen verdrängt worden sind. In den Bergwerken findet man sie mitunter noch.

Schienenzange, Zange, womit das Stabeisen beim Schneiden unter den großen Hammer gehalten und regiert wird.

Schienertsche Bergzeichnung, eine zu Anfang des 19. Jahrhunderts von dem damaligen preuß. Artillerielieutenant Schienert zu Berlin erfundene Art, Berge zu zeichnen, die sich, wie die lehmannische Bergzeichnungsmanier, auf das Verhältniß des Schwarzen zum Weißen, um die Böschungen der Berge anzugeben, gründet, aber leichter verständlich, obwohl minder schön als jene ist. Sie gibt 3° mit feinen punktirten Strichen, 5° mit schlichter und geschlängelt punktirten, 10° mit feinen geraden und punktirten Strichen abwechselnd, 15° mit feinen geraden, 20° mit feinen und groben geraden Strichen abwechselnd, 25° mit bloß groben geraden, 30° mit noch gröberen geraden Strichen, die andere feine rechtwinkelig weitläufig durchkreuzen, 35° mit eben solchen, von feinen dichter durchkreuzt, 40° mit sich schräg durchkreuzenden dichten Strichen, 45° mit ganz schwarz; überhängende Felsenwände werden mit Karmin angegeben, die Höhen, auch auf dem Gipfel derselben, mit Zahlen bezeichnet.

Schienfleck (Landw.), s. v. a. Brandfleck.

Schienhaken, ein ungefähr 2 Ellen langer Haken, welcher in Hüttenwerken am Gebläse der Art angebracht ist, daß unten der Schemel, oben der Hängehaken des oberen Balgbretes daran befestigt wird.

Schienkraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Chelidonium L.

Schienschrauben, um eiserne oder hölzerne Schienen an etwas zu befestigen, bedient man sich der S.; es sind dies Schrauben mit platten Köpfen und einem Einschnitt zum Anpacken mit dem Schraubenzieher.

Schleppa (ital., Ichthyol.), s. v. a. Alose, Clupea Alosa L.

Schlevzig, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Saalkreis; 210 Einw.

Schl'er (arab.), s. v. a. Poesie.

Schlier (Biogr.), Chr. Samuel, Belletrist, 1791 zu Erfurt geboren, war früher Chorknabe, diente 1813—15 als preußischer Freiwilliger, war dann in Jena Mitglied der Burschenschaft und bei dem Wartburgsfest 1817 kompromittirt, weshalb er nach Amerika ging. Im J. 1820 von da zurückgekehrt, lebte er zu Köln, wo er 1825 †. Schrieb Romane (Sonnenwenden, Erf. 1815; — Die Fischer, Erf. und Gotha 1717, u. A.) und Dramen (Huß, Gotha 1819; — Raphael Mengs, Köln 1822; — Palestrira, das. 1825, u. A.).

Schlier, 1) schnell, plötzlich; — 2) glänzend hell, lauter, rein; — 3) s. v. a. Klar, s. Leinwand.

Schlerau, preuß. Dorf, Prov. Sachsen,

R.-B. Merseburg, Kr. Bitterfeld; Rittergut; 260 Einw.

Schieren (Geogr.), holst. Dorf, Amt Traventhal; 230 Einw.

Schieren (adjekt.), 1) s. v. a. schüren; — 2) etwas genau betrachten und untersuchen, ob es aut sey.

Schierensee, holst. Gut, Amt Bordesholm; 100 Einw.

Schierhammer, in Blechhämmern der vom Wasser getriebene 15—18 Pfd. schwere Hammer mit gut verstählter und glattpolirter Bahn, mit welchem die Beulen in den Messingschalen geebnet werden.

Schierholz, gewöhnlich tadelfreies glattes, sowohl weiches als hartes Holz, an dem weder Knorren, noch Auswüchse zu bemerken sind.

Schierhütte, s. Vitriolsiederei.

Schieritz, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 260 Einw.

Schieringer (d. i. Kuttel- oder Fleckenhändler, Gesch.), Name einer Partei in Ostfriesland, gegen die Vetkopers (d. i. Händler mit fetten Ochsen). Diese waren Landadelige, die sich mit Viehzucht beschäftigten, die S. Städter, welche mit ausgeschlachtetem Vieh, Butter, Käse ꝛc. handelten. Im 15. Jahrhundert wurde ihre Zwietracht politisch. Die S. riefen die Vermittelung des Kaisers an, vereinigten sich später aber mit den Vetkopers gegen Heinrich, den Sohn des von Kaiser Maximilian eingesetzten Statthalters, Albrechts des Beherzten von Sachsen, den dieser als Statthalter in Friesland zurückgelassen hatte. Die Empörer wurden indeß von Albrecht 1500 bei Gröningen geschlagen.

Schierke, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Wernigerode, an der kalten Bude, im Brockengebirge; Eisenhüttenwerk, Mahl- und Sägemühle; 300 Einw.

Schierl, Joseph, Bildnißmaler, arbeitete in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in München, malte meistens Bildnisse, noch um 1835. Wir haben von ihm ein radirtes Blatt nach A. del Sarte, eine heil. Familie vorstellend.

Schierling (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Conium L. — Geflecter oder großer Schierling, s. v. a. Conium maculatum L. — Kleiner oder Garten-Schierling, s. v. a. Aethusa Cynapium L. — Wasserschierling, s. v. a. Cicuta L. und Cicuta virosa L.

Schierling (Geogr.), bayer. Pfarrdorf (Marktfl.), R.-B. Niederbayern, Herrschaftsgericht Zaitzkofen; 2 Kirchen, Mühle; 1170 Einw. Hier Treffen am 20. April 1809.

Schierlinger, Franz, Ingenieur und Architekt, geboren zu Eibelstadt bei Würzburg 1790, studirte zu Würzburg die Rechtswissenschaft, dann zu München die Baukunst, wurde in das Bureau der k. Bau-Inspektion aufgenommen und unterzog sich schon 1813 der öffentlichen Prüfung für den Straßen- und Wasserbau. Im folgenden Jahre ernannte ihn der Großherzog von Würzburg zum Wasserbau-Ingenieur, 1818 wurde er zum k. bayerischen Kreis-Ingenieur befördert, und 1827 kam er als Bezirks-Ingenieur nach Bamberg, wo er die schöne Kettenbrücke erbaute, welche andere derartige Aufträge zur Folge hatte. Sein Werk ist auch der Schleusenbau zu Schweinfurt, der Bau der Mainbrücke bei Marktheidenfeld, die Anlage mehrer Straßen und die Korrektion des Maines. S. wurde 1834 k. Kreisbaurath und 1833 Vorstand der obersten Baubehörde in München.

Schierlingsäure, s. Koninsäure.

Schierlingseule (Ornith.), s. v. a. kleiner Kauz, Noctua acadica *Savign.*

Schierlingsextrakt (Extractum Conii, Pharmac.), der ausgepreßte Saft des Schierlings, s. Extraktbereitung.

Schierlingskraut (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Conii, s. Conium maculatum L.

Schierlingspflaster (Emplastrum Conii, Pharmac.), wird auf die Weise bereitet, daß man 1 Pfd. gelbes Wachs, ½ Pfd. Kolophonium, eben so viel Baumöl bei gelinder Hitze zusammenschmilzt und der etwas abgekühlten Masse 1 Pfd. Schierlingskrautpulver zumischt.

Schierlings-Reiherschnabel (Bot.), s. v. a. Erodium cicutarium *Sm.*

Schierlingssilge (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Conioselinum *Hoffm.*

Schierlingsstoff (Chem.), s. v. a. Koniin.

Schierlingstanne (Bot.), s. v. a. Pinus canadensis L.

Schierloh (Geogr.), 1) hannöv. Bauernschaft, Osnabrück, Amt Iburg; 150 Einw.; — 2) preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, B.-B. Münster, Kr. Tecklenburg; 110 Einw.

Schiermonnikoog (Schiermontgkoeg, Schiermond), kleine niederländ. Insel, Prov. Friesland, an der Nordküste derselben, Bez. Leruwarden, gegenüber vom Lauwer-Zee, in der Nordsee, von Friesland durch die Meerenge Warten (Wadden) getrennt, hat etwa 1 Stunde im Umfang; Leuchtthurm, Viehzucht, Fischerei; 1080 Einw.; mit gleichnam. Dorf, in zerstreuten Häusern. Die Einw. reden einen eigenthümlichen Dialekt.

Schierneichen, lippe-schaumb. Dorf, Amt Stadthagen; 180 Einw.

Schierokau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Lublinitz; Schloß, 2 Vorwerke, Potaschesiederei, Kalkofen; 440 E.

Schiers (Schierfch), schweiz. Dorf, Kant. Graubünden, an der rechten Seite der Landquart, nordöstl. von Chur; mit Lunden, Fajauna, Maria, Montagna und Buserein 1580 Einw.; Hauptort des gleichnam. Hochgerichts im Zehngerichtenbund, das einen Theil des Prettigau bildet und 3000 reformirte, deutschredende Einw. zählt. Dabei der Paß Klus, der vom Prettigau nach Mayenfeld führt.

Schierschnitz, sachsen-meining. Dorf, Amt Sonneberg; 180 Einw.

Schiersfeld, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kant. Obermoschel; 500 Einw.

Schierstädt (Groß-S.), preuß. Pfarrdorf, Provinz Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kreis

Aschersleben, am Einfluß der Eine in die Wipper; Mahl- und Oelmühle; 500 Einw.

Schierstein, nassau. Pfarrdorf, Amt Wiesbaden, am Rhein; Weinbau; 600 Einw.

Schiertz, Wilhelm, Maler aus Leipzig, genoß in Dresden den Unterricht des Professors Dahl und widmete sich mit größtem Erfolge der Landschaftsmalerei. Es finden sich von ihm auch mehre Seestücke, welche, wie seine Landschaften, meist an Norwegen erinnern, weil er dieses Land bereiste. Er fertigte für Dahl viele Zeichnungen von architektonischen Denkmälern der Holzbaukunst, die unter dem Titel: Denkmale einer ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens, 3 Hefte mit Text, 1837 erschienen.

Schierwaldenrath, preußisches Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kreis Heinsberg; 280 Einw.

Schierzig (Sierczy), preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Meseritz; 330 Einw.

Schierziger Hauland (Sieckie olendry), preuß. Hauland, Provinz und R.-B. Posen, Kr. Meseritz; 330 Einw.

Schiesl, Ferdinand, Zeichner, Kupferstecher und Maler, 1775 in München geboren und daselbst von Mettenleiter unterrichtet, war einer der Ersten, die in der Lithographie sich einen Namen machten. Er zeichnete mit der Feder auf Stein, anfangs Karrikaturen, bildliche Darstellungen von Sprüchwörtern, Volksscenen, Bildnisse und andere Gegenstände. Seine Blätter, besonders die früheren, gehören zu den Inkunabeln der Lithographie und verdienen als solche Beachtung. Besonders sind die Sprüchwörter gut auf Stein gezeichnet und in der Weise Mettenleiters komponirt. Dann malte er auch in Aquarell und einige Kopien in Oel. S. † um 1820.

Schiesuetitz (Zizuetice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrschaft Deschenitz; 160 Einw.

Schießbaumwolle (explodirende Baumwolle, poudre coton), ein von Schönbein und Böttger 1846 erfundenes Präparat aus Baumwolle, welches statt des gewöhnlichen Schießpulvers zum Schießen verwendet werden kann. Schönbein sowohl als Böttger hielt die Erfindung geheim; der Apotheker Dr. Hoffmann zu Homburg v. d. H. erfand darauf ein Präparat, das er für vollkommen dasselbe hielt, welches Böttger und Schönbein lieferten, und mit dem er Verbrennungs- und Schießversuche anstellte, die aufs Eklatanteste ausfielen. Bei einer Entfernung von 120 Schritten durchdrang eine Kugel in gerader Richtung drei Bohlen, welche nicht splitterten, und das Loch, welches die Kugel bewirkte, erschien gleichsam durchbohrt. Die Abfeuerung mit Zündhütchen verursachte bei Anwendung von Büchsen, die bei einer solchen Entfernung, mit Schießpulver geladen, beträchtlich stoßen, durchaus keinen Rückstoß. Der Lauf blieb vollkommen rein, wurde auch nicht im Geringsten angegriffen. Die Schießversuche wurden mit 5—6 Gran angestellt. Männer vom Fache, welche diesen und den böttgerschen Versuchen beigewohnt, fanden zwischen diesem und dem böttgerschen Präparat keinen Unterschied, insbesondere rücksichtlich der Weiße der Farbe, der äußerst lockeren Beschaffenheit, des Entflammens mit einem glimmenden Körper und der vollkommen blitzschnellen Verbrennung auf Papier oder auf der Hand, ohne Entzündung und Verkohlung des Papiers, ohne schädliche Einwirkung auf die Unterlage, ohne Rücklassung eines Rückstandes, Rauches oder sonstiger belästigender Gasarten. Bei der Verbrennung der S. unmittelbar über Schießpulver verbrannte dieses nicht, wohl aber entzündete letzteres die Baumwolle. Das Präparat, wenn es mit Wasser wieder ausgewaschen und getrocknet ist, verliert weder durch Salpetersäure, noch durch Kalilauge seine explodirende Eigenschaft und Kraft. Durch Schlag explodirt diese Baumwolle nicht. Vollkommen unabhängig von Schönbein u. Böttger, auf eine Beobachtung von Pelouze oder Braconnot fußend, erfand Professor Otto in Braunschweig eine explodirende Baumwolle, deren Bereitungsart er zur Kenntniß des Publikums brachte. Zur Darstellung der S. wird nach Otto's Verfahren gewöhnlich gut gereinigte, an ihren fest zusammenhängenden Theilen ganz entwirrte Baumwolle etwa eine halbe Minute in höchst koncentrirte Salpetersäure (die Säure, deren sich Otto bedient, ist durch Destillation von 10 Theilen getrocknetem Salpeter und 6 Theilen Vitriolöl bereitet), dann sofort, um sie von der anhängenden Säure völlig zu befreien, in öfter zu erneuerndes Wasser getaucht und hierauf getrocknet. Die kleinste Menge dieses Präparats explodirt, wenn sie auf einem Amboß mit dem Hammer geschlagen wird, wie Knallqueckſilber; mit einem glimmenden Körper entzündet, brennt es wie Schießpulver, und in einem Gewehre leistet es in weit kleinerer Gewichtsmenge vollkommen das, was Schießpulver leistet. Man macht aus dieser Baumwolle einen Pfropf, stößt diesen in den Lauf, setzt einen Papierpfropf und dann die Kugel auf. Die Explosion des Zündhütchens bringt die Baumwolle zum Explodiren. Professor Otto macht mehre Versuche, die alle vollkommen gelangen. Kaum war die Bereitungsweise der S. nach Otto's Verfahren bekannt geworden, als man sich beeilte, mit derselben an vielen Orten Versuche anzustellen, von welchen einige anzuführen nicht unzweckmäßig seyn dürfte. Professor Kaiser zu München, der die S. nach der eben angegebenen Vorschrift darstellte, machte mit dem Rektor der polytechnischen Schule auf der Schießstätte damit mehre Probeschüsse aus einem Zimmerpistole, einem Scheibenpistole und einem Bürschstutzen, wobei das Präparat sich vollkommen bewährte. An der Mündung der Gewehrläufe war weder Rauch, noch Feuer wahrnehmbar und der Rückstoß der Gewehre durchaus nicht fühlbar. Die Ladung des Zimmerpistols betrug $^2/_{10}$ Gran Baumwolle, welche die Kugel durch zwei hinter einander gestellte Bretter von hartem Holze auf 10 Schritte Schußweite schlug. Das Scheibenpistol wurde mit einem Gran (16 Gran = 1

Gramme), dann 2 und 3 Gran Baumwolle geladen. Ein Gran schlug die Kugel auf 18 Schritte Entfernung 3 Linien tief; 2 und 3 Gran schlugen auf gleiche Entfernung 12 und 15 Linien; 3 Gran auf 45 Schritte Entfernung 12 Linien durch die Scheibe. Der Bürschstutzen wurde mit 6, 8 und 9 Gran Baumwolle geladen; 6 Gran machten die Kugel auf 86 Schritte 20 Linien, auf 100 Schritte 18 Linien; 8 Gran auf 100 Schritte 29 Linien tief in das Holz, 9 Gran auf 150 Schritte noch in den Pflock hinter der Scheibe eindringen. Die Kugeln bei dem Scheibenpistol und dem Bürschstutzen wurden mit geschmierten Pflastern umgeben, und dennoch konnte auch die geringste Beschmutzung der Gewehrläufe nicht wahrgenommen werden. Nach in Nürnberg angestellten Versuchen hielt die Schützengesellschaft der Vorstadt Wöhrt ein Baumwollenschießen, welches zu folgenden Beobachtungen Veranlassung gab: Die Ladung betrug 6 Gran, und die Kugel schlug auf 145 Schritte durch eine dreizöllige Scheibe und durch 4 zweizöllige Bohlen, die in Zwischenräumen von 4 Zollen hinter einander aufgestellt waren, mit solcher Kraft, daß sie an der 10 Schritte dahinter stehenden Mauer sich zur Stärke eines dicken Papiers abplattete. Das Blei der Kugel war nicht, wie beim Schusse mit Pulver, oxydirt und daher grauschwärzlich, sondern erschien wie polirt und wie Zinn. Wurde die Kugel sehr fest auf die Baumwolle aufgesetzt, so durchdrang sie bei demselben Gewichte des Präparats nur 2—3 Bohlen, locker aufgesetzt, entwickelte dieses seine volle Wirksamkeit. Hieraus folgt, daß durch zu starkes Zusammenpressen die Geschwindigkeit des Verbrennungsprozesses gehemmt wird, die Gase sich in verschiedenen Momenten entwickeln und die Wirkung gebrochen wird. Nachdem aus derselben Büchse in kurzer Zeit 14 Schüsse hinter einander gemacht waren, zeigte es sich, daß die Temperatur des Laufes und des Schaftes für das gewöhnliche Gefühl nicht erhöht war. Die sorgfältigste Reinigung des Laufes nach diesen 14 Schüssen ergab, daß die weiße Leinwand nur einen schwachen gräulichen Anflug zeigte, etwa, wie wenn man damit über eine Fensterscheibe hinweggefahren wäre. Der Knall der Explosion ist höchst unbedeutend, kaum stärker als der der alleinigen Kapselentzündung. Weder Rauch, noch Flamme konnte bei genauer Beobachtung, freilich bei einem trüben Tageslicht, an der Mündung des Laufes erkannt werden. Rückstoß der Waffe wurde auch hier nicht gefühlt. Diesen und andern Erfahrungen gegenüber sprach der kieler Professor Himly der S. in ihrer Anwendung bei Geschütz eine ersprießliche Verwendung ab. Seiner Ansicht nach entzündet sich die S. bei einer viel niedrigeren Temperatur als Schießpulver, und man wird daher aus demselben Geschütze bei Weitem nicht so viele Schüsse hinter einander thun können, als bei Pulverladungen, ein Mangel, der schon bei letztern sehr fühlbar ist. Er fand ferner, daß sich beim Verbrennen eine bedeutende Menge Wasser erzeuge, was vielleicht nur in der mangelhaften Beschaffenheit des Präparats, dessen sich Himly bediente, seinen Grund hat, und daß die Explosivkraft, den Versuchen und der Berechnung nach, bedeutend geringer sey, als beim Schießpulver. Dagegen hat Otto auch bei grobem Geschütz die S. mit Erfolg angewendet. Es geschahen aus einem schweren Sechspfünder mit 12 und 16 Loth des Präparats auf 800 und 1000 Schritte Entfernung 4 Schüsse. Ein Artilleriemajor, welcher den Versuchen beigewohnt, bezeugt: Die Wahrscheinlichkeit des Treffens war vollständig gleich der, welche aus Geschützen von demselben Kaliber, mit zwei Pfund Geschützpulver geladen, gleichzeitig erzielt wurde. Eben so ließen gleiche Endschußweiten auf eine der Pulverladung gleichkommende Anfangsgeschwindigkeit, resp. Durchschlagkraft schließen. Trotz der sorgfältigsten Untersuchung fand sich keine Spur von Rückstand im Rohre; auch fand keine Art von Dampfentwickelung bei der Verbrennung der Baumwolle Statt. Dr. Knop, Assistent am chemischen Laboratorium zu Halle, der das von Otto angegebene Verfahren nicht für befriedigend hält, schlug eine einfache Methode vor, eine im höchsten Grad explodirende Baumwolle darzustellen, ohne daß er jedoch sein Mittel als das v. Schönbein angegebene betrachtete. Schönbein selbst hält seine Erfindung zwar geheim; allein das englische Patent, welches der gelehrte Professor auf den Namen John Taylor auf seine Erfindung genommen, definirt seine Erfindung dahin: Zubereitung explodirender Stoffe, die als Ersatzmittel für Schießpulver und beim Sprengen und Schießen gebraucht werden mögen. Man gewinnt sie durch Behandlung von Stoffen aus dem Pflanzenreiche mittelst Salpeter- und Schwefelsäure. Er zieht Baumwolle zu diesem Zwecke andern Stoffen vor, da sie ohne fremde Beimischung eingeführt wird. Die Salpetersäure von 1,45 — 1,50 spec. Schwere wird mit Schwefelsäure von 1,85 spec. Schwere im Verhältniß von 1:3 in einem passenden, von den Säuren nicht angreifbaren Gefäße gemischt. Da durch die Mischung eine große Hitze erzeugt wird, so läßt man die erstere 60 — 50° Fahrenh. abkühlen. Dann taucht man die trockene Baumwolle hinein und rührt sie mit einem Glasstäbchen, oder einem andern, durch die Säuren nicht leidenden Instrumente um. Die Säuren werden alsdann abgelassen, und die Baumwolle wird zur Entfernung der Säuren zusammen gepreßt, worauf man sie etwa eine Stunde in dem Gefäß stehen läßt. Sie wird nun mit frischem Wasser so lange ausgewaschen, bis die gewöhnliche Probe mit Lackmuspapier kein Anzeichen mehr von dem Daseyn der Säuren kundgibt. Um etwa noch zurückgebliebene unverbundene Theilchen der Säuren fortzuschaffen, taucht der Erfinder die Baumwolle in eine schwache Auflösung kohlensauren Kali's (1 Unze kohlensaures Kali auf 4 engl. Quart Wasser) und trocknet sie durch Pressung wie zuvor. Die Baumwolle besitzt jetzt eine stark explodirende Kraft und kann in diesem Zustande benutzt werden. Um ihre Explosivkraft aber noch mehr zu erhöhen, wird sie in eine schwache Auflösung von salpetersaurem

Kali gethan und endlich in einem Zimmer getrocknet, das mittelst Dampf oder heißer Luft auf etwa 150° Fahrenh. erhitzt ist. Der Erfinder bemerkt, daß Salpetersäure allein schon zur Verfertigung der vegetabilischen Schießstoffe hinreicht, daß aber seiner Erfahrung nach der so fabricirte Artikel kostspieliger und weniger gut ist. Für den Gebrauch der S. ist zu bemerken, daß drei Gewichtstheile derselben die nämliche Wirkung hervorbringen, als acht Gewichtstheile des bei der englischen Artillerie üblichen Schießpulvers. Die in der obigen Art zubereitete Baumwolle kann sogleich in ein Geschütz, ein Militärgewehr, oder eine Vogelflinte geladen und zu Patronen verarbeitet, oder in Zündhütchen angewandt werden. Versuche, welche im Beisein von Böttger mit der schönbeinschen S. in Mainz von der Bundeskommission angestellt wurden, lieferten folgende Ergebnisse: Zum Sprengen erweist sich dieses Präparat als ein mit überwiegendem Vortheil anzuwendendes Surrogat des Schießpulvers; für den Dienst in Kasematten und auf Schiffen würde dasselbe gleichfalls verwendet werden können, da mit dem Abbrennen des Gewehrs oder Geschützes kein Rauch verknüpft ist, die S. auch nicht die mindeste Unreinigkeit zurückläßt. Ihre Brauchbarkeit für diesen Zweck, so wie überhaupt für den Feld- und Festungsdienst knüpft sich aber an die Vorbedingung, daß das Präparat durch längere Aufbewahrung oder durch den Einfluß der atmosphärischen Luft an Kraft nichts einbüßt. Die von der Artillerie im Hofraum des k. k. Zeughauses zu Wien und auf der Simmeringer-Haide angestellten Versuche mit der S. ergeben zwar im Ganzen genügende Resultate, indessen ging der Antrag des F.M.L. Baron Simmen bei dem Generaldirektor der Artillerie, dem Erzherzoge Ludwig, dahin, daß wegen der Unsicherheit in der Behandlungsweise der S. beim Verpacken und Transportiren und des auf die Pulverschleimung berechneten Spielraums der Geschützrohre vor der Hand eine ordnungsmäßige Verwendung der neuen Erfindung für die Artillerie nicht rathsam sey, sondern die Einführung der S. bei der Armee nur das Ergebniß vielseitiger Erfahrungen und einer anderseitigen Praxis seyn könnte. Doch wäre dieselbe auch schon jetzt in solchen Fällen in Anwendung zu bringen, wo ein Truppenkörper, von Munition entblößt, sich den Schießbedarf in aller Eile selbst bereiten kann. Auch in der englischen Armee ward die Einführung der S. verworfen.

Das preuß. Militärwochenblatt hat die Frage, ob die S. zu militärischen Zwecken brauchbar sey, wie folgt beantwortet: Das Charakteristische der Wirkung der Baumwolle besteht darin, daß bei ihrer Verbrennung im Vergleich zum Schießpulver zwar mehr Gas, aber langsamer als bei diesem entwickelt wird, während die Knallpräparate weniger Gas, aber viel schneller als das Schießpulver entwickeln, so daß dieselbe in dieser Beziehung etwa in der Mitte zwischen beiden steht. Als Belege mögen folgende Erfahrungen dienen. Obgleich die Baumwolle in Feuergewehren kräftiger als das Schießpulver wirkt, vermochten kleine, mit Baumwolle geladene Raketen einen leichten Pendel, an welchen sie befestigt wurden, beim Abbrennen nicht in Bewegung zu setzen, während dieselben, mit Pulver geladen, einen Ausschlagwinkel des Pendels bis 26° ergaben. Baumwolle, in Rohren festgepfropft, verbrennt überaus langsam und gibt einen sehr matten Feuerstrahl, etwa wie die Flamme eines brennenden Lichtes. In Gewehre geladen, gibt die Baumwolle fast gar keinen Rückstoß, während der Ausschlagwinkel des pendelartig aufgehängten Gewehres bei dem Abfeuern dem ziemlich nahe kommt, den man erhält, wenn das Gewehr eine zur Hervorbringung derselben Anfangsgeschwindigkeit entsprechende Pulverladung erhält. Endlich wird im Vergleich zum Pulver die Wirkung bei Anwendung der Baumwolle durch ein größeres Gewicht des Geschosses, überhaupt durch eine festere Einschließung mehr gesteigert. So erhielt man z. B. beim Gewehrpendel mit einer Ladung von 30" Baumwolle mit einer Kugel eine Anfangsgeschwindigkeit 813'; bei Anwendung eines $1^1/_2$ Kugelschweren Bleicylinders 1565', mit einem 2 Kugel schweren Bleicylinder 1506'. Mit dieser langsamen Gasentwicklung ist eine geringe Wärmeentbindung verbunden, so daß Flintenläufe nach 20 und mehr Schüssen noch nicht warm wurden und metallene Röhren, voll Baumwolle geschlagen, beim Abbrennen in der bloßen Hand gehalten werden können, während dieselben, voll Pulver geladen, beim Abbrennen rothglühend wurden. Diese Eigenschaften der Baumwolle gewähren in der Praxis den sehr erheblichen Vortheil, daß bei ihrer Anwendung die Geschützrohre nicht nur weniger erhitzt, sondern überhaupt weniger angegriffen werden, als bei den Pulverladungen. Flintenläufe rosten jedoch bei Benutzung der Baumwolle stärker, wenn sie nach dem Schießen nicht sorgfältig gereinigt werden. Außer dem sehr geringen Rückstoß gewährt die Baumwolle aber noch den Vortheil, daß beim Schießen kein Rückstand in den Läufen zurückbleibt, und daß kein Rauch erzeugt wird. Man hat jedoch die Bemerkung gemacht, daß nach einigen, in einem geschlossenen Raum geschehenen Schüssen sich ein sehr durchdringender, säuerlicher Geruch fühlbar machte und die Augen der Anwesenden ungemein angegriffen wurden. Zum Vergleich der Wirkungen der Baumwolle und des Pulvers sind die berechneten Anfangsgeschwindigkeiten benutzt worden, wie sie sich bei einem zweckmäßig eingerichteten Gewehrpendel herausgestellt haben. Die Ergebnisse sind jedesmal das Mittel aus 5 Schüssen. Man erhielt

beim Gewehrlaufe:

mit	160	Gr. Gewehrpendel	1176,8	Anfangsgeschwindigkeit,
	100	"	1133,7	"
	30	" Baumwolle	1026,5	"
	20	"	1764,7	"

beim Karabinerlaufe:

mit	120	Gr. Gewehrpendel	1034,6	Anfangsgeschwindigkeit,
	30	" Baumwolle	1085,8	"
	20	"	539,4	"

beim Pistolenlaufe:

mit	120	Gr. Gewehrpendel	777,6	Anfangsgeschwindigkeit,
	30	" Baumwolle	890,3	"
	20	"	638,0	"

Der Vorzug der Baumwolle scheint sich demnach besonders bei kurzen Rohren auszusprechen. Bei einem eisernen Probirmörser ergab die Baumwolle bei 3 Loth Ladung eine um 40 Schritte größere Wurfweite, als das Gewehrpulver bei 9 Loth Ladung. (Hierbei wäre noch zu erwähnen, daß bei Gewehr und Geschütz die zur Hervorbringung derselben erforderliche Quantität Baumwolle ziemlich genau dasselbe Volumen hat, wie die entsprechende Pulverladung. Baumwolle, wenn sie stark zusammengepreßt ist, fängt sehr schwer Feuer und explodirt nicht, sondern brennt mit geringer Energie, eine Eigenschaft, die für die Aufbewahrung und den Transport des unverarbeiteten Materials sehr wichtig werden kann. Durch einen heftigen Schlag entzündet sich die S. nur, wenn sie in einer dünnen Schichte ausgebreitet ist. Wenn die Baumwolle gegenwärtig noch bedeutend theuerer als das Pulver ist, läßt sich doch nicht übersehen, daß dieselbe bei einer zweckmäßig eingerichteten Fabrikation im Großen, im Verhältniß zur Wirkung, mindestens für denselben, wenn nicht für einen geringern Preis als das Pulver herzustellen seyn wird. Bei diesen, in manchen Beziehungen allerdings sehr erheblichen Vorzügen haben sich aber auch nachstehende Mängel herausgestellt: 1) Die Baumwolle wirkt ungleichmäßiger als das Pulver. Die Ungleichmäßigkeit hat ihren Grund darin: a) daß es nicht leicht ist, jedesmal Baumwolle und Säuren von gleich guter Beschaffenheit zu erhalten. — b) Daß eine gleichmäßige Fertigung sehr großen Schwierigkeiten unterliegt. Die Baumwolle wirkt nämlich verschieden, je nachdem sie kürzer oder länger in der Säure gelegen, je nachdem diese mehr oder weniger rein, mehr oder weniger koncentrirt war (Baumwolle, mit frischen Säuren präparirt, gab 1029,2°, mit bereits einmal benutzter Säure hergestellt, 917,8° Anfangsgeschwindigkeit), je nachdem die präparirte Baumwolle mehr oder weniger gut ausgewaschen ist, je nach der Temperatur, bei welcher dieselbe getrocknet worden, endlich je nachdem sie vor dem Gebrauche mehr oder weniger gleichmäßig gezupft ist. Ist dieses nicht sorgfältig geschehen, so wird ein Theil der Baumwolle sich nicht entzünden und unentzündet aus der Mündung, ja selbst aus dem Zündloche herausgetrieben. Die Verminderung der Wirkung ist die natürliche Folge davon. — c) Daß die Baumwolle beim Laden der Geschütze und Gewehre sich viel stärker, also auch viel ungleichmäßiger zusammenpressen läßt, als das Pulver, und daß die Wirkung daher, wie Versuche nachweisen, auch um so ungleichmäßiger ausfallen muß. — d) Daß die Baumwolle mehr Feuchtigkeit anzieht, als das Pulver. In feuchter Luft aufgestellt, zog die Baumwolle in 6 Tagen 1,90 Proc., mit Wasser unter der entleerten Glocke einer Luftpumpe aufgestellt, bis 3,10 Proc., Pulver nur über 1,50 Proc. Feuchtigkeit an. — e) Daß schon bei einer Temperatur von 65—70 Grad (R.) in wenigen Minuten eine Verflüchtigung der Säuren eintritt, indem sich ein über die Baumwolle gehaltener Streifen Lackmuspapier stark färbte. Wahrscheinlich genügt dazu schon die länger dauernde Einwirkung einer niedrigen Temperatur. — 2) Die große Entzündlichkeit derselben, denn Baumwolle explodirt schon bei einer Temperatur von 70 und mehr Graden, Pulver erst bei 300 Graden (R.). Deshalb sind die Aufbewahrung, der Transport, die Verarbeitung der Baumwolle zu Munition, selbst schon die Anfertigung derselben viel gefährlicher, als die des Schießpulvers. Man denke sich nur den Soldaten mit einer Patrontasche voll Baumwolle, die schon bei 70° explodirt, am Bivouakfeuer! — 3) In Röhren festgepfropft, wirkt die Baumwolle gar nichts. Man kann daher zur Anfertigung von Raketen, Zündern, Schlagröhren u. dgl. das Schießpulver, wenigstens seine Materialien nicht entbehren. — 4) Die Anfertigung der Patronen für Kleingewehre und Geschütz geht überaus langsam von Statten; es muß nämlich jede einzelne Ladung nicht nur einzeln abgewogen, sondern auch sehr sorgfältig in die Hülsen gesteckt werden. — 5) Bei den bestehenden Einrichtungen ist die Baumwolle zu den Ladungen der Infanteriegewehre, so wie der Karabiner und Pistolen unanwendbar. Lose kann man dem Soldaten die Baumwolle nicht mitgeben. Sie läßt sich aus der Hülse nicht, wie das Pulver, ausschütten; es muß daher die gefüllte Patrone zu Boden gebracht werden, und dieselbe wird alsdann in den allermeisten Fällen sich nicht entzünden. Fängt die Patrone auch wirklich bei jedesmaligem Abdrücken Feuer, so verzehrt die Baumwolle doch nicht das Papier der Hülse; ein Theil der letztern und, wie nachgewiesen worden, selbst ein Theil der Baumwolle, wenn dieselbe feucht war, bleibt im Rohre zurück, so daß, der Sicherheit wegen, nach jedem Schuß der Kräzer gebraucht werden muß. Es kann zwar gelingen, diesem Uebelstande durch die Anwendung eines andern Materials zu Patronenhülsen, so wie durch eine veränderte Einrichtung der Patronen und Gewehre zu begegnen; es ist jedoch sehr zu bezweifeln, daß die Anwendung der Baumwolle, selbst bei allen Verbesserungen, deren dieselbe fähig ist, so überwiegenden Vortheil gewähren sollte, um eine gänzliche Umgestaltung unserer Handfeuerwaffen und ihrer Munition zu rechtfertigen. Bei den Eigenschaften, welche die zu den bisherigen Versuchen benutzte Baumwolle hat, kann von einer Verwendung derselben zu Kriegszwecken nicht die Rede seyn, und man wird darauf für immer verzichten müssen, wenn es nicht gelingt, dieselbe weniger entzündlich, weniger hygroskopisch darzustellen und eine Zersetzung derselben, wenigstens unter Umständen, unmöglich zu machen, wie sie bei der Aufbewahrung und dem Transporte des Kriegsmaterials unvermeidlich sind.

Man hat es versucht, sich statt der Baumwolle des Wergs und anderer Faserstoffe zu bedienen, die aber nur dann den Vorzug vor der Baumwolle verdienen würden, wenn sie in hinlänglichen Quantitäten, von gleichmäßiger Beschaffenheit und wohlfeiler als diese darzustellen wären. Der Professor Waskressenski in Petersburg schlägt, um die Baumwolle, das Kind einer fremden Zone, und die mit der Bereitung und dem Gebrauche derselben verbunde-

nen Nachtheile zu beseitigen, statt derselben gehechelten Baumbast vor, der nach Versuchen alle Eigenschaften der Baumwolle hat. Er will aus den Resultaten der Versuche die Hoffnungen abkürten, daß der Schießbast mit Erfolg sich auch für das grobe Geschüz werde gebrauchen lassen. Indeß, so schließt er sein Gutachten, wird man nach dem Zwecke, den man im Auge hat, das neue Schießmaterial aus verschiedenen Stoffen bereiten. Zu Sprengungen für Pistolen u. s. w. wird man vielleicht die rasch verbrennende S. nehmen, für Flinten und grobes Geschüz aber dem Schießbaste den Vorzug geben. Der Professor Friedem. Göbel zu Dorpat will schon vor Otto ein aufblitzfähiges Baumwollenpräparat bereitet haben. Dieses Präparat entzündete sich erst bei 200° C und vertrug das Schlagen mit dem Hammer dergestalt, daß es erst nach einer Reihe von Schlägen, dadurch gewissermaßen pulverförmig geworden, explodirte. Ein solches Baumwollenkügelchen puffte mit starkem Knalle los, verbrannte aber nicht, sondern wurde, schwach verkohlt, fortgeschleudert. Nach der Bekanntmachung der Entdeckung von Otto stellte Göbel dessen Baumwolle dar, überzeugte sich jedoch bald von deren Mängeln bei Schießversuchen. Er gelangte nun zu einer Methode, die, nach seiner Versicherung, jezt zu einer Vollkommenheit gediehen ist, daß sie nicht nur wohlfeiler als die ottosche ist, sondern auch ein Präparat von gleicher (wahrscheinlich nicht der ottoschen gleicher, sondern bei den einzelnen Anwendungsfällen sich stets gleichbleibender) Kraftäußerung liefert. Er hält sein Präparat für ein und dasselbe, wie das schönbeinsöttgersche. Von den mit der göbelschen S. gemachten Versuchen sind folgende die bedeutensten: Aus einem gezogenen Gewehr wurde mit 12 Gran Baumwolle eine Kugel auf 160 Schritte Entfernung durch ein einzölliges Bret und 3½″ in den hinter dem Brete stehenden Fichtenklotz getrieben. 37½ Gr. englisches Jagdpulver trieben die Kugel auf 50 Schritte nur 2¼″ tief in den Klotz; mit 43 Gr. Schießpulver drang das Blei aus einem runden Laufe auf 100 Schritte 2¼″ tief in den Klotz, aus dem gezogenen Laufe 2½″ tief. Eine erprobte Büchse von größerm Kaliber, deren Kugeln etwas mehr als noch einmal so schwer als die genannten waren, trug die Kugel durch 12 Gr. Baumwolle auf 50 Schritte durch das einzöllige Bret 2⅛″ tief in den Klotz. Bei einer Ladung von 15 Gr. Baumwolle zersprang das Gewehr, dessen Wände über ¼″ dick, über der Patentschraube. Das Gewehr war auf solche Weise gehalten worden, daß der Schießende nicht verlezt werden konnte. Vier Schüsse aus einem doppelläufigen gezogenen Pistole mit 4 Gr. Baumwollenladung trieben auf 20 Schritte Entfernung die Kugel vier Mal vollkommen gleichförmig durch das Bret und 2¾″ tief in den Klotz. Bei einem 6. Schusse zersprang der Lauf ebenfalls über der Patentschraube, obgleich aus demselben Pistole mit 6 Gr. ottoscher Baumwolle ohne Stoß mehrmal geschossen worden war. Von englischem Jagdpulver erforderte das Pistol 24 Gr. Ladung, also das Sechsfache von dem Baumwollengewichte. Der französische Ingenieur-Mechaniker Morel ließ sich die Erfindung, wie es scheint, des nämlichen Explosionsmittels, das er aber nicht S., sondern Knallbaumwolle (fulmi-coton) nennt und das ganz das Aussehen von baumwollener Watte hat, von seiner Regierung patentiren, und der Moniteur berichtet über einen damit vorgenommenen Versuch Folgendes: Morel hatte eine Büchse mit fertigen Patronen mitgebracht. Eine Patrone enthielt nur 3 Decigrammen Knallbaumwolle, eingewickelt in einen kleinen papiernen Cylinder vom Durchmesser der Kugel und ganz von der Form der gewöhnlichen Patronen. Auf der Hand abgebrannt, verursacht sie keinen merkbaren Schmerz, läßt kein Residuum zurück und macht keinen Rauch. In Wasser getaucht und gepreßt, hernach zwischen 2 Seidenpapieren getrocknet, scheint sie ihre Knalleigenschaften zu behalten. General Gourgaud schoß ein Jagdgewehr von mittlerm Kaliber, Ladung porteculasse, mit Knallbaumwolle auf 40 Schritte ab, desgleichen auf 25 Schritte ein Sattelpistol und auf 10 Schritte ein Sackpistol. Das Zündkraut war eine gewöhnliche Kapsel. Auf 40 Schritte drang die Kugel durch eine buchene Bohle von On 35 Dicke; auf 25 Schritte blieb die Kugel in der Bohle stecken; auf 10 Schritte brachte sie ungefähr denselben Eindruck hervor, den man auf gleiche Entfernung mit einer Ladung von gewöhnlichem Pulver erhalten hatte. Die Entzündung der Knallbaumwolle läßt fast kein Residuum im Rohr. Der Rückstoß des Gewehres ist fast schwach, das Geräusch des Knalls nicht stärker als das einer starken Kapsel. Auch ein polnischer Flüchtling, Chadzko, hatte eine Knallsubstanz vorgelegt, die das Aussehen der Baumwolle hatte und die mit einer Artilleriemuskete auf 40 Schritte probirt wurde. Die Kugel brachte dieselbe Wirkung, wie bei der Knallbaumwolle, hervor, nur fand sich im Rohr ziemlich viel Schmuz. Das Baumwollenpulver Chadzko's war zusammengedrückt oder verpfropft, die Knallbaumwolle nicht. Beide Substanzen knallten wie der Hammerschlag auf dem Amboß, aber nicht wie Hammerschlag auf Holz. Die Franzosen stellten nach öffentlichen Nachrichten auf dem Marsfelde zu Paris mit der S. Versuche an und verwendeten hierzu einige Kompagnien Infanterie. Schönbein selbst erklärte, daß seine Erfindung nicht des Xyloidin sey. Während das leztere sich leicht in Essigsäure löse und damit eine Art von Firniß bilde, lasse sich die S. stundenlang mit der erwähnten Säure bei gewöhnlicher Temperatur oder bei der Siedhize behandeln, ohne daß sie von ihrem Gewichte oder ihrer Explosivkraft im Mindesten verliere. Nach der Analyse der bei + 100° C im Wasserbad 1 Stunde lang getrockneten schönbeinschen S. wurden in 100 Theilen

	gefunden,	berechnet:
Kohlenstoff	27,43	28,1
Wasserstoff	3,54	3,1
Stickstoff	14,26	14,5
Sauerstoff	54,77	54,3

Dagegen besteht das durch Alkohol vollkommen gereinigte Xyloidin, einer Analyse Ballots zufolge, aus

	gefunden,	berechnet:
Kohlenstoff	37,29	37,31
Wasserstoff	4,99	4,64
Stickstoff	5,17	5,77
Sauerstoff	52,55	52,29;

woraus sich ergibt, daß die Zusammensetzung der S. von derjenigen des Xyloidin bedeutend abweicht und jene eine an Kohlenstoff ärmere, aber an Sauerstoff reichere Verbindung als die braconnotsche Materie ist, die S. somit auch bei ihrer Verbrennung mehr Gas erzeugen, eine stärkere Explosivkraft besitzen und weniger Rückstand lassen muß, als das Xyloidin. Auch aus dem Verhalten beider Stoffe gegen andere Agentien erkennt man leicht deren charakteristische Verschiedenheit. So wird, um hier nur einiger Reaktion Erwähnung zu thun, Xyloidin besonders in der Wärme von der koncentrirtesten Essigsäure gelöst und nach Zusatz von Wasser unverändert wieder in flockiger Gestalt daraus abgeschieden; S. dagegen ist in dieser Säure völlig unlöslich. Xyloidin löst sich ferner bei längerm Kochen in Salzsäure von 1,12 spec. Gewicht, desgleichen in Salpetersäure von 1,38 spec. Gewicht zu einer farblosen Flüssigkeit auf, aus welcher bei Wasserzusatz keine Fällung erfolgt; es erscheint durch diese Behandlung zersetzt. S. verhält sich zu den erwähnten zwei Säuren völlig indifferent. Xyloidin löst sich theilweise im absoluten Alkohol und fast ganz in der alkoholhaltigen Schwefelsäure zu einer farblosen, gallertartigen Masse auf, die, auf eine glatte Fläche aufgestrichen, nach dem Verdünsten des Lösungsmittels eine mattweiße, undurchsichtige, nicht ablösbare Haut hinterläßt; S. ist in den genannten Flüssigkeiten so gut wie unlöslich. Xyloidin, zu einem Häufchen aufgeschüttet und mit einer glühenden Kohle berührt, brennt ruhig mit Flamme ab unter Hinterlassung eines sich rauh anfühlenden kohligen Pulvers. S. brennt blitzschnell ab, ohne den mindesten Rückstand zu lassen. Xyloidin entzündet sich bei + 180° C. S., im Oelbad einer Temperatur von + 230° C ausgesetzt, entzündet sich momentan

bei 200° C	erst nach	Verlauf	von	12	Sekunden,
175° C	"	"	"	30	"
150° C	"	"	"	12	Minuten,
130° C	"	"	"	niemals.	

Auch der in der Monatsversammlung des polytechnischen Vereins zu München am 30. Nov. 1846 gehaltene instruktive Vortrag des Münzwardein Haindl über die S. und die Veröffentlichung einer Analyse dieses Präparats durch den Münzassistenten, Dr. Pettenkofer, beweisen, daß die S. in ihrer Zusammensetzung unendlich verschieden von dem Xyloidin ist. Pettenkofer hat in 100 Theilen S. (wahrscheinlich nach der Bereitungsweise nach Otto, da diese Resultate von den schönbeinschen abweichen) 26,26 Kohlenstoff, 2,75 Wasserstoff, 4,52 Stickstoff und 66,47 Sauerstoff gefunden und hieraus folgende Formel berechnet: $C_{12} H_7 NO_{23}$, welche mit der gefundenen Zusammensetzung und der Gewichtszunahme (100 : 170), welche die gereinigte Baumwolle ($C_{12} H_{10} O_{10}$) bei ihrer Umwandlung in S. erfährt, sehr gut stimmt. Zur Vergleichung folgt hier die Zusammensetzung der Baumwolle, des Xyloidin und der S.

Zusammensetzung in 100 Theilen

der gewöhnlichen Baumwolle $C_{12} H_{10} O_{10}$	des Xyloidin $C_{12} H_9 NO_{14}$	der S. aus der Formel: $C_{12} H_7 NO_{23}$
Kohlenstoff ... 44,5	 36,76	 26,08
Wasserstoff ... 6,1	 4,79	 2,32
Stickstoff .... —	 5,65	 5,10
Sauerstoff ... 49,4	 52,80	 66,50

Pettenkofer hat durch diese Analyse die gewiß jedem Chemiker auffallende Entdeckung gemacht, daß die S. noch lange nicht genug Sauerstoff enthält, um in ihr allen Kohlenstoff zu Kohlensäure und allen Wasserstoff zu Wasser zu verbrennen, daß mithin bei der Explosion neben den letzten Produkten der Verbrennung auch noch ein zusammengesetzteres auftreten müsse. Und wirklich, wenn man die bisher für salpetrige Säure gehaltenen sauren Dämpfe, die bei der Explosion jederzeit auftreten und welche die Geschütze angreifen, über rothglühendes Kupferoxyd leitet, so wird dieses dadurch zu reguliniſchem Kupfer reducirt, ein untrügliches Zeichen, daß noch unverbrannter Kohlenstoff und Wasserstoff in den entbundenen Gasen vorhanden ist. Das Ideal des Schießmaterials wäre aber, wie schon Professor Otto richtig bemerkt hat, eine Substanz, welche sich bei der Explosion ohne allen fixen Rückstand in Kohlensauregas und Stickgas nebst etwas Wasserdampf zersezzen würde, ein Ziel, dem wir nach dem hier Mitgetheilten noch nicht so nahe sind, als wir schon glauben. Im Allgemeinen haben sich die sanguinischen Hoffnungen, die man auf die S. seßte, nicht bewährt, vielmehr ist das mit so viel Jubel begrüßte Präparat fast vergessen und jezt nur noch durch seine Lösung in weinsteinhaltigem Aether, das Kollodium (s. d.), von hohem Werth.

Die österr. militär. Zeitschrift 1846 (11. Heft) äußert sich über die Einführung der S. in den Armeen auf folgende Art: Soll die S. mit Ausnahme der kongreveschen Raketen bei allen andern Feuerwaffen einer Armee, nämlich den verschiedenen Geschützen und Kleingewehren, das Schießpulver ersezen, so dürften daraus trotz der Vortheile, welche die S. gewährt, nicht unbedeutende Nachtheile hervorgehen. Die Hauptvortheile, deren die öffentlichen Nachrichten nach den mit diesem Präparate angestellten Versuchen erwähnen, bestehen: 1) in einer viel leichtern, schnellern, weniger Apparat erfordernden, bei gehöriger Vorsicht gefahrlosern Erzeugung und, da man durch Feuchthalten ihr unvorhergesehenes Explodiren verhindern kann, in der beruhigend sichergestellten Aufbewahrung dieses Schießmaterials, während die Fabrikation des Schießpulvers viele Vorrichtungen und eigene Mühlen bedarf, wie die Aufbewahrung desselben so manchen und bedenklichen Zufällen unterworfen ist. — 2) Die S. soll nach den hierüber bekannten öffentlichen Nachrichten eine größere Triebkraft, als das Schießpulver haben. — 3) Entzündet sich die S. ohne Rauch und läßt

in den Geschützen und Gewehren nicht jenen klebenden, den Gewehrlauf endlich so sehr verengenden Schmutz, daß man nach 40—50 Schüssen die Kugel kaum mehr mit dem Ladestock in den Lauf hinabstoßen kann, ein Nachtheil, welcher dem Schießpulver anklebt. Dieser Umstand kommt den ermüdeten Soldaten zu Gute. Diese können nach starken Anstrengungen der Ruhe, der Erholung genießen, ohne auf die Reinigung ihrer Waffen das Bischen Zeit der gewordenen Ruhe verwenden zu müssen. Uebrigens werden die Gewehrläufe nach jedem Feuern mit Schießpulver bei der Reinigung mit dem Kugelzieher inwendig zerkratzt. Was die Kanonenrohre betrifft, so macht der, während des Feuerns in der Seele entstehende Pulverschmutz ein öfteres Auswaschen nothwendig, was bei zufälligem Mangel an Wasser große Verlegenheiten herbeiführt. Dieses Waschen wäre bei der S. nicht mehr nöthig. — 4) Mit S. geladene, nicht gezogene oder mit Kammern versehene Gewehre verursachen beim Abfeuern kaum ein stärkeres Geräusch als eine Windbüchse (vergl. oben). Aus diesem Grunde können aus solchen Gewehren mit S. feuernde leichte Truppenabtheilungen, wenn es ihnen unter dem Schutze deckender Terrainschirme den Gegner in die Flanke zu lassen gelang, dem Feinde empfindlichen Schaden zu fügen, ohne daß er, in der Fronte mit andern Truppen gleichzeitig beschäftigt, gewahrt, woher er den namhaften Verlust leidet, wenn der Großtheil beider Theile Schießpulver gebraucht. Noch wesentlichere Dienste müssen wenig knallende Gewehre bei Hinterhalten, Ueberfällen, Wegnahme von Transporten u. s. w. zu leisten im Stande seyn. Diesen Vortheilen gegenüber erscheinen im Gefolge der in einem Volke gemeinnützig werdenden, so wie in einem Heere allgemein eingeführten S. folgende Nachtheile. Die einfache Art der Erzeugung der S., die Möglichkeit der Geheimhaltung derselben und der Mittheilung des auf diese Art bereiteten Präparats an Andere kann in Ländern, wo innere Unruhen, so zu sagen, zur Tagesordnung gehören, Meuterei und Aufstand befördern und unterstützen und den Störern der öffentlichen Ruhe die Mittel an die Hand geben, ihre Plane mit der größten Heimlichkeit in das Werk zu setzen. Die Unmöglichkeit, die Verfertigung der S. zu verhindern, kann sie als ein Mittel zum Meuchelmorde, zum Wildfrevel und andern derlei unerlaubten Handlungen werden lassen. Da, um auf den Gebrauch der S. in Armeen überzugehen, bei dem Abfeuern weder ein Rauch entsteht, noch die mit ihr geladenen kleinen Gewehre nicht stärker krachen, als um etwa auf 300 Schritte weit gehört zu werden, wie werden die Vedetten von Vorposten und von diesen hinausgesandte Patrouillen den Feind signalisiren? Greift der Feind mit dem Säbel oder Bayonnet ein Piket an oder feuert er bei diesem Angriffe ebenfalls mit S., so befindet sich dieses in einer verzweifelten Lage. Es kann den Feind gar nicht verkünden. Die rückwärts stehenden Aufnahmsposten stehen nämlich in jedem Terrain von diesen Piketen so weit entfernt, als daß der Knall der mit S. geladenen Gewehre von ihnen noch gehört werden könnte. Dieser Mißstand vermehrt sich noch, wenn bei stürmischem Wetter der Schall nach vorwärts gegen den Feind getragen wird. Bis ein Reiter in offenem Terrain, wo die Entfernungen zwischen den aufgestellten Abtheilungen größer sind, mit der Meldung von einem feindlichen Angriffe zurückreitet oder in einer sehr durchschnittenen Gegend ein Infanterist 6—800 Schritte zurückeilt, dürfte wohl zu viel Zeit verloren gehen, um dem gefährdeten Posten mehr zu Hülfe zu eilen oder, nach Umständen und erhaltenem Befehl, ihn in Ordnung aufnehmen und sich eben so mit ihm zurückziehen zu können. Dieses tritt hauptsächlich in der Dunkelheit ein, wo schnelles Reiten auf nur halbweg unebenem Terrain od. Laufen auf Gebirgssteigen oder sehr durchschnittenem Boden eine höchst mißliche Sache ist. Und dennoch geschehen in der Dunkelheit vor Tagesanbruch die meisten Ueberfälle und Angriffe. Dasselbe gilt von den übrigen Unterstützungen. Auch sie werden die Ankunft des Feindes zu spät erfahren, und diese werden sie viel zu spät der Armee oder dem Corps mittheilen können. Zöge man die Vorpostenlinie so nahe zusammen und an die Armee heran, daß von dieser zu jener Trommel- oder Trompetenzeichen gehört werden können, so wäre es besser, keine Vorposten mehr zu haben und die vor der Armee liegende Gegend, so gut es ginge, durch verstärktes Patrouilliren zu beobachten. Bei solchen Aufstellungen würden die Vorposten wenig mehr nützen, aber die großen Schlachtkörper des Heeres würden, wenn sie durch Uebermacht plötzlich auf diese zurückgeworfen würden, sie in eine nicht mehr zu lösende Verwirrung bringen. Es entsteht nun die Frage, wie müßten daher zwischen Armeen, die mit S. feuern, die Stellung der Vorposten und deren Dienst eingeleitet werden? Kann man aus dem Krachen des Kleingewehrfeuers nicht mehr erkennen, wo man sich schlägt und ob der Feind zurückweicht, oder vordringt, so kann man den Gang der Gefechte im Hochgebirge, wohin kein Geschütz gebracht werden kann, oder das, mit S. geladen, den betäubenden Donner einer Pulverladung beim Abfeuern in einem weit niederern Grade hervorbringt, unmöglich erkennen; eben dieses hat bei den nicht selten sehr ausgedehnten Waldgefechten Statt. Alle Meldungen werden an den Kommandirenden zu spät kommen, und wenn die Nacht eingebrochen, wird man nicht bestimmen können, wer Sieger, wer besiegt sey. Ueber das Gelingen oder Mißlingen vor Umgehungen wird man zur rechten Zeit gar nichts erfahren. Vgl. Löhrs Militärlexikon.

Schießbedarf, s. v. a. Munition.

Schießbeere (Bot.), 1) s. v. a. Cerasus Padus *Dec.*; — 2) s. v. a. Viburnum Lantana *L.*, wolliger Schneeball; — 3) s. v. a. gemeiner Wegdorn, Rhamnus cathartica *L.* — **Schießbeere, falsche**, s. v. a. Lonicera Xylosteum *L.*, gemeine Heckenkirsche. — **Schießbeere, rothe**, s. v. a. gemeiner Schneeball, Viburnum Opulus *L.* — **Schießbeere, schwarze**, s. v. a. schwarze Heckenkirsche, Lonicera nigra *L.*

Schießbeerstrauch (Bot.), s. v. a. glatter Wegdorn, Rhamnus Frangula L.

Schießblech (Bergb.), s. Schießen 5).

Schießbolzen (Schiffsb.), Bolzen von Eisen, die bei einem Seegefechte aus den Kanonen nach dem Takelwerk des feindlichen Schiffes geschossen werden.

Schießle (Bäck.), s. v. a. Backschaufel.

Schießeisen, 1) (Maschinenw.), eiserner Bolzen an Kunstzeugen, der durch einzelne Theile gesteckt wird, um sie festzuhalten; — 2) (Bergb.), s. Schießen 5).

Schießen, 1) im weitesten Sinne sich schnell fortbewegen oder bewirken, daß etwas sich rasch fortbewegt; — 2) im engern Sinne eine in einem Feuergewehr befindliche Quantität Pulver entzünden und durch die Entwickelung des expansiven Gases des Pulvers einen Knall verursachen (blindes S.); — 3) im engsten Sinne mittelst eines Schießgewehrs, und zwar (wie beim Bogen oder bei der Armbrust) entweder durch die demselben eigenthümliche, oder durch vorher in dasselbe gebrachte fremde Kraft (beim Feuergewehr durch die Entzündung des Pulvers, bei Windgewehren durch Pressung der Luft) einen Körper (Geschoß, Projektile) in einer bestimmten Richtung schnell forttreiben. Die hierbei von dem Geschoß beschriebene Linie heißt Flugbahn oder Bahn, während die Entfernung vom Schießgewehr bis zu dem Punkte, den das Geschoß nach Vollendung der Flugbahn erreicht, die Schußweite genannt wird. Die Richtung des Geschosses hängt zwar zunächst von dem empfangenen ersten Stoß ab, erleidet indeß einerseits durch den Widerstand der Luft, andererseits in Folge der Anziehungskraft der Erde die bedeutendsten Modifikationen, so daß die Flugbahn weder in ihrer ursprünglichen Richtung, noch mit der Anfangsgeschwindigkeit in gerader Linie fortgeht, was außer den erwähnten Einflüssen der Fall seyn würde. Der Luftwiderstand wächst mit der Geschwindigkeit der Bewegung des Projektils in quadratischem Verhältnisse, d. h. er wird bei doppelter Geschwindigkeit ein vierfacher, bei dreifacher ein neunfacher Widerstand und würde demgemäß zuletzt das Geschoß gänzlich zum Stillstand bringen, sofern nicht der zweite Haupteinfluß auf den Gang desselben, die Anziehungskraft der Erde, den abgeschossenen Körper allmählig der Erde zuführte. Daher kommt es, daß das Geschoß anfangs eine nur sehr wenig von der geraden abweichende Linie, hierauf aber einen flachen und später einen stets steiler werdenden Bogen beschreibt, so daß die Flugbahn eine Parabel bildet. Mit großen Schwierigkeiten haben Tartaglia, Newton, Robins, von Temselhoff, Belidor u. A. die Flug- oder Kugelbahn theoretisch berechnet, ohne indeß vollkommene Genauigkeit erzielt zu haben (vgl. Ballistik, Ballistisches Problem u. Artillerie, S. 581 ff. und 605 ff.), abgesehen davon, daß praktisch das Treffen von so vielen Zufälligkeiten (von der verschiedenen Dichtigkeit und Feuchtigkeit der Luft, vom Wind, von der Beschaffenheit des Schießgewehrs ꝛc.) abhängt, daß es zur Stunde eine noch nicht gelöste Aufgabe bleibt, selbst mit einem unbeweglich befestigten Schießgewehr stets denselben Punkt zu treffen. — Hinsichtlich der Flugbahn unterscheidet man den aufsteigenden und den niedersteigenden Ast. Ersterer ist der Theil der Flugbahn vom Schießgewehr bis zum höchsten Punkt der Bahn, welcher letztere indeß nicht in der Mitte der Flugbahn, sondern dem Ziele weit näher liegt; der niedersteigende Ast ist die Strecke vom höchsten Punkte bis zum Ende der Flugbahn. Sofern der Winkel, in welchem das Geschoß den Erdboden berührt (Einfallswinkel) flacher als ein solcher von 15° ist, so macht es einen Aufschlag, d. h. es prallt ab und springt weiter; der Winkel, in welchem letzteres geschieht, heißt Abprallungswinkel, dessen Größe in hohem Grade von der Beschaffenheit des Erdreichs abhängt, so daß er bei hartem Boden gleichgroß wie der Einfallswinkel, bei lockerem oder sumpfigem aber kleiner als jener ist, während der Einfallswinkel, wenn das Geschoß in einem Winkel unter 6° abgeschossen wird, gewöhnlich doppelt so groß als dieser ist. Wird eine Kugel in sehr flachem Bogen abgeschossen, so erreicht sie nach dem ersten Aufschlag eine beträchtlichere Höhe, als das erstemal, welche Höhe sich indeß in gleichem Verhaltniß wie die Entfernung des Aufschlags bei jedem Folgenden vermindert, so daß die Aufschläge immer kürzer und flacher werden und zuletzt nur noch ein Fortrollen der Kugel sind. Sofern ein Gewehr mit mehr als einer Kugel (Kartätschen, Schrot) geladen ist, so breiten sich diese beim Abschießen in Form eines Kegels (Streuungskegel, Streuungskreis) aus, dessen Spitze mit der Schießgewehröffnung zusammenfällt und dessen Grundfläche bei Jagdgewehren $^1/_{40}$—$^1/_{80}$ bei grobem Geschütz aber $^1/_{10}$—$^1/_6$ der Schußweite beträgt. Hierbei schlagen übrigens stets einige Kugeln in der Nähe des Schießgewehrs nieder und bleiben stecken, andere machen Aufschläge, und nur einzelne kommen am Ziele an, während mehre andere in Bogen über das Ziel hinweggehen. — Die Kraft, mit welcher ein Geschoß in einen Körper eindringt (Perkussionskraft), hängt theils von der Größe der Schießgewehre und der Geschosse, theils von der Starke der Ladung, nicht minder aber von der Dichtigkeit der Widerstand leistenden Körper ab; mit der Entfernung des Geschosses vom Schießgewehr, so wie mit den Aufschlägen wird sie vermindert. Je größern Widerstand der getroffene Körper der abgeschossenen Kugel entgegensetzt, desto größer ist auch die Erschutterung, welche derselbe erleidet, so daß leichter durchdringliche Körper stets weniger erschüttert werden. — Nach der Richtung der Seele des Schießgewehrs beim Schuß ist der letztere entweder ein wagerechter (Kernschuß), sofern die Seele in völlig wagrechter Stellung war, oder ein erhöhter (Bogenschuß), wenn sich die Seele und deren Verlängerung über die wagerechte Linie erhebt, oder, im Falle sich die Seele unter die wagrechte Richtung senkt, ein gesenkter (einbohrender, Bohr-, Plongirschuß). Ueber das

Richten der Schießgewehre s. Artillerie, S. 579 ff.; über das dem Artilleristen und Schützen beim Visiren und S. nöthige Schätzen der Entfernung s. Schätzen. — Die Wirkung des Pulvers in einem Laufe wird nach den Versuchen Corthupe's bedeutend verstärkt, im Falle die Kugel nicht bis auf die Pulverladung gesetzt wird, so daß z. B. eine Ladung mit 1 Volumen Pulver und 1 Volumen Luft die Kugel durch 6½ Zoll starke erlene Breter treibt, wobei dieselbe im 7. Brete stecken bleibt, während eine Ladung auf gewöhnliche Weise die Kugel nur durch 5 solcher Breter treibt, so daß sie im 6. Brete sitzen bleibt. Hierdurch ist die allgemein herrschende Meinung widerlegt, als springe nothwendig der Lauf, sofern die Kugel nicht auf der Pulverladung fest aufsitze. Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Lauf, um die erhöhte Kraft des Schusses auszuhalten, die erforderliche Stärke besitzen muß. — Nach der Verschiedenheit des Schießgewehrs unterscheidet man: A. das S. mit dem Bogen, wobei ein befiederter Pfeil von Rohr oder Holz mittelst einer gespannten und dann abgeschnellten Sehne abgeschossen wird (s. Bogen). Die gewöhnliche wirksame Schußweite eines Bogens ist 60 — 80, höchstens 120 Schritte. Uebrigens kann mittelst des Bogens stets nur ein Geschoß auf einmal abgeschossen werden; auch haben Nässe und Trockenheit höchst wesentlichen Einfluß auf das S. mit dem Bogen, das gegenwärtig nur noch bei wilden Völkern praktisch in Anwendung kommt, während es außerdem dem S. mit dem bequemeren Feuergewehr hat weichen müssen. — B. Ueber das S. mit der Armbrust s. Armbrust. — C. Das S. mit dem gewöhnlichen Pistol gewährt, selbst auf eine Entfernung von nur 16—20 Schritten, nur selten ein erwünschtes Resultat, während mit gezogenen und mit einem Kolben zum Anschlag versehenen Pistolen sogar bis auf 100 Schritte mit größerer Sicherheit geschossen werden kann. — D) Das S. mit der Flinte zerfällt in das S. mit der Schrotflinte und jenes mit dem Kleingewehr der Infanterie. a) Der Schrotflinte bedient sich vorzüglich der Jäger, der, sofern er geübt ist, schon am Angreifen eines Gewehrs sieht, mit wem er es in dieser Beziehung zu thun hat. Die einfachsten Regeln, welche der Schütze beim Gebrauch dieser Waffe zu beobachten hat, sind folgende: Wenn man ein Gewehr aufnimmt, gleichviel, ob es geladen oder nicht geladen ist, so muß es stets in möglichst perpendikulärer Richtung gehalten werden, so daß die Mündung nach oben gekehrt ist. Beim Aufziehen und Niederlassen des Hahnes ist dieses besonders unerläßliche Pflicht. Uebergibt man ein S. an Jemand, so ist ebenfalls diese Richtung zu beobachten, denn Nachlässigkeit hierin hat schon manches Unglück herbeigeführt. Wer als Jäger ein Gewehr trägt, muß, so lange er sich in der Nähe von Leuten befindet, immer die Mündung nach oben gerichtet haben. Um dieses in gehöriger Form zu bewerkstelligen, gewöhne man sich an militärische Ordnung. Man ergreift das Gewehr mit der linken Hand über dem obern Riemenbügel, worauf die rechte Hand den Riemen so erfaßt, daß er ungefähr eine Spanne vom Gewehr auf dem Daumen ruht und mit dem andern Finger festgehalten wird, um ihn über die rechte Schulter zu legen. Das Gewehr hängt nun von der Schulter zum Schenkel gerade herunter und wird durch scharfes Anziehen des Riemens und Andrücken des Ellenbogens festgehalten. Auf der Jagd kann man es, beim Zusammenkommen mit andern Schützen, zur Erleichterung auch so überhängen, daß der Riemen hinter dem Halse weggeht und es vor der rechten Brust und dem rechten Schenkel herabhängt. Mit der Mitte des Riemens auf der linken Schulter hängend, so daß es in wagerechter Richtung an der linken Seite ruht, und der linke Vorderarm vor dem Riemen auf dem Laufe liegt, ist eine bequeme Tragart auf dem Marsche, wenn man allein geht; oder man muß die Ueberzeugung haben, daß das Gewehr nicht geladen ist. Zum Anschlagen einer Flinte soll der rechte Fuß ½ Schritt seitwärts zurückgesetzt werden, der ganze Körper behält eine gerade Haltung; die rechte Hand erfaßt das Gewehr unterhalb des Bügels, so daß der Daumen auf der Kröpfung ruht und die Finger den Bügel so umfassen, daß der Zeigefinger den Abzug (Drücker) leicht erreichen kann; die linke Hand greift am Schafte so weit vor, als es die Länge des Armes ohne Anstrengung erlaubt. So wird das Gewehr erhoben und mit der Kappe (untern Seite des Kolbens) fest an die Schulter, nicht, wie Viele thun, am Oberarm angedrückt; der Kopf wird bei ganz geringer Neigung den Backen des Kolben erreichen, und wenn die Lage des Gewehrs gut genannt werden soll, so muß das rechte Auge das Korn über der Mitte der Schwanzschraube erblicken. Nie darf beim Anschlagen die Mündung des Gewehrs auf einen Gegenstand gerichtet seyn, wo ein Schuß Unglück anrichten könnte. Das feste Anschlagen der Flinte übt einen wesentlichen Einfluß auf die Güte des Schusses aus und sichert den Schützen vor empfindlichen Stößen. Daß der Schütze den Kopf nicht zur Seite neigen darf, versteht sich von selbst; aber auch das zu weite Vordrücken an den Kolben ist nicht räthlich, weil dabei das geringste Prellen der Flinte die Haut auf dem Backenknochen verletzt. Geht man zum S. über, so ist es räthlich, zuerst die Büchse zur Hand zu nehmen (s. unten) und sich im S. mit dieser eine tüchtige Fertigkeit zu verschaffen. Der feste Büchsenschütze kann dann unbedenklich die Flinte ergreifen, und er wird sie nach kurzer Uebung nach Wunsch zu handhaben wissen. Die wenigen Vortheile dabei sind etwa folgende: Hat man die Flinte unverwendet angeschlagen, so darf man nicht eher losdrücken, als bis man auf der Ebene das volle Korn über der Mitte der Schwanzschraube, oder bei Doppelflinten über der Mitte der Schiene hinabsehend erblickt. Wird aus der Tiefe in die Höhe geschossen, so muß man etwas weniger Korn nehmen, im umgekehrten Falle aber nicht nur das ganze Korn, sondern auch eine Hand breit vom Rohre vor Augen haben. Beim Schnee schießt man leicht zu kurz, wenn man nicht etwas voller Korn als gewöhnlich nimmt; auf dem Wasser hingegen und auf Hafen, die im Lager sitzen, zu hoch, wenn nicht etwas kürzer ge-

halten wird. Führt der Jäger eine Flinte, die sich leicht losdrückt und ein gutes rasches Schloß hat, und hat er sich gewöhnt, beim Drücken nicht still zu halten, sondern mit dem Wilde fortzuziehen; schießt er dabei nicht über die gewöhnliche Schußweite von höchstens 35 Schritten, und berücksichtigt er, daß alles Haarwild im Laufen nur beim Niedersprunge geschossen werden muß, so möchten außerdem nur nachfolgende Regeln zu beachten seyn. Muß auf Füchse, Hasen, Kaninchen u. dgl. spitz von vorn geschossen werden, so ziele man dahin, wo das Thier die Vorderläufe einsetzt. Läuft Etwas quer vorüber, so nimmt man das Abkommen unter dem Kopfe, ganz in der Nähe auf dem Blatt. Von hinten zu hält man dem genannten kleinen Wild zwischen die Lauscher oder Löffel. Auf stärkeres Haarwild darf in dieser Richtung nicht geschossen werden. Will man auf Federwild im Fluge von hinten schießen, so halte man, wenn der Vogel hoch fliegt, vor die Brust, fliegt er tief, auf den Schwanz. Von vorn hält man auf die Schnabelspitze, bei Seitenschüssen dicht vor die Brust. Auf freiem Felde darf sich der Schütze nie eher zum Schusse fertig machen, als bis er das zu schießende Wild genau ins Auge gefaßt hat, und auch dann lasse er es erst schußgerechte Weite gewinnen, ehe er losdrückt. Das zu schnelle S. zeigt immer, daß dem Jäger noch die nöthige Ruhe fehlt. Anders ist es im Holze oder auf coupirtem Terrain, wo das Wild oft im Nu vorüber ist. Geht man mit mehren Schützen zusammen, so wird ein schnelles S. manchen Fehlschuß veranlassen, während man bei gehöriger Ruhe oft noch erlegen kann, was ein Anderer fehlte. Daß bei gesellschaftlichen Jagden die größte Vorsicht im S. nöthig ist, darf wohl kaum erwähnt werden; aber auch darauf muß ein guter Jäger sehen, daß er beim Laden zwar alle Vorsicht anwende, jedoch nicht unnütz die Zeit verliere und die Jagd aufhalte. Zur Vorsicht beim Laden gehört, daß man nie bei gespanntem Hahne ladet, bei Doppelgewehren nicht beide Ladungen in einen und denselben Lauf bringt, dem Lauf stets eine ungefährliche Richtung gibt ꝛc. — b) Die Kleingewehrschüsse der Infanterie sind etwa bis auf 300 Schritte wirksam, so daß weiter hinaus, auf 500—1000 Schritte, nur noch einzelne treffen. Nach Anroni kann man 1700, nach Scharnhorst 1300 Schritte weit treffen, wenn man unter einem Erhöhungswinkel von 15° (nicht, wie man nach der Theorie annehmen sollte, von 45°) schießt, in welchem Falle die Kugeln indeß nur blaue Flecke auf der Haut verursachen. Nach der verschiedenen Konstruktion der Gewehre liegt der Punkt, wo die Flugbahn die Visirlinie zum zweitenmal durchschneidet (s. oben), und wo also die Kugel genau den Zielpunkt treffen wird, an verschiedenen Stellen, z. B. bei den neuern preußischen Gewehren 150 Schritte vom Schießenden entfernt. Daher muß Derjenige, welcher einen näher als 150 Schritte liegenden Punkt treffen will, tiefer zielen, als dieser Punkt liegt, höher dagegen im entgegengesetzten Fall. Bei 30 Schritten zielt man daher auf einen Mann nach den Knien, bei 50 Schritten nach den Schenkeln, bei 100 nach dem Unterleib, bei 200 nach der Brust, bei 250 nach dem Gesicht, bei 300 nach dem Tschakko, bei 400—500 etwa 2—3 Fuß über den Kopf. Bei Schießübungen der Infanterie dient als Zielpunkt eine 6 Fuß hohe und 4 Fuß breite Scheibe, die entweder in fußbreite Quadrate, oder in koncentrische Kreise getheilt ist. Die zunächst den Mittelpunkt treffenden Schüsse sind natürlich die besten, doch gelten auch solche, welche nach oben oder unten abweichen, also immer noch den Mann treffen würden, ebenfalls für gut, während Seitenabweichungen schlecht genannt werden. Nachdem der Rekrut mit der Beschaffenheit des Gewehrs bekannt und auf die nöthige Vorsicht beim S. und Laden aufmerksam gemacht worden ist (s. oben), wird er im Anschlagen geübt, worauf er einigemal ohne, dann mit Pulver auf der Pfanne abdrückt, hierauf mehremal blind schießt und dann zum wirklichen Feuern übergeht. Bei letzterm legt der Schütze anfangs auf einen Ständer auf und schießt dann allmählig auf eine Entfernung von 50, 100, 150, 200, 250 und 300 Schritten. Zuletzt wird der Soldat geübt, bepackt, im Sitzen, Knien und Liegen zu schießen. Während durchschnittlich auf 50 Schritte $^{9}/_{10}$ der Kugeln treffen, ist dies auf 100 Schritte mit $^{7}/_{10}$, auf 150 Schritte mit $^{11}/_{20}$, auf 200 Schritte mit $^{9}/_{20}$, auf 300 Schritte mit $^{1}/_{10}$ der Fall. — E) Mit Karabinern wird zu Fuß und zu Pferd auf 80 und 150 Schritte geschossen, und bei ersterer Entfernung treffen etwa $^{9}/_{10}$ der Kugeln. — F) Das S. mit der Büchse findet meist nach einer runden Scheibe mit Ringen, nur bei dem Militär nach einer viereckigen Statt, und die Schußweiten betragen hier 100, 150, 200 und 300 Schritte. Bei einer größern Nähe als 150 Schritte ist hier das Zielen unter den Gegenstand in der Regel nicht nöthig, indem die Büchsen vorn fast dieselbe Eisenstärke wie hinten haben; doch machen manche Büchsen eine Ausnahme, so daß die Kugel steigt, d. h. in größerer Nähe etwas höher trifft, als gezielt wurde, in welchem Falle man Ladung abzubrechen hat. Es ist übrigens unbegründet, daß — wie selbst viele Jäger und sonstige geübte Schützen wähnen — bei der Büchse und Flinte ein wirkliches Steigen über die Axe der Seele Statt finde. Auf größere Entfernungen als 200 Fuß pflegt man gewöhnlich sich des Bogenschusses zu bedienen, indem man meist das Klappvisir benutzt; doch suchen Viele auch zum Zwecke zu gelangen, indem sie voll, halbvoll, gleiches oder feines Korn nehmen (s. Korn). Im erstern Falle wird die Mündung der Büchse etwas gehoben, daher sie höher schießt; in letzterm wird sie mehr gesenkt und schießt daher tiefer. Auf Wild schießt man mit der Büchse auf 100—150 und 200, auf den Feind auf 200—400 Schritte. Bei den Schießübungen mit der Büchse schießt man nach der gewöhnlichen Scheibe, nach der Kegel- und Ziehscheibe, nach dem Stern und Vogel. Bei geübten Büchsenschützen trifft auf 200 Schritte jede Kugel die Scheibe, bei 300 Schritten $^{1}/_{2}$, auf 400 Schritte kaum $^{1}/_{4}$, auf 500—600 Schritte kaum $^{1}/_{10}$. Der Glaube, daß die Büch-

senkugel durch den Widerstand der Züge eine größere Kraft erhalte, ist irrig, denn die Kraft des Pulvers wird durch diesen Widerstand geschwächt, was nur dadurch, daß in Folge des folgenden Spielraums keine Pulverkraft zur Seite des Geschosses entweichen kann, wieder ausgeglichen wird. Daher schießt eine Büchse vermöge der geringern Ladung im Bogenschuß nicht weiter, als ein gewöhnliches Gewehr, und bei 15° Erhöhung und gewöhnlicher Ladung nicht über 1300 Schritte (vgl. Büchse.) Ueber das — G) S. mit schwerem Geschütz s. Artillerie. — Noch ist das S. mit Kugeln ohne Geschütz zu erwähnen, was schon früher der General Congreve vergebens versucht hatte, worauf es zuerst vom Bildhauer Stebler in England ausgeführt ward, indem derselbe von einer beweglichen eisernen Stange ein Geschoß mittelst einer Ladung von 1½ Unze abschoß, wobei dasselbe durch einen 6 Fuß dicken Kugelfang von Lehm ging und 60 Fuß hinter demselben niederfiel. Bei einem andern Versuch flog es 525 Fuß weit und drang noch 3 Fuß tief in die Erde. — 4) Sich s., sich auf Pistolen duelliren, s. Zweikampf; — 5) (Bergb.), festes Gestein dadurch gewinnen, daß man es mit angezündetem Pulver losprengt. Es wird zu diesem Behufe ein 24—42 Zoll tiefes und 1—2 Zoll breites Loch (Schießloch) in das Gestein gebohrt, mit der Patrone gefüllt und mit Lehm fest verschlossen. Auf die Patrone wird als Zünder die Schießröhre gesetzt, meist ein ausgehöhltes Stück Hollunderholz, das mit Pulver angefüllt und außerhalb mit Lehm in dem Schießloche befestigt wird. In der Schießröhre wird das Feuer mittelst eines Schwefelfadens (Schwefelmännel) geleitet. Ehemals legte man auf die Patrone den Schießpflock, auf diesen ein Stück Eisen (Schießblech) und trieb darauf ein Stück Holz (die Schießspreize) und das Schießeisen, ein Stück Eisen in Gestalt eines Fäustels. — 6) (Buchdr.), s. Buchdruckerkunst; — 7) von Zeuchen ꝛc., die ursprüngliche Farbe verlieren; — 8) einen Graben, einen Damm s., ihn aus- oder aufwerfen; — 9) (Seew.), die Sonne s., die Höhe derselben zur See mit einem Instrumente messen; — 10) (Studentenspr.), s. v. a. entwenden, doch nur Gegenstände von geringem Werth (schießbare Dinge); — 11) von Pflanzen, schnell aufwachsen.

Schießen (Geogr.), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben u. Neuburg, Ldgr. Roggenburg; 650 Einw.

Schießende Falle (Schloss.), s. Schloß.

Schießen des Zäpfchens (Med.), s. Zäpfchen.

Schießer, 1) (Einschießer), bei den Feldbäckereien der Geselle, welcher damit beauftragt ist, die Brode in den Ofen zu schieben; Mischer dagegen wird der Geselle genannt, welcher den Brodteig zu kneten hat; — 2) (Bergb.), Bergmann, der das Schießen verrichtet; — 3) (Hüttenw.), s. v. a. Pochstempel; — 4) s. v. a. Dachgiebel; — 5) (Kriegsw.), s. Lanzknechte; — 6) (Entomol.), Abendschwärmerart, s. v. a. Täubchen, Sesia stellatarum *Fabr.*, Macroglossa stellatarum *Ochsenh.*

Schießfisch (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Toxotes *Cuv.*

Schießgaten, s. Gat.

Schießgeld, 1) (Jagdw.), s. Bürschgeld; — 2) (Bergb.), Geld, welches der Steiger für jeden gemachten Schuß erhält.

Schießgerechtigkeit (Rechtsw.), das Recht, Schießgewehre zu führen; ist nach den verschiedenen Staatsverfassungen verschieden und bedarf in manchen Staaten einer besondern polizeilichen Erlaubniß.

Schießgewehr, zum Abschießen eines Geschosses nach einem bestimmten Ziel eingerichtete Waffe. Die S.e zerfallen: a) in Spann-S.e, deren Kraft in einem angespannten und abgeschnellten Bogen besteht (Bogen, Armbrust); b) Feuergewehre, die durch in einen engen Raum eingeschlossenes und entzündetes Pulver wirken und wieder aa) Handfeuergewehre sind, welche ein Mensch zu regieren und zu transportiren pflegt (Pistole, Flinte, Büchse, Doppelflinte), oder bb) Geschütz, welches zu seiner Bedienung und zu seinem Fortbringen die Kräfte Mehrer erfordert und sowohl aaa) die Kanonen (s. d.), als bbb) das Wurfgeschütz (s. d.) umfaßt; oder endlich in c) Windgewehre, bei denen die Elasticität der gepreßten Luft als forttreibendes Princip wirkt; vgl. die betreffenden Einzelartikel und Zünder die Schießen.

Schießgraben, Graben, der zu einem Scheibenstand eingerichtet ist; vgl. Scheibe.

Schießguldeu (Num.), zum Gedächtniß besonders frequenter Vogelschießen ausgeprägte Schaumünzen.

Schießhagel (Jagdw.), s. v. a. Schrote.

Schießhaus, s. v. a. Schützenhaus.

Schießherd (Jagdw.), s. v. a. Panthern, s. Vogelherd.

Schießhütte (Jagdw.), Hütte von Reißig oder Erde, mit Schießlöchern versehen, um Wild daraus zu schießen; vgl. Krähenhütte.

Schießhund (Säugeth.), s. a. a. Schweißhund, Canis familiaris germanicus.

Schießkarren, s. v. a. Karrenbüchse 2).

Schießklinge, Platte von Stahl, die auf beiden Seiten mit Einschnitten von verschiedener Weite versehen ist, und dazu dient, die Stärke der verschiedenen Drahtsorten darnach zu messen.

Schießklippe, s. v. a. Schießgulden.

Schießler, Seb. Wilibald, deutscher Belletrist, wurde 1789 zu Prag geboren und lebt dort als Feldkriegskommissär. Schrieb: Monatsrosen oder Scherz und Ernst in Erzählungen, Novellen, Mährchen ꝛc., Prag 1826—27, 6 Bdchn., n. A. Augsburg 1828, 2 Bdchn.; — Almanach dramatischer Spiele für die Jahre 1826 u. 27, Prag 1826—27. — Neuerdings gab er mehre Jugendschriften, ein ABC der Naturgeschichte, Wien 1834 u. v. A. heraus; — mit A. Woller: Neue deutsche Theaterbibliothek, Augsb. 1836, 16. Bdchn.

Schießloch, 1) (Bergb.), s. Schießen 5); — 2) (Kriegsw.), s. Schießlöcher.

Schießlöcher (Befestigungsk.), die in Mauern oder Holzbrustwehren angebrachten Oeffnungen zur Kleingewehrvertheidigung. Ihre Form muß im Allgemeinen so angeordnet werden, daß jeder Schütze ein Schußfeld von 15—20 Grad bestreichen und von seiner Scharte aus in einer Entfernung von 80 Toisen eine Linie von 125—170 Fuß beschießen kann; jeder Punkt dieser ganzen Linie wird aus 33 Scharten, die 3 Fuß von einander liegen, zu treffen seyn. Dieses Verhältniß als Norm angenommen, ist es zulässig, dem Schießloch, ohne seinem Gesichtsfelde zu schaden, dreiverschiedene Gestalten zu geben, nämlich so, daß die kleinere Oeffnung von 3 Zoll nach innen, oder nach außen, oder endlich daß diese in der Mauer oder Holzwand selbst, ungefähr in dem 3. Theile der Stärke von innen nach außen gerechnet, zu liegen kommt. Die erste Form bietet dem Feinde einen Trichter, der einigermaßen gefährlich werden kann; bei der zweiten wird man durch die Stärke der Deckung beschränkt, indem die Mündung der Waffe beim Anschlage immer noch zur äußern Oeffnung herauszragen muß. Bei der 3. Gestalt vermag man sogar das Gesichtsfeld noch zu vergrößern, ohne die Oeffnung an sich zu erweitern; man gewinnt an Dauerhaftigkeit, hat aber theilweise noch die Nachtheile der ersten Einrichtung zu besorgen. Wo man sehr schräge Schüsse zu vergeben hat, kann man ohne Nachtheil die innere Oeffnung für mehre äußere Oeffnungen benutzen und so einem Schießloch ein größeres Feld geben, oder man kann eine lange und niedere (etwa im Innern 4—6 Zoll hohe), nach außen sich ober- und unterhalb erweiternde Schußspalte anwenden, wie dies bei Blockhäusern gebräuchlich ist. Diese S. erhalten gewöhnlich zur kleinsten Weite 3—4 Zoll Oeffnung; die größte Oeffnung aber bestimmt sich nach der Stärke der Mauer oder Holzwand und nach der Größe des Gesichtsfeldes, ob dies 15 oder 20 Grad betragen soll. Im Innern erhalten sie 12—18 Zoll, äußerlich 18—24 Zoll Höhe, je nachdem die Schüsse weniger oder mehr plongirt oder elevirt vergeben werden müssen, wonach sich zugleich die Lage der Sohle bestimmt. Die meiste Anwendung finden diese S. bei den Kleingewehrgallerien und Kaponieren der Festungen, theils auch bei den Graben- und Reduitvertheidigungen provisorischer Befestigungen und größerer Feldwerke, bei Blockhäusern und auch bisweilen bei Mauer- und Häuservertheidigungen, wo man jedoch größtentheils auf eine regelmäßige Form verzichten und sich damit begnügen muß, Oeffnungen von nur einiger Größe zu erhalten.

Schießloth, s. v. a. Senkblei.

Schießmaal, abgestecktes Zeichen, wonach man zur Uebung schießt.

Schießnadel, 1) s. v. a. Schießeisen; — 2) s. v. a. Zündnadel, s. Zündnadelgewehr.

Schießnig, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Neuschloß; 140 Einw.

Schiffspferd, s. v. a. Bürschpferd.

Schießplan (Schießplatz), Ort, wo Vogelschießen u. dgl. gehalten werden.

Schießprügel, scherzhaft s. v. a. Schießgewehr.

Schießpulver (franz. Poudre à tirer, Poudre de guerre, engl. Gunpowder), ein Gemenge von Salpeter, Schwefel und Kohle, dessen Wirkung beim Entzünden auf einer augenblicklichen Entwicklung einer großen Menge erhitzten Gases beruht, welches einen plötzlichen, ungeheuren Stoß auf die Umgebung ausübt. Warum unter allen Stoffen ähnlicher und viel stärkerer Wirkung, von denen die Chemie sehr viele kennen gelernt hat, keines im Stande ist, das S. zu ersetzen, verdient eine nähere Erörterung. Manche darunter, wie der Chlorstickstoff, explodiren schon durch so geringfügige Umstände, daß sie gar nicht ohne große Gefahr gehandhabt werden können. Aehnlich verhält sich der Zündsatz der Streichhölzer und das sogenannte Knallpulver. Abgesehen davon kommen noch andere wesentliche Umstände in Betracht. Denkt man sich nämlich die Kugel in einem Lauf im Augenblick der Entzündung, wo sie also durch einen plötzlichen Stoß fortbewegt wird, so ist gewiß, daß schlechterdings eine bestimmte, wenn auch kaum merkliche Zeit dazu gehört, das Beharrungsvermögen der Kugel zu überwinden. Die offenstehende Stubenthüre kann leicht mit dem kleinen Finger geschlossen werden, weil dieser gelinde Druck Zeit findet, das Beharrungsvermögen der Thüre zu überwinden, während dieselbe durch Flintenschüsse nur durchlöchert, nicht bewegt werden kann. Derselbe Fall ist im Laufe eines Gewehres. Wenn die Schnelligkeit der Explosion den entstandenen Gasen keine Zeit läßt, der Kugel ihre Bewegung mitzutheilen, so ist sie so gut als unbeweglich, oder gleichsam als Wand des Gewehrlaufes zu betrachten, der alsdann zersprengen muß, wie eine Bombe. Knallsilber, Knallqueckſilber sind in diesem Sinne zum Schießen unbrauchbar; auch Pulver mit chlorsaurem Kali statt des Salpeters, wirkt zu rasch und ist ohnehin in der Darstellung zu gefährlich. Bei einem von Berthollet auf der Pulvermühle zu Essone damit angestellten Versuche im Großen verloren 2 Arbeiter das Leben. Auf der äußersten Grenze explodirender Stoffe steht der Chlorstickstoff; ein Tropfen in einer offenen Schale schlägt bekanntlich ein Loch durch Boden und Unterlage, weil alle seine Theilchen in demselben Augenblicke zersetzt werden. Dagegen verbrennt das S. mit einer gewissen Langsamkeit, so daß die Zeit, in welcher sich die Verbrennung fortpflanzt, deutlich bemerkt und gemessen werden kann. Hierzu kommt noch der unberechenbare Vortheil, daß die Beschaffenheit des Pulvers zu den wohlfeilen Produkten gehören und zu denen, die jedes Land zur Noth aus sich selbst erzeugen kann. Man kann deshalb mit Gewißheit aussprechen, daß die Theorie keine geeignetere Masse hätte angeben können, als sie die einige Jahrhunderte ältere Praxis aufgefunden hat; denn bei seiner unwiderstehlichen Gewalt ist es nur die mehr allmählige Wirkung, welche die Kraft des S.s

dem menschlichen Willen zinsbar gemacht hat. In neuester Zeit hat Augendre ein neues S. erfunden, dessen Zusammensetzung am Schlusse d. A. beigegeben ist; ob dieses das alte zu verdrängen im Stande seyn wird, ist aber sehr zu bezweifeln. Auf dem andern Extrem befinden sich Gemenge von Salpeter mit Kohle allein, welche zwar mit lebhafter Gasentwickelung verpuffen, aber die Verbrennung nicht rasch genug durch ihre Masse fortpflanzen, um wie S. gebraucht werden zu können. In beiden Fällen, ob Schwefel vorhanden ist, oder nicht, geschieht die Gasentwickelung dadurch, daß sich die Kohle auf Kosten des Sauerstoffs im Salpeter oxydirt. Wenn Kohle allein vorhanden, so wird nur der Sauerstoff der Salpetersäure, also nur $^5/_6$ des Ganzen verwendet, indem kohlensaures Kali zurückbleibt. Der Schwefel dagegen ändert den Vorgang dahin ab, daß er das Kalium in Beschlag nimmt, um damit Schwefelkalium zu bilden, und der Kohle alle 6 Aeq. Sauerstoff des Salpeters zuweist. Der Schwefel verstärkt mithin die Wirkung des Salpeters und befördert — was eben so wichtig ist — weil er schon unterhalb der Temperatur verbrennt, bei welcher Salpeter mit Kohle verpufft — die Entzündlichkeit auf denjenigen Grad, welcher für den Erfolg am günstigsten ist. Die Gegenwart des Schwefels hat nur den Uebelstand, daß ein Ueberschuß davon, auch selbst das entstehende Schwefelkalium für sich, die metallenen Wände der Feuerwaffen, besonders der Geschütze, angreift. Für solche Fälle ist es rathsam, den Schwefelzusatz so auszugleichen, daß einfache Verbindungen mit dem Kalium entstehen, welche den Schwefel am festesten binden. Wie leicht begreiflich, würde ein Ueberschuß von Salpeter noch viel schädlicher seyn, wird aber deshalb nicht vorkommen, weil der Salpeter der kostspieligste Gemengtheil ist und keine Gründe gegen die Anwendung von etwas mehr Kohle sind, als der Salpeter streng genommen erheischt.

Die Wirkung des S.s beruht auf einem rein chemischen Vorgang, welcher leicht aus den Zersetzungsprodukten studirt werden kann. So hat Chevreul und Gay-Lussac gethan und nach der Verbrennung von Pulver in einem Kupferrohr in dem Gasgemenge:

	Chevreul.	Gay-Lussac
Kohlensäure	45,41	53
Stickstoff	37,53	42
Kohlenoxyd	—	5
Stickoxyd	8,10	—
Eigenthümliches Gas, aus Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff bestehend	6,37	

gefunden. Die überwiegende Quantität der beiden ersten Gasarten weist sehr deutlich darauf hin, daß die drei letztern nur zufällig sind, zum Theil von den unvollkommenen Gemengtheilen gegen einander, theils auch von der Feuchtigkeit herrührend. Beim Abfeuern des Pulvers zerfallen also die Bestandtheile des Salpeters; der Sauerstoff tritt mit der Kohle, das Kalium mit dem Schwefel zusammen, und der Stickstoff wird als Gas frei. Es hängt von dem Mischungsverhältniß, also von dem Willen des Pulvermüllers ab, ob die Kohle dabei Kohlensäure, oder Kohlenoxydgas wird, ob sich die einfache, ob sich eine höhere Schwefelungsstufe des Kaliums, oder kohlensaures Kali bildet. Wenn nun auch, je nach der Richtung, die man diesem Vorgange anweist, die Kraft auf der Höhe der Brauchbarkeit bleibt, so treten doch Verschiedenheiten ein, welche nähere Beleuchtung verdienen. — Mischungsverhältniß. Ein Pulversatz, worin alle Bestandtheile zu Kohlensäure, Schwefelkalium und Stickstoff rein aufgehen sollen, müßte, weil N_2O_5, $RO + S + 3C = N_2 + SK + 3CO_2$ gemischt werden, aus:

Nr. I.

				und würde geben:			Mithin aus 1 Maß Schießpulver (spec. Gew. = 0,9)
1 Aeq. Salpeter	=	1267	1 Aeq. Stickstoff		417		94 G.-Zh. = 74,6 Maß Gas,
1 „ Schwefel	=	201	3 „ Kohlensäure		825		439 „ „ = 221,3 „ „
3 „ Kohle	=	225	1 „ Schwefelkalium		691		
		1693			1693		296 Maß Gas zusammen.

Ein Satz dagegen, welcher statt Kohlensäure, Kohlenoxyd entwickeln soll, muß nach: N_2O_5, $KO + S + 6C = N_2 + SK + 6CO$, enthalten:

Nr. II.

				und würde geben:			mithin aus 1 Maß Pulver
1 Aeq. Salpeter	=	1267	1 Aeq. Stickstoff		177		83 G.-Zh. = 66 Maß Gas,
1 „ Schwefel	=	201	6 „ Kohlenoxyd		1050		403 „ „ = 321 „ „
6 „ Kohle	=	450	1 „ Schwefelkalium		691		
		1918			1918		457 Maß Gas zusammen.

Der Satz Nr. I. ist der kostspieligere; er erfordert 1½ Proc. Schwefel und 8½ Proc. Salpeter mehr als Nr. II., welcher überdies beinahe die doppelte Menge Gas liefert, aber auch bei der Verbrennung nur halb so viel Wärme entwickelt und folglich das erzeugte Gas weniger ausdehnen kann. Diese Ausdehnung macht nun viel mehr aus, als der ursprüngliche Mehrbetrag an erzeugtem Gas; denn es nehmen z. B. 200 Maaß Gas bei 1330° eben so viel Raum ein, wie 300 Maß bei 797°, nämlich 1170 Maße. In der That hat mehre Jahrhunderte alte Erfahrung, nach mehrmaligem Hin- und Herversuchen, was das Pulver für Feuerwaffen betrifft, bestimmt für den Satz Nr. I entschieden, wie aus Folgendem hervorgeht:

Satz Nr. 1.	preußisches	französisches	amerikanisches	österreichisches Schießpulver.
	Militärpulver			
Salpeter	100	100	100	100
Schwefel	15,96	15,3	16,6	15,0
Kohle	17,70	17,8	16,6	17,5

woraus man sieht, daß die Erfahrung bei demjenigen, als dem besseren, stehen bleibt, welches die Theorie als das richtige angibt. Die meisten der üblichen Pulversätze spielen so nahe um dieses Verhältniß, daß, wie auch die Rechnung ausweist, damit immer dieselbe Zersetzung gemeint ist. Die Abweichungen sind um so erklärlicher, als man eigentlich keine reine Kohle, sondern noch wasser- und sauerstoffhaltige anwendet und einen Ueberschuß an Schwefel absichtlich zu vermeiden strebt. Indessen darf man nicht verkennen, daß gewisse andere Sätze offenbar auf eine andere Zersetzungsweise berechnet sind. So scheint das Sprengpulver (französische), wobei die nachtheilige Einwirkung des überschüssigen Schwefels auf die Metallwände natürlich nicht mehr in Betracht kommt und die Wohlfeilheit mehr berücksichtigt werden kann, so gemischt zu seyn, daß der Kohlenstoff zur Hälfte Kohlenoxyd, zur Hälfte Kohlensäure bildet und Doppeltschwefelkalium entsteht ($N_2 O_5, KO + 2S + 4C = N_2 + KS_2 + 2CO + 2CO_2$); hiernach müßte man mischen:

Nr. III.			oder	man nimmt wirklich
1 Aeq. Salpeter	= 1267	. .	100	100
2 = Schwefel	= 402	. .	31,73	30,8
4 = Kohle	= 300	. .	23,68	23,0
	1969.			

Nr. III. würde geben			also 1 Maß Pulver:
1 Aeq. Doppeltschwefelkalium	= 892	. .	
1 = Stickstoff . . .	= 177	. .	64,2 Maß Gas,
2 = Kohlenoxyd . . .	= 350	. .	126,9 = =
2 = Kohlensäure . . .	= 350	. .	164,8 = =
	1969		356 Maß Gas zusammen.

Gewisse andere Sätze endlich, wie das französische Jagdpulver, kann man ansehn als Gemenge, welche nach der Entzündung Schwefelkalium, Kohlensaures Kali, Kohlenoxyd und Stickstoff geben, dann $8N_2 O_5, KO + 6S + 23C = 8N_2 + 6KS + 2KO, CO_2 + 21CO_2$. Daraus müßten genommen werden;

Nr. IV.			oder	man nimmt wirklich
8 Aeq. Salpeter	= 10136	. .	100	100
6 = Schwefel	= 1206	. .	11,9	12,8
23 = Kohle	= 1725	. .	17,0	15,4

Nach der Theorie sollte erhalten werden:

		Von 1 Maß Pulver.
21 Aeq. Kohlensäure	= 5775	. . . 192 Maß Gas,
8 = Stickstoff	= 1416	. . . 74 = =
6 = Schwefelkalium	= 4146	. . . — = =
2 = kohlensaures Kali	= 1730	. . . — = =
	13067	266 Maß Gas zusammen.

In der Lösung der Frage über die beste Zusammensetzung des Pulvers auf dem Wege des Versuchs hat sich Proust das meiste Verdienst erworben. Dieser Naturforscher hat die Resultate seiner Beobachtungen in drei Reihen zusammengestellt. Die erste Reihe enthält die Beobachtungen über Gemenge aus Salpeter und Kohle in verschiedenem Verhältniß, in Bezug auf die Dauer des Verbrennens, so wie die Menge und Beschaffenheit der erzeugten Gase. Sie gibt deutlich zu erkennen, daß bei weniger als $\frac{1}{3}$ Kohle, salpetrigsaures Kali im Rückstand bleibt, und daß das Gemenge mit mehr als $\frac{1}{3}$ Kohle zwar im Ganzen etwas mehr Gas gebe, welches aber dafür anfängt (bei Abnahme der Kohlensäure) Kohlenoxyd, mithin beim Verbrennen eine entsprechend geringere Hitze zu entwickeln. Bei $\frac{1}{3}$ Kohle ist die Einwirkung mithin am vollständigsten; es entsteht nur Kohlensäure, und der Erfolg ist der beste. Aus der zweiten Versuchsreihe geht hervor, daß unter allen Verhältnissen des Schwefels, sogar für verschiedene Gemenge von Salpeter und Kohle, die Wirkung bei $\frac{1}{3}$ (Schwefel) den höchsten Grad erreicht. In der dritten Versuchsweise endlich wurden von Proust mehre wirkliche Pulversätze untersucht und dabei die nachstehenden Erfahrungen gemacht:

100 Theile Pulver, bestehend aus: Salpeter, Procent.	Schwefel, Procent.	Kohle, Procent.	lieferten K.-F. Gas.
70	12	8	107
73,2	12,2	14,6	100
75	12,5	12,5	113
76,2	12,8	11	112

Aus Allem geht hervor, daß das Verhältniß von 6:1:1 durch direkte Versuche als das beste bestätigt wird. Dieses Verhältniß entspricht aber beinahe genau dem Satz Nr. 1, welchem darum der Vorzug gebührt, in so weit keine anderen Gründe, wie bei dem Sprengpulver, entgegenstehen. — Im Folgenden sind außer den bereits angeführten noch einige weitere Pulversätze zusammengestellt.

Pulversorten:	auf 100 Theile Salpeter Kohle	Schwefel	nach
Mailändisches Kriegspulver .	15,7	15,7	Meyer.
Würtembergisches Kriegspulver, Kanonenpulver	16,0	1 ,2	=
Würtembergisches Kriegspulver, Flintenpulver	14,3	19,8	=
Großh. hessisches Kanonenpulver	14,4	20,4	=
= = Flintenpulver	14,5	21,2	=
Schwedisches Kriegspulver .	12,0	21,3	=
Kurfürstl. hessisches Kriegspulver	16,2	18,2	=
Hannoversches Kriegspulver .	15,2	23,3	=
Russisches Kanonenpulver . .	25,0	16,6	=
Holländisches	22,9	20,0	=
Oesterreichisches Musketen- und Stückpulver	17,3	15	=
Italienisches Kriegspulver . .	13,8	13,8	Prechtl.
Spanisches	37,4	23,2	=
Französisches Jagdpulver v. Angenieux und Le Boucher .	17,5	12,5	=
Italienisches	24,8	11,7	=
Französisches rundes Pulver von Essonne	21,6	13,5	=
Englisches von Walthom Abbey	18,0	13,3	Ure.
Dartford Pulver	15,9	9,8	Meyer.
Pulver von Curtis und Harvey	16,3	11,8	=
= = Chamvy . . .	24,75	6,25	=
= = Grenelle . . .	15,7	15,7	=
Berner	19,4	13,1	=
Miethen, 1684	21,2	12,0	=

In Angaben der Art finden sich oft große Abweichungen; nichts destoweniger sind manche bestimmt bekannte Pulversätze so aller Theorie zuwider zusammengesetzt, daß entweder ein Ueberschuß an Salpeter, oder an Schwefel vorhanden ist. Das erstere ist bei dem champy'schen und anderen, das letztere bei dem chinesischen der Fall, welches auf 2 Aeq. Kalium 3 Aeq. Schwefel enthält. Die Güte des Pulvers hängt (abgesehn von den Verhältnissen des Satzes) von der Auswahl des Materials und insbesondere — da alle drei Bestandtheile fest sind — auch von der Innigkeit ab, mit welcher sie unter einander gemengt sind. Die beiden Punkte sind daher für die Darstellung maßgebend.

Material zur Schießpulverbereitung. Der Salpeter kann nicht im rohen Zustande verwendet werden. Man bedient sich am besten des Krystallmehls, welches durch das Raffiniren fast gänzlich von allen Chlormetallen befreit ist. In Frankreich darf der Gehalt nicht über $^1/_{2000}$ betragen; in der berühmten Pulvermühle zu Walthonn Abbey in England treibt man das Waschen sogar so weit, daß die Auflösung des fertigen Salpeters keine Silberlösung mehr trübt. Das Krystallmehl ist übrigens um so brauchbarer, weil es nicht mehr besonders gepulvert zu werden braucht, was überall nöthig ist, wo man den gereinigten Salpeter in großen Krystallen erhält. Eine weitere Vorbereitung ist nicht nothwendig. Ebenso wendet man gereinigten Schwefel an; weil aber die Schwefelblumen stets mit anhängender Schwefelsäure behaftet sind, so zieht man allenthalben den Stangenschwefel vor, welcher im weiteren Verlauf der Arbeit gepulvert wird. Der Einfluß, welche die Kohle durch ihre Lockerheit, Entzündlichkeit, kurz ihre ganze Beschaffenheit auf die Güte des Pulvers äußert, ist sehr bedeutend. Die Beschaffenheit der Kohle hängt aber zugleich von dem Material, woraus sie erzeugt worden, und von der Art der Verkohlung ab. Auch den ersten Punkt hat Proust durch seine Versuche in obiger Art aufgestellt. Nach ihm verbrennt ein Gemenge von 72 Gran Salpeter mit

12 Gran Kohle von	in Sekunden	und hinterläßt Rückstand:
Hanfstengel	10	12 Gran,
Goldwurz	10	12 "
Weinreben	12	20 "
Kirschbaumstengel	13	21 "
Fichte	17	30 "
Faulbaum (Rhamnus frangula)	20	41 "
Spindelbaum (Evonym. europ.)	21	27 "
Hasel	23	30 "
Kastanienholz	26	36 "
Nußholz	29	33 "
Steinkohle (Kohle)	50	45 "
Zucker	70	48 "

während Kohlen von Reis, Eiweiß, Blut, Leder u. s. w. gar nicht mehr verpuffen. Wie man sieht, liefern die weichen holzartigen Pflanzentheile die beste, stickstoffaltige Thierstoffe die schlechteste Kohle. Darum ist auch Papier wegen des Leims nicht anwendbar, während Flachsfasern und alte Leinwand ein ausgezeichnetes Material sind. Gegenwärtig wendet man sehr häufig Faulbaum, auch Erlen-, Pappel- und Spindelbaum, Haselholz u. s. w. an. In Spanien zieht man die Hanfkohle vor. Welches Holz man wählen mag, so müssen die Theile möglichst vermieden und entfernt werden, welche sich beim Verkohlen wie Stärke oder Eiweiß u. s. w. verhalten. Darum muß die Rinde, welche stark mit gummiartigen, schleimigen Theilen, Extraktivstoff und Salzen angeschwängert ist, von dem Kohlholz abgeschält, alles Laub und kleinere Zweige müssen verworfen u. es muß nicht zu altes, aber doch ganz ausgebildetes Holz gewählt werden. Am besten sammelt man Zweige von 1—2 Zoll Dicke. Es soll vortheilhaft seyn, die entrindeten Aeste eine Zeit lang dem Regen auszusetzen, wodurch die extraktiven Theile noch mehr entfernt werden. Die Entzündlichkeit einer Kohle hängt vorzüglich von ihrer Fähigkeit ab, die Wärme zu leiten. Ist diese gering, so wird die von einem Theil empfangene Hitze auch demselben weniger rasch entzogen; er wird weniger leicht erlöschen, und umgekehrt. Erfahrungsmäßig sind nun unter starker Hitze erzeugte Schwarzkohlen dichter und bessere Wärmeleiter, als das Produkt einer nicht bis zu Ende getriebenen Kohlung, die sogenannte Rothkohle (s. Kohle). Wirklich erzeugt man jetzt für die Schießpulverfabriken eine Kohle, welche in diese Klasse gehört, weil man eine solche dem Zweck am meisten entsprechend gefunden. Dies kann mit Erfolg nur in Vorrichtungen geschehen, welche die Leitung der Hitze und des Ganges überhaupt vollkommen in die Hand des Arbeiters geben. Es sind dies Oefen mit eingemauerten Cylindern, welche den Leuchtgasöfen einigermaßen gleichen. Um die Leitung der Arbeit nicht zu erschweren und eine gleichförmige Kohle zu erhalten, legt man nicht gerne mehr als 3 Retorten über eine Feuerung und macht diese nicht größer als nöthig ist, um 100 Pfund Holz zu fassen; dadurch wird aber auch die Kohle etwas theurer. Wenn alle Fugen verstrichen sind, so beginnt man zu feuern. Die Aufgabe besteht nun darin, die Zersetzung bei möglichst geringer Hitze zu betreiben, welche im Innern nie die Rothglühhitze erreichen darf. Man beurtheilt das Vorschreiten der Verkohlung aus der Beschaffenheit der Probestücke, welche man mehrmals der ganzen Länge nach zerbricht, um zu sehen, ob die Zersetzung auch gleichmäßig von vorn bis hinten vorgeschritten. Erst nach ungefähr 5 Stunden kommt die Destillation vollständig in Gang. Wenn die Dämpfe gelb und die Proben spröde, auf dem Bruch gelbbraun und glänzend sind, so ist es Zeit, das Feuer sinken zu lassen, weil nunmehr die Hitze des Ofens zureicht, die Kohlung zu beendigen. Wenn keine Dämpfe mehr entweichen, so öffnet man die Deckel rasch, um die Kohlen in gutschließenden, eisenblechernen Büchsen erkalten zu lassen. Um längere Unterbrechungen zu vermeiden, hat man auch wohl Blechcylinder, welche mit Kohlholz im voraus beschickt sind, in die Retorten eingeschoben und nach geschehener Operation gegen frische ausgewechselt. Es fragt sich nur, ob dieser Vortheil

nicht durch den ungleich höheren Verbrauch an Brennstoff (wegen der doppelten Hülle) aufgehoben wird. Es bleiben in der Regel 34—45 Proc. Pulverkohle bei gutem Verfahren. In der Verkohlungsanstalt in Le Bouchet z. B., wo die Verkohlung für gutes Jagdpulver 12 Stunden, für die gewöhnlichen Sorten 8—9 Stunden dauert, ist dies die gewöhnliche Ausbeute. Gute Rothkohle ist braun, mit helleren Adern, glatt, mit vielen Quer-, aber keinen Längsrissen, hat, zerrieben, das Ansehn wie verschossener schwarzer Sammet, brennt noch mit bläulicher Flamme, läßt sich noch in geringem Grade biegen und löst sich fast gänzlich in Aetzkali auf. Das Löschen der gezogenen Kohlen mit Wasser ist anerkannt nachtheilig und schon darum störend, weil, wenn man dieselben sogleich verbraucht, wie am besten geschieht, die Menge des aufgesogenen Wassers erst ermittelt und abgezogen werden müßte. Im Gegentheil würden die Verhältnisse des Satzes verrückt werden. Ein Umstand, der bei jeder Verkohlung eintritt, verdient besondere Aufmerksamkeit. Es wird nämlich an den kühleren Stellen der Destillationsräume immer Theer verdichtet, welcher zurücktropft und auf dem heißen Holz, unter Hinterlassung einer schwerverbrennlichen Glanzkohle, zersetzt wird. Diese und die Brände müssen, als ganz unbrauchbar, abgesondert werden. Sie beträgt zuweilen 5 Prec., in besseren Anstalten, wie in Spandau z. B., weiß man sie bis ½ Proc. zu vermindern. Ein anderes Verfahren ist das Verkohlen in Oefen, welche denen zum Verkohlen der Steinkohle ähnlich sind. Sie sind mit einem flachen Herd, welchen ein halb walzenförmiges Gewölbe überspannt, und mit zwei gegenüberstehenden Thüren versehn. Anfangs, wenn man das Holz, womit der Ofenraum gefüllt ist, anzündet, sind beide geöffnet. Hat das Feuer aber gehörig um sich gegriffen, so schließt man eine davon; die andere, durch welche man angezündet hat, bleibt noch für den abziehenden Rauch und dafür offen, daß man zu dem Holz mit dem Schüreisen gelangen und diejenigen Theile, welche nicht mehr mit Flamme brennen, nach hinten schieben kann. Wenn die Flamme zu erlöschen beginnt, so schließt man auch die zweite Thür, um die Gluth zu dämpfen. Die Kohlen können alsbald gezogen und in Blechbüchsen gelöscht werden. Ungeachtet sich in solchen Oefen rascher arbeiten läßt, als nach jeder anderen Art, so gewähren sie doch den wenigsten Vortheil, theils weil viel Abgang, viel Brände und Glanzrußkohle entstehen, theils weil sich damit kein bestimmter Grad der Verkohlung erzielen läßt. Man erhält nur Schwarzkohle. Die gewöhnlichen Meiler sind für die Zwecke der Pulvermühlen nicht zulässig, weil das geringste Sandkorn, welches mit den Kohlen unter die Pulvermasse kommt, durch Funkenerzeugung unter den Maschinen gefährlich werden kann. Doch hat man seit den ältesten Zeiten eine Art Grubenverkohlung ausgeführt. Solche Gruben sind viereckig und flach, mit Backsteinen ausgemauert, welche auf die hohe Kante gestellt werden. Bei ungefähr 6 F. (4, 8′ rh.) Tiefe ist ein Umfang von 12 F. (9′⅛′ rh.) im Geviert hinreichend für die Verkohlung von 20 Ctr. Holz. Der Rand der Grube muß festgeschlagen und geebnet seyn; auch müssen zur Seite weicher, thoniger Sand, der sich leicht ballt, und wollene Decken bereit liegen. Das Kohlholz ist zu Bündeln zusammengebunden, einige Hundert an der Zahl, welche mit einiger Regelmäßigkeit in zwei Lagen über einander gesetzt werden, die zusammen 4 F. (3⅕′ rh.) über die Grube hervorstehen. Mittelst einer zuvor in die Quere eingelegten Stange bewirkt man leicht, daß eine Reihe Bündel höher zu stehen kommt, als die benachbarten, wodurch ein Kanal ausgespart bleibt, welcher von vorn her offen seyn muß, weil er als Zündgasse dient. Durch Späne und Stroh, welche man hineinbringt und anzündet, wird der Einsatz in Brand gesteckt, worauf die Mündung der Zündgasse rasch mit Holzbündeln verschlossen werden muß, um den übermäßigen Zutritt der Luft abzuhalten. Allmählig greift nun die Flamme durch, verzehrt endlich die Stange; die Zündgasse bricht ein, und die Holzmasse sinkt zusammen. Diese ist nicht hinreichend, um nach dem Verlöschen der Flamme die Grube zu füllen. Deshalb gibt man nach und nach noch einmal so viele Bündel auf, als anfangs eingesetzt wurden. Dabei wird es aber nöthig, weil die regelmäßige Schichtung zerstört ist, der gleichförmigen Kehlung hier durch Aufstockern, dort durch Zusammenstoßen nachzuhelfen. Die Arbeit ist beendigt, wenn die Flammen allenthalben verlöschen. Alsdann beeilt man sich, den Luftzutritt durch Auflegen der nassen Wolldecken auf die geebnete Kohlenmasse abzuschneiden. Oben auf schaufelt man eine Lage Sand und tritt diese Decke fest auf. Nach drei oder vier Tagen können die Kohlen gezogen werden, welche mit Sorgfalt von Erde und Bränden gereinigt werden müssen. Man soll bei diesem sehr mangelhaften Verfahren 16 bis 17 Proc. Kohle erhalten. Weder die Form der Grube, noch die Anwendung des Sandes ist zweckmäßig zu nennen. Daher findet man dieselben oft gegen runde eiserne Kessel mit Deckeln vertauscht, welche zwar eine Kohle ähnlicher Art, aber eine Ausbeute von 23 Proc. geben sollen. Die Kohle der Oefen, Gruben, Kessel ist Schwarzkohle und bildet lange klingende Stäbe, welche nicht mit Glanzkohle behaftet seyn dürfen. Im Gegensatz dazu heißt die Kohle der Cylinder „destillirte Kohle.“ In allen Fällen ist es gerathen, die Kohlen vor der weiteren Verarbeitung von Sand und ähnlichen Unreinigkeiten zu befreien, was entweder durch Auslesen mit der Hand, oder — wie in der französ. Revolution, wo es galt, keine Zeit zu verlieren, dadurch geschieht, daß die Arbeiter die Kohlen mit Wurfschaufeln dem Luftzug entgegenschaufeln, welcher Staub und Sand mit wegnimmt.

Fertigung des Satzes. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß innige Mengung und folglich die feine Zertheilung seiner Bestandtheile auf die Güte des Pulvers wenig-

stens von eben so großem Einfluß sind, als das richtige Mischungsverhältniß; daher die besondere Sorgfalt beim Pulvern und Mischen, so wie die eigenthümliche Einrichtung der hierzu dienlichen Vorrichtungen. Wie man auch zu Werke gehen mag, so ist der Zweck immer derselbe, nämlich das Pulvern und Mengen zu einem feuchten, möglichst dichten Teig, welcher in gleich große Körner gepröckelt wird. Diese müssen noch gesiebt, getrocknet und unter Umständen geglättet werden. Mit der Revolution sind die in den damaligen dringenden Zeiten erfundenen Pulverisirtrommeln sehr in Aufnahme gekommen. Es sind dies an einer Axe aufgehängte Tonnen von 44 Zoll Länge und ungefähr demselben Durchmesser, welche an der inneren Wand mit einer Anzahl (etwa 12) Leisten versehen sind, die um 8 Linien vorspringen. Zuweilen sind diese Tonnen von Holz, öfter von starkem Leder gemacht, welches auf ein hölzernes Trommelgerüste aufgenagelt wird. Die Tonnen werden durch Kurbeln in Bewegung gesetzt. Seitlich befindet sich eine Klappe oder Thür; um das Verstauben zu verhüten, ist die Trommel mit einem Gehäuse aus Holzrahmen umgeben, über welche von innen Leder gespannt ist. In dem unteren Theil dieses Gehäuses ist die Wand beweglich eingesetzt und durch Riegel gehalten, damit man einen Trog, welcher deshalb auf Rollen steht, zum Entleeren der Tonnen ein- und ausfahren kann. Um zu verhüten, daß der Inhalt der Tonnen daneben fällt, ist der Trog so abgepaßt, daß sein Rand genau an den inneren trichterförmigen Ansatz des Gehäuses anschließt. Die Pulverisirung geschieht in dieser Maschine durch eine Masse kleiner Bronzekugeln von der Größe der steinernen Spielkugeln für Kinder (3½ Linien Durchmesser), welche durch das Umlaufen bewegt werden. Die Geschwindigkeit darf deshalb nur so groß seyn, daß die Kugeln auf eine gewisse Höhe gehoben werden und von da unaufhörlich über die Leisten zurückfallen; im Gegentheil, bei übertriebener Schwungkraft, würden sie vermöge d. Schwungkraft unbeweglich an den Umfang angedrückt bleiben. Um ein Beispiel anzuführen, so gibt man zu französischem Jagdpulver 36 Pfund Kohle mit 3 Ctr. Bronzekugeln in die Trommeln, welche man damit, bei 30 Umdrehungen in der Minute, 12 Stunden umlaufen läßt. Nach Ablauf dieser Zeit fügt man den Schwefel (30 Pfund) in Stangen zu, welcher auf gleiche Weise zerkleinert und dabei zugleich mit der Kohle vermischt wird. Zum Entleeren der Tonnen nimmt man den Deckel ab und spannt ein Messingsieb vor die Oeffnung, welche dann zu unterst gekehrt wird. Auf diese Art fällt die Masse allein in den Trog, und die Kugeln bleiben zurück. So vorbereitet, setzt man der Masse das Salpetermehl zu und läßt diese, sowohl um ihr denselben gehörig einzuverleiben, als auch um die Pulverung noch weiter zu treiben, in einer anderen Trommel ein zweites Mal eben so lange, aber mit zinnernen anstatt der Bronzekugeln, umlaufen. Die fertige Masse muß nunmehr zu Kuchen geformt werden. Zu dem Ende feuchtet man dieselbe mit $^1/_{10}$ Wasser zu einem Teig an, streift diesen 4 Linien dick auf eine Kupferplatte und bedeckt ihn mit nasser Leinwand, worauf eine zweite Lage gebracht wird, und so fort, bis der Stoß hinreichend hoch ist, um eine hydraulische Presse zu füllen. Darunter werden die Schichten auf $^1/_5$ ihrer Dicke zusammengepreßt, was sich leicht erzielen läßt, wenn man dieselben mit Holzrahmen von dieser Dicke umgibt. Die Bronzekugeln sind bei diesem übrigens sehr vortheilhaften Verfahren der Pulverung einer merklichen Abnutzung unterworfen (welche zum Theil von einer chemischen Einwirkung des Schwefels herkommen soll) und müssen jedenfalls aus möglichst hartem Metall gegossen werden (4 Kupfer auf 1 Zinn).

Pulvermühlen. Nach der älteren, aber noch immer sehr verbreiteten Methode geschieht das Pulvern, Mengen u. Dichten des Satzes gleichsam in einer Operation, und zwar in großen, durch Maschinen bewegten Mörsern, den Stampfmühlen. Die Mörser sind in einer Reihe in einen schweren eichenen Balken eingestemmt, beinahe kugelförmige Höhlungen, worin sich die Stempel auf- und niederbewegen. Diese sind unten mit einem Schuh aus Bronze versehen, in welchem der Stempel dadurch eingekeilt wird, daß man den Keil und den Schuh zu gleicher Zeit einsetzt. Die Stempel werden durch die Daumen einer Welle an den Hebelatten gepackt und in Bewegung gesetzt. Die Gestalt der Stempel und Mörser ist nichts weniger als gleichgültig, denn davon hängt es ab, ob der teigige Satz in allen seinen Theilen getroffen wird, oder nicht. Wenn beide Stücke die hier abgebildete Gestalt besitzen, so wird die Masse, durch die Schläge nach den Seiten gequetscht, mehr und mehr aufsteigen, sich dadurch umbringen und allmählig unter den Stempel zurückkommen. Die Mörser haben 14 Zoll Durchmesser und 9 Zoll Oeffnung bei einem Abstand von 17 — 18 (17, 8—18, 8″ rh.) Zoll von Mittelpunkt zu Mittelpunkt. Gewöhnlich umfaßt die Mühle zwei Reihen von je 10 Mörsern. Die Stempel wiegen im Ganzen 80 Pfund; davon kommt die Hälfte auf den Bronzeschuh, welcher aus 100 Kupfer auf 22 Zinn besteht, und die Hälfte auf den Balken, der, um ihm das überflüssige Gewicht zu benehmen, kannelirt ist. Die senkrechte Bewegung wird durch zwei parallele Balken des Gerüstes hervorgebracht, zwischen denen sie auf- und niedergehen. Beim Abwägen der Mischung wird dieselbe in Antheile von 20 Pfund getheilt; so viel bearbeitet jeder Mörser nämlich. Salpeter und Schwefel kommen in ein Traggefäß zusammen, die Kohle in ein anderes für sich. Mit dem Einstampfen der letzteren beginnt die Arbeit. Zu dem Ende müssen alle Mörser mit der Kohle beschickt werden, welche man durch und durch mit etwas weniger als einem gleichen Gewicht Wasser befeuchtet. Hierauf setzt man die Stempel in Gang. Diese werden bei jeder Umdrehung der Daumenwelle zweimal, und zwar auf 1½ Fuß gehoben und machen in der Minute ungefähr 60 Schläge. Nach 20 — 30 Minuten ist die Kohle in einen zarten Brei verwandelt. In diesem Zeitpunkt stellen die Arbeiter die Maschine ein, streichen die auf den Rand ge-

worfenen Kohlen sauber in den Mörser zurück, und fügen den Salperer und Schwefel und wieder halb so viel Wasser als das erste Mal hinzu. Es ist ganz und gar unmöglich, durch die bloße Thätigkeit der Maschine eine gleichförmige Masse zu erhalten, schon darum nicht, weil sich immer auf dem Boden eine Kruste absetzt, welche natürlich — in so fern sie den Bewegungen des übrigen Satzes nicht mehr folgt — auch nicht weiter gemischt und gepulvert wird. Die Arbeiter müssen daher ins Mittel treten. Um sich ihrer mehr zu versichern, ist ihnen vorgeschrieben, von Zeit zu Zeit den Inhalt der Mörser gegen einander zu vertauschen. Bei dieser Gelegenheit wird alles Festhängende sorgsam ausgekratzt und je nach dem Ermessen des Aufsehers so viel Wasser nachgegossen, als zur Erhaltung der teigigen Beschaffenheit nothwendig ist. Denn man sieht leicht, daß davon die richtige Bewegung des Satzes in den Mörsern abhängt; zu naß, würde derselbe zu sehr an den Wänden hängen bleiben, zu trocken, leicht herausgeworfen werden. Die erste Umleerung geschieht nach 2000, die folgenden geschehen jedesmal nach 4000 Schlägen. Der Inhalt des ersten Mörsers wird in ein nebenstehendes Gefäß gescharrt, der des zweiten in den leer gewordenen ersten, der des dritten in den zweiten, und so fort, bis endlich das Gefäß in den letzten entleert werden kann. Um Zeit zu ersparen, fängt man mit dem ersten und sechsten Mörser zugleich an. Nach den letzten Umleerungen läßt man die Stempel noch zwei Stunden ununterbrochen wirken, um die Masse zu dichten. Im Ganzen dauert die Bearbeitung in den Mörsern 14 Stunden, wovon 4 Stunden auf die Zwischenarbeiten kommen. Wenn das Pulvern vorher in den Trommeln vorgenommen und nur das Mischen und Dichtmachen des Satzes den Mörsern überlassen bleibt, so erleidet die Stampfzeit natürlich eine entsprechende Abkürzung.

In Italien hat man schwere Metallmörser; in der Schweiz, z. B. in Bern, wo ein berühmtes Pulver erzeugt wird, statt der Pochstempel durch Wasser bewegte Hämmer.

Ganz abweichend von den bisher beschriebenen Methoden ist diejenige, welche sich der Mühlen mit stehenden Steinen, Läufern, bedient und die Mühlsteinmethode genannt wird. Es sind dies dieselben bekannten Einrichtungen, welche zum Zermalmen der Oelsamen und dgl. dienen. Zwei aufrecht stehende Steine drehen sich um eine gemeinschaftliche, wagerechte Axe, welche sich ihrerseits sammt diesen beiden Läufern um eine andere senkrechte Welle (im Mittelpunkt des runden, flachliegenden Lagersterns) bewegt. Die Läufer sind, wie die französischen, aus einer Art Sandstein gebauen, der sich bei Namur findet, sonst mit Marmor, Kupfer, oder, wie in England, aus Gußeisen und, um Funken zu vermeiden, in einen Ring von Bronze eingefaßt. Ihr Durchmesser ist 6 F. (4, 8′ rh.) und weniger, bis 10 F. (7, 96′ rh.), ihr Gewicht gewöhnlich 50—100 Ctr., doch hat man sie auch über und unter diesem Gewicht. Sie drehen sich 8—10mal in der Minute und schleifen ein hölzernes Streichmesser hinter her, welches die ausgewichene Masse wieder in die Bahn bringt. Wenn der eine Läufer um den Betrag seiner Dicke der senkrechten Welle näher gerückt wird als der andere, so gewährt dies den Vortheil, daß die Masse, welche von dem einem Stein nach innen gequetscht wird, dadurch gerade in die Bahn des andern kommt. Die Wirkung solcher Steine ist dem Zweck im Ganzen weit angemessener, als die der Mörser oder Trommeln, was man leicht einsehen wird, wenn man sich die Art ihrer Bewegung genau vergegenwärtigt. Die Bewegung ist nämlich zunächst eine rollende (um die wagerechte Axe), wodurch der Stein das Bestreben erhält, in gerader Linie (nach der Tangente) fortzulaufen. Diesem Bestreben widersetzt sich die Drehung des Ganzen um die senkrechte Welle, welche die Steine jeden Augenblick mit Gewalt von der geraden Bahn ab- und in die kreisförmige zurücklenkt. Daraus entstehen zweierlei Wirkungen, welche in jedem Augenblick zugleich thätig sind; eine durch das Rollen, welches die zu bearbeitenden Stoffe bloß zerquetscht, und eine schleifende, welche sie zerreibt. Solche Mühlen vereinigen also die Wirksamkeit bloßer Walzwerke und der Mahlmühlen mit wagerecht laufenden Steinen. Es ist nicht zu verkennen, daß in so fern die Verarbeitung des Pulversatzes auch gefahrbringender wird, doch geschieht das Mahlen nicht trocken. Anfangs ist die Bewegung der Steine rascher, weil es sich mehr um das Zerkleinern der Masse handelt. Später, wenn diese gleichförmig fabenartig geworden, mäßigt man die Geschwindigkeit so weit, daß die Steine mehr drückend als Presse wirken, um dem Satz die gehörige Dichtigkeit zu verleihen. Damit derselbe hierbei keine zu dicke Lage bilde, dürfen nicht mehr als 40 — 60 Pfund auf einmal in Arbeit genommen werden.

In Belgien u. Deutschland zermalmt man Salpeter und Schwefel für sich unter den Läufern, und setzt dann die Kohle in Stücken zu. In England zerknirscht man den Schwefel für sich, die Kohle mit dem Salpeter zusammen, jedes zwischen besonderen Walzen, und gibt das Gemenge nachher unter die Läufer. Zu Le Bouchet in Frankreich endlich, wo die Mühlsteine besonders beim Jagdpulver Anwendung finden, geschieht das Zerkleinern in den beschriebenen Trommeln, das Mengen und Dichten aber unter den Mühlsteinen. Nach der Erfahrung ist der Vortheil auf Seiten Derjenigen, welche die Stoffe vorher zerkleinert und gemengt unter die Mühlsteine bringen. Da die Wirksamkeit des S.s beim Anzünden von der Vervielfachung seines ursprünglichen Raums durch die Gasbildung abhängt, so muß diese Wirkung natürlich in beiden Fällen wachsen, ob man die Menge des Gases vermehrt, oder den anfänglichen Raum des dazu gehörigen Gewichtes Pulver vermindert. Diese Verminderung wird nun gerade durch das mehr erwähnte Verdichten oder Pressen bewirkt, ist also von um so eingreifenderer Wichtigkeit, als bei den darauf folgenden Arbeiten wenig oder nichts mehr dazu gethan werden kann. Diesen Zweck, das Verdichten, hat man denn auch für wichtig genug gehalten,

um ihm hie und da besondere Maschinen zu widmen. Sie sind mit drei Walzen versehen, welchen die Masse durch Tücher ohne Ende zugeführt wird. Das eine davon umfaßt die beiden oberen, das andere allein die untere Walze. Ein Trichter befördert die Masse zwischen die beiden Tücher, mit denen sie zwischen den Walzen durchgeht, um auf der andern Seite als ein Kuchen zum Vorschein zu kommen, der durch sein eigenes Gewicht abbricht und herabfällt. Die Kuchen sind anfänglich 8 Linien dick u. werden auf ¼ der Dicke zusammengepreßt.

Das Körnen des S.S. Bei jedem Verfahren, wie sie hier beschrieben sind, erhält man zuletzt den Satz in der Gestalt von Kuchen verschiedener Dicke und Härte, welche noch in Körner, die einzige zulässige Form für den Gebrauch des Pulvers, verwandelt werden müssen. Der Gründe dafür sind mehre von gleicher Wichtigkeit. Von größern Stücken oder Brocken kann natürlich keine Rede seyn; aber es verdient angeführt zu werden, worin die Vorzüge des gekörnten Pulvers, welches die Franzosen zuerst einführten, vor dem staubförmigen oder Mehlpulver bestehen, wie es bis zum 14. Jahrhundert allein bekannt war. Einmal ist das Mehlpulver unbequem zu handhaben und zu stark schmutzend; ferner bietet es keine hinlängliche Sicherheit für genaue Erhaltung des Mischungsverhältnisses. Denn bei einem längern Transport würde nicht nur ein größerer Theil verstäuben, sondern es würden sich auch der Schwefel und Salpeter, welche viel schwerer sind, mehr an den Boden der Säcke oder Kästen begeben, während die leichtere Kohle die Oberfläche suchen würde. Zudem lehrt die Erfahrung, daß eine Masse in dichten Körnern weit weniger Feuchtigkeit anzieht, als ein mehlfeiner Staub. Ein Hauptpunkt ist endlich die beträchtlich geringere Entzündlichkeit, d. h. der Umstand, daß von zwei gleichen Ladungen Mehl- und Kornpulver die letztere ungleich rascher abbrennt und in diesem Verhältniß besser wirkt. In einer Pulvermasse verbreitet sich die Entzündung, wenn auch schnell, doch immer von Theilchen zu Theilchen. Dies geschieht entweder durch die glühenden Theile selbst, aber alsdann viel langsamer, oder durch die Flamme, wenn diese hinreichend weite Zwischenräume findet, um in der Masse vordringen zu können. Das erstere ist bei Mehl-, das andere bei Kornpulver der Fall; wenn also von diesem nur wenige Körner entzündet sind, so wird es alsdann — wegen der Flamme, die sich durch die Ladung verbreitet — gerade so seyn, als ob man das übrige an vielen Punkten zu gleicher Zeit entzündet hätte. Nach Piobert's Versuchen brennt Pulver von einer Dichte = 1,5, in Schichten von 5,2 — 8 Linien in der Sekunde ab, während diese Schichten bei Mehlpulver nur 3,6 Linien betragen. Auch die Erfahrungen, welche man mit den bekannten Zündhütchen gemacht hat, beweisen das Nämliche; dieselbe Ladung trägt nämlich weiter, wenn sie mit einem solchen, als mit Stein und Zündpfanne abgefeuert wird. Die Zündhütchen gewähren mithin bei gleichen Wurfweiten ein Ersparniß an Pulver; denn die Flamme, welche nach alter Art der Funken auf der Zündpfanne entwickelt, ist zumeist nach außen gerichtet, während der Flamme des Hütchens (Knallquecksilbers), nach der Einrichtung der Perkussionsgewehre, nur der Weg nach innen, nach der Ladung, offen steht, wo sie sich denn mit Gewalt in die Zwischenräume der Körner eindrängt und in derselben Zeit eine größere Anzahl davon entzündet, als sonst durch Stahl und Steine möglich war. Die Wirkung ist also ungefähr so vergrößert, als ob man eine Ladung nach alter Art durch mehre Zündlöcher zugleich abgefeuert hätte. Am meisten ist die Fortpflanzung des Feuers in zusammenhängenden Stücken von Pulver vermindert; dies geht so weit, daß es alsdann mehr mit heftigem Feuersprühen, als mit einer wirklichen Explosion verbrennt. Bei grobkörnigem Pulver ist daher die Explosion geschwächt und weniger plötzlich. Man weiß nun von diesem Verhalten, was die Feuerwaffen betrifft, in der Ausübung den richtigen Gebrauch zu machen. Für den Jagdgebrauch, wo die Läufe sehr sorgfältig aus dem reinsten, zähsten Eisen gearbeitet sind, also einen sehr großen Widerstand leisten, hat man nicht nöthig, die raschere Explosion zu scheuen. Das Jagdpulver ist daher am feinkörnigsten. Die Geschütze sind dagegen, anstatt aus einem zähen, vielmehr aus einem sehr spröden Material gemacht, welches durch einen plötzlichen Stoß viel leichter springt. Das Kanonenpulver muß also am grobkörnigsten seyn, während dieselben Gründe für Musketenpulver ein mittleres Korn vorschreiben. Das Körnen ist nichts Anderes als ein Zermalmen der Pulverkuchen zu Stücken von ungefähr dem Korn des groben Sandes, wobei man immer dreierlei erhält: zu große Körner, Korn von der richtigen Größe (in mehren Abstufungen) und Staub, welche durch eine Anzahl Siebe von einander getrennt werden. Es hängt alsdann von dem Zweck ab, ob man diese Abstufungen als besondere Sorten zu scheiden hat, oder, wie bei dem Sprengpulver, un ereinander gemengt lassen muß. Nach dem gewöhnlichen Verfahren werden die Kuchen zuerst mit Handhämmern zerschlagen und dann auf die sogenannten „Schrotsiebe" gebracht, welche nicht sowohl zum Absondern, als vielmehr zum weiteren Zerkleinern dienen. Sie sind von Pergament oder Leder, worin mit einem Durchschlag genau runde und gleiche Löcher eingeschlagen sind. Mit den zerschlagenen Kuchen kommt zugleich eine linsenförmige Scheibe von hartem Holz, zuweilen mit Blei beschwert, in die Siebe, worin sie vermöge der schüttelnden Bewegung, welche der Arbeiter ausübt, im Kreise herum über das Pulver wegläuft und dieses mit gelindem Druck so lange knirscht, bis es klein genug ist, um durch die Löcher zu fallen. Die Kornsiebe aus Messingdraht und die Staubsiebe aus dichtem Haargewebe trennen den Staub und das Grobe von dem reinen Korn. Für Jagdpulver, welches einen höhern Preis hat und deshalb eher kostspielige Einrichtungen möglich macht, bedient man sich in Frankreich einer eigenen Siebmaschine, welche aus acht, zu gleicher Zeit bewegten Siebapparaten besteht, von denen jeder selbstständig körnt. Lederne Schläuche

führen den Staub nach seinem besondern Kasten. Wollte man die Schrotsiebe so eng wählen, daß gleich anfangs nur Korn von der richtigen Größe (und Staub) durchginge, so würde verhältnißmäßig zu viel von dem letztern entstehen. Deshalb zieht man weitere Schrotsiebe vor, welche in ein zweites Sieb nunmehr ein Gemenge von Grobem, von Jagdkorn und von Staub fallen lassen. Die beiden letzteren gehen durch, das Grobe aber wird auf eine sinnreiche Art den Schrotsieben wieder zugeführt. Die zermalmte Masse ist nämlich in steter, und zwar rascher Kreisbewegung begriffen. Ein löffelartiger Lauf (Bahn) von Kupfer ragt nun in das Sieb hinein und ist gerade dem Strom entgegen, also in der Richtung der Tangente angebracht, einer Richtung, in welcher die Schwungkraft die Körner wegzuschleudern strebt. Sie werden also in diese Rinne einlaufen und bei der vorhandenen Geschwindigkeit darin in das erste Sieb zurücksteigen. Gerade so wird das gute Korn aus der Maschine in Schläuche abgeführt. Es würde zu weitläufig seyn, alle die Vorrichtungen und Maschinen zu erwähnen, welche hie und da aufgekommen, aber nicht allgemein eingeführt wurden. Doch muß bemerkt werden, daß in allen diesen Fällen nur eckige und unregelmäßige Körner entstehen. Eine Ausnahme macht das Verfahren, welches in Bern angewendet wird und von Champy mit einigen Aenderungen in Le Bouchet für Sprengpulver eingeführt wurde. Das Körnen geschieht dabei ganz abweichend, und zwar wie folgt: Durch die hohle Axe einer umlaufenden hölzernen Trommel geht das Ausflußrohr eines Wasserbehälters und endigt in der Mitte mit einer feinen Brause, welche einen dünnen Regen in den Pulverstaub sprüht, womit die Trommel angefüllt ist. Jedes Tröpfchen bildet auf diese Art den Mittelpunkt eines kleinen, aber vollkommen runden Korns, welches, lawinenartig wachsend, auf eine beliebige Größe gebracht werden kann. Die Absonderung des Staubes und die Scheidung des Groben geschieht, wie gewöhnlich, durch Siebe.

Glätten des S.s. Auch eckiges Pulver kann durch eine nachträgliche Verrichtung, das „Glätten" oder „Poliren", rund gemacht werden, welche eigentlich nur die Bestimmung hat, der Oberfläche der Körner Festigkeit und Glanz zu verleihen, um dem Pulver das Abfärben und Schmutzen zu benehmen. Das Glätten ist deshalb für Jagdpulver überall, für Kriegspulver aber nur in einem Theil der europäischen Staaten im Gebrauch, weil die übrigen Vortheile, welche damit erzielt werden, sehr unentschieden sind. Zum guten Erfolg des Glättens ist ein gewisser Feuchtigkeitsgrad des Pulvers erforderlich, der am besten durch vorläufiges Abtrocknen desselben in der Sonne, aber noch sicherer dadurch erreicht wird, daß man einen Theil gelinde abgetrockneten Pulvers mit hinreichend ungetrocknetem derselben Gattung vermengt. In diesem Zustande bringt man es in die sogenannten Rollfässer, Fässer, welche senkrecht aufgestellt und so eingerichtet sind, daß sie durch die Getriebe eines Wasserrades um sich selbst gedreht werden. Bei einer übertriebenen Geschwindigkeit würden die Körner eher zertrümmert, als geglättet werden, was nur dann mit Vortheil geschehen kann, wenn die Fässer so langsam gehen, daß die Körner oben übereinander zurück rollen und sich dadurch gegenseitig abreiben. Um die Reibung gehörig einzuleiten, dürfen die Fässer nur bis auf $^1/_5$ oder $^1/_4$ angefüllt seyn — so daß in ein Faß von 6½ Zoll Länge und 48 Zoll Durchmesser 2 Centner Pulver kommen — und um sie zu vermehren, sind in den Fässern von einem Boden zum andern 4 Stäbe durchgezogen. In der Regel läßt man die Fässer erst langsam und gegen Ende mit steigender Geschwindigkeit laufen. In Frankreich z. B., wo das Glätten 36 Stunden dauert, dreht sich ein Faß in den ersten 12 Stunden 9 — 10 Mal, in den folgenden 12 St. 30 Mal in der Minute und in den letzten 12 Stunden wieder abnehmend langsamer. In England ist die Bewegung anfangs ebenfalls langsamer; dann läßt man 5 Stunden lang 32, dann 3 Stunden 20 Umdrehungen in der Minute machen und zuletzt noch 2 Stunden ganz langsam laufen. Die Verminderung der Geschwindigkeit gegen Ende ist zur Abkühlung des Pulvers nöthig, welches sich auf 50—60° C. erwärmt und in diesem Zustande an der Luft von seinem Glanze verlieren würde. Geglättetes Pulver zieht weniger Feuchtigkeit an und läßt sich weit besser aufbewahren; dagegen geht durch festere Oberfläche an Entzündlichkeit verloren. Deswegen wird in Oesterreich das Pulver schon nach 18—20 Stunden aus den Rollfässern genommen, wo es erst einen matten Glanz besitzt. Bemerkenswerth ist, daß die oben erwähnte geringere Entzündlichkeit durch einen Zuwachs an Dichtigkeit ausgeglichen wird, welcher um so erheblicher ist, je feuchter das Korn war. Zu Le Bouchet gemachte Versuche zeigen dies deutlich; man fand daselbst im Vergleich mit dem Gewichte eines Raumtheiles Wasser

	das Gewicht von 1 Raumtheil Pulver:
Vor dem Poliren	0,810
Nach ständigem Umlauf der Fässer . .	0,838
8 " " " . .	0,846
20 " " " . .	0,869
25 " " " . .	0,870
30 " " " . .	0,889
42 " " " . .	0,893

Trocknen des S.s. Alles neu gekörnte oder auch geglättete Pulver ist zum unmittelbaren Gebrauch zu feucht und muß getrocknet werden. Es ist dabei wesentlich, der Festigkeit des Korns nicht durch übereiltes Trocknen zu schaden, wenn man ein Pulver erhalten will, was nicht zu leicht feucht wird, und gelindes und langsames Trocknen ist daher erste Regel. In dieser Beziehung zweckmäßig, aber wegen der Abhängigkeit von der Witterung und dem Feuchtigkeitszustande der Atmosphäre unbequem und unsicher ist das Trocknen in freier Luft, im Schatten, oder Sonnenschein. Auf Trockentüchern, in 1½—3 Linien dicken Schichten ausgebreitet und von Zeit zu Zeit gewendet, sind in der Sonne, wobei es sich auf 60 — 70° C. 4 Stunden, im Schatten, wobei es sich auf 25° C. erwärmt, 9 Stunden zum Trocknen des Pulvers nöthig. Ungleich

sicherer ist das Trocknen in einem geschlossenen, mit Dampf geheizten Raume, worin die Temperatur anfangs auf 19° C. erhalten, später auf 30° C. gesteigert wird. Das ohne Zweifel wirksamste Verfahren, wobei mit der nöthigen Wärme auch für die Ableitung des Wasserdunstes durch Luftwechsel gesorgt ist, ist das Trocknen durch Ventilation, wie es in Frankreich gebräuchlich ist. Ein Ventilator treibt einen Luftstrom durch einen Kasten, worin er mittelst darin befindlicher Dampfröhren erwärmt und alsdann von unten die Wollendecken mit der $1^1/_2$ Zoll starken Pulverlage, welche gleichsam den Deckel des Kastens bildet, durchdringt. Dadurch kommt jeden Augenblick neue trockne Luft zwischen die Körner. Das fertige Pulver wird entweder in Säcke, welche in Fässer eingesetzt sind, oder in doppelte Fässer, von denen das innere mit Papier ausgeklebt ist, oder endlich in Blechbüchsen (Jagdpulver) verpackt. In der Marine sind kupferne, in Holz eingefütterte Kasten üblich. Immer enthalten die Gefäße nur Quantitäten von 1 Centner oder weniger.

Eigenschaften des S.s. Schon aus dem Ansehen u. der äußeren Beschaffenheit des Pulvers kann mit ziemlicher Sicherheit auf seine Güte geschlossen werden. Die Farbe ist gewöhnlich die Schieferfarbe, dunkelgraublau, nur bei dem Pulver aus destillirter Kohle ins Braune gehend. Eine rein schwarze Farbe deutet auf zu viel, oder zu harte Kohle. Jedenfalls muß die Farbe vollkommen gleichförmig seyn; mit der Loupe oder dem bloßen Auge erkennbare helle Flecke u. schimmernde Punkte beweisen Mangel an Gleichförmigkeit. Dieser kann von vorn herein durch schlechte Bearbeitung der Masse, oder auch dadurch verschuldet seyn, daß der Salpeter durch nochmaliges Trocknen des feucht gewordenen Pulvers an der Oberfläche efflorescirt ist. Gehörig trockenes und staubfreies Pulver darf, über die Hand oder Papier gerollt, nicht abfärben, es muß knirschen, wenn es zusammengedrückt wird; die Körner dürfen sich nur schwierig zerdrücken lassen, und beim Anzünden in freier Luft soll möglichst wenig Rückstand bleiben. Auf Papier angezündet, darf dieses weder stark geschwärzt, noch durchgebrannt werden. Eine andere sehr wichtige Eigenschaft des Pulvers, seine Dichtigkeit, ist schon berührt worden. Daß hierbei nicht sowohl das specifische Gewicht der einzelnen Körner, sondern vielmehr — was übrigens eng damit zusammenhängt — das Gewicht der Pulvermenge in Betracht kommt, ein Maß (z. B. 1 Litr. oder 1 K.-F.) zu füllen, darf nicht übersehen werden. Weil nun von dieser Dichte zwei entgegengesetzte Eigenschaften abhängen, d. h. weil sich mit ihr die erzeugte Gasmenge beziehungsweise vermehrt, zugleich aber auch die Entzündlichkeit vermindert, so muß man sich in der richtigen Mitte halten. Ure fand bei 4 untersuchten Sorten das spec. Gew. (der einzelnen Körner) 1,793—1,800 und daß 1 Maß Pulver der ersten Sorte 1,02 Mal, der zweiten 1,03, der dritten 0,99 und der vierten 1,05 Mal mehr, also fast genau das Nämliche wiege, als ein gleiches Maß Wasser. Die Entzündlichkeit des trockenen Pulvers durch bloßen Stoß oder Schlag, ohne Feuer, ist eine bekannte Thatsache und mehrfach die Quelle von Unglücksfällen gewesen. Daß diese Eigenschaft nicht immer von zufällig eingemengten Bestandtheilen, wie Sandkörner u. s. w., herrührt, sondern dem Pulver eigenthümlich ist, beweisen die Versuche, welche man in Freiberg mit einem, zu diesem Zwecke ganz besonders aus chemisch reinen Ingredienzien, nämlich 63,3 Salpeter, 20,0 Schwefel und 16,7 Kohlen hergestellten Sprengpulver vorgenommen hat. Von 10 Proben, welche, in Papier gewickelt, dem Schlag eines schweren Hammers auf einem Amboß ausgesetzt wurden, explodirten 7 von dem gekörnten Satz, sogar 9 von demselben als Mehlpulver. Auch andere Sorten verhielten sich ähnlich. Für die Einrichtung der Pulvermühlen ist es wichtig, zu wissen, daß die Explosion am leichtesten durch den Schlag von Eisen auf Eisen, Eisen auf Messing, Messing auf Messing, selbst noch von Blei auf Blei und Blei auf Holz, nicht so leicht von Kupfer und Bronze gegen einander, oder auf Holz erfolgt.

Ungeachtet das Pulver alle Bedingungen der Verbrennung (nicht nur Kohlen, sondern auch Sauerstoff) einschließt, so erfolgt doch diese chemische Einwirkung erst bei der Temperatur der Glühhitze, nicht bei niederen Hitzgraden. Wenn man die Hitze allmählig und vorsichtig steigert, so schmilzt anfangs der Schwefel und entzündet sich zuletzt bei 150° C. gerade so, als ob er allein vorhanden wäre, u. überträgt alsdann die Entzündung auf die ganze Masse des Pulvers. Wird dagegen der Einfluß der Luft beseitigt, geschieht die Erhitzung also z. B. in einem luftleer gemachten Gefäße, so läßt sich der Schwefel nicht allein schmelzen, sondern auch vollständig abdestilliren. Nach der Entfernung des Schwefels verhält sich der Rückstand gegen weitere Erhitzung wie gewöhnlich; der Salpeter kommt in Fluß und zersetzt sich endlich mit der Kohle. Jede plötzliche Steigerung der Temperatur bewirkt bei diesem Versuche Explosion, wie in der Luft. Am schnellsten und sichersten entzündet sich das Pulver, wenn es mit glühenden Körpern, Stahlfunken von der Batterie, glimmenden Lunten, in Berührung kommt, oder von einer sehr heißen Flamme umgeben wird (bei den Zündhütchen). — Besonders merkwürdig, aber nicht dem Schießpulver allein, sondern allen ähnlichen Gemengen eigenthümlich, sind die (übrigens schwer zu erklärenden) von Hearder beobachteten Erscheinungen, wenn sie Bestätigung finden sollten. Er fand, daß Pulver unter einer luftleer gemachten Glocke durch den glühenden Platindraht einer starken galvanischen Batterie nicht entzündet werden kann. Der Schwefel schmolz und verdampfte gerade so, als ob man das Pulver vorsichtig von unten erhitzt hätte. Schon ein Theil der ausgepumpten Luft, in die Glocke gelassen, war hinreichend, die Explosion hervorzurufen; dieselbe erfolgte, und zwar noch rascher bei bloßem Stickstoff, so daß es den Anschein hat, als sey die Entzündung nicht sowohl von Sauerstoff, sondern vielmehr von der Gegenwart eines Gases über-

haupt abhängig. In dem Bisherigen ist gezeigt worden, daß die Schnelligkeit, womit sich das Pulver unter den gewöhnlichen Umständen entzündet, also seine Wirksamkeit, theils von dem Mischungsverhältniß, ganz besonders aber auch von der mechanischen Verarbeitung und dem Korn abhängt. Man kann nun als das beste Pulver dasjenige bezeichnen, welches sich nicht zu plötzlich, aber doch vollständig entzündet, ehe sich die entstandenen Gasarten ins Freie Bahn gebrochen haben, also z. B. ehe die Kugel den Lauf verlassen hat. Nicht selten kommen Pulversorten vor, welche in Folge fehlerhafter Beschaffenheit (gleichsam übertriebener Güte) zu plötzlich abbrennen und durch Zerschmettern der Läufe gefährlich sind. Sie verhalten sich wie das sogenannte Knallpulver, ein Gemenge von 3 Th. Salpeter (3 Aeq.), 1 Th. kohlens. Kali (2 Aeq.) und 1 Th. Schwefel (5 Aeq.), welches sich mit furchtbarem Knalle schon bei 164° C. zersetzt und die stärksten Gefäße zerschmettert. Seine Zusammensetzung ist so, daß unter Entwickelung von Stickgas und Kohlensäure schwefelsaures Kali gebildet wird, denn: $3N_2O_5, KO + 2CO, KO + 5S = 3N_2 + 2CO_2 + 5SO_3, KO$. Wie man sieht, ist die Menge des erzeugten (Stick- und Kohlensäure-) Gases geringer, als bei dem Schießpulver, und die Gefahr liegt nur in der Art der Entwickelung, welche in einem einzigen Zeitaugenblick Statt findet, also eine zu plötzliche ist.

Kraft des S.6. Die Kenntniß von der Kraft, welche entzündetes Schießpulver ausübt — einer Kraft, welche die stärksten Felsen sprengt und eine 24pfündige Kugel mit mehr als der Geschwindigkeit des Schalls forttreibt —, würde ohne Zweifel für die Wissenschaft und für die Praxis der Artillerie und des Sprengens eine wichtige Bereicherung seyn; leider sind nur die beiden zu Gebote stehenden Wege der Ausmittelung, die Berechnung und die unmittelbare Beobachtung, in gleich hohem Grade unsicher. Unter jener Kraft ist übrigens nichts Anderes, als der Druck zu verstehen, den die entwickelten Gase unmittelbar nach der Entzündung auf ihre Umgebung (die Wand des Laufes z. B.) ausüben. Um diesen Druck berechnen und mit dem der Atmosphäre vergleichen zu können, müßte: 1) die Menge des erzeugten Gases aus einer bestimmten Menge Pulver, 2) die Temperatur bei der Verbrennung und 3) bekannt seyn, ob sich die Gase bei dieser hohen Temperatur noch nach demselben Gesetze ausdehnen, wie bei niederen Graden. Ueber die beiden letzten Punkte ist man in vollkommener Ungewißheit; immerhin ist anzunehmen, daß die Temperatur wenigstens 1000° — 1200° C. beträgt. Noch unbestimmter ist die Menge des entstehenden Gases. Wenn sich auch berechnen läßt, wie viel Raumtheile Stickgas, Kohlenoxyd und Kohlensäure ein gegebener Satz liefern muß, so kommt doch noch in Betracht, daß einmal das Pulver stets Feuchtigkeit enthält und mithin durch Wasserdampf und Schwefelkalium vermehrt wird, u. dies liegt außer der Möglichkeit der Berechnung. Schon aus diesen Unregelmäßigkeiten erklärt sich, warum sich, wenn man das Gas auffammelt und mißt, so große Verschiedenheiten ergeben; so erhielten aus 1 Maß Pulver:

Robin,	Saluces,	Hawesen,	Gay-Lussac,	Brianchon
244	264	232	450	400

Maß Gas, vorunter, in so fern es kalt gemessen ist, das Schwefelkalium und der Wasserdampf nicht mit begriffen sind. Außerdem sind noch zwei andere Punkte von bedeutendem Einfluß, welche eben so wenig in Rechnung gebracht werden können. Dies ist vor Allem die Luft, welche, mit der Ladung eingeschlossen, sich durch die Hitze wie die aus dem Pulver entwickelten Gasarten ausdehnt und die Wirkung desselben so vermehrt, daß bekanntlich durch lockeres Aufsetzen des Pfropfes oder der Kugel die Gewehrläufe springen, und daß man damit beim Sprengen von Felsen bedeutende Ersparnisse erzielt; ferner ist es Thatsache, daß bei einem Schuß nie alles Pulver zur Entzündung kommt, sondern theilweise unverbrannt mit der Kugel fortgeschleudert wird. Rumford hat gezeigt, daß eine Pulverkugel (anstatt eines Bleischrotes), auf die Ladung gesetzt, durch mehre aufgespannte Papierbogen durchschlägt, und zwar meistens ohne alle Spuren von Entzündung. Bringt man in einen Pistolenlauf ein Stück glühendes Eisen und läßt darauf solche Pulverkugeln fallen, so sieht man sie wie Leuchtkugeln im Bogen durch die Luft fahren, weil durch Verbrennung des einen Theils der andere eher hinausgeschleudert wird, als er sich entzünden kann. Aus allem Dem geht hervor, daß von einer sicheren Berechnung des Druckes oder der Gasmenge aus entzündetem Pulver nicht die Rede seyn kann. Nichts deste weniger sind annähernde Rechnungen der Art sehr geeignet, um die Ursache der Wirkung des Pulvers zu veranschaulichen. Das Militärpulver erzeugt an beständigem Gas nach der Theorie 296, das Sprengpulver 356 Maß. Angenommen, die Verbrennung erzeuge die Temperatur von 1200° C. und die Ausdehnung gehe dabei nach den bekannten Gesetzen vor sich, so würde bei 1200°, das Militärpulver 296 ($1 + 0{,}00\,365 \times 1200$) $= 1592$, das Sprengpulver 356 ($1 + 0{,}00\,365 \times 1200$) $= 2075$ Maße Gas geben; im ersten Augenblick auf 1 Maß zusammengedrängt, werden diese einen Druck von 1592 und 2075 Atmosphären ausüben, der übrigens mit dem weichenden Widerstand rasch abnimmt. Um aus einem Marinemörser eine 12zöllige Kugel 19,720 Klafter (= 13146 Ruthen rh.) weit zu werfen, braucht man 30 Pfund = 1 K.-F. (0,5 K.-F. rh.) Pulver, welches hiernach bei der Entzündung 1592 K.-F. Gas bilden würde. — Was die Ermittelung der Kraft des S.6 durch Beobachtung betrifft, so verdankt man dem Grafen v. Rumford eine Reihe von Versuchen, welche derselbe im Jahre 1809 zu München anstellen ließ. Er suchte dabei das Gewicht zu bestimmen, womit man die Mündung eines sehr massiven Laufes verschließen muß, um die Gase des abgebrannten Pulvers dadurch eben am Entweichen zu hindern. Dieses Gewicht würde alsdann gerade so groß seyn, als der gegen den Querschnitt der Mündung ausgeübte Druck, und folglich als Maßstab für letzteren dienen können.

Zur Vorsicht und größerer Genauigkeit wegen geschah das Abfeuern so, daß durch Einsetzen des Laufes in ein Stück glühendes Eisen das Zündloch verschlossen wurde. Nichts desto weniger stellten sich große Verschiedenheiten heraus. Das eine Mal waren 17 Gran, in einem anderen Falle 11¼ Gran Pulver nöthig, um den 943fachen Druck der Atmosphäre zu erzeugen. Wenn bei diesen Versuchen das Gewicht gehoben wurde, so geschah es mit einem starken Knall; wenn es im Gegentheil schwer genug war, um die Gase im Lauf eingeschlossen zu halten, so entwich nach dem Lüften des Gewichtes durch einen Hebel merkwürdiger Weise nur wenig Gas mit schwachem Geräusch; dagegen fand man die Produkte der Pulververbrennung größtentheils zu einer harten, kohligen, schwer entzündlichen Masse an der innern Wand des Laufes verdichtet. Wie man sieht, ist auch auf diesem Wege kein sicheres Resultat zu erwarten.

Wenn nun auch die Theorie nicht zureicht, um die Kraft, oder, was dasselbe ist, um die Menge des Pulvers zu bestimmen, die zu einer bestimmten Leistung erforderlich ist, so hat doch eine lange und fortgesetzte Erfahrung diese Lücke für die Praxis ausgefüllt und an die Hand gegeben, in wie weit die Menge des Pulvers nach den Umständen abgeändert werden muß. Diese Umstände sind in der Artillerie mehr gleichbleibend, wo sich eigentlich nur die Schußweite ändert; dagegen sehr verschiedenartig beim Sprengen, wo man bald mit lockerer Erde, bald mit fester Felsmasse zu thun hat, wo es sich bald darum handelt, mehr zu zerstören und die gesprengten Theile weit umherzuschleudern, wie im Krieg, oder nur eben so gefahrlos wie möglich zu beseitigen, wie zu den Zwecken des Civilbaues. Für den letzteren hat sich die Anwendung des Pulvers ungemein vermehrt, seitdem die Anlagen von Eisenbahnen und dergl. so viele Erdarbeiten nothwendig machen, und seitdem die Anwendung der galvanischen Batterie zum Entzünden der Minen so viel Sicherheit und Gefahrlosigkeit gewährt und selbst das Sprengen unter Wasser gegen alles Fehlschlagen gesichert hat. Einige Beispiele mögen von der Größe solcher Unternehmungen und der Sicherheit des Erfolges Zeugniß geben. Die von Folkestone kommende Eisenbahn geht nach mehren Viadukten, Tunnels und Einschnitten in den sogenannten Alcots-Felsen-Tunnel aus. Um von da in gerader Richtung die Shakespeare-Klippe (bei Dower) zu erreichen, mußte der Vorsprung des Round-Dower-Felsens, einer mächtigen Kreidemasse, welche in diese Linie hineinragt, weggeschafft werden. Der Beschluß, diesen Vorsprung, der über 2400 K.-Klafter (2000 K.-Ruthen rh.) oder ein Gewicht von 1 Million Tonnen umfaßte, mit einem Male durch Sprengen zu entfernen, wurde 1843 vom Ingenieur Kubitt mit gutem Erfolg ausgeführt. Zu dem Ende wurde in der Richtung der künftigen Eisenbahn ein Hauptgang von 36½ Klafter (24,3 Ruthen rh.) Länge und auf diesen senkrecht 3 kürzere Seitengänge angelegt. Am Ende des Seitenganges führt ein senkrecht abgeteufter Schacht zu den Pulverkammern, von denen jede 13,4 F. in die Länge, 6,1 F. in die Höhe und 5,5 F. in die Breite maß (10,7 F., 4,9 F. und 4,4 F. rh.). In die östliche Kammer wurden 5510 Pfd. (50 Fäßchen), in die mittlere 7714 Pfd. (70 Fäßchen) und in die westliche 6612 Pfd. (60 Fäßchen), zusammen also in den 3 Kammern 19,836 Pfd. Pulver gebracht. Die Dicke der Felsenmasse betrug vor der mittleren Kammer 85,4 F., vor den beiden andern 67 F. (68,3 und 53,7 F. rh.). Hinter dem Rücken des Felsens, also an einer vollkommen sicheren Stelle, befand sich unter einem Schoppen eine mächtige galvanische Batterie, deren 1219 F. lange übersponnenen Kupferdrähte über den Kamm des Felsens weg, immer auf dem Boden aufruhend, nach den Kammern hinab und mitten in der Pulvermasse in Enden von sehr feinem Platindraht ausgingen. Durch Schließen der Kette mußten diese Spitzen zum Glühen kommen und in demselben Augenblicke die ganze ungeheure Ladung entzünden. Nachdem Alles so zugerichtet war, trug man Sorge, die Zugänge zu den Kammern mit trockenem Sand zu verstopfen. Außer der Pulverladung wurde auf diese Weise noch eine beträchtliche Menge Luft mit eingeschlossen. Es wäre ganz und gar gegen den Zweck gewesen, das Gestein wirklich in die Luft zu sprengen od. die Trümmer mit Pulververdichtung umherschleudern zu machen; im Gegentheil konnte man nur die Absicht haben, dasselbe eben abzulösen und ins Meer zu versenken. Diese Absicht wurde in der That durch eine richtige Abgleichung der Pulvermasse aufs Ueberraschendste erreicht. Nach dem Abfeuern war weder Rauch, noch ein Knall vernehmbar; kein anderes Geräusch, als das des Reißens einer so beträchtlichen berstenden Kreidemasse verkündete das Gelingen. Der gesprengte Theil des Felsens begann auf 500 F. in die Breite einzusinken und in Trümmern nach der 36 Klafter entfernten See hinab zu rutschen. In 4—5 Minuten war Alles vorüber. Was hier die Kraft des Pulvers in einem Augenblicke vollbracht hat, würde sonst eine 6 Monate lange Arbeit und 7000 Pfd. St. gekostet haben. Aus den Umständen der Explosion, nämlich aus dem fehlenden Rauch und Knall, ersieht man, daß die Ladung genau dem zu überwindenden Widerstande angepaßt war. Die entwickelten Gasarten hatten Gewalt genug, die Felsenmasse abzulösen, ohne sich aber augenblicklich Bahn ins Freie machen zu können. Es verhielt sich also damit, wie bei dem rumfordschen Versuch, wobei eben so wenig Rauch oder Knall wahrgenommen wurde. In beiden Fällen hatten nämlich das Schwefelkalium und die anderen nicht permanenten Gase Zeit, sich zu verdichten, und die übrigen Gase, sich abzukühlen, ehe die Wände der Kammern einbrachen. Sonst, z. B. beim Schießen aus Gewehren oder Kanonen, verdichtet sich das Schwefelkalium erst in der kalten Luft und bildet den Rauch, die gewaltsam austretenden Gase aber, durch Lufterschütterung den Knall. Außerdem beginnt mit dem Austreten des heißen Schwefelkaliums und der brennbaren Gase in

die Luft eine zweite Verbrennung, wobei schwefelsaures Kali, Kohlensäure, Wasser u. s. w. gebildet und die Flamme erzeugt wird, welche man an der Mündung der Läufe stets wahrnimmt. Nicht minder interessant ist die Sprengung des Royal George, eines im Hafen von Spithead vor 57 Jahren, durch die halsstarrige Beschränktheit eines Lieutenants bei einer Ausbesserung, in einer Tiefe von 90 Faden versunkenen Linienschiffes, welches seitdem als Wrack diesen sonst trefflichen Ankerplatz unsicher gemacht. Nach einigen kleineren Versuchen zuerst mit 198, dann 4 Mal nach einander mit 49½ Pfd. Pulver, welche, obgleich mit geringem Erfolg, gelungen waren, ließ Oberst Paslay am 22. Sept. 1839 durch die Taucher einen Cylinder mit 2552 Pfd. Pulver versenken und seitlängs des festesten Theils des Wracks befestigen. Aus dem wohlverwahrten Cylinder gingen die mit einer Mischung aus Pech und Talg überzogenen Leitungsdrähte an die Oberfläche und von da nach der galvanischen Batterie eines 500 F. entfernten Fahrzeuges. Die Verwahrung gegen das Wasser ist so sicher, daß eine so vorgerichtete Ladung, selbst nachdem sie 10 Tage unter Wasser gelegen, noch entzündet werden kann. Man vernimmt bei Explosion unter Wasser aus den oben angeführten Gründen niemals einen Knall, noch weniger kann natürlich Rauch entstehen. So geschah es denn auch hier; 3 oder 4 Sekunden nach dem Abfeuern sah man das Wasser sich in Gestalt eines Bienenkorbes auf 30 F. erheben, zu einer Garbe ausbreiten und endlich in zahlreiche, schlammgetrübte Wellenringe zusammensinken. Nur den Schiffen in der Umgebung verspürte man einen Stoß, wie von einem Erdbeben. Das Wrack war größtentheils zertrümmert. Der stehengebliebene Rest ist aber später, am 12. Mai 1840, von demselben Ingenieur beseitigt worden. Dieses Mal befestigte man den Cylinder mit 2328 Pfd. Pulver unter dem Kiel. Der Erfolg war ähnlich, doch stieg die Wassergarbe nur halb so hoch, aber die Erschütterung der See war beträchtlicher. Nachdem das Wasser in Ruhe gekommen, fand man die Oberfläche weit umher mit todten Fischen und Trümmern bedeckt; selbst Butter und Talgkerzen aus der Proviantkammer des Wracks wurden aufgefischt.

Pulver-Proben. Um sich in der Ausübung, hauptsächlich in der Artillerie, eine sichere Grundlage zu verschaffen, ist es nöthig, sich durch Versuche wenigstens empirisch Kenntniß von der Kraft des Pulvers zu verschaffen. Dadurch wird man in den Stand gesetzt, die Wirkung der Feuerwaffen im Voraus zu bestimmen und verschiedene Pulversorten auf ihre Wirkung zu vergleichen. Die Werkzeuge, welche dazu gebraucht werden, heißen Pulverproben. Eine abgefeuerte Ladung setzt nämlich nicht allein die Kugel, sondern auch den Lauf, mit dem was daran hängt, in Bewegung. In der That sieht man nach jedem Schusse die Kanonen einige Fuß zurückweichen, und ihre Bewegung ist nur darum so gering, weil ihre Masse (Gewicht) gegen die der Kugel so sehr groß ist. Bei den verschiedenen Pulverproben, welche im Grunde nur kleine Kanonen oder Mörser sind, benutzt man beide Bewegungen, also die der Kugel eben so gut, als die Rückwirkung auf den Lauf, um darnach die Kraft des Pulvers zu messen. Bei der in Oesterreich gebräuchlichen „Stangenprobe" mißt man die Höhe, bis auf welche ein bestimmtes, zwischen 2 Zahnstangen verschiebliches Gewicht durch das Abfeuern gehoben wird, welches auf der Mündung eines, mit einer gewissen Menge Pulver geladenen Mörsers ruht. Bei den „Probenmörsern" dagegen bestimmt man die Entfernung, bis auf welche eine Kugel von bekanntem Gewicht geworfen wird, wenn der Mörser in einem Winkel von 45° aufgestellt und mit der vorgeschriebenen Pulverladung versehen ist. Davon verschieden ist die „Pendelprobe", welche in doppeltem Sinne angestellt werden kann. Entweder ist der Lauf als Pendel aufgehängt, welches dann durch den rückwirkenden Stoß bewegt wird, oder man läßt die Kugel aus einem zur Seite befindlichen Laufe in einen als Pendel aufgehängten Kugelfang (Kasten mit Sand) einschlagen. In beiden Fällen hat man den Bogen zu messen, welchen das Pendel nach dem Stoß zurücklegt.

Die von dem Bürger Regnier i. J. VII d. R. erfundene, nach ihm bekannte Probe benutzt gleichzeitig den vor- und rückwärtswirkenden Stoß. Eine kleine Messingkanone ist an einer zweischenkeligen, freihängenden Stahlfeder so befestigt, daß sie sich mit der Mündung in das Ende des einen Schenkels, mit der Traube dagegen an ein, mit dem andern Schenkel fest verbundenes hakenförmiges Querstück von Eisen stützt. Der eine Schenkel wird also beim Abfeuern durch die rückwirkende, der andere durch die entgegengesetzte Kraft und mithin in einer solchen Richtung bewegt, daß die Gesammtkraft der Ladung dahin thätig ist, die Schenkel gegen einander zu nähern. Der Grad dieser Annäherung, welcher als Maßstab dient, kann an einem getheilten Bogen mit Schieber abgelesen werden. Was endlich die „hydrostatische Probe" anlangt, so ist diese auf den rückwirkenden Theil der Kraft allein berechnet. Sie besteht aus einem Laufe, welcher senkrecht auf einem Schwimmer befestigt ist. In Folge der Rückwirkung wird dieser bis zu einer gewissen Tiefe, die man beobachtet, in das Wasser eingetaucht.

Analyse des S.s. Nicht selten, wenn z. B. ein Pulver von guter Wirkung, aber unbekanntem Satz nachgeahmt werden soll, ist es nöthig, das Muster auf seine Bestandtheile zu analysiren. Auf diese Art hat R. Brandes ein bräunlich schwarzes, englisches Pulver aus destillirter Kohle mit einem schwarzen aus gewöhnlicher Kohle von einer Pulvermühle im Bergischen verglichen und

	im englischen,	im bergischen
Salpeter	75,40	75,8
Schwefel	10,75	8,5
Kohle	13,00	15,0

gefunden. Bei solchen Untersuchungen sind die Methoden für die Bestimmung des Salpeters

alle übereinstimmend, während sie in der Ermittelung des Schwefel- und Kohlengehalts die größten Abweichungen zeigen. Durch Einweichen des Pulvers in 7mal so viel warmes Wasser und Auswaschen des Unlöslichen erhält man eine Flüssigkeit, welche, eingedampft und getrocknet, das Gewicht des Salpeters, außerdem einen Rückstand, der getrocknet das Gewicht von Schwefel und Kohle zusammen genommen gibt. Gay-Luſſac schlägt nun vor, was die Trennung der beiden letztern betrifft, 1 Th. trockenes S. mit 1 Th. kohlensaurem Kali und 1 Th. Salpeter gemengt zu verpuffen, nachdem — um dem Vorgange das Stürmische und die Gefahr des Verlustes durch Spritzen zu nehmen — vorher 4 Thle. Kochsalz zugesetzt worden. In der klaren Lösung des geglühten Gemenges ist aller Schwefel als Schwefelsäure (schwefelsaures Kali) enthalten und kann darin mittelst Chlorbarium gefällt und bestimmt werden. Dieser Weg ist viel umständlicher und zeitraubender, als der von Berzelius angegebene, wornach der vorhin erwähnte Rückstand in einem Apparate mit zwei Glaskugeln in einem Strome von trockenem Wasserstoff erhitzt wird. Der Schwefel destillirt alsdann, ohne zu verbrennen, in die zweite Kugel ab, wo er sich verdichtet. Wenn man nun die beiden Kugeln von einander schneidet, so erfährt man durch Wägen des Inhalts jeder einzelnen das Gewicht der Kohle und des Schwefels. Dieser Weg ist einfach, aber nicht sehr genau, denn es bildet sich immer etwas Schwefelstoff, welcher sehr flüchtig ist und mit fortgeht; dadurch entsteht ein Verlust an Schwefel und Kohle, der für den letzten Bestandtheil noch in so fern vergrößert wird, als die Kohle, vorzüglich die destillirte, viele flüchtige Theile enthält, welche ausgetrieben werden und verloren gehen. Bolley hat diesen Uebelstand dadurch zu umgehen gewußt, daß er das Gemenge von Schwefel und Kohle mit einer Auflösung von 20—24 Thln. schwefligsaurem Natron in Wasser, kocht und auswäscht. Das Zurückgebliebene ist Kohle, welche gewogen wird; der Schwefel, der sich aufgelöst hat, wird aus dem Verlust gefunden. Dieser Vorgang beruht darauf, daß die schwefelige Säure (SO_2) sich mit einem andern Aeq. Schwefel zu unterschwefeliger Säure S_2O_2 verbindet, welche mit dem Natron verbunden bleibt.

Augendre's neues S. Augendre hat nach verschiedenen Versuchen, ein S. aus Blutlaugensalz zu bereiten, die folgenden Verhältnisse für die günstigsten angegeben, um den größtmöglichsten Erfolg zu erzielen. Gepulvertes krystallisirtes Blutlaugensalz 1 Theil, weißer Zucker 1 Th., chlorsaures Kali 2 Thle. Die Bestandtheile werden einzeln gepulvert und dann mit der Hand gemischt. Bei Verarbeitung größerer Mengen mischt man das Gemisch mit 2—3 Procent Wasser und stößt es in einem Bronzemörser mittelst eines hölzernen Pistills. Das Gemisch braucht nicht so innig, wie beim gewöhnlichen S., zu seyn; $^1/_4$ Stunden Reibens genügt im Kleinen. Man könnt das Pulver auf gewöhnliche Weise. Da es den eisernen Läufer stark oxydirt, so kann sich sein Gebrauch nur auf Bronzeläufer beschränken. Es ist auch viel leichter entzündlich, als das gewöhnliche S., indessen nicht so leicht, wie andere Gemische mit chlorsaurem Kali. Auch macht Augendre darauf aufmerksam, daß jede Beimischung von S., Schwefel und Kohle, vorzüglich des erstern, vermieden werden muß, da die größte Gefahr einer Explosion daraus entstehen würde.

Die Geschichte des S. ist in ihrem Anfang dunkel, u. die gewöhnliche Sage, welche diese Erfindung dem Franciskaner Berthold Schwarz (im 14. Jahrhundert) zuschreibt, nichts weniger als historisch begründet. Vielmehr weiß man, daß schon im 11. Jahrhundert schweres Geschütz gebraucht wurde, und daß Roger Baco (geb. 1214) des Pulvers als einer bereits bekannten Sache in seinen Schriften gedenkt. Die Chinesen kannten es noch viel früher. Wenige Erfindungen sind von so hervorragendem Einfluß auf die Kultur geworden, als die des S.s, dessen Einführung, mit einer Umgestaltung der Kriegführung, auch die der Staatseinrichtung nach sich ziehend, welthistorische Bedeutung erlangt hat.

Schießpulverthee (angew. Bot.), Theesorte, s. Thea chinensis *Sims*.

Schießrecht, s. v. a. Schießgerechtigkeit.

Schießring (Drahtz.), eisernes Werkzeug in Form einer Axe, mit mehren Löchern von verschiedener Weite, um die Stücke des zu Nadeln bestimmten Drahts zu poliren.

Schießröhre (Bergb.), s. Schießen 5).

Schießscharten (Scharten, Befestigungskunde), die in Brustwehren oder andern Deckungen angebrachten Oeffnungen, durch welche man mit Geschütz feuert. Sie weichen in ihren Maßen und Anordnungen theils darnach ab, ob sie durch eine Erdbrustwehr, eine Mauer, oder durch eine Holzwand gelegt werden, und ob sie für Kanons, Haubitzen, oder Mörser bestimmt sind, so wie auch noch die Art der Affuttirung dabei berücksichtigt werden muß. Als eine Hauptregel für jede Schartenanlage ist anzunehmen, daß man dadurch den möglichst freien Geschützgebrauch zu erreichen sucht, jedoch unbeschadet der hinlänglichen Festigkeit der Deckung. Die S. sind deshalb nach außen jederzeit weiter, als nach innen. Für Kanons wird bei Erdbrustwehren die äußere Schartenweite gewöhnlich so groß angenommen, daß man ein Gesichtsfeld von 20° bestreichen kann, wo dann diese Oeffnung ungefähr halb so groß als die Stärke der Deckung ausfällt. Bei Bonnetscharten, wo die Bestreichung eines größeren Gesichtsfeldes gefordert wird, macht man die äußere Oeffnung so groß, als die Brustwehrstärke, und erhält dadurch ein Gesichtsfeld von 50—60°. Wollte man bei gewöhnlichen S. die äußere Oeffnung so groß annehmen, so würden die Winkel an der innern Oeffnung zu spitz ausfallen und von den feindlichen Geschützkugeln bald weggerissen werden. Die innere Oeffnung oder innere Schartenweite richtet sich nach dem Durchmesser des Geschützkopfes und muß so groß seyn, daß dieser bequem hineingebracht werden kann. Für Feldkanons reicht hierzu $1^1/_4$ — $1^1/_2$ Fuß aus,

für Haubitzen und die schwersten Belagerungs- und Festungskanons nimmt man 2 Fuß an. Da aber die Geschützmündung der Kanons nach Verschiedenheit der Affutirung immer noch ein Stück in die S. hineinreicht, so ist es vortheilhafter, die S. da am engsten zu machen, wo die Geschützmündung steht, und sie innerlich nach demselben Winkel zu erweitern wie äußerlich. Man erlangt dadurch ein größeres Gesichtsfeld, oder, wenn man dies nicht bedarf, kann man die äußere Oeffnung so viel enger machen, wodurch dann an Festigkeit der S. gewonnen wird. Dergleichen S. nennt man S. mit doppelter Ausschneidung, und ihr Nutzen bewährt sich vorzüglich bei Kasemattenscharten. Die untere Schartenfläche (Schartensohle) bestimmt sich nach der Richtung, welche dem Geschützrohre in der Vertikalebene ertheilt werden soll. Bei Kanonenscharten in Erdbrustwehren läuft sie gewöhnlich parallel mit der Brustwehrkrone; beabsichtigt man aber mit dem Geschütz eine Grabenflankirung und Bestreichung, so erhält sie meist so viel Senkung, als das Geschützrohr zuläßt. Bei Haubitzscharten wird dagegen die Sohle in der Regel aufsteigend nach der äußern Brustwehrkante angelegt, wodurch dann an der äußern Brustwehrböschung die Schartenöffnung ganz verschwindet. Dergleichen S. nennt man Ricochetscharten, da die dahinter stehenden Geschütze dann nur zum Ricochettiren gebraucht werden. Die Höhe der Schartensohle über dem Geschützstand richtet sich nach der Höhe der Geschützmündung über demselben (der sogenannten Kniehöhe) und kann zu $2^1/_2$ — $3^1/_2$ Fuß, bei Feldgeschütz aber gewöhnlich zu 3 Fuß angenommen werden, bei hohen Wallaffeten kann sie auch 5—6 Fuß betragen. Die Seitenwände der S. (Schartenbacken) sind bei Erdscharten so steil als möglich anzulegen, damit die innere Oeffnung nach oben nicht zu weit wird, wodurch dann Geschütz und Bedienung zu viel an Deckung verlieren würden. Deshalb müssen die Schartenbacken immer verkleidet werden, jedoch ist dies nur bis auf die halbe Brustwehrstärke erforderlich. Die Böschungsanlage beträgt $^1/_3$ bis höchstens $^3/_4$ Fuß, wodurch dann die S. oben nur um $1-1^1/_2$ Fuß weiter als unten ausfällt. Das beste Bekleidematerial für neu angelegte S., wie bei Feldwerken und Belagerungsbatterien, sind die Schanzkörbe, bei den permanenten S. der Festungswälle ist es der Rasen. Die Linie, welche die innere und äußere Schartenöffnung halbirt, heißt die Mittellinie oder Richtlinie der S. Sie ist stets die Linie, welche man sich von der Mündung des Geschützrohres nach dem zu beschießenden Gegenstande gezogen denken kann, und bildet sonach die Basis für die ganzen Abmessungen der S. Für die Festigkeit der Brustwehr ist es am vortheilhaftesten, wenn die Richtlinie dieselbe rechtwinkelig durchschneidet; dergleichen S. heißen gerade S. Durchschneidet diese die Brustwehren aber unter einem andern Winkel, so entstehen die sogenannten schrägen S., wodurch die Brustwehren stets mehr geschwächt werden. Kommen mehre S. neben einander zu liegen, so müssen ihre Mittellinien eine solche Entfernung von einander erhalten daß der nöthige Raum zur Geschützbedienung verbleibt, und daß auch das zwischen je zwei S. stehenbleibende Stück Brustwehr (die sogenannte Schartenzeile oder der Kasten) nicht zu schwach ausfällt, damit schräge Schüsse nicht etwa durchdringen können. Die kleinste Entfernung, die deshalb eine Schartenmitte von der andern erhalten kann, beträgt 16 Fuß; gewöhnlich nimmt man sie aber zu 18—20 Fuß an. An den Schartenzeilen fällt dann auch das gewöhnliche Banket zur Infanterievertheidigung weg; statt dessen wird nur ein kleiner Auftritt angelegt, von wo aus der Artillerist die Wirkung seiner Schüsse beobachten kann. Um sich gegen die Flintenkugeln, die durch die Schartenöffnung kommen können, zu sichern, blendet man diese an der innern Oeffnung während des Ladens, oder überhaupt so lange, als das Geschütz nicht gebraucht wird. Die einfachste Blendung hierfür ist ein in die innere Schartenöffnung genau passender, mit Wolle, Kälberhaaren und dergl. gefüllter Sack, den man während des Ladens in die S. setzt und dann, wenn das Geschütz wieder vorgebracht werden soll, herausbebt. Hölzerne Blendungen, die man für S. der Feldwerke vorgeschlagen hat, sind weniger passend, da sie mehr Arbeit verursachen und von 5 — 6 Zoll starkem Holze ausgeführt werden müssen, wenn sie flintenkugelfest werden sollen. Will man Erdscharten dem feindlichen Auge ganz bis zum entscheidenden Augenblicke entziehen oder maskiren, so schüttet man die äußere Oeffnung mit einem $1^1/_2$ — 2 Fuß starken Erdkeil zu und überlegt die obere Oeffnung mit geflochtenen Hurten und Bertern, die man noch mit etwas Erde bestreut. Durch den ersten Schuß wird dann der locker eingeschüttete Erdkeil aus der äußern Oeffnung in den Graben gestoßen, und die Scharte ist demaskirt. Bei Flechtwerken, die hauptsächlich zur Infanterievertheidigung bestimmt sind, kommen S. meist nur einzeln vor. Das Geschütz tritt hier, so wie das auf Bänken stehende, gewöhnlich nur als sekundäre Waffe auf und ist deshalb nicht während der ganzen Periode der Vertheidigung mit Erfolg zu gebrauchen, wird auch oft durch das feindliche Geschützfeuer demontirt. Damit diese Räume für die Infanterievertheidigung nicht ganz verloren gehen, hat man verschiedene Mittel vorgeschlagen, um dieselben mit Infanterie besetzen und vertheidigen zu können, sobald das Geschütz gar nicht, oder nicht mit Erfolg gebraucht werden kann. Das einfachste Mittel besteht in hölzernen Bänken, die man in dem Zwischenraume, wo das Banket fehlt, schnell einsetzen kann, und welche die Höhe und Breite des obern Bankets erhalten müssen. Die innere Schartenöffnung blendet man dann mit einem Wollsack oder durch einige gefüllte Sandsäcke. Kanonenscharten durch Mauerwerk oder Holzwände, wie Kasematten- und Blockhaus-S., erhalten gewöhnlich ein größeres Gesichtsfeld, als Erdscharten, indem man die äußere Schartenöffnung meist so groß als die Mauerstärke oder als die Stärke der Holzwand macht. Auch wird bei ihnen stets

mit Vortheil die doppelte Ausschneidung angewendet (vgl. Blockhaus und Kasematten). Das Schartenfeuer gewährt im Allgemeinen den Vortheil, daß Geschütz und Bedienung besser gedeckt stehen, als auf Bänken; dagegen gestattet es aber nur die Bestreichung eines beschränkteren Gesichtsfeldes. Man wird sich daher des Schartenfeuers überall da mit Vortheil bedienen, wo man es für nothwendig hält, sich gegen überlegenes feindliches Geschützfeuer hinlänglich sicher zu stellen, so wie da, wo man nur nach bestimmten einzelnen Richtungen zu feuern hat, wie z. B. gegen bestimmte feste Punkte oder Gegenstände auf dem Angriffsterrain, ferner bei Bestreichung von Defiléen, als Brücken, Dämme, Holzwege und dergleichen, und bei Vertheidigungen von Schluchten, Gassen und Gräben vor Verschanzungslinien.

Schießscheibe, s. v. a. Scheibe.

Schießschute, ein kleines Schiffchen, welches in Holland auf den Kanälen nach verschiedenen Orten hin gefahren und hauptsächlich als Marktschiff gebraucht wird.

Schießspreize (Bergb.), s. Schießen 5).

Schießsteiger, ein Bergbeamter, der das Schichten des Gesteines zu beaufsichtigen hat.

Schießstück, s. v. a. Schießblech.

Schießtafel, s. v. a. Beilketafel.

Schießtasche, s. v. a. Jagdtasche.

Schießthaler, s. v. a. Schießgulden.

Schießübungen, s. Schießen.

Schießwagen, s. v. a. Karrenbüchse 2).

Schießzeit (Jagdw.), die Zeit, während welcher die verschiedenen Arten des Wilds gesetzlich erlegt werden dürfen.

Schiesze, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Heidekrug; Windmühle; 480 Einw.

Schietschouven, kleine Schiffe in Holland, welche hauptsächlich dazu benutzt werden, im Winter auf den Kanälen z. B. Frachtgüter herzuschaffen. Sie werden auf Kufen gesetzt und so leicht auf dem Eise fortgezogen.

Schieten, preuß. Hof, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Solingen; über 100 Einw.

Schietingen, würtemberg. Dorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Nagold; 380 Einw.

Schievelbein, Friedrich Hermann, Bildhauer von Berlin, genoß an der Akademie daselbst den Unterricht des Professors Wichmann, konkurrirte 1837 um den großen Preis der Skulptur, gewann ihn aber erst 1841 und ging nun nach Italien, um in Rom seine Studien zu vollenden. S. gehört zu den vorzüglichsten Künstlern seines Faches. Wir haben von ihm höchst ähnliche Büsten und Porträtfiguren. Unter diesen sind solche von berühmten Schauspielern und Schauspielerinnen, wie jene der Charlotte v. Hagn als Gretchen in Göthe's Faust, der Sophia Löwe im Kostüm der Oper „der Postillon von Lonjumeau" ꝛc. Auch schon mehre größere Statuen und Basreliefs gingen aus der Werkstatt S.s hervor.

Schiewenau (Geogr., preuß. Dörfer; 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Wehlau; 110 Einw.; — 2) das.; 130 E. — **Schiewenhorst**, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig, in der danziger Nehrung; 170 Einw.

Schifa (Judenth.), s. v. a. Schewa.

Schiff (franz. Navire, Vaisseau, englisch Ship, Vessel, italien. Navi, Bastimenti, holl. Schweep), im Allgemeinen jedes auf einem Kiele erbaute Fahrzeug, welches zur See- oder Flußschifffahrt bestimmt und mit Masten und Segeln versehen ist. Man kann alle Schiffe in zwei große Abtheilungen bringen: Seeschiffe und Flußschiffe, von denen die ersteren wieder nach Verschiedenheit ihres Gebrauches in zwei Abtheilungen: Kriegsschiffe und Kauffartheischiffe oder Kauffahrer, zerfallen. Die ersteren werden nach der Anzahl der übereinander liegenden, durch Decke geschiedenen Schiffsräume (Verdecke) wieder Drei-, Zwei- und Eindecker genannt; da jedoch die Anzahl der Decke und der dadurch bedingte Umfang des Schiffes auch natürlich einen Maßstab für die Anzahl der Geschütze gibt, so werden auch häufig nach letzteren die Kriegsschiffe in Linienschiffe, Fregatten, Korvetten und Jachten (s. d.) geschieden. Die Kauffartheischiffe weichen hauptsächlich in ihrem Bau von den Kriegsschiffen dadurch ab, daß sie mehr rund von Form sind; jedoch ist die Bauart der Schiffe unter sich, und zwar je nach der Waare, welche sie führen, wieder verschieden. Dem Rang nach ist noch die Tonnenlast, welche sie zu tragen im Stande sind, bestimmt, und ihrer Größe nach zerfallen sie in Fregattons, Hackboote oder Pinken (s. d.) und in platte Fahrzeuge, als Galliotten, Galeassen, Hucker, Kuffen, Prahmen, Lichter und Schmacken (s. d.).

Die eigentliche Grundlage u. Stütze der Gebäudes ist der Kiel, ein sehr starker Balken, welcher in der Mitte des Schiffbodens der Länge nach läuft, und von welchem aus alle Seitentheile gehen. Der Charakter des Schiffes ist so wesentlich vom Kiel abhängig, daß alle mit jenem vorgenommenen Veränderungen, dieselben mögen noch so wichtig seyn, es dennoch als das alte gelten lassen. Ueber die Art der Konstruktion des Schiffsrumpfes oder Körpers bemerken wir, daß Seeschiffe mit scharfem und flachem, glattem Boden konstruirt werden. Je schärfer der Verlauf nach unten, nach dem Kiele zu, ist, je mehr dieser in die Masse des Fahrwassers einschneidet, desto sicherer wird mit dem Segelwerk manöverirt, weil das ganze Schiff durch das tiefe Einschneiden ins Wasser nothwendig mehr Steifheit in seinen Bewegungen, Winden und Wasserströmungen gegenüber, erhält; desto größer muß aber auch die Gewalt des Steuerruders werden, weil der Sturz des Wassers, welches der vordere Theil, der Bug des Schiffskörpers, zur Seite drängt gegen das Ruder, dadurch vermehrt wird. Schiffe, welche sich rasch und sicher auf der hohen See bewegen sollen, werden vorzugsweise scharfgebaut, wohingegen andere Fahrzeuge, welche viel Räumlichkeit besitzen oder in Gegenden des Meeres verwendet

werden sollen, wo Sandbänke das offene Fahrwasser beschränken, so viel von ihrer Schärfe verlieren müssen, als die Steigerung der Lastenträchtigkeit und die Seichtheit des Fahrwassers, die ein Aufsitzen auf den Sand wünschenswerth macht, verlangen. Von oben wird der Rumpf des Schiffes durch das Deck (Verdeck) geschlossen, und eine mehr oder weniger hohe Schanzkleidung, die um dasselbe, als oberste Fortsetzung der Seitenbekleidung des Schiffes, herumläuft, soll die überstürzenden Wellen hindern, Besatzung, Inventarium und Waaren, welche sich auf dem Deck befinden, zu belästigen oder hinabzuspülen. Das unterste Behältniß, welches sich unter der Meeresfläche befindet, heißt der Schiffsraum, Kielraum oder kurzweg Raum und dient zur Aufnahme der schweren Güter, des Ballastes (s. d.), und der leicht entzündlichen Gegenstände, des Pulvers ꝛc. Das oberste Verdeck ist oft nur zum Theil wirklich bedeckt und abgeschlossen und heißt dann Halbdeck. Unter diesem Halbdeck befinden sich die Schiffswohnungen; die besten und bequemsten sind im Hintertheile eingerichtet und heißen Kajüten; die Verschläge im Vordertheil werden Hütten genannt. Die einzelnen festen Schlafstellen führen den Namen Kojen; die an der oberen Decke der Wohnungen in Ringen befestigten und aus Tuch bestehenden, durch die Bewegung des Schiffes fortwährend hin- und herschwankenden heißen, Hangematten, Hängmatten. Das Innere der Wohnungen ist häufig aufs Bequemste eingerichtet und läßt, die natürliche Bewegung des Fahrzeuges abgerechnet, in den ersten Kajüten oft den Luxus der schönsten Stadtwohnungen kaum vermissen; indessen findet man die Behältnisse auf den verschiedenen Schiffen nach allen Abstufungen. Die Schiffsküche oder Kompuse befindet sich im Hintertheile des Fahrzeuges. An diesem Theile hat hauptsächlich einer der wichtigsten äußeren Bestandtheile, das Steuerruder, seinen Platz, welchem durch das Steuerrad die nöthige Bewegung gegeben wird und das zur Richtung des Laufes ganz unentbehrlich ist. Unmittelbar vor dem Steuerrad befindet sich das Nachthäuschen, der Aufenthaltsort des Steuermanns und der astronomischen und mathematischen Instrumente. Auf dem untersten Balken des Rumpfes, durch alle Deck-Etagen des Schiffes hindurch gehend, sind die aufrechtstehenden Masten gesetzt, während der fast horizontal liegende, die Spitze des Bugs überragende feine Hauptbefestigung auf dem Deck erhält. Wenn wir übrigens in Folgendem von ein-, zwei- oder dreimastigen Schiffen sprechen, so hat dies nur Bezug auf die aufrechtstehenden Masten, da der schrägliegende, das Bugspriet, keinem Schiffe, welches Segel führt, fehlen darf. Um dem Maste die nöthige Festigkeit zu geben, wird er nicht bloß im Rumpfe des Schiffes verklammert und verkeilt, sondern auch in seiner oberen Verlängerung durch verschiedene Taue gehalten; so halten ihn die Pardunen nach hinten, während die Stags ihn nach vornu. die Wanten ihn nach den Seiten halten. In mehren Absätzen (Untermast, Stenge, Bramstenge und Bovenbramstenge ꝛc.), ist er aber konstruirt, um die nöthige Höhe zu erreichen und mehr Elasticität und somit mehr Haltbarkeit zu erlangen. An den Masten sind Querstangen, Rahen, welche so mit den Masten verbunden sind, daß sie sich nach den Richtungen der Windrose drehen können. An diese Querstangen werden die oberen Enden der Segel, welche man Rahesegel nennt, geheftet u. durch Anziehen der Leinen, welche man Brassen nennt, gegen den Wind gestellt. Soll die Wirkung dieses Segelwerkes noch verstärkt werden, so erhalten die Rahen eine Verlängerung und an derselben eigene kleine Segel, welche Leesegel genannt werden. Außer diesem Segelwerke gibt es dann noch dreieckige, an den Stags und Klüvers laufende Segel, welche an Gaffeln, d. h. Stangen, welche mit einer Gabel den hinteren Theil des Mastes berühren und sich so an denselben drehen, befestigt sind. Bei kleinen Segelfahrzeugen trifft man außerdem noch Sprietsegel, welche durch eine Stange, die in der Diagonale von dem unteren Theile des Segels und vom Maste zum oberen Theile des Segels geht, gehalten werden. Weiter unten kommen wir im Besondern noch darauf zu sprechen.

Geschichte. Als Erfinder des Schiffes nennt man in der alten Zeit Poseidon, Athene, Prometheus, Janus, Jason und Andere, doch waren es die Phönicier, welche wir zuerst als Seefahrer kennen lernen (s. Schifffahrt). Wir wollen hier zunächst bloß vom Bau der Schiffe bei den Alten reden. Im Allgemeinen lief der Schiffsbord des Rumpfes mit dem Wasserspiegel parallel; jedoch der Vorder- und der Hintersteven krümmten sich bedeutend aufwärts, so daß wir drei Haupttheile zu betrachten haben: den Rumpf, den Vorder- und Hintersteven.

Der Rumpf. Das Fahrzeug war gebaut auf einen Kiel (bei den Römern Carina), an den die Krumm- und Kniehölzer befestigt waren, also ganz auf die nämliche Weise, wie heutzutage. Der Schiffsbord hatte auf beiden Seiten eine oder mehre Reihen meist viereckiger Oeffnungen, durch welche die Ruderarme gesteckt, und die, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Löchern in den Taubenhäusern, Columbaria genannt wurden. Die größeren Schiffe waren mit einer Pumpe versehen, um das beim Leckwerden des Fahrzeuges eingedrungene oder auf andere Weise angesammelte Wasser aus der Sentina oder dem Schiffsraum zu schaffen. Der Vordersteven oder die Prora bestand aus folgenden 3 Haupttheilen: 1) aus einer Verlängerung des Kieles (Tropidos), die dazu gedient zu haben scheint, theils die Fluthen zu durchschneiden und das Schiff gegen blinde Klippen zu schützen, theils um die Arbeit zu erleichtern, wenn man das Schiff auf den Strand laufen lassen wollte, was damals sehr häufig geschah und bei der eigenthümlichen Bauart der Schiffe auch meist ohne Gefahr geschehen konnte, sofern nur das Ufer nicht steil oder mit Klippen

besetzt war. Uebrigens fand man diese Vorrichtung nur an großen Schiffen. Nach einer in Herculanum vorgefundenen getreuen Abbildung ist da, wo der Flaggen- oder Wimpelstock steht, das Hintertheil des Schiffes, welches ohne Masten und ohne Segel ist. Ein Steuerruder, von der Form und in der Art befestigt und auf den Angeln sich drehend, wie heutzutage, hatte man damals nicht, sondern ein großer Ruderriemen, hinten an der einen Seite durch eine Oeffnung gesteckt, vertrat die Stelle desselben. — 2) Das Rostrum (griech. Embolon). Obgleich dasselbe ursprünglich wohl nur für Kriegsschiffe bestimmt war, so scheinen doch die meisten Fahrzeuge mit einem solchen versehen gewesen zu seyn. Es war eigentlich nichts Anderes als ein mit einer oder mehren Metallspitzen versehener, schwerer Balken, der auf der Höhe des Wasserspiegels angebracht war u. die nämliche Bestimmung hatte, wie der Mauerbecher gegen Stadtmauern, d. h. er wurde benutzt, um damit feindliche Schiffe, auf die man mit möglichster Schnelligkeit beifuhr, in den Grund zu bohren. Ein solches Rostrum (wofür man auch wohl Sporn, Schnabel oder Maul sagte) scheint anfangs eine sehr einfache Einrichtung gehabt zu haben, nämlich nichts weiter, als ein vorn mit einer eisernen Spitze versehener Balken gewesen zu seyn. Nachdem man es aber als die furchtbarste Waffe in den Seegefechten hatte kennen gelernt, verwendete man mehr Sorgfalt auf seine Einrichtung. Bisweilen bestand es aus einem Bündel scharf schneidender Schwerter oder sehr spitzer Pfeile, oder auch wohl aus einem einfachen metallenen Widderkopfe; zuweilen brachte man 2 oder 3 Rostra über einander an, was besonders zu dem Zwecke geschah, um das zu tiefe Eindringen zu verhindern. — 3) Die Epotiden. Wenn die Griechen Handelsfahrzeuge zum Kriege ausrüsten wollten, verstärkten sie den Bug ansehnlich und brachten zugleich auf jeder Seite desselben einen starken, weit hervorstehenden Balken an. Diese Balken waren dazu bestimmt, die Stärke des Stoßes feindlicher Schiffe zu brechen, und wurden Epotiden genannt. Uebrigens scheinen sie auch bei kleineren Fahrzeugen als Abwehrungsmittel im Gebrauch gewesen zu seyn. — 4) Die Augen. Auf jeder Seite des Buges fand sich gewöhnlich auch eine runde Oeffnung, das Auge genannt, deren Bestimmung zwar nicht mit Gewißheit bekannt ist, von der man jedoch vermuthet, daß sie zu einem Licht- und Luftloche gedient haben. — 5) Das Akrostolion oder Überbug, der gewöhnlich aus einer bloßen Verzierung bestand und den wir sogleich näher kennen lernen werden.

Der Hintersteven (Prymna od. Puppis genannt), gewöhnlich erhabener als der Bug und mit verschiedenen Zierrathen ausgeschmückt, machte einen sehr wichtigen Theil des S.s aus, weil hier das Steuerruder sich befand und auch der Schiffsbefehlshaber sich hier aufhielt. Auch war der Hintersteven gewöhnlich mit einer Art Halbverdeck versehen, das Zelt oder Costea genannt, wo der Befehlshaber die Bewegungen des S.s am besten beobachten konnte. — Außer diesen drei Haupttheilen fand man an den S.en der Alten noch verschiedene Dinge, die hauptsächlich dazu dienten, ihnen ein gefälliges Aeußere zu geben, und die wir hier unter der allgemeinen Bezeichnung Zierrathen betrachten wollen. Es gehörten dahin: 1) die Aplustra, aus einem kunstreich geordneten Gitterwerk bestehend, in der Form eines niederhängenden Federbusches, aus Holz gefertigt und gewöhnlich auf dem Vordersteven als Akrostolien (Oberbug) angebracht. Ueber ihren eigentlichen Zweck ist man nicht einig, obwohl Manche glauben, sie wäre bestimmt gewesen, um die Richtung des Windes anzugeben. Die Aplustra wurde bisweilen auch an dem Hintersteven angebracht und hatte in diesem Falle den Zweck, um Laternen daran zu hängen. Der Besitz der Aplustra war das Hauptziel in einem Seegefecht; sie wurden auf den eroberten S.n heruntergenommen u. als Siegeszeichen aufgesteckt. — 2) Der kleine Schwan oder Schwanenhals (Chaniskos), wegen seiner Form so genannt, diente ebenso wie die Aplustra zur Verzierung der Steven: der Unterschied zwischen beiden bestand darin, daß bei dem Schwanenhals die Biegung stets nach außen ging, die Aplustra dagegen stets nach innen gebogen war. — 3) Die Stelida war ein langer Stab, den man bisweilen auf dem hintersten Akrostolion aufpflanzte u. woran ein oder mehre Wimpel befestigt waren, um die Richtung des Windes anzugeben.

Was die Namen u. Unterscheidungszeichen betrifft, so wurden die S.e gewöhnlich nach irgend einem merkwürdigen Thiere u. dgl. genannt und das Thier gewöhnlich vorn am Bug bildlich dargestellt. Eine solche Figur hieß bei den Griechen Parasemon, bei den Römern Insigne. Doch außer diesem Namen erhielt das S. noch den einer bestimmten Schutzgottheit, deren Bild gewöhnlich den Hintersteven zierte.

Unter der Bezeichnung Tabelage versteht man häufig nur das Schiffsbauwerk im Allgemeinen od. auch Alles, was zu den Werkzeugen u. Geräthschaften zum Fortbewegen des S.es gehört. Da die S.e der Alten hauptsächlich und meistens Ruderfahrzeuge waren, so machen wir in der Beschreibung der Takelage am füglichsten den Anfang mit den Ruderriemen. Diese waren meistens von zähem Eichenholz aus einem Stück gemacht und hatten ungefähr dieselbe Form, die sie gegenwärtig zu haben pflegen. Bisweilen wurden sie auch wohl mit dünnen Kupferplatten belegt. Sie wurden an starke Ruderpflöcke oder Scalmen festgebunden. Die Größe des Fahrzeuges wurde durch die Scalmen bezeichnet, unter denen man dann eben so viele Ruderriemen zu verstehen hatte. — Was das Steuerruder betrifft, so haben wir schon oben bemerkt, daß dasselbe nicht von der Beschaffenheit und Einrichtung wie heutzutage war. Es war nichts Anderes als ein gewöhnlicher Riemen, nur von größerer Breite und geringerer Länge. Daß es an dem Hintersteven durch eine Seitenöffnung gesteckt und auf ähnliche Weise dort gehandhabt wurde, haben wir eben

falls schon gesehen. Die meisten großen S.e hatten übrigens zwei Steuerruder, auf jeder Seite des Hinterstevens eines. S.e von außergewöhnlicher Größe hatten sogar 4 Steuerruder, zwei am Hinter- und zwei am Vordersteven. Die Handhabe an den Steuerrudern hieß bei den Römern Ansa. — Anker kannte man in den frühesten Zeiten nicht, sondern man zog entweder das Fahrzeug auf den Strand, oder man warf einen schweren Stein oder einen mit Sand gefüllten Sack aus, woran ein Tau befestigt war. Auch bediente man sich wohl großer Bleiklumpen, durch die man eine eiserne Stange steckte, an welche das Tau befestigt war. Doch erfüllten alle diese Mittel ihren Zweck sehr unvollkommen, da sie bei einiger Strömung von starkem Winde auf der anfänglichen Stelle des Meeresgrundes nicht liegen blieben. Dies brachte auf den Gedanken, die schweren Körper mit einer Art Zahn oder Widerhaken zu versehen, und so verfiel man allmählig auf die eigentlichen Schiffsanker, die zwar nicht ganz, aber doch größtentheils die Gestalt der heutzutage gebräuchlichen hatten. Die wesentliche Einrichtung bei den Schiffsankern, deren sich die eigentlichen Fahrzeuge bedienen, besteht darin, daß der Ankerstock oder das oben unter dem Tauringe befindliche Querholz mit den unten befindlichen Armen der Ankerschaufeln einen rechten Winkel bildet, so daß, wenn diese Arme aufrecht stehen, der Ankerstock horizontal liegt, und umgekehrt; die Schaufeln haben die Gestalt eines spitz zulaufenden Spatens. Sobald der Anker auf dem Meeresgrund hinabgelassen ist, bleibt er natürlich nicht aufrecht stehen, sondern legt sich auf die Seite. Da nun die Schaufeln zum Einschneiden in den Boden eingerichtet sind, der Ankerstock aber nicht, so ist es begreiflich, daß dieser alsbald eine horizontale Lage annimmt und dadurch eine der beiden Schaufeln um so mehr zum Einschneiden in den Boden zwingt. Eben so begreiflich ist es, daß nur eine Schaufel in den Boden eindringt, die andere dagegen daraus hervorsieht. Im Schlamme oder schwerem Thonboden wühlt sich der Anker oft so tief ein, daß es fast unmöglich ist, ihn mittelst des oberhalb des Ankerstockes befestigten Ankertaues emporzuwinden. Deshalb ist da, wo unten vom Schafte die Arme der Schaufeln auslaufen, ein zweites Tau, jedoch von weit geringerer Dicke als das Ankertau, befestigt, an dessen anderem Ende die sog. Boye sich befindet, die auf der Wasserfläche schwimmt und dazu dient, die Stelle anzugeben, wo der Anker liegt. Sitzt also der Anker so fest, daß man ihn auf die gewöhnliche Weise nicht aufzuwinden vermag, so windet man ihn durch eine Vorrichtung im großen Boote mittelst des Kabels oder Boyreeps auf. Diese Vorrichtung müssen die Alten ebenfalls gekannt haben, da man an vielen Zeichnungen der uns bekannten Anker unten einen Ring erblickt, und zwar gerade da, wo heutzutage das Boyreep ꝛc. befestigt wird. Auch gebrauchten die Alten kleine Anker mit vier Schaufeln. — Was die Masten anlangt, so hatte man sie anfangs nicht feststehend, sondern sie waren zum Aufrichten und Niederlegen eingerichtet. Wenn man ihrer nicht bedurfte, so wurden sie in lange Kisten gelegt, Istodochos genannt. Erst in späterer Zeit hatte man unbewegliche Masten, und zwar von beträchtlicher Höhe. In der Regel hatte ein S. nur einen Mast, und zwar in der Mitte; jedoch auf einigen Abbildungen aus dem Alterthum sieht man auch S.e, die vorn noch einen zweiten Mast haben. Der Mast hatte gewöhnlich auch einen Mastkorb (Mars), der unter Anderen zum Standort für Wächter diente und überhaupt auf Kriegsschiffen von größerer Wichtigkeit war, als auf Kauffahrteischiffen. Der Mars hatte ungefähr die Form einer Schüssel und wurde Carchemium genannt; nicht selten war er vergoldet. So viel man aus den vorhandenen Abbildungen schließen kann, hatten die Alten unter dem stehenden Tauwerke auch Wanten oder die an den Seiten des Mastes befindlichen und zu seiner Befestigung dienenden Taue mit Strickleitern. — Was die Segel betrifft, so hatten die S.e in der frühesten Zeit nur ein einziges Segel von geringem Durchmesser. Doch mit der Zeit vermehrte man ihre Zahl und eben so auch die Größe, so daß man sogar S.e mit 12 Segeln hatte, die sowohl über, als neben einander, theils vorn, theils hinten angebracht waren. In Herculanum fand man die Abbildung eines S.es, dessen Segel so breit, wie das S. lang war. Man hatte dreieckige, viereckige und runde Segel, doch bei den Griechen und Römern waren sie meist dreieckig. Der Stoff, woraus sie verfertigt wurden, war sehr verschieden; jedoch wurde das, was wir Segeltuch nennen und das sowohl von Flachs, als von Hanf war, weiches Leder und aus Binsen geflochtene Matten am meisten dazu gebraucht. Wenn man diesen Stoffen nicht ihre natürliche Farbe ließ, sondern sie färbte, so pflegte man die blaue und grüne Farbe nach der des Himmels u. des Meeres zu wählen. Sollten die Segel als Zeichen der Trauer dienen, so färbte man sie schwarz; wollte man dagegen eine große Pracht an den Tag legen, so gab man den Segeln die Purpurfarbe. Manche Segel waren bunt gewürfelt und hatten das Ansehen eines Schachbretes. Einige alte Schriftsteller sprachen von einem Artemo genannten Segel, welches am Vordersteven angebracht war und dazu diente, das Schiff in der bestimmten Richtung zu halten. Dieses Segel war also von der Art, wie der Klüver und andere vorn auf dem Bugspriet befindliche Segel. Lucian spricht von einer Triarmene (mit 3 Segeln), welchen Ausdruck Einige mit Dreimaster übersetzen. Uebrigens waren diese Segel an Rahen befestigt.

Das Tauwerk wurde aus Flachs, Hanf, Pappeln- und Palmblättern, überhaupt aus starken, faserigen Pflanzenstoffen verfertigt, selbst aus dem Bast der Linde und dem des Kirschbaumes. Endlich waren auch eiserne Ketten statt der Kabeltaue im Gebrauch, und Strabo spricht sogar von einem S.e, dessen Wanten aus dergleichen Ketten bestanden.

Zum Schiffbauholz nahm man vorzugsweise das Holz der Pinie, außerdem das einer wilden Esche (Ornus), der Steineiche, der

gewöhnlichen Eiche und der Erle. Das Holz der Steinespe benutzte man gewöhnlich zu Krumm- oder Kniehölzern und Ruderriemen. Der Wald bei Dodona (im Epirus und dem jetzigen Albanien) lieferte meistens das gewöhnliche Eichenholz. Uebrigens versichern einige Autoren, daß das Tannen- und Pinienholz allgemein im Gebrauch war, besonders bei Schiffen, die nur das mittelländische Meer zu befahren bestimmt waren. Zu diesen wurde, wie sie hinzufügen, äußerst selten Eichenholz genommen, weil es bei ihnen nicht erforderlich gewesen wäre, sie sehr stark zu bauen. Die ägyptischen u. phönicischen Schiffe waren in der Regel aus Cedernholz gebaut, was die Cedernwälder des Libanon in Ueberfluß lieferten, wogegen Tannenholz in den dortigen Gegenden selten war. Daß man nicht immer gehörig ausgetrocknetes Holz zum Schiffbau nahm, läßt sich z. B. schon aus dem Umstande vermuthen, daß die Römer beim Ausbruch des ersten punischen Krieges ihre ganze, aus mehren hundert Fahrzeugen bestehende Flotte binnen 60 Tagen erbauten und segelfertig machten. Zum Festnageln der Planken an die Kniehölzer gebrauchte man anfangs eiserne Nägel; doch nachdem man die Erfahrung gemacht hatte, daß sie durch den Rost zu schnell verzehrt wurden, bediente man sich allgemein der Kupfernägel, die zwar weit mehr im Ankaufe kosteten, aber dafür auch weit länger hielten. Die Ritzen oder Spalten zwischen den Planken wurden gewöhnlich mit Schilf oder Binsen (Spartum), bisweilen auch mit einer Art Werg oder Hanf verstopft oder kalfatert und dann mit einem Gemisch von geschmolzenem Harz und Wachs, auch wohl mit Wachs allein überschmiert. Das sogenannte Verdoppeln oder Anlegen einer äußeren Bekleidung (Spikerhaut) scheint bei den Alten ebenfalls in Gebrauch gewesen zu seyn, wenigstens nach einem römischen Schiffe, Trajanus genannt, zu urtheilen, welches aus dem Riccia-see (im Kirchenstaate) ans Tageslicht gezogen wurde, nachdem es dort 13 Jahrhunderte in der Tiefe gelegen hatte. Die Krummhölzer waren mit einer doppelten Lage Planken von Pinien- und Cypressenholz bedeckt, mit Leinwand sorgfältig kalfatert und mit Harz bestrichen. Außerdem waren die äußeren Planken mit Bleiplatten überzogen und durch Kupfernägel befestigt. — Man kann die Schiffe der Alten füglich eintheilen in Ruder- u. Segelschiffe, bedeckte und offene Schiffe, lange und runde Schiffe.

Ruder- und Segelschiffe. Die Kriegsflotten der Alten bestanden nur aus Ruderschiffen, wogegen die Kauffahrteifahrzeuge gewöhnlich Segelschiffe waren. Die Ursache, warum man bei den Kriegsschiffen sich nicht auch der Segel bediente, ist leicht einzusehen; denn bei einem Kriegsschiffe muß Alles auf Schnelligkeit und Sicherheit beim Manövriren berechnet seyn, u. diesen Zweck, der heutzutage durch geschickte Handhabung der Segel und des Steuerruders erreicht wird, vermochten die Alten nur durch Rudern zu erreichen. Die Dynamik und andere verwandte Wissenschaften waren damals noch in ihrer Kindheit, wenigstens hinsichtlich ihrer Anwendung, und daher wurde bei Weitem nicht in der Schiffbaukunst Das geleistet, was zu einem schnellsegelnden und geschickt manövrirenden Schiffe erforderlich ist. Die Alten wußten nicht einmal auf einem Schiffe den Schwerpunkt genau zu finden, so daß die zweckmäßige Aufstellung des Mastes rein Sache des Zufalls war. Die Hauptursache, weshalb man sich auf den Kauffahrteischiffen gewöhnlich der Segel und seltener der Ruderriemen bediente, war, weil die Unterhaltung der Ruderer mit großen Kosten verknüpft war, und weil auch dadurch zu viel Raum in Anspruch genommen wurde.

Bedeckte und offene Schiffe. Diese Unterscheidung geht nur auf die Kriegsschiffe, da, so viel man weiß, die Kauffahrteischiffe stets offen waren oder doch kein festes Deck hatten. Die Aphrakten (offene Fahrzeuge) waren leichte Ruderschiffe mit einer Reihe von Ruderriemen (versteht sich auf jeder Seite), während man unter Kataphrakten (bedeckte Fahrzeuge) Kriegsschiffe mit zwei oder mehr Reihen Ruderriemen über einander verstand, die ein oberes Verdeck und mehre Zwischendecke gehabt haben müssen.

Lange und runde Schiffe. Hierin bestand ein zweiter Hauptunterschied zwischen den Kriegs- und Kauffahrteischiffen. Denn diese waren meist runde oder vielmehr ovale, jene aber lange Schiffe, unter denen es leichte und schwere gab. Die leichten langen Schiffe waren sämmtlich offene oder Aphrakten und daher auch nur mit einer Reihe Ruderriemen versehen; wegen ihrer leichten Handhabung bedienten sich ihrer vornehmlich die Seeräuber. Es gehörten zu den leichten langen Schiffen namentlich die Phaselen oder Myoparen, die Hemiolen, die Liburnen, die Epaktrokalen und die Skaphen. Die erstgenannten hielten die Mitte zwischen den langen und runden Schiffen, wogegen die Hemiolen und vor Allem die Liburnen (so genannt, weil sich die Liburnier, ein illyrisches Volk, ihrer häufig bedienten) wegen ihrer ungemeinen Leichtigkeit und Behendigkeit bei allen kühnen Seefahrern am beliebtesten waren. Die Epaktrokalen, die Frachtschiffe der Seeräuber, dienten diesen zu dem Zwecke, um darein die Beute zu laden, die sie während des Gefechtes gemacht; und die Skaphen, gewöhnlich Rohrkähne, waren ein Zubehör der großen Schiffe u. wurden von diesen zu ähnlichen Zwecken, wie jetzt das große Boot u. die Schaluppe, benutzt. Es kam sogar vor, daß sie auf Kriegsschiffen ihren Platz auf dem Verdecke erhielten, so lange man ihrer nicht bedurfte. Diese Skaphen werden bisweilen auch Triremen und die Liburnen Biremen genannt, was aber nur so viel heißen soll, daß jene durch drei Ruderriemen und diese durch zwei in Bewegung gesetzt wurden. — Die schweren langen od. die eigentlichen Kriegsschiffe, die gewöhnlich mehr als eine Reihe Ruderriemen hatten, werden wir in Folgendem kennen lernen.

In den Schriften der Alten ist sehr häufig von Biremen, Triremen u. s. w. die Rede, und man pflegt darunter Schiffe mit zwei, drei

u. ſ. w. Reihen Ruderriemen zu verſtehen, zumal man auch drei Klaſſen von Ruderern erwähnt findet: die Thraniten, die Zygiten und die Thalamiten, d. h. die oberen, mittleren und unteren Ruderer. Hieraus darf man allerdings ſchon auf drei über einander befindliche Ruderreihen ſchließen. Aber die Schwierigkeit liegt darin, daß man auch v. S.en mit 30, 40 und 50 Ruderreihen lieſt, und dieſe Reihen können ſich doch unmöglich über einander befunden haben. Denn rechnen wir auf jede Reihe nur 4 Fuß Höhe, ſo würde bei 50 Reihen eine Höhe von 200 Fuß herauskommen, und nun wäre noch nicht einmal die Höhe zwiſchen dem Waſſerſpiegel und der unterſten Reihe gerechnet. Und doch hat es Gelehrte gegeben, die das Daſeyn von 20, 30 und 50 ſolcher Reihen über einander haben behaupten wollen! Daß von Reihen neben einander noch weniger die Rede ſeyn kann, braucht wohl eben ſo wenig geſagt zu werden. Indeß läßt ſich nicht bezweifeln, daß die drei Klaſſen von Ruderern, die Thraniten, Zygiten und Thalamiten ihre Ruderſitze über einander hatten, wie ſich unter Anderm aus folgenden Beiſpielen ergibt. Lucanus bemerkt da, wo er von den Schiffen des Brutus ſpricht, daß die oberſten Ruderriemen ſehr lang geweſen ſeyen. Silius Italicus ſagt bei Gelegenheit, wo er von dem Brande eines S.es erzählt, die oberſten Ruderer hätten bereits ihre Riemen verlaſſen, als die unterſten von dem Unglück noch gar nichts gewußt hätten. Thucydides ſagt ausdrücklich, daß die Thraniten einen höheren Sold erhalten hatten, weil ihre Riemen länger wären, und daß auch ihre Kräfte mehr in Anſpruch genommen würden. Appian erzählt bei Gelegenheit der Beſchreibung eines Seegefechtes, daß beim Verſinken eines S.es die Mannſchaft ſich durch Schwimmen gerettet habe, aber die Thalamiten (unterſten Ruderer) ſämmtlich ertrunken ſeyen, was in der Hauptſache auch mit der Erzählung des Silius Italicus übereinſtimmt. Doch beinahe entſcheidend iſt die Stelle des Palmerius, wo ein Fahrzeug mit folgenden Worten beſchrieben wird: „Bewunderungswürdig ſowohl durch ſeine Größe als Schönheit war das S. Leontophoros mit 8 Reihen Ruderriemen. Es hatte in jeder Reihe hundert Ruderer, ſo daß man auf jeder Reihe des Schiffes achthundert, demnach im Ganzen ſechszehnhundert Ruderer zählte.“ Hiernach kann man allerdings annehmen, daß es S. mit 8 Reihen Ruderriemen über einander gegeben hat, und eine Unmöglichkeit liegt darin nicht, wohl aber kann man mit Recht behaupten, daß mehr unmöglich über einander ſeyn konnten. Das Wahrſcheinlichſte iſt daher, daß der Ausdruck Biremen oder Triremen von S.en mit zwei oder drei Reihen Ruderriemen über einander gebraucht worden iſt, und daß dagegen die Angaben von 20, 30, 50 entweder nur auf die Geſammtzahl der Ruderriemen oder Ruderer gehen, oder, was noch wahrſcheinlicher iſt, daß die Reihen ſchräg liefen und in Abſätze getheilt wurden. Im letzteren Fall kommen z. B. bei einem Schiffe mit 8 Reihen auf jeder Seite 32 Ruderſitze, demnach für beide Seiten 64 heraus.

Ueber die Bemannung der Kauffahrteiſchiffe wiſſen wir nichts Näheres. Der Hauptunterſchied lag jedoch nur in der Stärke der Beſatzung, die natürlich auf Kriegesſchiffen weit zahlreicher war, als auf Kauffahrteiſchiffen. Auch wiſſen wir ſo viel, daß die Mannſchaft keinen beſonderen Schlafraum hatte, ſondern ſtets unter freiem Himmel zubrachte, und daß z. B. die Ruderer auf ihren Ruderbänken ſchliefen. Der Schiffsbefehlshaber mußte, namentlich bei den Griechen, alle Beſchwerden der Mannſchaft theilen, und es war ihm höchſtens vergönnt, auf dem Verdeck eine Matratze auszubreiten und darauf zu ſchlafen. Man ging in der Strenge ſo weit, daß man dem Alcibiades den Vorwurf der Weichlichkeit und Verzärtelung machte, weil er ſich einer Art Hängematte zu jenem Zwecke bediente. Die Seeleute waren nur mit einer einfachen und ſehr kurzen Tunika bekleidet und erhielten erſt zur Zeit der römiſchen Kaiſer wollene Oberkleider mit und ohne Aermel. — Die Schiffsmanöver wurden, wie ſchon oben bemerkt, einzig und allein durch das Rudern ausgeführt. Dieſe ſchwere Arbeit pflegte mit Geſang, Flöten- und Cytherſpiel begleitet zu werden, theils um den Takt der Ruderſchläge anzugeben, theils auf die Kräfte moraliſch einzuwirken und ſie zu beleben. Das ſ. g. Ausſingen auf den Kauffahrteiſchiffen und die Pfeifen auf den Kriegesſchiffen heutiger Zeit ſtimmt damit im Weſentlichen überein. Denn beim Aufwinden der Segel, der Anker ꝛc. iſt die Angabe des Taktes durch Geſang und durch die Töne einer Pfeife durchaus nothwendig, weil ſonſt die vielerlei Kräfte nicht zuſammen wirken könnten. Da die Ruderſchläge, zumal bei zahlreichen Ruderern, das genaueſte Zuſammenwirken erfordern, wenn nicht die größte Verwirrung entſtehen ſoll, ſo gab der Schiffsbefehlshaber allein das Zeichen zum Anfangen und Aufhören des Ruderns.

Ueber die Steuermannskunſt der Alten läßt ſich nur wenig ſagen; wir wiſſen nichts Näheres über ihre nautiſchen Kenntniſſe, wir können aber aus den Reſultaten ihrer Schifffahrt Schlüſſe ziehen, aus denen wir wenigſtens muthmaßlich etwas aufſtellen können. Das Senkblei war den Alten nicht nur bekannt, ſondern wurde auch ſehr fleißig von ihnen gehandhabt, wie es ſchon ihre häufigen Küſtenfahrten mit ſich brachten und namentlich die Fahrt längs der ſeichten nordafrikaniſchen Küſte unumgänglich nöthig machte. Seekarten kannte man ganz und gar nicht, und ſelbſt die Landkarten waren höchſt mangelhaft. Befand man ſich in offener See und wünſchte zu wiſſen, ob in der Nähe Land ſey, ſo ließ man einige zu dieſem Zweck mitgenommene Vögel fliegen und beſtimmte dann nach der Richtung ihres Fluges die von dem S.e einzuſchlagende Richtung. Stark beſchädigte S.e wurden von anderen ins Schlepptau genommen und in den nächſten befreundeten Hafen gebracht. Denn wenigſtens die Han-

delsschiffe segelten selten oder nie einzeln, sondern meistens flottenweise, und zwar gerade, um bei Stürmen oder Schiffbruch einander zu Hülfe kommen zu können, freilich auch, um die Seeräuber abzuschrecken. Was die Schnelligkeit im Segeln betrifft, so konnte ein gut gebautes Fahrzeug bei günstigem Winde in 24 Stunden 1000 Stadien oder 25 Meilen, also ungefähr 1 Meile in der Stunde zurücklegen. Heutzutage rechnet man die höchste Schnelligkeit der Fahrt 4 Meilen in der Stunde. Obwohl man zu der Schifffahrt nur die günstigste Jahreszeit, also hauptsächlich nur die Sommermonate wählte u. anderer Seits durch den heftigsten Sturm im mittelländischen Meere (dem Hauptfahrwasser der Alten) nie über drei Tage anhielt, so kamen doch Schiffbrüche so häufig vor, daß mah unter 3 S.en eines rechnete, welches scheiterte. Gerieth ein S. in Gefahr, Schiffbruch zu leiden, so wurden allerhand abergläubische Gebräuche angewendet, um sie zu entfernen. Man opferte das Haupthaar, rief Neptun und den Gott der Winde zum Beistand an und hing irgend etwas von Werth um den Hals, das zur Belohnung für Diejenigen dienen sollte, die den Leichnam finden und ihm die letzte Ehre erweisen würden. Das Lootsenwesen scheint bei den Alten schon früh eine geregelte Einrichtung erhalten zu haben.

Bei den Römern gehörten fast alle S.e dem Staate, u. wenn es auch Privatschiffe gab, so mußten sie doch, so oft es die Umstände erforderten, zur Verfügung des Staates gestellt werden. Dies machte das Herstellen bestimmter Flotten, welche regelmäßige Verbindungen zwischen der Hauptstadt Rom und den verschiedensten Theilen des weitläufigen Reiches unterhielten, leicht. Besonders sind von diesen Flotten zu erwähnen: 1) die alexandrinische Flotte, welche nicht nur ägyptische Produkte, sondern auch die auf dem rothen Meere angekommenen und von dort nach Alexandrien geschafften indischen, arabischen und äthiopischen Waaren nach Rom brachte; — 2) die afrikanische Flotte, die nach Konstantins Thronbesteigung Rom von Neu-Karthago und anderen dortigen Häfen aus mit Getreide und andern ähnlichen Bedürfnissen versorgte; — 3) die östliche Flotte; — 4) die Flotte des Pontus, die bestimmt war, den Eingang ins schwarze Meer zu bewachen und die dortigen Küstenbewohner zu beschützen; — 5) die Schatzmeister-Flotte; — 6) die gallische Flotte, deren Befehlshaber seine Station in Forum Julii (dem jetzigen Frejus, zwischen Toulon und Nizza) und welche die Bestimmung hatte, mehre Küstenstriche Galliens und Spaniens in Unterwerfung zu halten; — 7) die kampanische Flotte, um die Gewässer Mittel-Italiens zu schützen; — 8) die Flotte von Ravenna, die stets im adriatischen Meere kreuzte, und endlich — 9) die Flotten der großen Ströme, die ihre Stationen an den Mündungen des Rheines, der Donau und des Euphrats hatten, um den Handel zu beschützen und die Verbindungen zu unterhalten.

Der Stand des Seemanns war, wie sich leicht begreifen läßt, ein sehr geachteter, namentlich bei den Phöniciern, Karthagineſern und den Griechen Kleinasiens, weniger bei den Athenienſern und Spartanern. Bei den Römern hatte sich, sobald sie erkannten, daß ein geordnetes Seewesen das einzige Mittel sey, um die entlegenen Provinzen des Reiches im Zaum zu halten, der Seemannsstand des ausgezeichnetsten Schutzes zu erfreuen, und Alles wurde aufgeboten, um die Lust zum Seedienst zu wecken und zu nähren. Gegen mächtige Personen und hochgestellte Beamte wurde der Seemann auf alle Art geschützt. Bei Lebensstrafe war es verboten, den Seeleuten Beleidigungen zuzufügen oder unter irgend einem Vorwande Geld von ihnen zu erpressen; und eben so stand Todesstrafe darauf, wenn Jemand wider den Willen des Schiffsbefehlshabers Beschlag auf S. und Ladung legte. Um den Seemannsstand zu noch höherem Ansehen zu bringen, wurde verordnet, keine bedürftigen Leute, Bettler ꝛc. in der Schiffsmannschaft aufzunehmen, und noch andere ähnliche Verfügungen wurden in diesem Sinne getroffen, so daß Mitter n. selbst Senatoren nicht den geringsten Anstand nehmen konnten, sich dem Seefache zu widmen. Dagegen war freilich der Seedienst auch sehr schwer, u. die Verpflichtungen dazu waren lebenslängliche. Auch gab es eine Art See-Lehne oder Ländereien, an denen die Verpflichtung zum Seedienste haftete, so daß, wenn sie veräußert wurden, der neue Eigenthümer so gut zum Seedienste verpflichtet war, wie der alte.

Zur Verstärkung der Angriffs- und Vertheidigungsmittel der Kriegsschiffe dienten außer dem bereits oben berührten Rostrum noch folgende Vorrichtungen: 1) die Brustwehr oder die Verschanzungen, die rund um den ganzen Schiffbord liefen und zum Schutze für die Ruderer dienten. Sie waren gewöhnlich von Holz und mit Schießscharten versehen. — 2) Die Thürme, die sich nur auf den größeren Kriegsschiffen befanden und dazu dienten, um hier Wurf- und Schleudermaschinen und Bogenschützen aufzustellen. Auch sie waren meistens von Holz. Es soll Schiffe mit 8 Thürmen gegeben haben; in der Regel wurde aber nur ein einziger aufgestellt. Wollte man einen befestigten Seehafen angreifen, so wurden auch wohl Thürme auf Doppelschiffen oder zwei aneinander befestigten Schiffen erbaut. — 3) Der Mars oder Mastkorb wurde auf den Kriegsschiffen, wo er weit größer als auf den Kauffahrteischiffen war, mit Bogenschützen besetzt, sobald es ins Gefecht ging. — 4) Der Delphin, ein, so viel man weiß, nur bei den Griechen gebräuchliches Zerstörungswerkzeug, welches aus einer schweren Metallmasse bestand und die Gestalt eines Delphins hatte. Es schwebte an einer Nahe und im Gefechte suchte man es auf kleinere Fahrzeuge zu schleudern, um sie zum Sinken zu bringen. — 5) Der schwebende Widderkopf, wie ein Mauerbrecher gestaltet und zum Zertrümmern des Bordrandes der feindlichen Schiffe bestimmt. Auch waren Enterhaken und sogenannte eiserne Hände oder kleine Anker im Gebrauch, um damit die feindlichen Schiffe anzuziehen und dann zu entern.

Die Sagen des Alterthums erzählen von mehren merkwürdigen S.en, unter denen das S. Argo die erste Stelle einnehmen dürfte. Von dem ungeheuren Schiffe, welches der König Hiero von Syracus bauen ließ, wird eine höchst abenteuerliche Beschreibung gegeben, denn es sollen sich auf ihm Blumengärten, Bewässerungskanäle, 8 große Befestigungsthürme, eine Schleudermaschine, welche Steine von 300 Pfund Gewicht und Pfeile von 12 Ellen Länge abschoß, ꝛc. befunden, u. Archimedes soll seine ganze Kraft aufgeboten haben, um diesen unförmlichen Koloß aufs Meer zu bringen. Hiero besaß keinen Hafen zur Aufnahme desselben, und so machte er dem König von Aegypten Ptolemäus II. ein Geschenk mit dem Fahrzeuge, welches in dem Hafen von Alexandrien bequem Platz hatte. In der nordischen Mythologie erscheinen einige große u. wunderbare S.e, z. B. das v. Zwergen gebaute, Skidbladnir, das groß genug war, um alle Asen mit Waffen und Abzeichnungen zu umfassen. Baldurs S. Hringhorni steht als Todesschiff jenem gegenüber, woher sich die Sitte der Isländer schreibt, Häuptlinge auf S.en zu begraben. Hu's S. mit der eisernen Thür ist Symbol für das geschlossene Zeugungsgefäß.

Die Galeeren, aus denen die oströmische und griechische Flotte im 9., 10. und 11. Jahrhundert bestand, wurden Dromonen genannt und hatten zwei Ruderriemen-Reihen, jede mit 25 Bänken auf der einen wie auf der anderen Seite, so daß das Fahrzeug im Ganzen durch 100 Ruderer in Bewegung gesetzt wurde. Der Kapitän oder der Befehlshaber nahm während des Gefechtes seinen Standpunkt auf dem Hintertheil, um alle Vorfälle beobachten, die erforderlichen Manöver vorschreiben und die Mannschaft durch Zuruf und Geberden anfeuern zu können. Hinten standen am Steuerruder zwei Steuerleute und vorn in der Nähe des Bugs zwei Offiziere, von denen der eine die Aufsicht über den Anker führte und der andere das Anzünden des feindlichen Schiffes durch griechisches Feuer leitete. Das griech. sche Feuer (s. d.) wurde bei der Belagerung Konstantinopels durch die Araber in den Jahren 668—675 zuerst in Anwendung gebracht und war auch um diese Zeit von dem Griechen Callinicus erfunden worden. Der übrige Theil der Mannschaft war theils mit den Rudern, theils im Kampfe selbst beschäftigt. Die Waffen bestanden aus langen Piken, Bogen und Pfeilen. Die Piken wurden hauptsächlich von den Ruderpforten der unteren Reihe aus gehandhabt, während die Bogenschützen an denen der oberen Reihe aufgestellt waren. Die Admiralschiffe waren gewöhnlich größer als die übrigen Galeeren und hatten 300 Mann Besatzung, worunter 70 Krieger, während der Rest aus eigentlichen Seeleuten bestand.

Die Ruderfahrzeuge blieben noch im Mittelalter die Hauptform, obgleich man auch zu jener Zeit schon Fahrzeuge hatte, welche mittelst Segeln geleitet wurden. Auch die Verdecke scheinen sich zu dieser Zeit mehr vervollkommnet zu haben, so wie überhaupt für die Vervollkommnung des Schiffswesens zu jener Zeit viel gethan wurde. Hauptsächlich waren es die Städte Venedig, Genua, Pisa und Amalfi, welche ungeheuere Flotten nach allen bekannten Meeren, besonders abernach den Küsten des nahgelegenen mittelländischen Meeres ausrüsteten und von Gibraltar an die sämmtlichen nördlichen u. südlichen Küsten besuchten und ihre Handelsgeschäfte ins Unermeßliche ausdehnten. Auch sie fuhren, wie im Alterthum, flottenweise; zu Ende des 14. Jahrhunderts besaß z. B. Venedig eine Handelsflotte von 3000 Kauffahrteischiffen, mit 25,000 Seeleuten bemannt. Diese Handelsflotte, welche über alle Theile des mittelländischen Meeres verbreitet war, wurde durch 45 Kriegsgaleeren mit 11,000 Mann Besatzung beschützt, darunter eine von 108' Länge und mit 100 Mann besetzt. Die Erfindung des Kompasses trug, da man nun weiter in die See konnte, viel zur Vervollkommnung des Schiffswesens bei. Auf den S.en des Mittelalters standen vorn und hinten Thürme mit Schützen besetzt, zu welchem Zwecke auch der kurze Mastbaum einen Mars oder Mastkorb trug; auch die Kreuzzüge trugen viel zur Verbesserung des Schiffbaues, so wie der Schifffahrt bei (s. Schifffahrt). Bei der Rückkehr des auf kurze Zeit vertriebenen Richard II. 1387 nach England waren die englischen S.e mit dem Wappen der Befehlshaber bemalt und vergoldet und mit Federbüschen, Panieren und Fahnen besetzt. Im 15. und 16. Jahrhundert näherte sich die Bauart mehr der neueren Zeit; the great Harry, 1503 in Portsmouth gebaut, war das erste große Kriegsschiff Englands. Heinrich VII., König von England, ließ italienische Schiffsbaumeister kommen, legte Schiffswerften an, errichtete ein Admiralitätskollegium, bestimmte den Sold der Seeleute und munterte die Engländer zum Schiffsbau auf. Die größten der damals üblichen S.e waren die Gallionen, die 32—50 metallene Kanonen führten. Damals wurden auch die Galeassen von dem Venezianer G. A. Badoaro erfunden und zuerst 1571 in dem Seetreffen bei Lepanto gegen die Türken gebraucht. Die eigentlichen S.e hatten selten od. vielleicht nie mehr als 2 Masten, und diese waren ohne alle künstliche Verlängerung durch Marsstangen ꝛc.; die Segel waren alle viereckig, und die Rahen wurden, wenn das Schiff vor Anker ging, bis auf das Verdeck herunter gelassen, wie man dies heutzutage nur noch bei den sogenannten Luggers im mittelländisch. Meere findet. Bei den Wind segelnd, konnten diese S.e nicht; überhaupt machte man sich erst in späterer Zeit mit dieser Kunst vertraut, vielmehr mußte der Wind, wenn auch nicht immer geradezu von hinten, doch nur wenig von der Seite herkommen, wenn die Fahrt gehörig von Statten gehen sollte. Der Bau des Rumpfes war im Ganzen derselbe, wie den bei den Alten; nur die sogen. Füllungen am Hinter- und Vordersteven fehlten. Die mittelst eiserner Nägel befestigten Planken wurden nicht Rand an Rand gelegt und dann die Fugen mit Werg ausgestopft, sondern die Planken wurden übereinander, wie ein Breterdach, genagelt, was heutzutage noch bei Kuttern, Luggern und durchgängig noch bei

den sogenannten Klinkerböten geschieht. Wenn heutzutage ein erfahrener Seemann in einen Hafen kommt, wo S.e verschiedener Nationen vor Anker liegen, oder wenn er auf der See einem S.e begegnet, so erkennt er, ohne daß es des Aufziehens der Nationalflagge bedarf, auf der Stelle an der Takelage und ganz besonders am Bau des S.es, welcher Nation es angehört oder in welchem Lande es gebaut ist, ob in Nordamerika, in Schweden, Frankreich ꝛc. Dies war aber im Mittelalter fast unmöglich; denn die seefahrenden Nationen im westlichen und nordwestlichen Europa bauten ihre S.e genau nach dem Muster der genuesischen und venetianischen. Die Niederländer bedienten sich jedoch kleinerer und daher leichter beweglicher S.e zum Handel, wie zur Kaperei. Sie hießen Fliebote, hatten 40—100 Tonnen Lastigkeit und führten 8—20 eiserne Kanonen. Ueberhaupt fingen die Engländer, Niederländer und Franzosen an, ihren S.en eine angemessenere Gestalt zu geben; nur die Portugiesen und Spanier behielten ihre Gallionen und Carraquen bei, die bei 1500 Tonnen Lastigkeit, 4 Verdecke und ein ungeheures Vor- und Hinterkastell hatten, aber wegen ihrer Größe und der Höhe ihrer Masten der Beschädigung durch Sturm mehr ausgesetzt waren, als andere kleinere Fahrzeuge. Andere damals übliche kleine Fahrzeuge waren die Pataschen, Karavellen, Flüten (s. d.), die wohl bei 300 Tonnen Lastigkeit hatten u. sehr rund gebaut und ohne Spiegel waren. Von den Ruderfahrzeugen dienten die kleineren Brigantinen, Felucken, Polacer und Barken an der Küste, in stillem Wasser; die Galeoten hatten 16—20 Ruder, einen Mast und einige kleine Geschütze. Mit der Ausbildung des Schiffbaues wuchs auch die Größe der Kriegsschiffe, oder vielmehr deren Geschützzahl, da diese bei der zweckmäßigeren Austheilung des inneren Raumes nun bequemer untergebracht und bedient werden konnten. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erwuchsen die Kriegsschiffe von der Größe gewöhnlicher Kauffahrteischiffe zu den Kolossen, wie wir sie jetzt sehen. Hauptsächlich seit der Abschaffung der Ruder bildete sich der Schiffbau auf den Punkt aus, den er noch jetzt einnimmt, und seit 100, ja fast 200 Jahren sind nur einzelne Verbesserungen vorgenommen worden, z. B. daß seitdem die S.e mit Kupfer beschlagen, schärfer und lastbarer gebaut wurden.

Die heutigen S.e. Das Modell eines S.es hinsichtlich des Baues, der zweckmäßigen Eintheilung des Raumes, der Ordnung, Reinlichkeit und Eleganz, so wie der gewandten Bewegung ist natürlich ein Kriegsschiff; die Kauffahrer und Transportschiffe sind je nach der Art von Waaren, welche sie führen, im Innern eingerichtet und abgetheilt, eben so wie die Paquetschiffe zum Menschentransport. Das Erste, was gleich bei jedem Kriegsschiffe auffällt und wodurch sich ein solches auch ohne sein Geschütz schon auf den ersten Blick von einem Kauffahrer unterscheidet, ist die weit größere Höhe der Masten und das vermehrte Segelwerk an demselben, da es vorzüglich zum Schnellsegeln eingerichtet seyn muß. Der Hauptmast eines Dreideckers von 120 Kanonen hat eine Länge von 120—122 und unten am Fuß eine Dicke von $5^1/_2$ englischen Fuß. Die beiden andern Masten sind verhältnißmäßig kleiner und dünner, obgleich auch der kleinste derselben den Hauptmast eines ansehnlichen Kauffahrteischiffes noch um Vieles überragt. Die Masten sind aus 3—6 Stücken zusammengesetzt, welche durch starke eiserne Bänder zusammen gehalten werden, wodurch es möglich gemacht wird, einzelne beschädigte Stücke am Maste leicht zu repariren, oder durch andere zu ersetzen. Die Hauptsegel eines Kriegsschiffes sind an dem vorn herausstehenden Bugspriet: Rahmsegel, dann das Vorderstagsegel, darüber das Vorstangensegel der Fliegen und endlich der Klüver. Am Vorder- oder Fockmast hängen zunterst das Fock-segel, dann das Vormarssegel, das Vorbramsegel und das Vorderbramsegel. Am großen oder Mittelmast hängen das große Segel, das große Marssegel, das große Bramsegel, das große Oberbramsegel, das große Marsleesegel, dann noch das Besanstagsegel, das Kreuzstangenstagsegel u. das Bramstangenstagsegel; am hintersten oder Besanmast hängen das Besansegel neben dem Steuerruder, welches mit zum Steuern des Schiffes helfen muß, das Kreuzsegel, das Kreuzbramsegel, das Oberkreuzbramsegel und das Leesegel. Trotz der Masse dieser Segel vermag ein vollständig bemanntes u. gut eingeübtes Linienschiff innerhalb fünf Minuten sämmtliche Segel zu entfalten. Alles Tauwerk auf einem Kriegsschiff ist mit Theer schwarz angestrichen; die Segel sind weiß und nicht zu sehr gefleckt; das sämmtliche Holzwerk ist braun angestrichen. Oben an der Spitze des höchsten Mastes weht bei einem Kriegsschiffe die Hauptflagge, sobald ein Admiral oder der Regent des Landes am Bord ist. Der Kapitän darf an diesem Ehrenplatz nur den Wimpel führen, die eigentliche Flagge aber, wie dieses auch bei allen Kauffahrern geschieht, nur am Flaggenstock, der am Besanmaste über dem Kastell oder Hintertheil des Schiffes angebracht ist. Wie riesig aber alle diese Gegenstände bei einem großen Linienschiffe von 120 Kanonen sind, geht daraus hervor, daß zur Hauptflagge desselben an 400 Ellen Zeuch gebraucht werden, das Tauwerk der Takelage an 250,000 Pfd. wiegt und zu sämmtlichen Segeln an 50,000 Ellen Segelleinwand erforderlich sind. Die sechs Ankertaue wiegen an 60,000 Pfd., u. jedes hat oben 25 Zoll im Durchmesser. Das S. selbst mißt am Kiel an 200 Fuß, von einem Ende bis zum andern auf dem Verdeck an 235—240 Fuß, die Breite beträgt 60, die Höhe 50—54 Fuß. Zu dem Bau eines solchen S.es sind an 3500 Eichen oder 116,000 Kubikfuß verschiedenes Holz, 140,000 Pfd. Eisen aller Art, 94,000 Pfd. Kupfer in Bolzen, Ringen, Scheiben, Nägeln ꝛc., 8000 Pfd. Blei und an trockenem Pech, Theer, Farben 54,000 Pfd. nöthig. Das Gewicht eines Dreideckers von 120 Kanonen mit Mannschaft, Munition und Proviant auf ein Jahr, Segeln ꝛc. beträgt an 1,800,000 Pfd. Die Kosten für ein vollständig ausgerüstetes Linienschiff belaufen sich in England durch-

schnittlich auf 1000 Pfd. Sterl. für jede Kanone, also bei 120 Kanonen an 120,000 Pfd. In Deutschland würde man dasselbe wohl für 5500 Thlr. per Kanone herstellen können, u. die Kosten eines solchen Linienschiffes würden sich also auf 660 bis 670,000 Thlr. belaufen. Größere Schiffe als Dreidecker, d. h. die drei Reihen Geschütze übereinander haben, baut man jetzt nicht, u. 120 Kanonen sind das Meiste, was in der englischen und französischen Flotte vorkommt. In der spanischen Flotte war früher die Sancta Trinitas, ein Vierdecker von 140 Kanonen, der aber in der Schlacht bei Trafalgar verloren ging. Der oberste Raum, von welchem sich die Takelage erhebt, heißt das obere oder Hauptdeck des S.es, dessen Vordertheil bis zum Fockmast wiederum das Vorderkastell genannt wird. Auf beiden Seiten desselben befinden sich kurze 12—18pf. Kanonen; an seiner Außenseite sind die großen Anker befestigt. Vorn und an beiden Seiten ist das ganze Hauptdeck mit einem 4—4½ Fuß hohen Bord von dicken Balken eingefaßt, auf welchen sich ein doppeltes Netzwerk von Seilen, das Finkennetz, befindet, zwischen welchem am Tage die zusammengeschnürten Hängematten der Mannschaft mit dem Bettzeuch darin zusammengestellt werden. Am hintersten Ende des Vorderkastells befindet sich eine mit einer Luke versehene Treppe, welche in das untere Verdeck führt. An das Vorderkastell stößt das Mitteldeck. Hier befindet sich die große, gewöhnlich mit einem hölzernen Gitter versehene Luke, die in das Innere des Schiffes führt und durch welche alle Vorräthe in dasselbe hinab gelassen werden. An der Außenseite hängen die größern, je über 100 Mann fassenden Boote, das lange Boot, die Barkasse und Schaluppe; die beiden Treppen, Steuerbord- u. Backbordtreppe, befinden sich ebenfalls hier. An das Mitteldeck stößt nun das Halbdeck oder die Schanze, welche den hintern Theil des S.es einnimmt; hier ist der Sammelplatz aller Offiziere, indem man von hier aus das Fahrzeug am besten übersehen kann. Auf dem Halbdeck befinden sich gewöhnlich einige kurze Karronaden. Auch das Steuerrad, was von 3—4, bei stürmischem Wetter auch von 5—6 M. gesteuert wird, befindet sich hier mit dem dicht daran liegenden Kompaßhäuschen. Die Taue des Rades gehen durch Löcher, die in dem Verdeck angebracht sind, nach dem Ruderbaume, welcher zwischen der obern und untern Kajüte in einem besondern Gehäuse sich bewegt. Hinten über der ersten Kajüte, zu der eine bequeme Treppe mit zierlichem Messinggelander hinabführt, erhebt sich, etwas höher wie das gewöhnliche Deck, das Viertelteck oder die Kombuse, der Platz, auf welchem der Kapitän bei allen Gelegenheiten, wo es nöthig ist, daß er das S. selbst befehligt, seine Stelle einnimmt, wie auch der Signalmeister mit seinen Gehülfen und die für das Besansegel bestimmten Matrosen sich hier befinden. Außerhalb des S.es, am Spiegel desselben, hängen die leichten Schaluppen zu 6, 8 bis 10 Rudern, von denen jedes Linienschiff außer den früher erwähnten Booten noch 5—6 besitzt. Durch die Treppe auf der Schanze des S.es gelangt man in die große Kajüte mit Nebenkabineten, die für den Admiral, oder, wenn ein solcher fehlt, für den das S. befehligenden Kapitän bestimmt ist, und die sich mit ihren großen im Spiegel des S. angebrachten Fenstern längs des ganzen Hinterntheiles erstreckt. Die vollendetste Eleganz der Ausschmükkung herrscht gewöhnlich in diesen Kapitäns- u. Admiralskajüten, welche, die mindere Höhe abgerechnet, vollständig den Prachtzimmern eines Landpalastes gleichen; nur die Kanonen, welche selbst in der Staatskajüte ihren Platz haben, erinnern, daß man sich auf einem Kriegsschiffe befindet. Mit glänzend polirten Metallläufen, auf schön gebeizten Lavetten ruhend, dienen diese mächtigen Vierundzwölfpfünder zu einer charakteristischen Ausschmückung. Hinter der großen Staatskajüte folgen auf beiden Seiten eines breiten Ganges, der mitten durch dieses ganze erste Verdeck von vorn nach hinten führt, eine Menge kleinerer Kajüten als Schlaf- u. Privatzimmer des Kapitäns, Speisezimmer, Bedientenstube, Zimmer für die Sekretäre desselben, dann Kajüten für die verschiedenen Offiziere ꝛc. Die Kajüten der Lieutenants, Aerzte, Oberzahlmeister sind gewöhnlich sehr klein; ein in der Wand angebrachtes Bett. ein Toilettentisch mit Spiegel davor, ein Sessel und noch ein kleiner Tisch zum Arbeiten füllen den ganzen Raum aus, welcher übrigens so durchdacht wie möglich benutzt wird. Die überall unvermeidliche Kanone fehlt in den Kajüten nie, wie auch die Fenster derselben nur in den Kanonenluken, durch welche beim Gefecht geschossen wird, bestehen. Alle Wände dieser Kajüten, selbst die des Kapitäns, bestehen nur aus dünnen Bretern, die mit Haken und Klammern befestigt sind und, so wie das S. sich zum Gefecht rüstet, in noch nicht einer halben Stunde fortgenommen werden können, so daß das ganze erste Verdeck nur den Anblick einer einzigen Batterie darbietet und seiner ganzen Länge nach übersehen werden kann. Auch der große gemeinschaftliche Speisesaal der Offiziere ist hier. In der Mitte des S.es befindet sich auf diesem dritten Verdeck die große Schiffsküche mit ihren verschiedenen riesigen Kesseln, in denen beim Reinmachen 2—3 Mann herumsteigen müssen, und mehre andre kleine Herde für die Köche des Kapitäns, des Offizierstisches, des Kadettentisches. Statt der Bretterwände ist, der Feuergefahr wegen, der ganze Küchenplatz mit starken Platten von Gußeisen umgeben. Die Größe der beiden Hauptkessel kann man darnach beurtheilen, daß jeder derselben für 1000 Mann Essen fassen muß. Neben der Küche sind die Käfige für Hühner, Ziegen, Schweine, Kühe ꝛc. Hinter diesem Platze befinden sich zwischen den Kanonen auf beiden Seiten die kleinen weißen Tische, die zum Speisen der Mannschaft dienen, in langer ununterbrochener Reihe. Auch die Haupttreppen, sowohl auf das obere, wie in die untern Verdecke befinden sich hier. Eben so ist der große Wasserbehälter, neben dem eine Schildwache stets aufgestellt ist, hier angebracht. Im Vordertheil des S.es befindet sich hier das Hospital für die kranken Matrosen, dessen Fenster auf die Gallion gehen. Dies ist der vorn unter dem Bugspriet befindliche, scharf hervor-

springende Theil des S.es, in welchem die schmutzigen Arbeiten, z. B. das Schlachten ꝛc. verrichtet werden. Von dem obern Kanonendeck oder der dritten Batterie führen mehre Luken mit etwas steilen Treppen in das mittlere Kanonendeck oder die zweite Batterie hinab. Hier sind hinten die Kajüten für die Schiffskadetten, dann die Kammern für die Bootsleute und alle andern Unteroffiziere angebracht. Nun folgen durch die ganze Länge zwischen den Kanonen die kleinen Verschläge, in denen die Matrosen u. Seesoldaten ihre Kleiderkisten haben und des Nachts ihre Hängematten umschlagen. Gewöhnlich wohnen 6—8 Mann in der Art zusammen, die dann auch ihre Speiseportionen gemeinschaftlich fassen. Bei den Fregatten, wo die unterste Batterie fehlt, sind hier auch die Werkstätten für Schmiede, Zimmerleute, Tischler ꝛc. angebracht. Bei ruhigem Wetter erhält diese mittlere Batterie ihr Licht durch die geöffneten großen Kanonenpforten, bei stürmischer Witterung aber schlagen die Wellen oft so weit herauf, daß diese geschlossen werden müssen, so daß dann überall Laternen hier brennen. Verschiedene Treppen führen nun von diesem mittlern Deck nach dem untern Deck oder der ersten Batterie, die fast der zweiten gleicht. Hier sind wie auf einem Linienschiff, die Werkstätten der verschiedenen Handwerker, wie auch diese selbst, und oft auch ein Theil der Seesoldaten, die hier zwischen den Geschützen ihre Hängematten aufgeschlagen haben. Auch die großen Ankerwinden, an denen 60—100 Mann arbeiten müssen, befinden sich auf diesem Verdeck, wie auch hier die runden Löcher an den Seiten des S.es sind, durch welche die mächtigen Ankertaue laufen. Bei ganz ruhigem Wetter, oder wenn es im Gefecht dringend nothwendig ist, sind auch hier die Kanonenluken noch geöffnet, so daß Licht und Luft durch sie hineindringen können; sonst sind überall Hauptlaternen angebracht. Auch die Konstablerkammer, wo ein Theil der fertigen Munition aufbewahrt wird, befindet sich in diesem Verdeck; die Kanonen desselben bestehen gewöhnlich aus Vier- und dreißigpfündern; im Spiegel oder Hintertheil des S.es sind oft 2 Achtundvierzigpfünder. Unter diesem letzten Deck beginnt nun der „Raum" des S.es, der wieder verschiedene Decke besitzt. Auf dem ersten Deck des Raumes ist die Provisionkammer oder „Butlary", von der aus jeden Morgen die Vertheilung der Lebensmittel an die verschiedenen Köche Statt findet. Dann ist auch hier das Hospital während der Schlacht, wo die Verwundeten verbunden oder gepflegt werden; ferner der Ort, von wo die Pumpen besorgt werden, um das S. von eingedrungenem Wasser zu befreien, und die verschiedenen Magazine für die Lebensmittel aller Art, die ein großes S. in so ungeheuern Quantitäten bedarf. Da der Raum schon unter der Wasserlinie des S.es liegt, folglich keine Luken hat, so wird derselbe, wenn es nöthig ist, durch Laternen erhellt. Die Pulverkammer, welche unter Wasser gesetzt werden kann und deren ganzer Raum durch Kupfer- und Bleiplatten vom übrigen S. getrennt ist, befindet sich ebenfalls hier. In dem zweiten Deck des Raumes werden gewöhnlich die Wassertonnen, die Steinkohlenvorräthe, die Kugeln, Reserveanker, Reservesegel und Taue, das Schiffsbauholz und ähnliche Gegenstände, zu denen man seltener zu kommen braucht, aufbewahrt. Der unterste Theil des Raumes, der ein großes ungetheiltes Ganzes ausmacht, dient, den nöthigen Ballast dort zu lagern. Bei den Kriegsschiffen besteht derselbe gewöhnlich aus altem Eisen, dessen Gewicht bei sehr großen S.en oft 14,000 Pfund betragen muß. Die frische Luft wird in diese untersten Räume durch große, an den Masten angebrachte Luft- und Windfänge geführt, die einen beständigen Luftwechsel unterhalten. Sie bestehen aus langen, weiten, oben und unten offenen Säcken von getheerter Leinwand. An Bord des S.es herrscht überall die größte Reinlichkeit bis in die kleinsten Räume hinab. Alles Holzwerk der Decke wird jeden Morgen mit Wasser und großen Sandsteinen sorgfältig abgescheuert, alle Metallgegenstände sind blank polirt. Die äußern Seiten des S.s sind schwarz, oben mit einem breiten, weißen Strich angemalt, die stets zurückgeschlagenen Decken der Kanonenluken roth, die innern Wände der Schanzen auf dem Oberdeck grün. Unten in den Verdecken herrscht gewöhnlich die weiße Farbe vor, weil diese am meisten Licht gibt u. man dasselbe hier, wo es meist ohnehin schon spärlich genug ist, noch möglich zu vermehren trachtet. Die Geschützlafseten sind in der Regel mit dunkelrother Farbe angestrichen, damit beim Gefechte das Blut der bei ihnen Verwundeten nicht zu grell absticht. Die Kanonen in den obern Batterien, meist 18-Pfünder, ruhen auf kleinen, niedern Lafseten mit 4 Rädern. Durch den Stoß, den das Geschütz beim Abfeuern erhält, rollen sie so weit in den Schiffsraum zurück, daß der Mann vorn an der Mündung die Patrone einlegen und mit dem Setzkolben festsetzen kann; hierauf wird die Kanone an den Stricken, die an den Lafseten angebracht sind, wieder so weit vorwärts gezogen, daß ihre Mündung zur Luke wieder herausseht; um zu verhüten, daß die Kanonen bei etwas schiefer Lage des S.es zu weit zurückrollen, sind sie durch Taue in gewisser Länge an große eiserne Ringe der Schiffswand befestigt. Abgefeuert werden sämmtliche Kanonen auf einem Kriegsschiffe durch Perkussionsschlösser eigenthümlicher Konstruktion. Die Luken des ersten Decks sind unter denen des dritten, die des zweiten aber zwischen beiden angebracht, damit das Feuer, welches bei einem Schusse aus der Mündung sprüht, nicht den höher liegenden Kanonenlauf beschädigen kann.

Außerdem sind hier noch folgende S.e zu erwähnen. Die Barkschife nehmen den zweiten Rang unter den Segelschiffen ein, haben 3 Masten und sonst Fregatten-Takelage, nur daß der hinterste Mast keine Rahsegel, sondern nur Besan- und Gaffeltoppsegel führt. Sie haben etwa eine Größe von 100—250 C.-L. Der Kriegsmarine genügt übrigens diese unvollständige Takelung nicht. — Die Briggen sind zweimastige Fahrzeuge von 50—180 C.-L.; sie haben an beiden Masten Rahsegel und hinter

den Masten Gaffelsegel. — Die Brigantinen sind Briggen von südeuropäischer Abkunft, welche nur die Eigenthümlichkeit haben, daß die untern Stangen mit den Untermasten aus einem Stücke bestehen. Die Kriegsbriggen sind stärker und stabiler gebaut als die Kauffahrteibriggen. Sie pflegen mit 10—16 18-Pfündern armirt u. mit 70—110 Mann besetzt zu seyn. — Die Schooner, zweimastige Fahrzeuge von circa 36—38 C.-L., haben eine sehr scharfe Bauart und zwei sich nach hinten neigende Masten, von denen der vordere Rahsegel, beide aber große Gaffelsegel, welche darum auch Schoonersegel heißen, führen. Die Kriegsschooner sind breiter als die Handelsschooner und führen zuweilen auch noch am großen Maste Topp- und Bramsegel. Sie pflegen mit 8—10 Stück Geschütz und 40—80 Mann besetzt zu seyn. Diese S.e sind ganz vorzüglich zum Schnellsegeln gebaut. — Die Galeassen und Galliotten sind Fahrzeuge von 12—100 C.-L. Trächtigkeit, mit 2 Masten und anstatt des Bugsprietes der vorbenannten Schiffsgattungen mit einem Ausleger oder Jagerbaum versehen. Bauart und Takelage sind denen der Schooner gleich. Unter sich sind sie dadurch von einander verschieden, daß die Gallioten rundgattig sind, während die Galeassen einen glatten Spiegel, d. h. Hintertheil des S.es haben. — Die Kuffen, Fahrzeuge von circa 20—80 C.-L. Trächtigkeit, mit Schooner-Takelage, aber aufrechtstehenden Masten u. einem Schiffskörper, sind bauchiger u. unten flacher als die Schooner gebaut. Sie bewähren auf der See nicht die Steifheit der Schooner und halten nicht so gut das Fahrwasser; übrigens sind sie verhältnißmäßig räumlicher und können besser aufsitzen als jene, auch liegen sie vor Anker ruhiger. Die Kriegsmarine pflegt dergleichen Fahrzeuge nicht zu benutzen, dagegen eignen sie sich sehr gut zu Stations- und Leuchtfeuer-S.en. Außer diesen Seefahrzeugen bemerken wir nur noch: die Lugger, eine Art französischer Schooner, mit 3 kleinen Masten und 3 eigenthümlich befestigten Rahsegeln. Sie besitzen die Tragfähigkeit der Schooner. Die Kriegslugger führen 8—20 Kanonen. — Die Kutter sind einmastige Fahrzeuge, welche vorn eine große Breite bei bedeutender Schärfe und geringer Länge besitzen; sie gehen hinten bedeutend tiefer als vorne. Von allen Seeschiffen besitzen sie die größte Steifheit und können am besten die See halten. In der Kriegsmarine führen sie einige leichte Kanonen, auch wohl ein schweres Geschütz und werden hier besonders als Kreuzer verwendet. — Die Jachten sind wie die Kutter einmastig, mit glattem Hintertheil, Bramsegel, Klärer und Jager; vorzügliche Schnellsegler. Sie führen ebenfalls in der Kriegsmarine einige leichte Kanonen. Die Sloopen oder Schaluppen sind schärfer als die Jachten gebaut und getakelt wie die Kutter. In der englischen Marine versteht man unter Kriegssloops Korvetten. — Schließlich erwähnen wir hier auch noch aus der Kriegsmarine die Kanonenboote. Es sind dies schmale, lange, nicht tief gehende Fahrzeuge, verschieden benannt und mit Geschütz versehen; so führen sie 1 Mörser und 3 Kanonen, oder vorn 2 lange 18- oder 24-Pfünder und 8—12 Schwingbossen oder Falkonetten, oder vorn und hinten ein schweres Geschütz ꝛc. Theils sind sie mit 20—32 Ruderern, theils mit Sloop-, Kutter-, oder Lugger-Takelage, Spriet oder lateinischen Segeln versehen. — In neuerer Zeit ist eine wesentliche Aenderung im Schiffbaue durch die Anwendung der Dampfschiffe eingetreten, und werden immer mehr und mehr Dampfschiffe erbaut, da man auf sie mehr Werth als auf Segelschiffe legt. Im Kriege haben sie sich bis auf die neueste Zeit in Schleswig-Holstein noch nicht sehr erproben können, doch hat man schon viele Dampfschiffe als Kriegsschiffe ausgerüstet, und ihre Zahl wird ungemein vermehrt, wie man überhaupt fast allgemein in der Handelsmarine die Packetboote durch Dampfschiffe zu ersetzen sucht (s. Dampfschifffahrt). — Die Kauffahrteischiffe (s. d.) sind, abgesehen von der abweichenden Einrichtung ihrer Räumlichkeiten, im Ganzen schwerfälliger gebaut, als die Kriegsschiffe; die S.e der Auswanderer haben eine ihrem Zweck entsprechende, von ihnen abweichende Einrichtung in ihren innern Räumen.

Die Erbauung eines S.es wird zwischen Auftraggeber und Baumeister durch einen Kontrakt (Mahlbrief), der die nöthigen Bestimmungen über Bauart, Größe und Tüchtigkeit des S.es nebst allen übrigen Bedingungen enthält, unter denen der Schiffsbaumeister den Bau unternahm, geregelt. Die Rechtsverhältnisse zwischen beiden sind die einer Miethe und zwar einer Dienstvermiethung, wo der Baumeister das S. erbaut und ihm seine Arbeit dafür bezahlt wird, einer Miethe eines Werkes (conductio operis) aber, wo er den Bau in der Art besorgt, daß er die Lieferung des ganzen S.es gegen einen bedungenen Preis übernahm. Der Schiffsbaumeister hat in jeder Hinsicht den größten Fleiß auf den Bau des S.es zu verwenden und besonders halten die Seerechte streng auf die ausbedungene Bauart, die Größe des S.es und die Zeit der Ablieferung desselben. Beide Theile sind bis zur Vollendung des Baues an die festgestellten Bedingungen gebunden und die Bezahlung empfängt der Baumeister gegen Ablieferung des S.es oder, wie dieses in der Regel der Fall ist, in gewissen, nach Maßgabe des Fortschreitens des Baues festgestellten Terminen, wogegen ihm das Seerecht eine stillschweigende privilegirte Hypothek einräumt. Nach Vollendung des Baues wird der Bielbrief ausgefertigt, d. h. eine vom Baumeister vor der Behörde gegebene eidliche Erklärung, daß er das S. neu erbaut habe, für wen es erbaut sey, nebst der Art und Größe desselben, wogegen ihm die Behörde ein beglaubigtes Attest ertheilt, eines der unerläßlichsten Schiffspapiere. Bei Hauptreparaturen pflegt man einen neuen Bielbrief (Rekonstruktionsbrief) auszustellen.

Schiffbaukosten. In Lübeck werden S.e komplett für 53 Thaler 8 Sgr. per Tonne hergestellt. Nach andern Nachrichten kostet hier ein Fahrzeug von 94 C.-L. (à 6000 Pfd.), kupferfest und kupferbeschlagen, 16,000 Thlr.,

also per Tonne (3 Tonnen = 1 Last) 55 Thaler 13 Sgr. 4 Pf. Zu Kiel baut man S.e für 80 Thlr. Preuß.-Kur. per Tonne; in Kopenhagen kupferfest und gekupfert für 100 Thlr. Pr.-Kr. per Tonne; in Hamburg für 66 Thlr. 16 Sgr. Pr.-Kr. Nach andern Nachrichten pflegen aber große S.e 93 Thlr. 8 Sgr. bis 106 Thlr. 16 Sgr., kleinere S.e 113 Thlr. 8 Sgr. bis 120 Thlr. per Tonne zu kosten. Verhältnißmäßig sind nämlich immer die Kosten der kleinern S. bedeutender als die der größern. Zu Bremen sollen große S.e durchschnittlich für 56 Thlr. 16 Sgr. bis 66 Thlr. 16 Sgr. Pr.-Kr., kleinere für 83 Thlr. 8 Sgr. bis 100 Thlr. per Tonne hergestellt werden. So kostete ein S. von 94 Roggen-Lasten (à 4000 Pfd.), kupferfest und gekupfert, komplett für die Reise, 18,000 Thlr., also 95 Thlr. 13 Sgr. 4 Pf. per Tonne; ein anderes von 84 Roggen-Lasten 17,500 Thlr., also 103 Thlr. 8 Sgr. per Tonne. In Rotterdam kostet ein kupferfestes, vollständig getakeltes S. für die Fahrt nach Java 123 Thlr. 8 Sgr. bis 140 Thlr. Pr.-Kr. per Tonne, für kürzere Fahrten 73 Thlr. 8 Sgr. bis 86 Thlr. 16 Sgr. per Tonne. In Antwerpen pflegt ein kupferfestes und gekupfertes S. 106 Thlr. 16 Sgr. bis 113 Thlr. 8 Sgr. Pr.-Kr. per Tonne zu kosten. An der Ostsee werden die S.e am billigsten hergestellt, z. B. in Danzig für 40 Thlr. per Tonne, Stettin 46 Thlr. 16 Sgr. per Tonne, was eine natürliche Folge des Holzreichthums jener Gegend ist. Für den deutschen Schiffbauer jener Küste sind die schwedischen, finnischen und deutschrussischen die gefährlichsten Konkurrenten, weil sie unter oft noch günstigern Verhältnissen arbeiten. Wie dem Schweden seine Eisenwerke hierbei zu Gute kommen, so nützlich wird dem Finnländer und Russen das russische Pech, Tauwerk u. s. w., so wie auch der Erlaß aller Zollabgaben auf Eisenwaaren zum Schiffsgebrauch, die Rußland meist von England in Ermangelung eigener beziehen muß. Auch die Gegend von Triest ist dem Schiffbaue sehr günstig.

Bezug der wichtigsten Materialien zum Schiffbaue. Triest bezieht: von Krain, Kärnthen, Istrien, der Türkei u. den Donauländern das Bauholz; von Anatolien, Dalmatien, dem griechischen Archipelagus und Triest das Pech; von Amerika das Kolophonium; von Rußland und dem Kirchenstaate Theer und Hanf; von England, Oesterreich, Preußen und Rußland das Eisen; von England Anker und Ankerketten; von Oesterreich, der Türkei, von Rußland, England und Peru das Kupfer; von Oesterreich, Spanien und den Vereinigten Staaten das Blei; von Triest und England die nautischen Instrumente.

Hamburg bezieht: von England Anker und Ankerketten, sonstiges eisernes Geräthe, kupferne Bolzen, kupferne und metallene Beschläge; von Deutschland, Polen und Ungarn das Holz; von Deutschland, Rußland, Holland und England das Segeltuch.

Bremen bezieht: von Hannover, den Wesergegenden und Oldenburg das Eichen- und Buchenholz; von der Ostsee Masten, Stangen, Rahen, Planken ꝛc.; vom Oberlande und Norwegen Verschläge und innere Einrichtungen; von England Ketten, Anker und Kupfer; von Schweden und England Stangeneisen und Bolzen ꝛc.; von Rußland Tauwerk, namentlich laufendes Gut; übrigens werden auch viele Taue aus russischem, inländischem und Manilla-Hanf am Platze selbst verfertigt; von Rußland, Holland und Westphalen das Segeltuch.

Stettin bezieht: vom Inlande und aus Polen das Holz zum Ober- und Unterbau; von England, Schweden und Schlesien das Eisen zu Nägeln und Beschlägen; von England desgleichen zu Ketten und Bolzen; vom Inlande kupferne Bolzen und Platten; von St. Petersburg, Riga, Königsberg den Hanf zum Tauwerke; von St. Petersburg und Westphalen das Segeltuch.

Zum Schluß wollen wir noch einige Löhne der Schiffsmannschaften angeben, um auch durch diese Notizen zu beweisen, daß auch Deutschland in Bezug auf seine Unterhaltungskosten und laufenden Ausgaben bei den Seeschiffen zur Seemacht berufen ist. Nach einigen Musterrollen und anderweitigen Nachrichten betrug die Monatsheuer in preuß. Thlrn. auf:

1) einer londoner Fregatte

für einen Kapitän (außer 5 Proc. Tafelgeld und $2\frac{1}{2}$ Proc. von der Fracht)			66 Rthlr.	16 Sgr.
" den ersten Steuermann			40 "	— "
" " zweiten "			30 "	— "
" " dritten "			20 "	— "
" " Steward			20 "	— "
" " Zimmerman			33 "	8 "
" " Bootsmann			20 "	— "
" " Koch			20 "	— "
" jeden Matrosen			13 "	8 "

2) einer norwegischen Brigg aus Arendal

für den Steuermann			18 Rthlr.	— Sgr.	— Pf.
" " Bootsmann			12 "	— "	— "
" " Zimmermann			13 "	12 "	— "
" 2 schwere Matrosen		à	11 "	10 "	6 "
" 1 schweren Matrosen			8 "	10 "	6 "
" 1 leichten "			6 "	22 "	8 "
" den Koch			6 "	— "	— "
" " Jungen			4 "	12 "	— "

3) einer dänischen Bark aus Nyborg auf Fühnen

für den ersten Steuermann			15 Rthlr.	18 Sgr.	— Pf.
" " zweiten "			10 "	12 "	— "
" " Zimmermann			11 "	6 "	— "
" " Koch			8 "	6 "	— "
" 2 schwere Matrosen		à	9 "	— "	— "
" 4 leichte "		à	7 "	12 "	— "
" einen Jungmann			6 "	— "	— "
" einen Jungen			3 "	18 "	— "

4) einer dänischen Brigg aus Kopenhagen

(gemustert in $1\frac{1}{2}$ Monatsgage)

für den ersten Steuermann			28 Rthlr.	— Sgr.	— Pf.
" " zweiten "			22 "	12 "	— "
" " Zimmermann			27 "	— "	— "
" " Koch			20 "	6 "	— "
" 4 schwere Matrosen		à	16 "	21 "	— "
" 1 leichten "			14 "	15 "	— "
" 2 Jungmänner		à	12 "	9 "	— "
" 1 Jungen			9 "	— "	— "

5) einem lübecker Schiffe

für den Kapitän			24 Rthlr.	— Sgr.	— Pf.
" " ersten Steuermann			19 "	4 "	10 "
" " zweiten "			14 "	9 "	8 "
" " jeden Matrosen			9 "	14 "	5 "
" " den Koch			6 "	9 "	8 "
" einen Jungmatrose			6 "	9 "	8 "
" den Schiffsjungen			4 "	19 "	3 "

6) einem hamburger Schiffe

für den Kapitän	30 Rthlr.	— Sgr.	— Pf.
= den 1. Steuermann	18 =	8 =	— =
= den 2. =	14 =	— =	— =
= den Zimmermann	14 =	— =	— =
= den Koch	11 =	8 =	— =
= jeden schweren Matrosen	9 =	8 =	— =
= den Jungmatrosen	7 =	— =	— =
= den Schiffsjungen	4 =	10 =	— =

(der Kapitän bekommt außerdem Capiaken und 3 bis 5 Procent von der Frachtsumme);

7) von einem bremer Schiffe

für den Kapitän	33 Rthlr.	8 Sgr.	— Pf.
= den 1. Steuermann	22 =	8 =	— =
= den 2. =	17 =	8 =	— =
= den Zimmermann	20 =	— =	— =
= die Matrosen	11 =	2 =	8 =
bis	12 =	5 =	4 =
= den Koch	14 =	10 =	8 =
bis	15 =	13 =	4 =
= den Jungmatrosen	7 =	16 =	8 =
bis	12 =	— =	— =
= den Schiffsjungen	5 =	13 =	4 =
bis	6 =	16 =	— =

Außerdem bekommt der Kapitän 5 Procent Capiaken u. s. w.

Literatur. Ueber den Schiffbau der Alten: Scheffer, De varietate navium, im 2. Thle. von Gronovs Thes. antiq. graec. Das älteste Werk über den Schiffbau ist ein Manuskript des Portugiesen Lavanha von 1595; ihm folgt Cresc entius Romanus, Nautica mediterranea, 1607; — Gomez Solis de Duarte, Contrato cerca de las fabricas de las naves, 1602; — Bougner, Traité du navire, 1746; — Euler, Scientia navalis, 1749; — Duhamel, Elémens de l'architecture navale, Paris 1752, deutsch von Müller, Berlin 1791; — Euler, Théorie complète de la construction et du manoeuvre des vaisseaux, Petersburg 1773; — Stelkert, Naval architecture, London 1781; — Don de Landa, Reglamento de Maderas necessarias para la Fabrica de los Baxeles del Rey, 1784; — Romme, L'art de la marine, 1787; — Vial de Clairbois, Traité élémentaire de la construction des vaisseaux, Paris 1781; — The Shipbuilders Repository, or a Treatise on marine Architecture, London 1790; — D. Braubach, Handbuch zur Erlernung der Manöver und der Konstruktion der Seeschiffe, Bremen 1791; — North, Die Schiffbaukunst, Berlin 1827.

Schiff (Herald.), Wappenbild, welches die Glückseligkeit bedeuten soll. Beim Blasoniren wird die Richtung desselben, die Zahl der Masten, ob die Segel aufgespannt sind, ob es beladen erscheint, gemeldet.

Schiff (in andrer Bed.), 1) (Weber.), s. v. a. Schütze; — 2) Werkzeug von Elfenbein oder Holz, aus zwei länglich-runden, spitzigen Platten bestehend, die in der Mitte durch einen Steg verbunden sind, auf welchen Garn oder Seide gewickelt wird; — 3) (Schiffchen, Mal.), s. v. a. Näpfchen; — 4) Gefäß ohne Henkel und Füße; — 5) (Buchdr.), länglich viereckiges Bret mit einem Rande, der mit Falzen versehen ist, worein ein anderes Bret (Schiffzunge) geschoben werden kann; auf den Boden des S. s wird der Satz zu Kolumnen eingerichtet; — 6) s. Schriftgießerei; — 7) (Landw.), s. v. a. Wagen, Schlitten ꝛc.; — 8) (Bauw.), s. Kirche.

Schiff (Biogr.), David Hermann, Belletrist, 1800 zu Hamburg geboren, lebte längere Zeit in Berlin, für den „Gesellschafter" und „Freimüthigen" beschäftigt, dann in Leipzig, wo er mit Bernhardi eine Zeit lang die „Eisenbahn" redigirte; später kehrte er nach Hamburg zurück. Schrieb: Höllenbreughel, Novellen, Leipzig 1826. — Pumpauf und Pumprich, Novelle, Zerbst 1836; — Agnes Bernauerin, dialogische historische Novelle, Berlin 1831; — Das Elendsfell, das. 1832; — Varinka ꝛc., das. 1834; — Grundlingen ꝛc., Novellen und Nichtnovellen, das. 1835; — Glück und Geld, Hamburg 1836; — Die Ohrfeige, das. 1836; — Gevatter Tod, das. 1838. 2 Bde.; — Linchen, oder Erziehungsresultate, das. 1841; — Hundert und ein Sabbat, oder Geschichten und Sagen des israelitischen Volks, Leipzig 1842, 1. Bd.; — die Bühnenstücke: Das Aprilmärchen oder der Harnisch, Lustspiel (im Jahrbuch deutscher Bühnenspiele von 1832), Graf und Bürger, Trauerspiel, (das. 1833); — arbeitete Törrings „Agnes Bernauerin" um u. gab mit Bernhardi das „Gespensterbuch", Zerbst 1838—39, 2 Thle., heraus.

Schiffaichen, das Verfahren, wodurch man ausrechnen kann, wie viel Ladung ein Schiff nehmen kann, wie viel Tonnen Gehalt es hat; es geschieht dies durch Berechnen der Länge, Breite und Höhe des Schiffs und wird besonders dann nöthig, wenn der Schiffszoll nach dem Tonnengehalte erlegt oder wenn man Frachtfahrzeuge gemiethet hat.

Schiff Argo (Astron.), s. Argo.

Schiffbäumchen (Bot.), Algengattung, s. v. a. Micromega *Ait.*

Schiffbank, s. v. a. Ruderbank, vgl. Schiff.

Schiffbar, von einem Fluß od. überhaupt einem Gewässer, welches wenigstens 3' 2" Wassertiefe hat und mit Schiffen befahren werden kann. Bei Flüssen hängt die Schiffbarkeit aber nicht nur v. der Menge u. Tiefe des Wassers ab, sondern auch davon, ob Wehre oder Brücken die Schifffahrt hemmen, oder ob diese Hindernisse durch Schleußen und Zugbrücken beseitigt sind. Beträgt die Tiefe des Flusses weniger als oben angegeben, oder ist er mit den genannten Hindernissen versehen, so kann er wohl kleine, mit einzelnen Menschen besetzte Kähne, allein keine Ladung tragen; denn man muß annehmen, daß bei einer verhältnißmäßigen Ladung die Fahrzeuge 22" — 2' ins Wasser einsinken und die übrige Tiefe des Wassers nothwendig ist, um die Schiffe schwimmend zu erhalten.

Schiffbarmachung eines Flusses, das Vertiefen und Aufräumen des Bodens desselben, damit er mit Lastkähnen befahren werden kann.

Schiffbau, s. Schiff.

Schiffbau-Docks, s. Docks.

Schiffbauer (Schiffbaumeister), Einer, der die Kunst vollständig versteht, ein Schiff zu bauen, daß es möglichste Tragbarkeit, Segelfertigkeit und die Fähigkeit besitzt, den Stürmen und Wogen ꝛc. den gehörigen Widerstand zu leisten. Schiffszimmerleute sind Diejenigen, welche unter dem S. arbeiten, d. h. Dasjenige, was er beim Baue angibt, ausführen. In den Seestädten bilden sie eine besondere Zunft.

Schiffbauholz, hauptsächlich Planken oder

Breter verschiedener Art, Knieḧölzer, Masten, Bugspriethol̈z, Planc̣ons, Plankenpfähle, Ruderpfosten, Ruderpinnen, Ruderstangen oder Rinnen, Segelstangen oder Rahen, Spieren zu Stangen oder Rahen. Die Planken sind vornehmlich von Eichenholz; die verschiedenen von Danzig kommenden Arten heißen: Kronplanken, die besten; fast der ganze Vorrath derselben wird an die britische Marine geliefert, daher nur selten etwas davon in andere Hände gelangt; Brackplanken, nicht ganz fehlerfrei, aber doch ganz gesund und der erste Ausschuß aus dem Krongute, meist mit einem kleinen Risse oder einer unebenen Stelle in der Breite; Bracks-Brackplanken, die schlechteste Art oder der Ausschuß aus dem Brackgute; darunter auch faulästige, krumme und mit andern Fehlern behaftet. Eichene Plankenkommen außer Danzig auch von Stettin, Königsberg, Elbing und Memel, jedoch sind diese nicht so gut und weit weniger beliebt, indem aus ihnen die s. g. Galle nicht durchs Lagern unter Wasser ausgezogen wird, auch die Sortirung nicht so sorgfältig geschehen ist. Die Knieḧölzer, Knie- oder Armḧölzer sind von den besten Eichen. Die Masten für Schiffe sind von Fichten und Tannen, gewöhnlich und besser von den erstern. Es gibt Masten von einem einzigen Stück, und solche, die aus zwei und drei Stücken zusammengesetzt sind; von letztern heißt das untere Stück der große Mast, das obere der angesetzte Mast oder die Steng̈e. Es gibt ferner auch rohe, viereckig behauene, rundbehauene, rigaische Kronmasten ꝛc. Die Masten von Riga und Gothenburg sind 57—87 Fuß lang und 16—26 Inches dick. Die norwegischen heißen Handmasten, weil ihr Umfang nach Palmen (Händen) gemessen wird; die Länge der nordamerikanischen bestimmt man nach Yarden. Planc̣ons sind scharf behauene eichene Balken von verschiedener Länge, Breite und Dicke, eigentlich für die französische Marine, aber auch in Hamburg und anderwärts zum Schiff- und Häuserbau angewendet. Plankenpfähle sind junge Eichenstämme von 10—15 Fuß Länge und 8—12 Zoll Dicke. Die Ruder werden am besten von Eschenholz gemacht, sowohl die runden als platten. Unter dem Namen Rundholz versteht man alles Holz, das nicht eckig behauen ist, als Masten, Bugspriete, Sparren, auch ganz unbehauene Bäume ohne Rinde. Sparren (Spars) für den Schiffbau gibt es von verschiedener Art. Maßholz heißt das, was zu den Gegenständen des Schiffbaues die erforderliche Dimension hat.

Schiffbaukosten, s. Schiff.

Schiffbaukunst, die Kunst, das Schiff so herzustellen u. zu bauen, daß es für die Schifffahrt tauglich ist.

Schiffbein (Anat.), s. v. a. Kahnbein, s. Handknochen.

Schiffbek, holstein. Dorf, Amt Reinbek; 350 Einw.

Schiffbesen, die aus alten Schiffleinen herausgezogenen und zusammengesetzten Fäden; man braucht sie zum Fegen des Schiffes, und sie erhalten je nach ihrer Form und Gestalt besondere Namen. Der runde heißt Dwal, Dweil, Schwabber, der breit-platte aber Barken oder Schrobber; beide sind gestielt.

Schiffbewahrer (Schiffwächter), das in Seehäfen aufgestellte Kommando zur Bewachung und Sicherheit der in den Seemagazinen lagernden Waaren und der im Hafen liegenden Schiffe.

Schiffbienen (Bienenzucht), Bienen, deren Körbe man auf ein kleines Schiff in einen Fluß setzt, damit sie beide Ufer besuchen können.

Schiffbinde (Chir.), s. v. a. Kahnförmige Binde, s. Binde.

Schiffbock, s. v. a. Bock.

Schiffbohrer, 1) Derjenige, welcher auf Schiffswerften die großen Löcher für die hölzernen Nägel zu bohren hat; — 2) der Bohrer selbst.

Schiffbrod, s. Schiffszwieback.

Schiffbruch (Seew.). Ein Schiff leidet S., wenn es vom Sturme auf Sandbänke oder gegen Klippen geschleudert oder auch auf offener See so davon beimgesucht wird, daß Masten und Segel abgenommen werden müssen, das Schiff leck wird und untergeht.

Schiffbrüchige Waaren, die aus einem Schiffbruch noch gerettete oder geborgenen Waaren.

Schiffbrücke, eine aus leichten tragbaren Fahrzeugen bestehende Brücke, die mit Ketten oder starken Tauen an einander gebunden und mit Balken belegt werden, welche die Bretterdecke tragen, die mit zwei darauf gelegten Balken auf die Unterlage festgemacht wird Mitunter, besonders bei solchen Brücken, die zur Zeit des Eisganges ꝛc. weggemacht werden müssen, sind Anker angebracht, welche die Fahrzeuge festhalten; s. Brückenschlagen.

Schiffchen, 1) (Mal.), s. v. a. Näpfchen; — 2) (Buchdrucker.), s. Schiff 5); — 3) (Web.), s. v. a. Schütze, oder elfenbeinernes Werkzeug zum Knötchenschlingen; — 4) (Schiffd.), s. v. a. Schiffsboot; — 5) (Mollusk.), s. v. a. gemeines Schiffsboot, Nautilus pompilius *L.*; — 6) (bot. Term.), s. v. a. Carina.

Schiffchenalge (Bot.), Algengattung, s. v. a. Navicula *Ehrenb.*

Schiffdukaten (Num.), Dukaten mit dem Bilde eines Schiffes, von Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, 1684—88 für seine afrikanische Handelskompagnie geprägt.

Schiffelbach, kurhess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. Kirchhain, Amt Rauschenberg; 350 Einw.

Schiffer (Seew.), s. Schiffskapitän.

Schiffer (Geogr.), österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Stein; 310 Einw.

Schiffer (Biogr.), Matthias, Maler, geb. zu Puch in Steiermark 1746, genoß den Ruf eines tüchtigen Meisters. Er malte historische Darstellungen, Landschaften und Architekturbilder in Oel und Fresko. Auch Zeichnungen

in Tusch und mit Weiß gehöht findet man von ihm. Im Museum zu Grätz ist eine architektonische Darstellung von ihm. Scheint noch um 1808 gelebt zu haben.

Schifferalte, die Aeltesten der Schiffer eines Seeplatzes (Schifffahrtsälteste). Sie bilden eine Behörde, welche in der Regel über die Bauart, Lastigkeit, Steuerung und ähnliche Angelegenheiten von Schiffen und Fahrzeugen zu entscheiden hat, so wie sie auch die neuaufzunehmenden Schiffer prüft. Eine derartige Behörde befindet sich z. B. auch in Hamburg, welche aber, was wohl zu unterscheiden, von der dortigen Schifffahrts- und Hafenkommission verschieden ist. Dieser Deputation sind folgende Gegenstände untergeordnet: der Wasserbau auf der Elbe, die Erhaltung der Elbe, Alster und Kanäle in fahrbarem Zustande; die Unterhaltung der Häfen; die Unterhaltung der dem Staate gehörenden Schiff- und Marinepersonale; die Navigationsschule; die Stock- und Uferwerke; die Signale zu Kurhafen und auf Neuwerk; das Lootsen- u. Tonnenwesen; die Inspektion über die Deiche des hamburger Gebiets und der Hamburg mit Lübeck gemeinsam gehörenden Vierlande, und die Quarantäneanstalt zu Ritzebüttel.

Schifferhut, s. Hut.

Schiffering, Georg, Steinmetz von Nördlingen, Künstler von Bedeutung, wurde zum Bau der Kapelle der deutschen Ritter nach Wien berufen, 1326.

Schifferinseln (Navigators-Inseln, Samoa-Inseln), australischer Archipel, nördlich von den Freundschaftsinseln, zwischen 8½ und 16° südl. Br. u. 199—211° L. Den Flächenraum schätzt man auf 80 □M. Die größern Inseln der Hauptgruppe sind hoch; die kleinern, so wie die nördlichen und südlichen gehören zu den niedern Inseln. Die gebirgigen Inseln haben gewöhnlich in der Mitte einen Pik; den auf Pola schätzt Kotzebue dem Pik de Teneriffa an Höhe gleich. Von da senkt sich das Ufer allmählig gegen den Strand hin; Bäche rieseln zwischen den dichtstehenden Bäumen herab. Der Boden ist vulkanisch. Korallenriffe umgürten die Inseln. Der wohlbewässerte Boden ist sehr fruchtbar, das Klima mild. Den Boden bedecken, wie auf den Freundschafts- und Fidschi-Inseln, dichte Wälder, über welche die Corypha umbraculifora hervorragt; die gewaltige Palme, welche auch über den indischen Archipel sich verbreitet, verschafft den Insulanern in ihren Blättern das Material zur Bedachung ihrer Hütten; im Ueberfluß wachsen im Schatten dieser Wälder Tacca pinnatifida, Saccharum spontaneum, Mussoenda frondosa und Abrus precatorius, dessen schöne rothe Samenkörner den Eingebornen zum Schmuck dienen; man findet auch Kokospalmen, Brodfruchtbäume, einen Baum mit großen, schmackhaften Mandeln, Pisangs, Orangen und Gujaven und den Taumelpfeffer. Von vierfüßigen Thieren soll es bloß Schweine und Hunde, aber in bedeutender Anzahl, von Vögeln Papageien, Tauben, Drosseln, Wachteln, Hühner und Wasserhühner, von Amphibien Schildkröten geben; das Meer ist reich an Fischen. — Einwohner: ihre Zahl wird auf 20,000 geschätzt; die Hauptgruppe ist wohlbevölkert. Roggewein sagt von ihnen: sie sind weiß und von den Europäern nicht weiter unterschieden, als daß Einigen die Haut von der Sonnenhitze verbrannt ist. Sie schienen gute, lebhafte, in ihren Gesprächen muntere und gegen einander menschenfreundliche Leute zu seyn; in ihren Manieren konnte man nichts Wildes entdecken. Sie hatten den Körper nicht bemalt, sondern waren mit künstlich gewebten Zeuchen bedeckt und trugen Hüte. Ganz anders schildert ihren Charakter La Perouse, welcher freilich wegen des mörderischen Ueberfalls auf der Insel Mauna, wo er 11 seiner Leute, darunter den Kapitän Langles und den Naturforscher Lamanon, verlor, nicht gut auf sie zu sprechen ist; er schildert sie als wild, heimtückisch, roh und mordsüchtig. Nach ihm sind sie groß und sehr gut gebaut, von kräftigem Körper und sehr stark. Sie tätowiren sich den Körper so stark, daß man sie für bekleidet halten sollte, obgleich sie bloß einen Gürtel von Seegras um die Hüften binden. Ihre Haare sind sehr lang und vergrößern noch die Wildheit ihrer Gesichter. Der geringste Streit unter ihnen ist mit Stock-, Keulen- oder Ruderschlägen begleitet, und bei den meisten sieht man viele Narben, Zeugen ihrer häufigen Schlägereien. Die Weiber sind in der Jugend hübsch, verblühen aber bald; auch sie tragen bloß einen Gürtel um die Hüften. Sie wohnen in Dörfern zusammen, deren eines Perouse also beschreibt: Es lag in einem Gehölze oder vielmehr in einem Fruchtgarten, dessen Bäume sich unter der Last der Früchte beugten; die Häuser lagen in einem Zirkel, welcher ungefähr 500 Klafter im Durchmesser hatte; ein mit dem frischesten Grün bekleideter, von Bäumen beschatteter Rasenplatz bildete den Mittelpunkt. Die Hütten bestanden aus frei auf Säulen ruhenden Dächern, die Zwischenräume der Säulen aber waren mit Matten behangen, welche man wie Vorhänge aufziehen und niederlassen konnte; ihr Boden war etwas erhöht und mit reinlichen Matten belegt. In einer der Hütten fand Perouse ein wohlgebautes, vergittertes Kabinet. Zur Nahrung dienen Brodfrucht, Kokosnüsse, Pisangs, Mandeln und verschiedene Wurzeln, das Fleisch von Schweinen und Hunden, Geflügel und Fischen. Die Fischerei wird mit kunstreich gearbeiteten Angeln aus Perlmutter und Muscheln, mit Wurfspießen und Netzen getrieben. In mechanischen Fertigkeiten sind die Insulaner wohlgeübt, wie schon ihre Wohnungen zeigen; sie verfertigen glänzend polirte Schüsseln von Holz mit 3 Füßen, sehr feine Matten und Zeuche aus Papiermaulbeerbaum. Das Eisen kennen sie nicht und legen auch wenig Werth darauf. Ihre Pirogen sind klein, gewöhnlich nur für 5 oder 6 Personen eingerichtet; sie sind sehr fertige Schwimmer und springen häufig aus den Pirogen, um zu schwimmen. Sie verbinden auch 2 Pirogen und richten dann in der Mitte einen Mast auf,

Keulen, Pättupättu genannt, und Schleudern, welche sie sehr geschickt zu handhaben wissen, sind ihre Waffen. Ihre Sprache ist eine Mundart der malayischen. Auch hier findet man Adel und Volk; der erstere trägt zur Auszeichnung, statt des Gürtels, einen kurzen Weiberrock von Leinwand. — Eintheilung: 1) Die südlichen und westlichen Inseln: Horn (Allufari), unter 14° 20′ südl. Br., 199° 9′ L., 1616 entdeckt, hoch, fruchtbar und wohlbevölkert. L'Enfant perdu, unter 14° 21′ südl. Br., 200° 49′ L., 1768 entdeckt; eine Landenge verbindet die beiden Theile dieser Insel. Wallis, unter 30° 25′ südl. Br., 200° 39′ L., 1767 entdeckt, eine größere und 5 kleinere Inseln. Die Einwohner schneiden beim Verlust eines nahen Verwandten sich ein Gelenk des kleinen Fingers ab. Goede Hoop, unter 16° südl. Br., 201° 21′ L., 1616 entdeckt, bergig und bewaldet. Kokos unter 15° 36′ 30″ südl. Br., 203° 18′ L., 1616 entdeckt, 1767 von Wallis wieder besucht und Boscawen genannt, von der Form eines spitzigen Zuckerhuts. Die Verraders-Inseln, unter 15° 36′ 30″ südl. Br., 203° 29′ L.; Lemaire und Schouten entdeckten auch sie 1616 und nannten sie Verräthers-Inseln, weil ihre Mannschaft hier überfallen wurde. Wallis gab ihnen den Namen Keppel. Auch hier herrscht die Sitte des Fingerverstümmelns beim Verlust eines nahen Verwandten. — 2) Die mittlern oder eigentlichen Schiffer- (Baumanns-) Inseln: Pola (Otawhi), zwischen 13° 25′ und 13° 46′ südl. Br., 204° 53′ und 205° 37′ L.; bergig und stark bewaldet, bietet die Insel einen schönen Anblick dar. In dem Kanale, welcher diese Insel von Ojavala scheidet, liegt das Inselchen Calinasse. Ojavala (Utona), zwischen 13° 50′ und 14° 8′ südl. Br., 205° 43′ und 206° 21′ L., von eben so schönem Anblick, als Pola. Mauna, von 14° 16′ bis 14° 28′ südl. Br., 207° 7′ bis 207° 27′ L., hoch und gebirgig; hier ist die durch den Ueberfall der Mannschaft La Perouse's berüchtigt gewordene Anse du Massacre. Fanfue (Omanuan, 14° 3′ 20″ südl. Br., 208° 9′ L.), Leone (14° 7′ 50″ südl. Br., 208° 12′ L.), Opun, (Ofu, 14° 9′ südl. Br., 208° 27′ L.) und St. Rose (Kenduk off, 14° 33′ südl. Br., 208° 27, L., 1819 entdeckt) sind kleine, aber hohe und bewohnte Eilande. — 3) Die nördlichen Inseln: Duke of York, unter 8° 41′ 30″ südl. Br., 205° 28′ L., 1765 entdeckt, 1791 von Edwards besucht, der hier einen Tempel mit 3 Altären fand. Duke of Clarence, unter 9° 9′ 2″ südl. Br., 208° 59′ L., 1791 ebenfalls von Edwards gesehen, der auch hier keine Einwohner, aber Begräbnißplätze und Wasserbehälter aus ausgehöhlten Kokosstämmen traf. Solitaria, unter 10° 43′ südl. Br., 203° 29′ L., von einem Korallenriff umgeben. S. Bernardo, eine Inselgruppe unter 10° 10′ südl. Br., 210° 59′ L., 1595 von Mendana entdeckt, von Quiros wieder aufgefunden, welcher die Einwohner als sehr gut gebildet und thätig schildert und die Inseln daher Islas de gente hermose nannte; Byron, der sie 1791 sah, gab ihr den Namen Isles du Danger. — Geschichtliches. Das Eiland Solitaria entdeckte 1595 Mendana, Lemaire und Schouten aber 1616 die südlichsten Inseln. Die S. sind wahrscheinlich die nämlichen Inseln, welche der Holländer Roggewein 1722 entdeckte und Baumanns-Inseln nannte. Indessen eignete sich der Franzose Bougainville, welcher 1766 bei ihnen vorbeisegelte, ihre Entdeckung zu und gab ihnen den Namen, den sie bis jetzt behalten haben, wegen der guten Fahrzeuge, die ihre Bewohner hatten, und der vorzüglichen Geschicklichkeit, mit welcher sie dieselben regierten. Nach diesem besuchte sie der unglückliche La Perouse, der auf einer derselben einen Theil seiner Mannschaft verlor. Im J. 1824 wurden sie von Kotzebue besucht, der die bis dahin unvollkommene Aufnahme derselben vollendete und in seiner Reisebeschreibung einige Nachrichten von ihnen mittheilte. Gegenwärtig befinden sich auf einigen dieser Inseln englische Missionäre, welche auch hier das Christenthum zu verbreiten suchen. Kotzebue erfuhr auf der Insel Mauna einen heimtückischen Ueberfall seiner Mannschaft von Seiten der Insulaner, die er eines der rohesten und wildesten Völker nennt, das man in der Südsee antreffen könne. Der Kapitän Langles, Befehlshaber des 2. Schiffes unter La Perouse, war noch mit 15 andern Personen von den beiden Schiffen ans Land gegangen. Allein die Bewohner dieser Insel, die von ihnen mit Geschenken überhäuft worden waren, griffen sie unvermuthet an und ermordeten sie sämmtlich; ja in der Freude über ihre That ergötzten sie sich noch an der Verstümmelung der geplünderten Leichname. Die Bai, wo dieses schauerliche Ereigniß Statt fand, hat davon den Namen Massacre-Bai erhalten. Kotzebue fuhr während seines Besuchs der S. in diese Bai hinein, wo das Land einen sehr freundlichen Anblick gewährte und in der üppigsten Vegetation prangte; aber nichts verrieth, daß die Insel bewohnt sey, was Kotzebue um so auffallender war, da La Perouse's Schiffe hier, sobald die Einwohner sie bemerkt hatten, von mehren 100 Kanots umgeben wurden. Doch nach einiger Zeit sah Kotzebue ein kleines Kanot sich ihm nähern, und bald war sein Schiff von einer Menge Kanots umgeben. Anfangs schienen die Insulaner furchtsam zu seyn; allein nach und nach wurden sie so unverschämt und dreist, daß es schien, als hätten sie die Absicht, das Schiff zu bestürmen. Nur durch Bayonnete und Lanzen ließen sie sich vom Erklettern des Schiffs abhalten. Durch Pantomimen gaben sie Kotzebue zu verstehen, ans Land zu kommen, und suchten begreiflich zu machen, daß die Russen dort reichlich mit Allem versehen werden sollten. Vermuthlich hatten sie ihnen das Schicksal der unglücklichen Franzosen zugedacht. Sie erschienen unbewaffnet; man bemerkte aber, daß die Hinterlistigen Keulen und kurze Lanzen in ihren Kanots verborgen hatten. Nur wenigen vergönnte

Kotzebue, auf dem Schiffe zu bleiben, und diese benahmen sich so dreist, als ob sie die Eigenthümer desselben wären. Sie suchten mit Gewalt zu nehmen, was man ihnen nicht gutwillig gab. Bei einem derselben wurde durch die zufällige Entblößung des Armes eines Russen der Appetit nach Menschenfleisch so erregt, daß er sich nicht enthalten konnte, nach dem weißen Arme zu schnappen, wobei er durch Pantomimen zu verstehen gab, daß ein solches Fleisch ein wahrer Leckerbissen seyn müsse. Dies gab den Russen zu erkennen, daß sie es mit Menschenfressern zu thun hatten. Immer mehr Kanots versammelten sich unterdessen um das Schiff, und mit der Anzahl stieg auch die Verwegenheit des raubsüchtigen Gesindels. Endlich wurde das Geschrei und das Drohen mit Keulen und geballten Fäusten allgemein. Sie machten förmlich Anstalt zu einem Angriff, und die Russen mußten wieder zu Bayonneten und Lanzen greifen, um sie vom Erklettern des Schiffs abzuhalten. Da Kotzebue sie nicht die Macht seines Geschützes fühlen lassen wollte, ließ er die Segel aufziehen und entfernte sich rasch, wobei viele Kanots, die sich an das Schiff festgehackt hatten, umgestoßen wurden. An den Seiten des Schiffs hatten sich mehre Insulaner mit ihren langen Nägeln wie Katzen angekrallt, und man konnte sich nur vermittelst einer langen Stange von ihnen befreien. Die Bewohner der Insel Ojalva, wohin Kotzebue am folgenden Tage von Mauna kam, zeigten sich von einer bessern Seite. Sie eilten in ihren Kanots zu dem Schiffe. Bald war dieses von lauter Kanots umringt, die sich so dicht an einander drängten, daß sie das Ansehen einer angehenern Schiffbrücke hatten, die, mit Früchten und Schweinen besetzt, zu einem Marktplatze diente, auf welchem die Menschen mit der größten Geschäftigkeit durch einander liefen. Alles war dabei in froher Laune und unter Scherz und Lachen bemüht, die Waare anzupreisen, was einen ungeheuern Lärm verursachte, so daß die Leute auf dem Verdeck einander in die Ohren schreien mußten, um verstanden zu werden. Der Tauschhandel ging mit gegenseitiger Zufriedenheit von Statten. Diejenigen, welche zu entfernt waren, um den die Russen umgebenden Haufen zu durchdringen, bemühten sich wenigstens, durch allerlei Possen und Luftsprünge ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dabei schlugen manche Kähne um, woraus sich diese geschickten Schwimmer nichts machten und was jedesmal großes Gelächter erregte. Auch von ihrer bewundernswürdigen Fertigkeit im Untertauchen gaben sie Beweise. Stücken von eisernen Faßbändern, die die Russen in die See warfen, stürzten sie gleich nach und erhaschten sie, wobei sie sich manchmal unter dem Wasser um die Beute balgten. Dem Verbot, auf das Verdeck zu kommen, leisteten sie willig Folge, handen ihre Waare an ein Tau, vermittelst dessen sie aufs Schiff gezogen wurde, erwarteten mit Zutrauen, was man ihnen dafür geben würde, und waren immer zufrieden. Ueberhaupt betrugen sie sich, obgleich sie den Russen an Anzahl so sehr überlegen waren, mit aller Bescheidenheit. In weniger als einer Stunde hatten die Russen über 60 große Schweine und einen Ueberfluß von Hühnern, ebbaren Wurzeln und verschiedenen Früchten eingehandelt. Alles das kostete ihnen einige Stückchen altes Eisen, einige Schnüre Glasperlen und ein Dutzend Nägel. Den größten Werth hatten blaue Glasperlen. Durch 2 derselben war ein großes, fettes Schwein hinlänglich bezahlt, und zuletzt waren sie froh, wenn man ihnen für 2 Schweine auch nur eine solche Perle gab. Unvermuthet näherte sich ein größeres Kanot, das von 10 Mann gerudert wurde und mit vielen Muscheln verziert war. Auf dem Vordertheile fand sich ein erhöhter, mit Matten bedeckter Platz, auf welchem ein Häuptling saß. Seine Kleidung bestand aus einer sehr fein geflochtenen Grasmatte, die wie ein kurzer Mantel um seine Schultern hing, und einem Gürtel. Sein Kopf war mit einem Stück weißen Zeuchs in Form eines Turbans bewickelt. Auf einige Worte, die er seinen Landsleuten zuschrie, machten sie ihm sogleich Platz. Auf Einladung der Russen kam er mit einem Gefolge von 3 Personen auf das Schiff. Sein Betragen war anständig und bescheiden. Er brachte einige Schweine und Früchte den Russen zum Geschenk, wofür Kotzebue ihm als Gegengeschenk ein großes Beil, 2 Schnüre blauer Perlen und ein buntes seidenes Tuch gab. Er fühlte sich im Besitz dieser Schätze äußerst glücklich und hüpfte vor Freuden wie ein Kind umher.

Schifferknoten, starkes, wie eine 8 zusammengeschlagenes Tau, um damit 2 Colli zugleich ins Schiff zu schaffen.

Schifferpolyp (Mollusk.), s. v. a. gemeiner Dintenfisch, Sepia officinalis L.

Schiffersagen, die Sagen und Erzählungen von Gegenden und Ufern, wo die Schiffer vorüberfahren, auch von Schiffen selbst, z. B. vom fliegenden Holländer oder dem Seegespenst ꝛc.

Schifferschlag, s. v. a. Feuerwerkerknoten, s. Kunstfeuer.

Schifferstadt, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kant. Speier; Getreide- und Tabaksbau; 3009 Einw.

Schifferzirkel, dem Proportionalzirkel sehr ähnlich; er ist Werkzeug des Steuermanns und dient zur Messung der geographischen Länge des Schiffes. Bernoulli war dessen Erfinder.

Schiffes, Orden des S. und des zunehmenden doppelten Mondes, von Ludwig dem Heiligen 1269 in Sicilien gestifteter Orden, als er zur Bekämpfung der Mauren nach Afrika ziehen wollte. Die Ritter trugen eine Kette um den Hals, an welcher doppelte goldene Muscheln und doppelte silberne schräge Halbmonde hingen, mit einem Schilde, auf dem ein goldenes Schiff zu sehen war.

Schiffe und Schiffe, auf, versichert man, sobald man den Namen des Schiffers nicht aufzugeben hat, mit welchem eine Waare verfallen ist. Es kommt dies namentlich bei Retouren aus fremden Welttheilen vor; indessen treten jetzt bei den so allgemein üblichen regelmäßigen

Dampfschifffahrten ebenfalls viele hierher gehörigen Fälle ein.

Schifffahrt (lat. navigatio, franz. u. engl. navigation), das Befahren der Gewässer mittelst der Schiffe. Sie heißt **Binnenschifffahrt**, wenn sie auf Landseen, Flüssen, Kanälen, **Küstenschifffahrt**, wenn sie an Küsten zwischen benachbarten Seestädten, und **Seeschifffahrt**, wenn sie auf dem hohen Meere getrieben wird. Durch die S. wird nicht allein der Handel im Innern befördert, da die Wasserfracht viel wohlfeiler als die Landfracht ist, sondern sie ist auch das einzige Verkehrsmittel zwischen größeren Kontinenten; durch sie sind wir mit den Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen anderer Völker und Länder bekannt geworden, sind Unternehmungen von Entdeckungsreisen gemacht und Handelsverbindungen mit überseeischen Kolonien angeknüpft worden, und auf diese Weise ist sie die Schöpferin des Welthandels geworden. Außer diesem hat die S. alle anderen Zweige des menschlichen Wissens erweitert, und hauptsächlich ist der Naturwissenschaft durch sie ein weites Feld eröffnet worden.

Geschichte. Die griechischen Pflanzvölker wurden schon früh zur See so mächtig, als die Bewohner des Festlandes, und die Oberherrschaft auf dem Meere, welche nur durch eine unverhältnißmäßige Anzahl Schiffe erhalten werden konnte, ging von einem Volke zu dem andern über. Diodor (V, 54) läßt zuerst den Minos die Oberherrschaft zur See ausgeübt haben; Andere dagegen behaupten es von den Lydiern. Auf diese folgten die Pelasker und auf diese die Thracier. Als das nächste Volk, das sich die Oberherrschaft auf der See errungen hatte, müssen wir die Rhodier nennen, von welchen sie lange behalten und dann an die Phrygier abgegeben wurde, bis sie auch von diesen nach circa 125 Jahren an die Phönicier überging. Diese werden eigentlich für die ersten Meister der S. und Kenner des Seewesens angesehen. Sie waren es, welche nicht nur ihre S. in dem persischen Meerbusen ausübten, sondern auch im mittelländischen Meere trieben sie dieselbe, u. sie waren die Ersten, welche die griech. Küsten besuchten; außerdem war es bei ihnen zur Gewohnheit geworden, eigentliche Entdeckungsreisen zu unternehmen, wodurch sie den Grund zu ihrer Handelsgröße legten. Eine der merkwürdigsten Entdeckungsreisen erzählt uns Herodot; diese hatte nichts Anderes zum Zweck, als die Umschiffung von Afrika, auf Veranlassung des Königs Nako, der 617—601 v. Ch. regierte, u. welche auch glücklich ausgeführt worden seyn soll. Die Reise ging aus dem rothen Meere in die Südsee, und im dritten Jahre kamen sie durch die Säulen des Herkules (Meerenge von Gibraltar) wieder nach Aegypten. Ueberhaupt ward die Reise nach der Westküste Afrika's häufig unternommen, und es bleibt kein Zweifel, daß sie Madeira und die kanarischen Inseln von Gades oder Cadix aus besuchten. Im Osten gingen ihre Fahrten nach dem arabischen und persischen Meerbusen, von welch letzterem aus sie ihre Handelsverbindungen mit Indien unterhielten. Auch nach Tarsis oder Tarschisch, dem heutigen Spanien, hatten sie regelmäßige S., da sie im Lande selbst Kolonien angelegt hatten. Die Seeräuberei war ihre Lieblingsbeschäftigung, besonders an den griechischen Inseln, und bald erhob sich Kreta unter seinem Fürsten Minos gegen sie, um dem lästigen Gewerbe Einhalt zu thun. So wurde auch dieses Volk aus Noth gezwungen, S. zu treiben, und bald gelangte es zum Rufe der kühnsten Seefahrer; es waren die ersten Griechen, welche nach Tyros schifften und einen Zug gegen Sicilien machten. Nach diesen wurden die Karier und dann die Lyb yer Herren der See, bis endlich die Tyrrhener oder Etrusker die Oberherrschaft des Meeres an sich rissen. Daß auch Troja Handel trieb, beweist die Entführung der Helene durch Paris. Die Sabäer fuhren nach Indien und Phönicien, besuchten auch Afrika, bis sie durch die sich hebende S. der Aegyptier verdrängt wurden. Ptolemäus I. ließ es sich schon angelegen seyn, eine Kriegsflotte zu schaffen, u. wurde wegen seines Eifers am Hofe des Demetrius Poliorceres der Schiffskapitän genannt. Unter Ptolemäus II. wurde Alexandrien der Hauptstapelplatz des Welthandels, und man sah ägyptische Fahrzeuge sowohl auf dem mittelländischen als rothen Meere, (s. weiter unten). Die so handelsflüchtigen Hebräer brachten es ihrer Furcht vor dem Meere halber nie zu einer Marine. Nur unter Salomo, welcher die S. begünstigte, wurde zu Ezion-Geber und Eleth (jetzt Akaba) eine Handelsflotte gegründet, welche nach Iphäa, Ophir fuhr und selbst nach Aegypten und durch den arabischen Meerbusen zu den Sabäern kam. Nach Griechenland war die S. durch die Aegyptier und Phönicier gekommen. Die S. war freilich noch unvollkommen; am Tage war die Sonne der Wegweiser, Nachts fuhr man nur selten und richtete sich dann nach den Sternen. Bei eintretendem Unwetter flüchteten sich die Schiffe ans Ufer und warteten Tage lang auf gutes Wetter; später entfernte man sich mehr von der Küste, ließ sie jedoch nie ganz aus dem Gesichte. Verbesserungen im Seewesen fanden fast gar keinen Eingang, und die Fahrten des Oenotrus, der Kreter, Lydier ꝛc., sowie überhaupt alle vor dem trojanischen Kriege sind wahrscheinlich Fabeln. Die Sage vom Argonautenzug beweist jedoch, daß S. vorhanden war, und daß man selbst vom Oceane, wenn auch nur dunkle und fabelhafte, Nachrichten hatte. Zur Zeit der persischen Kriege jedoch war das Seewesen schon mehr ausgebildet und Athen that sich über alle anderen griechischen Staaten besonders hervor. Durch die beiden Seesiege über die Perser stieg der Ruhm der athenienſischen Seemacht aufs Höchste. Athen erhielt den Oberbefehl zur See, und nur Korinth konnte als dessen Nebenbuhlerin auftreten. Deshalb verband sich Korinth mit Corcyra; allein der Sieg bei Chimerium entschied für Athen. Aufgeblasen durch dieses Ereigniß, behandelte dieser Staat seine Bundesgenossen mit despotischer Gewalt und

rief einen förmlichen Bruch mit Sparta und Korinth herbei, welcher mit seiner politischen Vernichtung endete. Die Phäaken waren ebenfalls als kühne Schiffer bekannt, und Homer berichtet von ihnen, daß sie ohne Steuerruder und ohne Piloten und Segel durch Nacht und Nebel auf dem Meere fuhren. Nach der Zerstörung Troja's zeichneten sich unter den Griechen die Korinther, Rhodier u. Argineten als tüchtige Seefahrer aus; die Phocier besuchten zuerst den Westen, wurden aber auch öfters vom Wetter weiter getrieben, wie die Samier um 700 vör Christ. bis über die Säulen des Herkules nach Tartessus verschlagen wurden. Nach dieser Zeit war die Seemacht der Syrakusaner unter dem älteren Dionys, jedoch nur vorübergehend, die erste in Griechenland, und die Flotte derselben soll aus 300 Fahrzeugen (Trieremen) bestanden haben. Seit den Perserkriegen war, wie schon erwähnt, die S. Griechenlands bei den Athenensern die bedeutendste. Nachdem auf Themistocles' Anregung der Ertrag der taurischen Bergwerke auf die Flotte verwendet wurde, stieg dieselbe bis zu 400 Schiffen; in den Bürgerkriegen suchten sie die seefahrenden Nationen, wie Samos, Korinth, zu vernichten (s. oben), und nachdem sie die Seestadt Aegina gestürzt, blieb ihnen die Herrschaft der See bis zu Ende des peloponnesischen Krieges, nach welchem ihre Seemacht auf 12 Schiffe reducirt wurde. — Die Spartaner hatten erst im peloponnesischen Kriege ihre Flotte zu einiger Bedeutung gebracht, sie aber bald darauf auf Sphakteria wieder verloren, und erst nach der Niederlage Athens und durch die Syrakusaner unterstützt, erhauten sie wieder Schiffe. Auch die griechischen Kolonien an Kleinasiens Küste trieben zu Cyrus Zeit S. und hatten bald eine ziemliche Flotte. — Die von den Phöniciern stammenden Karthager zeichneten sich bald durch ihre S. aus, bemächtigten sich der Gewässer von Sicilien bis Spanien und sicherten sich den Besitz derselben durch Verträge mit den Küstenländern. Auch zu wissenschaftlichen Zwecken wurde nun die See benutzt; 500 Jahre vor Christ. fuhr Charon von Lampsacus über die Säulen des Hercules hinaus, 492—478 v. Chr. soll ein Magier eine Fahrt um Libyen gemacht haben, die jedoch für eine Fabel gehalten wird; wahrscheinlicher dagegen scheint die Beschiffung des westlichen Afrika's durch den Karthager Hanno. In Aegypten hatte sich schon zu Ptolemäus Philadelphus (s. oben) Zeiten die S. bedeutend gehoben; die Küstenfahrten hörten auf, u. man steuerte ohne Rücksicht auf Wetter und Jahreszeiten von Alexandrien nach Puteoli. Unter der römischen Herrschaft erhob sich die S. noch mehr, und durch die Verbesserung der Kanäle und Schleußen wurde die Fahrt ins arabische Meer wieder frei gemacht; es liefen von Myos Hormos 120 Schiffe nach Okalis und von da nach Malabar, Ceylon und nach dem westlichen Theil Indiens, um von dort, mit indischen Waaren beladen, wieder nach Aegypten und über Alexandrien nach Rom zu kommen. Auf dem Ocean hielt man sich jedoch immer noch an den Küsten. Hippalus soll der Erste gewesen seyn, welcher dieselben verließ. Die Rhodier waren nach und nach in den Besitz der griechischen Schiffe gelangt, und bald dienten ihre Einrichtungen zum Muster für alle übrigen seefahrenden Nationen; die rhodischen Seegesetze wurden selbst von den Römern angenommen. Von den Römern wurde die S. fast gar nicht betrieben, u. der v. Ances Marius 600 v. Chr. angelegte Hafen Ostia sollte bloß den fremden Schiffen als Landungsplatz dienen. Auf der Westseite des Mittelmeeres herrschten die Punier, und noch 348 v. Chr. wurde durch einen Vertrag festgesetzt, daß die römischen Schiffe das Pulchrum promontorium nicht überschreiten sollten; eben so wurde ihre S. auf der Ostseite durch Verträge mit Tarent sehr beschränkt. Kurz nach dieser Periode hob sich jedoch ihre S. mehr; 338 v. Chr. besiegten sie die Antiaten. C. Duilius schlug die Punier, und 203 wurden auch die Flotten der illyrischen Seeräuber aus dem adriatischen Meere vertrieben. Zu Plinius' Zeiten hatte der immer steigende Luxus, der die Produkte aller fremden Länder bedurfte, die S. schon sehr bedeutend gemacht, und die Kaiser hielten zum Schutze beider Theile des Mittelmeeres zwei Flotten bei Ravenna und Misenum, und außerdem lag noch eine bei Forum Julii, so wie 40 Schiffe auf dem schwarzen Meere und andere auf dem Rheine u. der Donau zum Schutze der Grenzen. — Die S. der Skandinavier verliert sich in die ältesten Zeiten; sie streiften als Seeräuber bis nach Dänemark hinab. Fast eben so alt sind die Fahrten der germanischen Völker. Die Friesen, Sachsen und vorzüglich die Franken zogen schon im 3. Jahrhundert nach Gallien und Franken; ebenso machten die Chauker schon früh Ueberfälle an den gallischen Küsten. Die ersten Schiffe der Deutschen waren, wie die aller uncivilisirten Völker, ausgehöhlte Baumstämme, oder auf den Flüssen zusammengefügte Holzstücke. Später bauten sie Fahrzeuge, welche zur Ladung der auf ihren Seezügen gemachten Beute bestimmt waren, außerdem Einbaumer und mit Leder überzogene Schiffe. Auch führten sie große, länglich runde, von ihnen Ciulen oder Kielen genannte Schiffe und bedienten sich derselben, nach Beda, zur Versendung ihrer Kolonien nach Britannien. — Die Germanen waren keine Seefahrer, trieben auch wenig Seehandel; desto betriebsamere Seeleute waren die Gallier, besonders die am Mittelmeere wohnenden. Unter diesen waren die Masilier zur See mächtig und hatten eine bedeutende Seemacht, welche gegen Cäsar aus 220 Schiffen bestand. — Die Iberier (Spanier) und Lusitanier (Portugiesen) waren als gute Seeleute bekannt und unterhielten Schiffe. Im Mittelmeer unterhielten die griechischen Kaiser, unter diesen Kaiser Konstantin, Julian der Abtrünnige, Theodosius III. und Leo der Große, sehr große Flotten; die Flotte des letztern bestand aus 1130 Schiffen, welche jedoch durch Brander zerstört wurden, nach welchem Schlage die Seemacht der Byzantiner sich nie mehr aus ihrer

Ohnmacht erheben konnte. Die Araber unter ihren Khalifen machten eine kurze Epoche im Seewesen. Sie eroberten Aegypten (643), Cypern (649), Rhodus (653), belagerten einigemal Konstantinopel (672—673) und lagen fruchtlos 7 Jahre vor dieser Stadt. Ihre Seemacht wurde durch das griechische Feuer und Stürme zerstört. Die Normänner plünderten etwas später die fränkischen und deutschen Küsten, deshalb rüstete Karl der Große eine Flotte aus, welche, in der Schelde gebaut, diese Räuber bekämpfen sollte; indeß entsprach der Erfolg den Bemühungen des Kaisers nicht. Die Normänner erschienen von Neuem und setzten sich in der Normandie fest. Durch die Kreuzzüge wurde die S. im Süden wenig gefördert, und es entwickelten sich in Italien die Republiken Venedig, Genua, Pisa, Florenz, welche sich des Handels bemächtigten und ihre Flotten nach Afrika und Asien sandten, wobei sie besonders durch die in den Kreuzzügen erworbenen Häfen an den asiatischen Küsten unterstützt wurden. Schon seit dem Anfang des 9. Jahrh. finden sich Spuren von Handelsverhältnissen zwischen Venedig und Konstantinopel. Zu Ende des 10. Jahrh. erwarb sich Venedig für seine Bürger, die nach Konstantinopel handelten, bedeutende Freiheiten und Rechte; später wurden jedoch in Folge von Feindseligkeiten diese ihnen genommen, sämmtliche Venetianer verhaftet und die Schiffsladungen ꝛc. konfiscirt, und erst nach 10 Jahren wieder aus der Gefangenschaft entlassen. Später nach der Herstellung der byzantinischen Herrschaft wurden sie ganz aus der Hauptstadt vertrieben, und die Genueser nahmen ihre Stelle ein. Doch war dadurch Venedigs Seemacht nicht im Geringsten berührt; dieses erfuhren die Normänner und Mauren. In den Kreuzzügen nahmen die Flotten der Venetianer an den rühmlichsten Expeditionen Theil. Bereits 1111, als die Venetianer zum zweiten Male mit einer Flotte nach Palästina kamen, erhielten sie eine freie Niederlassung zu Ptolemais und Handelsfreiheit durch das ganze Reich. Im J. 1120 erschienen sie unter ihrem Degen Domenico und seinem Sohne Johannes Michaeli mit einer 200 Schiffe starken Flotte vor Joppe, welche, die kleinern Schiffe nicht gerechnet, aus 40 Galeeren, 28 Kuttern und 4 größern Lastschiffen bestand, und schlugen in der Seeschlacht vor Ascalon nach einem hartnäckigen Gefechte den Feind; es fielen 4 feindliche Galeeren und eben so viel Kutter in ihre Hände. Im J. 1123 schlugen sie bei Jaffa die Saracenen, u. sie erhielten im Voraus Handelsfreiheit in jeder eroberten Stadt. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erhielten die Venetianer dadurch einen harten Schlag, daß ihre Nebenbuhler, die Genueser, die griechische Dynastie wieder auf den byzantinischen Thron setzten; 1469 verlor Venedig Negroponte, 1571 Cypern und 1668 Kandia gegen die Türken, wodurch seine Macht bedeutend geschwächt wurde. Allein die Entdeckung des Seeweges nach Indien und der Verlust seines Handels dahin über Aegypten versetzten seiner Macht den Todesstoß. Die Genueser hatten schon 806 den Saracenen Korsika abgenommen, schützten die italienischen Küsten gegen diese und die Mauren und spielten im 11. und 12. Jahrhundert eine äußerst wichtige Rolle bei den Kreuzzügen; in der Mitte des 12. Jahrh. hatten sie schon 63 Galeeren und 160 andere Schiffe und erwarben verschiedene Besitzungen am schwarzen Meere, nahmen die Haupthäfen in Beschlag und ließen sich auch in der Krimm nieder. Auch brachten sie die Hälfte von Sardinien, so wie die Stadt Syrakus in Sicilien mit ihrem Gebiete unter ihre Herrschaft. Während des ersten Kreuzzuges versorgten die Genueser das Kreuzheer mit Proviant und trugen mit ihrer Flotte, welche geschnäbelte Schiffe, die Galeen oder Galeeren genannt wurden, mit sich führte, viel zur Belagerung von Ptolemais (Saint Jean d'Acre) bei (1104). Im J. 1250 gerieth Genua aus Handelseifersucht mit Venedig in einen Krieg, welcher 130 Jahre währte, Genua ungemein schwächte und erst durch einen 1381 abgeschlossenen Frieden beendigt wurde. Ein genuesisches Fahrzeug mit drei Verdecken, welches 1379 der venetianische Admiral Zeno in den Gewässern der Insel Rhodus verfolgte, hatte eine Ladung von Gewürzen, Musselinen, Seidenstoffen, Gold und Silber zum Werthe von 1,500,000 Dukaten; es war dies das größte Schiff, dessen die Annalen der genuesischen Marine erwähnen. Im 14. Jahrh. flößte ihnen die katalonische Marine, welche den Handel Genua's zu stören suchte, große Erbitterung ein; 1332 verbrannte das von Grimaldi befehligte genuesische Geschwader mehre Fahrzeuge in den Gewässern der Insel Majorka u. bemächtigte sich in der Nähe Korsika's einer katalonischen Galeere, deren Mannschaft ohne Erbarmen niedergemezelt wurde. Zwei Jahre später behandelte ein katalonisches Geschwader die genuesischen Schiffsmannschaften nicht besser. Keine italienische Republik hat so unerschrockene Seeleute gehabt und eine solche Kühnheit auf dem Meere gezeigt, wie Genua; seine Freibeuter verrichteten Thaten, wie man sie nur von Flibustiern erzählt. Auch die andern Städte, Pisa, Amalfi, Florenz, zeichneten sich mehr oder weniger durch ihre kühnen Unternehmungen aus; doch übergehen wir hier dieselben und erwähnen nur noch kurz Ragusa, welches mit 300 Schiffen den morgen- und abendländischen Handel betrieb.

Die S. der Spanier tritt erst wichtig in der Geschichte zur Zeit der Entdeckung Amerika's hervor, und die ihnen durch die Goldquellen Peru's und Mexiko's gebotenen Schätze brachten diese Seemacht erst zu einer bedeutenden Höhe. Im Jahre 1509 lief eine Flotte von 80 großen Schiffen und 13 Galeeren gegen die Seeräuber aus, und 1541 machte Karl V. (in Spanien I.) seine berühmte, jedoch verunglückte Expedition nach Algier. Philipp II. zerstörte 1580 mit 60 Galeeren und mehren andern Schiffen die portugiesische Flotte, und 1588 rüstete dieser König gegen Elisabeth von England die durch ihr unglückliches Schicksal so bekannte unüberwindliche Flotte (s. unten). Der Ruin dieser Flotte hatte die merkliche Abnahme der spanischen

Seemacht zur Folge, welche erst unter Philipp V. sich wieder erhob, indem Spanien im Jahre 1740 wieder 28—30 größere Kriegsschiffe hatte. Von Cadix segelten jedes Jahr die Galeeren nach Südamerika und alle 3 Jahre nach Mexiko ab; die Zahl der Galeeren betrug 27, die der Flottenfahrzeuge 23. Die 1740 eingeführten Registerschiffe waren Kauffahrteifahrzeuge, zu deren Ausrüstung nach dem spanischen Amerika gewisse Städte jetzt die Erlaubniß erhielten. Cadix machte dagegen ernstliche Vorstellungen und setzte es endlich durch, daß 1748 das Recht der Absendung von Registerschiffen auf Cadix beschränkt wurde. Auch Packetboote wurden eingeführt, welche regelmäßige Fahrten von Corunna aus nach Amerika machten und Briefe und Packetstücke ꝛc. dahin überbrachten. Im Jahre 1765 ward in allen Haupthäfen Spaniens ein freier Verkehr mit dem spanischen Westindien zugestanden und 1768 auf Louisiana, 1770 auf Yucatan, 1778 auf Peru, Chili ꝛc. ausgedehnt. Später war Spanien bedacht, seine Flotte noch mehr zu vergrößern, und im Jahre 1786 bestanden seine Flotten aus 67 Linienschiffen, darunter 8 von 112, 3 von 94, 3 von 80, 39 von 74 und 14 von 54—68 Kanonen; aus 44 Fregatten, darunter 20 von 12, 3 von 10, 13 von 34 und 8 von 28 Kanonen; aus 73 Schebecken, Belandern, Brigantinen, Urons von 14—20 Kanonen. Außerdem besaß es 1 Balan, 3 Galeeren, 3 Galioten, 3 Bombardirschiffe, 7 Packetboote, 8 Schooner, 2 Brander, 65 Schaluppen, welche theils Kanonen, theils Korronaden, theils Mörser führten. Die Ausrüstung betrug 8400 Geschütze. Im Jahre 1790 bestanden die spanischen Flotten aus 74 Linienschiffen von 112 bis zu 54 Kanonen, 50 Fregatten von 36—40 Kanonen, 104 Schebecken, Belandern, Brigantinen, Urons von 10—36 Kanonen. Außerdem 55 Schaluppen mit 28 24-Pfündern und 22 40-pfündigen Mörsern und 7 Korrenaden. Das Personal der Marine war sehr zahlreich. Diese Seemacht war unter Karl IV. tief gesunken, und die Schlacht bei Kap Trafalgar (den 21. Okt. 1805) zerstörte sie noch mehr. Blieben gleich den Spaniern nach dieser Schlacht noch 70 Linienschiffe und Fregatten, so wie über 40 kleine Fahrzeuge, so geschah nichts mehr für die Marine, und gegenwärtig besteht diese nach den Berichten des Marineministeriums aus 9 dienstfähigen, 2 großer Ausbesserung bedürfenden Linienschiffen, 4 bewaffneten, 2 nicht ausgerüsteten Fregatten, 2 Korvetten, 9 Briggs, 3 Kriegsdampfern, 2 Dampfern von geringer Wichtigkeit, 15 Goeletten mittlerer Größe, 9 kleinern und noch einigen wurmstichigen Schiffen, ehrwürdigen Ueberbleibseln der alten Geschwader. Die Portugiesen nehmen in der Geschichte der S. einen sehr ehrenhaften Platz ein und liefern einen neuen Beweis der glücklichen Einwirkung gebildeter und unterrichteter Fürsten auf Unternehmungen. Heinrich der Seefahrer, dritter Sohn Johanns I. von Portugal, hatte sich zu Entdeckungen auf dem Meere vorbereitet u. Seeleute heranbilden lassen, um mit ihnen den Seeweg nach Indien aufzusuchen. Die ersten Schiffe, welche er zu diesem Zwecke 1416 aussandte, kamen bis Kap Bajador, wagten aber nicht, weiter in das unbekannte Meer vorzudringen. Zwei Jahre darnach erboten sich die Ritter Johann Gonsalvez und Tristan Vez zu einer neuen Unternehmung; sie entdeckten 1418 die Insel Porto Santo und 1419 Madeira. Damit war aber für die Auffindung des Seewegs nach Ostindien immer noch nichts geschehen, und es kostete sogar Mühe, Seeleute zu finden, die kühn genug gewesen wären, sich weiter nach Süden vorzuwagen. Im Jahre 1432 wagte Gilianez, ein Edelmann am Hofe des Infanten, das Kap Bajador zu umschiffen, und um dieselbe Zeit wurden auch die Azoren entdeckt. Es folgte eine Unternehmung auf die andere; es wurde das Kap Blanco entdeckt, Fernandez, ein lissabener Bürger, drang bis zum grünen Vorgebirge und damit über die Mündung des Senegal hinaus, vor, und Cadamesto entdeckte 1456 die Inseln des grünen Vorgebirges. Bald nachher erreichten portugiesische Schiffe auch die Küste von Guinea, 1461. Im Jahre 1486 erhielt die S. durch die Entdeckungen des Vorgebirges der guten Hoffnung durch Bartholomäus Diaz eine ungeheure Ausdehnung. Ein Geschwader von 4 Schiffen unter dem Oberbefehl des tüchtigen Seemanns Vasco de Gama, am 20. Nov. 1497, abgesendet, ging um das Vorgebirg der guten Hoffnung herum, welches Diaz nur gesehen hatte, und landete erst in dem Kanal von Mosambique, der die Insel Madagaskar von Ostindien trennt; der König von Melinde nahm ihn freundig auf, gab ihm einen zuverlässigen Lootsen mit, der ihn 700 Meilen quer über das indische Meer und gerade in den Hafen von Kalikutt an der Küste Malabar führte, wo er am 19. Mai 1498 ankerte. Am 29. August 1499 kam der kühne Vasco de Gama wieder in Lissabon an. Eine Flotte von 13 Schiffen wurde in Folge der glücklichen Entdeckung am 8. März 1500 unter dem Befehle des klugen und muthigen Admirals Pedro Alvarez Cabral abgesendet, der den Auftrag erhielt, wenn gütliche Unterhandlungen nicht fruchten sollten, durch die Waffen festen Fuß in Indien zu fassen. Daß Cabral nachher sich auf seiner Reise westlicher hielt und Brasilien fand, werden wir später sehen; er fertigte aber sogleich 1 Schiff mit der Botschaft dieser neuen Entdeckung nach Lissabon ab. Mit den übrigen Schiffen segelte er am 5. Mai in Brasilien ab und kam am 13. September mit nur noch 6 Schiffen in den Hafen von Kalikutt und am 23. Juni 1501 zurück nach Portugal. Im J. 1506 wurde Ceylon von Franz von Almeda in Besitz genommen. Im Jahr 1509 übernahm Albuquerque die Würde eines Vicekönigs von Indien. Er wählte Goa, das er am 27. Febr. 1510 im Sturm nahm, zur Hauptfestung; 1510 stürmte er Malakka, 1515 starb er in Goa. Diese Entdeckung brachte anfangs die Venetianer nicht groß in Verlegenheit; es waren die Nachrichten anfangs darüber unzusammenhängend, und man konnte weiter nichts daraus entnehmen, als daß von der ersten Expedition eine Anzahl Schiffe zu Grunde gegangen seyen.

Als sie aber endlich sahen, daß ganze Ladungen mit Specereien und indischen Produkten in den Westhäfen Europa's und in ziemlich regelmäßiger Weise anlangten, so konnte keine Täuschung mehr obwalten. So erfahrene Kaufleute, wie die Venetianer waren, übersahen mit einem Blick, daß der direkte Seeweg nach Indien, der nunmehr regelmäßig befahren werden würde, ihnen sofort alle Vortheile raubte, die sie durch Vermittlung des indisch-europäischen Handels sich zugewandt hatten. Sie schlugen deshalb den klügsten Weg ein, der sich ihnen unter den obwaltenden Verhältnissen darbot. Sie erneuerten 1522 ältere Handelsverträge mit Portugal, und zwar unter ziemlich günstigen Bedingungen. Als Pedro Alvarez Cabral Brasilien gefunden hatte, eröffneten sich den Portugiesen hier unermeßliche Schätze in den Diamantgruben dieses Landes. Die 1580 eingetretene Katastrophe und deren Folgen führten Portugals politische Ohnmacht, so wie den Verlust aller überseeischen Besitzungen herbei. Doch erholte es sich unter den Königen aus dem Hause Braganza nicht nur allein wieder, sondern eroberte auch fast alle verlornen Provinzen wieder und unterhielt fortan einen lebhaften Verkehr mit Brasilien. Die politischen Ereignisse auf dem europäischen Kontinent wirkten auf Portugal und seine Seemacht nachtheilig ein; 1807 wurde das Land durch die Franzosen besetzt, und der König flüchtete sich mit seiner ganzen Flotte nach Brasilien. Seit der Zeit erlauben es die portugiesischen Finanzen nicht, der beinah ganz heruntergekommenen Seemacht wieder aufzuhelfen. Die Holländer und Niederländer waren schon seit dem 13. Jahrhundert sehr unternehmende Handelsleute auf den europäischen Gewässern; sie vermehrten im 15. Jahrhundert ihre Seemacht bedeutend, u. Brügge war der erste Platz in den Niederlanden, wie auch die Flotte des Herzogs von Burgund auf dem Meere geachtet wurde. Die 1566 unter Philipp II. in den Niederlanden ausbrechenden Unruhen, die blutige Statthalterschaft des Herzogs von Alba vernichteten die niederländische Schifffahrt, riefen aber dagegen eine Verbindung ins Leben, welche unter dem Namen Geusen oder Meergeusen bekannt ist u. die nicht selten den Spaniern bei der schlechten Beschaffenheit ihrer Flotte empfindlichen Schaden zufügte; die Geusen hatten oft 40—60 Schiffe zusammen, welche sie Vlieboote nannten. Sie schlugen 1573 die spanische Flotte, so wie sie es waren, welche die Trennung der sogenannten 7 nördl. Provinzen erzwingen halfen (1599) und wesentlich zur Vernichtung der spanischen Armada mit beitrugen, indem von den Holländern gegen 70 Schiffe den Engländern zu Hülfe geschickt waren. Die Spanier, ohne eigenen Verkehr mit dem Nordosten, waren, seitdem der Markt sich von Antwerpen nach Amsterdam gewendet hatte, hinsichtlich der Zufuhr der nordischen Produkte in Abhängigkeit der Holländer; man sah schon 1580 aus dem Texel 580 Schiffe, aus den zeeländischen Häfen 800 nach der Ostsee und den westeuropäischen Häfen auslaufen, und in Amsterdam kamen bisweilen an einem Tage mehr Schiffe an, als das Jahr Tage zählte. Holland trat als eine selbstständige Seemacht auf, und 1594 erschienen seine Schiffe im indischen Meere. Bei Corunna mißglückte 1599 eine Unternehmung auf die spanische Flotte, welche aber durch die 1624 gemachte Eroberung der spanischen Silberflotte und 1639 durch die Vernichtung einer nach dem Norden bestimmten spanischen Flotte wieder vollständig ausgeglichen wurde. Im Jahr 1602 am 20. März bildete sich die ostindische Kompagnie, welche nebst der Südsee-Kompagnie den Portugiesen und Spaniern furchtbar wurde. Letztere machte in Brasilien Eroberungen. Der Admiral Peter Hoorn nahm im Sept. 1624 unweit Havanna im Busen Metanza die spanische Silberflotte weg und brachte mit ihr eine Beute von wenigstens 11,500,000 holl. Gulden nach den Niederlanden. Im J. 1636 eroberte Prinz Moritz von Nassau-Siegen die Hälfte der portugiesischen Besitzungen in Brasilien, welcher auch gegen die große spanische Flotte behauptete, die 1640 unter dem Grafen la Torre gegen ihn abgeschickt wurde. Erst 1654 räumten die Holländer Brasilien. Im J. 1641 eroberten sie Malakka und 1644 Ceylon. Der rapfere Tromp schlug am 18. Febr. 1639 die spanische Flotte im Kanal von Gravelingen u. vernichtete dieselbe am 21. Okt. desselben Jahres, wodurch der Ruhm der holländischen Seemacht wieder begründet war. Im 17. Jahrhundert, während der Seekriege mit England (1665—1667), verrichteten die Holländer unter Ruyter die letzte merkwürdige That zur See und machten das stolze London zittern. Am 31. Juni 1667 schlossen sie einen vortheilhaften Frieden, nach welchem alle Kolonien, Güter, Schiffe, welche im letzten Kriege genommen waren, im Besitz Dessen blieben, der sie für den Augenblick hatte; allein die vielen Kriege, besonders der spanische Erbfolgekrieg, schwächten Hollands Seemacht, welche während des Krieges zwischen England und Amerika, dessen heimliche Alliirte sie waren, nicht unbeträchtliche Verluste erlitt. Als Holland von Frankreich mehr oder weniger abhängig und zuletzt eine französische Provinz wurde, verlor es seine überseeischen Provinzen, und sein Handel ging zu Grunde. Die Einführung des Kontinentalsystems steigerte den allgemeinen Widerwillen gegen die französische Herrschaft bis zur Wuth, und mit lautem Jubel wurden daher nach den Ereignissen der Jahre 1812 und 1813 die Verbündeten aufgenommen, welche unter Benkendorf, Thielemann ꝛc. einrückten und durch eine Proklamation vom 20. Nov. 1813 die Holländer zu einem Aufstand gegen die Franzosen aufriefen. In dem Frieden von 1815 erhielt es beinahe alle seine Kolonien zurück, wodurch es jedoch nicht mehr zu seinem frühern Glanze gelangen konnte; die spätere Trennung Belgiens vom Hauptlande mußte ebenfalls wiederum nachtheilig auf seine Seemacht einwirken, wenn auch dadurch seinem Handel wesentliche Verluste nicht erwuchsen. Doch waren die Holländer immer bemüht, ihre Seemacht wieder auf einen Achtung gebietenden Stand zu bringen; der Bestand seiner Kriegsmarine 1847 belief sich auf: 2 Linienschiffe 1. Klasse à 84 Kanonen, 5 Linienschiffe 2. Klasse à 74 Kanonen; 2 Fregatten 1. Klasse à 60 Kanonen, 1 desgl. mit 54 Ka-

nonen, 11 desgl. 2. Klasse à 44 Kanonen, 2 desgleichen 2. Klasse mit 38 Kanonen und 1 desgl. mit 32 Kanonen; 3 rasirte Fregatten; 6 Kuli-Korvetten mit 38 Kanonen, 6 desgl. à 20 Kanonen, 2 Gladdecks-Korvetten à 22 Kanonen, 2 desgl. à 20 Kanonen, 10 Schooner-Briggen 1. Klasse à 18 Kanonen, 4 desgl. à 10 Kanonen, 5 desgl. 2. Klasse à 14 Kanonen, 1 desgl. mit 8 Kanonen; 11 Schooner-Briggen à 6 Kanonen und 1 Schooner-Brigg mit 5 Kanonen. Außerdem 14 Dampfschiffe, 2 Instruktions-Fahrzeuge, 3 Transportschiffe, 10 Kanonenboote à 1 Mörser und 3 Kanonen, 35 Kanonenboote großen und 30 Kanonenboote kleinern Modells, zusammen 169 Fahrzeuge mit circa 2200 Kanonen. An der Spitze dieser Flotte steht ein Admiral, außerdem gibt es 3 Vice-, 4 Kontre-Admirale, 23 Kapitäns, 32 Kapitän-Lieutenants, 105 Lieutenants erster und 184 Lieutenants zweiter Klasse. Mehr als 100 Ostindienfahrer und fregattenartig gebaute Fahrzeuge sind für den Kriegsdienst schnell herzurichten, während solche von russischen und andern Kauffahrern höchst selten zu diesem Zwecke gut sind, daher Holland als die dritte Seemacht Europa's wohl aufzuführen ist.

Die Seemacht der Engländer geht vom Anfang des 15. Jahrh. aus. König Heinrich VII., der den Harry Grace à Dieu od. den Great Harry erbauen ließ, der aber erst kurz nach seinem Tode 1509 vom Stapel gelassen wurde und auf dem König Heinrich VIII. im Jahr 1520 nach Calais segelte, um dem König Franz I. einen Besuch zu machen. Es war dies das erste Schiff der königlichen Flotte. Heinrich VIII. errichtete auch das Admiralitätsamt. Die britischen Seefahrer beschäftigte bloß noch der Wunsch, eine nordwestliche Durchfahrt nach Ostindien zu finden, und Heinrich VIII. machte einige Versuche, auf dem von Cabot eingeschlagenen Wege nach Ostindien zu gelangen. Im Jahr 1547—1553, in den ersten Jahren der Regierung Eduards VI., segelten einige englische Schiffe nach Neufundland, um Stockfische zu holen. Den ersten kräftigen Schwung erhielten die Schifffahrt und der Handel Englands durch die zufällige Entdeckung des Weges nach Archangel, welches Ereigniß die Veranlassung gab, Anpflanzungen in Amerika zu machen. Humphrey Gilbert und sein Halbbruder, der Ritter Walter Raleigh, vereinigten sich zum Anbau der Länder unter 30 — 50° nördlicher Breite. Die erste englische Niederlassung wurde 1585 von Raleigh in Virginien gegründet, und 1587 die Anpflanzung erneuert. Die Unternehmungen der Königin Elisabeth gegen Philipp II. von Spanien brachten die englische Flotte in einen vortheilhaften Ruf, denn als Elisabeth die Gefahr ahnte, die ihr von Spanien aus drohte, so vertraute sie dem kühnen Weltumsegler Franz Drake eine Kriegsflotte von 42 Fahrzeugen an mit der Weisung, die spanischen Rüstungen zu unterbrechen. Er that dies auch mit Glück, indem er gleich darauf bei Cadix 6 Galeeren zwang, sich unter die Festungswerke zu flüchten, und gegen 100 beladene Fahrzeuge theils in den Grund bohrte, theils verbrannte, außerdem aber an den spanischen und portugiesischen Küsten noch außerordentlichen Schaden anrichtete. Die londoner Kaufleute hatten das Geld zu dieser Expedition hergegeben und wünschten mehr ihren eigenen Vortheil, als den bloßen Verlust der Spanier. Der Admiral richtete seinen Lauf nach den Azoren und nahm unweit der Insel San Miguel eine große spanische Karraque, die mit reicher Ladung aus Ostindien zurückkam. Diese und die durch den Seemann Thomas Cavendish in der Südsee den Spaniern beigebrachte Schlappe hielt wirklich Philipp II. ab, schon 1587 unvorbereitet über England herzufallen. Kaum war jedoch das Frühjahr 1588 angebrochen, als ganz Spanien in Bewegung kam. Truppen sammelten sich, und am 29. Mai 1588 lief die Armada von Lissabon und am 20. Juli von Coruña aus, wo sie auf das baskische Geschwader gewartet hatte, und richtete ihren Lauf gerade nach den Küsten Englands. Der Ruin der Flotte, so wie daß sie gegen Ende September wieder die Heimath erreichten, ist in dem Artikel Spanien (Geschichte) nachzulesen. Im Jahr 1600 wurde die große englisch-ostindische Kolonie gegründet. Von Lancaster geführt, liefen 1601 die 4 ersten Schiffe der ostindischen Kompagnie nach den Molukken aus, und der Gewinn der eingekauften und eingetauschten Gewürze war so groß, daß sie alle Kräfte anstrengte, um den Schwierigkeiten und Hindernissen, welche ihr die Portugiesen und Niederländer in den Weg legten, zum Trotz sich auch daselbst niederzulassen, was ihnen auch in Kurzem auf Java, Puleron, Amboina und Banda gelang. Unter Jakob I. und Karl wurden nur vier einzelne kleine Fahrzeuge gebaut; später kam die Flotte ins Abnehmen. Um den äußeren Handel zu schützen und Englands politisches Ansehen gegen Frankreich, Spanien und Holland zu behaupten, that der Protektor Cromwell viel für die Flotte. Er hinterließ, durch Blake unterstützt, 65 Kriegsfahrzeuge mit 13,000 Mann Besatzung; die Navigationsakte vom Jahr 1651 war ebenfalls sein Werk. William Dampier unternahm von 1673—1711 3 Seereisen um die Erde, untersuchte die Westküste von Neuholland und fand die nach ihm genannte Straße zwischen Neuguinea und Neubritannien. Unter Karl II. und Jakob II. wuchs die englische Seemacht fort und fort und bestand bei der Vertreibung des letzteren dieser Könige aus 173 Kriegsfahrzeugen, darunter 28 Brander mit 6930 Kanonen und 4200 Mann Besatzung. Von dieser Zeit an war Englands Seemacht die erste der Welt. Wilhelm III. vermehrte diese Seemacht neuerdings. Sie bestand im Jahre 1701 aus 225 Kriegsfahrzeugen mit 10,678 Kanonen und 53,921 Mann Besatzung. Bei dem Tode der Königin Anna (1714) zählte man 232 Kriegsfahrzeuge mit 9954 Kanonen und 49,560 Mann Besatzung. Im Jahre 1736 hatte Georg I. 235 Kriegsfahrzeuge mit 10,082 Kanonen und 64,514 Mann Besatzung. In dem Kriege 1755 erschienen 121 Linienschiffe, 81 Fregatten, 61 kleinere Kriegsschiffe mit 11,720 Kanonen und 80,200 Mann Besatzung. Von den 121 Kriegsschiffen hatten 26 74—90 Kanonen, 55 führten 50—70 Kanonen, 31 waren mit 50

bis 54 Stück bewaffnet; von den Fregatten führten 39 zwischen 44 und 50, 42 dagegen zwischen 20 u. 36 Kanonen. — Die neuere Geschichte der Entdeckungen auf dem Meere beginnt mit den großen Reisen des englischen Kapitäns James Cook; von 1764—1767 ging dieser zur genauen Untersuchung von Neufundland. Im Jahre 1769—71 machte er seine Entdeckungen um Neuholland, Neuseeland und Neuguinea; 1772 ging er zur Untersuchung des großen Südmeeres und drang bis zum 60° südlicher Breite vor. Im Jahr 1776 ging er mit 2 Schiffen ab, um die nördlichen Gewässer des stillen Meeres zu besuchen und wo möglich aus dem stillen ins atlantische Meer einen Weg zu finden. Auf dieser Reise wurde er 1779 auf Owaihi erschlagen. Im Jahr 1756 wurde der Krieg, der sich in den Wäldern von Kanada, zwischen Frankreich und England entsponnen hatte, sogleich nach Indien versetzt; schon hatten die Engländer den Plan entworfen, als die Eroberung von Kalkutta im Juni 1756 sie zwang, Alles zur Wiedereroberung dieser Hauptstadt aufzubieten und von allen andern Feindseligkeiten abzulassen. Doch schon im folgenden Jahre wurde unter dem Obersten Clive und dem Admiral Watson nicht nur Kalkutta wieder erobert, sondern auch der Nabob von Bengalen in der berühmten Schlacht bei Plessey überwunden. Der Krieg der Engländer mit den Franzosen in Indien endigte sich mit dem Verluste des französischen Reiches in Indien, indem der Friede von 1763 nur Pondichery und Mahie den Franzosen zurückgab. Bei dem Frieden 1763 hatte England 146 Linienschiffe, 112 Fregatten, 116 kleinere Kriegsschiffe mit 14,200 Kanonen. Bei dem Schlusse des amerikanischen Freiheitskampfes 1783 zählte man 123 Linienschiffe, 104 Fregatten, 213 kleinere Kriegsfahrzeuge mit 16,350 Kanonen und 115,000 Mann Besatzung. Ungeachtet der starken eingetretenen Reduktion im Jahre 1783 bestand die englische Flotte 1786 wieder aus 278 Schiffen und 1787 aus 345, darunter 125 Linienschiffe. Im französischen Revolutionskrieg vollendete England seine auswärtigen Pflanzungen und führte den Seekrieg mit entschiedener Ueberlegenheit. In Ostindien traf der Krieg erst die französischen Kolonien; seit 1795, wo Holland sich an Frankreich anschloß, die holländischen, und 1799 Misore, das Reich des Tippo Saib. Hier, wie in Afrika und Amerika, waren die Engländer gleich glücklich in ihren Unternehmungen. Zwar opferte Großbritannien 1801 die gemachten Eroberungen dem Frieden größtentheils, aber gleichwohl stand es auf einer unglaublichen Höhe der Macht. Den höchsten Stand hatte die englische Marine im Jahre 1808, als sie die dänische Flotte weggenommen hatte. Damals rechnete man 293 Linienschiffe, 258 Fregatten, 557 kleinere Fahrzeuge mit 29,000 Kanonen und 175,000 Mann Besatzung. Am Schlusse des Jahres 1815 hatte sich dieselbe jedoch bedeutend gemindert und man zählte nur 167 Linienschiffe, 148 Fregatten, 366 kleinere Fahrzeuge mit 26,000 Kanonen und 142,000 Mann Besatzung, wovon $^2/_3$ Matrosen und $^1/_3$ Marinesoldaten waren. Man baute viele neue Schiffe und ließ die berühmten Namen der alten auf die neuen übertragen. Im Jahr 1820 bestand die Flotte aus 161 Linienschiffen mit 54—120 Kanonen, aus 155 Fregatten und 313 kleinen Kriegsfahrzeugen. Im Jahre 1825 hatte England im aktiven Dienste 3 Dreidecker, 14 Linienschiffe, 9 kleine Fregatten, 56 Korvetten, 48 kleine Kriegsfahrzeuge, in Summa 159 Schiffe, während 316 abgetakelt und 104 im Baue waren. Hierzu gehörten 24,000 Matrosen, 9000 Seesoldaten. Gegen Ende 1826 befanden sich auf den verschiedenen außereuropäischen Stationen 67 Kriegsschiffe im Dienste. In den verschiedenen Häfen von England lagen segelfertig 78 Kriegsschiffe. Zu Ende 1827 zählte man 109 Linienschiffe, darunter 24 von 102—120 Kanonen, 147 Fregatten, von welchen 116 von 40—52 Kanonen; 76 Kriegsschiffe von 12—18 Kanonen; 97 von 8—10 Kanonen und 141 größere und kleinere Kriegsfahrzeuge, darunter waren 10 Kutter, 10 Kanonirschaluppen für die benachbarten Küsten, 9 Kriegsjachten, 16 Lazarethschiffe, 21 Verbrecherschiffe, 15 Zollschiffe, 2 zu Pulvermagazinen, 5 Quarantänefahrzeuge, 14 Schooner, 20 Aviso-schiffe, 19 zur Besorgung der Depeschen. Zu Anfang des Jahres 1833 hatte England, die im Baue begriffenen und abgetakelten Schiffe abgerechnet, so wie die in Kanada befindlichen 8 Schiffe nicht mitgezählt, 155 Schiffe von 120—10 Kanonen, darunter 22 Mörserschiffe, 18 Schooner und Kutter, 4 Jachten und 10 Dampfschiffe; dazu noch 26 zum Hafendienst, 21 Quarantänenschiffe, 19 Verbrecherschiffe und 13 zu besondern Dienstleistungen. Bei der Marine waren angestellt: Admirale der rothen Flagge 14, Viceadmirale 19, Reeladmirale 17; Admirale der weißen Flagge 18, Viceadmirale 19, Reeladmirale 22; Admirale der blauen Flagge 18, Viceadmirale 21, Reeladmirale 27; 803 Kapitäne, 891 Kommandeurs, 3225 Lieutenants und 58,789 Köpfe Besatzungsmannschaft. Nach der Veröffentlichung vom Jahre 1835 betrug die Zahl der englischen Kriegsschiffe 557, darunter 14 von 120 Kanonen, 5 von 110, 3 von 108, 12 von 84, 10 von 80, 9 von 87, 6 von 76, 62 von 74, 62 von 46, 15 von 50, 7 von 52, 20 von 42, 22 Dampfschiffe. Die übrigen Schiffe hatten 4—30 Kanonen. Die Besatzungstruppen betrugen 1840: 59,459 Mann, im Jahre 1842 aber 65,902 Köpfe. Im Jahr 1843 zählte die englische Flotte an Seesoldaten 30,044, darunter 10,909 Offiziere aller Grade, vom Admiral bis zum Lieutenant herab. Seitdem man Dampfschiffe eingeführt hat, ist man damit beschäftigt, eine vollständige Dampfflotte zu organisiren. Nach den Veröffentlichungen von 1841 befanden sich damals 89 Dampfschiffe von allen Klassen in der Ausrüstung, und zwar mit 14,670 Pferdekraft. Die Zahl der Matrosen, welche dabei verwendet waren, betrug 23,500, die der Seesoldaten 10,500. Die Versuche, welche mit eisernen Dampfschiffen gemacht wurden, glückten nicht; die gebauten hatten mit der Ausrüstung einen zu tiefen Gang, so daß sich die Ruder kaum bewegten, und fuhren sehr langsam. Indeß wurde zu einem dritten eisernen Dampfschiff der Kiel gelegt, und

man verspricht sich von seiner größeren Länge die gewünschte Geschwindigkeit. Auch in neuester Zeit scheint man den Gedanken noch nicht aufgegeben zu haben, eine Dampfmarine zu gründen u. die Anzahl der Segelschiffe zu vermindern. Man scheint zu erkennen, daß die Linienschiffe unnütz werden, sobald eine neue Seemacht, welche Alles ohne sie auszurichten vermöchte, in der Welt erschienen sey. Von den 17 Linienschiffen sind daher zur Zeit nur 9 ausgerüstet, dagegen aber 125 Kriegsdampfer jeden Augenblick kampfbereit, welche noch durch 200 Dampfschiffe von vorzüglichem Gang und zum Tragen von schwerem Geschütz und Truppen geeignet unterstützt werden. Die oberste Verwaltungsstelle ist das Admiralitätsamt, an dessen Spitze der Lord der Admiralität steht. Die ganze Flotte ist in 3 Geschwader abgetheilt, welche nach den Flaggen: der rothen, weißen und blauen, unterschieden werden, in welcher Reihenfolge auch die Rangfolge der Seeoffiziere höheren Grades (Flaggenoffiziere) steht. Jedes Geschwader soll, wenn es versammelt ist, nach den neuesten Bestimmungen 1—2 Admirale haben, ferner 2 Vice- und 3 Kontre- oder Realadmirale. Der Admiral der Seemacht ist zugleich der oberste Befehlshaber der Seemacht. Als Bildungsanstalten bestehen für die Marine: 1) das Royal naval college zu Portsmouth, 2) ein gleiches zu Plymouth; ein drittes wird in London entstehen. Die englische Marine, außerhalb England so sehr gelobt, findet im Lande vielen Tadel. Die Rückkehr des Uebungsgeschwaders 1845 veranlaßte manch hartes Urtheil. Die nenern, von dem jetzigen Surveyor of the Navy, Sir William Seymonds, gebauten Schiffe haben sich schlecht bewährt. Der „Morning Herald" meint, die Admiralität müsse, wenn sie sich nicht eine arge Verantwortung aufladen wolle, das ganze Schiffbaudepartement umgestalten. Die Klage ist allerdings alt u. bewährt, daß die engl. Kriegsschiffe in der Mehrzahl nicht viel taugen, und es ist eine aus den letzten Kriegen wohl erinnerliche Thatsache, daß die englischen Kapitäne sich um das Kommando eines weggenommenen französischen Kriegsschiffes eifrig bewarben, weil sie ihm vor dem englischen den Vorzug gaben.

Die Seemacht Frankreichs stammt erst aus den Zeiten Ludwigs XVI., doch hatte Frankreich früher schon ziemlich Schifffahrt und ebenfalls an den Entdeckungsreisen mit Antheil gehabt. Zuerst waren es Seeleute aus der Bretagne und Normandie, welche durch das Beispiel des Columbus zu Entdeckungsreisen angespornt wurden. Die erste Fahrt wagte 1506 der Kapitän Johann Dionysio mit Camardo, einem Steuermann aus Neuen, und einem Schiffer aus Honfleur; ihm folgte 1508 Johann Cazo, welcher die Küste von Neufundland untersuchte und den Stockfischfang anfing. Im Jahre 1524 schickte Franz I. den Florentiner Verazzani auf eine Entdeckungsreise aus; er kam weiter gegen Süden, als die Franzosen, Engländer u. Portugiesen vor ihm. Im Jahr 1534 geschah auf Veranlassung von Franz I. ein zweiter Entdeckungsversuch durch Jakob Cartier von St. Malo, der Neufrankreich, das heutige Louisiana u. Kanada entdeckte. Im J. 1540 ging er mit 5 Schiffen nach Kap Breton zur Anlegung einer Kolonie, 1543 nach Kanada, wo er das Fort France Roi erbaute; 1562 ging Ribaut mit 2 Schiffen nach dem französischen Florida ab, um eine Kolonie zu gründen. Diese hatte aber das Schicksal der andern: sie ging ein. Auch Heinrich IV. ließ 1598 die S. nach Kanada erneuern und das Land nochmals anbauen. Die Reibungen der Franzosen mit den britischen Kolonien hörten bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts nicht auf; 1634, 1651 und 1663 waren nach und nach 3 Gesellschaften zusammengetreten, um sich in Südamerika festzusetzen, u. erst seit 1667 hatten sie vor den Plackereien der Engländer Ruhe. Im J. 1660 theilte England und Frankreich die karaibischen Inseln; Frankreich behielt nur Guadeloupe, Martinique, Granada u. die übrigen der genannten Inseln durch einen eigenen Vertrag, der ihm den Besitz gegen allen Widerspruch sicherte. In Afrika haben sich bis auf die neueste Zeit die Besitzungen der Franzosen auf einen Küstenstrich an der Senegalmündung u. auf die Mascarenen-Inseln Bourbon und Isle de France, welch letztere seit 1814 den Engländern gehört, beschränkt. Die afrikanische Westküste war früher von den Franzosen besucht, als von einer andern europäischen Nation. Schon im 14. Jahrhundert (1364) hatten Personen aus der Normandie Handelsanlagen an der afrikanischen Westküste zwischen Goree und dem Gambia versucht, von denen sich 1664 nur noch 1 Kommis hielt. Im Jahr 1677 bekam der Vicedamiral Graf d'Estrées den Auftrag, die Insel Goree zu nehmen, was auch am 1. November geschah, wobei er außerdem noch die holländischen Kontore zu Rufisco, Portubal und Joel zu Grunde richtete. Durch den Frieden von Nimwegen 1678 blieben die Franzosen im Besitz aller Eroberungen, die sie auf der afrikanischen Küste gemacht hatten. Kurz vor den Kriegen, welche Frankreich mit den Niederlanden und England vom Jahr 1688—1697 führte, kamen die Niederländer wieder an diese Küste, legten 1682 daselbst zwei Etablissements an, und es gelang erst den Franzosen am 2. März 1721, sie von dort zu vertreiben. Im J. 1724 kam abermals eine neue Eskadre unter de Salvarer an die Westküste von Afrika, bemächtigte sich des Forts Portendic u. machte die holländische Besatzung zu Gefangenen. Von 1724—1758 blieben die Franzosen im alleinigen Besitz der Küste. In den Jahren 1786—1789 liefen im Durchschnitt 108 Schiffe nach Afrika aus, welche 38,596 Tonnen enthielten und für 18,256,000 Livres Waaren an Bord hatten. Der französische Negerhandel (s. d.) kam erst im Anfange des 18. Jahrhunderts (1702) durch den Assiento in volle Blüthe. Vor Colberts Administration wurden von der Regierung in Frankreich keine Anstalten zu französischen Besitzungen in Asien gemacht; 1616 und 1619 rüstete eine Gesellschaft einige Schiffe nach Java aus, und 1633 war es eine Gesellschaft von Kaufleuten zu Dieppe, welche Versuche zur Eröffnung eines ostindischen Handels machte. Colbert privilegirte die ostindische Kompagnie, welche ihren Sitz auf Madagaskar

hatte, auf 50 Jahre; noch hatte sie aber nicht 5 Jahre bestanden, als sie 1665—1670 ihr Etablissement der Regierung zurückgab und geraden Wegs nach Indien handelte. Ungefähr 1690 gründeten die Franzosen Pondichery, das bald durch ihre Thätigkeit eine beträchtliche Stadt wurde. Es ward aber 1693 von den Holländern weggenommen, durch den ryswiker Frieden 1697 jedoch in einem bessern Zustande zurückgegeben. Fast 60 Jahre verflossen nach der Gründung des ersten Etablissements in Indien, ehe es aus seinem Kindheitszustande heraustrat. Die ostindische Kompagnie war in beständiger Geldverlegenheit und Verwirrung und mußte 1707 aufhören, Schiffe nach Indien zu schicken. Im Jahr 1745 während des Krieges erschien ein englisches Geschwader in den indischen Gewässern, bald darauf aber la Bourdonnais, Gouverneur der Inseln Isle de France und Bourbon, mit 9 Schiffen. Nach einem für die Engländer nachtheiligen Treffen belagerte Bourdonnais Madras, welche Stadt, da das englische Geschwader nicht zu Hülfe kam, sich am 21. September 1746 auch ergab, aber schon 1748 durch den Frieden zu Aachen wieder an England zurückkam. In dem gegen die Briten geführten Krieg gingen Massulipatnam und nach und nach alle Theile des französischen Indiens verloren, und endlich fiel auch Pondichery am 15. Januar 1761. Im Jahre 1763 erhielt Frankreich den Frieden von Pondichery und Mahie zurück, das übrige bis auf einige Kleinigkeiten verblieb bei England. Endlich gab der Friede, welcher nach dem nordamerikanischen Kriege geschlossen wurde, auch die Plätze um Pondichery den Franzosen wieder, welche es vor 1756 besessen und im pariser Frieden 1763 nicht wieder erhalten hatten. In allen diesen Besitzungen blieb Frankreich auch in dem Frieden von Amiens 1802. Der Ausbruch der Revolution zertrümmerte beinahe Frankreichs Seemacht, die 1786 aus 81 Linienschiffen, 13 Fregatten, 36 Korvetten und 26 Kuttern bestand, und die Schlacht von Abukir zerstörte von Neuem, was unter dem Direktorium für die Flotte geschehen war. Unter Napoleon hob sich die Schifffahrt auf den inländischen Gewässern von Frankreich; allein die Blokade aller französischen Busen durch die Engländer hemmte jeden äußern Verkehr. Frankreichs Seemacht war damals nicht sehr bedeutend; was aber in einem Zeitraum von mehren Jahren geschaffen wurde, zerstörte ein Tag, der Tag von Trafalgar, welcher allerdings von Seite der Engländer durch den Tod Nelsons bezahlt wurde. Indeß Napoleons rastlose Thätigkeit ruhte nicht, u. so hatte er es 1808 schon wieder auf 40 Linienschiffe und 30 Fregatten gebracht. Nach dem Sturze Napoleons und als die Bourbonen nach Frankreich zurückgekehrt waren, wurde viel für die französische Flotte gethan und dieselbe bis 1829 auf 36 Linienschiffe, 35 Fregatten und 168 andere Kriegsfahrzeuge gebracht. Im Jahre 1833 bestand sie aus 298 Kriegsschiffen mit 8500 Kanonen u. gegenwärtig befindet sie sich in einem Zustand, der, wenn man dem Stolze der Franzosen trauen darf, sich vor der englischen nicht mehr scheut, ja es ist sogar nach englischen Angaben die französische Dampfmarine der von England überlegen. Es ist eine allgemeine Annahme, sagt ein öffentliches Blatt, daß, was vor einigen Jahren noch nicht geglaubt wurde, in dem nächsten Seekriege die Dampfschiffe den Ausschlag geben werden. Frankreich hat dann deren 113 mit 32,170facher Pferdekraft. England dagegen, führt diese Schrift fort, hat theils fertig, theils im Bau begriffen 88 Kriegsdampfboote mit nicht ganz 20,000facher Pferdekraft. Die englische Dampfmarine steht hiernach nicht allein mit 26 Schiffen und ungefähr 12,000facher Pferdekraft, sondern auch dadurch, daß die meisten engl. Dampfschiffe im Verhältniß zu ihrer Größe zu schwache Maschinen haben, gegen die französische zurück. Die Franzosen verwenden sehr viel auf die Vermehrung ihrer Dampfschiffe, allein sie vernachlässigen keineswegs den andern Theil ihrer Marine. Frankreich hatte zu Anfange des Jahres 1844 23 Linienschiffe im Baue, und alle waren schon sehr weit vorgeschritten; 3 von diesen Schiffen sind für 120 Kanonen gebohrt, 11 für je 100 Kanonen, die übrigen 9 werden je 90 Feuerschlünde tragen. Ferner waren um jene Zeit 20 französische Fregatten auf der Werft, während in England 11 Linienschiffe im Bau begriffen waren, von denen 2 120 Kanonen tragen sollten. Zu Anfang 1844 hatte Frankreich im aktiven Dienst 8 Linienschiffe, 16 Fregatten, 22 Korvetten, 31 Briggs, 72 Sloops und sonstige kleine Fahrzeuge, dann 32 Dampfboote, deren Zahl schnell auf 43 stieg. Segelfertig lagen damals vor Anker 12 Linienschiffe von 74—120 Kanonen und 1 Fregatte von 50 Kanonen. Im Monate Januar 1844 hatte Frankreich 43 Dampfboote auf dem Meere, 18 im Baue, 18 transatlantische Packetboote, ganz oder zum Theil vollendet, 24 Packetboote von 220—50 Pferdekraft zum Verkehr mit der Levante, mit Alexandrien u. Korfika. Von den 103 Kriegsfahrzeugen sind 16—18 für den afrikanischen Krieg erforderlich und 9 für den Krieg zu schwach, also nur 16—17, darunter 3 von 450 Pferdekraft, 1 von 300, 6 von 250, die übrigen von 160 bis weniger Pferdekräften, für eventuelle Sendungen versertigt. Obgleich die Marine seit 1814 bedeutend herabgekommen ist, so sagte 1843 in der französischen Deputirtenkammer einer der Abgeordneten, daß die französische Kriegsflotte für den aktiven Seedienst bloß aus 6 Linienschiffen, 6 Fregatten, 19 Korvetten, 15 Briggen, 29 leichten Fahrzeugen, 22 Transportschiffen und 58 Dampfschiffen bestehe, die im Ganzen mit 34,000 Mann besetzt seyen. Das Marinebudget umfaßte: 140,934,591 Franken = 35,246,147 Rthlr. 16 gr. Davon aber gehen ab: für Kolonien 24,000,000 Franken, Wasserbauten 10,500,000 Fr., für Artilleriematerial 3,000,000 Fr., für Galeeren 3,000,000 Fr. Bleiben für den eigentlichen Seedienst 101,500,000 F. = 25,375,000 Rthlr. Nach den früheren Regierungsbeschlüssen soll aber der eigentliche Etat umfassen:

Dreidecker von 110 — 120 Kanonen	. . . . .		10
Zweidecker von 98 — 100	"	. . . . .	10
" von 90 — 84	"	. . . . .	19

Zweidecker von	80	"	. . . . .	5
Fregatten von	32 — 60	"	. . . . .	50
Korvetten von	14 — 30	"	. . . . .	40

50 Briggen, 30 kleinere Kanonenschiffe, 16 Transportschiffe.

An Dampfschiffen.

10 Fregatten von	450 — 600 Pferdekraft	à 20 — 30	Kanonen,
40 Korvetten von	220 — 400	" à 4 — 13	"

5) Avisos und 2 schwimmende Batterien.

Von sämmtlichen Schiffen sollen für den Frieden 24 Linienschiffe und 40 Fregatten beständig flott seyn. In wie weit amerikanische Blätter, welche die Gesammtzahl der französischen Kriegsschiff auf 348 Segelschiffe mit 8116 Kanonen und 61 Dampfschiffe setzen, Recht haben, wollen wir nicht beurtheilen; übrigens können auch die Kanonenboote und die Galeeren mit in dieser Zahl begriffen seyn, wodurch dieselbe natürlich bedeutend heranwächst. Die Ueberlegenheit der englischen Dampfmarine über die französische rief eine Schrift vom Prinz von Joinville, betitelt: „Note sur l'état des forces navales de la France", hervor, in welcher der Verfasser zeigt, wie Frankreich nur durch eine starke Dampfmarine England gegenüber sich ein Ansehen auf der See behaupten könne und ermahnt, diese zu vermehren. Im mittelländischen Meere, fährt er unter Anderm fort, würden wir mit einer imponirenden Dampfmarine herrschen; Frankreich würde auf diesem Schauplatze seine Pläne mit Dampfschiffen siegreich ausführen können, ohne sich vor Segelflotten bangen zu lassen, deren Schnelligkeit überflügelt werden könne. Die Dampfmarine muß die Küsten bewachen, die Annäherung feindlicher Streitkräfte signalisiren, unsere Küsten-S. decken und sich Landungen, Bombardements und allen feindlichen Angriffen, wie sie es kann, widersetzen, denn es versteht sich, daß, so wie die Vortheile unserer Dampfmarine uns zu Gute kommen, auch der Feind in gleicher Weise Nutzen gegen uns daraus ziehen kann. Küsten, welche Segelschiffen nur mit Gefahr zugänglich sind, sind es Dampfschiffen ohne Beschwerde, und Dampfschiffe können in Flüsse eindringen, was Segelschiffen nur selten glückt. Die Anwendung der Dampfschiffe versetzt die Linienschiffe nothwendigerweise in die untergeordnete Stellung des Belagerungsgeschützes einer Landarmee. Man wird sie im Gefolge der Dampfschiffe mit sich führen, wenn die Expedition ein bestimmtes Ziel hat, wenn es gilt, gegen ein Fort, gegen eine Seestadt zu operiren, wenn mit einer großen Masse auf einem Punkte vereinigter Kanonen gefeuert werden soll. Sonst aber wird man Dienste nicht von ihnen verlangen, welche sie weder leisten können, noch dürfen.

Die Dänen sind schon im Mittelalter als die verwegensten und unternehmendsten Schiffer bekannt. Die Seemacht der Dänen soll sich nach dem Sturze der Hansa, 1630, bedeutend vermehrt haben und die Kolonisationsunternehmungen in Asien, Afrika, Amerika begannen im letztern Lande im Jahre 1619 durch den Kapitän Munk, der eine nordwestliche Durchfahrt in das stille Meer aufsuchte. Langweilige Kriege, in die das Land verwickelt war, ließen es jedoch bis zum Jahre 1671 an keine Niederlassung denken. In diesem Jahre aber ließ Christian V. die erste dänische Kolonie in St. Thomas anlegen; auch hatten die Dänen die Insel St. Jean, ganz nahe bei St. Thomas, schon 1671 erworben, sie besetzten sie jedoch erst 1719. Im Jahre 1733 kauften sie die Insel St. Croix für 738,000 Livres von den Franzosen und schlossen damit den Umfang ihrer westindischen Besitzungen. Im Jahre 1657 erschien zuerst die dänische Flagge an der Küste von Guinea, und bald darauf war der Handel derthin einer eigenen Kompagnie übergeben. Hauptsächlich war es der schauderhafte Sklavenhandel, den die Dänen vom Jahre 1754 allein an der Küste von Guinea betrieben, der aber durch eine königliche Verordnung von 1792 nur noch bis 1803 bestehen durfte. Im Jahre 1618 gründete die Regierung die erste Niederlassung, ließ die Stadt Tranquebar erbauen und lieh die Feste Dansborg anlegen. Jedoch im Jahre 1634, als die ostindische Kompagnie, die 1618 gestiftet worden war, einging, hörte mit 1643 die dänische S. nach Ostindien auf, und es ging von 1643 – 1669 kein einziges dänisches Schiff nach Tranquebar. Im Jahre 1670 wurde auf Christians V. Verlangen eine neue ostindische Kompagnie errichtet; doch auch sie konnte bald nicht mehr alle 3—4 Jahre ein Schiff nach Europa befrachten und ging 1729 wieder schlafen. Die dänische Seemacht wurde überhaupt erst um diese Zeit stark und flößte sogar gegen Ende des 17. Jahrhunderts den Holländern ernstliche Besorgnisse ein. Denn Christian V. schloß sich an Ludwig XIV. an und trug nicht wenig dazu bei, daß die Holländer sich im ryswiker Frieden 1697 zu verhältnißmäßigen günstigen Bedingungen gegen Ludwig XIV. verstanden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand die dänische Flotte aus 34 Linienschiffen, 16 Fregatten, mehr als 40 Galeeren und 5 Brandern. Im Jahre 1806 aber war sie auf 101 Fahrzeuge angewachsen, und zwar bestand sie aus 20 Linienschiffen, darunter 3 von 80, 8 von 74, 2 von 72, 1 von 68, 4 von 64, 3 von 60 Kanonen; 16 Fregatten von 38—12 Kanonen; 9 Briggs von 20—14 Kanonen; 1 Schooner von 10 Kanonen; 17 Königsbooten von 12—6 Kanonen; 8 Lootsenbooten von 6—2 Kanonen; 12 Kanonirbooten von 10—6 Kanonen; 4 Kanonirschaluppen von 6 Kanonen; 5 Kanonirjollen, jede von 1 Kanone u. 4 Haubitzen. Die schwimmende Vertheidigung von Kopenhagen bestand in 4 Schießpramen, jede zu 20 Kanonen, einer schwimmenden Batterie mit 24, einer unsinkbaren Fregatte mit 16, einer Vertheidigungsfregatte mit 22 Kanonen. Das Bombardement von Kopenhagen, die Auslieferung der dänischen Flotte an die Engländer, die Zerstörung der im Bau begriffenen Schiffe, jene barbarische Großthat der Briten 1807 und der Verlust Norwegens brachten die dänische Marine auf den niedrigen Stand von 3 Linienschiffen, 4 Fregatten, 3 Briggs und mehren kleinern Fahrzeugen, welcher sich im Jahr 1835 auf 7 Linienschiffe, 8 Fregatten, 5 Korvetten, 3 Schooner und 3 Kutter gehoben hatte. Im Jahre 1845 bestand die dänische Kriegsflotte aus 5 Linienschiffen à 84 Kanonen und aus 1 mit 66 Kano-

nen (1 Linienschiff mit 84 Kanonen war auf dem Stapel); 2 Fregatten à 48 Kanonen, 4 dergl. à 46 Kanonen, 2 dergl. à 40, 1 Korvette mit 32, 3 Korvetten mit 20 Kanonen und 1 von 20 Kanonen lag auf dem Stapel; 2 Briggs à 16 Kanonen, 2 dergl. à 12 Kanonen, 3 Schooner und 3 Kutter, zusammen 28 Segelschiffe. Im Jahre 1847 umfaßte die königliche Marine folgende Schiffe: 6 Linienschiffe mit zusammen 486 Kanonen, 8 dergl. mit 360, 3 Korvetten mit 72, 4 Briggs mit 56, 3 Schooner mit 10 Kanonen und 8 Falkonetten, 3 Kutter mit zusammen 10 Falkonetten, 5 Dampfschiffe mit zusammen 510 Pferdekraft, 86 Kanonenboote, 6 Transportschiffe.

Schwedens Seemacht konnte schon seit Gustav I. den Verhältnissen des Landes angemessen nicht unbedeutend genannt werden (Gustav Adolf landete 1630 mit 30 Kriegs- und 200 Transportschiffen an Pommerns Küsten); beträchtlich aber war sie zu nennen zur Zeit Karls X. und Karls XI. (1654—1697), doch hat sie nie Berühmtheit erlangen können, ausgenommen in dem Kriege, welchen Gustav III. in den Jahren 1788—1790 mit Rußland führte. Unter Karl XI. hatten die Schweden in der Seeschlacht bei Bornholm 44 Kriegsschiffe, eine große Anzahl kleiner Fahrzeuge nicht gerechnet. Zur Zeit Karls XII. kam jedoch die schwedische Marine sehr herunter, sie hatte bloß noch 24 Kriegsschiffe. Im Jahre 1742 zählte sie 24 Linienschiffe, 20 Fregatten und viele kleine Fahrzeuge. Im Jahre 1788 bestand die schwedische Flotte aus 29 Linienschiffen und 23 Fregatten; dagegen war sie im Jahre 1807 wieder auf 12 Linienschiffe und 8 Fregatten heruntergekommen. Die Scheerenflotte hatte 200 Fahrzeuge. Im Jahre 1818 besaß Schweden außer der Scheerenflotte 20 Linienschiffe und 16 Fregatten. Die norwegische Seemacht dagegen bestand in 126 Fahrzeugen (Briggs, Schoonern, Kanonenboote und Kanonenjollen) mit 564 Kanonen. In den neuesten Zeiten besteht die schwedisch-norwegische Seemacht aus 12 Linienschiffen, 18 Fregatten und 3 Eskadern der Scheerenflotte.

Rußlands Handel und daher auch seine S. waren im Anfang im Besitze der Hansa, dann in deutschen und schwedischen Händen, bis Peter der Große endlich den Anfang zur Anlegung einer Flotte machte und zu diesem Behufe nach der Stadt Saardam in Holland ging, um den Schiffbau praktisch zu erlernen. Seine große Vorliebe für das Seewesen, den Schiffbau, ist allzu bekannt, und wie er durch sein eigenes Beispiel dahin wirkte, diesen in Aufnahme zu bringen. Im Jahre 1697 trat er seine Reise ins Ausland an, verließ, nur mit einem Begleiter versehen, seine glänzende Umgebung und ging nach Saardam, wo er sich inkognito als ein junger Russe mit Namen Peter Michaelow als gemeiner Zimmermann einschreiben ließ. Mit seiner Axt auf der Schulter, war er jeden Morgen der Erste bei der Arbeit und des Abends zuletzt in seinem selbst gemachten Bette. Nachdem er ausgelernt hatte, ging er 1698 nach England, wo er zunächst seine Wohnung in Deptford nahm und sich mit den dortigen Schiffbauern fleißig unterhielt. Beim Abschiede von England schenkte ihm der König eine Korvette von 24 Kanonen, auf welcher er wieder nach Holland fuhr und aus England 3 Kapitäne von der königl. Flotte, 25 Handelsschiffs-Kapitäne, 40 Lieutenants, 30 Lootsen, 30 Wundärzte, 250 Kanoniere und über 300 Künstler mitnahm. Im Jahre 1700 brach der Krieg mit Schweden aus, welches damals Finnland, Estermanland und Livland inne hatte. Im Jahre 1721, im Frieden zu Nystädt, kamen die genannten Provinzen an Rußland. Im Jahre 1702 waren Petersburg und Kronstadt ins Leben gerufen, und die Flotte besaß 1714 über 40 Linienschiffe, 40—45 Fregatten und 150 kleinere Kriegsfahrzeuge. Katharina I. brachte die Anzahl der russischen Schiffe auf 140, und unter Elisabeth bestand die russische Flotte aus 24 Linienschiffen, 7 Fregatten, 3 Bombardirgalliotten, 2 Personen-, 4 Packetbooten und über 100 Galeeren. Die Kriegsmacht kam unter Katharina II. zu einer ansehnlichen Höhe und hatte nicht nur allein auf der Ostsee und dem schwarzen Meere eine Flotte, sondern auch eine Ruderflottile auf dem kaspischen Meere. Im Jahre 1805, unter Alexander I., betrug Rußlands Flotte 109 Kriegsfahrzeuge, darunter 32 Linienschiffe und 18 Fregatten, und seine Ruderflotte betrug 226 Ruderfahrzeuge. Im Jahre 1807 war die große Segelflotte der Ostsee 59 Kriegsfahrzeuge, worunter 20 Linienschiffe und die überhaupt 2260 Kanonen führte; die Ruderflotte dagegen in diesem Meere betrug, außer 25 Batterien, 164 Galeeren, Kanonenbooten und Jachten mit 645 Kanonen. Die Segelflotte des schwarzen Meeres bestand aus 41 Kriegsfahrzeugen (worunter 12 Linienschiffe), das 1225 Kanonen führte. Außerdem befanden sich auf dem kaspischen Meere 6 Fahrzeuge mit 70 Kanonen, und die Flottille von Ochozk war 11 bewaffnete Fahrzeuge stark. Rußlands Seemacht war im Jahre 1833 schon imposant zu nennen; sie bestand zu dieser Zeit aus 54 Linienschiffen, 35 Fregatten, 10 Bombarden, 22 Kuttern, 50 Galeeren, 25 Brandern und einer Menge Kanonen- und Ruderbooten, so daß, die Küstenschiffe mit eingeschlossen, im Ganzen 406 Fahrzeuge mit 5000 Kanonen vorhanden waren; diese Macht bildete 3 Flotten: die der Ostsee, die des schwarzen Meeres und die des kaspischen Meeres. Seit Peter dem Großen verfolgt das russische Kabinet nur ein und dasselbe Princip; es erkennt den überwiegenden Werth einer tüchtigen Seemacht zu gut, um nicht fortwährend bemüht zu seyn, dieselbe zu vermehren, auszurüsten u. zu kräftigen und auf den höchsten Grad v. Vollkommenheit zu bringen, damit sie vor keiner Flotte der Welt zurückzuschrecken brauche. Gelingt es Rußland, die Aeußerungen des Admirals Codrington über die russische Flotte, so wie deren Offiziere und Matrosen bei Navarin zu widerlegen, dann kann es seiner Zeit als Seemacht jenen Rang behaupten, welchen es als Landmacht einnimmt. Freilich steht dies noch weit entfernt in Aussicht, da die russischen Matrosen und Marineoffiziere in wissenschaftlicher Beziehung auf einer sehr niedrigen Stufe stehen. Ein Engländer in der

United service magazine entwirft von der ruſſiſchen Marine ein ſehr trübes Bild, woraus wir nur einige Schattenſtriche hervorheben wollen. Rußland hat beinahe keine Handelsmarine; es hat nur einige Boote und andere Fahrzeuge, welche nur ungefähr 10,000 Finnländer beſchäftigen, während ſeine Kriegsmarine 50,000 Matroſen oder Marinesoldaten zählt. Die Matroſen aus der ruſſiſchen Kriegsmarine rekrutiren ſich, wie die Soldaten der Landarmee, aus den Bauern, und 30,000 derſelben ſind in der Oſtſee und 20,000 im ſchwarzen Meere ſtationirt. Die der Oſtſee beſtehen meiſt aus dem Auswurf der Landrekruten, ſind erbärmlich elend und miſerabel, und da ſie bloß nur einen kleinen Theil des Jahres auf der See zubringen, ſo ſind ſie nicht ſeegewohnt und verlieren bei gutem Wetter das Land nicht aus den Augen. Sie manövriren bei ruhiger See ganz gut, allein ihre Ungeſchicklichkeit, Unwiſſenheit und Schwerfälligkeit können beim Zuſchauer ein Lächeln erregen; bricht jedoch ein Sturm aus, dann zeigt es ſich, daß die Offiziere nichts verſtehen, und ſelbſt die Unwiſſenheit derjenigen, die in Kadettenſchulen erzogen wurden, erreicht hier das Aeußerſte. Auch an Unterſchlagungen fehlt es bei der Marine nicht und das Magazin zählt Fälle auf, die nicht unbedeutend ſind, der Unterſchlagungen der Offiziere am Solde der Seeleute nicht zu gedenken. Die Marine der Ruſſen auf dem ſchwarzen Meere iſt die gefährlichſte für Konſtantinopel, indem es dieſes beſetzen kann, noch ehe die Kunde des Auslaufens aus dem Hafen von Sebaſtopol irgendwo bekannt geworden. Sie beſtand im J. 1843 aus 12 Linienſchiffen, worunter 3 Dreidecker, jedes zu 120 Kanonen, die übrigen 9 Linienſchiffe führen jedes 90—94 Kanonen. Ein neues Linienſchiff (Lama) ſollte vom Stapel gelaſſen werden. Nächſt dem befanden ſich auf dem Meere noch 8 Fregatten, gegen 30 Briggs, Goeletten und Kutter. Nach neuern Nachrichten beſteht die ruſſiſche Flotte auf der Oſtſee aus 61 großen Schiffen mit etwa 4000 Kanonen. Außerdem iſt noch die ganze Menge der Dampfſchiffe und der kleinern Kriegsſchiffe, eine Flotte von mehr als 100 Segeln, ſo wie die Transport- und Scheerenflotte zu rechnen. Zu Kertſch überwintern die meiſten Kriegsdampfer, wo ſie zum Dienſte an der tſcherkeſſiſchen Küſte verwendet werden. Ueberhaupt befindet ſich die Flotte auf dem ſchwarzen Meere in einer viel beſſern Verfaſſung, als die in der Oſtſee. Die Matroſen haben mehr Erfahrung, u. die Mannſchaften werden größtentheils unter der maritimen Bevölkerung der Küſten, unter den Bewohnern von Kleinrußland und den Koſaken rekrutirt. Was die Offiziere anlangt, ſo ſind dieſe hier nicht beſſer als an der Oſtſee; ſie ſind gleichgültig gegen den Seedienſt und ſprechen auch hier ihren Widerwillen gegen das Seeleben aus, wie die Offiziere der Oſtſee. Nach neuern Nachrichten beſitzt die ruſſiſche Kriegsmarine 126 Segelſchiffe mit 10,397 Kanonen, und 8 Dampfſchiffe. Es bezahlt die Leute gut und hat deshalb auch viele Deutſche in der Beſatzung. Wie wir ſchon oben geſagt, kann die ruſſiſche Kriegsflotte, trotz alles Koſtenaufwandes, dennoch nicht gut zur Entwickelung kommen. Mag auch immerhin die Lage an den nördlichen Meeren, wo das Eis ſo manchen Tag des Jahres die Häfen ſperrt, derſelben hinderlich ſeyn, noch hinderlicher iſt ihr aber der ruſſiſche Despotismus, der die Menſchen zu Maſchinen zu ernedrigen trachtet. Auf dem ſchwarzen Meere ſind die ruſſiſchen Schiffe den Verheerungen der Bohrmuſchel ſehr ſtark ausgeſetzt. Die Flotten auf dem weißen und kaſpiſchen Meere beſtehen aus kleinen Schiffen und Kanonenſchaluppen. Der Kriegsmarine und namentlich der Dampfflotte wird ein beſonderes Augenmerk geſchenkt. In England und Nordamerika ſind Dampfſchiffe beſtellt, und Rußland ſelbſt hat eigene Anſtalten dazu. Die ruſſiſche Seemacht auf dem ſchwarzen Meere ſteht gegenwärtig unter dem Oberbefehl eines Viceadmirals, unter deſſen Kommando ein Gegenadmiral ſich befindet.

Die Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerika iſt ſehr bedeutend und bildet die 3. Seemacht der Welt. Im Jahre 1789 betrug der Gehalt der im Handel zwiſchen den Vereinigten Staaten und dem britiſchen Reiche beſchäftigten nordamerikaniſchen Schiffe 21,000 Tonnen, im Jahre 1808 110,000, während der Gehalt der britiſchen Schiffe nur 14,000 Tonnen war. Sehr ſtörend wirkte auf den nordamerikaniſchen Handel 1806 das eingeführte Kontinentalſyſtem, und ſeit Ende des Jahres 1810 wurde eine Störung des Handels durch ſtrengere Bewachung, ganz beſonders der holländiſchen und deutſchen Küſten, ſo wie durch den 1812 herbeigeführten Krieg zwiſchen Nordamerika und England herbeigeführt. Schon ſeit 1810 und 1812 wurde die Erfindung der Dampfſchiffe für Nordamerika wichtig, weil man nun die ſchiffbaren Ströme benutzen konnte. Man verſuchte die Dampf-S., freilich ohne ſonderlichen Erfolg, ſchon 1787 in Nordamerika; praktiſch wurde ſie benutzt 1807, wo ein Dampfſchiff von Newyork nach Albany auf dem Hudſonfluſſe fuhr. Ziemlich allgemein wurde ſie aber 1815, wo in Newyork bereits eine Dampffregatte gebaut wurde. Die Kriegsmarine der Vereinigten Staaten von Nordamerika beſteht aus 6 Linienſchiffen, 12 Fregatten, 21 Sloops, 8 Briggen, 8 Schoonern, 4 Vorrathsſchiffen und 8 Dampfbooten, alſo aus 59 Segel- und 8 Dampfſchiffen, bei einem Marinebudget von jährlich 6,495,191 Doll. = 9,085,787 Thlr. Die Kriegsmarine iſt ein untheilbares Geſammteigenthum aller Staaten der Union und ſteht unter dem Oberbefehl des zeitigen Präſidenten der Regierung. Doch ſind nach dem United Magazine gerade dieſe Republikaner noch die furchtbarſten Gegner Englands. Obgleich ſie eine geringe Kriegsflotte gegenüber der engliſchen haben, ſo ſind ſie doch durch die vielen Ateliers, welche bei ihnen zur Erbauung von Lokomotiven und Maſchinen für die zahlloſen Fahrzeuge ihrer Seen und Flüſſe beſchäftigt ſind und mittelſt deren ſie leicht große Dampfſchiffe herſtellen können, im Stande, ſchnell eine Kriegsflotte zu ſchaffen. In dem Augenblicke, wo der amerikaniſche Freiſtaat wegen Texas mit Mexiko und wegen des Oregongebietes mit

England in einen Krieg gerathen konnte, erfuhr man aus den Kongreßverhandlungen am 27. Jannar 1846, daß die Union auf den Meeren oder in den Häfen für den Dienst bereit hatte: 1 Linienschiff, 6 Fregatten, 15 Kriegsschaluppen, 6 Briggs und Schooner, 4 bewaffnete Frachtschiffe, 1 Dampfer auf dem Meere und einen andern auf dem Eriesee.

Das Königreich beider Sicilien unterhält eine nicht sehr bedeutende Flotte. Dieselbe besteht aus 2 Linienschiffen, dem Wesuv von 80 und Capri von 74 Kanonen; 6 Fregatten von 60 und 4 von 44 Kanonen; 5 Brigantinen von 20 Kanonen; 1 Korvette von 22 und 1 von 10 Kanonen; 2 Goeletten von 14 Kanonen; 6 Dampffregatten von 300 Pferdekraft, 1 von 200, 2 von 120, 1 von 50 und 1 von 40 Pferdekraft, dann 50 kleinere Kanonier- und Bombardierbarken, Paranzellen ꝛc. für die Kriegsdienste. Die Truppen bestehen aus 98 Offizieren und 4762 Mann.

Die Seemacht der Türken war nie von großer Bedeutung und hat sich auch nie durch größere Seeschlachten hervorgehoben. Ihre Marine wurde von französischen u. englischen Schiffsbaumeistern, welche man hatte kommen lassen, sehr verbessert und verschönert, aber die Mannschaft auf den Schiffen und selbst die Offiziere sind zu feig, um irgend etwas auszuführen. Nach Businelle betrug die türkische Flotte in der Mitte des 18. Jahrhunderts 200 Kriegsschiffe verschiedenen Ranges, worunter 40 Linienschiffe mit 50,000 Mann Besatzung. In der Seeschlacht bei Lepanto 1571 war die türkische Marine 350 Galeeren stark und hatte noch außerdem eine große Menge kleiner Fahrzeuge, und wenn auch der Verlust sehr groß war, so zählte kurz darauf die Flotte doch wieder 230 Schiffe. Die im Jahre 1608 in die See gegangene Flotte bestand aus 200 Segeln, von welcher ebenfalls nicht viele wieder zurückkamen, indem besonders die ital. Flotten sie vollständig vernichteten. Im Jahre 1700 zählte sie große und kleine Schiffe 66, und im Jahre 1750 soll sie aus 200 Schiffen bestanden haben. Im Jahre 1787 hatte die türkische Flotte große Schiffsabtheilungen vor Konstantinopel; im schwarzen Meere und Aegypten zählte man 1796 17 Linienschiffe und 20 Fahrzeuge mit über 30 Kanonen. Bei der Expedition nach Aegypten lief der Kapudan Pascha mit 7 Linienschiffen, 4 Schiffen von 50 Kanonen und 7 Fregatten aus. Man berechnete die Flotte 1806 auf 20 Linienschiffe, 15 Fregatten und 32 kleinere Fahrzeuge mit 2156 Kanonen und etwa 40,000 Mann Besatzung. In dieser Seekampagne ging viel zu Grunde und 1807 erschien der Kapudan Pascha nur mit 14 Segeln im See. Seit dieser Zeit ist die Seemacht der Pforte mehr und mehr heruntergekommen, und obgleich sie seit dem Jahre 1820 wieder Anstrengungen machte, in die Höhe zu kommen, so wurde das durch den hellenischen Freiheitskampf und in der Schlacht bei Navarin vollständig wieder gestört, was sie geschaffen hatte.

Die S. Deutschlands hat sich an den langen Ost- und Nordseeküsten trotz der Zerrissenheit des Vaterlandes zu einer solchen Höhe erhoben, daß sie füglich mit den Handelsmarinen anderer Nationen konkurriren kann. Leider ist es der Revolution von 1848 nicht gelungen, eine deutsche Kriegsflotte, eine Nationalflagge zu schaffen, denn die Paar armirten Nußschaalen, welche auf der Weser umherschwimmen, können höchstens als eine schlechte Parodie auf die deutsche Handelsmarine und die Mitteldeutschlands überhaupt gelten. Die Begeisterung Deutschlands für die Flotte scheiterte wie alles Andere an der Eifersucht der Dynastien und ihrer Herrschsucht, welche Alles, wodurch sich die Interessen der verschiedenen Nationen nähern und befestigen, verabscheut So lange aber Kriegsflotte und Flagge fehlen, wird die S. der Einzelstaaten nie die Höhe einnehmen, die ihr gebührt, mögen jene auch noch so viel thun. Die Anzahl sämmtlicher Seeleute auf den norddeutschen Fahrzeugen beträgt etwa 48,000 M.; rechnet man hinzu noch die Küstenschiffer, Seefischer, Lootsen, Schiffszimmerleute, Segelnäher ꝛc. auf 80—85,000 Mann, so kann man im Allgemeinen auf eine Anzahl von 120—125,000 tüchtiger Mann rechnen, eine zwar beträchtliche, aber doch nur geringe Zahl, wenn wir sie mit Deutschlands Größe und Seelenzahl vergleichen. Unter den deutschen Seestaaten nimmt Bremen, wenn auch nicht an Größe, so doch an Tüchtigkeit den ersten Rang ein. Zwar gibt es in letzter Zeit in fast allen deutschen Küstenländern einzelne Schiffe, welche sich mit den besten bremer Schiffen messen können; in der Gesammtheit wissen diese aber doch immer noch den Vorrang zu behaupten. Alle neuern Schiffe Bremens sind von vorzüglicher Bauart, so daß sich die größern mit den nordamerikanischen, den ersten Kauffahrteischiffen, kühn messen können. Eben so sind die bremer Kapitäne fast durchgängig gebildete und in ihrem Berufe wohlerfahrene Männer. Die kernhafte geübte Mannschaft besteht größtentheils aus Hannoveranern und Oldenburgern von den Mündungen der Weser und Ems. Die Ausdehnung und Blüthe der bremer S. schreibt sich besonders von Anfang der deutschen Auswanderung her. Bremen, welches die Wichtigkeit der Auswanderungsbeförderung erkannte, wandte alle Kräfte an, dieselbe an sich zu ziehen, während Hamburg in stolzem Uebermuthe dieselbe geringschätzte. Besonders hob die durch Auswanderer-Beförderung ermöglichte wohlfeile Rückfracht Handel u. Schiffbau, welcher letztere wieder, besonders durch Vervollkommnung der Schnellsegler, befördert wurde, da es im Interesse des Rheders liegen muß, die vielen Auswanderer so kurze Zeit als möglich zu beköstigen. Die Stadt Bremen besitzt jetzt 234 eigene Seeschiffe von 108,000 Tonnen (a 2000 Pfd.) Last, und schickt dieselben in alle Meere der Erde, obgleich ihre Hauptfahrten vorzugsweise nach Nordamerika, Brasilien und Westindien gerichtet sind. Der Wallfischfang beschäftigt ebenfalls 10—12 Schiffe. Hamburg, die größte Handelsstadt Deutschlands, ja des europäischen Kontinents, hat in den letzten Jahren aufs

Eifrigste dahin gestrebt, seine Versäumnisse in der S. nachzuholen, was ihm bei seinen bedeutenden Geldmitteln auch nicht schwer fallen konnte. Es zählt jetzt 242 Seeschiffe mit 106,000 Tonnen Tragfähigkeit. Die Hamburger befahren besonders die Westküste Südamerika's, Ost- und Westindien, Nordamerika und Australien. Die Bemannung der Schiffe besteht größtentheils aus Hannoveranern und Schleswig-Holsteinern. Altona, in merkantilischer Hinsicht als mit Hamburg vereinigt anzusehen, besitzt 40 größere Seeschiffe von 17,000 Tonnen Tragfähigkeit. Die übrigen kleinen Orte der schleswig-holsteinischen Nordseeküste, als Blankenese, Glückstadt, Tönning, Husum, Sylt, besitzen nur einige wenige größere Seeschiffe, dagegen mehre Hundert kleiner Küstenfahrzeuge. Blankenese allein besitzt an 120 kleine Seeschiffe, welche nach England, Holland, Frankreich, ja bis ins mittelländische Meer gehen und sich durch ihr Schnellsegeln und ihre gute Mannschaft auszeichnen; überhaupt sind die Schleswig-Holsteiner der Westküste in jeder Beziehung tüchtige Seeleute. — Von der hannoverschen S. ist die bedeutendste die der Städte Leer, Emden, Norden, Papenburg, die über 520 Seeschiffe von 86,000 Tonnen besitzen, unter denen jedoch nur einzelne große über 300—250 Tonnen, die Mehrzahl hingegen von 100—150 Tonnen sind. Die ostfriesische S., besonders der zum Lastfragen eingerichtete Bau der Schiffe, ähnelt sehr der holländischen; die Mehrzahl derselben beschränkt sich auf den Transport der Landprodukte nach England, Holland, Frankreich, Schweden, oder in die Häfen der Ost- und Nordsee. Die Mannschaft ist eben so tüchtig, wenn auch etwas langsamer, als die bisher angeführte; die Kapitäne sind häufig nicht theoretisch gebildet genug. Die S. der Unterweser beträgt 18 größere Seeschiffe von 5000 Tonnen Tragfähigkeit; sie ist in Allem der von Bremen gleich, von welcher sie auch hauptsächlich verwandt wird. Die S. der Unterelbe, von Hamburg und Stade aus zählt 20 Schiffe v. 5200 Last; sie gleicht der hamburger u. ist von ihr in Allem abhängig. — Die S. Oldenburgs zählt außer den kleinen Küstenfahrzeugen an 112 Seeschiffe von 22,000 Tonnen. Die oldenburger Schiffe, größtentheils in Brake und andern Orten der Unterweser gerhedet, werden ebenfalls im bremer Handel verwandt; 6—7 fahren auf den Wallroßfang in die nördlichen Meere. — Minder wichtig für den Weltverkehr, aber doch immer von großer Bedeutung für Deutschland und die Küstengegenden selbst ist die S. der Ostsee, der Hauptnahrungszweig ihrer Küstenbewohner. Memel, Königsberg, Pillau, Danzig, Kolberg, Rügenwalde, Stolpe, Stettin, Swinemünde, Wolgast, Greifswald, Stralsund und Barth treiben alle S., und die Zahl der gesammten preußischen Ostseeschiffe beträgt an 936 mit 340,000 Tonnen Tragfähigkeit, und fast eben so groß ist die Anzahl der Küstenfahrzeuge. Stettin besitzt die meisten Seeschiffe, nächst ihm Danzig. Der Verkehr der Ostsee mit England, Holland, Belgien und Frankreich und zugleich die Verladung der umfangreichen Landesprodukte beschäftigt den größten Theil derselben. Mehre preußische Ostseeschiffe fahren zwischen Hamburg und Brasilien, und die 5 großen Kauffahrer der berliner Seehandlung zwischen China und Hamburg. Die Bemannung der preußischen Ostseeschiffe besteht größtentheils aus Preußen selbst, die längs des ganzen Seestrandes in den Städten und mehr noch in den Dörfern wohnen. Für Heranbildung tüchtiger Offiziere wird durch gute Navigationsschulen gesorgt. — Preußen hatte unter dem großen Kurfürsten, wo es eine eigene Kolonie in Guinea besaß, eine Flotte von 5 Fregatten, welche jedoch wieder in Verfall gerathen ist und von Friedrich dem Großen wegen seiner Landkriege nicht wieder gehoben werden konnte. Gegenwärtig besteht die preußische Kriegsflottille aus 1 Korvette, 1 Dampfer, 36 Kanonenschaluppen und 6 Kanonzellen. — Nach der preußischen ist die mecklenburgische S. die bedeutendste in der Ostsee, im Verhältniß derselben eigentlich noch überlegen. Mecklenburg oder eigentlich nur die Städte Wismar und Rostock besitzen 358 Seeschiffe von 98,000 Tonnen Tragfähigkeit und außerdem etwa noch 100 Küstenfahrzeuge. Des beschränkten Handels wegen suchen sie jedoch größtentheils ihre Beschäftigung in ausländischen Häfen, vorzüglich in den russischen Ostseehäfen, Holland, Belgien, Frankreich. Vielfach werden sie auch von antwerpner Kaufleuten nach Odessa, Konstantinopel, oder in das nördliche Eismeer nach Archangel expedirt. Der mecklenburger S. eigenthümlich ist die soziale Einrichtung, daß der Besitz eines Schiffes oft in 64, ja sogar in 128 verschiedene Theile zerfallt. So hat ein Schiff oft 30—40, ja noch mehr Besitzer, meistens ganz gewöhnliche Leute, die selbst mit am Bord desselben als Matrosen dienen. Derjenige, der den Haupttheil hat, Korrespondentrheder, gewöhnlich ein Kaufmann in Rostock oder Wismar, besorgt alle Geschäfte, legt Rechnung ab und zahlt die Procente des Gewinns aus. Auch auf den Wallfisch- und Robbenfang schickt Rostock jährlich 2 Schiffe. Die Kapitäne und Matrosen der mecklenburger Schiffe sind fast lauter Mecklenburger aus Wismar, Rostock, Warnemünde, Ribnitz oder dem sogenannten Fischlande, einer schmalen, mehre Meilen langen Halbinsel, der Pflanzschule eines kernigen Matrosenvolkes. — Lübeck besitzt 92 Fahrzeuge von 26,000 Tonnen Tragfähigkeit und beschäftigt dieselben größtentheils in seinem eigenen Handel nach Rußland, Schweden und Norwegen. Die travemünder Werfte sind ihres wohlfeilen Schiffsbaues halber bekannt, so daß oft Schiffe für fremde Rechnung dort gebaut werden. — Die schleswig-holsteinische S. ist in Kiel und Flensburg koncentrirt, von welchen das erstere 34, das zweite 80 Schiffe besitzt. Die flensburger S. ist übrigens schon vielfach mit dänischen Elementen untermischt und beschäftigt sich viel mit westindischem Handel nach den dortigen dänischen Kolonien, Ostindien wird ebenfalls befahren, und auf den

Wallfisch- und Robbenfang in das nördliche Eismeer gehen 6—8 Fahrzeuge. Apenrade und Eckernförde rüsten ebenfalls treffliche Schiffe für transatlantische Fahrten aus; viele Schleswiger dienen auf den hamburger Schiffen und sind dort als tüchtige Seeleute beliebt. Die Kriegsflottille Schleswig-Holsteins besteht aus 1 Dampfer und 12 Kanonenbooten.

Literatur: Hunt, Hist. de commerce et de la navigation des anciens, Paris 1816; — Histoire générale de la Marine, daf. 1843; — Deslandes, Essai sur la marine des anciens, daf. 1748; — J. P. Schmidt, Allgem. Gesch. des Handels und der S., Breslau 1751, 2 Bde., 4.; — Schlözer, Versuch einer allgem. Gesch. des Handels und der S. in den ältesten Zeiten, Rostock 1760; — Leçons de navigation, Rouen 1768; — Le Roy, La marine des anciens peuples etc. Paris 1777; — Leveque, Examen maritime théorique et pratique, Nantes 1783; — Stan. Becchi, Istoria de l'origine e progressi della nautica, 1785, 4.; — Berghaus, Gesch. der Schifffahrtskunde des Alterthums, Leipzig 1792; — Kurzer, Abriß der Seewissenschaften, Berlin 1794; — Röding, Allgemeines Wörterbuch der Marine, Hamburg 1793—94, 4 Bde.; — Braubach, Vorübungen zur Mechanik für Seefahrer, Bremen 1801; — Derselbe, Beiträge zur Erweiterung der Kenntnisse der Seewissenschaft, daf. 1806, 2 Bde.; — Derselbe, Erweiterte Seemannstabellen, daf. 1817; — Derselbe, Mathematische Vorträge über die Seewissenschaft, herausgegeben von H. Lauritz Rayn, Hamb. 1826, 2 Thle.; — Tobiesen, Lehrb. der Schifffahrtskunde, Berlin 1820; — Marquardt, Handbuch für Seeschiffer und Schifferbeder. Danzig 1831, 2 Thle.; — Bravens, System der praktischen Steuermannskunde, 4. Aufl., Rendsburg 1843, 4.; — Benedikt, Versuch einer Gesch. der S. und des Handels bei den Alten, daf. 1809; — Tychsen, De commercio et navigatione Hebraeorum, in dem 16. Bd. der Commentat. Societatis Goettingensis.

Schifffahrtsabgaben, alle diejenigen Abgaben, welche entweder für die bloße Erlaubniß zum Befahren eines Meeres, Flusses oder Revieres, oder zum Besuch eines Hafens, mit oder ohne Waarenbeladung, hin und her zu bezahlen sind. Sie kommen unter verschiedenen Namen vor und treffen theils die Waaren allein, theils die Ladung derselben.

Schifffahrtsakte, s. Navigationsakte.

Schifffahrtsgericht, s. v. a. Admiralität.

Schifffahrtskanal, s. v. a. Begakanal.

Schifffahrtskunde, 1) die Kenntniß alles Dessen, was zur Schifffahrt gehört. Die Wissenschaft selbst theilt man ein in unbedingt nothwendige oder Hauptwissenschaften und in solche, welche mehr zufällig, aber doch auch von Wichtigkeit sind, in die Hülfswissenschaften. Erstere umfassen die Schiffbau- und Steuermannskunst, das Seerecht und die Kenntniß aller Erfahrungen, die das Reisen zu Schiffe erleichtern, Gefahren vorbeugen und zur Zeit der Noth Rettung gewähren können; die letzteren dagegen umfassen Geographie, Astronomie, Mathematik, Physik, Mechanik und Handelswissenschaften. — 2) Steuermannskunst), die Kenntniß alles Dessen, was dazu gehört, ein Schiff zu regieren und dessen Lauf zu bestimmen. Es ist dabei vor allen Dingen nothwendig, daß der Schiffer die gehörige Kenntniß der Erdgegenden, welche er befahren will, erlangt; ferner muß er kennen die Lage der Landungsorte, wo er auf längeren Seereisen sich mit Lebensmittel und Trinkwasser versehen kann, die Beschaffenheit der Fluth in den verschiedenen Gewässern, so wie überhaupt die gefährlichen Stellen des Meeres. Dazu dienen ihm außer den speciellen geographischen Werken und Reisebeschreibungen die Seekarten, die anders als unsere Landkarten eingerichtet und auf denen nur die Küsten im Meere u. zugleich die wichtigsten Stellen angegeben sind. Von diesen Seekarten unterscheidet man platte, d. h. solche, welche nur einen kleinen Theil der Meeresfläche darstellen, und zwar so darstellen, daß auf die Rundung der Erde keine Rücksicht genommen ist, und welche die eigentlichen Specialkarten des Meeres sind, und reducirte, d. h. solche Seekarten, welche für den Lauf des Schiffes im Großen dienen und auch größere Theile des Meeres umfassen; diese sind zur See allein brauchbar. Auf einer solchen Karte werden von den Ländern nur die Küsten, die Häfen, die Mündungen der Flüsse gezeichnet, von dem Wasser aber alles Das, was der Schiffer nothwendig wissen muß; sie sind meist so gezeichnet, daß die Längen- und Breitengrade als gerade Linien erscheinen. Würden die Längen- und Breitengrade auf diesen Karten rund gezeichnet sein, so würde dies den Schiffer in Verlegenheit setzen, den Lauf des Schiffes auf der Karte vorzeichnen zu müssen, wo alle Grade gekrümmt dargestellt sind, da dann der Schiffslauf, wenn er die Grade unter anderem als dem rechten Winkel durchschneidet, jederzeit gekrümmt, und bei fortgeführtem, die Grade schräg schneidenden Wege als eine Spirale erscheinen würde, wie es der Leser auf jedem Globus sich deutlich machen kann. Da die Auffindung und Eintragung dieser Krümmungen in die Karten (Loxodromie des Schiffes) ihre Schwierigkeit hat, so stellt man die Grade auf den Seekarten als gerade Linien dar und überläßt es dem Schiffer, sie mit Hülfe der sphärischen Trigonometrie zu finden, und wie viel nach Norden und Süden hin die Grade der Karte von den wirklichen, abnehmenden Längen- und sich gleichbleibenden Breitengraden differiren. Deshalb hat man auch schon loxomerische und Strich-Tafeln erfunden, welche für die 8 Striche des Quadranten auf dem Kompasse für jede Meile des Weges vom Aequator an genau die dazu gehörige Länge und Breite angeben, so daß also der Schiffer aus dem Kurs, den er gehalten hat, und dem Weg, den er ferner nimmt, wenn er die Länge und Breite des einen Endpunktes richtet, genau auch den Unterschied der Länge und Breite des

andern Endpunktes kennt. An manchen Stellen werden die 32 Kreise oder Strahlen des Kompasses aufgetragen, damit der Schiffer, wenn er von irgend einem Orte aus eine Linie zieht, die er zu befahren gedenkt, durch eine Parallele mit derselben bis an die nächste Windrose leicht den Strich erfahre, nach dem er sein Schiff zu richten hat, oder auch, daß er den zurückgelegten Weg bequem auf die Karte auftragen kann, wenn er den gehaltenen Kurs weiß. In der Schiffersprache heißen die geographischen Operationen auf der Karte „Besteck setzen". Das wohl am meisten wichtige Instrument auf dem Schiffe ist der Kompaß (s. d.), mit Hülfe dessen man allein jetzt im Stande ist, den ganzen weiten Ocean zu beschiffen, und dessen wesentlichstes Stück die Magnetnadel ist, welche auf einem Stifte frei schwebt. Vermittelst dieses Instruments kann man den Nordpol der Erde, mithin auch alle 32 Weltgegenden genau wissen, wenn die Abweichung der Nadel vom Pole bekannt, oder durch astronomische Berechnung des Nordpunktes leicht gefunden worden ist. Man hat verschiedenartige Kompasse und hauptsächlich zwei Arten: a) den s. g. Strich- und b) den Peil- (Visir-) Kompaß. Vom jenem hat der Steuermann, das ist derjenige Befehlshaber auf einem Schiffe, der unter Oberleitung des Kapitäns zunächst und unmittelbar die Leitung des Schiffes durch Beobachtung der Segel, des Kompasses und Führung des Ruders besorgt, immer zwei in einem so eingerichteten Schranke unter einer Glasscheibe vor sich; des Nachts muß zwischen beiden ein Licht angezündet u. auch verhindert werden, daß das über das Verdeck schlagende Wasser die Rose nicht beschädigen kann. Der Variations- oder Peilkompaß ist mit Linealen als Dioptern versehen, durch die man nach der Spitze des Schiffes und nach hinten in der Richtung des Fahrwassers sieht. Zur richtigen Stellung der Segel, damit der Wind richtig benutzt werde, ist es nämlich besonders wichtig, diesen Punkt zu kennen. Im günstigen Falle, wo der Wind gerade in der Richtung weht, die das Schiff nehmen soll, ergibt sich Alles von selbst, und der Schiffer hat hier nichts zu thun, als sich mit der Vermehrung oder Verminderung der Segel nach der Stärke des Windes zu richten. Anders aber stellt sich die Aufgabe, wenn der Wind schräg, von der Seite her, oder gar etwas von vorn in der Richtung weht, in welcher der Schiffer steuern will. In diesem Falle wird das Schiff mehr oder minder durch das Ruder auf die Seite geschoben, und dies nennt der Schiffer die Abtrift; sie besteht in dem Winkel, den der Lauf des Schiffes einerseits mit dem Winde, andererseits mit der Richtung macht, in welcher der Seemann es führen will, denn die Furche, welche der Kiel im Wasser zieht, liegt zwischen jenen beiden Richtungen. Die richtige Stellung der Segel, so wie der Gebrauch des Kompasses, erfordern übrigens vielfache Kenntniß der Mathematik und Mechanik. Kömmt aber der Wind von vorn schräg, so muß der Steuermann durch eine schräge Stellung der Segel gegen den Wind denselben wenigstens etwas benutzen, um dann bei einer so bedeutenden Abtrift nicht zu weit seitwärts verschlagen zu werden, u. durch Drehung des Schiffes und Wendung der Segel wieder unter einem auf der anderen Seite des Windstriches befindlichen Winkel, also im Zickzack doch einigermaßen vorwärts zu kommen suchen; man nennt dieses Manöver in der Schiffersprache laviren. Um die Schnelligkeit zu erfahren, mit welcher das Schiff segelt, gebraucht der Seemann das Log oder die Logleine; es ist dies ein durch Knoten in mehre gleiche Theile, deren jeder 142⅔ Fuß mißt, getheilter, langer Faden, oder langes Seil, an dessen Ende ein mit Blei beschwertes hölzernes Dreieck von etwa 6—7" Höhe sich befindet. Dieses Dreieck läßt der Schiffer ins Wasser, worin es sich wegen des am untern Ende befindlichen Bleies senkrecht erhält, und beurtheilt nun aus der Länge des abgewickelten Seils innerhalb einer kleinen Zeit die Schnelligkeit des Schiffes. Der Theil von einem Knoten zum andern ist allemal der 120. Theil einer Seemeile, also etwa 142⅔ Fuß und die halbe Minute ist genau der 120. Theil einer Stunde; so viel Knoten also in einer halben Minute abgewickelt werden, eben so viel Seemeilen fährt das Schiff in einer Stunde. Von großer Wichtigkeit ist es noch zu jeder Zeit, den Ort, an welchem sich der Schiffer befindet, oder mit dem geographischen Ausdruck, die Länge u. Breite, unter welcher er segelt, zu wissen, damit er auf der Seekarte dieselben aufsuchen und sich nach dem richten kann, was das Meer gerade darbietet. Besondere Schwierigkeiten macht die Auffindung der Länge; um hier kürzer zu seyn, verweisen wir auf die Artikel Länge und Seeuhr, wo das Verfahren näher auseinander gesetzt ist. Die Auffindung der geographischen Breite macht keine besondere Schwierigkeiten; sie ergibt sich von selbst aus dem Abstand zwischen dem Zenith des Schiffes und dem Weltpol (s. Polardistanz und Geographische Breite) oder, was auf Eins hinauskommt, aus der Abweichung der Gestirne vom Aequator, wo denn das Bogenstück bis zum Zenith zu-, oder abzurechnet werden muß, je nachdem sich der Schiffer mehr nach den Polen, oder nach dem Aequator hin, als das beobachtete Gestirn befindet. Die Abweichungen der Fixsterne, welche sich nie oder eigentlich nur in einem für den Schiffer unbedeutenden Maße ändert, geben demselben die Sternkataloge, deren auf jedem Schiffe seyn müssen, unmittelbar an. Die Abweichung der Sonne und des Mondes ergibt sich aus ihrer leicht zu messenden Polardistanz; auch wird sie jährlich in den astronomischen Kalendern, die dem Schiffer sehr wichtig sind, genau angegeben. Ein Schiffer beobachtet z. B. den Sirius; der Sternkatalog zeigt ihm 26° 27' südliche Abweichung, ihm selbst aber steht der Stern noch um 4" nördlich, so segelt der Schiffer etwa 20° 27' s. Br. Hatte ihm die Beobachtung oder seine Seeuhr 15° der östl. Länge gezeigt, so segelt er ungefähr 80 Meilen südlich von der Insel Helena. Zur Messung der Höhe der Gestirne

über den Horizont dienen der Gradstock, der Schiffsquadrant und der hobley'sche Reflexionsoctant. Daes aberauf dem schwankenden Schiffe schwer ist, die Instrumente gehörig still zu halten, so hat der Engländer Irwin einen Sessel erfunden, welcher auf dem Verdeck aufgehängt wird und dem Beobachter bei einiger Uebung wenig von dem Schwanken des Schiffes empfinden läßt.

Schiffförmiges Bein (Anat.), s. v. a. Kahnbein, s. Handknochen.

Schiffgraben, Kanal, s. Schwerin'er See.

Schiffhauern, s. Schiffsvolk.

Schiffhausens balsamisches Pflaster, s. Bleipräparate.

Schiff im Verkauf anschlagen, s. Bei brennenden Kerzen verkaufen.

Schiffjungen, die angehenden Matrosen.

Schiffkalender, Kalender, der alle die Umstände am Himmel verzeichnet, aus welchen der Seefahrer abnimmt, auf welchem Punkte der Erdoberfläche er sich in jedem Augenblick befinde.

Schifflin, Georg Heinrich, Kupferstecher, geb. zu Augsburg 1656, durch mehre Blätter bekannt, die sich vor vielen anderen chalkographischen Arbeiten seiner Zeit auszeichnen; arbeitete in Augsburg, † daselbst 1745.

Schifflingen, luxemburg. Pfarrdorf, Distr. Luxemburg, Kanton Esch, an der Alzette; 600

Schiffmühle, preuß. Büdnerei, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Königsberg; 130 Einw.

Schiffmühlen, s. Mühle.

Schiffmütze, 1) eine Mütze, welche die Gestalt eines Schiffsrumpfes hat, nämlich mit 2 Spitzen versehen ist; — 2) Mütze, deren Hintertheil man herabschlagen kann, so daß es den Nacken, sowie einen Theil der Schultern bedeckt; — 3) (Herald.), s. Bischofsmütze.

Schiffner, Georg, Landschaftsmaler von Groß-Schönau bei Zittau, der beste Schüler J. C. Schenau's, lieferte Bildnisse und Landschaften; † zu Dresden 1795, im 40. Jahre.

Schiffpfund (Schiffspfund), ein Gewicht, das sowohl im gewöhnlichen Handel, als auch lediglich beim Frachtwesen vorkommt. Beim alten amsterdamer Handelsgewicht hatte das Schiffspfund (schippond) 20 Liespfund (lijsponden) à 3 Centner (centnaaren) à 100 Pfd. (pond). In Braunschweig bei der alten Eintheilung der Handelsgewichte gebräuchlich war 1 S. = 20 Liespfund à 14 Pfund. In Danzig bei der alten Gewichtseintheilung à 3 Centner, oder 20 Liespfund, oder 10 große, oder 16½ kleine Stein, oder 330 Pfund preußisch. In Dänemark hat das S. (skippund) 20 Liespfd. à 16 Pfund, oder 8 Kilogramm, kommt mithin auf 320 Pfund, oder 160 Kilogramm aus. In Hamburg beim Waarenhandel à 20 Liespfund à 14 Pfund, mithin gleich 280 Pfund, od. 2½ Centner. Zur Fuhre dagegen à 20 Liespfund à 16 Pfund, mithin 320 Pfund. In Königsberg bei den alten Handelsgewichten à 3 Centner, oder 20 Liespfund, oder 10 große, oder 16½ Stein oder 330 alte berliner Pfund.

Schiffsamt, in den Schifffahrt treibenden Ländern eine Behörde, welche die Aufsicht über die Schifffahrt anvertraut ist. So hat man auch ein Ober-S, dessen Vorgesetzter der Schiffsamtsoberster ist.

Schiffsanker, s. Anker.

Schiffsarzt, s. Arzt.

Schiffsassekuranz, s. Assekuranz.

Schiffsbalken, Balken zum Bau eines Schiffes, besonders die Deckbalken.

Schiffsbank, s. v. a. Ruderbank.

Schiffsbau, s. v. a. Schiffbau.

Schiffsbefrachtung, wenn man entweder ein Schiff auf eine gewisse Zeit, z. B. auf eine bestimmte Reise miethet, oder blos auf einige Monate, oder auch nur einen gewissen Theil desselben, um Waaren darin zu verladen.

Schiffsbegleitung, findet in den Staaten des deutschen Zollvereins bei der direkten Durchfuhr auswärts Statt, sobald entweder das gewöhnliche Abfertigungsverfahren zur Sicherstellung der Zollbehörden wegen der Beschaffenheit des Fahrzeuges oder seiner Ladung für unthunlich erachtet wird, oder eben dasselbe dem Schiffer zu beschwerlich seyn würde. In Folge dessen hat letzterer an den ihm dazu anzuweisenden Landungsplätzen anzulegen, woselbst der für nöthig erachtete Verschluß der Laderäume vorgenommen wird, und von wo er seine Reise unter Begleitung von Zollbeamten fortzusetzen hat. Die letztere findet auf seine Kosten Statt.

Schiffsbekleidung, die Bohlen und Breter, womit die äußere und innere Seite eines Schiffes beschlagen wird.

Schiffsbesen, s. v. a. Schiffbesen.

Schiffsbewahrer, s. v. a. Hafenwache.

Schiffsbier, ein leichtes Bier in den Seestädten.

Schiffsblatt, die Kupferbleche, womit die äußere Seite der Schiffe beschlagen ist.

Schiffsboden, 1) der Boden in einem Schiffe; — 2) der zwischen 2 Decken eingeschlossene Raum.

Schiffsbohrer (Schiffb.), bei den Schiffszimmerleuten Diejenigen, welche bei einem neuzubauenden Schiffe die Löcher bohren, worein die hölzernen Bolzen geschlagen werden.

Schiffsbohrer (Mollusk.), auch Schiffsbohrwurm, s. v. a. Teredo navalis *L.*

Schiffsbolzen, s. v. a. Schiffbolzen, s. Bolzen.

Schiffsboot, 1) (Seew.), s. v. a. Boot; — 2) (Mollusk.), Cephalodengatt., s. v. a. Nautilus *L.*

Schiffsbuch, dasjenige Buch, welches der Schiffer neben seinem Journale über die Schiffsrechnung führt. Hin und wieder ist auch die Kontrole über die eingenommenen und ausgeladenen Güter mit demselben verbunden.

Schiffsbugt, beim Schiffbau das Holz, welches eine Biegung hat, Krummholz.

Schiffschirurg, s. Schiffsvolk.

Schiffschuh, Maß, s. v. a. Schachtschuh.

Schiffsdocke, s. v. a. Dock.

Schiffsdragge, s. v. a. Drachenanker, s. Anker.

Schiffseilkreuz (Herald.), s. Kreuz.

Schiffsfahne, s. v. a. Flagge, Wimpel.

Schiffsfest, s. China.

Schiffsfieber, s. Fieber.

Schiffsfracht, besteht in einer Summe, welche ein Versender für den Gebrauch eines Theils des Schiffes oder für das ganze Schiff für eine bestimmte Reise oder für eine bestimmte Zeit entrichtet. Diese Fracht wird, wenn das ganze Schiff gemiethet worden, gewöhnlich durch die Certepartie für einzelne Güter, oder durch das Konossement, oder den Ladungsbrief festgesetzt, worin auch alle näheren Bedingungen bestimmt werden. Ist in jenen Urkunden nichts Bestimmtes angegeben worden, so wird mit der Frachtzahlung nach dem Handelsgebrauch jedes betreffenden Ortes verfahren.

Schiffsfrachtbrief, s. v. a. Certepartie.

Schiffsfreund, s. v. a. Mitrheder, s. Schiffsrheder.

Schiffsgebinde, s. v. a. Schiffgebinde, s. Gebinde.

Schiffsgeleite, s. v. a. Konvoy.

Schiffsgericht, 1) s. v. a. Admiralität; — 2) (Schiffsrath), diejenige Berathung, welche der Schiffer in Nothfällen mit seinen Offizieren hält, um sich über die geeignetsten Maßregeln zu verständigen.

Schiffsgerippe, die Hölzer, welche den Boden und die Umfassung eines Schiffes bilden und welche mit Bretern und Bohlen bekleidet werden.

Schiffsgeschütz, s. Seegeschütz.

Schiffsgesetze, s. Seerecht.

Schiffsglocke, eine Glocke, deren man sich auf den Schiffen zu verschiedenen Zwecken bedient; 1) dient sie zum Anzeigen der halben Stunden und Stunden und dadurch zur Ablösung der Schiffsquarte und der Ruhe auf Kauffahrern; 2) während eines sehr dichten Nebels bedient man sich ihrer auch auf Kriegsschiffen zu Signalen. Eine solche Glocke hängt gewöhnlich an dem Vordertheile und gibt ihre Töne, wenn man ihren Schwengel in Bewegung setzt. Auf Dampfschiffen und Flüssen gibt die Verschiedenheit ihrer Schläge entweder die Zeit der Abfahrt an, oder verkündet die Annäherung eines Dampfschiffes.

Schiffsgottheit, s. Schiff.

Schiffsgulden, holländische Guldenstücke, auf denen das Bild eines Schiffes geprägt ist, gelten 20 Stüver, waren aber etwa nur 18½—17¼ Stüver = 12 Ggr. werth.

Schiffshaken, s. Enterhaken.

Schiffshalter (Ichthyol.), Echeneis *L.*, Schildfisch, Gattung der Malacopterygii Subbrachii Discoboli *Cuv.*, der Echeneïdae *Leunis*, der Ordnung der Stummelflosser und der Zunft der Quappen nach Oken. Charakter: keulenförmig, nackt und schleimig, mit einer langen Kreuzflosse und einer Art Schild auf dem flachen Kopfe, welcher aus senkrechten und beweglichen Querblättern besteht und von einem Längsblatt durchschnitten wird. Augen auf der Seite; das Maul breit, mit Bürstenzähnen; Schwanz halb so lang als der Leib. 8 Kiemenstrahlen, keine Schwimmblase. Der sogenannte Kopfschild sieht eigentlich wie eine Striegel aus, deren Blätter sich anlegen können. Die Fische heften sich damit an Felsen, Schiffe und Haien, wahrscheinlich, indem sie die geschlossenen Blätter andrücken und dann den Leib sinken lassen, wodurch die Blätter senkrecht zu stehen kommen, mithin sich von einander entfernen und einen luftleeren Raum zwischen sich lassen. Auf diese Weise wird der Kopf durch das Wasser an den fremden Körper gedrückt. Man hat ehemals geglaubt, wenn viele dergleichen Fische an einem Schiffe hingen, so könnten sie den Lauf desselben hemmen. Sie finden sich nur in den wärmern Meeren und werden 2—7 Fuß lang. Wer Arten: 1) Ech. Remora *L.*, gemeiner Schiffshalter. Im mittelländischen Meer; hat 18 Blätter in seiner Scheibe. Der Körper ist mit einer glänzenden klebrigen Haut überzogen, die, getrocknet, eine Menge Runzeln bildet. Sie ist rußschwarz mit einigen blaulichen Binden. Die Rückenflosse ist blaulich. Man bemerkt fast keine Seitenlinie. Die Schwanzflosse ist ausgeschnitten. Wird 1 Fuß lang. Bloch, 172. — 2) Ech. Naucrates *L.* Ist 1¼ Fuß lang und hat 22 Blätter in der Scheibe. Rothbraun, ins Gelbliche auf dunklerem Grunde. Die Seitenlinie ist am Anfange etwas gebogen und bildet eine Reihe erhabener Punkte; die Schwanzflosse ist abgerundet. Bloch, 171. — 3) Ech. lineata *Schn.* Ist die längste Art und hat nur 10 Blätter in der Scheibe. Linn., Trans. I, Taf. 17. — 4) Ech. osteochir *Cuv.* Die Strahlen der Brustflossen verknöchert und zusammengedrückt, in ein schwach gekerbtes Plättchen endigend. ra

Schiffshauer, s. Schiffsvolk.

Schiffsherr, in der Flußschifffahrt der Eigenthümer des Fahrzeuges. In der Seeschifffahrt nennt man ihn Rheder.

Schiffsholm, s. v. a. Werft, Schiffswerft.

Schiffsinventarium, 1) alles Dasjenige, was von den Theilen eines Schiffes nicht zum Rumpfe desselben gehört; — 2) specieller versteht man darunter alle Geräthschaften, die das Schiff mit sich führt, ohne daß dieselben als unmittelbare Theile seines Rumpfes oder als eigentliche Theile des Schiffes an sich betrachtet werden könnten, also: Anker, Segel, Tauwerk, Blöcke, Küchengeschirr 2c.

Schiffsjunge, Einer, welcher den Matrosendienst erlernt.

Schiffskalender, Kalender, worin vorzüglich Schifffahrtnotizen für die Steuerleute stehen.

Schiffsjournal, s. Journal 4).

Schiffskanonen, eiserne, seltener metallene Kanonen, etwa 15—16 Kaliber lang, und sind 48-, 36-, 24-, seltener 18-, 12- und 6-Pfünder, s. Seegeschütz.

Schiffs-Kap, brit. Vorgebirg, Irland, Prov. Münster, Grafschaft Cork; zwischen Bantry-Bai und Dunnianus-Bai.

Schiffskapitän (Schiffer), der Führer eines Schiffes, unter dessen Befehlen sich das Schiffsvolk befindet. Die Römer nahmen häufig Sklaven dazu, und die Minderjährigkeit war kein Hinderniß; jetzt erfordert man jedoch bei der Wichtigkeit des Geschäfts gewisse Kenntnisse und Fähigkeiten. In der Regel wird außer denselben von dem Schiffskapitän vor seiner Anstellung auch noch verlangt, daß er das Bürgerrecht des Staates erlange, in welchem das Schiff zu Hause gehört. In Kriegszeiten genügt jedoch der bloße Erwerb des Bürgerrechtes nicht immer, vielmehr muß der Kapitän schon früher Bürger des Staates gewesen seyn. Nach dem hanseatischen Seerecht muß der Schiffer des Kompasses, der See und des Fahrwassers kundig seyn und das Schiff zu führen, so wie das Volk zu regieren wissen. In der Neuzeit wird jedoch mehr von demselben verlangt; er muß die Schiffahrtskunde (Steuermannskunst) theoretisch erlernt und schon als Matrose und Steuermann zur See gefahren haben. In Spanien, Frankreich, Schweden, Dänemark und Preußen muß er ein Steuermanns-Examen ablegen und nach dem russischen Rechte muß er bei seiner Anstellung ein Zeugniß seiner Fähigkeit beibringen. In der Regel wird der Schiffer nicht allein von dem dirigirenden Rheder, sondern von der Rhederei mit Stimmenmehrheit nach Parten angestellt und entlassen. Nur Unkunde oder ordnungswidriges Betragen lassen es zu, einen Kapitän in See oder überhaupt außerhalb des Landes zu entlassen; das österreichische Recht bestimmt die Länge eines Kontraktes zwischen Kapitän und Rheder auf mindestens drei Jahre, welcher nach manchen Gesetzen schriftlich abgeschlossen werden muß. Seinen Rhedern gegenüber ist die Stellung des Kapitäns die eines Bevollmächtigten; er ist verpflichtet, den Vortheil der Rhederei zu erzielen, und für alle Versehen verantwortlich. Daher liegt es ihm ob, dafür zu sorgen, daß das Schiff Ladung einnehmen und See halten kann. Er muß unter seiner Verantwortlichkeit das Schiff dichten, kalfatern und das Inventarium, wo es nöthig ist, herstellen lassen. Beim Einnehmen der Ladung muß er dieselbe gehörig placiren, daß sie nicht beschädigt (s. Stauung), und überhaupt darüber wachen, daß das Schiff nicht überladen werde. Seine Sorge ist es ferner, das Schiff mit den gehörigen Schiffspapieren (s. d.) zu versehen, welches bei der Wichtigkeit der Dokumentirung des Nationalcharakters des Schiffes, so wie der Unternehmung, in welcher es begriffen ist, eine seiner wichtigsten Pflichten ausmacht. Hat der Kapitän seine Papiere in Ordnung und das Schiff in segelfertigem Zustande, so ist er verpflichtet, mit dem ersten günstigen Winde abzusegeln, den er eben so wenig verliegen, als er mit einem offenbar ungünstigen Winde absegeln darf. Die Reise hat er auf dem kürzesten Wege zurückzulegen und während derselben Ordnung und Disciplin unter dem Schiffsvolke aufrecht zu erhalten, wozu ihm das Recht einer mäßigen Züchtigung eingeräumt ist. In schweren Fällen muß er jedoch nach dem Seerechte eine Berathung mit dem Schiffsvolke eingehen. Er ist gehalten, mit seinen Leuten das Schiff gegen Seeräuber und Feinde zu vertheidigen. Gegen neutrale Kriegsschiffe und gehörig autorisirte Kaper hat er sich jedoch aller Widersetzlichkeit zu enthalten und überhaupt die Verordnungen des Völkerrechtes zu beobachten. Er darf ferner ohne Autorisation des Rheders die Reise nicht verändern, eine Bestimmung, über welche ihn jedoch Nothfälle erheben. Einen Lootsen zu nehmen, ist er auf Revieren, so wie bei Abgang oder Ankunft vorschlichtet, wovon jedoch in England Küstenschiffer, so wie solche, welche regelmäßig dieselbe Reise zwischen zwei Plätzen machen, entbunden sind. Während der Reise muß er das Schiffsjournal führen. An seinem Bestimmungsorte angelangt, muß er sich mit der Hafenpolizei und den Zollgesetzen des Landes bekannt machen und den Bestimmungen der Hafenbeamten Folge leisten. Sofern ihm kein besonderer Platz angewiesen wird, muß er einen bequemen Platz für sein Schiff suchen, und es ist jedem Schiffer durch alle Seegesetze zur Pflicht gemacht, immer eine Boje auf seinem Anker zu haben, d. h. die Stelle, auf welchem sein Anker liegt, durch ein auf dem Wasser sichtbares, mit dem Anker in Verbindung stehendes Zeichen anzudeuten, damit andere Schiffe auf demselben nicht beschädigt werden. Nach den bei den Zollbehörden nöthigen Angaben wird die Ladung jedoch nur mit dem Rath und Beistande des ihm von seinem Rheder angegebenen Korrespondenten gelöscht. Bei Havarie- und andern Fällen, die mit dem Rheder oder Assekurator in Bezug stehen, hat er seine Verklarung zu belegen. Die Rechte des Kapitäns diesen Pflichten gegenüber sind folgende: Ist er mit der Führung eines erst zu erbauenden Schiffes betraut, so leitet er nach den Bestimmungen des Rheders gewöhnlich den Bau. Die Reparaturen außer Landes hat er zu besorgen, zu Hause ist er jedoch an die Bestimmungen der Rheder gebunden, was auch hinsichtlich der Ausrüstung und Verproviantirung des Schiffes gilt. Er engagirt das Schiffsvolk, hat zu Hause wie auf der Reise das Recht der Aufsicht über dasselbe und erhält endlich nach den Bestimmungen des Kontraktes seinen Lohn wie seinen Antheil an den Kaplaken (s. d.). Ferner hat er, außer an dem Orte, wo seine Rheder gegenwärtig sind, ein beschränktes Recht der Veräußerung des Schiffes, so wie der Ladung; der gänzliche Verkauf des Schiffes ist ihm jedoch nur in dem Falle gestattet, wenn dasselbe nach zu großen Havarien nicht wieder seetüchtig gemacht werden kann. In Nothfällen kann er von der Ladung so viel verkaufen, als seine Bedürfnisse erfordern, worüber er jedoch Rechnung ablegen muß. Hinsichtlich der Verpfändung des Schiffes steht ihm ein weiteres Recht in so fern zu, als er dieses überall in Nothfällen thun kann, wo er auf andere Weise kein Geld aufzutreiben im Stande

ist, in Betreff des Schiffes jedoch nur dann, wenn die Eigenthümer nicht zugegen sind und hinsichtlich der Ladung, wenn sich deren Eigenthümer weigert, seinen Beitrag zu zahlen. Hinsichtlich der Verantwortlichkeit, welche für die Rheder aus den Handlungen des Kapitäns entsteht, muß, wenn es sich bloß zwischen beiden handelt, da die Gewalt des Kapitäns auf der ihm ertheilten Vollmacht (Lex praepositionis) beruht, der Kontrakt entscheiden. Hinsichtlich eines Dritten jedoch, welcher Rechte aus den Handlungen des Schiffers gegen die Rheder zu erwerben glaubt, kommt es auf die Natur des Amtes des Schiffers an, und man kann sodann für solche Handlungen, welche nothwendig zum Amte eines Schiffers gehören, nur von dem Gesichtspunkte eines vermutheten Auftrags ausgehen. Hieraus also und aus den Seerechten folgt, daß überall, wo ein Kapitän seine Rheder gegenwärtig hat, er immer ihren Willen einholen muß und nur in Uebereinstimmung mit ihnen handeln kann. Nur Handlungen, welche in dem Geschäftskreise des Schiffers liegen, so wie solche, welche der Rheder regelmäßig durch den Schiffer besorgen läßt, können einem Dritten Rechte gegen die Rheder erwerben, wogegen solche Handlungen, die sonst ein Schiffer auf eine sie verpflichtende Weise vornehmen kann, nicht verpflichtet, wenn die Rheder sie regelmäßig vorzunehmen pflegen und dem Dritten dieses bekannt war oder seyn mußte. Man kann also annehmen, daß die Rhederei durch den Kapitän verpflichtet wird, bei nothwendigen kleineren Reparaturen, beim Engagement des Schiffsvolkes und bei Annahme von Frachtgütern, wo mit Bewilligung der Rheder die Reise bestimmt ist, also nicht durch den Abschluß der Certepartie. In Abwesenheit der Rheder dagegen oder außer Landes ist die Vollmacht des Kapitäns fast unbeschränkt und seine Rheder sind durch alle in ihrem Namen vorgenommenen Handlungen selbst durch eine Veräußerung des Schiffes verpflichtet, die in Gegenwart eines Korrespondenten der Rhederei geschehen war, wenn nur dem Dritten diese Gegenwart nicht bekannt war oder seyn mußte. Auch kommt es, wo ausdrücklich zum Behufe des Schiffes kontrahirt war, darauf nicht an, ob diesem der Kontrakt zu Gute gekommen, oder nicht. Eine Beschränkung gibt es jedoch auch hier in so fern, daß während die Rhederei bei allen Kontrakten des Kapitäns, welche innerhalb der gewöhnlichen Grenzen den Zweck des Schiffes verfolgen, verpflichtet wird, dieses bei allen bedeutenden, außerhalb des gewöhnlichen Ganges liegenden Handlungen desselben nur dann Statt findet, wenn ihre Nothwendigkeit nachgewiesen wird, um was sich der Dritte wohl zu bekümmern hat. Versehen und Verbrechen des Kapitäns verpflichten die Rhederei nur dann, wenn sie bei einem diese verpflichtenden Vertrage begangen werden. Das römische Recht, welches nur die ertheilte Vollmacht berücksichtigt, verpflichtet die Rheder unbedingt durch die Handlungen des Kapitäns; fast alle neueren Seerechte hingegen gehen von der Voraussetzung aus, daß der mit dem Kapitän kontrahirende Dritte nicht sowohl den persönlichen Kredit der ihm vielleicht ganz unbekannten Rheder berücksichtige, als vielmehr dem Schiffe kreditire, und stellen daher die Bestimmung fest, daß die Rheder niemals über den Werth des Schiffes hinaus haften. Nach der Rückkehr in den heimathlichen Hafen hält der Kapitän mit seinen Rhedern Abrechnung, indem er ihnen die Specifikation über Einnahme und Ausgabe vorlegt und diese durch die vorhandenen Belege oder sein Schiffsbuch justificirt, wogegen ihm nach Richtigbefinden die Rheder eine generelle Quittung ausstellen. Unter den Befehlen des Kapitäns steht das Schiffsvolk, worunter man alle an Bord und im Dienste des Schiffes befindlichen Personen außer dem Kapitän versteht; im engeren Sinne theilt man es wieder ein in Offiziere u. Schiffsvolk; s. Schiffsvolk. Das Schiffsvolk wird durch den Kapitän engagirt, welcher auf die Tüchtigkeit desselben zu sehen hat u. namentlich keinen Steuermann anstellen darf, der sich nicht über seine Kenntnisse ausweisen kann. In Kriegszeiten oder in Folge etwa bestehender Verträge müssen auch hinsichtlich der Nationalität der Seeleute etwa bestehende Verträge beobachtet werden. Kein Kapitän darf einen Seemann engagiren, der nicht von seinem vorigen Kapitän entlassen worden; im Kontraventionsfalle werden beide bestraft. Der Kapitän ist ferner gehalten, mit dem Schiffsvolke einen schriftlichen Kontrakt zu machen, in welchem außer der Dienstzeit auch Amt oder Grad des engagirten Seemanns und seine Verpflichtungen aufgenommen werden; oft fällt derselbe mit der Musterrolle zusammen und wird gewöhnlich von einem dazu angestellten Beamten verfaßt; ein wesentlicher Bestandtheil desselben ist auch die Angabe, wie viel von seiner Gage das Schiffsvolk auf die Hand erhalten hat. Das rechtliche Verhältniß zwischen Kapitän und Schiffsvolk ist das eines Dienstmieth-Kontraktes, Hauerkontraktes (locatio, conductio operarum), und der Seemann hat sich zu allen Verrichtungen, die der Zweck des Kontraktes fordert und seine Charge mit sich bringt, als engagirt zu betrachten. Der Dienst fängt von dem Augenblicke an, wo die Vorbereitungen zur Abreise beginnen, u. kein Seemann darf seine Ankunft an Bord muthwillig verzögern, worauf verschiedene Strafen, Abzüge an der Gage ꝛc., gesetzt sind, eben so wenig ohne Erlaubniß des Kapitäns sich vom Schiffe entfernen oder gar eine Nacht ohne Erlaubniß von Bord bleiben, worauf eine besonders schwere Strafe gesetzt ist. Außerdem existiren noch andere Disciplinarverordnungen; kein Seemann darf z. B. seine Frau mit an Bord nehmen, dort spielen, Gastereien geben oder mehr geistige Getränke als seine Ration zu sich nehmen. Das Schiffsvolk steht unmittelbar unter dem Kapitän und die niedern Grade unter den Offizieren, denen sie in Allem, was in Bezug auf das Schiff befohlen wird, Gehorsam zu leisten haben. Ihre Dienste ergeben sich nach ihrer Charge. Der unter dem unmittelbaren Befehle des Kapitäns

stehende Steuermann hat, wenn ihn die Wacht trifft, gehörig für die Leitung des Schiffes zu sorgen und außerdem die Aufsicht bei Empfangnahme und Ablieferung der Ladung. Das gesammte Schiffsvolk, die Offiziere eingeschlossen, hat die Verpflichtung, das Schiff in Stand zu setzen, die Güter zu laden und zu stauen. Außer ihrer Führung (s. d.) dürfen sie selbst keine Güter laden. Die ihnen zugetheilten Dienste müssen sie pünktlich versehen und besonders den Wachtdienst. Wer auf dem Posten schläft, ja einen andern schlafen steht und nicht anzeigt, wird an Geld gestraft. Der Kontrakt schließt die Zeit von Abschluß des Hauerkontraktes bis zur Beendigung der Reise, d. h. bis zur Löschung der Ladung in sich, und zwar, wo der Kontrakt nicht anders lautet, bis dieses Alles nach der Rückkehr in den Abgangshafen geschehen ist. Beide Theile sind hieran gebunden, und der Seemann kann ohne volle Bezahlung seiner Gage nicht früher entlassen werden, er müßte denn seinen Diensten nicht gewachsen seyn, sich selbst muthwilligerweise eine Krankheit zugezogen haben, oder widerspenstig oder unehrlich seyn. Bei fortdauernder Widersezlichkeit kann der Kapitän den Seemann sogar unterwegs an die erste beste bewohnte Küste aussetzen. Seine Entlassung kann der Seemann dagegen zu jeder Zeit fordern, wenn er heirathet und das Seefahren aufgeben will, und außerdem der Steuermann, wenn er die Führung eines Schiffes als Kapitän erhält, doch nur dann, wenn ein Ersatzmann für ihn zu haben ist. Wer seine Entlassung außer dieser Zeit fordert, muß sein Handgeld zurückzahlen und noch einmal so viel darauf legen. Die Rechte des Schiffsvolkes sind dagegen folgende: Während ihres Dienstes auf dem Schiffe steht ihnen die Herberge in demselben zu, welche die Leute vom Matrosen abwärts in einem gemeinschaftlichen Raume, dem Volkslogis, jedoch jeder einen eigenen Platz, haben. Der Kapitän ist ihnen ferner gute, gesunde Schiffskost, wenigstens einmal warmes Essen schuldig, kann jedoch, wenn die Lebensmittel zu mangeln anfangen, die Rationen beschränken; endlich hat das Schiffsvolk Anspruch auf seinen Lohn. Hinsichtlich der Verantwortlichkeit, welche aus Handlungen des Schiffsvolks für Kapitän oder Rheder entsteht, ist zu bemerken, daß das Schiff nie nach Verträgen haftet, die etwa das Schiffsvolk einging, in so fern es nicht einen ausdrücklichen Auftrag nachweist. Aus Versehen und Verbrechen desselben haftet es nur dann, wenn solche unmittelbar bei Ausrichtung dessen, was Einer vermöge seiner Charge im Schiffe zu verrichten hatte, begangen wurden, oder so weit das Schiff aus dem Receptum in Anspruch genommen werden kann, also wo Versehen oder Verbrechen an Schiffs- oder Passagiergütern begangen worden, die auf ordnungsmäßige Weise ins Schiff geladen worden. Auch der Kapitän ist für Versehen und Verbrechen des Schiffsvolkes seinen Rhedern in der Regel nur dann verantwortlich, wenn er den Befehl zu einer Handlung gab, welche die Rheder in Schaden brachte, oder eine solche, wenn er dies konnte, nicht verhinderte, oder wenn er sich unlüchtig erwies, das Schiffsvolk zu regieren, oder unredliches und unlüchtiges Schiffsvolk engagirte. Rheder und Kapitän, welche wegen Verbrechen des Schiffsvolks in Anspruch genommen werden, steht jedoch natürlich der Regreß gegen die Schuldigen zu.

Schiffskinder, 1) bei den Hanseaten die auf einem Kauffahrer angestellten Matrosen; — 2) beim Häringsfange die Mannschaft außer dem Kapitän.

Schiffsklarirer (Klarirer), in einigen Häfen der Ostsee diejenige Person, welche alle oder den größeren Theil der den Schiffsmaklern obliegenden Geschäfte vollzieht. So haben Die, welche die in Helsingör anlegenden Schiffe klariren, die diese treffenden Zollabgaben zu entrichten und dafür den für den Schiffer nöthigen Klarirungsschein, welches der Sundzollpaß ist, von der Zollkammer abzuholen, wofür sie vom Schiffer eine Vergütung erhalten, welche nach dem Tonnengehalte der Fahrzeuge verschieden ist. Man braucht die Bezeichnung S. häufig auch für Schiffsmakler.

Schiffsklingen, Art ruhlaer Messerklingen.

Schiffsknechte, auf Flußschiffen die Matrosen.

Schiffskoch, s. Schiffsvolk.

Schiffskompaß, 1) der auf einem Schiffe gebrauchte Kompaß; — 2) der Strichkompaß, der in einer doppelten Büchse aufgehängt ist, so daß er bei den Bewegungen des Schiffes ziemlich ruhig bleibt.

Schiffskomptoir, s. v. a. Schiffsamt.

Schiffskopf, der Theil, in welchem die Kanonen gegen ihre Mündung auslaufen u. welcher durch die den Kanonen an dieser Stelle gegebene Ausbauchung oder runde Wulst ungefähr die Gestalt einer Tulpe erhält. Man will durch diese vermehrte Stärke des Metalls nicht nur gegen die vermehrten Anschläge der Kugeln schützen, sondern auch die Divergenz der Visirlinie mit der Axe vermindern.

Schiffskost, gesezlich vorgeschriebene Speise und Trank, die der gemeine Matrose oder Seesoldat erhalten muß. Hauptsächlich werden dazu gerechnet: Hülsenfrüchte, als Bohnen, Erbsen, Linsen, auch Graupen und Sauerkraut; ferner Schiffszwieback, geräuchertes, häufiger aber gesalzenes Fleisch und Stockfisch; als Getränk Branntwein, gewöhnlich Rum, starkes Bier und süßes Wasser. Auf jedem Schiffe ist ein Koch, welcher die Speisen schmackhaft zubereiten muß.

Schiffskrone (Ant.), s. v. v. Corona navalis.

Schiffskunst, s. v. a. Schifffahrtskunde.

Schiffskuttel (Mollusk.), Cephalodengatt., s. v. a. Argonauta L.

Schiffsladung, 1) sämmtliche Waaren, welche ein Schiff fassen kann; — 2) sämmtliche einem Schiffer zur Weiterschaffung an den Ort ihrer Bestimmung gegebenen Waaren.

Schiffsländе, s. v. a. Anfahrt.

Schiffslaffete (Rapperte, Rollpferd), auf Schiffen gebräuchliche Kanonenlaffete, besteht aus zwei gleichen, mittelst Döbeln zu-

sammengefügten Backen und ist der Dauerhaftigkeit wegen aus Rüsterholz verfertigt. Die untere Seite der Backen wird bogenartig ausgekehlt. Der Mittelpunkt des Schildzapfens des Kanons steht auf dem hinteren Theil der Vorderaxe vertikal. Die Laffete muß so hoch seyn, um die Kanone richten u. bei einem Schusse auf dem Winde auf die Entfernung v. 2 Kabellängen (die Länge eines Kabels=654' 2" bayr. Maßes, also 1308' 4") in den Grund bohren zu können.

Schiffslager, s. Lager.

Schiffslast, s. Last.

Schiffslaterne, die große Laterne, welche sowohl zur Beleuchtung auf dem Schiffe, als auch zum Signalgeben gebraucht wird.

Schiffsleute, s. v. a. Schiffsvolk.

Schiffslieutenant, s. Schiffsvolk.

Schiffslisten, die von den Behörden oder Privaten geführten Verzeichnisse über alle an einem Platze ankommenden u. abgehenden Schiffe, welche mitunter auch kurze Andeutungen über deren Ladung enthalten, obgleich diese schon in den Bereich der Einfuhrlisten gehören. Die großartigste Sammlung der S. aus allen Theilen der Welt bringt Lloyd List, die auch davon ihren Namen trägt. Für Deutschland sind die ausführlichsten S. in der hamburger „Börsenhalle", dem mit dem gleichnamigen Institute verbundenen Journale.

Schiffslohn, s. Schiffsfracht.

Schiffslücke, ein ausgemauerter Weg quer durch einen Deich von der Höhe eines Mannes und der Breite eines Karrens, um die Ladung eines Schiffes leichter vom Lande an den Fluß oder Kanal zu bringen.

Schiffsluken, s. Luken.

Schiffsmakler, s. Makler.

Schiffsmann, s. v. a. Steuermann.

Schiffsmannschaft, s. v. a. Schiffsvolk.

Schiffsmanöver, jede Arbeit, die sich auf die Bewegung des Schiffs ꝛc. bezieht, besonders aber die nach bestimmten Grundsätzen ausgeführte Wendung des Schiffs vermittelst des Steuerruders und der Segel.

Schiffsmaschinen, alle auf einem Schiffe nöthigen Maschinen, als Winden, Flaschenzüge, Pumpen, Rettungsmaschinen, Rudermaschinen ꝛc.

Schiffsmaß, s. v. a. Schachtmaß.

Schiffsmesse (Kirchen w.), s. Messe.

Schiffsmesser, s. v. a. Messer, s. Meßbrief.

Schiffsmiether, Derjenige, welcher ein ganzes Schiff miethet, um es zu befrachten oder zu einer Reise zu benutzen.

Schiffsmörser, s. Mörser.

Schiffsmünze (Schouwer), jetzt nicht mehr gebräuchliche alte Münzen von Gold, Silber und Kupfer, die früher auf den Schiffen bei der Rückkehr aus Amerika geprägt wurden.

Schiffsmumme, ein in Braunschweig gebräuchlich gewesenes Bier, was jetzt nur noch in geringer Quantität in einer Brauerei gebraut wird, s. Mumme.

Schiffsmuschel (Mollusk.), Muschelgatt., s. v. a. Arca *Lam.*, Archenmuschel (s. d.).

Schiffsmuschel, geistlicher Ritterorden der, s. Schiffes, Orden des S. und des zunehmenden doppelten Mondes.

Schiffsnägel, große Nägel, welche eine breite keilartige Spitze haben und einen stark zugespitzten Kopf; sie werden zum Anfnageln der Schiffsbekleidung gebraucht.

Schiffsnobel, Münze, s. Rosenobel.

Schiffsobertheil, alles Das, was über dem obern Verdecke des Schiffs befindlich ist.

Schiffsoffizier, s. v. a. Seeoffizier.

Schiffsorden, s. v. a. Argonautenorden.

Schiffsorden von Neapel, s. Croissant.

Schiffspapiere, Dokumente und schriftliche Beweismittel, um das Eigenthumsrecht auf den Besitz eines Schiffes, seiner Ladung ꝛc. darzuthun; sie sind mehr oder weniger auch auf Flüssen und Strömen unerläßlich, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie sich hier vielfach auf eine kleinere Anzahl beschränken. Für den Flußschiffer sind anzunehmen: 1) der Meßbrief; 2) ein Erlaubnißschein der heimathlichen Behörde des Schiffers zu der betreffenden Reise; 3) der Bürgerbrief od. ein sonstiger amtlicher Ausweis über die heimathlichen Verhältnisse des Schiffers; 4) die Päße oder ein sonstiger obrigkeitlicher Ausweis für die Schiffsleute; 5) das Manifest; 6) die Frachtbriefe; 7) die nothwendigen Zollpapiere; 8) die Päße der Reisenden, welche sich etwa an Bord befinden. Weitläufiger und umfassender sind indessen überall die mancherlei Dokumente, deren der Seeschiffer bei seiner Reise bedarf. Wir wollen nur diejenigen anführen, welche für gewöhnlich erforderlich sind: 1) Der Schiffspaß oder Seebrief, der vom neutralen Staate dem Kapitän ausgefertigte Erlaubnißschein, welcher gewöhnlich dessen Namen und Wohnort enthält, ferner den Namen der Besitzer, die Beschreibung, der Tonnengehalt und die Bestimmung des Schiffes, die Art und Beschaffenheit der Ladung, den Ort, wo solche eingenommen worden und für welchen solche bestimmt ist, so wie die übrigen Dinge, die nach dem Platzgebrauche angeführt sind. Ein Dokument dieser Art ist für die Sicherheit eines neutralen Schiffes unerläßlich nothwendig. Hübner sagt in seinem Werke, daß der Schiffspaß das einzige Papier sey, auf dessen Vorlegung die Korsaren der afrikanischen Raubstaaten beständen, u. daß es ihre Freunde allein gegen ihre Angriffe beschütze. — 2) Belege über den Besitz oder das Eigenthum des Schiffes selbst. Wenn eine der kriegführenden Mächte wahrnimmt, daß das Schiff im Feindeslande gebaut sey, so muß der das Schiff führende Kapitän darthun, daß es ein vor der Kriegserklärung vom neutralen Staate gekauftes, aufgebrachtes oder sonst auf eine Art gesetzlich erworbenes sey, was aus den betreffenden Papieren ersichtlich seyn muß. — 3) Die Musterrolle enthält die Namen, das Alter, den Stand, den Wohnort und vor Allem den Geburtsort eines Jeden, der sich an Bord befindet. Dieses Dokument ist ebenfalls nothwendig,

um die Neutralität des Schiffes darzuthun. — 4) Der Frachtkontrakt oder die Certepartie darf niemals auf dem Schiffe fehlen, weil er eine Menge Beweise für die Neutralität des Schiffes enthält, die jedoch auf Wahrheit beruhen müssen. Mittelst des — 5) Konnossement oder des Ladungsscheins bescheinigt der Kapitän den Empfang der geladenen Güter und verspricht, solche an den Bestimmungsort abzuliefern, und zwar an den Ablader, oder an Ordre. Es besteht allemal in mehren Duplikaten, von denen das eine der Kapitän erhält, das zweite in den Händen des Verladers bleibt, das dritte an den Ablader eingeschickt wird. Es liegt in diesem Dokumente der einzige Beweis des Privatvertrags zwischen dem Eigenthümer der Waare u. dem Kapitän, dasselbe hat jedoch keine so hohe Geltung wie der Frachtkontrakt. In den — 6) Fakturen oder Waarenrechnungen ist die nähere Beschreibung und der Preis eines jeden Kollo enthalten, mit Angabe der Fracht, des Zolles, welche gewöhnlich von den Verladern für die Kommissionäre oder Ablader mitgezogen werden. Man kann sie jedoch auch anfertigen, um einen Betrug auszuführen, weshalb sie nicht unbedingt glaubwürdig sind. — 7) Das Schiffstagebuch oder Logboch, in welchem der Lauf des Schiffes genau verzeichnet, so wie jeder Vorfall, welcher sich während der Reise ereignete, aufgezeichnet ist. Es muß genau geführt werden und kann über die Neutralität des Schiffes großes Licht verbreiten. Unrichtigkeiten darin sind nicht schwer zu entdecken. In dem — 8) Gesundheitspaß muß besonders noch beglaubigt seyn, daß das Schiff von einem Orte komme, wo keine ansteckende Krankheit herrscht, so wie, daß bei der Abfahrt von der Mannschaft Keiner an solcher Krankheit darnieder gelegen. Die aus Gegenden, wo z. B. die Pest häufig herrscht, kommenden Schiffe sind fast alle damit versehen. — Von besondern, einzelnen Ländern eigenthümlichen Papieren wird in Frankreich das Certificat de visite erfordert, der Extrakt aus dem vor jeder Abreise des Schiffes aufgenommenen Proces verbal über den Zustand desselben, und die Acte de francisation (s. Nationalcharakter der Schiffe). In Sicilien verlangt man die Atto di nationalita, das Patente (s. d.); in Holland das Handelsgesetzbuch und die Quittungen über bezahlte Lootsgelder und Hafenkosten; in Oesterreich den Kontrakt des Schiffers mit den Rhedern, das Patent (s. Nationalcharakter) und das editto politico (s. Seerecht); in England das Certificate of registry (s. Nationalcharakter); in Amerika die List of persons, auch Shipping paper genannt (s. Musterrolle) und das Registercertifikat (s. Nationalcharakter); in Brasilien die Fakturen, u. zwar bei Fabrikanten diejenigen von der Fabrik, in der ein Artikel erzeugt ist; in Rußland den Kontrakt zwischen Rhedern und dem Schiffer; in Schweden den Meßbrief (s. d.), eine Abschrift des Rhedereibes, den Freibrief (s. Nationalcharakter) u. einen Volkspaß; in Dänemark den Rhedereid (s. Nationalcharakter); in Preußen den Meßbrief und den Bielbrief. Auf diese Papiere folgen noch solche, welche wegen eigenthümlicher Zolleinrichtungen nöthig sind. Dahin gehören die mancherlei Ursprungsatteste, Deklarationen ꝛc. Außerdem herrscht jetzt in den meisten Ländern die Vorschrift, daß die Ladungspapiere, wenigstens die Manifeste der eingehenden Schiffe, von dem in dem Abgangshafen residirenden Konsul jener Länder visirt werden müssen.

Schiffspart, s. Schiffsrheder.

Schiffspartner, ein Mitrheder, s. Schiffsrheder.

Schiffspaß, s. Schiffspapiere.

Schiffspatron, 1) der Rheder oder Schiffer; — 2) der Schutzheilige eines Schiffes.

Schiffspech, ein Gemenge von Pech, Theer, Harz und Unschlitt, mit welcher Masse man dann die Taue und ähnlichen Gegenstände überzieht, so wie man es auch zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. — Indisches S., s. Engelhardtia selanica *Blume*.

Schiffspfeife, eine Pfeife, mittelst welcher man den Matrosen durch die verschiedenen Töne derselben 20 verschiedene Arbeiten oder Bewegungen befehlen kann. Sie ist gewöhnlich von Silber und wird an einem kleinen Kettchen an der Uniform getragen.

Schiffspfund, s. Schiffpfund.

Schiffsprofoß, auf großen Schiffen der Matrose, welcher die Gefangenen verpflegen muß, die Strafen, welche diesen vom Kapitän ertheilt worden, ausführt und endlich das Schiff zu reinigen hat.

Schiffspumpe, s. Pumpen.

Schiffsrang, s. Rang.

Schiffsrath, s. Schiffsgericht 2).

Schiffsraum, der Raum eines Schiffes, welcher zwischen der Vor- und Achtersteven befindlich ist. In denselben kommen bei Kauffahrteischiffen die von ihnen geführten Güter; bei den Kriegsschiffen dagegen enthält er alle Kriegs-, Schiffs- und Mundbedürfnisse. Der S. zerfällt in mehre Abtheilungen, und zwar in den unter dem Wasser befindlichen Theil, in dem die oben angeführten Gegenstände enthalten sind; dann in die sogenannte Verzäunung oder den obern Theil des Schiffes, der hinsichtlich seiner Höhe nicht leicht die Höhe des im Wasser gehenden Raumes übersteigen darf. Dieser Raum hat wieder Abtheilungen, Kammern genannt, z. B. Brod-, Pulver-, Bootsmannskammern. Andere Benennungen sind: das sogenannte Kabeljat, die Segelkoje, die Hölle, auch die Wohnung des Kapitäns und der übrigen Seeoffiziere, über der sogen. Stenge angebracht. Neben dem Zimmer des Kapitäns sind die Kammern der Oberoffiziere, und unter ihnen ist die große Kajüte, die als Speisesaal dient und vor der sich die Kammern der Subalternoffiziere befinden, die bloß durch Gardinen von einander geschieden sind, welche zur Zeit des Gefechtes hinweg gezogen werden. Die Kombusen oder Küchen für den Kapitän und die Mannschaft sind vorn im Bock, und unter ihnen ist das sogen. Kabeljau,

Schiffes befindliche Personen, sofern dieselben im Dienste des Schiffes stehen. Specieller theilt man die Equipage ein 1) in die Offiziere und 2) das (eigentliche) Schiffsvolk. Die Schiffsoffiziere sind folgende: 1) der Steuermann, hin und wieder auch Schiffslieutenant oder Unterschiffer genannt. Er ist der oberste Offizier und steht unmittelbar unter dem Befehle des Kapitäns. Auf großen Schiffen befinden sich oft auch wohl 2 Steuerleute, von welchen der eine sodann Ober-, der andere Untersteuermann genannt wird. Der Steuermann hat dieselben Verrichtungen wie der Kapitän u. muß auch dieselben Kenntnisse haben, steht also nicht, wie die unrichtige deutsche Benennung zu glauben verleitet, am Steuerruder, wozu gewöhnlich ein Matrose kommandirt wird. Daher ist die englische Benennung Mate, Gehülfe (des Schiffers) auch richtiger. 2) Der Bootsmann kommt nur auf größern Schiffen vor, auf kleinern werden seine Verrichtungen durch den Steuermann besorgt. Sie bestehen in der Aufsicht über das sogenannte Fleth oder die Takelage eines Schiffes und deren Zubehör, namentlich die Segel des Schiffes. Auf großen Schiffen kommen wohl auch ein Ober- und ein Unterbootsmann vor. Zu diesen Offizieren kam in alten Zeiten noch der Schiffsschreiber, eine beeidigte Person, welcher die Führung des Journals, des Schiffbuches ꝛc. unter Anleitung des Schiffers oder Steuermanns übertragen war. Gegenwärtig trifft man diesen nur noch ausnahmsweise auf Kauffahrern an; auf Kaperschiffen hat er aber seine alte Bedeutung erhalten. Ein Schiffschirurg ist ebenfalls nur noch eine seltene Erscheinung auf Kauffahrteischiffen; die Lappdosen, d. h. die in einem vom Schiffer mitgeführten Medicinkasten befindlichen Arzneimittel werden für hinreichend erachtet, seinen Platz zu vertreten. — Unter dem S. im engeren Sinne steht der Schiffszimmermann oben an, dessen Posten sich hinreichend durch seinen Namen erklärt. Nach ihm folgt der Schiffskoch, bei welchem Dasselbe der Fall ist, der aber nach besorgtem Küchendienst auch als Matrose fungirt. Die Matrosen selbst zerfallen in 1) solche, welche bereits auf mehren Seereisen gedient und damit ausgelernt haben, und 2) Halb-, Klein-, Jung-, Leichtmatrosen, d. h. solche, welche erst kurze Zeit zur See gewesen sind und deren Lehrzeit noch nicht um ist. Der unterste Matrose ist der Schiffsjunge, auch Kajütenwächter oder Kochsmaat genannt. Die erste Klasse der Matrosen erhält volle, die zweite halbe Löhnung (Heuer, Hauer). Ueber das richtige Verhältniß zwischen dem Kapitän und dem S.e s. Schiffskapitän. Die Wohnung des S.s ist das in einem gemeinschaftlichen Raume befindliche Volkslogis, in welchem Jeder seine Koje hat. Die oberste Leitung des Schiffes ruht natürlich in den Händen des Kapitäns; als sein Gehülfe ist stets der Steuermann zu betrachten, da dieser dieselben Dienste leisten muß. Behufs der Geschäfte und deren Vertheilung zwischen dem Schiffer und dem Steuermann wird die Mannschaft in sogenannte Wachten getheilt, deren jeder von ihnen eine anführt; sie lösen sich alle 4 Stunden unter einander ab, und mitterweile lenkt Derjenige, der die Wache hat, das Schiff, sey es nun der Kapitän, oder Steuermann. Wo 2 Steuerleute an Bord sind, werden 3 Wachten, wo nur einer, 2 Wachten abgehalten. Der Steuermann hat außerdem noch über die Aus- und Einladung der Ladung zu wachen, weshalb z. B. auch das Recief oder der Empfangschein über die an Bord genommenen Güter von ihm gezeichnet ist; die Instandhaltung des Schiffes, die Einladung und Steuerung der Güter besorgt das ganze Schiffspersonal. Mitunter bekommt die Schiffsmannschaft eigenthümliche Namen, welche aus einer besondern Verwendung derselben hervorgehen. So bekommen z. B. die Personen der Equipage eines Kaperschiffes den Namen Kapergäste, und der auf eine Prise gesetzte Offizier heißt Prisenmeister. Auf einer Häringsbuse, bei welcher der Schiffer der beste Knecht genannt wird, heißen die Seeleute Schiffskinder. Beim Walfisch- und Robbenfange hat man den Harpunierer, welcher die Harpune nach dem Thiere wirft, Speckschneider, der das Thier zerlegt, Schiemänner, die die Fustagen besorgen. Eine Abweichung vom gewöhnlichen Verhältnisse des Schiffers zum Schiffsvolk tritt beim Walfisch- und Robbenfange ein. Gewöhnlich fahren diese Leute auf Part, d. h. sie haben einen verhältnißmäßigen Antheil am Gewinn. In den Vereinigten Staaten ist es gewöhnlich, daß sich die Whalers auf eigene Faust zusammenthun und sich ausrüsten, ohne eine Rhederei über sich zu haben, und daß sie aus ihrer Mitte einen Anführer wählen, der dafür zwar eine specielle Vergütung, sonst aber nur das Part wie alle übrigen Betheiligten erhält.

Schiffswegmesser, s. v. a. Log.

Schiffswerft, s. Werft.

Schiffswerftenkäfer (Entomol.), Käfergattung, s. v. a. Lymexylon *Fabr.*

Schiffswinde, 1) s. v. a. Gangspill; — 2) die Winde, wodurch man Waaren und andere Lasten in das Schiff hebt, mitunter ein Flaschenzug oder ein kleiner Krahn, den das Schiff mit sich führt.

Schiffswurm (Mollusk.), s. v. a. Teredo navalis *L.*

Schiffszimmermann, ein Marinearbeiter, welcher nicht nur in den Häfen auf Schiffswerften an der Verfertigung der Seeschiffe arbeitet, sondern auch deren Ausbesserung besorgt, weswegen er auch auf jedem Schiff während der Reise zu finden ist.

Schiffszoll, Hafenzoll und Lastgeld.

Schiffszwang, s. v. a. Stapelrecht.

Schiffszwieback, scharf gebackenes Brod von Roggen oder geschrotenem Mehl, das in große Stücke geschnitten, noch einmal im Backofen geröstet und zur Verproviantirung der Schiffe verwendet wird. Man kann dasselbe Jahre lang aufheben.

Schiffthierchen (Zoophyt.), Infusoriengattung, s. v. a. Navicula *Ehrenb.*

Schiff und Geschirr, 1) das ganze Inventarium, so wie überhaupt das Fuhrwerk und dessen Bespannung auf einem Gute; — 2) sämmtliches Geräthe beim Fuhrwesen (Geschirr ist Wagen und Pferde, Schiff das unter dem Wagen an Ketten hängende krumme Bret).

Schiffus, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Gerdauen; Forstamt; 150 Einw.

Schiffweiler, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Ottweiler; Steinkohlen- und Eisengrube, Mühle; 870 Einw.

Schiffziehen, s. Strafe.

Schiffziehmaschine, 1) die großen Winden, womit man die Schiffe von den Sandbänken loszieht, oder dieselben zur Ausbesserung an das Land zieht; — 2) s. v. a. Rudermaschine.

Schiftarm (Maschinenw.), s. v. a. Helfarm.

Schiften, 1) von Raubvögeln, frische Schwungfedern bekommen, wenn die alten verstoßen sind; — 2) einen Balken der Länge nach an und auf den andern verbinden; — 3) s. v. a. Schüften; — 4) auf der Donau ein Schiff lichten, um über die gefährlichen Strudel hinwegzukommen.

Schiftgebinde, s. Gebinde.

Schiftsparren, s. Dach.

Schiftung, bad. Zinken, Mittelrheinkreis, Amt Baden; 160 Einw.

Schigagonggar, asiat. Stadt, Tübet, Pr. Uri, zweite Hauptstadt derselben, auf dem südlichen Ufer des Dsangbo, nordwestlich vom Paktesee, vielleicht die größte Stadt in Tübet, mit 9000 (nach Andern 20,000) Häusern. Sie ist an einem heiligen Hügel gebaut und hat 1000 Mann Truppen. Im Süden von dieser Stadt, gegen Nepaul, liegt eine Anzahl von Städten, die meist mit diesem Lande Handel treiben, darunter Kutli, wo ein Offizier mit 500 Mann steht und die Pässe der über die Grenze Reisenden untersucht; Chinesen wohnen des Handels wegen dort. In der Nähe ist das Grenzdorf Dum.

Schigamuni (Lamaism.), s. v. a. Dschakdhamuni.

Schiganſk, asiat.-russ. Kreis, Sibirien, Gouv. Jakutsk, eine Einöde um die Lena unterhalb Jakutsk, von Jakuten, Jukagiren und Tunguſen durchſtrömt, mit den Städtchen: S., an der Lena, von wenigen Kaufleuten bewohnt, Ust-Wiluisk, an der Mündung des Wilui in den Hauptstrom, Werchne-Wiluisk, weiter oben an jenem Fluß, Werchojansk, an der Jana. Zu diesem Kreise gehören die Hunderte von Inſeln der 4 Lenamündungen (darunter Krestiak, Borkkaja, die größte, Kirman, Nastistak, Kulajkoi), nackte oder mit feuchtem Moosgrund bedeckte flache Felseneilande, kaum mit etwas Gestrüpp bewachsen, von Thieren bewohnt, von Jägern besucht, und die 5 Inſeln der Janamündungen (darunter Makrowskoi, reich an Wild), ganz von derselben natürlichen Beschaffenheit, gleichfalls unbewohnt.

Schiggaion (hebr.), s. v. a. Klagelied, Elegie, s. Pſalm.

Schiggendorf, bad. Dorf, Seekreis, Amt Salem; 110 Einw.

Schighar (arab.), vor Mohammed Sitte in Arabien, daß 2 Männer gegenseitig der eine des andern Tochter heirathete, um die Heirathsgabe zu ersparen.

Schighivahana (d. i. der auf dem Pfau Reitende, ind. Rel.), Beiname des Kartikeya.

Schigilija, europ.-türk. Ort, große Walachei, Distr. Jalomiza, an einem Donauarm.

Schiha (pharm. Bot.), nach Schubert, ein arabisches Arzneimittel, welches aus einem gelblich-grauen, mit einem feinen Filze überzogenen, zerbrochenen oder zerschnittenen, mit Stielen und Blüthen vermengten Kraute besteht. Es hat einen Geruch und Geschmack wie Semen Santorici und stammt wahrscheinlich von einer Artemisia her. Man bedient sich desselben im Aufgusse als eines Magenmittels.

Schiho, afrikan. Nomadenvolk, Abyſſinien. Sie sind schwarz, treiben in der Regenzeit ihr Vieh in die Ebenen von Baharnagasch und Tigre, leben in Berghöhlen, unter Bäumen oder kegelförmigen Rohrhütten, sind mit Lanzen bewaffnet und tragen ein Messer im Gürtel.

Schi-hoang-ti, s. China (Gesch.).

Schii, s. Mohammedaniſche Sekten.

Schihdiſtan (d. i. Lichtgebäude), Name der 7 Göttertempel, welche die Suppatier in Persien den Planeten erbauten.

Schiiten (Islam.), mohammedanische Sekte, die nach Mohammeds Tod entstand und zwar in Folge des Streites zwischen Ali und Abubekr über die Nachfolge des Propheten. Die Partei des letztern, die siegreiche, hieß Sunniten (s. d.); die Anhänger Ali's verwarfen die drei ersten Khalifen nach Mohammed (Abubekr, Omar und Osman) als unrechtmäßig und die auf der Autorität dieser drei Khalifen beruhende Sunna (s. d.), während sie die übrige außerkoranische Tradition annahmen. Sie werden deshalb von den Orthodoxen S., d. i. Irrgläubige, Schismatiker, genannt. Uebrigens unterscheiden sie sich im Aeußern noch dadurch, daß sie nicht nach Mekka wallfahrten. Sie trennen sich wieder in verschiedene kleine Sekten. Zu den S. gehören die Perser. Vgl. Ali und Mohammedaniſche Sekten.

Schikaneder, Emanuel, Opern- und Lustspieldichter, 1751 zu Regensburg geboren, widmete sich früh der theatralischen Laufbahn und gewann in mehren österreichischen Städten als Komiker den Beifall der Menge. Seine Lustspiele und Opern machten bald mehr, bald minder Glück, das meiste aber die „Zauberflöte" durch Mozarts unsterbliche Musik. Muß man diese Dichtung auch hinsichtlich der metrischen und dialogischen Ausführung als fehlerhaft und unbeholfen erkennen, so schlingt sich doch eine ächt poetische Grundidee durch das Ganze. Die volksthümlichen Melodien in der Oper soll S. dem Komponisten vorträllernd angegeben haben. S. hatte sich durch diese Oper, so wie durch die Gabe, dem Geschmacke der Menge zu genügen, als Theaterdirektor zu Prag und später zu

Wien an dem leopoldstädter Theater ein bedeutendes Vermögen erworben, das er zur Errichtung eines neuen großen Theaters an der Wien benutzte, welches am 13. Juni 1801 mit der Oper „Alexander" von Teyber eröffnet wurde. Die entzückten Wiener sahen dabei zum ersten Male einen Zug von 40 Pferden auf den Bretern. Trotz seiner meist richtigen und glücklichen Spekulationen kam er doch in seinen ökonomischen Verhältnissen so weit zurück, daß er die Direktion seines Theaters niederlegen mußte. Er versank in Gram und Mißmuth und † zurückgezogen in Dürftigkeit den 21. September 1812 zu Wien. Seine Stücke erschienen gesammelt als „Theatralische Werke", Wien 1792, 2 Bde.

Schikarpur, sonst asiat. Provinz, Reich Afghanistan.

Schikarzen, österreich.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Wurmberg; 300 Einw.

Schikasaws, s. v. a. Chicasaws.

Schike-schike (Bot.), an den Ufern des Rio San Francisco indianischer Name für alle großen Cactusarten.

Schiki, Provinz (Khanat), s. v. a. Scheki.

Schi-king (Geogr.), Provinz, s. v. a. Mukden.

Schi-king (chines. Liter.), s. King, vergl. Chinesische Literatur.

Schi-ki-tang (chin. Gesch.), s. v. a. Kaotsu 4).

Schikloscher Wein, s. Ungarische Weine.

Schikmim (hebr., Bot.), s. v. a. Maulbeer-Feigenbaum, Ficus Sycomorus *L.*

Schikoll, österreich.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Krannichsfeld; 230 Einw.

Schikorren, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 120 E.

Schikfel (jüdisch-deutsch), 1) ein unerwachsenes, noch nicht mannbares Mädchen, daher spöttisch — 2) ein Judenmädchen.

Schiktaschik, nordamerik. Indianerstamm, V. St., Staat Illinois.

Schilbach (Geogr.), königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Voigtsberg; Rittergut, Schloß, Mühle; 320 Einw.

Schilbach (Biogr.), 1) Christian, Maler, stand in Diensten des Herzogs von Sachsen-Gotha u. war um 1700—1730 thätig. Er malte Bildnisse. G. M. Preißler stach nach ihm das Bildniß Cyprians, des Herausgebers der „Hylaria-evangelica". — 2) Christian Friedrich Heinrich, Maler, stand um 1770 als Hoftapetenmaler in herzoglich gotha'schen Diensten, malte auch Ansichten in Oel und fertigte naturhistorische Zeichnungen. G. L. Crusius stach nach ihm eine Ansicht der Stadt Ronneburg, wo der Künstler noch 1801 als Brunnen-Inspektor lebte. — 3) Johann Heinrich, einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Landschaftsmaler, 1798 zu Barchfeld geboren, verwaiste früh und konnte daher nur wenig seiner natürlichen Neigung zum Zeichnen und Malen obliegen, bis er endlich in seinem 16. Jahre dem Großherzog Ludwig I. von Hessen empfohlen wurde, der ihn den Unterricht des damaligen Hof- und Theatermalers Primavesi genießen ließ. Im Jahre 1823 reiste S. zu seiner weiteren Ausbildung nach Italien und nahm seinen Aufenthalt in Rom, wo er sich anfangs, um seinen Unterhalt bestreiten zu können, mit Radirungen und Kupferstichen für ein von dem Architekten Hübsch beabsichtigtes Werk über Athen, nach Zeichnungen desselben, beschäftigen mußte. Indessen erregten schon seine ersten Oelgemälde die allgemeine Aufmerksamkeit und gewannen die Würdigung der kompetentesten Richter. So kaufte Thorwaldsen das erste Bild S.s, den „Campo vaccino", und bestellte ein Gegenstück dazu, worauf bald Aufträge von allen Seiten an den wackeren Künstler ergingen. Der Künstler sah sich in Folge jener Anerkennung und der vermehrten Aufträge in den Stand gesetzt, 1825 eine Reise nach Neapel zu unternehmen und seine landschaftlichen Studien in verschiedenen Gegenden Italiens fortzusetzen, als ihn 1828 der Großherzog Ludwig I. von Hessen als Hof- und Theatermaler nach Darmstadt berief, in welcher Stellung S. jetzt daselbst lebt u. wirkt. Zu seinen vorzüglichsten Landschaftsgemälden in Oel (viele Aquarelle von seiner Hand besitzt die Königin von Bayern) gehören die Aussicht von Massa nach Capri; S. Bonaventura und der Venus-Tempel zu Rom; die Aussicht vom Monte Mario bei Rom, nach der Gegend von Tivoli; Monte Nuovo bei Pozzuoli; Capri; Oberwesel, zweimal gemalt; Castel Gandolfo, in der großherzogl. Gemäldegallerie in Darmstadt; Olevano; Lago d'Agnano und der Vesuv; Abendlandschaft in der Bergstraße; Waldeinsamkeit; das Haslithal; Rheingrafenstein bei Regenwetter; Morgenlandschaft bei Secheim an der Bergstraße; Abendlandschaft bei Schönberg in der Bergstraße; Gegend am bessunger Teich bei Darmstadt. Unter S.s Theaterprospekten zeichnen sich die zur „Stummen von Portici" im großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt besonders aus und verdienen unbedingt das Prädikat der Klassicität. Frommel und Poppel stachen nach ihm die Ansicht von Mainz, qu. Fol. Er selbst radirte und stach mehre interessante Blätter.

Schilbe (Ichthyol.), Untergattung von Silurus *L.* (s. d.).

Schilbe, Salzmaß in Schwaben, ungefähr 1½ Ctr.

Schilbung (deutsche Heldens.), s. Nibelungen.

Schilcher, Anton, Maler, geboren zu Mindelheim 1795, wurde im 17. Jahre Lieutenant, nahm an den Feldzügen der Jahre 1813—14 Theil und zog als Oberlieutenant im Grenadier-Garde-Regiment 1815 gegen Frankreich. Nach dem Frieden übte er sein schönes Talent für die Kunst und bildete es weiter aus. Geniale Auffassung und die Gabe schneller und geistreicher Entwürfe, verbunden mit einer heiteren und glücklichen Behandlung der Karrikatur, zeigten, welch eine reiche Fülle von Geist und Laune ihm bei diesen Beschäftigungen seiner Mußestunden zu Gebote standen; mit demselben Glück versuchte sich S. auch in der Genremalerei. Im J. 1826 ging er mit dem Oberstlieutenant von Heideck nach Griechenland, wo

er 1827 in Folge eines Schusses, den er auf der Jagd bei Damala von einem deutschen Philhellenen aus Unvorsichtigkeit erhielt, †.

Schilchermühle, österreich. Rotte, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwalde, Ldgr. Gleiß; 200 Einw.

Schild (Kriegsw.), die vorzüglichste Schutzwaffe früherer Zeit gegen Hieb, Stich, Pfeil- und Spießwurf; war von sehr verschiedener Größe und Form, bald aus Holz gearbeitet, mit Thierhäuten, gebranntem Leder u. Metall überzogen, bald auch ganz aus letzterem getrieben. Das Fußvolk führte anfangs größere S.e als die Reiterei, welche aber von beiden Truppengattungen nach und nach immer mehr verkleinert wurden, so daß sie zuletzt nur den Durchmesser von 2½ Fuß behielten. Mit der Verbreitung des Feuergewehrs verschwanden sie gänzlich. Als Erfinder der S.e nennen Einige den Prötus und Acrisius, Andere hingegen den Chalcus. Daß indeß die S.e von einem Volke zum andern gebracht worden sind, ist wohl weniger glaublich, als daß sie jedes selbst erfand. Zu allen hölzernen S.en wählte man besonders leichtes Holz, nach Plinius namentlich das von Buchen, Pappeln, Weiden; Hollunder- und Feigenbäumen ꝛc., um die S.e leichter handhaben zu können. Die Hebräer hatten zweierlei S.e, Magan und Zanah, jene kleiner, diese größer, ovalrund, aus Holzplatten und mit Leder überzogen und mit Fett bestrichen, auch mit Bildern bemalt. Eherne S.e waren selten, mit Gold überzogene nur eine Auszeichnung der Könige. Sie wurden auf dem Marsche auf dem Rücken getragen, im Kampf durch einen Armriemen an den linken Arm befestigt. Vgl. Ortlob, De scutis et clypeis Hebraeorum, Leipzig 1718. Die S.e der Perser (Gerrha) waren viereckig und mußten wo möglich sehr blank seyn. Die S.e der Gallier, Macedonier und anderer Völker waren von Weidenruthen geflochten; doch wurden sie gewöhnlich noch mit Thierhäuten verschiedener Lagen, deren Zahl sich bei den Griechen bis auf 7 oder 8 erstreckte, überzogen und durch Bleche von verschiedenem Metall auf der Außenseite befestigt und verstärkt. Nach Tacitus waren die S.e der Deutschen von starker Baumrinde gefertigt, später aber aus Holz geflochten und ebenfalls mit Fellen versehen; von dieser Art stammt daher wahrscheinlich auch die ältere Benennung Hurt, Hort statt S. Diese deutschen S.e sollen jedoch den Nachtheil gehabt haben, daß sie zwar die nöthige Länge, nicht aber genugsame Breite besaßen, um vollkommen gegen den Wurf zu schützen. Aehnliche S.e, wie die deutschen, führten auch die Briten, so wie die an der Grenze von Gallien wohnenden Spanier, während man in den südlichen, nach Afrika gelegenen Ländern den aus Riemen von Büffel- und Elephantenhaut geflochtenen S. (cetra) der Afrikaner nachahmte. Die ältesten Griechen hatten große S.e (Sakos, Aspis), hinter die sich ein Mann verbergen konnte. Die vornehmsten Theile des S.es bildete a) die äußere Rundung desselben oder der Umkreis, mit Trodeln (Thysanoi) oder auch mit einer Einfassung von Metall (Antyx); b) die in der Mitte hervortretende Erhöhung (umbo, Omphalos), an der sich oft noch ein besonderer Stachel (eiserne Spitze) befand, der den Zweck haben sollte, nicht allein die Wurfspieße, Pfeile, Steine ꝛc. abzuleiten und ihre Kraft zu schwächen, sondern auch im Handgemenge den Feind damit niederzustoßen; c) ein lederner Riemen oder eherne Handhabe (Telamon), um den S. über die Schulter zu hängen, zu halten und zu bewegen, welches letztere auch durch inwendig angebrachte Querhölzer (Kanones, Ochana) oder Riemen, oder auch durch metallene Ringe (Kirkoi, Ochana) geschah. Nach Plutarch war es Cleomenes, der den Spartanern anstatt des Riemens den Gebrauch der eisernen Handhaben lehrte. Die runden und ovalen S.e hatten jederzeit zwei Handhaben, wovon die größere, zum Durchstecken des Armes bestimmt, in der Mitte des S.es, die andere, kleinere, hingegen ziemlich am Rande desselben angebracht wurde, um in dieselbe mit der Hand eingreifen, so die Schutzwaffe fester fassen und nach allen Richtungen leicht drehen zu können. Kleine runde S.e (Peltai) gab zuerst Iphicrates seinen böotischen Kriegern. Ueber das Thürschild des bewaffneten Fußvolks der Römer s. Scutum. Der S. des leichten Fußvolks (parma), drei Fuß im Durchmesser haltend, war von runder, der der Reiterei (clypeus) jedoch in der Regel von ovaler Form und glich ganz dem v. den Hetruriern abstammenden sogenannten argolischen S. Auf dem Marsche hing der Krieger den bei den Römern mit einer ledernen oder leinenen Hülle versehenen S. mittelst eines Riemens über die linke Schulter. Die Handhaben der S.e der Karier hatten die Gestalt kleiner eiserner Riegel, die, wenn man der Sitte gemäß diese Schutzwaffen nach Beendigung eines Krieges in den Tempeln aufstellte, abgenommen und besonders aufbewahrt wurden, damit jene bei einem plötzlichen Volksaufruhre nicht sofort gebraucht werden konnten. Die S.e der römischen Soldaten wurden stets mit dem Namen des Eigenthümers und mit der Nummer der Legion und des Manipels, wobei sie standen, bezeichnet. Die Anbringung gewisser Symbole auf den S.en soll karischen Ursprungs seyn u. ging von da auf die Griechen und dann auf die Römer über; doch huldigten nach Tacitus auch die deutschen Völker dieser Sitte und schmückten ihre langen, breiten, einwärts gebogenen S.e mit dem Abbilde von Thierköpfen. In den spätern Zeiten des Ritterthums bestanden die Verzierungen des S.es gewöhnlich in einem der Familie eigenthümlichen Zeichen oder deren Wappen, und junge Krieger führten zuweilen so lange eine Decke darüber, bis Lanzenstöße oder Schwertstreiche dieselbe zerrissen hatten. Einige ließen ihren S. frei, bis endlich irgend eine Waffenthat ihnen Gelegenheit zu einem Sinnbilde verschaffte; Andere begnügten sich wieder mit einem einfachen Wahlspruche. Ueberhaupt wendete man schon in den frühesten Jahrhunderten alle mögliche Sorgfalt an, die S.e durch künstliche, oft in den edelsten Metallen ausgeführten Arbeiten zu verschönern, und verband mit dem

Verluste derselben in der Schlacht die größte Schande, so daß die spartanischen Mütter ihren Söhnen vor einem Kriegszuge die Ermahnung zu ertheilen pflegten: „Komm mit oder liegend auf deinem S.e zurück!“ indem alle auf dem Schlachtfelde getödtete oder verwundete Soldaten auf demselben weggetragen wurden. Epaminondas fragte noch im Sterben, ob sein S. gerettet sey. Die ihren S. verloren oder weggeworfen hatten, hießen Rhipsaspiden. Wer bei den Römern ohne S. aus dem Gefechte zurückkehrte, wurde nach den damaligen Kriegsgesetzen entweder bis auf den Tod geschlagen, oder gesteinigt. Dem Deutschen brachte der Verlust seines S.es Verbannung von allen gottesdienstlichen Handlungen und aus Volksversammlungen. Auf dem S.e emporgehoben zu werden, galt lange bei vielen Völkern für die höchste Ehrenbezeichnung; den Burgundern diente es als Zeichen der Königswahl. Die S.e der Ritterschaft erblickte man bald in runder, bald in drei- oder viereckiger Form, und erstere erhielten sich bei den Franzosen, Spaniern, Niederländern und der italienischen Reiterei unter den besondern Namen Rondellen (Rundtartschen, Rondaches) am längsten. Die Piquenierer der drei zuerst genannten Nationen waren durchgehends mit dergleichen runden S.en ausgerüstet, deren sich die Offiziere zu Ende des 16. Jahrhunderts bedienten; bei den Deutschen, die sie unter der Benennung Tartschen kannten, trugen nur zuweilen die Oberbefehlshaber dieselben. Eine besondere Gattung 6 Fuß langer, 3 Fuß breiter S.e, die Pavesen oder Setztartschen, dienten besonders zur Deckung bei Belagerungen. Im Allgemeinen machte man nicht allein im Einzelngefechte von den S.en Gebrauch, sondern in den Kriegen der Römer und Griechen wußten ganze Abtheilungen und Massen diese Schutzwaffen so zu verschränken, daß dadurch entweder zum Angriff, oder vorzüglich zur Vertheidigung gegen Reiterei, so wie bei Rückzügen, wo die Schwerbewaffneten die leichten Truppen und den Troß in die Mitte nahmen, eine undurchdringliche Mauer gebildet wurde, oder auch die Soldaten beim Stürmen, zur Ersteigung niedriger Mauern mehrfach über einander stehen konnten (Liv. I, 46). Diese Sturmdächer bekamen den Namen Testudo (Schildkröte) und sollen der Sage nach so fest gewesen seyn, daß nicht nur einzelne Reiter darüber wegzureiten, sondern auch leichte Wagen darauf hinzufahren im Stande waren. Nach Plutarch ließ Antonius eine dergleichen Schildkröte herstellen, als ihn die Parther auf seinem Rückzuge verfolgten, und vertheidigte sich durch Hülfe derselben mit vielem Vortheile. Einigen geschichtlichen Nachrichten zufolge scheinen in der spätern Zeit auch die Deutschen das Sturmdach gekannt und zuweilen benutzt zu haben. Unter den civilisirten Völkern sind die S.e seit etwa 2 Jahrhunderten außer Gebrauch, so daß dergleichen gegenwärtig nur noch bei mit Bogen bewaffneten wilden Volksstämmen angetroffen werden.

Schild (Wappenschild, Herald.), die zur Aufnahme der Wappenbilder bestimmte Figur. Die älteste Form dieser Figur war ein Dreieck, dessen Höhe sich zur Breite wie etwa 7 zu 6 verhielt. Da sich jedoch die meisten Bilder nicht in ein Dreieck einschließen ließen, auch die Dreieckform dem Geschmacke des Mittelalters weniger zusagte, so bog man die Seitenlinien aus, wodurch die eiförmig zulaufenden, oben geraden S.e entstanden, die sich auf den alten Siegeln finden. Später erweiterte man die Grenzlinien noch mehr, so daß sie senkrecht von dem obern Rande abfielen und die gewöhnliche Schildesform bildeten, die man jetzt, wenn unten an dem gerundeten Rande eine Spitze erscheint, französische, wenn diese wegbleibt, spanische S.e nennt. Deutsche S.e nannte man sie, wenn die Grenzlinien noch mehr verändert, an der Seite und oben eingeschnitten, oder gar mit Zierden umgeben (ausgekerbt, die Verzierungen hießen Hof) wurden. Diese drei Formen erkennt die Heraldik als regelrecht an. Abweichend sind die 4eckigen Banner-S.e, die ovalrunden, die herzförmigen und runden-S.e, welche beiden letzteren vorzugsweise für Frauenwappen angewendet wurden, weil man annahm, daß es ursprünglich Nähkissen gewesen; doch findet sich diese Form auch bei S.en von Männern und Städten. Die neuere englische Schildesform hat an den obern Seiten hervorstehende Ecken und schließt sich unten mit 2 gegen einander in einem stumpfen Winkel sich neigenden Linien; auch die an der Seite ausgerundete und am obern Rande bald einmal, bald zweimal einwärts gerundete Tartsche ist in neuerer Zeit oft angewendet worden, Formen, welche der deutschen Heraldik aber fremd sind. Die Stellung der S.e ist eigentlich die aufrechte; häufig ist aber auch die gegen die rechte Seite gelehnte (geneigte) der ursprünglichen Haltung des S.s am Arm entsprechend. Seltener und nur auf gewisse Umstände begründet ist die Richtung nach links. Die gelehnte Stellung findet immer Statt, wenn mehr als ein Helm auf das S. gesetzt werden muß. Das Grabmal des Letzten eines Stammes, so wie in Stammtafeln seit dem 14. Jahrhundert die geächteten Vorfahren bezeichnete man mit einem gestürzten S.e. Herz-S. heißt der kleine, auf dem Mittel-S. liegende S.; zuweilen sind 3 S.e auf einander und der Herz-S. der oberste. Der Mittel-S. ist zuweilen mit Herz-S. gleichbedeutend; zuweilen steht er aber auch höher auf der Ehren-, oder tiefer auf der Nabelstelle, in welchen Fällen die Stellung angegeben werden muß. 3 S.e stehen meist über einander, bei 4 steht keiner auf einer heraldischen Stelle, 5 stehen in Kreuzform. Ein ledi-ger S. ist ein solcher, der kein Bild sondern nur Farben enthält, wo sich dann das Wappenbild gewöhnlich auf dem Helm befindet. S.e, die nur eine Farbe enthalten, heißen einfache (ledige) S.e. Vgl. Wappen.

Schild (in andrer Bed.), 1) (Num.), Münze, auf deren einer Seite ein Wappenschild geprägt ist; — 2) (Jagdw.), großer hölzerner, mit Leinwand überzogener Rahmen, auf dem ein Thier,

meist eine Kuh, abgemalt ist. Man trägt ihn vor sich, um dahinter versteckt im freien Felde sehr scheues Wild, namentlich Trappen und wilde Gänse, leichter beschleichen zu können. — 3) S. Treibzeug; — 4) (Kriegsw.), ein Schutzmittel des Minirers, durch welches er sich gegen die Pistolenschüsse seines Gegners, während des Handgefechtes in den Minengallerien zu decken sucht. Es besteht aus einem ungefähr 5 F. hohen, gegen 2 F. breiten, mit Handgriffen versehenen hölzernen S.e, welches äußerlich noch mit Eisenblech oder gebranntem Leder flintenkugelfest überzogen wird. — 5) Figuren, die als Abzeichen der Gasthäuser, Verkaufsläden und der verschiedenen Handwerker vor den Häusern aufgehängt sind, jetzt gewöhnlich nur eine Tafel, mit dem Namen des Gasthauses ꝛc.; — 6) die Metallplatten, welche aus Blech gefertigt sind und von Amtsdienern an der Brust, von Postillonen am Arme und am Hute getragen werden; — 7) kleine Metallplatten, welche als Verzierung an verschiedenen Gegenstände angebracht werden, z. B. beim Schlüsselloch, an Drückern, Griffen ꝛc.; — 8) die verschiedenen verzierten Theile eines Schiffes, z. B. am Hintertheile das Wappen des Eigenthümers, Stadt oder Provinz, oder am Spiegel das Bild, welches den Namen des Schiffes anzeigt; — 9) s. Scheere; — 10) die durchbrochene Metallplatte, welche die Unruh der Uhr bedeckt und vor Beschädigung sichert; — 11) s. Fleischer; — 12) (Bauw.), s. v. a. Ohr; — 13) eine schwache Wand zwischen zwei stärkeren Pfeilern; — 14) die Seitenwand einer Arche; — 15) (Gärtn.), s. v. a. Okulir-S., s. Aeugeln; — 16) (Naturgesch.), die Brust der Vögel; — 17) farbiger Fleck an der Brust der Hasel- und Rebhühnerhähne; — 18) heller Fleck auf den Keulen des Damm- und Edelwilds; — 19) beim Reh s. v. a. Spiegel; — 20) der Flügel der Fasanen; — 21) der oft verharzte Fleck auf dem Blatt des wilden Schweins; — 22) s. Testudo; — 23) (Gerb.), der Theil einer Haut, der auf den Hüftknochen gelegen hat; — 24) (Astron.), s. Sobieskisches Schild.

Schild (Geogr.), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrschaft Hohenfurt; 150 Einw.

Schild (Biogr.), 1) Melchior, Komponist und um die Mitte des 17. Jahrhunderts Organist an der Georgen- und Jakobikirche zu Hannover, war ein Schüler des berühmten Schweling zu Amsterdam und wurde zu den vortrefflichsten Tonsetzern seiner Zeit gezählt. Er † 1668. Von seinen sonstigen Lebensverhältnissen fehlen die nöthigen Nachrichten; eben so sind seine Kompositionen bis auf die Choräle „Christ, der du bist der helle Tag" und „O Vater, allmächtiger Gott" nicht mehr bekannt. — 2) Christian Lebrecht, Graveur und Edelsteinschneider, hatte als Künstler großen Ruf. Er schnitt die Siegel des Kaisers Karl VII. und des Kaisers Franz I.; für ein Handsiegel des Königs von Spanien erhielt er 100 Dukaten. S. war Jude, trat aber dann zur reformirten Kirche über und † zu Frankfurt 1751.

Schild (Ordensw.), 1) Orden des grünen S.s, unter König Karl VI. von Frankreich 1399 vom Marschall Boucicault zur Ehre und zum Schutze der Frauen gestifteter Orden, dessen Inhaber auf 12 beschränkt waren. Ordenszeichen: ein goldenes, grün emaillirtes S. auf dem linken Arm, mit dem Bild einer weißen Dame. — 2) Orden des goldenen S.s, von Ludwig II. dem Gütigen von Bourbon 1369 gestifteter Orden, dessen Mitglieder sich zur strengen Ausübung der Obliegenheiten eines Christen verpflichteten. Ordenszeichen: ein goldnes Schild, worin sich das Wort „Allen", von einer Perlenschnur umgeben, befand. Dasselbe bedeutete nach der vom Stifter gegebenen Erläuterung: Lasset uns alle zum Dienste Gottes gehen und zur Vertheidigung unseres Vaterlandes vereinigt bleiben, damit wir durch ruhmreiche Thaten uns Ehre erwerben.

Schilda (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Luckau; Windmühle; 200 Einw.; — 2) s. v. a. Schildau 2).

Schildalge (Bot.), Algengattung, s. v. a. Cocconeis *Ehrenb.*

Schildamsel (Ornith.), s. v. a. Ringdrossel, Turdus torquatus *L.*

Schildau (Geogr.), preuß. Orte: 1) Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Schönau; 2 Vorwerke, Schloß; 330 Einw.; — 2) (Schilda), Städtchen, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Torgau, am Rossabache; Mühlen, 3 Kram-, 3 Roß- und Viehmärkte; 1040 Einw.; Geburtsort des Generals Gneisenau. S. hat in Sachsen, wie Abdera bei den Griechen, die Ehre, als Vertreterin aller Albernheiten zu gelten, daher die Redensart: Schildbürgerstreich. Das Schickfal S.'s theilen übrigens viele andere Orte; so Schöppenstädt, Polkwitz, Wasungen, Troyboing, Gotham (in England), Siwry Kisar in Indien. Selbst ganze Provinzen (Schwaben in Deutschland, Gascogne in Frankreich) stehen in gleichem Ruf.

Schildbach (Geogr.), österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Hartberg; 160 Einw.

Schildbach (Biogr.), s. v. a. Schilbach.

Schildbauch (Ichthyol.), Fischgatt., s. v. a. Lepadogaster *Gouan.*

Schildbauern, in Tyrol freie Bauern, die mit zu dem Adel steuern; ihre Güter heißen Schildhöfe.

Schildberg (Geogr.), 1) (Sſimperk), österr.-mähr. Marktflecken, Kr. Olmütz, Herrschaft Eisenberg; Rathhaus, Jahrmärkte; 1790 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Münsterberg; Vorwerk, Wassermühle; 350 Einw.; — b) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Soldin; Windmühle; 630 Einw.; — 3) preuß. Kreis, Prov. und R.-B. Posen, an den Kreis Adelnau, so wie an Schlesien und Rußland grenzend; ist eben, wird von der Prosna bewässert und ist stark bewaldet; umfaßt 17½ □Meilen mit 5 Städten, 1 Marktflecken, 301 Dörfern und Vorwerken und etwa 56,000 Einw.; — 4) Kreisstadt das.; landräthliche Behörde, Post,

Bernhardinerkloster, Gerberei, 4 Jahr- und Viehmärkte; über 2100 Einw.

Schildberger, Hans, geb. zu München, gerieth, als er unter Kaiser Siegmund mit gegen die Türken zog, 1395 in die Gefangenschaft von Bajazets Heere und erhielt dadurch Gelegenheit, Persien, Arabien, Syrien und Palästina zu bereisen. Nach seiner Rückkunft beschrieb er die gemachten Erfahrungen unter dem Titel: Hie vachet an d' Schildberger der vil Wunders erfahren hatt in der heydenschafft vnd in d' türkey (ohne Datum und Druckert, wahrscheinlich Ulm 1473).

Schildbesenkraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Alyssum *L.*

Schildblume (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Chelone *L.* — **Glockige S.**, s. v. a. Pentastemum campanulatum *Willd.*

Schildbogen (Bauk.), Bogen, der an Kreuzgewölben durch 2 Pfeiler an der Stockmauer gebildet wird.

Schildbrüstchen (Ornith.), s. v. a. Garten-Rothschwanz, Motacilla (Sylvia) Phoenicurus *L.*

Schildbürger, s. Schildau 2).

Schildbürtige, die zweite Klasse des deutschen Adels, jetzt der landsässige Adel mit Einschluß der vormaligen freien Reichsritterschaft; s. Adel.

Schildchen, 1) (zool. Term.), s. v. a. Scutellum, Stethidium; — 2) (bot. Term.), s. v. a. Scutellum, Patella.

Schildchaft (Ant.), s. Testudo, vgl. Schild.

Schild des Achilles, nach Homer Schild, den Hephästus dem Achilles auf Bitten der Thetis machte, nachdem er seine Waffen durch Patroclus an Hektor verloren hatte. In der Ilias (18, 489 — 607) wird der Schild ausführlich beschrieben, und Voivin ließ ihn danach auf einem Gemälde vorstellen, um die Behauptung zu widerlegen, es sey unmöglich, dies Alles auf einem Schilde darzustellen. Diese homerische Beschreibung liegt dem Schild des Herakles von Hesiod, der angeblich von Gyps, Elfenbein, Bernstein, Gold war, und dem virgilschen Schild des Aeneas zu Grunde. Schwanthaler führte einen solchen Schild nach Hesiods Beschreibung aus; auch dem Herzog von Wellington ward 1816 ein ähnlicher silberner Schild in getriebener Arbeit von dem londoner Handelsstand übergeben.

Schildd'or, Goldmünze, s. v. a. Schildlouisd'or.

Schilddrüse (Anat.), Glandula thyreoiden, ein drüsenartiger ansehnlicher Körper, der an der vordern Seite des Halses mit seinem mittleren Theil dicht unter dem Kehlkopf vor den drei oder vier obersten Luftröhrenringen seine Lage hat, von wo aus seine Seitentheile oberwärts bis zu den Hörnern des Schildknorpels hinaufreichen. Er hat die Gestalt eines Halbmondes und besteht aus zwei fast dreieckigen Seitenlappen (Hälften, Hörnern), lobi s. cornua, und einem mittleren, kleineren und niedrigeren Theile, dem Isthmus, welcher beide Seitenhälften verbindet. Von diesem ragt nach oben und meist etwas nach links das mittlere Horn, Cornu medium, ein rundlicher, zuweilen an seinem oberen Ende dickerer Fortsatz. Die Farbe der S. ist bläulichroth oder röthlichbraun; beim Embryo ist sie verhältnißmäßig größer, als beim Erwachsenen; bei Frauen dicker, als beim Manne. Ihr Gewebe besteht aus Zellgewebe und zahlreichen Gefäßverwickelungen, und hat dasselbe eine Aehnlichkeit mit dem Parenchyme der konglomerirten Drüsen; doch besitzt die S. keinen eigentlichen Ausführungsgang. Ihre Arterien sind die obere, untere und unterste S.-Schlagader, welche von der Art. carotis und subclavia kommen; Nervenverzweigungen bekommt sie vom N. vagus und sympathicus. Ihre Funktion ist bis jetzt unbekannt. Nach Einigen soll sie einen besonderen Saft absondern, der sich dem Venenblute beimischt; nach Andern das Gehirn vor heftigem und reichlichem Blutzufluß schützen; wieder Andere nehmen an, daß sie etwas zur Verwandlung des Blutes in den Lungen beitrage ꝛc. Unter den dieselbe befallenden Krankheiten sind zu erwähnen: Der Kropf, Struma, Vergrößerung u. Verhärtung der S., Entzündung der S., Inflammatio glandulae thyreoideae, Thyreoadenitis, Thyriophyma acutum, Struma inflamatoria. Sie tritt mit Schmerzhaftigkeit, schnellem Anschwellen der Drüse und erhöhter Wärmeentwickelung auf. Oft treten heftige Erstickungsanfälle ein, dabei Eingenommenheit des Kopfes, Ohrensausen, Röthung des Gesichtes, Pulsiren der Kopfschlagadern, Fieber mit entzündlichem Charakter. Die Entzündung geht über in Eiterung, wodurch die gesammte Drüsensubstanz zerstört werden kann, in Zertheilung, Brand ꝛc. Die Behandlung ist die gewöhnliche entzündungswidrige, Aderlaß, Nitrum, Kalomel ꝛc. Hat sich ein Abceß gebildet, so eröffne man ihn frühzeitig.

Schilddrüsenbräune, s. Bräune.

Schilde (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Dramburg; Vorwerk (Sabinenhof), Ziegelei; 250 Einw.; — b) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Nieder-Barnim; 130 Einw.; — c) daf., Kr. West-Prignitz; Gut 260 Einw.; — 2) belg. Dorf, Prov. und Bez. Antwerpen; 1010 Einw.

Schildeck, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; Gut, Vorwerk; 210 Einw.

Schildeidechse (Amphib.), Eidechsengatt., s. v. a. Lacerta *L.*

Schildener, Karl, gründlicher Forscher des alten deutschen Rechts, geb. am 26. Aug. 1777 zu Greifswald, ging dort in die Schule und studirte daselbst, begab sich jedoch 1796 auf die Universität Jena und 1798 nach Göttingen. Seit 1800 studirte er schwedisches Recht in Upsala; 1801 ward er Adjunkt der Juristenfakultät zu Greifswald, wo er Vorlesungen über schwedisches Recht hielt. Im J. 1806 beauftragte ihn daher König Gustav IV. mit einigen legislativen Arbeiten, die seine Anwesenheit zu Greifswald erst wieder 1809 möglich machten. Als die dasige Univer-

stität reorganisirt werden war, legte er sich vorzugsweise auf deutsches Recht. † 1844. Schr. u. A.: Ueber die Beschäftigung mit Denkmälern unserer Vorzeit, Greifswald 1816; — Bemerkungen zu Jak. Grimms Abhandlungen, betitelt: Literatur der altnordischen Gesetze, daselbst 1818; — Guta Lagh, d. i. der Insel Gothland altes Rechtsbuch, deutsch, daselbst 1818; — Beiträge zur Kenntniß des germanischen Rechts, 2 Stücke, daselbst 1822—27; — Ueber die religiöse Gemeinschaft der alten Mitschwörenden, daselbst 1833; — Kleine Aufsätze aus bedrängter Zeit, Rostock 1833.

Schildente (Ornith.), 1) s. v. a. wilde Ente, Anas Boschas *L.*; — 2) s. v. a. Löffelente, Anas clypeata *L.*, s. Ente.

Schilderbent, s. Bent.

Schilderei, s. v. a. Gemälde oder Malerei; daher Schilder oder Schilderer, s. v. a. Maler.

Schilderfarben, die Färbestoffe, die auf den Kattun wirklich aufgedruckt werden; s. Kattun.

Schildergasten (Miliärw.), die Mannschaften, welche zum Schildwachtstehen abgetheilt sind, zum Unterschied von den Unteroffizieren, Gefreiten und Spielleuten.

Schilderhaus, breternes Häuschen für die Schildwachen, in das sie bei üblem Wetter treten.

Schilderhebung, 1) s. Krönung; — 2) Aufbruch zum Kampfe.

Schilderig (bot. Term.), s. v. a. Lepidotus. — Schildförmig, s. v. a. Peltatus, Peltaeformis, Peltiformis, Scutatus, Scutaeformis, Scutiformis, Clypeatus. — Schildnervig, s. v. a. Peltinervis, peltinervius. — Schildstielig, s. v. a. Peltatus.

Schildermädchen, s. Kattun.

Schildern (Geogr.), 1) österr.-steier. Dörfer: a) (Schitale), Kr. Marburg, Bez. Obernguteuhag; 130 Einw.; — b) (Schitale), Kr. Cilli, Bez. Oberrehitsch; 380 Einw.; — 2) (Klein-S.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. u. Kr. Liegnitz; über 100 Einw.

Schildern (abjekt.), 1) Schildwache stehen; — 2) von Pferden, im Stalle ausruhen; — 3) vom wilden Geflügel, Brustflecken (Schilder) bekommen; — 4) mit einem Schilde versehen seyn; — 5) hinter einem Schilde das Wild beschleichen; — 6) s. Kattun; — 7) s. Schilderung.

Schildershain, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Torgau; 230 Einw.

Schilderthiere (Säugeth.), s. v. a. die Edentatenfamilie der Cingulata nebst der Gatt. Manis.

Schilderung (Aesthet.), im Allgemeinen die kunstmäßige Abbildung irgend eines Gegenstandes nach allen seinen Theilen, besonders eine Art der Beschreibung, die zunächst auf die Phantasie berechnet ist und darum auch eine größere Individualisirung ihres Gegenstandes, ein genaues Eingehen auf die einzelnen, selbst kleinsten Merkmale und eine Verbindung derselben zu harmonischer Einheit erstrebt, daher Leben und Anschaulichkeit im Styl, Schmuck und Bilderreichthum der Sprache, ohne leeren Bombast, erfordert.

Schildesamt, s. v. a. Ritterwürde, wenn dieselbe durch Knappendienste und den Ritterschlag ordnungsmäßig errungen war.

Schildesche, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Bielefeld, an der Aa; Garnspinnerei, Weberei, Handel mit Garn und Leinwand, großer Kram- und Viehmarkt; mit der Bauernschaft Altenschildesche und dem Wirthshause Helling 3200 Einw.

Schildesfuß } (Herald.), s. Herolds-
Schildeshaupt } figuren.

Schildesrand (Herald.), s. v. a. Einfassung, s. Heroldsfiguren.

Schildestheilung (Herald.), s. v. a. Theilung.

Schildfarren (Bot.), Pflanzengatt. s. v. a. Aspidium *Sw.*

Schildfink (Ornith.), s. v. a. Buchfink, Fringilla caelebs *L.*

Schildfisch (Ichthyol.), 1) Fischgatt., s. v. a. Amphisile *Klein*; — 2) Fischgatt., s. v. a. Echeneis *L.*

Schildfische (Ichtyol.), s. v. a. Echeneidä, Familie der Subbranchiales od. der kehlflossigen Fische, s. Echeneidä und Subbranchiales.

Schildflechte (Bot.), 1) Pflanzengatt., s. v. a. Parmelia *Ach.*; — 2) Pflanzengatt., s. v. a. Peltigera *Hoffm.* — Weiße Schildflechte, s. v. a. Lecanora Parella *Ach.*

Schildflechten (Bot.), 1) Flechtenfamilie, s. v. a. Parmeliaceae *Rchb.*; — 2) s. v. a. Parmeliaceae Peltideaceae *Rchb.*, *Rabenh.*; — 3) Hauptabtheilung der Flechten, s. v. a. Peltopsorae *Rabenh.*; — 4) nach Oken, s. v. a. Blumenmoose oder Raspen, s. Raspen.

Schildfloh (Krustac.), Branchiopodengatt., s. v. a. Monoculus *L.*

Schildfranken, eine schweiz. Münze, s. v. a. Dukaten.

Schildfuß, s. v. a. Schildesfuß.

Schildgerechtigkeit (Rechtsw.), das Recht, ein Schild auszuhängen und demgemäß ein öffentliches Gewerbe zu treiben.

Schildgießkannenknorpelbänder (Anatom.), s. Kehlkopf.

Schildgießkannenmuskel, s. Kehlkopf.

Schildgroschen (Landsberger), die Groschen, welche unter Friedrich I. und II. seit 1420 geprägt sind. Sie sind mit dem landesbergischen Balkenschild und einem Kreuze bezeichnet, 8 löthig, und es gehen bald 80, bald 92 auf eine feine Köln. Mark.

Schildhade (Bot.), nach Oken, s. v. a. Sarracenia *L.*

Schildhahn (Ornith.), s. v. a. Birkhahn, Tetrao Tetrix *L.*

Schildhalter (Schildträger, Herald.), Figuren, welche neben das Schild gestellt werden, um dasselbe gleichsam zu halten oder zu schützen. Sie sind späteren Ursprungs, als die Wappen selbst und erst in der Zeit entstanden, als man mit den Wappen Prunk zu treiben an-

fing. Die S. sind theils menschliche, theils Thierfiguren, auch Engelsgestalten. Die Menschen sind oft nackt, mit Kränzen um Haupt und Schooß und Keulen tragend (Wilde, wilde Männer), oft auch bekleidet, bald alterthümlich, als Ritter, oder modern in mancherlei Trachten; die Farben der Kleidung, Federn ꝛc. entsprechen gewöhnlich denen des Wappens. Die Engel sind sehr oft mit Wappenröcken bekleidet. Von Thieren werden besonders Löwen, Greife und Adler angewendet, deren Tinktur der des Schildes entsprechen muß. Bisweilen werden den S.n Helme aufgesetzt, die auf dem Schildesrand nicht mehr Platz fanden. Gewöhnlich sind 2 S., doch gibt es auch Wappen mit einem, der theils zur rechten oder linken Seite des Wappens, theils hinter demselben erscheint. Bisweilen dienen die Kleinodien des Helmes zu S.n, oder sie schlingen sich, wie die Schlangen und Drachen, rund um den Schild. Die S. sind oft bedeutend, indem sie eine merkwürdige Begebenheit, eine persönliche Eigenschaft ꝛc. verewigen sollen.

Schildhaupt, s. v. a. Schildeshaupt.

Schildhecht (Ichthyol.), Fischgatt., s. v. a. Knochenhecht, Lepisosteus *Lacép.*

Schildhof, s. Schildbauer.

Schildjungfrauen (nord. Myth.), s. v. a. Nornen.

Schildkäfer (Entomol.), 1) s. v. a. Cassidini, Unterfamilie der Chrysomelina oder Blattkäfer. Typus ist die Gattung Cassida; mit schildförmigem Halsschild und Flügeldeckenrande und schnurförmigen, zwischen den Augen stehenden Fühlern von halber Körperlänge. Die sonderbar gebildeten Larven leben auf Blättern und bedecken sich mit ihrem eigenen Unrathe. — 2) Käfergatt., s. v. a. Cassida *L.*

Schilddeckelmuskeln, s. Kehlkopf.

Schildkiemer (Gasterop.), s. v. a. Scutibranchia, Unterfamilie der Heterobranchien (Familie der Schnecken); s. Scutibranchia.

Schildklee (Bot.), 1) s. v. a. Onobrychis sativa *Lam.*; — 2) Pflanzengattung, s. v. a. Hedysarum *L.*

Schildknappe, Knappe, der den Schild des Ritters bewachte.

Schildknappen von der silbernen Fessel, s. Silberne Fessel.

Schildknopf, s. Knoten.

Schildknorpel, s. Kehlkopf.

Schildkrabbe (Krustac.), Krabbengatt., s. v. a. Calappa *Fabr.*

Schildkrähe (Ornith.), s. v. a. Nebelkrähe, Corvus Cornix *L.*

Schildkraut (Bot.), 1) Pflanzengatt., s. v. a. Clypeola *L.*; — 2) Pflanzengatt., s. v. a. Scutellaria *L.*; — 3) s. v. a. Hedysarum *L.*

Schildkrebs (Krustac.), s. v. a. Schildfloh, Monoculus *L.*

Schildkröte 1) (Amphib.), Amphibiengatt., s. v. a. Testudo *L.*; — 2) (Chir.), s. Binde.

Schildkröte, (Kochk.). In heißen Meeren dient hauptsächlich die Riesen-S., bei uns die gemeine Fluß-S. zur Speise. Von letzterer handeln wir hier. Das Fleisch der S. gehört zu den gut nährenden, wenig reizenden Fleischarten und sein Geschmack wird mit Lamm- und Kalbfleisch verglichen. Man muß es aber gut durchkochen lassen. Die Bouillon wird für Entkräftete, besonders für Schwindsüchtige empfohlen. Das Fett, mit Salz versetzt, soll noch besser als Butter schmecken. Um die S. behufs der Verspeisung zu tödten, legt man sie in ganz kochendes Wasser, wo sie sehr schnell stirbt. Dann nimmt man sie heraus, schneidet Kopf, Schwanz u. die 4 Beine ab u. verfährt, je nach der Verwendung, nach einer der folgenden Vorschriften weiter damit. Schildkröten-Bouillon. Eine S. von 3—4 Pfund, erst auf obige Weise vorbereitet, dann das Schild, wie bei der Auster die Schale, mit einem Messer losgebrochen und die schwarze Haut von dem Fleische so gut als möglich abgemacht, die Galle, welche sich in der gelben Gallenblase befindet, behutsam herausgenommen; das Fleisch, das Blut, die Eingeweide, so wie den Eierstock, wenn ein solcher vorhanden ist, Alles im Mörser klein gestoßen oder auf einem Brete klein geschnitten, dann von 12 Fröschen die Hinterkeulen, auch 6 Stücke ganz kleine Krebse im Mörser gestoßen und so Alles in einen 4-Kannentopf gethan, nebst 1 Pfd. derbem zerschnittenem Kalbfleisch, Kerbel, Gänseblumen und Quecken wurzel, von jedem eine Hand voll, den Topf voll Flußwasser gegossen, dann den Deckel darauf gesetzt, mit Teig verklebt u. so 3 Stunden gekocht, daß es etwas einkocht. Dann den Deckel aufgemacht und die Bouillon durch ein Tuch gegossen. Sollte sie noch keinen rechten Geschmack haben, so kann man ein wenig salzen. Statt der oben angegebenen Nebeningredienzen kann man auch ein altes Huhn, 2 Pfund Kalbsfleisch, einige Möhren, Salbei und Petersilienwurzel mit der S. kochen. Kranke trinken von dieser Bouillon Morgens und Abends einige Stunden vor Schlafengehen jedesmal 3—4 Tassen. Die übrig bleibende Brühe wird alle Tage frisch aufgekocht. Man kann auch von einer S. auf 2 Mal kochen, in welchem Fall man die übrige Hälfte etwas abgekocht aufheben muß. — Schildkröten-Fricassée. Salz, Pfeffer, eine Zwiebel mit einigen Gewürznelken gespickt, etwas feine Kräuter, Petersilie, Zivolle, ein Lorbeerblatt, etwas Basilicum und ein wenig Butter zusammen in einen mit Wasser angefüllten Topf gethan und einige Zeit kochen lassen, dann die auf angegebene Weise vorbereitete S. sammt der Schale gleichfalls in den Topf beigegeben und so lange gekocht, bis man die Schale vom Fleisch ablösen kann. Man das Fleisch in Stücke geschnitten, jedoch mit Vorsicht, um die Galle nicht zu zerschneiden, die man aufsuchen und wegwerfen muß. Gute Tischbutter in einem Kasserol geschmolzen, das zerschnittene Fleisch mit dem Gewürze hineingelegt, welches man bei einem feinen Hühnerfricassé anzuwenden pflegt, und welches aus Champignons, Mausserons, Trüffeln, Artischockenböden, Salz und Pfeffer bestehen kann. Alles zusammen gut schwitzen lassen, mit guter Fischbrühe benetzt und dann langsam gekocht. Wenn die S. gar ist, die Sauce mit dem Gelben von Eiern legirt und

das Fricassée warm aufgetragen. — **Schildkröten-Marinade.** Die S. gekocht, dann in Weinessig mit etwas Salz, weißem Pfeffer und Zipollen getauchet, hierauf mit Mehl bestreut und in der Pfanne mit geschmolzener Butter gebacken. Mit Citronensaft oder einer Sauce mit Citronensaft und weißem Pfeffer zu geben.

Schildkröten (Amphib.), s. v. a. Testudinata, Ordnung der Amphibien, s. Testudinata.

Schildkrötenbouillon, s. Schildkröte (Kochk.)

Schildkröteneichel (Mollusk.), s. v. a. Balanus testudinarius *L.*

Schildkrötenfricassée, s. Schildkröte (Kochk.).

Schildkrötengeschwulst (Testudo, Med.), flachgewölbte Balggeschwulst auf dem Kopf, in Form einer Schildkröte.

Schildkröten-Insel, austral. Insel, Fidschi-Archipel, im Westen des Archipels der Freundschafts-Inseln, ist eine der südl. Inseln, mit Kokos- und andern Fruchtbäumen bedeckt.

Schildkröten-Inseln, s. v. a. Galapagos.

Schildkröten-Käfer (Entom.), 1) Käfergatt., s. v. a. Notoxus *Geoffr.*; — 2) Käfergatt., s. v. a. Attelabus *L.*; — 3) Käfergatt., s. v. a. Hister *L.*

Schildkrötenkalk (Geognos.), nach Greßly, s. v. a. die untere Abtheilung der Portlandbildung (s. d.).

Schildkrötenlaus (Mollusk.), s. v. a. Balanus testudinarius *L.*

Schildkrötenmarinade, s. Schildkröte (Kochk.).

Schildkrötenmarmor (Geognos.), s. v. a. Turtle-Marble, die großen Sertarien im Oxfordthon der Gegend von Weymouth, welche unter jenem Namen in Platten geschnitten und polirt werden. Vgl. Dolithformation.

Schildkrötenöl, eine aus den Eiern der Schildkröten gewonnene Flüssigkeit, die auf folgende Weise erhalten wird. Die Eier werden aus dem Sande gegraben, ihr kalfaterte Banken geworfen, mit Holzgabeln aufgebrochen und mit den Füßen zu einem gelben Brei zerstampft, auf den man Wasser gießt, worauf er den Sonnenstrahlen ausgesetzt wird. Den von der Wärme auf die Oberfläche getriebenen öligen Bestandtheil der Eier nimmt man mittelst aus Muscheln gefertigter Löffel ab und bringt ihn in einen Kessel, den man einem gelinden Feuer aussetzt. Ist die fettige Masse hell geworden, so daß sie geschmolzener Butter gleicht, so gießt man sie in große irdene Töpfe, die man mit Palmbaumblättern verschließt. Je frischer die Eier sind und je schneller das Brühen geschieht, um so reiner und besser ist das Oel. Das gute Oel wird als Speise, das geringere als Brennöl benutzt. Das S. wird besonders in der brasilianischen Provinz Rio Negro bereitet.

Schildkrötenstein (foss. Rad.), s. v. a. fossile Echiniden.

Schildkrötensee, See, s. Nordwestgebiet.

Schildkrötenspiel (Ant.), s. Ehelichesone.

Schildkrötensuppe, s. Suppe.

Schildkrott (techn. Zool.), auch Schildpatt, franz. dépouille de tortue, écaille de t., engl. tortoise shell; ital. guscio di tartaruga, scaglia di t., die hornartigen Platten, welche die Oberfläche des Rückenschildes mehrer Schildkröten ausmachen. Was vom Rückenschilde sich unter diesen Platten befindet, ist das Knochengerüst der Rippen mit dem Rückgrathe und gar nicht brauchbar. Je dicker und größer jene Platten sind, desto mehr haben sie Werth. Es sind gewöhnlich 13 und eigentlich die außerordentlich ausgebildeten Rückenschuppen des Thiers. Man sortirt sie nach Größe und Gestalt unter folgenden Namen: 2 sehr große, 2 ein wenig kleinere Blätter, 3 Blankscheite, franz. buses, 2 Flügelspitzen, franz. ailerons, 2 Spitzen und 2 Viereck. Außerdem kommen auch die viel kleineren Randplatten, die sich am Rande des Rücken- und Brustschildes umkrümmen, gewöhnlich 24 an der Zahl, in den Handel, ferner einzelne Schuppen von den Füßen der Schildkröte, welche zu Kleinigkeiten brauchbar sind. Diese Fußschuppen nennt man im Handel Schildkrottklauen oder Schildkloven, franz. ergots, onglons, engl. tortoise hoos; auch nennen manche Kaufleute die erwähnten gekrümmten Randplättchen so. Nach den Gegenden des Ursprungs unterscheidet man 1) ostindisches S., wozu auch das sogenannte ägyptische gehört; denn es kommt bloß über Alexandrien, und zwar aus Bombai; dann rechnet man auch das von den Sechellen hierher; — 2) das westindische oder amerikanische. Das westindische ist gewöhnlich 1¼ wohlfeiler als das ostindische. Das schönste liefert die Karett-Schildkröte, Caretta imbricata *Merr.*, franz. caret, deren Platten einander dachziegelartig decken; es ist das dickste, bis 4 Linien dick; ihr Fleisch ist ungesund und daher nicht genießbar. Dünnes S. liefert die Riesenschildkröte, Caretta esculenta *Merr.*, franz. tortue franche, die wegen ihres gesunden Fleisches so berühmt und für die Seefahrer so wichtig ist. Man löst die Platten vom Schilde, indem man dieses entweder in siedendes Wasser steckt, oder über Feuer hält, wodurch sie sich abblättern. Für das schönste S. in Hinsicht auf Farbe gilt das, welches keine Grundfarbe, sondern größere und kleinere Flecke von dreierlei Farbe, hellgelb, gelb und dunkelbraun, und von unbestimmten Umrissen zeigt. Dann hat man gefleckt es, franz. écaille jaspée, das eine dunkle Grundfarbe mit hellen Flecke hat. Das einfarbige hat weniger Werth, am allerwenigsten das ganz dunkle; jedoch haben die sogenannten blonden Platten, franz. écaille blonde, hohen Preis; diese sind durchscheinend und goldgelb. Die lichten Stellen sind viel durchscheinender als die dunklen. Die sogenannten Klauen nennt man gesund, franz. onglon sain, wenn sie glatt und eben sind, aber räubig, franz. o. galeux, wenn sie rauh und uneben sind. Unter dem Namen: neapolitanisches Schildkrott versteht man das von der griechischen Schildkröte, Testudo graeca *L.* franz. tortue greeque, der gemeinsten in Europa

namentlich in Südeuropa; es ist schwarz und gelb marmorirt und steht nur $^1/_3$ so hoch im Preise, wie das von der Karettschildkröte. — Der Gebrauch des S.s zu Kämmen, Dosen, Messer- u. Gabelgriffen, Drechslerarbeiten und zum Belegen der Uhrgehäuse u. kostbarer Hausgeräthe ist bekannt genug. — Die Bearbeitung hat viel Aehnliches mit der des Hornes. Krumme und gewölbte Platten werden zwischen warmen Metallplatten eben gepreßt. Sollen die Platten Muster bekommen, so weicht man sie in siedendem Wasser auf und preßt sie zwischen der zweytheiligen Form, die die Muster enthält. Die Löthung (franz. soudure) ist der des Hornes gleich. Die Klauen, nachdem man die blonden Stücke heraus gelesen hat, die Abfälle oder Späne, franz. rognures, raspelt man auch, bringt eine hinreichende Menge dieser Raspelspäne, franz. râpures, in eine zweitheilige Form, dreht diese leicht zu, setzt sie in einen Kessel mit Wasser, das man zum Sieden bringt, und dreht die Form nach und nach immer stärker zusammen, bis sie dies nicht mehr zuläßt. Nach langsamem Erkalten sieht man, daß die Raspelspäne alle zu einem Stück mit den Mustern der Form zusammen gelöthet worden sind. Dies Verfahren nennt man das Schmelzen des S.s, worunter man also nicht ein Flüssigmachen der Masse zu verstehen hat, wie bei den Metallen. Die so entstandenen Stücke heißen geschmolzenes S., franz. écaille fondue. Ueber alle diese Arbeiten, so wie über die Inkrustirung des S.s, franz. incrustations sur écaille, worunter man die Herstellung der allerliebsten Zeichnungen auf natürlichem oder geschmolzenem S., vermittelst feiner Golddrahte, vergoldeter Kupferdrahte, dünner Perlmutterblättchen und gefärbter Schildkrottraspelspäne versteht, findet man vortreffliche Auskunft im Dictionaire de l' industrie manufacturière etc., Bd. IV. unter Ecaille. — Handel. Das meiste und kostbarste S. wird von den Tripangfischern des östlichen Theils des ostindischen Archipels gewonnen; sie bringen es nach Makassar, und von da geht diese Waare in Masse nach Singapore, welches jetzt der Hauptversendungsort nach Europa ist. Kanton hat sein Entrepot in Hinsicht auf S. fast ganz verloren. England führte ein 1830: 32,189 Pfd., 1831: 30,902 Pfd., 1832: 39,004 Pfd., östl. vom Kap her, ausgenommen China. Frankreich führte 1834 — 36 zusammen ein: 15,444 Kilogr., davon 7468 von Mauritius und vom Kap, aus Ostindien außer dem britischen 1795, aus China und Cochinchina 1713, aus dem britischen Ostindien 1042, von Bourbon 128, aus dem franz. Ostindien 38, aus Aegypten 551, von der afrikanischen Küste 94, vom Senegal 320, von Hayti 1524, von Guadeloupe 479 u. von den spanischen Antillen 282. — Das ostindische S. kommt in Kisten von dünnem weißem Holze, auch in Kisten von dickem Holze; letzteres ist der falsche Acajou, Cedrelat. Im arabischen Meerbusen fangen die Bewohner der Insel Dschebel-Tihr, zwischen Mokka und Dschidda, Schildkröten und verkaufen das S. davon in den benachbarten Häfen, aus denen es weiter geht. — Man muß das S. an trockenen Orten aufbewahren, da es leicht Feuchtigkeit an sich zieht und dann dem Wurmfraße unterworfen ist.

Schildkrottfalter (Entom.). s. v. a. Vanessa polychloros *Fabr.*

Schildkürbis (Bot.), Spielart von Cucurbita Pepo *L.* (s. d.).

Schildlaus (Entom.), Hemipterengatt., s. v. a. Coccus *L.*

Schildlehen, österr. steier. Dorf, Kr. Judenburg, Bez. Haus; 170 Einw.

Schildlehn (Rechtsw.), s. Lehn.

Schildlein, 1) ein kleiner Schild; — 2) (Herald.), s. Ehrenstücke.

Schildlouisd'or, die von 1726 — 1785 in Frankreich geprägten Louisd'or; sie haben auf dem Revers zwei Wappenschilder, sind 21 Karat 8 Grän fein; $28^3/_4$ Stück gehen auf die rauhe und 31,846 Stück auf die feine köln. Mark. Der Werth eines Stückes ist 6 Thlr. 5 Sgr. 8 Pf. oder 6 Thlr. 4 Sgr. 7 Pf. in Passirpistolen zu 5 Thlr.

Schildmauer, s. v. a. Futtermauer.

Schildmücke (Entom.), Mückengatt., s. v. a. Aspistes *Hoffm.*

Schildnachtigall (Ornith.), s. v. a. Blaukehlchen, Motacilla (Sylvia) suecica *L.*

Schildner (Gesch.), s. Zürich (Gesch.).

Schildnippel (Bot.), nach Oken, Gattung der Pilze, s. v. a. Leptostroma *Fr.*

Schildnixe (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Hydropeltis *Mich.*

Schildorn (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R. B. Niederbayern, Bdgr. Deggendorf; 130 Einw.; — b) das.; über 100 Einw.; — 2) österr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Innkr., Distr. Ried; 200 Einw.

Schildpadden, ostind. Inselgruppe, an der Ostküste von Celebes, in der Bai Tomini; 23 Inseln, davon die bedeutendsten Tagia, Pawen und Ronde heißen, felsig, bewaldet und unbewohnt.

Schildpatt (Biogr.), Beiname von Fr. Danks.

Schildpatt (teön. Zool.), s. v. a. Schildkrott (Padda heißt im Niederdeutschen die Kröte).

Schildpfannendeckel (Artill.), eisernes, gewöhnlich mit einem Gewinde versehenes Band, womit der Schildzapfen der Kanonen in der Laffete festgehalten wird.

Schildpflaster (Scutum, Pharm.), schildförmiges Magenpflaster, s. Aromatisches Pflaster.

Schildprummel (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Podophyllum *L.*

Schildräderthiere (Infus.), s. v. a. Brachionäa, Unterfamilie der Zygotrocha oder Doppelräderthiere, mit der Gattung Brachionus.

Schildraupen (Entom.), 1) die asselähnlichen Raupen der Papilionengattung Lycäna; — 2) die der Zygnanidengattung Atychia, welche eine Reihe Schildchen auf dem Rücken tragen.

Schildreiher (Ornith.), s. v. a. Nachtreiher, Nycticorax vulgaris *Cuv.*

Schildreisch (Bot.), s. v. a. Agaricus clypeolarius *L.*, s. Lepiota.

Schildschelfe (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Adenanthera *L.*

Schildschlange (Amphib.), Schlangengatt., s. v. a. Bungarus *Daud.*

Schildschnecke (Mollusk.), Schneckengatt., s. v. a. Parmacella *Lam.*

Schildschwamm (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Acetabularia *Lam.*

Schildsporling (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Leptothyrium *Kunze.*

Schildstichel, runder Grabstichel mit schräger Schneide.

Schildtauben (Ornith.), Farbenvarietät der Haustaube, s. Columba livia domestica.

Schildtboom (holl., Bot.), s. v. a. Adenanthera falcata *L.*

Schildthierchen (Zoophyt.), Infusoriengatt., s. v. a. Brachionus *Müll.*

Schildthiere (Infus.), s. v. a. Aspidiscina, Familie der Infusorienordnung der Polygastrica (s. d.).

Schildthlaspi (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Biscutella *L.*

Schildträger, 1) (Ritterw.), s. v. a. Schildknappe; — 2) (Heralb.), s. Schildhalter; — 3) (Säugeth.), Kaumäusegatt., s. v. a Chlamydophorus *Harlan*; — 4) (Entom.), a) Insektengatt., s. v. a. Scutigera *Latr.*; — b) Käfergatt., s. v. a. Clypeaster *And.*

Schild- und Kehldeckelband, s. Kehlkopf.

Schild-verken (holl., Säugeth.), s. v. a. gelbfüßiges Gürteltier, Dasypus sexcinctus *L.*

Schildwache, ursprünglich der Wächter bei den Schilden, nach heutiger Ausdruckweise s. v. a. Post vor dem Gewehre; später ist indeß die Benennung auf alle andern, zur Bewachung oder Ehrenbezeugung aufgestellten Posten ausgedehnt worden, doch pflegt diese Bezeichnung mehr auf Garnison- und Lagerdienst, als auf den eigentlichen Dienst vor dem Feinde angewendet zu werden, bei welchem letztern man die Posten gewöhnlich nur Vedetten nennt. Die Pflichten der S.n sind theils allgemeine (Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit tc.), theils besondere, die sich auf den speciellen Zweck ihrer Aufstellung beziehen. Die S.n sind im Namen der höchsten Staatsgewalt aufgestellt, deshalb unverletzlich, und können gegen jeden Angreifer, so wie gegen Jeden, der sich ihren Anordnungen thätlich widersetzt, unbedenklich ihre Waffen gebrauchen; dagegen sind aber auch alle Vergehungen der S.n mit harten Strafen bedroht. Die sonst so häufigen bloßen Ehrenposten (S.n vor den Wohnungen höherer Offiziere) sind jetzt in vielen Armeen sehr beschränkt worden, da man die Ansicht gewonnen hat, daß der starke und häufige Wachtdienst im Frieden der eigentlichen Ausbildung des Soldaten mehr schadet als nützt. Vergl. Ronde.

Schildwanze (Entom.), Wanzengatt., s. v. a. Scutellera *Lam*,

Schildwanzen (Entomol.), s. v. a. Scutati, Unterfamille der Heteropterenfamilie der Geocores oder Landwanzen, s. Scutati.

Schildwurm (Zoophyt.), Eingeweidewürmergatt., s. v. a. Planaria *Müll.*

Schildzapfen (Artill.), an den Geschützröhren zwei metallene Zapfen, mittelst deren das Rohr senkrecht auf der Laffete liegt und auf- und abwärts bewegt werden kann. Sie sind so angebracht, daß ihre Axe bei den Feldkanonen $1\frac{1}{2}$ des Kalibers und bei den Haubitzen 6‴ unter der Seelenaxe liegt. Sie ruhen in den für sie in den Laffetenbacken angebrachten Ausschnitten oder Lagern, bei Haubitzen, Feld- und Belagerungskanonen mit $\frac{2}{3}$ ihrer Stärke, bei Festungs- und Küstenlaffeten aber mit $\frac{3}{4}$ derselben. Damit das Rohr beim Abfeuern sich nicht vorwärts neigt, so muß der Schwerpunkt des Geschützes hinter den S., gegen das Bodenstück zu, sich befinden; da aber ein zu bedeutendes Uebergewicht die Richtung erschweren würde, so beträgt es nur zwischen $\frac{1}{10}$ und $\frac{1}{20}$, bei andern $\frac{1}{15}$ des Gewichts des Rohrs. Eine nach den S. gekrümmte eiserne Schiene (Schildpfanne) deckt den in der Laffetenwand für die S. angebrachten Ausschnitt unten, was der Schildzapfendeckel (Schildpfannendeckel), ebenfalls ein nach der Dicke und Stärke der S. gebogenes Stück Eisen, von oben thut. Länge und Durchmesser der S. werden mittelst der S.-Kalibrirlehre untersucht.

Schild zerbrechen (Herald.), eine Ceremonie beim Begräbniß eines Adeligen, welcher der Letzte seines Stammes war, wobei die zerrissene Fahne, das zerbrochene Wappen, Helm und Siegel mit dem Ausruf: Heute N. N. und nimmermehr! in die Gruft gelegt, das Wappen, gestürzt, in den Grabstein eingehauen wurde. Weil die Rechte der Familie damit zugleich erloschen, so prodestirten entfernte Verwandte oft dagegen. Vgl. Ritterwesen.

Schildzumpe (Bot.), nach Oken, Pflanzengatt., s. v. a. Umbilicus *Dec.*

Schiler (Schilles), Michel Angelo, Maler, Schüler von Solimena, malte historische und mythologische Darstellungen in Oel und Wasserfarben, so wie naturhistorische Darstellungen. Lebte noch 1740. Man hat auch radirte Blätter nach Solimena von ihm.

Schilf (Bot.), am Rhein s. v. a. Phragmites communis *Trin.*, s. Arundo Phragmites *L.*

Schilfa, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Weißensee; 150 Einw.

Schilfbrücke, über einen Morast geschlagene Brücke aus Faschinen von Schilf, mit Bretern belegt.

Schilfdach, s. Dach.

Schilfdornreich (Ornith.), s. v. a. kleiner Rohrsänger, Curruca arundinacea *Gmel.*

Schilfdrossel (Ornith.), s. v. a. Rohrdrossel, Curruca turdoides *Meyer.*

Schilfe (Bot.), auch Holzgräser, 6. Zunft der 4. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Bromeen und Bambuseen anderer Autoren enthaltend. Allgemeiner Charakter:

Bälge vielblüthig, meist lauter Zwitter. — Hierher gehören Gräser meistens mit sehr weiter und langer Rispe, oft mit einem mannshohen und bisweilen selbst strauch- und baumartigen Halm. Eintheilung: A. Spelzen kielförmig, mit unbedeutenden Grannen, ohne Hüllen. 1) Markschilfe. Aehren oval, kurz. Gattungen: Melica, Briza, Bromus, Poa. — 2) Schaftschilfe. Aehrchen lang. Gattungen: Aira, Festuca, Dactylis. — B. Grannen lang oder die Spelzen in Hüllen. 3) Stammschilfe. Untere Kelchspelze mit Rückengranne. Gattungen: Avena, Holcus. — 4) Blüthenschilfe. Spelzen in haarförmigen Hüllen. Gattungen: Calamagrostis, Arundo. — Fruchtschilfe. Stengel holzig; Aehrchen in spelzenartigen Hüllen, vielblüthig, an büschelförmigen Zweigen; 3 Blumenblätter; Griffel 3spaltig; Same sehr groß. Gattungen: Ludolfia, Bambusa.

Schilfen, 1) die Nuthen der Fensterrahmen vor dem Einsetzen der Scheiben mit markigem Schilf oder Rohr ausfüllen, damit die Luft weniger durchstreichen kann; — 2) s. Böttcher.

Schilfglaserz (Min.), nach Freiesleben, ein galenischer Lamprochalcit, von Breithaupt Bafitomglanz genannt, krystallisirt im rhombischen Systeme und erscheint in der rhombischen Säule von 67° mit einer auf die scharfen Seitenkanten aufgesetzten Endzuschärfung von 130°, die Seitenflächen stark längsgestreift, oft staurolithähnliche Zwillinge, derb, eingesprengt, Struktur ziemlich deutlich parallel der grade angesetzten Endfläche, H. = 2, 5, wenig spröde, G. = 6, 3, schwärzlich-bleigrau bis stahlgrau. Nach Platner 20,2 — 24,6 Silber und 28,8 — 30,0 Blei mit Schwefel und Antimon. Vormals bei Freiberg vorgekommen.

Schilfgras (Bot.), 1) s. v. a. Scirpus sylvaticus *L.*; — 2) s. v. a. Poa aquatica *L.*

Schilfig, s. Wolle.

Schilfklinge, zweischneidige, leicht biegsame Degenklinge.

Schilflimme (Bot.), nach Oken, Pflanzengatt., s. v. a. Geonema *Willd.*

Schilfmatten, s. Matten.

Schilfmaze (Bot.), s. v. a. kugelsporiger Rußsporling, Melanconium sphaerospermum *Lk.*

Schilfmeer, s. v. a. Rothes Meer.

Schilfrehbock (Säugeth.), s. v. a. Rietbock, Antilope Eleotragus *L.*, Antilope arundiacea *Pall.*

Schilfrohr (Bot.), s. v. a. Phragmites communis, Phragmites *Trin.*, s. Arundo Phragmites *L.*

Schilfsänger (Ornith.), 1) drosselartiger, s. v. a. großer Rohrsänger, Curruca turdoides *Meyer*; — 2) kleiner, s. v. a. Teichsänger, Curruca arundinacea *Gmel.*

Schilfsandstein (Geognos.), s. v. a. der untere Keupersandstein, s. Keuperformation.

Schilfschwätzer (Ornith.), s. v. a. kleiner Schilfsänger, Curruca arundinacea *Gmel.*

Schilfsperling (Ornith.), s. v. a. Sumpfmeise, Parus palustris *L.*

Schilfvogel (Ornith.), s. v. a. Rohrammer, Emberiza Schoeniclus *L.*, s. Ammer.

Schilgen, Philipp Anton, Maler, geb. zu Osnabrück 1793, bildete sich zu Düsseldorf unter Cornelius und zog 1825 mit diesem Meister nach München, wo er unter seiner Aufsicht in der königl. Glyptothek arbeitete; er war auch unter denjenigen Schülern des Meisters, denen die Ausführung der historischen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München anvertraut wurde. S. malte mit Ph. Folz jenes Bild, welches Albert IV. vorstellt, wie er die Primogenitur einführt. Im neuen Königsbaue zu München malte er nach Schwanthalers Kompositionen die 24 Bilder zu Aeschylus' Tragödien im Empfangzimmer des Königs. An diese Gemälde reihen sich Bildnisse und mehre historische und andere Darstellungen in Oel, so wie zahlreiche Kompositionen in Zeichnungen. Auch treffliche Landschaften malt S.

Schilgur, asiat. Ebene, Afghanistan, Ghasni.

Schilha, Volk, s. v. a. Schellöchen.

Schilka, asiat.-russ. Quellfluß des Amur, Gouv. Irkutsk.

Schilkan, europ.-türk. Ort, kleine Walachei, Bezirk Dolschy, südl. v. Krajova.

Schilking, Heinrich, Landschaftsmaler, 1817 zu Oelde geboren und an der Akademie in Düsseldorf gebildet, malt Landschaften, die eben so schön komponirt, als zart behandelt sind.

Schilkwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Wohlau; Schloß Vorwerk, Windmühle, Ziegelei; 180 Einw.

Schill (Biogr.), 1) **Ferdinand von**, preuß. Major, geb. 1773 zu Sothof in Schlesien. Schon der Vater dieses jungen Helden wußte zur Zeit des 7jährigen Krieges als Parteigänger durch seine militärischen Talente die Aufmerksamkeit des Feldmarschalls Laudon, so wie des Prinzen Heinrich von Preußen, deren jeder ihn für den Dienst seines Monarchen zu gewinnen suchte, auf sich zu ziehen; er entschied sich für Preußen und trat, nachdem er den sächs. Dienst, in welchem er damals stand und ein Freicorps im französischen Sold kommandirte, verlassen, als Oberlieutenant in das Husarenregiment von Schimmelpfennig. Nach dem Tode Friedrichs II. zog er sich auf sein Gut nach Schlesien zurück, wo er bis zum Jahre 1809 in Ruhe lebte. Als aber um jene Zeit der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich mit einem Corps in Polen einrückte, erwachte der kriegerische Geist des nunmehr 60jährigen Greises von Neuem, und als österr. Oberst zog er an der Spitze eines kleinen Freicorps, welches sich jedoch bald wieder auflöste, in Warschau ein. Sein Sohn Ferdinand, von 4 Brüdern der jüngste, nahm im 17. Jahre als Junker in demselben preuß. Husarenregimente Dienste, in welchem früher sein Vater gestanden, wurde aber bald zu dem Dragonerregiment der Königin versetzt. S. lebte still und zurückgezogen, sich mit großem Eifer den Studien der höherer Militärwissenschaften widmend. Dabei vernachlässigte er aber nicht selten den praktischen Dienst und zog sich deshalb manchen Verweis von seinen Obern zu, die, wie auch seine

übrigen Kammeraden, eben keine günstige Meinung von seinen militärischen Talenten hegten. Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im J. 1806 war S., nach 16jähriger Dienstzeit, noch einer der jüngsten Secondlieutenants im Regiment, und hier erst schien der Kanonendonner v. Jena-Auerstädt seinen schlummernden Heldensinn mit einem Male geweckt zu haben. Am Tage der Schlacht von Auerstädt (14. Okt. 1806), als bereits der preuß. Feldherr Braunschweig tödtlich verwundet gefallen, die Schlacht entschieden und das preuß. Heer aufgelöst war, focht ein einzelner preuß. Dragonerofficier auf einer entlegenen Feldwacht noch einen verzweifelten Kampf. Er war verlassen von den Seinen und von feindlichen Reitern umringt. Sie forderten ihn auf, sich zu ergeben; aber der Schmerz über die unerwartete schreckliche Niederlage dieses einzigen Tages zerriß seine muthige Seele, und er wollte aus dem allgemeinen Schiffbruche nicht sein Leben retten. Er kämpfte fort und verwundete mehre seiner Gegner. Erbitterter dringen diese auf ihn ein, und dicht zielen die Hiebe nach seinem Kopfe. Eine kurze Zeit noch schützte ihn sein guter Hut; bald aber war dieser heruntergehauen, und augenblicklich raubten ihm mehre gefährliche Kopfwunden die Besinnung. Ein gewaltiger Säbelhieb gleitet von seinem Haupte nieder und trifft sein gutes Pferd, das der Reiter nicht im Zügel halten kann. Ein gewaltiger Satz des Thieres entrückt ihn den Säbelklingen der Franzosen; es trägt ihn weit weg von dem Kampfplatze, und mit Blut überströmt und leblos sinkt der Reiter zu Boden. Dieser blutige Reiter war S. Zwei Unteroffiziere seines Regiments fanden den Schwerverwundeten, der kaum noch Zeichen des Lebens in sich trug. Sie brachten ihn vom Schlachtfelde fort und verbanden ihm nothdürftig seine Wunden. In Kölleda nahm sich ein Kamerad seiner an und brachte ihn nach Weißensee. Das Leben war in S. fast gänzlich erloschen, und man war im Begriff, ihn aufzugeben. Da bemerkte ihn zufällig ein bekannter Chirurg, dessen Bemühungen es gelang, das Bewußtseyn in S. wieder zu erwecken. Mit den größten Anstrengungen brachte man ihn, der wegen der Schmerzen der Kopfwunden das Fahren nicht vertragen und sich doch kaum auf dem Pferde erhalten konnte, nach Nordhausen, wo ihn ein Arzt in sein Haus aufnahm und aufs Beste pflegte. Aber die Sieger naheten, und S. schleppte sich daher mühsam weiter in der allgemeinen Richtung des wilden Rückzugs und gelangte endlich in immer mühseligerer Flucht über Stettin bis Kolberg, wo er in dem Hause eines Bürgers liebreiche Aufnahme, Pflege und tüchtige ärztliche Hülfe fand. S. überzeugte sich bald von der Wichtigkeit, dem Staat die Festung Kolberg, die von feindlicher Einschließung nahe bedroht war, zu erhalten, und bevor noch seine Wunden vollkommen geheilt waren, bot er dem dasigen Kommandanten, Oberst Loucadou, seine Dienste an, theils um durch Streifzüge in der Umgegend den Feind zu beunruhigen und seine Absichten zu erforschen, theils um die königl. Magazine, Effekten, die öffentlichen Kassen oder sonst nöthige Vorräthe für die Festung herbei zu schaffen. Dies Anerbieten fand jedoch bei dem alterschwachen Loucadou wenig Anklang, und nur mit Mühe erhielt S. zur Ausführung seines Planes einige versprengte Dragoner seines ehemaligen Regiments, denen sich jedoch bald mehre Freiwillige anschlossen, mit welchen er Rekognoscirungen in der Nähe Kolbergs unternehmen konnte. Geschickt hatte er bei diesen Ausflügen die Nachricht einer Landung russischer Truppen an den Küsten der Ostsee zu verbreiten gewußt, weshalb der Feind sich nur langsam und mit der größten Vorsicht nahte, durch welchen Zeitgewinn aber die Festung vollkommen verproviantirt wurde. Von den Einwohnern unterstützt und durch sie von allen Bewegungen der Franzosen genau unterrichtet, gelang es S. häufig, einzelne Detachements aufzuheben, Transporte wegzunehmen ꝛc., und mit zahlreichen Gefangenen und reicher Beute kehrte er dann nach Kolberg zurück. Die glücklichen Erfolge dieser ersten kleinen Gefechte erhöhten S.s Muth mehr u. mehr u. spornten ihn zu immer größeren Unternehmungen. Dies erweckte in ihm den Gedanken, ein unmittelbar unter seinem Befehl stehendes Freicorps zu errichten, womit er in Pommern auf eigne Hand den kleinen Krieg führen wollte. Bald erhielt er hierzu die Autorisation seines Monarchen, und in weniger als einem Monat standen 4 Schwadronen Husaren, eine reitende Jägerkompagnie mit einigen leichten Fußtruppen, zusammen gegen 1000 Mann, von tüchtigen Offizieren geführt und völlig organisirt, aber nur nothdürftig ausgerüstet, im Feld. Ueber die Armseligkeit der Ausrüstung dieses schillschen Corps drückt sich ein Biograph S.s folgendermaßen aus: „Wer von ihnen in dem strengen Winter Norddeutschlands mit einem Mantel bekleidet war (und das waren die Wenigsten), hatte darunter sicher keinen Rock und kein Kamisol an; wem der Mantel fehlte, der zog in einem schlechten Bauernkittel zu Felde. Statt des Tschakko's trugen sie Pelz- und Schlafmützen von allen Formen u. Farben, oder Hüte, deren zerrissene Krempen die Wangen und Schultern peitschten. Schuhe waren anfangs ein seltener Artikel; und wo Schuhe oder Stiefel vorhanden waren, fehlten meist die Sohlen. Später nahmen sie den Franzosen einen beträchtlichen Vorrath ab, und die Infanterie wenigstens konnte damit bekleidet werden. Tornister und Patrontaschen kannten sie nicht; Jeder trug seine Habseligkeiten in den Rocktaschen oder in einem umgebundenen Körbchen. Die Reiterei gewährte einem alten Parade-offizier einen eben so abschreckenden Anblick. Die Pferde waren schlecht und abgetrieben. Man ritt auf allen Arten von Sätteln, und die Meisten hatten einen Strick nur statt des Zaumes. Alle Uniformen des Heeres fanden sich in ihr zusammengestellt. Sie führten alte verrostete Säbel oder Hirschfänger und eine Pistole, welche an einer Schnur über der Schulter hing. Mit einer Schwadron solcher Husaren griff der Lieutenant Brünnow schon am 17. Februar den Feind an und zersprengte ihn. Seine Schwadron bestand aus 110 Landpferden von denen nur 30 gestattet waren; 45 Mann allein

waren mit Säbeln bewaffnet; die übrigen hatten sich mit Piken oder Prügeln versehen. Das Geschützwesen war in wo möglich noch schlechterer Verfassung; denn Kolberg selber war schlecht damit versehen. Sie hatten fünf schlechte eiserne Kanonen, mit eben so schlechter Bespannung; auch fehlte es an Artilleristen." Mit diesem Corps, das übrigens ein Geist beseelte und das eben durch seinen Geist die so oft für unentbehrlich gehaltenen Formen ersetzen mußte, beabsichtigte S. fürs Erste, Wollin zum Pivot seiner Unternehmungen zu machen, wozu ihn besonders die militärisch wichtige Lage dieser Insel, zwischen Stralsund und Kolberg, bestimmte, und von dort aus im Rücken der französischen Armee zu kheriren. Indeß zwangen ihn zwei bei Stargard und Neugard für ihn nachtheiligen Gefechte gegen ein auf Kolberg heranrückendes Belagerungscorps, sich wieder unter die Kanonen jener Festung zurückzuziehen. Hier bezog das Corps am linken Ufer der Persante in einem befestigten Hölzchen (die Maikuhle genannt) ein Lager und vertheidigte diesen sogenannten Schlüssel Kolbergs 4 Monate lang mit der größten Tapferkeit, ohne welche und ohne das Genie Gneisenau's und den heldenmüthigen Nachfolger Loucadou's der Platz unfehlbar bald in Feindeshände gefallen wäre. S. war für einige Zeit nach Schwedisch-Pommern abgegangen, um dort, wie er auch schon durch einen vertrauten Offizier in England gethan, sich neue Hülfsquelleu für seine immer weiter strebenden Pläne zu eröffnen. Der Friede von Tilsit setzte jedoch deren Verwirklichung ein Ziel. S.s ausgezeichnetes Verdienst fand bei dem preuß. Monarchen die gerechteste Anerkennung. Zum Major ernannt, erhielt er gleichzeitig den Verdienstorden; seine Truppe wurde zum Leibhusarenregiment erhoben und Berlin demselben zum Standquartier angewiesen. Ein grenzenloser Freudentaumel hatte alle Volksklassen Berlins ergriffen, als S. 1808 an der Spitze seiner Truppe in diese Hauptstadt einzog, und sein Empfang glich einem wahren Triumphzug. So bescheiden und anspruchslos der junge Held aber auch die ihm so allgemein dargebrachten Huldigungen hinnahm, konnte es doch nicht fehlen, daß dadurch sein Selbstvertrauen bis zur Ueberspannung gesteigert wurde, und in ihm der Gedanke, er sey sein Vaterland zu befreien und die erlittene Schmach zu rächen berufen, immer tiefer Wurzel schlug. Krieg gegen Frankreich war sein und aller patriotisch Gesinnten innigster Wunsch. Von allen Seiten drängten sich Unzufriedene mit der Aufforderung an ihn, bei erster sich bietender Gelegenheit loszubrechen; auch fehlte es von Königsberg aus, wo damals der preuß. Hof residirte, nicht an geheimen Insinuationen, es sey jetzt an der Zeit, etwas zu wagen, man unterhandle mit Oesterreich, und wenn S. das Beispiel gäbe, würde ganz Preußen demselben folgen und gegen Napoleon aufstehen. Oesterreichs Kriegserklärung, Dörnbergs Insurrektion in Hessen, so wie Unruhen, die im Hannöverischen auszubrechen drohten, brachten seinen Entschluß zur Reife. Unter dem Vorwand, ein Feldmanöver zu üben, verließ S. am 28. April 1809 an der Spitze seines Regiments, ohne Vorwissen des Königs, Berlin und setzte sich damit schnell gegen die Elbe in Marsch. Ihm folgten noch eine Anzahl Offiziere und eine ganze Kompagnie Fußjäger. Aber schon vor Wittenberg stieß dies kleine Corps auf einigen Widerstand, und der Führer überzeugte sich bald, daß die Stimmung in Sachsen für ihn keineswegs günstig sey. Er wandte sich nun auf das linke Ufer der Elbe, nach den anhaltischen Ländern, und streifte bis in die Gegend von Halle. Hier erfuhr er mit Bestürzung den für Oesterreich unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Regensburg, wodurch es ihm unmöglich wurde, sich, wie er gewollt, an diese Macht anzuschließen. In dieser Verlegenheit berief er seine Offiziere zusammen, um mit ihnen zu berathen, ob das Unternehmen fortzuführen, oder ob es besser sey, es ganz aufzugeben. Der letzte Vorschlag fand allgemeinen Widerspruch. Man war der Meinung, in Westphalen und Hessen scheine noch nicht Alles verloren, Norddeutschland sey von feindlichen Truppen entblößt, und im schlimmsten Falle böten die Häfen der Ost- und Nordsee das Mittel eines sichern Rückzuges nach England. Der weitere Zug ward daher einstimmig beschlossen und ging der Elbe abwärts nach Köthen. Bei Dodendorf, unweit Magdeburg, stieß das Corps auf eine ihm an Zahl überlegene Abtheilung der magdeburger Garnison, und es entspann sich ein lebhaftes Gefecht, wodurch zwar nichts entschieden wurde, S. aber mehre seiner besten Offiziere verlor. Von hier aus durchzog er nun über Wanzleben und Tangermünde die Altmark, wandte sich nach Mecklenburg, besetzte das befestigte Dömitz, das er bald wieder verließ, um nach Rostock und Wismar zu marschiren, wo er von Seiten der Engländer Unterstützung zu finden hoffte. Aber auch hier entsprach die Aufnahme nicht den gehegten Erwartungen, wie denn überhaupt die Lage des Corps von Tage zu Tage mißlicher wurde. König Hieronymus hatte einen Preis von 10,000 Franken auf seinen Kopf gesetzt; in Hannover sammelte General Gratien holländische, in Holstein dagegen General Ewald dänische Truppen, die ihn bald hart bedrängten, und nur Stralsund blieb ihm als letzter Zufluchtsort. Ehe er jedoch dahin gelangte, mußte er bei Demgarten einige mecklenburgische Truppen auseinander sprengen, die ihm den Paß verlegt hatten. Stralsund selbst wurde ohne großen Widerstand genommen, und die aus früherer Zeit noch vorhandenen Festungswerke, so gut es sich in der Eile thun ließ, wieder hergestellt. Am 31. Mai erschienen die vereinigten Holländer und Dänen, 10,000 Mann stark, S. also um das Doppelte überlegen, vor der Stadt und eröffneten gegen diese eine heftige Kanonade, unter welcher sie, trotz der tapfern Gegenwehr, stürmend eindrangen. Die Weichenden setzten das Gefecht noch in den Straßen fort; S. selbst focht da, wo der Kampf am heißesten war, stets an der Spitze seiner Getreuen, und hieb eigenhändig den holländischen General Carteret vom Pferde. Aus mehren Wunden blutend und im

Sattel schwankend, trafen ihn beim Zurücksprengen nach einer Seitengasse einige Flintenschüsse, und herbereilende holländische Jäger hieben den Sinkenden vollends nieder. So endete in der Blüthe seiner Jahre der Held, der bloß aus reinem Patriotismus die Laufbahn betreten, die ihn wenige Jahre später auf eine der höchsten Stufen der Ehre und des Ruhmes geführt haben würde, von seinem Vaterlande geächtet. Sobald sein Tod bekannt wurde, hörte aller Widerstand der Seinigen von selbst auf. Nur etwa 200 M. Kavalerie und Fußjäger schlugen sich tapfer durch und erzwangen die Bewilligung eines freien Abzugs nach Preußen, wo die Soldaten in ihre Heimath entlassen, die Offiziere aber vor ein Kriegsgericht gestellt und zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt wurden. Eine andere, fast eben so starke Abtheilung entkam von Rügen aus zu Wasser nach Swinemünde; der Rest des Corps aber blieb theils im Gefecht, oder wurde gefangen und nach Frankreich auf die Galeeren transportirt. Nur die Offiziere, 12 an der Zahl, die bei Dodendorf und in Stralsund in Gefangenschaft gerathen, machten auch hier eine Ausnahme. Sie wurden nach Wesel geschleppt und dort erschossen. S.s Leichnam ward in seiner Entstellung nur mit Mühe wieder erkannt und in Stralsund begraben, sein Kopf aber, wie man sagt, auf höhern Befehl, vorher vom Rumpf getrennt, in Spiritus gethan und im Museum in Leyden aufbewahrt. Im J. 1837 warderselbe indeß nach Braunschweig gebracht und daselbst nebst den Ueberresten mehrer erschossener Offiziere in einem besondern Mausoleum beigesetzt. Lebensbeschreibungen von S. lieferten F. K. L. Haken, Leipz. 1824, 2 Vbe.; Heinrich Döring, das. 1838, u. A. — 2) Albert Friedrich, Mediciner, 1812 zu Tübingen geboren, Privatdocent der Medicin daselbst, seit 1839 Arzt zu Stuttgart. Schrieb: Ueber den Branntwein aus Milch, Tübingen 1832; — Grundriß der pathologischen Semiotik, das. 1836; — Ueber die Irritation, das. 1838; — Allgemeine Pathologie, nach den hinterlassenen Papieren von Rieder, das. 1840, u. A.

Schill (Ichthyol.), s. v. a. gemeiner Sander, Lucioperca Sandra L.

Schillbach, reuß. Dorf, Herrsch. Gera, Amt Saalburg; Rittergut; 300 Einw.

Schillberg, bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Ettlingen; 340 Einw.

Schille, Hans van, Ingenieur-Geograph des Königs der Niederlande. Schrieb: Form ond Weis zu bawen, Zimmern machen ond auff zu richten ꝛc., Antwerpen 1580.

Schillehlen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen; 230 Einw.; — 2) (Groß-S.), das., Kr. Ragnit; 150 Einw.

Schillehnen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Pillkallen; Nebenzollamt, Windmühle; 240 Einw.; — 2) das., Kr. Ragnit; 200 Einw.

Schillelwethen (S.-Krebschen), preuß. Höfe, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 220 Einw.

Schillenberg (Szillenberg), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Wehlau; 150 Einw.

Schilleningken (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß- und Klein-S.), Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kreis Niederung; 160 Einw.; — 2) das., Kr. Pillkallen; 220 Einw.; — 3) das.; über 100 Einw.; — 4) das., Kr. Stallupöhnen; 300 Einw.; — 5) das., Kr. Tilsit; über 100 Einw.

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verläßt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme.
Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt,
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Göthe.

Schiller, Friedrich von, einer der beiden Dioskuren am Himmel der deutschen Poesie und einer der größten Dichter aller Zeiten und Völker. Kaum lebt ein Name wohl so in Aller Herzen, so weit die deutsche Zunge klingt, als der Name S.s, dessen Werke am Ufer des schwarzen Meeres, am Strande des Mississippi und an den Küsten Skandinaviens eben so hoch gepriesen und bewundert werden, als am Rheinstrom, der Donau und der Elbe. Wohin nur deutsche Bildung gedrungen, da kennt man auch die Werke des Geistes, der vor Allem ein deutscher Geist genannt zu werden verdient, und wem jene Werke fremd geblieben seyn sollten, der hat den Namen doch mit Ehrfurcht nennen gehört, als den eines Heroen auf dem Gebiete geistigen Wirkens. Johann Christoph Friedrich S. wurde den 11. (nicht 10.) Nov. 1759 zu Marbach in Würtemberg geboren. Sein Vater, Johann Kaspar S., damals Lieutenant im Infanterieregimente des Generalmajors Roman, war ein einfacher, kraftvoller, gewandter, dabei rascher und rauher Mann, dessen militärische Dressur sich auch auf die Religionsübungen im Hause erstreckte, während die kühle Aufklärung des Zeitalters auf seine innere Ueberzeugung nicht ohne Einfluß geblieben war. Als ein 22jähriger Jüngling war er mit einem bayerischen Husarenregimente als Feldscheerer in die Niederlande gegangen und wurde hier auch als Unteroffizier zu kleinen kriegerischen Unternehmungen gebraucht. Nach dem aachener Frieden ließ er sich zu Marbach nieder, heirathete und nährte sich kümmerlich von der Wundarzneikunst. Mit dem Ausbruch des 7jährigen Kriegs gab er diese wieder auf

und wurde Fähndrich und Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis, das ein Theil des Hülfscorps war, welches in einigen Feldzügen jenes Krieges mit dem österreichischen Heere focht. Später stand er bei einem andern Regimente in Thüringen. Die Mutter des Dichters, Elisabetha Dorothea, geborene Kodweiß, war die Tochter eines Bürgers und Bäckers zu Marbach, dessen Geschlecht eine Familiensage von einem herabgekommenen norddeutschen Adelsgeschlechte von Kottwitz ableitete. Sie wird als eine Frau geschildert, die mit ungewöhnlichem Verstande Innigkeit des Gefühls, wahre Frömmigkeit, Sinn für Natur, Anlage zur Musik und selbst zur Poesie verband. Sie hatte die ersten Anzeichen ihren nahen Entbindung im Lager gefühlt, wo sie den Gatten besucht hatte; indeß gelang es ihr noch, in ihr älterliches Haus zurückzukehren, wo sie eines Knaben genaß, den der Vater „dem Wesen aller Wesen" empfahl, „daß es demselben an Geistesstärke zulegen möchte, was er aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte." Das Kind wuchs, anfangs ferne von der Aufsicht eines strengen Vaters, an der Brust der Mutter, „langhalsig, sonnenfleckig, rothlockig", wie diese, und entfaltete sich unter heiteren und harmonischen Eindrücken. Erst nach dem hubertsburger Frieden kehrte der Vater aus dem 7jährigen Kriege in das Vaterland zurück und nahm nun selbst an der geistigen Ausbildung des Sohnes Theil, wobei ihn dessen Taufpathe, Johann Friedrich S., der ein fruchtbarer Schriftsteller war, unterstützte. Schon im 4. oder 5. Jahre war der Kleine auf Alles aufmerksam, was der Vater im Familienkreise vorlas, eilte von seinen liebsten Spielen zu Bibelandacht und Gebet herbei und war mit den blauen, gen Himmel gerichteten Augen, den hochblonden Locken um die helle Stirne und den gefalteten Händchen wie ein Engelskopf anzuschauen. Folgsamkeit, sittlicher Zartsinn, Nachsicht gegen Geschwister und Gespielen zeichneten schon den Knaben aus. Den ununterbrochensten Einfluß auf Gemüth und Geist übte bei ihm die Mutter. An Sonntagsnachmittagen, wenn sie mit ihren beiden Kindern aus dem Hause nach der großälterlichen Hütte wandelte, pflegte sie ihnen das kirchliche Evangelium des Tages auszulegen und rührte einst am Ostermontage durch die Erzählung von Christus und den beiden nach Emmaus wandernden Jüngern die beiden Geschwister zu heißen Thränen. Zu anderer Zeit unterhielt sie die Kinder mit Zaubermährchen und Feengeschichten, und später, so wie die Fassungskraft des Knaben es erlaubte, führte sie ihn auch in die Hallen der deutschen Dichtkunst ein, so weit ihr selbst diese zugänglich waren. Klopstocks Messias, Opitz, Gerhards geistliche Lieder, denen sich des Knaben Gemüth aus Vorliebe zuwandte, Gellerts fromme Gesänge wurden gelesen; nur von Hofmannswaldau wandte er sich mit Widerwillen ab, und wenn die gewöhnlichen Neujahrsgratulanten der Landstädte und Dörfer mit ihren Versen anrückten, sagte er wohl: „Mutter, es ist ein Hofmannswaldau draußen."

S.s Vater war unterdeß 1765 von seinem Herzog als Werbeoffizier nach der Reichsstadt Schwabisch-Gmünd geschickt worden und durfte seinen Aufenthalt in Lorch, als nächstem württembergischen Grenzorte, nehmen. In der Einsamkeit dieses Dorfes wurde S.s Erziehung in Gemeinschaft mit einem Freunde des Hauses, dem Orsdiakon Moser, besorgt. Von diesem Manne, dem er in seinen „Räubern" später ein Denkmal gesetzt, erhielt S. den ersten Unterricht in der latein. und griech. Sprache, und aus dem Pfarrhause zu Lorch scheint auch die lang in der Seele des Jünglings fortglimmernde Neigung zum Studium der Theologie zu stammen. Oft sah man ihn mit einer schwarzen Schürze, statt des Kirchenrocks umbunden, ein Käppchen auf dem Kopfe, von einem Stuhle herab der Mutter und Schwester sehr ernsthaft predigen, und seine kindischen, aus Bibelsprüchen zusammengereihten Vorträge zeigten schon eine Spur logischen Zusammenhangs. Die Reisen des Columbus, die Eroberungen des Cortes, die Weltumsegelung Dampierre's waren bald seine Lieblingslektüre, und die Tagebücher des 9jährigen Knaben ergingen sich in der Länderbeschreibung und Geschichte Persiens und den Thaten Alexanders. Nach 3jährigem Aufenthalt in Lorch, während welcher Zeit der Vater von seinem Vermögen hatte zehren müssen, weil er keinen Sold empfing, siedelte die Familie nach Ludwigsburg über, wohin der Vater versetzt wurde, und hier besuchte der Knabe die lateinische Schule, um sich für seinen künftigen theologischen Beruf vorzubreiten. Ein Jugendfreund schildert ihn in dieser Periode als einen sehr lebhaften, ja muthwilligen Knaben. Die jungen Gesellen fürchteten den Tonangeber bei ihren Spielen, und selbst den älteren und stärkeren imponirte seine Furchtlosigkeit, die sich neckend, aber immer gutmüthig, sogar an Erwachsene wagte, wenn sie ihm zuwider waren. An wenigen vertrauten Freunden hing er fest und mit Aufopferung. In der Klasse einer der besten Schüler, ward er doch hauptsächlich durch die Strenge des Vaters zum Fleiß angetrieben. Erst als er 1770 bei des Vaters Abzug nach Solitude bei Stuttgart, wo er den dortigen Gartenanlagen und Baumpflanzungen vorgesetzt wurde, dem strengen Rektor Jahn in Wohnung und Kost übergeben wurde, erhielt sein Charakter etwas Aengstliches.

In Ludwigsburg sah der 9jährige Knabe zum ersten Mal auch ein Theater, das eine so mächtige Wirkung auf ihn hervorbrachte, daß alle seine jugendlichen Spiele sich dieser neuen Welt zukehrten. Bis in sein 14. Jahr führte er dramatische Scenen mit ausgeschnittenen Puppen auf, und Pläne zu Trauerspielen begannen seine junge Seele zu beschäftigen. Zum ersten Versuch in der Reimkunst begeisterte ihn der Lohn von 2 Kreuzern, den er, unter Androhung der Peitsche, für sein rüstiges Katechismussprechen in der Kirche vom Geistlichen sich verdient hatte. Mit einem Freunde, der die gleiche Belohnung erhalten, pilgerte er aufs Land und erhielt die saure Milch, die er auf dem benachbarten Schlößchen Hartneck vergeblich gesucht,

endlich im nächsten Dorfe Neckarweihingen und noch Johannistrauben dazu. Auf dem Heimwege kehrte sich S. auf der Anhöhe, die den Ueberblick über beide Orte gestattete, um und sprach einen gereimten pathetischen Fluch über den Ort, der sie hungrig entlassen, und einen Segen über den andern, der sie so milde gespeist hatte. Nach seiner Konfirmation erwartete ihn die klösterliche Abgeschiedenheit des Seminars, das ihr zum Prediger bilden sollte. Da trat, wie ein „ungeheures Schicksal", der Herzog Karl von Würtemberg in den Kreis seiner Hoffnungen ein. Der Herzog wünschte die Aufnahme des talentvollen Knaben in die militärische Pflanzschule auf der Solitude, wo er unentgeltlich unterrichtet und verpflegt werden sollte, und der Wunsch des Despoten war Befehl. Mit mißmuthigem Herzen wanderte der 14jährige Jüngling zu Anfang des Jahres 1773 aus dem Vaterhause in die Pflanzschule und wählte hier, da ihm der Herzog die Wahl freigestellt hatte, das Studium der Rechtswissenschaft, weil es, nach der Meinung der Aeltern, die beste Versorgung versprach.

Die Zöglinge der Anstalt zerfielen in zwei Klassen, in Adelige und Bürgerliche, und nachdem sie sich bis auf 300 vermehrt hatten, trennte man jede Klasse wieder in 3 Abtheilungen. An der Spitze jeder Abtheilung stand ein Hauptmann mit zwei Unteroffizieren, jede Klasse kommandirte ein Major, das Ganze ein Oberst; Sergeanten hielten anfangs durch Prügel die Mannszucht in den einzelnen Abtheilungen aufrecht. Der Ruf des Kommando's bestimmte die Zeit des Essens, des Schlafens, des Unterrichts und der Andacht. In jeder Bewegung mußte ein gleiches Tempo herrschen, die Kleidung war streng regulirt, die Paradeanzüge ängstlich abgestuft, das Maß des langen falschen Zopfes, der nie fehlen durfte, genau vorgeschrieben. Allmählich nahm man alle Fächer, mit Ausnahme der Theologie, in den Unterricht auf; die Zahl der Lehrer wuchs bis auf 50 an, die Zöglinge wurden nach den Lehrgegenständen in 24 Divisionen eingetheilt. Nachdem die Anstalt 1775 nach Stuttgart in die Nähe des Schlosses verlegt worden war, beaufsichtigte sie der Herzog in eigener Person und wohnte dem Unterrichte täglich bei. Der Druck der Disciplin lehrte die jungen Herzen sich enger an einander schließen, und es kamen Freundschaften zu Stande, die für das ganze Leben dauerten. Auch zwischen Schülern und Lehrern, die meist nur wenig im Alter verschieden waren, waltete die herzlichste Freundschaft. Einer seiner Kameraden, der nachmalige Generallieutenant von Scharffenstein, schildert die komische Gestalt des Karlsschülers S. mit den Worten: „Lang für sein Alter, Beine beinahe ganz mit den Schenkeln von einem Kaliber, sehr langhalsig, blaß, mit kleinen rothumgrenzten Augen, nicht der reinlichste in seiner Toilette, ein ungeleckter Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf." Dieser unbehülfliche Jüngling, dessen Jugendfrische unter der Zuchtruthe pedantischer Lehrer so sehr gelitten hatte, machte tüchtige Fortschritte in der lateinischen und französischen Sprache und blieb auch in der griechischen nicht zurück, wie er denn in letzterer bei der Preisvertheilung am 14. Dec. 1773 den ersten Preis erhielt. Auch in der Geographie, Geschichte und Mathematik machte er gute Fortschritte, und das Studium der Philosophie zog ihn gleich anfangs mächtig an. Nur mit der Rechtswissenschaft, die er in seinem 15. Jahre zu studiren begann, wollte es ihm nicht glücken, so daß er von den Lehrern für talentlos gehalten wurde. Nur der Herzog sah schärfer und sagte, als S. einst im Examen stockte: Laßt mir diesen nur gewähren; aus dem wird etwas.

Die Ursache von S.s Abneigung gegen die Jurisprudenz war hauptsächlich in der mächtigen Anregung zu suchen, die er schon damals durch die Lektüre der Dichter empfangen hatte. Die erhabene Sprache und glühende Vaterlandsliebe eines Klopstock riß den jugendlichen Sinn mit sich fort; nicht geringer war die Einwirkung der lutherischen Bibel auf seine Anschauungen, seine Gemüthsentwicklung und seinen sprachlichen Ausdruck. Dazu kam, trotz des Verbots der vaterländischen Dichter auf der Anstalt, die frühzeitige Bekanntschaft mit Gerstenberg, Lessing, Leisewitz und Göthe, die ihn auf das eigentlichste Feld seines Wirkens, die Tragödie, hindrängte. Durch diese Vorbilder wurde der fromme Kindergedanke, dem Klopstock'schen Messias einen Moses im Epos gegenüber zu stellen, verdrängt. Um diese Zeit bildete sich eine Art ästhetische Vereinigung zwischen S., Hoven, Scharffenstein und Petersen; jeder sollte etwas machen, und während Hoven einen Roman à la Werther, Petersen ein weinerliches Schauspiel, Scharffenstein ein Ritterstück nach Art des Götz zu schreiben sich unterfingen, wählte S. einen tragischen Stoff, dem er den Titel: „Der Student von Nassau" gab. Eine grobe Posse eines französischen Kameraden setzte endlich diesem Treiben ein Ziel. Etwas später als mit Göthes Dichtungen wurde S. mit Shakespeare bekannt und der gewaltige Genius des großen Briten erschütterte ihn wie ein elektrischer Schlag. Er verschaffte sich die wielandsche Uebersetzung, und unter dem Einflusse des fremden Dichters entstand binnen Jahresfrist ein Trauerspiel „Kosmus von Medici", das ächt tragische Scenen enthalten haben soll.

Nicht so getreu als seinen poetischen Studien blieb er seiner Berufswissenschaft. Als nach der Verlegung der Karlsschule nach Stuttgart auch die Medicin in den Kreis der Lehrgegenstände aufgenommen wurde, bot ein Aufruf des Herzogs dem Dichter willkommenen Anlaß, die verhaßte Rechtswissenschaft abzuschütteln. Er wählte die Medicin, nicht eigentlich aus Vorliebe, „es war mehr ein Raptus, oder weil er diesen Beruf für liberaler und freier hielt, oder hauptsächlich weil die bei dieser Fakultät angestellten Lehrer ihm besser behagten." Die Familie scheint diesen Tausch nicht gerne gesehen, und S.s Seele selbst scheint er einigen Kampf gekostet zu haben. Bald aber fand er seine neue Wissenschaft um Vieles anziehender, als er sich selbst vorgestellt hatte. Namentlich war der

philosophische Lehrkursus, den er zu vollenden hatte, anziehend, vor Allem die Psychologie, die er zwei Mal hörte, und nächstdem die Moral. Boerhave's und Hallers Werke und die Dissertationen und Kollegienhefte Brendels waren dann seine weiteren Führer auf dem eigentlichen Gebiete seiner Wissenschaft. Aber mitten im Lernen überraschte ihn immer wieder die Poesie, und er benutzte jede freie Minute, sich mit der Literatur, Dichtkunst und Geschichte zu beschäftigen. Klopstock wurde aufs Neue vorgenommen; aber schon wagte er, die Kritik an ihm zu versuchen. Außer ihm blieben seine Lieblinge Göthe, Gerstenberg, Haller und Lessing, zu denen sich noch Uz und Wieland gesellten. Das älteste Gedicht, das sich von S. erhalten hat, stammt aus dem Jahre 1776 und wurde von Balth. Haug mit der Bemerkung im schwäbischen Merkur veröffentlicht: Dieses Gedicht hat einen Jüngling von 16 Jahren zum Verfasser. Es dünket mich, derselbe habe schon gute Autores gelesen, und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum. Ein anderes Gedicht, „Der Eroberer", von 1777 nennt Petersen „den Erguß einer orientalischen Geistesergrimmung, mit Erinnerungen aus der Messiade und den Propheten, voll wilden Feuers und roher, brausender Kraft, aber auch voll Schwulst, Unverständlichkeit und Unsinn". Diese dichterischen Beschäftigungen wurden ihm fortwährend durch die lästigste Aufsicht und ein feindseliges Mißtrauen seiner Vorgesetzten verleidet. Weinend fand man ihn einst vor seiner Bibliothek stehen, als ihm sein Shakespeare und andere Dichterwerke von den Aufsehern weggenommen worden waren. Die Zöglinge waren so scharf beobachtet, daß selbst die Mittheilung unter Freunden sehr schwer war, daß sie sich nicht aus einem Schlafsaal in den andern begeben und nie sich gruppenweise versammeln durften. So mußte denn oft das Puder- oder Waschzimmer, eine abgelegene Allee im Akademiegarten, ein Durchgang im Hofe der Platz seyn, wo S. einzelnen Vertrauten Proben aus seinen Gedichten mittheilte, während ein ausgestellter Freundesposten Wache hielt. Um ungestört dichten zu können, gab er oft Krankheit vor, wo ihm dann gestattet wurde, im Krankensaale sich einer Lampe zu bedienen. Wenn dann ein Aufseher oder der Herzog selbst den Saal visitirte, bedeckte schnell ein medicinisches Werk das verbrecherische Manuskript. Aber auch dieser Kunstgriff ward entdenkt, und als ihm einst als zweckmäßigste Kur starke Pensa aus seiner Brodwissenschaft zugetheilt wurden, zerriß er im Unmuth die Aufgabe und warf sie dem Ueberbringer mit den Worten vor die Füße: „Ich muß bei der Wahl meiner Studien den freien Willen haben." Eine Degradation war die Folge dieser Aufwallung. Ein schon 1775 mit einigen Kameraden verabredeter Plan zur Flucht mißlang, ohne jedoch verrathen zu werden. Der Herzog seinerseits behandelte den jungen S. mit besonderer Auszeichnung, und weil der Vater als Hauptmann eine adelige Charge begleitete, ward dem Sohne die hohe Ehre zu Theil, gleich den adeligen Kavalieren mit gepuderten Haaren bei feierlichen Paraden erscheinen zu dürfen, eine Ehre, die ihm wahrscheinlich eben so verhaßt war, wie jeder andere Zwang. Rousseau und Plutarch erfüllten sein Herz mit dem erhabensten Glauben an menschliche Größe und Tugend und halfen die Selbstständigkeit seines eigenen Geistes, in dem der Skepticismus das Gebäude der Ueberlieferungen eben erschüttert hatte, befestigen. Indem er sich an die Philosophie klammerte und sein ganzes Vertrauen auf den freien Gedanken setzte, errichtete er sich ein kühnes Gebäude der Theosophie, von dem wir in den „philosophischen Briefen" noch eine großartige Ruine entdecken. Zugleich gab er sich seiner Berufswissenschaft mit dem regsten Eifer hin, und schon 1778 legte er seinem Lehrer eine Abhandlung: „Philosophie und Physiologie", vor, die bald darauf von ihm frei ins Lateinische übertragen wurde. Am 9. Jahrestage der Akademie, den 14. Dec. 1779, erhielt er drei Preise, in der praktischen Medicin, der Materia medica und der Chirurgie. Durch seine Inauguraldissertation über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, die er dem Herzog widmete, erwarb er sich endlich die Befähigung zur ärztlichen Praxis und verließ die Akademie am 15. Dec. 1780, um bei dem in Stuttgart garnisonirenden Grenadierregiment Augé als Regimentsarzt ohne Portepée mit einem monatlichen Gehalte von 18 Gulden angestellt zu werden. Sein Freund Scharffenstein schildert des Dichters Gestalt aus dieser Zeit ungefähr so: S. war von langer, gerader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Tournure. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorpelig, weiß von Farbe, in einem merklich schiefen Winkel hervorspringend, sehr gebogen, auf Papageienart, und spitzig. Die rothen Augenbraunen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen neigten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen, was ihm pathetischen Ausdruck gab, die Lippen waren dünn, die Oberlippen vorragend, energisch von der Begeisterung im Gesichte vorgetrieben; das Kinn stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll, sommerflecking, die Augenlider etwas entzündet, das buschige Haupthaar dunkelroth, der ganze Kopf eher geisterartig als männlich, aber bedeutend auch in der Ruhe, und ganz Effekt, wenn S. deklamirte. Weder die Gesichtszüge, noch die kreischende Stimme vermochte er zu beherrschen. Diese Gestalt denke man sich in die steife, abgeschmackte, altpreußische Uniform eingepreßt; an jeder Kopfseite 3 steife, vergypste Rollen; den kleinen militärischen Hut, kaum den Wirbel bedeckend, um so dicker der lange Zopf, und der schmächtige Hals in eine sehr schmale, roßhaarene Binde eingezwängt; der den weißen, mit Schuhwichse befleckten Kamaschen unterlegte Filz den cylinderförmigen Beinen einen größern Durchmesser gebend, als die in knappe Beinkleider eingepreßten Schenkel hatten. Ohne die Knie beugen zu können, bewegte sich der ganze Mann wie ein Storch. Aber diese komische Gestalt beherrschte

doch Alle, die ihr nahe kamen, durch die Ueberlegenheit des ihr inwohnenden Geistes.

S. faßte seinen Beruf anfangs mit Liebe und Energie in die Augen, mußte sich aber bald von seiner praktischen Untüchtigkeit überzeugen und ließ nun die Flügel hängen. „Sein Leben begann unordentlich und wüst zu werden", erzählt einer seiner Biographen; „ein wilder Freiheitsdrang riß ihn ungestüm mit sich fort und stellte ihm Sitte, Gesetz und Zucht wohl gar als Gegenstand eingerosteter Vorurtheile dar. In seinem kleinen ärmlichen Zimmer gleicher Erde sah es gewöhnlich höchst burschikos und nichts weniger, als anständig aus. Flaschen, Bücher, Kleider lagen in romantischer Verwirrung durch einander und boten der Kritik des aufwartenden Grenadiers tausend schwache Seiten dar. In der Wahl seiner Genüsse verfuhr S. damals ohne allen Geschmack; sein Gefühl für sinnliche Schönheit hatte er noch gar nicht ausgebildet. Er hatte bis dahin in einer abstrakten Welt gewohnt, und als er in der wirklichen zu leben anfing, griff er ohne Geschick nach den nächsten Ergötzungen, die sich ihm anboten. Es lag etwas Hastiges in der Art, wie er die versäumte Jugend vor ihrem völligen Entschwinden zu ergreifen und einzubringen strebte, und ohnehin zog der Geldmangel um seine Wünsche sehr beengende Schranken. Auf den Umgang mit Frauen verstand er sich gar nicht. Mit den Freunden, die seinen überlegenen Geist anerkannten, lebte er im freiesten und herzlichsten Verkehre; der Ton, in dem er sich mit ihnen unterhielt, war derb und ganz der Sturm- und Drangperiode angemessen. S.s Benehmen erregte durch Ungeschicklichkeit, mitunter selbst durch Rohheit, manchen Anstoß; aber ein Trinker, wie man ihm nachredete, war er nicht. Die Schulden, in die er sich stürzte, erklären sich hauptsächlich aus der Unfähigkeit, mit dem Gelde umzugehen. Er war besser als sein Ruf."

Die erste That seines freien Geistes, mit welcher er vor die Welt trat, hatte noch in der Karlsschule ihren Ursprung. Schon 1777 begann er die „Räuber" und schrieb mit anhaltendem Eifer daran, unter den mannichfaltigsten Störungen und in beständiger Angst, bei seiner verbotenen Arbeit entdeckt zu werden. Den Stoff zu dem Werke hatte die im schwäbischen Merkur enthaltene Erzählung eines durch seinen verstoßenen Sohn geretteten Vaters geliefert. Namen und Charakter des Stücks entlehnte er aus seinen Umgebungen in der Akademie; die Erbitterung über den unnatürlichen Zwang der Disciplin in der Akademie hauchte dem Stücke den titanischen Geist ein, wodurch es „ein Sturmlauf gegen die gesellschaftliche und staatliche Ordnung jener Zeit" ward. S. meinte selbst, sein Buch müsse so ausfallen, daß es durch den Schinder abseit verbrannt werden müsse. Als S. die Akademie verließ, war das Stück vollendet, und nur die Feile durfte noch daran gelegt werden. Endlich war das Manuskript druckfertig, und es wurde nach einem Verleger gesucht. Da sich aber kein Buchhändler dazu verstehen wollte, das verlangte Honorar von 50 Gulden an das Werk zu wagen, so ließ es S. auf eigene Kosten drucken und borgte die hierzu erforderliche Summe. Diese erste Ausgabe erschien 1781 zu Frankfurt und Leipzig ohne Namen des Verfassers. Die ersten Druckbogen sandte er an den Buchhändler Schwan in Mannheim, der es dem Intendanten der dortigen Bühne, dem Reichsfreiherrn v. Dalberg, vorlas. Dieser ließ an den jungen Dichter die Aufforderung ergehen, das Stück gegen ein bestimmtes Honorar für die Bühne umzuarbeiten und der Theaterdirektion in Verlag zu geben. S. ging mit Freuden darauf ein, und nach langen Verhandlungen mit Dalberg erhielt das Stück endlich die Gestalt, wie sie die Theaterpraxis brauchen konnte. Dadurch aber, daß die Zeit der Handlung in die Epoche des Landfriedens zurückversetzt wurde, ward das Stück, wie S. selbst sagt, zu einem buntfarbigen Dinge, gleich den Hosen des Harlekin. Während er die „Anthologie", die seine wilden Jugendgedichte enthielt, für den Druck rüstete, nahte die erste Vorstellung der „Räuber" in Mannheim. Um derselben beizuwohnen, reiste S. im Januar 1782, ohne Urlaub von seinem Regimentschef zu nehmen, nach Mannheim und war Zeuge des außerordentlichen Beifalls, den das überfüllte Haus seinem Werke spendete. Auf den Dichter selbst wirkte diese Vorstellung so begeisternd, daß er einen Augenblick daran dachte, selbst Mitglied des mannheimer Theaters zu werden. Mit einer Brust voll großer, kühner Entwürfe, voll stolzen, muthigen Selbstgefühls verließ er den Schauplatz seines ersten Triumphs. Im ganzen deutschen Reiche aber erregten die „Räuber" ein unbeschreibliches Aufsehen. Die erste Auflage war im Nu vergriffen, und die zweite erschien nunmehr mit dem Namen des Verfassers und einer Vignette, die einen aufsteigenden Löwen darstellte mit der Aufschrift: in tyrannos. Die Wirkung war so ungeheuer, daß die Aufführung des Stücks an manchen Orten von der Polizei verboten wurde. In Leipzig war eine Knabenverschwörung entstanden, welche sich die Räuber zu einem Streifzug in den Böhmerwald zum Vorbilde genommen. In Stuttgart selbst gerieth man über das Stück in nicht geringen Schrecken, zumal mehre Stellen sich leicht auf den Herzog und seine nächste Umgebung beziehen ließen. Der Herzog, ein blinder Verehrer der französischen Poesie, fand in dem Stücke nur revolutionäre Auswüchse und ästhetische Rohheiten; er warnte den Dichter väterlich vor Verstößen gegen den bessern Geschmack und verlangte von ihm die Einreichung seiner poetischen Erzeugnisse vor dem Drucke, welches Verlangen S. jedoch mit Entschiedenheit zurückwies. Ein zufälliger Umstand sollte seine Lage noch verschlimmern. In den beiden ersten Ausgaben der „Räuber" befand sich nämlich eine Stelle, worin Graubünden als das Athen der heutigen Gauner bezeichnet wurde, ein Ausfall, der einem aus Graubünden gebürtigen Aufseher der Akademie galt. Ein Graubündtner fühlte sich dadurch so beleidigt, daß er im „Hamburger Korrespondenten" darüber eine Beschwerde erhob; auch wurde S. von einigen Schweizern oder auf deren Betrieb förmlich verklagt. Ein persönlicher

Feind S.s, der Gartenin[s]pektor Walter, denuncirte ihn beim Herzog, der den jungen Dichter zu sich beschied und ihm bei Strafe der Kassation und Festung bedeutete, niemals wieder Komödien oder sonst was zu schreiben, sondern sich auf seine Medicin zu beschränken. Dies Verbot traf ihn um so härter, als so eben ein neues Trauerspiel, der „Fiesko", ihn beschäftigte und er sich außerdem mit Professor Abel und seinem Freunde Petersen zu Herausgabe des „Würtembergischen Repertoriums", das an die Stelle des schwäbischen Magazins treten sollte, vereinigt hatte. Es erschienen drei Hefte von dieser Zeitschrift, worin von S. selbst unter verbergenden Chiffern ein Aufsatz über das gegenwärtige deutsche Theater, der Spaziergang unter den Linden und andere kleinere Aufsätze abgedruckt wurden. Von einer wiederholten Reise nach Mannheim zur zweiten Aufführung der Räuber, wohin ihn Freundinnen seiner Muse begleiteten, kam er krank und verstimmt nach Stuttgart zurück und erhielt von dem zürnenden Herzoge 14 Tage Arrest, da er die Reise zwar mit Wissen und Willen seines Obersten, aber ohne Urlaub vom Herzog unternommen. Ein hingebender Brief an Dalberg, beim Herzog die Erlaubniß auszuwirken, daß er sich von Stuttgart wegbegeben dürfe, ward „gnädig", aber nicht befriedigend beantwortet. Inzwischen wurde des Dichters Lage immer drückender und die Ungnade des Herzogs immer entschiedener. Den Vorschlag, den Zorn des Fürsten durch ein Lobgedicht zu versöhnen, wies er mit Widerwillen von sich. Er sah nur einen Weg der Rettung vor sich — die Flucht.

Die Anstalten dazu traf S. vorsichtig, fast ängstlich. Sein vertrauter Freund, Andreas Streicher, war in das Geheimniß eingeweiht, in das nun auch S.s Schwester und durch diese später auch die Mutter gezogen wurde. Vor dem Vater hielt man die Sache geheim, damit er nöthigenfalls auf sein Ehrenwort versichern könne, von dem ganzen Anschlage nichts gewußt zu haben. Die Ausführung des Planes wurde durch die Umstände beschleunigt und erleichtert. In Stuttgart, wie in der ganzen Umgebung der Stadt traf man zu Anfange des Monats August Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfange des Großfürsten Paul von Rußland und seiner Gemahlin, einer Nichte des Herzogs. Um die Mitte Septembers trafen diese hohen Gäste ein, und unter dem lauten Festgepränge durfte S. unbemerkt zu entkommen hoffen. Die Flucht ward auf den Abend des 17. September festgesetzt, an welchem Tage S.s alte Grenadiere, die ihn sehr wohl kannten, die Thorwache nicht hatten. Abends 9 Uhr fand sich S. in der Wohnung Streichers, der ihn begleiten wollte, ein, und um 10 Uhr rollte der Wagen ab. Im Thore stand ein bewährter Freund als Lieutenant auf der Wache. Die Flüchtlinge gaben dem Unteroffizier falsche Namen an, und der Wagen fuhr ins Freie und auf Umwegen um die Stadt, bis er die ludwigsburger Heerstraße erreicht hatte. Um 8 Uhr Morgens hatten die Flüchtlinge die pfälzische Grenze erreicht und athmeten nun freier. Von Mannheim aus richtete er an den Herzog eine Vorstellung, worin er ihm sagte, die Verzweiflung habe ihn gezwungen, diesen schrecklichen Ausweg zu suchen; das Verbot der Herausgabe literarischer Arbeiten und des Verkehrs mit dem Auslande hindere ihn, wenn es nicht gemildert werde, an der Erfüllung seiner Pflichten gegen sein Talent und gegen die Welt und an der Fortsetzung einer Laufbahn, die ihn sicher zu einem bedeutenden Ziele führen und auch seinem fürstlichen Erzieher Ehre machen müsse. Diese Bittschrift wurde dem Herzog durch S.s Regimentschef zugestellt. Nach zwei Tagen schrieb der General an den Dichter zurück, er sey beauftragt, ihn wissen zu lassen, daß der Herzog jetzt sehr gnädig gesinnt sey, er möge daher nur zurückkommen. Dieselbe Antwort erhielt er auf eine zweite Anfrage. Da man ihm aber aus Stuttgart meldete, der Herzog werde vermuthlich seine Auslieferung verlangen, fand er es gerathen, sich auf sein Zimmer in die Wohnung eines vertrauten Freundes zurückzuziehen. In letzterer las er einer Gesellschaft von Schauspielern, worunter Iffland, Beil und Beck, seinen „Fiesko" vor, erntete aber nicht den erwarteten Beifall, sondern sah einen Zuhörer nach dem andern sich davonschleichen. Indessen war diese Niederlage nur die Folge seiner schlechten Deklamation, denn am folgenden Morgen äußerte ein Kenner, der das Manuskript zurückbehalten hatte, „Fiesko" sey ein Meisterstück und eigne sich besser fürs Theater, als die „Räuber". Warnungen aus Stuttgart bestimmten den Dichter, mit Streicher über Darmstadt nach Frankfurt sich zu begeben, wo er sich in Sachsenhausen einmiethete u. mit großem Eifer an seinem Drama „Luise Millerin" oder „Kabale u. Liebe" arbeitete. In großer Geldverlegenheit, schrieb er an Dalberg und bat ihn um ein Darlehn, um einen Vorschuß für seinen „Fiesko"; aber der edle Freiherr ließ ihm schreiben: erst müsse die Umarbeitung des „Fiesko" fürs Theater vollendet seyn, ehe er sich weiter erklären könne. Um wohlfeiler leben zu können, beschloß S., sich Mannheim und den dortigen hülfreichen Freunden wieder zu nähern. Aber die Reisekosten fehlten, bis die erbetenen Hülfsgelder von Streichers Mutter anlangten. Dieser opferte seinen Plan, nach Hamburg zu gehen, dem Freunde und begleitete ihn nach Mainz, von wo sie die Reise zu Fuße weiter fortsetzten. In Oggersheim miethete sich S. als Dr. Schmidt ein und arbeitete mit angestrengtestem Fleiße an „Kabale und Liebe" fort; Streichers Klavierspiel trug dazu bei, seine dichterische Begeisterung lebendig zu erhalten. Erst nach einigen Wochen begab er sich an die Umgestaltung des „Fiesko" und sendete in den ersten Tagen des Novembers das Manuskript nach Mannheim. Aber nach langem, vergeblichem Harren erhielt er zu Ende des Monats den Bescheid, man könne auch von der neuen Bearbeitung keinen Gebrauch machen und ihm folglich keine Vergütung dafür bewilligen. Dagegen gelang es ihm, einen Verleger für das Stück zu finden, der ihm ein Honorar von 11 Louisd'or

bezahlte, das kaum hinreichte, die Wirthshausschuld zu decken und die für S. nöthigen Reisekosten zu gewähren, denn den Dichter trieb es fort, seinem Verhängniß entgegen.

Bereits in Stuttgart hatte S. einen Zögling der Akademie, Wilhelm von Wolzogen, kennen gelernt und ein inniges Freundschaftsbündniß mit ihm geschlossen. Durch ihn war er mit seiner Mutter bekannt geworden, die sich häufig in Stuttgart aufhielt, um in der Nähe ihrer dort studirenden Söhne zu seyn. Sie hatte ihm schon früher, als er ihr den Vorsatz zur Flucht anvertraute, ihr Familiengut Bauerbach bei Meiningen zur Freistätte angeboten. Jetzt beschloß er, diesen Vorschlag zu benutzen, setzte seine Gönnerin davon in Kenntniß, reiste in Gesellschaft seiner mannheimer Freunde bis nach Worms, wo er von Streicher Abschied nahm, und kam am 7. December 1782 in dem Dörfchen Bauerbach an, „wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat". Die rauhe, unwirthliche Natur, worein er sich plötzlich aus den lachenden Gefilden Schwabens versetzt sah, stimmte mit dem Zustande seines Gemüths überein, so daß er, wie er seinem Streicher schrieb, die Stadt gar nicht vermißte. Er fühlte sich wohl unter den einfachen Landleuten, die den sonderbaren Fremden, den sie unter dem Namen Schmidt kannten, mit scheuer Neugierde betrachteten. Ein einziger Freund in Meiningen, Reinwald, der in der Folge sein Schwager wurde, kannte seine Lage; dieser, als Bibliothekar, versorgte ihn mit Büchern und besuchte ihn zuweilen. Mit dem Verwalter des Guts spielte er Schach und machte oft Spaziergänge mit ihm. „Auf einer dieser Wanderungen", erzählt Frau v. Wolzogen, „hatte er eine sonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegsamen Pfade durch den Tannenwald, zwischen wildem Gestein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Momenten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf diesem Platze vor Jahren an einem reisenden Fuhrmann verübt wurde, dessen Leichnam hier eingescharrt sey." Seine dichterischen Arbeiten unterbrachen häufige Briefe an Frau von Wolzogen, die im Januar 1783 mit ihrer Tochter Charlotte auf kurze Zeit nach Meiningen gekommen war und auch einige Tage in Bauerbach verweilte. Das aufblühende Mädchen entflammte die heftigste Leidenschaft in dem Gemüthe des Dichters. Die Liebe, die ihn quälte, ließ ihn Dichterglanz und Unsterblichkeit vergessen; er wurde weich und träumerisch; ein ermattender, betäubender Frühling von Lust und Sehnsucht durchathmete seine Seele. Frau v. Wolzogen sah mit Sorgen diese stets mächtiger werdende Leidenschaft und verhehlte ihm ihre Bedenklichkeiten nicht.

Unterdessen hatte er im Februar 1783 seine „Luise Millerin" glücklich vollendet, und Ende März schon begann er eine neue Schöpfung, „Don Carlos". Reinwalds Plan, ihn nach Gotha und Weimar zu bringen, ward durch die „Sirenenstimme" vereitelt, die sich vom Theater zu Mannheim wieder vernehmen ließ. Der Freiherr von Dalberg sandte ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken eine Aufforderung, ihm Kabale und Liebe für die Bühne zu bearbeiten. Die Verhältnisse hatten sich nämlich wesentlich zu Gunsten des Dichters geändert. Der politische Eindruck der „Räuber" in Deutschland war verwischt, und der Herzog von Würtemberg drückte, obwohl er sich über S.s Undankbarkeit beschwerte, doch die unzweideutige Absicht aus, sein Vergehen zu ignoriren. S. antwortete dem Freiherrn anfangs gleichgültig und ausweichend, ja mit einem Anfluge von Ironie. Dennoch setzte Dalberg seine Korrespondenz fort und legte es dem Dichter nahe, wieder in Mannheim zu wohnen. Auf den Rath der Frau von Wolzogen entschloß er sich endlich im Juli, vorläufig dahin zu reisen und sich mit Dalberg zu besprechen. Er gedachte, bald nach Bauerbach zurückzukehren. Er verpfändete sein Ehrenwort, „sich in Mannheim nicht selbst anzubieten, und in keinem Falle den ersten Schritt zu einem festen Engagement zu thun." Matt und erschöpft, kam er am 28. Juli in Mannheim an, fand aber Alles so leer und verdächtig, daß er sich nach seinem stillen glücklichen Leben in Bauerbach zurücksehnte. Erst nach 14 Tagen kam Dalberg von einer Reise zurück, der ihn mit großer Achtung empfing und ihm mit Anträgen entgegen kam. Die Nachricht, daß ein früherer Bewerber Charlottens nach Bauerbach gekommen sey, um längere Zeit daselbst zu verweilen, wirkte entscheidend auf des Dichters Entschluß. Er machte sich anheischig, vom 1. September 1783 an ein Jahr lang für das mannheimer Theater zu arbeiten, mit der Erlaubniß, während der heißesten Sommerzeit an einem andern Orte wohnen zu dürfen. Außer der Bearbeitung des „Fiesko" und der „Luise Millerin" sollte er in dieser Frist ein neues Drama liefern und dafür ein Gehalt von 300 Gulden beziehen, wovon ihm 100 Gulden sogleich ausbezahlt wurden; außerdem sollte er von jedem Stücke, das er auf die Bühne brachte, die ganze Einnahme einer Vorstellung erhalten, eine Vergünstigung, auf die er später gegen die feste Gesammtbesoldung von 500 Gulden verzichtete. Das Eigenthumsrecht an seinen Dramen sollte ihm dabei verbleiben. S. glaubte sich dadurch seinen drückendsten Lasten entrissen; er hoffte, bald seine Schulden abtragen zu können und ein ganz neues Leben anzufangen. Sein Lebenswandel ordnete und befestigte sich immer mehr. Mit vollem Jugendfeuer warf er sich in die Umarbeitung des „Fiesko"; kaum aber hatte er die Hand ans Werk gelegt, als ihn ein kaltes Fieber 3 Wochen lang an das Lager fesselte, und auch nachher blieb ihm lange eine peinliche Mattigkeit und Schwäche des Kopfs zurück. Dennoch mußte er, um das Drängen Dalbergs zu befriedigen, arbeiten und sich dabei durch künstliche Mittel aufrichten. „Aus krankem Gehirne" mußte er Urtheile und Kritiken über Theaterstücke „herauszimmern". Nur die Erinnerungen an Bauerbach hielten ihn aufrecht und schützten ihn

zugleich vor manchen Verführungen, denen er ausgesetzt war.

Im Januar 1784 kam „Fiesko" endlich zur Aufführung, fand aber im Ganzen durchaus nicht denselben Beifall, wie die „Räuber". Bei Fiesko war, wie Streicher sagt, der Inhalt kälter, als bei den Räubern; die schlauen Verwickelungen erwärmten nicht; die langen Monologe, so meisterhaft sie auch waren, konnten nicht mit Begeisterung aufgefaßt und gesprochen werden, indem sich größten Theils nur der Ehrgeiz darin malte und zu befürchten war, daß die Zuschauer ohne Theilnahme bleiben würden. Auch hatte das Publikum kein Organ für die Seele des Stücks, für die altrömische Republikanertugend. Dagegen wurde „Fiesko" in Berlin innerhalb drei Wochen 14 Mal verlangt und gespielt. Auch in Frankfurt fand man Geschmack daran. In Mannheim fand noch im März die Vorstellung von „Kabale und Liebe" Statt. Nach Beendigung des zweiten Aktes erhoben sich die Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise und brachen einstimmig in ein stürmisches Bravorufen u. Händeklatschen aus. Eine andere Anerkennung, die ihm zu Theil ward, war seine Ernennung zum Mitglied der kurfürstlich-deutschen Gelehrtengesellschaft. Trotz dieser Erfolge dachte er daran, den Wünschen seines Vaters und Dalbergs Rathe gemäß, seine medicinischen Studien zu vollenden, und bat zu diesem Zweck Dalberg um einen Vorschuß auf ein Jahr, ward aber auch diesmal abgewiesen. Dalberg wäre den Dichter zwar gern los gewesen, aber ohne Reukauf. Mit erneuerter Kraft kehrte S. nun zur Bühne, zu seinem „Don Carlos" zurück. Zum Eintritt in die deutsche Gesellschaft las er am 26. Juni einen Aufsatz über die Frage: „was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" der unter dem Titel: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet" in seine Werke aufgenommen worden ist. „Don Carlos" wuchs ihm rasch unter den Händen. Indem er das bürgerliche Schauspiel verlassen und die Höhe des Kothurns wieder erschwungen hatte, fühlte er sich seinem eigentlichsten Elemente zurückgegeben, und er wagte den stolzen Ausspruch: auf diesem Gebiete könnte er vielleicht von Niemandem erreicht werden. Der ideale Marquis Posa, der erst jetzt in die Dichtung aufgenommen wurde, ward der Vertreter der neuen Lebensstufe des Dichters. Mitten in sein poetisches Schaffen trat aber wieder die äußere Noth, um ihn aus seinen Himmeln zu reißen. Noch immer hatte er seine stuttgarter Schuld für den Druck der „Räuber" nicht bezahlen können; sein Bürge, vom Gläubiger gedrängt, war nach Mannheim entflohen und hier der Obrigkeit in die Hände gefallen. Ein selbst unvermögender Mann, der Baumeister Hölzel, bei dem S. wohnte, nahm sich des Bedrängten an und schaffte das erforderliche Geld herbei. Um aber diese neue Verpflichtung baldigst erfüllen zu können, mußte er eine neue Quelle des Erwerbes suchen, und so brachte er einen schon längst entworfenen Plan zur Ausführung. Er gründete eine Zeitschrift für die Interessen des Theaters und für die höhere Angelegenheit der Menschheit überhaupt unter dem Titel „Rheinische Thalia", worin er die drei ersten Akte des „Don Carlos" zuerst veröffentlichte. In der Ankündigung führte er die stolze Sprache eines Republikaners. Er schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten diene, das Publikum sey ihm nunmehr Alles, ihm allein gehöre er ganz an; nur vor diesem Tribunal werde er sich stellen; er sey der einzige Gegenstand seiner Furcht und seiner Verehrung; etwas Großes wandle ihn bei dem Gedanken an, keine Fesseln zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele. Dieser Republikanerstolz hinderte ihn indeß nicht, bald darauf in Darmstadt dem Herzog Karl August von Weimar den ersten Akt des „Don Carlos" vorzulesen und von ihm den Titel eines Rathes anzunehmen, ja sogar darauf stolz zu seyn. Sein Auftreten in der bürgerlichen Gesellschaft gewann an Energie und Selbstvertrauen, das er um so nöthiger hatte, je mehr ihm der Aufenthalt zu Mannheim durch seine Stellung und die Zerwürfnisse mit den Schauspielern, die er in seiner Thalia nicht schonte, verleidet worden war. Er beschloß, seine bisherige Stellung aufzugeben, künftig nur in den geweihtesten Stunden zu dichten und sich dagegen mit ganzer Seele der Rechtswissenschaft zu widmen, um sich eine ehrenvolle politische Laufbahn zu eröffnen. Durch die Vermittlung des Buchhändlers Schwan u. jenes Körner, der durch seinen Sohn Theodor allgemein bekannt geworden ist und mit dem S. schon seit einiger Zeit in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden, ward es ihm möglich, im März 1785 Mannheim zu verlassen, nachdem er von Streicher Abschied genommen, um ihn nie wieder zu sehen. Die Freunde verabredeten sich, keiner an den andern schreiben zu wollen, bis S. Minister u. Streicher — Kapellmeister geworden sey.

In Leipzig bezog S. ein kleines Studentenzimmer und lebte bei all seiner Armuth heiter und behaglich, im Umgange mit einer Anzahl aufrichtiger Freunde. In Gohlis, wo er während des Sommers wohnte, dichtete er das „Lied an die Freude", während er sich gleichzeitig wieder der Medicin zuwenden wollte. Er hoffte, durch die Wiederaufnahme dieser Studien seine äußere Lage zu befestigen und gab sich so zuversichtlich dieser Hoffnung hin, daß er es wagte, an seine Vermählung mit einem Mädchen zu denken, das allmählig Charlotte von Wolzogen verdrängt hatte. Er wandte sich an den Buchhändler Schwan und warb um die Hand seiner Tochter Margaretha (vielleicht die von S. besungene Laura), erhielt aber einen abschläglichen Bescheid, worauf der Briefwechsel der Liebenden rasch abgebrochen wurde. Als gegen das Ende des Sommers Körner nach Dresden kam, wohin er als Appellationsrath berufen worden war, folgte ihm S. im Oktober nach. In Körners Weinberg bei Loschwitz am Ufer der Elbe arbeitete S. an seinem „Don Carlos" und gab dem schon fertigen Theile des Drama's eine neue Gestalt. Der Entwurf zu dem Fragment ge-

bliebenen Schauspiele „Der Menschenfeind", die Materialien zur Geschichte des Abfalls der Niederlande, der Band von Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen, die Idee zum Geisterseher, durch Cagliostro's Gaukelspiele hervorgerufen, dies Alles, nebst einigen lyrischen Gedichten entstand u. sammelte sich hier und in Dresden. Auch eine Herzensneigung bemächtigte sich wieder des Dichters. Die Tochter der Wittwe eines pensionirten sächsischen Offiziers, eine hohe blauäugige Blondine, machte einen plötzlichen, tiefen Eindruck auf ihn, der von der Schönen und ihrer spekulativen Mutter gar wohl bemerkt wurde. Erstere quälte ihn durch berechnete Sprödigkeit, und während er werthvolle Geschenke, selbst in baaren Summen, die durch Vorschüsse auf den Don Carlos herbeigeschafft wurden, in ihren Schooß schüttete, spottete sie heimlich seiner. Die Freunde drangen endlich, um ihn aus den Fesseln dieser Sirene zu reißen, auf seine Entfernung, und S. ging im Sommer 1787 nach Weimar, wohin er durch eine Freundin, Frau von Kalb, die ihren bisherigen Aufenthalt zu Mannheim mit Weimar vertauscht hatte, eingeladen worden war.

S.s nächster Gedanke, der ihn bei seiner Ueberstedelung nach Weimar leitete, war der, seine ganze Kraft dem Studium der Geschichte zuzuwenden und sich dadurch den Weg zu einer akademischen Professur zu bahnen. Weimar selbst, der schon damals berühmte Musenhof, bot ihm anfangs nicht so viel Anziehendes und Erhebendes dar, als er erwartet hatte. Göthe war in Italien, die Herzogin Amalie bereitete sich zu einer Reise vor, der Herzog selbst war oft abwesend, ein näherer Umgang mit Herder kam nicht zu Stande. Nur Wieland kam ihm mit väterlicher Zuneigung entgegen, und es gestaltete sich zwischen ihnen ein Verhältniß herzlicher Freundschaft. Sein guter Genius hatte indessen für eine neue Richtung des Lebens gesorgt. Am Ende des Okt. 1787 machte er eine Reise nach Meiningen zu seiner dort an seinen Freund Reinwald verheiratheten ältesten Schwester und zu der treuen Freundin Frau von Wolzogen, die sich eben der Anwesenheit ihres Sohnes erfreute. Diese Reise führte ihn in neue Verhältnisse. Wilhelm von Wolzogen führte ihn nach Rudolstadt in den Kreis der Familie von Lengefeld. In dem Kreise dieser liebenswürdigen und gebildeten Familie fühlte sich der Dichter bald wohl und frei; vor Allem aber war es die jüngere Tochter, Charlotte, die ihn mit starken Banden fesselte. Gestalt und Gesichtsbildung des 21jährigen Mädchens waren anmuthig, in ihren Zügen wohnte die reinste Herzensgüte, aus ihrem Auge sprachen Wahrheit und Unschuld. Gesinnung und Geistesrichtung waren ideal; mäßig, aber treu die Neigungen. Sie hatte Talent zum Landschaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Auch drückte sie ihre Empfindungen oft in anmuthigen Gedichten aus. Als S. sie kennen lernte, war ihr Herz durch eine unglückliche Liebe gebrochen. Zu ihrer Erheiterung sollte sie sich eine Zeit lang in Weimar aufhalten. S. näherte sich ihr mit zarter Schüchternheit u. hatte die Freude, zu bemerken, daß seine Neigung nicht unerwidert blieb. Sein Leben war jetzt ganz anders und viel regelmäßiger, als zu Dresden. Er verließ sein Zimmer nur wenig und gönnte sich nur selten einen Spaziergang in dem lieblichen Parke; aber er arbeitete nie bis in die späte Nacht, sondern legte sich gewöhnlich um 10 Uhr zu Bette. Seine Mittagsmahlzeit war äußerst frugal; Abends begnügte er sich mit Butterbrod und einer Flasche Bier. Dabei war er tief in alte Folianten vergraben, die ihm das Material zu seiner Geschichte der Niederlande lieferten. Seine Zeitschrift „Thalia" erschien 1787 gar nicht und 1788 nur in einem Hefte; dagegen beschenkte er Wielands „Deutschen Merkur" 1788 und 1789 mit den „Göttern Griechenlands", den „Künstlern", einem Fragment der niederländischen Geschichte, den „Briefen über Don Carlos" und andern prosaischen Aufsätzen. Sein „Don Carlos, Infant von Spanien", war schon 1787 zu Leipzig bei Göschen erschienen. Die Ausgabe des Stücks, die wir in den Gesammtwerken finden, ist eine Arbeit der spätern Jahre des Dichters.

Mit „Don Carlos" war die erste Periode von S.s Dichterleben zum Abschluß gekommen. „Es war ihm gelungen", sagt Zimmermann in seiner Biographie S.s (Männer des Volks, 4. Bd.), „in dieser Schöpfung den tiefsten Gehalt seiner Weltansicht niederzulegen. Zwar fehlte es einem Produkte, an dem er so lange Zeit, an so verschiedenen Orten, in so wechselvoller Stimmung gearbeitet hatte, nothwendig an dem Gesammtgepräge künstlerischer Einheit u. Vollendung, und man fühlte ihm keineswegs die stille Seligkeit eines ungestört und ungebrochen schaffenden Geistes an, der mit jedem Moment seiner Selbstoffenbarung freier aufathmet und endlich auf den Gipfeln entzückender Befriedigung schwelgen darf. Vielmehr mußte die Ungleichartigkeit der Darstellung und Haltung, das Schwanken zwischen urkräftigem Heldensinne und hinschwelgender Sentimentalität, zwischen rhetorischem Pathos u. schlichter Herzenssprache, zwischen lebensvoller Anschaulichkeit der Phantasie und prosaisch berechnendem Theaterverstande immer deutlicher hervortreten, immer rücksichtsvoller getadelt werden. Dessenungeachtet war der Sturm des Beifalls, mit dem die Nation das Gedicht begrüßte, durch keine Protestation der Kritiker zu bändigen u. zu bannen. Denn S. hatte darin dem Herzen seines Volkes erst die rechte, volltönende Sprache geliehen; er hatte als der Prophetenmund des Jahrhunderts geredet. Wer ihn hörte, der glaubte sich selbst, die Stimme seines eigenen Geistes zu vernehmen; er war Allen Alles geworden. Bei dem erhabenen Anblicke seines Sängers mochte es damals unsrem Volke nicht anders zu Muthe seyn, als den alten Bewohnern Athens, wenn der olympische Pericles feierlich gemessenen Schrittes, im stolzen Faltenwurf des Mantels, über den Marktplatz auf die Rednerbühne wandelte, dann erst zu den Unsterblichen betete, daß

ihm unter ihrem Beistande kein unpassender Ausdruck entfallen möge, und nun die Donner des Wortes rollen und die Gedankenblitze leuchten ließ. Wie in Jenem gewissermaßen die männliche Athene auftrat, so schritt die Heldengestalt des Dichters, „des Königs Geist in Waffen", als der Schutzgott Deutschlands über die Bretter. Er verkündigte den Seinigen ein Reich der Freiheit in der Wahrheit, ein Reich des Rechtes und der Liebe, in dem auch der geringste Bürger zur Anerkennung seines unendlichen, unveräußerlichen Menschenwerthes gelangen, in dem wir alle uns als Brüder, als Mitglieder eines Weltstaates umarmen sollten. In dieser Einheit sollten alle Unterschiede der Stände, der Nationen, der Lebensbeziehungen überhaupt aufgehen; sie sollten nicht eingerissen werden, nicht einem schwindelnden revolutionären Drange Platz machen, sondern im großen heiligen Ganzen zu Ehren kommen und zu Ehren dieses Ganzen da seyn. So entwarf der erhabene Mann das Bild des Gottesreiches auf Erden, das, wenn auch in Knechtsgestalt verhüllt, von den Geistern der Finsterniß verschmäht, verfolgt, gefesselt und gekreuzigt, doch, wenn die Zeit erfüllt ist, von den Todten aufersteht und seine Verherrlichung und Verklärung feiert."

Im Mai 1788 folgte S. der Geliebten in das rudolstädter Thal, wo ihre Familie in dem Dorfe Volkstädt, eine halbe Stunde von Rudolstadt, eine Wohnung für ihn gemiethet hatte. Im Umgange mit der Geliebten, ihrer Schwester und Mutter gab sich der Dichter der heitersten Laune hin; es waltete zwischen ihm und den Frauen das herzlichste Einverständniß; sie fühlten sich durch seine Gegenwart in eine sonnige Idealwelt versetzt. Wenn er im Laufe des Tages sich gewöhnlich zurückzog, um an dem „Abfall der Niederlande" oder an seinem „Geisterseher" zu arbeiten, fand ihn der Abend bei seinen Freundinnen. Im lengefeldschen Hause war es, wo er Göthe nach dessen Rückkehr aus Italien kennen lernte, doch blieben sich beide damals noch einander fremd. Die Gemessenheit Göthe's schreckte S. vom warmen Entgegenkommen zurück. Mit den Frauen las S. die Griechen, namentlich Homer und die Tragiker, freilich nur nach französischen Uebersetzungen. Dennoch ward ihm dadurch eine neue Kunstoffenbarung, die er in dem Lehrgedichte „Die Künstler" niederlegte, worin die Keime zu allen wissenschaftlichen Entwickelungen enthalten sind, die er später über das Wesen der Schönheit und der Kunst gegeben hat. S. wurde durch diese Studien ruhiger, klarer, seine Erscheinung und sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens abgeneigter. Als ihn der Winter nach Weimar zurückführte, schloß er sich noch strenger als sonst an den Menschen ab. Eine lebhafte Korrespondenz mit der Familie Lengefeld war seine Erholung, sein Trost. Dabei beschäftigte ihn außer dem Geisterseher die Uebersetzung des Euripides, und der Gedanke, den künftigen Sommer wieder in seinem rudolstädter Patmos zuzubringen, verschönte ihm den Winter. Da kam ihm plötzlich die Nachricht, daß er als Professor der Geschichte nach Jena berufen sey. Er selbst hatte für diese Berufung keinen Schritt gethan, und wenn sie auf der einen Seite auch seinen lang gehegten Wünschen entsprach, so klagte er doch auf der andern Seite über den Verlust seiner goldenen Freiheit, über die zerschlagene Hoffnung auf einen poetischen Sommer. Da man mit der Professur zunächst keinen Gehalt verbinden wollte, so betrachtete er um so mehr die Uebernahme dieser Stelle als eine Resignation, die nur die Bedeutung für ihn haben könne, ihm eine sorgenfreie Zukunft anzubahnen.

Am 4. Mai 1789 hatte S. schon eine Vorlesung (über das Studium der Universalgeschichte, im Novemberhefte des deutschen Merkurs) in Jena gehalten, und zwar begann er sein Lehramt unter günstigen Auspicien; über 400 Zuhörer strömten herbei und machten ihm Muth; seine Stimme füllte den Hörsaal ohne Anstrengung aus. Bald überstrahlte er als akademischer Lehrer Alles neben sich, von der Jugend, die ihn längst als ihren Dichter betrachtete, hoch gefeiert. Dennoch fühlte er sich in seinem neuen Wirkungskreise nicht wohl, und es erwachte in ihm die kaum niedergekämpfte Ueberzeugung, daß er seinen Lebensberuf gänzlich verfehlt habe. Desto inniger lebte sich sein Gemüth in das mit Charlotte von Lengefeld angeknüpfte Verhältniß hinein, und als sie ihm endlich ihre Liebe gestand und ihm ihre Hand zusagte, kannte sein Entzücken keine Grenzen. Die Ferien brachte er wieder in Volkstädt zu, von wo er im Oktober nach Jena zurückkehrte. Ein Jahresgehalt von 200 Reichsthalern, den ihm der Großherzog von Weimar bewilligte, ermuthigte den Dichter, sich nunmehr mit einer offenen Erklärung an Frau von Lengefeld selbst zu wenden. Da zugleich der kurmainzische Koadjutor Karl Theodor von Dalberg, Bruder des mannheimer Theaterintendanten, dem Dichter einen Gehalt von 4000 Gulden zugesagt hatte, sobald er Kurfürst würde, gab die dadurch beruhigte Mutter ihre Einwilligung, und so wurde S. am 20. Februar 1790 mit Charlotte getraut. Der Herzog von Meiningen hatte ihm kurz zuvor den Hofrathstitel verliehen. S. fühlte sich in dem neuen Verhältnisse äußerst glücklich, wenngleich die Last des historischen Studiums noch schwer auf seinen Schultern lastete, so daß er sogar an der Existenz seines, unter den historischen und philosophischen Beschäftigungen entschlummerten dichterischen Genius zu zweifeln anfing. Dazu gestaltete sich seine äußere Lage freundlicher, als die Seinigen zu hoffen gewagt hatten. Die Herausgabe der „Memoiren" und die Fortsetzung der „Thalia" sicherten ihm eine für seine bescheidenen Bedürfnisse hinlängliche Einnahme, wobei ihm noch Zeit zu Recensionen für die „Allgemeine Literatur-Zeitung" blieb, zu der er seit 1787 Beiträge lieferte. Dann hatte ihn der Buchhändler Göschen aufgefordert, eine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" für einen historischen Almanach zu schreiben. Seit 1789 aber erhielt er für wichtige Arbeiten nicht unter 3 Louisd'or vom Bogen. Die fort-

dauernde angestrengte Arbeit, die unregelmäßige Lebensweise S.s überhaupt und die nie ruhenden Sorgen blieben indeß auf die körperliche Gesundheit des Dichters nicht ohne den bedenklichsten Einfluß. Während eines Besuchs, den er dem Koadjutor Dalberg in Erfurt machte, ward er beim Abendessen, bei einem Concert im Stadthause, von einem heftigen Fieber überfallen, und kaum war er nach Jena zurückgekehrt, als ihn eine Brustkrankheit ergriff, die seinen körperlichen Zustand auf seine ganze Lebenszeit zerrüttete. Genesen, beschäftigte er sich hauptsächlich mit Virgils Aeneide, und als er sich erstarkt fühlte, warf er sich mit unermüdlichem Eifer auf das Studium Kants, und zwar auf die „Kritik der Urtheilskraft", wodurch er sich so sehr in die kantsche Philosophie hineinarbeitete, daß er beschloß, dieselbe nicht eher zu verlassen, bis er sie ergründet habe, „wenn ihn dies auch drei Jahre kosten könnte". Anfälle von schweren Brustkrämpfen störten jedoch dieses geistige Leben, und auf einem Besuche in Rudolstadt führte ihn ein harter Anfall dem Tode nahe. Er verlangte die Freunde der Familie zu sehen, damit sie lernten, wie man ruhig sterben könne. Was er selbst nicht erwartet, geschah jedoch; er genas und ging Ende Juli 1791, um seine geschwächten Verdauungswerkzeuge zu stärken, nach Karlsbad, wo er an österreich. Kriegern als Motiven für seinen „Wallenstein", wozu er die Idee aus den Studien über die Geschichte des 30jährigen Kriegs geschöpft hatte, studirte. Den September verlebte er in Erfurt und setzte dann, nach Jena zurückgekehrt, seine Arbeiten am 30jährigen Kriege, seine Uebersetzungen aus der Aeneide und seine ästhetischen Studien fort. Während S. selbst und seine Freunde seine Wiedergenesung feierten, war die Nachricht von seinem Tode ins ferne Ausland gelangt, und sein begeisterter Verehrer, der dänische Dichter Baggesen, hatte zu Hellebeck in Dänemark sogar eine kleine, aber herzliche Todtenfeier veranstaltet. Als die Kunde von seiner Genesung die Leidtragenden traf, fanden sich zwei hohe Männer, der Herzog von Augustenburg und der Graf Schimmelmann, die, durch Baggesen angeregt, dem Dichter auf 3 Jahre einen Jahrgehalt von 1000 Thalern aussetzten, damit er sorgenfrei seine Zeit der Wiederherstellung seiner Gesundheit widmen könne. S. wurde sichtlich heiterer und gesunder; nur Erkältung bei einer Schlittenfahrt verursachte ihm abermals Unterleibskrämpfe. Zu dem eben empfangenen Beweise der Liebe und Verehrung kam im folgenden Jahre eine Auszeichnung, die damals nur wenige Deutsche erlangten: die Nationalversammlung zu Paris ertheilte ihm das französische Bürgerrecht; das Diplom erhielt er indeß erst 5 Jahre später durch Campe. In dem Prozeß Ludwigs XIV. wollte er den König in einer besondern Schrift vertheidigen, ja er dachte sogar an eine Reise nach Paris; der Kopf Capets fiel jedoch, ehe er noch zur Ausführung seines Plans geschritten war.

Im August 1793 trat S. mit seiner Gattin eine Reise in die Heimath an. Von Heilbronn aus, wo er seine Aeltern, Schwestern und Jugendfreunde fand, schrieb er an den Herzog von Würtenberg im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse aus seinem Vaterlande entfernt. Zwar erhielt er von dem gichtkranken Fürsten keine Antwort, Freunde überbrachten ihm jedoch die Aeußerung desselben: S. werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden. S. brach darauf, ob sogleich, oder erst nach dem am 24. Oktober erfolgten Tode des Herzoge, ist zweifelhaft, in die eigentliche Heimath seiner Jugend, nach Ludwigsburg, auf, wohin ihn vorzüglich sein Jugendfreund, v. Hoven, zog. Trotz seiner Kränklichkeit studirte und arbeitete er auch während dieser Zeit. Fast täglich, meist in der Nacht, schrieb er einige Stunden an seinem „Wallenstein", der anfangs in Prosa verfaßt war, und an den „Aesthetischen Briefen", die später umgearbeitet in den „Horen" erschienen; auch die geistreiche Recension über Matthissons Gedichte stammt aus seinem ludwigsburger Aufenthalte. Nur ungern ging er nach Stuttgart, um eine Familienangelegenheit zu ordnen; doch verlebte er einige Tage in dieser Residenz, wo Danneker die herrliche Büste seines Jugendfreundes modellirte. In Tübingen, wo er seinen Lehrer Abel besuchte, lernte er die Besitzer der cotta'schen Buchhandlung kennen, mit denen er den Plan zu den „Horen" entwarf. Als er an der Gruft des verstorbenen Herzogs zu Stuttgart vorüber ging, sagte er zu dem ihn begleitenden Hoven: „Da ruht er also, dieser rastlos thätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, noch größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften überwogen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch Jemand nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht; es ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch". Trotz der Bitte des Vaters konnte sich S. auch zu keinem Glückwünschungsschreiben an den neuen Herzog entschließen, da er den Schein vermeiden wollte, als freue er sich über Karls Tod. In Ludwigsburg ward dem Dichter sein erster Sohn geboren, den er nach den Grundsätzen des Römers Quintilian erziehen wollte.

Wie wohlthätig die Eindrücke der Heimath auf seine Stimmung eingewirkt hatten, gab nach seiner Rückkehr nach Jena die große Ruhe und Milde seines Wesens zu erkennen; dagegen war sein Körper hinfällig, einem Schatten ähnlich. Unterdessen war ihm hier dadurch eine neue Lebensfreude bereitet worden, daß sich Wilhelm v. Humboldt, nur in der Absicht, mit S. an einem Orte zu leben, in Jena niedergelassen hatte. Beide Familien vereinigte ein Freundschaftsbündniß für das ganze Leben. Auch die Freundschaft Göthe's gewann S. bald darauf. Bisher war Göthe, obwohl er den jüngern Dichter in allen seinen materiellen Verhältnissen zu fördern suchte, ihm selbst doch fremd geblieben. Die Verschiedenheit ihrer Lebensansichten war daran Schuld gewesen, und

Göthe selbst hat offen gestanden, daß ihm S.s Tendenz, wie er sie in seinen Hauptwerken und besonders in seinen frühern Dramen dargelegt, nicht behagen konnte, ja daß sie ihn abstoßen mußte, ihn, der auf seiner italienischen Reise bemüht gewesen sey, alle ästhetischen und socialen Paradoxien abzulegen und das Große und Schöne nur in dem Wahren und Natürlichen zu suchen. Auch konnte er für S.s historische und philosophische Richtung seiner ganzen Natur gemäß keine Sympathie haben. Ein wissenschaftliches Gespräch diente jedoch dazu, die beiden Männer näher zu bringen, und Göthe mußte sich schon damals gestehen, daß S. Alle festzuhalten wisse, die in seinen Kreis eintraten. Die Herausgabe der „Horen" führte beide einander noch näher. S. hatte Göthe zur Theilnahme an dieser Zeitschrift, die Alles befördern sollte, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben sey, um dadurch eine gründliche Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes vorbereiten zu helfen, eingeladen, und Göthe hatte dieser Aufforderung mit Eifer entsprochen. Ihr gegenseitiger Einfluß trat bald fruchtbar zu Tage. S. zog sich von der Spekulation zurück und lebte sich zunächst in die reiche Welt von Anschauungen hinein, die ihm durch Göthe geboten wurde. Göthe seinerseits gesteht selbst, daß er nicht wisse, was ohne die schillersche Anregung aus ihm geworden wäre, nur die Freundschaft zu S. habe ihn in Deutschland zurückgehalten, den Horen und den Musenalmanachen verdanke man die Unterhaltungen der Ausgewanderten, die Uebersetzung des Cellini, die Lieder und Balladen, die Elegien und Xenien und manches Andere. Göthe lud den neuen Freund zu sich nach Weimar ein. Die Antwort S.s auf diese Einladung eröffnet einen traurigen Blick auf seinen zerrütteten Gesundheitszustand. Er bittet, in keinem Stücke der häuslichen Ordnung auf ihn zu rechnen, da ihn leider seine Krämpfe gewöhnlich nöthigen, den ganzen Morgen dem Schlafe zu widmen, weil sie ihm Nachts keine Ruhe lassen, und es ihm überhaupt nie so gut wird, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zählen zu dürfen. Göthe soll ihm deswegen erlauben, ihn in seinem Hause als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird; er soll dadurch, daß S. sich ganz isolirt, diesen der Verlegenheit entziehen, jemand Anders von seinem Befinden abhängen zu lassen. „Die Ordnung", schreibt er, „die jedem andern Menschen wohl macht, ist mein gefährlichster Feind, denn ich darf nur in einer bestimmten Zeit etwas Bestimmtes vornehmen müssen, so bin ich sicher, daß es mir nicht nützlich seyn wird". Göthe's freundlichem und liebenswürdigem Einfluß verdankten S.s Familie und Freunde es wirklich, daß dieser wieder mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit gewann und sich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ. Die Freude an der Unterhaltung mit Göthe bewog ihn öfter zu einem wohlthätigen Ausfluge nach Weimar, und die anmuthige, scherzhafte Weise, mit welcher der Freund den Eigenheiten des krankhaften Zustandes bald auswich, bald nachgab, diente oft, diesen zu beseitigen oder zu mildern. Doch auch dann noch war seine Ordnung eine von der gewöhnlichen abweichende. Er stand sehr spät, oft erst gegen Mittag, zuweilen sogar erst Nachmittags auf, dann trank er eine Tasse Chokolade und arbeitete bis zum Abend und, wenn er allein war, bis tief in die Nacht. Nicht selten empfing er auch Abends Gesellschaft bei sich zu Hause, und zwar die auserlesensten. Diese blieb beim einfachen Thee und Butterbrod, im lebendigsten Gespräche, oft bis gegen Mitternacht beisammen. S. nahm am geistigen Verkehre hier den lebhaftesten, aber nur höchst bescheidenen Antheil. Wenn dann die Gäste sich in sinkender Nacht verloren hatten, setzte er sich erst mit seiner Frau zu Tische und aß auf gut Schwäbisch zu Abend. Manchmal überfiel ihn aber auch mitten im Gespräche der Schlaf, und zwar ohne alle Vorboten von Schläfrigkeit; er sank im Stuhle plötzlich zusammen und mußte schlafend zu Bette getragen werden. Außer den „Horen", die S.s gediegenste Aufsätze, welche seinen Uebergang von der Philosophie durch die Aesthetik zur Poesie bezeichnen, enthalten, begann S. noch um dieselbe Zeit seinen „Musenalmanach", an dem sich Göthe, Herder, A. W. von Schlegel, Höderlin u. A. betheiligten. Durch dies ausschließlich der Poesie gewidmete Unternehmen wurden die „Horen", die ohnehin nicht recht gedeihen wollten, in den Hintergrund gedrängt, bis sie mit dem 12. Stück 1797 ganz aufhörten. Der Musenalmanach vermehrte des Dichters Einkommen nicht unbedeutend und versprach durch den schnellen und großen Absatz eine dauernde Unternehmung zu werden, was, wie sein Biograph G. Schwab sagt, unserm Dichter besonders deswegen zu gönnen war, weil er schon im Anfange des Jahres 1795 einen vortheilhaften Ruf nach Tübingen entschieden abzulehnt hatte.

In diese Zeit fällt der berühmte Xenenkampf, der zunächst aus der Verstimmung über die kühle Aufnahme der „Horen" entsprang, und zwar auf S.s Anregung, von dem die zermalmendsten, wirksamsten Xenen herrühren, während Göthe mit feineren, versteckteren, aber darum nicht weniger tief eindringenden Waffen ficht. Der Lärm, den die kecken Angriffe auf die Koryphäen des alten Parnasses verursachten, war ein unbeschreiblicher. Es erschienen Anti-Xenien und Kritiken in Menge, in denen sich der damalige literarische Pöbel in der Blüthe seiner Gemeinheit zeigte. Am widerlichsten zeigte sich in dieser Beziehung Nicolai, dessen Entgegnung die Grenzen des Anstands weit hinter sich ließ. Am meisten schadete den Dichtern die Erwiederung des alten Gleim, der unverdient gekränkt worden war. Andere rächten sich mit Spott, so Voß (?) mit dem Distichen:

In Jena und Weimar macht man Hexameter wie der da;
Aber die Pentameter sind noch weit excellenter.

Göthe ließ die Grobheit der Gegner ruhig an sich abprallen; er beobachtete mit Ergötzen, „was diese Menschenart am meisten gedrängt habe." S. empfand bei seiner Reizbarkeit die Angriffe

viel tiefer. Obgleich er der Anstifter war, galt doch Göthe allgemein dafür, und S. beklagt sich gegen ihn: „Mir wird bei den Urtheilen dieser Art noch die miserable Rolle des Verführten; Sie haben wenigstens den Trost des Verführers." Als die Angriffe immer ärger wurden, bedauerte S., daß die Presse sich nicht einmal vor der Polizei fürchte, aber freilich „sey es um die Polizei so schlecht bestellt, wie um den Geschmack". Der Vorschlag Göthe's, noch eine Batterie Xenien aufzuführen, fand bei S. kein Gehör. Vgl. über diese ganze interessante Partie aus der Geschichte der deutschen Literatur Ed. Boas, S. u. Göthe im Xenienkampfe, Stuttg. 1850, 2 Bde.

Von dem Augenblick an, wo S. mit Entschiedenheit wieder den Boden der Poesie betritt, verliert die Lebensgeschichte des Dichters fast alles äußere Interesse und verwandelt sich mehr und mehr in eine bloße Geschichte seiner Produktionen. Er verlebte den Sommer 1797 in seinem eben erst angekauften Gartenhause ganz der dichterischen Muse, die ihren Jünger mit frischer Jugendliebe aufs Neue in die Arme schlang. Ein Wetteifer mit Göthe veranlaßte S.s erste Balladen. Beide Dichter theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich aufgesucht hatten. „Dieses ist einmal das Balladenjahr!" rief S. selbst vergnügt aus, als er schon viele Stoffe verarbeitet vor sich liegen hatte. Mit manchen blieb es auch bei der bloßen Idee, so mit einer Romanze über Don Juan und einer Ballade über den Hamlet. Der glückliche Erfolg dieser fast spielend entstandenen Poesien führte ihn auf die Lebensfrage, ob er seine dichterische Kraft fortan der epischen oder der dramatischen Poesie vorzugsweise zuwenden solle. Auf den Rath seiner Freunde entschied er für das Drama und arbeitete nun rüstig an seinem „Wallenstein", zu dem er die Idee schon 1790 gefaßt, dessen Ausführung aber durch Krankheit und philosophische Studien von Jahr zu Jahr hinausgeschoben worden war; auch hatte sich eine Zeit lang der Plan zu den „Malteſern" dazwischen gedrängt. Göthe's mächtiger Zuruf begeisterte ihn endlich im März 1796, den „Wallenstein" mit Entschiedenheit wieder zu ergreifen und ihn um jeden Preis zu beendigen. Zwar erschien ihm der Stoff immer wieder als eine widerspenstige Masse, die sich nur mit Widerstreben unter seine schaffende Hand füge; während des Schaffens aber schwang sich sein Geist allmählig zu dem Punkte empor, wo die allseitige Liebe des Künstlers auch das ihm eigentlich Entlegene und Fremdartige umfaßte. Zwischen der Arbeit beschäftigte ihn zuweilen der Gedanke, Julian den Apostaten zum Helden eines Trauerspiels zu machen; auch an ein „Seedrama", d. i. ein Stück, das auf einer wüsten, von Europäern wenig besuchten Insel spielen und alle Abenteuer, Interessen und Schicksale einsamer Weltumsegler in sich fassen sollte, hatte er vorübergehend gedacht. Am 18. oder 19. Oktober 1798 wurde das neuerbaute Theater zu Weimar mit „Wallensteins Lager", einer Dichtung, welche die Kritik lange Zeit Göthe zuschreiben wollte, eingeweiht. Der Erfolg war ein durchaus günstiger. Göthe freute sich, daß Alles so vergnügt und heiter geschieden sey. Dagegen fand Wieland das Stück höchst unmoralisch; Jean Paul wurde auf die ersten Vorstellungen desſelben verdrießlich und Herder gar über die „sittlichen und ästhetischen Fehler des Stücks" vor Aerger krank. Am 30. Jan. 1799, dem Geburtstage der Herzogin von Weimar, fand die erste Aufführung der Piccolomini Statt und gelang vollkommen; es wehte, wie S.s Schwägerin sagt, ein höherer Geist in ihr, der sich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutschland verbreitete. Die zweite Aufführung, am 2. Febr., ging noch um Vieles besser als die erste. Der dritte Theil des Stücks, „Wallensteins Tod", wurde schon am 20. April zum ersten Male in Weimar aufgeführt; am 17. Mai geschah dies zu Berlin, im August in Rudolstadt. Als das Ganze im folgenden Jahre gedruckt erschien, konnte man schon aus dem großen und raschen Absatze ersehen, wie mächtig die Wirkung war, die es hervorrief. „S.s Wallenstein ist so groß, daß zum zweitenmale nichts Aehnliches vorhanden ist," rühmte Göthe über dem Grabe des hingeschiedenen Freundes. „Wallensteins mächtiger Geist," sagt Tieck, „trat unter die Tugendgespenster des Tages. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein ächter Dichter wieder hervorgerufen habe. Dieses tiefsinnige, reiche Werk ist als ein Denkmal für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz seyn darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, damit wir wissen, was wir sind und was wir waren". Der finstere Hintergrund der Tragödie ist die Idee des gewaltigen Schicksals, zu der der Dichter erst durch das Studium der Griechen geführt worden war. „In den früheren Stücken des Dichters," sagt G. Schwab, „zerbrach das Objekt unter den Händen des Subjekts. Der „Wallenstein" aber ist so objektiv, als ein Stück S.s es seyn kann, ohne kalt zu seyn. Ein Strahl seiner Subjektivität bricht durch alle seine Dramen, aber das ganze Licht seiner Persönlichkeit erwärmt, durchleuchtet und durchschimmert den Wallenstein". Noch in demselben Jahre, in welchem „Wallenstein" vollendet wurde, siedelte S. von Jena nach Weimar über, wohin ihn vorzüglich der Umgang mit Göthe und die Nähe des Theaters zog. Der edle Herz.g Karl August setzte ihm einen jährlichen Gehalt von 500 Thalern aus und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert seyn sollte, zu arbeiten; S. lehnte dies letztere Anerbieten ab und machte nie Gebrauch davon. In der That fand er in Weimar Alles, was er nur wünschen konnte, geistvolle, anregende Menschen zum Umgange, ein höheres, edleres Gesellschaftsleben, in dem es ihm wohl wurde, allgemeine Liebe und Verehrung, vorzüglich von Seiten der Frauen. Karl August behandelte ihn wie einen Freund; mit Wieland blieb er in

freundlichem Verkehr; nur mit Herder stand er fortwährend auf einem fremden, kalten Fuß. Die Poesie beschäftigte ihn in dieser Zeit mehr als je. Sogleich nach Vollendung des „Wallenstein" hatte er nach einem neuen Stoffe gegriffen, einem Stoffe, den er sich schon vor 16 Jahren in Bauerbach angeschrieben: Maria Stuart. Während ein Akt nach dem andern unter seiner schaffenden Hand wuchs, dichtete er zugleich das unsterbliche „Lied von der Glocke", den „Spruch des Confucius", die „Worte des Wahns". In die ersten Wochen des Jahres 1800 fiel die Bearbeitung von Shakespeare's „Macbeth", und noch im Mai las S. die vier ersten Akte der „Maria Stuart" vor einer auserlesenen Gesellschaft in seinem Hause vor; den fünften Akt vollendete er in dem herzoglichen Lustschlosse zu Ettersburg, während schon die Proben der ersten Aufzüge begonnen hatten und der Tag der Aufführung nicht mehr ferne war. Am 14. Juni ward das neue Stück im überfüllten Hause gegeben und spielte 4 Stunden, nicht ganz zur Zufriedenheit des Publikums. Im Ganzen war das Urtheil über dieses Stück in Deutschland wenig günstig. Zwar fand man es nach Form und Abrundung des Stoffs gelungener, als den Wallenstein, aber, trotz Mortimers Gluth, kälter.!

Trotz der erneuten Wiederkehr seiner Krämpfe und seiner alten Schlaflosigkeit, lebte des Dichters Geist schon wieder in einem neuen Stoffe. Der Juli war noch nicht verflossen, als er schon wieder das Schema einer Tragödie zu Papier gebracht hatte; mit dem neuen Jahre 1801 waren drei Akte der „Jungfrau von Orleans" fertig, die am 11. Februar bei Göthe gelesen wurden. Am 20. April schickte Göthe dem Dichter das vollendete Manuskript zurück mit den Worten: „Nehmen Sie mit Dank das Stück wieder. Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß". Der Herzog äußerte, daß das Stück eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht habe; dennoch glaubte er, es könne, besonderer Theaterverhältnisse wegen, nicht gespielt werden. S. selbst verzichtete vorläufig auf die Aufführung in Weimar. Erst im Frühling 1802 sollte es in Lauchstädt gegeben werden, und S. wollte selbst die Proben dirigiren. In Leipzig wohnte er, von Dresden kommend, am 17. September 1801 der ersten Aufführung der Jungfrau bei. Als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge gefallen war, erscholl der begeisterte Ausruf: Es lebe Friedrich Schiller! Nach der Beendigung des Stücks strömte Alles in Eile aus dem Hause, und der weite Platz vor dem Schauspielhause bis hinab nach dem rannstädter Thore war dicht gedrängt voll Menschen. Als er aus dem Hause trat, war Augenblicks eine Gasse gebildet. „Das Haupt entblößt"! erscholl es von allen Seiten, und so ging der Dichter durch die lange Reihe, während Väter und Mütter ihre Kinder emporhoben und ihnen sagten: Das ist er"!

Mit „dem Diplom der Unsterblichkeit, das ihm der Geist des deutschen Volks ausstellte", verband sich im Sept. 1802 der Reichsadel, den der Herzog von Weimar beim Kaiser Franz für den Dichter ausgewirkt. „Sie werden gelacht haben", schrieb S. an Humboldt, „als Sie von unserer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich es um der Lole und der Kinder willen mir auch gefallen lassen." Die wirkliche Bühne beschäftigte ihn in dieser Zeit viel. Lessings Stücke wurden von ihm in Gesellschaft gleichgesinnter Kunstfreunde für die Bühne zugerichtet; Stella verdankte ihm ihre Erscheinung auf dem Theater, Iphigenie wurde von Göthe u. S. gemeinschaftlich für die Bühne redigirt; gleichzeitig bearbeitete S. Gozzi's „Turandot" für das deutsche Theater. Eine neue Originaltragödie nahm er mit ins neue Jahr hinüber: die „Braut von Messina", die noch im Februar 1803 zur Leseprobe kam und am 3. Juli zu Lauchstädt aufgeführt wurde. Die Kritik erklärte sich fast einstimmig gegen dieses Stück, in dem er sich zum ersten Male an einem selbst erfundenen Stoff versucht hatte; in das Volk drang es nie, obgleich es durch seine einzelnen großen Schönheiten auf der Bühne noch immer einen tiefen Eindruck macht. Der Dichter hatte in dieser Tragödie besonders zwei Hebel angewendet, das Schicksal und den Chor, in beiden sich jedoch vergriffen; namentlich erfuhr der Chor, der, statt, wie seine Bestimmung sey, den Stoff zu intellektualisiren, für die handelnden Personen Partei nehme, mannichfachen Tadel. Gleich nach der Vollendung der Braut von Messina hatte S. die „Malteser" wieder vorgenommen; er ließ sie jedoch wieder fallen und widmete sich lyrischen Arbeiten, bis eine neue Idee ihn mächtig ergriff und aufs Neue zum Drama hindrängte. Die Fabel des Wilhelm Tell, von Göthe zum Gegenstand eines Epos gewählt, war es, welcher die angefangenen oder überdachten Stücke, „Die Malteser", „Der falsche Demetrius", „Warbeck", so wie die 1803 konzipirten „Kinder des Hauses", ein dramatisches Gemälde der pariser Polizei unter Ludwig XIV., weichen mußten. Mit frischer Kraft ging S. an die Arbeit, und schon am 17. März 1804 wurde das Stück zu Weimar gegeben. Hatte sich der Dichter in der „Braut von Messina" vom Boden der deutschen Nationalität und des modernen religiösen Bewußtseyns entfernt, so kehrte er im „Wilhelm Tell" zu seiner eigentlichen Natur zurück und vereinigte in dieser seiner letzten Schöpfung noch einmal in voller Jugendkraft der Begeisterung alle seine Vorzüge. „In dieser Tragödie tritt wieder, wie in Don Carlos, die Idee des Staates, des Rechtes und der Freiheit in den Vordergrund; doch findet sie jetzt einen ganz andern Ausdruck, als in jenem Drama. Der Dichter bleibt nicht in ihrer innerlichen, individuellen Gestaltung befangen, sondern führt sie aus seinen Betrachtungen heraus in eine reiche, lebendige Welt des wirklichen Daseyns, die er mit der Kunst des vollendeten Meisters darstellt". Nach Schlegel ist S. im Tell ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt, „die Behandlung ist treu, herzlich und, bei S.s Unbekanntschaft mit der schweizerischen Natur und Landessitte von bewundernswürdiger örtlicher Wahrheit." Die Fehler des Stücks

zu denen vor allen Tells Rohheiten gegen den Parricida gehören, verschwinden vor den vielen Schönheiten, so daß der Wilhelm Tell noch heute ein Lieblingsstück des deutschen Volkes ist und bleiben wird.

Eine Reise nach Berlin, wo er am 1. Mai 1804 anlangte, trug nicht wenig zur Erheiterung des Dichters bei. Iffland hatte den Tell politisch bedenklich gefunden u. das Stück dem Kabinet zur Einsicht überliefert; es wurde jedoch mit großem Beifall aufgenommen u. in 8 Tagen dreimal gegeben. Die Liebe und Verehrung, mit der man ihm überall entgegen kam, war ohne Grenzen. Der geniale Held, Prinz Ludwig Ferdinand, lud ihn zur Tafel, die Königin Luise drückte den Wunsch aus, er möchte sich an ihre Hauptstadt fesseln lassen. Wirklich erhielt er vom Könige das Anerbieten eines Gnadengehalts von 3000 Thalern und einer Stelle in der Akademie, wenn er seinen bisherigen Wohnort mit Berlin vertauschen wollte; er zog jedoch seinen bescheidenen Gehalt in Weimar, den der Herzog auf 800 Thaler erhöhte, jenen glänzenden Aussichten vor. Die Niederkunft seiner Gattin führte ihn im Juli 1804 nach Jena. Eine Spazierfahrt durch das Dornburgerthal zog ihm eine Erkältung und in Folge dieser eine Unterleibsentzündung zu. Zwar ging die Gefahr vorüber, doch hatten S.s physische Kräfte seitdem sichtlich abgenommen. Seine Gesichtsfarbe fiel ins Graue, sein fester, aufrechter Gang wurde unsicher, seine stolze, militärische Haltung gebeugt. Der strenge Winter machte es ihm unmöglich, sich zu erholen; die Uebersetzung von Racine's Phädra bot seinem Geiste die einzige Erholung, da er zu einer selbstschöpferischen That sich noch nicht genug gesammelt fühlte. Endlich ging er mit Ernst wieder an den Demetrius, u. im Entzücken des poetischen Schaffens glaubte er, auch die leibliche Gesundheit wieder zu empfangen. Er zeigte sich wieder bei Hofe und im Theater; er schrieb wieder an Freunde und Verwandte und entwarf Reisepläne. Er wollte die Schweiz, die Heimath seines Tell, sehen, seine Schwestern in Meiningen und in Schwaben besuchen, vorzüglich zog ihn aber seine Sehnsucht nach dem Meere, dem Bilde seines freien, schrankenloses Geistes. Am 29. April ergriff ihn im Theater ein so heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten; er fiel wieder in sein früheres Leiden zurück. Bis zum sechsten Tage blieb sein Kopf ganz frei; erst am 6. Mai Abends fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch nie besinnungslos. Später stellten sich Fieberphantasien anbauernd ein; er phantasirte viel von Soldaten und Kriegsgetümmel, als zeigten ihm die Träume prophetisch die Schrecknisse des folgenden Jahrs. Am nächsten Abend rief er im Schlafe aus: „Ist das euere Hölle, ist das euer Himmel?" Dann erwachte er und blickte sanftlächelnd in die Höhe. Der Morgen des 8. Mai war ruhig. Aus dem Schlummer erwacht, verlangte er nach seinem jüngsten Kinde. Es wurde gebracht; er wandte sich mit dem Kopf um, faßte es bei der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmuth ins Gesicht. Dann fing er an, bitterlich zu weinen, steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen solle. Als ihn Abends die Schwägerin fragte, wie es gehe, erwiederte er: „Immer besser, immer heiterer!" Er ließ sich den Vorhang öffnen, um in die Sonne zu sehen. Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Kraft. Am Morgen des 9. Mai trat Besinnungslosigkeit ein; er sprach unzusammenhängende Worte, meist in Latein. Brustbeklemmungen stellten sich ein; er sah die Seinen mit starrem und irrem Blicke an. Gegen 3 Uhr Nachmittags trat vollkommene Schwäche ein; der Athem fing an, zu stocken. Um 8 Uhr forderte er Naphta, aber die letzte Sylbe erstarb auf seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur drei Buchstaben hervor. Plötzlich fuhr es wie ein elektrischer Schlag über sein Gesicht; das Haupt sank zurück; die tiefste Ruhe verklärte sein Antlitz; sein großes Herz hatte zu schlagen aufgehört.

Die Schreckensnachricht verbreitete sich schnell durch Weimar und rief, wie in ganz Deutschland, das Gefühl eines unbeschreiblichen Schmerzes hervor. Göthe und S. waren zu Anfang des Jahres gleichzeitig krank gewesen. S. hatte sich zuerst erholt; als er bei seinem ersten Ausgange den Freund besuchte, fielen sich die beiden großen Männer um den Hals und küßten sich in einem langen, herzlichen Kusse, ehe einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. In den letzten Tagen S.s war Göthe selbst wieder unwohl und sehr niedergeschlagen. Als nun S. gestorben war, hatte Niemand den Muth, Göthe die Trauerbotschaft zu überbringen. Heinrich Meyer, der bei ihm war, wurde hinausgerufen, um dies zu übernehmen, kehrte aber nicht mehr zu ihm zurück. Da er nun die Hausgenossen in Verwirrung sah und ihr ängstliches Ausweichen bemerkte, sagte er endlich: Ich merke es, S. muß sehr krank seyn. Er blieb den ganzen Abend in sich gekehrt; in der Nacht hörte man ihn weinen. Am folgenden Morgen fragte er eine Freundin: Nicht wahr, S. war gestern sehr krank? Sie antwortete mit Schluchzen. Er ist todt? fragte Göthe mit fester Stimme. Sie haben es selbst gesagt! gab die Freundin zur Antwort. Er ist todt! wiederholte Göthe, und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Auch in den nächsten Tagen wagte Niemand in seiner Nähe das Gespräch auf S. zu lenken; er selbst vermied es. Die Sektion des Leichnams ergab, daß der linke Lungenflügel destruirt, die Herzkammer fast ganz verwachsen, die Leber verhärtet, die Gallenblase außerordentlich ausgedehnt war. Das Leichenbegängniß fand in der Mitternachtsstunde vom 11. auf den 12. Mai Statt. Als der Zug sich in Bewegung setzte, folgte dem Sarge nur ein einziger Begleiter. Die Primaner des Gymnasiums gingen voran. Zwölf junge Männer höheren Standes nahmen den gewöhnlichen Trägern ihre Bürde ab und trugen den Dichter zu Grabe. Da sprengte ein Reiter heran, stieg vom Pferde und folgte dem Zuge von ferne bis an das Grab; es war Wilhelm von Wolzogen, der aus Naumburg herbeigeeilt war, um dem Jugendfreunde

die letzte Ehre zu erweisen. Der Himmel war umwölkt, aber die Nachtigallen sangen volltönend durch die Mainacht. Als die Bahre vor der Gruft in dem alten Landschaftskassengewölbe niedergestellt wurde, zerriß der Wind plötzlich die dunkle Wolkendecke; der Mond trat mit ruhiger Klarheit hervor und beleuchtete den Sarg. Als dieser in die Gruft gebracht war, verfinsterte sich der Himmel wieder. Am 12. Mai wurde zu Ehren des Todten eine gottesdienstliche Feier veranstaltet; vor und nach der vom Generalsuperintendenten gehaltenen Rede wurde Mozarts Requiem von der Kapelle aufgeführt. Eine beabsichtigte Todtenfeier auf dem Theater hintertrieb Göthe, indem er den Wunsch der Schauspieler „als eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden" bezeichnete. Als ein neuer Kirchhof in Weimar angelegt wurde, bot die Stadt einen Platz für S.s Ueberreste an. Beim Oeffnen des Sargs zeigte sich eine große Zerstörung; doch fanden geschickte Anatomen die Ueberreste zusammen, und der Schädel sollte auf der fürstlichen Bibliothek verwahrt werden; König Ludwig von Bayern aber vermochte den Großherzog, diese Idee aufzugeben. Man machte einen Abguß, und die ungetrennten Gebeine S.s wurden in der fürstlichen Gruft verwahrt, wo der Großherzog jetzt zwischen beiden großen Dichtern ruht. Die Großfürstin sorgte für die Söhne des Dichters; der Fürst Primas setzte der Wittwe einen reichlichen Jahrgehalt aus. Göthe aber sprach zur gesammten Nation: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; — er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig sterbender Jüngling gegenwärtig. Daß er frühe hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer wieder fortzusetzen."

Indem wir noch einen Blick auf S.s geistiges Leben zurückwerfen, folgen wir einem bewährten Führer, S.s Landsmann, dem Dichter Gust. Schwab. Mit Recht wird die Sitte u. Denkart des väterlichen Hauses, in welchem S. seine Kindheit verlebte, als wohlthätig für die Gesundheit seiner Seele gerühmt. Der Vater, praktisch und streng, war bestellt, über dem Verstande des Knaben zu wachen, und für die ernste klassische Schulbildung zu sorgen, die feste Grundlage, auf welcher selbst das Genie am dauerhaftesten baut. Die Mutter dagegen, ohne glänzende Eigenschaften, aber milde, fromm, dichterisch bewegt und um den Sohn früher beschäftigt, als der Vater, mußte, außerdem, was von ihr natürliche Mitgift in der Anlage seines Geistes und Herzens war, auf das Gemüth und die Phantasie des Kindes wirken und zog es mit den Sprüchen und Bildern des Glaubens, mit Mährchen, Geschichten und Gedichten groß. Zugleich wartete sie mit zarter Pflege der Gemüthsregungen ihres Kindes, der Andacht, der Menschenliebe, der Nachsicht, der Aufopferungsfähigkeit. Der Grund war im Aelternhause gelegt; aber was die Vorsehung darauf bauen wollte, konnte nicht hier aufgeschlagen werden. Ein Leben, das den Genius barg, an dem sich so viele Geister und Gemüther aufrichten und erbauen sollten, mußte zur Selbstständigkeit unter schärferer Zucht reifen und, durch Widerwärtigkeiten zum Widerstande aufgereizt, mitten unter Zweckwidrigkeiten seinen Zweck kennen und erstreben lernen. So sehen wir S., noch ehe er ins Jünglingsalter trat, in die Karlsschule versenkt und eingezwängt. Und in dieser Einsamkeit, unter dieser Zucht, die ihn zu einem Brodstudium zwang, das ihn unfremdete und von dem Lebenstranke der Poesie, den er eben zu kosten begonnen, zurückscheuchte; entfaltete sich die Urkraft, die Dichterkraft in ihm, und in der Oede seines Kerkers schuf er, von Zorn und Begeisterung bewegt, die Räuber, während seine ersten lyrischen Versuche nur der Abfall seiner Poesie waren. Auch die Medicin mit ihrem Gefolge von physiologischen Kenntnissen, die Geschichte mit ihren psychologischen Aufschlüssen, die Philosophie mit ihren Zweifeln mußten in dieser ersten Periode nur als Nahrungsmittel seines Dichtergeistes dienen. Sein guter Genius führte ihn aus der Anbetung einer begeisterten Kameradschaft, die ihn zu verderben drohte, unter Menschen, lehrte ihn das Leben, aber auch die Noth kennen und ertragen, die vermeinte Freiheit kosten, das Theater hinter den Kulissen studiren: er findet, daß die Welt dermalen noch weniger an riesigen Verbrechen als an Engherzigkeit und Gemeinheit leidet, seine großen Sünder- und Sündentdeale schrumpfen zu Genrebildern zusammen. Dies mußte nothwendig auf seine Poesie zurückwirken und, während Fiesko noch der Atmosphäre der Räuber angehört, stimmte sich seine Muse in „Kabale und Liebe" zum bürgerlichen Trauerspiele herab. Wäre S. sogleich nach seiner Flucht ununterbrochen in Mannheim geblieben, so wäre er vielleicht durch den allzu frühen Beifall des Publikums in Gefahr gerathen, auf dem Wege der Kunst sich ganz zu verirren. Da riß ihn das Geschick durch den Geiz des Intendanten aus dem Theaterleben und verpflanzte ihn ins einsame Bauerbach zu edlen, naturlichen, gefellig feingebildeten Menschen und gab ihm einen gelehrten, besonnenen, redlichen, sittlichen Freund, der für ihn und seinen Bildungsgang uneigennützig thätig war. In Bauerbach lernte er auch ächte Frauen in der Nähe kennen, von denen er keinen Begriff gehabt zu haben scheint. Innerlich geläutert, mit sittlichen Erfahrungen u. Entwürfen, welche der Schönheit entschiedener zustrebten, wenn auch die wilde Leidenschaftlichkeit noch immer der ruhigen Würde der Kunst unzugänglich blieb, kehrte er nach Mannheim zurück, wo er

das Theater zu beherrschen wagt, statt sich, wie früher, von ihm beherrschen zu lassen. Aber noch ist es nicht Zeit, daß der Dichter sich in die Gemächlichkeit des bürgerlichen Lebens versenkt, und so wird er auf eine neue Lebensbühne gerufen. Aus dem für seinen Geist nahrungslos und unfruchtbar gewordenen mannheimer Boden mit der Wurzel herausgerissen, war der Dichter nach Leipzig, in das Gewühl einer größern Welt, und doch wieder in einen engen Kreis verwandter Seelen verpflanzt worden und hatte im begonnenen Don Carlos nichts als seine Jugendideale mitgebracht. Als der Don Carlos vollendet war und S. im gewaltigen Bewußtseyn dastand, einen mächtigen Schritt über dieses Stück im Stücke selbst hinausgethan zu haben, und als gerade dieses Bewußtseyn ihm die Nothwendigkeit vorhielt, weiter in den Tiefen der Geschichte und der Philosophie zu forschen, als zugleich ein dunkles Gefühl ihn nach größerer Selbstbeschränkung durch die Form gelangen ließ, da mußte eine verunglückte Neigung ihn von Dresden wegtreiben, und Freundeshand lenkte seine Schritte nach dem Hafen, wo er sich zu neuen und kühneren Geisterfahrten anrüsten sollte, nach Weimar unter den Schutz eines Kunst pflegenden Fürsten, in den Kreis der ersten Geister seiner Nation. Durch die Horen und Almanache drohte der freien Schöpfungsweise des Dichters noch einmal Gefahr, wie sie ihr kurz vorher durch die philosophische Spekulation gedroht worden war, und Göthe selbst bedauerte die Zeit, die er mit S. daran verschwendet. Als er diese Bande glücklich abgeschüttelt, sehen wir ihn einen Augenblick am Scheidewege zwischen Epos und Drama sinnend stehen. Aber er pflückt die links am Wege blühende Ballade und schreitet rechts dem Drama zu. Von nun an „übte er den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele ins nüchterne Wort auszugießen", und aus der Werkstätte seines Geistes gingen jene Kunstwerke hervor, die wir bewundern. Dieselbe Kraft, die einen Schweizer, Verrina, Philipp lebend vor unsere Augen gestellt, die einem Karl Moor in einzelnen, einem Fiesko, Carlos und Posa in vielen Momenten ein wesenhaftes Daseyn verleihen, brachte jetzt jene Wallensteln, Buttler, Wrangel, Shrewsbury, Paulet, Philipp von Burgund, Tell und seine Mithelden, kurz jene Charaktere hervor, die immer athmen, immer handeln, die leibhaftig und geistig leben, wenn man damit auch nicht immer zufrieden ist, wie sie es thun. Will man sich den ungeheuren Fortschritt oder eigentlich den Ueberschritt, den der Dichter von der rohen und halbgebildeten Natur in die durch den Geist gebildete und verklärte Natur, in die Kunst, hinübergethan hat, recht vergegenwärtigen, so darf man nur seine Behandlung der verschiedenen Leidenschaften in den früheren Perioden mit seiner Darstellung derselben in der letzten Periode vergleichen. Wenn man Karl Moor und Don Carlos mit Max und selbst mit Mortimer, wenn man Amalia mit Thekla, wenn man die beiden Walter mit den beiden Piccolomini, wenn man Franz Moor mit Elisabeth, den Major Walter mit Den Cesar, die Nobili im Fiesko mit Buttler und Marfa, Fiesko selbst mit Oktavio zusammenstellt, so wird man staunen, aus welchem hellen und getreuen Spiegel jetzt erst Liebe, Haß, Eifersucht, Rache und Ehrgeiz zurückstrahlen, und welch vollendeter Dichter der Leidenschaft S. auf der Höhe seiner Poesie geworden ist. Die ganze Welt aber gewinnt S. als der Dichter der Freiheit. „Durch alle Werke S.s", sagte Göthe (bei Eckermann), „geht die Idee der Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie S. in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle. Daß nun die physische Freiheit S.n in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar in der Natur seines Geistes, größern Theils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militärschule hatte leiden müssen. Dann aber, in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zu der ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren".

S. hat seine größte Bedeutung als Dichter, und zwar als dramatischer Dichter. Er trat in einer Zeit auf, wo sich eine gewaltige politische und gesellschaftliche Umgestaltung vorbereitete, wo die Ideen in einer geheimnißvollen Gährung begriffen, wo die besten Geister der alten, abgestandenen und inhaltlosen Formen müde waren. Mit seinen Erstlingswerken noch der Sturm- und Drangperiode angehörend, trug er aus derselben die Richtung auf das Ideale, auf den Kampf gegen das Einengende der bürgerlichen Verhältnisse, ja gegen die gegebenen Zustände überhaupt, die Neigung, nicht so sehr von dem Stoffe sich bilden zu lassen, als in den Stoff selbst bildend und bestimmend einzugreifen, nicht sowohl die Wirklichkeit poetisch zu erfassen und zu gestalten, als vielmehr Ideen in die Wirklichkeit hinein zu werfen, die Neigung zu lebhafter und starker oratorischer Färbung in sein ganzes übriges Leben und Dichten hinein, und eben um deswillen ist er vor Allen der Lieblingsdichter der Nation geworden. Schon sein Erstlingsprodukt, „Die Räuber", dies bei allen Auswüchsen, Uebertreibungen und Ungeheuerlichkeiten immer noch geniale Werk, bezeichnet ganz bestimmt diese Richtung des Dichters, sich der herrschenden Ideen der Zeit zu bemächtigen und dieselben poetisch geltend zu machen. „Es ist ein eigentliches Zeitideenstück (sagt Wilmar in seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur"), gerichtet gegen die „feige Schurkerei", wie man damals Alles zu bezeichnen pflegte, was in der Gesellschaft und im Staate eine höhere Stellung einnahm: es steht Laster gegen Laster, Verbrechen gegen Verbrechen: dort das Laster der schleichenden, niedrigen, geheimen, vergiftenden Bösherzigkeit, hier das Verbrechen der willkürlichen Zerstörung aller gesellschaftlichen und politischen Ordnung, und jenes Laster ist nur durch dieses Verbrechen zu bestrafen, jenes Laster als unverbesserlich dem

Untergange, dieses der Umkehr und Besserung zugewendet. Der ungeheure Beifall, welcher das Stück begleitete, ist demnach allerdings auf Rechnung der subjektiven Wahrheit zu setzen, die dasselbe in sich trug und durch welche es den damals zahlreichen Soldaten- und Banditenstücken den weitesten Vorsprung abgewann, „zum größten Theil aber auf Rechnung des stofflichen, des pathologischen Interesses, den der Gegenstand bewährte". Die beiden nächsten Stücke S.s sind schwächere Kopien derselben Idee, die in den Räubern waltet. „Fiesko" stellt die republikanischen Ideen, von denen das Zeitalter erfüllt war, noch bestimmter, aber auch weit matter dar, als die Räuber, und hat bei Weitem nicht die Wahrheit der Empfindung und die Lebhaftigkeit der Handlung, wie diese. Bei allen Mängeln ist das Stück aber reich an großartigen, bühnlich wirksamen Scenen, und an innerem Feuer steht es kaum einem der schillerschen Dramen nach, an hohem Pathos und republikanischem Schwung den meisten voran. Verstöße gegen die psychologische Wahrheit kommen häufig vor, auch ist die Sprache noch weit unnatürlicher und schwülstiger, als in den Räubern; dagegen hat Fiesko den Vorzug vor den Räubern, daß er feste historische Gestalten statt der formlosen Monstra in den Räubern darbietet. Das dritte Stück aus der Jugendperiode des Dichters, „Kabale und Liebe", rückt in die deutsche Wirklichkeit hinein und schildert mit Kraft und Kühnheit die demoralisirten Hofverhältnisse und vornehmen Intriguen, zu denen es damals in Deutschland traurige Muster genug geben mochte. Bei allen Rauhheiten und überkräftigen Derbheiten, bei allen psychologischen und sprachlichen Uebertreibungen ist doch Schlegels kurzes Urtheil, daß das Stück schwerlich durch den übersprannten Ton der Empfindsamkeit rühren, wohl aber durch peinliche Eindrücke foltern könne, weit aus zu hart. Auch das vierte Stück S.s, „Don Carlos", welcher den Uebergang zu des Dichters künstlerisch vollendeterer Periode vermittelt, wurzelt noch in dem dunkeln, leidenschaftlichen Interesse für die herrschenden Zeitgedanken, aus dem die drei ersten Akte hervorgegangen waren (vgl. oben). Ganz ein Werk des kräftigen Mannesalters und einer durch philosophische und historische Studien gereiften Kunst- und Lebensansicht ist die Trilogie „Wallenstein", die schon hinsichtlich der Wahl des Stoffes zu den glücklichsten Schöpfungen des Dichters gehört: „eine historische, imposante Größe im Untergange, eine Größe, welche aus diesen Gährungen sich emporgearbeitet hatte und in denselben unterging, eine Größe, welcher die historische Ueberlieferung schon große Ideen geliehen hatte, die nur der poetischen Gestaltung, nicht der Erfindung bedurfte — eine historische, und zwar eine vaterländische Figur, die von der lebhaften Theilnahme der gesammten Mitwelt, der beiden feindlichen Parteien, begleitet gewesen, und für welche die Theilnahme, von welcher wenigstens die Tradition noch nicht völlig erloschen war. Schon diese Wahl allein macht S. zum großen Dichter, käme auch nicht die lebensvolle, in den meisten Punkten künstlerisch vollendete Ausführung hinzu. Und auf der andern Seite ist dennoch Wallenstein keineswegs das Produkt eines ganz neuen S., der mit dem alten in den Räubern, im Fiesko und im Carlos gar keine Verwandtschaft mehr hätte: es ist Wallenstein, um die eigenen Worte des Dichters zu gebrauchen, eine gewaltige Natur, welche um ein großes Ziel kämpft, welche um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und Freiheit ringt; es ist Moor, es ist Fiesko, es ist Posa, nur nicht mehr mit gemachten, in den Helden gewaltsam hineingetriebenen, sondern aus dessen Natur und Wesen, dessen Klage und Schicksal hervorgewachsenen Gedanken. Wie die Räuber, Fiesko und Carlos Gegenbilder zu der französischen Revolution, vorschauend und weissagend, waren, so ist Wallenstein nach Gervinus' richtiger Bemerkung ein divinatorisches Vorbild für Napoleon." In den beiden nächsten Dramen, „Maria Stuart" und „Die Jungfrau von Orleans", kehrte S., der, wie er sagt, die Helden einmal an dem Wallenstein herzlich satt hatte, zur Darstellung menschlicher Leiden zurück, bei denen ermenschlich mitfühlen konnte, und erst im „Tell" tritt die Idee, welche unklar und leidenschaftlich in den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe, gereinigter in Don Carlos erscheint, wieder künstlerisch vollendet, fast ganz rein aus der Befangenheit und leidenschaftlichen Theilnahme des dichtenden Subjekts herausgelöst, hervor. Die ethische Größe von S.s Dramen im Allgemeinen beruht vorzugsweise in S.s Charakter und Gesinnung, in der freisinnigen, oft erhabenen Weise, womit er, in Gedanken und Ausdruck unwiderstehlich hinreißend, der Gemeinheit, der Verderbtheit, dem Knechtssinne, dem Materialismus der Welt, der Despotie als Lehrer, Warner, Prophet gegenüber tritt, womit er die unrechtlich angeklagte und vom Vorurtheil verfolgte Unschuld vertheidigt und ihre Ehre rettet, womit er die Schuld straft und ihre Ehre bloß legt in dem heiligen, oft zornglühenden Eifer, womit er für die allgemeinen Menschenrechte das Wort führt und die Menschheit zur Freiheit und zum Fortschritte beruft; in dem durchaus auf das Sittliche, Hohe, Ernste und Würdige gerichteten Grundcharaktere derselben.

In S.s Wirken als lyrischer Dichter sind ebenfalls die in seinen Dramen hervortretenden drei Perioden seiner geistigen Entwicklung zu bemerken. Gemein haben alle Gedichte S.s, die frühesten und die spätesten, die Lebendigkeit der Darstellung, den Klang und Glanz der Sprache, die Stärke und Tiefe der Empfindung. Die früheren, in den Jahren 1780 — 82 gedichteten, zeichnen sich jedoch vor den späteren durch eine erregte Leidenschaftlichkeit, durch ein in das Formlose und Ziellose hinausgehendes Ueberschwellen des Gefühls und der Phantasie, durch die stärksten und oft gelungensten Züge der Versmalerei aus: es sind individuelle Klagen eines individuellen, unmittelbaren, von dem Herzen noch nicht abgelösten Schmerzes, laute Rufe einer stürmenden, ins Weite hinaus drängenden und doch von allen Seiten eingeengten Seele. Gerade dieser stürmenden Leidenschaft

wegen aber waren „Hektors Abschied", „Amalia", „Minna", „die Kindesmörderin" und andere lange Zeit die gesungensten und beliebtesten Lieder der jüngeren Welt. „Das Lied an die Freude" kündigt schon des Dichters Eintritt in eine hellere, ruhigere und bewußtere Zeit an, bezeichnet aber auch seinen Eintritt in die reflektirende und philosophirende Periode, während aus der Zeit des Zusammenwirkens mit Göthe die vortrefflichsten lyrischen Gedichte des Sängers stammen, seine Balladen und Romanzen, die in einer sehr erkennbaren Verwandtschaft mit seinen Dramen stehen. Aus der Zeit der Bearbeitung des Wallenstein sind die meisten und objektivsten: „Der Ring des Polykrates", „Die Kraniche des Ibykus", „Der Taucher", „Der Gang nach dem Eisenhammer", „Der Handschuh", „Ritter Toggenburg", „Die Bürgschaft" und „Der Kampf mit dem Drachen"; aus der Zeit der Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans und der Braut von Messina „Hero und Leander" und „Kassandra", außerdem noch die Gedichte „Sehnsucht", „Der Pilgrim", „Der Jüngling am Bache"; aus der Zeit des Wilhelm Tell „Der Graf von Habsburg", das „Bergslied" und „Der Alpenjäger". Eine reine epische Diktion, eine klangvolle, in starken wie in milden Tönen gleich reiche Sprache, eine größtentheils tadellose, ja vortreffliche Komposition, die das lebhafteste Interesse auf den Abschluß spannt und bis zu demselben lebendig erhält, sind die Vorzüge dieser lyrisch-epischen Gedichte. Aus der Zeit des Wallensteins stammt auch noch das unsterbliche „Lied von der Glocke". Der feinste Duft seiner Dichterblüthe ist aber (nach Vilmar) in den Lehrgedichten „Der Spaziergang", „Das Glück", „Der Genius" und „Das Ideal und das Leben" zusammengedrängt. In ihnen erhebt sich S., der Dichter, „weit über sich selbst, weit über den Anschauungskreis seiner ganzen Zeit hinaus, weit hinaus in Regionen, die S., der Mensch, niemals geschaut hat, und das alte Wort wird großartig und fast rührend durch sie erfüllt, daß der Sieger ein Seher u. vom göttlichen Geiste getrieben ist". Auch mehre Lieder u. Elegien, wie „Die Gunst des Augenblicks", „Die Dithyrambe" u. „Die vier Weltalter" gehören zu seinen vortrefflichsten Schöpfungen.

Was die geschichtlichen Werke S.s betrifft, unter denen der „Abfall der Niederlande" und die „Geschichte des 30jährigen Krieges" hervorzuheben sind, so walten in ihnen dieselben Grundideen, die uns als die belebende Seele seiner Dramen erschienen sind. Er ging von der Ueberzeugung aus, daß die Freiheit des Willens der Geschlechtscharakter der Menschheit sey, und erkannte in der Uebung dieses Vermögens nach den ewigen Gesetzen der Vernunft des Menschen eigentlichste Bestimmung. Er sah in der ganzen Weltgeschichte einen fortwährenden Kampf der Freiheit und des Lichts mit der Herrschaft und Verfinsterung und kehrte die Waffen seines Zornes besonders gegen Diejenigen, die den Geist knechten wollen, gegen die Frevler an der Gewissensfreiheit. Seine erhabene weltbürgerliche Gesinnung, die oft durch geistreiche Sprüche und kühnes Rednerspiel die Darstellung der Begebenheiten unterbricht, machte es ihm unmöglich, bei dem bloß Thatsächlichen der Weltgeschichte stehen zu bleiben. Nur die hervorragenden Spitzen der Ereignisse hatten, weil seine Ideenblitze sie treffen konnten, Reiz und Interesse für ihn. Die eigentliche Aufgabe des Geschichtschreibers, das Eigenthümlichste der Personen und Begebenheiten im Lichte des Allgemeinen, als des stets thätigen Gerichtes über das Besondere, erscheinen und sich reinigen zu lassen, die in den Vorgängen verborgen waltenden Genien von ihren Hüllen zu befreien und in einem neuen, durchsichtigen Gewande zu zeigen, ward von S. nicht berücksichtigt. Für ihn war die Geschichte fast nur da, passende Exempel für seine politischen und sittlichen Grundsätze darin zu entdecken. Was nicht mit seiner Philosophie in ihrem individuellsten Ausdrucke übereinstimmte, das blieb ihm etwas Fremdes und Undurchdringliches und ward auf die Seite geworfen. So kam er nicht dazu, den Geistern vergangener Jahrhunderte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und die Vorzüge seiner Geschichtswerke beschränken sich auf den Ausdruck einer erhabenen und reinen Gesinnung, auf den Gehalt einzelner, vornehmlich verständiger Betrachtungen, auf die Kraft und Fülle der Sprache. Für den Dichter selbst aber hatten sie die hohe Bedeutung, daß er durch sie mit Stoffen der Wirklichkeit bereichert, in der Beobachtung der Außenwelt geübt und nachdrücklich auf die Philosophie hingewiesen wurde.

Als seinen Führer auf dem Felde der philosophischen Speculation wählte er Kant, dessen System eine große Revolution in der wissenschaftlichen Welt gerade damals hervorgerufen und seinen eigentlichen Herd in Jena gefunden hatte. S. faßte (nach Zimmermann) in seinen hierher gehörigen Abhandlungen, wenige höchst interessante Bemerkungen über das neuere Staatsleben, vorzüglich in seinem Verhältnisse zum antiken oder griechischen und römischen, abgerechnet, nicht, wie in seinen Geschichtswerken, die politischen Angelegenheiten der Menschheit ins Auge, sondern wandte seinen forschenden Geist dem Urbilde der Schönheit zu, wie es theils in den Schöpfungen der Künstler, theils in den menschlichen Persönlichkeiten sich darstellt. Da er jedoch keine Schönheit als eine solche erkannte, die nicht den ewigen Gehalt der Freiheit und Wahrheit in sich trägt, da er sie vielmehr nur als die sichtbare Gestalt des göttlichen Ebenbildes oder des Engels im Menschen betrachtete, so wurde er durch die Vertiefung in ihr eigenthümliches Wesen zu mancher Untersuchung über die sittliche Natur und ewige Bestimmung des Menschen hingedrängt, wobei seine Denk- und Gesinnungsweise hauptsächlich reichliche Nahrung in den kantischen Schriften fand. Mit großer Vorliebe betrachtete er das gegenseitige Verhältniß, welches Schönheit und Sittlichkeit in der Erziehung und Bildung des Menschen behaupten, und legte seine hierauf bezüglichen Ansichten in einer Reihe von Briefen nieder, die sich durch sprachliche Fülle und Abrundung auszeichnen. Er entwickelte die Idee des Schönen am gründlichsten in seinem geist-

reichen Aufsatze über Anmuth und Würde und bemühte sich außerdem, doch mit geringerem Erfolge, die kantischen Andeutungen über das Erhabene weiter auszuführen. Für die philosophische Erkenntniß der Kunst und Kunstgeschichte bahnte er einen neuen Weg durch seine bedeutungsvolle Unterscheidung zwischen der naiven und sentimentalen, d. h. zwischen der griechischen und der neuern Poesie. Doch gingen ihm zur tieferen Bestimmung dieses Unterschieds die erforderlichen Anschauungen der Literaturgeschichte ab. Im Allgemeinen steht er als Philosoph des Schönen, was die Gründlichkeit der Forschung und die Strenge des Systems, ja selbst, was den genialen Tiefsinn betrifft, hinter seinem großen Vorgänger, dessen Ideen er häufig nur in eine bilderreiche, rednerische Sprache einkleidet, weit zurück. Er besaß vielleicht dieselbe Schärfe des Verstandes, wie Jener, aber während diese Kraft von Kant in ihre Grenzen gewiesen wird und sich bis zu dem Punkte fortentwickelt, wo sie vor der Vernunft die Waffen strecken muß, so streckt sich S.s Verstand mit großer Kühnheit in die Regionen der Idee ein und umschreibt sie, ohne die Tiefe erreichen zu können, in glänzenden Gegensätzen und Unterscheidungen, deren imponirende Gewalt durch eingewobene Bilder noch verstärkt wird. Nur im Einzelnen, wenn er, vom wissenschaftlichen Denken ermüdet, sich der poetisirenden Phantasie hingibt, gelangt er — zwar nicht zur wissenschaftlichen Bestimmung, aber doch zu bedeutsamer Versinnlichung des eigentlichen Gehaltes, auf den es ankommt. So liegen in seinen ästhetischen Schriften eine Menge vortrefflicher Bemerkungen zerstreut, aus denen man noch heut zu Tage sehr viel lernen kann, die sich aber weder zu einem System zusammen fügen, noch als Prophetenblicke des Geistes so großartig sind, daß wir sie mit den Gedankenblitzen eines Schelling, oder mit den weltumfassenden Ideen in der „Theosophie des Julius" vergleichen dürften. Die eigentliche lebendige Offenbarung des Schönen wurde S. auch für die Erkenntniß erst dann zu Theil, als er den Boden der Poesie wieder betrat und seine philosophischen Errungenschaften in Lehrgedichten niederlegte. Wäre er auf dem Wege der philosophischen Briefe weiter fortgegangen, so stände er ohne Zweifel als Philosoph eben so hoch, wie als Dichter! Aber er sollte einmal der vorherrschenden Verständigkeit des Zeitalters im Denken seinen Zoll entrichten! Uebrigens kann er nächst Kant als der Begründer der neueren Aesthetik oder wissenschaftlichen Betrachtung des Schönen angesehen werden.

Der alte Streit, ob S. den Vorrang vor Göthe, oder Göthe vor S. verdiene, der Göthe selbst zu dem derben Ausspruche veranlaßte: „man solle doch lieber nicht streiten, wer von ihnen größer sey, S. oder er, sondern sich freuen, daß zwei solche Kerls vorhanden seyen", wird zwar im Ganzen immer ein unfruchtbarer bleiben, ist aber in gewisser Beziehung doch ein natürlicher und sogar nothwendiger. Vilmar sagt in seiner Literaturgeschichte darüber Folgendes: „Bekanntlich ist dieser Streit zuerst innerhalb der, von beiden Dichtern, wenn auch zunächst von Göthe ausgegangenen romantischen Schule, erregt worden: Novalis stieß sich an dem Mangel an moralischer Kraft, welcher in Göthe's Dichtungen zu bemerken sey, an der Darstellung schlechter Gesellschaft und schlechter Menschen, die er fast ausschließlich liebe, und dieser Vorwurf ist seitdem durch alle erdenklichen Stufen der Tonleiter bis zu den schreiendsten Mißtönen hinab und hinauf — Göthe sey ein Prediger der sittlichen Schlaffheit und Immoralität, ein Prediger der Ideenlosigkeit, des Quietismus, der Undeutschheit, ja ein geradezu antinationaler Dichter — von den Pustkuchen, Müllner, Börne und W. Menzel modulirt worden. Dagegen sprachen die übrigen Häupter der romantischen Schule, August Wilhelm von Schlegel an der Spitze, S. die Wahrheit seiner Darstellungen, die Realität seiner Figuren ab, und dieser Tadel wurde eben so, wie Novalis Tadel der göthe'schen Poesie bis zu den äußersten Extremen getrieben und verfolgt, als sey S. lediglich ein Talent, welches sich durch Gewaltmittel zum großen Dichter hinauf forcirt und geschroben, bloß ein Phrasendichter, endlich überhaupt gar kein Dichter mehr, wie denn noch neuerlich der nun verstorbene Riemer in Weimar sich die Mühe genommen hat, uns zu belehren, daß S. eigentlich alles Gute, was er gehabt, seinem Freunde Göthe listig abgeschwatzt und gestohlen habe. Es ist schon oft, und von Göthe zuerst und fast am öftersten ausgesprochen worden, Göthe's Natur sey es, von dem Besondern zum Allgemeinen aufzusteigen, S.s, vom Allgemeinen zum Besondern herabzusteigen — und es ist hiermit einer der allgemeinsten Unterschiede der Menschennaturen bezeichnet, ein Unterschied, welcher durch sein Daseyn ein vollkommen berechtigter ist und der weder bestritten noch vertheidigt, sondern anerkannt seyn will, ehe es zu einem Urtheile über das Wesen der Dichtung und den Vorzug eines Dichters überhaupt kommen kann; ein Unterschied, welcher an Göthe und S., als geistigen Repräsentanten nicht allein ihrer Zeit, sondern ganzer Jahrhunderte, ja in gewissem Sinne der Menschheit überhaupt, nur am bestimmtesten und erkennbarsten hervortritt. Hat die eine dieser Naturen, die vom Besondern zum Allgemeinen aufsteigende, die göthe'sche, den Vortheil eines breiteren Bodens, tieferer und sicherer Grundlagen für sich, so ist ihr dagegen die Aufgabe gestellt, auch wirklich zum Allgemeinen aufzusteigen, nicht bei dem Besondern stehen zu bleiben, sich nicht an das Einzelne, Kleine, Niedrige, Gemeine zu verlieren; besitzt die andere Natur, die vom Allgemeinen zum Besondern herabsteigende, die schillersche, den Vorzug eines sicheren Mittelpunktes, eines unverrückbaren Zieles, den Vorzug, daß sie — wie Göthe von S. sagt — gewaltig fortschreitet ins „Ewige des Wahren, Guten, Schönen, und hinter ihr in wesenlosem Scheine liegt, was uns Alle bändigt, das Gemeine", so ist ihr dagegen die Auflage geworden, nun auch wahrhaft in das Besondere herabzusteigen, dieses wirklich zu erfassen, und nicht in wesenlosen Gedanken und hohlen Figuren, in willkürlich geschaffenen Bildern und leeren Träumen sich zu

verlieren. Die Frage ist also nicht die: ist die eine Natur größer als die andere? sondern die: hat das Individuum, dem die eine oder die andere Natur zu Theil geworden, wirklich und ganz dieser Natur entsprochen und Genüge geleistet? Und für Göthe wie für S. wird die Antwort auf diese Frage das entschiedenste Ja seyn; das Nein werden wir der Verblendung der Parteisucht od. untergeordneter u. unreifer Bildungszustände zu überlassen haben. Es wird uns alsdann an Göthe nicht weiter stören, daß wir ihn überall vom wirklichen Leben u. dessen Besonderheiten ausgehen sehen, um dasselbe zu poetischen Gestalten zu erheben, u. an S. nicht ferner irren, daß er zu streben und zu ringen hatte, um seinen allgemeinen Anschauungen, seinen Ideen, Realität, Inhalt, Leib und Leben zu verschaffen — selbst das nicht, daß er in diesem Ringen sich leiblich frühzeitig verzehrte; es wird uns nicht irren, wenn wir Jenen nicht überall aus dem Besondern, Wirklichen, immerhin auch Alltäglichen zu vollendeter poetischer Allgemeinheit — Diesen aus seinen erhabenen Ideen nicht überall zu plastischer Besonderheit und Lebendigkeit gelangen sehen. Bewundern wir dort den Reichthum des ungesuchten, in Fülle zuströmenden Stoffes, in dem der Dichter ganz aufgeht, sich liebend gleichsam verliert, so hält uns hier die Strenge und Würde der sittlichen Idee, die dem Stoffe energisch mit ernsten Forderungen gegenübersteht, schadlos; — spricht dort zu uns die Natur selbst in ihren vielgestaltigen wunderbaren Tönen, hat dort gleichsam der grünende Baum und das strömende Wasser seinen eigenen Gesang, der aus den Blättern und Blüthen, der aus der Welle und den Tropfen von selbst melodisch hervorbricht, so redet hier zu uns die sinnende Seele des einsamen Denkers und Betrachters, und singt uns die Töne, welche sie aus der Tiefe hervorholt, die Harmonien, die sie vorher im eigensten Heiligthum ihres Selbst ahnend vernommen, und zu welchen sie die Dinge in der Welt nachher kunstvoll geordnet und zusammengestellt hat. Es ist — um es kurz zusammenzufassen — es ist der uralte Gegensatz der Naturpoesie und der Kunstpoesie, der uns diesmal nicht mehr wie in den alten Zeiten in dem Volke und den Individuen, sondern in zwei Individuen, in Göthe und S., verkörpert entgegentritt, und haben wir einst den Streit ablehnen müssen über den Vorrang der einen oder der andern, haben wir uns nur bestrebt, jede in ihrer Eigenthümlichkeit und Berechtigung anzuerkennen und zu begreifen, so wird auch jetzt über Göthe und S. aller Streit aufhören: unsere ältere poetische Blüthezeit wäre nicht, was sie ist, stünden nicht in ihr Natur- oder Volkspoesie und Kunstpoesie schwesterlich neben einander; unsere zweite Blüthepeviode würde nicht seyn, was sie ist, wenn nicht neben Göthe S. stünde. Begreiflich aber ist es, wie bei Individuen, in denen das Bewußtseyn der gleichen Berechtigung und der gleichen Nothwendigkeit beider Dichtungsarten noch nicht entwickelt oder vollendet ist, eine Vorneigung für den einen oder andern dieser beiden Repräsentanten derselben in der Neuzeit entstehen kann; begreiflich ist es, daß alle die, bei denen der Gedanke über die Anschauung und Erfahrung ein Uebergewicht oder wo er einen Vorsprung vor der Erfahrung und ruhigen Hingebung erlangt hat, sich mehr von S. als von Göthe angezogen fühlen; begreiflich ist es, daß bei allen denen, in welchen das Gefühl der Subjektivität vorwiegt, die lieber lehren, als sich lehren lassen, lieber ordnen, als die vorhandene Ordnung anerkennen und begreifen, zunächst bei S. stehen; erklärlich ist es, daß diejenigen, welche von dem Glanz der Diktion und überhaupt von den Mitteln, die einer starken Erregung der Phantasie dienen, sich angesprochen finden, gleichfalls S. bevorzugen — Alles ganz eben so, wie in der alten Zeit, in welcher ein großer, wo nicht der größte Theil der damaligen gebildeten Welt mehr, und zum Theil wieder sogar ausschließlich, der Kunstpoesie den Vorzug vor der Volkspoesie gab. Es ist einmal vor Allem die Jugend, welcher — ist ihre Entwikkelung naturgemäß — noch die Ruhe, und fast möchte ich sagen die Geduld, für die göthische Dichtungs- und Anschauungsweise fehlt, es ist die Jugend, die jetzt und noch in späterer Folgezeit nicht allein bei S. stehen wird, sondern stehen muß; eben so gewiß ist es aber auch, daß es bei weiterer, gleich naturgemäß fortgesetzter Entwickelung Zustände geben muß, in welchen man einen Theil der schillerschen Poesie überlebt und sich, mit dem im eigenen Innern aufgehenden Verständnisse für die Welt, vorzugsweise von Göthe verständigt und befriedigt fühlt. Da eine solche Entwickelung, wie sie hier vorausgesetzt wird, vorzugsweise nur bei den Männern, weniger — wenn anders die natürlichen Verhältnisse nicht willkürlich verschoben werden — bei den Frauen Statt findet, so wird der ganze Göthe weit schwerer allgemeine Gunst bei den Frauen erlangen, als der ganze S.".

S.s Werke stehen mit seinem Charakter u. seinem Leben in vollkommenstem Einklang, und seine poetischen Vorzüge sowohl, wie seine Mängel, die aber nur die schönen Mängel einer überschwänglichen Natur, des reinsten Enthusiasmus sind, korrespondiren wiederum mit dem Charakter der deutschen Nation so innig, daß ein englischer Kritiker ihn mit Recht den eigentlichen europäischen Repräsentanten der deutschen Literatur nennt. Und derselbe Kritiker fügt hinzu: „Jedenfalls ist das Studium eines so einfach großen Charakters wie S. von Nutzen; aber die Ineinanderbildung von Genie und erhabenen Principien, welche er entwickelt, die Lehre von Selbstverläugnung und Selbstachtung, die er uns einflößt, sind von besonderem Werthe in einer Periode, wie die gegenwärtige, wo Talent und Princip so oft von einander getrennt gefunden werden, wo die Literatur, wie alles Uebrige, einen so maschinenmäßigen Charakter angenommen hat." Und Göthe sagte von ihm: „Kein Mensch konnte seiner Güte widerstehen; wenn man ihn nicht so reichlich achtet und so ergiebig, so wars, weil sein Geist einströmte in alles Leben seiner Zeit und weil Jeder durch ihn genährt und gepflegt ward und seine Mängel ergänzt".

S.s edle Züge hat die Kunst oft wieder zu geben versucht. Eine im Gesicht ähnliche, sonst aber wenig gelungene Bronzestatue S.s von Thorwaldsen wurde am 8. Mai 1839 in Stuttgart errichtet. Am besten ist sein Bild in Danneckers kolossaler Büste wiedergegeben. Unter den zahlreichen Porträts in Kupferstich sind die von Steinla und Schwertgeburth die besten. Auch die Poesie hat ihn vielfach gefeiert. Ernst Ortlepp gab einen ganzen Band von „Schillers Gedichten" heraus. „Schillerfeste" wurden an verschiedenen Orten, die durch S. berühmt geworden, gefeiert. Der in Leipzig bestehende „Schiller-Verein" ist eine Schöpfung von Robert Blum.

Gesammtausgaben seiner Werke erschienen, außer mehren Nachdrücken, in Stuttgart u. Tübingen 1818—20 (18 Bde., 8. u. 12.), 1834 in einem Bande), 1836 (12 Bde., gr. 8. mit Stahlstichen, die sogenannte Prachtausgabe), 1836 (12 Bde., 12.) und 1844 (10 Bde., kl. 8.). Als Ergänzung derselben dienen „S.s sämmtliche Werke, Supplement", Karlsruhe und Baden 1838, 12., H. Dörings „Nachlese zu S.s sämmtlichen Werken", Zeitz 1834, und Desselben „Auserlesene Briefe S.s aus den Jahren 1781—1805", daselbst 1834. E. Boas' „Nachträge zu S.s sämmtlichen Werken", Stuttgart 1839 f., 3 Bde., und am werthvollsten K. Hoffmeisters „Nachlese zu S.s Werken nebst Variantensammlung. Aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie S.s herausgegeben", Stuttgart 1840 f., 4 Bde — Blumenlesen aus S.s Werken erschienen von Döring ꝛc. — Uebersetzt wurde ins Italienische Maria Stuart von A. Maffei (Mailand 1829), ins Französische Wallenstein von Benj. Constant und später von Badière; am gelungensten sind die englischen Versuche, namentlich die des Schotten Thomas Carlyle und Bulwers. — Zur näheren Kenntniß des Dichters unentbehrlich ist der „Briefwechsel zwischen S. und Göthe", von letzterem herausgegeben, Stuttgart 1828 f., 6 Bde., und der „Briefwechsel zwischen S. und Wilh. von Humboldt, mit einer Vorerinnerung des Letztern über S. und den Gang seiner Geistesentwickelung", Stuttgart 1830. — Unter den zahlreichen Lebensbeschreibungen u. sonstigen Schriften über S. u. seine Werke nennen wir nur: H. Döring, S.s Leben, Weimar 1822, n. Aufl. 1824; — Carlyle, The life of F. S., comprehending an examination of his works, London 1825; — S.s Leben, aus den Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner (von S.s Schwägerin, Frau von Woltzogen), Stuttgart 1830, 2 Bde., n. Ausg. 1845; — K. Hoffmeister, S.s Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang, Stuttgart 1837—42, 5 Bde.; — Gust. Schwab, S.s Leben, daselbst 1844, 3 Abth.; — Hoffmeister, S.s Leben für den weitern Kreis seiner Leser, ergänzt von Viehoff, daselbst 1846; — Konr. Schwenk, S.s Werke, Frankfurt 1850; — G. Zimmermann, in den „Männern des Volks", Frankfurt 1847, 4. Bd.

Schillers Familie. Des Dichters Vater, als Schriftsteller durch sein Werk „Die Baumzucht im Großen", Neustrelitz 1795, n. Aufl., Gießen 1866, bekannt, war dem Sohne vorangegangen; eben so seine Mutter. S.s Gattin, Charlotte von S., geborne von Lengefeld, war im Nov. 1766 zu Rudolstadt geboren. Unschuld, Sanftheit und geistige Empfänglichkeit waren die Grundzüge ihres Wesens. Nachdem sie eine erste unglückliche Liebe überwunden, lebte sie ganz in S. und einzig für ihn. Ihr Gefühl ward nicht selten ein bestimmendes Urtheil für ihn, denn der Widerwille gegen alles Gemeine lag in ihr, wie in ihm. Der erfrischende Hauch blühender Phantasie wehte durch ihr Leben, und ihre Begleiterin, die Hoffnung, erhielt in der Gattin die dem Dichter so wohlthätige Heiterkeit. Nach S.s Tode lebte sie der Erziehung ihrer Kinder. Ihre letzten Lebensjahre waren durch Schwäche der Augen, die mit völliger Blindheit bedrohte, getrübt. Nach einer gelungenen Augenoperation befiel sie ein Nervenschlag. Sie † in den Armen zweier ihrer Kinder zu Bonn im Juli 1826. Der ältere Sohn S.s, Karl, ist würtembergischer Oberforstmeister in Rottweil; der jüngere, Ernst, † als preußischer Appellationsgerichtsrath am 12. Mai 1841 zu Pilich bei Bonn. Die älteste Tochter S.s, Karoline, in Jena geboren, lebte im älterlichen Hause in Jena und Weimar, später vorzüglich in Rudolstadt, wo sie an der Mutter des regierenden Fürsten eine zweite Mutter fand. Ihrem Gatten, dem Bergrath Junot, folgte sie nach Katzhütte, kehrte aber mit ihm nach Rudolstadt zurück, als er zur fürstlichen Kammer versetzt wurde. Nach Junots Tode widmete sie sich mit neuem Eifer der öffentlichen Wohlthätigkeit, der von ihr gegründeten höhern Töchterschule, die unter dem Namen „Schiller-Institut" seit einer Reihe von Jahren blühte, und der Erziehung ihrer Stiefkinder. Eines ihrer letzten Werke war die Gründung eines „Frauenvereins". Sie † am 19. Dec. 1850 in Würzburg, wo sie ihre jüngere Schwester Emilie, verheirathete von Gleichen, besucht hatte. Ihr Herz wurde in Rudolstadt in die Gruft gesenkt. Die älteste Schwester des Dichters, Christophine S., verwittwete Hofräthin Reinwald, † erst 1847 in Meiningen.

Schiller (Biogr.), 1) Pater Julius, Astronom, geb. zu Augsburg im 16. Jahrh., war Augustinermönch. Der glänzende Erfolg seines Landsmanns Johann Bayer wandte ihn der Astronomie zu. Er fügte daher 1627 der neuen Ausgabe von Bayers „Uranometria nova" einen Anhang unter dem Titel „Coelum stellatum Christianum" bei, worin er die heidnischen Namen der Sternbilder durch biblische ersetzte. So nannte er die zwölf Zeichen des Thierkreises die zwölf Apostel; allein er fand mit seiner christlichen Neuerung nicht den geringsten Anklang. Eben so scheiterten seine andern im gleichen Sinne gemachten Versuche. Philipp Cäsius oder Wilhelm Bläu veröffentlichte 1662 das Coelum astronomico-poëticum, Amsterdam, 8., worin er aufstellte, der Widder im Thierkreise sey derjenige Widder gewesen, welchen

Abraham für seinen Sohn Isaak opferte, der Stier sey von Adam geopfert worden, und die Zwillinge wären das Brüderpaar Jakob und Esau. — 2) Johann Felix von, Landschaftsmaler, geb. zu Breslau 1805, studirte die Rechte und war bereits Oberlandgerichts-Referendar, als er sich ausschließlich der Kunst zu widmen beschloß, zu welchem Zwecke er sich 1829 nach München begab, wo er durch eine Reihe trefflicher Landschaften, die zu den Glanzpunkten der Ausstellung im Lokale des Kunstvereins gehörten, seinen Ruf gründete. Diese Bilder bestehen in schönen Ansichten aus dem bayerischen Hochlande mit seinen Seen, Wäldern, Felsenmassen und Ruinen; mehre stellen Partien am Chiemsee dar; andere sind komponirt und mit romantischer Staffage ausgestattet, Alles mit glücklichem Sinne für Form und Farbe dargestellt. Wir nennen besonders die Landschaft mit einem See, welche 1839 zur Verloosung des Kunstvereins kam, Partie am Starhebergersee, das Dorf im Gebirge, Partie am Kochelsee (1839); die Ansicht des Chiemsees, Sonnenuntergang am Chiemsee, Landschaft bei Sonnenuntergang (1840), der Chiemsee mit seinen beiden Inseln und Klöstern (1841); Partie aus Welsch-Tyrol, Partie aus dem obern Innthal, der Chiemsee (1842); eine Morgen- und eine Abendlandschaft, beide mit Burgen, die eine mit dem nach dem heiligen Lande ziehenden Ritter und seinem Gefolge, die andere mit der Heimkehr desselben nach dem verödeten Schlosse (in der Pinakothek zu München), das Kloster im Gebirge, die Kapelle am Chiemsee (1843), Ansicht des Chiemsees mit den beiden Klöstern auf den Inseln, ein herrliches Bild mit glänzender Sonnenbeleuchtung (1845). S. ist auch Schriftsteller. Seine Lieder und Festspiele für den Maskenzug der Künstler in München am 17. Februar und 2. März 1840 erschienen München 1840; dann lieferte er auch ein Werk über die Kunstschätze Münchens, München 1843.

Schiller (Amphib.), Eidechsengattung, s. v. a. Trapelus *Luv.*

Schiller (Waarenk.), s. v. a. Schillerwein.

Schillera (Bot.), nach Reichenbach, Pflanzengattung, s. v. a. Wallichia *Dec.*

Schillerbaum (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Protea *L.*

Schillerberg, österr.-böhm. Dorf, Kreis Prachin, Herrschaft Winterberg; 180 Einw.

Schillerbold (Entom.), Neuropterengatt., s. v. a. Libellula *L.*

Schillereidechse (Amphib.), Eidechsengatt., s. v. a. Trapelus.

Schillerfalter (Entom., Apatura *Fabr.*, Gatt. der Lepidoptera diurna *Latr.*, der Ordn. der Falter und der Zunft der Tagfalter nach Oken, unter Papilio *L.* Charakter: Die Vorderfüße sind Stummel, die Flügel sind etwas ausgeschweift und gezahnt, braun, mit weißen Flecken; sämmtlich in gewissen Richtungen schön blauschimmernd. Die hintern haben am Innenrand ein kleines Auge. Die Puppe ist grün, zusammen gedrückt, vorn mit 2 Spitzen, senkrecht hängend. Die Raupen sind gestreckt, walzenrund, mit zwei Reihen ästiger stumpfer Dornen, und in zwei kleine Spitzen endigend. Der Kopf vorn glatt abgeschnitten, oben mit 2 langen, geraden, stumpfen oder zweitheiligen Hörnern. Zwei europäische Arten: 1) A. Iris *Fabr.*, gemeiner Schillerfalter, Schillervogel, Bachweidenfalter, Changeant. Mit gezahnten, braunen, blauschillernden Flügeln; die vorderen oben ohne Auge, nur mit schwarzem Flecke und weißen Flecken oder einer unterbrochenen weißen Binde auf beiden Seiten; die hinteren gleichfalls mit weißer Binde, die nach außen einen Zahn zeigt, und einem gelben Auge mit schwarzer Pupille. Er variirt sehr und ist deshalb sogar in mehre Arten zertrennt worden. Das Weibchen schillert nicht. Es fliegt im Juli in Laubwäldern und setzt sich gern auf feuchte Plätze. Die Puppe ist mattgrün, mit 2 Spitzen am Kopfe und einer an der Brust. Die Raupe kommt im Herbst aus dem Ei und überwintert. Man findet sie im folgenden Jahr Ende Mai bis Mitte Juni erwachsen. Sie ist schön grün mit rothen Schwanzspitzen, rauh und an den Seiten mit dichten Härchen besetzt. Der Kopf ist eckig und endigt in zwei hohe, grüne, gelbgerandete, oben gabelförmig gespaltene Dornspitzen. Auf den 6—8 Ringen steht ein schräger, gelber Streif jederseits. Sie lebt auf der Saalweide, Salix caprea. Rösel, III, T. 42, Fig. 2; IV, Taf. 31, Fig. 2. — 2) A. Ilia *Fabr.*, Bandweidenfalter, schwarzer Changeant. Mit gezahnten, schwarzen, blauschillernden Flügeln, auf beiden Seiten mit unterbrochener weißer Binde, auf jedem Flügel ein schwarzes, gelbbraun gesäumtes Auge, das hintere mit weißer Pupille. Der Augenfleck auf den Vorderflügeln und die an der weißen Binde der Hinterflügel fehlende Zacke unterscheidet ihn von dem vorigen. Aber es gibt auch von ihm Varietäten. Die Raupe ist nicht so schön grün, wie die vorige, sonst ihr gleich. Sie lebt an Pappeln, Espen und Dotterweiden. Rösel, Taf. 42, Fig. 1, 3, 4; — Panzer Fauna, LXXIX, Taf. 14.

Schillerfarben, s. Farbe.

Schillerfels (Geogn.), s. v. a. Zobtenfels und Gabbro (s. d.).

Schilleria (Bot.), nach Kunth, Pflanzengattung. Arten unter Piper.

Schillernd, 1) (Versicolor), je nach der verschiedenen Stellung zu dem beschauenden Auge verschieden gefärbt erscheinend; — 2) (bot. Term.), s. v. a. Micans.

Schillernder Asbest (Min.), auch Chrysotil oder Baltimorit, Species der Ophiolithgattung Ophit, nach Kobell 43,50 Kieselsäure, 10,00 Talkerde, 2,08 Eisenoxydul, 0,40 Thonerde, 13,80 Wasser. Erscheint in sehr zartfaserigen, dem diatomen Schillerspath ähnlichen Massen, H. = 3 — 4, G. = 2,6 — 2,8. Vor dem Löthrohre wird er nur an den feinsten Fasern etwas gerundet und brennt sich weiß. Bei Reichenstein in Schlesien, in Tyrol und Baste timore.

Schillernder Augit (Min.), s. v. a. grüner Diallage, Unterart des Kalkthalkeisenaugits (s. d.).

Schillerquarz (Min.), s. v. a. Katzenauge, s. d. u. Quarz, A. 6).

Schillersdorf (Geogr.), 1) mecklenburgstrelitz. Dorf, Kr. Stargard, Amt Mirow; 150 Einw.; — 2) preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kreis Randow; Gut, Wasser- und Windmühle; 320 Einw.

Schillerslage, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Burgdorf; 180 Einw.

Schillersloch, Höhle, s. Wittlingen.

Schillerspath (Min.), 1) nach Mohs und Haidinger, Familie der Spathe, erthotyp, augitisch, anorthisch. Theilbarkeit monotom, vollkommen. Metallähnlicher Perlmutterglanz. H. = 3,5—6,0, G. = 2,6—3,4. Gattungen: a) Diatomer S. mit der Species Bastit; — b) hemiprismatischer S.: Bronzit, Vanadinbronzit, Diallage; — c) prismatoidischer S.: Hypersthen; — d) prismatischer S.: Anthophyllit. — 2) S. v. a. Schillernder Augit; — 3) problematische Art des Ophits (Ophiolithe oder ophitische Amphibolite), nach Köhler 43,90 Kieselerde, 25,85 Talkerde, 13,02 Eisenoxydul mit etwas Chrom, 2,64 Kalk, 1,25 Thonerde, 0,55 Manganoxydul, 12,42 Wasser, hat zur Grundform wahrscheinlich eine klinorhombische Säule, eine Spaltbarkeit nach zwei Richtungen unter ungefähr 135°, deren eine vollkommen, die andere undeutlich ist. H. = 3,0, G. = 2,7, ist bis jetzt nur in krystallinisch-blätterigen oder derben Massen bekannt, von oliven- und pistaziengrüner, manchmal nelkenbrauner Farbe, kantendurchscheinend, auf den vollkommenen Spaltungsflächen perlmutterglänzend u. eigenthümlich schillernd. Schmilzt vor dem Löthrohre in dünnen Splittern nur an den Kanten, löst sich in Borax nur schwierig zu einer Perle und gibt im Kolben Wasser. In Serpentin eingewachsen an der Baste (Schillerstein von der Baste Werners, Bastit Haidingers) am Harze. Auch diatomer S. und Diallage metalloide.

Schillerstein (Min.), s. v. a. Schillerspath (s. d.). — S. von der Baste Werners ist Haidingers Bastit, s. Schillerspath 3).

Schillerstoff (Polychrom), s. Aesculin.

Schillertaffet (Waarenk.), nach Art des Changeant gewirkter Taffet.

Schillervogel (Entom.), Tagfaltergattung, s. v. a. Schillerfalter. — Kleiner Schillervogel, s. v. a. Lycaena quercus Ochsenh.

Schillerwein, ein aus rothen und weißen Trauben untereinander gekelterter Wein.

Schillgallen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Heidekrug; 210 Einw.; — 2) daſ., Kr. Niederung; 190 Einw.; — 3) daſ., Kr. Stallupöhnen; über 100 Einw.; — 4) daſ., Kr. Tilsit; 300 Einw.; — 5) daſ., R.-B. Königsberg, Kr. Labiau; 110 Einw.

Schillgehnen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kreis Braunsberg; 180 Einw.

Schilli, s. Distrikt der 22 2c. Radschas.

Schilligkau, österr.-böhm. Dorf, Kreis Klattau, Herrsch. Hostau; 270 Einw.

Schilling (verdorben aus Sicilius, einer römischen Münze), eine theils wirkliche, theils eingebildete Münze von nach Zeit und Ort verschiedenem Werthe. Im Mittelalter wurden die Geldzahlungen meist in Silber nach dem Pfunde bestimmt. Es wurde ursprünglich 1 Pfund Silber zu 24 S. = 288 Pfennige berechnet. Karl der Große bestimmte aber, daß es bei der Geldrechnung als Zahlpfund nur 20 Solidi oder 240 Pfennige kosten sollte, bei welcher Bestimmung es auch verblieb und die sich im franz. Livre, im flämischen Pfund und im Pfund Sterling, welche alle 20 S. gelten, erhalten hat. Da nun aber im nördlichen Deutschland der zwölfte Theil des S. s nicht so schwer in Silber auszuwiegen war, so wurde eine eigene Mark des gemünzten Silbers, die Mark Pfennig oder Mark Geldes, eingetheilt. Gegenwärtig ist der S. eine Rechnungs- u. wirklich geprägte Münze aus Silber oder Kupfer, von verschiedenem Werthe, in Hamburg und einigen anderen norddeutschen Ländern, in Dänemark (Skilling), in Schweden (Stilling), Brabant (Escelin, s. Lüttich), in England (shilling) und den niederländisch-ostindischen Kolonien.

Schilling (Biogr.). I. Gelehrte 2c.: 1) Diebold, Chronikenschreiber, geb. zu Solothurn, war im 15. Jahrhundert Rathsschreiber zu Bern. Er hat eine Geschichte seines Landes geschrieben, die von 1468—1484 reicht und besonders den Krieg gegen Karl den Kühnen von Burgund, den S. selbst mitgemacht, enthält. Man kann diese geschichtliche Arbeit als eine Fortsetzung von Justinger u. Stachtlan, welche sie aber beide in jeder Beziehung übertrifft, betrachten. Uebrigens ist sie in dem letzten Theile seiner „Chronik der Stadt Bern", von 1152—1480, beigegeben; doch erschien sie auch einzeln unter dem Titel: „Beschreibung der burgundischen Kriege," Bern 1733, Fol. — 2) Diebold, Sohn desselben Johann S., dem man das in mehren Bibliotheken der Schweiz befindliche Manuskript der Geschichte der schwäbischen u. mailändischen Kriege zuschreibt, war Schreiber zu Luzern und verfaßte eine Chronik der Stadt Luzern, die er 1501 begann und 1509, zur Zeit seines Todes, endigte. Auch den burgundischen Krieg, an welchem er selbst Antheil nahm, berichtet er. Das Manuskript dieser Chronik, versehen mit 400 erträglichen Zeichnungen, die für die Sittengeschichte Luzerns wichtig sind, befindet sich in den Archiven von Luzern. — 3) Friedrich Gustav, Belletrist, geb. 1767 zu Dresden, stand seit 1781 als Artillerist in sächsischem Kriegsdienste, hatte Antheil an den Feldzügen von 1793, 1806, 1807, verabschiedete sich sodann wegen Nervenleidens, wohnte erst in Freiberg, dann seit 1817 zu Dresden und † in letzterer Stadt 1839. Die Erwähnung in unserem Werke verdient er als beliebter Schriftsteller des komischen und erotis

schen Romans. Schriften: Elise Colmar, Freib. 1783; — Gedichte, ebendas. 1789; — Drako, Weißenfels 1789; 2. Aufl., Dresden 1811; — Julius, Freib. 1789; 2. Aufl., ebend. 1808; — Guido von Sohnsdom, ebendas. 1796, 1802, 2 Thle.; — Röschens Geheimnisse, Pirna 1798; neue Aufl., 1801, 1807; — Das Weib, wie es ist, ebendas. 1800; neue Aufl., 1801, 1810; — Der Mann, wie er ist, ebendas. 1800; neue Aufl., 1802, 18 9; — Gotthold, ebendas. 1801, 2 Thle.; neue Aufl., 1817; — Der Beichtvater, Pirna 1803, 2 Bde.; 2. Aufl., Dresden 1806; — Die Versucherin, ebendas. 1804; 2. Aufl., ebendas. 1806; 3. Aufl., 1818; — Der Weihnachtsabend, Dresden 1805; — Die Ignoranten, ebendas. 1805, 3 Thle.; 2. Aufl., 1810; — Abendgenossen, ebendas. 1805, 3 Bde.; — Glossen, ebendas. 1807; 2. Aufl., 1809; — Mondsteinwürfe, ebendas. 1808; — Die Brautschau, ebendas. 1809, 2 Thle.; — Der Liebesdienst, ebendas. 1811, 4 Thle.; — Flitterwochen, ebendas. 1812; — Geschichten, ebendas. 1812, 3 Thle.; — Irrlichter, ebendas. 1813, 3 Thle.; — Die Wunderapotheke, ebendas. 1816; — Die Neuntödter, ebendas. 1816; — Verkümmerung, ebendas. 1819, 3 Thle.; — Wallons Töchter, ebendas. 1821, 3 Thle; — Zeichnungen, ebendas. 1821, 2 Thle.; — Der Hofzwerg, ebendas. 1830, und besonders seit 1813—30 eine Menge anderer, verschollener Romane. Später ließ S.s Fruchtbarkeit nach. Seine Romane erschienen: I. Sammlung in 50 Bdn., Dresden 1810—30; 2. Sammlung in 50 Bdn., ebendas.; Ausgabe letzter Hand, ebendas. 1828 bis 36 in 60 Bdn. — 4) Gustav, musikalischer Schriftsteller, geb. 1805 zu Schwiegershausen in Hannover, trieb schon frühzeitig eifrig Musik, erwählte aber die Theologie als Fachwissenschaft und studirte sie seit 1823 zu Göttingen u. 1826 zu Halle, that sich durch seine Kanzelvorträge hervor, wurde 1836 Direktor eines Musikvereins zu Stuttgart, gab aber diese Stellung noch im selbigen Jahre auf und wandte sich nun ausschließlich literarischen Beschäftigungen zu. Doch gründete er später, wo er auch hohenzollern-hechingischer Hofrath wurde, noch einen deutschen Nationalmusikverein. Schrieb: Brief über die äußere Kanzelberedsamkeit, Stuttg. 1833 ff., 2 Bde.; — Philosophie des Schönen in der Musik, Mainz 1838; — Generalbaßlehre, Darmst. 1839; — Harmonielehre (Polyphonomee), Stuttg. 1839; — Lehrbuch der allgemeinen Musikwissenschaft, Karlsr. 1839—40, 4 Liefer.; — Geschichte der modernen Musik, ebendas. 1840; — Musikalisches Wörterbuch, Tüb. 1840; — Einleitung in die Schriften des N. T., Reutl. 1840; — Populäre Symbolik, Darmst. 1841. — Außerdem: Jahrbücher des deutschen Nationalvereins und ein Universallexikon der Tonkunst, Stuttg. 1834—39, 6 Bde. und Suppl., 2. Aufl., ebendas. 1841. — 5) Gabriel, s. Gabrielisten. — II. Bildende Künstler: 6) Joseph, Maler, geboren zu Villingen im Schwarzwalde 1702, kam in seinem 24. Jahre nach München und ward 1730 Bürger daselbst. Er malte in Oel und Fresko, heilige und andere Darstellengen für Kirchen, worunter sich auch mehre Altarblätter befinden. In der ehemaligen Franciskanerkirche zu München war von ihm eine sterbende Maria. In der St. Michaels-Hofkirche sind das Herz-Jesubild und St. Johannes von Nepomuk von ihm gemalt. Er hatte auch als Perspektivmaler Ruf und verfaß mehre Theater mit Dekorationen. Aehnliche Darstellungen malte er in Oel. Er † 1773. — 7) Ignaz Balthasar, Sohn des Vorigen, 1739 zu München geboren, arbeitete in Oel und Fresko, malte mit Johann Lisenz den Plafond der Klosterkirche in Beyharding, auch Altarbilder in Oel und Bildnisse; † 1808. — 8) Georg, Maler, 1785 zu Unterthingau in Schwaben geboren, hatte als Dekorateur großen Ruf. Er kam 1825 nach München, wo er mehre Säle und Prunkzimmer in den dortigen Palästen ausschmückte. Sein Werk sind auch die Verzierungen an der Decke der Arkaden des k. Hofgartens, da, wo sich die herrlichen Landschaften Rottmanns befinden; von weit größerer Bedeutung sind aber die Landschaften und Arabesken, welche er im neuen Residenzbaue zu München ausführte, z. B. im Schreibzimmer der Königin 10 Landschaften in Wasserfarben, nach Zeichnungen Rottmanns, im Saalbaue die griechischen Ansichten über die Fenster und Thüren, ebenfalls nach Rottmanns Zeichnungen. In der Aquarellmalerei leistete S. Vorzügliches. Er † zu Unterthingau 1840. — 9) J. Friedrich, Wildhauer und Korkbildner zu Berlin, wurde um 1830 zuerst bekannt besonders durch plastische Arbeiten, die in Büsten, Statuen, Modellen u. s. w. bestehen. In der k. Kunstkammer zu Berlin ist von ihm eine Reihe architektonischer Modelle, zum größten Theile aus Kork geschnitzt, verschiedene merkwürdige Monumente Preußens, besonders der Mark Brandenburg darstellend.

Schillingen, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Trier; Mühle, 2 Kram- und Viehmärkte; 570 Einw.

Schillinger (Biogr.), 1) Johann Jakob, Historien- und Landschaftsmaler, geboren zu Oehringen 1752, war erst Zimmermann, legte aber das Handbeil für immer nieder, als er das Unglück gehabt hatte, einem Buben ein Stück aus der Schulter zu hauen, u. erlernte zu Stuttgart bei Gutbal die Malerei, in welcher er bald so rasche Fortschritte machte, daß ihm der Landesfürst auf drei Jahre eine Reisepension nach Italien bewilligte. S. benutzte diesen Aufenthalt vornehmlich zur Ausbildung in der Historienmalerei. Seine geschichtlichen Bilder aus jener und auch noch einer spätern Zeit wurden sehr gerühmt. Im Schlosse zu Oehringen malte er nach seiner Rückkehr an einen Plafond die Götterversammlung, und in der Gallerie sah man ein gerühmtes Bild, welches Alexander vorstellt, der dem Apelles die geliebte Campaspe vorführt. Auch ein Gemälde, im Besitze des Diakon Junker zu Kirchberg, wurde gepriesen, die Virginia vorstellend, wie sie von ihrem Vater ermordert wird. Als eines der Hauptwerke des Meisters gilt ein Kapucinerkopf nach Mengs,

wofür ein Großfürst von Rußland vergebens 1000 Gulden bot. Einige Landschaften aus späterer Zeit erinnern an Italien und Sicilien, wohin sich der Künstler zum zweiten Male begeben hatte. S. war viele Jahre Hofmaler des Fürsten von Hohenlohe-Oehringen und † um 1820. — 2) Kupferstecher, arbeitete im 18. Jahrhunderte. Es finden sich von ihm Blätter mit Altären, Tabernakeln u. A.

Schillingsdorf, österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Komm, am Lech; 200 Einw.

Schillingsfürst (Geogr.), 1) bayer. Standesherrschaft (Mediatgericht des Fürsten von Hohenlohe-S.), R.-B. Mittelfranken; umfaßt 1 □Meile Areal mit etwa 3600 Einw.; Hauptort: Frankenau; — 2) Marktflecken und Bergschloß daf., Residenz des Fürsten; über 800 Einw.; vgl. Hohenlohe.

Schillingsgroschen, im 14. Jahrhundert eine im Meißnischen geprägte Rechnungsmünze.

Schillingsgut (Bonum solidarium), Bauerngut, von dem ein jährlicher Erbzins gegeben wird (vgl. Kolonat). Das Gebäude desselben heißt Schillingshof, der Besitzer Schillingsmann (Schillingsbauer), das aus dem darüber geschlossenen Vertrage entspringende Recht Schillingsrecht, das Lehnsverhältniß Schillingslehn.

Schillingssee, preuß. Landsee, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; steht mit dem Pausensee in Verbindung.

Schillingstadt, bad. Pfarrdorf, Unterrheinkreis, Amt Boxberg; 620 Einw.

Schillingstedt, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Eckartsberga; 380 Einw.

Schillkojen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 220 Einw.

Schillow (Zillow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Nekmir; 200 Einw.

Schillupischken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Ragnit; 130 Einw.

Schilluk (Geogr.), 1) afrikan. Negerstamm, Nubien; sprechen arabisch, kleiden sich in Seide oder Kattun, putzen sich mit Ringen in den Ohren, der Nase, an den Armen ꝛc., leben einfach, verfertigen irdene und eiserne Waaren, besaßen früher eine Landschaft am Bahr el Abiad, eroberten 1504 Sennaar, bekehrten sich zum Islam und nannten sich nun Fandschi; — 2) Hauptstadt, s. Sennaar.

Schillwitzried, bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Ingolstadt; 160 Einw.

Schiln (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Schilen, Silnia), Prov. und R.-B. Posen, Kr. Meserig; 350 Einw.; — 2) (Neu-M., Nowo silenskie ol), daf.; 260 Einw.

Schilo (a. Geogr.), s. v. a. Silo.

Schiloah (bibl. Gesch.), s. v. a. Siloa.

Schilolo (Geogr.), s. v. a. Gilolo.

Schilsdorf, holstein. Dorf, Gut Bothkamp; 200 Einw.

Schilt (Schiltberg), ein rauher, aber doch nicht ganz unfruchtbarer schweiz. Berg, Kanton Glarus, steigt dem Hauptflecken (Glarus) gegenüber zu einer Höhe von 7375′ auf und gibt demselben, mit dem kahlen, wilden Glärnisch eine etwas schwermüthige Lage. An seinem rauhen Fuße befindet sich das schöne Ennenda, welchem er mit der Zeit durch einen Bruch seiner sich oft spaltenden Wände gefährlich zu werden droht. Merkwürdig ist an dem S. die Thonsteinformation, welche unter der Decke von Kalksteinen zu Tage hervorgeht.

Schiltach (Geogr.), bad. Stadt, Mittelrheinkreis, Amt Hornberg, an der Einmündung des gleichn. Flusses in die Kinzig; Holzhandel und Holzflöße (bis nach Holland); 1530 Einw.

Schiltach (Geneal.), Herzöge von', s. Urslingen.

Schiltberg (Schildberg), bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Aichach; Mühlen; 300 Einw.

Schilter, Johann, Rechtsgelehrter, geb. 1632 zu Pegau in Sachsen, erhielt seinen ersten Unterricht zu Leipzig und Naumburg, bezog 1652 auf zwei Jahre die Universität Jena, wo er sich der Rechtsgelehrsamkeit und mit Vorliebe der peripatetischen Philosophie widmete, trat, nachdem er zuvor zwei Jahre in Naumburg verweilt, in sachsen-zeitzische Dienste und ward in Folge dessen 1663 Amtmann in Suhl. Später ging er in sachsen-jenaische Staatsdienste und wurde nach 1678 Mitglied des Konsistoriums und der Finanzsachen zu Jena. Durch die üble Aufführung seiner Frau sah er sich 1660 genöthigt, Jena zu verlassen, wandte sich nach Frankfurt a. M. und ging 1686 als Rechtskonsulent nach Straßburg, wo er am 14. Mai 1705 †. Schrieb: Exercitationes ad Libros Pandectorum, 4., auch unter dem Titel: Praxis juris Romani in foro Germanico, Jena 1698; Leipzig 1713; Frankfurt a. M. 1733, Fol., 3 Bde.; — Manuductio philosophiae moralis ad veram, non simulatam, jurisprudentiam, Jena 1676, 8.; — Praxis artis analyticae in jurisprudentia, daf. 1678, 8.; — Institutiones juris canonici ad Ecclesiae veteris et hodiernae statum accommodatae, daf. 1681, 12., vermehrt und verbessert Straßburg 1688, 8.; — De libertate ecclesiarum Germaniae libri VII., Jena 1683, 4.; — Institutiones juris ex principiis juris naturae, gentium et civilis, tum romani, cum germanici, ad usum fori hodierni accommodata, Leipzig 1685, 8.; auch unt. d. Tit.: Jurisprudentiae totius, tam romanae quam germanicae privatae, legitima elementa, Straßb. 1698, 4.; — Fragmente des Herennius Modestinus de Cautelis, daf. 1687, 4.; — Ad jus feudale utrumque Romanicum et Longobardicum introductio, seu institutiones ex genuinis principiis succincte concinnatae, et ad fori feudalis hodierni usum directae, daf. 1693, 8.; mit Noten von Gebauer, Leipzig 1728, 1737 und 1758; mit Noten von Uhl, Berlin 1742; — Siegsgesang zur Ehre des Königs von Neustrien und eines Theils von Burgund, Ludwigs III., nach der über die Normannen 883 bei Sodaleurch gewonnenen Schlacht; — Insti-

tutiones juris publici Romano-Germanici, Straßburg 1696, 8., 2 Bde.; — Codex feudalis Alemanniae, daſ. 1697, 4., 1728 Fol.; — Aurelii Augustini libri II. de adulterinis conjugiis ad Pollentiam cum notis juridicis ac moralibus, quibus dogma ecclesiae de matrimonii dissolutione illustratur, Jena 1692, 4.; — Ausgabe der elſäſſiſchen und ſtraßburger Chronik von Jakob von Königshofen, 1698, 4.; — De pace religiosa liber singularis, daſ. 1700, 8.; — Thesaurus antiquitatum teutonicarum, ecclesiasticarum, civilium, litterarium, Ulm 1727, Fol., 3 Bde., nach dem Tode S.s von Joh. Frick und J. G. Scherz herausgegeben.

Schiltern (Geogr.), öſterr. Marktflecken: 1) Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, im gleichnam. Landgerichte; Landgerichtsſitz; 1110 Einw.; — 2) (Scitary), Mähren, Kr. Znaim, Herrſch. Frain; 4 Jahrmärkte; 960 Einw.

Schilthorn, Berg, ſ. Bern.

Schiltigheim, franz. Flecken, Dep. Niederrhein, Bez. Straßburg; Wachstuchfabr.; 2780 Einw.

Schiltingeramt, öſterr. Amt, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Bdgr. Gföhl; umfaßt 30 zerſtreut liegende Waldhütten.

Schilze (Zglica), preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Kröben; 210 Einw.

Schim, Heinrich, holländiſcher Dichter, geb. 1695 zu Maasluis, hinterließ uns eine Sammlung moraliſcher und religiöſer Gedichte, worunter ſich u. A. auch ein ſehr gelungenes Gedicht in drei Geſängen: „Das Glück des Landlebens" befindet. Außerdem hat er geſchrieben: Der Ruhm Jeſus Chriſtus und ſeiner Kirche, und ähnliche bibliſche Poeſien. S. † im Alter von 47 Jahren in ſeinem Geburtsorte.

Schima (Zima, Geogr.), öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Leitmeritz, Herrſch. Lobositz; 160 Einw.

Schima (Bot.), 1) nach einigen Autoren ſ. v. a. Schima *Forsk.*; — 2) nach Reinwardt, Pflanzengattung, Arten unter Gordonia.

Schimanau (Geogr.), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) (Kellersdorf, Rimanow), Kr. Czaslau, Herrſch. Windig-Jenikau; 500 Einw.; — 2) (Simanow, Schimonau, Simonow), Kr. Prachin, Herrſch. Schichowitz; 190 Ew.

Schimanen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Ortelsburg; 570 Einw.; — 2) (Klein-S.), daſ.; 200 Einw.

Schimbach (Sympachy), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrſch. Cheynow; Mühle; 170 Einw.

Schimberg (Geogr.), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz, Herrſch. Neundorf; 170 Einw.; 2) Stadt, ſ. v. a. Schildberg.

Schimborn, bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken und Aſch., Bdgr. Alzenau; Mühlen; 480 Einw.

Schimegh, Geſpannſchaft, ſ. v. a. Schümegh.

Schimert, niederländ. Dorf, Provinz Limburg, nordöſtl. von Maeſtricht; 1310 Einw.

Schimiſchow (Szymiszow), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Groß-Strehlitz; Schloß, Vorwerk, Kalköfen und die Waſſermühlen Mittel-, Nieder- und Schloßmühle; 500 Einw.

Schimitz (Zibenice), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrſch. Obrowitz; 760 Einw.

Schimm, mecklenburg.-ſchwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Wismar; 170 Einw.

Schimmel (Geogr.), preuß. Amtsdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Eckardsberga; über 100 Einw.

Schimmel (Säugeth.), Farbenverſchiedenheit des gemeinen Pferdes, ſ. Equus Caballus *L.*

Schimmel (Ornith.), ſ. v. a. Bergente, Anas marila *L.*

Schimmel (Bot.), 1) Pflanzengattung, ſ. v. a. Mucor *L.*; — 2) Abtheilung der Pilze, ſ. v. a. Hyphomycetes, ſ. Fungi.

Schimmel (Landw.), 1) Krankheit des Hopfens (ſ. d.); — 2) ſ. Weinbau.

Schimmelbach, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Bdgr. Wegſcheid; über 1000 Ew.

Schimmelbogen, ſ. Buchdruckerkunſt.

Schimmelgrün (bot. Term.), Farbenbeſtimmung, ſ. v. a. Glaucus.

Schimmelkäfer, Käfergattung, ſ. v. a. Lathridius.

Schimmelkeimer (Bot.), Gattung der Pilze, ſ. v. a. Erysibe *Rebent.*

Schimmelkraut (Bot.), 1) ſ. v. a. italieniſche Immortelle, Helichrysum Stoechas *Dec.*; — 2) Pflanzengattung, ſ. v. a. Filago *L.*; — 3) ſ. v. a. Gnaphalium Stoechas *L.*

Schimmelmann (Biogr.), 1) Heinrich Karl, Graf von, gewandter däniſcher Finanzmann, geb. 1724 zu Demmin in Pommern, war der Sohn eines dortigen Kaufmanns und trieb, nachdem er einige Zeit in Stettin zugebracht, darauf zur preußiſchen Armee gegangen war, ſehr jung einen Materialhandel zu Dresden. Da jedoch letzteres Geſchäft nicht gut von Statten ging, pachtete er die Generalacciſe in den kurſächſiſchen Ländern und bekam den Titel Acciſerath. Im ſiebenjährigen Kriege übertrugen ihm die Preußen ſeiner örtlichen und praktiſchen Kenntniſſe halber die Kornlieferung, wobei er viel Profit machte. Darauf kaufte er zu einem ſehr mäßigen Preiſe den zum Verkauf ausgeſetzten Vorrath der meißener Porzellanfabrik, was ihn dergeſtalt förderte, daß er bereits 1760 ein Vermögen von ein Paar Millionen Banko beſaß. Nachdem er ſammt ſeiner Familie nach Hamburg gegangen war, errichtete er hier ein Handelshaus, kaufte das Gut Ahrensburg in Holſtein, pachtete die holſteinplönſche Münze, ging in däniſche Dienſte und erhielt 1761 die däniſche Kommerz-Intendantur und Geſandtſchaft beim niederſächſiſchen Kreiſe. Kurz hernach kaufte er das holſteiniſche Gut Wandsbeck nebſt der Baronie Lindenborg in Jütland und etwas ſpäter eine Gewehrfabrik in Seeland. Schon jetzt vertraute man ihm mehre finanzielle Geſchäfte an; er negociirte Anleihen

und übernahm die Verpflegung der 1762 gegen die Russen gestellten dänischen Armee. Nachdem er 1762 in den Freiherrnstand erhoben und 1764 königlicher Schatzmeister geworden war, besorgte er mit lobenswerther Sorgfalt die Kassengeschäfte, Operationen und Rechnungen der Obersteuerdirektion in Kopenhagen. Er war 1768 mit bei der Abschließung des Vertrags mit Hamburg thätig, worin diese Stadt gegen die Anerkennung ihrer völligen Selbstständigkeit auf ein Dänemark gemachtes Anlehen von einer Million Thaler verzichtete. Noch im nämlichen Jahre war er der Begleiter des jungen Königs Christian VIII. auf einer Reise im Auslande. Zur Zeit des struensee'schen Ministeriums verweilte er größtentheils in Hamburg. Später begann er seine frühere Thätigkeit wieder, die um so umfassender war, als er von nun an die Seele aller Finanzoperationen wurde, namentlich durch die Uebernahme der Kurantbank für Rechnung der Regierung, durch die Liquidation eines Theils der inländischen Schuld vermittelst der Zettel jener Bank ꝛc. Die Einstellung der Realisation der Bankzettel rief in Kopenhagen und Hamburg Unruhen hervor und bedrohte sogar seine persönliche Sicherheit. S. stand trotzdem in der Gunst des Hofes fest und wurde besonders durch die Grafen Bernstorff gestützt; er ward geheimer Rath und erhielt den Grafenrang, indem die Baronie Lindenborg in eine Grafschaft umgewandelt wurde. Allein so günstig seine Operationen dem Hofe erschienen, dem Volke waren sie es nicht immer, zumal da S. nicht von Eigennutz frei war. Auch an der Anlage des schleswig-holsteinischen Kanals hatte er thätigen Antheil genommen. Mit Ehren und einem großen Vermögen (über 8 Millionen Thaler) gesättigt, ward er 1782 durch den Tod abgerufen. — 2) Ernst Heinrich, Graf von, Sohn des Vorigen, geb. 1747 zu Dresden, studirte in Genf und bereiste alsdann die Schweiz, Frankreich und England. Er war 1784—1814 dänischer Finanz- und Handelsminister, wurde 1788 Mitglied des Staatsraths, 1824 Minister des Aeußern, so wie Präsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften. † 9. Februar 1831 zu Kopenhagen. Er war nächst A. P. Bernstorff die vorzüglichste Ursache, daß Dänemark während des französischen Revolutionskrieges neutral blieb; auf seinen Vorschlag wurden in den dänischen Kolonien die Sklaven emancipirt, so wie überhaupt der dänische Sklavenhandel gänzlich abgeschafft; er gestaltete das Geldwesen um, entzog die Bankangelegenheiten dem Einflusse der Regierung, beförderte Kunst und Wissenschaft. Wir erinnern hierbei nur an die Pension, welche er Schiller gewährte. Endlich hatte er an allen unter dem Kronprinzen und nachherigen Könige Friedrich IV. getroffenen Verfügungen einen anerkennungswerthen Antheil genommen.

Schimmelpenninck, Rütger Jan, Rathspensionär der batavischen Republik, geb. 1760 aus einer angesehenen Familie zu Deventer, studirte zu Leyden Jurisprudenz und erhielt vom dortigen Magistrat, weil er beim Ausbruche eines Tumultes an der Spitze der Studenten sich um die Ruhe der Stadt verdient gemacht, eine Ehrenmedaille. Als er seine Studien beendet, ging er nach Amsterdam und legte sich dort auf die advokatorische Praxis. Bei den Unruhen von 1785—87 stand er auf Seiten der Partei, welche ein Repräsentativsystem und eine Umgestaltung der Verwaltung forderte. Als Pichegrü Holland erobert hatte, ward S. Mitglied der ersten amsterdamer Stadtmagistratur, so wie später der batavischen Nationalversammlung und kam 1798 als Gesandter nach Paris. Dem Frieden von Amiens wohnte er als Gesandter der batavischen Republik bei, ging dann als Gesandter nach London, trachtete beim Ausbruche des Kriegs zwischen England und Frankreich vergebens danach, die Neutralität Hollands zu wahren, und trat wegen der Erfolglosigkeit seiner desfallsigen Bemühungen vom Staatsdienste zurück, bis ihn ein schmeichelhaftes Schreiben Napoleons wieder zu den Staatsgeschäften zurückrief. Als er jetzt von Neuem als Botschafter nach Paris kam, ward er von Napoleon, weil ihn derselbe seinem Interesse ergeben glaubte, vertrauensvoll aufgenommen und wurde nach der Einführung der dritten Staatsform der batavischen Republik (5. April 1805) auf fünf Jahre zum Rathspensionär mit fast unumschränkter Gewalt gewählt. Auf diese Gewalt sich stützend, rief er manche nützliche Einrichtung, besonders in Finanzsachen, ins Leben, aber eine langwierige Augenkrankheit beraubte ihn 1806 fast des Augenlichts gänzlich, so daß Napoleon, diese Gelegenheit wahrnehmend, um so mehr Grund erhielt, seinen Bruder Ludwig zum Könige vorzuschlagen. S., den dies tief schmerzte, konnte es nicht verhindern. Nach erfolgter Vereinigung von Holland und Frankreich machte ihn Napoleon zum Grafen und Senator. Als Napoleon hatte abdanken müssen, zog sich S. auf seine Güter zurück und war nur noch einmal in der ersten Kammer, zu deren Mitgliede ihn der König nach Wiederherstellung des Königreichs der Niederlande ernannte, im öffentlichen Wesen wirksam. Er † am 15. Febr. 1825 zu Amsterdam.

Schimmelpilze (Bot.), Familie der Pilze, s. v. a. Mucorini *Fr.*

Schimmelschleife (Bot.), nach Oken, Algengattung, s. v. a. Sphaerozyga *Ag.*

Smimmelsdorf (Pohorelky), österr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrsch. Fulneck; Meierhof, Windmühle; 210 Einw.

Schimmelspiel, Gesellschaftsspiel, das unter einer beliebigen Anzahl von Personen, doch nicht füglich unter weniger als vieren, gespielt werden kann. Es gehören dazu 5 kleine, auf Pappe gezogene Bilder, ein Pferd (Schimmel), eine Glocke oder Pfeife, ein Hammer oder ein Glas, Glocke u. Hammer oder Pfeife u. Glas zugleich u. ein Wirthshaus vorstellend, ferner 8 Würfel, von denen 6 auf einer Seite mit Augen versehen sind, so daß alle 6 Würfel die Zahlen 1—6 enthalten; auf dem 7. ist eine Glocke, auf dem 8. ein Hammer abgebildet. Nachdem jeder Spieler einen bestimmten Einsatz gezahlt hat,

werden die 5 Bilder verauktionirt (ein Spieler kann mehre Bilder erstehen), und der Erlös wird zum Einsatz gethan. Wer die Karte mit dem Schimmel hat, wirft an, dann jeder Spieler nach der Reihe. Für jedes geworfene Auge erhält der Spieler eine Marke aus dem Einsatz; wird aber ein Bild mit geworfen, so erhält nicht der Spieler, sondern der Besitzer des geworfenen Bildes die Marken; werden beide Bilder geworfen, so bekommt sie der Besitzer des Blattes, auf dem beide Bilder dargestellt sind. Hat der Spieler kein Auge geworfen, so zahlt er eine Marke an den Besitzer des Schimmels, wirft er aber ein Bild allein, so muß der Besitzer dieses Bildes die Marke bezahlen. Ist der Einsatz so weit abgespielt, daß er weniger als 21 Marken enthält, so kann auch der Besitzer des Wirthshauses gewinnen, der jedes zu viel geworfene Auge mit einer Marke bezahlt erhält, und zwar von dem Spieler, wenn kein Bild mit geworfen war, ausserdem von dem Besitzer des mit geworfenen Bildes. Das Spiel ist zu Ende, wenn so viel Augen geworfen werden, als noch Marken im Einsatz stehen.

Schimmelstrauch (Bot.), Algengattung, s. v. a. Mycothamnion *Ktz.*

Schimmelwitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; 210 Einw.; — 2) das., Kr. Trebnitz; Schloß, Vorwerk, Wasser- und Windmühle; 210 Einw.

Schimmelzapfel (Bot.), nach Oken, Algengattung, s. v. a. Leptomitus *Ag.*

Schimmendorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Kulmbach; 220 Einw.

Schimmer, 1) Glanz und Licht in hohem Grade; — 2) helles, zitterndes oder funkelndes Licht; — 3) der schwächste Grad des Lichts.

Schimmerau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Trebnitz; Freischoltisei, 2 Wasser- und Windmühlen; 660 Einw.

Schimmerkopf (Bot.), Gattung der Pilze, s. v. a. Stilbum *Tode.*

Schimmernd (Min.), jener niedere Grad des Glanzes der Mineralien, bei welchem der allgemeine Lichtschein fast gänzlich verschwunden ist und nur einzelne kleine Punkte hervorglänzen, wie beim Bleischweif ꝛc.

Schimmerwitz, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow; 300 Einw.

Schimming (deutsche Heldens.), s. v. a. Schemming.

Schimnitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-Sr, Wilkie Siemnice), Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Oppeln; Wassermühle, Kalkofen; 400 Einw.; — 2) (Klein-S.), das.; 2 Vorwerke; 210 Einw.

Schimon (Biogr.), 1) Ferdinand, Maler u. Sänger, geb. zu Pesth 1796, widmete sich früh der Musik und der Malerei und gelangte besonders in München, wo er als k. Hofsänger Anstellung fand, in letzterer zu einer bedeutenden Stufe der Vollkommenheit. Er malte Porträts und halbe Figuren, treffliche Bilder, die in Auffassung und Darstellung, so wie in technischer Beziehung höchst lobenswerth sind. Besonders schön sind seine weiblichen Charaktere und mit großer Weichheit gemalt. Dann haben wir von S. auch lithographirte Blätter nach eigenen Gemälden. — 2) Max, Maler, geb. zu Pesth 1806, besuchte die Kunstschule seiner Vaterstadt und ging 1831 zur weitern Ausbildung nach München. Er malte Bildnisse und andere Darstellungen. Im J. 1836 kehrte er nach Pesth zurück.

Schimonken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Sensburg; Windmühle; 580 Einw.

Schimonski-Schimoni, Christoph Emanuel Vincenz von, geb. 1752 zu Brzezniz, war an mehren Orten Pfarrer, 1793 Kapitular zu Breslau, 1795 fürstbischöflicher Generalvikar und Scholasterieprälat daselbst, wurde 1797 Bischof von Leros in part. inf., 1805 Dekanatspräfekt, 1809 Weihbischof, versicherte als solcher den König von Preußen zu Königsberg der Treue des schlesischen Klerus, erhielt 1817 — 24 die Administratur des Fürstbisthums, ward 1824 Fürstbischof und † 1832.

Schimpanse (Säugeth.), Affengattung, s. v. a. Troglodytes.

Schimper, Wilhelm, Botaniker, bereiste Amerika in wissenschaftlichem Interesse, gibt mit dem Apotheker Bruch in Zweibrücken die „Laubmoose Europa's in Monographien", Stuttgart 1837 ff., 4., heraus.

Schimpera (Bot.), nach Hochstetter, Gattung der Cruciferae Isatideae *Hockst.* Art: S. arabica *Hockst.* Im glücklichen Arabien.

Schimpf, 1) s. Beschimpfung u. Schande; — 2) veraltet, s. v. a. Scherz.

Schimpfa (Bot.), in Abyssinien s. v. a. Gartenkresse, Lepidium sativum *L.*

Schimpfturniere, s. Turniere, vergl. Ritterwesen.

Schimpfwappen, s. Wappen.

Schimru Sabbathoth, jüdisches Gebet, s. Gebet.

Schimschiel, Dämon.

Schimsdorf (Schimbsdorf, Schimonowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Gut Siebendörfel; 370 Einw.

Schimsheim, großherzoglich hess. Dorf, Prov. Rheinhessen, Kr. Alzey, Friedensgericht Wörrstadt; 180 Einw.

Schimutitz (Zimutice), österr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Budweis, Gut Bzy; Mühle; 170 Einw.

Schimwurzel (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Chelidonii; s. Chelidonium majus *L.*

Schin (Hebr., Grammat.), s. Sch.

Schina (Geogr.), 1) russ. Fluß, Gouv. Nowgorod; fließt von Westen nach Osten und mündet in die Msta; — 2) s. v. a. China.

Schinagl (Schinnagel), Johann Franz, Maler, arbeitete wahrscheinlich 1660; B. Nothnagel radirte nach ihm zwei Landschaften mit Ruinen.

Schinau, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Weiler; 320 Einw.

Schinchow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Kammin; 140 Einw.

Schincke, Johann Chr. Gotth., Schriftsteller, geb. 1782 zu Querfurt, Pfarrer zu Wisnitz in Anhalt-Köthen, † 1839. Schr.: Metakritische Beobachtungen über die preußische Agende, 1724; — Dinters Ansichten und Bilder des Heiligen, 1833, 2 Bde.; — Handbuch der Geschichte der griechischen Literatur, 1838. — Außerdem besorgte er die 2. Ausgabe von Dinters Schullehrerbibel und die 4. Auflage von Schaafs Encyklopädie der klassischen Alterthumskunde.

Schindanger, s. Abdecker.

Schindel (in versch. Bed.), 1) s. Dach; — 2) s. v. a. Dachspitze; — 3) (Herald.), s. Heroldsfiguren; — 4) (Kohlenbr.), s. v. a. Schneidel.

Schindel (Biogr.), Johann Wolfgang, Bildhauer von Augsburg, machte sich durch seine Grabmonumente, die man daselbst in der St. Annakirche und auf dem evangelischen Gottesacker sieht, einen rühmlichen Namen; † 1774 im 83. Jahre.

Schindelbaum (Bot.), s. v. a. Imbricaria borbonica *Gärtn.*

Schindelberg, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Immenstadt; 120 Ew.

Schindeldach, s. Dach.

Schindeleisen, Werkzeug, womit man die Ruthen der Dachspindeln ausstößt.

Schindelig (bot. Term.), s. v. a. Imbricatus.

Schindelkriecher (Ornith.), s. v. a. gemeiner Baumläufer, Certhia familiaris *L.*

Schindelmacher (Schindelhauer), Leute, welche sich besonders in holzreichen Gegenden und wo überhaupt noch Schindeldächer gebräuchlich sind, z. B. auf dem Thüringer-Walde ꝛc., damit beschäftigen, Dachschindeln zu fertigen. Sie sind nicht zünftig.

Schindelmeissel (Biogr.), 1) Frau eines Banquiers in Königsberg, begab sich, als ihr Mann fallirt hatte, nach Berlin und errichtete dort ein Erziehungsinstitut, wo sie die nach ihr benannte schindelmeisselsche Methode beim Klavierunterricht einführte. Diese, obschon öfters angefeindete, doch sehr praktische Methode besteht darin, daß mehren Zöglingen auf einmal Unterricht im Spiel ertheilt werden kann. Während nämlich nur ein Zögling, der bei jedem neuen Stücke durch einen andern abgelöst wird, auf einem wirklichen Pianoforte spielt, spielen die übrigen, auf welche jedoch vom Lehrer gut Acht gegeben werden muß, auf Gestellen mit Pappetasten, indem sie mit dem eigentlich Spielenden jeden Griff und jede Bewegung taktmäßig mitmachen. — 2) Louis, Sohn der Vorigen, geb. 1812 zu Königsberg, studirte in seiner Vaterstadt, kam 1830 als Klarinettist in die Hofkapelle zu Berlin, machte nachher eine Kunstreise, wurde Direktor der Bühnen zu Salzburg, Wien, Grätz ꝛc. und begab sich zuletzt nach Pesth an das Stadttheater, wo er auch Direktor des Musikvereins wurde. Er komponirte viel und neigte sich dabei stark zur französischen Musik hin. Schr. die Opern: Mathilde; — Die zehn glücklichen Tage; — Die Giftmischerin; — Zsaparx; — Malvina; — außerdem mehre Messen, Vokalsachen, Quartetten ꝛc.

Schindelmühle, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Meseritz; 200 Einw.

Schindelnägel, Nägel, womit man die Schindeln befestigt, s. Dach.

Schindelnageleisenstein (Min.), s. v. a. der thonige Eisenstein von Hoschcutz in Böhmen, der eine stengelige Absonderung hat.

Schindelstadt, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Wegscheid; 110 Einw.

Schindelstamm, der geradgewachsene, astlose, gleichspaltige Tannen- oder Fichtenstamm, woraus der Schindelmacher die Dachschindeln verfertigt.

Schinden, 1) die Haut eines Dinges nach und nach ablösen und abziehen; — 2) die Haut, Schale, Oberfläche eines Dinges zufällig abstoßen oder abreiben; — 3) im Handel und Wandel das Maß der Billigkeit überschreiten, übertriebene Anforderungen stellen; daher die Redensart Schinden und Schaben.

Schinder, 1) s. Abdecker; — 2) (Bergb.) Flotz oder Gang, der einen andern ergiebigen Gang oder Anbrüche abschneidet.

Schinderblüthe (Bot.), s. v. a. gewimperte Alpenrose, Rhododendron hirsutum *L.*

Schinderhannes, s. v. a. Bückler.

Schinderkarren, Karren, womit gefallenes Vieh zum Schindanger oder Missethäter zum Richtplatz gebracht werden.

Schinderling, wurden spöttischerweise die sehr schlechten Pfennige, welche nur $^1/_6$ des Nennwerthes Gehalt hatten, genannt, die der Herzog Ludwig von Bayern in Passau prägen ließ, die aber bald wieder verrufen wurden.

Schindgrube, s. v. a. Schindanger.

Schindhart, bayer. Kirchdorf, R.-B. Pfalz, Kant. Dahn; 170 Einw.

Schindler (Biogr.). I. Gelehrter: 1) Heinrich Bruno, geb. 1797 zu Lauban, von 1821 an, Arzt, Operateur und Geburtshelfer zu Greifenberg in Schlesien. Sch.: Die ideopathische chronische Schlaflucht, Hirschb. 1829; — Die Entzündungsformen der Hornhaut des menschlichen Auges, Leipz. 1838; — Anämaturgie, Leipz. 1843, 2. Bde. — II. Bildende Künstler: 2) Philipp Ernst, Emailmaler, geb. zu Dresden 1723, ließ sich 1750 in Wien nieder und wurde daselbst 1770 Direktor der k. k. Akademie; soll die Kunst, Farben durch Schmelzen auf Gold zu tragen, in hohem Grade besessen haben. S. † zu Anfang des 19. Jahrhunderts. — 3) Johann, Zeichner und Landschaftsmaler, 1777 zu Wien geboren und an der Akademie daselbst gebildet, wurde später Professor der Zeichnenkunst an der Normalschule von St. Anna, dann auch Mitglied der Akademie der Künste. S. malte landschaftliche Darstellungen und radirte mehre derselben in Kupfer; dann radirte er auch Baumstudien, Thiere, Figuren ꝛc. † um 1838. — 4) Albrecht, Maler, geb. zu Engelsberg in Oesterreichisch-Schlesien 1806, besuchte die Akade-

mie der Künste in Wien, widmete sich der Genremalerei und lieferte in kurzer Zeit verschiedene Gemälde, die zu den besten Werken dieser Art gehören, darunter treffliche militärische Scenen. Eines der früheren, 1834 gemalt, findet sich in der Gallerie des Belvedere zu Wien; es stellt einen verwundeten Offizier im Kapucinerkloster liegend vor, wie ihm der Pater die letzte Oelung ertheilt. Außerdem nennen wir: die letzte Pilgerreise, das Almosen, 1840; italienische Räuber, einen Reisewagen überfallend, lithographirt von A. Selb für den trieſter Kunstverein 1841. S. † zu Wien 1842. — 5) Karl, Zeichner und Maler zu Wien, jetzt lebender Künstler, durch verschiedene Zeichnungen zum Stiche für literarische Werke bekannt, komponirte auch mehre Andachtsbilder, die ebenfalls in Nachbildung bekannt sind. Seine Gemälde bestehen in Genrestücken: Der Schwur zur Fahne, lith. von Lanzedelli 1842; der letzte Abend eines Verurtheilten, lith. von demselben 1842; der furagirende Husar, lith. von Lanzedelli; der Weingarrenhüter, lith. von Herr. — III. Musiker: b) Anton, Musikdirektor am Dom und an der musikalischen Akademie zu Münster, ein auch als Komponist und musik. Schriftsteller rühmlichst bekannter Künstler, wurde um 1790 geb. und vorzüglich in Wien gebildet, woselbst er auch eine Reihe von Jahren als Theater-Kapellmeister fungirte und die „musikalischen Nachrichten" verabfaßte. Im J. 1831 wurde er nach Münster gerufen, und 1832 trat er sein jetziges Amt an. Merkwürdig ist S. noch dadurch für die Kunst, daß er ein vieljähriger Freund und Genosse von Beethoven war und eine Menge von Aktenstücken, als Briefe und Notenmanuskripte, von Beethoven verwahrt, wovon er einige Briefe in musikalischen Zeitschriften, zu B. der „Cäcilia", hat abdrucken lassen; auch hat er eine ausführliche Biographie Beethovens in einem besonderen Werke herausgegeben, das 1840 in Münster erschien. — 7) Katharina, s. Bergopzoomer 2).

Schindlersches Blaufarbenwerk, s. Albernau.

Schindlöcker (Biogr.), 1) Philipp, vorzüglicher Violoncellvirtuos, 1753 zu Mons in den Niederlanden geboren, erhielt den ersten Unterricht auf dem Cello von Himmelbauer in Wien, erwarb sich die höhere künstlerische Ausbildung durch gründliches Studium älterer Meister und die technische vollkommene Kenntniß seines Instrumentes, so wie die ihm eigene Leichtigkeit und Sicherheit im Ueberwinden der größten Schwierigkeiten durch rastlichen Fleiß. Im J. 1795 wurde er als Solospieler im Hoftheaterorchester angestellt, 3 Jahre später in gleicher Eigenschaft am Dome zu St. Sephan; 1806 wurde er zum k. k. Kammermusiker ernannt. Auch als Akademie-Inspektor der Tonkünstler-, Witwen- und Waisen-Gesellschaft erwarb er sich fast ein Viertel Jahrhundert hindurch um diese Anstalt die größten Verdienste. Er † 1827, gleich hochgeachtet als Mensch, wie als Künstler und Lehrer. Eine Menge trefflicher Meister sind aus seiner gediegenen Schule hervorgegangen, z. B. der k. k. Kammervirtuos Merk und sein Neffe Wolfgang S. Von den Kompositionen, die er für sein Instrument schrieb, und welche in Koncerten, Serenaden, Variationen und dergl. bestehen, sind seinem Willen gemäß keine veröffentlicht worden. — 2) Wolfgang, Neffe des Vorigen, ebenfalls guter Cellist, geb. 1789, war erst Violinspieler und bildete sich erst später unter seinem Oheim im Violoncellspiel aus, lebte bis 1807 in Wien, wo er mehre Jahre am Hoftheater engagirt war, folgte aber dann einem Rufe an die Kapelle nach Würzburg, wo er auch in Folge der geringen Abhängigkeit, in der er lebte, für immer blieb.

Schindylese (Scindylesis, v. Griech., Spaltennaht, Med.), diejenige Art der Knochenverbindung, wo ein Knochen mit einer dünnen Platte in einer fugenartigen Vertiefung eines andern aufgenommen wird, wie dies bei der Einfügung des Pflugscharbeins der Fall ist.

Schinear (bibl. Geogr.), die Ebene, wohin die Noachiden nach der Sündfluth zogen und später den Thurmbau begannen.

Schiner, s. v. a. Markscheider.

Schinesen, s. v. a. Chinesen.

Schingking, Provinz, s. v. a. Mukden.

Schingmu (Buddhaism.), Mutter des Buddha oder Fo, den sie als Jungfrau gebar, nachdem sie eine Lotosblüthe gegessen, die sie am Ufer eines Flusses auf ihren Kleidern gefunden hatte. Ihr Bild findet sich in den Buddhatempeln meist hinter dem Altar in einer Nische, mit einem seidenen Vorhange verdeckt, ein Kind an der Hand und auf dem Knie und eine Glorie um ihr Haupt.

Schini, Kap, s. v. a. Itanos.

Schinjutaga, Stadt, s. v. a. Siyo-thiya.

Schink (Biogr.), Johann Friedrich, deutscher Dichter und Dramaturg, geb. am 29. April 1755 zu Magdeburg, erhielt seine Vorbildung auf der dortigen Klosterschule, bezog, um Theologie zu studiren, 1773 die Universität Halle, wandte sich aber daselbst hauptsächlich ästhetischen Studien und dichterischen Arbeiten zu, verbrachte seit 1778 einige Zeit als Privatlehrer zu Berlin, ward 1779 Theaterdichter in Hannover und ging von hier aus 1780 nach Wien. Nach neun Jahren kam er als Theaterdichter und Dramaturg zu der Bühne Schröders nach Hamburg, lebte von 1797 an in Ratzeburg, verweilte 1812—16 in Holstein und ging mit der vergeblichen Hoffnung dann nach Berlin, bei dem dasigen Nationaltheater eine Anstellung zu finden. Auf die Empfehlung der Frau von der Recke erhielt er von der Schwester derselben, der Herzogin von Kurland in Löbichau, einen Jahresgehalt ausgesetzt und wurde nach dem Ableben der Herzogin von deren Tochter, der Herzogin von Sagan, zum Bibliothekar ernannt, eine Stellung, in welcher er bis an seinen Tod (10. Febr. 1835) zu Sagan verblieb. Schon als Student hatte er einzelne, gut aufgenommene poetische Beiträge in den leipziger und göttinger Musenalmanach geliefert; auch hatte sein Trauerspiel „Gianetta Montalbi" den von der hamburger Bühne ausgesetzten Preis von 20 Friedrichsd'or davon getragen. Später schr. er: Dramaturgische Fragmente, Grätz

1781—1784, 4 Bde.; — Theater zu Abdera, Berl. 1787; — Dramaturgische Monate, Schwerin 1790, 4 Bde.; — Laune, Spott, Ernst, ein Wochenblatt, Altona 1793, 4 Bde.; — Johann Faust, Berl. 1804, 2 Bde.; — Gesänge der Religion, das. 1798, neue Aufl. 1823; — Fügungen, eine didaktisch-dramatische Darstellung, das. 1818; — Romantische Darstellungen, Altenb. 1822; — Darstellung des Lebens und des Charakters Lessings, Berl. 1825; — Friedrich Schillers Don Carlos, ästhetisch, kritisch und psychologisch entwickelt oder Schillers dramatischer Genius, gerechtfertigt gegen den Miß- und Unverstand des Zeitalters, Dresd. 1827, 2c. — S. koncentrirte seine Thätigkeit nicht genug, um Produktionen von bleibendem Werthe hervorzubringen.

Schink (Amphib.), Eidechsengatt., s. v. a. Skink, Scincus *Daud.*

Schinkau (Zinkau, Zinkowy, Geogr.), 1) österr.-böhm. Herrschaft, Kr. Klattau; umfaßt mehre Güter mit 11,068 J. 903 □Kl. Areal; — 2) Marktflecken das.; Schloß, Hospital, Mühle; 480 Einw.

Schinkel (Geogr.), hannöv. Bauerschaft, Fürstenthum und Amt Osnabrück; 380 Einw.

Schinkel (Biogr.), Karl Friedrich, der größte Architekt der neuern Zeit, zugleich bedeutender Maler, wurde den 13. März 1781 zu Neu-Ruppin, wo sein Vater Superintendent war, geb., verwaiste aber schon im 6. Jahre. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, seine spätere auf dem in Berlin, wo er bis zur ersten Klasse vorgerückt war, als er sich, seiner Neigung folgend, dem ausschließlichen Studium der Kunst, vornehmlich dem der Architektur zuwandte, worin ihn der Oberbaurath David Gilly ein Jahr lang, dann der berühmte Professor und Bau-Inspektor Friedrich Gilly unterrichtete. Letzterer besonders, der zuerst die Reinheit und die Würde der griechischen Kunst als Grundlage des höhern architektonischen Studiums hinstellte und die Leistungen des Handwerkes zu einer edlern Schönheit durchzubilden sich bemühte, übte auf S. entschiedenen Einfluß, u. seine großartigen Ideen, zu denen er sich in der kurzen Zeit seines künstlerischen Wirkens im Kampfe gegen die damalige verdorbene Geschmacksrichtung empor gearbeitet hatte, gingen auf S. als eine schöne Grundlage für weitere Bestrebungen über. Zunächst diente der plötzliche Tod des Meisters dazu, S. in eine ausgedehnte Praxis einzuführen und ihm dadurch eine reiche Uebung seiner künstlerischen Kräfte zu gewähren. Gilly hatte ihm nämlich kurz vor seinem Tode die Leitung seiner architektonischen Geschäfte übertragen, und diese Arbeiten mußte er jetzt selbstständig fortführen. Früher war er vielfach für die eckartsteinische Fayencefabrik beschäftigt, indem er Zeichnungen zu allerhand Gefäßen lieferte, auch Teller, Vasen u. s. w. eigenhändig mit Malerei versah. Eine größere Reise nach Iftrien, Italien, Neapel und Sicilien, die er 1803 antrat, machte ihn mit den zahlreichen Monumenten der klassischen Architektur bekannt, und die schönen Gegenden des Südens, besonders die von Sicilien, veranlaßten ihn zu mehren landschaftlichen Studien, wovon seine Mappen ein interessantes Zeugniß geben. Auch unterließ er nicht, für bildliche Darstellung der menschlichen Gestalt Studien nach den Gemälden der großen Meister, besonders Raphaels, nach den parthenonischen Skulpturen, auch unmittelbar nach dem Leben zu machen. Völlig ausgerüstet, um das Bedeutendste in seinem Fache beginnen zu können, war S. nach Berlin zurückgekehrt; die Zeitereignisse jedoch traten von 1806 an allen bedeutenden architektonischen Unternehmungen in Preußen hemmend in den Weg. S. wußte indeß den Reichthum seines Talents nach einer andern Seite zu benutzen; er ward Landschaftsmaler, und eine Reihe der merkwürdigsten Erscheinungen in diesem Fache der Kunst verdankt den traurigen Verhältnissen der Zeit ihre Entstehung. Es sind dies auf eine brillant dekorative Wirkung berechnete dioramenartige Bilder, die bald die vollste Anerkennung und Bewunderung fanden. Zu seinen Gönnern gehörte namentlich Gneisenau, für welchen er Vieles malte. Für Wilhelm Gropius lieferte er eine bedeutende Reihenfolge von Bildern für öffentliche Ausstellungen von 1803—1814. Zu seinen umfassenderen Werken gehört das Panorama von Palermo. Dieses, so wie ein Cyklus von perspektivisch-optischen Bildern kaufte später Gropius, der auch einen zweiten Cyklus ähnlicher Gemälde erwarb. Sie sind zu Grunde gegangen, so wie die meisterhaften Darstellungen der 7 Weltwunder. An diese Gemälde reihen sich mehre große Tapetenbilder, Beweise einer großen Regsamkeit und Energie seines Talentes. Nachdem S. 1810 als Assessor in der errichteten Baudeputation angestellt worden war, wurde er nach dem Frieden schnell von dem mannichfachsten Arbeiten in Anspruch genommen, u. bedeutsame architektonische Unternehmungen boten ihm Gelegenheit, sich nunmehr in seiner vollsten Meisterschaft zu zeigen. Im J. 1811 nahm ihn die k. Akademie zu Berlin unter ihre ordentlichen Mitglieder auf; im Dec. 1820 ward er Professor bei derselben und Mitglied des akademischen Senates. Im Mai 1815 rückte er in die Stelle eines geheimen Oberbaurathes auf; 1819 wurde er Mitglied der technischen Deputation im Ministerium für Handel, Gewerbe und Bauwesen, und 1839 erhielt er die höchste Stelle, welche der Staat für das Fach der Architektur darbietet, die des Ober-Landes-Baudirektors, doch † er schon am 9. Okt. 1841 in Folge einer Gehirnlähmung. Eine unzählige Menge von Leidtragenden begleitete ihn zu seiner letzten Ruhestätte nach der Friedrichswerderkirche, ein Trauerzug, wie ihn die große Residenz selten gesehen hat. In der Vorhalle des von ihm erbauten Museums ließ der König das Standbild des Künstlers in Marmor aufstellen, und die Architekten Berlins errichteten ihm auf seinem Grabe ein Monument, wozu eine Zeichnung S.s benutzt wurde, welche dieser für einen seiner hohen Gönner entworfen hatte. Eine aus Monolithen von Granit erbaute Gruft enthält seine irdischen Ueberreste, und der Monolith, der sie bedeckt, ist mit seinem Namen bezeichnet. Das Monument selbst

besteht aus einer Stele von Granit mit einer Krönung von Bronze.

S.s künstlerische Richtung im Allgemeinen ist (nach der Darstellung in Naglers „Künstlerlexikon", Bd. 15) mit Entschiedenheit als eine klassische zu bezeichnen. Am unmittelbarsten ergibt sich dies aus der Betrachtung seiner architektonischen Werke, in denen vorherrschend die Formen der antiken Baukunst die Grundlage bilden, und zwar in einer Weise, welche durchweg auf die edelste Blüthezeit dieser Kunst, auf die griechischen Werke aus dem Zeitalter des Pericles, zurückgeht. S. hat uns den reinen Styl dieser Werke, den lebensvollen Organismus ihrer Bildung, die befriedigende Harmonie ihrer Komposition aufs Neue zur Anschauung gebracht. Aber er steht nicht unter der Botmäßigkeit seiner Vorbilder. Ohne zwar die Einzelheiten der griechischen Architektur willkürlich zu zerstückeln, ohne den innern Zusammenhang, durch den sie bedingt wird, aufzulösen, weiß er ihre Formen nicht nur dem jedesmaligen äußern Bedürfniß, wo ein solches geboterisch gegenübersteht, mit Geschmack anzupassen, weiß er überhaupt nicht nur ihr gegenseitiges Verhältniß zu dem beabsichtigten Eindrucke auf den Sinn des Beschauers nach dieser oder jener Richtung hin mannichfach zu modificiren; auch in ganz neuer und eigenthümlicher Zusammenstellung führt er uns diese Formen vor, ganz neue und eigenthümliche Kompositionen läßt er aus dem innern Geiste der antiken Kunst sich in vollkommner Freiheit entwickeln. Diese streng klassische Richtung S.s muß natürlich diejenige, die man im Gegensatze gegen diese als die romantische bezeichnet, ausschließen; daß ihm aber gleichwohl die vollkommenste Ergründung der romantischen (mittelalterlichen) Baustyle nicht fremd war, daß er auch in diesen sich mit geistreicher Benutzung aller Mittel, welche sie darbieten, zu bewegen verstand, geht, auch wenn nicht andere, Umstände zu diesem Schluß berechtigten, überzeugend aus seinen Architekturgemälden, aus seinen Entwürfen zu einer vollständigen Restauration der berühmtesten gothischen Dome, so wie besonders aus seinen, für die k. Theater zu Berlin entworfenen Dekorationen hervor. Eine unmittelbare Anwendung solcher Studien auf die Architektur selbst findet in seinen Werken nicht Statt, und wo — zumeist ohne Zweifel auf äußern Anlaß — einzelne seiner architektonischen Werke in einem romanischen Style angelegt sind, da tritt nichts desto weniger die Konsequenz jener Richtung wiederum charakteristisch hervor. Denn natürlich konnte es bei der romantischen Reaktion, die unsere gesammte Kunst in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts durchzumachen hatte, nicht fehlen, daß auch hiervon sich Einwirkungen in seinen architektonischen Leistungen zeigen mußten, daß auch von ihm Entwürfe in einem mittelalterlichen Baustyle begehrt wurden. So finden sich mehre Werke von ihm (theils ausgeführt, theils nur im Entwurfe), welche der Richtung des gothischen Baustyls folgen. Aber S. bemühte sich, auch diesen nicht minder nach den Principien der klassischen Kunst umzubilden. Ob indessen eine solche Umbildung im Allgemeinen zu den erwünschten Erfolgen führe, läßt Kugler (K. F. S., eine Charakteristik seiner künstlerischen Wirksamkeit, Berl. 1842) dahin gestellt seyn. Für unmittelbare Aufnahme des sogenannten byzantinischen Baustyls, dessen Zweckmäßigkeit für unsere heutigen Bedürfnisse durch einige der bedeutendsten Architekten in den südlichen und westlichen Gegenden unseres Vaterlandes vertreten wird, finden sich keine Beispiele unter S.s architektonischen Leistungen; Kugler vermuthet aber, daß das Resultat, auf welches jene Männer hinzustreben scheinen, sich am Ende mit den neuen Gestaltungen der klassischen Kunst, für welche S. die Beispiele gegeben hat, in harmonischer Weise vereinigen dürfte.

Werke im antiken Architekturstyle. Kugler eröffnet die Uebersicht von S.s Werken mit dem Entwurfe für das Königsschloß in Athen, indem hier auf demjenigen Boden, der die schönsten Blüthen griechischer Kunst getragen hat, in unmittelbarer Nachbarschaft mit den Denkmalen der perikleischen Zeit eine entschiedene Wiederaufnahme der griechischen Bauformen durch eine innere Nothwendigkeit bedingt schien. S. erhielt 1834 den ehrenden Auftrag zu diesem Entwurfe, der aber, so wie jener von Klenze, nicht zur Ausführung kam, da bekanntlich Gärtners Plan vorgezogen wurde. Jener von S. ist aber für die Kunst nicht verloren, indem er jetzt auf 12 Blättern im größten Foliosformate in meisterhafter Abbildung vorliegt. Diese Blätter bilden die ersten 3 Lieferungen eines Prachtwerkes unter dem Titel: „Werke der höhern Baukunst, für die Ausführung erfunden und dargestellt von K. F. S." Eine Beschreibung und einen kleinen Grundriß der ganzen Anlage gab früher A. F. von Quast: „Mittheilungen über Alt- und Neu-Athen". Als eine Anlage von verwandter Beschaffenheit erscheint der Entwurf zu einem Landhause, welches im Auftrage des regierenden Königs von Preußen unfern Charlottenburg, im Park von Sanssouci, ausgeführt werden sollte. Der Entwurf findet sich im letzten (XXVIII.) Hefte von S.s größerer Sammlung architektonischer Entwürfe, zugleich mit der gesammten Ausstattung der Anlage, in der Andeutung der Bildwerke, der springenden Wasser, der Gartenanlagen. Eine größere Gartenanlage in der Gestalt eines Hippodroms ist seitwärts neben der Villa angeordnet, und nur dieser Hippodrom ist bis jetzt zur Ausführung gekommen. In der ganzen Reihe der anderweitigen Entwürfe in S.s größerer Sammlung finden sich nur wenige, in denen der griechische Architekturstyl ohne Modifikationen der einen oder andern Art angewandt ist. Außer den Plänen für rein monumentale Zwecke nennt Kugler nur die beiden kleinen Gebäude zu den Seiten des potsdamer Thors in Berlin (Heft VIII), vierfäulige dorische Prostyle, durchweg von einer Reinheit und Vollendung der für diese Säulenordnung überlieferten architektonischen Formen, daß sie gradehin als eine Wiederbelebung des Schönsten, was das klassische Alterthum hierin geleistet hat, betrach-

tet werden müssen. Nur im Mangel der dekorirenden Theile (der Akroterien und des freiern Schmuckes in den Giebelflächen und Metopen) stehen sie gegen die Werke des Alterthums zurück. Eine einfache Aufnahme der griechischen Formen zeigt ferner die Anlage des Trinkbrunnens zu Aachen (Heft IV), ein Rundbau, dessen vordere Seite durch einen offenen Halbkreis dorischer Säulen gebildet wird, und dem sich zu beiden Seiten niedrige Portiken, ebenfalls dorischer Ordnung, anschließen. Bedeutsamer bereits erscheint die Anlage der Hauptwache Berlins (Heft I). Hier macht sich bei der Anwendung griechischer Bauformen schon eine eigenthümlich freie Behandlung derselben, sowohl in der Hauptanlage, wie auch in besondern Einzelheiten bemerklich. Nach S.s Plan (Heft XXIII) wurde auch die Schloßwache in Dresden erbaut; diese gefattete aber keine so bedeutsame Hauptanlage. Der Haupttheil des Gebäudes ist mit einem Portikus von reicher jonischer Ordnung geschmückt, der wiederum (auch mit den dekorirenden Theilen) als das schönste Muster griechischer Architektur erscheint. Ihm lehnen sich zu den Seiten 2 niedrigere Flügel an. Zu S.s großartigsten Bauanlagen gehört unstreitig die des Museums zu Berlin (Heft VI, XVII). Das würdigste Beispiel indeß, wie S. die Formen der griechischen Architektur für die heutigen Zwecke anzuwenden, wie er aus ihnen in freier Kombination ein eigenthümliches Ganzes zu gestalten und doch überall den konsequentesten Organismus durchzuführen weiß, bildet das von ihm erbaute Schauspielhaus zu Berlin (Heft II, nebst 1. u. 2. Folge). Den eben genannten Architekturen reihen sich noch die Entwürfe zu einigen prinzlichen Palästen an, deren Hauptformen ebenfalls das Gepräge des griechischen Styls tragen. Vornehmlich die Entwürfe zu dem Neubau eines Palais des Prinzen von Preußen am Opernplatze zu Berlin (Heft XXVI), von denen der eine sich in einer südlich heiteren Großartigkeit zeigt und durch seine Verbindung mit festlicher Gartenanlage von ungemein malerischer Wirkung erscheint, während der andere durch brillanten Säulenschmuck ein mehr monumentales Ansehen gewinnt. Auch ist hier der geschmackvolle Umbau des alten Johanniter-Ordens-Palais in Berlin zu einem Palais für den Prinzen Karl (Heft XXVIII) zu erwähnen. Als im Ganzen einfach gehalten, und doch zu den schönsten Arbeiten S.s gehörend, ist hier auch der Entwurf für das Gebäude der Singakademie (Heft III) zu nennen, der aber leider nicht zur Ausführung kam. Daneben sind noch hervorzuheben: die Anlage der neuen Packhofgebäude zu Berlin (Heft XXI), ein Ganzes von eigenthümlich malerischer Gruppirung; die Sternwarte von Berlin (Heft XXV), mit zierlicher Giebelkrönung der Hauptfronte; die Façade der Artilleriekschule zu Berlin (Heft III), durch eine kräftig vortreffliche Pilasterstellung ausgezeichnet; die Verlängerung der Wilhelmsstraße zu Berlin (Heft III); das Kasinogebäude zu Potsdam (Heft XII); verschiedene bürgerliche Wohnhäuser (Heft IX u. X), besonders jenes des Ofenfabrikanten Feilner zu Berlin, ganz aus gebrannten Steinen ohne Putz (Heft XVIII) ꝛc. Wenn in diesen Gebäuden das äußere Bedürfniß vorherrschend war, u. es nicht die ausschließliche Absicht seyn konnte, dieselben in einer höhern künstlerischen Durchbildung erscheinen zu lassen, so sind ferner jedoch einige andere Gebäude und Entwürfe zu nennen, in denen die größere Freiheit des ländlichen Verkehrs der eigenen Freiheit des Künstlers wiederum einen weitern Spielraum zur klassischen Gestaltung gewährte. Dahin gehören: das großartig imponirende Schloß Krzeskowice (Heft VII); das so anmuthvolle, wie interessante Schlößchen des Prinzen Karl zu Glienicke, bei Potsdam (Heft XXVIII); das Gesellschaftshaus im Friedrich-Wilhelmsgarten bei Magdeburg (Heft XVI); der Umbau des Schlößchens Tegel für Wilhelm von Humboldt (Heft IV) und der von Charlottenhof bei Potsdam (Heft XVIII) und die dazu gehörige Gärtnerwohnung mit Säulen- und Pfeilerstellungen, Pavillons u. Aehnlichem (Heft XXIV), ein Ganzes von der eigenthümlichsten malerischen Wirkung, in klaren Formen und Verhältnissen der klassischen Kunst. Endlich ist noch das im Posenschen für den Fürsten Radziwill erbaute Jagdschloß Antonio (Heft IV) anzuführen. Es ist ganz in Holz ausgeführt, aber in rein klassischer Durchbildung.

Werke, vom antiken Architekturstyle abweichend. Außer einigen Kirchenplänen finden sich nur wenige Entwürfe, in denen S. die Formen anderer Baustyle der Vorzeit, als die der griechischen, zur Anwendung gebracht hätte. Ein ungemein schönes Beispiel dieser Art stellt der projektirte Entwurf eines Umbaues des im Posenschen gelegenen Schlosses Kurnik vor (Heft XXIII). Nicht minder anziehend ist der Entwurf zum Schlosse des Prinzen von Preußen auf dem Babelsberge bei Potsdam (Heft XXVII), welcher größtentheils zur Ausführung gekommen ist. In diesem Entwurfe tritt eine gewisse Verwandtschaft mit der Bauweise englisch-gothischer Kastelle hervor. Einige Entwürfe zeigen eine größere oder geringere Verwandtschaft mit dem Baustyl der toskanischen Paläste des 15. Jahrhunderts. Unter diesen ist zunächst anzuführen das Palais des Grafen Redern in Berlin (Heft XXIII), welches in seiner Hauptform vornehmlich an den burgähnlichen Charakter der altflorentinischen Paläste erinnert, im Detail aber die volle Lauterkeit griechischen Formensinnes zeigt. Aehnlich, aber heiterer und freier entwickelt ist der Entwurf zu einem Palais des Prinzen von Preußen am pariser Platze zu Berlin (Heft XXVI). Aehnlich ferner, nur ungleich einfacher ist das schöne Rathhaus in Zittau (Heft XXVII), und die für einen Umbau des berliner Rathhauses projektirte Façade (Heft I). Interessanter noch zeigt sich die Behandlung abweichender Hauptformen im Geiste der griechischen Kunst an einigen andern Gebäuden, zu denjenigen wichtigen gehörend, in welchen eine weitere Fortbildung der heutigen Architektur auf stetige Weise, ohne willkürlichen Sprung oder Rückschritt, wahrzunehmen ist. Unter diesen sind zunächst die beiden kleinen Gebäude zur Seite des neuen Thors

von Berlin (Heft XXV.) zu nennen. Im verwandten Style, aber ungleich reicher in der Gesammtkomposition und durch besondere Abtheilungen in einzelne Haupttheile auseinander gelegt ist die Architektur des hamburger Schauspielhauses (Heft XII), in welcher Kugler, trotz der großen Konsequenz in der Durchführung des angewandten Systems, doch noch nicht eine vollkommene harmonische Durchdringung der Bogenarchitektur mit den Formen der griechischen Kunst erkennt. Die vollkommenste Eigenthümlichkeit dagegen, wie solche unmittelbar durch das Bedürfniß und durch die heimische Weise der Konstruktion hervorgerufen war, und zugleich eine Formation des Einzelnen, bei welcher die griechische Bildungsweise durchaus naturgemäß erscheint, zeigt das Gebäude der neuen Bauschule zu Berlin (Heft XX u. XXV). — Unter den Kirchenplänen nennen wir den der Werderkirche zu Berlin (Heft XIII); der andere (Heft V) war zu einer großen Kirche bestimmt, welche neben dem Spitalmarkte erbaut werden sollte, aber nicht zur Ausführung gekommen ist. Ungleich mehr nähert er sich den Principien des gothischen Styls in der Kapelle im kaiserlichen Garten zu Peterhof bei St. Petersburg (Heft XXI). Für die Mehrzahl seiner Kirchenpläne hat S. die Anlage der Basiliken zum Muster genommen, einer Gattung von Gebäuden, die — ursprünglich dem klassischen Alterthume angehörig — der unmittelbaren Anwendung klassischer Formen vor allen günstig seyn mußte. In diesem Betrachte dürfen zunächst die 4 Kirchenpläne, welche Heft XI enthält, als Beispiele anzuführen seyn. Der erste dieser Pläne erscheint nach Kugler als die edelste Durchbildung des Basilikenbaues für die heutigen Bedürfnisse: ein Langhaus mit doppelten Säulenstellungen im Innern, durch welche Emporen an den Seiten und an der Giebelwand gebildet werden, flach gedeckt, und eine großartige gewölbte Nische dem Eingange gegenüber. Im Aeußern ist die Giebelseite durch einen vorspringenden Portikus geschmückt; die Seitenwende sind mit einer Doppelreihe griechisch eingerahmter Fenster versehen. Bei dem vierten Plane dieses Heftes sind Thüren und Fenster im Halbkreisbogen überwölbt und zugleich im Aeußern auf eine gemessen bedeutsame Weise angeordnet. Noch bedeutsamer aber erscheint diese Anordnung an der Kirche zu Straupitz in der Lausitz (Heft XIV). Hier sind diese gewölbten Oeffnungen nicht bloß im Aeußern und besonders für den Eindruck der Façade wirkungsreich angeordnet, sondern auch das Innere hat durch eine entsprechende Bogenkonstruktion im Ganzen mehr Feierlichkeit erhalten. Die Decke nämlich wird hier durch große Bogenstellungen unterstützt, zwischen denen die zweifachen Emporen eingebaut sind, so daß diese mit der Altarnische korrespondirende Anordnung auf bedeutsame Weise vorherrschend bleibt. Hiermit verwandt erscheinen diejenigen Einrichtungen, durch welche S. dem Innern der Johanniskirche zu Zittau (Heft XXVII) bei dem Umbau derselben ein würdigeres Gepräge zu geben gewußt hat. In der Reihe dieser genannten Entwürfen ist indeß im Allgemeinen, mehr oder minder, eine bedeutende Einfachheit vorherrschend. Eine reichere Durchbildung, die in einzelnen Beispielen wiederum zu den merkwürdigsten Resultaten für S.s Umgestaltung der klassischen Elemente führt, tritt uns in einer zweiten Folge von Kirchenplänen entgegen, die in dem XIV., XV. u. XVI. Hefte enthalten sind. Es sind 5 Pläne, welche von S., um eine reichere Auswahl darzubieten, für 2 in den Vorstädten Berlins zu bauende Kirchen entworfen wurden, alle von Kugler kritisch gewürdiget, und besonders 3, in denen großartige Hauptformen, den Haupteindruck des Ganzen bestimmend, hervortreten. Diese Entwürfe kamen aber leider nicht zur Ausführung. Noch ist der für die Nikolaikirche in Potsdam bestimmt gewesene Kirchenplan (Heft XXII) anzuführen.

Denkmäler. In den Entwürfen für rein monumentale Zwecke war dem Architekten die Gelegenheit gegeben, seine Eigenthümlichkeit am unabhängigsten zu entwickeln. Und wiederum finden wir hier eine entschiedene Aneignung der griechischen Bauformen, so daß sich gerade an ihnen die klassische Richtung S.s in ihrer schärfsten Konsequenz ausspricht. Einen eigenthümlichen und den bedeutendsten Cyklus unter diesen Entwürfen machen diejenigen aus, welche für ein in Berlin zu errichtendes großartiges Denkmal Friedrichs des Großen bestimmt sind und sich an mehre andere von frühern Künstlern zu diesem Zwecke angefertigte Pläne anschließen, und auf welche noch neuere Projekte folgten. S.s erster Entwurf (Heft V) gehört der Hauptsache nach der Skulptur an, indem er den König in einer reichen Gruppe darstellte, die andern Entwürfe, 6 an der Zahl, füllen das XIX. Heft. In ihnen macht sich, neben der bildlichen Darstellung des zu Feiernden, das architektonische Element mehr oder weniger geltend. Die übrigen monumentalen Entwürfe S.s beziehen sich auf die Ereignisse der Befreiungskriege. Zu diesen gehört das in Eisen gegossene kolossale Denkmale auf dem Kreuzberge bei Berlin (Heft III), im gothischen Style erbaut. Ein älterer Entwurf als der genannte, ebenfalls ein Denkmal der Befreiungskriege, ist als ein öffentlicher Brunnen gedacht. Diesen größern Werken reiht sich das einfache Grabesdenkmal Scharnhorsts an (Heft IX). Endlich ist hier noch ein Entwurf S.s anzuführen, der, einen materiellen Zweck auf das Großartigste erfüllend, hiermit zugleich die edelste monumentale Bedeutung verbindet. Dies ist die neue Schloßbrücke zu Berlin (Heft III), die sich in majestätischer Breite über einen Arm der Spree hinwölbt. Die Dekoration ist im Entwurfe noch reicher als in der Ausführung.

In seinen architektonischen Entwürfen sind auch die hierher bezüglichen Theile eben so lebensvoll, mit derselben Rücksicht auf das Ganze durchgearbeitet, wie die Formen der Architektur selbst. In der stylistischen Behandlung schließen sie sich durchaus harmonisch der letztern an; in Bezug auf die Idee der Darstellung spricht sich in ihnen die specielle Bedeutung des Gebäudes, für welches sie entworfen wurden, in

großartig freien Zügen aus. Für eine der geistreichsten Kompositionen dieser Art hält Kugler diejenige, welche von S. für den Fronton der Hauptwache Berlins entworfen wurde. Sie enthält, in einer Reihefolge von Gruppen, ein umfassendes Bild des Krieges. In einem der großen Waffensäle des Zeughauses zu Berlin ist eine plastische Ausführung in entsprechender Größe nach S.s Entwurf. Noch verschiedene andere Kompositionen, besonders für die Giebelfelder griechischen Styls, hat S. in der Sammlung seiner architektonischen Entwürfe bekannt gemacht, wie den schönen Giebelschmuck des Packhofgebäudes und der Sternwarte. Am interessantesten aber sind die Skulpturen in gebranntem Thon, welche das Gebäude der neuen Bauschule zu Berlin schmücken. Sie zerfallen nach den Räumen, zu deren Ausstattung sie dienen, in verschiedene Cyklen. Als einen Hauptcyklus kann man zunächst diejenigen betrachten, welche in den Fensterbrüstungen des Hauptgeschosses angebracht sind und mit ihren freien Zügen einige große Phasen der Entwickelung der Architektur vorstellen. Nicht minder interessant und eigenthümlich ist der zweite Hauptcyklus, der die Darstellungen an den Gewändern der Portale umfaßt. An dem einen derselben sind nämlich die Bilder der Architektur in ihrer Bedeutung als schöne Kunst (besonders die Personifikationen der Säulenordnungen), an dem andern die Bilder der Architektur als Wissenschaft vorgestellt.

Historische Malerei. Die bisher erwähnten Entwürfe S.s sind solche, welche in unmittelbarem Bezuge zur Architektur stehen, durch diese bedingt werden und sich ihren Formen als ein wesentlich nothwendiges Glied anschließen. Aber S. hat auch selbstständige Werke bildender Kunst geliefert, und die Hauptstelle unter diesen nehmen seine Entwürfe zu den in der Vorhalle des berliner Museums auszuführenden Wandmalereien ein: Arbeiten von einer so eigenthümlichen Vollendung, in Bezug auf die äußere Darstellung wie auf die Durchbildung des ihnen zu Grunde liegenden Gedankens, daß ihnen die entschiedenste Anerkennung im weitesten Kreise zu Theil geworden ist. Im gewissen Sinne als Vorbereitungen zu diesen Bildern glaubt Kugler einige andere bezeichnen zu dürfen, namentlich ein großes kraftvolles Oelgemälde vom J. 1827, welches, inmitten eines dichten südlichen Haines, eine idyllische Scene zwischen einem Mädchen und einem Knaben darstellt, ein Bild, in dem das edelste Formenstudium hervortritt. Zunächst gleichzeitig mit diesem Gemälde (oder zunächst vorher) war S. mit ausgedehnten historischen Kompositionen beschäftigt, welche den Ereignissen der Freiheitskriege gewidmet seyn sollten. Er hatte die Absicht, diese Kompositionen ganz ideal (im Sinne der klassischen Kunst) zu halten, Alles sollte wegfallen, was an die Zufälligkeiten der heutigen Existenz erinnert (namentlich die Beschränkung des Kostüms), nur das allgemein Menschliche in ihnen hervortreten, dabei aber das aufgenommen werden, was zur höheren Charakteristik, vielleicht in einer gewissen symbolischen Weise, nothwendig gewesen wäre. Indessen sind von diesem Unternehmen nur einige Theile zur Ausführung gekommen. Die für die Vorhallen des Museums bestimmten Malereien (in Oel) wurden 1828 begonnen; es verflossen aber Jahre, bis sie, nicht ohne Besiegung mannichfacher Schwierigkeiten, in den Hallen des Museums zur Ausführung kamen. Erst nach der Ankunft des berühmten P. von Cornelius in Berlin gedieh der Plan zur Ausführung, und somit wurde erst im Okt. 1844 die erste Hälfte vollendet und am Geburtstage des Königs enthüllt. E. H. Hermann hatte die Ausführung übernommen. Den Inhalt dieser Bilder bezeichnet Kugler in seiner Charakteristik S.s. Sie zerfallen der Räumlichkeit gemäß in 2 Cyklen, und der bedeutendere (zuerst vollendet) ist derjenige, welcher die Wände der großen Halle schmückt. Der andere ist für die Halle über der Treppe bestimmt. S.s Malereien stellen die Entwickelungsmomente der Kultur, — der harmonischen Gestaltung des Lebens in seiner Erscheinung, sofern dieselbe aus dem Geiste der Schönheit hervorgeht, — dar. Sie bezeichnen somit den Zweck jenes Gebäudes in seiner erhabensten Bedeutung, indem dasselbe vor Allem bestimmt ist, durch die Monumente, welche es bewahrt, die unmittelbaren Zeugnisse eben desselben Entwickelungsganges der menschlichen Kultur vor die Augen des Beschauers zu führen. Diese Monumente aber sind nur einzelne Bruchstücke; ihre Entstehung war durch unendliche äußere Verhältnisse so bedingt: den Zusammenhang im Großen und Ganzen zu fassen und frei zu veranschaulichen, sollten eben jene Malereien am Aeußern des Gebäudes dienen. Sie sind also dem Begriffe nach ganz allgemein gehalten, in einer durchaus idealen Weise behandelt; sie gehen auf die einzelnen Momente der Geschichte od. Tradition, die eben den Blick wieder auf die äußern zufälligen Verhältnisse des Lebens führen würden, auf keine Weise näher ein. Ihre Gestalten haben nur in sich selbst und in ihrem Zusammenhange, nur als Personifikationen allgemeiner Ideen ihre Bedeutung. Aber es sind nicht die Erfindungen einer nüchternen Abstraktion; es sind lebendige Gedanken, die sich in ihnen verkörpert haben; in freier Individualität, in naiver Aeußerung des Lebens reihen sich diese Gestalten harmonisch in einander. Einige von ihnen gehören der Anschauungsweise des griechischen Alterthums an; aber auch an diesen ist eben nur jene allgemeinere Bedeutung, nichts dagegen von den speciellen Verhältnissen u. Beziehungen der Mythengeschichte aufgenommen. Das erste Bild ist das der linken Seitenwand der äußern Halle: ein dunkler, purpurschimmernder Kreis, der von seligen, sternetragenden Gestalten, die sich in harmonischen Bewegungen durcheinder schlingen, erfüllt wird; in der Mitte der riesige Greis Uranus, die Darstellung der göttlichen Kräfte in ihrer ursprünglichen Heiligkeit und Reinheit. Das folgende Gemälde, eines der beiden Langbilder, stellt das Hinaustreten dieser Kräfte in die Welt dar. Es enthält einen langen Zug unzähliger schwebender Gestalten, die aus nächtlich graublauem Dunkel sich in das lichte Blau

des Tages hinüberziehen. Zu Anfange sieht man Kronos und die Titanen in das Dunkel hinabweichen, Zeus und lichttragende Wesen vor ihm zur neuen Herrschaft emporsteigen. Die Nacht, ein großes schönes Weib, breitet ihren Mantel, unter dem mannichfache Gruppen Schlafender ruhen, über sich aus. Von da zieht es in das Leben des Tages hinaus, anfangs träumerisch und zögernd, dann immer kräftiger, entschlossener, bewegter. Geberden und Attribute bezeichnen hier die Hauptmomente der Existenz; Kampf gegen die verfolgenden Gestalten der Tiefe, das Hinabgießen des Thaues, Hinabstreuen von Samen und Blüthenstaub und dergl. gibt die mannichfachsten Motive für die Darstellung. Immer lebendiger und heiterer wird es; Eros und Venus Urania erscheinen; endlich Phöbus auf dem Sonnenwagen und die Grazien über ihm schwebend. Das dritte Gemälde (wiederum ein Langbild) enthält die eigentliche Darstellung menschlicher Kultur. Es beginnt mit dem Jugendalter des Menschen. Sibyllinische und dichterische Begeisterung, Versuche bildender Kunst ziehen den Wilden zu dem Lande der Sitten herab und wandeln die Uebung roher Kraft zum heiteren Spiele; das Fest der Ernte bezeichnet die Freude am heimathlichen Boden. Auf der Mittagshöhe des Lebens entspringt unter den Hufen des Flügelpferdes der Quell der Phantasie, hinabstürzend in die kühle Grotte, in deren Tiefe die Göttinnen des Schicksals sitzen. Nymphen sind mannichfach am Rande der Grotten beschäftigt. Helden und Dichter werden mit ihrem Wasser erfrischt, Werkleute und Gesetzgeber holen von da Kräftigung für ihr Thun. Jenseits der Grotte geht es in den Abend des Lebens hinein; hier wird zur Erfüllung, was vorher Ahnung war. Die Kunst breitet sich in erhabenen Werken aus, der Genius hat sich dem schaffenden Künstler zugesellt; an die Säulen des Tempels lehnt sich die Weintraube und das fröhliche Fest der Kelter. Die Musen tanzen hier, dem greisen Dichter nach, ihren feierlichen Reigen; edle Krieger kehren siegreich heim, von der Göttin des Sieges geleitet. Auf einsamer Höhe schaut der Weise zu den Gestirnen empor, und nach unbekannten Küsten hinaus zieht der Schiffer. Das vierte Bild endlich zeigt den Schluß des Irdischen und seine Verklärung. Wehklagend ist eine Familie auf den Stufen eines Grabmales vereint, und über den nächtlichen Wolken bricht der Schimmer des neuen Tages herauf. Eine verklärte Gestalt schwebt zum Lichte empor, von seligen Wesen empfangen. Die Bilder des zweiten Cyklus zeigen den Menschen im Kampfe mit dem von außen hereinbrechenden Unglücke und die innere Kraft, mit der er es wagt, der Uebermacht entgegen zu treten. Das erste Gemälde ist die Darstellung einer Ueberschwemmung und der aufopfernden Liebe, welche Rettung versucht und möglich macht. Das zweite stellt den Einbruch barbarischer Horden in friedliche Wohnungen dar, Gewandtheit und Kühnheit im Gegensatze gegen rohe Gewalt. An diese Bilder sollten sich noch 2 andere schließen, die aber nicht mehr entworfen wurden. Damit ist der Inhalt der Bilder nur in flüchtigen ungenügenden Zügen angedeutet; die lebenvolle Entwickelung dieser Ideen, das heitere Spiel dieser fast unzählbaren Gestalten, die hohe Schönheit, die überall in ihnen waltet, kann nur im Anschauen der Gemälde selbst empfunden werden. Eine andere Komposition ist durch die Geschichte der neueren deutschen Kunst vom Grafen A. Raczynski bekannt. Im 3. Band dieses Prachtwerkes (Berlin 1841) ist jenes Bild besprochen, welches die Entstehung der Malerei vorstellt, ganz im kassischen Sinne komponirt. J. E. Thäter hat es für dasselbe Werk in Kupfer gestochen.

Landschaftliche Gemälde. S. wird den vorzüglichsten Landschaftsmalern zugezählt, welche an dem neuen Aufschwunge der Kunst im 19. Jahrhunderte Theil hatten; seine Arbeiten in diesem Fache gewähren aber nicht bloß in Bezug auf dieses Verhältniß, sondern auch an sich ein eigenthümliches Interesse. Um die Richtung näher zu bezeichnen, die er in seinen landschaftlichen Gemälden befolgt, kann man wiederum von dem Mittelpunkte seiner künstlerischen Wirksamkeit, von der Architektur, ausgehen. Er liebt es, großartige Baulichkeiten zum Hauptgegenstande seiner landschaftlichen Darstellungen zu machen und die Scenen der offenen Natur und die des menschlichen Verkehrs in Uebereinstimmung mit ihnen zu gestalten. Seinen frühesten Ruhm gründete S. durch größere, für die öffentliche Schau bestimmte Darstellungen in derjenigen Richtung, in welcher später die Dioramenmalerei so interessante Erfolge gehabt hat. Das erste bedeutende Bild dieser Art ist die Ansicht des Theaters von Taormina, jetzt im Besitz des Bauinspektors Berger. Hierauf (1808) malte er in kurzer Zeit von 4 Monaten das Panorama von Palermo, das zweite bedeutendere Oelbild. Anfangs hatte er es für eigene Rechnung ausgestellt, dann ging es durch Kauf an W. Gropius, später in andere Hände über. Die merkwürdige Zeichnung zu demselben, die auf höchst meisterhafte und großartige Weise mit dem Tuschpinsel entworfen ist, und die bei 3 Fuß Höhe eine Länge von 30 Fuß hat, findet sich im Besitze des Inspektors E. Gropius. Im J. 1809 malte S. 2 Cyklen von je 6 perspektivisch-optischen Gemälden. Den ersten Cyklus stellte er im Anfange wiederum für eigene Rechnung aus und verkaufte denselben nachher ebenfalls an W. Gropius, der die Bilder sodann in Berlin und anderen Orten sehen ließ. Kugler (Nachtrag 140) gibt ein Textblatt, welches bei den spätern Ausstellungen zur Erklärung der Bilder ausgegeben wurde, im neuen Abdrucke. Das erste dieser Gemälde stellte den St. Markusplatz von Venedig dar, und als Gegenstück dienten die grottesken schauerlichen Meeresgrotten bei Sorrento, vom Feuer mehrer Barbarässken beleuchtet, die auf der Barke ihre Nahrung bereiten. Dann sah man in ein freundliches Schweizerthal am Fuße des Montblanc mit einem stillen See, der Ansicht des in die Wolken sich erhebenden Montblanc u. s. w. In einem anderen Gemälde erschien der Vesuv im Ausbruch, ein majestätisches Schauspiel, und von

den beiden letzteren Bildern dieses Cyclus führte das eine vor den Dom zu Mailand, das andere nach Rom, bei prachtvoller Erleuchtung der Kuppel der St. Peterskirche. Die Bilder des zweiten Cyklus wurden zuerst durch Steinmeyer (der noch im Besitze der Skizzen ist) im königl. Stallgebäude öffentlich ausgestellt, und später gingen sie an W. Gropius über. Die Gegenstände dieser Bilder waren: das Baptistorium und der schiefe Thurm zu Pisa, das Theater zu Taormina, die innere Ansicht des Domes in Mailand, das Innnere der St. Peterskirche in Rom, bei Kreuzbeleuchtung, das Kapitol bei Mondschein, die äußere Ansicht des mailänder Domes. Diese Bilder, welche das Interesse der Königin in hohem Grade erregten, und die Einrichtungen im k. Palais, die bei der Rückkehr der königl. Familie nothwendig wurden, waren die unmittelbare Folge von S.s Anstellung im Staatsdienste. Doch gab der Künstler damit die Malerei nicht auf; es entstanden im Gegentheile später noch mehre ausgezeichnete Werke dieser Art. Zunächst malte er ein großes vortreffliches Tapetenbild von 9 Fuß Höhe und 21 Fuß Länge für den Holzzimmermeister Glatz, welches bei dem vor wenigen Jahren erfolgten Abbruch des Hauses für den Bau des neuen Museums Glatz jun. erstand. Dann malte S. auch für die Weihnachtsausstellungen des W. Gropius mehre Bilder. Zu jener von 1809 lieferte er eine Ansicht von Rom mit dem Ponte molle; für jene von 1810 die Ansicht des St. Markusplatzes in Venedig; für 1811 den Pallast von Belfonsi, ein fingirter Name, der die Komposition einer prächtigen Pallast-Architektur italienischen Styls einführen sollte; für 1812 mehre Bilder, unter diesen 2 Ansichten eines Bergwerkes in Kalabrien, deren noch vorhandene Entwürfe sich durch großartig groteske Komposition und frappante Beleuchtung auszeichnen, und die Ansicht eines Domes im Lichte des anbrechenden Morgens. Etwa in demselben Jahre 1812 erschienen S.s meisterhafte Darstellungen der sieben Weltwunder, die ebenfalls von Gropius ausgestellt wurden: das Mausoleum in Carien, das ägyptische Labyrinth, die Pyramiden Aegyptens, der Tempel der Diana zu Ephesus, der Koloß zu Rhodus, die hängenden Gärten der Semiramis, der olympische Jupiter. Diese Kompositionen waren mit der besonnensten Benutzung der Berichte, die sich über die genannten Werke in den Schriftstellern des Alterthums vorfinden, ausgeführt worden; sie dürfen unbedenklich als die geistreichsten Restaurationen derselben genannt werden, wie der Thron des olympischen Jupiters. Zugleich aber hatte S. mit vollkommenster poetischer Freiheit die Werke in ihrer klimatischen Umgebung aufgefaßt und sie durch verschiedenartige Lichtwirkung auf eine Weise behandelt, daß sie unmittelbar gegenwärtig zu seyn schienen. Leider hat sich von diesen merkwürdigen Darstellungen nichts erhalten als 2 ausgeführte Zeichnungen, die des ephesischen Tempels und des Labyrinthes, und mehr oder weniger flüchtige Skizzen der übrigen Kompositionen im Besitze des C. Gropius. Ein zur Erklärung ausgegebenes Textbüchlein gibt nur das zum Verständniß der Darstellungen nöthige Material aus den alten Schriftstellern. Im J. 1813 malte S. für die gropiusche Weihnachtsausstellung den Brand von Moskau, ein Bild, welches solchen Enthusiasmus erregte, daß man nur mit wahrer Lebensgefahr zum Eingange gelangen konnte. Die letzten Bilder, welche er für diese Ausstellungen malte, waren die Ansichten der Inseln Elba und St. Helena. Doch blieb S. stets in freundschaftlichem Verhältnisse zur gropiusschen Familie. Er nahm vornehmlich an der Einrichtung des Diorama derselben und an der Ausführung der großen Bilder dafür fortwährend lebhaften Antheil. Dann ist hier auch noch ein Cyklus von großen Tapetenbildern zu erwähnen, welche S. in der Zeit der Jahre 1813 und 1814 für den Kaufmann Humbert zu Berlin gemalt hat. Es sind sämmtlich Landschaften, zum Theil mit Architektur geschmückt, leicht und geistreich mit freiem Pinsel in Oel gemalt. Die eine dieser Tapeten, 10 F. breit, stellt eine gothische Kirchenruine am See bei Mondbeleuchtung dar, eine andere, 16 F. breit, zeigt einen See mit hohen Felsenufern bei anbrechendem Morgen. Die vier anderen Bilder sind mehr oder weniger schmal: Wald mit Bauerngehöft und weidendem Vieh; Wald mit untergehender Sonne; Felswand mit Tannenbaum bei Sturm; steierisches Bauerngehöft im abendlichen Dunkel. Später als die genannten landschaftlich-architektonischen Werke sind dann noch mehre Gemälde, welche theils das griechische Leben, theils das deutsche und nordische Mittelalter charakterisiren. Unter den ersteren ist namentlich ein Gemälde berühmt, welches die Ansicht einer griechischen Stadt in der schönsten Blüthe Griechenlands darstellt, um 1825 gemalt, jetzt im Besitz der Prinzessin Friederich der Niederlande. — Ein anderes Bild im Hause des Meisters entwickelt die Pracht des nordischen Mittelalters. Auf einer Anhöhe, deren Fuß mit Eichen bewachsen ist, erblickt man einen gothischen Dom und zur Seite eine kaiserliche Pfalz, welcher eine festlich geordnete Schaar von Knappen, Rittern und Herren, in der Mitte der Kaiser unter dem Baldachin, entgegen zieht. Weiter zurück und mehr in der Tiefe breitet sich eine mittelalterliche Stadt aus, und die Ferne wird durch Bergzüge abgeschlossen. Der Himmel ist mit dunklen Regenwolken erfüllt. In seinen Darstellungen gothischer Prachtgebaude folgt S. ganz der reichen Entwicklung dieses Styls, welche vornehmlich in Frankreich und Deutschland, in den Zeiten des 13. und 14. Jahrhunderts, Statt gefunden hatte. Eben so ist S. auch bei der Restauration der bedeutendsten mittelalterlichen Bauwerke des preußischen Staates, die in den letzten Decennien Statt fand, und deren obere Leitung ihm anvertraut war, wie bei der Restauration der Dome von Köln, Magdeburg, Brandenburg, des Schlosses Marienburg u. s. w., überall auf das der Anlage dieser Gebäude zu Grunde gelegte System mit Sorgfalt eingegangen und

hat eben nur dieses in seiner Integrität herzustellen gestrebt. In manchen seiner Gebäude entwickelt sich auch die vornehme Pracht italienischer Architektur, wie sich diese in der Zeit um den Schluß des Mittelalters gestaltet hatte, und wiederum sind die Natur und die Staffage dem gemäß behandelt. So sieht man auf einem dieser Bilder den Altan eines fürstlichen Parks vor sich, der von 2 hohen Bäumen umschattet wird, und auf dem der Fürst, Ritter und Edelknaben sich versammelt haben. In der Tiefe ist eine italienische Stadt und ein von Bergen umflossener See. Eine der schönsten Kompositionen S.s enthält ein Schloß und den dazu gehörigen Park in alt-französischem Style, über welches sich eine tiefe Stille ausbreitet. In seinen landschaftlichen Bildern ohne Architektur hält S. gewöhnlich bestimmte Motive, theils der südlichen, theils der heimischen Natur, fest. In Berlin sieht man eine große Anzahl seiner landschaftlichen Kompositionen in der berühmten Gallerie des Konsul Wagner, verschiedene Originale, eine große Reihe von trefflichen Kopien von Ahlborn. Endlich sind auch noch die vielen großen landschaftlichen Zeichnungen zu erwähnen, die S. auf seinen Reisen, theils in Italien und Sicilien, theils besonders in Tyrol angefertigt hat. Es sind meisterhaft durchgearbeitete Federzeichnungen, in welchen man schon in der Bestimmtheit ihrer Behandlungsweise ebenfalls seine eigenthümliche künstlerische Richtung ausgesprochen findet. Ein Paar hat er selbst mit der Feder auf Stein gezeichnet.

In unmittelbarem Zusammenhange mit den landschaftlich-architektonisch-optischen Malereien stehen sodann die Entwürfe zu den *Theaterdekorationen*, die zu den ersten öffentlichen Arbeiten von höherer künstlerischer Bedeutung, welche S. zu Theil wurden, gehören. Diese Dekorationen entstanden zur Blüthezeit der berliner Bühne, während der Intendantur des Grafen Brühl, zu welcher Zeit eine große Reform im Dekorationswesen eingeleitet wurde. Man war eines Theils bemüht, die grellen Effekte, die bis dahin in der Dekorationsmalerei beliebt gewesen waren, aufzuheben und statt deren eine harmonische, der Erscheinung des Schauspielers sich anschließende Wirkung zu erreichen; anderen Theils bestrebte man sich, Ort und Zeit des einzelnen Drama's auch in der scenischen Umgebung auf eine möglichst charakteristische Weise zu vergegenwärtigen. In letzterem Bezuge wandte man sich an S.s Talent, welches hierin wiederum Gelegenheit zur reichhaltigsten Manifestation erhielt. Seine Dekorationen sind auf gewisse Weise mit seinen eigenthümlichen Landschaftsbildern zu vergleichen; auch hier treten zumeist, zwar ausschließlich unter den Formen der Architektur, die Kulturzustände verschiedener Zeiten und Länder in unmittelbarer Gegenwart vor unsere Augen. Natürlich aber mußten diese Bestrebungen hier, den wechselnden Aufgaben gemäß, sich ungleich mannichfacher gestalten, als daß wir gerade hierdurch Gelegenheit gewinnen, den großen Umfang seiner architekturgeschichtlichen Bildung und die Lebendigkeit, mit welcher er die verschiedensten Zustände in ihrer innersten Eigenthümlichkeit aufzufassen vermochte, zu bewundern. Ein großer Theil dieser Entwürfe ist in kolorirten Blättern herausgegeben, die aber keineswegs geeignet sind, um zu genügenden Würdigung des glänzenden Reichthums der Phantasie, welchen S. in diesen Arbeiten kund gegeben, zu dienen und daraus auf die großartig freie künstlerische Behandlung, welche in den erhaltenen sehr zahlreichen Originalentwürfen seiner Hand ersichtlich sind, zu schließen. In der That, sagt Kugler, zeigen die letzteren durchweg nicht bloß eine Genialität der Komposition, sondern zugleich eine so lebensvolle Wahrheit u. eine so höchst poetische Durchführung der Lichteffekte, daß sie unbedenklich zu den merkwürdigsten und eigenthümlichsten Leistungen, welche die Kunst in solcher Art jemals hervorgebracht hat, gezählt werden müssen. Die genannten Nachbildungen erschienen in 2 Großfolio- und in 3 Kleinfolio-Heften. Für die Wiederbelebung klassischer Architektur sind besonders die Dekorationen einiger im klassischen Alterthum spielender Opern von namhafter Wichtigkeit. Dahin gehören vornehmlich die der Olympia, unter denen die innere Ansicht des ephesischen Dianentempels ohne Zweifel als die gelungenste Restauration dieses merkwürdigen Gebäudes, überhaupt griechischer Hypäthraltempel zu betrachten seyn dürfte. Meisterhaft sind auch die Dekorationen zur Vestalin u. a. m. Die Dekorationen zur Zauberflöte enthalten ein reiches Feld ägyptischer Kultur. Die Darstellung der Burg Sion für die Oper Athalia gibt uns ein anschauliches Bild altebräischer Pracht, als dem ägyptischen Architekturstyle verwandt aufgefaßt. Andere Blätter führen uns in die verschiedenen Perioden des Mittelalters ein. Altnordische Holzbaukunst erscheint in reichster Ausbildung in einer für das Schauspiel Ratibor und Wanda bestimmten Dekoration. Die ganze phantastische, theils erhabene, theils düstre Pracht der sogenannten byzantischen Architektur tritt uns in den Dekorationen des Trauerspiels Yngurd gegenüber. Eben so der Reichthum des gothischen Styls, theils in seiner früheren strengeren Ausbildung, in der feierlichen Kirche für das Trauerspiel Axel und Walburg, theils in der späteren Eleganz in den Dekorationen für die Jungfrau von Orleans. Eine der trefflichsten Dekorationen ist nach Kugler die für den ersten Akt der Braut von Messina entworfene, eine Säulenhalle, in welcher der antike Architekturstyl in demjenigen romantischen Sinne aufgenommen ist, der sich in Italien und besonders in Sicilien in der frühesten und in der spätesten Zeit des Mittelalters häufig findet. Diesen Dekorationen dürften noch mehre andere hinzugefügt werden, wie einige zu Glucks Iphigenia in Tauris. Alle diese Darstellungen geben uns namentlich Zeugniß von S.s ausgebreiteten Studien im Fache der schönen Baukunst.

Noch ist eine Richtung von S.s künstlerischer Thätigkeit zu besprechen, welche, in unmittelbarster Verbindung mit dem Leben, von dem

ausgedehntesten Einflusse auf die Bildung des Formensinnes unserer Zeit gewesen ist: nämlich seine Richtung auf das Handwerk. Er hat unter mannichfachen Verhältnissen Gelegenheit gehabt, den Leistungen des Handwerkes das Gepräge des Adels und der Schönheit zu verleihen und so das Erzeugniß des materiellen Bedürfnisses zum inhaltreichen Werke der Kunst umzugestalten. Hier tritt wieder das klassische Element seiner künstlerischen Eigenthümlichkeit in seiner schönsten Bedeutung hervor, indem es vor Allem jene klaren, gemessenen, in lebendiger Elasticität bewegten Linien der klassischen Kunst sind, in denen er die Geräthe, deren der heutige Lebensverkehr bedarf, gebildet und mit denen er sie geschmückt hat. Die geläuterten Formen, welche den Erzeugnissen der Kunst-Industrie Berlins gegenwärtig einen so großen Vorzug verleihen, hat man großentheils dieser seiner Wirksamkeit zu verdanken. Als die vorzüglichsten Momente dieser seiner Einwirkung sind wohl diejenigen zu bezeichnen, in denen er die ganze innere Dekoration und Ausstattung von Prachtgebäuden zu leiten hatte, so daß bei solcher Gelegenheit eine Menge der trefflichsten Vorbilder in den Besitz des Handwerks übergegangen sind. Namentlich ist in diesem Bezuge die innere Ausstattung einiger prinzlichen Paläste anzuführen; für die Arbeiten des Malers und des Stukkatorers, für die Ausführung gewirkter Teppiche, für Mobilien und Geräthschaften der mannichfachsten Art hat er hier die größte Anzahl höchst reizvoller Muster immer neu und immer in jener klassischen Reinheit geliefert, so daß die in solcher Weise geschmückten Räume auf das Gefühl des gebildeten Beschauers den wohlthuendsten Eindruck hervorbringen müssen. Herausgegeben ist von solchen Arbeiten nicht eben eine umfassende Anzahl. Manches indeß findet man in den auf Kosten des Staates und unter S.s Mitwirkung herausgegebenen prachtvollen „Vorbildern für Fabrikanten u. Handwerker." Von seiner Zeichnung findet man unter diesen Blättern vorzüglich schöne Gefäße, Schalen, Pokale ꝛc., theils von einfacher Form, theils mit reichen figürlichen Darstellungen geschmückt — Glasgeräthe, Kandelaber, Teppichmuster, reiche Mobilien, Gemälderahmen von verschiedener Form u. s. w. Eines der geschmackvollsten Werke ist der Entwurf zur Dekoration eines springenden Brunnens, der auf dem Hofe des Gewerbs-Institutes zu Berlin ausgeführt ist. Ein anderes, seit einiger Zeit begonnenes Werk (von dem Architekten Lohde herausgegeben) enthält die Darstellung mannichfacher Mobilien, die von S. für verschiedene fürstliche Paläste entworfen wurden. Auch hier sieht man die gediegendsten Bilder eines edlen, durchaus geläuterten Styles. Ferner ist zu bemerken, daß der erläuternde Text, welcher die oben genannten Vorbilder ꝛc. begleitet, in seiner Einleitung zwei von S. geschriebene Aufsätze enthält: „Ueber die architektonischen Glieder," und „Ueber die Säulenordnungen." Zunächst nur dazu bestimmt, die Grundsätze, auf denen ein Theil jenes Prachtwerkes beruht, aus einander zu setzen, dienen diese Abhandlungen zugleich dazu, S.s eigene Grundsätze und die Gesichtspunkte, aus denen er die Architektur auffaßt, näher kennen zu lernen.

Werke: Sammlung architektonischer Entwürfe, Berlin 1820—42, 28 Hefte, gr. Fol.; — Werke der höhern Baukunst, 3 Lieferungen à 12 Bl. in Aquatinta, Kupferstich, bunten und Thondruck, Potsdam, gr. Imp.-Fol.; — Architektonisches Album, daselbst 1841; — Grundlagen der praktischen Baukunst, I. Theil: Maurerkunst in 22 Musterblättern: Entwürfe zu Wohngebäuden in 20 Tafeln, mit erklärendem Texte, auch unter dem Titel: Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lith. Tafeln, mit Erläuterungen, nach der Originalausgabe der k. technischen Deputation für Gewerbe herausgegeben; II. Theil: Zimmerwerkskunst in 37 Musterblättern mit erkl. Text, auch unter dem Titel: Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lith. Taf. mit Erläuterungen, nach der Originalausgabe ꝛc., Berlin 1834, 2. Aufl. 1835; — S.s Möbelentwürfe, welche bei Einrichtung prinzlicher Wohnungen in den letzten 10 Jahren ausgeführt worden, herausgegeben von Lohde, daselbst 1835 ff., gr. Fol.; —. Entwürfe zu Theaterdekorationen, 5 Hefte, mit kolorirten Blättern, 2 in gr. Fol., 3 in kl. Fol.

Schinken, 1) das Dickbein mit dem Gesäß; — 2) die Keulen, insbesondere Hinterkeulen mehrer Schlachtthiere, vorzüglich der Schweine; werden gewöhnlich eingesalzen und geräuchert. Ihre Zubereitung kann auf folgende Art geschehen. Nachdem die Keulen von dem geschlachteten Schweine gelöst worden, werden sie 8 Tage frisch liegen gelassen, so daß sie mürbe werden; dann legt man sie etwa 8 Tage in Salzlake, die so bereitet ist, daß ungefähr 2 Loth Salz und ½ Loth Salpeter auf das Pfund frischen S. kommen. Sobald sie aus dem Pökel genommen werden, drückt man sie mit Gewichten gut aus, salzt sie noch einmal auf der Fleischseite und hängt sie dann in die Rauchkammer (vgl. Räuchern). Gute und frische S. müssen, wenn man mit einem Messer bis an den Knochen sticht, dasselbe wieder herausziehn und daran riecht, keinen unangenehmen, ranzigen oder schimmeligen Geruch haben. Ueber das Weitere, namentlich die Aufbewahrung der S. s. Räuchern. Wegen ihrer Güte besonders berühmt sind die westphälischen, pommerschen, moldauischen, krakauischen, ostfriesischen, holsteinischen S. Durch Buchecker- oder Eichelmast erzeugter S. ist dem durch Mästung mit Branntweinspülicht erhaltenen weit vorzuziehen. — Um zu harten S. (oder anderes Rauchfleisch) mürbe zu machen gräbt man den S., in Leinwand gewickelt, an einem Orte, der weder zu naß, noch zu trocken ist, in den Boden, so daß er wenigstens ½ Fuß hoch mit Erde bedeckt ist, worauf man ihn nach 1 Stunde wieder herausnimmt. — Der S. wird auf verschiedene Weise bereitet und verspeist. Gebackener S. a) Ein guter, gehörig abgeputzter und einige Stunden in lauem Wasser eingewässerter S. wird in einen ordinären Brodteig etwa 1 Zöll dick eingeschlagen, dann auf einer Blechschüssel oder in

einer Bratpfanne in der Röhre oder bei dem Bäcker 3—5 Stunden gebacken, wobei es nichts schadet, wenn auch der Teig sehr braun wird. Erst nach dem Erkalten (wozu nach der Größe des S.s 12 Stunden und darüber erforderlich seyn können) macht man den Teig ab und gibt den S. kalt auf den Tisch mit Aspik, Salat oder zu Butterbrod. Er bleibt so sehr saftig, wohlschmeckend und mürbe. Man kann auch vor dem Einschlagen in Teig die Schwarte abmachen und den S. mit Pfeffer, Nelken, Lorbeerblättern und Salbei bestreuen. b) Ein Kasserol wird mit ordinärem Teige ausgelegt, wie zu einer kalten Pastete, der Boden des Teiges 1 Zoll dick mit geriebenem Meerrettig, worunter einige Stückchen Knoblauch, belegt, der zugeputzte S. ganz darauf gelegt und dann mit Teig wie eine Pastete zugemacht; oben wird eine kleine Oeffnung gelassen und mit dem Trichter ½ (dresdn.) Kanne Wein hineingegossen, worauf man das Loch mit fettigem Papier zudeckt und das Ganze 3 Stunden backen läßt. — Hierauf wird noch ¼ Kanne Jus (s. d.) und Bratensatz dazu gegossen, nach dem Erkalten der S. aus dem Teige genommen, in Scheiben geschnitten und mit dem Satz belegt. — Gekochter S. Zuerst wird der S. rund herum abgeputzt, d. h. der überflüssige Speck, auch der Henkel, so wie alles andere Unreine und das, was etwa um den Knochen herum verdorben ist, weggeschnitten, dann, je nachdem er weniger oder mehr hart ist, 1—3 Tage lang in frisches oder einige Stunden bis eine Nacht über in laues Wasser gelegt, dann mit kaltem Wasser, wozu man beliebig etwas Salbei und Thymian fügen kann, in einen angemessen großen Topf oder Kessel mit nicht überflüssigem (lieber zu erneuerndem) Wasser ans Feuer gesetzt und sehr langsam und so lange (etwa 2 Stunden) gekocht, bis er gehörig weich wird. Zweckmäßig verfährt man dabei so, daß man, sobald der S. zu kochen anfangen will, das Feuer wegnimmt und anstatt desselben Kohlen anlegt, bei welchen man langsam und so lange kocht, bis sich die Schwarte gut abzulösen anfängt. Bei zu schnellem Kochen wird der S. nicht gehörig weich; läßt man ihn aber zu weich kochen, so schneidet er sich nicht gut. Ist er auf den erforderlichen Punkt gelangt, so läßt man ihn im Sude an einem frischen Ort erkalten, oder man hebt ihn heraus, löst die Schwarte ab, rollt sie zurück und läßt ihn so erkalten. Beim Anrichten wird er dann mit Pfeffer, Zimmt und Nelken bestreut und die Schwarte wieder darauf gelegt. Man kann Klöße, gebackenes Obst, Erbsen, Linsen, Sauerkraut u. dgl. dazu geben. Auch kann man so verfahren, daß man den S. roh von Schwarte und allen Knochen befreit, ins Kasserol legt, so viel Wasser darauf gießt, daß es nicht darüber steht, und in die Röhre setzt. Eine sehr gute Kochmethode ist die Dampfkochung des S.s (s. Dampfkochung), mittelst deren sich selbst kleine S.-Stücke ohne Verlust der Schmackhaftigkeit gar kochen lassen, während sie bei der gewöhnlichen Methode durch Wasser zu sehr ausgelaugt werden. — Gesülzter S. Guten, frisch geräucherten, nicht sehr fetten S. abgeputzt, 1 Stunde in Wasser gekocht, dann mit Zwiebeln, Wurzeln, Gewürz, 2 Lorbeerblättern, Thymian, 4 Kälberfüßen, 1 Flasche blankem Wein und ½ Flasche Weinessig in einem mit Stürze versehenen und zugeklebten Kasserol gehörig weich gedämpft, dann 24 Stunden in diesem wohlschmeckenden Sude bei Seite gestellt; dann den S. herausgenommen und vorsichtig die Haut davon abgelöst, den Satz davon, welcher nun durch die Kälberfüße gesülzt seyn wird, rein entfettet, heiß gemacht und durch ein Sieb geschlagen, mit Eiweiß geklärt (s. Gelée) und nach dem Durchlaufen bei Seite gestellt. Hierauf den S. abgeputzt, schöne dünne Scheiben daraus geschnitten, solche als einen Kranz auf der Schüssel angerichtet, in der Mitte desselben obige Gallert gethan, die S.-Scheiben am Rande mit Petersilie verziert und so zu Tische gegeben. Man kann auch diesen S. im Ganzen auf der Schüssel anrichten. In diesem Falle belegt man ihn nebenher mit Zoll langen Gittern von in Streifen geschnittenen und weich gekochten gelben oder rothen Rüben, thut in solche obige Gallert und dazwischen grüne Petersilie, wodurch dieser kalte S. ein sehr schönes Ansehen erhält. — S.-Koch. 1½ Pfund Semmelkrumen in 1 Quart Milch zu einem dicken Mus gekocht, durch ein Haarsieb oder einen Durchschlag gestrichen; dann 1 Pfd. Butter zu Sahne gerührt, 8 Eidotter und eben so viel ganze Eier darunter gethan, dann 2 Pfund abgekochten und fein gehackten magern S. nebst obigem Mus dazu, gehörig gewürzt, das geschlagene Weiß der Eier noch darunter gerührt und diese Masse in einer blechernen Schüssel oder Tortenpfanne binnen 1½ Stunde in einem nicht zu heißen Ofen gebacken. — S. mit rothem Wein. Einen guten, frisch geräucherten, nicht sehr fetten S. abgeputzt, 1 Stunde in Wasser gekocht, während dieser Zeit den Boden eines dazu passenden Kasserols mit Zwiebeln, Wurzeln, Gewürz, 2 Lorbeerblättern u. Thymian belegt, dann den S. hineingebracht, 1 Flasche rothen Wein und ½ Flasche Weinessig darüber gegossen, eine passende Stürze darauf gedeckt, solche mit Papier und Mehlkleister überklebt, dann das Kasserol 2—3 Stunden in einen Ofen oder Röhre gesetzt, worauf der S. weich gedämpft seyn wird. Darauf die Schwarte abgezogen, den S. in ein anderes Geschirr gelegt, an den Saft etwas braune Coulis (s. d.) gethan, solche damit verkochen lassen, durch ein Sieb geschlagen, ganz reinentfettet, für guten Geschmack gesorgt und, wenn dieser S. nicht braun genug seyn sollte, etwas Zuckerfarbe zugefügt; den S. mit etwas fein gestoßenem Zucker bestreut, mit einem, einen Pfeifenstiel starken glühenden Eisendrahte kreuzweis gebrannt und so nebst der Sauce zu Tisch gegeben. — Die gewöhnliche Art, den rohen S. zu Butterbrod aufzuschneiden, ist bekannt. Sehr kräftig ist es, wenn man rohen S. mit rein gewaschenen und entgräteten Sardellen und Schnittlauch zum Butterbrod gibt.

Schinkenberg, preuß. Dorf, Prov. Preußen, (West-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder; 220 Einw.

Schinkenmuschel (Mollusk.), 1) Muschelgattung, s. v. a. Perna *Lam.*; — 2) Muschelgattung, s. v. a. Pinna *L.*

Schinn (Landw.), die dünne, steinige Unterlage unter der guten Ackerkrume.

Schinna, hannöv. Pfarrdorf, Oberhoya, Amt Stolzenau; 410 Einw.

Schinnagel (Biogr.), 1) Maximilian Joseph, Landschaftsmaler, 1694 (oder 1697) zu Burghausen in Bayern geboren und von seinem Stiefvater Joseph Kamelor unterrichtet, unternahm verschiedene Reisen, ließ sich aber zuletzt in Wien nieder, wo er 1761 †. Die Gallerien zu Wien und Schleißheim bewahren Bilder von ihm, meist Waldlandschaften mit Jägern, Fischern, ländlichen Figuren u. s. w. Selten finden sich Bilder mit religiöser Staffage. Die Figuren malte meistens F. L. Jannek. In der Behandlungsweise erinnern seine Gemälde an Joseph Orient. — 2) S., s. Schinagl.

Schiune, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Stendal, an einem Bache; Rittergut, Windmühle; 500 Einw.

Schinnen, niederländ. Dorf, Prov. Limburg, nordöstlich von Maastricht; 730 Einw.

Schinner, Matthäus, bekannter unter dem Namen Kardinal von Sion, geb. 1470 in der Nähe dieser Stadt (nach Simler, Descriptio Valesiae, zu Millibach, einem kleinen Dorfe im Distrikt Conches) von armen Aeltern, studirte zu Como, erhielt eine Pfarrerstelle in Wallis, wurde später ins Kapitel von Sion berufen und gelangte 1500 zum Episkopate. Durch seine außergewöhnliche Beredsamkeit gewann er großen Einfluß und benutzte denselben zur Auflösung der Allianz mit Ludwig XII., indem er die Anhänger Frankreichs theils verbannen, theils auf dem Blutgerüste sterben ließ. Da der Abfall der Schweizer auch den Italiens nach sich zog, belohnte der Papst Julius II. S. mit der Kardinalwürde, verlieh ihm den Titel eines Legaten und ernannte ihn zu seinem Generallieutenant in der Lombardei. Spottweise wurde er deshalb von den Franzosen nur der „geschorene Soldat". (Soldat tondu) genannt. Von nun an gab er sich ganz der päpstlichen Kurie hin, bemühte sich aber umsonst, die Franzosen an der Ueberschreitung der Alpen zu verhindern. In seinem wüthenden Eifer trieb er seine Landsleute zur Verfolgung derselben, bevor sie sich der festen Plätze versichert hatten; allein die Schweizeroffiziere forderten zunächst den rückständigen Sold und erregten eine Meuterei, inmitten deren sich S. aus dem Staube machte. Er ging nach Mailand und bestimmte die dortigen Schweizer, den mit Lautrec behufs der Räumung der Lombardei geschlossenen Vertrag zu brechen. An ihrer Spitze marschirend, im Priesterornat und mit dem Kreuze in der Hand, führte er sie hinaus auf die Ebene von Marignan und verkündete ihnen daselbst den Sieg, den sie mit leichter Mühe über die Franzosen davon tragen würden. Indeß der Erfolg täuschte seine Erwartungen. Er floh zum Kaiser Maximilian, begab sich von hier aus nach England, um Heinrich VIII. zu einem Bündnisse mit den Feinden der Franzosen zu bewegen, kehrte, mit bedeutenden Geldmitteln (150,000 Gulden) versehen, nach gelungener Sache zurück, warb ein Heer von 6000 Mann und verstärkte damit die vereinigten Truppen des Papstes und des Kaisers, so daß er wesentlich zu den Unfällen der Franzosen beitrug. Hierauf wohnte er der Krönung Karls V. bei, suchte diesen Fürsten in seinem Sinne zu stimmen und vermochte ihn, die Reichsacht über Georg Supersax und dessen Anhänger auszusprechen, während der Papst fast gleichzeitig Wallis mit dem Interdikt belegte. Nachdem S. noch Parma und Piacenza unter die päpstliche Herrschaft zurückgeführt hatte, † er am 22. Okt. 1552 zu Rom im Konklave, das mit der Ernennung eines Nachfolgers für Leo X. beschäftigt war. Der berüchtigte Toland gab von ihm heraus: Oratio Philippica ad excitandos contra Gallum Britannos; maxime vero ne pace cum victis praematura agatur, sanctiori Anglorum consilio exhabita anno 1514, Lond. 1707, kl. 8.

Schinnongia (Bot.), nach Schrank, Gattung der Irideae *Schrank.* Art: Schinongia ciliata *Schrank.*

Schin-nung, alter chinesischer Kaiser.

Schinschilla (Säugeth.), s. v. a. Callomys laniger *d'Orbign.*

Schinsengwurzel (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Ginsing, s. Panax Schin-seng *Nees ab Esenb.*

Schin-tan, s. v. a. China.

Schintau, ungar. Marktflecken, neutraer Gesp., an der Waag, südlich von Leopoldstadt.

Schin-tsing-wang, Kaiser von China 320—324 v. Chr.

Schin-tsu, s. v. a. Kang-hi.

Schin-tsung, chinesische Kaiser: 1) von 1023—1063; — 2) von 1067—1085; — 3) (Bujantu-Khan), von 1311—1320; — 4) von 1572—1620; s. China (Gesch.).

Schintz (Biogr.), 1) J., Maler zu Zürich, eigentlich nur Kunstliebhaber, malte Genrebilder, die einen genialen Künstler verrathen, blühte noch um 1817. — 2) Johann Kaspar, Maler, geb. zu Zürich 1798, besuchte seit 1816 die Akademie in München und ging 1818 nach Rom, wo Overbeck und Wieth sich freundlich seiner annahmen. Im J. 1826 ließ sich S. in Zürich nieder und † daselbst 1832. S. liebte vor Allem biblisch-mystische, biblisch-historische und religiös-symbolische Darstellungen, die einen frommen Sinn athmen. Seine Richtung ist jene des F. Overbeck; er fand aber damit im Vaterlande wenig Anklang. Mehr Beifall erhielten seine Genrebilder, Scenen aus dem täglichen Treiben der Menschen.

Schinus (Bot.), nach Linné, Mastixbaum, nach Oken Weinspille, Gattung der Terebinthaceae *Juss.*, Decandria Trigynia *L.* Charakter: Blüthen mit ganz getrennten Geschlechtern; Kelch 5theilig; Kronblätter 5; kein Griffel; 3 Narben; 3fächerige, 3samige Beere mit knochenharter, 6höhliger Kernschale. Bäume

in Südamerika; von 8 Arten erwähnen wir als Arzneis und Zierpflanzen folgende: 1) S. Molle *L.*, indischer oder peruvianischer Mastirbaum, Mollebaum; hängendes Molle. An trockenen, sandigen Orten. 8—12 Fuß hoch. Blätter unpaarig gefiedert; Blättchen vielpaarig, gesägt, lanzettlich, das endständige sehr lang; Blüthen rispig, weiß. Beeren röthlich, so groß als Erbsen. Der ganze Baum enthält reichlich einen harzigen Milchsaft von starkem, aromatischem Geruche. Pflückt man ein Blatt oder auch nur ein Blättchen ab und wirft dasselbe aufs Wasser, so schwimmt es stoßweise und gleichsam zuckend umher, welche Bewegung durch den ausströmenden Saft hervorgebracht wird. Wenn man die Rinde des Stammes oder der Aeste verletzt, so quillt der Saft hervor, den man sammelt und fast so wie Mastix anwendet; innerlich soll er Purgiren veranlassen. Die Rinde und die Blätter, welche letztere, zwischen den Fingern gerieben, stark und angenehm gewürzhaft, etwas fenchelartig riechen, werden äußerlich zu Umschlägen gegen Fußgeschwülste, Gliederreißen, bei Wunden und Geschwüren gebraucht. Die Steinfrüchte enthalten wenig süßes Fruchtfleisch, aus welchem man in Peru ein angenehmes, erfrischendes Getränk und eine Art Syrup und Essig bereitet. In Italien, wo der Baum sich sehr gut kultiviren läßt, benutzt man die Blätter nebst denen von Philadelphus coronarius *L.* als einen gewürzartigen Zusatz zum Salat, um demselben einen Pfeffer- und Gurkengeschmack zu geben. Lam., Ill., Taf. 882. — 2) S. terebinthifolius *Raddi*, terebinthenblätteriger Mastirbaum. Häufig in der Nähe von Rio Janeiro. Blätter unpaarig gefiedert; Blättchen zu 7, ziemlich gleich groß, fast gesägt. Blüthen in Trauben. Aus der gewürzhaft-adstringirenden Rinde quillt ein wohlriechendes Harz hervor, welches wie Mastix gebraucht wird. Gleiche Anwendung hat ein in den Samenkernen enthaltenes Oel. Die sehr gewürzhaft und bitterlich schmeckenden Blätter benutzt man besonders zu Bädern. — 3) S. Fagara *L.*, s. v. a. Xanthoxylum Pterota *Kunth*; — S. Huygan Mol., s. v. a. Duvaua dependens *Dec.*

Schinusa (a. Geogr.), eine der sporadischen Inseln, jetzt Skinosa.

Schinvoet, s. Schynvoet.

Schinwartskraut (pharm. Bot.), s. v. a. Herba Chelidonii; s. Chelidonium majus *L.*

Schinwurz (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Chelidonium *L.*

Schin-yan, s. v. a. Mukden.

Schinz (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Belgard; 120 Einw.

Schinz (Biogr.), Johann (Hans) Georg, Maler, geb. zu Zürich 1794, Schüler von K. Geßner, einer der vorzüglichsten Künstler, malte Pferde und Schlachten, gründete aber später als Landschaftsmaler seinen Ruf. Er folgt der romantischen Richtung und faßt mit besonderer Vorliebe das Grotteske in der Natur auf. In mehren Bildern erinnert er an Salvator Rosa.

Schinzia (Bot.), I. nach Nägeli, Gattung der Mucedinei Sporotridrei *Rchb.*, *Babenh.*, Criptogamia Mycetes *L.* Charakter: Flocken ästig, ohne Querwände, zu Büscheln verbunden oder von einem Punkte aus strahlig verbreitet. Sporen einfach, kugelig, aus den Spitzen oder Aesten der Flocken hervortretend. Arten: 1) S. Dahliae *Naeg.* In Georginenknollen. Flokken gabelig getheilt, eben, glatt, gegen die Spitze schwach verdickt, aufsteigend, wasserhell; Sporen mit trübem Kern. — 2) S. Iridis *Naeg.* Im Wurzelparenchym von Iris. Flocken verästelt, oft höckerig, aufsteigend oder verschieden gekrümmt. Linnäa, 1842, 278, T. XI, F. 2—10. — II. Nach Dennstedt, Pflanzengattung. Art: S. inconspicua *Dennst.*

Schinznach, schweiz. Dorf, Kant. Aargau, südwestlich von Brugg; Kirche mit dem Grabmal des Generals Ludwig von Erlach; musikalische Gesellschaft; 1420 Einw. — Jenseits der Aar liegt das schinznacher oder habsburger Bad (s. Habsburg, S. 541 u. 542) mit sehr zweckmäßiger Einrichtung und die Ruine Altenburg.

Schio (Geogr.), 1) österreich.-ital. Distrikt, Gubern. Venedig, Prov. Vicenza, mit 32,043 □Joch Flächenraum, 12 Gemeinden und 29,900 Einw.; — 2) Stadt daselbst, nordwestlich von Vicenza, zwischen den Flüssen Leogra und Timonchio, in einer fruchtbaren Ebene; Distrikts-Kommissariat, Prätur, Gemeinde-Deputation, Steuereinnehmerei, Handelskammer, 2 Spitäler, Versorgungshaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten, Pfarrkirche, einige Aushülfskirchen, 16 Oratorien, Postamt, mehre Tuchfabriken und Färbereien, Seidenkultur, Handel mit Wein, Seide und Getreide; 6600 Einw. In den nahen Bergen Marmorbrüche, Gruben von Porzellanerde, am Berge Civillina eine Mineralquelle. Von hier kann man den Monte Summano ersteigen, dessen innere Schichten vulkanischen Ursprung zeigen, während der Gipfel aus Kalkstein besteht. — 3) (Sio), Fluß, s. Platteufee.

Schiva (Ichthyol.), s. v. a. Acipenser Schypa *Gmel.*, s. Stör.

Schipansk, asiat.-russ. Vorgebirg, Kamtschatka, an der östlichen Küste.

Schipann, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Libiegitz; Mühle mit Bretsäge; 190 Einw.

Schipbach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Schippach), R.-B. Unterfranken und Asch, Ldgr. Klingenberg; Mühle; 170 Einw.; — 2) (Schippach), das., Ldgr. Miltenberg; 150 Einw.

Schipbeek, niederländ. Fluß, entspringt in Rheinpreußen und mündet bei Deventer in die Yssel.

Schipewäer, Volk, s. v. a. Chippewäer.

Schiphorst (Geogr.), 1) holstein. Dorf, Gut Bothkamp; 210 Einw. — 2) (Schiphorst), lauenburg. Dorf, Amt Steinhorst; 570 Einw.

Schipios, südamerikan. Volk, Peru.

Schip-kostera (ruff., Ichthyol.), ſ. v. a. Wax, Acipenser Güldenstädtii *Br. et R.*

Schiplage, hannöv. Bauernſchaft, Osnabrück, Amt Grönenberg; 500 Einw.

Schipp, 1) ein Stück Land von 24 □Ruthen und 16 □Fuß, in Schleswig gebräuchlich; — 2) däniſches Salzmaß; — 3) (S.-ſaat), eine Ackerfläche von 36 □Ruthen in Dänemark.

Schippe, ein Werkzeug, das einer Schaufel ähnlich iſt; man gebraucht es, um etwas damit fortzuſchieben.

Schippen (Sypp, Geogr.), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Rakonitz, Herrſch. Kric; 230 Einw.

Schippen (Spielw.), das Pique der franz. Spielkarte.

Schippenbeil, preuß. Stadt, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr Friedland, am Einfluß der Guber in die Alle; Vorwerk, Mühle, 4 Kram-, Vieh- und Pferdemärkte, 2 Leinwandmärkte; 2170 Einw.

Schipperling (Bot.), ſ. v. a. Polyporus frondosus *Schrank.*

Schippſcheeren, das letzte und ſorgfältigſte Scheeren des ſchwarzen Tuches.

Schipptuch, Art Mitteltuch, wurde früher viel in Schleſien gefertigt. Auch in Polen wird ſolches gemacht, heißt aber dort ſo viel als großes Tuch.

Schirach (Biogr.), 1) Adam Gottlieb, Pfarrer zu Kleinbautzen in der Lauſitz, † am 3. April 1773; machte ſich durch ſeine Erfahrungen und Schriften über die Bienen bekannt. In ſeinem Dorfe gründete er einen Verein für Bienenzucht, der bald anderwärts Nachahmung fand. Seine hauptſächlichſte Entdeckung war die, daß die Arbeitsbiene, welche man bisher für geſchlechtslos gehalten hatte, unentwickelte Weibchen wären, die allerdings im Zuſtande als Larven vermittelſt einer reichlicheren Nahrung zu Königinnen herangebildet werden könnten. Dagegen behauptete er, im Widerſpruche mit der gewöhnlichen Anſicht, daß der Weiſer nicht von den für ſeine Männchen angeſehenen Drohnen befruchtet würde, indem die Befruchtung auf ganz andere Weiſe vor ſich gehe; daß die Arbeitsdrohnen beide Geſchlechter zugleich beſäßen ꝛc. Er wurde deswegen vielfach bekämpft, namentlich vom Naturforſcher Bonnet. Daß S.s Behauptungen nicht immer richtig waren, beweiſt u. A. die von Unhoch gemachte und 1823 in einer zu München erſchienenen Bienenſchrift veröffentlichte Entdeckung, wonach die Bienen eine Naſe beſitzen, deren Exiſtenz S. in Abrede geſtellt hatte. Schrieb: Abhandlung über die neue Art, Schwärme zu bilden, 1760; — Sächſiſcher Bienenvater, Zittau 1764; — Melitto-Theologie, Dresden 1768; — Naturgeſchichte der Bienenkönigin ꝛc., von J. J. Bleſſière ins Franzöſiſche überſetzt unter dem Titel: Histoire naturelle de la reine des Abeilles, avec l'art de former des essaims; — Abhandlung über die Bienen für alle Gegenden, Zittau und Leipzig 1768; — Zucht der Holzbienen, herausgeg. von J. G. Vogel 1774. — Außerdem ſchrieb S. einige unbedeutende religiöſe Schriften und überſetzte andere für die Bewohner ſeiner Gegend in die wendiſche Sprache; auch nahm er an der Bibelausgabe Luthers, Budiſſen, 1751, Theil. Er war Mitglied der Geſellſchaften für ländliche und häusliche Oekonomie zu Petersburg, Göttingen, Leipzig, Franken ꝛc., ſo wie Sekretär der von ihm ſelbſt geſtifteten Bienengeſellſchaft. Seine Beobachtungen ſind ſpäter von Hulan und andern Apiologen berichtigt worden. — 2) Gottlob Benedikt von, Begründer und langjähriger Herausgeber des „Politiſchen Journals", geb. 1743 zu Tieffenfurth in der ſächſiſchen Oberlauſitz, war auf dem Gymnaſium zu Lauban und bezog dann die Univerſität Leipzig. Da ihn ſein Vater durchaus zum Studium der Theologie zwingen wollte, die S. entſchieden haßte, ſo entſagte er der väterlichen Unterſtützung und warf ſich nun wacker auf die klaſſiſchen Sprachen, die Geſchichte und ſchönen Wiſſenſchaften. In Halle, wo er ſeit 1764 ſtudirte, machte er die Bekanntſchaft von Semmler und Klotz. Bei der ſich entſpinnenden Polemik nahm er Partei für den letztern. Außer Gedichten und einigen belletriſtiſchen Sachen lieferte er in der Philologie und Geſchichte gediegene Arbeiten. Er wurde 1769 außerordentlicher, 1760 ordentlicher Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät zu Helmſtädt; Geſchichte und Statiſtik waren ſeine Hauptfächer. Die Kaiſerin Maria Thereſia erhob ihn wegen ſeiner „Biographie Kaiſer Karls VI.", Halle 1776, in den Adelſtand. Er erhielt 1780 als Frucht ſeiner Schrift „Ueber das königl. däniſche Indigenatrecht", Hamburg 1779, 4., einen Ruf der däniſchen Regierung als Legationsrath nach Altona, dem er Folge leiſtete, und gründete das bis zu ſeinem Tode am 7. Dec. 1804 von ihm ſelbſt fortgeführte „Politiſche Journal", Jahrg 1—24, Hamburg 1781—1804, worin er die größten Ereigniſſe ſeiner Zeit zum Theil aktenmäßig behandelte. Die Bewunderung und den Enthuſiasmus vieler ſeiner Zeitgenoſſen für die franzöſiſche Revolution theilte er nicht, weshalb er manche Angriffe erfuhr. Noch ſchrieb er Folgendes: Ephemerides literariae helmstadienses, Helmſt. 1770—73, 5 Bde.; — Biographie der Deutſchen, Halle 1771—74, 6 Bde.; — Magazin der deutſchen Kritik, Halle 1772—76, 4 Bde.; — Ueberſetzung der Biographien des Plutarch, Berlin 1776—80, 8 Bde. — 3) Wilhelm von, Sohn des Vorigen, geb. am 25. Sept. 1779, war ſeit 1807 Obergerichtsrath in Glückſtadt, darauf Konferenzrath in Kiel und redigirte nach dem Hintritt ſeines Vaters das von dieſem begonnene und beſorgte „Politiſche Journal" bis 1812, Hamb. 1805—12, Jahrg. 25—32. Später erſchien es unter andern Redakteuren bis 1839 (Jahrg. 33—55, Hamburg 1813—34; Jahrg. 56—60, Altona 1835–39). Außerdem verfaßte er: Kritik des erſten, von Verbrechen handelnden Theils des Entwurfs eines peinlichen Geſetzbuches für Schleswig, Hamb. 1811; — Kriminalrechtsfälle, Altona 1813; — Beiträge zur Anwendung des Rechts

mit vorzüglicher Rücksicht auf die Rechtspflege in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg, Hamb. 1822. — 4) Karl von, jüngerer Bruder des Vorigen, geb. 1786, wurde Obergerichtsrath in Glückstadt und schrieb: Handbuch des schleswig-holsteinischen Kriminalrechts und Prozesses, Altona 1828—29, 2 Bde.; — Geschichte unserer Zeit, 1829—1830, Hamb. 1831, 2 Bde.

Schiracken, s. Ungarischer Wein.

Schiracz (Sziracs, Geogr.), s. Posega.

Schirakowitz, Dorf, s. v. a. Sierakowitz.

Schiraner, asiat. Bergvolk, Afghanistan, Prov. Sevi, am Kuh Soliman, unter einem eigenen Oberhaupte (Nika), mit Dörfern von 30—40 Häusern. Sie sind kühn und kräftig, essen gefallenes Vieh und Vegetabilien, treiben Ackerbau, tragen Kleidung von schwarzem Tuch, Sandalen u. um den Kopf baumwollene Tücher.

Schiras, asiat.-pers. Stadt, Hauptstadt der Prov. Farsistan, nordwestlich am Salzsee Baktegan, in einer schönen Ebene, mit Mauern einer Citadelle, einem Palaste des Gouverneurs, zahlreichen Moscheen, Bazars und Karavanserein, sonst schlecht gebaut, die Straßen eng und krumm; Seide und Wollweberei, Waffen-, Glas- und Porzellanmanufaktur, in der Umgebung die Grabmäler der persischen Dichter Hafis u. Saadi; 30,000 (nach Andern 40,000) Einw. In der Nähe schöne Gärten und Lustschlösser, ferner die Ruinen von Persepolis und der Mumienberg, welcher einen Bergbalsam (Mumie von S.) gibt, so wie die Quelle Abe-Murghan, von Heuschrecken fressenden Vögeln geliebt. In der Umgegend wachsen ungewöhnlich große und schöne Granatäpfel und der unter dem Namen Schiraswein bekannte Rothwein, welcher für den besten im ganzen Morgenlande gilt. S. war von 1765—96 die Residenzstadt der persischen Regenten und wurde durch das Erdbeben vom 25. Juni 1824, wobei über 4000 Menschen umkamen, fast ganz zerstört.

Schirbel, 1) Stück Eisen, das angefrischt und geschmiedet ist und am Ende noch zu Blech ausgeschlagen werden soll; — 2) Probirschirbel; — 3) s. Schirben.

Schirben, ein ungefähr 1½ Elle langes, ¾ Ellen breites und ½ Elle hohes Maß, das in Bergwerken im Harz angewendet wird und ca. 2 Kannen hält; 70—90 Schirben gehen auf ein Treiben.

Schirbenkobalt (Min.), s. v. a. Scherbenkobalt (s. d.).

Schirbickenbeere (Bot.), s. v. a. gemeiner Hollunder, Sambucus nigra *L.*

Schirdel (Min.), s. v. a. Turmalin (s. d.).

Schiren, luxemburg. Dorf, Distr. und Friedensgericht Diekirch; 750 Einw.

Schirges, Georg Gottlieb, Belletrist der Gegenwart, geb. 1811 zu Lüneburg, besuchte das dortige Johanneum und wollte anfangs Rechtsgelehrsamkeit studiren, wurde aber später von den Naturwissenschaften u. der Pharmacie angezogen. Im J. 1836 besuchte er Paris, hielt darauf zu Genf Vorlesungen über deutsche Literatur, wirkte 1841 an der guggenbühlschen Kretinenanstalt im Kanton Bern, für welche er die Norddeutschen zu interessiren wußte, und zog dann nach Hamburg, wo er zuerst die Börsenhalle, seit 1844 aber den „Telegraph für Deutschland" redigirte. Gegenwärtig redigirt er das „Vereinsblatt für deutsche Arbeit". Schr.: Karl (ein Roman), Hamb. 1841; — Zwei Gräber, Leipzig 1843 ꝛc. Sonst hat man von ihm viele Aufsätze und Gedichte.

Schirgiswalde, königl. sächs. Stadt, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen, an der Spree; Schloß, Stiftsgut, 2 Papiermühlen, Handel, 3 Jahrmärkte; 1600 Einw.

Schiria, See, s. v. a. Gödösche.

Schiribilla (ital., Ornith.), s. v. a. Crex pusillus *Bechst.*

Schirin (Lit.), Gedicht des persischen Dichters Nizami, in welchem die Verheirathung des Khosroes II. mit Irene (Schirin), der Tochter des Kaisers Mauritius, beschrieben wird.

Schirinki, Insel, s. Kurilen.

Schirk (Ichthyol.), s. v. a. gemeiner Stör, (s. d.), Acipenser sturio *L.*

Schirka, österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Seckau; 120 Einw.

Schirken (Ornith.), von Finken, wenn sie einen einstimmigen, schnarrenden Ton hören lassen.

Schirken (Bot.), Abtheilung des oken'schen Pflanzensystems, s. v. a. Bast-Aepfler (s. d.).

Schirkuh, Sohn Shadi's, Feldherr Nureddins, Wessir von Aegypten.

Schirl (Min.), s. v. a. der Turmalin (s. d.).

Schirlhaare, die Haare der Schafwolle, welche sich nicht, oder nur sehr schwer färben u. beim Pressen des Tuches sich nicht glatt legen lassen.

Schirling (Bot.), s. v. a. Schierling.

Schirlkobalt (Min.), s. v. a. Näpfchenkobalt.

Schirm, 1) Gegenstand, der etwas abhält, z. B. Licht-, Ofen-, Sonnen-S.; — 2) s. v. a. Sturm- und Wetterdach; — 3) (Jagdw.), leichtes Gebäude von Buschwerk, das vor der Witterung schützen, gewöhnlicher aber den Jäger vor dem Wilde verbergen soll. Man hat Leib- und Anstand-S.e, halbmondförmige Brustwehren von grünem Reißig, Anschleich-S.e, Hetz-S.e, hinter denen man die Hetzhunde verbirgt, und Jagd-S.e. — 4) S. v. a. Scheibe; — 5) (Bergb.), die Fläche eines Ganges, sowohl das Hangende, als das Liegende; — 6) (Schirmbret, Spiegel, Herald.), runde oder eckige, meist mit Pfauen- und andern Federn besteckte Bretter, die man auf den Helm stellt, und auf welchen man das Unterwappen wiederholt; — 7) (bot. Term.), s. v. a. Umbella. — Schirmchen, s. v. a. Umbellula, Sertulum. — Schirmförmig, s. v. a. Umbraculi formis. — Schirmtraube, s. v. a. Corymbus. — Schirmtraubig, s. v. a. Corymbosus.

Schirma, großer europ.-türkischer Morast, Serbien, Distr. Semendria, an der Save, durch das Austreten des Flusses entstanden, bei Schabace.

Schirmansrieth, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Vdgr. Drosendorf; 160 Einw.

Schirmblumenkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Trichius *Fabr.*

Schirmbret, 1) bei Frischfeuern in Hüttenwerken das vorn befestigte Bret, um die Gluth zurückzuhalten, die außerdem den dabei beschäftigten Arbeiter treffen würde; — 2) s. Glashütte; — 3) s. v. a. Schirm 6).

Schirmbühne, beim Wasserbau s. v. a. Fangbühne.

Schirmdach, 1) ein Dach, entweder von Holz oder Leinen, welches aufgezogen wird, um etwas gegen die Sonnenhitze oder Regen ꝛc. zu schützen; auf Schiffen ist es gewöhnlich von Holz und wird aufgemacht, um sich ebenfalls gegen Regen und Sonnenstrahlen zu schützen; — 2) ein großes Segeltuch, welches zu diesem Zweck über ein Fahrzeug gespannt wird; — 3) (Ant.), s. v. a. Schilddach.

Schirmdeiche (Wasserb.), Deiche, die eine Gegend gegen Wind und Wellen, Strom und Eis beschützen sollen; gehen vom Hauptdeiche stromwärts.

Schirmdorf (Semanin), österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Leitomischel; 2 Mühlen; 780 Einw.

Schirmeck, franz. Stadt, Dep. Vogesen, Bez. St.-Dié, in der Tiefe eines schönen und langen Thals, an der Bruche; mechan. Baumwollspinnerei und mechan. Baumwollwebereien, Färberei, Gerberei, Brauerei, mechan. Nägelfabrik, Weinhandel; 1500 Einw.

Schirmenitz, preuß. Pfarrdorf, Provinz Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Torgau; 220 Einw.

Schirmer (Biogr.), 1) David, ein seiner Zeit geschätzter Gelegenheitsdichter, Bibliothekar in Dresden, war zu Freiberg in Sachsen geb., † um 1663 zu Dresden. Seine geistlichen Gesänge sowohl, als seine übrigen Erzeugnisse verrathen dichterische Anlagen, wenn sie auch bisweilen durch Ziererei und Spielerei abstoßen. Er schrieb die erste deutsche Oper, die im December 1650 zu Dresden zur Aufführung kam und den Titel führte: Paris und Helena. Seine übrigen Arbeiten, Lieder, Elegien und Hirtengedichte finden sich in den „Rosenbüschen", Dresden 1653, vermehrt 1657, 8., und in den „Rautenbüschen", Dresden 1663, 8. — 2) Friederike, geboren 1785, Tochter des Schauspielers Christ, betrat schon frühzeitig das Theater, wurde mit Vater und Schwester bei der Joseph-Secondaschen-Gesellschaft engagirt, kam später zum königlichen Hoftheater zu Dresden und ehelichte 1809 den Schauspieler S. † 1833 zu Dresden. Sie spielte vorzüglich muntere, gefühlvolle Rollen mit Auszeichnung. — 3) Wilhelm, Landschaftsmaler, war 1804 zu Berlin geboren und unter Schadows Leitung gebildet, welchem er aber nicht nach Düsseldorf folgte. Er begab sich 1827 nach Italien und fertigte hier zahlreiche Zeichnungen, von denen er mehre in Oelbildern ausführte, die theils architektonische Ansichten im engeren Kreise bilden, einzelne merkwürdige Denkmäler darstellen, oder Ansichten im ausgedehnteren Kreise geben, ganze Gegenden mit Werken menschlicher Kunst zur Anschauung bringen. Eines seiner früheren italienischen Bilder, Tasso's Haus, ist in der berühmten Sammlung des Konsuls Wagener in Berlin. Unter den später entstandenen größeren Ansichten nennen wir die Aussicht auf das Thal von Narin, die Ansicht des Monte Soratte, die Aussicht von den vatikanischen Logen über Rom, die äußere Ansicht des Vatikans, die Ansicht des Hafens von Pozzuoli bei Neapel, italienische Landschaft im Charakter der Gegend Civita Castellana, Abendlandschaft am Comersee, Villa d'Este. Auch die Bilder aus dem Vaterlande bestehen fast immer in architektonischen Ansichten. Eine landschaftliche Komposition und eines der neuesten Werke des Meisters kam 1833 unter dem Titel des Haines am Meere zur Ausstellung. Poetische Auffassung landschaftlicher Formen, eine durchgebildete Technik, die mit Gewandtheit das Einzelne ins Ganze hinüberführt, heiter und kräftig mit Licht und Schatten schaltet und durch einen frischen feuchten Hauch ihre Schöpfungen belebt, rühmt man als Vorzüge seiner Bilder. S. wurde 1833 ordentliches Mitglied der Akademie der Künste in Berlin und 1839 Professor an derselben. — 4) Johann Wilhelm, Landschaftsmaler, einer der ausgezeichnetsten deutschen Künstler, der sich einen europäischen Ruf gegründet hat, wurde 1807 zu Jülich geboren und bildete sich an der Akademie zu Düsseldorf unter Schadow, zu dessen ausgezeichnetsten Schülern er gehörte. Er ist gleichsam als der Vater der düsseldorfer Landschaftsmalerei zu betrachten, und von ihm und Lessing geht die allgemeine Richtung der düsseldorfer Schule aus, in welcher bereits so Ausgezeichnetes geleistet wurde. Schon das Kunstblatt von 1830 rühmt, daß es ihm vorzüglich gelinge, feuchte Waldgründe, klare Wasserspiegel, mürbes Trümmer- und Mauerwerk, die Einzelheiten einer üppigen, saftvollen Pflanzenwelt darzustellen, und in diesen Gegenständen, so wie in der Betonung derselben durch einen schweren bedeckten Himmel sey er vortrefflich. In der That, wenige Künstler malen herrlichere Gruppen von Bäumen, so mächtige Eichen und Buchen, niedere Gewächse und Wipfelblätter in so specieller Wahrheit, so meisterhafte Waldlandschaften, so fette und fruchtbare Wiesen, solche Waldbäche mit bewunderungswürdiger Klarheit des Wassers, so reine Lüfte, als S., und Wenigen gelingt es, diese stille Wehmuth über die Gefilde zu verbreiten, das Gefühl der Ruhe darüber auszugießen, wie dies öfter in S.s Werken so mächtig wirkt. Nicht minder glücklich ist er, wenn es gilt, überraschende Naturwahrheit im Aufruhr der Elemente zu erzielen. Bis 1839 entnahm S. den Stoff zu seinen Bildern dem Heimathlande oder den Gegenden der Normandie, dann aber schilderte er die reiche Natur Italiens und der Schweiz, die er bereiste. Eines seiner schönsten Bilder stellt eine Landschaft mit einem Flusse dar, auf dessen Wasserfläche ein Kahn treibt, in welchem ein Mädchen sitzt. Ueber ihr steht ein junger Mann in wei-

sem Staubmantel, wie er einen überhängenden Buchenzweig ergreift, um den Nachen, der sich zu drehen anfängt, ans Land zu treiben. Ein Gemälde von 1832 stellt einen Herbststurm dar und bildet sogar das Rauschen ab. Dieses Gemälde ist von mäßiger Ausdehnung, größer als das frühere. Aus dieser Zeit besitzt auch der Konsul Wagener in Berlin eine große landschaftliche Komposition, und einen anderen Herbststurm, ebenfalls Komposition, erwarb 1832 der düsseldorfer Kunstverein. Eine Landschaft mit Wassermühle ging in den Besitz des Freiherrn von Färber in Stretitz über. Ein ausgezeichnet schön und meisterhaft gemaltes Bild von 1836 stellt einen Eichenwald mit Felsen dar und saftige Grasplätze im Mittelgrunde. Eine Herbstlandschaft mit Waldgebirg im Regengewölke erwarb 1837 Saglio zu Havre de Grace. Andere Bilder aus jener Zeit erinnern an die Normandie. Das eine stellt eine Seeküste im Mondschein mit Feuerbeleuchtung dar, ein anderes Sonnenaufgang über dem Meere bei Treport, ein drittes ein Schiffwrack auf bewegter See nach dem Sturme, ein viertes die Küste der Normandie bei Etretat u. s. w. Ein Schweizerbild stellt das Wetterhorn im berner Oberland vor, 1837 im kleinen, im folgenden Jahre in einem großen Gemälde ausgeführt. Eine spätere, umfassendere Komposition von höchst gediegener Ausführung gibt den Weg über die Alpen, ein zweites Bild den Bergsturz bei Goldau. Seine Schweizer-Landschaften tragen meistens das Gepräge des Ernsten und Feierlichen der Alpennatur. Eines der herrlichsten Bilder dieser Art ist jenes, welches 1839 der Könige der Belgier erwarb: ein frisches Wiesenthal, über welches bei hellem Tageslichte die majestätische Jungfrau mit ihren Gletschern und scharfen Steinrippen emporragt. Von friedlicher, fast wehmüthiger Stimmung ist eine höchst poetische große Komposition in der Gallerie zu Darmstadt: ein weites Flußthal bei Abendbeleuchtung. Verwandter Natur sind mehre andere Bilder, wie jene, welche unter dem Namen der Waldeinsamkeit am Morgen (mit Hirschen im Bache), der Morgendämmerung im Waldgebirge, der Mühle nach dem Regen ꝛc. bekannt wurden. Ein vortreffliches Bild ist auch jenes, welches er 1842 nach Uhlands Gedicht des künftigen Frühlings komponirte. In letzter Zeit lieferte ihm seine Studienreise nach Italien reiche Auswahl. Seine italienische Waldlandschaft, jetzt im Galleriesaal zu Düsseldorf, seine Campagna di Olevano und vor Allem die Grotte der Egeria sind Bilder von großartigster Komposition, in welchen das innerlich Charakteristische der dargestellten Gegend vorwiegt. Diese Bilder waren 1843 vollendet. S. ist Professor an der düsseldorfer und Mitglied der berliner Akademie. — 5) Fr. Ph., Bildnißmaler, arbeitete um 1837 in Düsseldorf, begab sich aber später nach Dresden; malte zahlreiche Bildnisse, lebensgroße halbe Figuren und Brustbilder, auch kleine Bildnisse.

Schirmer (Jagdw.), s. v. a. Netter.

Schirmergroschen, s. v. a. Breitgroschen.

Schirmes, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Waidhofen, an der Thaya; über 100 Einw.

Schirmgeld, s. Zins.

Schirmhähnchen (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Crioceris *Geoffr.*

Schirmherr, s. v. a. Schirmvogt.

Schirmitz, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Weiden; 400 Einw.

Schirmjuden, s. Juden.

Schirmkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Peltis *Fabr.*, Thymalus *Latr.*

Schirmkappe, s. Schornstein.

Schirmkraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Trientalis *L.*

Schirmmauer, s. Glashütte.

Schirmmoos (Bot.), Gattung der Moose, s. v. a. Splachnum *L.*

Schirmmoose (Bot.), Untergruppe der Bryaceae *Rchb.*, *Rabenh.*, s. v. a. Splachnaceä.

Schirmpalme (Bot.), 1) Pflanzengattung, s. v. a. Corypha *L.*; — 2) s. v. a. fächerartige Weinpalme, Borassus flabelliformis *L.*

Schirmpilz (Bot.), s. v. a. Agaricus procerus *Scop.* s. Lepiota *Fr.*

Schirmrose (Bot.), s. v. a. immergrünende Rose, Rosa sempervirens *L.*

Schirmschnecke (Mollusk.), Schneckengatt., s. v. a. Umbrella *Lam.*

Schirmvogel (Ornith.), Vögelgattung, s. v. a. Cephalopterus *Geoffr.*

Schirmvoigt (Advocatus ecclesiae), s. Voigt.

Schirmwand, die an den Roststätten befindliche, von Bretern zusammengeschlagene Wand, um den Wind davon abzuhalten.

Schirmwatt (Bot.), Algengattung, s. v. a. Acetabularia *Lam.*

Schirmwein, s. Zins.

Schirnding, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberfranken, Landgr. Wunsiedel; Nebenzollamt, Brücke über die Rösla, Eisengruben, Mühle; 300 Einw.

Schirndorf, österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Obermureck; 180 Einw.

Schirnewitz, sachsen-altenburg. Dorf, Patrgr. Altenberga; über 100 Einw.

Schir-nies-atalyk (Staatsw.), s. Khiwa.

Schirnik, österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Schwanberg; 220 Einw.

Schirnitz, österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Herberstein; 120 Einw.

Schirnrod, sachsen-meining. Dorf, Amt Eisfeld; Blaufarbenwerk (Sophienau), Merbelmühle (Saargrund); 160 Einw.

Schirnsdorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr Höchstädt; Mühle; 170 Einw.

Schirokopaß, preuß. Bauerndorf, R.-B. Königsberg, Kr. Neidenburg; 160 Einw.

Schironowitz, preuß. Dorf, R.-B. Oppeln, Kr. Groß-Strehlitz; Vorwerk; über 100 E.

Schiroslawitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Kreuzburg; Schloß; 160 Einw.

Schirowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Tschischkowitz; Windmühle; 220 Einw.

Schirradorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Bzgr. Hollfeld; merkwürdige Felsenhöhlen; 220 Einw.

Schirrau (Groß-S.), preuß. Gut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Wehlau; 320 Einw.

Schirrbeil, Beil, mit welchem das hölzerne landwirthschaftliche Geräthe ausgearbeitet wird.

Schirrholz, s. v. a. Ruthholz.

Schirrick, preuß. Bauernschaft, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Kempen; 320 Einw.

Schirrkammer, s. v. a. Geschirrkammer.

Schirrmacher, in manchen Gegenden der Wagner auf dem Lande.

Schirrmeister, 1) s. v. a. Geschirrmeister; — 2) s. v. a. Kondukteur, s. Post; — 3) in der Grafschaft Mark ein Fuhrmann, der mehre Gespanne hat; — 4) (Grobschm.), s. v. a. Vorschläger.

Schirrschreiber, s. v. a. Geschirrschreiber.

Schiruch, s. v. a. Siroes.

Schirum, hannöv. Dorf, Aurich, Ostfriesland, Amt Aurich; 420 Einw.

Schirwan, asiat. russ. Provinz (Khanat), in der kasp. Provinz. Das ganze Landgebiet, das jetzt die Provinzen Derbend, Kuba, Baku mit der Halbinsel Apscheron, S. mit der Insel Salian und Scheki umfaßt, bildete im Alterthum einen Theil Albaniens, das zwischen Derbend, dem Araxes, dem kaspischen Meer und Iberien eingeschlossen war; es stand unter der Herrschaft des einst bedeutenden Königreichs Armenien, erhielt später, namentlich im 6. Jahrhundert, unter dem persischen König Chosru Nuschirwan den Namen S. und hatte in den oben angegebenen Grenzen längere Zeit unabhängige Herrscher, welche in den ersten Zeiten des Islam den Titel Schah annahmen, am Ende des 9. Jahrhunderts aber die Herrschaft der Khalifen anerkannten. Die Beherrscher von S. waren mächtig und erhoben sich häufig gegen Persien; im Anfange des 15. Jahrhunderts eroberte Emir Ibrahim ganz Aserbeidschan, nahm Tauris weg und eroberte sogar die Hauptstadt Persiens, Ispahan; aber nach den heftigen Umwälzungen am Ausgange des 15. Jahrh. fiel S. unter die Herrschaft Persiens, und seine Unabhängigkeit hatte ein Ende. S. empörte sich nicht mehr; in Stücke getheilt, deren Regenten nach dem Willen der persischen Könige gewählt wurden, ward es Iran Zinsbar und begann endlich, als wäre es des persischen Joches müde, nach und nach den Schutz Rußlands zu suchen. Ein Theil von diesem S. bildet jetzt die Provinz dieses Namens od. das Khanat von Schemaki. — Lage, Grenzen und Ausdehnung. Die Provinz liegt zwischen 41° 40′ 47″ nördl. Breite und 65° 35′ und 67° östl. Länge und grenzt gegen Norden an Kuba, im Osten an Baku und das kaspische Meer, im Süden an den Meerbusen von Kisil-Agatsch, zum Theil auch an das Khanat Talysch und den Fluß Kur, der es von der Provinz Karabagh scheidet, und gegen Westen an die Provinz Scheki. Auf der Nordseite, d. h. von den Provinzen Kuba u. Baku her, ist die Grenze gar nicht besonders bezeichnet; auf der Westseite aber macht der Fluß Gochtschai die Grenze, welche indeß gleichfalls nicht genau ist, da der Gochtschai, ein wildes Bergwasser, sein früheres Bette bedeutend geändert hat und am Ende in S. selbst fließt. Die Ausdehnung von S. mit Einschluß der Insel Salian und einen Theil der Steppe von Mugan umfaßt nach einer annähernden Berechnung nicht weniger als 14,500 □ Werste (nahe an 500 □ Meilen). — Bodenverhältnisse. Die Provinz zerfällt in Hochland u. Tiefland; das erstere besteht aus einer breiten Kette mächtiger Berge, einer Fortsetzung der Hauptkette des Kaukasus, und deren untergeordneten Bergrücken, das Tiefland bildet eine reizende Ebene, einen Theil des weiten Bassins, welches von der Kaukasuskette, mehren Ausläufern des Ararat und den Gebirgen von Talysch, und ostwärts endlich vom kaspischen Meer eingeschlossen wird. Diese Ebene erstreckt sich in die Provinzen Baku, Talysch, Karabagh und Scheki, umfaßt die Insel Salian und die Steppe von Mugan. Die Hauptkette des Kaukasus mit ihren Ausläufern erstreckt sich 140 Werste weit von Nordwesten nach Südosten herein in die Provinz S.; die höchsten Punkte sind der Baba-Dagh und Phitdagh; der Gipfel des erstern ist nur einen bis anderthalb Monate im Jahre mit Schnee bedeckt. Es war noch nicht möglich, eine genaue Messung seiner Höhe anzustellen, so wie die Gebirge dieser Provinz auch geognostisch noch nicht untersucht sind. Die schirwanische Ebene ist 120 Werste lang, aber wenn man nicht auch die Insel Salian und die Steppe von Mugan dazu rechnet, nur 50 Werste breit; Salian jedoch hat 57 Werste Länge und 42 in der Breite; der Theil von Mugan, der zu S. gehört, hat etwa 60 Werste Länge u. 30 Werste Breite. Ein bedeutender Theil dieser zwischen dem Flusse Pirsagat und dem kaspischen Meere liegenden Ländereien, eben so Mugan und die Insel Salian, sind ganz ohne Wasser, können jedoch durch Kanäle aus den Flüssen Kur und Araxes bewässert werden, u. Ueberreste ehemaliger Wasserleitungen sieht man noch jetzt. Wenn es möglich wäre, diesem Wassermangel abzuhelfen, so wäre die Ebene von S. eine der merkwürdigsten in ihrer Art. In dem bergigen Theil des Landes sind gleichfalls einige Ebenen: 1) gegen Nordwesten, nahe am Gochtschai, die malerische Hochfläche Aftaran, welche sich in einer Länge von 28 u. einer Breite von 12 Werste ausdehnt; sie ist holzreich, aber wegen gänzlichen Wassermangels unbewohnt; sie wird indeß zum Theil angebaut und belohnt bei tüchtigem Regen die Mühe des Ackerbaues reichlich; 2) in der Nähe von Aftaran ist das Thal Lanabatan, das 20 Werste Länge, aber nur anderthalb Werste Breite hat; es ist von vielen Bächen bewässert, und die in mehren Dörfern vertheilten Bewohner treiben mit Erfolg Seidenbau, pflanzen Baumwollenstauden und dergleichen; 3) gegen Nordosten von der Stadt Alt-Schemacha liegt ein von dem Pirsagat bewässertes Thal von 13 Werste Länge und 2 Werste Breite; es könnte zur Seidenzucht und zu mancherlei Anpflanzungen mit dem größ-

ten Vortheile verwendet werden, wenn nicht das Wasser des Pirsagat bloß zur Bewässerung der dem Staate gehörigen Ackerfelder gebraucht würde; 4) in dem Magal von Kasan ist gleichfalls ein breites Thal, in welchem einige volkreiche Dörfer liegen; die Einwohner treiben namentlich Seidenzucht, und die Seide, die sie gewinnen, ist von vorzüglicher Güte. Der Boden in der Provinz S. besteht gegen Westen, Süden und Osten, also im ebenen Theile des Landes aus Dammerde, mit einer größern oder geringern Menge Thon und Sand. Er läßt sich sehr leicht bearbeiten, die Fruchtbarkeit hängt aber von der Wassermasse ab. Die Vorberge, die meistens nur aus Thon bestehen, haben gleichfalls einen fruchtbaren Boden, der zum Getreide- und Gartenbau taugt, aber gegen die Mitte des Gebirges hin, z. B. in dem Magal Lagisch, stößt der Blick auf kahle Steilfelsen, wo alles Leben gleichsam entweicht; doch zwingt die Noth die Einwohner, sich dahin zu begeben und die einzelnen Flecke bessern Landes anzubauen, aber sie finden sich nicht nur häufig unbelohnt, sondern verlieren selbst manchmal die Aussaat. — Gewässer. Das kaspische Meer bespült die Provinz S. auf der Südostseite auf eine Strecke von 120 Werften, vom Meerbusen von Kisilagatsch, d. h. von der südlichen Mündung des Kur bis zur Grenze der Provinz Baku. Zwischen der obern oder nördlichen Mündung des Kur und der mittlern oder östlichen liegt die nordöstliche Bank, eine Rhede, auf welcher die Schiffe anhalten, welche aus Baku, Astrachan und Persien kommen. Diese Rhede hat zwar einen guten Grund, ist aber unvortheilhaft, weil sie von allen Seiten offen ist. Anderwärts gibt es keine solche Anfahrten, wie überhaupt am Ufer des kaspischen Meeres sich wenig gute Rheden finden. Auf den geographischen Karten ist der Fluß Pirsagat als ins Meer fallend und einen Meerbusen bildend angegeben; dies ist aber unrichtig, denn der Pirsagat mündet sich nur im Frühjahr ins Meer aus, wenn starke Regen und der schmelzende Schnee ihn anschwellen. Von den durch S. strömenden Flüssen sind folgende zu bemerken: der Kur, welcher aus der Provinz Schecki kommt, trennt S. von Karabagh. Am Dorfe Dschewal nimmt er den Araxes auf und fällt dann in 3 Mündungen, der von Akuscha, der östlichen und der nördlichen ins kaspische Meer; der Kur fließt über 200 Werste weit in S. Der Araxes trennt die muganische Steppe von Karabagh und fließt 40 Werste weit durch S.; sein Wasser ist ungemein unrein und seine Farbe von dem Boden, den er durchfließt, röthlich; man schreibt ihm allgemein einen ungünstigen Einfluß auf den menschlichen Organismus zu. Von Dschewal an, wo er in den Kur fällt, wird auch in diesem letztern Fluß das Wasser ungemein trübe. Der Gochtschai oder blaue Fluß entspringt in den Bergen, welche S. von Kuba trennen, und nimmt eine Menge Gebirgswasser auf. Bei dem Dorfe Karabakkal verläßt er die Berge, betritt die Ebene und theilt sich zwischen den Dörfern Schairach und Ljäki in zwei Arme, von denen der eine gegen Kasian, der andere nach Ljäki geht und in den See Schilian fällt. Der Gerdiman kommt aus denselben Bergen, strömt mit reißender Schnelligkeit durch die Schluchten und nimmt auf seinem Lauf eine Menge Bäche auf; bei dem Dorfe Kalagaily betritt er die Ebene und verliert sich jenseits des Dorfes Kürtamir im Sande. Sein Lauf beträgt 80 Werste. Beim Austritt aus den Bergen theilt er sich in 3 Arme, welche den Namen des obern, untern und mittlern Gerdiman führen; im Frühjahr geschieht es häufig, daß alle 3 Arme sich vereinigen und eine große Strecke des umliegenden Landes bedecken. Der Aksu oder „Weißwasser" entspringt ebendaselbst, fließt zwischen Bergen fort und betritt bei dem Dorf Aksu die Ebene; nach einigem weitern Laufe verliert er sich in dem Distrikte Sygzy-sy-lak. Dieser Fluß nimmt den Sulutschai, Tschagan-tschai und andere kleine Bäche auf. Der Aigry entsteht aus zwei Bächen, den Tschulgan-tschai und Talystantschai, und theilt sich hierauf wieder in den Aigry, der in den Gochtschai fällt, und in den Achoch. Der Pirsagat entspringt nicht weit von der Quelle des Gerdiman, fließt bei Alt-Schemacha vorüber und dann durch ein Thal, das seinen Namen führt, zu dem Dorfe Nawaga, von wo er bei der Anschwellung sich auch ins Meer ergießt; sein Lauf beträgt 120 Werste. Der unbedeutende Fluß Koslu-tschai entspringt ebendaselbst und fällt gleichfalls ins kaspische Meer; in Baku erhält er den Namen Sugaita. Der Tschikil-tschai, gleichfalls ein unbedeutender Fluß, fließt nach der Provinz Kuba. Alle Flüsse, außer den beiden ersten, entspringen in den schirwanischen Bergen; der Gochtschai, Gerdiman, Aksu, Pirsagat fließen von Norden nach Südosten, der Koslu-tschai und Tschikil-tschai gehen etwas östlicher. Von allen Flüssen ist nur der Kur schiffbar, und auch dieser nur mit kleinen flachen Fahrzeugen, Kirschim genannt; alle andern Flüsse sind nicht tief und fließen reißend in einem steinigen Bette. Im Gerdiman und Aksu kommen zur Zeit der Anschwellung viele Menschen und Vieh um, weil sie fast nirgends Brücken finden, und man nur durch Furthen übersetzen muß. Außer diesen bedeutenden Flüssen ist eine nicht sehr große Zahl von Bächen und Quellen im höhern Theil von S. zerstreut. Weit wichtiger sind die warmen Mineralquellen, welche im Distrikt Jegelidsch an der Straße nach Kuba sich finden. Obgleich keine Bauten hier aufgeführt sind, so begeben sich doch die Tataren in ganzen Familien dahin; das Wasser zeichnet sich durch eine ziemlich hohe Temperatur aus, ist aber bis jetzt noch nicht genau untersucht worden, so wenig als die warmen Quellen bei Salian, welche nach der Versicherung der Einwohner in verschiedenen Krankheiten gute Wirkung thun. Uebrigens trifft man hier sehr oft warme und heiße Quellen, und es zeigt sich Naphtha und Salz. In der Provinz S. sind einige Seen; neben dem Dorfe Seidan, nicht weit vom Kur, findet sich ein See, der nie ganz austrocknet und mit Schilf bewachsen ist; er hat etwa sechs Werste im Umfang. Ein zweiter kleinerer See liegt

zwischen den Dörfern Sardob und Alwent, und ein dritter, der 8 Werste im Umkreis hat, bei dem Dorfe Schillan. Außerdem gibt es noch viele Seen, die aber nur einen temporären Bestand haben, durch das Austreten des Kur gebildet werden und zur Zeit der Hitze verschwinden. Alle diese Seen haben den Vortheil, daß bei der Abnahme des Wassers die Anwohner an ihrem Ufer den Boden anbauen, der hier einen sehr guten Ertrag liefert. Das Seewasser ist auch hier allenthalben bitter und salzig, und in vielen Seen zeigt sich das Salz auf der Oberfläche. Die Flüsse sind von wesentlichstem Nutzen; der Kur, weil er schiffbar ist und eine Menge Fische liefert, der Gochtschai, Gerdiman, Aksu und Pirsagat, weil ihr Wasser, in zahllose Kanäle vertheilt, das Land befruchtet. Das Wasser ist hier die kostbarste Gabe, denn die Wirkung der Sonne ist so heftig und anhaltend, daß von der Feuchtigkeit allein es abhängt, ob die Arbeit des Landmanns sich belohnt. — Klima. In den verschiedenen Theilen von S. findet sich eine ungemeine Verschiedenheit des Klima's. Auf der Insel Salian ist der Winter kurz und manchmal ohne Schnee; am Ausgange des Herbstes und Anfang des Frühlings ist das Wetter sehr angenehm, aber von den ersten Tagen des Mai bis in die Hälfte des September steigt die Hitze oft auf 38° R. Die schirwanische Ebene an den Ufern des Kur hat fast dieselbe Temperatur, aber gegen die Vorberge zu, namentlich in den Magals Sardari und Bülüket, wird das Klima etwas gemäßigter und gesünder, obwohl auch dort noch die Hitze im Sommer heftig ist. Im nördlichsten Theil des Landes liegt der Schnee bis zum Anfange des Mai auf den Bergen. Salian gilt für ein höchst ungesundes Land, nicht nur für die Russen, sondern auch für die Eingebornen, und hitzige und kalte Fieber sind dort die gewöhnlichen Krankheiten. Obwohl aber die Ansicht von der Ungesundheit des Klima's von Salian ziemlich allgemein ist, so kann man doch nicht ohne Weiteres darein einstimmen; die Ursache seines ungünstigen Einflusses auf den Menschen entsteht zum Theil daraus, daß die Fischer zur Zeit des überaus reichlichen Fischfanges nur den Rogen und den Leim aus den Fischen nehmen, das Fleisch aber ungebraucht liegen lassen; dies verfault in bedeutender Menge am Ufer und verpestet die Luft. Weiter oben am Kur kann man das Klima gleichfalls nicht ganz gesund nennen, denn die Menschen unterliegen dort denselben Krankheiten, wie in Salian. In den beiden mittlern Magals ist das Klima weit besser und im obern Theil endlich sehr gesund, und die Einwohner leben lange. Hinsichtlich der klimatischen Einflüsse auf die Gesundheit der Menschen kann man S. in zwei Theile theilen; der mittlere und untere erzeugt entzündliche Krankheiten, der obere ist gesund. Dies gilt von den Eingebornen. Bei den Russen gilt der Grundsatz, daß jede Klimaveränderung mehr oder minder Einfluß auf den Organismus des Menschen hat, und man kann sagen, daß für die Russen das Klima, bis sie sich daran gewöhnt haben, nicht sehr günstig ist; denn während sich bei den Eingebornen keine besondere Sterblichkeit bemerklich macht, sterben die Russen, namentlich die Soldaten, in bedeutender Zahl, um so mehr, als sie die aus dem kältern Klima mitgebrachten Gewohnheiten nicht aufgeben. Sehr nützlich wäre es, die Sitten der Eingebornen zu befolgen, die eine lange Erfahrung gelehrt hat, sich dem Klima gemäß zu kleiden und zu nähren. Die Tataren z. B. tragen in der stärksten Hitze ihren Pelz und dagegen bei kaltem Wetter eine leichte Kleidung; mit dem Eintritte der Hitze geben sie die Fleischnahrung und alles Fette auf und halten sich mehr an Obst und Gemüse. In der heißen Zeit essen sie nur Morgens und Abends. Mittags, wenn der ganze Körper in heftiger Aufregung ist, ruhen sie. Die Lebensart der Russen ist ganz das Widerspiel davon und wird bei dem hiesigen Klima besonders verderblich. Nichtsbestoweniger würde das Klima geringere Verheerungen anrichten, wenn mehr Mäßigkeit in Speise und Trank beobachtet würde. Es ist zu bemerken, daß in Alt-Schemacha und überhaupt in S. eine skorbutische Krankheit, namentlich unter den Russen, wüthet, was man den fetten Speisen und hitzigen Getränken zuschreibt, denn unter den Tataren ist die Krankheit selten. Auch unter den russischen Soldaten ist sie minder häufig, da die Behörden eine strenge Aufsicht führen. — Naturerzeugnisse. Die reiche Natur dieser Provinz bietet ihren Einwohnern alle Mittel zum Wohlstande dar, aber diese haben kaum die Grenzlinie des Naturzustandes überschritten. Im Pflanzenreich trifft man am häufigsten: Eichen, Ahornbäume, Eschen, Pappeln, Rüstern, Espen, Buchen, Wallnußbäume und Linden; die Platane ist selten und die Birke noch seltener, auch wächst letztere nur im Gebirge; ferner finden sich Granatäpfel-, Birn-, Aepfel- und Kirschbäume und Weinreben. Berberisbeeren, kleine oder Waldnüsse, Zwergkirschen, Faulbäume, Schlehenbüsche, Weißdorn, wilder Jasmin und wilde Rosen, Himbeer- und Brombeersträucher gibt es in Menge. Von medicinischen Pflanzen sind in S. zu bemerken: die Süßwurzel (glycyrrhiza glabra), Krausemünze (mentha crispa), Salbei, Kamillen verschiedener Arten und Stabwurzel (artemisia abrutana). Außerdem wachsen sehr viele wilde Kapern, Krapp, Sellerie und Fenchel. Unter den Kornarten sind am häufigsten Weizen, Gerste und Reis, sehr selten Linsen und Bohnen. Unter den Gartengewächsen sind die häufigsten Wassermelonen, vortreffliche Melonen anderer Art, Möhren, Melanzanäpfel ꝛc. Die Wälder verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, denn fast die ganze Provinz ist holzarm; nur der nordwestliche Theil im Gebirge ist reich daran, in den übrigen Gegenden gibt es kein Holz, das zum Brennen tauglich wäre. Bauholz wächst in den Magals Ssosourt, Kasan, Gous und zum Theil in dem von Koschun. Dickes Holz wird nur zum Bauen verwendet, das Lindenholz jedoch auch zu Flintenschäften und dergleichen. Bei der Schwierigkeit, das Holz fortzuschaffen, ist der Preis, namentlich für Bauholz, sehr hoch, und Brennholz wird zu Schemacha mit ein bis zwei

Abasen die Last bezahlt. Der Unterhalt der Wälder ist gegenwärtig sehr schlecht, und die Provinz ist mit deren baldiger Ausrottung bedroht. Die Einwohner hauen Bäume ohne alle Auswahl nieder und lassen sie häufig, da sie dieselben nicht herausschaffen können, an Ort und Stelle liegen. Diese Unbesonnenheit trägt nicht nur zur Verheerung der Wälder bei, sondern hat auch noch den Nachtheil, daß häufig auch die guten Wege dadurch ungangbar gemacht werden. Aus dem Thierreich finden sich in S. Pferde, namentlich die sogenannte schirwanische Race, die keine besonders ausgezeichneten, aber sehr dauerhafte und leichte Pferde liefert; ferner Büffel, Rindvieh, Esel, Maulthiere, Kameele, Schafe, Ziegen, Hunde und dergleichen. Von wilden Thieren finden sich Bären, namentlich im obern Theil, Wölfe, Schakals, Hirsche, wilde Ziegen verschiedener Art, Dscheran oder Saiga genannt; Turen oder Berghammel trifft man nur im Gebirge; Füchse, Hasen, Murmelthiere, Marder, Dachse, Igel und viele andere. Von den Vögeln finden sich außer den Hausvögeln Adler, Geier verschiedener Arten, Habichte, Falken, weiße und schwarze Raben, Dohlen, Möven, namentlich am Meer und am Kur, wo der Fischfang betrieben wird, Fasanen, eine Art Rebhühner (turatsch), Wachteln, wilde Tauben, Staare, Zwergtrappen, welche im Winter in zahlreichen Schaaren herumfliegen, Schwäne, Kraniche, Reiher, Trappgänse, wilde Gänse, wilde Enten, Wasserraben, rothhalsige Taucher, Schnepfen und eine Menge anderer. Der Boden der Provinz S. ist noch wenig mineralogisch untersucht worden, wie überhaupt derjenige Theil des Kaukasus, der ans kaspische Meer stößt; viele Orte jedoch sind reich an Naphtha, Glaubersalz und gewöhnlichem Salze. In der Nähe der Insel Salian, auf dieser Insel selbst und auf der muganischen Steppe finden sich Salzseen und Naphtaquellen; letztere kommen auch im Gebirge nicht weit vom Piesagat, ostwärts von Alt-Schemacha, vor, aber weder das Salz, noch die Naphta von S. sind von vorzüglicher Art. Andere Mineralien hat man bis jetzt noch nicht entdeckt, aber nach der allgemeinen Bildung dieser großen Bergkette zu schließen, müssen sich dergleichen wohl finden. Uebrigens finden sich hier Eisenocker, verschiedene Arten von Thon, Kalkstein, Schiefer, Kreide und dergleichen. Im nordwestlichen Theil von S., im Magal von Bagisch bei dem Dorfe Senga, zeigt sich eine sehr merkwürdige Erscheinung: zwei Werste von dem Dorfe kommt auf einer kleinen Strecke das Wasser mit großer Heftigkeit aus vielen Quellen hervor. Gräbt man in der Nähe dieser Strecke den Boden auf und hält eine angezündete Kerze hin, so fährt plötzlich das freigewordene Gas empor und entzündet sich. Diese Erscheinung ist noch nicht näher untersucht worden; der Grund davon ist aber offenbar derselbe, wie bei dem Feuer zu Baku auf der Halbinsel Apscheron, denn der Geruch beim Brennen, so wie die Farbe der Flamme ist dieselbe. Uebrigens bemerkt man nirgends in der Nähe das Vorhandenseyn von Erdpech oder Naphtha. Das Feuer brennt so lange fort, als nicht eine fremde Kraft es auslöscht. Vor einigen Jahrzehnten zeigte sich die Erscheinung in einiger Entfernung von der jetzigen Stelle, wo sich das Gas jetzt zeigt; gegenwärtig aber hat das Freiwerden des Gases dort ganz aufgehört.

Bevölkerung. Kein Theil der russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus hat so viel Unglück erduldet und so heftige Umwälzungen erfahren, als die Länder am Ufer des kaspischen Meeres und namentlich die jetzige Provinz S. Hier war ein ewiges Schlachtfeld; Khasaren, Hunnen, Araber, Mongolen, Tataren und Turkomanen, Perser und Türken stritten sich hier um die Herrschaft. Dieses unaufhörliche Zuströmen der verschiedenartigsten Stämme mußte dem Land ein sehr mannichfaltiges Gepräge aufdrücken, und es finden sich unter seinen Bewohnern Tataren, Perser, Juden, Armenier und Araber. Die Tataren bilden den zahlreichsten Stamm, vielleicht darum, weil sie hier, wie überhaupt im ganzen Kaukasus, vom 13. bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts herrschten und in Sprache und Sitten den Stempel ihrer Obergewalt zurückließen. In späterer Zeit war S. den Persern zinsbar, welche eine Mischung von Sitten, Gewohnheiten und Kleidungen veranlaßten. Perser und Araber unterscheiden sich hier nur wenig von den Tataren und führen im Allgemeinen ihren Namen. Die Armenier sind vor Alters aus dem Königreich Armenien übergesiedelt worden, wahrscheinlich in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, als die Tataren oder Mongolen Armenien unterwarfen; S. heißt auf armenisch Korinhalk, d. h. der innere Theil Armeniens. Die Juden bilden einen unbedeutenden Theil der Bevölkerung, und es hat sich bei ihnen nicht einmal eine Sage von ihrer Uebersiedelung erhalten; wahrscheinlich kamen sie aus Persien, wo sie noch jetzt zahlreich sind. Nach Rubruquis, der von dem heil. Ludwig 1253 an den Khan der Mongolei gesandt wurde, soll damals die Zahl der Juden in S. groß gewesen seyn. Die Zahl der Tataren mit Einschluß der Perser und Araber beträgt gegen 63,000, die der Armenier 6400 und die der Juden etwa 340 männlichen Geschlechts. Außer diesen Bewohnern von S. gibt es noch 2 Nomadenherden von Zigeunern, 200 Familien stark, wahrscheinlich von demselben Stamme, wie die, welche in großer Anzahl in ganz Persien zerstreut sind. In dem obern Theil von S. ist der Magal Lazisch von einem Stamme bewohnt, welcher sich von den Tataren durch seine Physiognomie, wie durch seine moralischen Eigenschaften unterscheidet; sie sprechen eine von der tatarischen verschiedene Sprache und beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Bearbeitung von Metallen. Die herrschende Sprache in S. ist die turkomanische, die auch in Aserbeidschan allgemein im Gebrauch ist und von den Russen gewöhnlich die tatarische genannt wird; sie gleicht der türkischen so sehr, daß beide Völker einander verstehen können. Diese Sprache heißt in Transkaukasien Turki, ist mit arabischen und persischen Worten bezeichnet und klingt sehr angenehm und musikalisch; da sie leicht zu erlernen ist, so ist sie eben so im Gebrauch, wie in Europa

das Französische. Ein kleiner Theil der Einwohner spricht eine besondere, von dem Turki und dem Armenischen ganz verschiedene Sprache, welche nach der Angabe der Eingebornen ein verdorbenes Persisch seyn soll. Im gebirgigen Theil v. S. wird zum Theil Lesghisch gesprochen. Die Bevölkerung ist in 389 Gemeinden vertheilt.

Nahrungszweige. Der Ertrag des Ackerbaues dient nur zum inneren Verbrauch, und nur in seltenen Jahren wird ausgeführt. Gewöhnlich baut man Weizen, Gerste, Hirse und Tschaltyk (eine Art Reis). Die Einwohner ziehen auch Baumwolle; die Gärten mit Melonen und Gurken sind nicht bedeutend, aber namentlich die erstern Früchte vortrefflich; sie bilden in der heißen Jahreszeit die Lieblingsnahrung des Volkes. In Bezug auf die Seidenzucht ist S. eine der reichsten Provinzen in Transkaukasien; man betreibt sie im untern Theil von S., mit Ausnahme von Saltan und Mugan, und auch im obern Land auf der ersten Abdachung der Berge. Weingärten werden ausschließlich von Armeniern gehalten, namentlich in den Dörfern Madrast und Gürdschewan. Fruchtgärten finden sich im untern, noch mehr aber im obern Theil von S.; die gewöhnlichsten Bäume darin sind: Aepfel-, Bergamott-, Granatäpfel-, Birn-, Aprikosen-, Pfirsisch-, Feigen-, Pflaumen- und Kirschenbäume verschiedener Art, so wie Wallnuß- und Maulbeerbäume. Was die Viehzucht in S. betrifft, so unterhält man Büffel, Rindvieh, Pferde, Schafe, Esel, Kameele und Maulthiere. Die angesessenen Einwohner, welche sich vorzugsweise mit Landbau beschäftigen, halten Vieh nur zu ihrem eigenen Bedarf, und man findet bei ihnen nicht mehr als etwa 12,000 Stiere, 40,000 Kühe, ungefähr 36,000 Pferde, 40,000 Schafe, 25,000 Esel, 1000 Kameele und 800 Maulthiere. Die Bienenzucht bildet keinen wichtigen Zweig der Landwirthschaft, doch wird sie im obern Theil der Provinz stärker, als in der Ebene getrieben. Im Allgemeinen rechnet man 9000 Bienenstöcke, welche jährlich gegen 6000 Batmans (120,000 Pfund) Honig und gegen 500 Batmans Wachs geben; der Honig wird zu 4—5, das Wachs zu 8—10 Rubel Silber das Pud verkauft. Viele Gegenden sind für Bienenzucht besonders geeignet, und die Einwohner würden einen großen Vortheil daraus ziehen, wenn sie sich der Sache eifriger widmeten. — Die Jagd auf Bären, Wölfe, Füchse, Hasen, Schakals, wilde Ziegen, Stiere und Schweine wird von den Einwohnern nur zum Vergnügen getrieben, theils mit Fallen, theils mit Hunden und Feuergewehr. — Der Flußfischfang verdient nur im Kur wegen seiner Bedeutung eine besondere Aufmerksamkeit. Der Bergbau besteht nur im Gewinn des Salzes, der Naphta und des Kalksteins, der sich in den schirwanischen Bergen in Menge findet und wegen seiner Weichheit leicht alle Formen annimmt. Die Fabrikation von Seidenstoffen in der Hauptstadt Schemacha (s. d.) ist schon seit langer Zeit berühmt, und es gab eine Zeit, wo die Erzeugnisse dieser Stadt zu den besten in Persien gerechnet wurden, aber die unglücklichen Umstände, in denen sich ganz S. öfters befand, vernichteten diesen Industriezweig fast völlig; sobald aber die Ruhe wiederkehrte, blühte er jedesmal wieder auf. So war es seit der Wiederherstellung von Alt-Schemacha nach der Zerstörung der Stadt durch Nadir Schah im Jahr 1734; unter Mahmed Seid Khan befand sie sich in blühendem Zustande, namentlich als in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einige Hunderte der bedeutendsten Fabrikanten aus Tebris sich nach Schemacha übersiedelten, obgleich sie nach der Einnahme der Stadt durch Feth Ali Khan im Jahre 1776 wieder nach Tebris zurückkehrten. Wenn man indeß von Fabriken u. Industrie in S. und überhaupt im ganzen russischen Asien spricht, so darf man nicht glauben, daß hier Anstalten bestehen, die mit Maschinen arbeiten, eine große Anzahl Hände beschäftigen und eine bedeutende Menge Waaren liefern; vielmehr finden sich in jedem Hause nur ein oder zwei Webstühle, und darauf werden einfache Stoffe und in beschränkter Menge gearbeitet. Der eigenthümliche asiatische Geschmack, die Muster, die Mischung und Dauerhaftigkeit der Farben geben den asiatischen Stoffen einen Vorzug vor vielen europäischen, aber alles dies bildet nur eine Volks-, aber keine Fabrikindustrie. Zu ihrer Vervollkommnung haben die Perser zuerst den Weg gezeigt, seit geraumer Zeit aber ist Alles unverändert geblieben, und keine neuen Verbesserungen sind vorgenommen worden. Da indeß persische und überhaupt asiatische Stoffe in Rußland und Europa begehrt sind, so verdienen die Weber in Schemacha besonders darum Aufmerksamkeit, weil sie den persischen Stoffen den Weg nach Rußland versperren können. Die Zahl der Webstühle, auf denen seidene Stoffe verfertigt werden, beträgt in Alt-Schemacha gegen 650, und in den bedeutendsten Dörfern: Alvent, Sardob, Aksu und Baskal, gegen 50. Zu einem Webstuhl gehören 4 — 5 Menschen; die obengenannte Zahl von Webstühlen würde also an 3000 beschäftigen; man kann aber, da manche Webstühle leer stehen, nur etwas über die Hälfte annehmen. Die Fabrikanten erhalten die Seide von den Bewohnern der Provinz, den Stil oder 80 Soltnick zu 6 Abasen; aber diese Seide verliert noch bei der Reinigung gegen 30 Procent. Die Seidenstoffe gehen zum Verkaufe nach Moskau, Astrachan, Tiflis, Baku, Kuba, Derbend, Nucha, Schusscha und andern Städten; die seidenen Schleier und Halstücher besonders nach der Türkei und Persien. Das Färben der Seide wird als Monopol betrachtet und von der Regierung in Pacht gegeben; nur das Färben mit Roth und Gelb ist frei. Diese Verpachtung ist mit großen Unbequemlichkeiten und Mängeln verknüpft, und die Schleier von Schemacha, welche sonst den gleichen Preis mit den persischen hielten, werden jetzt nur noch in geringer Menge verfertigt und sind nirgends mehr begehrt. Die Genossenschaft der Fabrikanten von Schemacha würde gern die Bezahlung der Pachtsumme, welche 800 Dukaten beträgt, über sich nehmen und auf die einzelnen Meister je nach der Zahl der Stühle vertheilen. Aus Baumwolle macht man sowohl

in Schemacha, als in vielen Dörfern Bjäs, ein Gewebe zu Kleidern, Hemden, Schleiern u. dergl. Diese Bjäs ist hier eben so gewöhnlich, als in Rußland die Leinwand. Die Baumwolle kostet hier gewöhnlich 4 — 4½ Rubel Silber das Pud; weiße Bjäs, das Stück à 12 Arschinen Länge und ¾ Arschinen Breite, 4 Rubel schirwanisches Geld (2 Rubel 40 Kopeken Silber). Man wäscht die Bjäs, sobald man sie vom Stuhle nimmt, in reinem kalten Wasser und drückt sie sorgfältig aus; hierauf kocht man sie in siedendem Wasser, setzt auf 10 Topas Bjäs einen Batman Kalk und ½ Batman von einem Stein zu, den man Kali-Daschi nennt; hierauf wäscht man sie wieder und läßt sie trocknen. In der Stadt finden sich 64 Gerber, welche Hammel-, Ziegen-, Ochsen-, Kuh- und Pferdefelle verarbeiten. Zur Bearbeitung der Felle wenden sie Kalk und ein gewisses Gras an, welches eine erweichende Eigenschaft hat. Zuvor reinigen sie die Felle, beschmieren sie mit aufgelöstem Kalk, um sie zu enthaaren, wozu sie die Felle eine ganze Nacht bestrichen liegen lassen; hierauf machen sie eine Kalkmilch und legen die Felle hinein, stoßen sodann das Gras Bielga zu Pulver, rühren es mit Wasser an u. legen die Felle in diese Masse, welche sie drei Tage lang jedes Mal frisch aufgießen. Hierauf beginnen sie das Färben, zu welchem Zwecke sie die Felle zuvor mit Fett einreiben, den Fall ausgenommen, wo sie ihm eine rothe Farbe geben wollen. Die verarbeiteten Felle schicken sie nach Baku, Kuba u. Persien. Alle Handwerke sind in der Stadt Alt-Schemacha vereinigt, und einige derselben sind in ziemlich großer Anzahl vorhanden, nämlich Maurer findet man 30, Schmiede 24, Schuhs u. Pantoffelmacher 189, Schneider 213, Silberarbeiter 40, Büchsenschäfter 12 u. s. w. Die Handwerker für den gewöhnlichen Gebrauch finden sich freilich auch außerhalb Schemacha auf den Dörfern, überhaupt in der ganzen Provinz. Einige S.er bereiten grobe Tücher, wozu sie die Wolle von den wandernden Stämmen S.s kaufen; sie bezahlen den Batman mit 12 schirwanischen Abasen und bereiten daraus zwei Stücke Tuch, das sie zu 16 Abasen oder 2 Rubel Silber das Stück verkaufen; manche bereiten jährlich gegen 20 Stück. — Handel. Schemacha war einst durch seinen Handel und seinen Reichthum berühmt; es kleidete Rußland u. selbst Persien in seine Seidenstoffe und machte Waarensendungen nach der Türkei; es hatte große Verbindungen mit indischen Kaufleuten, und seine Kaufmannschaft verfügte über große Kapitalien; aber ungünstige Verhältnisse und die Habsucht der Herrscher führten den Verfall des Handels herbei. Jetzt ist die Kaufmannschaft im Grund auf Alt-Schemacha beschränkt, doch sind noch über 120 Kaufleute da, wovon einige bedeutende Kapitalien besitzen und im innern und äußern Handel 2000—9000, ja einige gegen 15,000 Dukaten in Umlauf setzen. Der wichtigste Handel wird mit Astrachan, Tiflis und Moskau getrieben. Die Hauptgegenstände sind Seide, seidene Gewebe aus S. und Persien, Krapp, kupferne und eiserne Geräthe, zuweilen auch Getreide, Baumwolle und Vieh. Der größte Theil der Kaufleute beschäftigt sich mit dem Kleinhandel und geht nie über die angrenzenden Provinzen hinaus. Der Handel mit Astrachan wird schon lange getrieben, trotz der großen Entfernung, der langen Zeit, während welcher das Kapital des Kaufmannes todt liegt, und der ungemeinen Transportkosten; außer diesen müssen noch die Kaufleute an vielen Orten einen Rachtar oder Binnenzoll bezahlen. Die bestimmten Steuern, außer denjenigen, die in Astrachan erhoben werden, sind nämlich unter dem allgemeinen Namen Rachtar bekannt. Nach Moskau sendet man die Waaren auf demselben Weg und braucht nahe an zwei Monate. Den Handel mit Tiflis bilden ungefähr dieselben Gegenstände, nur geht wenig Seide dahin, wahrscheinlich weil der Rachtar 14 R. 75 K. S. ausmacht, und die Fracht 4 R. 50 K. Aus Rußland und Tiflis führt man russische Erzeugnisse dahin, nämlich Tücher, Seide, Zitze, Eisen, Kupfer, Zucker, Thee, Koffer, Cochenille, Grünspan u. s. w. Der eigentliche fremde Handel geht nur nach Persien. In frühern Zeiten war die Zufuhr von jenseits der Grenze viel bedeutender, und sie hat sich auch nur darum vermindert, weil der Handel sich mehr nach Tiflis zog. Den Ausfuhrhandel bilden holländische Dukaten, einheimische Seidenzeuche in geringer Menge und russische Baumwollenwaaren. In Alt-Schemacha werden, wie erwähnt, einige Seidenzeuche vorzüglich gut verfertigt, so daß die persischen Stoffe dieser Art nur Luxusgegenstände sind. Die Kaufleute von Schemacha treiben einen Handel mit Ardabil, Resch und Jesahan; sie gehen zu Lande nach Persien, setzen bei Dschewat über den Kur und gehen von da durch die muganische Steppe über Sarakaneysch nach Ardabil, so wie nach Ghilan, Resch und Sinsili. Ein zweiter Weg führt über Saltan und Astula am Ufer des kaspischen Meeres fort, gerade nach Resch und Sinsili. Von Ardabil gehen die Straßen nach Jsfahan, Kaswin und Tebris. Die russischen Waaren werden von Astrachan nach Sinsili und Ghilan zur See geschickt und sehr gern angenommen. Nach Schemacha bringt man aus Persien seidene, halbseidene, baumwollene und mit Gold durchwirkte Stoffe, mehre Färbestoffe, persischen Tabak, Schreibrohre, getrocknete Früchte u. dergl. Die Perser verkaufen hier ihre Waaren gegen Dukaten, kaufen dafür russische Fabrikate ein und verführen sie nach Persien. Den Handelsverkehr in Alt-Schemacha kann man mit ziemlicher Sicherheit folgendermaßen angeben: im Handel mit Rußland und Tiflis an Ausfuhrwaaren für 470,000 R. S., Einfuhr für 380,000 R. S.; im Handel mit den innern Provinzen beträgt die Ausfuhr 70,000, die Einfuhr 80,000 R.S. Im Handel mit Persien beträgt die Ausfuhr mit Einschluß der Dukaten und der russischen Erzeugnisse 340,000 R. S., die Einfuhr 320,000 R. S. Das ganze Umtriebskapital kann man auf mehr als 1,600,000 R. S. anschlagen.

Rechnungsverhältnisse. Rechnungsart, Zahlwerth, umlaufende Münzen ꝛc. Vorschriftmäßig wird jetzt in der Provinz

S. wie in Rußland gerechnet, nach Rubeln zu 100 Kopeken, in deren jetzigem Zahlwerth. Im Umlauf sind besonders Dukaten (holländische u. russisch-niederländische), russisches Silber, meist in großen Stücken; schirwanisches, in Abasen ausgeprägtes Silbergeld und russisches Kupfergeld. Ideale od. bloße Rechnungsmünzen sind: Der Toman oder Tumán und der Minaltyn oder jetzige Sachibkiran (beides ursprünglich persische Münzen). Von diesem Minaltyn, auch der schirwanische Rubel genannt, werden 10 auf den Tuman, oder der Werth des letztern wird zu 2 Stück holländischen Dukaten, also noch ein Mal so hoch gerechnet, als der jetzige persische Tuman, und es finden überhaupt hier folgende Vergleichungen Statt:

Tuman		Dukaten		Rubel Silber		schirwanische Rubel (Minaltyn)		Abasen		Kopeken Silber.
1	=	2	=	6	=	10	=	50	=	600
		1	=	3	=	5	=	25	=	300
			=	1	=	1	=	5	=	100
						1	=	1	=	60
								1	=	12

Da es bis jetzt noch so sehr an kleinem russischen Gelde fehlt, so ist man genöthigt, sich des bisherigen schirwanischen Geldes zu bedienen. — **Maße und Gewichte.** Gesetzlich sind es, in Folge der Ukase vom 6. Juli 1844, die russischen. Folgende sind die einheimischen Maßgrößen: **Längenmaß.** Die hiesige Arschin (Elle) hat 16 hiesige Werschok und ist = $^{7}/_{10}$ russische Arschin = $19^{3}/_{5}$ russische oder englische Zoll = 4,9783 Meter = 220,686 paris. Lin. **Getreidemaß.** Dasselbe ist außerordentlich verschieden, da verschiedene Erzeugnisse auch abweichendes Maß haben und überdies dasselbe an den einzelnen Orten differirt. Immer aber ist das Getreidemaß der Begriff einer bestimmten Gewichtsmenge. Die Einheit ist der Schagar. Für Weizen, Mehl, Reis, Erbsen und Linsen begreift der Schagar 50 Batman Meidan-Gewicht (vgl. die Rubrik Handelsgewicht, weiter unten) = 1000 russische Pfund oder 25 russische Pud. Für Gerste und Hirse enthält der Schagar 40 Batman jener Art = 800 russische Pfund = 20 russische Pud. Für den Tschaltyk begreift der Schagar 30 Batman jener Art = 600 russische Pfund oder 15 russische Pud. — Der Inhalt ist aber, wie gesagt, auch in den einzelnen Orten verschieden. **Flüssigkeiten** werden nach dem Gewicht verkauft, und zwar nach dem Misan-Gewicht; s. dies gleich unten. **Handelsgewicht.** Dasselbe ist hauptsächlich zweierlei Art: Meidan und Misan oder Attar. 1) Das Meidan-Gewicht ist das gewöhnliche. Der Batman hat 24 Stil oder 1750 Miskal des Goldgewichts (s. unten). Der Stil hat $72^{11}/_{12}$ Miskal oder 72 Miskal 22 Nuchut, und ist = 80 russische Solotnik = $^{5}/_{4}$ russische Pfund = 341,260 Gramm = 7100,2 holl. As. Demnach ist der Batman (Meidan-Batman) = 20 russische Pfund oder = $^{1}/_{3}$ russisches Pud = 8,19023 Kilogramm. — Der Gais hat 5 Batman = 100 russische Pfund = $2^{1}/_{2}$ russische Pud. — 2) Das Misan-Gewicht wird immer beim Auswiegen der Waare, also im Kleinverkehr, gebraucht. Der Batman hat 24 Stil oder 875 Miskal. Der Misan-Stil hat nämlich nur $36^{1}/_{24}$ Miskal od. 36 Miskal 11 Nuchut und ist = 40 russische Solotnik = $^{5}/_{12}$ russische Pfund = 170,630 Gramm = 3550,1 holl. As. Sonach ist der Batman (Misan-Batman) = 10 russische Pfund oder = $^{1}/_{4}$ russisches Pud = 4,09512 Kilogramm. Außerdem gibt es noch ein drittes besonderes Gewicht, nach welchem gewöhnlich die an die Krone zu liefernde Seide angenommen wird. Der Batman desselben hat 48 Stil oder $2165^{5}/_{8}$ Miskal. Der Stil desselben hat $45^{13}/_{128}$ Miskal und ist = $49^{1}/_{8}$ russische Solotnik = $^{39}/_{64}$ (oder 0,515625) russische Pfund = 211,154 Gramm = 4393,3 holl. As. Daher ist der Batman desselben = $24^{3}/_{4}$ russische Pfd. = 10,13541 Kilogramm. **Gold- und Silbergewicht.** Der Miskal hat 24 Nuchut (Nakuht, Karat) u. ist hier = $1^{17}/_{175}$ oder 1,097143 russische Solotnik = 105,3257 russische Doli = 4,68013 Gramm = 97,3745 holl. As. Er ist mithin nur wenig größer als der Miskal (oder sogenannte persische Solotnik) in Scheki; vgl. diesen Art.

Geschichtliches, s. Schemacha.

Schirwindt, preuß. Stadt, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Pillkallen, an der Szeszuppe und der polnischen Grenze; Land- und Stadtgericht, Nebenzollamt, Post, 4 Jahr- und Viehmärkte, 2 Windmühlen; 1420 Einw. S. ist die östlichste Stadt der preuß. Monarchie.

Schisandra (Bot.), nach einigen Autoren s. v. a. Schizandra *Micha.*

Schisanthes (Bot.), nach einigen Autoren s. v. a. Schizanthes *Ilau.*

Schischanof, Bai, s. Nordwestküste.

Schischkoff, Alexander Ssemenowitsch, russischer Admiral, Minister u. Schriftsteller, geb. 1754 aus einem altadeligen Geschlechte, ward seit 1761 Seekadet und lieferte schon als solcher mehre lyrisch-didaktische Gedichte, ein größeres Drama, eine Uebersetzung von Campe's „Kinderbibliothek", n. Ausl., Petersb. 1808, 2 Bde., und eine andere von Geßners „Daphnis". Zugleich beschäftigte er sich mit den ernsteren wissenschaftlichen Studien, welche ihm später einen so glänzenden Namen erwarben. Als Seeoffizier machte er umfassende Land- und Seereisen nach Schweden, Dänemark, England, Deutschland, Preußen, Italien, in die Türkei ꝛc. Im J. 1812 wurde er Staatssekretär, als welcher er viele, später von ihm gesammelte (Petersb. 1816), gut stylisirte und von einem hohen patriotischen Schwung beseelte Aufrufe, Manifeste, Ukase und Reskripte bis 1814 verabfaßte. Der Kaiser Alexander (und dessen Nachfolger) ernannte ihn in Folge seiner Verdienste um Rußland 1816 zum Präsidenten

der Akademie der russischen Sprache, 1820 zum Mitgliede des Reichsraths und 1824 zum Minister des öffentlichen Unterrichts, so wie zum Generaldirektor der geistlichen Angelegenheiten aller nichtgriechischen Konfessionen Rußlands. Um die russische Sprache und in mancher Hinsicht auch um die Wissenschaft im weitern Sinne, namentlich um die Marinewissenschaft machte er sich sehr verdient. Er war ein entschiedener Gegner Karamsins, weil dieser damit umging, der russischen Sprache eine neue, volksthümlichere Gestalt zu geben. Viel mehr Gutes würde er jedoch für Rußland gewirkt haben, wäre er nicht von dem in höhern Regionen meist sehr beliebten Grundsatze ausgegangen, daß die untern Volksklassen von aller wissenschaftlichen Bildung ihres eignen Lebensglücks halber gänzlich ausgeschlossen bleiben müßten, und daß die Religion der einzig haltbare Vereinigungspunkt zwischen Aufklärung und Völkerwohl seyn dürfe. Diese Ansicht sprach er in der Rede, welche er als Minister am 23. Sept. 1824 vor der Schuldirektion hielt, öffentlich selbst aus (besagte Rede findet sich abgedruckt in der „Allgem. Zeit." 1825, Nr. 30). Seine Gedichte waren ohne Werth und sind längst vergessen. Er † 1828. Schrieb außer dem Angeführten: Die Marinewissenschaft, Petersb. 1795, 2 Bde.; — Englisch-französisch-russisches Marinewörterbuch, daselbst 1795, 2 Bde.; — Sammlung von Seejournalen, daselbst 1800, 2 Bde.; — Betrachtungen über den alten und neuen Styl in der russischen Sprache, das. 1802; 3. Aufl. 1818; — Igors Zug gegen die Polowzer, 1805 (das älteste Denkmal russischer Poesie); — Tasso's „Befreites Jerusalem", in russ. Prosa, das. 1818, 2 Bde.

Schischkowitz (Zizkowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrschaft Nassaberg; 110 Einw.

Schischma, österr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrsch. Bistritz; Mühle; 290 Einw.

Schischmaref, Bai, s. Schismareff-Einfahrt.

Schisdra (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Kaluga, grenzt nördlich an die Kreise Messalsk und Meschtschowsk, östlich an den Kr. Koselsk, südlich und südwestlich an das Gouv. Smolensk. Das Land ist flach, wird von der Schisdra und ihrem Zuflusse Ressata, dem Wütebet, der Oka und Bolwa bewässert, hat mehre kleine Seen und Laub- und Nadelholz. — 2) Kreisstadt daselbst, am gleichnam. Flusse, südwestlich von Koselsk; Glashütten, Gußeisenwerke, Tuchfabriken; 8000 Einw.

Schisma (griech.), s. v. a. Trennung, besonders: 1) (Kirchenw.), Kirchenspaltung, d. i. derjenige Zustand der katholischen Kirche, wo in Folge der Wahl mehrer Päpste die oberste Kirchengewalt getrennt und somit die Einheit der Kirche aufgehoben ist, z. B. das große S. von 1378—1417, wo mehre Gegenpäpste sich bekämpften, s. Papst; — 2) eine Trennung unter den Christen über Religionssachen, die aber nicht den Glauben betreffen. Schismatiker werden Diejenigen genannt, die sich in untergeordneten Dingen von der allgemeinen Kirche trennen. So nennt die röm.-kathol. Kirche die nicht unirten griechischen und die armenischen Christen Schismatiker. — 3) (Mus.), ein kleines Intervall, das bloß bei Berechnung der mathematischen Tonverhältnisse (zur Theilung der Intervallengrößen) vorkommt und in dem Werthe von 32,805 : 32,768 steht. Es ist nämlich der Unterschied zwischen dem diatonischen und syntonischen Komma und der Unterschied zwischen diesem syntonischen Komma und dem Diaschisma; denn zieht man nach den Regeln der Subtraktion (s. d.) das Verhältniß des syntonischen Komma's (80 : 81) von dem des diatonischen (531,441 : 524,288) ab, so bleibt jenes Verhältniß von 32,805 : 32,768, und eben so wenn man von dem syntonischen Komma das Verhältniß des Diaschisma (2025 : 2048) abzieht. Demnach machen das S. und das syntonische Komma zusammengenommen ein diatonisches Komma, und S. und Diaschisma ein syntonisches Komma. S. Verhältniß (der Intervalle). — 4) (Bot.), nach Dumortier, Moosgattung, s. v. a. Sendtnera *Kndl.*

Schismareff-Einfahrt, russ.-nordamerikanische Einbucht, an der Westküste, im Norton-Sund.

Schismatopterides (Bot.), 1) nach Wildenow, Farrenabtheilung, s. Filices; — 2) nach dem okenschen Pflanzensystem, s. v. a. Bastdroßler.

Schismocerus (Bot.), nach Presl, Gattung der Ochideae *Presl.* Art: S. distichus *Presl.* Auf der Insel Luzon.

Schismus (Bot.), nach Beauvois, Gattung der Gramina Festucacea *Spr.* 5 Arten; bekannteste: 1) S. marginatus *Beauv.* In Südeuropa, Mittelasien. — 2) S. minutus *R. S.* In Taurien, im Kaukasus.

Schismus-Körner (pharm. Bot.), s. v. a. Grana Tiglii; s. Croton Tiglium *L.*

Schiffelitz, Marktflecken, s. v. a. Zigelitz.

Schistab, Stadt, s. v. a. Sistow.

Schistaceus (bot. Term.), Farbenbestimmung, schiefergrau, blaugrau.

Schiste (franz., Geognos.), s. v. a. Schiefer. — S. à aiguiser, s. v. a. Wetzschiefer. — S. alumifère und alunifère, s. v. a. Alaunschiefer. — S. amphibolique, s. v. a. Hornblendeschiefer. — S. argileux, s. v. a. Thonschiefer, aber auch Schieferthon. — S. bituminifère, s. v. a. Brandschiefer. — S. choloritenx, s. v. a. Chloritschiefer. — S. cuivreux et marneux, s. v. a. Kupferschiefer oder bituminöser Mergelschiefer. — S. graphique, s. v. a. Graphitschiefer. — S. grossier, s. v. a. Kohlenschiefer. — S. micacé, s. v. a. Glimmerschiefer. — S. mic. calcaire, s. v. a. Cipollin. — S. novaculaire, s. v. a. Wetzschiefer. — S. siliceux, s. v. a. Kieselschiefer. — S. tegulaire, s. v. a. Dachschiefer. — S. traumatique, s. v. v. Grauwackenschiefer. — S. tripoléen, s. v. a. Polirschiefer.

Schistidium (Bot.), I. nach Bridel-Briderl, Spaltzahn, Gattung der Bryaceae Grimmiaceae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia

Musci frondosi *L.* Haube klein, mützenförmig, zarthäutig, am Grunde mehrmals geschlizt, kaum den Deckel deckend, bald abfallend. Büchse sehr kurz gestielt, symmetrisch, eiförmig, trocken weitmündig, nicht zusammengeschnürt. Deckel breit gewölbt, mit sehr kurzem Schnabel. Ring fehlend. Peristom: Zähne lanzettförmig, fast flach, oberhalb oft unregelmäßig durchbrochen, gegliedert, ohne Längstheilungslinie, außen etwas gerippt, feucht zusammengeneigt, trocken abstehend, fast stachelig ausgebreitet, intensiv roth oder gelb gefärbt. Blüthen monöcisch. Drei deutsche Arten: 1) S. apocarpum *Dill.* Ueberall gemein, an Mauern, Felswänden, auf Dächern, an alten Stämmen u. s. w. Blätter aufrecht abstehend, bisweilen sichelförmig-einseitig, trocken etwas angedrückt, aus breiter Basis lanzettförmig, die untere stumpflich und wehrlos oder mit kurzer Haarspitze, die obern mit längerer; Perichätialblätter breiter; Büchse dickhäutig, mit schiefgeschnäbeltem Deckel; Zähne des Peristoms schön purpurfarbig. *Nees*, Hornsch. und Sturm, Bryol. germ., Taf. XVI, Fig. 4. — 2) S. confertum *Funk.* Besonders in Mittel- u. Süddeutschland, an Felswänden und Felsritzen. Blätter eiförmig-länglich, die obern fast lanzettlich, mit aufgesetzter kurzer Haarspitze; Büchse eiförmig, mit kurz geschnäbeltem Deckel; Zähne des Peristoms breit, lanzettförmig, an der Spitze fast gespalten, orangegelb. *Nees*, Hornsch. und Sturm, Bry. g., II. Taf. XIX, Fig. 5. — 3) S. maritimum *L.* Am Gestade der Nord- und Ostsee, an vom Meer bespülten Felsen. — II. Nach Bridel-Briderі, Spaltbütchen, Moosgattung, s. v. a. Fiedleria *Rabenh.*, s. Spaltbütchen.

Schistocarpha (Bot.), nach Lessing, Pflanzengattung. Art: S. bicolor *Less.*, s. v. a. Perymenium discolor *Schrad.*

Schistacephalus (Fissiceps, Med.), Mißgeburt mit Kopfspalte.

Schistocoelia (lat., Med.), die Bauchspalte, der gespaltene Unterleib.

Schistorcormus (lat., Med.), Mißgeburt mit Rumpfspaltung, z. B. mit Halsspalte, Nabelspalte ꝛc.

Schistogyne (Bot.), nach Hooker, Gattung der Cynanchene *Endl.* Art: S. sylvestris *Hook.* Strauch in Südamerika.

Schistomelus (lat., Med.), die Gliederspaltung.

Schistophragma (Bot.), nach Bentham, Gattung der Scrophularinae Gratioleae *Benth.* Art: ausdauerndes Kraut in Mexiko, noch nicht speciell bestimmt.

Schistorhachis (lat., Med.), der gespaltene Rückgrath, die Rückgrathspalte.

Schistosomus (lat., Med.), die Körperspaltung.

Schistostega (Bot.), nach Mohr, Spaltdeckelchen, Faltendeckel, Gattung der Bryaceae Schistostegeae *Rch.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Musci frondosi *L.* Charakter: Haube glockig-walzenförmig, sehr zart und hinfällig. Büchse klein- und nackтmündig, mit flachgewölbtem Deckel. Sporen glatt, durchsichtig, gelbgrün. Einzige deutsche Art: S. osmundacea *Web.* und *Mohr.* An Sandsteinfelsen. Einfach, sehr selten aus den Blattwinkeln sprossend; Schopfblätter lanzettförmig, fast knospenförmig zusammengedrängt, die übrigen fiederförmig, rhomboidalisch-lanzettförmig, zugespizt, flach; Fruchtstiel fast so lang als das Stämmchen, straff aufrecht, glashell, an der Spitze durch eine leichte Verdickung in die Büchse übergehend. *Nees* u. Hornsch., Bryol. germ., I, Taf. IX, Fig. 1. — Die Gattung ist der Typus der Schistostegeä (s. d.).

Schistostegeä (Bot.), nach Reichenbach u. Rabenhorst, Farrnmoose, Untergruppe der Familie der Bryaceae *Rchb.*, *Rabenh.*, welche blos die Gattung Schistostega *Mohr* enthält. Allgemeiner Charakter: Aeußerst zarte, bis $^1/_2$ Zoll hohe, blaßgrüne, oft röthliche Moose, von einjähriger Dauer, truppweise an trocknen, dem Lichte wenig ausgesezten Orten wachsend. Sie entwickeln sich aus einem konfervenartigen Vorkeim, der ein Leuchten durch Lichtrefraktion besizt. Stämmchen meist büschelweise, einfach, oberhalb 2zeilig beblättert, am Gipfel meistens mit schopfartig zusammengedrängten, im Quincunx stehenden Blättern. Blätter ohne Mittelrippe. Büchse sehr klein, fast kugelrund, ringlos, langgestielt. Blüthen diöcisch, knospenförmig; Antheridien und Archegonien ohne Paraphysen.

Schistostephium (Bot.), nach Krebs, Gattung der Compositae Senecionideae *Less.* Art: S. flabelliforme *Krebs.* Strauch auf dem Kap.

Schistostoma (lat., Med.), die Mundspalte, z. B. der Wolfsrachen.

Schistosus (bot. Termol.), schieferig, aus Schiefer bestehend: Rupes schistosa, der Schieferfels; Solum schistosum, der schieferhaltige Boden.

Schistothorax (lat., Med.), die Brustspalte, Spaltbrust.

Schistotrachelus (lat., Med.), die Nakkenspalte, die gespaltenen Halswirbel.

Schitanzen (Schettanzen), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Obergutenhag; 190 Einw.

Schitietin (Zitetin), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Welisch-Wokschitz; Mühle; 180 Einw.

Schitomir, Stadt, s. v. a. Shitomir.

Schitschachon, Volksstamm, s. v. a. Shitchachon.

Schi-tsi-ying, Kaiser von China 5—8 n. Chr.

Schi-tsu (Kublai), Kaiser von China, 1279—94.

Schi-tsung (Biogr.), Kaiser von China: 1) von 954—960; — 2) von 1522—67; — 3) s. v. a. Yung-tschung.

Schitta (hebr., Bot.), auch Schittim, s. v. a. Acacia vera *Willd.*

Schittarzen (Schüttarzen, Schittaren), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Hostau; Mühle; 160 Einw.

Schitten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heiligenbeil; 150 Einw.

Schittna (Zittna, Rittna), österr. böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Nettolitz; 130 E.

Schittno (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Pr. Posen, R.-B. und Kr. Bromberg; über 100 Einw.; — 2) (Klein-S.), das.; 120 Einw.

Schittuph Hammebaoth (hebr., Verbindung der Gassen), s. Sabbathschnur.

Schiul (Sill), europ.-türkischer Fluß, kleine Walachei, Bezirk Dolschy, entspringt in Siebenbürgen am Reticzat, geht beim Vulkanpasse vorbei, nimmt den Metrul (Motrul) auf, fließt von Nordwesten nach Südosten und bildet nahe bei seiner Mündung in die Donau eine lange Insel.

Schiumla, Stadt, s. v. a. Schumla.

Schivereckia (Bot.), nach Andrzeiowsky, Gattung der Tetradynamae septatae *Rchb.*, Tetradynamia Siliculosa *L.* Charakter: Schötchen eirund, mit erhabenen, in der Mitte der Länge nach etwas niedergedrückten Klappen und mehren ungeränderten Samen. Kelch am Grunde gleich. Kronblätter ganz. Die größern Staubfäden gezähnt. Einzige Art: S. podolica uralensis *Andrz.*, Draba uralensis *Willd.* In Podolien, am Ural, in Wolhynien. Nur einige Zoll hoch. Blätter länglich, nach unten geschmälert, an beiden Seiten 2zähnig, weißlich-graugrün, gleich den Schötchen sehr zart flaumhaarig. Stengel mit wenigen Blättern und einer zierlichen Traube weißer Blumen. — Dieses Zierpflänzchen dauert im Freien, liebt einen mäßig-feuchten, lockern Sandboden und einen sonnigen Standort und wird durch Wurzeltheilung vermehrt. Es kann zu Einfassungen benutzt werden. Bot. Cab. 1720.

Schiwa (Siwa, Sib, Ischa, J'schwara, Eschwara, Ischana, d. i. der Herr, der Gebieter, Mahoschwara, der große Herr, Mahadewa, der große Gott, ind. Myth.), eine der drei Hauptgottheiten der Hindus, die man zusammen als Offenbarung des höchsten Wesens, als Alles erzeugende, erhaltende, zerstörende, aber auch wieder schaffende Kraft betrachtete. Es ist wahrscheinlich, daß, so wie Brama Sonne und Wischnu Luft, S. Feuer bedeutet habe und daß erst später die Personification u. dann durch Philosopheme die Verschmelzung derselben in den Begriff eines Gottes erfolgt ist. Auf diese Art wird es v. Mehren, wie von Rhode, darzustellen gesucht, der seine Behauptung durch Stellen aus den Vedas begründet; auf jeden Fall ist jedoch die pantheistische Idee, die drei Götter für Offenbarungen des einen zu halten, sehr alt. In alten Gedichten heißt S. auch Agni und Hutasana, wäre also mit dem Feuer ursprünglich einerlei, und hinsichtlich der Zerstörung wird er auch Rudra (der Blutige) genannt. Nach der Mythe wird er von zwei verschiedenen Gesichtspunkten dargestellt, nämlich so wie ihn die andern Sekten als untergeordnetes Wesen betrachten, u. wie er v. seinen eigenen Verehrern als das höchste aller Wesen erscheint. Für den erstern Gesichtspunkt spricht Folgendes: Nach der Mythe, welche die Geburt des Kartikeya erzählt, ist er ein dem Brama untergeordnetes, nur auf dessen Befehl handelndes Wesen, jedoch über Wischnu erhaben, der nur als sein Gehülfe dargestellt wird. Er wird Agni und Hutasana genannt, als Symbol der Wärme und der erzeugenden und zerstörenden Kraft des Feuers. In der Mythe von der Tilottama (s. d.) ist er dem Brama untergeordnet, so wie er in folgender unter dem Brama und Wischnu steht. Wiswakarma, der himmlische Bildhauer der Götter, hatte zwei Bogen, den einen für S., den andern für Wischnu verfertigt. Da die Götter wissen wollten, welcher Bogen der stärkere sey, so veranlaßte Brama einen Kampf zwischen ihnen, in welchem Wischnu Sieger blieb. In folgender Mythe wird er ebenfalls Wischnu untergeordnet betrachtet. Der Riesenkönig Dschalinder, ein Asur, in S.'s Gattin Parvati verliebt, wollte ihm dieselbe mit Gewalt rauben, u. es entstand ein schrecklicher Kampf zwischen beiden, in welchem der Gott zu unterliegen fürchtete. Brama aber verkündigte ihm, daß, so lange Dschalinders Gattin, Brindha, ihm treu bleibe, derselbe unüberwindlich sey. S. wandte sich nun an Wischnu, welcher Brindha verführte und S. so zum Siege verhalf. Aehnlich ist die Mythe vom Asur Basmadut (s. d.). Nach einer andern Mythe hatte sich der Riese Wrika durch Büßungen die Gunst des Gottes in dem Grade erworben, daß ihm dieser die Gabe schenkte, mit seiner Hand Alles zu verbrennen. Wrika wollte nun die Hand auf S. legen, um ihn zu vernichten, allein derselbe verbarg sich im Walde in eine kleine Frucht. Der Asur sandte einen Sudra nach ihm, der es zwar zu wissen verneinte, mit dem kleinen Finger jedoch den Ort des Verstecks anzeigte. Plötzlich erschien jedoch Wischnu in Gestalt eines schönen Mädchens, in welche sich der Asur verliebte; allein dasselbe wollte ihm durchaus nichts eher gestatten, als bis er durch die Ceremonie Seandia, bei welcher er die Hand aufs Haupt legen mußte, sich gereinigt habe. Er that dieses und verbrannte sich selbst. S. kam nun wieder hervor und dankte dem Wischnu, verurtheilte aber den Sudra, sich den kleinen Finger abzuhauen. Da jedoch dessen Frau für ihn bat und sich erbot, zwei Finger zu verlieren, so nahm der Gott dieses an und befahl, daß die Frauen bei seinem Tempel in Zukunft immer zwei Finger sich abhauen lassen sollten. Dieses geschieht wirklich noch gegenwärtig in drei Districten in der Gegend von Dconhully, in welchen jede Frau bei der Verheirathung ihrer ältesten Tochter dieses Opfer bringen muß. Aehnlich ist die Mythe von Daribа unter Bhradakali, in welcher Wischnu ebenfalls helfen muß. Hiergegen erzählen nun die Anhänger des S. viele Mythen, in welchen S. mit dem höchsten Wesen als einerlei betrachtet wird, wohin denn auch die Geschichte seiner Vermählung mit Parvati gehört. Der große Himavat, der König aller Berge, hatte nach dem Ramayna von der reizenden Mera, der Tochter des Meru, zwei

ausgezeichnet schöne Töchter, Ganga und Uma, von denen die erstere die Gattin alles Himmlischen, die letztere die des S. wurde. Sie blieb jedoch unfruchtbar, und der Gott ergoß nun die ganze Fülle seiner Zeugungskraft über die Erde, worauf der große Kartikeya (s. d.) geboren wurde. Nach einer andern Sage empfing Ganga von S. den Sohn, der aber auch der Uma's seyn sollte, damit sie den über alle Wesen ausgesprochenen Fluch der Unfruchtbarkeit wieder aufhebe. Eine jüngere Mythe aus der Ramayana erzählt die Vermählung des S. folgendermaßen. S. hatte sich mit Schakti, der Tochter des Daksha, vermählt; allein derselbe betrug sich so schlecht gegen seinen Schwiegersohn, daß sich die Tochter aus Unwillen verbrannte, um einen andern Leib zu wählen, der dessen würdiger wäre. Da sie nun ein Avatar der Bhavani war, so wurde sie als die Tochter des Himavat wieder geboren und hieß Parvati (die Herrin der Berge [s. Parvati]). Bei der Hochzeit erschienen nun alle Götter, selbst Brama und Wischnu, als seine Diener, die er jedoch alle an Glanz und Pracht überstrahlte; von da an aber erschien Parvati, die er jetzt so sehr liebte, daß er ihr die Hälfte seines Körpers als Wohnung gab, nicht mehr als seine eigentliche Gattin, weshalb sie denn auch halb männlich halb weiblich, oder eigentlich mit zwei Köpfen abgebildet wird, von denen der eine weiblich ist; wird er aber mit 6 Köpfen abgebildet, so gehören 5 davon dem S. In der Mythe über den Ursprung des Ganges wird S. auch als höchster Gott dargestellt. Als S. und Parvati nämlich eines Tags scherzten, hielt ihm die letztere die Augen mit beiden Händen zu, und augenblicklich versank die ganze Welt in Finsterniß. Sonne, Mond und Sterne, die nur von ihm ihr Licht empfingen, verdunkelten sich. S. setzte nun, um sie wieder zu erleuchten, schnell ein drittes Auge an seine Tira, und Parvati zog ihre Hände weg, an welcher einige Schweißtropfen hängen geblieben waren. Sie schleuderte dieselben von sich, und sogleich entstanden 10 dem Meere gleiche Ströme, welche die Erde überschwemmten. Brahma, Wischnu und Indra flehten nun S. an, die Erde von der Ueberschwemmung zu retten, u. dieser sammelte die Gewässer, in eine kleine Masse zusammengeballt, auf seinem Haupte, theilte jedoch den übrigen Göttern etwas von diesem Wasser mit, woraus die großen Flüsse der Erde, namentlich der Ganges aus dem Antheile Brahma's entstand. Mit dieser Mythe ist wieder eine andere, von der Herabkunft der Ganga (s. d.) verwandt, und auch in der vom Opfer des Dakscha (s. d.) steht S. über den andern Göttern. Daselbst bittet ihn Brahma, dem Daksch a zu verzeihen, und Wischnu erklärt, daß die Sterblichen wissen sollen, wie zwischen Brahma, Wischnu und S. kein Unterschied bestehe, und daß in allen dreien derselbe höchste Gott ein Prädikat des Schöpfers, Erhalters und Zerstörers enthalten sey. Diese Mythe ist im Ganzen zur Zeit des Wischnuismus entstanden; die Kämpfe und die Verfolgungen, welche gegenseitig zwischen den Schiwaiten und Brahmaverehrern vorfielen, werden treffend in ihr geschildert, und der Wischnuismus wird als Vermittler zwischen beiden bezeichnet. Eine solche von den Anhängern des S. erzählte Mythe ist auch die des Kampfes zwischen Brahma und Wischnu, in welchem S. als unendliche Feuersäule die Kämpfenden scheidet. Hierher gehört auch die Erzählung, nach welcher S. dem Brahma wegen seiner Verliebtheit das fünfte Haupt abschlägt und es sich selbst aufsetzt. Hieran wird von Andern wieder eine andere Erzählung geknüpft, nach welcher S. nicht mehr als das höchste Wesen erscheint. Als er nämlich dem Brahma den Kopf abgeschlagen, wurde ihm eine Buße auferlegt, nach welcher er, mit dem Schädel desselben in der Hand, so lange betteln mußte, bis derselbe mit Blut gefüllt war; allein dieses wollte ihm nicht gelingen, und als er sich deshalb an Wischnu wandte, entdeckte dieser, daß das dritte Flammenauge Alles wieder verzehre. Er blendete also halb das Auge und ließ, nachdem er seinen kleinen Finger verwundet hatte, das Blut in den Schädel fließen, welches denselben sogleich füllte. Aus diesem Blute entstand nun ein schönes Kind, welches alle drei besitzen wollten, Brahma, weil es aus seinem Schädel, Wischnu, weil es aus seinem Blute geboren worden, und S., weil er den Schädel getragen und das Blut erbettelt habe. Schon sollte der Streit durch einen Kampf geschlichtet werden, als Indra das Kind für sich nahm und es zu einem tapfern Helden ausbildete, welcher den Riesen Sagatrakawaxa tödtete, der aus dem von Brahma's Kopfe geflossenen Blute entsprungen war und 500 Köpfe besaß. Diese ganze Erzählung scheint eine Naturmythe zu seyn. S. haut Brahma (der Sonne) den Kopf ab, das heißt, ihre Kraft wird ihr genommen, sobald sie zum südlichen Wendekreise hinabsinkt. Der Riese des Winters entsteht aus ihrem Blute, und da S. die Schuld trägt, muß er zur Strafe betteln, kann jedoch seinen Zweck nicht erreichen, bis Wischnu's Schädel sich mit Blut füllt, das heißt, bis die Ströme vom Regen und schmelzenden Schnee gefüllt werden. Das junge Jahr wird so geboren und der Winter besiegt. Auf die Natur des S. als Feuer, so wie auf seine befruchtenden und zerstörenden Kräfte spielen ebenfalls viele Mythen an. Die Mythen von seinen öftern Büßungen, so wie von seinem öftern Verbergen, wo man ihn nicht finden konnte, scheinen sich auf den Temperaturwechsel in den nördlichen Gebirgen Indiens zu beziehen. Nach dem Tode der Schakti legte er sich z. B. eine solche Buße auf, und da er vom Gott der Liebe darin gestört war, verbrannte er denselben (s. Kama). Noch ist die sonderbare Vorstellung zu erwähnen, nach welcher er und Parvati als Tänzer erscheinen, um die Götter auf der Weltbühne zu belustigen; vielleicht ist dieses eine Anspielung auf die Bewegungen der Weltkörper, vielleicht auf das Hüpfen der Flamme. Im Kaliastempel wird S. oft so abgebildet. Einst wollten er und Parvati mit einander tanzen, als diese im Walde ein Paar Affen mit einander spielen sah und davon so entzückt wurde,

daß sie ihren Gemahl zur Nachahmung aufforderte. Dies geschah; nachdem sie sich in Affen verwandelt hatten, spielten sie mit einander, und Parvati wurde schwanger. Die Götter hatten sich unterdessen versammelt, um die Tänzer anzusehen; allein sie waren nicht zu finden, bis sie der Wind suchte und endlich auch auffand.

Schiwa-Purana, f. Sanskrit.

Schiwaratri (ind. Rel.), die dem Schiwa geheiligte Nacht im März.

Schiwialken, preuß. Anlage, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard; 170 Einw.

Schiwotitz (Životice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Schlüsselberg; Schloß, Mühle; 240 Einw.

Schiwoy, Maler zu St. Petersburg, Schüler der k. Akademie daselbst, eines der bemerkenswerthen Talente der modernen russischen Schule.

Schiza (griech.), 1) s. v. a. Spalte (s. d.); — 2) die weibliche Schamspalte.

Schizachyrium (Bot.), nach Nees von Esenbeck, Pflanzengattung. Arten unter Andropogon.

Schiz Achmed, s. v. a. Seid Achmed, vgl. Tataren.

Schizäa (Bot.), nach Swartz, Gattung der Osmundaceae *Richb.* Arten ausländisch.

Schizäaceä (Bot.), nach Martius, Farnenabtheilung, s. v. a. Schismatopteridеs *Willd.* und Gleicheniеae *Spr.*, s. Filices.

Schizandra (Bot.), nach Michaux, Spaltbeutel, Gattung der Laurineae *Rchb.*, Pentandria Polygynia (Dioecia Pentandria) *L.* Charakter: Kelch dachziegelig, 9blätterig, gefärbt; Korolle fehlt. Antheren fast aufsitzend, an der Spitze verwachsen. Narben kurz; mehre zusammengehäufte, 1samige Beeren. Einzige Art: S. coccinea *Mich.*, scharlachrother Spaltbeutel. In Carolina, Georgien, an feuchten, schattigen Orten. Stengel halbholzig glatt, weitschweifig, fast kletternd. Blätter eilanzettförmig, spitz etwas gezähnt, glatt. Blumen klein, scharlachroth, winkelständig gestielt. Bot Mag., 1418.

Schizanthes (Bot.), nach Haworth, Pflanzengattung. Art: S. orientalis *Haw.*, s. v. a. Narcissus orientalis *L.*

Schizanthus (Bot.), nach Ruiz und Pavon, Spaltblume, Gattung der Personatae Scrophularinae *Spr.*, Diandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch 5theilig. Korolle umgekehrt, 2lippig; Oberlippe 5theilig, mit vertieftem, ausgerandetem Mittellappen; Unterlippe 3theilig. 4 Staubgefäße, wovon 2 unfruchtbar. Kapsel 2fächerig, 2klappig, vielsamig; Samen runzelig. Einjährige Pflanzen in Chili; 5 Arten: 1 S. pinnatus *Ruiz* et *Pav.*, gefiederte Spaltb. Stengel 2—4 F. hoch, ästig, wie die ganze Pflanze klebrig-drüsenhaarig. Blumen sehr zahlreich in fast traubigen Rispen; Unterlippe weißlich und violet od. lillafarbig-weiß, der Mittellappen nach der Basis zu gelb, dunkelviolet oder dunkelpurpurroth gefleckt, Oberlippe violett. Spielarten: a. S. humilis *Sweet.* Niedriger, Blumen schöner aber kleiner. — b) S. obtusifolius *Hook.*, Exot. Fl., T. 73. — 2) S. porrigens *Hook.*, gestreckte Spaltblume. Unterscheidet sich von S. pinnatus durch die gestreckten, weitschweifigen Aeste. Hook., Exot. Fl., T. 86. — 3) S. retusus *Hook.*, eingedrückte Spaltblume. Stengel ästig, etwas scharflich u. fein behaart. Blätter gestielt, fast fußlang, ungleich gefiedert; Blättchen fast gefiedert oder eingeschnitten, sägezähnig, einfach od. doppelt u. ungleich gesägt, linien-lanzettförmig. Blumen einzeln auf langen, winkelständigen, drüsenhaarigen Stielen, prächtig; Unterlippe mit hell karminrothen Seitenlappen, Mittellappen karminroth, in der Mitte goldgelb, mit dunkelpurpurrothen Adern, am Rande der Basis roth, in der Mitte derselben weiß, Oberlippe karminroth. Bot. Mag. 3045. — 4) S. Grahami *Hook.* In allen Theilen der vorigen Art sehr ähnlich. Blumen hellfarbiger, mehr rosenroth; der Mittellappen der Unterlippe dunkel goldgelb, dunkel geadert und punktirt. — 5) S Hookeri *Gill.*

Schizia (Entom.), nach Lap., Aethalia *Latr.*, Kleinzirpengattung, unter Cicadellina. Scheitel grad, nach vorn gerichtet, ziemlich groß, breit, dreiseitig, wird seitlich von den weit hervortretenden Augen begrenzt; auf der Mitte stehen die Nebenaugen; ein scharfer Rand sondert ihn vom Hinterkopfe. Wangen flach und schmal, ganz unter den Augen; die Fühler fast unter den Augen, jedoch nach vorn zu. Vorderrücken groß, gewölbt, schuppig; Flügeldecken mit vielen, netzförmige Maschen bildenden Querabern. Arten: 1) Aeth. reticulata; rostbraun, Stirn und Brust gelb, mit schwarzgefleckten Füßen; die Flügeldecken gelb geadert; Länge 5 Linien. In Südamerika. — 2) Servillei *Laporte.*

Schizocaryum (Bot.), nach Schrader, Gattung der Cucurbitaceae *Schrad.* Art: S. filiforme *Schrad.* Einjähriges Kraut in Mexiko.

Schizocarya (Bot.), nach Spach, Pflanzengattung. Arten unter Gaura.

Schizocephala (Entom.), von Serville aufgestellte Fanghenschreckengattung, Mantis *autor.*, unter Mantodea. Leib außerordentlich schlank, zierlich. Kopf klein, ohne Spitzen, mit stark nach oben verlängerten kegelförmigen Augen. Hinterleib lang, drehrund, nur halb von den schmalen Flügeln bedeckt. Arten: 1) S. oculata; 3—4 Zoll lang, in Ostindien; — 2) S. chalybaea.

Schizochiton (Bot.), nach Sprengel, Pflanzengattung. Arten unter Chisogeton.

Schizochläna (Bot.), nach Sprengel, Pflanzengattung, s. v. a. Schizolaena *Pet. Th.*

Schizoderma (Bot.), 1) nach Ehrenberg, Gattung der Pilze, s. v. a. Leptostroma *Fries.*; — 2) nach Fries, Gattung der Pilze, s. v. a. Hypodermium *Link*; — 3) nach Kunze, Schlitzhäutler, Gattung der Tuberculariі Tubercularini *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Sporen einfach, kugelig, in einer körnigen Unterlage, scheibenförmig hervorbrechend. Einzige Art: S. hypodesmoides *Kunze.*

Kleine, rundliche oder längliche, schwarze, stäubige Häufchen. An alten Breterwänden.

Schizodium (Bot.), nach Lindley, Gattung der Orchideae Ophrydeae *Lindl.* 10 Arten — ausdauernde Kräuter auf dem Kap —; die wichtigsten: S. flexuosum *Lindl.*, inflexum *Lindl.*, maculatum *Lindl.*, tortum *Steud.*

Schizodon (Säugeth.), nach Waterhouse, Grabmaus, Gattung der Rosores *Cuv.*, der Ordnung der Nagmäuse und der Zunft der Wühlmäuse nach Oken, unter Mus *L.* Charakter: Backenzähne 4, sie haben keine Wurzeln, jeder besteht aus zwei schmalen Cylindern; die drei vordern sind gleich groß, der hinterste kleiner. Vorderfüße stark, mit großen, zum Graben geschickten Klauen; Ohren mäßig groß; Schwanz kurz. Einzige Art: S. fuscus *Waterh.* Farbe und Größe der Wanderratte, aber der Pelz feiner. Bewohnt in großer Anzahl die Ostseite der Anden in Chili, wo sie ganze Strecken unterminirt. Körperlänge 9 Zoll, Schwanzlänge 1 Zoll 8 Linien.

Schizoglossum (Bot.), nach E. Meyer, Gattung der Cynacheae *Endl.* Arten: sämmtlich ausdauernde Kräuter in Südafrika.

Schizogonium (Bot.), nach Kützing, Spaltfaden, Gattung der Conservaceae *Rchb.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Fäden einfach, flach, gegliedert, aus 2—4 neben einander verwachsenen bestehend; Zellen knorpelig, mit einem homogenen, gedunsenen, später der Länge nach getheilten Zellenkerne. Von 6 deutschen Arten erwähnen wir: 1) S. crispatum *Ktz.* In der Nordsee, auf Steinen. Olivenfarbig-grün, kraus, $^1/_{300}$—$^1/_{200}$ Linie breit; Glieder 3mal kürzer als der Durchmesser, an den Gelenken hyalin; Zellenkerne eckig, blaßgrün, oft 4theilig. — 2) S. murale *Ktz.* An der Erde unter Dachtraufen und an alten Stämmen, dichte, sammetartige, braungrüne Ueberzüge bildend. Fäden lang, kraus, bis $^1/_{350}$ Linie breit, schmutziggrün; Glieder kürzer als der Durchmesser; Zellenkerne eckig-rundlich, oft 4theilig. Kz., Phycol. germ., T. 3, VII, F. 4 und 5. — 3) S. tortum *Mert.* et *Jürg.* In der Nordsee. Fäden verwickelt, kleine Rasen bildend, grün, bis $^1/_{90}$ Linie breit, mit 4—8 länglichen Zellenkernen in einer Querreihe.

Schizogyne (Bot.), nach Cassini, Gattung der Compositae Asteroideae *Dec.* Arten: S. glaberrima und sericea *Dec.*, Sträucher auf den kanarischen Inseln und den Azoren.

Schizoläna (Bot.), nach Petit Thouars, Spalthülle, Gatt. der Hypericineae *Rchb.*, Polyandria Monogynia *L.* Charakter: Hülle 2blüthig, gefranst, mit der Frucht sich vergrößernd und dann geschlitzt, zusammenneigend, die 3fächerige, vielsamige Kapsel einschließend. Von 3 Arten — Sträucher auf Madagaskar — ist die schönste: S. rosea *P. Th.* Blüthen in zipfelständigen Rispen; Hülle sehr groß, unregelmäßig gespalten.

Schizolobium (Bot.), nach Vogel, Gatt. der Caesalpineae *Vog.* Art: S. excelsum *Vog.* Strauch in Brasilien.

Schizoloma (Bot.), nach Gaudichaud, Farrenkraut, s. v. a. Lindsaya *Dry.*

Schizomeria (Bot.), nach D. Don, Gatt. der Araliaceae *D. Don.* Art: S. ovata *Don.* Strauch in Neuholland.

Schizonema (Bot.), nach Agardh, Spaltfaden, Gattung der Diatomaceae Naviculaceae *Rchb.*, *Babenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Frusteln elliptisch, nadenförmig, in parallelen Längsreihen, in fadenförmigen, gallertartigen, einfachen oder ästigen Röhren. Von 24 bekannten deutschen Arten heben wir hervor: 1) S. balticum *Ag.* In der Ost- u. Nordsee. Fäden ästig, verwickelt-rasenbildend, fast zolllang, grünlich; Frusteln schmal-lanzettförmig, auf einer Seite mit abgestutzten, auf der andern mit ziemlich gerundeten Enden. Kz., Bacill., T. 23, F. VI, 3. — 2) S. comoides *Dill.* In der Nordsee, an Steinen. Bildet bis 3 Zoll lange, bräunlich-grüne, glanzlose Rasen. Fäden haarförmig, einfach-ästig, bis über 2 Zoll lang, farblos; Frusteln auf der einen Seite lanzettförmig und spitz, auf der andern länglich und abgestutzt, gegen die Spitze der Fäden sehr gedrängt. Kz., Bacill., T. 24, F. II, und T. 25, F. IX, 1—5. — 3) S. rutilans *Trentep.* In der Nord- und Ostsee, auch in Marschgräben an der Küste Oldenburgs. Fäden haarförmig, rasenartig gehäuft, bis 2 Zoll lang, am Grunde meist leer und bastanienbraun, fettglänzend, an der Spitze glashell; Frusteln cylindrisch, stumpf, dicht zusammengedrängt, $^1/_{100}$ Linie lang. Kz., Bacill., T. 23, F. VI, 1 und 2. — 4) S. tenue *Ag.* Auf Steinen im adriatischen Meer. Fäden ästig, verwickelt, zolllang, sehr schlüpfrig, grünlich, trocken, gelblich-grün; Frusteln elliptisch-länglich, abgestutzt, locker gehäuft, vielreihig. Kz., Bacill., T. 26, F. IX. — Ehrenberg stellt die Gattung, aber wohl mit Unrecht, unter die Infusoria polygastrica Bacillaria.

Schizonepeta (Bot.), nach Bentham, Untergattung von Nepeta *L.*

Schizoneura (Entom.), nach Hutingson, Gattung der Hemiptera homoptera Aphidii *Latr.*, der Ordnung der Qualster und der Zunft der Pflanzenläuse nach Oken, unter Aphis *L.* Charakter: Gabelader zweizinkig; Hinterleib mit Spuren von Honigdrüsen. Bekannteste Art: S. lanigera *Htg.*, Blutlaus. Hinterleib honiggelb, überall mit weißlicher, flockiger Wolle bedeckt; lassen zerdrückt einen blutrothen Flecken zurück und leben nur an der Rinde der Aepfelbäume, vorzüglich an Wunden der jungen Bäume und in den Krebsschäden und Rissen alter Stämme. Im Spätherbste erscheinen die geflügelten Weibchen, welche ihre Eier an die Wurzeln der befallenen Stämme legen, von wo aus die Jungen dieser schädlichsten aller Blattläuse immer höher auf die Stämme steigen und im dichten Zusammenleben dadurch nachtheilig wirken, daß sie den Rüssel in Rinde und Holz einsenken, wodurch die etwaigen Risse und Wunden vom Beschneiden der Bäume am Vernarben gehindert werden und die Bäume absterben. Zerdrücken derselben mit einer scharfen Bürste ist das beste Vertilgungsmittel.

Schizoneura (foss. Bot.), nach Schimper und Mugeot, fossiles Smilacinengeschlecht mit gegliedertem, gestreiftem Stengel und quirligen Aesten. Die linearen Blätter etwas gekielt, anfangs in eine Scheide verwachsen, dann ganz frei und 5 — 7 blätterige Quirle bildend, oder auch zum Theil noch verwachsen und in diesem Falle gegenständig. Eine Art: S. paradoxa *Schimp.* et *Moug.* (Monogr. pl. foss., S. 50, T. 24 — 26, Convallarites erecta und nutans *Brongniart*), im bunten Sandstein von Soulzles-Bains bei Straßburg und Jungholz bei Mühlhausen in Frankreich.

Schizonia (Bot.), nach Persoon, Gattung der Pilze, s. v. a. Schizophyllum *Fries*.

Schizonotus (Bot.), nach Lindley, Pflanzengattung. Arten unter Spiräa.

Schizopetalum (Bot.), nach Sims, Spaltblatt, Gattung der Cruciferae *Dec.*, Tetradynamia Siliquosae *L.* Charakter: Kelch cylindrisch, an der Basis gleich, geschlossen. Kronblätter eirund, fiederspaltig. Narben höckerig, genähert. Schote linienförmig, mit der ausgebreiteteten Narbe gekrönt. Einzige Art: S. Walkeri *Sims.* In Chili. Stengel ästig, gegen 2 Fuß hoch, oben etwas feinhaarig. Blätter buchtig-halbgefiedert; Wurzelblätter 5 Zoll lang, mit horizontalen, etwas zurückgekrümmten, ungetheilten oder oben mit einigen Zähnchen versehenen stumpfen Lappen. Blumen einzeln, winkelständig; Kelche etwas feinfilzig; Kronblätter unten grünlich, oben weiß, mit 5 Linien langen, in schmale, linienförmige, stumpfe Einschnitte fiederförmig zerspaltenen Lappen, welche sich nur Morgens und gegen Abend entfalten, sonst aber zusammenrollen. Samen dem Kohlsamen ähnlich. Liebt einen mäßig feuchten, lockern, nahrhaften, nicht zu fetten Sandboden. Bot. Mag., 2379.

Schizophyceä (Bot.), nach Reichenbach und Rabenhorst, Spaltalgen, Unterordnung der Algen, Cryptogamia Algae *L.* Allgemeiner Charakter: Die Fortpflanzung geschieht durch Längs- oder Quertheilung. Die Spaltalgen gehören zu den kleinsten und einfachsten Organismen im Pflanzenreich. Sie bestehen aus einer einzigen isolirt oder verschiedenartig gruppirt lebenden Zelle, deren Membran, reich an Kieselerde, um ihren weichen Inhalt einen Panzer bildet, der in der Glühhitze, sobald keine Kali- oder Natronsalze zugegen sind, seine Gestalt nicht verändert und auch der Fäulniß widersteht, weshalb sie fast überall auch fossil gefunden werden. Ihre Gestalt ist oft krystallähnlich, meistens gerade, seltner gekrümmtlinig umgrenzt. An den Seiten oder Enden oder an beiden findet sich eine Oeffnung, aus der sich eine schleimige, sich bisweilen fadenförmig verlängernde, auch gabelig theilende Substanz absondert. Ihre Farbe ist gelbbraun, grünlich oder weiß. Sie leben entweder freischwimmend, oder angeheftet und zeigen mitunter mehr oder minder lebhafte, durch die Aufnahme und Abgabe der flüssigen Stoffe hervorgerufene Bewegungen. Die Fortpflanzung geschieht durch einfache Theilung in 2 Stücke (Frusteln), wobei zuerst eine dünne gallertartige Scheidewand mitten durch die Zelle sichtbar wird und dann als doppelte Membran erscheint. Die Spaltalgen finden sich überhaupt alle in stehenden und langsam fließenden Gewässern, Sümpfen, Schlamm, Gossen, an feuchten Felswänden u. s. w., wo sie schleimige, häutige, meistens braun gefärbte Ueberzüge oder Klumpen bilden, oder sie leben schmarotzend an andern Algen u. s. w. Das Einsammeln geschieht gewöhnlich mittelst eines Filtrums, oder wenn sie an größern Algen festsitzen, legt man sie mit diesen ein. Unentbehrlich ist für ihre Bestimmung folgendes Werk: Die kieselschaligen Bacillarien oder Diatomeen, bearbeitet von D. Fr. Tr. Kützing, mit 30 Tafeln, Nordhausen 1844. Die Schizophyceen zerfallen in 2 Familien: 1) Diatomaceä. Fortpflanzung geschieht durch Längstheilung; und 2) Desmidieä. Fortpflanzung durch Quertheilung. Der gonimische Inhalt meist schön grün gefärbt. Fast alle in süßem Wasser.

Schizophyllum (Bot.), nach Fries, Spaltlamelle, Gattung der Hymenini Pileati *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Lamellen strahlig, fächerartigästig, der Länge nach gespalten, längere mit kürzeren untermischt, am Rande eingerollt, an den Spaltflächen haarig, an der innern Fläche mit kurzen, viersporigen Basidien. Einzige deutsche Art: S. commune *Fr.* Heerdenweise an kranken Laubholzstämmen. Hut fächerförmig ausgebreitet, bis 1 Zoll lang und breit, mit eingerolltem Rande, weißfilzig; Lamellen erst grau, dann braun-violet, zotttig. Krombh., T. IV, F. 14—16.

Schizopoda (Krustac.), Unterfamilie der makruren Dekapoden oder langschwänzigen Krebse, mit dünner, pergamentartiger Oberhaut, seitlich zusammengedrücktem Körper, sehr dünnen, handförmigen, scheerenlosen Füßen, die in 2 gleich lange Lappen gespalten sind. Es sind kleine, zum Theil leuchtende Meerkrebse mit den Gattungen Mysis, Noctiluca, Lucifer. Mysis spinulosus *Leach* ist die gewöhnliche Nahrung der Häringe. S. Decapoda und Malacostraca.

Schizopogon (Bot.), nach Reichenbach, Pflanzengattung. Art: S. decumbens *Rchb.*, s. v. a. Andropogon brevifolius *Sw.*

Schizopteris (foss. Bot.), nach Brongniart, fossile Neuropteridengattung mit unregelmäßig gabelspaltigem, etwas dichotomem od. fiederlappigem Wedel, dessen Lappen an der Spitze keilförmig oder abgestutzt sind. Spindel und Hauptnerven fehlen, dagegen sind äußerst feine, entfernt gegabelte Nervchen vorhanden, die parallel verlaufen. Eine Art: S. anomala *Brongn.* (Prodr., S. 63), im Kohlenschiefer von Saarbruck. — S. adnascens *Lindley* et *Hutton*, aus dem Kohlenschiefer v. Whitenhaven, s. v. a. Trichomanites adnascens *Göpp.*

Schizosiphon (Bot.), nach Kützing, Spaltscheide, Gattung der Oscillatoriene Lyngbyeae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Fäden ästig, fast peri-

schnurförmig, mehrscheidig; Scheiden tutenförmig in einander gesteckt, an ihrem äußersten Rande fransenartig zerschlitzt. Von 5 deutschen Arten erwähnen wir: 1) S. salinus *Ktz.* Auf thonigem Salzboden, bei Salinen und an Meeresküsten, schwarze Ueberzüge bildend. Krustenförmig verbreitet; Fäden einfach, niederliegend, hin- und hergebogen, spanngrün, undeutlich gegliedert; Scheiden rothbraun, an der Basis glatt. — 2) S. scopulorum *Web.* et *Mohr.* In der Ost- und Nordsee, an Felsen und an Algen. Sammetartig, grün; Fäden gekrümmt, gegliedert, grünlich, büschelig-ästig; Scheiden gelblich, eben. Web. und Mohr, Reise, T. 3, F. 3.

Schizostachyum (Bot.), nach Nees von Esenbeck, Gattung der Gramineae Bambuseae *Nees.* Art: S. Blumei *Nees.* Strauch in Brasilien.

Schizostigma (Bot.), nach Arnott, Gatt. der Rubiaceae Hamelieae *Arn.* Art: S. hirsutum *Arn.* Strauch in Ostindien.

Schizostoma (foss. Gasterop.), von Brown gebildete fossile Schneckengattung, deren Arten aber gegenwärtig unter die Gattungen Euomphalus, Pleurotomaria und Murchisonia vertheilt worden sind.

Schizotheca (Bot.), nach K. A. Meyer, Pflanzengattung; Arten unter Atriplex.

Schizothecium (Bot.), nach Corda, Spaltbüchse, Gattung der Sphaeriacei genuini *Rehb., Hadenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Perithecium aufgewachsen, häutig, später seitlich aufreißend. Kern gallertartig; gefärbt. Basidien stielförmig, seitlich angewachsen, mit einer Spore. Sporen später frei, heterogen, gefärbt, dem Kern eingesenkt. Einzige deutsche Art: S. fimicolum *Corda.* Auf trocknem Rindsdünger. Vereinzelt, kegelförmig, schwarz, kletenartig; Sporen länglich-eiförmig, schwarzbraun. Corda, Icon., T. XIII, F. 105.

Schizotrichia (griech.), das Haarspalten.

Schizothrix (Bot.), nach Kützing, Spalthaar, Gattung der Oscillatorieae Lyngbyeae *Rehb., Hadenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Fäden ästig, verwachsen, oft büschelig, schmarotzend, ziemlich starr; Scheiden mehrschichtig, dick, steif, der Länge nach sich spaltend. Zwei deutsche Arten: 1) S. velutica *Ktz.* In Böhmen, an sumpfigen Bergabhängen. Dicht verfilzt, sammetartig, grünlich-schwarz, Fäden verborgen, blaßgrün, deutlich gegliedert; Scheiden 3—4faltig. — 2) S. fuscescens *Ktz.*

Schizotrocha (Infusor.), s. v. a. Kerbräderthiere, Familie der Infusorienordnung der Rotatoria oder Räderthiere, deren einfaches Räderorgan in Lappen getheilt oder am äußeren Rande eingekerbt ist. Je nach dem Vorhandenseyn oder dem Mangel eines Panzers zerfallen sie in a) Megalotrochaea, Sonnenschirmthierchen, ohne Panzer, mit der einen Gattung: Megalotrocha (Vorticella) und b) Floscularia, Blumenfische, mit Panzer, wozu die Gattungen: Melicerta, Floscularia und Stephanoceros. Gewöhnlich sitzen die Thierchen mit dem stumpfen Schwanzende gesellig (Megalotrocha) der einzeln an Wasserpflanzen, an welchen die geselligen noch überdies sich mit einer gemeinschaftlichen Schleimhülle umgeben. Die gewöhnliche Größe der Kerbräderthiere reicht bis zu $^1/_6$‴, und von Farbe sind sie meist glashell, bis auf Melicerta ringens, die rothbraun ist. Das Räderorgan hat 2 (Megalotrocha) oder 4 (Melicerta) oder 5—6 (Floscularia) breite Lappen oder auch 4—5 (Stephanoceros) armförmige schmale Lappen, die bald kürzer, bald länger als der Körper sind. Von Sinnesorganen erscheinen bei Melicerta 2 bleibende, bei Megalotrocha zwei endlich verschwindende Augen, wie bei einigen Schmarotzerkrebsen. Die Panzer sind konische Röhren, aus deren hinterende der dreigliedrige, am Ende mit einer Saugscheibe versehene Schwanz hervorgestreckt werden kann. Die Kerbräderthiere nähren sich von andern Infusorien, die durch die wirbelnde Wimperbewegung ihres Räderorgans in ihren Bereich gezogen werden. Sie sind Zwitter und pflanzen sich durch Eier, nie durch Selbsttheilung fort. Ueberall in unsern süßen Gewässern.

Schizoxylon (Bot.), nach Persoon, Gattung der Pilze, s. v. a. Lecanidion *Endlich.*

Schjödt, S. von, Zeichner und Maler, Schwede von Geburt, bildete sich auf Reisen zum Künstler, begann 1806 seine Wanderungen auf der skandinavischen Halbinsel und zeichnete auf wiederholten Reisen zahlreiche Ansichten malerischer und merkwürdiger Gegenden, die er mit deutschem und französischem Text unter dem Titel: „Skandinavien," Berlin 1841 ff., heraus gab.

Schkandit, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Zeitz; 130 Einw.

Schkeitbar, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg; 250 Einw.

Schkeuditz, preuß. Städtchen, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Naumburg, unweit der weißen Elster; Rittergut, Oberförsterei; 2040 Einw.

Schkiri, Insel, s. v. a. Skyro.

Schklow, Stadt, s. v. a. Szklow.

Schkölen (Geogr.), preuß. Orte: 1) Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg; 210 Einw.; — 2) Städtchen, Kr. Weißenfels, am Flößbache; Rittergut, bedeutende Töpferei; 1210 Einw.

Schkona, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Bitterfeld; Rittergut; 480 Einw.

Schkopau, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg, an der Saale; 320 Einw.

Schkorlopp (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg; 140 Einw.; — 2) (Klein-S.), das., Vorwerk; 180 Einw.

Schkortitz (Schkorditz), königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Grimma; 220 Einw.

Schkortleben, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Weißenfels, unweit der Saale; Rittergut, bedeutendes Braunkohlenwerk; 210 Einw.

Schkuhr, Christian, Botaniker, geb. 1741 zu Pegau, Universitätsmechanikus zu Witten-

berg, trieb eifrig Botanik und † 1811. Schr.: Botanisches Handbuch der meisten deutschen Gewächse, Wittenberg 1787—1803, 30 Hfte.; 2. Ausl., das. 1807 f., 4 Bde.; 3. Ausl. 1808—14, 40 Hefte; — Enchiridion botanicum, Bd. 1, Wittmb. 1805; — Deutschlands kryptogamische Gewächse, 1. Thl. in 9 Heften und 2. Thl. 1. 2. Heft, das. 1806—10, gr. 4; — Beschreibung der Riedgräser, das. 1812, 2 Hefte.

Schkuhria (Bot.), 1) nach Roth, Gattung der Compositae Amphicenianthae *Rchb.* 3 Arten, einjähriger Kräuter in Peru und Mexiko. — 2). Nach Mönch. Art: S. dichotoma *Mönch*, s. v. a. Siegesbeckia flosculosa *Hérit.*

Schlaat, oldenburg. Dorf, Kr. Ovelgönne, Amt Abbehausen; 270 Einw.

Schlabber, 1) s. v. a. Bückling; — 2) s. v. a. kleine Häringsbüxen.

Schlabberfeuche, s. v. a. Maulseuche.

Schlaben, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Guben; 890 Ew.

Schlabendorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Luckau; Windmühle; 300 Einw.

Schlaberg, preuß. Hof, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Solingen; 160 Einw.

Schlabisch (Schlobsch), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Priesnitz; über 100 Einw.

Schlabitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Militsch; 260 Einw.

Schlabor, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Altenburg; 140 Einw.

Schlabotschine, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Militsch; Schloß, Freischolrisei, Vorwerk, Windmühle; 380 Einw.

Schlabrendorf (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Uckermünde; 290 Einw.

Schlabrendorf (Biogr.), Gustav, Graf von, ein hochgebildeter Sonderling, am 22. März 1750 zu Stettin geb., studirte auf den Universitäten Halle und Frankfurt an der Oder, verwandte das nach dem Ableben seines Vaters, welcher zuletzt dirigirender Minister in Oberschlesien war, ihm zugefallene beträchtliche Vermögen auf Reisen in Deutschland, Frankreich und insonderheit England, auf welchen der Freiherr von Stein sein Begleiter war. Er ließ sich nach dem Beginn der Revolution in Paris nieder und trieb hier rastlos Sprachen und Philosophie, nahm aber auch Antheil an den großartigen Ereignissen seiner Zeit. Seine Wohlthätigkeit, seine ausgedehnten Kenntnisse und seine Sonderbarkeit machten ihn nicht nur in Paris bekannt, sondern sie verschafften ihm auch fast allgemeine Achtung. So erholten sich oft während der sogenannten Schreckenszeit Brissot, Mercier und Condorcet bei ihm Rathes. Deswegen kam er aber ins Gefängniß und ward zur Guillotine verurtheilt. Schon wollte ihn der Scharfrichter auf den Karren zur Richtstätte führen, da fehlte ihm zu seiner letzten Reise einer seiner Stiefeln, und der Scharfrichter willigte daher ein, ihn erst am folgenden Tage abzuholen. Auf diese Weise wurde S. bei der Häufung der scharfrichterlichen Geschäfte im Gefängnisse vergessen und blieb 18 Monate lang bis zum 9. Thermidor (27. Juli) 1794 in Haft. Seine gewöhnliche Wohnung war ein kleines, schlecht möblirtes, schmutziges Zimmer, seine Kleider waren dürftig und oft zerrissen, seine Ansprüche aufs Leben höchst bescheiden. Den ansehnlichen Ueberschuß seines Einkommens verwandte er meist im Stillen auf wohlthätige Zwecke. So unterstützte er auch mit bedeutenden Summen die preußischen Kriegsgefangenen zu einer Zeit, da ein großer Theil seines Vermögens in Preußen wegen seiner langen Abwesenheit mit Beschlag belegt worden war. Napoleon ließ ihn trotzdem, daß sich S. ungescheut und offen gegen ihn aussprach, als einen unschädlichen, zurückgezogenen Sonderling unangetastet; doch wurden S., als er 1813, um thätigen Antheil an dem Unabhängigkeitskriege Deutschlands zu nehmen, sich nach Preußen begeben wollte, die Pässe zur Rückkehr verweigert. Dessenungeachtet wußte S. auf andere Weise noch wirksam für Deutschland zu seyn, so daß ihm in Anerkennung seiner Gesinnungen u. Bemühungen das eiserne Kreuz verliehen ward. Bei der Ankunft der Verbündeten in Paris besuchten ihn die berühmtesten Staatsmänner u. Feldherren jener Zeit. Die letzten 10 Jahre seiner Lebens verließ er sein Zimmer fast niemals; er lebte nur seinen Ideen und beschäftigte sich vorzüglich mit einer Sprachmaschine, die vollkommen die menschliche Stimme nachahmen sollte. Kurz vor seinem Tode ging er seiner Gesundheit halber auf das Land und † am 22. August 1824 zu Paris. Die von ihm selbst verfertigte Grabschrift lautete: Civis civitatem quaerendo oblit octogenarius. An der Schrift seines Freundes J. F. Reichardt: Buonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate, 1804, hatte er wesentlich Antheil gehabt; auch schrieb er: Einige entfernteren Gründe für ständische Verfassung, 1816. — Vgl. Varnhagen von Ense, im 3. Jahrgange von Raumers „Historischem Taschenbuche": Graf S. amtlos als Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm.

Schlacht (bataille, journée, Kriegsw.), ein allgemeines Gefecht oder der Kampf zwischen ganzen Armeen oder großen Truppenmassen, welcher zur Erreichung wichtiger strategischer Zwecke oft Tagelang zur Herbeiführung einer Entscheidung, als dem nächsten Zweck des eigentlichen Kampfes, fortgekämpft wird (vergl. Gefecht). Fast zu allen Zeiten sind die Sch. als die entscheidendsten Mittel zum Siege betrachtet worden, haben indessen nicht immer denselben Charakter gehabt. Bis zur Einführung der Pulvergeschütze rückten beide Theile einander so nahe, daß sie sich mit den Handwaffen erreichen konnten; hierauf begann ein eigentliches Schlachten, das nur mit der gänzlichen Erschöpfung der Kämpfer endete, wenn nicht Feigheit die eine Partei früher zur Flucht bewog. Erst als der Begriff von taktischer Ordnung fest wurzelte, und durch dieselbe der Kampf nach einer gewissen Methode geführt werden konnte, betrachtete man eine wesentliche

Störung dieser Ordnung als einen großen Nachtheil, der allein schon die Veranlassung zum Rückzuge wurde, indem ganze Armeen natürlich nicht in aufgelöster Ordnung kämpfen konnten. Auch im Mittelalter behielten die S.en noch denselben Charakter bei, obgleich die Feuerwaffen allmählig in Gebrauch kamen und das unmittelbare Zusammentreffen der Streithaufen seltner wurde und gewöhnlich nur in den entscheidenden Momenten sich zutrug. Die größere Beweglichkeit der Feldgeschütze, der sich mehrende Gebrauch der Feuerwaffen, die bald alle Hieb- und Stoßwaffen verdrängten, dies Alles konnte auf den Charakter der S.n natürlich nicht ohne Einfluß bleiben. Man fing an, sich immer mehr auszubreiten, um den Feuerwaffen mehr Spielraum zu geben, suchte sich aber zugleich durch Terrainhindernisse zu decken, weil man dem Feuer nicht Wirksamkeit genug zutraute, einen kühnen Gegner vom Angriffe mit blanker Waffe abzuhalten. Dadurch entstand der Begriff von Position (s. d.), welches nichts Anderes war, als eine Kopulation der Truppen mit dem Terrain. Das Terrain erhielt nunmehr eine höhere Bedeutung, und man ging in dessen Benutzung bald so weit, daß man darüber den durch das Gefecht beabsichtigten Zweck bald mehr, bald weniger aus den Augen verlor. Die S.en verwandelten sich in Kanonaden und Füsiladen, und Mangel an Munition wurde ein Hauptbeweggrund zum Rückzug. Indeß reizten die immer künstlicher werdenden Aufstellungen manchen Angreifer zu Bewegungen, durch welche die schwachen Stellen der feindlichen Schlachtordnung bedroht wurden; hierdurch kam ein neues Element in den Kampf, der nun etwas von seiner Regungslosigkeit verlor. Man fing an, auf dem Schlachtfelde zu manövriren, um hauptsächlich des Gegners Flanke zu gewinnen. Die S.en wurden weniger blutig, mithin auch weniger entscheidend; denn wer sich durch dergleichen Manöver nicht aus der Fassung bringen ließ, fand leicht ein Mittel, sie durch ein ähnliches Gegenmanöver unschädlich zu machen. Durch die franz. Revolution kam hohe Begeisterung in die neufränkischen Kriegerschaaren, und wenn diese auch nicht immer zum Siege führte, weil durch die Umkehrung der ganzen Ordnung der Dinge auch viel Gutes in Vergessenheit gekommen war, so erzeugte sie doch neue Ansichten über die Kunst der S.en, welche durch Napoleon und einige der berühmtesten franz. Generale bald den jetzigen Grad der Ausbildung erhielt. Ohne irgend einer Kampfmethode den Vorzug zu geben, gewöhnte man sich, alle bekannten Mittel, durch welche der Erfolg gesichert werden konnte, in Anwendung zu bringen. Kanonaden, Tirailleur- und Massenfeuer, Bayonnet- und Kavallerieattacken, Bewegungen und Benutzung der Oertlichkeit zu besserem Widerstande, kurz Alles wurde nach Zweck und Umständen angewendet. Dieser scheinbare Mangel einer Methode war gerade die beste Methode, welche den Sieg über alle andern davon trug. Die S.en erhielten dadurch einen ganz neuen Charakter, dessen Grundzüge sich durch folgende Merkmale andeuten lassen: Aufstellung der Truppen in großen organischen Massen (Divisionen) hinter und neben einander; Entwickelung eines verhältnißmäßig kleinen Theils zum Gefecht, womit dasselbe oft mehre Stunden unterhalten wird, da Kanonen- und Tirailleurfeuer, die ihrer Natur nach nicht entscheidend wirken, fast die ganze Thätigkeit ausmachen, und die dazwischenfallenden Angriffe kleiner Truppenkörper mit blanker Waffe nur als Intermezzo's anzusehen sind, um hier oder da einzelne Terrainpunkte schneller zu gewinnen; Ablösung der erschöpften Truppentheile durch frische; endlich Vorrücken der bis dahin möglichst gedeckt und theilweise auch verborgen gehaltenen Massen, um noch vor Ende des Tages das vorgesteckte Ziel aller dieser Anstrengungen zu erringen. Oft aber brennt die S. den ganzen Tag über wie nasses Pulver ab, obgleich viele Geschichtschreiber sie gewöhnlich „wogen, brausen, wüthen, toben, hin- und herschwanken" lassen, und wenn nun das nächtliche Dunkel Stillstand gebietet, weil Niemand mehr sehen kann und Niemand sich dem blinden Zufall aussetzen will, so wird geschätzt, was jede Partei an völlig brauchbaren Streitkräften noch übrig haben könne, was man an Terrain gewonnen oder verloren hat, und wie es mit der Sicherheit des Rückens steht. Diese Resultate ziehen sich dann mit den einzelnen Eindrücken von Muth und Feigheit, Klugheit und Dummheit, die man bei sich und dem Gegner wahrgenommen zu haben glaubt, in einen einzigen Hauptein druck zusammen, aus welchem der Entschluß entspringt: das Schlachtfeld zu räumen, oder am andern Morgen das Gefecht mit größerm Nachdruck fortzusetzen. Die heutigen S.en haben aber diesen Charakter nicht zufällig angenommen, sondern sie tragen dieses Gepräge, weil die Armeen aller Staaten sich rücksichtlich ihrer innern und äußeren Beschaffenheit fast ganz ähnlich geworden sind. — Die allgemeine Bedeutung der S.en ist sich eben so wenig gleich geblieben, als ihr Charakter. Die Alten betrachteten anfangs ihre S.en, die freilich nur kleinen Gefechten glichen, wie Herausforderungen in Masse; oft kämpften nur einzelne Auserwählte gegen einander, während die Massen zusahen und den Ausgang solcher Zweikämpfe wie eine vollgültige Entscheidung betrachteten, gegen die sie nur selten zu appelliren wagten. Als die Freistaaten Griechenlands und Rom mächtiger wurden, kämpfte man nicht mehr bloß der Ehre wegen, sondern suchte seine politischen Zwecke durch Waffengewalt zu erreichen; die S.en wurden nun Zwangsmittel; die Vernichtung der feindlichen Streitmacht war das Ziel, und je mehr von den Vornehmsten im Volke in der S. gefallen waren, desto entscheidender war auch der Sieg. So führte die gesunde Vernunft von selbst auf den rechten Weg, weshalb man sich damals nicht mit einem Scheinsiege begnügte, sondern die S.en ausfocht und schon auf dem Schlachtfelde die Früchte erntete, die jetzt erst durch mehrtägige Verfolgung eingebracht werden müssen. Die Besiegung des Gegners wurde das Mittel zur Eroberung seines Landes; auf diesen Satz gründete Rom die Weltherrschaft. — Die Fehden der Ritter hatten

meist persönliche Zwecke und waren gewöhnlich Ehrensache. Die S.en, welche sie unter ihren Oberlehnsherren fochten, erhielten zwar eine Beimischung von Politik, verdienen aber kaum eine Berücksichtigung; doch war die Zahl der gefallenen Edlen und Ritter immer ein Maßstab für deren Bedeutung. So haben es auch die Geschichtschreiber des Mittelalters verstanden, welche die Gefallenen nach Rang und Würden klassificirten und die Fürsten und Grafen oder die Bannerherren gewöhnlich namentlich aufführten. Als geworbene Söldner an die Stelle der Vasallen und Lehensmänner traten, wurde die bewaffnete Mannschaft als eine Waare betrachtet, die theuer bezahlt werden mußte. Auch in dieser Zeit wurde der Verlust an Streitern die eigentliche Bedeutung der S., wobei man zugleich die starke Desertion auf Seiten der Besiegten in Anschlag brachte. Die schwedischen Feldherren des 30jährigen Krieges gingen fast immer auf Vernichtung ihrer Gegner aus, und die Eroberung des Landes war die natürliche Folge davon; der Krieg mit seinen S.en erfüllte also immer noch seinen Zweck. Im vorigen Jahrhundert gab es aber Perioden, wo sich das nicht behaupten läßt, indem man da bisweilen nur Krieg mit den feindlichen Magazinen führte und S.en lieferte, in denen nichts errungen wurde, was den Preis aufgewogen hätte; man begnügte sich häufig mit Eroberung des feindlichen Schlachtfeldes, feierte darauf ein glänzendes Siegesfest und blieb wochenlang unthätig sich gegenüberstehen. Ja man griff sich bisweilen an, ohne eigentlich recht zu wissen, warum? Die Bedeutung der S.en wurde dadurch auf nichts reducirt, und weil man dies am Ende selbst einsah, fing man allmählich an, sie für überflüssig zu halten, und suchte dieselben kleinlichen Zwecke durch wohlfeilere Mittel zu erreichen. Hieraus entstand eine Art Bewegungskrieg, der aber so wenig Früchte trug, als der sogenannte Positionskrieg (s. d.). Nur die Kriege Friedrichs des Großen machten eine Ausnahme, deshalb waren seine S.en immer von Bedeutung. Die höchste Bedeutung erhielten jedoch die S.en Napoleons, von denen eine einzige oft hinreichend war, ihm ein ganzes Königreich zu unterwerfen. — Ueber Schlachtfeld, Aufstellung, Schlachtordnung ꝛc. s. die Einzelartikel und Position. — Die besondere Bedeutung einer S. richtet sich nach den Verhältnissen, unter denen sie geschlagen wird, in welcher Beziehung man Haupt-S.en, Offensiv- und Defensiv-S.en unterscheidet. — Unter Haupt-S. versteht man einen Kampf mit der Hauptmacht, und zwar nicht einen unbedeutenden, um irgend einen Nebenzweck, nicht einen durch zufälliges Zusammentreffen zweier Armeen entstandenen Kampf, oder einen bloßen Versuch, den man beliebig wieder aufgibt, sondern einen Kampf mit voller Anstrengung um einen wirklichen Sieg. Dergleichen S.en müssen sorgfältig eingeleitet werden, und es muß ein Zustand von Spannung eingetreten seyn, in welchem jeder kräftige Stoß den Gegner unfehlbar aus dem Gleichgewicht bringt. Indessen kommt es hierbei nicht allein auf die Dauer und den Umfang des Zerstörungsaktes, sondern hauptsächlich auch auf die Folgen der S. an. Als Beispiele in dieser Beziehung können vorzüglich die S.en bei Wagram, Jena und Austerlitz angeführt werden, weniger dagegen die bei Borodino, indem hier Napoleon sich zu müde gerungen hatte, daß der schwache Ueberschuß an Streitkräften nicht hinreichte, die Früchte des Sieges zu ernten. — Nach der Natur zweier Gegner haben zwei einander gegenüber agirende Armeen stets ein entgegengesetztes Interesse: die eine will eine S. wagen, sie will den Feind von dem von ihm behaupteten Terrain vertreiben; die andere dagegen, wenn sie dieses Terrain ohne Kampf nicht verlassen will, wird den Angriff erwarten, und dadurch treten beide Armeen in das Verhältniß der Offensive auf der einen und der Defensive auf der andern Seite, wodurch die S. für den einen Theil zur Offensiv-, für den andern dagegen zur Defensiv-S. wird. Der offensiv handelnde Feldherr legt den Grund zu seiner Disposition durch eine Rekognoscirung des Gegners. Er erforscht die beiden Schlachtfelder, studirt die Stärke und Schwächen der feindlichen Stellung, berechnet die Macht des Feindes und die Entwicklung seiner Kräfte und entwirft sich selbst den Plan zur Verwendung seiner eigenen Truppen nach der Ausdehnung und Beschaffenheit des Schlachtfeldes. Nach diesem Allem entschließt er sich zu jener Art des Angriffs, die seiner eigenen Stärke, jener des Feindes und seinen eigenen Absichten am angemessensten ist. Man kann jede feindliche Stellung in der Fronte oder in den Flanken angreifen. Ein Angriff auf die Flanken hat allerdings den Vortheil für sich, daß er den Feind an der empfindlichsten Stelle erfaßt; allein sehr oft ist dieser Vortheil nur ein scheinbarer und trüglicher. Will man den Feind umgehen, so muß dieses auf einer weiten Entfernung außerhalb des Bereiches der Geschütze geschehen, denn im entgegengesetzten Falle würde man seine eigenen Truppen allen Gefahren des Flankenmarsches aussetzen. Bei diesen weit ausgehenden Ueberflügelungen hat der Feind, sobald er sie früh genug erfährt, meistens noch Zeit und Gelegenheit, sich zurückzuziehen. Zwar wird dadurch die eigene Absicht in so weit erreicht, daß der Feind zur Verlassung seiner Stellung gezwungen wird, doch ist dieses nicht immer ein wahrhafter Vortheil für den Erfolg des Krieges, vielmehr erreicht nicht selten der zum Rückzuge gezwungene Feind, gegen unsern Willen, seinen eigenen. Bei einer Flankenumgehung entfernt man sich selbst von seinen Kommunikationen, nähert sich jenen des Feindes und verliert also an Stärke und Sicherheit, während der Feind mit jedem Schritte rückwärts an beiden gewinnt. Die Verpflegung der eigenen Truppen wird mit jedem Schritte mißlicher, jene des Feindes dagegen in gleichem Grade leichter und sicherer. Man verläßt seine eigenen Reserven und Verstärkungen, während der Feind dagegen die seinigen jetzt erst recht gut wird verwenden können, und während man stets noch im Wahne ist, als Sieger den Feind vor sich herzujagen, folgt man ihm vielleicht unbewußt auf ein Schlachtfeld, wo er seinen Gegner erwartet. Hieraus folgt, daß es oft

nothwenig ist, den Feind wirklich zum Kampf zu zwingen und seine allenfallsigen Bemühungen, eine S. zu vermeiden, zu vereiteln. Hier tritt dann der Fall ein, daß man des Feindes Fronte angreift, durch Einleitung der S. auf seiner ganzen Linie ihn zur Entwickelung aller seiner Kräfte zwingt und entscheidende Erfolge herbei zu führen trachtet. Hat der Feldherr sich zu einer bestimmten Art des Angriffes entschlossen, so wird er, nach begonnenem Angriff mit seinen Vortruppen sofort seine Angriffskolonne in Bewegung setzen und, indem er nach und nach mehr Streitkräfte in das Gefecht bringt, auch den Feind veranlassen, die seinigen zu verstärken und den bedrohten Punkten zu Hülfe zu kommen. Erwird nun, um dem Feinde näher zu kommen, bald von diesem, bald von jenem Vortheile des Terrains Nutzen ziehen, abwechslungsweise verschiedene Punkte der feindlichen Stellung bedrohen und dadurch den Feind zur Entwicklung seiner Absichten und zur Vertheilung seiner Kräfte zwingen. Er wird ferner eine gewählte Reserve in Bereitschaft halten, mit welcher er, wenn der Kampf unentschieden schwankt, die Entscheidung herbei zu führen sucht. Nachdem nun die S. länger oder kürzer, nach der Kraft der Kämpfer, zwischen der Ausführung aller dieser Bewegungen der angreifenden Armee und den Maßregeln des sich vertheidigenden Gegners geschwankt haben wird, muß endlich der offensive Feldherr, um nicht durch ein länger fortgesetztes unentschiedenes Postengefecht Zeit und Menschen ohne Erfolg zu verlieren und seine Kräfte zu vergeuden, durch einen entscheidenden Schlag den Sieg an seine Fahne zu fesseln suchen. Bei der Herbeiführung und Leitung dieses entscheidenden Schlages aber, der bei jeder offensiven S. den Uebergang zum Siege bezeichnet, oder wenn er mißlingt, ihren Verlust herbeiführen muß, kommt es auf folgende Hauptpunkte an: 1) auf die Erkenntniß des wahren Punktes, gegen welchen dieser Schlag gerichtet werden muß; — 2) auf die Erkennung des richtigen Momentes, in welchem derselbe erfolgen muß; — 3) auf die Disposition der Reservetruppen, welche diesen entscheidenden Schlag ausführen; — 4) auf die Geschicklichkeit, diesen Angriff dadurch noch wirksamer zu machen, daß man die Aufmerksamkeit des Feindes von dem Punkte, auf welchen er gerichtet ist, abzuleiten sucht. Der wahre Punkt, gegen welchen der Hauptangriff gerichtet seyn muß, ist immer jener, welcher den wesentlichsten Einfluß auf die Folgen der verlorenen S. für den Feind hat und mit dessen Verlust der unglückliche Ausgang des Gefechts am unvermeidlichsten verbunden ist. Je mehr aber der Hauptangriff die Kommunikationen des Feindes beeinträchtigt, je mehr derselbe, wenn er gelingt, die Angreifenden diesen Kommunikationen nähert, desto richtiger ist seine Wahl. Hat man z. B. eine Armee vor sich, welche ihren Rückzug hinter ihrem linken Flügel bewirken muß, oder die durch Verlängerung ihres linken Flügels mit ihren Unterstützungen zusammenhängt, so ist dieser Flügel der Punkt, gegen welchen der Hauptangriff gerichtet seyn muß, denn an allen andern Stellen wird man wohl augenblickliche Resultate, allein nichts Großes, nichts Folgereiches erzielen. — Die Wahl des Zeitpunktes für den entscheidenden Schlag ist eben so wichtig. Verwendet man seine Reserven zu früh zu dem entscheidenden Schlage, dann wird man sie gegen frische Truppen des Feindes nutzlos aufreiben, und da derselbe noch nicht durch lange ermüdende, oft wiederholte Kämpfe mürbe geung geworden ist, kein Resultat erreichen. Versäumt man dagegen den wahren Moment, so wird der Feind schon seine Maßregeln zum Rückzuge getroffen haben und unter dem Schutze der bald einbrechenden Nacht, oder einer wohlverwendbaren Nachthut Alles retten, was man sonst Trophäen des Sieges nennt. — Die Reservetruppen müssen, um den richtigen Moment und das Terrain benutzen zu können, stets verwendbar, am rechten Orte aufgestellt seyn, für die Entscheidung aufgespart und einem erprobten Führer anvertraut werden. Je mehr die Truppen des Feindes allmählig in das Gefecht gezogen wurden, die eigenen aber unversehrt geblieben, desto weniger Truppen wird er dem Hauptangriffe entgegenstellen könnnen, und desto größeren Erfolg wird dieser haben. Indessen wird der Feind auch ohne Zweifel Reserven haben und deren Verwendung verstehen; es muß daher das eigene Hauptaugenmerk dahin gerichtet seyn, denselben über die Richtung des Hauptangriffe zu täuschen und ihn zu einer fehlerhaften Verwendung seiner Reserven zu verleiten. Nicht ein Angriff allein, sondern meist die kluge Vereinigung eines Scheinangriffes mit einem wirklichen bestimmt den Sieg. Der Feind muß daher auf seiner ganzen Linie beschäftigt, und abwechselnd müssen ihm Besorgnisse für diesen oder jenen Punkt eingeflößt werden, wobei man Alles aufzubieten hat, um ihn über die wahren Absichten irre zu führen. Man richtet deshalb scheinbar alle seine Anstrengungen gegen einen Flügel, und wenn der Feind endlich, um dort Widerstand zu leisten, alle seine Truppen aufgeboten hat, führt man den Hauptangriff gegen den entgegengesetzten Punkt mit unwiderstehlichem Erfolg aus. Hieraus geht hervor, daß bei offensiven S.en nur wahrhaft strategische Manöver und nur solche, die mit Ernst und ganzer Kraft ausgeführt werden, zum Ziele führen. Halbe Maßregeln sind hier, wie immer, unnütz und sehr oft verderblich; sie sind die Waffe des Schwachen, und dem Schwachen wird kein Sieg zu Theil. Eine Demonstration, eine Umgehung, bei welcher man nur die Hälfte der nothwendigen Truppen verwendet, wird einen klugen Gegner auch nicht zur Entwickelung seiner ganzen Kraft verleiten und nicht jenen Eindruck auf ihn machen, welchen man beabsichtigt. Er wird halbe Maßregeln vereiteln und die feindlichen Pläne durchschauen, so daß der Angreifende mit der schlecht benutzten Gelegenheit auch die Möglichkeit versäumt haben wird, dem Feinde den Sieg zu entreißen. Geht ein Feldherr offensiv zu Werke, dann muß er wissen, wann und wo er den entscheidenden Schlag führen soll, und ist er hierüber im Klaren, dann muß er ihn mit

überlegener Macht und energischer Ausdauer ausführen, sich jedoch nicht mit halben Schritten begnügen, welche nie zu großen Resultaten führen und dem Feinde oft den Sieg in die Hände spielen. — In defensiven S. en folgt die Rolle des Feldherrn aus dem Benehmen des offensiv agirenden. Der Zweck des erstern geht dahin, die Unternehmungen des letztern zu vereiteln. Um allen Angriffen zu widerstehen, muß er von der Beschaffenheit des Terrains Nutzen ziehen. Er darf weder seine Blößen, noch seine Absichten verrathen, muß trachten, den Feind in allen seinen Unternehmungen zu durchschauen und diesen zuvorzukommen; er darf seine Reserve nie zersplittern, sie gegen Scheinangriffe nie nutzlos verschwenden; er soll eigensinnig nicht an der Vertheidigung untergeordneter Posten hängen bleiben und dadurch wichtige vernachlässigen. Er muß den wahren Werth jedes Punktes erkennen und durch die Aufmerksamkeit, welche der Feind scheinbar auf den einen oder den andern Punkt legt, sich nicht irre leiten lassen. Es versteht sich von selbst, daß bei dem vertheidigungsweisen Verfahren die Reserven eine eben so große Rolle spielen, als bei dem angriffsweisen. Sie sind es, welche den Fortschritten des Angriffs Einhalt thun, die den entsendeten Corps des Feindes, um diese zu umgehen, entgegen eilen, die Rückzüge zu decken, die Verfolgungen aufzuhalten, die Fehler eines zu hitzigen Feindes zu benutzen, und die oft in dem letzten Augenblicke noch den Kampf herstellen. Ist eine S. verloren, dann sind die Reserven die Bollwerke, an welchen die erste Kraft des verfolgenden Feindes bricht, und unter deren Schutz der Feldherr seine geschlagenen Truppen zu sammeln und seinen Rückzug so anzuretten sucht, daß derselbe nicht in eine übereilte und verderbliche Flucht ausartet. Eine Hauptberücksichtigung bei dem vertheidigungsweisen Verfahren in einer S. ist diese, daß der Kommandirende sich nicht knechtisch an seine Stellung gebunden glauben darf, sondern vielmehr immer bereit seyn muß, einen Feind, der ihn zu umgehen strebt, durch eine rasche Frontveränderung in die Flanke zu nehmen und durch dieses kühne Ergreifen der Offensive dessen Verwegenheit ihm selbst verderblich zu machen. — Es kann Fälle geben, in welchen eine Armee gezwungen werden kann, sich zu theilen und gegen zwei von verschiedenen Seiten heranbringende Feinde Fronte zu machen. Solche S. en werden Doppelt-S. en genannt. Die Lage einer solchen Armee kann sehr gefährlich werden, indem die Niederlage der einen Hälfte natürlich auch die der andern nach sich zieht, und die Gefahr von zwei Seiten droht. Große Feldherren haben indeß durch weise Kombinationen die Mittel gefunden, solche Doppelt-S. en zu ihrem Vortheile anzunehmen. Sie gingen von dem Grundsatze aus, daß, um eine solche S. zu wagen, die von zwei Seiten anrückenden Armeen des Feindes zu weit von einander entfernt seyn müssen, um sich unterstützen zu können. Tritt dieser Fall ein, dann kann man sich zwischen beide werfen, die eine Armee mit einem Theil der eigenen beschäftigen und einstweilen die andere schlagen. Sobald aber die beiden feindlichen Armeen unter sich so nahe sind, daß die eine früher heranzukommen vermag, als man mit der andern fertig werden kann, dann wäre es Tollkühnheit, eine solche Doppelschlacht zu wagen. — Nach dem bereits Erörterten drängt sich die Frage auf, welches von den beiden Verfahren wohl unter gleichen Umständen die vortheilhafteste Rolle im Kriege sey, jene des Feldherrn, der in einer S. angriffsweise zu Werke geht, oder jene eines andern, der sich vertheidigungsweise verhält? Es unterliegt keinem Zweifel, daß der materielle Vortheil auf der Seite jener Armee ist, welche ein gewähltes und vorbereitetes Schlachtfeld vertheidigt. Hier studirt der Feldherr voraus sein Terrain, disponirt seine Streitkräfte mit Muße und Ueberlegung, unterhält stets ein wirksames Feuer, welches durch keine Bewegung unterbrochen wird; er thut dem Feinde durch seine wohlverwendete Artillerie außerordentlichen Abbruch u. unterstützt die bedrohten Punkte durch seine Reserve. Dagegen bietet der Angriff den Truppen moralische Vortheile, welche jene materiellen sehr oft aufheben können. Oft und beinahe immer gibt der Angriff den Truppen Muth und Geist, während sie in der bloß leidenden Rolle der Vertheidiger durch Unthätigkeit und Beschränkung jeder Kraftäußerung an beiden verlieren. Der Soldat ist oft schon durch die Idee begeistert, die er sich von dem Selbstvertrauen des angreifenden Feldherrn macht. Hierzu kommen noch Nationalität und die Beschaffenheit der Armee. Der Feldherr muß daher den Charakter seiner Soldaten, seiner Offiziere, die Beschaffenheit und Zusammensetzung seiner Armee und die Eigenthümlichkeit ihrer Lage kennen. Anders muß man mit einer Revolutionsarmee, anders mit einer solchen verfahren, in welcher Disciplin und Ordnung einheimisch sind. Mit Rekruten und ungebildeten Truppen muß man andere Maßregeln ergreifen, als mit krieggewohnten u. kriegserfahrenen Veteranen. Nach andern Grundsätzen muß man lebhaften, feurigen, ehrgeizigen Nationen gegenüber handeln, als wenn man es mit schwerfälligen, ruhigen, kältern Gegnern zu thun hat. Auch die Tapferkeit hat nach diesem Maßstabe einen besondern, eigenthümlichen Charakter und zeigt sich bald als unwiderstehlich im Angriffe, bald aber wieder als unüberwindlich in ausdauernder, fester Vertheidigung. Den gemeinen Soldaten spornt bald Gewinnsucht, bald Vaterlandsliebe und natürlicher Haß gegen seinen Gegner, nicht selten auch treibt ihn das edle Motiv der Ehre. Wer ihn als eine bloße Maschine, als einen willenlosen Gliedermann behandelt, wird wenig mit ihm ausrichten; wer aber den Soldaten kennt und ihn zu behandeln weiß, der kann sich versprechen, Großes mit der Truppe auszuführen. — Jede S. zerfällt übrigens in 3 Momente: Einleitung, Entwickelung und Entscheidung. In jedem dieser Momente können aber Angriff und Vertheidigung wechseln, so wie der Kampf der einzelnen Abtheilungen seinen besondern Zerstörungs- und Entscheidungsakt hat. — Eine

der Haupteigenschaften eines guten Feldherrn besteht indeß darin, daß er eine S. zur rechten Zeit vermeiden könne. Es bleibt nämlich eine unleugbare Wahrheit, daß bei der Entscheidung des blutigen Kampfspieles ungeheuer viel dem Zufall angehört. Die besten, richtigsten Berechnungen können dem Feldherrn nur die Wahrscheinlichkeit, nie die Gewißheit des Erfolgs in der S. sichern. Die Erfahrung von tausend S.en lehrt, daß es nichts Schwankenderes gibt, als alle die Bedingungen, an welchen das Loos der S.en hängt, und nicht ohne Schaudern kann man daran denken, welche unscheinbare Kleinigkeiten auf die Entscheidung solcher großen Ereignisse wirken können, wo es sich um vieler Tausend Menschen Leben und um die Wohlfahrt der Staaten handelt. Der mißverständene Befehl eines Generals, eine wegen schlechter Wege verspätete, oder in der Nacht verirrte Kolonne, der Tod oder die Gefangennehmung eines Adjutanten, welcher nicht an seine Bestimmung gelangt, ein falsches Signal u. s. w. haben nicht selten S.en verlieren machen, jener nicht zu gedenken, wo die trefflichsten Plane, das Genie des Feldherrn u. die Tapferkeit der Truppen an der Unwissenheit, dem üblen Willen, der Scheelsucht, oder dem verbrecherischen Ehrgeize eines Unterbefehlshabers scheiterten. Je weniger man also eine unbedingte Sicherheit für den Erfolg der S. zu erreichen vermag, desto wichtiger ist der Grundsatz, daß man eine so ungewisse Unternehmung nie wagen soll, wenn man ohne sie zu gleichen Resultaten gelangen kann. Diesen wichtigen Grundsatz soll ein Feldherr nie aus Ehrgeiz, aus Sucht, zu glänzen und sich einen Namen zu machen, aufgeben. Die unparteiische Geschichte erkennt Demjenigen einen größern Ruhm zu, welcher ohne S. zu siegen wußte, als Jenem, der das Heil der Armee ungewissem Schlachtenglück preisgab. So schlug Fabius Cunctator Hannibal dadurch, daß er S.en zu vermeiden wußte, und Wellington in seinem Feldzuge auf der pyrenäischen Halbinsel ahmte Fabius nach und benahm durch die feste Befolgung eines weisen Systems und dadurch, daß er wohlberechnend eine S. vermied, seinem Gegner, dessen ganzer Plan auf offensive Unternehmungen berechnet war, alle Möglichkeit des Erfolgs. Da ein Feldherr nie ohne große Wahrscheinlichkeit des Erfolgs und ohne überwiegend dringende Ursachen eine S. wagen soll, so wird es ihm zur doppelten Pflicht, sie zu vermeiden, wenn die Lage und Rettung seiner Armee, oder vielleicht politische Rücksichten ein eigensinniges Beharren in der Defensive zum Gesetz machen. Eine Armee kann in die Lage kommen, daß ihr jeder gewonnene Tag unschätzbar und die Ursache künftiger Siege für sie wird. Wenn sie nach erlittenen Unglücksfällen sich ihren Hülfsquellen nähert, die Ankunft ihrer Reserven oder den Erfolg neuer Kraftanstrengungen im Innern ihres Landes abwarten soll; wenn der Zeitpunkt nicht mehr fern ist, wo eine alliirte Macht sich für sie erklären wird u. s. w.: dann tritt der Fall ein, wo eine S. gerade ein Verstoß gegen alle Regeln der Kriegskunst ist, denn man gibt dem ungewissen Glück eines Tages solche Vortheile preis, welche nur die Zeit sicher zur Reife bringt. Ein großes Beispiel liefert der Feldzug von 1805. Napoleon hatte bei Ulm eines der größten und glänzendsten Resultate seines Uebergewichts als Feldherr erreicht und den Feldzug beinahe entschieden, als seine Gegner ihn noch kaum begonnen glaubten. Da aber führte ihn sein unbezähmbarer Geist, gegen alle Regeln der Kriegskunst, weit von seiner Basis, ohne Kommunikation, in einer unfreundlichen Jahreszeit in ein fremdes Land. Er befand sich Anfangs December zwischen Böhmen (wo sich ein neues Heer bildete) und Ungarn, wo der in Italien siegreiche Erzherzog Karl mit jedem Tage dem Kriegsschauplatze sich nahte. Ueberdies waren russische Verstärkungen im Anmarsch, und Preußen sah nur einer günstigen Entscheidung entgegen, um sich zu erklären. Da also alle Vortheile für Napoleons Gegner im Abwarten der nächsten Zukunft lagen, so war es ein Fehler, daß die österr.-russ. Armee die S. bei Austerlitz wagte und dadurch alle jene Vortheile auf das Spiel setzte: sie ward verloren. Statt Napoleon für sein unvorsichtiges Vorrennen zu züchtigen, mußte Oesterreich einen harten Frieden annehmen, während der Erzherzog Karl nur wenige Märsche von Wien entfernt stand. Die Meinung der Befangenen schrieb diesen Feldzug Napoleons Genie allein zu; indessen der unparteiische Beobachter erkennt, daß die von seinen Gegnern zu früh und fehlerhaft angenommene S. von Austerlitz es war, die durch das Glänzende des Erfolges das Gewagte und Unbesonnene des Manövers Bonaparte's verbarg.

Schlacht (in and. Bed.), 1) (Wasserb.), s. v. a. Deichschlacht; — 2) jeder Bau am Ufer oder im Wasser, auch wenn er von Pfahl- und Mauerwerk ist, namentlich wenn er dazu dient, daß Schiffe bequem daran anlegen können, wofür sie das Schlachtgeld bezahlen. Der Schlachtschreiber führt die Rechnung darüber. Der Schlachtvoigt hat die Aufsicht über den Ort und die anlegenden Schiffe, die Schlachtherren führen die Oberaufsicht.

Schlachta, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard, 170 Einw.

Schlachtbank, 1) s. Fleischer; — 2) s. v. a. Fleischbank.

Schlachtbar, s. v. a. Banktüchtig, vergl. Fleischer.

Schlachtbeil, s. v. a. Fleischerbeil.

Schlachtberg (Geogr.), 1) s. Sulau; — 2) s. v. a. Kyffhäuser.

Schlachten, 1) überhaupt tödten, besonders wenn es mit einem scharfen Werkzeuge geschieht; — 2) Vieh tödten, dessen Fleisch verspeist werden soll, s. Fleischer; — 3) (Wasserb.), eine Schlacht anlegen oder ausbessern.

Schlachtenmalerei, s. Malerei.

Schlachter, 1) s. v. a. Fleischer; — 2) s. v. a. Hausschlächter.

Schlachter (Biogr.), J. Anton, Maler, malte um 1777—1780 die Klosterkirche der Tri-

nitarier in der Neustadt Prag in Fresko aus. Salzer stach nach seiner Zeichnung einen Triumphbogen, der 1779 zu Ehren des heil. Johannes von Nepomuk am Rathhause zu Prag aufgestellt wurde.

Schlachter (Ornith.), s. v. a. Schlachtfalke, Falco lanarius *L.*

Schlachtessen (Schlachtschüssel), eine von Privatleuten oder von Gastwirthen veranstaltete Mahlzeit, wozu das Schlachten eines Schweines Veranlassung gibt. Die näheren Bekannten des Hausvaters werden entweder dazu eingeladen, oder dieselbe wird gegen Bezahlung in Wirthshäusern verabreicht. Sie besteht gewöhnlich in frischer Wurst, Wurstsuppe, Topfbraten ꝛc.

Schlachtfalke (Ornith.), s. v. a. Schlechtfalke, Falco lanarius *L.*

Schlachtfeld (Kriegsw.), das Terrain, auf welchem von zwei Armeen eine Schlacht geliefert wird oder geliefert wurde. Sofern eine Schlacht in einer wechselseitigen Bekämpfung besteht, so kommt sehr viel auf die möglichst genaue Kenntniß des S.es an, indem diese beurtheilen lassen wird, ob das S. alle die zur Aufnahme der Truppen, zu deren Schutz, zur Verbergung der Reserven ꝛc. erforderlichen Eigenschaften habe, oder gegen die wahrscheinlichen Operationen des Gegners schütze. Diese Kenntniß erlangt man, da Aufnahmen meist nicht möglich sind, durch Rekognoscirungen (s. d.). Welches Terrain zur Lieferung einer Schlacht absolut das beste sey, läßt sich kaum bestimmen; überdies besteht die wahre Kunst des Feldherrn darin, auf jedem Terrain mit Vortheil operiren zu können, demnach die vorhandenen Vortheile gut zu benutzen und die allenfallsigen Nachtheile durch geschickte Gegenanordnungen möglichst unschädlich zu machen; vgl. Schlacht.

Schlachtgeld, 1) der Lohn, welchen ein Hausschlächter für das Schlachten eines Thieres erhält; — 2) s. v. a. Fleischsteuer; — 3) s. Schlacht 2).

Schlachtgesang. Das Zeichen einer zu beginnenden Schlacht wurde bei den Griechen durch die Trompete oder durch das sogenannte Lärmblasen gegeben, was für die Truppen das Signal war, sich in Bereitschaft zu setzen. Ehe die Griechen sich in die Schlacht einließen, mußte jeder Soldat durch Speise und Trank sich erquikken, und ehe das Zeichen zum wirklichen Angriffe, und zwar durch das Aushängen eines rothen Tuches oder etwas dergleichen auf einer Stange oder einem Spieße auf oder vor dem Zelte des Feldherrn gegeben wurde, fragte man die Seher, brachte den Göttern Opfer, sprach Gebete, und das ganze Heer stimmte zu Ehren der Götter den S. an und bereitete sich zum Kampfe vor. Nach diesem wurde das Heer in Schlachtordnung aufgestellt, dann das Losungswort für die Schlacht gegeben, und der Feldherr hielt eine Anrede an seine Soldaten. Hierauf erhob das Heer zu Ehren des Kriegsgottes ein wildes Geschrei, das Schlachtgeschrei, und dieses wurde noch dadurch vergrößert, daß die Soldaten mit den Spießen an ihre Schilde schlugen. Nach Einigen bestand dieses Schlachtgeschrei in der Wiederholung der Sylben Alal, und wurde daher Alala (Alale oder Alalagmos oder Alaletos) genannt; bei Andern kommt es unter dem Ausdruck Eleleu vor. — Bei den Römern war das Zeichen einer zu beginnenden Schlacht das Aushängen eines rothen Tuches oder etwas dergleichen auf oder vor dem Zelte des Feldherrn, oder an jener Stelle, wo dieser während des Gefechtes sich befand. Ehe aber der römische Feldherr sein Heer in Schlachtordnung aufstellte, opferte er den Göttern, hielt die Auspicien, und zwar mit den Hühnern; war dieses geschehen, dann hielt er, entweder auf einer Bühne von Rasen stehend, oder zu Pferd sitzend, an die Soldaten eine Anrede, welche durch Aufheben ihrer Hände, oder dadurch, daß sie die Schilde an ihre Knie schlugen, oder durch freudiges Geschrei ihre Bereitwilligkeit oder ihren Muth ausdrückten. Stillschweigen oder Murren, oder das Anschlagen mit ihren Schwertern oder Spießen an die Schilde waren Zeichen ihrer Mißbilligung oder Furcht, so wie sie dadurch zuweilen auch ihren Zorn gegen die Feinde auszudrücken pflegten. Hierauf wurde Lärm geblasen und, war man dem Feinde nahe gekommen, von dem ganzen Heer ein ungeheures Geschrei erhoben, welches noch dadurch vergrößert wurde, daß die Trossbuben mit Steinen gegen eherne Gefäße warfen, die Soldaten aber ihre Waffen an einander stießen oder mit ihren Schwertern an ihre Schilde schlugen. In welchen Worten oder Tönen das Schlachtgeschrei der Römer, welches die früheren Geschichtschreiber durch Clamor, die späteren durch barritus ausdrücken, bestanden habe, ist nirgends angegeben. Wahrscheinlich waren es rauhe Laute, durch deren Wiederholung man den Feind bestürzt machen wollte, was man bei Angriffen in zerstreuter Ordnung durch ein ähnliches Geschrei auch noch heut zu Tage zu thun beabsichtigt. Es ist zwar anzunehmen, daß die Römer dieses Schlachtgeschrei von den Griechen nachahmten; allein sie können hierin auch die Nachahmer jener barbarischen Völker gewesen seyn, mit welchen sie Kriege führten, denn auch diese kannten das Schlachtgeschrei. So sagt Livius (XXI, 28), daß die Gallier vor der Schlacht einen mit Geheul vermischten Gesang erhoben; daß sie mit ihren Waffen an ihre Schilde, welche sie über den Häuptern trugen, geschlagen und mit der rechten Hand ihre Wurfgeschosse in Bewegung gesetzt hätten. Nach Diodor (V, 30) sangen die Gallier einen S. und marschirten nach einem gewissen Rhythmus; nach Cäsar erhoben sie ein Geheul. — Von den Germanen wissen wir, daß sie einen S. erhoben, welcher jedoch bloß ein Schlachtgeschrei gewesen zu seyn scheint; nach Plutarch schrien die Ambronen vor dem Beginn des Kampfes öfters Ambronen! Ambronen! — Der S. und das Schlachtgeschrei waren auch bei den ältesten Völkern des Orients im Gebrauche. Von den Hebräern wissen wir Folgendes: War das Heer in Schlachtordnung aufgestellt, welches nur dann Statt hatte, wenn alle Vorbereitungen getroffen waren, dann ertönte von der heiligen, von Priestern

geblasenen Trompete das Zeichen zum Angriff (4. Mos. 10, 8—9; 2. Chron. 13, 12—14). Hatten die feindlichen Streiter bis auf 4—5 Stadien einander sich genähert, dann erhoben sie ihr Schlachtlied. Nach diesem wurde das Geschrei erhoben, das bei den Hebräern vom Blasen zur Schlacht durch einen besondern Ausdruck nicht unterschieden war. Während des Vorrückens gegen den Feind wurde das Losungswort gegeben, das (Richter 7, 20) in dem Kampfe gegen die Medianiter lautete: das Schwert Jehova's und Gideon! Dieses Schlachtgeschrei's finden wir auch noch in den spätern Zeiten erwähnt, ja es ist gewissermaßen noch heut zu Tage im Schwunge. — Die Saracenen unterließen während der Kreuzzüge nie, bei dem Beginn einer Schlacht ein furchtbares Geschrei zu erheben. Dieses geschah namentlich in der Schlacht von Doryläum (1097) und in allen folgenden. Das Schlachtgeschrei der Christen in dieser Schlacht war: Gott will es! — Die Franzosen bedienten sich um jene Zeit, besonders seit dem bei ihnen die Oriflamme das Heerzeichen geworden war, des Rufes: Mont joie Saint Denis! Dieses Schlachtgeschrei ertönte in der Schlacht von Bovines und blieb den Franzosen mehre Jahrhunderte eigenthümlich. Nach dieser Zeit dauerte die Gewohnheit, bei dem Beginn einer Schlacht ein großes Geschrei zu erheben, ebenfalls fort. Zu Ende des 17. und bis weit hinein in das 18. Jahrhundert scheint dieses Geschrei so ziemlich in Abnahme gekommen zu seyn, denn in den Kriegen von 1741 bis zu Ende des siebenjährigen Krieges finden wir dasselbe nicht erwähnt; es tauchte erst wieder auf, als die französischen Republikaner ihr: Vive la republique! vive la nation! ertönen ließen, welches hierauf vom Vive l'empereur verdrängt wurde. — Als die Russen an den großen europäischen Kämpfen Theil nahmen, da ertönte deren Hurrah! als Schlachtgeschrei, und bald nahmen die andern Armeen eben diesen Kampfruf an, welcher seit den Befreiungskämpfen von 1813 — 1815 allgemein und auch der einzige geworden ist, dessen man sich jetzt bedient. Dieser Hurrahruf ist indeß nicht bloß ein Schlachtenruf, sondern auch ein Ruf zur Begrüßung oder des Ausdruckes freudiger Ergebenheit gegen den König oder Landesfürsten, als solcher aber nur in Rußland und, nachgeahmt, in Preußen üblich.

Schlachthaufen, 1) eine größere Abtheilung Soldaten, besonders in einer Schlacht; — 2) s. Fleischer.

Schlachthaus (Schlachthof), ein in manchen, besonders in größern Städten vorhandenes öffentliches Gebäude, wo die Fleischer das Schlachten des Viehes besorgen. Es besteht meist aus einem Erdgeschoß, welches in mehre Abtheilungen getheilt ist; der Fußboden ist schräg gerichtet und mit Platten belegt, damit die Unreinigkeit leicht weggeschafft werden könne. Daneben muß ein S. mit Stallungen, Hofraum und einem geräumigen guten Keller versehen seyn, um das vorräthige Fleisch darin aufzubewahren. Vom S. aus versorgen die Fleischer ihre Kunden gleich mit Fleisch, welches einer der Gesellen gewöhnlich in einer großen Mulde in die Häuser der Abnehmer des betreffenden Meisters trägt. Die Anlegung solcher Gebäude geschieht gewöhnlich in den Vorstädten und an fließendem Wasser, da, wo dies nicht ist, muß genügendes Röhrenwasser hingeleitet werden.

Schlachtherr, s. Schlacht 2).

Schlachtlaterne, eine auf einer Seite platte Laterne, die auf Kriegsschiffen bei nächtlichen Gefechten zur Erleuchtung zwischen den Kanonen aufgehängt wird.

Schlachtmesser, das Messer, womit der Fleischer das Schlachten der Thiere verrichtet; s. Fleischer.

Schlachtordnung (Kriegsw.), jene Form und Einrichtung, nach welcher man Truppen gewöhnlich aufstellt, wenn man schlagen will; da man indeß jedesmal mit geschlossenen Gliedern schlägt, so nennt man die Aufstellung einer Kompagnie, eines Bataillons u. s. w. mit geschlossenen Gliedern ebenfalls S. od. Schlachtstellung. Die taktischen Formationen einer Armee werden durch die Reglements bestimmt und gehören zu den stehenden Dispositionen. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß eine solche Aufstellung nur auf augenblickliche Vertheidigung berechnet seyn kann, jedoch auch den wirksamen Gebrauch der Waffen gestatten muß. Die Stellungsart in S. heißt entweder die gewöhnliche (Grund- oder Normal-) Stellung, nach welcher die Armee ein langes Viereck in 2 oder mehren Treffen bildet, und bei welcher die Infanterie in der Mitte, die Kavalerie entweder an den beiden Flügeln, oder nach den Einwirkungen des Terrains anderswo, die Artillerie nach eben diesen Rücksichten aufgestellt, vor und hinter der Fronte, so wie an den Flanken leichte Truppen zu Fuß und zu Pferd, und endlich noch durch eine hinter der Schlachtlinie aufgestellte Reserve gesichert wird, oder die S. wird, als eine Veränderung der gewöhnlichen, durch das Terrain, durch die Umstände, so wie durch die Absichten des Kommandirenden geboten war, eine zufällige genannt. Die innere Einrichtung einer Armee besteht in Flügeln, Corps, Divisionen und Brigaden, welche wie oben erwähnt aufgestellt werden. Ist die sogenante Normalstellung auch nicht eben die beste zur Offensive, so ist sie doch zur Defensive, besonders aber dann gut, wenn sie von dem Terrain unterstützt, oder durch dieses od. künstliche Vertheidigungsmittel geschützt wird; sie dient, da jede Armee eine Grundformation einer S. haben muß, dazu, die verschiedenen Bewegungen u. S.en aus derselben zu nehmen. Unter den durch die Zufälligkeiten des Terrains, der Umstände und Absichten des Kommandirenden herbeigeführten S.en sind die bekanntesten und am öftern in Anwendung gebrachten die schräge, die senkrechte und jene S. mit abgesonderten Corps. Die schräge S. ist eine Disposition, mittelst welcher man mit einem Theile der Truppen den Feind in der Flanke und im Rücken angreift. Bei dieser S.

und dem Angriffe in derselben entscheidet das Feuer der Artillerie und des kleinen Gewehres wenig, vielmehr sichert der plötzliche und nachdrückliche Angriff mit blanken Waffen allein den Erfolg. Man bediente sich dieser S. vorzugsweise deswegen, um einen Flügel zurückzuhalten und denselben als eine Art von Reserve zu benutzen; selbst Friedrich II., dem seine Schwäche nicht gestattete, eine besondere Reserve zu bilden, huldigte diesem Verfahren beinahe immer. — Die senkrechte S. ist jene Disposition, nach welcher man den Feind mit einem Theil seiner Macht auf einem oder mehren Punkten mit Ueberlegenheit angreift, während der übrige Theil der Armee sich unmittelbar hinter dem angreifenden perpendikulär aufstellt; der angreifende Theil wird in der taktischen Sprache Hammer genannt. Die senkrechte S. ist einfacher und leichter zu formiren, als die schräge, und läßt sich beinahe unter allen Terrainlagen nehmen. — Die S. in abgesonderten Corps ist eine Anordnung, mit diesen Corps, weit entfernt von einander auf verschiedenen Punkten anzugreifen, während der übrige Theil der Truppen ruht. Diese Corps greifen den Feind in den Flanken, oder im Rücken, oder in beiden an, die andern aber halten den Feind von der Unterstützung seiner angegriffenen Theile ab, und so wird die Entscheidung herbeigeführt. — Die schachbretförmige S. ist jene, deren man sich bedient, um das Wechseln der Treffen zu erleichtern und die wechselseitige Unterstützung der einzelnen Linien auf jedem Terrain zu begünstigen. Der Angriff einer solchen halb vollen und halb leeren Linie beschäftigt wohl die ganze Linie des Feindes; allein er ist wenig wirksam, kann aber bei Angriffen auf Verschanzungen, Batterien und auf Rückzügen gegen Infanterie mit Vortheil angewendet werden. — Die S. en muraille hat ihre Benennung von ihrem einer Mauer ähnlichen Aussehen und ist darauf berechnet, die feindliche Linie durch eine zusammenhängende Kavaleriemasse, welche keine Intervallen zwischen sich läßt, anzugreifen und über den Haufen zu werfen. — Die primitive S. der Griechen oder die Normalstellung derselben war die Phalanx (s. d.) in ihrer zusammengedrängten Stellung, gleichviel, ob sie eine einfache, oder doppelte, oder vierfache war. Diese Art von S., bei welcher das leichte Fußvolk entweder vor, oder hinter dem schwerbewaffneten, die Reiterei bald vor, bald hinter dem Fußvolke, bald an dessen Flanken aufgestellt, die Frontbreite daher beträchtlicher als die Tiefe war, wurde die in der Quere stehende Phalanx genannt und hatte mit der römischen Aufstellung Aehnlichkeit. Die zufälligen S. en oder die verschiedenen Arten der Umbildung der Phalanx durch Evolutionen und Manövers waren: 1) die Aufstellung in Kolonne oder das Aufstellen gleich breiter Abtheilungen hinter einander. In diesem Falle hatte die Phalanx eine größere Tiefe als Breite und wurde daher die gerade aufgerichtete oder längliche genannt. Diese Phalanx oder diese Kolonne, gleichviel, ob sie eine offene oder geschlossene war, wurde entweder durch Viertelswendungen, oder Schwenkungen gebildet. Die letztere wurde von den Griechen Epagoge genannt. Die Kolonne durch Viertelswendungen od. die Rottenkolonne wurde, da alle Führer entweder auf der rechten, oder linken Flanke standen, Paragoge genannt. Da der Marsch aus der Flanke bei den Griechen jedoch nur sehr beschwerlich und langsam seyn konnte, so marschirten sie, besonders auf Rückzügen, im Vierecke. Die Griechen kannten jedoch nicht nur allein das gleichseitige Viereck, sondern bildeten auch längliche Vierecke, welche sie Plinthium und Plasium nannten. — 2) Das Kölembolon oder die Zange. Diese Aufstellung wurde dadurch formirt, daß die zwei entgegengesetzten Flügel einer doppelten Phalanx aus ihrer Mitte, als dem gemeinschaftlichen Stützpunkt, eine Schwenkung ins Achtel rechts oder links machten, und die Aufstellung die Figur eines V erhielt. — 3) Die Phalanx mit entgegengesetzter Fronte wurde dadurch gebildet, daß dieselbe, ihrer Tiefe nach getheilt, durch eine halbe Wendung der einen Hälfte, wodurch sich beide den Rücken zukehrten, eine doppelte Fronte bildete. Diese Stellung nahm Fußvolk gegen eine zahlreiche Reiterei, welche mit breiter Fronte angriff. — 4) Die Phalanx mit doppelter Fronte war mit der vorhergehenden hinsichtlich des Zweckes einerlei, unterschied sich von dieser jedoch dadurch, daß sie an den beiden Flanken eine Fronte hatte, die vorhergehende aber an der Tete und Queue. Die Hälfte der Rottenführer stand in dieser Aufstellung an den beiden Flanken. Nach Arrian stellte Alexander in der Schlacht von Arbela sein Heer in eine Phalanx mit doppelter Fronte auf, indeß waren diese beiden Fronten nicht an den beiden Flanken, sondern verne und hinten. — 5) Die zweifache Phalanx mit entgegengesetzter Fronte war eine geschlossene Kolonne, von welcher die Abtheilung der Tete kontremarschirt war, wodurch es kam, daß alle Rottenführer innerhalb derselben, die Rückenführer dagegen nach einer Viertelswendung rechts oder links auswärts standen. Diese Aufstellung wurde gegen Reiterei genommen, welche das Fußvolk durchbrechen wollte, und soll Philipp von Macedonien zu ihrem Erfinder haben. — 6) Die zweifache Phalanx mit doppelter Fronte, d. i. die nach allen Seiten Fronte machende, war jene, deren Abtheilungen durch Vorziehung der Flügel schief vorliefen u. wobei alle Rottenführer außerhalb standen. — 7) Die mondförmige S. wurde jene genannt, welche ihre Flügel vorschob, mit der Mitte aber zurückblieb. Diese Aufstellung wurde auch die vorne eingebogene Phalanx genannt u. gegen Reiterei in Anwendung gebracht. Wurden die Flügel dagegen zurückgezogen, so daß die Mitte vorgeschoben war, dann wurde diese Aufstellung die hinten eingebogene od. krumme Phalanx genannt. — Die Römer stellten sich in ihren Schlachten ursprünglich in einer Linie wie in der Pha-

lanx auf; die Reiterei deckte die beiden Flügel des Fußvolkes, die Leichtbewaffneten standen hinter den Schwerbewaffneten. Als sie jedoch das Schwerfällige dieser Aufstellung einsahen, theilten sie die Phalanx, um ihre Beweglichkeit zu vermehren, in mehre Manipeln ab, und so entstand die Manipularstellung, beiwelcher die Reiterei vor dem schweren Fußvolke in der ersten Linie stand u. die 30 Manipeln des schweren Fußvolkes die zweite Linie bildeten, hinter welcher dann die Lichtbewaffneten als dritte Linie standen. Später theilten die Römer ihre S. en in mehre Treffen ab, und dadurch entstand die ursprüngliche Quincunxialstellung (vgl. Quincunx). In den punischen Kriegen aber wurde die Schwäche dieser Aufstellung dadurch verbessert, daß die drei Treffen schachbretförmig hinter einander aufgestellt wurden. Die primitive oder Normalstellung der Römer war seit der Einführung des dreifachen Treffens folgendermaßen beschaffen: Die römischen Legionen standen im Mittelpunkte der S. in drei Linien hinter einander; die Legionen der Bundesgenossen standen in gleicher Aufstellung auf den beiden Flügeln (Livius, XXXVII, 39). Das erste Treffen bildeten die Hastaten, in zehn Manipeln abgetheilt (Polyb., VI, 4; Livius VIII, 8; XXX, 8, 32). Hinter den Hastaten bildeten die Principes, ebenfalls in 10 Manipeln geschaart, das zweite Treffen, und hinter diesen standen, ebenfalls 10 Manipeln, allein nie über 600 Mann stark, die Triarier im dritten. Die Leichtbewaffneten, Veliten (s. d.), standen in zerstreuter Ordnung nicht nur allein vor dem ersten Treffen, sondern in den Zwischenräumen zwischen den Schwerbewaffneten, zwischen der Reiterei und bei und hinter den Triariern (Polyb., III, 15; VI, 4; Livius VIII, 8; XXX, 33). Die 120 Mann starken Manipeln der Hastaten u. Principes standen in 6 Gliedern, die Frontbreite derselben betrug also 20 Mann; allein man findet auch deren Tiefe zu 12, die Frontbreite zu 10 Mann angegeben, und es richtet sich dieselbe nach den Anordnungen des Oberbefehlshabers. In Gefechten gegen Elephanten standen die Manipeln nicht schachförmig, sondern senkrecht hinter einander. Die Zwischenräume waren daher durch die ganze Tiefe der S. geöffnet und dienten diesen Thieren als offener Raum zum Durchprellen, was die Aufstellungen der Römer gegen Pyrrhus, Hannibal, Antiochus und Jugurtha (Polyb., III, 15; XV, 1; Livius XXX, 33; XXXVII, 39) beweisen. Die Art, wie das römische Fußvolk schlug, war folgende: Den ersten Angriff machten die Leichtbewaffneten. Hatten die Legionen auf eines Pfeilschusses Weite dem Feinde sich genähert, dann fingen die leichten Truppen den Kampf dadurch an, daß sie ihre Wurfwaffen gegen den Feind in Bewegung setzten. Indessen rückten die Hastaten vor, und hatten diese auf die erforderliche Weise sich genähert, dann schleuderten sie ihre Wurfspieße gegen den Feind und griffen zum Schwerte (Livius, IX, 35). Konnten nun die leichten Truppen und Hastaten den Feind nicht zum Weichen bringen, oder kamen sie ins Gedränge, dann erhielten sie das Zeichen zum Rückzuge. Auf dieses Zeichen zogen sich diese Abtheilungen durch die Zwischenräume zwischen der zweiten Linie zurück; die nicht weit davon aufgestellten Principes aber rückten vor u. setzten den Kampf fort (Livius, VIII, 8, 9). Die Hastaten stellten sich hinter dem Treffen der Principes wieder her und verstärkten so die Streitmasse. Standen die Principes, wie es manchmal der Fall war, in dem ersten Treffen, so war dieses eine Aenderung in der Normalstellung (Livius, XI, 27). Während die beiden ersten Treffen der Schwerbewaffneten den Kampf bestanden, hielten die Triarier, auf das rechte Knie niedergelassen, mit ihren Schilden bedeckt und die Spieße in die Höhe haltend, bei den Heerzeichen. Mußten auch die Principes weichen, dann standen die Triarier auf das Kommando des Oberbefehlshabers Consurgite triarii! (Triarier, erhebt euch!) auf, rückten vor, nahmen die beiden ersten Linien zwischen sich so auf, daß die ganze S. nur eine einzige zusammengedrängte Linie bildete, und drangen, ohne einen weitern Zwischenraum, als jenen, den sie mit ihren Körpern und Schilden ausfüllten, auf den Feind ein (Livius, VIII, 8, 10). Die leichten Truppen, welche hinter den Triariern aufgestellt waren, unterstützten deren Angriff und beunruhigten den Feind mit ihren Wurfwaffen. Konnte das schwerbewaffnete Fußvolk, welches die Römer im Gegensatze zu den Leichtbewaffneten die rechtmäßigen Waffen (justa acies, justa arma) nannten, den Feind in die Flucht schlagen, dann war dessen Verfolgung ihm nicht erlaubt, sondern diese war das Geschäft der allerdings hierzu geeigneteren leichten Truppen (Livius, XXXVII, 39; XXXVIII, 22; Polyb., III, 17). Die römische Reiterei war mit dem Fußvolk zu einem Ganzen verbunden; ihr Angriff hing also von jenem des Fußvolkes ab (vgl. Reiterei). Gegen das Ende der punischen Kriege gingen die Römer von der eben beschriebenen S. ab und formirten dieselbe nach Kohorten (s. Kohortenstellung). Diese Stellung dauerte unter verschiedenen Modifikationen bis zur Regierung des Kaisers Trajan fort, zu welcher Zeit die Normalstellung der Römer sich wieder der Phalanx näherte, und ihre S. wieder in einer Linie erscheint. Das Wesentlichste dieser S. ist eine zusammenhängende Linie ohne Zwischenräume, wo der Soldat nur 3′ im Gliede einnimmt, und welche, ohne dem Feinde Blößen zu geben, so viele Leute als möglich in den Kampf bringt; ferner eine Tiefe von 8 Mann, welche dem letzten Gliede den Gebrauch seiner Waffen noch verstattet. Vegetius (III, 14, 15) beschreibt diese S. wie folgt: Die ersten Glieder bildeten wohlgeübte alte Soldaten, welche man sonst Principes nannte; die folgenden wurden von Soldaten gebildet, welche, mit Brustharnischen und verschiedenen Wurfspießen bewaffnet, früher Hastaten genannt wurden. Jeder Bewaffnete stand von dem andern 3′ ab; auf 1000 Schritt standen somit 1666 Mann Fußvolk so neben einander, daß die S. keine Lücken und jeder Soldat Raum für den Ge-

brauch seiner Waffen hatte. Damit jedoch die Kämpfenden Raum zum Vor- und Zurückspringen erhielten, stand ein Glied von dem andern 6′ ab. Hinter diesen Schwerbewaffneten standen jene, welche man sonst Ferentarier nannte; diese waren somit Schleuderer und Bogenschützen. Die vierte Linie bestand aus jenen, welche die leichtesten Schilde führten, aus jüngern Bogenschützen und jenen, welche jene leichten Wurfspieße, die man veruta oder martio, barbulas oder plumbatas nannte, am besten zu schleudern verstanden. Waren die Schwerbewaffneten aufgestellt, dann eröffneten diese Leichtbewaffneten, den Feind herausfordernd, den Kampf vor den Linien der Schwerbewaffneten. Konnten sie denselben werfen, dann verfolgten sie ihn mit der Reiterei; wurden hingegen sie selbst geworfen, dann zogen sie sich auf die Schwerbewaffneten und hinter dieselben zurück, diesen nun den Kampf mit Spieß und Schwert überlassend. Hinter diesen Bogenschützen, die fünfte Linie bildend, standen zuweilen Wagenballisten, ferner solche Soldaten, welche Handballisten, Hand- und Stabschleudern führten. Man nannte sie früher Accesen. Hinter allen diesen standen die erprobtesten in der sechsten Linie, mit Schilden und Schutzwaffen aller Art versehene Soldaten, welche früher Pilanen oder Triarier genannt wurden. Die Triarier bildeten auch jetzt noch, wie früher, eine Art von Reserve und wurden erst dann handgemein, wenn die beiden Linien der Schwerbewaffneten geworfen waren. Die Principes und Hastaten bildeten die ersten Glieder, die Bogen- und Wurfschützen die beiden letzten, und die Hand- und Wagenballisten, so wie die Hand- und Stabschleuderer wurden, als die leichtesten Truppen, zur Linie nicht gezählt. Die gepanzerten und mitlangen Spießen bewaffneten Reiter schlossen an das Fußvolk an; die leichten Reiter und Bogenschützen zu Pferd standen auf den äußersten Flügeln. Die Flanken des Fußvolks waren demnach durch die schwere Reiterei gedeckt; die leichte Reiterei dagegen hatte die Bestimmung, die Flügel des Feindes zu umschwärmen, solche unablässig anzufallen, in Unordnung zu bringen und hierdurch zum Erkämpfen des Sieges beizutragen. Die zufälligen Aufstellungen oder jene Formationen, welche die Römer aus ihrer Grundstellung vornehmen konnten, waren: 1) die dreifache S. des Cäsar. Diese war nichts Anderes, als ein Flankenmarsch in einer Schlachtstellung von drei Linien oder Treffen. Cäsar gebraucht diesen Ausdruck nie anders als von solchen Flankenmärschen, und das Gepäcke marschirte bei solchen an einer der beiden Flanken. — 2) Das agmen quadratum (s. Agmen). — 3) Die Säge (serra), eine Bewegung der in S. aufgestellten Truppen, vermöge welcher man Unterstützungen aus dem Rückhalte auf die Fronte brachte. Diese Bewegungen waren demnach nichts Anderes, als Ablösungen von Truppen in einem Gefechte oder ein Durchziehen durch die Linien. — 4) Der Globus (s. d.); — 5) die Schildkröte (s. d.); — 6) der Orbis [s. d. 6)]; — 7) der Cuneus (s. d.). Die Germanen lernten von ihren Todfeinden nach und nach Viel und ahmten deren Aufstellungen nach. So wie nun die Römer um jene Zeit sich in einer der Phalanx ähnlichen S. aufstellten, so konnte jene der Germanen und Gallier keine andere, als eine tiefe S. seyn, und diese Einrichtung blieb fortan die Normalstellung. Diese S. finden wir mit sehr geringer Veränderung noch im 30jährigen Kriege. Die allmählige Einführung der Feuerwaffen modificirte dieselbe nur wenig; allein das gänzliche Verschwinden der alten Schutz- und Trutzwaffen während und nach dem 30jährigen Kriege, durch die Fortschritte der Geschützkunst herbeigeführt, verschaffte der neuern Taktik erst Eingang. Vgl. Schlacht.

Schlachtordnung (Staatsw.), die gesetzlich vom Magistrat jeder Stadt vorgeschriebene Ordnung, nach welcher die in einem Orte wohnenden Fleischer das Schlachten des Viehes besorgen und das Fleisch verkaufen.

Schlachtpferde, 1) zu Streitrossen verwendete Pferde; — 2) Pferde von besonderer Stärke zum Transport der Kaufmannswaaren von und zur Schlacht oder der Schiffstände. In demselben Sinne ist das Wort Schlachtwagen zu nehmen.

Schlachtplan, die vom Kommmandirenden einer Armee erfaßte Idee, nach welcher er eine Schlacht zu schlagen beabsichtigt. Derselben gemäß und namentlich in Erwägung, ob man den Feind bloß vom Schlachtfeld verdrängen, oder bis zur Ohnmacht schwächen will, muß der Angriff geleitet und ausgeführt werden; vergl. Schlacht und Schlachtordnung.

Schlachtposen, s. Schreibfedern.

Schlachtschreiber, s. Schlacht 2).

Schlachtschüssel, 1) s. v. a. Schlachtessen; — 2) das Geschenk von Wurst, Wurstsuppe und Fleisch, welches man einem Bekannten von einem ins Haus geschlachteten Schweine macht.

Schlachtschütz, s. v. a. Szlachcic.

Schlachtschwert (Kriegsw.), langes Schwert, dessen man sich in den Schlachten bediente. Die Römer führten zweierlei Arten von Schwertern, nämlich ein gerades, welches zum Hieb und Stiche eingerichtet war (gladius), und ein sehr langes (ensis), das nur zum Hauen gebraucht wurde. Nach dem zweiten punischen Kriege führten sie auch spanische Schwerter, die sich durch ihre Leichtigkeit und Kürze auszeichneten, und endlich seit der Kaiserzeit das von den nordischen Völkern entlehnte lange und breite Schwert (spatha). Diese spätere Hauptwaffe des Mittelalters hatte eine Länge von 3—5 Fuß und eine 3 — 4 Zoll breite zweischneidige Klinge; man führte sie oft mit beiden Händen, weshalb auch der Griff jederzeit die dazu geeignete Größe besaß. An den Klingen solcher S.er, besonders an denjenigen, welche zum Fußstreite bestimmt waren, befanden sich gewöhnlich in einiger Entfernung von der einfachen Paristange 2 mehre Zoll lange, nach der Spitze zu etwas gekrümmte Eisenvorstände, um damit die feindlichen Hiebe aufzufangen oder abzuweisen.

Außer diesem großen Schwerte trugen die Ritter gewöhnlich noch ein leichteres, am Sattel ihres Streitrosses befestigt, oder es hing an dessen Stelle zuweilen auch ersteres, wie z. B. die Sitte bei der französischen Gendarmerie gegen Ende des 15. Jahrhunderts erheischte. Diese großen S.er, deren Klinge manchmal einer flackernden Flamme glich, daher sie auch Flamberge genannt wurden, gehörten zu den Lieblingswaffen der Schweizer und Lanzenknechte. Im Laufe des 16. Jahrhunderts befanden sich bei jeder Kompagnie (Fähnlein) Fußvolk eine gewisse Anzahl mit solchen S.ern ausgerüsteter Leute, bis das Feuergewehr diese Waffe gänzlich verdrängte. Im Anfange desselben Jahrhunderts sah man noch beim schwedischen Heere große zweischneidige S.er, welche, an einen hölzernen Griff befestigt, auf einem Gerüste mit zwei Rädern lagen und so gegen die Reihen des Feindes bewegt wurden, wo sie dann so lange beim Handgemenge gefährlich blieben, bis es einigen beherzten Kriegern gelang, durch Zerstörung der Räder oder Tödtung der bei dieser Maschine angestellten Soldaten dieses Vernichtungswerkzeug unbrauchbar oder nutzlos zu machen.

Schlachtsteuer, s. Fleischsteuer.

Schlachtstücke, Gemälde, die Gefechte und Schlachten darstellen, s. Malerei.

Schlachttag, 1) der Tag, an dem eine Schlacht geschlagen wird; — 2) s. Fleischer.

Schlachtverband, der auf den Kriegsschiffen besonders dazu bestimmte Raum auf der Kuhbrücke, wohin die Verwundeten gebracht, verbunden und nöthigenfalls auch amputirt werden.

Schlachtvieh, das zum Schlachten bestimmte Vieh.

Schlachtvolgt (Schiff.), s. Schlacht 2).

Schlachtwagen, s. Schlachtpferd.

Schlachtwolle, s. Wolle.

Schlachtzettel, 1) das Verzeichniß der Ladung eines Schiffes, nach welchem das Schlacht- oder Ladegeld in den norddeutschen Städten entrichtet werden muß; — 2) die Quittung der Obrigkeit für die erlegte Fleischsteuer.

Schlachtzeug, s. Fleischer.

Schlachziz, s. v. a. Szlachcic.

Schlack, ein aus kalcinirtem Kochsalze bestehender Bodensatz, der beim Kochen der Salpeterlauge im Kessel niederfällt.

Schlackdarm, bei Thieren der Mastdarm.

Schlacke, 1) eine leichtflüssige Glasmasse, eine Verbindung von Kieselsäure mit verschiedenen Basen; entsteht beim Schmelzen der Erze, sowohl aus Erde, als leichten reducirbaren Metallen. Je nach der Verschiedenheit der Erze ist sie schwarz bläulich, grünlich oder roth und je nach der Mischung bald leichter, bald schwerer schmelzbar, woher man auch harte oder schwerflüssige S.n und leichtflüssige unterscheidet. Mangan und Eisenoxydul geben, im Ueberschuß mit Kieselerde verbunden, eine leichtflüssige S. Eine leichtflüssige Beschaffenheit der S. kann an sich keinen Beweis von dem vollständigen Erfolg der Schmelzbarkeit abgeben, denn es kann der Fall seyn, daß sie ihre Leichtflüssigkeit dem Oxyd verdankt, dessen Reduktion Zweck der Arbeit ist. Anders verhält es sich mit der schwer schmelzbaren, die nur unvollkommen verglast sich zeigt; sie deutet stets einen großen Metallverlust an, theils weil die Beschickung zu strengflüssig gewählt, theils weil zu starke Erzsätze gegen die Kohlensätze angewendet worden. Ferner unterscheidet man hitzige oder heißgrädige S.n, die sehr schnell schmelzen, aber sich nicht in Faden ziehen lassen, sondern tröpfeln und bald erstarren, so wie arme S.n, welche kein oder nur sehr wenig Metall enthalten, und gepauschte S.n, aus welchen durch wiederholte Arbeit alles Metall herausgezogen ist. Wenn Metalle geschmolzen werden, so schwimmt die S. als Schaum oben auf und läuft entweder ab, oder wird mittelst einem eisernen Haken, dem Schlackenhaken, abgezogen. Alle metallhaltigen S.n werden wieder zu Gute gemacht, d. h. ausgeklaubt, gepocht und wieder mit eingeschmolzen, so wie die leichtflüssigen S.n als Zuschlag, untermischt mit Flußspath, Sandstein oder Geschiebe von quarzigem Gestein, zum Schmelzen der Erze angewendet. Die ganz unbrauchbaren werden außerhalb der Hütten auf große Haufen (Schlackenhalden) von den Schlackenläufern zusammengefahren. — 2) Ein untauglicher Zusatz oder Abgang; — 3) s. v. a. Schlackdarm bei der Schlackwurst.

Schlacke, schwülige (Hüttenw.), die bei Verfertigung der Kupfererzproben entstehende, wenig glänzende und von dem anhängenden Kupfer knopperig aussehende S.; es ist dies ein Zeichen, daß die Probe noch nicht gar ist.

Schlacken, vom Erze, beim Schmelzen Schlacken geben.

Schlackenbett (Hüttenw.), der Ort, wohin die Schlacken aus dem Schmelzofen gezogen oder geworfen werden.

Schlackenblech, s. v. a. Dammplatte.

Schlackenblei, das beim Saigern des Kupfers aus dem Werke genommene Blei.

Schlackenerz (Min.), 1) s. v. a. Sprödglaserz; — 2) überhaupt arme Erze, die viel Schlacke geben.

Schlackengang, s. v. a. Schlackentrift.

Schlackengrube, zur Seite des Vorherdes bei einem Hochofen angebrachte Grube, in welche die Schlacken gezogen werden.

Schlackenhaken, s. Schlacke 1).

Schlackenhalde, s. Schlacke 1).

Schlackenherd, s. Nebenherd.

Schlackenkleines, der zerbrochene kleine Abgang der Schlacken.

Schlackenkobalt (Min.), s. v. a. feste Kobaltschwärze, Varietät der Kobaltschwärze.

Schlackenläufer, s. Schlacke 1).

Schlackenlava, s. Lava.

Schlackenofen, eine Art Krummofen; derselbe ist von der Brust ungefähr 4′ hoch, 3′ 7″ breit und 3′ weit; es werden in ihm die Schlacken geschmolzen.

Schlackenplatte (Sinterblech), 1) das in der Seitenwand eines Eisenfrischherdes sich befindende Loch oder Auge, durch welches die Schlacke abfließt (Sinterloch, Stichloch); — 2) die Seite am Frischherde, wo der Arbeiter steht, im Fall, daß sie mit einer Platte zugesetzt ist; — 3) s. v. a. Dammplatte.

Schlackenpochwerk, ein Pochwerk, auf welchem Schlacken klar gepocht werden.

Schlackenreiben, die Arbeit in den Zinnhütten, wo die Schlacken für sich geschmolzen werden.

Schlackenreuth, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Stadtsteinach; 100 Einw.

Schlacken sacken sich (Hüttenw.), von den Schlacken, wenn sie aus dem Ofen in den Vorherd ziehen und sich daselbst ansammeln.

Schlackenschicht, die Menge Schlacken, welche als Zuschlag beim Schmelzen in den Ofen geschüttet werden.

Schlackenstein, eine Art Stein, der sich von den Schlacken abscheidet und etwas Silber bei sich führt.

Schlackenstich, das Ablassen der geschmolzenen Schlacken, welche man in den Ofen gethan hat, um zu untersuchen, ob er hinlänglich abgewärmt ist, so daß dann das Erz darauf gesetzt werden kann. Es geschieht dies gewöhnlich im Anfange der Schmelzarbeit.

Schlackenstöcke, das beim Saigern auf dem Saigerherd stehen bleibende Kupfer.

Schlackentiegel, ein Nebentiegel beim Kupferschmelzofen, in welchen die Schlacken gelassen werden.

Schlackentorf (filziger Torf), s. Torf.

Schlackentrift, Röhre am Hochofen, durch welche die Schlacken herauslaufen.

Schlacken verändern, die Schlacken, welche noch einigen Gehalt haben und vom Verbleien gefallen sind, noch einmal nachschmelzen.

Schlackenwäsche, 1) auf den Kupferhütten Statt findende Arbeit, wenn man die zusammengeschütteten Kupferschlacken durchsucht und das metallhaltige Zeug ausklaubt, um dies später zu Königskupfer zu verschmelzen; — 2) das Reinigen der Schlacken von Kohlen und andern Zusätzen beim Bleischmelzen; die Schlacke wird in einen Kübel gethan, dieser in eine Tonne mit Wasser gehalten, die Schlacke gehörig umgerührt und dann die sich oben auffetzende Unreinigkeit abgeschöpft. Dies wird noch zweimal in andern Tonnen wiederholt, die Schlacke getrocknet und wieder mit verschmolzen.

Schlackenwald, österr.-böhm. freie Bergstadt, Kr. Elbogen; Porzellanfabrik, Berg- und Feldbau; 3250 Einw.

Schlackenwerth (Ostrow), österr.-böhm. Stadt, Kr. Elbogen; Schloß, Piaristenkloster, Berg- und Feldbau; 1800 Einw.

Schlackenzange, die große eiserne Zange, womit man die Schlacken, so wie die zerbrochenen Tiegel aus dem Ofen nimmt.

Schlackenziegel, die durch Einpressen der Schlacken in eiserne Formen bereiteten Ziegel, die zum Straßenpflaster und Wasserbau verwendet werden.

Schlackenzinn, das aus den Schlacken geschmolzene reine und geschmeidige Zinn.

Schlackig, 1) etwas, das viele Schlacken enthält; — 2) (Geognos.), ein blasiges Gestein, wenn die Blasenräume so häufig sind, daß ihr Volumen eben so viel beträgt, als das der Zwischenwände (des Gesteins selbst).

Schlackiger Magneteisenstein (Min.), Varietät des Magneteisensteins.

Schlackiges Erdpech (Min.), auch muscheliges Erdpech, s. v. a. Erdpech oder Asphalt (s. d.).

Schlackow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; Holzwärterei, Holzkathen; 220 Einw.

Schlackwurst, Wurst (s. d.), zu deren Bereitung der Mastdarm der Schweine genommen wird.

Schladebach, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg, am Floßgraben; Kammergut, Schäferei; 400 Einw.

Schladen (Geogr.), 1) sonst hannöv. Amt, Hildesheim; 4000 Einw.; — 2) Pfarrdorf daselbst, Amt Völtingerode, an der Ocker; Schloß mit Garten; 800 Einw.

Schlader, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Karlstein; über 100 Einw.

Schladitz (S. bei Kömmlitz), preuß. Amtsdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch, am Löserbache; 160 Einw.

Schladming (Geogr.), 1) österr. steier. Schloß und Herrschaft, Kr. Judenburg; umfaßt einen Marktflecken u. 6 Gemeinden mit 1900 Einw.; — 2) Marktflecken daf.; 4 Brücken, Bergamt, Wegmeisteramt, Poststation, Armeninstitut, Bergbau auf Silber, Kupfer und Kobalt, Hammer- und Hüttenwerke, mehre Mühlen; 740 Ew.

Schladnig (Böhmisch-S., Zlatinec), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrschaft Bilin; 160 Einw.

Schladnitzgraben, österr.-steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Göß; 280 Einw.

Schlächter, s. v. a. Schlachter.

Schlächtig (Mühlenw.), s. Wasserrad.

Schläfe, s. Schlaf (Anat.).

Schläfeaponeurose, s. Kopfmuskelbinden.

Schläfearterien, s. Kopfarterien.

Schläfebein, s. Schädelknochen.

Schläfefläche, s. Gesichtsknochen.

Schläfegeflecht, s. Facialis nervus.

Schläfegruben (Fossae temporales, Anat.), liegen auf beiden Seiten des Schädels und Gesichtes hinter dem Hochbogen und werden gebildet vom Os zygomaticum, dem Schuppentheil des Schläfebeines, der äußeren Fläche der großen Keilbeinflügel, vom Processus pterygoideus, dem Oberkiefer und dem Stirnbeine. Der obere Theil der S. ist flacher und liegt mehr zur Seite des Schädels, der untere, tiefere Theil mehr an der untern Fläche desselben. An der vordern Wand liegt das Foramen zygomaticum, weiter unten die Foramina alveolaria posteriora. In der

Tiefe bemerkt man die Fissura orbitalis inferior und hinter ihr die Flügelgaumengrube, Fossa s. maxillaris. Hinter dem Processus pterygoideus liegt das Foramen ovale spinosum im großen Flügel des Keilbeines; neben und hinter diesem die Tuba Eustachii, das Foramen stylon mastoideum, und die Fissura Glaseri, welche Theile schon an der Basis des Schädels liegen. Die S. steht in Verbindung mit der Augenhöhle, der Flügelgaumengrube und der Schädelhöhle; mit letzterer durch das Foramen ovale und spinosum. In der S. hat der Schläfemuskel seinen Ansatz.

Schläfeknochen, s. v. a. Schläfebein.

Schläfemuskel, s. Kaumuskeln.

Schläfenerven, s. Facialis nervus.

Schläfer, 1) (Säugeth.), Thiere, welche die ihnen beschwerliche Jahreszeit schlafend zubringen, wie der Dachs, Bär, Siebenschläfer, Alligator; besonders die — 2) Nagethiergattung Myoxus *Gm.*; — 3) ((Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Eleotris *Gronov.*

Schläfer (Wasserb.), s. v. a. Schlafdeich.

Schläferand, s. Schädelknochen u. Gesichtsknochen.

Schläfevene (oberflächliche Schläfevene), s. Facialis Vena anterior et posterior.

Schläfken (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Neidenburg; 210 Einw.; — 2) (Klein-S.), daf.; 210 Einw.

Schläfrigkeit, s. Schlaf.

Schlägebüchsig (Pferdew.), s. v. a. Herzschlägig.

Schlägel, 1) Werkzeug zum Schlagen, zum Dreschen; — 2) (Flachsb.), Werkzeug, womit man die Samenknospen oder Knoten von dem Flachse abschlägt, so wie mit einem gekerbten S., d. h. einem, der etwa 7 Kerben oder Reifen u. einen krummen Stiel hat, der Flachs und Hanf gebrochen wird, um die Rinde von den Fasern zu sondern; — 3) (Böttcher., Maurer. und Zimmerm.), ein rundes oder viereckiges Stück Holz von Weißbuchenholz, das mit einem Stiele versehen ist u. zum Treiben des Meißels, so wie zum Antreiben der Reife an einem Gefäß dient; auch Handschlägel, da er nur mit einer Hand geführt wird; — 4) (Töpferei, Fayence- u. Steingutf.), Werkzeug, womit die zubereitete Thonmasse nicht bloß zu Klumpen geschlagen od. gedrückt, sondern auch in Kuchenform platt gedrückt wird, um Teller u. flache Schüsseln daraus zu formen; — 5) (Holzb. und Zimmerm.), ein an einem langen Stiele befindlicher Kloß, der mitunter an beiden Enden mit eisernen Ringen umlegt ist; man gebraucht ihn beim Holzspalten, um Keile in das Holz zu treiben, Pfähle einzurammen ꝛc.; — 6) (Zinng.), ein hölzerner Hammer, der zum Ebenen und Glätten der Zinngießerarbeiten gebraucht wird; die Bahn desselben ist auf der einen Seite eben, auf der andern abgerundet; — 7) (Bauw.), der mit einem langen Stiele versehene eiserne Hammer, womit der Straßenarbeiter die Steine zerschlägt; — 8) (Bauw.), s. v. a. Handramme; — 9) (Bergbau), s. v. a. Fäustel, daher S. und Eisen, als Insignien der Bergleute; S. und Fäustel anführen, mit dem Fäustel und Bergeisen arbeiten; S. und Eisen erklingen lassen, mit dem Fäustel und Bergeisen fleißig arbeiten; — 10) der Ort, wo gearbeitet wird, daher S. behauen, wenn der Geschworene mit Fäustel und Bergeisen einen Versuch macht, ob das Gestein gebrechig ist; S. trägt die Kosten, wenn an einem Orte so viel Erz gewonnen wird, daß die Baukosten dadurch gedeckt werden; ein S. löst den andern, wenn man an einem Orte so viel Erz gewinnt, daß die Kosten eines andern ebenfalls damit gedeckt werden; auf seinem S. fahren, auf seinen Arbeitsort anfahren; — 11) (Maschinenw.), an einer Rammmaschine, s. v. a. Bär od. Bock; — 12) s. Oelmühle; — 13) der Zapfen von der Ablaßrinne eines Teiches; — 14) die Hinterkeule eines geschlachteten Thieres.

Schlägel (Geogr.), 1) österr. Distriktskommissariat, Land ob der Ens, Mühlkreis; umfaßt 1 Marktflecken, 37 Dörfer und in 10 Gemeinden 6500 Einw.; — 2) Dorf daf.; Prämonstratenserstift mit schöner Kirche und einem Altarblatt von Rhuckerhauer, Bibliothek von 13,000 Bänden, Gemäldesammlung, Obstbaumschule, im J. 1200 von Chalchochus von Falkenstein gestiftet; das Stift hat noch Besitzungen in Böhmen; 200 Einw.

Schlägelarm, s. Oelmühle.

Schlägeleisen (Hüttenw.), das lange spitzige Eisen, womit man die Bühnen- und Ofenbrüche losbricht.

Schlägeldorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Tölz; 120 Einw.

Schlägelfisch (Ichthyol.), s. v. a. Hammerfisch, Zygaena Malleus *Cuv.*

Schlägelgeselle, nennt ein Bergmann den andern, der mit ihm zugleich auf seinem Schlägel anfährt und arbeitet.

Schlägelgrube, der Ort in einem Teiche, wo der Schlägel oder Zapfen steht.

Schlägelkopf, Pferdekopf, der um Stirn und hintere Kinnlade sehr breit, um das Maul herum sehr dünn ist.

Schlägelmilch, s. v. a. Buttermilch.

Schlägelmonatrettig (Bot.), s. v. a. weißer später runder Monatrettig, s. Raphanus sativus *L.*

Schlägeln, 1) mit einem Schlägel schlagen; — 2) vom Hirsch, mit einem hintern Schenkel lahm gehen.

Schlägelschatz (Bergb.), s. v. a. Schlägeschatz.

Schlägelschuh (Schlägelwelle), s. Oelmühle.

Schlägelzeug, die ganze Vorrichtung zum Auspressen des Oels in den Oelmühlen.

Schläger, 1) Mensch, der eine besondere Fertigkeit zum Schlagen, besonders zum Duelliren hat; — 2) s. Degen; — 3) (Hüttenw.), s. Gespann 2); — 4) (Nadler), s. v. a. Stämper; — 5) (Seiler.), s. v. a. Schlagholz; — 6) s. v. a. Schlägel; — 7) Vogel, s. Schlagen 2).

Schläger (Biogr.), Franz Georg Ferdinand, Schriftsteller, 1781 zu Quickborn im

Hannöverschen geboren, war Stadt- und Garnisonsprediger in Hameln, hierauf Pfarrer zu Lauterburg am Harze und seit 1822 Pastor primarius zu Hameln. Schrieb: Gemeinnützige Blätter, Hannov. 1825—34, 20 Bde.; — Der hannöversche Schulfreund, ebendas. 1828—36; — Geistliche Amtsrede, Weim. 1833—40.

Schlägermühle, s. Stampfermühlen.

Schlägeschatz, 1) (Bergb.), eine Abgabe, welche von dem in Erzen zu den Hütten gebrachten gewerkschaftlichen Silber an den Landesherrn bezahlt wird; — 2) die Abgabe von dem Silber, das zum Prägen des Geldes in die Münzstädte eingeschickt wird; — 3) Abgabe für die Erlaubniß, das Münzrecht auszuüben; — 4) ein Zoll von Waaren, den man früher an die Münzherren zahlte, damit gutes Schrot und Korn der Münzen beibehalten wurde; — 5) der Pacht von einer Münzstätte.

Schlägler (Schlägler bund, Gesch.), s. v. a. Martinsvögel, s. d. u. Schwaben (Gesch.).

Schlägler krieg (Gesch.), s. Schwaben (Gesch.).

Schlämmen, 1) (Wasserb.), das Reinigen von Gewässern, entweder Flüssen oder Teichen ꝛc., von Schlamm und anderen Unreinigkeiten. Oefters ist es leicht, durch verstärkte Strömung es zu bewerkstelligen; langwieriger ist das Verfahren z. B. bei Häfen und größeren Kanälen, wo es durch Baggern (s. d.) geschehen muß; besonders mühsam ist es bei Teichen, welche zuvor trocken gelegt werden müssen, bevor durch Menschenhände der Schlamm kann hinweggeschafft werden. Im letztern Fall werden alle Abflüsse so tief als möglich gemacht. Ist das Wasser abgelaufen, so macht man von Brettern eine Bahn in den Teich und führt den Schlamm durch Schiebkarren heraus; daß dies besonders bei größeren Teichen eine sehr zeitraubende, mühsame und kostspielige Arbeit ist und häufig den Ertrag des Teiches von mehren Jahren erfordert, versteht sich von selbst. Ist der Schlamm noch sehr klebrig, so muß der Kasten der Radewelle oder der Schiebkarren mit trockenem Sande oder mit Sägespänen bestreut werden, damit sich der Schlamm nicht an die Radwelle ꝛc. anhängt. Dieser Schlamm ist ein vortreffliches Düngmaterial für Wiesen, hitzige, kalkige und sandige Felder, und das S. eines Teiches rentirt wohl, wenn der Schlamm leicht und von Schilf frei ist. Ist dies nicht der Fall, so muß er 2—3 Jahre am Ufer liegen bleiben, bevor man ihn auf den Acker führt. Häufig ist es nicht möglich, einen Teich hinlänglich trocken zu legen, und das Schlämmen kann nur im Winter vorgenommen werden, wenn der Schlamm gefroren ist, wo man zugleich den Vortheil hat, daß man mit Pferden und Schlitten in den Teich fahren kann und dadurch viel Arbeit erspart wird. — 2) (Hüttenw.), das gepochte Erz von den erdigen Bestandtheilen sondern, und zwar mittelst Wasser, wodurch die leichten Erdtheile mit fortgenommen werden; es geschieht dies hauptsächlich auf den Waschherden; — 3) (Bijouterief.), verunreinigte feine Metalltheilchen, z. B. die zusammengekehrte und zusammengebürstete Krätze, von den viel leichteren Stück-, Erd- und ähnlichen Theilen absondiren; geschieht ebenfalls in Wasser; die schweren Metalltheilchen, auch wenn sie noch zu fein sind, werden früher zu Boden fallen, als die übrigen. — 4) Um Thon, Porzellanerde ꝛc., welche zu sehr mit feinem Kies vermengt sind, als daß sie geradezu verarbeitet werden können, davon zu reinigen, müssen sie in ein Faß oder einen Kasten (Schlämmfaß oder Schlämmkasten), der unten ziemlich nahe am Boden eine durch einen Zapfen oder Schieber verschließbare Oeffnung hat, gebracht werden; unter der Oeffnung ist eine Rinne, die nach einem zweiten, eben so eingerichteten, natürlich tiefer stehenden Gefäß hinführt; v. der Oeffnung dieses zweiten Gefäßes geht wieder eine nach einem dritten, abermals tiefer stehenden Gefäße hinführende Rinne; und so auch wohl unter der Oeffnung des dritten Gefäßes noch eine zu einem vierten Gefäße hinführende Rinne. Schüttet man nun den zerpulverten Lehm nebst Wasser in das erste oder oberste Gefäß, rührt dann die Masse herum und macht die Oeffnung am Boden auf, so läuft die flüssige Masse erst durch die erste Rinne in das zweite, aus der zweiten Rinne in das dritte Gefäß u. s. f. In dem ersten Gefäße bleiben die gröbsten und schwersten Theile auf dem Boden zurück; in dem zweiten die kleineren u. leichteren, in dem letzten die allerkleinsten und leichtesten. Aus der Oeffnung des letzten Gefäßes muß bloß Wasser herauslaufen, das unterwegs alle festen Körpertheilchen abgesetzt hat. Man verrichtet das Schlämmen besonders des Thons in Fayence-, Steingut- und Porcellanfabriken und Töpfereien auch oft in Gefäßen, welche in lothrechter Richtung übereinander stehen und wo unter jedem ein Sieb sich befindet, worauf die Masse fällt und gesiebt wird. Die Siebe werden dann durch eine Maschinerie geschüttelt. Aehnlich ist es auch in den s. g. Goldwäschen beim Schlämmen des Goldsandes, oder desjenigen Flußsandes, welcher Goldtheilchen enthält. — 5) (Tüncher.), der erste Anstrich einer Mauer oder Wand, welcher den Grund zu dem folgenden Anstreichen ausmacht; zu dieser Arbeit wird ein schon etwas abgenutzter Pinsel gebraucht, der Schlämmpinsel genannt wird; — 6) (Elutriatio, Pharmac.), eine zuvor frei präparirte Substanz mit Wasser anrühren und das Dünnflüssige nach kurzer Ruhe von dem am Boden des Gefäßes abgelagerten gröberen Theilen abgießen. Der Zweck dieser Operation ist, die feinsten Theile von den gröberen zu trennen, welche letzteren sich früher zu Boden senken, während die feineren länger suspendirt bleiben. Das gröbere Pulver wird dann nochmals präparirt und abermals geschlämmt. Das Verfahren findet besonders bei Metallpräparaten, wie bei Kalomel, Schwefel, Antimon u. s. w. Anwendung.

Schlämmer, Hüttenjungen, welche das Schlämmen des Erzes verrichten.

Schlämmfaß, 1) s. v. a. Potaschenfaß; — 2) s. Schlämmen 4).

Schlämmgerinne (Hüttenw.), s. v. a. Schlämmgraben.

Schlämmgraben (Schlämmherd), bei nassen Pochwerken Graben oder Gerinne, in denen sich die Erzmehle aus der Pochtrübe absetzen sollen, und zwar in dem, dem Pochtroge zunächst liegenden das specifisch schwerere, an Erz reichere, in dem darauf folgenden das minder röſche, in den entfernteren Sümpfen das leichteſte, feinſte, nebſt dem Schlamm. Lange verhältnißmäßig breite Gräben mit horizontalen Boden- und Querhölzchen bedingen einen langſameren Abfluß der Trübe, der jedoch nie zu ſehr vermindert werden muß, damit die feinen und ſchlammigen Theile nicht in den Gräben, ſondern in den breiten Sümpfen zuletzt zum Abſetzen kommen.

Schlämmherd, s. v. a. Schlämmgraben.

Schlämmkaſten, s. Schlämmen 4).

Schlämmpinſel, s. Schlämmen 5).

Schlämmkreide, s. Kreide.

Schlämmſumpf, s. Pochwerk.

Schlängelchen (Mollusk.), s. v. a. Apfelſchnecke, Helix (Helicella) unguilina *L.*

Schlängeln, tritt, nach der Schifferſprache, ein, ſobald ein Schiff von den Wellen gehoben iſt und nach den Seiten wie der Länge nach gewiſſe ſchlangenförmige Bewegungen macht. Im Sturm, bei hoher See ꝛc., wenn dieſe Bewegungen beſonders heftig werden, nennt man das Schlängeln Stampfen.

Schlaf (Somnus, Phyſiol.), das periodiſche Unthätig- oder Latentwerden der thieriſchen und menſchlichen, alſo höheren Verrichtungen der Seele bei fortdauernder Thätigkeit der vegetativen Funktionen; gewiſſermaßen eine Rückkehr zum pflanzlichen oder fötalen Lebenszuſtand. Was da wacht, muß auch ſchlafen. Aber die niederen Thiere haben keinen vollſtändigen Schlaf, weil ſie nicht zum vollen Wachen kommen, und erſt die Vögel und Säugethiere erfreuen ſich eines wahren Schlafes. Am vollkommenſten ſchläft der Menſch; er bedarf aber auch des Schlafes mehr, als die meiſten Thiere. Die dem S. eigenthümlichen Erſcheinungen haben die Dichter und Philoſophen aller Zeiten beſchäftigt; ſchon Ovid nennt den S. das Bild des Todes (quid est somnus, gelidae nisi mortis imago); der Gott des S.es wohnt nach ihm in den cimmeriſchen Bergen, der Fluß der Vergeſſenheit umfließt ſeine Wohnung, ſeine Stirne iſt von Mohn bekränzt, leichte Träume umſchweben ſie. Cicero ſagt: Nihil videmus morti tam simile, quam somnum, und ähnlich drückt ſich Lucrez aus. Der ſterbende Diogenes überließ ſich dem S.; ſein Arzt weckte ihn und fragte ihn, ob er ſich unwohl fühle. Nein, entgegnete der Philoſoph, denn der Bruder kommt vor der Schweſter. Motus in somno intro vergunt, ſagt Hippocrates, und Baco: Somnus omnino nihil aliud est quam receptio spiritus vivificans. Buffon ſagt: Mit dem S. beginnt unſre Exiſtenz; der Fötus ſchläft faſt fortwährend. Der S. iſt kein Zuſtand der Vernichtung, ſondern eine eben ſo beſtimmte Art zu exiſtiren. Nirgends eine andre. Wir exiſtiren auf dieſe Weiſe, ehe wir auf eine andere exiſtiren. Alle organiſirten Weſen, welche keine Sinne haben, exiſtiren ſo. Bei keinem findet man einen Zuſtand fortwährender Bewegung; das Seyn eines jeden hängt mehr oder weniger von dieſem Zuſtand der Ruhe ab. Der S. iſt eine mehr oder weniger vollſtändige Unterbrechung derjenigen Funktionen, welche die Beziehungen zwiſchen dem Individuum u. den äußren Objekten unterhalten. Montaigne bewundert mit Recht die großen Männer, welche im Angeſicht entſcheidender Ereigniſſe ſich dem S. überlaſſen konnten. Alexander der Große ſchlief in der Nacht vor einer dem Darius zu liefernden Schlacht ſo feſt, daß Parmenio wiederholt ihn laut beim Namen rufen mußte, um ihn zu erwecken. Cato von Utica, entſchloſſen, den Fall der römiſchen Republik nicht zu überleben, überzeugte ſich, daß die Spitze ſeines Schwertes ſcharf geſchliffen ſey, las Plato's Dialog über die Unſterblichkeit der Seele und überließ ſich dann dem S., der ſo feſt war, daß man ihn vor dem Zimmer ſchnarchen hörte. Sextus Pompejus ſchlief, im Begriff, eine Schlacht zu liefern, und ſeine Freunde mußten ihn wecken, damit er das Signal zum Angriff gab. Der Kaiſer Otto ordnete ſeine häuslichen Angelegenheiten, belohnte ſeine Diener und erwartete ſchlafend die Nachricht, daß ſeine Freunde gerettet ſeyen; nachdem ſie eingetroffen, gab er ſich den Tod. Napoleon ſchlief auf dem Schlachtfelde von Auſterlitz und wurde auf Helena von ſchlafloſen Nächten geplagt.

Dem Eintritt des S.es geht das Gefühl der Schläfrigkeit vorher; eine angenehme Mattigkeit, ſo beſchreibt Buffon dieſen Zuſtand (Oeuvres, Band XX, S. 57), bemächtigte ſich nach und nach aller meiner Sinne und hob die Thätigkeit meiner Seele auf; meine Empfindungen führten mir nur undeutliche Bilder vor; meine Augen, die nutzlos geworden waren, ſchloſſen ſich, und mein Kopf, den die Kraft der Muskeln nicht mehr aufrecht erhielt, ſank nieder. Der Gang meiner Gedanken ward unterbrochen, ich verlor das Gefühl meiner Exiſtenz; mein S. war tief, aber ich weiß nicht, ob er lange währte, da ich keine Vorſtellung von der Zeit hatte; mein Aufwachen war eine zweite Geburt, und ich fühlte nur, daß ich aufgehört hatte, zu ſeyn. In dieſen Worten iſt der Uebergang vom Wachen zum S. vollſtändig beſchrieben; die Sinne verlieren ſtufenweiſe ihre Energie, ſie hören auf zu ſeyn; die Muskeln, welche nicht mehr durch den Einfluß der Nerven belebt werden, erſchlaffen; die intellektuellen Fähigkeiten nehmen ab und hören endlich auf, thätig zu ſeyn. Wenn das Bedürfniß des S.es ſich geltend macht, ſo ſucht man eine geeignete Lage einzunehmen, in der eine möglichſt vollſtändige Erſchlaffung der Muskeln eintritt, gewöhnlich die Rückenlage, die namentlich von ſehr ermüdeten Individuen gewählt zu werden pflegt; ſelten behält man ſie während der ganzen Dauer des S.es bei, ſondern vertauſcht ſie unbewußt mit einer Seitenlage. Im Stehen ſchläft der Menſch nicht, wie einige Thiere; zur Geradehaltung der Rückenwirbelſäule bedarf es einer zu großen Menge von Muskeln, welche thätig bleiben müſſen. Umſonſt übt das Gehirn beim Eintritt

des S.s seinen Einfluß auf die Muskeln aus; die Augen schließen sich unwillkürlich, die Hand läßt einen festgehaltnen Gegenstand fallen. Unter den Sinnen scheint zuerst das Auge einzuschlafen, am längsten leistet das Ohr Widerstand; der S. dieses, so wie des Gefühlssinnes ist leichter, als der der übrigen. Doch übt hier die Gewohnheit großen Einfluß; der Soldat schläft beim Donner des Geschützes, der Müller beim Klappern seiner Mühle, während ein Aufhören dieser Geräusche den Schläfer weckt. Gleich denen der Sinne liegen auch die übrigen Nerven, welche Empfindungen zum Gehirn zu leiten bestimmt sind, im S. darnieder; Schmerzen, welche den Wachenden quälten, sind verstummt. Das Gehirn selbst soll zusammengefallen seyn und erst beim Erwachen wieder turgesciren, wie man an einem Mädchen beobachtet hat, die an Caries der Kopfknochen litt. Kreislauf und Respiration dauern während des S.es fort, doch sind die Pulsschläge und Athemzüge im Ganzen ruhiger, und die Häufigkeit beider steht unter dem Mittel des wachen Zustandes. Wie aber die Reizbarkeit des animalischen Nervensystemes durch den S. restaurirt wird, so erhöht sich auch die Reizbarkeit im Cirkulationsapparate während des S.es; wenigstens ist der Puls beim Erwachen und am Morgen durch die gleichen Einflüsse am stärksten afficirbar. Die Temperatur des Körpers ist im S. etwas niedriger; auch bedarf der Schlafende eines größeren Maßes äußrer Wärme, als der Wachende, der sich freilich bewegt. Gegen vorhandene niedere Temperaturgrade ist man beim Erwachen besonders empfindlich, was entweder im Sinken der Eigenwärme, oder in der erhöhten Erregbarkeit der Gefühlsnerven seinen Grund hat. Die Hautausdünstung ist während des S.es nach Einigen vermehrt, nach Andern vermindert. Die Akte der Assimilation, welche dem Einfluß des Willens unterworfen sind, Mastikation, Deglutition ꝛc. ruhen natürlich während des S.es; dagegen scheint die Bewegung des Darmkanals und Magens, wenn auch nur unbedeutend, vermehrt zu seyn und die Umwandlung der Speisen in Chylus leichter von Statten zu gehen. Nach den ältern Physiologen begünstigt die Ruhe der Sinne, der ortsbewegenden Organe, der intellektuellen Fähigkeiten die Funktionen des Magens und der Eingeweide; die Thätigkeit der Eingeweide nimmt zu mit dem Eintritt der Unthätigkeit derjenigen Organe, welche die Beziehungen zur Außenwelt vermitteln (Somnus labor visceribus, sagt Hippocrates). Nach einer allgemein verbreiteten Ansicht bezünstigt langer S. das Dickwerden. Die Absorption scheint im S. erhöht zu seyn.

Der S. ist nicht immer gleich tief. In den ersten Stunden ist er am festesten; je näher der Zeit des Aufwachens, um so weniger tief ist er. Zwischen dem Aufhören des S.es und dem Eintreten des vollständigen Wachseyns findet ein Zwischenzustand, die Schlaftrunkenheit, Statt; das Bewußtseyn ist während derselben noch nicht vollständig zurückgekehrt, man reibt sich die Augen, dehnt sich ꝛc. Die intellektuellen Fähigkeiten kehren erst nach und nach zurück, eben so die Sinnesthätigkeiten. Respiration und Kreislauf nehmen ihre natürliche Beschaffenheit wieder an, nachdem vorher augenblickliche heftige Bewegungen in den ihnen dienenden Organen Statt gefunden. Ist der S. übermäßig lang gewesen, ist er gestört worden, war er sehr kurz, so kehren die geistigen Funktionen weniger schnell zu ihrer Thätigkeit zurück, als nach normalem, erquickendem S.

Die Dauer des S.es variirt nach Alter, Geschlecht, Konstitution u. Gewohnheit. Der Fötus schläft gewissermaßen ohne Unterbrechung im Schooße seiner Mutter; der Neugeborne schläft mehr, als er wacht. Je jünger und schwächer ein Individuum, um so länger und tiefer ist im Allgemeinen sein S. Frauen sollen länger schlafen, als Männer, Phlegmatiker mehr, als Melancholiker. Man will bemerkt haben, daß Leute mit dickem Kopf, daß korpulente Subjekte und solche mit entwickelten Abdominalorganen viel schlafen und schwerer aufwachen. Man kann, wenn man sich daran gewöhnt hat, mit außerordentlich wenig S. genug haben. Es existiren Beispiele von verschiedenen Gelehrten, die nur 3, ja 2 Stunden täglich schliefen; doch möchte dies für Viele zu wenig seyn. Im Allgemeinen kann man sagen, daß der 3. oder 4. Theil des Tages dem S. gewidmet seyn soll, daß also die Dauer desselben 6—8 Stunden beträgt. Der alte Hexameter sagt: Septem horas dormisse sat est juvenique senique. Schädlich würde die Lesart seyn: Sex septemque etc. Zu vieles Schlafen erhebt das vegetative Leben auf Kosten des geistigen und animalen, welches durch Entbehrung seiner wesentlichen Reize und durch lange Unthätigkeit in Trägheit und Schwerbesinnlichkeit des Geistes, in Stumpfheit der Sinne, Schläfrigkeit auch im wachenden Zustand ꝛc. verfällt. Es entstehen dumpfer Kopfschmerz, Blödsinn, Langsamkeit und Schwäche der willkürlichen Bewegungen. Auf der andern Seite ist aber die reichlichere Ernährung und materielle Zunahme des Körpers, besonders durch Fettbildung Zeuge der überwiegenden Reproduktion; da aber bei den höheren Geschöpfen das Bildungsleben doch wieder von dem Hirnleben abhängig ist, so leidet ersteres auch zuletzt. Die vom Hirn- und Rückenmark aus erregte und während des S.es an und für sich seltenere Respiration wird träger und mit ihr die Blutbildung unvollkommner, der Blutlauf langsamer; der Stoffwechsel geht minder lebhaft vor sich und mit ihm die Erzeugung der organischen Wärme. Die Bildung der festen und flüssigen Theile wird deshalb unvollkommner. Wasser, Schleim, Fett, venöses Blut werden in reichlicher Menge erzeugt. Dabei Beschränkung der meisten Ab- und Ausonderungen, übermäßige Fettigkeit, Kachexie, unvollkommne Ernährung der Organe, Schleimflüsse, Wassersucht, venöse Vollblutigkeit des Unterleibes, Hämorrhoiden, Anschoppungen der Leber ꝛc., endlich gänzliche Erlahmung aller animalen und vegetativen Verrichtungen und tödtliche Schlafsucht sind davon die natürlichen Folgen. Jedermann kennt aus eigener Erfahrung den Unterschied zwischen einem normal langen, erquickenden S. und einem über-

mäßig ausgedehnten, geistig und körperlich erschlaffenden und abspannenden S. Bewohner heißer Länder schlafen meist länger und zu andern Tageszeiten, als die der gemäßigten und kalten Zone; sie benutzen die heißen Mittagsstunden zur Ruhe, und die kühle Abend- und Nachtzeit ist den Geschäften und der Erholung gewidmet. Die Einwohner von Spitzbergen, Grönland, Lappland wachen zu gewissen Zeiten des Jahres außerordentlich lange, in andern schlafen sie wieder eben so viel. Herodot erzählt, daß einige Nationen 6 Monate lang wachen und dann ebenso lange schlafen, fügt jedoch bei, daß er dies nur gehört habe und nicht daran glaube. Gewisse Umstände begünstigen sehr eine lange Dauer des S.es; sehr müde Leute hat man 24—36, ja 48 Stunden ohne Unterbrechung schlafen sehen. Ein Mann schlief ohne Aufhören 3 Tage und 3 Nächte hindurch; ein Mädchen, das 2 Tage getanzt, schlief 4 Tage und 4 Nächte. Ein melancholischer Mann schlief 8 Tage außerordentlich fest, ohne daß seine Gesundheit dadurch alterirt ward. Ein anderer verfiel am Ende jedes Monates in einen Schlaf, der 2, selbst 3 Tage lang anhielt. Rekonvalescenten, namentlich nach langwierigen und erschöpfenden Krankheiten, pflegen lange zu schlafen.

Des Mittagsschlafes bedarf man im gesunden Zustande nicht. Aber Schwächlichen, Mageren, Kranken dient ein tägliches Mittagsschläfchen zur Beförderung ihrer Gesundheit, doch darf es nicht zu lange fortgesetzt werden. Mäßig genossen, kann es unter diesen Umständen sogar den nächtlichen Schlaf befördern.

Den unschätzbaren Werth des S.es für die Gesundheit kannten schon die Alten. Cicero nennt ihn Curarum domitor, Perfugium laborum et sollicitudinum. Vgl. auch Virgilius, Aen. XII, 908 ff.; über unruhigen, von schrecklichen Träumen unterbrochenen S. sagt Baco: Verum ut somnus ad prolongationem vitae facit, ita multo magis si sit placidus et non turbidus. Minerva gießt bei Homer über Ulysses süßen Schlummer aus, um ihn zu stärken und zu kräftigen. Die Muskeln werden durch den S. aufs Neue gestärkt und kontrahiren sich mit neuer Energie; der Geist erwacht zu neuer Kraft und geht mit Lust an die Arbeit; das Urtheil ist hell und geschärft. Ein Vergleich zwischen dem Befinden im Augenblick des Einschlafens und Erwachens läßt aufs Deutlichste die wohlthätigen Folgen eines gesunden S.es für die gesammte thierische Ökonomie einsehen. Auch in verschiedenen krankhaften Zuständen, namentlich des Nervensystems, ist normaler, ruhiger S. ein sehr erwünschtes Zeichen, z. B. bei Säuferwahnsinn (s. Delirium tremens). Ubi somnus delirium sedat, bonum (Hippocrates, Aphor. sat. II). Nach bedeutenden chirurgischen Operationen ist ein fester, die Kräfte des Kranken restaurirender S. eine sehr erfreuliche Erscheinung. Der S. der Kranken, der ruhig, leicht, gleichmäßig ist und die Erscheinungen der Aufregung und Reizung mindert, ist angenehm, nicht dagegen der, welcher unruhig, ermüdend ist, aus dem die Kranken nicht gestärkt erwachen. Quo in morbo somnus laborem facit, lethali, si vero somnus juvet, non lethale (Hippocr., Aphor. sat. II). Somnus, vigilia, utraque modum excedentia, morbus, sagt Hippocrates. Boerhave erzählt v. einem jungen Arzte, dem langes Schlafen außerordentlichen Genuß gewährt habe und der deshalb die Abgeschiedenheit aufsuchte und sich fast unausgesetzt seinem Lieblingsvergnügen überließ; die schädliche Gewohnheit schwächte bald seine geistigen Fähigkeiten, und er verfiel in einen dem Blödsinn nahen Zustand. Es ist leicht einzusehen, daß der nachtheilige Einfluß des übertriebenen S.es der fast absoluten Ruhe und Unthätigkeit der intellektuellen Fähigkeiten zuzuschreiben ist. Lange fortgesetztes Enthalten vom S. kann Nervenkrankheiten, delirirende Hirnentzündung ꝛc. veranlassen. Einzelne willenskräftige Menschen enthielten sich längere Zeit des S.es; Karl XII. von Schweden schlief 3 Tage und Nächte nicht; doch machte dann die Natur ihre Rechte geltend, und er schlief bei Tische ein.

Literatur: Fleischmann, Diss. de somno et vigil., Straßburg 1590; — Frankus de Franckenau, Diss. quam diu sit dormiendum, Heidelberg 1681; — Reinhardt, Diss. Disquis. somni physiol. et diaedet., Jena 1793; — Der S. und das Schlafzimmer in Beziehung auf die Gesundheit, Weimar 1802; — V. A. Choquet, Hypnologie, Paris 1808; — M. Lefebre, Diss. sur le sommeil, daf. 1817; — Monfalcon, Dict. d. scienc. med., daf. 1822, Bd. 52; — K. F. Heusinger, Comment. sem. de var. somni vigiliarumque condit. morbos., Eisenach 1820; — H. F. Buchholz, Ueber den S. und die verschiedenen Zustände desselben, Berlin 1821.

Schlaf (Anat.), im Plural **Schläfe**, lat. Tempora, der auf beiden Seiten des Kopfes, über der Wange und Kaumuskelgegend gelegene platte Theil des Schädels, dessen vorderer Theil unbehaart, der hintere, obere, auch Oberohrgegend, regio supra auricularis, genannt, behaart ist. An der Grenze zwischen diesen beiden Theilen befindet sich das äußere Ohr, Auricula, in gleicher Höhe mit der Nase. Der Name S. scheint daher zu kommen, weil man im Schlafe auf dieser Gegend zu liegen pflegt. Hier ist die Hirnschale am dünnsten und der Schlag der Schläfenarterie bemerklich.

Schlafäpfel (pharm. Bot.), s. v. a. Bedeguars, s. Cynipa Rosae L.

Schlafaffe (Säugeth.), Affengatt., s. v. a. Nyctipithecus.

Schlafbank, s. v. a. Bettbank.

Schlafbeere (Bot.), s. v. a. Tollkirsche, Atropa Belladonna L.

Schlafblätterpilz (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Nyctalis Fr.

Schlafdeich, s. v. a. Binnendeich, s. Deich.

Schlaf der Pflanzen (Pflanzenphysiol.), s. Botanik, S. 307.

Schlafendes Auge (Gärtn.), s. Okuliren.

Schlafendes Knie, s. Knie.

Schlafen lassen, s. Pharao (Spielw.).

Schlaff, 1) s. **Schlaffheit**; — 2) (bot. Term.), s. v. a. Flaccus Flaccidus.

Schlaffer Wind, Wind, der wenig Gewalt hat und bald nachläßt.

Schlaffheit, derjenige Zustand fester Körper, in dem ihnen die ihnen sonst eigenthümliche Spannung mangelt; der Uebergang in diesen Zustand heißt **Erschlaffung**. Im lebenden Körper ist eine dauernde S. stets mit Schwäche verbunden, wenn sie nicht naturgemäß mit Spannung abwechselt, wie bei der Muskelthätigkeit. Kinder, Weiber, pflegmatische Personen, müssige Menschen haben in der Regel einen schlaffen Körper.

Schlaffieber, s. **Schlaffucht**.

Schlaffkau, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Karthaus; Vorwerk; über 100 Einw.

Schlafwerden, s. v. a. Erschlaffung.

Schlafgeld, das von einem Fremden in einer Herberge od. einem Gasthof für das Uebernachten, entweder auf der Streu, oder im Bette, gezahlte Geld.

Schlafhaus, in Oberdeutschland Herberge, wo Fremde übernachten dürfen.

Schlafkammer, s. v. a. Schlafzimmer.

Schlafkaute (pharm. Bot.), s. v. a. Bedeguars, s. Cynips Rosae *L.*

Schlafkoller (Thierheilk.), s. v. a. Dummkoller, s. **Koller**.

Schlafkräutlein (Bot.), s. v. a. Ajuga chamaepithys *L.*

Schlafkraut (Bot.), 1) s. v. a. schwarzes Bilsenkraut, Hyoscyamus niger *L.*; — 2) s. v. a. Küchenschelle, Pulsatilla pratensis *Mill.*; — 3) s. v. a. Tollkirsche, Atropa Belladonna *L.*

Schlafkrebs (Krustac.), s. v. a. Dromia caput mortuum *Fabr.*, s. **Wollkrebs**.

Schlafkunzen (pharm. Bot.), s. v. a. Bedeguars, s. Cynips Rosae *L.*

Schlafkunzstrauch (Bot.), s. v. a. Hundsrose, Rosa canina *L.*

Schlaflose (Mönchsw.), s. v. a. Akömeten.

Schlaflosigkeit (Agrypnia, Pervigilium, Med.), fortgesetztes unwillkürliches Wachen bei Bedürfniß nach Ruhe. Dieser Zustand ist in den meisten Fällen nur Symptom und hat seinen Grund am häufigsten 1) in dem normwidrigen Fortwirken zu starker Hirn- und Sinnesreize, als des Lichtes, der Gemüthsbewegungen, des Schmerzes, in der Verfolgung interessanter Vorstellungen und Ideen, daher auch im Wahnsinn; 2) in vermindertem Gebrauch der sensoriellen Kraft des Hirnes und des animalen Nervensystemes wegen geistiger und körperlicher Unthätigkeit, antagonistischer Anhäufung derselben im Hirn durch zu lange fortgesetzte und zur Gewohnheit gewordene Thätigkeit des letztern; durch Beschränkung, Lähmung der Ganglienthätigkeit bei Brand ꝛc., durch vorangegangene willkürliche oder unwillkürliche, plötzliche Unterbrechung des Schlafes ꝛc.; 3) in vollkommener und selbst gesteigerter Vegetation des Hirns, bei Entzündungen desselben, Fiebern, bei vermehrtem Blutantrieb zum Gehirn durch die Gefäßthätigkeit aufregende Einflüsse, Erhitzung, Kaffee, geistige Getränke, bis zur Uebersreizung genossen, Opium, durch kalte Fußbäder ꝛc. Die Folgen dieses Zustandes können seyn große Empfindlichkeit des Hirns, des Sinnen- und Bewegungsnervensystems, krankhafte Erhöhung der Phantasie, Wahnsinn, Schwindel, Sinnestäuschungen, Schwäche der Augen, Zittern, Mattigkeit, Krämpfe, Blutandrang nach dem Kopfe, Hirnentzündung, Schlagfluß. Bei übermäßig lange fortgesetztem erzwungenem Wachen folgt zuletzt gänzliche Abstumpfung der Thätigkeit des Gehirns, Stumpfsinn, Hirnlähmung. Schon vorher leidet die Ernährung, die Verdauung ist gestört, es entsteht Fieber. Die gegen diesen Zustand einzuschlagende Behandlung ist natürlich verschieden nach der Ursache desselben und hat zunächst die Beseitigung dieser im Auge. Man entferne also starke Sinnes- und Hirnreize, beseitige die heftigen Schmerzen, berubige das erregte Gefäß- und Nervensystem durch kühlende und sedative Mittel, durch Salpeter, Weinstein, Narkotika ꝛc. Von besonderem Nutzen ist Regulirung der Diät, Vermeidung erhitzender Speisen, reichlicher Abendmahlzeiten ꝛc. Unter den **Schlafmachenden Mitteln** steht obenan das Opium, welches geeigneten Falles angewandt werden kann. Oft kommt man zum Ziele durch Hersagen einzelner Sätze oder Verse, durch Beobachtungen des eignen Athmens, durch Reiben der Fußsohlen, Vergegenwärtigen eines vom Winde bewegten Kornfeldes, durch Zählen oder andre langweilige Beschäftigungen ꝛc. Nach dem Bericht eines Reisenden wird die S. in China sogar als Todesstrafe angewendet. Ein dazu verurtheilter Verbrecher endete nach 19 Tagen, nachdem er bereits am 8. seinen Wärter, der ihn beständig munter erhalten mußte, um den Tod angesteht.

Schlafmachender Queckſilbermohr, s. Aethiops.

Schlafmaus (Säugeth.), Nagethiergattung, s. v. a. Myoxus *Gmel.*

Schlafmütze, s. v. a. Nachtmütze.

Schlafrattenmaki (Säugeth.), Affengattung, s. v. a. Scartes *Cuv.*

Schlafratze (Säugeth.), s. v. a. Rellmaus, Siebenschläfer, Myoxus Glis *Gmel.*

Schlafrock, das Kleidungsstück, welches man gewöhnlich zur Bequemlichkeit im Hause oder beim zu Bette legen und Aufstehen anzieht. Er ist bequem und weit und mit ziemlich weiten Aermeln versehen, mitunter leicht, bloß aus Baumwollen- oder Wollenstoff, mitunter mit Pelz gefüttert; in diesem Falle heißt er **Schlafpelz**.

Schlafrosenschwamm (pharm. Bot.), s. v. a. Bedeguar, s. Cynips Rosae *L.*

Schlafsaft (pharm. Bot.), s. v. a. Opium.

Schlafsteher (Ornithol.), nach **Oken**, s. v. a. die vierte Ordnung der Vögel, die Stumpfschnäbler.

Schlafstube, s. v. a. Schlafzimmer.

Schlafstuhl, ein Stuhl, dessen Lehne man mittelst hinten angebrachter Vorrichtung zu-

rücklegen und in beliebige Stellung bringen kann. Der Rücken, die Arme, der Sitz und die Backen sind gepolstert.

Schlafsopha, s. Bett.

Schlafsucht (Med.), krankhafter Zustand mit unüberwindlicher Neigung zum Schlaf oder unwillkürlichem, zu lange dauernbem, tiefem, die normalen Perioden nicht einhaltendem Schlaf. Man nennt diesen Zustand Schläfrigkeit oder S., Somnolentia oder Sopor, und unterscheidet verschiedene Grade desselben. Kann der Kranke durch die gewöhnlichen Reize noch aus dem Schlaf erweckt werden, fällt aber sogleich wieder in denselben zurück, so heißt dies Schlummersucht (Coma somnolentum cataphora); vermögen ihn nur ungewöhnlich starke Reize aus dem mit Fieber und Delirium verbundenen Schlaf zu erwecken, so ist Lethargus zugegen; Carus (Todtenschlaf) nennt man den Zustand, bei dem auch die stärksten Reize den Schlafenden nicht zu erwecken vermögen. Wachende S. (Coma vigilans cataphora) besteht in einer unüberwindlichen Neigung zum Schlaf, ohne daß dieser jedoch wegen noch fortdauernder physischer Thätigkeit zu Stande kommen kann. Diesen Zustand charakterisiren körperliche Unruhe, Hin- und Herwerfen, Ideenjagd, stilles Delirium, unzusammenhängendes Reden bei stumpfer, undeutlicher Sinnesperception und Rückkehr zum Selbstbewußtseyn auf starke Sinneseindrücke. Die S. kann Wochen, selbst Monate lang ohne Nachtheil für das Leben bestehen, weil in dem Maß, als die Erzeugung der Sensibilität auf ein Minimum reducirt ist, auch ihr Verbrauch sich vermindert hat. Wir übergehen den 337 Jahre dauernden Schlaf des Ekklesiasten Nicephorus und erwähnen nur glaubwürdige Fälle, in denen der Schlaf 1, 2, 4, 6, 18 Monate und selbst 4 Jahre dauerte. Ein Mann schlief 3 Tage und 3 Nächte, ein Mädchen, welches 2 Tage lang stark getanzt hatte, 4 Tage und 4 Nächte, ein sehr erschöpfter Mensch 8 Tage lang ohne Unterbrechung. Ein Mädchen schlief 17 Tage lang, ein holländischer Dachdecker vom 24. Januar bis zum 29. Juni 1706, wachte einige Minuten auf und schlief wieder bis zum 11. Jan. 1707. J. Clifton schlief vom 17. August bis Ende Januar, u. s. f. Während dieses langen Schlafes bieten die Kranken einen ganz ähnlichen Anblick dar, wie die im normalen Schlafe liegenden; Puls und Respiration sind normal, der Harn ist entweder verhalten, oder geht unwillkürlich ab, Darmausleerungen erfolgen nur nach Klystieren oder beigebrachten Purganzen. Manche Kranke verschlingen die ihnen eingeflößten Flüssigkeiten. Sie sind entweder nicht zu erwecken, oder schlafen gleich wieder ein; manche erwachen auf einige Minuten, befriedigen ihre Bedürfnisse und legen sich dann aufs Neue nieder. In diesem Falle ist die S. primäres Leiden; eben so bei der folgenden Form, bei welcher die Kranken entweder alle Tage viele Stunden außer der gewöhnlichen Zeit schlafen, z. B. von früh bis in die Nacht, während sie eben des Nachts wachen, oder mehre Tage hinter einander schlafen, dann erwachen und dann wieder schlafen; oder sie schlafen gleich ein Paar Monate, sind die übrige Zeit des Jahres von der S. frei und verfallen im nächsten Jahre wieder auf einige Monate in dieselbe. In der Charité zu Berlin befindet sich seit 22 Jahren eine Frau, welche regelmäßig 3 Tage in der Woche schläft und die übrige Zeit wachend zubringt. — Die Ausgänge der S. sind: a) vollkommene Genesung, zuweilen unter kritischen Blutungen, Hervorbrechen von Ausschlägen ꝛc.; b) in andere Krankheiten, namentlich Manie, Lungensucht, Gedächtnißschwäche ꝛc.; c) in den Tod. Im Schlaf ist der Mensch schon gewissermaßen seiner edlern Hälfte nach gestorben. — Die Ursachen der S. sind sehr verschieden; sie können seyn Blutmangel und Erschöpfung des Gehirns durch Strapatzen, Entleerungen, geistige Anstrengungen; Blutüberfüllung desselben Organes nach dem Gebrauche narkotischer Mittel, des Opiums, der Belladonna, nach Einwirkung der Kohlendämpfe, der Sonne; Unterdrückung gewohnter krankhafter Ausscheidungen; anomaler Verlauf chronischer Krankheiten, der Gicht, der Hämorrhoiden; bei Würmern, Schwangerschaft und andern Zuständen des Unterleibs, welche auf das Hirn rückwirken können, u. s. f. Gerne gesellt sich S. zu fieberhaften Krankheiten, zu Gallenfieber, Typhus, Wechselfieber (Schlaffieber), und scheint hier die Ueberlastung des Gehirns mit qualitativ verändertem Blute sie hervorzurufen. — Die Sektionsresultate sind verschiedenach dem die S. verursachenden Grundleiden; sehr oft fand man keine materiellen Veränderungen, in einem Falle wurden die Karotiden verengert angetroffen, so daß dem Gehirne nicht die zu seinem normalen Reize nöthige Menge Blut zugeführtwerden konnte. — Die Behandlung der S. muß sich nach den Ursachen der Krankheit und dem Zustande des Gehirns richten. Wenn Strapatzen, Ermüdung, langes Wachen ꝛc. vorhergingen, so gönne man dem Schlafenden Zeit zur Erholung. Ist ein Schwächezustand in Folge von Blutungen, reichlichen Ausleerungen Grund der S., so suche man durch eine geeignete Ernährung, durch Darreichung von Eisenpräparaten, am schnellsten durch die Transfusion die Beschaffenheit des Blutes zu verbessern. Haben Narkotika, Kohlendämpfe ꝛc. eingewirkt, so entleere man jene, bringe den Kranken in eine reine Atmosphäre, übergieße ihn mit kaltem Wasser ꝛc. Bei deutlicher Blutüberfüllung des Gehirns kann man Blutentziehungen anstellen und auf Darm und Haut durch Drastika und Blasenpflaster ableiten u. s. f.

Schlaftisch, s. v. a. Betttisch.

Schlaftrunk, ein in der Absicht, um einen tiefen Schlaf zu bewirken, gereichtes narkotisches Mittel, besonders Opium in flüssiger Form; ist bei öfterer Anwendung nachtheilig, in starken Dosen sogar tödlich.

Schlaftrunkenheit, s. Schlaf.

Schlafwachen (Clairvoyance), s. Thierischer Magnetismus.

Schlafzimmer, das Zimmer, welches zum Schlafen eingerichtet ist; es enthält ein oder mehre Betten, Waschtisch, Spiegel ꝛc., und man

legt diese Zimmer gerne gegen Norden an, damit sie im Sommer gehörig kühl sind. Gewöhnlich ist kein Ofen in diesen Zimmern; wenn dies aber der Fall ist, nennt man sie Schlafstuben; Schlafkammern, wenn dieselben an einer Stube angebaut sind und bloß einen kleinen Raum einnehmen, so daß man höchstens ein oder zwei Betten stellen kann.

Schlafzügel, Riemen, der zuweilen dem Pferde um die Nase gelegt, durch die Augen des Hauptgestells gezogen und inwendig am Sattel befestigt ist, damit das Pferd den Kopf gut trage.

Schlag, 1) ein heftiger, schneller Schall; — 2) s. v. a. Donnerschlag, besonders in dem Ausdruck: kalter, heißer S., s. Blitz; — 3) von einigen Vögeln, z. B. Wachtel, Kanarienvogel, Nachtigall, s. v. a. Gesang; — 4) eine heftige Bewegung eines Körpers wider einen andern, wobei er diesen mit seiner ganzen Oberfläche oder mit dem größten Theil derselben berührt; — 5) eine derartige Berührung des menschlichen Körpers oder eines Thiers mit der Absicht der Züchtigung; — 6) der Ton, welcher entsteht, wenn man mit etwas Hartem an eine Glocke schlägt; — 7) (Med.), s. v. a. Schlagfluß; — 8) (Jagdw.), s. Schwein; — 9) bei Raubvögeln die Verwundung, die sie mit den Krallen ihrer Beute beibringen; — 10) (Weber.), beim Weben das Schlagen des Blattes gegen den eingeschossenen Faden, um ihm die gehörige Lage zu geben, daher bei dichten Zeuchen mit mehren Schlägen weben; — 11) s. Rauchtabak; — 12) (Wasserb.), s. v. a. Deichpfand; — 13) große Bäume, die von dem Ufer aus in den Fluß gelegt werden, um das Eis vom Ufer abzuhalten, damit es dasselbe nicht mit sich fortnimmt; sie werden am Stamme durchlocht und am Ufer angepfählt, mitunter wendet man zu gleichem Zweck auch kleine Faschinenwerke an; — 14) (Münzw.), s. v. a. Gepräge; — 15) (Müller.), s. v. a. Hauschlag; — 16) (Weinb.), die am Ende der Weinberge angelegten Gräben, um darin das herabfließende Wasser aufzufangen; — 17) (Torfgr.), eine mit Torfstücken besetzte Fläche von 32′ Länge und 8′ Breite; 8 solcher Schläge machen ein Tagwerk; — 18) (Meßk.), eine halbe Ruthe; — 19) (Seew.), S. eines Taues, das Umschlingen eines Gegenstandes mit demselben; — 20) wenn ein Schiff, das im Segeln begriffen ist, eine Wendung macht und in dieser Richtung weiter geht; — 21) S. am Steuerruder, die Planke, die am untern Theile des Steuerruders zu dem Zweck, das Wasser mehr zu fangen, befestigt ist, damit der am Steuerruder stehende Matrose wirksamer steuern kann; — 22) S. der See, bei starkem Winde das heftige Anschlagen der Wellen gegen die Planken des Schiffes, welches so stark werden kann, daß es bisweilen die Gallerien u. andere hervorragende Gegenstände herunter schlägt; — 23) (Bergb.), s. v. a. Stollen; — 24) (Steinm.), der zuerst an den Quadersteinen glatt gearbeitete Streif, den man mit dem Richtscheit genau untersucht, um darnach die ganze Seite des Steines zu bearbeiten; — 25) eine Fallthüre; — 26) s. v. a. Taubenschlag; — 27) die Thüre an einer Kufsche; — 28) ein einzelnes Fach an einem Tuchrahmen; — 29) (Mus.), a) jede Rückung (Hebung, Senkung, Seitenbewegung oder wirklicher Aufschlag) des Dirigenten mit der Hand oder dem Taktirstabe zur Bezeichnung des Taktes; — b) s. v. a. Takttheil; jedoch ist diese Bedeutung, die sich aus der vorigen herleitet, indem gewöhnlich jeder Takttheil mit einem Schlage des Dirigenten bezeichnet wird, gar nicht genau, da es namentlich bei schneller Bewegung häufig vorkommt, daß ganze oder halbe Takte oder, was bei sehr langsamer Bewegung nicht selten vorkommt, Taktglieder statt der Taktheile durch Schläge bezeichnet werden.

Schlag (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Regen; 130 Einw. — 2) österr. Dörfer: a) Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Bitschau; 140 Einw.; — b) Böhmen, Kr. Bunzlau, Herrsch. Klein-Skal; 3 Glasschleifereien; 200 Einw.; — c) (Ladistic), Kr. Budweis, Herrschaft Krumau; 140 Einw. — d) (Klein-S.), Steiermark, Kr. Grag, Bez. Reitenau; 150 Einw.; — e) daf., Bez. Thalberg; 300 Einw.

Schlag (Gehau, Forstw.), 1) ein Waldbezirk, wo gleichzeitig viel Holz gehauen wird (neuer S.); — 2) ein dergleichen Bezirk, wo vor einem oder mehren Jahren viel Holz gehauen ward, noch aber mehr oder weniger Samenbäume stehen (alter S.); — 3) eine Abtheilung des Waldes, die nach und nach abgetrieben werden soll. Bei der Mittel- und Niederwaldwirthschaft pflegt man die Waldung gewöhnlich in so viel Schläge einzutheilen, als die Umtriebszeit Jahre enthält, wobei auf die Ertragsfähigkeit des Bodens auf den verschiedenen Waldstrecken Rücksicht zu nehmen ist, so daß ein S. ungefähr so viel Holz wie der andere gibt. Laubholzungen, sofern sie nur Unterholz geben sollen, theilt man in 10—20, Nadelwälder, die nur hochstämmige Bäume geben, in 60—80 Schläge. Die Grenzen der letztern pflegt man mit Schlagpfählen, 8—10 Fuß hohen viereckigen, starken Stangen mit den Nummern der Schläge, zu bezeichnen. Noch unterscheidet man Kreuz-S., dessen Holz zur Hälfte abgetrieben, zur andern Hälfte haubar ist; dunkeln S., Bezirk eines Hochwaldes, wo die Bäume schon so ausgebrochen wurden, daß deren auf dem Morgen etwa noch 170—180 stehen. Der Schlagwirthschaft entgegengesetzt ist die Plänterwirthschaft (s. d.).

Schlagaderbogen des Augenlidknorpels (Tarseus arcus arteriosus, Anat.), diejenigen Arterienbogen, welche von den am innern Augenwinkel an die Augenlider abgegebenen Zweigen der von der innern Kopfarterie entspringenden, durch das Sehloch in die Augenhöhle tretenden Augenarterie (Art. ophthalmica) nebst Zweigen der ebenfalls von der Augenarterie entspringenden Thränendrüsenarterie längs dem Rande beider Augenlider gebildet wird.

Schlagadergeschwulst (Chir.), s. Aneurysma.

Schlagadern (Anat.), s. v. a. Arterien.

Schlagaderöffnung (Chir.), s. v. a. Arteriotomie.

Schlagaufwerk, s. Schlagwerk 1).

Schlagbänder (Böttcher), s. v. a. Feuerbänder.

Schlagbalken (Wasserb.), s. Schlagthüren; — 2) (Bleiarb.), s. v. a. Schnellbalken.

Schlagbalsam (Balsamum apoplecticum), früher sehr gebräuchliche künstliche Balsame, prophylaktisch gegen apoplektische Anfälle, auch in leichten Schlaganfällen selbst.

Schlagbar (Forstw.), s. v. a. Haubar.

Schlagbauer, 1) (Bergb.), ein Schacht, der in Folge seines Schlagens aus der Ganglinie gekommen ist; — 2) Vogelbauer mit 1 od. mehren Fallthüren und einem Lockvogel, um wildes Geflügel darin zu fangen.

Schlagbaum, 1) die bekannte Vorrichtung, um einen Fahrweg zu sperren. Schlagbäume sind überall angebracht, wo die Erhebung des herrschaftlichen oder städtischen Straßenzolles, der v. Reitern, Fuhrleuten, überhaupt von Allen, welche die Straße mit Vieh passiren, erlegt werden muß, geschieht. Man findet sie auf den breitesten Heerstraßen wie auf den schmalsten, schmutzigsten Chausseen; sie bilden stets eines der unangenehmsten Hindernisse des Reisenden, besonders in kleinern Ländern, wo er jede Stunde, mitunter auch in noch weniger Zeit, ein neues Land zu passiren hat und jedes ihm seinen S. als Willkommen schon in weiter Ferne zeigt, so daß er mit Bezahlen ins Ländchen hineinfährt und die nächste halbe Stunde darauf nicht ohne Bezahlung wieder hinauskömmt. Der S. besteht großentheils aus einem langen Baum, der in einem ungefähr 4 Fuß hohen Ständer sich um eine eiserne Spindel dreht; der ganze Baum ist in zwei ungleiche Schenkel getheilt, wovon der eine, kürzere, mit Steinen beladene schwerer ist, als der andere längere, schräg in die Höhe stehende. Von der Spitze dieses Schenkels geht eine Kette oder ein Seil durch einen gegenüber stehenden, eben mit einer Kerbe versehenen Ständer nach der Wohnung des Zolleinnehmers, mittelst welches Seiles der längere Theil des Baumes herabgezogen und um die Kerbe desselben angeschlossen oder angeschraubt wird, so daß dadurch die Straße vollständig gesperrt werden und keine Defraudation begangen werden kann. Bei einer zweiten Art ist ebenfalls auf beiden Seiten des Weges ein Ständer eingegraben, wovon der eine oben mit einem runden Halse versehen ist, um welchen sich ein horizontal liegender Baum dreht, der mit dem andern, entgegengesetzten Ende an den anderen Ständer ebenfalls angeschraubt oder angeschlossen werden kann. Eine dritte, jedoch nur bei engem Weg anwendbare Art besteht aus einem ungefähr 4 Fuß hohen Ständer, der stets mit Eisen beschlagen und in einer niedrigen Klaue um einen Bolzen beweglich ist, so daß er auf- und niedergeschlagen werden kann. Durch einen zweiten Bolzen, der mit einer Schraube oder mit einem verschließbaren Bügel versehen ist, kann dieser Ständer in der aufrechten Stellung festgemacht werden, um den Weg zu sperren. — 2) (Befestigungsk.), vor den Oeffnungen der Pallisaden und an dergleichen Orten ein starker horizontaler Baum, der mit dem einen Ende in einer stehenden Welle befestigt, am andern Ende mit einem Rade und in der Mitte mit spanischen Reitern versehen ist, um die Oeffnung schnell verschließen zu können; — 3) (Jagdw.), Vorrichtung zum Fang der Raubthiere, von verschiedener Konstruktion. Der S. für Bären u. Fischottern besteht entweder aus einem Gestell, zwischen dem sich ein eisenbeschlagener Klotz wie eine Ramme bewegt; derselbe wird durch eine Vorrichtung in die Höhe gehalten u. fällt, wenn das mit dem Köder in Verbindung stehende Stellholz abgezogen wird, auf das Thier und tödtet es. Der S. für Dachse und Füchse ist an der Erde angebracht. Es werden zwei Stangen eingegraben; zwischen denselben ist die dritte Stange so befestigt, daß sie elastisch aufgestellt werden kann; sie wird durch das Stellholz in die Höhe gehalten, an dem eine Schnur von Pferdehaaren oder ein Draht befindlich ist, den das Thier abzieht, wenn es unter dem S. hingehen will, worauf der Baum auf das Thier niederfällt und es erschlägt. Der S. für Baummarder (Baumfalle, Prügelfalle, Knüppelfalle) wird etwa 4 — 5 Fuß hoch angelegt. Auf zwei Gabeln oder zwei zwieseligen jungen Bäumen wird die Grundstange, auf dieser an dem einen Ende die Fallstange befestigt, die das mit einem Köder versehene Stellholz in die Höhe spannt. Eine Anlaufstange ist mit dem einen Ende in die Erde geschlagen und führt mit dem andern zur Grundstange. — 4) (Papierm.), s. Papiermühle.

Schlagbeere (Bot.), s. v. a. gemeiner Wegdorn, Rhamnus catharticus L.

Schlagbeil, s. Fleischer.

Schlagbetten, s. Werft.

Schlagblau (bot. Term.), Farbenbestimmung, s. v. a. Lividus.

Schlagbogen, s. v. a. Fachbogen.

Schlagbohrer, ein Hammer, mit welchem man Löcher zu Thürbaspen ꝛc. in Stein macht. Er hat eine spitze Finne, die man auf den Stein aufsetzt und worauf man mit einem andern Hammer einige Schläge macht; dann dreht man ihn mit dem Stiele etwas um.

Schlagbret, eine quirlartige Vorrichtung, wodurch beim Buttermachen der Rahm oder die Sahne gewaltsam bewegt wird und sich die Butter von den Molken und flüssigen Theilen abscheidet.

Schlagbrügge, mecklenburg-strelitz. Dorf, Fürstenthum Ratzeburg, Amt Schönberg; Försterhof; 180 Einw.

Schlagdame, s. Damenspiel.

Schlage (in verschied. Bed.), s. v. a. Schlägel; — 2) (Schlosser), der große Hammer, welcher mit zwei Händen geführt werden muß; — 3) s. v. a. Schlittenbahn.

Schlagge (Geogr.), 1) mecklenburg-schwerin. Erbpachthof, Distr. und Amt Rostock; 130 Einw.; — 2) (Alt-S.), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Belgard, unweit der Rega; 230 Einw.

Schlageisen, 1) (Bauw.), s. v. a. Kalkhaken; — 2) ein Meißel mit breiter Schneide; — 3) an Katschen, welche in Riemen hängen, die

über Räder gehen, ein Stück Eisen, welches in die Zähne der Räder fällt u. dieselben fest hält; — 4) Forstw.), s. v. a. Baumstempel.

Schlageküpe, s. Indigo.

Schlagelse, (Geogr.), 1) dän. Harde, A. Soröe, 7¼ □M. mit 12,000 Ew. u. 13 Kspln., 10 Gütern. Städte: Corsör und — 2) Landstadt das.; 3200 E.; Gelehrtenschule.

Schlagen, 1) mit Heftigkeit oder einem eigenthümlichen Schall gegen ein anderes Ding bewegt werden; — 2) von verschiedenen Vögeln, besonders Finken, Lerchen, Nachtigallen, ihre Stimme hören lassen; ein solcher Vogel heißt Schläger; — 3) von Hunden, s. v. a. Bellen; — 4) von Uhren, durch hörbare Schläge die verflossene Zeit anzeigen; — 5) vom Pulse u. vom Herzen, sich heftig bewegen; — 6) einen Gegenstand gegen einen andern stark bewegen; — 7) durch Schläge oder eine schnelle Bewegung einer Sache eine gewisse Zubereitung geben, daher — 8) Eier und Butter durch Herumrühren in einen Brei verwandeln; — 9) durch Schläge fest und glatt, oder auch dünn machen; — 10) s. Buchbinderkunst; — 11) s. Goldschläger; — 12) s. Schlagen der Wolle und Baumwolle; — 13) (Hutm.), s. v. a. Herunterläutern; — 14) Holz fällen und in Scheite zertheilen; — 15) (Jagdw.), s. Hirschführte; — 16) von wilden Schweinen, s. v. a. verwunden; — 17) von Raubvögeln, die Beute fangen oder tödten; — 18) sich s., mit Jemand kämpfen, namentlich mit Waffen; — 19) den Feind besiegen; — 20) (Pferdew.), s. v. a. Ausschlagen; — 21) (Münzw.), s. v. a. prägen; — 22) von Fischen, s. v. a. Laichen; — 23) Raketen ꝛc. mit dem Satze gehörig anfüllen; — 24) S. des Meilers, s. v. a. Schütten desselben, s. Kohlenbrennen; — 25) s. Damenspiel und Schachspiel.

Schlagen (Nieder-S., Geogr.), bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kanton Kandel; 120 Einw.

Schlagen der Brücken, s. Brückenschlagen.

Schlagen der Wolle und Baumwolle, geschieht mit Ruthen auf einem Flechtwerke von gespannten Stricken in Wollen- und Baumwollenmanufakturen, um Staub und andere Unreinigkeiten, bei Baumwolle auch die darunter befindlichen Samen auszubringen. Viel trägt dazu die durch die Elasticität der Stricke hervorgebrachte Wirkung bei; das Schlagen bewirkt zugleich eine Auflockerung als Vorbereitung zu den nachfolgenden Arbeiten. Auch Schlagmaschinen, durch Pferde oder Wasserräder getrieben, werden nicht selten dazu gebraucht. Das Auf- und Niederbewegen der Ruthen kann hier mit elastischen Prellfedern, sowohl Däumlingen als excentrischen Scheiben, angewendet werden.

Schlagende Wetter (Bergb.), eine brennbare Luft, bei deren Verbrennung eine Detonation erfolgt; sie sind in den Gruben sehr häufig und entwickeln sich aus kohlensaurem Gase, Wasserstoffgas, Schwefel- und Phosphorwasserstoffgas aus den Gesteinen, aus faulenden Thier- und Pflanzenstoffen, durch Athmen der Arbeiter, Verbrennen der Lichter u. Sprengen mit Pulver.

Schlagendorf (Groß-S., Nagy-Szalok), ungar. Dorf, zipser Gesp., am Fuß der Karpathen, 3014 Fuß hoch über dem mittelländischen Meere; vorzüglicher Sauerbrunnen, Schmöcks genannt; 1000 Einw.

Schlagenthin (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Arnswalde; Mühle; 380 Einw.; — 2) Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II.; Mehl-, Säge- und Windmühle; 800 Einw.; — 3) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Konitz; 380 Einw.

Schlagen und Nichtschlagen (Uhrmach.), die Vorrichtung an dem Schlagwerk von Schlaguhren, womit man das Schlagen oder Nichtschlagen derselben bewerkstelligen kann, so jedoch, daß trotzdem die Uhr ihren gewöhnlichen Gang ohne Unterbrechung fortgeht. Auf dem Zifferblatte ist an der Seite eine kleine Scheibe mit einem Zeiger in der Mitte angebracht, auf dieser stehen die Worte sonner und silence. An der Welle dieses Zeigers ist ein Arm angebracht, der sich, wenn man den Zeiger auf das Wort silence stellt, in irgend einen Theil des Schlagwerkes legt und dies anhält, auch wenn die gewöhnliche Auslösung geschehen ist.

Schlagestange, s. Indigo.

Schlageten, bad. Dorf, Oberrheinkreis, Amt St. Blasien, an der Alb; 130 Einw.

Schlagewitz (Schlagwitz), königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Borna; 150 Einw.

Schlagfähigkeit (Kriegsw.), nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch oft gleichbedeutend mit Schlagfertigkeit, im Grunde jedoch von letzterem Begriffe wesentlich verschieden. Schlagfähig wird im Allgemeinen jede Truppe genannt, welche mit Allem, was zum erfolgreichen Kampfe gehört, ausgerüstet ist. Die Artillerie muß demgemäß mit hinlänglicher Munition, Bedienung und Bespannung, die Kavalerie hauptsächlich mit gesunden und kräftigen Pferden, die Infanterie insbesondere mit Munition und guten Waffen versehen seyn, jede Truppengattung überhaupt sich ihrer Waffen zu bedienen verstehen. Schlagfertig ist eine Truppe aber erst dann, wenn sie in einem solchen Zustande ruht oder sich bewegt, daß sie nach Verlauf weniger Minuten zum wirksamen Gebrauch ihrer Streitkräfte schreiten kann. Die S. erscheint mithin als eine nothwendige Bedingung der Schlagfertigkeit oder Kampfbereitschaft, indem man nicht schlagfertig seyn kann, ohne zugleich schlagfähig zu seyn, während umgekehrt aber S. ohne Kampfbereitschaft sehr gut denkbar ist. Es versteht sich übrigens von selbst, daß es verschiedene Grade von S. und Schlagfertigkeit gibt, je nachdem die materiellen, formellen und moralischen Bedingungen ganz, oder nur theilweise vorhanden sind. Die richtige Beurtheilung dieser Grade oder Zustände macht einen wesentlichen Bestandtheil der Rekognoscirungskunst aus, fordert aber auch einen sehr geübten Blick, wenn größere Truppencorps Gegenstand der Beobachtung sind, indem die Angriffs- oder Vertheidigungsfähigkeit mit der S. und Schlagfertigkeit in der engsten Bezie-

hung stehen. — Da der nachhaltige Gebrauch der Streitkräfte unter allen Umständen als das Hauptmittel angesehen werden muß, kriegerische Zwecke zu erreichen, so folgt, daß jeder Befehlshaber auf die Erhaltung der S. seiner Truppen nicht genug Sorgfalt verwenden kann, weil, sobald diese verloren gegangen ist, die Truppen auf dem Kampfplatze auch wenig mehr nützen können. Sind die Soldaten und Pferde von kräftigem Schlage, die Waffen, Ausrüstungs- und Bekleidungsstücke von guter Beschaffenheit, die Anstrengungen im Kriege nicht zu groß; finden die Truppen bei naßkalter und sehr rauher Witterung ein schützendes Obdach und hinreichenden nahrhaften Unterhalt; werden Muth und Selbstvertrauen nicht durch unglückliche Ereignisse untergraben: so hängt die Erhaltung der S. fast nur noch von der Art ab, wie die Disciplin gehandhabt und der Dienst in der Kompagnie betrieben wird, vorausgesetzt, daß es nicht an tüchtigen Subalternen und Unteroffizieren fehlt, welche nächst den Verwaltungsbehörden unstreitig das Meiste dazu beitragen, die Truppen in schlagfähigem Zustande zu erhalten. Findet aber von dem Allen das Gegentheil Statt, wie dies namentlich in dem Kriegsjahre 1813 der Fall war, dann kann es nicht auffallen, wenn die stärksten Regimenter in kurzer Zeit in schwache Haufen zusammen schmelzen, die Heerstraßen mit Nachzüglern, die Hospitäler mit Kranken u. Sterbenden angefüllt sind. — Die Erhaltung der Schlagfertigkeit od. Kampfbereitschaft hängt dagegen mehr von äußeren Bedingungen ab u. kann schon durch ungünstige Terrainbeschaffenheit, durch ungeeignete Nachsicht oder Bequemlichkeitsliebe der Befehlshaber ꝛc. sehr beeinträchtigt werden, wenn auch der materielle Zustand der Truppen nichts zu wünschen übrig läßt. Dies ist z. B. der Fall, wenn die Truppen auf schmalen Wegen in langen Kolonnen einherziehen, oder im Lager die Mannschaft sich entkleidet, truppenweise in die nächsten Ortschaften geht u. s. w. Je weniger schlagfertig eine Truppe ist, desto mehr muß von ihrer Avantgarde dafür gesorgt werden, daß der Feind nicht so schnell zum allgemeinen Angriff schreiten kann. Die Avantgarde muß also, wenn man die Truppen mit möglichster Bequemlichkeit ruhen oder marschiren lassen will, verstärkt und weiter vorgeschoben werden. Am häufigsten wird die S. einer Truppe im Laufe des Gefechts vernichtet, nachdem zuvor ihre Schlagfertigkeit od. Widerstandsfähigkeit verloren gegangen war. Jeder in Unordnung gebrachte und zurückgeworfene Truppentheil hört eigentlich so lange auf, schlagfertig zu seyn, bis die Ordnung wieder hergestellt, das Selbstvertrauen zurückgekehrt ist. Dieser Zustand ist bald von längerer, bald von kürzerer Dauer, seine richtige Schätzung aber von großer Wichtigkeit für die Benutzung partieller Siege. Eine Truppe von 40 — 80 Mann kann sich, wenn sie auseinander gesprengt worden war, in wenigen Minuten wieder formiren und den Kampf erneuern; ganze Bataillone und Schwadronen brauchen hierzu schon mehr Zeit, Regimenter noch mehr. Brigaden und Divisionen aus allen Waffen können ihre Widerstandsfähigkeit auf mehre Stunden verlieren, ja selbst Tage lang unfähig zum Kampfe bleiben, wenn zugleich das Selbstvertrauen stark erschüttert wurde. Armeen sind nach einer verlornen Schlacht nur noch theilweise schlagfertig; waren die Verluste groß, und können dieselben nicht wieder ersetzt werden, so geht am Ende ihre ganze S. für mehre Wochen verloren, und sie müssen reorganisirt und reformirt werden. Hat sich der Sieger von dem Zustande seines geschlagenen Gegners eine genaue Kenntniß verschafft, so läßt sich leichtbeurtheilen, wie viel Streitkräfte zu dessen weiterer Verfolgung hinreichen, und was man inzwischen anderwärts mit den übrigen Streitkräften unternehmen könne. Hat man den Feind aber nur in Unordnung gebracht und zurückgeworfen, so ist es in den meisten Fällen besser, die Verfolgung mit dem Ganzen fortzusetzen, um auch die S. des Gegners zu vernichten. Es ist jedoch schwer, den wahren Zustand des geschlagenen Gegners, so wie dessen Dauer genau zu beurtheilen, weil größere Gefecht- und Schlachten gewöhnlich erst mit einbrechender Dunkelheit enden, u. die moralischen Triebfedern sehr mannichfaltig sind. Bisweilen fühlt nur der Oberbefehlshaber sich überwunden, die Truppen haben hingegen Muth genug, den Kampf auch noch am andern Tage fortzusetzen; oft ist es indeß auch umgekehrt. Die schnelle Wiederherstellung verlorner Schlagfertigkeit und S. hängt zum großen Theil von dem Einflusse ab, welchen der Oberbefehlshaber auf diejenigen Truppen und Administrationsbehörden hat, denen die Ergänzung des verlornen oder unbrauchbar gewordenen Materials obliegt, u. von der Menge vorhandener Ergänzungsmittel. Bei ganzen Armeen kommt also der Reichthum der Staaten und die politische Stimmung der Nation ebenfalls sehr in Betracht.

Schlagfaß, ein großes Faß, in welches Waaren gepackt werden sollen.

Schlagfeder, 1) s. v. a. Schwungfeder; — 2) Stahlfeder, deren Wirkung schlagend ist, z. B. diejenige, welche den Hahn des Flintenschlosses zum Schlagen bringt, und die, welche den Hammer der Schlaguhr an die Glocke treibt; — 3) s. v. a. Plectrum.

Schlagfluß (Med.), s. Apoplexie.

Schlagfluß (schneller Haken, Thierarzn.), Krankheit der Wiederkäuer und Pferde. Kennzeichen: Die Krankheit tritt entweder plötzlich ein, und die Thiere stürzen gleichsam todt nieder, oder es gehen ihr folgende Erscheinungen voraus: Schwindel, Senken und Aufstützen des Kopfes, schwerfälliger, taumelnder, hinkender Gang, Stumpfsinn, Gähnen, Laßheit, leichtes Schwitzen ꝛc. Hierauf stürzt das Thier plötzlich zusammen; die Blutbewegungen gerathen in große Unordnung und Stockung, wodurch vorzüglich die Verrichtungen des Gehirns und der Lunge unterdrückt oder ganz aufgehoben werden (entweder leidet anfangs das Gehirn mehr: Hirnschlag, oder die Lungen: Lungenschlag). Das Auge ist stark geröthet, hervorgedrängt, stark und krampfhaft bewegt,

der Augenstern erweitert und empfindlich, die Sinnesverrichtungen und das thierische Selbstbewußtseyn sind unterdrückt; das Athmen ist kurz, sehr angestrengt, mehr oder weniger röchelnd, der Puls unterdrückt, hart und voll, der Körper mit starkem Schweiß bedeckt; die Augenlider, der Schlund und die Extremitäten, besonders die hinteren, sind gelähmt; es zeigen sich Zuckungen an einzelnen Theilen, besonders an den Lippen, Zähnefletschen ꝛc. — Der Tod erfolgt gewöhnlich baldigst unter Zuckungen; selten erfolgt Besserung, noch seltner vollkommene Heilung, indem gern Lähmungen einzelner Theile und Neigung zu Rückfällen zurückbleiben. — Ursachen. Junge, kräftige, fette, vollblütige, schwerköpfige und kurzhalsige Thiere, besonders Pferde, sind dem S. am meisten unterworfen. Veranlaßt wird das Uebel durch übermäßige Ruhe, zu reichliches, nahrhaftes und hitziges Futter, Ueberfüllung des Magens, Aufblähen, Unterlassen gewohnter Aderlässe, zu starke körperliche Anstrengungen, besonders bei zu engem Kummt und zu fest geschnalltem Sattel; ferner durch heiße Witterung, brennende Sonnenstrahlen, plötzlichen schnellen Witterungswechsel ꝛc. — Behandlung. Man suche zuerst die Schädlichkeiten zu entfernen, mache einen reichlichen Aderlaß, frottire das Thier tüchtig, besonders an den Schenkeln und dem Kreuze, wo man auch gleichzeitig noch Terpentinöl einreiben lassen kann; außerdem mache man kalte Begießungen oder Umschläge auf den Kopf, gebe innerlich den Salpeter mit Kampher, Glaubersalz oder Bittersalz und setze Klystiere von Seifenwasser mit Salpeter und Kochsalz. Später mache man im Genicke oder am Halse scharfe Einreibungen, Senfumschläge, Haarseile, oder wende selbst das Glüheisen an. Mit der übrigen Behandlung muß längere Zeit fortgefahren werden. Die Vorbauung kann nur durch Entfernung oder Verminderung der Veranlassung bewerkstelligt werden.

Schlagform, s. v. a. Goldschlägerform.

Schlaggamanderkraut (pharm. Bot.), s. v. a. Chamaepitys Herba.

Schlaggatter, s. Fallgatter; man bringt es am äußeren Durchgange des Stadtthores an.

Schlaggebinde, s. Schleuße.

Schlaggewicht, das Gewicht, welches einer Uhr angehängt wird, um das Räderwerk in Gang zu bringen.

Schlagglocke, s. Glocke; vgl. Uhr.

Schlaggraben, österr. = steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Bärenecк; 210 Einw.

Schlaggütse, großer Wassereimer von Segeltuch oder Filz, mit dem man aus der See oder dem Fluß das zum Reinigen des Schiffes nöthige Wasser schöpft.

Schlaghahn (Ornith.), s. v. a. Haubentaucher, Colymbus cristatus L.

Schlaghammer, Hammer, womit der Kupferschmied, Klempner u. Blechschmied das Glätten der Metallbleche verrichtet; — 2) Hammer, der in Papiermühlen und bei Buchbindern gebraucht wird, um das Papier damit zu schlagen und zu glätten; — 3) der Formhammer des Goldschlägers (s. d.).

Schlaghandschuhe, s. Zweikampf.

Schlagheftel (Jagdw.), kleine eingeschlagene Pflöcke, an welche die Hauptlinien oder auch die Wände des Vogelherds befestigt werden.

Schlagholz, 1) (Forstw.), s. v. a. haubares Holz; — 2) s. v. a. Buschholz; — 3) (Hutm.), s. Fächen; — 4) (Seiler.), ein dünnes Stück Holz, womit bei Verfertigung der Gurte der Einschlagfaden festgeschlagen wird; — 5) (Maschinenw.), die Hölzer am Göpelkorbe, welche zur Befestigung der Kerbhölzer, an welche sie angenagelt werden, dienen.

Schlaghüter, s. v. a. Samenbaum.

Schlaghummel (Entom.), s. Bombus saltuum.

Schlaginstrumente (Schlagwerke, griech. Kroumata, daher auch krustische Instrumente), s. Instrument und Krustisch.

Schlagkelter, in der Stampfmühle der Klotz, worin der Oelsamen zu Oel zerschlagen wird.

Schlagkraut (Bot.), s. v. a. Feldcypresse, Ajuga Chamaepitys Schrb., und Berggünsel, Ajuga pyramidalis L.

Schlagkretscham (Sowy), preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Kröben; Windmühle; 310 Einw.

Schlagküpe (Schlagtrog), s. Indigo.

Schlaglawinen, s. Lawinen.

Schlagleiste, s. v. a. Beistoß.

Schlagles (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Ottenstein; über 100 Einw.; — 2) (Ober-S., Horej Chota), Böhmen, Kr. Taber, Herrschaft Neuhaus; 260 Einw.; — 3) (Nieder-S., Dolnj Chota), das., an der linken Seite der Nezarka; 270 Einw.; — 4) Kr. Budweis, Herrschaft Gratzen; Mühle, Bretsäge; 160 Einw.

Schlaglicht, s. Licht und Schatten.

Schlaglinie (Forstw.), Linie, welche die Grenze eines Gehau's bestimmt.

Schlagloth, das zur Aneinanderfügung von Metallen bestimmte reine Metall, das im Gegensatz zum Schnellloth bloß mehr Hitzgrade früher schmelzbar seyn muß, als der zu löthende Gegenstand; es besteht gewöhnlich aus Kupfer, Silber oder Gold, ersteres für eiserne Gegenstände, reines Silber zum Löthen von Packfong, Messing und ähnlichen Legirungen, auch von Eisen und Stahl, Gold für Platinageräthe. Man unterscheidet gelbes, weißes Silber- und Goldschlagblech.

Schlaglothbüchse, die blecherne oder hölzerne Büchse des Metallarbeiters, in welcher er sein Schlagloth aufbewahrt.

Schlagmanieren (Mus.), die verschiedenen Arten der Verdoppelungen und Vervielfältigungen der Paukenschläge (s. Pauke).

Schlagmaschine, 1) s. Schlagen; — 2) s. v. a. Rammmaschine.

Schlagmessing, 1) s. v. a. Galmeikupfer; — 2) geschlagenes oder gehämmertes Messing.

Schlagnägel (Uhrm.), s. v. a. Hebenägel.

Schlagnägelrad, s. v. a. Hebenägelrad.

Schlagnetz, 1) s. v. a. Racket; — 2) Netz, welches mittelst einer Zugleine oder einer eigenen Vorrichtung mit einer Stellzange über den Vögeln zusammenschlägt, wie die Schlagwände der Vogelherde, die Goldammerfallen, die Böhmische ꝛc.

Schlagpfahl, der Pfahl, an welchen die Thür beim Zumachen anschlägt, hauptsächlich bei Thüren im Freien, Geländern ꝛc.

Schlagpforte, die äußerste starke Bohle, woran die Thüren einer Schleuße zusammenschlagen.

Schlagpütze (Schiffsb.), eine ganz große, mit Banden und Stroppen umgebene Pütze.

Schlagreime, bei den Meistersängern zweisylbige Wörter, die sich auf einander reimen (klingende Reime), jedoch zu Anfang der Zeilen, und zwar vom Vers getrennt, und gewissermaßen als kleinere Verse für sich bestehen.

Schlag-Nesdorf (Slav. Ratisdorp), mecklenburg-strelitz. Dorf, Fürstenthum Ratzeburg, Amt Schönberg; 160 Einw.

Schlagring (Glockeng.), an einer Glocke die größten Metallstücke, gewöhnlich der untere Theil, an welchen der Klöppel anschlägt.

Schlagröhre (Bründchen, Durchschlagebründchen, Geschwindpfeifen, Brandel, Kriegsw.), Röhrchen von Kupfer, Blech oder Schilfrohr, seltener von Papier, welche, entweder mit Pulver, oder mit einem Feuerwerkssatz gefüllt, in das Zündloch der Geschütze gesteckt und mittelst Zündlichtern angezündet werden, um das Feuer der Ladung mitzutheilen. Diese S.n sind entweder mit Stoppinen versehen, oder sie haben deren nicht, was namentlich früher der Fall war. In letzterem Falle hatten die S.n oben einen Kelch, und dort mußte der Satz aufgekratzt werden. Vgl. Zünder.

Schlagröhrentasche (Etoupillensack), die Tasche, in welche der Artillerist die Schlagröhren (s. d.) steckt.

Schlagruthe, in Windmühlen eine Vorrichtung, um das Beutelwerk in schnellere oder langsamere Bewegung zu bringen; besteht aus einem senkrechten Stock an der Sichtwelle.

Schlagschatten, s. Licht und Schatten.

Schlagschatz, s. Prägeschatz.

Schlagscheibe, 1) s. Rakete; — 2) s. v. a. Heberad, vgl. Uhr.

Schlagscheiben (Hüttenw.), die unter dem Schläger liegenden Kesselschalen.

Schlagschieber (Bäcker.), s. v. a. Semmelschieber.

Schlagschlüssel, der Schlüssel oder der Schraubenzieher, womit ein Schlagbaum geöffnet wird.

Schlagschwelle, s. Schlagthüren.

Schlagsdorf (Geogr.), 1) mecklenburg-strelitz. Dorf, Fürstenthum Ratzeburg, Amt Schönberg; 570 Einw.; — 2) preuß. Dorf, R.-B. Frankfurt, Kr. Guben; 160 Einw.

Schlagseite des Schiffes, die Seite eines Schiffes, auf welcher dasselbe, ohne durch den Druck des Windes dazu gebracht worden zu seyn, liegt. Die Ursachen dieses Fehlers sind entweder falsche Stauung der Güter, oder ein Fehler im Bauen.

Schlagspindel (Drechsler), die mit einem Loche versehene Spindel, in welche der abzudrehende Gegenstand gesteckt oder befestigt wird.

Schlagspule, s. v. a. Schlagfeder.

Schlagständer (Wasserb.), s. Schlagthüre.

Schlagstampfe (Papierm.), s. v. a. Glätthammer, s. Glätten.

Schlagstange (Technol.), s. Indigo.

Schlagstein (Buchb.), die Platte, auf welcher das Papier geschlagen wird.

Schlagstock (Hutm.), s. v. a. Schlagholz.

Schlagstück, **Schlagstückfeder** (Büchsenm.), Theile des Stichschlosses, s. Büchsenmacherkunst.

Schlagsüll (Wasserb.), s. Schlagthüren.

Schlagtaube (Ornith.), Varietät der gemeinen Haustaube, s. v. a. Columba livia percussor.

Schlagthüren (Wasserb.), an einer Schleuße die zwei Thüren oder Thore, womit man das ganze Werk öffnet und schließt. Die äußerste Pfoste der Thüren heißt Schlagpfoste, und wenn die Thüren zugemacht werden, schlagen sie oben an einen horizontalen Balken, den Schlagbalken, und unten an eine Schwelle die Schlagwelle oder Schlagsüll; die 2 Ständer, welche den Schlagbalken unterstützen, heißen Schlagständer. Diese 4 Stücken zusammen nennt man das Schlagverbind und dieses nebst den Thüren das Schlagwerk.

Schlagtow, preuß. Hof, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Greifswald; 120 Ew.

Schlagtrog (Färber.), s. v. a. Schlagküpe.

Schlaguhr, Uhr, welche die Stunde, wohl auch die Viertel- und Halbestunde durch Hammerschläge an eine Glocke oder an eine klingende Stahlfeder anzeigt, s. Uhr.

Schlagverbind (Wasserb.), die Verbindung von Schlagschwelle, Schlagständern u. Schlagbalken.

Schlagwachtel (Ornith.), s. v. a. gemeine Wachtel, Coturnix dactylisonans *Meyer*.

Schlagwald (bot. Term.), s. v. a. Sylva caedua.

Schlagwand, s. Vogelherd.

Schlagwasser, 1) das Wasser, welches, wenn im Schiff die Pumpe gebraucht wird, in der Mitte des Schifferaumes stehen bleibt, weil es nicht nach der Pumpe kommen kann; — 2) (Aqua apoplectica, Med.), Mischungen von flüssigen, spirituösen und gewürzhaften Mitteln, die gleich dem Schlagbalsam gebraucht wurden.

Schlagweite, s. Elektricität.

Schlagwellen (Seew.), solche Wellen, die in offener See den brandenden Wellen ähnlich sich gestalten; bei Gefechten erlauben sie den Gebrauch der untersten Kanonen nicht.

Schlagwerk, 1) s. Uhr; — 2) (Münzk.), Maschine, womit man zuweilen kleinere Münzen prägt; — 3) s. Schlagthüren; — 4) s. v. a. Ramme.

Schlagwirthschaft, s. Schlag und Landwirthschaft.

Schlagzither, s. Zither.

Schlaifhausen (Schleifhausen), bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Forchheim; 250 Einw.

Schlaining (Szalonak), ungar. Marktflecken, eisenburger Gesp., südwestlich von Güns.

Schlaischow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow; 140 Einw.

Schlaisdorf (Groß-S.), königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Rochlitz; 140 Einw.

Schlaitdorf, würtembergisch. Pfarrdorf, Schwarzwaldkr., Oberamt Tübingen; 780 E.

Schlaiten, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Brunecken, Ldgr. Lienz; als Gemeinde 360 Einw.

Schlaitz, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Bitterfeld; 230 Einw.

Schlakalken, preuß. Höfe, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Fischhausen; über 100 Einw.

Schlakau, österr.-schles. Gut und Dorf, Kr. Troppau; Schloß, Meierhof, veredelte Schäferei, Brauhaus, Branntweinbrennerei, Windmühle; 1000 Einw.

Schlakendorf, mecklenburg-schwerin. Hof, wendischer Kreis, Amt Neu-Kalden; 130 E.

Schlalach, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzig; 400 Einw.

Schlamersdorf (Geogr.), holstein. Dörfer: 1) Gut Seedorf; 210 Einw.; — 2) Gut Traventhal; 250 Einw.

Schlamm, 1) jede gepulverte, mit einem flüssigen Körper vermischte feste Masse; — 2) (Hüttenw.), das klare Erz, welches aus den Planen gewaschen wird, so wie auch der beim Schlämmen und Waschen der Erze entstehende kleine Abgang; — 3) (Landw.), eine mittelst des Wassers in sehr feine Theile aufgelöste und in Brei verwandelte Erde, wie sie sich in Flüssen, Teichen und Gräben zu Boden setzt; enthält Stoffe aus den drei Naturreichen, vorzugsweise jedoch aus dem Pflanzenreiche; wird zur Düngung benutzt, s. Landwirthschaft.

Schlammau, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzig; 170 Einw.

Schlammauster (Mollusk.), s. v. a. Lehmauster, s. Auster.

Schlammbad, s. Bad.

Schlammbalken, s. Schling.

Schlammbeißer (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Grundel, Cobitis *L.*

Schlammbewohnend (bot. Term.), auch schlammig, s. v. a. limosus. — Schlammiger Ort, s. v. a. Limosum. — Schlammpflanzen, s. v. a. Plantae limosae.

Schlammbutte (Vitriolf.), große Gefäße, in welche man die Erzlauge (Schlammlauge) bringt, damit sich die schlammigen Theile darin absetzen.

Schlammering, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz u. Regensburg, Ldgr. Cham; 140 Einw.

Schlammersdorf (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Oberfranken, Ldgr. Forchheim; 170 Einw.; — 2) R.-B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Eschenbach; Schloß; 230 Einw.

Schlammerz, s. v. a. Sumpf- oder Wiesenerz, eine Eisenart.

Schlammfang (Landw.), s. v. a. Erdfang 1).

Schlammfingermuschel (Mollusk.), s. v. a. Pholas crispata *L.*

Schlammfisch (Ichthyol.), 1) s. v. a. Periopthalmus Schlosseri *Pall.*, s. Gobius; — 2) s. v. a. kahler Schlammhäring, Amia calva *L.*

Schlammfliege (Entom.), 1) Netzflüglergattung, s. v. a. Semblis *Fabr.*; — 2) desgl., s. v. a. Sialis *Pict.*; — 3) Dipterengattung, s. v. a. Eristalis *Meig.*

Schlammfliegen (Entom.), s. v. a. Semblodea, Gruppe der Longikornienfamilie der Planipennia oder Plattflügler, s. Planipennia.

Schlamm fließend machen (Hüttenw.), den Erzschlamm durch die Schlammgraben und Sümpfe führen.

Schlammgeld (Schifff.), Geld, welches Holzflößer und kleinere Schiffe bezahlen, wenn sie in den Krümmungen der Deichlinien auf einige Zeit anlegen; man verwendet es zur Reparatur solcher Orte, wenn sie schadhaft geworden sind.

Schlammhäring (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Amia *L.*

Schlammherd, der Waschherd, worauf man den vom gewaschenen Zinnzwitter erhaltenen Schlammstein wäscht.

Schlammkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Parnus *Fabr.*; Potamophilus *Germ.*

Schlammkatzenwedel (Bot.), s. v. a. Equisetum limosum *L.*

Schlammkrücke, 1) (Wasserb.). Wenn größere Flüsse oder Kanäle mittelst Baggerns soweit ausgeräumt sind, daß man ungefährdet in dieselben kommen kann, so wird der noch vorhandene Schlamm mittelst dieses Instrumentes herausgekrückt; dasselbe besteht aus einer breiten, gebogenen hölzernen, an den Kanten mit Eisen beschlagenen Schaufel, die theils von Menschen regiert wird, theils aber auch so groß ist, daß sie von Pferden gezogen wird, und dann heißt sie Roßbrücke. — 2) (Salzw.), die kleinen Krücken von Eisenblech, womit der Schlamm oder das zu Boden fallende Salz aus den Salzpfannen gezogen wird.

Schlammküste (Hüttenw.), das einer Krücke ähnliche Werkzeug, um damit den Schlamm auf den Pfannherden und in den Schlammgraben hin- und herzurühren.

Schlammlauge, die aus dem Vitriolschlamm gezogene Lauge.

Schlammmühle, s. v. a. Bagger.

Schlammmuschel (Mollusk.), Muschelgattung, s. v. a. Lutraria *Lam.*

Schlammnetzfliege (Entom.), s. v. a. Semblis lutaria *Fabr.*

Schlammpeitzger (Ichthyol.), s. v. a. gemeiner Schlammbeißer, Wetterfisch, Cobitis fossilis *L.*

Schlammpfanne (Salzw.), die kleine flache Pfanne, welche in die Siedepfannen ge-

setzt werden, wenn das Salz anfängt, niederzufallen.

Schlammpfeifker (Ichthyol.), in Schlesien s. v. a. Schlammpeitzger, Cobitis fossilis *L.*

Schlammrechen, s. v. a. Deichrechen.

Schlammsalamander (Amphib.), s. v. a. Salamandrops giganteus *Wagl.*, Menopoma giganteum *Harl.* (s. d.).

Schlammsatz, s. Tabakspfeife.

Schlammschiefer, s. v. a. Bergtorf.

Schlammschildkröte (Amph.), s. v. a. europäische Sumpfschildkröte, Emys europaea *Schweigg.*, s. Sumpfschildkröte.

Schlammschlich, der aus dem Schlämmen der Erze gewonnene Schlich.

Schlammschnecke (Mollusk.), Schneckengattung, s. v. a. Limnaeus *Lam.*

Schlammschnecken (Mollusk.), nach Oken, Sippschaft der Lochschnecken mit den Gattungen Scarabus u. Marsyas (Auricula).

Schlammspringer (Ichthyol.), s. v. a. Periophthalmus Schlosseri *Pall.*, s. Gobius.

Schlammstein (Hüttenw.), der zum Schlämmen bestimmte Zinnwitter, oder auch der schon geschlämmte.

Schlammteufel (Amphib.), s. v. a. Riesensalamander, Menopoma giganteum *Harl.*

Schlammtorf, s. v. a. Torfschlamm.

Schlammvulkane (Geognos.), s. v. a. Salsen (s. d.).

Schlammwerk, s. v. a. Goldwäsche und Seifenwerk.

Schlampe, 1) (Jägerspr.), s. v. a. Geschlampe; — 2) unreinlich zubereitete, kraftlose Speise; — 3) eine in Kleidung und Betragen liederliche Weibsperson.

Schlan (Geogr.), 1) österr.-böhm. Herrschaft, Kr. Rakonitz; umfaßt 13 Orte mit 5366 J. 2340/6 □Kl.; Areal und 2130 Einw.; — 2) Stadt das., Hauptort des Kreises; 3 Vorstädte, Kreisamt, Piaristenkollegium und Franciskanerkloster, Hospital, Post, Buchdruckerei, 5 Jahrmärkte; 4180 Einw.

Schlanders (Geogr.), 1) österr. Landgericht, Tirol, Kr. Bozen; 12,400 Einw.; — 2) Dorf und Hauptort das.; Schloß, Kapucinerkloster, Hospital.

Schlaney, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Glatz; Vorwerk, 2 Wassermühlen; 550 Einw.

Schlange (Amphib.), s. Ophidia.

Schlange (Astron.), 1) s. Ophiuchus; — 2) s. v. a. Wasserschlange.

Schlange (Herald.), Wappenfigur, die Klugheit, List u. dergl. bedeuten soll und sich gewöhnlich gebäumt findet, wo dann die Zahl der Windungen nebst der Stellung und der Richtung des Kopfs angegeben werden muß; geflügelt heißt sie Drachen-S. Oft wird sie ein Kind fressend dargestellt.

Schlange (in and. Bed.), 1) (Artill.), s. Kanone; — 2) (Waffenk.), s. Garnitur; — 3) (Destillirk.), s. v. a. Schlangenröhre und Kühlschlange; — 4) (Wasserb.), s. Faschinen; — 5) (Web.), am Zampelstuhle die Schnur, woran die Lagen des Zampels befestigt sind, vgl. Savafinen; — 6) s. v. a. Schlauchspritze.

Schlangen (Amphib.), s. v. a. Ophidia oder Ophidii, Ordnung der Reptilien, s. Ophidia.

Schlangen (Geogr.), lippe-detmeld. Pfarrdorf, Amt Horn, an der Stoote; 1210 Einw.

Schlangenaal (Ichthyol.), Aalgattung, s. v. a. Ophisurus *Lacép.*

Schlangenadler (Ornithol.), 1) Raubvögelgattung, s. v. a. Circaetos *Vieill.*, s. Falco; — 2) s. v. a. Sekretär, Falco (Serpentarius) Secretarius *Gmel.*, s. Falco.

Schlangenarum (Bot.), Pflanzengattung, Arum dracunculus vulgaris *L.*, s. Arum.

Schlangenaugen (foss. Bot.), kleine, runde Buforniten, von der Größe einer Erbse.

Schlangenbad (Karlsthaler-Bad), nass. Badeort, Amt u. Badebezirk Langenschwalbach, in einem schönen Thale, von Ems — von Wiesbaden 3 Meilen, von Schwalbach 1/2 Meile entfernt; 250 Einw. Das Mineralwasser liefern 4 Quellen, der Schacht-, Mohr-, alte und neue Brunnen in einer Wärme von 21–24° R. Dasselbe fühlt sich beim Waschen und Baden weich, fast fettig an und ist an festen Bestandtheilen zwar nicht sehr reich, wird dagegen aber in der Regel auch von den reizbarsten Personen, denen nicht leicht ein anderes Mineralwasser zusagt, gut vertragen. Es enthält nach Osann in 16 Unzen folgende Bestandtheile:

	Schachtbr.	Röhrbr.	Alte Thermalqu.	Neue Thermalqu.
Salzsaure Kalkerde	0,063 Gr.	— Gr.	— Gr.	— Gr.
Kohlensaures Natron	3,000 "	3,5 "	3,25 "	3 "
Kohlensaure Kalkerde	1,000 "	— "	— "	— "
Kohlensaure Talkerde	0,750 "	— "	— "	— "
Salzsaures Natron	1,000 "	1,1 "	1,10 "	1 "
Salzsaure Kalkerde	0,188 "	— "	— "	— "
	6,001 Gr.	4,6 Gr.	4,35 Gr.	3 Gr.
Kohlensaures Gas	1,750 K.-Z.	1,875 K.-Z.	1,875 K.-Z.	1,750 K.-Z.
Stickgas	0,020 "	0,025 "	0,025 "	0,020 "
	1,770 K.-Z.	1,900 K.-Z.	1,900 K.-Z.	1,770 K.-Z.

Vorzugsweise wird das Wasser zu Bädern benutzt, u. zwar gegen Nervenkrankheiten krampfhafter Art, Hautkrankheiten, hypochondrische u. hysterische Beschwerden, unregelmäßige Menstruation, Leiden der Urinwerkzeuge, rheumatische und gichtische Uebel, selbst bei schleichenden Entzündungen der Brust, Leber, Nieren ꝛc. Indessen darf man keine besonders eingreifende Wirkung von demselben erwarten, vielmehr dient es, wo die genannten Leiden hartnäckig geworden sind, mehr als Vorbereitungskur zu ähnlichen kräftigeren und aufregenderen, aber eben deshalb von Anfang schwerer zu vertragenden Heilquellen, z. B. denen von Ems. Das versendete Mineralwasser wird hauptsächlich als Waschmittel zur Erhaltung eines guten Teint gebraucht. Auch bestehen zu S. gute Einrichtungen zu Douchebädern, und der sich bildende Badeschlamm pflegt als Umschlag bei äußern Schäden benutzt zu werden. Die vorhandenen Badeanstalten sind: das Fürstenbad, 2 Kurhäuser, schöne Anlagen für Spaziergänge ꝛc. Vgl. Fenner von Fennersberg, Schlangenbad, Darmst. 1824; — Heyfelder, Ueber Bäder und Brunnenkuren, besonders an den Mineralquellen des Taunusgebirgs, namentlich Ems, S. ꝛc., Stuttg. 1834.

Schlangenbaptisten, s. Baptisten.

Schlangenbart (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Ophiopogon *Curt.*

Schlangenbauch (Pferdew.), s. v. a. Häringsbauch; s. Equus u. Pferdezucht.

Schlangenbaum (Bot.), s. v. a. Schuholzbaum, Alstonia scholaris *R. Br.*

Schlangenbeerbaum (Bot.), s. v. a. Flachsbaum, Antidesma alexiteria *L.*

Schlangenberg (Zmeinogoesk), asiat.-russ. Bergstadt, Sibirien, Prov. Tomsk, Kr. Tarisch, am Fuße des Altai, zwischen mehren Hügeln, mit rauhem Klima; Silbergruben, Bergkomptoir; 4500 Einw.

Schlangenbeschwörer (Sittengesch.), im Orient Personen, welche durch geheimnißvolle Mittel oder durch eine ihnen inwohnende Kraft Schlangen zu bändigen und selbst abzurichten vermögen. Ueber eine solche Beschwörung erzählt ein englischer Offizier Folgendes: „In Colombo, der Hauptstadt der Insel Ceylon, traf ich einen Freund, den Kapitän Arthur Campbell, Sohn des Gouverneurs. Eines Morgens entdeckte er, als er eben ins Bad steigen wollte, eine ungeheure Klapperschlange, die einige Schritte von ihm zusammengekauert lag. Unter den Wendekreisen ist es durchaus nichts Ungewöhnliches, sich in der Nähe dieser gefährlichen Reptilien zu finden; falls man aber nicht auf sie tritt oder sie reizt, gehen sie höchst selten zum Angriff über. Da die eben erwähnte Schlange eine der größten ihrer Art zu seyn schien, so beschloß der Kapitän, sie zu tödten und an das britische Museum zu schicken, und da er zugleich die Gelegenheit für günstig hielt, die oft gerühmte Macht der Schlangenbeschwörer auf die Probe zu stellen, so ließ er einen solchen holen, der nicht weit davon wohnte und den man als sehr geschickt in dieser Kunst darstellte. Groß war die Zahl der rothen Uniformen, die sich bei Kapitän Campbell einfanden, um bei der Beschwörungsscene gegenwärtig zu seyn. Wir hatten meistens gigantische Schirmpalmblätter zur Hand genommen, die uns als Schild dienen sollten, wenn der Feind unversehens einen Angriff gegen uns richten würde; allein der Gefürchtete lag ruhig in einem Hühnerstall im entferntesten Winkel des Hofes, den Zauber, der ihn erwartete, eben so wenig ahnend, wie ein unerfahrner Jüngling vom Lande, der zum ersten Mal in den Salon der Schönen tritt, die seine Unschuld bethören soll. Der S. war ein alter Cingalese, welcher, indem er sich dem Hühnerstall näherte, jenen seltsam monotonen Gesang anhob, der allen Völkern des Orients gemein ist. Die Schlange ward unruhig, rollte sich auf und zeigte uns den ganzen Umfang ihres riesenhaften Körpers, der höchst zierlich schwarz und weiß gefleckt war; sie schien indessen nicht im Mindesten geneigt, ihr Gefängniß zu verlassen. Der Cingalese zog sie daher am Schwanz aus ihrem Zufluchtsort und versteckte sich dann, ohne jedoch in seinem Gesang innezuhalten. Die Schlange, welche sichtbar immer unruhiger wurde, erhob sich auf dem untern Theil ihres Körpers und reckte den Kopf, als ob sie auf ihren Feind losstürzen wolle; aber dieser, ohne im Geringsten eingeschüchtert zu werden, stellte sich ihr entgegen und zog sich immer singend durch eine Seitenbewegung bis dicht an das Ungethüm, indem er ihm einen rothen Lappen am Ende eines Stockes hinhielt, was, nach seinem Gesicht zu urtheilen, es sehr zu reizen schien. Während etwa einer Viertelstunde setzte der Alte sein Manöver fort, ging, drehte sich um, sang, und ich begann nicht ohne Besorgniß dem Ende dieses seltsamen Zweikampfs entgegenzusehen. Der Mensch im Kampfe mit der Schlange — welche Scene konnte spannender seyn? Die Schlange, die immer aufgeregter und für den Kampf empfänglicher ward, heftete die Augen starr auf den Menschen, dessen Bewegungen sie zu folgen schien, und neigte das Haupt im Takt, als ob sie den Gesang des Cingalesen begleitete, der, obgleich schon ermüdet, doch, voll Zutrauen in seine Kunst, sich mit der Schlange allerhand Freiheiten erlaubte. Zuerst warf er ihr einen Besen, dann ein Tuch und endlich ein Huhn zu, welches von der Schlange mit Gezisch empfangen und gebissen wurde. Das Huhn starb innerhalb drei Minuten; was den Menschen betrifft, so wagte der Unhold nicht, ihn anzugreifen. Wie groß war aber unser Schrecken, als der Beschwörer, gleichsam um seinen Sieg zu beweisen, sich immer singend der Schlange näherte, sie berührte, ihr mit der Hand den Kopf und den Hals streichelte und dies zu unserm größten Staunen mehre Mal ungestraft wiederholte. Die Handlung hatte über eine Stunde gedauert und war vor unseren Augen vorgegangen; wir konnten uns versichert halten, daß hier weder Betrug, noch Taschenspielerei im Werke sey, da der S. als einzige Kleidung ein Stück Zeug um die Lenden geschlungen hatte und nicht einmal ein Gewerbe

aus seiner Kunst machte". Vgl. Schlangentanz.

Schlangenbinde, s. Binde (Chir.).

Schlangenbiß, s. Ophidia.

Schlangenblech, s. Garnitur.

Schlangenbrechnuß (Bot.), s. v. a. Strychnos colubrina *L.*

Schlangenbrüder (Kirchengesch.), s. v. a. Ophiten.

Schlangencereus (Bot.), s. v. a. Cereus flagelliformis *Mill.*

Schlangendienst (Ophiolatrie, Sittengesch.), die göttliche Verehrung, welche mehre heidnische Völker des Alterthums den Schlangen erwiesen. Der S. war besonders in Aegypten heimisch, wo die Schlange als Symbol der sich immer verjüngenden Naturkraft und des guten Geistes galt. Unter ihrem mit Falkenkopf versehenen Bilde wurde das gute Wesen in Theben verehrt (s. Knuph). Auch dem Ammon waren Schlangen geweiht und wurden in seinem Tempel begraben. Weil die Schlange gewöhnlich nur in Höhlen wohnte, so war sie auch der Genius der Berggegenden und ist auch heilende Göttin. Die Wahrsager gebrauchten Schlangen bei ihren Zaubereien (Ophiomantie). Auf Bildern, um eine Wasserurne gewunden, bedeutet die Schlange den über dem Wasser schwebenden guten Geist, über eine luft- und feuerfarbige Kugel ausgestreckt, den das All verbindenden Weltgeist; zwei Schlangen um eine goldene Kugel deuten den Kneph als ewigen und unsterblichen Licht- und Feuergott. Weil die Aegypter dem Hermes auch die Kunde der astrologischen Botanik und der Zubereitung heilsamer Kräutersäfte zuschrieben, so stellten sie ihn mit dem Schlangenstab (caduceus) vor. Auch in Phönicien, wo Thanuth (Hermes) den Schlangenkultus eingeführt hatte, und besonders in Chaldäa und Syrien, von wo sich auch die Schlangenverehrung der gnostischen Ophiten (s. d.) herschrieb, herrschte der S. Bei den Griechen spielte die Schlange eine große Rolle. In der orphischen Lehre erscheint sie als unmittelbar aus dem vom Urelement, dem Wasser, geschiedenen Schlamm hervorgegangen, mit einem Löwenkopf, in der Mitte das Gesicht eines Gottes. Dem Saturnus war sie als Attribut beigegeben, Symbol der Ewigkeit. Als Symbol des Ackerbau's kommt die Schlange in den Mysterien der Demeter vor. Bei den Aufzügen der eleusinischen Mysterien wurde in einer heiligen Kiste eine goldene Schlange getragen. In den Sabazien, wo den Novizen eine Schlange durch den Busen gezogen wurde, war sie Bild des befruchtenden Zeus und somit des Segens. Daneben galt den Griechen die Schlange als Symbol der Wachsamkeit, so wie als Symbol der Heilkraft, in der Mythe vom Aesculap. Auf den Bildsäulen der Athene findet man gewöhnlich die Schlange, und in einem der Tempel dieser Göttin wurden noch zur Zeit der Perserkriege Schlangen mit Honigkuchen gefüttert. Noch jetzt verehrt man Schlangen in Indien und im innern Afrika, indem man sie als göttliche Boten ansieht, sündige Menschen zu bestrafen. Sogar bei den deutschen Völkern finden wir einen S., bei den Litthauern noch heimlich bis ins 17. Jahrhundert; bei ihnen hießen die Schlangen Giroltos, waren jedoch mehr Eidechsen und Molche, die in den Häusern als Segengeber geduldet und genährt wurden. Indeß war die Schlange den Alten doch immer ein höchst furchtbares Thier, wie die zahlreichen Mythen der Griechen beweisen. Bei den Hebräern waren die Schlangen alle unrein, und in der mosaischen Erzählung vom Sündenfall erscheint die Schlange als der Teufel, der Verführer der Menschen zum Bösen. Bei andern orientalischen Völkern ist die Schlange das böse Princip, z. B. in Persien, wo die Schlange (Ahriman) den Stier (Ormuzd) mörderisch anfällt, und in Tübet, wo Duega mit einer von Schlangen umringten Figur des Lasters kämpft. In der nordischen Mythologie hat die Schlange ebenfalls einen bösen Ruf (s. Nidhöggr, Jornumgandr, Midgardsschlange ꝛc.). Vgl. Koch, De cultu serpentum apud veteres, Leipz. 1717, 4.

Schlangenegge, s. Egge.

Schlangenei (gall. Ant), eiförmiges Gebilde von leichtem Stoff, das, selbst in Gold gefaßt, auf dem Wasser, und zwar gegen den Strom schwamm, angeblich aus dem Schaum oder Speichel der Schlangen, durch das Zischen in die Luft geworfen, entstanden, verging aber wieder beim Niederfallen auf die Erde. Um es zu erhalten, nahte man zu einer gewissen Zeit zu Pferde einem Haufen Schlangen und jagte mit dem im Rock aufgefangenen Ei in ein Wasser, damit die Schlangen nicht folgen konnten. Wer ein S. bei sich führte, sollte alle Prozesse und die Gunst der Könige gewinnen. Der Gebrauch des S.s war bei den Römern streng verboten, und Claudius ließ Einen, der ein Ei mit vor Gericht brachte, hinrichten. Plinius will eines von der Größe eines kleinen Apfels, mit einer knorpeligen Kruste überzogen und mit Warzen bedeckt (wahrscheinlich ein Echinit) gesehen haben.

Schlangeneidechse (Amphib.), s. v. a. Seps anguineus *Daud.*

Schlangeneidechsen (Amphib.), Eidechsengattung, s. Chalcides.

Schlangenfackeldistel (Bot.), s. v. a. Cereus flagelliformis *Mill.*

Schlangenfett (pharm. Zool.), Axungia Serpentum, s. Coluber natrix *L.* und Vipera Berus *Goldfuss.*

Schlangenfisch (Ichthyol.), Fischgatt., s. v. a. Ophidium *L.*

Schlangenfluß, afrikan. Fluß, auf der Goldküste.

Schlangenfresser (Ornith.), holl. Slang-Vreeter, s. v. a. Sekretär, Falco (Serpentarius) Secretarius *Gmel.*, s. Falco.

Schlangengeier (Ornith), s. v. a. Schlangenfresser.

Schlangengeschütz, s. Kanone.

Schlangengift, s. Ophidia.

Schlangengras (Bot.), s. v. a. Scorzonera hispanica *L.* und Eryngium foetidum *L.*

Schlangengurke (Bot.), 1) Varietät von Cucumis sativa *L.* (ſ. d.); — 2) Pflanzengatt., ſ. v. a. Trichosanthes *Lindl.*

Schlangenhalsvogel (Säugeth.), ſ. v. a. Anhinga, Plotus melanogaster *L.*

Schlangenhaupt (Zoophyt.), Echinodermengatt., ſ. v. a. Gorgonocephalus *Leach*, Euryale *Lam.*

Schlangenhaupt (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Natterkopf, Echium vulgara *L.*, ſ. Natterkopf.

Schlangenhaut (Mollusk.), Mondſchneckenart, ſ. v. a. Turbo Cochlus *List.*

Schlangenhaut (pharm. Zool.), Exuviae Viperarum, ſ. Vipera Berus *Goldfuss.*

Schlangenherzen, ſ. v. a. Echiniten.

Schlangenholz (Bot.), 1) ſ. v. a. Ophioxylon *L.*; — 2) ſ. Strychnos colubrina *L.*

Schlangenholz (pharm. Bot.), ſ. v. a. Rametul, ſ. Ophiorrhiza Mungos *L.* und Strychnos colubrina *L.*

Schlangenholzbaum (Bot.), ſ. v. a. Strychnos colubrina *L.*

Schlangenhorn (Mollusk.), ſ. v. a. Apfelſchnecke, Helix ungulina *L.*

Schlangenindianer (Shoſhonefen), nordamerikan. Indianervolk, an der Nordweſtküſte, in den Gebieten Oregon und Miſſouri, am Felſengebirg und am obern Miſſouri, ſo wie am Saptin und Multonah bis an die Küſte des ſtillen Oceans wohnend, in Dörfern mit großen, ziemlich gut gebauten, hölzernen Häuſern. Dieſe ſind innen mit Matten behängt und mit grobgeſchnitzten Bildern verziert. In jedem halten ſich mehre Familien auf. Waſſerdicht geflochtene Körbe, aus hartem Holz gehöhlte Kiſten und Koffer ſind ihre Geräthſchaften. Die Häuſer werden, wenn ſie weiter ziehen, abgebrochen. Im Winter ziehen ſie zur Büffeljagd an den Miſſeuriſluß, im Sommer wohnen ſie am Columbia, wo Salmen ihre Hauptnahrung ausmachen. Sie ſammeln ſich Wintervorräthe von Fiſchen, Beeren, Wurzeln und wildem Obſt. Dies vermiſchen ſie mit Fett, trocknen es an der Sonne und bewahren es in Käſten auf. Aus der Wurzel Komas bereiten ſie eine Art Brod. Beide Geſchlechter tragen Gewänder von Fellen, die unterm rechten Arme durchgehen, überm linken mit einem hölzernen Haken befeſtigt und auf den Seiten offen ſind; die Weiber haben außerdem noch einen kurzen Rock. Naſe und Ohren werden ebenfalls durchbohrt und mit Federn und Perlen verziert. Den Körper beſchmieren ſie mit Ocker und Thran. Ihre Waffen ſind 2 Fuß lange, artig geſchnitzte Keulen, Bogen, Pfeile und Dolche; letztere ſind, ſo wie die Beile zum Holzfällen, gewöhnlich von Stein, die Meiſel von Holz. Sie halten viele Pferde. Netze, Angeln und Harpunen dienen zum Fiſchfang. Auch ſie drücken den Kindern die Köpfe ein. Sie ſind gutmüthig und weit weniger diebiſch, als andere Indianer. Schöne Kleider und das Spiel lieben ſie leidenſchaftlich. Vielweiberei iſt bei ihnen gemein. Die Todten werden in hölzernen Kiſten beerdigt. Sie haben erbliche Häuptlinge. Groß iſt ihr Aberglaube; ein guter mächtiger Geiſt beherrſcht nach ihrer Meinung alle Dinge, ſeine Stimme iſt der Donner; auch gibt es einen böſen Geiſt. Auch ſie haben dunkle Vorſtellungen von einem künftigen Leben, von Strafe und Belohnung nach dem Tode und von einer ehemaligen allgemeinen Ueberſchwemmung. Man nimmt ihre Zahl zu 60,000 Köpfen an. Einzelne Stämme ſind: Chinnocks, Chickeloes, Chills, Chimnackpun ꝛc.

Schlangeninſel (Geogr.), 1) (Snake-Island), ſ. v. a. Anguilla 2); — 2) ſ. Jungferninſeln; — 3) (Ilha da Cobras), ſ. Guineainſeln; — 4) ſ. Sechellen; — 5) ſ. Rio Janeiro.

Schlangenkäfer (Entom.), Käfergatt., ſ. v. a. Galerita *Fabr.*

Schlangenknoblauch (Bot.), Spielart vom Knoblauch, Allium sativum *L.*, ſ. Lauch.

Schlangenkönig, ſ. Schlangenkrone 2).

Schlangenköpfchen (Mollusk.), ſ. v. a. Kauri, Otterköpfchen, Cypraea Moneta *L.*

Schlangenkopf, 1) (Ichthyol.), Fiſchgatt., ſ. v. a. Ophicephalus *Bl.*; — 2) (Mollusk.), Porzellanſchneckenart, ſ. v. a. Cypraea mauritiana *L.* — Kleiner Schlangenkopf, ſ. v. a. Cypraea Caput Serpentis *L.*

Schlangenkorall (Zoophyt.), Polypengatt., ſ. v. a. Anguinaria *Lam.*

Schlangenkraut (Bot.), 1) Pflanzengattung, ſ. v. a. Calla *L.*; — 2) ſ. v. a. Arum Dracunculus *L.* und maculatum *L.*; — 3) ſ. v. a. Küchenbeifuß, Artemisia Dracunculus *L.*; — 4) ſ. v. a. Wieſenknöterig, Polygonum Bistorta *L.*; — 5) ſ. v. a. gemeiner Bärlapp, Lycopodium clavatum *L.*

Schlangenkreuz, ſ. Kreuz.

Schlangenkrone, 1) (Wellsgl.), eine angeblich von Schlangen auf dem Kopfe getragene beinerne Krone, vom Aberglauben zu allerlei Zaubermitteln gebraucht; es ſind die hinterſten Zähne vom Rindvieh, ohne Wurzeln; — 2) kleine, goldene Krone, die der Schlangenkönig, ebenfalls eine Schlange, tragen ſoll und die er zuweilen ablege, ſo daß man ſie rauben könne; — 3) (Mollusk.), a) oſtindiſche Meereichelart, ſ. v. a. Balanus mitella *L.*; — b) ſ. v. a. Käfermuſchel, Chiton *L.*

Schlangenlehn (Waarenk.), der aus Kantillen (ſ. d.) gemachte Lehn in Geſtalt einer Schlangenlinie; man dehnt ihn aus und plättet ihn etwas.

Schlangenlinie, 1) wellenförmig gebogene Linie; — 2) aus Halbzirkeln beſtehende Linie, deren erhabener Theil abwechſelnd rechts und links geht.

Schlangenmann (Aſtron.), ſ. Ophiuchos.

Schlangenmoos (Bot.), ſ. v. a. Kolbenbärlapp, Lycopodium clavatum *L.*

Schlangennuß (Bot.), die Frucht von Cerbera Ahovai *L.* (ſ. d.).

Schlangenoſterluzei (Bot.), ſ. v. a. Aristolochia Serpentaria *L.*

Schlangenpapier, eine jetzt weniger mehr gebräuchliche französische Papiersorte, die als Wasserzeichen eine Schlange hat.

Schlangenpilz (Bot.), s. v. a. Agaricus lepideus *Fr.*, s. Leucosporus.

Schlangenpulver, aus gedörrten Schlangen bereitetes Pulver, sonst in mehren Viehkrankheiten gebräuchlich.

Schlangenpunkt (Math.), s. v. a. Wendungspunkt.

Schlangenqualle (Zoophyt.), Quallengatt., s. v. a. Aegina *Eschsch.*, s. Medusidä.

Schlangenraupen (Entomol.), nach Oken, die Raupen der spannerartigen Eulenmotten mit 2 Paar Bauchfüßen, von denen das vordere kleiner ist, z. B. Noctua (Plusia) glyphica ꝛc.

Schlangenriegel (Bot.), s. v. a. indisches Schlangenholz, Ophioxylon serpentinum *L.*

Schlangenröhre, 1) (Mollusk.), Gasteropodengatt., s. v. a. Siliquaria *Brug.*; — 2) (Destillirk.), die schlangenförmig gewundene Röhre in einem Kühlfasse.

Schlangenrohr, 1) s. v. a. Kühlschlange; — 2) s. Serpent.

Schlangenrose (Bot.), s. v. a. Feldrose, Rosa arvensis *L.*

Schlangensäule, eine aus mehren zusammengewundenen Schlangen bestehende Säule, deren Köpfe das Kapitäl bilden.

Schlangensappe, s. Sappe.

Schlangenschanze, s. Schanze, vergl. Lager.

Schlangenschnur, s. v. a. Savasinschnur, s. Savasinen.

Schlangenschwanz (Zoophyt.), s. v. a. Schlangenstern, Ophiura *Lam.*

Schlangenschwanzlinie (Math.), s. v. a. Ophiuride.

Schlangenspritze (Schlauchspritze), s. Feuerspritze.

Schlangenstecher (Entomol.), Insektengatt., s. v. a. Wasserjungfer, Libellula *L.*

Schlangenstein, 1) s. v. a. Ophites; — 2) s. Kobrastein; — 3) Art Ammoniten mit rundem Rücken.

Schlangenstern (Zoophyt.), Seesternsgatt., s. v. a. Ophiura *Lam.*

Schlangentanz, 1) Tanz, bei dem sich die Tänzer in Schlangenwendungen bewegen, s. Tanz — 2) in Indien und Aegypten Schauspiel, wobei die Schlangenbeschwörer mit großen Schlangen umhergehen und dieselben unter Begleitung einer Pfeife tanzen lassen. Die Schlangen erheben sich auf den Schwänzen in die Höhe, sperren den Mund aus einander und nehmen die Stellung von Kämpfenden an. Giftigen Schlangen sind die Giftzähne ausgebrochen.

Schlangenthierchen (Zoophyt.), s. v. a. Aalthierchen (s. d.), Anguillula.

Schlangentödter (Bot.), s. v. a. Aristolochia anguicida *L.*

Schlangenträger (Astron.), s. v. a. Ophiuchos.

Schlangenvogel (Ornith.), Schwimmvögelgatt., s. v. a. Plotus *L.*

Schlangenweise gezogen (Herald.), s. Gezogen 2).

Schlangenwespe (Entom.), Wespengatt., s. v. a. Ophion *Fabr.*

Schlangenwurzel (Bot.), 1) Pflanzengattung, s. v. a. Ophiorrhiza *L.*; — 2) s. v. a. Wiesenknöterig, Polygonum Bistorta *L.* — Indische Schlangenwurzel (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Mungos, s. Ophiorrhiza Mungos *L.* — Schwarze Schlangenwurzel, s. Sänicula marylandica *L.* und Cimicifuga Serpentaria *Pursh.* — Virginische Schlangenwurzel, s. v. a. Schlangenesterluzei, Aristolochia Serpentaria *L.* — Amerikanische Schlangenwurzel, s. v. a. Actaea racemosa *L.*

Schlangenwurzelöl, ätherisches Oel, aus der Wurzel von Aristolochia serpentaria *L.* bereitet, dem Baldrianöl sehr ähnlich.

Schlangenzähne, s. v. a. Schlangenzungen.

Schlangenzaun (Deichb.), s. v. a. Schrenkzaun.

Schlangenzette (Bot.), s. v. a. Chiococca anguifuga *Mart.*

Schlangenzimmt, im Handel nicht vorkommender, dicker, rauher Zimmt von scharfem und schleimigem Geschmack.

Schlangenzunge (Bot.), s. v. a. gemeine Natterzunge, Ophioglossum vulgatum *L.*

Schlangenzungen (foss. Ichthyol.), s. v. a. Glossopetren, fossile Placoidenzähne, s. Placoiden.

Schlangenzwang (Bot.), s. v. a. Schweinskresse, Senebiera Coronopus *Poir.*

Schlangerup, dän. Flecken, Seeland, Amt Friedrichsburg; 400 Einw.

Schlank, 1) von einem Körper, der im Verhältniß zu seiner Länge dünn ist; — 2) (bot. Term.), s. v. a. Gracilis.

Schlankaffe (Säugeth.), Affengatt., s. v. a. Semnopithecus *Cuv.*

Schlanke Blattkäfer (Entomol.), nach Oken, die 3. Sippschaft der Blattkäfer mit den Gattungen: Rhinosimus, Oedemera, Calopus, Cistela.

Schlanker Schenkelmuskel, s. Schenkelmuskeln.

Schlankfliege (Entomol.), Fliegengatt., s. v. a. Gonypus *Latr.*, Leptogaster *Meig.*

Schlanow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Friedberg; Oberförsterei; 530 Einw.

Schlanowitz (Schlamnitz), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Wohlau; Schloß, Vorwerk, Windmühle, Ziegelei; 210 Einw.

Schlanschwitz (Schlanzschwitz), königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Mügeln; 100 E.

Schlanstädt, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Oschersleben; Domänenamt, Thee-, Kukuks-, Gras- und Dammmühle; 1240 Einw.

Schlante (Münzw.), in Schweden eine Münze, welche 3 Oer Kupfermünzen hält.

Schlanz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Ober- und Nieder-S.), Prov. Schlesien, R.-B. und

Kr. Breslau; Schloß, Vorwerk; 270 Einw.; — 2) (Groß-S.), Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard; 130 Einw.; — 3) (Klein-S.), daſ.; Fähre über die Weichſel; 160 Einw.

Schlapanitz (Slapanitz), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Rakenitz, Herrſch. Zlonitz; Meierhof, Mühle; 190 Einw.

Schlapanow (Slapanow), öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Kaurim, Gut Zwiestow; über 100 Einw.

Schlapanz (Schlapanitz, Schlapanow), öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Schrittenz; 380 Einw.

Schlaper (Deichb.), ſ. v. a. Schlafdeich.

Schlapkraut (Bot.), ſ. v. a. ausdauernder Loloh, Lolium perenne *L.*

Schlappanitz (Geogr.), öſterr.-mähr. Orte: 1) Marktflecken, Kr. Brünn, Herſch. Chirlitz; 1280 Einw.; — 2) (Schlapanice), Dorf daſ., 241 Einw.

Schlappe, 1) ein klatſchender Schlag; — 2) ein empfindlicher Verluſt; — 3) Pantoffel ohne Hinterleder.

Schlappermilch, ſ. v. a. Schlottermilch.

Schlaraffe, eigentlich Schlauraffe, träger Müßiggänger, der ſich einer üppigen Ruhe überläßt. Die Bewohner des Schlaraffenlandes leben ohne alle Arbeit im Genuſſe aller ſinnlichen Freunden, ſ. Utopien. Daher ein Schlaraffenleben führen. Der Ausdruck iſt hauptſächlich durch Seb. Brandts Narrenſchiff gangbar geworden.

Schlaraffengeſicht (Bauw.), ſ. v. a. Fratze 3).

Schlareuth (Schleireuth), bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Lbgr. Kronach; 150 Ew.

Schlarfe, ſ. v. a. Schlappe 3).

Schlarpe, hannöv. Dorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Moringen-Hardegſen; 280 E.

Schlath (Geogr.), würtemberg. Pfarrdorf, Donaukr., Oberamt Göppingen; 800 Einw.

Schlath (Waſſerb.), ſ. Schloth.

Schlathann, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Judenburg, Bez. Wolkenſtein; über 100 Einw.

Schlatikow (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Saatzig; 290 Einw.; — 2) (Klein-S.), daſ.; 170 Einw.

Schlatkow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralſund, Kr. Greifswald; Mühle; 230 Einw.

Schlatt (Geogr.), 1) bad. Dörfer: a) Oberrheinkreis, Amt Staufen; 400 Einw.; — b) (S. unter Krähen), Seekr., Amt Stockach; 220 Einw.; — c) (S. am Randen), daſ., Amt Engen; 270 Einw.; — 2) drei ſchweiz. Dörfer: a) Kant. Zürich, Bez. Winterthur, einſam im Berggelände zwiſchen dem Töſthal und dem Thal der Eulach; 640 Einw.; — b) Kant. Thurgau, Bez. Dießenhofen; — c) (mit Haslen), Kant. Appenzell, Außer-Rhoden; 1140 Ew.

Schlattau (Groß- und Klein-S.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Neuſtadt; 130 Einw.

Schlattein, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Lbgr. Neuſtadt; 130 Einw.

Schlatten (Geogr.), 1) öſterr. Beſitzungen: a) Amt, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Magiſtrat Neuſtadt; 580 Ew.; — b) (Slatina), Gut, Schleſien, Kr. Troppau; umfaßt 3 Ortſchaften; 970 Einw.; — c) Dorf daſ.; Schloß, Meierhof, Branntweinbrennerei, Schäferei; 590 Einw.; — 2) öſterr.-ſiebenbürg. Orte, unterweiſſenburger Geſp., nordweſtlich von Karlsburg.

Schlattengrün (Groß-S, Großlattengrün), bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Lbgr. Waldſaſſen; Mineralquellen, Mühle; 250 Einw.

Schlattin, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrſch. Hoſtau; 240 Einw.

Schlattſtall, würtemberg. Dorf, Donaukr., Oberamt Kirchheim; 250 Einw.

Schlatzendorf, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Lbgr. Viechtach; 160 Einw.

Schlatzmann, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Glogau; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 110 Einw.

Schlau, von einem Individuum, das die Fertigkeit beſitzt, verborgene Mittel ſchnell zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen und die verborgenen Abſichten Anderer leicht zu entdecken. Dieſe Eigenſchaft heißt Schlauheit.

Schlauch (in verſch. Bed.), 1) ein aus Ziegenleder od. waſſerdichter Leinwand beſtehendes Gefäß, welches ſchon in den älteſten Zeiten benutzt wurde, um Flüſſigkeiten darin aufzubewahren od. hindurchzuleiten. Hauptſächlich gebraucht man es, wie heutzutage unſere Fäſſer, zum Transport v. Flüſſigkeiten. Die Schläuche waren, wie ſchon erwähnt, von Ziegenleder, das Rauhe nach Innen gekehrt und eine Pfote des Thieres gewöhnlich an der Oeffnung angebracht. Auch jetzt noch findet ſich die Sitte, rind- und ziegenlederne Schläuche zu benutzen, z. B. in Spanien, wo man Milch, Butter ꝛc. darin aufbewahrt; auch in andern ſüdlichen Ländern Europa's ſind ſie noch im Gebrauch, beſonders aber im Orient, wo man ſie ſogar als Butterfäſſer benutzt, indem man die hineingeſchüttete Milch ſo lange ſchüttelt, bis ſie eine feſte Maſſe bildet. — 2) Enger Kanal von Bretern, Blech ꝛc., durch welchen Flüſſigkeiten geleitet werden; — 3) (Spritzenw.), eine ungefähr 2″ im Durchmeſſer haltende, waſſerdichte Röhre, durch welche man Waſſer in die Schlauchſpritzen pumpt; doch gebraucht man ſie auch an Orten, wohin man mit der Spritze nicht gut kommen kann; — 4) (Spinner.), ſ. v. a. Katzer; — 5) (Kammmach.), der Kern, welcher in jedem ganzen Rindshorn ſteckt; — 6) bei Pferden die häutige Scheide, in welcher das männliche Glied liegt; — 7) an zwiebelartigen Gewächſen die röhrenförmigen Blätter; — 8) (bot. Term.), ſ. v. a. Utriculus, Ascus, Ascidium. — **Schlauchartig**, ſ. v. a. utricularis, utriculatus, utriculosus. — **Schlauchboden**, ſ. v. a. Hypothecium, Sporotamium. — **Schlauchfrucht**, ſ. v. a. Utriculus. — **Schlauchführend**, ſ. v. a. Asciger. — **Schlauchhaut**, ſ. v. a. Hymenium. — **Schlauchig**, ſ. v. a. Utricularis, Utriculatus, Utriculosus. — **Schlauchſchichtboden**, ſ. v. a. Hymenophorum. — **Schlauchſchichte**, ſ.

v. a. Hymenium. — Schlauchschichtig, s. v. a. Hymeninus. — Schlauchschichtträger, s. v. a. Hymenophorum. — Schlauchzelle, s. a. a. Ascus.

Schlauch (Bot.), s. v. a. gemeiner Lauch, Allium Porrum *L.*, s. Lauch.

Schlauchalgen (Bot.), 1) Abtheilung der Algen, s. v. a. Ascophyceae *Rchb.*, s. Balgalgen; — 2) Familie der Algen, s. v. a. Ulvaceae *Rchb.*

Schlauchbohrer (Weinh.), ein Werkzeug, mit dessen Hülfe man Wein aus Fässern durch Schläuche ziehen kann.

Schlauchbrücke, die bei den alten Römern und Spaniern auf ihren Kriegszügen gebräuchlichen Brücken, auf denen sie schnell über einen Fluß kommen konnten. Man bediente sich dazu wasserdichter, mit Stroh und Weinreben ꝛc. angefüllter Schläuche von Kalbsleder, die ungefähr 3—3½ Fuß lang waren u. mit starken Haken oder Riemen vereinigt wurden; damit man darüber gehen konnte, wurden starke Haardecken darüber gebreitet.

Schlauchdärmer (Annelid.), s. v. a. Egel oder Hirudinea (Ascolocöla), Familie der Würmerordnung der Trematoda oder Saugwürmer (s. d.).

Schlauchdattel (Mollusk.), Walzensnekkenart, s. v. a. Oliva Utriculus *Lam.*

Schlauchdelphin (Säugeth.), s. v. a. Tummler, Delphinus tursio *Fabr.*

Schlauche, die finstere, eine grausenvolle, finstere Schlucht in der Schweiz, Kant. Bern, Bez. Oberhasli, am Kirchet, zwischen Metringen und dem Dörfchen: im Grund; durch dieselbe fluthet die Aar und drängt sich nach dem untern Haslithal hinaus. In dieser seltsamen Kluft mit ihrem nackten, vielfach Einsturz drohenden Geklippe umringen den erschrockenen Beschauer dieses tief ausgehöhlten, schauerlichen Felsenkessels Bilder des Todes und der Zerstörung.

Schlaucheisen, s. Dachrinne.

Schlauchfaden (Bot.), Gattung der Pilze, s. v. a. Ascophora *Alb.* et *Schwein.*

Schlauchgarn, s. Fischerei.

Schlauchkäfer (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Ascium *Schreb.*

Schlauchlinge (Bot.), Familie der Pilze, s. v. a. Sphaeriacei *Rchb.*

Schlauchmeister (Schlauchrohrführer), s. Feuersbrunst.

Schlauchnäher, s. v. a. Schlauchbohrer.

Schlauchpilze (Bot.), nach Oken, s. v. a. Blüthenpilze, s. Fungi.

Schlauchruthe (Wasserb.), ein Werkzeug, um die Röhren einer Wasserleitung von Unreinigkeiten zu säubern; besteht gewöhnlich aus ziemlich langen, zusammengebundenen Reifstäben, die von einem Spunde der Röhrenleitung bis zum andern reichen müssen.

Schlauchsäckchen (Bot.), Algengattung, s. v. a. Mycocodium *Ktz.*

Schlauchschichtpilze (Bot.), s. v. a. Hymenomycetes.

Schlauchsporling (Bot.), Gattung der Pilze, s. v. a. Ascospora *Fr.*

Schlauchspritze, s. Feuerspritze.

Schlauchthierchen (Zoophyt.), Infusoriengatt., s. v. a. Aalthierchen (s. d.), Anguillula.

Schlauchträger (Bot.), Pilzgatt., s. v. a. Ascophora *Tode.*

Schlauchverengerung (Thierarzneik.), Krankheit der Pferde, entsteht bei Hengsten, welche die Gewohnheit haben, die Ruthe beim Harnen nicht gehörig aus dem Schlauch herauszuhängen, indem sich zwischen dem Schlauch und der Ruthe Unreinigkeiten sammeln, die dann durch Reiz, nebst kleinen Geschwüren, eine S. erzeugen, die das Thier verhindern, die Ruthe aus dem Schlauch oder hinein zu bringen. Man wendet Waschungen mit lauem Seifenwasser, erweichende Bähungen, Einschnitte, Auswaschungen mit verdünnter Salzsäure und Einspritzungen von Kalkwasser an.

Schlauchwassersucht (Thierarzneik.), wassersüchtige Anschwellung des Schlauchs der Hengste, entsteht gewöhnlich bei zu langem Aufenthalt des Thieres in einem feuchten Stalle und verliert sich, wenn das Thier in freier Luft in Bewegung gebracht wird; auch kann das Wasser durch kleine Einschnitte entfernt werden.

Schlauchwatt (Bot.), Algengatt., s. v. a. Botrydium *Wallr.*

Schlauchwerfer (Bot.), Gattung der Pilze, s. v. a. Ascobolus *Pers.*

Schlauchwurzelpflanzen (Bot.), nach Oken, s. Wurzelpflanzen.

Schlaude (Mittel- und Nieder- und Ober-S.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Guhrau; 2 Vorwerke, 1 Wasser-, 2 Windmühlen; 400 Einw.

Schlaudehammer, preuß. Vorwerk, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lebus; Vorwerk; über 100 Einw.

Schlauder, 1) ein entweder rund oder platt geschmiedetes, oder auch auf verschiedene Art gekröpftes Eisen, welches zur Verbindung mehrer Gegenstände, als Balken, Pfähle ꝛc., gebraucht wird; auch kann man starke Stücken Holz mit Einschnitten zu gleichem Zwecke brauchen; — 2) (Schiffsb.), s. v. a. Gabelanker.

Schlaue (bot. Term.), s. v. a. Naucum.

Schlauersbach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Ober-S.), R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Erlbach; 140 Einw.; — 2) (Unter-S.), daf., Ldgr. Radolzburg; 190 Einw.; — 3) daf., Ldgr. Heilsbronn; Mühle; 120 Einw.

Schlauge (Vitriolw.), s. v. a. gahre Lauge.

Schlaugen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Goldap; über 100 Einw.

Schlauheit, s. Schlau.

Schlaup, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Jauer; Erbscholtisei, Mühle; über 570 Einw.

Schlaupe (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; Schloß; 250 Einw.; — 2) (Slopia), daf., Kr. Wartenberg; 250 Einw.

Schlauphof, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Liegnitz; Schloß, Vorwerk, Mühle, Ziegelei; 110 Einw.

Schlaupitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Reichenbach; Vorwerk, Schäferei, Wasser- und Windmühle; 670 Einw.; — 2) das., R.-B. Oppeln, Kr. Neisse; Wassermühle; 220 Einw.

Schlauroth, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Görlitz; Schloß, Wassermühle; 360 Einw.

Schlause, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Münsterberg; Vorwerk; 360 Einw.

Schlauenbach, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Prüm; Mühle; 130 Einw.

Schlausewitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; Vorwerk; 230 Einw.

Schlaverie, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R. B. Trier, Kr. Ottweiler; über 100 Einw.

Schlawa (Geogr.), 1) preuß. Stadt, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Freistadt, an der Scharnitz, dem Grafen von Fernamont gehörig; Posterpedition, Steuerreceptur, Maschinenstreichgarnspinnerei; 800 Einw.; — 2) Dorf das., Schloß mit schönen Gartenanlagen, 2 Vorwerke, Ziegelei; 340 Einw.

Schlawe (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, zwischen den Kreisen Stolpe, Fürstenthum und Rummelsburg u. der Ostsee; umfaßt ein Areal von nahe an 31 □Meilen mit 4 Städten, 139 Dörfern, 120 Vorwerken, 8 Kolonien, 67 Höfen und Etablissements und etwa 61,000 Einwohnern; ist im Norden fruchtbar, im Süden weniger; die Einwohner treiben außer Leinweberei und einigen andern Gewerben vorzüglich Ackerbau und Viehzucht, welche letztere gegen 10,000 Pferde, 22,000 Stück Rindvieh, 86,000 Schafe, 500 Ziegen und 5500 Schweine umfaßt; — 2) Kreisstadt das., an der Moge und Wipper; Hospital, Steueramt, Post, Garnison, Freimaurerloge (zur Einigkeit an der Ostsee), Leinweberei, Leinwandmärkte, sonstiger Handel; 3800 Einw.

Schlawentzitz (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Kosel: 2 Vorwerke, Schloß mit Park, Thiergarten, Papier- und Mahlmühle, Theerofen, Hochofen, Ziegelei, Schleußenmeisterhaus; 980 Einw.; — 2) das.; 280 Einw.

Schlawin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schlawe; 610 Einw.

Schlawoschin, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Neustadt; 240 Einw.

Schlayer, Johann von, würtembergischer Minister des Departements des Innern, des Kultus und Unterrichts, geb. am 11. März 1792 zu Tübingen, besuchte das dasige Lyceum und kam hierauf in die Universitätskameralverwaltung, um sich zum Schreiber auszubilden, während er zu gleicher Zeit Vorlesungen hörte. Der damalige Universitätskurator, nachmaliger Minister von Wangenheim, bewog S.s Vater, einen begüterten Bäcker, seinen Sohn studiren zu lassen. Nachdem nun S. der Jurisprudenz obgelegen hatte, avancirte er äußerst schnell, denn schon 1820 war er Kanzleidirektor im Ministerium des Innern und einige Jahre darauf wirklicher Oberregierungsrath. Im J. 1826 von der Stadt Tübingen in die Ständekammer gewählt, stellte sich S. auf die Seite der liberalen Opposition, zeigte sich als einen entschiedenen Freund der Preßfreiheit, erstattete einen ausgezeichneten Bericht über das Bürgerrechtsgesetz, drang auf Verbesserung des bürgerlichen Zustandes der Juden und bewies sich überhaupt als eines der wohlunterrichtetsten Glieder der Versammlung. Später kam jedoch das bisherige oppositionelle Ständemitglied S. und die Regierung einander entgegen. S. hatte seinen Zweck, sich der Regierung gefürchtet zu machen, erreicht; die Regierung dagegen mußte einen so gewandten Gegner, wie S., zu gewinnen suchen. Als er nun zwar bei den Wahlen 1831 gegen Paul Pfizer in Tübingen unterlegen, aber im Oberamt Göppingen gewählt worden war, verlieh ihm die Regierung mit dem Titel Staatsrath provisorisch das Portefeuille des Innern, und S. setzte nun auf dem erst 1833 zusammenberufenen, sogenannten „vergeblichen Landtag" seine Aufgabe darein, die Opposition, auf deren Seite er bisher gestanden, aus allen Kräften zu bekämpfen. Einer seiner ersten Kämpfe richtete sich auf Ausschließung der sogenannten Demagogen und des pensionirten Ministers Wangenheim aus der Kammer. Ist er auch kein großer Redner, so verleihen ihm doch seine Gewandtheit in der Debatte, seine stets unbefriedigte Streitlust, seine ausgebreiteten Kenntnisse ein nicht zu verachtendes Uebergewicht über schwache u. zahme Gegner. Die Regierung wußte S.s Verdienst zu würdigen. Sie ernannte ihn nach dem Landtage 1836 zum geheimen Rath u. 1839 zum wirklichen Minister des Innern und des Kultus. Das Bewegungsjahr 1848 hatte S. bei Seite geschoben, er war ganz verschollen; aber die seit 1849 wieder eingetretene Reaktion hat u. A. auch S. wieder zu Ehren gebracht und zu einem Helden des Tages gemacht.

Schleberoda, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Querfurt; 200 Einw.

Schlebusch, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Solingen, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N., an der Dhüne; Seiden-, Sammet-, Tuch- und Kasimirmanufakturen, 2 Rohstahlhammerwerke, Eisenfabrik, Mühle, Jahrmarkt; 550 Einw. Unter der Kapelle des Orts soll sich eine wunderthätige Quelle befinden.

Schlechdorf (Schlehdorf), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Weilheim; 220 Einw.

Schleching, bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Traunstein; 150 Einw.

Schlecht, der Gegensatz von gut; früher auch s. v. a. natürlich, gewöhnlich, schlicht und in dieser Bedeutung noch in der Redensart schlecht und recht gebräuchlich.

Schlechtbach, würtemberg. Weiler, Jaxtkreis, Oberamt Gaildorf; 140 Einw.

Schlecht behangen (Jagdw.), s. Behang.

Schlechtblätterpilz (Bot.), Untergattung von Agaricus L., s. v. a. Naucoria Fr.

Schlechte, 1) (Bergb.), eine Schicht, ein Flötz, Querschlechte, das von der Seite zu einem Gang

stoßende Lager; — 2) Ritzen in den Erdschichten, in welchen eine Masse des nämlichen Materials beisammen liegt; sind sie mit Erz ausgefüllt, so heißen sie **edle Schlechten**, wenn sie mit einer Art Letten ausgefüllt sind, **Schmerschlechten**, und wenn sie leer sind, **Steinscheidungen**; — 3) s. v. a. Schlacht (Wasserb.).

Schlechte Nase (Jagdw.), s. Nase.

Schlechtendal, Dietrich D. L. von, Professor der Naturgeschichte in Berlin, seit 1833 in Halle. Schrieb: Flora Berolin., Berlin 1823 f., 2 Thlr.; — gibt die botanische Zeitschrift „Linnaea" heraus.

Schlechtendalia (Bot.), 1) nach Lessing, Gattung der Compositae Mutisiaceae *Less.* Art: S. luzuine folia *Less.*; ausdauerndes Kraut in Brasilien; — 2) nach Sprengel, Pflanzengatt. Art: S. speciosa *Spr.*, s. v. a. Mollia speciosa *Mart.*; — 3) nach Willdenow, Pflanzengatt. Art: S. glandulosa *Willd.*, s. v. a. Adenophyllum coccineum *Pers.*

Schlechtenfeld, würtemberg. Weiler, Donaukr.; Oberamt Ehingen; 100 Einw.

Schlechtenhaus, bad. Dorf, Oberrheinkr., Amt Schopfheim; 180 Einw.

Schlechte Noten, s. v. a. durchgehende Noten.

Schlechtenwegen, großherzog. hess. Dorf, Oberhessen, Ldrdj. Lauterbach, Ldgr. Altenschlirf; 300 Einw.

Schlechter (Biogr.), 1) Anton, Kupferstecher, Schüler von Geyser, wählte aber dann mehr den J. G. Wille zum Vorbilde, welcher ihm in Paris einigen Unterricht ertheilte; Todesjahr unbekannt. — 2) Matthias, Komponist u. hinsichtlich seiner gründlichen Unterrichtsmethode sehr geachteter Klaviermeister in Wien, wurde daselbst den 17. September 1803 geboren, war anfänglich zum Studium der Medicin bestimmt, wandte sich aber später davon ab und ganz der Tonkunst zu, studirte nun unter Kauer und Seyfried noch die Theorie und trat bald darauf auch als Komponist in die Oeffentlichkeit. Seine Kompositionen bestehen in Präludien u. Kadenzen, Klaviervariationen, Orchester-Ouverturen und anderen Instrumentalsätzen; in Liedern, Polonaisen, Koncertino's für das Horn, für den Kontrabaß, Violoncell und dergl., ferner in 1 Messe, Graduale, Vaterunser und Libera u. außerdem noch in vielen Originalsachen und Arrangements für Militärmusik. Ein periodisches Werk chen: „Der praktische Lehrer am Klavier" erlebte mehre Auflagen.

Schlechter Ankergrund, s. v. a. Unreiner Grund.

Schlechter Boden, s. Boden.

Schlechter Takt, der gerade Takt und besonders der Vierviertel-takt, da der gerade Takt der gewöhnlichste und natürlichste war.

Schlechtes Geld, zu leichtes oder verschlagenes, außer Kurs gesetztes Geld.

Schlechte Zinsgüter, s. Zins.

Schlecht färben, mit Farbenmaterialien färben, die keinen Halt haben und im Sonnenlichte, unter Einwirkung der Luft ꝛc. heller werden, verschießen, z. B. die Gelbbeere, Kreuzbeere.

Schlechtfalk (Ornith.), s. v. a. Schlachtfalk, *Falco lanarius L.*

Schlechtig (Bergb.), von einem Gebirge, dessen Stein mit Ritzen und Spalten versehen, zerklüftet ist.

Schlechtin, österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau. Herrsch. Ledetsch; über 100 Einw.

Schlecht jagdbar (Jagdw.), s. Arvus.

Schlechtmühlen, preuß. Hof, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Franzburg; 140 Einwohner.

Schlechtnau, bad. Dorf, Oberrheinkreis, Amt Schönau; 240 Einw.

Schlechtsart, sachsen-meining. Dorf, Amt Hildburghausen; 140 Einw.

Schlecke, Ort, s. Ocker 3).

Schleckergans (Ornith.), s. v. a. Schneegans, Anser cinereus *Meyer*, s. Gans.

Schleckheim, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. u. Kr. Aachen; 240 Einw.

Schleckfucht (Thierarzneik.), s. v. a. Leckfucht.

Schledehausen (Geogr.), 1) hannöv. Pfarrdorf, Osnabrück, Amt Osnabrück; 310 Einw.; — 2) olzenburg. Dorf, Kr. und Amt Vechta; 240 Einwohner.

Schledorn (Ober-S.), preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, K. Brilon; 300 Einw.

Schleem (Ober- u Nieder-S.), holstein. Dorf, Amt Reinbeck; über 100 Einw.

Schleene u. Terhalt, hannöv. Dorf, Aurich, Ostfriesland, Amt Berum; 180 Einw.

Schleenhain (Schlehenhain), königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Borna; 140 Einw.

Schleerieth, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken u. Asch., Ldgr. Werneck; 240 Einw.

Schleesen, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Wittenberg; 380 Einw.

Schleffin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Greifenberg; Windmühle; 220 Einw.

Schlegel und Zusammensetzungen, s. Schlägel.

Schlegel (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R.-B. Oberfranken, Ldgr. Münchberg; 160 Einw.; — b) das., Ldgr. Hof; 170 Einw.; in der Nähe wird schwarze Kreide gebrochen; — 2) preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Glatz; Schloß, Vorwerk, Schullehrerseminar, Krankenhaus, Stärkefabrik, 2 Steinkohlengruben; 1530 Einw.; — 3) reuß.-lobenst. Dorf, Pregr. Harra; 260 Einw.; — 4) königl. sächs. Dörfer: a) Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Löbau; 850 Einw.; — b) Kr. Leipzig, Amt Rossen; 330 Einw.

Schlegel (Biogr.). I. Dichter, Gelehrte: 1) Christian, geb. zu Saalfeld 1667, war seit 1700 Bibliothekar des Grafen von Schwarzburg, seit 1712 Sekretär und Antiquar des Herzogs von Gotha, † 1722. Schr.: Schediasma de nummis antiquis Saalfeldensibus, Arnstadt. et Isenac., Dresden 1697; — De nummis antiquis Isenacensibus, Mulhus., Nordhus., Weissenfels., Jena 1703; — De nummis antiquis Altenburgensibus, Gotha 1703; — De nummis antiquis Gothanis, Cygneis, Coburg., Vimariens. et Martisburgens., Frankf. a. M. 1715; — Biblia in nummis, Entwurf der vornehmsten biblischen

Sprüche und Historien, so auf Medaillen zu finden, Jena 1703, 2c.; — Lebensbeschreibung aller gewesenen dresdner Superintendenten 2c., Dresden 1697, u. v. A.; — Bericht von dem Leben u. Tode Kaspar Aquila's in E. S. Cypriani Vorrede, Eisen. 1737. — 2) Johann Elias, deutscher Dichter, geb. 1718 zu Meißen, besuchte die Klosterschule Pforta, wo sich seine Anlagen reißend schnell entwickelten. Bald übersetzte er hier die Georgica des Virgil und die Episteln des Horaz in deutsche Verse, auch gab er eine Uebertragung von Xenophons Cyropädie. Die griechischen Dichter waren seine Lieblingslektüre; besonders leiteten Sophocles und Euripides seinen Geschmack auf die dramatische Poesie. Er übersetzte die „Electra" des erstern in Prosa und ahmte die „Hecuba" und „Iphigenie" des letztern nach. S. zählte damals zwanzig Jahre. Zuerst wurden seine Arbeiten nur seinen Mitschülern bekannt, die sie heimlich in Pforta aufführten; bald aber lernte man sie außerhalb der Klostermauern jener Schule kennen, und S.s Stück „Orestes u. Pylades" wurde 1739 auf dem leipziger Theater gegeben. Die „Hecuba", deren Mangelhaftigkeit er selbst erkannte, wollte er vor seinem Abgange von Pforta vernichten; da aber einer seiner Freunde ein Exemplar davon aufbewahrt hatte, so wandelte er sie später in die „Trojanerinnen" um. Im J. 1739 ging er nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, aber seine Vorliebe für die Alten war so überwiegend, daß er bei dem Studium der Pandekten Cicero's De oratore übersetzte und seine Tragödie „Orest u. Pylades" verdeutschte. Im J. 1740 wurde er mit Gottsched bekannt, und es entspann sich zwischen beiden ein ziemlich vertrautes Verhältniß, das indeß keinen großen Einfluß auf S. ausübte. Seine Aufmerksamkeit richtete sich jetzt auf die Geschichte seines Vaterlandes; die Tragödie „Hermann" war davon das erste Ergebniß und nebst „Kanut" sein bestes Trauerspiel. Ihr folgte eine Abhandlung über den Kaiser Konrad III. und 1742 ein episches Gedicht „Heinrich der Löwe", was jedoch unvollendet blieb und nur zwei Gesänge enthält. Im folgenden Jahre versuchte er sich in dem Lustspiele: „Die entwendete Tabaksdose"; seine erster Versuch blieb ungedruckt, ein zweiter, unter dem Titel: „Der geschäftige Faule" erschien mit Orest und Pylades noch 1743. Zugleich lieferte er Arbeiten in die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" und in die „Deutsche Schaubühne" Gottscheds, so wie er sich auch an Schwabs „Belustigungen des Verstandes u. Witzes" betheiligte. Spener, einer seiner Verwandten, nahm ihn 1743 als seinen Sekretär mit nach Dänemark. Auf dieser Reise machte S. zu Hamburg die Bekanntschaft Hagedorns, der ihn mit Bodmer in Verbindung setzte. Zu Kopenhagen ließ S. die Wochenschrift: „Der Fremde" erscheinen und wurde noch im nämlichen Jahre Mitarbeiter an den „Bremischen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes." Im Jahre 1746 veröffentlichte er seine Tragödie „Kanut", die Uebersetzung von St.-Foix' Deucalion et Pyrrha und ließ eine Sammlung seiner Dramen drucken, welche bloß „Kanut", die „Trojanerinnen", die „Electra" des Sophocles und den „Geheimnißvollen" enthielt. Zwei Jahre später wurde er außerordentlicher Professor an der neu gegründeten Universität Sore, hielt hier Vorlesungen über neuere Geschichte, gemeines Recht und den Handel, faßte Handbücher über den Handel und die schönen Wissenschaften ab, unternahm eine Geschichte Heinrichs des Löwen und veröffentlichte 1749 eine Dissertation unter dem Titel: Conjectuae pro conciliando veteris Danorum historiae cum Germanorum gestis consensu. Ferner begann er die Uebersetzung der „Braut in Trauer" in reimlosen Jamben und sammelte Material zu einer neuen Wochenschrift. Indeß zog ihm seine zu große Thätigkeit ein hitziges Fieber zu, in Folge dessen er am 13. Aug. 1749 †. Außer den schon genannten sind von ihm noch die beiden Lustspiele: „Der Triumph der guten Frauen", in Prosa, und die in Alexandrinern geschriebene „Stumme Schönheit" zu erwähnen, welche das Lob Mendelsohns und Lessings erwarben. Seine Werke wurden von seinem Bruder [s. S. 4)], Kopenhagen 1761—70), in 5 Bänden herausgegeben. — 3) Johann Adolf, Bruder des Vorigen, geb. am 17. Sept. 1721 zu Meißen, studirte zu Leipzig, wurde 1751 Diakonus und Lehrer zu Pforta, 1754 Pastor und Professor zu Zerbst und 1759 durch den Einfluß Münchhausens Pastor, so wie 1775 Konsistorialrath und Superintendent zu Hannover; † dort am 16. Sept. 1793. Er hat sich mit Cramer, Gellert und Gärtner in seiner Jugend gemeinschaftlich um die Vervollkommnung der deutschen Sprache bemüht. Seine geistlichen Gesänge erschienen zu Leipzig 1766—72 in 5 Sammlungen. Vermischte Gedichte, Hann. 1787. — Gab sonst heraus: Predigten und die Uebersetzung von Batteux, Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz. — 4) Johann Heinrich, Professor der Geschichte zu Kopenhagen, Bruder des Vorigen, geb. 1724 zu Meißen, studirte zu Leipzig die Rechte und Geschichte und erhielt durch Vermittelung seines Bruders Johann Elias [s. S. 2)] zu Kopenhagen eine Anstellung als Bibliothekar, Historiograph und Geschichtsprofessor. † daselbst am 18. Oct. 1780. Schr.: Geschichte Königs Christian IV., von Niels Slange, aus dem Dänischen übersetzt und abgekürzt, Kopenh. 1757, 2 Bde.; — Geschichte der Könige von Dänemark aus dem oldenburgischen Stamme (bis 1729), Kopenh. u. Leipzig 1777, Fol., 2 Thle.; — Sammlung zur dänischen Geschichte, Münzkenntniß, Oekonomie und Sprache, Kopenh. 1771 — 76, 2 Bde.; — Observat. crit. et historicae in Cornelium Nepotem, ebend. 1778; — Trauerspiele aus dem Englischen, ebend. 1764. Auch gab er die Werke seines Bruders Johann Elias heraus. — 5) Gottlieb, geb. am 16. Februar 1732 zu Königsberg, Lehrer am dasigen Collegium Fredericianum, 1764 Privatdocent, im folgenden Jahre Rektor an der Schule zu Riga, 1780 Archidiakonus an der Domkirche, 1781 an der Peterskirche, 1790 Generalsuperintendent von Pommern und Rügen, Prokanzler und erster Professor der Theologie zu Greifswalde; † 1810. Schr.: Erörterung des beständigen Werths der symbolischen

Bücher, Riga 1771; — Lateinische Grammatik, ebend. 1787, neue Aufl. ebend. 1790; — Kleines liturgisches Handbuch, Leipzig 1796; — Handbuch einer praktischen Pastoralwissenschaft, Greifswalde 1811. — 6) Johann Christian Traugott, geb. 1746 zu Langen-Eichstädt bei Freiburg, war von 1771 — 88 zu Langensalza Arzt und später Rath u. Leibarzt des Fürsten von Waldenburg, † daselbst 1824. Schr.: Deutsches Apothekerbuch, Gotha 1776; — Medicinische Literatur für praktische Aerzte, Leipz. 1780, 87, 12 Thle.; — Collectio opusculorum selectorum ad medicinam forensem spectantium, ebend. 1783—91, 6 Bde.; — Sylloge selectorum opusculorum de mirabili sympathia, quae partes inter diversas c. h. intercedit, ebend. 1787; — in Gemeinschaft mit Arnemann: Neue medicinische Literatur bis zu dem 2. Bde., 2. Stück, Leipz. 1787—91; — Thesaurus semiotices pathalogicae, Stendal 1787 — 1802, 3 Bde.; — Thesaurus pathalogico-therapeuticus, Thl. I in 2 Bdn. und Thl. II, 1. Bd., Leipz. 1789—93; zusammen mit K. Wiegleb: Deutsches Apothekerbuch, Gotha 1793, 2 Thle., 4.; n. Aufl., ebend. 1804; — Thesaurus materiae medic. et artis pharm., Leipzig, 1793—97, 3 Bde.; — Sylloge operum minorum praestantiorum ad artem obstetriciam sp., ebend. 1795 u. A. m. — 7) Christiane Karoline, geborene Lucius, geb. 1739 zu Dresden, verheirathete sich 1774 mit dem Pfarrer Gottlieb S. zu Burgwerden, ging nach ihres Mannes Ableben nach Dresden und † dort 1833. Sie stand seit 1760 mit Gellert in fleißigem Briefwechsel, der Leipzig 1823 gedruckt erschien, und übersetzte Einiges aus dem Englischen u. Französischen. Auch schrieb sie das von Weiße herausgegebene Trauerspiel: Duval und Charmile, Leipz. 1778. — 8) Karl Gustav Moritz, geb. am 26. Sept. 1756 zu Hannover, machte sich durch seine theologischen Schriften bekannt. Er besuchte die Schule zu Hannover, bezog darauf die Universität Göttingen, war mehre Jahre Hauslehrer im Mecklenburgischen, erhielt darauf die Pfarrstelle zu Bothfeld und wurde 1790 zweiter Prediger in Harburg. Von 1796—1816 wirkte er als Superintendent und Prediger zu Göttingen, wo er aber, weil sein Sprachorgan für eine geräumige Kirche nicht geeignet war, durchaus keinen Beifall finden konnte; dann folgte er dem Rufe als Generalsuperintendent u. erster Prediger zu Haarburg, wo er am 29. Jan. 1826 †. Schr.: Predigten über Gegenstände des Privat- und Familienlebens; — Populäre Betrachtungen über Religion ꝛc., Hamb. 1794 f., 2 Thle.; — Kritische und systematische Darstellung der verbotenen Grade der Verwandtschaft u. Schwägerschaft ꝛc., Hann. 1802. — 9) Johann Karl Fürchtegott, verdienter Kirchenhistoriker, geb. zu Zerbst am 2. Jan. 1758, besuchte gleichfalls die Schule zu Hannover, studirte zu Göttingen Jurisprudenz, war seit 1682 beim Konsistorium zu Hannover angestellt u. † als Konsistorialrath am 13. Nov. 1831. Schr.: Kirchenrecht, Hann. 1801 — 6, 3 Bde.; — Ueber Ehescheidungen, ebend. 1809; — Ueber den Geist der Religiosität aller Zeiten und Völker, ebend. 1819, 2 Bde.; — Ueber Schulpflichtigkeit und Schulzwang, ebend. 1824; — Kirchen- u. Reformationsgeschichte von Norddeutschland u. der hannöverschen Staaten, ebd. 1828—29, 2 Bde. — 10) Karl August Moritz, geb. um 1760, † als englischer Offizier in Ostindien. — 11) Johann Friedrich Wilhelm, Sohn von S. 4), geboren am 4. Oktober 1765 zu Kopenhagen, studirte seit 1782 auf der dasigen Universität Jurisprudenz u. wurde 1789 daselbst Adjunkt, so wie 1800 ordentlicher Professor der Rechte. Von 1801 an arbeitete er als Etatsrath u. Chef des ersten Departements in der dänischen Kanzlei, kehrte jedoch bereits 1803 in seine bisherige Stellung auf die Universität zurück u. ward 1812 Konferenzrath. Wegen Kränklichkeit zog er sich 1834 auf seinen Landsitz Stötterød bei Kopenhagen zurück u. † dort am 19. Juli 1836. Er erwarb sich große Verdienste um die Einführung einer landständischen Vertretung in Dänemark, daher er auch vom Könige beauftragt wurde, die Universität sowohl in Roeskilde als in Wiborg zu vertreten. Seine zahlreichen Schriften sind meist in dänischer Sprache geschrieben; wir heben unter denselben hervor: Naturrecht, Kopenh. 1798; 2. Aufl. 1805; — Staatsrecht des Königreichs Dänemark und der Herzogthümer Schleswig, Holstein u. Lauenburg, deutsch, Schlesw. 1829; — Kritische Ausgabe des alten isländischen Gesetz- u. Rechtsbuchs „Grógás", Kopenh. 1830. — 12) August Wilhelm von, hervorragende Dichter, Aesthetiker, Sprachforscher u. Kritiker, geb. am 8. Sept. 1767 zu Hannover, ward zuerst von seiner Mutter in der Religion u. von Hauslehrern in den Sprachen unterrichtet, besuchte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt u. studirte anfangs Theologie, bald aber Philologie zu Göttingen. Hier machte er die Bekanntschaft Heyne's u. Bürgers, war Mitglied des philologischen Seminariums des ersteren, verfertigte das Register zu dem Virgil desselben u. war Mitarbeiter an des letzteren „Akademie der schönen Künste", in die er unter anderem einen Aufsatz über Dante u. seine „Ariadne" lieferte. Eine lateinische Abhandlung über die homerische Geographie bekundete schon damals seine gründliche Kenntniß des Alterthums. Nach Beendigung seiner Studien kam er als Hauslehrer zu dem Banquier Muilman nach Amsterdam, verharrte in dieser Stellung drei Jahre u. ließ sich dann in Jena nieder. Hier lieferte er Beiträge zu Schillers „Musenalmanach" u. zu den „Horen", worin er in Briefen seine Ansichten über Poesie, Sprache u. Sylbenmaß niederlegte, u. lieferte bis 1799 eine Menge Recensionen in die „Allgemeine Literaturzeitung". Die in den Horen gegebenen Uebersetzungen aus Dante und dazu gehörigen Kommentare wurden sehr günstig aufgenommen. Von 1797 an begann er die außerst gelungene Uebersetzung Shakespeare's (Berlin 1797—1810), welche später durch Tieck (Berlin 1825, 1839, 1843, 12 Bde.) fortgesetzt u. zu Ende geführt wurde. In Jena Professor u. Rath geworden, hielt er ästhetische Vorlesungen, während er zu gleicher Zeit mit seinem Bruder Friedrich S. das „Athenäum", eine ästhetisch-kritische

Zeitschrift (Berl. 1796—1800, 3 Bde.), herausgab, die trotz ihrer Strenge im Urtheil nicht ohne günstige Einwirkung auf poetische Naturen verblieb. Die von ihm zu dieser Zeit (Tübingen 1800) herausgegebenen Gedichte, namentlich die unter ihnen enthaltenen Sonette, waren meisterhaft zu nennen u. fanden viele Nachahmer. Gegen Kotzebue, welcher S. durch den „hyperboreischen Esel" angegriffen hatte, richtete er die polemische „Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" (1800), worauf sich zwischen beiden Schriftstellern eine Fehde entspann, die besonders von Kotzebue, der sich mit G. Merkel verbündete, im „Freimüthigen" nicht immer auf sehr lobenswerthe Weise fortgekämpft wurde, während S. in der „Zeitung für die elegante Welt" ein Streitorgan fand. Mit seinem Bruder Friedrich veröffentlichte er „Charakteristiken u. Kritiken" (Königsb. 1801, 2 Bde.), die manche neue Idee in Umlauf setzten. Zu seinen damaligen Freunden gehörten, außer seinem Bruder Friedrich, namentlich Novalis u. Tieck. Nach einer schnell vor sich gegangenen Trennung von seiner Frau, der Tochter des Professors Michaelis in Göttingen, begab er sich nach Berlin, wo er zu Ende des Jahres 1802 die in seines Bruders „Europa" (Bd. 3) abgedruckten Vorlesungen über Literatur, Kunst u. Geist des Zeitalters abhielt. Sein 1803 erschienenes antikes Trauerspiel „Jon" war ohne Kraft u. Leben. Lobenswerther und sogar ausgezeichnet zu nennen war dagegen sein „Spanisches Theater" (Berlin 1803—9, 2 Bde., n. Aufl., 1845), die Uebersetzung von fünf Stücken Calderons, welcher eigentlich erst hierdurch den Deutschen gehörig bekannt wurde. Nicht minder gelungen sind die „Blumensträuße der italienischen, spanischen u. portugiesischen Poesie" (Berlin 1804), welche allen Ansprüchen genügten und ihm in dieser Hinsicht einen der ersten Plätze in der deutschen Literatur anwiesen. Einen wesentlichen Einfluß übte Frau von Staël auf S. aus. Er verbrachte seit 1805 mit ihr theils auf ihrem Landgut Copet, theils bereiste er in ihrer Gesellschaft Italien, Frankreich, Oesterreich, Schweden ꝛc. Eine 1807 von ihm in französischer Sprache geschriebene „Vergleichung der Phädra des Euripides mit der der Racine" machte in Frankreich einiges Aufsehen. Zu Anfang 1808 gab er zu Wien „Vorlesungen über dramatische Kunst u. Literatur" (Heidelberg 1809—11, 3 Bde.; 2. Aufl. 1817) heraus, welche in die meisten Sprachen Europa's übersetzt wurden. Zu gleicher Zeit lieferte er Recensionen in die „Heidelberger Jahrbücher" u. in die „Jenaische Literaturzeitung", unternahm 1811 eine neue Sammlung seiner „Poetischen Werke" (Heidelb. 1811—15, 2 Bde.; 2. Aufl. 1820), worunter sich „Arion", „Pygmalion", „Der heilige Lukas", „Rom" u. die melodischen Sonette durch Vollendung der metrischen Form u. durch Reinheit der Sprache gleich auszeichneten, u. gab in dem „Deutschen Museum" seines Bruders eine umfassende und gelehrte Abhandlung über das Nibelungenlied. Das Jahr 1813 machte ihn zum politischen Schriftsteller; er schrieb in deutscher u. französischer Sprache gegen Napoleon und erhielt außer mehren Ordensbeschenkungen vom Kronprinzen von Schweden, der ihn dazu veranlaßt haben soll und mit dem er als Sekretär auf Reisen war, den Adel. Nach dem Falle Napoleons begab sich S. wieder zur Frau v. Staël; er blieb bei ihr bis zu ihrem Tode. Darauf ging er 1818 als Professor an die Universität Bonn, verheirathete sich 1819 mit der Tochter des Kirchenraths Paulus zu Heidelberg, ließ sich aber schon im folgenden Jahre wieder von ihr trennen, und hielt Vorlesungen über die Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften. Besonders aber studirte er jetzt den Sanskrit, wie die orientalische Literatur überhaupt. Zu diesem Zwecke richtete er eine indische Druckerei ein, welche die sanskritische Schrift „Rámájana" (Bonn 1823) besorgte, der noch im nämlichen Jahre als Probe seiner Bearbeitung sanskritischer Texte „Bhagawadgita", eine Episode aus dem Epos „Mahábhárata" mit lateinischer Uebersetzung (2. Aufl., Bonn 1846), so wie das epische Gedicht „Rámájana" (B. 1 und 2, daf. 1829 f.) folgten. Die „Indische Bibliothek" war schon 1820—26 (daf., 2 Bde.) erschienen. Nachdem er seiner orientalischen Studien wegen nach Frankreich gereist und 1823 England besucht hatte, übernahm er die Inspektion über das Museum der vaterländischen Alterthümer. Die in Berlin abgehaltenen „Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste" wurden zu Berlin 1827 gedruckt. Im folgenden Jahre erschienen seine „Kritischen Schriften" (Berlin) und 1832 die an Mackintosh gerichteten „Reflexions sur l'étude des langues asiatiques." Da man ihn des Kryptokatholicismus beschuldigt hatte, so suchte er sich dagegen in der „Berichtigung einiger Mißdeutungen" (daf. 1828) zu vertheidigen. S. † am 12. Mai 1845 zu Bonn. Es ist an ihm vorzüglich eine mit den Jahren wachsende Eitelkeit zu tadeln, welche um so weniger zu entschuldigen ist, als sie gerade sich gegen die größten Geister kehrte, mit denen S. früher nicht nur viel umgegangen war, sondern denen er auch die größte Verehrung gezollt hatte; einige im wendischen „Musenalmanach" für 1832 gedruckte, und andere in seinem Nachlasse aufgefundene Gedichte legen davon Zeugniß ab. Böcking veranstaltete eine sehr sorgfältige Sammlung von S.s „Sämmtlichen Werken" (Leipz. 1845—46, 10 Bde.) und den „Oeuvres, ecrites en français" (daf. 1846, 3 Bde.). — 13) Karl Wilhelm Friedrich von, des Vorigen Bruder, berühmter Aesthetiker, Kritiker und Dichter, geboren am 10. März 1772 zu Hannover, wurde auf dem Lande erzogen und von seinem Vater zum Kaufmanne bestimmt, aber dessenungeachtet in der Bildung keineswegs vernachlässigt. Da er sich für die Kaufmannschaft durchaus untauglich fühlte, so nahm ihn sein Vater von Leipzig, wohin er zu ihrer Erlernung gekommen war, wieder zurück und ließ ihn studiren. S. zählte damals 16 Jahre. Mit großem Fleiße widmete er sich nun der Philologie, so daß es nach Beendigung seines Studiums zu Göttingen und Leipzig keinen alten Schriftsteller der Griechen und Römer

gab, den er nicht gelesen gehabt hätte. In diese Zeit fällt einer seiner Aufsätze, welcher über die griechischen Dichterschulen handelt und in der „Berliner Monatschrift" sich gedruckt findet; zu gleicher Zeit schrieb er Charakteristiken und Kritiken, die er ins Journal „Deutschland" (Berlin 1795 und 1796) u. in das „Lyceum der schönen Künste" (1797) einrücken ließ. Seine erste größere Schrift von Werth war jedoch die unvollendet gebliebene Abhandlung „Griechen und Römer" (Hamb. 1797), welche selbst den Beifall Heyne's sich erwarb und in dem gleichfalls unbeendeten Werke: „Poesie der Griechen und Römer" (Berlin 1798) gleichsam fortgesetzt wurde. Diese Schriften trugen die unverkennbarsten Merkmale tiefer Gelehrsamkeit, großer Selbstständigkeit und einer scharfen Kritik mit geschickter Benutzung historischer Waffen an sich. Der mit Schleiermacher eingegangene Plan, den Plato kritisch zu bearbeiten, wurde schon nach Kurzem von S. wieder aufgegeben, indem er lieber mit seinem Bruder, bis zu Ende 1800, die Herausgabe des „Athenäum" besorgte. Sein Roman „Lucinde" (Berlin 1799, Bd. 1) erregte von Seiten Vieler entschiedene Mißbilligung, weil dieselben in S. einen Verherrlicher der Wollust fürchten lernten; die unterlassene Fortsetzung desselben schien ein der öffentlichen Stimme gemachtes Zugeständniß zu seyn. Im J. 1800 wandte sich S. nach Jena, wo er philosophische Vorlesungen hielt. Schon hatte er zuletzt in das „Athenäum" Gedichte, darunter die „Terzinen an die Deutschen", eingerückt; jetzt erschien sein in elegischem Versmaße geschriebenes Gedicht: „Herkules Musagetes" (Charakteristiken und Kritiken 1801). Andere Gedichte in mannichfacher Form folgten in Vermehrens „Musenalmanach" (1801 und 1802) und in dem von seinem Bruder und Tieck herausgegebenen. Das Trauerspiel „Alarkos" (1802), welches einen romantischen Stoff in die Formen der altgriechischen Tragödie umzugießen trachtet, ist völlig verunglückt. Nachdem er kurze Zeit zu Dresden in der Nähe seiner Schwester geweilt, ging er nach Paris, hielt dort philosophische Vorlesungen, ließ eine Monatschrift „Europa" erscheinen (2 Bde.), trieb hauptsächlich indische Sprache und Literatur, wovon die später veröffentlichte, äußerst sorgsam bearbeitete Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" (Heidelberg 1808) Zeugniß ablegt; auch erwarb er sich ein Verdienst um die altfranzösischen Ritterromane durch eine „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters" (Paris 1804, 2 Bde.), so wie den „Lother und Maller" (Berlin 1805) und die diplomatischen Aufklärungen über die „Geschichte der Jungfrau von Orleans" (das. 1802). Auf seiner Rückreise nach Deutschland ergoß er sich in elegischen und dithyrambischen Gesängen (Gedichte, Berl. 1809) über die Zeitereignisse und trat in Köln mit seiner Gattin zur katholischen Kirche über, die er als Verehrer der Romantik lieb gewonnen haben mochte, welche aber auch in der Folge einen verderblichen Einfluß auf seinen schriftstellerischen Charakter ausübte, indem er sich von nun an als einen Feind der politischen und religiösen Freiheit offen zeigte und sich immer mehr in das Dunkel religiöser Schwärmerei versenkte. Im J. 1808 ließ er sich, um daselbst sein Drama „Karl V." zu vollenden, in Wien nieder, wurde 1809 kaiserlicher Hofsekretär im Hauptquartiere des Erzherzogs Karl und suchte als solcher durch energische Aufrufe auf die Erhebung des Volkes zu wirken. Allein seine Vaterlandsliebe mochte mehr auf seiner damaligen Stellung, als auf Ueberzeugung beruhen, denn er besaß keine Nachhaltigkeit, sondern wandte sich, als er das Glück den österreichischen Waffen abhold sah, wieder der frühern literarischen Thätigkeit zu und hielt zu Wien Vorlesungen „über die neuere Geschichte" (Wien 1811) und die „Geschichte der alten und neuen Literatur" (das. 1815, 2 Bde.). Während aber die ersteren nicht mit Unrecht viele Lobsprüche eingeerntet haben, laboriren die letzteren an dem mystischen Zuge, welcher ihn schon dem Katholicismus in die Arme führte. In Gemeinschaft mit Herrn von Pilat gründete er den „Oesterreichischen Beobachter", den er indeß bald wieder aufgab, und gab 1812 die Zeitschrift „Deutsches Museum" heraus. Einige diplomatische Schriften verschafften ihm das Zutrauen Metternichs in dem Grade, daß er zum Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft bei dem Bundestage ernannt wurde. Nachdem er zu Anfang des Jahres 1818 nach Wien zurückgegangen war, gab er eine Zeitschrift unter dem Titel „Concordia" (das. 1820—21) heraus. Dieselbe hatte die Tendenz der Zurückführung aller Konfessionen in den Schooß der allein seligmachenden Kirche; der Papst bezeugte sein Wohlgefallen daran dadurch, daß er S. den Christusorden verlieh. Darauf besorgte er, nachdem er schon vorher im Verein mit Tieck die Schriften Novalis' herausgegeben, eine „Sammlung seiner Werke" (das. 1822, 10 Bde.; 2. verm. Aufl. 1846, 14 Bde.), hielt 1827 öffentliche Vorträge über die „Philosophie des Lebens" (das. 1828) und 1828 über „Philosophie der Geschichte" (das. 1829, 2 Bde.), welche beide letztern Werke neben vielem Scharfsinne die Spuren seines dunkelmännischen Strebens an sich tragen. Zu Dresden, wohin er sich 1828 begab, hielt er eine Menge Vorträge, welche nur durch seinen Tod am 12. Jan. 1829 unterbrochen wurden. Vgl. Windischmann, Philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804—6 nebst Fragmenten, vorzüglich philosophisch-theologischen Inhalts, aus dem Nachlasse herausgegeben, Bonn 1836—37, 2 Bde.; 2. Aufl. 1846. — Die Veränderung, welche die beiden letztgenannten S., August Wilhelm und Friedrich, in der deutschen Literatur herbeiführten, ist bedeutend. Sie, die Verfechter der romantischen Schule, erhielten eine große Anzahl Jünger und Nachtreter, bekannt unter dem Namen der Schlegelianer, von denen indessen Viele auch des poetischen Berufs ermangelten und in der bloßen Form schon den poetischen Gehalt ersetzt zu haben glaubten. Ihre Richtung ist jedoch zum Theil durch ihre eigene Schuld, durch

zu große Anmaßung und Uebertreibung, wieder verdrängt worden. Uebrigens glänzten beide S. durch den Reichthum ihrer Kenntnisse und durch eine herrliche Sprache; in der Prosa verdient August Wilhelm, in der poetischen Schreibart Friedrich den Vorrang. Sie erwarben sich zugleich das Verdienst, daß sie sowohl die Grenzen zwischen der antiken und modernen Poesie, wie auch die Unterschiede der einzelnen Gattungen zuerst kritisch feststellten. Bei ihren Recensionen ließen sie sich nicht durch Namen bestechen, sondern nannten das Gute, Mittelmäßige und Schlechte mit dem wahren Namen. Göthe wurde von ihnen als Muster dargestellt und dadurch ein gründlicheres Studium seiner Werke veranlaßt. Ihr beiderseitiges brüderliches Verhältniß wurde weder durch die Verschiedenheit der Meinung, noch des Glaubens getrübt. — 14) Dorothea, Tochter M. Mendelssohns, geschiedene Veit und Gattin Friedrich S.s, geboren in Berlin gegen 1770, † in Frankfurt a. M. im August 1839, war eine zwar geistvolle, aber schwärmerische Frau. Sie soll die Verfasserin einiger von Friedrich S. herausgegebenen Schriften seyn. Dahin gehören: Florentin, Leipzig 1801; — Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters, daf. 1804, 2 Bde.; — Corinna, aus dem Französischen der Staël, Berl. 1807, 4 Thle. — 15) Julius Heinrich Gottlieb, geboren zu Jena 1772, war seit 1796 praktischer Arzt und Physikus zu Ilmenau, später schwarzburg-sondershäusischer Hofrath u. Brunnenarzt zu Liebenstein, seit 1810 geheimer Hofrath und sachsen-meiningischer und sachsen-weimarischer Hofmedicus, erstes Mitglied der Medicinal-Deputation der herzogl. Landesregierung und Sanitätspolizeidirektor. S. † 1839. Schrieb: Versuch einer Geschichte des Streites über die Identität des Venus- und Trippergiftes, Jena 1796; — Reise durch einige Theile des mittägigen Deutschlands und des venetianischen Staates, Erf. 1798, 2. Aufl., Gießen 1807; — Sammlung aller Sanitätsverordnungen für das Fürstenthum Weimar bis 1802, Jena 1803; — Fieberlehre, Erf. 1824; — Beitrag zur nähern Kenntniß der Albino's, Meiningen 1824; — Die Mineralquelle zu Liebenstein, daf. 1827; — Das Heimweh und der Selbstmord, Hildburgh. 1835. — Veröffentlichte außerdem: Materialien für die Staatsarzneiwissenschaft und praktische Heilkunde, Jena 1800 — 1809; — 8 Sammlungen und neue Materialien ꝛc., Meining. 1819 und 23, 2 Bde.; — Fortsetzung zu Dreysigs Handwörterbuch der medicinischen Klinik in der Fieberlehre. — 16) Hermann, geboren 1804 zu Altenburg, erlernte die Gelbgießerei und wurde, als er auf der Wanderschaft nach Wien gekommen, durch die dortigen großartigen Sammlungen von den Naturwissenschaften so angezogen, daß er sich ihrem Studium zu widmen beschloß. Mit Empfehlungen versehen, ging er nach Holland, wußte in kurzer Zeit sich die ihm mangelnde Kenntniß der lateinischen Sprache anzueignen, erwarb sich die Freundschaft C. J. Temmincks, erhielt durch denselben hinreichende Beschäftigung und ward 1839 Konservator des niederländischen Reichsmuseums in Leyden. Schrieb: Bemerkungen auf einem Ausflug nach Paris im J. 1835, Altenb. 1837; — Abbildung neuer oder unvollständig bekannter Amphibien, nach dem Leben entworfen und mit erläuterndem Text begleitet, Düsseldorf 1837—44, Fol.; — Essai sur la physionomie des serpens, Amsterdam 1837. 2 Bde; — Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie, Leyd. 1841, 1. Heft, Fol.; — Kritische Uebersicht der europäischen Vögel, daf. 1844; — Mit C. J. Temminck, Ph. Fr. v. Siebold und W. d. Haan gab er die Fauna Japonica, daf. 1843—44, 6 Oekaden, gr. Fol., mit A. Vorster van Wulverhorst Traité de Fauconnerie, daf. 1845, heraus; ist Mitarbeiter des zoologischen Theils der Verhandelingen over de natuurlijke geschiedenis der nederlandsche overzeesche bezittingen zu Leyden und lieferte eine Anzahl Beiträge in naturhistorischen Zeitschriften. — II. Bildender Künstler: 17) Friedrich Samuel, Bildhauer, geboren zu Gromsdorf bei Weimar 1732, erlernte seine Kunst in Leipzig und wurde zuletzt Lehrer an der Akademie daselbst. Er hinterließ verschiedene Bildwerke, unter welchen das Denkmal Gellerts in neuester Zeit wieder hervorgesucht wurde. Es wurde 1773 in der Johanniskirche aufgestellt und 1841 von Wingrich restaurirt, um es im Hause des Dichters im Zwinger aufzustellen. K. G. Geyser hat dieses Monument in Kupfer gestochen. S. † 1809. — III. Sängerin: 18) Luise, 1823 zu Lübeck geboren, ward von dem dortigen Kaufmann S. als Tochter angenommen, betrat 1845 als Sängerin die Bühne daselbst, wurde 1849 als erste Sängerin in Leipzig angestellt, gastirte auf den ersten Bühnen Deutschlands, ward 1841 am Hoftheater zu Schwerin engagirt und heirathete den als dramatischer Dichter rühmlichst bekannten Hans Köster. Sie verbindet mit seltener körperlicher Schönheit eine überaus wohlklingende, reine und auch umfangreiche Stimme, einen gefühlvollen und kunstgerechten dramatischen Vortrag und ein bedeutendes Darstellungstalent.

Schlegeler (Gesch.), s. Martinsvögel.

Schlegelsberg, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Ldgr. Ottobeuren; 220 Einw.

Schlegelsdorf (Sseglow, Slegelowa), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Goldenstein; 260 Einw.

Schlegenberg, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Leobschütz; 160 E.

Schlehdorf, österr. Dorf, Salzburg, Pflegericht Mattsee; 250 Einw.

Schlehdorn (Bot.), s. v. a. Schlehenpflaume, Prunus spinosa *L.*

Schlehdornextrakt (pharm. Bot.), s. v. a. Succus Acaciae nostratis, s. Prunus spinosa *L.*

Schlehe (Bot.), s. v. a. Schlehdorn, Prunus spinosa *L.* — Rothe S., s. v. a. gemeiner Sanddorn, Hippophae rhamnoides *L.* — Zahme S., s. v. a. Kriechen-Pflaumenbaum, Prunus insititia *L.*

Schlehen (Bot.), 1) s. v. a. die Früchte vom

Schlehdorn, Prunus spinosa *L.*; — 2) s. v. a. die Früchte von Hippophaë rhamnoides *L.*

Schlehen, zahme (Bot.), s. v. a. Kriechen-Pflaumenbaum, Prunus insititia *L.*

Schlehendämmerfalter (Entom.), s. v. a. Sphinx pruni *L.*

Schlehendorn (Bot.), s. Schlehdorn.

Schlehendornflechte (Bot.), s. v. a. Schlehenraspe, Evernia Prunastri *Ag.*

Schlehengeistchen (Entom.), Federmottenart, s. v. a. Pterophorus pentadactylus *Latr.*

Schlehenmotte (Entom.), Acronycta psi *Ochsenh.* Aschgrau, mit schwarzem, dem griechischen Ψ gleichenden Zeichnungen. Dieser Schmetterling gleicht einem andern, Acronycta tridens, in der Zeichnung so vollkommen, daß man beide für eine Art halten müsse, wenn die Raupen nicht verschieden wären. Die Raupe der S. hat einen schwarzen Kopf mit zwei gelben Streifen, den Hals mit rothbraunen und schwarzgrauen Haaren dicht besetzt; auf dem vierten Ringe steht ein schwarzer aufgerichteter Fleischzapfen von kegelförmiger Gestalt; der Rückenstreif ist breit, schwefelgelb und ungetheilt, mit einer zugespitzten Erhöhung auf dem letzten Absatze. Die Seiten sind schwarz, mit hochrothen, etwas gekrümmten kleinen Strichen auf jedem Gliede. Ueber den gelbbraunen Füßen zieht ein weißlicher Längsstreich hin. Die Puppe ist rostbraun, mit schwarzer Endspitze. Sie lebt auf allen Arten von Obstbäumen, außerdem auf Roth- und Weißbuchen, Pappeln, Erlen, Linden u. s. w. Rösel, I, T. VIII, Fig. 1—5.

Schlehenpflaume (Bot.), s. v. a. Prunus spinosa *L.*

Schlehenraspe (Bot.), s. v. a. Evernia Prunastri *Ach.*

Schlehenroth (Pomol.), eine Art schlechter, rother Weintrauben, von denen der s. g. Schlehenwein gewonnen wird.

Schlehenstrauch (Bot.), s. v. a. Schlehenpflaume, Prunus spinosa *L.*

Schlei (Ichthyol.), s. v. a. Schleihe, Cyprinus Tinca *L.*

Schleibitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Oels; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 360 Einw.

Schleibnitz, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Wanzleben; 400 E.

Schleich (Geogr.), preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. u. Kr. Trier; Jahrmarkt; 160 E.

Schleich (Biogr.), 1) Johann Karl, Kupferstecher, 1759 zu Augsburg geboren, in München von Jungwirth, dann von J. Mettenleiter gebildet, wurde später daselbst im topographischen Bureau angestellt, wo er zuletzt die Stelle eines k. Inspektors erhielt, als welcher er 1842 †. Wir haben von ihm mehre chalkographische Arbeiten, unter welchen aber die Karten und Pläne den größeren Theil einnehmen. Solche sind im riedelschen „Stromatlas" u. s. w. — 2) Karl, Kupferstecher, der Jüngere genannt, geboren zu Augsburg 1788, Sohn des Vorigen, von diesem in den Anfangsgründen der Kunst unterrichtet, arbeitete anfangs in Punktirmanier, vertauschte aber dieselbe bald mit der Radirkunst, da die punktirten Blätter schon damals wenig Anklang mehr fanden. Die reinen Aetzdrücke kommen aber nicht häufig vor, da er die Platten mit dem Grabstichel ausarbeitete. Die Mehrzahl seiner Arbeiten bestehen ebenfalls in topogr. Arbeiten, da er im militär. topogr. Bureau zu München angestellt war. Man findet deren in A. v. Riedels „Stromatlas"; andere bestehen in Karten und Plänen. S. † zu München 1840. — 3) Anton, Zeichner und Maler, Sohn von S. 1), geboren zu München 1809, besuchte die Akademie der Künste daselbst und widmete sich der Landschaftsmalerei. Seine Werke bestehen meist in Zeichnungen und in lithographirten Blättern. — 4) Eduard, Landschaftsmaler, 1812 bei Landshut geboren und auf der Akademie in München gebildet, trat, mit tüchtigem Talent begabt und erkräftigt durch die vielen klassischen Vorbilder, die sich ihm in München boten, schon frühe Reisen in das bayerische Hochgebirg nach Tyrol und Italien an, aus deren Resultat sich viele Bilder von ihm finden, die einen glücklichen Sinn für Form und Farbe beurkunden. Er beließ sich stets eines genauen Studiums der Natur und suchte derselben immer eine großartige Seite abzugewinnen. Mehre seiner Gemälde gingen durch Ankauf des Kunstvereins in München in die Hände von Kunstfreunden über, die meisten wanderten aber nach dem Norden. In der Sammlung des berühmten L. v. Klenze ist ein schönes Bild, welches eine Hammerschmiede im Gebirge vorstellt. — 5) Adrian, Stahlstecher, Bruder von S. 3), geboren zu München 1812, studirte auf der dortigen Akademie und brachte es in kurzer Zeit im Stahlstiche zu einer bedeutenden Höhe. Er arbeitete anfangs für Meyer in Hildburghausen, dann aber in verschiedenen Aufträgen. In letzterer Zeit verband er sich mit Rahn zum Stiche der Illustrationen zum Reinecke Fuchs, der im cotta'schen Verlage erschien. — 6) August, Zeichner und Maler, Bruder des Vorigen, geboren zu München 1814, Schüler der Akademie daselbst, übte sich in der Landschaftsmalerei, äußerte aber eine besondere Vorliebe zur Darstellung von Thieren, worin er es auch bereits zu einer nicht gewöhnlichen Stufe von Vollkommenheit gebracht hat. In seinen Landschaftsgemälden bildet daher die Thierstaffage immer die Hauptsache; es finden sich aber von ihm nur wenig Bilder in Oel. Den größeren Theil seiner Werke machen die Zeichnungen, die radirten Blätter und die Lithographien aus. Die Handzeichnungen mit Thieren verdienen nicht nur wegen der geschickten Behandlung, sondern namentlich wegen der charakteristischen Auffassung der thierischen Natur Lob. — 7) Karl Peter, Kupferstecher, geboren in München 1823, besuchte die Akademie der Künste daselbst, widmete sich aber dann dem topographischen Fache und arbeitet im militär. topogr. Bureau. Wir haben von ihm mehre kleine Stahlstiche, mit Ansichten verschiedener Gebäude

Venedigs und eine größere Ansicht der Stadt, Qu.-4.

Schleich (Spielw.), s. Schachspiel.

Schleichach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Ober-S.), R.-B. Unterfranken und Asch., Bdgr. Eltmann; 400 Einw.; — 2) (Unter-S.), daf.; Mühle; 200 Einw.; — 3) (Neu-S.), daf.; 330 Einw.; — 4) daf.; Glasfabrik mit Potaschesiederei und königl. Glashüttenverwaltung; 130 Einw.

Schleichbrief, das über einen getroffenen Tausch ausgestellte Dokument.

Schleichdrucker, 1) ein Buchdrucker, welcher verbotene Bücher druckt; — 2) s. v. a. Nachdrucker.

Schleiche (Amphib.), Anguis *L.*, Gattung der Ophidii *Cuv.*, der Ordnung der Eidechsen und der Zunft der Schleichen nach Oken. Charakter: Fußlose Eidechsen, mit Kopf, Zähnen und Zunge derselben; drei Augenlider; glänzende Schuppen; Schilder auf dem Scheitel. Wichtigste Arten: 1) A. fragilis *L.*, gemeine S., Blindschleiche, Bruchschlange, Haselwurm, Hartwurm, Glasschlange, franz. Orvet, englisch Blindworm, Slowworm. — Die gemeinste Schlange in Deutschland und überhaupt im gemäßigten Europa. Sie wird einen bis anderthalb, höchstens 2 Fuß lang und hat eine rothgraue, wie Reißblei glänzende Farbe. Manche Varietäten sind heller gestreift, so auch die anderthalben Zoll langen Jungen, wenn sie eben lebendig geboren worden. Sie ist ein durchaus unschädliches, furchtsames Thierchen, was den Menschen flieht und sich in Wäldern und auf Anhöhen unter Laub und Steinen verbirgt. Nicht selten findet sie sich in Häusern, zumal Kellern. Sie kann weder beißen, noch den Rachen weit aufsperren, daher es eine Fabel ist, daß sie Frösche, Mäuse und dergl. fresse; sie nährt sich nur von kleinen Insekten und Gewürmen. Ihre Häutung geschieht gewöhnlich Ende Juni oder im Anfang Juli. Beim Anfassen gerathen ihre Muskeln in eine dergestalt steife Spannung, daß sie leicht in mehre Stücke zerbricht. Daher ihr Name. Sie wird häufig von den Störchen gefressen. Daudin, VIII, 327, T. 87, F. 2; — Sturm, Fauna III. — 2) A. meleagris *L.*, Acontias meleagris *Cuv.*, gesprenkelte Blindschleiche, Pfeilschlange, franz. Peintade. Gleicht der gemeinen Blindschleiche, hat aber einen etwas kürzeren Schwanz. Grünlich, auf dem Rücken mit 8 Reihen brauner Flecken, doch finden sich auch ungefleckte Exemplare. Bauchschuppen 165, Schwanzschuppen 32; 1 Fuß lang. Am Vorgebirg der guten Hoffnung. Seba, T. 21, F. 1. — 3) A. caecus *Cuv.* Ganz blind; von der Dicke einer Rabenfeder, gelblich weiß, ohne Augen, aber mit sichtbaren Nasenlöchern. In Neuholland. Boie, Isis 1827, S. 511. — 4) A. ventralis *L.*, Ophiosaurus ventralis *Cuv.*, Glasschleiche. Wird über 2 Fuß lang, wovon der Schwanz den größten Theil einnimmt, gelblich grün mit schwarzen Flecken, unten gelb. Bauchschuppen 27, Schwanzschuppen 223. Häufig in Nordamerika, besonders in den Wäldern von Carolina und Virginien, zeigt sich sehr bald im Frühjahre und ist so zerbrechlich, daß man sie deshalb Glasschleiche oder Glasschlange genannt hat. Sav behauptet, daß der Schwanz nicht bloß durch den schwächsten Schlag abbreche, sondern sie könnten ihn auch willkührlich entfernen. Catesby, II, T. 59. — 5) A. punctatus *Cuv.*; — 6) A. striatulus *Cuv.* Zwei erst kürzlich in Nordamerika aufgefundene Arten.

Schleichen, 1) leise oder langsam gehen; — 2) von fußlosen Thieren, besonders Schlangen, kriechen; — 3) vom Luchs, gehen; — 4) s. v. a. bürschen; — 5) bildlich, in seinem Betragen sich verstellen oder doch seine Absichten verheimlichen; daher Schleicher.

Schleichend (bot. Term.), s. v. a. Reptans.

Schleichendes Fieber, s. Fieber.

Schleichenkurche (Amphib.), s. v. a. Anguinea, eine Amphibienfamilie mit 2 Gattungen, Coecilia und Siphonops, die bald zu den Batrachiern (Lurchen), bald zu den Sauriern (Eidechsenartigen) gezählt wird. S. Anguinea und Saurla.

Schleicher, 1) s. Schleichen 5); — 2) s. Diebstahl.

Schleicher (Säugeth.), nach Oken s. v. a. marderartige Thiere. Er rechnet zu ihnen a) Meerbewohner: Walrosse, Robben; b) schreitende S.: Marder, Bielfraß, Dachs.

Schleichera (Bot.), nach Willdenow, Oelknippe nach Oken, Gattung der Sapindaceae *Juss.*, Octandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch 5spaltig; Blumenblätter fehlend. Staubgefäße 6—10, am innern Rande eines ringförmigen Discus; Fruchtknoten 2fächerig; Griffel mit einer 2lappigen Narbe; Steinfrucht 1- oder 2-, selten 3fächerig, Samen von einem breiartigen Mantel umkleidet. Von den Aerzten — Bäumen mit paarig-gefiederten Blättern — sind als Arzneipflanzen zu erwähnen: 1) S. aculeata *Kost.*, Cussambium spinosum *Ham.* In Cochinchina, auf den Molucken. Blätter häufig unpaarig gefiedert; Blättchen zu 4—7, eilanzettlich. Früchte in der Jugend fast igelstachelig. Die Früchte schmecken fast wie Weinbeeren und werden in Südasien häufig (unter dem Namen Coughas) gegessen. Die Samen enthalten ein blaßgelbes, wohlriechendes, nur etwas bitterlich schmeckendes Oel in reichlicher Menge, welches durch langes Aufbewahren nicht nur nicht ranzig, sondern besser wird und endlich zu einer talgartigen Masse erstarrt. Man gebraucht es innerlich und äußerlich als Heilmittel und bereitet damit sehr verschiedene gewürzhafte und wohlriechende Salben. Man stößt auch die Kerne, knetet sie mit Baumwolle, wickelt diese, so dick wie eine Kerze, um Bambusstöckchen und braucht sie als Lichter. Rumph, Amb. I, T. 57. — 2) S. trijuga *Willd.* In Ostindien. Blättchen in 3 Paaren, länglich oder breit-lanzettlich, ganzrandig; Trauben achselständig, einfach oder ästig; Früchte oval, kurz gespitzt. In Ostindien gebraucht man die adstringirende Rinde in Oel gegen Hautkrankheiten. Die Früchte schmecken angenehm säuerlich und sind sehr erfrischend,

weshalb sie häufig gegessen werden. Mémoir., 3, Taf. 8.

Schleichhandel, s. Schmuggelhandel und Handel.

Schleichpatrouillen (Militärw.), 3—5 Mann starke Patrouillen, die, gleich den Rekognoscirungspatrouillen, nicht darauf angewiesen sind, unterwegs Beobachtungen anzustellen, sondern den ihnen bezeichneten Ort auch dann zu erreichen suchen müssen, wenn feindliche Patrouillen im Vorgehen begriffen sind. Ihre Aufträge sind sehr bestimmt, namentlich will man durch sie erfahren, ob die feindlichen Vedetten und Feldwachen wachsam sind, noch an demselben Orte stehen, vermehrt oder vermindert wurden u. dgl. Die S. müssen deshalb ihren Dienst wahrhaft schleichend ausführen und daher Alles zurücklassen oder verbergen, was sie am schnellen und unbemerkten Fortkommen hindern könnte. In der Regel wird Infanterie zu S. gewählt, und stürmische Witterung, Nacht und Nebel begünstigen dergleichen Unternehmungen am meisten, wenngleich sie auch bisweilen bei großer Hitze am hellen Mittage gelingen, indem um diese Zeit in der Regel die Vorposten weniger aufmerksam zu seyn pflegen. Der Marsch der S. muß mit größter Vorsicht geschehen, und bewohnte Orte, selbst einzelne Wanderer sind sorgfältig zu vermeiden. Kein Umweg darf zu groß erscheinen, kein Zeitverlust in Anschlag gebracht werden, wenn man nur unbemerkt bleibt. Es ist gut, wenn die Mannschaft einzeln in Abständen geht, ob hinter einander, im Dreieck, oder Viereck, ist ziemlich gleichgültig, hängt auch theils vom Terrain ab. Nichts darf die S. veranlassen, umzukehren, bevor der Zweck erreicht wurde, ausgenommen, wenn der Feind eine allgemeine Bewegung vorwärts machen sollte, in welchem Falle das Beobachten eines einzelnen Vorpostens ohnehin nutzlos seyn würde. Uebrigens darf einer Schleichpatrouille die Zeit der Rückkehr nicht ängstlich vorgeschrieben werden, indem sie vielleicht 3 Stunden braucht, um ½ Meile Wegs zurückzulegen, eben so viel zum Beschleichen eines feindlichen Postens, weil hier die Ablösung der Vedetten hauptsächlich zu beobachten ist, und wiederum einige Stunden zum Rückwege. Die Mannschaft muß daher auf einen Tag mit Brod und Getränk versehen seyn. Zu solchen Patrouillen, die eben sowohl von Feldwachen, als von größeren Patrouillen abgeschickt werden, gehören Leute von großer Gewandtheit, Ausdauer, Verschlagenheit, Umsicht und Kühnheit. Angemessen ist es, wenn sie das Feuergewehr zurücklassen, da solche Patrouillen zum Widerstande ohnehin zu schwach sind; kommen sie aber in den Fall, eine feindliche Vedette zum ewigen Stillschweigen zu bringen, so darf dies doch nur durch die Stoßwaffe geschehen. Wird aber die Patrouille vom Feinde entdeckt, und ist das Entfliehen unmöglich, so bleibt nichts übrig, als sich gefangen zu geben und bei nächster Gelegenheit die Flucht zu versuchen. S. von Kavalerie können nur bei starkem Nebel, in bedecktem Terrain, oder auf großen Umwegen ihr Ziel erreichen; sie kommen aber dessenungeachtet in Anwendung und haben sich auf ähnliche Weise zu verhalten. Man muß hierzu solche Reiter wählen, deren Pferde sich weder durch ihre Farbe, noch durch Wiehern oder sonstige Unarten dem Feinde in der Ferne bemerkbar machen.

Schleichthiere (Säugeth.), nach Oken, s. v. a. Schleicher.

Schleichtreppe, eine enge, heimlich gehaltene Treppe in einem Hause, auf welcher man unbemerkt in die oberen Zimmer kommen kann.

Schleichweg, 1) (Bürschweg), Weg im Holze, auf dem man leicht das Wild beschleichen kann; — 2) heimlicher oder verbotener Weg; — 3) unerlaubtes Mittel.

Schleid (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Bitburg; 260 Einw.; — 2) sachsen-weimar. Pfarrdorf, Kr. Eisenach, Amt Geisa, an der Koalbach, an Ulster; Försterei, 2 Mühlen; 410 Einw.

Schleiden (Geogr.), 1) ehemals reichsunmittelbare deutsche Grafschaft in Westphalen, in der Eifel, zwischen Jülich und Luxemburg; gehörte einem eigenen Dynastengeschlechte, nach dessen Aussterben im 15. Jahrh. sie zuerst an die Grafen von Manderscheid, dann an die Grafen von der Mark, hierauf 1773 an die Herzoge von Aremberg fiel, welche letztere in Folge dessen Sitz und Stimme auf den westphälischen Kreistagen hatten. Im J. 1801 kam sie an Frankreich (Depart. Ourthe), 1815 aber an Preußen; seit 1824 bildet sie einen Bestandtheil vom gleichnamigen — 2) preuß. Kreis, Rheinprov., R.-B. Aachen, zwischen den Kreisen Düren, Malmedy und Montjoie und den Reg.-Bez. Köln und Trier; ist gebirgig durch einen Theil der Eifel, wird von der Roer, Olef, Erf und Urft bewässert, hat ein rauhes Klima und unfruchtbaren Boden, aber zahlreiche Blei- und Eisenbergwerke und umfaßt auf einem Areal von 15 □ Meilen 1 Stadt, 3 Flecken, 124 Dörfer, 30 Weiler, 46 Höfe und Güter und etwa 36,000 Einwohner; der Viehstapel beträgt gegen 2400 Pferde, 16,000 Stück Rindvieh, 28,000 Schafe, 1400 Ziegen und 4000 Schweine; — 3) Kreisstadt daselbst, an der Olef; Tuch-, Wolle-, Baumwolle- und Deckenfabriken, Wollspinnerei, Eisen- und Bleihüttenwerke; über 600 Einw. — Geburtsort von Sleidanus (Philippson) und Sturm.

Schleiden (Biogr.), 1) Matthias, einer der genialsten u. vielseitigsten Naturforscher der Gegenwart, geb. zu Ende des 1. Decen. des 18. Jahrhunderts zu Hamburg, wo sein Vater noch als Arzt lebt. Von seinem ganzen Bildungsgange ist bis jetzt wenig Genaues bekannt; die Thatsachen aber, daß er zuerst als Advokat in Hamburg praktizirte, dann ebendaselbst als Journalist und Kritiker lebte und erst später durch Alex. v. Humboldt und Ehrenberg auf das Feld der Naturwissenschaften geführt wurde, lassen auf ein innerlich und äußerlich vielbewegtes Leben schließen. Schon seine erste, naturphilosophische Schrift, „Das Verhältniß der spekulativen Philosophie von Schelling und Hegel zu den Naturwissenschaften," zerregte Auf-

ſehen, noch mehr aber ſeine bereits in dritter Auflage zu Leipzig erſchienene „Wiſſenſchaftliche Botanik," in welcher er den induktoriſchen Weg als den allein vernünftigen ſcharf hervorkehrend und einhaltend, mit genialem Entdeckerauge die erſte gediegene und umfaſſende Behandlung dieſer Wiſſenſchaft im neuen Geiſte gab, wobei er natürlich mit den meiſten botaniſchen Notabilitäten in Konflikt gerathen und in Oppoſition treten mußte. Seit Anfang der 40er Jahre wirkt er als akadem. Lehrer an der Univerſität Jena, deren Hauptzierde er iſt, nicht nur am Katheder, ſo wie am Mikroſkop, als genialer Pflanzenphyſiolog, ſondern auch ſeine geiſtvollen Vorleſungen über Anthropologie haben das zahlreichſte Auditorium der Univerſität. Sein ebenfalls bereits in neuer Auflage erſchienenes intereſſantes Buch „Das Leben der Pflanze" iſt in anregendſter Weiſe beſonders für das nichtgelehrte Publikum geſchrieben. Auch ſeine publiciſtiſche Feder iſt noch manchmal thätig (z. B. „Ueber den Freihandel," in dem „Wiener Boten," Leipzig 1849); von 1848 auf 49 war er Abgeordneter des weimariſchen Landtags, wo er als geiſtreicher Sprecher, doch — im Widerſpruch zu ſeinem radikalen wiſſenſchaftlichen Geiſte — als etwas ſchwankender, demokratiſirender Politiker erſchien, aber ſein Mandat bald niederlegte — zum Nutzen und zur Freude der wiſſenſchaftlichen Welt. — 2) Eduard, Maler, geb. zu Pyrmont 1809, wollte ſich ſeit 1837 zu München unter Kaulbachs Leitung der Hiſtorienmalerei widmen, blieb aber zuletzt beim Genre ſtehen; malte auch Bildniſſe.

Schleidenia (Bot.), nach Endlicher, Pflanzengatt., ſ. v. a. Presiaea *Mart.*

Schleidenites (foſſ. Bot.), nach Unger, foſſile Pflanzengatt., von der aber nur Holzreſte bekannt ſind. Unger ſtellt ſie zu den Leguminoſen. Jahresringe deutlich über 1‴ breit, Markſtrahlen gleichförmig, gedrängt, aus 1—3-reihigen Zellen beſtehend, poröſe Gefäße zuſammenhängend, ausgefüllt, zu 2 oder 3 zuſammen gewachſen, ungleich. Eine Art: S compositus *Unger*, (Endlicher, Gen. plant. Supplem. II, S. 102), tertiär aus Ungarn.

Schleider, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. Jülich; 470 Einw.

Schleidweiler, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Trier, Hauptort der Bürgermeiſterei gl. Namens; Eiſenbergwerk, Mühle; 380 Einw.

Schleie (Ichthyol.), ſ. v. a. Schleihe.

Schleier, 1)(Schlier, Schier, Klar, franz. Claire, Linon, engl. Lawe, ſpan. Estopillas, Waarenk.), ein dünnes und durchſichtiges, auf Batiſtart locker gewebtes Leinenzeuch, welches ſeinen Namen von dem Gebrauch in ſüdlichen Ländern zu Nonnenſchleiern, Kopfhüllen der Frauen ꝛc. herleitet und das in verſchiedener Feinheit glatt, gegittert, geſtreift, geblümt und getüpfelt, früher viel in Schleſien und Böhmen verfertigt wurde, deſſen Fabrikation jetzt aber ſehr beſchränkt iſt in Folge häufiger Verwendung des baumwollenen Garnes zu klaren Stoffen. Man hat dicke oder dichte, klare oder dünne S. Die dichte Art unterſcheidet ſich v. der Batiſtleinwand dadurch, daß der Faden weicher, ihr Einſchlag etwas feiner als die Kette und das Gewebe demnach dünner iſt, und daß ſie nach der Bleiche geſtärkt und geglättet werden; die klare Art unterſcheidet ſich durch ihre zarten Fäden im Einſchlag wie im Aufzug, welche um ein Merkliches von einander entfernt ſind. Damit die Lockerheit der Fäden erhalten wird, arbeitet der Weber mit Blättern, deren Riete die gehörigen Zwiſchenräume haben, und ſchlägt den Schuß nicht mit der Lade feſt, ſondern ſucht den Faden ſorgfältig von den vorher eingeſchoſſenen in dem erforderlichen gehörigen Abſtande zu halten, wozu Geſchick und eine leichte Hand gehört. In neueren Zeiten webt man offene Zeuche mit einer Vorrichtung am Webſtuhl, Regulator genannt, welcher veranlaßt, daß die Schußfäden in regelmäßigen und beliebig weiten Abſtänden von einander eingetragen werden. Es gibt einfache und gemuſterte S. Bei den letzteren ſind die Streifen und Blumen von Baumwollengarn entweder weiß, oder roth, oder grün, theils ſchon in der Kette mit aufgezogen, theils eingeſchlagen; jedoch iſt die Zeichnung oder die Blume nur auf einer Seite rein, und die Verbindungsfäden einer Blume mit der andern müſſen auf der Rückſeite weggeſchnitten werden, wobei man das neugewebte Stück S. wieder über eine Art Stuhl aufſpannt; beim Damaſt dagegen iſt die Zeichnung auf beiden Seiten rein, und die Muſter ſind von ganz gleichen Fäden des ganzen Gewebes eingetragen. Nach der Bleiche werden die Gewebe entweder eben ſo behandelt, wie die Frauen die feine Wäſche ſtärken und glätten, oder ſie werden, wenn ſie wollig bleiben und ein muſſelinartiges Anſehen erhalten ſollen, auf beiden Seiten gerumpelt. In Frankreich und den Niederlanden werden die Claires und Linons verfertigt; Weſtphalen liefert ſeine Klarlinnen und ſeinen Schleim. In Schleſien, wo unſtreitig das Meiſte verfertigt wird, hat die Schleierweberei ihren Hauptſitz in Hirſchberg und in den in der Nähe liegenden Dörfern; im Handel nach dem Auslande heißen ſie Eſtrpilles. In den beiden böhmiſchen Herrſchaften Starkenbach und Hohenelbe werden eben ſo feine und gute S. wie in Schleſien verfertigt. Baumwollene S. werden im Baireuthiſchen, in Hof und den benachbarten Orten verfertigt und meiſtens ſchwarz gefärbt nach Spanien und Italien ausgeführt. — 2) (Kleidungsw.). Sowohl als Nationaltracht und als modiſcher Putz ſind die S. vielfältig Gegenſtand eines ausgebreiteten Handels. Vorzüglich getragen werden die ſchwarzen geſtickten Spitzenſchleier, velos negros trapenados, welche Frankreich, England und das ſächſiſche Erzgebirg liefern. Von geringerem Verbrauche ſind die weißen S., wohl aber finden die grünen, blauen und hellrothen Gazeſchleier aus Lyon und anderen franzöſiſchen Seidenfabriken viel Verwendung. Geſtickte Petinet- und Bebbinetſchleier bezieht man am beſten aus Annaberg od. Schneeberg im Erzgebirge. Je nachdem der S. zur Bedeckung des Kopfes oder Geſichtes, der Bruſt oder des ganzen Körpers benutzt wird, nennt man ihn Schleierhaube und im letzten

Falle Schleierkappe. Der S. war ein bei allen Völkern des Alterthums gebräuchliches Kleidungsstück der Frauen, das in Bezug auf seine Größe und seinen Zweck verschieden war. Der Gebrauch desselben ist uralt und scheint vom Orient aus in das Abendland vorgedrungen zu seyn. Dort aber, wo die Frau nur für den Mann ein Interesse haben darf, außerdem für Niemanden, lag es am nächsten, daß die Frau sich nie ohne Schleier fremden Männern zeigte. Forschen wir weiter, von wo im Orient diese Sitte ausging, so kommen wir auf das semitische Alterthum, wo eben gegensatzlos die Frau schlechthin dem Manne unterworfen war, stets der Gegenstand glühender Eifersucht. Das mildere indische Alterthum basirt die Unverletzlichkeit ehelicher Rechte auf die weibliche Moralität, und der S. findet sich im Drama nur als Schmuck vornehmer Frauen. Ohne Scheu schlagen sie ihn zurück, wenn sie wollen. Nicht so in Westasien. Nur das noch unverheirathete u. unverlobte Mädchen konnte sich in älteren Zeiten unverschleiert zeigen; in niederen Ständen geschah dies wohl immer. Erst die Verlobte legt den S. an. Bei den griechischen Weibern war der S. nicht über das ganze Gesicht gedeckt, sondern verhüllte bloß den obern Theil des Kopfes bis an die Augen, fiel dann über Wangen und Schultern herab und rollte über den Rücken, so daß man ihn vorziehen und das Gesicht damit bedecken konnte. In Hellas trugen nicht allein Verheirathete, sondern auch Mädchen und selbst Sclavinnen S.; derselbe war bei der Trauer schwarz, außerdem weiß oder bunt. Bei den Römern gehörte der S. (vitta) ebenfalls mehr zum Kopfputz, als zur Verhüllung des Gesichtes; derselbe war auch den Kopfbedeckungen der Nonnen in späterer Zeit mehr ähnlich und wie bei den Griechinnen bis auf die Schultern herabhängend. Wie im ganzen Orient bis jetzt es Sitte der Frauen ist, sich im Hause, so wie auf der Straße den Fremden nicht unverschleiert zu zeigen (wovon jedoch Sklavinnen, Weiber aus niederem Stande, Tänzerinnen, die zugleich die Stelle der Buhlerinnen vertreten, eine Ausnahme machen), so war auch bei den Hebräern der S. ein Gegenstand des Putzes; die Sitte, den S. zu tragen, geht bei ihnen in die graueſten Zeiten zurück, denn schon Sarah hatte einen S., und auch Rebekka bedeckte ihr Gesicht damit, als sie den Isaak sah. Sie hatten drei Arten von S.n, der eine, welcher den Kopf bis an die Stirne bedeckte und in 2 Zipfeln auf die Schultern herabhing, hieß Rabid, der andere, der in der Gegend der Augen, doch so, daß diese frei blieben, befestigt war u. den Kopf und die Brust bedeckte, hieß Raol; dann hatten sie noch eine dritte Art, den großen S., Zaith genannt, der über den vordern und hintern Kopf herabhing und auch das Auge bedeckte. Die vornehmen Frauen trugen auch wohl mehre S. über einander, wenigstens gilt diese Sitte im Morgenlande noch. Unter den Arabern erst ward die Sitte herrschend, daß kein Frauenzimmer sich unverschleiert zeigt. Ein überraschtes Mädchen stellt lieber ihre verborgensten Reize dem Blicke des Beschauers bloß, als daß sie ihr Gesicht unverhüllt zeigt. Mit Verbreitung der arabischen Sitten drang auch dieser Gebrauch in fremde Länder, ostwärts bis Bengalen. Der altorientalische, bei den Arabern noch übliche S. entspricht vollkommen dem angegebenen Zweck. Er besteht aus zwei Stücken undurchsichtigen Stoffes, von denen das eine, oberhalb der Augen befestigt und über den Kopf zurückgeschlagen, den Nacken bedeckt, der andere, unterhalb der Augen angebunden, die Brust verhüllt. Durchsichtige Stoffe kommen erst später bei den minder strengen Persern auf, worauf das liebliche Bild deutet, wenn der Dichter die Erscheinung des Mädchens mit dem Mondglanze vergleicht, den ein leichtes Gewölk verhüllt. Diese orientalischen Sitten, so wie der ganze orientalischen Luxus finden sich bei den Jontern wieder, deren lasciveve Frauen in jeder Weise den morgenländischen näher stehen. Sie wurden, wie jene, in der Gynäkonitis streng bewacht, und wenn sie ausgingen, so hüllte ein Schleiergewand den ganzen Körper ein. Selbst auf Mädchen und Sklavinnen wurde dieses ausgedehnt. Bei den ernsteren lacedämonischen Frauen dagegen nahm nur die Verlobte den S., und hier war er mehr ein Schmuck. Die nordischen Frauen trugen S. von Linnen bei festlichen Gelegenheiten, ohne das Gesicht zu verhüllen; bei der Trauer legten sie dieselben ab. Jetzt besteht der S. im Orient aus zwei Binden, deren eine über die Stirne und Augenbraunen, die andere über Kinn und Mund läuft. Es bleiben demnach nur die Nase und die Augen frei und auch diese werden durch einen dritten, größeren S. bedeckt. Es halten auch die heutigen Orientalen so streng auf die Verschleierung, daß sie es nie unternehmen, ohne S. auszugehen, ja daß die armen Aegyptierinnen lieber halb nackt gehen, ehe sie den S. vergessen, und wenn sie ohne solchen überrascht werden, schlagen sie lieber die wenigen ärmlichen Lumpen, die ihnen als Rock dienen, über den Kopf und zeigen den unteren nackten Theil des Körpers, ehe sie den Kopf unverhüllt lassen. In Konstantinopel wird die Verschleierung nicht mehr so streng gehandhabt. Man hat in neuerer Zeit viele Fälle, wo die Türken den befreundeten Europäern den Zutritt in ihre Harems erlauben und sie ihre Weiber sehen und sprechen lassen, auch wenn der Türke nicht zugegen ist. In den Mysterien der Alten erhielt der S. symbolische Bedeutung des Unerforschlichen; nicht nur die in die Mysterien Eingeweihten trugen den S., als auch die Heiligthümer und Gottheiten wurden bei den Festen der Mysterien verschleiert. Die moderne Welt bedient sich, wie allbekannt, ebenfalls des S.s, jedoch ohne die orientalischen Zwecke dabei im Auge zu haben. — 3) Symbol des Nonnenstandes; den S. nehmen, ins Kloster gehen; — 4) das Symbol verheiratheter oder verheirathet gewesener Frauenzimmer; — 5) (bot. Term.), s. v. a. Velum. — Schleierchen, s. v. a. Indusium. — Schleierlos, s. v. a. Exindusiatus. — 6) (Ornithol.), s. v. a. der Federkranz, welcher die Augen, namentlich der Eulen und der Weihen (Circus) umgibt.

Schleierauffe (Ornith.), s. v. a. Schleiereule, Strix flammea *L.*

Schleierblätterpilz (Bot.), Untergattung von Agaricus *L.*, s. v. a. Phlegmacium *Fr.*

Schleiercretamine (Etamine à voile, Waareuk.), ein feines, leinwandartiges, gewebtes Wollenzeuch von Kammgarn. In Rheims werden davon folgende Sorten sämmtlich ⅞ Stab breit, gemacht: Batarde, die dünnsten, leichteste Sorte, war ehedem zu Nonnenschleiern sehr gangbar, wird jetzt zu Wittwen- und Trauerkleidern, zu Unterfutter gebraucht; Demi sorte, die Mittelsorte, und Forte die dritte und dichte Sorte, welche zu Priesterkleidern, zu Halsbinden und Halstüchern dient. Außerdem liefert Rheims in der nämlichen Breite noch Etamine od. Voile rase, geschorene Schleier, und Voile drapée, dichte, etwas gewalkte Schleier, welche man auch zu Agen und zu Bagneres de Bigorre, jedoch ganz schmal und nur 6—7 pariser Zoll breit, verfertigt. Diese sind, wie die obigen, für Italien und Spanien noch sehr gangbare Artikel.

Schleiereule (Ornith.), s. v. a. Perleule, Strix flammea *L.*, *Savigny.*

Schleierfalter (Entom.), s. v. a. großer Eisvogel, Limenitis populi *Fabr.*

Schleierfarren (Bot.), nach Oken, Abtheilung der 3. Ordnung der Farren, die Zünfte der Bregen und Spaunen enthaltend. Allgemeiner Charakter: Fruchthäufchen mit einem Schleier bedeckt.

Schleierfrau, früher eine Frau, die es besonders verstand, bei feierlichen Gelegenheiten Kopf und Gesicht anderer Frauen auf eine künstliche Art in den Schleier zu hüllen.

Schleierkappe, s. Schleier 2).

Schleierkauz (Ornith.), s. v. a. Schleiereule, Strix flammea *L.*, *Sav.*

Schleierlehn (Rechtsw.), s. v. a. Weiberlehn, s. Lehn.

Schleierlerche (Ornith.), s. v. a. Baumlerche (s. d.), Alauda arborea *L.*

Schleiermacher (Biogr.), 1) Friedrich Ernst Daniel, bedeutender protestantischer Theolog, geb. zu Breslau am 21. Nov. 1768 u. gebildet auf dem Pädagogium zu Niesky, begann auf dem Seminar der Brüdergemeinde zu Barby das Studium der Theologie, vollendete es aber zu Halle seit 1787, nachdem er aus dem Verband der Brüdergemeinde aus und in die protestantische Kirche zurückgetreten war. Nach der Vollendung seiner Universitätsstudien nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen Dohna auf Schlobitten in Preußen an und trat darauf in Berlin in das unter Gedike's Leitung stehende Seminar für gelehrte Schulen. Das Jahr 1794 führte ihn ins geistliche Amt; er ward als Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe und nach zwei Jahren an dem Charitékrankenhaus in Berlin angestellt. Im J. 1802 begab er sich als Hofprediger nach Stolpe u. erhielt hier 1804 einen Ruf nach Würzburg, den er aber ablehnte, um nach dem Wunsche der Regierung sich für eine preußische Universität zu erhalten. Man gab ihm hierauf noch in demselben Jahr eine außerordentliche Professur und die Stelle eines Universitätspredigers in Halle. Kaum war 1806 wirklich ein Universitätsgottesdienst zu Stande gekommen, so erfolgte die für Preußen so traurige Katastrophe und führte den zeitweiligen Schluß der Universität herbei. Als 1807 Preußen auch Halle u. den Saalkreis zum Arrondisement des Königreichs Westphalen abtreten mußte, begab sich S. nach Berlin zurück, wo er eine Reihe von Vorlesungen vor einem gemischten Publikum eröffnete und nicht allein die Kanzel benutzte, um als Patriot mitten unter den feindlichen Bayonneten und ungebeugt von dem Schrecken des Namens Davoust für die Erhebung und Kräftigung des Preußengeistes zu wirken, sondern auch, bald herangezogen von Stein und Humboldt, im Ministerium für die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts arbeitete u. vorzüglich thätig für die Gründung der neuen Friedrich-Wilhelms-Universität war. Im J. 1809 erhielt er eine Predigerstelle an der Dreifaltigkeitskirche u. verheirathete sich. Bei der Eröffnung der neuen Universität nahm er an derselben eine Professur an und bildete mit de Wette und Marheinecke die theologische Fakultät und entwickelte in dieser Stellung eine glänzende Lehrgabe. Die Fülle der Gedanken, die Form, die in schönster Vollendung ihm zu Gebote stand, und vor allem das durch und durch ethische Streben führte ihm eine Schaar begeisterter Schüler zu, und gerne erkannten auch schon gereiftere Theologen ihren Meister in ihm an. Die Kollegia, welche er las, umfaßten den ganzen Kreis des theologischen Wissens, und auch philosophische Disciplinen. Im J. 1811 begann er nicht nur seine, seitdem oft wiederholten Vorträge über Dialektik, welche er als Einheit der Logik und Metaphysik faßte, sondern schrieb auch seine „Kurze Darstellung des theolog. Studiums" (Berlin 1811, 2. Aufl. 1830), nur wenige Bogen, aber eine ganze Welt neuer Gedanken. S. hatte schon seit 1806, wo seine „Weihnachtsfeier" erschien, die Bahn des geistreichen Dilettantismus in der Theologie verlassen und sich den ernsten kritischen Studien zugewandt. Mit genialer Meisterschaft verpflanzte er die Kritik, wie sie seit Bentley auf dem klassischen Gebiet geübt worden war, auf den Boden der neutestamentlichen Literatur. In seinem „Kritischen Sendschreiben über den 1. Brief an Timotheus", 1807, wagte er eine durchgreifende divinatorische Kritik, gestützt auf eine zusammenhängende Auffassung der paulinischen Schriften. Der Glaube an die Aechtheit dieses Briefs erhielt eine, trotz allen Heilkünsten, bis jetzt noch offene Wunde. Die Kritik blieb eine Lieblingsbeschäftigung für S. Auch das schwierige Problem der Entstehung der synoptischen Evangelien unterzog er einer Prüfung und in seinem 1817 erschienenen Versuch über die Schriften des Lukas, führte er, mit Gieseler zusammentreffend, die Kritik von der luftigen Hypothese des Urevangeliums auf den sichern Boden der Geschichte und Exegese zurück. Unser Lukasevangelium erwies sich ihm als eine Sammlung verschiedener kleiner Aufsätze. Während wir aber in dieser Schrift, wie in dem Aufsatz „Ueber die

Zeugnisse des Papias von unsern beiden ersten Evangelien" und in der Erklärung Kol. 1, 15—20 nur Proben seiner in allen Disciplinen erworbenen Virtuosität haben, gibt uns S.s „Darstellung des christlichen Glaubens nach den Grundsätzen der evangel. Kirche" (1821—22, 2. Aufl. 1830–31) eine vollständige Ansicht von der Art u. Weise, wie er die systematische Theologie ausführte. Es ist das glückliche oder unglückliche Geschick jedes großen Werks, vielfältig bestritten zu werden. Das hat auch S.s Dogmatik erfahren. Er selbst hat noch in den „Stud. und Kritiken", 1829, Heft 2 und 3, zur Abwehr und zur Verständigung die Feder ergriffen. — Immer klarer stellt es sich schon jetzt heraus, daß dieses Werk nicht der Ausgangspunkt einer die christliche Offenbarung zerfleischenden Dialektik war, sondern der inhaltsvolle Anfang und energische Versuch den geoffenbarten Inhalt mit der Innerlichkeit und Freiheit des Subjekts auszusöhnen, denselben im innersten Wesen des Geistes zur Anerkennung zu bringen. Die großartige Tendenz, welche sich durch S.s Dogmatik hindurchzieht, bezeichnet er selbst als das Streben nach der mystischen Mitte (§§. 100 und 101 der Glaubenslehre), es ist ein Suchen der richtigen Stellung des christlichen Bewußtseyns zwischen Glauben und Wissen. Die Verfolgung dieser Tendenz war geboten durch die Zeitverhältnisse, wo die Extreme des Rationalismus und Supernaturalismus, die abstrakte Freiheit des Subjekts u. der christliche Glaube sich auf Leben u. Tod bekämpften. Den Entschiedenen mag immerhin der Tadel „des Schleiermachers" u. der Irrthum bleiben, die Principien des schleiermacherischen Denkens bis an die äußersten Konsequenzen fortgetrieben zu haben; man wird noch einst entdecken, wie S., der vor Allem in seiner Theologie eine Beziehung auf das Praktische hatte, mit klüger Besonnenheit jene Spitzen, die eine Anzaal seiner Schüler aus seinem abgerundeten Werk hervortrieben, abgebrochen u. verborgen hatte. Als ihn die Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1811 war, zum Sekretär der philosophischen Abtheilung erwählte, benutzte er diese Gelegenheit, um sich von seiner Beschäftigung im Ministerium entbinden zu lassen, da die Schärfe und Entschiedenheit seines Geistes mehr Widerstand als Eingang fand. Seit diesem Rücktritt vom Kirchenregiment in einem höhern Staatsamt beschränkte er sich, theils als Schriftsteller, theils als freigewählter Präsident der berliner Synode 1817 für die Reformen der Kirche zu wirken, damit die seit 1814 angeregte Umgestaltung des öffentlichen Gottesdienstes und der Verfassung der Kirche sammt der Union auf den rechten Grund und Weg geführt würden. Schon frühzeitig hatte er seine Theilnahme an dem allgemeinen kirchlichen Leben und eine klare Einsicht in die Bedürfnisse desselben beurkundet durch die 1804 anonym erschienenen „Zwei unvorgreiflichen Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens in Beziehung auf den preußischen Staat". Er wies darin auf die Nachtheile der Trennung der protestantischen Kirche und auf die Union derselben hin, die in der Brüdergemeinde schon vorgebildet sey, indem hier der luther. und reformirte Trepus bestehe, ohne daß dadurch die Kirchengemeinschaft gestört werde. Die Zeit führte ihn aber jetzt auf das Feld der Polemik, als er in diesem Sinne zu wirken sich entschlossen zeigte. Das „Beglückwünschungsschreiben an die hochwürdigen Mitglieder der von Sr. Majestät, dem König von Preußen zur Aufstellung neuer liturgischer Formen ernannten Kommission", 1814, war mehr eine Kondolenz u. Warnung voll sokratischer Ironie u. hatte, wohl wie keine andre Schrift S.s, unmittelbar den beabsichtigten Erfolg, denn die Kommission, anstatt neue liturgische Formen zu erfinden, trug, mit edler Selbstverleugnung auf S.s Ideen eingehend, darauf an, daß zuvor der Kirche eine Verfassung gegeben werde, damit die Reform von innen heraus zu einem Gesammtwillen der Kirche gestaltet werde, und der König ging auf dieses Verlangen ein. Als aber dennoch die neue Liturgie für die Hof- und Garnisonsgemeinde zu Potsdam erschien, unterwarf S. dieselbe seiner scharfen Kritik und drang von Neuem auf eine Synodalverfassung. Als nun 1817 die Union (s. d.) zu Stande gebracht wurde und die Ausschreiben zur Bildung einer Presbyterial- und Synodalverfassung erschienen waren, sah S. mit Freuden, wie seine Ideen und Gedanken bereits das Gemeingut Vieler geworden waren. Eifrig suchte er das Werk jetzt mit Rath und That zu fördern. Noch im Sommer 1817 schrieb er Bemerkungen über die für die protestantische Kirche des preußischen Staats einzurichtende Synodalverfassung". Als bald darauf die berliner Synode zusammentrat, schien das Gelingen ihres Werks unter seiner Leitung bei immer lebendigerer Zustimmung aller Mitglieder sicher vorauszusehen: die Union und die neue Verfassung der Kirche schienen unzertrennlich. S. verfaßte freudig die amtliche Erklärung der Synode über die am 30. Oktober von ihr zu haltende Abendmahlsfeier. Die Union wurde von ihm nicht als eine unnütze und zu neuen Spaltungen führende dogmatische Ausgleichung gefaßt, sondern bloß als eine Friedensstiftung zwischen den beiden Kirchen, bezeugt durch einen neuen Ritus im Abendmahl. Die schöne Hoffnung, der man sich allgemein in Berlin hingab, wurde bald durch Ammons „Prüfung der harms'schen Thesen" gestört, und S. ergriff die Feder, um die scharfe Ausforderung des Gegners mit bitterfalzigem Witz zurückzuweisen. Es erschien 1818 S.s „Sendschreiben an den Oberhofprediger Ammon über die Prüfung der harms'schen Thesen". Allein bald wurde die hoffnungsvolle Saat von noch ganz anderen Schlägen heimgesucht. Den Staatsmännern des alten Systems war die freiere Stellung der Kirche v. Anfang an ein Dorn im Auge. Immer lauter wurde der Verdacht einer neuen Hierarchie geäußert und endlich gefunden, daß die Kirche für eine lebendigere Verfassung weder ruhig, noch reif genug sey. Das Erscheinen der neuen preußischen Liturgie und Agende war der Anfang und das Zeichen der bereits eingetretenen Reaktion. Weder den Gehalt, noch die Gestalt der neuen Liturgie konnte S. gutheißen,

In seiner bisherigen Stellung, wie in der Mächtigkeit seines Geistes lag es, daß er an die Spitze der Opposition trat. Unter dem Namen Pacificus Sincerus erschien 1824 ein theologisches Bedenken von ihm über das liturgische Recht evangelischer Landesherren, das der herrschenden Richtung die Art an die Wurzel legte und den in der Zeit des Indifferentismus unter den Theologen entschlafenen, nur in den Schulen der Rechtsgelehrten kümmerlich und geistlos fortgeschleppten Streit über die Rechtsprincipien in dem Verhältniß zwischen Kirche und Staat so sehr aufregte, daß von da an ein Kampf verschiedener Meinungen über diese Materie her datirte. Wie S. endlich die Opposition aufgab, so geschah es erst, als die Verhandlungen so weit gediehen waren, daß er ohne Verletzung seiner Ehre und ohne Nachtheil der Kirche auf Bedingungen hin einen Waffenstillstand schließen zu können glaubte. Den Schmerz über den „tragischen" Ausgang verbarg er nie. — Auch die evangelische Kirchenzeitung suchte zu ihrer Verherrlichung einen Streit mit S. Er hatte auf das Schreiben der beiden breslauer Professoren, von Cölln und Schulz, bei Gelegenheit der Feier der augsburgischen Konfession, um zu beruhigen und zu versöhnen, in den Studien und Kritiken 1831 ein Sendschreiben drucken lassen, worin er die Furcht vor neuen Verpflichtungen auf die symbolischen Bücher für übertrieben erklärt und auf das Nutzlose eines solchen Verfahrens hinweist, aber auch gegen den Wunsch, daß irgend wann an die Stelle der veralteten Symbole neue gesetzt werden möchten, feierlich protestirt. Ganz mit dem, was er schon 1819 im Reformationsalmanach über das Wesen der protestant. Symbole geschrieben, im Einklang, zeigt er dabei, daß sich wohl Mancher, ohne mit dem Symbol völlig übereinzustimmen, doch zur Annahme entschließen könne, nämlich in seinem Verstande und Sinn, ohne daß dieses Heuchelei, oder eine Reservatio mentalis sey. Der Zionswächter schlug Lärm und zieh S. des Jesuitismus ꝛc. S. überließ ihm stillschweigend den erfreulichen Fund und ergoß nur seinen Schmerz, auch von seinen Kollegen in Breslau verkannt worden zu seyn, in die Vorrede zu seinen „Predigten in Bezug auf die Feier der Uebergabe der augsburg. Konfession", 1831. Nicht ohne Störung blieb auch für ihn der Einfluß, welchen die mit der Reaktion in Bund getretene „Hegelei" ausübte. Wagte es doch einmal das Ministerium, wie man erzählt, S. den Wink zukommen zu lassen, er möge seine Vorträge wissenschaftlicher einrichten. Doch auch da kam ihm die scharfe Waffe des Geistes zu Statten. Die einfache Rückfrage um eine Definition, was denn „wissenschaftlich" sey, reichte hin, um das Ministerium zu beruhigen. Der Tod S.s, am 12. Febr. 1834 in Folge einer Lungenentzündung eingetreten, erregte allgemeine Theilnahme. „S.s ethische Natur u. energische Selbstbildung kam auch in seiner äußern Persönlichkeit und den Verhältnissen des geselligen Lebens zur Erscheinung. Obgleich klein, verwachsen, schwächlich und in der spätern Lebenszeit kränklich, war sein Körper doch im Dienste des Geistes ein gelenkes Organ desselben geworden und spiegelte die Kraft desselben ab. In dem äußerst lebendigen, durchdringenden Blick, im raschen Gang, in den edlen, harmonischen Zügen des Gesichts, in seiner sichern Stimme offenbarte sich stets die rege Thätigkeit und Harmonie des Innern. Sehr selten hat wohl ein akademischer Lehrer und Kanzelredner Stimme und Vortrag mit solcher Freiheit und Sicherheit beherrscht, wie S. Sowohl die wissenschaftlichen Vorträge, als die Predigten waren, obgleich niemals vorher aufgeschrieben, doch innerlich stets wie aus einem Guße; ein Anstoßen, eine Lücke, eine müssige Wiederholung wurde nicht bemerkbar: so hatte der Geist den schwächlichen Körper sich zu eigen gemacht. In demselben Grad beherrschte er seine Affekte. Sein Freund Steffens, der in jener Zeit großer Aufregungen viel mit ihm umging, erzählt irgent wo in seinen Erlebnissen, er habe ihn in den heftigsten Erregungen jener bewegten Zeit niemals die Herrschaft über sich selbst verlieren sehen. Auch bei Symposien, in heitrer Gesellschaft verleugnete sich dieselbe nicht. Muth u. männliche Freimüthigkeit bewährte er nicht bloß in den Zeiten der Unterdrückung Deutschlands, sondern auch später in der Periode der karlsbader Beschlüsse verleugnete er nie seine freie politische Gesinnung. Daß er im persönlichen Verkehr, trotz der scharfen Dialektik und des oft sarkastischen Witzes, ein liebreiches, sogar ein weiches Gemüth hatte, bezeugen nicht nur seine Freunde, sondern auch Solche, welche in andern Beziehungen ihn herunter zu setzen sich bemühten. Auch die Mitglieder seiner kirchlichen Gemeinde hatten eine warme Anhänglichkeit und Liebe zu ihm. Wegen seiner dialektischen Kunst und Beweglichkeit ist er von Manchen irrthümlich für einen gesinnungslosen Sophisten gehalten worden; da doch jene Kunst bei ihm im Dienste der ethischen Selbstbildung und eines Wahrheitseifers stand, welcher keine Unklarheit u. innere Unwahrheit duldet u. nach allen Seiten hin eine bestimmte, selbstständige Ueberzeugung sucht." — „Wie gewaltig auch das Leben ihn in die Bewegungen und Kreise der Zeit zog, so blieb er doch innerlich gebunden an die eben so große Gewalt des frommen Gemüths, womit ihn Gott begabte, und in jener frommen Gemeinde, die ihm die bestimmte Richtung auf die lebendige Gemeinschaft mit dem Erlöser gegeben." Frömmigkeit, sagt er selbst, war der mütterliche Leib, in dessen Dunkel mein jugendliches Leben genährt und auf die ihn noch verschlossene Welt vorbereitet wurde, in ihr athmete mein Geist, ehe er sein eigenthümliches Gebiet in Wissenschaft und Lebenserfahrung gefunden hatte: sie half mir, als ich anfing, den väterlichen Glauben zu sichten und Gedanken und Gefühle zu reinigen von dem Schutte der Vorwelt: sie blieb mir, als auch der Gott und die Unsterblichkeit der kindlichen Zeit dem zweifelnden Auge entschwanden: sie leitete mich absichtslos in das thätige Leben, sie zeigte mir, wie ich mich selbst mit meinen Vorzügen u. Mängeln in meinem ungetheilten Daseyn heilig halten sollte, und nur durch sie habe ich Freundschaft u. Liebe gelernt." Mit Unrecht hat man ihn beschul-

digt, er habe sich in den letzten Augenblicken zur pietistischen Richtung bekehrt." Als am letzten Morgen sein Leiden sichtbar stieg, u. er die Seinigen weggehen hieß, damit er ihnen den Jammeranblick erspare, da legte er, als der Todeskampf schon ausgerungen und das Auge wie gebrochen schien, die beiden Vorderfinger an das linke Auge, wie er oft that, wenn er tief nachdachte, und fing an zu sprechen: Wir haben den Versöhnungstod Jesu Christi, seinen Leib und sein Blut. Während dessen hatte er sich aufgerichtet, seine Züge fingen an, sich zu beleben, seine Stimme ward rein und stark, und er sagte mit priesterlicher Feierlichkeit: Seyd ihr Eins mit mir in diesem Glauben? worauf die Seinigen ein lautes Ja antworteten: So laßt uns das Abendmahl nehmen! Aber vom Küster kann keine Rede seyn. Schnell, schnell, es stoße sich Keiner an der Form! Nachdem das Nöthige herbeigeholt, während dessen die Seinigen in feierlicher Stille mit ihm gewartet hatten, fing er an mit immer verklärteren Zügen und Augen, in denen ein wunderbarer, unbeschreiblicher Glanz, ja eine höhere Liebesgluth, mit der er die Seinigen anblickte, zurückgekehrt war, einige betende und einleitende Worte zu der heiligen Handlung zu sprechen. Darauf gab er, indem er Jedem einzeln, auch zuletzt sich selbst die Einsetzungsworte vollständig und laut gesprochen, das Brod und den Wein zuerst den Andern, dann sich selbst, und sprach: Auf diesen Worten der Schrift verharre ich, sie sind das Fudament meines Glaubens. Nachdem er den Segen gesprochen, wandte er sein Auge noch einmal mit voller Liebe zuerst zu seiner Gattin, dann sah er jeden Einzelnen mit durchdringender Innigkeit an, mit den Worten: So in dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir Eins. Er legte sich auf das Kissen zurück. Noch ruhete die Verklärung auf den Zügen. Nach einigen Minuten sagte er: Nun kann ich auch nicht mehr hier aushalten, und wieder: Gebt mir eine andere Lage. Man legte ihn auf die Seite, er athmete einige Mal auf; das Leben stand still. S.s „Sämmtliche Werke" erschienen, Berlin 1835, in 2 Abtheilungen: „Zur Theologie" und „Zur Philosophie". — Vergl. über ihn: F. D. Baumgarten-Crusius, Ueber Dr. F. S., seine Denkart und sein Verdienst, Jena 1834; — A. Schweizer, S.s Wirksamkeit als Prediger, Halle 1834. — 2) Andreas August Ernst, bekannter Linguist, den 6. Februar 1787 zu Darmstadt geboren, Sohn des Direktors der dortigen Museen, Ernst Christian Friedrich Adam S., studirte seit 1803 auf den Universitäten zu Gießen und Göttingen Theologie, hielt sich dann eine Zeit lang in Paris auf und ward nach seiner Rückkehr bei der Hofbibliothek beschäftigt. Seit 1808 fest angestellt, wurde er 1811 zum Bibliothekar befördert und nebenbei 1821 zum wirklichen Rathe bei der neu organisirten Oberfinanzkammer ernannt. Nach dem Regierungsantritte ward er unter Enthebung von seiner Bibliothekarstelle geheimer Kabinetssekretär und 1834 geheimer Rath, mit Beibehaltung seiner vorherigen Dienststellung. Nachdem er schon früher zwei Preise bei der franz. Akademie der Inschriften gewonnen, nahm er 1838 an einem dritten Preise Theil durch die Schrift „De l'influence de l'écriture sur le langage", die er 1835 unter Beifügung einer birmanischen und malayischen Grammatik im Druck erscheinen ließ. Schrieb ferner: Entwurf eines Lehrplans für Gymnasien und Realschulen, Darmst. 1835; — Geschichte Theodorichs des Großen, Königs der Ostgothen, im 1. Jahrg. des „Rh inischen Taschenbuchs"; — Bemerkungen über den Studienplan der großherzogl. hess. Landesuniversität zu Gießen, Darmst. 1843, u. A.

Schleiermaki (Säugeth.), s. v. a. Habrocebus Diadema *Bennet*.

Schleiermoos (Bot.), Gattung der Moose, s. v. a. Cryphaea *Web.*

Schleiermoose (Bot.), Cryphaeaceae *Rchb.*, *Rabenh.*, Abtheilung der Bryaceae *Rchb.* Charakter: Blätter abstehend, eiförmig-länglich, zugespitzt, ganzrandig; Rippe gegen die Spitze verschwindend; Blattnetz sehr engmaschig, aus chlorophyllösen, dickwandigen, kleinen, länglichen, wasserhellen Zellen gebildet. Blüthen diöcisch, knospenförmig; Antheridien und Archegonien klein, mit wenigen fädigen Paraphysen. Leben an Baumstämmen in lockeren Rasen, sind ausdauernd und von gelbgrüner oder bräunlicher Farbe. Einzige Gattung: Cryphäa.

Schleiern, 1) sich mit einem Schleier, in so fern er Kleidungsstück ist, verhüllen; — 2) (Bergb.), das Umwickeln der Kolbenstangen ꝛc. mit Lappen, damit sie luft- und wasserdicht werden.

Schleiernatter (Amphib.), s. v. a. Coluber vittatus *Russ.*

Schleierschürze (Kleidgsw.), Schürze von feinem Weißzeuch, wie sie früher die Frauen bei Leichenbegängnissen trugen.

Schleiertaube (Ornith.), Varietät der gemeinen Haustaube, Columba livia cucullata.

Schleif, das vom Goldarbeiter abgeschliffene Gut, es sey Gold, oder Silber.

Schleifbank, s. v. a. Schleifmaschine.

Schleifbaum (Weber.), Baum am Webestuhl, durch welchen die Kette gespannt wird.

Schleife (in versch. Bedeut.), 1) Band oder Schnur ꝛc., die so zusammengeschürzt ist, daß man bei Verfertigung eines Knotens die Enden nicht ganz durchzieht, sondern sie mit in den Knoten einschürzt; — 2) das auf 2 Punkten zusammengenähte oder gebundene Band ꝛc., welches auf diese Weise einen Bogen bildet; — 3) die Schleppe an einem Kleide; — 4) (Vogelf.) jede Schlinge, die nicht an dem Halse, sondern an den Füßen fängt; — 5) das an Grenz- und Marksteinen willkürlich eingehauene Zeichen; — 6) das Band, mittelst dessen man die zu bleichende Leinwand auf der Bleiche an einen Pflock befestigt; — 7) das Werkzeug, mittelst dessen Waaren eine Strecke weit fortgeschafft werden; besteht aus 2 starken schlittenkufenartig geschnittenen Bäumen, die durch Querhölzer mit einander verbunden sind u. an dem vorderen Querholz

einen starken eisernen Haken haben, an welchen ein Pferd gespannt wird; — 8) (Maschinenw.), bei Druckwerken, wo die Bewegung der Kolbenstange horizontal ist, ein Klotz, durch welchen die Kolben- und Pläuelstange gehen und der durch einen Bolzen in der Schleife befestigt ist. Die S. bew gt sich mit dieser Stange hin und her und ruht auf mit eisernen Schinen belegten Lager- und Straßbämmen, während sie auf der unteren Seite mit eisernen Knöpfen versehen ist, wodurch die Friktion nur unbedeutend wird. — 9) (Bergb.), Werkzeug, das in den Zinnwäschen zum Fortbringen des Zinnsteines in Trögen dient; — 10) s. Pflug; — 11) in Oesterreich s. v. a. Mörserklotz.

Schleife (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Sleyen, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Rothenburg; Wasser- und Windmuhle; 400 Einw.; — 2) (Grudzionka), Prov. und R.-B. Posen, Kr. Buk; über 100 Einw.

Schleifen, 1) Werkzeuge, welche zum Schneiden dienen, wenn sie stumpf sind, wieder scharf machen, was auf einem Schleifstein (s. d.) geschieht; solche aber, die aus feinem Stahl bestehen und überhaupt sehr fein geschliffen werden müssen, können auf einem solchen Stein nicht geschliffen werden, da dieser sie zu sehr angreift, sondern man benutzt dazu Wetzstein und Streichriemen; — 2) einem Gegenstand eine Politur oder auch eine gewisse Gestalt geben; — 3) auf dem Eise gleiten; — 4) Schlittschuh laufen; — 5) eine Last auf einer Schleife (s. d.) auf der Erde fortziehen, hauptsächlich bei Fuhrleuten; — 6) (Bauw.), einen Schornstein in schiefer Richtung fortführen, so wie überhaupt einem Gegenstande eine schiefe Richtung geben; — 7) ein Haus, eine Stadt, eine Festung zerstören, oder dieselbe vorsätzlich abtragen, s. Schleifen der Festungen; — 8) eine Art zu tanzen, der Schleifertanz; — 9) s. Seife; — 10) (Klempner.), Waaren von Messingblech glätten, indem man diese erst mit Kohle und dann mit englischer Erde abreibt; — 11) (Fischer.), ein Fischernetz, den Schleifhamen, längs dem Grunde des Wassers scharf hinziehen; — 12) einen Missethäter schleifen, d. h. ihn auf einer Kuhhaut liegend, als sey er ein Aas, zum Richtplatz ziehen; jetzt nicht mehr gebräuchlich; — 13) einen Buchstaben ohne Anstoß mit einem andern zusammen sprechen, z. B. b mit s in Leibes; — 14) der Vortrag, wo mehre Töne ohne Unterbrechung mit einander verbunden werden.

Schleifenblume (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Iberis L.

Schleifen der Festungen (Kriegsw.), das Zerstören der Festungswerke, wozu man entweder in Folge eingegangener Friedenstraktate gezwungen ist, oder welches bisweilen auch dann geschieht, wenn man eine feindliche Festung, die man im Besitz hat, wieder verlassen muß, weshalb man dieselbe seinem Gegner in einem vertheidigungslosen Zustande zu überlassen beabsichtigt. Im ersteren Falle sucht man die Demolirung so viel als möglich so auszuführen, daß man, sofern die Umstände den Wiederaufbau der Festung gestatten, dieses in kurzer Zeit und mit dem geringsten Aufwande ins Werk setzen kann. Deshalb erfolgt die Schleifung größtentheils durch Handarbeit, und zwar mit möglichster Schonung alles desjenigen Mauerwerks, welches nicht unbedingt abgetragen, sondern nur verschüttet zu werden braucht. Im letzterwähnten Falle aber sucht man die Festungswerke auf eine solche Weise zu zerstören, daß der Feind so wenig als möglich bei der Restauration benutzen kann. Da hier gewöhnlich auch die Kürze der Zeit Eile gebietet, so bedient man sich größtentheils des Pulvers zur Erreichung seines Zweckes, indem man damit das Mauerwerk der Festungswerke, vorzüglich die Hohlbaue, als Kasematten, Kaponieren, Minengallerien und dergl., sprengt, eben so aber auch die übrigen Militär-Hauptgebäude, als Kasernen, Zeughäuser, Magazine ꝛc., zusammenstürzt.

Schleifenförmig (bot. Term.), s. v. a. Taeniaeformis, Taeniatus.

Schleifenlaffete, s. Laffete.

Schleifenlinie (Math.), s. v. a. Lemniskate.

Schleifer, 1) zünftige Handwerker, welche das Schleifen und Abziehen schneidender Werkzeuge besorgen. Man hat Metall-, Glas- und Steinschleifer; hier reden wir aber hauptsächlich von den S.n, welche im Stande sind, feine Waaren, als Barbier- u. Federmesser, feine Instrumente ꝛc., gut zu schleifen. Besonders das Schleifen der Tuchscheeren erfordert viel Umsicht und Geschicklichkeit, und es gibt dazu besondere S., die Tuchscheerenschleifer, die weit herumreisen, um diese Arbeit zu verrichten. Eben so bilden die Rauh- und Schwertschleifer zwei besondere Zünfte. Obgleich aber die Innungen getrennt sind, so ist doch den Gesellen einer Innung erlaubt, bei einem Meister der anderen eine Zeit zu arbeiten. — 2) In den Werkstätten des Messerschmieds, Degenschmieds, Sensenschmieds der Arbeiter, welcher das Schleifen oder Poliren der gefertigten Waaren zu besorgen hat; — 3) (Fisch.), der untere Theil einer Angelschnur; — 4) (Muf.), s. v. a. Länderer; — 5) (Coulé, ital. Grupetto), eine Spielmanier oder eine Verzierung, die aus mehren stufenweise auf einander folgenden Vorschlägen besteht, welche an die Hauptnote angeschleift werden müssen. Man unterscheidet A) kurze oder unpunktirte S., und zwar a) solche, die aus 2 kurzen Vorschlägen zusammengesetzt sind. Dieselben kommen sowohl auf-, als auch abgleitend vor, obschon letztere Gebrauchsweise seltener als die erste ist, und müssen in beiden Fällen ziemlich geschwind vorgetragen werden. Sie stehen am häufigsten zwischen Tönen, die sich wie eine Quarte zu einander verhalten, besonders, wenn hernach eine tiefere oder wenigstens keine höhere Note folgt; doch kommen sie auch vor mehren steigenden Quinten und Sexten, steigenden oder fallenden Sekunden vor, werden aber in diesem Falle oft ausgeschrieben, d. h. wie Hauptnoten behandelt. Was die Taktzeit anbetrifft, in die sie fallen, so bleibt es sich gleich, ob es eine gute, oder schlechte ist, wenn nur die Hauptnote in derselben eine ge-

wisse Geltung hat. b) Solche, die aus 3 kurzen Vorschlägen zusammengesetzt sind. Sie erfordern eine der jedesmal herrschenden Empfindung ꝛc. angemessene und daher verschiedene Ausführung. Hat das Tonstück einen munteren Charakter, so wird der Vortrag des S.s geschwind und stark, bei entgegengesetztem Charakter aber matter und langsamer seyn müssen. Im letzteren Falle darf jedoch der Hauptnote nie mehr als höchstens die Hälfte des eigentlichen Zeitwerthes dadurch entzogen werden. Außerdem theilt dieser S. alle Eigenschaften des S.s von bloß 2 Noten. B) Lange und punktirte S. Diese zweite Hauptart der S. kommt meist nur in Tonstücken von zärtlichem, gefälligem ꝛc. Charakter vor einer etwas langen Hauptnote vor, und es wird bei derselben bloß der erste durch das punktirte Nötchen bezeichnete Ton stark angegeben, während die folgenden beiden Töne schwächer und schmeichelnd vorzutragen sind. Da der erste Ton dieser Manier im Grunde ein veränderlicher Vorschlag ist, so folgt daraus, daß die Dauer desselben veränderlich seyn muß, und dies ist in der That auch mehr als bei irgend einer andern Manier der Fall, denn die Hauptnote selbst erhält höchstens nur die Hälfte, oft aber nur einen weit kleineren Theil ihrer Geltung. Steht ein solcher S. vor einer punktirten Hauptnote, so erhält er gewöhnlich 2 Theile von deren Geltung, und der Hauptnote bleibt alsdann nur der Werth des Punktes. Ist an die punktirte Note noch eine andere, und zwar gleichhohe gebunden, so fällt der Werth der ersten und auch noch ein kleiner Theil von der zweiten Hauptnote auf den S. Dieser S., den man bei allen Arten von Sprüngen der Melodie, in Sekunden, Terzen, Quarten, Quinten und Sexten findet, kommt nur in der guten oder accentuirten Taktzeit vor, indem sein erster Ton einen besondern Accent verlangt. — 6) S. Schriftgießerei.

Schleifer (Biogr.), Matthias Leopold, Dichter, den 9. März 1771 zu Wildendürnbach in Niederösterreich geboren, war der Sohn eines Gastwirths, der aber verarmte, so daß die Seinigen sich mit Taglöhnerarbeit ernähren mußten. Trotz der dürftigen Umgebungen entwickelten sich des Knaben Fähigkeiten so glänzend, daß seine Aeltern die größten Opfer brachten, um ihn fortstudiren zu lassen. Er besuchte von 1781—87 die lateinische Schule auf der Universität zu Wien; da aber nun alle Mittel gänzlich erschöpft waren, ergriffen die Aeltern die Gelegenheit, als ihm eine Schreiberstelle in der Kanzlei der Dominikaner angeboten wurde. S. trat mit schwerem Herzen seine neue Laufbahn an, und seine Schwermuth vermehrte sich täglich, so daß er es endlich wagte, dem Kaiser Joseph II. sein Anliegen vorzutragen. Sein Vortrag, seine Zeugnisse sprachen für ihn, und freundlich versprach der Kaiser, es zur Untersuchung zu geben. In höchster Angst erfaßte der Jüngling den Rockzaum des Kaisers und fragte rasch: „Wo wollens Eure Majestät denn hingeben?“ Zur Studienkommission. „Da bin ich ja schon gewesen, da kriegen wir wieder nichts.“ Nun, endete Joseph das Gespräch, wir wollen sehen, ob wir nichts kriegen. Acht Tage darauf hatte S. ein Stipendium von 200 Gulden, das später auf 250 erhöht wurde, worauf er sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmete, während ihn in den Mußestunden die deutschen Dichter und eigene Versuche beschäftigten. Von den letzteren kam ein Lustspiel „So handeln Freunde“ auf dem Burgtheater zur Aufführung. Im J. 1794 ward er als Amtsschreiber zu Velen bei Heinberg, 1796 zu Oberhöflein angestellt, 1799 als Kastner nach Litschau an der böhmischen Grenze und 1801 aus Oberbeamter nach Wallsee an der Grenze von Oberösterreich versetzt, von wo er 1805 als Pfleger nach Ulmerfeld kam, um zugleich als Etappenkommissär wirksam zu seyn. Im J. 1807 kam er als Pfleger nach Wallsee, wo er sich durch seine Thätigkeit bei den Verschanzungen gegen die Franzosen so auszeichnete, daß er zum Pfleger und Distriktskommissär der ob der ensischen Staatsherrschaft Sirning im Traunkreise ernannt wurde. Hier schloß er enge Freundschaft mit dem Dichter Schurz, der ihn mit Lenau in Verbindung brachte. Letzterer schätzte ihn sehr und nannte ihn die österreichische Lerche. Seit 1826 auf die Herrschaft Spital am Pyhrn versetzt, kam er bald darauf nach der Salinenherrschaft Ort, dann nach Gmunden am Traunsee, wo er sein Gedicht „Zumalacarregui“ und die schönen patriotischen Lieder dichtete und am 26. Sept. 1842 †. Eine Gesammtausgabe seiner Gedichte, herausgegeben von K. A. Kaltenbrunner, erschien zu Wien 1846.

Schleiferkarren, s. Schleifmaschine.

Schleiffheim von Sulzfort, s. Greifenson.

Schleifgöttin (Handwerksb.), die den Gesellenpaffen beim Lossprechen eines Lehrlings unterstützenden zwei Gesellen, welche so zu sagen Pathenstelle bei diesem vertreten.

Schleifhaken (Scheerenschl.), Figur im Wappen der Scheerenschleifer, ein Doppelhaken, an welchen sie die in den Häusern zum Schleifen geholten Scheeren hängen und an dem sie dieselben nach dem Schleifen wieder in die Häuser tragen.

Schleifhamen (Fischer.), s. Schleifen 11).

Schleifhalle, s. Schleifmaschine.

Schleifkanne, eine große hölzerne Kanne, in welche man Bier oder andere Getränke füllt und die man in Bierhäusern dem Gast nebst dem Glase versetzt, um daraus zu trinken; auch Gefäß, das man in der Hauswirthschaft braucht, um Getränke darin zu holen. Sie ist mit einem Deckel versehen, der mittelst eines Riegels verschlossen werden kann; an dem Deckel selbst ist ein Bügel, an welchem man das Gefäß trägt; diese Art Kannen sind jetzt häufig von Blech.

Schleifkeil (Oelm.), s. v. a. Rückkeil.

Schleiflade (Orgelb.), eine Windlade, in welcher die Kancellen verspundet sind u. die von den Registerschleifen geöffnet werden; — 2) s. v. a. Springlade.

Schleifmaschine (Schleifmühle), 1) (Schleifer und Messerschmied), Maschine, auf

welcher der Schleifer alle Schneidewerkzeuge ſchleift. Die 3—12 Zoll im Durchmeſſer haltenden Scheiben oder Schleifſteine welche aus verſchiedenartigem Material, Holz, Blei, Eiſen u. ſ. w., beſtehen und deren jede im Mittelpunkte der einen Fläche mit einem eiſernen, rechtwinkelig aufgeſetzten Stiele verſehen iſt, den man in eine vertikale hohle eiſerne Spindel ſteckt, welche durch Rolle und Schnurrad mittelſt einer Kurbel in Umlauf geſetzt wird. Auf die Peripherie der Steine und Scheiben werden die zu ſchleifenden Sachen gehalten; dieſe Peripherie iſt für flache Sachen cylindriſch, für das Hohlſchleifen mehr oder weniger erhaben, für das Erhabenſchleifen mehr oder weniger hohl. Die obere horizontale Fläche der Scheibe wird mit Oel und Schmirgel verſehen, und auf dieſe hält man die Arbeitsſtücke entweder aus freier Hand, oder mit Hülfe eines Korkes. Bisweilen iſt an dem Geſtelle noch eine Welle mit einem größern und gröberen Steine angebracht, welche entweder durch eine beſondere Kurbel, oder ebenfalls mittelſt des Schnurrades herumgedreht werden kann; letzteres iſt beſonders dann der Fall, wenn das Schnurrad mittelſt eines Fußtrittes bewegt wird. Ueber dem Geſtelle iſt ein Gefäß mit Waſſer angebracht, aus welchem da, wo man nicht Oel und Schmirgel anwendet, ein dünner Waſſerſtrahl auf die einzelnen Steine geleitet werden kann. Auf hölzernen Scheiben, deren Peripherie mit Leder oder Filz überzogen iſt, wird mit Beihülfe von feinem Tripel-Pulver das Feinſchleifen vorgenommen. In Städten, wo beſtändig für Schleifer Arbeit vorhanden iſt, haben ſie gewöhnlich ein kleines Häuschen (Schleifhütte) an einen Brunnen oder Röhrkaſten aufgebaut, worin ſie ihr Geſchäft verrichten; doch iſt dies ſeltener der Fall, ſondern die Schleifer ziehen gewöhnlich von Stadt zu Stadt, halten ſich auf, ſo lange ſie zu thun haben, und ziehen dann weiter; in dieſem Falle haben ſie ihre Schleifmaſchine auf einem Karren (Schleifkarren) angebracht, den ſie gewöhnlich mit ſich herumfahren. — 2) (Gewehrfab.), die auf ähnliche Weiſe wie die vorige eingerichtete Maſchine, um die Außenſeite der Gewehrläufe, Degen- und Säbelklingen, Bayonnete, Ladeſtöcke auszuarbeiten und zu ſchleifen. Sie wird gewöhnlich durch eine Roßmühle oder ein Waſſerrad, ſeltener durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt. An der Welle des Waſſerrades ſitzt ein Kammrad, das in ein Getriebe eingreift, an deſſen Welle ein großer, wohl 1 Fuß dicker Schleifſtein, ſo wie die anderen kleinern Schleifſteine u. Polirſcheiben befeſtigt ſind. Dieſe kleinern Schleifſteine ſind auf der Stirne von verſchiedener Geſtalt und, wenn ſie zum Schleifen des Ladeſtockes dienen, mit einer Rinne, wenn ſie dagegen zum Hohlſchleifen der Bayonnete und Degenklingen beſtimmt ſind, mit halberhabenen Stäben verſehen. Alle dieſe Schleifſteine werden anfangs nicht mit Oel und Schmirgel abgeſchliffen, ſondern ſie gehen ſämmtlich durch Tröge, in welche beſtändig friſches Waſſer zufließt, ſo wie auch zugleich ſtets ein kleiner Waſſerſtrahl auf die Zapfen der Welle läuft, damit dieſe nicht zu heiß werden. — 3) Der Edelſteinſchleifer oder Edelſteinſchneider bedient ſich ebenfalls ähnlicher Vorrichtungen, wie der Metallſchleifer. Der Werktiſch, deſſen er ſich bedient, iſt mit einem hohen Rande verſehen und durch eine Leiſte in zwei gleiche Theile geſchieden; an der einen Hälfte befindet ſich ein eiſerner horizontaler Arm, und in einem Loche deſſelben und einer Pfanne des Tiſches läuft die Schleifſcheibe, an deren Spille eine hölzerne Rolle angebracht iſt, über welche eine Darmſaite läuft. In dem anderen Theile des Tiſches iſt eine hölzerne horizontale, 1½ Fuß dicke Scheibe angebracht, die mit der Hand umgedreht werden kann, und um dieſe Scheibe liegt die Saite, welche die Rolle der obengenannten Schleifſcheibe in Bewegung ſetzt. Ein hölzerner Kegel mit einem eiſernen Bolzen ſteht neben der Schleifſcheibe; auf dieſen Bolzen wird der Quadrant geſteckt, um beim Schleifen der Facetten dem Kittſtock, an welchen der Edelſtein befeſtigt iſt, die gehörige Richtung zu geben. Die Scheiben ſelbſt ſind von Blei, Zinn, Kupfer und von verſchiedener Größe; ſie werden hauptſächlich mit Schmirgel, welcher die Härte Nro. 11 hat und alſo harter als alle Edelſteine außer dem Diamant iſt, und Waſſer oder Oel beſtrichen. Man gebraucht dieſe Maſchine, um Steine glatt zu ſchleifen. Beim Diamantſchleifer iſt zwiſchen ſenkrechten Hölzern das Geſtelle der Maſchine angebracht und dieſe mit einem Boden verſehen, der auf drei Seiten zugemacht iſt. Durch dieſen Boden geht eine Spille; an dieſer iſt oberhalb des Bodens die Schleifſcheibe entweder von Gußeiſen oder Stahl ¾ Zoll dick und 1 Fuß im Durchmeſſer; unterhalb des Bodens iſt an einer Spille eine ſtarke hölzerne Rolle. Das daneben befindliche Schnurrad hat einen Durchmeſſer von faſt 6 Fuß, iſt mit einer Kurbel verſehen und wird mittelſt einer an der Wand hängenden Stange, welche hin- und hergeſchoben wird, von einer Perſon herumgedreht; das beſondere Material zum Schleifen iſt nur Diamantſtaub oder gepulverter Diamantabfall, welcher mit feinem Baumöl die auf Stäbe gekitteten Edelſteine zu Brillanten, Roſetten ꝛc. ſchleift. — 4) (Glasfabr.), ſ. Glasſchleifer. — 5) (Spiegelfabr.). Sobald die Spiegeltafeln aus dem Kühlofen kommen und die Randleiſte oder Wulſte weggeſchnitten ſind, ſuchen die Hüttenglaſer, ſo weit es die mangelhafte Durchſichtigkeit erlaubt, die fehlerhaften Tafeln auszuſuchen und ſo in kleinere zu zerſchneiden, daß die Unreinheiten an den Rand kommen, worauf das Schleifen beginnt. Zu dieſer Arbeit gehören zwei Tafeln, eine größere und eine 3 bis 4mal kleinere. Die große Tafel wird nämlich genau wagrecht in die Schleifbank, einen billardartigen, 2 Fuß hohen Tiſch mit Gyps, eingekittet; gerade ſo wird die kleinere in den Boden des „Oberſteins“, eines beweglichen, mit Gewicht beſchwerten Kaſtens befeſtigt, aber ſo, daß beide Tafeln die entgegengeſetzten Flächen, eine rauhe (die gewalzte) und eine glatte (von der Gießtafel) gegeneinander kehren. Wenn Alles ſo vorgerichtet, gibt man groben Sand mit Waſſer auf und bewegt den Oberſtein zugleich um ſeine Axe und hin und

her über die ganze Oberfläche, was aus der Hand oder auch mit Maschinen geschieht. Ist der Sand allmälig zu fein geworden, so nimmt man die folgende Nummer ꝛc., bis das Rauhschleifen beendigt ist, d. h. bis die geschliffene Fläche sich bei der Prüfung mit der Segwage als vollkommene Ebene zu erkennen gibt. Alsdann folgt das Klarschleifen ganz in derselben Weise, nur mit geschlämmtem Schmirgel, wodurch die Platte völlig eben, nicht mehr rauh, aber noch matt und blind erscheint, was erst durch die Politur beseitigt wird. Es versteht sich von selbst, daß nach jeder Operation die Spiegeltafel umgekehrt werden muß, so daß das Klarschleifen erst beginnt, wenn beide Seiten rauh, und das Poliren, wenn beide Seiten klar geschliffen sind. In neuerer Zeit bedient man sich, um dem Spiegelglas eine vollkommene glatte und überall gleichmäßig dicke Oberfläche zu geben, einer von Barillion neu erfundenen Schleifmaschine, deren wesentliches Princip darin besteht, daß mittelst geeigneter Vorrichtungen eine gußeiserne Scheibe in drehender Bewegung über das auf einer steinernen und sorgfältig geebneten Platte liegende Glas wegläuft, indem durch die in Folge des angewendeten Sandes noch erhöhte Friktion alle Unebenheiten der Glasoberfläche weggeschliffen werden. Man wendet alsdann die Glastafel, so daß nunmehr die glatte Seite auf die obere Unterlage zu liegen kommt, während die zweite Fläche einer gleichen Behandlungsweise wie die erste unterworfen wird. — 6) (Stahlfabr.), eine der Maschine des Edelsteinschleifers ähnliche, auf welcher kurze Stahlwaaren, Uhrketten, Schnallen und dgl. geschliffen werden. Die Schleifscheibe ist eine Mischung von Blei und Zinn; beim Poliren wird sie mit fein geriebener Zinnasche und Wasser bestrichen. — 7) S. v. a. Marmormühle.

Schleifmühle, ſ. v. a. Schleifmaschine.

Schleifnadel, 1) eine breite Nadel, um welche die Frauenzimmer ihre Zöpfe wickeln; — 2) ſ. v. a. Schnürnadel.

Schleifpathen (Handwerksg.), ſ. v. a. Schleifgöttin.

Schleifpfaffe, ſ. v. a. Gesellenpfaffe.

Schleifpulver, zum Schleifen und Poliren von Metall- ꝛc.-Waaren dienende harte, fein gepulverte Körper, z. B. Schmirgel, Bimsstein ꝛc.

Schleifrebe, Nebensprößling einer Weinrebe.

Schleifreif, ſ. v. a. Klapperstecken, ſ. Hemmen.

Schleifreißen, sachsen-altenburg. Dorf, Amt Roda; Mahl- und Schneidemühle; 490 E.

Schleifschale, ſ. v. a. Schleifschüssel.

Schleifscheibe, ſ. Schleifmaschine.

Schleifschlag, ſ. Trommel.

Schleifschüssel, ſ. Schleifmaschine.

Schleifstein, 1) ein Sandstein von verschiedener Größe und verschiedenem Korne, erreicht selten die Größe eines Mühlsteins, hat in der Mitte ein viereckiges Loch, um eine Axe mit einer Kurbel darin zu befestigen. Er ruht gewöhnlich auf seiner Axe in einem Troge, dem Schleiftroge, der mit Wasser gefüllt ist, so daß der Stein bei jeder Umdrehung mit frischem Wasser befeuchtet wird. Man gebraucht ihn, um schneidende Werkzeuge darauf scharf zu machen. — 2) (Metallarb.). Anstatt der Feilen bedienen sich die Metallarbeiter sehr oft des S.s, der aus zirkelrundem, scheibenförmigem, hartem Sandsteine von feinem und möglichst gleichförmigem Korne besteht, sich auf einer eisernen Axe befindet und von Pferde-, Wasser- oder Dampfkraft, nur in kleinen Werkstätten durch Menschenkraft umgedreht wird. Bei gehärteten stählernen Arbeiten muß der S. überall die Stelle der Feilen vertreten, weil letztere auf hartem Stahle gar nicht angreifen. Der S. arbeitet schneller als die Feile und verursacht weniger Kosten; aber seine Anwendung ist dadurch beschränkt, daß er nur zur Hervorbringung ebener Flächen, einfacher konvexer Rundungen und cylindrischer Aushöhlungen brauchbar ist. Um letztere hervorzubringen, muß der Stein einen Halbmesser haben, welcher gewöhnlich dem Halbmesser der zu schleifenden Höhlung gleich ist, nie aber größer als dieser seyn darf. Beispiele von Höhlungen, welche auf diese Weise bearbeitet werden, finden sich auf den Flächen der Rasirmesser, den Säbelklingen u. s. w. Ebene Flächen schleift man in der Regel ebenfalls auf der cylindrischen Stirne des Steines durch angemessene Bewegung des Arbeitsstückes; zuweilen aber auch, u. zwar mit größerer Leichtigkeit, weil man die ganze Fläche auf einmal auflegen kann, auf der geraden Seitenfläche, wodurch jedoch der Stein auf eine nachtheilige Weise abgenutzt u. ausgehöhlt wird. Der Durchmesser der S.e ist sehr verschieden und beträgt 3 Zoll bis 6—8 Fuß; ihre Dicke ist der Größe und ihrer Bestimmung angemessen, 3—10 Zoll. Die Beschleunigung der Arbeit erheischt, daß man die Bewegung so schnell als möglich macht; kleine Steine von 3 — 6 Zoll können 500 Umläufe, Steine von 1—2 Fuß Durchmesser 400 Umläufe, Steine von 3 — 6 Fuß Durchmesser 100 — 150 Umläufe, u. endlich solche von 6—8 Fuß Durchmesser 80—100 Umläufe in einer Minute machen. Damit nun große und schwere Steine nicht durch die Wirkung der Centrifugalkraft zerrissen werden, in welchem Falle die herumfliegenden Trümmer erstaunliche Zerstörungen anrichten könnten, umgibt man den Stein mit einem starken hölzernen Kasten und läßt nur dort eine Oeffnung, wo der Arbeiter die zu schleifenden Gegenstände auf den Stein legt. Das Schleifen geschieht entweder trocken od. naß; letzteres ist am gewöhnlichsten, u. zu diesem Behufe geht entweder der Stein mit seinem unteren Theile in einem Wassergefäße, oder man läßt von oben durch eine Röhre Wasser auf ihn fließen. Ein trockener Stein greift stärker an und arbeitet mithin schneller als ein nasser, aber er bringt grobere Risse in der Arbeit hervor und bewirkt eine größere Erhitzung, daher man gehärteten Stahl nicht trocken schleifen kann, indem er von der Hitze weich wird. Das Naßschleifen, wobei alle vom Steine abgestoßenen Körnchen durch

das Wasser weggespült werden, erzeugt einen feineren und gleichförmigeren Schliff, allein es ist unanwendbar, wenn die geschliffenen Gegenstände nicht von der Art sind, daß man sie leicht abtrocknen kann, um das Rosten zu verhindern, wie z. B. die Spitzen der Nähnadeln. Das Trockenschleifen ist durch Einathmung der feinen Eisenspänchen und des Steinstaubes, welche sich in der Luft verbreiten, der Gesundheit sehr nachtheilig, und man hat daher schon viele Vorschläge zur Abhülfe gemacht und angewendet. Die S.e nutzen sich beim Gebrauch bedeutend ab, und da sie selten überall von gleicher Härte sind, auch der Druck, mit welchem die Arbeit daran gehalten wird, nicht gleich seyn kann, so ist die Abnutzung unregelmäßig, und die kreisrunde Gestalt geht allmählig und um so eher verloren, je weniger aufmerksam und geschickt der Schleifer und je schlechter der Stein ist. Man muß die unrund gewordenen Steine durch Behauen wieder von Neuem zurichten; weiche Steine lassen sich zur Noth mit einem spitzigen stählernen Meißel, den man unbeweglich gegen den in Bewegung befindlichen Umkreis hält, abdrehen. Handschleifsteine sind größere oder kleinere Steinstücke, meist von länglicher regelmäßiger Form, welche man in der Hand hält, während man mit ihnen die Arbeitsstücke reibt. Seltener liegt der Stein fest, u. dann führt man das Arbeitsstück über dessen Oberfläche hin und her. Man benetzt die Steine stark mit Baumöl oder Wasser und unterscheidet sie hiernach in Oel- und Wassersteine. Erstere wendet man nur zum Schleifen von Stahlarbeiten, und zwar mehr zum Schärfen schneidender Werkzeuge als zum Glätten an. Nach der Schärfe oder Feinheit des Kornes unterscheidet man die Steine oft als rauhe, halblinde und linde. Sie bestehen meist aus Thonschiefer oder Wetzschiefer und selbst aus Kieselschiefer, welche Abänderungen dadurch gebildet werden, daß der Stein mehr od. weniger mit Quarzsubstanz durchdrungen ist. Erstere sind grauweiß, hellgrün, bläulichgrau, schmutziggrau, gelb und röthlich. In Ostindien und neuerlich in England werden künstliche S.e, s. g. indische S.e, verfertigt, indem man Korundpulver oder andern Schmirgel, Glas oder Kieselpulver, das Pulver von zerbrochenen S.en und dergl. in der Wärme mit Schellack zu einer Masse macht und formt. Als Oelstein wird vorzüglich der türkische oder der levantische S. geschätzt, welcher durch das Tränken mit Oel ausnehmend an Härte gewinnt. Außerdem macht man auch noch künstliche S.e aus Thon und Sand, oder aus Thon allein und stark gebrannt.

Schleiftisch (Edelsteinschl.), s. v. a. Schleifmühle; s. Schleifmaschine 3).

Schleiftreppe, s. v. a. Schleichtreppe.

Schleiftrog, 1) (Mühlenw.), in der Radstube die Vertiefung, in welcher der untere Theil des Rades steht; — 2) s. Schleifstein.

Schleifvolte (Reitk.), s. Volte.

Schleifwaare, s. v. a. Krystallwaare, s. Glasschleifen.

Schleifweg, s. v. a. Schleichweg.

Schleifwerk, s. Schießpulver.

Schleifzapfen (Zimmerm.), s. Zapfen.

Schleifzehnt, Art des Zehnts, wo der Zehntherr seine Garbe nehmen kann, wo er will.

Schleifzügel, leichter Zügel für junge Pferde.

Schleihe (Ichthyol.), s. v. a. Tinca *Cuv.*, Untergattung von Cyprinus *L.* (s. d.). — Gemeine Schleihe, s. v. a. Cyprinus Tinca *L.*

Schleim, 1) (Mucus, Pituita, Physiol.), das Product der Schleimhäute und der Schleimdrüsen, eine dickliche, fadenziehende, graulichweiße Flüssigkeit, welche unter dem Mikroskop Schuppen und Körperchen, die vom Epithelium abfallen, zeigt und außerdem noch andere, ihr selbst wahrscheinlich angehörende Körper enthält. Der S. variirt auf den verschiedenen Schleimhäuten in Bezug auf Farbe, Konsistenz und chemische Eigenschaften, ist in Weingeist, Essigsäure und Wasser unlöslich und in letzterem um so weniger zertheilbar, je dicker er ist; denn dann saugt er es ein und quillt auf; in der Wärme gerinnt er nicht, von Weingeist und essigsaurem Blei wird er aus seiner Zertheilung in Wasser niedergeschlagen; er löst sich in kaustischem Kali auf und wird durch Säuren daraus gefällt; an der Luft verliert er sein Wasser und trocknet zu spröden, firnißartig glänzenden Blättchen ein, im Feuer schmilzt und bläst er sich auf, brennt mit Horngeruch und gibt bei der Destillation kohlensaures Ammonium und brandiges Oel. Er enthält: Wasser, einen dem Schleim und Eiter gemeinsamen, in Wasser löslichen thierischen Stoff, Pyin, im S. des Magens Pepsin, Natrum, salzsaures Natrum und Kali mit Spuren von phosphorsaurem Natrum und Kalk. Man nimmt an, daß der S. nicht in der zähen Konsistenz, in welcher wir ihn antreffen, abgesondert wird, sondern daß er ursprünglich tropfbar und dünnflüssig war und nur durch Verlust eines Theiles seines Wassers verdickt worden ist. Da nun diese Verdickung am besten da zu Stande kommt, wo sich der S. ansammeln und eine Zeit lang verweilen kann, so müssen die Schleimgruben und Folliculi mucosi der Hauptsitz der Schleimbildung seyn, wenn auch nicht der alleinige. Oft enthält der S. verschiedene Substanzen beigemengt, nämlich das flüssige Sekret der Schleimdrüsen oder der Schleimhautfläche, den eigentlichen S. oder Schleimsaft, welcher für die Schleimhäute das Nämliche ist, was der Schweiß für die äußere Haut; die abgestoßene Oberhaut der Schleimhäute (das Epithelium, welches alle Schleimhäute überzieht, schuppt sich beständig ab, besonders in Krankheiten); zuweilen Eiterkörperchen, welche sich in Reizungs- und Entzündungszuständen der Schleimhäute auf ihrer Oberfläche bilden. Am reinsten von diesen Beimischungen soll der normale S. des Uterus seyn. Berzelius fand im Nasenschleim: eigenthümlichen S. 5,33, Extrakt, löslich in Alkohol und milchsaurem Kali 0,30, Chlorkalium und Chlornatrium 0,56, Extrakt, nur in Wasser löslich, Spuren von Albumin und einem phosphorsauren Salze 0,35, Natron, mit dem S. verbunden

0,09, Wasser 93,37. Der S. dient den inneren Höhlen, in welchen er sich befindet, zum schützenden Ueberzuge, und der Schutz, welchen diese Decke bewirkt, wird sogleich bemerklich, wenn an irgend einer Stelle ein örtlicher Mangel desselben eintritt, z. B. bei Entzündungen des Halses, der Harnröhre und dergl. Da der Schleimüberzug im Innern des Körpers überall erscheint, wo sich die äußere Haut nach Innen umschlägt, wo also theils äußere Dinge in den Körper eindringen, wie Luft, Nahrungsmittel ꝛc., theils Stoffe aus dem Innern nach außen entleert werden, wie Samen, Harn, Darmkoth ꝛc., so leuchtet ein, gegen welche Schädlichkeiten der genannte Schleimüberzug vorzugsweise dient. In krankhaften Zuständen kann der S. sich theils roh und unausgebildet übermäßig anhäufen (Status pituitosus s. mucosus), theils eine widernatürliche Schärfe und Dünnflüssigkeit annehmen (Status catarrhalis), theils in kritischen Zuständen sich als sogenannter gekochter S. dick und kugelig zeigen. Von besonderer Wichtigkeit ist oft die Unterscheidung zwischen S. und Eiter. Die Unterschiede zwischen beiden bestehen in Folgendem: S. ist zähe, durchsichtig oder etwas opalisirend, neutral, enthält etwas weniger fette Materie; Ammoniak vermehrt seine Zähigkeit nur wenig; er verkohlt auf der Spirituslampe, oder brennt nur manchmal mit einer schwachen Flamme; unter dem Mikroskope zeigt er Epitheliumblättchen, so wie zuweilen etliche Schleimkörperchen, die im Allgemeinen etwas kleiner sind, als die Eiterkörperchen, von $^1/_{90}$ Millimeter mittlerem Durchmesser. Eiter ist zähe und dicklicher, vollkommen undurchsichtig und weißgelblich, alkalisch, enthält viel mehr fette Materie, gesteht, mit Ammoniak behandelt, zu einer gallertartigen Masse, brennt auf der Spirituslampe mit lebhafter Flamme, enthält unregelmäßige Blättchen und Fragmente, die auf geronnenen Eiweißstoff deuten, u. Körperchen, die vielleicht etwas durchsichtiger sind, dabei größer, von $^1/_{50}$—$^1/_{80}$ Millimeter Durchmesser. Nach Grasmeyer (Abhandlung von dem Eiter und den Mitteln, ihn von allen ihm ähnlichen Feuchtigkeiten zu unterscheiden, Gött. 1790) entsteht, wenn Eiter mit 12 Theilen destillirtem Wasser vermischt und unter beständigem Schlagen 1 Th. Weinsteinöl zugesetzt wird, eine zähe, durchsichtige Gallerte, was beim S. e, wenn er auf ähnliche Weise behandelt wird, nicht geschieht. Nach Gruithuisen (Naturhistorische Untersuchungen über den Unterschied zwischen Eiter und S. durch das Mikroskop, mit 1 Kupfer, München 1809) nimmt man zahlreiche, sphärische, den Blutkügelchen ähnliche Körperchen in dem Eiter wahr, welche unter sich von gleicher Größe, weiß und undurchsichtig sind und rundliche, träge Infusorien enthalten, während in dem S. e nur wenige Kügelchen und viel größere und muntere Infusorien wahrgenommen werden. Eiter mit Wasser zusammen geschüttelt, gibt eine milchweiße Flüssigkeit, aus der er sich in der Ruhe wieder niederschlägt, wogegen der S. sich nicht innig mit dem Wasser vermischt, sondern flockenartig in ihm herumschwimmt und nicht zu Boden fällt. Nach Darwin (in den Sammlungen auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte, B. 6, S. 231) soll der Eiter mit Schwefelsäure vermischt und sodann mit Wasser verdünnt, eine weißliche Milch geben, von der sich ein lockerer Bodensatz ausscheidet; der S., so behandelt, soll in großen Flocken im Wasser herumschwimmen. Auch soll nach demselben der Eiter durch ätzende alkalische Lauge aufgelöst und durch Zusatz von Wasser aus dieser Auflösung niedergeschlagen werden, was nicht beim S. e der Fall ist. — 2) (Pharm.), eine dickliche, etwas zähe, Faden ziehende, wässerige, klare, farblose oder mehr oder weniger trübe, schwach gelblich gefärbte Flüssigkeit, von fadem oder keinem Geruch und Geschmack, welche aus organischen Körpern (arabischem Gummi, Traganth u. s. w.) mittelst Wasser künstlich dargestellt wird. Alkohol fällt die Lösung in dicken Flocken; beim Kochen der wässerigen Lösung entsteht keine Gerinnung. — 3) (Bot. Term.), s. v. a. Mucilago. — **Schleimig**, s. v. a. Mucilaginosus, Mucosus; — 4) s. Fleischer; — 5) (Zinng.), die feinen Zinnspäne, die bei Bearbeitung runder Gegenstände von diesen abgedreht werden; — 6) (Waarenk.), die ravensburger Leinen.

Schleimcal (Ichthyol.), s. v. a. Aalmutter (s. d. u. Schleimfisch).

Schleim abführende Mittel, s. v. a. Phlegmagoga.

Schleimabsonderung, s. Schleimhaut.

Schleimäther, s. Schleimsaures Aethyloryd.

Schleimapfel (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Aegle *Correa*.

Schleimapfelbaum (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Crataeva *L.*

Schleimasthma, s. Asthma.

Schleimauswurf, s. Auswurf.

Schleimbälge, s. Schleimhaut.

Schleimbänder (Ligamenta mucosa, Anatomie), Bänder des Hand- und Kniegelenks, die zur weitern Verbreitung der Gelenkschmiere und dazu dienen, das in den Kapselbändern des Knies befindliche Gelenkfett zu überziehen und zu befestigen.

Schleimbärenklau (Bot.), s. v. a. Acanthus mollis *L.*

Schleimball (Bot.), Algengattung, s. v. a. Palmella *Lyngb.*

Schleimbauchpilze (Bot.), Abtheilung der Pilze, s. v. a. Myxogasteres *Fr.*

Schleimbeutel der Flechsen, s. Schleimsäcke.

Schleimbeutelkrankheiten, besonders wässerige Ergießungen in die Schleimbeutel, seltener Entzündungen und Vereiterungen derselben.

Schleimblätterpilz (Bot.), Cortinarius *Fr.*, Faserschaumblätterpilz, Hauptuntergattung von Agaricus *L.* Allgemeiner Charakter: Hut fleischig, glockenförmig, später ausgebreitet, häufig genabelt, trocken od. feuchtschmierig, nackt oder schuppig oder faserig. La-

mellen häutig, sich verfärbend, vertrocknend, frei, angeheftet oder angewachsen. Schleier spinnenwebartig, selten häutig, häufig bald verschwindend. Sporen eiförmig oder umgekehrteiförmig, glatt, gegen die Basis oder an der Spitze schief verdünnt, ocherfarbigzimmtbraun. Regelmäßige Pilze, mit centralem Stiele, immer auf der Erde lebend. Untergattungen: Hydrocybe *Fr.*, Telamonia *Fr.*, Dermocybe *Fr.*, Inoloma *Fr.*, Myxacium *Fr.*, Phlegmacium *Fr.* (s. d.).

Schleimblase (Bot.), Algengattung, s. v. a. Tetraspora *Ag.*

Schleimbräune, s. Bräune.

Schleimbrand (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Myxosporium *Lk.*

Schleimbrechen, s. Erbrechen.

Schleimbrust, gemeine Bezeichnung von Orthopnöe.

Schleimdeckling (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Naematelia *Fr.*

Schleimdrüse des Gehirns, s. Gehirn.

Schleimdrüsen, s. Schleimhaut und Luftröhre.

Schleimdurchfall, s. Diarrhöe.

Schleimeisen, s. Darmsaiten.

Schleimen, 1) beim Abkochen und Einweichen Schleim entwickeln; — 2) schleimige Fische mit Salz reinigen; — 3) (Fleischer.), die Eingeweide der geschlachteten Thiere durch Abschaben und Reiben mit Salz von Schleim befreien.

Schleimer (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Clibadium *L.*

Schleimfaden, 1) (Zooph.), Infusoriengattung, s. v. a. Gloeonema *Ehrenb.*; — 2) (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Myxonema *Corda.*

Schleimfäden (Bot.), Abtheilung der Confervaceae *Rchb.*, s. v. a. Myxonemeä.

Schleimfaser (Bot.), Algengattung, s. v. a. Myxonema *Fr.*

Schleimfieber, s. Fieber.

Schleimfisch (Ichthyol.), Blennius *L.*, Gattung der Acanthopterygii Gobioidei *Cuv.*, der Ordnung der Stummelflosser und der Zunft der Quappen nach Oken. Charakter: Bauchflossen stehen vor den Brustflossen und bestehen nur aus zwei Strahlen; Körper lang zusammengedrückt; nur eine Rückenflosse. Leben in kleinen Truppen zwischen den Uferklippen, springend und schwimmend, und können selbst einige Zeit auf dem Trocknen aushalten. Ihre Haut ist mit einem Schleim überzogen, der ihnen den griechischen Namen Blennius gegeben. Mehre sind lebendig gebärend (daher der deutsche Name Aalmutter, nach dem Volksglauben, daß sie junge Aale zur Welt brächten), und alle haben in beiden Geschlechtern in der Nähe des Afters ein Knötchen, welches ihnen bei der Begattung zu dienen scheint. Die ziemlich zahlreichen Arten — 20 europäische — zerfallen nach Cuvier in folgende Untergattungen: I. Eigentliche Blennius *Cuv.* Die langen, einander gleichen und dichtstehenden Zähne bilden in jeder Kinnlade nur eine, aber sehr regelmäßige Reihe; Kopf stumpf; Schnauze kurz; Stirn senkrecht stehend; Därme kurz und weit. Die meisten haben einen, oft federbuschartig gefransten Fühlfaden über jedem Augenlid und einige noch einen andern auf den Schläfen: 1) B. ocellaris *Bloch.*, 167, 1, Meerschmetterling. Mit zweilappiger Brustflosse; der vordere Lappen sehr hoch, mit einem runden schwarzen Fleck gezeichnet, der mit einem weißen (nach Risso blauen) Kreise, und dieser wieder mit einem schwarzen umgeben ist. Gegen 6—8 Zoll lang, grünlich grau, die Flossen dunkler gefleckt. Häufig im Mittelmeer, kommt im Oktober häufig auf den Markt in Venedig, wird aber, wie die übrigen Arten, nicht sonderlich geachtet. — 2) B. tentacularis *Brünn*, Meerhirsch. Hat vier Fäden an den Augenbrauen, eine gleichförmige Rückenflosse und einen kleinen runden Fleck von schwarzer Farbe zwischen dem 4. und 5. Strahl; der erste Strahl der Rückenflosse ist verlängert, die Schwanzflosse mit braunen Binden versehen. Im Mittelmeer. Bloch, 167, 2. — 3) B. Gattorugine *L.*, ital. Gattorugine, d. h. rostfarbige Katze, auch Gatta und Gattorusola. Mit zwei federbuschartig gefransten Fühlfäden über den Augen. Voll röthlicher, grauer und gelblicher Tüpfel, an jeder Seite mit 4 röthlich-braunen Bändern, welche sich bis auf die Rückenflosse verlängern; Augen rubinroth. Im Mittelmeer, besonders gemein im adriatischen Meere; gegen 8 Zoll lang. Sein Fleisch wird wenig geschätzt. Bloch, 162, 1, 2 (als B. fasciatus). — 4) B. palmicornis *Cuv.* Rückenflosse gleichförmig; Fühlfäden des Auges in kleine Filamente zertheilt; roth-grau, gelb und dunkler gescheckt. Im Mittelmeer. Pennant, Encycl. méth., F. 117. — 5) B. cornutus *Cuv.*, B. punctatulus *Risso*, Hist. nat. de l'Eur. mérid. Mit einfachem Faden über dem Auge und einfacher Rückenflosse; rostbraun mit länglichen braunen Flecken und rothen Punkten gezeichnet; Kopf mit Höckerchen besetzt. Drei Zoll lang; im Mittelmeer. — 6) B. Galerita *L.*, B. Pavo *Risso.* Obenher grünbraun, nach unten gelblich, und da mit azurblauen geschlängelten Linien und Punkten gezeichnet; Kamm aurorafarbig; Kopf platt, zugespitzt, mit dunkeln Querbinden; Kiemendeckel blaulich-gelb, mit azurblauen Kreisen umgeben, gefleckt; Flossen gelblich-grün, lasurblau gestreift, roth gesäumt; Weibchen grünlicher, ohne Kamm. Rondel., 264. — 7) B. rubriceps *Risso.* Die drei ersten Strahlen der Rückenflosse hoch und wie der Scheitel eine rothe Spitze bildend. Im Mittelmeer. — 8) B. pilicornis *Cuv.*, Punaru *Maregr.*, 165. — II. Pholis *Artedi.* Haben weder Kamm, noch Tentakeln: 9) B. pholis *L.*, kleinster S., Meerlerche, Bulkert (s. d.), franz. Baveuse commune. — 10) B. cavernosus *Schneider*, 37, 2. — III. Myxodes *Cuv.* Kopf gestreckt; Schnauze zugespitzt, über das Maul hervorspringend; Zähne in einer einzigen Reihe, aber ohne Eckzähne. Die hierher gehörigen Arten sind neu und noch nicht hinlänglich unterschieden. — IV. Salarias *Cuv.* (s. d.). Noch besonders zu bemerken: 11) B. alticus *Commers.*, Salarias scandens *Ehrenb.*, S. alticus *Cuv.* et *Val.*, Springschleimfisch. Schmal, nur

3½ Zoll lang, mit weißlichen Zeichnungen. Man findet ihn in dem indischen und rothen Meere, und er hat die Eigenheit, auf die Felsen zu springen und daselbst mit seinen Bauchflossen umher zu klettern, so daß ihn mehre Reisende für eine kleine Eidechse, Forster für eine kleine Heuschrecke hielt. Ehrenberg sah ihn im rothen Meere und fand, daß er sich über 20 Fuß hoch auf dem trockenen Felsen aufhielt und, wenn man ihn haschen wollte, an fünf Fuß weite Sätze machte, überhaupt schwer zu fassen war. Lacép., II, S. 479. — V. Clinus *Cuv.* Zähne kurz und spitz, in mehre Reihen zerstreut, der erste der größte; Schnauze weniger stumpf, als bei den beiden vorhergehenden Untergattungen; Magen weiter; Eingeweide kürzer. a) Die ersten Strahlen der Rückenflosse bilden eine, durch einen Ausschnitt der Flosse abgesonderte Spitze; an den Augenlidern stehen kleine Büschchen: 12) B. argenteus *Risso* Körper rundlich, braun-silbern gefleckt; Kinnladen einander gleich; Kiemendeckel silberpunktirt. Im August an den Küsten des mittelländischen Meeres. — 13) B. superciliosus *Bloch*, 168. — 14) B. mustelaris *L.*, Mus. Ad. Frid. XXXI, 3. — b) Die ersten Strahlen der Rückenflosse stehen sämmtlich nach vorn gerichtet und bilden auf dem Scheitel einen spitzigen, strahligen Kamm: 15) B. fenestratus *Lt., Schn.*, S. 175. — c) Die Rückenflosse zusammenhängend und gleich: 16) B Andifredi *Risso*, T. VI, F. 15. Körper lackroth, mit einer silberpunktirten Linie, so wie mit silberig punktirtem Kopfe; Rückenflosse mit durchsichtigen Flecken. Im Mittelmeer. — 17) B. spadiceus *Schn., Seba*, III, XXX, F. 8. — 18) B. punctatus *Otto, Fabr.*, Soc. historia de Copenh., Bd. 11, Heft II, T. X, F. 3. — VI. Cirribarbus *Cuv.* (s. d.). — VII. Centronotus *Schneider*, franz. Gonnelle, Gunnel, Butterfisch (s. d. u. Centronotus). — VIII. Opisthognathus *Cuv.* (s. d.). — IX. Zoarces *Cuv.* Die eigentliche Aalmutter. Ohne Stachelstrahl; Körper lang, glatt; 6 Kiemenstrahlen; Bauchflossen haben 3 Strahlen; Zähne kegelförmig, stehen an den Seiten der Kinnladen in einer Reihe, mehre vorn; Rücken-, After- und Schwanzflosse vereinigt. 19) B. viviparus *L., Bloch*, 72, Bavense, Aalmutter (s. d.). — 20) B labrosus *Cuv.* Wird über 3 Fuß lang; olivenfarben mit braunen Flecken bestreut. In Nordamerika. Mitchill, Transact. of New-York I, 1, 7. — Ueber die Fortpflanzung der Aalmutter vgl. Forchhammer, De Blennii Formatione.

Schleimflocke (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Myxotrichum *Kze.*

Schleimfluß, f. Blenorrhöe.

Schleimgewächs, f. Polypen und Schleimpolypen.

Schleimgindel (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Medinilla *Gaud.*

Schleimgöde (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Cuphea *P. Br.*

Schleimgrube, f. Schleimhaut.

Schleimgrundeln (Ichthyol.), nach Oken, Abtheilung der Grundeln mit nacktem Leibe und ohne Deckelstacheln. Hierher die Sippschaften der Brustgrundeln (Gobius, Periophthalmus, Eleotris), der Halsgrundeln (Callionymus, Chirus).

Schleimhämorrhoiden, f. Hämorrhoiden.

Schleimharnen, f. Harnblasenkatarrh.

Schleimharze (pharm. Bot.), f. Gummiharze.

Schleimhaut (Anat.), Membrana mucosa, früher auch wohl Membrana pituitaria, villosa, fungosa, pulposa, folliculosa, glandulosa genannt, eine weiße, sammetartige, schwammige, Schleim absondernde, beim Kochen keinen Leim gebende Haut, welche einen großen Reichthum an Gefäßen und Nerven besitzt und aus verdichtetem Zellenstoff gewebt erscheint. Man kann die S. als die nach dem Innern des Körpers umgeschlagenen Integumente desselben betrachten. Sie überzieht die Wandungen der mit der Außenwelt in unmittelbarem Zusammenhange stehenden offnen Höhlen, an welchen Stoffe aus der Außenwelt sowohl in das Innere des Körpers aufgenommen, als auch aus diesem an jene abgesetzt werden. Die S. kleidet aber nicht bloß die größern dieser Höhlen aus, zu welchen man durch eine Oeffnung an der äußern Oberfläche des Körpers, wo die S. ununterbrochen in die äußere Haut übergeht, gelangen kann, wie z. B. der Darmkanal, die Luftröhre mit ihren Zweigen, die Harn- und Geschlechtswerkzeuge, sondern dringt auch von diesen aus in die kleineren Höhlen und durch die Ausführungsgänge in die Drüsen, überhaupt in alle Kanäle und Räume, welche nach den größern Höhlen hin offen stehen. Obgleich an den äußern Oeffnungen dieser Höhlen (Mund- und Augenlidspalte, Nasenlöcher, After, Mündung der Harnröhre u. der weiblichen Geschlechtstheile) keine deutliche Grenze zwischen der Schleim- u. der äußeren Haut anzugeben ist, auch beide hinsichtlich ihres Baues große Aehnlichkeit haben, so kann erstere, welche sich als eine geschlossene Blase bildet, doch nicht als Einstülpung der letztern betrachtet werden, da diese viel später entsteht und mit jener erst durch einen Durchbruch von innen nach außen, wie von außen nach innen innig verbunden wird. Die S. besteht aus durcheinander gewirkten Fasern, auf welchen sich eine Epitheliumschicht befindet, und aus vielen eingestreuten Schleimbälgen. Sie ist im Vergleich mit der äußern Haut viel weicher, schwammiger, meistens röthlicher, leichter durchdringbar und zerreißbar, mehr durchscheinend u. wegen des auf ihr abgesetzten Schleimes glatter und schlüpfriger, als diese. An einzelnen Punkten bietet sie große Verschiedenheiten dar, ist stärker oder schwächer entwickelt, dicker, schwammiger, rother, reicher an Gefäßen und Nerven, an Hervorragungen und Vertiefungen; an andern Stellen ist sie wieder fest, dünn, weißlich, einer serösen oder fibrösen Membran ähnlich. Ihre Farbe ist grauweißlich, röthlich oder roth, beim Fötus schön rosenroth, beim Greis aschgrau, bei Erwachsenen grauweiß. Je weiter nach innen, um so weicher und dünner, je näher

der äußern Oberfläche, um so dichter und fester ist sie. Da viele Nerven in die S. treten, so ist sie mit ziemlich bedeutender Empfindlichkeit ausgerüstet; in der Nähe der Ausmündungen ist sie bedeutender, in den von denselben entfernten Gegenden dunkler. Mit lebendigem Bewegungsvermögen ist sie nicht ausgestattet; wo sie sich zusammenziehen soll, ist sie mit Muskelfasern oder kontraktiler Zellhaut umgeben. Man unterscheidet an der S. zwei Oberflächen. Die äußere Fläche ist durch kurzes, straffes, dichtes Zellgewebe bedeckt, dem man den Namen Tunica nervea gegeben hat und vermöge dessen sie an Muskeln, sehnige Häute oder das Parenchym der unter ihr liegenden Organe geheftet ist. In ihm verästeln sich die Blutgefäße und dringen dann durch die Substanz der S. bis zu ihrer innern Fläche. Diese innere Oberfläche ist von Schleim (s. d.) überzogen, wird von demselben feucht und schlüpfrig erhalten und ist überall von Epithelium bedeckt. Eine besondere Eigenthümlichkeit der innern freien Fläche sind die Ungleichheiten, welche sie darbietet. Sie zeigt Hervorragungen, welche theils von Einbiegungen der S. herrühren und Runzeln, Falten oder Klappen darstellen, theils sind es platte oder cylindrische Auswüchse. Wärzchen, Papillae, heißen die mehr rundlichen, platten, derbern Hervorragungen, welche vorzüglich Blutgefäße und Nerven enthalten; Zotten, Villi, sind weichere, cylindrische, flockenähnliche Hervorragungen, und enthalten mehr Lymphgefäße. Die Vertiefungen der hier sehr gefäßreichen S. sind entweder kleine, flache Gruben, Schleimgruben, oder Ausstülpungen und flaschenförmige Säckchen mit enger Mündung und einem nach außen hervorragenden Boden, Schleimbälge, Folliculi mucosi. — Man unterscheidet folgende von einander getrennte Ausbreitungen der S. 1) S. der Verdauungs- u. Athmungsorgane. Ihr gemeinschaftlicher Anfang ist in der Nasen- und Mundhöhle, wo der Sitz des Geruchs- und Geschmacksorgans ist. Erstere zieht sich durch die Speiseröhre zum Magen und von da durch den ganzen Darmkanal hindurch zum After. Sie hat Verlängerungen, vermöge deren sie die mit dem Verdauungsapparat kommunicirenden Organe auskleidet, so nach den Speicheldrüsen und in die innern Räume derselben, durch den Ausführungsgang des pankreatischen Saftes in die innern Räume des Pankrea's, durch den gemeinschaftlichen Gallengang in die Gallenblase und die innern Räume der Leber. Die Respirationsschleimhaut überkleidet von der Nasenhöhle aus den Thränengang und Thränensack, überhaupt das Thränensystem, welches mit der innern Umkleidung der Augenlider und der vordern Umkleidung des Augapfels zusammenhängt; ferner die eustachischen Trompeten u. durch diese das innere Ohr, so wie, als Hauptheil der ganzen innern Verbreitung, die Luftröhre und die Lungen. — 2) S. der Harn- u. Geschlechtsorgane. Sie beginnt beim Manne an der Mündung der Harnröhre, überzieht die letztere, dringt in die Ausführungsgänge der Prostata und cowperschen Drüsen, tritt dann theils in die Harnblase und von hier aus durch die Harnleiter bis in die Nierenbecken, theils in die Samenbläschen u. durch den Samengang bis in die Hoden. Bei der Frau ist die Auskleidung der Harnorgane dieselbe, wie beim Manne; die S. der Geschlechtsorgane zieht sich hier durch die Scheide in die Gebärmutter und von dieser in die Trompeten, an deren Fimbrien sie endigt. — 3) S. der Milchgänge, welche die von der Brustdrüse abgesonderte Milch ausführen. — 4) S. des äußern Gehörganges, s. Ohr. Vgl. Anatomie, S. 749.

Schleimhautentzündung (Phlegmymenitis, Med.), die Entzündung einzelner Abtheilungen der Schleimhäute des Körpers, eine der häufigsten Entzündungen, charakterisirt sich vorzüglich durch veränderte, anfangs mehr gehemmte, später meist vermehrte und in Schleimflüsse übergehende Absonderung.

Schleimhöhlen, s. v. a. Schleimbälge, s. Schleimhaut u. Schleimsäcke.

Schleimhusten, 1) s. v. a. katarrhalischer Husten; — 2) Husten mit Verschleimung der Brust, vgl. Verschleimung.

Schleimiges Gummi, s. v. a. Pflanzenschleim, s. Gummi.

Schleimknopf (Bot.), Blennoria *Fr.*, Gattung der Tuberculariі Stilbosporei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Sporen einfach, walzig, an beiden Enden abgestutzt, durchsichtig mit Oeltropfen, auf einer gallertartigen Unterlage, in Häufchen, welche von der durchbrochenen Oberhaut umgeben sind. Arten: 1) Bl. Buxi *Fr.* Auf den trockenen Blättern von Buxus sempervirens. — 2) Bl. Ruscі *Rabenh.* Auf den Blättern von Ruscus aculeatus.

Schleimkolik (Med.), Kolik, wo der reizende Stoff ein scharfer Schleim ist.

Schleimkornflechte (Bot.), Flechtengatt., s. v. a. Micarea *Fr.*

Schleimkugelchen (Bot.), Cryptococcus *Ktz.*, Gattung der Cryptococceae *Ktz.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Zellen kugelförmig, einfach, durchsichtig, zu einer gestaltlosen, schleimigen, mehr oder minder zusammenhängenden Schicht gestaltet. Wir erwähnen nur folgende Arten: 1) Cr. Fermentum *Ktz.* Zellen elliptisch, in der Mitte mit 1 oder 2 Punkten. Erzeugt sich in stickstoffhaltigen Zuckersäften und bildet die Hefe. — 2) Cr. mollis *Ktz.* Zellen ungleich, in schmutzigbraunen, schleimigen Flocken. An feuchten und schmutzigen Fenstern, feuchten Gesteinen u. s. w. — 3) Cr. nebulosus *Ktz.* Zellen sehr klein, glashell, zu einer sehr zarten Haut locker verbunden. Ueberzieht die Oberfläche von Schnee- und Regenwasser, wenn es in flachen Gefäßen einige Zeit gestanden hat.

Schleimling (Bot.), Algengattung, s. v. a. Nostoc *Vauch.*

Schleimlungensucht, s. Lungensucht.

Schleimmoose (Bot.), nach Oken, s. v. a. Markaberer.

Schleimnetz der Haut, s. Haut.

Schleimotte (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Bactris *Jacq.*

Schleimpilze (Bot.), Exidiei *Rchb.*, Abtheilung der Hymenini Tremellini *Rchb.* Allgemeiner Charakter: Gallert- oder lederartige Pilze, meistens von napfförmiger Gestalt, fast gerandet, oben das papillöse Hymenium tragend. Gattung: Exidia *Fr.*

Schleimpfropf, s. v. a. Schleimgewächs.

Schleimquappen (Ichthyol.), nach Oken, Sippschaft der walzigen Quappen mit den Gattungen: Blennius, Anarrhichas.

Schleimranke (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Naemaspora *Fr.*

Schleimrasseln (Rhonchus mucosus, Med.), rasselndes oder röchelndes Athemgeräusch bei Ansammlung von Schleim und andern Flüssigkeiten in den Luftwegen, zuweilen schon aus einiger Entfernung, besonders aber durch die Auskultation vernehmbar.

Schleimruhr, s. Ruhr.

Schleimruthe, bei einer Wasserkunst die zusammengebundenen Ruthen, womit man die Röhren auspuzen und von Unreinigkeiten befreien will.

Schleimsäckchen, s. v. a. Schleimbälge.

Schleimsäcke (Bursae mucosae, Anat.), weiche und feste, eine Höhle bildende Häute, die entweder Muskelsehnen umschließen (Schleimscheiden, Bursae mucosae vaginales), od. denselben anhängen (Schleimbälge, Bursae mucosae vesiculares) und sie mit nahe gelegenen Theilen verbinden, sich selbst aber durch eine in ihnen befindliche zähe Flüssigkeit schlüpfrig erhalten. Die eigenthümliche Haut, aus welcher sie bestehen, ist zum Theil sehr dünn, zart, locker, leicht zerreißbar, doch immer luftdicht, zum Theil aber auch von bedeutender Festigkeit und mehr sehnenartiger Natur. Die Schleimscheiden nehmen die Sehnen der Muskeln scheidenartig in sich auf, liegen auch meist in den aponeurotischen Scheiden der Sehnen und legen sich um die ganze Sehne oder um einen Theil derselben rings herum so an, daß sie ihre äußere u. innere Fläche zugleich bedecken und also auch zwischen den Sehnen und Knochen liegen. Die Schleimbälge hängen nur an einem Theile der Sehne an und haben daher auch eine mehr eiförmige oder runde Gestalt. Manche liegen zwischen dem Knochen und der innern Fläche der Sehne dergestalt an, daß sie die Insertion der Sehne ganz verbergen; andere hängen der Sehne am untern Theile derselben an, noch andere findet man zwischen der äußern Fläche der Sehne und den äußern Theilen. Die in den S.n abgesonderte Feuchtigkeit entspricht der Synovia der Gelenkkapseln. Der Nutzen der S. ist mannichfach; besonders aber scheinen sie zur Aufbewahrung des in ihnen abgesonderten Saftes zu dienen, der die Sehnen schlüpfrig erhält, weshalb sie sich auch nur an äußern Gliedmaßen u. besonders an solchen Stellen finden, wo Sehnen an andern Sehnen, an Ligamenten, Knorpeln oder Knochen anliegen. Ein anderer Nutzen der S. ist der, die Bewegung der Sehnen zu mäßigen und ihre Verrückung zu verhüten, während sie ihnen zugleich einen hinreichend freien Spielraum gestatten, um der Zusammensetzung der Muskeln leicht nachzugeben. Endlich leisten sie den Vortheil, daß die Sehnen auf ihnen wie auf Polstern ruhen, wodurch Reibung mit andern Theilen vermieden wird.

Schleimsäure (Milchzuckersäure, zweibasische Säure), entdeckt von Scheele.

Formel: $C_{12}H_{16}O_{14} + 2$ Aeq. Zeichen: M + 2 Aeq. Bildet sich bei Behandlung des Milchzuckers, Gummi's, Gallenüß, Mannit mit verdünnter Salpetersäure. Aus 1 At. krystallisirtem Milchzucker entstehen 2 At. krystallisirte S., indem zu den Bestandtheilen der erstern 12 At. Sauerstoff treten, während 4 At. Wasser abgeschieden werden. Man bereitet die S., indem 1 Theil Milchzucker (oder Gummi) in einer Retorte oder Porzellanschaale in 4 Theilen Salpetersäure von 1,42 und 1 Theil Wasser aufgelöst und bis zum Aufhören des Aufbrausens erwärmt werden. Beim Erkalten fällt die S. nieder; die aus Gummi dargestellte S. ist kalkhaltig, man reinigt sie durch Auflösen in einem Alkali und Fällen mittelst einer Säure. — Die S. ist ein weißes krystallinisches, säuerlich schmeckendes Pulver, röthet die Pflanzenfarben, ist in 66 Theilen siedendem Wasser löslich, unlöslich in Alkohol, schwerlöslich in verdünnten Säuren; in koncentrirter Schwefelsäure löst sie sich mit karminrother Farbe, welche Farbe bei starker Erhitzung ins Schwarze übergeht; durch anhaltendes Sieden wird die S. in modificirte S. (s. Schleimsäure, modificirte) verwandelt; bei der trockenen Destillation schwärzt sie sich, u. unter andern Produkten sublimirt Pyroschleimsäure (Brenzschleimsäure). Letztere wird erhalten, wenn man die flüchtigen, festen u. flüssigen Produkte, die bei der trockenen Destillation der S. erhalten werden, zusammen im Wasserbade zur Trockne verdunstet und bei 130—140° der Sublimation unterwirft. Das erhaltene gelblich weiße Sublimat reinigt man durch Krystallisiren aus Wasser. Die Pyroschleimsäure bildet weiße, lange, glänzende Blätter, die bei 130° schmelzen und in etwas höherer Temperatur ohne Rückstand verdampfen; bei der Sublimation legt sie sich gewöhnlich in öligen Tropfen an, die beim Erkalten krystallinisch erstarren; sie ist luftbeständig, in 26 Theilen kaltem und 4 Theilen siedendem Wasser löslich. Aus Wasser krystallisirt, besitzt sie das Ansehen der Benzoesäure, von der sie sich durch ihre größere Löslichkeit in kaltem Wasser unterscheidet; sie löst sich leicht in Alkohol und wird durch Salpetersäure nicht zersetzt. Mit Basen bildet die Pyroschleimsäure Salze, in denen das Hydratwasser der Säure durch ein Aequivalent der Base ersetzt ist. Alle neutralen pyroschleimsauren Salze mit metallischer Basis sind löslich; die alkalischen sind leichtlöslich in Wasser und zum Theil in Alkohol, die übrigen schwerlöslich und krystallisirbar. Die S. bildet mit Basen die schleimsauren Salze (s. d.).

Schleimsäure, modificirte (Paraschleimsäure), isomerische Modifikation der Schleimsäure, von Laurent entdeckt, bildet sich durch Kochen und Abdampfen einer gesättigten

Auflösung der Schleimsäure und wird rein erhalten, wenn man den Abdampfrückstand mit Alkohol behandelt und die geistige Lösung freiwillig verdunsten läßt. Sie krystallisirt in weißen quadratischen Blättchen, löst sich in 17, 2 Th. heißem und in 73 Th. kaltem Wasser, auch in Alkohol, reagirt stärker sauer als die Schleimsäure; läßt man die kochend gesättigte Lösung erkalten, so bilden sich darin Krystalle der gewöhnlichen Schleimsäure. Ihre Salze sind leichter löslich, als die der Schleimsäure. In der Hitze verhält sie sich wie gewöhnliche Schleimsäure. Die Zusammensetzung der freien Säure, wurde wie die der gewöhnlichen Schleimsäure gefunden; dagegen zeigte sich das Silbersalz der modificirten Säure um die Elemente eines At. Wasser größer.

Schleimsaures Aethyloxyd, s. Schleimsaure Salze.

Schleimsaure Salze (Chemie). Die Schleimsäure neutralisirt 2 At. Basis, indem die beiden Atome Hydratwasser derselben ganz oder zum Theil ersetzt werden durch Aequivalente von Metalloxyden. Die Salze mit alkalischer Basis sind löslich, die andern, welche eine alkalische Erde, ein schweres Metalloxyd enthalten, sind unlöslich. Durch Behandlung mit Mineralsäuren werden die Metalloxyde unter Freiwerdung der Schleimsäure entzogen. Das Silbersalz enthält 2 Aeq. Silberoxyd, das Bleisalz ist $\dot{M}$, 2 P b O + 2 aq.; sie bildet mit Kali und Natron zwei Reihen von Salzen; in der einen Reihe ist ein Atom Wasser durch 2 At. Alkali ersetzt. — Schleimsaures Aethyloxyd (Schleimäther) $\dot{M}$, 2 Ae O, von Malaguti entdeckt. Man löst 1 Th. Schleimsäure in 4 Th. koncentrirter Schwefelsäure bei gelinder Erwärmung, setzt der schwarz gewordenen Mischung 4 Th. Alkohol von 0, 814 zu und läßt 24 Stunden stehen, nach welcher Zeit Alles zu einem Haufwerke von gefärbten Krystallen erstarrt, die man durch Waschen und neue Krystallisation aus Alkohol rein erhält, und bildet farblose, durchscheinende, dreiseitige Prismen von 1, 17 spec. Gew. bei 20°; bei 158° schmelzbar, bei 135° wieder erstarrend, bei 170° sich in Alkohol, Essigsäure und Pyrogallussäure zerlegend und Kohle als Rückstand hinterlassend; in kaltem Wasser wenig löslich, leicht in siedendem, die Lösung schmeckt bitter und liefert beim Erkalten vierseitige Prismen, von 1, 32 spec. Gew., bei 158° schmelzend und bei 122° erstarrend; sie lösen sich in 2, 27 kaltem Wasser und 155 Th. kaltem Alkohol, in siedendem leichter, unlöslich in Aether. Die wässerige Lösung zersetzt sich beim Sieden in Alkohol und Schleimsäure, schneller noch bei Zusatz von Kalk-, Baryt- und Strontianwasser. — Schleimsaures Ammoniak: $\dot{M}$ + 2 Ad H 4 O, wird erhalten, wenn man eine warme Auflösung von Schleimsäure mit kohlensaurem Ammoniak übersättigt; nach dem Erkalten krystallisirt das Salz in vierseitigen, abgeplatteten Prismen; sie lassen sich ohne Zersetzung umkrystalliren und verlieren bei 110° kein Ammoniak. — Schleimsaures Methyloxyd wird eben so erhalten wie die Anthyloxydverbindung, wenn man, statt Alkohol, Holzgeist (Methyloxydhydrat) anwendet. Es ist fest, farblos, krystallinisch, durch Wärme zersetzbar; die Zersetzung beginnt schon bei 163°, leicht löslich in Wasser, aber erst in 201 Th. siedendem Alkohol, und daraus im sechsseitgen Prismen mit rhombischer Basis krystallisirbar. Die Krystalle, welche aus Alkohol erhalten werden, besitzen ein geringeres spec. Gew. (1, 48) als die aus der wässerigen Lösung (1, 53).

Schleimsaures Ammoniak, s. Schleimsaure Salze.

Schleimsaures Methyloxyd, s. Schleimsaure Salze.

Schleimscheiden, s. Schleimsäcke.

Schleimschimmel (Bot.), Pilzgattungen: 1) s. v. a. Collarium *Lk.*; — 2) s. v. a. Myxocladium *Corda*; — s. v. a. Myxotrichum *Kze.*

Schleimschlange (Amphib.), Schlangengatt., s. v. a. Runzelschlange, Caecilia *L.*

Schleimschnupfen, s. Schnupfen.

Schleimschwindsucht, s. Phthisis.

Schleimspore (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Myxosporium *Lk.*

Schleimstäubling (Bot.), 1) Pilzgattung, s. v. a. Fuligo *L.*; — 2) Pilzgattung, s. v. a. Myrothecium *Tode.*

Schleimstock, verhärteter Mergel.

Schleimsucht, s. Verschleimung.

Schleimthiere (Zool.), s. v. a. Myxozoa, die dritte große Abtheilung des Thierreichs, welche die wirbellosen Thiere mit ungegliedertem Körper umfaßt. S. Bauchthiere, Castrozoa.

Schleimträger (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Hyperomyxa *Corda.*

Schleimtripper, s. v. a. Nachtripper.

Schleimholz (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Myxotrichum *Kze.*

Schleimwurm (Zoophyt.), Eingeweidewürmergatt., s. v. a. Scolex *Muell.*

Schleimzaser (Bot.), Gloeotila *Ktz.*, Gattung der Confervaceae Myxonemeae *Rchb., Habenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Fäden einfach, sehr schleimig, zellig-gegliedert; Zellen sehr zarthäutig. Zelleninhalt anfangs verbreitet, später sich zusammenballend und einen rundlichen oder länglicheckigen Kern bildend. 7 deutsche Arten, merkwürdigste: 1) G. compacta *Ktz.* In Teichen, Seen, Gräben, an Wasserpflanzen, oft fußlange Rasen bildend. — 2) G. ferruginea *Ehrenb.* Bildet ockergelbe, flockige Röschen in Eisenquellen. — 3) G. hyalina *Ktz.* Bildet kleine, gelblich-grüne, oft von Eisenoxydhydrat bräunlich gefärbte Rasen in sumpfigen Süßwassergräben.

Schleimzucker (Molasse), die braune syrupartige Flüssigkeit, welche bei dem Raffiniren des Zuckers erhalten wird. Ein Gemenge verschiedener Substanzen enthält außer amorphem Zucker auch noch krystallisirbaren, so wie Gummi, Extraktivstoff und verschiedene Salze. Vergl. Saccharum.

Schleinbach, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberg, Ldgr. Ulrichskirchen; 420 Einw.

Schleinikon, schweiz. Dorf, Kant. Zürich, Bez. Regensberg; 450 Einw.

Schleining (Geogr.), s. v. a. Schlaining.

Schleinitz (Geogr.), 1) österr. Besitzungen: a) Dorf, Illyrien, Kr. Neustädtl, Bez. Weixelburg; 250 Einw.; — b) Dorf, Steiermark, Kr. Cilli, Bez. Süssenheim; 120 Einw.; — c) Bezirk, Kr. Marburg; umfaßt 9 Gemeinden und 2350 Einw.; — d) Dorf und Hauptort des Bezirks das.; Schloß; 230 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Weißenfels; Rittergut; 130 Einw.; — 3) königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 320 Ein.

Schleinitz (Biogr.), Wilhelm Johannes, Freiherr von, Staatsmann, 1794 zu Blankenburg am Harz geboren, ward 1818 Assessor zu Wolfenbüttel, 1821 Hofrath daselbst, 1830 Ministerialrath, 1831 Minister und Geheimerath. Er koncipirte die braunschweigsche revidirte Landschaftsordnung von 1831, verfaßte 1834 die neue Städteordnung, die Ablösungsordnung, die Gemeindetheilungs-Ordnung, 1837 das Gesetz über die Allodifikation der Lehen und das neue Kriminalgesetzbuch.

Schleins, schweiz. Pfdorf, Kant. Graubünden, Gotteshausbund, im Unter-Engadin; 360 Einw.

Schleinz (Nieder-S.), österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Sitzendorf, an der Schmida; 380 Einw.

Schleipen (Bot.), auch Adermoose, 2. Zunft der 2. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Tremellinae anderer Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Glatte, bleibende Schleimklumpen, mit in Fäden gereihten Körnern angefüllt. Sie gleichen auffallend dem Fisch- oder Froschlaich; wenn man sie aber einige Wochen lang im Wasser aufbewahrt, so entwickeln sich darin die Körner und werden grün. Sie kleben gewöhnlich im Wasser an Steinen und andern Pflanzen und überziehen dieselben oft mehre Zoll hoch; vertrocknet, werden sie krustenartig und sehen aus wie die Gallertpilze. Wieder in Wasser gethan, weichen sie auf und schwellen an, als wenn sie lebendig würden, was nicht der Fall ist. Sie erhalten sich Wochen lang und verfaulen sehr langsam. — Eintheilung: a) Körner nur in schleimigen Bläschen oder Häutchen. Gattungen: Protococcus, Syncollesia, Hygrocrocis. — b) Große, meistens, zweiförmige Schleimmassen. Gattungen: Hydrurus, Chactophora. — c) Große, rundliche Schleimklumpen. Gattungen: Rivularia, Tremella.

Schleis (Clusium, Schleuße), österr. Dorf, Tyrol, Kr. Imst, Ldgr. Glurns; als Gemeinde 390 Einw.

Schleisner, Christian, Genremaler, geb. zu Kopenhagen 1811, bildete sich auf der dortigen Akademie und auf Reisen und gewann namentlich seit 1841 zu München durch das Studium der Werke der Pinakothek und durch weitere praktische Uebung in kurzer Zeit solchen Vorschwung, daß er jetzt zu den vorzüglichsten Künstlern seines Faches gezählt werden muß. Seine Vorbilder sind Mieris und Dow, die er in mehren Bildern auf das Glücklichste erreicht hat. Man findet deren in den ausgezeichnetsten Sammlungen sowohl des In- als des Auslandes. In der Privatsammlung des Königs Ludwig von Bayern ist jenes treffliche Bild, welches einen alten Kupferschmied in der Werkstätte vorstellt, wie er in einem Brief liest, in welchen sein Weib neugierig blickt. Andere, sowohl in den Motiven, als in der Ausführung vorzügliche Bilder sind: die Gemüsefrau, welcher ein Junge mit dem Blaserohre eine Kugel in die Suppe schießt; Musikanten vor der Hausthüre. Der alte Tyroler, welcher den Kindern einen Vogel zeigt; die Geflügelhändlerin u. a. Dies sind lauter Kabinetsbilder von ungemein sorgfältiger Vollendung. In H. Kohlers Münchner-Album, München 1839 ff., ist von ihm eine Original-Lithographie. S. befindet sich jetzt wieder im Vaterlande.

Schleiße, 1) in Holzgegenden die dünn gespaltenen 2 — 3 Fuß langen Holzstücken, welche von den gemeinen Leuten in Stuben, Ställen, Scheunen als Lichter benutzt werden und mit welchen man mit einer Fahrlässigkeit verfährt, die an das Unglaubliche grenzt. Man steckt sie bei der Arbeit in einen Stock, welcher in einem Kloß, Schleißenstocke, steht und oben mit einem gabelförmigen Eisen beschlagen ist, oder es ist ein 2 — 3 Fuß langes Eisen an der Decke der Stube angebracht, an dessen einem Ende ein gabelförmiges Eisen ist, in welches die S.n gesteckt werden. Man spaltet die S.n hauptsächlich aus harzigen Kiefernstämmen (Schleißenstämmen), welche nach dem Fällen eine Zeit lang im Freien gelegen haben. Zum Spalten der S.n bedient man sich des Schleißenschnitzers, eines großen Messers mit gekrümmter Spitze und starkem Rücken. Der Schleißenreißer verfertigt sie auf der Schleißenbank. — 2) (Chir.), s. v. a. Charpie; — 3) Art grober Nudeln.

Schleiße (Sliz ow, Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Wartenberg; Vorwerk, 4 Freischolkfeien, Windmühle; 540 Einw.

Schleißen, 1) in Süddeutschl. brechen (nämlich von Zeuchen, woran vor Alter die Fäden auseinander gehen); — 2) das Anfertigen der Schleißen; — 3) die Fugen zwischen Bretern mit dünnen Holzspänen ausfüllen; — 4) Federn s., die Flaumen von den Kielen abziehen; — 5) Steine sprengen; — 6) entweichen; — 7) verfließen, vergehen.

Schleißenbaum (Schleißkiefer), siehe Kiefer.

Schleißenfeuer, die Flamme der angezündeten Schleiße, von welcher die Landleute meinen, sie könne keine Feuersbrunst bewirken.

Schleißenmoder (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Coremium *Lk.*

Schleißenreißer, s. Schleiße 1).

Schleißenstämme, s. Schleiße 1).

Schleißenstock, s. Schleiße 1).

Schleißerin, eine Frau, die sich von Federschleißen nährt.

Schleißfedern, 1) Federn, die zu groß sind, um ungeschlissen in die Betten zu kommen; — 2) geschlissene Flaumen.

Schleißföhre (Bot.), s. v. a. gemeine Kiefer, Pinus sylvestris *L.*

Schleißhanf, s. Hanf.

Schleißheim (Geogr.), 1) (Ober-S.), bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. München, 3 Stunden nördlich von München; großes königl. Lustschloß (1684 — 1700 von Max Emanuel erbaut) mit prachtvoller Marmortreppe, großer kostbarer Bildergallerie in mehr als 40 Zimmern (sonst dabei auch die jetzt in der Pinakothek zu München befindliche Sammlung von Boisserée) und schönem Park; ferner großes Staatsgut und seit 1822 landwirthschaftliche Lehranstalt, seit 1819 auch landwirthschaftlicher Verein (Triptolemea), Thiergarten, Stuterei, Stahlfabrik, Torfstich; gegen 500 Einw.; in der Nähe das Lustschloß Lustheim; — 2) (Unter-S.), Dorf das.; 200 Einw.

Schleißholz (Bot.), s. v. a. gemeine Kiefer, Pinus sylvestris *L.*

Schleißzwiebel (Bot.), s. v. a. Schnittzwiebel, Allium fistulosum *L.*, s. Lauch.

Schleistheim (Schleißheim), österr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Traunkreis, Distr. Dietach; 360 Einw.

Schleißweiler, würtemberg. Weiler, Neckarkreis, Oberamt Backnang, an der Murr; 140 Einw.

Schleithal, franz. Dorf, Depart. Niederrhein, Bez. Weissenburg; über 2600 Einw.

Schleitheim, schweiz. Pfarrdorf, Kanton Schaffhausen, Ldgr. Oberklettgau, unweit der Wutach; Getreidebau, starker Handel mit Gyps, der in der Nähe des Orts in großer Menge gegraben wird; 2300 Einw.

Schleitheimer (Pomel.), Traubensorte, s. v. a. weißer Traminer.

Schleiwitz (Schleidtz), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neisse; 180 E.

Schleiz (Geogr.), 1) (Reuß-S.), deutsches Fürstenthum der jüngern Linie Reuß, grenzt an das Großherzogthum Sachsen-Weimar, an das Königreich Sachsen und an das Fürstenthum Lobenstein und hat einen besondern Fürsten und eigene Behörden, von letztern indeß auch mehre mit den andern Linien gemeinschaftlich. Einnahme: 115,000 Thaler; vgl. Reuß, namentlich auch hinsichtlich der Geschichte des Ländchens. — 2) Herrschaft (Justiz- u. Domänenamt) daselbst, mit etwa 18,000 Einwohnern. — 3) Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums, an der Wiesenthal; zerfällt in die Alt-, Neu- und Heinrichsstadt, hat 4 Kirchen, ein Schloß, Weisen- und Krankenhaus, ist Sitz der obern Landesbehörden, hat ein Schullehrerseminar, Fabriken in Tuch, Musselin, Leder ꝛc., starke Gerberei und Bierbrauerei, Handel, 7 Jahrmärkte und etwa 4900 Einwohner. Ueber die hiesigen Rechnungsverhältnisse s. Reuß. — Geschichtliches. Im Alterthum nahm die Stelle des jetzigen Schlosses eine Warte der Sorbenwenden ein, um welche sich im 12. Jahrhundert Spuren des Anbaues finden. Urkundlich wird die Stadt zuerst 1273 erwähnt, und ihre ersten Privilegien und Statuten erhielt dieselbe 1349. Im Hussiten- und 30jährigen Krieg hart mitgenommen und 1689 fast ganz abgebrannt, wobei auch das Schloß ein Raub der Flamme ward, wurde die Stadt S. auch vom französisch-deutschen Krieg zu Anfang unsers Jahrhunderts hart berührt. Namentlich fand hier ein ernstliches Gefecht zwischen den Franzosen und dem General Ernst Tauenzien am 8. Okt. 1806 Statt, in welchem die erstern Sieger blieben. Das Corps des Generalmajors Grafen Tauenzien, zu dem Hauptcorps des Fürsten Hohenlohe gehörig, hatte Anfangs Oktober als Seitendeckung der ursprünglich projektirten Aufstellung der preußisch-sächsischen Armee gegen die über Bamberg im Anmarsche begriffenen Franzosen ein Lager bei Hof bezogen. Es bestand aus 1 preuß. Brigade unter den Generalen von Zweifel und Bila und 1 sächsischen Brigade unter dem General von Schönberg, zusammen ungefähr 6000 Mann, wovon 1 Bataillon und 2 Eskadr. mit 2 Geschützen den Saalpaß bei Saalburg deckten. Am 7. Oktober Abends, nach einem unbedeutenden Vorpostengeplänkel, verließ dieses Corps wegen des starken Vordringens des Feindes rechterseits gegen Kronach sein Lager, gab das Magazin in Hof preis und bezog am 8. Mittags in und um S. koncentrirte Quartiere, um zuvörderst die Besatzung Saalburgs zu verstärken. Kaum aber angekommen, mußten die Truppen wieder ausrücken, um dieses Detachement zu unterstützen, welches nach einem bestandenen kurzen Gefechte von Saalburg auf S. sich zurückzuziehen gezwungen war. Da jedoch ein weiterer Angriff nicht erfolgte, rückte das Corps wieder in dieselben Quartiere, um am 9. den befohlenen Rückmarsch gegen Neustadt an der Orla zur Vereinigung mit dem Gros des Fürsten Hohenlohe fortzusetzen. Die Marschdirektion der noch sehr vereinzelten diesseitigen Armee war innerhalb 12 Tagen viermal geändert worden und noch schwankend. Daher befand sich auch das hohenlohsche Corps am 9. noch keineswegs vereinigt und zu dem nahen Kampf bereit; das Hauptcorps des Fürsten war in Jena, die Avantgarde unter Prinz Louis Ferdinand von Preußen stand bei Rudolstadt, die Division Grawert bei Orlamünde, die unter den Oberbefehl des Fürsten gestellte sächsische Division Zeschwitz vereinigte sich erst am 9. Abends bei Mittelpölnitz hinter Auma. Das tauenziensche Corps war nach dem neuesten, zu spät eingegangenen Befehl des Königs zur Deckung von Sachsen und insbesondere von Dresden bestimmt. Das Hauptquartier des Königs und des Herzogs von Braunschweig befand sich in Erfurt, und die Hauptarmee sollte am 20. erst zwischen Tannroda und Magdala sich koncentriren, während die feindlichen Heermassen in 3 starken Kolonnen vordrangen, das 4. und 6. Corps Soult und

Ney, nebst den Bayern über Hof und Plauen, das 1. und 3. Corps Ponte Corvo und Davoust, die Kavalerie-Reserve und die Garden, gegen 80,000 Mann, über Saalburg und S., das 5. und 7. Corps Lannes und Augereau über Koburg gegen Saalfeld. Den 9. Okt. Vormittags 9 Uhr, als General Tauenzien eben im Begriff war, den beabsichtigten Rückmarsch anzutreten, wurden auf persönliche Anordnung Napoleons in Folge einer von ihm selbst gemachten Rekognoscirung gegen S., während man am nämlichen Tage in Mainz noch Friedensunterhandlungen pflog, die diesseitigen Feldwachen vor Oschitz zwischen Saalburg und S. von zahlreichen Tirailleurs angegriffen und bis in das Dorf zurückgedrängt. Das Corps, hierdurch alamirt, verstärkte schnell seine Vorposten, nahm mit dem Gros, S. dicht vor sich habend, mit versagten Flügeln Stellung auf den Höhen längs des rechten Wiesenthal-Ufers zwischen Görkwitz und Oettersdorf und besetzte die Höhen diesseits Oschitz gegen Saalburg, rechts des Dorfes mit 2 Grenadierkompagnien, 2 Eskadr. Husaren und 2 Kanonen, links, gegen Oberbömersdorf, mit 2 Grenadierkompagnien und 3 Kanonen und unterhalb mit einem Füsilierbataillon und Schützen. Auf dem oschitzer Kirchhof standen Jäger und von da linkerseits bis gegen die Höhlung am öttersdorfer Wege Regimentsschützen. Zur Beobachtung der Wege nach den Saalübergängen bei Schloß Burg und bei Dorfles, die bei Krispendorf sich vereinigen, war ein sächsisches Bataillon mit seinen 2 Geschützen und 1 Eskadron Husaren in die rechte Flanke entsendet. Um 10 Uhr wurden die Außenposten abermals und stärker angegriffen. Da jedoch der Feind, als Oschitz kaum geräumt worden war, wieder zurückging, nahmen auch diese sogleich ihre vorigen Posten wieder ein, während General von Bila bei Rekognoscirung des vor Oschitz gelegenen Waldes dessen Rand so stark besetzt und mittelst Plänkerfeuer so kräftig sich empfangen sah, daß er sofort wieder Kehrt machte. General Tauenzien schloß von diesem Stillstande des Feindes um so mehr auf eine verführerische Absicht, als ihn bald Meldungen unterrichteten, daß derselbe auf mehren Punkten die Saale passirt habe und durch Umgehung in der Richtung gegen Neustadt, so wie über Mühltruff und Pausa Flanken und Rückzug mit bedeutenden Streitkräften zu bedrohen trachte, und gab daher gegen 2 Uhr Nachmittags, nachdem er früher schon die Grenadiere und 2 Eskadronen Dragoner mit einer Batterie Regiments-Geschütze in einer Reserve-Stellung hinter Oettersdorf, so wie einen Theil der bei Oschitz entbehrlichen leichten Infanterie an die schleizer Bergkirche zurückgesendet hatte, Befehl zum schleunigen Abzuge gegen Auma. Kaum war jedoch dieser in folgender Ordnung angetreten: Grenadiere, sämmtliches Geschütz, Regiment Zweifel, 1 Bataillon Rechten und Regiment Max — als seine unter Kommando des Generals von Bila bei der Bergkirche und vor S. postirt gebliebene Nachhut mit großer Uebermacht angegriffen wurde. Der Widerstand, den diese Infanterie hier zunächst in der Vorstadt, dann an der Wiesenthalbrücke und bei der Bergkirche leistete, war eben so rühmlich, als die Bravour, womit hiernächst die wenige Reiterei die Verfolgenden zurücktrieb und die Flankenangriffe der so überlegenen feindlichen Kavalerie wiederholt glücklich abschlug. Nachdem diese bei dem großen Vorsprunge des Corps schon zu hartnäckig vertheidigte Rückzugsstellung verlassen worden war, erneuerte der Feind nachdrücklicher noch seinen Angriff auf das nächstgelegene, vom General von Bila eiligst besetzte Oettersdorf. Die brave, wenn schon bereits geschwächte Kavalerie that diesem jenseits des Dorfes nach Kräften Einhalt, indem namentlich die beiden Eskadronen Dragoner eine glänzende Attake auf das 4. Husarenregiment machten, dasselbe, nach einer auf 60 Schritte Entfernung abgegebenen Karabinersalve, womit es sie stehenden Fußes empfangen, über den Haufen warfen, dabei aber, zu kühn im Verfolgen, dermaßen in das Kartätschen- und Infanteriefeuer des Feindes kamen, daß sie dem Anlauf des 5. Chasseurregiments weichen, sich durchhauen mußten und gänzlich kampfunfähig wurden. Als General Tauenzien Meldung über diese Ereignisse erhielt, sendete derselbe der schon seit mehren Stunden ohne Geschütz gegen bedeutende Uebermacht sich schlagenden Nachhut das sächsische Regiment Max mit 2 Kanonen zu Hülfe, ohne jedoch die allen Zusammenhang störende Eilfertigkeit seiner Kolonne, die er stets an der Spitze selbst führte, zu hemmen. Dies Regiment hatte aber bei dem so heftigen Nachdrängen der immer mehr anwachsenden und überflügelnden Uebermacht der rasch verfolgenden reitenden Artillerie eben so, wie die zu beiden Seiten vordringende Kavalerie freies Feld fand, kaum Zeit, am torgauer Holze hinter Teichen sich aufzustellen, um die hart Gedrängten aufzunehmen. Es sah sich bald in deren Rückzug mit verwickelt, indem sein 2. Bataillon, von Plänkerschwärmen auf allen Seiten angegriffen, durch eine Uebereilung seines Kommandanten in Unordnung gerieth und gesprengt, das 1. Bataillon hingegen vermöge des heftigen Andranges vom Corps und dessen Rückzugsweg getrennt wurde. Diese nahe Bedrohung des Corps jenseits Torgau bewog den General Tauenzien endlich, nicht nur das 1. Bataillon auch noch theilweise zur Sicherung zu verwenden, sondern hinter dem Defilé von Krölpa zur Aufnahme seiner Nachhut einige Zeit in Position zu bleiben und von der rückstehenden Division Zezschwitz eine Unterstützung zu requiriren, welche, aus 2 Regimentern bestehend, auch bis jenseits Auma entgegen rückte. Glücklicherweise brach indeß der Feind, durch den gleichzeitig Statt findenden Angriff des 2. sächsischen Bataillons Rechten und des damit verbundenen Geschützfeuers in seinem Rücken stutzig gemacht, die weitere Verfolgung plötzlich ab, so daß das Corps unangefochten über Auma, wo es Mühe hatte, durch seine im Ort sich gestopfte Equipage durch zu kommen, und über Triptis, den 10. früh in die Stellung der sächsischen Division bei Mittelpölnitz gelangen konnte. Die bei Krispendorf postirte Seitendeckung bestand mittlerweile ein partielles Gefecht. Ohne Verhaltungsbe-

fehle gelassen, folgte Major von Heintz mit dem 2. sächsischen Bataillon. Rechten unter Deckung der Husarenesckadron Howo, die einige Kavalerieangriffe brav zurückwies, jener Rückzugsbewegung zur Linken, um mittelst eines raschen Flankenangriffs wo möglich Oettersdorf und die Nachthut noch zu erreichen, sah sich jedoch rechterseits in der Fronte bald dergestalt bedroht, daß die Unmöglichkeit einer solchen Ausführung einleuchtete. Dieses Detachement wurde daher genöthigt, unter dem Schutze einer Kompagnie, welche den vorliegenden stark besetzten Wald bei Pörmitz vom Feinde gereinigt und seine 2 Geschütze, bei welchen auch die Husaren und eine schwache Jägerabtheilung blieben, seinen Rückzug links durch den Wald nach Neustadt an der Orla zu suchen, wo dasselbe, längs der feindlichen Wachtfeuer sich mühevoll durchschleichend, den 10. früh 2 Uhr mit der Eskadron Howe und dem Reste der 2. Eskadron Dragoner zusammen traf. Die beiden Geschütze mußten, nachdem sie die wirksamsten Dienste geleistet, verlassen werden; das eine versank im raschen Rückzuge vom schmalen Damm in einem Teiche, das andere blieb im Sumpfe stecken, weshalb auch beide nicht in Feindeshand geriethen. Das Corps verlor 12 Offiziere, worunter der alte heldenmüthige Oberst Hochheimer, und 554 Unteroffiziere und Gemeine, so wie fast sämmtliche Equipage. Eine große Anzahl Vermißter, worunter der größte Theil der Füsiliere und Jäger, fand sich am 10. und 11. erst wieder zum Corps. Die sächsische Division Zezschwitz brach in Vereinigung mit diesem den 10. Nachmittags nach Kahla auf. Bernadotte nahm am 10. sein Hauptquartier in Auma; Murat marschirte gegen Gera; das kaiserliche Hauptquartier war in S. Dies an sich zwar keineswegs, indeß für die nächste Folge unbedeutende Gefecht dient besonders als Beleg, wie höchst mangelhaft deutscher seits alle Anstalten gleich im Beginn dieses für Deutschland, ja für ganz Europa so folgereichen Kriegs waren; wie wenig man besorgt gewesen, sich gründliche Nachrichten vom Feinde zu verschaffen, und wie sehr man den Stand der Dinge verkannt und die Maßregeln vernachlässigt oder verwirrt hatte.

Schlema (Geogr.), s. Oberschlema und Niederschlema.

Schlemm (Biogr.), Friedrich, Mediciner, seit 1833 Professor der Anatomie am medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelmsinstitute und an der Universität zu Berlin. Schrieb: De arteriarum praesertim faciei anastomisibus, Berlin 1821; — Arteriarum capites superticialium icon nova, daf. 1830; — Observationes neurologicae, daf. 1834.

Schlemm (Spielw.), bei manchen Kartenspielen alle Stiche.

Schlemmbutten, s. Vitriolwerk.

Schlemmen, 1) im Genuß von Speise und Trank unmäßig und üppig seyn; ein Mensch, der das thut, heißt Schlemmer; — 2) S. und Zusammensetzungen, s. Schlämmen.

Schlemmer, Leonhard, Kupferstecher von Hammer bei Nürnberg, erlernte anfangs das Schneiderhandwerk, nahm hierauf Livreedienste eines Patriciers und übte sich erst als solcher im Zeichnen und Stechen. Seine ersten Arbeiten erschienen um 1797, auf welche sofort zahlreiche Blätter folgten, Bildnisse, historische Darstellungen und Landschaften. Anfangs stach er mehre Porträte in Punktirmanier, später arbeitete er aber meist mit dem Grabstichel. Arbeitete noch um 1826.

Schlemmgras (Bot.), s. v. a. spitziges Riedgras, Carex acuta L.

Schlemmin (Geogr.), 1) mecklenburg. Dörfer: a) Fürstenthum Schwerin, Amt Lützow; 210 Einw.; — b) Kr. Mecklenburg, Amt Lübz; 100 Einw.; — 2) preuß Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Franzburg; 180 Einw.

Schlemmo, s. v. a. Garnsee.

Schlemmpfännchen, s. v. a. Fegeschober.

Schlempe, s. v. a. Schlinge; daher die Schlemphölzer auf Schiffen an den Klüven des Kiels und an den Knien der Steven.

Schlempklotz, s. v. a. Kielklog.

Schlender, 1) s. v. a. Schlendrian; — 2) s. v. a. Schlepprleid.

Schlendrian, 1) ein nachlässig dahin schlendernder Gang; — 2) Verfahren nach dem Hergebrachten.

Schlenge (Wasserb.), Schlacht, als Uferbau. Die Fluthschlenge dient allein gegen den Andrang der Fluth, die Scheerschlenge gegen die Ebbe.

Schlengel, ein geringes niedriges Wehr.

Schlengelgeld, der Geldbeitrag, welchen die Deichpflichtigen zur Unterhaltung der Teiche in ihrem Bezirke zu entrichten haben.

Schlengelmeister (Wasser- und Deichb.), Derjenige, welcher es versteht, Schlachten anzulegen.

Schlengewerk (Wasser- und Deichb.), s. v. a. Schlacht.

Schlenke (Wasserb.), jede Vertiefung oder Rinne, welche sich das Wasser in der Erde macht.

Schlenker, lange, schlanke Stücken Holz, welche das Unterlager von Stellagen ausmachen.

Schlenkerbraten, an manchen Orten Festlichkeit der Dienstboten, wenn sie den alten Dienst verlassen und den neuen noch nicht angetreten haben.

Schlenkert, Friedrich Christian, Romanschriftsteller, 1757 zu Dresden geboren, ward 1782 Accessist bei der damaligen Generalaccisrechnungsexpedition in Dresden, 1785 expedirender Sekretär bei dem geheimen Finanzkollegium, wurde jedoch wegen Dienstvernachlässigung und des freien Tons seiner Schriften entsetzt und ging nach Tharand. Im Jahr 1812 ward er Expedient zu Dippoldiswalde, 1815 Lehrer der deutschen Sprache an der Kunstakademie zu Tharand, wo er 1826 †. Schrieb die Romane: Friedrich mit der gebissenen Wange, Leipzig 1785 — 88, 5 Thle.; — Kaiser Heinrich IV., Dresden 1788 — 95, 5 Thle.; — Graf Wirecht von Groitsch, Zürich 1789 — 95, 3 Thle.; — Moritz, Kurfürst von Sachsen, daf. 1799 — 1800, 4 Thle.; — Die Bürger und Bergknappen von Freiburg, Leipzig 1799; — Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar, daf. 1799 — 1803, 3 Thle., u. A.

Schlenz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Militsch; Vorwerk, Freischoltisei; 290 Einw.

Schlenzer, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Jüterbogk; 200 Einw.

Schlenzig, preuß. Kirchdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schiefelbein; 160 Einw.

Schlepina- (Schlapiner- oder Silvapina-) **Thal**, ein wildes, von den höchsten Felsenwänden eingeschlossenes Thal des Rhätika's im schweizer Kanton Graubündten, Hochgericht Klosters. Ein schaurigter Gebirgspfad führt aus diesem Schlund über den sogenannten Schlepiner-Sattel in das österr. Montafünerthal, auf welchem die muthigen Prettigauer im Jahr 1622 ein einfallendes Corps Oesterreicher zurückjagten. Ein besonders schreckliches, abgerissenes, kahles Felshorn erhebt sich aus dem S.-T., und dasselbe bildet mit den 4 Spitzen der Furka oberhalb Blaseneck, den Hörnern des Drusus-Thors und der begleitscherten Crucia plauna hinter Vanoß eine furchtbare Kette.

Schlepkow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Prenzlau; Vorwerk; 180 Einw.

Schleppbusch (Landw.), Bündel sperriger Dorne, fächerförmig an eine Stange gebunden, womit man Holzsaaten in sehr lockerem Boden wie mit einer Egge übergeht, um sie mit Erde zu vermengen.

Schleppe, 1) in früherer Zeit die an Mänteln und Frauenzimmerkleidern angebrachte Verlängerung, die gewöhnlich ein ziemliches Stück auf der Erde hinter sich nachgezogen wurde. Man nannte ein mit einer solchen S. versehenes Kleid **Schleppkleid**. Diese S.n machten zur Zeit, als man des übertriebenen Luxus halber eine Kleiderordnung einführte, den Gesetzgebern viel zu schaffen. Die modenesischen Stadtpfleger gestatteten, daß sie eine Elle lang seyn dürfe, sahen dann aber streng darauf, daß das rechte Maß gehalten wurde. An einer in Stein gehauenen, öffentlich aufgestellten Musterpuppe wurden die verdächtigen, zur Anzeige gebrachten gemessen. Auch in Mailand und Bergamo bestanden Kleiderordnungen; dort waren die S.n ganz verboten, und Schneider, welche dergleichen anfertigten, verfielen in Strafe. In Bologna waren 3 Rangstufen angenommen: Frauen und Fräulein des alten Adels wurde die S. ¾ Elle lang zugestanden; etwas tiefergestellt waren die Frauen und Töchter des Adels von der Feder, d. h. der Lehrer an den Hochschulen, und die des neueren Adels vom Degen; diese durften die S. ½ Elle lang tragen. Dann kamen die Frauen und Mädchen aus den Häusern der Künstler und Handwerker, welche bloß ½ Elle lange S.n tragen durften. Wer demnach ein gutes Augenmaß hatte, erkannte auf der Stelle an der bedeutungsvollen S. Stand und Rang jeder Frau. Man hat aber auch S.n, welche ein besonderes Kleidungsstück sind, oft von anderm Stoffe und anderer Farbe, als das eigentliche Kleid; sie besteht aus einem langen Stück Zeuch, welches in der Taille befestigt wird und hinten lang auf die Erde herabreicht; ehemals trugen alle Frauenzimmer vornehmern Standes S.n, jetzt nur noch Frauenzimmer der höchsten Stände bei feierlichen Gelegenheiten, besonders als Hoftracht. Fürstliche Personen haben auch wohl besondere Pagen, welche ihnen die S. nachtragen müssen, damit sie nicht auf der Erde streift. — 2) (Bergb.), Stangen, auf denen der Schleppkasten oder Schlepptrog fortgezogen wird; — 3) eine Kluft, welche sich schleppt, d. h. die den Gang parallel und weitlaufend begleitet; — 4) (Papierm.), das mit wollenem Beutelstuche bezogene Bretchen, das über jeden aus der Presse kommenden noch feuchten Bogen gelegt wird; — 5) (Maschinenw.), die hölzernen Walzen bei Stangenkünsten, auf welchen man die Stangen gehen läßt, damit sie sich leichter bewegen; — 6) (Schleppbaum), starker Baum, der an einer Kanone oder sonstigem Fuhrwerke, wenn ein Rad zerbrochen und für den Augenblick kein anderes zu haben ist, so an der Axe angebracht wird, daß die Last des Fuhrwerks auf dem obern Ende, das untere Ende rückwärts auf der Erde liegt; — 7) s. v. a. Schneppe.

Schleppen, 1) (Schifff.), vom Anker, nicht eingreifen, vielmehr am Boden hinstreifen, so daß das Schiff vor Anker treibt, d. h. über die erste Stelle hinaus kommt; — 2) ein Schiff ins Schlepptau nehmen, wenn es zum Segeln unfähig geworden ist, an einem starken Taue mit fortziehen; — 3) etwas schlaff auf der Erde nach sich ziehen; — 4) eine Last in den Schacht hinablassen; — 5) etwas mit großer Anstrengung fortbewegen oder tragen; — 6) eine Dame am Arme nach Hause begleiten und es nicht gerne thun; — 7) mit einer verächtlichen Person Umgang haben; — 8) sich langsam fortbewegen; — 9) (Baum.), s. v. a. Schleifen; — 10) (Bergb.), wenn 2 Gänge und dergleichen eine Strecke nebeneinander fortgehen.

Schleppen (Geogr.), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Tilsit; 220 Einw.

Schleppfeder, s. Schloß.

Schleppennatter (Amphib.), s. v. a. Wannaschlange, Coluber stolatus *L.*

Schlepper, 1) Art langhaariger Pinsel für Maler; — 2) s. v. a. Harken.

Schlepphaken, s. Säbel und **Schleppkette**.

Schleppkappe, s. **Schleppkübel**.

Schleppkasten (Bergb.), ein breterner Kasten, in welchen man das Erz an solchen Stellen fördert, wo mit Händen oder Karren nicht beizukommen ist.

Schleppkette, die lange eiserne Kette, womit man Stempel und Balken in die Grube hinab und in die Strecken bringt; der an ihr befindliche eiserne Haken wird **Schlepphaken** (**Schleppklammer**) genannt.

Schleppkleid, s. **Schleppe** 1).

Schleppkübel, ein auf einer Seite platt gehauter Kübel, den man in flachen Schächten braucht, wo man ihn mit der flachen Seite auf den Schachtstangen liegend in die Höhe zieht; das Beschläge auf dieser Seite heißt **Schleppkappe**.

Schleppnetz (Schleppsack), bis auf den Grund reichendes und so fortzuziehendes Fischernetz.

Schleppreißer (Fuhrw.), ein langes Bündel Reißholz, das hinten am Karren befestigt und mit Steinen beschwert wird, um mehr Gleichgewicht hervorzubringen und die Last des Karrens nicht zu sehr auf dem Gabelpferde liegen zu lassen.

Schleppriegel, s. Schloß.

Schleppsack, s. Schleppnetz.

Schleppschienen, die großen harten Holzstücke, die man an Stellen, wo das Felsgestänge schleppt, an das Schachtgestänge anschraubt und mit Seife beschmiert, damit das Gestänge fügsamer gehe.

Schleppseil, s. v. a. Schlepptau.

Schleppseite (Bauchseite), die untere, den Streßbäumen nächste Seite der Förderton-nen in Gruben.

Schleppstrang, ein Stück Bergseil, womit der Bergmann Lasten fortschleift.

Schlepptau (Schlepper), 1) starkes Tau, an dem der Schiffer entweder beschädigte Schiffe hinter dem seinigen, oder große Fische und Walfische zum Schiffe zieht; — 2) (Schleppseil, Avancirtau, Prolonge, Kriegsw.), ein 30—44 Fuß langes starkes Tau, welches gewöhnlich mit einem Ende an der Proze befestigt ist, mit dem andern in einen an dem Schwanz der Lafete angebrachten Haken eingehängt wird und mit dessen Hülfe man mit dem Geschütze, ohne vorher abzuprotzen, größere Strecken zurücklegen kann. Der am S. befindliche Knebel ist mit einem Ringnagel versehen, der am Ende des S.es in einer Schleife oder Schlinge befestigt ist. Außerdem befinden sich 2 Ringe am S., wovon der erste 11 Fuß von jenem Ende des S.es, an welchem sich kein Knebel befindet, der andere aber 11 Fuß von ersterm eingemacht ist. Um das S. an den Haken oder Ringnagel des Proßkastens anzulegen, bedarf man 11 Fuß Länge desselben; der Rest seiner Länge befindet sich gewöhnlich hinter dem Reibscheit umgeschlagen, wo das S. durch den an dem schwächern Ende der Deichselarme angebrachten Schlepptauhaken festgehalten wird. Sofern man im Retiriren Geschütze am S. ziehen will, steckt man den Knebel zur Verkürzung des S.es um die Hälfte oder um 2 Drittel in einen der Schlepptauringe; vgl. Proze.

Schlepptonnen (Bergb.), Tonnen mit derselben Einrichtung wie die Schleppkübel.

Schlepptrog (Bergb.), s. v. a. Schleppkasten.

Schlepptrense, s. Trense.

Schleppwagen (Kriegsw.), s. v. a. Triqueballe.

Schleppwerk (Bergb.), s. Kunstgestänge.

Schleppzehnt, s. Zehnt.

Schleppzinne (Landw.), feine Egge, mit welcher der Same flach untergeegt wird.

Schlepzig, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lübben; Vorwerk, 3 Mühlen; 800 Einw.

Schler (Seew.), Planke, die so stark, so groß und so breit ist, als der Kiel eines Schiffes, unter den sie befestigt wird, weshalb sie mit einem aufrecht stehenden, spitzen Rahholz versehen ist und auch an den Seiten eiserne Rahe hat, um Taue hindurchzuziehen. Nachdem an die S. mehre starke Taue mit Flaschenzügen gehakt worden, läßt sich durch Winden auf dieselben das Schiff herauf auf die Hellung ziehen, um es auszubessern und von Neuem zu kalfatern.

Schlesien (Geogr.), 1) preuß. Provinz, breitet sich im Südosten von Brandenburg und im Nordosten der Sudeten zu beiden Seiten der Oder aus, wird nördlich und nordöstlich von Brandenburg und Posen, östlich von Polen und Galizien (Krakau), südlich von Oesterreichisch-S., Mähren und Böhmen, westlich von Böhmen, dem Königreich Sachsen und preuß. Sachsen begrenzt und liegt zwischen 49° 39′ und 52° 7′ nördl. Breite und 31° 29′ und 36° 49′ östlicher Länge. S., zwar nicht die größte, doch wichtigste Provinz des preuß. Staates, umfaßt jetzt das alte S. (Herzogthum, s. unten, Gesch.), mit Ausnahme der Kreise Schwiebus und Züllichau und eines Theils des Kreises Krossen, einen Theil der Oberlausitz und die Grafschaft Glatz, wurde vor 1815 eingetheilt in Ober-S, Nieder-S. und in die Grafschaft Glatz, wogegen es jetzt in die 3 Regierungsbezirke: Breslau, Oppeln und Liegnitz zerfällt. — Bodengestalt. S. ist größtentheils ebenes Land. Das ganze rechte Oderufer ist eine weit ausgedehnte ebene Fläche ohne merkliche Höhenzüge, fast durchgängig sandig und sumpfig, doch nicht unergiebig. Eben so ist das auf dem linken Ufer der Oder gelegene Land meist eben; nur längs der böhmischen und theilweise auch sächsischen Grenze erhebt sich das Gebirge der Sudeten, von welchen sich niedrigere Bergketten, z. B. die schweidnitzer, striegauer u. jauerschen Berge, das Zoptengebirg, in das große Thal der Oder erstrecken, und fruchtbare, wohlangebaute, zur Oderebene sich hinabziehende Thäler bilden. Die Sudeten beginnen in der obern Lausitz mit dem Lausitzer-Gebirge oder dem wohlschen Kamme, und die südwestliche Hochebene berührt den Fuß der Karpathen. Von diesen erstreckt sich an der mährischen Grenze bis an die ehemalige Grafschaft Glatz das Gesenke u. das schlesisch-mährische Gebirg; dieses steht durch das Reichensteiner-Gebirg mit dem massenhaftern und mehr kesselförmigen Glatzer-Gebirge in Verbindung, welches sich in das Eulen-, Heuscheuer-, Habelschwerter- und Schneegebirg theilt, und wo der große und kleine Schneeberg u. die hohe Mense sich erheben. An dieses schließt sich das Rabengebirg und vom Bober bis zum Queis das eigentliche Riesengebirg (s. d.). — Gewässer: Hauptfluß der Provinz ist die Oder. Auf den Sudeten in Oesterreichisch-S. bei Hof entspringend, tritt sie bald, nachdem sie eine kurze Strecke die Grenze zwischen diesem und dem preuß. S. gebildet, in das letztere über und durchströmt die Provinz in ihrer ganzen Länge von Südosten nach Nordwesten; daher denn auch die Hauptabdachung S.s in derselben Richtung nach dem baltischen Meere zu. Nebenflüsse der Oder sind, und

zwar rechts: die Oelsa, Ruda, Birawki, Klodnitz, Malapane, Brinitza, Stoberau, Minuiska, Weide, die kleine Lohe, Jüseritz u. Bartsch; links: die Oppa, Zinna, Hotzenplotz, schles. Neisse, Ohlau, Lohe, Weiseritz (schweidnitzer Wasser), das neumarkter Wasser, die Katzbach, Steinau, der Herzogsgraben, die Weißfurth, Sieger und der Schwarzgraben; außerhalb S., auf derselben Seite, noch der mit dem Queis vereinigte Bober und die lauf. Neisse. S. gehört daher fast ganz dem Odergebiete und nur an kleinen Strecken durch die Elbe, Iser, Spree, schwarze Elster, Weichsel und die in der Nähe des Schneekopfs entspringende March oder Morawa andern Flußgebieten an. Die oben erwähnte Weichsel bildet eine Strecke lang die Grenze zwischen dem preuß. S. einerseits und Oesterreich-S., Galizien (Krakau) und russ. Polen andererseits, und zwar bis zur Einmündung der Brinica, welche dann die weitere Grenzscheide zwischen S. und russ. Polen ausmacht. An schiffbaren Kanälen besitzt S. den Klodnitzer-Kanal, der, 8 Meilen lang, unweit Beuthen beginnt, bei Kosel die Oder erreicht und zum Transport des oberschles. Berg- und Hüttenbaues nach der Oder bestimmt ist; ferner den Popelauer-Kanal, der ebenfalls noch zur Abkürzung der Oderfahrt dient. Außer diesen ist noch zu bemerken der unteridische Kanal zu Weißstein bei Waldenburg, der zur Ableitung der Grubenwasser und zur Ausbringung der in dem dasigen Bergwerke gewonnenen Steinkohlen dient. Unter den Wasserfällen der schles. Gebirge sind der Zackenfall (120′) und der Kochelfall (etwa 50′ hoch) die vorzüglicheren; beide übertrifft jedoch an Schönheit der Wölfelsfall in der Grafschaft Glatz, wo sich der Wölfelsbach aus einer engen Felsschlucht 60′ tief in einen Felsenkessel stürzt. Die Zahl der Landseen ist etwa 100; alle aber sind nur von geringem Umfang. In den Kreisen Militsch u. Freistadt finden sich die meisten und größten; der bedeutendste ist der Flavaersee, 1 Meile lang, ½ Meile breit und sehr reich an Fischen. — S. umfaßt ein Areal von 742 □M. oder 16,200,000 preuß. Morgen; davon kommen

auf Ackerland	8,000,000	Morgen,
„ Waldungen	3,900,000	„
„ Wiesen	2,150,000	„
„ Triften	1,400,000	„
„ Unland	370,000	„
„ Gewässer	240,000	„
„ Gärten	130,000	„

Der Boden ist im Allgemeinen gut kultivirt und sehr fruchtbar, weniger die höhern Gebirgsgegenden, Ober-S. und die rechte Oderseite, mehr dagegen die linke Oderseite von Ratibor abwärts, vorzüglich in Mittel- u. Nieder-S. — Das Klima ist durchgehends gemäßigt und gesund. — Produkte. Das Thierreich liefert treffliche Schafe, Rinder und Pferde; im Gebirge gibt es viele Ziegen u. an Wildpret fehlt es nicht; die Gewässer sind reich an Fischen (im Bober und Queis findet man auch Perlmuscheln), und die Bienenzucht ist nicht unansehnlich. Das Pflanzenreich erzeugt Getreide, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Oel- und Gartengewächse, Holz in Menge, viel Obst, etwas Wein (den bekannten Grünberger), vortrefflichen Flachs, Hanf, Tabak, Krapp, Fenchel und Hopfen. Das Mineralreich bietet Gold (aber so gering, daß man aufgehört hat, darauf zu bauen), Silber (gegen 1000 Mark), Eisen (über 500,000 Ctr.), Kupfer (an 2600 Ctr.), Blei (gegen 7800 Ctr.), Arsenik (ungefähr 3400 Ctr.), Kobalt, Zink und Galmei (über 317,000 Ctr), blaue Farbe (an 400 Ctr.), Steinkohlen (über 1,780,000 Tonnen), Vitriol (an 15,000 Ctr.), Schwefel (über 700 Ctr.); außerdem Edelsteine, Salpeter, Porzellan- und Pfeifenthon, Marmor, Schleif- und Mühlsteine, Torf, Braunkohlen, Kalk, Gyps, Walkererde, Feld- und Schwerspath, viele Mineralquellen, aber kein Küchensalz. — Aus diesem Reichthum von Produkten ergibt sich, daß die Erwerbszweige u. Beschäftigungen der Bewohner S.s sehr mannichfaltig sind. Ackerbau und Viehzucht heben sich ungemein. Seit dem vorigen Jahrhundert hat man angefangen, durch bessere Bewirthschaftung des Bodens, durch Einführung der Fünf-, Sechs-, Neun- und Zwölffelderwirthschaft an die Stelle der vorher allgemein gewesenen Dreifelderwirthschaft die Ertragsfähigkeit der Felder zu erhöhen, und die Stallfütterung findet immer mehr Beifall. Trotz dieser Fortschritte in der Landwirthschaft, namentlich in Nieder-S., scheint man doch im Allgemeinen eine zweckmäßige Futterkultur und die Vermehrung, Verbesserung und angemessene Verwendung des Düngers noch lange nicht in dem Grade zu berücksichtigen, wie die obwaltenden lokalen und national-merkantilischen Verhältnisse es erheischen. Indessen reicht, ungeachtet der starken Bevölkerung der Provinz, die Getreideernte, welche man in Mitteljahren auf 17½ Million Scheffel schätzt, in guten Jahren nicht nur zum Bedürfniß hin, sondern erlaubt auch noch Ausfuhr nach Sachsen. Der Viehstand S.s ist bedeutend und läßt immer erfreulichere Fortschritte in der Feldwirthschaft hoffen. Er besteht aus ungefähr 900,000 Stück Rindern und 180,000 Pferden; Schafe rechnet man gegen 2,400,000 Stück, deren Wollertrag zu 42,450 Ctr. angeschlagen wird. Durch Veredlung des inländischen Viehes mit starkem ausländischen ist für eine höhere Einträglichkeit der Rindviehzucht Manches geschehen; auch hat sich durch die alljährliche Vertheilung von einigen 80 Beschälern aus den königlichen Marställen die Pferdezucht gehoben. Indessen ist in diesen beiden Zweigen, namentlich dem letztern, noch viel zu thun, um den Anforderungen des Zeitbedürfnisses zu genügen, denn die Einfuhr von Pferden und Rindvieh, hauptsächlich Schlachtvieh, ist noch lange nicht entbehrlich. Das beste Vieh findet man in den weidereichen Gegenden an der Oder, Bartsch, Weide, Lohe ꝛc. In der Schafzucht ist man indessen in S., das noch vor 20 Jahren weit hinter Sachsen und Mähren zurückstand, ungeheuer vorgeschritten, so daß dieselbe als eine der Hauptquellen des Wohlstandes in der Pro-

vinz betrachtet werden kann. Man verfuhr bei den bedeutenden Ankäufen aus edlen Heerden mit Geschick und Verstand, ohne Mühe u. Kosten zu sparen; man entfernte das Unedle rücksichtslos und sah nur auf das Edelste. So ist es gekommen, daß S. in dieser Beziehung andere Länder auffallend schnell erreicht hat, allen andern Provinzen des preuß. Staates voransteht und nicht nur seine berühmten Tuch- und Wollfabriken mit seiner eignen Wolle versehen, sondern auch noch bedeutende Quantitäten ausführen kann. Viele Hindernisse und Mißbräuche der edlen Schafzucht, als Zehntheil der Schäfer ꝛc., wurden abgeschafft. Die meisten höhern Schafzüchter sind selbst Obermeister in ihren Heerden und leiten das Ganze. Die Noth zwang, so zu verfahren, weil der sonst dankbare Boden keine Rente mehr trug. Dadurch allein ist es aber auch zu erklären, daß bei dem sonst geringen Grundkapitale vieler schlesischen Landwirthe und bei dem häufig unerträglichen Druck der Zeit dieselben sich doch über Erwartung gehalten. Schweine, obwohl in größerer Zahl gehalten, müssen noch in großen Heerden aus Polen und dem Großherzogthum Posen eingetrieben werden. In den Gebirgen ist die Ziegenzucht nicht unbedeutend; der dortige Ziegenkäse ist sehr beliebt. In einigen Distrikten S.s, in der Herrschaft Muskau und in Ober-S., ist die Bienenzucht wichtig, und diese Gegenden haben einen nicht unbedeutenden Absatz an Wachs. Das Wildpret ist zahlreich, namentlich besitzt S. noch einen Reichthum an Hirschen, Rehen, wilden Schweinen und Hasen; zuweilen streichen auch noch Wölfe aus Polen und den Karpathen herüber. Geflügel gibt es viel, außer den gewöhnlich vorkommenden Arten auch Fasane und Ortolane. Die Fischerei ist sehr bedeutend; die Gebirgswasser liefern schöne Forellen und einige derselben die schöne Goldschleihe; in der Oder werden unter andern auch Störe, Lachse und Welse gefangen. — Außer der schon erwähnten Getreideproduktion muß der Flachs als wichtiges Erzeugniß des Pflanzenreiches erwähnt werden; er wächst vorzüglich schon um Neisse, Frankenberg, Münsterberg, Jauer, Oels, Trepenitz und im Glatzischen. Hanf baut man nicht so viel, als verarbeitet wird. In den niedern Gegenden, besonders um Breslau, Ohlau, Strehlen, werden viele Färbekräuter gebaut, vorzüglich Krapp, Wau, Scharte, Färberröthe ꝛc., doch wurde früher mehr geerntet als jetzt. Oelfrüchte und Gemüse sind Gegenstände sorgfältiger Kultur, hauptsächlich um Breslau, Brieg und Liegnitz, von wo aus jährlich für 100,000 Thlr. sogenanntes liegnitzer Grünzeuch auswärts versandt wird. Tabak wird viel erzeugt, und in der Gegend von Münsterberg wird besonders viel Hopfen gewonnen und ausgeführt. Das Obst, dessen Anbau sich immer mehr ausbreitet und stets fleißiger betrieben wird, gibt einen bedeutenden Ertrag. Unerheblich dagegen ist der Weinbau, doch hat man in neuerer Zeit durch Anpflanzung guter Reben und Sortirung der Trauben die Qualität des Weines sehr verbessert. In den Gebirgsgegenden hat sich der Kartoffelbau sehr ausgebreitet. An Waldungen ist das Land, besonders Ober-S., noch immer sehr reich. — Wie bedeutend die Ausbeute aus dem Mineralreich ist, wurde bereits oben angegeben. Am reichlichsten ist die Ausbeute von brennbaren Mineralien u. Eisen, welches letztere in den zahlreichen Eisen- und Hüttenwerken Ober-S.s verarbeitet wird. Den Bau auf Gold und Zinn hat man des geringen Ertrags wegen jedoch wieder eingestellt. Von Edelsteinen werden gefunden: Hyacinthe und Chrysolithe. Amethyste Chalcedone, Karneole, Topase, Opale, Agate, Granaten, Chrysoprase, wozu auch noch der Jaspis gerechnet werden kann; doch ist die Ausbeute jetzt geringer als sonst. Mineralquellen und Bäder sind in großer Zahl vorhanden; die besuchtesten sind Warmbrunn und Salzbrunn, neben welchen noch Landeck, Flinsberg, Altwasser, Reinerz, Kudowa und Charlottenbrunn zu erwähnen sind. Salzquellen wurden zwar einige aufgefunden, dieselben können jedoch wegen zu schwacher Soole nicht versotten werden. Nieder-S. wird daher aus andern Gegenden des preuß. Staates, Ober-S. von Wieliczka in Galizien mit Kochsalz versehen. — Ein Hauptzweig der schlesischen Industrie ist die Leinwand- und Schleierfabrikation; erstere setzt allein über 10,000 Stühle in Bewegung. Sonst waren gegen 30,000 Weberfamilien und 500,000 Spinner, die für mehr als 10 Millionen Thaler Waaren lieferten, mit der Verfertigung leinener Waaren beschäftigt, meist im Gebirge und in der Oberlausitz. Nicht minder wichtig ist die Tuch- und Wollenzeuchmanufaktur. Die feinsten Tuche liefern Grünberg, Goldberg, Liegnitz, Görlitz ꝛc., mittlere und grobe fast alle Städte Nieder- und Mittel-S.s. In Ober-S. ist die Tuchfabrikation sehr beschränkt, dagegen werden andere Wollenzeuche, Flanell, Boy, wollene Mützen, Strümpfe und Handschuhe in Menge verfertigt. Die Baumwollenweberei steht besonders in Reichenbach und Umgegend in Blüthe. Stahl- und Eisenwaaren, auch Zink liefern besonders die Hüttenwerke von Malapane und Gleiwitz in Ober-S., gute Töpferwaaren Bunzlau, Glaswaaren Warmbrunn (Josephinenhütte) u. Schreibershau; Steingutfabriken gibt es zu Breslau und Proritau, Gerbereien zu Breslau und Schweidnitz. Von großer Bedeutung sind die Branntwein- u. Kunstbrennereien, deren ungefähr 4100 in S. sich befinden. Runkelrübenzuckerfabriken machen noch weniger Glück als in den Nachbarländern; bemerkenswerth unter ihnen ist die gräflich magnisische zu Eckersdorf in der Grafschaft Glatz. Unter den übrigen Fabriken verdienen noch angeführt zu werden die Papier-, Band-, Tabaks-, Fayence- und chemischen Fabriken. S. hat auch beträchtliche Töpfereien, Färbereien, Zuckerraffinerien ꝛc., berühmte Garnbleichen am Bober und Queis, denen das Gebirgswasser die besten Dienste leistet. — Der Handel S.s ist bedeutend, doch war er früher, als die schlesische Leinwand noch überall gesucht wurde, stärker als jetzt; der Leinwandhandel scheint viel durch eigene Schuld gelitten zu haben, indem man, um nur wohlfeile Stoffe zu liefern, die Qualität

vernachlässigte. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind außer Leinwand, Wolle, Tuch- und Baumwollenwaaren, Krepp und Steinkohlen die Haupthandelsplätze Breslau, Görlitz, Grünberg, Hirschberg, Landshut, Lauban, Liegnitz, Schmiedeberg, Schweidnitz und Waldenburg. Durch viele Kunststraßen, durch die Oderschifffahrt und durch die in neuerer Zeit angelegten Eisenbahnen, welche sich durch die ganze Provinz erstrecken, wird der Verkehr ungemein befördert. — S. hat in 145 Städten, 41 Flecken und 5335 Dörfern, die auf 57 Kreise vertheilt sind, eine Bevölkerung von etwa 3,100,000 Menschen, die theils Deutsche, theils Slaven vom polnischen u. böhmisch-mährischen Stamme, im lausitzer Kreise theils Wenden, mit eigener Sprache, sind. Die Slaven findet man häufiger auf der rechten Seite der Oder und an den Grenzen von Polen und Mähren; in Ober-S. sind sie noch am wenigsten germanisirt. Wie überall, zeichnet sich auch hier der Deutsche durch Betriebsamkeit und höhere Kultur vor dem Slaven aus. Die Protestanten sind etwas zahlreicher als die Katholiken, haben aber erst seit der preuß. Eroberung vollkommene Freiheit und gleiche Rechte mit diesen erhalten. Für die geistige Bildung dieser Bevölkerung wird durch zahlreiche höhere und niedere Lehranstalten gesorgt. Zu diesem Zwecke finden sich in S. eine Universität zu Breslau, 1 königl. Ritterakademie zu Liegnitz, 19 Gymnasien (4 zu Breslau, 2 zu Glogau, je 1 zu Brieg, Oels, Glatz, Schweidnitz, Oppeln, Gleiwitz, Ratibor, Neisse, Leobschütz, Liegnitz, Hirschberg, Görlitz und Lauban); 5 Schullehrerseminare zu Breslau, Löwen, Schlegel, Ober-Glogau und Bunzlau; Seminar für gelehrte Schulen, Alumnat für katholische Geistliche, medicin.-chirurg. Lehranstalt, sämmtlich zu Breslau; 2 Hebammeninstitute zu Breslau und Oppeln; Taubstummen- und Blindeninstitut, Kunst-, Bau- und Gewerbsschule; ein großes Waisenhaus zu Bunzlau; jüdische gelehrte Schulen zu Breslau und Glogau; zu Niesky haben die Herrnhuter ein Padagogium und ein akademisches Kollegium, das für ihre Theologen die Stelle der Universität vertritt. S. hat mehre gelehrte Gesellschaften, z. B. die schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur, die philomatische und die Missionsgesellschaft zu Breslau, den Verein für glogauische Geschichte zu Glogau, die ökonomisch-patriot. Gesellschaft der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer zu Jauer, die oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften und die naturforschende Gesellschaft, beide zu Görlitz. Zur Unterstützung der schles. Gutsbesitzer besteht eine Kreditanstalt, welche schon von Friedrich II. genehmigt worden ist, so wie ein 1835 gegründetes königliches Kreditinstitut für S., dessen Direktorium sich in Berlin befindet. — Die in die 3 oben erwähnten Regierungsbezirke eingetheilte Provinz hat einen Oberpräsidenten an der Spitze der Verwaltung. Die sämmtlichen Gerichte stehen unter 3 Oberlandesgerichten zu Breslau, Glogau u. Ratibor. Ein großer Theil der Fürstenthümer, Standes- und Minderherrschaften in S. wird von mittelbaren Fürsten, Standes- und Minderherren besessen, die zwar zum Theil ihre eignen Regierungen und Justizkanzleien, aber keine landesherrliche Gewalt haben und der Aufsicht der königlichen Oberbehörden untergeordnet sind. Die Leitung des Bergbaues steht unter dem Oberbergamt zu Brieg, das in 4 Reviere, das jauersche, schweidnitzische, münsterberg-glatzische und das oberschlesische, eingetheilt ist. Das Konsistorium und ein Generalsuperintendent zu Breslau stehen an der Spitze der protestantischen Bevölkerung, während die Katholiken in Kirchensachen dem Bischof zu Breslau untergeordnet sind. Hiervon ausgenommen ist jedoch die Grafschaft Glatz, welche zum Erzstift Prag, und der Distrikt Katscher, der zum Erzstift Olmütz gehört; für beide sind erzbischöfliche Kommissarien in Habelschwert u. Leobschütz. — Die Provinzialstände, welche bisher sich zu Breslau versammelten, bestanden aus 4 Ständen mit 92 Mitgliedern. Von diesen kamen 10 auf die Fürsten und Standesherrn (7 Viril- und 3 Kuriatstimmen), 36 Mitglieder sandte die Ritterschaft (30 in S. und Glatz und 6 in der Oberlausitz), 30 wurden von den Städten (26 in S. und Glatz und 4 in der Oberlausitz) und 16 von dem Bauernstande (14 in S. und Glatz und 2 in der Oberlausitz) abgeordnet. Hauptstadt der Provinz ist Breslau (s. d.). — 2) Oesterreichisch-S., derjenige Theil S.s, der nach dem hubertsburger Frieden von 1763 dem Hause Oesterreich verblieb; bildet mit Mähren eine Provinz, grenzt an Preußen, Galizien, Ungarn und Mähren und wird in den troppauer und teschener Kreis eingetheilt. Auf circa 84 □ Meilen leben etwa 446,000 Einwohner (in 27 Städten, 4 Marktflecken und 647 Dörfern), größtentheils Deutsche, jedoch mit Slaven vermischt. — Gebirge: die Karpathen (Paß: Jablunka), das schles.-mährische Gebirg (Spitze: Altvater). Flüsse: die Oder mit Oppa und Oelsa, die Weichsel und Biala. — Außer den Gebirgsgegenden ist das Land ziemlich fruchtbar. Die Viehzucht schreitet in der Veredlung rasch vorwärts und erstreckt sich hauptsächlich auf Schafzucht; auch die Leinen- und Tuchweberei ist bedeutend und der Bergbau auf Eisen, Steinkohlen, Blei, Vitriol und Blende sehr ergiebig. — Hauptstadt: Troppau (vgl. Mähren mit Oesterreichisch-Schlesien).

Geschichte. I. S. unter den slav. Reichen bis 1163. Nach den ältesten Geographen wurde S. zu Deutschland gerechnet und war nach Ptolomäus von 6 verschiedenen Völkerstämmen den Marsignern, Gothinen, Osiern, Buriern, Lygiern und Quaden, bewohnt, die bei der Völkerwanderung dem Vordringen ihrer Stammesgenossen nach Süden und Westen folgten. Nach der Völkerwanderung hatte S. eine gemischte Bevölkerung, indem sich neben den im Gebirge zurückgebliebenen Deutschen im 6. Jahrhunderte auch slav. Stämme niedergelassen, die bald die Oberhand gewannen und sich der flachen Gegenden und Niederungen bemächtigt hatten. Indessen fand sich in diesem Lande schon frühzeitig deutsche Sprache, deutsche Sitte und Le-

bensweise vor, wodurch in spätern Zeiten die schnelle Verbreitung der deutschen Verfassung und Kultur in S. eben so sehr erleichtert wurde, wie sie an den rein slav. Formen in Polen hartnäckigen Widerstand fand. Wahrscheinlich waren die Kroaten das erste Slavenvolk, das hier Wohnsitze aufgeschlagen hatte; diese wurden jedoch im 7. Jahrh. von andern Stämmen verdrängt, welche ein großes Reich bildeten, das Polen, Mähren, Böhmen und S. umfaßte, im Anfange des 10. Jahrhunderts jedoch von den Deutschen und Ungarn zerstört ward, worauf aus dessen Trümmern sich Böhmen und Polen bildeten. S. gehörte nun zu Polen, anfangs zwar nur bis zur Oder, in der 1. Hälfte des 10. Jahrh. wurde es jedoch bis zum Gebirge unterworfen und war dann lange Zeit poln. Hauptprovinz. Indessen führte das Land damals den Namen S. noch nicht, vielmehr kommt es unter demselben erst um das Jahr 1000 vor. Es zerfiel in die 5 Gaue: Zlosane (die Fürstenthümer Breslau, Brieg bis zur Oder und ein Theil von Schweidnitz), Chrowati (Ober-S.), Bobrane (die Bobergegend), Trebowane (der Waldgau bei Klitschdorf und Kohenau), Diedesie (die Gegend zwischen Glogau und der Lausitz). Der Name S. wird abgeleitet nach Einigen von Zle, d. i. böse, mit welchem Worte von den Polen die Quaden bezeichnet wurden, nach Andern von Zlosane; noch Andere wollen ihn von dem Silenferberge, dem jetzigen Zoptenberge, Manche auch von Slenze, Slesca, dem Namen des Flüßchens Laue, herleiten. Der Polenherzog Mieczislaw I. (Misceo, Miezke), der sich bei seiner Vermählung mit der Schwester des böhmischen Herzogs Boleslaw taufen ließ, führte 965 das Christenthum in S. ein und gründete zu dessen Befestigung das Bisthum Schmagra (Schmoger), das aber 1041 nach Reitzen und 1052 nach Breslau verlegt wurde. Von 999—1025 folgte Mieczislaw dessen Sohn Boleslaw I., auf dessen Veranlassung der Kaiser Otto III. im J. 1000 das Erzbisthum Gnesen für Polen stiftete, dem das Bisthum Breslau für S. untergeordnet wurde. Nach dem Tode Otto's III. drang Boleslaw I. als Eroberer in Böhmen, in der Lausitz u. in Meißen vor u. behauptete sich, obgleich von Kaiser Heinrich II. zurückgeworfen, in seinen festen Städten Glogau, Nimptsch und Breslau. Unter Mieczislaw II. blieb S. ein Zubehör Polens, wie vorher. Im J. 1043 wurde dieser Mönch, und der Böhmenherzog Brzetislaw verwüstete ganz S., verbrannte Breslau und behielt das linke Oderufer so lange in Besitz, bis sich 1044 der Herzog von Polen, Kasimir (1040—1058), zu einem jährlichen Tribut verstand. Die Böhmen verwüsteten aber nochmals das Land, als der Tribut unter Kasimirs Sohn, Boleslaw II. (1058—1079), u. dessen Bruder Wladislaw I. (1079—1102) nicht gezahlt wurde. Zu dieser Zeit regierten in S. poln. Statthalter, die in Breslau wohnten. Einer derselben, Sezek, wurde von Wladislaws I. unehelichem Sohn, Sbignew, bekriegt und S. in Folge dessen 1090—1137 verwüstet. Mit dem besiegten und gefangenen Sbignew söhnte sich indeß Wladislaw nicht nur aus, sondern theilte sogar sein Reich zwischen ihm und seinem ächten Sohn Boleslaw III., und zwar so, daß jener Polen, dieser aber S., Krakau, Sandomir und Seradien erhielt. Unter Boleslaw III. wurde Glogau 1109 von Kaiser Heinrich V., der durch Boleslaws Bruder aufgereizt worden war, vergeblich belagert, worauf Boleslaw 1110 Glogau auf das linke Oderufer verlegte; 1108 baute er Hirschberg u. † 1139 aus Gram wegen der von ihm veranlaßten Ermordung seines Bruders Sbignew. Seinen Besitz hatte er unter seine 4 Söhne vertheilt. Dem ältesten, Wladislaw II., hatte er S., Krakau und die Oberhoheit über die 3 jüngern Brüder zuerkannt; dieser ließ sich aber durch den Stolz seiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter des deutschen Kaisers Konrad III., bestimmen, die Theilung nicht anzuerkennen. Allein der um den Anbau des Landes und durch Gründung vieler Klöster und Kirchen hochverdiente Statthalter Peter Wlast (1110—1145), welcher unter Boleslaw III. S.s Unabhängigkeit von Polen begründete, empörte sich gegen Wladislaw, entsetzte ihn der Herzogswürde und übertrug die Regierung dessen Bruder Boleslaw IV. Wladislaw II. mußte mit seiner Gemahlin vor seinen Brüdern nach Deutschland zu seinem Schwiegervater flüchten, mit dessen Hülfe er sein Reich, jedoch vergeblich, wieder zu erobern suchte; er † 1159 zu Altenburg (wahrscheinlich die Burg Altenburg bei Bamberg). Kaiser Friedrich I. nahm sich nun aber seiner Vetter an (1159), und aus Furcht vor dem Kaiser schloß Boleslaw IV. 1163 mit den 3 in Deutschland erzogenen Söhnen seines Bruders einen Vertrag, nach welchem er ihnen S. (zu dem damals noch der Theil von Polen, worin Fraustadt und Lissa liegen, Krossen und Lebus und ein Theil der Niederlausitz gehörten) unter der Bedingung als eigenes Herzogthum abtrat, daß sie auf Krakau und die übrigen poln. Besitzungen gänzlich verzichteten. — II. S. unter unabhängigen Herzogen, von 1163—1335. Wladislaws II. Söhne, Boleslaw I. (der Lange), Mieczislaw und Konrad I., regierten S. nur kurze Zeit gemeinschaftlich und theilten schon 1164. Der älteste, Boleslaw I., erhielt den größten (mittlern) Theil des Landes mit dem Wohnsitze Breslau und scheint auch Oberregent gewesen zu seyn; Mieczislaw bekam den obern Theil als Herzog von Ratibor mit der Residenz Teschen, Konrad I. den untern Theil mit der Residenz Glogau. Der letztere trat jedoch bald in den geistlichen Stand ein und überließ die Regierung seines Antheils seinen Brüdern. Im J. 1169 erkämpften sich diese, die bisher noch als Lehnsleute von Polen die poln. Reichstage besuchten, die Unabhängigkeit, da sie nach dem Tode Heinrichs von Sendomir von der Beerbung desselben ausgeschlossen worden waren. Von dieser Zeit an entfremdete sich S. der slav. Verfassung und Sprache. Viele Deutsche wanderten besonders auf dem linken Oderufer ein; an die Stelle des polnischen Rechtes, welches bis daher gegolten hatte, trat allmählig das deutsche (magdeburgische) Recht, und deutsche Sitte und Lebens-

weise fanden immer mehr Eingang. Boleslaw I., der sich 1168 wieder vermählt hatte, trat seinem ältesten Sohne Jaroslaw Oppeln ab, und Konrad I., der dem geistlichen Stande entsagte, nahm ebenfalls wieder Theil an der Regierung. Dieser starb jedoch 1178, und es kam wegen dessen Besitzungen zwischen Boleslaw I. und Mieczislaw, mit welchem sich schon 1177 Jaroslaw gegen seinen Vater verbündet hatte, zum Streit, den jedoch ihr Oheim, der Herzog Kasimir von Polen, beilegte. Er entschädigte Mieczislaw, der selbst Breslau erobert hatte, mit einem Theile seines krakauer Gebietes, welcher seitdem als das Fürstenthum Auschwitz bei S. verblieb; Jaroslaw erhielt zu Oppeln noch Neisse und Glogau kam an Boleslaw. Jaroslaw wurde 1198 Bischof von Breslau, und als er 1201 starb, hinterließ er Neisse dem Bisthum Breslau, Oppeln seinem Vater, welcher es wieder an Mieczislaw abtrat, und zwar als Entschädigung für seine Ansprüche an Glogau. Seitdem besteht S. aus 2 getrennten Landestheilen: Ober-S. und Nieder-S., welche Eintheilung sich in geographischer Hinsicht lange erhalten hat. — a) Die Herzöge in Nieder-S. Auf Boleslaw, der 1201 aus Gram über den Tod von 4 Söhnen gestorben war, folgte in Nieder-S. sein 5. Sohn, Heinrich I. (der Bärtige), welcher sich sowohl um die Kirche durch viele Stiftungen, als auch um viele Städte durch Ertheilung des deutschen Rechts verdient machte. Sein jüngster Sohn Konrad, der sich 1214 gegen ihn empörte, starb bald darauf, und 1219 brannte Breslau ab. Unruhen in Polen verwickelten Heinrich I. in viele Kriege. Im J. 1228 durch die Stände von Klein-Polen zum Vormunde ihres unmündigen Herzogs Boleslaw ernannt, wurde er von Herzog Konrad von Massovien gezwungen, der Vormundschaft zu entsagen; jedoch eroberte er 1233 Groß-Polen, wurde 1235 auch zum Regenten von Klein-Polen ernannt und † 1238. Seine fromme Gemahlin Hedwig wurde nach ihrem Tode heilig gesprochen. Ihm folgte sein Sohn Heinrich II. (der Fromme.) Während seiner Regierung überschwemmten und verheerten die Mongolen unter Beta S. Heinrich II., in dessen Heer sich auch Polen und deutsche Ritter befanden, lieferte den Mongolen in der Nähe von Liegnitz, wo jetzt das Dorf Wahlstadt liegt, 1241 eine Schlacht, die jedoch mit der Niederlage seines Heeres und mit seinem Tode endigte; die Mongolen zogen sich indeß zurück, um in andere Länder einzufallen. In Nieder-S. folgte von den 4 Söhnen Heinrichs II. Heinrich III., während Boleslaw der Kahle Herzog in Groß-Polen wurde, Konrad und Wladislaw aber sich dem geistlichen Stande widmeten. Boleslaw, von den Polen schon 1243 seiner schlechten Regierung wegen verjagt, verlangte mit Heinrich III. zu theilen. Dieser gab ihm auch Breslau und behielt Liegnitz, doch sollte Boleslaw seinem Bruder Konrad, Heinrich dagegen dem Wladislaw, da beide den geistlichen Stand verlassen hatten, Theil an der Regierung lassen. Bald tauschten aber die beiden ältern Brüder ihre Besitzungen. Als Boleslaw einen andern Tausch begehrte, auch den jüngern Bruder Konrad befriedigen wollte, entstand 1245 ein Bruderkrieg, und Boleslaw wurde geschlagen. Erfolgreicher kämpfte Konrad mit Hülfe der Herzoge von Polen gegen seine Brüder; er erzwang 1251 zu Glogau einen Theilungsvertrag, in dem ihm Glogau, Sagan und Krossen abgetreten wurden. So bestanden nun in Nieder-S. 3 Herzogthümer, Breslau, Liegnitz und Glogau. a) Aeltere Linie Breslau. Nachdem Heinrich III. von Breslau, der 1350 Brieg gründete, 1261 Breslau das deutsche Recht verlieh, auch viele Deutsche zur Einwanderung veranlaßte, um so die von den Mongolen zerstörten Städte und Dörfer wieder aufzubauen, 1266 gestorben war, folgte sein Sohn Heinrich IV., der Rechtschaffne genannt. Er stand unter der Vormundschaft seines Oheims Wladislaw, der Erzbischof von Salzburg, später auch Administrator des Bisthums Breslau war, übernahm 1270 die Regierung selbst, wurde aber 1277 von seinem Oheim Boleslaw von Liegnitz überfallen und gefangen genommen. Ein Versuch der Breslauer, ihn zu befreien, mißlang; durch Vermittelung der Böhmen aber erhielt er seine Freiheit wieder, nachdem er zu Gunsten Boleslaws auf mehre Städte verzichtet hatte. Um Rache zu nehmen, lud er den Herzog Boleslaw von Liegnitz, der ihn überfallen, so wie die Herzöge Przemeslaw von Polen und Heinrich III. von Glogau, die ihm keinen Beistand geleistet hatten, 1281 zu sich ein und behielt sie in Gefangenschaft. Obgleich von den Polen und dem Herzoge von Pommern deshalb bekriegt, gab er den Gefangenen erst dann die Freiheit, als ihm der Polenherzog das Gebiet Wielun abtrat und die beiden schlesischen Herzoge versprachen, jeder 30 Lanzen zu stellen. Als 1284 der Bischof Thomas II. von Breslau ihm gegen Polen keine Hülfe leistete, zog er die Einkünfte desselben ein und wurde deshalb in den Bann gethan. Er erstattete jedoch, nachdem er sich 1287 mit dem Bischof ausgesöhnt hatte, Alles zurück, wodurch er sich den Beinamen des Rechtschaffenen erwarb, und † 1290. Der Erbfolgestreit, welcher nach seinem Tode zwischen den Herzögen von Liegnitz und Glogau entstand, endigte damit, daß die breslauer Stände Heinrich von Liegnitz zum Herzog wählten, da Böhmen, welches Heinrich IV. von Breslau in seiner Gefangenschaft als Lehensherrn anerkannt hatte, nach dessen Tode nicht im Stande war, seine Ansprüche auf Breslau geltend zu machen. Heinrich von Liegnitz regierte nun als Heinrich V. in Breslau bis 1296. — b) Die ältere Linie Liegnitz wurde von Boleslaw II. (der Kahle genannt), 2. Sohn Heinrichs II. (des Frommen), gestiftet. Boleslaw II. wurde von dem Erzbischof von Gnesen 1257 in den Bann gethan, weil er mit dem Bischof von Breslau Streitigkeiten angefangen hatte. Dennoch behielt er den letztern so lange in Haft, bis er seinen Zweck erreicht hatte, welcher darin bestand, daß die an das Bisthum zu leistenden Getreidezehnten in eine Geldrente (Bischofsviertung) verwandelt wurden. Mit seinen Brüdern führte er häufig Fehde, wurde aber 1258 von Konrad von Glogau gefangen. Im J. 1277 nahm er auch seinen

Neffen, Heinrich IV. von Breslau, gefangen, der ihm jedoch, als er seine Freiheit wieder erlangt hatte, mit Gleichem vergalt. Nach seinem Tode 1278 theilten Heinrich und Bolko, und es entstanden: aa) die jüngere Linie von Liegnitz, später 2. Linie Breslau, welche, 1311 v. Heinrich dem Feisten (Heinrich V. von Breslau), gestiftet, als dessen 3 Söhne mündig geworden waren, in aaa) die 2. jüngere Linie Liegnitz, bbb) die Linie Brieg, später 3. jüngere Linie Liegnitz, und ccc) die 3. Linie Breslau zerfiel. Die 2. jüngere Linie Liegnitz (aaa), gestiftet von Wladislaw, 3. Sohne Heinrichs V., und die 3. Linie Breslau (ccc), gestiftet von Heinrich VI., 2. Sohne Heinrichs V., erloschen mit dem Tode ihrer Stifter, jene 1329, diese 1335; nur die Linie Brieg (bbb), gestiftet von Boleslaw III., dem ältesten Sohne Heinrichs V., dauerte fort. — bb) Die Linie Löwenberg oder Schweidnitz, welche das schlesische Gebirg von der Lausitz bis zur Grafschaft Glatz umfaßte, wurde von Bolko I., dem 2 Sohne Boleslaws von Breslau, gestiftet, nach dessen Tode 1303 sie sich ebenfalls in 3 Nebenlinien spaltete, nämlich: aaa) ältere Linie Schweidnitz, gestiftet von Herzog Bernhard, der 1326 †. Seine beiden Söhne, Bolko II. und Heinrich, weigerten sich, die Lehensherrschaft Böhmens anzuerkennen. — bbb) Die 2. Linie, Jauer, starb schon mit ihrem Stifter, Heinrich, der sich auch den Böhmen widersetzte, wieder aus. — ccc) Die 3. Linie, Münsterberg, stiftete Bolko II., welcher fast sein ganzes Ländchen verschwendete, es aber 1335 wieder erhielt. Er unterwarf sich später Böhmen freiwillig und † 1341. Diese Linie dauerte fort; Schweidnitz mit dem 1346 angefallenen Jauer kam aber, da Bolko II. und Heinrich keine Söhne hatten, durch die Vermählung der Adoptivtochter Bolko's, Anna, mit Kaiser Karl IV. an Böhmen. — c) Die 3. Hauptlinie der Herzöge in Nieder-S. war Glogau, deren Gründer Konrad II., 3. Sohn Heinrichs II. des Frommen, war. Wie oben bereits erwähnt, trat er aus dem geistlichen Stande zurück und erzwang die Theilung Nieder-S.s, verlieh der Stadt Glogau deutsches Recht, vergrößerte diese und mehre andere Städte, machte sein Gebiet theilweise unabhängig von den Bischöfen zu Breslau und zog Deutsche ins Land, deren Einwanderung überhaupt von allen den schlesischen Herzögen begünstigt wurde. Er † 1273, und ihm folgte sein jüngster Sohn Heinrich III., indem die beiden ältern, Przemislaw 1290, wahrscheinlich an Gift, Konrad aber 1304, beide ohne Erben, gestorben waren. Für die Gefangenschaft, in welche er durch seinen Vetter Heinrich IV. gerieth, rächte er sich fürchterlich an dessen Nachfolger Heinrich V. (dem Feisten), dem Stifter der jüngeren Linie Liegnitz. Nicht zufrieden damit, daß ihm dieser Hainau, Bunzlau, Naumburg, Gießmannsdorf, Wartenberg, Auras, Trebnitz, Militsch und Sandevall abtrat, ließer ihn 1294 durch Verrath eines Vertrauten seines Feindes in Breslau aus dem Bade entführen, sperrte ihn in einen so engen Kerker ein, daß ihm jede körperliche Bewegung versagt war, u. gab ihm dann erst die Freiheit, als er auch noch auf Oels, Bernstadt, Namslau, Kanstadt, Kreuzburg und Pitschen verzichtete. Heinrichs V. Gebiet wurde dadurch auf $^1/_9$ Meile in der Runde um Breslau beschränkt, und die ausgestandenen Leiden hatten 1296 seinen Tod zur Folge. Zwar war Heinrich III. vom Könige von Polen 1296 zum Herzog von Groß-Polen bestimmt; allein die Polen nahmen ihn nicht an, sondern wählten Wladislaw Lotek, der ihm das Gebiet vom linken Ufer der Obra bis zur Warthe und von da bis zur Netze abtrat. Durch Zwistigkeiten zwischen Wladislaw Lotek und den Polen wurde Heinrich III. 1366 doch noch Herzog von Groß-Polen, welches aber nicht auf seine Söhne vererbte. Er that den Räubereien Einhalt und † 1309. Die schlesischen Besitzungen theilten seine 4 Söhne, woraus folgende Linien entstanden: aa) die Linie Sagan, gegründet von Heinrich IV.; dieselbe bestand nach seinem und des Herzogs Przemislaw von Glogau Tode als Linie Glogau fort; — bb) die Linie Steinau und Gurau, gestiftet von Johann, erlosch mit ihm um 1365; — cc) die Linie Glogau, von Przemislaw, dem Einzigen, der sich Böhmen nicht unterwerfen wollte, gestiftet, erlosch 1331 mit dessen Tode; — dd) die Linie Oels, deren Stifter Konrad I. war, dauerte nach dem Tode ihres Gründers 1365 noch fort. Der Besitz der Linie Glogau wurde zwischen Sagan und Steinau getheilt, nachdem die Stadt Steinau an Oels abgetreten war. Alle diese Linien waren ganz und gar von Böhmen abhängig und unterwarfen sich deshalb diesem Lande 1329, was Konrad I. für Oels schon 1328 gethan hatte; auch erkannte letzterer die Lehensherrschaft Böhmens über Steinau an. Die Böhmen bemächtigten sich 1332 auch des andern Theils von Glogau und der Stadt Glogau, wodurch die eine Hälfte von Glogau (Glogau-Sagan) an Böhmen kam, womit 1338 König Wenzel den Herzog Przemislaw von Teschen belehnte, der nun diese Hälfte neben den eigentlichen Herzögen von Glogau besaß. — B) Die Herzöge in Ober-S. Der erste Herzog von Ober-S. war Mieczislaw, 2. Sohn des Polenkönigs Wladislaw. Er besaß Ratibor und Troppau mit der Residenz Teschen, wozu später noch Oppeln und das Fürstenthum Auschwitz kamen. Nach seinem Tode 1211 folgte sein Sohn Kasimir I., der 1236 †. Seine 2 Söhne theilten zwar; allein nach dem Tode Mieczislaw II. 1246 trat der jüngere, Wladislaw, wieder in den ganzen Besitz ein. Dieser † 1256, und seine Söhne bildeten 4 Linien: a) Teschen; starb mit dem Tode des Stifters Mieczislaw 1302 aus. b) Beuthen, dessen Gründer Kasimir II. sich schon 1289 Böhmen für lehnbar erklärte und 1306 †, zerfiel in aa) Kosel und Beuthen (oder Auschwitz), welche Linie von Wladislaw, der 1355 †, gegründet worden war und unter dessen Sohn Bolko ausstarb, und bb) Teschen, gestiftet von Kasimir III., dessen Stamm nach seinem Tode 1358 fortdauerte. — c) Oppeln gründete Bolko I., der 1312 †. Seine Söhne theilten folgendermaßen: aa) Falkenberg erhielt Bolko II., mit dessen Söhnen

Heinrich († 1382) und Bernhard († 1391) der Stamm erlosch; — bb) Oppeln erhielt Bolko III. († 1368), dessen Söhne die Linie fortpflanzten; — cc) Strehlen kam an Albert, mit dem 1365 der Stamm ausstarb; — d) Ratibor wurde vom Przemislaw gegründet, der 1295 †; sein einziger Sohn Lieszko († 1310) hinterließ das Land seiner Schwester, die an einen Herzog v. Troppau vermählt war. e) Jägerndorf und Troppau waren 1246 an König Ottokar von Böhmen gekommen, der diese Fürstenthümer seinem Sohne Nikolas I. gab, nach dessen Tode 1318 sie sein Sohn Nikolas II. der Gemahl Anna's von Ratibor, erbte, der 1367 in Italien †, wohin er den Kaiser Karl IV. begleitete. — Da in S. weder die Untheilbarkeit der Herzogthümer, noch das Recht der Erstgeburt eingeführt war, so kam es, daß durch die vielen Theilungen beinahe jede nur irgend bedeutende Stadt der Sitz eines Fürsten ward. Zu Anfang des 14. Jahrh. bestanden in S. 17 regierende Fürstenhäuser, nämlich in Nieder-S.: Brieg, Breslau, Liegnitz, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg, Glogau, Steinau, Sagan, Oels; in Ober-S.: Kosel, Teschen, Falkenberg, Oppeln, Strehlen, Ratibor und Troppau; außerdem bestand noch das bischöfliche Fürstenthum Neisse. In dieser Zerstückelung und in Folge von mancherlei Familienzwisten war die Kraft des Landes so heruntergebracht, daß die vielen kleinen Fürsten, zu schwach, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten, eines stärkeren Schutzes bedurften, wenn sie nicht eine Beute Polens werden wollten. Volk u. Fürsten fanden sich mehr zu Böhmen als zu Polen hingezogen u. stellten sich unter böhm. Schutz. König v. Böhmen war damals Johann aus dem Hause Luxenburg. Ein zu Trencyin in Ungarn 1355 zwischen Polen und Böhmen geschlossenen Vertrag lautete dahin, daß Polen allen Ansprüchen auf die Oberhoheit über S. entsage, u. demzufolge die schles. Fürsten zwar noch ziemlich unabhängig, mußten aber dem König v. Böhmen im Kriege ihre Schlösser öffen u. ihn darin unterstützen, jedoch nur in ihrem Lande auf eigene Kosten. Dazu kam, sofern daß einzelne Linien ausstarben nicht mehr die verwandten Fürstenhäuser erbten, sondern die Besitzungen an Böhmen fielen. Unter Wladislaw, König v. Polen u. Böhmen, wurde jedoch diese Bestimmung wieder aufgehoben.

III. S. unter böhmischer und ungarischer Landeshoheit von 1335—1526. A) Allgemeine Geschichte. a) S. unter Böhmen von 1335—1471. Im J. 1337 ließ sich König Johann auf dem ersten Fürstentage zu Breslau von allen daselbst versammelten Fürsten, die sich unter Böhmens Oberhoheit gestellt hatten, huldigen; unabhängig waren damals noch Jauer, Schweidnitz und das bischöfliche Fürstenthum Neisse. Gegen die beiden ersten kämpfte Johann, und als er 1346 in der Schlacht bei Crecy gegen Frankreich gefallen war, verglich sich sein Sohn Karl, der Anna, die Adoptivtochter Bolko's II., geheirathet hatte, dergestalt mit Bolko, daß dieser die Lehnsherrlichkeit Böhmens anerkannte, er und seine Gemahlin Agnes jedoch bis an ihr Ende im Besitze von Jauer und Schweidnitz bleiben sollten. Bolko II. † 1368, seine Gemahlin 1392. Der Bischof Nanker von Breslau gerieth mit König Johann, der ihm das Schloß Militsch genommen hatte, in Streit und that ihn in den Bann, was auch noch vom Papste geschah. Zugleich wurde das Land mit dem Interdikt belegt. Indessen mochte das bischöfliche und päpstliche Ansehen nicht bedeutend seyn, indem die Geistlichen dennoch Gottesdienst hielten und Johann, den Bannfluch wenig achtend, auch die Güter der Geistlichen einzog. In diesen Streitigkeiten wurde auch der zum Inquisitor ernannte Dominikaner Johann von Schwenkenfeld ermordet. Der auf Nanker folgende Bischof Pogarell versöhnte sich 1342 mit Johann und erkannte sogar für das Fürstenthum Neisse die Oberherrlichkeit Böhmens an, weshalb der Bischof von Breslau erster Landstand ward. König Karl von Böhmen (Kaiser Karl IV.) hob S.s Wohlstand sehr und war viel mehr zum Frieden geneigt, als sein Vater. Als nach dem Tode von Bolko's II. Gemahlin, Agnes, auch Jauer und Schweidnitz an Böhmen gefallen waren, gehörte ganz S. zum böhmischen Lehnsverbande. Im J. 1355 ward S. durch ein Grundgesetz unmittelbar mit Böhmen und auch mit dem deutschen Reiche verbunden. Durch die Verträge von 1348, 1356 und 1372 wurden die Ansprüche von Polen und Ungarn wiederholt außer Kraft gesetzt. Unter Karl IV. erschienen 1349 die Flagellanden und Beguinen (s. d.) auch in S., wurden aber vertilgt. Breslau erhielt von ihm 1364 das Recht, einen Landhauptmann aus seiner Mitte zu wählen. Karl † 1378. Was unter ihm zur Hebung S.s geschehen war, ging unter seinem Sohne Wenzel, einem nicht gerade unfähigen, aber nachlässigen und wilden Fürsten, wieder zu Grunde. Was Johann durch Energie, Karl durch verständige Milde für S. thaten, konnte Wenzel durch seinen Leichtsinn und durch seine Grausamkeit nicht erreichen. Von geringerer Bedeutung ist wohl, daß Wenzel in dem Bierstreite, der 1381 zwischen den Domherren und der Stadt Breslau wegen des von den ersteren beanspruchten Rechtes, fremdes Bier zu schenken, entstand, und weswegen der Bisthumsverweser Wenzel die Stadt mit dem Interdikte belegte, mit den Bürgern, von denen er sich huldigen lassen wollte, die Häuser der Domherren plünderte, so daß diese nach Neisse fliehen mußten. Hier kam es zu einem Vergleich, nach welchem die Domherren fremdes Bier zwar einführen, aber nicht an Bürger verkaufen durften. Von weit schlimmeren Folgen war es, daß unter Wenzels fahrlässiger Regierung die Räubereien in S. überhand nahmen, so daß, als 1402 die Städte mit den Herzögen sich zur Bekämpfung der Räuber verbanden, die Herzöge sogar selbst auf Raub auszogen, woraus ein Krieg Aller gegen Alle entstand. Sogar Wenzels eigene Stände in Böhmen empörten sich gegen ihn, weshalb er den König Wladislaw von Polen zu Hülfe rufen mußte. Bischof Wenzel gab 1416 ein neues Kirchenrecht für ganz S., König Wenzel dagegen dämpfte

1418 eine in Breslau ausgebrochene Empörung und ließ die Aufrührer hinrichten. Er † 1419. Sein Bruder Sigismund trat bei seinem ersten Erscheinen in Breslau 1420 sehr streng auf. Erschienen, um sich huldigen zu lassen, ließ er bei dieser Gelegenheit 23 aufrührerische Bürger hinrichten und viele andere verbannen. Dafür, daß S. 1420 in den Hussitenunruhen den Kaiser Sigismund durch Truppen unterstützt hatte, wurde es bis 1426 jährlich von den Hussiten verwüstet, was erst dann aufhörte, als Sigismund 1434 mit den Hussiten Frieden geschlossen und 1435 die Fürsten einen Landfrieden errichtet hatten. Sigismund † 1437. Im folgte Albrecht, sein Tochtermann, in Böhmen, Mähren und S., der, von den Ungarn zum König und von den Deutschen zum Kaiser erwählt, sich nun Albrecht II. nannte. S. wurde unter ihm abermals von den Hussiten verwüstet, die er gegen sich aufgebracht, und die den Prinzen Kasimir von Polen als König von Böhmen austriefen. Im J. 1438 ließ sich Albrecht in Breslau huldigen und setzte den Markgrafen Achill von Brandenburg zum Landeshauptmann über S., erregte aber das Land dadurch in bedenklicher Weise. Nachdem er 1439 ohne Kinder gestorben war, gebar seine Gemahlin Elisabeth 4 Monate nach seinem Tode den Ladislaus, für welchen der Kaiser Friedrich III. von 1439 bis 1453 die Vormundschaft führte. Dieses Interregnum war für S. eine schreckliche Zeit. Viele Fürsten und Städte erklärten sich für Wladislaw von Polen, andere, besonders die Stadt Breslau, blieben Ladislaus treu, wofür letztere von der Königin-Wittwe die Landeshauptmannschaft wieder erhielt. Auch sandte sie den Leonhard Assenheimer als Heerführer, der aber selbst Räuberei trieb. Fürsten und Städte thaten, was ihnen gefiel, und befehdeten sich gegenseitig; die Taboriten beunruhigten das Land, und Edelleute trieben die grasseste Räuberei, ja der Herzog von Teschen verkaufte sogar das Herzogthum Severien an den Bischof von Krakau. Mit den Polen, die auch das Land bedrängten, schlossen die oberschlesischen Herzöge einen 10jährigen Waffenstillstand. Dem hussitischen Statthalter Georg Podiebrad wurde die Huldigung, welche er für Ladislaus entgegennehmen wollte, verweigert, was die Entziehung der Landeshauptmannschaft für Breslau zur Folge hatte. Im J. 1457 übernahm Ladislaus die Regierung. Unter derselben erregte Johann v. Capistrano das schles. Volk gegen die Hussiten und Juden. Podiebrad ging 1454 mit Ladislaus wieder nach Breslau und nöthigte die Stadt, 15,000 Dukaten zu bezahlen; er trat auch in die Reihe der böhmischen Fürsten, indem er Münsterberg und Frankenstein noch zu Glatz, das er schon besaß, erkaufte. Nach dem Tode Ladislaus 1458 wählten die Böhmen den Statthalter Georg Podiebrat zum König, den aber die schles. Fürsten und besonders Breslau erst dann anerkannten, als er sie mit Gewalt dazu zwang (1460). Vom Bischof Jodocus dazu angereizt, empörte sich Breslau indeß wieder, als Podiebrad 1466 vom Papste in den Bann gethan wurde, und eroberte 1467 Münsterberg und Frankenberg, welches letztere jedoch wieder verloren ging. Hierauf wurde der Schwiegersohn Podiebrads, der König Matthias Corvinus von Ungarn, von den Breslauern zu Hülfe gerufen. Während des Kampfes, den Matthias mit einigen schles. Fürsten 1469 gegen Podiebrad anfing, † dieser 1471. Die Schlesier blieben hierauf bei Ungarn, während die Böhmen Wladislaw von Polen zu ihrem Könige wählten. — b) S. unter Ungarn, von 1471—1525. Drei Regenten hatte S. in dieser Periode: Matthias von 1471—1490; nach dessen Tode wurde Wladislaw von Polen und Böhmen auch König von Ungarn, der von 1490—1516 regierte; auf diesen folgte sein Sohn Ludwig von 1516—1525. Da die oberschles. Herzöge Matthias von Ungarn nicht anerkannten, so kam er, den 1473 vermittelten Waffenstillstand nicht achtend, 1474 mit seinem Heere, die schwarze Schaar genannt, selbst nach S.; Wladislaw, König von Polen, fiel aber auch ein und belagerte Breslau. Mangel an Nahrungsmitteln nöthigte indeß beide Heere, sich zurückzuziehen. Als endlich auch die Kurfürsten Albrecht von Brandenburg und Ernst von Sachsen mit 6000 Mann an der schles. Grenze erschienen, schlossen Matthias und Wladislaw 1474 einen Waffenstillstand und machten 1475 Friede zu Olmütz. Wladislaw erhielt Böhmen, Matthias S., Mähren und Lausitz; beide den Titel König von Böhmen. Matthias nahm dem Herzog von Jägerndorf sein Land, beraubte die Herzöge von Glogau (Johann II.), Oels und Münsterberg, die sich gegen ihn empört hatten, ihrer Lehen und strafte die aufrührerischen Herzöge von Oppeln an Geld; auch tauschte er das Herzogthum Troppau gegen Güter in Slavonien ein. Gleich nach seinem Tode 1490 verjagten die Breslauer den verhaßten Landeshauptmann Stein, und der Fürstenthumshauptmann Heinrich Domping wurde hingerichtet. Unter Wladislaw, König von Ungarn, Polen und Böhmen, blieb es unentschieden, zu welchem Reiche S. gehörte. Wladislaw restaurirte die Herzöge wieder, welche Matthias entsetzt hatte, mit Ausnahme Johanns II. von Glogau. Oels fiel 1492 durch Aussterben an die Krone; Trachenberg und Militsch wurden aber vom König als freie Standesherrschaften verkauft, und das Uebrige ward gegen böhmische Herrschaften an den Herzog von Münsterberg vertauscht. Glogau und Troppau gab er seinem Bruder Johann Albrecht, von dem sie, als er König von Polen wurde, auf Kasimir und, als dieser 1501 †, an Sigismund übergingen, der sie als König von Polen 1506 an Böhmen zurückgab. Von Wladislaw erhielt S. 1498 das allgemeine Landesprivilegium, nach welchem die Oberlandeshauptmannschaft nur einem schles. Fürsten übertragen und alle Streitigkeiten der Fürsten unter einander und mit dem Landesherrn nur durch die versammelten Stände (Fürstenrecht) ausgeglichen werden sollten. Eben so sollten die schles. Stände, mit Ausnahme von Schweidnitz und Jauer, dem böhm. Könige nur

in Breslau huldigen; sie sollten nur in ihrem Lande auf eigene Kosten, außerhalb desselben aber um Sold dienen, und ohne ihre Einwilligung durften weder die Steuern erhöht, noch neue Abgaben und Zölle eingeführt werden. Nach dem kollowrathschen Vertrag (1504) durfte der Bischofsstuhl nur mit einem Schlesier, Lausitzer, Böhmen oder Mähren besetzt, die geistlichen Lehen und Beneficien sollten nur an Angehörige des Landes verliehen und die geistlichen Güter besteuert werden. Den Herzögen von Liegnitz, Teschen, Oppeln und Ratibor ertheilte Wladislaw das Recht, in Ermangelung männlicher Nachkommen ihre Länder testamentarisch auf Andere zu übertragen, worauf später König Friedrich II. von Preußen seine Ansprüche auf S. stützte. Von 1512–1515 war eine arge Fehde zwischen dem Herzog von Münsterberg und der Stadt Breslau ausgebrochen, wie überhaupt der Fehden unter diesem Könige kein Ende ward. Durch 2 Heirathsverträge, die 1515 Wladislaw zu Wien schloß, nach welchen er seinen Sohn Ludwig mit der Enkelin und seine Tochter Anna mit dem Enkel des Kaisers Ferdinand vermählte, wurden die Ansprüche Oesterreichs auf die Nachfolge in Böhmen und Ungarn begründet. Sein Sohn Ludwig war bei seinem Tode (1516) erst 10 Jahre alt, stand daher unter Vormundschaft des Kaisers und des Königs von Polen; Markgraf Georg von Brandenburg führte die Regierung. Bedeutende Unruhen in Schweidnitz wurden 1524 durch Vergleich beendigt. In die Regierung Ludwigs fällt die Einführung der Reformation in S., wofür besonders der Bischof Jakob von Salza und Johann Heß thätig waren. Markgraf Georg von Brandenburg schützte die neue Lehre. Im J. 1525 und schon vorher wurde in Goldberg, Freistadt, Löwenberg, Bunzlau, Hirschberg, Brieg, Parchwitz, Breslau evangelisch gepredigt und 1526 eine Liturgie und Kirchenordnung von Heß eingeführt, um welche Zeit fast ganz Nieder-S. schon evangelisch war. Ludwig fiel 1526 bei Mohacz. — B) Specielle Geschichte der schles. Herzöge. a) In Nieder-S.: aa) Hauptlinie Liegnitz. Nachdem die Seitenlinien Liegnitz und Breslau ausgestorben waren, wurde die Hauptlinie von Boleslaw III., Herzog von Brieg-Liegnitz, fortgesetzt. Es war dies ein schwacher, verschwenderischer Fürst, der in fortwährendem Streite mit seinen Brüdern und dem Bischof Nanker von Breslau lebte. Er hatte sich Böhmen ganz in die Arme geworfen, wofür er zum Landeshauptmann von S. ernannt wurde, trug sogar zur Unterjochung anderer schles. Fürsten bei und † 1352. Seine zwei Söhne theilten. aaa) Die ältere Linie Liegnitz stiftete Wenzel. Dessen 4 Söhne Richard, Wenzel, Boleslaw und Heinrich VIII. starben kinderlos. Wenzel, Bischof von Breslau, setzte seinen Vetter Ludwig II. von Brieg zum Erben ein und † 1420. — bbb) Die jüngere Linie Brieg gründete Ludwig I., 2. Sohn Boleslaws III. Er † 1398, sein Sohn Heinrich schen 1400, worauf des letztern 2 Söhne theilten. aaaa) Brieg erhielt Ludwig, der 1420 Liegnitz von seinem Vetter Wenzel erbte; er † 1436. Seine Gemahlin Elisabeth war die Tochter des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, nachmaligem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich II, später König von Preußen, benutzte diesen Umstand bei seinen Ansprüchen auf S.—bbbb) Lüben bekam Heinrich IX. als Antheil, dessen Sohn Ludwig III. sich Herzog von Brieg und Lüben nannte und 1441 †. Da dessen 2 Söhne wieder theilten, so entstand α) Goldberg, dessen Stifter Heinrich X. 1454 ohne Erben †; —β) Brieg-Lüben mit Liegnitz, welches Johann erhielt, der diese Besitzungen 1453 seinem Sohne Friedrich I. hinterließ. Nach dessen Tode 1499 regierten seine 2 Söhne gemeinschaftlich bis 1505, wo auch sie theilten. αα) Georg I. stiftete Brieg, dessen Geschlecht mit seinem Tode 1521 erlosch; —ββ) Friedrich II., nach dem Tode seines Bruders wieder Herzog von Brieg-Lüben und Liegnitz, setzte seine Linie fort und erhielt von Wladislaw das Recht, sein Land durch Testament zu vererben; er † 1547. — bb) Die Hauptlinie Münsterberg. aaa) Piastische Linie. Zu dieser gehörte Schweidnitz, Jauer und Münsterberg. Die beiden erstern waren an Böhmen gefallen; Münsterberg aber wurde fortgesetzt durch Bolko II. († 1341), Nikolas den Kleinen († 1369), Bolko III. († 1410) und Johann, mit welchem 1429 das Geschlecht der Piasten erlosch. — bbb) Linie Troppau. Die Herzöge Wilhelm und Ernst von Troppau erhielten Münsterberg und nannten sich Herzöge von Troppau und Münsterberg. Beide † ohne Erben, Wilhelm 1452 und Ernst 1454. — ccc) Herzöge aus dem Hause Podiebrad. Podiebrad, Statthalter von Böhmen, erwarb Münsterberg und Glatz und vererbte dies neben seinen übrigen Besitzungen in S. an seine Söhne Viktorin und Heinrich I. Ersterer erhielt Troppau und vertauschte es an Matthias gegen Güter in Slavonien; er † 1500. Mit seinem Sohne Balthasar starb 1515 das Geschlecht aus. Die andere Linie, von Heinrich I. abstammend, dauerte fort. Seine Länder, die ihm König Matthias genommen hatte, erhielt er von König Wladislaw 1490 wieder; auch tauschte er nach Erlöschen der Linie Oels einen Theil von Oels gegen böhmische Besitzungen ein, von welcher Zeit an er sich Herzog von Münsterberg-Oels nannte. Er † 1498. Von seinen 3 Söhnen starben Georg (1502) und Albrecht (1511) ohne Kinder. Karl I., nun noch der einzige Fürst aus diesem Geschlechte, war Oberlandeshauptmann in S. und setzte diese Linie fort. — cc) Die Hauptlinie Glogau. aaa) Die jüngere Linie Glogau wurde nach dem Tode Heinrichs IV. von Sagan, der Glogau theilweise erbte, von dessen Sohn Heinrich V., dem Eisernen, fortgesetzt. Nach dessen Tode regierten seine 3 Söhne Heinrich VI. († 1387), Heinrich VII. († 1389) und Heinrich VIII. (der Sperling) gemeinschaftlich. Von 1389 besaß der letztere das Herzogthum wieder allein; aber nach seinem Tode 1397 theilten seine Söhne

wieder. Es entstanden: aaaa) Die 2. jüngere Linie Glogau unter Heinrich IX., welche 1423 mit ihm ausstarb; — bbbb) die jüngste Linie Sagan, gegründet von Heinrich X., der, nachdem er seinen Bruder Heinrich IX. beerbt hatte, sich Herzog von Freistadt und Glogau nannte. Heinrich X., ein trefflicher Fürst, residirte zu Freistadt und bewahrte sein Land vor Streitigkeiten im Innern und vor den Einfällen der Hussiten. Er † 1467, und auch sein Sohn Heinrich XI. folgte ihm schon 1476 im Tode, ohne Kinder zu hinterlassen und nachdem er seine Gemahlin, die minderjährige Prinzessin Barbara von Brandenburg, Tochter des Kurfürsten Albrecht, der schon bei seiner Vermählung 1474 50 000 Dukaten versprochen waren, zur Erbin eingesetzt hatte. Indessen Wladislaw von Polen und Böhmen und Matthias von Ungarn, so wie Herzog Hans II. von Sagan beanspruchten Glogau, das letzterer auch eroberte, worauf er 1481 von Matthias förmlich damit belehnt ward, während Achill für die Ansprüche seiner Tochter Barbara mit Schwiebus, Züllichau und Krossen entschädigt wurde — cccc) Die Linie Sagan. Ihr Stifter Johann (Hans I.), ältester Sohn Heinrichs VIII., erkaufte 1413 die Herrschaft Priebus und vereinigte sie, die bisher zur Lausitz gehörte, 1429 mit S. Wegen des Umstandes, daß er den Abt des Augustinerklosters zu Sagan, mit welchem er Streit führte, harte blenden lassen, bestimmte er. von innern Vorwürfen gepeinigt, daß er nach seinem Tode († 1439) mitten in der Kirche begraben werde, damit die Geistlichen ihn mit den Füßen treten möchten. Auch seine Gemahlin Scholastika soll er mißhandelt und verbannt haben. Von seinen Söhnen, die zum Theil noch unmündig waren, stifteten Balthasar und Johann Nebenlinien; Wenzel und Rudolph dienten wegen Armuth als Offiziere beim schles. Adel, der dem deutschen Orden nach Preußen zu Hülfe zog, wobei Rudolph fiel. Balthasar gründete α) Sagan, widersetzte sich hartnäckiger als Breslau gegen Podiebrad, der ihn 1461 schlug und das Land seinem Bruder Johann gab. Balthasar, in Armuth versunken, reiste 1462 nach Rom und kehrte mit einer päpstlichen Bannbulle gegen seinen Bruder Johann zurück, welcher darauf selbst Breslau befehdete und 1476 Balthasar schlug. Dieser wurde von Heinrich X., den Johann beleidigt hatte, 1467 wieder eingesetzt, von Johann aber 1472 verrieben und auf das Schloß Priebus in Gefangenschaft gebracht, wo er unter traurigen Verhältnissen starb. — β) Johann (Hans II.) war der Stifter der Linie Priebus, wozu Sagan und auch noch Glogau kam. Sagan verkaufte er an die sächs. Häuser, bei welchen es 70 Jahre blieb. Als 1746 die Li. ie Freistadt ausstarb, bemächtigte er sich dieses Landes und fand sich mit Albrecht Achill von Brandenburg durch Abtretung von Schwiebus, Züllichau und Krossen ab. Auch die Herzogin von Teschen, Anna von Cilley, welche die Hälfte von Glegau besaß, zwang er durch Belagerung, diese zu übergeben, und ließ sie 1480 nach Gurau abziehen, wo sie 1481 †. Als Albrecht Achill Schwiebus gegen die Städte Sommerfeld und Bobersberg unter der Bedingung wieder abtrat, daß das Lehen an Böhmen zurückfalle, wenn Johann ohne männliche Nachkommen sterbe, kam dieser auf den Gedanken, die Oberherrschaft über S. Matthias ganz zu entreißen. Er fesselte Herzog Heinrich von Münsterberg durch Verheirathung seiner 3 Söhne mit dessen 3 Töchtern an sich und suchte durch diesen den König Wladislaw von Polen zu gewinnen. In dem hierauf entstandenen Krieg mit Matthias wurden Johanns Hülfstruppen geschlagen, und die oberschles. Herzöge versagten ihren Beistand. Als auch sein Schwiegersohn Georg von Münsterberg, der das von Johann befestigte Glogau inne hatte, 1488 kapituliren mußte, fielen auch die letzten treuen Städte ab, und Johann II. leistete 1489 Verzicht auf alle seine Länder. Nirgends Hülfe findend, trieb er zuletzt Alchemie und starb 1504, der Letzte aus dem piast. Stamme der Herzöge von Glegau. Hierauf wurde Johann Korvin Herzog von Glogau, dann, von Wladislaw eingesetzt, dessen Bruder Johann Albert und, als dieser 1492 König von Polen wurde, der 3. Bruder Sigismund. Als auch dieser 1506 auf den polnischen Thron erhoben wurde, fiel Glogau wieder an Wladislaw und hörte nun auf, ein eigenes Herzogthum zu seyn. — bbb) Die Linie Oels wurde von Konrad I., dem jüngsten Sohne Heinrichs III. von Glogau, 1309 gegründet, der später noch Steinau erhielt. Er † 1366, sein Sohn und Nachfolger, Konrad II., 1413 Dessen 4 Söhne, Konrad III., senior († 1447, Bischof von Breslau, Konrad IV., Herzog von Knauth († 1435), Konrad V., der Alte oder Weiße († um 1452), Wladislaw Konrad VI., der Junge, deutscher Ordensritter († 1444), theilten; doch regierte eigentlich nur Konrad III. Nur der 2., Konrad IV., hatte Kinder, nämlich Konrad VII., den Schwarzen († 1471), und Konrad VIII., Herzog von Mohlau († 1492). Der letztere wurde von Matthias, gegen den er für Johann II. auftrat, 1489 aus seinen Besitzungen gejagt, von Wladislaw aber wieder eingesetzt; er † 1492, und sein Besitzthum fiel an die Krone Ungarn. Wartenberg, Trachenberg und Militsch verkaufte König Wladislaw 1490 als freie Standesherrschaften, und den übrigen Theil von Oels vertauschte er an die Herzöge von Münsterberg. — b) Herzöge in Ober-S. Die hier erwähnenswerthen Linien sind Teschen, Oppeln, Ratibor und Troppau. aa) Die Linie Teschen wurde von Kasimir III. († 1358) begründet; ihm folgte sein Sohn Przemislaw I., der 1410 †. Durch Theilung entstanden 2 Nebenlinien: aaa) Die Linien Auschwitz, von Boleslaw II. († 1401) begründet und von Kasimir († 1433) fortgesetzt, dessen Söhne Wenzel, Przemislaw und Johann die 3 Seitenlinien Zator, Jost und Auschwitz stifteten, von denen zu Ende des 15. Jahrhunderts kein Zweig mehr vorhanden war. — bbb) Die Linie Teschen und halb Glogau wurde gestiftet von Bolko I., dessen 4 Söhne

1426 theilten und das Herzogthum Severien in Polen 1440 an den Bischof von Krakau verkauften. Von diesen starben Wenzel und Przemislaw ohne Nachkommen, jener 1474, dieser 1477. Wladislaw, der 1463 kinderlos starb, vererbte sein Ländchen an seine Gemahlin Anna, Gräfin von Cilley, die von Johann II. vertrieben wurde. Nur Bolko II., Herzog von Teschen, hatte Kinder. Ihm folgte 1460 sein Sohn Kasimir IV. und diesem 1528 sein Enkel Wenzel Adam, der die Linie fortsetzte. — bb) Die Linie Oppeln wurde von Bolko III. fortgepflanzt. Dieser † 1368. Sein älterer Sohn Wladislaw, Palatin von Ungarn und Statthalter von Polen, † 1401 ohne Erben, weshalb ihm die Kinder seines schon 1382 verstorbenen Bruders Bolko IV. folgten. Drei derselben, Heinrich, Herzog zu Falkenberg, Johann, Bischof zu Wladislaw, und Bernhard, † kinderlos; der 4. und älteste Boleslaw V., setzte das Geschlecht fort. Auch von dessen Söhnen starben Johann I. und Boleslaw VI. ohne Nachkommen; nur der 3., Nikolas I., hatte 2 Söhne, Johann II. u. Nikolas II., die gemeinschaftlich regierten. Letzterer wurde, weil er 1407 auf einem Fürstentage zu Neisse im Zorne den Herzog Kasimir von Teschen und den Bischof von Breslau mörderisch angefallen hatte, enthaupt. Seine Güter erhielt sein Bruder, dem auch Ratibor durch Erbvertrag zufiel, und der sich nun Herzog von Oppeln-Ratibor nannte. Er erhielt, wie viele schlesische Fürsten, von Wladislaw das Recht, nach Aussterben seiner Linie über sein Land testamentarisch verfügen zu dürfen, und † 1532 als letzter Sprosse dieses Stammes. Ein Anrecht auf dieses Herzogthum erhielt durch Erbvergleich Markgraf Georg von Brandenburg. — cc) Die Linie Troppau. Nikolas II., von Ottokar von Böhmen abstammend, erhielt zu Troppau durch Heirath noch Ratibor. Er † 1367. Von seinen 4 Söhnen starben Nikolas (1394) und Wenzel (1381); von den beiden andern stiftete Johann I. Ratibor-Troppau u. Przemislaw Troppau. — aaa) Die Linie Ratibor-Troppau wurde von Johann II. fortgesetzt. Dessen Söhne waren Nikolas und Wenzel. aaaa) Die Linie Jägerndorf stiftete Nikolas, der 1452 †. Seine Söhne theilten folgendermaßen: α) Die Linie Jägerndorf setzte der ältere, Johann, fort, der 1482 †, nachdem er wegen seiner Anhänglichkeit an Wladislaw den größten Theil seiner Besitzungen verloren hatte. — β) Die Linie Ribnik stiftete Wenzel. Auch er verlor auf dieselbe Art wie Johann seine Besitzungen und † ohne Nachkommen 1477. Ribnik wurde von Matthias als erledigtes Lehen eingezogen; Jägerndorf brachte eine Schwester dieser beiden Brüder durch Verheirathung mit einem Herrn von Schellenberg an das schellenbergische Haus. — bbbb) Die Linie Ratibor wurde von Wenzel gegründet. Nach seinem Tode 1457 folgte sein Sohn Johann; diesem succedirten 1489 seine beiden Söhne Nikolas und Valentin; ersterer † 1506, letzterer 1521, und sein Herzogthum fiel an die Herzöge von Oppeln, mit denen er kurz vor ihrem Erlöschen einen Erbvertrag geschlossen hatte. — bbb) Die Linie Troppau gründete Przemislaw, Sohn von Nikolas II. Er hatte bereits 1388 die Hälfte von Glogau in Lehn erhalten, vermählte sich mit einer münsterbergischen Prinzessin, u. nach seinem Tode 1433 huldigten die münsterbergischen Stände seinen Söhnen. Diese stifteten 2 Linien, nämlich: aaaa) die jüngere Linie Troppau, unter Wenzel († 1452) und Nikolas († 1441). Des erstern Sohn Johann führte den Titel Herzog von Leobschütz und † 1480. Schon wenige Jahre nach Wenzels Tode, 1454, hatte der Statthalter von Böhmen Troppau erkauft; später fügte er noch Leobschütz hinzu. Der Sohn Georg Viktorins verkaufte aber Troppau an seinen Schwager Matthias, der auch die Besitzungen der — bbbb) Linie Münsterberg, die von den Brüdern Wilhelm († 1452) und Ernst († 1434) gegründet wurde, nach deren Tode erkaufte und so Herzog von Troppau, Leobschütz, Münsterberg und Graf von Glatz wurde.

IV. S. unter österreichischer Herrschaft, von 1526—1740. A) Allgemeine Geschichte. Nach Ludwigs Tode wurde in Böhmen Ferdinand I., Erzherzog von Oesterreich, zum König gewählt; die Ungarn hingegen wählten Zapolya, Großfürst von Siebenbürgen. Die Schlesier huldigten Ferdinand I. zwar gern, doch unter der Bedingung, nur zu Böhmen gehören zu wollen. Im Krieg gegen die Türken stellte S. ein Heer von 3000 Mann, 700 Pferden und 200 Wagen und gab außerdem noch 100,000 Dukaten. Wenn Ferdinand einerseits die Reformation zu hindern suchte, so geschah andrerseits unter seiner Regierung doch Manches für S. Breslau und Liegnitz wurden befestigt, das Land in 4 Kreise: Glogau, Breslau, Schweidnitz u. Ober-S., eingetheilt, die Rechtspflege verbessert und 1542 zu Prag ein Oberappellationsgericht eingerichtet. Die unter Wladislaw häufig gestatteten Erbverträge wurden theilweise für ungültig erklärt, was besonders den Markgrafen Georg von Brandenburg empfindlich traf, und es wurde der Grundsatz aufgestellt, daß jedes Lehen zurückfallen müsse. Ein schlesisches Hülfscorps eilte Wien zu Hülfe, als es von den Türken belagert war. Gegen den schmalkaldischen Bund zog aber S. nicht mit, weil es nicht gegen seine Glaubensgenossen fechten wollte, wofür aber 1547 die größeren Städte starke Strafen zahlen mußten. Im J. 1536 wurde die Oberlandeshauptmannsstelle für immer dem Bischof von Breslau zugetheilt, 1558 zu Breslau zur Verwaltung der landesherrlichen Einkünfte die königliche Kammer errichtet u. 1561 die deutsche Münzordnung eingeführt. Krossen wurde 1538 zu Lehen an Brandenburg gegeben und dadurch für immer von S. getrennt. Im J. 1556 suchte Ferdinand die Oder schiffbar zu machen; er wurde noch in demselben Jahre zum deutschen Kaiser erwählt und † 1564. Ihm folgte sein Sohn Maximilian II. Außerdem, daß er 1566 in den Städten Scheiben- und Vogelschießen einführte und 1570 Frankenstein und Münn-

sterberg unter seine Herrschaft brachte, ist nichts von dessen Thätigkeit für S. zu erwähnen. Er † 1576. Sein Nachfolger Rudolph II. ließ sich 1577 in S. huldigen und verlangte für Bestätigung der Privilegien 200,000 Thlr. In dieser Zeit wurde in S. der Protestantismus hart bedrängt; den Protestanten eingeräumte Kirchen wurden wieder genommen und von den Jesuiten und den Bischöfen Breslau's alle Mittel, Bann und Acht, angewandt, den Glanz der katholischen Kirche wieder herzustellen. Am 20. August 1609 erhielt indessen S. für die Summe von 300,000 Fl. von dem bedrängten Rudolph den Majestätsbrief, durch welchen freie Religionsübung zugesichert wurde. Auf Rudolph folgte Matthias, der sich in S. 1611 persönlich huldigen ließ und gegen 100,000 Thlr. den Majestätsbrief und die Privilegien bestätigte. Matthias hielt seine Versprechungen schlecht; dennoch fanden unter ihm auch die sogenannten Reformirten in S. Eingang. Die schles. Stände traten 1615 der protestantischen Union der deutschen Reichsfürsten bei und unterstützten die Böhmen, als 1613 zu Prag der Sturm der Religion wegen losbrach, durch Aufstellung eines Heeres an der schles. Grenze unter Markgraf Georg. Im J. 1619 folgte Ferdinand II. Dieser war zwar schon 1617 in Böhmen und S. als Nachfolger des Matthias bestimmt worden; aber die Beschränkungen der in dem Majestätsbriefe ertheilten Rechte bewirkten hauptsächlich, daß S., Böhmen, Mähren und die Lausitz 1619 in Prag zusammen traten und den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum König wählten, worauf der 30jährige Krieg begann. In S. zeigte sich eine außerordentliche Rührigkeit; der Landesvertheidigungsausschuß zu Breslau wurde eingesetzt u. Markgraf Georg zum Anführer ernannt, der Neisse besetzte und die Reformation dort einführte. Am 23. Febr. 1620 ließ sich Friedrich in S. persönlich huldigen. Mit der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, in welcher Friedrich von der Pfalz geschlagen wurde, aus aus Böhmen verjagt, mußte er nach Breslau u. Küstrin fliehen, und so endigte auf traurige Weise die 1. Periode des 30jährigen Kriegs. Ferdinand II. unterjochte Böhmen, der Kurfürst von Sachsen die Lausitz; S. mußte durch Vergleich 300,000 Fl. an Ferdinand zahlen und sich dem unterwerfen, wofür es unter Bürgschaft des Kurfürsten von Sachsen die Bestätigung des Majestätsbriefes erhalten sollte. Aber der Druck wurde nur ärger. Der Markgraf Georg von Brandenburg-Jägerndorf wurde in die Acht erklärt u. sein Fürstenthum eingezogen, worüber er 1642 †. Auch diesen Umstand benutzte Friedrich II von Preußen, als er S. prätendirte. Im Jahr 1622 wurde Glatz erobert, worauf hier u. in Neisse, Ratibor u. Oppeln den Evangelischen die Kirchen genommen wurden, während 1624 ein Pole zum Bisthof von Breslau ernannt ward. Im J. 1626 wurden aus den Erbfürstenthümern die evangel. Geistlichen vertrieben, die Einwohner durch Soldaten in die katholischen Kirchen geschleppt und die Steuern aufs Dreifache erhöht; 1627 verlangte man dem Landesprivilegium zuwider die Huldigung für Leopold zu Prag. Nach wenig Jahren waren viele Städte verödet, und Tausende von Einwohnern wanderten aus. Nach der Schlacht bei Lützen überzogen die Schweden S. mit 20,000 M. und drängten die Kaiserlichen nach der Schlacht bei Steinau (29. Aug. 1632) bis nach Ober-S. zurück. Als aber Wallenstein auch mit 40,000 M. einrückte und am 8. Juni 1633 einen Waffenstillstand schloß, hatte das Land beide Heere zu ernähren. Am 11. Okt. 1633 schlug nun Wallenstein die Schweden bei Steinau, vertrieb sie aus S. und behandelte das Land wie eine eroberte Provinz, dessen Elend noch durch die Pest vermehrt wurde. Nach dem Frieden zu Prag 1635 hatte auch die Bürgschaft des Kurfürsten für die Beobachtung des Majestätsbriefes ihren Werth verloren, und die Evangelischen wurden streng behandelt. Auch unter Ferdinand III., der 1637 auf seinen Vater folgte, war S. bis zum Frieden ein Hauptschauplatz des 30jährigen Krieges und Zeuge fürchterlicher Greuel. Unerschwingliche Kriegssteuern wurden sowohl von den Schweden, als von den Kaiserlichen, die abwechselnd das Land behaupteten, aufgelegt. In Jauer wurden von den Kaiserlichen alle Einwohner niedergehauen. Der schwed. General Stahlhantsch eroberte S. u. mußte es wieder räumen. Torstenson, der im Frühjahr 1642 durch S. und Mähren drang und Wien bedrohte, mußte im Herbst vor Erzherzog Leopold ebenfalls bis nach Sachsen zurückweichen, doch vertheidigten die Schweden Glogau und besegten S. nachher zum größten Theil wieder. S. hatte im 30jährigen Kriege seinen Wohlstand u. wohl 200,000 Menschen verloren; die Städte geriethen in Verfall, und da es beim Abschluß des Friedens zu Münster und Osnabrück nicht vertreten war, so that der Kaiser hinsichtlich der Religionsübung, was ihm beliebte; nur die protestantischen Herzöge v. Brieg, Liegnitz, Münsterberg und Oels und die Stadt Breslau behielten die freie Religionsübung, die sie schon vor dem Kriege besaßen. Die Jesuiten, die schon lange im Lande waren, wurden 1648 förmlich aufgenommen; alle evangelischen Kirchen, mit Ausnahme einiger kleiner Friedenskirchen zu Jauer, Schweidnitz und Glogau, die keine Schulen anlegen durften, wurden geschlossen und ihr Vermögen eingezogen. Die Fürstenthümer Münsterberg, Sagan, Oppeln und Ratibor wurden theils verkauft, theils verpfändet. Unter Leopolds I. Regierung, der 1657 seinem Vater Ferdinand III. folgte, wurden die Protestanten sehr gedrückt, und dieses harte Verfahren wurde auch auf die Herzogthümer Liegnitz, Wohlau u. Brieg angewendet, die, als 1675 der letzte piastische Herzog, Georg Wilhelm von Brieg, †, an den Kaiser fielen. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem diese Herzogthümer nach dem 1537 geschlossenen Erbvertrage eigentlich gehörten, erhielt nur den Kreis Schwiebus, den Kurfürst Friedrich III. 1696 für 250,000 fl. an den Kaiser wieder verkaufte. Das Verbot des Kirchenbesuchs erstreckte sich

seit 1669 auch auf die auswärtigen und Friedenskirchen und die Kirchen im Fürstenthum Liegnitz, woran sich 1702 die Errichtung einer kathol. Universität in Breslau mit jesuitischen Lehrern reihte. Einige Milderung ihres Zustandes erlangten die Protestanten erst unter Kaiser Joseph I. von 1705 bis 1711 durch die von König Karl XII. von Schweden in der altranstädter Konvention von 1707 ihnen ausbedungenen Begünstigungen, in Folge deren den Protestanten neben der Wiedertheilnahme an öffentlichen Aemtern 121 Kirchen zurückgegeben und die Erlaubniß zum Aufbauen von 6 neuen Kirchen (Gnadenkirchen) in Freistadt, Hirschberg, Landshut, Militsch, Sagan und Teschen ertheilt wurde. Auch durch die Errichtung der Ritterakademie zu Breslau, durch Verwandlung der Lehngüter in den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg und Wohlau in Erbgüter, Veränderung im Vormundschafts- und Gerichtswesen wurde mancher Vortheil gewährt. Unter Josephs Sohn, Karl VI., der 1711 in der Regierung folgte, trat Alles in den frühern Zustand zurück. Ein 1738 erlassenes kais. Reskript zu Gunsten der Protestanten wirkte nicht dauernd; die Fürstentage verloren gänzlich ihr Ansehen; die Steuern wurden willkührlich erhoben, u. überall herrschte Verwirrung. Die schles. Stände traten zusammen, erkannten 1720 die pragmatische Sanktion und damit Maria Theresia als ihre künftige Landesherrin an. Das Herzogthum Teschen wurde 1722 an Leopold von Lothringen, nachherigen Gemahl Maria Theresia's, verliehen. Trotz der pragm. Sanktion machte Friedrich II. von Preußen, als Maria Theresia 1740 ihrem Vater folgte, Ansprüche auf die schles. Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, wobei er sich auf mehre Erbverträge, die mehrmals erwähnt wurden, stützte. Eine ausweichende Erklärung, daß man sich mit Preußen durch Herausgabe des schwiebuser Kreises bereits verständigt habe, beantwortete der König Friedrich damit, daß er am 16. Dec. 1740 plötzlich in S. einfiel, es eroberte und sich durch den Frieden zu Breslau am 11. Juli 1742 ganz S. mit Ausnahme der Fürstenthümer Teschen, Troppau, Jägerndorf und des kleinen Gebietes jenseits der Oppa sicherte; die katholische Religion versprach er nicht behindern zu wollen. — B) Specielle Geschichte der schles. Herzöge unter österreichischer Herrschaft, von 1526 bis 1740. Das meiste Land war durch Aussterben der Linien dem Kaiser zugefallen; es bestanden jetzt nur noch die Herzöge von Liegnitz, Münsterberg und Oels, Teschen und Oppeln-Ratibor. Sagan war an Sachsen, Jägerndorf an Brandenburg gekommen. a) Der alte piastische Stamm. aa) Die Linie Liegnitz wurde durch den Herzog Friedrich II. fortgesetzt, der 1537 mit dem Kurfürsten Johann II. einen Erbvertrag schloß, welcher durch eine Doppelheirath besiegelt, aber von Ferdinand I. 1546 für ungültig erklärt wurde; Friedrich II., der 1547 †, erneuerte die Erbverbrüderung aber nochmals in seinem Testament. Seine Söhne bildeten 2 Linien; aaa) Die Linie Liegnitz, von Friedrich III. fortgesetzt. Dieser führte ein verschwenderisches Leben und † 1570 in Liegnitz in der Gefangenschaft, nachdem das Land seinem Sohne Heinrich XI. übergeben war, der es noch toller wie sein Vater trieb. In beständiger Finanzverlegenheiten, borgte er von Jedermann, war ein förmlicher Abenteurer und führte die lächerlichsten Streiche aus. Seine Kreuz- und Querzüge hat sein Reisemarschall v. Schweinichen beschrieben. Als er 1575 für die Hugenotten in Frankreich kämpfte, gab der Kaiser das Herzogthum an den Bruder Heinrichs XI., Friedrich IV., der ihm schon früher als Mitregent beigegeben war. Heinrich † 1588 zu Krackau, und nach Friedrichs IV. Tode 1596 fiel Liegnitz an Brieg. — bbb) Die Linie Brieg bat Georg II., 2. Sohn Friedrichs II., zum Stifter, der 1586 †. Von seinen Söhnen wurden gestiftet: aaa) die Linie Wohlau, durch Johann Georg, mit dem sie 1592 wieder erlosch, und — bbbb) Brieg, durch Johann Friedrich; letztere wurde nach dem Aussterben der Linie Liegnitz Liegnitz-Brieg genannt, wozu noch Reichenstein, Silberberg und Parchwitz kamen. Johann Georg † 1602; 1609 theilten seine Söhne in die jüngere Linie α) Liegnitz-Wohlau, welche mit dem Tode des Gründers Georg Rudolph, den der Kaiser schrecklich drückte, 1653 erlosch, u. — β) Brieg, welche Linie unter Johann Christian fortbestand. Letzterer war einer der Herzöge, die im westphälischen Frieden freie Ausübung der protestantischen Religion zugesichert erhielten. Nach seinem Tode 1659 stifteten seine Söhne: αα) die Linie Brieg, die mit Georg III. 1664 wieder ausstarb; — ββ) die Linie Liegnitz, die mit Ludwig, dem 2. Bruder, 1663 ebenfalls wieder erlosch, und — γγγ) die Linie Wohlau und Ohlau, nachher Liegnitz-Brieg und Wohlau, von dem 3. Bruder Christian gegründet. Auch diese Linie erlosch 1675 mit dem Sohne Christians, Georg Wilhelm, mit welchem der ganze piast. Stamm endigte. Ein einziger noch lebender Sprosse aus der 2. Ehe des Herzogs Johann Christian von Brieg, August, welcher von seinem Vater von der Erbfolge ausgeschlossen war, nannte sich Freiherr von Liegnitz und † 1677. Die mit Brandenburg geschlossenen Erbverträge wurden nicht beachtet, und der Kaiser zog die Lehen ein; doch überließ er später noch Schwiebus an Brandenburg. — cc) Die Linie Teschen in Ober-S. setzte 1526 Kasimir IV. fort; 1528 folgte sein Enkel Wenzel Adam, ein Freund der Reformation. Dieser gründete Kirchen und Schulen und hatte 1579 seinen Sohn Adam Wenzel zum Nachfolger. Anfangs ein eifriger Protestant, wurde dieser indeß von 1613 an, wo er von einer liederlichen Weibsperson wieder zum Katholicismus bekehrt ward, ein heftiger Feind der Evangelischen. Im J. 1617 folgte ihm sein Sohn Friedrich Wilhelm; 1625 fiel das Land an dessen Schwester Elisabeth Lukretia, welche 1653 als letztes Glied von diesem Zweige der Piasten †. — dd) Oppeln-Ratibor bestand nicht lange mehr unter österreichi-

scher Herrschaft, da Johann IV. schon 1532 ohne Nachkommen †. — b) Die podiebradsche Linie zu Münsterberg-Oels. Karl I., Oberlandeshauptmann in S., welcher diese Linie gründete, hatte bis 1536, wo er †, einen Theil seiner Güter, die er theils verkauft, theils verpfändet hatte, wieder in Besitz. Zwei seiner Söhne, Johann und Heinrich, theilten; der 3., Joachim, war Bischof von Brandenburg. — aa) Die Linie Oels, von Johann († 1565) gegründet, endigte 1569 mit seinem Sohn Karl Christoph. Frankenstein kam an den Kaiser; die übrigen Besitzungen fielen an seine Vettern Heinrich III. und Karl II. — bb) Die Linie Münsterberg ward fortgeführt v. Heinrich II. Dieser und seine Söhne Heinrich III. und Karl II. lebten zu Bernstadt, da Münsterberg an Liegnitz verpfändet war. König Ferdinand löste es ein, gab es aber erst 1558 an seinen rechtmäßigen Herrn zurück. Heinrich III. † 1567, Karl II. 1617. Seine Söhne stifteten aaa) Bernstadt, das mit Heinrich Wenzel 1639 sogleich wieder erlosch, und — bbb) Oels, unter Karl Friedrich, der 1647 †. Diese Herzöge hatten wie Liegnitz freie Religionsübung zugesichert erhalten. Durch Erbvertrag kam Oels an eine Tochter Karls II., Elisabeth Maria, die an Sylvius Nimrod, Herzog von Württemberg, verheirathet war; Münsterberg hingegen wur e als angefallenes Lehn vom Kaiser 1654 an einen Grafen Auersberg verkauft. — c) Die übrigen schles. Fürstenthümer. Nach und nach in die Hände des Kaisers gekommen, wurden sie von diesem verkauft, theils zu Lehen gegeben. Sie waren nun aber nur noch beverrechtete Rittergüter, da die Fürstenrechte fast aufgehoben wurden. aa) Sagan blieb bis unter Moritz bei Sachsen, der es 1549 gegen Eilenburg vertauschte. Von Kaiser Ferdinand I. wurde es, gegen sein den sagan. Ständen gegebenes Versprechen, im Jahre 1553 an den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg verpfändet, der sich nach Ablauf der Pfandzeit von 4 Jahren huldigen ließ. Der Kaiser, darüber aufgebracht, schaffte das Pfandgeld von 183,333 Dukaten und verpfändete Sagan dem Bischof Balthasar von Promnitz, der ihm das Geld geliehen hatte, löste es aber 1601 wieder ein. Im J. 1627 wurde Wallenstein mit Sagan für seine Dienste belohnt, der es hart bedrückte. Nach Wallensteins Fall kam es wieder an den Kaiser, welcher es 1638 an den Fürsten v. Lobkowitz verkaufte. Im J. 1786 verkaufte der minderjährige Fürst v. Lobkowitz das Herzogthum an den Herzog Biron von Kurland. Nach dessen Tod 1800 erhielt es seine älteste Tochter Katharina, 1640 deren Schwester Pauline, Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, von welcher es 1844 der Fürst Friedrich von Hohenzollern-Hechingen erbte, der es bald an seine jüngste Tante, Dorothea, Fürstin von Talleyrand-Perigord, geb. Herzogin von Kurland, verkaufte. — bb) Oels besaß seit 1647 der Herzog Sylvius Nimrod v. Württemberg († 1664). Dessen Söhne stifteten, nachdem sie mündig geworden waren: aaa) die Linie Oels, die mit ihrem Gründer Sylvius Friedrich 1697 wieder erlosch; — bbb) Julius burg oder Medzibor und Trebnitz, später durch Tausch Bernstadt, welche von Julius Sigismund gegründet, mit dessen Sohn Karl 1745 auch ausstarb, und — ccc) Bernstadt, nachher Oels, das fortbestand. Christian Ulrich I., Stifter der letztern Linie, † 1704; sein 2. Sohn Christian Ulrich II. war schon vor ihm 1734 †. Der ältere, Karl Friedrich, überirug Oels seinem Neffen Christian Erdmann 1744 und † 1761. Dieser Christian Erdmann, der Sohn des eben erwähnten Christian Ulrich II. (der auf einer Reise nach Rom katholisch geworden war), wurde am dänischen Hofe im Protestantismus erzogen und vereinigte 1745 noch Bernstadt mit Oels, so daß die ganze Linie wieder vereint war. Da dieser ohne männl. Nachkommen 1792 †, so kamen seine Besitzungen an den Prinzen Friedrich August von Braunschweig-Wolfenbüttel, mit welchem die einzige Tochter Christian Erdmanns, Friederike Sophie, verheirathet war. Dieser hinterließ 1805 das Fürstenthum seinem Neffen Wilhelm, nachmaligem Herzog v. Braunschweig, der den Titel: Herzog von Braunschweig-Oels annahm, als Napoleon das Herzogthum Braunschweig zum Königreich Westpoalen geschlagen hatte. Dem folgte 1815 sein jüngerer Sohn Wilhelm, der gegenwärtige Herzog v. Braunschweig. — cc) Münsterberg. Der Rest dieses Fürstenthums war 1654 an das Haus Auersberg verkauft worden, aus welchem Welkardt zum Herzog v. Münsterberg u. Frankenstein erhoben wurde. Im Jahre 1791 wurde dieses Ländchen von der Krone Preußen käuflich erworben. — dd) Schweidnitz u. Jauer ging von Ferdinand III. 1646 auf Ferdinand IV., König von Böhmen, über, mit dem 1654 die Linie erlosch. — ee) Krossen erhielt 1538 der Kurfürst von Brandenburg förmlich zu Lehn, wodurch es von S. getrennt wurde. — ff) Mit Teschen belehnte der Kaiser 1722 Leopold v. Lothringen. Von diesem ging es an Franz I. (Gemahl Maria Theresia's) und dann durch Verheirathung seiner Tochter Maria Christina an den Herzog Albert von Sachsen über, der sich nun Sachsen-Teschen nannte. Im Jahre 1822 erhielt dessen Universalerbe, Erzherzog Karl v. Oesterreich, auch Teschen. — gg) Oppeln u. Ratibor hätten schon 1532 an Brandenburg fallen müssen, aber Ferdinand I. erkannte den geschlossenen Erbvertrag nicht an und überließ diese Besitzungen an Georg v. Brandenburg und dessen Sohn Georg Friedrich bloß pfandweise. Nur Jägerndorf, Beuthen und Oderberg behielt Georg. Die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor gehörten von 1552—1556 der Wittwe Johann Zapolya's, waren von 1645—1662 an Polen verpfändet und verblieben von da an dem jedesmaligen Landesherrn. — hh) Jägerndorf kam 1482 durch Verheirathung an die Familie von Schellenberg, von der es 1523 Georg von Brandenburg kaufte. Sein Sohn Georg Friedrich, der Beuthen an die Familie Rechenberg verkaufte, folgte 1546 und vermachte

durch Testament 1503 sein Herzogthum dem Kurfürsten Joachim Friedrich v. Brandenburg, der es 1607 seinem zweiten Sohn Johann Georg schenkte. Wegen Parteinahme gegenden Kaiser im 30jährigen Kriege wurde er 1623 verjagt; seine Besitzungen wurden eingezogen und dem Freiherrn v. Liechtenstein gegeben. — ii) Troppau, seit 1454 im Besitz des Landesfürsten, war schon 1614 ebenfalls einem Glied der Familie Liechtenstein, nämlich dem Freiherrn Karl von Liechtenstein, gegeben worden. — d) Die aus den Herzogthümern entstandenen Standesherrschaften: aa) Polnisch Wartenberg kam 1559 an die Burggrafen von Dohna, 1734 an den Herzog Ernst Biron von Kurland, dann an den Feldmarschall Münch, nach dessen Verbannung Friedrich II. v. Preußen die Standesherrschaft sequestrirte. Von dem russischen Kaiser Peter III. an Biron zurückgegeben, wurde sie nach u. nach an Karl Ernst, Gustav Kalixt und Karl Friedrich Wilhelm vererbt. — bb) Beuthen u. Karolath kam von Georg v. Brandenburg an seinen Sohn Georg Friedrich, dann an die Familie Rechberg, von der es 1561 Georg v. Schönaich kaufte, der sich nun Herr von Schönaich-Karolath nannte Seine Nachkommen sind noch im Besitz. — cc) Militsch kam von der Familie v. Kurzbach 1590 an die Familie v. Malhan, von der es Hans Ulrich v. Schaffgotsch kaufte, der auch — dd) Trachenberg nach Austerben der Familie Kurzbach erwarb. Nachher besaßen die Herrschaft die Grafen v. Hatzfeld, die von Friedrich d. Gr. in den Fürstenstand erhoben wurden. Graf Schönborn, der nach dem Aussterben der Fürsten v. Hatzfeld die Herrschaft in Beschlag nahm, mußte sie 1802 an den Grafen Franz Ludwig von Hatzfeld abtreten, der 1805 auch in den Fürstenstand erhoben wurde. — ee) Pleß gehörte seit 1548 der Familie Promnitz; 1765 erhielt es Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen aus Verwandschaftsrücksichten geschenkt, worurch eine Nebenlinie der anhaltischen Fürsten in Pleß entstand, die fortdauerte, bis Herzog Friedrich Ferdinand v. Pleß 1818 die Regierung in Köthen antrat. In Pleß folgte sein Bruder Heinrich und, als dieser 1830 in Köthen die Regierung antrat, der jüngere Bruder Ludwig, nach dessen Tod 1841 Pleß an Heinrich zurückfiel, dessen Stelle nach Vereinigung Köthens mit Dessau Leopold Friedrich eingenommen hat.

V. S. unter preuß. Herrschaft, von 1742 bis auf unsere Zeit. A) Allgemeine Geschichte. Als König Friedrich II. nach dem Frieden zu Breslau S. in Besitz genommen hatte, entwickelte er sogleich eine außerordentliche Thätigkeit zur Hebung der Lage des Landes. Er unternahm durchgreifende Veränderungen in Verfassung, Verwaltung und Rechtspflege; er stellte einen eigenen Minister für S. an die Spitze der Verwaltung, errichtete 2 Kriegs- und Domänenkammern zu Breslau und Glogau, stellte Landräthe an, theilte das Land zur bessern Regulirung und Erhebung der Steuern in 48 Kreise ꝛc. An die Stelle der vielen Provinzialbehörden und fürstlichen Gerichte wurden 3 Oberamtsregierungen zu Breslau, Glogau und Brieg gesetzt. Das Militärwesen wurde organisirt, 2 Oberkonsistorien wurden zu Breslau und Glogau errichtet, und allen Religionsparteien ward völlige Religionsfreiheit gewährt. Auch die Herrnhuter durften sich in S. niederlassen, wo sie die Kolonien Gnadenberg und Gnadenfrei gründeten. Im Jahre 1743 wanderten auch 180 Familien der böhmischen Brüder ein und grundeten Groß- und Kleinfriedrichs-Tabor. Neue und tiefere Wunden warden aber S. durch den 2. u. 3. schles. Krieg geschlagen; der erstere endigte mit dem Frieden zu Dresden am 25. December 1745, der letztere oder der 7jährige Krieg wurde durch den Frieden zu Hubertsburg den 15. Februar 1763 beschlossen. Die blühendsten Gegenden waren in Einoden verwandelt, die Manner in den Schlachten geblieben, oder verstümmelt, und die Aecker konnten von Greisen und Weibern nur nothdürftig bestellt werden. Aber Friedrich schaffte Rath. Er öffnete die Magazine, um seinen Unterthanen Nahrung und Samen zur Bestellung der Felder zu verschaffen, ließ Ackerpferde austheilen, die eingeäscherten Häuser aufbauen und verwendete 1 Millien von seinen eigenen Einkünften zum allgemeinen Nutzen. Dem Bürger half er durch Schutz der städtischen Gewerbe auf und legte auf fremde Waaren bedeutende Zölle. Die Rechtspflege wurde durch Einführung des Codex Fridericianus verbessert. Der Minister Graf Schlaberndorf wurde in der Verwaltung S.s 1770 durch Graf Hoym ersetzt. Bei der Theilung Polens kam ein Kreis unter dem Namen Neu-Schlesien zur Provinz S. Unter Friedrich Wilhelm II. von 1786—1797 geschah wenig für S. Zwei Tumulte zu Breslau 1793 und 1796 dampfte der Minister Graf Hoym. Friedrich Wilhelm III. folgte 1797 in einer sehr verhängnißvollen Zeit seinem Vater. Der Krieg Preußens mit Frankreich 1806 und 1807 brachte großes Unheil auch über S. Die Franzosen hatten es größtentheils besetzt, legten unerschwingliche Kontributionen auf und zerstörten die Festungswerke von Breslau, Schweidnitz und Brieg. Durch den Frieden von Tilsit kam auch das kleine Neu-Schlesien wieder an das Herzogthum Warschau. Am 30. August 1807 ergielt Graf Hoym seine Entlassung, seit welcher Zeit S. keine eigenen Minister mehr hat. Die Kammern erhielten den Namen Regierungen, und an die Stelle der Oberamtsregierungen traten die Oberlandesgerichte. Am 19. Oktober 1811 wurde die neue Universität zu Breslau eröffnet. — Im Befreiungskriege 1813 war S. der Hauptsitz der Thätigkeit Preußens. Bei dem Rückzuge Napoleons aus Rußland hatte Friedrich Wilhelm III. seine Residenz nach Breslau verlegt, von wo aus sich auch seine bekannten Aufrufe an sein Volk datiren. Die Kosten zu den Rüstungen waren ungeheuer für S. Blücher zog schon im März 1813 mit 27,000 Mann gegen Napoleon aus, aber am 20. August 1813 wurde S. durch die Schlacht an der Katzbach bei

Wahlstadt unter Blücher gegen Macdonald von seinen französischen Drängern befreit. Nach dem ersten und zweiten Frieden von Paris blühte S.s Wohlstand neu auf, indessen der Leinwandhandel im Gebirge und der Tuchhandel in den kleinen Städten stockte. Auch der 1819 eingeführte Grenzzoll und der 1834 gegründete Zollverein konnten diesem Uebel nicht abhelfen, und die Noth der Weber stieg auf einen hohen Grad. Von den 4 Regierungen, die seit 1815 zu Breslau, Liegnitz, Oppeln und Reichenbach bestanden, wurde die letztere 1820 wieder aufgehoben. An der Spitze der Provinz stand seit 1815 der Oberpräsident von Merkel, der 1845 durch v. Wedell ersetzt wurde. Im Jahre 1823 wurde der Weihbischof Emanuel von Schimonski zum Fürstbischof von Breslau ernannt, dem Sedlinzki, Knauer und Diepenbrok folgten. Am 2. Oktober 1825 fand die Eröffnung des ersten schles. Landtags Statt. Die Unruhen 1830 hatten auf S. nur geringen Einfluß. Durch den polnischen Unabhängigkeitskampf 1831 kam viel Geld, aber auch die Cholera ins Land. Die Unirung der Protestanten und Reformirten bewirkte, daß 1848 viele Altlutheraner nach Amerika auswanderten. Uebrigens war die Regierung Friedrich Wilhelms III. über S. im Ganzen eine glückliche für dasselbe; nach der Besteigung des Throns durch Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 sah man sich indessen bald in den Erwartungen, welche man auf diesen Thronfolger gesetzt hatte, getäuscht. Das Ministerium Eichhorn wurde der volle Gegensatz des Ministeriums Altenstein. Vorzüglich suchte man jeder freieren Regung des Gedankens in höhern und niedern Schulen durch spitzfindige Verordnungen entgegen zu treten. Kurz vor der Berufung des Domherrn von Diepenbrok, der in neuester Zeit zum Kardinal ernannt worden ist, zum Fürstbischof von Breslau, rief das Auftreten des katholischen Priesters Ronge, die Deutschkatholiken hervor, die in den verschiedensten Gegenden Deutschlands Gemeinden bilden, jetzt aber, obgleich als Religionsgenossenschaften vom Staate anerkannt, der unersättlichen Reaktion ein Gegenstand der bittersten Anfeindung sind. Im Jahre 1844 entstanden in den schlesischen Gebirgen die bekannten Weberunruhen; im Jahre 1845 glaubte man dort Spuren kommunistischer Umtriebe zu bemerken und leitete deshalb Untersuchungen ein, bis endlich das Nothjahr 1847 das grenzenlose Elend der schlesischen Weber als die wahre Ursache jener Erscheinungen herausstellte. Ganze Familien wurden durch den Hunger und Typhus aufgerieben, und jetzt hat der Staat die Nothwendigkeit anerkannt, für die Erziehung der Hunger- und Typhuswaisen zu sorgen. S. steht unter den dem Fortschritte huldigenden Provinzen des preußischen Staates mit oben an, wovon es außer Anderm namentlich auch bei Gelegenheit der deutschen Revolution im Jahre 1848 Zeugniß ablegte. Als damals das erste deutsche Nationalparlament zu Frankfurt berufen wurde, sandte S. mehre bedeutende Männer dahin, von denen Fürst Lichnowsky zu Frankfurt ermordet wurde; andere, wie Heinrich Simon u. Schlöffel, waren treue Volkskämpfer u. verharrten auf ihrem von dem Volke angewiesenen Posten bis zur Zertrümmerung des Parlaments in Stuttgart. — B) Die specielle Geschichte der schles. Fürsten u. Standesherrn unter preuß. Herrschaft, so wie in den 1742 österreichisch gebliebenen Herzogthümern Teschen, Jägerndorf u. Troppau ist weiter oben bereits angeführt worden. Literatur: Silesiacarum rerum scriptores von J. W. v. Sommersberg, Leipz. 1729—32, 3 Bände, Fol.; dazu „Berichtigungen und Ergänzungen" von Sachs v. Löwenheim, Breslau 1790, 3 Bde., Fol.; — Scriptores rerum silesiac., das. 1835—39, 3 Bde., Fol.; — J. E. Böhme, Diplomatische Beiträge zur Untersuchung der schlesischen Rechte u. Geschichte, Berl. 1770—75, 2 B., 4.; — F. W. Pachaly, Sammlung versch. Schriften über S.s Geschichte und Verfassung, Breslau 1790—1801, 2 Bde.; — F. Günther, S.s allgemeine und bes. Geschichte, das. 1802, 2 Bde.; — F. v. Cölln, S. wie es ist, Berlin 1806, 3 Bde.; — J. G. Sternnagel, Gesch. von S., Breslau 1806, 3 Bde.; — Menzel, Gesch. S.s, das. 1807—10, 3 Bde.; — K. F. Anders, S. wie es war, das. 1810, 2 Bde.; — J. D. Heusel, Handbuch der schles. Gesch., das. 1813; — Gesch. S.s, das. (o. J.), 3 Bde., 4.; — Stenzel u. Tschoppe, Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten in S. und der Lausitz, Hamb. 1832, 4.; — M. Morgenbesser, Gesch. S.s, 2. Aufl., Breslau 1833; — E. M. Oettinger, Histor. Archiv, Karlsruhe 1841, Nr. 5242—5296. Vgl. auch die betreffenden Biographien unseres Werks.

Schlesier, Gustav, Schriftsteller, 1811 zu Dresden geboren, studirte zu Leipzig und nahm 1832—34 unter Laube an der Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" Theil, wendete sich jedoch später nach Süddeutschland und domicilirte sich in Stuttgart. Schrieb: Deutsche Studien, auch unter dem Titel: Oberdeutsche Staaten und Stämme vom Standpunkt der Politik beleuchtet, Stuttgart 1836; — Erinnerungen an W. von Humboldt, das. 1843 f.; — gab heraus Fr. von Genz' Schriften, Mannheim 1838—40, 5 Bde., und dessen „Mémoires et lettres inédits, Stuttg. 1841.

Schlesinger (Biogr.), 1) Adam, Blumenmaler, 1759 zu Ebertsheim geboren und in Berlin gebildet; von ihm schöne Blumen- und Fruchtstücke, selbst in den vorzüglichsten Sammlungen; † 1829; — 2) Jakob, Maler aus Grünstadt in der Pfalz, machte sich durch schöne Bildnisse bekannt, gründete aber dann noch größeren Ruf als Restaurateur alter Malwerke, besonders der altdeutschen Schule, was ihn auch auf die Nachbildung solcher Bilder führte. Später wendete er sich den Erzeugnissen der italienischen Schule der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu, zunächst in Dresden, wo er 1822 Raphaels sixtinische Madonna kopirte und damit selbst ein Meisterwerk lieferte. In Berlin

bekleidete er die Stelle eines Professors seiner Kunst. Wir haben von ihm auch ein lithographirtes Werk in 5 Blättern mit Köpfen u. Figuren aus dem Gemälde der Madonna di S. Sisto, mit Umriß und Beschreibung des Ganzen. — 3) Adolf Martin, Buchhändler, Israelit, 1767 geboren, gründete 1810 die noch bestehende schlesingersche Buch- und Musikalienhandlung zu Berlin, die er durch rastlose Thätigkeit bald zu namhafter Blüthe brachte. Besonders wichtig ward sein musikalischer Verlag, der die Hauptwerke der meisten berühmten Komponisten des Jahrhunderts enthält. Auch die von seinen Söhnen geleitete Musikalienhandlung der Gebrüder S. in Paris, nimmt eine ehrenvolle Stelle ein. S. † 1838. Sein berliner Geschäft setzt sein Sohn Heinrich seit 1843 als alleiniger Besitzer rüstig fort. — 3) Johann, Maler von Sausenheim, ein Künstler des 19. Jahrhunderts, malte schöne Bildnisse, so wie Blumen und Fruchtstücke, die zu den besten Werken dieser Art gezählt werden müssen. Besonderen Ruf erwarb er sich durch seine Fruchtstücke in der Manier der Katharina Treu. S. † zu Sausenheim 1840 im 70. Jahre. — 4) Heinrich, Genremaler von Frankfurt a. M., besuchte daselbst die Kunstschule und begab sich dann zur weitern Ausbildung nach Paris, wo er den Ruf eines der vorzüglichsten Künstler seines Faches gründete. Seine Bilder wurden auf den Salons immer mit großem Beifalle gesehen, und einige derselben sind durch Stich und Lithographie bekannt. Im J. 1840 wurde ihm die goldene Ehrenmedaille zu Theil. H. Garnier stach zwei seiner Bilder in englischer Manier, unter dem Titel: Le favori du château und Le favori du Serail, beide mit halben Figuren. Soulange Teissier lithographirte ein Bild unter dem Titel: Comme l'esprit vient aux garçons, Jünglinge und Mädchen spielen Blindekuh (Colin-Maillard).

Schlesische Kriege, s. Oesterreich, S. 283 f.

Schlesische Leinwand. Schlesien nimmt im deutschen Leinenhandel immer noch eine bedeutende Stelle ein, obgleich die Ausfuhr, welche in den günstigsten Perioden 12—14 Millionen Thaler betrug, gegenwärtig wohl kaum im Durchschnitt 1 Million Thaler beträgt. Die Ursachen des Verfalls sind die Ueberhandnahme des Verbrauches von Baumwollen-Waare anstatt der leinenen; die Fortschritte, welche England und Irland in der Maschinenflachsspinnerei und Weberei gemacht haben, und endlich ein zu langes Stehenbleiben auf dem alten Standpunkt, zuweilen verbunden mit Unreellität, einer sehr verwerflichen Waffe, um unbequemer Konkurrenz entgegen zu treten. Die beiden erstgenannten Ursachen sind inzwischen die durchschlagenden; vom unsoliden Wesen ist man neuerdings sehr zurückgekommen und Fortschritte werden in der Richtung der Flachskultur, der Maschinenspinnerei, der Weberei, der Bleiche und Appretur gemacht. Obgleich viele Weber in Folge des Druckes, der auf der Leinenweberei lastet, zur Baumwollenweberei übergegangen sind, so ist doch noch immer die Gebirgsgegend längs der böhmischen Grenze der Hauptsitz der Weberei. Hirschberg, Landshut, Waldenburg, Schweidnitz, Greifenberg, Lewin, Jauer, Glatz, Breslau, Freiburg, Friedberg sind Beziehungsplätze der verschiedenen Leinengattungen, welche von den Webern noch ungebleicht nach diesen Städten zum Markte gebracht, dort von den Leinwandhändlern erkauft werden, welche das Fabrikat durch Bleiche, Appretur, Sortirung zur Versendung in Stand setzen lassen. Für einen besseren technischen Betrieb der Weberei ist inzwischen wenig oder gar nichts geschehen. Die Webstühle sind noch die alten. Leggen und Schauanstalten, wie in Hannover u. Westphalen, existiren nicht. Obgleich der Schlesier sehr billig arbeitet, so finden es unter den obwaltenden Umständen die Fabrikanten doch oft in ihrem Interesse, wenn plötzlich vermehrte Nachfrage eintritt, die rohe Waare aus Böhmen zu beziehen, wo ein regelmäßiges Leinweben noch Statt findet. — Die in Schlesien gewebten Leinen waren in früherer Zeit Schleier oder Estopillas, Kentings, Silesias, Quadruplets, Platillas, Tandems, Bretagnes, Cavallinen, Rouens, Creas, Morlaises, Dowlas, Cassarillos applatillados, Boccadillos, Breslauer Ballen, Züchenleinwand, Schachwitz, Damaftleinen, Cholets, Sangaletten, Webeu- und Schockleinwand, Druckleinen; viele sind davon außer Fertigung gekommen. Hauptsächlich wird noch glatte Waare gemacht, weniger Schachwitz und geränderte Schnupftücher. — Die jetzt noch für die Ausfuhr gebrauchten schlesischen Leinensorten reduciren sich auf folgende: 1) ⅘ schles. breite, 57½ schles. (59 Vares) lange, sog. Platillas und Bretagnes von 1200—2000 Fäden diner Kette, im rohen Zustande von 3½ — 8 Thlr. das Stück; 2) ⅘ schles. breite 80 Ellen (55 Vares) lange, sogenannte Rouanes von 1800—2800 Fäden in der Kette; 3) ⅘ schles. breite rohe, dann ¼ gebleichte Waaren unter dem Namen Cholets, theils appretirt, theils unappretirt, von 1200—1600 Fäden in der Kette; 4) Waaren von gebleichten Garnen gewebt, unter dem Namen Creas à la Morlaix. Man verwendet jetzt theils Maschinengarn, theils Handgarn, ersteres vorzugsweise zur Kette. Die Weberei der Leinen wird zum Theil als Nebenbeschäftigung von kleinen Stellen und Grundbesitzern betrieben, zum größeren Theil jedoch hängen die Weber allein von der Ausübung ihres Metiers ab, und zwar kaufen sie dazu die Garne und verweben solche für ihre eigene Rechnung; ein geringer Theil sogenannter Lohnweber empfängt die Garne von den Fabrikanten und erhält dagegen einen bestimmten Lohn. Letzteres Verfahren findet besonders bei dem sogenannten Crees od. Leinen, aus weißgebleichtem Garne gewebt, Statt. Bei ordinären Gattungen von Geweben, etwa 45 Gang Ketteneinrichung, findet ein Zeitunterschied in der Arbeit zwischen Maschinen- und Handgespinnst von etwa 2 Tagen zu Gunsten des ersteren Stat; bei feinern und hochfeinern Geweben ist dieser Unterschied jedoch von 8—14 Tagen zu Gunsten des Maschinengespinnstes, je nachdem

das Handgespinnst besser oder schlechter von Qualität fällt. Die 1849 bestandenen Weberlohne für letztere Artikel sind folgende.

¾ breite Crees à 52 berliner Ellen.

Kette aus Handgespinnst.

Nr. 35.	1 Thlr. — Sgr.	Nr. 50.	1 Thlr. 25 Sgr.
= 38.	1 =	= 55.	2 = 5 =
= 40.	1 = 7½ =	= 60.	2 = 15 =
= 45.	1 = 15 =	= 65.	3 = — =

Kette aus Maschinengespinnst.

Nr. 35.	— Thlr. 22½ Sgr.	Nr. 50.	1 Thlr. 17½ Sgr.
= 38.	1 = — =	= 55.	1 = 22½ =
= 40.	1 = 3 =	= 60.	2 = 2½ =
= 45.	1 = 10 =	= 65.	2 = 15 =

6⅛ breite Crees à 52 berliner Ellen.

Kette aus Handgespinnst.

Nr. 40.	1 Thlr. 6 Sgr.	Nr. 60.	2 Thlr. 10 Sgr.
= 45.	1 = 12 =	= 65.	2 = 25 =
= 50.	1 = 18 =	= 70.	3 = 15 =
= 55.	2 = 1 =	= 75.	4 = 10 =
		= 80.	5 = — =

Kette aus Maschinengespinnst.

Nr. 40.	1 Thlr. 3 Sgr.	Nr. 65.	2 Thlr. 10 Sgr.
= 45.	1 = 10 =	= 70.	2 = 20 =
= 50.	1 = 18 =	= 75.	3 = 5 =
= 55.	1 = 22½ =	= 80.	3 = 20 =
= 60.	2 = — =		

Eine bekannte Thatsache ist, daß mindestens ⅚ der zum überseeischen Export verwandten beiden Hauptartikel, Platillos und Bretagnes genannt, im rohen Zustande — zollfrei — aus dem benachbarten Böhmen eingeführt werden. Es wird dafür meist das in den vereinsländischen Spinnereien erzeugte Garn, so wie ein großer Theil englisches Maschinengespinnst in Zahlung gegeben, und basirt sich auf dieses Barrat-Geschäft ein großer Theil des Absatzes des in Schlesien erzeugten Maschinengespinnstes, welches auch hier wiederum durch die Konkurrenz des englischen Garnes benachtheiligt erscheint.

Schlesische Neisse, s. Neisse.

Schlesischen Thore (Vor dem S.), preuß. Gärtnerhäuser, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; 140 Einw.

Schlesischer Dialekt, s. Deutsche Sprache.

Schlesische Schule, s. v. a. Schlesische Dichterschule.

Schlesisch-mährisches Gebirg, ein den Sudeten angehöriger Gebirgszug, der nördlich mittelst des reichensteiner Gebirgszugs mit dem Eulengebirge in Verbindung steht und durch eine weite Berglücke und durch das obere Oderthal von den Karpathen getrennt ist; durchläuft den preußischen Reg.-Bez. Breslau und Oesterreichisch-Schlesien längs der mähr. Grenze. Vgl. Schlesien, auch Mähren mit Oesterreichisch-Schlesien.

Schlesische Meile, s. Meile.

Schlesische Dichterschule, s. Deutsche Nationalliteratur, S. 315 u. 316.

Schlesische Weine, in Schlesien gebaute Weine. Sie waren früher sehr verrufen, sind jedoch jetzt durch Pflege besser geworden. Am bedeutendsten ist der Weinbau um Grüneberg, Tabor und Beuthen. Der Kreis Grünberg kelterte jährlich im Durchschnitt 35,000 Eimer, wovon etwa der dritte Theil Rothwein ist. Er geht nach Preußen, Brandenburg und Sachsen, wo er gewöhnlich in französischen umgetauft wird.

Schleswig (Sleswig, Geogr.), 1) ein zu Dänemark gehöriges Herzogthum, das zuweilen auch Süd-Jütland genannt wird, und das in den letzten Jahren, mit Holstein (s. d.) zu einem Staate verbunden, durch seinen heldenmüthigen Kampf für die deutsche Nationalität gegen die dänische in den Vordergrund der Geschichte getreten war und die gespannteste Aufmerksamkeit der civilisirten Welt gefesselt hielt. Das Geschick S.-Holsteins, dessen Sache eine Angelegenheit und Aufgabe des ganzen Deutschlands war, stand in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Geschick der Einheit Deutschlands; es war der Thermometer für den Höhegrad ihrer Entwickelung, und die Niederlage des unzertrennlichen und selbstständigen S.-Holsteins mußte eine Folge der Niederlage der deutschen Einheit seyn. Aber wie tief auch der Schmerz seyn mag, der jedes für Deutschlands Ehre, Größe und Macht empfängliche deutsche Herz erfüllt ob der That, die dort geschehen und nicht geschehen sind, ob der unauslöschlichen Schmach, die dort durch undeutsche Deutsche auf den deutschen Namen gehäuft wurde, und ob des traurigen Looses, dem das Volk jenes Landes in diesem Augenblick verfallen ist: immer wird der Gang der Dinge in der schleswig-holsteinischen Sache einen hochwichtigen und nicht weniger interessanten Abschnitt in der deutschen Geschichte unserer Zeit, wie zugleich in der Geschichte der rein germanischen Stämme Europa's, der deutschen und skandinavischen Völker, bilden. Noch nach Jahrhunderten wird der Blick der Geschichtforscher mit inniger Theilnahme auf Dem ruhen, was hier geschehen und unterlassen worden ist. — Indem wir nun zur Darstellung der physikalischen, ethnographischen und politischen Verhältnisse des Landes schreiten, geben wir zuvörderst eine kurze Schilderung des Herzogthums S. und dann eine allgemeine der eigenthümlichen Landesverhältnisse S.-Holsteins überhaupt, so weit letzteres ohne Wiederholungen dessen geschehen kann, was wir bereits unter Holstein (s. d.) mitgetheilt haben.

I. Das Herzogthum S. liegt zwischen 54° 12′—54° 20′ nördl. Br. und 25° 37′—29° 2′ östl. Länge, im Süden der jütischen Halbinsel, grenzt gegen Norden an Jütland, gegen Osten an den kleinen Belt und die Ostsee, gegen Süden an Holstein, davon durch die Eider und den kieler Kanal geschieden, und gegen Westen an die Nordsee und hat einen Flächenraum von 162,8 (nach Andern 164½) □M., mit (1. Febr. 1845) 362,960 Einw. in 13 Städten, 15 Flecken und 1125 Dörfern. Das Land besteht aus: Geestflugland 88¼ □Meilen, Haide und Flugsand 28 □Meilen, Marschland 18 □Meilen, Moor- und Wiesengrund 15 □Meilen, Waldplan 7 □Meilen, Anbau, Wege, Deiche und

Einbegungen 6 □Meilen und Seeplan 2 □M. Die Küsten des Landes sind sehr zerrissen und haben tief eindringende Buchten. Die kieler Bucht trennt die Küste von Holstein und S.; weiter gegen Norden sind die Buchten: der eckernförder Hafen, die der Schley, der Flensburg-Fjord, apenrader Fjord, hadersleb. Fjord und der Kolding-Fjord, der die Küste S. von Jütland trennt. An der Ostküste liegen die zu S. gehörigen Inseln Aeröe oder Arröe, Alsen, diese vom Festlande durch den Als-Sund getrennt, Barsoe, Aarö und Brandsöe. Die Westküste hat nicht so tiefe Buchten, ausgenommen im Süden die Eider-Mündung, wodurch die westliche Küste von S. und Holstein getrennt wird, und die Bucht v. Husum. Uebrigens liegen an der Westküste sehr viele Inseln, z. B. Nordstrand, Pelworm, Südfall, Süderoog, Norderoog, Hallig, Nordstrandisch, Hainshallig, Hoge, Beenshallig, Hamburger-Hallig, Habel, Gröde, Apelland, Nordmarsch, Oland, Föhr, Amrom, Sylt, Jordsand, Romöe, Manöe, Hvidding. Die Flüsse sind außer der Eider auf der Südgrenze und deren Zuflüssen: Sorg und Treen, zunächst die auf der Westküste munden: Arl-Aa, Soholm-Aa, Syder-Aa, Wirl- und Wide-Aa, Brede-Aa, Flads-Aa und Konge-Aa, auf der Nordgrenze. In die Ostsee fließen nur kleine Bäche. Der Landseen gibt es viele, aber keinen von bedeutendem Umfange; die größten sind: der Wittensee (1 Meile), der Gottesköger- und Hestrupersee. Das Herzogthum theilt sich in 15 Aemter und Landschaften, in 13 Städte und in adelige Distrikte; zu diesen rechnet man das St. Johannisskloster vor S., die adeligen Güter, die in 6 Distrikte zerfallen, und mehre andere privilegirte Güter; endlich gibt es noch oktroirte Kooge. Die Aemter theilen sich in Harden oder Herreden, die unter Land- und Hardesvögten stehen. Wappen: 2 blaue, über einander laufende leopardirte Löwen mit aufgesperrtem Rachen in goldenem Felde. Hauptstadt: Schleswig.

II. S.-Holstein. Von der Elbe nordwärts läuft eine mächtige Halbinsel bis ans Kattegat, ein Landstück bildend, welches das deutsche Meer von der Ostsee trennt und stehen blieb, als diese einst sich ihre Auswege bahnte, in welchen sie jetzt zwischen ihm, den deutschen und dänischen Inseln und den schwedisch-norwegischen Küsten hinströmt. Die ganze Halbinsel von der Elbe bis zum Skagerhorn enthält gegen 800 □M. und war in den ältesten Zeiten von deutschen Stämmen bewohnt, welche später die nördliche Hälfte verließen, die nun von den Jüten in Besitz genommen wurde. Der südliche Theil bildet die deutschen Herzogthümer S.-Holstein. Diese umfassen das Land von der Unterelbe, so weit die Fluth des Meeres ihre Wirkung äußert, bis zu der Königs- oder Schottburger-Aue, dem Grenzfluß zwischen S. und Jütland. Gegen Lauenburg besteht keine natürliche Grenze. Früher zog sich der ungeheure Sachsenwald von der Mündung der Trave bis zur Elbe, die Sachsen von den Wenden scheidend; jetzt ist von diesem Walde wenig übrig. Die Ostsee bespült, wie erwähnt, das ganze Land im Osten und schneidet an vielen Punkten tief in die Küste hinein, die herrlichsten Häfen des ganzen nördlichen Europa's bildend, unter ihnen vor allen den Hafen von Kiel, dem nach dem Urtheile aller Sachverständigen wenige in der Welt gleichen, den Hafen von Flensburg und den der schiffreichen kleinen Stadt Apenrade. Einst war auch die Schley berühmt, als die Schiffe nicht so tief gingen. Von minderer Bedeutung sind die Häfen von Hadersleben, Eckernförde, Neustadt. Die ganze schleswig-holsteinische Küste bildet den am wenigsten gefährlichen Theil der Ostsee, da die Gewässer von Norden und Nordosten, fast auch ganz von Osten, und ringsum im Westen und Süden von den dänischen, schwedischen und deutschen Landen geschützt sind. Ganz anders die Westküste. Hier trifft die Fluth des Weltmeers täglich mit ihrer ganzen Wucht den flachen Rand der Marschen (s. unten), und es ist nicht ohne Interesse zu sehen, mit welchen Gefahren diese reichen, aber um theuern Preis dem Meere abgerungenen Marschen S.-Holsteins zu kämpfen haben. Die Fluth kommt nämlich gerade an dieser Stelle von zwei Seiten zugleich zusammen. Ihre erste Masse wälzt sich durch den Kanal längs der holländischen und belgischen Küste, vorbei den Mündungen der Ems und Weser, gerade auf Dithmarschen zu. Die zweite Masse, von jener getheilt durch die großbritannischen Inseln, zieht über den Norden von Schottland theils gegen Norwegen, theils gegen die Westküste der cimbrischen Halbinsel, wo das Kattegat nicht mehr im Stande ist, die Woge des andringenden Wassers aufzunehmen; sie stürzt dann hinunter in den Winkel, in den die Elbe mündet, und hier vereinigen sich daher zwei Fluthen zugleich gegen die flache Marsch. Seit Jahrtausenden ist die Gewalt dieser Strömungen thätig gewesen, und wenige Gegenden in Europa haben wohl eine so furchtbare Umwälzung erlitten, wie dies alte Land der Friesen. Dunkle Sagen erzählen davon, daß einst das Ufer bis über die Felseninsel Helgoland hinaus gegangen; ein König von England, erzählt eine friesische Sage, habe dann das feste Land zwischen England und Frankreich durchstechen lassen, so daß die gewaltige Fluth, durch den geöffneten Kanal hereinbrechend, in einer furchtbaren Nacht die ganze Heimath der Friesen verschlungen. Es ist nicht unmöglich, daß ähnliche Naturereignisse Statt gefunden haben. Wenn mit Nordweststurm die Fluth sich in diesem Winkel häuft, und vor ihm die Elbe nicht die Wasser zurückführen kann, bis die neue Fluth mit demselben Sturm sich hebt, dann erreicht das Meer eine furchtbare höhe. Die Bewohner der Marsch kennen die Gefahr; sie eilen auf die Deiche, wo die Noth groß wird. Die Wellen toben dann gegen die schwache Wehr, wühlen unten am Fuße, reißen oben am Kamm tiefe Löcher und stürzen mit Gewalt hinüber. Dann ist der Deichgraf an seinem Platze. Die Bewohner der Marsch werden aufgestellt, wo der Drang am größten ist; sie füllen Säcke, Segel, Laken mit Sand und Erde und lassen sie hinab in aufgespülte Risse; Schaufel und Spate sind bereit, und mit der Se-

fahr des Lebens wird die Gefahr für Land, Hab und Gut bekämpft. So viel im Allgemeinen über diese Erscheinungen an der Küste, mehr darüber s. unten.

Die Länge der beiden Herzogthümer beträgt in gerader Linie 29½ Meilen bei einer Breite von 10—18 Meilen, der gesammte Flächenraum 320 □Meilen. — Beide Herzogthümer haben fast dieselbe Bodenbeschaffenheit. Ihre Mitte füllt ein dürrer Landrücken, nackt, kahl und voller Moor- und Haidestriche. Die Mitte des Landes bildet nämlich die Fortsetzung der großen Haide, die sich von dem innern Rußland durch die brandenburgische Mark und Lüneburg hindurch erstreckt, ein ödes Land, das wenig der Kultur fähig ist und flach und sandig erst an der Nordseite Jütlands mit dem Skagerrack sich in das Kattegat hinabsenkt. Dennoch ist es gerade diese Haide, die den eigentlichen Damm zwischen Ost- und Westseite gebildet und die Vereinigung beider Meere verhindert hat. Es mag seyn, daß einst die Fluth auch über diese Höhenrücken sich hingestürzt und die Häfen in die Ostküste hineingewühlt hat; allein derselbe hat sich erhalten, und er ist es, der das Ländersystem Skandinaviens mit Deutschland wie ein festes Glied verbindet. Wie ganz anders wäre der Lauf der Geschichte geworden, wenn er verschwunden, S. oder Holstein nicht vorhanden, und der Küstenstrich von Holland bis St. Petersburg eine ungebrochene Linie geworden wäre! Auf diesem sandigen und unfruchtbaren Höhenrücken berühren sich Deutschland und Skandinavien bald feindlich, bald freundlich u. erfüllen ihre Bestimmung, gemeinschaftlich das germanische Element im Norden Europa's festzustellen. Mitten durch diese Sandebene fließt die Eider, S. und Holstein trennend; mitten in der Eider liegt die Festung Rendsburg und an der Mündung des schleswig-holsteinischen Kanals das reizende Kiel, einer der wichtigsten Punkte Norddeutschlands. Auf der Ostseite der Herzogthümer ist der Boden auf eine von den Geologen noch unerklärte Weise in wellenförmiger Bewegung gebrochen; er bildet ein liebliches Gewirr von Hebungen und Senkungen, und Hunderte von kleinen Bächen und Seen ziehen sich durch die Hügel hin, welche die Heimath der schönen Buche sind. Das Land besitzt keine großartigen Naturschönheiten, aber es ist reizend, wie wenig andere Länder. Der Lieblichkeit dieser Gegenden entspricht ein festbegründeter Reichthum des Bodens, auf dem reiche Ernten einander folgen, und wo Viehzucht und Bodenkultur wetteifern. Das ganze Land, in Koppeln getheilt und mit Hecken eingefaßt, gleicht einem großen Garten. Holstein aber ist noch reizender durch die vielen schönen, größern und kleinern Seen, deren blaue Spiegel überall durch die reiche Landschaft schimmern.

Betrachten wir den Westen der Herzogthümer, so fällt der dürre Rücken der Mitte in ausgedehnte, tiefe Ebenen ab, deren schwerer Thonboden sich endlich unter den Wogen der Nordsee verliert. Wie weit diese Ebenen sich einst fortsetzten, welche Schreckenstage und Schreckensnächte große Landstrecken auf immer verschlangen, weiß man nur lückenhaft und sagenhaft zu erzählen. Die losgerissenen Bruchstücke, die Inseln und Eilande, geben davon Kunde, und alte Chroniken melden meist in wenigen, dürftigen Worten von den ungeheuren Fluthen, die im Laufe früherer Jahrhunderte grauenvolle Zerstörungen über das Land gebracht haben. Diese tiefen Ebenen ziehen von der Elbe nördlich, längs der Westsäume, bis an die Grenzen Jütlands; dort hören sie auf und machen beweglichen Sanddünen Platz, deren Daseyn oft und bitter genug von den Bewohnern gefühlt wird. Diesen wird zwar kein jäher Tod im empörten Wasser bereitet, aber der Sand schleicht leise und unaufhaltsam über ihre Feldmarken ꝛc. Jene Ebenen S.-Holsteins am Westmeere werden Marschen genannt. Marschland heißt der fette, schwarze Thonboden (Kleiboden), auf dem jedes Samenkorn üppig aufschießt und reiche Früchte trägt. Von den Marschsäumen steigen kleine Hügelketten auf und lagern sich zwischen den grünen Tiefen. Dieser höhere Boden heißt Geest, oder vielmehr: Alles, was nicht Marsch ist, heißt Geest, und die Leute in der Marsch, stolz auf die Güte ihres Landes, blicken mit Geringschätzung auf die geringere Fruchtbarkeit der Höhen. Man theilt die Marsch in Urmarsch und Aftermarsch, nämlich in solche, die immer Marsch gewesen, und in andere, welche dem Meeresgrund abgewonnen wurde durch den Fleiß der Menschen, die den angeschwemmten Boden mit Deichen umgaben und allerlei künstliche Einrichtungen trafen, das Meer von nun an davon abzuhalten. Oft trifft man tief ins Land hinein die Reste alter Deichumschließungen, welche anzeigen, was hier einst geschehen; oft aber auch läuft die Urmarsch bis an den Saum der See, darauf hinweisend, wie diese in ihrem ewig stürmischen Brausen kein Vorland absetzte und in dem täglichen doppelten Wechsel von Ebbe und Fluth immer nur bemüht ist, den unbeschirmten Boden abzureißen und fortzuwaschen. Von dem nördlichen Elbufer an bis an die Eidermündung sind die Marschen seit uralter Zeit von Sachsenstämmen bewohnt gewesen. Nördlich der Eider wohnten Friesen, in der Marsch sowohl, als auf den Inseln und Halligen vor der Küste. Das Land heißt noch jetzt Nordfriesland, doch ist der Friesenstamm längst von den großen Inseln Nordstrand und Pelworm verdrängt. Bedeutende Stücke der kleinern Inseln, welche er noch jetzt besitzt (Amrom, Föhr, Sylt), sammt weiten Marschen und Geestland hat das Meer verschlungen. Die Marschen an der Westseite der Herzogthümer ruhen hinter den Deichen als baumlose ungeheure Grasflächen und Getreidefelder, zwischen denen die Menschen sich zerstreut in Höfen angesiedelt haben, die auf künstlichen Erdhügeln inselartig aus der grünen Tiefe emporsteigen. Dörfer gibt es hier nicht, denn dazu ist kein Raum vorhanden; jene sehen nur von den Geesthöfen in die Marsch hinunter, deren vereinzelte Besitzer im weitläufigen Kirchspielverband vereinigt sind. Die Hofwirthschaft uralt freier deutscher Bauern tritt in manchen Nachklängen erinne-

rungsvoll vor uns hin und läßt ahnen, wie es einst war, als die Gemeinden freier Männer in selbstständiger Kraft auf ihrem freien Erbe saßen. In dem deichverschlossenen Lande, das wie eine feste Burg hinter starken Wällen liegt, konnte sich die Bauernfreiheit lange Zeit der Knechtschaft erwehren. Nicht selten findet man jetzt alte Halligen (s. unten) mitten in der Marsch, die den Beweis liefern, daß einst ein Meer hier wogte, dem sie abgewonnen wurden, dessen Grund nun fette, grasreiche Ebenen bilder, aus welchen sie wenig höher hervorragen. Glücklich aber die Bewohner, welche keiner Deiche bedürfen, wenigstens nicht die unmittelbare Last der Erhaltung hoher Seedeiche zu tragen haben, an denen die Wellen wühlen und fortgesetzte Ausbesserungen nach jeder hohen Fluth und jedem Sturme nöthig machen. Die Kosten der Erhaltung sind ungeheuer groß und würden von den einzelnen Kirchspielen oft nicht getragen werden können, wenn nicht das ganze Land dazu beisteuerte, das zu gemeinsamer Hülfe verpflichtet und in Deichverbände getheilt ist. Solcher Deichverbände sind 3 in S. und 3 in Holstein. Ist ein Schaden geschehen, dessen Ausbesserungskosten nicht über 2 Mark auf den Demath Land desjenigen Kirchspiels betragen, zu dessen Grund und Boden der Deich gehört, so zahlt das Kirchspiel allein; geht es über diese Summe hinaus, so wird es auf den ganzen Deichverband vertheilt und in dieser Weise der zu großen Belastung und Verarmung einzelner Kirchspiele vorgebeugt. Dennoch ist die Ausgabe schwer genug und an manchen Orten so bedeutend, daß der Bodenertrag zum guten Theil für Deichkosten darauf geht. Im Ganzen nimmt man an, daß S. 37 geogr. Meilen Dämme besitzt, Holstein 35 Meilen; es mögen jedoch eher mehr, als weniger seyn. Die eiderstedter Marsch, 4—5 □M. groß, hat allein 13 Meilen Dämme zu erhalten, und da die Kosten einer Ruthe Deich nach der verschiedenen Höhe und Stärke 10)—200 Thaler betragen, so reichen viele Millionen nicht hin, um alle diese künstlichen Schutzwehren aufzuführen, an welchen freilich viele Menschengeschlechter gebaut und gebessert haben, ehe sie nach und nach so hergestellt wurden, wie sie jetzt sind. Wenn man von den hohen Seedeichen herunter, auf deren Kronen gewöhnlich die Fahrwege laufen, in die Marsch blickt, so gewahrt man erst recht den eigenthümlichen und eintönigen Charakter derselben. Zwischen mächtigen Festungswällen liegt die grüne, gesegnete Ebene tief unten, durchschnitten von zahllosen, breitern und schmälern Wassergräben, welche der Marschbewohner nur mit Hülfe seines beständigen Begleiters, des Springstockes, leicht passiren kann. Auf den Feldern zwischen diesen Gräben reifen alle Getreidearten dicht und hoch; die gelben Weizenähren ziehen schwer wogend bis an die Hügel der fernen Geest; Gerste, Raps und Bohnen mischen sich damit, und auf dem saftigen Grün des Grases weiden Heerden von bunten, glatten Rindern; Pferde und Jungvieh aller Art und in großer Zahl springt und schreit und wiehert muthig und voll Lust dem Wanderer entgegen. Wohin man das Auge wendet, ist die Marsch ein grünes, lebendiges Bild des Wohlstandes. Zerstreut liegen die Höfe, so weit der Blick reicht, auf den Werften, zwischen Bäumen, Gebüschen und kleinen Gärten. Es ist hier nicht, wie auf den Halligen (s. unten), wo die Werft nur ein ärmlicher, kahler Hügel ist, auf dem die Hütte kaum Raum hat. Der wohlhabende Marschhofbesitzer hat hinter den schirmenden Deichen Zeit und Geld gesammelt, um diese künstlichen Höhen zu erweitern und zu befestigen. Der rauhe Seewind und die Stürme, welche auf den Außeninseln den Baumwuchs nicht dulden, werden an den hohen Deichkronen gebrochen. So ist denn die Marsch mit ihren Tausenden von buschigen Werften, aus denen die rothen Steinhäuser, bald versteckt vom Grün, hervorschauen, mit tausenden von blumen- und blüthenvollen Inseln besäet, welche ganz wundersam die völlig baum- und strauchlose Ebene besetzt halten. Wo man einen Kranz von Gebüsch in der Ferne erblickt, da steht sicher auch ein Marschhof mitten darin, und um ihn auf der Werft liegt der Garten, wo Beete und dunkelrothe Marschlevkojen und farbige Nelken von besonderer Schönheit und herrlichem Wohlgeruch blühen, wo aber auch alle Gemüsearten vortrefflich gedeihen. Und wendet man das Auge ab von diesem fruchtbaren Boden und schickt es aus auf die andere Seite der Deiche, welch ein Gegensatz! Dort unten dehnt sich eine graue, grollende Wüste aus, immer in fürchterlicher Beweglichkeit, immer gierig auf Tod und Untergang des Menschenlebens bedacht. Brandende Wellen zeigen ihre weißen Zähne; sie spritzen den Schaum hoch auf und beißen wild in die Brust der Dämme, die ihrer Zerstörungslust ein Ziel setzen. Ein Wall von Erde und Rasen, höchstens 80 oder 100 Fuß breit und 20 oder 25 Fuß hoch, hält das vernichtende Element in Schranken und trennt zwei Welten. Hier auf der Grenzscheide liegen sie beide vor dem Beobachter. Hier strecken sich die blanken Rinderschaaren, glänzt das sonnige Grün und steht das Haus des Menschen, umringt von Glück und Wohlstand, und dort blähen sich die weißen Segel der Schiffe; Tummler und Seehunde wälzen sich vor ihnen her, der Roche wühlt im Schlamm, und schreiende Mövenschaaren stürzen auf den Raub nieder. Wehe, wenn es dem alten, unersättlichen Feind gelingt, den Erdwall zu zernagen, oder seine ungeheuern Sturmfluthwellen so hoch sich thürmen, daß sie über diese Schutzwehren stürzen! In wenigen Minuten würde aller Segen sich in Fluch verwandelt haben. Die Marsch würde ein Meer seyn, auf dem die Trümmer des jäh zerstörten Glücks, die Leichen der Menschen und Thiere wild durch einander trieben. Wenn man bei ungewöhnlich hoher Fluth auf den Deichen steht und die Wasser schwellen sieht, bis sie weit über dem Niveau der Marsch stehen, so wird man von der Angst ergriffen, der ungeheure Druck des Meeres müsse den Deich sprengen; allein so leicht ist dies nicht möglich, und ohne ein ungewöhnliches Naturereigniß

kann man ganz sicher seyn, daß die Wälle halten. Die Deichbaukunst ist in neuerer Zeit bedeutend vervollkommnet worden. Die Seedeiche, oben steil abfallend, haben in der Mitte einen Bruch und böschen sich dann sanft ab. Da, wo wenig oder kein Vorland ist, das die Brandung der Wellen bricht, ist der Fuß der Deiche mit Stroh bestrickt, um Einwühlungen zu verhindern. Wie eine Art Matte, liegt die Strohstrickerei über dem Boden und wehrt dessen Fortwaschen durch den Wellenschlag ab; an einzelnen Stellen aber, wo besondere Gefahr obwaltet, werden auch Steinwerke errichtet, gegen welche die Wogen abprallen. In früherer Zeit kam es oft vor, daß die Dämme brachen und überliefen, und ganz früh sind die Marschen eben so offen gewesen, wie die Halligen. Die Häuser lagen auf ihren Werften und schirmt und duldeten alle die Noth, welche die Halligen noch jetzt heimsucht. Die ungeheuern Kosten der Deichbauten konnten nur durch Jahrhunderte langes Streben und Erwerben aufgebracht werden, und wenn man von den schrecklichen Verwüstungen liest, welche die Sturmfluthen hier zu unzähligen Malen angerichtet haben, so muß man über die Zähigkeit des menschlichen Fleißes und dessen Kühnheit erstaunen, der unverdrossen immer von Neuem die Deichbrüche stopfte und besserte, bis endlich das Werk größere Stärke gewann. Unter die allerschrecklichsten Fluthen gehört die vom Jahre 1362, welche unter dem Namen „die große Mannestränke" in den Geschichtsbüchern bekannt ist. Die ganze Nordwestküste Deutschlands wurde davon getroffen, ganze Landstrecken zwischen Elbe und Weser gingen verloren. Alle Deiche brachen, alle Marschen liefen unter; die Eider wurde dreimal so breit, als sie gewesen; Eiderstedt trennte sich gänzlich von Dithmarschen, und im Norden Frieslands allein verschwanden 30 Kirchspiele mit Land und Leuten gänzlich. Dieser entsetzlichen Fluth folgten manche andere, kaum minder schreckliche, namentlich im Laufe des 16. Jahrhunderts, wie z. B. die Fluth am 2. Nov. 1532, welche wiederum eine Mannestränke war. Sie sowohl, als auch die große Fluth des Jahres 1570, die Allerheiligenfluth am 1. Nov., nahm Hunderttausenden das Leben. In den Marschen und auf den Inseln allein kamen in der Allerheiligenfluth 100,000 Menschen um, im Ganzen an den deutschen Küsten, bis nach Jütland, 400,000. In der einzigen Nacht vom 11. auf den 12. Okt. 1634 kamen 15,000 Friesen um, alle Halligen verloren ihre Bevölkerung. Noch fürchterlicher war die Fluth vom 25. Nov. 1686 und eine andere vom 15. Nov. 1699; das Wasser drang bis auf die hohe Geest, durch ganz Hamburg fuhr man mit Kähnen, große Schiffe wurden weit über die Deiche tief ins Land geworfen, und in der Kirche zu Tondern fing man Fische. Im 18. Jahrhundert hatte man weniger Unglück zu beklagen, nicht etwa weil keine hohen Sturmfluthen kamen, sondern weil man endlich mit aller Kraft die Deiche höher und stärker baute, als bisher, und mit größerer Gemeinsamkeit, Ordnung und Aufsicht dabei zu Werke ging. Drei entsetzliche Fluthen, am 25. Febr. 1748, am 11. Sept. 1756 und am 7. Okt. 1756, in denen besonders Dithmarschen viel litt und einige tausend Menschen verlor, waren doch nicht mit dem Elend früherer Zeiten zu vergleichen; sie dienten nur dazu, neue Anstrengungen zu machen und höher und fester zu bauen. Der strenge Monarchismus des 18. Jahrhunderts hatte wenigstens das Gute, daß er, allerdings in seinem Interesse, das materielle Wohl begünstigte, um hohe Steuern zu erlangen. Die Gemeinden der Marschen mußten Arbeiten unternehmen, die sie sonst nicht gethan haben würden. Im 19. Jahrhundert war die Fluth vom 4. Febr. 1825 die höchste. Auf den Halligen tödtete sie 80 Menschen und beschädigte manche Marschen und Deiche. Die Fluth von 1825 war höher, als die von 1634, aber sie that verhältnißmäßig doch nur geringen Schaden gegen die fürchterlichen Verheerungen, welche jene anrichtete, indem die Deiche seitdem um 10 Fuß höher und viel fester und breiter geworden waren. — Auch der Abfluß der innern Marschgewässer, die Schleußen mit ihren doppelten Fluththoren, die Gräben und ihr Zusammenhang sind mit großer Sorgfalt geordnet. Aufseher und Deichgrafen wachen über jede Beschädigung der Bollwerke, deren geringste Verletzung sofort gebessert wird. Die oberste Deichbehörde bilden 2 Deichinspektoren, je einer für S. und Holstein. — Die Marschhofbesitzer sind jetzt meist begüterte, nicht selten sogar reiche Grundeigenthümer, die oft weit eher Gutsbesitzern, als Bauern gleichen und größtentheils eine Bildung erhalten haben, welche sie über die Einfachheit des gewöhnlichen Landmanns erhebt. Der Marschhofbesitzer ist ein Herr, der es nicht nöthig hat, im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten. Für die schweren Arbeiten der Ernte kommen von der Geest viele Menschen, um zu mähen und zu dreschen, auch sonst zu verrichten, was der Marschbewohner selbst nicht thun mag. In den schleswigschen Marschen, hauptsächlich bei den Friesen, stellen sich dazu die Jütländer ein, die, wie in England die Irländer, jährlich regelmäßig zu dem reichen Nachbarn im fetten Kleiboden wandern, dem sie ihre Dienste anbieten. Mit ersparten Pfennigen läuft dann der arme Jüte zur Winterzeit in seine Hütte auf der jütischen Geest zurück, erzählt beim Torffeuer von dem Reichthum der üppigen Marschleute und dankt Gott, daß sie die eigenen Hände schonen und armen Menschen auch etwas gönnen. Aus solchen Zuständen kann man sich wohl auch einen Theil der Geringschätzung erklären, den der deutsche Stamm im Allgemeinen gegen den dänischen hegt. Der deutsche Bauer auf seinem fruchtbaren freien Erbe weiß sich im Besitz von Geld und Gut; wenn er dagegen die Verhältnisse seiner Nachbarn bedenkt, überkommt ihn leicht ein Gefühl des Stolzes und der Ueberlegenheit; er dünkt sich besser, verständiger und von edlerer Abkunft. Der Jüte vollends, der als Viehtreiber oder Arbeiter ins Land kommt, dessen Vaterland und

Stamm als arm, schmutzig, einfältig und unwissend verschrieen ist, der von den Friesen wie ein Paria behandelt wird, scheint ihm durchaus nicht ebenbürtig. Wie stimmt dies Selbstbewußtseyn nun mit seinen Empfindungen, wenn die Dänen ihm Vaterland und Abstammung nehmen und ihn zu ihres Gleichen machen wollen? Dagegen sträubt sich alles Blut des Schleswig-Holsteiners; er kennt Dänen und Dänenthum genugsam, um sich nie mit dem Gedanken zu befreunden, ein Däne zu seyn. Dem Volke der Herzogthümer ist oft im Allgemeinen eine geistige Trägheit und vorherrschend materieller Sinn nachgesagt worden; es liegt jedoch viel Tüchtigkeit, Verständigkeit, Ausdauer, ein deutsch-langsames Ergreifen einer Sache, aber ein um so zäheres Festhalten an dem als recht und gut Begriffenen in seinem Grundcharakter. Wenn indeß das Volk, welches diese Lande bewohnt, auch einen bestimmten, wenig durch äußere Mischung umgewandelten Charakter hat, so sind doch die Herzogthümer selbst gerade in diesem Punkte verschiedener, als Manche es wissen. Der Holsteiner gehört durchaus dem reinen niedersächsischen Stamme an. Er ist still, wenig beweglich, wenig empfänglich für die Gaben und die Schönheit des Genius; abgeschlossen und sich der Eingezogenheit freuend, theilt er sich wenig mit und begnügt sich gern in geistiger, wie in materieller Beziehung im eigensten Kreise. Dafür aber ist er stark und hart gegen sich und Andere, verachtet Schwäche, hält fest, was er mit dem Verstande gefunden, und achtet vor allen Dingen die scharfe und kalte Kritik in politischen, wie andern Dingen. Er geht sehr schwer vorwärts, aber er geht auch schwer zurück; kein Stamm des deutschen Volkes übertrifft ihn an Zähigkeit in dem Festhalten des einmal Erkannten oder Beschlossenen. Anders erscheint der Schleswiger. Jenseits der Elbe beginnen die Wohnsitze der alten Angelsachsen, deren Nachkommen England bewohnen; noch jetzt heißt das Land zwischen der Schley und dem flensburger Meerbusen Angeln. Der Angelsachse ist rascher, kühner, geistig lebendiger, als der Holsteiner (Holt Sate, Holzsasse); er liebt größere Dinge und gibt sich hin, ohne viel zu rechnen, so lange seine Offenheit der Offenheit begegnet. Er erreicht leichter das Ziel seiner Aufgaben, hält es aber freilich auch nicht mit jener rücksichtslosen Zähigkeit fest; er ist schlauer, aber nicht so ernst, eifriger, aber nicht so kräftig, tiefer und gläubiger, aber nicht so gründlich und beweisend. Sein ganzer Stamm hat unendlich viel mehr gelitten, als der der Holsteiner, dem er als Schutzwehr gegen die Dänen gedient hat, nur zu oft mit seinem letzten Blute und ohne Dank und Ruhm, und darum ist er mißtrauisch und vorsichtig, aber wachsamer und mit frischem Entschluß bei der Hand. So ersetzen und ergänzen sich beide Stammesgenossen, und eben darum ist ihr natürliches Bedürfniß die Gemeinschaft ihres Lebens, wie die Gemeinschaft ihrer Eigenschaften eine treffliche Mischung bildet. Angewiesen auf einander durch Gemüth, Geist, Landesverhältniß, Geschichte und Zukunft, haben sich beide von jeher treulich die Hand gereicht. Die Vergangenheit mit all ihren Bewegungen zeigt durch ein volles Jahrtausend hindurch, wie diese höhere Natur das äußere Leben beider Lande nach allen Seiten hin beherrscht und durchdrungen hat. Neben den Angelsachsen wohnen in S. noch die Trümmer der alten friesischen Stämme an der nördl. Westküste und auf den Inseln, zu schwach an Zahl und zu städtelos, um Größeres zu bedeuten, immer aber ein hochachtungswerther, durch begeisterte Anhänglichkeit an den eigenen Stamm, wie durch die seemännische Tüchtigkeit ausgezeichneter Bestandtheil des Ganzen. Im Norden kommen dann noch die dänischen Elemente. Die Unklarheit, welche über diesen Bruchtheil der skandinavischen Nationalität und über sein Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung herrscht, beruht wesentlich auf einer fortwährenden dänischen Einwanderung vom Norden her, indem die dienende Klasse in den Gegenden S.s bis nach Tondern und Flensburg hauptsächlich aus Dänemark her ergänzt wird, wovon denn Manche bleiben und ihr dänisches Patois oft mitten in rein deutsche Ortschaften hinein verpflanzen.

In einer Erörterung des Dr. K. J. Clement in der hamburger Börsenhalle wird die Bevölkerung des Herzogthums S. nach ihrer Sprache zu folgenden Zahlen veranschlagt:

14,300	Inselfriesen, auf den nordfriesischen Eilanden, als:	
	3040 auf Sylt,	
	4500 = Föhr,	
	600 = Amrum,	
	280 = Hoorge,	
	360 = Norremarsch und Langenes,	
	120 = Oland,	
	60 = der Gröde nächst den Beisallingen,	
	40 = dem nordstrandischen Moor.	
9000	friesisch sprechende Inselfriesen,	
5300	plattdeutsch sprechende Inselfriesen, als:	
	2500 Pelworm,	
	2800 Nordstrand.	
55,700	Festlands-Friesen, als:	
30,000	friesisch sprechende Friesen, in den 23 Kirchspielen Rodenes, Klanxbüll, Aventoft, Neukirchen, Horsbüll, Emmelsbüll, Niebüll, Tetenbüll, Dagebüll, Riesum, Lindholm, Stedesand, Enge, Fahretoft, Odenhorm, Barsum, Langenborn, Bordelum, Bredstedt, Breckum, Drelsdorf, Hattstedt und Schobüll.	
25,700	plattdeutsch sprechende Friesen, als:	
	20,000 Eiderstedt mit den zunächst angrenzenden friesischen Strecken, in 19 Kirchspielen und auf 6 □Meilen,	
	25,700 Husum und Bredstedt.	
40,000	deutsche Städte und Flecken, als:	
	12,000 Schleswig,	
	14,000 Flensburg,	
	4,000 Eckernförde,	
	2,400 Friedrichsstadt,	
	2,600 Tondern,	
	2,000 Kappeln,	
	900 Christiansfeld,	
	700 Schwabstedt,	
	700 Arnis,	
	600 Leck,	
	200 Friedrichsort.	
148,750	deutsche Landbevölkerung, als:	
	56,000 Angeln, 14 □M., 38 Kirchen,	
	10,500 Schwansen, 3 □M. zu 3500,	
	12,250 dänischen Wohde, $3^1/_2$ □M.,	
	20,000 die Harden, Hutten und Hohn, mit der Landschaft Stapelholm,	

15,000	übriger Theil vom Amte Gottorp, nämlich: Ahrensharde, Treyaharde und Kroppharde,
15,000	übriger Theil vom Amte Flensburg, nämlich: Apgelharde und Wiesharre, mit deutscher Kirchensprache,
12,000	plattdeutsche Theil in den Ostdälften der Aemter Husum und Bredstedt und in der zum Amt Tondern gehörigen Karrharde,
8,000	die Insel Fehmarn,
258,750	Deutsche und Friesen,
91,250	Danen, als:
16,000	Bürger von Als,
4,000	= von Apenrade,
6,000	= von Hadersleben,
65,250	= von in dem Amte von Tondern, Lygumkloster, Apenrade und Hadersleben.

330,000 ungefähre Gesammtbevölkerung.

Regsamen Geistes mag der Schleswig-Holsteiner im Allgemeinen vielleicht weniger seyn, als Andere, weil es ihm materiell meist sehr wohl geht, weil der Boden so reich und fruchtbar ist und so wenig Mühe erfordert; aber die gute Bewirthschaftung, der (wenigstens früherhin) fortwährend steigende Wohlstand, die Lust zur eigenen Ausbildung, das Streben, die Kinder etwas Tüchtiges lernen zu lassen, der Trieb, mit den Produkten der Viehzucht und des Ackerbaues zu handeln, den Absatz zu fördern, die Nähe des Meeres, die Nähe großer Seeplätze und dabei die politische Anregung, welche den Blick auf die Zustände des Landes, auf Geschichte, Einrichtungen und Verhältnisse desselben lenkt, die Mängel aufdeckt und die Uebel empfinden läßt: das Alles ist dazu geeignet, Regsamkeit in die Köpfe zu bringen, und bei einem so tüchtigen, freien und wohlhabenden Bauernstand muß dieses von großer Wirkung seyn. In den Marschen, wo aus alter Zeit noch manche Vorrechte und Rechtsinstitute bestehen, Kommunalordnungen mit mehr oder minder großen Freiheiten sich erhalten haben, ist man dadurch im Vortheil gegen andere Theile des Landes; aber es macht sich in Folge dessen zuweilen auch ein gewisser Separatismus bemerklich, der sich mitunter von gemeinsamen Interessen starr abtrennt und selbstgenügsam oder unduldsam das geistige Bedürfniß von sich weist. Namentlich weiß sich Dithmarschen etwas auf seine alten Freibriefe, wonach nur eingeborne Dithmarscher Richter und Vögte seyn können; auch Eiderstedt hat seine besondere Verfassung, eben so die Elbmarschen und fast jede in ihrer Besonderheit. Es ist überhaupt in diesen Landen eigenthümlich mit Rechten und Einrichtungen bestellt. Eine ungeheure Verwirrung, ein Stillstand von Jahrhunderten, liegt hier auf dem Staub alter Gesetzbücher, deren jüngstes tief ins Mittelalter hineinreicht. Doch ist Manches darin gut und besser, als es seyn würde, wenn es neuer wäre, namentlich was Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Rechtsverfahrens und die Bauerngerichte, Schiedsgerichte ꝛc. betrifft. — Die Bauerngerichte (Bondengerichte) sind ein Rest der alten, freien Zeit, wo das Volk sich selbst Recht sprach. Würden sie zweckmäßig und zeitgemäß umgestaltet, so würden Geschwornengerichte daraus hervorgehen. Jetzt haben sie freilich meist wenig zu bedeuten, und nur an einigen Orten, z. B. in der Eidermarsch, zeigen sie sich wirksamer. Zwölf Bauern richten hier unter Vorsitz eines gelehrten Richters. Sie sind lebenslänglich gewählt, können in Strafprozessen bis zu Zuchthaus auf ein Jahr verurtheilen, sprechen Recht in allen Privatstreitigkeiten und Pupillensachen und sitzen auf offener Gerichtsstelle, vor der die Advokaten reden und die Parteien erscheinen. Kein Prozeß kann aber in den schleswigschen Marschen begonnen werden, ohne daß vorher der Sühneversuch vor dem Schiedsgericht gemacht worden ist, wodurch viel Streit gütlich verglichen wird. Die Bondengerichte selbst werden jährlich meist nur einmal gehalten und bieten schlauen Advokaten oft das Mittel, Prozesse mehre Jahre lang hinzuschleppen, wenn nicht, was häufig geschieht, die Advokaten durch Vergleiche vor den Amtsgerichten die Sache zu besenden suchen. Ein so alterthümliches, unvollkommenes Institut hat natürlich schwere Mängel, und die ganze Rechtsverwaltung eines Landes, wo jede Stadt ein anderes Recht besitzt, ist wild durch einander geworfen, verrottet und lückenhaft genug. Dennoch aber darf man nicht vergessen, daß der Rechtssinn des Volkes hier wach erhalten wird, daß ein unabhängiger Richterstand vorhanden ist und der Stand des Advokaten ganz und gar dem Volke zur Seite steht und aller Gewalt des Staates entzogen bleibt. Eben so alterthümlich und verschieden, wie die Justiz, ist auch die Kirchspielverwaltung. Einen Adel gibt es nicht in den Marschen; diese sind ganz und durchaus freies Bauernland. Ihre Bewohner haben von jeher den Adel gehaßt, gegen ihn gekämpft, ihn oft geschlagen, seine Raubsucht und seinen Uebermuth gedemüthigt; ja, die Dithmarschen rühmten sich einst, es gäbe keinen Fuß breit in ihrem Lande, wo nicht schon die Leiche eines Adeligen gelegen habe. Die freien, edeln Friesen duldeten nie einen Herrn in ihrem Lande. Wenn es aber keinen Adel gibt, so gibt es doch eine grundbesitzende Bauernaristokratie. Diese ist zu allen Zeiten da gewesen und hat in ihrer Art die Herrschaft an sich gerissen, die sie auch jetzt noch ausübt, so weit es geht. In den Kirchspielen wählen die Grundbesitzer nach sehr abweichenden, alten Bestimmungen die Kirchspielrepräsentanten. Bald sind es nur wenige der Reichsten, die 100—200 Demath Land besitzen, welche dies Vorrecht ausüben, bald Alle, die 60 Demath oder 40 und darüber ihr eigen nennen. Es ist aber immer die besitzende Klasse, welche hier, wie fast überall in der Welt, das Heft in der Hand hält, und neben ihr gehen die kleinen Leute, die Proletarier, leer aus; ihre Armuth oder ihr Elend macht sie unberechtigt und zu Parias der menschlichen Gesellschaft. Im Uebrigen ist in den Marschen der Stand der besitzlosen Arbeiter materiell nicht tief zu beklagen. Es gibt immer viel Arbeit an den Dämmen und Deichen, die gut bezahlt wird, und zur Win-

terzeit findet sich auf den Marschhöfen Beschäftigung, da im Allgemeinen wenig Gesinde gehalten wird. Die Höfe selbst sind von sehr verschiedener Größe, von 40—250 Demath, welche hier das allgemeine Maß ist. Die Demath hat nicht volle 2 magdeburger Morgen Flächeninhalt. In den holsteinischen Marschen wird nach alten Morgen gerechnet, deren jeder 5 magdeburger Morgen gleich ist. Die Güter in Dithmarschen, der Kremper- und Wilstermarsch haben gewöhnlich 30—80 Morgen; die Bodenvertheilung ist daher so ziemlich überall nach demselben Maßstabe vorhanden. Die Güter sind hinlänglich groß, um ihren Besitzern ein reichliches Auskommen zu sichern, doch nicht so bedeutend, um Rittern und adeligen Herren Glanz und Macht früherer Zeiten verleihen zu können. Gerade diese Theilung des Landes in freie Höfe, auf denen ein kräftiger Bauernstand sich entwickeln konnte, hat die Eroberung und Unterwerfung des größten Theils der Marschen so lange verzögert, bis die Feudalzeit ihre ärgste Gewaltsamkeit überwunden hatte. Friesen sowohl, als Dithmarscher retteten aus dem Schiffbruch ihrer Selbstständigkeit ihr Landrecht und ihre Privilegien, welche die Fürsten um so eher ihnen gewährten, als ein Gefühl der Achtung vor den tapfern und begüterten Männern vorwaltete. Sie huldigten der Krone und zahlten diese Abgaben; adelige Herren erhielten sie nicht. Ihr freies Eigenthum blieb ihnen; so wurden sie kleine Vasallen, wie die Ritter im Osten des Landes größere waren. Was sie dann auch von der Willkür, von harten Vögten und durch Steuerdruck litten, sie blieben doch die Meister in ihrem Lande, und noch gibt es viele Familien, welche seit Jahrhunderten im Besitz derselben Höfe sind, und deren Geschlechter ein höheres Alter nachweisen, als die meisten der adeligen Grundbesitzer. Der Boden in den schleswigschen Marschen ist zwar theilbar, ganz im Gegensatz zu den Höfen in den östlichen Landschaften der Herzogthümer, wo der Grundbesitz geschlossen und gesetzlich unveräußerlich ist; aber zu Theilungen kommt es dennoch sehr selten, weil jeder Familienvater den unzerstückelten Hof seinen Erben hinterlassen möchte, und man sich nur von der äußersten Nothwendigkeit getrieben zu Verkleinerungen versteht. In der neueren Zeit, wo der Wohlstand sich so sehr erhöht hatte, die Landesprodukte sich verdoppelt hatten, und der Absatz so leicht geworden war, ist dies noch weit weniger der Fall gewesen. Schlechte Wirthe sind die Wenigsten; es liegt vielmehr in dem schleswigholsteinischen Volksstamm ein Trieb, das Besitzthum zusammen zu halten und zu mehren, was eben aus dem Gefühl des Besitzes und seines Werthes entspringt; und wenn auch daneben an manchen Orten die neue Zeit mit ihren Genüssen und Angewohnheiten sich in die alte Einfachheit drängt, die Eigenliebe und Eitelkeit weckt, die Ausgaben vermehrt und den Bauern geneigt macht, städtische Sitten, Einrichtungen, Tracht, Putz und Geräth nachzuahmen, so hat er doch meist reichlich die Mittel dazu. Man findet denn bei manchen dieser Hofbesitzer, namentlich in der Nähe der Städte, Möbel von Mahagoniholz, tapezirte Wände, Sopha's, große Spiegel, 3—4 ganz städtisch geschmückte Zimmer in ihren großen Häusern, auch Klaviere für ihre Töchter, welche die Schulen in der Stadt besuchen; kurz, von einem Bauernleben in alter, stiller Eigenthümlichkeit ist hier nicht mehr die Rede. Wir haben es mit Gutsbesitzern zu thun, die mit den Weltverhältnissen sowohl, als mit Champagner und Austern bekannt sind. Indeß ist dies doch nur bei der Minderzahl der Fall, und für gewöhnlich, mag auch der Mann zu den Vermögendsten gehören, mag er Landeshauptmann oder Gemeindevorstand seyn, mag seine Frau auch Hauben und blumenbesteckte Seidenhüte tragen, so herrscht doch im Hause und in dessen Einrichtungen die schlichte Einfachheit alter Zeit noch immer merklich vor. Sind mehre Söhne vorhanden, so erbt der Jüngste den Hof, wenigstens in den schleswigschen Marschen; die Andern werden durch Heirathen oder sonst versorgt und durch Geld abgefunden, die Töchter wo möglich wieder mit Hofbesitzern in die Ehe gethan, und so erhält sich die Bauernaristokratie der Marschen aufrecht, ganz in derselben Weise, wie auch in manchen andern Gegenden Deutschlands, z. B. in der Altmark, in Theilen Schlesiens, in den Niederungen und Brüchen, an den Abhängen des Thüringerwaldes ꝛc. In ganz Deutschland aber hat der Boden kaum irgendwo den hohen Werth, wie in den Herzogthümern. Die Marschen mit ihrem schweren Kleiboden sind außerordentlich fruchtbar und geben in guten Jahren einen Ueberfluß an Weizen, Gerste, Hafer, Raps, Bohnen und allen andern Feldfrüchten. Diese und die Fettmachung des Schlachtviehes sind die beiden Hauptzweige der Landwirthschaft. In den holsteinischen Marschen ist der Getreidebau vorherrschend, in den schleswigschen Marschen die Viehgrasung. Butter- und Käsebereitung ist mehr Sache der Ostküsten, wo die großen adeligen Güter und die reichen Landschaften der Bauern zwischen den verschiedenen Meerbusen und Buchten dies zum besondern Gegenstande des Betriebs machen. Die Marschbutter ist zu fett, um zur Dauerbutter sich zu eignen; auch mag man die Bereitung nicht so gut verstehen, endlich sich auch nicht die nothwendige Mühe und Sorgfalt geben; der Hofbesitzer in der Marsch ist an leichtern Gewinn gewöhnt. Man theilt die Marschhöfe in Grashöfe und Ackerhöfe, je nachdem sie für Viehweide oder Fruchtbau geeigneten Boden haben. Manche Marschen bilden fast ganz und gar fettes Weideland, wie die eiderstedter Marsch; andere, höher liegende ziehen vorherrschend Getreidearten und Raps. Da das fette Vieh in den letzten Jahren sehr im Preis gestiegen war, so haben manche Hofbesitzer angefangen, ihr Ackerland in Weideland umzuschaffen, wobei sie den Vortheil haben, es zur Gräsung verpachten zu können und, ohne vom Zufall der Witterung und des Gedeihens abzuhängen, ihr Geld in bequemer

Ruhe einzustreichen. Eigentliche Viehzucht wird in den Marschen wenig getrieben; man zieht gewöhnlich nur, was man an Jungvieh selbst braucht, und selten hat ein Hof mehr, als 6—8 Kühe, die sehr schön, groß und stark sind und häufig in der guten Zeit täglich 25—30 Quart Milch geben. Pferdezucht ist vorzüglich in den holsteinischen Marschen heimisch; berühmt sind die großen Pferde Dithmarschens, welche bedeutenden Preis haben und gewöhnlich für Paris, als Wagenpferde, an reiche Franzosen verkauft werden. Die zahlreichen Schaaren fetter Rinder dagegen, welche jeden Herbst aus den grasreichen Marschen zur Schlachtbank nach Hamburg und Altona ziehen, kommen aus Jütland und bilden den eigentlichen Verkehr zwischen den beiden großen Theilen, dem Süden und Norden der Halbinsel. In den jütländischen magern Haidestrichen werden fast alle die schwarzen, langgehörnten Stiere mit dickem, kurzem Kopf und gestrecktem Leib geboren, welche man auf den fettigen Marschen einen kurzen Lenz genießen sieht. Bis zum 3. Jahre zieht man sie in Jütland groß, dann kaufen sie die Viehhändler auf und erscheinen mit ihren Heerden auf den Märkten in den Marschen. Der Hauptmarkt für S. ist Husum. Hier lagern zuweilen 5—6000 Paar in den Straßen, von denen wenige unverkauft bleiben, denn mit den Verkäufern finden sich die Käufer ein. Man macht Geschäfte mit der Gräsung, und viele Bewohner der Geestdörfer treiben Viehhandel, indem sie in der Marsch so und so viel Demath von einem Grashofbesitzer pachten, dann in Husum mageres Vieh kaufen und nun den Erfolg erwarten. Auf 2 Demath nährt man gewöhnlich 3 Rinder, auch wohl noch ein Stück Jungvieh oder ein Schaf, u. zahlt pro Demath 12—15 Rthlr. Pacht. Es kommt aber Alles darauf an, wie der Graswuchs gedeiht, ob der Sommer trocken oder naß, heiß oder kalt ist, ob die Thiere, welche man kauft, die nöthigen Eigenschaften haben, um fett zu werden, ob man hinlängliche Weide hat, sie zu nähren ꝛc. Man kann annehmen, daß jährlich 30—40,000 Stück Rindvieh von Jütland nach den Herzogthümern verkauft werden, und dieser bedeutende, einträgliche Handel, an welchem sowohl die adeligen Güter Jütlands, als die Bauern lebhaften Antheil nehmen, setzt die Jüten in fortwährende Verbindung mit ihren südlichen Nachbarn. In früherer Zeit muß es unüberwindliche Schwierigkeiten gemacht haben, friedlich in die weiten Wiesenfelder der Marschen einzudringen, die in Holstein 20□M., in S. 18 □M. Raum einnehmen. Sie bildeten mit ihren zahlreichen Gräben und schmalen, tiefen Wegen, ihren Schleußen, durch welche das Meer als Bundesgenosse herbeigerufen werden konnte, und ihren vereinzelten festen Wohnungen auf den Hügeln Schutzwehren der alten Freiheit, an denen die eisengepanzerten Reiter und Ritterschaaren der Unterdrücker Jahrhunderte lang Schmach und Untergang fanden. In der neueren Zeit wurden die Straßen gebessert und durch Eiderstedt u. Dithmarschen Chausseen angelegt; aber noch immer sind die Marschwege bei nassem Wetter und zur Winterzeit häufig grundlos und für Fuhrwerk gänzlich unbrauchbar. Wagen und Pferde versinken in dem aufgelösten Boden; nur die Deichkronen bilden dann die Mittel zum Weiterkommen, und die Leute in ihren Häusern auf den Werften sind mitten im Schlamm, abgeschnitten von der Welt, schlimmer als auf Inseln, die ein Meer umfluthet. Ein solches Haus unter seinen, vom Seewinde kahl gefegten Bäumen und Hecken hat gewöhnlich die Form eines halben Kreuzes. Die lange Fronte bildet die Wohnung des Besitzers, an welche sich die Stallgebäude unmittelbar anschließen. Der rothe Backsteinbau sowohl, als die Taruseinfassungen der Gartenbeete und die Sauberkeit der Gemächer erinnern an holländisches Wesen. Gewöhnlich hängen, je nach der Größe des Hauses, 2 oder 3 Zimmer zusammen; das kühlste und größte dient dann zum Sommeraufenthalt, Wohn- und Gastgemach. Häufig ist es mit einem Fußboden von Fliesen versehen und ohne Ofen und enthält in gewaltigen, mit Messing beschlagenen Koffern oder auch in alten, schönen Schränken von gebeiztem und gebohntem Holz (deren Schnitzwerk Zeugniß gibt, daß in frühern Zeiten die Holzschneidekunst hier vorzüglich geliebt und geübt wurde) den Leinen- und Bettenschatz sammt andern Kostbarkeiten. Die wohlthuendste Reinlichkeit tritt uns hier überall entgegen. Die Wände sind blendend weiß (sie werden alljährlich neu getüncht); die Thüren, die Fenster, die Decken, mit grünlicher Oelfarbe bestrichen, vermehren das Zierliche und Wohnliche ungemein. An den großen, hellen Fenstern stehen Blumentöpfe; an den Wänden hängen wohl da und dort einige Kupferstiche; eine Gehäuseuhr fehlt gewiß nicht. Polsterstühle reihen sich um den Tisch, und der Fußboden ist so sauber gehalten, wie jener, auf dem der Kaffee- oder Theekessel von Morgen bis Abend in fast ununterbrochener Geschäftigkeit brodelt. Denn das Marschwasser ist nicht gut zu trinken, und der Thee muß es ersetzen, der aber auch ganz vorzüglich schmeckt. Das feine Weizenbrod, die frische Butter und eine Art Zuckerbackwerk, das im Hause bereitet wird, erscheinen dem Fremden als eine besonders empfehlenswerthe Beigabe der Gastfreundschaft, die ihn willkommen heißt. An Fisch und Fleisch ist Ueberfluß, Tischgedeck, Teller und Hausrath haben die Händler aus der Stadt geliefert, und Küche, Haus und Keller sind in allen Dingen wohlbestellt. Der wohlhabende Marschhofbesitzer ist ein ganz anderes Wesen, als der arme Halligbewohner. Zwar steht sein Dach auch auf tief in die Werft gesenkten Ständern, aber seine Mauern haben seit vielen Jahren die Sturmfluthwellen nicht gesehen. Sicher schläft er in dem Bett, das in der Holzverbuchtung eingelassen ist; sicher steht der Hauberg jetzt, wie man seit uralten Zeiten die Mitte des Hauses nennt, wo auf starkem Pfahlwerk das Heu steht, der kostbarste Schatz des Marschbewohners, mit dem er sein Vieh ernährt, und wohin er einst selbst floh, wenn unten die Fluth sein Haus umtobte.

Steigt man von den Friesenmarschen an der

Westsee auf die Geest und den nackten Rücken des Landes, so findet man eine gänzlich veränderte Natur. Ausgedehnte Haideſtriche und Sümpfe wechseln mit leuchtenden Sandfeldern; aber wo Torf und Sand es irgend zulassen, hat der Fleiß des Menſchen doch gesucht, den magern Boden so gut als möglich zu benutzen, und in manchen Gegenden dieser hohen Geest findet man den Wohlstand keineswegs gering, denn hier übt wenigstens kein adeliger Herr seine Bann- und Hoheitsrechte oder fordert Zehnt und Spanndienste. Der Boden gehört den Bauern, die zu den königlichen Aemtern zählen; er ist freies Eigenthum und kann als solches benutzt und verbessert werden. Manche Dörfer sind groß und stattlich. Ihre Höfe, mit dem sächsischen Pferdekopf am Giebel, zeigen, daß die Nachkommen des mächtigen Germanenstammes, welcher einst vom Rhein bis in die jütische Halbinsel wohnte, hier noch sein bekanntes Zeichen aufgestellt hat. Das halbe Kreuz der Marschhöfe, ihr Hauberg in der Mitte, ist mit den weiten, wasserreichen Tiefen voll üppiger Fruchtbarkeit verschwunden. Sandig, dürr zieht sich der Boden in gebrochenen Flächen hin, wo einzelne beschilfte Lachen ihr verrätherisches Grün über Sumpfstellen decken. Magere Kühe und Schafe weiden zwischen den kleinen Erdwällen, welche die Felder einfriedigen. Es ist dies der Anfang jener lieblichen und nützlichen Koppeln, die an den Ostseiten beider Herzogthümer jedes Ackerstück umringen und ein so eigenthümliches Netz buschiger Festungswerke über das ganze Land decken. Hier aber sind diese Linien von Rasenstücken weder so grün, noch so dicht mit Bäumen und Sträuchern besetzt, als in den Landschaften gegen Osten. Der magere Boden und rauhe, heftige Windwehen, die von Westen und Norden über diese kahlen Flächen streichen, vereinigen sich, um den Baumwuchs zu unterdrücken. Meist sind die Koppeln kahl, oder nur hie und da wuchert Gestrüpp aus ihnen auf, das seine blattlosen Ranken schwermüthig im Winde wiegt. Schwermuth überhaupt ist der Ausdruck dieser öden Gefilde, denen der Stempel der Unfruchtbarkeit oft in düsterster Weise aufgeprägt ist. Und doch sind sie nicht ganz arm, denn die Emsigkeit ihrer Bewohner strebt und ringt mit der Härte der Natur, weiß ihnen Blüthen und Früchte zu entlocken, und in mancherlei Weise zu ersetzen, wo die schaffende Kraft nicht ausreicht. Die Leute auf der Geest treiben Handel, pachten den Grauswuchs in den Marschen, um dort Vieh zu mästen, das herbstlich nach Hamburg wandert; ihr Torf wird ihnen zur Absatzquelle, und ihr genügsames Leben nimmt mit Geringerm vorlieb, als was die reichen Nachbarn westlich und östlich für sich begehren. Ueber diese Haiden irren auch zuweilen Heerden von Schafen, klein, schwarzköpfig und von starkem Vlies, deren grobhaarige Wolle den häuslichen Webestuhl und das Spinnrad in Thätigkeit setzt, und deren Produkte zu Handelsartikeln werden. Die Winterstrümpfe der Marschleute stammen gewöhnlich ursprünglich von der Wolle jütischer Geestschafe und werden hier oben oder in Jütland verfertigt, wo man jenem Gewerbszweige besondere Aufmerksamkeit schenkt. Merkwürdig ist es auch, wie die Menschen mit ihren Schafen diesen Landrücken auf und ab ziehen, der von der äußersten Spitze der Halbinsel fast bis an die Elbe reicht. Gleich den Wanderschafen Spaniens, die von den Alpujarras bis in die katalonischen Berge ziehen, ziehen die Schäfer der Jüten-Geest, wie heimathlos, durch das ganze Land. Zur Sommerzeit treiben sie südlich hinab, bis über die Eider hinaus, der Elbe zu. Ihre Schafe fressen das herrenlose Gras von den Rainen an der Straße; dann und wann rasten sie auch, irgend ein Grasstück mietend, um es abzuweiden. Aber nächtlich geschieht es nicht selten, daß eine wandernde Heerde in die Schlagbäume einer Koppel dringt, satt wird, ehe der Morgen tagt, und weiter gezogen ist, ehe der Eigenthümer den Schaden merkt. Darum sind die Feldbesitzer auch mit Recht übel gestimmt gegen die Schafhirten, und wo einer in der Nähe erscheint, da wird strenge Aufsicht geführt, bis er wieder verschwindet. Kommt der Winter endlich, so wenden sich die Heerden nördlich und pilgern in das jütische Hochland, wo leicht ein wüster Waldmorgen gefunden wird, der sie aufnimmt. Hier baut der Schäfer seine Winterhütte; er verkauft und schlachtet von seiner Heerde, was er übrig hat; die Ueberlebenden aber lagern in der Hürde und kratzen das Haidekraut so lange unter dem Schnee hervor, bis der Frühling erscheint und der Zug gen Süden von Neuem wandernd angetreten wird. Diese Schäferfamilien in ihrem rastlosen Nomadenleben haben etwas sehr Poetisches und geben der prosaisch nüchternen Ordnung des geselligen Verbandes eine Beigabe, die in nichts mehr zu ihr zu passen scheint. Es ist ein Ueberbleibsel aus verklungener Zeit und erklärt sich hier aus der Natur des Landes, aus diesem dürren, wüsten, langgestreckten Rücken, auf dem seit uralten Zeiten deutsche und jütische Schäfer sich begegneten und um Weideplätze und Tränke blutige Streite führten.

Die Ostküste S.s hat einen besondern Reiz durch die tiefen Meeresbuchten, welche die Ostsee unter tausendjähriger Arbeit ins Land gewühlt hat. Einst müssen mächtige Naturereignisse dabei geholfen haben, durch welche das ganze Landstück zertrümmert wurde, welches das baltische Meer zuschloß und zum Binnensee machte. Zum Theil rissen die Fluthen es gänzlich nieder, zum Theil ließen sie Inseln übrig, die, von vielen kleinen und 3 großen Meeresarmen, den Belten und dem Sund, getrennt und umringt, den ganzen Raum bis zur schwedischen Küste füllen. Die Wasser der Ostsee drängen sich seit Jahrtausenden mit reißenden Strömungen durch die Meeresstraßen, und wenn Stürme sie gegen die Küsten peitschten, zackten sie diese aus, bildeten die Buchten und halfen mit ihrer Arbeit den kleinen Flüssen, welche sich durch die Thäler des Hügellandes ihren Weg bahnten. Wenn man auf den äußersten Vorsprüngen steht, welche, oft hoch und wie Vorgebirge mit

Buchwald dicht besetzt, grün und herrlich über der wogenden See hängen, breitet sich diese, in ihrer tiefen Bläue strahlend, in unermeßliche Fernen aus. Wie schön ist dies Meer gegen das schmutzige, wüthende, das an den Westküsten nagt und mit seinen furchtbaren Sturmfluthen den Menschen nie endendes Leid und Untergang bereitet! Hier ist Alles blau, Alles heiter, Alles voll Farbe und Duft. Inseln von mächtigem Umfang, Alsen namentlich, liegen fruchtbar in diesen klaren Wassern; zahllose bewaldete kleine Eilande schwimmen gleichsam mitten in der Meeresbläue, und weit ins Meer hinaus folgt dann die Kette der dänischen Inseln, hinter Alsen, Fühnen, dessen weiße, hohe Sandufer über den Kanal schimmern, und so fort bis zu dem grünen Seeland. Richtet man aber den Blick hinunter auf die Sunde, welche diese Inseln und Halbinseln von S.s Küsten trennen, so sieht man große Schiffe auf und nieder fahren und merkt, daß dieses Meer dem Handel bedeutende Vortheile durch seine Tiefe gewähren muß. An der ganzen Westküste findet kein großes Schiff einen sichern Hafen. Nur mit der Fluth können mäßig große Fahrzeuge in die Eder, in den Heverstrom, in die Lystertiefe ꝛc. einlaufen; hier dagegen segeln die größten Dreimaster sicher und gar nicht fern vom Lande, auch wenn sie 20 Fuß tief gehen, in die Meeresbuchten und Busen ein und finden vortreffliche Häfen, wo sie mit vollster Sicherheit ankern können. Als Folge dieses Vorzugs mußte sich das Menschenleben früh da anbauen und zusammenthun, wo das Meer in der tiefen Bucht mit dem Lande zusammenstieß, wo der kleine Fluß oder Bach in dasselbe fiel, und der meiste Schutz für den Handel zu erwarten war. So finden wir denn auch immer am Ende der Buchten oder Meerbusen Städte erbaut, welche die Ufer umschließen und meist dann erst dem Blick sichtbar werden, wenn man die Hügelwände erreicht hat, von denen der Meeresarm eingeschlossen wird. Der trefflichste Hafen an der ganzen Ostsee wird auf diese Art bei Kiel gebildet. Hier drängt sich das Meer in einen 5 Meilen langen Busen, an dessen Ende die Stadt liegt, und bildet einen Hafen, in welchem alle Kriegsflotten der Erde sicher ankern könnten. Neustadt, Heiligenhafen und Eckernförde liegen an kleinern u. seichtern Buchten; Schleswig ist durch die Schley jetzt nicht mehr begünstigt. Apenrade hat einen schönen, sichern Hafen, am Ende einer fast 2 Meilen tiefen Bucht, eben so Hadersleben, die nördlichste Stadt in S.; den besten Hafen jedoch hier im Norden besitzt Flensburg, der wichtigste und größte Handelsplatz des Herzogthums. Flensburg bildet die Grenzscheide zwischen den deutsch und dänisch Redenden. Der Meerbusen von Flensburg zieht 4 Meilen tief ins Land, wo er zwischen den Hügelabhängen, an denen die Stadt bis an den Strand hinläuft, den trefflichen, tiefen Hafen bildet. Man kann von Schleswig aus nach Flensburg durch einen der schönsten Theile Angelns gelangen. Die Schley scheidet das Amt Angeln von dem Amt Hütten, aber die Natur beider Landschaften ist so ziemlich dieselbe, nur mag Hütten noch mehr voll kleiner Gesenke und höherer Hügel, Angeln an manchen Stellen noch fruchtbarer und grüner seyn. Weiterhin an der Schley liegt der adelige Distrikt Schwansen mit großen, reichen Gütern, und überall ist der Charakter der Fruchtbarkeit, des Wohlstandes und des emsigen Fleißes der schaffenden Menschenhand diesen schönen Thälern und Abhängen aufgedrückt. Die Hauptbeschäftigung der Landleute ist hier neben der Feldwirthschaft die Milchwirthschaft, der Ertrag des Viehes, die Butter, und diese eben macht, daß die Güter einen hohen Werth erhalten haben. Man kommt durch große, reiche Dörfer, denen man es ansieht, daß ihre Einwohner, d. h. die Grundeigenthümer, Geld erworben haben. Die Häuser von gelben Backsteinen, die Fenster mit großen Scheiben, die Ausdehnung der Baulichkeiten, Alles beweist den Wohlstand der Besitzer. Wenn dann die Dörfer im Rücken liegen, laufen die Wege wieder zwischen den Koppeln in tausendfachen Windungen hin. Die Heckenwirthschaft sperrt die Aussicht überall, aber zwischen den Bäumen erblickt man die reichen Felder, die zahlreichen weidenden Heerden, und von den Höhen herunter sieht man in ein liebliches Gewirr kleiner Thäler, Waldstreifen und Wiesen. Hier ist man so recht eigentlich in dem großen Landesgarten, der idyllisch sich über einen großen Theil der Herzogthümer ausdehnt. Jene Heckenwirthschaft kommt zuerst auf dem Landrücken in der Mitte S.-Holsteins zum Vorschein; hier aber sind alle Felder mit Brustwehren von Erde eingefaßt, auf denen dichtes Buschwerk u. viele Bäume, Buchen, Eichen, Eschen und Vogelbeeren wachsen. Hieraus ziehen die Bewohner ihren Holzbedarf, denn alle 4—5 Jahre werden die Koppeln abgeholzt. Die Waldstreifen, welche das Land durchsehen, gehören meist dem Könige und werden von Förstern und Holzvögten beaufsichtigt. Das Holz ist ziemlich theuer, denn es ist nicht all zu viel vorhanden, aber diese Gehölze, meist Buchwald, der auf den Hügeln steht und mit seinen dunkeln Laubkronen auf die hellgrünenden Felder blickt, geben dem von zahllosen Gehegen durchschnittenen Lande einen eigenthümlichen Reiz. Oft sind die Hecken freilich dem Wanderer hinderlich und lästig, ihr hoher Baumwuchs bildet gleichsam Hohlwege, in welche kein Luftzug dringt, und wo die Sommerhitze um so drückender wirkt; sie sind jedoch nöthig und nützlich und ganz der Natur des Landes und seinem Kulturzustand angemessen. Bei der Betrachtung dieses tausendfach durchschnittenen Landes ist es einleuchtend, wie schwer es einem Heere seyn muß, einzudringen und es zu erobern, wenn die Bewohner einen ernstlichen Widerstand leisten wollen. Es ist eine Art Vendee; jede Hecke, jedes Ackerstück muß erobert werden, und eine geringe Anzahl entschlossener Männer kann sich gegen bedeutende Uebermacht siegreich vertheidigen. Soldaten, die in Reih und Glied zu fechten gewohnt sind, können hier nichts ausrichten, denn nur auf dem dürren Rücken in der Landesmitte ist Raum zu Schlachtfeldern, aber in diesen Bocagen löst

sich Alles in kleinen Krieg auf, wo Derjenige im Vortheil ist, der die meiste Landeskenntniß hat. Die Erdwälle trennen mit ihrer Beholzung nicht allein die Felder und liefern Brennmaterial, sondern sie halten auch die Kühe auf dem angewiesenen Weideraum fest, so daß man ihnen keinen Hirten zu halten braucht. Im Frühjahr wird das Vieh in die Koppel gebracht, und bis zum Spätherbst bleibt es dort, wobei nur von Zeit zu Zeit die Weide nach Bedürfniß gewechselt wird. Hier ist das Vieh meist roth und mittelgroß, nicht, wie in den Marschen, hoch und bunt. Schlagwirthschaft ist überall eingeführt, wo irgend der Besitz ausreicht; gewöhnlich sind es 7—9 Schläge, von denen einer als Brache liegt, und 3—4, mit Timothegras und Klee bepflanzt, dem Vieh die fette Weide geben. Wiesen sind wenige vorhanden, da Wasser nicht allzu reichlich ist; das gewonnene Heu dient daher auch nur als Winterfutter, während die bestellten Weiden und die Stoppelfelder den Sommer über ausreichen. Schon an der Bauart der Häuser merkt man das altdeutsche Wesen. Reinlichkeit ist überall vorhanden, wenn auch nicht in dem Maße, wie bei den Friesen; Oefen von Eisen stehen an der Wand, aber nirgends erblickt man einen Schornstein. Aus der Küche zieht der Rauch durch das Haus und sucht sich seinen Ausweg, wie er kann. In Angeln, wo die Güter der Bauern größer sind, als in Hütten, ist auch die Milchwirthschaft besser bestellt. Es gibt dort viele Vollhufner oder Besitzer von mehren Hufenstellen, die durch Kauf oder Erbschaft in die Familien gekommen sind. Hier erbt nicht, wie in den Friesenmarschen, der jüngste Sohn den Hof, sondern die deutsche Sitte, welche das Recht des Erbes dem Erstgebornen sichert, besteht seit uralter Zeit. Auch ist der Boden nicht, wie im Westen, theilbar. Die Höfe bestehen aus einem geschlossenen Besitz, der nicht verkleinert werden kann und von alter Zeit her zu ihnen gehörte; doch haben sie oft auch Land, das trennbar davon ist und vielleicht durch spätern Kauf dazu kam. Dies allein ist veräußerlich; sonst muß der Hof ganz, wie er ist, in andere Hände übergehen, was nicht ohne Noth geschieht und jetzt selten vorkommt.

Die Halligen. An der Westküste des Herzogthums S. finden sich, umflutet von den Wogen der Nordsee, mehre Inseln, die als Ueberreste einer zusammenhängenden Landstrecke, welche dem Meere zum Raube geworden ist, den Bewohner des Küstenlandes daran erinnern, sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Fluthen zu erwehren. Die größern dieser Eilande sind theils durch Deiche, theils durch Dünen vor den Wogen geschützt, die täglich, mit Fluth und Ebbe kommend und gehend, immer neue Versuche zu machen scheinen, die letzten Brocken ihres großen Raubes in den gierigen Schlund des Meeres hinabzuziehen. Bei der Ebbe geht die See so weit zurück, daß ein meilenweiter, weicher Schlickgrund bloßgelegt wird, der noch in kräuselnden Zügen das Bild der Wogen darstellt, die ihn vor wenigen Stunden überflutheten. Einzelne Rinnen und andere Senkungen werden aber auch dann nicht wasserleer, und besonders winden sich für jene Zeiten sichtbar rings um die Inseln die mit einander und mit dem zurückgewichenen Ocean zusammenhängenden sogenannten Tiefen, gleichsam Schlangenarme, mit denen der eine Zeit lang an andern Gestaden kämpfende Riese die nie vergessene Beute umschlungen hält, daß sie nicht einen Augenblick der Hoffnung sich überlasse, von ihm aufgegeben zu seyn. Diese Tiefen, welche dem einsamen Wanderer, der auf dem weichen, seinem Fußtritt für eine kurze Zeit überlassenen Meeresgrunde Krabben, Rochen oder einen von dem schnellen Abfluß der Wogen überraschten Seehund sucht, auch bei der hohlsten Ebbe unüberschreitbare Grenzen setzen, verhindern die Verbindung zwischen den Inseln zu Lande selbst dann, wenn sie am scheinbarsten ist. Nur einzelne kleine Eilande erfreuen sich beim Rückgange des Meeres einer kurzen Gemeinschaft mit einander oder mit dem festen Lande auch ohne das umständliche Mittel der Schifffahrt; aber wehe dem Wanderer, der zu viel dem trügerischen Riesen vertraute! Dieser kehrt oft mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zurück, führt den Nebel mit sich als Bundesgenossen, und der Schlicklaufer, so nennt man den, welcher die Ebbe zu größern Wanderungen benutzt, sieht das heimische Gestade vor seinen Blicken verschwinden; er fühlt die Fluth um seine Füße spielen, Entsetzen sträubt sein Haar bei diesem Spiel, er eilt in Todesangst vorwärts, die schon ganz gefüllten Rinnen versperren seinen Weg, er wendet sich seitwärts, um sie zu umgehen, er verliert dadurch seine Richtung, läuft hin und her, ist gefangen ohne Ausweg, und mit jedem Augenblick kriecht die Fluth höher an ihm hinan, sein Geschrei verhallt in der großen, weiten Wasserwüste und wird zuletzt von den ihn überrauschenden Wogen ganz erstickt, die bald seine Leiche bedecken; denn ein tiefflutendes Meer ist da, wo noch vor Kurzem die Fußtapfen des Armen sichtbar waren. Im Gegensatz der größern, durch Deiche und Dünen gesicherten Inseln werden die kleinern Eilande Halligen genannt. Eine solche Hallig ist ein flaches Grasfeld, das kaum 2—3 Fuß höher liegt, als der Stand der gewöhnlichen Fluth des Meeres, und daher, weder durch Kunst, noch durch die Natur geschützt, sehr oft und besonders in den Wintermonaten sogar wohl zweimal an einem Tage von der wogenden See überschwemmt wird. Die bedeutendsten dieser Halligen sind noch keine halbe Quadratmeile groß, die kleinern, oft nur von einer Familie bewohnten, kaum ein Paar tausend Fuß lang u. breit; die kleinsten und unbewohnten dienen nur dazu, ein wenig kurzes und feines Heu zu gewinnen, das aber sehr oft, ehe es geborgen werden kann, von den Fluthen weggespült wird. Das geborgene Heu wird in Diemen zusammen gebäuft, über die ein Flechtwerk von Stroh, an beiden Enden mit Steinen belastet, herabhängt, wodurch sie eine solche Festigkeit gewinnen, daß nur mit eisernen Spaten das zum jedesmaligen Gebrauche Nöthige abgestochen werden kann und diese Heuberge an der Seite des Hauses oft noch eine Zuflucht geben, wenn die Mauern von der

Gewalt der Wellen niederbrechen. Auf künstlichen Erderhöhungen oder Werften stehen die einzelnen Wohnungen, die selten mehr Raum auf der sich schräg absenkenden Höhe lassen, als zu einem schmalen Gang um die Hütte erforderlich ist. Daher trifft man denn auch fast auf allen Halligen keinen Fleck Gartenland für ein wenig Gemüse, keinen einzigen Strauch mit einer erquickenden Beere, keinen Baum zu einem Ruheplatz im Schatten. Für solche Genüsse müßte die Werfte größer seyn, deren Aufführung und Unterhaltung aber schon, so klein sie ist, mehr Kosten erfordert, als das einfache Gebäude, das darauf steht. Auf der Ebene sproßt der Ueberschwemmungen wegen kein fröhliches Gewächs, keine nährende Frucht. Sie ist eine Wüste, die freilich durch ihr fahles Grün, das noch dazu vielfach von schmutziggrau überschickten Stellen unterbrochen wird, andeutet, wie das genügsame Schaf hier wohl seine spärliche Nahrung finden mag, die aber keineswegs jenen frischen, duftigen Graswuchs kennt, in welchem sich behaglich die fette Kuh hinstreckt, oder über welchem das wiehernde Roß muthwillig hin und her sprengt. Sucht du sprudelnde Quellen, die einen Labetrunk geben könnten da, wo die Sonnenstrahlen, ohne durch eine buschichte Blätterkrone gebrochen zu werden. auf das matte Grasfeld brennen? Wohl findest du vom Wellenschlag zerrissene Ufer, wohl tiefe Einbrüche des Meeres, die sich oft in langen Krümmungen weit ins Land hinein erstrecken, als wollten sie es in noch kleinere Stücke zertheilen, um leichter desselben Herr zu werden, wohl viele stehende Lachen, ein Nachlaß der letzten Ueberschwemmung, zur Erinnerung, daß das Land schon halb dem Ocean gehöre und ihm bald zufallen werde: aber Trinkwasser? Auf der Werfte wird ein Behältniß ausgegraben und ringsum mit Grassoden ausgesetzt, dahin mag sich Regenwasser von oben her sammeln oder von den Seiten durchsickern; es dient den Schafen zur Tränke und ihren Herren zur Bereitung ihres Thees, obwohl es von dem mit Meersalztheilen durchdrungenen Boden den widerlichsten Geschmack angenommen hat, der es für den nicht daran Gewöhnten ungenießbar macht. Vielleicht bringt auch gar einmal ein Boot ein Tönnchen Wasser mit vom festen Lande, und in Zeiten der Dürre kann solche Zufuhr zur dringendsten Nothwendigkeit werden. Eine Freude hat doch wohl der Halligbewohner: das muntere Treiben eines täglichen und reichlichen Fischfangs? Nein, nicht einmal den schönen Anblick eines in hellen, grünlichen Wellen fluthenden Meeres hat er; ein widriges, trübes Gelb in Grau ist die gewöhnliche Farbe der Gewässer um ihn her, und vor dem Aufenthalt in einer Meeresstrecke, die bei der Ebbe stundenweit ihren Schlammboden aufdeckt, hüten sich die Fische und überlassen gern dem Seehund und der häßlichen Roche allein das wenig einladende Gebiet. Und dies Meer, das die Halligen umgibt und so oft überwogt, und das auf seinen verschiedenen Punkten nach den Namen der im Lauf der Jahrhunderte darin begrabenen Landstellen und ihrer Eigner bezeichnet wird, dies an Gaben so arme und an Raub so reiche Meer ist noch dazu fortwährend ein Räuber, der bald mit langsamer, bald mit wildstürmender Gewalt ein Stück Land nach dem andern von dem Eilande abbricht, so daß der Halligbewohner schon die Jahre zählen kann, wann den Hütten und den Heerden der letzte Raum genommen seyn wird. Doch glücklich die Hallig, wenn hiermit ihr Bild vollständig gezeichnet wäre! Aber es bleibt noch eine furchtbare Seite übrig. Zur Gewohnheit sind die Ueberschwemmungen geworden, die, alles flache Land überwogend, an die Werften hinaufsteigen und an die Mauern und Fenster der Hütten mit ihrem weißen Schaum anschlagen. Da blicken denn diese Wohnungen aus der weiten, umrollenden Wasserfülle nur noch als Strohdächer hervor, von denen man nicht glaubt, daß sie menschliche Wesen bergen, daß Greise, Männer, Frauen und Kinder unterdessen vielleicht ruhig um ihren Theetisch herstitzen u. kaum einen flüchtigen Blick auf den umdrängenden Ocean werfen. Manch fremdes, aus seiner Bahn verschlagenes Schiff segelte schon in solchen Zeiten bei nächtlicher Weile über eine Hallig weg, und die erstaunten Seeleute glaubten sich von Zauberei umgeben, wenn sie auf einmal neben sich ein freundliches Kerzenlicht durch die hellen Fenster einer Stube schimmern sahen, die, halb von den Wellen bedeckt, keinen andern Grund, als diese Wellen zu haben schien. Aber es bricht der Sturm zugleich mit der Fluth auf das bange Eiland ein. Die Wasser steigen gegen zwanzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand hinauf. Die Wogen dehnen sich zu Berg und Thal, u. das Meer sendet in immer neuen, langen Zügen seine volle, breite Gewalt gegen die einzelnen Werften, um sie aus seiner Bahn wegzuschieben. Der Erdhügel, der nur eine Zeit lang zitternd widerstand, gibt nach; bei den unausgesetzten Angriffen bricht ein Stück nach dem andern ab und schießt hinunter. Die Pfosten des Hauses, welche die Vorsicht eben so tief in die Werfte hinein senkte, als sie darüber hervorstehen, werden dadurch entblößt; das Meer faßt sie, rüttelt sie. Der erschreckte Bewohner des Hauses rettet erst seine besten Schafe hinauf auf den Boden, dann flieht er selbst nach. Und hohe Zeit war es! denn schon stürzen die Mauern, u. nur noch einzelne Ständer halten den schwankenden Dachboden, die letzte Zuflucht. Mit furchtbarem Siegesübermuth schalten nun die Wogen in dem untern Theil des Hauses; sie werfen Schränke, Kisten, Betten, Wiegen mit wildem Spiel durch einander, schlagen sich immer freiern Durchgang, um Alles hinauszureißen auf den weiten Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft, und der Stützpunkte des Daches werden immer weniger, des Daches, dessen Niedersturz rettungslos einer noch vor weniger Stunden in häuslicher Gesellschaft mit einander wirkenden oder im sanften Arm des Schlummers neben einander ruhenden Familie ein schäumendes Grab bereitet. Aengstlich lauscht das Ohr, ob nicht das Brausen des Sturmes abnehme; ängstlich pocht das Herz bei jeder Erschütterung; immer enger drängen sich die Unglücklichen zusammen. In der Finsterniß sieht keiner das entsetzliche Antlitz des Andern; im Donnergeroll der

tobenden Wogen verhallt das bange Gestöhn; aber Jeder kann an seiner eigenen Qual die marternde Angst seiner Lieben ermessen. Der Mann preßt das Weib, die Mutter ihre Kinder mit verzweiflungsvoller Todesgewißheit an sich; die Breter unter ihren Füßen werden von der drängenden Fluth gehoben; aus allen Fugen quellen die Wasser auf; das Dach wird durchlöchert vom Wogensturz; ein irrer Mondstrahl dringt durch die zerrissenen Wolken, fällt hinein auf die Jammerscene, die, von seinem bleichen, zuckenden Lichte beleuchtet, in all ihrer Furchtbarkeit erscheint und die angstverzerrten Gesichter einander spiegelt. Da kracht ein Balken. Ein furchtbarer Schreckruf! Noch eine martervolle Minute! Noch eine! Der Dachboden senkt sich nach einer Seite, ein neuer Fluthenberg schäumt herauf und — im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesschrei. Die triumphirenden Wogen schleudern sich einander Trümmer und Leichen zu. Dennoch liebt der Halligbewohner seine Heimath, liebt sie über Alles, und der aus der Sturmfluth Gerettete baut sich nirgends sonst wieder an, als auf dem Fleck, wo er Alles verlor, und wo er in Kurzem wieder Alles und sein Leben mit verlieren kann. So beschreibt der früh verstorbene Biernatzki, der selbst Prediger auf einem dieser Eilande, auf Füdö, war, die Halligen und das Leben der Menschen auf ihnen.

Allgemeines über S.-Holsteins Produktion und Konsumtion. S.-Holstein ist ein wesentlich Ackerbau treibendes Land. Theils der Sinn der Bewohner, der dem Nützlichen mehr, als dem Geschmack und der erfindenden und gestaltenden Thätigkeit huldigt, theils der reichliche Ertrag des Landbaues, theils die Kleinheit des Landes, die das Entstehen großer Städte hinderte, theils die Höhe des Tagelohns, vor Allem aber sein Verhältniß zu England und dessen Industrie haben das Entstehen jeder industriellen Thätigkeit verhindert. Dafür ist aber die Produktion der Bodenerzeugnisse um so größer, und sie gehört zu den ersten in ganz Deutschland. Trotzdem, daß der ganze mittlere Haiderücken unbebaut ist, beträgt nach officiellen Angaben die Ausfuhr an Rapssaat 100,000 Tonnen im Durchschnitt, woneben noch 3 Mill. Pfd. Oel ausgeführt werden; dazu kommen Weizen und Gerste mit je 150,000 und 120,000 Tonnen, etwa $2^1/_2$ Mill. Pfd. Mehl u. die übrigen Bodenprodukte im Verhältniß. Noch weit wichtiger sind die Produkte der Viehwirthschaft; die Herzogthümer exportiren durchschnittlich an 6000 Tonnen Butter (à 224 Pfd.), $1^1/_2$ Mill. Pfd. Fleisch, $2^1/_2$ Mill. Pfd. Speck, 12,000 Pferde (darunter freilich ein Theil jütländische), 35,000 Stück Rindvieh und 20,000 Schweine. Der durchschnittliche Werth der Ausfuhr betrug demnach nicht weniger als 16 Mill. Reichsbankthaler = 12 Mill Thlr. preuß. Kurant. Die Einfuhr und der Verbrauch sind dem entsprechend. Es werden eingeführt und verbraucht durchschnittlich $5^1/_2$ Mill. Pfd. Kaffee, $1^1/_2$ Mill. Pfd. Früchte aller Art, 1,200,000 Pfd. Reis, $2^1/_2$ Mill. Pfd. Tabak, 10 Mill. Pfd. Zucker und Syrup; dazu $1^1/_2$ Mill. Pfd. Baumwollenwaaren, 600,000 Pfd. Leinen, 30,000 Pfd. Seidenwaaren, 450,000 Pfd. Wollenwaaren. Der Werth der Einfuhr wird auf dieselbe Summe, wie der der Ausfuhr angeschlagen. Bei alle dem ist der Handel nur zum geringsten Theil in den Händen der Herzogthümer; er wird hauptsächlich durch Hamburg und Lübeck vermittelt. Dennoch ist die Rhederei nicht unbedeutend; sie war vor dem Kriege in fortwährendem Steigen begriffen und betrug bereits 41,000 Last. Wir geben im Folgenden eine Uebersicht von S.-Holsteins Seeverkehr im Jahre 1846 (nach G. W. Oehlrichs Deutschland zur See, Hamburg 1849).

A. Getreide-Ausfuhr Dänemarks und der Herzogthümer im Jahre 1846.

	Vom Königreiche.	v. Schleswig	v. Holstein.	Summa.
	Tonnen.	Tonnen.	Tonnen.	Tonnen.
Roggen	293,042	32,634	60,587	386,263
Weizen	191,306	50,177	137,992	379,475
Gerste	1,174,024	27 278	82,563	1,283,865
Hafer	282,696	66,604	97,199	446,499
Malz	18,319	254	130	18,703
Buchweizen	13,793	26,268	41,261	81,322
Erbsen	161,160	4,664	14,550	180,374
Bicken	13,305	58	2,956	16.319
Bohnen	—	14,255	10,504	24,759
Summa	2,147,615	22.219	447,742	2,817,549
		Gesammt-Einfuhr		75,839
		Mehr-Ausfuhr		2,741,710

Dagegen:

Mehr-Ausfuhr 1845 = 2,548,630 Tonnen.
" 1840 = 1,975,640 "

Grütz-Export 1846.

Von Kopenhagen . . . 8,133 Tonnen.
" dänischen Provinzen . 13,686 "
" Schleswig . . . . 9,611 "
" Holstein . . . . 16,673 "
49,123 Tonnen.

Mehl-Export 1846.

Von Kopenhagen . . . . 9,329 Tonnen.
" dänischen Provinzen . 2,175 "
" Schleswig . . . . 3,944 "
" Holstein . . . . 5,216 "
20,664 Tonnen.

Brod-Export 1846.

Von Kopenhagen . . . . 2,078,510 Pfd.
" dänischen Provinzen . 87,936 "
" Schleswig . . . . 81,446 "
" Holstein . . . . 636,854 " u. 2,109 Rthlr.
2,784,746 Pfd. u. 2,109 Rthlr.

Was nun den Verkehr der deutschen Herzogthümer S. und Holstein betrifft, welche bis vor Kurzem ein von den übrigen Theilen der Monarchie abgesondertes, für beide Herzogthümer aber gemeinschaftliches Zollsystem hatten, so werden wir, ihrer maritimen Lage wegen, hier den gesammten auswärtigen Verkehr neben ihrer Gesammtschifffahrt aufführen und dann einige Hafenplätze specieller betrachten. — Zuvor hier die Bemerkung, daß in der neuesten Zeit die Herzogthümer unter den Augen der deutschen Bundeskommissäre und der deutschen Exekutionstruppen rücksichtlich des Zolls auseinander gerissen wurden, indem die dänische Regierung die dänische Zollinie an die Eider verlegte. Weiteres darüber s. unten: Geschichte.

b) Gesammtschifffahrt und Handel der Herzogthümer.

1) Schifffahrt des Herzogthums S.

	Segelsch.	Dampfsch.	Segelsch.	Dampfsch.
In der inländischen Fahrt liefen ein	13,315	256		
" " " aus			13,450	226
" " ausländischen " " ein	1,344	8		
" " " " aus			1,351	8
Summe der eingelaufenen	14,659	264		
" " ausgelaufenen			14,801	234

2) Schifffahrt des Herzogthums Holstein.

	Segelsch.	Dampfsch.	Segelsch.	Dampfsch.
In der inländischen Fahrt liefen ein	14,444	146		
" " " aus			14,214	150
" " ausländischen " " ein	7,135	9		
" " " " aus			7,618	9
Summe der eingelaufenen	21,579	155		
" " ausgelaufenen			21,832	159

In beiden Herzogthümern also

liefen ein . . . . . 36,238 Segelschiffe und 419 Dampfschiffe
liefen aus . . . . . 36,033 " " 393 "

Dabei gestaltete sich die Einfuhr und Ausfuhr dieser Herzogthümer und des Fürstenthums Lübeck im Jahre 1846 folgendermaßen:

1) Einfuhr.

Baumwollen-Waaren,		
Garn, ungefärbt.	811,595	Pfund.
" gefärbt.	66,387	"
Band	23,802	"
Manufakt.	1,183,144	"
Bleiweiß	266,870	"
Branntwein,		
Genever in Flaschenkellern à 12 Flaschen	2	Stück.
St. Croix-Rum	96,739	Kverk.
anderer in Fassern	21,503	"
in Flaschen à 3/4 Pot	4,246	Stück.
Eisen und Eisenwaaren,		
Stangen-Eisen	9,148,020	Pf.
Eisen- und Stahldraht	172,316	"
Nägel über 3 Zoll	135,832	"
kleinere	134,546	"
Platten von 1/8 Zoll Dicke	196,173	"
dünnere unverzinnte	419,601	"
verzinnte	153,458	"
Schiffsanker	48,573	"
Ankerketten ꝛc.	34,882	"
Dampfkessel	7,902	"
Gußeisen-Waare, grobe	305,309	"
verzinnte	11,173	"
feinere	478	"
Bijouterie-	34	"
Eisen-Kramwaare, grobe	362,620	"
feine	58,281	"
polirte	412	"
Eisenblechwaaren, lackirte	12,472	"
unlackirte	1,613	"
Flachs, ungehechelter	342,542	"
gehechelter	62,544	"
Glaswaaren,		
Tafelglas	668,649	"
Krongtas	34,533	"
in Scheiben	625	"
Dachscheiben	2,727	"
Spiegelglas, unfol.	824	Stück.
fol.	2,504	"
in Rahmen von Holz	17,934	"
" " " Papier	1,520	"
" " " Blech	279	"
Flaschen von 1/2 Pot und weniger	7,791	"
" " 1/2 " bis 1	59,097	"
" über 1 Pot	14,631	"
Medicinglaser	8,383	Pfd.
Andere	142,027	"
Hanf, ungehechelter	1,035,864	"
gehechelter	17,677	"
Holz und Holzspat		
Mahagoni	4,038	Kbf.
"	69,126	Kft.
Fichten und Tannen	131,270	Kbf.
" "	924	Pfd.
Anderes	2,237,383	Kbf.
"	10,167	"
" zum Apiren	237,217	"
Zimmermannsarbeit	23,012	Pfund.
Horsen	120 912	"
Kaffebohnen	6,042,473	Pfund.
Kanecl	33,889	"
Korinthen	297,044	"
Indigo	59,820	"
Leinen, Band-	4,390	"
ungebl. über 20 Dr. auf 1/2 □3.	110,539	"
unter 20 " " "	189,064	"
sonstiges	349,893	"
Mauersteine,		
über 5 Pfund per Stück	1,101,187	Stück.
unter 5 " " "	5,616,392	"
Oehl, getrocknete Pflaumen	956,808	"
Stangen	944,334	Stück.
Papier, Schreib-	123,948	Pfd.
Druck-	11,870	"
Kordmne	15,180	"
Pappe und Sands	16,173	"
Makulatur	31,352	"
Preß-	6,313	"
blaues	227	"
Tapeten	17,687	"
buntes	15,841	"
Porcellan, weißes	21,588	"
mit einfarbiger Malerei	7,259	"
" mehrfarbiger "	5,204	"
Reis und Reismehl	871,786	"
Paddy	711,480	"
Rosinen	713,779	"
Sago	109,398	"
Salz, officinelles	17,131	"
Steine	6,434,499	"
"	14,069	T.
anderes	2,263,461	Pfund.
Seidenwaaren, Band	6,315	"
andere	31,244	"
Sirup	2,311,301	"
Steinkohlen	273,838	T.
Steinzeug	709,725	Pfund.
Tabak, unfabr.	2,559,313	"
fabr. Rauch- und Kau	64,551	"
Schnupfe	3,412	"
Cigarren	1,666	"
Thee	195,270	"
Theer	5,216	T.
Steinkohlen-	699	"
Topferarbeit	412,335	Pfund.
Wein, in Fassern	223,403	B.
" Flaschen à 3/4 Pot	84,027	Stück.
Wollen-Waaren, Band	2,257	Pfund.
Tuch und Halbtuch	104,993	"
Caimus	82,651	"
Trieotage	955	"
grobste Sorten	2,125	"

mit Seide gemischte	158 Pfund.
alle andern	231,275 "
Zucker, roher, von St. Croix	2,777,632 "
in andern Fällen	5,230,638 "
Melasse	488 "
raffinirter	229,650 "

2. Ausfuhr.

Amidam	253,134 Pfund.
Bier	2,519 Ton.
Bohnen	24,759 "
Borke und Lohe	767,907 Pfund.
Branntwein	40,623 B.
Brod	720,122 Pfund.
" für 2,109 Rthlr.	
Butter	72,528 Ton.
Erbsen	19,485 "
Felle, Kalb-, Schaf- ꝛc.,	
unbereitete	685,169 Pfund.
Fleisch	1,036,467 "
Gerste	110,327 Ton.
Graupen und Grütze	4,091,981 Pfund.
Häute, Rindvieh- und Pferde-	70,298 "
" do. do.	34,608 "
Hafer	164,179 Ton.
Hornvieh	40,043 Stück.
Käse	703,114 Pfund.
Kartoffeln	112,881 Ton.
Knochen	2,539,560 Pfund.
Leder	290,709 "
Lichte und Talg	83,117 "
Lumpen	154,554 "
Mauersteine	2,483,179 Stück.
Mehl	1,844,634 Pfund.
Oel, Hanf-, Lein- und Rüb-	3,392,320 "
Oelkuchen	15,916,364 "
"	74 Ton.
Pferde	10,161 Stück.
Rapssaat	148,740 Ton.
Roggen	93,486 "
Schafe und Lämmer	17,805 Stück.
Schweine	26,297 "
Speck	3,083,251 Pfund.
Weizen	189,965 Ton.
Wolle	312,407 Pfund.
" Kalk-	36,253 "

Oben genannte Exporte gingen sämmtlich nach fremden Ländern, außer den 34,508 Pfund Rindvieh- und Pferdehäuten, welche zur weiteren Fabrikation und Konsumtion nach Altona ausklarirt wurden. Der in solchen Fällen eintretenden Zollermäßigung wegen, wodurch dieser Freihafen begünstigt wird, sind dieselben in den Verkehrsregistern besonders rubricirt.

Unter den Seeplätzen der Herzogthümer erwähnen wir folgende:

c. Flensburg,
der Hauptplatz des Herzogthums S.

Flensburgs Verkehr im Jahre 1846.

Verschiffung.	Schiffe. Sch.	Schiffe. Lasten.	Bestandte Lasten.	Ladung.
Von dän. westind. Kolon.	12	1293	1164	Zucker, Rum ꝛc.
" Portorico	1	140½	140½	Rohzucker und Kaffee.
" Charleston	1	113	113	Paddy.
" Rio de Janeiro	1	109	109	Rohzucker und Kaffee.
Nach dän. westind. Kolon.	17	1830½	1634	In Ladung.
" Charleston	1	113	61	Steinkohlen ꝛc.
" Ostindien	2	297½	200	Ind. Produkte, Fabrikate u. Handwerkerw., Eisen-, Steinkohlen ꝛc.

Vom Wallfischfang und Robbenschlag kehrten 8 Fahrzeuge zurück von zusammen 781½ L. mit 320½ Quardeelen Robben- und Wallfischspeck, 17,242 Stück Robbenfellen, 400 Pfund Barden; von der Südsee 1 mit 1500 Tonnen Thran und 15,000 Pfund Barden. Nach Island gingen 8 Schiffe v. z. 256½ K.-L. mit Viktualien, Kolonial-, Manufaktur- u. Fabrikwaaren; von daher kamen zwei Schiffe mit Klippfisch und Thran und eins mit Meerkalbleder und Thran.

Landwärts wurden eingeführt:

von Hamburg-Altona pr. Eisenbahn über Rendsburg	2,680,727 Pfd.
" " " " " von Kiel	609,824 "
" " " Frachtfuhre über Langenfelde	663,367 "
" " " " von Kiel	9,769 "
" Lübeck über Schwartau	12,491 "
pr. Frachtpost	21,507 "
über Husum	513,454 "
Summa	4,511,139 Pfd.

Transit- und Kredit-Auflage-Waaren.

nach Island 88,067 Pfd. Kaffee, raff. Zucker, Manufakte.
" Grönland 101,426 Pfd. Salz und Proviantzeugenstände.
" Hamburg, Altona, Lübeck, Mecklenburg, Preußen, Rußland, Norwegen, Amerika, West- und Ostindien:

1,144,000 Pfd. Manufakte, Kaffee, Reis, Pfeffer, Mehl und Farbeholz,
145 Tonnen Erbsen,
4518 □Fuß Bretter,
1288 schwed. Stück Fliesen,
3635 Tonnen Steinkohlen,
20,000 Stück Mauersteine,
356 Tonnen Salz,
104 Tonnen Theer,
38 Tonnen Thran,
8915 Pfd. Pech,
11,858 Pfd. und 1271 Stück Bouteillen,
271 Viertel Wein,
8890 Viertel und 4512 Bouteillen Rum.

Direkte Einfuhr von dänisch Westindien:

Zucker	2,814,671 Pfd.
Rum	84,768½ Viert.
Kaffee	148,928 Pfd.
Farbeholz	390,310 "
Tamarinden	3,188 Pfd.
Mahagoni-Holz	2,203 Cbf.
Tabaksblätter	87 Pfd.
Schildkröten, Wein ꝛc.	—

deren Gesammtwerth = 435,987 Rthlr.

Ausfuhr nach dänisch Westindien:

Kornwaaren, Hülsenfrüchte, Kartoffeln	für	42,154 Rthlr.
Bier, Branntwein, Brod, Cider, Essig	"	11,606 "
Fettwaaren, Butter und Käse	"	123,783 "
Fische	"	5,290 "
Fabrike- und Handwerker-Waaren	"	55,139 "
Andere inländische Waaren	"	6,211 "
Fremde verzollte Waaren	"	1,947 "
Transits- und Kredit-Auflage-Waaren	"	193,759 "
Summa		439,909 Rthlr.

Die sechs Zuckerfabriken bezogen den Rohzucker:

von Hamburg und Altona	423,697 Pfd.	
" Brasilien	205,718 "	
" Ostindien	— "	(213,308 Pfd. in 1845)
" Portorico	499,750 "	
" dänisch Westindien	2,814,671 "	
" Kopenhagen und St. Croix	381,190 "	
Sonst. fremd.	5,378 "	
Summa	4,330,404 Pfd.	

17 Brennereien brannten 5447 Oxhoft Branntwein.

Korn-Ausfuhr im Jahre 1846.

Tonnen.

	Buchweizen.	Gerste.	Hafer.	Roggen.	Weizen.
Altona	—	—	—	90	—
Belgien	—	350	—	3,740	4,260
England	—	—	2,800	—	—
Holland	1,700	988	—	2,460	—
Island	—	60	62	1,819	—
Mecklenburg	36	—	—	12	—
Norwegen	—	991	—	2,154	49
Rußland	—	477	248	—	—
Schweden	—	1,350	—	1,000	30
Westindien	—	30	4,159	—	—
Summa	1,730	4,244	7,269	11,275	4,339

Flensburgs Schifffahrt im Jahre 1846.

Wir schalten hier die Bemerkung ein, daß der große Verkehr, welchen Hamburg und Altona mit so vielen Handelsplätzen Deutschlands, Rußlands, Norwegens, Englands, Belgiens, Hollands, Spaniens, Portugals, Italiens u. s. w. treiben, eine bedeutende Menge schleswigscher und holsteinischer Schiffer beschäftigt, so wie diese Schiffer viel zwischen dänischen Plätzen und dem Auslande fahren, auch selbst den großen und kleinen Seefischfang betreiben. Im Jahre 1846 sind im Ganzen 1825 Schiffe von 25,433¹/₈ Kommerz-Lasten in Flensburg angekommen und 1826 von 25,298³/₄ Kommerz-Lasten abgegangen, die sich nach Herkunft und Bestimmung wie folgt, vertheilen:

Von und nach:	Angekommen: Zahl der Schiffe.	Angekommen: K.-Lasten.	Abgegangen: Zahl der Schiffe.	Abgegangen: K.-Lasten.
Dem Inlande	1,470	13,388½	1,489	11,778½
Altona	24	723	19	225
Grönland	8	84½	8	784½
Island	3	55½	9	293
Westindien	12	1,327½	18	1,973½
Nordamerika	1	113		
Südamerika	1	109		
Ostindien und der Südsee	1	140½	2	293
England	66	2,373	59	1,704
Frankreich	2	142½	3	145½
Holland	9	261½	14	372½
Belgien	1	22½	6	269½
Norwegen	10	160½	12	211½
Schweden	79	3,200	74	2,946½
Finnland	26	2,197½	26	2,222
Rußland	38	1,385½	30	973
Preußen	11	538½	6	320
Mecklenburg	39	352	38	520
Lübeck	12	109	11	253½
Hamburg	6	148		
Bremen	6	96½	2	19½
	1,825	25,433½	1,826	25,298½

d) Kiel.

Die Stadt ist weniger ihres Eigenhandels, als ihres Speditionsverkehrs von Hamburg-altonaern Gütern wegen erwähnenswerth. Die Eisenbahn, welche jetzt Altona mit Kiel verbindet, hat in der letzten Zeit dem Geschäfte dieser Stadt einen bedeutenden Zuwachs verschafft, namentlich sind es die Güter des nordischen Geschäfts Hamburgs, welche diesen Weg jetzt vielfach einschlagen. Kiel hat in seinem Meerbusen einen der schönsten Häfen der deutschen Küste, in welchen auch der schleswig-holsteinische Kanal mündet

Im Jahre 1846 besuchten folgende Schiffe diesen Hafen:

Schwedische	78 Sch. v. 3.	3,077 K.-L.
Russische	43 " "	3,144 "
Preußische	5 " "	329 "
Holländische	13 " "	501 "
Hannoversche	6 " "	147 "
Englische	14 " "	1,164½ "
Mecklenburger	1 " "	7 "
Hamburger	3 " "	94½ "
Inländer	2,891 " "	19,129 "
Summa	3,054 Sch. v. 3.	28,303 K.-L.

Außerdem machten 4 inländische Dampfschiffe 156 Fahrten.

Von den Segelschiffen kamen an:

von Altona	11 Schiffe v. 3.	223	Komm.-L.
" fremden Elborten	2 " "	41	"
" Lübeck	16 " "	174½	"
" Mecklenburg	5 " "	32	"
" Bremen	8 " "	99	"
" Hannover ausserh. Elbe	4 " "	113	"
" Schweden	106 " "	3,679	"
" Finnland	18 " "	3,154½	"
" Rußland	6 " "	164½	"
" Preußen	11 " "	277	"
" Holland	8 " "	206½	"
" Belgien	2 " "	117½	"
" Großbritannien und Irland	99 " "	4,474	"

Verschiffungen von Getreide ꝛc. im Jahre 1846:

Weizen	1,432 Tonnen,
Roggen	11,620 "
Gerste	12,272 "
Hafer	6,356 "

Hülsenfrüchte	6,891 Tonnen,
Rapssaat	4,617 "
Oelkuchen	3,919,621 Pfund,
Thierknochen	124,500 "

Nach Hamburg und Altona per Eisenbahn versandt circa 350,000 Tonnen Getreide.

e) Neustadt,

an der Ostsee, in der Nähe von Lübeck, mit einem ziemlich bedeutenden Getreide-Geschäfte.

Angekommen sind im Jahre 1846: 731 Schiffe von 6,508½ Kommerz-Lasten, wovon 3,781 K.-Lasten beladen; nämlich 626 inländische Schiffe v. 4,172¾ K.-L., worunter 1768¼ K.-L. beladen, und 105 fremde von 2335¾ K.-L., wovon 2013½ K.-L. beladen. — Abgegangen sind zusammen 732 Schiffe von 6,644 K.-L., wovon 3,290¾ K.-L. beladen, nämlich 627 inländ. Schiffe von 4,208½ K.-L., worunter 2,912½ K.-L. beladen, und 105 fremde von 2,335¾ K.-L., wovon 378½ K.-L. beladen.

Die von Auswärts eingeführten verzollten Waaren hatten einen Gesammtwerth von 274,705 Rthlr. und bestanden die Hauptartikel in 114,427 Pfd. Kaffee, 401,898 Pfd. unverarbeitetem Eisen, 33,023 Pfd. do. verarbeitetem aller Art 84,255 Pfd. rohem Eisen und 8869 Ton. Steinkohlen.

Die Ausfuhr bestand in folgenden Hauptartikeln:

Weizen	39,524 Tonnen.
Gerste	11,764 "
Roggen	5,493 "
Erbsen	5,242 "
Rapssamen	4,675 "
zusammen	66, 698 Tonnen.
Knochen	86,500 Pfund.
Käse	139,748 "
Felle, unbereitete	7,346 "
Wolle	6,055 "
Oelkuchen	266,850 "

Der Gesammtwerth der ausgeführten Waaren beträgt . . . . . 636,190 Rthlr.

Der Gesammtwerth der vom Auslande eingeführten Waaren . . . . . 274,705 "

Die Ausfuhr hat demnach die Einfuhr überstiegen mit . . . . . 361,485 Rthlr.

f) Der Verkehr auf dem schleswig-holsteinschen Kanal.

Im Jahre 1846 passirten diesen Kanal: 4019 Schiffe (s. Holstein, S. 1081).

An Waaren passirten:

Von Westen nach Osten, von fremden nach fremden Orten.

Eisen in Stangen	231,240 Pfund,
Farbeholz	4,606,351 "
Fensterglas	2,659 Kisten,
Häringe	172 Tonnen,
Käse	254,917 Pfund,
Kaffee	5,071,350 "
Reis	640,283 "
Rosinen	221,702 "
Syrup	607,889 "
Tabak	870,738 "
Wein	1,668 Orh.
Zucker	9,400,383 Pfund.

Von Osten nach Westen, von fremden nach fremden Orten.

	Last.	Schffl.	Tonn.
Gerste	945½	854½	985
Hafer	248½	242	1,195
Leinsaat	378½	168½	5,631
Malz	33	36	—
Rapssaat	92½	172½	1,721
Roggen	6,357⅔	2,870½	3
"			24 Tschw.
		Schffl.	Tonn.
Theer			2,888
Weizen	3,350⅓	2,739½	900
Zink		260,917 Pfd.	

1846 von Osten nach Westen passirten inländische Waaren:

vom Inlande zum Inlande,	v. inländ. u. fremd. Orten.
Buchweizen	844 Tonnen . . . 25,042 Tonnen,
Erbsen	1,889 " 1½ Scheffel 10,295½ "
Fleisch	2,786 Pfund . . . 4,482 Pfund,
Gerste	12,132 Tonnen . . . 83,766 Tonnen,
Hafer	6,602 " . . . 14,884 "
Knochen	. . . 474,799 Pfund,
Leinsaat	125 . . . 340 Tonnen,
Malz	117½ . . .
Rapssaat	13,304½ . . . 13,657 "
Roggen	16,950 . . . 37,955 "
Weizen	4,874½ . . . 38,610 "

Bemerkenswerth ist noch rücksichtlich des Handels der Herzogthümer:

g) Der Verkehr der dänischen Kolonien. Island.

Von Island wurden im Jahre 1846 ins Ausland geführt:

Klippfische, trockene, nach England		6,026 Pfd.
" " dem Mittelmeere		2,567,312 "
	Summa	2,573,338 Pfd.
Plattfische nach England		580 Pfd.
" dem Mittelmeere		60,928 "
	Summa	61,508 Pfd.
Fischrogen nach Frankreich		432 Ton.
" dem Mittelmeere		558 "
	Summa	990 Ton.
Talg nach dem Mittelmeere	22,980 Pfd.	
Thran dgl.	127 Ton.	
Wolle, weiße, nach England	113,772 Pfd.	
dem Mittelmeere	42,196 " u. 237 Ballen.	
Summa	155,968 Pfd. u. 237 Ballen.	
Wolle, melirte, nach Eng'land	4,561 Pfd.	
nach dem Mittelmeere	5,162 " u. 33 Ballen.	
Summa	9,723 Pfd.u 33 Ballen.	

Von fremden Orten wurden in Island direkt eingeführt:

Eisen von England	1,449 Pfd.
Eisenwaaren dorther	300 Rthlr.
Kaffee desgleichen	2,200 Pfd.
Salz desgleichen	4,776 Tonnen.
Salz von Norwegen	280 "
" Portugal	450 "
Steinkohlen von England	135 "

Zimmer- und Bauholz.

Balken von Norwegen	2 Zwölfter.
Planken "	14¾ "
Breter von Norwegen	91 "
Sparren desgleichen	7 "

Vom Königreiche Dänemark klarirten nach Island: von Kopenhagen 69 Fahrzeuge v. z. 2,586¼ K.-L. mit 2,371¼ Last Gütern; von anderen Orten 13 Fahrzeuge v. z. 264½ K.-L. mit 133¼ Last Gütern. Von den Herzogthümern klarirten dahin ein: 3 Fahrzeuge v. z. 48½ Last Gütern.

Dieser letzte Verkehr wird vorzüglich von Flensburg, dann aber auch von Sonderburg und Remoe getrieben, und repräsentirt in der Ausfuhr von ca. 100,000 Rthlr., in der Einfuhr dagegen einen Werth von circa 5,000 Rthlr.

Die westindischen Kolonien
St. Croix, St. Thomas, St. Jan.
Sie importirten:

an Zucker nach dem Mutterlande	15,537,724	Pfd.
" der Fremde	3,339,211.	"
Summa	18,876,935	Pfd.
an Rum nach dem Mutterlande	420,409	Gallons.
" der Fremde . . .	223,602	"
Summa	644,012	Gallons.

Schifffahrt zwischen Kolonien und Mutterland.

1) Zu Kopenhagen: inklarirt 31 Schiffe v. z. 3,648 K.-L. mit Zucker, Rum, Kaffee und Farbeholz; — ausklarirt 34 Schiffe v. z. 4,233½ K.-L. mit 3,278½ Last einheimischer und fremder Artikel.

2) Zu Flensburg: inklarirt 12 Schiffe v. z. 1,293 K.-L. mit 1,164 Last im Werthe von 435,978 Rbthlr. Zucker, Rum, Kaffee und Farbeholz; — ausklarirt 17 Schiffe v. z. 1,850½ K.-L. im Werthe von 439,909 Rbthlr. inländische und fremde Waaren.

3) Zu Altona: einklarirt 8 Schiffe v. z. 859½ K.-L.

St. Thomas ist bekanntlich vollständig Freihafen und darum der Hauptsitz des hamburger und bremer und somit deutschen Geschäfts in Westindien.

Höchst wichtig ist für Deutschland im Hinblick auf die dynastischen Verhältnisse, in welchen die schleswig-holsteinischen Handelsplätze zu Dänemark stehen, wie die dänische Regierung demnächst die Orte der Herzogthümer S. und Holstein zu seinen Kolonien stellen wird, denn bis jetzt genossen namentlich Flensburg und Altona vielerlei Begünstigungen durch die dänischen Navigationsgesetze. Ueber den Stand der dän. Handelsmarine zu Anfang des Jahres 1846 und den Antheil der Herzogthümer an derselben, s. Holstein, S. 1080. Rücksichtlich des Herzogthums S. vertheilte sich dieser Antheil auf folgende Rhedereidistrikte:

auf Flensburg				136	Segelschiffe von	5795½	Kommerz-Lasten.
			und	1	Dampfschiff "	54½	" "
" Apenrade				82	Segelschiffe "	4154	" "
			und	1	Dampfschiff "	34½	" "
" Marstall				190	Segelschiffe "	2152	" "
" Sonderburg				89	" "	1898½	" "
" den tendeburger Zollstrikt				127	Segelschiffe "	1606½	" "
			und	2	Dampfschiffe "	37½	" "
" " Lappelner	"	. . . .		162	Segelschiffe "	1230½	" "
			und	1	Dampfschiff "	10	" "
" " ärosschlebinger	"	. . . .		78	Segelschiffe "	841½	" "
" " sehmarscher	"	. . . .		61	" "	744½	" "
" " husumer	"	. . . .		54	" "	568½	" "
" " friedrichsstädter	"	. . . .		32	" "	818	" "
" " fehrer	"	. . . .		67	" "	425	" "
" " eckernförder	"	. . . .		16	" "	434	" "
" " hadersleb'ner	"	. . . .		42	" "	396	" "
" " tonderschen	"	. . . .		43	" "	332½	" "
" " tenninger	"	. . . .		13	" "	290½	" "
" " flensburger	"	aus der Stadt		44	" "	280½	" "
" " nordburger	"	. . . .		9	" "	50	" "
" " gotteyer	"	. . . .		4	" "	23½	" "
" " brackstädter	"	. . . .		7	" "	41½	" "
" " holtenauer	"	. . . .		2	" "	6½	" "
zusammen 1194 Segelschiffe von zusammen 21,768½ Kommerzlasten und 5 Dampfschiffe von 136½ Kommerzlasten.							

Davon verunglückten im Laufe des Jahres 1846 18 Schiffe von 807 Kommerz-Lasten.. Von Flensburg ab pflegen 3 Fahrzeuge auf den Grönlands- und eins auf den Südsee-Wallfischfang auszugehen.

Der holsteinische Freihafen Altona, der größte Handelsplatz der Herzogthümer, bildet mit der nebenliegenden Hansestadt Hamburg gewissermaßen einen Handelsplatz, und der vielfach in einander verflochtene Verkehr beider Städte kann darum nicht wohl gesondert von einander abgehandelt werden. Die staatlichen Grenzen beider Stadtgebiete werden von dem Waarenverkehr derselben leicht übersprungen, und es tragen Hamburgs liberale Zollgesetzgebung, die nur höchst unbedeutende Finanzzölle und keine Visitation der Waaren kennt, und Altona's Freihandelssystem sehr viel dazu bei, diesen Verkehr zu fördern und ihn zu dem großartigsten des europäischen Kontinents zu machen. Ueber Altona's Schifffahrt s. Holstein, S. 1080. Vgl. Hamburg.

Politische u. handelspolitische Bedeutung S.-Holsteins. Nehmen wir die Landkarte zur Hand, um uns die geographische Lage S.-Holsteins klar zu veranschaulichen, so wird auch einem nicht seekundigen Auge einleuchtend, daß derjenige Staat, welcher im Besitze dieser Lande ist, eine sehr vernehmliche Stimme in allen wichtigen politischen und handelspolitischen Fragen führen darf. Die ganze nordalbingische Halbinsel bildet, wie wir oben ausführlicher dargethan, von der Mündung der Elbe bis zum Skager-Rack eine nur wenige Meilen breite Landzunge, deren Westküste flach, von zahlreichen Sandbänken umgeben u. darum für tief gehende Schiffe schwer zugänglich ist. Die Ostküste dagegen steigt ziemlich schroff aus dem Meere auf und bildet eine ununterbrochene Reihe tiefer, bald breiter, bald schmaler Buchten, von denen einzelne durch ihre Biegungen 4 — 5 Meilen tief in das eben so romantische, als unglaublich fruchtbare Land eindringen. So weit die Salzfluth der See deutsche Küsten bespült, nirgends, weder in Ostfriesland, noch in Mecklenburg u. Pommern, noch auch in Ostpreußen, finden wir Meereinbuchtungen, die nur entfernt den reizenden Busen zu vergleichen wären, welche die Ostküsten S.s zieren u. diesem

nördlichen Ländertheile Deutschlands südliche Farbenpracht und Anziehungskraft verleihen. Eine Anzahl hügeliger, fruchtbarer, wohlgebauter, von Menschen deutscher Abstammung bewohnter Inseln liegen wie schirmende Seeburgen vor diesen Buchten, vom Festlande nur durch schmale Sunde getrennt. Auch in diese Inseln hat die Meerfluth der Ostsee tiefe Wasserbecken gewühlt und so natürliche Häfen gebildet, wie sie herrlicher und sicherer Menschenhände mit Aufwendung größter Kunst nicht anlegen könnten. Die wichtigsten dieser Inseln sind Arröe und Alsen. Wer diese besitzt, ist Herr des schleswigschen Festlandes; denn ihre eigenthümliche Lage macht beide Inseln eben so gut zu Vertheidigern S.s, wie sie dasselbe im Schach halten können, falls Feinde auf diesen Länderbrocken sich festsetzten. Obwohl die Herzogthümer S.-Holstein ackerbautreibende Staaten sind und dieser Beschäftigung ihre große Wohlhabenheit verdanken, leben doch viele Tausende der Bevölkerung ausschließlich von der Schifffahrt. Die fischreichen Küsten geben Tausenden Nahrung u. Unterhalt, während andere Tausende auf Handelsschiffen ihr Glück suchen, als Kajütenjungen ihre geist- und körperstählende Laufbahn beginnen und gewöhnlich im kräftigsten Mannesalter als begüterte Kapitäne dieselbe beschließen. Schleswig-holstein. Seeleute kennen alle seefahrenden Nationen. Ihr Ruf ist weitaus der beste, ihre Seetüchtigkeit sprüchwörtlich, ihre Besonnenheit, ihr Muth, ihre Ausdauer in Gefahren, ihre Nüchternheit sichern ihnen bei allen Seefahrern leicht ein dauerndes und einträgliches Unterkommen. Nicht bloß Dänemark hat von jeher seine Kriegs- und Handelsflotte vorzugsweise mit schleswig-holstein. Seeleuten bemannt, auch andere Völker bemühten sich um die kecken, schlanken Söhne des alten angelsächsischen Landes. Ganz besonders hatte England stets ein scharfes Auge auf schleswig-holstein. Matrosen, namentlich auf Abkömmlinge der nordfriesischen Inseln im Westen, deren Ruf als kühne und glückliche Seefahrer sich in die heidnische Vorzeit verliert. Kein Land der Welt hat wohl je bei einer geringen Einwohnerzahl so viele ausgezeichnete Seeleute geliefert, als diese Friesen-Inseln, von denen Deutschland kaum weiß, daß sie existiren, und daß auf ihren meerumbrausten Dünen Deutsche edelster Gesinnung, hochherzigen Geistes seit undenklicher Zeit mit den Verwüstungen empörter Elemente u. mit den Uebergriffen beutegieriger Erbfeinde zu kämpfen haben. Ein genauer Kenner friesischer Geschichte, E. P. Hansen in Kritund auf Sylt, gibt die Zahl der friesischen Seefahrer um 1780 auf ungefähr 2346 Individuen an bei einer Gesammtbevölkerung von etwa 9500 bis 10,000 Seelen! Jetzt, wo diese Inseln durch Sturmfluthen und durch Verluste auf der See bei Weitem nicht mehr so stark bevölkert sind, ist das Verhältniß doch ganz dasselbe geblieben. Man kann immerhin annehmen, daß mindestens der dritte Theil aller Nordfriesen sich der Schifffahrt widmet. Rechnen wir zu diesem seefahrenden Inselvolke die nicht weniger seevertrauten Bewohner der Küsten des schleswigschen Festlandes in West und Ost, von der Königsau bis an die Eider, ferner die männlich besonnenen Dithmarscher, deren ganzes Leben ein fortwährender Kampf mit Sturm und Wogen ist; endlich im Süden Holsteins das unternehmende, waghalsige Fischervolk, an den Gestaden der Niederelbe, von Glückstadt bis Altona hinauf, unter welchen die weltbekannten Blankeneser sich vor Allen hervorthun, u. im östlichen Holstein die Seeanwohner von der Kieler-Bucht bis zum lübischen Fahrwasser: so dürfen wir die Gesammtzahl an See- u. Seewesen gewöhnter, auf u. von dem Meere lebender Einwohner beider Herzogthümer nicht gering anschlagen. Jeder Einzelne dieses Seemannsheeres ist im wahren Sinne des Wortes ein Mann. Das Wort Schillers:

„Im Feld, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen!"

läßt sich mit beinahe noch größerm Rechte auf den Seefahrer anwenden. Jeder gemeinste Matrose muß zwei der vorzüglichsten Tugenden des Mannes sein eigen nennen: Geistesgegenwart und Muth. Beide lernt der Mensch nirgends höher schätzen, eignet er sich nirgends rascher u. fürs ganze Leben an, als auf der wogenden See. Aus diesen Andeutungen geht hervor, daß S.-Holstein in Folge seiner Lage zwischen zwei Meeren eine der vorzüglichsten Pflanzschulen ausgezeichneter Seemänner ist, und dieses stets bleiben muß, weil Seefahrt, Fischerei und Seehandel Grundbedingungen seiner staatlichen u. national-ökonomischen Existenz sind. Es wird wenige Länder der Welt geben, die auf so kleinem Flächenraum ein gleich starkes Kontingent tüchtiger, gewandter und an Strapazen gewöhnter, nie ermüdender Seeleute zu stellen vermögen. Derjenige Staat aber, welchrr sich rühmen kann, dieses Heer von Seemännern sein eigen zu nennen, dürfte glücklich und selbst von doppelt überlegenen Mächten schwerer anzugreifen seyn. Was jedoch der Seemannsbevölkerung in den Herzogthümern noch ein großes Uebergewicht über die seetüchtigen Männer mancher andern Nationen gibt, ist ihre mehr als gewöhnliche Bildung, ein Erbeigenthum des schleswig-holstein. Stammes. Diese Bildung, welche selbst den niedrigsten Matrosen zu raschem Aufrücken befähigt und Unzählige binnen wenigen Jahren eine glänzende Karière hat machen lassen, gibt den schleswig-holsteinischen Seeleuten eine moralische Schwerkraft, vor welcher viele andere die Segel streichen müssen. Auch der Däne ist ein guter Seemann; man sehe sich aber Matrosen ächt dänischen Ursprungs an und halte dagegen Matrosen aus S.-Holstein, und man wird den Unterschied zwischen beiden bald genug herausfinden. Mit der Abtrennung S.-Holsteins verliert Deutschland den besten Kern seiner seetüchtigen Männer, verliert es die schönsten, tiefsten, sichersten Häfen der Ostsee, dieses für Deutschland unbedingt wichtigsten Meeres, sowohl in merkantiler, als in politischer Beziehung. Wäre dagegen S.-Holstein bei Deutschland geblieben, oder richtiger, wäre es

in eine unauflösbare enge Verbindung mit dem Mutterlande gebracht worden, so würde das deutsche Gesammtvaterland durch diese Verbindung in den Stand gesetzt worden seyn, binnen kurzer Zeit sich eine Flotte auf der Nord- und Ostsee zu schaffen, die nicht allein die Seemächte dritten Ranges im Schach hätte halten können, sondern die ihm die Herrschaft auf der Ostsee sichern mußte u. Rußland die Spitze geboten hätte.

Staatliche Verhältnisse. Ueber die Verfassung vor dem Ausbruche des Krieges s. *Dänemark u. Holstein.* Alle Städte in S., mit Ausnahme von Tondern und Burg, die, wie die Städte in Holstein, *lübsches Recht* haben, besitzen eigenthümliche Stadtrechte. In S. gilt noch das *jütische Low* Waldemars II. von 1240, und neben ihm die peinliche Gerichtsordnung von 1532, die Kirchenordnung von 1542 und die Landgerichtsordnung von 1636; an der Westküste: das nordfriesische Landrecht von 1426, das nordstrandische Landrecht von 1572, das eiderstedtische Landrecht von 1591 ꝛc. So ist es auch in Holstein, wo der Sachsenspiegel von 1218, die deutschen Reichsgesetze, das römische Recht, die peinliche Gerichtsordnung von 1532, die Kirchenordnung von 1542, die Landgerichtsordnung von 1636, das dithmarsische Landrecht von 1567, das Land- und Marschrecht, das eiderstedtische Recht, die neumünsterſche Kirchspielordnung, das lübsche Recht von 1536, die bordesholmischen Amtsgebräuche nebst manchen andern veralteten Rechten und Gebräuchen friedlich zusammen wohnen. Alle diese verschiedenen Rechte sind für S. in dem Corpus statutorum Slesvicensium, für Holstein in dem Corpus statutorum Holsaticorum gesammelt, aber die Praxis hat viele ihrer Bestimmungen längst geändert. Wie in den Städten Stadtgerichte und auf dem Lande Amtsgerichte und Bauerngerichte das Recht üben und alle kleinen Sachen, Injurien u. dasjenige, was summarisch behandelt werden kann, aburtheilen, so sind die Obergerichte für die wichtigen Sachen da. Ein Präsident u. 6 Räthe sind dabei angestellt. Gewöhnlich haben sie noch besondere Titulaturen und heißen Etatsräthe, Konferenzräthe ꝛc. Eine Trennung zwischen Justiz und Verwaltung fand bis in die neueste Zeit in den Herzogthümern nicht Statt. Es gibt eine Art Beamte, welche eine ganz eigenthümliche Mischung von Justiz- und Verwaltungsvorstand in sich vereinen. Diese Beamten nennt man in S. *Hardesvögte*, in Holstein *Kirchspielvögte*, nach den alten Landeseintheilungen in Harden od. Kirchspiele. Der Hardesvogt beaufsichtigt das Hypothekenwesen in jedem Distrikt, er entscheidet bei Grenzstreitigkeiten, er hat die Rekrutenrollen, ihn gehen die Verkäufe und Gütertheilungen an, er ist Vorsitzer bei den Bondengerichten, kurz er ist in dem Leben der Gemeinden eine sehr wichtige Person von mannichfacher Thätigkeit. Die Hardesvögte brauchten früher nicht studirte Leute zu seyn, gerade wie die Sorenskriver in Norwegen, mit denen sie überhaupt am besten verglichen werden können; in der neuern Zeit verlangte man von ihnen gelehrte Studien. Was die Vertheiluug des Bodens betrifft, so gehört dieser den Klöstern, der Ritterschaft, den Bauern und den Bewohnern der Städte, oder er ist Staats- und Königs-Eigenthum. Hinter der Benennung Prälaten und Klöster steckt hier nichts Geistliches. Diese Klöster sind freilich aus altem Klostergut, frommen Stiftungen u. Geschenken entstanden; sie sind jedoch Gesammtbesitz der Ritterschaft, welche bei Einführung der Reformation mit dem Könige theilte, was die katholische Geistlichkeit damals besaß, und dies gemeinsame Eigenthum noch jetzt von aus ihrer Mitte gewählten Adeligen verwalten läßt, die den Namen Prälaten und nebenbei auch manche Standesrechte damit verbinden, sammt guten Einkünften. Es gibt 4 adelige Klöster in den Herzogthümern, nämlich das St. Johanniskloster bei Schleswig, mit vielen zerstreuten Gütern, und 3 Klöster in Holstein (s. d., S. 1085). Außer den 8 □ M. privilegirten Landbesitzes der Klöster gibt es in S. 6 adelige Distrikte mit 134 adeligen Gütern (alle an der Ostseite), darunter die Grafschaft Reventlow-Sandberg und die fürstlich augustenburgischen Güter, zusammen 29 □ M. Holstein hat 165 adelige Güter in 4 Distrikten (s. *Holstein*, S. 1085), zusammen mit den Klöstern 58 □ M. Rechnet man dazu die 20 oktroyirten Kooge in S. und die 5 Kooge in Holstein, so nimmt das privilegirte Land wohl gut $^1/_7$ der ganzen Bodenfläche der Herzogthümer ein, und zwar den besten und fruchtbarsten Theil, denn die Herren trafen schon in alter Zeit immer eine gute Wahl, wenn es ans Nehmen ging, und suchten für sich heraus, was den meisten Segen brachte. Die übrigen $^3/_4$ sind in Aemter und Landschaften getheilt und freies Eigenthum. Es gibt in S. 15 Aemter und Landschaften, in Holstein 21. Jedem Amte steht ein *Amtmann* vor, der als Regierungspräsident die Angelegenheiten leitet, aber auch manche richterliche Macht übt. In den Friesenmarschen u. Harden haben *Landvögte* das Richteramt. Eiderstedt hat einen *Oberstaller*, in der Landschaft Nordstrand steht ein *Staller* an der Spitze, in der Grafschaft Pinneberg ein *Landdrost* ꝛc. Oft hat jedes Kirchspiel ein eigenes Gericht, oft mehre vereint oder die Landschaft zusammen. Dazu kommen die verschiedenen Privilegien und Sonderrechte in den Landschaften, und endlich eine Menge Unterbeamte: Amtsverwalter, Amtsschreiber, Landschreiber, Lehnsvögte, Hausvögte, Reitvögte, Landinspektoren, Branddirektoren, Jägermeister, Holzvögte, Hegereiter, Deichinspektoren, Landkriegsmeister, Zollinspektoren ꝛc. Die Amtleute u. Vögte ziehen die Steuern, führen die Polizeiaufsicht u. vollziehen die Befehle der Regierung. Diese theilte sich vor dem Kriege in die *schleswig-holsteinische Regierung* in Gottorf u. in das *Departement der Statthalterschaft*, dem die allgemeine Landesaufsicht oblag. Außerdem gab es ein Societäts-Kollegium, einen General-Kriegskommissär und einen Oberlands-Kommissär. Aber die schleswig-holsteinische Regierung bestand nur aus vermittelnden Behörden, die nach

Kopenhagen Bericht erstatteten u. Vorschläge machten, Anordnungen u. Befehle von dort empfingen, wo die schleswig-holsteinlauenburgische Kanzlei, bestehend aus einem Präsidenten u. 3 Deputirten, der Centralpunkt für die Regierungsgewalt war. Der absolute Monarch war der eigenthümliche Träger des Ganzen; neben ihm stand sein Staatsrath. Der Präsident der deutschen Kanzlei war der vortragende Minister für alle Sachen der Herzogthümer, für Justiz, Regierung, Polizei, kurz für die ganze Staatsverwaltung. Da aber die Herzogthümer in vielfacher Beziehung, namentlich in Finanzen u. Kriegswesen, nicht von Dänemark getrennt waren, so griffen die dänischen Behörden, die Rentenkammer, die Generalzollkammer, die Staatsschuldendirektion, das Generalkommissariat und Admiralitäts-Kollegium, die Post, das Ministerium des Auswärtigen u. manche andere, unaufhörlich in die Angelegenheiten der deutschen Länder hinein, u verbanden dieselben mit denen des Königreichs. Außer den Domäneneinkäften u. besonderer Einnahmen beruhten die Landeseinkünfte auf Zöllen u. direkten Steuern. Auch hierbei hat sich aus alten Zeiten manche unmittelbare Belastung bei gewissem Grundbesitz erhalten. Die allgemeinen direkten Steuern bestanden aber aus der allgemeinen Kontribution, die jeder Bodenbesitz in Stadt und Land trug, der auch der Adel unterworfen war; ferner in Grund- u. Benutzungssteuer. Dazu kommen Magazin- u. Fouragelieferung, Herrengelder, Kopfsteuer, Rangsteuer, Gage- u. Accidentiensteuer nebst Gewerbesteuer u. a. Abgaben. Vor der Erhebung der Herzogthümer im März 1848 haben diese Länder in den Jahren 1841—47 für die Civil und Militärverwaltung jährlich aufgebracht: reichlich 9¼ Mill. Mk. schleswig-holsteinisch Kur., welche bei der Vermischung der Finanzen des Königreichs u. der Herzogthümer in eine beiden gemeinschaftliche Staatskasse flossen. Wegen dieser Vermischung wurden die Ausgaben nicht getrennt aufgeführt; von jenen 9¼ Mill. Mk sind aber jährlich wenigstens 2 Mill. dem Königreiche zu Gute gekommen. Im Jahre 1848 haben die Herzogthümer aufgebracht 13,151,488 Mk.; vom Jahre 1847 war im Kassenbehalt disponibel von 7,517,510 Gesammteinnahme 1848 20,668,942 Mk. Gesammtausg. 1848 14,253,056 Mk., Ueberschuß 6,515,942 Mk. Im J. 1849 haben Herzogthümer aufgebracht 19,259,158 Mk., Gesammteinnahme 1849 25,675,127 Mk., Gesammtausgabe 1849: 1) für die Civilverwaltung 4,426,411 Mk., 2) für das Kriegswesen 18,180,780 Mk., zusammen 22,607,191 Mk.; Ueberschuß 3,067,936 Mk. Zufolge des Budgets für 1850 hatten die Herzogthümer zu leisten: 1) für die Civilverwaltung 5,766,128 Mk., 2) für das Kriegswesen 21,861,511 Mark., zusammen 27,627,639 Mk., oder nach Abzug obigen Ueberschusses 24,559,703 Mk., welche Summe Ende September 1850 dem größten Theile nach schon aufgebracht war, mit c. 7 Mill. Mk. aber noch aufzubringen war in den Monaten Oktbr. bis Decbr. 1850. Wenn zwar nach diesen Zahlenverhältnissen hinsichtlich der noch aufzubringenden 7 Mill. Mk., jede Beihülfe aus dem übrigen Deutschland, sey es in der Form freiwilliger Beiträge, sey es in der Form von Anleihen, in hohem Grade willkommen seyn mußte, weil damals Holstein allein in Anspruch genommen werden konnte, so erhellt doch andererseits aus den in den Jah. 1848, 1849 u. 1850 aufgebrachten Summen augenscheinlich die große u. nachhaltige Ergiebigkeit der Herzogthümer. Wird in Erwägung gezogen, daß dieses Land die Leistungen der Jahre 1841—47, von jährlich reichlich 9 Mill. Mark, während der Jahre 1848, 1849 u. 1850 auf resp. 13,150,000, 19,250,000 u. 24,560,000 Mk. zu steigern im Stande war, mithin in 3 Jahren circa 57,000,000 Mk. aufbringen konnte, während die vorhergehenden 7 Jahre von 1841—47 nur 63 Mill. oder nur 6 Millionen mehr erforderten, so ist der Schluß völlig gerechtfertigt, daß hier reiche, sichere Hülfsquellen vorhanden sind, die in den wohlfundirten Agrikultur- u. Schifffahrtsverhältnissen der Herzogthümer ihren Ursprung finden. Obige Zahlen dürften um so mehr genügen, den Nachweis zu liefern, daß die Herzogthümer vollkommen im Stande waren, Anleihen von dem bedeutenden Umfange mehrer Millionen nicht nur zu verzinsen, sondern auch zurückzuzahlen, als das in denselben kursirende Papiergeld nur die unerhebliche Summe von 5 Mill. Mk. betrug. Ein Beweis der Ordnung u. Oekonomie im Staatshaushalte, trotz der schwierigsten Zeitverhältnisse, mag darin gefunden werden, daß statteines Deficits alljährlich Ueberschüsse sich herausstellten, daß schon bis zum Schlusse des Septembermonats 1856 sämmtl. Finanzrechnungsablagen für die verflossene Zeit, vom J. 1848 an gerechnet, vollendet u. theilweise bereits mit Decharge der Landesversammlung versehen vorlagen. Wir schließen hier eine vom schleswig-holst. Verein in Kiel veröffentlichte Uebersicht der vom 1. August bis zum 31. Decbr. 1850 bei ihm eingegangenen freiwilligen Beiträge an. Es gingen demnach in den 5 Monaten von August bis Decbr ein: aus Anhalt 1869 Thlr.; aus Baden 11,986; aus Bayern 37,563; aus Braunschweig 7827; aus Bremen 180,833; aus Frankfurt 7606; aus Hamburg 35,950; aus Hannover 66,502; aus Hessen-Darmstadt 5516; aus Hessen-Homburg 180; aus Hessen-Kassel 7777; aus Lauenburg 2537; aus Lippe-Detmold 3725; aus Lippe-Schaumburg 662; aus Lübeck 3291; aus Mecklenburg-Schwerin 11,287; aus Mecklenburg-Strelitz 1047; aus Nassau 2884; aus Oesterreich 12,322; aus Oldenburg 22,527; aus Preußen 136,984; aus Reuß 2985; aus dem Königreich Sachsen 18,814; aus Sachsen-Altenburg 2459; aus Sachsen-Koburg-Gotha 4193; aus Sachsen-Meiningen 4833; aus Sachsen-Weimar 8001; aus Schwarzburg-Rudolstadt 911; aus Schwarzburg-Sondershausen 559; aus Waldeck 1805; aus Würtemberg 19,543; aus dem Auslande 29,424 Thlr. Die Totalsumme beträgt 582,417 Thlr., wovon auf den Decbr. 34,923 Thlr. kommen. An Lazareth- u. Bekleidungsgegenständen für die Armee u. Lazarethe sind überdies noch in Kiel eingegangen u. nach Rendsburg befördert wor-

den, vom 28. Juli bis 31. Dec. 1850: 869 Kolli zu dem Bruttogewicht von 97,166 Pf. — Was die kirchliche Eintheilung der Herzogthümer betrifft, so werden die Kirchspiele zu Propsteien verbunden, deren es in S. 10, in Holstein 12 gibt. An der Spitze der Geistlichkeit steht in jedem Herzogthume ein Generalsuperintendent, der auch einen großen Sprengel hat, wozu die adeligen Kirchen gehören. Es sind im Ganzen in S. 227 Kirchen mit 242 Geistlichen, in Holstein 155 Kirchen u. Kapellen mit 193 Geistlichen. Dazu kommen die Distrikte, welche in kirchlicher Hinsicht mit Dänemark verbunden sind, nämlich die Insel Alsen u. Arröe u. das Stift Ripen. Dort stehen Bischöfe an der Spitze; Ripen hat 29 Kirchen u. 24 Geistliche, Alsen u. Arröe 18 Kirchen u. eben so viele Pfarrer. — Literatur: Hansen, Staatsbeschreibung des Herzogthums S., Flensburg 1770; — Niemann, Handbuch der Landeskunde, Hamburg 1779, 1 Bd.; — Dörfer, Topographie des Herzogthums S., 2. Aufl., Schlesw. 1816; — Guden, S.-Holstein, Kiel 1833, 1. Bd.; — Schröder, Topographie des Herzogthums S., Schlesw. 1837, 2 Thle.; — Bremer, Beschreibung u. Geschichte von S.-Holstein, Oldenb. u. Schlesw. 1844; — Greve, Geographie u. Geschichte der Herzogthümer S. u. Holstein, Kiel 1844; — Theod. Mügge, Streifzüge in S.-Holstein u. im Norden der Elbe, Frankf. a. M. 1846, 2 Thle.

Geschichte. Zur Zeit der Griechen u. Römer gehörte S. zur cimbrischen Halbinsel u. ward von den Cimbern, später von andern Germanen, welche Handel u. Seeraub trieben u. von denen ein Theil den Zug der Angelsachsen nach Britannien im 5. Jahrh. mitmachte, bewohnt. Dänische Stämme, die v. Norden eindrangen, eroberten bald darauf den größten Theil v. S., so daß die Prov. S., damals Süd-Jütland, zwar seine besondern Fürsten behielt, aber unter Oberhoheit des dänischen Oberkönigs kam. Der erste bekannte Fürst, Gotfrid I., der mit seinem Bruder Sigfrid gemeinschaftlich regirte, bekriegte Karl d. Gr. u. die Obotriten, plünderte 810 die Fürsten von Friesland, ward aber noch in demselben Jahre auf der Jagd ermordet. Da sein Brudersohn u. Nachfolger Hemming schon 811 †, entstand ein blutiger Krieg zwischen Gotfrids u. Sigfrids Nachkommen wegen der Erbfolge. Endlich tödtete Harald Klak den Prätendenten Olaf, bemächtigte sich des Throns u. nahm Gotfrids Söhne, Horik u. Erik, zu Mitregenten an. Diese verdrängten ihn, ließen sich 827 am Kaiserhofe taufen u. kehrten, mit einem kaiserlichen Heere u. von St. Ansgarus begleitet, zurück. Letzterer stiftete in Hedeby oder Ripen eine Kirche u. Schule; weil aber das Christenthum noch wenig Anhänger im Lande fand, ward zur besseren Verbreitung desselben das Erzbisthum Hamburg gegründet. Horik vertrieb den Harald, der von Kaiser Ludwig Walchern u. S. erhielt, rottete das Christenthum in seinem Lande aus u. zerstörte 845 Hamburg, gestattete jedoch später den Neubau einer Kirche in S. u. † 854, worauf sein Sohn, Erich das Kind, ihm folgte, bis 868. Dessen Nachfolger, Gotfrid II., ward 884 auf Anstiften Karls des Dicken ermordet. Sigfrid II. rächte zwar 886 diesen Mord, verlor jedoch 891 bei Lüttich gegen König Arnulf Schlacht u. Leben, worauf der Oberkönig, Gorm der Alte, S. wie ganz Dänemark seiner unmittelbaren Herrschaft unterwarf. König Heinrich I. besiegte 931 Gorm, stellte das Christenthum in S. wieder her u. stiftete das Markgrafenthum S. Die Dänen errichteten zum Schutz ihres Gebiets das Danewerk, erschlugen jedoch bald darauf den Markgrafen u. eroberten das von den Deutschen besetzte Gebiet zurück. Otto der Große behielte 948 die Dänen, stellte die Markgrafschaft wieder her u. bestätigte die von dem Unterkönig Frotho begründeten Bisthümer Ripen u. S., befreite sie auch 965 von aller weltlichen Gerichtsbarkeit. Als König Harald in Dänemark das Christenthum eingeführt hatte, blieb S. bis zur Eiderim unmittelbaren Besitz der dänischen Könige, war jedoch der Gegenstand fortwährender Fehde zwischen den Dänen u. Deutschen, bis 1027 die Eider als Grenze angenommen u. S. von Kaiser Konrad II. an Knut II. den Großen abgetreten ward. S. wurde nun von dän. Statthaltern (Jarlen) regiert, zuweilen aber auch den jüngeren Prinzen als besonderes, doch unter dänischer Hoheit stehendes Land überlassen. Unter König Nikolaus eroberte Knut Laward, Sohn des vorigen Königs Erich I. (III.), 1115 S. u. regierte es als erster Herzog, wurde jedoch 1131 vom Prinzen Magnus, Nikols Sohn, ermordet. Knut ward heilig gesprochen, Magnus jedoch 1134 von den Bürgern zu S. aus Rache ermordet. Waldemar I., Knuts Sohn, erhielt in der Reichstheilung 1147 Jütland zu S. u. wurde 1157 König von Dänemark. Sein Nachfolger, Knut II., ernannte seinen Bruder Waldemar II. 1188 zum Herzog von S., reizte aber dadurch den Statthalter, Bischof Waldemar von S., 1192 zu einer Empörung, in welcher der Bischof unterlag. Als Herzog Waldemar 1203 den dänischen Thron bestieg, ernannte er 1225 seinen dritten Sohn Erich zum Herzog von S., welche Würde jedoch Waldemars jüngerer Sohn Abel, erhielt, als jener vom Vater 1232 zu seinem Mitregenten ernannt worden war. Abel ließ seinen Bruder 1246 ermorden u. ward selbst König, fiel aber 1252 in einem Aufstande, worauf sein Bruder Christoph die Krone empfing. Dieser entriß Abels Söhnen S., ward aber von den Grafen von Holstein gezwungen, es denselben zurück zu geben, führte indeß noch 2 Jahre die Vormundschaft darüber. Abels ältester Sohn, Waldemar III., war bei seines Vaters Tode in Köln wegen eines Todtschlags in Haft, weshalb der Thronerbe Christoph S. in Besitz nahm; doch räumte er es 1254 seinem Bruder ein, der bis 1257 regierte. Seinen Bruder und Nachfolger Erich verjagte 1272 König Erich Glipping, indeß erhielten die Söhne des Vertriebenen nach dessen Tode ihr Erbe zurück. Der ältere, Erich, † bald; der zweite, Waldemar IV., ward, noch minderjährig, 1253 in eine Verschwörung gegen den König verwickelt, gefangen, doch 1254 entlassen, worauf

er die Regierung in S. antrat. Nach einer unruhvollen Regierung † er 1312, u. Erich ward sein Nachfolger, der ebenfalls unter Kriegen mit Dänemark bis 1325 regierte. Als König Christoph 1326 aus dem Reich vertrieben wurde, erhob Graf Gerhard von Holstein seinen Mündel, den Herzog Waldemar V. von S., zum König von Dänemark und erhielt dafür S., das nun mit Holstein vereinigt wurde. Waldemar mußte jedoch 1330 abdanken und erhielt von Gerhard das Herzogthum S. zurück. Er † 1364. Während seiner Regierungszeit ward das Land 1348—51 durch den schwarzen Tod verheert, bald darauf die Westküste durch große Sturmfluthen, unter denen die von 1362 (die große Menschenersäufung), in der 30 Kirchspiele untergegangen seyn sollen, die bedeutendste war, verwüstet. Mit Heinrich erlosch 1385 Abels Stamm, und Graf Gerhard von Holstein wurde 1386 mit S. belehnt und S. mit Holstein vereinigt. Die fernere Geschichte S.s ist mit der von Holstein unzertrennlich verbunden und hat in dem betreffenden Artikel bereits ihre Erledigung gefunden. In den Vordergrund der Geschichte tritt S.-Holstein erst mit dem Ausbruche des Konflikts zwischen ihm und Dänemark hinsichtlich seiner von Dänemark angestrebten Einverleibung in die dänische Gesammtmonarchie. Das diesem Konflikt zu Grunde liegende Rechtsverhältniß haben wir im Artikel Dänemark des Weiteren auseinander gesetzt; die dem berüchtigten offenen Briefe des Königs von Dänemark folgende Bewegung in S.-Holstein und die endliche Erhebung der Herzogthümer im J. 1848, die mit Niedersetzung einer provisorischen Regierung begann, ist in dem Artikel Holstein (Gesch.) erzählt worden, an den wir erst mit dem schleswig-holsteinischen Kriege gegen Dänemark wieder anknüpfen, damit ein Blatt der deutschen Geschichte aufschlagend, auf dem der unsterbliche Ruhm deutscher Tapferkeit und der Ausdauer eines hochherzigen Volkes, aber auch die unvergängliche Schmach, die eine treulose Politik über das Vaterland gebracht, in großen Zügen geschrieben ist.

Hatte schon der deutsche Bundestag, dessen Politik doch bekanntlich andere Wege verfolgte, als die Ehre der deutschen Nation, sich für die unverkümmerte Aufrechterhaltung der Rechte der Herzogthümer S. und Holstein ausgesprochen, so geschah dies noch entschiedener von Seiten des Vorparlaments, das die Sache S.-Holsteins für eine deutsche erklärte. Preußen, Hannover, Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig übernahmen es, die Herzogthümer gegen Dänemark, das mit aller Kraft rüstete, zu vertheidigen. Indeß geschah der Marsch mit einer Langsamkeit, die von dem Eifer der Regierungen kein günstiges Zeugniß ablegte, namentlich war es Preußen, dessen Verhalten schon damals gerechten Grund zum Argwohn gab. Preußische Diplomaten stellten in Kopenhagen vor, daß ihr Herrscher im Interesse des Dänen-Königs einschreite, damit verhütet werde, daß revolutionäre Elemente sich in die Bewegung mischten und sie zu einer republikanischen machten; man möge die übereilten Schritte zurücknehmen, die gerechten Volkswünsche befriedigen, über die streitigen Punkte Verhandlungen anknüpfen. Der Fanatismus der Dänen verhinderte den König, diese Vorschläge anzunehmen, und drängte ihn zum Kriege. Die Rüstungen der Herzogthümer wurden aufs Eifrigste betrieben. Innerhalb 14 Tagen waren die Bataillone vervollständigt; ein Heer von fast 10,000 M. war gesammelt, ausgerüstet, eingeübt, mit Artillerie und Munition versehen. Den Oberbefehl führte der Prinz von Noer, Chef des Generalstabes war Oberst Fabricius, früher in griechischen Diensten Kommandant von Nauplia. Sämmtliche Truppen koncentrirten sich im Norden; ihnen gegenüber sammelte sich die dänische Armee bei Kolding. Die ersten Vorpostengefechte zeigten eine so überlegene Anzahl der Feinde, daß der Prinz von Noer Apenrade räumte und sich in die Stellung von Bau zurückzog. Diese Stellung lehnt sich an ein durchschnittenes Terrain, an Hügel und Wälder und ist gegen einen Angriff von der Landseite völlig gedeckt, wogegen sie leicht umgangen und einzelne Abtheilungen abgeschnitten werden können, wenn der Feind von der Land- und Seeseite zugleich angreift. Das war der Plan der Dänen, und er gelang vollkommen. Während ihre Truppen zum Angriffe schritten, landeten Dampf- u. Segelschiffe mehre Bataillone, denen der Prinz von Noer nur eins entgegenstellen konnte. Obgleich ein dänisches Dampfschiff durch wohlgezielte Kanonenschüsse dienstunfähig gemacht wurde, so gelang doch die Landung und damit die Umgehung. Dennoch erreichten die Dänen an diesem Tage (8. April), trotz drei gleichzeitiger Angriffe, nicht viel. Zwar mußten die deutschen Truppen die dem Feuer der Schiffskanonen ausgesetzten Stellungen räumen, aber die übrigen behaupteten sie. Am 9. erneuerte sich der Kampf heftiger. Um das jenseitige Centrum zu sprengen, drangen dänische Truppenmassen, von Geschütz und Reiterei unterstützt, rasch gegen die deutschen Truppen und Freischaaren vor, die mit Löwenmuth stritten. Reihenweise stürzten die Feinde von ihren Schüssen nieder, während die kleine Schaar nur dem Umstand ihre Rettung verdankte, daß die Dänen zu hoch schossen. Noch arbeitete der feindlichen Uebermacht Verrath in die Hände; der Müller von Krusau signalisirte nämlich von seiner Mühle aus alle Bewegungen der deutschen Truppen, bis er entdeckt und erschossen wurde. Nach langem Kampfe mußte die unhaltbare Stellung aufgegeben werden. Der rechte Flügel, aus Jägern, Turnern und kieler Studenten bestehend, wurde dabei abgeschnitten und nach hartnäckigem Widerstande großentheils gefangen genommen. Das 6. Bataillon nahm die weichenden Schaaren auf, mit großer Tapferkeit den Rückzug gegen vier dänische Bataillone deckend. Der empfindlichste Verlust traf die braven Streiter in Flensburg, indem der nördliche Stadttheil seine dänischen Gesinnungen durch Antheil-

nahme am Kampfe in der Weise bethätigte, daß die dort wohnende Bevölkerung durch wohlgezielte Schüsse aus den Fenstern und Steinwürfe den auf die Deutschen einhauenden dänischen Reitern die blutige Arbeit erleichterten. Der Prinz zog sich bis Wittensee in der Nähe von Eckernförde zurück, wo eine Landung erwartet wurde. Das dazwischen liegende Land, Flensburg, selbst die Stadt Schleswig fiel in Feindes Hand. An eine Ausübung des Kriegsrechts war von Seiten der Dänen nicht zu denken. Wo sie hausten, mißhandelten sie die deutschgesinnten Einwohner, schleppten Beamte, Pfarrer, Aerzte, Pächter, Kaufleute auf ihre Schiffe und in die Gefangenschaft, während die Deutschen ihre Feinde, die Werkzeuge und Späher des Dänenkönigs, hatten abziehen lassen, ohne ihnen ein Haar zu krümmen. Weit entfernt, den Muth der deutschen Kämpfer niederzuschlagen, steigerten diese ersten ungünstigen Ereignisse vielmehr die Erbitterung. Die Landesbewaffnung wurde mit erneutem Eifer fortgesetzt, aus allen Theilen des dem Kampfe mit Spannung folgenden Deutschlands strömten Freischaaren herbei, nach und nach zu zehntausend Mann anschwellend, ein buntes Gemisch, begeisterte Freiheitsfreunde, schlagfertige Jugend, berliner Barrikadenkämpfer, Abenteurer ꝛc. Gleichzeitig marschirten Preußen, Braunschweiger, Hannoveraner, Oldenburger und Mecklenburger ein, zusammen 24,000 Mann, so daß mit Einschluß der Schleswig-Holsteiner und Freischaaren eine schlagfertige Macht dastand, die stark genug war, um die Feinde jeden Augenblick aus dem Lande jagen zu können. Aber schon jetzt zeigte sich der Einfluß jener unseligen Politik, die im Angesichte des für seine Ehre glühenden Vaterlands mit doppelten Karten spielte und den Feind eher begünstigte, als ihm Abbruch that. Die deutschen Truppen verließen Rendsburg und dessen Umgegend nicht, die Streifwachen gingen nie weiter, als bis zur Eider, so daß der Boden von S. preis gegeben wurde. Dieses damals Vielen unbegreifliche Zögern rechtfertigte den dänischen Uebermuth, die Prahlereien, daß kein deutscher Soldat S. betreten dürfe, daß die Ueberschreitung der Eider eine Kriegserklärung Seitens Englands und Rußlands hervorrufen und ein russisches Landungsheer von 160,000 Mann an die Küste ziehen würden. Unterhandlungen mit Dänemark über den Frieden, Unterhandlungen zwischen den einzelnen Bundesstaaten, welcher General den Oberbefehl übernehmen solle, veranlaßten dieses Zaudern, und als endlich wirklich alle diplomatischen Beziehungen abgebrochen waren, handelte es sich noch um eine Formalität, daß nämlich der König von Preußen den ausdrücklichen Befehl zum Einmarsche in S. ertheilte. Erst als auch dieser Stein des Anstoßes beseitigt war, brachen die kampflustigen Truppen auf. Ihrem Marsche ging ein glänzendes Vorpostengefecht voran, indem die Freischaar des Majors von der Tann eine dreifache dänische Truppenmacht im eckernförder Walde zurückschlug. Am 23. April, Morgens 5 Uhr, brachen die preußischen Kanonen an allen Punkten auf, gegen die Dänen, die sich bei Danewerk verschanzt hatten. Wie im Fluge wurden die Verschanzungen erobert, worauf sich die Kolonnen theilten, so daß sich Oberst v. Bonin mit den beiden Linienregimentern links um Bustorf herum zog, der Obergeneral v. Wrangel dagegen mit den Garderegimentern auf der Chaussee von Bustorf weiter marschirte. Bei letzterem Orte stand das Gefecht eine Zeit lang. Bonin hatte nur 2 Geschütze, mit denen sich nichts Erhebliches ausrichten ließ; dennoch zwangen seine neuenburger Scharfschützen die dänische Artillerie zur Flucht, die Garden bekamen dadurch Luft und drangen mit Hurrahruf über die Höhen vor. Die Dänen wichen; ein Theil wurde von der Straße ab in die gegen die Schley hin befindliche sumpfige Niederung gedrängt, und was sich nicht durch Schwimmen rettete, fiel unter den preußischen Kugeln oder ertrank. Das Schlachtfeld war mit Todten besät, 40 Mann Dänen mit einem Hauptmann wurden gefangen; Bustorf und Friedrichsberg waren etwa um 2 Uhr in den Händen der Preußen. Zwar warfen sich die dänischen Jäger in die Häuser, setzten den Kampf noch einige Zeit fort und steckten durch Leuchtkugeln einige Häuser von Bustorf in Brand; aber bald hörte man auf, den Besitz dieses Stadttheiles streitig zu machen. Die preußischen Garden besetzten die Stadt und begannen das Gefecht gegen das Schloß Gottorp, das die dänische Garde, etwa 500 Mann stark, vertheidigte, indem sie mit dem schweren Geschütz den Damm bestrich, der Friedrichsberg und Gottorp verbindet. Die beabsichtigte Sprengung desselben mißglückte, weil das in Folge des herrschenden Ostwindes sehr hohe Wasser das Pulver näßte und die Mine nur wenige Steine hob. Mittlerweile aber hatte Bonin seine Truppen in westlicher Richtung um Schleswig herum in die Gehölze zwischen Schubsy und Schleswig geführt, und im Pulverholze entspann sich ein heftiges Artillerie- und Scharfschützenfeuer. Das 20. Regiment, meist Pommern, litt sehr; gute Dienste leisteten die bracklowschen Scharfschützen, das einzige nicht preußische Militär, das an diesem Tage ins Feuer kam. Ein Theil des schleswig-holsteinischen Linienmilitärs rückte mit den Reserven des Nachmittags in die Stadt. Noch nach 7 Uhr Abends hörte man hier Kanonendonner; aber jetzt drangen die Preußen gegen Königswille und die flensburger Chaussee vor, so daß die Dänen um ihre Rückzugslinie besorgt wurden. Am Abend räumten sie Schloß Gottorp, aber die Preußen wagten nicht, dasselbe zu besetzen, weil die Pulverfässer im Keller und die angeblich nach Neuwerk hinunter gelegten Minen Vorsicht geboten. Die Stadt Schleswig war genommen, die Hauptmasse der Dänen stand schon eine halbe Stunde rückwärts, die Schlacht war an allen Punkten gewonnen. Sonntag Abends, den 23., war das preußische Hauptquartier in Schleswig, wo General Wrangel und Fürst Radziwill sich befanden; Bonin hatte das seinige bei Danewerk und Husby,

General Halkett mit den gar nicht bei dem Gefechte betheiligten Truppen des 10. Armeecorps stand weit zurück bei Stontenmühle, in der Nähe von Duvenstedt. Die Dänen hatten in dieser Schlacht etwa 12,000 Mann im Gefechte gehabt, auf deutscher Seite hatten vier preußische Regimenter gestritten. Im Allgemeinen hatten sich die Dänen nicht schlecht geschlagen, indeß hatten sie auf freiem Felde nie Stand gehalten vor dem Hurrah der Preußen. Die abschließliche Täuschung der Gemeinen, daß die Preußen nicht kämen, und daß sie sich durch die als Preußen verkleideten Freischaaren nicht schrecken lassen möchten, rächte sich durch die Entmuthigung der Truppen, als sie sich auf ein Mal den wirklichen Preußen gegenüber befanden. Der Rückzug der Dänen ging in guter Ordnung von Statten, bis eine Meile von Flensburg, wo die Reiterei des bis dahin in der Reserve befindlichen 10. Armeecorps (unter General Halkett) die dänische Nachhut gefangen nahm. Dieser Sieg verbreitete einem panischen Schrecken unter den Flüchtlingen in Flensburg, gegen welchen General Hedemann vergebens alle Anstrengungen aufbot; indeß verfolgten die Deutschen ihren Sieg nicht, sondern blieben die Nacht bei Oevensee, so daß die Dänen mit der Angst davon kamen, ja sogar in der Nacht theilweise zurückkehrten, um ihr zurückgelassenes Gepäck nachzuholen. In Flensburg selbst wurden den andern Morgen nur ein Paar Schüsse mit den feindlichen Kanonenbooten gewechselt. Die dänische Armee kam nicht wieder zum Stehen, war aber keineswegs aufgelöst, sondern begab sich in ziemlich gutem Zustande nach der Insel Alsen. Nur die Reiterei, die 3. Batterie und ein Jägercorps wandten sich nordwärts. Damit waren den deutschen Truppen die Früchte ihres schönen Siegs aus den Händen gespielt; denn wenn zwar auch die mobile Division des 10. Armeecorps am 27. April von Höckerup und Umgegend bis an die Küste Alsen gegenüber kam und durch ihren bloßen Anblick den Feind aus seinen dort angelegten Verschanzungen trieb, so war der Uebergang nach der Insel Alsen doch nicht thunlich. Der Meeresarm zwischen der Insel und dem Festlande hat eine starke Strömung und wurde durch dänische Schiffe vertheidigt; die gegenüberliegende Küste war stark verschanzt und starrte von Geschützen. Man mußte mithin das dänische Heer unbeschäftigt lassen, auf die Gefahr hin, daß es sich einschiffen und irgendwo im Rücken landen werde. Der Weg nach Jütland lag nun offen. Am 2. Mai brachen die Preußen von Christiansfeld, die beiden Brigaden Bonin und Möllendorf, 12,000 Mann stark, mit ihnen die schleswig-holsteinische Armee unter dem Prinzen Friedrich von Augustenburg und die zastrowsche Freischaar dahin auf. Die Preußen zogen gerades Weges auf Kolding, gegen welchen Ort Prinz Friedrich eine Flankenbewegung ausführte, um die Dänen zu umzingeln, wenn sie noch angetroffen werden sollten, was jedoch nicht der Fall war, da sie die starke Stellung von Kolding geräumt hatten. Die Festung Friedericia ergab sich am Abend desselben Tages einer Patrouille; die Dänen hatten sich unter Mitnahme des Materials nach Fühnen eingeschifft, mit Ausnahme einer kleinen Abtheilung, welche sich in den äußersten Norden von Jütland zurückzog. Dänemark erkannte wohl, daß seine kriegerische Macht dem deutschen Muthe nicht gewachsen war, und griff zu andern Waffen. Von Kopenhagen aus erklärte König Friedrich die Häfen, Küstenstrecken und Flußmündungen der Staaten Preußen, Hannover, Mecklenburg und Oldenburg, ferner der 3 freien Städte, so wie die Häfen seiner eigenen Lande, so weit sie von jenen Staaten besetzt seyen, in Belagerungszustand und ertheilte seinen Kriegsschiffen den Befehl, sowohl dänischen, als alliirten, freundschaftlichen oder neutralen Schiffen kein Einlaufen zu gestatten. Der dänische Flottenbefehlshaber Steen Bille drohte, für die Besetzung Jütlands, die mit dem 3. Mai ihren Anfang genommen hatte, an den Ostseehäfen sich rächen zu wollen; Wrangel soll jedoch geantwortet haben: „Lassen Sie sich gesagt seyn, daß für jedes Haus, welches die dänische Marine an den deutschen Küsten in Brand stecken sollte, in Jütland ein Dorf brennen wird". Die Drohung blieb nun unausgeführt, dagegen griffen die Dänen Friedericia an. Unvermuthet zeigte sich einer ihrer Kriegsdampfer mit 6 Kanonenbooten und eröffnete ein starkes Feuer gegen die Stadt. Eine ungeheure Menge von schweren Geschossen richtete die größte Verheerung in den Privathäusern an, schlug in das Gotteshaus ein, sprengte ein Pulvermagazin in die Luft, brannte ein Arsenal nieder, tödtete mehre Bauern und setzte Alles in einen panischen Schrecken, nur die Preußen nicht, die einfach ihr Fußvolk aus der Schußweite zogen, mit 8 glücklich vertheilten einfachen Sechspfündern u. 2 Haubitzen 2 Kanonenboote zu Grunde richteten, das Dampfschiff zum Rückzuge zwangen und in Middelfahrt mehre Häuser in Brand steckten, während die Besetzung von Jütland ihren Fortgang nahm. Wrangel hatte sein Hauptquartier in Kolding, der Fürst von Augustenburg das seinige in Veile; am 18. Mai war die ganze Linie von Rendsburg über Schleswig, Flensburg, Apenrade, Hadersleben, Christiansfeld u. Kolding bis Veile besetzt. Als Repressalie gegen die dänischen Seeräubereien schrieb Wrangel in Jütland eine Kontribution von 2 Millionen Species aus, die zurückerstattet werden solle, falls Dänemark das unter Beschlag liegende deutsche Eigenthum freigebe und Ersatz für den Deutschland zugefügten Schaden leiste. Diese Kontribution wurde jedoch nie eingetrieben; denn schon umdüsterte sich der Horizont, auswärtige Bündnisse und noch mehr innere Zwietracht vernichteten die schönen Erfolge der deutschen Waffen. Schweden und Norwegen sagten ihren nordischen Brüdern Unterstützung zu und sendeten wirklich nach Schonen ein Heer, das die dänischen Inseln besetzen, aber nur defensiv verfahren sollte, „um den Norden zu schützen"; auch den deutschen Handel wollte Schweden u. Norwegen nicht beeinträchtigen. Eine drohen-

dere Stellung nahm England an, auf alte Verträge sich berufend, in denen es Dänemark seinen Länderbestand garantirt habe. Endlich, und das fiel wohl am meisten in die Wage, erklärte Rußland die Besetzung Jütlands für einen Krigsfall. Diese Einigkeit des Auslandes hätte die deutschen Regierungen auf die Nothwendigkeit festen Zusammenwirkens aufmerksam machen sollen; statt dessen aber schürte sie nur ihre Zwietracht, um so mehr, als die Mehrheit derselben von Anfang an dem Kriege abgeneigt gewesen war und nur gezwungen dem damals so mächtigen Volkswillen nachgegeben hatte. Hannover verweigerte die Vervollständigung seines Kontingents, u. Preußen erklärte darauf, daß es die Lasten und Verantwortlichkeit eines Bundeskrieges gegen Dänemark nicht allein übernehmen könne. So begannen die siegreichen deutschen Truppen in Jütland ihren Rückzug; am 28. Mai befand sich das Hauptquartier schon wieder in Flensburg, und als hätte sich Alles vereinigen sollen, die Zuversicht der Dänen zu steigern, errangen sie am 28. Mai einen Vortheil. Die deutschen Truppen waren eben damit beschäftigt, ihre vor Alsen stehenden Vorposten abzulösen, wovon die Dänen Kunde haben mußten, als die Feinde, bedeutend verstärkt durch neue, von Fühnen zugezogene Corps, eine Landung am diesseitigen Ufer unternahmen, die man, mit den eigenen Truppenbewegungen beschäftigt, nicht bedeutsam erachtet zu haben scheint, bis man sich, bald nach Aufstellung der neuen Vorposten, plötzlich von einer großen Truppenmacht unter den düppeler Höhen angegriffen sah, während gleichzeitig westlich von Eckensund eine fernere Landung mit Schiffen und Kanonenbooten versucht wurde. Dennoch gelang den Dänen die beabsichtigte Spaltung der deutschen Streitkräfte nur in geringem Maße. Ein heißer Kampf entspann sich auf den düppeler Höhen; auf beiden Seiten führte das Geschützfeuer bedeutende Verluste herbei. Die Dänen, 8000 gegen 7000 M. stark, fochten tapfer unter dem Schutze der Schiffskanonen u. der auf dem Lande zur Seite aufgestellten Geschütze, so daß nach mehrstündigem heißen Kampfe sich die deutschen Truppen veranlaßt sahen, den Rückzug über Gravenstein und nördlich davon bis gegen Quars anzutreten. Der Rückzug des Hauptcorps unter Wrangel wurde so weit fortgesetzt, daß auch ein Theil des nördlichen S.s, Apenrade und Flensburg, geräumt wurden.

Ueber die schwebenden diplomatischen Verhandlungen verbreiteten sich unheilvolle Gerüchte. Lord Palmerston sollte gefordert und erlangt haben, daß Nordschleswig vorläufig geräumt und später an Dänemark abgetreten werde. Dagegen eilten Abgeordnete nach Frankfurt, die Hülfe des Bundes und der Nationalversammlung nachzusuchen. Der vor seinem Verscheiden so überaus volksthümlich und patriotisch gesinnte Bundestag sprach sich zuerst aus, indem er die Erklärung abgab, es stehe kein Hinderniß entgegen, daß das deutsche Heer Nordschleswig wieder besetze. In der Reichsversammlung berichtete Heckscher über die Sachlage. Im Norden habe sich die Meinung festgestellt, daß Jütland aus politischen, das nördliche S. aus strategischen Gründen geräumt sey. Die Lage der Dinge habe eine ganze Reihe von Anträgen und Bittschriften hervorgerufen, in denen die Sicherstellung von S.-Holstein gegen Kriegsgefahr und Zerstückelung gefordert werde. Dem Ausschusse sey unzweifelhaft, daß S.-Holstein das unantastbare Recht habe auf Untheilbarkeit und auf die Thronfolge des Mannsstammes, und er richte demnach sein Gutachten dahin, daß die Nationalversammlung erkläre, daß die schleswig-holsteinische Sache als Angelegenheit der Nation in den Bereich ihrer Wirksamkeit gehöre, und daß bei dem Friedensschlusse das Recht S.-Holsteins und die Ehre Deutschlands gewahrt werde. Die nun folgende Verhandlung war lang und inhaltreich, und wenn auch manche Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf untergeordnete Punkte zum Vorschein kamen, so waren doch alle Stimmen darüber einig, daß die Sache der Herzogthümer die Sache Deutschlands sey, und daß Deutschland mit seiner Ehre für die Durchführung derselben einstehe. Der Reichstag beschloß, daß der Krieg energisch fortgeführt und bei dem Friedensschlß die Ehre Deutschlands gewahrt werde, behielt sich aber, auch in dieser Sache an Halbheit kränkelnd, die Ratifikation des Friedens nicht vor. Trotz dieses Beschlusses war wenig Aussicht vorhanden, daß der Krieg mit Energie fortgeführt werde. Die Besorgniß der Diplomatie, einen Volkskrieg zu entzünden, dessen Begeisterung in dem übrigen Deutschland einen mächtigen Wiederhall finden könnte, war fast noch größer, als ihre Scheu vor einer Kollision mit dem Auslande. Aus diesem Grunde war man den zu Hülfe eilenden Freischaaren von vorn herein mit der größten Mißachtung begegnet. Die Anwesenheit mancher zweideutigen Subjekte unter diesen begeisterten Schaaren, der Mangel an Disciplin, der sich hie und da kund gab, diese und andere Gebrechen, deren Abstellung nicht so gar schwer gewesen wäre, wurden mit den grellsten Farben dargestellt, um das Freischaarenwesen überhaupt in Mißkredit zu bringen und die gehässigsten Maßregeln gegen die in den Herzogthümern fechtenden Freiwilligen zu rechtfertigen. Man ließ sie ungestraft verohnen, selbst ihre Kranken mißhandeln, und hielt sie geflissentlich aus dem Feuer entfernt, so große Tapferkeit sie auch in den ersten Gefechten bewiesen hatten. Bei Gelegenheit des Rückzugs aus Jütland sprach man endlich ihre Auflösung aus, und nur der kleinere Theil wurde beibehalten, nachdem die Treulosigkeit der Dänen sich offenkundig gezeigt hatte.

Die Feindseligkeiten wurden zuerst von Seite der deutschen Truppen wieder aufgenommen. Am 5. Juni schrieb Wrangel zu Ehren des Königs von Hannover eine große Parade aus, die ein Zusammenziehen der Truppen gestattete, ohne daß es auf einen Angriff abgesehen zu seyn schien. Es handelte sich um einen Ueberfall der dänischen Truppen im Sundewitt. Die

3 Kolonnen der Deutschen setzten sich gleich nach der Parade in Bewegung und stießen um Mittag auf die feindliche Stellung bei Rübel. Diese Position wurde tapfer bestürmt und genommen, der Feind aus den Gehölzen auf die düppeler Schanzen getrieben, wo das Gefecht zum Stehen kam. Das Feuer aus den dortigen starken, für unbezwinglich geltenden Schanzen, von den Kriegsschiffen der Dänen unterstützt, war so stark und verheerend, daß der Angriff aufgegeben werden mußte. Dagegen erfocht 2 Tage später das tannsche Freicorps einen entscheidenden Sieg. In diesem Corps waren jetzt außer den Bracklowern alle Freischaaren, noch 600 an der Zahl, verschmolzen. Ihre Reihen waren gesäubert von allen Unbrauchbaren und von Allen, die nicht mit Leib und Seele bei der Sache waren; auch waren sie besser gekleidet und ausgerüstet worden. Sey es ihres ungestümen Muthes wegen, oder, wie von Vielen behauptet wird, als leicht entbehrliches Kanonenfutter, wurden sie, sobald sie von Rendsburg aus die Armee erreicht hatten, sogleich vorgeschoben und trafen zwischen Flensburg und Apenrade auf dänische Vorposten, auf eine kleine Abtheilung Husaren. Sofort sprang eine Kompagnie von den Wagen, auf denen sie, um die Feinde zu überraschen, vorwärts geeilt waren, legte sich hinter die nächsten Hecken und machte tüchtige Lücken in dem Haufen der Husaren, die sich schnell zurückzogen. Sie waren der Vortrupp eines aus einer Abtheilung Infanterie und Jäger, 3 Schwadronen Husaren und 2 Kanonen bestehenden dänischen Corps, welches ausgesendet war, um das Freicorps, dessen unbeschütztes Vorrücken dem Feinde gemeldet worden war, zu vernichten. Zu spät aber erfuhren die Dänen, daß man eine kampfbegierige Freischaar nicht nach der Kopfzahl berechnen darf. Ein heftiges Gewehrfeuer richtete ein großes Blutbad unter der dänischen Infanterie an, und nach heftigem Widerstand zog sie sich vor dem ungestümen Andrange in den Schutz ihrer Kanonen zurück, die nun ein heftiges Kartätschenfeuer begannen. Jeden Schuß beantworteten die jungen Helden mit einem furchtbar schauerlichen Hurrah und stürmten unaufhaltsam auf die Geschütze los. Alle Artilleristen wurden neben ihren Kanonen niedergeschossen, niedergehauen oder gefangen genommen. Auch der gefährlichste Feind, die bis zur Tollkühnheit verwegenen, behenden dänischen Husaren, 3 Schwadronen, die im Galopp heranstürmten und mit anerkennenswerthestem Heldenmuthe auf ihren schlanken Rossen hoch über die Hecken setzten, wurden in Masse niedergeschossen und ergriffen die Flucht, so daß Tann ohne irgend eine Unterstützung den vollständigsten Sieg errungen hatte. Tann führte als Siegeszeichen eine Kanone mit sich fort (die andere mußte er wegen Mangel an Geschirr stehen lassen), einen Munitionswagen, einen Offiziersgepäckwagen, alle 3 mit voller Bespannung, 22 Reitpferde mit vollem Sattelzeuge und einen Haufen Gefangene, darunter Offiziere, Artilleristen, Husaren, Infanterie und Jäger. Die ruhmbedeckte Freischaar bestand zum größten Theile aus denselben Leuten, die unter demselben Führer das erste glänzende Gefecht bestanden, vielen berliner, bonner und kölner Studenten und Bürgern, einer Schaar aus Halle, Tübingen, Heidelberg, Jena, München, Hamburg und Lübeck, die übrigen aus Kiel und den Herzogthümern S.-Holstein. Das Corps brach nun nach Apenrade auf, wo es sich auf 1000 Mann verstärkte und furchtbar verbarrikadirte. Am 28. Juni früh setzte sich fast die ganze deutsche Armee von ihren Standorten gegen Norden in Bewegung, um den Dänen, die sich in Hadersleben verschanzt hatten und eine Schlacht anzubieten schienen, das mit Sehnsucht erwartete Treffen zu liefern. Allein das dänische Heer entfernte sich schleunig. Eine Kompagnie holsteinischer Jäger und einige Abtheilungen preußischer Husaren nahmen dem Feinde etwa 50 Gefangene ab und verwundeten einige. Am 29. stand man den Dänen gegenüber. Die Vorhut machte einen Angriff auf Hadersleben, das man am Morgen des 30. ernstlich angreifen wollte, fand aber die Stadt leer, da die Dänen den Pferden Socken angezogen u. die Kanonenräder mit Stroh umwickelt hatten, um unbemerkt über die jütische Grenze zu entkommen, wohin ihnen Wrangel nicht folgen durfte. Damit war der letzte Lorbeer in diesem Feldzuge errungen, denn es begann nun der traurigste Theil der Verwickelung, die diplomatischen Verhandlungen. Der Krieg schlief ein, wenigstens auf der deutschen Seite. Die Dänen versuchten zwar noch manche Ueberfälle, die zum Theil glückten, da sie von dem durchschnittenen, von Hecken durchzogenen Boden begünstigt wurden; die Deutschen hielten sich so streng auf die Defensive, daß sie den Angreifenden bis zur jütischen Grenze folgten und dann regelmäßig Halt machten. Um so thätiger waren die Federn der Diplomaten. Die Unterhandlungen, mit denen der Bundestag Preußen beauftragt hatte, wurden unter englischer Vermittelung bis zum Anfange des Juli fortgeführt, wo sich England von seinem Amte lossagte und Schweden das Mittleramt übernahm. Dieses neue Stadium der schleswig-holsteinischen Sache war für dieselbe ungünstiger, als das erste. Die auswärtigen Mächte gaben für Dänemark günstige Erklärungen ab. Frankreich mischte sich zur Erhaltung der Verträge von 1720 ein, England verließ seine neutrale Stellung und neigte sich Dänemark zu, Rußland versprach im Fall eines Wiederausbruches der Feindseligkeiten seine aktive Unterstützung, Schweden war zu einer gleichen Handlungsweise durch bestimmte, Dänemark gegenüber übernommene Verbindlichkeiten genöthigt. In Malmö wurde ein erster Entwurf eines Waffenstillstandes unterzeichnet, in Bellevue am 29. Juli ein zweiter. Der Reichsverweser ratificirte diesen Vertrag unter den folgenden zusätzlichen Bedingungen: 1) daß die zur Bildung einer gemeinsamen Regierung für die Herzogthümer zu wählenden Personen noch vor dem Abschluß des Waffenstillstandes namentlich genannt und vereinbart würden; 2) daß bezüglich der Gesetzgebung der Status quo erhalten werde, also die in S.-Hol-

stein bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes erlassenen Gesetze und Verordnungen ihre Kraft behielten; 3) daß die in den Herzogthümern zurückbleibenden Truppen sämmtlich unter dem Befehl des deutschen Oberbefehlshabers blieben. Preußen schloß indessen am 26. August zu Malmö einen Waffenstillstand ab, in dem diese Bedingungen nicht eingehalten wurden. Derselbe sagte: „1) Es bleibt Waffenruhe auf die Dauer von 7 Monaten (nach den frühern Entwürfen nur für 3 Monate); 2) alle u. jede v. 17. März an für die Herzogthümer erlassenen Gesetze und Verordnungen werden aufgehoben, doch steht es der neuen Regierung frei, diejenigen Verfügungen wieder herzustellen, welche ihr räthlich erscheinen; 3) die neue Regierung wird aus 2 von dem Könige von Dänemark und aus 2 von dem Könige von Preußen im Namen des deutschen Bundes gewählten Mitgliedern gebildet, der Präsident wird von Preußen und Dänemark gemeinschaftlich gewählt; 4) die Dänen räumen die Herzogthümer, von den deutschen Bundestruppen bleiben dort 2000 Mann zurück, die aus S. gebürtigen Truppen werden von den holsteinischen getrennt; 5) die aufgebrachten deutschen Schiffe werden zurückgegeben, die Preußen stellen zurück, was sie in Jütland an Kontribution erhoben haben". Von der Reichsgewalt war in diesem Vertrage keine Rede; Preußen unterhandelte und kontrahirte im Namen des deutschen Bundes und vollzog damit die erste offene Gewaltthat gegen die in Frankfurt proklamirte und von den deutschen Regierungen anerkannte Souveränetät der deutschen Nation. Lange schon hatten die Herzogthümer mit Unwillen gefühlt, wie die fremde Diplomatie den Willen ihres Volkes nicht beachtete und ihre Regierung geringschätzte; als nun gar am 3. September der Inhalt des Waffenstillstandes verlautete und zugleich bekannt wurde, daß Graf Moltke, der Urheber des Gesammtstaates, an der Spitze der provisorischen Regierung stehen werde, da drängte der Unmuth über eine solch treulose Behandlung zu einer energischen That. Am 4. September wurde die erste Sitzung der Landesversammlung eröffnet, und der Präsident Bargum verlas die Waffenstillstandsdokumente. Gesprochen wurde wenig; es genügte, darauf hinzuweisen, daß die Gesetze seit dem 17. März die ganze innere, auf den tiefsten Bedürfnissen des Landes ruhende Verfassung S.-Holsteins enthielten, daß durch die Aufhebung dieser Gesetze die Landesversammlung selbst aufgehoben sey, vernichtet, ohne daß man der Regierung nur einmal eine Anzeige gemacht habe. Jensen, der Landvogt von Sylt, stellte ohne weitläufige Motivirung den Antrag; „Die Landesversammlung beschließt: 1) die konstituirende Versammlung kann wider ihren Willen weder aufgelöst, noch vertagt werden; 2) jede Veränderung in der bestehenden Landesregierung bedarf der Zustimmung der Landesversammlung; 3) alle seit dem 24. März 1848 von der provisorischen Regierung S.-Holsteins erlassenen Gesetze können nur mit Zustimmung der Landesversammlung verändert od. aufgehoben werden; 4) ohne Zustimmung der Landesversammlung kann kein neues Gesetz erlassen und keine Steuer neu aufgelegt werden; 5) alle bestehenden Steuern und Abgaben, so wie andere Staatseinkünfte werden bis zum 31. Dec. 1848 von der durch die Landesversammlung anerkannten Landesregierung fort erhoben." Dieser Antrag wurde ohne eigentliche Diskussion von den anwesenden 101 Mitgliedern einstimmig angenommen, ein anderer von Olshausen, die Versammlung möge die sofortige Abfassung und Einsendung einer Eingabe an den Reichsverweser und eine andere an die Nationalversammlung mit Darlegung der Gründe, welche die Annahme des Waffenstillstandes unmöglich machen, und mit der Bitte um die Nichtgenehmigung desselben beschließen, mit 91 gegen 10 Stimmen genehmigt, mit großer Majorität ein dritter v. Jensen, die Versammlung möge sofort den frühern Beschluß zunächst einfach der Reichsgewalt und der Nationalversammlung anzeigen, vorbehaltlich gründlicherer Motivirung. Die Hoffnung des Landes war auf die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt gestellt, welche die erste Mittheilung über den Waffenstillstand am 4. September durch den Reichsminister des Aeußern erhielt. Mit verlesen wurde ein Schreiben des preußischen Ministers von Camphausen, das sich des Weiteren über die Nichterwähnung der Centralgewalt verbreitete. Der Ausdruck „deutscher Bund" sey der allein richtige, der deutsche Bund sey nicht aufgehoben, sondern bloß der Bundestag, und das Ausland kenne bis jetzt nur einen deutschen Bund. Preußen habe sich bei dem Abschlusse bemüht, dem Vertrauen der Centralgewalt möglichst zu entsprechen. Die lange Dauer des Waffenstillstandes habe den Vortheil, daß Deutschland sich besser zum Kriege rüsten und für die Anschaffung einer Flotte sorgen könne. Die Beschwerden gegen den Waffenstillstand stellte Dahlmann in den Fragen zusammen: „Ist es wahr, daß die provisorische Regierung von S.-Holstein aufgelöst u. ihre Verordnungen zurückgenommen, daß dadurch dieselbe als ungesetzliche Gewalt erklärt werden soll? Daß Graf Moltke, der verhaßteste Mann in den Herzogthümern, die Regierung übernehmen soll? Daß die schleswig-holsteinischen Truppen getrennt, durch die lange Dauer des Waffenstillstandes die günstigste Jahreszeit zum Kriegführen für Deutschland verloren gehen soll?" Dahlmann forderte Sistirung der militärischen und sonstigen Maßregeln zur Ausführung des Waffenstillstandes im Namen der Lande, die sonst in Anarchie gestürzt würden, im Namen der Ehre Deutschlands. Kein nachfolgender Redner vermochte das Gewicht dieser Thatsachen zu entkräften; auch versuchte Niemand eine Rechtfertigung des Waffenstillstandes selbst. Nur aus Gründen der Nothwendigkeit riethen die Mitglieder von der rechten Seite des Hauses zur Nachgiebigkeit, welchen Begriff sie auch dabei noch umschrieben, indem sie vor der Hand schon mit einem Vertagen des Entschlusses zufrieden seyn zu wollen erklärten. Zimmermann von Stuttgart dagegen nannte den Waffenstillstand von Malmö den zweiten basler Frieden Preußens, und würde ein solcher

hier gebilligt, so sollten nun die Glocken auf der Paulskirche und allen Thürmen der Stadt geläutet werden, wie damals bei der Verkündigung der Reichsverweserwahl, aber jetzt zum Grabgeläute der deutschen Sache. Nachdem Schmerling die Frage als Kabinetsfrage erklärt und Wurm für den Mehrheitsantrag des Ausschusses das Wort ergriffen hatte, ward unter großer Bewegung der Versammlung zur namentlichen Abstimmung geschritten, und zwar zuerst über den Antrag der Ausschußminderheit: daß die Sistirung der Rückmärsche nicht ausgesprochen würde vor Erledigung der Waffenstillstandsfrage. Mit 244 gegen 230 Stimmen ward der Antrag unter Applaus verworfen und dagegen der dahlmannsche mit 238 Stimmen gegen 221 angenommen. Dies war die erste Phase der Berathung. Die Stimme der Ehre schien über die diplomatischen Bedenklichkeiten den Sieg davonzutragen; die Minister traten ab. Allein weder Dahlmann, noch nach ihm Hermann gelang es, ein Ministerium zu Stande zu bringen. Die Linke, die den Muth gehabt haben würde, den drohenden Verhältnissen mit Festigkeit entgegenzutreten, wollte man nicht; in den Centren schreckte die Schwierigkeit der Lage Jeden ab. So kam die zweite Berathung heran, die Entscheidung der Frage, ob man den Waffenstillstand bestätigen, oder verwerfen solle. Am 14. September, dem Tage der Verhandlung, war die Paulskirche überfüllt. Die Abstimmung erfolgte unter der größten Spannung. Der Majoritätsantrag, den Waffenstillstand nicht anzunehmen, wurde von 258 gegen 237 Stimmen verworfen, worauf der Antrag von Franke, Droysen, Michelsen und Neergard zur Abstimmung kam: „Die Nationalversammlung beschließt: 1) die Vollziehung des Waffenstillstandes zu Malmö vom 26. August, so weit solcher nach der gegenwärtigen Lage noch ausführbar ist, nicht länger zu hindern; 2) die provisorische Centralgewalt aufzufordern, daß auf den Grund der dänischer Seits amtlich erklärten Bereitwilligkeit über die nothwendigen Modifikationen des Vertrages baldigst eine Verständigung eintrete; 3) die provisorische Centralgewalt aufzufordern, wegen schleuniger Einleitung von Friedensunterhandlungen das Erforderliche wahrzunehmen." Für diesen Antrag erklärten sich 257, dagegen 236 Stimmen.

Die Mehrheit der Nationalversammlung hatte sich mit diesem unseligen Beschluß von der deutschen Erhebung losgesagt und aufgehört, eine starke Phalanx für die Rechte des Volks gegen die Uebergriffe der wieder erstarkenden Fürstengewalt zu seyn, die nach dieser Erfahrung von der Kleinmüthigkeit der Nationalvertretung nun Alles wagen durfte. Die allgemeine tiefe Entrüstung, welche der Waffenstillstand und seine Genehmigung von Seiten der Nationalversammlung im Volke hervorrief, fand einen blutigen Ausdruck in dem frankfurter Auflstand vom 15. Septbr., der mit Recht als ein Markstein in der Geschichte der deutschen Erhebung zu betrachten ist. Der Waffenstillstand von Malmö war der erste eklatante Sieg der von nun an immer mächtiger werdenden Reaktion; anderer Seits schied er aber auch schärfer die radikale Partei von der gemäßigten liberalen, die demokratische von der konstitutionellen, welche letztere schon damals den berüchtigten Grundsatz der späteren Gothaer geltend machte, man müsse sich in die Umstände fügen und mit dem Schlechteren vorlieb nehmen, weil man das Bessere nicht haben könne. In ihrer bedauernswerthen Blindheit sahen die Helden der Rechten und der Centren nicht ein, daß ein Volkskrieg niemals geführt werden kann, wo das dynastische Interesse, wo das Princip der Legitimität den Kommandostab führt. Und doch hatten schon während des ersten Feldzugs nur zu viele Symptome gezeigt, für welche Partei die Sympathie der Höfe war. Man führte den Krieg nachlässig, wie nach einem mit dem Feinde verabredeten Plane, man opferte die Freiwilligen aus S.-Holstein auf, man nahm mehrmals so unbegreifbare Stellungen, als wollte man eine Niederlage erleiden, man beleidigte und verstieß die deutschen Freischaaren und versäumte nichts, den Herzogthümern die Kriegsführung zu verleiden, bis endlich ein schmachvoller Waffenstillstand das Ganze krönte. Doch wie nun für die Dauer des Winters die Waffen ruhten, regte sich die Diplomatie um so geschäftiger. Man hat es unbegreiflich gefunden, daß der König von Dänemark so hartnäckig auf seinem Recht bestehe, das er durchzufechten doch nicht entfernt die Macht habe; aber es wäre im Gegentheil zu verwundern gewesen, wenn er nicht beharrlich auf seinem Standpunkt geblieben wäre, wozu ihn Alles ermunterte, nicht bloß die Staaten, die an der Demüthigung Deutschlands Freude und Vortheil haben, nicht nur Rußland, Frankreich und England, sondern auch die Staaten, denen das Geschick Deutschlands Wohl u. Ehre in die Hand gelegt, Oesterreich und Preußen. Der unselige Dualismus, der uns mit dem Untergange bedroht, machte sich auch in dieser Ehrenfrage geltend. Es gelang Dänemark, unter der Leitung Rußlands insgeheim Oesterreich auf seine Seite zu ziehen, das sich an den Herzogthümern vermöge Dänemarks einen Bundesgenossen in der deutschen Frage gewinnen wollte. Daß Preußen in den Herzogthümern eine Provinz besaß, wenn auch nicht in administrativer, doch in politischer Beziehung, war dem wiener Kabinet schon lange unbequem; denn Preußen gewann dadurch in manchen Fragen eine Präponderanz, namentlich in der Marinefrage. Um dies zu paralysiren, hielt Oesterreich seine Verbindung mit Dänemark fest. Sein Gesandter in Kopenhagen, wie Graf Colloredo in London, unterstützten die dänischen Ansprüche, die Berufung des dänischen Schiffskapitäns Dahlerup an die Spitze der österreichischen Flotte machte das zwischen beiden Kabineten herrschende Einverständniß vor aller Welt offenkundig. Ueber das Verhältniß, in dem Preußen zu Dänemark stand, gibt die Note des Grafen Moltke vom 23. Febr. 1849 merkwürdige Aufschlüsse. Darin wird fast mit dürren Worten gesagt, daß die Kriegsführung der Dänen gegen S.-Holstein und die Kriegführung Preußens für S.-Holstein nur einen und denselben gemeinsamen Zweck habe, nämlich vor allen Dingen die re-

bellischen Herzogthümer mit gebundenen Händen unter die göttliche Legitimität Friedrichs VII. zurückzuführen. Trotz der guten Dienste, sagt der dänische Minister, die Preußen geleistet, sey doch der Waffenstillstand von Malmö hinter den Erwartungen der hohen kontrahirenden Theile zurückgeblieben, und Preußen werde darum zu seiner Mitwirkung aufgefordert, damit ein Zustand aufhöre, der den Herd des Aufruhrs fortwährend erhalte. In S.-Holstein selbst entstand nach dem malmöer Waffenstillstand eine Partei, die sich Dänemark zuneigte. Ritterschaft und Prälaten grollten den deutschen Grundrechten, die ihre Anmaßungen beschnitten, und begannen mit Dänemark zu liebäugeln, wo die Reaktion auf einen endlichen Sieg die sicherste Aussicht hatte. In diesen Kreisen wurde die Sendung des Grafen Reventlow-Farve nach Kopenhagen betrieben, bei welcher Gelegenheit Versicherungen gegeben wurden, deren Wirkung nothwendig die seyn mußte, den Krieg neu zu entzünden. So war der Stand der Dinge, als die Unterhandlungen über den Definitivfrieden in London neu aufgenommen wurden. Dänemark stellte hohe Bedingungen: daß S. mit Dänemark vereinigt, provinzielle Selbstständigkeit behalte, daß ein Provisorium errichtet werde, während dessen S. durch eine vom König von Dänemark zu errichtende Regierung, von dänischen Truppen unterstützt, administrirt werde. Ueber die Grundlage: Inkorporirung S.s mit Beibehaltung provinzieller Selbstständigkeit waren die Unterhändler einig; die Differenzen bezogen sich auf Nebenpunkte, in denen Dänemark die zäheste Hartnäckigkeit an den Tag legte, Preußen aber nicht nachgeben konnte, weil die Zeit noch nicht gekommen war, wo man gefahrlos die letzte Maske abwerfen konnte. Noch behauptete Frankfurt sein Ansehen bei der Nation, und noch eben hatten beide preußische Kammern ihre Erwartung ausgesprochen, daß nur ein solcher Friede abgeschlossen werde, der Deutschlands Ehre wahre. Dänemark unterstützte seine Verhandlungen mit Drohungen. Die schon erwähnte Note des Grafen von Moltke vom 23. Febr. kündigte den Waffenstillstand, ein späterer Erlaß verfügte, vom 27. März anfangend, die Blokade für die Herzogthümer, ausgenommen die Inseln Alsen und Arröe. Die Feindseligkeiten sollten am 3. April beginnen, doch wollte sich Dänemark an diesen Termin nicht binden, falls früher „fremde" (d. h. deutsche) Truppen in die Herzogthümer einrückten. Die russische Vermittelung, für die man in Berlin eine besondere Empfänglichkeit voraussetzte, steigerte die dänischen Ansprüche um so mehr, als der König von Preußen seinen Widerwillen gegen die Erneuerung des Kriegs nicht mehr verhehlte. Dänemark stellte nunmehr die unannehmbarsten Forderungen; seine Truppen sollten Rendsburg besetzen, Preußen, unter vollkommener Umgehung der Reichscentralgewalt, mitwirken, die Ruhe in den Herzogthümern herzustellen.

Von Frankfurt aus war Fürsorge getroffen worden, daß Deutschland den zweiten Feldzug mit Ehren eröffnen könne. Schon am 3. März wurde der Befehl erlassen, drei Divisionen des Reichsheeres mobil zu machen und drei andere Divisionen für denselben Zweck in Bereitschaft zu setzen. Sobald es klar wurde, was Dänemark beabsichtigte, wurden jene drei Divisionen in Bewegung gesetzt, und am 26. März standen bereits 30 Bataillone und 100 Geschütze kampfbereit in den Herzogthümern, die bald darauf bis auf 45,000 Mann und 150 Geschütze vermehrt wurden. Ende März war der Stand der Reichstruppen folgender: 1. Division: S.-Holsteiner unter General Bonin in und bei Flensburg bis zur Königsau; 2. Division: Bayern, Würtemberger, Badener und die thüringischen Truppen unter den Generalen Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg und Spangenberg in und bei Schleswig; 3. Division: Hannoveraner und Sachsen unter General Wyneken in und bei Rendsburg; 4. Division: Preußen, in und bei Neumünster. Den Oberbefehl über sämmtliche Truppen führte der preußische Generallieutenannt v. Prittwitz. Die bürgerlichen Angelegenheiten des Landes leiteten, nachdem die provisorische Regierung an dem Tage des Ablaufs des malmöer Waffenstillstands ihr Amt niedergelegt hatte, die Statthalter Graf Reventlow-Preetz und Beseler. Schlechter war es mit den Seestreitkräften bestellt. Zwar waren 3 Dampffregatten, 6 Dampfkorvetten und 1 Segelkorvette angekauft, 86 Kanonenböte in Bau genommen, aber abgesehen davon, daß manche dieser Schiffe keine Kriegstüchtigkeit besaßen, fehlte es an Offizieren und Mannschaften, die Erfahrung genug besaßen, um mit Aussicht auf Erfolg verwendet werden zu können. Zur See waren die Dänen weit überlegen; denn jedes ihrer Geschwader hatte eine solche Stärke, daß es einzeln der gesammten deutschen Marine Trotz bieten konnte. Auch das Landheer hatten angestrengte Rüstungen auf ungefähr 36,000 Mann gebracht, und obwohl an Zahl schwächer als das deutsche Heer, hatte es doch vor diesem den großen Vortheil voraus, daß es sich mittelst der Flotte bald auf diesen, bald auf jenen Punkt werfen konnte. Am vortheilhaftesten für Dänemark würde gewesen seyn, wenn sich das Landheer nie auf ein größeres Gefecht eingelassen, sondern einen den Feind ermüdenden Guerillakrieg geführt hätte, was auch der Plan war, den der französische General Fabvier in Kopenhagen vorschlug, den aber der dänische Nationalstolz, der von großen Erfolgen träumte, verwarf. Am 3. April, an demselben Tage, mit dem der Waffenstillstand ablief, begannen dänischer Seits die Feindseligkeiten auf zwei Seiten. Von Alsen aus gingen 5 Bataillone über die Schiffbrücke bei Sonderburg und drangen über Düppel nach Gravenstein vor. Die gegenüber stehenden 2 schleswigholsteinischen Bataillone schlugen sich 4 Stunden lang mit dem doppelt starken Feinde und zogen sich dann befohlenermaßen fechtend zurück. Zugleich drangen die Dänen über die jütländische Grenze herüber und nahmen Nachmittags Hadersleben, nach einem mehrstündigen Gefecht, welches zum Theil in der Stadt geführt wurde. Auf beiden Punkten zogen sie sich zurück, sobald die Reichstruppen heran-

rückten. Der dänischen Marine war vom Marinenminister Zahrtmann die Aufgabe gestellt worden, die „aufrührerischen" Hafenstädte der Herzogthümer nach einander unter die königl. Autorität zurückzuführen. Eckernförde sollte zuerst gedemüthigt werden, weil aus einer dortigen Batterie 8 Tage vorher auf ein zu nahe kommendes dänisches Schiff geschossen worden war. Das Linienschiff Christian VIII., die Fregatte Gefion und 2 Dampfschiffe waren zum Angriff bestimmt. Eckernförde, nur 2½ Meilen von Rendsburg, etwa eben so weit von Schleswig, 4½ Meilen von Kiel, liegt an einem breiten Hafen zwischen diesen 3 Hauptstädten des mittlern S.-Holsteins und bietet daher einen Platz für dänische Angriffe auf jene drei Punkte, die man leicht erneuern und von denen man bei günstigem Winde auch leicht wieder abgehen kann, den Rücken des Heeres beunruhigend, die Verbindung im Innern bedrohend. Der Hafen von Eckernförde ist die offenste Bucht der beiden Herzogthümer. Der Ost- und Nordwind stehen gerade hinein bis an den Strand, und zuweilen steigen die Wellen so hoch, daß sich der Hafen mit dem sogenannten Noor, einem tiefen und durch eine schmale Rinne von ihm ausgefüllten Bassin im Westen der Stadt, auch noch über die Landzunge hinweg verbindet. Wenn dieser Wind weht, kann kein Schiff wieder aus dem Hafen hinaus; oft wird der Platz sogar auf der offenen Rhede ein gefährdeter. An diesem Hafen hatte man 2 Batterien aufgeworfen. Die stärkste Batterie war die Nordbatterie an der Nordseite, auf einer hervorragenden kleinen Landzunge; sie bestand aus 8 Geschützen, worunter zwei 84pfündige Bombenkanonen. Diese Batterie war falsch angelegt, indem der innere Theil des Hafens zwischen ihr und der Stadt hingeht, so daß ihr Feuer schweigen mußte, sobald sich ein Schiff hierher legte, weil die Schüsse sonst die Stadt getroffen haben würden. Gerade der Mündung des breiten Hafens gegenüber stand die Südbatterie, die nicht mehr als vier 18pfündige Kanonen hatte. Der Hafen selbst ist sehr tief, bis auf 100 Schritt vom Strande; hier aber erhebt sich der Grund plötzlich mit einer festen Sandbarre, über der das Wasser nur etwa 6 — 10 Fuß hoch steht. Am Mittag des 5. April kam Kapitän Paludan mit dem „Christian VIII.", der Fregatte „Gefion" und 2 Dampfschiffen. Er kannte das Wasser und die Küstenvertheidigung genau und glaubte leichtes Spiel zu haben. Er brachte sein Linienschiff vor die Südbatterie, nachdem er die Nordbatterie passirt, ließ die „Gefion" rechts von sich legen, so daß die Nordbatterie mit ihrem groben Geschütz aus Rücksicht auf die Stadt wenig ausrichten konnte, und eröffnete nun ein wüthendes Feuer gegen die vier Kanonen der Südbatterie, die ein junger Rendsburger, der Oberfeuerwerker Preußer, befehligte. Der kommandirende Offizier war bei der Nordbatterie, als die Schiffe kamen. Preußer beschloß, trotz der gewaltigen Uebermacht das Aeußerste zu wagen. Er hatte vorsorglich stets die Kugeln zu seinen Achtzehnpfündern glühend gehalten; so wie die Schiffe erschienen, begrüßte er sie. Jetzt begann ein wunderbarer Kampf. Beide mächtigen Schiffe sendeten Lage auf Lage gegen die kleine Batterie: Hunderte von Kugeln wühlten in dem Erdreich der Schanze; man hörte meilenweit den Donner der wüthenden Geschütze. Aber mit einer unerhörten Kaltblütigkeit antworteten ihnen die vier Kanonen; langsam waren ihre Schüsse, aber mit Erstaunen erzählen alle Augenzeugen einstimmig, daß fast keine einzige Kugel vergebens abgeschossen ward. Schuß auf Schuß traf die Schiffskörper wie Harpunen den Wallfisch; man sah die Wirkung: die fliegenden Splitter, zerschossene Taue; der Wind aber wehte frisch von Osten — unbegreiflicher Weise warf keines von den beiden Schiffen Anker. Der Kampf dauerte fort; es ward Mittag. Zweimal ward die deutsche Flagge auf der Batterie heruntergeschossen, mit unerschütterlichem Muthe ließ Preußer, der noch immer ganz allein kommandirte, auf seiner Batterie an einer Stange sie zum dritten Male aufrichten; Boten wurden ausgeschickt nach allen Seiten, die Telegraphen riefen Hülfe. Der Herzog Ernst von Koburg kam aus Gottorp, sah das Schlachtfeld und eilte zurück, um die dort stationirenden Geschütze zu holen. Mit erneuter Wuth ging der Kampf fort. Plötzlich signalisirte Christian VIII. dem außen liegenden Dampfschiff, die Schiffe aus der Bucht zu holen. Der Dampfer kam heran; aber kaum in Schußweite der Nordbatterie, die unter den angegebenen Umständen wenig nützen konnte, ward er durch eine einzige Lage derselben ganz kampfunfähig gemacht und mußte nun unthätig aus weiter Ferne der steigenden Noth des Kerns der dänischen Marine zusehen. Nun wuchs der Muth der Deutschen, sank der der Dänen. Beide Schiffe zogen plötzlich die weiße Flagge auf. Ein Parlamentär ward in die Stadt geschickt mit der Erklärung, daß sie die Stadt beschießen würden, wenn man ihnen nicht freien Abzug gewähre. Die Behörden der Stadt erklärten im edlen Enthusiasmus, man wolle gern die Stadt der Sache des Vaterlands opfern, und so lautete die einfache Antwort: „der Feind möge sein Aeußerstes thun, sonst sich ergeben." „Ich lasse mein Leben," rief der wackere Preußer auf seiner Batterie, „ehe die Dänen wieder aus diesem Hafen herauskommen!" Er feuerte seine Leute an; ganz wunderbarer Weise hatte die Batterie erst einen Todten und wenige Verwundete. Es war ungefähr 3 Uhr Nachmittags. Eine kurze Waffenruhe trat ein. Unterdessen kam die halbe Batterie nassauer Sechspfünder, worunter zwei Haubitzen, und postirte sich am Strande rechts von der schleswig-holsteinischen Batterie; die Stadt ward von Truppen besetzt. Um 4 Uhr begann der letzte Kampf. Schon saß das Linienschiff fest auf dem Strande; die Fregatte zeigte in unentschiedenen Manövern, daß ihr Zustand bedenklich sey; man konnte sehen, wie die Besatzung des „Christian" Munition und Pulver aus dem Schiffe warf; am vollständigen Siege war nicht mehr zu zweifeln; es fragte sich nur, ob man beide, oder nur eines der Schiffe gewinnen würde. Das Feuer indessen begann mit erneuter Wuth; jetzt beschossen die Schiffe auch

die Stadt; die Einwohner waren geflohen; die Kugeln schlugen in die Dächer, in die Häuser; der furchtbare Donner übertönte das Gekrache der Balken und Gesteine; besonders das Christianspflegehaus, am weitesten dem Kampfplatze zugewendet, litt unter den Kugeln; man hatte die Invaliden und Kinder fortgeschafft, nur die Kranken konnte man nicht fortbringen; hier ward eine 82jährige Frau in ihrem Bette von einer Kanonenkugel getroffen; sie blieb jedoch das einzige Opfer. Unterdessen antwortete die Südbatterie, jetzt unterstützt von der nassauischen Feldbatterie, mit ganz unerschütterlicher Kaltblütigkeit; eine Kanone hatte ein Stück von ihrer Mündung verloren, sie feuerte nach wie vor auf den Feind. Nach zweistündigem, furchtbarem Gefecht war der Sieg entschieden. Der Kommandeur-Kapitän Paludan übergab beide Schiffe mit aller Mannschaft kriegsgefangen; er eilte vom Bord mit zwei Offizieren und etwa 650 Matrosen; am Strand angekommen, erklärte er, daß Feuer im Schiff sey; es rettete sich, wer da konnte. Die wackern Deutschen hörten die Nachricht mit Entsetzen. Der edle Preußer, der Held des Tages, nachdem er die Feinde besiegt, eilte, der Erste, um die Ueberwundenen zu retten. Gewarnt und gebeten, ließ er sich nicht abhalten; er stieg an Bord, wo nach ziemlich genauen Angaben noch gegen 250 Mann sich befanden. Schon schlugen die Flammen aus den Lucken; die glühenden Kugeln hatten allenthalben gezündet; der Zustand im Innern des Schiffs war fürchterlich; aber Rettung war nicht mehr möglich. Die Grundschüsse hatten im untern Raum gezündet; der Wind verbreitete die Flamme. Die Zuschauer am Strande standen in athemloser Spannung. Segel und Taue brannten und flogen verbrannt weit ins Land hinein. Plötzlich eine furchtbare Explosion; eine ungeheure Feuersäule erhob sich gen Himmel: Masten, Segel, Holz, Menschen flogen in die Luft; eine Sekunde — und von dem prächtigen Linienschiffe saß nur noch der todte Kiel mit einem Theil des brennenden Vorderdecks auf dem Grunde. Es war 8 Uhr Abends. Eine feierliche Stille herrschte einen Augenblick, dann mischte sich in den Jubel der Schmerz über die Armen, die das Feuer vernichtet; unter ihnen war Preußer, der nicht vom Deck gewichen war, die Verwundeten besorgend. Dann wandten sich die Blicke der schönen Fregatte zu. Ihr Kommandeur, Meyer, hatte sich mit ungefähr 300 Mann ergeben. Die Deutschen stiegen an Bord. Die Zahl der Todten, die sich fanden, ist nicht genau ermittelt; es müssen gegen 40 gewesen seyn. Die Fregatte hatte ungefähr 400 Mann Besatzung, und 60 Schwerverwundete wurden in das Krankenhaus des Christianspflegehauses gebracht. Das Schiff hatte viel gelitten, nicht so viel als man meinte. Die Besatzung war durch das Feuer der Batterie furchtbar entmuthigt; einer der ersten Schüsse schon hatte 8 Stück demontirt. Ein anderer Schuß hatte das Ruder stark beschädigt. — Um 10 Uhr war die Siegesbotschaft in Kiel; der Jubel war ungeheuer, und mit Recht, denn die Geschichte kennt kein ähnliches Treffen, wobei 4 Kanonen und wenige leichte Feldgeschütze im Kampfe gegen 150 Kanonen ein Linienschiff vernichteten und eine Fregatte von 68 Kanonen eroberten.

Die Truppen brannten vor Begierde, sich diesem Siege mit einem ähnlichen an die Seite zu stellen. Nach den ersten Plänklergefechten waren die Dänen zurückgegangen und hatten sich besonders stark auf der Insel Alsen und den gegenüber auf dem festen Lande liegenden Düppeler Schanzen koncentrirt. Am 12. April Abends 8 Uhr rückten die Reichstruppen: Bayern, Sachsen, Hessen und Hannoveraner, in aller Stille gegen Nübel vor, am andern Morgen, kurz vor Tagesanbruch, ging es gegen die Schanzen von Düppel, die, abgesehen von ihrer eigenen Festigkeit, noch an den im alsener Sunde liegenden Kanonenböten und Schaluppen eine mächtige Unterstützung hatten. Die vier Hauptschanzen waren in kurzer Frist genommen, in wilder Flucht stürzten die Dänen nach der Brücke von Sonderburg, verloren jedoch keine Geschütze, da sie dieselben schon während des Sturmes abgefahren hatten. Bis dahin war der Verlust der Reichstruppen unbedeutend zu nennen. Bei Weitem bedenklicher wurde die Lage der Infanterie, als sie über die flache Abdachung der Hügel nach dem Alsensunde zu vorging und nun in den Bereich der Strandbatterien, Kanonenboote und des Brückenkopfs kam. Diesem und zugleich dem Gewehrfeuer waren die vorgegangenen Kolonnen beinahe eine Stunde ausgesetzt, ehe 2 sächsische Batterien über die Höhe der Schanzen herabkamen. Das Terrain war für diese ungünstig. Sie mußten in einem sumpfigen Boden auffahren, der durchaus keine Deckung darbot; von den vorliegenden Dünen trieb der Wind der Mannschaft Sand in das Gesicht, so daß nicht sicher gezielt werden konnte, wogegen die feindlichen Geschütze mit der größten Ruhe arbeiten konnten. Gleich beim Auffahren wurde den Sachsen ein Sechspfünder demontirt, bald darauf ein zweiter; einen dritten stürzte die durchgehende Bespannung in einen Sumpf. Beide Batterien gingen zurück, die Infanterie folgte in dichter Plänklerlinie bis zu den Höhen. Bei diesem Kampfe waren die Dänen vermöge ihrer bessern Bewaffnung in unverkennbarem Vortheil. Ihre Spitzkugeln erreichten die Reichstruppen, ohne daß diese mit ihren kürzer tragenden Gewehren entsprechend erwiedern konnten. Um Mittag brachen die Dänen aus ihrem Brückenkopfe vor und suchten die Schanzen wieder zu nehmen, wurden aber mit dem Bayonnet geworfen. Das Resultat war, daß die Feinde den Uebergang nach Alsen, die Reichstruppen die diesen Uebergang dominirenden Schanzen behaupteten. Der mit so großen Opfern erkaufte Sieg war mithin kein entscheidender, und der Verdacht brach sich unter den Truppen selbst Bahn, daß man sie, ohne Aussicht auf Erfolg, absichtlich auf die Schlachtbank geführt habe, um ihren ungestümen Muth abzukühlen. Konnte durch den Besitz der Schanzen den Dänen auch der Uebergang und das Vordringen in das Sundewittsche verwehrt werden, so war dies doch nur dadurch zu erreichen,

daß die Schanzen stark besetzt blieben, mithin eine Zersplitterung der Streitkräfte eintrat, die den feindlichen Plänen nur förderlich war. Nur wenn die Insel Alsen erstürmt wurde, konnte ein Ausschlag gebendes Resultat erreicht werden, zu welchem Zwecke man Anstalten traf. Die Stellung der Reichstruppen war jetzt folgende: den Vortrab in der Richtung der jütländischen Grenze bildeten die schleswig-holsteinischen Truppen, 10 Bataillone Fußvolk, drei Jägercorps zu 800 Mann, zwei Regimenter Dragoner und 16 Geschütze unter dem Befehl des General von Bonin, das Sundewitt und die Gegend um Flensburg und Apenrade besetzten 5 Bataillone Bayern, 3 Bataillone Kurhessen, 4 Bataillone Sachsen, 4 Bataillone Hannoveraner, 1 Bataillon Sachsen-Altenburger, 5 Bataillone Preußen vom 10. und 13. und vom 17. Landwehrregiment und vom 8. Jägerbataillon. Weiter rückwärts an Schleswig standen 4 Bataillone preußischer Landwehr vom 18. und 19. Regiment und 3 Bataillone Preußen vom 12. Regiment. Die Küstenstrecke von Flensburg bis Eckernförde und von da nach Kiel besetzten 1 Bataillon Württemberger vom 8. Regiment, 1 Bataillon Badener vom 4. Regiment, 1 Bataillon Sachsen-Meininger, 1 Bataillon Gothaer, 1 Bataillon Reußer und 1 Bataillon Schleswig-Holsteiner vom Reservecorps. In Rendsburg standen Sachsen, Preußen von der Landwehr und Reserve von den S.-Holsteinern, in Kiel ein Reservebataillon der S.-Holsteiner und ein Jägercorps. Von den Reitern standen 600 Husaren aus Kurhessen im Sundewitt, 4 Schwadronen Dragoner vom 4. hannöverschen Regiment in und um Flensburg, 2 Schwadronen hanseatische Dragoner und die 2 preußischen Husarenregimenter, das 8. und 11. Regiment. Das 5. bayersche Chevaurlegersregiment und das 1. sächsische Reiterregiment waren noch auf dem Marsche in Holstein begriffen. Die preußische, sächsische, hannöversche und bayersche Artillerie stand größtentheils im Sundewitt, eine nassauische und eine schleswig-holsteinische Batterie in Eckernförde. Die Küstenbatterien bei Apenrade, Flensburg, Eckernförde, Kiel und Friedrichsort waren von schleswig-holsteinischer schwerer Artillerie besetzt. Das Hauptquartier des kommandirenden Generals von Prittwitz befand sich in Jugord, zwischen Flensburg und Apenrade, an der Grenze kommandirte Bonin, im Sundewitt der bayersche Generallieutenant Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg und der hannöversche General von Wynecken, in Eckernförde der Herzog von Koburg-Gotha, die Reserve in Holstein der Oberst von Fabricius, die Kanonenboote bei Holtenau der Kapitän Donner. Die Truppen waren so aufgestellt, daß der Anmarsch gegen die jütische Grenze in jedem Augenblick erfolgen konnte. Dennoch ließ der Oberbefehlshaber nach dem ersten Angriffe der Dänen drei volle Wochen in Unthätigkeit verstreichen, bis energische Weisungen der Centralgewalt, denen Reichstruppen damals den Gehorsam zu weigern nicht wagten, dem Zaudern ein Ende machten. Am 19. April verlegte Bonin sein Hauptquartier nach Christiansfeld, zwei Meilen von der jütländischen Grenze, in dessen Nähe längs der Königsau 12,000 Mann schleswig-holsteinischer Truppen sich aufstellten. Zwei preußische, ein sächsisches und ein bayrisches leichtes Reiterregiment wurden ihm zur Verwendung in Jütland zur Verfügung gestellt, wozu noch 10 Schwadronen schleswig-holsteinische Dragoner kamen. Am 20. April überschritten die Reichstruppen die jütländische Grenze; gegen Mittag erfolgte ein Angriff auf Kolding. Die Dänen hatten die Stadt mit 2 Bataillonen Fußvolk und einem Jägercorps besetzt, auch mehre Schwadronen Reiterei und Artillerie aufgestellt. Nach mehrstündigem Gefecht nahmen die S.-Holsteiner die hartnäckig vertheidigte, mit Pallisaden und Barrikaden versehene Stadt, wobei ihr Verlust an Todten und Verwundeten etwa 40 betrug. Nachmittags standen die deutschen Vorposten auf den Höhen nördlich von Kolding; der Feind zog sich auf Fredericia und Veile zurück. Um diese Stadt sollte noch ein zweiter, blutiger Kampf ausgefochten werden, eine wahre Schlacht. Die Dänen griffen am 23. Morgens, ½5 Uhr, also am Jahrestage des Treffens bei Schleswig, die deutschen Vorposten an. Sie führten 19 Bataillone Infanterie, 8 Schwadronen Kavalerie und gegen 30 Geschütze ins Feuer. Von Alsen war ihnen 2 Tage zuvor beträchtliche Verstärkung zugekommen, und der König selbst hatte das Heer inspicirt. Ihnen gegenüber stand nur die schleswig-holsteinische Armee-Division, 10 Bataillone Infanterie, 4 Jägercorps, 3 Batterien Geschütze und zwei Regimenter Dragoner stark, also im höchsten Fall von gleicher numerischer Stärke, aber von Alminde bis Wonsild auf einem ziemlich ausgedehnten Raum zerstreut. Bei den wellenförmigen Erhöhungen des Bodens war es den Vorposten unmöglich, das Anrücken der Dänen auf weite Entfernung wahrzunehmen. Das 2. Jägercorps und das 7. Bataillon auf dem linken Flügel wurden beinahe überfallen und mußten den Stoß eines vierfach überlegenen Feindes aushalten, während der linke Flügel der Dänen die Stadt zu umgehen und jene Corps abzuschneiden suchte, welchen Zweck er wahrscheinlich erreicht hätte, ohne den heroischen Widerstand, den ihm das 9. Bataillon (die tannschen Freiwilligen) in und vor der Stadt entgegensetzte. Auch die Jäger vom 1. Corps kämpften auf dem rechten Flügel wie Löwen. Letztere standen hinter den „Knicks" (Erdwälle der Felder) und schossen die ansprengenden dänischen Dragoner, deren Pferde auf Ueberschreitung dieser natürlichen Hemmisse eingeübt sind, reihenweise nieder. Der hartnäckige Widerstand, welchen die Dänen auf dieser Seite fanden, setzte den hartbedrängten linken Flügel in den Stand, sich in bester Ordnung, immer fechtend und gegen den andrängenden Feind Fronte machend, über die Kolding-Au zurückzuziehen. Kolding selbst wurde geräumt. Die Bürger verrammelten ihre Häuser, und aus allen Fenstern sprühte ein meuchelmörderisches Feuer auf die Tapfern vom 9. und vom 7. Bataillon, welche sich kämpfend durch die Straßen schlugen und

ihre Kugeln halb gegen die eindringenden Soldaten, halb gegen die koldinger Fensterschützen sendeten. Etwa 40 Mann vom 2. Jägercorps wurden mit ihrem Hauptmann gefangen. Die Dänen hatten eines der deutschen Fähnlein von einer Batterie erbeutet und zwangen die gefangenen Schleswiger mit Kolbenstößen, dieses Fähnlein vor ihnen herzutragen. Doch die Rache folgte dem dänischen Uebermuthe auf dem Fuße. Die deutschen Feldbatterien eilten von Wonsild und Dalby im Galopp heran. Bonin kam in eigener Person mit der schleswig-holst. Hauptmacht zur Unterstützung der Avantgarde. Auf den Höhen und Abhängen der südlichen Hügel am rechten Ufer der Kolding-Au fuhren die Batterien auf und eröffneten gegen die dänische Linie und die Stadt ein furchtbares Feuer, welches von 9 Uhr Morgens bis Nachmittags 3 Uhr ununterbrochen dauerte. An der Rendebane geriethen die ersten Häuser in Brand. Bomben und Kanonen wütheten schrecklich gegen diesen Stadttheil. Das Feuer prasselte in hohen Säulen empor und theilte sich den Häusern der Sondergade mit. Beide Gassen wurden in dampfende Ruinen verwandelt. Gegen 3 Uhr ertheilte Bonin Befehl zum Angriff. Die Häuser am rechten Ufer der Kolding-Au wurden genommen, und von hier bis gegen das gegenüber stehende Postgebäude und das große Eckhaus des Färbers Uzon wurde ein verheerendes Kartätschenfeuer eröffnet, das die Dänen durch die Schießscharten erwiederten, die sie durch die Mauer der Häuser gemacht. Der Kampfmuth der Deutschen war nicht länger zu bändigen. Ungestüm forderten sie, daß man sie zum Sturme führe. Die tapfern Jäger und das brave 3. und 9. Bataillon verlangten an der Spitze der Sturmsäule zu kämpfen und ihre gefallenen Kameraden zu rächen. Der Zugang zur Brücke ward durch sogenannte „spanische Reiter" (zwei Reihen kreuzweise aufgepflanzte Pfähle) gesperrt. Barrikaden vertheidigten die Zugänge zu den innern Straßen. All diese Verrammlungen wurden von den wackern Soldaten mit dem Bayonett genommen; „drauf! drauf!" jauchzten die feurigen Freiwilligen und rannten im Sturmschritt gegen die Dänen, die sich bald überall aus dem Staube machten. Der Straßenkampf dauerte fast eine Stunde. Obwohl aufs Aeußerste erbittert gegen die Meuchelmörder, die aus sicherm Hinterhalt so manchen deutschen Krieger niederstreckten, schonte man doch ihr Leben. Nur ein einziger der mit den Waffen gefangenen koldinger Bürger ward von Bayonnettstichen getödtet, alle übrigen gefangen nach dem Hauptquartier gebracht, darunter Orla Lehmann, der Hauptanstifter dieses Krieges, der mit der dänischen Armee gekommen war, den Landsturm zu organisiren und die koldinger Bürger zum Kampfe aufzureizen. Dieser Sieg über Kolding ist der wichtigste und blutigste, der bis dahin über die Dänen erkämpft wurde, und um deswillen besonders werthvoll, weil es nur S.-Holsteiner waren, die den Dänen entgegenstanden. Die Dänen hatten immer geprahlt, wenn sie Mann gegen Mann mit den Aufrührern kämpften, würden sie der Sache rasch ein Ende machen; ihr Wunsch war nun erfüllt und sie der geschlagene Theil. Ihr Verlust war sehr bedeutend, an Todten, Verwundeten und Gefangenen 800 Mann. Der größte Theil ihrer Gefallenen blieb auf dem Schlachtfelde zurück. Auch der Verlust der S.-Holsteiner war bedeutend, hauptsächlich in Folge des mörderischen Straßenkampfes. Am meisten litten das 4. und 9. Bataillon, vom 2. Jägercorps fehlten beim Appell 61 Mann. An Todten, Verwundeten und Vermißten betrug der Verlust deutscher Seits 400, worunter viele Freiwillige aus den besten Familien des Landes. Das Benehmen des Oberbefehlshabers vor und nach der Schlacht ist unerklärlich, wenn man nicht völlige Unfähigkeit, oder geheime verrätherische Instruktionen als Grund annehmen will. Welche strategische Gründe geboten, daß Prittwitz die im Sundewitt und nördlich und westlich von Flensburg aufgehäuften Truppenmassen unbeweglich stehen ließ, da die Reiterei, deren spätes Eintreffen früher als Entschuldigung für das Nichtvorrücken gebraucht wurde, doch nun da war? Um von Alsen her einen feindlichen Angriff abzuhalten, war nach der Einnahme und Verschanzung der düppeler Höhen ein Drittel der vorhandenen Truppen genügend. Bonin stand mit der schleswig-holsteinischen Truppenabtheilung an der Grenze und war 8 Meilen von den Reichstruppen entfernt, einem überlegenen Feinde gegenüber. In dieser Lage blieb das Corps auch nach dem Siege von Kolding über 8 Tage lang. Natürlich wurde diese sonderbare Unthätigkeit auf die verschiedenste Weise gedeutet. Daß Rußland mit einem Kriege drohe, falls die preußischen Truppen die jütländische Grenze überschritten, daß man in Berlin keinen Sieg erfechten wolle, daß die Unterhandlungen mit Dänemark, dem Abschluß nahe, zu einem unehrenvollen Frieden führen würden, alle diese Gerüchte tauchten auf und fanden Glauben. Am 6. Mai endlich rückten die Reichstruppen den S.-Holsteinern auf jütländischen Boden nach und besetzten eine Linie von fast 2 Meilen Ausdehnung im dem Dreieck von Kolding, Jordrup und Vilsdrup. Die preußische Division bildete den linken Flügel, unterstützt durch 40 Schwadronen Reiterei, welche, außer den 2 preußischen Husarenregimentern, aus bayerischen Chevauxlegers, sächsischen Gardereitern, hannöverschen und schleswig-holsteinischen Dragonern bestanden. Die bayerische Brigade bildete den rechten Flügel und dehnte sich jenseits von Kolding auf der Straße von Fridericia aus. Im Centrum und an der Spitze der Invasionsarmee marschirte die schleswig-holsteinische Division, an 14,000 Mann stark. Die Hauptmacht der Dänen, nämlich ihre gesammte Artillerie und der größte Theil ihres Fußvolks, hatte eine Stellung vor Fridericia eingenommen, von wo sie sich im Fall einer Schlappe auf ihre Schiffe flüchten und nach Fühnen überschiffen konnte. In der Umgegend von Veile lagerte die gesammte Reiterei der Dänen, 16 Schwadronen stark, und ein Theil ihrer leichten Jägercorps. Am 7. Mai brach Prittwitz mit der deutschen Armee von Kolding auf; Bonin mit dem schleswig-

holsteinischen Truppencorps sollte nach Fridericia vorgehen und diese Festung einschließen; der General von Hirschfeld mit der preußischen Division sollte Veile besetzen. Die bayerische Brigade rückte in Kolding ein, und die kurhessische Brigade folgte derselben in die Gegend zwischen Christiansfeld und Kolding. Bonin langte noch an demselben Tage nach dem Gefechte von Gudsoe vor Fridericia an, Hirschfeld warf nach einem hitzigen Gefechte bei Viuf und Dons die Dänen auf Veile zurück, verfolgte sie auf Befehl des Generals v. Prittwitz aber nicht, um den durch einen langen Marsch ermüdeten Truppen Ruhe zu gönnen. Am folgenden Tage, den 8. Mai, griffen die Preußen den General Rye in seiner Position hinter Veile an und zwangen ihn nach einem kurzen Gefechte zum Rückzug. Statt nun das schwache Corps des Generals Rye zu verfolgen und dasselbe entweder aufzureiben, oder gefangen zu nehmen, machte Prittwitz in Veile Halt, und der General Rye erhielt vollkommen Zeit, sich aus seiner schwierigen Lage zu ziehen und sein Corps zu retten. Das aktive Armeecorps unter den unmittelbaren Befehlen Prittwitzs bestand aus 20 Bataillonen und eben so vielen Schwadronen, wogegen das Corps Rye's nicht mehr als 7—8 Bataillone und 12 Schwadronen zählte. Von Veile konnte sich der dänische General nur über Horsens und Aarhuus zurückziehen (eine Strecke von 9—10 Meilen), wohin 2 Wege führen, der eine durch das Defilé bei Skanderborg, der andere in gerader Richtung. Rye ging nach Skanderborg und besetzte das dortige Defilé. Bei einer schnellen Verfolgung nach dem Treffen bei Veile hätte er in dieser Position sehr leicht abgeschnitten werden können; denn wäre Prittwitz mit seiner ganzen Kavalerie und dem größten Theile seiner Infanterie auf dem geraden Wege nach Aarhuus rasch vorgegangen und hätte ein nur geringes Corps gegen Skanderborg vorgeschoben, um die Dänen daselbst festzuhalten, so wäre Rye auf seinem linken Flügel gänzlich umgangen und von Aarhuus und dem Meere vollkommen abgeschnitten gewesen. Er hätte sich dann nach Wiborg werfen müssen, und auf dem Marsch dahin hätte bei einer fortgesetzten Verfolgung sein Corps der Auflösung oder Gefangennehmung nicht entgehen können. Statt dessen blieb Prittwitz mehre Tage unthätig in Veile stehen und rückte darauf nach Horsens, von wo aus er die Bayern und Kurhessen hervorzog. Erst am 22. Mai, folglich fast 2 Wochen nach dem Treffen bei Viuf und Veile, setzte sich der deutsche General in Bewegung, um die Dänen in ihrer Stellung bei Skanderborg anzugreifen. Was unter diesen Umständen der einfachste Verstand voraussehen konnte, war inzwischen geschehen: die Dänen hatten Skanderborg verlassen und sich auf Aarhuus zurückgezogen, wo sie nördlich von der Stadt eine Stellung inne hatten, die es ihnen möglich machte, sich entweder nach Randers, oder nach der Halbinsel Helgenaes zurückzuziehen; Aarhuus hatten sie mit einer schwachen Arrièregarde besetzt. Abermals machte Prittwitz vor Aarhuus Halt, und erst in der Mitte des Juni wurde diese Stadt von den deutschen Truppen besetzt. Diese merkwürdige Kriegsführung bestrafte sich empfindlich. Am 31. Mai rückte eine Kolonne Preußen von Horsens auf Aarhuus vor. Der Vortrab unter dem Kommando des Prinzen Salm-Salm, aus einer Abtheilung Jäger, einigen Bataillonen Infanterie und einigen Schwadronen Husaren nebst Artillerie bestehend, fand die Stadt unbesetzt und ging in der Meinung, daß die Dänen, wie gewöhnlich, das Feld geräumt hätten, über die Stadt hinaus, während das Gros der Preußen noch 1 Meile diesseits Aarhuus stand. Auf den Anhöhen hinter der Stadt waren Dragoner zu sehen, auf die man den Angriff begann. Die Dragoner zogen sich jedoch vor der Uebermacht zurück, und der Prinz verfolgte sie bloß mit einigen Schwadronen Husaren und einer Jägerabtheilung. Aber kaum war er eine Viertelstunde weiter vorgedrungen, so wurde er plötzlich von den Dänen in überlegener Zahl angegriffen; die ganze Jägerabtheilung gerieth in Gefahr, abgeschnitten zu werden, und wurde nur durch einen kühnen Angriff der preußischen Husaren gerettet, welche ihrerseits nicht ohne Verlust davon kamen. Der Prinz selbst wurde schwer verwundet und gerieth in dänische Gefangenschaft; eine bedeutende Anzahl Jäger wurde abgeschnitten. Ein zweiter Unfall traf die Kurhessen in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni. In dieser Nacht wurde, so zu sagen im Rücken der deutschen Armee, 6 Stunden von Horsens, im Dorfe Nörre-Snede, eine halbe Schwadron kurhessischer Husaren mit dem Rittmeister, 2 Lieutenants und einem Arzte, zusammen einige 70 Pferde, überfallen und gefangen genommen, so daß nur 2 Husaren zu Fuß entrannen. Inzwischen waren die S.-Holsteiner gegen Fridericia vorgerückt und hatten einen neuen Sieg errungen (6. Mai). Die Dänen hatten auf der Straße v. Kelding nach Fridericia, zwischen Vilsbrup u. Gudsoe, eine ziemlich starke Stellung genommen. Das Centrum wurde durch Erdschanzen, welche die Landstraße sperrten, ihre Flügel durch Knicks und kleine Wälder gedeckt. Ein Theil ihrer Kriegsschiffe ankerte im Meerbusen bei Skjarback und unterstützte das Feuer ihrer Feldbatterien. In dieser günstigen Stellung wurden sie von den deutschen Truppen um 9 Uhr Morgens angegriffen. Das Artilleriegefecht dauerte bis 4 Uhr Nachmittags. Nach einem sehr hartnäckigen Widerstande wurden die Dänen aus allen ihren Stellungen verdrängt und zogen sich, von den holsteinischen Dragonern hart verfolgt, hinter die Wälle von Fridericia zurück, ihre Flucht durch den Brand des Dorfes Gudsoe deckend. Am 7. Mai Abends lagerten S.-Holsteiner dicht vor den Thoren von Fridericia. Bis zum 10. Mai war diese kleine befestigte Stadt von der Landseite eng eingeschlossen, und es wurden auch am Strande Batterien errichtet, um die Verbindung zur See abzuschneiden. Nach diesen Vorbereitungen wurde die Belagerung nur lässig betrieben. Nur selten, im Tage höchstens 1—2 Mal, warfen die Dänen eine Bombe in die Schanze, die sel-

ten Schaden anrichtete; den schleswig-holsteinischen Artilleristen wurde zu antworten selten erlaubt. Die Gerüchte von einem nahe bevorstehenden oder schon abgeschlossenen Waffenstillstande wiederholten sich unter diesen Umständen von Stunde zu Stunde und wären wohl geeignet gewesen, die Belagernden im Dienst mehr und mehr nachlässig zu machen, zumal sie über die Ernstlichkeit der Kriegsführung von Anfang an Zweifel gehegt hatten. Inzwischen hatten die Dänen ihre gesammte verfügbare Streitmacht aus Nordjütland, von Alsen und Fühnen in Fridericia versammelt. In der Nacht vom 5. auf den 6. Juli machte diese Macht, 20 Bataillone oder 25,000 Mann stark, einen Ausfall gegen die um mehr als ein Drittel schwächern, überdies in langen Linien vertheilten und keines Angriffs gewärtigen S.-Holsteiner. Die Dänen rückten in geschlossenen Bataillonskolonnen auf das Centrum der schleswig-holsteinischen Armee, trennten den linken Flügel (4. Jägercorps, 5. und 6. Bataillon) vom Centrum und zersprengten dadurch diesen linken Flügel, dem es an aller Unterstützung fehlte, gänzlich. Doch war der Kampf so hartnäckig, daß die Dänen die Schanzen und Redouten 4 Mal stürmen mußten, ehe es ihnen gelang, einzudringen. Der rechte Flügel lag weit entfernt von der Stadt und kam bis 9 Uhr gar nicht ins Gefecht. Noch als Bonin mit dem Hauptcorps hatte weichen müssen, hielten sich einige Verschanzungen, obgleich von Dänen umringt, bis die Mannschaft fiel oder gefangen wurde. Bei Struxtrup und Bedstrup kam das Gefecht, welches die ganze Zeit hindurch Mann gegen Mann mörderisch gewüthet hatte, zum Stehen, die Dänen wurden mit der Anwendung der äußersten Anstrengung hier und zugleich in Gudsoe von der sich auf Eritsö zurückziehenden Avantgarde geworfen und zogen sich zurück, indem sie das Gefecht abbrachen. Aber welche Resultate! Fast das ganze Belagerungsgeschütz fiel den Dänen in die Hände, eben so das Lager, welches sie abbrannten. Beim ersten Appell fehlten 68 Offiziere, 308 Unteroffiziere und 2813 Gemeine, von denen sich nur etwa 300 wieder einstellten. Freilich betrug auch der Verlust der Dänen über 3000 Mann. Es war das letzte Gefecht des Feldzugs, dessen Sieg nur durch die heillose Art der Kriegsführung den deutschen Waffen entrissen wurde.

Während vor Fridericia gekämpft wurde, hatte bereits der Abschluß des Waffenstillstandes Statt gefunden. Obgleich es in der Diplomatie nicht gebräuchlich ist, einen Vertrag als festbindend anzusehen, bevor die Ratifikation desselben erfolgt ist, so pflegt doch immer eine Waffenruhe einzutreten, sobald man über die Bedingungen einig geworden ist. Dänischer Seits wurde mithin eine abscheuliche Treulosigkeit begangen; der Ueberfall von Fridericia war ein halber Friedensbruch. Von einem erbitterten Feinde lassen sich solche Streiche entschuldigen, entsetzlich aber wäre es, wenn deutscher Seits ein Verrath oder eine absichtliche Nachlässigkeit die Niederlage deutscher Truppen begünstigt hätte. Diese Anklage wird erhoben und mit Gründen unterstützt. Es ist mindestens auffallend, daß Prittwitz, nachdem er den General Rye mehre Wochen langsam verfolgt hatte, von der Einschiffung desselben nicht rechtzeitig unterrichtet worden wäre. 8000 Mann verschwinden nicht, ohne eine Spur zu hinterlassen; auch ohne Spione erfährt ein wachsamer Feldherr ein solches Ereigniß rasch. Prittwitz benachrichtigte aber Bonin so spät, daß keine Vorkehrungen mehr getroffen werden konnten. Um Mitternacht kam ein Bote, und anderthalb Stunden später erfolgte der Ausfall der Dänen. Der Waffenstillstand selbst, zwischen v. Bülow und v. Reedtz am 10. Juli abgeschlossen, enthält in 14 Artikeln folgende Bestimmungen: Art. I. Vom Tage der Auswechslung der Ratifikationen der gegenwärtigen Konvention an gerechnet, sollen die Feindseligkeiten zu Land und zur See vollständig eingestellt werden, während eines Zeitraums von 6 Monaten, und über denselben hinaus noch während 6 Wochen nach Aufkündigung des Waffenstillstandes von der einen oder der andern Seite. Wenn der gegenwärtige Waffenstillstand aufgekündigt würde, so sollen die preußischen und deutschen Truppen das Festland des Herzogthums S. besetzen können, welches in diesem Falle von den neutralen Truppen, welche nach Art. 5 sich etwa noch daselbst befinden dürften, geräumt werden würde. Art. II. Se. Maj. der König von Preußen wird dem Oberbefehlshaber der in Jütland und in den Herzogthümern S. und Holstein vereinigten preußischen und deutschen Heeresmacht den Befehl zugehen lassen, Jütland zu räumen und während des Zeitraums von 25 Tagen die in den Art. 3 und 5 bezeichneten Stellungen einzunehmen. Art. III. Die Oberbefehlshaber der preußischen und deutschen, so wie der dänischen Truppen werden preußische und dänische Offiziere ernennen, welche behufs der Abgrenzung der beziehungsweise von den preußischen und neutralen Truppen zu besetzenden Gebietsstrecken auf einer Karte eine Demarkationslinie ziehen und bestimmen werden, welche sich von einem Punkte an der Küste, in der Nähe und im Süd-Ost der Stadt Flensburg, bis zu einem Punkte an der Küste, nordwestlich von der Stadt Tondern, erstreckt und die erstere Stadt, so wie die jütländischen Enklaven nordwärts, die Stadt Tondern dagegen südwärts der vorgenannten Demarkationslinie liegen läßt. Art. IV. Se. Maj. der König von Preußen soll während der Dauer des Waffenstillstandes im Herzogthum S. und im Süden der vorbesagten Demarkationslinie ein Armeecorps belassen können, dessen Stärke die Zahl von 6000 Mann nicht überschreiten wird. Se. Maj. der König von Dänemark wird fortfahren, die Inseln Alsen und Arröe militärisch besetzt zu halten. Art. V. Diese dänischen und preußischen Truppen werden die einzigen Streitkräfte seyn, welche in dem Herzogthum S. während der Dauer des Waffenstillstandes verbleiben, mit Ausnahme eines Corps neutraler Truppen, dessen Stärke 2000 Mann nicht überschreiten darf, und wel-

ches den nordwärts der Demarkationslinie belegenen Theil des Festlandes vom Herzogthum S. besetzen wird. Der Unterhalt und die Besoldung der besagten neutralen Truppen fallen Sr. königl. dänischen Maj. zur Last. Die hohen kontrahirenden Theile werden Se. Maj. den König von Schweden und Norwegen ersuchen, dieses neutrale Truppencorps stellen zu wollen. Während der Dauer des Waffenstillstandes wird in die jütländischen Enklaven innerhalb des Herzogthums S. eine Garnison weder von der einen, noch von der andern Seite gelegt werden. Art. VI. Gleichzeitig mit der Einnahme der im Art. 3 bezeichneten Stellungen von Seiten des die vereinigte preußische und deutsche Heeresmacht kommandirenden Oberbefehlshabers wird Se. Maj. der König von Dänemark die Aufhebung der durch ihre Seemacht ausgeführten Blockaden der preußischen und deutschen Häfen anordnen. Die zur Vollziehung der vorstehenden Befehle werden an einem und demselben Tage an die Befehlshaber der resp. Land- und Seemacht ausgefertigt werden. Art. VII. Alle seit dem Beginn der Feindseligkeiten von der einen oder andern Seite aufgebrachten Handelsschiffe werden sammt deren Ladungen unmittelbar nach der Aufhebung der Blockade freigegeben. Sollten Schiffe und Ladungen verkauft worden seyn, so wird deren Werth erstattet. Dagegen verbürgt sich Se. Maj. der König von Preußen, alle Kontributionen in baarem Gelde, welche von den preußischen und deutschen Truppen in Jütland erhoben worden sind, zu erstatten und erstatten zu lassen, desgleichen den Werth der zum Gebrauch der preußischen und deutschen Truppen requirirten Pferde, welche ihren rechtmäßigen Eigenthümern seitdem nicht zurückgestellt worden sind. Die Verpflegungs- und Einquartirungskosten für die gedachten Truppen, so wie die Unkosten für die ihnen gelieferte Fourage fallen dem Lande zur Last. Behufs der Regulirung dieses Liquidationsgeschäfts wird Se. Maj. der König von Preußen und Se. Maj. der König von Dänemark je einen Kommissär ernennen, welche beide Kommissäre sich 6 Wochen nach Auswechslung der Ratifikation der gegenwärtigen Konvention an Ort und Stelle vereinigen werden. Diese Kommissäre werden dies Geschäft während eines Zeitraums von 4 Wochen abschließen. Sollten nach Ablauf dieser Frist noch etwa streitige Forderungen vorhanden seyn, über welche es ihnen nicht gelungen wäre, sich zu einigen, so würden diese Forderungen der Entscheidung eines Schiedsmannes unterworfen werden, zu dessen Ernennung die hohen kontrahirenden Theile die Regierung Ihrer königl. großbritannischen Majestät einladen würden. Die Erstattung des Betrags der verschiedenen Ersatzsummen soll spätestens 6 Monate, vom Tage der Auswechselung der Ratifikationen der gegenwärtigen Konvention an gerechnet, erfolgen. Art. VIII. Sämmtliche Kriegs- und politische Gefangene sollen von beiden Theilen ohne Ausnahme in Freiheit gesetzt werden, die Auswechselung der Gefangenen wird in Flensburg spätestens in 25 Tagen nach Auswechselung der Ratifikationen der gegenwärtigen Uebereinkunft bewirkt werden. Art. IX. Se. Maj. der König von Preußen wird sämmtliche Regierungen, welche einen thätigen Antheil an dem dermaligen Kriege gegen Dänemark genommen haben, einladen, baldmöglichst ihren Beitritt zur gegenwärtigen Konvention zu erklären, deren Bestimmungen dadurch für dieselben eben so verbindlich werden, als solche hinsichtlich Ihrer zu voller Anwendung kommen. Art. X. Es wird für das ganze Herzogthum S. eine Verwaltungskommission (Landesverwaltung) errichtet werden, welche während der Dauer des Waffenstillstandes dieses Land im Namen Sr. Maj. des Königs von Dänemark regieren wird. Sie soll aus zwei Mitgliedern bestehen, von denen das eine von Sr. Maj. dem König von Preußen, das andere hingegen von Sr. Maj. dem König von Dänemark gewählt, und denen ein Kommissarius beigeordnet werden wird, zu dessen Ernennung Ihre Maj. die Königin von Großbritannien eingeladen werden soll, um in der Eigenschaft eines Schiedrichters bei etwa vorkommenden Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden andern Mitgliedern Entscheidung zu treffen. Die Funktionen dieser Kommission werden darin bestehen, das Herzogthum S. in Gemäßheit der bestehenden Gesetze zu verwalten und in demselben die Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten. Zu diesem Zwecke soll dieselbe mit der nöthigen vollen Autorität bekleidet werden, jedoch mit Ausnahme der gesetzgebenden Gewalt, welche während der Dauer des Waffenstillstandes suspendirt bleiben soll. Hinsichtlich aller Gesetze, Verfügungen und Verwaltungsmaßregeln, die seit dem 17. März 1848 für das Herzogthum S. erlassen worden sind, soll die besagte Kommission befugt seyn, zu prüfen und zu entscheiden, welche von jenen Gesetzen, Verfügungen und Verhaltungsmaßregeln im wohlverstandenen Interesse des Landes etwa wieder abzuheben oder beizubehalten seyn dürften. Art. XI. Die zur Erhaltung der Ordnung nöthigen Streitkräfte werden der Verwaltungskommission auf deren Requisition zur Verfügung gestellt werden, je nach den Distrikten, in welchen diese Truppen stationirt sind, also im südlichen Theile des Herzogthums S. durch den Oberbefehlshaber der preußischen Truppen, für die Inseln Alsen und Arröe durch den Oberbefehlshaber der dänischen Truppen und für den Theil des Festlandes des Herzogthums S., welcher nördlich von der Demarkationslinie gelegen ist, durch den Oberbefehlshaber der neutralen Truppen. Art. XII. Die Verwaltungskommission des Herzogthums S. wird sich mit der dänischen Regierung über eine Interimsflagge verständigen, deren die schleswigschen (holsteinischen) Schiffe sich während der Dauer des Waffenstillstandes bedienen können, und unter welcher sie derselben Vortheile wie die dänischen Schiffe genießen können. Art. XIII. Der Postenlauf und die sonstigen innern Verbindungsmittel werden in regelmäßiger Weise wieder hergestellt werden, der freie Verkehr der Posten

durch das Herzogthum Holstein, so wie der Fortbestand der Postbehörde zu Hamburg werden ausdrücklich vorbehalten. Art. XIV. Die gegenwärtige Konvention wird ratificirt werden und die Auswechselung der Ratifikation binnen acht Tagen, oder wo möglich früher von dem Tage der Unterzeichnung an gerechnet, zu Berlin Statt finden. Gleichzeitig mit dieser Waffenstillstandskonvention war zwischen Preußen (v. Schleinitz) und Dänemark (v. Reedtz) unter Mitwirkung des Gesandten der Königin von Großbritannien, Grafen v. Westmoreland, als Repräsentanten der vermittelnden Macht, ein Vertrag über die Friedens-Präliminarien in Form eines Protokolls in 5 Artikeln abgeschlossen worden: „1) Das Herzogthum S. soll, was seine gesetzgebende Gewalt und seine innere Verwaltung betrifft, eine abgesonderte Verfassung erhalten, ohne mit Holstein vereinigt zu seyn und unbeschadet der politischen Verbindung mit der Krone Dänemark; 2) die definitive Organisation S.s ist Gegenstand weiterer Unterhandlungen, an welchen Großbritannien als vermittelnde Macht Theil zu nehmen eingeladen werden wird; 3) Holstein und Lauenburg werden fortfahren, Mitglieder des deutschen Bundes zu seyn; die definitive Regulirung ihrer Stellung in dieser Beziehung bleibt fernerer Verständigung vorbehalten, es soll eine der Aufgaben dieser Verständigung seyn, die nicht politischen Bande der materiellen Interessen aufrecht zu erhalten, welche zwischen Holstein und S. bestanden haben; 4) die in den vorstehenden Artikeln enthaltenen Bestimmungen sollen weder der Frage wegen der dänischen Erbfolge, noch den Rechten dritter Personen präjudiciren; 5) für die genaue Ausführung des definitiven Friedens in Betreff S.s soll die Garantie der Großmächte in Anspruch genommen werden." Die beste Kritik dieser Verträge ist in einem Aufsatze des preußischen Staatsanzeigers vom 26. April 1848 enthalten, wo es unter Andern wörtlich heißt: „Es genügt nicht mehr, daß in Worten die Selbstständigkeit S.s wie Holsteins Anerkennung und die Verbindung beider Bestätigung erhalte; es ist nicht genug, daß sie in Regierung und Verwaltung vollständig von dem Königreich Dänemark getrennt, daß ihre Stände wirklich vereinigt werden; es sind noch stärkere Garantien nöthig: S.s Stellung muß noch vollständiger bestimmt, das Land muß Holstein vollkommen gleichgestellt werden. Eine Selbstständigkeit des Herzogthums in früherer Weise, ohne Anschluß an ein größeres politisches Ganze, wird bei den jetzigen politischen Zuständen Europa's auf die Länge als unhaltbar erscheinen, und die geographische Lage eben so wie die Geschichte des Landes lassen nur die Wahl zwischen einer Vereinigung mit Dänemark oder einer unmittelbaren Verbindung mit dem übrigen Deutschland. Das Recht und die Nationalität und die Sympathien des Volks sind entschieden wider das Eine. Nur ein kleiner Theil der Bevölkerung wird durch Abstammung und Sprache zu den Dänen hingezogen. Die Ansprüche, welche diese auf den Besitz des Landes machen, sind längst beseitigt, die Lehnsabhängigkeit von der dänischen Krone schon vor fast 200 Jahren aufgehoben und damit das letzte Band zerrissen, welches S. rechtlich an Dänemark knüpfte. Mit demselben Grunde könnte ein Königreich Polen das alte Preußen oder gar Schlesien wieder fordern, welche auf dieselbe Weise deutsch und der fremden Lehnsabhängigkeit ledig geworden sind. Alles was S. jetzt noch politisch mit Dänemark verbindet, hat nur in der Gemeinsamkeit des Regenten seinen Ursprung u. bezieht sich in dem gleichen Maße auf Holstein, u. es kann wahrlich nicht dazu dienen, um jetzt den Anspruch auf eine nähere Vereinigung mit dem Königreich zu begründen. Wollte man aber wider alles Recht und mit Gewalt das Land in einen Theil des dänischen Staats verwandeln, so würde nur ein Anlaß zu ewigem Kampf gegeben seyn, indem die deutsche Bevölkerung, statt durch die Nachbarschaft des großen deutschen Volks, immer und immer wieder den Versuch zur Befreiung von der fremden Herrschaft machen und nicht ruhen würde, bis sie erreicht hätte, was sie jetzt fordert, und was ihr nur mit dem härtesten Zwang entzogen werden könnte." Eine Welt von Ereignissen liegt freilich zwischen dem 26. April 1848 und dem Tage des Abschlusses des Waffenstillstandes! — Die Ratifikationen beider Verträge wurden am 17. Juli ausgewechselt. Für das Herzogthum S. wurde, nach dem erwähnten 10. Artikel, eine Verwaltungs-Kommission (Landesverwaltung) errichtet, welche das Land während der Dauer des Waffenstillstandes im Namen des Königs von Dänemark regierte, bestehend aus dem Grafen zu Eulenburg, dem vom Könige von Preußen, dem Frhrn. und Kabinetssekretär v. Tillisch, dem vom Könige von Dänemark ernannten Mitgliede, denen als Kommissarius der Oberst Hodges, Geschäftsträger und General-Konsul zu Hamburg, nach der Ernennung der Königin von Großbritannien, beigeordnet ward, um in der Eigenschaft eines Schiedsrichters bei Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen zu entscheiden. Die Kommission wurde am 25. August 1849 eingesetzt und erklärte am 17. Sept. das Staatsgrundgesetz für S.-Holstein, das Wahlgesetz ꝛc. außer Kraft (am 15. Juli 1850 machte sie bekannt, daß sie ihre Funktion niederlege). Am 10. Januar 1850 eröffnete der König den dänischen Reichstag zu Kopenhagen, in seiner Rede die Hoffnung äußernd, die begonnenen Unterhandlungen würden die Verhältnisse zu den Herzogthümern zu dem gewünschten Ziele führen. Sowohl in London, als in Berlin fanden Verhandlungen Statt. Das Ergebniß derjenigen zu Berlin war der Friedensvertrag und ein Protokoll über die Maßregeln zur Ueberleitung des Waffenstillstandes vom 10. Juli 1849 zum Friedenszustande, beide vom 2. Juli 1850. Der Friedensvertrag ward von dem Könige von Preußen in seinem, wie im Namen des deutschen Bundes mit dem Könige von Dänemark, unter britischer Mitwirkung (Graf von Westmorland) abgeschlossen. Nach seinem 2. Artikel sollen alle Traktate und Uebereinkünfte zwischen dem deut-

schen Bunde und Dänemark wieder in Kraft treten. Auch behalten sich die kontrahirenden Theile alle Rechte vor, wie sie ihnen vor dem Kriege zugestanden haben (Art. 3). Nach dem Friedensschlusse kann (Art. 4) der König von Dänemark, Herzog von Holstein, nach dem bestehenden Bundesrechte die Vermittelung des deutschen Bundes zur Herstellung seiner legitimen Autorität in Holstein in Anspruch nehmen, wobei derselbe seine Absichten zur Beruhigung (Pacifikation) des Landes mittheilen wird. Sollte auf diese Reklamation der deutsche Bund nicht vermitteln zu müssen meinen, oder sollte die Vermittelung ohne Wirkung bleiben, so steht es dem König zu, militärische Maßregeln über Holstein zu erstrecken und zu diesem Behufe seine bewaffnete Macht zu gebrauchen. Innerhalb der nächsten 6 Monate nach der Unterzeichnung des Traktats ernennen (Art. 5) der deutsche Bund und der König von Dänemark Kommissäre, um die Grenzen zwischen denjenigen Staaten, welche im deutschen Bunde nicht begriffen, und denjenigen, welche darin begriffen sind, festzustellen. Die Ratifikationen sollen (Art. 6) innerhalb der nächsten 3 Wochen erfolgen. In einem geheimen Artikel erklärt sich der König von Preußen geneigt, zur Herstellung einer Erbfolgeordnung für die Staaten unter der Regierung des Königs von Dänemark mitzuwirken, und der König von Dänemark wird den großen Mächten hierüber Vorschläge machen. Letzteres geschah in London. Am 4. Juli 1850 fand eine Konferenz zwischen Bevollmächtigten Dänemarks, Frankreichs, Großbritanniens, Rußlands und Schwedens Statt; der österr. Gesandte fand sich auf die an ihn ergangene Einladung ein, erklärte jedoch, daß er in Ermangelung von Instruktionen sich für verpflichtet halte, an seinen Hof zu berichten, um demselben den Vorschlag und den Redaktionsentwurf vorzulegen. Der preußische Gesandte wohnte der Konferenz nicht bei. Die von den Repräsentanten Dänemarks, Frankreichs, Großbritanniens, Rußlands, wie Schwedens und Norwegens unterzeichnete Akte fand von seiner Seite Widerspruch; in einer Note von demselben Tage, vom 4. Juli, setzte derselbe die Gründe auseinander, die ihn abgehalten, an der Konferenz Theil zu nehmen, einen eventuellen Protest in Aussicht stellend; und seine Note ward unumwunden von der königl. preuß. Regierung gebilligt. Diese Akte ging davon aus, daß die Aufrechthaltung der Integrität der dänischen Monarchie für die Erhaltung des Friedens von hoher Wichtigkeit sey. Daß die jetzt unter der dänischen Krone vereinigten Besitzungen in demselben Verhältnisse bleiben, sey daher der allgemeine Wunsch der verhandelnden Mächte; sie fänden es weise, daß der König von Dänemark durch eine Aenderung der Erbfolge den Weg zur Erhaltung der dänischen Monarchie erleichtere; sie wollten gemeinsam dahin streben, daß die Friedensverhandlungen zu Berlin baldigst zum Schlusse kämen, und behielten sich vor, nach Erreichung dieses Zieles sich unter einander zu vereinigen, um den Ergebnissen des Friedens durch die Zustimmung der verhandelnden Mächte eine neue Bürgschaft der Festigkeit zu ertheilen. Das Protokoll über die Verhandlung zwischen Preußen und Dänemark vom 2. Juli 1850, dessen Ratifikation am 6. ausgewechselt wurden, bestimmte, in welchen Fristen die schwedischen Truppen Nordschleswig, die preußischen Südschleswig, Holstein und Lauenburg verlassen sollten. Nach der Räumung S.s legte Preußen den militärischen Maßregeln Dänemarks kein Hinderniß in den Weg; bevor die preuß. Truppen S. verließen, versprach Dänemark, keine Streitkräfte auf den Kontinent dieses Herzogthums rücken zu lassen, wofern nicht holsteinische Truppen es betreten würden. Am 6. Juli gab das preuß. Ministerium der schleswig-holstein. Statthalterschaft von dem mit Dänemark abgeschlossenen Friedenstraktat ꝛc. Kenntniß, die versöhnliche Weise, in welcher die Sendung der Vertrauensmänner nach Kopenhagen geleitet worden, anerkennend und auf die Versöhnungsvorschläge, die nun von Dänemark geschehen würden, mit dem Ersuchen hinweisend, alle Zugeständnisse zu machen, welche mit dem Interesse und den Rechten des Landes nur irgend vereinbar seyen. Am 11. Juli beauftragte der König von Dänemark den Frhrn. und Kab.-Sekretär v. Tillisch als außerordentlichen Regierungs-Kommissär interimistisch mit der Civilverwaltung des Herzogthums S. Die schleswig-holstein. Statthalterschaft forderte dagegen am 15. Juli die Bewohner des Herzogthums S. auf, bis zum Frieden mit Dänemark lediglich ihren Weisungen nachzukommen. Dänische Truppen betraten am 15. Juli Nordschleswig. Die Stadt S. ward am 15. von den Preußen verlassen, während die schleswig-holsteinischen Truppen dieselbe, wie nicht weniger Husum, Luisenlund und Eckernförde besetzten. Am 17. Juli nahm die dänische Marine die schleswigsche Insel Fehmarn in Besitz. In einem Manifest vom 14. Juli forderte der König von Dänemark, da nach dem Frieden mit dem deutschen Bunde für ein Bundesland zur Fortsetzung des Krieges — am wenigsten gegen den Landesherrn — keine Berechtigung vorliege, zur Unterwerfung auf, welches auch die Rechtsansprüche seyn möchten, die das Land zu haben vermeine; darüber entscheide das Bundesrecht. Füge sich Holstein seiner unzweideutigen Vorschrift, so werde Vergeben und Vergessen vorwalten. „Eine allgemeine Amnestie und eine Bestätigung der jetzigen Beamten für die von denselben bekleideten Aemtern in Holstein und Lauenburg, wie in S., nur mit solchen Ausnahmen, welche der Wiedereintritt der rechtmäßigen Landesherrschaft nothwendig erfordert, sollen diese landesherrliche Gesinnung beurkunden. Im Herzogthum S. wird die deutsche Nationalität, gleich der dänischen, die gewünschten Bürgschaften empfangen, und die etwaige Sorge, daß eine Einverleibung dieses Herzogthums in Dänemark beabsichtigt seyn könne, findet jedenfalls in Unserer hiermit erneuerten Zusage, daß eine solche nicht Statt finden soll, ihre definitive Beseitigung. Wenn keine von Holstein aus unternommene Feindse-

ligkeit Uns daran hindert, so wollen Wir unverweilt achtbare Männer aus dem Herzogthum S., dem Königreiche Dänemark und dem Herzogthum Holstein berufen, um ihre Ansicht über die Ordnung der Verhältnisse des Herzogthums S. zum Königreiche Dänemark einerseits und zum Herzogthum Holstein andererseits zu hören." Die Männer des Herzogthums S. sollten an Zahl einerseits diejenigen für Dänemark und andererseits die für Holstein berufenen übertreffen, allein die Männer des Königreichs und des Herzogthums Holstein in gleicher Anzahl berufen werden. Die Ergebnisse der Erwägungen dieser vereinigten Männer wolle der König mit Vertrauen prüfen und ihren Ansichten und den Wünschen der Herzogthümer in Betreff der Verhältnisse derselben zum Königreiche, wie unter einander, so weit sie nur irgend mit dem Wohle der Monarchie zu vereinigen seyen, bereitwillig Rechnung tragen. Für die Feststellung der Verhältnisse Lauenburgs wolle der König das Gutachten gleichzeitig berufener achtbarer Männer dieses Herzogthums vernehmen.

Der berliner Friede vom 4. Juli wurde der Vater des *dritten Krieges*. Er durchzuckte wie ein Wetterstrahl ganz Deutschland, wo nur die Wenigsten an den Ausbruch eines neuen Krieges glaubten und nur die mit der Zähigkeit der schleswig-holsteinischen und dänischen Nation Vertrauten eine friedliche Ausgleichung des Streits für unmöglich hielten. Zwar waren die Erfahrungen, die der Deutsche seit der Revolution von 1848 hatte machen müssen, traurig genug; einen solchen Frieden aber hatte Niemand erwartet. Und diesen Frieden hatte eine Regierung geschlossen, die von allen deutschen Regierungen zuerst für S.-Holsteins Recht in die Schranken getreten war. Seit der Losreißung des Elsasses von dem deutschen Reich war das deutsche Nationalgefühl nicht empfindlicher gekränkt worden, so daß viele Hitzköpfe glaubten, dieser Friede würde dem Deutschen das Blut zu Kopf treiben, seine Geduld würde überlaufen, eine neue Revolution hereinbrechen. Aber Staunen und Verwunderung, bei Vielen auch Bewunderung, war das Einzige, was dem Deutschen entlockt werden konnte. Nur in einem Winkel des großen Vaterlandes regte sich noch ein deutscher Sinn, in S.-Holstein selbst. Ohne Zaudern beschloß das Land einmüthig, die ihm angethane Schmach nicht zu ertragen; es rief seine Söhne von Neuem zu den Waffen, zum Kampf auf Leben und Tod mit seinem Erbfeind. Das einzig Günstige, was der berliner Friede dem Lande gewährte, war: daß er es demselben unbenommen ließ, selbst sein Recht auszufechten. Noch ehe daher die Preußen S. verlassen hatten, rückten von Süden die Schleswig-Holsteiner, von Norden die Dänen ein, beide in Eilmärschen, um mit Aufbietung der letzten Kraft den Kampf um Seyn oder Nichtseyn auszukämpfen. Die schleswig-holsteinische Armee war seit der Erhebung auf einen Achtung gebietenden Fuß gebracht worden. Beim Ausbruch der Revolution lagen in den Herzogthümern 2 Jägercorps und 4 Linienbataillone, 2 Regimenter Kavalerie und 2 Feldbatterien; ein schleswig-holsteinisches Bataillon, das dänische 13., lag in Friedericia. Durch die glückliche Ueberrumpelung Rendsburgs durch die lauenburger Jäger, unter Anführung des Prinzen Noer, wurde die dortige Besatzung sofort für die Sache der Herzogthümer gewonnen, eben so das Jägercorps, welches in S. lag, und die beiden Kavalerie-Regimenter. Von den Offizieren dagegen waren die meisten nach Dänemark zurückgegangen und verhältnißmäßig nur wenige geblieben, unter diesen auch zwei geborene Dänen, weil sie die Sache der Herzogthümer als eine gerechte erkannten: die nachherigen Majore von *Aller* u. von *Bassewitz*. Von den Unteroffizieren waren die meisten geblieben, von den Gemeinen waren es wohl nur einige Kavalleristen, die gegen Norden zu den Dänen zogen. Wenn man erwägt, wie ausgezeichnet die Disciplin in der dänischen Armee und wie groß der Respekt ist, den die Gemeinen vor ihren Offizieren haben, so muß man sich in der That wundern, daß die ganze Truppenmacht, mit Ausnahme des in Friedericia liegenden Bataillons, zur Fahne der Revolution übertrat. Es beweist aber eben nur, wie sehr jeder Einzelne schon lange von der Schmach, als Deutscher in dänischer Sprache kommandirt zu werden, durchdrungen war, und wie es, trotz der so kräftigen Bande der Disciplin, nur eines äußern Anstoßes bedurfte, um das dänische Joch abzuschütteln. Demnach entspann sich bei Vielen — sowohl bei Offizieren, als auch bei Gemeinen — ein harter Kampf zwischen ihrem durch die Disciplin angelernten Pflichtgefühl und ihrer angebornen Vaterlandsliebe, und nur die Fiktion, daß man im Interesse der Legitimität und des „unfreien" Königs selbst die Waffen führe, gab bei Vielen die Entscheidung, eine Fiktion, durch welche jedoch die Bewegung von Anfang an etwas Halbes u. Lähmendes erhielt. Ein so großer Abgang von Offizieren und Unteroffizieren mußte natürlich für Truppen, die ins Feld rückten, sehr empfindlich werden. Die provisorische Regierung wendete sich daher schon im März an die preußische Regierung, die einen Aufruf an die Offiziere und die Unteroffiziere mehrer Regimenter erließ und von den in ziemlicher Anzahl sich Meldenden eine für die Organisation der Armee hinreichend scheinende Menge nach S.-Holstein kommandirte. Von diesen Offizieren hatten aber nur sehr wenige die Bedeutung der schleswig-holsteinischen Frage tiefer aufgefaßt. Die meisten meldeten sich aus bloßem Ueberdruß am Garnisonsleben, aus Lust am Kriege, andere auch, um einem etwaigen Konflikt zwischen der Regierung und dem Volk zu entgehen, andere sogar, um sich in S.-Holstein eine Frau zu holen. Dies schadete aber in so fern nicht, als die damals kommandirten Offiziere meistentheils alle sehr tüchtig waren. Einige von ihnen trafen noch kurz vor, die meisten nach dem Treffen bei Bau ein. Sofort wurde nun die Organisation der schleswig-holsteinischen Armee in Angriff genommen u. aus dem frühern dänischen 14., 15., 16. und 17. Linienbataillon das 1., 2., 3., 4. schleswig-holsteinische Linienbataillon und aus dem 4. und 5. Jäger-

corps des 1. und 2. Jägercorps gebildet, die Kavalerie-Regimenter mit Beibehaltung ihrer Nummern zu 6 Schwadronen formirt. Als nach dem Waffenstillstand von Malmö der General-major von Bonin den Oberbefehl übernahm, kamen mittelst Einberufung der Reserven das 3. und 4. Jägercorps, das 5., 6., 7., 8., 9. und 10. Linienbataillon neu hinzu, so daß die Schleswig-holsteinische Armee zu Beginn des zweiten Krieges aus 2 Brigaden und einer Avantgarden-Brigade bestand. Bonin erwarb sich um die Organisation der schleswig-holsteinischen Armee ein entschiedenes Verdienst, wenn auch die Art und Weise, wie diese Organisation ins Leben gerufen wurde, manchen Tadel verdient. Statt nämlich die geeigneten alten Unteroffiziere, unter denen zum Theil sehr tüchtige und gebildete Leute waren, zu Offizieren zu machen, was gerade für die Bildung einer volksthümlichen Armee von ungeheuer Wichtigkeit gewesen wäre, strebte Bonin dahin, so viel Adelige, wie möglich, und wenn dies nicht ging, doch Leute von sogenannter guter Herkunft, deren Aeltern entweder reiche Kaufleute, oder große Gutsbesitzer waren, zu Offizieren zu machen. Daher kam es, daß 1848 von sämmtlichen frühern dänischen Unteroffizieren nur 4 zu Offizieren vorrückten, während eine Menge junger, unerfahrener Studenten, Gymnasiasten und Handlungsdiener, welche die gute Herkunft bescheinigen konnten, die Epauletten erhielten. Ein zweiter großer Fehler, den Bonin in der Administration sich zu Schulden kommen ließ, bestand in der Bevorzugung der Preußen selbst vor den Landeskindern. Daher kam es, daß sich im Offizierscorps förmliche Parteien bildeten, und statt eines kameradschaftlichen Geistes in den meisten Bataillonen Neid und Kabale an der Tagesordnung waren. Zwar hatte sich Bonin nach dem Treffen bei Kolding und Gudsoe 1849 den Namen eines großen Strategen erworben; indessen waren die Siege bei Kolding und Gudsoe nicht Folge von den gut getroffenen Dispositionen Bonins, sondern sind vielmehr einestheils der Umsicht Delius', des damaligen Chefs im Generalstab, anderntheils dem großen Glücke zuzuschreiben, welches die Schleswig-Holsteiner damals begünstigte. Delius war im eigentlichen Sinne die Seele der Armee, ein bedeutendes, sowohl praktisches, als theoretisches Talent; es war daher ein großes Unglück sowohl für Bonin, als für das ganze Heer, daß ihn ein früher Tod vom Schauplatz abrief. Daß Bonins militärische Kenntnisse nicht zu hoch anzuschlagen sind, beweisen am besten die Dispositionen, die er, nach dem Tode von Delius, bei der Belagerung Fridericia's traf. Man streitet sich noch jetzt, ob Prittwitz, oder Bonin Schuldsey an dieser unglücklichen Affaire. Wenn auch Bonin durch die für seine kleine Armee zu weitläufige, auf einen Umfang von 3 Stunden ausgedehnte Stellung, wodurch es den Dänen so leicht wurde, die beiden Flügel der Schleswig-Holsteinrr zu trennen, ehe und ohne daß die Avantgarden-Brigade zu Hülfe eilen konnte, einen großen Fehler beging, so ist doch auch Prittwitz zu tadeln, einmal, daß er die schleswig-holsteinische Armee ohne Verbindungscorps ließ, anderntheils, daß er es überhaupt als Obergeneral zugab, daß eine Armee von 18,000 Mann eine so ausgedehnte Festung, wie Fridericia, aus der überdies die Dänen mit ihrer ganzen Armee debouchiren konnten, belagern ließ. Hätte Prittwitz zur Cernirung Fridericia's Bonin wirklich den Befehl nicht gegeben und letzterer auf eigene Faust gehandelt, so hätte er verdient, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Was, außer seiner Popularität, Bonin sehr zu Gute kam, war sein fabelhaftes Glück, das vollkommen hingereicht hätte, um bei einem einigermaßen guten Generalstab seine fehlenden militärischen Kenntnisse zu ersetzen. Unter ihm war die schleswig-holstein. Armee mehrmal siegreich, trotzdem, daß sie einer weit besser geschulten ältern und zahlreichern Armee gegenüberstand, und selbst in der Geschichte bei Fridericia konnte man noch vom Glück reden, in so fern die Dänen es nicht verstanden, ihre Vortheile zu benutzen. Nachdem im Winter von 1849—50 abermals die Armee um 4 Linienbataillone und 1 Jägercorps verstärkt worden war, so daß sie jetzt aus 15 Linienbataillonen, 5 Jägercorps und 4 Besatzungsbataillonen bestand, trat durch den Abgang Bonins und die Stellung Preußens eine bedeutende Veränderung ein. Die meisten der 1848 von der preußischen Regierung kommandirten Offiziere und auch viele der freiwillig gekommenen kehrten mit Bonin nach Preußen zurück, unter ihnen der Kommandant des 1. Jägercorps, Major von Gersdorf, vollkommen fähig, eine Brigade zu führen; Han von Weihern, Kommandeur der Kavaleriebrigade, und Major Schmidt. Willisen, der Nachfolger Bonins, traf in der innern Organisation sofort mehre Aenderungen. Das Exercier-Reglement, welches bisher dem preußischen fast ganz gleich gewesen war, vereinfachte er sehr und führte ein dem französischen ähnliches ein. Sein Hauptaugenmerk war auf die Befestigung Rendsburgs und die Vermehrung der Artillerie gerichtet; die Zahl der Batterien wurde auf 13 erhöht. Ein großer Uebelstand erwuchs durch den Abgang der preußischen Offiziere. Die, welche aus Preußen dafür wieder kamen, waren theils schon lange außer Dienst gewesen, theils waren es körperlich od. geistig geschwächte Männer, theils solche, denen finanzielle Rücksichten das Bleiben in der preußischen Armee unmöglich machten. Es wäre weit besser gewesen, wenn Willisen beim Abgang der preußischen Offiziere keine fremden Offiziere mehr angenommen, sondern aus der Armee selbst hätte avanciren lassen, welche hinreichende Elemente dazu in sich trug. Man hätte dann den Vortheil für sich gehabt, daß man nur tüchtige Leute vorrücken zu lassen brauchte, während nach Willisens Verfahren fremde Offiziere nicht selten den schon bewährten und braven Offizieren mit einem ältern Patent vorgesetzt wurden, was eine große Mißstimmung hervorzurufen nicht verfehlen konnte. Auf der andern Seite fehlte er durch Zurückweisung von Männern von entschiedener Gesinnung, die er, so wie die

Statthalterschaft, als Träger der Revolution fürchtete. Willisens Streben unterschied sich indessen von dem boninschen dadurch, daß er nicht darauf ausging, ein sogenanntes reines Offiziercorps sich zu bilden, sondern ein feldtüchtiges, daher denn auch passende Unteroffiziere jetzt zu Offizieren vorrückten. Das Vertrauen und die Hingebung der Offiziere zu Willisen war unbedingt und der Glaube an den Sieg in diesem Vertrauen fest begründet. Wie hätte man auch an einem Manne zweifeln sollen, der schon in den Befreiungskriegen als Offizier im preußischen Generalstab sich auszeichnete; der durch seine militär-wissenschaftlichen Werke Epoche gemacht hatte; dessen Schriften selbst bei den Feinden so in Achtung standen, daß die Buchhandlungen in Dänemark nicht genug Exemplare liefern konnten? Außerdem war Willisen ein Mann, der ganz frei und unabhängig stand u. sich nicht, wie man wenigstens meinte, als Werkzeug der Diplomatie gebrauchen ließ, sondern der aus reinem Interesse und aus Begeisterung für die Ehrensache Deutschlands herbeigeilt war, mit Hinansetzung seiner Pension in Preußen. Dagegen fehlte es freilich auch gleich anfangs an warnenden Stimmen nicht, und man legte es der Statthalterschaft nicht gut aus, daß sie das Anerbieten des ungarischen Helden Klapka, die Schleswig-Holsteiner zu führen, zurückgewiesen. Aeußerungen einzelner Mitglieder der Statthalterschaft, daß man noch immer hoffe, den „unfreien" König Herzog vom Rechte zu überzeugen, so wie die Kälte, mit welcher man Freiwillige, die aus allen Theilen Deutschlands herbeiströmten, wenigstens im Anfang aufnahm, die konservative Politik der Statthalterschaft und der Landesversammlung selbst, die so weit ging, daß man beleidigende Aeußerungen gegen den König von Dänemark zur Untersuchung zog, erregten Besorgnisse, die sich nur als zu begründet erwiesen.

Wie schon oben erwähnt wurde, rückten die Schleswig-Holsteiner in S. ein, als die Preußen das Land noch nicht verlassen hatten, und nahmen die Position bei Idstedt ein. Dasselbe ist ein an der Straße nach Flensburg, eine Meile von S., so gelegenes Dorf, daß es sich eben so gut gegen Norden, als gegen Süden vertheidigen läßt. Dies hatten die Dänen schon 1848 erkannt; denn schon damals hatten sie dort schöne Schanzen aufgeworfen, die sie aber, ohne sich darin zu vertheidigen, nach dem Gefecht bei S. im Stich ließen. Die Stellung vor und während der Schlacht bei Idstedt war folgende. Das Centrum befand sich in Idstedt und am idstedter Kruge; der äußere linke Flügel, der durch das Dorf Gamellund mit dem Centrum in Verbindung stand, war in Langstedt aufgestellt, einem Dorf an der Treene. Die Treene ist ein ziemlich bedeutender Fluß, der, auf dem Höhenrücken bei Flensburg entspringend, nachdem er sich durch eine beträchtliche Anzahl von Bächen vergrößert hat, durch Schleußen bei Friedrichstadt sich in die Eider ergießt. Da die Ebbe und Fluth über Friedrichstadt hinausgeht, so kann man dadurch, daß man bei Hochwasser und beginnender Ebbe die Schleußen verschließt und bei beginnender Fluth wieder öffnet, eine bedeutende Menge Wasser in die Treene bringen und, wenn man es für nöthig findet, sie aus ihrem Bette treten lassen. Um nun die Treene als Flankendeckung benutzen zu können, hatte man sie bei Friedrichstadt so gestaut, daß sowohl bei Langstedt, als auch bei Bollingstedt, welches $^3/_4$ Stunden südlich davon an einem sich in die Treene ergießenden Bach liegt, sie nicht ohne Pontons zu passiren war. Bollingstedt liegt mit Idstedt nicht ganz auf gleicher Höhe, sondern etwas nordwestlicher. Oestlich von Langstedt, an demselben Bach, an dem Bollingstedt liegt, am Hellighek, so genannt, weil der König Harold von Dänemark sich hierin taufen ließ, stand die Vorhut bis zum Stendrupper-Holze hin. Die Uebergänge der Treene bei Hüningen und Solbroe waren die am weitesten westlich detaschirten Punkte des linken Flügels. Derselbe wurde gebildet von der ersten Brigade, kommandirt vom General Baudissin. Die Avantgarde befehligte der General Gerhard. Im Centrum stand die zweite Brigade unter dem Obersten Aberkron. Oestlich von Idstedt war durch den Fahrenstedter-See eine natürliche Deckung gegeben. Hier auf dem rechten Flügel stand die Brigade Horst; die vierte Brigade unter dem Obersten Garrels stand in Reserve. Die Position war von der Natur ungemein begünstigt, denn sowohl auf dem linken, als rechten Flügel fand eine natürliche Deckung Statt. Nachdem die Armee ungefähr 8 Tage in der Stellung bei Idstedt verharrt hatte, wurde sie am 24. Juli 1850 von den Dänen angegriffen. Dieselben rückten im Centrum, auf dem linken und rechten Flügel vor, wurden aber überall geworfen. Bei Solbroe versuchten sie den Uebergang über die Treene zu erzwingen, mußten aber auch hier mit namhaftem Verlust sich zurückziehen. Der einzige Ort, den die Schleswig-Holsteiner aufgaben, war Langstedt, nicht deswegen, weil sie sich nicht hätten halten können, denn ein ganzes Kavalerie-Regiment wurde von den dort aufgestellten ersten Jägern zurückgeworfen, sondern um die Dänen näher an ihre Position heranzulocken. Am 2. Tag, am 25., wurde der Kampf um 3 Uhr wieder aufgenommen. Die Dänen griffen nun an allen Punkten mit großer Heftigkeit an. Auf beiden Seiten wurde mit ungeheurer Erbitterung und Hartnäckigkeit gestritten. Der zwischen Bollingstedt und dem Centrum sich hinziehende Wald wurde zweimal von den Dänen durch einen Bayonettangriff genommen, dreimal wurden sie aber wieder hinausgeworfen. Weder auf dem linken Flügel, noch auf dem rechten, noch auch im Centrum hatten die Dänen einen Fuß Terrain gewonnen. Auf dem rechten Flügel war Horst mit seiner Brigade sogar weiter vorgedrungen, als er eigentlich sollte. Da wurde ungefähr gegen 12 Uhr Mittags plötzlich Befehl zum Rückzug gegeben! Staunen und Verwunderung ergriff die Gemüther. Noch eine Viertelstunde vorher hatte es geheißen: die Schlacht ist so gut als gewonnen, diesen Abend werden wir in Flensburg seyn, u.

nun hieß es plötzlich: das Centrum ist durchbrochen, alle Truppen sollen sich zurückziehen. Der Rückzug wurde auch sofort angetreten. Wenn die Zeitungen darüber berichteten, derselbe sey überall in vollkommener Ordnung vor sich gegangen, daß der Oberst v. d. Tann mit einigen Bataillonen denselben gedeckt habe, so möchte dies wohl einigermaßen zu beschränken seyn. Auf dem linken Flügel wenigstens und im Centrum fand stellenweise kein geregelter Rückzug Statt. Dies mochte daher rühren, daß, als das Centrum schon durchbrochen war, einigen Truppen auf dem linken Flügel noch der Befehl ertheilt wurde, wieder vorzurücken und die Stellung wieder einzunehmen, die sie vor Kurzem auf Befehl verlassen hatten. Diese geriethen hierdurch in Gefahr, gänzlich abgeschnitten zu werden, da die Dänen ihnen schon zum Theil im Rücken waren. Nur im schnellen Lauf war es für diese möglich, noch das Dorf Schuby fast gleichzeitig mit den Dänen zu erreichen. Hier war von einem geordneten Rückzug nicht mehr die Rede; Kavalerie, Artillerie, Infanterie und Jäger sah man in Auflösung durch einander fliehen. Eine planmäßige Deckung des Rückzuges fand wenigstens auf dem linken Flügel nicht Statt, da kein Kommandirender da war. Thatsache ist, daß die ersten Jäger das Dorf gegen heransprengende dänische Kavalerie vertheidigten und dieselbe zurückschlugen, so daß man von nun an ungehindert, und ohne von den Dänen behelligt zu werden, den Rückzug fortsetzen konnte. Die Dänen dachten auch so wenig an eine Verfolgung, daß sie erst Abends 9 Uhr in die Stadt Schleswig einrückten. Wie konnten sie anders, da sie die Schlacht selbst für verloren gehalten hatten und sich anfänglich gar nicht an den Gedanken zu gewöhnen schienen, daß sie die Sieger und die Schleswig-Holsteiner die Besiegten seyen, und den plötzlichen Rückzug bloß für eine Kriegslist hielten. Wie es kam, daß die Schlacht, die so gut wie gewonnen war, verloren ging, ist noch nicht genau ermittelt, doch mag Folgendes der Wahrheit nahe kommen. Die Schuld lag theils an Willisen, theils an den höhern Stabsoffizieren, theils auch an dem Heere. Willisen trägt in so fern einen großen Theil der Schuld, als er nicht die Energie besaß, die ein Feldherr, ein kommandirender General, nothwendig besitzen muß, wenn er sich getraut, ein Heer zu kommandiren. Dieser Mangel an Energie im Auftreten Willisens spricht sich in allen seinen Handlungen aus. Ungemein auffallend schon war es, daß Willisen in einem seiner ersten Armeebefehle sagte, daß er bedeutende strategische Vortheile aus den Händen gegeben habe, weil er mit der Armee nicht bis Bau vorgedrungen und die Position bei Bau und Krusau besetzt hätte; er habe dies aber unterlassen, um seine friedlichen Absichten an den Tag zu legen, und deshalb die minder günstige Position bei Idstedt gewählt. In dem einen von der Allgem. Zeitung veröffentlichten Brief, den Willisen vor der Schlacht bei Idstedt an den General Krogh geschrieben hat, drückt er sich ganz ähnlich aus. Wenn es wirklich wahr ist, daß das Vorgehen der Armee bis Bau ein strategischer Vortheil gewesen wäre — wir wagen es nicht zu entscheiden, da die lange Rückzugslinie, im Fall die Schleswig-Holsteiner geschlagen waren, sehr dagegen spricht — so ist es Willisen durchaus nicht zu verzeihen, daß er diesen Vortheil freiwillig aus den Händen gab. Ein Feldherr soll nie friedliche Gesinnung zur Schau tragen und niemals durch diese etwas zu erreichen wähnen; er soll den Frieden nur durch Schlagen erzwingen; thut er Ersteres, so hört er auf, ein Krieger zu seyn, und sinkt herab zu einem Diplomaten. Und einem Volke, wie die Dänen, gegenüber, dem Recht u. Billigkeit von jeher unbekannte Größen gewesen sind, die friedliche Gesinnung und Feigheit für identisch halten, so handeln, heißt vollends einen großen Fehler begehen. Aber hievon abgesehen und angenommen, diese zur Schau getragene Friedensliebe sey weiter nichts, als eine Phrase gewesen, wodurch er den Dänen und Großmächten habe Sand in die Augen streuen wollen, oder die Statthalterschaft habe von Preußen, resp. von Rußland nicht die Erlaubniß erhalten, mit ihren Truppen die Demarkationslinie zu überschreiten; angenommen auch, die Position von Idstedt sey wirklich besser gewesen, als die bei Bau: so war es auf jeden Fall falsch gehandelt, nachdem er die Position genommen hatte, nun nicht in die Offensive überzugehen, sondern sich bloß auf die Defensive zu beschränken. Willisen hat bekanntlich als Militärschriftsteller sich einen europäischen Ruf erworben durch die neuen Theorien, die er über die Führung des Kriegs aufgestellt hat. Eine dieser seiner Haupttheorien ist die, daß man in der Defensive mehr vermöge, als in der Offensive. Dies mag unter geeigneten Umständen ganz richtig seyn, u. hätte man sich ganz auf die Defensive beschränkt, dann hätte man auf jeden Fall auch mehr erreicht. Aber halb die Offensive zu ergreifen und halb in der Defensive zu bleiben, ist auf jeden Fall etwas Unsinniges, wodurch, wie sich schon a priori schließen läßt, nichts erreicht werden kann. Dies war aber bei Idstedt der Fall, wo sich die Armee in einer offensiven Defensive befand. Wäre Willisen ein Mann von Energie gewesen, dann würde er ganz nach seiner Theorie gehandelt haben; so aber gab er sich Einflüsterungen von verschiedenen Seiten hin und wurde seiner eignen Theorie untreu. Das unselige Verhältniß in seinem Generalstab mag hieran die Hauptschuld gewesen seyn. Gleich nach dem Abgange Bonins, mit der Ernennung Willisens, wurde nämlich der hannöverische Hauptmann v. Wyneken, der schon 1848 im halkettschen Generalstab mit Auszeichnung gedient hatte, als Chef des Stabs für den abgegangenen Preußen Blumenthal, angestellt. Es war dies eine sehr glückliche Acquisition; denn Alle, die Wyneken kennen, stimmen darin überein, daß er ein sowohl theoretisch, als praktisch sehr gebildeter, talentvoller Militär ist. Wynekens Plan, der auch ganz mit der Theorie Willisens übereinstimmt, soll der gewesen seyn, sich gänzlich auf die Defensive zu beschränken, die ganze Armee vor Rendsburg zu koncentriren, die dort schon angelegten Werke durch noch weiter zu deta-

schirende zu vermehren und mit den Vorposten die Position an der Sorge zu nehmen. Dies ist ein Fluß, der, in den hüttener Bergen entspringend, durch den Bistensee fließend, bei Friedrichsholm sich durch Schleußen in die Eider ergießt und durch Anstauung eine zur Deckung hinreichende Wassermenge aufzunehmen vermag. Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so hätten die Schleswig-Holsteiner das Günstige für sich gehabt, daß, im Falle sie geschlagen worden wären, ihre Rückzugslinie sehr klein gewesen wäre, denn sie brauchten sich nur in die Festung zu werfen, wenn sie aber gesiegt hätten, die Dänen mit allen Nachtheilen einer langen Rückzugslinie hätten kämpfen müssen. Dieser Plan Wynekens hatte sowohl theoretisch, als praktisch viel Chancen für sich. Wenige Tage vor der Schlacht bei Idstedt kam aber Oberst v. d. Tann nach Schleswig und wurde Chef des Generalstabs, während Wyneken, der bisherige Chef, Souschef ward, wodurch, wie man sich leicht erklären kann, eine Spannung in den ganzen Generalstab kam. Auf jeden Fall war es ein Mißgriff, Tann, den Pappenheim der schleswig-holsteinischen Armee, zum Chef des Generalstabs zu machen. Tann hatte 1848 mit seinem Freicorps die tapfersten Thaten verrichtet; er hatte, was weder die Preußen, noch die Bundestruppen in den beiden ersten Kriegen vermocht hatten, den Dänen zwei Kanonen abgenommen, überhaupt bei jeder Gelegenheit sich mit seinem Corps ausgezeichnet. Hier wirkte Tann aber auch in einer Sphäre, die recht eigentlich für ihn paßte; hätte man ihn daher im letzten Kriege passend verwenden wollen, so hätte man ihm das Kommando über die Avantgarde geben müssen. Hier würde er an seinem Platze gewesen seyn u. dies Kommando sicherlich besser ausgefüllt haben, als der General Gerhardt. Wenn man nun bedenkt, daß Willisen zwischen diesen beiden extremen Richtungen, zwischen einem modernen Pappenheim und einem deutschen Fabius Cunctator, in der Mitte stand, so ist leicht einzusehen, daß bei seinem Mangel an Energie seine Stellung eine sehr schwierige werden mußte, indem er, statt als Kommandirender absolut zu entscheiden, bald den Vorschlägen des Einen, bald des Andern sich hingab. So war es denn das größte Unglück, daß Willisen wußte, was er nicht wollte, aber nicht, was er wollte. Wyneken dagegen hat von Anfang an gewußt, was er wollte, und ist sich immer konsequent geblieben. Allerdings ist an ihm zu tadeln, daß er schon am ersten Tage das Gefecht abbrechen und mit der Armee zurückgehen wollte. Seine Bestürmungen und der geringe Widerstand, den ihnen Willisen am Mittag des zweiten Schlachttages, als das Centrum durchbrochen war, entgegensetzte, scheinen es bewirkt zu haben, daß das Gefecht abgebrochen u. der Befehl zum Rückzug ertheilt wurde. Hätte Willisen, nachdem er die Position von Idstedt genommen, die Dänen angegriffen, wäre also ganz zur Offensive übergegangen, so wäre gewiß das Resultat anders ausgefallen. Denn einmal würde es auf die dänischen Soldaten, denen von ihren Offizieren stets vorgespiegelt worden war, sie hätten es nur noch mit einem Insurgentenhaufen zu thun, einen gewaltigen moralischen Eindruck hervorgebracht haben, wenn diese Insurgenten, anstatt angegriffen zu werden, selbst angegriffen hätten; andertheils hatten die Dänen gar keine Position, die sie hätten hartnäckig vertheidigen können, und drittens ist der Angreifende, in so fern er bestimmt weiß, was er will, doch immer im Vortheil vor dem Angegriffenen, dem anfänglich der Plan seines Gegners noch ein Räthsel ist. Letzterer Grund ist freilich gegen die Theorie Willisens. Friedrich der Große aber und Napoleon haben damit gesiegt. Man wirft Wyneken vor, daß er es gewesen sey, der bei Willisen darauf gedrungen habe, den Befehl zum Rückzuge zu ertheilen. Diesem Vorwurf widerspricht Wyneken selbst auf das Entschiedenste; in seinen Mittheilungen, die in der hannöverschen Zeitung veröffentlicht wurden, erklärt er positiv, daß er nicht den Rath ertheilt habe, den Rückzug anzutreten. Eine Stelle in einem Berichte der hamburger Nachrichten, der durch seine Enthüllungen viel Aufsehen gemacht hat, sagt nun: „Der Brigade Horst (der III. Brigade) war der kühne Angriff auf Ober- und Unterstolk in einer Weise gelungen, welche die kühnsten Erwartungen übertraf. Durch diesen plötzlichen Angriff durchbrach und zersprengte Horst die II. dänische Brigade und setzte sich in den Besitz der flensburger Chaussee, des feindlichen Rückens. Eine Selbstfolge dieses Durchbruchs war es, daß ein Theil jener zersprengten Brigade sich aus dem feindlichen Feuer seitwärts auf Idstedt zog und auf diesem Wege an den Langsee gelangte. Das von Horst zur Deckung der Laufbrücke an der Furth zurückgelassene Detachement war vorläufig stark genug, um einen Angriff abzuhalten, und daher an diesem Punkte auch — so lange Horst im Norden nicht geschwächt wurde, um den fliehenden Feind vor sich herzutreiben — keine Gefahr vorhanden. Selbst wenn die Brigade Abercron ihm nicht, wie sie sollte, zur Unterstützung kommen würde, wäre er stark genug gewesen, um den am Langsee sich ansammelnden Feind in Schach zu halten und unschädlich zu machen. Auch konnte ihn vorläufig am Vordringen nicht hindern, daß ein Theil der bei Idstedt selbst kämpfenden feindlichen Truppen, welche kurz vorher das schleswig-holstein. Centrum stark bedrängt hatten, zurück u. längs dem Langsee nach dem Osten zu gezogen wurde, zur Unterstützung der durchbrochenen II. dänischen Brigade, wenn ihm nur seine Stärke, welche er beim Angriff auf Oberstolk hatte, gelassen wurde. Der Sous-Chef des Generalstabes, Major Wyneken, war jedoch anderer Ansicht. Während die III. Brigade noch im stärksten Vordringen begriffen war und im heftigsten Feuer stand, kam Wyneken zu Horst mit der ängstlichen Meldung: „„daß am Langsee sich Dänen zeigten, und es nothwendig wäre, ein Bataillon dorthin zurückzuwerfen““. Von der Horsts Antwort an den Sous-Chef war kurz und bündig genug, um verstanden zu werden: „„daß am Langsee sich Dänen zeigen, ist natürlich, da ich sie durchbrochen habe; wenn Sie aber glauben, daß ich Bataillone so aus den

Aermeln schütteln kann, so erinnern Sie sich, ich habe kein Bataillon übrig, um es zurückzusenden"". General von der Horst kümmerte sich nicht weiter um den Sous-Chef u. rückte weiter vor; der Sous-Chef aber kümmerte sich desto mehr um Horsts Brigade, er ritt zurück und nahm ohne Wissen und Willen von Horsts ein Bataillon mit sich fort und führte dasselbe gegen die am Langsee sich hinziehenden Dänen. Die III. Brigade wurde dadurch so geschwächt, ihre Lage so gefährdet, daß von jeder weitern Operation abgesehen werden mußte, und Horst nur noch bemüht seyn durfte, durch schleunigen Rückzug zu retten, was noch zu retten war, nachdem durch jene Schwächung seine Brigade theilweise zersprengt worden; General von der Horst hatte es wahrlich nicht jener Fürsorge des Majors Wynecken zu verdanken, daß er beim Rückzug der persönlichen Gefangenschaft entging; die Ausdauer der kleinen Truppe, welche er noch um sich hatte, und seine eigene Bravour machten es ihm allein möglich, sich durchzuschlagen". Später heißt es dann noch einmal eben so positiv, wie Wynekens Gegenerklärung: nach dem mißglückten Angriff zweier Bataillone auf Idstedt sey Willisen „völlig kopflos" geworden, habe nicht mehr gewußt, was zu thun sey, die widersprechendsten Befehle hätten sich gekreuzt. „Noch eine kurze Zeit hielt er den Plan aufrecht, hinter der Füsing-Au eine zweite Aufstellung zu nehmen; — denn sich in die bisherige Position zurückzuziehen und hier sich offensiv zu behaupten, daran dachte er überhaupt nicht; — dann gab er dem Rathe Wynekens nach, sich ganz und gar, gegen das Bitten und den Rath der übrigen Generalstabsoffiziere, zurückzuziehen". Genug, die Schlacht bei Idstedt bildete den unglücklichen Wendepunkt in der neuesten Geschichte S.-Holsteins. Fast ganz S. kam dadurch in die Hände der Dänen, die sich bis an die Zähne verschanzten. Willisen zog sich auf die Festung Rendsburg zurück und wagte, trotz alles Dringens der Statthalter, eine neue Entscheidung durch die Waffen zu versuchen, keinen darauf hinzielenden Schritt. Endlich gab er den Wünschen und politischen Gründen der Statthalter nach, „so weit es sein militärisches Gewissen gestattete", und so entstanden die Unternehmungen gegen Missunde und Friedrichstadt. Aber der Sturm auf letztere Stadt am 4. Oktober 1850 mißlang trotz aller Tapferkeit der S.-Holsteiner. Er begann um 6 Uhr Abends, als schon das Dämmerlicht eingetreten war, und die aufsteigenden Dünste die Marschniederung, in der Friedrichstadt liegt, bedeckt hatten. Die von der Chaussee zwischen der Stadt und dem Dorfe Seth durchschnittene Marsch, nordwestlich von dem Milder-Deich gegen die Treene, südlich vom Drager-Deich gegen die Eider begrenzt, bildete den Schauplatz, auf welchem die stürmenden Kolonnen heranrückten, nachdem auch von dieser Seite her zahlreiche Batterien und insbesondere die erst am Morgen des Tages aufgefahrenen 84-Pfünder durch eine ununterbrochene Kanonade den Weg dazu vorzubereiten gesucht hatten. Eröffnet ward der Sturm durch einen Zug des 1. Jägercorps unter dem tapfern Hauptmann Bärens und eine Kompagnie des 6. Bataillons. Nach einer kurzen Anrede des Obersten von der Tann gingen die Jäger mit einem Hurrah vor, entkamen glücklich den ersten gegen sie geschleuderten Kartätschenlagen und drangen bis an die Palissaden bei dem greve'schen Hofe vor. Dort harrten sie der nacheilenden Infanterie-Abtheilungen, zwängten sich durch die Palissaden und begannen den Sturm auf die Schanzen. Lange hielten die stürmenden Abtheilungen, unterstützt durch das Feuer der andern, weiter zurückstehenden Truppen, den Kampf unentschieden, bis endlich, was nicht in dem mörderischen, von allen Seiten unterhaltenen Feuer gefallen war, vor der Uebermacht des durch seine Verschanzungen und Werke so sehr begünstigten Feindes zurückweichen mußte. Schon war ein Theil des Blockhauses in den Händen der S.-Holsteiner gewesen, aber vor dem feindlichen Zudrange war es nicht zu halten. Die Pionniere schlugen Brücken über den Burggraben und sägten die Pforten des holmer Thores ein; die Brücken waren aber zum Theil zu kurz; eine derselben brach, und ein ganzer Zug der hinüber dringenden Soldaten sank in das Wasser. Der Angriff auf Friedrichstadt, das dabei fast ganz zerstört wurde, mußte aufgegeben werden. In der nächsten Zeit schwiegen dann die Anforderungen an Willisen zu neuen Unternehmungen, dann aber traten sie mit erneuter Lebhaftigkeit hervor, und zwar sollte eine wirklich entscheidende Schlacht versucht werden. Willisen lehnte jedoch einen solchen Versuch ab, namentlich auch wegen des politischen Standes der Dinge; er meinte nämlich, es würden dann die europäischen Mächte um so eifriger, gereizter und leidenschaftlicher gegen die Herzogthümer mit der Intervention vorgehen. Als endlich die deutschen Großmächte mit der Intervention drohten, legte Willisen am 7. December 1850 das Ober-Kommando nieder. Dasselbe ward dem General von der Horst übertragen, von dem man allgemein überzeugt war, er werde die Armee mit Kühnheit gegen den Feind führen. Es war zu spät. Der Himmel sandte, statt des ersehnten Frostes, Regen und Nebel, und Deutschland ließ seine Truppen wieder gen Norden ziehen, aber diesmal nicht, um für die Rechte der deutschen Herzogthümer zu kämpfen, sondern um die Waffen gegen diese selbst zu wenden, wenn die Statthalterschaft dem bloßen Wort des deutschen Bundes nicht Folge leistete.

Die Exekution. Das Drama des schleswig-holsteinischen Kampfs nahte sich nach dem Willen des moskowitischen Czars seinem Ende. Wir folgen bei der Darstellung des letzten Akts der Schrift: Vier Monate auswärtiger Politik (Berl. 1851), die durch ihre wichtigen Enthüllungen so großes Aufsehen gemacht und das Treiben der Diplomatie in dieser, so wie in der kurhessischen Angelegenheit in seinem wahren Lichte dargestellt hat, zwei Angelegenheiten, die inmitten den schrecklichen Zuständen des deutschen Vaterlandes, wie sie die Gegenwart darbietet, gespenstisch hervorgrinsen, alle andern Thatsachen überragen und als Warntafel aus deutschem Lande zu allen Völkern hinüberwin-

ken. Die Konvention von Olmütz bestimmte: „Nach Holstein werden Oesterreich u. Preußen, nach gepflogener Rücksprache mit ihren Verbündeten, und zwar so schleunig als möglich, gemeinsame Kommissäre schicken, welche im Namen des Bundes von der Statthalterschaft die Einstellung der Feindseligkeiten, die Zurückziehung der Truppen hinter die Eider und die Reduktion der Armee auf ein Drittel der jetzt bestehenden Truppenstärke verlangen, unter Androhung gemeinsamer Exekution im Weigerungsfalle. Dagegen werden beide Regierungen auf das königl. dänische Gouvernement dahin einwirken, daß dasselbe im Herzogthum S. nicht mehr Truppen aufstelle, als zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung erforderlich sind.“ Die Aufgabe des Herrn von Manteuffel war, dafür zu sorgen, daß es nicht zur Ausführung der angedrohten gemeinsamen Exekution kam. Er durfte nicht zugeben, daß Norddeutschland den Oesterreichern noch weiter geöffnet werde, daß sie sich auch nur für kürzere Zeit in Hamburg, Rendsburg und Lübeck festsetzen könnten. Hieraus folgte, daß Herr von Manteuffel versuchen mußte, die Statthalterschaft zur Unterwerfung zu bringen, ehe ein Oesterreicher den Boden von S.-Holstein betrat. Es war dies möglich, indem man erträgliche Bedingungen anbot. Die Verpflichtung, den Herzogthümern ein wenigstens erträgliches Schicksal zu verschaffen, war für Herrn v. Manteuffel um so dringender, als er, abgesehen von der frühern preußischen Politik und allen Verheißungen, welche von ihm selbst unterzeichnet waren, die Statthalterschaft verhindert hatte, sich zu einer Zeit mit dem reaktivirten Bundestage in gutes Vernehmen zu setzen, als Oesterreich an der Anerkennung desselben auch durch die schleswig-holsteini che Regierung viel gelegen war. Damals hatte Herr v. Manteuffel den Statthaltern wiederholt den Wunsch ausgesprochen, den Bundestag nicht anzuerkennen: man werde die Herzogthümer gegen dessen Beschlüsse zu schützen wissen, ja Herr v. Manteuffel war so weit gegangen, sogar militärische Hülfe in Aussicht zu stellen. Statt sich mit den Verbündeten, wie die olmützer Konvention ausdrücklich verlangte, in Verbindung zu setzen, verhandelte Herr v. Manteuffel in Dresden und Berlin mit Fürst Schwarzenberg und Herrn v. Prokesch über eine Proklamation, welche die beiden abzuschickenden Kommissäre „an die Bewohner von Holstein“ erlassen sollten. Dieses von Herrn v. M. selbst entworfene Aktenstück ist sehr merkwürdig. Indem man die beiden Kommissäre (General von Mensdorff-Pouilly und General von Thümen) an die Statthalterschaft abschickte, um mit ihr zu unterhandeln, und sie dadurch, abgesehen von allem Andern, als rechtmäßige Regierung anerkannte, forderte diese Proklamation zu gleicher Zeit ihre Untersanen zum Widerstand gegen die Statthalterschaft auf. Der Aufruf beginnt mit den gewöhnlichen Versprechungen des Herrn v. Manteuffel: „Der deutsche Bund sey verpflichtet und bereit, die Rechte der Holsteiner zu wahren“. Dies sey aber unmöglich, so lange man „dem Landesherrn mit den Waffen in der Hand entgegenstehe.“ „Dieser Zustand“, so fährt die Proklamation fort, „kann nach dem zwischen Deutschland und Dänemark geschlossenen Frieden nicht länger geduldet werden.“ Der Friede hatte gerade das Gegentheil stipulirt; er hatte dem Herzogthum Holstein ein Kriegsrecht beigelegt und die Restitution des Königs von Dänemark in die Ausübung seiner legitimen Autorität von der Vorlage seiner Intentionen für die Pacifikation Holsteins beim deutschen Bunde abhängig gemacht. Diese Vorlage war nicht gemacht, weder dem Bunde, noch etwa Preußen oder Oesterreich. „Wir geben Euch die Versicherung“, heißt es dann weiter, „daß Euer Landesherr ebenfalls die Truppen, mit denen er Euch zu bekämpfen genöthigt war, zurückziehen und vermindern wird.“ Am Schlusse sagt Herr v. Manteuffel: „Die Aufhebung aller zur Fortsetzung des fruchtlosen Widerstandes getroffenen Maßregeln ist angeordnet, die Einzahlung der Kriegssteuer unterbleibt.“ Ohne Zweifel stand es Hrn. v. Manteuffel und dem Fürsten Schwarzenberg zu, im Namen des Bundes — wenn sie dazu Vollmacht hatten — die Statthalter zur Unterwerfung unter dessen Beschlüsse aufzufordern. Das Volk von Holstein zum Ungehorsam aufzufordern, die Armee zur Insubordination, ja viell icht zur Desertion, die Steuerpflichtigen zur Verweigerung der Steuern zu verlocken, also zur Revolution — stand am wenigsten dem preußischen Ministerpräsidenten, dem Mann der Polizei und der Ordnung, zu. Wir wollen es uns erlassen, diesen Aufruf weiter zu charakterisiren; wir begnügen uns, Herrn v. Manteuffel als Steuerverweigerer kennen gelernt zu haben. In den Verhandlungen mit Fürst Schwarzenberg und Hrn. v. Prokesch, aus welchen diese Proklamation hervorging, wurden auch die Instruktionen für die beiden Kommissäre festgestellt. Hiebei bot sich noch einmal für Hrn. v. Manteuffel eine glänzende Gelegenheit, ohne sein Verdienst die Interessen Preußens u. die der Herzogthümer wahrzunehmen. Die Instruktion des Bundestages, welche in der schleswig-holsteinischen Frage für die Mission des Hrn. v. Hammerstein festgestellt worden war, verlangte zunächst das faktische Zurückgehen der dänischen Truppen aus dem südlichen S. hinter eine Demarkationslinie; sie bestimmte, daß das Kronenwerk, wie die Außenwerke von Rendsburg von schleswig-holsteinischen Truppen besetzt bleiben sollten; sie forderte endlich ganz positiv die Herstellung des status quo ante bellum und artikulirte diese Herstellung in 23 Punkten, von denen wir nur die Ausschließung jeder Zollinie zwischen den beiden Herzogthümern und die Beibehaltung der administrativen Einheit besonders hervorheben. Bayern, Sachsen, Hannover, das Großherzogthum Hessen hatten diese Instruktion gegen den Willen Oesterreichs durchgesetzt. Indem der Bundestag die Vollmacht des Herrn v. Hammerstein auf Oesterreich übertrug, begleitete er jene Instruktion mit dem Wunsche, dieselbe ausgeführt zu sehen. Was Herr von Manteuffel dabei zu thun hatte, war klar,

Da er keinen eigenen Gedanken in dieser Sache hatte, mußte er den des Bundestages dankbar annehmen; das Interesse Preußens gebot, daß er ihn mit beiden Händen ergriff. Hatte Bayern mit den beiden Königreichen diese Instruktion am Bundestage gegen Oesterreich durchsetzen können, wie viel leichter mußte es Herrn v. Manteuffel seyn, Oesterreich jetzt bei derselben festzuhalten. Die Ueberlegenheit des Fürsten Schwarzenberg, der Mangel an allen persönlichen Ressourcen, die subalterne Auffassung und Geschäftsbehandlung des Herrn v. Manteuffel brachten ihn auch um diese Stellung. Er wich dem Impulse, welchen der Fürst gab, ließ die Instruktion des Bundestages fallen und bereitete so den Herzogthümern ein viel schlechteres Schicksal, als ihnen der Bundestag im antipreußischen Interesse zugedacht hatte! Englands Vorstellungen und Rußlands Drohungen hatten nicht vermocht, die Politik Preußens gegen die Herzogthümer zu kehren; Fürst Schwarzenberg setzte dies in einigen Unterredungen mit Hrn. v. Manteuffel durch. Herr v. Manteuffel gab zu, daß Dänemark dem Fürsten Schwarzenberg die Wiederherstellung seiner Herrschaft über die Herzogthümer zu verdanken habe. Eine zuerst von Preußen unterstützte, dann von den Herzogthümern allein geführte Bewegung, welche Dänemark trotz der größten Anstrengungen nicht hatte überwältigen können, wurde endlich durch die Dazwischenkunft des Fürsten Schwarzenberg zu Gunsten Dänemarks beendigt. Herr v. Manteuffel willigte darein, daß dem preußischen Einfluß an der Ost- und Nordsee ein Ende gemacht — daß das Einverständniß Oesterreichs und Dänemarks gegen Preußen immer fester geschlossen wurde. Der Inhalt der nunmehr für die Kommissäre festgestellten Instruktionen besagte, daß S., d. h. der Landestheil, um welchen gestritten wurde, einfach den Dänen übergeben werde, daß die landesherrliche Autorität in Holstein hergestellt und die schleswig-holsteinische Armee entwaffnet werden sollte. Diese Instruktionen wurden nach Kopenhagen mitgetheilt. Fürst Schwarzenberg hatte dafür gesorgt, daß S. bis zur Eider ausgedehnt, Friedrichsort, die Außenwerke und das Kronenwerk von Rendsburg eingeschlossen wurden. Zum preußischen Kommissär wurde der General von Thümen ernannt, ein wackerer Mann, aber ohne jede Kenntniß der Verhältnisse. Herr v. Manteuffel hatte ihn ausgewählt, weil Herr v. Thümen dem Kaiser von Rußland persönlich bekannt und genehm war. Herr v. Manteuffel stellte ihm folgende Vollmacht aus: „Nachdem wir mit Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich übereingekommen sind — so haben wir für Uns und Unsere Verbündeten den Generalmajor v. Thümen zum Kommissär ernannt." Herr v. Manteuffel hatte weder die Verbündeten Preußens (so weit von solchen die Rede seyn konnte) befragt, noch ihre Zustimmung erhalten, am wenigsten eine Vollmacht von ihnen eingeholt. Er befand sich außerdem bereits im Besitz eines ausdrücklichen Protestes gegen eine solche auf Grundlage der olmützer Konvention zu ertheilende Vollmacht von Seiten Braunschweigs, Nassau's und Oldenburgs. Dennoch scheute sich Herr von Manteuffel nicht, diese Vollmacht dem Könige zur Unterschrift vorzulegen. Späterhin versuchte er, Das, was er verabsäumt hatte, auf ungeschickte Weise wieder gut zu machen. Es erging ein Cirkularschreiben an die ehemals verbündeten Regierungen, daß man preußischerseits angenommen habe, daß die verbündeten Staaten mit der Mission des Hrn. v. Thümen einverstanden seyen, da dieselben mit der Sendung des Hrn. v. Peucker nach Kassel einverstanden gewesen wären. Die Verbündeten waren erstaunt über diese Wendung. Man erhielt die Antwort, da die Voraussetzung unrichtig sey, müsse auch der Schluß hinfällig werden. Die Unterhandlungen der Kommissäre, die am 6. Jan. 1851 angekommen waren, mit den Statthaltern hatten begonnen. Die Kommissäre suchten die Statthalter zum Zurückziehen der schleswig-holsteinischen Armee hinter die Eider zu bewegen, indem sie bestimmt versicherten, daß auch die Dänen Südschleswig räumen würden; sie könnten allerdings nicht genau angeben, was unter Südschleswig zu verstehen sey. Der Rückzug der Schleswig-Holsteiner hinter die Eider werde auch nicht früher verlangt, als die Dänen ihre Truppen aus Südschleswig zurückgezogen hätten. Im Nothfalle seyen die im Anrücken begriffenen preußischen und österreichischen Truppen zur Unterstützung der Herzogthümer bereit. Die Statthalterschaft hätte schon aus dem Umstande, daß im Widerspruch mit diesem Versprechen die Kommissäre erklarten, die Dänen würden Friedrichsort nebst den Außenwerken von Rendsburg besetzen, abnehmen müssen, daß es damit nicht Ernst war. Auf die Remonstrationen gegen diese Forderung, daß die Festungswerke auf holsteinischem Boden lägen und von ungemeiner Wichtigkeit seyen, erklärte General v. Thümen, daß ihm diese Verhältnisse, sowie die Bedeutung der Werke völlig unbekannt seyen. Ein preußischer General mußte wissen, was ein guter Brückenkopf jenseits der Eider zu bedeuten habe. Die Kommissäre erbaten nähere Auskunft und gaben, nachdem sie berichtet waren, zu, daß Rendsburg, so wie Friedrichsort mit ihren militärischen Rayons „vorläufig" von schleswig-holsteinischen Truppen besetzt bleiben sollten. Man war zweifelhaft, ob dies Wort „vorläufig" in das Protokoll der Verhandlungen aufgenommen werden solle, oder nicht; man beschloß endlich mit allseitiger Zustimmung, dasselbe wegzulassen, da der ganze Zustand des Landes, welchen die Kommissäre etabliren sollten, nur ein vorläufiger sey, d. h. bis zur endlichen rechtlichen und definitiven Regulirung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit dauern sollte. Als es sich um Garantien für die Rechte des Landes, für die Herstellung der Verbindung beider Herzogthümer handelte, trug General v. Thümen kein Bedenken, zu erklären, daß die Kommissäre gekommen seyen, die Rechte des Landes zu wahren, und daß der status quo ante bellum Seitens des deutschen Bundes wieder hergestellt

werden sollte. Der Punkt, auf welchen die Statthalterschaft in den Unterhandlungen das entscheidende Gewicht gelegt zu haben scheint, war der, ob dem durch dreijährige Kriegs- und Einquartierungslasten hart mitgenommenen Herzogthum Holstein die Ernährung der angedrohten Exekutionsarmee von 50,000 Mann (25,000 Oesterreicher und 25,000 Preußen) — so viel stellten die Kommissäre in Aussicht — erspart werden könne oder nicht. War dieses Unheil zu vermeiden, so konnte man in manchem andern Punkte bedeutend nachgiebiger seyn. Die Konvention von Olmütz bestimmte nur Androhung der Exekution im Weigerungsfall; weiter konnte also auch der Auftrag der Kommissäre selbstverstanden nicht gehen — endlich lag es in der Natur der Sache, daß ein entfernteres Mittel zum Zweck, ein zweiter Schritt, wie die Ausführung der angedrohten Exekution war, wegfallen müsse, sobald man den Zweck durch den ersten erreicht hatte. In diesem Sinne erklärten denn auch die Kommissäre gleich in ihrem Ankündigungsschreiben an die Regierung von S.-Holstein, „daß eine Exekution nur im Weigerungsfalle Statt finden werde"; sie wiederholte diese Versicherung in der ersten Konferenz dahin. „daß ein Einrücken der kaiserl. österr. und königl. preuß. Truppen im Fall der Nachgiebigkeit der Herzogthümer gegen die jetzt gestellten Forderungen nicht Statt finden werde." Für die Entscheidung der Statthalterschaft auf die Forderungen der Kommissäre war eine dreitägige Frist bis zum 9. Januar 1851 Nachmittags 2 Uhr gesetzt, welche indeß später, als sie sich unzulänglich erwies, bis zum 11. Januar Nachmittags 2 Uhr verlängert ward. Die am 7. u. 8. Januar Statt gehabten Verhandlungen und Erläuterungen ließen es im Dunkeln, wie es sich eigentlich mit den Vollmachten der Kommissäre verhalte, die im Namen sämmtlicher deutschen Regierungen auftraten, ohne daß eine Bevollmächtigung Oestreichs u. Preußens von allen deutschen Regierungen irgend wie mit Sicherheit nachgewiesen wäre; vielmehr ergaben sich dringende Gründe dafür, daß die Kommissäre keineswegs als von sämmtlichen deutschen Regierungen ermächtigt angesehen werden dürften, und ein unparteiischer Gerichtshof würde ohne Zweifel dies Urtheil gefällt haben. Allein es lag hier, wie später ein Redner in der Landesversammlung in der entscheidenden Sitzung vom 10. zum 11. Jan. äußerte, nicht eine Frage des Rechts, sondern der Gewalt vor. Was die Bedeutung der von den Kommissären gestellten Forderungen anbetrifft, so ergab sich später aus den Verhandlungen deutlich, daß man keine auch nur einigermaßen genügenden Garantien zu geben im Stande oder Willens war. Zwar ward es gestattet, bei dem Zurückziehen der Truppen über die Eider die Festungen Rendsburg und Friedrichsort vorläufig besetzt zu halten und hier das Weitere den Verhandlungen mit dem deutschen Bunde vorzubehalten, — auch die Art und Weise der Reducirung der Armee in das Belieben der (bestehenden) Behörden gestellt. Dagegen konnte auf eine Reihe der wichtigsten, die nächste Regulirung der Verhältnisse betreffenden Fragen gar keine oder doch nur eine sehr ungenügende Antwort ertheilt worden, und dieselben wurden den spätern Unterhandlungen des Bundes mit Dänemark vorbehalten, wofür der status quo ante bellum als Grundlage bezeichnet ward, — eine sehr allgemein gehaltene Zusicherung. Die Landesversammlung „außer Thätigkeit zu setzen" ward für unerläßlich erklärt, da dieselbe aus Schleswigern u. Holsteinern zusammengesetzt sey, mithin als eine gesetzliche in den Augen des Bundes nicht erscheinen könne. Auf die Frage, ob österreichische u. preußische Truppen unter allen Umständen in das Herzogthum Holstein einrücken würden, erwiederten die Kommissäre sehr diplomatisch, daß der Druck der Exekution erspart werden könne, in so fern den Bestimmungen des deutschen Bundes überall ohne Widersetzlichkeit nachgekommen werde. Die Hauptsachen waren also hier gar nicht, oder ganz unbestimmt festgestellt, nicht einmal das stand fest, daß im Falle des Nachgebens die Oesterreicher und Preußen nicht einrücken würden. In der geheimen Abendsitzung vom 9. Jan. machte die Regierung der Landesversammlung Mittheilung über die Sachlage und über ihre Entscheidung. Die letztere war eigentlich nicht vorhanden, da sich die beiden Mitglieder der Statthalterschaft über den einzuschlagenden Weg zu vereinigen nicht vermocht hatten. Auf der einen Seite stand der Graf Reventlow mit sämmtlichen Departementschefs: sie waren für eine Unterwerfung unter die Forderungen der Kommissäre. Das andere Mitglied der Statthalterschaft dagegen, Beseler, war gegen die Annahme der preuß.-österr. Forderungen und für Fortsetzung des Kampfes, für welche er eine schleunige Geldbewilligung beantragte. Die beiden Statthalter legten, jeder mündlich, ihre Ansicht der Versammlung vor; Beseler übergab zu dem ein schriftliches Exposé. Graf Reventlow beantwortete die Frage, ob eine Fortsetzung des Kampfes räthlich sey, mit dem entschiedensten Nein! Das Motiv dieser Ansicht war vorzugsweise die Stellung zu Deutschland. „Wer sich den deutschen Regierungen mit den Waffen in der Hand entgegengesetzt, kann nicht länger behaupten, daß er eine deutsche Sache führt." Das Versprechen der Großmächte, den status quo ante bellum herzustellen, ward hervorgehoben. Etwas Anderes hätte man auch nicht verlangt. Eine Fortsetzung des Kampfes sey nicht länger möglich; sie führe nicht zur Erhaltung des Rechts, sondern zur Vernichtung. Ganz ähnlich erklärte sich eine von Francke unterzeichnete Mittheilung des Ministeriums, die der genannte Departementschef gleichfalls noch mündlich erläuterte. Der Statthalter Beseler dagegen stützte sich auf die mangelhafte Legitimation der Kommissäre, welche als Bevollmächtigte Deutschlands nicht zu betrachten seyen. Er motivirte ferner seine auf Fortsetzung des Kampfes gerichtete Ansicht durch die Chancen, welche die politischen Verhältnisse im gegenwärtigen Augenblicke für S.-Holstein darböten; durch die unabsehbar traurigen Folgen einer

Unterwerfung unter die Forderungen der Kommissäre. „Wir sind nach göttlichen und menschlichen Gesetzen Widerstand zu leisten verpflichtet.“ Beide Statthalter gaben der Versammlung die Entscheidung anheim. Die Versammlung erwählte noch an demselben Abend einen Ausschuß, bestehend aus folgenden Mitgliedern: Schmidt (69 St.), Olshausen (59), Fock (56), dem Herzog von Augustenburg (53), Balemann (46), Semper (44), Versmann (43), Harbou (42), Dr. Gülich (37 St.). Der Ausschuß, dem die von der Regierung vorgelegten Dokumente übergeben wurden, trat am folgenden Morgen zusammen und arbeitete den ganzen Tag. In der geheimen Sitzung am 10. Januar Abends erstattete er der Versammlung seinen Bericht. Eine Majorität und eine Minorität des Ausschusses hatte sich getrennt; zu jener gehörten die Mitglieder der Rechten und des Centrums, welche im Ausschuß waren; zu dieser die 3 Mitglieder der Linken: Olshausen, Dr. Gülich, Fock. Die Majorität billigte die von den Departementschefs und dem Statthalter Graf Reventlow vertretene Politik der Unterwerfung unter die Forderung der Kommissäre; die Minorität mißbilligte die Politik der Departementschefs, beantragte eine Abweisung der Kommissäre auf Grund mangelnder Legitimation und Widerstand gegen gewaltsame Exekutionsmaßregeln. Der Antrag der Majorität lautete in der von der Versammlung schließlich mit einigen Abänderungen angenommenen Fassung folgendermaßen: „Die Majorität des Ausschusses beantragt, die Landesversammlung wolle beschließen: über die in der geheimen Sitzung am 9. d. M. regierungsseitig gemachten Mittheilungen, betreffend die Eröffnung der österr.-preuß. Kommissarien, sich gegen die Staatsregierung dahin auszusprechen, 1) daß die Landesversammlung mit der vom Gesammtministerium ausgesprochenen Ansicht übereinstimme; — 2) daß die Landesversammlung den Wunsch und die Erwartung hege: die Statthalterschaft werde nach freiem u. bestem Ermessen dazu beitragen, daß bei der Ausführung der von den österr.-preuß. Kommissarien im Auftrag und im Namen des deutschen Bundes hinsichtlich eines interimistischen Zustandes zu treffenden Anordnung und bei den bevorstehenden Verhandlungen zwischen dem deutschen Bunde u. dem Landesherrn die Rechte und Interessen der Herzogthümer u. der Staatsangehörigen Geltung und möglichste Förderung finden; — 3) daß die Landesversammlung ihrerseits die Landesrechte im Ganzen und Einzelnen bei einer definitiven Ordnung der Verhältnisse ausdrücklich gegen jedwede Verletzung verwahre; — 4) daß sie das Präsidium ermächtige, diese Verwahrung nebst Vorbehalt aufgeeignete Weise zur öffentlichen Kunde zu bringen.“ Die Minorität des Ausschusses dagegen beantragte: „die Landesversammlung wolle beschließen, an die Statthalterschaft 1) die Erklärung zu richten, daß sie der von den verantwortlichen Departementschefs in der geheimen Sitzung am 9. Jan. vorgelegten Politik ihre Bewilligung nicht ertheilen könne; — 2) den Antrag, daß die Statthalterschaft auf die Forderungen der österr.-preuß. Kommissäre nichteingehe, vielmehr sofort das Erforderliche wahrnehme, um den angedrohten gewaltsamen Exekutionsmaßregeln durch den entschiedensten Widerstand begegnen zu können“. Der eventuelle Antrag der Minorität lautete: „In Veranlassung der Eröffnungen der Statthalterschaft, die an sie von den Kommissären Oesterreichs und Preußens gestellten Anforderungen betreffend, beschließt die Landesversammlung, die Statthalterschaft aufzufordern, den gedachten Kommissären die Antwort zu ertheilen, daß in Folge Beschlusses der deutschen Nationalversammlung und mit ausdrücklicher Zustimmung sämmtlicher deutscher Regierungen im Vorsommer des Jahres 1848 die Bundesversammlung zu existiren aufgehört habe, daß die derselben zuständig gewesenen Rechte auf die Reichsgewalt übergegangen, daß eine verfassungsmäßige Reichsgewalt zur Zeit in Deutschland nicht vorhanden sey, mithin auch keine Vollmacht ertheilen könne, daß nur Anordnungen einer solchen Reichsgewalt, nicht aber Beschlüsse einzelner deutscher Reichsregierungen die Schleswig-holstein. Staatsgewalten od. Staatsbürger zur Nachachtung verpflichten, daß also die Herren Kommissäre als Bevollmächtigte des deutschen Bundes für legitimirt nicht zu achten, und daß ihnen als Mandataren einzelner deutscher Regierungen jede Berechtigung abgehe, Gehorsam von den hiesigen Staatsgewalten zu verlangen.“ Wie man sieht, gingen die beiden Anträge der Majorität und Minorität radikal aus einander: die eine wollte Unterwerfung, die andere Widerstand. Die Verhandlungen dauerten die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen des 11. Januar, des Tages, an welchem die von den Kommissären gestellte Frist ablief. Das Bewußtseyn, daß es sich hier um die Entscheidung über eine Lebensfrage für Schleswig-Holstein handle, hatte viele Mitglieder sichtlich ergriffen. Man hörte Stimmen zittern, die sonst von klarem, sicherm Ton zu seyn pflegten. Es war eine traurige, ergreifende Verhandlung. Das Resultat konnte nach dem Ausfall der Entscheidung im Ausschuß kaum zweifelhaft seyn. Vergebens sprachen die Abgeordneten Dr. Gülich, Rosenzagen, Olshausen, Fock, Wiggers, Heiberg, Lafaurie, Riepen, Dreis für den Widerstand; vergebens hoben sie alle Chancen hervor, welche derselbe bei der gegenwärtigen politischen Weltlage hätte; vergebens machten sie wiederholt auf die verderblichen Folgen aufmerksam, welche eine Unterwerfung unter die Forderung der Kommissäre haben würde; Folgen, die man gegenwärtig in S. bereits vor Augen sehe; vergebens hielten sie der Versammlung die Gebote der Ehre und Pflicht vor, die es nicht erlauben, an der Spitze einer wehrhaften, muthigen Armee von 40,000 M. sich auf Gnade u. Ungnade zu ergeben, während der Gegner noch 50 Meilen und weiter entfernt sey und nur drohe, daß er kommen werde; vergebens beschworen sie die Versammlung, nichts zu übereilen, nicht zu früh die Waffen zu strecken; vergebens erinnerte namentlich Wiggers die Schleswiger an ihre Pflicht, gegen die Majoritätsanträge zu stimmen. Es hatte Das aber zur Folge, daß v. Ahlefeld und nach ihm mehre andere

Schleswiger dagegen protestirten, als sey eine Abstimmung für die Majorität eine Pflichtverletzung. Schmidt, der Berichterstatter der Majorität, der Herzog v. Augustenburg, Francke, Stein, der Präsident Bargum, Regierungsrath Lüders sprachen mehr oder weniger ausführlich für die Unterwerfung u. gegen den Widerstand, den sie für unmöglich erklärten, unmöglich wegen der deprimirten Stimmung des eigenen Volkes, der Armee, des deutschen Volkes, unmöglich wegen der Schwierigkeit, sich nach Norden, wie nach Süden zu vertheidigen, unmöglich wegen der dominirenden Macht des Absolutismus. Sie hielten die Folgen der Unterwerfung für nicht so gefährlich, wie die Minorität meinte, und hätten immer noch mehr oder weniger Vertrauen zu Preußen und dem deutschen Bunde. Auch in den Reihen der Linken fand die Ansicht, daß nur Unterwerfung übrig bleibe, an Claussen einen beredten Vertheidiger, der es für unmöglich erklärte, daß von S.-Holstein eine größere revolutionäre Bewegung ausgehen könne, was nur von Paris zu erwarten sey. S.-Holstein würde sich bei den obwaltenden Umständen nur unnütz opfern. Claussen war hoffnungslos, seit die Bewegung im Frühjahr 1849 mißglückt sey; er war bekanntlich mit in Stuttgart. Auch mehre andere Mitglieder der Linken traten ihm, wie die Abstimmung zeigte, bei. Morgens am 11. Januar 5½ Uhr fand endlich die Abstimmung Statt. Der Präsident stellte voran die allgemeine, Alles entscheidende Frage: „Ob die Versammlung sich mit der, in dem Schreiben des Gesammtministeriums hinsichtlich der Forderungen der Kommissäre vom 9. d. M. ausgesprochenen Politik einverstanden erkläre?" Auf diese Frage stimmten bei namentlicher Abstimmung mit Ja: v. Ahlefeld, Alsen, Andresen, Balemann, Barth, Graf Baudissin, Bremer, v. Brockdorff, v. Bülow, v. Cronstern, Dahms, Donner, Francke, Hamkens, v. Harbou, Henningsen, der Herzog von Augustenburg, Hirschfeld, Ingwersen, v. Leesen, Lübbe, Lübker, Hofbesitzer Lüders, Regierungsr. Lüders, Malmros, Mommsen, Hofbesitzer Müller, Dr. Müller, Nielsen, Nitzsch, Ohrt, Panje, Paulsen, Prehn, Preusser, Rathgen, Ravit, Robbert, Saß, Schlichting, Schmidt, Semper, Sierk, Stein, Thomsen, Versmann, v. Warnstedt. Mit Nein stimmten: Propst, Boysen, Claussen (Claussen hatte einen eigenen Antrag im Wesentlichen auch auf Unterwerfung gestellt, der sich indeß in der Form wesentlich vom Antrage der Majorität unterschied, weshalb Claussen dagegen stimmte), Eoch, Dreis, Engel, Fock, Dr. Gülich, Gülich (Pinneber.), Hedde, Heiberg, Jebens, Lafaurie, von Maack, Mester, v. Neergaard II., Th. Olshausen, Rauch, Rehder, Riepen, Rehwer II., Rosenhagen, Steindorff, Tiedemann, Westphal, Wichmann, Wiggers, Witt. Die allgemeine Frage war also mit 47 gegen 28 Stimmen bejaht, womit die Minoritätsanträge beseitigt waren. Der Majoritätsantrag wurde darauf in der oben angegebenen Fassung mit einigen Amendements von Lüders angenommen. Das Mitglied der Statthalterschaft Beseler legte sofort sein Amt nieder und zeigte dieses dem Präsidenten der Landesversammlung in folgendem Schreiben mit: „Die von der schleswig-holstein. Landesversammlung am heutigen Tage gefaßten Beschlüsse, betreffend die Stellung des Landes den von den Kommissären der k. k. österreichischen und der k. preuß. Regierung an die Statthalterschaft gestellten Forderungen gegenüber, machen es mir unmöglich, das mir von der provisorischen Centralgewalt für Deutschland unterm 26. März 1849 als Mitglied der Statthalterschaft für die Herzogthümer S.-Holstein ertheilte Mandat noch ferner auszuführen. Ich sehe mich daher genöthigt, dem Herrn Präsidenten der Landesversammlung die Anzeige zu machen, daß ich als Mitglied der Statthalterschaft mein Amt niedergelegt habe, so daß diese von heute an allein durch den Herrn Grafen Fr. v. Reventlow repräsentirt wird".

Am Schlusse der Verhandlungen der Kommissäre mit der Statthalterschaft wurde die Zusage des Nichteinrückens der Exekutionstruppen zum dritten Mal, und zwar nun nicht mehr bedingungsweise, sondern positiv dahin erneuert, „daß jetzt, nachdem den Forderungen des deutschen Bundes nachgegeben sey und wenn kein Widerstand gegen die Ausführung derselben eintrete, die k. k. österr. und k. preuß. Truppen nicht in Holstein einrücken würden." Die Unterhandlung schloß endlich damit, daß die Statthalterschaft den Kommissären zwei Proklamationen, an das Volk und an die Armee, vorlegte, „mit deren Inhalt die Herren Kommissäre sich vollständig einverstanden erklärten, mit dem Hinzufügen, daß sie sich jetzt die am 6. d. M. übergebene Proklamation zurückerbäten, da dieselbe nunmehr nicht erlassen werden solle". Indem die Kommissäre ihren eigenen Aufruf (wir haben denselben bereits oben näher charakterisirt) zurücknahmen, indem sie sich mit dem Inhalt der vorgelegten Proklamationen einverstanden erklärten, erhoben sie dieselben zu Urkunden des abgeschlossenen Vertrages, welche die Hauptbedingungen, wie sie übereinstimmend von beiden Seiten formulirt und geprüft worden waren, enthielten. Es wurde in diesen Aktenstücken dem Volk und der Armee gesagt, daß der deutsche Bund die Rechte der Herzogthümer zu schützen übernommen habe, daß die dänische Armee aus Südschleswig sich zurückziehen, die schleswig-holsteinische hinter die Eider zurückgehen und bis zu zwei Drittheilen beurlaubt werden, aber Rendsburg und Friedrichsort mit ihren Rayons besetzt halten werde; endlich, daß keine fremden Truppen in Holstein einrücken würden. Dies ist der Vertrag, welchen die Kommissäre mit der Regierung der Herzogthümer am 11. Januar 1851 abgeschlossen haben. Die Statthalterschaft mußte die Kommissäre nach Einsicht ihrer Vollmachten zu solchem Abschluß berechtigt halten. Die des Generals v. Thümen lautete an der betreffenden Stelle: Wir ertheilen demselben hierdurch die Vollmacht, um mit dem von Seiten Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich zu ernennenden Kommissarius über die zur endlichen und definitiven Regulierung der holsteinischen An-

gelegenheit zu treffenden Maßregeln in Berathung zu treten, auch nach erfolgter Verständigung darüber eine Uebereinkunft abzuschließen, indem wir auf unser königliches Wort versprechen, Dasjenige, was unser genannter Kommissarius auf Grund gegenwärtiger Vollmacht und in Gemäßheit der ihm ertheilten Instruktion verabredet und abgeschlossen haben wird, zu genehmigen." Der Abschluß dieses Vertrages war ein überaus günstiges Ereigniß für Hrn. v. Manteuffel. Freilich gab er Oesterreich in den Augen Dänemarks das Verdienst, ihm die Herzogthümer unterworfen zu haben; freilich vernichtete er den Einfluß Preußens an der Niederelbe: aber er ersparte doch Preußen die verhaßte Aufgabe, seine Waffen gegen die Sache und die Stämme zu wenden, für die es gefochten hatte, und nahm den Oesterreichern jeden Vorwand, ihre faktische Suprematie in Deutschland durch eine Truppenbewegung über die Elbe hinaus auszudehnen, so wie jede Möglichkeit, sich selbst in jenen Gebieten festzusetzen und in direkte Verbindung mit Dänemark zu treten. Herr v. Manteuffel wußte auch diese unerwartete Gunst der Umstände, welche die Statthalter noch dadurch erhöhten, daß sie den Vertrag sofort ausführten, ohne auf die stipulirten Gegenleistungen der Dänen zu warten, die Armee hinter die Eider führten und sogleich reduciren ließen, nicht zu benutzen. Der Durchmarsch des österreichischen Corps von Legedítsch durch Hessen ließ sich vielleicht nicht hindern. Aber der Vertrag war abgeschlossen, als jene Truppen die hannöverschen Grenzen erreichten; dem Kabinet von Hannover war der Besuch nicht erwünscht. Im Verein mit diesem Kabinet mußte Hr. v. Manteuffel sofort die Sistirung des weitern Marsches auf Grund des abgeschlossenen Vertrages verlangen. Der Feldmarschallieutenant Legedítsch hatte es versucht, von Bamberg durch Meiningen nach Hessen zu marschiren. Der Herzog von Meiningen hatte sein Veto eingelegt und durchgesetzt. Was der Herzog von Meiningen erlangte, vermochte das Preußen nicht mehr? Herr von Manteuffel, der, so lange die Unterhandlungen schwebten, wiederholt erklärt hatte, daß die Oesterreicher umkehren würden, sobald die Statthalter sich unterwürfen, nahm keinen Anstand, einen gültig abgeschlossenen Vertrag zu Gunsten Oesterreichs und zu Ungunsten Preußens nicht in Erfüllung gehen zu lassen. Der Einmarsch geschah gegen den Frieden vom 2. Juli, bevor der König von Dänemark seine Absichten dargelegt hatte, gegen den Vertrag von Olmütz, denn die Statthalterschaft hatte sich gefügt, gegen die Stipulation der Kommissäre, zu welcher sie Vollmacht hatten. Mit gewohnter Effronterie suchten sich die ministeriellen Schreiber damit zu helfen, daß sie, so lange es anging, d. h. bis die Thatsachen zu grell widersprachen, verbreiteten, die Truppen zögen gegen die Dänen nach Holstein, und daß sie endlich, als auch dieser Vorwand durch Thatsachen widerlegt wurde, ihre Freude aussprachen über den Beweis der Einheit u. Macht Deutschlands, daß österreichische Truppen nordwärts der Elbe stünden! Die Schleswig-Holsteiner lernten in S. wie in Holstein direkt und indirekt nicht die Macht Deutschlands, wohl aber die Dänemarks kennen, der sie allein unüberwunden Trotz geboten hatten. Die Ausflucht, welche der preußische Minister des Auswärtigen selbst brauchte, dürfen wir nicht übergehen. Er behauptete in der ersten Kammer, daß die Bundeskommissäre die Protokolle, in welchen die Unterhandlung mit der Statthalterschaft niedergelegt war, nicht genehmigt hätten. Wußte er, daß er damit eine Unwahrheit sagte? Er zog sich mit dieser Behauptung denn sofort auch eine Zurechtweisung zu, in welcher ihm, dem Ministerpräsidenten Preußens, die Unrichtigkeit dieser Behauptung öffentlich nachgewiesen wurde. Mit gewohnter Schlauheit hatte Herr von Manteuffel geglaubt, mit dieser Behauptung durchzukommen, weil die Kommissäre die Protokolle zwar nicht unterschrieben, wohl aber genehmigt hatten. Der Protokollführer jener Konferenzen, der Justizrath Schleiden, erklärte sofort in der „Sächsischen Konstitutionellen Zeitung", daß jene Erklärung des Herrn Ministerpräsidenten v. Manteuffel nicht richtig sey. Ueberdies wußte aber Herr von Manteuffel, daß, wie es auch mit jenen Protokollen sich verhalte, auf diese in so fern gar nichts ankomme, als alle Punkte der Konferenzverhandlungen daneben noch im schriftlichen Verkehr behandelt worden sind, und daß die von den Kommissären ausgegangenen Schriftstücke dieselben Bedingungen und Zusagen enthielten, wie die Protokolle. Herr von Manteuffel begnügte sich nicht damit, den Vertrag vom 11. Januar seinerseits gegen Oesterreich und gegen Holstein nicht aufrecht zu halten, er machte auch dem Fürsten Schwarzenberg das diesem Vertrag widersprechende Einrücken in Holstein erst möglich. Das Corps von Legedítsch war nicht in der Lage, auf dem Marsche nach Holstein die Elbe überschreiten zu können, am wenigsten in jenen Tagen des Januar, wo der Fluß mit Eis trieb. Herr von Manteuffel beeilte sich, einen Brückentrain von Berlin zu schicken und den Oesterreichern dadurch bei Artleuburg den Uebergang über die Elbe möglich zu machen. Hatte der Kriegsminister Herr von Stockhausen die Truppen im November aus Hamburg und Rastatt gezogen, Herr von Manteuffel beeilte sich, die Oesterreicher in Rastatt, Hamburg und Rendsburg einziehen zu lassen. Herr von Manteuffel baute jene Brücke, damit die Demüthigung Preußens, wie in Hessen, so auch in Holstein aller Welt klar gezeigt werde, um den Oesterreichern zu gestatten, ihre Fahnen in Hamburg und an der Eider aufzupflanzen, um zu zeigen, daß die Festungen und Gebiete, welche Preußen früher betreten und besetzt hatte, nunmehr den Oesterreichern zugänglich seyen, um der Welt zu verkünden, daß Oesterreich von Florenz bis Rendsburg, von Rastatt und Mainz bis Belgrad herrsche, daß Preußen Nichts sey und Oesterreich Alles! Der Verfasser der Schrift: Vier Monate auswärtiger Politik, bespricht hierauf unter Anderm die Gefahr, welche die Stellung eines österreich. Armeecorps in Hol-

stein, bei seiner in gewissen Eventualitäten durchaus wahrscheinlichen Verbindung mit dem dänischen Heere, für Preußen hat, kurz, den Nachweis, wie es dem Fürsten Schwarzenberg, „Dank der Weisheit und Vaterlandsliebe der Herren Manteuffel und Stockhausen", gelungen ist, Preußen so zu umgarnen, daß alle schwachen Seelen sagen müssen, Abwehr gegen Oesterreich sey unmöglich. Dann fährt die Broschüre mit folgender Enthüllung fort: „Herr von Manteuffel war indeß mit andern Sorgen beschäftigt. Er mußte die Berichte der preuß. Polizeiagenten lesen, welche seit längerer Zeit in den Herzogthümern stationirt waren. Der Agent Goldheim hatte die Herren Ruge und Klapka in Altona gesehen. Der Aufenthalt in Altona gefiel Herrn Goldheim, und er berichtete deshalb von Zeit zu Zeit einige wunderbare Neuigkeiten. Bald liefen noch fürchterlichere Nachrichten ein. Die Aufpasser, die von Berlin aus in die holsteinischen Bataillone geschickt waren, sagten aus, daß eine Militärrevolution bei Gelegenheit der Armeereduktion ausbrechen werde, welche von Herrn Savoie in Paris geleitet werde. Die Sache war so wichtig, daß man es Herrn von Thümen nicht allein überließ, diese neue Revolution aufzusuchen. Ein höherer Polizeiagent, Herr Hofrichter, wurde von Berlin aus zur Unterstützung des Generals von Thümen abgeschickt. Ein einsichtiger Polizeibeamter, gewahrte dieser bald genug, aus welchen Quellen die Berichte über Klapka, Ruge und Savoie geflossen waren, und zog sich zurück, ehe er sich kompromittirt hatte."

Noch am 11. Januar 1851 hatten die beiden Kommissäre Kiel verlassen; ihnen waren der dänische Kommissär, so wie die Statthalter für Holstein und Lauenburg nach Hamburg gefolgt, woselbst die weitern Specialverhandlungen Statt fanden. Am 14. Jan. reisten General von Thümen nach Berlin und General von Mensdorff nach Hildesheim ab, um fernere Instruktionen zu erwarten; beide kehrten am 17. wieder zurück. Der Rückzug und die Reduktion der Armee, so wie die Desarmirung der festen Werke hatte bereits begonnen. Unterm 13. war eine Proklamation des kommandirenden Obergenerals von der Horst an die Armee erschienen, worin diese ermahnt wurde, die neue Lage mit der ruhigen Würde des ächten Kriegers zu tragen und ihren Ruhm nicht durch Unordnung und Indisciplin zu trüben. Die durch ein Schreiben des permanenten Ausschusses vom 13. auf den 15. Jan. einberufene lauenburgische Landesversammlung wurde sofort nach ihrem Zusammentritt von der in corpore erschienenen Statthalterschaft vertagt. Die letztere nahm bis auf den Departementsrath Walther ihre Entlassung, und dieser wurde hierauf vom Grafen Reventlow-Criminil einstweilen als Regierungskommissär eingesetzt, jedoch unter der ausdrücklichen Verpflichtung, als obere Behörde den bevollmächtigten Minister Grafen Reventlow-Criminil im Namen des Königs-Herzogs anzuerkennen und unter dessen Befehle sich zu stellen. Sodann wurde die Beeidigung des lauenburgischen Kontingents (ein Bataillon Jäger) vorgenommen, welche dem Könige den Eid der Treue leisteten. Die Landesversammlung wurde gänzlich ignorirt. Somit war thatsächlich der Anfang zur Herstellung des status quo gemacht. Den von der schleswig-holsteinischen Landesversammlung auf Amnestie der politischen Verbrecher gestellten abermaligen Antrag wies die nur noch aus dem Grafen Reventlow bestehende Statthalterschaft zum zweiten Mal zurück. Nachdem hierauf am 17. Jan. das Budget für 1851 bewilligt war, wurde die Versammlung durch den Departementschef des Innern vertagt. General von der Horst erließ einen herzlichen Abschiedsgruß an die demnächst zu permittirenden Mannschaften. Ein Erlaß von Tillisch verfügte, daß fortan schleswigsche Proklame und andere Erlasse nicht mehr in holsteinischen Blättern, sondern nur in die flensburger Zeitung, die Danevirke und die berlingische Zeitung eingerückt werden sollten. In den hamburger Konferenzen trat Dänemark mit enormen Forderungen hervor. Es behauptete, die Kommissäre hätten der Statthalterschaft zu weit gehende Koncessionen gemacht, verlangte eine gänzliche Trennung S.s von Holstein und wollte ersteres Herzogthum ohne jede Einmischung von Seiten Deutschlands regieren; es wollte, da S. nicht zum deutschen Bunde gehöre, jede Einmischung des letztern zurückweisen und die Regelung und Regierung daselbst aus eigener Machtvollkommenheit führen, ja es bestritt dem Bunde jedes Recht, darüber mitzusprechen. Es bestand deshalb auf Räumung der Festung Friedrichsort und Besetzung derselben durch dänische Truppen und, da nach seiner Behauptung auch Rendsburg zu S. gehört, dieser Punkt jedoch vom Bunde bestritten ward, vorläufig auf einer Mitbesetzung dieser Festung, die aus gleichen Theilen von Bundestruppen, vorzüglich Oesterreichern, und Dänen besetzt werden solle. Für Holstein verlangte es eine getrennte Verwaltung und die Einsetzung einer Regierung im Namen des Königs von Dänemark, die Einberufung der holsteinischen Prälaten und Ritterschaft, denen es eine Verfassung für dieses Herzogthum vorlegen wolle, die Beseitigung des Staatsgrundgesetzes von 1848 und aller neuen Gesetze, wie die Einführung der alten, vor dieser Zeit geltenden. Das österreich. Truppencorps war am 28. Jan., mit Ausnahme der noch die Elbe passirenden Kavalerie, bereits ins Lauenburgische eingerückt und hatte sich über dieses Land, so wie über die nachbarlichen Theile vom hamburgischen, lübeckischen und mecklenburgischen Gebiete koncentrirt. Das Hauptquartier der Avantgarde unter General Zobel stand in Mölln, der holsteinischen Grenze am nächsten, die 2. Brigade von Schwarzenberg bis Bergedorf; die 3. sollte nach Lübeck und die 4. nach Ratzeburg kommen. Das Hauptquartier des F. M. L. Legedidsch kam nach Lauenburg; die Kavalerie ward auf mecklenburgischen Boden um Boitzenburg gelegt. Der Einmarsch nach Holstein konnte so sehr schnell von 2 Seiten geschehen, mit der 3. Brigade von Bergedorf über

Hamburg im südlichen Holstein und mit der Avantgarde von Mölln über Oldenburg, Oldesloe nach Kiel im westlichen Holstein. Die alte Regierung von S.-Holstein legte am Abend des 1. Februar 1851 die Zügel in die Hände der neuen. Am 1. Mittags reisten nämlich mit einem Extrazuge die beiden Kommissäre General von Thümen und General von Mensdorff nach Kiel, wohin ihnen am 2. Morgens der von Dänemark designirte Statthalter Graf Reventlow-Criminil und General von Bardenfleth und Syndikus Prehn folgten, welcher letztere die Finanzen übernehmen sollte. Die abtretende Statthalterschaft erließ am 1. Febr. zwei Proklamationen. Die erste machte bekannt, daß die Statthalterschaft — „von den deutschen Großmächten im Namen des deutschen Bundes dazu aufgefordert und in Uebereinstimmung mit dem Beschlusse der Landesversammlung vom 11. Jan. d. J., den Uebergang der von der Centralgewalt Deutschlands ihr übertragenen Regierungsgewalt zu einer von dem deutschen Bunde eingesetzten Regierung vermittelt habe. Was dazu von ihr gefordert worden, sey jetzt geschehen. Die Statthalterschaft habe ihre Gewalt in die Hände der Kommissarien des deutschen Bundes niedergelegt. Die Aufgabe des bisherigen Kampfes solle jetzt auf dem Wege friedlicher Verhandlungen gelöst werden. Der deutsche Bund wolle die Rechte und die Interessen des Landes und das altherkömmlich berechtigte Verhältniß zwischen Holstein und S. schützen und nach festgestelltem Verhältniß das Land in die Hände des rechtmäßigen Landesherrn zurückgeben. Eben dieses Ziel habe die Statthalterschaft seit dem Beginne des Kampfes zu erreichen gestrebt. Die Statthalterschaft danke den Bewohnern S.-Holsteins, daß sie treu und fest zu ihr gestanden in guten, wie in bösen Tagen, daß sie den Ruhm der Ordnung und Gesetzlichkeit sich bewahrt hätten bis auf diesen Tag. Sie möchte ihn auch fernerhin bewahren, die friedliche Lösung unterstützen und deshalb den eingesetzten Regierungsgewalten willigen Gehorsam leisten". „Gott, der das Recht schützt, läßt festes Vertrauen nicht zu Schanden werden. Er wird die Sache des theuern Vaterlandes schließlich zum guten Ende führen". Die zweite Proklamation meldete die Entbindung der bisherigen Departementschefs Francke, de Fontenay, Rehhoff, Boysen und Krehn von der Leitung der Departements. Am 2. Febr. 1851 erließen die Kommissäre im Namen des Landesherrn und im Auftrage des deutschen Bundes eine Proklamation folgenden Inhalts: „Nachdem von Sr. Majestät dem Könige von Dänemark als Herzog von Holstein in Gemäßheit des Art. IV. des Friedenstraktats vom 2. Juli 1850 die Hülfe des Bundes zur thatsächlichen Wiederherstellung Seiner landesherrlichen Autorität im Herzogthum Holstein in Anspruch genommen, ist diese Hülfe durch die k. k. österreich. und die k. preuß. Regierung im Auftrage des deutschen Bundes gewährt. In Folge hiervon sind die Feindseligkeiten eingestellt, die Truppen auf ein Drittheil reducirt und die Funktionen der Statthalterschaft und ihrer Departements beendet. Die bis weiter mit der obersten Gewalt im Herzogthum Holstein bekleideten Kommissarien haben, kraft der ihnen ertheilten Vollmachten, am heutigen Tage eine oberste Civilbehörde für das Herzogthum Holstein eingesetzt. Dieselbe besteht aus dem Baron Adolph Blome von Heiligenstedten, als Vorsitzenden, und dem Baron Heintze, dem Regierungsrath Heinzelmann, dem Oberappellationsgerichtsrath Malmros und dem Syndikus Justizrath Prehn, und wird unter Oberaufsicht des landesherrlichen und der Bundeskommissarien die Verwaltung des Herzogthums führen. Unabhängig hiervon werden inzwischen an anderer Stelle die Fragen wegen definitiver Gestaltung der Verhältnisse des Herzogthums Holstein zum deutschen Bunde, so wie zum Königreich Dänemark und zum Herzogthum S. ihrer Erledigung entgegengeführt werden. Das seither in thatsächlicher Wirksamkeit bestandene Staatsgrundgesetz vom 15. Sept. 1848 mit den die Wahlen zur Landesversammlung und die Ministerien betreffenden Verordnungen vom 16. Sept. und 20. und 21. Okt. 1848 wird hiedurch außer Kraft gesetzt und die Landesversammlung aufgelöst. Gleicherweise werden die hieselbst publicirten deutschen Grundrechte außer Kraft gesetzt. Da keinem ohne landesherrliche Sanktion erlassenen Gesetze der Charakter definitiver Gültigkeit beigelegt werden kann, so wird ausdrücklich verfügt, daß die übrigen seit dem 24. März 1848 erlassenen Verordnungen sämmtlich nur für die Dauer der angeordneten Interimsverwaltung und übrigens mit dem Vorbehalt zur Anwendung zu bringen sind, daß die eingesetzte Regierung zur Aufhebung und Abänderung derselben ohne Beschränkung autorisirt ist. In gleicher Weise werden die Verwaltungsmaßregeln, welche seit dem 24. März 1848 getroffen sind, in so weit aufrecht erhalten, als nicht die oberste Landesbehörde ihre Aufhebung oder Abänderung beschließt. Privatrechtliche Verhältnisse, welche unter den seitherigen Gesetzen entstanden sind, werden durch deren Aufhebung nicht berührt. Die zur Zeit schon in ihrer Wirksamkeit auf das Herzogthum Holstein beschränkte schleswig-holsteinische Regierung wird mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse hiemittelst außer Thätigkeit gesetzt und ihr Geschäftskreis der obersten Civilbehörde zugewiesen. Uebrigens wird die nunmehr eintretende Verwaltung sich rücksichtlich der Erlassung neuer Gesetze und was Veränderungen im Verwaltungsgange betrifft, auf das Nothwendige beschränken." Unterzeichnet war diese Proklamation von Herrn von Reventlow-Criminil, Generalmajor von Thümen und Generalmajor Grafen Mensdorff. Die schleswig-holsteinische Angelegenheit war somit in eine neue Phase getreten; das Land hatte eine, sowohl vom deutschen Bunde, als vom Landesherrn anerkannte, neue Regierung erhalten. Die Bevölkerung beobachtete gegenüber dieser, in einer solchen Weise allerdings nicht er-

warteten Entwickelung dieselbe angemessene ruhige und würdige Haltung, die sie sowohl während ihres langjährigen moralischen, als ihres dreijährigen blutigen Kampfes ausgezeichnet hatte. Das aber war der sprechendste Beweis, wenn es überhaupt noch dessen bedurfte, daß hier von einer Statt gefundenen Revolution keine Rede seyn konnte. Eine Bevölkerung, die unter so vielen, in ihrer Zusammensetzung sowohl, als in ihrer Tendenz verschiedenen, einander in so kurzen Zwischenräumen folgenden Regierungen, die unter so verschiedenen, stets und rasch wechselnden aufregenden Ereignissen das Gesetz achtet, Ordnung und Ruhe bewahrt, kann nur aus dem tiefsten sittlichen Bewußtseyn der Gerechtigkeit ihrer Sache gehandelt haben. Gegen Oesterreich war die Stimmung des Volkes durchaus keine gereizte; man hatte von Oesterreich keine Vertretung der von S.-Holstein gemachten Ansprüche erwartet, weil Oesterreich keine Versprechungen gemacht hatte. Man hoffte im Gegentheil eher, daß, wenn etwas vom Rechte des Landes, namentlich in Beziehung auf die Verbindung der Herzogthümer, werde erhalten werden, dies der Einwirkung Oesterreichs gelingen werde. Die neue Regierung erkannte die schleswig-holsteinischen Kassenscheine an; der Kassenbestand des Departements der Finanzen, auf 749,407 Mark nach dem Abschlusse vom 28. Jan. sich belaufend, bestand fast ausschließlich aus solchen Scheinen. Die erste Bekanntmachung der neuen Regierung vom 3. Februar meldete bloß die Vertheilung der Geschäfte unter ihre Mitglieder. Dem Oberstlieutenant Seveloh von der Artillerie wurde die interimistische Leitung des Kriegsdepartements übertragen. Das ganze Herzogthum S. war, nachdem die dänischen Truppen am 3. Febr. den Uebergangspunkt über den Kanal bei Holtenau besetzt hatten, mit Ausnahme der nächsten Umgebung von Rendsburg, in dänischem Besitz. Während in Rendsburg Alle ungehindert zugelassen wurden, die aus dem Herzogthum S. kamen, hatte der dänische Regierungskommissär von Tillisch ein Mandat erlassen, wodurch Jeder, der, mit Ausnahme der permittirten Soldaten, ohne Erlaubniß des Regierungskommissärs sich ins Schleswigsche begeben würde, mit Haft und demnächstiger Ausweisung bedroht ward. In der Stadt S. selbst ward Jeder mit Strafe bedroht, der zurückkehrende Schleswiger beherbergen würde, ohne sie der Polizei anzuzeigen. Am 7. Febr. betraten die österreich. Truppen Holstein. Zu Rendsburg zogen am 8. Febr. ein Bataillon Preußen und ein Bataillon Oesterreicher ein; die Schleswig-Holsteiner hatten unmittelbar vorher die Festung bis auf eine Festungsbatterie geräumt. Sogleich nach erfolgtem Einzuge wurden die sämmtlichen Wachen der Festung theils von Oesterreichern, theils von Preußen besetzt. Die Wache im Kronenwerk besetzten Oesterreicher. Am 9. wurden die Wachen im Kronenwerk, einem wesentlichen, höchst wichtigen Theil der Festung, deren Besitz ohne dasselbe jedem Sachverständigen als werthlos erscheinen muß, den Dänen übergeben; am Tage vorher war die Uebergabe der Festung Friedrichsort an die Dänen erfolgt. Die schleswig-holstein. Kriegsgefangenen wurden von Dänemark ausgeliefert. Hinsichtlich der erfolgten Besetzung des Kronenwerks durch die Dänen erläuterte das berliner Korrespondenz-Bureau, daß das in strategischer Hinsicht höchst wichtige Werk Ravelin, welches von der Eider umflossen wird, eben so wie die beiden diesseits der Eider rechts und links von dem Ravelin gelegenen Bastionen preußisch-österreichische Besatzung erhalten hätten, u. daß von dem Ravelin, als dem ungleich wichtigsten Punkte, aus, nach dem Urtheil höherer Militärs, das Kronenwerk fast vollständig beherrscht werde. Auch die „Deutsche Reform", das Organ des Hrn. v. Manteuffel, bemerkte, daß durch die ausdrücklich nur auf ein Bataillon, und zwar nur Infanterie, beschränkte Besatzung des Kronenwerks von Rendsburg eben so wenig der definitiven Entscheidung dieser Angelegenheiten, als der Ehre der beiden deutschen Großmächte irgend etwas vergeben worden sey. Anderer Ansicht waren Alle, denen in der Sache ein sachverständiges Urtheil zugetraut werden kann, indem zwar das Kronenwerk unhaltbar gegen Rendsburg sey und völlig von den Wällen der Altstadt dominirt werde, daß aber die Höhen von Büdelsdorf und Klinten auf dem rechten Eiderufer die ganze Stadt und Festung beherrschen, daß von diesen Punkten aus die Stadt in wenigen Tagen zusammengeschossen und die Festung unhaltbar werde. Von den Dänen waren übrigens unmittelbar im Norden der Festung mehre Bataillone Infanterie und einige Schwadronen Kavalerie in die Dörfer gelegt, auch alle Forts und befestigten Punkte mit Militär besetzt worden. Am 12. Februar fand in Kiel zwischen dem österreichischen Kommissär v. Mensdorff, dem dänischen Minister Grafen Sponneck, der von einer Sendung nach Wien und Berlin zurückgekehrt war, dem dänischen Kammerherrn v. Warnsted und sämmtlichen Kommissären, so wie dem General Bardenfleth eine Konferenz Statt, die am folgenden Tage fortgesetzt wurde. Graf Sponneck reiste hierauf nach Kopenhagen ab. Die stuttgarter „Deutsche Chronik" veröffentlichte die nachfolgende Darstellung der von dem Grafen v. Sponneck in Wien und Berlin vorgeschlagenen Grundlagen einer Ordnung der Angelegenheiten von S.-Holstein: 1) Die verschiedenen Staaten, welche gegenwärtig unter der Krone Dänemark stehen, bilden eine Föderativmonarchie, deren Theile unter der Herrschaft desselben Souveräns vereinigt sind. Die Marine und die Flagge, so wie die Vertretung durch Diplomaten und Konsularagenten sind für alle diese Staaten gemeinschaftlich. — 2) In allen diesen Staaten besteht ein einziges und gleiches System der Zölle, der Handelsgesetzgebung, der Schifffahrt, der Posten und der Münze; ausgenommen hiervon ist das Herzogthum Lauenburg in Beziehung auf die Zölle und die Vertheilung der öffentlichen Schuld. Die Herzogthümer Holstein und Lauenburg bilden, wie bisher, einen Theil des deutschen Bundes. Dieselben

haben ihre besondern Landtage, auf welchen in Vereinbarung mit der Autorität des Souveräns alle Angelegenheiten der innern Verwaltung verhandelt werden. Jedes der Herzogthümer ist gehalten, verhältnißmäßig zu dem für das gemeinschaftliche Interesse und die gemeinschaftliche Ordnung erforderlichen Aufwand beizutragen. Das Budget dieses Aufwands wird in bestimmter Weise festgesetzt und nicht mehr der Berathung der Landtage unterstellt. Die Art der Erhebung dieser Beitrags wird durch die Landtage und die Regierung des Souveräns bestimmt. — 3) Zu den Berathungen über alle Fragen des gemeinschaftlichen Interesses werden Abgeordnete der Herzogthümer Holstein und Lauenburg, welche in Kopenhagen ihren Sitz haben, in gleicher Anzahl und mit demselben Antheil beigezogen, wie die dänischen Räthe und Minister. Gesetzentwürfe von allgemeinem Interesse, insbesondere diejenigen, welche sich auf Zoll- und Postverhältnisse beziehen, werden vorläufig in Ausschüssen geprüft, welche aus Mitgliedern des dänischen Landtags und der Landtage von Holstein und Lauenburg in gleicher Zahl zusammengesetzt sind. Das Resultat, welches nach diesen Vorberathungen festgestellt wird, wird der Abstimmung jedes Landtags abgesondert unterstellt. Die Vorlagen von Gesetzentwürfen werden als nicht geschehen betrachtet, wenn die Mitglieder der Ausschüsse sich nicht darüber verständigen, und es bleibt in diesem Falle bei dem bisherigen Zustand. — 4) Das Herzogthum S. erhält einen besondern Landtag mit legislativen Befugnissen und eine abgesonderte Verwaltung; in dem Wirkungskreis derselben ist begriffen: a) die Civil- und Kriminalgesetzgebung, b) die Polizei und Rechtspflege, c) der öffentliche Unterricht und die Kirchenangelegenheiten, d) die Gemeindeverwaltung, e) die Anordnungen in Betreff der industriellen Verhältnisse, f) das besondere Budget des Herzogthums und die Bestimmung über die Erhebungsart der Auflagen, welche den verhältnißmäßigen Antheil S.s an dem Aufwand für das gemeinschaftliche Budget der Monarchie betreffen. Die beiden Nationalitäten, aus denen die Bevölkerung von S. besteht, sind vollkommen gleichgestellt in Betreff ihrer Rechte und Befugnisse. — 5) Die bewaffnete Macht von S. bildet einen Theil der dänischen Armee und ist derselben Einrichtung und Verwaltung unterworfen. In Betreff der gemeinschaftlichen Interessen S.s und Dänemarks findet gleiche Gesetzgebung und Verwaltung Statt, und der Landtag vereinigt sich zu diesem Zweck mit dem von Dänemark. — 6) Die gemeinschaftlichen Beziehungen von S. und Holstein begreifen a) die Benutzung des Eiderkanals, b) die Einrichtung von Feuerversicherungsgesellschaften, c) die Universität Kiel für den deutschen Theil von S., d) die Taubstummenanstalt und die Irrenanstalt in S. und das Detentionshaus in Glückstadt, den Ritterstand, so weit er eine rein sociale Einrichtung ohne öffentliches Attribut ist, und die adeligen Kapitel. Alles, was die Verwaltung dieser Einrichtungen und die Vertheilung der Ausgaben, die sie verursachen, so wie die Einnahmen, die sie abwerfen, betrifft, bildet einen Gegenstand der Vereinbarung zwischen den Gesetzgebern der beiden Länder S. und Holstein. Die hier aufgezählten Vorschläge werden der Prüfung einer Versammlung von allen Theilen der Monarchie gewählter Notabeln unterstellt, welche der König von Dänemark beruft und in Gemeinschaft mit welchen diesem Entwurf die für nothwendig erachteten Beschränkungen oder Entwickelungen beigefügt werden. Die Zahl der Notabeln von S. beträgt die doppelte Zahl derer von Dänemark, in der Art, daß jene für sich allein die Hälfte der allgemeinen Versammlung bilden. — Diese Darstellung der „Deutschen Chronik" fand größtentheils ihre Bestätigung durch Nachrichten aus Kopenhagen. Nach gut verbürgten Nachrichten fand nämlich in der geheimen Sitzung des dänischen Volksthing vom 21. März 1851 eine Entscheidung Statt, die nicht bloß für die Gegenwart und nächste Zukunft, sondern für die ganze Lage der Dinge im Norden von großer Bedeutung ist. Schon während der letzten Verhandlungen mit Oesterreich und Preußen, im Februar, hatte die Opposition des dänischen Reichstags sich entschlossen, das Schweigen des dänischen Ministeriums zu brechen. Die eine Seite dieser Opposition nämlich, die rein demokratische, fürchtete den Sieg der Reaktion und glaubte im Hintergrund eine Gefahr von Rußland und Oesterreich für die ganze dänische Konstitution zu erblicken; die andere Seite, die nationale, begann für S. zu fürchten, indem sie annahm, daß Oesterreich die Bundesbeschlüsse von 1846 gegen Dänemark durchsetzen werde; Viele waren schon so weit gekommen, in der Besetzung Rendsburgs durch Oesterreicher und Preußen nicht bloß eine Ausübung deutscher Bundesrechte, sondern sogar einen unverzeihlichen Eingriff in das Recht Dänemarks zu sehen. Die Angriffe auf den Kriegsminister Hansen waren die Vorläufer des Kampfes. Die Sendung des Grafen Sponneck zeigte, daß die Opposition stark genug war, um der alten Gesammtstaatspartei die Spitze zu bieten. Die Sache mußte zur Entscheidung kommen, da die Opposition drohte, wenn das Ministerium nicht offen seine Ansichten, namentlich in der schleswigschen Frage, dem Volksthing vorlege, die ganze Angelegenheit öffentlich zur Sprache zu bringen. Mannichfache Reibungen hatten schon früher Statt gefunden; immer war der Hauptpunkt nicht so sehr das Princip des Ministeriums, als sein Schweigen über dasselbe gewesen. Als nun endlich das Budget im Einzelnen diskutirt war und nunmehr im Ganzen angenommen werden sollte, da entschloß sich das Ministerium, seine Plane dem Reichstag vorzulegen. Dies geschah in der geheimen Sonnabendsitzung vom 21. März. Es ist bekannt geworden, daß die Opposition hier mit dem Ministerium gekämpft hat, während ein Theil der frühern Regierungspartei gegen dasselbe auftrat. Dies erklärt sich aus dem Gesammtplan, den die Regierung dargelegt hat. Nach diesem Plan soll nämlich noch keine definitive Gestal-

tung der Herzogthümer beabsichtigt seyn; es wurde dabei in angemessenen Formen auf die Eventualität der Thron-Erledigung und einer Regelung der Successionsverhältnisse hingewiesen und die definitive Regulirung in Verfassung und Administration auf den Zeitpunkt verschoben, in welchem das Erbrecht bestimmt geordnet seyn werde. Wie dies geschehen werde oder geschehen könne, darüber wurde nichts gesagt, nicht einmal etwas angedeutet. Die Grundzüge jener provisorischen Ordnung sind nun folgende: Dänemark wird unter derselben mit S. zunächst die gesammte Verwaltung gemein haben, so daß hier nur noch rein lokale Behörden bleiben sollen. Heer, Finanzen, Flagge, Uniform u. s. w., Alles wird nach dänischem Recht und Muster geordnet. Das frühere schleswigsche Obergericht wird gänzlich reformirt, und beiläufig sind die Akten schon abgefordert; ein neues Obergericht wird in Flensburg eingerichtet. Das Examen der Studenten wird künftig für die Schleswiger in Kopenhagen eingerichtet, und die Verpflichtung derselben, in Kiel zu studiren und sich examiniren zu lassen, definitiv aufgehoben. Daß dabei die dänischen Kandidaten gleiche Rechte mit den eingebornen Schleswigern haben, und daß mithin alle Aemter sehr bald mit Dänen besetzt seyn werden, versteht sich. Was Holstein betrifft, so soll dasselbe nur in Finanzen und Heer von Dänemark getrennt seyn, und nur zu diesem Ende selbstständige höchste Beamte behalten. In allem Uebrigen werden die dänischen höchsten Immediatbehörden die höchste Entscheidung haben. Zur Ausführung dieses Zweckes werden die schleswig-holsteinischen Kassenscheine in neue bloß holsteinische konvertirt und diese mithin dem holsteinischen Lande allein überwiesen werden. Die Beiträge zur Staatsschuld werden weiter regulirt werden; aber die in der Kriegszeit gemachten Schulden soll Holstein allein tragen. Die Zollverhältnisse sollen ganz unter das dänische Zollgesetz gebracht werden; die dänische Zollinie wird an die Elbe verlegt, und die Zolleinnahmen werden zu dem Ende in die dänische Staatskasse fließen. Mit S. wird Holstein dann wahrscheinlich nur die Irrenanstalt und das Taubstummeninstitut gemein haben; die kieler Universität wird für S. als eine fremde zu betrachten seyn. Was endlich Lauenburg betrifft, so tritt es gänzlich in sein früheres Verhältniß zurück und behält mit Holstein die Gemeinsamkeit des Bundeskontingents. Das Oberappellationsgericht wird für S. außer Kraft treten. Uebrigens werde das Ministerium dafür sorgen, daß gegen die aufrührerischen Elemente Holsteins mit aller Energie verfahren werde; es werde ferner dahin streben, die Besatzungen der „fremden Truppen" in Holstein auf alle Weise und so bald als möglich zu beseitigen. Nach dieser Erklärung der Minister, der noch die Darlegung des Verhältnisses der zu erwartenden Notabeln-Versammlung — 5 aus Dänemark, 4 aus Holstein und 9 aus S. — folgte, entstand eine sehr lebhafte Debatte. Offenbar hatte das Ministerium mit seinen definitiven Mittheilungen so lange gezögert, daß die Versammlung keine Zeit bekommen möge, um sich eine entschiedene Meinung zu bilden. Die Debatte soll daher mehr aufgeregt und zum Theil mehr heftig, als systematisch gewesen seyn. Die Anhänger der Gesammtstaatspartei griffen vornehmlich die in Aussicht gestellte Herstellung der alten Provinzialstände in den Herzogthümern an, und die Bildung einer Art von Gesammtvertretung aus den 3 Volksversammlungen Dänemarks, S.s und Holsteins, die eigentlich Gegenstand der Berathung der Notabeln seyn sollen. Sie forderten ihrerseits, daß ganz das alte Verhältniß der Herzogthümer hergestellt werde, ohne daß diese Gesammtvertretung Platz finde. Die äußerste nationale Linke, deren Organ Grundtvig ist, stellte sich auf die Seite der Rechten und tadelte das Ministerium mit großer Heftigkeit, namentlich wegen der Herstellung der schleswigschen besondern Provinzialstände. Das Ministerium erwiederte beiden hierauf im Wesentlichen Folgendes: Erstlich müsse es wiederholt und mit allem Nachdruck darauf verweisen, daß alle diese Vorschläge und Einrichtungen durchaus nur als provisorische zu betrachten seyen; zweitens, daß Dänemark auch so schon ungemein viel, mehr als Manche wohl erwartet hätten, gewonnen habe; drittens endlich, daß Dänemark sich durch die Verhältnisse der äußern Politik gezwungen sehe, S. dieses Minimum von Rechten zu lassen, indem einerseits es nicht räthlich sey, in diesem Augenblick mit Oesterreich zu brechen, während Dänemark den Ruhm habe, die Großmacht Preußen vollständig und „hoffentlich für immer" in ihrem Einfluß im Norden gebrochen zu haben (!), andererseits aber England, an die frühern Verhandlungen anknüpfend, die Selbstständigkeit S.s, oder doch die Nichtinkorporation desselben nicht aufgeben werde. Uebrigens könne das Ministerium von diesem seinem Programm unter keiner Bedingung abgehen; es selbst würde sich genöthigt sehen, zurückzutreten, wenn es nicht die Billigung des Hauses finde. Die Linke, die im Allgemeinen noch immer — wer weiß mit wie viel Unrecht oder Recht — einen Versuch gegen die Konstitution selbst fürchtet, und die namentlich in Madvig und Clausen zwei starke, wenn auch oft schwer zu behandelnde Stützen derselben hat, hätte nun freilich gern weiter opponirt, wenn sie selbst im Stand gewesen wäre, ein anderes Programm mit irgend einer Wahrscheinlichkeit des Erfolgs aufzustellen; die Linke, die außerdem etwas überrascht war durch die plötzliche und ziemlich umfangreiche Mittheilung, fühlte heraus, daß es richtiger seyn werde, jetzt nachzugeben und lieber dieses Ministerium zu halten, als einem Ministerium der Reaktion den Platz frei zu machen. Sie schloß sich deshalb an das Ministerium an und hielt es gegen die Angriffe der Gesammtstaatspartei aufrecht, so daß dasselbe einen vollständigen Sieg erfocht und das obige Programm angenommen ward. Nur einige Mitglieder der reaktionären Gesammtstaatspartei und die absolut nationale Partei unter

Grundtvig hielt Stand; doch blieb das ohne Bedeutung. Mit dieser geheimen Sitzung war die Hauptaufgabe des Reichstags zu Ende. Das Gesammtbudget ward darauf in den nächsten Sitzungen bewilligt und der Reichstag am 26. geschlossen. Die Grundlage der nächsten Entwickelung der Dinge ist mithin gegeben.

Die Versammlung der dänisch-schleswig-holsteinischen Notabeln soll um die Mitte Mai 1851 in Flensburg Statt finden. Die Liste der Mitglieder ist nach dem kopenhagener Fädrelandet folgende: 1) Für das Königreich: der Präsident des Landthing, Etatsrath P. b. Brune, der Präsident des Volkthing, Major Andrä, die Mitglieder des Volkthing, Oberauditeur Hall und Professor Krieger, der Generalauditeur A. W. Scheel und der Stiftsamtmann Graf Sponneck. 2) Für Schleswig: Etatsrath L. Paulsen in Flensburg, Amtmann Davids in Schleswig, Landkommissär Etatsrath Ch. Prehn in Plön, Dr. Mancius in Eckernförde, Gutsbesitzer Hagemann in Angeln, Agent Jensen und Kaufmann E. Christiansen in Flensburg, Krugwirth H. Krüger in Bestoft und Gutsbesitzer Lauridsen Skau in Volktrup. 3) Für Holstein: Graf Otto Rantzau, Klosterpropst in Untersen, Graf Ernst Rantzau, Amtmann von Plön und Ahrensböck, Graf Baudissin-Borstel, Peter Wiese in Kiel, Kaufmann Reincke in Altona und Hofbesitzer Schirmer. In Holstein hegte man nach dieser Liste keinen Zweifel, daß die Notabelnversammlung die Vorlagen des dänischen Ministeriums mit einer starken Zweidrittel-Majorität annehmen werde. Dänemark hätte dann ein formelles Instrument, womit es auftreten könnte, und dessen Inhalt als der Ausdruck der Einwohner der dänischen Gesammtmonarchie zu betrachten wäre. — Während Oesterreich in Dresden für eine deutsche Zolleinigung mit seiner ganzen Kraft in die Schranken trat, ließ es an der Eider ein ganz anerkanntes Zollrecht eines deutschen Staates auf brutale Weise verletzen, nämlich den uralten Zollverband zwischen Holstein u. S. durch die Verlegung der dänischen Zollinie an die Eider. Das thatsächliche Verhältniß, woraufes hierbeiankömmt, ist folgendes. Trotz der großen, oft genug ausgesprochenen Inkorporationsgelüste hatte Dänemark doch nie daran gedacht, die Einheit des Zollwesens zwischen beiden Herzogthümern anzugreifen. Man war im Gegentheil stets davon ausgegangen, die Herzogthümer als ein Zollganzes neben dem Königreich stehend anzusehen. In diesem Sinn hatten Dänemark und Norwegen noch am 1. Febr. 1797 eine gemeinschaftliche Zollordnung erhalten, während erst am 31. Juli 1803 die frühere „Zollverordnung für die Herzogthümer S. und Holstein" erlassen wurde. Diese Zollverordnung von 1803 ward dann durch die neue Zollverordnung vom 1. Mai 1838 für beide Herzogthümer aufgehoben; die neue Zollverordnung war von den alten Ständen beider Herzogthümer berathen worden. Obwohl es nun schon in der Zollverfassung von 1803 heißt, daß die „möglichste Gleichförmigkeit in der Zollverfassung" der Herzogthümer und Dänemarks erforderlich sey, und obgleich ein ähnliches Bestreben dänischerseits auch wieder bei der neuen Zollverordnung verfolgt ward, so blieb dennoch nicht bloß ein wichtiger Unterschied zwischen beiden Tarifen, sondern zugleich eine streng durchgeführte Selbstständigkeit der gemeinschaftlichen Zollverwaltung der Herzogthümer. Was nun in dieser Beziehung während des Krieges geschehen ist, wollen wir nicht weiter in Anschlag bringen. Allein als Oesterreich die Sache in die Hand nahm, konnte es öffentlich und entschieden erklären, daß es die „herkömmlich berechtigte Verbindung zwischen S. und Holstein" aufrecht halten werde. Und was geschah statt dessen von Seiten der Dänen? Wir bezeichnen es einfach als eine — irrthümliche Auffassung, wenn man dänischerseits die Zollverwaltung vom Kronwerk aus durch einen Handstreich dänisch machen wollte. Zum Glück scheiterte ein so unverschämter Versuch an der Festigkeit der schleswig-holstein. Behörden. Allein dies und ähnliches sind Specialien, auf die wir nicht einmal großes Gewicht legen wollen, so schneidend sie auch jenem Versprechen zuwider liefen. Dagegen geschah Folgendes. Bereits am 28. Aug. 1850 hatte Tillisch eine Bekanntmachung von Flensburg aus erlassen, wonach „sobald als möglich eine vollständige Gleichheit zwischen dem Königreiche Dänemark und dem Herzogthum S. zu Stande gebracht werden sollte." Demzufolge ward Holstein als Ausland erklärt, die südliche Grenze S. als Zollgrenze bezeichnet, ein Tarif aufgestellt, der dem dänischen gleich war, und dieser vom 1. Sept. an in Kraft gesetzt. Dieser Tarif ist nun von dem dänischen Reichstag, nicht einmal unter Zuziehung von Schleswigern, berathen und beschlossen und am 22. Dec. 1850 zu einem förmlichen Gesetz erhoben und publicirt worden. Dieses Gesetz ist in dänischer Sprache erlassen. Nach demselben ist Holstein (§. 4.) als Ausland erklärt (als „toldfoit Sted"), für S. dagegen die Differenz der Zollsätze zwischen dem dänischen und schleswig-holstein. Tarif aufgehoben und ein neuer eingeführt, der eine wesentliche Erhöhung der wichtigsten Einfuhrartikel enthält. Seidenband ist von 30 Rbthlr. per 100 Pfd. auf 1/4 Rbthlr. per Pfd., also auf 150 Rbthlr. per 100 Pfund hinaufgesetzt. Baumwollenwaaren, sobald sie gefärbt, gedruckt oder gewirkt sind, von 15 Rbthlr. per 100 Pfd. auf 33 1/3 Rbthlr. per 100 Pfund. Branntwein und Spiritus von 12 Rbthlr. auf 18 Rbthlr. per 30 Viertel; für jedes 1/4 Grad über 8 Grad steigt der neue Zoll statt früher um 36 Rbschill. jetzt um 54 Rbschill. Rum bezahlt sogar statt früher 2 Rbthlr. jetzt 17 1/3 Rbthlr. Haartuch ist von 25 Rbthlr. per 100 Pfd. auf 33 1/3 Rbthlr. gesetzt. Stoffe von 2 1/12 Rbthlr. auf 3 1/3 Rbthlr. per 100 Pfund. Leinengarn, ungezwirnt, von 3 1/3 Rbthlr. auf 4 2/3 Rbthlr. per 100 Pfd.; alle gebleichten Leinenwaaren von 10 5/12 Rbthlr. auf 15 Rbthlr. per 100 Pfd.; seidene oder mit Seide gemischte Posamentirwaare von resp. 1 1/4 und 3/4 Rbthlr. per 100 Pfd. auf 1 1/3 Rbthlr. ohne Unterschied; alle an-

dern von 33⅓ auf 50 Rbthlr. per 100 Pfd. e Seidenwaaren aller Art von 30 Rbthlr. per. 100 Pfd. auf 1½ Rbthlr. per Pfd. — also auf 150 Rbthlr. Holz: Fichten und Tannen von 2⅔ per 100 Kubikfuß auf 3½ Rbthlr.; in Lasten eingebracht per Cent. Last statt 2½ Rbthlr auf 3 Rbthlr.; das finnische Holz ist per Last von 1⅞ Rbthlr. auf 2¼ Rbthlr. gesetzt. Wollene Waaren in Tuch u. Halbtuch von 33⅓ Rbthlr. auf 66⅔ Rbthr.; alle mit Leinen und Baumwolle gemischten Wollenwaaren von 12½ Rbthlr. auf 41⅔ Rbthlr. per 100 Pfd.; im Seide gemischte Wollen- und Baumwollenwaaren bezahlen, wie Seide, also 150 Rbthlr. per 100 Pfund. Wein steigt von 8 Rbthlr. auf 15 Rbthlr. per 100 Viertel. Diese Verordnung mit ihren Sätzen, bisher nur ausgeübt unter dem Schutze der dänischen Bayonnete und mithin noch zweifelhaft, ob sie nicht vielleicht eine Kriegsmaßregel sey, wird jetzt in Folge eines Vertrags, nach welchem die herkömmlich berechtigte Verbindung zwischen den Herzogthümern hergestellt werden soll, bis an die Eider, bis mitten in Rendsburg hinein, verlegt! Wenn sich freilich die deutsche Großmacht solches bieten läßt, so ist es kein Zweifel, daß eine Verständigung mit Dänemark sehr bald gefunden werden wird. — Die schleswigholstein. Armee hat bereits aufgehört zu seyn. Sämmtliche 15 Infanteriebataillone haben mit dem 28. März 1851 aus dem bisherigen Brigadeverbande zu treten gehabt. Behufs Neuformation der drei Infanteriebataillone des holsteinischen Bundeskontingents werden das 1., 2., 3., 4. und 15. Infanteriebataillen, aus denen in Glückstadt das erste holsteinische Bataillon gebildet werden soll, unter den Befehl des Majors Stockmann, das 5., 6., 7., 8. und 14. Infanteriebataillen, aus denen in Lützenburg das zweite holst. Bataillon gebildet wird, unter den Befehl des Majors von Steyber, das 9., 10., 11., 12. und 13. Infanteriebataillen, aus denen in Preetz das dritte holstein. Bataillon gebildet wird, unter den Befehl des Majors von Hagen gestellt. Die Bataillone werden nur mit Gewehren für glatte Munition bewaffnet werden; den provisorischen Bataillonskommandeurs sind zugleich die Jurisdiktionsbefugnisse der höhern und niedern Justizbehörde übertragen. Zu den drei Infanteriebataillonen kommen noch ein Jägercorps, vier Schwadronen Kavalerie u. zwei Batterien. Gleichzeitig wurde das bisherige Militärpensionsgesetz vom 15. Febr. 1850 aufgehoben, u. Hunderte v. Offizieren erhielten ihre Entlassung. Die vor der Schlacht bei Idstedt angestellten Offiziere erhalten als Abfindung eine achtmonatliche, die nach der Schlacht angestellten Offiziere eine viermonatliche Gage ein für alle Mal ausgezahlt. Dagegen werden ihnen die von ihnen an den Pensionsfonds eingezahlten Beiträge wieder zurückgezahlt. Die Verfügung selbst ging jedoch nicht von der Civilbehörde, sondern von den Bundeskommissarien in Gemeinschaft mit dem landesherrlichen Kommissär aus. Eine Ansprache des Kriegsdepartements gedenkt der „schmerzlichen Gefühle" u. eine gleichzeitige des Generalkommando's des „unaussprechlichen Schmerzes", womit sie an die Bekanntmachung und Ausführung des erhaltenen Auftrags gehen. So hat man das Land aller Wehrkraft beraubt, nicht um in ihm durch gebietendes Auftreten dem Bundesbeschlusse Geltung zu verschaffen, welcher seine Rechte und speciell das Verhältniß von S. zu Holstein wahrt, sondern um nach der Entwaffnung die Rechte u. die Interessen der beidenländer und des deutschen Gesammtvaterlandes in jenen Gegenden einer fanatisch-gewaltthätigen Partei Preis zu geben, die das Land u. Volk mit Füßen tritt. Das hatten selbst Diejenigen nicht erwartet, welche nach den neuesten Ereignissen in Deutschland noch einiges Vertrauen auf Das setzen konnten, was dort nach dem Einschreiten der deutschen Mächte zu erwarten stand. Gleichwohl waren es nicht die „Lumpenhunde" Herrn v. Manteuffels, welche dort die Abwehr fremder Unterdrückung geleitet haben, sondern ein treugesinnter Adel und Bürgerstand, dem die wahrhaft fromme Geistlichkeit sich angeschlossen hatte. Eben so wenig war es die Revolution „in Schlafrock und Pantoffeln", welche sich der alterirten Phantasie statt des Festhaltens einer ehrenwerthen Beamtenschaft an Eid und Recht unterschiebt, sondern es war eine ganz ernste, ruhige und überzeugungstreue Bevölkerung, welche dort unter den Waffen gestanden, blutige Schlachten geliefert und mit ihrem letzten Sohn ihren letzten Groschen für die Heimath, für Recht und Ehre zu opfern bereit gewesen ist und geopfert hat, die man dort Preis gegeben, die man einem fanatischen Feinde voll Haß und Ingrimm schutz- und waffenlos überliefert hat. Es empört das Gefühl, wenn man in S. so Viele und so Tüchtige täglich von Amt und Herd vertrieben sieht, und aus keinem andern Grunde, als weil sie sich weigerten, zu einer Einverleibungsmaßregel, zur Einführung dänischer Kirchen- und Schulsprache mitzuwirken, eine Absetzung gutzuheißen, einen wegen Handlungen seiner Ueberzeugung in Untersuchung Gezogenen zu verdammen. Die Zahl derselben ist unglaublich groß; die Listen der Unterstützungskommissionen und die vollständigern achtsamer Privaten zählten schon Mitte Aprils 1851 namentlich auf: 110 Civil-, Justiz- und andere Beamte, 89 Geistliche, 35 Volksschullehrer, 14 Gymnasiallehrer; aber es sind noch ergänzenden Angaben bei Weitem mehr, und die Entsetzungen gehen immer noch fort. Das Loos der Emigranten ist jetzt um so drückender, als die öffentlichen Gelder Holsteins das Bisherige nicht mehr leisten können, ja nicht dürfen (die Staatskasse zahlte ⅔ des Gehalts, den sie von ihr bezogen hatten). Wenn auch der im April nach Kopenhagen gegangene dänische Kommissär, Graf Reventlow-Criminil, ihnen, wie man gehofft hatte, die Erlaubniß zur persönlichen Rückkehr nach S. hätte auswirken können (es gelang ihm nicht), so würde doch noch viel gefehlt haben, daß sie auf ihre Aemter oder sonst zu einer Anstellung hätten gelangen können, wie denn der Eintritt einer versöhnlichen

Behandlung des ganzen Landes, d. h. ein Ablassen von der Verfolgung der deutschen Nationalität und der ganzen Wirthschaft fanatischer Willkür, sich zur Zeit noch in keinem Anzeichen kund gegeben hat (die ebenerschienene sog. Amnestie ist ein wahrer Hohn, und fast Niemand macht davon Gebrauch). So sorgt denn die vom Ministerium in Kopenhagen gutgeheißene Verwaltung des Hrn. v. Tillisch in dem unglücklichen S. dafür, daß die Erbitterung der deutschen Bevölkerung immer tiefer dringt. Kleinliche Hudeleien der Polizei wirken dabei nicht wenig mit. Dazu kommen ernstere Gewaltstreiche der Einverleibungsverwaltung. Nicht bloß in Nordschleswig, wo die Landgemeinden mehrfach bei dänischer Volkssprache hochdeutsche Kirchensprache gehabt und sie werth gehalten hatten, ist diese ins Dänische umgesetzt und sind dazu dänische Prediger berufen worden. Seit die Bundeskommissarien die Statthalterschaft und die Landesversammlung bewogen, den Kriegsstand aufzugeben, u. während Dänen selbst Holstein ganz sicher betreten, hat Hr. v. Tillisch auch in Gemeinden Angelns, wo keine Seele dänisch versteht, dasselbe eingeführt. Mögen auch die leeren Kirchen selbst protestiren, das Eiderdänen-Ministerium gibt solcher in der ganzen Christenheit selbst in rohen Jahrhunderten kaum vorgekommenen Barbarei Beifall. Das kampfbereite unbesiegte schleswig-holstein. Heer, welches der durch Vorschub der Großmächte begünstigten Occupation S.s ein Ende machen konnte, hat sich bereitwillig unterworfen; es that dies im Vertrauen auf die Zusagen und den Willen Deutschlands. Aber es ist weder den Schleswig-Holsteinern gehalten worden, was ihnen zugesagt war, noch ist auf dänischer Seite das Kriegsverfahren in seiner fanatischen Verfolgung der deutschen Nationalität und in seiner gewaltthätigen Verletzung alles Rechtsbewußtseyns irgend gehemmt worden. Im Gegentheil hat dasselbe dänische Ministerium, welches den Einverleibungskrieg überkam und in demselben Charakter fortführte, ohne alle Einwirkung von Seiten der Vertreter Deutschlands sein Gelüst um so mehr walten lassen dürfen. Die Zusage der Wahrung der Rechte Holsteins auf die Verbindung mit S. ist nur das Mittel zur Entwaffnung gewesen. Man hat sich, als diese erreicht war, eben nur bemüht, Holstein, seine Festungen, sein Heer und alle holsteinischen Verhältnisse dem gerecht zu machen, was der landesherrliche Wille genannt wird. Um diesem Genüge zu thun, hat man nicht nur die ersten Zusagen für nichts geachtet, hat man nicht bloß die Festung des kieler Hafens, Friedrichsort, den dänischen Truppen übergeben, sondern auch, nachdem die durchaus holsteinische Festung Rendsburg, statt von schleswig-holsteinischen Truppen besetzt zu bleiben, österreichisch-preußische Besatzung erhalten hatte, das Kronwerk derselben, dessen Einwohner in älterer Zeit zum deutschen Reiche gesteuert und bis zuletzt zur holsteinischen Ständeversammlung gewählt haben, den Dänen übergeben. Nach der ersten Reduktion des Heeres auf zwei Drittheile ist in raschen Progressionen die Auflösung des Ganzen erfolgt, und zwar so, daß die anfangs wenigstens den alten Offizieren zugesagte Pensionirung ebenfalls beseitigt wurde, und es gegenwärtig so ziemlich im Belieben der dänischen Minister steht, ob sie überhaupt oder wie sie ein Bundeskontingent bilden wollen. „Das ist kein guter Acker der Politik, den man dort gepflügt (ruft selbst die sehr „gutgesinnte" Augsb. Allg. Zeitung aus), kein guter Samen, den man hinein gestreut hat, sondern Drachenzähne sind es, aus denen mit innerer Nothwendigkeit ein bewaffnetes Geschlecht der Rache hervorwachsen wird, und — großer Gott, in welcher Zeit, gegenüber welchen Gefahren der nächsten Zukunft sowohl im Innern, als von außen!! Das sind die Folgen der Verdunkelung politischer Begriffe, der Mutter jener Verblendung, welche sich über die Gründe der letzten Revolution täuscht, an dem Mißbrauch und den Greueln haftet, die sich jeder großen Bewegung beigesellen, ohne daran zu denken, den Bedürfnissen und Forderungen gerecht zu werden, die sich dem ganzen gesunden Theil der Nation als unabweisbar herausstellen, und die in Folge davon einer Reaktion verfällt, die unter Konservirenden nichts versteht, als alte Geschwüre mit neuen Purpurlappen zu bedecken, und von dem Rechte keine Ahnung hat, das hinter den Parteien und über den Parteien einem Jeden in seiner Sphäre Sicherheit, in seinem Gewissen Ruhe und in seinen heiligsten Gefühlen Befriedigung zu gewähren hat, die auch der besonnenste Beobachter und Freund des Vaterlandes in dem, was an der Fulda u. Eider geschah u. geschieht, auf das Tiefste verletzt findet."

Schleswig (Stadt), die Hauptstadt des Herzogthums Schleswig, an der Ostsee, am äußersten Ende des Meerbusens Slie od. Schley, da, wo der Bergrücken der Landesmitte sich an die fruchtbaren östlichen Marken anschließt. Von Hügeln umkränzt, an deren Abhängen dicht am Ufer der Schley die Stadt sich hinzieht und eigentlich nur eine Straße bildet, welche die Bucht umzieht, bietet die Stadt dem Ankömmling viele reizende Aussichten dar. Beinahe eine Meile weit reihen sich die Häuser durch das Thal, und wenn S. so breit als lang wäre, so müßte es einer der wichtigsten Sammelpunkte der Menschen seyn. Es hat jedoch trotz seiner Ausdehnung nur ungefähr 12,000 Einwohner, die jetzt wenig Handel und Schifffahrt mehr treiben, welche andere, mehr begünstigte Orte an sich gezogen haben. Die Schley ist, ungeachtet ihrer Breite, nur noch für kleine Schiffe brauchbar; ihre alte Mündung ist versandet; die Königin Margarethe ließ sie mit versenkten Schiffen stopfen. Bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts ging aller Handel aus der Westsee über S. Die Engländer brachten ihre Güter die Treene herauf und dann über Land nach S., von wo aus sie über die Ostsee weiter gingen. Als aber 1155 die Schiffe im schleswiger Hafen geplündert wurden, zog sich der Handel fort, und S., das damals 40,000 Einwohner gehabt haben soll, sank von dieser Höhe, welche es nicht länger behaupten konnte. Dennoch war S. noch immer bis in die neueste Zeit die rechte Hauptstadt des Landes, der Sitz der Regierung, der

Mittelpunkt der bewegenden Elemente, der Wohnsitz vieler tüchtigen Männer, deren Kenntniß, Wissenschaft, Talent und Thätigkeit einen mannichfaltigen Wirkungskreis fanden. S. besteht 1) aus dem Schloß Gottorp, das alte Herzogsschloß, ein mächtiges Viereck auf einer Insel, zwischen schilfigen Gräben, welche sonst wohl von Wällen und Mauern umzogen waren, von denen jetzt keine Spur mehr vorhanden ist, war der Sitz des Statthalters und der Regierung der Herzogthümer Schleswig und Holstein und des schleswigschen Ober- und Landgerichts; 2) aus der Altstadt; 3) dem Lollfuß; 4) dem Friedrichsberg. Unter den 5 Kirchen ist die Domkirche merkwürdig, mehr jedoch wegen ihres Alters, als wegen architektonischer Schönheit. Sie enthält eine Fürstengruft mit prächtigem Portal, das schöne Marmordenkmal des Königs Friedrich I., ein kolossales Altarblatt von Hans Brüggemann. Außerdem hat S. ein geschmackvoll gebautes Rathhaus mit schönem Balkon, adeliges lutherisches Fräuleinstift (St. Johannis), auf dessen Besitzungen etwa 2000 Einwohner leben, Gymnasium, Taubstummenanstalt mit großer Buchdruckerei, Irrenanstalt mit schönem Gebäude, 3 Armenhäuser, Hospitäler, Waisenhaus, Zwangsarbeitshaus, mehre wohlthätige Vereine, Bibelgesellschaft; bedeutende Industrie, Töpferei, Metbbereitung, Battist-, Spitzen- und Wollzeugfabriken, Wagen-, Lack- und Zuckerfabriken ꝛc. In der Nähe des Schlosses ist der alte Graben und Wall Danewerk, von Haddebye bis Hollingstedt, 2 Meilen lang, 24—40 Fuß hoch, auch der Riesendamm genannt, als Schutzwehr gegen Deutschland 808 und 1163 errichtet. Oestlich von S. liegt Haddebye, die erste Kirche Dänemarks, im 9. Jahrhundert gestiftet. Auf dem Holme vor der Stadt, zu dem man über eine Schiffbrücke gelangt, liegt das erwähnte adelige Fräuleinstift. S. gegenüber liegt an der Schleye der reizende Landsitz Luisenlund. — Geschichtliches. Die Stadt ist sehr alt; sie hieß früher als Dorf Fliesdorf oder Schleswicke, in Zeiten dänischer Obermacht Hatabyce (Hodeby), und war schon im 9. Jahrhundert ein wichtiger Handelsplatz. Von den ältesten Zeiten an hat S. seinen Rang in politischer Beziehung behauptet. Hier wohnten die Herzoge, und durch die Landesgeschichte zieht S.s Name mit manchen wichtigen und folgenreichen Erinnerungen einen rothen Faden, der es eng mit dem Ganzen verknüpft. Hier wurde König Nicls zur Sühne für den feigen Mord Knud Lawards vom Volke erschlagen; hier mordete Herzog Abel seinen Bruder, König Erich; von hier aus verbreitete sich das Christenthum. Das erste Bisthum der christlichen Kirche in den Herzogthümern ward in S. gestiftet; mancher Kampf, mancher Sturm, manche Belagerung ward in den langen blutigen Kriegen der Deutschen und Dänen von den Schleswigern bestanden; hier wurde im 12. Jahrhundert das oben erwähnte Schloß Gottorp erbaut, an dessen Besitz oder Verlust mehr als einmal das Landesgeschick sich knüpfte. S. war viele Menschenalter hindurch der Grenzplatz deutscher Sitte und Bildung und, von Schlössern und Burgen umringt, der Schlüssel des oben genannten Dänenwalls, welcher, quer durchs Land gezogen, ein Miniaturbild der chinesischen Mauer, zwei Völker schied. In der neuesten Zeit war S. eine andere Festung geworden, die in der Kraft des Geistes ihre Bollwerke suchte und dem Vaterlande eine Schutzwehr bildete, denn von hier aus wurde am meisten und entschiedensten für die Sache Schleswigs gewirkt.

Schleswig-holsteinscher Dialekt, s. Deutsche Sprache.

Schleswig-holsteinscher Krieg, 1) gegen Schweden, s. Schweden (Gesch.); — 2) gegen Dänemark, s. Schleswig (Gesch.).

Schlettau, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Lüchow; 230 Einw.

Schlett, Joseph, Musikgelehrter und Komponist, geb. zu Wasserburg am Inn, verlor schon frühzeitig seine Aeltern durch den Tod, fand aber seiner schönen Stimme und seiner bereits erworbenen Fertigkeit im Orgelspiel wegen in den Klöstern und Seminarien freundliche Aufnahme und Unterstützung, so daß er zu Ingolstadt sogar Jurieprudenz zu studiren anfangen konnte. Die Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel nöthigte ihn jedoch 1794, seine akademische Laufbahn zu verlassen und eine kleine Anstellung in München anzunehmen, die ihm, außer dem Orgelspiele, die Pflicht auferlegte, die Zöglinge des Seminars im Generalbaß und in der Komposition zu unterrichten. Einige Jahre später vertauschte er diese Stelle mit einer Professur an der Ritterakademie zu München; doch trieb er auch jetzt noch die Musik mit aller Liebe. Durch ein in jeder Hinsicht treffliches gehaltenes Magnifikat erwarb er den auf die beste Komposition dieser Art öffentlich ausgesetzten Preis; außerdem komponirte er mehre herrliche Sonaten für die Harmonika, mehre Messen, eine Vesper, ein Miserere, mehre 4stimmige Gesänge für die Charwoche, viele andere Kirchensachen und die beiden Kanzonen von Metastasio: „Il segno" und „L'amor timido", die 1811 in Leipzig erschienen.

Schletta, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; über 100 Einw.

Schlettau (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg; 250 Einw.; — b) das., Saalkreis, an der Fuhne; Kalksteinbrüche, Dampfmaschine, Windmühle; 300 Einw.; — 2) königl. sächs. Stadt, Kr. Zwickau, Amt Grünhain, an der Tschoppau; Schloß, Post, Försterei, 2 Spinnmühlen, 3 Mahlmühlen, Bergbau (auf Silber und Zinn), 2 Jahrmärkte; 1840 Einw.

Schlettenbach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Nieder-S.), R. - B. Pfalz, Kanton Dahn; Eisengrube; 340 Einw.; — 2) (Ober-S.), das., Kanton Annweiler; 230 Einw.

Schletter, Georg, Bildhauer, arbeitete in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in Dresden, fertigte Büsten in Marmor und einige Werke in Bronze.

Schletterer, Jakob, Bildhauer von Wenns im Oberinnthale, lernte in Wien bei Staneti,

arbeitete auch für Mader, für den er die Modelle zu den Denksäulen vor der Kirche des heil. Carolus Borromäus lieferte. Maders Undank zwang ihn, Wien zu verlassen und in Salzburg sein Glück zu versuchen. Später ließ er sich auf einem Dorfe bei Wien nieder, wo er Oekonomie trieb und für die umliegenden Kirchen und Klöster verschiedene Bildwerke ausführte, ging aber wieder nach Wien und wurde nach einiger Zeit Professor an der Akademie. In der Kriegskanzleikirche zu Wien sind von ihm 12 Apostel in Stein und in der Kirche der Augustiner 4 Ordensheilige in Holz. Die Statuen und die Basreliefs an den genannten Denksäulen gehören zu seinen Hauptwerken. Dann finden sich auch noch mehre kleine Arbeiten in Holz und Stein von ihm. S. † zu Wien 1774.

Schlettstadt (Geogr.), s. v. a. Schelestadt.

Schlettwein, sachsen.-meining. Dorf, Amt Saalfeld; Rittergut; 290 Einw.

Schletzenhausen, kurhess. Dorf, Provinz und Kr. Fulda, Amt Großenlüder; 6 Mühlen; 360 Einw.

Schletzenrod, kurhess. Dorf, Prov. Fulda, Kr. Hünfeld, Amt Burghaun; 110 Einw.

Schleuder, 1) (griech. σφενδόνη, lat. funda), das aus einem langen, in der Mitte breiteren Lederstreif, oder aus einem Stück Leder, an dessen Seiten 2 Schnuren befestigt sind, bestehende Werkzeug, um damit zu werfen. Um das Werfen selbst auszuführen, werden beide Enden in die Hand genommen, das eine jedoch so, daß man es leicht fahren lassen kann. In die Mitte der S. wird nun entweder eine Kugel, oder ein glatter Stein gelegt, die S. einige Mal herumgeschwungen u. dann das eine Ende der S. losgelassen, wodurch der Stein mit einer außerordentlichen Gewalt nach dem Ziele hinfliegt. Bevor die Schießgewehre und das Pulver erfunden waren, wurden Soldaten, die mit solchen S.n versehen waren und sich auf das Werfen damit eingeübt hatten, besonders in Dienst genommen und Schleuderer genannt. Noch heut zu Tage benutzen unsere Hirten ein Instrument, was wahrscheinlich aus der S. entstanden ist, den Schleuderstock, einen langen Stock, an dessen einem Ende eine kleine Schaufel mit einem Haken angebracht ist und auf welchen sie den Stein oder Erde nehmen und ihn damit weit wegschleudern. Die Hirten der früheren Zeit benutzten die S. als Waffe gegen reißende Thiere. — Geschichtliches. Im Morgenlande war die S. schon in der frühesten Zeit im Gebrauche; theils hatten sie die Hirten zur Bekämpfung der wilden Thiere, welche ihren Heerden nachstellten, theils bediente man sich ihrer zum Kriegsgebrauch. Bei den Hebräern wurden besonders die Benjaminiten als tüchtige Schleuderer gerühmt. Die S. war eine Waffe, welche man bei Jedem antreffen konnte und ohne welche fast kein Mann ausging. Bei den Griechen wurde sie zwar nicht viel gebraucht, und nur die Leichtbewaffneten gebrauchten sie, doch auch sie hatten einen Volksstamm, der mit dem Gebrauch dieser Waffe sehr gut bekannt war, die Achäer, die schon ihre Kinder dazu anwiesen, gut zu schleudern und ihr Ziel genau zu treffen. Außer ihnen waren auch noch die Akarnanier und Aetoler gute Schleuderer. Sie hatten entweder S.n aus Wolle, oder auch aus Binsen, Haaren, Thierfehnen, aber auch in der Mitte breit und nach den Enden hin mehr und mehr an Breite abnehmend; auf die Mitte legten sie Steine, Bleistücke, Pfeile ꝛc. Beim Gebrauch nahm man die beiden Enden zusammen, schwang die S. 2 — 3mal um den Kopf und warf dann das Geschoß fort, das mit solcher Gewalt auffiel, daß es Helme und Schilder durchbohrte. Die Macedonier erfanden die Kestrosphendone, an welchen die Seitenstücke ungleich waren; der Schleuderer ließ, wenn er werfen wollte, das kürzere Theil fahren u. behielt das längere Theil in der Hand. Das Geschoß selbst bestand aus einem langen, an einem kurzen Schaft befestigten und mit hölzernen Flugfedern versehenen Spieß. Die Schleuderer der Römer waren ebenfalls nur leicht bewaffnet; sie bestanden aus Einwohnern der balearischen Inseln, und man nannte sie daher auch balearische Schleuderer; es waren die berühmtesten, und man nimmt auch an, daß die Inseln den Namen nach ihnen erhalten haben. Diese Baleares wurden von allen Landmächten gern in Dienst genommen, hatten 3 Arten von S.n, von denen die eine, größere (Makrokolon) zu weiten Würfen bestimmt war, die zweite (Brachykolon) zu weniger weiten Würfen, die dritte eine Mittelgattung war; sie trugen eine um den Hals, die andere um die Lenden gebunden und die dritte in der Hand, oder auf dem Marsche über die Schulter gehängt. Auch die Marder trugen ihre S.n, nicht bloß als Waffe, sondern auch als Schmuck um den Kopf. Die Römer hatten außer den gewöhnlichen S.n auch noch eine andere Art von Leder (Justibulus), die an 4 Fuß lange Stricke gebunden war, und warfen mit dieser auf ziemliche Entfernung Steine ꝛc. Außer den Handschleudern waren auch noch bei den Belagerungen die Schleudermaschinen im Gebrauch (s. Ballisten). Nach und nach, besonders aber im Mittelalter, kamen die S.n mehr und mehr ab und machten den Armbrüsten Platz. — 2) (Landwes.), das starke Band, mittelst dessen der Mäher die Sense vom rechten Arm herabhängen läßt, um sie sicherer führen zu können; — 3) (Fuhrw.), beim Schlittenfahren eine Stelle an abhängigen Wegen, wo der Schlitten leicht aus der Bahn kommt, seitwärts abgleitet (schleudert) und dadurch mitunter umwirft; — 4) (funda, Chir.), vierköpfige Hauptbinde, Verbandstück bei Kopfverlegungen, besteht aus einem 1 — $1\frac{1}{2}$ Ellen langen und $\frac{1}{4}$ Elle breiten Stück Leinwand, das von beiden Seiten bis zur Mitte, wo ein Stück ungetheilt bleibt, gespalten ist; vgl. Binde; — 5) (bot. Term.), auch Schleuderer, s. v. a. Elater.

Schleuderer, 1) s. Schleuder 1); — 2) (Metrik), s. v. a. Jambe; — 3) (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Cicca L.

Schleuderfaden (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Pilobolus Tode.

Schleudern, 1) mit Hülfe einer Schleuder werfen, überhaupt etwas mit einem Schwung

fortwerfen; — 2) sich schwankend bewegen; — 3) (Fuhrw.), s. Schleuder 3); — 4) (Handlgsw.), etwas gegen einen niedrigen Preis, vielleicht noch unter dem Einkaufspreis oder ohne Gewinn verkaufen, um sich für den Augenblick Geld zu schaffen oder um sich Kunden zu machen.

Schleuderriemen (Strangträger), beim Pferdegeschirr kleine Riemen, welche nicht nur die Stränge der Vorderpferde tragen, sondern auch verhindern, daß dieselben nicht nachschleifen.

Schleuderscheibe (Maschinenw.), Rolle, um welche man ein Seil legt, an dem man Lasten heben will; man hängt sie mittelst eines Hakens da an, wo sie wirken soll.

Schleuderschuß (Kriegsw.), s. v. a. Ricochetschuß.

Schleuderschwanz (Amphib.), 1) Eidechsengattung, s. v. a. Uromastix *Daud.*; — 2) s. v. a. Uroplatus caudiverberus *Dum.*

Schleuderstein, Davids (foss. Echinod.), alter Name für fossile Echiniten.

Schleuen (Fleisch.), ab- oder ausspülen, s. v. a. Schleimen.

Schleuer (Schloir), holstein. Distrikt, Gut Groß- und Klein-Kollmar; 140 Einw.

Schleumchen (Sklenino), preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Bomst; 170 E.

Schleunig, 1) von einer Bewegung, s. v. a. schnell; — 2) von einer Handlung, ohne Aufschub, ohne merklichen Zwischenraum der Zeit.

Schleuse, thüring. Fluß, Nebenfluß der Werra, entspringt im Dreiherrensteine auf dem Thüringer-Wald, nimmt die Nahe mit der Erlau auf und mündet bei Kloster Veßra.

Schleusen (Kanal-Kolonie), preuß. Dorf, R.-B. und Kr. Bromberg; 390 Einw.

Schleusig, königl. sächs. Dorf, Kreis und Amt Leipzig; 140 Einw.

Schleusingen (Geogr.), 1) preuß. Kreis (sonst Henneberger-Kreis), Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt; ist ganz von Sachsen-Meiningen, Koburg-Gotha, dem Weimarischen und dem kurhessischen Kreis Schmalkalden eingeschlossen, umfaßt das preuß. Henneberg, liegt ganz im Thüringer-Wald, wird von der Schleuse, Hasel und Schwarza bewässert, hat nur mittelmäßigen Boden, welcher nicht den erforderlichen Bedarf an Getreide liefert, und dehnt sich über ein Gebiet von 7½ □Meilen aus, auf welchem in 2 Städten, 50 Flecken, Dörfern und Höfen etwa 36,000 Einwohner leben. Außer Feldbau und Viehzucht (480 Pferde, 8700 Stück Rindvieh, 10,000 Schafe, 2500 Ziegen und 800 Schweine) betreibt man, besonders in Suhl, zahlreiche Eisen- und Stahlhütten, deren der Kreis 24 besitzt; ferner andere Eisenwerke, Gewehrfabrikation ꝛc.; nebstdem sind mehre Papiermühlen, Sägemühlen ꝛc. vorhanden und wird viel Holz ausgeführt. — 2) Kreisstadt daselbst, am Einfluß der Erlau und Nahe in die Schleuse, zum Theil auf einer Anhöhe; Mauern, Schloß (einst Residenz der Grafen von Henneberg), Freihof, 2 Kirchen, Hospital, Gymnasium, landräthliches Amt, Landgerichts-Deputation, Gerichts-, Untersteuer-, Rent- und Postamt, Forstinspektion, Buchhandlung, Bleiweißfabrik, Strumpfwirkerei, Wollenweberei, Kupferhammer, Blechhammer, Papier-, Pulver-, Gyps-, Mahl-, Oel- und Walkmühlen, Holzhandel, 3 Jahrmärkte; gegen 3300 Einwohner. Dabei der Wilhelmsbrunnen, Mineralquelle mit Badeanstalt. — Geschichtliches. S. erhielt 1291 eine Komthurei des Johanniterordens, brannte 1553 ganz und 1632 theilweise ab, hatte sonst ein Barfüßerkloster, war von 1274—1533 Residenz der Grafen von Henneberg und gehörte bis 1815 zum königl. sächsischen Antheil an der gefürsteten Grafschaft Henneberg.

Schleuße, 1) (Wasserb.), s. Schleußen; — 2) s. Siele; — 3) (Mühlenw.), an Mühlwehren größerer Flüsse ein Ausschnitt, der mittelst eines großen Schutzes zugesetzt wird und den man aufzieht, wenn Flöße durchgelassen werden sollen; — 4) (Bergb.), bei Werken, die von Wasser getrieben werden, hölzerner oder steinerner Einbau in einen Fluß oder Bach, wo mittelst eines Schutzes das Wasser aufgestaut wird; — 5) (Bauw.), s. v. a. Kloake; — 6) (Buchsenm.), s. Ziehbank, vgl. Büchsenmacherkunst; — 7) (Orgelb.), s. v. a. Gießkasten.

Schleußen (Wasserb.), die in großen starken Thoren bestehenden Vorrichtungen, wodurch ein mit einem Fluß, einem See oder dem Meere in Verbindung stehender Kanal beliebig geschlossen oder geöffnet werden kann. S., welche bestimmt sind, Schiffe aus einem tieferen Wasserspiegel in einen höheren, oder umgekehrt, zu befördern, werden Schifffahrtsschleußen genannt. Es gibt zwei von einander verschiedene Arten von S., um jenen Zweck zu erreichen. Die erste ist eine solche, wodurch man das Schiff auf einer schiefen auf eine schmale Bahn begrenzten Ebene, über welche das Wasser aus dem höher liegenden Bezirke in einen tieferen herabströmt, hinaufzieht, oder mit dem Strome herabsendet. Man nennt diese S. Stauschleußen. Um die Schwierigkeiten, welche mit dem Gebrauche dieser S. verbunden sind, zu vermeiden, hat man die Kammerschleußen erfunden, in welchen die Schiffe durch das Wasser selbst gehoben oder herabgelassen werden, und wozu es außer der Kraft, welche erfordert wird, sie in dem Raum, in welchen sie gehoben werden, oder herabsinken, hinein- oder aus demselben wieder herauszubringen, durchaus keiner anderen bedarf. Dieses wird dadurch bewirkt, daß man einen Theil der Wasserbahn, auf welcher die Schiffe fortgeschafft werden, von dem Ganzen auf eine Weise trennt, daß man in denselben nach Willkür die Wasserfläche bis zur Höhe, auf welche das Schiff gehoben werden soll, anschwellen oder aufstauen, oder bis zur Tiefe, in welche man das Schiff herablassen will, erniedrigen kann. Der Haupttheil dieser S. ist die Schleußenkammer, welche von den oberen und unteren Thoren und ihren Anschlagschwellen und von den Schleußenwänden begrenzt wird. Der Theil der Schleuße, welcher oberhalb der Schleußenkammer liegt, wird das Vorderhaupt oder auch Oberhaupt, der, welcher unterhalb und außerhalb derselben liegt

das Unterhaupt genannt. Die Thore werden mit der Benennung der oberen und der unteren Thore unterschieden. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß unter den ersten jene Thore, welche die obere Wasserfläche von der Kammer trennen und die niedriger sind, unter den unteren aber jene verstanden werden, welche am anderen entgegengesetzten Ende der Schleuße stehen und die höheren sind. An S., welche weniger als 10 Fuß weit sind, werden nur einfache Thore, d. i. solche, welche auf der einen Seite der Schleuße eine Drehsäule erhalten und an der anderen Seite anschlagen, folglich nur einen Flügel haben, angebracht. An breiteren S. erhalten die Thore zwei Flügel, folglich an jeder Seite der Schleuße eine Drehsäule, und sie schlagen dann in der Mitte in einen stumpfen Winkel zusammen, wo sie sich an einander stemmen und daher Stammthore genannt werden. Die Schlagwellen, an welche sich die Thore mit ihrem Unterrande stützen, werden die Ober- und Unterdrempel genannt. Der Schleußenboden wird in den Vorboden, d. i. jenen, welcher vor dem Oberdrempel in den Kammerboden, welcher zwischen den Thoren, und in den Hinterboden, welcher in der unteren Wasserfläche außer der Kammer liegt, eingetheilt. Der mittlere Boden besteht wieder in dem eigentlichen Kammerboden, d. i. dem unteren wagrechten Theil desselben; in dem Fallboden, der wieder aus einem wagrechten u. einem schiefen besteht, obwohl der schiefe gewöhnlich ganz wegbleibt, indem an dessen Stelle eine senkrechte Wand tritt. Die senkrechte Umgebung der Schleuße besteht aus den Thoren und aus den Schleußenwänden. Diese entfernen sich am Ein- und Ausgange von einander entweder geradlinig, oder gebogen, und werden in beiden Fällen Flügelwände oder Flügelmauern genannt. Die Schleußenmauern erhalten zu beiden Seiten Vertiefungen, welche sich durch ihre ganze Höhe erstrecken. Die einen derselben sind die Thorkammern. Sie haben die Breite der Thorflügel und sind so tief, daß diese, wenn sie geöffnet sind, sich ganz hineinlegen, ohne die Breite der Schleuße zu schwälern, damit der Raum für den Durchgang der Schiffe nicht beengt werde, und diese nicht an dieselben während des Durchganges durch die Thore stoßen können. Die anderen Vertiefungen sind Nuthen, in welche Balkenwände gelegt werden können, um, wenn etwas im Innern der Schleuße ausgebessert werden muß, das Wasser davon ausschließen und sie ausleeren zu können. Man pflegt sie gewöhnlich doppelt zu machen, um den Zwischenraum zwischen denselben mit Erde ausfüllen und sie dadurch wasserdichter machen zu können.

Nachdem wir die wesentlichen Theile einer Kammerschleuße kennen gelernt haben, gehen wir zur Darstellung ihrer Zusammensetzung u. ihres Baues über und betrachten zuerst die Maße der Schleuße. Sie hängen von der Größe der Schiffe, und diese von der Tragfähigkeit des Flusses ab, welcher damit befahren werden soll. Die Länge der Schleußenkammer ist aus der Länge des Schiffes, aus der Länge des Fallbodens oder der Fallmauer, aus dem Raum, um welchen das Schiff von der Fallmauer entfernt bleiben muß, und aus jenem, welchen die unteren Thorflügel für ihre Bewegung bedürfen, ohne durch das Schiff daran gehindert zu werden, zusammenzusetzen. Da der schiefe Theil des Fallbodens immer ziemlich gleich bleiben muß und das Vordereheil des Schiffes sich ungefähr mit der nämlichen Neigung aus dem Wasser erhebt, so bedarf es seinetwegen keiner Verlängerung der Kammer über die Länge des Schiffes. Ungefähr 4 Fuß pflegt man aber für die Entfernung desselben von der Fallmauer anzunehmen, wenn kein schiefliegender Schleußenboden vorhanden ist, damit das Schiff von dem herabstürzenden Wasser nicht erreicht und es selbst nicht zu sehr dadurch beunruhigt werde. Drei bis fünf Fuß enthält außerdem noch der Raum von den Wendesäulen des oberen Thores bis zum Rande der Fallmauer, wenn man ihn nicht als einen Theil derselben ansehen will. Da die unteren Thore sich einwärts gegen die Kammer öffnen, so müssen sie für ihre Bewegung noch hinlänglichen Raum zwischen sich und dem Schiffe behalten. Doch ist es hinreichend, die Kammer deshalb nur um die halbe Breite eines Thorflügels zu verlängern. Die Breite der Schleuße kann höchstens um einen Fuß mehr als die Breite der durchzulaufenden Schiffe betragen. Die Länge des Vorderhauptes besteht aus der Länge der Thorkammer; aus der Breite der beiden Nuthen für die einzulegenden Balkenwände, zusammen von 18—24 Zoll, je nachdem der Druck, welchem diese Wände widerstehen müssen, mehr oder weniger groß ist; und den Zwischenräumen von der Thorkammer bis zur nächsten Nuthe; von der zweiten Nuthe bis zum Anfange der Flügelmauern, und endlich jenem zwischen den beiden Nuthen selbst, jeden von wenigstens zwei Fuß. Das Unterhaupt erhält eben diese Länge, weniger die Länge der Thorkammer, weil hier diese in Schleußenkammer selbst fällt. Die Höhe der Schleußenmauern über den Schleußenboden entsteht aus der erforderlichen Tiefe des Wassers in der Schleuße, welche die tiefste Einsenkung der Schiffe wenigstens um einen halben Fuß übersteigen soll, aus der Höhe des Drempels, aus dem Unterschiede der Wasserhöhen oberhalb und unterhalb der Schleuße und aus noch wenigstens 1½ Fuß, um welche die Schleußenwände über die obere Wasserfläche hervorragen müssen.

Beim Bau der S. ist der erste Gegenstand, den wir zu betrachten haben, der Grundbau. Vor Allem muß das Eindringen des Wassers in den Umfang desselben aus der Ursache verhütet werden, weil, wenn es irgend wo Statt findet, dadurch Veranlassung zu einer Strömung unter den Schleußenwänden oder dem Schleußenboden gegeben werden kann, deren Folgen dann nur sehr schwer, oder auch gar nicht verhütet oder, wenn sie eingetreten sind, entfernt werden können. Man befürchtet von dem Eindringen des Wassers auch einen nachtheiligen hydrostatischen Druck desselben auf die untere Fläche des Schleußenbodens, welcher dadurch gehoben werden könnte, aber mit Unrecht. Denn auch durch die

sorgfältigste Konstruktion des Grundbaues kann diesem Drucke nicht sicher vorgebeugt werden, weil Spundwände nie so wasserdicht gemacht werden können, daß er verhütet werde. Die Wirkung des Druckes muß und kann nur durch den festen Bau des Schleußenbodens gehindert werden. Um die angeführten Endzwecke zu erreichen, muß der mit einem Pfahlrost versehene Grundbau mit Spundwänden auf eine Weise versehen werden, daß diese nicht nur den ganzen Raum der Schleußenkammer umgeben und vollkommen einschließen, sondern auch jede mögliche Strömung unter irgend einem anderen Theil der Schleuße verhindern. Zu diesem Ende müssen quer durch den Grundbau der Schleuße in senkrechter Richtung auf ihre Mittellinie folgende Spundwände eingeschlagen werden: 1) Vor dem Oberhaupte nach der ganzen Breite der Schleuße bis zum äußersten Ende der Flügelwände. 2) Unter dem Oberdrempel nach einer geraden Linie, und wenn er von Holz ist, außerdem noch unter seinen beiden Schlagwellen; ist er von Stein, vor der Fallmauer, in beiden Fällen bis zum äußersten Rande der Schleußenwände. 3) Unter dem Fallboden oder unterhalb der Fallmauer. 4) Unter dem unteren Dremvel vollkommen so, wie an dem oberen Drempel, wenn er von Holz ist; ist er von Stein, so genügt eine gerade, unter der ganzen Schleuße durchziehende Spundwand. 5) Am Ende des Unterhauptes, so wie vor dem Oberhaupte. 6) Ist der Baugrund schlecht oder die Schleußenkammer länger als 60 Fuß, so ist es zweckmäßig, unter der Schleußenkammer noch wenigstens eine derselben anzubringen. Die Spundpfähle oder Spundplanken sollen so genau wie möglich sich an einander und an die Pfähle schließen, zwischen welchen sie eingerammt sind. Zu diesem Zweck sollen sie mit Nuthen versehen werden. Ist der Boden ungleichartig, so daß er das genaue Aneinanderschließen derselben hindert, indem er sie von ihrer Richtung während dem Einschlagen ablenkt, so werden zwei Reihen derselben vor einander geschlagen, damit sich ihre Fugen wechselweise decken. In diesem Falle sind die Nuthen entbehrlich, oder vielmehr nutzlos. In sehr gleichartigem Boden, in welchem die Spundwände gerade und regelmäßig, ohne von der ihnen zuerst gegebenen Richtung abzuweichen, eindringen, können die Nuthen ebenfalls entbehrt werden, und es ist hinreichend, wenn die Seitenflächen der Spundplanken und Pfähle gerade und eben bearbeitet sind. Sie werden, wenn sie eingeschlagen sind, oben gerade abgeschnitten, damit sie sich genau an die darauf gelegten Schwellen anschließen. Mit vorzüglicher Vorsicht muß jene Spundwand bearbeitet werden, welche das höher liegende Vorhaupt der Schleuße von der Schleußenkammer trennt. Auf die Pfähle und Spundwände wird der Rost gelegt und auf die erstern aufgezapft. Seine Oberfläche muß vollkommen eben bearbeitet seyn, damit die Bedielung allenthalben genau an ihn anschließt. Unter demselben und zwischen den Pfählen wird der Raum bis zu zwei Fuß tief mit Steinen und Cämentmörtel bis zur Oberfläche des Rostes sorgfältig ausgefüllt, so daß zwischen der Ausfüllung und der Bedielung auch nicht der geringste Raum übrig bleibt. Dabei ist die größte Sorgfalt auf die Ausfüllung vor und hinter dem Fallboden oder der Fallmauer zu verwenden. Die Bedielung des Rostes muß vollkommen wasserdicht gemacht werden, vorzüglich wenn sie zum eigentlichen Schleußenboden dient, und dieser nicht von Stein verfertigt wird, wobei der hölzerne Boden zur Unterlage des steinernen wird. Man hat ihn daher auch doppelt gemacht, so daß der obere die Fugen des untern deckt. Allein wenn die Planken oder Bohlen, woraus er verfertigt wird, wenigstens drei Zoll dick sind, wenn sie Falzen enthalten, und diese vollkommen glatt gehobelt sind, so daß sie genau aneinander anschließen, so wird dieser Boden vollkommen wasserdicht, um so mehr, da die Bohlen anschwellen, sobald sie mit Wasser bedeckt werden. Man kann ihn mit hölzernen Nägeln statt mit eisernen befestigen; man muß aber diesen Nägeln unten einen Spalt geben und einen kleinen hölzernen Keil hineinstecken, welcher, sobald er den Grund des vorgebohrten Loches erreicht, in den Nagel hineingedrückt wird, ihn unten auseinander treibt und es beinahe unmöglich macht, ihn wieder herauszuziehen. Jeder Nagel wird dann noch von oben verkeilt. Zweckmäßiger ist es, die Bohlen mit eisernen Holzschrauben zu befestigen, welche jetzt ungemein wohlfeil und in großer Vollkommenheit verfertigt werden. Größeren und wichtigeren S., oder solchen, für welche man nicht Ursache hat, am Aufwande zu sparen, pflegt man steinerne Schleußenboden zu geben. Sie können entweder vollkommen eben gemacht werden, oder man gibt ihnen eine flache muldenförmige Vertiefung. In beiden Fällen gibt man den Steinen den Schnitt eines scheitrechten oder sehr flachen, umgekehrten Gewölbes. Dieses wird vorzüglich dann nothwendig, wenn die Schleuße keinen Rost erhält, weil nur auf diese Weise der Schleußenboden dem hydrostatischen Drucke, welcher ihn von unten aufzuheben strebt, am vollkommensten zu widerstehen vermag, wobei ihm die Schleußenwände zu Widerlagern dienen. Auf festem Grunde kann der Pfahlrost ganz, aber nicht immer der Schwellrost entbehrt werden. Doch hat man in Frankreich viele S. ohne einen von beiden mit günstigem Erfolge gebaut, indem man den Raum unter demselben mit einer ungefähr 3 Fuß dicken Schichte von kleineren Steinen mit Cämentmörtel oder hydraulischem Mörtel bedeckt und dann ohne weiteren Zwischenmörtel die Schleußenmauern u. den steinernen Schleußenboden darauf legte. Die Schleußenmauern erhielten dann auch noch rückwärts eine anderthalb Fuß dicke Schichte von festgestampftem Lehm, so daß die ganze Schleuße von einer ununterbrochenen wasserdichten Hülle umgeben ist. Um dem Wasser den Durchgang unter der Schleuße noch mehr zu erschweren, pflegt man unter beiden Drempeln noch eine 3—4 F. tiefer reichende Mauer quer unter der Schleuße durchzuführen, u. sie sowohl im Grunde, als an ihren Seiten mit festgestampftem Lehm zu umgeben, und nach ihrer Vollendung die Schleuße mit ihrem übrigen Grundbaue aufzuführ-

ren. Es ist kein Grund vorhanden, zu bezweifeln, daß mit diesem Verfahren eine Schleuße mit Sicherheit ohne Rost allenthalben erbaut werden könne, wo der Grund ohne denselben ein anderes Gebäude von gleicher Höhe zu tragen im Stande ist. Pfahlroste sind überdies gewöhnlich der kostbarste Theil einer Schleuße, und man hat daher alle Ursache, sie entbehrlich zu machen. Unstreitig wird aber für die ebenangeführte Art, S. zu gründen, viele Vorsicht u. Erfahrung erfordert. Wenn die Schleuße auf einem bloßen Schwellrost gegründet wird, so kann sie sich nach dem Baue um etwas senken, was, wenn es gleichförmig geschieht, ohne Nachtheil bleibt. Doch ist es möglich, daß der Rost in diesem Falle in einer breiten Schleußenkammer sich in der Mitte etwas aufwärts biegt, weil er dort nicht, wie seitwärts von den Schleußenmauern, belastet ist. Diesem Nachtheile wird vorgebeugt, wenn man die Querschwellen des Rostes in der Kammer verdoppelt, d. h. zwei derselben auf einander legt. Dieses Mittel wird freilich entbehrlich, wenn man die Schleuße mit einem steinernen, verkehrt gewölbten Boden versieht, welcher jener Balkenverstärkung weit vorzuziehen ist. Sollte aber ein hölzerner Schleußenboden sich in der Mitte wirklich aufgebogen haben, so muß man denselben so viel und so lange mit Steinen beschweren, bis er um eben so viel, als er sich gehoben hat, niedergedrückt und dadurch wieder eben geworden ist. Es ist manchmal nüzlich, diese Maßregel früher, als ein schon vorher zu besorgendes Aufbiegen erfolgt, anzuwenden.

Ein wichtiger Theil des Schleußenbodens sind die beiden Drempel oder die Schlagschwellen, an welche die Thore mit ihrem Unterrande anschlagen und sich daran stützen. Sind die Thore nur einfach, so besteht der Drempel nur aus einer geraden Schwelle, welche sich über den Schleußenboden erhebt. Zusammengesezter aber wird er, wenn die Thore aus zwei Flügeln bestehen, oder Stammthore sind, welche sich in der Mitte in einem dem Drucke des Wassers entgegengekehrten stumpfen Winkel aneinander stützen. Die Größe dieses Winkels wird dadurch bestimmt, daß man dem Dreiecke, welches die beiden Seiten des Drempels mit ihrer Grundlinie oder der Weite der Schleuße bilden, den fünften oder höchstens den vierten Theil dieser Weite zur Höhe gibt. Die zweckmäßigste Zusammensezung eines hölzernen Drempels, um ihn sowohl hinlänglich fest mit dem Roste des Schleußenbodens, als seine Theile unter sich selbst zu verbinden, ist folgende: der Drempel muß 9″ über dem Schleußenboden hervorragen. Die Hälfte dieser Höhe ist für den Raum bestimmt, welchen die Thore, indem sie sich daran stützen, mit ihrem Unterrande bedecken, die andere, untere Hälfte bleibt frei, indem der Unterrand der Thore um eben so viel von dem Schleußenboden entfernt bleiben muß, damit nicht jedes darauf liegende Steinchen oder auch bloßer Sand das Oeffnen und Schließen der Thore erschweren. Diese Höhe und der erforderliche Widerstand des Drempels gegen den auf ihn wirkenden Druck erhält man dadurch, daß man die zwei Querschwellen des Rostes, nämlich jene, an welcher der Drempel unmittelbar liegt, oder den Fachbaum, und die zunächst darauf folgende Schwelle mit ihrer Oberfläche um einen Fuß höher legt, welches dadurch bewirkt wird, daß man sie weniger tief in die Längenschwellen des Rostes einschneidet und Balken von größerer Stärke und Höhe dazu auswählt. Wenn man von der eben angeführten Höhe von einem Fuße die Dicke der Bohlen, welche den Schleußenboden bilden, abzieht, so bleibt die Höhe des Drempels, welcher nicht mit Bohlen belegt wird, übrig. Man findet an älteren S.n, daß man, statt den Drempel um einige Zoll höher zu legen, dafür den Schleußenboden so weit, als die Thorkammern reichen, um eben so viele Zolle vertieft hat. Allein diese Vertiefung füllt sich gerne allmählig mit Sand aus und hindert oder erschwert wenigstens das Oeffnen der Thore. Auch wird die Zusammenfügung hölzerner S. dadurch zusammengesezter.

Der Drempel besteht aus folgenden Theilen: dem Fachbaume, den beiden Schlagschwellen, dem Binder und der hinter dem Fachbaume liegenden zweiten Schwelle, an welche sich der Binder, der über dem Fachbaum überschnitten wird, stützt. Die beiden Schlagschwellen, der Fachbaum und die Schwelle erhalten eine Breite von 15″. Die Schlagschwellen werden in dem Fachbaum mit doppelten Zapfen befestigt. Mit ähnlichen Zapfen reicht auch der Binder in die Schlagschwelle. Alle diese Schwellen und der Binder erhalten außerdem noch einen Falz, in welchem die Bohlen befestigt werden, welche die leeren Räume zwischen diesen Schwellen ausfüllen, um die ununterbrochene Ebene hervorzubringen, welche diese Erhöhung über dem übrigen Schleußenboden bilden muß. Werden die Drempel von Stein gemacht, so müssen sie von festen, großen und fehlerfreien Steinen zusammengefügt werden. Ihre Fugen sind abwärts gegen einen Punkt gerichtet, so daß der Drempel ein liegendes Gewölb bildet. Der Fallboden schließt sich an die Rückschwelle des oberen Drempels an. Er wird durch schiftlegende Schwellen gebildet, welche in der Richtung der Längenschwellen des Rostes oben auf der Schwelle und unten auf der nächsten Querschwelle des unteren Schleußenbodens befestigt und eigentlich eine Verlängerung und Fortsezung der unterbrochenen Längenschwellen sind. In der Entfernung der übrigen Pfahlreihen von einander wird auch hier die dafür treffende Pfahlreihe unter dem Fallboden eingerammt, die Querschwellen werden darauf gezapft, die Rahmen für Unterstüzung des Bohlenbeleges auf den Längenschwellen befestigt und dann die Bohlen, welche die Oberfläche des Fallbodens bilden und den Schleußenboden an dieser Stelle ergänzen, darauf genagelt. Immer aber bleibt selbst für hölzerne Schleußenboden eine Fallmauer vorzuziehen, indem sie ungleich mehr Dauerhaftigkeit als ein hölzerner Fallboden gewährt. Man macht sie in diesem Falle breit genug, um auch noch den Oberdrempel darauf legen zu können, welcher von Stein ist.

Die Dicke der Schleußenmauern wird nach den Grundsäzen festgesezt, welche für die Bestimmung der Futtermauern angewendet werden,

Nur muß wegen des Umstandes, daß die Körper einen Theil ihres Gewichtes im Wasser verlieren, der berechneten Dicke etwas zugegeben werden. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die untere Dicke der Schleußenmauern die Hälfte und, wenn sie von sehr guten Steinen, von großem specifischen Gewichte erbaut sind, zwei Fünftheile ihrer Höhe und die obere Dicke vier bis fünf Fuß betragen darf, wobei dann die Rückseite der Mauer stufenweise abgesetzt wird. An den Stellen, wo die Drempel und die Schleußenthore befindlich sind, verstärkt man sie um 3 Fuß, theils um dort eine dickere Mauer für Befestigung der Thornägel zu erhalten, theils weil sie an diesen Stellen mehren Erschütterungen ausgesetzt sind. Man pflegt die Schleußenmauern, um etwas am Raumesinhalt derselben zu sparen, etwas schwächer zu machen und sie dafür mit Strebepfeilern rückwärts zu verstärken. Allein die Ersparung ist nicht sehr bedeutend, dagegen aber die Ausführung des Mauerwerks mit mehr Arbeit verbunden. Auch der Raumesinhalt der Baugrube und folglich der Aufwand für ihre Ausgrabung wird dadurch vergrößert, ein Umstand, welcher, wenn viel Wasser auszuschöpfen ist, sehr beachtet werden muß. Ist ein Rost nothwendig, so wird er zusammengesetzter, und findet man für nothwendig, ihn an der Rückseite mit Spundwänden zu umgeben, so wird die Vertiefung derselben wegen der vielen ein- und ausgehenden Winkel schwieriger und kostbarer. Man pflegt daher mit Recht diese Strebepfeiler nicht mehr anzuwenden und dafür die Mauern auch an ihren Rückseiten mit Ausnahme ihrer Verstärkung an den Thoren geradlinig zu machen. Die Schleußenmauern erfordern eine sehr genaue und fleißige Ausführung, vorzüglich muß alle möglichst Sorgfalt angewendet werden, um sie wasserdicht zu machen. Denn der Druck des oberen Wassers öffnet, vorzüglich bei hohen S., leicht irgendwo eine Bahn durch die Fugen des Mauerwerks, welche, wenn sie einmal da ist, nicht leicht mehr auf eine dauerhafte Weise verschlossen werden kann, sich dann fortwährend erweitert und endlich die Baufälligkeit der S.n herbeizuführen vermag. Diese Mauern müssen daher wenigstens auf ihrer inneren, gegen das Wasser gekehrten Seite von gehauenen Steinen und mit gutem Cämentmörtel aufgeführt werden. Es fehlt zwar nicht an wasserhaltenden, von Backsteinen erbauten S.; allein man findet sie gewöhnlich nur da, wo andere S. mangeln, oder wenigstens sehr kostbar und Backsteine und Mörtel vortrefflich sind; und auch da würde man gehauene Steine vorgezogen haben, wenn nicht zu große Kostbarkeit derselben die Anwendung der Backsteine begünstigt hätte.

Wenn die Schleußenmauern aufgeführt sind, so ist die Schleuse bis auf die Thore vollendet. Die Haupterforderniße dieser Thore sind: hinlänglich feste und wasserdichte Zusammenfügung, um dem oft bedeutenden Druck des Wassers, welcher auf sie wirkt, hinlänglich widerstehen zu können, ohne vom Wasser an ihren Fugen durchdrungen zu werden; hinlänglich leichte Beweglichkeit, um sie ohne zu große Anstrengung öffnen und schließen zu können; das vollkommene Anschließen derselben sowohl an die Schleußenwände, als an den Drempel, und, wenn sie aus zwei Flügeln bestehen, unter sich selbst, um so wenig wie möglich Wasser entweichen zu lassen. Die einzelnen Theile eines Schleußenthores sind folgende: 1) die Wendesäule, d. h. die Säule, um welche sich das Thor unten mittelst eines Zapfens an einer Pfanne, und oben mittelst des in einem Ringe sich drehenden Halses oder auch Zapfens wendet und von welcher es zugleich selbst getragen wird; 2) die Anschlagsäule, welche das Thor an der Seite, welche der Wendesäule gegenüber ist, begrenzt und womit sich jenes, wenn nur ein Thorflügel da ist, an die Schleußenmauer und bei dem Daseyn zweier Thorflügel in der Mitte der Schleuße an die Anschlagsäule des andern Thorflügels stützt; 3) das Rahmstück oder der Oberrahmen, die obere wagrechte Begrenzung des Thores; 4) der Schwellrahmen oder die untere Begrenzung des Thores. Diese vier Stücke bilden die äußere Umgebung des Thores oder der Thorflügel. Um den von denselben eingeschlossenen Raum auszufüllen und die Gestalt des Thores unverrückbar und unveränderlich zu machen, werden noch folgende Theile erfordert: 5) die Querriegel, welche die Ebene des Thores in wagrechter Richtung theilen; 6) die Mittelstiele; sie durchschneiden in senkrechter Richtung die Querriegel und bilden mit diesen die Felder des Thorgerippes, sie sind übrigens nicht unentbehrlich; 7) die Strebe, welche vom Fuße der Wendesäule sich in schiefer Richtung aufwärts erstreckt und oben in das Rahmstück, oder in das obere Ende der Anschlagesäule mit einer Versetzung befestigt ist; sie dient vorzüglich um das Thor zu hindern, sich durch sein Gewicht zu setzen und die rechtwinkelige Gestalt zu verlieren; 8) die Beschläge der Thorflügel; 9) die Ziehschützen, um durch sie die Schleußenkammern zu füllen und auszuleeren; sie sind übrigens kein wesentlicher Theil der Thore, weil ihr Zweck auch ohne sie erreicht werden kann; 10) die zum Oeffnen und Schließen der Thore erforderlichen Vorrichtungen.

Werden Schützen in den Thoren angebracht, so finden diese in den unteren, mittleren Stellen zwischen den Stielen ihre Stelle. Bleiben aber die Thore ohne Mittelstiele, so werden zwischen den Schwellrahmen und dem untersten Querriegel in der Entfernung der Breite der Oeffnung zwei kurze, senkrechte Saulen eingezapft, welche die beiden senkrechten Seiten der Schüzenöffnung bilden. Die Quadratfläche jeder dieser Oeffnungen soll bei kleinern S. nicht unter zwei, bei großen nicht unter vier Quadratfuß betragen, weil sonst das Füllen und Leeren der Schleußenkammern zu viel Zeit erfordern würde. Ehe man die Schützen an den Thoren befestigen kann, muß das Gerippe derselben mit Bohlen bekleidet seyn. Es ist sehr zweckmäßig, diese Verkleidung zugleich zur besseren Verstrebung des Thores anzuwenden. Zu diesem Ende erhalten alle Theile des Gerippes rund um die Felder, welche es bildet, einen dritthalb Zoll breiten und drei Zoll tiefen Falz, in welchem die

drei Zoll dicken Bohlen, aus denen die Bekleidung verfertigt wird, in schiefer, mit der Strebe parallelen Richtung eingepaßt werden. Man hat zum Ueberflusse auch noch durch die Gestalt des einzuschneidenden Falzes Versetzungen für die Bohlen gebildet, ein etwas umständliches und entbehrliches Verstärkungsmittel. Man hat auch, um das Thor wasserdichter zu machen, über diese Bohlendecke noch eine zweite gelegt und dann jede einzelne schwächer, etwa zwei Zoll dick gemacht, oder die Fugen der ersten mit Latten bedeckt. Allein wenn die Fugen genau und rein bearbeitet sind, so ist diese Vorsicht unnöthig, indem sie dann auch ohne dieselbe kein Wasser durchlassen, vorzüglich da sie, sobald die Thore ins Wasser kommen, sich durch Anschwellen noch fester schließen. Wenn die Thore mit Bohlen belegt sind, so werden am Oberrande Knaggen an Traghölzer befestigt und ungefähr ein und ein halb Fuß breite Bohlen darauf gelegt und fest genagelt; doch sind rechtwinkelige Träger an starken Eisenschienen vorzuziehen, weil sie über den Oberrand des Schleußenrandes reichen und diese dann nicht, wie für hölzerne Traghölzer, ausgehauen werden darf. Sie bilden auf dem Thore den Weg, um zu Kurbeln oder Hebeln, mit welchen die Schützen geöffnet werden, und einem Steg, um darauf von einer Seite der S. zur anderen, zu gelangen. Um die Ziehschützen auf den Thoren zu befestigen, wird zuerst auf den Schwellrahmen eine drittehalb Z. dicke Leiste befestigt, u. dann werden schmale, senkrechte, mit Nuthen versehene Leisten auf der Belegung des Thores festgeschraubt. Zwischen diese Leisten und in ihre Nuthen wird die Schütze eingeschoben. Sie wird aus drittehalb Zoll dicken Bohlenstücken, welche mit eisernen Bändern aneinander befestigt werden, zusammengesetzt und stützt sich auf die oben erwähnte drittehalb Zoll dicke Leiste. Sie wird durch eine gezahnte eiserne Stange, welche wir später beschreiben wollen, auf- und niederbewegt. Diese Schütze muß in ihren Nuthen bei ihrer Verfertigung so vielen Spielraum erhalten, als nothwendig ist, um durch Anschwellen im Wasser nicht unbeweglich zu werden.

Man hat, um diese Aufziehschützen zu entbehren, in den Schleußenwänden auf beiden Seiten Kanäle angebracht, welche ihre Einmündung über den Schleußenthoren und ihre Ausmündung unterhalb derselben in den Schleußenwänden erhalten und an der erstern mit kleinen Ziehschützen oder Klappen versehen werden. Man hat ihnen den etwas sonderbaren Namen Umläufe gegeben. Viele französische und auch englische S. sind damit versehen. Es ist leicht einzusehen, daß wenn diese Kanäle nicht von vortrefflichem Material und mit der äußersten Sorgfalt verfertigt sind, sie leicht schadhaft werden und dann nur mit vieler Schwierigkeit ausgebessert werden können. Ueber dieses müssen die Schleußenmauern an diesen Stellen um ein Bedeutendes dicker gemacht werden. Die Umläufe werden daher ziemlich kostbar. Der wichtigste und allerdings erhebliche Beweggrund für ihre Anwendung ist an hohen S. der Fall des Wassers über die Fallmauer, welcher eine Verlängerung der Schleuße erfordert. Man hat diese Umläufe daher auf eine Weise anzuordnen gesucht, daß die Schleußenwände weniger dadurch geschwächt werden, indem man nämlich die beiden Kanäle, welche das Wasser in die Schleußenkammer leiten, unter der Fallmauer vereinigte und von dort durch ein Gewölbe in die Kammer leitete. Auf diese Weise wird dem in derselben befindlichen Schiffe keine merkliche Bewegung mitgetheilt, und es kann bis hart an die Fallmauer geführt werden. Es würde in jedem Falle sehr zweckmäßig seyn, diese Kanäle von gegossenem Eisen zu verfertigen. Sie werden oben mit Stöpseln verschlossen, welche durch einen Hebel aufgehoben werden. Es ist leicht einzusehen, daß diese Oeffnungen auf diese Weise viel schneller als mit Ziehschützen und beinahe in einem Momente geöffnet und geschlossen werden können. Es würde höchst zweckmäßig seyn, statt jener Stöpfel Klappen in der Form von großen Brunnenventilen, welche von Metall oder Eisen gegossen und genau abgedreht werden müssen, anzuwenden. Sie werden durch Hebel, welche sich auf etwa 3 Fuß hohe Säulen stützen, und die an den Ventilklappen befestigten eisernen Stangen gehoben. Diese Kanäle müssen einen Durchmesser von 18—24 Zoll erhalten. Es gibt beinahe gar keinen Beweggrund, als etwa das schnellere Oeffnen und Schließen, um die Schützen an den unteren Thoren, bei welchen die Beweggründe, welche in Beziehung auf die oberen Thore für eine andere Einrichtung angeführt worden sind, nicht Statt finden, mit etwas anderen zu vertauschen. An den unteren Umläufen würde überdies die hohe auf den Ventilen ruhende Wassersäule durch ihr Gewicht manche Schwierigkeiten verursachen.

Um die Thore mit Bequemlichkeit öffnen und schließen zu können, werden verschiedene Mittel angewendet. Thorflügel, welche eine Breite von 10 Fuß und darüber haben, werden gewöhnlich durch eine mit einem Gewerbe daran befestigte eiserne gezahnte Stange, in welche ein auf der Schleußenmauer befestigtes horizontales Stirnrad eingreift, bewegt. Dieses Rad ist an einer ungefähr viertehalb Fuß hohen vertikalen Säule, welche durch einen Hebel im Kreise herumgedreht wird, angebracht. Um die Bewegung der Thorflügel zu erleichtern und zugleich die Veränderung ihrer rechtwinkeligen Gestalt, welche durch ihr Gewicht verursacht werden könnte, zu hindern, versieht man auch diese Anschlagsäule unten mit einer metallenen Rolle, welche auf einer im Schleußenboden befestigten eisernen Schiene läuft. Kleinere Thore, wie sie gewöhnlich an schiffbar gemachten Flüssen vorkommen können, werden am zweckmäßigsten durch einen Hebel am Schleußenthore in Bewegung gesetzt. Um die Thore mit dem angeführten Hebel, auch Schwengel genannt, zu versehen, wird die Wende- und die Anschlagsäule um drei und einen halben Fuß aufwärts verlängert und der ungefähr acht Zoll hohe Rahmen oder Hebel darauf gezapft, dessen Ende wenigstens um die Breite des Thores über die Wendesäule hinausragt. Ein oder zwei Mann

drücken mittelst dieses Hebels das Thor auf oder zu. Dieser Hebel ist für Thore von gewöhnlicher Breite vollkommen und, gehörig verjüngert, auch für größere Thore zureichend. Um die Thore vor jeder Veränderung ihrer Form zu bewahren, müssen sie noch an zweckmäßigen Stellen mit Eisen verstärkt werden. Dieses muß vorzüglich an den Ecken geschehen. Diese erhalten auf der Vor- und Rückseite des Thores starke eiserne Winkelbänder, welche zum Theil in die Holzfläche versenkt werden. Nur die obere Ecke an der Wendesäule macht davon eine Ausnahme, denn diese erhält ein Band, welches von der einen Thorfläche zur andern ununterbrochen um die Säule sich herumzieht. Es trägt dazu bei, das Rahmstück zu hindern, sich zu senken und in den Zapfenlöchern, durch welche sie in der Wendesäule befestigt ist, die geringste Bewegung, um sich aus denselben heraus zu ziehen, zu machen. Alle diese Bänder werden mit eisernen, durch die ganze Holzdicke reichenden Schraubenbolzen befestigt.

Einen sehr wichtigen Gegenstand bieten die Pfanne, der Zapfen und der Ring dar, auf und in welchen die Wendesäule sich bewegt. An dieser wird gerade unter dem Rahmenstücke ein runder Hals geschnitten, welcher sich in einem starken, an der Schleußenwand befestigten Ringe dreht. Es ist sehr zweckmäßig, der leichten Bewegung halber diesen Hals mit einem genau abgedrehten eisernen oder metallenen Ringe zu umgeben, welcher, wenn er abgedreht ist, in zwei Hälften geschnitten wird, um an der Säule mit Schrauben befestigt werden zu können. Der Ring, in welchem er sich dreht, wird auf seiner inneren Seite eben so genau abgedreht. Er enthält außerdem auf der äußeren Seite Lappen, mittelst welcher er an starken eisernen Ankern, welche tief mit eisernen, in Blei gegossenen Bolzen befestigt sind, angeschraubt wird. Dieser Ring muß nicht allein von den Ankern losgeschraubt, sondern auch um den Hals der Wendesäule gelegt und davon abgenommen werden können. Er kann daher durch ein starkes Gelenke geöffnet und auf der entgegengesetzten Seite durch eine Schraube geschlossen werden. Dieses Halsband aber verursacht durch seinen ansehnlichen Umfang eine nicht unbedeutende Reibung. Es ist daher zweckmäßiger, an die Stelle des Halses einen genau abgedrehten Zapfen zu setzen, welcher sich in einer Angel dreht. Die Wendesäule wird daher oben bis zur Hälfte eingeschnitten, wodurch der Theil derselben, welcher über dem oberen Thorrahmen befindlich ist, nur noch die Hälfte seiner Dicke behält. Am unteren Ende bewegt sich die Wendesäule mit einer Pfanne auf einem darein passenden Zapfen. Dieser darf aber nicht, wie es in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, in die Säule und in die Pfanne auf dem Boden befestigt werden, sondern gerade umgekehrt, die letztere an die Säule und jene an den Boden der Schleuße, weil nur dadurch verhütet werden kann, daß sich nicht Sand in die Pfanne legt, der dort eine bedeutende Reibung und die allmählige Zerstörung der Pfanne verursachen würde. Diese wird von Eisen gegossen und erhält von außen die Gestalt eines für die Wendesäule bestimmten Fußes. Auch der Zapfen, auf welchem sich die Pfanne dreht, ist mit der Platte, aus welcher er hervorragt, ebenfalls von Eisen aus einem Stücke gegossen. Man gießt beide in Formen von Gußeisen, wodurch sie eine Härte, welche der des Stahles gleich kommt, erhalten. Es versteht sich von selbst, daß die Stelle der Schleußenmauer, in welcher sich die Wendesäule bewegt, genau nach dem nämlichen Halbmesser ausgerundet, vollkommen senkrecht und in dieser Richtung vollkommen gerade bearbeitet seyn muß. Für diese Stelle der Schleuße müssen die größten und reinsten Steine gewählt und auf das Sorgfältigste behauen werden.

Es ist leicht einzusehen, daß die Wendesäule, wenn sie mit ihrer abgerundeten Seite vollkommen fest und wasserdicht an die Schleußenmauer anschließt, während ihrer Umdrehung durch eine bedeutende Reibung Widerstand finden muß. Um diese Unbequemlichkeit zu vermeiden, hat man sie auf eine Weise mit dem obern Ringe oder mit deren Angel und mit dem Zapfen und der Pfanne verbunden, daß sie die Schleußenmauer nur so lange, als das Thor geschlossen ist, genau berührt, aber sich unverzüglich davon entfernt, sobald man das Thor zu öffnen beginnt. Dieses wird durch die einfache Maßregel bewirkt, daß man den Mittelpunkt der Pfanne und des Halses von dem Mittelpunkte der Abrundung der Wendesäule entfernt.

Es bleibt nur noch übrig, die Mittel anzugeben, durch welche die in den Schleußenthoren angebrachten Schützen geöffnet werden. Die Schützen an kleineren S. bedürfen, da sie gewöhnlich von keiner bedeutenden Größe sind, und keine sehr große Last auf sie drückt, nur einer mäßigen Kraft, um aufgehoben zu werden. Es geschieht daher bloß durch einen Hebel, dessen Ruhepunkt auf einer kleinen, auf dem Rahmstücke befindlichen Säule liegt. Indem man den Hebel an seinem einen Ende niederdrückt, hebt er mit der anderen die an ihm durch eine Eisenstange und ein Gewerbe befestigte Schütze. Größere Schützen bedürfen aber eines wirksameren Hebungsmittels. Dieses besteht in einer daran befestigten gezahnten Eisenstange, welche durch ein Räderwerk von der Konstruktion der gewöhnlichen Heb- oder Wagenwinden aufgehoben wird. An einer Kurbel ist nämlich ein Getriebe befestigt, welches ein Stirnrad bewegt, an dessen Axe ein zweites Getriebe befindlich ist, das in die Zähne der Stange eingreift und sie hebt. Diese Maschine ist entweder durch zwei eiserne, oben konvergirende Säulen auf dem Rahmstücke, oder auf dem Hebel, womit das Thor geöffnet wird, befestigt.

Es ist hier die schicklichste Stelle, ein Paar Umstände anzuführen, welche das Oeffnen der S. erschweren, und die Mittel welche man angewendet hat, um der Wirkung derselben zu begegnen. Das Gewicht, mit welchem das Schleußenthor an der Seite der Anschlagsäule abwärts

zu sinken strebt, drückt den Hals der Wendesäule mit großer Kraft an den Ring, in welchem sie sich dreht, und bringt dort eine große, das Oeffnen erschwereude Reibung hervor. Bewegt sich die Wendesäule auf einer Rolle, so wird diese Reibung dadurch großentheils aufgehoben. Ein anderes sehr wirksames Mittel für diesen Zweck ist, wenn man, im Falle das Thor mittels eines horizontalen Hebels bewegt wird, an dem Ende desselben ein Gegengewicht anbringt, welches dem Gewichte des Thores das Gleichgewicht hält. In diesem Falle muß der Hebel in der Anschlagsäule mit einer Versetzung befestigt seyn. Dies Gegengewicht ist auch aus dem Grunde zu empfehlen, weil es das Setzen des Thores, das ungeachtet der sorgfältigsten Bearbeitung desselben doch noch manchmal erfolgen kann, verhindert. Man baut auch ganz hölzerne S., oder vielmehr, man hat sie gebaut. Man wird aber leicht einsehen, wie wenig dauerhaft eine Schleuße dieser Art ist und wie bald sie in ihren wesentlichen Theilen durch Fäulniß leiden muß. Sie wird dadurch in einer mäßigen Reihe von Jahren kostbarer als eine steinerne Schleuße. Neuere findet man daher beinahe nirgend mehr, als etwa in England an den von Handelsspekulanten erbauten Kanälen, an welchen nur zu oft augenblickliche Kostenersparniß der Zweckmäßigkeit und Dauerhaftigkeit vorgezogen wird; und wo ihrer welche noch bestehen, sucht man sie allmählig durch steinerne zu ersetzen.

Auch zusammenhängende oder gekuppelte S. hat man, in welchen die unteren Thore der oberen Schleuße auch zugleich die oberen Thore der unteren Schleuße sind. Der Kanal von Briare in Frankreich hat eine siebenfache und der Kanal du Midi eine achtfache Schleuße dieser Art; eine solche zusammenhängende Reihe von S. wird ein Schleußenfall genannt. Man bedient sich ihrer, um damit große Höhen auf einmal zu übersteigen, und sieht leicht ein, daß dieser Fall wohl bei einem Kanale, aber keineswegs, oder gewiß nur äußerst selten bei Schiffbarmachung eines Flusses vorkommen kann, man müßte denn große Wasserfälle, z. B. den Rheinfall, mit S. umgehen wollen, und selbst da dürften gekuppelte S. entbehrlich seyn. Ferner gibt es auch S. mit steinernen und hölzernen Ober- und Unterhäuptern und mit Kammern, welche von bloßen Erddämmen umgeben sind. Der größere Raumesinhalt ihrer Kammern erfordert viel Wasser und eben auch deshalb viele Zeit zum Durchschleußen der Schiffe. Uebrigens sind sie nicht dauerhaft, können aber mit Vortheil zur Schiffbarmachung ganz kleiner Flüsse, für welche keine großen Hülfsmittel zu Gebote stehen und an welchen es nicht an Wasser zur Füllung der geräumigeren Schleußenkammern fehlt, angewendet werden.

Die Abänderungen, welche man mit diesen S. und ihren einzelnen Theilen vorgenommen hat, und die vielerlei, zum Theil sehr sinnreichen Einrichtungen derselben, so wie einzelne Zwecke oder der Scharfsinn und die Erfindungsgabe ihrer Baumeister sie nothwendig machten oder veranlaßten, sind sehr mannichfaltig. Wir müssen uns aber damit begnügen, das Wesentliche des Baues der S., in so fern sie zur Schiffbarmachung der Flüsse dienen, dargestellt zu haben. Wer sich vollkommener damit bekannt machen will, findet hierüber eine sehr ausführliche Abhandlung in Gilly's u. Eytelweins „Praktischer Anleitung zur Wasserbaukunst", 4. Heft; ferner in Wiebings „Theoretisch und praktischer Wasserbaukunst".

Schleußenblatt (Büchsenmacher.), s. Ziehbank; vgl. Büchsenmacherkunst.

Schleußenboden, der aus starken Bohlen bestehende wasserdichte Boden der Schleußenkammer.

Schleußendeich (Wasserb.), Deich, durch welchen Schleußen gehen.

Schleußendrempel, s. Schleußen.

Schleußenfall (Schleußeneinsatz), der Unterschied der Meereshöhe des Wassers dicht oberhalb und dicht unterhalb der Schleuße.

Schleußengeld, der Zoll, den jedes eine Schleuße passirende Schiff zahlt; es werden davon die Kosten des Baues zurückgezahlt und die Unterhaltung der Schleußen bestritten.

Schleußengrundboden (Wasserb.), der Boden der Schleußenkammer, im Gegensatz zum Schleußenvorboden, der von Flechtwerk ist, auf welches der Rost kommt und eine Verlängerung des Bodens ausmacht.

Schleußenkammer, s. Schleußen.

Schleußenkanal, 1) ein Stück des Kanales, in so fern es von einer Schleuße begrenzt wird; — 2) s. v. a. Schleußenkammer.

Schleußenmeister, der Aufseher der Schleußen, zugleich Schleußengeld-Einnehmer.

Schleußenschütze (Schleußenschutz), eine der Bohlen, woraus die Flügel des Schleußenthores bestehen.

Schleußenstrom, s. v. a. Sieltief.

Schleußenthor, s. Schleußen.

Schleußenwasser (Sielwasser), das Wasser, welches aus einem eingedeichten Lande mittels eines Sieles entfernt wird.

Schleußenwehr, s. v. a. Aufziehwehr.

Schleußenwände, s. Schleußen.

Schleußenzoll, s. v. a. Schleußengeld.

Schleußner, Johann Friedrich, bekannter Philolog, geb. 1759 zu Leipzig, daselbst Privatdocent und Frühprediger, 1784 Professor der Theologie zu Göttingen, 1795 Professor der Theologie und Propst zu Wittenberg, † 1831. Schrieb: Novum lexicon graeco-latinum in N. T., Leipzig 1796, 2 Thle.; 2. Aufl. ebend. 1801; 4. Aufl. 1819; — Novus thesaurus philol., ebend. 1820, 5 Thle.

Schleutz, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Stendal, an einem Bache; Wassermühle, 2 Windmühlen; 160 Einw.

Schlevis (Schleuis), schweiz. Dorf, Kanton Graubündten, im Grauenbund, Hochgericht Gruob, nördlich von Ilanz; 430 Einw. Verwüstung durch einen Schlammstrom 1823.

Schlewecke (Geogr.), braunschweig. Dörfer: 1) Kr. Wolfenbüttel, Amt Harzburg,

am Gläsekenthalsbache; 470 Einw.; — 2) daſ., Amt Lutter am Barenberg, an der Nette; 600 Einw.

Schlewip-Gröna, anhalt-bernburg. Dorf, Patrger. Leau; Rittergut; 160 Einw.

Schlewitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Gut Puglitz; über 100 Einw.

Schley (Slie, Geogr.), lange und sehr schmale Bucht der Ostsee, an der Ostküste von Schleswig (4 Meilen lang, 10—12 Fuß tief), früher ein berühmter Seehafen, jetzt berühmt durch ihren Fischreichthum. Sie wird gebildet durch das Flüßchen S., das bei Gottorp entspringt; an ihr liegt die Stadt Schleswig.

Schley (Biogr.), 1) Jakob van der, Zeichner und Kupferstecher, geb. zu Amsterdam 1715, einer der besten Schüler von B. Picart, nach dessen Tode er alle von diesem begonnenen Platten vollendete. Er selbst stach viele Titelblätter, Vignetten und andere Blätter für Buchhändler. S. † zu Amsterdam 1779. — 2) Philippus van der, Zeichner und Kupferstecher, 1724 zu Amsterdam geboren, Bruder des Vorigen, der ihn in die Kunst einführte, wurde später Zeichnungslehrer und zuletzt auch Mäkler, als welcher er den Verkauf mehrer Kunstsammlungen leitete. Die Kataloge, welche er anfertigte, verrathen große Sachkenntniß. Er führte auch einige Zeichnungen in Tusch aus, meist in einzelnen Figuren bestehend. S. † zu Amsterdam 1817.

Schlez (Geogr.), österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Asparn, an der Zaya; 310 Einw.

Schlez (Biogr.), Johann Ferdinand, Volks- und Jugendschriftsteller, geb. am 27. Juni 1759 zu Ippesheim in Franken, besuchte das Gymnasium zu Windsheim und seit 1778 die Universität Jena, wurde 1780 seinem Vater, Prediger zu Ippesheim, adjungirt, folgte demselben 1788 im Amte nach, kam 1800 als Kirchenrath und Oberprediger nach Schlitz in der Provinz Oberhessen und † daselbst 1839. Schr.: Der Kinderfreund, nach F. E. v. Rochow, Nürnberg 1789; neue Aufl. Gießen 1830; — Der Schreibschüler, Nürnb. 1790, veränderte Aufl. für das katholische Deutschland, daſ. 1790; 5. Aufl., daſ. 1822; — Vermischte, größtentheils lyrische Gedichte, Nürnb. 1793, 2. Aufl.; — Die Dorfschule in Langenhausen und Traubenheim, Heilbr. 1795, 2 Thle.; 3. Aufl. 1813; — Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard, Nürnb. 1795, 2 Bde., 3. Aufl. 1813; — Geschichte des Dörfleins Traubenheim, daſ. 1791 ff.; 3. Aufl., daſ. 1817, neue Aufl., daſelbst 1836; — Geist und Sinn des Christenthums oder schlizisches Gesangbuch, daſelbst 1801 u. 1802; — Bilderfibel ꝛc., daſ. 1804; neue Aufl., Darmstadt 1820; — Neue Jugendzeitung, in Verbindung mit Steinbeck seit 1806; — Kleine romantische Volksschriften ꝛc., 1802, 2 Thle.; 2. Aufl. 1829; — Briefmuster für das gemeine Leben, Heilbr. 1793; neue Aufl. 1835; — Kleines Lesebuch zur Veredelung des Lesetons in Volksschulen, Gießen, 2. Aufl.; — Der Denkfreund ꝛc., daſelbst 1811; 10. Aufl. 1834; — Sittenlehre in Beispielen, daſelbst 1815, 3. Aufl.; — Handbuch für Volksschullehrer, daſelbst 1815—1824, 6 Bde.; 2. Aufl., Bd. 1—4, 1829—32; — Förster Oswalds Gespräche, Darmst. 1822; — Parabeln, Gießen 1822; 2. Aufl. 1835; — Der hessische Hausfreund, Darmst. 1822; — Der rheinische Bote, daſelbst 1823 ff.; — Der deutsche Hausfreund, daſelbst 1824, u. A. m.

Schlich (in versch. Bed.), 1) ein verborgener, geheimer Ort oder Gang; — 2) ein gepulverter und mit Wasser vermischter Körper; — 3) (Hüttenw.), gepochtes und durch Waschen völlig gereinigtes, klares Erz; je nachdem er trocken oder naß gepocht ist, heißt er trockener oder nasser S. Der viel Metall enthaltende heißt Häuptel, wenn er weniger Metall enthält Mittelschlich, der geringste heißt Schwenzel oder Schwämmsel.

Schlich (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Düren; 470 Ew.; — 2) daſ., R.-B. Düsseldorf, Kr. Grevenbroich; 220 Einw.; — 3) daſ., Kr. Neuß; 150 Einw.

Schlichbret, das mit einem Ende auf dem Amboßstocke vor dem Stabhammer liegende lose Bret; das andere Ende ist zwischen den Standsäulen befestigt.

Schlichem, Nebenfluß des Neckar (s. d.).

Schlicherum, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Neuß; 190 Einw.

Schlichfaß (Hüttenw.), das hölzerne Gefäß, worin die Herdplanen gewaschen werden, damit nichts vom Schlich verloren geht.

Schlichkasten, Kasten zur Ansammlung des Schliches, der dann zum Wiegen in die Schlichkübel geladen wird.

Schlichkübel, s. Schlichkasten.

Schlichow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kottbus; 170 Ew.

Schlichstube, s. v. a. Herdstube.

Schlicht (Worterkl.), glatt, gerade, ungekünstelt, aufrichtig.

Schlicht (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz u. Reg., Ldgr. Vilseck; 420 Einw.; — 2) mecklenb.-strelitz. Hof, Kr. Stargard, Amt Feldberg; 150 Einw.

Schlicht (Biogr.), Abel, Maler, Architekt und Kupferstecher, geb. zu Mannheim 1754, studirte unter L. Quaglio die Perspektive, widmete sich dann der Architektur und wurde kurpfälzischer Hofbaumeister zu Mannheim und Professor an der Akademie in Düsseldorf, verlebte aber die größte Zeit seines Lebens in Mannheim, wo er Dekorationen malte und eine bedeutende Anzahl von Blättern lieferte. Darunter sind die meisten in Aquatinta behandelt, eine Manier, welche zu jener Zeit bereits in Mißachtung gekommen war, aber durch S. wieder Anerkennung fand. Er radirte auch eine ziemlich bedeutende Anzahl von Blättern, welche noch immer geschätzt werden. S. arbeitete noch um 1820 und † um 1826.

Schlichtaxt, s. Axt, vgl. Breitbeil.

Schlichtbank, 1) s. v. a. Gerbestock; — 2) s. v. a. Schlichtrahmen.

Schlichtbier, Dünnbier oder Nachbier, welches in manchen Gegenden die Maurer bekommen, wenn sie mit dem Bekleben einer Wand fertig sind.

Schlichtbutte (Ichthyol.), s. v. a. Rautenscholle, Rhombus *Cuv.*, Untergattung von Pleuronectes (s. d.).

Schlichte, 1) (Weber.), eine Abkochung von Weizen- oder Kartoffelstärke, welche mittelst zweier Bürsten den Kettenfäden auf dem Stuhle gegeben wird, doch darf dies nur immer auf eine solche Fadenlänge geschehen, als dem Weber vor Augen liegt. So wie ein Theil der geschlichteten Kette aufgearbeitet ist, muß der Weber mit Weben inne halten, um jedesmal nach Aufwickelung des fertigen Theils um den Zeuchbaum, die Kette frisch zu schlichten. Gute S. muß sich nicht bloß gut in der Bürste zertheilen, sondern sich auch auf die Kette gut auftragen lassen, so wie auch dann nicht leicht trocken werden, wenn der Weber auch an keinem feuchten Orte arbeitet. Folgende S. wird besonders gerühmt: Man verdünnt ein Pfund von der Kleie befreites Weizen- oder Roggenmehl mit einer hinreichenden Menge reinen Wassers. Diese Mischung kocht man in einem steinernen oder irdenen Topfe bei gelindem Feuer und unter beständigem Umrühren 8—10 Minuten lang. Sehr viel kommt auf das stete Umrühren an, um das Anbrennen oder Bräunen zu verhüten. Ist die angegebene Zeit verflossen, so zieht man den Topf vom Feuer zurück und setzt im Winter $1^1/_2$, im Sommer 2 Loth kochsalzsauren Kalk zu, den man vorher in einem Glase Wasser zergehen läßt. Nachdem Alles gehörig unter einander geschüttelt ist, setzt man den Topf mit der etwa 7 Pfund schweren S. bei Seite. Man wird diese sehr weiß und sanft und mit den Eigenschaften versehen finden, welche man von einer guten S. verlangen kann. — 2) (Stückgießer.), ein Brei aus Milch, Asche und Kreide, womit der Stückgießer den auf die Kernstange getragenen Lehm abschlichtet od. glättet; — 3) (Zinngießer.), der Anstrich, womit die Formen von Gyps zu feinern Gegenständen geglättet werden; man nimmt dazu Hefen und Eisenschwärze.

Schlichtegroll, Adolf Heinrich Friedrich, ausgezeichneter Numismatiker, geboren am 8. December 1765 zu Waltershausen bei Gotha, besuchte das Gymnasium zu Gotha, studirte seit 1783 zu Jena Philologie und Theologie und später zu Göttingen vorzüglich Alterthumswissenschaften, ward 1797 Lehrer am Gymnasium und 1801 auch Bibliothekar, so wie Direktor des Münzkabinets zu Gotha, machte Reisen nach Genf, Paris, Hamburg und Dresden, rettete das gotha'sche Münzkabinet bei dem Herannahen des Kriegstrubels 1806 nach Altona und erhielt 1807 einen von ihm angenommenen Ruf als Direktor und Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften nach München. Seiner Gesundheit halber bat er 1821 um seine Entlassung und † nach einer kurzen Reise am 4. December 1822 zu München. Seine Stellung in Gotha hatte ihn in Briefwechsel mit den berühmtesten Numismatikern des In- und Auslandes gesetzt; wegen seines „Nekrologes" war er von Schiller u. Göthe in den Xenien angegriffen worden. Schrieb: Ueber den Schild des Herkules, Gotha 1788; — Nekrolog der Deutschen (nebst Supplementen), ebendas. 1790—1806, 28 Bde.; — Historia nummothecae Gothanae, ebendas. 1799; — Annalen der Numismatik, ebendas. 1804–6, 2 Bde.; — Dactyliotheca Stoschiana, Nürnb. 1805, 2. Heft; — Turnierbuch Herzogs Wilhelm IV. von Bayern, von 1510—45, München 1818—21, 4 Hefte. — Gab außerdem mit dem Hofbibliothekar Scherer die Zeitschrift „Teutoburg" heraus, welche die Geschichte und Fortbildung der deutschen Sprache zum Zweck hatte, aber bald einging; begann ein „Archiv des deutschen Bundes" und sammelte Materialien zu einer Geschichte der Lithographie. — Ueber sein Leben vergl. Zschokke, Ueberlieferungen, Juli 1823; — Schmidt, Neuer Nekrolog der Deutschen, Ilmenau 1824, I. Jahrgang; — Cajetan von Weiller, S. s Leben u. Wirken, Münch. 1823.

Schlichteisen (Schlichtmeißel), 1) Drechsler.), Dreheisen, womit der Drechsler die so weit fertigen Waaren abdreht und glättet; — 2) (Stellm.), das Dreheisen, womit die Nabe eines Rades fein abgedreht und geglättet wird.

Schlichten, 1) etwas gerade, glatt, eben machen; — 2) (Zimmerm.), Holz mit dem Breitbeile glatt behauen; — 3) (Tischler.), etwas mit dem Schlichthobel ebenen; — 4) (Glasb.), das geblasene Glas, daß eine Scheibe werden soll, ebenen; — 5) (Weber.), s. Schlichte; — 6) (Gerber.), die Felle auf der Fleischseite mit dem Schlichtmonde so lange schaben, bis sie glatt und eben sind, s. Gerberei; — 7) (Metallarb.), etwas mit der Schlichtfeile und dem Dreheisen vollends gänzlich glätten; — 8) den nach dem Vergolden zu Draht auszuziehenden Silberstab vorläufig durch die weitesten Löcher ziehen, nicht sowohl um ihn zu verdünnen, als um ihn völlig rund zu machen; — 9) (Deichb.), die zum Deichbau angefahrene Erde einebenen; dies thut der Schlichter, indem er vorher den Schieber von der Wipper nimmt, damit die Erde davon ablaufe; — 10) (bildlich), einen Streit beilegen, eine streitige Sache ausgleichen.

Schlichten (Geogr.), württemberg. Weiler, Jaxtkr., Oberamt Schorndorf; 290 Einw.

Schlichten (Biogr.), 1) Johann Philipp von, Maler, Schüler des A. van der Werff u. Nachahmer desselben, trat um 1720 in Dienste des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz u. lebte von dieser Zeit an in Mannheim, als Künstler sehr geehrt. In der königl. Pinakothek zu München ist ein Bild des heil. Andreas von ihm u. ein Landmusikant, der in der Stube auf der Geige spielt, im münchner Galleriewerke lithographirt. Todesjahr um 1745. — 2) Johann Franz von, Maler, Sohn des Vorigen, 1725 in Mannheim geboren und in Italien zum Künstler herangebildet, studirte in Bologna bei F. Torelli, später in Rom unter Leitung des S. Conca. Er malte Genrebilder im Geschmacke Megu's u. Netschers, dann besonders täuschend Basreliefs, die auf verschiedene Marmorarten

aufgesetzt zu seyn scheinen. Auch Schnecken malte er mit besonderer Kunst. Ehevillet stach nach ihm das Bildniß des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz. S. † 1795 als Galerie-Direktor in Mannheim.

Schlichtente (Ornithol.), s. v. a. langschnäbeliger Säger, Mergus Serrator L.

Schlichter, s. **Schlichten** 9).

Schlichtfeile (Glättfeile), die feinste Feile, womit schon fertige Arbeiten nachgeebnet und schmuck gemacht werden.

Schlichtgang, s. **Stabhammer**.

Schlichthaar, Gegensatz von Krauchaar.

Schlichthammer, der Hammer mit glatter Bahn aus sehr hartem Holze, womit der Klempner schlichtet, d. h. die schon fertigen Blecharbeiten vollends ausglättet.

Schlichthobel, Glatthobel mit völlig gerader Klinge.

Schlichthorst, Heinrich, Philolog, 1766 zu Bremen geboren, ward 1791 Subrektor am Gymnasium zu Stade, 1797 Konrektor der Domschule zu Bremen, 1805 Pastor zu Visselhövede im Fürstenthum Verden, wo er 1820 †. Schrieb: Geographia Homeri, Göttingen 1787; — Geographia Africae Herodoteae, das. 1788; — Handbuch der alten Erdbeschreibung zum Schulgebrauch, Bremen 1794; — Beiträge zur Geschichte der Herzogthümer Bremen und Verden, Hannover 1796—1807, 4 Bde., u. And.

Schlichtig (Deichb.), ohne vorstehende Erhöhungen und Vertiefungen.

Schlichting (Geogr.), holstein. Dorf, Norder-Dithmarschen, Landvogtei Heide; 400 E.

Schlichting (Biogr.), C. H., Maler aus Riga, bildete sich auf der Akademie in Düsseldorf und war daselbst 1837 bereits ausübender Künstler. Er malte Bildnisse, historische Darstellungen und Genrebilder nach der Weise der düsseldorfer Schule, so den Zug des Kaisers Heinrich IV. über die Alpen und später Kaiser Karl den Großen, wie er auf der Jagd Eginhard und Emma findet, 1/4 lebensgroße Figuren. Ein Genrebild stellt einen blinden Greis mit seiner Enkelin vor dem Madonnenbilde betend dar, ein anderes einen Edelknaben. Die größere Anzahl seiner Werke besteht in männlichen und weiblichen Bildnissen.

Schlichtingsheim (Szlichtyngowo), preuß. Pfarrdorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Fraustadt; 990 Einw.

Schlichtklinge, das breite, ein Kreissegment darstellende Eisen mit einem Loche zum Fassen, womit der Weißgerber die Felle abschabt.

Schlichtmaschine, eine schottische Erfindung zur Aufbereitung der Kette; dergleichen Maschinen werden auch in Berlin gefertigt.

Schlichtmeißel, s. v. a. Schlichteisen.

Schlichtmond, s. v. a. Schlichtklinge, vgl. **Schlichten** 6).

Schlichtpinsel (Vertreibepinsel, Mal.), Pinsel, womit man die dick aufgetragenen Farben auseinander treibt u. verwäscht.

Schlichtrahmen, s. **Gerberei**.

Schlichtstahl, das scharfe T-förmige Werkzeug des Kunstdrechslers, Sachen aus Elfenbein, Horn ꝛc. glatt zu drehen.

Schlichtzange (Gerber), die starke Zange, deren gerade Kneipen inwendig mit Zähnen bewehrt sind; damit zieht der Lohgerber die Felle an ihren Säumen und Spitzen nach Maßgabe des Schlichtrahmens aus.

Schlichwage, Wage zum Abwiegen des in die Schmelzhütte zu liefernden Schlichs.

Schlichziehen (-Süttenw.), auf den Schlich im Gefälle eines Pochwerkes Wasser lassen und den Schlich umrühren; dadurch wird das taube Gestein vom Wasser mit fortgeführt, das Metall aber setzt sich in dem nächsten Gerinne wieder zu Boden.

Schlick, 1) fette, mit Sand untermischte Erde auf dem Boden des Wassers, die, von Flüssen od. auch von der Fluth des Meeres mit fortgenommen, sich an andern Orten wieder ansetzt u. Land bildet; — 2) fetter, noch unbegrünter Schlamm aus dem Wasser, der sich am Lande angesetzt hat; — 3) die sich in Folge des Oelens u. Nezzens bildende Schmiere am Spinnrade; — 4) das Gekrätz, das beim Goldarbeiter abfällt, wenn er Silbersachen mit Bimsstein und Kohle abreibt.

Schlick (Biogr.), I. **Generale**: 1) S., kaiserlicher General unter Wallenstein, kommandirte die Avantgarde desselben, als er von Böhmen aus nach Niedersachsen rückte, und besiegte Christian IV. von Dänemark am 25. September 1727 bei Aalborg. — 2) S., österreichischer General im spanischen Erbfolgekriege, kämpfte 1701 mit dem Kurfürsten von Bayern. — 3) (**Schlik**), **Franz Graf von S. zu Bassano und Weißkirchen**, österreichischer Feldmarschall-lieutenant, wurde 1789 zu Prag geboren, kurz nachdem seine Mutter auf der Ueberfahrt von Kopenhagen Schiffbruch gelitten hatte. Sein Vater war längere Zeit österreichischer Gesandter in Dänemark, lebte aber während der Kindheit S.s in Frankfurt und Mainz, an welche Städte sich des jungen Grafen erste Jugenderinnerungen knüpfen, unter denen natürlich, der damaligen kriegerischen Zustände halber, die militärischen vorherrschen. Obwohl zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, dachte der Knabe doch stets an Soldatenleben und Kriegsspiel; am stärksten aber ward die früh erwachte Neigung zum militärischen Berufe, als 1805 der Krieg gegen Frankreich ausbrach. Da der Vater jedoch dem ungestümen Verlangen nicht nachgab, setzte er seine Rechtsstudien selbst nach des Vaters Tode fort, bis er 1808, nachdem er absolvirt hatte, zum Oberlieutenant und Chef dreier auf seinen Gütern errichteten Landwehr-Kompagnien ernannt wurde. Im Einüben dieser aus Leuten aller Stände vom Lande bestehenden Truppe übte er selbst seine jungen militärischen Kräfte, bis er, als 1809 die Kriegstrompete ihn auf den Kampfplatz rief, die Landwehroffizierstelle niederlegte und als Lieutenant in das damalige Kürassierregiment Albrecht eintreten

konnte. Feldmarschalllieutenant Graf Bubna, der an dem talentvollen jungen Manne Gefallen fand, wählte ihn zum Adjutanten. In dieser Eigenschaft machte S. an der Seite seines Chefs den Rückzug nach dem Treffen von Efferding mit. Zum erstenmal im Feuer war S. bei Passau, dann folgte die Schlacht bei Aspern, nach welcher er zum Oberlieutenant bei Schwarzenberg-Uhlanen befördert wurde. Nach der Schlacht bei Wagram wohnte er dem Abschluß des Waffenstillstandes von Znaim bei. Aus Dotis, wohin das Hauptquartier verlegt worden war, machte S. siebenmal die Reise nach Wien, um wegen des Friedens zu unterhandeln, wobei er mit den Celebritäten des französischen Kaiserreichs, mit Napoleon selbst, in nahe Berührung kam. Mittlerweile wurde S. zum Rittmeister von Radetzky-Husaren befördert und nahm nach Abschluß des Friedens an dem schwierigen und peinlichen Auftrag seines Chefs Theil, das Litorale an die Franzosen zu übergeben, eine Unternehmung, welche von den englischen Kriegsschiffen verhindert werden sollte. Scirocco und Bora zwangen aber die Engländer, die hohe See zu suchen, so daß die Besetzung der Inseln möglich wurde. Nach der Rückkehr von Fiume trat der Graf als zweiter Rittmeister in das Regiment Schwarzenberg-Uhlanen, legte indeß seine Stelle nieder, als der ausbrechende Feldzug 1812 Oesterreich als Verbündeten der Franzosen fand. Die Zeit der Waffenruhe verlebte er auf seinen bedeutenden Gütern in Böhmen als großmüthiger Helfer u. Beschützer seiner unter den Kriegslasten schwer seufzenden Unterthanen. Der Feldzug 1813 rief S. wieder zu den Waffen, u. wir finden ihn als Rittmeister bei den Klenau-Chevaulegers u. als Ordonanzoffizier des Kaisers Franz. Die Schlacht bei Dresden machte er an der Seite des Feldmarschalllieutenants Fürsten Schwarzenberg mit, zu dem ihn der Kaiser gesandt hatte; später wohnte er auch dem Gefechte der russischen Garden bei Pirna unter Ostermann bei. Mitten durch die feindlichen Posten hindurch führte ihn sein glücklicher Stern in einer wichtigen Sendung ungefährdet zum Feldmarschall Schwarzenberg zurück, an dessen Seite er nun den Rückzug über Teplitz und die Schlacht bei Kulm mitmachte. Nach einem längern Aufenthalt in Teplitz und nach dem Gefecht bei Arbesau, als die Armee gegen Leipzig rückte, stand S. bei Wachau an der Spitze der russischen Dragoner, mit welchen er zweimal die französische Kavalerie zurückwarf. Bei diesem Angriff war es auch, wo er die gefährliche Kopfwunde erhielt, die ihm sein rechtes Auge kostete und ihn sieben Monate an das Krankenlager fesselte. Die Ereignisse hatten sich nach der Zeit seiner Genesung großartig gestaltet. Der Siegeslauf der Verbündeten war durch den Einzug in Paris gekrönt, wohin S. als Kurier geschickt wurde. Hier verlebte er einige Wochen, bis ihn sein Vorrücken zum Major zurück nach Oesterreich rief. Während des wiener Kongresses war S. dem Kaiser Alexander von Rußland als Dienstoffizier zugetheilt. Als sich die Heere der Verbündeten aufs Neue gegen Frankreich in Bewegung setzten, marschirte S. an der Spitze einer Vellitendivision dort ein, machte jedoch außer einem 14tägigen Streifkommando und dem berühmten Lager von Dijon wenig von Bedeutung mit. Während der langen Friedenszeit, welche dem kurzen Feldzug folgte, rückte S. vom Major bis zum Feldmarschalllieutenant und Regimentsinhaber vor. Bedeutende Reisen und häufige Garnisonswechsel, welcher ihn nach einander in die Städte Pardubitz, Debreczyn, Wien, St. Pölten, Austerlitz führte, verliehen dieser Einförmigkeit einige Farbe. Die wiener Revolution 1848 führte S. wieder auf die Weltbühne. Er wurde Gouverneur in Krakau, welche Stelle er jedoch bald mit dem Kommando des Armeecorps vertauschte, das über Duklа nach Ungarn zur Bekämpfung des Aufstands einzumarschiren beordert war. Was er in diesem ungemein schwierigen Winterfeldzug leistete, ist allein schon hinreichend, ihm einen bleibenden Namen zu sichern. Mit nicht mehr als 7 Bataillonen, 1 Kanonen- und einer Raketenbatterie begann S. seinen Zug, und Schlag auf Schlag folgten sich die Siege, die er bei Putamehr, Kaschau, wo er eine neue Batterie dem Feinde nahm, Szikszo, Tokai, Tarzal errang. Vielleicht hätte der ungarische Feldzug schon jetzt eine entscheidende Wendung genommen, hätte es nicht, als der Vorschlag gemacht wurde, das schlikische Corps zu verstärken, geheißen: „Schlik a bien commencé il finira bien", mit welcher Phrase die so nothwendige Verstärkung beseitigt wurde. So geschah es, daß S., mit seinem Corps auf drei Seiten von feindlichen Heeren umgeben, jenen denkwürdigen Rückzug von Kaschau über die alteleer Gebirge bei Schneegestöber und Glatteis machen mußte. Bald darauf geschah die Vereinigung des Corps unter Fürst Windischgrätz bei Kapolna, die S. durch meisterhafte Operationen und durch das Zurückwerfen Dembinski's herbeizuführen wußte und die mit dem Siege bei Kapolna endete. Nach seiner Vereinigung mit der Hauptarmee, womit er aufhörte, selbstständiger Kommandant zu seyn, schlug er sich bei Hatvan mit 11,000 Mann gegen dreifache Uebermacht des Feindes, worauf er seinen Rückzug antrat, den er in imposanter Haltung vollzog, befreite dann durch ein geschicktes Flankenmanöver, wodurch die Entscheidung des Tags zu Gunsten der Oesterreicher herbeigeführt wurde, den vom Feinde hartbedrängten Ban bei Jsasjeg und folgte darauf der Hauptarmee gegen Pesth, wo er im Verein mit dem Ban viermal den andrängenden Feind zurückwarf und die Ehre der österreichischen Waffen wahrte. Als, nachdem Windischgrätz das Oberkommando niedergelegt und der neue Kommandant Baron Welden, durch geschickte feindliche Bewegungen gezwungen, den Rückzug angeordnet hatte, die Armee bei Komorn sich vereinigte, wußte S., der in Eilmärschen herbeigekommen war, Görgey den fast errungenen Lorbeer zu entreißen. Bei dem neuen Feldzug, der unter Haynau in den letzten Tagen des Juni 1849 begann, nachdem die Armee durch einen raschen Flankenmarsch auf dem rechten Donauufer koncentrirt worden

war, war es S., der bei Raab den blutigen Reigen eröffnete, indem er, nicht wartend, bis die zur Umgehung der feindlichen Stellung entsendeten Truppentheile angelangt waren, den Angriff auf Raab begann, den Feind aus seinen Verschanzungen verjagte und im Verein mit dem Reservecorps den glänzenden Sieg errang, der dem Feldzug gleich vom Anfang an eine so bedeutungsvolle Wendung gab. Einen nicht minder rühmlichen Antheil hatte S. an den Schlachten von Acs und Komorn. In der Schlacht am 11. Juli, wo Görgey, von Regen und Nebel begünstigt, sein verschanztes Lager bei Komorn verlassen u. unvermuthet mit seiner ganzen Macht einen Angriff auf die österreichische Linie gemacht hatte, war es S., der mit seinem Corps den mit Uebermacht andringenden Gegner so lange aufhielt, bis das Reservecorps und die Division Paniutine an dem Kampfe Theil nehmen und gemeinsam mit ihm den kühnen Gegner in seine Verschanzungen zurückwerfen konnten. Von Acs aus, wo S. nach dem Abmarsch der übrigen Armeecorps zurückgeblieben war, rückte derselbe, ohne einen einzigen Rasttag zu machen, über Pesth nach der Theiß, die er bei Alpar überschritt, zog dann, nach Vertreibung der an diesem Fluß aufgestellten feindlichen Posten, in starken Märschen über St. Marton, Szentes, Vasarhely nach Make an der Maros und unterstützte so auf das Kräftigste die Operationen des Oberfeldherrn. Nach der Schlacht bei Sjöreg rückte S. der Maros entlang gegen Neu-Arad, wo Görgey, der, von den Russen verfolgt, am 9. August in Alt-Arad angekommen war, ihn angriff, um seine Vereinigung mit Dembinski zu bewerkstelligen. Trotz der überlegenen Macht Görgey's wies S. den Angriff so kräftig ab, daß der Gegner seine Absicht aufgeben und sich zurückziehen mußte, um bald darauf vor dem Corps Rüdigers die Waffen zu strecken. — Graf S. ist eine der angenehmsten persönlichen Erscheinungen. Seine hohe Gestalt, sein noch jugendlich kräftiges Aussehen, der schwarze Schnurrbart unter der fein geformten Nase, seine leichte, elegante Haltung zu Fuß wie zu Pferde, endlich die charakteristische schwarze Binde über dem verlorenen rechten Auge machen schon einen ungewöhnlichen, imponirenden Eindruck, der aber durch sein freundliches Wesen, seine Zuvorkommenheit gemildert wird. Die Herzensgüte, die aus seinem ganzen Thun hervorleuchtet, gewinnt ihm die Liebe Aller, die sich ihm nahen, so wie seine Festigkeit und Gerechtigkeit sich bei Freund und Feind Achtung erwirbt. Nach der Einnahme von Raab, als der General auf die Pußta St. Janos kam, wo Tags zuvor Klapka übernachtet hatte, wurde ihm von dem Eigenthümer im Auftrag Klapka's ausgerichtet: es freue ihn, daß S. der Mann sey, welcher ihm die Schlappe bei Raab beigebracht, und er hoffe, ihm noch öfters gegenüber zu stehen. Durch seine stete Fürsorge für die Bedürfnisse seiner Untergebenen, durch seine Theilnahme an ihren Freuden u. Leiden ist er das Idol der Truppen; erscheint er unter ihnen, so bricht tausendstimmiger Jubel aus, der nicht endet, bis er sich entfernt. Besonders laut ertönt der Jubel nach einem Kampf, wenn der Feldherr die Reihen entlang reitet u. an die Mannschaft freundliche, anerkennende u. nach Umständen tröstende Worte richtet, die, einfach aber beredt, den Mann verrathen, der vom Herzen zum Herzen spricht. — II. Bildende Künstler: 4) Benjamin, Architekt und berühmter Zeichner, bildete sich auf der königl. Akademie zu Kopenhagen und begab sich als Pensionär dieser Anstalt nach Paris, wo er 1820 ein Werk über das Odeontheater vollendete, welches die Architektur dieses Gebäudes nach allen Details, in miniaturartig, mit der höchsten Eleganz ausgeführten Aquarellzeichnungen darstellt. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, ward er daselbst Mitglied der Akademie, ging aber wieder nach Paris und beschäftigte sich im Auftrage Karls X. mit Ausführung eines ähnlichen Zeichnungswerkes, welches in einem Großfoliobande eine Parallele der vorzüglichsten Theater von Paris und einiger andern französischen Städte enthält und mit allen accessorischen Verzierungen ausgestattet ist, welche die Eleganz eines solchen Albums erhöhen können. Zugleich besorgte er die neue Einrichtung des Théatre des Variétés, u. wiederholte Reisen nach London gaben ihm Veranlassung zu einem großen Projekt für den Saal der Pairskammer, nach der Weise der Thermen des Caracalla prachtvoll verziert. Die Uebergabe des genannten Werkes an Karl X. wurde durch die Ereignisse von 1830 verhindert, und es blieb in den Händen des Künstlers. S. verließ nun Paris und besorgte im Auftrage des Großherzogs von Baden die neue Einrichtung des karlsruher Theaters, ging dann nach Rom, wo er auch das Theater des Herzogs von Torlonia mit einem nach seiner Erfindung neu konstruirten Vorhang versah, und zeichnete während seines mehrjährigen Aufenthalts in Italien eine Menge von Ansichten, Plänen und Details aus allen Theilen dieses Landes. Am meisten beschäftigte er sich mit dem Studium der Ueberreste von Pompeji, und die ihm eigene Kunst des Aquarellmalens ist hier vorzüglich in Abbildung malerischer Ansichten der Ruinen und in den vollendetsten Miniaturkopien ihrer Gemälde in Anwendung gekommen. Wie an den Wänden in Pompeji, so sind auch in diesen Nachbildungen alle Gründe glänzend, alle Linien und Figuren glanzlos gehalten, Alles mit solcher Kunst behandelt, daß selbst die feinste helle Linie ausgespart ist. Außer den trefflichen Nachbildungen hat S. auch mehre Restaurationen in Zeichnungen unternommen, namentlich einige Wände und Gebäude von Pompeji und die Säulen in der Halle des Palazzo vecchio zu Florenz, die ursprünglich nicht mit farbigen, sondern mit weißen Stuckkoornamenten verziert waren. S. ist Kammerherr des Herzogs von Lucca und mit Dekorationen und Ehrendiplomen reich bedacht. Schrieb auch: Rapport fait à l'Academie des beaux-arts de l'Institut de France sur le chemin souterrain dit Tunnel ꝛc. — 5) G., Maler in Leipzig, bildete sich auf der Akademie daselbst und zu Berlin und Paris; malt schöne Genrebilder. Für Dr. Puttrichs „Denkmäler

der Baukunst in Sachsen", Leipzig 1838 ff., hat er mehre Blätter lithographirt. — III. Musiker: 6) Johann Konrad, einer der größten Violoncellisten seiner Zeit, war 1759 geboren u. stand bis 1776 als Mitglied der Kapelle in den Diensten des damaligen Bischofs zu Münster, machte dann eine Reise durch Deutschland und wurde 1777 in Gotha vom Prinzen August zu seinem Kammermusikus und Sekretär ernannt. Nach einigen neuen und immer gleich erfolgreichen Reisen durch Deutschland ging er im Jahr 1185 auch nach Italien, jedoch eigentlich nur aus dem Grunde, um eine große italienische Violinvirtuosin zur Frau zu gewinnen. Der Name derselben ist Strina Sacchi; sie war die Tochter des Professors Sacchi zu Mantua und 1764 daselbst geboren; im Conservatorium della Pieta zu Venedig erhielt sie ihre erste Bildung, die sie in Paris, wo sie einige Jahre zubrachte, noch erhöhte und endlich im Concert spirituel daselbst durch Hören der größten Meister damaliger Zeit auf der Violine vollendete. In den Jahren 1780—1783, wo sie hierauf Italien bereiste und sich namentlich in Neapel und Florenz hören ließ, erregte sie die größte Bewunderung, und dasselbe war der Fall, als sie 1784 nach Deutschland kam, wo sie sowohl durch ihre eminente Kunstfertigkeit, als auch durch ihre Schönheit und durch anziehenden Umgang eine große Anzahl von Verehrern um sich versammelte. Zu diesen gehörte auch S., der jedoch aus Schüchternheit es nicht wagte, unter der großen Anzahl von reichen und vornehmen Anbetern ihr seine Hand anzubieten, u. erst, nachdem sie 1784 in ihr Vaterland zurückkehrte, ihr nacheilte und um ihre Hand warb. Im J. 1785 brachte er sie als Braut nach Gotha, wo sogleich die Vermählung vollzogen wurde. Sie reisten nun zusammen und feierten überall die größten Triumphe, indem sie durch Duetten für Violine und Violoncell alle Welt entzückten. Außer Deutschland bereisten sie auch Ungarn und Rußland. Nach Gotha zurückgekehrt, trat S. in die herzogl. Kapelle ein u. unterhielt in seinem Hause von 1795 an ein eigenes Koncert, das der Sammelplatz aller Kunstfreunde aus den ersten Ständen Gotha's war und dessen Reiz noch erhöht wurde, als S.s Tochter zu einer tüchtigen Klavierspielerin heranreift war und nun Aeltern und Tochter Trio's für Klavier, Cello und Violine vortrugen. Auf den Reisen, die S. mit seiner Tochter machte, kam er bis nach Petersburg. Für den Winter 1799—1800 war die Familie für das leipziger große Koncert engagirt. S. † zu Gotha 1825, seine Frau einige Jahre früher; von der Tochter fehlen nähere Nachrichten. Auch als Komponist war S. thätig und lieferte wohl gegen 100 Werke, von denen aber die wenigsten gedruckt wurden. Am berühmtesten war wohl ein Koncert für Violine und Cello, das er in der ersten Zeit seiner ehelichen Verbindung schrieb und das in Gotha und Petersburg gedruckt wurde; die übrigen Kompositionen sind alle für Violoncell, Violine, Klavier und Guitarre, einzeln oder in mancherlei Verbindung.

Schlickargie, der Deichbau auf Schlickgrund; das Verfahren dabei ist folgendes: Die Erde wird auf einer schmalen Linie angefahren, welche einsinkt und den Schlick verdrängt, so daß man nach und nach festen Grund für den Deich gewinnt. Das Verfahren wird da angewendet wo es zu kostspielig seyn würde, den Schlamm vorher auszubaggern, ehe der Deich angelegt wird.

Schlickbalken (Wasserb.), bei Schleußen die quer unter den mit Nägeln darauf befestigten Bohlen hinlaufenden Balken, welche den Boden der Schleuße bilden.

Schlickburg, holstein. Dorf, Herrsch. Pinneberg; 160 Einw.

Schlickdamm, Damm, der das Wasser nöthigen soll, den Schlick fallen zu lassen.

Schlickdeich, s. Deich.

Schlicken, preuß. Hof, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Solingen; 150 Einw.

Schlickergans (Ornith.), s. v. a. Schneegans, Anser cinereus Meyer.

Schlickermilch, s. v. a. Schlottermilch.

Schlickfänger (Deichb.), jede Vorrichtung, wodurch man bewirken will, daß das Wasser den Schlick am Ufer oder auf Willen zurückläßt. Dazu gehören vorzüglich die Schlickteiche, Schlickzäune, Dämme, Lohnen, Tummelwerke; diese erhalten nur die mittlere Höhe der Fluth, während man dem Wasser einen gelinden Abzug in verschiedener Richtung zwischen den Werken gibt.

Schlickfall, findet Statt, wenn der Schlick sich am Damme zu setzen beginnt; es geschieht dies gewöhnlich da, wo das früher rasch laufende Wasser in eine gewisse Ruhe kommt.

Schlickgrund (Schlickboden), nicht allein solcher Boden, der aus Schlick besteht und also gar nichts trägt, sondern auch solcher, der aufs Trockene gelegt und meist recht fruchtbar ist.

Schlickharke, Werkzeug, womit man in Flußmündungen, Kanälen ꝛc. den Schlick aufreißt, damit er leichter vom Wasser mit weggenommen werde. Dasselbe besteht aus mehren Balken, die unten mit starken Zacken versehen sind und an ein Fahrzeug gespannt werden.

Schlickkräpfchen (Kochk.), s. v. v. Ravioles.

Schlickkraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Limosella L.

Schlickmonate, diejenigen Monate, wo sich der meiste Schlamm und Koth bildet, nämlich März, April und September.

Schlickpflug, Werkzeug, womit man Schleußen und Kanäle vom Schlamme reinigt; besteht aus 2 keilförmig auseinander gehenden breiten Scharen, die in der Mitte des Kanals fortgezogen werden und wodurch der Schlamm nach dem Ufer gedrängt wird.

Schlickpumpe, Rinne, von welcher aus eine Klappe so angebracht ist, daß das Wasser durch die Rinne abfließen, aber nicht zurücktreten kann.

Schlickthaler, s. Thaler.

Schlickufer, ein flach ablaufendes Ufer, an welches sich leicht Schlick ansetzt.

Schlickum, Karl, Landschaftsmaler zu Berlin, genoß den Unterricht des Professors W. Schirmer, dem er in der Darstellungsweise folgte. Auf der berliner Kunstausstellung von 1838 sah man von ihm drei Bilder: Blick aus den Ruinen der Burg Ahre in der Eifel bei Mittagsbeleuchtung und als Mondscheinlandschaft; dann das Schloß am Meere, Kompositionen.

Schlickwatt, Watt, welches mit Schlick überzogen ist, oder aufgeschlickt werden soll.

Schlickweide (Bot.), s. v. a. Mandelweide, Salix amygdalina *L.*, und Dotterweide, Salix vitellina *L.*, Varietät von Salix alba *L.*

Schlickweide (Landw.), s. Weide.

Schlickzaun, s. Schlickfänger.

Schlieben (Geogr.), preuß. Stadt, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Schweinitz, am Kremnitz- und Schliebenbache; 2 Rittergüter, Untersteueramt, Forstinspektion, Armenhaus, 2 Windmühlen, 2 Jahrmärkte; 1380 Ew.

Schlieben (Biogr.), Wilhelm Ernst August von, königlich sächsischer Kammerrath und Oberlandfeldmesser, geb. zu Dresden am 24. Juli 1780, wurde, nachdem er seinen ersten Unterricht durch Privatlehrer empfangen hatte, Zögling im adeligen Kadettencorps zu Dresden, fungirte 1799—1807 als Offizier, nahm unter dem Baron von Zach an einer Gradmessung und Triangulirung in Thüringen Antheil, bewerkstelligte einige geodätische Aufnahmen und diente dann als Adjutant im Bureau einer Infanteriebrigade. Nachdem er in den Civilstand übergetreten war, wurde er in der letzten Hälfte des J. 1807 als Oberlandfeldmesser, hierauf als Direktor der Kameralvermessung und endlich mit dem Titel eines königlichen Kammerraths als Oberaufseher der Civilplankammer angestellt. Eine wissenschaftliche Reise durch einen großen Theil Deutschlands, unternommen im J. 1824, machte S. mit den Vermessungsmethoden anderer Länder vertraut, worauf er als Basis und Vorbereitung zu einem neuen Grundsteuersystem eine Probevermessung unternahm. Im J. 1830 wurde er der Leiter eines von ihm selbst gestifteten statistischen Vereines u. † 1839 zu Dresden. Schr.: Das Unentbehrlichste der Feldbefestigungskunst, Erf. 1806; — Versuch einer Encyklopädie für die dem Infanterieoffizier nöthigen Wissenschaften, Leipz. 1809—11, 2 Bde.; — Der selbstbelehrende Feldmesser, das. 1811; — Situationszeichenschule für Kameralisten, Oekonomen und Förster, das. 1817; 2. Aufl. 1819; — Die Elemente der reinen Mathematik, erläutert durch Beispiele aus der Naturlehre, der Statistik und Technologie, Leipz. und Altenb. 1816—18, 2 Bde.; — Encyklopädisches Lexikon der Erd-, Land- und Feldmessung nebst der Entwerfung der Charten und Risse, Leipz. 1821; — Anleitung zur Praktik der niedern Meßkunde, Dresd. 1828; — Lehrgebäude der Geographie, Leipz. 1828—1830, 3 Bde. — Nahm sonst Theil an der Herausgabe der Karte des Königreichs Sachsen, Dresd. 1832, 28 Blätter, und gab eine Kriegsgeschichte und kriegswissenschaftliche Monographien seit 1792, Leipz. 1817—19, 3 Thl., — so wie einen Atlas von Europa, Leipz. 1826—30, 15 Liefer., — heraus.

Schlieckum, hannöv. Dorf, Landdrost. und Amt Kalenberg; 180 Einw.

Schlief (Schliff), 1) (Bäckerei), die nicht ausgebackene feuchte, zähe und klotzartige Stelle im Gebäcke, hauptsächlich im Brode unter der Rinde, wo sie mitunter fast in der Stärke eines Fingers gefunden wird; — 2) s. v. als Oelsteinschlief; — 3) S. backen, seinen Zweck verfehlen; — 4) (Geognos.), in der Oberlausitz s. v. a. Lehm.

Schliefer, 1) (Jagdw.), s. v. a. Dachshund; — 2) (Prov.), ein enger Muff; — 3) s. v. a. Splitter.

Schlieffen, Martin Ernst von, königl. preuß. Generallieutenant der Infanterie, geb. den 30. Okt. 1732, stand anfangs bei der Fußgarde in Potsdam, trat aber in hessen-kasselsche Dienste, nachdem ihm Friedrich II., weil S. über Urlaub geblieben, den Abschied gegeben hatte. Während des 7jährigen Krieges focht er bei der alliirten Armee und war General-Adjutant des Herzogs von Braunschweig, welcher ihm besonderes Vertrauen schenkte. Im J. 1772 wurde S. zum Staatsminister und Generallieutenant ernannt, begleitete 1788 den regierenden Landgrafen von Hessen-Kassel nach Berlin u. ward dort 1789 von Friedrich Wilhelm II. wieder in preußischen Diensten als Generallieutenant und Gouverneur von Wesel angestellt. Im Juli desselben Jahres ging er in diplomatischen Angelegenheiten nach London und empfing nach seiner Rückkehr im Oktober 1789 den Oberbefehl über das 4000 Mann starke preuß. Truppencorps, welches zur Dämpfung der Unruhen im Bisthum Lüttich bestimmt war und am 30. November ohne Widerstand die Citadelle von Lüttich besetzte. S. hatte jedoch das Unglück, kurz nach seinem Einrücken in das Bisthum den Fuß zu brechen; er mußte deshalb in Maastricht seine Herstellung abwarten, behielt aber trotz dem das Kommando, bis die preuß. Truppen am 16. April 1790 Lüttich räumten und die weitere Exekution den köln. und Pfälzer-Truppen überließen. Als sich später S. übergangen glaubte, forderte er als Gouverneur von Wesel seinen Abschied und zog sich von da an auf sein Gut Windhausen bei Kassel zurück, wo er 1825 †. Schrieb eine „Geschichte der schlieffschen Familie". Außerdem sind in den Jahrgängen 1782 und 1787 des deutschen Museums, in der berliner Monatsschrift 1791 und 1792 mehre interessante historische Aufsätze von S. zu finden.

Schlieffensberg (Zierhagen), mecklenburg-schwerin. Hof, wendischer Kr. Amt Güstrow; 140 Einw.

Schliefig (schliffig), 1) voll von Schliefen, s. Schlief; — 2) unreifr, noch seifenartige Kartoffeln.

Schliege (Pomol.), Traubensorte, s. v. a. blauer Trollinger.

Schliengen, bad. Marktflecken, Oberrheinkr., Amt Müllheim; Schloß, Bergbau auf Eisen, Weinbau; 1120 Einw. — Hier am 24. Okt.

1796 Sieg des Herzogs Karl über den franz. General Moreau. Diese Schlacht ist als der Schlußstein von Moreau's langem Rückzuge zu betrachten, der nur im Rheinthal wirklich bedroht wurde, ihm aber hinlängliche Gelegenheit bot, seine stets schwächern Gegner einzeln zu schlagen und dadurch Verhältnisse herbeizuführen, welche dem Feldzug von 1796 eine ganz andere Wendung gaben.

Schlier (Geognos.), ein blaulich grauer Mergel, der bei Schärding ꝛc. in Oberösterreich auf der Molasse liegt und der subappenninischen Mergelbildung parallel seyn dürfte; s. Molassegruppe.

Schlier (Waarenk.), s. v. a. Schleier.

Schlier (Geogr.), würtemberg. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Ravensburg; 120 Ew.

Schlierbach (Geogr.), 1) bad. Dorf, Unterrheinkreis, Amt Heidelberg; 550 Einw., welche in Heidelberg Stadtrecht haben; — 2) großherzogl. hess. Dörfer: a) Prov. Starkenburg, Kr. Heppenheim, Ldgr. Fürth; 250 Ew.; — b) Prov. Oberhessen, Kr. Biedenkopf, Ldgr. Gladenbach; 190 Einw.; — 3) kurhess. Dörfer: a) Prov. Hanau, Kr. Gelnhausen, Amt Wächtersbach, an der Bracht; Steingutfabrik; 430 Einw.; — b) Prov. Niederhessen, Kr. Fritzlar, Amt Jesberg; 2 Mühlen; 420 Einw; — 4) österr. Distriktskommissariat, Land ob der Ens, Traunkr.; umfaßt über 15 Dörfer und 6300 Einw.; — 5) Dorf das.; Cisterzienserstift; 1500 Einw.; — 6) würtemberg. Pfarrdorf, Donaukr., Oberamt Göppingen; 1780 Einw.

Schlieren, schweiz. Pfarrdorf, Kant. und Bez. Zürich; 630 Einw.

Schliergeschwulst (Med.), gemeiner Name einer Drüsenbeule.

Schlierschied, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Simmern; Mühlen; 210 Einw.

Schliersee, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Miesbach, am gleichnam. See; 390 Einw. Der 1/4 Meile lange und breite See enthält Perlenmuscheln, und sein Abfluß in die Mangfall heißt Schlierach.

Schlierstadt, bad. Pfarrdorf, Unterrheinkr., Amt Buchen; über 1000 Einw.

Schliesa (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Alt-S.), Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; Schloß, Vorwerk; 350 Einw.; — 2) (Neu-S.), das.; Schloß, Vorwerk; über 100 Einw.

Schließ, in Salzwerken der Entwurf einer Kostenrechnung zu einer bevorstehenden Arbeit.

Schließanker (Vorpaß), 1) ein eiserner Rahmen, den man in eine Feuereisse zwängt, damit diese nicht in sich zusammenstürze; — 2) (Schifff.), s. v. a. Gabelanker.

Schließbaum, 1) s. v. a. Schlagbaum; — 2) der Hauptbaum, womit man eine Hafeneinfahrt verschließt; an den beiden Enden ist er mit Ketten gehalten.

Schließblech, s. Schloß.

Schließbolzen, 1) Bolzen, durch welchen zum Festhalten eine Schließe gesteckt wird; — 2) die letztere selbst (Splint), ein Blech, welches man, nachdem man es durch das Loch des Bolzens gesteckt hat, an beiden Enden umbiegt, damit der Bolzen nicht zurück kann.

Schließe, 1) das Schloß an den alten Büchern; — 2) s. v. a. Schußbret; — 3) (Schlosser.), eine gerade Stange, die im eisernen Gitterwerk 2 Schnörkel zusammen hält; — 4) eine kleinere Schleuße; — 5) (Bauw.), s. v. a. Anker; — 6) (Maschinenw.), das starke Bret an Stangenkünsten, welches mit 3 Löchern, den Schließlöchern, versehen ist und 2 Leuker verbindet; — 7) s. Schließbolzen.

Schließen, 1) eine Oeffnung oder auch eine Thür ꝛc. zumachen, besonders wenn sie mittelst eines Schlosses zugehalten wird; — 2) von einem Schlosse, wenn es so beschaffen ist, daß man es mit einem dazu passenden Schlüssel zu- und aufschließen kann; — 3) (Bauw.), das Gewölbe durch einen Schlußstein oder eine Reihe derselben zumachen; — 4) bei Fenster- oder Thüröffnungen die obere Seite mittelst eines Bogens oder Sturzes zumachen; — 5) bei einer geraden Mauer eine Reihe Steine mit dem Schlußstein ausfüllen; — 6) (Handlgsw.), saldiren, abrechnen, die Rechnung schließen; — 7) einen Preis festsetzen, d. h. darüber einig werden und zu dessen Haltung sich verbindlich machen; — 8) einem Gefangenen Ketten anlegen und diese mittelst eines Vorlegeschlosses befestigen; erhöhte Strafe ist das S. über das Kreuz und in die Weite; — 9) (Math.), einen Winkel s., die beiden Schenkel mittelst einer Linie verbinden; — 10) (Log.), s. Schluß; — 11) (Chir.), von Wunden, zusammenwachsen und heilen; — 12) (Militärw.), im taktischen Sinne: a) die Glieder einer Kompagnie oder eines Bataillons auf solche Abstände hinter einander stellen, daß die Kompagnie ꝛc. in Schlachtordnung steht; — b) eine in Parade mit geöffneten Gliedern stehende Kompagnie ꝛc. in Schlachtordnung versetzen, und zwar dadurch, daß der zwischen diesen Gliedern bestehende Abstand von Glied zu Glied auf 18 Zoll oder den bestimmten Abstand für die geschlossene Ordnung vermindert wird; — c) eine offene Kolonne in eine geschlossene verwandeln; geschieht dadurch, daß der der Breite der einzelnen hinter einander stehenden Abtheilungen gleiche Abstand auf 3 Schritte vermindert wird. Das Schließen einer in Parade stehenden Kompagnie ꝛc. geschieht durch das Schließen der Glieder auf den durch reglementäre Bestimmungen festgesetzten Abstand zwischen den einzelnen Gliedern. Das Schließen einer Kolonne aus der offenen geschieht durch das Aufschließen der einzelnen Abtheilungen. Diese Formation der geschlossenen Kolonnen aus der offenen geschieht vorwärts dadurch, daß entweder alle hinter der ersten stehenden Abtheilungen im Geschwindschritt antreten, bis auf den bestimmten Abstand abmarschiren, halten und sich parallel zu der stehen gebliebenen richten, oder rückwärts, indem die hinterste Abtheilung stehen bleibt, alle vor derselben stehenden aber kehren, zurückmarschiren, den vorgeschriebenen Abstand rückwärts nehmen, halten, wieder kehren und mit der stehen gebliebenen Abthei-

lung parallel gerichtet werden. Bei sehr tiefen Kolonnen kann man diese Bewegung zur Ersparung von Zeit dadurch kombiniren, daß man eine der mittleren Abtheilungen stehen bleiben läßt, die offene Kollonne dadurch in zwei Theile theilt und dieses S. der Kolonnen von den vor der bezeichneten Abtheilung stehenden andern Abtheilungen rückwärts, von jenen aber, welche hinter der bezeichneten Abtheilung stehen, vorwärts ausführen läßt. Das S. zur Seite geschieht dadurch, daß die Soldaten von ihren Nebenleuten Fühlung (s. d.) nehmen.

Schließende Falle, s. Schloß.

Schließende Offiziere und Unteroffiziere (Militärw.), jene Offiziere und Unteroffiziere, welche sowohl in der Paradestellung und Schlachtordnung, als in der Kolonne ꝛc. auf gewissen, durch die Reglements bestimmten Abständen hinter der Linie stehen, um dieselbe in der möglichsten Ordnung zu erhalten und die Ausführung der gegebenen Kommandowörter befördern zu helfen und zu überwachen. Unter sich und mit der Linie Abstand und Richtung haltend, bilden sie gewissermaßen neue Richtungslinien.

Schließen der Formen (Buchdr.), das Befestigen der gesetzten Kolumnen und der zwischen ihnen befindlichen Rahme und Stege, indem man die Kolumnen mittelst des eisernen, aber dicken und stumpfen spannelangen Schließnagels an die Seite drückt.

Schließen der Glieder, s. Schließen 12).

Schließen der Kette (Phys.), s. Kette, vgl. Galvanismus.

Schließen der Loge (Freim.), s. Logenschluß.

Schließer, 1) s. v. a. Gefangenwärter oder Stockmeister; — 2) (Handelsw.), die Person auf den Packhöfen, welche für die Sicherheit der Waaren zu wachen und zu stehen und daher auch dieselben unter Verschluße hat; — 3) (Anat.), s. v. a. Schließmuskel.

Schließerin, 1) Wirthschafterin, Ausgeberin; — 2) Frau, welche sich mit Federschleißen beschäftigt.

Schließfeder, 1) die Gänsefeder, welche geschlossen wird, um die Betten damit anzufüllen, vergl. Federschleißen; — 2) (Uhrmach.), eine mit ihrem einen Ende festgeschraubte stählerne Feder, die an ihrem andern Ende einen Haken hat, welcher in eine Vertiefung oder unter die scharfe Kante eines Randes einfällt, wenn man das Ende der Feder, oft mittelst eines Stiftchens oder Knöpfchens zudrückt. Nicht immer macht der Schließhaken mit der Schließfeder ein einziges Stück aus; er ist auch zuweilen davon getrennt und bloß mit dem Ende der Feder in Berührung gesetzt. Die französische S. besteht aber aus 2 Stücken, dem Schließhaken und der Feder. Der Schließhaken ist an der Pfeilerplatte so angebracht, daß er vor und zurück geschoben werden kann; hinter demselben ist die Feder, die ihn gewöhnlich vordrückt. Bei der S. des Gehäuses sind Haken und Feder ein Stück, u. die Feder ist an der inneren Seite des Gehäuses festgenietet und häufig mit einem Drücker versehen, welcher durch das Gehäuse hindurch geht, um beim Oeffnen der Uhr die Feder zurück drücken zu können. — 3) (Gürtler und Goldschm.), ähnliche Federn an Etuis, an den Schlößchen der Halsketten ꝛc.

Schließfrucht (bot. Term.), s. v. a. Achaena, Achenium.

Schließfrüchtige (Bot.), Synclystae *Spr.*, s. v. a. Nucamentaceae *Dec.*, s. Cruciferä.

Schließgeld, 1) Geld, das an einigen Orten von Denjenigen, welche Gefängnißstrafe zu büßen hatten, an den Stockmeister gezahlt wird; — 2) Thorgeld für das an einigen Plätzen gebräuchliche Oeffnen des Thores, welches zu einer gewissen Abendstunde geschlossen wird.

Schließhaken, 1) (Schlosser.), ein wie eine Stahlfeder gespannter halb kreisförmiger Eisenhaken, der an Waarenkisten und Laden ins Schloß eingedrückt wird, wenn man den Deckel zudrückt; — 2) der Haken an einer Thüre, wo hinein der Riegel eines nicht versenkten Schlosses schnappt; — 3) (Uhrm.), s. Schließfeder.

Schließkappe (Schlosser.), s. Schloß.

Schließkapsel (bot. Term.), s. v. a. Carcerulus.

Schließkette, Kette, womit etwas verschlossen wird, größere zum Verschließen der Häfen, kleinere zum Verschließen von Felleisen ꝛc.; auch die Kette, womit man Missethäter schließt.

Schließkloben, s. Schloß.

Schließlage (Deichb.), die oberste Buschlage bei Reißwerken.

Schließlein (Bot.), Abart vom gemeinen Lein, Linum usitatissimum *L.* (s. d.).

Schließknie (Schloßknie, Backenknie) **eines Schiffes**, halten die verbundenen Stücke vor dem Vordersteven von der Seite her, so daß sie sich mit dem Buge des Schiffes vereinigen.

Schließlöcher (Maschinenw.), s. Schließe 6).

Schließmund (Bot.), Flechtengattung, s. v. a. Cliostomum *Fr.*

Schließmundschnecke (Mollusk.), Schneckengattung, s. v. a. Clausilia *Drap.*

Schließmuskel (Sphincter, Anat.), aus ringförmig zusammenlaufenden Fasern gebildeter Muskel, der dazu bestimmt ist, eine Höhle an deren Ein- oder Ausgang zu schließen, z. B. die Augenlider, den Mund, das After und die Harnblase.

Schließnagel, 1) (Buchdr.), s. Schließen der Formen; — 2) ein starker Nagel zum Verschließen der Bolzen und großen Riegel, damit diese nicht zurück können; — 3) der Eisenstab, den der Buchbinder in die Löcher der Schraubenköpfe an der Formschraube steckt, um die Schrauben damit zu drehen; — 4) (Kriegsw.), s. Laffete.

Schließpaß, ein aus 2 Hälften bestehendes Werkzeug, womit der Siebmacher sich das Spalten der Schienen erleichtert. Dasselbe besteht aus 3 Stücken Holz, welche durch ein Gewinde vereinigt sind und, zusammengeschlagen, in der Mitte eine Rinne bilden; in diese Mitte steckt

man die Schiene, welche noch dünner gespalten werden soll.

Schließplatte, f. Schließen der Formen und Buchdruckerkunst.

Schließquadrätchen (Schließgeviertes, Buchdr.), das $^1/_4$ eines vollen Quadrates, womit der Setzer die Zeilen ausschließt.

Schließriegel (Schlosser.), derjenige Riegel bei einem Schlosse, der vor der Feder des Schlosses vorgedrückt und mit Hülfe des Schlüssels zurückgezogen wird.

Schließsäge, eine mittelmäßige Handsäge, deren Zähne nur wenig divergiren, weil die damit zu schneidenden Tischlerstücke genau wieder zusammenpassen müssen.

Schließschlauch (bot. Term.), s. v. a. Ascus inclusivus.

Schließschnecke (Mollusk.), s. v. a. Schließmundschnecke, Clausilia *Drap.*

Schließstock, s. Zins.

Schließweger (Schiffb.), s. Bandweger.

Schließzifferquadrätchen, s. Schließquadrätchen, vgl. Ausschließungen.

Schliestedt, braunschweig. Pfarrdorf, Kr. Wolfenbüttel, Amt Schöppenstedt, am Fuße des Elms und an der Altenau; Edelhof; 280 E.

Schlestorp, s. v. a. Schleswig (Dorf).

Schlieven, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Krivitz; 110 Einw.

Schliewitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Konitz; 490 Einw.; — 2) das.; 130 Einw.

Schliff, s. v. a. Schlief.

Schliffflächen (Geognos.), s. v. a. Reibungsflächen (s. d.).

Schlikendorf, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Grafenegg; über 100 Einw.

Schlikowes, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Hersch. Welisch-Wokschitz; 260 E.

Schlimm, 1) geneigt oder geeignet, Schaden zu bringen, Anderen Böses zu thun; — 2) von der geraden Horizontal- und der Perpendikulärlinie abweichend; — 3) sich nicht wohl befindend; — 4) (Mus.), s. v. a. schlecht; daher schlimmer Takttheil, s. v. a. schlechter Takttheil.

Schlimmes (Weinb.), s. v. a. Hippe.

Schlimpfenschleglein (Bot.), s. v. a. gemeiner Spindelbaum, Evonymus europaeus *L.*

Schlimpfhof, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken u. Asch, Ldgr. Kissingen; 130 Einw.

Schlindermauderscheid, luxemb. Pfarrdorf, Distr. und Kant. Diekirch; 210 Einw.

Schlinding, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Passau; 100 Einw.

Schling (Wasserb.), der unterste oder Rosthau zur Anlage einer Schleuße. Die horizontalen Balken, welche man auf die in die Erde gerammten Pfähle zapft, heißt Schlingbalken, so wie die auf diese genagelt werdenden Bohlen Schlingbohlen heißen und den Schleußenboden bilden. Werden große Schleußen mit 2 Böden versehen, so werden die unteren Balken Schling- und die oberen Klei- oder Schlammbalken genannt.

Schlingbaum, I. (Bot.), auch Schlingenbaum, 1) Pflanzengattung, s. v. a. Viburnum *L.*; — 2) s. v. a. Gerber-Sumach, Rhus coriaria *L.*; — II. (Mühlw.), s. v. a. Mehlbaum.

Schlingbeerbaum (Bot.), s. v. a. wolliger Schneeball, Viburnum Lantana *L.*

Schlingbeschwerden (Med.), s. Dysphagie.

Schlingbissen (Pharm.), s. v. a. Bolus.

Schlingbohlen, s. Schling.

Schlingbohne (Bot.), s. v. a. Mucuna pruriens und urens *Dec.*

Schlinge (in versch. Bed.), 1) ein Körper, welcher in einen Kreis zusammengebogen werden kann; — 2) ein Band, ein Strick ꝛc., dessen eines Ende zu einer Masche geknüpft ist, durch welche das andere Ende lose gesteckt wird, so daß sich das Ganze zu passender Zeit eng zusammenzieht, z. B. um Thiere zu fangen; — 3) (Nadler.), eine S. aus Draht, eine Heftel; — 4) Schiffb.), die im Viereck vereinigten Hölzer, welche den Marsen zur Unterlage dienen; — 5) (Wasserb.), Bänder von zähen Weidenruthen; — 6) (Geburtsh.), s. Wendung; — 7) (Chir.), Bänder oder Handtücher, die so verschlungen werden, daß man bei Knochenbrüchen und Verrenkungen die Glieder damit ausdehnen kann; — 8) (bildl.), ein listiger Plan, wodurch Jemand ein widriges Begegniß bereitet werden soll; — 9) (bot. Term.), s. v. a. Cirrhus.

Schlinge (Bot.), 1) Pflanzengattung, s. v. a. Periploca *Tournef.*; — 2) s. v. a. wolliger Schneeball, Viburnum Lantana *L.*

Schlingen, 1) (Physiol.), s. v. a. Schlucken, besonders mit Heftigkeit große Massen hinunterschlucken; — 2) fließendes Wasser in sich aufnehmen oder durchlaufen lassen; — 3) etwas in einer Schraubenlinie umgeben oder in einer Schraubenlinie fortbewegen; — 4) eine Schlinge machen.

Schlingen (Geogr.), 1) Marktflecken, s. v. a. Schliengen; — 2) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Kaufbeuren; 470 Einw.

Schlingen, erschwertes (Med.), s. Dysphagie.

Schlingen der Nerven, s. Nerven.

Schlingennaht (Sutura ansata, Chir.), s. Naht.

Schlingenschrade (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Buddleia *L.*

Schlingenträger (Geburtsh.), s. v. a. Wendungsstäbchen, s. Wendung.

Schlinger (Amphib.), 1) s. v. a. Riesenschlange, Boa constrictor *L.*; — 2) s. v. a. Python *Daud.*

Schlingern (Torfg.), den Sand aus einem Kanale werfen.

Schlingern der Schiffe, wenn die Schiffe in hohler See hin- und herschwanken. Man setzt dann die Schlingerpardunen noch zu den bleibenden an der Lupseite des Schiffes.

Schlingerpardunen (Schiffsw.), die bei starkem Winde oder beim Schlingern des Schiffes an der Lupseite noch beigesetzten Pardunen

(s. d.), um das Wenden des Schiffes zu erleichtern.

Schlingerschlag, () in Norddeutschland s. v. a. Volte; — 2) eine behende künstliche Wendung; daher — 3) im Seemannsausdruck ein listiges Betragen, wodurch man sein Ziel erreichen will.

Schlingerschlagbug (Gegenschlagbug, Seew.), beim Laviren ein Lauf in gerader Linie, durch welchen das Schiff sehr wenig vorwärts gekommen ist.

Schlingerstag, ein nur im Seegefecht noch mit anzuwendendes Borgstag.

Schlingfarrn (Bot.), 1) Farrengattung, s. v. a. Lygodium *Sw.*; — 2) Farrengattung, s. v. a. Lomaria *Willd.*

Schlingfaser (Bot.), auch Spitzenschimmel, Acrothamnium *Nees*, Gattung der Mucedinei genuini *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Flocken niederliegend, ästig, verwebt, dunkelfarbig, die Spitzen mit Querwänden, sporentragend. Sporen aus zerfallenen Flocken gebildet. Art: A. violaceum *Nees*. Zwischen Moos an Baumwurzeln. *Nees*, Syst. 74, F. 71.

Schlinghölzer (Wasserb.), s. v. a. Schlinghalken.

Schlingkäfe (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Bauhinia *L.*

Schlingpflanzen (Bot.), Pflanzen, die sich um andere, stärkere Pflanzen herumschlingen und so sich selbst befestigen, z. B. die Lianen.

Schlingröhre, s. v. a. Schlugröhre.

Schlingspargel (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Lapageria *Ruiz.*

Schlingstube, s. v. a. Brunnenstube.

Schlingwurm (Entom.), s. v. a. Maulwurfsgrylle, Gryllotalpa communis *Latr.*

Schlingzahn (Säugeth.), Mäusegattung, s. v. a. Sigmodon *Say.*

Schlinig, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Imst, Ldgr. Glurns; 210 Einw.

Schlinke (Bot.), s. v. a. Schlehdorn, Prunus spinosa *L.*

Schlinken (Bot.), auch Rindenmoose, Wasserfäden, vierte Zunft der zweiten Klasse des ofenschen Pflanzensystems, die Confervaceä anderer Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Gegliederte Röhren aus Schläuchen, welche Samenmassen enthalten und keine Blasen tragen. Sie finden sich in süßem und Salzwasser, sind haarförmig, dem Auge sichtbar, meistens grün, kleben an Steinen und andern Pflanzen, reißen aber oft los und schwimmen als große Filze umher. Die Samenmasse gibt den Fäden die Farbe. Entleert, sind sie durchsichtig. Eintheilung: a) Gegliederte Fäden, deren Samenkörner nach dem Austreten herumschwimmen und sich sodann festsetzen. Gattungen: Cadmus, Sphaeroplea, Tiresias. — b) Kopulirte (Conjugata). Doppelte Röhren, wovon die innere aus Schläuchen besteht; die Samenmasse geht bei der Kopulation aus einem Faden in den andern über, so daß der eine leer wird. Diese sonderbaren Wasserfäden haben an der Seite eines jeden Schlauchs eine Mündung wie die Landwürmer; die Mündungen von 2 neben einander liegenden Fäden verlängern sich gegen einander, legen Mund an Mund, und die gefärbte Masse tritt aus einer Röhre in die andere. Zwei solche kopulirte Fäden sehen aus wie eine Leiter. Darnach trennen sie sich wieder, sterben und verfaulen. Sie schwimmen nur in süßem Wasser umher als grünliche oder gelbliche Knäuel, entwickeln Luft, welche in Form von Blasen hängen bleibt und sie an die Oberfläche hebt, wo sie schwarz werden. Gattungen: Leda Tendaridea, Salmacis, Zygnema. — c) Bestän-dig kopulirte. Gattung: Hydrodictyon. — d) Solche, welche sich nicht kopuliren. Gattungen: Oedogonium, Conferva, Bolbochaete.

Schlins, österr. Dorf, Vorarlberg, Ldgr. Feldkirch; als Gemeinde 550 Einw.

Schlippe, ein enger Weg, der schmale Raum zwischen 2 Häusern.

Schlippen (Bot.), auch Rindennußpflanzen, vierte Zunft der 13. Klasse des ofenschen Pflanzensystems, die Plantaginea und Plumbaginea anderer Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Kelch und Blume röhrig, bleibend, 4- oder 5spaltig, mit eben so viel Staubfäden; Nuß einsamig, mit einem Griffel; Samen mit Eiweiß. Meistens Kräuter, auch Sträucher und Bäumchen, mit Schäften oder knotigen Stengeln, Wurzel-, Wechsel- und Gegenblättern, ohne Nebenblätter. Die Blüthe ist zwar in Kelch und Blume geschieden, aber die letztere bleibt stehen, vertrocknet und schließt nicht selten den Gröps ein, wie ein Kelch; daher rechnet man diese Pflanzen noch zu denen mit unvollkommenen Blüthen. Manche haben medicinische Kräfte. Eintheilung: A) Blätter abwechselnd, die Nuß nicht von der Blume umschlossen; Samen hängend. Gattungen: Littorella, Plantago. — B) Blume 5spaltig, bisweilen 5blätterig, mit 5 Staubfäden an den Lappen; Schlauch mit einem verkehrten Samen. — a) Blüthen auf einem Schaft, fast 5blätterig, mit 5 Griffeln; der Schlauch trennt sich am Grunde mit mehren Spalten. Gattung: Statice. — b) Blumen an einem Stengel, gestielt-tellerförmig; Griffel und Gröps an der Spitze 5spaltig. Gattung: Plumbago.

Schlippenbach (Biogr.), Ulrich Heinrich Gustav, Freiherr v., deutscher Schriftsteller, geb. in Groß-Wormsahten im Kurländischen am 18. Mai 1774, studirte Jurisprudenz zu Königsberg und Leipzig (1795), wurde 1797 Bevollmächtigter des ambothmischen Kirchspiels, 1799 Landnotar, 1807 Landrath des piltenschen Kreises und übernahm später die Stelle eines Kanzleidirektors des Ritterschaftskomité's. Im Jahr 1809 ward er Mitglied der Reichsgesetzkommission, 1814 Redakteur der Arbeiten der zur Verbesserung des Looses der kurländischen Bauern niedergesetzten Kommission, erhielt auf 12 Jahre das Krongut Kanneneden zu Lehen und bekam 1818 eine Anstellung als Oberhofgerichtsrath in Mitau. Noch im nämlichen Jahre Mitglied des neu errichteten Provinzialkomité's geworden, empfing er 1822 die Präsidentschaft desselben u. † zu Mitau am 20. März 1826. Er war u. A.

auch der Stifter der „Kurischen Gesellschaft für Kunst und Literatur" (1816). In späterer Zeit trat er öfters als musikalisch-lyrischer Improvisator auf und bekundete in dieser Hinsicht eine ziemliche Anlage. Die von ihm geschriebenen Gedichte beweisen größtentheils ihr flüchtiges Entstehen; unter den bessern derselben nennen wir „Die Wolken", „Die Geburt der Liebe" und die „Epigramme". Von 1806—1809 gab er die „Curlonia" und „Wega" heraus und schrieb sonst noch: Ikonologie des heutigen Zeitalters, Riga 1807; — Malerische Wanderungen durch Kurland, ebendas. 1809; — Gedichte, Mitau 1812; — Beiträge zur Geschichte des Kriegs, ebendas. 1813, 4 Hefte; — Lebensblüthen, Hamburg 1816, 2 Bde.; — Erinnerungen von einer Reise nach St. Petersburg im Jahre 1814, ebendas. 1818, 2 Bde. — Seine Gattin, die ihn auf seinen Reisen durch Livland begleitete, zeichnete viele malerische Ansichten, in S.s Reisewerke, Riga und Leipzig 1809, gestochen.

Schlippenwurzel (Bot.), s. v. a. Wiesen-Knöterig, Polygonum Bistorta *L.*

Schlippesches Salz, s. Antimon C) c) 23).

Schliprüthen, preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Meschede; 170 Einw.

Schlipsheim, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Ldgr. Göppingen; Schmutterbrücke, Schloß, Mühle; 390 Einw.

Schlirf, Dorf, s. v. a. Salzschlirf.

Schlitten, 1) ein Fuhrwerk ohne Räder, an deren Stelle hölzerne, mitunter mit Eisen beschlagene Kufen vorhanden sind und das man hauptsächlich im Winter auf dem Schnee oder Eise gebraucht, um Waaren ꝛc. darauf fortzuschaffen. Diese zwei Kufen, Schlittenkufen genannt, sind Baumstämme von hartem Holze, die vorne aufwärts gekrümmt und durch Querhölzer mit einander verbunden sind, so daß darauf ein Leiterwerk, Gerüste oder Kasten, je nachdem der Schlitten zum Fortschaffen von Menschen oder Waaren dienen soll, gelegt wird. Hinsichtlich der Bespannung hat man ein- und zweispännige Schlitten; bei jenen sind zwei hölzerne Stangen, bei diesen ist eine Deichsel zum Anspannen angebracht. Leichte einspännige Schlitten, welche man gewöhnlich zu Lustfahrten gebraucht, werden Rennschlitten oder auch, weil das Pferd gewöhnlich mit auf Leder genähten Schellen behangen ist und diese beim Laufen desselben die verschiedenartigen, jedoch zu einem harmonischen Ganzen vereinigten Töne von sich geben, Schellenschlitten genannt. Die Kufen dieser Art Schlitten sind gewöhnlich sehr lang und bilden vorne einen Bogen oder laufen in einer hohen Spitze zusammen. Der Kasten, in welchen man sich setzt, ist entweder von Weidenruthen geflochten und wird dann Korbschlitten genannt, oder er ist vom Stellmacher mehr oder weniger künstlich zusammengesetzt u. dann wird er Tafelschlitten genannt. Mitunter, und zwar ist dies hauptsächlich bei Postwägen der Fall, sind diese so eingerichtet, daß man den Kasten von den Rädern abhebt, ihn auf Kufen setzt und ebenfalls als Schlitten braucht, in welchem Falle die Reisenden vor Schneegestöber, empfindlicher Kälte ꝛc. einigermaßen geschützt sind. Mit den kleineren Schlitten wird hinsichtlich ihrer Bauart viel Luxus getrieben und die Kästen in den verschiedenartigsten Formen dargestellt. Bei den feineren Schlitten ist gewöhnlich vorne ein Schirm von Draht, der Schneeschirm, angebracht, welcher den Zweck hat, das Schleudern der Schneeklumpen von den Hufen der laufenden Pferde aufzuhalten, damit diese nicht die in dem offenen Schlitten sitzenden Personen treffen, oder in den Schlitten geworfen werden. Zur Bedeckung der im Schlitten Sitzenden ist gewöhnlich eine Decke, die Schlittendecke, häufig aus einem oder mehren zusammengenähten Fellen bestehend, angebracht, welche die darin Sitzenden bis an den Oberleib bedeckt und die Kälte ebenfalls mindert. Zum Transport kleinerer Lasten hat man s. g. Handschlitten, die bloß aus den durch Querhölzer verbundenen Kufen bestehen, vorne mit einer kleinen Deichsel versehen sind und von einem Menschen gezogen werden. Bei den Lappländern werden statt der Pferde Rennthiere vorgespannt und in Sibirien ꝛc. Hunde; die Fahrt ist oft gefährlich, weil die Hunde sehr schnell laufen und sich nicht eher anhalten lassen, bis sie an die gewohnte Station kommen. — 2) (Maurer.), Gerüst, welches der Maurer an die zum Ziehen der Gesimse bestimmten Schablonen befestigt; es hat den Zweck, daß es nicht nur den Arbeitern die nöthigen Handhaben zum Festhalten der Schablonen verschafft, sondern auch, indem es auf den s. g. Ziehlatten, die gegen die Wand genagelt sind, gleitet, bewirkt, daß die Schablone selbst in einer horizontalen Linie sich fortbewege; endlich ist der Schlitten mit einem Brete versehen, auf welchem der beim Ziehen des Gesimses abgestrichene Mörtel sich sammelt, um zum Wiedergebrauche in den Kalkkasten gethan zu werden; — 3) (Schneidemühle), das Gerüst, auf welchem der zu schneidende Holzblock liegt, um mittelst desselben gegen das Sägegatter geschoben zu werden, s. Schneidemühle; — 4) (Papierm.), ein dünnes, mit Filz überzogenes und mit Talg bestrichenes Bretchen, dessen sich der Leger beim Legen des Papiers bedient; — 5) (Tuchscheerer), ein solides, seitwärts vom Scheertische befindliches Gestelle, das sich längs einer als Leitung dienenden Stange hin- und herbewegen läßt, und auf welchem der eigentliche Scheermechanismus angebracht ist; mit diesem rückt der Schlitten nach einer Seite hin fort und, am Ende seiner Bahn angelangt, stellt er sich von selbst; die Scheere steht still, und der Arbeiter schiebt den Schlitten wieder an die Stelle zurück, von wo aus er seine Bewegung begonnen hatte; — 6) (Wasserb.), in Gegenden, wo die Erde mittelst Schlitten auf die Deiche geschafft werden muß, ein Stück des Deiches, welches eine Gemeinde im Stande halten muß. — 7) (Seew.), ein Gerüst von starken und großen Balken, auf dem die großen Schiffe erbaut werden und mit dem sie nach vollendetem Bau vom Stapel laufen, damit sie nicht umschlagen. Die Franzosen verbinden den S.

durch Querriegel und verfertigen ihn aus sinkschwerem Holze, wodurch er im Wasser untergeht und unter dem Boden des Schiffes herausgebracht werden kann. Bei der englischen Marine werden die beiden langen Stukken des S.s nicht verbunden; jedes derselben ist vorn und hinten für sich besonders, die eingezogenen liegen auf unterlegte Hölzer gestutzt, und krumme Stützen reichen bis an das unterste Bockholz hinauf, an welches sie mit Bolzen befestigt sind.

Schlittenbahn, 1) (Schlage), der eine große Strecke ununterbrochen fortgehende, mit Schnee und Eis bedeckte Weg, auf welchem man mit Schlitten fahren kann; — 2) diejenige Beschaffenheit der Erdoberfläche, bei welcher bequem ein Schlitten gefahren werden kann und welche entsteht, wenn bei nicht großer Kälte und ruhigem Wetter auf den noch nicht gefrorenen Boden Schnee fällt.

Schlittenbaum, s. v. a. Kufen oder Läufe, s. Schlitten 1).

Schlittendecke, s. Schlitten 1).

Schlittenfahrt, 1) die Fahrt in einem Schlitten oder auch eine von mehren Schlitten auf einmal unternommene Lustpartie; — 2) s. v. a. Schlittenbahn.

Schlittenhaken (Wagenhaken), s. v. a. Schiebstange, s. Schneidemühle.

Schlittenhölzer, von Natur so gekrümmte Hölzer, daß sie zu Schlittenkufen passend sind.

Schlittenkufen, s. Schlitten 1).

Schlittenpeitsche, s. Peitsche.

Schlittenrad, das Rad, welches das Gerüst in der Schneidemühle, worauf der Block ruht, immer weiter vorrückt, damit die Säge immer daran zu zerschneiden finde.

Schlittenschiffe (Schiffsk.), s. v. a. Schietschouven.

Schlittenständer, Ständer, welche auf den beiden Schlittenbalken von vorn bis hinten stehen und das Schiff tragen, wenn es vom Stapel laufen soll.

Schlittenwelle, diejenige Welle sammt ihren Getrieben, welche, durch das Schlittenrad umgetrieben, den S. immer weiter der Säge entgegen führt.

Schlitters, österreich. Dorf, Tyrol, Kr. Schwaz, Ldgr. Fügen; 640 Einw.

Schlittschuhe (franz. Patins), die bekannte Vorrichtung, welche man unter den Füßen befestigt, um damit schneller und leichter sich auf dem Eise fortzubewegen. Sie bestehen aus einem, in der Gestalt einer Fußsohle geschnitzten Holze, an dessen unterer Seite ein schmales, etwa 1″ breites Stück Stahl oder Eisen festgemacht ist, das vorn abgerundet ist und in einen schmalen Haken ausläuft. Das Eisen selbst ist theils einfach oder doppelt gerieft, theils ist es glatt, aber an den Seiten scharfeckig. Um fahren zu können, muß an dem Holze Riemenzeuch angebracht seyn, womit die S. an die Füße geschnallt werden. Wahrscheinlich stammen sie von den Schneeschuhen der Lappländer her. Das Schlittschuhlaufen ist von den Aerzten für eine ganz besonders die Brust stärkende Bewegung erkannt und wegen der außerordentlichen Schnelligkeit und überdies wegen der Schönheit der Wendungen des Körpers von vielen Dichtern besungen worden. Am besten lernt es der Zögling an der Hand eines erfahrenen Läufers, der stark genug ist, ihn mit seinem Arm aufrecht zu halten; das Lernen am Stuhlschlitten wird wohl zu empfehlen seyn, nur gewöhnt es den Läufer an eine geduckte Stellung und macht zu ängstlich. Wenn der Läufer den linken Fuß auf die Eisfläche setzt, so gebe er sich mit dem Oberkörper einen starken Schwung nach der Linken, hebe aber zugleich den rechten Fuß im Halbzirkel nach vorne schleudernd; so bildet derselbe gleichsam das Steuer und hält zugleich den Schwerpunkt in der Mitte des Körpers. Aus der Abwechslung entsteht bei gehöriger Geschicklichkeit ein Schwanken und Wiegen, wie es sonst keine Bewegung auf der Welt gibt. Die gar nicht oder doch nur wenig gerieften S. sind die besten, doch müssen die Eisen stark und die Kanten scharf seyn. Uebrigens schnalle oder kneble man den Fuß nicht zu stark ein; die S. müssen etwas locker seyn, damit sich der Fuß im Knöchelgelenk frei bewegen könne, auch dürfen Schnallen und Ringe nicht so sitzen, daß Spanne oder Knöchel gedrückt werden. Die größten Meister in dieser Kunst sind die Niederländer. Bei ihnen läuft Jung und Alt, und die Frauen tragen ihre Waaren auf den Köpfen zum Markte, indem sie auf ihren eisbedeckten Kanälen mit S. an den Füßen dahin fliegen. Die meisten S. liefern Remscheid, dann Hagen, Iserlohn, Schmalkalden, Solingen und Suhl. Man fuhrt ganz feine mit weißen Holzsohlen, blaue mit Seitenbahnen, ordinäre mit Hohlbahnen und solche mit Breithölzern. Die Holländer brauchen solche mit langen Schnäbeln und glatten Bahnen.

Schlitz (in versch. Bed.), 1) jeder lange, schmale Einschnitt in einen Gegenstand; — 2) (Anat.), s. Spalte; — 3) der Spalt der Schreibfeder; — 4) (Mühlenw.), eines der schmalen, aber 2 Spannen langen Löcher durch die Tragbalken der Mühle, in welche ein Theil des Steges gesteckt wird; — 5) (Bauk.), eine der beiden ganzen und beiden halben Vertiefungen des Dreischlitzes, ursprünglich zur Ableitung des Regenwassers bestimmt; — 6) (Tischler.), wenn 2 Bretter in einen rechten Winkel zusammengefügt werden, lange, schmale Einschnitte in dem einen Brete, in welche die Zapfen des andern Bretes passen; — 7) (Kleiderm.), an manchen Kleidungsstücken ein langer Einschnitt, gewöhnlich, damit das Kleidungsstück leichter angezogen werden kann. Sonst wurden solche Schnitte in die Kleidungsstücke gemacht und ein Stoff von anderer Farbe darunter gefüttert, der auch wohl in Bauschen hervorragte.

Schlitz (Geogr.), 1) großherzogl. hess. Grafschaft und Landrathsbezirk, Prov. Oberhessen, Kr. Alsfeld, dem Grafen Görz gehörig; umfaßt $3^3/_4$ □M. mit über 8000 Einwohnern; — 2) Stadt und Hauptort daselbst, Residenz des Grafen, an der Altfeld; Schloß (Hallenburg), alte Kirche (812 eingeweiht), Post, Oberförsterei, Mineralbad, Leinweberei, Gerberei, Papier-

mühlen; 3240 Einw.; in der Nähe 4 alte Burgen; — 3) s. v. a. Burg Schlitz.

Schlitz (Geneal. u. Biogr.), genannt zu Görz, s. Görz.

Schlitzbrand (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Roestelia *Rebent.*

Schlitzbruch (Chir.), s. Bruch u. Fissura.

Schlitzeisen (Sammetw.), s. Driet.

Schlitzen, 1) einen Schlitz in einen Gegenstand machen; um z. B. die Rahmstücke einer Thür mit einander zu verbinden, erhält jedes nach der Stärke des Holzes 2 Einschnitte. Bei dem einen wird der mittlere Theil herausgenommen, an dessen Stelle der mittlere des andern zu liegen kommt, nachdem von ihm die beiden Außentheile hinweggenommen sind; von dem erstgenannten Rahmstücke sagt man, es sey ein Schlitz, v. dem andern, es sey ein Schlitzzapfen; — 2) s. v. a. Spalten; — 3) von gewebten Zeuchen, im Fall sie der Länge nach reißen und brechen, wie dies besonders bei dünnen, seidenen oder halbseidenen, oder auch bei dünnen und doch steifen wollenen Zeuchen der Fall ist.

Schlitzenhausen, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Herrschaftsgericht Tann; 180 Einw.

Schlitzfenster, ein in einem Schlitz der Mauer angelegtes und demnach langes und schmales Fenster; man legt sie gewöhnlich in nichtbewohnten Wirthschaftsgebäuden an, damit Niemand hineinsteigen kann, oder man bringt sie neben andern großen Fenstern und mit diesen gekuppelt an.

Schlitzgraben, 1) ein vom Hauptgraben zur Wiesenwässerung abgeleiteter Seidengraben; — 2) s. Kuvette.

Schlitzhäutler (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Schizoderma *Kze.*

Schlitzkelch (Bot.), Moosgattung, s. v. a. Timbriaria *Nees.*

Schlitzkohl (Bot.), s. v. a. Brassica oleracea laciniata, s. Brassica oleracea *L.*

Schlitzmantel, ein statt der Aermel nur mit Schlitzen versehener Frauenmantel.

Schlitzrüßler (Säugeth.), Nagethiergattung, s. v. a. Solenodon *Brandt.*

Schlitzschnecke (Mollusk.), Schneckengattung, s. v. a. Fissurella *L.*

Schlitzschwamm (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Clathrus *Michel.*

Schlitzzähnig (bot. Termin.), s. v. a. Laciniato-dentatus.

Schlitzzahn (Bot.), Moosgattung, s. v. a. Dryptodon *Brid.*

Schlitzzapfen, s. Schlitzen.

Schlobitten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preußisch-Holland; Schloß mit Parkanlagen; 280 Ew.

Schloburg, holstein. Dorf, Klostergericht Uetersen; 120 Einw.

Schlochau (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Preußen (Westpr.), R.-B. Marienwerder, zwischen den Kreisen Flatow und Konitz und der Prov. Pommern; ist eben und sandig, wird von der Braa und zahlreichen Bächen bewässert, hat bedeutende Waldungen und hinlänglichen Getreidebau und umfaßt ein Areal von 38⅛ □Meilen mit 5 Städten, 500 Dörfern, Weilern und Höfen und etwa 42,000 Einw. Der Viehstapel wird zu 4600 Pferden, 20,000 Stück Rindvieh, 100,000 Schafen, 6000 Schweinen und 400 Ziegen angegeben. — 2) Kreisstadt daselbst, an einem See; Kirche, Synagoge, Land- und Stadtgericht, Domänenamt, Untersteueramt, Forstinspektion, Post, Vorwerk, Windmühle, 6 Jahrmärkte; 42,000 Einw.

Schlochow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow; 150 Einw.

Schlochtern, hannöv. Bauerschaft, Osnabrück, Amt Grönenberg; 190 Einw.

Schloden, etwas so löthen, daß man das aufgelegte Loch mit Lehm überzieht und es, wenn letzterer trocken ist, darin schmilzt.

Schlodien, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preußisch-Holland; Schloß; 330 Einw.

Schloditten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß.-Eilau; über 100 Einw.

Schlodiz, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Voigtsberg; 150 Einw.

Schlöben, sachsen-altenburg. Pfarrdorf, Amt Roda; Schloß, Rittergut, Mahl- und Schneidemühle; 180 Einw.

Schlöffel (Biogr.), 1) Friedrich, Gutsbesitzer aus Halbendorf in Schlesien, wurde dem deutschen Volke erst bekannter als Mitglied der frankfurter Nationalversammlung. Die Gesinnungen, welche S. im Parlamente aussprach, hatte er jedoch schon lange vorher gehegt. Den Beweis dazu liefert u. A. die Haussuchung, welche 1845 die Polizei, indem sie durch einen herbeigezogenen Schlosser die betreffenden zugeschlossenen Behälter öffnen ließ, zur Ausfindigmachung eines kompromittirenden Briefwechsels in S.s Hause vornahm. Seine Wahl nach Frankfurt wurde 1848 im 6. schles. Wahlbezirke (Hirschberg) durchgesetzt. S. gehörte vom Anfang an zu der äußersten Linken der Nationalversammlung und wollte nicht nur eine republikanische Verfassung für Deutschland, sondern auch soziale Verbesserungen. Die Armen nahm er überall in Schutz, was ihm um so mehr Ehre machte, als in seiner Heimath durch die Ausdehnung und Höhe des socialen Elendes viele begüterte Menschen gegen die Noth abgestumpft waren und das gesellschaftliche Leiden der Mehrzahl als eine Nothwendigkeit voraussetzten. Dieser Zug S.s tritt uns fast immer entgegen, wenn wir seine parlamentarische Thätigkeit näher ins Auge fassen. So sprach er am 14. Juni 1848 in der Debatte wegen Bildung einer Marine: „Ich interessire mich aus Nützlichkeitsgründen für die baldige Realisirung des vorgelegten Projekts. Es ist ja nicht schwer, von der beabsichtigten deutschen Marine alles Heil zu erwarten, wenn wir auf die vaterländische Hansa zurückblicken. Den Nothstand, der sich für das deutsche Volk und namentlich

für die deutsche Freiheit durch das damalige Bestehen der Hansa und vorzugsweise durch die Ausbildung des Patriciats entwickelt hat, haben wir kaum zu besorgen; denn es ist ja die Marine hervorgegangen aus dem Volkswillen und nicht aus dem Willen eines einzelnen oder mehrer Geschlechter. Allein es scheint mir, wenn man sich auch dessen bewußt seyn kann, daß das Volk Alles und noch Etwas ist, so muß man sich doch namentlich über das „Noch-Etwas" klar zu werden suchen. Wir haben gehört, es sey zu der Einführung dessen, was wir anstreben, der eigene Wille nöthig. Allein was machen wir mit dem Willen, wenn wir nicht auch die Kraft haben? Ich meine, es stände sehr schlecht um das deutsche Volk, wenn es nicht noch einen Brunnen fände, aus dem es 6 Millionen hervorlangen könnte; es kommt nur darauf an, ernstlich diesen Brunnen aufzusuchen. Ich bin der Meinung, das deutsche Volk läßt sich mit einem Scharlachkranken vergleichen; es hat in 42 Jahren viel Blut verloren; suchen wir nur Diejenigen auf, die das Blut verwahrt haben. Ich bin Vertreter aus dem schlesischen Weberbezirke. Meine Herren! Ich kann Sie versichern, es hat kaum in der Welt einmal ein Geschlecht bestanden, das sich durch so großartige Tugend ausgezeichnet hat, als meine Wähler; sie harren schon 20 Jahre auf Verbesserung ihres Looses. Ja, es gibt Leute, die nicht im Stande sind, das Salz zu kaufen, d. h., die auf das Salz gelegte Steuer zu bezahlen, und die ihr einziges Gewürz in der Häringslake suchen müssen. Wenn wir diesen Leuten eine Steuer auferlegen wollen, so werden sie sagen: Ihr habt Eure Mission gänzlich verkannt; wir haben Euch nicht hingeschickt, um uns neue Lasten aufzubürden, sondern uns Erleichterung zu verschaffen. Ich gebe zwar zu, daß z. B. die Weberindustrie sehr große Wortheile erlangen würde, wenn wir derselben überseeische Quellen eröffneten, die ihr reichlichere Nahrung zuführten, als der mangelhafte Verschluß auf dem Kontinent ihr verschaffte. Aber sie werden da immer sagen: das geht nicht, wir haben nicht das Können. Das Aehnliche läßt sich von einem großen Theile der Handwerker sagen, welche (gestehen es wir uns ganz offen ein) wiederum in einem großen Theile der vaterländischen Provinzen zum Proletariat hinabgesunken sind. Sie werden sehen, daß auch viele Industrielle, welche in die Lage gekommen sind, die Bude zuzuschließen, nicht vermögen, große Opfer zu bringen. Ob aber die Reste, die Patricier, solche Opfer bringen werden, können wir dahingestellt seyn lassen. Jetzt haben sie Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Ich erkenne die Nützlichkeit der deutschen Marine vollkommen an und wünsche aus Grund meiner Seele, daß sie bald realisirt werden möge; aber bevor wir darüber abstimmen können, ob wir überhaupt 6 Millionen votiren, müssen wir doch über die Quellen vergewissert seyn, aus denen sie genommen werden sollen. Nimmermehr können aber die Vertreter der Bauern, Bürger und Arbeiter in die Auflegung einer neuen Last einwilligen, bevor jene Quellen nicht genau ermittelt sind. Ich würde mir daher erlauben, zu den in dem Bericht gestellten Anträgen ein Amendement hinzuzufügen. Ich sage: Nehmen wir von den Privilegirten, und zwar von denjenigen Privilegirten, welche bisher Alles aus dem Volke genommen haben. Appelliren wir an die Großmuth dieser Privilegirten; sagen wir ihnen: Gebt einstweilen Etwas her; wir werdens euch später mit Zinsen zurückgeben. Ich wüßte sonst wahrlich nicht, wie wir es anfangen wollten, jene Summe aufzubringen. Ich bin überzeugt, wir können heute die 6 Millionen votiren, aber ich gebe Ihnen die Folgen zu bedenken! Wir sind ja allesammt froh, daß wir die erste Revolution los sind; wenn wir aber heute eine neue Steuer auflegen, so wird das zum Theil hungernde Volk gedrängt werden, eine zweite Revolution zu machen; auf die erste, die politische Revolution, wird eine zweite, eine Hunger-Revolution folgen, wenn es uns nicht gelingt, die socialen Verhältnisse in ihrer ganzen Bedeutenheit zu berücksichtigen." — S. geht in seinen Reden fast immer vom praktischen Standpunkte aus; daher ist sein Vortrag eben so sehr entfernt von doktrinären Aufzählungen, wie von der Auffassung einer weittragenden Spekulation und von dem Wortgepränge einer gehaltlosen Gemüthsschwärmerei. Wohl aber ist er nicht selten gewürzt von Witz, der bis zum Sarkasmus steigt. Die Nützlichkeit sucht er allem Andern vorzuziehen. Deshalb sagte er nicht nur in dem schon oben aufgeführten Vortrage: „Ich interessire mich aus Nützlichkeitsgründen für die baldige Realisirung des vorgelegten Projekts ꝛc.", sondern er sagt auch in der Debatte wegen Bildung einer Centralgewalt: „Ich unterstütze die Einschränkung der Redner diesmal darum gern, weil ich dabei vom Standpunkte der Nützlichkeit ausgehe. Denn, wenn wir noch 157 Redner hören, so würde das dem armen Volke praeter propter 50,000 Thaler kosten;" ferner in den Diskussionen wegen Herstellung des Zuhörerraums in der Paulskirche: „Wenn auch ich in dieser Angelegenheit das Wort ergreife, so geschieht dieses aus Gründen der Gerechtigkeit und Nützlichkeit zugleich" ꝛc. — Obschon S. begütert war, so zögerte er doch nicht, Anträge zu stellen und zu unterstützen, welche, der Gesammtheit des Volkes günstig, Einzelnen aber und ihm als bemittelten Mann selbst Nachtheil brachten. Daher stellte er, ein großer Gutsbesitzer, am 25. Mai 1848 folgenden Antrag: „In Erwägung, daß die Errungenschaften der Revolution ein Gemeingut Aller im deutschen Vaterlande seyn müssen; daß die Bevorrechteten nach nur zu langem Genusse der Vorrechte sich endlich auch des Restes der Feudalrechte entäußern müssen; daß Arme, wie Reiche unter ein Gesetz und unter einen Richter gestellt und vor dem Gesetze gleich beurtheilt und behandelt werden müssen; daß fortan im Interesse des gemeinsamen Vaterlandes und seiner Angehörigen Gemeinwesen und Gemeinsinn aufleben müssen, wolle die konstituirende Nationalversammlung beschließen: 1) die Gleichheit Aller vor dem Gesetze durch 2) das Aufhören

aller Vorrechte, welchen Namen sie auch haben; 3) die Aufhebung der Patrimonial- und Polizeigerichtsbarkeit, des Kirchen- und Schulpatronatsrechts — so weit solches von einzelnen Staatsbürgern als größern Grundbesitzern geübt worden ist; 4) die Aufhebung aller Feudallasten ohne Entschädigung, sie mögen in baaren, oder persönlichen Leistungen bestehen; 5) die Aufhebung des den sogenannten Rittergutsbesitzern zustehenden Jagdrechts; 6) die Aufhebung des eximirten Gerichtsstandes." In der Begründung dieses Antrags kommt u. A. folgende bezeichnende Stelle vor: „Nun, meine Herren, was begreifen wir unter Eigenthum, und wie sind die Leute dazu gekommen? Wer könnte bestreiten, daß die Leute, welche in sehr großem Besitze sind, denselben mehr oder weniger dadurch erlangt haben, daß man die Majorität, die unzurechnungsfähig, die man in jeder Beziehung gedrückt hat, in ihrer Kulturentwicklung künstlich gehemmt und abgehalten hat, Eigenthum zu erwerben. Dieser Mangel an Kulturentwicklung der Majorität war das Hinderniß zur Eigenthumserwerbung." Am 17. September 1848, einen Tag vor der frankfurter Revolution, als auf der sogenannten Pfingstweide eine Volksversammlung von ungefähr 10,000 Menschen Statt fand, hatte nebst den Abgeordneten Kapp, Zitz, Simon und Wesendonck auch S. gesprochen. Die vielen Entstellungen und Verwechslungen nöthigten ihn, Simon und Wesendonck, ihre damals gehaltenen Reden im „Frankfurter Journal" (Nr. 260 vom 26. Sept. 1848, 3. Beilage) aus dem Gedächtnisse, „ihrem wesentlichen Gedankenzuge und Inhalte nach", zu veröffentlichen und dabei zu versichern, daß kein entscheidendes Wort vergessen worden sey. Die Rede S.s lautete demnach: „Wie die Verwundung eines einzelnen Gliedes den ganzen Körper schmerzhaft berührt und verstimmt, so äußert sich auch in dieser großen Versammlung ein Zeichen von Theilnahme und Verstimmung über die Niederlage, welche die Minorität durch den am 16. in der Waffenstillstandsfrage gefaßten Beschluß erlitten hat. Diese Theilnahme gereicht mir und meinen politischen Freunden zum Trost, denn wir werden durch sie in der Ueberzeugung bestärkt, daß wir dem Volkswillen gedient und damit unsere Pflicht erfüllt haben. Ich will nicht davon sprechen, wie große und welche Gefahren mit Anerkennung des mit einer partikularen Regierung geschlossenen Waffenstillstandes der so oft besprochenen Einheit, der neu geschaffenen Centralgewalt von Deutschland drohen. Sie, meine Freunde, kennen dieselben und theilen unsere Ueberzeugung, daß alle Freunde der Freiheit treu zusammenhalten und festhalten müssen an den Errungenschaften der Revolution, wie große und welche Anstrengungen auch von den Feinden der Freiheit gemacht werden, und woher dieselben auch kommen. 33 Jahre hat das deutsche Volk in unerträglicher Sklaverei maßlosen Druck geduldig erlitten, bis es endlich aus ununterbrochenem politischen Streben zu neuem Leben sich ermannte, eingedenk des Spruchs: Wem von Kanonenmund ein rasches Schicksal blitzt, der stirbt den raschen Tod im frischen Lauf der Stunden, doch auf dem Liliput mit tausend Nadeln sitzt, der stirbt millionen Mal an millionen Wunden. Freunde! auch wir wollen mit allen deutschen Brüdern immerdar wach bleiben und der errungenen Volkssouveränetät uns würdig zeigen. Wenn feindliche Hände uns die Früchte der Revolution entreißen und Liliputs mit Nadelstichen uns quälen wollen, dann laßt uns und alle Männer des Spruchs eingedenk seyn: Wem vom Kanonenmund sein letztes Schicksal blitzt, der stirbt den raschen Tod im frischen Lauf der Stunden. Dann wollen wir als freie Männer die Schande muthig abwehren." Auf ein vom Appellationsgericht und Polizeiamt zu Frankfurt a. M. an das Reichsministerium der Justiz gestelltes Ansuchen wurde über die Abgeordneten S., Simon (von Trier) und Zitz in der Nationalversammlung verhandelt, ob dem Appellationsgericht die Erlaubniß zur Einleitung einer Untersuchung wegen der Reden dieser Abgeordneten und eventuell zur Inhaftsetzung ertheilt werden solle. Eine zur Beurtheilung des Thatbestandes im Allgemeinen von der Nationalversammlung in dieser Sache niedergesetzte Kommission sprach sich wohl für die Erlaubnißertheilung einer Untersuchung gegen die betreffenden Abgeordneten, aber gegen die sofortige Gefangensetzung derselben aus, indem sie diese von einer neuen Erlaubniß der Nationalversammlung abhängig machte. Die am 16. Oktober 1848 deshalb erfolgte Berathung der Nationalversammlung erhob den Bericht, resp. das Gutachten des Ausschusses zum Beschlusse. Indeß ging S., wie zu erwarten war, nebst seinen beiden Mitangeklagten aus der Untersuchung als nicht schuldig hervor; wenigstens wurde seine Inhaftirung nicht verlangt. — S. war ein sehr kaltblütiger Gegner; er ließ sich weder leicht einschüchtern, noch in Zorn versetzen. Unerschütterlich dem gegen ihn von der Rechten losbrechenden Sturme trotzend und mehrmals vergeblich vom Präsidenten aufgefordert, die Rednerbühne zu verlassen, suchte er am 13. Oktober 1848 sich auf der Tribüne zu behaupten und hielt lange den auf allen Seiten tobenden Lärm aus, bis er doch endlich weichen mußte. Eben so wies er in der Verhandlung wegen der oben erwähnten Untersuchung die Nachsicht der politischen Gegner geradezu zurück, indem er erklärte: „Herr Edel hat von Großmuth gesprochen und hat gemeint, daß es den Angeklagten nicht wohl anstehen würde, wenn sie irgendwie auf Großmuth des Hauses provociren sollten. So weit das mich betrifft, hat Herr Edel ganz aus meiner Seele gesprochen; ich gehöre zu den Naturen, denen nichts in der Welt unerträglicher wäre, als Ihre Gnade." Dann sagt er an einer andern Stelle der nämlichen Rede: „Wenn ich eine Revolution herbeiführen werde, dann nehmen Sie die Versicherung hin, daß ich sie so einrichten will, daß nicht Sie über mich zu Gericht sitzen." An den Unruhen, welche im November 1848 u. a. auch in Schlesien ausbrachen, nahm S. thätigen

Antheil und ging damit um, eine provisorische Regierung zu errichten. Der Graf v. Wartensleben stellte daher den für nicht dringlich erkannten Antrag an die Nationalversammlung: „Dem Vernehmen nach befindet sich der Reichstagsabgeordnete S. in Breslau an der Spitze der dort ausgebrochenen Bewegung zur Errichtung einer provisorischen Regierung u. a. m.; seine Stellung als Reichstagsdeputirter ist damit unvereinbar, denn als solcher ist er berufen, für Deutschlands Einigung und Befestigung der Freiheit in ordnungsmäßigem, gesetzlichem Gange zu wirken. In Erinnerung des traurigen Endes des Abgeordneten Robert Blum beantrage ich: die Nationalversammlung wolle den Abgeordneten S. sofort aus Breslau zurückrufen, widrigenfalls er aus der Nationalversammlung als ausgetreten anzusehen." Gleich auf die ersten Nachrichten von der Ablehnung der Kaiserkrone von Seiten des Königs von Preußen beantragte S. die Niedersetzung eines Vollziehungsausschusses, drang aber bei der Art der Zusammensetzung der Nationalversammlung nicht durch. Später gehörte er nicht zu denen, welche als Rumpfparlament nach Stuttgart übersiedelten, sondern begab sich in der Ueberzeugung, daß jetzt das Handeln fruchtbringender sey, als das Reden und Beschließen, nach Baden unter die Aufständischen. Er war hier einige Zeit Kriegskommissär zu Heidelberg und bewährte sich nicht nur in jeder Beziehung als praktischer Mann, sondern auch als redlicher, tüchtiger Republikaner. Mit dem Verunglücken des dritten badischen Aufstandes kam auch S., wie so viele Andere, um daselbst ein Asyl zu finden, in die Schweiz. Doch mußte auch er auf einer Reise von Solothurn nach Bern zu Anfang des Herbstes 1849 die Rohheit eines Theils der schweizer Bevölkerung und ihren Haß gegen die deutschen Flüchtlinge bitter empfinden. Von den vielen Flüchtlingsausweisungen des Bundesraths sah auch S. sich betroffen und zum Verlassen der Schweiz genöthigt. Er schiffte sich nach Amerika ein und lebt in Newyork als Restaurateur. Vgl. Franz Wigard, Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen konstituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., Frankf. 1848—49, 4., 9 Bde.; — G. Struve, Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden, Bern 1849, 8. — 2) Alexander (?), Sohn des Vorigen, war früh schon für die Sache der Freiheit thätig, wurde deshalb von Preußen verhaftet und zu Festungshaft verurtheilt. Er brach jedoch aus seinem Gefängniß, um mit den Ungarn zu kämpfen. Beim Ausbruch der Volkserhebung in Baden eilte er dahin, wirkte zu Strupe's ꝛc. Befreiung in Bruchsal mit, entfaltete dann eine großartige revolutionäre Thätigkeit in der Umgegend von Heidelberg, deren Bewaffnung er rasch organisirte. Brentano entsetzte jedoch den entschiedenen Republikaner seiner Stelle als Civilkommissär. Aufs Tiefste gekränkt, ergriff er die kriegerische Laufbahn und fiel bei Waghäusel, indem er die Truppen mit der größten Todesverachtung zum Sturme auf diese Stadt ermunterte, von mehren Kugeln durchbohrt.

Schlögl, österreich. Prämonstratenserstift, Land ob der Ens, Mühlkreis, am Mühlflusse.

Schlömen, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Kulmbach; 140 Einw.

Schlön, mecklenburg-schwerin. Dorf, wendischer Kr., Amt Stavenhagen; über 100 Ew.

Schlönwitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schlefelbein; Holzwärterei; 340 Einw.; — 2) (Schlennewitz), dasf., Kr. Schlawe; Vorwerk, Mühle; 130 Einw.

Schlöpe, die einfachen Schlittenkufen mit ihrer Verbindung und Deichsel; beim Deichbau heißt sie auch Deichschlitten.

Schlöpitz, s. Sonnenlehn.

Schlöpke, Theodor, Maler aus Schwerin in Mecklenburg, übte seine Kunst in mehren Städten Deutschlands und um 1838 in Berlin. Er malt Bildnisse und andere Darstellungen, meist in Wasserfarben.

Schlösser, H., Architekt zu Lübeck, bekannt durch ein Werk, welches er mit A. Tischbein unter dem Titel herausgab: Denkmale altdeutscher Baukunst in Lübeck, Lübeck 1830, 3 Hefte mit 21 Blättern, Roy.-Fol.

Schlösserle (Ornith.), s. v. a. Leinfink, Fringilla linaria L.

Schlössin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Naugard; über 100 Ew.

Schlöten, einen Graben ziehen.

Schlötnitz, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Pyritz; Windmühle; 180 Einw.

Schlötterdamm (Schlötterdeich), s. v. a. Schlotdeich.

Schlözer (Biogr.), August Ludwig, ein als Publicist, Statistiker, Geschichtsforscher und Charakter höchst bedeutender Mann, geb. den 5. Juli 1735 in Jagghausen, einem Dorfe im Hohenlohe-Kirchbergischen, wo sein Vater Prediger war; verlor letztern schon im 5. Jahre und verdankte seine erste Erziehung einem gutmüthigen, aber unbemittelten Großvater. Später besuchte er die Stadtschulen zu Langenburg und Wertheim. Bereits im 10. Jahre führte er sein Tagebuch, hob alle empfangenen Briefe auf, sammelte Anekdoten und Sprüchwörter und fertigte die sorgfältigsten Bücherverzeichnisse an, worin man schon den künftigen Statistiker erkennt. Anfangs war er zum Apotheker bestimmt; da er aber tüchtig Latein lernte, so kam dieser Plan nicht weiter in Rede, und S. blieb auf der Schule, indem er selbst schon anfing, Unterricht zu geben. Sechszehn Jahre alt (1751), ging er nach Wittenberg auf die Universität, um nach dem Wunsche seiner Verwandten Theologie zu studiren. Doch vernachlässigte er zu gleicher Zeit auch die Philologie nicht und ging mit einer von scholastischen Grillen hinlänglich ausgestatteten Disputation de vita Dei, die ihn Gesler empfehlen sollte, 1754 nach Göttingen. Hier machte er sich von der Theologie los und warf sich der rein weltlichen Wissenschaft

in die Arme. Mosheims Kirchengeschichte und Michaelis mögen am meisten zu dieser Umwandlung S.s beigetragen haben. Michaelis suchte seinen eifrigen Zögling bald auf freundliche Weise zu fördern. Um die Geldmittel für fernere Studien zu erwerben, ging S. auf seines Lehrers Empfehlung nach Schweden, zunächst nach Stockholm, dann nach Upsala (1755—59). Mehr noch, als der andauernde Fleiß S.s, erregt es ein günstiges Vorurtheil, daß seine Jugend bald eine unruhige wurde, voll Wagniß und Gefahr. Doch weit entfernt von dem genialen Leichtsinn und phantastischer Abenteuerlust damaliger Dichterkreise, war bei ihm Alles vielmehr auf den künftigen Gelehrten berechnet. Aber die beständigen Ortsveränderungen mit ihren verschiedenen Menschenzirkeln weckten beim Reize der Neuheit die Aufmerksamkeit und boten dem Nachdenken das reichste Material. S. nahm in Schweden Gelegenheit, seine naturwissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Er begann ein Hierozoikon nach ältern Mustern mit eignen Erfahrungen; eine phönicische Handelsgeschichte, bei der freilich Michaelis das Beste liefern mußte; neben den orientalischen Sprachen wurde unter Ihre's Leitung Ulfilas und das Isländische vorgenommen. S. ließ sich auf Volksabstammung und Sprachverwandtschaft ein, übersetzte (freilich oft unbedeutende) Biographien aus dem Schwedischen ins Deutsche und schrieb Korrespondenzen für eine hamburger Zeitung, den von Heuß herausgegebenen „Postreuter". Die Nähe des unruhigen schwedischen Reichstags lenkte seine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf politische Ereignisse. Vieles bewahrte er für künftige Zwecke auf. Nur darf man nicht übersehen, daß diese Sammelwerke fast nur Reproduktion und Referat enthalten. Seit seiner Anwesenheit in Göttingen hatte S. den Vorsatz gefaßt, eine Reise in den Orient zu unternehmen; er brachte denselben mit nach Schweden und verfolgte ihn bis zu seinem Aufenthalte in Rußland. S.s Studien führten zu diesem Plane; nachher bedingte dieser die weitern Studien. Es wurde daher auf Mittel gesonnen, die Reise selbst zu bewerkstelligen. Die Kaufmannschaft sollte erlernt, Verbindungen sollten mit großen Handlungshäusern geknüpft werden; Landwirthschaft und Gewerbe, wofür es auf der Universität noch keine Vorträge gab, wären praktisch zu erlernen gewesen; Physik und Mathematik sollten hinzukommen, und endlich sollte noch einige Zeit in Hamburg auf die Steuermannskunst verwandt werden. S. kam von Schweden nach Lübeck zurück, indem er unter dem Handelsstande Beförderer seines Reiseunternehmens zu finden hoffte; allein vergebens. S. gab Unterricht, stand sich gut dabei, zog es aber bald vor, wieder nach Göttingen zu gehen und aufs Neue Physik, Chemie, Botanik, Anatomie, Zoologie, mosaisches Recht, Reichsgeschichte, Lehnrecht, Moral, Naturrecht, Wechselrecht, Mathematik und Politik zu studiren. Diese vielfachen Studien beschäftigten ihn sehr ernstlich; ja er faßte sogar den Entschluß, nach Upsala zu gehen, um Linné zu hören, als er durch eine Aussicht auf eine vortheilhafte Stellung in Rußland auf andere Bahnen gelenkt wurde. Nach Rußland hatte ihn zunächst die Reiselust getrieben; dann dachte er vom Norden aus den Orient zu gewinnen, da in jener Zeit von russischer Seite allerdings mancher Reisende in seinen Forschungen unterstützt wurde. Die äußere Veranlassung dazu war jedoch der russische Historiograph Müller, welcher S. als einen jungen, talentvollen Mann zu sich gerufen hatte, damit ihm derselbe bei seinen Arbeiten behülflich sey. Zuerst mußte aber S. die russische Sprache erlernen; es war die 15., aber auch die schwerste, die er sich zu eigen machte. Bei andern Sprachen hatte er es bequem gefunden, das erste Lesen und Uebersetzen aus dem Staatskalender zu erlernen: das ging beim Russischen nicht, weil es im Lande der Klassenordnung noch keinen Staatskalender gab, und er außerdem Wörterbuch und Grammatik äußerst unvollständig fand. Er ging daher daran, ein noch als Manuskript von der Akademie aufbewahrtes russisch-lateinisches Lexikon von Cyrillus Kondratowitsch abzuschreiben und im Verlauf der Zeit mit etymologischen Bemerkungen, Ergänzungen, Vergleichungen, Verbesserungen zu bereichern; dieser geschriebene Quartant blieb wirklich ein Vierteljahrhundert hindurch das einzige brauchbare russische Wörterbuch. Die russische Grammatik jedoch, deren Druck 1763 begann, ist ins Stocken gerathen und nicht in die Oeffentlichkeit gelangt. Neben diesen Studien gab S. Unterricht in den Anfangsgründen der verschiedenen Wissenschaften. Hauptsache blieb, daß sich in Müllers Verkehr das Interesse an russischer Geographie und Statistik befestigte. Gesprächsweise wurde über die Bucharei und den Hausenfang, von Amur und dem Ertrage der Bergwerke gehandelt, und dann saß S. zwischen Konvoluten von Heften und Quartanten und hätte das bisher noch nicht Gedruckte gern in die Welt geschickt, wenn die Hände, welche ihn in diese Urkunden und Aufsätze blicken ließen, nicht zu eifersüchtig gewesen wären. Die Unterrichtsmethode S.s ging aus seiner Privatanstalt in die öffentlichen Schulen über. Wohl sehnte sich S. damals öfters nach der Wirksamkeit eines Staatsmanns; allein die Strenge und Eifersucht der Akademie der Wissenschaften führte ihn bald wieder in die Sphäre des Gelehrten zurück. S. hat uns seinen Aufenthalt in Rußland in einer unvollendet gebliebenen Selbstbiographie beschrieben. Wir ersehen daraus, daß damals zwischen S. und der Akademie lange Unterhandlungen Statt fanden, die aber fehlschlugen und ihn dergestalt mißmuthig machten, daß er nach Deutschland zurückkehren wollte. Aber man verhinderte ihn, weil er bereits zu viel erfahren hatte, am Fortgehen. Erst diese Anstände lenkten auf ihn die Aufmerksamkeit der Kaiserin Katharina und deren Umgebung. Seinen statistischen Arbeiten und kritischen Studien hatte er es nun zu verdanken, daß er erst zum Adjunkt bei der Akademie, dann zum ordentlichen Professor für alte russische Geschichte ernannt wurde. Er ging

daher jetzt bloß zu einem kurzen Besuche nach Deutschland zurück, verweilte hauptsächlich in Göttingen, hielt einen Vortrag über den Ursprung der Slawen vor der dortigen Societät der Wissenschaften, beschäftigte sich mit Recensionen historischer, besonders den Norden Europa's betreffender Werke für die göttinger Gelehrten-Anzeigen, stiftete mit Gatterer Freundschaft und trat mit Kästner in nähere Verbindung, die später jedoch in bittere Feindschaft ausartete. Auf der Durchreise durch Hannover wurde er mit Münchhausen befreundet und lernte Franklin an des Ministers Tafel kennen; doch finden wir keine Bemerkung von ihm über den edlen Amerikaner, die um so interessanter gewesen seyn würde, als sich S. später als Gegner der amerikanischen Revolution zeigte. Im Juli 1766 trat er die Rückreise nach Petersburg an. Von jetzt an ward S.s Zeit hauptsächlich durch historische Arbeiten ausgefüllt, welche in Deutschland mit Beifall aufgenommen, dagegen von den russischen Gelehrten mit Neid betrachtet wurden. Allein durch anhaltende Anstrengung litt S.s Gesundheit. Er nahm Urlaub und ging 1768 wieder nach Göttingen, wo er die Herausgabe mehrer Schriften, unter andern die pseudonym von Erich Larmann verfaßten „Sibirischen Briefe" beförgte, welche Notizen über asiatische Sprachen, Sammlungen sibirischer Insekten, geographische und meteorologische Beobachtungen enthalten. Der Kontrast zwischen Göttingen und Petersburg verleidete ihm das letztere immer mehr. Göttingens reiche Bibliothek und zahlreiche Freunde fesselten ihn. Ueberhaupt würde es für S. auf die Dauer unmöglich geworden seyn, selbst unter den vortheilhaftesten Bedingungen, in Rußland auszuharren, wo der Despotismus dem Einzelnen durchaus keinen Eigenwillen verstatten mochte. S. kehrte daher nicht wieder nach Petersburg zurück, sondern erwirkte sich schriftlich, nicht ohne Schwierigkeit, seinen Abschied aus russischem Dienste, um im Herbst 1769 in Göttingen als ordentlicher Professor der philosophischen Fakultät aufzutreten. Das Gelehrtenleben, welches S. hier führte, wurde, außer seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, zum Theil mit kleinlichem, professorischem Gezänke ausgefüllt, zum Theil durch das Familienleben versüßt. S. gründete sich nämlich hier eine Familie. Auch pflegte er mit einigen Personen einen vertrauten Verkehr; hierher gehören Beckmann und Putter. S. unterbrach die Einsamkeit dieser Lebensweise nur durch zwei längere Reisen, welche ihn jedesmal ungemein erfrischten. Die erste Reise, von 1773, ging nach Frankreich; sie war höchst einflußreich auf S.s ganzes wissenschaftliches Treiben. Ursprünglich hatte er die Absicht, bis Marseille, bis ins nördliche Italien und nach Spanien vorzudringen; allein Paris beschäftigte ihn so sehr, daß er nicht über dasselbe hinaus gelangte. Er fand auf der pariser Bibliothek vieles für ihn Werthvolle, wurde mit Johann Sobiesky, dem Abbé Coyet, dem Abbé Mably, mit De Guignes und Villoison bekannt und bemühte sich umsonst, Korrespondent der Académie des Inscriptions zu werden. Dieser Reise verdanken wir ein kleines Büchlein, das sogenannte Reisekollegium, eine Anleitung, wie man Reisen einrichten müsse, namentlich, wenn man die Länder nicht durchfliegen, sondern wirklich kennen lernen wolle. Die zweite Reise, welche S. im J. 1781 nach Italien machte, war damals noch ein beschwerliches Unternehmen, und Winkelmanns Ermordung war noch im frischen Andenken. Nichts desto weniger wurde sie ein wahrer Festzug für den nun schon durch seinen „Briefwechsel" berühmten Mann über Nürnberg, Augsburg, Innsbruck, Mailand bis Rom hin. Einige Andeutungen lassen vermuthen, daß die Reise insgeheim auch die Absicht hatte, mit dem Grafen Firmian in Mailand Unterhandlungen wegen einer Anstellung in Oesterreich zu pflegen, da Maria Theresia sowohl, als Joseph II. gegen den freisinnigen göttinger Publicisten sehr günstig gestimmt waren. Inzwischen zerschlugen sich die Unterhandlungen, wahrscheinlich weil S. zu hohe Anforderungen stellte. Zu Rom trieb S. vorzüglich Statistik des Kirchenstaates und hatte trotzdem, daß er schon zehn Jahre lang gegen Papst und Papstthum geschrieben und gesprochen, eine Audienz bei dem heiligen Vater, wobei er jedoch fortwährend auf den Knien liegen mußte. — Außer den so eben erwähnten beiden Reisen blieb sein Leben im ruhigen Flusse des akademischen Hergangs. Seine Vorträge gehörten zu den besuchtesten der Universität, und neben den regelmäßigen Vorlesungen über Statistik, Politik, europäische Geschichte, allgemeine Geschichte wußte er durch Kollegia allgemeinsten Interesses: wie über den Luxus, über Karl den Großen, und durch solche, die in den laufenden Ereignissen eine Bedeutung gewannen, wie Cromwell zu Anfang der französischen Revolution, die Aufmerksamkeit zu spannen. Uebrigens nahm S.s schriftstellerische Thätigkeit seine sonstige Zeit in Anspruch, und außerdem ließ ihn der Grundsatz, die Welt so zu nehmen, wie sie ist, so zu genießen, wie sie will, ihr so zu nützen, wie man kann, nicht aus der Fassung und außer Athem kommen. Seine Unterhandlungen mit der 1788 ins Leben tretenden und damals sehr gefürchteten Gesellschaft der XXII, die nach ihrem Plane „für das Beste der Menschheit durch wahre Aufklärung und Entthronung des Fanatismus und unmoralischen Despotismus" wirken wollte, können wir kaum zu den Erlebnissen rechnen, weil sein praktischer Sinn das zu Allgemeine, Weitbauschige des Zweckes dieser Gesellschaft bald einsah und deshalb den Verkehr mit ihr abbrach. Während einer zwanzigjährigen Thätigkeit, durch Vorlesungen und Bücher, ward S. ein reicher Mann. Seine Privatverhältnisse wurden der Art, daß sie ihn auch im Alter bei guter Laune erhalten konnten. Sein Ruhm war ein ausgebreiteter, wenn auch ein auf der Studirstube, nie durch eine öffentliche Handlung erworbener. Wie einst Maria Theresia einen Beschluß des Staatsraths mit den Worten niedergeschlagen hatte: „Nein, das geht nicht, was wird S. dazu

sagen?", so wirkte in den neunziger Jahren auch ein Brief von ihm auf den Kurfürsten von Mainz zu Gunsten einiger gefangenen Mainzer, welche der Republik angehangen hatten. Wegen der Freisinnigkeit seiner Staatsanzeigen machte er sich nicht nur bei Vielen verhaßt, sondern gerieth auch in manche unangenehme Berührung. Am interessantesten ist in dieser Beziehung sein Streit mit dem Fürstbischof von Speier, der zunächst über ein im „Briefwechsel" abgedrucktes Schreiben des Professors Feder an S. ausbrach und die wiehrlsche und federsche, von den heidelberger und straßburger Theologen als gottlos bezeichnete Moral betraf. Da der Fürstbischof von Speier „nach der ihm von Gott verliehenen Macht in Sachen, welche Glauben und Sitte betreffen, zu richten", einen Anschlag, worin er jene Lehren „mit gebührendem Brandmaale bezeichnet" und besonders das Sendschreiben des Briefwechsels „als eine Schrift, welche falsche, irrige, ärgerliche, freche, von dem Sinne der katholischen Kirche gänzlich abweichende und der Ketzerei günstige Lehrsätze enthält", verdammt hatte, so veröffentlichte S. nach einiger Zeit eine Schrift unter dem Titel: „Der Ausfanth oder Hühnerfauth oder privilegirte und bevollmächtigte Sklavenjäger im Bisthum Speier in Deutschland", worin mit Anmerkungen ein Edikt abgedruckt war, das den Beamten, welche von den einheimischen und in der Fremde ansässigen Leibeigenen des Bisthums einen ursprünglich in Hühnern bestehenden Zins einzutreiben hatten, gehörige Strenge anbefiehlt. Der Fürstbischof wandte sich deshalb mit einer Klage direkt an Georg III., indem er sich beschwerte, daß S. sich herausgenommen habe, über ihm unbekannte Gerechtsame in niederträchtigen Ausdrücken zu reden, da doch erstere von Kaiser und Reich nicht bestritten werden könnten. Allein Georg III. erwiderte ganz kurz, daß freimüthige Bemerkungen eines politischen Schriftstellers über eine Sache, deren Beurtheilung ihrer Beschaffenheit nach wohl in den Bereich eines Gelehrten fallen könne, sich weder zu einer Ahndung qualificirten, noch zu einer Genugthuung für erheblich genug zu halten wären. Umsonst wandte sich hierauf der Fürstbischof auch an die Reichsdeputation, und S. fuhr fort, bald die Verordnungen der speierschen Regierung oder deren Schützlinge anzugreifen, bald die von derselben Verfolgten zu vertheidigen. Doch ergab sich, daß er in letzterer Hinsicht bisweilen selbst getäuscht wurde, daher denn die wiederholten Klagen in Hannover einigen Erfolg hatten. S. wurde zu einer Rechtfertigung veranlaßt, die auch an den Fürstbischof befördert wurde, übrigens aber, nach manchen Andeutungen, nur ein diplomatisches Kunststück war. S. behielt das letzte Wort; doch ist das Verhalten der hannöverschen Regierung nicht sowohl aus der Achtung vor der den göttinger Professoren zustehenden Preßfreiheit, als vielmehr in der Geringschätzung gegen die kleinen Reichsfürsten zu suchen. Einen ähnlichen Streit erregten ihm seine „Briefe nach Eichstädt" (1785) mit dem Generalvikar Lehmbauer; auch in zahlreiche literarische Fehden mit Privaten sah sich der streitfertige S. verwickelt, so mit Trenk, mit Schirach, dem Herausgeber des Politischen Journals, und namentlich mit Busch, der die besonderen Interessen Hamburgs im vermeintlichen Gegensatze gegen das deutsch-nationale Interesse zu vertreten bemüht war. Da S. indeß sich beikommen ließ, in seinen Staatsanzeigen auch eine in Hannover selbst mißbräuchliche Posteinrichtung zu tadeln und in einem der Postbeamten die noch herrschende Beamtenwillkür scharf zu züchtigen, so erblickte die Regierung darin einen Uebergriff in das eigne Privilegium der Tadellosigkeit und suspendirte 1796 die Censurfreiheit S.s und gestattete sie ihm später nur zum Schein wieder, indem man ihm die fernere Herausgabe seiner Zeitschrift, so wie jeder andern periodischen Schrift verbot. Hatte er in seiner Jugend die Kämpfe, welche er als öffentlicher Charakter zu bestehen hatte, nie zur Angelegenheit des Gemüths werden lassen, so erlag er im Alter zum Theil den Widerwärtigkeiten: er trat ab vom Kampfplatze des öffentlichen Lebens, nachdem man ihm die Klinge zerbrochen u. das Heft wieder gegeben hatte. Er nahm jetzt rein historische Arbeiten wieder auf, schrieb die Autobiographie, erwiderte frühere Schriften und ging namentlich auf die ältere russische Geschichte zurück, während die Herausgabe der Quellen dazu durch die politischen Arbeiten in Göttingen bisher verzögert war. Als er in seinem Alter zum geheimen Justizrath ernannt, auch im J. 1802 vom Kaiser Alexander von Rußland mit dem Adelsdiplom nebst Orden und Wappen und andern Gaben als „faible marque de son estime" beschenkt worden war, bezeugte er darüber eine so kindische Freude, daß diese Erscheinung bei einem sonst so freisinnigen Manne fast unerklärlich wäre, hätte er nicht einen ungezähmten Ehrgeiz besessen. „Grand Dieu", schrieb er bei dieser Veranlassung an seinen Sohn, „so spricht ein Kaiser, ein Kaiser von Rußland zu einem Professor. Ich will dir nur gestehen, daß mich keine je widerfahrene Ehre so gefreut hat, als diese, zumal das adelige Wappen." Uebrigens mag S. die ihm so erfreuliche Auszeichnung wohl der Empfehlung des kaiserlichen Erziehers Laharpe, der ihn wegen seiner Angriffe gegen die schweizerischen Oligarchen hochschätzte, zu verdanken gehabt haben. Als nun mit dem neuen Jahrhunderte die politischen Ereignisse schwer auf dem Vaterlande lasteten, grenzte sein Zorn, wie er ihn in Briefen aussprach, an Lebensüberdruß. Preußens Fall erfüllte ihn mit tiefer Trauer. Oft nahm er sich vor, in seine Häuslichkeit zurückgezogen, den nahen und fernen Revolutionen zuzusehen, ohne Ingrimm und ohne Haß der Menschen von Wien und Petersburg; dann fuhr er plötzlich wieder auf. Aeußerst kraftvoll war die Vorrede zu einer neuen Ausgabe der Vorbereitung zur Weltgeschichte, die deshalb der Buchhändler, als sie schon gedruckt war, nicht ausgeben wollte. Es

heißt unter Anderm darin: „Wir Deutsche sind zwar in unserer jetzigen Lage (Konstitution genannt) arme Schafe, die sich blindlings vom Einzelnen führen lassen müssen: aber wir sind im Ganzen, als Nation, noch immer gesund; die Anzahl der Drehkranken unter uns ist unendlich klein; wie wenn uns das Schicksal einst andere Leithämmel gäbe? Laß dir durch Voß das lateinische Kraftgebet der seligen Dido im Virgil in eben solches Kraftdeutsch übersetzen: Exoriare aliquis Ex. und bete es alle Morgen. Bete es laut! Denn da sogenannte deutsche Männer schweigen, so müssen Weiber, Mädchen und Jungen schreien!" Die Huldigungen, welche 1808 von Seiten der Universität dem Könige von Westphalen dargebracht werden mußten, leistete S. nur schriftlich und entschuldigte sein Nichterscheinen mit Altersschwäche und Kränklichkeit. An seinem Geburtstage, den 5. Juli 1809, nahm S. durch ein merkwürdiges Umlaufsschreiben von seinen Freunden und Angehörigen Abschied. „Diesen Morgen", sagt er darin, „falls ich diesen Morgen noch erlebe, früh um 5 Uhr trete ich in mein fünf und siebenzigstes Jahr. Jetzt gehe ich zu meiner wohlverdienten Ruhe ein und dem zu Folge unter andern ersuche ich dringend und respektive gehorsamst alle meine lieben Angehörigen, Freunde und Bekannte, sich von nun an nicht weiter mit Geburtstags- und Neujahrstagsgratulationen an mich zu bemühen, solche mögen nun aus dem Herzen kommen, oder rein diplomatisch seyn. Schon dadurch gewinne ich, dem alles Briefschreiben unsäglich sauer wird, sehr viel, daß auch ich der schuldigen Dankantworten und Gegenwünsche (von denen ich mich natürlich nie würde dispensiren lassen), mit Ehren überhoben werde, vollends da Einem, der seit dem Jahr 1742 dergleichen Schreibereien getrieben, endlich die Variationen ausgehen, und man doch nicht Jahr aus Jahr ein mit stehenbleibenden Lettern die Behörden angehen will. Aber noch mehr: Allgemein enthalten diese Gratulationen Wünsche für meine Lebensjahre. Wie nun aber, wenn dem Begratulirten an ein Paar Lebensjahren mehr oder weniger kein Haar gelegen ist? nicht aus Stumpfheit, noch weniger aus Verzweiflung, sondern weil er das lumpigte Menschenleben, eben weil er es so lange kennen gelernt hat, tief verachtet; u. besonders an die jetzige Generation, bestehend en gros aus Tyrannen, Räubern, Feigen und Dummköpfen, aus Méchants, Undankbaren ꝛc., nur mit verbissenem Ingrimme denkt und durchaus keine Erlösung mehr zu erleben hofft ꝛc." S. † am 9. Sept. 1809. — Die Wirksamkeit dieses Mannes war keine geringe. Als Geschichtsforscher hat er sich namentlich um die Geschichte Rußlands ein Verdienst erworben, indem er in dieses nur durch Bayer und Müller schwach erhellte Feld vieles Licht brachte. Seine Hauptarbeit war ohne Zweifel die Bearbeitung des russischen Annalisten Nestor, wodurch die bisherigen Mährchen eigentlich vernichtet wurden. Nur ist zu tadeln, daß das Ganze immer noch nicht genug verarbeitet ist, so daß die Resultate der Forschung zu einem kunstgerecht fließenden Raisonnement geworden wären. Freilich sind auch manche Fehler untergelaufen; allein dieselben müssen im Verhältniß zu der Größe von dem Verdienste S.s gänzlich verschwinden. Zugleich war er der erste Geschichtsforscher, welcher die allgemeine Geschichte anders auffaßte, als den Inbegriff aller vorhandenen Specialgeschichten. S. bezeichnet es als den welthistorischen Sinn, daß der Geschichtschreiber im Stande ist, Thatsachen, die die Vorfahren selbst oft von ihrem Standpunkte als die wichtigsten bezeichneten, die an sich auch ihren Werth haben, hier dennoch zu verschmähen; dagegen in herkömmlich vielleicht für unbedeutend gehaltenen Ereignissen den Keim der Jahrhunderte zu entdecken, heterogene Begebenheiten, die gar keinen Bezug auf einander zu haben scheinen, zusammenzuknüpfen und bei allem diesem Denken nichts zu erdichten, wohl aber die Gründe der Zustände in ihrem Zusammenhange zu erkennen. Alles, was urkundlich aus der Vergangenheit uns überliefert wird, soll darauf angesehen werden, ob es in die Universalgeschichte gehört; um das, was jenseits menschlicher Erinnerung liegt, braucht sich diese aber gar nicht zu bekümmern. Auch die Revolutionen der Erde, mit Hülfe der Naturforschung und Sage zur Wahrscheinlichkeit gebracht, gehören nicht hierher. Erst der Mensch in seiner Menschheitsentwickelung, die Völker in ihren Revolutionen sind Gegenstand der Weltgeschichte. Letztere hat zu zeigen, wie die Völker das im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen wurden, was sie vor dem waren und jetzt sind. Die Völker werden nicht nach der Größe, sondern nach ihrem Einflusse auf das große Ganze gewählt. Die Universalgeschichte will Resultate haben. Alles Raisonnement, das zu erläutern sucht, gehört nicht hierher. Nur Thatsachen sollen sprechen. Die Chronologie braucht nicht all zu ängstlich beobachtet zu werden, denn Jahre, Monate und Tage verlieren ihre Bedeutung, wo nach Jahrhunderten gemessen wird. Die Reihen der Könige werden gelichtet, und diejenigen müssen wegfallen, welche, aus Ohnmacht oder Phlegma, für die Welt nichts gethan haben, weder Gutes', noch Böses. Reicher wird die Universalgeschichte, weil sie alle Völker und Staaten der Welt umfaßt, alle Zeiten und die Staats-, Religions-, Handels-, Kunst- und Gelehrten-Geschichte beherrscht. Ihre Brauchbarkeit beruht aber hauptsächlich darauf, daß sie den Gang der Menschheit unter den Nationen darthut. Uebrigens ging S. noch nicht so weit, daß er eine Universalgeschichte für ein Kunstwerk gehalten und es darum als um seiner selbst willen vorhanden betrachtet hätte, sondern die Weltgeschichte wird zu einer Dienerin der Religion gestempelt: sie soll das Vorhandenseyn einer Vorsehung beweisen. Aber trotzdem muß man bekennen, daß S. die eigentlichen Fundamente zur Weltgeschichte gelegt hat. Nur seine Vorbeugungsart gegen die Kollision des Realzusammenhangs und Zeitzusammenhangs ist erst später vervollkommnet worden, da die Weise S.s, große, Weltbegebenheiten zweimal, erst synthe-

tisch und dann synchronistisch, zu erzählen, zu ermüdend seyn würde. Gleichverdient, wie um die Geschichte, hat sich S. um die Statistik gemacht. Zwar existirte der statistische Stoff, wie es sich von selbst versteht, seitdem es Staaten, Geschichte und Reisebeschreibungen gab; allein er wurde damals weder gehörig gesammelt, noch gehörig verarbeitet. Sehr deutlich zeigt sich dies aus dem achnowallschen Handbuche, dessen 6. Ausgabe S. nach des Verfassers Tode herausgab, worin über Oesterreich und Preußen gänzlich geschwiegen wird, während es ausführliche Notizen über Frankreich, England, Spanien bringt. S., der überhaupt gern für die anzubauenden Felder Pläne entwarf, schrieb eine Theorie der Statistik. Er definirt dort dieselbe als diejenige Wissenschaft, welche uns gründliche Kenntniß von den wirklichen Merkwürdigkeiten eines Staats verschaffen soll. Sie soll aus der Masse Sachen, welche man im Staatskörper antrifft, nach Ausscheidung dessen, was in der Geographie, die Antiquitäten und die Geschichte gehört, dasjenige herausstellen, was die Vorzüge oder Mängel eines Landes anzeigt, die Stärke oder Schwäche eines Staats darstellt, den Glanz einer Krone verherrlicht oder verdunkelt, den Staatsbürger reich oder arm, vergnügt oder mißvergnügt, die Regierung beliebt oder verhaßt, das Ansehen des Staatsoberhaupts in oder außer des Landes furchtbar oder verächtlich macht, was den einen Staat in die Höhe bringt, den andern erschüttert, den dritten zu Grunde richtet, einem die Dauer, dem andern den Untergang vorhersagt: kurz Alles, was zur gründlichen Einsicht eines Staatsgebäudes beitragen kann. Mit einem Worte, die Statistik ist für S. „stillstehende Geschichte", und der Statistiker ist der Vermittler zwischen dem ausübenden Staatsmanne und dem theoretischen Politiker. — Was die Politik anlangt, so muß ein jeder Unbefangene die überaus großen Verdienste, welche sich S. namentlich durch seine „Staatsanzeigen" um das deutsche Volk erwarb, gebührend anerkennen. Freilich muß zugestanden werden, daß S. überaus beshutsam zu Werke ging und sich wohl hütete, Oesterreich, Preußen oder Hannover selbst in seinen censurfreien Schriften anzugreifen; aber schon die schonungslose Art, womit er die Menge kleiner Fürsten Deutschlands behandelte, stiftete ihr Gutes und hatte einen unberechenbaren Nutzen. Dazu mußte er sich erst einen Leserkreis schaffen, er mußte die Deutschen erst zur Politik heranbilden und, um die politische Bildung und Kenntniß dem Vorrechte Einzelner zu entrücken und zum Gemeingute wo möglich Aller zu machen, so Viele als möglich sich dafür interessiren. Bedeutungsvoll ist es jedenfalls für ihn, daß es hauptsächlich seine Jünger waren, welche zur Zeit der Freiheitskriege den patriotischen Aufschwung der Deutschen veranlaßten. Seine Metapolitik wäre übrigens eher eine Philosophie der Geschichte zu nennen; sie holt weit aus, um aus dem Naturzustande des Menschen Folgerungen herzuleiten und Principien aufzustellen, die das Naturrecht viel näher geboten haben würde. Er erkennt allgemeine Menschenrechte an, nur will er, daß in solchem Falle auch von allgemeinen Menschenpflichten die Rede sey. Gegen das Recht des Stärkern, gegen Sklaverei, Willkür, gegen Unterdrückung des freien Wortes kämpft er aus allen Kräften an. Indeß kann er sich noch nicht von dem Begriffe des Herrschers und der Unterthanen losmachen, und das Muster von Staat, was er will, würde etwa in der konstitutionellen Monarchie Englands gegeben seyn. Gegen die demokratische Verfassung ist er eingenommen, wahrscheinlich, weil die großartigen Erscheinungen umfassender Monarchien dem Geschichtsforscher mehr imponirten, als die kleinen Republiken der alten und neuen Zeit. Sogar das mächtige Rom konnte ihn nicht versöhnen. Er war ein Gegner der amerikanischen Revolution und stimmte nicht mit ein in den allgemeinen Jubel über die erste französische. Er behauptete geradezu, daß eine Republik von 25 Mill. Menschen, sollte sie Bestand haben, aus eben so viel Philosophen in Theorie und Praxis bestehen müsse. Doch erkannte er an, daß die französische Revolution Gutes für die ganze Menschheit gestiftet habe, daß sie für Frankreich, wo die Regierung keine Ohren für Menschenrechte hatte, nothwendig gewesen sey, sprach aber zu gleicher Zeit den Wunsch aus, daß die Deutschen keine ähnliche Revolution treffen möge. „Menschenfreundliche Regierungen, Reichsgerichte und Preßfreiheit mögen uns auf friedlichem Wege die großen Resultate der Revolution bringen." Die Sprache S.s war kräftig und ungebunden, sogar öfters nachlässig im Styl, das beste Abbild seines unabhängigen, oppositionslustigen Charakters. Ueberall, in seinen Schriften, wie in seinen akademischen Vorträgen, streuete er bittere Sarkasmen aus. Im Familienkreise zeigte er sich sehr launisch und spielte nicht selten den Haustyrannen. „Leicht erregbar, kündigte sich sein Zorn, der sich indessen meistens nur in donnernden Worten entlud, durch heftiges Athemholen, durch krampfhafte Zuckungen an, die ihm einen widrigen Ausdruck, ein grauenerregendes Aussehen gaben. Und wie er empfangene Wohlthaten dankbar festhielt, so vergaß er auch Beleidigungen nie oder selten. Er konnte wegen Kleinigkeiten Jahre lang grollen: wer nicht nachtrage, meinte er, habe auch für Dankbarkeit keinen Sinn. Allein diese Leidenschaftlichkeit und dieser nachhaltende Eifer, in Verbindung mit seiner Offenheit, seinem unerschütterlichen Gerechtigkeitssinne und seiner unbestechlichen Redlichkeit machten ihn eben so zum unermüdlichen Streiter für das als wahr Erkannte und ließen ihn Früchte erkämpfen, die nur auf dem Schlachtfelde des Geistes wachsen, und die er in zahmer Duldsamkeit nimmer erkämpft hätte." — Seine Schriften sind: Versuch einer allgemeinen Geschichte des Handels und der Schiffahrt, schwedisch, Stockh. 1758, deutsch Rostock 1761; — Allgemeine nordische Geschichte, 2 Bde., Halle 1772; — Briefwechsel, Götting. 1776—82, 10 Bde.; — Staatsanzeigen, daselbst 1782—93, 18 Bde.; — Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder, 3. Aufl., das. 1790; — Weltge-

schichte im Auszuge und Zusammenhange, das. 1792—1801, 2 Bde.; — Uebersetzung des russischen Chronisten Nestor bis zum Jahre 980, das. 1802—9, 5 Bde. — Die Vertheidigung des Herzogs Ludwig Ernst von Braunschweig, welche er 1786 zu Göttingen erscheinen ließ, war eine reine Advokatenschrift und eine bezahlte Waare; sie führte den Titel: Ludwig Ernst, Herzog von Braunschweig, Feldmarschall S. M. J. R. und des heiligen Reichs, oder authentischer Bericht der Behandlung, welche er in den Vereinigten Provinzen erlitten hat. — 2) Karoline Friederike, geborne Röder, Gattin des Vorigen, hatte als Stickerin großen Ruf. Ihre Stickereien gleichen wahren Gemälden, theilweise in täuschender Nachahmung der Natur. Sie entdeckte einen ganz eigenen Stich für das Fleisch, der erhaben punktirt erscheint, nicht jenem ähnlich, den die Franzosen „en neuds" nennen. Ein Stickwerk dieser Art stellt Raphaels Madonna della Sedia dar. Mehre ihrer Meisterwerke kamen in den Besitz der Königinnen von England und Preußen. Sie † 1808. — 3) Dorothea, Tochter von S. 1), verehelichte Senator Rodde zu Lübeck, geboren 1770, ist berühmt durch ihre gelehrten Kenntnisse. Zur Freude ihres Vaters bearbeitete sie unter Anderm die russische Münzgeschichte in den trockensten Reduktionen und Münzberechnungen, bekam 1787 die Doktorwürde und trat mit ihrer Vermählung von der Oeffentlichkeit zurück. Starb auf der Rückreise aus dem südlichen Frankreich zu Avignon am 12. Juni 1825. Für sie hatte ihr Vater die Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder geschrieben; auch hatte er sie auf seiner Reise nach Italien bei sich. — 4) Christian von, Staatsökonom, Professor an den Universitäten zu Dorpat und Moskau, hierauf außerordentlicher Professor an der philosophischen Fakultät zu Bonn, machte sich durch die „Anfangsgründe der Staatswirthschaft", russ. u. deutsch, 2 Bde., Riga 1804—6, und durch seines Vaters „Oeffentliches und Privatleben aus Originalurkunden", Leipzig 1828, 2 Bde., bekannt. Er siedelte zuletzt nach Lübeck über.

Schlosen, zu verwebendes Wollengarn, drei- oder mehrfach, jedoch sehr lose zusammenirnen.

Schlog (Slawkow), österreich.-mähr. Kirchdorf, Kr. Prerau, Herrsch. Leipnik; 410 Ew.

Schlogwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neustadt; Schloß, Vorwerk, 2 Windmühlen; 160 Einw.

Schloikuie (Schiffsw.), s. Knie 2).

Schloin (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Glogau; Windmühle; 200 Ew.; — 2) das., Kr. Grünberg; 5 Wasser- u. 1 Oelmühle; 330 Einw.

Schlokeu, indisches Versmaß.

Schlomach, Melchior, kurfürstl. sächsischer General-Quartiermeister-Lieutenant, als Zeichner berühmt, nahm während des 30jährigen Krieges viele Zeichnungen und Karten auf. S. Weißhuhn stach 1641 nach seiner Zeichnung die Belagerung von Görlitz mit kleinen Ansichten der Stadt. Im J. 1651 erhob ihn der Kaiser in den Adelstand.

Schlonte, eine schwedische Scheidemünze, etwa 1 Kreuzer.

Schlope, ein Wasserriß, überhaupt eine Beschädigung an einem Ufer 2c.

Schlopen, ein altes untüchtiges Schiff aus einander nehmen.

Schloppe, preuß. Mediatstadt, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Deutschkrone; Land- u. Stadtgericht, Oberförsterei, Post, Papiermühle, 8 Jahr- u. Viehmärkte; 1700 Einw.

Schloppen (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Klein-S.), R.-B. Oberfranken, Ldgr. Kirchenlamitz; über 100 Einw.; — 2) (Groß-S.), das.; 100 Einw.

Schloppen (Wasserb.), 1) Beschädigungen an einem Deiche; — 2) Beschädigung an den Dünen, welche durch den Wind hervorgebracht werden.

Schloß (Technol.), 1) zum Verschluß irgend eines Behältnisses, einer Thür 2c. dienendes Geräth, bei welchem das Oeffnen in der Regel mittelst eines Schlüssels bewirkt wird. A) Konstruktion der Schlösser im Allgemeinen. Die Hauptbestandtheile eines jeden S.es sind, mit wenigen Ausnahmen: der Riegel, welcher durch sein Hervortreten auf die im Allgemeinen bekannte Weise die Verschließung bewirkt, und der Schlüssel, d. h. das Werkzeug, mittelst dessen der Riegel in Bewegung gesetzt wird. Dazu kommen noch: der Kasten od. überhaupt das Behältniß, welches den Riegel einschließt, und bei vielen Schlössern gewisse Nebentheile, durch welche man theils eine größere Sicherheit, theils Zwecke der Bequemlichkeit erreicht. Schlösser von ganz abweichender Konstruktion, welche keinen eigentlichen Riegel haben, oder welche ohne Schlüssel geschlossen und geöffnet werden, kommen selten vor. Das Ende des Riegels, welches aus dem Schlosse hervortritt, um die Verschließung unmittelbar zu bewerkstelligen, heißt der Kopf; die übrige Länge desselben, welche beständig im Innern des S.es bleibt, wird der Schaft genannt. Der Riegelkopf ist fast jedesmal dicker, oft auch breiter, als der Riegelschaft, und nicht selten, besonders bei großen Schlössern, zwei- oder dreifach gespalten. — An dem Schlüssel unterscheidet man: den Ring (die Raute), den Schaft (das Rohr, letzterer Name pflegt diesem Theile auch dann gegeben zu werden, wenn er nicht hohl ist) und den Bart. Gewöhnlich ist zunächst an dem Ringe das Rohr mit einer aus verschiedenen Reifen u. dgl. bestehenden Verzierung versehen, welche das Gesenk heißt und oft zugleich den Punkt angibt, bis zu welchem der Schlüssel beim Gebrauche eingeschoben werden muß. Die Dimensionen aller dieser Theile dürfen, damit der Schlüssel bei gehöriger Stärke eine gefällige Gestalt erhält, nicht im Mißverhältnisse zu einander stehen; doch werden die praktischen Regeln, welche man hinsichtlich dieses Umstandes in den meisten Werken über Schlosserkunst antrifft, selten streng beobachtet. Zimmerthür-Schlüssel erhalten eine gute Form, wenn man sie nach folgendem Schema arbeitet: die Dicke des Rohrs wird als Einheit des Maßes ange-

nommen; es beträgt alsdann die Breite des Bartes $2^1/_2$, solche Theile, dessen Höhe ebenfalls $2^1/_2$ Theile, die Entfernung vom Barte bis an das Ende des Rohres 1 Theil, die Länge des Rohrs vom Barte bis an das Gesenk 5, die Länge des Gesenkes bis an die Raute 3, die Breite oder Höhe der Raute 3 und deren Länge 6 Theile. Die Dicke des Bartes ist am äußern Rande ungefähr gleich 1 Theil (d. h. so groß, wie der Durchmesser des Rohrs, auch wohl ein wenig größer), vermindert sich aber gegen das Rohr hin bis auf etwa $^2/_3$. Uebrigens finden vielfache Abweichungen in den Verhältnissen der Dimensionen Statt. — Die Art, wie der Schlüssel mittelst seines Bartes die Schiebung des Riegels zu Stande bringt, ist folgende: An dem untern Rande des Riegels springen 2 Zähne vor, welche man Angriffe nennt. Indem der Schlüssel durch das Schlüsselloch eingesteckt und dann umgedreht wird, faßt der Bart, sobald er in eine bestimmte Lage gekommen ist, den Angriff und schiebt den Riegel zurück. Ist diese Schiebung geschehen, und kann der Schlüsselbart neben dem Angriffe wieder austreten, so vollbringt er den Rest seiner Kreisbewegung u. kehrt in die anfängliche Stellung zurück, wo er alsdann wieder aus dem Schlüsselloche ausgezogen werden kann. Um das S. zu öffnen und zu diesem Zwecke den Riegel in die anfängliche Lage zurück zu versetzen, wird der Schlüssel in entgegengesetzter Richtung umgedreht. Mit einer einzigen Umdrehung des Schlüssels (in der Kunstsprache eine Tour genannt, weshalb die auf einmaliges Umdrehen des Schlüssels berechneten Schlösser eintourig heißen) kann der Riegel nicht so weit vorgeschoben werden, als es bei einigermaßen großen Schlössern erforderlich ist, um eine genügend feste Verschließung hervorzubringen; wenigstens müßte man, um dies zu erreichen, dem Barte eine so bedeutende Größe geben, daß er dadurch unbequem würde. Um letzteres zu vermeiden, macht man alsdann das S. zweitourig, wozu aber ein dritter Angriff an dem Riegel vorhanden seyn muß. Sehr gewöhnlich bildet man die Angriffe dadurch, daß man den Riegelrand mit einem Einschnitte versieht, wenn das S. eintourig, oder mit zwei neben einander stehenden Einschnitten, wenn es zweitourig ist. Damit der Schlüssel bei sehr rascher Umdrehung nicht den Riegel weiter, als beabsichtigt, aus dem S. hinaus schleudern kann, pflegt man das innere Ende des Riegelkopfes mit einem hervorragenden Theile zu versehen, welcher an innern Rande der zum Austreten des Riegels vorhandenen Oeffnung aufgehalten wird. Es kann dies entweder ein zahnförmiger Ansatz seyn, oder ein (der Verzierung wegen gewöhnlich geflmsartig gearbeiteter) Vorsprung auf der breiten Seite. Bei zwei- und dreiköpfigen Riegeln reicht schon das Ende des Spaltes zwischen den Köpfen hin, um den in Rede stehenden Erfolg zu sichern. Diese Einrichtungen machen es auch unmöglich, daß — bei eintourigen Schlössern nach der einen, bei zweitourigen nach der zweiten Umdrehung — der Schlüssel den Riegel noch weiter aus dem S. hervorschiebe, wenn etwa aus Versehen eine fernere Umdrehung versucht wird. Daß auch beim Aufschließen eine solche ungehörige, zu weit gehende Verschiebung des Riegels nicht Statt finden kann, erreicht man dadurch, daß der Riegel entweder mit dem innern Ende seines Schaftes im S. anstößt, wenn das letztere geöffnet ist, oder aber an der zu seiner geraden Führung angebrachten Vorrichtung (s. unten) ein Hinderniß findet, sich weiter, als nöthig, hinein zu bewegen. Bei Riegeln, deren Angriffe durch Einschnitte gebildet werden, hindert schon das Anstoßen des Bartes an den Riegelrand eine zu oft wiederholte Umdrehung des Schlüssels. In allen diesen Fällen findet demnach der Schlüssel einen unüberwindlichen Widerstand, durch welchen, wenn der Versuch zur Umdrehung mit einiger Kraft gemacht wird, leicht der Bart gebogen oder abgebrochen werden kann, besonders bei Schlössern mit sogenannten Eingerichten, wo der Schlüssel oft durch zahlreiche Einschnitte ohnehin sehr geschwächt ist. Gegen diesen Unfall gibt es ein Vorbauungsmittel in den sogenannten fliegenden Angriffen. Hierunter versteht man eine Konstruktion am Riegel, vermöge welcher der erste und der letzte Angriff nach jener Richtung, in welcher mittelst derselben der Riegel vom Schlüsselbarte nie geschoben werden darf, dem Drucke nachgeben und ausweichen, so daß nach vollendetem Auf- oder Zuschließen der Schlüssel noch ferner beliebig oft umgedreht werden kann, ohne weder auf die Stellung des Riegels verändernd einzuwirken, noch auch einen erheblichen Widerstand zu erfahren. Die Einrichtungen, welche man für die fliegenden Angriffe anwendet, sind sehr mannichfaltig u. können hier nicht näher erörtert werden.

Nach der Art, wie die Schlösser an Thüren, Schiebladen ꝛc. angebracht werden, unterscheidet man: angeschlagene od. Kasten-Schlösser, eingelassene oder Einlaß-Schlösser und eingesteckte (Einsteck-) Schlösser. Die Kasten-Schlösser werden freiliegend mittelst Schrauben auf der Fläche des zu verschließenden Gegenstandes befestigt (angeschlagen) und müssen deshalb, sowohl des besseren Ansehens wegen, als damit ihre inneren Theile vor Staub geschützt bleiben, mit einer ringsum geschlossenen Hülle, dem Kasten (Schloßkasten), umgeben seyn, woher sie ihren Namen führen. Der Kasten ist aus Eisen- oder Messingblech zusammengesetzt, manchmal im Ganzen aus Messing gegossen, nur bei großen Schlössern aus Eisen geschmiedet. Seine Theile sind folgende: das Schloßblech, eine viereckige Platte, gleichsam der Boden des Kastens; der Stulp oder diejenige Seitenwand, in welcher die Oeffnung zum Durchgange des Riegelkopfes sich befindet, gewöhnlich durch rechtwinkelige Aufbiegung des Schloßbleches selbst gebildet; der Umschweif oder die Einfassung rings um die übrigen drei Seiten, in der Regel niedriger als der Stulp; endlich der Schloßdeckel (die Deckplatte), eine zum Schloßbleche parallele Platte. In dem Schloßbleche befinden sich Löcher für die zur Befestigung des S. es an der Thür u. s. w. dienenden Schrauben. Zwei solcher Löcher pflegt man

auch dem Stulpe zu geben. Der Umschweif ist ein zweimal im Winkel gebogener eiserner Streifen, der mit seinen Enden den Stulp von innen berührt u. mit dem Schloßblech auf verschiedene Weise verbunden wird. Gewöhnlich geschieht dies mittelst mehrer sogenannter Umschweifstifte, welche meist von vierseitiger Gestalt (selten halbrund) sind, die Höhe des Umschweifes haben, an welchem sie mit einer ihrer Seitenflächen anliegen, und sowohl am Umschweife, als im Schloßbleche durch Vernietung befestigt werden. Zuweilen gibt man dem Umschweif inwendig einige Ansätze von der Gestalt starker, runder Umschweifstifte, bohrt durch jeden derselben der ganzen Länge oder Höhe nach ein Loch und läßt durch dieses eine Schraube gehen, deren Ende mit seinem Gewinde in ein Loch des Schloßbleches eingeschraubt wird; allein diese Art der Verbindung ist, der mühsamern Herstellung wegen, eben so selten im Gebrauch, als diejenige, wo statt der Umschweifstifte kleine eiserne Winkel mit einem ihrer Schenkel am Umschweife angenietet und mit dem anderen Schenkel auf das Schloßblech aufgeschraubt sind. Messingene Schloßkästen pflegt man weder zusammen zu nieten, noch zusammen zu schrauben, sondern zu löthen. Eiserne werden öfters äußerlich mit Messingblech überkleidet, um ihnen ein feineres Ansehen zu geben. Der Schloßdeckel ist manchmal von solcher Beschaffenheit, daß er das ganze Schloß bedeckt, also gleiche Größe mit dem Schloßbleche hat. Gewöhnlicher ist der Fall, daß die Deckplatte nur über einen Theil des S.es reicht, von der oberen Seite des Umschweifes bis zur unteren. Die Befestigung der Deckplatte geschieht auf verschiedene Weise; indessen wird bei allen etwas sorgfältig gearbeiteten Schlössern der Deckel aufgeschraubt. Zuweilen ist statt eines eigentlichen Schloßdeckels nur ein kleiner Steg oder Kloben angebracht, der das Schlüsselloch enthält und mittelst zweier Schrauben mit dem Schloßbleche verbunden wird. — Kleine Schlösser an Schiebladen, Kästchen ꝛc., bei welchen man es sich zwar gefallen läßt, daß sie auf der Holzoberfläche sichtbar sind, die aber doch nicht wie angeschlagene Schlösser aus derselben hervorspringen dürfen, werden als Einlaß-Schlösser gebaut u. dergestalt in eine ausgestemmte Vertiefung eingesenkt (eingelassen), daß das Schloßblech mit dem Holze eben ist. Schlösser dieser Art erhalten einen Stulp und eine kleine Deckplatte, aber entweder keinen Umschweif, oder nur eine theilweise, die Stelle desselben vertretende Einfassung. In Fällen, wo man wünscht, daß das S. auf beiden Flächen des Holzes (z. B. an einer Thür oder Schieblade) nicht sichtbar sey, bedient man sich der eingesteckten Schlösser, welche von der Kante des Holzes aus in eine ausgestemmte Höhlung desselben eingeschoben u. bloß dadurch befestigt werden, daß durch den Stulp 2, 3 oder 4 Schrauben ins Holz gehen. Um die Holzdicke nicht übermäßig zu schwächen, müssen solche Schlösser so dünn oder niedrig als möglich seyn. Man gibt ihnen zwei an Gestalt und Größe einander ganz gleiche Platten oder Bleche und einen Stulp, der in Länge und Breite über das S. vorspringt. Ein Umschweif ist meist vorhanden, wird aber doch öfters (namentlich bei kleinen Schlössern) durch einige zwischen die beiden Platten eingesetzte und darin vernietete Stifte vertreten. Um die richtige Einführung des Schlüssels in die Schlösser zu erleichtern, bringt man, sofern letztere (wie es bei angeschlagenen Thürschlössern ꝛc. der Fall ist) hinter einer dicken Schichte Holz liegen, ein eisernes Rohr an, welches nicht nur dem Schlüssel beim Hineinschieben genau seinen Weg weiset, sondern auch während der Umdrehung das Schwanken desselben verhindert. Dieses Rohr wird auf dem Schloßdeckel durch Nietung oder durch Schrauben befestigt. Für Rohr-Schlüssel, d. h. solche mit hohlem Rohre, ist ein im S. angebrachter passender Stift (Dorn) das Mittel, um ihnen beim Einstecken und Herumdrehen die nöthige Führung zu verschaffen (s. unten). Der Riegel bedarf, nebst dem Loche im Stulp, durch welches sein Kopf in der richtigen Lage erhalten wird, noch eines zweiten Unterstützungspunktes im Innern des S.es, damit seine Bewegung ohne Schwanken vor sich geht. Die hierzu dienlichen Einrichtungen sind verschieden. Die gewöhnlichste besteht darin, daß man dem Riegel einen langen Spalt oder Schlitz gibt, mit welchem er auf einem vom Schloßbleche hervorstehenden u. daran fest genieteten Stifte läuft. Die richtige Länge des Schlitzes kann zugleich benutzt werden, um den Riegel am vorgeschriebenen Ende seiner Bewegung aufzuhalten, damit er nicht bei raschem Auf- oder Zuschließen etwas zu weit ins S. hinein oder aus demselben heraus fährt. Wenn, wie dies sehr oft der Fall ist, der Riegel nicht auf dem Schloßbleche aufliegt, sondern etwas von demselben entfernt gehalten werden soll, um den zwischen beiden bleibenden Raum zur Anbringung des später zu erwähnenden Zuhaltungslappens zu benutzen, so erreicht man dies auf sehr einfache Weise dadurch, daß man den Stift in der gehörigen Höhe absetzt, damit er dort eine Unterlage für den Riegel darbietet, indem sein oberes, der Breite des Schlitzes angepaßtes Ende dünner ist, als der übrige Theil. Eine andere Art von Führung für den Riegel besteht darin, daß man dem letztern am Ende seines Schaftes unterwärts einen Vorsprung oder Ansatz gibt, der mit einem Einschnitte ein unbewegliches eisernes Stäbchen umfaßt und darauf hin und her gleitet. Zuweilen läßt man auch den Schaft des Riegels nahe an seinem hintern Ende in einer Studel, d. h. einer Art Klammer gehen, welche dessen ganze Breite umfaßt und an dem Schloßbleche angenietet oder angeschraubt ist. Wenn der Riegel sich mit zu großer Leichtigkeit bewegt, so fliegt er bei sehr schneller Umdrehung des Schlüssels (wenn dieser die erste Tour macht) zu weit in seinem Wege fort und kommt in eine Stellung, wo der Bart den nächsten Angriff nicht gehörig fassen kann, wodurch also der Riegel unbeweglich wird. Man muß in einem solchen Falle, um das S. wieder in Ordnung zu bringen, es abnehmen, oder, wenn man nicht dazu gelangen kann (z. B. an der Außenseite einer Thür oder bei einem eingesteckten S. es mühsam mit dem Sperrzeug

öffnen, wohl gar gewaltsam aufsprengen. Aber selbst dann, wenn die übermäßige Schiebung nicht diesen Nachtheil mit sich führt, bringt sie doch einen andern, der nicht weniger wesentlich ist und auf die Sicherheit des Verschlusses Bezug hat (s. unten). Man pflegt deshalb die Bewegung des Riegels dergestalt zu erschweren, daß er sich nur mit einem gewissen (jedoch sanften) Widerstande schiebt, ohne jemals fortgeschleudert und dadurch über den vorgeschriebenen Punkt hinausgetrieben zu werden. Das Mittel hierzu ist eine auf den Riegel wirkende Feder (Schleppfeder) von Eisen-, Messing- oder Stahlblech, durch welche ein mäßiger Grad von Reibung erzeugt wird, und die zugleich, sofern der Riegel seine Führung mittelst eines Schlitzes an einem Stifte hat, denselben verhindert, sich vom Schloßblech zu entfernen. Gewöhnlich bringt man die Schleppfeder auf der innern Seite des Schloßdeckels an, auf welchen sie mittelst eines Nietes befestigt ist, während sie mit ihrem freistehenden Ende (wohl auch mit beiden Enden) unter angemessenem Druck auf dem Riegel ruht. Indeß kommen auch abweichende Methoden, die Schleppfedern anzubringen, öfter vor. — Der unbewegliche, von dem S. getrennte Theil, in welchen der Kopf des Riegels eintreten muß, wenn er die Verschließung zu Stande bringen soll, ist nach Beschaffenheit der Umstände entweder ein sogenanntes Schließblech, oder ein Schließkloben, oder eine Schließkappe. Die einfachste unter diesen Vorrichtungen ist das Schließblech. Es besteht nämlich nur aus einem, mit der gehörigen Oeffnung für den Riegelkopf versehenen schmalen Streifen Messing- oder Eisenblech, welcher als ein verstärkender Beschlag mittelst Schrauben auf dem Holzkörper (z. B. des Thürstockes, des zweiten Flügels einer Doppelthür, des Blattes über einer Schieblade ꝛc.) befestigt wird. — Die Schließkloben sind an Thüren gebräuchlich, bei welchen man die Zierlichkeit außer Acht läßt und es also nicht anstößig findet, daß der aus dem S. hervorstehende Riegelkopf sowohl, als das Eisen, worein er schließt, sichtbar ist. Ihre einfachste Gestalt ist eine Art doppelten Winkelhakens von geschmiedetem Eisen, dessen zugespitzte Schenkel in den hölzernen Thürstock eingeschlagen werden, so daß nur ein Theil hervorsteht, welcher eine längliche, viereckige, auf der vierten Seite vom Holz begrenzte Oeffnung zum Eintreten des Riegels darbietet. Will man bei einem mit Schließkloben versehenen S. den Kloben verstecken, so kann man dies erreichen, indem man dem S. einen überbauten Kasten gibt. Wenn die Thür geschlossen ist, so umgibt diese Art Kappe den Schließkloben und läßt weder diesen, noch den Kopf des Riegels sehen. Uebrigens ist diese Einrichtung gegenwärtig nicht häufig mehr im Gebrauch, indem sie doch nicht dahin führt, den Schließkloben zu verbergen, wenn die Thür in den Angeln offen steht, und überdies die Unbequemlichkeit darbietet, daß das S. über den Rand der Thüre heraustritt, und Gelegenheit gibt, sich daran zu stoßen. — Ohne Zweifel haben die überbauten Schlösser Veranlassung zur Erfindung der Schließkappen gegeben, welche den Vortheil gewähren, daß kein Schließkloben zu sehen ist, und der Rand des S.es (an der Stulpseite) nicht über jenen der Thüre hinaustritt. Diese Einrichtung gewährt sonach die Vortheile des überbauten Kastens und ist von den Unvollkommenheiten desselben befreit. Auch hier ist indeß, wie bei den überbauten Schlössern, die Unbequemlichkeit des Hervorragens über den Thürrand, wiewohl nicht in so hohem Maße, vorhanden, und das Ansehen des S.es bei geschlossener Thür ist fast dasselbe, indem es den Anschein gewinnt, als ob Kasten und Schließkappe nur Eins seyen.

B) Hauptgattungen der Schlösser. Nach der Art, wie der Riegel in seiner, die Verschließung bewirkenden Stellung erhalten wird, theilt man die Schlösser (abgesehen von gewissen, ganz eigenthümlichen Konstruktionen, s. unten) in deutsche, französische und Bastard-Schlösser ein. Die zuerst und die zuletzt genannte Gattung verfertigt man gegenwärtig nur noch selten, so daß die französischen Schlösser die allgemein gebräuchlichen sind. — Das deutsche S., auch Halbtours-S. genannt, weil dabei der Schlüssel nur etwas über eine halbe Umdrehung macht, ist am einfachsten gebaut. Der Riegel, dessen Schaft in einer Studel oder Klammer seine Führung findet, und dessen abgekröpftes Ende den Angriff bildet, wird durch eine aus Eisenblech gewundene Feder, deren viereckiger Stift im Schloßbleche eingenietet ist, dergestalt gedrückt, daß sein Kopf durch die Oeffnung des Stulpes heraustritt. Diese Lage nimmt er immer ein, wenn er nicht mittelst des Schlüssels zurückgezogen wird. Der Schlüssel vollbringt beinahe eine halbe Umdrehung, ohne auf den Riegel zu wirken, faßt den Angriff und macht nun noch ¼ der Umdrehung, bis er an dem Umschweifstifte ein Hinderniß findet und stehen bleibt, indem er den Riegel zurückgezogen hat. Das S. ist jetzt geöffnet und bleibt auch so, wenn man den Schlüssel unangerührt läßt; so wie man aber den letztern mit der Hand zurückdreht, springt der Riegel sogleich wieder vor. Der deutsche Riegel muß demnach, damit das S. geöffnet bleibe, mit einem besonderen, mit der Hand zu bewegenden Schieber versehen seyn, welcher ihn in seiner zurückgezogenen Lage sperrt; oder man muß den Schlüssel stecken lassen. Im vorgeschobenen Zustande hält ihn nur die Feder, so daß es nicht die geringste Schwierigkeit hat, ihn zurück zu treiben und das S. zu öffnen, wenn es nur erst gelingt, mit einem Instrumente vor dem Riegelkopfe anzukommen. Diese Eigenschaft macht das S. im Allgemeinen wenig sicher; dazu tritt noch die Unbequemlichkeit des Gebrauchs (weil man den Schlüssel immer an der Hand haben muß) und der üble Umstand, daß der Riegel (weil er nicht zweitourig seyn kann) nicht tief in das Schließblech, den Schließkloben einzutreten vermag. Der Kopf des Riegels ist dergestalt abgeschrägt, daß beim Zuwerfen der Thür, woran das S. sich befindet, die schräge Fläche gegen den Schließkloben oder das Schließblech stößt, der Riegel dadurch zurückgedrängt wird, aber vermöge der Feder so-

gleich wieder vorspringt und somit von selbst einfällt und schließt. — Das Bastard-S. macht den Uebergang von dem deutschen zum französischen S. und hat wohl davon seinen Namen erhalten. Man wendet es stets nur in kleinem Formate, gewöhnlich als Schiebladen-S. an, und seine Einrichtung ist im Wesentlichen folgende: Der Riegel enthält einen Einschnitt, worin der Schlüsselbart angreift; dann zwei rechtwinkelige Einkerbungen und einen Ansatz, der ein zu weites Hervortreten aus dem Stulpe verhindert. Eine am Riegel befestigte Feder lehnt sich gegen einen auf dem Schloßblech unbeweglich stehenden Stift an. Wenn das S. geöffnet ist, so liegt die Kerbe des Riegels auf dem Ende des Umschweifes; bei vorgeschobenem Riegel aber ist dieses mit der andern Einkerbung der Fall. Jedes Mal wird also durch dieses Eingreifen in den Riegel der letztere festgehalten und dessen Schiebung verhindert. Um ihn aus der einen Lage in die andere zu versetzen (d. h. das offene S. zu verschließen, oder das verschlossene zu öffnen), muß der Riegel seitwärts so weit von dem erwähnten Umschweif entfernt und dem unbeweglich stehenden Stift genähret werden, daß er ungehindert zwischen beiden Theilen hingehen kann. Dies wird durch die Begegnung mit dem Schlüsselbarte erreicht, indem der Ausschnitt so seicht ist, daß der in denselben eintretende Bart, um seinen Kreisgang zu verfolgen, den Riegel zum Ausweichen nöthigt und ihm die schiefe Stellung ertheilt, worauf erst die Schiebung erfolgt. Die am Riegel befestigte Feder gibt hierbei anfangs nach und drückt alsdann, wenn der Bart den Riegel wieder verläßt, letztern in die gerade Stellung zurück. Diese unvollkommene, wegen der Art der Riegelbewegung sehr wandelbare Konstruktion hat keine andere empfehlende Eigenschaft, als Einfachheit, und läßt, da ihre ganze Wirkung auf schlottriges Zusammenpassen der Theile berechnet ist, eine genaue und solide Ausarbeitung nicht zu. — Das französische S., welches entweder eintourig, oder zweitourig gebaut wird, heißt auch Zuhaltungs-S., weil es als charakteristischen Bestandtheil die Zuhaltung enthält, d. h. ein bewegliches Eisenstück, welches den Riegel in jeder Lage unverrückbar macht, die er nach einer vollbrachten ganzen Umdrehung besitzt, möge er übrigens ganz, zur Hälfte, oder gar nicht vorgeschoben seyn. Man nennt den mit der Zuhaltung versehenen Riegel französischen Riegel. Die Zuhaltung ist als einarmiger Hebel zu betrachten, bewegt sich um einen in dem Schloßbleche eingenieteten Stift als Drehungspunkt und ist mit einem hakenähnlichen Theile (Zuhaltungshaken) versehen, der in Einkerbungen des Riegelrandes einfällt, weil eine Feder (Zuhaltungsfeder) ihn hineindrückt. Es müssen so viele Kerben zu diesem Behufe vorhanden seyn, als es feste Stellungen für den Riegel gibt, nämlich 2 bei einem eintourigen S., 3 bei einem zweitourigen. Eine Fortsetzung der Zuhaltung ist der Zuhaltungslappen, an den der Bart des in Umdrehung begriffenen Schlüssels stößt, um dadurch den Haken der Zuhaltung aus dem Riegel auszuheben, und zwar kurz bevor die Schiebung des letzteren anfängt, weil diese Schiebung nicht Statt finden kann, so lange die Zuhaltung den Riegel hält. Eine Gewalt, welche das S. durch Zurückdrängen des Riegels öffnen will, muß also den Haken der Zuhaltung absprengen. — Auch das Bastard-S. hat, wie aus dem oben darüber Gesagten hervorgeht, eine Art Zuhaltung, wenigstens einen Theil, welcher wie die Zuhaltung auf den Riegel wirkt; es liegt jedoch ein höchst wesentlicher Unterschied darin, daß beim Bastard-S. der Riegel, um geschoben zu werden, der Zuhaltung aus dem Wege geht, während beim französischen S. die Zuhaltung dem Riegel ausweicht. Nur die letztere Konstruktion ist zu solider und dauerhafter Ausführung geeignet, weil dabei der Riegel, als der Hauptbestandtheil, keine andere Bewegung, außer der geradlinigen in der Richtung seiner Länge, empfängt. In dem Moment, wo der Schlüsselbart den Angriff verläßt, muß sogleich die Zuhaltung in den Riegel einfallen und ihn festhalten. Geschieht dies (wegen ungenauer Bearbeitung der Schloßtheile oder wegen zu geringer Stärke der Zuhaltungsfeder) nicht, so kann der Riegel in jenem Moment durch eine auf seinen Kopf wirkende Kraft zurückgeschoben werden, was ein wesentlicher Fehler ist. Man bezeichnet die eben angeführte nothwendige Eigenschaft des S.es, indem man sagt, daß es Tour halten müsse, und erprobt sie, indem man während der Umdrehung des Schlüssels mit den Fingern vorn auf dem Riegel, in dessen Längenrichtung, drückt. Noch gröber ist natürlich der Fehler, wenn die Zuhaltung, statt nur träge und verspätet, gar nicht in den Einschnitt des Riegels fällt, sondern daneben auf dem Riegelrande liegen bleibt, indem in diesem Falle die Zuhaltung wirkungslos ist, und der vorgeschobene Riegel durch einen Druck auf seinen Kopf (wenn man mit einem Instrument zu diesem zu gelangen weiß) mit Leichtigkeit zurückgedrängt, also das S. geöffnet werden kann. Die Ursache hiervon kann, bei übrigens guter Bauart des S.es, die Anwendung einer zu schwachen Schleppfeder seyn, indem diese gestattet, daß durch sehr rasches Umdrehen des Schlüssels der Riegel zu weit fortgeworfen wird, und die zu seiner Festhaltung bestimmte Kerbe außer den Bereich des Hakens der Zuhaltung kommt. Im Einzelnen wird die Form der Zuhaltung und ihr Zusammenhang mit dem Riegel auf mannichfaltige Weise abgeändert; eben so die Gestalt und Stellung der Zuhaltungsfeder. In der Regel ist die Zuhaltung an dem, dem Schlüsselloche entgegengesetzten Riegelrande angebracht. Der Zuhaltungslappen liegt entweder auf, oder unter dem Riegel (im letzteren Falle zwischen dem Riegel und dem Schloßblech). Zuweilen fügt man bei französischen Riegeln zu einer oder zwei ganzen Touren noch die deutsche halbe Tour hinzu, wodurch die sogenannten Anderthalb-Tour-Schlösser und Dritthalb-Tour-Schlösser entstehen. Wenn nämlich beim Oeffnen der Schlüssel, wie gewöhnlich, einen Umgang oder zwei Umgänge gemacht hat, so steht der Riegelkopf noch etwas höher über

den Stulp hervor und wird nicht mehr von der Zuhaltung, sondern von einer Feder gehalten. Man muß dann noch eine unvollständige Umdrehung (halbe Tour) mit dem Schlüssel machen, um den Riegel gänzlich zurückzuziehen. Es ist eine hierbei oft vorkommende Abänderung, daß man für die halbe Tour einen besondern Riegel anbringt, also einen französischen (ein- oder zweitourigen) und einen deutschen Riegel mit einander verbindet, von welchen zuerst jener, dann dieser von dem Schlüssel in Bewegung gesetzt wird, wenn man aufschließt.

C) *Mittel zur Sicherung der Schlösser gegen widerrechtliches Oeffnen.* Die Bestimmung eines S.es theoretisch aufgefaßt, so müßte das Bestreben bei dem Baue desselben jederzeit hauptsächlich dahin gerichtet seyn, dasselbe für jede andere Person als den rechtmäßigen Eigenthümer unaufsperrbar zu machen, welcher Zweck am vollkommensten erreicht seyn würde, wenn das S. nicht nur dieser Bedingung Genüge leistete, sondern zugleich auch einfach in der Konstruktion, bequem im Gebrauche und wohlfeil wäre; vom praktischen Standpunkte aus tritt jedoch gewöhnlich die Wohlfeilheit als eine der ersten Forderungen auf. Da dieselbe indeß wesentlich von der Einfachheit der Konstruktion abhängt, und diese im Ganzen genommen sich nicht recht wohl mit einem hohen Grade von Sicherheit vereinigen läßt, so opfert man die letztere in der Regel zum großen Theil auf, um den Forderungen in Ansehung des niedrigen Preises zu entsprechen. Hieran sind eigentlich hauptsächlich alle Bestrebungen mehr oder weniger gescheitert, welche man von jeher auf die Vervollkommnung der Schlösser in Beziehung auf ihre Sicherheit gerichtet hat. Die Gefahren, welche einem S. hinsichtlich des widerrechtlichen Oeffnens drohen, sind von zwei Hauptarten, indem nämlich theils Gewalt, theils List zu fürchten ist, welche beide somit von vorn herein die Konstruktion des S.es vereiteln soll. Gegen die Gewalt, also gegen das Aufsprengen, Zerbrechen, Abreißen des S.es, kann eine hinreichend starke und feste Bauart Gewähr leisten, und unter den Umständen, wo jene Gefahr vorhanden ist, läßt sich ihr demnach im Allgemeinen ohne besondere Schwierigkeit entgegen wirken. Indeß ist gerade dieser Theil der Aufgabe der weniger wichtige; denn die Gefahr, daß Gewalt zum Oeffnen in Anwendung komme, ist im Ganzen genommen weit seltener vorhanden, als die, daß auf dem Wege der List, der Heimlichkeit, nach diesem Ziele gestrebt wird. Häufig ist die letztere Gefahr ausschließlich zu befürchten; so namentlich bei allen Verschließungen an Kleinen, tragbaren Behältnissen, welche der Dieb, wenn es ihm nicht auf Heimlichkeit ankäme, zunächst wohl ganz und gar entwenden würde, statt sich auf gewaltsames Oeffnen (Erbrechen) an Ort und Stelle einzulassen. Für solche Fälle wird also die Festigkeit der S.-Konstruktion völlig genügend seyn, wenn durch sie nur den Bedingungen der Dauerhaftigkeit entsprochen ist, und alle Sorgfalt wird dagegen auf die Verhinderung des Oeffnens durch List koncentrirt werden müssen. Umgekehrt aber gibt es keine Art von Verschließung, bei welcher man *ausschließlich der Gewalt* vorzubauen hätte. Aus dem Gesagten geht hervor, daß hauptsächlich in der Sicherung gegen stilles, verstohlenes Oeffnen durch Unberechtigte die Vervollkommnung der Schlösser gesucht werden müsse. Diese Aufgabe und deren Schwierigkeit hat man zu allen Zeiten so bestimmt eingesehen, daß eine unzählige Menge Versuche in dieser Hinsicht gemacht worden sind; allein die Grundsätze und Hülfsmittel der Mechanik führen eher zu der theoretischen und praktischen Gewißheit, daß ein gegen widerrechtliches Oeffnen *unbedingt* gesichertes S. weder zur Zeit schon erfunden ist, noch jemals erfunden werden wird. Zum Glücke setzen gewisse in der Praxis vorkommende Verhältnisse der Gefahr eine Grenze, so daß kaum in irgend einem Falle ein dem theoretischen Ideale an Sicherheit gleichkommendes S. erforderlich seyn kann. Da z. B. gewiß nur höchst selten dem Diebe Gelegenheit geboten seyn wird, sich viele Stunden lang ununterbrochen mit dem Oeffnen eines S.es zu beschäftigen, so darf man praktisch schon einer solchen Konstruktion vollkommene Sicherheit zuschreiben, welche große Vorbereitungen und lange dauernde Versuche zur Erreichung des Zieles nöthig macht. Dies ist namentlich der Fall bei dem weiter unten zu beschreibenden brahma'schen S. und andern gut eingerichteten Kombinations-Schlössern. Da übrigens unter verschiedenen Umständen die Gefahr des verstohlenen Oeffnens ungleich groß ist, so braucht auch die Sicherheit nur relativ zu seyn, und ein S., welches für gewisse Verhältnisse als ganz unzulänglich erkannt werden würde, kann in einem andern Falle völlig genügend seyn. Daraus ergibt sich, daß überhaupt viel auf eine zweckmäßige Wahl unter den vorhandenen S.-Einrichtungen ankommt, damit man eine jede an dem für sie geeigneten Platze anwende. Eben darum aber ist die genaue Kenntniß der mannichfaltigen Konstruktionen mit ihren Vorzügen und Mängeln von der größten Wichtigkeit. — Bei den meisten Schlössern wird zum Oeffnen ein Werkzeug (der Schlüssel) angewendet, dessen Besitz der berechtigten Person Gewähr leisten soll, daß sie allein im Stande sey, das Aufschließen zu bewerkstelligen oder bewerkstelligen zu lassen. Der gewöhnliche Schlüssel ist jedoch ein viel zu einfaches Instrument, um jene Versicherung zu geben. Er kann mit Leichtigkeit nachgemacht werden, selbst ohne daß man das Original dabei in Händen zu haben braucht, und das zum Eintritte desselben ins S. vorhandene Schlüsselloch ist jederzeit geräumig genug, um nicht nur einen Nachschlüssel, sondern auch andere Instrumente, die, ohne genau die Gestalt des Schlüssels zu haben, dessen Stelle vertreten können, einzulassen. Es ist daher ein sehr nahe liegender Gedanke, den Eingang in das Schlüsselloch durch eine bestimmte Gestalt desselben, oder durch Anbringung gewisser Hindernisse in dessen Nähe dergestalt zu erschweren, daß wo möglich kein Werkzeug, außer dem Originalschlüssel, in das Innere des S.es gelangen kann. Damit verbindet man ferner zum Theil

die Absicht, dem Schlüssel eine solche Gestalt zu geben, daß er nicht leicht und schnell, selbst wenn er kurze Zeit als Muster vorliegt, nachgebildet werden könne. Drei verschiedene Vorkehrungen sind für den genannten Zweck sehr üblich und werden bald einzeln, bald mit einander verbunden in Anwendung gebracht, nämlich: a) gekröpfte oder geschweifte Schlüsselbärte; b) hohle Schlüsselröhre; c) Eingerichte oder Besatzungen. — a) Die Kröpfung oder Schweifung des Schlüsselbartes kann sehr mannichfaltig seyn und ist jedenfalls so leicht herzustellen, daß sie fast nichts zur Vertheuerung der Schlösser beiträgt, aber auch eben darum das Nachmachen des Schlüssels nicht erheblich erschwert. Das Schlüsselloch erhält eine der Gestalt des Bartes angemessene Figur und läßt dann allerdings unmittelbar nur einen solchen Schlüssel hindurch, dessen Bart die gleiche Form und Größe hat. Erhebliche Sicherheit gegen widerrechtliches Oeffnen wird aber hierdurch dennoch nicht erreicht, weil das Schlüsselloch nicht nur meist sichtbar und zugänglich genug ist, um nach Maßgabe desselben die Verfertigung eines falschen Schlüssels zu gestatten, sondern auch gewaltsamer Weise so erweitert werden kann, daß dann auch andere Sperrwerkzeuge Eingang finden. Diesem Nachtheil hat Erivelli dadurch zu begegnen gesucht, daß er über dem Schloßdeckel, in welchem das geschweifte Schlüsselloch sich befindet (parallel mit demselben und in Entfernungen, welche von der Höhe des Schlüsselbartes bedingt werden), noch zwei andere Platten anbrachte, von welchen die innere ein weites, nicht geschweiftes Schlüsselloch in umgekehrter Stellung (nach oben gerichtet), die äußere dagegen ein ähnliches Loch in der gewöhnlichen Stellung enthält. Der Schlüssel muß, dieser Anordnung zufolge, nach dem Einstecken halb herumgedreht, tiefer hineingeschoben, noch einmal herumgedreht, abermals tiefer eingeschoben werden und befindet sich alsdann erst an der Stelle, wo er durch fernere Umdrehungen auf den Riegel wirken kann. Die äußere Platte verbirgt das Schlüsselloch der innern Platte, diese das Schlüsselloch des Schloßdeckels; man kann also die Gestalt der Schweifung nicht sehen, auch kaum mit Gewalt dieselbe bloß legen. Zugleich ist eine sehr sinnreich erdachte Vorrichtung angebracht, um das Einbringen von Wachs u. dgl., zu etwa beabsichtigtem Abdrucken des innern Schlüsselloches, zu verhindern. Die ganze Konstruktion (vergl. Jahrbücher des polytechnischen Instituts in Wien, 1. Bd., S. 310—314) erfüllt ihren Zweck, macht aber den Schloßkasten zu hoch. — b) Wenn man den Schaft oder das Rohr des Schlüssels als ein wirkliches Rohr hohl und an dem Bartende offen macht, so entsteht der Rohrschlüssel, der im Besondern ein gebohrter Schlüssel genannt wird, wenn die Höhlung kreisförmig ist. Für den gebohrten Schlüssel muß im Innern des S. es ein cylindrischer eiserner, in das Schloßblech eingenietener Stift (der Dorn) angebracht werden, auf welchem das Schlüsselrohr sich leicht, aber ohne zu großen Spielraum aufschiebt. Hierdurch wird der Eingang für jeden Schlüssel, der nicht ebenfalls ein Rohr von gleichen Dimensionen hat, unmöglich gemacht, und selbst das Eindringen anderer Sperrwerkzeuge ist durch die Enge des Raumes zwischen dem Dorn und dem Umkreise des runden Loches im Schloßdeckel, so wie durch die Stellung des Dorns nahe am Riegel bedeutend erschwert. Zuweilen setzt man, weil ein einfacher gebohrter Schlüssel ohne große Schwierigkeit nachzumachen ist, in das Schlüsselrohr koncentrisch noch ein zweites kleineres Rohr ein, oder gar (jedoch höchst selten) zwei solche Röhre. Auf solche Weise entstehen die schon viel schwieriger zu verfertigenden doppelten und dreifachen gebohrten Schlüssel. Für einen doppelten Schlüssel dieser Art enthält alsdann das S. nothwendig rund um den Dorn ein koncentrisches Rohr, welches in den Zwischenraum der beiden Schlüsselröhre paßt; für einen dreifachen Rohrschlüssel zwei solche Röhre. Ferner gibt man nicht selten dem Schlüsselrohr und dem Dorn eine andere Querschnittsgestalt, als die runde, woraus die façonirten, figurirten oder geschweiften Schlüsselröhre hervorgehen, welche man nach der dazu gewählten Form mit eigenen Namen (Kleeblatt-, Kreuz-, Rosen-, Rauten-, Sternschlüssel ꝛc.) bezeichnet. Ein rundes Schlüsselrohr dreht sich auf seinem Dorn ohne Schwierigkeit herum, und letzterer kann demnach unbeweglich stehen; dagegen muß ein geschweifter Dorn sich sammt dem Schlüssel um seine Axe drehen, folglich auf eine ganz verschiedene und weniger einfache Art mit dem S. verbunden seyn. Bei den Schlössern mit geschweiften Rohrschlüsseln sowohl, als bei solchen mit doppelten und dreifachen gebohrten Schlüsseln läßt man den äußern Umkreis des Schlüsselrohrs nicht unmittelbar innerhalb des im Schloßdeckel befindlichen Schlüsselloches umgeben, sowohl, weil der Deckel, der nur eine dünne Platte ist, zu wenig Sicherheit gegen gewaltsame Erweiterung des Schlüsselloches darbietet, als auch, weil der Dorn zu schutzlos dastehen würde, und endlich, um den Raum innerhalb des S. es, in der Nähe des Riegels, noch mehr zu verengen und so den Zugang von Sperrwerkzeugen zu erschweren. Aus diesen Gründen bringt man als Umgebung des Dorns noch ein weites und starkes eisernes Rohr an, welches in der Gestalt seiner Höhlung dem Aeußern des Schlüsselrohrs angepaßt wird, einen Längenspalt zur Aufnahme des Bartes enthält und von diesem, zugleich mit dem Dorn, herumgedreht wird, weshalb es den Namen des umgehenden Rohrs führt. Für einen Schlüssel mit geschweiftem Rohre hat das Aeußere dieses letztern, so wie das Innere des umgehenden Rohrs ebenfalls die geschweifte Gestalt. Die geschweiften Schlüssellöcher mit den dazu gehörigen Nebentheilen legen zwar dem Zugange zum Riegel ein sehr großes, kaum ohne Zerstörung zu umgehendes Hinderniß in den Weg, machen aber auf der andern Seite durch ihre mühsame, ganz besondere und zahlreiche Werkzeuge erfordernde Verfertigung die Schlösser kostspielig; außerdem ist wegen der nöthigen Werkzeuge nicht wohl eine große Mannichfal-

tigkeit in die Schweifungen zu bringen, und sie wiederholen sich daher in der Anwendung sehr oft, wodurch ihr Werth als Sicherungsmittel vermindert wird. Endlich ist am S. von außen der Dorn zugänglich und dessen Gestalt sichtbar, was die Nachahmung mit Hülfe einer aufmerksamen Besichtigung oder eines genommenen Abdruckes gestattet. Bei Schlössern, die von beiden Seiten zu schließen seyn müssen, sind sie, wie hohle Schlüssel überhaupt, nicht ohne Schwierigkeiten, welche von der Anbringung des Dorns verursacht werden, zu benutzen. — c) **Eingerichte oder Besatzung** nennt man gewisse kreis- oder bogenförmig gestaltete Eisenbleche, welche im Innern des S.es, rund um das Schlüsselloch, angebracht sind und sich der Umdrehung des Schlüssels entgegensetzen, wenn nicht der Bart entsprechend gestaltete Einschnitte besitzt. Diese Einschnitte werden nach den Orten, wo sie sich befinden, mit verschiedenen Namen bezeichnet, welche auch zur Benennung der für sie vorhandenen Theile des Eingerichtes selbst dienen. Ein langer Einschnitt, rechtwinkelig gegen das Schlüsselrohr, welcher die Höhe des Bartes in zwei gleiche Theile trennt, heißt der **Mittelbruch**. Von demselben gehen gewöhnlich andere, verschieden gestaltete Einschnitte aus, wodurch die sogenannten **Mittelbruch-Besatzungen** entstehen. Einschnitte an den zwei mit dem Mittelbruche parallelen äußern Rändern des Bartes heißen **Reifen**, und eine Besatzung, welche bloß aus Reifen besteht, wird **Reifbesatzung** genannt. Sehr oft kommen beide Arten in Verbindung mit einander vor; dergleichen Besatzungen kann man **gemischte** nennen. Die Methode, das Eingericht am Schloßbleche festzunieten, erleichtert zwar durch ihre Einfachheit die Verfertigung des S.es, ist jedoch in so fern verwerflich, als sie das vollständige Zerlegen des S.es beim Auspuzen und bei Reparaturen erschwert; sie wird daher bei sorgfältig gearbeiteten Schlössern nicht häufig angewendet. Man verbindet alsdann die Besatzung mit dem Schloßblech und Schloßdeckel durch sogenannte Schenkelfüße, welche in beide nur lose einsetzt werden und somit das Herausnehmen des Eingerichtes gestatten. Besatzungen in Schlössern, welche von beiden Seiten zu schließen sind, müssen symmetrisch gebaut seyn, weil die nämlichen Theile derselben bald in Einschnitte der einen, bald in jene der andern Barthälfte aufgenommen werden, je nachdem man den Schlüssel durch das Schloßblech, oder durch den Schloßdeckel einführt. Die Eingerichte überhaupt gewähren gegen einen ernstlichen und beharrlichen Versuch, das S. ohne den rechten Schlüssel zu öffnen, höchstens dann einige (und noch dazu sehr bedingte) Sicherheit, wenn sie sehr künstlich und zusammengesetzt sind, so daß der Schlüsselbart zahlreiche, möglichst mit einander verschränkte Einschnitte enthält. Dies ist jedoch ausschließlich mit Reifbesatzungen und gemischten Besatzungen zu erreichen; denn alle Mittelbruch-Besatzungen setzen dem **Hauptschlüssel**, wenn dessen Bart die richtige Breite und Höhe hat, keinz Hinderniß entgegen, können daher das S. höchstens gegen einen sehr oberflächlichen Anfall sicher stellen. Wahrhaft gute Eingerichte vertheuern durch die Mühsamkeit ihrer Verfertigung die Schlösser in hohem Grade, und die vielen dazu nöthigen Einschnitte schwächen den Schlüsselbart, so daß er bei Anwendung einiger Gewalt bricht und unumgänglich fliegende Angriffe am Riegel voraussetzt, welche auch ihrerseits den Preis erhöhen. Die gewöhnlich vorkommenden Besatzungen widerstehen dem Sperrzeuge, mit welchem Betrüger und Diebe in der Regel eben so vertraut sind, als kunsterfahrene Schlosser, durchaus nicht. Es gibt überdies Mittel, von den Eingerichten einen Abdruck zu nehmen, wornach ein passender Schlüssel verfertigt werden kann. — Aus dem Gesagten ergibt sich, daß diese allgemein gebräuchlichen Mittel keineswegs geeignet sind, einem S. denjenigen Grad von Sicherheit zu verschaffen, den man für wichtige Verschließungen wünschen muß. Man hat es daher vielfältig unternommen, eigentliche **Sicherheitsschlösser** zu konstruiren, d. h. solche, welche in der Art ihres Baues auf möglichste Sicherung vor heimlichem Eröffnen durch Nachtschlüssel und schlüsselähnliche Werkzeuge (**Sperrzeug**) berechnet sind. Ihre Einrichtungen stützen sich auf mancherlei, und zwar sehr verschiedene Principien. Eine große Rolle spielen darunter, wiewohl mit Unrecht, die sogenannten **Vexire**, d. h. gewisse, nur dem Eigenthümer bekannt seyn sollende Vorrichtungen, ohne deren richtigen Gebrauch ein S. selbst mit dem dazu gehörigen Schlüssel nicht geöffnet werden kann. Dazu gehören die **Vorgesperre**, wo ein verschlossener **Schlüsselllochdeckel** erst durch Verschließung gewisser Theile geöffnet werden muß, damit das Schlüsselloch sichtbar und zugänglich wird, so wie solche Einrichtungen, wobei in der Handhabung des Schlüssels ein besonderer, dem Uneingeweihten verborgener Kunstgriff zu beobachten ist, z. B. der Schlüssel nach Vollendung einer halben Tour ein wenig zurück und dann wieder vorwärts gedreht, oder auf einem gewissen Punkte seiner Tour nach eigenthümlicher Weise fest angedrückt werden muß ꝛc. Alle Vexire lassen keine allgemeine Anwendung zu und sind im Grunde von wenig Werth, theils weil ihre Lösung leicht verrathen, oder durch Versuche ausfindig gemacht wird, theils weil sie meist im Dunkeln nicht geöffnet werden können, theils weil sie oft in Unordnung gerathen und je künstlicher, desto wandelbarer sind; theils endlich, weil sie die Schlösser beträchtlich vertheuern, sofern sie nicht ganz einfach und daher ohne die beabsichtigte Wirksamkeit sind. Schlüsselllochdeckel mit Vexiren gebraucht man dessen ungeachtet häufig bei Vorlegeschlössern, wo außerdem der Zugang zum Schlüsselloch gar zu leicht seyn würde und zu inneren sichernden Vorrichtungen meist zu wenig Raum vorhanden ist; ferner bei Kassenschlössern, bei welchen man, wegen ihrer Wichtigkeit, gern alle zu Gebote stehenden Sicherungsmittel vereinigt. — Manchmal hat man durchaus von den gewöhnlichen

abweichende Konstruktionen des S.es versucht, wobei z. B. Schlüssel von ganz eigenthümlicher Gestalt angewendet wurden, die man wohl sogar durch einen besondern Kunstgriff in das Schlüsselloch einführen mußte ꝛc. Solche Erfindungen eignen sich nicht zum allgemeinen Gebrauch, weil sie entweder zu komplicirt, theuer und gebrechlich sind, oder weil ihre Sicherheit auf ihrer Unbekanntheit beruht und verschwindet, sobald viele Schlösser gleicher Art in Anwendung kommen. — Das einzige Princip, welches nach den bisherigen Erfahrungen, so wie nach theoretischen Gründen zur Erlangung möglichst großer Sicherheit sich eignet, ist das der Kombinationsschlösser. Hierbei ist das Wesentliche eine Anzahl von Bestandtheilen, welche, mehr oder weniger nach Art von Zuhaltungen wirkend, das Oeffnen des S.es verhindern und dasselbe erst dann gestatten, wenn sie alle in eine bestimmte (für jeden einzelnen Theil verschiedene) Lage oder Stellung gebracht worden sind. Es gibt Kombinationsschlösser mit und solche ohne Schlüssel (vgl. Abbildungen von Schlosserwaaren, herausgegeben von Thomas Hölzel, Prag 1827, 4., 32 Hefte, zusammen mit 192 lithographirten Tafeln; die Hefte 23—32 sind auch als besonderes Werk unter folgendem Titel erschienen: Die Kombinations- und Sicherheitsschlösser, herausgegeben von Thomas Hölzel, Prag 1835, 10 Hefte mit 60 lithographirten Tafeln). Jene Kombinationsschlösser, die ohne Schlüssel geöffnet werden, haben das Gemeinsame, daß ihre als Zuhaltungen dienenden Theile außen sichtbar und zugänglich sind, eine Bezeichnung mit mehren Buchstaben, Ziffern oder andern Merkmalen tragen (daher der Name Buchstabenschlösser, Malschlösser) und durch Veränderung mit der Hand in die zum Oeffnen erforderliche Stellung gebracht werden, wobei jene Zeichen als eine nur den Eingeweihten leitende Richtschnur dienen. Darunter hat das in der Regel als Vorlegschloß ausgeführte Ringschloß am meisten Verbreitung gewonnen (vgl. die eben angeführte Schrift). — Kombinationsschlösser, die durch einen wirklichen Schlüssel oder ein schlüsselartiges Werkzeug geöffnet werden, gibt es eine große Menge von sehr verschiedener Konstruktion. Um zunächst die Grundidee solcher Schlösser sich deutlich zu machen, nehme man an: der Zuhaltung eines gewöhnlichen französischen S.es sey eine solche Einrichtung gegeben, daß, um dem Riegel seine Schiebung zu gestatten, der Zuhaltungshaken nicht nur aus der Kerbe des Riegels schlechtweg ausgehoben, sondern genau auf eine bestimmte Höhe ausgehoben werden muß, indem bei einer zu hohen Hebung die Zuhaltung den Riegel eben so wieder festhalte, wie sie ihn bei zu geringer Hebung nicht losläßt. Ferner seyen, statt einer einzigen Zuhaltung, zwei oder mehre Zuhaltungen angebracht, die — obwohl in der Hauptform einander ähnlich — auf verschiedene Höhe gehoben werden müssen, um den Riegel frei zu machen. Die gleichzeitige und richtige Bewegung aller Zuhaltungen ist alsdann durch eine angemessene Bildung des zum S. gehörigen Schlüssels zu erzielen. Jeder andere (verschiedene) Schlüssel, wenngleich er vielleicht vermöge seiner allgemeinen Gestalt in das S. eingeführt zu werden geeignet seyn kann, wird doch nicht im Stande seyn, dasselbe zu öffnen, weil er entweder nicht für die vorhandene Anzahl von Zuhaltungen konstruirt ist, oder doch wenigstens eine davon, oder einige, oder alle auf eine unrichtige Höhe (zu viel od. zu wenig) aushebt. Die Vorzüge dieser Schlösser namentlich vor den Ring-Schlössern sind folgende: a) Sie können, gleich allen gewöhnlichen Schlössern im Dunkeln geöffnet werden; desgleichen nicht minder in Gegenwart fremder Personen, ohne daß die Sicherheit dadurch gefährdet wird. b) Sie gestatten die Anwendung des Princips auf Schlösser zu fast allen Zwecken und in fast allen Größen, ohne unbequemer oder schwerfälliger zu seyn, als einfache Zuhaltungsschlösser. c) Da die Zuhaltungen im Innern des S.es verborgen liegen, und der Zugang zu ihnen nur durch das Schlüsselloch Statt finden kann, so sind sie vor Gewalt geschützt, und es kann ihre Anzahl, Form und Stellung gewöhnlich nicht erforscht, niemals aber die Größe der einer jeden einzelnen Zuhaltung zu gebenden Bewegung erkannt werden. Die Verfertigung eines Nachschlüssels ist dadurch Jedem unmöglich gemacht, der den rechten Schlüssel nicht in Händen hat. d) Falls der Schlüssel verloren geht oder entwendet wird, ist es ein Leichtes, denselben zum Aufschließen untauglich zu machen, indem man durch einige Feilstreiche an einer der Zuhaltungen deren nothwendige Hubhöhe verändert, oder ein Paar Zuhaltungen in unveränderter Gestalt nur ihre Plätze mit einander tauschen läßt und dadurch eine ganz neue Kombination herbeiführt, zu welcher auch ein anders gestalteter Schlüssel erfordert wird. e) Jeder einzelne Versuch zum Oeffnen ohne den rechten Schlüssel setzt die Anfertigung eines Nachschlüssels, oder wenigstens eine Veränderung an einem schon vorhandenen voraus und erfordert also viel mehr Zeit und Mühe, als beim Ringschloß, wo zu gleichem Zwecke nichts weiter als ein geringes Verdrehen der Ringe mit freier Hand nöthig ist. — Gewöhnliche Zuhaltungsschlösser können gar nicht mit guten Kombinationsschlössern in Parallele gestellt werden. Gegen letztere vermögen Hauptschlüssel und Sperrzeug durchaus nichts. Die einzige Gefahr, welche ihnen (abgesehen von gewaltsamer Eröffnung durch Brecheisen u. dgl.) drohen könnte, wäre der Gebrauch eines Nachschlüssels. Die Verfertigung eines solchen zu verhindern, wenn dazu der Originalschlüssel auf kurze Zeit ohne Wissen des Eigenthümers benutzt werden kann, ist indeß unmöglich; dagegen ist schon oben d) das Mittel angedeutet, wodurch man dem unrechtlichen Gebrauch eines verloren gegangenen oder wissentlich entwendeten Schlüssels vorbeugen, also auch dessen Nachbildung unschädlich machen kann. Einen Nachschlüssel aber zu Stande zu bringen, ohne dabei den Originalschlüssel zum Muster zu haben, ist bei einem guten Kombina-

tions-S. eine praktisch nicht zu lösende Aufgabe; denn wenn schon die Gestalt, Anzahl u. Stellung der Zuhaltungen bei den meisten Schlössern solcher Art nicht von außen gesehen werden kann, mithin die Form des Schlüssels im Allgemeinen durch ein völlig wahrscheinliches Errathen getroffen werden müßte, so liegt eine noch größere Schwierigkeit darin, den auf die einzelnen Zuhaltungen wirkenden Theilen des Schlüssels die richtigen Dimensionen zu geben. Ausgezeichnete Kombinationsschlösser wurden von den Engländern Mallet und Bramah erfunden, auf deren specielle Beschreibung wir hier indeß nicht eingehen können.

D) Schlösser für verschied'ene Zwecke. Nach Art und Größe derjenigen Räume oder Behältnisse, welche durch Schlösser versperrt werden, so wie nach dem Zwecke der Verschließung und nach Beschaffenheit mehrer hierbei eintretender Nebenumstände gehen mannichfache Verschiedenheiten der Schlösser hervor, zu deren Vermehrung noch die Willkür viel beiträgt. Um in dieser Beziehung die Schlösser zu klassificiren, kann man hauptsächlich folgende Gattungen unterscheiden: Hausthür- und Zimmerthür-Schlösser, welche von beiden Seiten schließbar sind; Schrank-Schlösser und andere, nur von einer Seite schließbare Thür-Schlösser, Schiebladen-Schlösser; Kasten- und Schatullen-Schlösser, Geldkisten-Schlösser, Vorleg-Schlösser. — Haus- u. Zimmerthür-Schlösser An Haus- und Zimmerthüren gebraucht man in der Regel zweitourige französische Schlösser, zuweilen aber auch dritthalbtourige, selten anderthalbtourige), und man richtet dieselben so ein, daß sie sowohl an der äußern als der innern Seite der Thüre mit dem Schlüssel verschlossen werden. Fälle, wo der Schlüssel nur von außen gebraucht werden kann und die Verschließung von innen durch Vorschieben eines sogenannten Nachtriegels bewerkstelligt werden muß, sind nur Ausnahmen. Die meisten Zimmer-Schlösser (sowohl an einfachen Thüren, als an Flügelthüren) pflegt man jetzt einzustecken, weil man dieselben der Zierlichkeit wegen zu verbergen trachtet. Kasten-Schlösser (die auf der Innenseite der Thüren angeschlagen, d. h. mittelst Schrauben befestigt werden) sind in Zimmern jetzt selten, jedoch an Hausthüren (wo man die Schwächung der Holzdicke gerne vermeidet und die innere Zierlichkeit nicht so sehr beachtet, wo überdies auch das S. der nöthigen Stärke wegen mehr Höhe oder Dicke haben muß) häufiger als die Einsteckschlösser gebräuchlich. Ein S., welches nur den Riegel mit den unumgänglich dazu gehörenden Bestandtheilen enthält, wird Riegel-S. genannt. Die meisten Thür-Schlösser enthalten aber außerdem gewisse Nebenvorrichtungen, die zur Bequemlichkeit dienen; diese sind: die Falle u. der Nachtriegel. Letzterer ist ein einfacher, zum Schieben mittelst eines Knopfes od. eines kleinen Drehgriffes eingerichteter Riegel ohne Zuhaltung, durch den man die Thüre von innen verschließt und der von außen unzugänglich ist. Unter Falle versteht man die von dem Schloßriegel unabhängige Vorrichtung, mittelst welcher die Thüre zugehalten wird, auch wenn sie nicht durch den Schlüssel u. Schloßriegel verschlossen ist. Man unterscheidet hebende und schließende oder schießende Fallen und von beiden wieder mancherlei Abänderungen in Ansehung der innern Konstruktion. Die hebende Falle besteht aus einem Riegel, der stets aus dem Stulp des S.es hervorragend bleibt und, wenn man öffnen will, in die Höhe gehoben werden muß. Die einfachste, an feinen Schlössern nicht gebräuchliche Art hiervon ist die sogenannte Klinke, ein winkelförmiges Eisen, welches sich um einen Stift dreht, und dessen horizontaler, durch eine Feder niedergehaltener Theil mit seinem Kopfe von oben her hinter den hakenartigen Vorsprung eines Schließklobens einfällt, während das andere Ende den Drücker bildet, womit die Falle geöffnet wird. Diese Konstruktion findet man oft (an Garten- und Hofthüren 2c.) als selbstständige Verschließung ohne Schloßriegel. Wenn man sich der hebenden Falle bei feinen Schlössern bedient, so läßt man sie unter Beseitigung des Drückers auf ähnliche Art durch einen zierlicher geformten Griff oder einen Drehknopf in Bewegung setzen, wie die schießende Falle. Diese hat einen Riegel, der sich in einer Oeffnung des Stulpes, parallel mit dem Schloßriegel, aus- und einschiebt und in seinem Wesen mit einem deutschen Schloßriegel völlig übereinstimmt, da er, gleich letzterem, durch eine Feder vorgeschoben erhalten wird. Um ihn zurückzuziehen, dient ein gewöhnlich mit zwei Lappen oder Bärten versehener Theil (die Nuß), welcher mittelst eines zum Drehen eingerichteten metallenen Knopfes (nach seiner eiförmigen Gestalt Olive benannt) in Bewegung gesetzt wird. Zweilappig ist die Nuß, damit der Fallenriegel zurückgezogen werde, ohne Unterschied, ob man rechts, oder links umdreht. Manchmal ist jedoch statt der Olive ein hebelartiger hölzerner oder metallener Drücker angebracht, der nach der Art, wie er angefaßt wird, nur stets in einer Richtung bewegt werden kann; in diesem Falle hat auch die Nuß nur einen Lappen. Anderthalb- und dritthalb-Tour-Schlösser versieht man nie mit einer Falle, indem der Schloßriegel selbst mittelst einer halben Tour statt eines Fallenriegels dient. Bei ordinären Thürschlössern an einfachen Thüren läßt man den Riegel (und die Falle, wenn eine solche vorhanden ist) in einen am Thürstocke befestigten Schließkloben eingreifen, sofern das S. mit einem Kasten versehen und angeschlagen ist. Wird das S. in die Thüre eingesteckt, so ist am Thürstocke ein Schließblech mit den nöthigen Oeffnungen für Schloßriegel, Fallenriegel und Nachtriegel angeschraubt, und hinter dessen Oeffnungen sind im Holze die erforderlichen Vertiefungen ausgestemmt. — Schrankschlösser und andere nur von einer Seite zu schließende Thür-Schlösser. Je nach der Größe des für solche Schlösser vorhandenen Raumes macht man dieselben entweder ein-, oder zweitourig, doch kommen auch anderthalb- und dritthalbtourige vor. Da Schrank-Schlösser

im Allgemeinen kleiner sind, als Zimmerthür-Schlösser, und demnach gewöhnlich eine entsprechende geringere Dicke haben, so versieht man sie selten mit Besatzungen. Dagegen gebraucht man als Sicherungsmittel sehr gewöhnlich eine Schweifung des Schlüsselbartes und zuweilen ein figurirtes Schlüsselrohr. Ein Nachtriegel kommt bei einseitig zu schließenden Schlössern nur in so fern vor, als man dieselben bei Nebenthüren in Zimmern gebraucht und sich hinsichtlich der innern Verschließungen mit dem Nachtriegel begnügt. — Schieblade-Schlösser sind fast ohne Ausnahme eintourig und stets nur von einer Seite zu schließen; gewöhnlich sind sie von einer solchen Größe und Beschaffenheit, daß sie auch als kleine Schrankschlösser gebraucht werden können, wenn man sie so anschlägt, einläßt oder einsteckt, daß der Stulp an der Seite statt nach oben gekehrt steht, und folglich der Riegel eine horizontale, statt der vertikalen Lage hat. — Kasten- und Schatullen-Schlösser. Alle solche Behältnisse, bei welchen ein an Charnieren aufzuschlagender Deckel auf der dem Charniere gegenüber liegenden Seite zu verschließen ist, erfordern, wenn das S. in der Seitenwand des Kastens und nicht im Deckel angebracht wird, eine eigenthümliche Beschaffenheit des Riegels, weil der Verschluß hier nicht auf dieselbe Art bewerkstelligt werden kann, wie bei Schiebladen; es müßte denn seyn, daß man sich eines Schnapperschlosses bedienen wollte, bei welchem die aus dem Riegelkopfe hervortretenden Haken den Deckel dergestalt festhalten, daß er nicht aufgehoben werden kann. Das gewöhnliche Mittel zum Verschließen von Kästchen, Schatullen ꝛc. ist die Anwendung sogenannter Katzenköpfe am Riegel, nämlich hakenartiger Ansätze, welche in ein am Schließbleche des Deckels befindliches, durch den Stulp in das S. hineinragendes Oehr eingreifen. Der Riegel, welcher horizontal liegt und in horizontaler Richtung bewegt wird, hat entweder nur einen Katzenkopf, oder auch zwei dergleichen. Das letztere ist immer vorzuziehen, weil dadurch der Deckel an zwei Punkten gehalten wird. Uebrigens reicht es in der Regel hin, wenn solche Schlösser (die bald eingelassen, bald eingesteckt werden) eintourig sind. — Kassen-Schlösser (Geldkisten-Schlösser.) Die Geldkisten sind zwar ebenfalls, wie die Schatullen u. dgl., kastenförmige Behältnisse mit einem an Charnieren aufzuschlagenden Deckel; man verschließt sie aber, dem Zwecke gemäß, auf eine gegen gewaltsames Oeffnen weit besser sichernde Weise, indem man das S. auf der innern Fläche des Deckels (fest mit demselben verbunden) anbringt, es beinahe so groß macht, als der Deckel selbst ist, und auf allen vier (oder wenigstens auf drei) Seiten mehre Riegel hervorgehen läßt, welche unter den horizontal überstehenden Rand der Kiste hineintreten. Das Charnier des Deckels hört hierdurch auf, zur Verschließung wesentlich beizutragen, und dient allein zur Bequemlichkeit, denn der Deckel bleibt — sobald nur die Riegel vorgeschoben sind — auch dann noch fest verschlossen, wenn das Charnier weggesprengt od. auf andere Weise zerstört ist. Das Schlüsselloch, durch welches mittelst eines einzigen Schlüssels alle Riegel gleichzeitig in Bewegung gesetzt werden, befindet sich mitten auf der äußern Fläche des Deckels und wird in der Regel mit einem Vorgesperre (Schlüssellochdeckel mit Verir) versehen. Die innere Einrichtung des Kassen-S.es ist außerordentlich verschieden und oft sehr künstlich zusammengesetzt, was desto mehr der Fall seyn muß, je mehr Riegel vorhanden sind. Zuweilen versieht man nur den Hauptriegel, d. h. den einzigen, auf welchen der Schlüsselbart unmittelbar wirkt, mit einer Zuhaltung; andere Male bekommt jeder einzelne Riegel seine eigene Zuhaltung. Die Uebertragung der Bewegung vom Hauptriegel auf die übrigen Riegel geschieht entweder durch Hebel, oder durch drehbare Scheiben mit Stiften (eine Art Kurbelscheiben). Endlich ist das S. bald eintourig, bald zweitourig. — Vorleg-Schlösser (Vorhang-Schlösser, Häng-Schlösser). Sie werden mittelst eines Bügels auf bekannte Weise an die zu verschließenden Gegenstände angehängt und sind stets nur von einer Seite zu verschließen, sofern man nicht etwa (wie dies als Künstelei geschieht) zwei Riegel anbringt, die alsdann getrennte Schlüssellöcher auf beiden Seiten des S.es haben. Der Schloßkasten besteht in der Regel aus zwei viereckigen, runden, dreieckigen oder verschieden ausgeschweiften Eisenplatten, zwischen welchen, am Rande rings herum, ein Umschweif eingefegt und durch Vernietung befestigt wird. Zu diesem Zwecke dienen entweder eigene Umschweifstifte, wie bei andern Schlössern, oder kurze Zäpfchen, welche durch Ausfeilen des Randes am Umschweife selbst gebildet sind. Die einen wie die andern werden in Löcher der Platten eingesteckt und am durchgehenden Ende vernietet. Der Bügel ist gewöhnlich an einem Ende um einen durch ihn selbst und durch beide Platten gesteckten vernieteten Stift wie mittelst eines Charniers beweglich, tritt mit dem andern Ende durch eine Oeffnung des Umschweifes in das Innere des S.es und besitzt an diesem alsdann verborgenen Ende ein Loch, in welches der Kopf des Riegels beim Verschließen sich einschiebt. Zuweilen (jedoch nur bei großen Schlössern) kommt es auch vor, daß man den Bügel nicht zum Umdrehen um einen Charnierstift einrichtet, sondern beide Enden desselben durch den Umschweif hineingehen und durch Riegel im S. festhalten läßt. Da der Bügel beim Oeffnen ganz von dem S. getrennt wird, so ist diese Anordnung unbequem, gewährt aber in so fern größere Sicherheit gegen Aufbrechen, als sonst der Charnierstift zuweilen der Gefahr unterliegt, herausgeschlagen zu werden. Weil die Vorlegschlösser wegen ihrer völligen Zugänglichkeit mehr als andre Schlösser den Versuchen zu widerrechtlichem Oeffnen bloßgestellt sind und also eine Sicherung des Schlüsselloches bedürfen, so versieht man sie in der Regel mit einem Dorn und demgemäß den Schlüssel mit einem gebohrten Rohre; die bessern erhalten nicht selten einen Schlüssel mit figurirtem

Rohre, und ebenfalls sehr häufig sind hier Vertire an den Schlüssellochdeckeln im Gebrauch. Zu Mittelbruch-Besatzungen bietet meist die geringe Höhe oder Dicke des S.es nicht genügenden Raum, daher das Eingericht entweder ganz fehlt, oder sich auf eine Reifbesatzung beschränkt. Uebrigens macht man manche Vorlegschlösser eintourig, andre hingegen (namentlich große) zweitourig. Da, besonders im letzteren Falle, oft der Raum für die Bewegung eines geraden Riegels nicht groß genug ist, so gibt man bei vielen solchen Schlössern dem Riegel die Gestalt einer um ihre Axe sich drehenden Scheibe, worin ein in den Bügel eintretender Haken sich befindet. Mit dieser Abänderung können selbst sehr kleine Vorlegschlösser zweitourig hergestellt werden, was zu festerer Verschließung beiträgt.

E) Die bei der Verfertigung der Schlösser vorfallenden Arbeiten stimmen dem größten Theile nach mit jenen zur Herstellung anderer Gegenstände aus Eisen überein; namentlich bei den meisten Bestandtheilen der gewöhnlichen Schlösser beschränken sich die Operationen, durch welche sie dargestellt werden, hauptsächlich auf das Schmieden und Ausfeilen, wozu noch bei besserer Arbeit das Abschmirgeln kommt, während andererseits bei den ordinärsten Schlössern selbst die Feile sehr wenig angewendet wird. Manche Bestandtheile, besonders bei kleinen Schlössern, werden aus Blech zusammengeschnitten und nach Erforderniß gebogen. Die im Handel vorkommenden, fabrikmäßig verfertigten kleinen Schiebladen- und Schrankschlösser werden zum Theil mittelst Maschinen erzeugt. Man schneidet nämlich die Schloßplatten, zuweilen selbst die Riegel, aus Eisenblech mittelst des Durchschnitts, wobei zugleich alle nöthigen Löcher in diesen Theilen entstehen; auch macht man die Zuhaltungen mit ihren Federn u., so viel möglich, alle übrigen Bestandtheile aus Blech, wodurch das Schmieden ganz oder fast ganz, das Feilen größtentheils erspart und die Herstellung ungemein beschleunigt wird. Wenn so auf der einen Seite die Schlosserarbeit sich manchmal den geringsten der Metallwaaren anschließt, reicht sie dagegen auf der andern Seite in gewissen Fällen den feinern mechanischen Kunstwerken die Hand, wiedenn schon sorgfältig ausgeführte, übrigens nach allgemein gewöhnlicher Art konstruirte französische Schlösser eine ziemliche Kunstfertigkeit erfordern, was noch mehr mit den Kombinationsschlössern der Fall ist. Bei einer so unendlich großen Verschiedenheit im Baue und in der mehr oder weniger vollendeten Ausführung der Schlösser ist es nicht möglich, hier alle vorfallenden Arbeiten im Einzelnen genau aus einander zu setzen, weshalb wir uns auf solche Gegenstände beschränken, welche der Schlosserkunst eigenthümlich sind und durch die besondere Form oder Beschaffenheit gewisser Schloßtheile bedingt werden. — Die Schloßkästen werden, wie schon oben erwähnt, entweder aus Eisen, oder aus Messing verfertigt. Eiserne setzt man in der Regel aus drei Theilen zusammen, nämlich dem Schloßbleche, woran durch rechtwinkelige Aufbiegung der einen Seite der Stulp gebildet wird; dem Umschweife, welcher ein in Form eines ⊔ gebogener Streifen ist und mittelst der schon erwähnten Umschweifstifte auf den übrigen drei Seiten des Bleches angenietet wird; endlich dem Schloßdeckel. Diese drei Hauptbestandtheile des Kastens werden bei Schlössern von nicht bedeutender Größe gewöhnlich aus Eisenblech gemacht, bei großen Schlössern dagegen, wo sie eine beträchtliche Dicke haben müssen, aus Stabeisen geschmiedet. Ein seltenes Kunststück, welches nur unnöthige und nutzlose Arbeit verursacht, ist es, wenn man den Kasten von Hausthür-Schlössern im Ganzen schmiedet, wobei noch der Nachtheil entsteht, daß die Ausfeilung des Innern weit mühsamer wird. Messingene Schloßkästen werden zuweilen in einem Stück gegossen, meist aber aus Schloßblech, Stulp und Umschweif, die man einzeln von Messingblech macht, mittelst Schlagloth zusammengelöthet. Die äußere Vollendung des Schloßkastens geschieht in jedem Falle (ausgenommen, wenn man denselben mit einem undurchsichtigen Lacke überzieht, oder wenn das S. zu der allergeringsten Sorte gehört) durch Abfeilen u. Schmirgeln; messingene Kästen werden sogar polirt, da man sie nie in anderer Absicht, als der Zierlichkeit halber, den eisernen vorzieht. Beim Abfeilen (Bestoßen) des Umschweifs und Stulps auf den äußeren Flächen muß der ganze, schon zusammengesetzte Kasten in den Schraubstock eingespannt werden. Hierzu bedarf man, um ihm eine gehörig feste Lage zu geben, eines Hülfsmittels, weil zwar der eine Backen des Schraubstockmaules hinlängliche Stützpunkte auf dem Schloßbleche findet, dagegen aber der andere Backen an dem schmalen Rande des Umschweifes nicht fest genug fassen kann. Dieses Hülfsmittel ist der Bestoßwinkel, ein dicker eiserner Winkel, den man mit einer seiner breiten Flächen auf zwei an einander stoßende Ränder des Umschweifes legt, wonach man Kasten und Bestoßwinkel gleichsam wie ein Ganzes in den Schraubstock setzt. Es versteht sich hierbei von selbst, daß die Kante des Bestoßwinkels nicht über die Fläche des Umschweifes nach oben hervorstehen darf, um der Feile nicht im Wege zu seyn, und daß man Bestoßwinkel von verschiedener Größe haben muß. — Die Schlüssellöcher in den Schloßdeckeln (und bei zweifeitig zu schließenden Schlössern auch im Schloßbleche) werden, wenn der Bart keine Schweifung hat, gewöhnlich mittelst einer Schlüsselloch scheibe und des dazu gehörigen Durchschlages ausgeschlagen; bei geschweiften Schlüssellöchern wird nur der runde Theil (mittelst eines gewöhnlichen runden Durchschlages) gelocht, die Schweifung aber eingefeilt, wozu man nöthigenfalls eigene Schweiffeilen anwendet. Die Verfertigung des Riegels erfordert keine Erläuterung, da derselbe seine Gestalt fast vollständig schon durch das Schmieden erhält und mittelst der Feile gänzlich ausgebildet wird. Nur zur Hervorbringung des Schlitzes, womit der Riegel gewöhnlich auf einem vom Schloßblech hervor-

ragenden Stifte hin und her gleitet, kommt ein eigenthümliches Werkzeug in Anwendung, nämlich der Sternkeil, dessen Spitze man in ein kleines, vorläufig mittelst eines flachen Durchschlages gemachtes Loch einsetzt, worauf man ihn mittelst Hammerschlägen so weit als nöthig durchtreibt. — Die Zuhaltung wird in der Regel aus Eisen geschmiedet, nur bei kleinen und schwachen Schlössern aus Eisenblech geschnitten und gebogen oder auch aus Messing gemacht, welches Letztere jedoch, der zu geringen Festigkeit wegen, verwerflich ist. Beim Schmieden eines Schlüssels wird zuerst das Ende des flachen Eisenstabes zur rohen Gestalt des Rohres oder Schaftes ausgestreckt, der äußere Theil davon breit geschlagen, an beiden Seiten auf der Amboßkante angesetzt, der so gebildete Lappen an den Ecken durch Hämmern abgerundet, der Bart aber durch Ansetzen und durch Einhauen mit dem Schrotmeißel vorgebildet. Die weitere stufenweise Bearbeitung besteht in Folgendem. Zunächst wird mittelst eines runden Durchschlages der Lappen gelocht, dann diese Oeffnung durch Auftreiben auf den schlank verjüngten stählernen Schlüsseldorn gehörig erweitert und der Schlüssel an der eingehauenen Stelle von dem Eisen abgebrochen. Hierauf schreitet man zum Ausschmieden des Bartes, welches entweder ganz allein mit dem Hammer auf dem Amboße, oder anfangs so und zuletzt in einem Gesenke verrichtet wird. Um dem Schafte, der bisher nur sehr unvollkommen rund war, genauer die erforderliche cylindrische Gestalt zu geben und zugleich auf dem dickern Theile desselben, in der Nähe des Riegels, die gebräuchlichen Reifen hervorzubringen, wird ein Gesenk angewendet. Endlich gibt man dem Ringe durch abermaliges Hämmern auf dem schon erwähnten Schlüsseldorn die längliche Gestalt; manchmal geschieht auch die völlige Ausbildung des Ringes noch durch Anwendung eines Gesenkes. Ein besonders geschickter und schneller Arbeiter kann den Schlüssel in zwei Hitzen fertig schmieden, namentlich, wenn er keine Gesenke zu Hülfe nimmt, wodurch freilich die Ausbildung weniger vollkommen und der Feile mehr Arbeit übrig gelassen wird; gewöhnlich aber sind 3 oder 4, zuweilen sogar 5 oder 6 Hitzen erforderlich. Die ausgeschmiedeten Schlüssel unterliegen einer mehr oder weniger bedeutenden nachträglichen Bearbeitung. Schlüssel der ordinärsten Art werden bloß blank gefeilt, etwas bessere nachher mit Schmirgel, den man mit Oel auf ein Stück Holz aufträgt (auch wohl bloß mit zerriebenem Hammerschlag) geglättet (abgeschmirgelt), die feinsten am Schafte auf der Drehbank abgedreht, übrigens gefeilt, dann in allen Theilen geschmirgelt, endlich mit Kalk polirt und zuweilen sogar an der Raute mit Gravirung verziert. Das Schmirgeln des Schaftes geschieht bei gedrehten Schlüsseln gleich auf der Drehbank, bei gefeilten hingegen gewöhnlich zwischen zwei halbrund ausgeschnittenen, im Schraubstocke zusammengepreßten Holzstücken, in welchen man den Schlüssel mittelst der Brustleier und eines Schlüsseldrehers herumdreht; letzterer ist von Eisen und wird mittelst seines etwas verjüngten vierkantigen Zapfens wie ein Bohrer in die Brustleier eingesteckt. Sein doppelter S-förmiger Haken wird durch den Ring des Schlüssels geschoben und dreht den ganzen Schlüssel um seine Axe, wenn man die Brustleier wie beim Bohrer in Bewegung setzt. Hat man die Aufgabe, mehre Schlüssel beim Ausfeilen einander völlig gleich zu machen, so erreicht man dies durch Anwendung einer Schlüssellehre (s. Lehre). Geschweifte Bärte erhalten die Schweifung immer erst durch das Ausfeilen, wobei nöthigenfalls Schweiffeilen in Anwendung kommen. Schlüssel zu Eingerichten müssen mit den hierzu erforderlichen Einschnitten im Barte versehen werden. Der Mittelbruch, welcher breit und gerade ist, wird mit der Säge eingeschnitten; eben dies kann auch mit einfachen geraden Einschnitten zu Reifbesatzungen geschehen, zumal wenn der Bart dünn ist. Die regelmäßige Verfahrungsart aber zur Hervorbringung aller Einschnitte, mit Ausnahme des Mittelbruches, besteht darin, dieselben durch Meißel (Kreuzmeißel) auszuhauen. Man beräuchert den Schlüsselbart an einer Kerzen- oder Lampenflamme, so daß er von Ruß schwarz wird, zeichnet dann mit einer Nadel alle Einschnitte genau darauf vor und spannt nun den Schlüssel in die Bartkluppe ein, welche aus zwei Eisenstücken besteht, die durch ein Charnier mit einander zusammenhängen und zwischen sich eine, mittelst einer Schraube befestigte stählerne Feder haben, so daß die Kluppe sich von selbst öffnet, wenn die sie zusammendrückende Kraft nachläßt. In diesem Werkzeug befestigt, wird nun der Schlüssel weiter bearbeitet. — Die Eingerichte werden aus dünnem Eisenblech in einzelnen Theilen verfertigt, welche man nachher mit Messing oder Kupfer in ein Ganzes zusammenlöthet. Nur sehr einfache Reifbesatzungen werden mittelst kleiner Zäpfchen, die man an den einzelnen Reifen bei deren Ausarbeitung stehen läßt, in entsprechende Löcher des Schloßbleches oder Schloßdeckels eingenietet. Sind alle Bestandtheile des Eingerichtes verfertigt, genau auf einander gepaßt und lose zusammengesetzt, so bindet man das Ganze mit herumgewickeltem ausgeglühtem Eisendrahte, damit beim Löthen keine Verrückung Statt finden kann, legt an die Fugen schmale, kurze Schnitzel von Messingblech, die man durch eingestopftes Löschpapier aus ihrem Platze zu weichen verhindert, umknetet das Eingerichte mit Lehm, der durch Wasser zu einem Teige angemacht und mit etwas Eisenhammerschlag versetzt ist, und bringt es, nach völligem Trocknen dieses Ueberzuges, in das Essenfeuer, wo man es durch mäßiges Ziehen des Blasbalges und unter öfterem Umwenden bis zur Weißgluth erhitzt. Das Messing schmilzt hierbei und löthet die Bestandtheile zusammen, während der Lehmbeschlag die Luft abhält und folglich das Verbrennen des Eisens verhindert. Nach Vollendung des Löthens läßt man das Ganze erkalten, bricht dann den Lehm herunter, putzt das Eingerichte sauber

ab, hilft, wo es etwa nöthig ist, mit der Feile oder durch Abkratzen nach, macht mit Säge und Feile die nöthigen Ausschnitte ꝛc., worauf die Besatzung mittelst des Schlüssels noch abgeschmirgelt wird. — Hölzerne Schlösser findet man häufig an Gartenthüren, Scheunenthoren und andern Oekonomiegebäuden ꝛc. Sie sind in allen ihren Theilen aus Holz gefertigt, und zwar auf abweichende Weise konstruirt, indessen im Wesentlichen darin einander gleich, daß in der Regel der Schließriegel derselben entweder nur mittelst des rechten Schlüssels, oder dann erst verschoben werden kann, wenn vorher geheime Schrauben, Stifte und dgl. verschoben wurden.

Antiquarisches. Die Alten bedienten sich zum Verschließen der Thüren einfacher Breter oder Balken, die sie innen vorlegten, weshalb auch das Verschließen und Oeffnen nur von innen geschehen konnte. Erst später dachten die Griechen an den Verschluß der einzelnen Zimmer des Hauses; doch war auch dann noch das S. ein bloßer Riegel (*ὀχῆνς*), der mittelst eines an der äußern Seite der Thür angebrachten Schlüssels (*κλεὶς*) von Erz mit elfenbeinernem Griff vor- und zurückgeschoben wurde. Bei den Flügelthüren wurde ein großer Balken (*μοχλός*) vorgelegt, der an den Seitenwänden auf Bändern ruhte und wahrscheinlich mittelst eines gebogenen Eisens (*βαλάνος*) an die Thür gehalten wurde; zur Befestigung wurde noch ein Pflock (*βαλανάγχη*) durch ein Loch des Eisens und des Riegels (*βαλανοδίχη*) gesteckt. Zur Verbesserung der Schlösser soll Theodorus von Samos viel beigetragen haben. Die Römer legten einen Riegel vor die Thür, wie bei den Griechen befestigt, den sie durch die Claves verschlossen. Ein anderer Riegel (pessulus) befestigte die Thür am Boden; die Repagula waren an den Thoren und wurden in die Mauer eingelegt. Der Schlüssel der Aegyptier war ohne Bart und hohl. Die in die priesterlichen Mysterien Eingeweihten erhielten einen Schlüssel als Hindeutung, daß sie die verborgene Wahrheit zu enthüllen und in das Wesen der Gottheit und der Natur tiefer einzudringen suchen sollten, weshalb auch bei andern Völkern bildlich von einem Schlüssel der Weisheit, des Räthsels gesprochen wird. Den israelitischen Priestern ward ebenfalls als Symbol des erhaltenen und Andern mitzutheilenden Aufschlusses der Lehre ein Schlüssel gegeben. Griechen und Römer stellten ihre Götter mit Schlüsseln dar (Schlüsselträger, Kleduchen, Kleiduchen, Clavigeri), indem sie ihnen die Hut und Bewachung ihrer Thore und Mauern anvertrauten. Janus erhielt einen Schlüssel, weil er dem kommenden neuen Jahr gewissermaßen das Zeitthor öffnete, Pluto und Proserpina, weil sie den Schooß der Erde zur Fruchtbarkeit aufschließen, Artemis, weil sie dem Menschen den Eintritt ins Leben eröffnet, Hecate, weil sie den Gestorbenen den Zutritt in die Unterwelt gewährt. Die Priesterinnen der Göttinnen hießen Schlüsselführerinnen, eben so die Weiber der Römer, die bei ihrem Eintritt in das Haus des Mannes die Schlüssel als Zeichen ihrer Aufsicht über das Hauswesen erhielten; die Zurückgabe derselben war eine Förmlichkeit, die bei Ehescheidungen vorging. Noch heute herrscht die Sitte, daß die Thorschlüssel einer Stadt als Zeichen der Unterwerfung einem feindlichen Heerführer übergeben werden. Der Kammerherrnschlüssel schreibt sich wohl aus dem Mittelalter her, wo auch die Schatzmeister des Kirchenärariums Schlüsselträger hießen. Ueber die Wahrsagung aus Schlüsseln s. Kleidomantie. Vgl. Molinos, Dissertatio de clavibus, Leipz. 1689; — Schwarz, Diss de diis clavigeris, 1741.

2) Vorrichtung an Fensterläden, mittelst deren letztere zugeschlossen werden können; besteht gewöhnlich aus einer Klinke od. der sog. deutschen Falle, häufig auch aus einer Schraube nebst Schraubenmutter; — 3) ähnliche Vorrichtung an Schlagbäumen zu gleichem Zweck; — 4) an Armbändern, Gürteln, Halsketten ꝛc. der die beiden Enden dieser Gegenstände verbindende Theil von sehr verschiedener Form u. Einrichtung; häufig besteht derselbe aus einer in eine kleine Kapsel eingreifenden Schließfeder; — 5) ähnliche Vorrichtung an Geldbörsen, Strickbeuteln (daher Schloßbeutel), Etuis, Brieftaschen ꝛc., aus Häkchen, Federn u. dgl. bestehend u. in der Regel mit zierlichen Metallplatten bedeckt; — 6) (Buchbind.), s. v. a. Klaufur 4); — 7) s. Buchdruckerpresse; — 8) (Gewehr-S.), s. Büchsenmacherkunst, S. 717 ff.; vgl. Gewehr; — 9) (Mollusk.), s. v. a. Cardo, d. i. die aus Zähnen (Schloßzähnen) von Leisten (Schloßleisten, Seitenzähnen) gebildete Vorrichtung, wodurch die Muschelschalen auf dem Rücken des Thieres zusammengehalten werden. Dieser Zusammenhalt wird befördert durch das Schloßband, Ligamentum, ein knorpeliges Band hinter dem Schlosse, welches durch seine Zusammenziehung die Muschel öffnet. S. Mollusca und Conchifera.

Schloß (in versch. Bedeut.), 1) s. v. a. Burg; — 2) die Wohnung eines Fürsten oder Rittergutsbesitzers, wenn dieselbe ein abgeschlossenes Gebäude ausmacht. Der sie umgebende oder an sie stoßende Hof heißt der Schloßhof, der Garten daran Schloßgarten. Bei oder in fürstlichen Schlössern sind auch Kapellen (Schloßkapellen) oder Kirchen (Schloßkirchen), für die ein Schloßprediger angestellt ist. — 3) S. v. a. Palast.

Schloßarm (Maschinenw.), am Kunstrade die dem Durchmesser desselben gleichkommenden, spanndicken Hauptbalken, die ins Kreuz übereinander liegen, von den 4 Hülfsarmen gestützt werden und den Kranz mit der Welle vereinbaren.

Schlossau, bad. Dorf, Unterrheinkreis, Amt Buchen; 620 Einw.

Schloßbalken (Bauw.), s. v. a. Schloßbalken.

Schloßband (Mollusk.), s. v. a. Ligamentum, das knorpelige Band hinter dem Schlosse der Muschelschalen, durch dessen Zusammenziehung dieselben geöffnet werden.

Schloßband (Böttcher.), der Faßreifen, der über das Setzband getrieben wird und die Dauben nach dem Faßbauche hin zusammenhält.

Schloßbein (Anat.), das Hüftbein, besonders das Schambein.

Schloß Beichlingen, preuß. Pfarrdorf, Provinz Sachsen, R.-B. Merseburg, Kreis Eckardsberga; Schloß, Ziegelei; 380 Einw.

Schloßberg (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz u. Regensb., Ldgr. Hiltpoltstein; Schloßruine; 240 Einw.; — 2) österr.-steier. Dörfer: a) Kr. Marburg, Bez. Trautenburg; 580 Einw.; — b) Kr. Cilli, Bez. Gonowitz; über 100 Einw.; — c) (Sagradam), daf.; 240 Einw.; — 3) württemb. Weiler, Jaxtkreis, Oberamt Neresheim; 370 Einw.; in der Nähe eine Burgruine; — 4) Berg, s. Fichtelgebirg; — 5) s. Prag; — 6) s. Töplitz; — 7) s. v. a. Deva 4).

Schloßbeutel, eine Geldtasche mit 2 Bügeln, die durch ein Knippschloß geschlossen werden können.

Schloßblatt (Schloßblech), jener flache Theil am Schloß der tragbaren Feuerwaffen, an welchem alle übrigen Theile des Schlosses befestigt sind. Bei Steinfeuergewehren ist das S. mit 14 Löchern versehen; 9 derselben, mit Gewinden, dienen zur Aufnahme von Schrauben, 5, ohne Gewinde, sind zur Aufnahme von Stiften und der Nußwelle bestimmt. Nach ihrer Bestimmung heißen dieselben, von der Spitze gegen die Rundung hin: a) das Stangenschraubenloch, b) das Stangenfederschraubenloch, c) das Studelstiftloch, d) das Nußwelleuloch, e) das Studelschraubenloch, f) das hintere Schloßschraubenloch, g) das Pfannenschraubenloch, h) das Schlagfederschraubenloch, i) das Batterieschraubenloch, k) das Batteriedeckelfederschraubenloch, l) das Schlagfederstiftloch, m) das Batteriedeckelfederstiftloch, u) das vordere Schloßhaubenloch und o) das Stangenfederstiftloch. Hinsichtlich seiner Größe richtet sich das S. hauptsächlich nach dem Kaliber und der sonstigen Bestimmung der ganzen Waffe, außerdem aber auch nach einigen Stücken des Schlosses selbst, als z. B. der vortheilhaften Länge der Federn ꝛc. Obgleich längere Federn mehr Elasticität als kürzere entwickeln, so ist es doch vorzugsweise bei Militärgewehren unbedingt erforderlich, hierin ein richtiges Mittelverhältniß eintreten zu lassen, indem zu lange und zu breite Schlösser einen wenig Holz habenden Schaft entweder zunächst der Dünnung zu sehr schwächen, oder andererseits eine unbequeme, die leichte Handhabung beeinträchtigende Verstärkung desselben nothwendig machen, zugleich auch die Größe aller übrigen Schlosstheile, besonders der Federn, steigern und so, wenn das Schloß in Thätigkeit kommt, vermöge der dadurch entstehenden unvermeidlichen heftigern Erschütterung schädlich auf die Sicherheit des Schusses wirken würden. Zu kleine Schlösser bleiben bei der sorgsamsten Bauart dem Fehler des zu öftern Versagens, so wie häufigen Reparaturen unterworfen und eignen sich daher ebenfalls nicht zum Kriegsgebrauch. — Jedes S. muß ganz gerade gerichtet seyn; die innern und äußern Seiten, an denen sich die äußern Stücke bewegen, müssen zur Verhütung aller Reibungen zwei vollkommen ebene, gleichlaufende Flächen bilden, und das Ganze muß genug Stärke besitzen, um nicht nur jede Verbiegung zu verhindern, sondern auch das hinlängliche Eisen zu den Gewinden der Schraubenlöcher zu erhalten. Gewöhnlich werden auf die Schraubenmutter wenigstens 3 volle Gewinde gerechnet, die alle rein, scharf und rechtwinkelig eingeschnitten und deren Peripherien richtige Kreisbogen seyn müssen. Der leichtern Reinigung wegen bleibt es vortheilhaft, wenn sämmtliche Schrauben und Stiftlöcher völlig durchgebohrt sind. Zur Erleichterung rundet man das S. nach der hintern Spitze zu gewöhnlich etwas ab. Als zweckmäßig hat es sich erwiesen, das Schloßblech inwendig mit zwei Wangen oder sogenannten Blechstulpen zu versehen, damit nicht allein die hintere große Schloßschraube, so wie die vorn angebrachte Batterie oder Pfannendeckelschraube zur bessern Haltbarkeit einige Gewinde mehr bekommen können, sondern auch eine freie, ungestörte Bewegung der einwärts liegenden Theile und ein festes Anschließen des Schlosses selbst an den Lauf dadurch herbeigeführt wird. Zur Aufnahme der Pfanne oder bei Perkussionsgewehren für den im Feuerschirm ruhenden Zündstellen erhält das S. an der obern Seite einen bogenförmigen Ausschnitt. Die einzelnen Theile, welche man am S. unterscheidet, sind: a) die innere Seite oder Fläche; b) die äußere; c) die Rundung; d) die Spitze; e) die Wölbung; f) die Senkung; g) der vordere Stollen oder Stulpen; h) der hintere Stollen oder Stulpen und i) der Pfannenausschnitt oder das Pfannenlager. Vgl. Büchsenmacherkunst, S. 717 ff.

Schloßblech, 1) dasjenige Blech, auf welchem alle zum Schlosse gehörigen Theile befestigt sind, und welches demnach beim Kastenschlosse eine der größeren Seitenwände des Kastens bildet. Parallel mit dem S. wird die Schloßdecke angebracht, welche alle im Schlosse befindlichen Theile bedeckt. Beim eingesteckten Schlosse wird die Decke von dem S. durch mehre Stifte entfernt gehalten, die zugleich die Löcher zu den Schrauben, welche die genannten Theile verbinden sollen, darbieten. Dies ist auch beim Kastenschlosse der Fall, wo aber noch die kleinen Seitenwände des Kastens zu demselben Zwecke hinzutreten und gleichzeitig den Kasten schließen. — 2) Bei Kastenschlössern das vordere Blech, welches meist verziert zu werden pflegt; — 3) auf das Schlüsselloch einer Thür befestigte Metallplatte, in welcher das Schlüsselloch genau nach der Form des Schlüssels ausgehauen ist; — 4) s. v. a. Schloßblatt.

Schloßblechscheren, Werkzeug, in welches das Schloßblech eines Gewehrschlosses befestigt wird, um es in den Schraubenstock spannen und befeilen zu können.

Schloßborn, nassau. Pfarrdorf, Amt Königstein; 470 Einw.

Schlossen, s. Hagel.

Schlossensteine, kleine, weiße Kieselsteine.

Schlosser (Kleinschmied), zünftige Handwerker, die vorzugsweise Schlösser [s. Schloß 1)], außerdem aber auch andere feine Eisenarbeiten, namentlich Beschläge u. dgl., verfertigen und daher in Handwerksfragen mit den Schmieden, andererseits auch mit den Uhrmachern kolliviren. Das Meisterstück derselben ist verschieden, z. B. eine eiserne Geldkasse, oder ein Hausthür- oder ein künstliches Vorlegeschloß ꝛc. In manchen Gegenden werden übrigens die Büchsenmacher unter S.n verstanden und diese Fromberger genannt. Das S.-Handwerk ist ein geschenktes; s. Geschenk.

Schlosser (Biogr.), 1) Johann Ludwig, Lustspieldichter, 1738 zu Hamburg geboren, studirte zu Jena Theologie und ward 1766 erster Prediger zu Bergdorf bei Hamburg, wo er 1815 †. Durch einige Lustspiele gerieth er mit dem Pastor J. M. Göze in einen literarischen Streit, der endlich durch die Intervention des hamburger Senats zu Gunsten S.s entschieden wurde. Eine Sammlung seiner Lustspiele, die eigentlich zu den sogenannten rührenden Schauspielen gehören, erschien unter dem Titel: Neue Lustspiele, Hamburg 1797. — 2) Johann Georg, deutscher Prosaist und Uebersetzer, geboren 1739 zu Frankfurt a. M., war der Jugendfreund Göthe's, lang in Gießen und Altdorf den Rechtswissenschaften ob, promovirte als Doktor und trat zunächst in die Dienste des Herzogs Friedrich von Würtemberg. Später ging er nach Karlsruhe, wurde Amtmann in Emmendingen, 1787 geheimer Hofrath in Karlsruhe, so wie 1790 geheimer Rath und Direktor des Hofgerichts. Weil eine von ihm zu Gunsten der Armen erlassene Verordnung wieder zurückgenommen worden war, nahm er 1794 seine Entlassung und lebte nun als Privatmann theils in Anebach, theils seit 1796 in Eutin. Im Jahre 1798 von Frankfurt a. M. zum Syndikus gewählt, begab er sich in dieser Eigenschaft in seine Vaterstadt zurück und † daselbst am 17. Oktober 1799. S. besaß eine große Wahrheitsliebe, haßte das spekulative Denken der Philosophen und schrieb auch deswegen gegen Kant. Sein Sinn war fast ausschließlich auf das Praktische gerichtet, doch war er ein sehr gescheiter Kopf, voll durchdringenden Verstandes. Seine Darstellungsgabe nöthigt Bewunderung ab; dabei ist eine starke Neigung zu Paradoxen nicht zu erkennen. Außer mehren Uebersetzungen von Büchern des Plato, Aristoteles und Aeschylus schrieb er: Uebersetzung Longins „Vom Erhabenen", Basel 1781; — Seuthes oder der Monarch, Straßb. 1788; — Kleine Schriften, Basel 1779—94, 6 Bde. — 3) Friedrich Christoph, Professor der Geschichte zu Heidelberg, geboren zu Jever am 17. November 1776, wurde nach dem schon bald erfolgten Tode seines Vaters bei einer Verwandtin auf dem Lande erzogen und erhielt hier vom Schullehrer des Ortes viele Reisebeschreibungen und sonstige ethnographische und geographische Schriften zu lesen. Nachdem er sich eine nöthige Vorbildung auf dem Gymnasium zu Jever verschafft hatte, studirte er seit 1793 auf der Universität Göttingen Theologie, Geschichte, Physik, Mathematik, italienische, spanische, englische Literatur, ließ sich von seinem Freunde Köppen in die Philosophie einführen und beschäftigte sich später als Erzieher der Kinder des Grafen von Bentinck in Varel eifrig mit Philosophie, besonders mit Kant und Plato. Darauf war er 1798 ein halbes Jahr Pfarrvikar; weil er jedoch nicht sogleich eine Anstellung bekam, begab er sich wieder als Hauslehrer nach Othmarschen bei Altona und in gleicher Stellung (1800) nach Frankfurt a. M. Um diese Zeit lenkte auch Aristoteles seine Aufmerksamkeit auf sich; auch veröffentlichte S. die Schrift „Abälard und Dulcin", Gotha 1807, und das „Leben Beza's und des Peter Martyr Vermili", Heidelb. 1809. Die unterdessen 1808 an der Schule zu Jever erlangte Konrektorstelle legte er schon 1809, weil sie ihn in seinen geschichtlichen Studien behinderte, wieder nieder und kehrte nach Frankfurt am Main zurück, wo er Unterricht am Gymnasium ertheilte, besonders aber an seiner „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reiches", Frankfurt 1812, arbeitete. Vom Fürst Primas wurde er 1812 bei dem neuerrichteten Lyceum zum Professor ernannt; als dasselbe 1814 eingegangen war, erhielt er die Stelle eines Stadtbibliothekars. Im J. 1817 als Professor der Geschichte nach Heidelberg berufen, führte er von vorn herein die Leitung der Bibliothek, gab sie aber später wieder auf, unternahm 1822 eine wissenschaftliche Reise nach Paris, erhielt 1824 den Titel als geheimer Hofrath und später als geheimer Rath. Schr.: Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung, Frankf. 1817—41, 4 Bde. in 8 Theilen; — Geschichte des 18. Jahrhunderts, Heidelb. 1823, 2 Bde., in der 2. Auflage unter dem Titel: Geschichte des 18. Jahrh. und des 19. bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs, das. 1836—43, 3 Bde., und in einer 3. Auflage ganz umgearbeitet, das. 1843—46, 6 Bde.; — Archiv für Geschichte und Literatur, Frankf. 1830 ff.; — Zur Beurtheilung Napoleons und seiner Tadler und Lobredner, besonders in Beziehung auf die Zeit von 1810—13, das. 1832—35, 3 Abth.; — unter Mitwirkung von Kriegk: Weltgeschichte für das deutsche Volk, das. 1844—46.

Schlosserblech, s. Schloßlatun.

Schlosseria (Bot.), nach Miller, Pflanzengattung. Art, s. v. a. Coccoloba uvifera L.

Schloßfeder, die Feder, welche in besondere Einschnitte des Schloßriegels greift und durch den Schlüssel gehoben werden muß, bevor es möglich wird, den Schloßriegel vor- und zurückzuschieben.

Schloßgarten, zu einem Schlosse gehöriger Garten.

Schloßgat (Schießgat), ein Loch am Fuß der (Schiffs-) Stenge, das Schloßholz durchzustecken.

Schloßgesessen (Rechtsw.), 1) der Besitzer eines mit Hoheitsrechten versehenen Schlosses; — 2) s. v. a. Schriftsassig.

Schloß-Grubenhagen, mecklenb.-schwe-

rin. Hof, wendischer Kr., Amt Stavenhagen, am Peenebach; Mühle; 130 Einw.

Schloßhauptmann, s. Hof.

Schloßholz (Seew.), s. v. a. Schlotholz 1) und 2).

Schlossig, sachsen-altenburg. Dorf, Amt Altenburg; Mahlmühle; 120 Einw.

Schloßkapelle, s. Schloß.

Schloßkasten, s. Schloß 1).

Schloßkirche, Kirche, die nahe bei einem fürstl. Schlosse oder im Umfange desselben erbaut ist.

Schloßkraut (Bot.), s. v. a. hanfartiger Wasserdosten, Eupatorium cannabinum *L.*

Schloßlatun, s. Messingblech.

Schloßlawinen, s. v. a. Schlaglawinen.

Schloßlöcher (Mollusk.), auch Seitenzähne am Schlosse der Muscheln, s. Schloß.

Schloßmacher, s. Büchsenmacherkunst.

Schloßnagel (Schluß-, Spann-, Stellnagel, an Lafseten Proßnagel), 1) der runde, starke Nagel oder Bolzen, welcher Hinter- und Vorderwagen verbindet und nach dessen Springen man nicht weiter fahren kann, wenn man nicht mit Stricken nachhilft; — 2) Nägel mit platten Köpfen, die man zum Anschlagen der Schlösser gebraucht. Ganze Schloßnägel oder Schloßpitzer sind 1½, halbe nur ¾ Zoll lang, beide sind vierkantig, aber rundköpfig.

Schloßrad (Uhrm.), eine kreisrunde Scheibe auf der Peripherie mit 12 gleichtiefen Einschnitten, welche 11 ungleich breite Erhöhungen oder Stufen zwischen sich lassen. Diese Scheibe ist auf einem koncentrischen Stirnrade befestigt, mit welchem sie sich zugleich umdreht. Auf die Peripherie der Schloßscheibe legt sich ein um eine Welle auf und nieder beweglicher Arm.

Schloßriegel, s. Schloß 1).

Schloßscheibe, s. Schlagwerk.

Schloßspiker, s. v. a. Schloßnagel.

Schloßthür, s. Scheußen.

Schloßtritt, s. Hirschfährte.

Schloß Tiefurth, sachsen-weimar. Marktflecken, Kr. Weimar, Amt Groß-Rudestädt, am gleichnam. Flüßchen; großherzogliches Schloß, Domänengut, Wasser- und Windmühle; 1170 Einw.; ist auf der Südseite mit Wasser, auf den andern Seiten mit Mauern umgeben.

Schloß-Vorstadt, Vorstadt von Kalbe, s. d.

Schloßvorwerk, preuß. Vorwerk, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sorau; Schäferei, Ziegelei; über 100 Einw.

Schloßwurz (Bot.), s. v. a. Stabwurz, Artemisia Abrotanum *L.*

Schloßzähne (Mollusk.), die Zähne am Schlosse der Muscheln, s. Schloß.

Schloßzirkel (Böttcher.), ein großer Bogenzirkel.

Schlot, 1) der Rauchfang, und zwar in Mitteldeutschland nur jener in den Brauhäusern; — 2) ein Abzugskanal, insbesondere ein Graben, durch welchen man an schlickreichen Ufern das Fluthwasser von einer Lände abhält; — 3) (Bergb.), s. Flöz.

Schlotawa (Schlotowa), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Podiebrad; 110 Einw.

Schlotdeich (Wasserb.), kleine Deiche längs der Abwässerungsgräben und Kanäle.

Schlote (Bot.), s. v. a. breitblättriger Lieschkolben, Typha latifolia *L.*

Schlotfeger, s. v. a. Essenkehrer.

Schlotfeld, holstein. Dorf, Herrsch. Breitenburg; 160 Einw.

Schlothauer, s. v. a. Schlotthauer.

Schlotheim (Geogr.), schwarzburg-rudolstädt. Marktflecken, Unterherrschaft, Hauptort des gleichnam. Gerichts, an der Notter; fürstl. und adel. Gut, Schloß; 1290 Einw.

Schlotheim (Biogr.), Ernst Friedrich, Freiherr von, ausgezeichneter Geognostiker und Petrefaktenkenner, geboren am 2. April 1764 auf dem Rittergute Almenhausen in der untern Grafschaft Schwarzburg, besuchte das Gymnasium zu Gotha und studirte von 1782 an zu Göttingen die Rechte. In die Heimath zurückgekehrt, widmete er sich ausschließlich den Naturwissenschaften und faßte den Entschluß, nochmals zu Freiberg Bergbaukunde und Hüttenwesen zu studiren. Hier erlangte er das besondere Wohlwollen Werners, so wie des Oberberghauptmanns Charpentier und stand mit Alexander von Humboldt, Freieleben, d'Aubuissen und Leopold von Buch in freundschaftlichem Verkehr. Darauf suchte er seine Kenntnisse vom Bergbau und Hüttenwesen auf dem Harze, wo er sich mit praktischen Beschäftigungen abgab, zu erweitern, ging 1793 nach Gotha und trat hier das ihm schon 1791 übertragene Amt eines Beisitzers im Kammerkollegium an. Die ihm von seinen Dienstgeschäften verbleibende freie Zeit füllte er hauptsächlich mit Studien der durch Werner ausgebildeten Oryktognosie aus. Anfangs war seine literarische Thätigkeit auf mineralogische und geognostische Gegenstände beschränkt; seine desfallsigen Aufsätze erschienen im „Bergmännischen Journal" und Hoffs „Magazin für Mineralogie". Bereits hatte er schon längst sein Augenmerk auf die an Versteinerungen reichen Gegenden von Almenhausen, Tonna und Niederorpfstädt gerichtet, als die Kräuterabdrucke, welche sich in dem Schieferthone in den Steinkohlengruben bei dem gothaischen Dorfe Mansbach fanden, so wie die Entdeckung eines fossilen Elephantengerippes in dem Mergellager bei Burgtonna seine Thätigkeit noch mehr auf dieses Feld lenkte. Hierauf erschien das erste Heft der „Beiträge zur Flora der Vorwelt", Gotha 1804. Nachdem S. seine oryktognostische Sammlung käuflich veräußert hatte, suchte er in seine schon jetzt umfangreiche Sammlung von Versteinerungen in Ordnung zu bringen und dieselbe zu wissenschaftlicher Benutzung zu verwenden. Im J. 1805 wurde er dirigirender Rath des Kammerkollegiums, 1817 Präsident desselben, 1822 nach dem Tode des Herzogs August Oberaufseher des neugebildeten Museums und legte 1818 we-

gen des Uebergangs Gotha's an Koburg sein Amt als Präsident der Kammer nieder. Doch blieb er Oberaufseher über das Museum, erhielt den Oberhofmarschalltitel, ward wirklicher geheimer Rath mit Sitz und Stimme im Ministerium und † am 28. März 1832. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen: Petrefaktenkunde auf ihrem jetzigen Standpunkte ꝛc., Gotha 1820, Fol.; — Nachträge zur Petrefaktenkunde, das. 1822—24. — Seine Petrefaktensammlung wurde 1833 für das mineralogische Museum zu Berlin gekauft. Vgl. Merkwürdige Versteinerungen aus der Petrefaktensammlung des Freiherrn von S., 66 Kupfertafeln mit Text, Gotha 1833, 4.

Schlotheimia (Bot.), nach Bridel, Gattung der Bryoideae Acrocarpiae *Hchb.* Arten unbedeutend.

Schlotheimia (foss. Bot.), nach v. Sternberg, fossile Asterophyllitengattung, deren 2 Arten, S. dubia u. tenuifolia, aus dem Kohlenschiefer gegenwärtig zu Asterophyllites (rigida und tenuifolia) gezogen werden.

Schlotholz (Schießholz), 1) das starke 4kantige Holz oder Eisen, welches die niederlassene Stange des Schiffes zu tragen bekommt, indem man es durch deren S.-Gat steckt u. mit beiden Enden auf den Langschlingen ruhen läßt; — 2) das kleinere Holzstück, welches das Bugsoriet festhält, indem man es, auf jenem liegend, zwischen beide Bughölzer schlägt und mit ihnen vereinigt; — 3) (Seew.), s. Großer Mast.

Schlotschwalbe (Ornith.), s. v. a. Rauchschwalbe, Hirundo rustica *L.*

Schlotsteine, s. v. a. Kaminsteine.

Schlottau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Trebnitz; 4 Mahl- und 3 Sägemühlen; 650 Einw.

Schlotten (Slotow, Geogr.), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Gradlitz; 300 Einw.

Schlotten (Geognos.), s. v. a. die großen Höhlen, die in manchen Gesteinen vorkommen. Vorzugsweise heißen so jene des Zechsteins, daher Schlottengyps ꝛc.

Schlotten (Bot.), s. v. a. Schnittzwiebel, Allium fistulosum *L.*, s. Lauch.

Schlottenau, Stadt, s. v. a. Schluckenau.

Schlottenblumen (Bot.), s. v. a. gemeine Küchenschelle, Pulsatilla vulgaris *Mill.*

Schlottendorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Frankenstein; 350 Einw.

Schlottengyps (Geognos.), auch Höhlengyps, s. v. a. der körnige Gyps der Zechsteinformation, weil in demselben nicht selten große Höhlen (Schlotten) sich finden.

Schlottenhof, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Wunsiedel; Schloß, Mühle; 200 Einw.

Schlottenknoblauch (Bot.), s. v. a. Schalotte, Allium ascalonicum *L.*, s. Lauch.

Schlotter (Salzwes.), der Rückstand der beim Sieden des Salzes auf den Herd tropfende Soole, welche, wenn der Herd ausgebrochen wird, ausgelaugt wird. Der Kasten, worin das Auslaugen geschieht, heißt Schlotterkasten.

Schlotteräpfel (Pomol.), nach Diel, 2. Ordnung der 1. Klasse seines Aepfelsystems. Ueber den Charakter der Ordnung s. Apfel, S. 358 f. Nach Oken und Dierbach gehören die S. unter die Spitz- oder Rippenäpfel, Mala sorbaria. Sind meistens große Früchte, die dem Landmann gefallen. Es gibt unter ihnen kein wahres Tafelobst, indem sie meistens einen bloß weinsäuerlichen Geschmack haben. Sie scheinen ächt deutschen Ursprungs zu seyn, da man häufig sehr große, über hundert Jahre alte Bäume in den Gärten der Landleute findet, von welchen sie wegen ansehnlicher Größe der Frucht und der großen Tragbarkeit der Bäume, auch weil die Frucht dem Welken nicht unterworfen ist, sehr geschätzt sind. In Sachsen werden sie wegen ihrer Form Eckäpfel und wegen ihres großen Kernhauses, in welchem die Kerne beim Schütteln klappern, Klapperäpfel genannt. Die walzenförmigen Früchte nennt man gewöhnlich Bouteillenäpfel oder Faßäpfel, die zugespitzten Schafsnasen und die platten Breitlinge. Die Bäume haben meist einen kräftigen Wuchs, werden stark und hoch und erreichen ein hohes Alter. Sie nehmen mit weniger gutem Boden vorlieb, wie die Calvillen; doch verlangen sie einen vor Winden geschützten Standort, da die Früchte wegen ihrer Größe sehr leicht vor ihrer Reife vom Baume abgeworfen werden. — Wir beschreiben kürzlich die wichtigsten Sorten und verweisen auf die schon beschriebenen. — 1) Grüner Siebenschläfer, Rang 3. Der Apfel hat seinen Namen von der späten Blüthe, welche 14 Tage später erscheint, als die der andern Aepfelbäume. Er ist meist elf Viertelzoll breit und dritthalb Zoll hoch. Die zarte Schale ist am Baume gelblich grün, wird aber später citronengelb und hat an der Sommerseite einen leichten Anflug von Röthe. Das Fleisch ist weiß, fein, saftvoll und hat einen angenehmen, weinsäuerlichen Geschmack. Die Frucht hat einen sehr starken Geruch, welkt nicht, zeitigt Anfangs Oktober und hält sich bis zum Winter. Der Baum wird mittelmäßig groß, fruchtbar und verdient wegen seiner späten Blüthe vorzüglich in kalten Gegenden häufig angepflanzt zu werden. — 2) Die rothe Schafsnase, Rang 3. Dieser große, schöne Apfel wird häufig um Braubach am Rhein herum angetroffen. Er ist drei Zoll breit und hoch. Die Grundfarbe ist ein trübes Gelb, welches mit einem schönen dunkeln Blutroth verwaschen ist. Das Fleisch ist weißlich grün, ziemlich feinkörnig und von einem süßsäuerlichen Geschmacke. Die Frucht reift im November und hält sich den ganzen Winter. Der Baum wird groß, macht eine schöne, breite Krone, legt viel Fruchtholz an und ist recht fruchtbar. Er ist beim Landmann sehr beliebt und wird häufig angepflanzt. — 3) Gelbe gestreifte Schafsnase, Rang 3. Walzenförmiger, oft in der Mitte schmalerer Apfel, rippig, mit hellgrüner, beim Liegen goldgelb werdender, sonnenwärts rothgestreifter u. punktirter Schale und weißlichem, später gelblichem

Fleisch, das fein, weich, saftig, süßsäuerlich ist; das Kernhaus hat nur eine Höhle; reift im Oktober, dauert zwei Monate; der Baum ist sehr fruchtbar. — 4) Weiße Sommer-Schafsnase, Rang 3. Ein guter Wirthschaftsapfel. Abgestumpft, kegelförmig, hat blaßgrüne, bei vollkommener Reife weißgelbliche, auf der Sonnenseite, bisweilen röthliche Schale, weißes, etwas grünliches, feines, weinsäuerlich schmeckendes Fleisch, wird im August reif, dauert nur wenige Wochen. — 5) Alantapfel, Rang 2. Ein vortrefflicher, sehr gewürzhafter Tafelapfel, der drei Zoll breit und hoch wird. Die Schale ist citronengelb; an der Sonnenseite hat sie schmale, karmoisinrothe Streifen. Das Fleisch ist weiß, etwas grobkörnig und hat einen stark nach Alant riechenden, etwas zimmetartigen Geschmack und einen ungemein starken, erdbeer- oder melonenartigen Geruch. Die Frucht zeitigt im November und hält sich bis im März. Der Baum wird groß und stark, macht eine hohe, schöne Krone und ist sehr fruchtbar. — 6) Der Winterpostoph, Rang 2. Ein stark gerippter, schöner, großer Winterapfel, der sowohl zum rohen Genuß, als auch für die Wirthschaft schätzbar ist. Er ist sechstehalb Zoll breit und drei Zoll hoch. Die Schale ist blaß hellgrün, bei freihängenden Früchten mit einem erdartigen Blutroth überzogen. Das Fleisch ist weiß, fein, saftvoll und von einem angenehmen, etwas gewürzhaften, feinen, süßweinsäuerlichen Geschmacke. Die Frucht reift im December und hält sich, kühl aufbewahrt, bis ins Frühjahr. Der Baum wird nicht groß, aber sehr fruchtbar. 7) Das Seidenhemdchen, Rang 2. Ein mittelmäßig großer, hoch aussehender, schöner Apfel, der drittehalb Zoll lang und breit wird. Die Schale ist hellgrün, zuletzt hellgelb. Das Fleisch ist fein, saftreich, fest und hat einen angenehmen, gewürzhaften, fein zimmetartigen Zuckergeschmack. Zeitigt im December u. hält sich bis in den Sommer. Der Baum wird groß und ist recht fruchtbar. — Zu den S. gehören noch: 8) Erede's großer Wilhelmsapfel; — 9) Krummstiel; — 10) Band- od. Papageiapfel; — 11) Türken-Calville; — 12) englischer Königsapfel; — 13) süßer Königsapfel; — 14) Pallasapfel, s. d.

Schlotterbeck (Biogr.), 1) Christian Jakob, Maler und Kupferstecher, geb. 1755 zu Brehlingen in Würtemberg, studirte erst Medicin, widmete sich aber dann in der Militärakademie in Stuttgart der Malerei, besonders in Pastell, worin ihm Tischbein Unterricht gab. S. malte viele Bildnisse, von denen mehre von ihm in Kupfer gestochen wurden. Seine Blätter fanden großen Beifall, so wie denn S. im Allgemeinen zu den besten Künstlern seiner Zeit gezählt wurde. S. † um 1820. — 2) Wilhelm Friedrich, Zeichner und Kupferstecher, 1777 zu Härtingen in der Schweiz geboren und von C. v. Mechel in Basel unterrichtet, gehört zu denjenigen Künstlern, welche die Aquatintamanier in Deutschland beliebt machten. Im J. 1798 erhielt er einen Ruf nach Dessau, wo er für das chalkographische Institut arbeitete. In dieser Zeit entstanden die vier großen Blätter nach C. Lorrain, deren Urbilder damals noch in der Gallerie zu Kassel aufbewahrt wurden. Später nahm sie Napoleon als Kunstbeute mit, und jetzt sieht man sie in der k. Eremitage zu St. Petersburg. Die Kriegsunruhen bestimmten den Künstler, Wien zum Aufenthalte zu wählen. Im Auftrage der Kunsthandlung von Mollo reiste er 1808 auch nach Salzburg, um die schönen Gegenden aufzunehmen, wozu dann auch einige Ansichten aus Tyrol kamen. Eine zweite Kunstreise ging über St. Pölten, Melk, Ens, Steyer, Eisenerz, Grätz und Maria-Zell. Die Zahl der Zeichnungen, die er auf diesen Reisen für Mollo ausführte, beläuft sich über hundert. Noch kurz vor seinem Tode bereitete er mehre Gegenden Ungarns und brachte viele Zeichnungen mit. Er † zu Wien 1819.

Schlotterfaß, länglich rundes, hölzernes Gefäß, das der Mäher mit einem Riemen an dem Rücken befestigt und worin er den Wetzstein und etwas Wasser führt.

Schlotterkasten, s. Schlotter.

Schlottermilch, sauer gewordene, aber noch genießbare Milch.

Schlottern, von Gegenständen, die wegen ungenauer Arbeit nicht in einander passen, oder durch längeren Gebrauch unpassend geworden sind.

Schlotthauer (Biogr.), 1) Joseph, Historienmaler und Professor an der Akademie in München, 1789 daselbst geboren, mußte als der Sohn eines unvermöglichen Theaterdieners in seiner Jugend das Schreinerhandwerk erlernen, das aber gerade seine Lust zum Zeichnen begünstigte, während die Feiertagsschule ihm noch Gelegenheit verschaffte, mit den Gesetzen der Chemie, Physik und Mechanik sich vertraut zu machen. Nach vollbrachter Wanderschaft war es ihm endlich vergönnt, an der Akademie in München den Grund zu seiner höheren artistischen Ausbildung legen zu können, doch unterbrachen die Kriegsjahre seine Studien. Er machte als freiwilliger Jäger den Feldzug nach Tyrol mit und hatte sogar die Hoffnung, als Offizier in die Armee treten zu können; allein seine Begeisterung für die Kunst führte ihn den unterbrochenen Studien an der Akademie wieder zu. Sein religiöser Sinn zog ihn jetzt zur Darstellung von Gegenständen aus der heiligen Geschichte, in jener Weise, welche in der Zeit seines Aufblühens die deutschen Künstler begeisterte. Sein Streben ging auf Innigkeit und Tiefe des Ausdruckes, und daß ihm dieses nicht selten in hohem Grade gelungen, beweisen mehre Bilder aus dem Kreise der christlichen Anschauung. Mit besonderer Vorliebe stellte er die heil. Familie und den Erlöser dar, in seinem mit himmlischer Liebe gepaarten göttlichen Ernste, oder als Lehrer und wie er die Kindlein freundlich zu sich ruft. Ein zweites Feld eröffnete sich dem Künstler nach der Ankunft Cornelius' in München, welcher bei der Ausführung seiner genialen Kompositionen in der königl. Glyptothek sich der Beihülfe S.s bediente. S. malte im Göttersaale Aurora und Tithonus vor Zeus kniend; ferner Leukothoë, Clytia und Hyacinth, welche durch Apollo's Liebe den Tod erlitten. Mit

Cornelius malte er den Olymp und das Reich des Neptun; dann das Hauptgemälde des Gewölbeviertels: Luna, auf dem von schüchternen Rehen gezogenen Wagen über dämmerndes Gewölk hinfahrend. Zur Rechten des Hauptbildes sieht man Diana und Aktäon, zur Linken Diana und Endymion, beide Bilder von S. gemalt, so wie die Arabeske, welche eine Jagd vorstellt. Auch die Bilder der Hekate, Nemesis und des Harpocrates neben dem Hauptgemälde der Nacht sind von ihm gemalt. Mit Cornelius führte er das Gemälde der Unterwelt aus. In der Lunette der kleinen Vorhalle malte er Prometheus am Kaukasus. Im trojanischen Saale malte er das Rundbild am Gipfel des Gewölbes: die Vermählung des Peleus mit der Thetis, dann das Urtheil des Paris, die Hochzeit des Menelaus und die Entführung der Helena, grau in Grau auf vergoldetem Grunde; eben so mit Zimmermann Mars und Venus, von Diomedes verwundet. Auch das Gemälde mit Zeus, der neben der schlafenden Juno wacht und den Traumgott zu Agamemnon sendet, so wie Hektors Abschied von Andromache sind von S. in Farben ausgeführt. Mit Cornelius malte er an den drei Hauptscenen des trojanischen Krieges: dem Zorn des Achilles, dem Kampf um die Leiche des Patrocles und der Zerstörung von Troja. In diesen Hallen erweckte König Ludwig die Freskomalerei wieder zu neuem Leben, und um die Ausbildung ihrer Technik hat S. auch wesentlich Antheil. Im J. 1830 reiste er nach Italien, um in Rom durch das Studium der alten und neueren Kunstschöpfungen den Kreis seiner Erfahrungen zu erweitern; für die Ausübung der Kunst blieb ihm aber von nun an wenig Zeit mehr übrig, da ihm bald nach seiner Rückkehr in München die Professur der Malerei an der Akademie der Künste übertragen wurde. Sein Talent für Mechanik und die Kenntniß der Anatomie führten ihn zur Erfindung einer Maschine, wodurch die Verkrümmung des Rückgrathes gehoben werden kann. Er wendete ein bis dahin noch unbekanntes Kurverfahren an, nämlich die Flexion, und erfreute sich oft überraschend schneller Erfolge. Von allen Seiten her kamen Kranke in S.s orthopädische Anstalt; allein zuletzt hätte er den Obliegenheiten seines Amtes als akademischer Lehrer nicht mehr genügen können, und somit beschloß er, die Leitung seiner Heilanstalt aufzugeben, und widmete seine Zeit wieder ausschließlich der Kunst. Diese Periode ist für dieselbe um so wichtiger, als er auf dem Grunde einer schon vor mehren Jahren gemachten Erfindung des berühmten Chemikers Oberbergrath Dr. Fuchs und unter Mitwirkung desselben eine neue Methode zu malen ins Leben rief, die Oberbergrath Dr. Fuchs der Kürze wegen und mit Bezug auf ihre unterscheidendste Eigenschaft „Stereochromie" (s. d.) nannte. Wir verdanken ihm auch eine treffliche Kopie von Holbeins Todtentanz in Steindruck, von welcher wir schon im Leben Holbeins gesprochen haben, 53 Blätter, mit Text, München 1832. Die trefflichen Kopien sind von Horgerl lithographirt. Im J. 1843 erschienen zu Paris diese Kopien auch mit französischem Text: La danse des morts dessinée par H. Holbein, gravée sur pierre par J. S., expliquée par H. Fortoul etc. J. G. Schreiner lithographirte ein Bild der heil. Familie, welches der vor kurzer Zeit verstorbene Hofprediger und Domherr Hauber besaß. Eben derselbe lithographirte auch ein herrliches Brustbild des Heilandes, im Besitze des H. v. Kranzmayr in München. Hellmuth zeichnete ebenfalls eine heil. Familie auf Stein. — 2) Karl, Landschaftsmaler, geb. zu München 1803, Enkel und Schüler des Vorigen, besuchte zur weitern Ausbildung die Akademie der Künste und unternahm später Reisen ins bayerische Hochgebirg, nach Tyrol u. s. w., bei welcher Gelegenheit er eine große Anzahl von Zeichnungen fertigte, deren er mehre in Oel ausführte, Landschaften mit Architektur und andere Ansichten, Bilder, die einen tüchtigen Meister verrathen. S. ist Professor der Zeichenkunst in Lindau.

Schlottnig, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Liegnitz; 140 Einw.

Schlottwitzer Grund, s. Müglitz.

Schlotzau, kurhess. Dorf, Prov. Fulda, Kr. Hünfeld, Amt Burghaun; 380 Einw.

Schlowitz (Slowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Chotieschau; 320 Einw.

Schlozer, s. v. a. Kinderdute.

Schluch, s. v. a. Schluck, s. Bernstein.

Schluche, Wasserfall, s. Heiligenstadt 2).

Schluchsee (Geogr.), 1) bad. See, Oberrheinkreis, Amt St. Blasien; 2810 Fuß hoch auf dem Feldberg g legen und äußerst fischreich, besonders an Hechten; — 2) Dorf daselbst; 180 Einw.

Schlucht, 1) ein enges, tiefes Thal, zwischen zwei Bergen; — 2) eine vom Wasser in einer Anhöhe herab ausgewaschene Höhlung.

Schluchter, 1) Geländer an Brücken und Wegen; — 2) ein Graben.

Schluchtern, bad. Pfarrdorf, Unterrheinkreis, Amt Eppingen; 880 Einw.

Schluchzen (Singultus, Med.), konvulsivisches, durch fühlbare plötzliche Kontraktion des Zwerchfelles hervorgerufenes Einathmen, auf welches ein gewöhnliches Ausathmen folgt. Die Bewegung beim S., welches übrigens noch nicht befriedigend erklärt ist, geht vom Zwerchfelle aus und besteht wesentlich in einer krampfhaften Zusammenziehung desselben; hierdurch wird der Magen abwärts gedrückt, die Speiseröhre abwärts gezogen, die Rippenknorpeln, an welchen das Zwerchfell befestigt ist, ziehen sich einwärts, der ganze Unterleib wird gelind erschüttert, zugleich erfolgt eine schnelle Inspiration, durch welche die Luft in die erweiterte Brusthöhle eindringt und in der Stimmritze einen lauten explodirenden Ton bewirkt. Mehre Schluchze scheinen nicht hinter einander vorkommen zu können; es liegt jedes Mal ein durch normales Athmen ausgefüllter Zwischenraum zwischen denselben. Die Ursachen des S.s sind meist solche, welche den Magen und die Speiseröhre reizen und sich von hier aus auf das Zwerchfell fortpflanzen. So wird es hervorgerufen durch zu schnell eingenommene und zu reichliche Nah-

rung, durch Genuß von kalten Speisen und Getränken, durch Magensäure; häufig kommt es bei Säuglingen vor, die beim Stillen überfüllt werden, und geht hier gern in Erbrechen über. Gegenstand der Pathologie wird das S. durch abnorme Heftigkeit und lange Dauer; man hat es Tage und Wochen hindurch anhalten und in Ohnmachten, Krämpfe und andere Störungen des Nervenlebens übergehen sehen. Es kann entweder idiopathisch entstehen und ist dann als Krampf des Zwerchfelles anzusehen, oder es gesellt sich zu andern Krankheiten, z. B. zu großer Auftreibung des Unterleibs bei Tympanitis, zu bösartigen Fiebern mit nervösem Charakter, hohem Grade von Bauchwassersucht, Entzündung und Brand des Zwerchfelles, des Magens und der Gedärme, Eindruck des schwertförmigen Knorpels, Bruch einer Rippe, Kopfverletzungen, Hyperämie und Blutdruck des Gehirnes, Verletzungen des Rückenmarkes. Häufig kommt es als Symptom der Hysterie vor. Mittel gegen das gewöhnliche S. sind: Anhalten des Athems, Ablenken der Aufmerksamkeit, möglichst ruhiges Inspiriren, die Erregung einer plötzlichen Gemüthsbewegung, z. B. durch leichtes Erschrecken, das feste Anlegen einer Binde um die Brust, Erschütterung des äußern Gehörganges durch den kleinen Finger, der Genuß von Zucker, ein etwas reichlicher Trunk kalten Wassers, Niesen ꝛc. Das krankhafte S. wird durch Entfernung der Ursachen beseitigt; in den schwereren Fällen sind Einreibungen von Opiatsalben und andern betäubtigenden Mitteln anzuwenden, desgleichen warme Bäder, Klystiere, Senfteige, Blasenpflaster und der innerliche Gebrauch krampfstillender Mittel, insbesondere des Opiums.

Schluck, 1) die Handlung des Schluckens; — 2) so viel Flüssigkeit, als man auf einmal hinunterschlucken kann; — 3) (Waarenk.), große Stücke Bernstein, die unrein und dunkel sind.

Schluckdarm (Anat.), die Speiseröhre.

Schlucken (Deglutitis, Phys.), ein Theil der Vorverdauung, durch welchen die Nahrungsmittel, nachdem sie in die Mundhöhle aufgenommen und in derselben gekaut und eingespeichelt worden sind, durch den Schlundkopf und die Speiseröhre in den Magen geleitet werden. Er zerfällt in drei Akte. 1) Im ersten Akt werden die auf der sich hohl machenden Zunge zu einem Bissen sich sammelnden Speisen zwischen der Oberfläche der Zunge und dem Gaumen bis hinter die vordern Gaumenbögen geschafft. Hierbei wird die Zunge allmählich von der Spitze gegen die Basis hin an den Gaumen angedrückt, während sich zu gleicher Zeit die Zähne schließen und die Wangen von vorne nach hinten zusammenziehen. 2) Im zweiten Akt gelangt der Bissen durch den Rachen und den untern Theil des Schlundkopfes bis in die Speiseröhre. Ist der Bissen hinter die vordern Gaumenbögen gekommen, so ziehen sich diese hinter ihm zusammen, und die Zunge biegt sich zurück; dabei ist das Gaumensegel gespannt und etwas gehoben, die beiden hintern Gaumenbögen nähern sich einander und machen den Durchgang zwischen sich zu einem zitzähnlichen Schlitze, welcher sich nach unten erweitert, wodurch der Weg des Bissens vom obersten Theile des Schlundkopfes und den Choanen abgesperrt wird; der Bissen gleitet in den Schlundkopf und wird durch die Konstriktoren desselben in den Schlund gedrückt. Das Zäpfchen ist hinten erschlafft und liegt bei der Annäherung der hinteren Gaumenbögen vor der übrig bleibenden Ritze. Durch die Zurückbeugung der Zungenwurzel wird der Kehldeckel auf den Eingang des Kehlkopfes gedrückt, und der Bissen gleitet über die geschlossene Stimmritze hinab. Ist der Bissen über die Stimmritze hinweg, so sinken Pharynx und Larynx wieder herab, der Kehldeckel hebt sich, und die Stimmritze ist wieder geöffnet. 3) Im dritten Akt paßirt der Bissen die Speiseröhre. Der Schlundkopf schiebt den Bissen in die Speiseröhre. Diese erweitert sich in ihrem oberen Theile, durch den Reiz des Bissens ziehen sich hierauf ihre Muskelfasern zusammen und drücken denselben abwärts. So werden auch die tiefer liegenden Fasern auseinander gedrängt, dann zu Kontraktionen gereizt, und sie schieben unter wellenförmigen Bewegungen den Bissen in den Magen. Von diesen drei Akten, welche sehr rasch aufeinander folgen, geschieht der erste durch der Willkür unterworfene Muskeln; der zweite geschieht zwar auch unter Mitwirkung willkürlicher Muskeln, allein die Bewegungen dabei erfolgen unwiderstehlich, sobald man einen Bissen bis an eine gewisse Stelle der Zunge gebracht hat; die Bewegungen des dritten Aktes sind rein unwillkürlich. Das S. ist eine der komplicirtesten aller Muskelthätigkeiten, welche der Verdauung dienen, und wird durch das Zusammenwirken vieler Muskeln (der Zunge, des Gaumens, Zungenbeines, Pharynx, Larynx und der Speiseröhre) hervorgebracht. Hat das S. einmal begonnen, so kann es ohne einige Störung nicht unterbrochen werden. Während des Durchganges der Nahrungsmittel durch den Schlundkopf zur Speiseröhre müssen die andern mit denselben in Verbindung stehenden Räume — Nasenhöhlen, Luftröhre, eustachische Röhre — verschlossen werden, da ein Eindringen der Speisen in dieselben durch sog. Verschlucken Reizung derselben, Husten, Erstickungsanfälle ꝛc. hervorbringt.

Schluckenau (Geogr.), 1) österr.-böhm. Herrschaft, Kr. Leitmeritz, an der Grenze von Sachsen; umfaßt 13,805 J. 195 □ Kl. u. 20,820 Einw.; — 2) Stadt das., besteht aus dem Schloßbezirk u. der Stadt; Schloß, Grenzzollamt, starke Leinweberei; Strohhut- und Strumpffabrikation; 3220 Einw.

Schlucker, ein armer, ausgehungerter Mensch, der sich gern an fremden Tischen sättigt, auch ein Mensch, der sich nicht auf seine eigene Kraft verlassen kann, oder der für Speise und Trank auch zu den niedrigsten Handlungen bereit ist.

Schlucker (Ornith.), 1) s. v. a. Nimmersatt, Tantalus Coculator L.; — 2) s. v. a. gemeine Nachtschwalbe, Caprimulgus europaeus L.; — 3) s. v. a. gemeiner Säger, Mergus merganser L.

Schluckingen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Soest; mit dem

Rittergut Schafhausen und dem Landgute Westrich 160 Einw.

Schluderns, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Imst, Ldgr. Glurns; 2 Jahrmärkte; als Gemeinde 1040 Einw.

Schlüchtern (Geogr.), 1) kurhess. Kreis, Prov. Hanau; schließt sich an den Kreis Gelnhausen und bildet den östlichsten Bezirk der Provinz, mit seiner nördlichen Grenze sich an die Provinz Fulda schließend und an den übrigen Seiten vom Großherzogthum Hessen und von Bayern begrenzt. Der Kreis S. bietet das Eigenthümliche, daß in ihm 3 Hauptgebirgsstöcke, nämlich die Rhön, der Vogelsberg und der Spessart, zusammenstoßen. Der Vereinigungspunkt derselben ist die breite First, ein hohes, weites Plateau an der östlichen Grenze des Kreises, welches ein Mittelglied des zum Vogelsberg hinüber ziehenden und diesen mit der Rhön verbindenden Hochrückens ist. Derselbe scheidet zugleich die Gewässer der Weser und des Rheins und bildet seit alten Zeiten die Grenze zwischen dem Fuldaischen und Hanauischen. Diese Land- und Wasserscheide geht von dem hohen Dammersfeld aus und erreicht in der 1985 Fuß hohen Mortener-Haube (Haubenberg) die hessische Grenze, welche über den Gipfel derselben läuft. Von da wendet sich der Rücken gegen Süden über den Zimmerorück und verbindet sich bei Heubach mit der breiten First, die zwischen Gundhelm, Heubach und Oberkalbach weit ausgestreckt liegt. Westlich geht diese in einen schmalen Rucken aus, gewinnt aber bald wieder eine ansehnliche Breite und sendet gegen Südwesten und Nordwesten zwei Aeste aus, von denen der eine sich in dem Eselskopf, dem Brandenstein und dem Ebersberg erhebt, der andere aber ins Fuldaische tritt und sich in dem Kiliansberg, dem Eisenberg ꝛc. bemerklich macht. Der Hauptrücken dagegen zieht über den Holderbusch und den 1890 Fuß hohen Huttener-Berg, zwei Höhen nördlich von Hutten, und streckt sich dann lang in dem Trasenberg aus. Letzteren verbindet der Distelrasen mit dem Landrück, von wo aus sich der Hochrücken mit der Grenze gegen Nordwesten über das 1850 Fuß hohe Klößchen hin erstreckt und dann zum höhern Vogelsberg aufsteigt, während südlich eine Gruppe von Bergen sich ihm anschließt, von welchen der Hay, der Biel, der Hainberg, der Kohlberg, der untere und obere Rain, der Ohlberg und der Ziegenberg die bemerkenswerthesten sind. Die weiter westlich liegenden Berge, nämlich das Steingeröll, die Kaupe, der Teufelsberg, der Fuchsberg ꝛc., gehören sämmtlich zu den südlichen Abdachungen des Vogelsberges, während auf der südlichen und südwestlichen Seite der breiten First der Ziehers, der Schwarzenberg, der große und kleine dicke, die Altenburg, der steile Steckelberg, der Sensenberg, der Stephansberg, der Langenberg ꝛc. als die bedeutendsten Höhenpunkte zu bemerken sind. Außer jenem Hauptrücken schiebt die Rhön noch einen zweiten Rücken, mit steilen Rändern und meist runden Kuppen, über die Grenze, zu dessen höhern Punkten der Sandberg, Eschenberg, Hirschberg, Stoppelberg, Burgberg, Hopfenberg und Escheberg gehören. Ein schmaler Bergsattel bildet das Verbindungsglied mit dem Spessart, der im Norden von der Kinzig begrenzt wird. Seine südliche Hälfte besteht aus 3 Basaltkuppen: dem Haumicher Busch, dem Leinberg und der weipertber Kuppe, seine nordwestliche Hälfte aber aus den flachen Höhen des Buchenbergs und Langenbergs. Mit ersterem verknüpfen sich westlich die aufsteigenden Basalthöhen des hohenzeller Berges und des Horns. Ueber Bellings erhebt sich der hohe platte bellinger Berg, südlich über Steinau der Eisenberg u. über Marjoß der Todtenkopf; südlich über Salmünster aber die große und kleine Kuppe. — Die Gewässer des Kreises sind nur Flüßchen, die fast alle zum Main strömen. Hierher gehören die schmale und breite Sinn und die Kinzig, welch letztere das Wasser von Weiperts, den ramholzer Bach, den Elmsbach, den Steinau, den Ulmbach und die Salza aufnimmt. — Das Klima ist verschieden, und zwar im Norden und im Gebirge so rauh, daß es den Ackerbau fast nur auf Kartoffeln und Sommergetreide beschränkt, während im Kinzigthal schon eine vorzügliche Obstzucht u. sogar Rebenpflanzungen sich zeigen. Bedeutender ist dagegen die Viehzucht, und sowohl Rindvieh, als Mastschweine werden nach Franken, der Wetterau, nach Frankfurt ꝛc. ausgeführt. Man zählt gegen 1100 Pferde, 2900 Ochsen, 12,200 Kühe, gegen 18,000 Schafe, 9000 Schweine und über 2000 Ziegen. Auch ist die Bienenzucht nicht unbeträchtlich. Der ganze Kreis enthält an 8 □Meilen, wovon 47,200 Morgen auf das stellbare Land und 84,338 Morgen auf die Waldungen ꝛc. kommen. Man zählt 4 Städte, 48 Dörfer und 34 Höfe mit etwa 44,000 Einwohnern. Der Kreis zerfällt in die 6 Aemter: S., Ramholz, Romethal, Salmünster, Schwarzenfels und Steinau. — 2) Amt daselbst; ist aus 3 verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, nämlich aus der Stadt S., deren alte Gerichtsdörfer jetzt sämmtlich zum Amte Steinau gehören; dem 1719 von Hessen erkauften hanauischen Gerichte Brandenstein und dem erst 1816 mit Fulda an Hessen gelangten Gerichte Herolz. Es zählt zusammen 1 Stadt, 7 Dörfer und 6 Höfe mit etwa 6700 Einwohnern. — 3) Kreis- und Amtsstadt das, am Einfluß der Elms in die Kinzig und an der Frankfurt-Leipziger-Straße, in einem schönen Thale; Schullehrerseminarium, Hospital, Post, Leinweberei, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Handel, vorzüglich mit Branntwein, 6 Jahrmärkte; 2250 Einwohner. — Geschichtl. Wahrscheinlich schon im 8. Jahrhundert entstand hier ein Benediktiner-Mönchskloster, das wegen seiner einsamen, rings von weiten Waldöden umschlossenen Lage Solitaria (monasterium solitariense) genannt wurde, welcher Name sich später in Sluthere und endlich in S. verwandelte. Karl der Gr. soll das Kloster dem Bis-

thum Würzburg unterworfen haben, und als es später demselben entzogen worden war, stellte es Otto III. 993 wieder an dasselbe zurück. Schon im 12. Jahrhundert gehörten dem Kloster über 20 Kirchen des Bezirks, doch begann der Glanz desselben früh wieder zu erlöschen. In Folge vielfacher innerer Streitigkeiten kam es sogar im Kloster zu Thätlichkeiten, so daß dasselbe 1446 von Neuem eingeweiht werden mußte, worauf es sich 1457 der Schutzherrschaft der Grafen von Hanau unterwarf. Die ältesten Schutzherren, die für das Kloster auch die Gerichtsbarkeit über die demselben gehörigen Güter ausübten, waren nämlich die Grafen von Grumbach. Später wurde die Schutzherrschaft getheilt, und während die eine Hälfte 1243 durch Erbschaft an die Grafen von Rieneck gelangte, gab Würzburg um dieselbe Zeit die andere Hälfte an die Herren von Trimberg. Beide Hälften erwarben später die Herren von Hanau, die erste schon 1316, die andere 1377, nachdem sie schon 1274 die alte St. Lorenzkapelle nebst dem dazu gehörigen Hause an sich gebracht hatten. So war S. ganz hanauisch geworden. Das um das Kloster entstandene Dörfchen, welches schon früher durch breite Wassergräben befestigt worden war, erhielt 1500 auch die städtischen Gerechtsame. Indessen nahte schon damals das Ende des Klosters, und zwar in Folge der Reformation, die 1543 durch den Abt Peter Lotich mit Hülfe der Grafen von Hanau auch in S. eingeführt ward. Um die Verbesserung dauerhaft zu machen, stiftete Lotich aus den Klostergütern eine gelehrte Schule, an welcher er, bei fortdauernder klösterlicher Verfassung, einen Theil der Mönche als Lehrer künftiger Geistlicher verwendete, während ein anderer Theil sich unmittelbar dem Dienst der evangelischen Kirche widmete. Erst 1609 wurde die klösterliche Einrichtung gänzlich aufgehoben. Indessen Würzburg, das dieses Veränderungen bisher erfolglos sich widersetzt hatte, konnte seine Rechte nicht vergessen, und der 30jährige Krieg bot ihm die ersehnte Gelegenheit, sich in den Besitz von S. zu setzen, das erst in Folge eines Vergleichs 1656 wieder völlig an Hanau zurück kam. S. selbst hatte während des erwähnten Krieges außerordentlich schwer zu leiden; namentlich wurde dasselbe am 29. Juni 1646 von den Kaiserlichen gänzlich geplündert, und erst im September wagten die Bewohner wieder zu ihren verwüsteten Wohnungen zurückzukehren. Auch der 7jährige Krieg schlug S. schwere Wunden, so wie auch 1813 der Rückzug der französischen Armee nach der Schlacht bei Leipzig. Vom 26. Oktober an dauerte der Durchzug fast ununterbrochen; das Städtchen wurde rein ausgeplündert, und an mehren Orten brach selbst Feuer aus. Am 28. Oktober traf Napoleon in S. ein und übernachtete in dem Kloster, während in u. um das Städtchen 50—60,000 Mann lagerten. — Im J. 1829 wurde die alte lateinische Schule aufgehoben und erst in ein Progymnasium, 1836 aber in ein Schullehrerseminar für die Provinz Hanau und Oberhessen verwandelt. Bei dieser Gelegenheit wurden sowohl die alten Klostergebäude, als die schöne Klosterkirche, welche seit dem 7jährigen Kriege, wo sie verwüstet wurde, leer gestanden hatte, im Innern zu Lehrsälen, Schlafzimmern ꝛc. ausgebaut, und nur die 1354 erbaute huttische Kapelle ist noch davon erhalten.

Schlüpfer (Ornith.), s. v. a. Zaunkönig, Troglodytes *Cuv.*, Untergattung von Motacilla *L.* (s. d.).

Schlüpferfaden (Bot.), Algengattung, s. v. a. Mesogloia *Ag.*

Schlüpfrig, 1) glatt, wo man leicht gleiten kann; — 2) gefährlich, mißlich; — 3) obscön; — 4) (bot. Term.), s. v. a. Lubricus.

Schlüpfrigmachende Mittel (Med.). Man versteht unter dieser Bezeichnung, mit welcher die Ausdrücke verdünnende Mittel, anfeuchtende Mittel, Humectantia, Diluentia, Lubricantia synonym sind, solche Stoffe, welche die natürlichen Feuchtigkeiten des Organismus vermehren oder ihnen zum Ersatze dienen. Hierher gehören eiweißstoffige und gelatinöse Flüssigkeiten, Schleime, Salze, Alkalien, Säuren, Fette, Oele ꝛc. Hauptmittel dieser Klasse ist das Wasser, und dasselbe wird unter den verschiedenartigsten Formen angewandt, als feuchte Luft, in Dampfform, als Waschung, Verbandmittel, Gurgelwasser, Einspritzung, Klystier, als Bad und als Getränk. — Angezeigt ist die anfeuchtende Heilmethode durch den krankhaften Zustand der Trockenheit (entzündliche Trockenheit der Schleimhäute ꝛc.), bei chronischen, auf Retention von Absonderungen oder vermehrter Kohäsion der Membranen beruhenden Zuständen (chronisch-rheumatische Beschwerden ꝛc.), bei der Spissitudo humorum der alten Pathologen und da, wo es darauf ankommt, Stoffe aus den ersten Wegen (Unreinigkeiten, pathische Sekrete, fremde Körper, selbst Gifte ꝛc.) mobil zu machen, zu verdünnen und zu entfernen. Kontraindicirt ist diese Methode da, wo ohnedies Ueberfluß von Feuchtigkeiten Statt hat, also bei übermäßiger Bronchialsekretion, bei Durchfällen, Ruhren, Harnruhren; bei erschlafftem Körper und erschlafften Organen, bei den meisten Unterleibskranken, bei Hypochondern, hysterischen ꝛc. Subjekten, bei Säfteen mischung. Schon Hippocrates wußte, daß Kindern und Fieberkranken die anfeuchtende Diät am besten bekomme.

Schlürfen, 1) (Sorbitis, Physiol.), diejenige Art der Aufnahme flüssiger Nahrungsstoffe od. Getränke, wobei der Mund nur in leichte Berührung mit der Flüssigkeit gebracht, durch Einziehung von Luft durch den Mund aber bewirkt wird, daß dieselbe in Folge des atmosphärischen Drucks, der in der Nähe des Mundes verringert ist, während er entfernter vom Munde derselben bleibt, nach dem Munde sich hindrängt und in denselben gelangt. Wenn mittelst eines Löffels Stoffe in den Mund gebracht werden, so ist die Aufnahme derselben gewöhnlich mit einem Schlürfen verbunden, das sich in der Regel auch durch einen eigenen Ton andeutet, indem mit den Stoffen zugleich auch Luft in den Mund gelangt. — 2) Ein das Wort selbst nachahmendes Geräusch hervorbringen, z. B. mit den Füßen, mit dem Munde durch die Sprache. So ist dem Dialekte

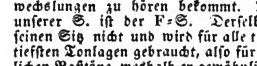
der Steinbacher ꝛc. in Thüringen das S. eigenthümlich.

Schlürfmäuse (Säugeth.), nach Oken, s. v. a. Zahnarme oder Edentata, s. d.

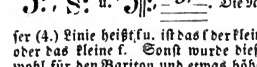
Schlüssel, 1) (Schlosser.), das zum Oeffnen eines Schlosses dienende Werkzeug, je nach der Art und Bestimmung des Schlosses französischer, deutscher, oder Haus-, Stuben-, Thor-S. ꝛc. genannt; s. Schloß. — 2) (Herald.), Figur des Wappens, in der gewöhnlichen Form eines Schlüssels, wobei außer der Stellung auch die Richtung des Kammes und des Schließblattes angegeben werden muß; oft sind auch die Ringe mehrer Schlüssel in einander geflochten. Die päpstlichen S., von denen der rechte golden, der linke silbern ist, werden in Gestalt eines Andreaskreuzes bald hinter den Schild, bald unter die Krone gestellt — 3) Werkzeug mit quadrirter Oeffnung, das über einen quadrirten Stift gesteckt wird, um diesen umzudrehen; man spannt damit Pauken, am Basse die Saiten ꝛc, auch haben es Schlosser, Wagner ꝛc. zu gewissen Schrauben; die größten nennt man Windeisen; — 4) der starke birkene Kloß, der die beiden Standsäulen beim Drammbau zusammenhält; — 5) das Oberstück des Bergbohrers, ein doppelt gebogener Haken, womit dasselbe an das Mittelstück geschraubt wird; — 6) an Schraubenpressen der Preßbaum, womit die Schraube herumgedreht wird, besonders wenn dieser Hebel ein viereckiges Loch hat, womit er auf den vierkantigen Kopf der Schraube gesteckt wird; — 7) am Förderungsgöpel der oberste Querbalken in der Hängebank, deren Kappen er verbindet; — 8) das Werkzeug, womit man den Wendungshahn der Wasserſäulenmaschine regiert; — 9) das mittelst eines Drahtes bewegliche Kästchen, womit das Loch der Orgelpfeife geschlossen wird; — 10) bei verschiedenen Blasinstrumenten der an den Klappen befindliche oder mit denselben in Verbindung stehende metallene Stift, auf den man mit dem Finger drückt, wenn sich die Klappe schließen oder öffnen soll; — 11) der Keil, den der Schuhmacher, um einen Schuh zu weiten, zwischen die Hälften eines zerschnittenen Leistens treibt; — 12) beim Maurer s. v. a. Anker; — 13) s. Münze; — 14) s. Torturz — 15) s. Strategischer Schlüssel; — 16) s. v. a. englischer Schlüssel, s. Zahninstrumente; — 17) (bildlich), Mittel, etwas zu erkennen, eine geistige Aufgabe zu lösen.

Schlüssel (Mus.), Zeichen, welche dem Linienſystem vorangesetzt werden, um dadurch eine gewisse Stimme anzuzeigen, oder besser, um den Maßstab anzugeben, nach welchem sich die auf dem Linienſysteme aufgezeichnete Notenleiter auch mit Sicherheit in Tönen abzählen läßt, und welche den Namen S. daher erhalten haben mögen, daß sie durch ihre Form und Stellung gewissermaßen den eigentlichen Aufschluß erst geben über die eigentliche Tonbedeutung der Noten. Denn wenn auch das Linienſystem uns eine anschauliche Nachbildung der stufenweisen Tonleiter gibt, so läßt es doch immer unentschieden, mit welchem bestimmten Tone eigentlich die Leiter beginnen soll. Daher benannte man früher bei den ersten Versuchen der Notation mittelst Linien die Räume über den Linien, dann jede einzelne Linie und sah endlich ein, daß mit Benennung einer einzigen Linie zugleich alle bestimmt seyen. Man setzte deshalb einen oder mehre Notennamen vor, aus denen nach und nach gewisse Zeichen hervorgingen, wie denn z. B. unser G-S. nichts weiter als ein verzogenes G ist. Hinsichtlich der verschiedenen Gestalt u. Namen dieser S. unterscheiden wir: 1) den sogenannten C-S., 2) den sogenannten F-S. und 3) den sogenannten G-S. Der erstere, der C-S., hat diesen Namen dadurch bekommen, daß man als allgemeine Regel annimmt, daß die Note auf derjenigen Linie, auf welche er gesetzt wird, allemal den Ton c anzeigt. Das Zeichen des C-S.s ist , , oder . Nun steht aber der C-S., wie auch, namentlich früher, die anderen S., nicht stets u. zu allen Zeiten und unter allen Umständen auf ein und derselben Linie, sondern wird nach Erforderniß auf verschiedenen Linien gebraucht, wodurch natürlich sich seine Bedeutung und sein Zweck ändern muß. Er tritt nämlich auf eine dreifache Weise auf und erscheint deshalb auch unter dreierlei Namen. So steht er in Musikstücken für Instrumente oder Stimmen, deren Tonumfang sehr hoch liegt, und deren Noten daher häufig weit über die fünf Grundlinien im Linienſysteme hinausgehen, wo die Benutzung zu vieler Nebenlinien eben die Uebersicht unverhinderlich erschweren würde, auf der ersten oder untersten Linie des Notenplanes u. es gilt nun als Regel, daß durch die Note auf dieser ersten Linie, welche Gestalt dieselbe auch haben mag, allemal das eingestrichene c angedeutet wird. Der C-S. führt in diesem Falle den Namen Diskant-S., weil mit diesem Tone, dem c die Reihe von Tönen beginnt, welche sich unter den vier menschlichen Stimmen am besten für diejenige eignet, welche wir Diskant oder Sopran nennen. In andern Musikstücken finden wir den C-S. auf der dritten also mittelsten Linie . Dies geschieht namentlich in solchen, welche für Stimmen und Instrumente geschrieben sind, deren Tonumfang, minder hoch, sich schon mehr einer tiefern Lage der Klänge zuwendet, und in deren Noten wir also darauf bedacht seyn müssen, der bequemeren Lesbarkeit wegen sowohl über, als unter den fünf Grundlinien so viel als möglich zu viele Nebenlinien zu vermeiden. Er heißt alsdann Alt-S. od. Altzeichen, weil der Tonumfang, der eine solche Schreibart der Noten und Stellung des S.s verlangt, dem des Altes, der Altstimme, entspricht. Die dritte Anwendung des C-S.s ist endlich der Tenor-S. oder das Tenorzeichen, das auf der vierten Linie steht u. dadurch dem c seinen Sitz auf derselben anweist, , so daß die Notenreihe ohne Nebenlinien zwei

Stufen tiefer reicht, als die des Alt-S.s, und vier Stufen höher, als die des Baß- oder F-S.s. Der Tenor-S. wird angewendet für die Tenorstimme in Chor- und Solosätzen, für die Tenor- und öfters auch für die Altposaune, für die hohen Lagen des Fagott's und Violoncells, doch wird bei letzterem in neuerer Zeit auch der Violin-S. angewendet. Ueberhaupt hat in unserer Zeit der Tenor-S. in vielen Musikstücken, namentlich in Klavierauszügen und Gesellschaftsliedern dem Violin-S. weichen müssen, und ist diese Aenderung, die bei einer zweckmäßigeren Unterweisung im Notensysteme so leicht zu entbehren wäre, namentlich aus Rücksicht gegen die Dilettanten getroffen worden. Die Anwendung des G-S.s auf den Tenor hat namentlich das gegen sich, daß die Noten eine Oktave tiefer gelesen werden müssen, als sie geschrieben stehen, was wohl der Sänger instinktmäßig von selber thut, nicht aber der Spieler, so daß man oft genug aus Mißverstand die widrigsten Stimmwechslungen zu hören bekommt. Der zweite unserer S. ist der F-S. Derselbe wechselt seinen Sitz nicht und wird für alle tieferen und tiefsten Tonlagen gebraucht, also für die eigentlichen Baßtöne, weshalb er gewöhnlich auch der Baß-S. oder das Baßzeichen genannt wird. Er steht auf der vierten Linie u. wird so bezeichnet:



Die Note auf dieser (4.) Linie heißt f u. ist das f der kleinen Oktave oder das kleine f. Sonst wurde dieser S. auch wohl für den Bariton und etwas höher liegende, obwohl noch dem Baß angehörige Instrumente und Stimmen auf der dritten Linie als sogen. Bariton-S., und für sehr tiefe Tonlagen auf der fünften Linie angewendet, was jetzt jedoch nicht mehr vorkommt. Der Gegensatz vom Baß-S. ist der G-S., der auch Violin-S. genannt wird und die Noten für die höheren und höchsten Tonlagen bestimmt. Sein Sitz ist auf



der zweiten Linie, und erzeigt an, daß die Note auf dieser Linie den Ton g, und zwar allemal das eingestrichene g vorschreibt. — Außer den eben beschriebenen kommen in der heutigen Musik keine anderen S. u. S.-Stellungen vor. Die alten sind mit Recht nebst den zu subtilen Stimmklassifikationen außer Gebrauch gekommen. Die noch gebräuchlichen S. reichen auch vollkommen für das ganze Tonreich aller Stimmen aus; auf der andern Seite ist aber auch keiner von ihnen ohne Nachtheil zu entbehren, und wenn auch, wie oben unter Tenor-S. bemerkt wurde, der G-S. den Tenor-S. in seiner Anwendung beeinträchtigt hat, wie er dies auch mit dem Alt und Diskant-S. gethan hat, so ist doch nicht zu verkennen, daß z. B. die Töne des Tenors am einfachsten und übersichtlichsten nur durch den Tenor-S. dargestellt werden können, für den F-S. aber zu hoch, für die andern S. und auch für den G-S. zu tief liegen, und der Alt-S. dem Stimmumfang des Altes ganz angemessen, für die Skala der Bratsche aber ganz unentbehrlich ist. Eine genaue Bekanntschaft mit allen diesen S.n ist aber besonders auch deswegen wünschenswerth u. sogar nothwendig, da dieselben in allen unseren Meisterwerken einheimisch sind. Auch ist die Erlernung derselben gar nicht so schwer als von Vielen geglaubt wird. Kennt man Gestalt u. Form, Bedeutung, Sitz und Verhältnisse der verschiedenen S. zu einander, so ist in allen Fällen auch leicht zu erkennen, welche Töne überhaupt durch die auf einem Notenplane enthaltenen Noten vorgestellt und angedeutet werden, indem man nach dem Sitze des S.s und seiner Bedeutung, der allemal dem Liniensysteme vorgesetzt wird, als nach einem allgemein gültigen Maßstabe den Sitz und die Entfernung aller auf dem Liniensysteme eingetragenen Noten nur abzuzählen und dabei bloß den Grundsatz festzuhalten braucht, daß die Leiter des Notenplans genau der Leiter der diatonischen Tonfolge oder mit anderen Worten der Folge der natürlichen oder Stamm-, d. h. jener Töne entspricht, welche durch eigene Buchstabennamen benannt sind. Steht z. B. der Diskant-S. vor einem Liniensysteme, so heißt die Note auf der ersten Linie c, und wir verstehen darunter das eingestr. c. Alle Noten über der ersten Linie müssen also lauter Töne über dem c̄ anzeigen, alle Noten unter der ersten Linie aber lauter Töne der Uebereinstimmung der steigenden Räume auf dem Notenplane mit der steigenden Folge der Töne vom eingestr. c an. Mit den übrigen S.n verhält es sich eben so. Manchmal kommen in einem Tonstück Sätze vor, in welchen bald sehr hohe, bald sehr tiefe Töne, deren Aufzeichnung in Noten nach einem S. zu viele Nebenlinien erfordern und dadurch die Lesbarkeit erschweren würde, schnell mit einander wechseln. In diesem Falle wechselt man auch mitten in der Phrase den S., um durch einfachere Schreibweise diese Stellen übersichtlicher zu machen.

Schlüsselasche, Art Potasche.

Schlüsselau, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Bamberg II.; Mühlen; 140 E.

Schlüsselbalken, s. Wechsel.

Schlüsselbein (Clavicula, Anat.), ein länglicher, flach S-förmig gekrümmter Knochen, welcher am obersten Theile der Brust, am untern und hintern Seitentheile des Halses so liegt, daß sein hinteres Ende mit dem Akromion des Schulterblattes, sein vorderes mit dem Griffe des Brustbeins zusammenstößt, und der die Verbindung des Rumpfes mit der obern Extremität vermittelt. Die Richtung des S.es ist schräg von vorne, unten und innen nach hinten, oben und außen, so daß also die S.e beider Seiten nach dem Brustbeine zu konvergiren. Seine äußere Hälfte ist nach hinten gewölbt, nach vorne ausgehöhlt, die innere nach hinten ausgehöhlt, nach vorne gewölbt. Die vordere Krümmung ist gewöhnlich flacher und länger, die hintere stärker und kürzer. Beim Weibe ist das S. flacher gekrümmt und liegt mehr horizontal, so daß sich die Schulter besser dem Halse anschließt, während es beim Manne eckig hervorspringt. — Man unterscheidet am S. den Körper oder das Mittelstück und eine vor-

dere (innere) und hintere (äußere) Extremität. a) Das innere oder vordere Ende des S.es, das Brustbeinende, Extremitas sternalis clavicularum, der dickste Theil des Knochens, von eckiger, meist prismatischer Gestalt; seine innere oder Gelenkfläche ist dreieckig, ungleichseitig, leicht ausgeschweift, überknorpelt und entspricht der Incisura clavicularis sterni. — b) Der Körper oder das Mittelstück ist breiter, als das Brustbeinende, aber nicht so dick, von cylindrischer Gestalt und wird von innen nach außen breiter und platt. Er zeigt drei Flächen; die hintere ist glatt, von oben nach unten gewölbt, die obere rauh und steigt schief nach vorne herab, die untere gerade, glatt und etwas rauh. An ihr befindet sich eine rauhe Linie zum Ansatz des M. subclavius. Von der obern Fläche, nahe am Brustbein, entspringt der äußere Kopf des Kopfnickers, der Schlüsselbeinwarzenmuskel. — c) Das äußere, hintere oder Schulterblattende, Extremitas acromialis s. scapularis, ist breiter und platter als der Körper und rauh und uneben. Der hintere Rand ist konver, der vordere konkav; am äußern Rand befindet sich eine kleine, länglichrunde Gelenkfläche, welche der des Akromion entspricht. Außer diesen drei Rändern unterscheidet man noch drei Flächen; die obere ist rauh und uneben, die untere mit einem rauhen Höcker versehen, an welchem sich das Ligamentum trapezoideum und conoideum ansetzt. — Die Substanz des S.es ist äußerlich sehr dicht und fest, innerlich mit Diploe versehen; an den Extremitäten ist sie lockerer als im Körper. — Das S. verbindet sich mit dem Schulterblatt durch das Lig. capsulare externum und Claviculon acromiale am Akromion; durch das Lig. trapezoideum und conoideum an dem Processus coracoideus; mit dem Brustbein durch das Lig. capsulare internum und interclaviculare; mit der ersten Rippe durch das Lig. rhomboideum. — Die Muskeln, welche sich an dasselbe ansetzen, sind: an die untere Fläche der M. subclavius; an das Brustende der M. sterno-cleidomastoideus; an die vordere Fläche des Körpers und Brustendes der M. pectoralis major; an die Pars acromialis der M. trapezius und deltoideus. — Entwickelung des S.es. Die Verknöcherung des S.es beginnt im 2. Monate von einem Kerne in der Mitte aus und schreitet rasch vorwärts. Die Größe des Knochens ist in den verschiedenen Perioden des Fötuslebens sehr verschieden; in der Mitte des 2. Monats ist er vier Mal größer, als der Oberarm- und Oberschenkelknochen; im Anfang des 3. Monats ist er nur um das Doppelte größer, und erst im 4. Monat wird das Oberarmbein länger. Beim reifen Kind ist der Humerus nur um ein Viertel länger, während er beim Erwachsenen doch mehr als doppelt so lang ist, als das S. Um das 20. Jahr entsteht am Brustende noch eine dünne Knochenscheibe. — Der Zweck des S.es ist der, daß er das Schulterblatt und mit diesem den Arm an den Brustkorb befestigt, die freien Bewegungen desselben ermöglicht und das zu starke Zurück- und Vorwärtsziehen des Schulterblattes, so wie seine Bewegungen nach oben beschränkt.

Schlüsselbeinarterie oder **Pulsader** (Anat.), Arteria subclavia, versieht Gehirn, Rückenmark, Hals, Brustkorb und obere Extremitäten mit Blut. Die rechtsseitige S. entspringt 4—5 Linien stark zugleich mit der Carotis dextra aus der Art. anonyma s. innominata, die linke, $\frac{1}{2}$" dünnere, entspringt aus dem Bogen der Aorta selbst. Sie steigt in einem Bogen über die erste Rippe und den obersten Theil der Pleura hinweg, liegt zwischen dem vordern und mittlern Skalemis vor dem Armnervengeflecht und hinter der gleichnamigen Vene, worauf sie in die Achselhöhle gelangt und in die Art. axillaris übergeht. — Die S. liegt a) innerhalb der Brusthöhle hinter den Mm. sterno-hyoideus, sterno-thyreoideus und sterno-cleido-mastoideus, vor dem Longus colli, zwischen dem obern Pleuraende und der Carotis communis; an ihrem vordern Umfang hat sie die Vena anonyma, den Nerv. phrenicus und vagus, der mit dem Nerv. recurrens eine Schlinge bildet. Nach hinten und oben von der S. liegt der Ductus thoracicus. — b) Am Halse wird sie von der Haut, dem M. platysma-myoides, der Fascia colli, von Lymphdrüsen und Fett bedeckt, liegt unter der ersten Rippe zwischen den M. scalenus anticus und medius, hinter dem Schlüsselbein, der Art. transversa scapulae und Vena subclavia, vor und unter dem Armnervengeflecht. — c) Der Achseltheil der S. tritt zwischen der ersten Rippe oder der ersten Portion des großen Sägemuskels und dem Unterschlüsselmuskel in die Fossa infraclavicularis, wo sie vom Plexus brachialis, vielem lockern, fettreichen Zellgewebe, von Lymphdrüsen, der V. subclavia, dem M. deltoideus, und dem Schwanz des großen und kleinen Brustmuskels umgeben ist, worauf sie in die Achselarterie übergeht. — Die S. gibt folgende Aeste ab: 1) die Art. vertebralis, Wirbelpulsader, ihr stärkster Zweig, der in der Gegend des ersten Brustwirbels entspringt, bis zum Foramen vertebrale des 6. Halswirbels in die Höhe steigt und hier in den Wirbelkanal tritt. Während sie in demselben verläuft, entspringen aus ihr a) Rami spinales, Rückenmarkzweige; sie treten in den Rückenmarkskanal und verzweigen sich an den Wirbeln, dem Rückenmark und seinen Häuten und Nerven. b) Rami dorsales, Rückenzweige, welche nach außen zu den Muskeln treten. — Nachdem sie durch das große Hinterhauptsloch in die Schädelhöhle getreten ist, gibt sie folgende Zweige ab: aa) die Art meningea posterior, welche zur harten Hirnhaut geht. bb) Die Art. spinalis posterior, die im Rückenmarkskanale an seiner hintern Seite herabsteigt und mit den übrigen Pulsadern desselben vielfache Verbingungen eingeht. cc) Die Art. spinalis anterior; läuft an der vordern Fläche des Rückenmarks herab. dd) Die Art. cerebelli inferior posterior, welche zum kleinen Gehirn tritt und zuweilen doppelt vorhanden ist. Sie fließt, nachdem sie diese Aeste abgegeben, mit der der andern Seite zur Art. basilaris zusammen, aus

der folgende Zweige entspringen: a) Art. cerebelli inferior anterior; b) Art. auditoria interna, tritt zum Gehörorgane; c) Art. cerebelli superior; d) Art. cerebri profunda, für verschiedene Theile des Gehirns. — 2) Die Art. thyreoidea inferior, die untere Schilddrüsenpulsader, ein ansehnlicher, 1½ Linien dicker Ast, läuft neben der Carotis communis in die Höhe, schlägt sich dann zur Luftröhre, zum Larynx und zur Schilddrüse. Sie hat außer Luft- und Speiseröhrenästen die Art. laryngea inferior und Rami thyreoidei, durch welche Larynx und Schilddrüse versehen werden. — 3) Die Art. cervicalis ascendens, die aufsteigende Nackenpulsader. Sie steigt neben dem Nerv. phrenicus vor den Querfortsätzen der Halswirbel bis gegen den 3. Wirbel fast gerade in die Höhe, worauf sie sich in 2 Zweige spaltet, welche sich in die Halsmuskeln verbreiten. — 4) Die Art. cervicalis profunda, tiefe Nackenpulsader, verzweigt sich in den tiefen Halsmuskeln bis in die Gegend des großen Hinterhauptsloches hin und hat zuweilen eine Nebenwirbelpulsader, Art. vertebralis accessoria, welche zum Rückenmark geht und mit der Art. vertebralis anastomosirt. — Außer diesen obern Zweigen hat die S. folgende äußere: 5) Art. cervicalis superficialis, die oberflächliche Halspulsader; sie läuft durch das Interstitium supraclaviculare nach außen und hinten zum Nacken und verästelt sich in den Muskeln dieses und des Halses. — 6) Art. transversa colli, quere Halspulsader, läuft quer durch das Interstitium supraclaviculare und den Plexus brachialis, geht hinter dem 5. und 6. Halsnerven hinweg nach hinten und außen und gibt Zweige an die Halsmuskeln ab. In der Gegend des obern Winkels des Schulterblattes spaltet sie sich in 3 Aeste, den Ramus ascendens, Ramus supraspinatus und die Art. dorsalis scapulae, welche letztere die Fortsetzung des Stammes ist und längs der Basis des Schulterblattes herabläuft. — 7) Art. transversa scapulae s. suprascapularis, quere Schulterblattpulsader, ist zuweilen ein Ast der Art. thyreoidea inferior oder entspringt mit dieser und der Cervicalis ascendens und descendens aus einem gemeinschaftlichen Stamme, dem Truncus thyreocervicalis. Sie geht vor dem Armnervengeflecht hinweg zur Incisura scapulae und tritt durch diese zur Obergrätengrube, wo sie sich theils im M. supraspinatus verästelt, theils begibt sie sich um die Wurzel der Spina scapulae hinweg zur Untergrätengrube und anastomosirt mit der Art. circumflexa scapulae. — Die untern Zweige der Art. subclavia sind: 8) die Art. intercostalis prima, erste Zwischenrippenpulsader, welche zuweilen mit der Cervicalis profunda einen gemeinschaftlichen Stamm hat, den Truncus costocervicalis. Vor dem Hals der ersten Rippe macht sie einen Bogen nach außen, hinten und unten, kommt so in den Zwischenraum zwischen erster und zweiter Rippe und theilt sich hier in die vordern und hintern Zweige. Die Rami anteriores verlaufen am untern Rand der ersten und zweiten Rippe und schicken Zweige an die Pleura und die Zwischenrippenmuskeln. Die Rami posteriores theilen sich wieder in äußere und innere Zweige. Jene, auch dorsales genannt, treten zu den tiefen Rückenmuskeln, diese, die spinales, gehen durch die Zwischenwirbellöcher zu den Häuten des Rückenmarks. — 9) Die Art. mammaria s. thoracica interna, innere Brustpulsader. Sie läuft an der innern Fläche des Brustkastens dicht hinter den Rippenknorpeln und an der innern Fläche des Bauches an der hintern Fläche des geraden Bauchmuskels bis in die Gegend des Nabels herab und schickt Zweige in die Brusthöhle und an die vordere Wand des Brustkorbes. 1) Zweige für die Brusthöhle. Es sind dies die Art. bronchialis anterior, welche zum vordern Lufröhrenzweig, die Art. thymicae, welche zur Thymusdrüse, die Art. mediastinae anteriores, die an die vordern Mittelfelle, den Herzbeutel und die großen Gefäße treten, und die Art. pericardiaco-phrenica, die Herzbeutel-Zwergfellpulsader, welche, vom Nerv. phrenicus begleitet, am Herzbeutel herab zum Zwergfell läuft. — 2) Zweige der Mammaria interna für die vordere Wand des Thorax. In die Zwischenräume, zwischen den 5 obersten Rippen, treten die Art. intercostales anteriores, die vordern Zwischenrippenpulsadern, welche von vorne nach hinten zwischen innern und äußern Interkostalmuskeln verlaufen. Zur Haut, der Drüse und den Muskeln der Brust geben 6—7 Art. mammariae externae, und zum Brustbein, zuweilen auch zum Herzbeutel und Zwergfell, treten die Art. sternales. — 3) Die Endäste der Mammaria interna, die am schwertförmigen Knorpel entspringen, sind die Art. musculophrenicae, die Muskelzwergfellpulsadern, die an den falschen Rippen im Rande des Zwergfelles verlaufen und in dem 6. bis 8. Zwischenrippenraum Arterien abgeben, und der Ramus epigastricus oder die Art. epigastrica superior, die obere Bauchdeckenschlagader, welche zwischen Processus xyphoideus und siebentem Rippenknorpel zur hintern Fläche des geraden Bauchmuskels geht, senkrecht zum Nabel herabsteigt und sich hier mit der aus der Art. cruralis kommenden epigastrica inferior verbindet.

Schlüsselbeinbänder (Anat.). Wir unterscheiden die Bänder des Brustbeinschlüsselgelenks und die am Schlüsselschulterblattgelenk. a) Bänder der Extremitas sternalis claviculae: 1) Ligamentum capsulare internum, inneres Kapselband, ein festes Band, welches sich an das Brustbein und den Knorpel der ersten Rippe ansetzt und eine ziemlich freie Bewegung zuläßt. Im Innern desselben liegt ein Zwischenknorpel, Cartilago interarticularis, eine dreieckige, röthliche Knorpelscheibe, welche die Gelenkhöhle in 2 Hälften theilt, von denen jede eine Synovialkapsel enthält. 2) Lig. interclaviculare, Zwischenschlüsselband, erstreckt sich bogenförmig von einer Clavicula zur andern und verhindert die zu starke Rückwärtsbeugung derselben. 3) Lig. rhomboideum, rautenförmiges Band, ein festes Band mit sich durchkreuzenden Fasern, wodurch die Clavicula an den Knorpel

der ersten Rippe befestigt und das zu starke Aufwärtsziehen des Schlüsselbeins verhindert wird. — b) Bänder der Extremitas acromialis. 1) Lig. capsulare externum, äußeres Kapselband, verbindet Akromion und Schulterende der Clavicula. 2) Lig. claviculo-acromiale, Schlüssel-Grätenband, ein festes, von dem Akromialende des Schlüsselbeins zum Akromion gezogenes Band. 3) Lig. coraco-claviculare, Rabenschlüsselbeinband, setzt sich an den Rabenschnabelfortsatz an und verhindert die zu starke Entfernung des Schulterblattes vom Schlüsselbein. Es besteht aus 2 Theilen, dem Lig. trapezoideum und dem Lig. conoideum.

Schlüsselbeinbruch, s. Bruch.

Schlüsselbeinmuskel (Anat.), Musculus subclavius, ein kleiner, plattrundlicher, halbgefiederter Muskel, welcher zwischen dem ersten Rippenknorpel und dem Schlüsselbein liegt und von diesem und dem großen Brustmuskel bedeckt wird. Er entspringt vom ersten Rippenknorpel und der ersten Rippe und setzt sich an die rauhe Linie und den Höcker an der untern und hintern Fläche des Schlüsselbeins (s. d.) an. Er zieht die Clavicula gegen die erste Rippe herab, oder er hebt die Rippe etwas nach oben, wenn dieselbe fixirt ist, ist also ein Respirationsmuskel.

Schlüsselbeinvene (Anat.), Vena subclavia, die Fortsetzung der Achselvene, welche diesen Namen annimmt, wenn sie unter das Schlüsselbein gelangt ist. Sie liegt hinter der Clavicula, vor dem M. scalenus anticus, welcher sie von der gleichnamigen Arterie trennt, läuft über den obern Rand der ersten Rippe nach innen gegen die Brusthöhle und vereinigt sich hinter dem Brustbeinende der Clavicula mit der innern Drosselvene. In sie münden sich diejenigen Venen, welche den unter dem Art. Schlüsselbeinarterie gedachten Arterien entsprechen. Sie sind die V. thyreoidea inferior s. descendens, V. vertebralis, V. mammaria interna, V. intercostalis prima. Diese ergießen sich zuweilen in die gemeinschaftliche Drosselvene. Konstante Zweige der V. subclavia sind die V. transversa colli, V. transversa scapulae, V. cervicalis profunda.

Schlüsselbeinverrenkung, s. Verrenkung.

Schlüsselbeinwarzenmuskel, s. Kopfmuskeln.

Schlüsselblume (Bot.), s. v. a. Primula officinalis *Jacq.* — Große Schlüsselblume, s. v. a. Primula elatior *Jacq.*

Schlüsselblumenwein, künstlicher Wein; wird auf folgende Weise bereitet: Man löse 12 Pfd. Zucker in 24 Quart Wasser auf, füge den Saft von 6 Citronen bei, rühre das Weiße von 4 Eiern darunter und lasse die Mischung im Kessel ½ Stunde unter fleißigem Abschäumen kochen; hierauf bringe man 16 Pfd. frische Schlüsselblumen und die dünn abgeschälten Schalen von 6 Citronen in ein reines Gefäß von Eichenholz, gieße jene zubereitete Flüssigkeit kochend darauf und lasse die Mischung so lange stehen, bis sich dieselbe auf 20° R. abgekühlt hat. Dann setze man 3—4 Loth frische Weißbierhefen zu und lasse das Ganze 3 Tage damit gähren. Am 4. Tage ziehe man den Wein ab, presse den Rückstand durch ein grobes Tuch aus, filtrire die gesammte Flüssigkeit durch Flanell und fülle damit ein Faß, das man dann nur leicht verspundet und so lange ruhig im Keller liegen läßt, bis kein Zischen mehr verspürt wird. Dann wird der Spund fest eingetrieben, das Faß noch 2 Monate im Keller gelassen und hierauf der Wein auf Flaschen gezogen.

Schlüsselbret, ein je nach der Anzahl der Zimmer eines Hauses mit Zahlen und Haken versehenes Bret, an welches die Schlüssel gehängt werden; natürlich müssen sowohl die Zimmer, als auch die Schlüssel mit gleichen Zahlen numerirt werden.

Schlüsselbüchse (Schlüsselrohr), Spielwerk der Kinder zum Schießen, ein deutscher Schlüssel, worein am hintern Ende des Rohres ein kleines Loch gemacht ist, welches das Zündloch bildet; der Bart ist gewöhnlich abgefeilt. Hat man das Pulver in das Rohr gefüllt und den Pfropf aufgesetzt, so kann mittelst Feuerschwamm, der auf das Zündloch gelegt wird, die S. abgeschossen werden.

Schlüsselburg (Geogr.), 1) österr.-böhm. Herrschaft, Kr. Prachin; umfaßt 24,565 J. 146 □Kl. Areal u. 9820 Ew.; — 2) Schloß das.; nebst Augustinerkloster; Kirche, Mühle; mit dem dazu gehörigen Dorfe Laar 800 Einw.; — 3) preuß. kleine Stadt, Prov. Westphalen, R.-B. und Kr. Minden, unweit der Weser; Fähre über dieselbe, Schloß, Zollamt, 5 Kram- und Viehmärkte; 990 Einw.; — 4) europ.-russ. Kreis, Gouv. St. Petersburg, grenzt nördlich an Finnland, nordöstlich an den Ladogasee, östlich an den Kr. Nowaja-Ladoga, südlich an das Gouv. Nowgorod und westlich an die Kreise St. Petersburg und Zarskoe-Selo und hat einen Flächenraum von 68¾ □M. Der karelische, so wie der ingrische Theil des Landes gleicht in seiner natürlichen Beschaffenheit dem Kreis St. Petersburg. Hauptfluß ist die Newa, welche den Kreis in den karelischen und ingrischen Theil scheidet. Von den übrigen Flüssen sind bemerkenswerth: die Mga, Tosna, Lepka und Mafia. Von den Seen erwähnen wir den Ladogasee. An Sümpfen ist ebenfalls kein Mangel. Die Einwohner sind Russen und Finnen und beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht, Schifffahrt und Steinbrechen. Außer: S. hier noch: das Dorf Saratowka, das Kirchspiel Torowa und das schöne Schloß Pella. — 5) Kreisstadt daselbst, rechts an der Newa, am Ausflusse derselben aus dem Ladogasee; mehre griech. Kirchen, Ziegfabrik, Fischerei, Schifffahrt auf der Newa und dem Ladogakanal, dessen letzte Schleußen hier liegen, bedeutender Handel, indem alle Waaren, die nach St. Petersburg gehen, diesen Ort passiren; 4000 Einw. Dabei liegt auf einer Newainsel die Festung S. Die Insel hieß früher Orechowetz (von Orech, die Nuß), und im Jahre 1324

ließ Jurij Danilowitsch, Großfürst von Moskau und Fürst von Nowgorod, während seines Feldzugs gegen Wiborg hier ein kleines Fort anlegen. Im Jahre 1347 bemächtigte sich König Magnus von Schweden der Insel Orechowetz im J. 1352 wurde sie von den Nowgorodern wieder erobert, die sie mit einer steinernen Mauer umgaben. Seit dieser Zeit stritten beide Völker beständig um den Besitz der Festung. Die Schweden nannten sie Nöteborg (Nöteburg). Peter der Große eroberte Nöteborg 1702 und nannte es S. Nachdem nämlich durch die Russen 1702 Karl VII. von Schweden den Czar Peter I. bei Narwa (s. d.) geschlagen, wendete er sich gegen den König August von Polen, um diesen vom Thron zu stoßen. Während dessen erholte sich Peter von seinen Verlusten, schlug die schwachen schwedischen Corps in Ingermannland und Livland in wiederholten Gefechten und eroberte größtentheils beide Provinzen. Seine erste Unternehmung war gegen Nöteborg gerichtet. Er hatte sich während des Sommers des Jahres 1702 einige Zeit zu Archangel aufgehalten und daselbst die bestimmte Nachricht erhalten, daß eine schwedische Flotte im Laufe des Jahres nicht mehr anlangen würde. Sofort schiffte sich der Czar mit 5 Bataillonen Garden auf 10 Schiffen ein und traf am 22. Sept. im Lager des Generals Apraxin am Flusse Naja (Nassia), einige Meilen östlich von Nöteborg, ein. Feldmarschall Scheremetow übernahm hier den Oberbefehl, lagerte sich am 27. Sept. 2 Werste von der Festung und eröffnete sofort die Laufgräben. Am 29. und 30. waren bereits 2 Kanonen- und 2 Mörserbatterien errichtet; in der Nacht des 30. aber wurden 12 Mörser und 31 Kanonen, größtentheils 18- und 12-Pfünder, in die Batterien gebracht. Den 1. Oktober um 4 Uhr Morgens wurden 1000 Mann von den Regimentern Preobraschenski und Semenowsky auf das jenseitige Ufer der Newa geschifft und bemächtigten sich der daselbst aufgeworfenen Verschanzungen, welche der Feind ohne Widerstand verließ. Nachdem ein anderer Außenposten ebenfalls erobert und mit 3 Regimentern besetzt worden war, forderte der Feldmarschall den Kommandanten, Obersten Schlippenbach, zur Uebergabe auf, welcher aber 4 Tage Frist verlangte, um erst an seinen Oberbefehlshaber, den General Horn, nach Narwa zu berichten. Am 2. Oktober um 10 Uhr Morgens griff eine Abtheilung Schweden von 400 Mann Infanterie nebst einer Kompagnie Dragoner und 4 Kanonen die früher von den Russen eroberte Verschanzung an, mußte sich aber, da der Posten Verstärkung erhielt, zurückziehen und 3 Kanonen zurücklassen. Am 3. Oktober erschien ein Tambour aus der Festung mit einem Schreiben, von der Gemahlin des Kommandanten und sämmtlichen Offiziersfrauen unterzeichnet, worin sie den Feldmarschall ersuchten, ihnen freien Abzug zu gestatten. Darauf erhielten sie von dem Kapitän der Bombardierkompagnie des Regiments Preobraschenski (welches der Czar Peter selbst war) die schriftliche Antwort: „daß er den Brief an den Feldmarschall nicht absenden würde, indem er überzeugt sey, daß dieser sie durch die Trennung von ihren Männern nicht betrüben wolle; sollten sie jedoch aus der Stadt zu gehen wünschen, so möchten sie nur ihre Männer mitnehmen." An demselben Tage eröffnete man auf der andern Seite der Newa die Laufgräben und errichtete 6 Kanonen und 2 Mörserbatterien. Den 4. Abends 8 Uhr besetzte der Czar die zwischen der Festung und den Laufgräben liegende Insel und legte 300 Mann Besatzung dahin. Ein Versuch, welchen am 5. einige Freiwillige unter dem Obersten Gorden machten, die bei der Festung stehenden Fahrzeuge wegzunehmen, schlug fehl. Den 9. wurden die Sturmleitern ausgetheilt, und am 11. Morgens ½ 4 Uhr begann der Sturm von allen Seiten und dauerte bis ½ 5 Uhr Nachmittags. Aller Anstrengungen ungeachtet konnten die Russen nicht in die Bresche dringen, da diese sehr steil war und die Umgegend wenig Raum darbot. Außerdem leistete die Besatzung den hartnäckigsten Widerstand, verbrannte die Gebäude, unter deren Schutze die Stürmenden anrückten, mit glühenden Kugeln und warf Handgranaten von den Wällen und Mauern. Erschöpft durch den großen Verlust, begannen die Truppen zu ermüden, und eben wurde im russischen Hauptquartier der Befehl zum Rückzuge gegeben, als der Bombardierlieutenant Menzikof mehre Kähne zusammenbrachte und auf diesen im Angesichte des Feindes eine Anzahl Truppen zur Unterstützung der Stürmenden über die Newa schiffte. Dieser anscheinend verzweifelte Schritt hatte die Wirkung, daß die ohnehin durch eine 13stündige Gegenwehr ermattete Besatzung Chamade schlug. Zufolge der Kapitulation blieb der schwedischen Besatzung 3 Tage Zeit, ihre Angelegenheiten zu ordnen, während dessen ihre Truppen noch die Wachen besetzt halten sollten. Da sich indessen am 12. früh das Gerücht verbreitete, daß eine schwedische Abtheilung zum Entsatze der Festung im Anzuge sey, so ließ der Czar noch an diesem Tage alle Posten besetzen, und am 14. Okt. zog die Besatzung der Kapitulation zufolge mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, Kugeln im Munde und vier eisernen Kanonen durch die Bresche aus und ging auf den dazu gelieferten Fahrzeugen zu Wasser nach Nyenschanz ab. Man fand in der Festung, die von da an S. genannt wurde, 138 Geschütze von verschiedenem Kaliber und überdies noch einen großen Vorrath von Munition und andern Kriegsbedürfnissen. Der russische Verlust beim Sturm bestand in 20 Offizieren, 389 Unteroffizieren und Gemeinen; 21 Offiziere und 960 Mann waren verwundet, von denen noch 5 Offiziere und 93 Mann an ihren Wunden starben. Die Festung wurde noch in demselben Jahre unter der obersten Leitung des Admirals u. Kanzlers Golowin durch neu angelegte Bastionen bedeutend verstärkt. Diese Eroberung war wirklich der Schlüssel nicht nur zur Eroberung der Gegend, wo jetzt St. Petersburg liegt, sondern auch von ganz Esthland und Livland und einem Theil von Finnland. Die Festung hat häufig als Staats-

gefängniß gedient. Einzug Peters des Großen am 19. April 1708. Sterbeort Iwans III.

Schlüssel des heil. Petrus, s. Amt.

Schlüssel des Terrains (Militärw.), jene Terrainstellen, durch deren Besitz und Festhalten man sich gewissermaßen ganze Terrainabschnitte öffnet und erhält, durch deren Besitz man also das herumliegende Terrain beherrscht und von wo aus man im Stande ist, den Operationen des Feindes kräftig zu begegnen. Hierher gehören undurchschnittene Ebenen, oder die höchsten Punkte mehr oder minder flacher Höhen, so wie auch solche Punkte, von denen viele Straßen nach verschiedenen Richtungen auslaufen ꝛc. Die Truppenstellungen auf solchen Punkten werden Schlüsselstellungen genannt.

Schlüsseldorf (Kluchareviz), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Lukaufzen; 130 Einw.

Schlüsseldorn, im deutschen Schlosse der Stift, den der angesteckte Schlüssel mit den Wänden seines Rohres umfaßt.

Schlüsselfeld, bayer. Stadt, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Höchstadt; Mühlen, mehre Viehmärkte; 660 Einw.

Schlüsselgeld, an manchen Orten beim Kauf von Häusern und Gütern kontraktlich oder herkömmlich zu zahlendes Aequivalent für die richtig abzuliefernden Schlüssel.

Schlüsselgesenke, Gesenke oder Platten mit rundlichen Reifen, worin das Rohr oder der Schaft eines Schlüssels abgerundet wird.

Schlüsselgewalt (Kirchenw.), s. Amt.

Schlüsselhaken, der größere oder kleinere Haken, an welchen man die Schlüssel hängt; früher hatte man in den größern Haushaltungen mehre an einem eisernen Rahmen befestigt, um sämmtliche Schlüssel daran zu hängen.

Schlüsselheer, s. Rom.

Schlüsselkette, s. v. a. Gürtelkette.

Schlüsselkluppe, das schmale, nach einer Rundung gebogene Blech, womit der Schlosser den Bart des Schlüssels zwischen dem Schraubstocke festhält, wenn er mit dem Kreuzmeißel die Einrichtung oder die Einstriche darin aushauen will.

Schlüsselkreuz, s. Kreuz.

Schlüsselloch, 1) (Schloss.), s. Schloß 1); — 2) (Entomol.), s. v. a. Brennnesseleule (s. d.), Noctua exclamationis *Fabr.*

Schlüsselmajor (Kriegsw.), in Festungen vertrauter Unteroffizier, der die Schlüssel des Platzes vom Kommandanten empfängt, um die Thore auf- und zuzuschließen.

Schlüsselring, sowohl der ringförmige Griff des Schlüssels, als auch die starke Drahtfeder, deren Enden zusammenschließen und an welche die Schlüssel gehängt werden.

Schlüsselrohr, 1) die Röhre des Schlüssels zu den deutschen Schlössern; — 2) s. v. a. Schlüsselbüchse.

Schlüsselschild, das an die Thüre zur Bekleidung geschlagene Blech, durch welches das Schlüsselloch geht.

Schlüsselsenke, s. v. a. Schlüsselgesenke.

Schlüsselventil, s. Ventil.

Schlüsselzehnt, s. Zehnt.

Schlüßlberg, österr. Dorf, Land ob der Ens, Hausruckkreis, Distrikt Parz; Schloß; 200 Einw.

Schlüter (Biogr.), 1) Christoph Heinrich, Medailleur, war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. thätig. Er wurde 1681 General-Münzwardein des niedersächsischen Kreises. Von ihm sind die bekannten, seltenen braunschweiger Glockenthaler. — 2) Andreas, der größte Bildhauer und Baumeister seiner Zeit, aber in der Periode des Verfalls der Kunst, wurde 1662 oder 1663 in Hamburg geboren, kam aber jung mit seinem Vater nach Danzig und trat daselbst bei David Sapovius in die Lehre. Im J. 1691 ging er nach Warschau, wo er für den König einige Bildwerke ausführte, und 1694 wurde er als Hofbildhauer nach Berlin berufen, mit einem Gehalte von 1200 Thalern. König Friedrich I. erkannte die Verdienste des Meisters und ernannte ihn mit einer Zulage von 1000 Thalern 1699 zum Schloßbaudirektor. S. entwickelte in den zwei Decennien eine außerordentliche Thätigkeit, und Berlin erhielt durch ihn jene Zierden, welche den Neid der ersten Städte Deutschlands erregten. S. baute den Haupttheil des kön. Schlosses, welches im Ganzen durch ihn seine jetzige Gestalt erhielt. Sein Werk ist vornehmlich die Seite gegen den kleinen Schloßhof und die große Treppe. Dann baute er das Corps de Logis des Schlosses zu Charlottenburg und die dortige Orangerie; dann das kön. Posthaus an der langen Brücke zu Berlin und das Palais des ehemaligen Oberhofmeisters von Kencke hinter der Neustädter-Kirche. Zu andern Bauten fertigte er nur die Pläne, wie zum kön. Stallgebäude, für die Kapelle in Charlottenburg, für einen Palast der Akademie der Wissenschaften, einen Plan zum Dome u. s. w. Mehre seiner Pläne findet man in dem Werk abgebildet: Vues et Maisons de Plaisance de S. M. le Roi de Prusse par J. B. Broebes, Berl. 1733. Sein letztes architektonisches Werk ist der Plan und das Modell des Münzthurmes, welches ebenfalls durch einen Kupferstich bekannt ist. Dieser Thurm stand bis 1701 an der Ecke des Schlosses nach der Hundebrücke zu; damals beschloß aber der König, ihn auf 280 Fuß erhöhen zu lassen. S. entwarf den Plan und stellte den Thurm im Modelle dar, sah aber wohl ein, daß die Fundamente die neue Last nicht zu tragen im Stande seyen. Er machte dagegen Vorstellungen, allein der König beharrte bei seinem Vorsatze. S. suchte zwar den Grund zu verstärken, um möglicher Weise das Gelingen des Baues zu sichern, aber trotz aller Vorsicht zeigten sich doch bald nach der Vollendung Sprünge, und der Thurm mußte 1706 in Eile abgetragen werden. Jetzt schob man alle Schuld des Mißlingens auf S., setzte eine Kommission nieder, welche die Sache untersuchen sollte, und das Ende davon war, daß der Hofbaudirektor seiner Stelle entsetzt wurde. Diese

erhielt jetzt Eosander, S.s Feind und Neider, der ebenfalls ein Mitglied der Kommission war. Trotz dieses ungerechten und kränkenden Verfahrens blieb S. als Hofbildhauer mit seinem Gehalt in Berlin und lieferte noch viele Werke, worin er, wenn auch von dem Geschmacke seiner Zeit befangen, Ausgezeichnetes leistete. Dies ist namentlich mit der Reiterstatue Friedrich Wilhelms I. im römischen Kostüm der Fall, welche nach seinem Modelle von Jakobi in Erz gegossen und auf der langen Brücke zu Berlin aufgestellt wurde. Die Hauptmasse des Piedestals ist von Marmor und mit Reliefs geziert, und an dasselbe sind vier Sklaven gefesselt. In der kön. Kunstkammer zu Berlin ist eine vollständige Wiederholung dieses kolossalen Werkes in einer Höhe von 3 Fuß. Man hält dies für einen Abguß des ursprünglichen, von S. gearbeiteten Modells. Dann fertigte S. auch die Statue Friedrichs I. zu Fuß, in Lebensgröße. In der Porzellangallerie zu Charlottenburg wurde das von ihm gefertigte marmorne Brustbild Friedrichs I. aufgestellt. In einem Kabinette des Gartens zu Sanssouci war eine 38 Zoll hohe Statue des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und als Gegenstück jene der Kurfürstin Luise 34 Zoll hoch. Die Zahl der Statuen, welche dieser Künstler modellirt hat, beläuft sich über 80, worunter aber viele nur als Dekoration der kön. Schlösser erscheinen, der geringere Theil eigentliche Porträtstatuen sind. Sein Werk ist auch das Grabmal der Königin Sophie Charlotte im Dome zu Berlin, welches einen zinnernen Sarg bildet. Auch das Modell zu einm schönen Sarg des Königs Friedrich I. ist von ihm. In der Marienkirche zu Berlin ist eine marmorne Kanzel mit bewunderten Basreliefs. Von viel größerer Bedeutung ist aber der reiche Schmuck des Zeughauses. Da sieht man an den Schlußsteinen über den Fenstern des innern Hofes die berühmten schlüterschen Masken, Köpfe sterbender Krieger, mit dem Ausdrucke der Schmerzen des Todes in allen Formen. Von außen ist das Gebäude mit prächtigen Trophäen, mit Symbolen des Sieges und des Ruhmes geziert. Ueber jedem Fenster prangt ein geschmückter, hochbuschiger Helm. Reich an plastischem Schmucke sind auch die k. Schlösser Charlottenburg und Sanssouci, wo Bildwerke und Ornamente das fruchtbare Talent des Meisters verkünden. Wenn S. auch seine Zeit nicht ganz verleugnen konnte, so offenbart sich in seinen Werken doch Charakter, Ernst und Größe, und so wenig man darin auch einen rein durchgeführten Styl antrifft, so herrscht darin ein so großer Sinn für Uebereinstimmung, daß man ihn im Vergleich mit gleichzeitigen Werken anderer Meister gediegen und streng nennen muß. In der Architektur huldigt er dem ältern italienischen Style, aber nicht in der Strenge älterer klassischer Vorbilder; sein Streben geht mehr auf malerische Wirkung, aber ohne die kraftvolle Wirkung des Einzelnen, wie den massenhaften Charakter des Ganzen aus dem Auge zu verlieren. Doch ist es die Bildhauerei, in welcher S. unter allen Meistern um den Beginn des 18. Jahrh. am höchsten steht, indem er eine hohe und großartige Genialität zu entwickeln verstand. Aus seinen Dekorationen der Schlösser von Berlin u. Potsdam erkannte Kugler (Handbuch der Kunstgeschichte, S. 805), daß die Elemente seiner künstlerischen Bildung theils auf die niederländische Richtung, wie selbe bei Arthur Quellinus erscheint, theils auf Einflüsse des Bernini und der französischen Meister deute, daß ihm aber ein tiefes Lebensgefühl, ein stolzer, kräftiger Adel und ein sehr glücklicher Sinn für räumliches Verhältniß und räumliche Wirkung eigenthümlich sey. S.s Einfluß auf die Leistungen des edlern Handwerkes waren von Bedeutung. Der gefällige Künstler fertigte eine Menge Zeichnungen für Tapetenwirker, Dekorateurs, Goldschmiede, Ebenisten, Wagenbauer u. s. w. und brachte dadurch die Industrie Berlins sehr in Aufnahme. Er selbst befaßte sich überdies noch mit Vorliebe mit der Mechanik, und namentlich beschäftigte ihn die Idee eines Perpetuum Mobile. Sein Todesjahr ist nicht genau bekannt. In einer frühern Beschreibung Berlins, auß welcher der ältere Füßly schöpfte, heißt es, S. sey nach dem Einsturze des Münzthurmes nach Rußland gegangen und vermuthlich daselbst gestorben. Nicolai läßt ihn erst 1713 oder 1714 in Berlin sterben und behauptet, daß S.s Sohn als Ingenieur in russische Dienste getreten und um 1730 in Dresden gestorben sey. Mehre seiner Werke sind im Stiche bekannt. Paul Decker stach auf 6 Blättern das kön. Schloß in Berlin, wie es nach dem Plane S.s hatte werden sollen. B. Rode stach die berühmten Masken und Helme im Arsenale zu Berlin und andere Darstellungen. Bemerkenswerth sind die vier Welttheile, der Sturz der Giganten, Fortitudo und Cupido, das Grabmal der Königin Sophie Charlotte u. A. J. G. Wolfgang stach das Basrelief am Piedestale der großen Statue des Königs, und J. W. Heckenauer das Bildniß des Marschalls von Biberstein. — 3) Johann Christoph, Ueberseter, 1767 zu Münster geboren, war 1801 Professor daselbst, † als Rektor der philosophischen Fakultät 1801. Uebersetzte Sallustius (Münst. 1806 ff., 2 Bde., n. Aufl. 1818), Tacitus' Annalen (Duisb. 1809 — 18, 3 Bde.), Terenz (Münst. 1815, 1 Thl., n. Aufl. 1818).

Schluff, 1) enger Ort, durch den ein Thier seinen gewöhnlichen Gang nimmt; — 2) magerer, sandiger Thon.

Schlucht, 1) enger Raum; — 2) Thal, noch enger als die Schlucht; — 3) (Hüttenw.), im Ziegelofen der leere Raum für das Feuer zwischen 2 Bänken, in welchen das Holz durch das Schlufloch, das durch die Stirnmauer des Ofens geht, gebracht wird; — 4) (Bergb.), s. v. a. Kluft.

Schluftloch, s. Schluft 3).

Schlug (Min.), s. v. a. die großen Bernsteinstücke.

Schluino, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Tüffer; 170 Einw.

Schlummer, ein leichter Schlaf (s. d.).

Schlummersucht, s. Schlafsucht.

Schlumper, in früherer Zeit eine Art Schleppkleid aus Seidenzeuch.

Schlumperlied, s. v. a. Gassenhauer.

Schlund, 1) (Anat.), s. Schlundkopf; — 2) s. v. a. Speiseröhre; — 3) (bot. Termol.), s. v. a. Faux; — 4) (Bauw.), s. v. a. Schlot; — 5) (Geognos.), eine lange, schmale Kluft im Innern des Gebirges; auch der Anfang einer Höhle, eines Abgrundes; — 3) (Wasserb.), die Stelle, wo das Wasser in das Gerinne einer Mühle läuft; — 4) (Mechan.), der untere Theil des Saugrohres bei Wasserpumpen; — 5) eine bedeutend lange Kluft; — 6) (Schifff.), s. v. a. Strudel.

Schlundbräune, s. Bräune.

Schlunddrüse (Anat.), s. v. a. Schilddrüse.

Schlundknochen (Ichthyol.), die obern Stücke des hintern Kiemenbogens der Fische.

Schlundkopf (Pharynx, Anat.), der Anfang des Speisekanals, eine längliche, trichter- oder sackförmige, von vorn nach hinten platt gedrückte Erweiterung desselben, welche ihre Lage hinter der Nasenhöhle, der Mundhöhle und dem Kehlkopfe, vor den fünf obersten Halswirbeln, den Mm. rectis capitis anticis und longis colli hat, oberwärts an die Mitte der Basis cranii angeheftet ist und nach unten in die Speiseröhre, Oesophagus, übergeht. Er wird von mehren Hautlagen zusammengesetzt; zu innerst liegt eine Schleimhaut, Tunica mucosa, welche an den Choanen mit der der Nasenhöhle, am Isthmus faucium mit der der Mundhöhle, an der Stimmritze mit der des Kehlkopfs ununterbrochen zusammenhängt und sich am obern seitlichen Theile des S.es in die eustachische Röhre fortsetzt. Sie ist blasser als die Schleimhaut der Mundhöhle, an ihrer innern Oberfläche mit Pflasterepithelicien überzogen, glatt und glänzend; im obern Theile des Pharynx ist sie mit zahlreichen Schleimdrüsen besetzt. Auf sie folgt nach außen die Gefäß-, Nerven- oder eigenthümliche Haut (Tunica vasculosa s. nervea s. propria), welche als eine Lage Zellgewebe angesehen werden kann und Schleimhaut und Muskelhaut mit einander verbindet. Von ihr aus verbreiten sich Gefäße und Nerven zu diesen beiden Häuten. Auf sie folgt die Muskelhaut oder Muskelschicht, Tunica musculosa, welche von drei Paaren dünner, platter Muskeln, den Mm. constrictores pharyngis, den S.-Schnürern, gebildet wird. Sie laufen mit ihren Fasern an der Seitenwand des Pharynx von vorne nach hinten und stoßen hinten in der Mitte von beiden Seiten her in einer aus Zellgewebe gebildeten Linie, der Stria alba s. Raphe, zusammen. Sie sind: 1) der obere S.-Schnürer, Constrictor pharyngis superior, aus verschiedenen Bündeln bestehend, den M. pterygo-, bucco-, mylo- und glossopharyngeus, die vom Processus pterygoideus, der Fascia bucco-pharyngea, dem Unterkiefer und dem Seitenrand der Zunge entspringen; er hat horizontal laufende Fasern, liegt hinter der Nasen- und Mundhöhle und wird zum Theil von dem folgenden bedeckt. 2) Der mittlere S.-Schnürer, Constrictor pharyngis medius s. hyopharyngeus, besteht aus zwei Portionen, dem M. cerato- und chondra-pharyngeus, die am großen und kleinen Horn des Zungenbeines befestigt sind; er wird größtentheils vom unteren bedeckt und liegt hinter dem Zungenbeine, von dem seine Fasern sich quer und nach oben und unten verbreiten. 3) Der untere S.-Schnürer, Constrictor pharyngis inferior, besteht aus drei Portionen, dem M. syndesmo-pharyngeus, dem obersten Bündel, das vom Lig. hyo-thyreoideum laterale entspringt; dem M. tyreo-pharingeus, dem mittleren Theil, welcher sich an die äußere Fläche des hintern Theiles der Seitenplatte des Schildknorpels ansetzt, und dem M. crico-pharyngeus, der untersten Portion, welche an die äußere Fläche des Seitentheiles der Cartilago cricoidea befestigt ist. Dieser dritte Muskel ist der ansehnlichste und oberflächlichste der drei S.-Schnürer; er liegt hinter dem Kehlkopfe, und seine untersten Fasern gehen an die Speiseröhre. Die Wirkung dieser Muskeln ist Verengerung des Pharynx, indem sie die hintere Wand desselben gegen die vordere pressen und so die Speisen hinabdrücken. Außerdem tritt an den obern und mittlern S.-Schnürer der M. stylo-pharyngeus s. levator s. dilatator pharyngis, der Griffel-S.-Muskel, welcher von der innern Fläche des Processus styloideus entspringt, sich schief nach unten und innen erstreckt und hinter dem M. stylo-glossus an der Seitenwand des obern Theils des Pharynx liegt. Ist dieser Muskel beiderseitig thätig, so zieht er den S. gerade in die Höhe und erweitert ihn dadurch; zugleich bringt er denselben den Speisen entgegen (beim Niederschlucken); ein Muskel allein hebt den Pharynx nach seiner Seite in die Höhe. — Die Arterien des S.s kommen hauptsächlich von der Art. pharyngea ascendens, außerdem von den Art. styeroidea superior u. inferior, der palatina ascendens und pterygopalatina (s. Kopf- und Schlundarterien). Die Venen des Pharynx bilden einen Plexus pharyngeus und treten aus diesem zur V. facialis posterior oder zur V. cephalica posterior. Seine Nerven sind Zweige des Nerv. glosso-pharyngeus, vagus accessorius Willisii und sympathicus; sie bilden einen Plexus pharyngeus superior und inferior. — Die Länge des S.es beträgt 4—4½ Zoll, sein Querdurchmesser an verschiedenen Stellen 10—14—16 Linien, sein Durchmesser von hinten nach vorne 5—10 Linien. Da seine Wände sehr dehnbar sind, so ist er einer beträchtlichen Erweiterung fähig. Man unterscheidet an ihm folgende Wände: Obere Wand oder Gewölbe, Fornix; sie wird vom Keilbein und Hinterhauptsknochen gebildet, die von seiner Schleimhaut überzogen sind. Hintere Wand und Seitenwände werden von Schleimhaut, Muskelhaut und Zellgewebeschicht zusammengesetzt; erstere setzen sich an das Felsenbein, die Processus pterygoidei, den weichen Gaumen, die Zungenwurzel, den Zungenknochen, die Seitenwand des Kehlkopfes; letztere an die Körper der fünf obersten Halswirbel und die vor denselben liegenden Muskeln. Statt der vordern Wand sieht man die Choanen, den Isthmus faucium, die Zungenwurzel, den Kehldeckel und die hintere

Wand des Kehlkopfes nebst der Stimmritze. — Die Funktion des S.es ist Aufnahme der Nahrungsstoffe, nachdem sie beim Schlucken von den Zungenwurzeln aus über den Kehldeckel hinweg sind, und Weiterleiten derselben zur Speiseröhre. Außerdem muß er zu den obern Luftwegen gerechnet werden, weil durch ihn die Luft zum Kehlkopfe dringt.

Schlundkopfarterien, s. Schlundkopf.

Schlundkopfast, s. Gehirnnerven.

Schlundkopfbräune, s. Bräune.

Schlundkopfgaumenmuskel, s. Gaumen und Schlundkopf.

Schlundkopfgeflecht, s. Gehirnnerven.

Schlundkopfheber, s. v. a. Griffelschlundkopfmuskel, s. Schlundkopf.

Schlundkopfmuskeln, s. Schlundkopf.

Schlundkopfschnurer, s. Schlundkopf.

Schlundkopfschwindsucht (Medicin), Schwindsucht, die aus einer Eiterung im Schlundkopfe entsteht; immer mit Dysphagie verbunden.

Schlundkopfvenen, s. Schlundkopf.

Schlundkopfvorfall, s. Schlundvorfall.

Schlundkrampf (Med.), Pharyngospasmus, Dysphagia spasmodica, Spasmus gulae s. pharyngis et oesophagi, Tenesmus oesophagi, krampfhafte Zusammenziehung des Schlundkopfes und auch der Speiseröhre, mit erschwertem, schmerzhaftem Schlingen, dem Gefühl von Zusammenschnürung im Schlunde und der Empfindung, als sey an der zusammengeschnürten Stelle ein fremder Körper eingeklemmt. Das Schlingen kann gänzlich aufgehoben seyn, oft wird der Krampf durch jeden Versuch dazu hervorgerufen; zuweilen kann der Kranke feste Speisen leichter, als flüssige hinunterschlucken. Oft geht der Anfall spurlos in wenig Augenblicken vorüber, kehrt aber eben so leicht zurück. Untersuchung des Schlundes mit der Schlundsonde ergibt gewöhnlich ein negatives Resultat. Ist die krampfhaft ergriffene Stelle weiter unten im Oesophagus, so spürt der Kranke einen empfindlichen Schmerz im Rücken zwischen den Schulterblättern; Speisen und Getränke werden gewöhnlich, wenn sie an der zusammengezogenen Stelle angekommen sind, mit einer gewissen Heftigkeit ausgestoßen. Nicht selten sind zugleich krampfhafte Erscheinungen in andern Organen zugegen; der Kranke kann nicht sprechen, die Respiration ist beengt; es ist Erstickungsangst, Schluchzen, Brechreiz, Würgen, Auftreiben, Krampfhusten, Erbrechen von Schleim, Steifigkeit und Spannung in den äußern Halsmuskeln ꝛc. zugegen. In seltenen Fällen sah man den S. in allgemeine Konvulsionen und Ohnmachten übergehen. Bisweilen werden einzelne Speisen und Getränke geschluckt, während alle übrigen wieder ausgestoßen werden. In den meisten Fällen ist Hysterie oder Hypochondrie Ursache des S.es; er kommt häufiger bei Frauen, als bei Männern vor; er ist ein Symptom der Wasserscheu und tritt nach Intoxikation durch verschiedene Gifte, Belladonna, Strammonium ꝛc., ein. Die einzelnen Anfälle werden durch die verschiedensten Veranlassungen, durch Gemüthsbewegungen, saure, scharfe, heiße Speisen ꝛc., hervorgerufen. Die Prognose ist stets günstig; die rein nervöse Dysphagie wird wohl nie gefährlich, wohl aber die aus mechanischen Ursachen (fremde Körper, Entartung der Gewebe, Geschwülste, Leiden der Wirbel ꝛc.) entstehende, mit der man sie nicht verwechseln darf. Die Behandlung hat die Entfernung des kausalen Momentes im Auge, also Bekämpfung der Hysterie, Hypochondrie und anderer Nervenleiden, Vermeidung der Gelegenheitsmemente ꝛc. Opium, Belladonna, Moschus, Kirschlorbeerwasser haben oft den Krampf gehoben, auch Brechmittel. Gegen habituellen S. sind Einführen der Schlundsonde und kalte Waschungen von Hals, Brust und Rücken zu empfehlen. Ist das Schlingen sehr beschwerlich, so kann es nothwendig werden, die Arzneimittel durch die endermatische Methode dem Körper einzuverleiben.

Schlundlähmung (Pharyngoplegia), s. Lähmung.

Schlundnerven, s. Gehirnnerven.

Schlundöffnung, die sämmtlichen kleinen Löcher des Saugrohres an dem Saugwerk.

Schlundpolyp, s. Polypen.

Schlundröhre, 1) (Maschinenw.), s. v. a. Schlungröhre; — 2) (Schlundstoßer), Instrument, durch welches fremde, in den Schlund gekommene Körper in den Magen gestoßen werden oder auch die Luft aus dem Magen des aufgeblähten Rindviehs entleert wird; besteht aus einem spiralförmig gewundenen, mit Leder umwickelten Draht, gewöhnlicher aus einem Fischbeinstabe, ist 2 Ellen 2—3 Zoll lang und von der Dicke eines Peitschenstabes am äußern Ende. Das eine Ende des Instruments ist mit einem gut befestigten hölzernen Griff versehen; am andern ist ein runder Waschschwamm von der Größe einer Kinderfaust befestigt, der vor dem Gebrauche in warmes Wasser getaucht wird. Indem zwei starke Männer das Rind mit ausgestrecktem Kopf und Hals fest halten, geht man mit dem Instrument so weit durch die Maulhöhle ein, bis der Handgriff der S. die Mitte der Maulhöhle erreicht hat. Dann zieht man sie zurück, stößt wieder vorwärts und wiederholt das Verfahren einige Male. Bei dem Steckenbleiben spitziger, scharfer, massiver Körper findet der S. keine Anwendung.

Schlundschnitt, s. v. a. Speiseröhrenschnitt.

Schlundstoßer, s. v. a. Schlundröhre 2).

Schlundverengerung (Med.), s. Dysphagie.

Schlundvorfall (Med.), Pharyngocele, Diverticulum, Hernia oesophagi, Oesophagus succenturiatus, Ausdehnung der Wandung an der Speiseröhre entweder im ganzen Umfange des Kanals, oder an einer einzelnen Stelle desselben, so daß sich ein verschiedentlich großer Sack bildet, in dem sich die Speisen sammeln, um nach kürzerer oder längerer Zeit wieder ausgeworfen zu werden. Dieser Zustand besteht oft bei Verengerung des Oesophagus (s. Dysphagie) oberhalb der verengerten Stelle, oft

auch ohne dieselbe. Er ist bedingt durch übermäßige Ausdehnung oder Zerreißung einzelner Muskelbündel beim Verschlingen und Steckenbleiben großer, harter Bissen ꝛc. und vorzugsweise ein Uebel des späteren Alters. Die Speisen dringen in den Sack ein, dehnen ihn immer mehr aus und werden früher oder später ohne alle Anstrengung in den Mund zurückgetrieben. Während des Essens muß der Kranke, wenn dieser Sack angefüllt ist und sich am obern Theile des Oesophagus befindet, ihn von Zeit zu Zeit durch Druck mit den Fingern entleeren, um wieder besser schlingen zu können.

Schlunen, mißrathene Eisenwaaren.

Schlung, schmale, in sich verschlungene eingelegte Arbeit des Tischlers.

Schlungenhof, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Gunzenhausen; 160 Einw.

Schlunglöcher, die an dem Gerinne oberschlächtiger Mühlen befindlichen Löcher, durch welche das Wasser auf die Räder fließt.

Schlungröhre (Schlundröhre, Sumpfkiel), die im Wasser oder Sumpf stehende unterste Röhre eines Pumpen- oder Druckwerkes.

Schlunitz (Zlunice), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Dimokur; 340 E.

Schlunkendorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzig; 140 Einw.

Schlunzig, königl. sächs. Pfarrdorf, Kr. Zwickau, Amt Hinterglauchau; 230 Einw.

Schlupe (Schiffsw.), s. v. a. Schaluppe.

Schlupfer (Bot.), s. v. a. Kriechen-Pflaumen-Baum, Prunus insititia *L.*

Schlupffliege (Entom.), Fliegengattung, s. v. a. Perspektivfliege (s. d.), Diopsis *Fabr.*

Schlupfhafen, sichere Bucht, welche als Hafen für kleinere Fahrzeuge gebraucht werden kann.

Schlupfkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Blaps *L.*

Schlupfkauf, ein heimlicher Vertrag, der vor Gericht ungültig ist.

Schlupfkönig (Ornith.), s. v. a. Zaunkönig, Motacilla Troglodytes *L.*

Schlupfmücke (Entom.), Mückengattung, s. v. a. Leia *Meig.*

Schlupfsäge, Säge, welche das Blatt in der Mitte des Gestelles hat.

Schlupfthor (Kriegsw.), s. v. a. Poterne.

Schlupfwespe (Entom.), Hymenopterengattung, s. v. a. Ichneumon *L.*

Schlupfwespen (Entom.), 1) s. v. a. Entomospheces oder Parasitica, zweite Gruppe der bitrochen Hymenopteren, s. Entomosphéces; — 2) s. v. a. ächte Schlupfwespen, Ichneumonidae verae, Familie der Entomosphéces.

Schlupfwespenbiene (Entom.), Bienengattung, s. v. a. Sphecodes *Latr.*, Dichroa *Ill.*, s. Buckelbiene.

Schlupfwespenverwandte (Entom.), s. v. a. Ichneumonidae adscitae, Familie der Entomosphéces.

Schlupmeister, der Vertreter des Kapitäns auf dem Schiffe.

Schluppe, s. v. a. Schaluppe.

Schluschyw (Schloszow), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow; Vorwerk; 150 Einw.

Schlusdorf, hannöv. Dorf, Stade, Bremen, Amt Ottersberg; 130 Einw.

Schluse, der eiserne Splint, welcher die Bleche des Windengehäuses zusammenhält, indem er durch das eine Ende der vier Querstangen gesteckt wird.

Schluß, 1) der Ort, wo zwei Dinge passend zusammengefügt sind; — 2) (Reitk.), die Art, wie sich der Reiter mit den Beinen auf dem Pferde festhält (Schenkelschluß und Wadenschluß), s. Reitkunst; — 3) die Stelle, wo beide Scheerenklingen über einander gelegt und verbunden sind; — 4) (Maschinenw.), s. Schlußarm; — 5) der untere Theil am Bauche der Wildfelle; — 6) (Jagdw.), s. Hirschfährte; — 7) (Bauk.), s. v. a. Bogenschluß; — 8) s. v. a. Schlußstein; — 9) (Forstw.), s. Wald; — 10) (Zinng.), das Gießloch an der Form; — 11) s. v. a. Ende einer Sache, Rede ꝛc; — 12) (Mus.), s. Tonschluß und Finale.

Schluß (lat. Ratiocinium, griech. Syllogismos, Logik), die Ableitung eines neuen Urtheiles aus andern Urtheilen. Damit ist ausgesprochen, daß schon Urtheile vorhanden seyn müssen, aus denen, als aus seinen Prämissen, das neue Urtheil hervorgehen kann. Die Prämissen und der Schlußsatz heißen die Materie des Schlusses; die Behauptung der Folge des Schlußsatzes aus den Prämissen ist die Form des Schlusses. Die Prämissen verhalten sich auch zur Konklusion, wie der Grund sich verhält zur Folge; denn die letztere liegt, der Materie nach, in ersteren, liegt aber auch zugleich nicht in ihnen, nämlich der Form nach, und geht daher als ein neues Urtheil aus ihnen hervor. Daher kann man mit Recht von einer Schlußfolge sprechen und folgern im weiteren Sinne mit schließen für gleichbedeutend nehmen. Eingetheilt werden die Schlüsse in unmittelbare (auch Verstandesschlüsse genannt), worunter alle diejenigen Ableitungen eines Urtheils aus einem andern zu verstehen sind, bei denen die Materie unverändert bleibt, und in mittelbare (Vernunftschlüsse, Syllogismen), durch welche Urtheile entstehen, deren Elemente zwar ebenfalls in denjenigen Urtheilen gegeben sind, aus denen sie hervorgehen, aber eine neue Verbindung derselben darstellen. Ein sogenannter Vernunftschluß ferner heißt rein und einfach, wenn er nur einen Schluß enthält; gemischt, wenn mit einem Vernunftschluß noch Folgerungen verbunden sind; zusammengesetzt, wenn er mehre Vernunftschlüsse in sich enthält. Die von Kant herrührende Unterscheidung in Verstandes- und Vernunftschlüsse beruht auf der ihm eigenthümlichen Ansicht von den Seelenkräften und ihren verschiedenen Funktionen und wird, obwohl sie nicht passend ist, doch in der Regel beibehalten. — Die unmittelbaren Folgerungen beruhen auf den Verhältnissen der Urtheilsformen (s. Urtheil). Man folgert: 1) (ad contradictoriam propositi) aus der Gültigkeit eines Urtheils die Ungültigkeit seines kontradiktorisch

entgegengesetzten und umgekehrt aus der Ungültigkeit des ersteren die Gültigkeit des letzteren; denn im kontradiktorischen Gegensatz ist durch die Setzung des einen Gliedes das andere aufgehoben und durch die Aufhebung des einen das andere gesetzt. Ist nun z. B. das Urtheil: Alle A sind B (Alle Menschen sind sterblich) richtig, so ist das kontradiktorisch entgegengesetzte: Einige A sind nicht B (Einige Menschen sind nicht sterblich) falsch; und ist das Urtheil: Einige A sind B falsch, so muß ich folgern: Kein A ist B. 2) Man folgert (ad contrariam) aus der Gültigkeit eines allgemeinen Urtheils die Ungültigkeit des entgegengesetzten allgemeinen, aber nicht umgekehrt (wenigstens nicht mit Nothwendigkeit) aus der Ungültigkeit des einen die Gültigkeit des andern; denn im konträren Gegensatz, in welchem doch allgemein bejahende und allgemein verneinende Urtheile stehen, ist durch die Setzung des einen Gliedes das andere zwar aufgehoben, nicht aber durch Aufhebung des einen das andere gesetzt, da man aus dem Gegensatze heraus gehen kann. 3) Schließt man (ad subalternatam) aus der Gültigkeit eines allgemeinen Urtheils die Gültigkeit des ihm untergeordneten besondern von gleicher Qualität, da dieses mit jenem gesetzt ist; und umgekehrt (ad subalternantem) aus der Ungültigkeit eines besondern Urtheils die des ihm übergeordneten allgemeinen von gleicher Qualität, weil mit jenem auch dieses aufgehoben ist. Aus der Wahrheit des Urtheils: „Alle Menschen sind sterblich" folgt die Richtigkeit des ihm untergeordneten besondern: „Einige Menschen sind sterblich"; aus der Unrichtigkeit des besondern Urtheils: „Einige Menschen sind allwissend" folgt nothwendig die Falschheit des übergeordneten allgemeinen: „Alle Menschen sind allwissend". Dagegen aber folgt (wenigstens nicht nothwendig) weder aus der Ungültigkeit des allgemeinen die des subalternirten besondern Urtheils, noch aus der Gültigkeit des letztern die des ersteren. Sage ich: „Alle Menschen sind krank", so ist dies falsch, und doch ist es richtig, zu behaupten: „Einige Menschen sind krank". 4) Endlich wird gefolgert (ad subcontrariam) aus der Ungültigkeit eines besondern Urtheils die Gültigkeit des ihm subkonträr entgegengesetzten besondern. Denn durch Aufhebung des ersten ist das kontradiktorisch entgegengesetzte allgemeine, folglich auch das diesem untergeordnete Urtheil gesetzt. Aus der Gültigkeit eines besondern Urtheils darf man aber weder auf die Gültigkeit, noch auf die Ungültigkeit seines subkonträren Gegentheils schließen. Zu den unmittelbaren Folgerungen gehört im weiteren Sinne auch die Umkehrung der Urtheile. Durch die Umkehrung soll nämlich aus einem gegebenen Urtheil ein anderes gebildet werden, in welchem diejenigen Begriffe, die in jenem Subjekt und Prädikat waren, beziehungsweise die Stellen des Prädikats und Subjekts einnehmen, wobei nur zu fragen ist, welche Aenderungen der Qualität und Quantität hierdurch nothwendig werden. S. über diesen Punkt den Art. Urtheil, der überhaupt mit dem hier Gesagten zusammenhängt und zu vergleichen ist. Die Möglichkeit der mittelbaren oder der Vernunftschlüsse erhellt am einfachsten aus der Folgerung ad subalternatam (s. oben Nro. 3). Wird hier nämlich aus dem allgemeinen Urtheil: „Alle A sind B" das subalternirte: „Einige A sind B" gefolgert, so läßt sich häufig der durch „Einige A" bezeichnete Theil des Umfangs von A als der ganze Umfang von C ansehen, so daß hierdurch das neue Urtheil: „Einige A sind alle C" oder umgekehrt: „Alle C sind einige A" entsteht. Indem man nun dieses C einführt, so erhält der gefolgerte Satz die Form: „Alle C sind B" und erscheint nur als abgeleitet aus zwei vorangeschickten Urtheilen, so daß folgendes Schema sich herausstellt als die Form des mittelbaren Schlusses:

I. Alle A sind B.
II. Alle C sind A.

III. Alle C sind B.

Als Beispiel diene:

I. Alle Menschen (A) sind sterblich (B).
II. Alle Europäer (C) sind Menschen (A).

III. Folglich: Alle Europäer (C) sind sterblich (A).

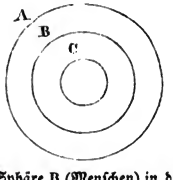
Es besteht also das Wesen des mittelbaren Schlusses darin, daß der Ausdruck der Verknüpfungsfähigkeit eines ersten Begriffes (B) mit einem zweiten (C) durch einen dritten (A) in so fern vermittelt wird, als das Verhältniß des letzteren gegen die beiden andern durch zwei Urtheile gegeben ist. Daher heißt dieser dritte Begriff (A) der Mittelbegriff (terminus medius). Von den beiden andern heißt der, welcher das Prädikat des neuen Urtheils bildet, der Oberbegriff (terminus major), der aber, welcher das Subjekt dieses Urtheils darstellt, der Unterbegriff (terminus minor). Eben so heißt das Urtheil (I), welches das Verhältniß des Oberbegriffs zum Mittelbegriff ausdrückt, der Obersatz (propositio major), und das, welches das Verhältniß des Unterbegriffs zum Mittelbegriff darstellt, der Untersatz (propositio minor); beide zusammen heißen die Vordersätze (praemissae, Prämissen). Das neue Urtheil selbst endlich, welches aus den Prämissen gefolgert wird, heißt der Schlußsatz (conclusio). Als allgemeines Princip aller mittelbaren Schlüsse haben wir das von den ältern Logikern sogenannte Dictum de omni et nullo, welches in folgenden Grundsätzen ausgesprochen ist: 1) Was von der Art eines Begriffes eine Art ist, ist auch vom Begriffe selbst eine Art. 2) Wovon ein Begriff keine Art ist, davon ist auch keine Art dieses Begriffs eine Art, oder auch: was vom Allgemeinen gilt, gilt auch vom untergeordneten Besondern, und das Merkmals Merkmal ist auch Merkmal der Sache selbst. In der Darstellung der verschiedenen Schlußarten und Schlußformen stimmen nicht alle Logiker überein; wir folgen nunmehr der Ansicht von Fries. Da es drei Verhältnisse der logischen Unterordnung gibt, nämlich kategorische Unterordnung des Subjekts unter das Prädikat, hypothetische Unterordnung der Folge unter den Grund, divisive Unterordnung der Theile unter ein logisches Ganzes, so lassen sich auch die un-

mittelbaren Schlüsse eintheilen in kategorische, hypothetische und divisive. A. Für die kategorischen Schlüsse nun gelten folgende Hauptregeln: 1) Es muß eine Prämisse allgemein und eine bejahend seyn. 2) Sind beide Prämissen bejahend, so ist es auch der Schlußsatz; ist eine verneinend, so ist es auch der Schlußsatz; ist eine partikulär, so ist es auch der Schlußsatz; im Schlußsatz kann nie von der ganzen Sphäre des Ober- oder Unterbegriffes die Rede seyn, wenn in den Prämissen nur ein Theil derselben vorkommt. 3) Aus einem besonders bejahenden Obersatz und einem allgemein verneinenden Untersatz folgt kein Schlußsatz. Die Arten der kategorischen Schlüsse bestimmen sich darnach, in wievielerlei Verhältnissen drei Begriffe gegen einander gegeben werden können, so daß daraus ein Schluß entsteht. Nun können 1) drei Begriffe stufenweis untergeordnet seyn, so daß der zweite dem ersten untergeordnet, dem dritten aber übergeordnet ist; 2) können zwei Begriffe einem dritten untergeordnet seyn; 3) werden zwei Begriffe einem dritten übergeordnet. Man bezeichnet oft der Deutlichkeit wegen die Sphäre eines jeden Begriffes mit einem Kreis und ihr Verhältniß zu einander durch die Lage dieser Kreise in oder außer einander. Für den ersten Fall, die stufenweise Unterordnung, benutzen wir wieder das oben angegebene Beispiel:

Alle Menschen (B) sind sterblich (A).
Alle Europäer (C) sind Menschen (B).

Alle Europäer (C) sind sterblich (A).

Fig. 1.



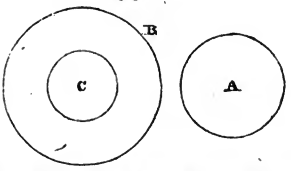
Da die Sphäre B (Menschen) in der Sphäre A (sterblich), die Sphäre C (Europäer) aber in der Sphäre B liegt, so ist B der Mittelbegriff, und da beide Unterordnungen bejahend sind, B aber in der Sphäre A, C aber in der Sphäre B liegt, so muß auch C in die Sphäre A fallen. Ist aber die Unterordnung des B unter A verneinend, und liegt die Sphäre B außer der A, C aber in B, so muß auch C außer A liegen. Es entsteht demnach folgende Figur (s. Fig. 2):

Beispiel:
Keine Materie (B) ist einfach (A).
Gold (C) ist Materie (B).

Gold (C) ist nicht einfach (A).

Der zweite Fall, wenn zwei Begriffe einem dritten untergeordnet sind, gibt drei Modifikationen. Wenn ich nämlich einen Begriff A einem andern B unterordne und weiß, daß auch ein dritter Begriff C dem B untergeordnet ist,

Fig. 2.



so wird, wenn beide Unterordnungen bejahend sind, das Verhältniß zwischen A und C dadurch gar nicht bestimmt, denn ihre Sphären können in der von B entweder neben einander liegen (Gold und Silber unter Metall, s. Fig. 3), oder die eine kann in der andern liegen (Gold und edles Metall in Metall, s. Fig. 4), oder die eine hat nur einen Theil mit der andern gemein (wie edles Metall und gelbes Metall in Metall, s. Fig. 5). Diese Verhältnisse werden veranschaulicht durch folgende drei Figuren:

Fig. 3.

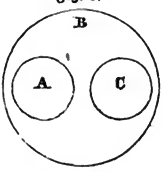


Fig. 4.

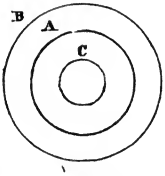
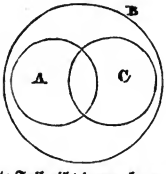


Fig. 5.



Der zweite Fall gibt demnach nur dann einen Schluß, wenn die eine Sphäre als in, die andere als außer B liegend gegeben ist. Liegt z. B. A außer, C innerhalb B, so muß C auch außer A liegen.

Kein Reales (A) ist zusammengesetzt (B).
Die Materie (C) ist zusammengesetzt (B).

Die Materie (C) ist kein Reales (A).

Im dritten Fall, wenn der Begriff B zwei andern A und C untergeordnet ist, haben beide die Sphäre B gemein.

Alles Gold (B) ist schwer (A).
Einiges Gold (B) ist gediegen (C).

Einiges Schwere (A) ist gediegen (C).

Ist aber eine von diesen Unterordnungen verneinend, so ist B, welches in der einen Sphäre liegt, aus der andern ausgeschlossen, und die eine Sphäre C hat also einen Theil, der außer der andern liegt.

Beispiel:
Alle Veilchen (B) sind Blumen (C).
Einige Veilchen (B) sind nicht wohlriechend (A).

Einige Blumen (C) sind nicht wohlriechend (A).

Die bisher angegebenen Schemata heißen Schlußfiguren, und es sind vom logischen Standpunkt aus deren nur 3 anzuerkennen. Die Scholastiker nahmen 4 sogenannte syllogistische Figuren an u. 19 Schlußarten, welche sie Modi (daher auch Schlußmoden) nannten. Bezeichnet man nämlich den Oberbegriff, als Prädikat des Schlußsatzes, mit P, den Unterbegriff, als Subjekt des Schlußsatzes, mit S, den Mittelbegriff mit M, so sind nur folgende 4 Stellungen der Begriffe möglich:

I. M—P	II. P—M	III. M—P	IV. P—M
S—M	S—M	M—S	M—S,

in denen je der erste Buchstabe die Stelle des Subjekts, der zweite die des Prädikats einnimmt, und je die erste Verbindung den Obersatz, die zweite den Untersatz andeutet. Zu den Schlußarten oder Schlußmoden gelangt man, wenn man die Quantität und Qualität der als Prämissen benutzten Urtheile mit ins Auge faßt.

Man erhält dann eine kombinatorisch vollständige Reihe von 64 möglichen Prämissen, die jedoch bei Weitem nicht alle einen S. geben. Es sind vielmehr nur 19 Schlußmoden brauchbar, welche die folgende Uebersicht gibt. Dabei ist zu bemerken, daß nach der herkömmlichen Weise das allgemein bejahende Urtheil durch a, das allgemein verneinende durch e, das besonders bejahende durch i, das besonders verneinende durch o angedeutet ist.

I. Erste Figur: M—P
S—M
S—P

Diese hat 4 Modi: 1) MaP SaM; 2) MeP SaM;
3) MaP SiM; 4) MeP SiM.

Die alten scholastischen Namen sind: für die erste Art Barbara, für die zweite Celarent, für die dritte Darii, für die vierte Ferio, wobei zu merken ist, daß die Vokale dieser Namen die Quantität u. Quantität von Prämissen u. Konklusion, die Anfangsbuchstaben die Art der ersten Figur, worauf sich jede andere reduciren läßt, und die zwischenstehenden Konsonantendie Umkehrungen anzeigen, wodurch die Reduktion geschieht. Der Buchstabe s bedeutet nämlich reine Umkehrung, p veränderte, m die Umtauschung der Prämissen, c die Conversio Syllogismi oder Ductio per impossibile. Diese besteht darin, daß man das kontradiktorische Gegentheil als Prämisse eines neuen S.es braucht und aus dessen Schlußsatz zeigt, daß dies Gegentheil falsch, also der gegebene Schlußsatz wahr sey.

II. Zweite Figur: P—M
S—M
S—P,

mit den Modi: Camestres: PaM SeM; Baroco: PaM SoM;
Cesare: PeM SaM und Festino: PeM SiM.

III. Dritte Figur: M—P
M—S
S—P,

mit den Modi: Darapti: MaP SaM; Felapton: MeP MaS
Disamis: MiP MaS; Bocardo: MoP MaS; Datisi: MaP MiS;
Ferison: MeP MiS.

IV. Vierte Figur: P—M
M—S
S—P,

mit den Modi: Bamalip: PaM MaS; Calemes: PaM MeS;
Dimatis: PiM MaS; Fesapo: PeM MaS; Fresison: PeM MiS.

Als allgemeine Bemerkungen über diese Figuren und ihre Modi fassen wir die folgenden hier zusammen:

1) Nur I. gibt einen allgemein bejahenden Schlußsatz; nur II. schließt aus einem verneinenden Untersatz, nur III. aus einem besondern Obersatz. — 2) I. und II. haben nur einen allgemeinen Obersatz; III. ist rücksichtlich des Obersatzes unbeschränkt. — 3) I. hat nur einen bejahenden, II. einen beliebigen, III. nur einen allgemein bejahenden Untersatz. — 4) Rücksichtlich des Schlußsatzes ist I. unbeschränkt, II. hat nur einen verneinenden, III. nur einen besondern Schlußsatz. — 5) Ein allgemein bejahender Schlußsatz folgt nur aus einer Figur, nämlich aus I, und nur aus dem Modus Barbara. — 6) Ein allgemein verneinender Schlußsatz folgt aus I. und II., und zwar aus den Modis Celarent, Camestres und Cesare. — 7) Ein besonders bejahender Schlußsatz folgt aus I. und III., und zwar aus den Modis Darii, Darapti u. Disamis. — 8) Ein besonders verneinender Schlußsatz folgt aus I., II. und III., und zwar aus den Modis Ferio, Baroco, Festino, Felapton und Bocardo. Vergl. Drobisch, Logik, §. 77. Beispiele siehe unter den einzelnen von den Modis handelnden Artikeln, z. B. unter Barbara, Celarent u. s. w. — B) Das ächte hypothetische Verhältniß der Regeln besteht in der Abhängigkeit der Assertion eines Urtheils von der As-

sertion eines andern. Hieraus entsteht die Form der ächt hypothetischen Schlüsse nach den zwei Figuren: 1) Wenn der Grund gesetzt ist, so ist auch die Folge gesetzt. Hier schließt man vom hypothetisch Allgemeinen, dem Grunde, auf das Besondere, die Folge, also in der ersten Figur. Dies ist der Modus ponens der hypothet. Schlüsse. — 2) Durch Kontrapposition entsteht die zweite Figur: Wenn die Folge nicht gesetzt ist, so ist auch der Grund nicht gesetzt. Hier wird vom Besonderen, der Folge, auf das Allgemeine geschlossen, und dies ist der Modus tollens der hypothet. Schlüsse, der als ein gemischter, nur durch Kontrapposition veränderten S. der ersten Figur angesehen werden kann.

Die Form der hypothet. Schlüsse nun ist, und zwar in der ersten Figur:

Wenn A gilt, so gilt B.
A gilt.

Folglich gilt auch B.

In der zweiten Figur:

Wenn A gilt, so gilt B.
B gilt nicht.

Also gilt auch A nicht.

Beispiel zu I:
Wenn in einem Dreieck die Winkel an der Grundlinie gleich sind, so ist das Dreieck gleichschenkelig.
In diesem Dreieck sind die Winkel an der Grundlinie gleich.

Also ist das Dreieck gleichschenkelig.

Beispiel zu II:
Wenn zwei Dreiecke gleiche Höhe und Grundlinie haben, so sind sie gleich.
Diese zwei Dreiecke sind nicht gleich.

Also haben sie nicht gleiche Höhe u. Grundlinie.

Als allgemeine Regeln für diese Schlüsse sind zu merken: 1) Bejahend dürfen wir nur vom Grund auf die Folge, verneinend von der Folge auf den Grund schließen. — 2) Der Schlußsatz des hypothet. Schlusses wiederholt immer nur assertorisch in der ersten Figur den Nachsatz, in der zweiten Figur den Vordersatz der hypothetischen Regel; ein neues Urtheil wird nicht gebildet. — 3) In jedem hypothet. S. wird ein Fall durch eine hypothet. Regel bestimmt. Das hypothet. Urtheil darf also kein theilweises seyn, wenn ich schließen soll, daß der gegebene Fall dadurch bestimmt werde; aber es kann einen singulären Vordersatz mit einem singulären Nachsatz verbinden. Die eigentliche und häufigste Anwendung der rein hypothetischen Schlußform geschieht in der Geomerie und überall da, wo wir eine allgemeine mathematische Theorie weiter fortführen; wo jedoch eine Anwendung derselben auf bestimmte Fälle gemacht wird, geschieht der Uebergang immer durch kategorische Unterordnungen. — Eine besondere Art hypothetischer Schlüsse sind die disjunktiven oder die hypothetischen Schlüsse aus einem disjunktiven Obersatz. Habe ich die Disjunktion: „Entweder ist A, oder B, oder C", so liegt darin: 1) Wenn eines der Glieder der Eintheilung behauptet wird, so müssen die andern verneint werden. Dieser S. heißt der Modus ponendo tollens. — 2) Wenn alle Glieder der Eintheilung bis auf eines verneint werden, so muß dies eine behauptet werden; oder wenn eins oder einige Glieder der Eintheilung verneint werden, so muß eins der noch übrigen behauptet werden. Dieser S. wird Modus tollendo ponens genannt.

Beispiel:
Jedes Dreieck ist entweder gleichseitig, oder ungleichseitig, oder gleichschenkelig.
Dieses Dreieck ist ungleichseitig.

Also ist es weder gleichseitig, noch gleichschenkelig — Modus ponendo tollens.

Dieses Dreieck ist weder gleichseitig, noch gleichschenkelig, also ungleichseitig.

Dieses Dreieck ist nicht gleichseitig, also entweder gleichschenkelig, oder ungleichseitig, beides ist der Modus tollendo ponens.

C) Das Eigenthümliche der Division ist das Verhältniß eines logischen Ganzen zu allen Gliedern seiner Eintheilung. Nach diesem Verhältniß ist ein S. möglich durch die Uebertragung v. allen Gliedern der Eintheilung auf das Ganze. Fries nun theilt die divisiven Regeln in konjunktive und disjunktive; jene sind solche, bei denen ein Inbegriff von Merkmalen den Inhalt eines Begriffes ausfüllt; diese sind solche, wo die Glieder der Eintheilung die Sphäre, den Umfang eines Begriffes ausfüllen. Aus dieser Eintheilung entstehen ihm konjunktive Schlüsse (in der ersten Figur) u. disjunktive (in der zweiten Figur). Regel der konjunktiven Vernunftschlüsse ist: Wovon alle Merkmale eines Begriffes gelten, oder eins nicht, das gehört in die Sphäre dieses Begriffes, oder nicht. Die divisiven Schlüsse aus disjunktiven Regeln sind die vollständigen Induktionen; die Regel derselben ist: Was von den Theilen einer Sphäre im Besonderen oder im Allgemeinen gilt, das gilt eben so von dem allgemeinen Begriffe, welchem diese Sphäre zukommt (s. Induktion). Beide Arten der hier erwähnten divisiven Schlußform werden im Leben und in der Wissenschaft, besonders in der Naturwissenschaft und in der Mathematik häufig gebraucht. Vergl. über diese Schlußform Fries, Logik, §. 60. Je nachdem die gegebene Disjunktion zwei, drei, vier und mehre Glieder hat, heißen die dann entstehenden Schlußformen Dilemma, Trilemma, Tetralemma u. s. w. Diese lassen sich alle vermittelst einer hypothetischen Regel mit disjunktivem Nachsatz aussprechen, wo eine Behauptung durch alle Glieder der Eintheilung durchgeführt und dann kollektiv auf den Vordersatz bezogen wird. Die Formen dieser Schlüsse sind:

1) Wenn A ist, so ist entweder B oder C.
Weder B noch C ist.

Folglich ist A nicht.

2) Wenn A wäre, so müßte entweder B od. C seyn.
Wenn B ist und wenn C ist, so ist A nicht.

Also A ist nicht.

3) Wenn A ist, so ist entweder B oder C.
Wenn B ist und wenn C ist, so ist D.

Wenn A ist, so ist D.

Die ersten beiden, die nur zur Widerlegung dienen, sind eigentliche Dilemmata; der erste hebt durch eine Induktion die Folge auf und schließt dann im Modus tollens, daß auch der Grund aufzuheben sey. Der zweite ist nur eine hypothet. Induktion; er hebt den Grund unmittelbar auf, aber durch eine Induktion. Er kann daher auch vorkommen in der Form:

Entweder ist B oder C.
Wenn B ist und wenn C ist, so ist A nicht.

A ist nicht.

Der dritte S. ist ein kategorischer mit einer Unterordnung durch hypothetische Induktion. Das Dilemma nennen die Alten auch den gehörnten oder den Krokodilschluß, weil es sich zu verfänglichen Sophismen benutzen läßt. Wenn man namentlich zu der Disjunktion, von welcher der S. ausgeht, einen sehr allgemeinen philosophischen Eintheilungsgrund wählt, so kann man die Unvollständigkeit derselben leicht verbergen u. diesen Umstand dann zu spitzfindiger Widerlegung benutzen. Berühmt sind und deswegen hier zu erwähnen die beiden Erzählungen, wodurch die Alten die Verfänglichkeit des Dilemma zeigten. Ein Krokodil hatte einer Frau ihr Kind geraubt u. versprach, ihr dasselbe wieder zu geben, wenn sie ihm darüber die Wahrheit sagen würde. Die Frau nun sagte: Du gibst mir es nicht wieder. Das Krokodil antwortete: Auf keinen Fall erhältst Du Dein Kind wieder. Du hast nämlich entweder die Wahrheit gesagt, oder nicht. Hast Du nun die Wahrheit gesagt, so kann ich es Dir nach Deiner eigenen Aussage nicht wiedergeben, hast Du aber die Wahrheit nicht gesagt, so erhältst Du es nach unserer Uebereinkunft nicht zurück. Dagegen schließt die Frau: Ich muß in beiden Fällen das Kind zurück erhalten. Entweder nämlich ich habe die Wahrheit gesagt, dann mußt Du mir es nach unserm Kontrakt wiedergeben; oder ich habe sie nicht gesagt, so mußt Du mir es erst recht geben. Die andere Erzählung berichtet Gellius (X, 5). Evathlus nimmt bei dem Sophisten Protagoras Unterricht und trifft mit ihm folgendes Abkommen: Die Hälfte des Honorars will er gleich anfangs bezahlen; wenn er nun nach geendigtem Unterricht seinen ersten Prozeß verlöre, so solle er nichts weiter für den Unterricht geben, wenn er ihn aber gewinne, so solle er die andere Hälfte des Honorars nachzahlen. Der Schüler nahm aber gar keinen Prozeß an, und Protagoras verklagte ihn wegen der Hälfte des rückständigen Honorars. Der Schüler wendete ein:

Entweder gewinne ich den Prozeß, oder ich verliere ihn.

Wenn ich ihn gewinne, so bin ich Dir (nach richterlichem Spruch) keine Zahlung schuldig.

Wenn ich ihn verliere, so bin ich Dir (vermöge unseres Kontrakts) auch keine Zahlung schuldig.

Also bin ich Dir in keinem Fall Zahlung schuldig.

Protagoras schloß: Entweder Du verlierst diesen Deinen ersten Prozeß, oder Du gewinnst ihn.
Wenn Du ihn gewinnst, so mußt Du zahlen vermöge unseres Kontrakts.
Wenn Du ihn verlierst, so mußt Du zahlen nach dem Urtheil des Richters.

Also in jedem Falle mußt Du mich bezahlen.

D) Bei zusammengesetzten Vernunftschlüssen, auch Schlußketten genannt, wird eine Reihe von Schlüssen so mit einander verbunden, daß der Schlußsatz des einen Schlusses als Prämisse in dem andern gebraucht wird. Der Schluß, dessen Schlußsatz eine andere Prämisse ist, heißt Prosyllogismus, der hingegen, dessen Prämisse ein anderer Schlußsatz ist, Episyllogismus (s. d.). In einer Schlußkette durch Episyllogismen schließen, heißt von den Gründen zu den Folgen herabschließen, durch Prosyllogismen schließen dagegen heißt, von den Folgen zu den Gründen hinaufsteigen. Ein Beispiel für einen Schluß durch Prosyllogismen gibt Fries, indem er den pythagoräischen Lehrsatz beweist: Wenn ich aus dem Scheitel des rechten Winkels im Dreieck eine Parallele mit den Seiten des Quadrats der Hypotenuse ziehe, so wird dieses dadurch in zwei Theile getheilt, deren jeder dem Quadrate der an ihm liegenden Kathete gleich ist,

weil Parallelogramme von gleicher Grundlinie und Höhe gleich sind. Dies nämlich ist wahr,
weil Dreiecke, die lauter gleiche Seiten haben, kongruent sind
(auch Parallele zwischen Parallelen gleich sind). Dieses gilt,
weil in gleichschenkeligen Dreiecken die Winkel an der Grundlinie gleich sind; dieses gilt,
weil Dreiecke kongruent sind, die zwei Seiten und den eingeschlossenen Winkel gleich haben; dieses gilt,
weil zwischen zwei Punkten nur eine gerade Linie ist (s. Episyllogismus und Sorites).

Man braucht, um eine zusammenhängende Gedankenfolge anzudeuten, nun keineswegs alle ihre einzelnen Sätze auszusprechen. Es genügt oft, neben dem Schlußsatz eine Prämisse anzugeben. Ist ein S. unvollständig ausgesprochen, so heißt er versteckt, und zwar ist ein solcher verkürzt (Enthymema), wenn eine Prämisse verschwiegen ist. Ein zusammengesetzter S. heißt Epicherema, wenn nur sein Episyllogismus vollständig ausgesprochen, der Prosyllogismus hingegen versteckt ist. S. Enthymem und Epicherem. Eine besondere Art der Schlußkette ist der Kettenschluß oder Sorites (s. Sorites).

Schlußakte, wiener, s. Wiener Kongreß.

Schlußarm, bei einem Göpel die Arme, welche den Kranz des Rades unterstützen; die

Stelle, wo die Arme in den Kranz eingezapft sind, heißt der Schluß.

Schlußarten, s. Schluß A).

Schlußbalken (Schloßbalken), die Balken, in welche die Dachsparren gehen und so den Schluß des Daches bilden.

Schlußbein, s. v. a. Schloßbein.

Schlußbier, Bier, welches die Maurer erhalten, wenn sie den Schluß beendigt haben.

Schlußbolzenschieber, der bewegl. Theil des Durchschnittes in der Münze, in so fern er den Stempel bei der Bewegung der Spindel auf die auszustückelnde Platte drückt.

Schlußeinigung, s. v. a. Deichacht.

Schlußerkenntniß (Schlußurtheil, Schlußbescheid), s. Straferkenntniß.

Schlußfall, s. v. a. Schlußkadenz.

Schlußfiguren, s. Schluß A).

Schlußfolge, 1) was sich aus einem Schluß ergibt; — 2) die Folge mehrer Schlüsse aus einander; — 3) s. v. a. Resultat, Ergebniß.

Schlußgerinne (Mühlenw.), s. Gerinne.

Schluß in forma (Log.), s. Form.

Schlußkadenz (Finalkadenz, Bravourkadenz), s. Kadenz und Finale.

Schlußkeil, s. Schließkeil und Keil.

Schlußkette, s. Schluß D) und Sorites.

Schlußkraft (Log.), 1) s. v. a. Bündigkeit des Schlusses, d. h. die Eigenschaft desselben, daß er beweist, was er beweisen soll; — 2) das Vermögen, einen Schluß zu machen.

Schlußleiste, eine zur Begrenzung an irgend einem Gegenstande angebrachte Leiste, weshalb man auch in vielen Fällen eine Hirnleiste so nennen kann.

Schlußmoden, s. Schluß A).

Schlußnote, 1) (Schlußzettel, Handelsw.), Note oder Zettel, der von einem Mäkler über ein von ihm abgeschlossenes Geschäft ausgestellt und an beide Parteien, Käufer und Verkäufer, übergeben wird. Nur die Freimäkler machen in der Regel davon eine Ausnahme. Lokalbestimmungen ändern zwar Einiges in der Abfassung dieser Noten, im Allgemeinen ist jedoch jederzeit anzunehmen, daß dieselben alle Punkte enthalten müssen, über welche die Kontrahenten übereingekommen sind. Der Inhalt einer S. muß daher aus folgenden einzelnen Theilen bestehen: 1) Namhaftmachung der Kontrahenten, 2) Namhaftmachung des unter ihnen abgeschlossenen Geschäftes, 3) Namhaftmachung derjenigen Bedingungen, welche nicht etwa schon durch die Gesetze oder Usanzen vorgesehen sind; diese können begreiflich sehr verschiedenartiger Natur seyn und sich sowohl auf die Qualität eines gekauften, gemietheten, erpachteten Objekts, als auf den Kaufpreis, die Lieferung und die Zahlungszeit beziehen, 4) Angabe des Ortes und Datums des Vollzuges, 5) Unterschrift des Mäklers. Der Mäkler muß am Tage des Abschlusses des Geschäftes die S. ertheilen. Hat ein beeidigter Mäkler die S. ausgestellt, so hat diese vor Gericht volle Beweiskraft wegen aller übereingekommenen Punkte, so wie auch die Annahme einer solchen Note ohne Vorbehalt für gewöhnlich als verbindlich für Denjenigen betrachtet werden muß, durch welchen erstere geschieht. An vielen Orten sind diese Zettel einem gesetzlichen Stempel unterworfen, z. B. in Hamburg, weshalb wir hier folgende auf diesen Platz bezügliche Formulare zu näherer Erläuterung der Abfassung derselben anführen.

1) Formular einer S. über verkaufte Waaren.

Von Herrn Bartels et Rimpen
für Herrn G. Bock et Co.
200 Säcke Dominikokaffee et Probe à 2¼ Schill.
und 1 pCt. decort,
20 Fässer smyrnaer Rosinen à 12 Mark 8 Schill,
und 1 pCt. decort,
auf Besicht, morgen zu besehen.
Hamburg, den 2c. 2c. J. Klingenbiel, p. M.

2) Formular einer S. über negotirte Wechsel.

London:
Pfd. St. 138, 6, 6 den 3. Mt. 2 G. Bock
½ Schill. besser als K. Z.
den 7. Decbr. 1850. J. K.
Herrn Bartels et Rimpen.

Bei dieser S. ist Mehres zu bemerken, was durch den hamburger Platzgebrauch gerechtfertigt wird.

Es ist in Hamburg gestattet und kömmt auch sehr häufig vor, daß dergleichen S.n mit Bleistift geschrieben und von dem Makler bloß mit seiner Namenschiffer unterzeichnet werden. Da sie auf der Stelle beim Abschlusse ertheilt werden und die Wechselgeschäfte sich schneller als beim Waarengeschäfte erledigen, so ist dies, so wie die lakonische Fassung der ganzen Note, auch nicht unzweckmäßig um so mehr, als die Geschäfte der Makler an Posttagen oft sehr vielfältig sind und die Kunden, des Postabganges wegen, meist nicht lange auf die S. warten können, weil sie sich sofort zu berechnen haben. Es besagt nun die vorstehende Note, daß der Makler J. K. von Bartels et Rimpen im Auftrag von G. Bock Pfd. Sterl. 138, 6, 6 Pf. 3 Mt. dato auf London zu ½ Schill. Bank pr. Sterl. über der betreffenden Kursnotirung (K. Z. soll Kurszettel bedeuten) für derartige Sicht gekauft habe, die an die Ordre von G. Bock zu stellen sind. Eine ähnliche Kürze ist auch bei der nachfolgenden S. beobachtet.

3) Formular einer S. über untergebrachte Diskontwechsel.

Note
Banko-Mark 1000 — 11. März } 2½ pCt.
„ 1400 — 9. do. }
„ 1873 4 25. Febr. }
Zu Paris an Karl Gruner,
den 22. Januar 1851. J. K.
Herrn Bartels et Rimpen.

4) Formular einer S. über eine geschlossene Versicherung gegen Seegefahr.

Die Versicherung auf:
S. et C. ½ 100 Säcke Kaffee
per Anna Margaretha, Kapit. Kling, von Amsterdam auf hier, ist geschlossen wie folgt:
Banko-Mark 2000 — mit der 9. Ass.-Komp.
„ 1940 — „ Herrn N. N. et Co.

Banko-Mark 3940 — à ¾ pCt.

Das Konossement erfolgt anbei zurück.
Hamburg, den 2c. 2c. J. Klingenbiel, p. M.
Herrn Bartels et Rimpen.

Es ist zwar keineswegs erforderlich, daß bei dem Auftrage zur Versicherung dem Mäkler auch das Konossament ausgehändigt wird, um so weniger, als dasselbe oftmals noch gar nicht im Besitze des Versicherten ist, wenn dieser versichern läßt; indeß zieht man es der Kürze wegen vor, wenn man Konossement hat, dies dem Mäkler zur Bemerkung der nöthigen Einzelheiten beim Auftrage zur Versicherung zu übergeben und bloß auf einem angeklebten Zettelchen den Werth, der versichert werden soll, so wie sonst zu Erwähnendes namhaft zu machen. — 2) (Muſ.), die letzte Note eines Satzes oder Tonstückes ohne Rücksicht auf Werth, Gestalt oder Klang oder Vortrag. Man schrieb oder druckte dieselbe früher häufig mit anderer Farbe und versah sie auch wohl mit Verzierungen.

Schlußpartikeln (Gramm.), Partikeln, mit denen ein aus andern Sätzen hergeleiteter Satz (Schluß) begonnen wird, z. B. also, daher, folglich ꝛc.

Schlußrechnung, die letzte Hauptrechnung über ein Geschäft oder eine Verwaltung.

Schlußreif, der äußerste Reif an einem Gefäße.

Schlußreihe, s. Schluß D) und Sorites.

Schlußreim, s. Reim.

Schluß-S (Gramm.), s. S.

Schlußsatz, 1) (Rhet. u. Log.), Satz am Schluß einer Rede, der gewöhnlich eine kurze Wiederholung des Inhalts der Rede enthält; — 2) der aus den Prämissen hergeleitete Satz eines logischen Schlusses; — 3) (Rechtsw.), s. Conclusio; — 4) (Muſ.), s. v. a. Coda oder Finale (s. d.)

Schlußstein (Schluß), der letzte Stein, welcher in ein Gewölbe eingesetzt wird. Derselbe muß genau nach einem Keile zugehauen, gehörig mit Wasser befeuchtet und nur lose eingedrückt werden, indem er so besser hält, als wenn seine fehlerhafte Figur durch starkes Eintreiben ersetzt werden soll. Damit er seine gehörige Form erhalte, ist es erforderlich, vor dem Beginne des Wölbens eine genaue Eintheilung der Steinschichten zu machen, um für denselben eine Breite zu gewinnen, die der Größe der überhaupt verwendeten Steine so nahe als möglich komme. Man fertigt diese gedachte Eintheilung gewöhnlich auf dem Lehrbogen, der beim Wölben als Unterlage dient, und hat dabei auch vornehmlich darauf zu sehen, daß der S. sich in der Mitte des Bogens oder des Gewölbes befinde, und nicht etwa, wie es bei fehlerhafter Arbeit häufig zu geschehen pflegt, die Mitte des Bogens von einer Fuge eingenommen wird.

Schlußverhör, s. Verhör.

Schloßwort, im Allgemeinen das letzte Wort einer Sache, besonders in gegenseitigen Verhandlungen die letzte Erklärung, die man in Bezug auf die vorhergehenden gibt und durch die man die Sache als erledigt ansieht.

Schlußzeichen (Finalzeichen, Muſ.), das Zeichen, durch welches der vollständige Schluß eines Tonstückes oder eines Hauptabschnittes eines größern Tonstückes angezeigt wird , s. Bogen (als Schriftzeichen) und Fine.

Schlußzettel, s. v. a. Schlußnote.

Schlußziegel, eine selten vorkommende Benennung für Hohlstein oder Hohlziegel.

Schlußzierrath, 1) Schlußleiste, wozu man sonst immer die Figur einer brennenden Ampel nahm; — 2) jede Zierrath am Gipfel des Pfeilers ꝛc., die gleichsam in der Luft schwebt.

Schluthölzer (Schiffb.), Rahmenhölzer, die man über (darein gezapfte) Balken deshalb legt, damit letztere ihre anfängliche Entfernung von einander beibehalten.

Schlutholz, ein noch zaghafter angehender Matrose; vgl. Schwelker.

Schlutow, mecklenburg-schwerin. Hof, wendischen Kr., Amt Gnoien; 120 Einw.

Schlutte (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Physalis *L.*

Schlutten (Bot.), auch Drossel-Laubpflanzen, 3. Zunft der 9. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Solanaceä andrer Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Kapsel oder Beere 2fächerig, mit vielen Samen am Mittelkuchen; Blumen meist regelmäßig mit 5 Staubfäden, bisweilen einer ohne Beutel; Keim gekrümmt in fleischigem Eiweiß; Würzelchen gegen den Nabel. Kräuter und Sträucher in allen Klimaten, mit ziemlich großen, abwechselnden, meistens einfachen Blättern ohne Nebenblätter; Blüthen 5lappig; Gröps kapsel- oder be renartig. Die Blüthen stehen häufig nicht in den Achseln der Blätter, sondern neben dem Stiel. Sie wachsen im Trockenen; die Bestandtheile sind meistens betäubend und selbst giftig und werden daher häufig in der Medicin angewendet.

Eintheilung: A. Kapseln: Gattungen: Hyoscyamus, Datura, Nicotiana. B. Beeren. a) Kräuter; Blumen röhrenförmig. Gattungen: Physalis, Nicandra, Atropa. — b) Meistens Sträucher; Blumen radförmig. Gattungen: Lycium, Cestrum, Capsicum, Solanum.

Schlutten, schwarze (Bot.), s. v. a. gemeiner Herzsamen, Cardiospermum Halicacabum *L.*

Schluttenbach, bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Ettlingen; 180 Einw.

Schluttenkraut (Bot.), s. v. a. Wasserschwertel, Iris Pseud-Acorus *L.*

Schlutter, oldenburg. Dorf, Kr. Delmenhorst, Amt Ganderkesee; 220 Einw.

Schlutup, lübeck. Dorf, am Dassower-See; Mühle; 190 Einw.

Schlutzer, s. v. a. Kinderdute.

Schlytzenasche, gute Art Potasche.

Schlyter, Karl Johann, Begründer des Studiums der schwedischen Rechtsgeschichte, geb. am 29. Jan. 1795 zu Karlskrona, studirte 1807 zu Lund und wurde 1814 auf einer Reise durch das nördliche Deutschland zu Rostock Doktor der

Philosophie. Nachdem er schon 1816 Docent der Rechte zu Lund geworden war, promovirte er 1820 als Doktor der Rechte, mußte aber aus Geldrücksichten die Universität verlassen und beim Svea-Hofgerichte zu Stockholm die praktische Laufbahn einschlagen. Hier erhielt er vom Könige eine Unterstützung zur Herausgabe der alten schwedischen Landesgesetzbücher, die er in Verbindung mit dem bald nachher verstorbenen Adjunkt an der Universität in Upsala, Dr. H. S. Collin, besorgte. Für die Ausgabe der Werke des Calonius hatte er die Redaktion der Gutachten jenes berühmten Juristen im Höchstengericht zu versehen. Seit 1822 war er Adjunkt des einzigen Professors der Rechte zu Lund, bis er 1835 vom Könige den Auftrag erhielt, als Professor Vorlesungen über Rechtsgeschichte zu Upsala zu beginnen. Weil S. jedoch in dieser Stellung keinen Gehalt vom Staate bekam, zog er es vor, nach Lund wieder zurückzugehen, und erhielt nun 1838 die neu eingerichtete zweite Professur der Rechte, welche ihm den Vortrag des Civilrechts und Kriminalrechts auflegte. Im J. 1844 wurde er zum Mitglied der mit der Revision der neuen Entwürfe eines allgemeinen Civil- und Strafgesetzbuchs beauftragten Kommission ernannt. Die Herausgabe der Landschaftsgesetzbücher setzte er unterdessen beharrlich fort, so daß bis zum Jahr 1844 zu Lund von diesem Werke sechs Bände erschienen waren, wovon der letzte das Gesetzbuch Helsinglands, ein Bruchstück des Gesetzbuchs für Smaland und das ältere Stadtrecht enthält, während der 7. Band für die gothländischen Gesetzbücher bestimmt war. Seine kleinern Schriften betreffen meist die innere Rechtsgeschichte Schwedens. Hierher gehören: Ueber Schwedens älteste Eintheilung in Landschaften und den Ursprung der Gesetzbücher für dieselben, Upsala 1835; — Ueber das Studium der Rechtsgeschichte und das Verhältniß derselben zu den übrigen Theilen der Rechtswissenschaft, das. 1835; — Juridische Abhandlungen, Heft 1, das. 1836.

Schma (Kriath-Schma, hebr.), s. v. a. Schemaleſen.

Schmaaßen, s. Schmaßen.

Schmach, 1) die thätige Erweisung davon, daß man Jemand verachtet; — 2) der Zustand, in dem Jemand verachtet und geschmäht wird.

Schmach (techn. Bot.), s. v. a. Sumach, s. Schmak.

Schmachtenberg (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Unterfranken und Asch., Ldgr. Klingenberg; 360 Einw.; — 2) das., Ldgr. Eltmann; Schloßruine; 180 Einw.

Schmachtend (Herald.), s. Adler u. Delphin.

Schmachtenhagen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kroſſen; 190 Einw.; — 2) das., R.-B. Potsdam, Kr. Nieder-Barnim; 290 Einw.

Schmachtenhain, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; über 100 Einw.

Schmachthagen (Geogr.), 1) holstein. Dorf, Gut Schulenberg; 350 Einw.; — 2) mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Grevismühlen; 120 Einw.

Schmachtkorn (Landw.), geringes, zusammengeschrumpftes Korn.

Schmachtriemen, breiter, lederner Riemen, den zuweilen Kutscher und Reiter, besonders bei leerem Magen, um den Unterleib schnallen, damit derselbe nicht zu sehr erschüttert werde.

Schmack, 1) s. v. a. Sumach, s. Schmak; — 2) Lohe von Eichenrinde, mit dem Holze des Gerberbaumes vermischt, wird zum Gerben des Korduanleders gebraucht, s. Gerberei; — 3) süßes Wasser, das sich bei der Fluth mit dem Seewasser mengt, folglich nicht trinkbar ist.

Schmacke (Schiffb.), s. v. a. Schmackſchiff.

Schmackeduſe (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Typha L.

Schmackentin, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Wismar; 120 Einw.

Schmackgar, 1) (Gerber.), mit der Rinde des Sumachbaumes gar gemachtes Leder; — 2) s. v. a. Lohgar.

Schmackhaft (bot. Term.), s. v. a Sapidus.

Schmackhafte (Pomol.), s. v. a. Markbirne, Savoureuse.

Schmackleder, s. Leder.

Schmackpfund, ein in Riga und den nordischen Ländern gebräuchliches Gewicht, in Riga = 400 dortige Pfund oder 1¼ lübecker Schiffspfund.

Schmackſchiff, 1) (Seewesen), eine Barke mit einem Gehalt von 100—150 Tonnen; sie ist mit einem Gaffelmast und zweifachem Bargholz versehen und dient zum Lichten; — 2) ein kleines plattes Fahrzeug mit 2 Masten, Schwertern und einem Roost auf dem Deck; dient zur Küstenschifffahrt.

Schmackſchwarz, eine schlechte schwarze Farbe, zu welcher der Färber entweder ⅔ Sumach und ⅓ Blauholz und ein wenig Weinstein, oder 1 Theil Sumach und 1 Theil Blauholz mit ein wenig Weinstein nimmt. In dieser Brühe wird das schon dunkelblau gefärbte Tuch gefärbt.

Schmadden (jüdisch-deutsch), verderben, vertilgen; daher scheltweise s. v. a. taufen.

Schmadebeck, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Doberan; 120 Einw.

Schmaderbuch (Schmierbuch), ein Handlungsbuch, in welches die Notizen nur sehr flüchtig eingetragen sind, und worin ausgestrichen, korrigirt und radirt ist.

Schmächtig, 1) Hunger und überhaupt Mangel leidend; — 2) schlank.

Schmäd (Ichthyol.), s. v. a. gemeine Schmerle, Cobitis barbatula L.

Schmädl, Franz, Bildhauer von Weilheim in Oberbayern, arbeitete in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts für mehre Klosterkirchen des sogenannten bayerischen Pfaffenwinkels Statuen, Altäre und in Stukko.

Schmähingen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Nördlingen; 350 Einw.

Schmähling, Sängerin, s. Mara.

Schmähschrift, s. v. a. Pasquill.

Schmähung, s. Lob.

Schmälen (Jagdw.), von Rehen, zuweilen auch von Hirschen, s. v. a. melden.

Schmälern, kleiner, geringer, enger machen.

Schmätzer (Ornith.), s. v. a. Saxicola *Bechst.*, Untergatt. von Motacilla *L.*

Schmagerow, preuß. Gut, Prov. Stettin, Kr. Randow; 130 Einw.

Schmagorey, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg; 290 Einw.

Schmahl, Georg Friedrich, Vater und Sohn, berühmte Orgelbauer zu Ulm, lebten zu Anfang des 18. Jahrhunderts und erbauten unter andern das kostbare 45stimmige Werk mit 12 Bälgen für 3 Manuale und Pedal in dem Münster zu Ulm.

Schmak (techn. Bot.), auch Sumach, franz. Sumac, engl. Shumac, ital. Sommaco, die getrockneten und zu Pulver gemahlenen Blätter mehrer Pflanzen. Die Hauptsorten sind: 1) der ächte. Er stammt vom Gerbersumach (Rhus coriaria *L.*, s. d.), der in ganz Südeuropa und in der asiatischen Türkei bis nach Syrien hinein wächst; man soll ihn auch in Krain anbauen; im mittlern Deutschland kommt er nicht fort. Man schneidet oder mähet im August die Schößlinge, die er jährlich treibt, ab, läßt sie mehre Tage an der Sonne trocknen, drischt die Blätter mit Dreschflegeln ab, oder läßt sie von Pferden abtreten, worauf man sie auf Mühlen mahlt, siebt und in Säcke zur Versendung packt. — 2) Der sogenannte trieser oder venetianische. Er stammt vom Perückensumach (Rhus cotinus *L.*, s. d.). Diese Sorte kommt in Säcken und Fässern. — 3) Der falsche oder provençalische. Er rührt vom myrthenblätterigen Gerberbaume (Coriaria myrtifolia *L.*, s. d.) her. Die beste Nebensorte davon ist Nerde oder Donzère; Redon, Pudis u. Roux sind mittlere und geringe. — 4) Der bayerische. Man nimmt ihn in der Gegend von Landau (bayerischer Unterdonaukreis) von der deutschen Tamariske (Tamarix germanica *L.*, s. d.). — Gebrauch. In der Gerberei statt Galläpfel, weil zwischen den Gerbsäuren beider kein Unterschied zu seyn scheint; in der Färberei und im Kattundrucke zu Grau. In Ostgalizien und in der Bukowina, namentlich zu Kutty bei Wischnitza, färben Griechen und Armenier viel Saffian mit der zweiten Sorte gelb, die sie von Lugos in Ungarn beziehen. Zu Ismid (Nikomedien) in Kleinasien gerbt man mit Hülfe der Rinde des Perückensumachs das Leder zu Pantoffeln schön roth; zu Hochgelb braucht man dort einen Rhamus, der dem gemeinen Kreuzdorn (Rhamus catharticus *L.*) sehr ähnlich ist. Ob die Blätter der falschen Sorte (von Coriaria myrtifolia) giftig seyen oder nicht, darüber gibt es verschiedene Erfahrungen; es ist dies wichtig, weil man leider Sennesblätter damit verfälscht findet; die Beeren sind wirklich giftig. Guter Sumach muß grün und frisch seyn. — Handel. Von den Sorten des ächten steht sicilianischer oben an. England verbraucht fast lauter italienischen und führte im Ganzen 1831: 133,799 Centner ein; innerer Verbrauch 127,821 Centner. Frankreich führte an Sumach und andern Farbeblättern ein aus dem Königreiche beider Sicilien 1834: 988,464 Kilogr., 1835: 1,471,527, 1836: 1,580,839; aus Portugal 1834: 3525 Kilogr., 1835: 4423, 1836: 18,670; außerdem verbrauchte es viel inländischen. Petersburg führte ein 1836: 17,180 Pud, 1837: 17,043; Stettin 1837: 15,304 Centner. Bei Lugos in Ungarn sammeln die Wlachen viel von der zweiten Sorte, verkaufen sie an griechische Handelshäuser der benachbarten Städte gegen baar Geld, und diese versenden sie nach Serbien, in die Wallachei und nach Galizien.

Schmal, 1) (Jagdw.), s. v. a. gering; — 2) (Bergw.), von Gängen, die nicht mächtig und bloß einen Querfinger breit sind; es findet dies hauptsächlich bei den Gängen Statt, welche edles Metall führen; — 3) (Herald.), Heroldsfigur, die nicht die regelmäßige Breite, etwa $\frac{1}{3}$ des Schildes hat.

Schmal-Albe (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, s. v. a. Persoonia *Sm.*

Schmalbach, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Rossen; 250 Einw.

Schmalband, eine nähere Bestimmung des Gewichtes beim Butterhandel in Bremen und Hamburg. Eine Tonne Schmalband = 224 Pfund netto, eine Tonne Buket, d. h. Großband = 280 Pfund netto.

Schmalbirne (Entom.), Birnengattung, s. v. a. Hylaeus *Fabr.*

Schmal-Bletschen (Bot.), s. v. a. Alpenampfer, Rumex alpinus *L.*

Schmalbock (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Leptura *L.*

Schmalbockkäfer (Entom.), s. v. a. Toxotus *Latr.*

Schmalbroich, preuß. Herrschaft, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Kempen; 220 E.

Schmale, s. v. a. Schmalschiff.

Schmalegg, würtemberg. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Ravensburg; Burgruine; 150 Einw.

Schmale Hacke, Gartenhacke mit 2 Zoll breiter und 6 Zoll langer Klinge.

Schmaleisen, 1) Eisen, welches, nachdem das Feuer ausgegangen ist, in dem Ofen zurückbleibt und woraus später grobe eiserne Waaren verfertigt werden; — 2) ein in der Mitte wenig gekrümmtes Kalfatereisen, um das Werg damit neben einen Nagel oder in andere kleine Oeffnungen zu treiben.

Schmale Karpfen (Ichthyol.), nach Oken, die Ellerütze, der Rysling, der Gründling, die Barbe, die Schleihe, der Perlfisch, der Mön, der Hasel, der Bitterling, der Schwal, die Nase, der Orf, das Rothauge, die Plötze (Cyprinus [Leuciscus] phoxinus, aphya, gobio, barbus, tinca, grislagini, dobula, amarus, idus, nasus, orfus, rutilus, erythrophthalmus). Vergl. Cyprinus.

Schmalen, s. Kohlenbrennen.

Schmalenbeck, hannöv. Dorf, Stade, Bremen, Amt Ottersberg; 160 Einw.

Schmalenberg, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kant. Waldfischbach; Mühle; 520 E.

Schmalenbruch, lippe-schaumburg. Dorf, Amt Hagenburg; 140 Einw.

Schmalenbuche, schwarzburg-rudolstädt. Dorf, Amt Oberweißbach, unweit der Lichte; Glashütte; 280 Einw.

Schmalenfleth (Smalenfleth), oldenb. Dorf. Kr. Ovelgönne, Amt Rodenkirchen; 330 Einw.

Schmalensee, holstein. Dorf, Amt Segeberg; 260 Einw.

Schmalente (Ornith.), s. v. a. Anas Boschas grisea, s. Ente.

Schmaler, s. v. a. Hobel.

Schmaler Schrot, Art Beileisen.

Schmale Schriften, s. Schriftproben.

Schmale Tücher, s. Jagdtücher.

Schmalfeld, holstein. Dorf, Amt Segeberg; 380 Einw.

Schmalfelden, würtemberg. Pfarrdorf, Jartkreis, Oberamt Gerabronn; 240 Einw.

Schmalfliege (Entom.), Fliegengatt., s. v. a. Lauxania *Latr.*

Schmalflügler (Entom.), nach Oken, s. v. a. Helikonier (Doritis und Zerinthia).

Schmalfordern, hannöv. Pfarrdorf, Oberhoya, Amt Ebrenburg; 200 Einw.

Schmal geschlacht, s. v. a. Geschindelt.

Schmalgoldwespe (Entom.), Wespengatt., s. v. a. Cleptes *Latr.*

Schmalgroschen, die 1310 unter Friedrich dem Gebissenen in Sachsen geprägten kleinen Groschen, deren 12 auf einen Breitgroschen gingen.

Schmalhans (Ichthyol.), s. v. a. Alse, Clupea Alosa *L.*

Schmalhefe (Bot.), s. v. a. flachlige Heuhechel, Ononis spinosa *L.*

Schmalholz, s. Kohlenbrennen.

Schmaljungfer (Entom.), Netzflüglergatt., s. v. a. Aeschna *Fabr.*, s. Libellula.

Schmalkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Schmalbock, Leptura *L.*

Schmalkalde, ein auf dem Thüringerwald entspringender Nebenfluß der Werra; mündet bei Wernshausen.

Schmalkalden (Geogr.), kurhess. Kreis (Herrschaft), Prov. Fulda (sonst eigene Provinz), durch einen 3¼ Meilen weiten Raum vom Hauptlande geschieden und rings vom Auslande umgeben, nämlich von den Gebieten von Preußen, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Gotha. Seine nordöstliche Grenze läuft hoch über den Kamm des von Nordwesten gegen Südosten ausgestreckten Thüringer-Waldes, und von diesem zieht das Gebirg in mächtigen Bergen, theils in südwestlicher, theils in südlicher, theils in westlicher Richtung weiter. Hoch auf dem Grathe der Kette zieht der Rennsteig (Rennweg, Rynnesteig, Rynnestigk, s. d.), der bis auf wenige Ausnahmen die nordöstliche Grenze der Herrsch. S. bezeichnet. Von jenem Grathe steigt das Gebirg in verschiedenen Rücken zum Werrathale hinab, welche, meist wieder in einzelne Massen geschieden, nicht selten mit den schönsten Reizen der Bergnatur ausgestattet sind. Die herrlichsten Bergkuppen, geschmückt mit prächtigen Felspartien und weite köstliche Aussichten bietend, wechseln mit meist engen, tiefen Thälern, die bald durch freundliche Orte und das Getön der Hammerwerke belebt werden, bald still und einsam zwischen düsteren Felsenwänden hinziehen. Der Fall vom Inselberge bis Herrenbreitungen (etwa 3 Stunden) beträgt beinahe 2300′, bis S. (eben so weit) aber etwa 2200′. An der nordwestlichen Spitze des Kreises erhebt sich der große Weißenberg (2360′) mit dem Dreiherrensteine und sendet einen Rücken gegen Süden auf der Grenze hinab, der rechts vom Thüringer-Thale und dem Farrenbach und links von dem Beerbach und dem Laubenbach begrenzt wird und bei Eimenthal noch 1670′ Höhe hat. Unter dem höchsten Punkte liegt der Unterberberg, weiter herab der Rennsteig (Berg), der Judenberg, der Eichig und der Kohlberg, mit dem die Waldregion verschwindet. Durch den Mittelbeerberg wird der große Weißenberg mit dem östlich sich erhebenden Inselberg (s. d.) verbunden. Südlich unter ihm liegen der Kesberg und der Unterberg, zwischen denen und dem mehr südwestlich liegenden Gehege sich die an 1790′ über dem Meeresspiegel liegende brotteroder Thalweitung ausbreitet, durch welche die südlichen Abdachungen des Inselbergs begrenzt werden. Weiter östlich oder vielmehr südöstlich erhebt sich auf dem höchsten Gebirgskamme der große Wagenberg (2542′ hoch) und ihm zunächst der große Jagdsberg, von welchem das Gebirg sich mit zahlreichen grünen Kuppen zwischen dem laubenbacher Thale und der Schmalkalde bis zur Mündung der letztern in die Werra hinabsenkt, wo es mit dem Kiefelkopf über Mittel-S. und dem Famberg und dem Röthberg über S. endet. Unter den Höhen seiner Abdachungen zeichnet sich der Schartenkopf, vor allen aber der über 1910′ hohe Seimberg aus, dessen nördliche Abhänge das Thal von Brotterode gegen Süden schließen, über welches sein Gipfel sich nur wenig erhebt. Diesem zunächst an Höhe steht der große Gieselsberg. Von dem großen Wagenberge zieht dann der Gebirgskamm weiter gegen Südwesten bis zum Spießberge, von da aber in südlicher Richtung über den Streitgirn und die hohe Leite bis zu dem 2446′ hohen Rosengarten. Wild und vielfach zerrissen steigt das Gebirg von da abwärts zur Schmalkalde, und zwar meist in der Richtung von Nordost gegen Südwest. Vom Rosengarten an wird aber der Abfall ganz westlich, und südlich von demselben erhebt sich die Kuppe des Sperrhügels mit ihren beiden gegen Norden und Süden ausgestreckten Armen; unter den Höhen, welche nach Innen zu liegen, sind der Rödersberg, der Körnberg und der Rudelshagen zu bemerken. Am südlichen Ende des Sperrhügels nimmt der Hochrücken des Gebirgs wieder eine südöstliche Richtung und streift über den 2850′ hohen Donnershauk bis an die östlichste Spitze des Kreises, vor den Harzwald. Ein Labyrinth von Bergen steigt da

empor, wenn auch nur kurz gegen das rechte Ufer der Schwarza abfallend, doch um so schroffer und um so reicher mit Klippen geschmückt und durch wildromantische Thäler zerschnitten. Zu den innern Höhepunkten gehören der Hohenberg nördlich über Unterschönau und der Heilenberg über Oberschönau. Während vom Harzwald der Hauptrücken weiter hinauf zum Schneekopf steigt, sendet er zugleich auf der Grenze des Kreises einen mächtigen Arm gegen Südwesten. Hier liegt der Schützenberg und, durch einen Thaleinschnitt von diesem getrennt, der gebrannte Stein mit seinem 2778′ hohen breiten Felsenhaupt. Ebenfalls durch ein tiefes Thal geschieden, erhebt sich der kegelförmige 2660′ hohe Rupberg und der diesem an Höhe nicht nachstehende und mit kahlen Felsen geschmückte große Hermannsberg südlich über Oberschönau. Im Süden von S. bildet der schon außer den Grenzen liegende glatte Dollmar einen untergeordneten Gebirgsstock, von dem die Höhen ausgehen, welche mit dem kleinen Dollmar und dem Behnberge über die Grenze treten und längs der Stille bis S. ziehen, während die Berge zwischen der Stille, der Schwarza und dem Asbach dasselbe mit dem eigentlichen Thüringer-Wald verbinden. — Schon im 16. Jahrhundert war die Klage über den traurigen Bestand der schmalkaldischen Waldungen groß, und sie wuchs noch mehr, als seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der Bergbau nebst dem Hütten- und Hammerbetrieb sich verstärkten, indem ohne Ordnung und Plan namentlich das Grubenholz aus den Waldungen gehauen, an Nachpflanzungen aber nicht gedacht wurde. Auch wurde vor dieser Zeit vieles Holz auf der Werra verflößt. Auf diese Weise haben viele Berge sogar ihre Erdkrume verloren und zeigen gegenwärtig nur kahle Schädel oder niederes Gebüsche; nur auf den höchsten Rücken des Gebirges findet sich noch reicher und kräftiger Hochwald, der übrigens weniger aus Laubholz, als aus Nadelholz besteht. Unter den Waldererzeugnissen verdient vorzüglich die Preißelbeere erwähnt zu werden, die gesammelt und versendet wird. — Alle Gewässer des Kreises haben ihren Lauf zur Werra, die indeß selbst den Kreis nur an einigen wenigen Stellen seiner Grenze berührt, so daß das schmalkaldische Gebiet nur von Bächen durchflossen wird. Die bemerkenswerthesten derselben sind: die Schwarza, die Schmalkalde, der Fambach, die Druse, die Schweina (s. d.). — Auf dem so gebirgigen und meist so hoch gelegenen Boden S.s nimmt der Ackerbau nur einen sehr untergeordneten Platz ein. Nur auf sanfteren Abdachungen, so wie auf geschützten Mittagsseiten und Flächen findet sich im Gebirge ein kümmerlicher Feldbau, dem Kälte und Schnee kaum 3 Monate Zeit zum Gedeihen lassen, und dessen noch ungereifte Früchte nicht selten schon im September vom Schnee überrascht werden. Die kultivirten Früchte beschränken sich auf einiges Sommergetreide (Sommerroggen, Sommergerste und Hafer), vorzüglich aber sind es Kartoffeln. Erst bei der Stadt S. beginnt der Ackerbau eine größere Ausdehnung zu gewinnen, und von da bis zum Werrathale wird er sogar zum hauptsächlichsten Nahrungszweige. In diesen breiten und sonnigen, vor Stürmen geschützten Thälern und Bergflächen herrscht ein zwar sandiger, aber doch ergiebiger Boden, welcher leicht zu bestellen ist und die Anstrengungen des Landmanns in der Regel reichlich belohnt. Die besten Gemarkungen sind die von Herrenbreitungen und Barchfeld. In diesen findet sogar außer dem Getreidebau auch ein ansehnlicher Tabaksbau Statt, für welchen z. B. im Jahr 1840 230 Acker verwendet wurden; auch Flachs und Hanf werden da gewonnen. Doch reicht dieser Feldbau, der im Ganzen kaum $^3/_4$ des Bodens einnimmt, bei Weitem nicht aus, die Bedürfnisse des reich bevölkerten Bezirks zu befriedigen, und das Fehlende, besonders an Weizen und Rogen, muß aus Sachsen und Franken eingeführt werden. Dagegen ist der Wiesenbau um so vortrefflicher, selbst bis hoch in das Gebirg, und derselbe wird mit ausgezeichnetem Fleiße gepflegt. Deshalb findet sich hier auch eine vortreffliche Rindviehzucht, und man zählt an 1800 Ochsen und an 6230 Kühe und Rinder. Um so dürftiger ist aber die Anzahl der Pferde, welche wenig mehr als 400 beträgt. Ueberhaupt findet sich das Pferd auch nur in den untern Thälern, während hoch im Gebirge dasselbe gar nicht angetroffen wird. Auch die Schafzucht (kaum 10,000 Stück) und die Anzucht der Schweine (1500 Stück) sind nicht von Bedeutung, und nur der Bestand der Ziegen ist wieder reicher und beträgt über 2200. Dagegen werden viele Hämmel gemästet. Indessen ist der Landbau auch nicht die eigentliche Erwerbsquelle des Schmalkalders, sondern diese besteht vor Allem in dem Bergbau und der Feuerarbeit. Sicher sind beide schon uralt, indem sonst wohl den Menschen nichts hätte bewegen können, in diesen rauhen Gebirgen sich niederzulassen. Dennoch finden sich nicht früher als 1316 die ersten Nachrichten von dem schmalkaldischen Bergbau, und zwar von Eisengruben, welche bei Wallenburg lagen, von den Feuerarbeitern dagegen zuerst 1408 die Zünfte der Stahl-, Schwert- und Klingenschmiede, der Messerer, der Sichelschmiede ꝛc.; übrigens wurden im J. 1420 zu S. schon Kanonen gegossen. Was den Bergbau und die Hütten- und Hammerwerke des Kreises betrifft, so werden diese alle durch Gewerkschaften betrieben, welche, dieselben von der Landesherrschaft als Lehen tragend, unter der Aufsicht und Leitung des Bergamts zu S. (früher unter der des Bergrichters zu Suhl) stehen und dem Staate den Zehnten entrichten, wogegen dieser ihnen das Holz zum Grubenbaue forstfrei abläßt. Wie schon hinsichtlich des Bergbaues auf Eisenstein jene älteste Nachricht aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts auf die Gegend von Aue-Wallenburg hinweist, so findet man denselben auch jetzt noch daselbst, nämlich östlich von Wallenburg am Stahlberg und westlich davon an der Mommel, wo 2 Haupt- und weiter im Gebirge 12 Nebengruben durch 120—130

Arbeiter gebaut und über 28,000 Tonnen (à 5⅓ kasseler Kubikfuß) Eisenstein gefördert werden, von denen 4000—5000 ins Ausland gehen. Früher und bis in das 17. Jahrhundert waren auch Eisensteingruben um Brotterode und von da im Thale des Laudenbachs herab, ja noch im vorigen Jahrhundert bestand bei Brotterode eine herrschaftliche Grube. Für die Verarbeitung des Eisenerzes bestehen zahlreiche Gewerke. So finden sich 7 Blauöfen mit 30 Schmelzen, welche jährlich an 37,000 Centner Roheisen und Rohstahleisen liefern, wovon an 11,000 Centner ins Ausland verkauft werden; 13 Eisenhämmer mit eben so viel Frischfeuern, von denen 7 das ältere Kaltfrischen und 6 die neuere Warmfrischmethode haben und die jährlich an 12,000—13,000 Centner Stabeisen bereiten. Die Zahl der dabei beschäftigten Hammerschmiede beläuft sich auf 60. Für die Bereitung des Stahles bestand bis in das 16. Jahrhundert nur 1 Schmelzofen, der an der Schmalkalde bei S. liegende, und 12 ebenfalls an der Schmalkalde liegende Hammerwerke. Diese Werke wurden aber seit 1553 durch Johann Steitz, der damals mit 3 Theilen des Stahlbergs von dem Grafen Wilhelm v. Henneberg belehnt wurde, vermehrt, ungeachtet der Protestationen der Stahlschmiede und selbst auch der Stadt S., von denen jene sich auf ihre Zunftordnung beriefen, wonach 4 Meilen um S. kein Stahl von Fremden bereitet werden sollte. Indem Steitz sofort nach der erhaltenen Belehnung den Bergbau im Stahlberge möglichst groß angriff, erkaufte er auch einen Eisenhammer zu Asbach und errichtete an dessen Stelle 2 Hochöfen und 1 Stahlhammer mit 4 Feuern. Einen andern Eisenhammer daselbst erkaufte darauf ums Jahr 1565 sein Schwiegersohn, der denselben in 1 Stahlhammer mit 2 Feuern verwandelte, gleichwie seine Söhne 2 Eisenhämmer zu Druses und Klein-S. in Stahlhämmer, jeden mit 2 Feuern, umbauten. Auch zu Bensshausen legte Steitz 1 Stahlhammer mit 2 Feuern an. Für alle diese Hämmer diente jedoch die Hütte zu Ansbach. Von diesen Hämmern gingen 2 wieder ein, gleich einem andern, welchen die Gebrüder Clement 1579 zu Reichenbach angelegt hatten. Es bestanden also nunmehr 14 Stahlhämmer in der Herrschaft S., wovon die 12 der Stahlschmiede zur Bereitung von 5000, die beiden der steitzschen Erben aber zur Bereitung von 800 Cntr. Stahl berechtigt waren. Die Zahl der Hämmer wurde indeß später noch weiter vermehrt, nachdem Dr. Happel 1655 die Erlaubniß erhalten hatte, noch einen unter dem sloher Berge anzulegen, und zwar mit der Berechtigung, jährlich 400 Cntr. Stahl zu produciren. Von diesen 15 Hämmern sind jedoch 3 schon seit Jahren wieder eingegangen, und nur ihr Recht besteht noch fort. Von den übrigen 12 wurden in neurer Zeit noch 2 in andere Werke verwandelt; von dem auf 10 herabgesunkenen Reste aber lagen 1838 2 kalt, und nur 6 wurden vollständig und 2 mit halben Zahlen betrieben. Diese hatten 40—50 Schmiede und lieferten 2900—3000 Centner Stahl, ein Viertheil weniger, als in ihrer Blüthezeit. Der Werth dieser Produktion, der sich in neurer Zeit um 25,000 Thlr. gesteigert hat, wird auf 118—119,000 Thlr. veranschlagt. Die Schmelzung des Eisens, zu welchem man meist Brauneisenstein verwendet, wird theils in kleinen Blau- oder Stücköfen, theils in hohen Blauöfen vorgenommen. In den erstern geschehen täglich 3 Güsse, welche wöchentlich an 70 Centner geben; in den letztern, bei welchen alle 1½—2 Stunden gestochen wird, werden dagegen wöchentlich 250—260 Centner gewonnen. Zur Stahlbereitung wird beinahe nur der Spatheisenstein des Stahlbergs benutzt, dem man nur einen geringen Zusatz von anderm Eisenstein zu geben pflegt. Alle 2 Stunden wird das Rohstahleisen in eine runde Grube von Sand und Kohlenstaub abgelassen und der Stahlkuchen durch Wasser gekühlt. Ein Ofen liefert alle 24 Stunden an 30 Centner Rohstahl. Der Kohlenmangel beschränkt indeß die Thätigkeit der Oefen, so daß nur 1 Ofen (die Happelshütte) unausgesetzt im Betrieb ist; die übrigen dagegen sind dies nur die Hälfe des Jahres über. Ein großer Theil des Stabeisens und des Stahls wird auf 16 Zainhämmern durch 57 Arbeiter durch Auszainen in verschiedener Stärke zur weiteren Verarbeitung im Kleinfeuer vorbereitet. Die Zainer bilden eine eigene Zunft, aber nur die der Stadt S. haben das Recht des Zainens von Ablesstahl. Außerdem bestehen auch noch 3 Reckhämmer, welche Ambosse, Hämmer und andere schwere Werkzeuge bereiten, so wie für die gröbere Bereidung des Stabeisens 7 Drahtziehwerke mit 42 Zangen, 15 Leiern und 6 ausschließlich dazu gehörigen Zainhämmern, durch welche mittelst 60 Arbeitern jährlich an 2400 Centner Draht, vom feinsten Klavierſaiten- bis zum stärksten Kupferschmiedsdraht, bereitet werden. Außer dem einheimischen Eisen beziehen die Drahtziehwerke auch einen Theil ihres Bedarfs aus dem benachbarten Gothaischen von Zelle und Mehlis, so wie aus der Gegend von Suhl. Der Draht wird theils als solcher in den Handel gebracht, theils wieder von den Handwerkern zu Stahlfedern, Ringen, Schnallen, Ketten aller Art u. zu andern dgl. Artikeln verarbeitet. Um nicht nur das zu große Zersplittern der gewerkschaftlichen Hütten- und Hammerwerke zu verhüten, sondern auch das Aufkommen neuer Werke zu erleichtern, wurden durch die Gewerbordnung für das schmalkaldische Hütten- und Hammerwesen von 1827 mehre Bestimmungen getroffen, deren wohlthätige Folgen nicht zu verkennen sind. Darnach soll keine weitere Theilung eines Hammerwerks und des dazu gehörigen Hüttentheils und der Schmelzrechte Statt finden; jeder Gewerke soll das Recht haben, die Aufhebung der Gewerkschaft zu verlangen; keiner soll mehr als 1 Schmelzofen mit 6 Eisenfrisch- u. Rohstahlfeuern an sich bringen; jedem steht es frei, neue Hütten- u. Hammerwerke anzulegen, wobei jedoch die alte Beschränkung beibehalten werden soll, daß dieses zum Zwecke des Stahlzainens nicht außer der Gemarkung der Stadt S. geschehen darf ꝛc. Während 1827 sich nur 1 Hammer in einer Hand befand, war dieses 1834 schon mit 4 der Fall. —

Der gewonnene Stahl und das Stabeisen werden durch zahlreiche Kleinfeuer-Arbeiter, welche über den ganzen Kreis verbreitet sind, zu den mannichfaltigsten Gegenständen verarbeitet. Schon seit dem Mittelalter waren diese Arbeiter in verschiedene Zünfte vertheilt. Da jedoch im Laufe der Zeit sich Manches geändert hatte, so daß einzelne Zünfte beinahe verschwunden waren, fand die Regierung es für zweckmäßig, ihre Zahl durch Verschmelzung einzelner Zünfte, je nachdem sich dieselben zu einander fügten, auf 12 zu vermindern. Es sind dieses: a) die Zunft der Ahlenschmiede, welche sich auf die Stadt S. beschränkt; dieselbe liefert alle Schuhmacher- und Sattler-Ahlen (Orte), Pflöcke rc. jeder Art, Hecheleisen, Packnadeln und alle Arten weißer, geschliffener und schwarzer Schusterzwecke. Im J. 1838 zählte man 124 Meister mit 110—120 Gesellen und Lehrlingen. b) Die Zunft der Buchsenmacher und Waffenschmiede, welche den ganzen Kreis umschließt, besteht aus 34 Meistern. c) u. d) Die beiden Zünfte der Nagelschmiede, von denen die eine die westliche, die andere die östliche Hälfte (das Amt Hallenberg) des Kreises umfaßt, wurden aus den Zünften der Nagel-, Hufnagel- und Zweckenschmiede gebildet und bereiten alle Arten schwarzer und verzinnter Nägel, so wie auch schwarze ungehauene Zwecke. Ueber 500 Meister gehören dazu, mit beinahe eben so vielen Gehülfen u. Lehrlingen. e) Die Zunft der Feilenhauer, welche nicht auf einen bestimmten Bezirk beschränkt ist, bereitet Feilen und Raspeln aller Art. f) u. g) Die in zwei Zünfte getrennten Messermacher, von denen die eine sich auf das Amt Brotterode beschränkt, wurden aus den Zünften der Messermacher, der Klingen-, Scheeren- und Gabelschmiede gebildet. Dieselben bestehen aus 90 Meistern und beschäftigen sich mit der Verfertigung von Messern, Gabeln und Scheeren. h) u. i) Die beiden Zünfte der Schlosser und Zeugschmiede, von denen die eine nur das Amt Hallenberg, die andere das übrige Gebiet umfaßt, wurden vereinigt aus den Handwerkern der Nieth-, Loth- und Fremdwerker- (Fremdberger-) Schlosser, der Zeug- und Bohrschmiede, der Gürtler, der Nadler und der Spicknadelmacher. Die Schlosser zählen an 200, die Zeugschmiede etwa 45 Meister. Sie liefern Thür- und Fensterbeschläge, Schlösser, Zangen, Zirkel, Bohrer, Aexte, Beile, Gebisse, Sporen, Steigbügel, Schnallen, Angeln rc., auch alle Arbeiten aus Messing und schwarzem Eisenblech. k) Die Zunft der Schnallenschmiede umfaßt nur das Amt Brotterode, enthält an 80 Meister und eben so viele Gehülfen und bereitet Schnallen, Gebisse, Kummetbügeleisen, Ringe, Steigbügel, Sporen rc. l) Die Zunft der Huf- und Grobschmiede, welche dem ganzen Kreise gehört, enthält an 74 Meister und beinahe eben so viele Gehülfen und schafft Fuhrwerksbeschläge, Ackergeräthschaften, Viehbeschläge, Hufnägel, grobe Thüren- und Thorbeschläge, Aexte, Beile, Ringe, Ketten rc. m) Die Zunft der Blecharbeiter, welcher ebenfalls der ganze Kreis gehört, die aber nicht mehr als 20—25 Meister enthält, ist aus den eigentlichen Blechschmieden, den Striegelmachern, den Pfannenschmieden und den Kupferschmieden gebildet worden und liefert alle Arbeiten aus Eisenblech und aus geschlagenem oder gewalztem Kupfer und Messing. Die Zahl der sämmtlichen Kleinfeuer-Arbeiter beträgt an 2100. Durch dieselben werden alljährlich an 12,500 Centner Stabeisen und 2300 Centner Stahl verarbeitet, eine Quantität, welche jedoch nur theilweise aus dem Inlande bezogen wird, indem auch die fuhler Werke etwa 1500 Centner Stabeisen u. 100 Centner Stahl dazu beitragen. Der Werth der erzeugten Fabrikate wird zu einer halben Million Thaler angeschlagen. Diese Fabrikate sind unter dem Namen schmalkalder Waaren bekannt (worunter jedoch auch die Erzeugnisse von Suhl rc. mitbegriffen werden) und gehen theils durch inländische Kaufleute, theils durch Hausirer durch alle Welt. Mancherlei Zustände haben leider auf den Wohlstand der schmalkaldischen Kleinfeuer-Arbeiter nachtheilig eingewirkt, wozu jetzt namentlich die Grenzsperre von Rußland und Polen gehört; mehr als dieses ist es jedoch der handwerksmäßige Betrieb und das zünftige Festhalten am Alten, in Folge dessen sie der von allen Seiten andrängenden Konkurrenz nicht mehr gewachsen sind. Was ihnen deshalb vor Allem Noth thut, ist Loszreißung vom Herkommen und Vervollkommnung ihrer Erzeugnisse. Außer Eisen und Stahl besitzt die Herrschaft S. auch noch andere mineralische Erzeugnisse. Früher bestanden an verschiedenen Orten, namentlich zu Brotterode, Seligenthal, Asbach, Steinbach-Hallenberg, Aue-Wallenburg, Herges-Vogtei rc. Kupferbergwerke. Noch 1677 ließ Landgraf Karl zu 2 schon bestehenden Kupferhämmern zu Steinbach-Hallenberg und Brotterode noch einen dritten zu Herges-Vogtei erbauen; indessen jene Bergwerke sind schon lange auflässig geworden, und auch die seit 1584 (durch Landgraf Wilhelm IV.) bis jetzt oft wiederholte ten Versuche zur Auffindung eines baumürdigen Steinkohlenlagers haben noch zu keinem günstigen Resultate geführt. Einer der letzten Versuche fand bei Kleins. Statt, lieferte aber 1838 nicht mehr als 330 Kubikfuß Steinkohlen; dagegen findet man Kobalt bei Asbach; Torf bei Wahlers; schönen Alabaster und Baugyps vorzüglich bei Beierode; Schwers- und Fettspath, der, gemahlen, an Bleiweißfabriken abgesetzt wird, bei Aue-Wallenburg, an der Mommel rc.; Braunstein am Arzberge bei Steinbach, am Seimberg und im brotteröder Gehege; Kalk an vielen Orten; vortreffliche Sandsteine (der älteren Formation) bei Flohe und Rotterode; Kohlensandstein bei Oberschönau, Flohe und Seligenthal, und an 27 Brüche auf bunten Sandstein. In den sämmtlichen Sandsteinbrüchen sind an 80 Arbeiter beschäftigt, und der Werth des Geförderten wird auf jährlich 25—26,000 Thlr. geschätzt. Große Lager des mannichfaltigsten Porphyrs heben sich zu Bergen empor; weite Massen von Granit liegen ausgebreitet, aus denen Gypsplatten zu Messingwerken und Mühlsteine zur Blaufarbenwerke bereitet werden; auch findet man schöne Achate, Quarzkrystalle, Jaspis, Amethysten

ꝛc. — Außer dem Bergbau und den Feuerarbeiten, so wie dem Handel mit schmalkalder Waaren bestehen übrigens auch noch mancherlei andere Gewerbe. Wir erwähnen davon zuerst, als jenen zunächst stehend, der Köhlerei. Dieselbe wird vorzüglich in dem östlichen Gebirge, namentlich von Ober- u. Unterschönau, betrieben, ist aber in Folge des schlechten Bestandes der Waldungen bei Weitem nicht mehr so bedeutend, wie früher, so daß ein großer Theil des Kohlenbedarfs vom Auslande (besonders aus den gothaischen Waldungen) bezogen werden muß, was nicht selten durch die sogen. Mützenköhlerei geschieht. Der Mützenköhler entwendet nämlich auf gothaischem Boden, in den unwegsamsten Gebirgsschluchten, das Holz zu einem Meiler, welchen er in einem Tage ausbrennen kann, und trägt die so gewonnenen Kohlen, unter dem Schutze der Nacht, in seine Hütte. Ferner ernähren sich viele mit Holzhauen, Arbeiten in Holz, Korbflechten ꝛc. Auch bestehen Tuch- und Barchentfabriken zu S., Tabaksfabriken zu Brotterode, mehre Lohgerbereien, 7 Branntweinbrennereien, mehre Bierbrauereien ꝛc. — Von allen Seiten wird der Kreis von Kunststraßen durchkreuzt, die sogar über die höchsten Bergrücken führen. Während den westlichen Theil die nürnberger Straße durchzieht, gehen von dieser Nebenstraßen nach Brotterode u. nach der Stadt S. ab. Von letzterer führen Straßen nach Herges-Hallenberg (fuhler Straße) u. nach Brotterode. Eine andere, die Eisensteinstraße, läuft von Steinbach-Hallenberg über Aue-Wallenburg bis Siebenstein und verbindet sich in Schnellbach mit der gothaischen Straße. — Der ganze Kreis, der in die 4 Gerichtsbezirke S., Brotterode, Herrenbreitungen und Steinbach getheilt ist, umfaßt 5¼ □M., von denen 2⅝ vom Walde, 1½ vom Pfluglande und ¾ von Wiesen und Gärten eingenommen werden. Außer der Stadt S. hat der Kreis noch 4 Marktflecken, 33 Dörfer und 23 Höfe mit etwa 27,000 Einwohnern. — Die Schmalkalder sind ein kräftiger, schöner Menschenschlag u. ein biederes, gastfreies Völkchen, voll Betriebsamkeit und voll Fleiß. In aller Frühe steht der Feuerarbeiter schon an der Esse und dem Amboß und arbeitet noch rastlos, wenn schon die Sterne herabfunkeln, und seine Erquickung bei so mühseligem Tagewerk sind Kartoffeln, trockenes Brod und selten mehr als Wasser. Aber auch voll Muth ist der Schmalkalder, und der Brotteröder gilt für den Muthigsten. Hat auch die Kleidung des Mannes alles Nationelle verloren, so ist solches doch bei der des weiblichen Geschlechts noch erhalten, jedoch nach den einzelnen Thälern verschieden, gleich der Sprache, die im Allgemeinen nicht wohlklingend und für den Fremden nur schwer verständlich ist. Am schönsten ist die Kleidung der Brotteröder und im steinbacher Grunde. In dem letztern namentlich trägt das Weib einen kurzen braunen sogen. Beiderwands; die Wohlhabendern aber tragen einen dunkelfarbigen, stark mit schwarzem Bande besetzten Tuchrock, im Winter auch wohl eine Pelzjacke. Der Kopfputz, der anderwärts aus einem turbanähnlich, gar zierlich um den Kopf gewundenen Tuche besteht, zeigt hier eine hohe, reich mit schwarzen Bändern geschmückte Mütze (Petze genannt). Auch möchte wohl der Bewohner des steinbacher Grundes unter den Schmalkaldern den muskulösesten Körper besitzen; selbst die Steinbacherin trägt 2—2½ Centner schwere Bürden auf ihrem Rücken über die höchsten und steilsten Berge hin. Uebrigens zeichnet sich der Steinbacher auch durch eine größere Hinneigung zum Genuß des Branntweins vor den übrigen Schmalkaldern aus. — Ein besonderer Zug des Schmalkalders ist noch seine große Liebe zur Reinlichkeit. Jeden Sonnabend wird das Haus gescheuert und geputzt; sogar das Weib des armen Eisenarbeiters reibt den Fußboden, die Treppe und die Tische, so wie alles Küchengeräth, und so wie in Holland werden die Hausflur und die Thürtritte mit Kalk angestrichen und mit Sand bestreut. Mag auch der Mann in der Woche geschwärzt von Ruß und Kohlenstaub erscheinen, am Sonntag ist er nett und rein, und weiße rein iche Wäsche schmückt s inen Körper. Fest hängt der Schmalkalder am Alten und Hergebrachten, und nur schwer ist solches ihm zu entreißen. Wie überhaupt die Bewohner des Thüringer-Waldes sich durch ein musikalisches Talent auszeichnen, so fehlt dasselbe auch den Schmalkaldern nicht, aus denen schon mancher tüchtige Musiker hervorgegangen ist. — Eine besondere Eigenthümlichkeit im Schmalkaldischen sind die vielen Klöpfe, welche sich vorzüglich zahlreich bei dem weiblichen Geschlechte finden. — 2) Landgericht daselbst; umfaßt 1 Stadt, 18 Dörfer und 4 Höfe mit etwa 12,300 Einwohnern; — 3) Stadt und Hauptort das., Sitz des Kreisgerichts, eines Landgerichts und eines Bergamtes, an der Vereinigung der Stille mit der Schmalkalde, in einem rings von Bergen umschlossenen Thal; doppelte Ringmauern mit einem breiten, jetzt in Gärten verwandelten Graben zwischen beiden, 3 Thore, 3 Vorstädte, Schloß (Wilhelmsburg), 2 Kirchen, Rathhaus, Hospital, Progymnasium, Handwerksschule; Eisenhammerwerk, Blechhammer, Schmelzofen, Gewehrfabrik mit Rohrs- und Rechthammer, 27 metallurgische Wasserwerke, sehr viele Eisenarbeiter, namentlich 124 Ahlenschmiede, auch 2 Tuchfabriken, Lichterzieherei, Buchdruckerei, viele sonstige Gewerbe, 2 Loh- u. 6 Mahlmühlen; gegen 5500 Einwohner. — Geschichtliches. S findet sich zuerst im Jahre 874 erwähnt. Später wurde über demselben die Burg Wallrab erbaut und im Anfange des 13. Jahrhunderts, nachdem schon ein Augustiner-Mönchskloster daselbst entstanden war, das seitherige Dorf von den Landgrafen von Thüringen zur Stadt erhoben. Nachdem S. in der Mitte des 13. Jahrhunderts an die Grafen von Henneberg gekommen war, wurde dasselbe vom Grafen Berthold von Henneberg nach 1315 stärker befestigt und auf dessen Betrieb 1335 vom Kaiser mit den Stadtrechten von Gelnhausen begnadigt. Derselbe stiftete auch 1319 neben der alten St. Jakobskapelle am Schloßberge ein Kollegialstift, aber erst sein Sohn Berthold, welcher 1340 auch das Schloß Wallrab erneuerte, brachte die Stiftskirche 1341 zur Vollendung. Im Jahr

1360 wurde die Stadt zur Hälfte hessisch. Später kam dieselbe mit dem Grafen von Henneberg in einen Streit, in Folge dessen sie 1408 in die Reichsacht verfiel, welche erst 1410 wieder aufgehoben wurde. Im Jahr 1492 brannte das Reitershor und ein Theil der weidenbrunner Vorstadt nieder. Als sich 1525 weithin die Bauern erhoben, um das auf ihnen lastende Joch abzuwerfen, schloß auch die Stadt S. sich dem Aufstande an, und es wurden nicht nur das Stift und das Kloster verwüstet, sondern die Stadt faßte auch den Entschluß, sich reichsunmittelbar zu machen. Indessen die Niederlage der Bauern zu Fulda benahm den Bürgern den Muth, und sie baten flehend um Gnade. Nachdem sie mit einer schweren Geldstrafe belegt worden, wurden ihnen auch die kaiserlichen Privilegien genommen und 5 von ihnen, welche an der Spitze des Aufruhrs gestanden hatten, auf öffentlichem Markte enthauptet. Statt des kaiserlichen Privilegiums gaben ihre Herren 1547 neue Statuten. Hatte auch S. seither nur die Bedeutung einer jeden andern Stadt ihres Ranges gehabt, so sollte ihr Name doch bald höher verherrlicht werden, indem die evangelischen Reichsstände, genöthigt, sich zu einigen, S. zum Orte ihrer Zusammenkünfte wählten. Die erste Versammlung fand vom 29. November bis 4. December 1530 Statt, die zweite wurde am 22. Decbr. 1530 eröffnet; doch erst auf einer dritten, welche am 19. Februar 1531 erfolgte, kam jener denkwürdige Bund zu Stande, den die Geschichte mit dem Namen des schmalkaldischen Bundes (s. d.) belegt hat. Dieser Zusammenkunft folgten später noch 6 andere (1531, 1535, 1536, 1540 u. 1543). In S. bewegte sich während dieser Zeit ein glänzenderes Leben, als jemals. Auch erließen Luther, Melanchthon, Amsdorf, Agricola, Spalatinus u. andere protestantische Theologen auf dem Tage im J. 1537 die schmalkaldischen Artikel (s. d.). Daß die Stadt sich damals schon der Reformation zugewendet hatte, bedarf kaum besonders hervorgehoben zu werden. Schon 1528 begann der protestantische Gottesdienst in der Pfarrkirche, doch wurde das Stift erst 1545, das Augustiner-Kloster aber erst 1548 aufgehoben und namentlich das letztere mit seinen Einkünften 1568 der Stadt zur Errichtung einer Schule überlassen. Schon früher hatten Seuchen mehre Male die Stadt heimgesucht; am schrecklichsten war dieses jedoch 1566 der Fall, wo nicht weniger als 1700, auf den Dörfern aber an 600 Menschen starben. Im Jahr 1583 endlich wurde S. ganz hessisch. Später führte Landgraf Moritz die reformirte Lehre ein, fand aber dabei so entschiedenen Widerstand, daß er erst nach Entwaffnung der Bürger und durch die Furcht vor Gewalt seine Absicht durchsetzen konnte. Im Jahr 1627 kam S. pfandschaftlich an das Haus Hessen-Darmstadt und wurde erst 1646 am 9. August von den Niederhessen wieder erobert. Tief verarmt und entvölkert stand die Stadt am Ende des 30jährigen Krieges. Der fortwährende Wechsel der Besatzungen, Plünderungen und Brandschatzungen, ein Brand, der 1630 40 Gebäude vor dem weidenbrunner Thore zerstörte, Seuchen, welche namentlich 1635 an 200 Menschen wegraffien; Alles hatte zusammengewirkt. An 200 Bürger waren allein ausgewandert. Als im Jahr 1806 das Kurfürstenthum Hessen dem Zorne des großen Kaisers erlag und die alten hessischen Krieger wie Feiglinge ihre Waffen niederlegen mußten, da erhoben sich an verschiedenen Orten in Hessen drohende Aufstände, die freilich, da sie ohne Zusammenhang waren, eben so schnell wieder unterdrückt wurden. Auch im Schmalkaldischen war dieses der Fall, indem im December 1806 die Gebirgsbewohner, namentlich die Brotteröder, sich erhoben und S. eroberten, wo sie 18 französische Kanonen erbeuteten. Aber die meisten mußten ihre Tollkühnheit schwer büßen, und mehre wurden sogar deportirt. — 4) S. v. a. Klein- und Nieder-S.

Schmalkalder Eisen- und Stahlwaaren, s. Schmalkalden.

Schmalkaldische Artikel, s. Symbolische Bücher.

Schmalkaldische Bundesthaler (Num.), Schauthaler zur Erinnerung an den schmalkaldischen Bund von 1535 und 1543.

Schmalkaldischer Bund und Krieg. Bis zum Reichstage zu Augsburg 1530 hatten die protestantischen Fürsten immer noch einen bewaffneten Schutz des Werkes der Reformation gegen den Kaiser für unerlaubt gehalten. Allein die Beschlüsse der Majorität des genannten Reichstags, die drohende Stellung, welche dieselbe einnahm, so wie der Umstand, daß der Kaiser ganz von ihr beherrscht worden war, weckten das Nachdenken der Protestanten und brachten sie auf andere Gedanken. Hatten sonst die Theologen den Fürsten gerathen, den Kaiser in ihren Ländern nach Belieben schalten und sie, die Prediger, selbst vorfordern zu lassen, so wandte man ihnen jetzt ein, daß ein ähnliches Verfahren in keiner andern Sache Herkommens seyn würde, und der Kaiser eine solche Gewalt gar nicht besitze. Allmählig brachen sich nun Ideen über die deutsche Verfassung Bahn. Man bemerkte, wenn die Fürsten dem Kaiser gehuldigt, so habe auch dieser dagegen ihnen einen Eid geleistet, den er halten müsse: die Fürsten seyen die Erbherren, der Kaiser gewählt. Eine Lehre, die noch lange Zeit zum Durchbruch brauchte, ward ebenfalls damals aufgestellt: die Lehre, daß die Verfassung des deutschen Reichs nicht monarchischer, sondern aristokratischer Natur sey. „Die Stände regieren mit dem Kaiser, und der Kaiser ist kein Monarch.“ Diesen Behauptungen setzten die Theologen nun nichts mehr entgegen. „Wir haben nicht gewußt“, sagten sie, „daß solches der Obrigkeit Rechte selbst geben“. Auf Luther machte es noch besondern Eindruck, daß, wie er schon immer bemerkt hatte, der Kaiser gar nicht selbstständig verfuhr, sondern nach dem Rathe des Papstes und der deutschen Fürsten ging. Man urtheilte, er sey kein Mehrer des Reichs, sondern ein Hauptmann und Geschworner des Papstes. Die Feinde hoffen, drückt sich Luther aus, daß man sich nicht wehren werde; wollen sie aber Ritter werden an dem Unsern Blut, so sollen sie es mit Gefahr und Sorgen werden. Und auf diesen Grund nun trug Sachsen bei den versam-

melten Ständen auf ein Bündniß zur Gegenwehr selbst wider den Kaiser an. Man habe ihn bei frühern Vereinigungen fast immer ausgenommen, doch könne das nichts helfen, da die Partei der Gegner sich des kaiserlich. Namens bediene. Aber diese Ansicht theilten Nürnberg und Markgraf Georg noch keineswegs; denn die Gutachten ihrer Theologen u. Juristen waren bei Weitem nicht so unzweifelhaft ausgefallen. Nürnberg erklärte sogar, auf widerwärtige Rathschläge, wie diese, könne es einen so wichtigen Beschluß nicht gründen. Die übrigen Protestanten aber, schon immer gewohnt, sich an Sachsen zu halten, oder sogar erfreut, daß es frühere Widersprüche jetzt selbst aufgebe, erklärten sich vollkommen einverstanden. Alles dies machte sich seit dem 22. December 1539 zu Schmalkalden ab, wo Johann von Sachsen, Ernst von Lüneburg, Philipp von Hessen, Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, von denen letzterer zugleich die Stimme von Grubenhagen führte, so wie die Abgeordneten mehrer Städte zusammen gekommen waren. Es ward hier der Entwurf eines Verständnisses gemacht, worin man sich zwar sehr hütete, den Kaiser zu nennen, und die Absichten, welche gefürchtet wurden, nur mit den unbestimmten Worten andeutete: „es lasse sich an, als werde darauf gedacht, die Anhänger des reinen Wortes Gottes zu unterdrücken", allein den Kaiser in Hinsicht der Gegenwehr doch auch nicht mehr ausnahm. Die Verbündeten verpflichteten sich, demjenigen von ihnen, der um dieses göttlichen Wortes willen angegriffen werde, zu Hülfe zu eilen. Ja sie wollten dies auch dann thun, wenn der Angriff unter einem andern Vorwande geschähe, wofern sie ermessen würden, daß der eigentliche Grund das göttliche Wort wäre. Hieß es dann weiter, der Bund solle nicht wider den Kaiser, noch g gen sonst Jemanden gerichtet seyn, so wollte das nichts Anderes sagen, als daß man Niemand angreifen, sondern sich nur vertheidigen werde. Vor Allem beschlossen sie, wenn einer von ihnen von dem kaiserlichen Fiskal rechtlich belangt werde, dem Angegriffenen sämmtlich gemeinschaftlichen Beistand zu leisten. Sie setzten einige Exceptionen fest, die sie gleichmäßig vorwenden wollten; ein oder zwei Prokuratoren am Kammergerichte sollten mit der Sache beauftragt werden. Dies ist der Kern des Bundes; er zeigt am deutlichsten, wie sich der Religionsstreit in einen Rechtsstreit verwandelt hatte. Auch darin kam man überein, daß man den Kaiser um Milderung des letzten Reichstagsabschieds ersuchen, vielleicht dagegen protestiren müsse. Dagegen konnte man sich über den zweiten Hauptgegenstand der Berathung, die Wahl des römischen Königs, nicht so ganz einverstehen. Sachsen trug vor, daß man dem Kaiser nicht so weit Raum lassen dürfe, um eine Sache dieser Art einseitig durchzusetzen; sonst würde es bald um die Reichsfreiheit gethan seyn. Anders verhalte es sich mit einer Wahl nach förmlicher Vakanz; anders, wenn einem noch lebenden Kaiser ein römischer König zur Seite gesetzt werden solle. In dem letzten Falle müsse dem Ausschreiben eines Wahltags Berathung sämmtlicher Kurfürsten und einstimmiger Beschluß derselben vorhergehn. Daran sey aber jetzt nicht gedacht worden. Selbst die Citation, die an den sächsischen Kurfürsten gelangt, bestimme ihm viel zu kurze Zeit und sey so nichtig, wie das ganze Verfahren. Am wenigsten endlich dürfe man sich des Kaisers Bruder Ferdinand aufdringen lassen, der sich als ein Feind des Evangeliums zeige; schon als Statthalter habe er abenteuerliche Ränke gesponnen; als König werde er das Spiel selbst in die Hand nehmen. Ferdinand so ohne Bedingung wählen, würde heißen, seinen eignen Feinden das Messer reichen. Man müsse für einen Mann stehn und sich gemeinschaftlich der Obedienz erwehren. Später werde es an Unterhandlung doch nicht fehlen. Da habe man dann gute Gelegenheit, den König zu verpflichten, daß er dem Fiskal Stillstand gebiete, oder den Abschied gänzlich aufhebe. Man könne ihm „ein Gebiß ins Maul legen". Nur Markgraf Georg und seine Nachbarn zu Nürnberg wollten nicht so weit gehen. Der eine stand in zu mannichfaltigen und eigenthümlichen Verhältnissen zu Ferdinand, als daß er hätte wagen sollen, ihn persönlich zu beleidigen. Die andern liebten, sich ganz besonders als kaiserliche Unterthanen anzusehn. — Neun Tage dauerten die Verhandlungen, ehe der schmalkaldische Bund zu Stande kam. Das Bündniß nahmen Sachsen, Hessen, Lüneburg, Wolfgang von Anhalt, die beiden Grafen von Mansfeld, die Städte Magdeburg und Bremen unverzüglich an. Die übrigen Versammelten versprachen, sich binnen einiger Zeit darüber zu erklären. So schied man am 31. December 1530 von einander. Die geängstigte, verachtete Minorität, die aber einer religiösen Idee, auf welcher die Fortentwickelung des menschlichen Geistes beruht, bei sich Raum gab, nahm eine kraftvolle, kriegerische Haltung an. Sie war entschlossen, wie sie die Lehre bekannte und sich von derselben nicht hatte abbringen lassen, so nun auch den gesammten Zustand, in den sie dadurch gekommen, vor Allem rechtlich zu vertheidigen, sollte es aber nothwendig werden, auch mit den Waffen in der Hand. Zu dem Ersten waren Alle verbündet; zu dem Zweiten — denn nicht bei Allen waren die Bedenklichkeiten über ihre rechtliche Befugniß dazu gehoben — wenigstens die Meisten. Schon zeigte sich in der Wahlsache, was dieser Widerstand zu bedeuten habe. Noch während der Berathungen in Schmalkalden war der Erbe der Kur, Johann Friedrich von Sachsen, nach Köln gereist, um daselbst im Namen seines Vaters zu widersprechen. Wie vollständig nun auch trotzdem die Wahlhandlung zu werden schien, so blieb doch der sächsische Widerspruch nicht ohne die größte Wirkung. Ohnehin war die öffentliche Meinung gegen das Verfahren der Kurfürsten. Vornehmlich aber bekamen die alten Nebenbuhler, die Herzöge von Bayern, einen gesetzlich gegründeten Anlaß, auch ihrerseits die Anerkennung abzulehnen. Es kümmerte sie wenig, von welchem Motiv der Widerspruch Sachsens ausging, und die äußersten Katholiken waren auf diese Weise mit den Protestanten vereinigt. Auf ei-

ner zweiten Versammlung, welche die Verbündeten zu Schmalkalden kurz vor Ostern 1531 (29. März) hielten, erklärten Grubenhagen, Hessen und Anhalt noch nachdrücklicher, als früher, mit Sachsen bei der Verweigerung der Obedienz gegen Ferdinand verharren zu wollen. Die Städte waren nicht alle so entschlossen, jedoch entbielten auch sie sich größtentheils, demselben den Titel eines römischen Königs zu geben. Von Tag zu Tage nahm der Bund eine bedeutendere Haltung an. Auf der zweiten Versammlung ward das Bündniß zur Gegenwehr, dessen Dauer vorläufig auf sechs Jahre bestimmt worden, von Sachsen, Hessen, Lüneburg und Grubenhagen versiegelt. Für die Ratifikation in den Städten ward ein bestimmtes Verfahren angeordnet, welches später auch in Ausführung kam. Da man sich noch nicht über eine förmliche Kriegsverfahrung einigte, u. doch die Gegner sich regten, so nahm man vorläufig eine Anzahl Ritter in Sold, bis man sehen würde, „wohinaus sich diese geschwinden und seltsamen Läufe erstrecken würden". Auf einer dritten Versammlung zu Frankfurt a. M. am 5. Juni 1531 zog man vor Allem die kammergerichtlichen Angelegenheiten in Berathung. Man war noch nicht ganz einig, wem man die Prokuration auftragen wolle; gegen die Vorgeschlagenen wurden einige Einwendungen gemacht, aber in der Hauptsache hatte man kein Bedenken. Die Prokuratoren sollten ermächtigt werden, „alle und jede Sache, die Religion, Ceremonien und was dem anhangt anlangend, so der kf. Fiskal us befel kf. Me. oder uf anhalten sonderer Personen oder Parteien wider die ernannten Städte eine oder mehr fürgewendt hette oder noch fürpringen würde, in irer aller Namen semptlich und sonderlich zu vertreten und usführen zu helfen". Man vereinte sich zu einer kleinen Anlage, um die Prokuratoren zu besolden. Sonderbarer Weise war die erste fortwährende Leistung, zu der man sich verstand, im Bunde, wie im Reiche, jurisdiktioneller Bedeutung. So begann der Bund sich nach seinen beiden Richtungen hin, nach der juridischen und militärischen, in den ersten Grundzügen zu entwickeln. Nicht alle Mitglieder jedoch gehörten beiden Tendenzen an. Brandenburg und Nürnberg wollten von eigentlicher Gegenwehr nichts wissen. Die Verfassung bestimmte, daß deshalb auch ihre Gesandten zu den Versammlungen, in welchen man von der Gegenwehr handelte, nicht zugelassen würden. Es wurden zweierlei Abschiede gemacht, von denen der eine als der allgemeine („gemeine"), der andere als der besondere („sunderliche") bezeichnet wird. Jener bezog sich auf das weitere, lediglich friedliche, dieser auf das engere und zugleich kriegerische Verständniß. Noch hoffte man aber auch, Brandenburg und Nürnberg in den engern Verein zu ziehen. Brandenburg ward zuerst von dem schwäbischen Bunde bedroht; man hielt dem Markgrafen vor, hätte er sich zur Gegenwehr verbündet, so würde ihn der schwäbische Bund wohl ungeirrt lassen. Ueberhaupt war Alles noch im Werden. — Wir haben bis jetzt hauptsächlich die Verhältnisse der Fürsten ins Auge gefaßt, aber nicht minder merkwürdig waren die Verhältnisse der Städte in dem obern und in dem niedern Deutschland. Namentlich ziehen sich durch alle diese Bundestage Verhandlungen mit den oberdeutschen Städten, welche die glücklichsten Resultate gewähren und zu den größten Aussichten berechtigen. Schon die erste Annäherung Butzers an Luther hatte zur Folge gehabt, daß die Abgeordneten der oberländischen Städte bei der Zusammenkunft in Schmalkalden (Dec. 1530) zu den Berathungen zugezogen wurden. Nachdem aber nun vollends Butzer, der reformatorische Vertreter der vier Reichsstädte Konstanz, Straßburg, Memmingen und Lindau, die Erklärung gegeben, Christus sey im Sakramente auf dem Brode und dem Munde wahrhaft zugegen, und bekannt hatte, daß er nicht daran zweifele, daß Gottlose, so wie Gläubige, den Leib und das Blut Christi genössen, so blieb kein Bedenken übrig, die genannten Städte bei der zweiten Zusammenkunft förmlich in das Bündniß aufzunehmen. Johann Friedrich, der hier die Stelle seines Vaters versah, ließ es sein erstes Geschäft seyn, sich mit den Abgeordneten der vier Städte zu besprechen. Er forderte sie auf, diese Vergleichung nun auch öffentlich predigen, in alle Welt verkündigen zu lassen. Diese versicherten, da Butzer nicht allein für sich, sondern im Auftrage seiner Herren handele, so sey daran kein Zweifel. Zu Straßburg, Lindau, Kostnitz, Memmingen hatten sich nicht allein Biberach, Isny, Reutlingen, sondern auch das mächtige Ulm gesellt. In Schmalkalden unterschrieben diese Städte nun sämmtlich das Bündniß zur Gegenwehr. Dazu war auch fortwährend ernstlich von einem engern Bündnisse zwischen den deutsch en und schweizerischen Protestanten die Rede. In gewissem Sinne bestand es schon dadurch, daß Straßburg und seit dem Juli 1530 auch Landgraf Philipp in das schweizerische Bürgerrecht getreten waren, welche beide doch zugleich dem schmalkaldischen Bunde angehörten. In dem Geschichtsbuche Bullingers wird ein Bundesbrief mitgetheilt, welchen Zürich im Februar 1531 bei einer Zusammenkunft mit Bern und Basel vorlegte, mit der Bemerkung, daß er schon von einigen Deutschen angenommen worden. Dieser Bundesbrief aber ist nichts Anders, als die Formel des schmalkaldischen Bündnisses. In keinem Zeitpunkte war in Folge der fortschreitenden Kirchenreform die Wiedervereinigung der Eidgenossenschaft mit Deutschland so nahe bevorstehend, wie damals. Allein die religiöse Differenz verhinderte die Vereinigung auch diesmal. Auf der Versammlung zu Frankfurt a. M. kam die Sache noch einmal zur Sprache. Bern und Zürich hatten aufs Neue erklärt, die butzerische Formel nicht annehmen zu wollen, denn sie sey „also lauter, das sie mit irem (der Gegner) natürlichen lyblichen substanzlichen oder wesentlichen Lyb gar keine Gemeinschaft" habe. Dagegen hatte der Kurfürst von Sachsen seine Gesandten instruirt, mit der Eidgenossenschaft, wenn sie nicht ein dem augsburgischen gleichförmiges Glaubensbekenntniß ablege, über eine Verbindung nicht weiter zu verhandeln und nicht einmal anzunehmen,

darüber etwas an ihn zu bringen. Nothwendig hatte dies dann auch auf die innern Verhandlungen des schmalkaldischen Bundes selbst wieder Einfluß. In Frankfurt a. M. ward ein Entwurf zu einer Kriegsverfassung vorgelegt. Die Oberländer fanden ihn sehr verständig und angemessen; allein sie weigerten sich, ihn zu unterzeichnen, da die Eidgenossen nicht aufgenommen worden. Sie erklärten, ihre Widerwärtigen rings um sie her seyen zu stark; so entfernte Verbündete würden ihnen nicht hinreichende Hülfe leisten können. Im Jahre 1532 traten zum schmalkaldischen Bunde Nordhausen und Hamburg hinzu. — Die Annäherung und der glückliche Erfolg eines osmanischen Heeres brachten im Sommer 1531 Verhandlungen des Kaisers mit den Protestanten zu Stande, die in den ersten Monaten des folgenden Jahres zu Schweinfurt wieder aufgenommen wurden. Doch kam man um keinen Schritt vorwärts, so daß die Vermittler für das Beste hielten, die Sache der Wahl ganz fallen zu lassen. Auch in Nürnberg, wohin man, um dem Kaiser näher zu seyn, die Verhandlungen verlegte, erneuerten die Vermittler anfangs nur die alten Vorschläge, und zwar noch etwas eingeschränkt. Erst als die sichere Kunde einlief, daß der Sultan nicht abzuhalten sey, begann man, sich einander zu nähern. Man entschloß sich endlich am kaiserlichen Hofe zu der Auskunft, in dem öffentlichen Erlasse nur den Frieden zu verkündigen, über den Stillstand der Prozesse aber den Protestanten eine abgesonderte Versicherung zu geben. Sie hatten die Erklärung gefordert, daß der Kaiser weder durch seinen Fiskal, noch durch sein Kammergericht, noch an andern Gerichtsstühlen, und zwar weder von Amts wegen, noch auf Jemandes Ansuchen gegen Sachsen und dessen Mitgewandte prozessiren lassen solle. Indeß war der Kaiser nicht zur Annahme so vieler ausdrücklicher Klauseln zu bewegen. Er versprach nur, daß er alle Rechtfertigungen in Sachen des Glaubens, „durch J. Mt. Fiskal und Andre" wider den Kurfürsten von Sachsen und dessen Zugewandte bis zum Koncil einstellen wolle. In dem Vertrage wurde dagegen die beschränkende Klausel aufgenommen, daß nur ausschließlich diejenigen Stände in demselben begriffen würden, welche zum Bunde gehörten.

So vollkommen gesichert man sich nun auch nach den nürnberger Zugeständnissen glaubte, so zeigte sich doch bald, daß dies nicht der Fall sey. Die hohe Geistlichkeit der katholischen Kirche besaß in der Reichsverfassung eine allzu starke Repräsentation und in dem Reichsrechte einen zu stark ausgesprochenen Rückhalt, um ihre Sache sofort aufzugeben. Allerdings wies der Kaiser von Mantua aus am 6. Nov. 1532 das Kammergericht an, alle Späne und Irrungen, Sachen der Religion belangend, bis auf seinen weitern Befehl einzustellen. Schon war bei demselben eine große Anzahl von Prozessen anhängig. Straßburg, Kostnitz, Reutlingen, Magdeburg, Bremen, Nürnberg waren sämmtlich von der hohen Geistlichkeit verklagt; nicht minder einige Fürsten, wie Ernst von Lüneburg und Georg von Brandenburg. Meistens wurden eingezogene Güter zurückgefordert; zuweilen wurden aber auch wohl einem Kapitel und einem städtischen Stifte die Zinsen vorenthalten, oder die verehelichten Prediger sollten abgeschafft und in einer protestantischen Stadt katholisch-eifrige Priester eingesetzt werden. Wenn die Protestanten meinten, durch die Weisung des Kaisers auf immer gesichert zu seyn, so hatte das Reichsgericht eine ganz entgegengesetzte Ansicht. Es ergriff den Ausweg, zu erklären, die schwebenden Prozesse seyen keine Religionssachen, sondern Landfriedenbruchs- und Spoliensachen, weshalb von Uebertretungen des Reichsabschieds nicht die Rede seyn könne. Zunächst in den Händeln der Stadt Straßburg über die Renten und Kleinodien des Stiftes Arbogast kam diese Unterscheidung zur Sprache. Der Anwalt der Stadt hatte die Klage gegen Straßburg für eine Sache aller Protestanten erklärt, die aber außerdem die Religion anbelange und daher nach dem neuen kaiserlichen Erlasse nicht erörtert werden könne. Der Anwalt des Bischofs entgegnete, sein Herr habe mit der Gesammtheit der Protestirenden nichts zu schaffen; die Sache betreffe auch ganz andere Dinge, als die Religion. Die Protestanten wandten ein, an einem Frieden, wie ihn das Gericht verstehen wolle, könne ihnen nichts liegen; darum würden sie den Kaiser nicht bemühet haben; der Stillstand schließe zugleich Personen, Güter, Kondepentien ein. Mit alle dem erreichten sie weiter nichts, als daß man beschloß, den Kaiser um eine Erklärung seiner Worte zu ersuchen. Derselbe, welcher gerade zu Mantua im Hause des Papstes verweilte, gab eine Entscheidung, so dunkel, wie ein Orakelspruch: „Die Worte unserer Abrede erstrecken sich nur auf Religionssachen; was aber Religionssachen sind, darüber kann keine bessere Erläuterung gegeben werden, als wie es die Sachen selbst mitbringen". Auf diese Weise wurde das Gericht in seinem Vorhaben bestärkt. Dahin wirkte auch, daß eine Kommission, die im Mai 1533 das Gericht visitirte, die Mitglieder desselben aufs Neue anwies, den Abschied von Augsburg besonders in Hinsicht auf die Religion zu beobachten. Auf diesen doppelten Anhalt gestützt, kannte das Kammergericht keine Rücksicht weiter. Die Klagen wurden angenommen und reproducirt, die Einwendung der Beklagten, daß das Kammergericht in Religionssachen kein ordentlicher Richter sey, machte keinen Eindruck, die Kläger brachten die Attentatklage ein, und es mußte nothwendigerweise die Acht erfolgen. Hätten sich die Protestanten dies gefallen lassen, so wäre ihre ganze Verbindung unnütz gewesen. Zuerst wandten sie sich — nach Beschluß ihrer Versammlung zu Schmalkalden im Juli 1533 — an die Kurfürsten von Pfalz und Mainz, welche den Frieden vermittelt und doch jetzt durch ihre Räthe an dem Abschiede der Visitation Theil genommen hatten. Da die Kurfürsten versicherten, daß ihnen derselbe nicht zur Last gelegt werden könne, so gingen die Protestanten das Gericht selbst an. Um zu beweisen, daß die schwebenden Prozesse Religionssachen seyen, erinnerten sie an das Her-

kommen der römischen Kirche, kraft dessen Alles für geistlich gelte, was eine Pfründe betreffe. Ihre Absicht bei dem Frieden sey allein dahin gegangen, sich der Klagen der Geistlichen zu erwehren, daß sie bei Aenderung der Lehre einer oder der andern Nutzung beraubt worden seyen. Ueberdies habe man ihnen damals die Abstellung des straßburger Prozesses ausdrücklich verheißen. Sie drangen auf eine lautere Erklärung, ob das Kammergericht kaiserlichem Befehle gemäß in dem Prozesse stillstehen wolle, oder nicht. Die direkten Antworten des Gerichts waren zwar dunkel und ausweichend, aber um so deutlicher waren die indirekten und thatsächlichen. Im November 1533 wurden Meister und Rath von Straßburg für schuldig erklärt, den gerichtlichen Krieg zu befestigen. Der Anwalt der Stadt wandte aufs Neue ein, es sey nicht mehr eine Sache von Straßburg, sondern aller Protestanten. Als nun der Anwalt des Bischofs den Kammerrichter, Grafen von Beichlingen, fragte, ob er seinen ohne Zweifel mit gutem Bedachte gegebenen Bescheid jetzt so unbilligerweise wolle anfechten lassen, so erklärten Richter und Gericht nach kurzem Verzuge, daß, wenn sich binnen 14 Tagen Niemand von Seiten der Stadt Straßburg einlassen wolle, auf das Begehren des bischöflichen Anwalts ergehen werde, was recht sey. In denselben Tagen wurden dem protestantischen Prokurator Helfmann widerwärtige Schwierigkeiten gemacht, weil er den Eid für Gefährde nur zu Gott, nicht auch zu den Heiligen schwören wollte. Die Protestanten sahen hieraus, daß das im Vertrage zu Nürnberg erworbene Zugeständniß ihnen unter diesen Bedingungen nichts mehr helfen werde. Indessen waren sie weit entfernt, ihren Anspruch fallen zu lassen. Am 30. Januar 1534 schritten sie zu einer förmlichen Rekusation des Kammergerichts. Das Regiment war aufgehoben, der Kaiser entfernt, König Ferdinand damals noch nicht zu voller Obedienz gelangt, u. man weigerte sich, die Administration, welche ihm der Kaiser übertragen hatte, anzuerkennen. Da kam es nun auch dahin, daß das Gericht, welches noch allein die Einheit des Reiches repräsentirte, von einem großen Theile der Stände verworfen ward. Es liegt am Tage, wie sehr diese Irrungen zu der Verstimmung beitrugen, welche den raschen Erfolg des Landgrafen Philipp in dem würtembergischen Feldzuge so wesentlich beförderte. So gehören sie denn auch zu den wichtigsten Gegenständen, über die man in Annaberg und Kaban verhandelte. Ein Hauptgrund für den Kurfürsten von Sachsen, in der Wahlangelegenheit nachzugeben, lag darin, daß König Ferdinand sich anheischig machte, „nachdem ein Mißverstand wegen des nürnbergischen Friedens vorgefallen", eine wirkliche Einstellung der bisher wider die in demselben Begriffenen eingeleiteten Prozesse zu bewirken. In der That finden wir vor der Hand auch keine Klagen über ein weiteres Vorschreiten des Kammergerichts. Furcht vor einer Verbindung Frankreichs mit den Protestanten bestimmte den österreichischen Hof zur Annäherung an die Verbündeten. Nachdem nun schon Landgraf Philipp von Hessen und Herzog Ulrich von Würtemberg in Wien eine gute Aufnahme gefunden hatten, bedachte sich auch Johann Friedrich von Sachsen nicht, sich im November 1535 dahin zu begeben. Er wurde hier nicht nur mit der Kurwürde belehnt, sondern erlangte auch, daß König Ferdinand, wie früher, Stillstand am Kammergerichte zusagte und dabei die namentliche Aufführung der hierdurch Bevorzugten, worin gerade die Beschränkung des nürnberger Friedens gelegen hatte, wegließ. Darin lag ausgesprochen, daß von Seiten des Königs der Erweiterung des Bundes kein ernstliches Hinderniß entgegengestellt werden würde. Unverweilt ging Johann Friedrich von Wien nach Schmalkalden, wo eine zahlreiche Versammlung seiner bereits harrte. Ein daselbst eingetroffener französischer Gesandter, welcher eine Verbindung der Protestanten mit seinem Herrn einleiten wollte, wurde auf sanfte Weise zurückgewiesen. Unter solchen Auspicien schritt man zur Erledigung der inneren Geschäfte des Bundes. Die alten Mitglieder desselben entschlossen sich, ihn auf die folgenden Jahre zu erneuern. Hierauf aber, nach den Erklärungen Johann Friedrichs über seine wiener Verhandlungen, trugen sie auch kein Bedenken, die Schranken zu durchbrechen, welche sie sich hatten im nurnberger Frieden ziehen lassen. Versichert, daß ihr eigener Friede dadurch nicht werde gestört werden, beschlossen sie, Alle in ihren Bund aufzunehmen, die darum nachsuchen und sich der augsburgischen Konfession gemäß halten würden. Das vornehmste Interesse war jetzt, wie schon früher, die gemeinschaftliche Vertheidigung gegen die Procedur des Kammergerichts. Die Verbündeten beschlossen, die neue Zusage Ferdinands demselben bekannt zu machen, und kamen überein, wofern dasselbe zur Acht schreite und deren Vollstreckung veranlasse, dies als einen Akt der Gewalt zu betrachten und ihm mit Gewalt zu begegnen. Hierzu ward sogleich die erforderliche Hülfsleistung, 20,000 Mann Infanterie und 4000 Reiter, festgesetzt. Ferner wurde bestimmt, daß über die Frage, ob eine Sache als Religionssache genommen werden müsse, oder nicht, durch Stimmenmehrheit zu entscheiden sey. So weit gelangte man binnen einigen Tagen zu Schmalkalden: der Abschied ist vom 24. Dec. 1535. Gegen Ende April des folgenden Jahres trat man aufs Neue zu Frankfurt a. M. zusammen, um zur Aufnahme neuer Mitglieder zu schreiten. Dieselben waren der Herzog Ulrich von Würtemberg, die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern, die Fürsten Georg und Joachim von Anhalt, die mächtigen Städte Augsburg und Frankfurt im obern, Hannover und Hamburg im niedern Deutschland. Eben so trat Kempten bei. Einem Jeden ward ein angemessener Beitrag für den Fall eines Krieges auferlegt. Dann faßte man den bald nachher ins Werk gesetzten Plan, in den Bundesrath vier neue Stimmen einzuführen, zwei für die Fürsten und zwei für die Städte. Bisher hatten nämlich die Städte vier Stimmen, die Fürsten vier Stimmen, der

Kurfürst v. Sachsen aber noch eine Stimme für sich zum Ausschlaggeben gehabt, so hab nun im Bundesrathe dreizehn Stimmen vorhanden waren.

Nicht nur die wittenberger Konkordia, sondern sogar der unglückliche Ausgang des niederländischen Krieges kam dem Bunde zu Statten. Der Türkenkrieg, die feindlichen Absichten des französischen Königs, dessen geheimes Einverständniß mit dem Papst in Bezug auf mehre italienische Erwerbungen waren den Protestanten so günstig gewesen, daß sich der Kaiser sogar einer freundlichen Politik zu ihnen versehen hatte. Dadurch waren die Protestanten zu sorglos geworden. Sie wurden nach und nach von dem Kaiser isolirt, und die Stellung, welche derselbe zu ihnen einnahm, wurde mehr und mehr feindlich. So bereitete sich denn der schmalkaldische Krieg vor. Die Hauptursachen waren folgende: Die Beschlüsse des Reichstags zu Speier hatten den Papst zu einigen bittern Breve's veranlaßt, welche jedoch auf den Kaiser weniger Eindruck machten, als das bevorstehende tridentinische Koncilium. Hier wollte der Kaiser, eingedenk seiner hohen Stellung, die Angelegenheiten der Christenheit ordnen. Demgemäß sollten nicht nur die Katholiken, sondern auch die Protestanten dort gehört werden. Den Beschlüssen des Koncils sollten sich Alle unterwerfen. Dies wollten jedoch die Protestanten nicht und konnten es von ihrem Standpunkte aus nicht wollen. Eine solche Weigerung aber mußte dem Kaiser als ein Eingriff in seine Autorität erscheinen. Eine zweite Hauptursache des protestantischen Krieges war der Umstand, daß sich der schmalkaldische Bund des Kurfürsten von Köln, der von dem Kaiser durch Drohungen zum Rücktritt vom Evangelium hatte vermocht werden sollen, annahm und nicht nur deswegen eine Botschaft an den Kaiser ab schickte, sondern auch dem Kurfürsten Hülfe leisten wollte, wofern er angegriffen werden würde. Nichts war dem Kaiser verhaßter, als Einieden dieser Art, besonders in Angelegenheiten, die ihn so nahe berührten, und Landgraf Philipp hatte daher nicht Unrecht, wenn er später den Haß und Widerwillen des Kaisers besonders von dieser Gesandtschaft herleitete. Gewiß kam damit ein zweites großes Interesse zu Tage, wo sich die Protestanten dem Kaiser entgegensetzten. Eine dritte Hauptursache lag in dem Fortgange des protestantischen Princips in den Reichsangelegenheiten So war nicht nur Herzog Heinrich von Braunschweig von den Protestanten geschlagen worden, sondern der Kurfürst von Köln trat auch ihrem Bunde bei, und der Kurfurst von der Pfalz begann über den Eintritt in den Bund zu unterhandeln, so wie nach dem Tode des Kardinals Albrecht 1545 unter dem Einflusse von Hessen und Pfalz Sebastian von Heusenstamm zum Erzbischof von Mainz erwählt worden war. Während nun die Protestanten sich ganz sicher fühlten, traf der Kaiser alle Anstalten zum Kriege wider sie. Er schloß ein Bündniß mit dem Papste, wonach sich der letztere verpflichtete, dem Kaiser 12,000 Mann zu Fuß und 500 Mann zu Pferde zu Hülfe zu schicken und dieselben sechs Monate im Felde zu erhalten. Zu größerer Sicherheit machte er sich noch anheischig, 200,000 Dukaten niederzulegen. Im Anfange des Jahres 1546 kam man über diese Punkte überein, doch ward der Traktat noch nicht unterzeichnet. Besonders thätig für den Krieg gegen die Protestanten war des Kaisers Beichtvater. Derselbe stellte ihm unablässig vor, welche Verantwortlichkeit er auf sich laden werde, wenn der Katholicismus durch sein Versäumniß neuen Verlust erleiden würde. Später wirkten noch im Verein mit dem Beichtvater der päpstliche Nuntius, der Kardinal von Augsburg und der Herzog von Alba. Der Herzog von Bayern wurde für ein geheimes Einverständniß und zu dem Versprechen gewonnen, 50,000 Gulden zu zahlen und Munition und Lebensbedürfnisse zu liefern. Andere katholische Fürsten unterhielten ein ähnliches Verständniß. Dennoch würde der Kaiser immer noch Bedenken getragen haben, das Glück der Waffen zu versuchen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, unter den Protestanten selbst Verbündete zu finden. Diese bestanden zunächst in der sonst protestantisch gesinnten Herzogin Elisabeth von Kalenberg und ihrem Sohne Erich, welche es beide für unerträglich hielten, daß der braunschweigische Stamm von seinen Landen verdrängt werden solle. Während nun alle andern protestantischen Fürsten sich vom Reichstage entfernt hielten, erschienen Markgraf Hans von Küstrin und Herzog Erich, denen sich noch Albrecht von Kulmbach anschloß, zu Augsburg und näherten sich dem Kaiser, von dessen Glück sie die Wiederherstellung Heinrichs erwarteten. Dies hatte jedoch soviel nicht zu sagen, da diese Fürsten nur eine geringe Macht besaßen und eigentlich halb als Kriegsoberste dienen mußten. Von ganz andrer Bedeutung war es, daß sich ihnen Herzog Moritz von Sachsen, einer der mächtigsten Reichsfürsten, zugesellte. Derselbe ließ sich zu einem Bündnisse mit dem Kaiser theils aus Groll mit seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich, theils durch Versprechungen herbei. So wurde Herzog Moritz auch zum Konservator, Exekutor und Beschirmer der beiden Stifter Magdeburg und Halberstadt ernannt, in Dienst genommen und ihm ein Pensionsgeld bewilligt. Zu gleicher Zeit wurde ihm Unterwürfigkeit unter das Koncil abverlangt und im Voraus Nachsicht hinsichtlich der Lehre von der Rechtfertigung, des Sakramentsgebrauchs und der Priesterehe durch Granvella, den Minister des Kaisers, zugesagt. Dies geschah auf der Zusammenkunft, welche Moritz am 24. Mai 1546 zu Regensburg mit dem Kaiser hatte. In diesen Tagen traf überhaupt Alles zusammen, um den Kaiser, der immer bedächtig zu Werk ging, zu einem definitiven Entschlusse zu bewegen. Der römische Hof erklärte sich bereit, die 200,000 Scudi, welche früher an einem dritten Orte deponirt werden sollten, unmittelbar zu des Kaisers Händen zahlen zu lassen. Auch gewährte er so viele geistliche Konzessionen in Spanien, daß der Kaiser 800,000 — 1 Million Scudi davon zu ziehen gedachte. In demselben Monate liefen Briefe

von Spanien ein, in welchen der Prinz, später König Philipp II., und der Staatsrath von Spanien den Kaiser ermahnten, keinen weitern Verzug eintreten zu lassen, und ihm versicherten, daß er von Spanien außer den in solchen Fällen gewöhnlichen Bewilligungen auch noch auf andere große Geldsummen rechnen könne.

Als nun der Krieg schon beschlossen war, ahnten die Protestanten noch immer nichts davon, da man sie geflissentlich hinzuhalten wußte. Endlich aber aus ihrem Vertrauen auf die friedliche Gesinnung des Kaisers aufgerüttelt, mußten sie an ihre Rüstung denken. Was nun den schmalkaldischen Bund anlangt, so hatten sich an ihm in den letzten Jahren nicht geringe Mängel herausgestellt. Vor Allem fehlte viel, daß er sämmtliche evangelische Stände vereinigt hätte. Kurfürst Joachim z. B. hatte die Bestätigung seiner Kirchenordnung mit dem Versprechen erworben, den Bund zu meiden. Andere wollten die Verpflichtungen desselben nicht auf sich nehmen, wie Herzog Moritz alle die Jahre daher. Der König von Dänemark hielt sich entfernt, weil man ihm 1544 nicht die beanspruchte Hülfe geleistet hatte. Markgraf Hans von Küstrin sonderte sich aus Rücksicht auf seinen Schwiegervater von Braunschweig ab. Unter den Städten hielt Nürnberg von Anfang an immer seine eigenthümliche politische Stellung fest. Das Nämliche war mit Regensburg, Rothenburg, Schweinfurt, Dünkelspiel, Nördlingen der Fall. Aber auch unter Denjenigen, welche dem Bunde beigetreten waren, zeigt sich mancherlei Mißverständniß. Die oberländischen Stände waren mißvergnügt, daß ihnen die braunschweigische Sache so viel gekostet hatte, die niedersächsischen beklagten sich, daß man alle Versammlungen im Oberland ansetze, und drohten, in Zukunft auf solchen nicht zu erscheinen. Die Fürsten mit ihren mancherlei Rechtsansprüchen hielten es für einen Uebelstand, daß ein Bund, der alle ihre Kräfte in Anspruch nahm sie doch gerade in Fragen verließ, an denen ihrer Politik das Meiste lag. Aber auch Johann Friedrich beschwerte sich, daß man die Einrichtungen, die er mit den Bisthum Neuenburg vorgenommen hatte, nicht auch von Bundeswegen als ein Religionsfache anerkennen wolle. Eine ähnliche Bedenklichkeit verhinderte noch den förmlichen Beitritt des Kurfürsten von der Pfalz, da der Bund sich nicht geradezu gegen die Ansprüche Bayerns auf die Kurwürde erklären wolle. Dagegen klagten die Städte, von den Fürsten werde noch zu viel Rücksicht auf anderweitige Verhältnisse genommen. Sie wünschten die Aufstellung eines Bundesraths, der immer beisammen bleibe, und zwar zu dem doppelten Zwecke, die Streitigkeiten der Mitglieder zum Austrage zu bringen und die gemeinschaftlichen Geschäfte zu verwalten. Die hauptsächlichste Veränderung, die hierbei in Antrag kam, bestand darin, daß diese Räthe durch einen Eid sich verpflichten sollten, nur das allgemeine Beste vor Augen zu haben. Es war die Absicht, das Stimmenverhältniß nach dem Maße der Geldbeiträge festzusetzen. Genug, nach keiner Seite genügte das einfache Bündniß mehr. Eine feste Vereinigung und bleibende Institute fand man nöthig. Diese Dinge beschäftigten nun um so mehr die allgemeine Aufmerksamkeit, als der Bund zu Ende ging und daher überhaupt erneuert werden mußte. Unaufhörlich ward darüber berathschlagt: im December 1545 zu Frankfurt a. M., im April 1546 zu Worms, im Mai und Juni desselben Jahres zu Regensburg. Noch war man mit nichts zu Stande gekommen, als plötzlich die Stunde der Gefahr eintrat. Die Gegner zählten bereits auf die ausgebrochene Uneinigkeit, und die Erklärungen des Kaisers waren darauf berechnet, den Bund vollends zu sprengen. Allein der schmalkaldische Bund zeigte sich besser begründet, als man es hätte erwarten sollen. So sehr fehlte es den Städten nicht an politischer Einsicht, daß sie hatten glauben sollen, der Kaiser wolle allein dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen zu Leibe und würde sie in dem gegenwärtigen Zustande lassen. Die Stadt Augsburg, von der man am ersten einen Abfall befürchtete, übernahm es gerade, das von dem Kaiser angeschuldigte Verfahren der beiden Fürsten zu rechtfertigen. Die Straßburger erwiderten den kaiserlichen Gesandten, was von den Fürsten geschehen sey, dessen seyen sie eben so gut schuldig. Herzog Ulrich von Würtemberg erklärte dem Gesandten, der auch an ihn kam, er werde bei der erkannten Wahrheit bleiben und ohne Zittern dulden, was Gott über ihn verhänge. So waren sie alle gesinnt. Sämmtliche Bundesgesandte versprachen einander mit aufgehobenen Händen, Leib und Gut für Freiheit und Religion zu wagen, und Alles eilte zu den Waffen. In Ichtershausen kamen die beiden Oberhauptleute des Bundes, Johann Friedrich und Philipp, zusammen. Sie beschlossen, sich dem Kaiser mit gemeinschaftlicher Anstrengung da entgegen zu stellen, wohin er seinen Hauptangriff richten werde, ein jeder mit Hintansetzung des eignen Landes. Weder der Eine, noch der Andere solle etwas für sich anordnen, und im Falle einer Meinungsverschiedenheit die Entscheidung den Kriegsräthen zustehn. Schon am 20. Juli gedachten sie sich jenseit des Thüringerwaldes zu vereinigen, mit 16,000 Mann Fußvolk und 5000 Mann Reiterei. Unterdessen leiteten die Kriegsräthe von Würtemberg, Augsburg, Ulm und Konstanz die Rüstungen im Oberlande. Würtemberg allein brachte 28 Fähnlein u. 600 Mann zu Pferd auf; auch jeder andere Stand that sein Bestes. Binnen 8 Tagen waren 12,000 Mann im Felde, über welche ein alter kriegsgeübter Oberst, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, den Oberbefehl übernahm. Hülfe von außen konnten die Protestanten auf keiner Seite erwarten; aber sie hatten den Vortheil, daß sie zuerst gerüstet waren. Es kam nun Alles darauf an, ob sie denselben benutzen würden. Noch waren die kaiserlichen Heerhaufen keineswegs schlagfertig. Hildebrand von Madrucci war noch zu Nesselswang, der Marchese von Marignan zu Füssen beschäftigt, Leute zusammenzubringen. Es konnte keinen bessern Plan geben, als diese Versammlungen zu zerstreuen. Auf der Stelle

machten sich auch die ulmisch-augsburgischen Fähnlein unter der Anführung Schärtlins dahin auf. Als Schärtlin in ihrer Nähe bei Füssen anlangte (9. Juli 1546), waren sie bereits aufgebrochen und zogen vor seinen Augen am andern Ufer des Flusses von dannen. Schärtlin würde sie nun verfolgt und zersprengt und bedeutende Vortheile errungen haben, wenn nicht jetzt Herzog Wilhelm von Bayern die Kriegsräthe hätte wissen lassen, daß er, wenn Schärtlin das bayerische Gebiet betrete, ihr Feind seyn würde, er, der jetzt ihr günstiger Nachbar sey. Die Protestanten ließen sich hierdurch von der Verfolgung ihres Vortheils abhalten, und Schärtlin faßte nun nach der andern Seite hin einen nicht minder weit aussehenden Plan. Er hatte Fussen besetzt, wo man ihm Huldigung geleistet haben würde, wenn er mit ihrer Entgegennahme beauftragt gewesen wäre. Noch in derselben Nacht ließ er durch seinen Lokotenenten Schankwitz einen Versuch auf die nicht weit entfernte Klause machen, der aufs Beste gelang. Schärtlins Gedanke war nun, durch Tyrol vorwärts zu rücken, vielleicht Trient heimzusuchen, um das Koncil auseinander zu jagen, auf jeden Fall aber an den Grenzen von Deutschland die aus Italien zuziehenden Truppen abzuwehren und die Straßen nach Bayern so gut, wie die nach Schwaben zu schließen. Auch dies wäre noch ein großer Erfolg gewesen, der den Protestanten die Ueberlegenheit im Felde gesichert hätte. Allein auch dem setzte sich die Bedenklichkeit der Kriegsräthe entgegegen, indem sie Schärtlin zurückriefen, weil sie noch zweifelten, ob König Ferdinand sich für seinen Bruder, den Kaiser, erklären würde. Hierdurch geschah nun aber, daß der Kaiser nicht allein selbst ungefährdet blieb, sondern alle seine Vorbereitungen ohne Hinderniß betreiben konnte. Am 20. Juli trat er mit der Achtserklärung gegen Johann Friedrich und Philipp hervor. Diese beiden Vorkämpfer der Feinde wurden als pflicht- und eidbrüchige Rebellen, aufrührerische Verletzer kaiserlicher Majestät von des heiligen Reiches Frieden ausgeschlossen; alle Stände des Reiches, geistliche und weltliche, alle Herren, Ritter, Knechte, Hauptleute bei Verlust ihrer Regalien und Freiheiten aufgefordert, sich von ihnen abzusondern und ihre Unterthanen von der Erbhuldigung und den ihnen geleisteten Pflichten entbunden. An dem Tage der Achtserklärung erschienen die ersten dem Kaiser zuziehenden Truppen in Regensburg. Bei Landshut (12. August) geschah die Vereinigung. Auch ohne die noch jenseits des Rheines befindlichen niederländischen Haufen zählte der Kaiser nunmehr 34,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter. Seiner Wahlkapitulation, welche ihm verbot, fremde Truppen ins Reich zu führen, zum Trotz hatte er sein Fußvolk mehr als zur Hälfte aus Ausländern zusammengesetzt, denn es befanden sich 10,000 Italiener und 8000 Spanier im Heere. Fürs Erste nahm er seinen Weg nach dem bedrohten Regensburg zurück. Unterdessen waren auch der Kurfürst und und der Landgraf mit den aufgebotenen und geworbenen Mannschaften von Thüringen daher gezogen. Ihre ursprüngliche Absicht einer Besetzung der fränkischen Bisthümer hatten sie, von den Oberländern täglich zu schleunigen Hülfstruppen angemahnt, nur zur Hälfte ausführen können, indem sie sich mit dem Versprechen der Bischöfe begnügten, daß dieselben nicht ihre Feinde seyn wollten. Anfangs August hatten sie sich zu Donauwörth mit dem würtembergischen und städtischen Haufen vereinigt und bildeten eine Masse von 35,000 Mann Fußvolk und 6000 Mann zu Pferde. Das protestantische Heer war von den religiösen Ideen wohl berührt und ergriffen, aber keineswegs durchdrungen; es bestand aus Söldnern, die um Lohn dienten. Und hierbei trat dann noch der Uebelstand ein, daß die Heerführung keine Einheit darbot. Hauptsächlich war es ein Unglück für sie, daß Johann Friedrich diesmal selbst mit zu Felde gegangen war. Da es an Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Anführern nicht fehlte, die Kriegsräthe alsdann entschieden und die Befehlshaber des städtischen und würtembergischen Heeres mitzureden hatten, so ward jedes Vorrücken, Zurückziehen, jede Bewegung ein Gegenstand der Besprechung. Schon bei Regensburg, wo sie dem Kaiser eine Schlacht zu liefern gedachten, zeigte sich dies unnütze Hin- und Herziehen als Mangel eines festen Planes. Der Kaiser, welcher eine vollkommene Einsicht in die Dinge besaß und wie in seinem Kabinet, so auch im Lager selbstherrschend war, hütete sich, die Protestanten in Regensburg zu erwarten. Vielmehr zog er, während sie den Fluß hinuntergingen, am andern Ufer herauf, überschritt am 24. August die Donau und nahm ungefähr dieselbe Stellung in der Nähe von Ingolstadt, die sie so eben verlassen hatten, ein. Seine Stellung war für ihn unschätzbar; sie deckte ihn und bedrohte die Verbindung der Protestanten mit Schwaben, von wo sie ihre Lebensmittel empfingen. Unverzüglich eilten daher die Protestanten auf den schlechten Wegen, die sie so eben gekommen waren, mit noch größerer Anstrengung zurück und schlugen dem Kaiser gegenüber bei Nassenfels ebenfalls ein festes Lager auf. Ihre Absicht ging dahin, es zur Schlacht zu bringen. Allein dies ging nicht so leicht, denn dem Kaiser war es zuvörderst nur um die Behauptung des linken Donauufers zu thun. Unterdessen gewannen seine entfernten Truppen auch das rechte Rheinufer, indem Maximilian von Büren den Uebergang über diesen Fluß mit 7000 Mann zu Pferde und 10,000 Mann zu Fuß bewerkstelligte. Hierdurch änderte sich nun das ganze Verhältniß der beiden Heere. Die Protestanten verließen bei der ersten Nachricht hiervon das Lager bei Nassenfels und machten eine Bewegung, um Büren entgegenzugehen und allein mit ihm zu schlagen; am 10. September finden wir sie in Wendingen am Ries. Allein dieser Zug war so vergeblich, wie die frühern. Büren, zur rechten Zeit unterrichtet, nahm seinen Weg durch das Würzburgische und vereinigte sich, ohne auf ein wesentliches Hinderniß zu treffen, am 17. September mit dem Kaiser. Nunmehr

hatte Karl V. alle seine Streitkräfte beisammen. Jetzt hielt er es für angemessen, selbst zum Angriff zu schreiten. Nachdem er Neuburg eingenommen und sich dadurch vollends zum Meister der Donau gemacht hatte, faßte er die Absicht, den Krieg aus Bayern nach Schwaben zu versetzen. Zuerst richtete er sein Augenmerk auf Nördlingen, von wo er sich den Weg nach Würtemberg zu öffnen gedachte. Da diese Stadt seiner Aufforderung kein Gehör gab, führte er seine ganze Macht gegen sie. Man erzählt, die Stadt habe dem Landgrafen eine bestimmte Frist gesetzt, binnen der sie unterstützt seyn müsse, wenn sie sich halten solle, und dieser sey nun, so schwer dies auch geschienen, zur bestimmten Stunde mit seiner sämmtlichen, durch durch die rheinischen Truppen ebenfalls verstärkten Macht zum Schutz Nördlingens angelangt. Am 4. Oktober zogen die beiden feindlichen Heere gegen Nördlingen heran, ohne von einander zu wissen; als sich der Nebel hob, wurden sie einander ansichtig. Die Protestanten hatten den Vortheil, daß sie auf den Höhen vorrückten und zum Erstaunen der Gegner eine solche Stellung einnahmen, daß diese doch Bedenken trugen, zum Angriff zu schreiten. Weder durch die Verwüstung des Landes, noch durch die Besetzung benachbarter kleiner Städte ließen sich die Protestanten zum Aufgeben ihrer günstigen Stellung bewegen. Darauf nahm der Kaiser eine Richtung gegen Ulm. Am 13. Oktober finden wir sein Lager zwischen Sontheim u. Brenz, von wo sich seine leichten Reiter am Morgen des 14. auf den Weg zur Berennung der Stadt machten. Aber schon waren die Protestanten, welchen viel an Ulm gelegen seyn mußte, in der Nähe, so daß jene Reiter, als sie auf den Höhen nach Ulm zu anlangten, von Falkonetschüssen des Kurfürsten begrüßt wurden. Wäre der Kaiser nun dennoch gegen die Stadt vorgerückt, so würde er, da die Protestanten im Besitze des Rieses und der würtemberger Steige waren, zwischen zwei Feuer genommen worden seyn. Er erließ daher am 15. den Befehl, im Lager zu bleiben, worauf außer einigen Plänkeleien nichts vorfiel. Bis jetzt hatten also die Evangelischen noch keine Nachtheile erlitten. Dagegen geriethen die Kaiserlichen mit der vorrückenden Jahreszeit immer mehr in Nachtheil. Tödtliche Krankheiten griffen um sich, namentlich die rothe Ruhr, und man berechnet, daß das kaiserliche Heer nur durch Scharmützel und Krankheiten mehr als 15,000 Mann verloren habe. Ueberdies näherte sich die Zeit, da die Kapitulation mit dem Papste zu Ende ging. Wahrscheinlich rechneten die Protestanten auf den Eindruck dieser Dinge, als sie dem Kaiser jetzt nochmals Friedensanträge machten. Ihre Hauptbedingung war, daß jeder Stand sich unverwehrt zur augsburgischen Konfession bekennen dürfe. Allein der Kaiser ertheilte ihnen die wegwerfende Antwort, sie möchten erst sich selbst, so wie ihre Land und Leute in seine Gnade und Ungnade ergeben, dann wolle er Unterhandlung mit ihnen pflegen. Den Kaiser mochte wohl vorzüglich Herzog Moritz zu dieser Standhaftigkeit bewegen. Dieser nämlich hatte nach seiner Rückkunft von Regensburg noch eine Zeit lang den Schein einer neutralen Stellung behauptet, weil in seinem Lande zu große Sympathien für den schmalkaldischen Bund herrschten und man den Krieg für einen Religionskrieg ansah. Nachdem aber auf dem Landtage zu Freiberg im Oktober 1546 von dem Kaiser eine Erklärung mitgetheilt worden war, worin derselbe versprach, das Land von der christlichen Religion, in der es jetzt sey, und dem Worte Gottes nicht zu bringen, und nachdem Moritz den Ständen vorgestellt hatte, welch eine Gefahr für das fürstliche Gesammthaus darin liege, wenn ein Anderer, etwa König Ferdinand, mit den Ansprüchen von Böhmen die Acht gegen Johann Friedrich ausführe: da billigten die Stände, angeblich um dieser Gefahr zuvorzukommen, daß die Landschaft des Kurfürsten aufgefordert oder auch genöthigt werden solle, sich dem Herzoge zu ergeben. Nun erst fühlte Moritz festen Grund unter seinen Füßen; unverzüglich eilte er nach Prag, um sich hier mit König Ferdinand zu verständigen. Dieser stellte eben so, wie Moritz gethan, seinen Ständen vor, wie gefährlich es seyn würde, wenn Moritz die Acht allein vollzöge, und erlangte dadurch von den Landoffizieren und Landrechtsbeisitzern den Beschluß, daß man dies nicht geschehen lassen dürfe. Leicht wurden Moritz und Ferdinand darüber einig, was einem Jeden von ihnen zufallen sollte. Alsdann wurde Moritz in einem am 27. Oktober vom Kaiser unterzeichneten Formulare die Kurwürde übertragen. Der Herzog ließ daher nun alle Bedenklichkeiten fallen; er hatte ja die Oberherrlichkeit über die beiden Stifter, die Kurwürde und den größern Theil der Lande seines Vetters als Preis seiner Mitwirkung gegen den Bund erhalten. Am 30. Oktober überschritten die böhmischen Truppen die sächsische Grenze; ihre Stärke bestand besonders in der leichten Reiterei. Ohne Mühe warfen sie das in Eile zusammengeraffte voigtländisch-thüringische Landvolk auf den Höhen von Adorf. Ein allgemeiner Schrecken ergriff die unbefestigten Städte der Nachbarschaft. Herzog Moritz versprach ihnen seinen Schutz unter der Bedingung, daß ihm selber die Huldigung geleistet würde, wogegen er die Verpflichtung übernahm, sie bei ihrer Religion zu schützen und sich gegen seinen Vetter aller Gebühr zu halten, wofern derselbe sich mit dem Kaiser aussöhne. Diesen Vertrag nahmen sie an, eine nach der andern. Hierauf unterwarfen sich Borna, Altenburg und Torgau. Der Herzog hatte sich mit seinem Kriegsvolke den Böhmen und Ungarn zugesellt. In Kurzem mußte das ganze Land in seine Hand fallen. Die verstärkte Gefahr vereinte die Protestanten nur für kurze Zeit enger. Nässe, Kälte, schlechte Lebensmittel, einreißende Krankheiten hatten in ihrem Lager großen Unmuth hervorgebracht. Der größte Uebelstand aber lag im Geldmangel. Da man den Landsknechten einen, zwei, auch drei Monate Sold schuldig war, liefen sie haus

fenweise davon. Unterhandlungen mit Frankreich führten zu keinem Resultate. Obgleich man die schlimmen Folgen einer Trennung des protestantischen Heeres einsah, so faßte man doch endlich diesen lange vermiedenen Entschluß. Am 22. November setzte sich das Lager bei Giengen in Bewegung, und am folgenden Tage ward der Abzug vollzogen. Der Kaiser gab sich den Anschein, die Abziehenden zu verfolgen, allein er erreichte sie nicht. Er war nun im entschiedenen Vortheile, denn die Häupter des Bundes, welche zum Schutze des Oberlandes herbeigekommen waren, überließen nun ihm den Platz. Ursprünglich hatten sie bezweckt, im Oberlande ein Winterlager von 6000 M. zu Fuß und etwa 1500 zu Pferd bei Elwangen zu errichten, eine gute Verwahrung der würtembergischen Steige und Alpen anzubringen, eine allgemeine Kontribution unter dem Namen des gemeinen Pfennigs auszuschreiben und sich in Franken festzusetzen. Allein nichts davon kam zu Stande. Der Landgraf eilte nach Hessen voraus, und der Kurfürst führte das Heer auf weiten Umwegen über Heilbronn und Neckarsulm nach der Bergstraße, dem Stifte Mainz und der Abtei Fulda. Er ließ sich von den Prälaten zu Aschaffenburg und Fulda starke Brandschatzungen zahlen, mit denen er seine Truppen einigermaßen befriedigen konnte, und eilte dann, wegen immer schlimmer lautender Nachrichten, in sein Land zurück. Hierdurch bekam der Kaiser, welcher gleich nach dem Abzuge Giengen, Nördlingen und Rothenburg besetzt hatte, die beste Gelegenheit zu einem vortheilhaften Zuge gegen die schwäbischen Städte. Hier begannen nun die Unterwerfungen und Aussöhnungen. Ulm war der erste feste Platz, welcher fiel. Für die Ulmer unterhandelten hauptsächlich David und Johann Baumgärtner, welche mit dem ulmer Bürgermeister verwandt waren und mit Granvella im besten Verhältnisse standen. Auf den von den Ulmern am 12. Dec. eingereichten Entwurf, der ihre Forderungen enthielt, antwortete am folgenden Tage Granvella: nicht allein gedenke sie der Kaiser nicht weiter zu verpflichten, als nach den alten Eidesleistungen, sondern noch überdies solle es in dem Artikel des Glaubens halber keinen Mangel geben, denn der Kaiser werde ihnen in einer Nebenversicherung, einem „heimlichen Verstande", zusagen, sich gegen sie darin zu halten, wie gegen den Herzog Moritz und den Kurfürsten von Brandenburg. Nachdem hierauf Bürgermeister und Fünf der Stadt Ulm eingegangen waren, beschloß der Rath noch, ganz wie man ihm vorschlug, sich „in höchster Unterwürfigkeit" vor dem Kaiser zu demüthigen und ohne alle weitere Disputation Sr. Majestät auf die Versicherung der Religion, wie sie gegen Herzog Moritz und Brandenburg geschehen, zu vertrauen. Dadurch war die Kette des schmalkaldischen Bundes in ihrer Mitte zersprengt, und ein Beispiel des Abfalls gestellt, welches nothwendig Nachfolge finden mußte. Ulm selbst bot die Hand zu Unterhandlungen mit den übrigen oberländischen Städten. Anfangs Januar 1547 versammelten sich hier die Gesandten derselben, wenigstens zum Theil ganz bereit, sich eben so auszusöhnen, wie Ulm gethan. Der kaiserliche Hof, welcher auf ein Paar Wochen in Ulm aufgeschlagen wurde, faßte den Gedanken, Niemanden zur Aussöhnung zuzulassen, der nicht dem Kaiser eine eben so große Abtragssumme zahle, als dieser im Kriege gegen ihn aufgewandt habe. Ulm mußte beinahe 100,000 Gulden zahlen und als Abschlag ein ansehnliches Geschütz sammt Pulver und Munition hergeben. Auf Heilbronn fiel die Zahlung von 20,000, auf Eßlingen von 40,000, auf Reutlingen von 20,000 Gulden. Unter diesen Umständen konnte nun sich auch der Herzog von Würtemberg nicht behaupten. Schon am Tage der Unterwerfung der Stadt Ulm waren nicht nur die härtesten Drohungen gegen ihn ergangen, sondern es waren auch die kaiserlichen Truppen in sein Gebiet eingerückt. Der Herzog entwich nach Hohentwiel und ließ durch seinen Kanzler Gültlinger Bedingungen der Unterwerfung vorschlagen; aber der Kaiser wies sie zurück und legte selbst einen Vertrag vor, auf dessen unverweilter Annahme er bestand. Der Herzog sollte 30,000 Gulden zahlen, eine Hälfte in 14, die andere in 25 Tagen, seine festen Häuser Hohenasperg, Schorndorf und Kirchheim kaiserlichen Truppen einräumen, ohne daß eine Zeit der Rückgabe bestimmt worden wäre, und vor Allem dem Könige Ferdinand wegen aller Ansprüche, die er an den Herzog machen könne, Rede stehen. Durch die Bestätigung des kadanischen Vertrags wurde zwar das Bestehen des Landes und der Religion gesichert, indeß mußte sich der alte Fürst selbst zu persönlicher Demüthigung herbeilassen. Hierauf widerstand er auch trotz der Bemühung Schärtlins, der es auf ein Jahr zu halten gedachte, nicht länger, da die jedem fernern Widerstande abgeneigte Kaufmannschaft wieder großen Einfluß äußerte. Anton Fugger ward mit der Unterhandlung beauftragt, und am 29. Januar 1547 geschah die Unterwerfung. Augsburg mußte 150,000 Gulden zahlen, 12 Stück Geschütz, eine kaiserliche Besatzung aufnehmen und im Betreff der Religion sich mit der mündlichen Versicherung Granvella's begnügen, daß es bei dem jetzigen Zustande derselben sein Bewenden haben solle. Frankfurt am Main, das den Verlust seiner Messen fürchtete, schmiegte sich auf sehr feige Weise schon bei der Annäherung des Grafen von Büren. Der Graf versprach sein Fürwort auch in Sachen der Religion, indem er versicherte, er werde dem Kaiser nicht länger dienen, wofern diese angegriffen werden sollte. Schon am 29. December 1546 zogen die Kaiserlichen in Frankfurt ein, und am 21. Januar 1547 leisteten die Bürger dem Kaiser einen neuen Huldigungseid. Bald darauf fiel auch Köln, dessen Erzbischof am 25. Februar 1547 resignirte. Am härtesten kam Straßburg die Nachgiebigkeit an; es wurde aber auch in Folge seiner entschiedenern Haltung am glimpflichsten behandelt, denn es ward ihm keine Besatzung aufgedrungen, es brauchte nur 30,000 Gulden zu zahlen, und im

/5

Begnadigungsbriefe wurden den Bürgern ihre löblichen Gebräuche und Herkommen, wie sie dieselben im Gebrauche haben, zugesichert. Somit waren außer Konstanz alle oberländischen Stärte mit dem Kaiser ausgesöhnt, und geistliche und weltliche Fürstenthümer am Rhein und in Schwaben gehorchten ihm wieder. Schon erhoben die fehdelustigen Kriegshauptleute, die unter Herzog Heinrich gedient hatten, auch in dem niedern Deutschland die Waffen in des Kaisers Namen. Im Februar fiel Minden in ihre Hand. Von allen Seiten kamen Fürsten und Herren und die Gesandten so vieler Städte, um sich vor dem in diesem Kriege ganz grau gewordenen Kaiser zu demüthigen. Man sah sie knien, „die ehrenfesten hochgelahrten fürsichtigen und weisen", die ihm so oft Widerpart gehalten hatten, in der Mitte des versammelten Hofes, einer hinter dem andern in langer Reihe, mit niedergeschlagenen Augen, bis dann einer von ihnen das Wort nahm und S. kaiserliche Majestät um Gottes des Allmächtigen und seiner Barmherzigkeit willen anflehte, die gegen sie gefaßte, allerdings wohl verdiente Ungnade fallen zu lassen. Nachdem der Kaiser ihnen dies durch den Mund seines Vicekanzlers zugesagt, „aus angeborner kaiserlicher Milde, und weil er das Verderben der Reichsstände nicht wolle", gelobten sie dafür unterthänigen Gehorsam sowohl für ihre Nachkommen, als für sich selbst in den demüthigsten Ausdrücken, die sich finden ließen. Obwohl man sie aufstehen hieß, so wagten sie dies doch nicht eher, als bis der Kaiser selbst ihnen mit einem Wink der Hand das Zeichen dazu gab.

In den ersten Monaten des Jahres 1547 hatte indeß Johann Friedrich noch einmal eine recht bedeutende Stellung eingenommen. Mit ungefähr 20,000 Mann, welche ihm aus dem Oberlande folgten, war er Mitte December 1546 in Thüringen erschienen und hatte die dort vom Herzoge Moritz aufgestellten Heerhaufen mit leichter Mühe zerstreut. Nicht allein sein eignes Gebiet hatte er erobert, sondern auch die angrenzenden Landestheile seines Vetters, eine Menge kleiner Städte und Bergfesten. Die Harzgrafen unterwarfen sich ihm aufs Neue; Hans Georg von Mansfeld verlor das feste Haus Heldrungen, und Julius Pflug, der sich im Bisthum Naumburg festgesetzt hatte, mußte dasselbe wieder verlassen. Hierauf wandte sich Johann Friedrich am Neujahr 1547 nach dem Stifte Magdeburg. Ohne Widerstand gelangte er nach Halle, wo ihm die Bürgerschaft aufs Neue huldigte. Der Erzbischof Johann Albert, welcher in Halle zugegen war, mußte sich gegen eine jährliche Rente von 10,000 Gulden zur Verzichtleistung auf die beiden Stifter Magdeburg und Halberstadt bequemen. Und nun rückte der Kurfürst gegen die meißnischen und osterländischen Gebiete seines Vetters. Leipzig zu erobern, gelang ihm nicht, weil es den kurfürstlichen Führern, die ihr Geld dort untergebracht hatten, nicht recht Ernst damit war. Vorzüglich bereitete die gute Gesinnung der Bevölkerung dem Kurfürsten Johann Friedrich eine gute Stellung. In Norddeutschland hatten es die Kaiserlichen zunächst auf Bremen abgesehen, gegen welches einige Kriegsführer, welche früher unter Heinrich von Braunschweig gedient hatten, ihren Angriff richteten. Aber die Burger Bremens trafen alle Anstalten zur Vertheidigung der Stadt. Die übrigen Städte brachten vor der Hand wenigstens so viel zusammen, daß es den Grafen Christoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld möglich wurde, mit einer Gegengarde, wie es Johann Friedrich nannte, zu Felde zu rücken. In Böhmen erhielt der Kurfürst von Sachsen unerwartete Bundesgenossen. Zu Prag, dessen Bürger zur Kriegsrüstung aufgefordert worden waren, antworteten die Gemeinen der Altstadt, der Neustadt und der Kleinseite dem Könige, daß sie wider den Kurfürsten von Sachsen nicht zu Felde ziehen könnten, da derselbe, wie sie, Leib und Blut Christi unter beiderlei Gestalt genieße. Nun hatte der König seine Vasallen nach Leitmeritz beschieden, um gleich von da den Zug nach Sachsen zu unternehmen; aber hier brach die Widersetzlichkeit ganz offen aus. Nur der katholische Adel schloß sich an Ferdinand an, allein er war eher in der Minderzahl; die meisten traten an die Seite der prager Städte. Gleich darauf sah man die utraquistischen Herren und Edelleute aus zehn Kreisen in großen Schaaren wieder in Prag ankommen; auch viele städtische Abgeordnete erschienen, und die große Glocke am Tein, das alte Zeichen der Empörung, erscholl aufs Neue. Mit den religiösen Gefühlen erwachte die Erinnerung an die alten politischen Rechte. Da König Ferdinand sich geweigert hatte, einen Reichstag einzuberufen, so schritten die in Prag Versammelten auch ohne ihn dazu. Sie betrachteten sich auch allein als das Reich und stellten wirklich ein Heer ins Feld, um vor Allem das Eindringen „des fremden unchristlichen hispanischen Volkes" zu verhindern. Nicht um Johann Friedrich zu stürzen, sondern sich selbst gegen ihn zu behaupten, mußte König Ferdinand jetzt alle seine Kräfte anstrengen. Dem Herzoge Moritz konnte er nur einige Hülfstruppen schicken, mit welchen dieser eine feste Stellung zu Chemnitz einnahm. Von der andern Seite ließ der Kaiser den Markgrafen Albrecht von Kulmbach mit 10 Fähnlein und 1200 Reitern anrücken. Derselbe nahm sein Hauptquartier in der Stadt Rochlitz, dem Leibgedinge der Herzogin Elisabeth, Schwester des Landgrafen. Die beiden Fürsten faßten nun den Plan, mit vereinten Kräften auf Johann Friedrich, der sein Lager bei Altenburg aufgeschlagen hatte, einen Angriff zu machen. Johann Friedrich, der durch die Gunst der Einwohner mit bessern Nachrichten, als seine Gegner, versehen wurde, kam diesem Angriffe zuvor. Am Morgen des 2. März, an welchem die Vereinigung der Truppen der beiden Fürsten geschehen sollte, erschien er vor Rochlitz und nahm die den Ort beherrschenden Höhen ein, bevor noch der Markgraf von seiner Gegenwart etwas erfuhr. Der Kurfürst trug einen vollständigen Sieg davon: der Markgraf gerieth in Gefangenschaft, und seine Leute mußten schwören, daß sie binnen 6 Monaten nicht

gegen den Kurfürsten dienen wollten. Bis auf einige feste Plätze fiel jetzt das ganze Gebiet des Herzogs Moritz in seine Hand. Als einen letzten Zufluchtsort befestigte derselbe in diesem Augenblicke Königsberg. Die böhmischen Stände traten mit Johann Friedrich in offene Unterhandlung; sie hatten nichts dagegen, daß die kurfürstlichen Truppen Joachimsthal besetzten. Zwischen beiden Theilen ward nicht allein über die Erneuerung der alten Erbeinigung zwischen der Krone und dem Kurhause, sondern über die Errichtung eines förmlichen Kriegsbündnisses unterhandelt. Böhmische Gesandte erschienen im Lager des Kurfürsten. Das ganze Elbgebiet erkannte in diesem Augenblicke Johann Friedrich als seinen Vorfechter an. Auch der König Franz I. von Frankreich versprach nunmehr, für die fernere Dauer des Krieges an den Kurfürsten eine nicht unbedeutende monatliche Beihülfe zu zahlen, und als am 28. Januar Heinrich VIII. von England gestorben war, versprachen die Testamentsvollstrecker, eben so viel zu leisten, wie die Franzosen. Des Kurfürsten Plan war früher gewesen, nicht sein ganzes Land, sondern nur seine Festungen, besonders Wittenberg und Gotha, zu vertheidigen, sich da auch nicht einmal selbst einzuschließen, sondern sich nach Magdeburg zurückzuziehen, von wo er hoffen durfte, seine Sache am ersten herzustellen. An der Ausführung dieses Planes verhinderte ihn Böhmen. Allein, da Johann Friedrich seine Lage nicht scharf genug aufzufassen verstand, da er nicht begriff, daß er mit aller Entschiedenheit die Böhmen zum Abbrechen aller Brücken, die sie wieder mit dem Kaiser zusammenführen konnten, vermögen mußte, und daß in Zukunft er zum allerwenigsten der Kaiser der Protestanten zu werden durch die Verhältnisse genöthigt war: so führte ihn seine Halbheit, sein bloß vertheidigungsweise zu Werke gehendes Verfahren zuletzt ins Verderben. Ein nochmals durch den Herzog von Kleve gemachter Vermittelungsversuch schlug abermals fehl, und Kaiser Karl rückte nun nach Böhmen, wo man ihm keinen Widerstand entgegenzusetzen wagte. Hatten die Böhmen sich nicht getraut, dem Kaiser ihr Gebiet zu verschließen, so gingen sie noch viel weniger außerhalb des Landes einem Heere desselben entgegen. So geschah es, daß sich Johann Friedrich mit zerstreuten Kräften an ungünstiger Stelle im Felde betreffen ließ. Der Kaiser hatte 17,000 Mann zu Fuß und 10,000 Reiter, während das Heer des Kurfürsten durch die Anstrengungen des Feldzugs, durch mancherlei Besatzungen und durch die Unternehmung nach dem Erzgebirge und nach Böhmen auf 4000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter zusammengeschmolzen war. Der Kaiser betrat die sächsische Grenze ungefähr eben da, wo vor einem Jahre die Böhmen und Husaren eingedrungen waren. Sein erstes Nachtlager nahm er zu Adorf, das zweite zu Plauen. Aus dem Voigtlande rückte er nach dem Osterlande, nach Altenburg und Koldiz vor. Nirgends fand er Widerstand; 15 sächsische Fähnlein wurden unterwegs aufgehoben. Endlich mußte der Kurfürst erkennen, daß ihm doch nun nichts weiter übrig bleibe, als der Rückzug nach seiner Festung Wittenberg. Aber schon war er in dem Nachtheile, daß, indem er an dem rechten Ufer der Elbe hinabzog, die Feinde in derselben Gegend an dem linken erschienen und nur hauptsächlich durch den Fluß von ihm getrennt waren. Bei Mühlberg, wo der Kurfürst am 24. April 1547 unachtsam Halt machte und Bestände hielt, ereilte ihn der Kaiser und nahm ihn nach kurzer Gegenwehr gefangen. Wegen beleidigter Majestät und wegen Ketzerei erst zum Tode verurtheilt, dann zu lebenslänglichem Gefängnisse begnadigt, unterwarf sich Johann Friedrich den zwischen dem Kaiser, dem Herzoge Moritz und dem Könige Ferdinand getroffenen Bestimmungen hinsichtlich der Kur; jedoch ward Moritz verpflichtet, den Söhnen Johann Friedrichs ein Einkommen von 50,000 Gulden zu lassen. Zugleich wurden die Aemter, aus welchen dies genommen werden und welche überhaupt dieser Linie verbleiben sollten, namentlich bestimmt. Nach der Gefangennahme Johann Friedrichs suchte der Kaiser auch den Landgrafen Philipp in seine Hände zu bekommen. Zu dem Zwecke wurden durch die Vermittelung Joachims II. von Brandenburg und Moritz' von Sachsen mit ihm Unterhandlungen angeknüpft. Eine Unterredung Philipps und Moritz' zu Leipzig schlug fehl, weil der Kaiser die Ueberlieferung aller Festungen und Ergebung in Gnade und Ungnade forderte. Die amtliche Relation versichert nun, der Kaiser habe den vermittelnden Fürsten gesagt, er könne dem Landgrafen nicht trauen, sondern müsse ihn persönlich in seiner Gewalt haben. Nach mancherlei Hin- und Herreden hätten sich dann die Kurfürsten wirklich mit der Versicherung begnügt, daß sich die Ungnade, welcher sich der Landgraf unterwerfe, nicht auf Leibesstrafe, noch auf ewiges Gefängniß beziehen solle. Trotzdem, daß die Fürsten dem Kaiser diese Konzession gemacht hatten, schickten sie dem Landgrafen bald darauf den Entwurf einer Kapitulation zu, welcher hiervon kein Wort enthält, sondern worin nur steht, der Landgraf solle über die Artikel der Kapitulation weder an Leib noch Gut, auch nicht mit Schmälerung seines Landes, oder mit Gefängniß beschwert werden. Dieser Kapitulation zufolge sollte der Landgraf sich allerdings auf Gnade und Ungnade ergeben und einen Fußfall thun, aber es ward ihm Verzeihung verheißen, für die er sich dankbar zu bezeigen habe. Er sollte allen Bündnissen absagen, die Feinde des Kaisers nicht mehr in seinem Lande dulden, diejenigen seiner Unterthanen, welche noch wider den Kaiser dienen möchten, binnen 14 Tagen zum Abzug auffordern, alle seine Festungen bis auf eine schleifen, sein sämmtliches Geschütz und alle Gefangenen, darunter den Herzog Heinrich von Braunschweig, herausgeben und demletztern sein Land wieder zustellen. Der Landgraf ging im Ganzen auf diese Bedingungen, die nur noch in einigen unwesentlichen Punkten geändert wurden, ein. Ohne Arg kam er in das kaiserliche Lager nach Halle, wo er am 19. Juni auf dem

neuen Bau, der sogenannten Residenz zu Halle, dem Kaiser den üblichen Fußfall that. Die beiden Kurfürsten folgten ohne Bedenken mit ihrem Gaste darnach einer Einladung des Herzogs von Alba zum Abendessen aufs Schloß. Hier trat nun die völlige Entwickelung dieses Ereignisses hervor. Denn, indem man sich nach dem Essen in verschiedene Gruppen zum Spiele vertheilte, bemerkte der Herzog den beiden Kurfürsten, Landgraf Philipp werde diese Nacht bei ihm auf dem Schlosse bleiben müssen. Umsonst erhoben die betroffenen Fürsten Vorstellungen dagegen: Philipp blieb und ward als Gefangener behandelt. Von dem Bunde war nun nichts mehr übrig, als die niederdeutschen Städte, welche noch Widerstand leisten konnten. Schon Anfangs April war eine neue Vereinigung zwischen Magdeburg, Braunschweig, Hamburg und Bremen zu Stande gekommen. Mit dem von ihnen aufgebrachten Gelde hatten sie eine bedeutende Zahl Reiter und Landsknechte unter Christoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld ins Feld gestellt; hierzu gesellten sich noch die nach der Niederlage Johann Friedrichs von diesem getrennten Haufen unter Thumshirn und Planitz. Dieses Heer rückte alsbald gegen Herzog Erich heran, welcher Bremen belagerte, vertrieb ihn von dort und lieferte ihm am 23. Mai 1547 am Kröpelsberge bei Drakenborg eine Schlacht, worin Erich mit einem Verluste von vierthalbtausend Todten und drittehalbtausend Gefangenen den Kürzern zog. Hiermit muß man den schmalkaldischen Krieg als beendigt ansehen. Die aufständischen Böhmen demüthigten sich am 8. Juli vor ihrem Könige Ferdinand. Kaiser Karl wagte sich nicht weiter in den Norden, sondern mußte jetzt seine Aufmerksamkeit dem Koncil zuwenden. Der Widerspruch des verhaßten Bundes, welcher ihn 15 Jahre gequält hatte, war nicht mehr zu fürchten. Allein der Zweck des Bundes, die Sicherung der religiösen Freiheit, wurde dennoch erreicht, indem Kurfürst Moritz sich plötzlich von dem Kaiser kehrte und dadurch den passauer Vertrag vom 31. Juli 1552 ins Leben rief.

Literatur: P. de Salazar, Cronica del Emperador Carlos V., en la qual se trata la justissima guerra, que su Majestad movio contra los Lutheranos y rebeldes del Imperio, Sevilla 1552, Fol., ital., Neapel 1558, Fol.; — Derselbe, Historia de muchas guerras entre Christianos y Infideles deste el anno 1546 hasta el 1560, Medina del Campo 1560, Fol.; — L. d' Avila y Zuniga, Commentarius de la guerra de Allemanna hecha por Carlos V. en 1546 y 47, Venet. 1548, Fol., deutsch von Herzog Philipp Magnus von Braunschweig-Wolfenbüttel, Braunschw. 1552, 4.; — Lambertus Hortensius, De bello germanico Caroli V. libri VII, Basel 1560, Fol.; — F. Hartleder, Handlungen und Ausschreiben von Ursachen des deutschen Kriegs unter Karln V. im J. 1546 und 1547, mit Anmerkungen von J. Präschenk, Gotha 1646, 2 Bde., Fol. — Vgl. E. M. Oettinger, Historisches Archiv, Karlsruhe 1841, Nr. 4283—95, 4305, 4308, 4329—31, 5737—42.

Schmalköpfe (Ichthyol.), nach Oken, s. v. a. Thunfische, Zunft der elliptischen Brustflosser. Sie zerfallen in a) nackte S. oder Thunfische mit den Sippschaften der langen Thunfische (Centronotus, Temnodon, Scomber, Caraux, Thynnus, Hiphias), der tafelmörigen Thunfische (Vomer, Zeus, Equula); b) starkbeschuppte S. mit den Sippschaften der Lederfische (Teuthis, Acanthurus, Monoceros), der Schuppenflosser oder Klippfische (Chätodon, Heniochus, Zanclus, Ephippus, Scatophagus, Taurichthys, Holacanthus, Pomacanthus, Chilmen, Platax).

Schmalkopf (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Leptocephalus *Penn.*

Schmallachs (Ichthyol.), s. v. a. gemeiner Lachs, Salmo Salar *L.*, wenn er schmal und nicht fett ist.

Schmalleder, s. Leder.

Schmallenberg, preuß. Stadt, Provinz Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Meschede, an der Lenne, Hauptort der Bürgermeisterei gleichen Namens; Messer- und Nagelfabriken, 2 Jahrmärkte; 830 Einw.

Schmalleningken (Geogr.), preuß. Orte: 1) Marktflecken, Prov. Preußen (Ost.-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Ragnit; 140 Einw.; — 2) (Auxtogallen), Dorf das.; 300 Einw.; — 3) (Wittkehmen), Dorf das.; 170 Einw.; — 4) (Endrnschen), Dorf das.; 120 Einw.

Schmallischer Pflug, s. Pflug.

Schmalmäuler (Ichthyol.), Häringe, nach Oken seine 12. Zunft der Fische. Leib und Kopf sind stark zusammengedrückt, mit großen abfälligen Schuppen, meist nur einer Rückenflosse und weit hinten stehenden Bauchflossen. Sie zerfallen in a) weiße H. mit der Sippschaft der dünnen H. (Atherina, Engraulis, Clupea), der dicken H. (Elops, Argentina, Megalops, Butyrinus, Erocötus), b) bewaffnete H. mit den Sippschaften der Zahnhäringe (Chirocentrus) und der Panzerhäringe (Erythrinus, Amia, Osteoglossum, Sudis).

Schmalmütze (Bot.), Moosgattung, s. v. a. Leptomitrium *Wallr.*

Schmalmundkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Stenostoma *Latr.*

Schmalmuscheln (Mollusk.), s. v. a. Mollacea, Gruppe der Konchiferenfamilie der Monomyaria (s. d.).

Schmalnasen (Säugeth.), s. v. a. Simiae catarrhinae, Affen der alten Welt, mit schmaler Nasenscheidewand, s. Simiä.

Schmalnau, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken u. Asch., Ldg. Weithers; 3 Mahlmühlen mit Walk- u. Schlaggang, Weberei; 840 Einw.

Schmalreh (Säugeth.), weibliches Reh, wenn es ein Jahr alt ist, bis zur Zeit, wo es gebrunftet hat.

Schmalrüsselkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Brentus *Fabr.*

Schmalsaat (Landw.), s. v. a. Absaat.

Schmalschiff, ein der Schmake ähnliches Fahrzeug, jedoch von schmälerer Bauart.

Schmalschildraupen (Entomol.), nach

Oken, die Raupen der sog. Röthlinge (Dycaena phlaeas, Hippothoe ꝛc.).

Schmalschlange (Amphib.), s. v. a. Trimeresurus leptocephalus *Laceép.*

Schmalschnäbler (Ornithol.), nach Oken, 1) s. v. a. die Familie der Bürger, Laniadae (s. d.); — 2) s. v. a. Viehkukuke (s. d.); — 3) s. v. a. die Reiher (s. d.).

Schmalstede, holst. Dorf, Amt Bordesholm; 280 Einw.

Schmalstern (Bot.), s. v. a. weißes Labkraut, Galium Mollugo *L.*

Schmalstrahl (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Stenactis *Cass.*

Schmalstrahlige Struktur (Min.), s. Strahlige Struktur.

Schmalstrichraupen (Entomol.), nach Oken, Raupen von spinnenartigen Eulenfaltern, grünmit bleichem Seitenstreif: Noctua chi.

Schmalt, s. v. a. Email.

Schmalte (Schmelzglas, Schmelzblau), das durch Schmelzen des Kobalts mit Kies u. Pottasche gewonnene blaue Glas, so wie die daraus bereitete blaue Farbe, nach welcher eine Nuance des Blau Schmaltblau heißt.

Schmaltebian (bot. Term.), Farbenbestimmung, s. v. a. Azureus.

Schmaltekraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Clitoria *L.*

Schmaltheil (Seew.), die Abtheilung einer Flotte, welche einen eigenen Flaggenoffizier hat.

Schmalthier (Säugeth.), das Weibchen des gemeinen Hirsches, Cervus Elaphus *L.* (s. d.), bis zur Zeit seiner Reife.

Schmaltonne, in Hamburg 32 Stübchen oder 128 Quartier. In Holland hatte sie früher 6 Steekann und war das halbe Quardeel.

Schmalz, Moritz Ferdinand, Hauptpastor und Scholarch zu Hamburg, geb. am 18. Juni 1785 zu Stolpen bei Dresden, wo sein Vater Accisinspektor war, bezog 1798 die Fürstenschule Meißen, studirte von 1804 an in Leipzig und in Wittenberg Theologie, war dann längere Zeit zu Wittenberg Hauslehrer und erhielt 1814 das Pfarramt zu Stadt Wehlen bei Pirna. Wegen der Güte seiner Kanzelvorträge bekam er 1816 einen Ruf nach Wien als zweiter Pastor der evangelischen Gemeinde augsburgischer Konfession und trat daselbst zugleich als Referent in das dortige protestantische Konsistorium ein. Einen Ruf als Pastor und Ephorus nach Lemberg lehnte er ab, während er 1819 als Pastor an die Kirche zu Neustadt-Dresden ging. Er fand immer größeren Beifall, eiferte gegen das immer mehr zu Dresden einreißende Konventikelwesen und erhielt 1830 von der theologischen Fakultät zu Leipzig die Doktorwürde. Die von ihm im November 1826 zum Besten des Unterrichts armer Kinder gegründete und nach seinem Namen benannte Schulkasse betrug bereits im Jahre 1833 eine Summe von 9000 Thalern, aus deren Zinsen der Unterricht von 2—300 Kindern bestritten wurde. Im letztgenannten Jahre ging er als Pastor an die Hauptkirche zu St. Jakobi nach Hamburg, wo er jedoch weniger die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, als in Dresden. Schrieb: Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, Jahrg. 1, 2 Bde., Dresden 1820, 2. Aufl. 1822; Jahrg. 2, 2 Bde., daselbst 1822; — Erbauungsstunden für Jünglinge und Jungfrauen, Leipzig 1823; 8. Aufl. 1843; — Epistelpredigten für alle Sonn- und Festtage des Jahres, daselbst 1825, 3 Bde.; 2. Aufl. 1828—29; — Predigten über auserlesene Abschnitte der heiligen Schrift, daselbst 1827, 2 Bde.; — Ueber die in unsern Tagen überhandnehmende Scheinheiligkeit, Dresden 1829; — Blicke des Glaubens in das bewegte Leben der Menschen, Predigt auf alle Sonn- u. Festtage des Jahres, Leipzig 1831, 2 Bde.; 2. Aufl. 1834; — Passionspredigten, Hamburg 1834—44, 10 Bde.; Bd. 1—2, 2. Aufl. 1836—44; — Neue Predigten über die neuangeordneten biblischen Texte, Jahrg. 1—4, Leipzig 1843—46. — Unter verschiedenen Titeln erschienen seine abwechselnd über die Sonn- und Festtagsevangelien gehaltenen Predigten Hamburg 1834—43, 10 Bde.

Schmaltzia (Bot.), nach Desvaux, Pflanzengattung. Art: S. aromatica *Desv.*, s. v. a. Rhus aromatica *Ait.*

Schmalvieh (Landw.), die kleineren zahmen Thiere, besonders Schafe und Ziegen.

Schmalwandig (bot. Term.), s. v. a. Angustiseptus.

Schmalwanze (Entom.), 1) Wanzengatt., s. v. a. Lygaeus *Fabr.*; — 2) desgl., s. v. a. Hydrometra *Fabr.*

Schmalwasser, bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken u. Aschenburg, Bdgr. Bischofsheim; Mühlen; 380 Einw.

Schmalwespe (Entom.), auch Schmalgoldwespe, Wespengattung, s. v. a. Cleptes *Latr.*

Schmalz, 1) flüssiges Thierfett, konsistenter als Thran, besonders von Schweinen; — 2) s. v. a. Fett; — 3) durch Schmelzen fetter Thiertheile erhaltenes Fett, besonders — 4) Schmelzbutter, s. Butter; — 5) (Landw.), s. v. a. Leindotter, Camelina sativa *Crantz.*

Schmalz (Biogr.), 1) Theodor Anton Heinrich, bekannt als Staatsökonom und Rechtsgelehrter, geb. am 17. Febr. 1760 zu Hannover, besuchte das dasige Gymnasium und später das zu Stade, studirte 1777—80 zu Göttingen Theologie, lernte als Hauslehrer die Rechtswissenschaft lieb gewinnen und bezog nun, um Jurisprudenz zu studiren, 1783 die Universität Göttingen von Neuem. Nachdem er sich 1785 hier habilitirt hatte, ward er 1787 zu Rinteln außerordentlicher, im folgenden Jahre ordentlicher Professor der Rechte und erhielt 1789 eine gleiche Professur in Königsberg, wo er 1789 zugleich Konsistorialrath, so wie 1801 Kanzler und Direktor der Universität wurde. Mit dem Charakter eines geh. Justizraths begleitet, ging er 1803 an die Universität Halle und lebte, nachdem Halle zum Königreich Westphalen geschlagen worden war, bis 1809, wo er in den Oberappellationssenat des Kammergerichts kam, als Privatmann in Berlin. Bei der Stif-

tung der Universität zu Berlin im Jahre 1810 ward er Ordinarius der Juristenfakultät und erster Rektor. Bereits hatte er sich durch seine Schriften einen geachteten Namen erworben, als er durch die kleine Schrift: Berichtigung einer Stelle in der Venturinischen Chronik für das Jahr 1808, Berlin 1815, den Tugendbund angriff und die Mitglieder desselben zu verdächtigen, so wie Preußens Erhebung gegen Napoleon anders zu deuten suchte. S. zündete hierdurch ein großes Feuer an. Schleiermacher, Niebuhr, Fr. Förster, Koppe, Krug, Ludwig Wieland, Ludwig Lüders, Fr. Rühs und A. traten gegen ihn in die Schranken, und der Federkrieg wurde mit steigender Heftigkeit so lange fortgeführt, bis ein königliches Reskript bei namhafter Leibes- und Geldbuße alles Für- u. Gegenschreiben über diesen Gegenstand untersagte. Später bewies sich S. als ein Vertheidiger Dom Miguels und in den letzten Jahren seines Lebens als Pietist. Er † am 20. Mai 1831 zu Berlin. Von seinen Schriften nennen wir als die vorzüglichsten: Encyklopädie des gemeinen Rechts, Königsberg 1790; — Handbuch des römischen Privatrechts, daselbst 1793; — Das Recht der Natur, daselbst 1795, 3 Bde., neue Auflage, Leipzig 1823; neu bearbeitet herausgegeben von Jarcke unter dem Titel: Die Wissenschaft des natürlichen Rechts, daselbst 1831; — Encyklopädie der Kamerelwissenschaften, Königsberg 1797; 2. Auflage 1819; — Handbuch des kanonischen Rechts, Berlin 1815; 3. Auflage 1834; — Das europäische Völkerrecht, daselbst 1817; — Lehrbuch des deutschen Privatrechts, daselbst 1818; — Staatswirthschaftslehre in Briefen an einen deutschen Erbprinzen, daselbst 1818, 2 Bde.; — Ansicht der ständischen Verfassung in der preußischen Monarchie, daselbst 1822; — Das deutsche Staatsrecht, daselbst 1825, 2 Bde. — 2) Amalie, berühmte Sängerin, wurde zu Berlin 1771 geboren. Ihr Vater, der nicht unberühmte Klavierspieler Joh. Daniel S., bekleidete zuletzt die Organistenstelle an der Garnisonskirche zu Berlin und ließ seiner Tochter den ersten Gesangunterricht durch den Kammermusikus Kannengießer ertheilen; später schickte sie der König auf seine Kosten nach Dresden, wo sie unter Naumann ihre Kunst förmlich studirte. Der Erfolg war ein so außerordentlich günstiger, daß sie, nachdem sie 1790 ihre Laufbahn als dramatische Sängerin begonnen hatte, schon 1793 zu den größten deutschen Sängerinnen gezählt werden mußte. Bei dem seltenen Umfange von dem kleinen g bis zum dreigestrichenen g zeichnete sich ihre Stimme noch durch einen klaren Klang und besondere Fülle ihrer Töne aus, die sie mit einer seltenen Gleichmäßigkeit hervorzubringen im Stande war. Damit verband sie zugleich eine tiefe Einsicht in ihre Kunst, die sie später, als sie von der Oeffentlichkeit zurücktrat, zu einer vorzüglichen Gesanglehrerin befähigte, sie aber auch während ihrer künstlerischen Laufbahn von jeder Art von Verbildung fern hielt und ihr ein Recht gab auf den Ruf einer wahrhaft großen deutschen Sängerin. Sie erhielt viele und vortheilhafte Anerbieten von Seiten anderer Bühnen; immer aber schlug sie dieselben aus und blieb in Berlin, an dessen Bühne sie vielleicht Dankbarkeit band. Nur 1802 folgte sie auf 2 Jahre einem glänzenden Rufe an die kaiserliche Oper zu Wien. Ungefähr ums Jahr 1815 trat sie in die bürgerliche Einsamkeit zurück und beschäftigte sich bloß noch mit Gesangunterricht; viele der trefflichsten Sängerinnen, u. a. auch die berühmte Karl, sind aus ihrer Schule hervorgegangen. Sie † im November 1850. — 3) Karl Gustav, Mediciner, 1775 zu Wildenborn bei Zeitz geboren, war erst Arzt in Lommatsch, dann Physikus zu Königsbrück in der Oberlausitz, endlich zu Dresden. Schrieb: Versuch einer medicinisch-chirurgischen Diagnostik in Tabellen, Dresden 1808, 2 Thle., Folio, 4. Aufl., daf. 1825; — Die königl. sächs. Medicinalgesetze, daf. 1819; — Gerichtsärztliche Diagnostik, Leipzig 1840; — Ueber Wittwenkassen und Lebensversicherungen, Dresden 1841. — 4) Moritz Ferdinand, s. Schmalz. — 5) Friedrich, landwirthschaftlicher Schriftsteller, geb. in Sachsen 1780, erhielt nach vollendeten Schuljahren eine größere Ausbildung auf dem Gymnasium zu Gera, wo sich der Prediger Thomerus für ihn besonders interessirte. Nachdem er 1795, um die Landwirthschaft zu erlernen, ein halbes Jahr bei seinem Onkel gewesen war, unterstützte er, nach Hause zurückgekehrt, seinen Bruder in der Führung der Pachtwirthschaft. Darauf war er Wirthschaftsgehülfe eines seiner Verwandten in der Nähe von Meißen, später Verwalter des Grafen Marcolini, kam 1803 als Administrator eines umfassenden Gutes in das Erzgebirge und pachtete hernach das Rittergut Zangenberg bei Zeitz, so wie das Gut Pönitz bei Altenburg. Als er diese Stellung aufzugeben genöthigt war, berief ihn nach einiger Zeit die preußische Regierung nach Kussen in Litthauen, damit er das dortige gänzlich vernachlässigte Gut in eine Musterwirthschaft umwandle. Im J. 1829 ging er als Professor der Oekonomie und Technologie nach Dorpat, wurde 1841 Staatsrath, gab 1845 seine Stelle auf und zog sich auf seine Besitzung in Ostpreußen zurück. Schr.: Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft, Leipz. 1813—42, 7 Bde.; — Jahrbuch der preußischen Landwirthschaft, Königsb. 1819—23; — Landwirthschaftliche Zeitschrift für Litthauen, daf. 1824—29; — in Verbindung mit Koppe u. Teichmann: Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, Leipz. 1825, 3 Bde.; — Anleitung zur Zucht, Pflege und Wartung edler Schafe, 2. Aufl., Königsb. 1833; — Thierveredelungskunde, daf. 1837; — Anleitung zur Kenntniß und Anwendung eines neuen Ackerbausystems, Leipz. 1842. — 6) Eduard, Mediciner, Sohn von S. 3), 1801 zu Lommatsch geboren, Arzt und Geburtshelfer, koburgischer Medicinalrath und Arzt am Taubstummeninstitut zu Dresden. Schrieb: De entozoorum systemate nervoso; Leipz. 1827; — Geschichte und Statistik der Taubstummenanstalten und des Taubstummenunterrichts, Dresd. 1830; — Tabulae XIX ana-

tomiam entozoorum illustrantes, daſ. 1831; — Ueber die Erhaltung des Gehörs, für Gebildete, daſ. 1837; — Ueber die Taubſtummen und ihre Erziehung, daſ. 1838; — Anleitung, die Taubſtummheit in den erſten Lebensjahren zu erkennen und möglichſt zu verhüten, daſ. 1840, u. A. — 7) Heinrich P., Blumenmaler, ſtand um 1826 zu Berlin unter Leitung des Profeſſors Völker und lieferte ſchon damals ſchätzbare Bilder: Blumen- und Fruchtſtücke, die ſich durch gefällige Anordnung und ſchöne Färbung auszeichnen.

Schmalzbirne, römiſche (Pom.), Kl. 2, Ordn. 3, Rang 2, nach Diel. Eine ſehr ſchöne, große, vortreffliche Birne, die für die Tafel und zu jedem wirthſchaftlichen Gebrauche ſich gut eignet; 3—4 Zoll lang, 2—3 Zoll breit. Schale ſchön hellgrün, auf der Sonnenſeite mit einem flammenartigen, bräunlichen Roth leicht angelaufen, ſpäter citronengelb, mit grünlichen, im Rothen gelblichen Punkten, auch mit feinen, gelblichen Roſtanflügen. Fleiſch ſchön weiß, ſaftvoll, im Kauen rauſchend, von angenehmem, reinem Zuckergeſchmacke. Reift Ende Auguſt oder Anfang September, muß, ehe ſie gelb wird, abgenommen werden und hält ſich dann 14 Tage; ſie riecht reif ſehr ſtark moſchusartig. Der Baum wächſt lebhaft, wird groß, iſt in der Blüthe nicht empfindlich und trägt bald und reichlich. Die Frucht iſt wegen ihres Zuckerſtoffs ganz vorzüglich zu Syrup und Birnwein. — Schönerts omfewitzer Schmalzbirne, ſ. Omſewitzer Schmalzbirne.

Schmalzblume (Bot.), ſ. v. a. ſcharfer Hahnenfuß, Ranunculus acris *L.* — Große Schmalzblume, ſ. v. a. Sumpfdotterblume, Caltha palustris *L.*

Schmalzbohne (Bot.), ſ. v. a. graue breite Zwergbohne, ſ. Phaseolus nanus *L.*

Schmalzbutter, ſ. v. a. Schmelzbutter, ſ. Butter.

Schmalzdrüſen der Augenlider, ſ. v. a. Meibomſche Drüſen.

Schmalzehnt, ſ. Zehnt.

Schmalzen, 1) (Hausw.), Speiſen durch Zuſatz von Fett ſchmackhafter machen; — 2) (Forſtw.), Waldwirthſchaftsmethode, nach welcher nach dem Abſchlage des Holzes der Boden einige Jahre hinter einander gebrannt und mit Getreide beſtellt wird.

Schmalzenthin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Neu-Stettin; 120 Einw.

Schmalzeroda, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Sangerhauſen; 160 Einw.

Schmalzfedern, ſ. v. a. Fettfedern.

Schmalzfiſch (Ichthyol.), ſ. v. a. Cyclopterus Liparis *L.*

Schmalzgrube, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Wolkenſtein; 360 Einw.

Schmalzkäfer (Entom.), ſ. v. a. Oelkäfer, Meloë *Fabr.*

Schmalzkopfſalat (Bot.), ſ. v. a. grüner kleiner Kopfſalat, ſ. Lactuca Scariola *L.*

Schmalzkraut (Bot.), ſ. v. a. Feldſalat, Valerianella carinata *Loisl.*

Schmalzkübel, ein unten weites und oben enges hölzernes Gefäß, in welchem Schmalz und Schmalzbutter aufbewahrt werden.

Schmalzling (Bot.), ſ. v. a. gelber Löcherſchwamm, Boletus luteus *L.*, ſ. Löcherſchwamm.

Schmalzſalat (Bot.), ſ. v. a. gelber kleiner Kopfſalat und brauner Kopfſalat, ſ. Lactuca Scariola *L.*

Schmalzſternblume (Bot.), ſ. v. a. gemeines Feigwarzenkraut, Ficaria ranunculoides *Mönch.*

Schmalzwurz (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Beinwell, Symphytum officinale *L.*

Schmalzzünsler (Entom.), Nachtfalterart, ſ. v. a. Pyralis pinguinalis *L.*

Schmannewitz (Schwannewitz), königl. ſächſ. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Oſchatz; 470 E.

Schmant, 1) der zarte gelbe Schlamm, der ſich im Kühlfaſſe nach dem erſten Sieden der Vitriollauge zu Boden ſetzt und kalcinirt eine ſchöne rothe Farbe gibt; — 2) der Ocher, der ſich häufig in Gruben bildet; — 3) der unreine Schaum, der ſich beim Sieden des Salzes auf der Soole bildet; — 4) ſ. v. a. Milchrahm, ſ. Rahm, vgl. Milch.

Schmantig geht das Schmelzen der Silbererze, wenn ſich dabei dicke und unreine Schlacke bildet.

Schmardt, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Kreuzburg; 2 Mühlen, Ziegelei; 710 Einw.

Schmargendorf (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Königsberg; 230 Einw.; — 2) daſ., R.-B. Potsdam, Kr. Angermünde; Vorwerk; 470 Einw.; — 3) daſ., Kr. Teltow; 120 Einw.

Schmarotzend (bot. Term.), ſ. v. a. Parasiticus. — Schmarotzerpflanzen, ſ. v. a. Plantae parasiticae.

Schmarotzer (Naturgeſch.), Parasiten, Parasita, Parasitica, heißen alle Thiere (Schmarotzerthiere), die auf (Epizoen) oder in (Entozoen) andern Thieren, alle Pflanzen (Schmarotzerpflanzen), die auf (Epiphyten) andern Pflanzen Wohnung und Nahrung finden, endlich auch (nach Linné) andern Mineralien aufgewachſene Kryſtalle und (nach Andern) die pſeudomorphiſchen Epigeneſen und Metaſomatoſen. Im Allgemeinen alſo ſind S. alle jene Naturkörper, welche nur auf oder in andern Naturkörpern des Naturreichs, dem ſie ſelbſt angehören, exiſtiren.

Schmarotzer (Entomol.), ſ. v. a. Paraſita, Gruppe der Gallwespen (Gallicolä) mit der Gattung Xyſtus.

Schmarotzeraſſel (Kruſtac.), ſ. v. a. Walfiſchlaus, Cyamus *Latr.*

Schmarotzerbaum (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Epidendrum *L.*

Schmarotzeregel (Annelid.), ſ. v. a. Phyline *Oken*, Untergatt. von Hirudo *L.*

Schmarotzergölſen (Entom.), nach Oken

Gruppe der Wollmucken oder Gölsen, in welche Volucella inanis, plumata u. lucens gehören.

Schmarotzerkrebse (Krustac.), auch Fischläuse, s. v. a. Parasita, Familie der Pseudocephala (s. d. u. Parasita).

Schmarotzermilbe (Arachn.), s. v. a. Astoma parasiticum.

Schmarotzermilben (Arachn.), s. v. a. Gamasea, Familie der Acarina (s. d. u. Gamasea).

Schmarotzerraubmöve (Ornith.), s. v. Struntjäger, Lestris parasiticus *L.*, s. Larus *L.*

Schmarotzerthiere (Zool.), Parasiten, Parasita, Parasitica, alle jene Thiere, deren Existenz an den Aufenthalt und die Ernährung auf (Epizoen) oder in (Entozoen) andern thierischen Organismen gebunden ist. Sie gehören sämmtlich zu den wirbellosen (unteren) Thieren, aber doch der Mehrzahl nach zu den vollkommneren unter ihnen, nämlich zu den Ringelthieren. Die vollkommensten Ringelthiere, die Insekten, erscheinen bloß als Epizoen, d. h. solche Schmarotzer, die nur auf der Oberhaut anderer Thiere wohnen und von da aus ihre Nahrung aus dem Körper des Wohnthieres sich verschaffen. Es gehören hierher die Familie der Pulicinen, die Gattung Carnus, die Familie der Pupiparen, der Mallophagen (die jedoch nie Blut saugen, sondern nur von Haaren und Federn leben), Acanthia lectularia und die Familie der Pediculinen. Ebenfalls Epizoen sind unter den Arachnoiden die Acarinen und unter den Krustaceen die Lämadipoden, mehre Isopoden und Entomostraken. Die auch epizoischen Pseudocephalen zeichnen sich durch die Eigenthümlichkeit aus, daß sie, vorher mit Augen, Fühlern und Extremitäten ausgerüstet, dieselben verlieren, sobald sie anfangen zu schmarotzen und in diesem äußerlich auf eine niedere Entwickelungsstufe zurückgesunkenen Zustand nur noch in ihrem inneren Baue als Krustaceen erkannt werden können. Sie bilden auf diese Weise einen Uebergang zu den Entozoen, deren allgemeinster Charakter die wurmförmige Gestalt und der Mangel der Sinneswerkzeuge und der Extremitäten ist. In dieser Form reichen die Entozoen noch an eine höhere Stufe hinan als die Epizoen, indem nämlich schon Käfer (Drilus, Meloe, Anthribus) in ihren Larvenzuständen zu den entozoischen Schmarotzern gehören und die ganze große Hymenopterenabtheilung der Entomosphecos oder Schlupfwespen ihre Metamorphose fast durchgängig entozoisch erleidet. Unter den Dipteren sind es die Gattungen Tachina, Musca und Sarcophaga und die Familie der Oestriden, deren Larven als entozoische Schmarotzer leben. Von den Würmern gehört die Mehrzahl zu den Entozoen, nämlich die Familie der Nematoidea und die ganze Ordnung der Helminthen. Bis hierher waren alle S. darauf angewiesen, ihre Nahrung durch die Haut, sei es die äußere Körperhaut oder deren Fortsetzung, nach innen durch den ganzen Darmkanal hindurch sich zu verschaffen. Unter den Würmern dagegen finden sich auch mehre, welche tiefer in das Innere der von ihnen bewohnten Organismen eindringen, wie in das Zellgewebe, die Leber, selbst in den Augapfel! Endlich hat Ehrenberg selbst in den Infusorien noch Entozoen gefunden, zum Zeugniß dafür, daß Alles von Leben erfüllt ist und daß die Grenze des kleinsten Lebens nur die Grenze unserer Beobachtungskraft ist.

Schmarotzkäfer (Entom.), auch Weichflügler, nach Oken die 2. Zunft der Beißkäfer. Leib walzig, Flügeldecke lang, schmal und weich, Kopf rundlich, etwas einziehbar, Fühlhörner kurz und einfach. Sippschaften: a) Leuchtkäferartige (Lampyris, Lycus, Drilus, Telephorus, Malachius, Dasites, Clerus, Corynetes), b) Spindelkäfer (Notoxus, Mordella, Lagria, Pyrochroa), c) Kanthoriden (Apalus, Cerocoma, Lytta, Mylabris, Meloë).

Schmarren, hannöv. Dorf, Stade, Bremen, Amt Dorum; über 100 Einw.

Schmarrie, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Lauenau; 250 Einw.

Schmarsau, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Lüchow; 250 Einw.

Schmarse (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Oels; Vorwerk, Kupferhammer, Mahl- und Papiermühle; 850 Einw.; — 2) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Züllichau; Vorwerk; 590 Einw.; — 3) daf., R.-B. Liegnitz, Kr. Glogau, Erbscholtisei, Windmühle; 230 Einw.

Schmarsow (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Prenzlau; 200 Einw.; — 2) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schlawe; Vorwerk; 110 Einw.; — 3) daf., R.-B. Stettin, Kr. Demmin; 220 Einw.

Scharsowscher Vortiefer, s. Pflug.

Schmarting, altes Segeltuch, womit man Taue bekleidet, damit sie sich nicht reiben.

Schmartsch, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; Vorwerk, Schloß; 150 Einw.

Schmase (Schmasche), 1) die Felle von todtgebornen Lämmern, welche man theils zu feinem Pergament verarbeitet, theils als Pelzwerk benutzt; — 2) zubereitete Lämmerfelle.

Schmatze, ein in der Erde stehender Stock von einem Baume, welcher wenigstens eine Elle über der Erde abgehauen ist. Daher Schmatzen, noch in der Erde stehende Stöcke von Bäumen ausroden, u. Schmatzklafter, das durch Schmatzen gewonnene und gespaltene Holz.

Schmatzen der Todten, s. Kauen der Todten in Gräben.

Schmatzhausen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Niederbayern, Lbgr. Rottenburg; 190 Einw.

Schmatzin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Greifswald; 150 E.

Schmauch, der dicke Rauch von nicht flammendem, sondern bloß glimmendem Feuer.

Schmauch (Geogr.), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preußisch-Holland; 360 Einw.

Schmauchen, 1) Rauch ohne Flamme von sich geben; — 2) Fleisch räuchern; — 3) (Jagdwesen), s. v. a. Ausdämpfen; — 4) (Bienenz.),

die Bienen durch Rauch aus dem Stocke treiben; — 5) (Kochk.), s. v. a. Dämpfen.

Schmauchfeuer, 1) Feuer, wobei man Rauch zu erzeugen sucht und die Flamme unterdrückt. Man macht dasselbe in neuangelegten Feuerungen absichtlich an, um das Austrocknen derselben zu bewirken. Aus gleichen Gründen wird beim Brennen der Ziegeln zuvörderst ein S. gegeben. Dasselbe wird ein paar Tage und Nächte unterhalten, dann das Mittelfeuer und endlich das Ganzfeuer in den Ofen gebracht. Hat ein S. den Zweck, neue Anlagen auszutrocknen, so ist es nöthig, mit größter Vorsicht zu Werke zu gehen, u. besonders Materialien zu wählen, welche beim Verbrennen so wenig als möglich Wasserdämpfe entwickeln, weil im entgegengesetzten Falle gar leicht ein Zerspringen des neuen Ofens herbeigeführt werden kann.

Schmauß, Johann Jakob, einer der berühmtesten deutschen Staatsrechtslehrer, geb. am 10. März 1690 zu Landau im Elsaß, erhielt seine Vorbildung für die Universität auf den Gymnasien zu Durlach und Stuttgart, studirte seit 1707 zu Straßburg, dann zu Halle u. hielt in einem Alter von 22 Jahren bereits selbst geschichtliche Vorlesungen an der letztgenannten Universität. Seine Dürftigkeit zwang ihn zum Bücherschreiben, weshalb öfters der Fall eintrat, daß er seinem Gegenstande nicht hinlänglich gewachsen war. Durch den Markgrafen von Baden-Durlach, welcher ihn 1721 zu seinem Hofrathe und 1728 zum Kammerrathe ernannte, wurde S. aus seiner materiellen Noth herausgezogen. Nachdem ihn Armand Gaston, Fürst von Rohan und letzter Fürstbischof von Straßburg, zu seinem Geschäftsträger in Deutschland gemacht hatte, ging S. 1734 als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Göttingen, wurde 1743 Professor des Staatsrechts zu Halle, kehrte aber schon im folgenden Jahre nach Göttingen zurück und † daselbst am 8. April 1747. Die Vorlesungen dieses Mannes zogen Göttingen viele Schüler aus den vornehmsten Familien von ganz Europa zu; sie waren deutlich, präcis und gewählt. S. muß als der Gründer der politischen Wissenschaft betrachtet werden. Seine Manieren waren unhöflich, und seine Lebensart keineswegs empfehlenswerth; in seinem Hause spielte S. den Tyrannen. Unter seinen Werken nennen wir: Neuester Staat von Portugal, Halle 1714, 2 Bde.; — Corpus juris publici aca" demicum, Leipz. 1722, 8.; — Corpus juris gentium academicum, Leipz. 1730, 8., 2 Bde.; — Dissertationes juris naturalis quibus principia novi systematis hujus juris ex ipsis naturae humanae instinctibus extruendi proponuntur, Gött. 1742, 8.; — Einleitung zu der Staatswissenschaft, Leipz. 1741 und 1747, 8., 2 Bde.; — Tractatus de augustissimi Romanorum imperatoris ex publici juris fontibus clarissimis et historiarum monumentis fidei digniscomposito, Erfurt 1745, 8.; — Neues System des Rechts der Natur, Götting. 1754, 8. — Vgl. J. M. Gesner, Biographia academica Goettingen sis, Halle 1768, 8.

Schmaxbruch, preuß. Bauernschaft, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Kempen; 200 Einw.

Schmechten, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Höxter; Sauerbrunnen; 300 Einw.

Schmecken, 1) von Körpern, eine nur für die Geschmackswerkzeuge wahrnehmbare Wirkung haben; — 2) etwas durch den Geschmack wahrnehmen, s. Geschmack; — 3) (Schiffb.), s. v. a. Schmakschiffe.

Schmeckende (Pomol.), Traubensorte, s. v. a. weißer Muskateller.

Schmeckenicht (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Mechoacannae (s. d.).

Schmecker (Jagdw.), beim Hirsch, s. v. a. Maul.

Schmeckwitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Edgr. Bautzen; Schwefelbad (Marienborn); 140 Einw.

Schmeddehausen, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. u. Kr. Münster; 380 Einw.

Schmederstedt, hannöv. Pfarrdorf, Hildesheim, Amt Peine; 320 Einw.

Schmedeswurth, holstein. Dorf, Süder-Dithmarschen, Landvoigtei Meldorf; über 100 Einw.

Schmedeswurther-Wasserdeich, holst. Dorf, Süder-Dithmarschen, Landvoigtei Meldorf; 120 Einw.

Schmedla, Ignaz, Porträtmaler in Prag, blühte um 1830. Es finden sich zahlreiche Bildnisse von ihm.

Schmeer und Zusammensetzungen, s. Schmer.

Schmehaim, sachsen-meining. Dorf, Amt Römhild; 2 Mühlen; 300 Einw.

Schmehausen, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Hamm, an der Lippe; 320 Einw.

Schmehrfeld, Madame, Gattin eines Regierungsrathes in Kassel, malte um 1780 mit vieler Geschicklichkeit Landschaften, nach dem Vorbilde C. Lorrains.

Schmeiche, s. v. a. Schlichte.

Schmeichelei, 1) subjektiv das durch Worte oder Handlungen sich offenbarende Bestreben, Jemandes Gunst zu gewinnen, indem man an ihm entweder Vorzüge lobt, die er gar nicht besitzt, oder solche, die er hat vergrößert, od. indem man ihm glauben macht, er sei von Fehlern frei; — 2) objektiv die Worte od. Handlungen, wodurch man schmeichelt, selbst. Im mildern Sinne bezeichnet man mit S. eine Artigkeit, welche man einer Person sagt, in der nicht gerade eine Unwahrheit, sondern ein fein angebrachtes Lob liegt. Mag auch Schmeicheln ursprünglich den Sinn des ohne eigennützige Absicht freundlichen und liebkosenden Sichanschmiegens haben, so ist doch diese Bedeutung sehr in den Hintergrund getreten, und gewöhnlich faßt man bei diesem Begriff das Merkmal der in egoistischer Absicht Statt findenden Lüge und Täuschung vorzüglich ins Auge. Wie verwerflich vom moralischen Standpunkt aus die S. ist, braucht nicht erst weiter ausgeführt zu werden. Sie ist unsittlich, wie die Lüge überhaupt. Sie ist ein Verbrechen

gegen den Geschmeichelten, den man auf diese Weise nicht zur Selbsterkenntniß kommen läßt, und sie ist ein Verbrechen an der eigenen persönlichen Würde, indem sich der Schmeichler wegwirft und das widerliche Bild eines Menschen darbietet, der um eigennütziges Zweckes willen die Wahrheit jeden Augenblick mit Füßen tritt. Und so klar wie die Unsittlichkeit der S. ist, so offenbar ist der Schaden, den sie anstiftet. Wo sie herrscht, da herrscht Lug und Trug, und diese sind immer verderblich gewesen. Am meisten wird den Angesehenen und Mächtigen geschmeichelt. Schmeichler sammeln sich um die Throne und schleichen sich ein in die Säle der Regierenden, Schmeichler bethören aber auch das Volk, sobald es ihnen der Mühe werth scheint, sich um dessen Gunst zu bewerben. In beiden Fällen sind sie gleich verächtlich und gleich schädlich.

Schmeichelu, 1) s. Schmeicheleiz — 2) (Mal.), einen Gegenstand, besonders einen Menschen, im Bilde schöner darstellen, als er wirklich ist.

Schmeiente (Ornith.), s. v. a. Pfeifente, Anas Penelope *L.*

Schmeil (Smilawa, Smelo), österr.-mähr. Dorf, Kr. Perrau, Gut Liebau; 600 E.

Schmeiler (Pomol.), s. v. a. Schämapfel.

Schmeilsdorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Bdgr. Kulmbach; Schloß, Tabaksfabrik; 220 Einw.

Schmeisdorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Leobschütz; Vorwerk, Windmühle; 320 Einw.

Schmeißen, 1) s. v. a. schlagen; — 2) von Raubvögeln, den Koth von sich geben; — 3) von Insekten, Eier legen.

Schmeißfliege (Entom.), s. v. a. Musca vomitoria *L.*

Schmeizel, Martin, Geschichtschreiber, geb. 1679 zu Kronstadt, bereiste, um sich zu unterrichten, Polen, Schlesien und Sachsen, studirte dann zu Jena und Greifswalde und wurde hierauf Erzieher eines jungen schwedischen Edelmanns. S. begleitete seinen Zögling auf die Universität Halle, mußte aber wegen Ausbruchs der Feindseligkeiten zwischen Schweden und Preußen mit seinem Zöglinge nach Jena gehn, wo er Privatunterricht in der Philosophie und Jurisprudenz gab, kehrte bei günstigern Verhältnissen nach Halle zurück, empfing hier die Magisterwürde und ward außerordentlicher Professor der Philosophie. Später versah er 47 Jahre hindurch eine Professur des Rechts und der Geschichte und † 1747. Er ist einer der ersten deutschen Schriftsteller, welche sich mit der freilich noch sehr brach liegenden Statistik beschäftigten. Schrieb: Commentatio de coronis tam antiquis quam modernis iisque regiis: speciatim de origine ac factis sacrae, angelicae et apostolicae regni Hungarici coronae, Jena 1712, 4.; — Schediasma de electivis regni Hungariae et ritu inaugurandi regis, ebendas. 1713, 4.; — Praecognita historiae ecclesiasticae, ebend. 1720, 4.; — Dissertatio de natura et idole artis heraldicae, ebend. 1721, 4.; — Versuch einer Literaturgeschichte, ebend. 1728, 8.; — Versuch über die Nationalökonomie, Halle 1732, 8.; — Catalogus scriptorum qui res Hungariae, Valachiae, Moldaviae, Croatiae, Dalmatiae, vicinarumque regionum et provinciarum illustrant et in bibliotheca auctoris adversantur, ebend. 1744, 8.

Schmele (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Aira *L.*, s. Schmiele. — Kriechende Schmele, s. v. a. wucherndes Straußgras, Agrostis stolonifera *Wahlb.*

Schmelka, Heinrich, Schauspieler, 1777 zu Schwedt geboren, Sohn der Sängerin Nanette Büttner und eines Adeligen, nahm den Namen seines Stiefvaters, eines Dekorationsmalers, an. Er war erst Hanswurst bei einer Kunstreitergesellschaft, spielte dann bei kleinen Gesellschaften Liebhaber und Intriguants und trat in Breslau als Komiker auf. Als solcher gastirte er 1817 und 1818 am Hoftheater zu Berlin, war hier 1822 angagirt und machte sich zum Liebling des Publikums, bis er an Spitzeder und Beckmann glückliche Nebenbuhler fand. Er zog sich nun auf ein kleines Gut nach Pankow zurück und † 1837. Unter seinen dramatischen Werken ist eine Travestie des Hamlet.

Schmelle, blaue (Bot.), s. v. a. blauer Steifhalm, Molinia coerulea, *Mönch.*

Schmellenthin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Randow; 160 Einw.

Schmeller (Biogr.), 1) Johann Andreas, deutscher Sprachforscher, geb. 1785 zu Tirschenreuth in der Oberpfalz, konnte sich auf dem Lyceum zu München, wo er sich zur Universität vorbereitete, seiner Armuth halber nicht länger halten und beschloß daher, sein Glück in der Weite zu suchen. In der Absicht, unter Pestalozzi zu arbeiten, begab er sich 1804 in die Schweiz; allein weder durch Pestalozzi, noch zu Bern, wohin er ebenfalls gegangen war, erhielt er Beschäftigung. Eben so wenig glückte ihm der Plan, von Basel aus zu Schiff nach Holland zu reisen und von da nach Amerika zu gehen. Da ließ er sich auf dem Wege nach Solothurn von dem Agenten eines Schweizerregiments in spanische Dienste anwerben und kam in Folge dessen im September genannten Jahres nach Tarragona. Weil er hier mit Voitel, einem Hauptmann des Regiments, näher bekannt geworden war, so nahm ihn dieser 1806 mit sich als Gehülfe nach Madrid, als er dahin zum Vorsteher einer nach Pestalozzi's Grundsätzen eingerichteten, für Offizierssöhne bestimmten Probeschule berufen worden war. Da jene Anstalt aber durch den Ausbruch der Revolution einging, begab sich S. mit seinem Mitarbeiter Studer in die Schweiz, wo er mit Samuel Hopf eine bis 1813 bestehende Privatanstalt in Basel gründete. Bei der Erhebung Deutschlands gegen Napoleon kehrte er nach Bayern zurück, um sich den Freiwilligen anzuschließen. Sein Bataillon blieb 1814 als Reserve stehen und ward erst das folgende Jahr verwendet. S. benutzte die ihm bleibende Muße zu der Schrift: „Soll es eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben", Kempten 1815, worin er gegen den ausschließlichen Gebrauch der französischen eifert. Nachdem der Krieg vorüber war, studirte er die bayerschen Mundarten und schrieb

in dieser Beziehung die beiden hochgeschätzten Schriften: Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt, Münch. 1821, und: Bayrisches Wörterbuch, mit urkundlichen Belegen, Stuttg. und Tübing. 1827—36, 4 Bde. Als die Universität von Landshut nach München verlegt wurde, empfing S. die neuerrichtete Professur der ältern deutschen Literatur und setzte bei ihrem Antritte seine Ansichten in der Schrift: Ueber das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler, Münch. 1828, auseinander. Diese Professur, von Maßmann eine Zeit lang bekleidet, ward ihm 1845 wieder zugetheilt. An Docens Platze ward er auch 1829 Kustos der münchner Hof- und Staatsbibliothek. Aus der St.-Gallener Handschrift der althochdeutschen Uebersetzung der Evangelienharmonie, welche von ihm dem Ammonius beigelegt wurde, stellte er das Evangelium des Mathäus zusammen und gab es nächst den Fragmenten der gothischen Uebersetzung heraus unter dem Titel: Evangelii secundum Mathaeum versio francica saec. IX., nec non gothica saec. IV. quoad superest, Stuttg. und Tübing. 1828; später ließ er das Ganze unter dem Titel: Ammonii Alexandrini quae et Tatiani dicitur Harmonia Evangaliorum in linguam latinam et inde ante annos M in francicam translata, Wien 1841, erscheinen. Von seiner Ausgabe der altsächsischen, alliterirenden Evangelienharmonie kam der erste Theil, welcher den Text des Gedichts enthält, unter dem Titel: Héliand, poema saxonicum saec. IX., Stuttg. und Tübing. 1830; der zweite, ein Wörterbuch und eine grammatische Uebersicht enthaltende Theil unter dem Titel: Glossarium saxonicum e poemate Héliand inscripto et minoribus quibus dam priscae linguae monumentis collectum cum vocabulario latino-saxonica et synopsi grammatica, Stuttg. und Tübing. 1840, heraus. Das von Docen entdeckte Bruchstück eines althochdeutschen alliterirenden Gedichts vom Weltuntergang, Muspilli, veröffentlichte er in Buchners „Neuen Beiträgen zur vaterländ. Geschichte" (Bd. 1), woraus es in München 1832 besonders abgedruckt wurde. In Verbindung mit Jakob Grimm gab er „Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrh.", Götting. 1838, und zwar in ihnen die Fragmente des Ruodlieb vom tegernseer Mönch Froumont heraus. Später erschien seine Ausgabe von „St.-Ulrichs Leben, lateinisch beschrieben durch Berno von Reichenau; und um das Jahr 1200 in deutsche Verse gebracht von Albertus," Münch. 1844. Sonst schrieb er noch einen Beitrag zur bayrischen Geschichte: München unter der Vierherzog-Regierung 1397—1403, nach einer gleichzeitigen Denkschrift des Bürgermeisters Jörg Kaßmair, Münch. 1833, und mehre Abhandlungen, die sich zum Theil in den Schriften der münchner Akademie finden und von denen folgende beide hervorzuheben sind: Ueber Wolframs von Eschenbach Heimath, Grab und Wappen, 1837; — Ueber die sogenannten Eimbern der VII und XIII Kommunen auf den venetischen Alpen und ihre Sprache, 1838. — 2) Johann Joseph, Maler, geb. zu Großobringen bei Weimar 1796, bildete sich in Weimar unter Leitung des Hofraths Jagemann, mit dem er sich 1815 den Freiwilligen zu Pferd anschloß. Nach des Meisters Tode sandte ihn der Großherzog 1820 mit Empfehlungen an den berühmten van Bree nach Antwerpen, wo S. eine Menge von Bildern der alten niederländischen Schule zeichnete und in Oel kopirte. Nach seiner Rückkehr wurde er Lehrer an der großherzogl. Zeichenschule zu Weimar. Göthe ließ durch ihn für sein Stammbuch Bildnisse ihm befreundeter Personen zeichnen, welche eine interessante Sammlung bilden. Er zeichnete auch noch viele andere Bildnisse mit schwarzer Kreide auf Tonpapier, die mit Weiß gehöht sind. In Daasdorf, Gaberndorf, Mellingen u. s. w. sind Kirchenbilder von ihm und im Schlosse zu Kromsdorf allegorische Plafondbilder. In der Residenz ist eine Darstellung des ersten Bataillons in Ruhe nach dem Manöver, mit den Bildnissen des Großherzogs und der Offiziere. Ein anderes schönes Gemälde stellt Göthe im Studirzimmer vor. S. † 1841.

Schmellwitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; Schloß, Vorwerk, Mühle; 330 Einw.; — 2) das., Kr. Schweidnitz, Vorwerk, Mühle; 300 Einw.; — 3) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kottbus; 160 Einw.

Schmelme (Bot.), s. v. a. blauer Steifhalm, Molinia coerulea *Moench.*

Schmelt (Ichthyol.), s. v. a. Stint, Osmerus Eperlanus *Artedi.*

Schmelte (Ichthyol.), s. v. a. Tobiasfisch, Ammodytes Tobianus *L.*, s. Sandaal.

Schmelvogel (Ornith.), s. v. a. Wiesenpieper, Anthus pratensis *Bechst.*, s. Motacilla.

Schmelz, 1) s. Schmalte; — 2) die durch Schmelzen entstandene glatte und glänzende Oberfläche eines Gegenstandes; — 3) s. v. a. Email; — 4) entweder aus Email oder Glas gefertigte kurze, glänzende Röhrchen von allerlei Farbe, auf Fäden gereiht, die wie die Stickperlen zum Putze verwendet werden; — 5) S. der Zähne, s. Zähne.

Schmelz (Geogr.), preußische Dörfer: 1) (Schmelle), 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Memel; 1210 Einw.; — 2) Rheinprov., R.-B. u. Kr. Trier; 200 E.

Schmelzarbeit, 1) das Schmelzen der Erze, des Glases und des Blaufarbenglases; — 2) s. v. a. Emaillirte Arbeit.

Schmelzbar, von Steinen, wenn sie, um in mäßiger Hitze zu schmelzen, keines Zusatzes bedürfen. Ueberhaupt aber ist Schmelzbarkeit oder Fusibilität diejenige Eigenschaft, nach welcher ein fester Stoff bei einem gewissen Warmegrade tropfbar flüssig wird; manche Stoffe werden vor dem Schmelzen schon erweicht; s. Schmelzen 1).

Schmelzblau, s. Schmalte.

Schmelzblei, s. v. a. Dörnerblei.

Schmelzblümchen (Bot.), s. v. a. scharfer Hahnenfuß, Ranunculus acris *L.*

Schmelzblume (Bot.), 1) s. v. a. kriechender Hahnenfuß, Ranunculus repens *L.*; — 2) s. v. a. gemeine Dotterblume, Caltha palustris *L.*

Schmelzbogen, das wöchentliche Verzeich-

nen des Hüttenmeisters über das, was zum Schmelzen gekommen und was dabei ausgebracht worden ist, auch über Beschickung, Gang des Schmelzens ꝛc. ; ein summarisches Verzeichniß aus einem ganzen Quartale kommt dann in das Schmelzbuch.

Schmelzdorf (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Neisse; Vitriolwerk (jährlich 5800 Centner), 2 Mühlen; 150 Einw. ; — 2) Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Neisse; 2 Vorwerke (Himmelsdorf u. Zampelkrug); 170 Einw.

Schmelze, 1) s. v. a. Schmelzhütte; — 2) bei Edelfalken s. v. a. Unrath, s. Falco.

Schmelze (Geogr.), preuß. Erbpachtvorwerk, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Angermünde; über 100 Einw.

Schmelzeisen, s. v. a. Roheisen.

Schmelzen, 1) (Phys. u. Hüttenw.), der Uebergang fester Körper in den Zustand des Flüssigwerdens, durch Vermittelung der Wärme. Daß die Wärme alle Körper ausdehnt, indem sie die Theilchen derselben weiter von einander treibt, ist bekannt. Durch eine große Summe von Elasticität des Wärmestoffes kann dies Ausdehnen bei Metallen, Steinen und andern festen Körpern so weit gehen, daß die Theilchen ihren Zusammenhang verlieren, daß dann eine dritte Kraft sie leicht an einander verschieben kann, kurz daß der Körper aus dem festen Zustand in den tropfbar flüssigen übergeht. Alsdann sagen wir, der Körper sey in Fluß gekommen oder geschmolzen. Immer gehört ein gewisser Hitzegrad dazu, bis dieser oder jener Körper schmilzt, bei dem einen ein geringerer, bei dem andern ein größerer und ein sehr großer. Verliert der geschmolzene Körper seine Hitze wieder (erkaltet er), so rücken seine Theilchen wieder näher an einander, die Kohäsionskräfte derselben erhalten über die Kräfte des Wärmestoffes wieder das Uebergewicht und der flüssige Körper wird wieder ein fester. Auf diese Weise schmelzen Metalle, Steine, Erden, Schwefel, Wachs, Talg ꝛc. Diejenigen unter ihnen, welche bei einem geringen, aber doch nicht bedeutend großen Hitzegrade schmelzen, nennt man leichtflüssige; diejenigen, welche zum Schmelzen eines größern und oft eines sehr viel größern Hitzegrades bedürfen, nennt man strengflüssige Körper. So sind Talg, Wachs und Schwefel leichtflüssige Körper. Unter den Metallen sind z. B. Zinn, Blei und Wismuth leichtflüssig; Silber, Gold, Kupfer, Eisen und Platin strengflüssig, das letztere am strengflüssigsten. Nach der réaumurschen Thermometerskale schmelzt

Talg	bei	27	Grad
Wachs	„	49	„
Zinn	„	160	„
Wißmuth	„	205	„
Blei	„	250	„
Zink	„	296	„
Kupfer	„	1994	„
Silber	„	1726	„
Gold	„	2284	„
Gußeisen	„	7960	„
Platina	„	10,176	„

Unsere gewöhnlichen Thermometer können freilich nicht dazu dienen, um die Schmelzpunkte der strengflüssigen Metalle und anderer strengflüssigen Körper anzugeben. Es gehört ein eigener Hitzemesser, ein Pyrometer dazu, wie z. B. dasjenige, welches der bekannte englische Steingutfabrikant Wedgwood erfunden hat. Dasselbe besteht aus kleinen Cylindern von einer besondern Thonart, welche im Feuer dünner werden und um so dünner, einem je stärkern Hitzegrad sie ausgesetzt waren. Sie behalten diese Dünne bei, wenn sie augenblicklich nach dem Erhitzen oder Glühen in kaltes Wasser geworfen werden. So schiebt man sie zwischen die Schenkel eines etwa von messingenen Linealen gebildeten, spitzigen Winkels hinein. In diesen lassen sie sich desto weiter hineinschieben, je dünner sie in der Hitze (z. B. in den Schmelzofen) geworden waren, je stärker also die Hitze war. An der innern Fläche sind die Grade Wedgwood verzeichnet. So schmelzt z. B. Gußeisen bei 25, feines Gold bei 32, feines Silber bei 27, schwedisches Kupfer bei 28, Messing bei 21, die beste Sorte des chinesischen Porzellans bei 156 Graden Wedgwood. Den Nullpunkt der Skale dieses Pyrometers schätzt man 464½ Graden Réaumur gleich, und für jeden weitern Grad Wedgwood berechnet man 57¾ Grad Réaumur. Da man fand, daß die Zuverlässigkeit des Wedgwoodschen Pyrometers nicht groß sey, so suchte man bessere Arten von Pyrometern zu erfinden. So ist das danielsche Pyrometer ein Platina=Cylinder auf einem Stativ von Bleistiftmasse (Graphitmasse). Dieser Cylinder wirkt bei seiner Ausdehnung in der Hitze auf einen Zeiger, welcher die stärkere oder schwächere Hitze auf einer eingetheilten Fläche angibt. Prinseps Pyrometer ist bestimmt, die Hitzegrade an den Schmelzpunkten verschiedener Metalle abzunehmen. Die Schmelzpunkte des Silbers, Goldes und Platins liegen nämlich so weit von einander, daß sie recht gut die festen Punkte der Skale abgeben können; für die Zwischengrade aber dienen dann die Schmelzpunkte verschiedener Gemische aus diesen Metallen. So werden hier zwischen dem Schmelzpunkte des reinen Silbers und des reinen Goldes 10 Grade angenommen, und die zur Bestimmung dieser Grade passenden Versetzungen oder Metallgemische dadurch erhalten, daß man dem Silber in gehöriger Folge immer 10 Procent Gold zusetzt. Zwischen dem Schmelzpunkte des reinen Goldes und des Platins liegen 100 Grade, und man erhält die Versetzungen, deren Schmelzhitze diesen Graden entspricht, wenn man mit dem Golde in gehöriger Folge 1 Procent Platin verbindet. Unstreitig kann dadurch in die Bestimmung der Hitzegrade mehr Genauigkeit gebracht werden; und da man von jenen Metallgemischen nur sehr kleine Quantitäten gebraucht, etwa von der Größe eines Stecknadelkopfes, und jede derselben sehr oft benutzt werden kann, so scheint diese Vorrichtung ihren Zweck sehr gut zu erfüllen. Unter den Metallen schmilzt Platin für sich allein im heftigsten Ofenfeuer nicht. Für sich schmelzen auch Kiesel, Quarz, Sand und Thon im heftigsten Ofenfeuer

nicht, sie müßten denn sehr unrein seyn. Indessen werden solche strengflüssige Körper doch mittel gewisser Zusätze oder Zuschläge, Schmelzungsmittel oder Flüsse durch Ofenfeuer zum Fließen gebracht. In der Regel erhalten diese Zusätze kein Metall und es dürfte bedünken, daß, da dies der Fall nicht ist und sie die Schmelzmasse bedeutend vermehren, auch mehr Brennmaterial aufgehen werde, allein dies ist keineswegs der Fall, sondern je leichtflüssiger ein solches Gemenge ist, desto mehr Brennmaterial wird im Verhältnisse zum vermehrten Ausbringen gespart. Ein zu verschmelzendes Erz oder Hüttenprodukt mit einem oder mehren solch zweckmäßigen Zuschlägen vermengen, nennt man beschicken, und das daraus entstehende Gemenge nennt man die Beschickung. Das Verschlacken der Erden, mit denen z. B. das zu reducirende Eisen theils im Eisenerze chemisch verbunden, oder mit denen es zu versetzen ist, um die gehörige Schlackenmenge zu erhalten, muß dadurch nach Möglichkeit befördert werden, daß man die den Eisenerzen zuzuschlagenden Erden in der Art und Weise auswählt, daß sie mit einander leicht schmelzbare Verbindungen bilden, ohne zu ihrer Verschlakkung des Zutritts einer bedeutenden Quantität von Eisenoxydul zu bedürfen, das in Verbindung mit Kieselerde sehr leichtflüssige Schlacken gibt. Nur wenige Eisenerze sind vorhanden, welche in solchen Verhältnissen mit den Erden verbunden sind, daß sie für sich verschmolzen eine leichtflüssige, wenig Eisenoxydul enthaltende Schlacke geben; bei einem solchen, der Verschlackung ungünstigen Verhältnisse der Erden in den Erzen, geht dann immer viel Eisen verloren; deshalb sieht sich der Hüttenmann genöthigt, den Eisenerzen in den meisten Fällen unhaltige Erden und Erdenverbindungen zuzuschlagen, um dieselben zu disponiren, sich leichter zu verschlacken. Im Allgemeinen wird dies durch Zusammenverschmelzen verschiedener, mit verschiedenen Bestandtheilen versehener Eisensteine (Gattiren) erreicht; allein die Fälle sind selten, daß sich der Hüttenmann hierdurch allein zu helfen im Stande ist, fast immer müssen die Erze beschickt, d. h. mit Zuschlägen oder Flüssen versetzt werden. Die Beschaffenheit und Menge der s. g. Flüsse wird durch die Beschaffenheit der Erze und der Hitze bedingt, welche im Ofen hervorgerufen werden kann. Ein großer, sehr bedeutende Hitze enthaltender Ofen muß bei denselben Erzen und Zuschlägen von letzteren natürlich weniger konsumiren, als ein engerer und weniger hoher, in welchem sich eine so starke Hitze nicht entwickeln kann. Seitdem man durch die Chemie so weit gelangt ist, den wahren Grund der Wirkung der Kieselerde bei den Schmelzprozessen hinsichtlich der Schlackenbildung kennen zu lernen, ist es leicht geworden, sich über die zweckmäßigen Zuschläge bei denselben zu verständigen. Erze, welchen die Kieselerde mangelt und die neben dem Eisen nur Kalkerde und Thonerde in ihrer Mischung enthalten, würden im Schachtofen zwar zur Reduktion gelangen, allein es würde keine flüssige Schlacke erfolgen und der Prozeß würde nur zu bald ins Stocken kommen, indem sich der Ofen mit halbgesonderten Massen anfüllen würde; durch Zuschlag von Kieselerde wird diesem Uebelstande jedoch vorgebeugt und nicht allein eine flüssige Schlacke, sondern auch ein von derselben rein gesondertes Metall erlangt. Der am häufigsten zur Beschickung angewandte Zuschlag ist die Kalkerde; ohne sie wären in der That nur wenige Schmelzungen vorzunehmen. Je reiner und freier sie von Thon- und Kieselerde-Beimischungen angewandt werden kann, desto mehr wirkt sie. Man benutzt sie nicht, um Schwefelmetalle und Schwefelverbindungen zu zersetzen, obschon sie nebenbei diese wohlthätige Wirkung ebenfalls hie u. da ausübt, sondern um die den Metalloxyden beigemischten und beigemengten Erden leichter zu verschlacken. Man wendet die Kalkerde als Kalkstein im rohen und ungebrannten Zustande an, indem die Hitze im Ofen in allen Fällen zureicht, um die Kohlensäure auszutreiben. Da, wo in den Erzen keine Bittererde enthalten ist, thut man wohl, sich anstatt des reinen Kalksteins des Dolomites zu bedienen, indem die Silikate der Kalk- und Bittererde leichtflüssiger als die Silikate der Kalkerde sind; man muß daher durch Anwendung von Dolomit, statt reinen Kalksteins, bei weitem flüssigere Schlacken erhalten und viel an der Quantität des Zuschlags sparen. Leider sind viele Hüttenwerke nicht in der Lage, sich mit Leichtigkeit und ohne besondern Kostenaufwand diesen nutzbaren Zuschlag beilegen zu können. In vielen Fällen ist der Flußspath als Zuschlag von der größten Wichtigkeit, indem er eine ungemein dünnflüssige Schlacke mit Silikaten gibt. Bei vielen Schmelzprozessen und namentlich in Hochöfen, wo Gießereibetrieb Statt findet, nimmt man ihn nicht, weil er das Gestell zu stark angreift, und bald ganz und gar wegfrißt. Auch Eisenfrischschlacken geben einen vortrefflichen Flußzuschlag ab; da sie reich an Eisenoxydul sind, welches bei nicht zu hohen Temperaturen noch mehr Kieselerde aufnimmt, so geben sie eine ungemein leichtflüssige Schlacke und vermehren bei Hochofenprozessen das Ausbringen nicht unbedeutend. Von der richtigen Wahl und von dem gehörigen Verhältnisse der Zuschläge — von der guten Beschickung also — hängt offenbar der gute Gang der Schmelzarbeit und der größere und geringere Vortheil beim Betriebe wesentlich ab. Durch ein zu großes Verhältniß der Zuschläge zu dem verschmelzenden Erze wird der Zweck derselben aus dem Grunde verfehlt, aus welchem der Zuschlag überhaupt angewandt wird. Dies Verhältniß genau zu bestimmen ist ungemein schwer, indem genau genommen auch der Gang des Ofens selbst bei einerlei Erzen oft ungemein verschieden ist. In der Regel behält man das durch die Erfahrung aufgefundene und bei einem mittleren Gange des Ofens sich bestimmende Verhältniß des Zuschlags zum Erze als unveränderte Norm bei. Viele Chemiker haben sich zeitraubenden Arbeiten, die Verschlackbarkeit der Erden unter einander betreffend, unterzogen; bis jetzt haben die Resultate dieser Versuche nur wenig Licht über die Wahl der Zuschläge, namentlich beim Eisenschmelzen,

verbreitet, denn die Erfahrung muß immer noch die Menge und Qualität des für jeden Fall erforderlichen Zuschlags bemessen. Es darf dies nicht Wunder nehmen, in so fern man erwägt, welch außerordentlichen Einfluß die verschiedenen frembartigen Körper, welche beim Verschmelzen der Eisenerze im Großen hinzutreten und auf welche bei den Versuchen im Kleinen gar keine Rücksicht genommen werden kann, auf die Verminderung oder Vermehrung der Schmelzbarkeit der Erden haben müssen. Der ungemein wechselnde Aschengehalt des anzuwendenden Brennmaterials, der Schwefel- und Phosphorgehalt der Erze u. s. w., der Grad der Hitze im Ofen und unzählige andere Umstände ändern die Resultate ungemein ab und machen wenigstens die Sicherheit der Schlußfolge von den Versuchen im Kleinen auf den Erfolg im Großen ungemein unsicher. Im Allgemeinen ist nur das festzuhalten, daß die Kalkerde, Kieselerde, Talkerde und Thonerde für sich allein unschmelzbar und daß auch alle Verbindungen der Erden unter einander nicht zur Verschlackung zu bringen sind, wenn keine Kieselerde in der Mischung vorhanden ist, und daß auch das oxydirte Eisen mit einer Erde, welche nicht Kieselerde ist, durchaus nicht verglast. Daß dagegen die dreifachen Erdenverbindungen untereinander, sobald Kieselerde vorhanden, leichter als die zweifachen verschlacken; daß sich alle vierfachen Erdenverbindungen noch leichter verschlacken und daß namentlich das Manganoxyd ungemein zum Verschlacken aller Erdenverbindungen beiträgt; daß die Resultate der Beschickungen im Kleinen den Erfahrungen, welche im Großen gemacht wurden, immer entsprechen, ist durchaus zu bezweifeln. Nur im Allgemeinen kann die Theorie der Verschlackung der Erden einen Fingerzeig über die Wahl des Zuschlags geben, indem sie die Gründe entwickelt, weshalb bei einer bekannten Zusammensetzung des Erzes und bei der bekannten Mischung der demselben beigemengten Substanzen, dieser oder jener Zuschlag nothwendig gewählt werden und weshalb in einigen Fällen ein Zuschlag von einer gemengten Erde bessere Dienste leisten muß, als eine zugeschlagene einfache Erdart; auch liegt es in der Möglichkeit hiernach, wenn schon nicht genau, die Quantität der erforderlichen Zuschläge zu bestimmen, immer wird jedoch die Erfahrung im Großen hinzutreten müssen, um die Verhältnisse der Zuschläge für jeden besonderen Fall genau zu ermitteln und so die Beschickung richtig herzustellen. Ganz reine Erden, wie Kieselerde, Thonerde, und überhaupt Stoffe, die man für unschmelzbar hielt, hat man erst seit wenigen Jahren mit Hülfe des Knallgasgebläses ins Schmelzen zu bringen gelernt. Man gibt aber auch solchen zu schmelzenden Körpern, die recht gut durch Ofenhitze in Fluß kommen würden, sogar den leichtschlüssigen, Zusätze, damit sie noch leichter schmelzen. Dadurch spart man Brennmaterial und Schmelzungszeit, braucht die Oefen und Schmelzungsgefäße nicht so feuerfest zu machen und schont diese auch mehr. Zuschläge in großen Metallschmelzhütten sind, wie bereits gesagt wurde, Feldspath, Kalksteine, Gyps ꝛc., in kleineren Schmelzungen Borax. Dadurch, daß man Gemische von mehreren Metallen macht, welche leichter und oft viel leichter schmelzen, als jedes dieser Metalle einzeln, kann man Metallstücke aneinander löthen ohne diese selbst in die Gefahr des Schmelzens zu bringen. Denn ohne eine solche leichtflüssige Mischung, Schnellloth genannt, wäre die ordentliche Zusammenlöthung unmöglich. Wie würde man sonst z. B. Zinn an Zinn löthen können? Wollte man die zusammenzulöthenden Stellen von Zinnstücken flüssig machen, um sie dann aneinander zu drücken, so würden vielleicht die ganzen Stücke oder ein Theil von ihnen zusammenfließen. Bringt man aber ein Metallgemisch zwischen sie, welches leichter und schneller fließt als jene Stücke, so geht auch das Zusammenlöthen leicht und sicher von statten. Auf diese Weise besteht das Schnellloth der Goldarbeiter aus stark mit Kupfer versetztem Golde; das der Silberarbeiter aus stark mit Kupfer versetztem Silber; das der Zinngießer, Bleigießer der Klempner aus einem Gemisch von Blei und Zinn; dasjenige der Orgelmacher (welches man auch bei Dampfmaschinen zum Einlöthen von Scheiben in den Deckel des Kessels anwenden kann) aus Blei, Zinn und Wismuth. Das rose'sche Metallgemisch welches im kochenden Wasser, schon bei 79½ Grad Reaumur schmelzt, besteht aus einem Theile Zinn, einem Theile Blei und zwei Theilen Wismuth. Das Schnellloth aus harten Metallen, wie das der Gold- und Silberarbeiter, wird durch Schlagen spröder und leichtflüssiger; man nennt es deswegen auch Schlagloth. Schmelzungsmittel für Kiesel, Quarz, Sand u. dgl., wie man sie in Glashütten anwendet, sind hauptsächlich Laugensalze oder auch andere Salze, wie z. B. Potasche, Soda, Glaubersalz, Kochsalz, Kalk, Salpeter, Borax ꝛc. auf Metalloxyde, z. B. Bleiglätte und andere Bleikalke. Daß eine Komposition von Thonerde und Kieselerde schmelzt, sehen wir in Steingutfabriken an der Steingutwaare; daß dieselbe Komposition noch leichter und besser schmelzt, wenn auch Gypsspath und Feldspath darunter ist, sehen wir in den Porzellanfabriken an der Porzellanwaare. Große Oefen sind nothwendig, um Körper im Großen zu schmelzen. Das sieht man in allen Hütten, wo das Metall aus seinen Erzen geschmolzen wird. Solche Oefen müssen zur Aufnahme des Brennmaterials gut eingerichtet seyn; sie müssen die Hitze auf diejenigen Stellen gut hinwerfen, wo die zu schmelzenden Körper liegen; sie selbst dürfen dabei weder schmelzen, noch bresten, noch ausschlagen; ihre Wände müssen aber auch schlechte Wärmeleiter seyn, damit sie die Hitze nicht durch sich nach außen lassen. Zur Feuerung gebraucht man am liebsten Holzkohlen, weil Steinkohlen das Metall gewöhnlich spröde machen. Wo man aber Steinkohlen anwendet, da wählt man wo möglich die ganz reinen, von allen frembartigen Stoffen befreiten, z. B. die Koaks von den Steinkohlengasbeleuchtungsanstalten, und im-

mer sorgt man dafür, daß Rauch und Ruß nicht auf die zu schmelzenden Körper trifft, daß vielmehr der Rauch gut abzieht. Auch schützt man davor manche zu schmelzenden Sachen, z. B. die irdene Waare in Fayance-, Steingut- und Porzellanfabriken, durch eigene Kapseln, in welche man sie einschließt.

Ohne Luft kann bekanntlich kein Feuer brennen, und je mehr Luft man dem Feuer zuführt, desto lebhafter brennt und eine desto größere Hitze erzeugt es. Bei den sog. Reverberir-, Wind- und Flammenöfen wird das Feuer durch einen freien Luftzug, vermöge des eigenthümlichen Ofenbaues, bei den Schachtöfen, Hochöfen hingegen durch große Blasebälge oder Gebläse angefacht und in Gluht erhalten. Die Erze, welche man in großen Schmelzhütten, wie z. B. in Eisenhütten, Zinnhütten, Bleihütten ꝛc. schmelzt, werden auf das Brennmaterial selbst geworfen, welches der Herd des Ofens enthält. Die Metalle werden dann schon flüssig, ehe sie den anfachenden Luftstrom erreichen; aber hier stehen sie erst die größte Hitze aus; hier reinigt sich die geschmolzene Masse, schlägt zu Boden und wird von da durch Rinnen in die Formen gelassen. Im Ofen der Stückgießereien, Glockengießereien, Bildgießereien ꝛc. kommt das Metall auf einen eigenen Platz des Herdes und muß, wenn es geschmolzen ist, durch Rinnen in die Formen fließen. In Glashütten hingegen, so wie in Gold- und Silberfabriken, in Bijouteriefabriken, in Münzwerkstätten, in den Werkstätten der Gold- und Silberschmiede, der Roth- u. Gelbgießer, der Gürtler, der Mechaniker und in ähnlichen Werkstätten, wo man mehr im Kleinen schmelzt, werden die zuschmelzenden Körper in eigene, feuerfeste, irdene Gefühle, Häfen oder Schmelztiegel, eingeschlossen. Die Schmelztiegel, meistens von der Form abgestutzter umgekehrter Kegel, sind entweder, wie die röthlich gelben hessischen von Almerode, aus fettem Thon und weißen Quarzsand, oder wie die gräulich schwarzen Nassauer und Ipser aus Thon u. Reißblei (s. d.) verfertigt. Beide Arten widerstehen dem stärksten Ofenfeuer. Die passauer gebraucht man am liebsten in Gold- und Silberfabriken, in Münzwerkstätten ꝛc. zum Schmelzen der edlen Metalle. Die Schmelztiegel oder Schmelzhäfen in Glashütten sind mehr cylinderförmig und oft so groß, besonders in Spiegelgießereien, daß sie mehre Entn. Glasmasse in sich fassen. Böden und Wände derselben sind sehr dick. Da diese Häfen von den Laugensalzen, welche sich unter der Glasmasse befinden, nicht durchfressen werden dürfen, so nimmt man zu ihrer Verfertigung keinen quarzigen Sand, sondern rohen Thon, mit schon gebranntem Thone vermischt.

Das Gold, welches man nicht durch Amalgamirung aus den Erzen gewinnen will, schmelzt der Hüttenmann auf verschiedene Weise; nämlich das gediegene metallische in Schmelztiegeln mit Beihülfe von Salpeter und Borax, wodurch das darunter befindliche Kupfer verkalkt, auch wohl durch Abtreiben mit Blei weggeschafft wird; das in Steinen und Golderzen befindliche, nach dem Pochen u. Rösten derselben, in Schachtöfen erst mit Beihülfe von Blei, u. dann von Salpeter und Borax. Schmelzt der Goldschmied, der Münzer ꝛc. das Goldin Tiegeln, so nimmt er als Schmelzungsmittel etwas weißen Weinstein zu Hülfe, und mit einem Eisenstäbchen rührt er dabei die Masse um. Beim Versetzen des Goldes mit Kupfer oder mit Silber wird das Gold immer erst geschmolzen, ehe das andere Metall dazu kommt. Auf ähnliche Art verfährt man in Silberhütten, wenn man das Silber nicht durch Amalgamiren absondern will. Gediegenes Silber und reichhaltige Erze schmelzt man nach dem Pochen und Rösten erst mit einem Zuschlage von leicht flüssigen Schlacken, dann mit etwas Blei und Kupfer in großen Aschennäpfen (Testen und Kapellen). Der Silberarbeiter schmelzt das Silber in Ipser Tiegeln mit Salmiak oder Weinstein.

Das Platin (Platina), das strengflüssigste und schwerste aller Metalle, nach dem Golde und Silber auch das dehnbarste, nach dem Eisen das härteste, in Südamerika und auf der Insel Domingo in linsengroßen Schuppen und sandähnlichen Körnern gefunden, kann in Tiegeln mit Arsenik und Weinstein durch ein heftiges Ofenfeuer geschmolzen werden. Aber erst nach Verdampfung des Arseniks wird es geschmeidig, und nun erst gießt man es in Formen zu soliden Stücken, die man mit dem Hammer verdichtet. Da es lange fortglüht, wenn es einmal glühend geworden ist, so wendet man es auch (in Drahtform) zu einer Art Glühlampe, so wie bei Davy's Sicherheitslaterne an.

Das Kupfer schmelzt man in Kupferhütten auf Herden, entweder in Reverberiröfen oder in Hochöfen aus den vorher gerösteten Erzen, und zwar mit Zuschlägen von Flußspath oder Kalk, nebst einem Zusatze von Blei als Scheidungs- oder Reinigungsmittel.

Das S. des Eisens geschieht in Eisenhütten auf dem Herde des Hochofens; von der schrägen Fläche des Herdes kann das flüssige Metall leicht nach den Formen hingeleitet werden. Zuschläge für die Eisensteine sind: Kalkstein, Quarzsand, Thonschiefer, gem. Granat, Hornblende, Basalt. Diejenigen Zuschläge, welche mit dem Eisensteine gemengt und zugleich mit ihm gebrochen sind, hat man am vortheilhaftesten befunden. Erst wird der Ofen mit Kohlen und Hochofenschlacken gefüllt, dann folgen die Eisensteine selbst. Im Anfange muß das Gebläse langsam blasen, nachher verstärkt man es allmählig zu einem bestimmten Grade. Die Schlacke fließt zum Theil ab, zum Theil wird sie mit Schaufeln abgehoben. Der Schmelzherd ist gewöhnlich mit einem Wall von Kohlenstaub umgeben diesen sticht man da ab, wo das geschmolzene Metall in Formen oder auch nur zu Gänsen laufen soll. Dasjenige Gußeisen, welches man in Stabeisen umändern will, muß eine Zeit lang im Schmelzzustande erhalten werden, ehe man es erkalten läßt, und zum

Strecken unter den Hammer od. zwischen Walzen bringt. Zähes Eisen, welches warm oder kalt nicht leicht bricht, ist das beste zu Schmiedearbeiten. Das Schmelzen des Eisens mit Kohlenstaub macht den Stahl; dieser mit kohlensauren Kalk unter Abhaltung der atmosphärischen Luft geschmolzen, den Gußstahl aus. Blei schmelzt man in Bleihütten aus den gepochten, auch wohl gewaschenen und gerösteten Bleierzen mit einem Zuschlage von Kalk auf dem Herde des Ofens, von wo aus es in Formen geleitet wird. Zinn schmelzt man in Zinnhütten aus den gepochten und gewaschenen Zinnerzen, ebenfalls auf dem Herde (eines Schacht- oder auch eines Reverberirofens). Nicht bloß um die Schmelzbarkeit zu vermehren, sondern auch den Zinnkalk in wirklich reguliniſches Zinn zu verwandeln, wird Kohlenstaub mit in den Ofen geschichtet. Beim Abstechen des flüſſigen Metalls bleibt die Schlacke im zähen Zuſtande auf dem Schmelzherde zurück.

In Bezug auf die verschiedene Einrichtung des Schmelzofens unterscheidet man noch folgende verschiedene Ausdrücke: helles S., wenn die Form dabei offen gehalten werden muß; dunkles S., wo man ihr gerne eine Nase läßt; reducirendes S., wobei man der Masse ihren Sauerstoffgehalt entzieht, z. B. das Frischen der Glöthe; verflüchtigendes S., wobei Theile des Körpers als Dampf entweichen, z. B. beim Scheiden des Spießglases vom Golde; verkalkendes S., wobei der Körper an Sauerstoff zunimmt, z. B. beim Garmachen des Kupfers; das S. geschieht auf der Stange (im Winde), wenn man auf der Halde aus 2 Stangen und angesetzten Steinen eine Gasse bildet, sie mit Holz füllt, das Spießglanzerz darauf schüttet und an demjenigen Ende, wo der Wind herkommt, anzündet; auf schweren Gestübe, wenn Lehm unter die Kohlen gepocht ist (im Gegentheil aber auf leichtem Gestübe); durch das Auge oder über den Stich, wenn man das als geschmolzen herabträufelnde Metall auf den abhängigen Ofenboden in einen Vorherd laufen läßt, wo man es dann abstich; über das Hölzchen od. den Gang, wenn das Auge, wodurch das Metall heraus rinnt, durch das Hölzchen (s. d.) verdeckt liegt; über die Spur, wenn man die Masse bis zu gewisser Höhe im Schmelzofen anwachsen läßt, ehe man sie abzapft; über den Sumpf, wenn der Ofen blos am Boden mit Gestübe, wozu Thon gemengt ist, eingeschlagen wurde, so daß das Geschmolzene innerhalb der Futtermauer gehalten wird; über den halben Sumpf, wenn der Herd nicht völlig die Höhe der Brandmauer erreicht; über den Tiegel, wenn der Herd mitten im Ofen, senkrecht unter dem Schachte ist.

2) S. Gerberei; — 3) Schmalz, Butter oder Fett an eine gekochte Speise thun; — 4) s. v. a. Emailliren; — 5) die aufgetragenen Farben gut vertreiben; — 6) von verschiedenen Salzen, s. v. a. zerfallen, wenn sie der Luft ausgesetzt sind und dadurch das Kryſtallisationswasser verlieren.

Schmelzer, 1) (Hüttenw.), unter den Arbeitern bei einem Schmelzofen der oberste oder Anordnende, im Gegensatz zu den Schmelzerknechten, die seine Gehülfen sind; — 2) (Glasb.), s. v. a. Schürer.

Schmelzer (Biogr.), Michael, Prior des sächsischen Klosters Altenzelle, war Miniaturmaler u. besonders im Ausmalen der großen Anfangsbuchstaben berühmt. Auch die Tonkunst übte er. Blühte um 1500.

Schmelzesse, auf Kupferhämmern eine große Schmiedeesse mit hölzernem Gebläse.

Schmelzfalten (Säugeth.), Falten, mit denen das Email der Zähne in die Zahnsubstanz eindringt; s. Säugethiere u. Zähne.

Schmelzfaltige Zähne (Säugeth.), s. v. a. Dentes complicati, Backenzähne, deren Schmelz die Zahnsubstanz durchdringende Falten (Schmelzfalten) bildet; s. Säugethiere u. Zähne.

Schmelzfeuer, 1) Feuer, wobei Metalle geschmolzen werden; — 2) derjenige Grad des Feuers, wobei Metalle in Fluß kommen.

Schmelzgaſt, der Gewerke, der sein Erz in in einer nicht ihm selbst zugehörigen Hütte ausschmelzen läßt.

Schmelzglas, 1) ein aus einem Theil Flußspath, 1 Theil Kalk u. 1½ Theil Thon bestehender Fluß; das Gemenge kann sogleich gestoßen u. verbraucht werden, oder man schmilzt es zusammen, gießt es auf ein Eisen, löscht es in Wasser, stößt u. siebt es; — 2) s. v. a. Email.

Schmelzhäfen, s. v. a. Schmelztiegel.

Schmelzherd, die ausgemauerte Höhlung, in welcher sich das geschmolzene Metall im Ofen ansammelt; man baut ihn entweder aus Eisenplatten oder aus Thon und Sand, oder auch aus Thon u. Gestübe. Der halbkugelige S. in Kupferhämmern faßt 3—5½ Ctr. Kupfer. Gebläse, Form u. Windröhre sind wie bei einem anderen Schmelzofen. S. e sind der kleine Garherd, Seigerherd, Bleiseigerherd, Zinnflößherd, der steierische Eisenbratofen u. der Eisenfrischherd.

Schmelzhitze, s. Hitze.

Schmelzhütte (Hüttenw.), 1) das meist geringe Gebäude, in welchem die Schmelzöfen stehen; auch der Eisenhochofen hat eine hüttenartige Fassung, die man aber nicht Schmelzhütte zu nennen pflegt; — 2) s. v. a. Silberschmelzhütte; — 3) bisweilen auch die Glas- u. Pechhütten.

Schmelzhütte (Geogr.), österr.-böhm. Vorstadt von Krumau, Kr. Budweis, Herrsch. Krumau; 130 Einw.

Schmelzhütten, österr. Dorf, Vorarlberg, Ldgr. Dornbirn; 220 Einw.

Schmelzkammer, 1) in Münzen dasjenige Gemach, wo man das Münzmetall schmelzt u. im Zaine gießt; — 2) s. Laboratorium.

Schmelzkessel, der große eiserne Kessel, worin der Orgelbauer Zinn u. Blei zu den Orgelpfeifen schmelzt.

Schmelzkienstöcke, s. v. a. Dörnerkienstöcke.

Schmelzkitt, jeder Kitt, der durch Hitze flüſſig gemacht aufgetragen wird, z. B. Pech ꝛc.

Schmelzkunst, 1) die Kunst, Metalle aus ihren Erzen zu bringen, aus ihnen allerlei Waaren in Formen zu gießen, Metallstücke an einander zu löthen, so wie Glas, Steingut u. Porzellan zu verfertigen. Man unterscheidet S. in kleinem Feuer (Probirkunst) u. die S. in großem Feuer (eigentlich Hüttenwissenschaft); — 2) s. Email u. Porzellan.

Schmelzlampe, eine Lampe, womit der Glaser das Blei zur Fensterfassung schmelzt; sie ist an einem Tische befestigt, unter welchem Jener den Blasbalg mit dem Fuße regiert.

Schmelzling (Pomol.), Apfelsorte, s. v. a. Lederfüßling.

Schmelzlinien, s. Zähne.

Schmelzlöffel, der große halbkugelige Eisenlöffel mit hölzernen Griffe, womit man auf einmal gegen 80 Pfd. flüssigen Kupfers aus dem Schmelzherde schöpft.

Schmelzmaler u. Schmelzmalerei, s. v. a. Emailmaler u. Emailmalerei.

Schmelzmaschine, s. v. a. Blas- u. Löthmaschine.

Schmelzofen, 1) Ofen, dessen man sich zu metallurgischen Zwecken bedient. Die S. sind von verschiedener Einrichtung u. zerfallen im Allg. in Schachtöfen, Flammöfen u. Gefäßöfen (s. d.). Der wesentliche Theil des S.s ist der Herd, welcher aber ebenfalls verschiedentlich gebildet werden kann, je nachdem man die geschmolzene Masse in dem Tiegel oder dem tiefsten Theile des Herdes ansammeln u. von Zeit zu Zeit durch die Stichöffnung ablassen oder sogleich aus dem Ofen entfernen will. Bei einer andern Art des Zumachens gibt man dem Tiegel eine solche Lage, daß er zum Theil unter dem Schacht, zum Theil außerhalb des Ofens vor der Vorwand sich befindet, dann heißt er Vorherd; soll der geschmolzene Inhalt des Ofens abgestochen werden, oder selbst abfließen, so liegt in beiden Fällen vor der Ofenbrust ein Stichherd. Beim Anlegen des Herdes wird das angefeuchtete Gestübe mit dem Krail, einem eisernen Rechen, gleichförmig darauf ausgebreitet u. mit dem Herdhammer festgeschlagen (gestoßen). In dem Gestübe des Tiegels ist eine Vertiefung (Gosse) gemacht, damit das geschmolzene Metall in der Spur läuft. Das Erz, was sich dagegen bei nicht gehörig durchwärmtem Herd anlegt (Bühnen), muß der Schmelzer behutsam abbrechen. Der S. wird durch mehre Ofenpfeiler gebildet, zwischen denen vorne die Futtermauer mit den dünnen Lichtwänden zu Befestigung des Ofens dienen; hinten reicht der Hinterherd bis unter die Formmauer; vorn ist ein Sammlungsraum für das Geschmolzene u. der Theil desselben, welcher von Zeit zu Zeit durchstochen wird, um das Geschmolzene abzulassen, heißt der Damm. Als Material zum Bauen der S. wendet man Thonziegel am besten an, doch reichen auch Lehmziegel, wenn die Hitze nicht zu groß ist, vollkommen aus. Das Gebläse wird stets mit angewendet. Bei Eisenschmelzöfen wird beim Beginn der Schmelzarbeit der Ofen erst 5 Tage lang mäßig gewärmt u. ausgetrocknet, dann wird er mit Kohlen ganz gefüllt, u. wenn diese zusammensinken, wird die Beschickung u. Kohle in wechselweisen Schichten durch die Gicht hineingeworfen u. zwar so lange, bis noch Vorrath da u. der Ofen noch gut ist, was über ein Jahr dauern kann u. eine Hüttencampagne heißt. Wenn sie vollendet ist wird der Ofen ausgebessert oder neu aufgebaut. — 2) S. v. a. Glasofen, Glashütte; — 3) Ofen, worin das Blaufarbenglas geschmolzen wird; — 4) kleiner viereckiger Ofen von Backsteinen, worin das gemalte Glas geschmolzen wird.

Schmelzpunkt, s. Schmelzen 1).

Schmelzröhrchen, ein dem Löthröhre ähnliches Werkzeug, welches man beim Emaillieren gebraucht, indem man mit ihm die Lichtflamme über das zu schmelzende Email bläst.

Schmelzsilber, mit rothem Borax vermischtes Silberoxyd, womit der Gürtler andere Metalle versilbert. Um es zu bereiten, muß es in Scheidewasser aufgelöst, aus demselben niedergeschlagen, ausgewaschen, getrocknet u. auf einem Reibstein mit Borax gerieben werden.

Schmelzspitzen, Spitzen von auf Draht od. Pferdehaare gereihten Glasperlen; sie wurden früher viel auf der Insel Murano bei Venedig verfertigt.

Schmelzstäublung (Bot.), Pilzgatt., s. v. a. Diachea *Fr.*

Schmelzstahl, s. Stahl.

Schmelzstein (Min.), s. v. a. Dipyr, s. Skapolith.

Schmelzstücke, s. v. a. Dörnerstücke, s. Dörner.

Schmelzthal (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Pilsen, Herrsch. Plan; 2 Mühlen; 350 Einw.; — 2) das., Herrsch. Kuttenplan; — 3) das., Kr. Tachau; 270 Einw.

Schmelzthierchen (Zoophyt.), Difflugia *Leclerc*, Gattung der Infusoria polygastrica Arcellina *Ehrenb.*, der Zunft der eigentlichen Infusorien nach Oken. Charakter: Haben bei strahligen, veränderlichen Fortsätzen ein kugel- oder tonnenartiges, vielleicht auch spiraliges Büchschen als Panzer. Des Thier secernirt eine kugelige oder eiförmige, membranöse, glatte oder inkrustirte Schale aus welcher, durch eine Endöffnung cylinderische, stumpfe, aufgerichtete Expansionen hervortreten. Unter mehren Arten bekannteste: D. proteiformis *Ehrenb.*, Infus. Taf. IX, Fig. 1. Mißt $^1/_{50}$ Linie.

Schmelztiegel, 1) s. Tiegel u. Passauer Tiegel; — 2) der Tiegel an einem Schmelzofen, in welchem sich das geschmolzene Metall sammelt; — 3) auf Kupferhämmern ein halbkugl. aus Eisen geschmiedetes Gefäß, welches man im Inneren mit geschlemmten Thone bezieht u. worein man das flüssige Kupfer laufen läßt.

Schmelzung (Schmelz), die Arbeit des Malers, wodurch die Farben zusammen verschmelzen.

Schmelzungsmittel (Hüttenw.), alle Flüsse und Zuschläge, s. Schmelzen 1).

Schmelzversilberung, die dauerhafteste Art, besteht aus Silber, welches in Scheidewasser völlig aufgelöst, dann aber daraus gefällt

und mit Glasgalle und Borax vermischt wird; mit diesem Gemisch wird die zu versilbernde Arbeit bestrichen und in eine angemessene Hitze gebracht.

Schmelzwerk, 1) halb erhabene Arbeit aus Email, welche auf einen Gegenstand aufgetragen wird; — 2) s. v. a. Schmelzhütte.

Schmelzzähne (Säugeth.), nach Oken, jene Zähne der Säugethiere, deren Kaufläche mit Schmelz überzogen ist.

Schmelzzeug, s. Kunstfeuer.

Schmentau, preuß. Erbpachtvorwerk, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Karthaus; 120 Einw.

Schmentowken, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. u. Kr. Marienwerder; über 100 Einw.

Schmentowo, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder; über 100 Einw.

Schmenzin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Belgard; Holzwärterei; Ziegelei; 130 Einw.

Schmer (Phys.), 1) zusammengehäuftes Fett, besonders im Unterleib von Thieren, s. Talg; — 2) überhaupt Thierfett, s. Fett; — 3) das Fett der Schweine, an den Gedärmen und Wänden des Bauchs; wird als Schmalz benutzt.

Schmer (Bergb.), s. v. a. Linse.

Schmerapfel (Pomol.), 1) Wirthschaftsapfel; Schale gelb, auf der Sonnenseite bisweilen roth; von angenehm säuerlichem Geschmack; reift im Oktober. — 2) Fränkischer S. Gestalt etwas breitlich; Schale strohgelb, auf der Sonnenseite roth angelaufen oder punktirt, zart; Fleisch gelb, wohlriechend, saftig. Reift im November, dauert bis in den Juni. Sickler, Bd. XI, T. 2.

Schmerbach (Geogr.), 1) sachsen-koburg. Dorf, Fürstenthum Gotha, Ptrgr. Thal; 470 Einw.; — 2) würtemberg. Pfarrweiler, Jaxtkr., Oberamt Mergentheim; 270 Einw.

Schmerbel (Bot.), s. v. a. Dorf-Gänsefuß, Chenopodium Bonus Henricus *L.*

Schmerbirne (Bot.), s. v. a. eßbare Eberesche, Sorbus domestica *L.*

Schmerbirne (Pomol.), 1) Herbstbirne, mit grünlicher, braunfleckiger Schale, körnigem, saftigem, nicht besonders wohlschmeckendem Fleisch; reift im Oktober und November; — 2) kleine S., muskirte S., s. v. v. Winterwunder.

Schmerbloch (Schmeerbloch), preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; 380 Einw.

Schmerblume (Bot.), s. v. a. gemeine Dotterblume, Caltha palustris *L.*

Schmerbutte (Ichthyol.), s. v. a. Steinbutte, Pleuronectes maximus *L.*

Schmerfeld, sachsen-weimar. Dorf, Kr. Weimar, Amt Ilmenau; 110 Einw.

Schmergebirg, 1) Gebirg, das besonders aus fetten Letten besteht; — 2) Gebirg, welches viele Schmerklüfte hat.

Schmergel, 1) (Min.), s. v. a. Smirgel; — 2) (Bot.), s. v. a. Spinat-Gänsefuß, Chenopodium Bonus Henricus *L.*, bei Oken s. v. a. die ganze Gattung Chenopodium; — 3) s. v. a. gemeine Dotterblume, Caltha palustris *L.*

Schmergow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzig; 400 Einw.

Schmerhaut, 1) s. v. a. Fetthaut; — 2) bei Schweinen die das Schmer überziehende feine Haut, die besonders zum Einhüllen von Fleischprodukten benutzt wird.

Schmerikon, schweiz. Pfdorf, Kant. St. Gallen, Seebezirk, am Züricher-See; Mineralquelle; nahe am Einflusse der Linth, in schöner Gegend; 950 Einw.

Schmerkalk, eingemachter Kalk, in welchem nicht die geringsten Körnerchen od. Klümpchen mehr zu fühlen sind.

Schmerkel, die letzte Mutterlauge vom Salzsieden.

Schmerkendorf, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Liebenwerda; 240 Einw.

Schmerkluft, s. Kluft.

Schmerkraut (Bot.), s. v. a. gemeines Fettkraut, Pinguicula vulgaris *L.*

Schmerl (Ornith.), s. v. a. Zwergfalk, Falco Aesalon *L.*

Schmerle (Ichthyol.), s. v. a. Bartgrundel, Corbitis barbatula *L.*

Schmerlenbach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Lbgr. Aschaffenburg; Oekonomiegut, Eisenhütte und Hammerwerk, war ein Benediktiner-Frauenkloster und wird als geistliches Korrektionshaus verwendet; über 100 Einw.

Schmerlerche (Ornith.), s. v. a. Baumlerche, (s. d.), Alauda arborea *L.*

Schmerlinde (Bot.), s. v. a. kleinblättrige Linde, Tilia parvifolia *Ehrh.*, und großblättrige Linde, Tilia grandifolia *Ehrh.*

Schmerling (Biogr.), Anton, Ritter von, österreich. Staatsminister, im Anfange des 19. Jahrh. zu Wien geboren, studirte die Rechte mit solcher Auszeichnung, daß er wenige Jahre nach seinem Abgange von der Hochschule zu den Arbeiten der Gesetzgebungskommission gezogen und zum niederösterreichischen Landrath ernannt wurde. In dieser Stellung gehörte er zur Opposition gegen den büreaukratischen Schlendrian und die Uebergriffe der Beamten, von welcher Opposition damals in Oesterreich allein die Rede seyn konnte. Zu den Hauptgegenständen seines Strebens gehörten die Aufhebung der auf dem Bauernstande haftenden Lasten, die Vertretung des Bürgerstandes bei den ständischen Verhandlungen, die Gründung einer Kreditanstalt, um die Ablösung der Robolen und Zehnten zu erleichtern, eine größere Selbstständigkeit der Gemeinden und Erleichterung der Censurfesseln. Im J. 1846 wurde er Appellationsrath und 1847 Abgeordneter des Ritterstandes. Um in dieser Stellung ganz unabhängig wirken zu können, verließ er den Staatsdienst, worauf er als Führer der Opposition auftrat. Für den im Frühjahr 1848 zusammen tretenden

Landtag entwarf er eine Denkschrift für Einführung der Preßfreiheit. Als am 13. März der Sturm der Revolution losbrach, befand er sich mit im Ständehause, drang mit in die Kaiserburg und trug dem Kaiser die Begehren des Volkes vor. Er war einer der Ersten, die Metternich zur Abdankung zu bewegen suchten. Bei Errichtung der wiener Nationalgarde berief ihn das allgemeine Vertrauen zum Posten eines Generaladjutanten derselben, in welcher Eigenschaft er viel zur schnellen Organisation der Volkswehr beitrug. Die Regierung sandte ihn als Vertrauensmann und zweiten Bundestagsgesandten in den Siebzehnerausschuß, worauf er, nachdem Graf Colloredo den Vorsitz im Bundestage niedergelegt, denselben übernahm. Von Wien zum Reichstagsabgeordneten ernannt, trat er in das erste Reichsministerium, zeigte sich aber hier bald als Parteigänger der Fürstengewalt, nur darin seinem Kollegen Gagern unähnlich, daß er die liberalen Phrasen des letzteren spärlicher gebrauchte. Ueber seine Wirksamkeit zur Zeit der Nationalversammlung s. *Reichstag*. Als die Politik des Reichstags eine preußische ward, trat er aus dem Reichsministerium, bald darauf auch aus der Nationalversammlung aus und kehrte nach Oesterreich zurück, wo er später ins Ministerium berufen wurde. Nachdem die Reaktion ihren Sieg vollendet, wurde S., wie andere Nothbehelfe der Fürstengewalt, weggeworfen. Er schied im Jan. 1851 aus dem Ministerium und ist jetzt Präsident des Appellationsgerichts zu Wien. Vgl. *Neueste Zeitereignisse und Zustände* am Schlusse unseres Werks.

Schmerling, 1) (Ornith.), s. v. a. Zwergfalke, Falco Aesalon *L.*; — 2) (Ichthyol.), s. v. a. Schmerle, Cobitis barbatula *L.*; — 3) (Bot.), s. v. a. Boletus granulatus *L.*, s. Löcherschwamm.

Schmerlitz (Schmörlitz), königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 120 Einw.

Schmerlke, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Lippstadt; 440 Einw.

Schmermeye (Bot.), s. v. a. Riechbirke, Betula pubescens *Ehrh.*

Schmersau, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Osterburg; 190 Einw.

Schmerschlechte, s. Schlechte.

Schmerstein (Min.), s. v. a. Speckstein (s. d.).

Schmertheim, oldenburg. Dorf, Kr. und Amt Kloppenburg; 100 Einw.

Schmertzke, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzig; 240 Einw.

Schmervogel (Ornith.), s. v. a. Baumlerche (s. d.), Alauda arborea *L.*

Schmerwurz (Bot.), I. s. v. a. gemeiner Beinwell, Symphytum officinale *L.*; — II. Pflanzengattung, s. v. a. Tamus *L.*; — III. s. v. a. Fichtenohnblatt, Hypopitys multiflora *Scop.*; — IV. s. v. a. Spinat-Gänsefuß, Chenopodium Bonus Henricus *L.*; — IV. s. v. a. gemeine Zaunrübe, Bryonia alba *L.*

Schmerwurzel (Bot.), s. v. a. knolliges Sedum, Sedum Telephium *L.*

Schmerwurzschwarzrebe (Bot.), s. v. a. gemeine Zaunrübe, Tamus communis *L.*

Schmerz (Physiol.), jede stärkere Erregung des Gefühls, insofern dadurch ein höherer Grad von Unlust und Mißvergnügen herbeigeführt wird. Wenn man den S. eintheilt in körperlichen u. geistigen, so pflegt man dabei die verschiednen Ursachen sowohl, als auch in gewissen Fällen den Sitz desselben ins Auge zu fassen. Der körperliche S. entsteht durch eine heftige, störende oder hemmende Einwirkung auf die Nerven des Gemeingefühls, und ist um so heftiger, je größer die Verletzung oder die Störung ist, und je nervenreicher der afficirte Theil und je unmittelbarer sein Zusammenhang mit dem Centralorgane. Die Theile, welche der Nerven und der Gefäße gänzlich ermangeln, haben durchaus keinen S., dienen aber als Leiter der Eindrücke auf die mit Nerven versehenen Theile, in welchen sie wurzeln: so fühlt man es im Haarkeime, wenn das Haar aus seiner natürlichen Richtung gebracht wird, und im Zahnkeime, wenn Kaltes oder Heißes den Zahn berührt; ein Stoß an den Nagel wirkt schmerzerregend auf die von demselben bedeckten Hautnerven. Sowohl die dem reinen Mechanismus dienenden, mit dem Gesammtleben in geringer Beziehung stehenden Hülfsorgane (sehniges, knorpliches und knöchernes Gewebe), als auch die rein pflanzlichen, unabhängig vom animalen Leben wirkenden Bildungsorgane (Zellgewebe, seröse Häute, Gefäßhäute und Gefäßganglien) sind im gesunden Zustande dem Gemeingefühl, also auch dem S. entrückt, können aber in dessen Gebiet eintreten, wenn sie durch krankhafte Steigerung ihrer Lebendigkeit mit dem Gesammtorganismus und besonders mit dem Nervensysteme in nähere Beziehung treten. Die Empfänglichkeit für den S. ist übrigens bei den verschiedenen Organen verschieden. Das Herz z. B., dessen mühsame und stürmische Bewegungen so marternde Gefühle erregen, läßt sich berühren und selbst verwunden, ohne daß es nur empfunden wird, weil es eben eine specifische Empfänglichkeit für den Reiz des Blutes hat; die Sehhaut, so empfindlich ihr der Lichtreiz ist, läßt sich, wie der Sehnerv, Riechnerv und Hörnerv, ohne alle Schmerzen stechen, schneiden und zerreißen; auch das Durchschneiden der Muskeln ist wenig schmerzhaft, weil die motorischen Nerven in ihnen vorherrschen. Keinen S. verursacht die Reizung und Verletzung eines Blutgefäßes, wohl aber ist die durch Einspritzung reizender Stoffe in die Blutgefäße bewirkte Umänderung des Blutes schmerzhaft. Uebrigens beruht der S. nicht auf einer materiellen Veränderung der Nerven. Dies geht daraus hervor, daß er bei der Entzündung eines Nerven selbst gering, bei Entzündung von sehnigem, knorplichem und knöchernem Gewebe hingegen grade am heftigsten ist (vgl. Burdach, Anthrop., S. 302). Wie übrigens der S. vielfach ein Zeichen von Krankheit ist, so ist er auch oft ein Symptom beginnender Genesung, indem er dann ein Wiedererwachen des unthätig

den, daß, wie körperlicher S. auf den Geist, so auch geistiger auf den Körper wirkt. So niederbeugend und drückend nun auch der S. ist, so angenehm die Gefühle der Lust sind, so ist doch die Behauptung aller Philosophen, daß der S. das höchste Uebel sey, vom sittlichen Gesichtspunkt aus eben so wenig zuzugeben, als die entgegengesetzte Ansicht der Epikuräer, das Vergnügen sey das höchste Gut.

Schmerz (Geogr.), preuß. Gut u. Vorwerk, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Bitterfeld; 190 Einw.

Schmerz der Mariä, Fest der sieben, durch die Brüderschaft der 7 S. M. zum Andenken an die 7 Schmerzen, welche Maria über Jesu Leiden empfunden haben soll, gestiftetes Fest, seit dem 15. Jahrhundert am Sonnabend vor Palmarum gefeiert. Als jene 7 Schmerzen werden genannt: der Abschied Jesu von Maria, seine Vorstellung in der Dornenkrone, seine Kreuzigung, seine Tränkung am Kreuz, der Klageruf an Gott, sein Tod und die Haltung seiner Leiche in ihrem Schooß. Andere suchten die 7 Schmerzen aus der ganzen Lebensgeschichte Jesu zusammen und stellten als solche auf: Maria's Flucht mit Jesus nach Aegypten, Jesu Zurückbleiben im Tempel am Osterfest, seine Gefangennehmung, sein Seufzen unter der Last des Kreuzes, sein Tod am Kreuze, seine Grablegung. Man stellte diese 7 Schmerzen dadurch bildlich dar, daß man 7 Schwerter durch Maria's Brust gebohrt bildete, während sie Jesu Leiche im

zum Militärstand widmete er sich vorzugsweise dem Studium der Geographie und Mathematik. In einem dänischen Kürassierregiment, dessen Chef sein Onkel, Graf Wilhelm v. S. war, betrat er 1700 als Kadet zuerst die kriegerische Laufbahn, machte den Feldzug in den Niederlanden mit und befand sich als Ingenieurvolontär unter dem berühmten Coehorn bei der Belagerung von Bonn. Im Jahr 1703 stand er als Lieutenant in dem ansbachischen Dragonerregiment des Generals S. und wurde wegen seines tapfern Benehmens in der Schlacht bei Hochstädt zum Hauptmann befördert, wohnte aber bald darauf abermals als Ingenieurvolontär den Belagerungen von Ostende, Menin, Oudenarde und, nach der Einnahme von Ryssel, denen von Gent, Brügge und Tournay bei. Zu dieser Zeit Major und Adjutant des Erbprinzen von Hessen, machte S. die Bekanntschaft des durch die Vertheidigung Korfu's berühmten Grafen von der Schulenburg, der ihn dem Prinzen Eugen empfahl. Unter diesem focht er in den Schlachten von Malplaquet und Denain, später aber am Rhein. Als das Regiment von S. in sächsische Dienste kam, trat S. gleichfalls mit dahin über. Der Ruf seiner ausgezeichneten militärischen Talente hatte sich so allgemein verbreitet, daß selbst Karl XII. von Schweden ihm das Patent als Generalquartiermeister zusendete. Diese Ernennung kam aber zu spät, da sich S. schon mit den Sachsen auf dem Marsche nach Stralsund befand. Von dort ging er nach

eneral der Infanterie in der Schlacht bei Auer-
idt am 14. Oktober 1806. — 5) Woldemar
riedrich, Schriftsteller, 1749 zu Zelle geboren,
hm erst dänische Kriegsdienste, wurde dann
nischer Legationssekretär u. Chargé d'affaires
Madrid, 1769 Legationssekretär in Warschau,
nn in Dresden, kam 1773 als geh. Rath in
älzische Dienste, die er jedoch wieder verließ,
reiste Europa und † zu Plön 1794. Schrieb:
eber Empfindelei und Kraftgenies, Modevor-
theil und Schimpfreden, Leipzig 1782; — Wel-
es sind die sichersten, leichtesten und wohlfeil-
en Mittel, die Heerstraßen wider Räubereien
nd Gewaltthätigkeiten zu sichern? Hannover
789; — Patriotische Gedanken eines Dänen
ber stehende Heere, politisches Gleichgewicht
nd Staatsrevolution, Altona 1791; — Erläu-
rnder Kommentar dazu, das. 1792; — Kleine
Schriften, das. 1795, 2 Thle.

Schmetten, s. v. a. Milchrahm, s. Rahm.

Schmetterheuschrecke (Entom.), s. v. a. Schnarrheuschrecke, Acridium *Latr.*, s. Grashüpfer.

Schmetterling (Entom.), s. Entomologie.

Schmetterling (Biogr.), J. A., Maler u Amsterdam, blühte in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Es finden sich von ihm Bildnisse und historische Darstellungen in Miniatur, Frucht- und Blumenstücke ꝛc.

Schmetterlingartige Schwärmer (Entomol.), auch Schnurrer, nach Oken die ächten Schwärmer, Sphingodea.

Schmetterlingartige Spinner (Entomol.), nach Oken, die ächten Spinner, deren vollkommene Raupen 8 Fußpaare haben.

Schmetterlinge (Entomol.), s. v. a. Lepidoptera, zweite Ordnung der Insekten, s. Lepidoptera.

Schmetterlingsblüthe (bot. Term.), s. v. a. Flos papilionaceus. — Schmetterlingsblume, s. v. a. Corolla papilionacea.

Schmetterlingsblüthler (Bot.), natürliche Pflanzenfamilie, s. v. a. Papilionaceä.

Schmetterlingsblumen (Bot.), s. v. a. Papilionaceä.

Schmetterlingsfisch (Ichthyol.), s. v. a. Meerschmetterling, Blennius ocellaris, s. Schleimfisch.

Schmetterlingsflügel (Mollusk.), 1) s. v. a. Venus papilionacea *Lam.*; — 2) s. v. a. Conus genuanus *L.*; — 3) s. v. a. Natica Canrena *L.*

Schmetterlingsinseln, s. v. a. Papadula.

Schmetterlingsmücke (Mückengatt.), s. v. a. Psychoda *Latr.*

Schmetterlingsmünzen (Schmetterlingsgroschen), Spielmarken, welche König Friedrich August von Polen um 1700 schlagen ließ, u. die unter dem Namenszug den Werth von 1—32 Groschen und auf der anderen Seite einen Schmetterling haben.

Schmetterlingssammlungen, s. Insektensammlungen.

Schmettern, 1) einen heftigen, zitternden und erschütternden Schall von sich geben, z. B.

Ein Verwandter von ihm, der Notar war, lehrte ihm das Lesen und Schreiben des Lateinischen, sowie das Verständniß der leichtesten Wörter dieser Sprache; auch war ihm derselbe Verwandte von Nutzen, als S. das Griechische, Hebräische, Syrische, Arabische, Persische, Armenische, Aethiopische ꝛc. erlernen wollte. Bei Tische hatte S. immer ein Buch bei sich; doch verrichtete er sonst seine ländlichen Arbeiten und trieb seine philologischen Studien zumeist bei Nacht. Er schrieb in fremder Schrift an die Mauern und Wände der Scheune, in welcher er arbeitete und lernte so, während er drasch, fremde Sprachen. Unter andern übersetzte er das Vaterunser in 51 Sprachen. Er warf sich auch mit Erfolg auf die Arzneikunde und die Astrologie, studirte den Lauf der Planeten und gab seit 1653 einen Kalender heraus. S. † 1671. — 2) Johann, Theolog, geb. 1639 zu Nördlingen in Schwaben, wo sein Vater Sattler war, verlor durch einen unglücklichen Zufall in seinem zehnten Jahre das eine Auge und durch die Ungeschicklichkeit des Arztes bald darauf das andere. Auf diese Weise des Gesichts gänzlich beraubt, mußte S. die angefangenen Studien bald aufgeben und seinen Lebensunterhalt durch Musik verdienen. Allein nach sechs Jahren ging er wieder auf das Gymnasium nach Nördlingen und wurde 1661 durch dem Herzog von Würtemberg auf die Universität Straßburg geschickt, wo er Philosophie, Physik, Theologie hörte und die Magisterwürde empfing. Auch ward er hier als Dichter gekrönt, vertheidigte sechsmal öffent-

Amstein im Kanton Aargau am 12. März 1720, trat 1748 in die Dienste des weimarischen Herzogs und verließ diese Laufbahn 1757, um sich nach Nyon im Kanton Waadt zurückzuziehen, wo er am 30. April 1805 †. S. stand in freundschaftlicher Beziehung zu Voltaire, Diderot, d'Alembert und den übrigen Häuptern der französischen philosophischen Partei des achtzehnten Jahrhunderts. Seine Schriften sind mit den Meinungen derselben getränkt; wir nennen von ihnen: Essais sur divers sujets intéressants, Paris 1760, 8., 2 Bde.; ins Deutsche übersetzt, Leipz. 1764; — Principes de la Legislation Universelle, Amsterd. 1776; kurz nachher ins Italienische übersetzt. — S. war ein geistreicher, gelehrter, wißbegieriger Mann, der noch gegen das Ende seines Lebens mit jugendlichem Eifer Kant, Fichte und Schelling studirte. — 4) Christian Heinrich, Schriftsteller, 1746 zu Eisleben geboren, Professor der Poesie und Beredsamkeit zu Erfurt, 1771 zu Gießen, Regierungsrath und Bibliothekar daselbst, † 1800. Schrieb: Englisches Theater, Leipzig 1769—77, 7 Thle.; — Biographie der Dichter, das. 1769, 2 Thle.; — Chronologie des deutschen Theaters, das. 1775; — Anweisung der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst, das. 1781; — Nekrolog oder Nachricht von dem Leben und den Schriften verstorbener deutscher Dichter, das. 1785, 2 Bde., u. A. — 5) Ernst August, Schriftsteller, 1746 in Holland geboren, † als herzogl. Bibliothekar zu Weimar 1809. Schrieb: Diccionario español y aleman., Leipzig 1796—1806, 2 Bde.; — Spanisches Lesebuch,

euen Studentenvereins zur Förderung
tlichen Lebens der Studirenden und zur
ung des Verbindungswesens. S. † zu
n 10. April 1812. Schr.: Kritik der rei-
nunft, Jena 1786; 4. Aufl., 1798; —
buch zum Gebrauche der kantschen
en, daſ. 1786; 3. Aufl. 1795; — Versuch
Moralphilosophie, daſ. 1790; 4. Aufl.
— Empirische Psychologie, daſ. 1791, 2
2. Aufl. 1796; — Physiologie, philoso-
bearbeitet, daſ. 1798—1801, 3 Bde.; —
ora, daſ. 1809; — Allgemeine Encyklo-
n. Methodologie der Wissenschaften, Go-
10. — 10) Johann Michael, Schrift-
1767 zu Dillingen geboren, ward 1803
r in Honholzen, 1808 Professor des Kir-
hts und der Kirchengeschichte zu Dillin-
gte später seine Aemter nieder und † zu
urg 1821. Schrieb: Erstes Gesetz der
chkeit, Dill. 1804; — Ueber Menschenliebe,
hen 1805; — Von den bisherigen Versu-
ine allgemeine Schriftsprache einzuführen,
807; — Grundsätze für eine allgemeine
chlehre, daſ. 1807, n. Aufl. 1816—18; —
Denken als Thatsache, Leipz. 1821; — als
Altenkircher: Der einzig wahre Begriff
er christlichen Kirche, Ulm 1802, u. A. —
Christoph, Domkapitular zu Augsburg
bekannter Jugendschriftsteller, geb. am 15.
1768 zu Dinkelsbühl in Bayern, studirte
r dem Professor Sailer zu Dillingen, war
Zeit lang Pfarrer, wurde dann Schulbene-
t im Markte Thannhausen, erhielt durch
Grafen von Stadion zu dem Einkommen
r Stelle noch ein kleines Beneficium von
Domkapitel zu Augsburg, bekam 1816 das
rramt zu Stadion, lehnte einen Ruf als
fessor der Moral- und Pastoraltheologie an
neue katholische Fakultät zu Tübingen, so
einen andern als Direktor des Klerikalse-
iars zu Rothenburg ab und empfing durch
rmittelung seines Gönners Sailer 1827 die
irde eines Domkapitulars in Augsburg.
hr.: Biblische Geschichte für Kinder, 1801, 6
e.; — Ostereier, Landshut 1816; — Geno-
fa; — Blumenkörbchen; — Erzählungen für
nder und Kinderfreunde, Landsh. 1821—26,
Bdchn.; — Gesammelte Schriften, Augsb.
40—46, 24 Bdchn. — 12) Christ. Gottlieb,
eolog, zu Wickelsberg in Würtemberg gebo-
n, 1818 Repetent zu Tübingen, 1821 Diako-
s zu Ludwigsburg. Schr.: Religion und
heologie nach ihrem Wesen und Fundamenten,
tuttg. 1822; — Die Uebergabe der augsbur-
schen Konfession in ihrer geschichtlichen Be-
utung, daſ. 1830. — 13) Johann Ernst
hristian, philosophischer Schriftsteller, 1772
u Busenborn im Darmstädtischen geboren, ward
794 Privatdocent, 1798 Professor der Theolo-
ie zu Gießen, 1809 geistlicher Rath. Schrieb:
ehrbuch der Sittenlehre, Gießen 1799; — Nach-
icht an das ununterrichtete Publikum, den fich-
eschen Atheismus betreffend, daſ. 1799. — Gab
mit Grolmann und Snell das „Journal zur
Aufklärung der Rechte des Menschen und Bür-
gers" (Hademar und Herborn 1799 ff.) und mit
Snell „Erläuterungen der Transcendentalphi-

1804 als Referendarius. Mit dem Wegfall der Provinz Baireuth an Frankreich begab er sich 1807 als Regierungs- und Konsistorialrath nach Hildburghausen, wurde 1809 ordentlicher Professor der Rechte zu Jena, kam 1810 als Mitglied des geheimen Rothskollegiums wieder nach Hildburghausen und ward hier 1811 Vicepräsident sämmtlicher Landeskollegien, so wie 1812 geheimer Rath. Im J. 1816 nahm er an den Konferenzen zur Errichtung des gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts und zur Abfassung der Gerichtsordnung Theil, trat selbst in dasselbe ein und hielt seitdem vorzüglich Vorlesungen über Staatsrecht. Nachdem er bereits 1826 an der Stelle Schnauberts Ordinarius der juristischen Fakultät geworden war, zog ihn 1829 der Herzog von Sachsen-Meiningen wegen der neuen Landesorganisation und anderer Reformen zu Rathe, und die theologische Fakultät ernannte ihn im folgenden Jahre zum Doktor der Theologie. S. gehört unter die geringe Zahl deutscher Juristen, welche in der Rechtswissenschaft eine Verbindung des geschichtlichen Bodens mit der Philosophie wollen. Er betheiligte sich stark an der „Jenaer allgemeinen Literaturzeitung", an der „Leipziger Literaturzeitung", und namentlich am „Hermes", dessen Redaktion er nach dem Verscheiden F. A. Brockhaus' übernahm. Unter seinen sonstigen Schriften sind besonders erwähnenswerth: Ueb. Kriegsschäden, 1808; — Deutschlands Wiedergeburt, 1814; — Ueber das Bürgerrecht der Juden, 1816; — Lehrbuch des Staatsrechts, Jena 1821; — Ueber den Nachdruck, 1823 ꝛc. — 15) Josias,

sich zu neuer Thätigkeit auf die blau
in der Nähe der Küste von Malabar,
maßen gestärkt wurde, daß er auch
Arbeiten ergreifen konnte. Der Wun
Missionsgesellschaft bewog ihn aber,
Stunden von Tranquebar zu gehen.
grub das heiße Klima seine Gesundhe
und er mußte um die Erlaubniß einkom
Europa zurückzureisen zu dürfen. Er
seiner Familie 1837 festen Fuß in Je
hielt bald nach seiner Ankunft die
Doktorwürde. Schrieb: English orth
dras 1832; — Introduction to englis
for Tamulians, das. 1835; — Ueber S
Völkerverwandtschaft, Halle 1838, u
Deokar, Missionär in Ostindien,
Vorigen, den 14. Nov. 1791 zu Lobe
langte seine Vorbildung auf der Do
Naumburg, studirte darauf zu Jena
war dann in mehren Familien Haus
ging 1817 mit seinem Bruder als
nach Madras, von wo er 1838 mit
tin nach Kalkutta ging. Letztere w
herin des 1815 gegründeten Waisen
europäische Mädchen, S. Kaplan di
Seinem Briefwechsel mit dem berü
schen Reformator Rammahun R
unter unter dem Titel „The divin
of the bible and the Vedas", Kal
heraus. S. † den 3. Dec. 1838 z
Schr.: A summary of the holy scri
kutta 1820; — A collection of div
das. 1820; — Advice to Indo-Br
best means of bettering their con

talen als Sklavenwerk verwarf. Scheint nach 800 nicht mehr gelebt zu haben. — 22) Sir on, ein in der Geschichte der Lithographie berühmter Mann, war 1760 in München geboren, tudirte zu Ingolstadt und ward 1784 zum Prieter geweiht. Nachdem er längere Zeit Privatehrer im Hause des Freiherrn von Stengel geesen, ward er 1787 als Lehrer an der bürgerichen Realschule zu Unserer Frau und später zum Professor der Logik und Naturgeschichte an der 1784 neu errichteten Militärakademie ernannt. Später war er Dekan in Miesbach, kam von da als Hofkaplan und Beichtvater der Kurfürstin Leopoldine nach München und wurde geistlicher Rath. Er † 1840. Ueber seinen Antheil an der Erfindung des Steindrucks s. Lithographie. — 23) Albrecht, Kupferstecher, lebte im 18. Jahrhunderte zu Augsburg, wo er auch eine Kunsthandlung hatte. Wir haben von ihm verschiedene Medaillons in Ornamenten; eines derselben enthält das Bildniß der Kaiserin Maria Thereſia. — 24) Peter, Maler, der sich um die Vervollkommung der Lehrweise im Zeichnen entschiedene Verdienste erwarb, war 1769 zu Trier geboren. Er vertrauerte seine frühere Jugend am Spinnrade in einer Baumwollenzeuchmanufaktur, selbst dann noch, als der Besitzer der Manufaktur seine Mutter, eines Küfers Wittwe, geheirathet hatte, bis er vor dem großen Freskobilde des Fischzugs Petri an der Façade des Hauses der Fischergilde zu Trier vom Traume der Kindheit erwachte. Es war das erste Gemälde, welches er sah, wirkte aber so mächtig auf ihn, daß er von nun an jede freie Minute bis in die Nacht hinein zum Zeichnen und Malen benutzte. Als 1782 der Kurfürst Klemens Wenzeslaus in Trier einen pomphaften Einzug hielt, zeichnete der junge S. diesen auf einen Streifen von mehr als 40 an einander geklebten Bogen und empfahl sich dadurch dem Dompropst Graf von Walterdorf, der ihn dem Maler Habicht zu Trier, 1786 aber dem Hofmaler Zick in Koblenz in die Lehre gab. Letzterer stand zwar weit über Habicht, war aber dennoch nicht im Stande, seinen Schüler auf die sicherste Bahn zu leiten. Mit Empfehlungen seines Gönners und Zicks ging S. 1789 nach Mannheim, wo der Bildhauer und Direktor Verschaffelt sein besonderer Lehrer wurde; aber auch dieser geschickte Künstler war nicht geeignet, einen Schüler heranzubilden, so wenig als Professor Lidersdorf, unter dessen Leitung er später arbeitete. Dennoch erhielt S. 1791 die zweite goldene Medaille. Indessen ging ihm erst in Düsseldorf, wohin sich S. in demselben Jahre begab, das wahre Verständniß der Kunst auf; er gewann aber auch die Einsicht, daß er die Mühe von 10 Jahen verloren habe. In wüthendem Schmerze warf er seine Hunderte von Zeichnungen ins Feuer und in der traurigen Erkenntniß seines unrichtigen Weges schrieb er an seinen Gönner, daß er, über seine Unfähigkeit so grausam enttäuscht, entschlossen sey, irgend ein Handwerk zu erlernen und niemals mehr einen Stift zu berühren. So verflossen mehre Monate in trübsinniger Unthätigkeit; endlich aber besuchte er wieder die Gallerie, und

30 Louisd'or gab, und noch
ore verflossen, als sich S. als
Zeichnungslehrer Ruf und
atte. Von einem Ausfluge
g zurückgekehrt, versuchte er
ck und kündigte 1797 in Zeit-
nach einem neuen geordneten
n Zeichnen zu ertheilen sich
ck begünstigte ihn; er erhielt
ie freundlichste Aufnahme in
henften Familien der reichen
ie raschen, ungewöhnlichen
Schüler, die unverkennbaren
thodischen Unterrichts führten
stige Verhältnisse herbei und
n Ste tin ein großes Institut
ahre 1801 reiste er zum ersten
wo jetzt die Kunstschätze von
nmenflossen, und da er in den
ahren die Reise wiederholte,
heit, in den reichen Sammlun-
en Studien zu machen. Mitt-
s Institut zu Stettin mit aller
a sich auch sein Schwager zu
angebildet hatte. Je weiter
Bahn der Kunst fortgeschritten
deren Blick er in das Wesen
n hatte, desto deutlicher hatte
länglichkeit und Fehlerhaftig-
Methode erwiesen, desto eif-
uf bedacht gewesen, eine wahr-
und in die Kunst auf geebne-
ge einleitende Unterrichtsweise
Bemühungen zu diesem Zwecke
in Trier begonnen, wurden in

zeichnen für den Schul- und Selbstunterricht,
Berlin 1830, mit 23 Kupfern. Darauf folgte
die kleine Schrift: Die Formenlehre mit Anwen-
dung auf Naturgegenstände für den Schulunter-
richt, Berlin 1833, mit 10 Kupfern. In seiner
„Linear-Perspektive für angehende Künstler,
zugleich für Schulen bearbeitet", 1. Thl.,
Berlin 1834, mit 25 Kpftfln., macht er auf den
Unterschied zwischen einem Systeme und einem
Lehrbuche aufmerksam und verlangt, daß man
die Anforderungen nicht verwechsele. Ungün-
stige Zeitverhältnisse hatten ihn schon 1810 be-
wogen, Stettin zu verlassen und nach Berlin zu
gehen, wo seine der Natur abgelauschte Methode,
obwohl sie damals noch nicht völlig entwickelt
war, die lebendigste Theilnahme erregte. Ja
der Umstand, daß bald nach den ersten Stunden
eine bedeutende Gruppe gezeichnet und bis zum
höchsten Lichte ausgeführt wurde, steigerte die
Theilnahme bis zum rauschenden Beifall, wel-
cher freilich, als der Künstler diese zu frühe, den
Grundsätzen seiner Methode nicht entsprechende
Anforderung einer geübtern Kraft aufhob, all-
mählig sich verlor. Im Jahre 1817 gründete er
in Frankfurt a. M. ein Institut, das in kurzer
Zeit noch blühender wurde, als jenes in Berlin.
In die folgenden Jahre der regesten Anstrengung
fallen die wichtigsten Studien für das Natur-
zeichnen. Während eines Erholungsaufent-
haltes in den Bädern zu Aachen erhielt er von
der dortigen Regierung die Aufforderung, eini-
gen jungen Lehrern die Grundsätze seiner Me-
thode zu lehren, und hierauf unterwies er in
Folge eines Auftrages der Regierung in Köln
daselbst 14 Lehrer auf ähnliche Weise. Dadurch

nungen die 22 Ho
tinta, die zu Züri
vorkommen, Que
sichten von Pari
Martens in Aq
unter dem Titel:
de ses environs,
rirten Abdrücke
Zeichner und M
lag von 1832—
chen den Studi
in typographisch
Ruhm erwarbe
Kirchthurme in
in Zürich, von
von dem Jakob
lesen im Kante
ster in Zürich,
zern, von dem
dem Schafberg
Karlsruhe, vom
aus den Tuileri
und Maler, ein
rische und histor
Schweiz, die
und kolorirt wu
und Lithograph
der Akademie d
Darstellung v
Spix und Ma
Herausgabe i
welche er Thi
Mitterers lit
von ihm 130 n
gethiere im

Aachen, bildete ſich auf der Akademie zu
rlin, malte Hiſtorien, beſonders aber Bild-
ſe, Bruſtbilder und ganze Figuren, theilweiſe
Lebensgröße, auch einige Genrebilder. S.
Profeſſor der Zeichnenkunſt in Aachen. — 34)
arl Chriſtian, Maler aus Stuttgart, bil-
e ſich um 1829 auf der Akademie der Künſte
München und kehrte dann wieder nach Stutt-
rt zurück, wo er als Maler und Lithograph
ätig iſt. Er malt Porträte und Genrebilder,
mit Beifall aufgenommen werden. — 35)
ilhelm, Maler von Berlin, jetzt lebender
eiſter, der ſchon ſeit Jahren durch zahlreiche
ɔrträte bekannt iſt. Auch Familienbilder
den ſich von S., die öfter von bedeutender
ısdehnung ſind. — 36) S. Schmidt und
chmitt.

Schmidberger's Goldreinette (Pomol.), Reinetten, 86). — Schmidberger's rothe Winterreinette, ſ. Reinetten, 50).

Schmiddely, Daniel, Maler aus Preß-
rg, erwarb ſich im 18. Jahrhundert Ruf. Er
alte ſchöne Bildniſſe, die ſich durch Reinheit
ıd Friſche der Färbung auszeichnen. Sein
ɜenes Familienbild wird vor allen gerühmt.
. war auch ein trefflicher Lehrer.

Schmidel (Biogr.), 1) Ulrich, deutſcher
eiſender des 16. Jahrhunderts in Amerika,
ar zu Straubing in Bayern geboren. Er ließ
h 1534 für Amerika anwerben und ſegelte von
ntwerpen nach Cadix, wo der Sammelplatz für
e Truppen war. Er fand hier eine Flotte
ɔn 14 Schiffen, welche unter den Befehlen des
. de Mendoza ſtand und zur Ueberfahrt von
ɔ00 Spaniern und 500 Deutſchen und Belgiern
ſtimmt war. Im Jahre 1535 ſtieg man in
io de la Plata ans Land. Die Zechuroas,
elche auf dem Striche, wo man landete, ein
orf bewohnten, ergriffen die Flucht. Mendoza
theilte den Befehl, auf dem entgegengeſetzten
fer den Grund zu einer Stadt zu legen, welche
egen der Geſundheit der Luft Buenos-Ayres
ɔheißen wurde. In der Folge kämpfte man
ɔgreich gegen die Carendies und andere Wilde;
lein man verlor dabei viele Mannſchaft. Zu
ɔm machte ſich ſchon bald in der neuen Stadt
ɔr Hunger in einem ſo hohen Grade fühlbar,
ıß die Spanier einander ſelbſt aufzueſſen ſich
ɔnöthigt ſahen und Mendoza vier Brigantinen
ısrüſten ließ, damit 350 Mann den Fluß hin-
ıfführen und Nahrungsmittel holten. Unter
eſen Ausgeſchickten befand ſich S. Die Miſ-
ɔn lief indeß nicht glücklich ab, denn die In-
aner, welche es geahnt hatten, verbrannten
berall ihre Ernten und Dörfer und entflohen.
ɔagegen griffen die Wilden die neue Stadt um
heftiger an und legten ſie am 27. December
535 ſammt 4 großen Schiffen in Aſche. Die
och übrig gebliebene europäiſche Mannſchaft,
50 Mann an der Zahl, flüchtete ſich auf die
lotte. Da Mendoza die Reiſe nach Spanien,
uf welcher er ſtarb, antreten wollte, ſo übergab
ɔ den Oberbefehl einſtweilen Juan Eyollas.
Während dieſer mit vierhundert Mann auf acht
Brigantinen die Parana hinauffuhr, blieben die
50 andern unter dem Befehle des Juan Romero
ınſtweilen zu Buenos-Ayres. Eyollas aber

. benannten das Fort, welches
zum Gedächtniß dieses Tages
S. nahm indessen an verschie-
n Theil, die man nach verschie-
hin unternahm. Da Eyollas
erus getödtet wurde, erwählte
er Martinez zum Nachfolger.
os-Ayres von der Ankunft
nien kommenden Schiffe hörte,
an Bord des einen davon und
Gelegenheit fast umgekommen,
aus Unachtsamkeit der Steuer-
erlitt. Nachdem S. wieder
gekommen war, zeichnete er sich
verschiedenen Kämpfen aus.
Folge den Parabol hinauf bis
Ferdinand, drang in das Gebiet
n, welche eine morastige, unge-
wohnten, ging hierauf acht Tage
nde fort, bis man wegen Man-
g sich wieder einzuschiffen ge-
und machte erst bei den Scher-
, welche den Fremden eine gute
ährten. Bald brach zwischen
Cabeza de Vaca, und den Trup-
Atalantade wurde in Ketten
geschickt. Indeß dauerte die
was jedoch nicht verhinderte,
asser und zu Lande neue Unter-
en die Indianer machte, die sogar
lgt wurden, wenn sie den Spa-
Aufnahme gewährten. Da 1548
n aus Spanien gekommen wa-
llas den Entschluß, aufs Gold-

der Lupin, bei welchem das portug
biet beginnt. Am 13. Juli 1553 erreichte er die
Küste des atlantischen Oceans am Kap St.
Vincent und schiffte sich hier nach Europa ein.
Am 3. September kam er in Lissabon an. Er
ging darauf nach Sevilla, um Karl V. eine
von Domingo Martinez Eyollas gefertigte hi-
storische Beschreibung der Länder des Rio de la
Plata zu überreichen. Ein holländisches Schiff
führte S. glücklich nach Antwerpen zurück. Dies
ein Abriß der berühmten Reisebeschreibung,
welche S. in deutscher Sprache verfaßte; sie
wurde von Gotthard Arthus ins Lateinische über-
tragen. Die beste lateinische Uebersetzung aber
lieferte Levi Hulsius unter dem Titel: Vera
historia admirandae cujusdam navigationis,
quam Huldericus S., Straubingensis, ab anno
1534, usque ad annum 1554, in Americam vel
Novum-Mundum, juxta Brasiliam et Rio della
Plata confecit, Nürnberg 1599, 4., 1 Bd. S.s
Reisebeschreibung zeichnet sich nicht nur durch
ihr Alter, sondern auch durch Unparteilichkeit,
Genauigkeit und Mannichfaltigkeit der erwähn-
ten Völker vortheilhaft aus. Manche Eigen-
namen darin lassen sich freilich schwer enträth-
seln. — 2) (Schmiedel), Kasimir Chri-
stoph, Arzt und Botaniker, geboren am 21.
November 1718 zu Baireuth, besuchte die Uni-
versitäten Jena und Halle, ward 1742 Professor
zu Baireuth und begab sich 1743 mit der Uni-
versität nach Erlangen. Er wurde zweiter Pro-
fessor der Medicin und blieb es mit Auszeich-
nung zwanzig Jahre hindurch, bis er durch ei-
nen Zwist mit seinem Kollegen Delius dazu ge-
bracht wurde, 1763 seine Entlassung einzurei-

ben ästig, ähre
ter wendet ma
im Unterleibe,
dauung an. Di
Beauv., Fl.
Dec. Auf Ce
china, an F
Blättchen ge
Blumenblätte
lande gebrauc
bei Quetschu
3) S. serrat
Bergen und
von Ostindie
chen gestielt,
Trauben ein
ziehend und
gebraucht.
Rorb., Coro
nen wir noch:
und — 5) S.
briden.
Schmiede
kreis, Ober
Neckar und
Schmidg
Oberpfalz u
210 Einw.
Schmidl
karkr., Obe
Schmid
bayern, Ld
Schmid
bayer. Dor
stein; 2

Er wurde als Abgeordneter zur Unterng Poissi's nach Paris geschickt, kam aber pät. Da er sich vorzüglich bemühte, eine söhnung und Ausgleichung der beiden großen teien im Schooße der protestantischen Kirche Stande zu bringen, so hatte er sehr lebhafte erhandlungen mit den Zwinglianern über Abendmahl, mit Zanchius über die Unzugkeit der Gerechtigkeit, mit Flacius Illyrs über den Sündenfall und endlich zu Montard mit Bèze. S. reiste, unterhandelte und putirte bis ans Ende seines Lebens, den Januar 1590, zum Zwecke der schimärischen reinigung. Seine Schriften haben für uns nen besondern Werth.

Schmidt (Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Rheinovinz, R.-B. Aachen, Kr. Montjoie, Hauptder Bürgermeisterei gleich. Namens; deutende Eisensteinbergwerke (Erzich), Eisenhüttenwerk (Zweifelshammer); Einw.

Schmidt (Biogr.), I. Gelehrte, Dichr ꝛc.: 1) Köhler, s. Prinzenraub; — 2) rasmus, Linguist, 1560 zu Delitzsch bei Leipg geboren, ward 1595 Rektor zu Leutschau in ngarn, wurde dann in Wittenberg Adjunctus ilosophiae und † 1637 als Professor der griechischen Sprache und Mathematik. Schrieb: ameion und Copcordantiae graecae N. T., Wittenb. 1637, Fol.; — Notae in N. T., Nürnrg 1658, Fol. — Gab Melanchthons „Lateinische Grammatik" u. A. heraus. — 3) Sebaian, protestantischer Theolog, 1617 im Elsaß geboren, war erst Prediger in Ensisheim, dann Rektor des Gymnasiums zu Lindau, Professor der Theologie zu Straßburg, Senior der Akademie, Präses des geistlichen Konvents und Vorsteher des Kapitels zu St. Thomas; † 1696. Schrieb: Collectanea talmudica, Leipzig 1670, .; — Compendium theologiae, Straßb. 1697, u. A. m. — 4) Johann Lorenz, Theolog, war Hofmeister der jüngern Grafen von Löwenstein-Wertheim. Der erste Theil seiner freien Uebersetzung der Bibel ward auf Kosten der gräflichen Kammerkasse gedruckt und deshalb wertheimer Bibel genannt. Mich. Lange in Halle griff 1735 S.s Uebersetzung an und brachte es dahin, daß sie 1737 durch den Reichshofrath verboten und konfiscirt wurde. S. selbst wurde gefangen gesetzt, entkam jedoch und ward 1742 unter dem Namen Schröder Pagenhofmeister in Wolfenbüttel, wo er 1751 †. Man beschuldigte ihn des Deismus, ja selbst des Atheismus. Auch für einen Verfasser der wolfenbüttler Fragmente ward er eine Zeit lang gehalten. — 5) Konrad Arnold, Schriftsteller, 1716 zu Lüneburg geboren, 1746 Rektor daselbst, kam 1760 nach Braunschweig, wo er Kirchenrath und Professor der Theologie am Carolinum wurde; † 1789. Schrieb: Die Erklärungen der Gemüthsbewegungen nach dem Satze der Stoiker, 1751; — Geistliche Lieder auf die Geburt des Erlösers, 1761; — Jugendgeschichte und Visionen des heiligen Blasius, von Eschenburg herausg., Berl. 1786; — übersetzte den Arrian, Hanno's Serreise, den Corn. Severus u. A. — Vgl. Roose, Ueber S.s und

gen bei den berühmtesten protestantischen Publicisten zu Halle, Jena, Leipzig, Erfurt, Marburg und Göttingen. Also vorbereitet empfing er 1754 eine außerordentliche Professur der Rechte zu Bamberg, wurde 1755 Hofrath des Fürstbischofs und 1757 Professor der Institutionen, des Völkerrechts und der Reichsgeschichte. Im Jahre 1759 ernannte ihn die Universität München zu ihrem Mitgliede, und der Kurfürst von Bayern berief ihn nach Ingolstadt als Professor des gemeinen und des Feudalrechts. Bevor sich S. dahin begab, wurde er zu Bamberg noch Doktor des bürgerlichen und kanonischen Rechts. Den Rest seines Lebens brachte er in Ingolstadt zu, wo er am 23. Oktober 1778 †. Seine Schriften sind größtentheils gegen protestantische Publicisten gerichtet. Wir nennen unter ihnen: De indole ac natura judiciorum Germaniae, tam antiquorum, quam recentiorum ad statum juris publici moderni succincte explicata, Leipz. 1752; — Beweis, daß die Geschichte des deutschen Reichs mit dem Vertrag von Verdun ꝛc., Bamb. 1755, 4.; — Principia juris germanici antiquissimi, antiqui, medii pariter atque hodierni, ex moribus, legibus, statutis, diplomatibus, actis, scriptoribus etc. deducta, Nürnb. 1756, 8.; — Ueber die gegenseitigen Rechte der kriegführenden Mächte, Ingolst. 1761, 8.; — Historia juris necnon jura allegandi etc., Ingolst. 1761, 8.; — Principia juris prudentiae romano-germanicae, ebend. 1762, 8.; — Principia juris publici germanici, ebend. 1768, 8; — Principia juris feudalis longobardici, bavarici et germanici, Ingolst. 1776, 8; 2. Aufl. 1778. — 8) Jakob Friedrich, Dichter, 1730 zu Zella St. Blasii im Gothai-

dereten bei Stuttgart begab, folgte ihm
hin und wurde hier in Stuttgart, wo der
tigste Hof von ganz Deutschland gehalten
de, mit dem Treiben der höhern Stän
kannt. Nach dem hubertsburger Friede
rief ihn sein Souverän als interimistisch
minardirektor nach Würzburg, machte ih
zum Universitätsbibliothekar und zog ih
in die Kommission, welche über die Verbe
des Unterrichts der niedern Volksklasse
then sollte. Im Jahre 1774 erhielt
ansehnliche Präbende, gelangte als ge
Rath mit Sitz und Stimme in die Reg
wurde darauf mit der Ausfertigung eine
meinen Schulorganisationsplans betra
ertheilte unter Anderm dem Fürstbisch
heilsamen Rath zur Errichtung eines S
rerkollegiums. Im J. 1778 erschien der 1
von seiner Geschichte der Deutschen. S
Titel erregte Aufsehen. Denn es existi
mals keine deutsche Geschichte, geschwei
eine über die deutsche Nation. Die
steller, welche bisher diesen Theil der L
behandelt hatten, hatten sich mit der Auf
der Kaiser u. ihrer Geschicke, mit den
fällen der Fürsten u. souveränen Famili
den Streitigkeiten zwischen den Kaisern
sten u. einzelnen Staaten zufrieden ge
keiner von ihnen hatte daran gedacht,
deutsche Volk trotz seiner Ab- u. Unte
lungen als eine einzige Nation mit gleic
ten, Institutionen, mit derselben Sprache
den nämlichen Gesetzen betrachtet werde
Hierbei mußten freilich eine Menge Th
die bisher als bedeutend galten, entwe
kürzt oder gänzlich gestrichen, u. nu

hematik zu Pforta, ward 1819 quiescirt, †
). Schrieb: Lehrbuch der mathematischen
senschaften (von seinem Sohn vollendet),
z. 1803—21, 5 Bde.; — Mathematische und
sikalische Erzählungen, das. 1797. — 11)
erhard Karl Klamer, deutscher Dichter,
. am 29. December 1746 zu Halberstadt, war
egs- und Domkommissär in seiner Geburts-
t und verweilte hier fast unausgesetzt bis an
ien Tod, den 12. November 1824. S. hat sein
kanntwerden nicht sowohl seinen Gedichten,
sich nicht über das Mittelmäßige und All-
gliche erheben, als seiner nähern Bekanntschaft
t Gleim, dessen nächster Nachbar er war, zu
rdanken. Unter seinen Erzeugnissen ist die
bersetzung der „Oden und Epoden" des Ho-
z (1820) zu erwähnen. S.s Leben und aus-
lesene Werke, Stuttg. 1826—28, 3 Bde., wur-
von seinem Sohne und von Lautsch heraus-
geben. — 12) Johann Adam, einer der
orzüglichsten Augenärzte, 1759 zu Aub bei
Würzburg geboren, Professor der Medicin und
hirurgie zu Wien, wo er 1809 †. Er entdeckte
ast gleichzeitig mit Scarpa eine neue Methode
er künstlichen Pupillenbildung, Iridodialysis.
Schrieb: Antigoulard in Wahrnehmungen über
Mißbrauch und Unsicherheit des Bleiextrakts,
Wien 1785; — Bibliothek der neuesten medici-
nisch-chirurchischen Literatur, das. 1790—92; —
mit Hunczovsky: Bemerkungen über die Kran-
kenbetten und Beschreibung eines neu erfunde-
nen, das. 1791; — Ueber Nachstaar und Iritis
nach Staaroperationen, das. 1801; — mit Himly:
Ophthalmologische Bibliothek, Bremen u. Jena
1801—5; — Prolegomena zur Syphilidoklinik,
das. 1803; — Ueber die Krankheiten des Thrä-
nenorgans, das. 1803; — Lehrbuch über die Me-
thode, Arzneiformeln zu verfassen, das. 1804;
— Lehrbuch der Materia medica, herausg. von
W. J. Schmitt, Wien 1811, u. A. — 13) Franz
Wilibald, Professor der Botanik zu Prag, †
1796. Schrieb: Flora boemica inchota, Prag
1793—94; — Neue und seltene Pflanzen, nebst
einigen anderen botanischen Beobachtungen, das.
1793; — Sammlung physikalisch-ökonomischer
Aufsätze zur Aufnahme der Naturkunde und der
damit verwandten Wissenschaften in Böhmen,
das. 1785. — 14) Friedrich Wilhelm Au-
gust, Dichter, S. von Werneuchen genannt,
geb. am 23. Mai 1764 in Fahrland bei Pots-
dam, war erst Prediger am Invalidenhause zu
Berlin, hierauf zu Werneuchen in der Mittel-
mark, † am 26. April 1838. Er besaß als
Poet kein selbstständiges Talent, sondern ahmte
größtentheils J. H. Voß in der ländlichen Idylle
nach, wußte aber bei alledem seine Leser zu in-
teressiren. Er würde längst in völlige Vergeß-
senheit versunken seyn, wenn ihn nicht Göthe in
dem Gedichte „Musen und Grazien in der Mark"
treffend parodirt hätte. S.s „Neueste Gedichte"
erschienen Berl. 1815. Auch war er unter an-
dern mit E. K. Bindemann der Herausgeber
des „Neuen Berlinischen Musenalmanachs",
Berl. 1792—1795, 4 Bde. — 15) Georg Phi-
lipp, genannt von Lübeck, geb. am 1. Januar
1766 zu Lübeck aus einem alten Kaufmannsge-

und machte bald die Bekanntschaft mit Herder selbst, sowie mit Schiller, Göthe und Wieland. Der Umgang mit diesen Dichternaturen erweckte in ihm einen frühern Drang zur Poesie wieder und gab demselben eine bestimmte Richtung. Von Jena aus begab er sich nach Kopenhagen, machte daselbst während eines anderthalbjährigen Aufenthalts die Bekanntschaft der reventlowschen Familie, bereiste alsdann Schweden, promovirte 1797 in Kiel und unternahm dann Reisen durch den größten Theil Deutschlands. Indem er 1799 einem Rufe des Grafen Ludwig Reventlow auf Trollaburg bei Fünen gefolgt war, brachte er daselbst drei harmlose Jahre zu, empfing darauf das dänische Indigenat und wurde bei dem Finanzminister Grafen von Schimmelmann in Kopenhagen Sekretär. Im J. 1806 kam er nach Altona, um daselbst mehren während der Kontinentalsperre entstandenen Bank- und Kommerzinstituten vorzustehen, und war selbst bei der neuen Bürgerbewaffnung als Divisionsmajor thätig. Nachdem ihm 1813 als erstem Administrator der neuen Reichsbank zu Kiel die Verwaltung für die Herzogthümer übertragen gewesen, ging er nach Trennung der Bank von Dänemark 1818 wieder nach Altona und fungirte hier als Justizrath und erster Direktor des neuen Bankinstituts. Im J. 1829 legte er sein Amt nieder und führte seitdem zu Altona ein behagliches, unabhängiges Leben. Der Professor Schumacher sammelte S.s in Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreute Gedichte unter dem Titel „Lieder", Altona 1821; 3. Ausg. 1847. Das Lyrische wird in denselben gewöhnlich von der Reflexion überflügelt. Gab sonst heraus: Historische Studien, Altona 1827;

geschichte und Patristik richtete. Im J. wurde er Privatdocent in Gießen, darauf am akademischen Pädagogium, 1798 ode Professor der Theologie, 1803 Historic 1809 geheimer Rath und Prälat. W er früher sehr fleißig gearbeitet hatte, beso sich zuletzt seine Thätigkeit nur noch au nale und bewies auch hier eine auffalle nahme seiner einstigen geistigen Produ kraft. S. † als erster Professor der Theol 4. Juni 1831. Schrieb: Lehrbuch der lehre, Gieß. 1799; — Lehrbuch der chr Dogmatik, ebnd. 1800; — Lehrbuch der geschichte, ebnd. 1800; 3. Aufl. 1827; — buch der christlichen Kirchengeschichte, eb —20, 6 Bde; 2. Aufl. Bd. 1—4, 1824 Theologische Encyklopädie, ebnd. 1811 schichte und Beschreibung des Großherz Hessen, ebend. 1818—19, 2 Bde. (unvo — Lehrbuch der christlichen Dogmeng ebnd. 1828. — 18) Friedrich Ludwig spieler und dramatischer Dichter, 1772 nover geboren, war anfangs Regisseur deburger Theaters, später Regisseur direktor des hamburger Theaters; Schrieb: Neue Schauspiele, Hamburg 2 Bde.; — Neue Schauspiele, das. Dramatischer Jugendfreund, das. 1812 leichtsinnige Lügner, Lustspiel, Stuttg. Die ungleichen Brüder, Lustspiel, das. Berg und Thal, Lustspiel, das. 1819; maturgische Aphorismen, das. 1820 Theilung der Erde, Lustspiel, das. Neueste Lustspiele, das. 1824; — Gleich gleiche Strafe, Lustspiel, das. 1827. einen „Theateralmanach" heraus, Ho

e für die Hebammen in den preuß. Staa= Preisschrift), daſ. 1839; — Fragebuch der urtskunde, daſ. 1842; — Ueber die Triuni= n der höhern Medicin und deren Spaltung edicin. Subaltern=Perſonale, daſ. 1842; — ſend Aphorismen über die Geburt des Men= ı, daſ. 1844. — 25) J. K., früher Lehrer der urgeſchichte zu Tieffurth bei Weimar, ſpäter Hofwyl, dann zu Lenzburg in der Schweiz. rieb mit G. Kunze: Mykologiſche Hefte, z. 1817, 2 Hefte. — Gab heraus: Deutſch= ds Schwämme in getrockneten Exemplaren, 1817, 8 Hefte. — 26) Julian, geiſtvoller tiker, gibt mit Guſt. Freytag die „Grenz= en" heraus, die treffliche Beiträge von ihm halten. — 27) K. F., Pſeudonym für Löhr; 28) ſ. Schmid; — 29) ſ. Schmiedt.

l. Bildende Künſtler. 30) Jo= nn Rudolf, Freiherr von Schwar= nhorn, Maler, geboren 1590 zu Stein am ein, ſollte die Goldſchmiedekunſt erlernen, ıd aber bald an einem Offizier einen Gönner, ihn nach Verona ſchickte, um die Malerei zu ernen. S. blieb vier Jahre in Italien, zog er dann mit ſeinem Wohlthäter gegen die irken und wurde gefangen. Sein Loos war Sklaverei, aus welcher ihn erſt 1624 der kai= liche Geſandte befreite, da er ſich ſeiner als olmetſcher bediente. Der Geſandte empfahl n dem Kaiſer Ferdinand II., und zuletzt wurde . ſelbſt Geſandter am türkiſchen Hofe. Seine ewandtheit und ſein diplomatiſches Talent er= arben ihm das Adelsdiplom. Gemälde finden h wohl ſelten von ihm; S. † zu Wien 1667 s kaiſerlicher Hofgerichtsrath. — 31) Michael Matthias, Architekt von Rotterdam, kam in ienſte des Kurfürſten Friedrich Wilhelm von randenburg und war fortan in Berlin thätig, o er den Glockenthurm der Marienkirche ſeit 663 baute. S. † zu Berlin 1692 im 66. Jahre. – 32) Heinrich, Zeichner von Zürich, trat in Holland in Kriegsdienſte und brachte es zum Range eines Kapitäns; war als Landſchafts= eichner berühmt. S. † 1752 im 53. Jahre. — 33) Johann Georg, Architekt des 18. Jahrh. zu Dresden, errichtete mehre Gebäude, die zu den ſchönſten damaliger Zeit gehören, z. B. das neue Waiſenhaus, das Gewandhaus mit den Fleiſchbänken, die neue St.=Anna=Kirche, den Thurm der Frauenkirche; zur neuen Kreuzkirche legte er 1764 nach ſeinem Plan den Grund. S. † zu Dresden 1774. — 34) Johann Fried= rich, Kupferſtecher von Rotenburg an der Tau= ber, arbeitete um 1730—1785 in Nürnberg. Es finden ſich Bildniſſe von ihm, mehre von Ge= lehrten in F. Rothſcholzen's „Thesaurus Sym= bolorum ac Emblematum," Nürnb. 1730. Spä= ter (1750) ſtach er für das knorr'ſche Naturwerk und 1785 für Trews „Dissert. de differentiis inter hominem natum et nascendum." — 35) Johann Thomas, Maler von Hildburghau= ſen, Vater von Johann Heinrich S., malte Bildniſſe und Thierſtücke, und war zugleich ein geſchickter Architekt. Der Herzog von Hildburg= hauſen ernannte ihn zum Hofmaler und zum Baukommiſſär, als welcher er 1790 im hohen

Lehrer bestimmt hätten. Nach drei Jahren (1730) wurde S. in das Artilleriecorps eingereiht, erhielt indeß 6 Jahre darauf seinen Abschied und gedachte nun wieder mit ganzer Seele der Kunst obliegen zu können. Doch jetzt mußte er der Eifersucht eines seiner Mitschüler weichen und sah sich so neuerdings in hülfloser Lage. Durch Unterricht im Zeichnen erwarb er sich seinen Unterhalt und die Möglichkeit, seine Studien an der Akademie fortzusetzen. Endlich fand er auch Gelegenheit nach Paris zu reisen, wo er ohne Empfehlung, mit geringer Baarschaft, aber mit dem festesten Willen ankam, sich in seiner Kunst gründlich auszubilden. Larmessin erklärte sich bereit, ihn unentgeltlich aufzunehmen; im Geheim arbeitete er für den Kunsthändler Odieuvre. Ein Versuch, sich von beiden frei zu machen, schlug fehl und er sah sich genöthigt, um geringen Lohn für beide wieder zu arbeiten. Einen gewichtigen Gönner fand er an dem berühmten Hiacynth Rigaud, der den jungen Künstler mit Wohlthaten überhäufte und ihm den Stich von Werken anvertraute, welche den Ruhm beider Künstler verkündeten. Durch die Bildnisse des Grafen d'Evreux und des Erzbischofs von Cambray reihte sich S. den berühmtesten Kupferstechern Europa's an, und es galt jetzt, ihn dem Vaterlande zu sichern. Der General-Intendant der k. Bauten, H. von Knobelsdorf, der schon als Zögling der Akademie in Berlin den jungen S. liebgewonnen hatte, machte ihm deßwegen 1740 in Paris glänzende Hoffnungen, aber der Ausbruch des schlesischen Krieges verhinderte seine Anstellung an der berliner Akademie. Mittlerweile erfuhr ihm in Paris die seltene Auszeichnung, daß er als deutscher Protestant

in Berlin mit ehrender
er sich meistens der Radirnadel, welche
schönen Bilder im Geschmacke Rembra
dankt, welche stets geschätzt werden.
1775 † der Künstler. S. ist einer de
Künstler, deren sich die Geschichte de
graphie rühmen kann. Doch ist er nic
stecher allein; er hatte auch seltene Gesc
im Zeichnen und das feinste, kritisch
Es finden sich von ihm viele Blätter
mäßigen Stiche, worin er mit den
Grabstichelmeistern wetteifert, währ
andern Muster der freiesten und ge
Radirung lieferte. In der erstern A
Porträte und einige historische Blä
stere sind alle schön, aber jenes des
Tour ist bewunderungswürdig im G
Bild voll Seele und Heiterkeit. Al
stücke erklärt man auch das Bildniß
Mignard, jene der Grafen Rasum
Esterhazy, der Kaiserin Elisabeth von
Mounsey's. Eben so gut behande
Bildniß, so wie die Historie und de
der zweiten Art. Er ahmte die absic
lose malerische Art des Rembrandt
glione, jedoch nicht knechtisch, nach
Schneidnadel auf bloßem Kupfer nä
oft der geistreich zauberischen Leichti
della Bella. Die Zahl der eigentlic
dieses Meisters ist gering, doch
Werke einen sehr günstigen Einfluß
dung anderer Kupferstecher. In P
berühmte Ficquet sein einziger Schü
Petersburg bildete er den M. E.
unmittelbar heran. Ant. Aug. Bec
Berger waren in Berlin seine Schü
Werke verzeichnet Nagler (Kün

ell. Vom Hof nach Turin gesandt, um die ahlin des Grafen Artois, nachmaligen igs Karl X., zu malen, begünstigte ihn wie- as Glück so sehr, daß ihm ein vortheilhaf- Anerbieten, sich in Turin zu fixiren, gemacht de, welches er indeß ausschlug. Bald nach Kehr nach Deutschland wurde er 1775 als kur- lich sächsischer Hofmaler angestellt und zum glied der Akademie in Dresden ernannt. ie Liebe zu einem unabhängigen Leben be- ihn zu häufigen Reisen, z. B. nach Prag, n, Berlin und andern großen Städten tschlands, nach Kurland und Livland, er längere Zeit verweilte, und dann St. Petersburg. Im J. 1791 ward er uftragt, die Fürstenversammlung in Pillnitz malen. Dieses große Oelgemälde, welches ch die verhängnißvollen Ereignisse, die sich diese Zusammenkunft knüpfen, unstreitig n historischen Werth erhalten hat und das ch die Aehnlichkeit der vielen darauf befind- en Porträts die Tüchtigkeit des Künstlers d gibt, befindet sich jetzt im königlichen hlosse zu Dresden. Nach dieser Arbeit, die mehre Jahre beschäftigte, ging er wieder h Paris, wo er Napoleon, der damals erster nsul war, malte. Im J. 1805 befahl ihm Kurfürst Friedrich August, den Kaiser erander während der Mittagstafel zu malen, d dieses, in unglaublich kurzer Zeit vollendete rträt ist eins der ähnlichsten des damals jun- n schönen Monarchen. In Hinsicht seiner beiten wird ihm zuweilen Mangel an Kor- ktheit im Zeichnen, so wie Steife in der Hal- ng und Kälte im Ausdruck zum Vorwurf ge- acht; allein ein schönes Kolorit (er selbst hat e Bereitung mehrer Farben erfunden, die seine astellgemälde so lieblich u. dauerhaft machten) d die sprechendste Aehnlichkeit haben ihm erall Beifall erworben und so die Mängel r Zeichnung großentheils ersetzt. S. † den 8. Oktober 1829 zu Dresden. — 42) Fried- ch Christian, Architekt, geb. zu Gotha 1755, t durch sein architektonisches Werk bekannt: er bürgerliche Baumeister, 8 Bde. S. war rzogl. sachsen-gothaischer Baurath und † um 810. — 43) Franz Willibald, Gelehrter und eichner, † als Professor der Botanik an der ohen Schule zu Prag 1796. Er gab die „Flora ohemica" heraus, wozu er die Pflanzen selbst eichnete und malte. — 44) X., Bildschnitzer von Dresden, arbeitete in der 2. Hälfte des 18. Jahr- underts längere Zeit in St. Petersburg. Er chnitzte mit außerordentlicher Zartheit verschie- ene Thiere, Blumen, Früchte u. A. in Holz. — 5) Karl, Maler von Gotha, Schüler von Ga- el und Schulz an der Porzellanmanufaktur aselbst, malte Historien, Landschaften, Blumen . A. in Miniatur. Im J. 1799 wurde er Hof- naler des Herzogs von Gotha, ließ sich aber ald darauf in Altenburg nieder und erhielt da ie Stelle eines Zeichenmeisters am Gymnasium, als welcher er noch um 1815 thätig war. G. Vo- gel stach nach ihm eine Ansicht von Gotha, für Klabe's „Beschreibung der Stadt und der Um- gegend," kl. Qu.-Fol. — 46) Johann Jakob

m daselbst einige Arbeiten zu
uch Paris besuchte er in jener
e Jahre später wurde er Hof=
Hannover. — 48) Georg
, geboren zu Dortrecht 1791,
r von J. van Lermond, dann
r P. Hofmans Leitung solche
ß er schon als Jüngling von 16
is der Gesellschaft „Pictura" zu
ewann. Er malt Bildnisse in
atur, historische Darstellungen
, so wie Landschaften, alles die=
Vollkommenheit, so daß man die=
den besten holländischen Malern
hlt. Man findet von ihm auch
en in Aquarell, Tusch und rother
Isaak Riewert, Maler von
Schüler seines Vaters Isaak, be=
Akademie der genannten Stadt.
s Professor an der Militärschule
50) Willem Hendrik, Genre=
r an der Akademie in Delft, einer
ten Künstler seines Faches, malt
aus dem gewöhnlichen Leben,
neine Scenen, meistens aus den
rlichen und ländlichen Kreisen.
sind trefflich geordnet und meister=
, von einer großen Wahrheit und
der Darstellung und gefälliger
51) O. J., Architekt von Altona,
kademie der Künste in Kopenha=
nn zur weitern Ausbildung nach
hielt sich längere Zeit in Pompeji
um auf, wo er zahlreiche Studien
t vorhandenen Bauwerken, Male=
rnamenten machte. Nach seiner

nisse in Oel und Pastell, verschiedene Kopien. Seine eigenen Kompositionen bestehen meistens in Volks= und Familienscenen. — 57) Heinrich, Maler, 1808 zu Neften=bach in der Schweiz geboren und an der Akade=mie in München gebildet, malt Bildnisse und Landschaften. — 58) Christian Wilhelm, Architekt zu Trier, lieferte ein architektonisch=archäologisches Werk, welches sich dem Aller=trefflichsten anreiht, was wir über die Kunde deutscher Denkmäler besitzen: Baudenkmale der römischen Periode und des Mittelalters in Trier und seiner Umgebung, Trier 1836, 1839, 1842. — 59) F. F., Maler zu Berlin, Schüler des Professors Röthig, malt Blumen und Früchte in Oel. — 60) Friedrich August, Landschafts=maler und Kupferstecher zu Berlin, studirte an der Akademie daselbst und begab sich dann um 1830 zur weitern Ausbildung nach Italien. S. fertigte hier viele Zeichnungen, meist in Aquarell. Seine Kupferstiche bestehen ebenfalls in land=schaftlichen u. architektonischen Darstellungen. — 61) Karl August, Maler, geb. zu Neuburg an der Donau 1807, kam schon frühe nach Mün=chen und besuchte seit 1822 die k. Akademie der bildenden Künste. Er widmete sich der Land=schaftsmalerei und begab sich dann auf Reisen in das bayerische Hochgebirge, nach Tyrol und in die romantischen Gegenden Salzburgs und besuchte 1833 Ober=Italien. Als Frucht dieser Reisen ist eine Menge von Skizzen und Zeich=nungen in Aquarell zu nennen; einige derselben führte er auch in Oelgemälden aus. Dann ha=ben wir von ihm auch ein Panorama, vom höch=sten Punkte des Wendelsteins aufgenommen, welches er, mit statistisch=geographischen Notiz=

Whitehall erbau
seinem Ruhme de
über Renatus H
nämlich ein Wer
Weise, daß das
ten Seite von de
man sich ein Jah
chem der Vorzug
zu gelangen, ent
Justice Jeffries
den. Außer de
die Orgel in der
der Christkirche
in St. Mory H
kirche zu Londo
Er † 1709. —
Halle an der S
1802, stand fr
direktor zu Mü
mit der Sängeri
des Musiklehrer
sonders als Vi
unter dem Nam
rin. Im J. 182
Amsterdam, er
Solospieler, sie
schaft Felia m
jedoch schon n
machten Reise
lich 1834 zu
schlugen, inde
der dasigen
Sängerin für
dem haben s
schätzenswert
genreiche ge

unter andern mehrere kleine Singspiele
Weißens Kinderfreund: „Das Denkmal
rkadien" und „Die Aehrenleserin" von
knaben glücklichem musikalischen Talente.
rhaupt benutzte derselbe gewissenhaft die
Bekanntschaften seines Hauses sich ihm
ig darbietenden Gelegenheiten, seine musi-
che Ausbildung in den verschiedenen Bezie-
jen zu vervollkommnen. Jedoch versäumte
ich die Uebung der Schul- und Sprachkennt-
nicht. Im Herbst 1796 ward er als Stu-
us der Rechts- und Kameralwissenschaften
der Universität immatrikulirt und konnte
in Folge dessen nur die Abende zur Be-
ftigung mit der ihm theuer gewordenen
ist verwenden. Von den vielen Kompositi-
en, die in jener Zeit von ihm entstanden und
chwanden, ist nur ein Pianoforte-Koncert
Vergessenheit entrissen worden und als erstes
rk von S. bei André in Offenbach erschienen.
J. 1798 machte er, um seine musikalische
dung zu fördern, eine größere Reise, auf der
zu Stettin die Bekanntschaft des trefflichen
derkomponisten J. A. P. Schulz aus Kopen-
gen machte, worauf er während des Winters
98 bis 1799 in Berlin verweilte. Im März 1799
ste S. nach Dresden, mit Empfehlungen an
n Kapellmeister Naumann versehen, der sich
s jungen Künstlers auch bereitwillig annahm,
m Unterricht ertheilte und durch das Studium
r Partituren Hasse's und Naumanns, wie auch
derer Meister Messen, Vespern, Oratorien ꝛc.
elegenheit verschaffte, Instrumentalkenntnisse
erlangen und den Styl und Geschmack zu bil-
n. Auch die Bekanntschaft mehrer ausgezeich-
ten Künstler und Gelehrten übten einen bil-
enden Einfluß auf ihn aus. Von Dresden
ing er über Prag nach Wien, wo er an Vater
aydn empfohlen war, der ihm auf dieselbe
Weise förderlich war, wie Naumann in Dres-
en. Nachdem er von Wien aus noch die
Städte München, Augsburg, Stuttgart, Frank-
furt a. M., Kassel, Hannover, Hamburg, Mag-
deburg und Dessau besucht hatte, kehrte er über
Berlin nach Königsberg zurück. Leider mußte
er zu seinem großen Schmerze auf dringendes
Anliegen seiner Aeltern der Künstlerlaufbahn
entsagen und sich dem Staatsdienste widmen.
Im J. 1801 wurde er bei der kurmärkischen
Kriegs- und Domänenkammer zu Berlin als
Referendär verpflichtet und, nachdem er das so-
genannte große Examen bestanden, 1804 zum
Assessor befördert. In Folge der Invasion der
Feinde mußte er mehre Jahre, von 1806 bis
1810, ohne Gehalt leben und, mit mancherlei
Sorgen für den täglichen Unterhalt kämpfend,
endlich die Kunst als Erwerbsquelle benutzen
und durch Ertheilen von Klavierunterricht und
durch Koncerte sich erhalten. Erst im J. 1810
wurde er nach der glücklichen Wiederkehr des
Königs und nach erfolgter Reorganisation der
Finanzverwaltung zuerst kommissarisch beschäf-
tigt, 1811 aber beim königl. Seehandlungsinsti-
tut definitiv angestellt. In dieser Stelle wirkte
S., der 1819 auch noch zum Hofrath befördert
wurde, bis in sein hohes Alter, nebenbei sich mit

(1806); viele Freimaurerlieder und Festkanta-
ten; „Feodore", Singspiel (1812); „Der blinde
Gärtner oder die blühende Aloe" (1813); 1814
erschienen viele patriotische Lieder und eine Kan-
tate von Gubitz: „Der Engel auf dem Schlacht-
felde"; eben so ein Siegeslied zum Einzuge der
Verbündeten in Paris; „Die Alpenhütte", von
Kotzebue (1816); „Der KyffhäuserBerg" (1817);
„Das Fischermädchen" von Th. Körner (1818);
„Ein Abend in Madrid oder das verborgene
Fenster" (1824); „Alfred der Große" von Th.
Körner, größere heroische Oper in 2 Akten
(1830); außerdem noch Kantaten und Hymnen,
viele kleinere Gesänge und Lieder, mehre Kir-
chenwerke, einige größere Werke für Pianoforte
mit Orchester, viele Klavierauszüge von frem-
den großen Orchesterwerken u. s. w. — 70) Ma-
ria Heinrich, Sänger und Komponist, 1809
zu Lübeck geboren, widmete sich frühzeitig der
Musik, war längere Zeit Gesanglehrer, wirkte
als Tenorist 1829 am Kärntnerthortheater in
Wien, 1830 in Berlin und Braunschweig, ga-
stirte 1833 in Berlin und wurde 1834 in Kassel,
1836 in Breslau, 1838 in Leipzig, 1844 in Bre-
men engagirt. Er zeichnet sich durch eine um-
fangreiche und ausdauernde Stimme und gutes
Spiel aus. Komponirte viele Gesänge.

Schmidt (Entom.), Springkäferart, s. v. a.
Elater murinus *L.*

Schmidtapfel (Pomol.), Süßapfel, dem
Borsdorfer ähnlich; Schale hellgrün, später
gelb, auf der Sonnenseite bisweilen röthlich,
hellbraun punktirt; Fleisch weiß, etwas grünlich,
feinfest, saftig. Reift im December, dauert
durch den Winter.

Schmidtbauer, Wolfgang, Maler, um

Schmidthaus, Maler aus Böhme
tete um 1725 in Waldsassen, malte d
Kirche der heil. Dreifaltigkeit mehre
z. B. drei Crucifixe, 12 ovale Darstellu
dem Leben des heil. Bernhard und de
Theobald, Markgrafen von Vohbur
und Eger.

Schmidtheim, preuß. Pfarrdor
provinz, R.-B. Aachen, Kr. Schlei
senbergwerk; 410 Einw.

Schmidthofen, bad. Dorf, Ober
Amt Staufen; 130 Einw.

Schmidtia (Bot.), 1) nach Mön
zengattung. Arten unter Tolpis
nach Trattinick, Pflanzengattung
unter Coleanthus *Seid.*

Schmidtmühlen, bayer. Markt
B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Bur
feld; Schloß, Armenhaus, Hammer
Einwohner.

Schmidt-Phiseldeck (Biogr.),
stoph von, deutscher Historiker, geb.
1740 zu Nordheim, besuchte wahrsc
Schule seiner Vaterstadt und gin
die Universität nach Göttingen, wo
denz studirte. Er hatte seinen K
nicht vollendet, als er sich auf die
des Geographen Büsching 1759 als
zum Feldmarschall Münnich begab,
in der Verbannung lebte. S. folg
1762 nach Petersburg, wohin jen
Thronbesteigung Peters III. beru
war; allein da S. sich in Rußland
keine Lust hatte, kehrte er noch i
Jahre zur Vollendung des begonn
studiums nach Göttingen zurück.

f und bekam 1794 das dänische Indigenat. s er mit Aufgebung der Theologie Privatretär des Staatsministers Grafen von himmelmann geworden, ließ ihn dieser drei hre auf seine Kosten Kameralwissenschafi studiren. Im Jahr 1797 kam S. als fessor in daß Oekonomie- und Kommerzkolium, wurde allmählig Mitglied der Quarantenekommission, wirklicher Justizrath, 1821 atsrath, 1822 Mitdirektor der königlichen eichsbank, kam 1823 von Neuem in das Komerzkollegium und ward 1829 Konferenzrath. 15. November 1832. S., sowohl dänischer, s deutscher Schriftsteller, zeichnete sich durch anches gelungene philosophische und politische rodukt aus. Schr.: Philosophiae criticae cundum Kantium expositio systematica, Konhagen 1796 — 98, 2 Bde.; — Versuch einer arstellung des dänischen Neutralitätssystems, openh. 1801 — 4, 4 Hefte; — Ueberarbeitung ner frühern Schrift, ebend. 1809; — Ueber is jetzige Verhältniß der jüdischen Nation zu m christlichen Bürgerverein, Kopenh. 1817; Europa und Amerika, Kopenhagen 1820; — er europäische Bund, ebendas. 1821; — Pron politischer Redekunst, ebendas. 1824; — ie Welt als Automat und das Reich Gottes, endas. 1829; — Ueber die neuerlichen Aufreungen in den Herzogthümern Schleswig und olstein, ebendas. 1830; — Zweite Skizze, ebenf. 1832.

Schmidtsche Staarnadel, s. Staarnadel.

Schmidtsdorf, preuß. Dorf, Prov. Schlen, R.-B. Breslau, Kr. Waldenburg; 2 Wasr-, 2 Säge- und 2 Walkmühlen; 270 Einw.

Schmidts große schwarzbraune Knorpelkirsche (Pomol.), s. Knorpelkirschen 9).

Schmidtweiler (Geogr.), bayer. Dörfer: R.-B. Pfalz, Kanton Waldmohr; 270 inw.; — 2) das.; 280 Einw.; — 3) das., Kant. autereden; 300 Einw.

Schmie, würtemberg. Dorf, Neckarkr., Oberamt Maulbronn; 460 Einw.

Schmiechen (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, .-B. Oberbayern, Ldgr. Landsberg; Schloß; 50 Einw.; — 2) würtemberg. Pfarrdorf, Donaukr., Oberamt Blaubeuren; 360 Einw.

Schmied, 1) jeder Handwerker und Künstr, der mit dem Hammer und durch Feuer mellene Geräthschaften und auch Werkzeuge um ohn oder zum eigenen Verbrauche fertigt; dahin hören der Grob-, Huf-, Waffen-, Blech-, Klein-, (Schlosser), Kupfer-, Gold- und Silberschmied; - 2) besonders ein Solcher, der grob in Eisen rbeitet; — 3) der Grob- und Hufschmied, Handerker, welche gröbere und größere Eisenwaaren ufertigen. In früheren Zeiten, besonders in den eiten des Ritterthums verfertigten sie auch Waffen und hießen dann Waffenschmiede; ßt aber ist ihr vornehmstes Geschäft das Beschlagen der Pferde (daher Huf-Schmiede) nd Wagen. Zu diesem Geschäft müssen sie jedoch Kenntnisse von den Pferden haben, und um ese zu erlangen, auf irgend einer Hochschule nen Kursus der Thierarzneikunde durchmachen, oher es denn kommt, daß sie zugleich Kur-S.e

die Sensen-S.e, auch Blank-S.e genannt, befassen sich hauptsächlich mit dem Verstählen der Sensen u. werden auch, da sie sich häufig mit der Fabrikation des Bleches beschäftigen, Blech-S.e genannt. Die in den See-Städten wohnenden Schmiede, welche das Eisen zu größeren Seeschiffen bearbeiten, heißen Anker-S.e. — 3) Der Bergschmied, welcher die beim Berg- und Hüttenbau nothwendigen Geräthe und Gezähe verfertigt; - 4) der eigentliche Hammerschmied.

Schmieddorf (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Niederbayern, Ldgr. Degendorf; 110 Einw.; — 2) das., Ldgr. Landau; 200 Einw.

Schmiede, 1) die Werkstätte eines Schmiedes; sie liegt stets zu ebener Erde; — 2) die Gerechtigkeit, das Schmiedehandwerk an einem Orte zu betreiben.

Schmiedearbeit, wird meist aus 7 Ell. langen und gegen 5 Zoll breiten Stangen verfertigt, welche entweder getrennt, oder zusammengesetzt (geschweißt) werden. Sie geschieht meist auf Amboßen mit dem Schmiedehammer (Posekel); nachdem man das Eisen in die Roth- oder Weißglühhitze gebracht hat, wird dasselbe durch Schlagen und Hämmern bearbeitet und ihm die verschiedene Form gegeben. Beile, Aexte, Sensen, Meißel ꝛc. und viele andere schneidende Werkzeuge werden mit Stahl belegt oder verstählt, dagegen andere gehärtete Theile nachgelassen, d. h. zur gewöhnl. Eisenhärte erweicht. Das Eisen zu Hufeisen, Wagenbeschlägen und dergl. wird weniger gehärtet; große Schrauben werden mittelst des Schraubeisens geschnitten. Eisen an Kutschen, an Geländern, Thüren werden oft bronzirt, vergoldet

Herd, über [illegible] ken und des Rauches ein Mantel, den Schornstein öffnet, angebracht ist.

Schmiedefeld (Geogr.), 1) preu
a) Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. L
Schloß, Vorwerk; 170 Einw.; — b
Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Schle
1310 Einw.; — 2) königl. sächs. D
Bautzen, Amt Stolpen; Lehngerich
tion, Chausseeeinnahme, Lager von S
stein, Ocker u. Thon 3 Mühlen: 470
3) sachsen-meining. Pfarrdorf, Am
thal; Vitriolwerk, Glashandel, E
Medicinbereitung; 670 Einw.

Schmiedefeuer, das auf dem
herde mit Kohlen angemachte Feuer.
len werden, wenn sie in Brand sind,
Zeit mit Wasser bespritzt, fast be
dem man einen stark durchnäßten La
nem eisernen Spieße über das Fe
dieses Verfahren dient zur Verm
Hitze, indem das Wasser von den
Kohlen in seine Bestandtheile (
Sauerstoff) zersetzt wird. Ein mit
unterhaltenes Schmiedefeuer soll n
auflodernde Flamme bilden, vielme
Hitze zu koncentriren, stets mit to
bedeckt seyn.

Schmiedegrund, preuß. Do
Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Re
170 Einw.

Schmiedehämmer, entweder
mer, oder Handhämmer. Die erst
vom Wasser getrieben und gleiche
mern zum Schmieden des Stabeisen
zur Verfertigung großer Gegenstän
ker ꝛc., und einiger kleinerer, die m

hlacken. Eine leichtflüssige Schlacke kann
) keinen Beweis von dem vollständigen
der Schmelzbarkeit abgeben, denn es
er Fall seyn, daß sie ihre Leichtflüssigkeit
Oxyd verdankt, dessen Reduktion Zweck
heit ist. Anders verhält es sich mit der
schmelzbaren, die nur unvollkommen ver-
ich zeigt; sie deutet stets einen großen Me-
rlust an, theils weil die Beschickung zu
flüssig gewählt, theils weil zu starke Erzsätze
die Kohlensätze angewendet wurden. Er-
nd andere Metallbasen sind ohne Kiesel-
ngemein strengflüssig, zum Theil ganz un-
lzbar; deshalb ist es nothwendig, Kiesel-
enthaltende Mineralien als Flüsse zuzu-
en. — 2) Die in Hammerwerken beim
ieden des Eisens, so wie in der Esse des
schmiedes entstehenden Eisenschlacken.

hmiedesinter (Glühspan, auch Eisen-
g, Schmiedezunder), ein Eisenoxydul,
es sich beim Schmieden des glühenden Ei-
abblättert und abfällt. Da es noch 25, 30
Proc. Eisen enthält, so wird es in kleinen
ien als Zusatz auf die Frischfeuer benutzt,
zu schwarzer Farbe, zu Polirpulver, zum
iben verschiedener Gegenstände, zum Fär-
des Glases, als Zusatz unter den Thon für
arzes Geschirr ꝛc. verwendrt; s. Hammer-
ag.

chmiedestock, der Klotz, in welchen der
Boß eingelassen ist.

Schmiedestahl, s. v. a. Schmelzstahl.

Schmiedetaxe, die vom Bergamte ausge-
de Bestimmung, wie viel für eine bestimmte
eit dem Bergschmied zu bezahlen sey; hier-
) wird dann die Schmiedekost berechnet. Früher
elt der Bergschmied quartaliter eine Bezah-
, die sich nach der Zahl der Häuer richtete.

Schmiedewalde, königl. sächs. Dorf, Kreis
sden, Amt Meißen; 180 Einw.

Schmiedezangen, Zangen von verschiedener
m und Größe; sie sind von geschmiedetem
en mit langen Griffen versehen und werden
ch einen Ring oder eine Klammer, welche
n über den Griff schiebt, fest geschlossen. Das
aul der Zange, d. h. die zwei Theile, welche
Eisen fassen, ist entweder gerade oder ge-
mmt oder rechtwinkelich aufgebogen.

Schmiedezeichen, das Zeichen auf Klingen,
lches den Ort oder die Fabrik ihrer Herkunft
zeigt.

Schmiedhäuser, österr.-böhm. Dorf, Kreis
idweis, Herrschaft Krumau; 190 Einw.

Schmiedhausen (Geogr.), bayer. Dörfer:
R.-B. Oberbayern, Ldgr. Rosenheim; 110
nw.; — 2) (Schmitthausen), R.-B. Pfalz,
anton Zweibrücken; 409 Einw.

Schmiedlein (Biogr.), 1) Johann Gott-
ied, Architekt, erbaute in der ersten Hälfte
s 18. Jahrhunderts in Leipzig mehre Gebäude,
e damals zu den schönsten der Stadt gezählt
urden. Als sein Hauptwerk erklärte man das
'40 erbaute Gewandhaus. Im J. 1749 baute
den Thurm der St. Johanneskirche, dann
as sogenannte Kloster, den Kochs-Hof u. a.
). † zu Leipzig als des Rathes Obervoigt 1755

Schmiedsau (Kowarow), österr.=mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrschaft Bodenstadt; 380 Einw.

Schmiedsberg (Kowatschlanzkaweß), österr.=steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Feistritz; 230 Einw.

Schmiedschlag, österr.=böhm. Dorf, Kreis Budweis, Herrschaft Rosenberg; 110 Einw.

Schmiedsgraben (Kotegcan, Chotegcan), österr.=böhm. Dorf, Kr. Budweis; Herrschaft Frauenberg; 240 Einw.

Schmiedt (Biogr.), 1) Wenzel, Maler, 1664 zu Plan in Böhmen geboren, von seinem Vater Kaspar unterrichtet, arbeitete dann zu Freising und kehrte nach einiger Zeit nach Böhmen zurück. In den Kirchen zu Czernossin, Habakladrau, Sinzendorf, Bernartiz, Mies, zu St. Anna bei Plan sind Fresskomalereien von ihm; hatte auch den Ruf eines tüchtigen Bildnißmalers. † zu Plan 1756. — 2) Paul, Maler zu Plan in Böhmen, Bruder des Vorigen, machte sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch seine Blumen= und Fruchtstücke berühmt. Mit seinem Bruder führte er mehre Staffirarbeiten aus. — 3) Siegfried, guter Vokalkomponist des vorigen Jahrhunderts, geb. zu Suhl um 1756, lebte von 1786 an ungefähr 10 Jahre zu Leipzig, errichtete daselbst 1796 in Gemeinschaft mit Rau eine eigene Musikalienhandlung, deren Leitung ihn von der Ausübung der Kunst ganz abzog, so daß er nichts mehr komponirte und auch nur selten noch Klavier spielte, auf dem er früher eine außerordentliche Fertigkeit besessen hatte. Da das Geschäft nicht gut ging, gab er es 1798 wieder

Richtung bestimmt wird, es besteht durch einen Nietnagel beweglich ver nealen, deren Richtung sich durch eine feststellen läßt; vergl. Reißschiene; aus 3 ungleichen Theilen bestehend Werkmanns, der sie, in einander gesch mer bei sich trägt.

Schmiegel (Szmigel), preuß Prov. und R.=B. Posen, Kr. Koste amt, Leinweberei, Tuchmacherei, 4 Viehmärkte; 2370 Einw.; bei S. s dem noch 43 Windmühlen.

Schmiegen, Wände und dergl. bestimmten schiefen Winkel anlegen.

Schmiegend (Herald.), s. Löwe

Schmiegrode, preuß. Dorf, Prov R.=B. Breslau, Kr. Militsch; Sc werk, Freischoltisei, 3 Windmühlen;

Schmiegziegel, s. Ziegel.

Schmieh, würtemberg. Dorf, waldkr., Oberamt Kalw; 110 Einw

Schmieheim, bad. Pfarrdorf, rheinkr., Amt Ettenheim; alte 1050 Einw.

Schmiehof (Schmihof, Sc österr.=böhm. Dorf, Kr. Saaz, tersburg; 170 Einw.

Schmiel (Biogr.), 1) Ernst, P ler in Berlin, machte eine für die P lerei wichtige Erfindung. Es ist chengrund, der mit dem Pinsel auf lau aufgetragen wird und in jede Farbe gegeben werden kann. S Grund völlig ausgetrocknet ist, kan artigen Pastellen, die S. ebenfalls ben liefert, darauf gezeichnet werde

Schmiere, 1) die fettige Substanz, bestehend
is Talg, Oel, Seife und dergl., mit welcher
an die aufeinander liegenden Flächen zweier
örper bestreicht, damit, wenn sie sich auf oder
einander bewegen sollen, die Reibung beider
viel als möglich verhindert werde. Bei Holz-
ächen nimmt man Seife oder Fett, bei Metall-
ächen Oele, z. B. bei Taschenuhren Mandelöl
er gereinigtes Baumöl, bei andern Maschinen
lauenfett oder Baumöl. Eine Zapfen-
hmiere zu verfertigen, nimmt man 15 Pfd.
nschlitt, 2 Pfd. Theerpech; das erstere läßt
an in einem Kessel über gelindem Feuer zer-
hen und bringt dann das letztere hinein wo-
uf noch 15 Pfd. Leinöl zugesetzt und das ganze
emisch noch 3 Stunden über einem mäßigen
euer stehen gelassen wird. Professor Lampa-
us schlägt zu einer guten Maschinenschmie-
folgende S. vor: Man lasse 9 Theile schwarzes
ech in 4 Theilen Leinöl durch gelindes Sieden,
o möglich in einem kupfernen Kessel, auflösen
nd gieße dann in die Mischung noch $2^2/_5$ Theile
üne Seife, 4 Theile Seifensiedermutterlauge
nd 6 Theile Wasser; die S. wird dadurch ein
ünner Brei und erreicht ihren Zweck vollkom-
en. Außerdem hat der Kutschenfabrikant
richten in Edinburg eine S. erfunden, wel-
e aus Fett besteht, in welches so viel fein ge-
ulvertes Wasserblei gemischt wird, daß die
Masse die Konsistenz einer Pomade erhält; sie
ermindert die Friktion sehr und hält lange;
an nennt sie Patentschmiere. — 2) Eine
Substanz, womit die Kutscher das Pferdegeschirr,
ie Wagen, Schuhe und Stiefel schmieren oder
estreichen, damit die Geschmeidigkeit des Le-
ers nicht nur erhalten, sondern auch befördert
ird, so wie um den Gegenständen ein gutes
nsehen zu geben und sie, wenn auch nicht ganz
asserdicht zu machen, doch gegen das Eindrin-
en des Wassers zu schützen, was z. B. bei ge-
ichstem Schuhwerk sehr leicht geschehen kann.
s werden verschiedene Stoffe dazu verwendet;
ewöhnlich nimmt man Fett oder Fischthran
nd vermischt diese Substanzen mit Kienruß, um
e schwarz zu machen. Eine vorzüglich was-
erdichte Schuhschmiere erhält man aber,
enn man 2 Thle. Fischthran, 1 Thl. gelbes
Wachs und 1 Thl. Terpentin oder Fichtenharz
it einander schmilzt u. damit die Schuhe, wenn
e feucht sind, bestreicht. Die Schuhsohlen kann
an mit Bernsteinfirniß oder auch mit der grü-
en Wagenschmiere bestreichen, oder man kocht
Maß Leinöl, 3 Loth Harz u. 7 Loth Mennige
der Bleiglätte so lange, bis sich die ganze
Masse in Fäden ziehen läßt. Ist dieselbe abge-
ühlt und mit Terpentin- oder Kienöl verdünnt
orden, so setzt man 2 Lth Berlinerblau und 2
oth gebr. Elfenbein hinzu. Blindgewich-
tes Schuhwerk erhält man, wenn das Leder
uf der Fleischseite mit einer Mischung von Talg,
Wachs und Kienruß überzogen und dann über
Kohlenfeuer gehalten wird, damit sich Talg und
Wachs gehörig in das Leder ziehe und dasselbe
asserdicht werde. — 3) (Landw.), Salbe, wo-
mit räudige Schafe bestrichen werden, besteht
us Schweinefett und Quecksilber.

Schmiereimer (Schmierfäßchen), die

Schmierhöhlen (Anat.), Hautbälge, Talgdrüsen, Cryptae sebaceae s. foliculi sebacei, gehören zu den einfachen Drüsen und sind kleine, rundliche, flaschenförmige oder in Zellen getheilte Säckchen von verschiedener Größe, welche in der äußeren Schicht der Lederhaut liegen und über die ganze Haut, mit Ausnahme der Hohlhand und Fußsohle, verbreitet, vorzüglich aber in der Nähe des Einganges von Höhlen, am After, an der Eichel, den Schamlippen, den Brustwarzen, Lippen, Nasenflügeln, dem Gehörgange und Auge entwickelt sind. Sie sondern eine gelbliche Salbe, Hautschmiere, Sebum, ab, welche zum Einsalben der Haut und Haare verwendet wird. Zieht sich die Haut unter Einwirkung der Kälte zusammen, so ragen sie wie Knötchen hervor und bilden die sogenannte Gänsehaut. Die Haargefäße bilden einen Ring am Umkreiß ihrer Mündung und ein Netz an ihrer Wandung. Werden die Ausführungsgänge der S. verstopft, so entstehen die sog. Miresser.

Schmierhölzer, die großen, mit Talg oder Fett geschmierten hölzernen Keile, welche hinten unter den Kiel getrieben werden, um ihn zu erheben und fortschleifend zu machen.

Schmierig (bot. Term.), s. v. a. Viscidus, Viscosus. — Schmierigkeit, s. v. a. Viscositas.

Schmierige Butter, s. Butter.

Schmieritz, sachsen-weimar. Dorf, Kr. Neustadt, Amt Neustadt, an der Orla; 160 E.

Schmierkäse, s. Käse.

Schmierkur (Med.) 1) Anwendung von Heilmitteln mittelst der Einreibung in Salbenform; — 2) Anwendung des Queckſilbers in me-

nun so lange fortgefahren, bis [illegible] des Scheichelflusses zeigen. Bei prim sind 40—45, bei inveterirter 80—100, zündungen, Drüsenanschwellungen 2 Drachmen als Totalquantum erforderl handlung der während der Kur ei Zufälle. Brechen in Folge der stärk tion Pusteln und Knötchen auf der vor, so wechselt man mit der Applika oder setzt auch, wenn eine erysipelatös erfolgt, die Einreibungen einige Tage sich Reizung des Darmkanales, so p einstweilen mit den Friktionen und ver Kranken leichte Kalb- und Hühnerfl ein Salep- oder Althädekokt, Kly Bäder; erfolgt hingegen Verstopfung mit Glaubersalz, eröffnende Laveme Gemüße zur Kost; beim Eintritt des flusses: Aussetzen der Kur, Anwend gen Salivation geeigneten Mittel. empfiehlt Cullerier bei primären und syphilitischen Affektionen, entzündlich zumal in der chronischen Form, uni verbundenen krankhaften Bildunge durch rheumatische Einflüsse entsta mus und Tetanus. Sie scheint gan in den wärmeren Klimaten viel zu l erfordert ziemlich lange Zeit, reich für leichtre Fälle der Syphilis aus lassen sich auf andere, viel beque eben so sicher heilen. Desault hat si durch beständiges Lariren wollte er de des Scheichelflusses hindern. — B. S. (Graud remède) nach Louvrie a) Vorbereitungskur. Am erst eröffnendes Mittel (Sennaaufguß r

Einreibungen
Mal zu zwei
rdnung. Des
e Unterschen-
in die Arme,
in die Unter-
, am 16. in
ends, we-
nden Krise,
im 18. spät
19. wie am
ungen und
er die Kur
ndes Bad,
Zimmers.
Strenges
der Leib-
ht einmal
gegebenen
risse durch
folgt, zur
Darmhal-
stellt sich
iten Ab-
zwischen
e Spei-
er nicht
so wer-
ein Ab-
nderter
eint er
r ganz
ir kön-
ne be-
Zung e
Gefahr
Kork-
aus-
), in
große
infa-
urzel
eln;
Zäh-
chen
dem
Kur
hält
sch-
das
be-
ä-
en
t-
r-
st
d
=
=
=

Syphilis bloß aus Vorliebe zu einer Theorie einen Kranken dieser fürchterlichen Methode zu unterwerfen. Sie ist blos geeignet für inveterirte Lues, die vielleicht durch nachlässige, fragmentarische Behandlung früher mißhandelt wurde, und die besonders innere Gebilde ergreift, weitverbreitete Affektion der Schleimhäute und Knochen hervorbringt; ferner, wo nicht bloß eine Form, sondern gleichzeitig eine große Menge Formen von sekundärer Syphilis im Organismus bestehen, und wo fast alle Gebilde, die nur der Sitz seyn können, vom Krankheitsprozesse befallen sind; ferner, wo die Individuen sonst keine anderweitige Dyskrasie haben und wo namentlich keine Erscheinungen zersetzter Säftemasse, keine Anlage zu Skorbut, keine Neigung zu Tuberkulose vorhanden ist; denn unter letzteren Umständen ist Queckſilbergebrauch nachtheilig. Die Fälle für die Anwendung des Grand remède sind also bei Weitem nicht so zahlreich, als man gewöhnlich annimmt. Die Queckſilberausdünstung in Zimmern, wo S.-Kranke liegen, ist oft so bedeutend, daß andre Kranke, ohne Queckſilber zu nehmen, Salivationserscheinungen bekommen. Die große S. stützt sich vornehmlich auf die, durch die methodischen Queckſilberfriktionen im ganzen Körper lebhaft angeregte Resorption, wodurch alles Krankhafte — und allerdings unter diesen Umständen selbst sehr viel des Gesunden — aufgesaugt wird, eine Wirkung, welche durch die Entziehungskur um so mehr verstärkt wird, und die Ausscheidung der resorbirten Stoffe durch die hier im wahren Sinne kritische Speichelabsonderung, Schweiß-, Harn- und Darmentleerung. Uebrigens ist es nicht nöthig, sich ängstlich an die beschriebene Methode zu halten; man beachte nur die allgemeinen Normen derselben und richte sich mit dem Detail der Kur selbst ganz nach dem vorkommenden Fall. — Ganz außer Gebrauch ist folgende Inunktionskur: Die Sublimateinreibungen Cyrillo's, von Huseland verbessert. Man rieb Sublimat, Salmiak und Fett in die Fußsohlen ein, ließ strenge Diät halten, Sarsaparilltisane trinken und lau baden. Die Kur wurde bis zum Verschwinden der syphilitischen Affektionen und dann noch einmal so lange fortgesetzt, als sie gedauert hatte. Auch ließ man früher bei Syphilis Unterbeinkleider tragen, die aus Queckſilberpflaster bereitet waren.

Schmierlaus (Entom.), s. v. a. weiße Kaffeelaus, Coccus adonidum *L.*

Schmierleder (geschmiert Leder, Thranjuchten) ein dauerhaftes, aus starken Kalbfellen in den deutschen Lohgerbereien zubereitetes Leder, welches leichter und viel geschmeidiger ist, als die eigentlichen Juchten, eben so gut hält und weder bei der Näſſe noch bei der Hitze so vieler Schmiere bedarf, wogegen der russische oder polnische Juchten im Sommer sehr hart wird und leicht bricht, besonders wenn er nach der Näſſe nicht gehörig geschmiert wird. Bei der Zubereitung muß dieses Leder eine gute Gare erhalten, hinlänglich gewalkt und getreten und mit weißem blanken Thran eingeschmiert werden, nicht aber mit gebranntem schwedischen oder

Schmierpfropfe, Pfropfe, um die durch feindliche Kanonen bewirkten Löcher des Schiffes schnell zu stopfen; sie sind von Holz mit Werg umwickelt und stark eingeschmiert.

Schmierquaste, dient auf Schiffen zum Einschmieren der Scheiben und Stengen, auch zum Besalben des Bodens.

Schmierreck (Taureck), ein Reck aus bloßen Tauen.

Schmierschaf, s. Schafzucht.

Schmierseife, schwarze und grüne Kali-Seife, dient hauptsächlich gegen Hautausschläge, s. Seife.

Schmiervieh, s. Schafzucht.

Schmierweg, Weg an Bergabhängen, bestehend aus 2 Reihen Balken, die auf der Oberfläche geebnet und mit Fett oder Theer bestrichen sind, so daß Holzschlitten leicht darauf hingleiten können; Latten zu beiden Seiten verhindern das Ausgleiten des Schlittens.

Schmierwolle, 1) die Wolle des Viehes, welches eine Hautkrankheit hat und deshalb mit Schmiere bestrichen werden muß; — 2) die kurze Wolle am Halse und zwischen den Beinen.

Schmiete (Schiffb.), s. v. a. Halse.

Schmietsch, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neustadt; 160 Ew.

Schmigwalde (Groß-S.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; 2 Vorwerke, Mühle; 300 Einw.

Schmilau, lauenburg. Dorf, Amt Ratzeburg; 310 Einw.

Schmilgen (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. und Kr. Gumbin-

wesentlich nicht verschieden sind.

Schminkbohne (Bot.), s. v. a. bohne, s. Phaseolus vulgaris *L.*

Schminke (fr. Fard), Stoff, der Orient als Occident gebräuchlich ist, der die verlorene Röthe der Wange men od. bei hellem Kerzenlicht auf B ßen vornehmen Gesellschaften, auf weniger sichtbare Wangenröthe etwa zu machen. In Paris ist der groß diese Waare. Man verkauft dort verförmiger Gestalt (Rouge d'Es de Portugal, R. végétal) oder im f stande (R. à goutte) od. auf Blätter lichem Goldschimmer (Rouge en fe in kleinen Schüppchen (Rouge e welche in cylinderförmigen Büchsche zen schwer, verpackt sind, endlich Schälchen oder Tellerchen oder W ben gestrichen (Rouge en assiettes, Zur Hauptschminke wird feines Tal gefärbt. Alle diese Schmink- und sind aus dem Saflor gezogen. Be tung des Pigmentes im Großen ist ren im Wesentlichen folgendes. kommt in reine Säcke, welche zu tes damit gefüllt und zugebunden w legt man in feste hölzerne Wann über sie langsam heißes Wasser fli man gewöhnlich mit eigens hierz ten kupfernen Stiefeln so lange d tritt, bis das Wasser ungefärbt u Im Kleinen nimmt man anstatt noch besser Essig. Der so gewa wird mit seinem gleichen Gewichte

Das ist oft in der Luft vorhanden. Daher
s geschehen, daß ein weißgeschminktes
auf einmal grau wird; ferner feine ge-
rte venetianische Talkerde und aus
n gestoßenes Pulver (Blanc de Perle)
die Haut runzlich. Ueberhaupt greift
S. von Mineralstoffen die Haut sehr an,
n längere Zeit mit dieser S. weiß ge-
ktes Gesicht sieht ohne dieselbe sehr häß-
Am unschädlichsten sind feiner Haar-
Pulver von Schwertwurzel, Aarons-
und Reißmehl. Bläuliche S. be-
man aus blauen Karmin mit etwas
angesetzt; die feineren Blutäderchen
r Haut werden dadurch, wenn nöthig,
ahmt. Die Orientalen schminken mit
é oder Elhanna, einem grünlichen Pul-
r getrockneten Blätter einer Pflanze glei-
Namens, welche in Aegypten, auf der Insel
en ꝛc. in Gärten wächst. Mit dem Pulver
Blätter färben sich die Frauen und Mäd-
n Aegypten und der asiatischen Türkei und
len anderen Gegenden des Orients die Nä-
ie flache Hand und die Fußsohlen orange-
und dieser Gebrauch ist so allgemein, daß
rauen, sie mögen von einem Stande oder
iner Religion seyn, von welcher sie wollen,
so wenig ohne diese Malerei leben können,
hne Kleider. Man bereitet das Henné vor-
ich in dem Said in Oberägypten, von wo
man ihn in alle ägyptischen Städte ver-
t. Die Märkte aller Orte sind stets damit,
mit einer Waare von täglichen und noth-
digen Gebrauch, reichlich versehen. Man
tet das Pulver mit Wasser an und reibt
diesem weichen Teige diejenigen Theile, die
färben will, dann wickelt man ein Stück
Leinwand darum, und nach Verlauf von
bis drei Stunden sitzt die rothgelbe Farbe
est auf, daß, obgleich die Weiber Hände und
ße täglich mehrmals mit lauem Wasser wa-
n, nur etwa alle 14 Tage frische aufgelegt zu
den braucht. Die Farbe an den Nägeln hält
h länger. Man sieht auch die Männer sich
Bart mit dem Henné färben und den Kopf
mit überschmieren; sie behaupten, daß diese
nktur die Organe stärke, den Ausfall der Bart-
d Kopfhaare verhindere und das Ungeziefer
raus vertreibe. Bei uns in Deutschland wird
Radix Alcannae spuriae zu gleichem Färbe-
terial zubereitet. Die Schminken aus vege-
bilischen Stoffen haben auch einen Nachtheil,
mlich den, daß sie die unmerkliche Ausdünstung
r Haut, wenigstens eines Theiles derselben,
terdrücken und derselben ihre Frische nach und
ch ganz rauben.

Die Anwendung aller dieser Farben ist zweier-
i Art, jede derselben hat ihre Vortheile und
achtheile; es ist das trockene und das Fett-
hminken. Die erstere Art begnügt sich, die
arben vermittelst eines abgestumpften Pinsels
rocken auf die Haut zu übertragen, während
uſche für Falten und Schatten naß aufgetragen
ird; einige reiben die ganze Gesichtshaut auch
ohl vorher mit Pomade ein, um den Farben
ehr Haltbarkeit zu geben. Man reibt die Far-

weiß oder Schlemmkreide. Die Mischung geschieht durch sorgfältiges Zerreiben und Amalgamiren durch einen Reibstein, so daß ein kittartiger Teig entsteht. Beim Gebrauch nimmt man etwas von dieser Mischung, macht sie auf einer erwärmten Blechplatte und auch nur mit einem erwärmten Messer flüssig, setzt die beliebige Farbe hinzu und trägt den so gewonnenen Farbenton mit abgestumpftem Pinsel, mit dem Finger oder mit einem dazu geschmitzten hölzernen Spatel auf. Diese Methode hat den Vortheil, die Verbindung der Perrückenstirn mit der eigenen unerkennbar zu machen, vom Schweiße nicht so zu leiden, wie trockene Schminke, und bei sehr sorgfältiger Behandlung und Vorliebe des Gebrauchenden dafür in Rollen wie Friedrich II., Voltaire, Napoleon ꝛc. große Porträtähnlichkeit zu ertheilen. Nachtheile derselben sind die schwierige Behandlung, der dadurch erreichte Glanz der Haut, welcher beim Altschminken widersinnig ist, da gerade Alter sich besser durch den glanzlosen Ton der trockenen S. hervorbringen läßt, und das Unangenehme der fettigen Stoffe im Gesichte überhaupt. Nur für einen Theil des Gesichtes ist Fettschminken besser, nämlich für Färbung der Stirne, wenn man Perückenstirne anwendet. Hat man aber selbst eine hohe Stirne, so bieten die jetzigen Perücken mit Metalliques Gelegenheit, die natürliche Haut zu benutzen, und nur bei Kahlköpfen wird die Anwendung von Perückenstirnen noch nothwendig. Die gewöhnlichen Theaterperücken bedürfen der Stirne aus Tricot oder Ranking, um fest zu sitzen, die anderen Perücken nicht, daher benutzen die meisten Schauspieler, die im Besitze guter Metalliques-Perücken sind, lieber die eigene Stirn mit trok-

allerhand Mittel die Schönheit zu erh
sogar die Sklavenhändler schminktenil
um durch das jugendliche Ansehen d
die Käufer zu täuschen. In alten Zeite
man sich auf dem Theater nicht, weil
spieler Larven trugen. Von Italie
Gebrauch der S. durch Katharina v
nach Frankreich und von da zu Lud
Zeiten an die anderen europäischen
Rußland schminkten sich die Dame
ter Peter I. In neuerer Zeit ist das
wieder aus der Mode gekommen und
nur von alten Koketten, Buhldirnen
spielern angewendet. Mit allerhand
zu schminken, ist bei vielen außer
Völkern Sitte; z. B. bemalen sich die
in Nordamerika und andere w
blau, roth und gelb mit allerhand
ben; manche Neger schminken auch
mit gelber und blauer Farbe; in
bemalen sich die Weiber weiß un
Nova Zembla Kinn und Stirn
und rother Farbe.

Schminke (Bienenz.), s. v. a.

Schminken (sich), die Kunst
durch Farben ein gesundes, angene
rakteristisches Aussehen zu geben,
unter den Schauspielern gebräuchli
schönende S. wird überall angew
Darsteller seine Persönlichkeit im
sten Lichte erscheinen lassen soll, u
einer sorgfältigen Toilette des
aus dem Färben der Augenbraue
thig ist, aus dem Auftragen von W
Weiß wendet man an, um Pocken
mersprossen, starken Bart zu verd

ufgelegtes Weiß läßt man die Furchen
rvortreten, macht dann die Augenbrauen
nd wendet auch wohl eine ſpitzere Naſen-
n. Auch das Nachahmen der Glatzen
uf den Vorderkopf aufgelegten Trikot
anking, und das S. der Stirn und die-
ikots, ſo daß man den Uebergang nicht
t, erfordert Kenntniß und Uebung. Durch
tes S., wozu noch Maskenſtücke, wie
n die Naſenlöcher geſteckten und an die
e mittelſt eines Fadens befeſtigten Draht,
ülpte Naſen, falſche Naſen, auf die Naſe
lebtes Handſchuhleder oder Naſen von
Wachs, das wieder geſchminkt wird, fal-
cken- und Schnurrbärte, kommen, können
rſchiedenartigſten Charaktere dargeſtellt
n. Die Naſe z. B. erſcheint aufgeſtülpt
einen Haken, der, aus einer verkürzten
adel geformt, die beiden Naſenlöcher ver-
ſt eines an die Perrücke befeſtigten Fadens
ben zieht. Lang, ſpitz, unförmlich wird die
durch aufgeklebte Maskennaſen, Stücke
em oben erwähnten Handſchuhleder ge-
, Baumwolle, Emplastrum diachylon sim-

Der Mund erſcheint größer, wenn man
undwinkel mit ſchwarzer Tuſche verlängert
ie Form der Lippen mit Zinnober oder
in verſtärkt; kleiner, wenn man die Lip-
uit der ihnen nächſten Farbe des Geſichtes,
mit Bartgrau oder Ocker, färbt. Zahnlük-
er Zahnloſigkeit erreicht man durch ſchwar-
ech oder engliſches Pflaſter, das außen und
auf die Zähne geklebt wird. Die Augen
ößert man durch Umziehen derſelben mit
, röthere lebhafte Färbung der Augenlider,
e Lagen der Augenbrauen; kleiner erſchei-
ie durch Verkleinerung der Augenbrauen
dunklere Färbung des oberen Augenlides.
nbrauen werden durch gebrannte Kork oder
be verſtärkt, graue durch Einreiben von
ammkreide erreicht, ganz weiße ſind nur
Aufkleben herzuſtellen. Je mehr die äu-
Enden der Augenbrauen nach oben gerich-
ind, je blöder, dümmer und ſtupider wird
Geſicht ausſehen. Wangen und Kinn tre-
urch hellere Färbung mehr hervor und ſin-
urch dunklere ein. Sollen die Wangen ſehr
und voll erſcheinen, ſo beginnt man in mög-
t runder Form mit dunklem Roth den gan-
Umfang derſelben zu umziehen, dann Zinno-
dann Rouge végétal und in der Mitte Mi-
n oder gedämpfte Schlemmkreide, das Ganze
irlich verwiſcht und mit einander verbunden.
runkenheit markirt ſich durch rothe Färbung
Naſe, Kinn und des Theiles zwiſchen Augen-
uen und Augenlid. Vollſtändige Beſprechung
er Gegenſtände findet man in L. Schneider,
nſt ſich zu ſchminken (Phyſiographie für das
eater), Leitfaden für junge Schauſpieler,
bhabertheater, Privatbühnen ꝛc., Berlin 1831.

Schminkfleckchen (Schminkläppchen), ſ. v. a. Bezetten und Tourneſols; — 2) ſ. hminkpfläſterchen.

Schminkhök, preuß. Bauerſchaft, Prov. ſtphalen, R.-B. Münſter, Kr. Ahaus; Einw.

bedecken. Sonst war es auch Mode, ... Ursache solche S., in allerhand Formen ausgeschnitten, in das Gesicht zu kleben, um die Gesichtsfarbe zu erhöhen. Die ursprünglich persische und arabische Mode kam mit den Kreuzzügen nach Europa und erhielt sich bis zu Ende des 18. Jahrhunderts. Am meisten waren die S. bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts gebräuchlich.

Schminkfölle (Bot.), bei Oken, s. v. a. Delesseria Plocamium *Lam.*

Schminkwurzel (Bot.), 1) s. v. a. Ackersteinsamen, Lithospermum arvense *L.*; — 2) s. v. a. Radix Polygonati, s. Polygonatum officinale *All.*

Schmintrup, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Recklinghausen; 170 Einw.

Schmira, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Erfurt; 280 Einw.

Schmirbling (Bot.), s. v. a. gemeine Fetthenne, Sedum Telephium *L.*

Schmirchau, sachsen-altenburgisches Pfarrdorf, Amt Ronneburg; 230 Einw.

Schmirdowo, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Flatow; 140 Einw.

Schmirgel (Min.), s. v. a. Smirgel, s. Korund 2) a) β).

Schmirl (Ornith.), s. v. a. Zwerg- oder Blaufalk, Falco Aesalon *L.*

Schmirma, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Querfurt; 110 Einw.

Schmirn, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Schwatz, Ldgr. Steinach; als Gemeinde 810 Einw.

cyna stara inova), preuß. Dorf, R.-B. Posen, Kr. Fraustadt; über

Schmitt (Schmidt, Geogr.), pr Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. 110 Einw.

Schmitt (Biogr.), I. Bildende Matthias, Maler und Radirer, Mannheim geboren u. an der Akade gebildet; begab sich später zur wei bildung nach München, wo Franz Lehrer ward. S. war Direktor di und † als solcher zu München 1823. von ihm täuschende Kopien nach D van de Velde, J. Fyt, Flamen J. u.A. Auch nach Originalhandzeich Rembrandt und F. Kobell, so wie Zeichnungen radirte er mehre Bl Matthias, Maler, in der zweite 18. Jahrhunderts, in Augsburg th Landschaften und Thiere, und rad nige derselben in Kupfer. — 3) Fr turmaler von München, arbeitete i des 18. Jahrhunderts, meist in wurde 1755 Mitglied der Akademie war noch 1783 in jener Stadt thäti Bildnisse und historische Darstellu Philipp, Maler aus Spesbach in studirte um 1829 auf der Akademi und widmete sich unter Cornelius malerei. Er malt biblische Darst der und mythologische Kompos Franz, Maler, jetzt lebender K Frucht- und Blumenstücke. Im S. in München. — 6) Maler lebender Künstler, malt Bildnis

richtigen Ansicht ausging, daß man ein solches Talent sich selbst erst eine Zeit lang erstarken lassen müsse, ehe man zu einer geregelten Erziehung und Bildung schreitet, und daß durch zu frühe Einzwängung in die Regeln einer Schule schon manches künstlerische Talent wenn nicht ganz erstickt, doch nie zu der Selbstständigkeit gelangt sey, die es erreicht haben würde, hätte es von seinem ersten Hervortreten an sich mit einer gewissen Freiheit zu bewegen gelernt, und die allein nur der ächte Probirstein einer artistischen Leistung ist. Der Unterricht, den S. in der Folge von seinem Vater erhielt, wurde mit einem so guten Erfolge gekrönt, daß der junge Künstler schon in seinem 14. Jahre auf eine Geltung als Virtuos in der großen Welt hätte Anspruch machen können. Doch behielt ihn der Vater bis zum 20. Jahre unter seiner Leitung und schickte ihn erst dann nach Offenbach zu André, unter dem er die Tonsetzkunst studirte und auch von der ästhetischen Seite her seine Bildung förderte. Aus dieser Zeit stammen manche Kompositionen, als Sonaten, Rondo's u. s. w., die S. unter den Augen André's vollendete, und unter denen sich wahre Meisterwerke ihrer Art befinden. Im J. 1816 ließ er sich als Musiklehrer zu Frankfurt a. M. nieder, und von dieser Zeit an begann sein Name durch seine Koncerte und Kompositionen auch in weitern Kreisen bekannt zu werden, so daß er sich, noch ehe er große Kunstreisen gemacht, eines wahrhaft deutschen, ja halb europäischen Rufes erfreute, der sich, als er nachgehends häufig größere Kunstreisen machte, noch mehr befestigte und vergrößerte. Später hielt er sich auch eine längere Zeit in Berlin auf, und von hier aus folgte er einem Rufe als Hoforganist nach Hannover, das er aber schon 1829 freiwillig wieder verließ, um in Frankfurt unabhängig einem Berufe als Virtuos und Komponist leben zu können. Hier ist er denn auch, kürzere Reisen abgerechnet, geblieben u. hat für die Kunst in verschiedener Beziehung viel Segensreiches gewirkt. Als Pianist gehört er der Schule an, die, gewissermaßen eine Mischung der alten clementi'schen Schule u. der sogenannten modernen Richtung, welche das Klavierspiel genommen hat, in ihrer Haupteigenschaft, in ihren charakteristischen Zügen jedoch rein u. selbstständig ist u. in ehrenwerther Opposition gegen jede Verirrung als ein fester Stamm des Klassischen und Gediegenen in dem Meere des gehaltlos modernen Spielwerks dasteht. Den Grundsätzen dieser Schule gemäß sind auch seine Kompositionen, deren Zahl sich gegenwärtig auf 115 beläuft, gehalten; sie verbinden mit moderner Leichtigkeit eine ehrwürdige Gediegenheit. Als die wichtigsten derselben sind wohl die Koncerte und Etuden zu betrachten; doch sind auch seine Quartette u. andern Orchesterkompositionen von nicht geringem Werth; namentlich zeichnen sie sich durch ungesuchte Eigenthümlichkeit, Feuer, schöne Melodien u. gewandte Harmonisirung aus. Von seinen größern Kompositionen sind noch zu nennen: eine Sinfonia appassionata (1841), das

Pianoforte Nr. 1, Adagio, Nr. 2; Andante, Op. 109; Scherzo, Op. 110, Fantasia pathetique, Op. 112, Fantasie et agitato, Op. 113; Leichte Etuden, Op. 114, Offenb. bei André u. s. w. — 10) Jakob, jüngerer Bruder des Vorigen, tüchtiger Klavierspieler und fleißiger Komponist, geboren 1796 zu Erlenbach, gebildet von seinem Vater u. später von seinem Bruder Aloys, lebt schon seit vielen Jahren als Musiklehrer zu Hamburg. Als Komponist lieferte er eine ungeheure Menge von Musikalien. Gegen 350 Werke sind von ihm erschienen; doch haben die meisten derselben einen nur geringen Umfang u. sind auch von geringerm künstlerischen Werthe, als die seines Bruders. Sie bestehen in Rondo's, Variationen, Sonaten, Notturno's, Amusements ꝛc. u. sind vorzüglich für Dilettanten geeignet. Eine Oper „Alfred der Große", die S. in Hamburg schrieb u. auch aufs Theater brachte, sprach wenig an. — 11) Gustav, Kapellmeister zu Frankfurt a. M., früher zu Wiesbaden, ist in der musikalischen Welt vorzüglich bekannt durch die Komposition der Oper: „Prinz Eugen". — 12) Nikolaus, berühmter Fagottist, auch Komponist für sein Instrument, blühte zu Ende des vorigen u. zu Anfang dieses Jahrhunderts u. stand zu Paris bei dem Orchester der großen Oper, war aber ein Deutscher von Geburt. Er komponirte Koncerte, mehre Quintetten für Klarinette, Fagott, Alt u. Violoncell; Quartetten für dieselben Instrumente ohne Klarinette; Duetten, Variationen u. s. w.

Schmittbach, seit 1832 erster Fagottist in der königl. Hofkapelle zu Hannover, ist einer der ausgezeichnetsten Fagottvirtuosen der neuesten Zeit, dessen Ton zart u. rund ist, u. der bei

Kr. Sieg; 110 Einw.

Schmitthenner, Friedr. Jacscher Sprachforscher, Politiker und schreiber, wurde am 12. März 1796 nis im Fürstenthume Wied geboren. er sich auf dem Gymnasium zu Idst vorbereitet hatte, besuchte er die Marburg, um daselbst anfangs Me aber Philosophie, Geschichte u. Theo diren. Im J. 1815 ging er noch auf di Gießen, erhielt sogleich nach Voller Kursus eine Pfarrerstelle, entsagt dem geistlichen Stande wieder u. Prorektor an dem Pädagogium zu 1827 Direktor des Schullehrersemi stein und 1828 Professor der Staat und Geschichte in Gießen. Seit auf drei Jahre Mitglied des Obe Oberschulraths zu Darmstadt, tra dann wieder in seinen akademische kreis ein. In seinen Schriften i rektheit des Styls, verbunden mi scher Auffassung des Gegenstandes kenreichthum nicht zu verkennen; eine auffallende Hinneigung zu Ideen und schillingischer Ansc vor. Schrieb: Die Jahreszeiten — Ueber das Schicksal und die Be Geister, Wiesb. 1819; — Anweisu schreibung der deutschen Sprache, 2. Aufl., Kassel 1828; — Deutsch für Schulen, 2. Aufl., das. 1837 tarbuch der deutschen Sprache, H — Lehre von der Satzzeichnung, — Geschichte der Deutschen, Her Aufl., 1836; — Ursprachlehre, Fr

ihrer Verheirathung (1836) spielte sie in Freiburg im Breisgau, Magdeburg, Bremen, Hannover, Berlin, Augsburg u. Würzburg mit ungetheiltem Beifall. Mit einer lieblichen Stimme begabt, gefällt sie eben so sehr im Liederspiel, als im Lustspiel.

Schmitzdorf (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz u. Regensb., Ldgr. Cham; 120 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Nimptsch; Schloß, Vorwerk, 2 Wassermühlen, 1 Windmühle; 180 E.; — b) Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II.; 2 Windmühlen; 430 Einw.

Schmitze, 1) die äußerste Schnur an einer Peitsche, von Zwirn oder Seide geflochten, die viel zum Knall der Peitsche beiträgt; — 2) Farbe zum Lederfärben; — 3) (Weber.), jeder Umgang des Kettengarns um den Scheerrahmen.

Schmitzen, 1) mit einem dünnen u. biegsamen Körper schlagen; — 2) abfärben, Schmutz fahren lassen; — 3) mit einem dicklich flüssigen Körper bestreichen; — 4) s. v. a. färben, besonders schwarz färben; — 5) (Buchdruck.), von einer Druckstelle, schmutzig oder gleichsam halb doppelt herauskommen.

Schmitzerlein (pharm. Bot.), s. v. a. Jujubae, s. Zizyphus vulgaris *Lam.*

Schmitzhöhe, preuß. Weiler, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Wipperführt; über 100 Einw.

Schmitzingen, bad. Dorf, Oberrheinkr., Amt Waldshut; 320 Einw.

Schmiz-Grollenburg, Philipp Moritz, Freiherr von, würtembergischer Staatsrath, den 22. December 1765 zu Mainz geboren, studirte daselbst erst Theologie, dann die Rechts- u. Staatswissenschaften, trat in das Kapitel zu Aschaffenburg und später in eines der Stifter zu Mainz, wo er die geistlichen Weihen empfing. Nachdem er seinen Pfründen entsagt u. Dispensation vom geistlichen Stande erlangt hatte, ging er 1806 nach Würtemberg, wo ihm mehre wichtige Staatsämter anvertraut wurden. Er war Kreishauptmann in Oehringen, Oberregierungsrath u. bald darauf Oberpolizeidirektor in Stuttgart, dann als Staatsrath nach u. nach Landvogt in Schorndorf, Ellwangen u. Weingarten, Direktor des katholischen Kirchenraths u. endlich Vicepräsident der Oberregierung bei dem Ministerium des Innern. Im J. 1818 war er Abgeordneter zu der frankfurter Konferenz, die über die Grundlagen zu einer neuen Einrichtung der katholischen Kirche in den Landen einiger süddeutschen protestantischen Fürsten verhandelte, u. ging 1819 als Bevollmächtigter dieser Staaten nach Rom u. nach seiner Rückkehr wieder nach Frankfurt. Im J. 1822 ward er außerordentlicher Gesandter am bayrischen Hofe, wo er an dem Abschluß eines Zoll- u. Handelsvertrags zwischen Bayern u. Würtemberg thätigen Antheil nahm.

Schmochtitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 140 Einw.

Schmochwitz, preuß. Dorf, Prov. Schle-

mühle; 160 Einw.

Schmölau, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.=B. Magdeburg, Kr. Salzwedel; 160 Einw.

Schmölen, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Wurzen; 230 Einw.

Schmölie (Groß=S.), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Züllichau; Vorwerk, Windmühle, Schäferei; 690 Einw.

Schmöllen, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Prenzlau; Amtsvorwerk; 500 Einw.

Schmölln (Geogr.), 1) (Ober= u. Nieder=S.), königl. sächs. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Löbau; Rittergut, Mühle, wichtige Granitbrüche, viele Weber, Spuren von Bergbau; 560 Ew.; — 2) altenburg. Orte: a) Stadt, Amt Altenburg, an der Sprotta; Mauern, Steueramt, Post, Färberei, 4 Mühlen; 560 E.; — b) Dorf, Amt Kahla; 120 Einw.

Schmölnitz (Szomolnok), ungar. Marktflecken (Stadt), zipser Gesp., in einem engen, ganz von Bergen eingeschlossenen Thale, in welchem die meist hölzernen Häuser zerstreut liegen. Hier ist der Sitz eines Münz= und Bergwesens=Oberinspektorats und eines Distriktual=Berggerichts, so wie auch eine bedeutende Münze für Kupfergeld, mit dem Buchstaben S. Der schmölnitzer Bergbezirk liefert jährlich eine Ausbeute von 4200 Mark Silber und 20,000 Ctrn. Kupfer, von welchem einige 1000 Ctr. Cämentkupfer sind, ferner Schwefel, Schwefelblumen und Kupfervitriol; das Kupfer wird hier zu Platten geschlagen und zu Geschirr verarbeitet. Vorzüglich sehenswerth sind die hydraulischen

Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Heilig 310 Einw.

Schmolde, preuß. Dorf, Prov burg, R.=B. Potsdam, Kr. Ost= 410 Einw.

Schmole (Zwola), österr.=m dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Mürau

Schmolitz, preuß. Dorf, Pro R.=B. Oppeln, Kr. Neisse; 180 E

Schmolke (Schmock), Benj licher Liederdichter, geb. am 21. Brauchitschdorf bei Liegnitz, besuch zu Laubau, studirte zu Leipzig Th einige Zeit Substitut seines Vaters Brauchitschdorf, seit 1702 Diakonus nitz, 1714 dort Oberprediger und dasigen Kirchen und Schulen, † 1737. S. geräth als Dichter oft i Gar zu mystisch und fast komis Titel von den meisten seiner Schri licher Pestweihrauch; — Das in Seufzern mit Gott verbundene H und Reigen ꝛc. Am weitesten v sein „Kommunionbuch" und der „ Abendsegen". — Viele seiner gei sind in die neuesten Kirchengesan nommen worden, so: Weicht ihr H Hügel, brecht ihr Felsen, stür Schwing dich auf gen Golgatha deinem Grabe ꝛc.; Ich sterbe tä Leben ꝛc.; O wie unaussprechlich dir, o Gott, sich kindlich scheuen der Weisheit Quelle kennen ꝛc.

Schmoll, 1) (Geneal.), ſ R (Biogr.), Georg Friedrich, Maler, blühte in der 2. Hälfte de

Schmoren (Kochk.), 1) s. Dämpfen; — 2) eine Speise in Butter etwas backen lassen; — 3) Schmalz oder Butter an eine Speise thun.

Schmork (Ichthyol.), s. v. a. Butterfisch (s. d.), Centronotus Gunellus *Schneid.*

Schmorkau (Geogr.), königl. sächs. Dörfer: 1) Kr. Bautzen, Amt Stolpe; 420 Einw.; — 2) Kr. Leipzig, Amt Oschatz; 190 Einw.

Schmortopf, zum Dämpfen von Fleisch u. dgl. dienender Topf mit Deckel.

Schmottseifen, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Löwenberg; 3 Lehngüter, Vorwerk, 3 Wasser- und 1 Windmühle, Kalkbrennerei, Strumpfwirkerei, Obstbau, Handel; 2950 Einw.

Schmuck, 1) der Glanz, die verschönerte Gestalt eines Dinges; — 2) Alles, was zur Verschönerung der äußeren Gestalt dient, besonders Kleidungsstücke u. dgl.; — 3) s. v. a. Geschmeide; — 4) zum Geschmeide gehörige Dinge, die in einer gewissen Uebereinstimmung gearbeitet sind und zugleich gebraucht werden; daher sagt man, ein weißer, grüner, rother S., Brillant-S. ꝛc.; — 5) bei den Freimaurern s. v. a. Bekleidung; — 6) die zur Verzierung einer Rede gebrauchten Redefiguren.

Schmuckangel, Angel mit einem glänzenden Blech, durch welches die Fische herbeigelockt werden sollen.

Schmuckbiene (Entom.), Bienengatt., s. v. a. Nomada *Scop.*

Schmucker, Johann Leberecht, bekannter Chirurg, 1712 geb., † als Generalchirurgus der preußischen Armeen und Direktor der Militärhospitäler zu Berlin 1786. Hauptwerke: Chirurgische Wahrnehmungen, Berlin 1774, 2 Thle., 2. Aufl. 1789; — Vermischte chirurgische Schriften, das. 1776—82, 3 Thle.

Schmuckersche Fomentationen (Med.), s. Bähung.

Schmuckers kalter Umschlag (Fomentum frigidum Schmuckeri, Pharm.), von Schmucker angegebene Mischung von 4 Pfd. Wasser, 1½ Pfd. Weinessig, Salmiak, Salpeter, von jedem 1 Unze, worein Tücher getaucht und kalt umgeschlagen werden, um nach Kontusionen entstandene Blutunterlaufungen zu zertheilen und der Entzündung, besonders bei Kopfverletzung, die mit Hirnerschütterung verbunden ist, vorzubeugen.

Schmuckers resolvirendes Pflaster (Emplastrum resolvens Schmuckeri, Pharm.), von Schmucker vorgeschriebenes Pflaster, besteht aus 12 Unzen Ammoniakgummi, 4 Unzen Asa foetida, 2 Unzen spanischer Seife und Weinessig, die durch gelindes Kochen verbunden werden; zertheilendes Mittel bei verhärteten Geschwülsten, selbst Scirrhen, Verstopfungen der Eingeweide ꝛc.

Schmuckers zertheilender Geist (Spiritus resolvens Schmuckeri, Pharm.), von Schmucker empfohlene filtrirte Auflösung von 1 Drachme Kampfer, 2 Dr. Salmiak, 1½ Dr. venetianischer Seife und 12 Loth rektificirtem Weingeist.

gattung, s. v. a. Agapanthus *l'Herit.*, s. Liebesblume.

Schmuckmotte (Entom.), Nachtfalterart, s. v. a. Noctua sponsa *Fabr.*, Braut (s. d.).

Schmucknuß (Bot.), s. v. a. Pferdenuß mit dünner Schale; s. Juglans.

Schmuckvogel (Ornith.), Vögelgattung, s. v. a. Ampelis *L.*, Seidenschwanz (s. d.).

Schmudien, s. v. a. Schamaiten.

Schmückbohnen (Bot.), s. Phaseolus.

Schmücke, Berg, s. Finne.

Schmünte (Ornith.), s. v. a. Pfeifente, Anas Penelope *L.*, s. Ente.

Schmürken, Schafe, s. v. a. Haideschnucken.

Schmuggelhandel (Schleichhandel, Paschhandel), derjenige Verkehr, durch welchen Waaren mit Hinterziehung der darauf ruhenden Zoll- oder Konsumtionsabgaben, aus der Hand des Verkäufers in die Hände der Käufer gelangen. Er ist demnach ein Produkt der Abgabengesetze eines Staates, die den Verkehr mit kostspieligen und lähmenden Beschränkungen umringen oder den Zoll auf einzelne Waaren so hoch setzen, daß dieselben gar nicht mehr eingeführt werden können oder, wenn dies geschieht, der Verkauf solcher Waaren wegen des hohen Preises, den sie dadurch erhalten, fast unmöglich gemacht wird. Gegen solche Gesetze muß sich das Interesse des Landes, dem sie angehören, erheben, da es sich nach möglichst leichter und wohlfeiler Befriedigung der Bedürfnisse, die jene Gesetze zurückdrängen, sehnt. Ihm entgegen kommt das Interesse des Auslandes, einen Absatz für seine Waaren auch in dem verschlossenen Gebiete zu finden, und dazu

pflegt, [illegible]
zigen Punkte, einen Kampf mit d
oder überhaupt ein Geschäft zum Ver
haben, in Folge dessen sie dem Gesetz
können. Gehören sie vielleicht auch
nicht an, gegen dessen Gesetze sie frev
fen sie doch stets Gefahr, in die H
Diener zu fallen und die Rache de
empfinden. Nur Verwegenheit u
sucht oder großer Leichtsinn mögen
Gefahren aussetzen, und die Gewo
stigt und verstärkt diese Eigensch
doch hört man Scheingründe und
gen genug, um den Schleichhandel u
schen, die ihn treiben, entschuldbar
er wird aber immer dem strengrech
rakter fremd und verwerflich bleib
licher noch dadurch, daß er in der
Menschen geleitet wird, welche,
beitsscheu, in moralischer Verwo
Lebensweise gewählt haben, die si
ren Unternehmungen zu kühnen W
Vergehen zu Verbrechen treibt.
handel ist gewiß ein großes Uebel,
als Waffe gegen schädliche Gesetze
theile bringen mag. Er verkürzt
des Staates und vereitelt die na
mischen Zwecke seiner Abgabengese
in Allen, die auch nur entfernt
nehmen, eine gewisse Indifferen
Art kriegerischer Stimmung geg
des Staats. Er erzieht eine gan
Menschen, die auf ein gefährliches
lisches, auch in seinen Mitteln zü
ken und oft zu Gewaltthaten führe
gestellt sind und die nicht selten ih
diese Gesetze auch auf andere und

Schmuth, Thomas Valentin, Maler zu Prag, malte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Bildnisse und historische Darstellungen; † 1749.

Schmutter, Nebenfluß der Donau, mündet bei Ingolstadt (s. d.).

Schmutz, klebrige, feuchte Unreinigkeit.

Schmutz (Biogr.), Johann Rudolf, Maler von Regensperg in der Schweiz, Schüler von M. Füßly, ging dann nach London, wo Kneller sein Vorbild wurde. Er malte im Geschmacke dieses Meisters zahlreiche Bildnisse, mit besonderem Beifalle Damen, denen er Grazie zu ertheilen wußte. † zu London 1715.

Schmutzärmel, die von schwarzer oder grauer, mitunter auch von grüner Leinwand oder Kattun gemachten Aermel, die bloß von der Hand bis zum Ellbogen reichen und welche man sowohl bei schmutziger Arbeit anzieht, als auch beim Schreiben gebraucht, um den Rock mehr dabei zu schonen.

Schmutzbuch, s. v. a. Strazze.

Schmutzen, 1) Schmutz fahren lassen oder denselben leicht annehmen; — 2) (Jagdw.), die Stimme eines Thieres nachahmen, um es an sich zu locken.

Schmutzen der Mineralien (Min.), auch Abfärben bei der Berührung, eine Adhäsionserscheinung, die sich namentlich an weichen und erdigen Mineralien zeigt, wie an der Kreide, dem Graphit, der Kohle, dem Molybdän. Es beruht darauf die Möglichkeit, diese Mineralien zum Schreiben zu verwenden.

Schmutzer (Biogr.), 1) Andreas Joseph und Adam, Kupferstecher von Wien, Söhne eines Graveurs, der für Waffenschmiede arbeitete; wurden von diesem für die gleiche Kunst bestimmt, zogen aber die Kupferstecherkunst vor und erwarben sich hierin bedeutenden Ruf. Besonders galt Andreas als einer der tüchtigsten Nachahmer Bolswerks und van Dalens. Sein Bruder war ihm bei der Arbeit behülflich, und daher kommt es, daß manchmal die Namen beider Künstler auf einem Blatte stehen. Joseph besorgte öfters die Aetzarbeit und vollendete dann die Platte mit dem Stichel. Auch ein dritter Bruder, Johann Adam, wird erwähnt, der aber an Kunst den andern nicht gleich kam. Er soll unter Altamonte und Prenner für das wiener Galleriewerk gearbeitet haben. Zu den besten Werken der beiden erstern gehören die Darstellungen aus der Geschichte des Decius nach Rubens. Andreas † 1739 in Wien, Joseph 1740. — 2) Jakob Matthias, Zeichner und Kupferstecher, geb. zu Wien 1733, war nach dem frühen Tode seines Vaters Andreas fremder Hülfe hingegeben und fand diese an dem Fürsten Wenzel von Lichtenstein und an dem berühmten M. Donner. Letzterer verschaffte ihm Gelegenheit, die Akademie zu besuchen, wo er sich im Figurenzeichnen und im Modelliren übte und auch in der Geometrie und in der Baukunst gründliche Kenntnisse erlangte. Donner wollte ihn zuletzt zum Stempelschneider bilden. S. fand jedoch an dieser Kunst wenig Behagen und ging zum Maler Mülldorfer in die Lehre. In Preßburg, wohin er sich darauf begab, malte er

arbeitete, und nach Vollendung derselben machte er die letzten Versuche, Unterstützung zur Ausbildung in der Malerei zu erhalten. Allein seine Gönner riethen ihm selbst, sich der Kupferstecherkunst zu widmen, und nun machte er bei anhaltendem Fleiße hierin bald solche Fortschritte, daß man auf ihn die sicherste Hoffnung bauen konnte, er werde einer der größten Stecher seiner Zeit werden. Diese Hoffnung wurde auch erfüllt, namentlich durch die Unterstützung des General Baron von Kettler, der dem Künstler eine Wohnung einräumte und ihm zur Bedingniß machte, sich nicht mehr der Nadel und des Aetzwassers zu bedienen, sondern in der Stichmanier seine Kräfte zu entwickeln. Hierauf erwirkte ihm der General bei der Kaiserin eine Pension zur Vollendung seiner Studien in Paris, wo damals Wille einen europäischen Ruf behauptete. S. reiste 1762 dahin ab. Wille nahm ihn auf, wie ein Vater seinen Sohn, machte ihn mit allen Vortheilen seiner Kunst vertraut und hatte die Freude, das aufblühende Talent seines Schülers bewundern zu können. S. übte sich jetzt auf Wille's Anrathen auch eifrig im Zeichnen nach der Natur, da er in dieser Kunst früher keine strengen Studien machen konnte. Gelegenheit dazu fand er in der königl. Akademie und in Wille's eigener Zeichnungsschule, die dieser für deutsche Kunstjünger eröffnet hatte. S. ragte bald über Alle empor und galt als ihr Chef. Doch auch in der k. Akademie wurde er ausgezeichnet, indem er den Preis der Zeichnung nach einer Gruppe männlicher Figuren erhielt. In Paris vollendete S. auch das Bildniß des Fürsten von Kaunitz, und jenes des Malers Dietrici stach er für Wille. Dann

S. bildete auch verschiedene Zöglin
wohl ihm nicht gleichkommend, doch
nen. Diese sind: Friedrich August
hann Veit Kauperz, Joh. Georg Ja
Adam, Klemens Kohl, Quirin
Zoller, Christoph Wilhem Bock u.
Wien 1811. Er war Mitglied de
zu St. Petersburg, Kopenhagen,
Dresden. F. X. Lange stach nach
nackte Figur, mit beiden Händen a
gestützt. K. Kohl stach S.s Altarbil
Speisung der 5000 Mann vorstellt
Ansicht des Schlosses Weitersdorf;
Schmidt, Balzer, Westermayr Büs
eigenen Blätter verzeichnet Nagl
Lexikon, 15. Bd., S. 379 ff.). —
Architekt und Stukkaturer aus
Bayern, arbeitete in der ersten H
Jahrhunderts; baute die schöne
zum heil. Kreuz in Donauwörth
sterkirchen zu Ettal und Diessen
sind Stukkoarbeiten von ihm. —
zu Wien, blühte um 1834, ma
Kompositionen.

Schmutzflechte (Med.), S
Schmutzgrind, Rhypia (v. ῥυπ
deshalb unrichtig Rupia und R
krankheit, die in einzeln stehenden
Blasen besteht, welche mit einer
artigen Flüssigkeit gefüllt sind
dunkle Rufen übergehen, unter
was Ulceration fortdauert. Man
Arten der S. an: 1) Rhypia sim
ris, einfache S. Auf bläulich
ödematösem Grunde entwickelt sic
Bläschen von verschiedner Größ

Schmutzkoch (Pomol.), Wirthschaftswinterapfel, glattgeformt; Schale goldgelb, auf der Sonnenseite roth verwaschen, in dem Roth mit dunkelrothen Punkten mit grauer Mitte, wird durch das Liegen schmutzfleckig; reift im December, dauert den Winter hindurch.

Schmutzmücke (Entom.), Bolithophaga *Meig.*, Gatt. der Diptera Nemocera *Latr.*, durch die in einer Querlinie stehenden Nebenaugen charakterisirt. Bekannteste Art: B. cinerea *Meig.*

Schmutztitel (Buchdruckerk.), s. Titel.

Schnaase, Karl, Kunstschriftsteller, geb. am 7. September 1798 zu Danzig, wo sein Vater Rechtsgelehrter war, begleitete in seiner Kindheit denselben auf mehren Reisen, bezog 1816 die Universität, studirte 1817—18 zu Heidelberg und folgte Hegel, den er dort gehört hatte, aus Anhänglichkeit nach Berlin. Allein nicht für die Philosophie, wie S. anfangs glaubte, sondern, wie ihm später beim Anschauen der Gallerie zu Dresden klar wurde, für die Kunst war sein Geist geschaffen. Nachdem er 1819—25 zu Königsberg auf verschiedenen Feldern wirksam gewesen war und 1824 das große Examen bestanden hatte, unternahm er 1825 eine Reise nach Italien, die für sein Leben entscheidend seyn sollte. Denn seine Neigung zur Malerei erzeugte hier bei dem Anblicke der großen Bauwerke des Mittelalters und Alterthums das Interesse für die Kunstgeschichte. Familienrücksichten hielten ihn indeß ab, sich derselben ganz hinzugeben. Nach Preußen zurückgekehrt, wurde er 1826 Assessor in Königsberg, 1829 Rath bei dem Oberlandesgerichte zu Marienwerder, Prokurator und zuletzt Oberprokurator am Landgerichte zu Düsseldorf. Auch hier wurde sowohl durch Umgang mit kunstliebenden Freunden, als durch das Anschauen der herrlichen, großartigen Gebäude der Rheingegend der Wunsch in ihm wach, bloß für die Kunst leben zu können und sich vom Staatsleben für immer zu entfernen. Aber sey es, daß S. zu einem solchen Schritte nicht beherzt genug war, oder daß er mit großer Liebe noch an der Jurisprudenz hing, der er so viel Mühe und Zeit geopfert hatte: er vermochte sich nicht loszusagen, sondern das Einzige, was er für die Kunst thun konnte, war die fleißige Benutzung der Ferien zu Ausflügen. Als eine Frucht derselben sind die „Niederländischen Briefe", Stuttgart 1834, anzusehen, in welchen uns ein gründliches Studium der Kunst mit dem feinsten historischen Sinne, das Bedürfniß und die Fähigkeit, die Gegenstände philosophisch begründet als Glied eines geistigen Ganzen hinzustellen, und die scharfsinnigste Beobachtung des Einzelnen entgegentritt. Sein Hauptwerk, in dem er sich die historisch-philosophische Begründung der verschiedenen Style vorsetzte, ist die „Geschichte der bildenden Künste bei den Alten," Düsseld. 1843—44, Band 1—3. — Sonst lieferte er eine ausgezeichnete Einleitung zu Schwanthalers „Kreuzzug Friedrichs des Rothbarts."

Schnabel, 1) (Rostrum, Zool.), a) bei den Vögeln derjenige Gesichtstheil, welcher der Schnauze der übrigen Wirbelthiere entspricht, indem an demselben ebenfalls Nase und Kinn

beiden eigentlichen Oberkieferbeine
kleiner als der Zwischenkiefer und stoßen mit ih=
rem Vordertheil an das hintere Ende jenes,
wodurch der knöcherne Gaumen vervollständigt
wird. Nach oben und hinten verbinden sie sich
mit den Nasenbeinen. Am kleinsten sind sie bei
den Hühnervögeln (namentlich beim Auerhahn),
am größten bei den Nachtraubvögeln. Die Na=
senbeine liegen am vordern Ende des Stirnbeins
und stoßen nach oben und vorn mit dem Nasen=
fortsatze des Oberkieferbeins zusammen, indem
sie so den Hinterrand des Nasenlochs bilden.
Der Unterkiefer besteht aus einem vorderen un=
paaren Stücke, dessen beide Seitentheile im
spitzen Winkel zusammenstoßen. Der übrige
Theil jedes Unterkieferastes besteht noch aus 5
Knochenstücken. Die Aeste des Unterkiefers sind
gewöhnlich nur an der Spitze vereinigt; manch=
mal aber verlängert sich die Vereinigungsstelle
bis zur Mitte und über dieselbe hinaus, wäh=
rend bei Scolopax arcuata die beiden Aeste
zwar im größern Theile ihrer Länge dicht an
einander liegen, ohne jedoch jemals zu verwach=
sen. Dieses ganze Gerüste ist nicht mit der all=
gemeinen Körperhaut, sondern von einer hor=
nigen Bedeckung (Schnabelscheide) bekleidet,
welche an den Rändern der Kiefer bald schnei=
dend, bald gezähnt (Raubvögel), bald mit La=
mellen (Wasservögel) versehen ist und so die
den Vögeln mangelnden ächten Zähne vertritt.
Der sogenannte Zahn ist übrigens nur eine ek=
kige Erhöhung am Unterrande des Oberkiefers,
welche in einen Ausschnitt des Unterkiefers
paßt. Aeußerlich unterscheidet man am Ober=
schnabel die Kuppe, den Spitzentheil, die
Firste oder den Schnabelrücken, den mittleren
Theil, das Oberkiefers, die Schnabel=

kel oder Wirbel, Umbones, Nates,
ungen der Muschelschale neben dem
— d) beim Ornithorhynchus ist der
schabelartige Schnauze. — 2) (Bot. T
a. Rostrum. — Schnabellos, s. v.
erostratus. — Schnäbelchen, s.
stellum; — =schnäbelig, s. v. a
— 3) Im Allgemeinen ein hervorragen
zulaufender Theil eines Dinges; —
gen die Kneipen von länglicher Gest
ders wenn sie gekrümmt sind, um
Gefäß sicherer damit anfassen zu kön
bei einem Wagen die zwei spitzig zus
fenden Hölzer an der Hinteraxe, di
Langwagen vereinigt werden; die
den durch eiserne Ringe (Schnabel
einander verbunden; — 6) s. Pflu
Billard; — 8) der obere Balken an
stehenden Krahne, den man m
Spindel beliebig nach verschiedenen
drehen kann; — 9) s. Strumpfwi
— 10) der Ausguß, welcher durch
geführt wird und wenigstens eine
hervorragen muß; — 11) das he
Ende einer Dachrinne; — 12) der
der Arme des Ankers, der an d
stößt; — 13) der obere spitze Theil e
maschine, zu welchem man nur
Lauflatte kommen kann; — 14) (
a. Schneckenschnauze; — 15) s. v.
schnabel; — 16) der spitzige, mit
versehene Theil der Schreibfeder,
Schriftzüge hervorbringt; — 17
belschuhe; — 18) hölzerne, ½ G
bel, welche den Hühnerhunden zu
Hals gebunden wird, wenn sie

eines Schullehrers zu beengt; deshalb ging er auf gut Glück nach Breslau, machte hier die Bekanntschaft des damaligen Regens am Vincentinerstifte, Steiner, und erhielt durch dessen Vermittlung den 5. Mai 1797 den eben vakant gewordenen Organistenposten bei der St. Klarenkirche; zugleich wurde er bei St. Vincenz als erster Violinspieler angestellt. Der lehrreiche Umgang mit dem Musikdirektor Förster wirkte fortwährend auf seine Ausbildung, und unter immer mehr noch zum Eifer antreibendem Beifall führte er in der Kirche zu St. Maria-Magdalena sein erstkomponirtes Oratorium auf; auch wurde er Vorspieler bei dem Theater-Orchester, welche Stelle er jedoch 1804, als der damals 18jährige K. M. von Weber das Musikdirektorat antrat, wieder niederlegte, dagegen aber schon am 1. April 1805 den schon längst vakant gewordenen und von ihm sehnlichst gewünschten Kapellmeister-Posten an der Domkirche erhielt, so wie ihm auch die Leitung der drei stehenden Winterkoncerte des dautschischen (1810), richterschen und Freitag-Koncertvereins anvertraut wurde. Im Jahre 1812 wurde er von dem Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten nebst dem verstorbenen Oberorganisten Berner nach Berlin berufen, um den Vorträgen des Professor Zelter und den Aufführungen der Singakademie beizuwohnen, sich die Methode jenes Veteranen eigen zu machen und die in Berlin gesammelten musikalischen Erfahrungen bei dem im folgenden Jahre zu Breslau errichteten königl. Institute für Kirchenmusik anzuwenden. Bei seiner Rückkehr nach Breslau wurde er nebst Berner zum königl. Musikdirektor an der Universität und zum Musiklehrer am katholischen Schullehrer-Seminar ernannt. In allen Berufszweigen, als Komponist, Dirigent und Mentor, gleich thätig und ausgezeichnet, erwarb sich S. die stets zunehmende allgemeine Achtung seiner Mitbürger durch seltene Anspruchslosigkeit, gefälliges Zuvorkommen, gemüthliche Herzlichkeit und ächt deutschen Biedersinn. Jeder zugereiste fremde Künstler durfte des freundlichsten Empfanges, so wie des thätigsten Beistandes gewiß seyn; mit der größten Bereitwilligkeit gab er Lernbegierigen Rath und Aufschluß durch Mittheilung erprobter Erfahrungen; kräftig und uneigennützig wirkte er immerdar zu allen wohlthätigen Zwecken, achtete das wahre Verdienst ohne Rücksicht auf die Person, war nachsichtsvoll gegen Schwächen, ermunterte das im Verborgenen aufkeimende Talent, belächelte mitleidig die Arroganz und kannte den Künstlerneid gar nicht. Daher war denn auch sein Todestag, der 16. Juni 1831, ein wahrer Trauertag für die Bewohner Breslau's, welche 34 Jahre über Zeugen seines eben so unermüdlichen als fruchtbringenden Wirkens gewesen waren. Zwei seiner Söhne, August u. Joseph, sind Musiklehrer in Breslau und haben wenigstens theilweise ihres Vaters Talent geerbt und in ihrem Wirkungskreise schon Ausgezeichnetes geleistet. Von seinen vielen hinterlassenen Kompositionen zeichnen sich vorzüglich die für die Kirche aus, durch welche er als Beförderer derjenigen Styl-

Paris, ebendaſ.; — Lieblingsmarſch des königl. preuß. Feldmarſchalls C. L. v. Blücher, Klavierauszug, Breslau bei Förſter und Hofmann; — „Das Veilchen" für eine Singſtimme, vom Klavier und 1 Violine begleitet, ebendaſ.; — Quintetto pour la Guitarre, 2 Violons, Alto et Violoncello, ebendaſ.; — Kantate zur Einweihung der breslauer Synagoge, Kantate zur dreihundertjährigen Feier der Univerſität Breslau.; — drei Sätze Variationen für die Klarinette; ein Satz Variationen für die Trompete; ein Scherzo für 4 oder 5 Kontrabäſſe; Harmonien für Blasinſtrumente u. ſ. w. Von ſeinen Kirchenſachen, um deren Herausgabe ſich die burckardtſche und förſterſche Muſikhandlung Verdienſte erworben haben, ſind die wichtigſten: Missa in As, quatuor vocibus concinentibus, 2 Violini, Viola, 2 Clarinetti, 2 Corni et Organo mit untergelegtem deutſchen Texte vom Kanonikus und Domherrn Steiner, Breslau bei Förſter. Dieſes Werk hat S. den meiſten Ruhm verſchafft (die Recenſion deſſelben ſ. Leipz. allgem. muſ. Zeitung, Jahrgang 1815, S. 855.); — Missa quadragesimalis a Canto, Alto, Tenore, Basso, Missa in F minore; noch drei andere Meſſen in E und A dur, in C dur und in D dur; letztere iſt nach dem Urtheil von Kennern ſeine gelungenſte. Von ſeinen Vespern erſchienen: Vesperae de Confessore, Breslau ꝛc., und Vesperae de Beata; — Hymni sex fa iliores; — Quatuor hymni vespertini, Breslau ꝛc.; — Offertorium in C de Apostolis; — Graduale in Nativitate Domini; — Offertorium in F; — Veni sancte spiritus; — 3 Gradualia; — 3 dergleichen; — Salve Regina; — Alma Redemptoris; — Regina coeli; — Außerdem kom-

Kanton Zürich, Amt Wädenſchwe
Gipfel des Albis, in der Pfarrei La
gehörte noch im 12. Jahrhundert der
ſes Namens, dann den berühmten
von Eſchenbach und wurde währen
reich. Blutrache, als Walther aus
ſchlechte an der Ermordung des K
brecht Theil nahm, im Jahre 1309

Schnabelbiene (Entom.), ſ. v
Latr.

Schnabelbirne (Bot.), auch E
Eſelskopf, la Bequesne, Kl. 3, O
3, nach Diel, eine ſehr haltbare
für die Küche, von vorzüglichem W
fein rauh, beinahe bronzeartig, an
ſeite mit einem erdartigen Roth
mit ſehr feinen, hellgelben Punkt
körnig, ſaftig, von einem ſüßen, e
tigen Geſchmack. Hält ſich bis in
Der Baum wächſt ſtark und trägt

Schnabelblumen (Bot.), ſ.
theae *Juss.*

Schnabelbohne (Bot.), ſ. v.
Max *L.*

Schnabeldelphin (Säugeth.)
Butzwal (ſ. d.), Hyperoodon *La*
v. a. Delphinorhynchus *Blainv.*,
Delphinus *L.* (ſ. d.).

Schnabeleiſen, ſ. Brenneiſ

Schnabelelve (Bot.), nach
zengattung, ſ. v. a. Rhynchanthe

Schnabelfiſch, 1) (Säugeth
meiner Delphin, Delphinus Del
(Ichthyol.), Fiſchgatt., ſ. v. a. C

Schnabelfliege (Entom.), 1
ſ. v. a. Panorpa *L.*; — 2) desg

)nabelthier (Säugeth.), Säugethier= ſ. v. a. Ornithorhynchus *Blumenb.*

hnabelthiere (Säugeth.), ſ. v. a. Mo= nata, Familie der Edentaten oder Zahn=

chnabelweid, bayer. Marktflecken, R.=B. franken, Ldgr. Pegnitz; Schloß, Mühle; Einw.

chnabelwal (Säugeth.), ſ. v. a. Balaena aenoptera) rostrata *Lacép.*

Schnabelwespe (Entom.), Wespengatt., a. Acaenites *Latr.*, ſ. Acäniten.

Schnabelwurz (pharm. Bot.), ſ. v. a. Ra- Peucedani; ſ. Peucedanum officinale *L.*

Schnabelzange, 1) die große mit langen ge= genen Kneipen verſehene Zange, womit man hmelztiegel aus dem Feuer nimmt; — 2) hir.), ſ. Zange.

Schnabelzumpe (Bot.), nach Oken, Pflan= ngattung, ſ. v. a. Penthorum *L.*

Schnack.., ſ. Schnak...

Schnackenburg (Geogr.), 1) hannöv. Amt, üneburg; umfaßt bloß den gleichnamigen Marktflecken; Schifffahrt, Elbezoll, Poſt; 80 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Preußen Weſt=Pr.), R.=B. und Kr. Danzig; 160 Ew.

Schnackenwerth, bayer. Kirchdorf, R.=B. Unterfranken und Aſch., Ldgr. Werneck; 340 E.

Schnaderhüpfel, eigenthümliche Art der Improviſation der Bewohner der bayeriſchen, tyroler und ſteieriſchen Alpen. Sie ſind epi= grammenartig, beſtehen immer aus einer Strophe und werden nach einer Melodie geſungen, ſo daß eine Perſon oder ein Theil der Geſellſchaft die eine improviſirte Strophe ſingt und der andere Theil oder eine andere Perſon witzig darauf antwortet. Oft wird das Spiel einen ganzen Abend hindurch fortgeſetzt und endet zuweilen mit einer Rauferei. Franz v. Kobell hat eine ganze Sammlung ſolcher S. veröffentlicht. Bei= ſpiele:

Die Lerchen haben Köpferl
Und ſingen damit;
D' Frau Bas hat 'nen Kropf,
Aber ſingen kan ſ' nit.

Steiermärkiſch:

Ja du biſt's Bildl,
Das i anbeten thu,
Und die ganze Welt iſt nur
's Rahmi dazu.

Schnading, öſterr. Dorf, Tyrol, Kr. Imſt, Ldgr. Ried; 160 Einw.

Schnaditz, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.= B. Merſeburg, Kr. Delitzſch; Rittergut, Vor= werk Raſchkau, Forſthaus, Ziegelei, Schiff= mühle; 280 Einw.

Schnäbelchen (Molluſk.), Stachelſchnecken= art, ſ. v. a. Murex Haustellum *L.*

Schnäbeln, 1) mit einem Schnabel verſehen; — 2) ſ. Columba.

Schnälte (Ichthyol.), ſ. v. a. gefleckter Lipp= fiſch, Labrus maculatus *Br.*

Schnäpel (Ichthyol.), 1) ſ. v. a. Coregonus *Cuv.*, Untergattung von Salmo *L.* (ſ. d.). — Gemeiner Schnäpel, ſ. v. a. Blaufelchen, Coregonus Wartmanni *Cuv.* — 2) S. v. a. Horn= hecht, Belone vulgaris *Cuv.*

brust mit stählernem Bogen.

Schnäpperfisch (Ichthyol.), s. v. a. Chirurg, Acanthurus chirurgus *Bl.*, s. Stachelschwanz.

Schnärre (Ornith.), s. v. a. Misteldrossel, Turdus viscivorus *L.*

Schnärrente (Ornith.), s. v. a. Knäckente, Anas querquedula *L.*, s. Ente.

Schnärz (Ornith.), s. v. a. Wiesenschnarrer, Crex pratensis *Lechst.*

Schnätzler, Johann Ulrich, Maler von Schaffhausen, Schüler von J. J. Schärer, studirte 6 Jahre in Wien und ging dann in die Schweiz zurück, wo er Bildnisse malte und auch verschiedene Stukkoarbeiten ausführte. J. J. Haid hat nach ihm einige Blätter gestochen. S. † 1763 im 69. Jahre.

Schnäuzel, s. v. a. Kinderdute.

Schnaidsee, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Trostberg; 180 Einw.

Schnait, würtemberg. Pfarrdorf, Jaxtkreis, Oberamt Schorndorf, im beutelbacher Thale; Marktgerechtigkeit; 1990 Einw.

Schnaitheim, würtembergisch. Pfarrdorf, Jaxtkr., Oberamt Heidenheim, an der Brenz; Schloß, Sitz eines Oberförsters; 1470 Einw.

Schnaittach, bayer. Marktflecken, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Lauf; Messinghammer, Hopfenbau; 1490 Einw., darunter 260 Juden; in der Nähe die Bergfeste Rothenberg.

Schnaittenbach (Geogr.), s. v. a. Schneittenbach.

Schnake (Entom.), Dipterengatt., 1) s. v. a. Tipula *L.*; 2) s. v. a. Culex *L.*

Schnake (Schiffb.), eigenthümlich gebautes Fahrzeug, dessen man sich in einigen Gegenden

Schnallbürste, s. Bürste.

Schnalle, 1) Werkzeug, um die nes Gegenstandes zu vereinigen; d den aller Orten von Goldschmieden Spangenmachern häufig verfertigt, einer runden oder 4eckigen Einfassun unten ist in diesem Ringe ein Loch, ein Stift festgenietet ist, um den sich (der Dorn, Stift) und das Hinte telst eines Gewindes drehen. Das hat die Gestalt eines Doppelhaken migen Ankers, womit die S. in lochartige Oeffnung eines Gürte liche Theile gehängt wird. Die A eine Gabel gearbeitet, und das gezogene andere Ende des Gür an die Stacheln der Zunge gehäng dern S.n fehlt das Hintertheil, u die Mitte gehende Stift ist mit sehen; diese Art wird mit der einer Band oder einen Gürtel genäht Sorten sind die S.n, welche Rien ler gebrauchen; sie haben nur eine cher an der einen Seite der Einfa ist, in dem andern Riemen sind d schlagen, in welche der Dorn g kann. Mitunter, hauptsächlich ab her der Fall, trug man die Schu schnallen als besondern Putz v Gold, und die Goldschmiede leg auf die Anfertigung derselben; au v. Tomback, übersilbert, mit Stein Pinschbeck, Stahlschnallen ꝛc. tig zu sehr verschiedenen Zweck S.n werden meistens fabrikmäßi

Oken, s. v. a. Sylvia hortensis, cinerea, curuca, orphea, atricapilla, Lusciola luscinia, philomela.

Schnapperartige Eulen (Ornith.), nach Oken, s. v. a. die Gattung Athene.

Schnapperartige Falken (Ornith.), nach Oken, s. v. a. Habichte, die Gattung Astur.

Schnapperwurz (Bot.), s. v. a. Lathraea Squamaria *L.*

Schnappgewehr, Gewehr mit Magazinschloß und Zündpulver.

Schnappfeder, die Feder, welche den Hahn eines Flintenschlosses vorschnellt.

Schnapphähnchen (Ornith.), Vögelgatt., s. v. a. Muscipeta *Cuv.*

Schnapphahn, 1) ein Parteigänger im Kriege, der widerrechtlich auf Beute ausgeht; — 2) s. v. a. Straßenräuber; — 3) in Niedersachsen s. v. a. Gerichtsdiener oder Bettelvoigt; — 4) Silbermünze von 4-Groschenstück Größe, wurde um das Jahr 1500 am Rhein geprägt; auf dem Revers ein Reiter mit gezogenem Schwerte; sie gelten 6 Stüver, 79 gingen auf die 6löthige Mark; später = 15 Kreuzern oder 4 Groschen Konvention.

Schnapphaspel, s. v. a. Schnappweife.

Schnappmilben (Arachnid.), nach Oken, die Gattungen Trombidium und Hydrachna.

Schnappsack, Sack oder Beutel, um trockene Speise darin bei sich zu führen.

Schnappstange } , s. Treibjagen.
Schappwand }

Schnappweife, Weife od. Haspel, die mittelst eines besondern Rädchens und eines dünnen Bretchens so eingerichtet ist, daß nach einer bestimmten Zahl von Umgängen das letztere heruntersch nappt, wodurch man sich das Zählen der Umgänge erspart. Sie heißt auch Schnarre, Schnarrrädchen, Schnell-, Schnapp- oder Zählhaspel.

Schnaps, 1) s. v. a. Branntwein; — 2) ein Gläschen voll Branntwein.

Schnapsgeld, Douceur, Don gratuit an geringe Leute.

Schnapsboutique, s. Wirthshaus.

Schnarchen (Rhonchus, Phys.), ein in der Tiefe der Mund- u. Rachenhöhle gebildeter Ton. Das S. scheint immer auf einer Schwingung des Gaumensegels und des auf demselben liegenden Schleimes zu beruhen und findet während des Ein- oder Ausathmens, zuweilen auch während beider Akte Statt. Am häufigsten kommt es während des Schlafes älterer Leute vor, zuweilen nur in gewissen Lagen, bei Kindern nie. Der Ton ist rasselnd, schnurrend, oft verschiedenartig modificirt. Dicke, phlegmatische, ihren Leib pflegende Menschen schnarchen im Schlafe, weil bei ihnen das Bedürfniß des Athemholens mit der Geräumigkeit ihres Brustkorbes nicht im Verhältniß steht; desgleichen solche Individuen, welche an Verstopfung der Nase leiden. Als Krankheitssymptom kommt es in allen denjenigen krankhaften Zuständen vor, die in Bezug auf die Nervenfunktion dem Schlafe ähnlich sind, namentlich bei Hirndruck

Zweck die Veronica officinalis, andere den Hysso-
pus officinalis, noch andere wollen dem Uebel
durch Sperma ceti mit süßem Mandelöle oder
Fleischbrühe abgeholfen haben.

Schnarchenreuth, bayer. Dorf, R.=B. Oberfranken, Ldgr. Hof; Schloß, Ptrgr. l.; 140 Einw.

Schnarchhuhn (Ornith.), s. v. a. Bastard=Waldhuhn (s. d.), Tetrao intermedius *Leisl.*

Schnarchkauz (Ornith.), s. v. a. Schleier=eule, Strix flammea *L.*

Schnarchklappe, s. Dampfmaschine.

Schnarchposten, s. v. a. Schnurrposten.

Schnarf (Ornith.), auch Schnarker, s. v. a. Wiesenschnarrer, Crex pratensis.

Schnarrdrossel (Ornith.), 1) s. v. a. Mi=steldrossel, Ziemer, Turdus viscivorus *L.*; — 2) s. v. a. Wiesenschnarrer, Crex pratensis *L.*, *Bechst.*

Schnarre, 1) s. v. a. Schnurre; — 2) (Or=nith.), auch Schnärre, s. v. a. Ziemer, Tur-dus viscivorus *L.*

Schnarreisen, amboßähnliches, jedoch dün=neres Eisen, das am andern Ende eine breite Bahn hat; auf dieses schlägt der Goldarbeiter, wenn er mit jenem vertiefte Stellen ausarbeiten will.

Schnarren, 1) einen zitternden, rauhen Laut hervorbringen; — 2) s. R.

Schnarren (Entom.), s. v. a. Schnarrheu=schrecke, Acridium *Latr.*, s. Grashüpfer.

Schnarrente (Ornith.), auch Schnatte=rer, s. v. a. Schnatterente, Anas strepera *L.*, s. Ente.

Schnarrer (Ornith.), Stelzvögelgatt., s. v.

Hazardspiel, bei welchem
Bankier spielen. Das dazu ge
(Tableau) besteht aus einem 4ec
Wachsleinwand, auf dem zu beiden S
geringem Abstande vom Rande 6
folgender Ordnung stehen:

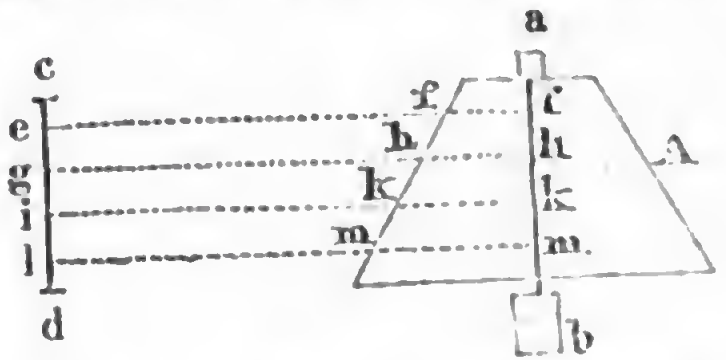
1	4
2	5
3	6

Der Raum zwischen den Ziffern
gleiche Theile getheilt, von denen
der andere schwarz ist. Unter dies
findet sich, durch einen Strich da
eine 9 u. das Wort plié. Nachde
teurs gesetzt haben, setzt der Banki
u. unten offenen Blechcylinder au
wirft 4 Würfel hinein, von denen
sind, der 4. aber 3 schwarze u. 3
hat. Stehen die Würfel, so wird
weggenommen. Die Pointeurs,
geworfene Ziffer gesetzt haben, g
Satz einfach, wenn die gesetzte
doppelt, wenn sie zweimal, dreif
dreimal herausgekommen ist. We
oder Roth gesetzt hat, gewinnt ei
Farbe, auf die er gesetzt, geworf
Alle übrigen Sätze zieht der Ban
die drei Zahlenwürfe 9 zeigen, zie
die auf der nicht herausgekomme
hen ein u. bezahlt die auf der h
nen befindlichen nicht. Wenn ei
gerade steht (brennt), so ist der
u. es steht den Pointeurs frei, it
dern, oder ganz zurückzugehen,

Schnau, eine lange Barke a

g **begehren** u. dies durch ſchnarrende, knur-
Töne ausdrücken.
nauzenaffen (Säugeth.), nach Oken,
e der Tagaffen mit Schwanz, Schnauze
värts geöffneten Naſenlöchern. Hierher:
Langſchnauzen: Inuus, Macacus; — b) die
chnauzen: Cercopithecus, Semnopithecus.
nauzenaſſel (Kruſtac.), Aſſelgatt., ſ. v. a.
locera *Latr.*
hnauzenbraſſe (Ichthyol.), Fiſchgatt.,
t. Maena *Cuv.*
hnauzenfliege (Entom.), Fliegengatt.,
t. Ascia *Meg.*
hnauzenkäfer (Entom.), Käfergatt.,
t. Lycus *Fabr.*
chnauzenkante (Amphib.), Canthus ro-
is, nennt Wagler den ſeitlichen Vorſprung
Schnauze der Amphibien von ihrer Spitze
ur Stirn.
chnauzenmotte (Entom.), Mottengatt.,
a. Hyponomeuta *Latr.*
chnauzenmücken (Entom.), ſ. v. a. Ro-
ä, Gruppe der Proboscideenfamilie der
ularia oder Mücken; ſ. Tipularia.
chnauzennadel (Mollusk.), ſ. v. a. Ceri-
m Vertagus *Br.*
chnauzenſchilder (Amph.), Scuta rostra-
nach Merrem die Schilder an der Schnauze
Eidechſen.
chnauzenſchnecke (Mollusk.), Schnecken-
t., ſ. v. a. Rostellaria *Lam.*
Schnauzform, Form, in welcher der Zinn-
ßer die Schneppen zu den Kannen gießt.
Schnebelwurz (Bot.), ſ. v. a. gebräuchlicher
arſtrang, Peucedanum officinale *L.*
Schneck (Schneeg), Johann, Bildhauer,
. zu Imſtberg in Tyrol 1724, lernte im Vater-
ide, arbeitete dann längere Zeit in Baireuth,
rde daſ. fürſtbiſchöflicher Hofbildhauer u. 1756
ofeſſor an der neuen Kunſtakademie daſelbſt.
ach der baldigen Auflöſung dieſer Anſtalt ging
1761 nach Berlin u. arbeitete mehre Jahre
Dienſten des Königs von Preußen, beſonders
r Verzierung des Gartens in Potsdam. Im
rottenſaale daſelbſt iſt von ihm eine ſchöne
indergruppe in Marmor. Als er wieder in
in Vaterland zurückkehren wollte, erhielt er
ine Erlaubniß, fand aber um 1769 doch Ge-
genheit zu entwiſchen, wobei er ſein Geld in
usgehöhlten hölzernen Figuren verbarg. Jetzt
rbeitete er noch mehre Jahre in Tyrol. Zu
Biblingen, Götzens u. Ranggen ſind Altäre u.
Statuen von ihm. In der wiener Schatzkammer
t ein Erzengel mit dem Lucifer in Elfenbein,
ofür der Kaiſer 50 Dukaten bezahlte. S. †
u Arzl bei Imſt 1784.
Schnecke (in verſchiedener Bedeutung), 1)
Ding, das, wie das Gehäuſe einer Schnecke,
piralförmig gewunden iſt, daher — 2) an Uhren,
welche von einer Feder bewegt werden, der Theil,
uf welchen die Kette gewunden iſt, ſobald die Uhr
ufgezogen iſt. Sie dient dazu, um gleiche Wirkun-
gen einer bewegenden Kraft oder einer Laſt ſo zu
tilgen, daß ſie ſich auf irgend einen Theil möglichſt
gleichförmig äußern muß. Wenn die Taſchenuhr
u. jede Federuhr überhaupt aufgezogen wird, ſo

im Zuge der Feder auf folgende Weise.



A soll die Schnecke vorstellen. Sie ist ein abgestutzter messingener Kegel, von unten bis oben mit Schneckengewinden, in welche sich beim Aufziehen die Kette einlegt, die mit ihrem einen Ende durch einen kleinen Haken in dem untersten Schneckengang befestigt ist, während ihr anderes Ende ebenfalls vermöge eines Hakens in der Wand des Federhauses steckt. Die Schnecke dreht sich beim Aufziehen um ihre Axe a b, wenn man den Uhrschlüssel auf den viereckigen Zapfen b steckt. Gleich nach dem Aufziehen, wobei sich die Kette von dem Federhause ab- u. auf die Schnecke windet, sind alle Gänge der letzteren mit Kette ausgefüllt; alsdann ist die Feder ganz um sich selbst herumgewunden, u. indem sie sich nach der andern Richtung allmählig wieder ausdehnen will, so dreht sie die Schnecke um das damit verbundene Räderwerk herum, wodurch das ganze Uhrwerk in Gang kommt. Bedeutet c d die nach der Schnecke A hingekehrte Seite des Federhauses, so zieht die Kette (durch die Kraft der Feder) die Schnecke zu sich hin, zuerst am obersten Gange in der Richtung e f; hernach am zweiten Gange (von oben nach unten gerechnet) in der Richtung g h; hierauf im dritten in der Richtung i k; dann am

recht vielmal um sich selbst herumb
wenden, damit sie beim allmähligen A
dehnen, vom Anfang des Aufziehens
Ablaufen, nichts Merkbares an ihrer
liere. Die Schnecke besteht aus
der Schneckenwelle der S. im enge
oder dem Schneckenkegel, u. ei
kleinen Platte mit einer Hervor
Schneckenschnauze. Die erste U
Schnecke soll ein Engländer, Namens
fertigt haben. — 3) S. Säule; —
Wendeltreppe; — 5) die Schnecke
den der Bergleute, sie wird ange
dadurch für die Kraft mehr Glei
hervorzubringen; man legt n
Schnecken mit ihren Grundflächen
der, daß dadurch eine inwendig ho
schnecke entsteht, welche mit der W
welche das Seil geschlagen ist — ei
macht. Hier hängt dann das Seil
vollen Kübel von dem kleinsten Ga
Schnecke (dem kleinsten Hebelarme
das Seilende mit dem leeren Kü
größten Gange (dem größten H
Kraft) der andern Schnecke herab.
nes Seilende auf größere Gänge
langt das andere auf kleinere
Auf diese Weise erhält eine solch
das Verhältniß der Kraft zur Last
förmig. Jene Doppelschnecke wi
spiralförmiger Göpelkorb g
der Windungen der Gänge u. weil
tern verfertigte Körper, um we
Seil windet, hohl ist. — 6) Be
der Schrauben auf Drehbänken

liches Fleisch davon erhalten, und brauchen kein anderes Futter dabei zu bekommen. In der Medicin macht man manchmal von den Weinbergs-S. (Helix pomatia) gegen drohende und beginnende Schwindsucht Gebrauch, und in katholischen Ländern dienen sie häufig als Fastenspeise. In den meisten Gegenden Deutschlands erzieht man sie hierzu nicht besonders, sondern sammelt bloß die in Weinbergen und an Hecken vorkommenden im Winter und Frühjahr, so lange ihr Gehäuse noch mit einem Deckel verschlossen ist; zu derselben Zeit kann man sie auch weit versenden. Im Ursuler-Thale in der Schweiz hat man einige Fässer aus Deutschland kommen und auskriechen lassen, und jetzt ist das Thal voll davon. Mancher Orten erzieht man sie in eigenen Anlagen (s. unten). — Küchenzubereitungen. Man wendet, wie bemerkt, dazu die Weinbergs-S. an. Die Zeit zum S.-Essen ist der Winter, wenn die S.-Häuser noch mit einem Deckel verschlossen sind. — Hinsichtlich der Zubereitung lassen wir hier einige Recepte folgen. Gekochte S. Die S.-Häuser in recht warmes Wasser gelegt und tüchtig damit abgewaschen, in Folge dessen sich die Deckel öffnen. Das Wasser abgegossen, die S. mit einer Gabel aus den Häusern herausgenommen, die schwarze Haut abgezogen, das Harte am Kopfe und Schwanze abgeschnitten, dann die S. abermals in Wasser stark abgerieben, so lange, bis sich das Schleimige verloren hat, dann stark mit Salz gerieben, hierauf mit kochend heißem Wasser oder besser Fleischbrühe in einem Topf ans Feuer gesetzt; wenn sie gar sind, herausgenommen und folgende Brühe darüber gemacht: Butter und Mehl recht durcheinander gerührt, klein geschnittenes Petersilienkraut, Charlottenzwiebeln, Muskatblätter, Citronenschalen, auch wohl Sardellen darunter gethan, und die S. noch einmal darin aufgekocht. — S.-Suppe. Die S. gehörig gesotten und abgeputzt; die Hälfte davon recht klein gehackt, mit etwas Mehl und Butter gelb geröstet, mit siedender Fleischbrühe ½ Stunde aufgekocht, diese Brühe mit Muskatblüthe und Pfeffer gewürzt und über geröstetes Brod angerichtet, die ganz gelassenen S. oben aufgelegt. — Gebratene S. Die wie vorher geputzten S. in Salzwasser gelegt. Unterdessen die S.-Häuser sauber ausgewaschen, mit Salz abgerieben und mit Butter bestrichen. Dann eine Glaire von Butter, Semmelmehl, klein geschnittenem Petersilienkraut, Muskatblüthe gemacht, dann in jedes Häuschen eine S. und ein Löffelchen von der Glaire, abermals ein S. und oben darauf wieder Glaire gebracht; die Häuschen aufrecht auf ein Blech gestellt, so daß nichts herauslaufen kann, so über dem Feuer ½ Stunde gut braten lassen, dann warm angerichtet und Citronen dazu gegeben. — Medicinische Anwendungsweise. Zur Anwendung gegen Schwindsucht wird meist eine Bouillon von S. gekocht, s. Bouillon 7). Chrestien läßt sie roh verzehren (das Nähere seiner Methode s. im Pharm. Centralblatt 1838, S. 909). — S.-Anlage. Es kommt mitunter vor, daß man die

Dornsträuchern und allerlei anderen Gewächsen, und bringt, um Schlupfwinkel zum Verkriechen zu gewähren, einen Steinhaufen in der Mitte an, in welchem man hin und wieder Löcher und kleine Höhlen anbringt, die man mit Bretern ausfüttert. Zu demselben Zweck kann man auch alte Töpfe, Röhren und dgl. hinwerfen und bloß einen Haufen von Erde machen. Auch dichtes Moos ist ihnen zum Verkriechen bei kalter Witterung oder bei Sonnenhitze zuträglich, und überhaupt muß man ihnen stets Feuchtigkeit zu verschaffen suchen. Frösche, Ratten, Vögel und andere Feinde der Schnecken muß man abhalten. Man kann auch den zum S.-Garten bestimmten Platz bloß mit einer Mauer, die oben mit einem Drahtgitter versehen ist, umgeben, oder eine Grube mit Bretern ausschlagen, den Boden mit reinem Sande bestreuen, einige Rasenstücke hinlegen und oben mit einem Drahtgitter überziehen. Wöchentlich muß diese Grube gereinigt werden, damit die faulen Dünste keine ansteckende Krankheit unter die S. bringen; auch muß man die todten S. wegnehmen. Wenn es kühl wird und die ersten Reife fallen, streut man in den S.-Garten oder um den Hügel reinen Sand, etwa 3 Zoll hoch, der auch in die Höhlen gelegt werden kann. Die S. verkriechen sich in denselben, so wie es kälter wird, deckeln sich ein u. können hierauf aus dem Sand zusammengesucht werden. Sie sind dann alle eingedeckelt und leicht zu versenden. Will man sie aufbewahren, so ist es am besten, sie in einem guten Keller auf trockene Breter in Weizenkleie zu legen, indem man bemerkt hat, daß sie den Winter hindurch, obgleich eingedeckelt, dennoch von dieser Kleie Nahrung einsaugen. Ist der Keller trocken, so

von Fischen".

Schneckenanlage, s. Schnecken

Schneckenartige Kracken (S nach Oken, die 2. Ordnung der Kra oder mit einfacher Schale, Fühlfäd oder Armen am Kopfe. Hierher di Walzenkracken mit den Sippsc blattförmigen (Phyllirhoë), der kan (Pterotrachea, Atlanta, Limacina), gen (Vermicularia, Siliquaria, Deut Zunft der Flossenkracken mit schaften der gesäumten (Pterosoma), förmigen (Clio, Cleodora, Hyalaea, die Zunft der Armkracken (Ce mit den Sippschaften der vielfädige lites), der Fingerkracken (Nautilus, der Napfkracken (Spirulaea, Lituit ratites, Belemnites, Turritites, Sepia).

Schneckenauge (Math.), der einer Schneckenlinie, an welchem innen nach außen anhebt.

Schneckenauslaufer, s. S schneidezeug.

Schneckenbach, bad. Zinken, kreis, Amt Bühl; 280 Einw.

Schneckenberg, 1) Berg, auf ein in einer Schneckenlinie fortl führt; — 2) (Geogr.), s. v. a. Sch Leipzig.

Schneckenbohne (Bot.), s. v Caracalla *L.*

Schneckenbohrer, s. Bohr

Schneckenbouillon (Schn

an den Boden durch Ziehen von Gräben ermischen mit Sand trocken, indem die cken den trockenen und sandigen Boden , da ihre Brut darin kein Fortkommen und das Kriechen darüber ihnen beschwer- ird. — 2) Man schone Vögel und andere e, welchen die Schnecken zur Nahrung . Hierher sind hauptsächlich die Nacht- , Kauz und Eule, zu rechnen; auch Staare, n, Krähen und Elstern nähren sich von und verzehren namentlich zu der Zeit, wo nge haben, diese Thiere in Menge. Vor- ch ist der Kibitz ein Vogel, der größtentheils Schnecken lebt. Durch ein Paar dieser l, die man mit verschnittenen Flügeln oder erissenen Schwungfedern in einen Garten , der gegen das Entkommen hinlänglich ahrt ist, wird daher dies Ungeziefer gänz- vertilgt. Ueberdies hat man von den Kin für die Gartengewächse keinen Schaden esorgen, was bei Enten und Truthühnern, man ebenfalls, weil sie die Schnecken begie- verzehren, in Gärten und auf Saatfeldern reiben angerathen hat, nicht ganz verhütet den kann. Auch andere Thiere, als: Igel Frösche, die Laufkäfer und Waldameisen ꝛc. Feinde der Schnecken und müssen daher in rten sorgfältig geschont werden. Das uptmittel bleibt indeß — 3) die unmittelbare ruichtung des Ungeziefers. Unter den dazu geschlagenen Mitteln leisten folgende am isten Genüge: a) Das Ueberwalzen der aten bei trockner Witterung und während r Nacht, wo die Schnecken ihre Schlupfwinkel rlassen; b) das Aufsammeln und Tödten der chnecken in Masse, zu welchem Behufe man alat- und Kohlrübenblätter, zerhackte Kür- sse, Möhren und süße Aepfel, besonders aber s Stroh aus den Maischbottichen, in welchen im Brauen die Würze aus dem geschrotenen alze gezogen worden ist, in die Furchen der ecker und in die Wege zwischen den Garten- eeten streut, in Folge dessen sich die Schnecken on den Beeten dahin ziehen und des Nachts in großer Menge darauf und darunter versam- eln, daß man sie des Morgens mit dem Besen aufenweise zusammenkehren und wegschaffen ann, worauf man sie am leichtesten in hölzernen Gefäßen durch ungelöschten, an der Luft zerfal- enen Kalk, der sie sogleich in Schleim auflöst, der auch durch kochendes Wasser tödtet. Durch ieses einige Male wiederholte Mittel lassen sich elbst ganze Aecker von Schnecken befreien, was übrigens nur wirksam bleibt, wenn auch die Nachbaren auf gleiche Weise verfahren. Ein erprobtes Mittel, die Schnecken einzufangen, besteht auch darin, daß man ins Wasser ge- tauchte Strohwische Abends hin und wieder auf die von Schnecken angegriffenen Plätze legt, unter welchen sich die Schnecken bei Sonnenauf- gang gern zu verkriechen pflegen. — c) Beson- ders wirksam zur Tödtung von Schnecken ist möglichst fein gepulverter und auf die Felder ausgestreuter Eisenvitriol, welches Mittel zuerst von Sprengel empfohlen und nach- her von Andern vielfach bestätigt worden ist. Behufs der gleichförmigen Ausstreuung ist

Beförderungsmittel der Vegetation, in zu gro-
ßer Menge angewandt, die Pflanzen tödtet.
Sollte man übrigens fürchten, es sey in diesem
Bezuge schon zu viel ausgestreut worden, so
kann man dem dadurch entstehenden Schaden da-
durch vorbauen, daß man bald nachher gebrann-
ten Kalk über das Feld streut, wodurch der Vi-
triol zersetzt wird, indem sich Gyps bildet. Auf
Feldern, die viel kohlensauren Kalk enthalten,
hat man überhaupt nicht leicht vom Vitriol
Nachtheil zu besorgen, da er hier, bei Gegen-
wart von nur etwas Feuchtigkeit, schon binnen
einigen Stunden eine Zersetzung erfährt. Im
Falle auf einem zu besäenden Felde schon viele
Schnecken vorhanden seyn sollten, so muß der
Vitriol noch vor der Einsaat ausgestreut wer-
den, damit nicht der Keim des Samenkorns als-
bald abgefressen werde. Auch dürfte es unter
solchen Umständen nicht unzweckmäßig seyn,
das Samengetreide mit in Wasser aufgelöstem
Eisenvitriol zu besprengen, doch fehlt es noch
an direkten Versuchen über die Wirksamkeit
dieses Verfahrens. Was die Kosten dieses
Mittels anlangt, so werden dieselben bei Weitem
durch den Nutzen desselben aufgewogen, indem
durch den Vitriol nicht nur alle Schnecken und
andere Würmer getödtet, sondern auch zugleich
die Felder merklich gedüngt werden, welches letz-
tere besonders in Beziehung auf Erbsen-, Boh-
nen-, Wicken-, Lein- und Kleefelder der Fall
ist, wo der Vitriol in seiner Wirkung sogar
den Gyps übertrifft. — d) Der gebrannte Kalk
tödtet ebenfalls die Schnecken, obschon nicht so
sicher, als der Eisenvitriol, da er sich nicht so
wie dieser in dem schleimigen Ueberzug der
Schnecken auflöst und daher leichter von ihnen

eckigem Sande, Umbinden mit We
theerten Stricken ab. — 6) In f
dumpfigen Kellern finden sich oft
zen Schnecken (Limex ater) ein und
die darin aufbewahrten Sachen. D
Mittel ist hier, die Schnecken zu
zwar dadurch, daß man im Juli
die Keller ausräumt und Kalk dar
daß ein starker Dampf entsteht, d
völlig verstopften Kellerlöchern un
Stunden wirken läßt, wodurch a
den Tod erleiden.

Schneckenfruchtbaum (Bot.
gatt., s. v. a. Drepanocarpus *Meye*

Schneckengarten, s. v. a. S
ge, s. Schnecken (Hausw.).

Schneckengang, 1) ein mehrf
ter Gang in Gartenanlagen ode
hinauf; — 2) (Uhrm.), s. v. a. S
spiralformiger Gang um eine We
sich eine Kette oder ein Seil legt
langsamer Gang, dem einer Schn

Schneckengesperre, ein Ges
Schnecke und Schneckenrad in ein
vereinigt.

Schneckengewölbe (Baukun
wölbe.

Schneckengrube, s. Schnec

Schneckengrün, königl. säc
Zwickau, Amt Plauen; 2 Müh

Schneckenhäuselboden (Ge
Löß (s. d.).

Schneckenhaus (Mollusk.)
einklappige Muschel, welche da
Schnecken ausmacht. Sie wir

und eine beliebige Anzahl der Umgänge machen kann; nachdem dies geschehen ist, werden diese Bänge mit dem Schneckenauslaufer noch völlig abgerieben und polirt.

Schneckenschnitt, s. Schneckenweise getheilt.

Schneckenspore (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Helicoma *Corda*.

Schneckenstein (Min.), nach Kirwan, ein Gemenge von Glimmer und Speckstein, nach Andern ein Kalk, der einige Politur annimmt, s. v. a. Gothlandstein, nach noch Andern s. v. a. verhärteter Talk.

Schneckentödter (Entomol.), Käfergatt., s. v. a. Drilus *Oliv.*, Ptilinus *Geoffr.*

Schneckentopas (Min.), s. v. a. der blaßgelbe Topas vom Schneckenstein bei Schönebeck im sächsischen Voigtlande, s. Topas.

Schneckentreppe, s. v. a. Wendeltreppe.

Schneckenwage (Uhrm.), s. v. a. Federmaß.

Schneckenweis, s. v. a. reimweise im Meistergesang, s. Meistersänger.

Schneckenweise getheilt (Schneckenschnitt, Schneckenschoß, Wendeltreppenschnitt, Herald.), entsteht, wenn 2—3 Tinkturen in schneckenähnlichen Windungen im Schilde angebracht sind.

Schneckenwelle, s. Schnecke 2).

Schneckenzapfen, der Zapfen an der Schneckenwelle einer Uhr.

Schneckenzug, Verzierungen von Laubwerk und Blumen nach einer Schneckenlinie.

Schnede, 1) ein Eisrand, der sich an den Ufern im Winter ansetzt, oder bei Eisfahrten an denselben stehen bleibt, besonders da, wo das Wasser eine gewisse Ruhe hat und zum Schutze des Ufers beiträgt; — 2) Abzugs- oder Grenzgraben; — 3) Stück Land, welches durch einen solchen Graben abgeschnitten ist.

Schnedel (Vogelf.), s. v. a. Schneidel.

Schnedinghausen, hannöv. Dorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Moringen; über 100 Einw.

Schnedowitz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Leitmeritz; umfaßt 1870 J. u. 1224 □ Kl. Areal; — 2) Dorf das.; Mühle; 400 Einw.

Schnee (Meteorol.), der durch eine unter den Gefrierpunkt hinabgehende Temperatur zu Eis gewordene Niederschlag der atmosphär. Wasserdünste in Krystallform. Je kälter die Luft wird, desto kleiner wird die darin enthaltene Dunstmenge; deshalb nimmt auch unter übrigens gleichen Verhältnissen die Schneequantität, welche in einer bestimmten Zeit fällt, mit der Temperatur ab. Bei 20° Kälte fällt kaum noch so viel S., daß der Boden 1—2 Zoll hoch davon bedeckt wird. Der S. erscheint in mehr oder weniger zusammengesetzten Krystallen, in Flocken, Sternen, Körnern, Nadeln u. s. w. Bei höherer Temperatur sind auch die Flocken größer, indem sich dann mehre kleinere Flocken zusammenballen. Je kälter die Luft ist, desto kleiner und regelmäßiger bilden sich die Schneekrystalle. Will man diese genau beobachten, so fange man sie auf einer gehörig erkalteten schwarzen Tafel auf. Obgleich Temperatur, Feuchtig-

kleineren Sechsecken und ähnlichen Figuren bestehen. Sie haben eine Größe bis zu $\frac{1}{10}$ Zoll im Durchmesser. Derartige sechsseitige Figuren setzen sich in unendlicher Mannichfaltigkeit zusammen, hauptsächlich bei größerer Kälte; sie erscheinen dann in Strahlen, Zacken und hervorstehenden Winkeln verbunden. 2) Flache oder kugelige Kerne mit ästigen Zacken in verschiedenen Ebenen. Zu ersteren gehören die Schneeformationen, welche aus einem dünnen Krystall von einer der unter 1) b) beschriebenen Arten bestehen, von dessen Grund- und Seitenflächen sich unter einem Winkel von 60° Spitzen erheben; sie haben nicht selten eine Größe von $\frac{1}{4}$ Zoll. Bei den Figuren mit kugeligem weißen Kern gehen von diesem nach allen Richtungen Strahlen aus. 3) Feine Spitzen oder drei- und vierseitige Prismen, zart und krystallinisch, oder weiß und rauh. 4) Sechsseitige Pyramiden, welche jedoch nur selten vorkommen. 5) Spieße oder Prismen. Beide Enden derselben, oder auch nur eines, bestehen aus einem dünnen Blättchen, in dessen Mitte sich ein sechsseitiges Krystall oder ein Kern (s. 2) befindet. Auch diese Art ist selten. Scoresby gibt die Zahl der einzelnen Species auf ungefähr hundert an; Kämtz hat noch gegen 50 andere Formationen beobachtet, wobei diejenigen nicht mit gezählt sind, deren Krystallisation in Ebenen erfolgt, welche auf der gewöhnlichen Ebene senkrecht stehen. Rechnet man diese auch mit, so kommen wohl mehre Hunderte v. Schneefiguren heraus. Nur in windstiller, nebelfreier Luft bilden sich reine und schöne Krystalle. Bei Nebel werden die Krystalle meistens rauh und trüb; sie sehen aus, als wären Bläschen auf ihrer Ober-

chen Gegenden nicht selten Augene
(s. d.), welche in die sogenannte Sc
heit übergehen. Als ganz schled
leiter schützt der S. den Boden g
hung der Wärme und aus demse
die Pflanzen gegen das Erfrieren u
mehr, je höher er sie bedeckt. Je n
der ihm beigemischten Luft ist auch
des S.'s verschieden; man mißt die
untersucht, wie viel Wasser ein be
lumen S. gibt. Der S. verdünst
das Wasser und das Eis und zw
je trockener die Luft über ihm ist;
gefallenen S. entweicht anfangs
halb er dann ein kleineres Volu
Das Volumen des frischen S.'s t
dem des Wassers wie 20:1 bi
Menge des fallenden S.'s ist nach
schen Breitegraden höchst verschie
lande erscheint der S. für E
mittleren Italien, in Asien findet
weiter südlich, in Amerika noc
Anfang derjenigen Region, wo
schneit, fällt in die isothermisch
C., welche durch die Gegend vo
Hier gehört der S. noch zu
ten. Von da an nimmt er mit d
an Menge zu bis ungefähr zur
5° C., welche in die Nähe von L
In noch nördlicheren Gegende
kalt und zu arm an Wasserdünst
dort die Menge des S.'s wiede
mittleren Europa bleibt der S
liegen, in den Polarländern
Diese Bestimmungen gelten nu

nit Butter beſtrichen iſt, ausgebacken. — ten=S. 30—35 Quitten werden in Waſ= irbe gekocht und dann abgeſchält; hierauf das Fleiſch mit einem Meſſer von den Kern= rn geſchabt, durch einen Durchſchlag in eine Schüſſel gerieben und nebſt Zucker, Zimmt geriebener Citronenſchale faſt 1 Stunde r nach einer Seite zu gerieben. Nach die= verden 6 Eiweis auf einem Teller mit ei= Meſſer klein geſchlagen und nach und nach en Quitten hinzugerührt, bis die ganze ſe gleichſam knirſcht. Dann beſetzt man mit Butter ausgeſchmierte Blechſchüſſel mit m Teigrande, bringt das Eingerührte hinein, t es in einer Tortenpfanne und ſtreut, wenn m vollen Aufſteigen iſt, viel Zucker und Zimmt über. Man kann dies Angerührte auch auf m Unterblatte von mürbem Teig in der tenpfanne backen, nachdem ein ſauberer nd umgekrauſet worden iſt. Desgl. kann Backen in einem blechernen Rande geſche=. Sollte man nicht Quitten genug zur Hand en, ſo kann man auch etwas Aepfel röſten d gleich den Quitten durch einen Durchſchlag iben, indem der Quittengeſchmack immer noch rherrſchend bleiben wird.

Schnee (Biogr.), **Gotthilf Heinrich**, onomiſcher Schriftſteller, 1761 zu Siersleben Mansfeldiſchen geb., ſtudirte zu Leipzig u. alle Theologie, wurde 1809 Pfarrer zu Schar= u im Magdeburgiſchen und † daſ. am 12. Jan. 30. Schrieb: Tägliches Taſchenbuch für ndwirthe, Leipz. 1811—25, 15 Bdchn.; — All= emeines Handbuch für Land= und Hauswirth= haft, Halle 1819; — Handbuch für angehende ausmütter, Halle 1825; — Der angehende achter, 3. Aufl., Halle 1829; — Lehrbuch des ckerbaues und der Viehzucht für Landſchulen, . Aufl., Halle 1830. Sämmtliche Bücher ſind ür Leſer berechnet, die ſowohl der Geldmittel, ls der elementariſchen Kenntniſſe ermangeln, ber zur Fortbildung durch das Selbſtſtudium fähig ſind. S.'s Verdienſte um die Landwirth= ſchaft ſind bedeutend; beſonders rühmenswerth war auch die Herausgabe der „Landwirthſchaftli= chen Zeitung", Halle 1804—30.

Schnee, brennbarer (Min.), ſ. v. a. Ura= nelain (ſ. d.).

Schnee, rother, 1) (Bot.), ſ. v. a. Proto= coccus nivalis *Ag.*; — 2) (Meteor.), ſ. **Blut= ſchnee**, vgl. **Schnee**.

Schneeaar (Ornith.), ſ. v. a. rauchfüßiger Buſſard, Falco (Buteo) Lagopus *L.*

Schneealpe, ſ. **Rigi** und **Dödi**.

Schneeammer (Ornith.), ſ. v. a. Bergam= mer, Emberiza nivalis *L.*, ſ. **Ammer**.

Schneeamſel (Ornith.), ſ. v. a. Ringdroſſel, Turdus torquatus *L.*

Schneeapfel (Pomologie), Sommerapfel; Schale faſt ſchneeweiß; Fleiſch zart, von lieb= lichem Geſchmack. Reift im Auguſt. Pom. franc., Taf. 36, Fig. 65.

Schneebad, ſ. **Bad** und **Erfrieren**.

Schneeball (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Schling= baum, Viburnum Opulus *L.* — **Schneeball= ſtrauch**, ſ. v. a. Viburnum Opulus, Var.: V. roseum. — **Wolliger Schneeball**, ſ. v. a.

potaceae *Rchb.*, Diandria Monogynia *L.* Charakter: Korolle 4spaltig, mit sehr langen Einschnitten. Kern der Steinfrucht gestreift. Von 9, sämmtlich außer Europa einheimischen Arten — Sträuchern und Bäumen — ist als Ziersstrauch bekannt: Ch. virginica *L.* In Nordamerika, an Ufern kleiner Flüsse. 6—12 Fuß hoch. Blätter oval, an beiden Enden zugespitzt, theils abwechselnd, theils entgegengesetzt, mit bräunlichen Stielen. Blumentrauben zierlich, weiß, schlaff, haben in der Ferne Aehnlichkeit mit Schneeflocken. Dient zur Verschönerung der Strauchgruppen in Lustanlagen, liebt einen etwas feuchten, lehmigen Sandboden und beschützten Standort, und wird durch Ableger und nordamerikanischen Samen vermehrt. Die Rinde der Wurzel ist ein gutes Wundmittel. Catesby, Carol. 1, Taf. 68.

Schneebeere (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Chiococca *L.*

Schneeberg (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R.=B. Oberpfalz u. Regensb., Ldgr. Oberviechtach; 320 Einw.; — b) (Alten=S.), das.; 160 Einw.; — c) R.=B. Unterfranken u. Asch., Herrschaftsgericht Amorbach; Mühle, Tabakfabrik; 1080 Einw.; — d) R.=B. Oberfranken, Ldgr. Scheßlitz; 110 Einw.; — 2) österr. Dörfer: a) Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Wiener=Neustadt; über 100 Einw.; — b) Böhmen, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Tetschen; 560 Einw.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Lübben; 270 Einw.; — 4) königl. sächs. Stadt, Kr. Zwickau, Amt Wiesenburg, unweit der Mulde und durch den Schlemmer=Bach von dem Bergstädtchen Neustädtel ge=

Schneeberger Groschen (Schn
Schnieber), haben die Größe ei
schenstücks, wurden seit 1534 in Schn
prägt.

Schneeberger Mulde, Fluß, s.

Schneeberger Schnupftabak
Kräutern und Blumen zu Bockau
berg im sächs. Erzgebirge fabrici
Pulver in Schachteln, welches man g
beschwerden schnupft. Man hat e
weiß, welch letzteres aus den Blüthe
blumen gemacht wird.

Schneebirne (Bot.), s. v. a. Pyr

Schneeblume (Bot.), Pflanzen
v. a. Chionanthus, s. Schneebaum

Schneebruch, 1) (Forstw.), s.
bruch; — 2) s. v. a. Lawinen.

Schneebuche (Bot.), s. v. a. F
tea *Blum*, Varietät von Fagus sylvat

Schneedohle (Ornith.), s. v. a
Pyrrhocorax alpinus *Cuv.*

Schneedorf (Geogr.), österr.=bö
a) (Ober=S.), Kr. Budweis, H
mau; 230 Einw.; — b) (Unter
220 Einw.

Schneedrossel (Ornith.), s.
drossel, Turdus torquatus *L.*

Schneeemmerling (Ornith.
Schneeammer, Emberiza nivalis *L.*

Schneeeule (Ornith.), s. v.
Noctua Nyctea *Savign.*

Schneefellsjökul (Geogr.), s.
jökul.

Schneefink (Ornith.), 1) s. v
nivalis *L.*; — 2) s. v. a. Schneeam
riza nivalis *L.*, s. Ammer.

Schneekorall (Zoophyt.), s. v. a. Jungfernkorall, Oculina virginea *Lam.*

Schneekorkesselspitze, Spitze der rhätischen Alpen in Oesterreich, 7684 Fuß hoch.

Schneekrähe (Ornith.), 1) s. v. a. Nebelkrähe, Corvus Cornix *L.*; — 2) s. v. a. Schneedohle, Pyrrhocorax alpinus *Cuv.*

Schneekraut (Bot.), s. v. a. filziges Hornkraut, Cerastium tomentosum *L.*

Schneelähnen, s. v. a. Lawinen.

Schneelätten, s. Dach.

Schneelawinen, s. v. a. Lawinen.

Schneelerche (Ornith.), 1) s. v. a. Berglerche (s. d.), Alauda alpestris *L.*; — 2) s. v. a. Schneeammer, Emberiza nivalis *L.*, s. Ammer.

Schneeleschke (Ornith.), s. v. a. gemeiner Seidenschwanz (s. d.), Ampelis garrulus *L.*

Schneelilie (Bot.), s. v. a. gemeines Schneeglöckchen, Galanthus nivalis *L.*

Schneelinie, s. Schnee.

Schneeloch, s. Brocken.

Schneemann, Johann Christian, pädagogischer Schriftsteller, 1802 zu Dresden geboren, war erst Privatlehrer, dann Expedient in der königl. kreissteuerräthlichen Kanzlei und später Landeszahlamtskanzlist; gründete 1832 die „Deutsche Jugendzeitung", welcher 1838 die „Tändelblätter der deutschen Jugendzeitung" beigegeben wurden. Letztere nahmen 1840 den Titel „Sideralflamme" an, gingen aber, wie das mit Hanschmann 1837 zu Leipzig herausgegebene „Museum für Schule und Haus" ein. Seit 1844 gab er das Volksblatt „Der Menschenfreund in seinen Beziehungen zur belebten Welt" heraus. Schrieb: Dresden mit seinen Merkwürdigkeiten, Dresden 1841; — Labebecher für Fahrlustige, von JoCosud satJriCus, Meißen 1842; — mit H. Becher: Neuester Orbis pictus, das. 1843 ꝛc.

Schneemeise (Ornith.), s. v. a. Schwanzmeise, Parus caudatus *L.*

Schneemilch (Kochk.), s. v. a. Schnee.

Schneemonat, s. Monat.

Schneeortolan (Ornith.), s. v. a. Schneeammer, Emberiza nivalis *L.*, s. Ammer.

Schneepappel (Bot.), s. v. a. Silberpappel, Populus alba *L.*

Schneepflug, 1) pflugartiges Werkzeug, um Furchen in den hart gewordenen Schnee zu machen, dessen Schmelzen befördert werden soll; besteht aus 2 in einen Winkel vereinigten, durch 2 Riegel verbundenen Bretern und ist gewöhnlich so eingerichtet, daß es ein Mann vor sich hin schieben oder hinter sich her ziehen kann; — 2) ähnliches Werkzeug, um im tiefen Schnee eine Schlittenbahn hervorzubringen; — 3) Vorrichtung an Dampfwagen, um den Schnee von der Eisenbahn zu fegen.

Schneer (Ornith.), s. v. a. Misteldrossel, Ziemer, Turdus viscivorus *L.*

Schneeren, hannöv. Pfarrdorf, Kalenberg, Amt Rehburg; Försterei; 570 Einw.

Schneerkingen, bad. Dorf, Seekreis, Amt Mößkirch; 110 Einw.

Schneerose (Bot.), 1) s. v. a. rostfarbige Alpenrose, Rhododendron ferrugineum *L.* — **Sibirische oder gelbe Schneerose**, s. v. a.

die äußere scharf. Das Winterhaar ist [illegible] artig, brüchig, etwa 3″ lang, am Rücken gelblichgrau, am Bauche etwas heller, am Halse und Kopf fast rostgelb, zwischen diesen Haaren steht feine Wolle. Die Beine sind mit sehr kurzen Haaren bedeckt und an der vordern Fläche rostfarb, an der hintern gelblichgrau; die Kniee sind eben so gelblichgrau und von der dunklern untern Farbe plötzlich abgesetzt. Die ganze hintere Fläche der Hinterschenkel und die Gegend um den Schwanz sind gelbweiß, die braune Linie um den Schwanz fehlt. Hufen schwarz. An den obern Theilen der Vorderschenkel sind die Haare sehr lang und herabhängend. Bewohnt die Halbinsel Kamtschatka. Körperlänge 5 Fuß, Höhe 2 Fuß 3 Zoll. Nach Blasius ist das S. nur eine Varietät von Ovis montana (s. Ovis).

Schneeschirm, s. Schlitten.

Schneeschlange (Amphib.), Coluber niveus *L.*, eine gegen 3 Ellen lange, schneeweiße, am Schwanze schwarze Natter, welche in Libyen vorkommt, von kleinen Säugethieren und Vögeln lebt und für sehr giftig gehalten wird.

Schneeschleipe (Bot.), s. v. a. rother Schnee, Protococcus nivalis *Ag.*

Schneeschlüpfer, s. Lawine.

Schneeschuhe, hölzerne Schuhe von der Gestalt eines kleinen Schiffchens, welche man an die Füße bindet, um damit sicher über den lockeren Schnee wegkommen zu können, ohne tief einzusinken; sie sind bloß bei den Bewohnern der Polargegenden in Gebrauch.

Schneesperling (Ornith.), s. v. a. Steinsperling, Fringilla (Coccothraustes) petronia *L.*

Schneesteinbrech (Bot.), s. v. a. Saxi-

nirte viele Gesänge für Kinder, meh
für den Gemeindegesang, gab an vi
mige Weihnachts- und Neujahrs-W
den ausgezeichnetsten Meistern dar
heraus, wobei auch viele von sei
Kompositionen waren.

Schneid, bayer. Pfarrdorf, F
franken, Ldgr. Forchheim; 270 Ei

Schneidbach (Geogr.), bayer.
R.-B. Schwaben u. Neub., Ldgr. F
Einw.; — 2) (Ober-S.), R.-B.
Ldgr. Aichach; 220 Einw.; — 3) (
das.; 160 Einw.

Schneidbar (bot. Term.), s. v

Schneide, 1) bei allen schneid
zeugen der Theil, welcher das Sc
richtet; die S. hat entweder nur ei
auch zwei schräg geschliffene Seiten
bisweilen konkav sind wie bei hol
Sachen, od. auch etwas konvex; —
des Bergbohrers; — 3) s. v. a. S
s. Gewehrfabrik; — 5) s. v. a.
(bot. Term.), s. v. a. Acies.

Schneidebank, 1) (Seifens.), d
mit einem erhabenen Rande umgeb
welchem ein Schneidemesser in ei
befestigt ist, womit man den T
Stücke zerschneidet; — 2) (B
schmale Bank, welche nur so brei
in reitender Stellung darauf sitz
dem einen Ende der Bank geht
ein Stück Holz (das Fußholz),
Mitte um einen starken Bolzen be
unteren Ende dieses Holzes befind
tritt, der obere Theil desselben
Kopf (Presser) mit einer vorspr

debacken, liegen, die durch eine oder zwei Stellschrauben einander mehr oder weniger genähert werden können.

Schneidel, 1) s. Kohlenbrennen; — 2) (Vogelf.), s. v. a. Dohnen und Sprenkel.

Schneidelade, 1) s. Häckselbank; — 2) ein schmaler Leiterwagen.

Schneideleder, ein Fell, das der Gerber oder überhaupt der Verkäufer in einzelnen Stükken verhandelt.

Schneideln, 1) s. v. a. Ausschneiteln; — 2) die untern Aeste eines Baumes bis fast zum Gipfel abhacken, um es als Brennholz (Schneidelholz) zu benutzen. Weiden, Pappeln, Erlen, Eschen, Ahorn, Linden, Ulmen, auch wohl Eichen und Birken, vertragen das S., daher sie auch vorzugsweise Schneidelholz genannt werden; Nadelholz geht darüber ein.

Schneideloch, ein Loch in der Böttcherwerkstatt, um breite Stücken zum Beschneiden hinein zu klemmen, weil diese nicht in die Schnitzbank gehen.

Schneidelstreu (Schnittelstreu), die von Fichten, Tannen und Kiefern abgehackten dünnen Reiser, die als gutes Düngungsmittel dienen.

Schneidemaschine, 1) jede Maschine, welche mittelst eines scharfen Werkzeuges einen Gegenstand zerkleinert und ihm zugleich auch eine gewisse Gestalt gibt. Diese Maschinen verrichten das Schneiden durch messerartige Klingen, durch Sägen, durch Scheeren oder durch scharfe, gezahnte oder mit Feilhieben versehene Scheiben. — 2) Die Maschine, womit man Kartoffeln, Rüben u. Kraut ꝛc. in Scheiben schneidet. Sie besteht aus einer großen hölzernen Scheibe, die um eine eiserne Welle beweglich ist und durch eine Kurbel herumgedreht werden kann; die eine Seite dieser Scheibe hat ungefähr 8 Klingen in der Richtung nach dem Mittelpunkte zu angeschraubt. Neben dieser Scheibe befindet sich ein Rumpf, in welchen man die zu schneidenden Kartoffeln ꝛc. schüttet; unten, an der Seite, den Messern gegenüber, ist er offen, so daß die Messer, wenn die Scheibe herumgedreht wird, Stücken von Kartoffeln ꝛc. abschneiden, welche in den Kasten fallen. Die steinsche S. ist anerkannt die beste, sie hat 39 Messer, die in Zeit von einer Viertelstunde einen dresdner Scheffel Kartoffeln zerschneiden. — 3) Die Maschine, mittelst welcher man den Grad an dem Rande der gepreßten metallenen Knöpfe abnimmt. Es ist eine Art Presse, auf deren Boden man eine Unterlage setzt, die aus einem hohlen, am Rande scharfen Cylinder besteht; auf diese Unterlage paßt genau ein Stempel, welcher von der Presse niedergedrückt wird; da der Stempel auch einen scharfen Rand hat, so wird durch den Druck der Presse der Grad von den Knöpfen abgeschnitten, oder vielmehr abgepreßt, oder abgedrückt. Für Knöpfe von verschiedener Größe müssen auch die passenden Stempel u. Unterlagen vorhanden seyn.

Schneidemesser, 1) Werkzeug der Holzarbeiter; besteht aus einer einschneidigen Klinge, an beiden Seiten mit rechtwinkelig aufgesetzten

bdow; 3 Vorstädte, Landschafts=
r= und Postamt, Freimaurerloge
y= und Hutfabriken, Spitzenklöp=
rik, 4 Jahr= und Viehmärkte;
ier wurde von Joh. Czerski
te deutsch=katholische Ge=
ndet, deren Glaubensbekenntniß
ber 1844 in Bromberg, 2.
1845, erschien; vgl. Deutschka=
che.

ühlchen (poln. Pilka), preuß.
v. Posen, R.=B. Bromberg, Kr.
410 Einw.

ühle (Sägemühle, Techn.),
rrichtung, wodurch man unter An=
Wasser= oder Dampfkraft mittelst
rer Sägen einen starken Baum=
er oder Latten ꝛc. zersägen kann.
idet Bretsägemühlen, Sägemühlen
ten Schnitthölzern und Fournier=
nen, deren Einrichtung verschie=
kann.

neidemühlen; bei diesen hat
auptsache dreierlei Einrichtungen:
igen geraden vertikalen Säge; mit
en solchen Sägen; mit Zirkelsägen.
neidemühlen mit einer ein=
den Säge sind die ältesten, aber
it in ihren einzelnen Theilen be=
ssert worden. Die Säge ist auf=
hölzernen oder gußeisernen Rah=
batter, Sägegatter, ausgespannt,
vertikale Seitentheile die Gatter=
Gatterstäbe, so wie die zwei hori=
erstücke die Gatterriegel genannt
e Befestigung und Spannung des

Niedergehens der Säge
wagen besteht aus zwei langen horizontalen
Balken, Wagenbäumen, welche die Säge zwi=
schen sich haben und deshalb, um deren Bewe=
gung nicht zu hindern, nur an den Enden durch
Querriegel mit einander verbunden seyn können.
Unter denselben liegen unbeweglich zwei andere
Balken, Straßbäume, auf denen der Wagen
fortgeht; und damit dieses mit der geringsten Rei=
bung Statt finde, werden verschiedene Mittel
angewendet, z. B. zwischen den Straßbäumen
hölzerne Friktionswalzen als Unterlage
für den Wagen angebracht, oder die oberen
Flächen der Straßbäume mit eisernen Gelei=
sen versehen, auf welchen der Wagen mittelst
Friktionsrollen, Laufrädchen ꝛc. geht.
Ist der Block von einem Ende bis zum andern
durchgesägt, so muß der Wagen seinen ganzen
Weg schnell zurückgeführt werden, bevor ein
neuer Schnitt anfangen kann. Die Vorrichtung
hierzu heißt der Rücklauf und kann v. verschie=
dener Beschaffenheit seyn, wobei es im Wesent=
lichen immer nur darauf ankommt, das Schieb=
rad außer Wirksamkeit zu setzen und der verkehr=
ten Bewegung der Getriebe, welche in die Zahn=
stangen der Wagenbäume eingreifen, die nöthige
Schnelligkeit zu verleihen, damit der Zeitverlust
vermindert wird. Ferner muß vor jedem neuen
Schnitte der Klotz auf dem Wagen um so viel
seitwärts verschoben werden, als die Dicke des
zunächst abzuschneidenden Bretes es erfordert.
Zu diesem Behufe hat man auf der Hirnfläche
des Klotzes mit Kreide oder auf andere Weise
den horizontalen Durchmesser gezogen und nach
der Dicke der Breter eingetheilt, wodurch das
Maß der Verschiebung gegeben ist. Vortheil=

pere Breite gib
wenn es übera
schräg hängend
Größe, um we
und untersten S
von einander en
chen: den Vors
den untersten)
Busen der Sä
den meisten Mü
ligen, rechtwi
die eine Kathe
liegt und die
daß sie beim S
Die Spitze d
Winkel von
ein kleiner Ra
späne aufhalt
Wolfszähne
förmig ausgeso
noch besser er
Feile geschärft
der Ebene de
wechselnd eine
sich das Blat
hierdurch wird
breiter ausfa
tes ist.

Die Länge
Säge macht
älterer Bau
verbesserten,
schinen dag
bis 33 oder
der Säge ri
dem die Di

wodurch Kraftverschwendung entsteht und der freie Gang der Säge gehindert wird. Bei den deutschen Sägemühlen nach der althergebrachten Bauart ist der Raum, den die Säge in einer Sekunde durchläuft, gewöhnlich 5 — 6 Fuß, indem bei 17—23 Zoll Hubhöhe 80 — 120 Schnitte geschehen (bei geringem Hube natürlich mehr, als bei großem). Die neueren englischen und französischen Mühlen schneiden hingegen bei 30 bis 36 Zoll Hub doch auch 100 — 120mal in der Minute, was 10 Fuß Geschwindigkeit für die Sekunde gibt. Das ist ohne Zweifel die größte noch zweckmäßige Schnelligkeit der Säge. Die Geschwindigkeit des Wagens ist natürlich ebenfalls in bestimmte Grenzen geschlossen u. hängt von jener der Säge dadurch ab, daß bei jedem Schnitt der Block nicht um mehr vorgerückt werden darf, als die Säge füglich in einem Niedergange durchschneiden kann. Wird die Schiebung des Wagens zu groß eingerichtet, so dringt die Säge nur mit verhältnißmäßig großem Kraftaufwande durch, verstopft sich durch die vielen Späne und macht einen rauhen Schnitt. Je kleiner der Hub der Säge, je dicker (höher) und schwerer zu schneiden das Holz ist, desto geringer sollte im Allgemeinen die Vorschiebung für jeden Schnitt seyn, obwohl hierin viel von der Größe der bewegenden Kraft abhängt. In den meisten Fällen beträgt die Schiebung bei Blöcken von 10 — 16 Zoll Dicke 0,1 — 0, 16 Zoll, zuweilen aber auch weniger oder mehr, so daß man als äußerste Grenzen für die Tiefe eines Schnittes beim Bretersägen etwa 0,06 u. 0,30 Zoll setzen kann.

2) Die Bretsägemühlen mit mehren Sägeblättern in einem Gatter weichen, was ihre übrige Haupteinrichtung betrifft, wenig von denen mit einer einzigen Säge ab. Man spannt in dem Gatter 3, 4, 6 bis 10 Sägen neben einander auf und läßt dieselben gleichzeitig auf den Sägeblock wirken, so daß eine entsprechende Anzahl von Bretern mit einem Male entstehen. Die Entfernung der Sägen von einander läßt sich beliebig nach der gewünschten Dicke der Bretter verändern. Der durch die Vermehrung der Sägen vergrößerte Widerstand erfordert einen besonders festen Bau aller Theile (am besten ein eisernes Gestell); eine gemäßigte Geschwindigkeit der Säge, $4\frac{1}{2}$ — 6, höchstens 8 Fuß in der Sekunde, nämlich 60 bis 90 — doppelte — Züge in einer Minute bei 20 — 33 Zoll Hub des Wagens (Vorrückung bei jedem Schnitte 0,05 — 0,15 Zoll), wovon die Größe der Leistung jeder einzelnen Säge, gewöhnlich in der Stunde 24 — 36 Quadratfuß Schnittfläche, abhängt. Auch ist eine Vorrichtung sehr zweckmäßig, durch welche der an so vielen Punkten zugleich angegriffene Sägeblock zu schwingen oder zu zittern verhindert wird. Mehre solcher Schneidemühlen haben zu diesem Zweck sogenannte Blockhalter, eiserne schwere Stäbe, die sich von oben in schräger Richtung vor und hinter der Säge auf den Block stützen und ihn niederhalten; bei andern ist die Einrichtung getroffen, daß der Block von beiden Seiten her, an

Wir wollen nun eine ganz
struirte Sägemühle zu beschreiben versuchen.
Auf die Schwellhölzer, die den Grund der Ma-
schine bilden, ist das gußeiserne Gerüst durch
starke eiserne Bolzen befestigt. Ein gußeisernes
Gerüst hat vor einem hölzernen große Vorzüge,
da es weit fester und steifer ist; und da die Lei-
tungen für das Sägegatter und andere Theile,
die mit ihm in Verbindung stehen, ebenfalls aus
Eisen bestehen, so sind sie nicht dem Losewerden
unterworfen, welches stets bei der Verbindung
von Eisen und Holz, wegen des Zusammentrock-
nens des letzteren, der Fall ist. Die Bewegung
wird der Maschine durch Riemen mitgetheilt,
die sehr zweckmäßig statt der Zahnräder ange-
wendet werden, weil sie leer gehen und die Ma-
schine zum Stillstande kommt, sobald diese einen
bedeutenden Widerstand findet, wogegen bei
Zahnrädern, in einem ähnlichen Falle, Brüche
gar nicht zu vermeiden seyn würden. Wirklich
sollten alle Maschinen, bei denen die Leistungen
nicht konstant sind, aus den obigen Grün-
den mittelst Riemen, die über Rollen gehen,
und nicht durch Zahnräder betrieben werden.
An der horizontalen Welle, deren Zapfen an
beiden Enden des Gerüstes in Lagern ruhen,
sitzen die Trieb- und die Leerrolle, deren
Bewegungen von einer Dampfmaschine ausge-
hen, so wie auch das Schwungrad, welches
an keiner Schneidemühle fehlen darf. Das Gat-
ter, in welchem die Sägen befestigt sind, wird
bei seiner senkrechten Bewegung von quadrati-
schen Stäben geleitet, die mit den senkrechten
Gattersäulen durch starke Klammern verbunden
sind. Es ist dies eine vortreffliche Methode,
die Bewegung des Gatters zu leiten, da es mit
sehr geringer Friktion verbunden ist, und da je-

aber wegen einer Lenkung, die
Ebene ihrer Richtung zu drehen, in
nen nothwendig, zur Befestigung der
stücke zwischen die Sägeblätter a
welche dieselbe Stärke wie die zu
Breter haben. Sie werden mit ähn
ßerhalb vorhandenen Stücken, mitt
ben, fest unter einander verbunden.

Eine sehr sinnreiche Methode, di
dem Gatter zu befestigen, ist vo
angegeben, der sich viel mit diese
beschäftigt hat und dem wir sehr n
besserungen derselben verdanken; e
den Sägemühlen des königl. Arsen
wich in England in Anwendung ge
telst dieser Vorrichtung kann jede b
zahl Sägeblätter sehr schnell aus
herausgenommen und eben so lei
dere, geschärfte, ersetzt werden. A
geblatte sitzen, mit demselben dur
bunden, zwei hakenförmige Stücke
am untern Ende des Sägeblatte
Haken tritt in eine eigene Vertiefun
tern Querbalken des Gatters, u
Haken greift in den Haken eines v
Querbalken herabhängenden Ge
dessen oberes Ende ein Keil geht,
fest angezogen und die Säge anges
kann. Da aber die Spannung der
Sägen gewissermaßen ungewiß
bloß von dem mehrern oder wenig
der Keile mit dem Hammer abh
Brünel eine sehr sinnreiche V
gewendet, welche nicht allein die
der Keile erforderliche Zeit abkürzt
den der Säge zu gebenden Grad

das Schiebrad umdreht. An der Welle dieses Rades sitzt ein kleines Getriebe, welches in die Zähne der Zahnstange greift und den Wagen nebst den Blöcken den Sägen entgegenführt. Der Drehungspunkt des vorhin genannten Hebels kann auf jeden Punkt innerhalb der Länge, wo die excentrische Stange befestigt worden ist, gestellt werden, so daß man im Stande ist, den Blöcken je nach der Beschaffenheit des zu zerschneidenden Holzes jeden Grad der Geschwindigkeit bei seiner Längenbewegung nach der Säge zu geben.

Der Theil, welcher die Blöcke durch das Sägegatter führt, indem er dieselben veranlaßt, eine mit der Bewegung der Säge parallele Richtung zu nehmen, heißt der Führer. Der Block wird mittelst eines Hebels gegen den Führer gedrückt. Das eine Ende dieses Hebels ist mit einem über eine Rolle gehenden Gewicht verbunden und das andere mit einer Walze, die mittelst des Gewichtes gegen den Block gedrückt wird und denselben in gehöriger Stellung in Beziehung zu den Sägen hält.

Wenn die Blöcke durchgeschnitten sind, so wird der Wagen mittelst einer Kurbel an der Welle des Zahnrades und Getriebes, die durch einen Arbeiter gedreht wird, zurückgezogen; der Sperrkegel wird alsdann aus den Zähnen des Schiebrades zurückgeschlagen, damit dasselbe in entgegengesetzter Richtung bewegt werden kann. Bei vielen Sägemühlen wird dieses Zurückziehen des Wagens durch die Maschine selbst bewirkt; allein da dieselbe alsdann weit zusammengesetzter seyn muß, so ist es zweckmäßiger, diese leicht ausführbare Arbeit durch Menschenkraft zu bewirken.

3) Zirkel-Schneidemühlen. Die Säge ist hier eine dünne kreisrunde, stählerne Scheibe, welche sich um eine horizontale, durch ihren Mittelpunkt gehende Axe dreht und an ihrem Umkreise mit Zähnen versehen ist. Das Holz wird auf einer horizontalen Bahn mit den Händen gegen die Säge vorgeschoben, oder liegt auf einem durch Mechanismus bewegten Wagen, ähnlich dem Klotzwagen bei Schneidemühlen mit geraden Sägen. Da die Säge ununterbrochen schneidet, so muß auch die Bewegung des Holzes eine stetige seyn. Man kann z. B. an der Sägenare ein konisches Getriebe anbringen, von welchem ein zweites solches Getriebe umgedreht wird. Die Welle des letzteren trägt dann eine Schraube ohne Ende, die ein Rad mit horizontaler Axe in Bewegung setzt, und an dieser Axe, die zu jener der Säge parallel ist, befindet sich ein Getriebe, welches in die Zahnstange des Wagens eingreift. Die Verschiebung des Wagens der Breite nach, wodurch sich die Dicke der geschnittenen Breter bestimmt, kann durch zwei oder drei Schrauben geschehen, die von einem Punkte aus mittelst einer Kurbel gleichzeitig eingedreht werden. Dem Zirkel-Sägeblatte gibt man nach Erforderniß von 12 bis 36 Zoll Durchmesser, und dessen Zähne sind gewöhnlich sogenannte Wolfszähne und geschränkt. Um ein Blatt von so bedeutender Fläche und so geringer Dicke beim Umlauf in

cken. Für jede 2 Fuß Bewe-
llmkreises kann man das Holz
rücken lassen. Begreiflich kann
chstens nur solches Holz durch-
Dicke etwas kleiner als ihr
veil das Holz über der Sägen-
nuß. Eine 30zöllige Säge,
zum Schneiden von etwa 10
iten Dielen erforderlich ist, ist
ierig zu verfertigen. Man hat
res Holz zu durchschneiden, zu-
inere Sägen angewendet, von
s mehr als die Hälfte der Dicke
e von oben, die andere von un-
sich von selbst versteht, daß die
m sich nicht gegenseitig im Wege
gerade über einander angebracht
hier tritt die Schwierigkeit ein,
mmen in eine Ebene zu stellen,
te genau zusammenfallen.
hümliche Abart der Zirkelsäge
, statt auf dem ganzen Um-
zu seyn, nur an vier gleich weit
entfernten Punkten Zähne ent-
an jedem Punkte zwei, die in das
cheibenförmige Blatt eingesetzt
ehung dagegen ist viel schneller,
(1000 bis 1200 Umläufe in der
twa 2 Fuß Durchmesser). Der
d in der Richtung von lauter
lso überall dem Laufe der Spie-
chnitten. Hierdurch wird Bött-
eines Bauholz erhalten, welches
n und Werfen wenig unterliegt.
kelsägen durch ihre beschränkte
r zum Schneiden des dünnen, als

denden Zirkelsägen bestehen.

3) die Maschine zum Rundschneiden der Bö-
den für Fässer, so wie andere Maschinen, um
die bogenförmigen Seiten der Faßdauben zu
schneiden. Erstere besteht aus einem gewöhn-
lichen Sägegatter mit einem vertikalen Blatte;
der Fußboden, dessen Umriß nach der Kreisform
beschnitten werden soll, liegt auf einer um ih-
ren Mittelpunkt sich drehenden Scheibe. Die
Maschine zum Schneiden der Dauben enthält
eine Zirkelsäge, welcher das Holz in einer Bo-
genlinie zugeführt wird. Wir kommen darauf
weiter unten zurück.

4) Eine Säge, um Baumstämme der Quere
nach zu Flaschenzügen für Schiffe durchzuschnei-
den. Das Blatt ist kreisförmig und in einem
schräg aufgehangenen, pendelartigen Rahmen
befindlich, so daß es seinen Ort verändert, indem
es in den unbeweglich liegenden Baum eindringt.

c) Fournier-Schneidemaschinen. Da
zu Fournieren fast ausschließlich die schönen und
theuern Hölzer (Mahagoni, Jacaranda, Nuß-
baum, Kirschbaum, Ahorn, Eschen), seltener Ei-
chenholz u. dgl. angewendet werden, so gibt man
denselben gern eine so geringe Dicke, als die For-
derung der Haltbarkeit nur immer gestatten will.
Hierzu wird man ferner auch durch den Umstand
genöthigt, daß zur Herstellung großer fournirter
Tischlerarbeiten, um den Bedingungen der Sym-
metrie zu genügen, eine mehrmalige Wiederho-
lung der Zeichnungen oder Figuren des Holzes
erfordert wird; denn da gewöhnlich schon in ge-
ringen Abständen innerhalb der Dicke einer
Bohle die Zeichnung sich bedeutend ändert, so
kann jener Zweck nur dann erreicht werden,
wenn man die nöthige Anzahl von Blättern aus
einem möglichst kleinen Theile der Holzdicke ent-

niere schneidet,
sionen, da oft n
stammes die
nungen darbie
Bohle auf eine
der einen breit
man sie bis
kann, ohne d
thige Vorrich
das Werfen
eintreten wür
getrockneten
Arbeit z. B.
Für den klei
niere aus fr
Arbeitern b
geschnitten.
Blätter au
schneidemasc
ziges Sägeb
rades, oder
Fourniersäg
oder horizo
schine im W
gebaut, je
Genauigke
Der Fran
hinterwärt
welche be
Vertikal-
der Arme
in gering
Enden d
verbunde
der unter
die Hori

griff, die Maschinen mit vertikalen Sägen mehr und mehr zu verlassen und dagegen horizontale Sägen einzuführen.

Die horizontale Fourniersäge nach der von Cochot in Paris erfundenen Einrichtung wird von einer Dampfmaschine getrieben. Das Sägegatter wird in Falzen auf seiner horizontalen Unterlage durch die Zugstange einer Kurbel hin- und hergeführt. Das Sägeblatt befindet sich in einer vertikalen Ebene und kehrt die Zahnseite nach unten. Das Holz wird auf einen vertikalen Rahmen befestigt, der sich auf- und niederbewegen kann, beim Anfang der Arbeit sich ganz unten befindet und nach jedem Schnitte, während die Säge unthätig zurückgeht, um einen sehr kleinen Theil emporgehoben wird, wozu eine im Wesentlichen mit dem Mechanismus der Bretsägemühlen übereinstimmende Vorrichtung aus Schiebrad, Getriebe und Zahnstange vorhanden ist. Damit während der Hebung des Holzes dasselbe nicht an die Säge stößt, ist die Linie, in welcher die Zahnspitzen liegen, etwas gegen die Horizontale geneigt, entsprechend dem Busen der Bretsägen. Wenn der Rahmen mit dem Holze oben angekommen und die ganze Länge der Bahn durchschnitten ist, wird jener mittelst einer Kurbel schnell wieder hinabgeführt, dann durch Umdrehung einer Schraube um die Fournierdicke gegen die Säge vorgerückt; damit aber diese kleine Bewegung mit gehöriger Genauigkeit verrichtet werden kann, ist die Schraube mit einer Theilscheibe und einem Zeiger versehen. — Die Säge macht 180—200 Schnitte in der Minute; die Länge des Zuges beträgt 24 Zoll, daher Fourniere bis zu 20 oder 22 Zoll Breite geschnitten werden können. Wenn 18 Fourniere aus einem Zoll geschnitten werden, so werden dieselben $\frac{1}{3}$ Linie dick, indem das Sägeblatt $\frac{1}{9}$ Zoll stark ist. Zwischen je zwei Zähnen der Säge ist einer ausgebrochen, um den Sägespänen Raum zu geben.

Bei den Fournierschneidemaschinen mit Kreissäge hat die Säge einen bedeutenden Durchmesser von 12—18 Fuß, kann aber eben deshalb nicht aus einem Ganzen bestehen, sondern wird aus einem vertikalen gußeisernen Rade gebildet, an dessen Umfang gezahnte Segmente von Stahlblech aufgenietet sind, deren Ebene man dadurch berichtigt, daß man die Säge in Berührung mit unbeweglich angebrachten Schleifsteinen umlaufen läßt. Der Wagen, worauf das Fournierholz liegt, ist horizontal und geht an dem unteren Theile des runden Sägeblattes hin. Man gibt der Säge eine Umfangsgeschwindigkeit von etwa 60 Fuß in der Sekunde. Näheres über die S.n findet man in Gerstners Handbuch der Mechanik, II; in K. Hartmanns Handbuch des Fabrik- u. Maschinenwesens; im 2. Hefte von Hofmanns Sammlung der gebräuchlichsten Maschinen (Berlin 1833), und in Dommers Praktischem Maschinenbauer.

Schneidemühle (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. und R.-B. Posen, Kr. Birnbaum; 200 Einw.; — 2) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Neu-Stettin.

bleifen eine gewisse Gestalt ge=
Figuren in der Oberfläche her=
) einem Diamanten, bevor man
dem Groben seine Gestalt ge=
hn mit einem anderen Diaman=
ein, welcher beschnitten werden
ache, der schneidende dagegen
tein. Beide Steine befestigt
dem Kittstock, und das Reiben
er Schneidebüchse, um das
sammeln. — 11) Die Poilfäden
aufschneiden, so daß sich der
12) s. Buchdruckerkunst; —
riren; — 14) s. Bienenzucht;
en, wenn die eine Farbe zu leb=
ell ist und nicht mit der daneben
örig verschmolzen ist, wodurch
der geschnittene Umrisse ent=
s. Billard; — 17) (Spielw.),
n.

bach, königl. sächs. Dorf, Kr.
Plauen; 340 Einw.

(bot. Term.), s. v. a. Secans.

e Werkzeuge, alle scharfkan=
ge, weil sie durchs Zusammen=
ei geraden und zwei gekrümmten
ine von jeder Art in verschiedenen
chselnd von 20—120 Grad ent=
Einige Werkzeuge sind durchs
fen von 3 oder mehren Flächen
Zuweilen, wie bei einem Beil,
ißel, Drehstahl für weiches Holz,
kzeug von beiden Seiten keilig
hrend in andern Fällen, wie beim
nd Hobeleisen, nur eine Seite ge=
Im letzteren Falle macht der

gröpe u. dgl. Spitze. Jedes dieser Werkzeuge wirkt wie der gewöhnliche Keil, wenn er als mechan. Kraft angewendet wird. — 2) Schabende Werkzeuge, mit dicker Schneide in Winkeln von 60 bis 120°. Die Fläche der Schneide bildet in der Regel gleiche Winkel mit der bearbeiteten Fläche, oder eine Fläche des Werkzeuges steht nahezu oder vollkommen senkrecht zur Fläche der Arbeit, oder bei runden Gegenständen radial zum Mittelpunkt. Diese Werkzeuge trennen die Fasern nach allen Richtungen mit beinahe gleicher Leichtigkeit ab und erzeugen, auf der Oberfläche des Gegenstandes hinfahrend, dünne, feine, staubartige Späne. — 3) Scheeren oder trennende Werkzeuge mit Schneiden von 60—90°, im Allgemeinen, doppelt und dann zu beiden Seiten der zu trennenden Gegenstände wirkend. Eine Ebene jedes einzelnen Blattes der Scheere ist gleichlaufend mit dem zerschnittenen Gegenstande. Die Wirkung der Meißel und Hobel und ihre eigenthümliche Form wird durch ihren Zweck bedingt. Der kleine indische Dächsel oder Cafferlah ist nicht rund, wie der europäische Dächsel, sondern ist vollkommen flach und ist an seinen Griff in einem Winkel von 45—50 Graden befestigt. Der Griff ist sehr kurz und man führt das Werkzeug zu größerer Genauigkeit fast ausschließlich durch die Bewegung des Unterarms. Wenn der Meißel in irgend eine Hülse eingesetzt wird, wird er zum Hobel, dessen Zweck es ist, die Tiefe zu beschränken, in welcher das Eisen in das Holz dringen soll, ferner dem Eisen eine sichere Richtung zu geben und endlich die spaltende Wirkung zu Gunsten der schneidenden zurückzuhalten. Obgleich konvexe Oberflächen, wie z. B. die Außenseite eines Reifes, mit irgend

thun, wogegen
ren; sie gehört
jetzt, da Jagd
lich geworden
der Zunft. S
in den größere
nen kleinere
in welchen m
fertig kaufe
schäfte nicht
die am wohl
und wenn a
werden, so
rechnen mu
In Hambu
London und
sten derart
Personen,
gen sich in
Kleider für
land da, w
ist, verbot
stande ang
weiblichen
auch billig
geren St
chem Erw
Frauenkl
gefertigt.
er ein Kl
nehmer
zelnen S
ten Pap
der Umf
gemesse
in das

Ob dies Statt findet, untersucht der S. durch Anprobiren, indem er die betreffende Person das nur mit einzelnen Stichen zusammengenähte Kleid anziehen läßt und sich dann die Stellen mit Kreide bemerkt, die zu ändern sind. Dann übergibt der Meister das Kleidungsstück dem Gesellen, oder, wo es nicht so genau auf das solide Anfertigen ankommt, wie z. B. mitunter bei Bauernkleidern ꝛc., auch dem Lehrling, welcher mit Anschlagfaden, d. h. weiten Stichen, die einzelnen Theile noch aneinander fügt, dann mittelst der Anstoßnaht, einer Naht, welche nebeneinander genäht wird, ohne sie umzunähen oder mit Hinterstichen aneinander zu nähen, anstößt. Hierauf wird das auch vorher flüchtig auf das Kleidungsstück befestigte Futter und die Taschen angenäht, da, wo das Kleidungsstück weit sitzen, oder wo ein Fehler des Wuchses verborgen werden soll, Watte eingenäht und dasselbe gehörig durchsteppt oder durchnäht, der Kragen auf Röcke eingesetzt und die Knöpfe angenäht. Während dieses Alles geschieht, wird das Bügeleisen heiß gemacht — ein schweres, 4kantiges, vorn spitzes, hinten breites Stück Eisen, das mit einer eisernen Handhabe versehen ist, — die Nähte mehrmals damit aufgebügelt und zuletzt noch mit demselben auf dem Kleidungsstücke sorgfältig hingestrichen, damit die Nähte glatt und die Knopflöcher erhaben werden, so wie die Aermel auf ein zweikantiges, oben rundes, mit Tuch überzogenes Holz (Bügelholz) gelegt und die Nähte ebenfalls nochmals tüchtig ausgebügelt werden. Das Ausbügeln selbst geschieht auf dem aus Anschrot oder ordinärem Tuch zusammengenähten Bügelteppich. Während der Arbeit wird das Bügeleisen auf einen Rost (Bügelrost) gesetzt, um das Kleidungsstück durch Daraufstehenlassen des Eisens nicht zu beschädigen. Das Meisterstück des S.s besteht in einem vollständigen Männeranzug und einem Priesterrock. — Geschichtliches. Die S. rühmen sich, daß ihre Kunst die älteste sey, weil schon Adam und Eva nach ihrer Verweisung aus dem Paradiese Kleider getragen hätten; auch geben sie Gott selbst, oder die Engel, welche den ersten Menschen die Kleider verfertigt hätten, für Urheber derselben aus. Im Alterthum war es gebräuchlich, daß die Frauen die Gewänder webten und sie zum Anziehen fertig machten; der Mann beschäftigte sich nie mit der Anfertigung derselben, dies war hauptsächlich bei den Hebräern, Griechen und Römern der Fall. Auch bedurfte man keine besondere Art Handwerker, um die Kleider zu fertigen, da kein Anspruch auf eine künstlich gefertigte Tracht gemacht wurde, sowie auch die Mode keinem Wechsel unterworfen war. Der Leibrock (die Toga, Chikon) wurde für Größe und Beschaffenheit des Körpers gemacht, die Obergewänder waren mehr zum Umschlagen und brauchten des genauen Anpassens nicht. Erst im Mittelalter wurden S. nothwendig, als die Beinkleider und Wämser aufkamen.

Schneider (Biogr.), I. Gelehrte, Militärs ꝛc.: 1) Johann, auch Eisleben genannt, s. v. a. Agricola 9). — 2) Konrad Viktor,

auf den Bücherriemen immer [illegible]
Beisatz Saxo hinzufügte); kam im vierten Jahre zu einem unverheiratheten und kinderlosen Onkel nach Elsterwerda, der ihn den ganzen Tag aufsichtslos herumlaufen ließ und auf diese Weise den Grund zu S.s robuster Gesundheit und kräftigem Charakter legte. Später besuchte S. Schulpforta, sich nur mit äußerster Mühe in die oft kleinlichen Fesseln des Schulzwangs fügend. Nachdem er einige Zeit zu Leipzig studirt und seine sechs ersten, mit gewagten Konjekturen gefüllten Schriften daselbst herausgegeben hatte, wurde er durch Heym nach Göttingen gezogen. Dieser wußte den talentvollen Jüngling vollkommen zu würdigen und empfahl denselben dem durchreisenden Brunck, welcher S. mit sich nach Straßburg nahm und bei seiner Herausgabe der griechischen Dichter als Mitarbeiter benutzte. Der Aufenthalt in Straßburg war für S.s Leben entscheidend, denn er gewann hier durch den Umgang mit einigen angehenden Aerzten der Botanik, Anatomie und Zoologie Geschmack ab und erwarb sich bei dieser Gelegenheit Kenntnisse, welche er später bei seinen antiquarischen Forschungen gut verwenden konnte. Zudem frequentirte er häufig in Straßburg das Kabinet Hermanns. Im J. 1776 kam er als Professor der Philologie nach Frankfurt an der Oder, eine Stelle, die er auch fortbehielt, als die Universität 1811 nach Breslau übergetragen wurde. Uebrigens hegte er eine große Geringschätzung gegen alle Kollegien und wollte lieber, daß die jungen Leute selbstständig und aus Büchern studiren sollten. Daher verwandte er auch nicht viel Fleiß auf die Ausarbeitung seiner Vorträge, wie er sich denn überhaupt

et Κόλῳ Strabonis, Frankf. a. O. [illegible]
— Specimina aliquot zoologiae v
Hist. nat. piscium sumta, daſ. 17
Synonymia piscium graeca et latina
storia piscium naturalis et litterar
1789, 4.; — Sammlung verschiedene
lungen ꝛc., Berl. 1784, 8.; — Allge
turgeschichte der Hechte, mit einem syst
Verzeichniß ꝛc., Leipz. 1783, 8.; — U
eines Theils des Voyage de Sav
1786, 8.; — Uebersetzung von Mo
über die Fische, Leipz. 1787, 4.; — A
historiam metallicam veterum, Fran
1788, 4.; — Amphibiorum physiolog
1797, 4.; — Historia amphibiorum
litteraria, Jena 1799 und 1801, 8.;
systema ichthyologiae iconibus C
tum, Berl. 1801; 4.; — Ichthyologi
specimina, Frankf. 1782, u. s. w. —
Christian Gottl., Rechtsgelehrte
dem Schlosse Kranichstein im Hessen
tischen geboren, war seit 1776 Ad
beim Kriegskollegium, 1803 geheim
Oberappellationsrath; † 1810. S
such einer Entwickelung und Beric
Grundbegriffe der philosophischen
Gießen 1801; — Vollständige Lehr
lichen Beweise in bürgerlichen
daſ. 1803; — Otto der Schütz (Sin
tha 1770, n. Aufl., daſ. 1782, u. A.
logius, deutscher Dichter und Fü
kobiner im Elsaß, wurde den 20.
in Wipfeld, einem Dorfe des Bist
burg, geboren. Sein Vater war
Schöffe des Dorfgerichts. Johan
war S.s Taufname, verlebte die

früh mit
ertraut
rst seine
i. Der
r jünge-
hungen,
eit zu-
ir Fort-
. Nach
begann
h scheint
t zu ha-
ührte er
um die
leispiele
ng aus
in nach
vei be-
en. Die
halt zu
uß, ein
t zwan-
auffal-
) Spott
hatte.
ollte er
Sein
rg ver-
reunden
i begab
in das
Zweigs
nzutre-
o g i u s
it Vor-
er den
at, und
er Um-
ndsätze
Probe-
lübbes
amkeit
or für
er stu-
ind die
machte
em die
de bei
elcher
Im
nberg
if den
Seine
gischer
: Ver-
aber,
st und
Decke
m ge-
er der
ervor.
de an
nerin,
elder-
Auch
ethan
atha-

rina im J. 1785 mußte S. eine Gedächtnißrede auf ihren Martertod halten; Alles erstaunte aber, als er statt dieser eine Lobrede auf die Toleranz hielt und die Unhaltbarkeit der betreffenden Legenden nachwies. Diese freisinnige Rede rief eine Menge Streitschriften hervor. Der Kommentar eines katholischen Weltmannes (Eichstädt 1786), worin sie ganz mitgetheilt ist, deutet an, daß S. mit den Schriften von Voltaire, Rousseau, Helvetius, Montaigne und Bayle vertraut war. Kein Wunder, daß er nun von dem Fanatismus der katholischen Geistlichkeit immer bedrohlicher angefeindet wurde. Wohl in Bezug darauf gab er 1786 eine Reihe Thesen heraus, an denen sein fast gleichgesinnter Biograph Forschungs- und Prüfungsgeist, warmen und edlen Haß gegen Bigotterie, Aberglauben und Fanatismus rühmt. Glücklicher Weise nahm sich der kurfürstlich-trierische Statthalter zu Dillingen und Weihbischof von Augsburg, Baron von Umgelter, seiner an und empfahl ihn dem regierenden Herzog Karl von Würtemberg, der ihn zu seinem Hofprediger ernannte, mit einem bedeutenden Gehalte ausstattete und ihn für so lange, als er diese Stelle bekleiden würde, von seinen Ordenspflichten dispensiren ließ. Als Hofprediger übersetzte und edirte er mit Feder die Homilien des heil. Chrysostomus über das Evangelium des heil. Matthäus (Augsb. 1786, 4 Bde.) und die über das Evangelium Johannis (das. 1787, 3 Bde.). Dem Freiherrn Karl von Ulm widmete er die Abhandlung über den Gebrauch der Philosophie im Beichtstuhle (De philosophiae in sacro tribunali usu, das. 1786). In gewissen Fällen räth er dem Geistlichen, lieber die Lesung von Tissots Schriften, als die Verehrung Maria's und die Anrufung des Schutzgeistes zu empfehlen. Der Herzog hatte ihn mit den Worten angestellt: „Ich erwarte von ihm, daß er mir die Wahrheit sagt. Fürsten hören ohnehin selten die Wahrheit; wenn sie dieselbe nicht etwa noch von der Kanzel vernähmen, so würden sie doppelt unglücklich seyn." S. entsprach dieser Erwartung vollkommen und rühmte sich im Jahre 1793 zu Straßburg mit Recht, er habe die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit am Hofe des Herzogs gepredigt, „der sie nicht gern anhörte". Zehn dieser Predigten gab er später unter dem Titel: Predigten für gebildete Menschen und denkende Christen, Frank. 1790, heraus, ließ sie in Breslau censiren und widmete sie dem Kardinal Fürstbischof von Passau. Alle Menschen, lehrt er darin, gingen mit gleicher Freiheit und gleichen Rechten aus dem Schooße der Natur hervor. Sie übertragen freiwillig Einem die Oberaufsicht über das gemeinschaftliche Beste; der Fürst ist nur der erste Beamte des Staats. Durch Aufklärung sollen die Sitten verfeinert, die Wissenschaften verbreitet, die Künste vervollkommnet werden. Der Regierung stehe die höchste Aufsicht über die Religionslehrer zu, denen sie nicht gestatten dürfe, Aberglauben und Fanatismus gegen Andersdenkende zu predigen. Die Versorgung der Armen sey gemeinschaftliche Pflicht des Fürsten und des Bürgers. Die letzte Predigt handelt

Die Stellung des originellen Hofpredigers wurde immer unhaltbarer. Eine beträchtliche Besoldung hatte ihm die Erfüllung einer Kindespflicht möglich gemacht; er löste nämlich seinen Aeltern die verpfändeten Weinberge wieder ein. In Bonn und Straßburg sorgte er auch später wahrhaft brüderlich für seine Schwester. Die Häupter des Illuminatenordens waren auf S. aufmerksam geworden, da er eine Hauptstütze ihres Systems der aufklärenden Menschenbeglückung werden konnte; sie nahmen ihn daher als Bruder auf. Endlich gelang es ihm auch, eine freiere Stellung zu bekommen. Sein Freund Th. Dereser, Professor der Exegese an der neugestifteten kurfürstlichen Universität Bonn, verwendete sich für ihn bei dem Freiherrn von Spiegel zum Desenberg, dem Kurator derselben, welcher ihm bei dem Kurfürsten Maximilian eine Professur der schönen Wissenschaften auswirkte. Im Frühling des Jahres 1789 begab sich S. nach seinem neuen Berufsort, wo ihn gleichgesinnte Freunde erwarteten. In seiner Antrittsrede „Ueber den gegenwärtigen Zustand u. die Hindernisse der schönen Literatur im katholischen Deutschland" eifert er gegen die lateinischen Schulen der Jesuiten- u. Mönchsmoral, welche die Liebe u. Ehrbegierde zu Verbrechen stempele. Der Antrittsrede schickte er ein Programm über die nothwendige Verbindung der schönen Wissenschaften mit der Rechtswissenschaft u. Theologie voraus (De necessario literarum elegantiarum cum jurisprudentia et theologia nexu, Bonn 1789). Er tadelt darin die Barbarei der juristischen Sprache und weist auf das öffentliche Gerichtsverfahren als förderlich zur Bildung gerichtlicher Beredsamkeit hin. Der Theolog

und Bonn unter harter Strafandroh
ten. Am 22. April 1790 wurde er sel
Untersuchungskommission geladen,
Köln nach Bonn gekommen war, un
seiner Aeußerungen über Verehrung
und ihrer Reliquien, das Cölibat u.
mahl zu verhören. Er vertheidigte
geschickt, daß die kölner Kommiss
versammelten Häuptern der Univers
Abbitte thun mußten. Die Erm
kurfürstlichen Kabinets zur Zurück
Mäßigung nicht beachtend, gab S.
1790 seinen „Katechetischen Unterrich
gemeinen Grundsätzen des praktisch
thums" heraus, worin er seine rati
Ansichten unumwunden aussprach.
kapitel zu Köln forderte darüber di
mehrer theologischen Fakultäten ein.
wurde verboten, aber in einem N
noch mehr verbreitet. Im Mai 17
Kurfürst die Schrift von Neuem bei h
gulden Strafe, weil es wegen Ueb
wichtigsten Wahrheiten für Katholik
sey. Es fanden hierauf Unterhan
schen dem Kurfürsten und S. Sta
deren er um seine Entlassung bat u
Fortbezug seines vollen Jahrgehal
erhielt. Letzteres war aber nicht im
schreiben bemerkt, weshalb S. de
nachdrücklich an sein Versprechen er
dieser unwillig ausrief: „Bringt m
weg!" erwiderte S.: „Und was sin
laucht anders als ein Pfaff?" H
er sich nach Straßburg, wohin er
der verhängnißvollen Audienz vo

als öffentlicher Ankläger. „Ja, Bürger!", waren u. a. seine Worte, „ich schwöre hier vor dem Angesicht Gottes, der uns alle zu freien Männern schuf, im Angesicht des Vaterlandes jeden Feind des Gesetzes mit unerbittlicher Strenge zu verfolgen. Das Laster wird muthwillig und nimmt Riesengestalten an, wenn keine Hand sich erhebt, das Ungeheuer in seiner Geburt zu ersticken. Da schwatzt man von Sanftmuth und Menschlichkeit. . . Tod dem Verbrecher ist Wohlthat dem Rechtschaffenen!" Am 23. April 1793 wurden drei Bauernbursche hingerichtet, weil sie sich dem Militärdienst hatten entziehen wollen. Die Straßburger waren in ihrer Mehrheit dem Treiben S.s nicht hold. Dieser vermehrte die gegen ihn herrschende Erbitterung durch satyrische Fabeln, z. B. „Die Ratten und die Katze", „Die Krähe", „Das Froschkloster zu Abdera" (eine Verspottung des protestantischen Predigerseminars). Die achte Sektion von Straßburg erklärte endlich am 12. Mai 1793 öffentlich, S., der deutsche Priester aus Köln, scheine von äußeren und inneren Feinden bezahlt zu seyn oder habe doch ein Herz voll Gift und Galle; die Sektion trage daher auf seine Verbannung aus der Republik an. Nachdem am 14. Aug. 1793 der Departementsbeschluß gefaßt worden war, daß künftig alle des Assignatenwuchers Angeklagten „revolutionsmäßig", d. h. ohne Geschworene gerichtet werden sollten, ließ S. die Guillotine in den Straßen der Stadt herumfahren und auf dem Paradeplatz aufstellen. In der Nacht vom 19. auf den 20. wurde sie aber von einem wüthenden Volkshaufen auf einen Karren geladen und unter Geschrei und Drohungen vor S.s Wohnung gefahren. Dem Karren wurde ein Rad abgerissen, die Maschine heruntergestürzt und zertrümmert. Unter starken Schlägen an das Thor seiner Wohnung und unter unendlichen Flüchen verlangte der Haufen S.s Kopf. Rechtzeitig gewarnt, hatte sich S. in das Haus eines Freundes begeben. Am 22. Aug. veröffentlichte er eine Vertheidigung unter dem Titel: „Die Guillotine". „Ich will euch", schrieb er, „nur von den Wucherern befreien, die durch den Verfall der Assignaten den Hunger, durch den Hunger den Bürgerkrieg, durch den Bürgerkrieg die Kontrerevolution zu stiften suchen. Nur die Dietrichsknechte, die reichen Schurken u. s. w. fürchten die Guillotine. Nur für sie steht sie da, nicht für die guten Bürger". Er schließt mit dem Wunsche, daß, wenn man durchaus seinen Tod wolle, dieser dem Vaterland Nutzen bringen möge, und bittet zuletzt um Schonung für seine Schwester. Als man seine Verhaftung begehrte und ihn beschuldigte, als bischöflicher Vikar u. öffentlicher Ankläger doppelten Gehalt bezogen zu haben, stellte er das Letztere in Abrede und berief sich in Bezug auf das Erstere darauf, daß man ihn durch förmliche Gesetze berufen und ihm durch feierliche Verträge die Ausübung der Bürgerrechte zugesichert habe. S. gab seine Stelle nicht auf und trat sogar an die Spitze des Revolutionstribunals. Die Histoire parlementaire von Bucher und Roux gibt an, daß dieses Tribunal zwölf Personen habe hinrichten lassen. Auch außerhalb Straßburg entfaltete

teten Hallen des Münsters die Vaterlandshymne „Amour sacré de la patrie“ gesungen, u. am 30. wurde Erwins Meisterwerk als Tempel der Vernunft geweiht. Abends wurde die Stadt und die Guillotine erleuchtet u. um diese tie Carmagnole getanzt. Unterdessen war S., dessen Prachtliebe dem sittenstrengen St. Just verdächtig vorkam, aufgefordert worden, Rechenschaft über seine bisherige Thätigkeit abzulegen. Er erklärte hierauf, das Revolutionstribunal habe den Blutsaugern des Volks furchtbare Strafgelder auferlegt, mehre Agenten der deutschen Fürsten u. Kontrerevolutionäre hinrichten lassen, den Tag zuvor noch einen Friedensrichter, der Agent der Emigranten gewesen; aber der Werth der Assignaten sey in drei Wochen auch bis zum Nennwerth gestiegen, der Soldat sey wohl genährt, die Armen hätten Brod und das Volk segne die Guillotine, durch die es gerettet worden sey. Nachdem er sich so gerechtfertigt zu haben glaubte, begab sich S. nach Barr, um seine Braut abzuholen. Die Einwilligung ihres Vaters erlangte er auf eine etwas terroristische Weise. Am 13. Dec. zog er mit seiner Braut auf einem mit sechs Pferden bespannten Bauernwagen, von seinen Amtsgenossen und der Guillotine begleitet, in Straßburg ein. Den Wagen geleiteten eine Anzahl von S.s Anhängern zu Pferde, die Säbel in der Faust. Als die Thorwache die Reiter erblickte, trat sie ins Gewehr und salutirte. Am 21. Dec., Nachts 2 Uhr, wurde aber S. plötzlich verhaftet und in das Militärgefängniß gebracht. Um 12 Uhr Mittags führte ihn eine Eskorte von Soldaten u. Gensdarmen zur Guillotine. Muthig schritt er hinauf. Als die Nationalgardisten schrien: „Herunter mit der

hindert, den Werth der Assignaten dur
sey geboren als Sansculotte, habe
Sansculotte und wisse zu sterben als S
Auch Robespierre sey einst als Bl
verleumdet worden. „Nun“, so schl
Vertheidigung, „was Du willst, da
thue, das wirst Du einem Andern
Gerechtigkeit oder Tod!“ In der A
S. seine Gedanken über Robespie
Aux hommes libres de tous les pays
les siècles war der Titel der Schrift
letzten Korrekturbogen ward das Vo
deckt und S. aus der Abtei in das
La Force gebracht. Robespierre fr
dig, warum der straßburger Priester
lebe. Da sprach das Revolutions
12. Germinal über S. das Todes
Er war angeklagt, daß er durch U
nen Amtsgeschäften, durch Mißb
Ansehens, durch willkürliche Unt
aller Art sich gegen die Republik, g
heit und Sicherheit des französische
schworen habe. Er habe als öffent
ger bloß solchen Anklagen Gehör
ihm von österreichischen Priestern,
andern Ränkeschmieden zugetrage
habe sich mit den Gütern der Hing
reichert; mehr als 50,000 Mensch
um seinen Gewaltthaten zu entge
Lande geflüchtet; unter dem ur
Vorwand, z. B. Selbstsucht, Tra
ner Kokarden, Geldstrafen von 5-
kannt und sich diese zugeeignet u.
klar, daß in dieser Anklage mand
ten enthalten sind; am allerwen

Die Neuralgien der Pubertätentwickelung oder des mannbaren Alters, 2. Aufl., Leipz. 1842—43, 2 Bde. — 8) Karl Ernst Christoph, scharfsinniger, gelehrter Philolog der neuesten Zeit, geb. am 16. Nov. 1786 zu Wiehe im preußischen Herzogthume Sachsen, besuchte seit 1797 die Klosterschule zu Roßleben und seit 1803 die Universität Leipzig, um Theologie und, unter Hermanns Leitung, Philologie zu studiren. Einige Jahre hindurch nährte er sich von Privatunterricht, bis er 1811 die dritte Lehrerstelle an der leipziger Nikolaischule erhielt. Von da folgte er 1816 einem Rufe als Professor der klassischen Literatur und Mitdirektor des philologischen Seminars nach Breslau, wo er im Vereine theils mit Passow, theils mit Ritschl viel für die Hebung der klassischen Literatur that. Von seinen Schriften nennen wir: Museum criticum vratislaviense (im Verein mit Passow herausgegeben), Bresl. 1820; — Kritische Textrecension von des Plautus Rudens, daf. 1824; — Abdruck der dem Julius Celsus früher beigelegten Historia Julii Caesaris des Petrarca, Leipzig 1827; — Große Ausgabe von Plato's Werk De republica, daf. 1830—33, 3 Bde.; — Plautus' Truculentus, Bresl. 1834; — Akademische Vorlesungen über griechische Grammatik, daselbst 1837, Bd. 1; — Deutsche Uebersetzung von Plato, De republica, Berl. 1839; — Cäsar's Commentarii, Halle 1840, Bd. 1; — Handausgabe von Plato's De republica mit den griechischen Scholien, Bresl. 1841. — 9) Peter Joseph, Mediciner, zu Sumpfeich in Baden geboren, Amtsphysikus im Breisgau, dann großh. badenscher Medicinalrath und Oberamtsarzt zu Offenburg. Schrieb: Ueber die Gifte, Würzb. 1815, 2. Aufl., Tüb. 1821; — Medic.-praktische Adversarien, daf. 1821—26; — Die Hämatomanie des 1. Viertheils des 19. Jahrhunderts, daf. 1827; — Ueber Einrichtung von Krankenhäusern in den Amtsstädten, daf. 1838; — Würdigung der Leichenhallen, Freiburg 1839. — 10) Louis, Schriftsteller und Schauspieler, 1805 zu Berlin geboren, Sohn von S. 28), erhielt eine mangelhafte Erziehung, betrat 1814 in Reval zum ersten Male die Bühne, später, 1820, auch zu Berlin. Nachdem er mit großer Vorliebe als Soldat gedient, machte er eine dreijährige Reise, um sich bei kleinen Bühnen als Schauspieler auszubilden, besuchte dreimal Paris, London und Italien und ward darauf als königl. Hofschauspieler in Berlin angestellt. Von 1836—37 war er zugleich Lehrer der russischen und englischen Sprache an der allgemeinen Kriegsschule in Berlin. Jetzt ist er Bibliothekar und Vorleser des Königs. Schrieb außer mehren andern Romanen und Novellen: Der böse Blick oder die Queiße 1538, 1638, 1738 und 1838, Berlin 1838—44, 4 Abth.; — Schauspieler-Novellen, daf. 1839, 2 Bde.; — Die Kunst, sich zu schmücken, daf. 1831. — Von seinen Lustspielen sind „Fröhlich" und „Der Heirathsantrag auf Helgoland" die bekanntesten. — Unter dem Namen Both gab er das „Bühnenrepertoir des Auslandes" heraus, redigirte seit 1833 die Zeitung „Der Soldatenfreund". — 11) Mahinka, Schwester des Vorigen, s. Schubert.

par, Landschafts- u. Porträtmaler von
Schüler des Malers Haiklof, bildete sich dann
durch eigenes Studium zu einer Stufe heran,
auf welcher er zur Zeit seiner höchsten Blüthe
als Meister ersten Ranges bezeichnet wurde.
Der Kurfürst Friedrich Karl von Mainz unter-
stützte das Talent des Künstlers und viele an-
dere Fürsten ermunterten es durch zahlreiche
Aufträge. Selbst Napoleon lernte ihn schätzen
und schmückte mehre Gallerien und Gemächer
mit Landschaften von S. Seine Bilder sind sehr
zahlreich; sie bestehen meist in Rheinansichten,
sowohl von Städten und kleineren Ortschaften,
als von andern interessanten Punkten. Seine
Landschaften sind der Erguß eines warmen Ge-
fühls für Schönheit der Natur und ihrer For-
men. Es schließt sich in seinen Bildern Alles
auf harmonische Weise ab, in wohlberechneter
Wirkung. Seine Färbung ist jene der ihn um-
gebenden Natur, von großer Wärme und Klar-
heit und von einer Verschmelzung der Töne,
welche höchst wohlthätig auf den Beschauer
wirkt. Dabei aber sind seine Landschaften nicht
nur als reine, fleißig und meisterhaft vollendete
Veduten zu betrachten, sie sind auch bedeutsam
durch die Staffage, sey es, daß er Figuren oder
Thiere anbrachte, oder den Wohnort der Men-
schen zur Hauptsache machte. Seine Kompositionen sind reich, ohne Ueberladung und meist
aus der Natur geschöpft. S. malte auch treff-
liche Porträte, die sich durch Lebendigkeit des
Ausdruckes und durch Wärme und Frische des
Kolorits auszeichnen, Blumen- und Fruchtstücke,
durch Frische der Farben und durch zarte Voll-
endung ausgezeichnet. S. † 1839 im 85. Jahre.
Einige Werke dieses Künstlers sind gestochen,

Auf dieses Gemälde folgten m
Schlachtenbilder und Soldatenscene
mit großem Beifalle gesehen wu
Heinrich Justus, Historienmale
burg 1811, erlernte daselbst die A
seiner Kunst, und begab sich 1831
Ausbildung nach München, wo
sonderen Leitung des berühmten S
freuen hatte. Das erste Bild, w
den Herzog von Koburg-Gotha m
Zerstörung des Klosters Reinh
Bauernkriege 1525 dar. Ein ebe
dachtes als trefflich gemaltes Bi
stus dar, wie die Pharisäer ihm
schen vorzeigen, zwei jüdisch ve
stalten. Eines seiner neuesten
Landgräfin Margaretha von T
wie sie von ihren Kindern getren
Richtung ist eine streng historisch
daß er dem Genre ganz entsagt
von Koburg hatte ihn schon fr
maler ernannt, dann ertheilte e
eines Professors der Malerei.
Zeichnungen zu dem Werke: Bil
schen Könige und Kaiser von K
bis Franz II., nach Siegeln von
Münzen, Grabmälern, Denkmä
nalbildnissen, Hamburg und Go
Georg Michael, Maler, geb
hausen in Mittelfranken 1813,
der Akademie in München, ma
Miniatur, in Oel und Aquarell,
halber Figur mit Beiwerken.
sich der Künstler in Genf und in
der Schweiz auf, wo seine Aqu
Bristolpapier großen Beifall

blinden er aus hann, nberts, eburg, Müller meister h nach rvoll- Inter- Jahre vurde Bio- nach e als Auch itete ge- effli- der- ober igen be- ter- rlin adt ge- ebe tu- der cte in er en rk s. d s b = . t

Todtenlieder, Hymnen, Kantaten, Vespern, Te Deum laudamus, Salve Regina, Responsorien, Ecce panis, Tantum ergo, Lamentationen, Sequentia, Psalmen, Asperges, Vidi aquam, Regina coeli, Hallelujas, Veni sancte spiritus nebst vielen andern Kirchenstücken, welche sämmtlich in einem ernsten, würdevollen Styl gehalten sind. — 28) Georg Abraham, königl. Kapellmeister zu Berlin und fleißiger und talentvoller Instrumentalkomponist der neueren Zeit, wurde 1760 geboren und wählte anfangs das Horn zu seinem Hauptinstrumente, auf dem er später auch eine bedeutende Fertigkeit entwickelte. Gegen 1790 kam er als erster Hornist nach Rheinsberg in die Kapelle des Prinzen Heinrich von Preußen und 1803 in die königliche Kapelle zu Berlin. Im Jahre 1810 machte er mit seiner Familie eine große Kunstreise, auf welcher er als Hornvirtuos auftrat und seine Kinder sangen. Auch trat er häufig mit dem bekannten Hornisten Böttger in Doppelkoncerten auf. Nachdem er nach Berlin zurückgekehrt war, wurde er zum Musikdirektor und später zum wirklichen Kapellmeister ernannt, hielt sich dann in der napoleonischen Zeit einige Jahre (1814 und 15) in Reval auf, von wo ihn ein ehrenvoller Ruf wieder in seine alte Stellung zurückführte, wo er noch bis zu Anfang des vorigen Decenniums wirkte, in den letzten Jahren aber unter Spontini's Oberleitung gestellt war. In seinen kräftigen Jahren war er ein äußerst fleißiger Komponist; bis 1809 waren schon gegen 80 Werke von ihm bekannt, und zwar für ziemlich alle gangbaren Koncertinstrumente, z. B. Koncerte, Duos, Trios, Quartette, Solos ꝛc., dann Orchester-Ouverturen, Sinfonien u. s. w. Auch in den folgenden Jahren vermehrte er die Zahl seiner Werke bedeutend, bis endlich Altersschwäche seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. In der Vokalkomposition versuchte er sich nur einmal mit einem größeren Werke, dem Oratorium „Die Geburt Christi", das aber kein sonderliches Glück machte. Ueberhaupt schien S.s Talent mehr für Instrumentalmusik geschaffen zu seyn. Seine Instrumentalkompositionen zeichnen sich durch zweckmäßige Behandlung der Instrumente, schöne Melodien und Reinheit des Satzes aus. — 29) Georg Lorenz, Kapellmeister in Koburg, wurde zu Burgpreppach 1766 geboren u. kaum 8 Jahre alt in den Sängerchor zu Regensburg aufgenommen, von wo er dann nach Nürnberg ging, um die dortige Schule zu besuchen. Seine freie Zeit benutzte er zur Uebung in der Musik, und bald hatte er sich zu einem der fertigsten Klavierspieler herangebildet; auch entstand manche schätzenswerthe Komposition für das Klavier von ihm, ohne daß er nur die geringste Anweisung dazu erhalten hätte. In seinem 15. Jahre wurde er als Musikdirektor bei der Fürstin von Hohenlohe-Ingelfingen angestellt, folgte aber schon 3 Jahre später einem Rufe als Musikdirektor nach Hildburghausen, wo er erst eigentliche Studien der Komposition nach verschiedenen Lehrbüchern machte. Im J. 1792 kam er in gleicher Eigenschaft nach Koburg, wo er später noch wirklicher Kapellmeister

andere Kompositionen dieser Gattung sind Meisterstücke ihrer Art. Mehre Sammlungen wurden gedruckt und haben sich sogar bis nach Frankreich und England verbreitet, während sie in näheren deutschen Kreisen weniger bekannt geworden sind. Bemerkenswerth ist noch eine Ouverture für 2 Orchester im großen fugirten Kirchenstyle, die er zu einem großen Musikfeste 1829 komponirte, und in der das Thema im letzten Satze wieder vorkommt, während das 2. Orchester, aus lauter Blasinstrumenten bestehend, den Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott" unisono vorträgt. — 30) Wilhelm, Musikdirektor, Domorganist und Gesanglehrer am Gymnasium zu Merseburg, geb. am 21. Juli 1783 zu Neudorf bei Annaberg, wurde theils zu Annaberg, theils zu Leipzig gebildet, hat sich seitdem durch mancherlei Kompositionen und musikalische Unterrichtsbücher bekannt gemacht. Das am meisten verbreitete seiner Werke dürfte wohl seyn: „Historisch-technische Beschreibung der musikalischen Instrumente ꝛc.", Neiße und Leipzig. — 31) Johann Gottlob, der Vater der beiden folgenden großen Tonkünstler, ward am 1. August 1753 zu Alt-Waltersdorf bei Zittau geboren, erlernte anfangs das Handwerk eines Zwillichwebers, war aber von einer so heißen Liebe zur Musik beseelt, daß er jeden freien Augenblick benutzte, um sich einige Kenntnisse und Fertigkeiten in derselben zu erwerben, und oft stundenweite Wege machte, um sich in Zittau von dem dortigen Organisten Trier Einiges zeigen zu lassen. Durch unausgesetzten Fleiß brachte er es endlich auch zu einem ziemlich hohen Grade von musikalischer Bildung; er gab nun sein Handwerk auf und

wirkten auf ihn die mozartschen
die zu jener Zeit bei Breitkopf u
schienen, eben so das Hören von M
berflöte", die von einer kleinen
nem nahen Städtchen aufgeführt
Aufführung einer Kirchenmusik in
hin ihn der Vater mitgenommen hat
kam er auf das Gymnasium in Zitt
Schönfelder ihn in seiner musikali
mit dem besten Erfolg förderte.
Partituren tüchtiger Meister, k
das zittauer Musikchor Harmoni
Gattungen von Blasinstrumente
faltigem Gebrauch, versuchte s
Haydns Vorbild arbeitend, in de
einiger Messen. In jener Zeit w
mittelung eines Gönners 3 Sona
von ihm bei Breitkopf und Härtel
wurde er Präfekt des zittauer
benutzte diese günstige Gelegenhe
rigiren zu üben. Das folgende J
er zu höherer wissenschaftlicher
Universität Leipzig und fand
Carus, Rochlitz, Wenk, Rödig
freundschaftliche Rathgeber.
brachte er einige Werke zur Auf
sich als tüchtiger Klavierspieler
die Gesanglehrerstelle an der
und 1807 die Organistenwürde
tätskirche. Nebenbei gab er
und fand in vielen der angeseh
Anerkennung. Im J. 1808 spiel
Male öffentlich im großen Ko
fortekoncert und trat von der
demselben auf. Von 1810—18
sikdirektor bei der seconda'sch

zu seiner Erholung Orgel zu spielen. Und nur diese seltene Liebe für die Kunst läßt erklären, wie S. bei seinen vielen Berufsgeschäften in den 30er Jahren auch noch eine Musikschule errichten konnte, in der er den Unterricht in der Theorie selbst ertheilt und den Unterricht im Gesang und für alle gebräuchlichen Instrumente tüchtigen Lehrern übertragen hat. Der Kursus derselben ist auf 3 Jahre berechnet. Die Anstalt hat den glänzendsten Fortgang gehabt und ist eine nähere Beschreibung derselben in einer 1837 erschienenen Broschüre „Die Musikschule zu Dessau" zu finden. In seinem Aeußeren ist S. ein äußerst schlichter Mann, dessen lebhaftes, glänzendes Auge jedoch leicht den ihn belebenden Genius ahnen läßt. Zum Schluß nun noch die vorzüglichsten seiner Werke: Nach seinem berühmten „Weltgericht" vollendete er die Kantate von Niemeyer, „Die Todtenfeier", dann mehre Psalmen für das kölner Musikfest und das von de Grote gedichtete Oratorium „Die Sündfluth" (1824), das folgende Jahr führte er sein Oratorium „Das verlorene Paradies" (gedichtet vom Schuldirektor de Marées) bei dem Musikfeste in Magdeburg auf; er hält dasselbe für das gelungenste seiner Werke; 1827 gab er die 2. Auflage seines „Elementar-Handbuchs der Harmonie und Tonsetzkunst" (die 1. Auflage erschien 1820) und einen zweifachen Kursus von Gesangsübungen für Schulen heraus. Dann folgte das Oratorium „Pharao", aufgeführt zum ersten Male den 7. April 1828 beim Dürersfeste zu Nürnberg. Die Oratorien „Christus das Kind" u. „Christus der Weise" folgten bald nach. Außer diesen hat er, wie schon oben angedeutet wurde, eine große Zahl, weit über 100, andere Kompositionen von allen Gattungen geschaffen, als Instrumentalsachen, z. B. Ouverturen (u. a. die Ouverture zur „Braut von Messina", Festouverturen u. s. w.), ferner Vokalkompositionen, als: Psalmen, Hymnen, Messen, Motetten, Gesänge und Lieder u. s. w., die alle einzeln aufzuführen der Raum nicht erlaubt. — 33) Johann Gottlob, königl. sächsischer Hoforganist, Musiklehrer des evangelischen Kapellknaben-Instituts an der evangelischen Hofkirche zu Dresden und guter Orgelkomponist, ist der jüngere Bruder des Vorigen und der zweite Sohn von Joh. Gottlob, ward am 28. Oktober 1789 in Alt-Gersdorf geboren und wie sein Bruder Friedrich von seinem Vater schon frühzeitig in der Musik unterwiesen. Schon als 5jähriger Knabe lernte er Klavier, Orgel und Violine, denen bald die anderen Instrumente und der Generalbaß nachfolgten, wobei den Knaben ein glühender Eifer für Musik über alle Schwierigkeiten mit Leichtigkeit hinüberführte. Bei den von seinem Vater veranstalteten kirchlichen Aufführungen mußte er von Zeit zu Zeit Proben seiner Fortschritte im Gesang, Instrumentenspiel und auf der Orgel ablegen und später häufig seinen Vater bei dessen Abwesenheit in der Kirche ganz vertreten. Als 10jähriger Knabe wirkte er mit seinem Vater bei der in dem nahe gelegenen böhmischen Städtchen Rumburg veranstalteten Aufführung der „Schö-

Sogar zu den Koncerten in Görlitz, Löbau, auch zu einigen Kirchenfesten nach Grottau, einem böhmischen Städtchen bei Zittau, wurde er als Sänger requirirt. Im Orgelspiel genoß er den ausgezeichneten Unterricht des Organisten und Musikdirektors Unger zu Zittau, der ihm auch Anleitung zum 4stimmigen Satze ertheilte. Ostern 1810 verließ er Zittau und bezog die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren, welchen Plan er jedoch bald wieder aufgab und sich der Musik widmete. Viel hatte zu diesem letzten Entschluß seine Ernennung zum Nachfolger seines Bruders Friedrich als Organist an der Universitätskirche beigetragen, welche Stelle er 1811 antrat. Auch an der Rathsfreischule folgte er seinem Bruder als Gesanglehrer. Erst jetzt entschied er sich, die Orgel zu seinem Hauptinstrumente zu wählen, da seine Stellung ihm so schöne Gelegenheit bot, die unsterblichen Werke S. Bachs praktisch zu studiren. Im Jahre 1812 schied er von Leipzig, um einem ehrenvollen Rufe als Organist an die Hauptkirche St. Petri und Pauli in Görlitz zu folgen, wo er ein großes berühmtes Werk von Gasparini fand und sich nun mit immer regerem Eifer in seiner Kunst zu vervollkommnen suchte. 13 Jahre weilte er zu Görlitz und hat in dieser Zeit in musikalischer Hinsicht ungemein segensreich gewirkt; sein Unterricht im Orgel- und Klavierspiel, sowie im Gesang fand allgemeinen Beifall, und durch die Gründung eines Singvereins erwarb er sich dankbare Anerkennung beim Publikum und später auch die Freude, daß von ihm gebildete Sängerinnen in fremde Orte zu Koncerten gerufen wurden. Auch im Orgelbau hatte er sich bedeutende Kenntnisse gesammelt, u.

S. gehört zu den vorzüglichsten Or
und meint es redlich mit der Kunst,
auch, da er ein durchbildeter Musike
rer Künstler ist. Von seinen viel
nen Orgelkompositionen sind manche
nete Stücke gedruckt worden, doch s
großer Theil derselben bis jetzt noch
geblieben. Auch von seinen Gesän
einige Sammlungen erschienen. —
Gottlieb, Organist an der K
Hirschberg in Schlesien, ist der
Joh. Gottlob und den 19. Juli
Gersdorf geboren. Den ersten Un
Musik erhielt er ebenfalls von seine
weitere Ausbildung im Orgelspiel
ralbaß übernahm, als er in sein
auf das Gymnasium zu Zittau k
Unger u. im Gesange Kantor Schö
dem er 1 Jahr auf der Universität
weilt, privatisirte er 2 Jahre lang
lehrer in Bautzen, wurde dann
zu Sorau in der Niederlausitz und
als Organist nach Hirschberg beru
auch nicht die eminente Kunstferti
spiele erreicht, die seine beiden älte
sitzen, so ist er doch immer ein tü
auf seinem Instrumente. Auch
war er thätig und lieferte als so
spiele, Sonaten u. Variationen
ein Kyrie und Gloria u. s. w.

Schneider von Arno, Kar
ral, 1777 zu Donaueschingen, wu
fürstlich fürstenbergischer Beamt
ren, studirte zu Salzburg, fo
Ausbruch des Kriegs mit Frank
gung zum Militärstand und lie

ielt die nüber- beſetzt, ränkt. ſer er- n ein rlagen nder- e ver- n bis rſten ölßt, h zu oſen. hern, ation enſt- arz- lung ün- rich uge ben nnt er- be- gen en ıd- an h- e- ıd t- ı. n e ı = gestandene Arezzo nahm ihn mit offenen Armen auf; er hielt einen förmlichen Einzug, unter Glockengeläute und Kanonendonner, an der Spitze einer Schwadron Dragoner, die er bereits leidlich eingeübt hatte. Die Organisation des Heeres, die Befestigung der Stadt Arezzo, die Vereitlung der feindlichen Intriguen, das Alles gab im Anfang vollauf zu thun. Der erste Angriff galt dem wichtigen Siena, wo eine Besatzung von 400 Franzosen lag. S. nahm die Stadt durch Ueberrumpelung mit seinen Dragonern; die Citadelle ergab sich später, obgleich sie gar nicht bedrängt worden war. Die Aufständischen fanden dort die ersten eigentlich brauchbaren Geschütze; bis dahin hatten sie sich hölzerner Kanonen bedient, mit eisernen Reifen umwunden. Florenz erhob sich um diese Zeit selbst. S. konnte dort schon mit 12,000 vollkommen geübten Soldaten einziehen u. fand eine reiche Beute vor. Die Eroberung von Livorno folgte nach. Man nahm dort 50 Kanonen von schwerem Kaliber, 10 Mörser, 2000 Flinten u. andere Kriegsvorräthe. Ein reicher Fang wurde noch nach der Einnahme gemacht. Fünf französische Fahrzeuge, mit 800 Mann u. 50 Kanonen, liefen in den Hafen von Livorno ein, von dessen Besetzung durch die Feinde sie nichts wußten. Sie fielen ohne Widerstand in S.s Hände. Eins dieser Fahrzeuge hatte eine Ladung kostbarer Gemälde, welche die Franzosen im Römischen u. Neapolitanischen zusammengeraubt hatten. Das ganze Herzogthum war binnen 4 Wochen befreit worden, u. jetzt war eine Masse von 30,000 Streitern beisammen. Dieser Erfolg brachte dem General S. die schmeichelhafteste Anerkennung von Seiten der Oberbefehlshaber Kray u. Suwarow. Obgleich seine Gesundheit sehr gelitten hatte, so daß er am ganzen Körper aufschwoll u. Blut auswarf, ließ er doch nicht ab, seine Pflichten im ausgedehntesten Maßstabe zu erfüllen. Nachdem Toskana befreit war, galt es dem Kirchenstaat. Perugia, der Hauptsitz des italienischen Jakobinismus sollte zuerst erobert werden, u. S. war es, dem man diese Aufgabe zuwies. Noch immer krank, eilte er mit Kourierpferden nach Arezzo, um die Vorbereitungen zu leiten. Dort sammelte er in kurzer Zeit 12,000 Mann, Milizen aus Arezzo, Cortona, dem Chiana-Thal u. einige kaiserliche Truppen, nebst 12 Geschützen. Am 28. Juli 1799 war Perugia von 6000 Mann eingeschlossen. Der Sturm, der am 1. August unternommen wurde, mißlang. Die Aretiner, von S. persönlich geleitet, drangen zwar bis zum Rathhause vor, wurden nun aber, von den Dächern herab, aus allen Fenstern u. Kellerlöchern von einem so wüthenden Feuer begrüßt, daß sie nach starkem Verlust die Stadt räumen mußten. Dennoch ergab sich die Stadt schon zwei Tage später. Nachher streckte auch die französische Besatzung im Fort die Waffen. Ein Entsatzheer war während der Belagerung zurückgeschlagen worden. Im August erfolgte noch die Einnahme von Civita Castellana. Die Operationen der Aretiner unter S. fallen mit den großen Truppenbewegungen zusammen. Vom Süden

Aretinerwaren nun nicht mehr nöthig, u. S. erhielt Befehl, sein Heer auseinander gehen zu lassen. Er hatte in vier Monaten sechs Städte u. Festungen erobert, mehre Batterien hergestellt, 1200 Reiter, 4000 Mann Fußvolk neu gekleidet u. bewaffnet, im Ganzen 45,000 Milizen befehligt. Und in dieser rohen, fanatischen Menge hatte er nicht allein die Mannszucht erhalten, er hatte sie auch zur Menschlichkeit, zur Schonung gegen überwundene Feinde vermocht. Der General der Aretiner trat wieder als Fähnrich zur Armee. Die ganze Belohnung, die S. zu Theil wurde, beschränkte sich daher darauf, daß man ihn zum Kapitänlieutenant ernannte. Nach Deutschland versetzt, war er nicht so glücklich. Allerdings ordnete er den Landsturm des Breisgaues u. befehligte später ein Streifcorps in Bayern; aber bei dem raschen Vorrücken der Franzosen unter Moreau vermochte er nichts Großes auszurichten. Im J. 1805 wurde ihm der Auftrag, in Kärnthen den Rückzug der Oesterreicher mit 300 Mann zu decken, u. er zeigte hier eben so viel Ausdauer, als Muth u. Geschicklichkeit. Sein größter Dienst bestand darin, daß er einen Geschützpark von 52 Kanonen, der vergessen gewesen zu seyn schien, bespannte u. glücklich rettete. Nach dem Frieden wurde er zum Major im Tyroler-Jäger-Regiment ernannt, erhielt das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens u. den Adelsrang mit dem Prädikat v. Arno, zur Erinnerung an seine Thätigkeit im Toskanischen. Im Feldzuge von 1809 wirkte er mit zu dem glorreichen Erfolge bei Regern. Als Oesterreich 1813 den Krieg erklärte, war S. zum Obristlieutenant aufgerückt. In der Schlacht bei Dresden erbat er sich

von 1813, 1814 u. 1815 [illegible]
Im Jahre 1821, bei dem kurzen Fe
Neapel, befehligte er den Vortrab
Walmoden, die den linken Flügel
bildete. Heldenthaten gab es hier
richten; doch wußte sich S. auf an
dient zu machen durch die Milde,
Provinz Salerno als Militärbefeh
ten ließ. Er trug dadurch zur Bei
der Gährung nicht wenig bei.
Leben verfloß in der Einförmigkeit
Im J. 1823 rückte er zum Gener
1832 zum Feldmarschallieutenant
in Prag, 1834 wurde er zweiter
Regiments Erzherzog Ludwig, 18
kommandant von Linz, 1838 ge
In Linz brachte er die letzten Jahre
zu u. † daselbst am. 16. Janu
hatte in zehn Feldzügen gefochten
Theil schwere Wunden empfangen
unzweideutigsten Proben kalter
u. muthvoller Ausdauer gegeben.
bildung der Truppen im Frieden
viel geschehen.

Schneider (Spielw.), S.
seyn, weniger Augen in seinen
als erforderlich sind, um den Verl
nur einfach zu bezahlen, gewöhnl
diese Zahl bekommen, heißt *aus*
oder *kommen*; S. *machen*, s
machen, daß die Gegner jene Zah
men u. doppelt zahlen müssen.

Schneider (Ornith.), s. v. a.
Tachypetes aquilus *L.*

Schneider, 1) (Ichthyol.), s. v
Caprinus alburnus *L.*; — 2) (En

Uhrmacher die Zähne an den Rädern ausarbeitet; — 2) beim Steinschneider eine vertikal gestellte u. am Rande so geschärfte Scheibe, daß man Edelsteine damit zerschneiden kann; — 3) die am Rande verstählte Scheibe, womit man Metallplatten zu Zainen zerschneidet.

Schneidestein, der Diamant, womit der Glaser schneidet.

Schneidestichel, der kleine scharfe Grabstichel, womit der Umriß der Figuren auf das Perschaft vorgezeichnet wird.

Schneidetritt, der zweite Trittam Sammetwebstuhle; er bringt diejenige Kette, welche das Rauhe des Sammets bewirkt, in die Höhe u. muß beim Schneiden des Sammets in Bewegung gesetzt werden.

Schneidewerk, die Verbindung vieler Schneide-Scheiben an 2 Wellen, welche das Wasser umtreibt; die Scheiben, fest gegen einander gestellt, zerschroten die darauf gelegte Eisenstange in Stückchen, welche dann zu Nägeln u. dergl. verarbeitet werden.

Schneidewerkzange, Zange, womit man die durch das Schneidewerk entstandenen Zaine auf einmal anpackt; hat winkelrecht gekrümmte Mäuler, u. deren Enden haben einen aufgebogenen Haken.

Schneidezähne (Zool.), s. v. a. Dentes primores oder incisorii, s. Säugethiere u. Zähne.

Schneidezahnmuskeln (Musculi incisivi, Anat.), 4 kleine, schwache Muskeln in der Gegend der Schneidezähne, von denen die oberen vom Oberkiefer aus in die Oberlippe, die unteren vom Unterkiefer aus in die Unterlippe gehen u. Bänder an das Zahnfleisch anziehen.

Schneidezeiger, s. Steinzeiger.

Schneidezeug, Gesammtname aller schneidenden Werkzeuge.

Schneidezirkel, Zirkel, der an einem Fuße ne Schneide hat, so daß man, indem man ihn ndreht, eine Rundung ausschneidet.

Schneidig, 1) eine Schneide habend; — 2) as sich leicht schneiden läßt; — 3) vom Gestein, lches sich leicht gewinnen läßt.

Schneidstein (Min.), s. v. a. Topfstein (s. d.).

Schneidung, 1) (Seidenw.), in Zeuchen, in che Lahn gewirkt wird, eine Verbindung, die ch besondere Schäfte in den langliegenden en der farbigen Blumen bewirkt wird; — 2) gekrümmte Gestalt eines Schiffes, welche s die Barkhölzer hervorgebracht wird.

chneidwasser, s. v. a. Schaft oder Scheg Schiffes.

hneisen (Vogelf.), s. v. a. Schneuß.

hneisenbeere (Bot.), s. v. a. gemeine sche, Sorbus Aucuparia L.

hneisingen, schweiz. Pfdorf, Kant. Aargez. Zurzach; 560 Einw.

neittebach (Schnaittenbach), bayer. flecken, N.-W. Oberpfalz u. Reg., Ldgr. rg; Fischerei in zahlreichen Weihern; nw.

nell (Worterkl.), 1) ohne merklichen nraum der Zeit u. des Erwartens ent— 2) (Forstw.), s. v. a. Windschief.

Jakob, Erfinder des Anemochords oder Windklaviers, geboren 1740 zu Vaihingen in Würtemberg, war anfangs Tischler und lernte von 1760 beim Orgelbauer Geßinger in Rothenburg an der Tauber die Instrumentbaukunst, stand dann 6 Jahre in Dülkens Fabrik u. bildete sich darin noch mehr aus, ging 1777 nach Paris, wo er eine eigene Fabrik etablirte u. 1789 obengenanntes Instrument erfand. Nachdem er während der franz. Revolution 5 Jahre als Soldat gedient, machte er mit seinem Instrumente eine Reise nach Deutschland, kehrte aber schon 1802 nach Paris zurück, wo er es 1803 um einen hohen Preis an einen Engländer verkaufte. Er verfertigte hierauf ein zweites, doch wollte seine Fabrik nicht wieder ihre vorige Blüthe erlangen. — 4) Ludwig, Zeichner und Kupferstecher zu Darmstadt, um 1790 geboren u. unter Leitung des berühmten Haldenwang gebildet, lieferte nicht nur für Almanache treffliche Blätter, sondern auch größere Arbeiten, die zu den besten ihrer Art gehören. Nach Haldenwangs Tod wurde er an dessen Stelle Hofkupferstecher und Professor in Darmstadt. Er vollendete auch die von Haldenwang begonnene Platte nach Ruysdaels Wasserfall.

Schnella (Bot.), nach Raddi, Gattung der Cassieae *Rchb.* 2 Arten: S. macrostachya und microstachya *Radd.* Bäume in Brasilien.

Schnellbach, kurhess. Dorf, Prov. Fulda, Kr. u. Amt Schmalkalden, an der Nessel; 470 Einw.

Schnellbalken, die Verbindung einer Kette mit einem Hebebaum zur Bewältigung starker Lasten, z. B. der Gewicht- oder Schlagbalken, womit der mit Blei gefüllte Trog zum Schrift-

schnellt der Ast in die Höhe u. zieht
Schlinge zu, die um das Trittholz
u. den Vogel an den Füßen festhält.
senm.), s. v. a. Stecher, s. Büchs
kunst; — 7) sonst die Personen,
Wurfgeschütze bedienten; — 8) H
welche den Feuerwerkern u. Kanon
Hand gehen; — 9) Garnmaß; —
Pincé renversé, Mus.), eine wesent
(s. d.), besteht aus dem vorgeschrieb
tone u. aus der Sekunde desselben
durch 2 kleine Noten angegeben.
trag des S.s muß sehr geschwind
sam abgeschnellt, woher auch der N
Bach dieser Verzierung gegeben
kommt nur auf einerlei Art vor
führung u. erfordert viel Stärke u.
der Finger, wenn der Zweck der
nier, gewissen Stellen noch mehr K
gie zu geben, erreicht werden soll.
wird der S. am häufigsten vor ein
ten Note, besonders wenn eine
folgt; vor oder zwischen mehren
kunden, vor Einschnitten; nach
Sprüngen u. bei einer einzeln
kunde.

Schneller (Biogr.), Julius
gias, Geschichtsforscher, geb. 17
burg, studirte zu Freiburg, wo
Rechtsprofessur besaß, mit solchen
thematik, daß er bereits 1794
erkrankten Professors versehen ko
er noch das Studium der Rechte
1795 die Flugschrift: „Ueber Pre
kationslinie" erscheinen, bemüht
reau den Rhein zu überschreiten

Schnellewalde, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neustadt; Freischoltisei, Mühle; 2210 Einwohner, welche sich meist mit Vieh-, Theer- und Holzhandel beschäftigen.

Schnellfalle, 1) s. v. a Schlagbaum; — 2) Marderfalle, s. Marder.

Schnellfeuerzeug, s. Feuerzeug.

Schnellfliege (Entom.), Fliegengatt., s. v. a. Raupenfliege, Tachina *Meig.*

Schnellfluß Beaumé's (Chem.), Mischung von 3 Theilen feingepulvertem Salpeter, 1 Theil Schwefel, 1 Theil trockener Sägespäne; verbrennt, entzündet, mit solcher Heftigkeit, daß eine kleine dazwischen gelegte Münze geschmolzen wird, bevor die Mischung verbrennt.

Schnellförtel, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Görlitz; Eisenhammer; 220 Einw.

Schnellfuß (Arachnid.), Milbengatt., s. v. a. Ocypete *Leach.*

Schnellgalgen, s. Galgen.

Schnellgehend (Forstw.), s. Gerechtgehend.

Schnellgerberei, s. Gerberei.

Schnellgurke (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Elaterium *L.*

Schnellharz (techn. Bot.), s. v. a. Kaoutschouk (s. d.).

Schnellholz, Gabriel, Formschneider und Buchdrucker, um 1536 zu Merseburg geboren, errichtete zu Wittenberg eine Buchdruckerei, in welcher er große Thätigkeit entwickelte. Es erschienen bei ihm Formschnittwerke mit Bildnissen nach guten sächsischen Meistern, wovon er selbst einige geschnitten haben soll, darunter eine Sammlung von Porträten sächsischer Fürsten, unter dem Titel: Wahrhafte Bildnisse etlicher Fürsten u. Herren, welche zu der Zeit, da die heil. Schrift wieder an Tag kommen ist, regiert u. gelebt haben, Wittenberg 1562, 4. Ausg., mit lateinischem Text: Illustrium Ducum Saxoniae vivae effigies ab anno nativitatis Christi 842 usque ad annum 1563, daſ. 1563, 4, neue Aufl. 1570; mit deutschem Text: Abcontrafactur vnd Bildniss aller Großherzogen, Kur- u. Fürsten, welche das Land Sachsen regiert haben, in deutsche Reime bracht durch M. J. Agricolam, daſ. 1563.

Schnellin, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Wittenberg; Vorwerk; 130 Einw.

Schnellingen, bad. Dorf, Mittelrheinkr., Amt Haslach; 310 Einw.

Schnellkäfer (Entomol.), 1) s. v. a. Elaterida, Gruppe der Käferfamilie der Sägehörner oder Serricornia, Abtheilung der Sternoria, s. Serricornia; — 2) a) Käfergatt, s. v. a. Springkäfer, Elater *L.*; — b) desgl., s. v. a. Orchesia *Latr.*

Schnellkäulchenbaum (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Guilandina *L.*

Schnellkaule (Schnellkugel), s. v. a. Klicker u. Marmorkugel.

Schnellkloben (Vogelf.), s. Kloben.

Schnellkraft, s. v. a. Elasticität.

burg; Mühle; 310 Einw.

Schnellmannskreit, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Oberbayern, Ldgr. Aichach; 150 Einw.

Schnellmörtel, s. v. a. Hydraulischer Kalk.

Schnellpost, 1) s. v. a. Eilpost, s. Post; — 2) s. Zeitungen.

Schnellpresse, s. Buchdruckerkunst.

Schnellroda, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.=B. Merseburg, Kr. Querfurt; Rittergut; 190 Einw.

Schnellrode, kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Melsungen, Amt Spangenberg; 340 Einw.

Schnellschiff, s. v. a. Brigantine.

Schnellschleife, s. v. a. Schneller 5).

Schnellschreibkunst, s. Tachygraphie.

Schnellschütze (Weber.), s. Schütze.

Schnellseil (Jagdw.), s. v. a. Ruckleine.

Schnellstange, **Schnellstift**, s. Schwanenhals.

Schnellthier (Säugeth.), s. v. a. Springmaus, Dipus *Gmel.*

Schnellthierchen (Zoophyt.), s. v. a. Vorticella Convallaria *Ehrenb.*

Schnellwachsende Pfirsiche (Pomol.), s. Pfirsiche.

Schnellwage (Knippwage), Wage, woran die Arme des Balkens von ungleicher Länge sind; an den kürzern kommt die zu wägende Last, an den längern das Gewicht, das stets ein und dasselbe bleibt und den Gewichtsbetrag der Last durch die Entfernung vom Wendepunkte anzeigt, in welcher es, um jener das Gleichgewicht

Magen u. die Galle von der Leber
die Gedärme u. Leber klein gehackt,
auf 3 große Semmelscheiben geschni
gen Schnabel durch die Brust bei
gestochen, die langen Füße zurück
so am Spieße, in der Pfanne oder
braten; wenn sie gut sind, die
Semmelscheibchen (sogen. Schne
auf beiden Seiten in der Butter, n
gebraten werden, braun abgebra
Braten angerichtet. — Salmy vo
von den Federn gereinigte S.n a
das Eingeweide mit Ausnahme
möglichst fein geschnitten, ein wen
ter, Muskaten, gehöriges Salz u
bene Semmel darunter gemischt
ein wenig auf Semmelscheiben
backen, um zu bemerken, ob die
ker ist u. daher noch mehr geri
fordert. Dann 8—10 Scheiben
nenthaler=Größe geschnitten, mit
½ Finger dick bestrichen u. auf
ter bestrichenen blechernen Deckel
entfederten u. gereinigten S.n s
Dämpftiegel mit Suppenwurzeln
ben belegt u. mit etwas Fleisch
weich gedämpft, in zierliche u. gle
schnitten, den Saft braun angehe
gelöst, Mehl eingestäubt, leicht
aufgefüllt, Alles zu einer dunkel
gekocht; diese über die S.n gestri
Glas rothen Wein verbessert, ei
kert u. wohl abgeschmeckt.
vor dem Anrichten das oberwä
in einer heißen Röhre schnell br
als Kranz um die angerichtete

wissermaßen erst durch mühevolles Abtra- uf der einen und Aufschütten auf der an- Seite gewonnen werden mußte, so können icht umhin, den Mann zu bewundern, der, elseitigen andern Geschäften, der Leitung Baus vorzustehen, vor Allem aber die n desselben herbeizuschaffen vermochte (für rste Wohngebäude allein betrugen die letz- im Anschlage 10,000 Thlr., kamen aber r Ausführung über 15,000 Thlr.); neben ward bald noch ein zweites, eben so gro- rrichtet, und beiden wurden später noch leinere hinzugefügt, da er dabei größten- auf seine eigenen Mittel, besonders auf stellerei hingewiesen war. Zwar hatte einem Landesfürsten, dem Herzog Ernst II., Gönner, der sich in hohem Grade für sein nehmen interessirte u. ihn namentlich mit Geschenke von 4000 Thlr. unterstützte; ie Regierung verwilligte ihm mancherlei eile und Freiheiten, so wie redliche Freunde eistand leisteten: doch war dies Alles nur für Augenblicke, u. unstreitig haben seine üdete Thätigkeit, sein tüchtiger Verstand, h in dem wichtigen Fache des Haushalts urecht fand, seine Ordnungsliebe und ichkeit und ein festes Vertrauen auf Gott Gelingen seines Werks das Meiste bei- en. Männer, wie Gutsmuths und e (s. d.), hatten sich indessen mit der An- erbunden und beide ihr mehre Zöglinge hrt; das neu errichtete Instituts-Lokal schon am Ende des folgenden Jahres ise benutzt werden. Größerer Glanz er- der Anstalt, als ihr der Erbgraf Georg, ls regierender Fürst zu Schaumburg- dann drei Prinzen von Hessen-Philipps- archfeld anvertraut wurden. Die Zahl glinge, die ihr bald aus allen Gegenden lands, aus England, Frankreich, Spa- Portugal, den nordischen Reichen, Polen, weiz, aus Nord- und Südamerika zuge- urden, betrug zur Zeit ihrer größten nz über 60.

r die pädagogischen Grundsätze, Salzmann bei der Erziehung und Bil- iner Pflegesöhne befolgte, bemerken wir lgendes: In Beachtung der Wahrheit, r ein gesunder Körper ein taugliches ug für den Geist zur Erfüllung seiner n Lebenszwecke abgeben könne, lag ihm ge für das physische Wohlseyn und die iche Entwickelung seiner Zöglinge mehr rzen, als der Anbau frühzeitiger Ge- keit. Eine durch künstliche Treibhaus- ung erzwungene jugendliche Vielwisserei m durchaus zuwider. Mittel hierzu ihm gymnastische oder Turn-, insbeson- ch Schwimmübungen (erstere auf einem von den Institutsgebäuden errichteten atze, zu letzteren boten die in dem an- en Reinhardsbrunner-Thale gelegenen die erwünschteste Gelegenheit), Spiele en und dergl., die Gutsmuths mit Umsicht folg leitete und durch seine Schriften ter dem größeren Publikum in Anregung (Gutsmuths, Gymnastik für die Ju-

Gegenstande war Salzmanns ältester Sohn, Friedrich († 1850 als herzogl. koburg-gotha. Ober-Stallmeister in Gotha), der die Reitkunst in Gotha erlernt hatte und nun die Verwaltung des Guts übernahm, das auch zur Stallung für die Pferde diente. Kleinere und größere Exkursionen und Reisen, die von Salzmann gemüthlich beschrieben wurden, dienten außer zur Förderung der Gesundheit zugleich zur erheiternden Abwechselung und Belehrung (vgl. Reisen der Salzmannischen Zöglinge, 6 Thle.; — Reisen der Zöglinge zu S., 2 Bde.). Auch gehören hierher das Gehen in leichter Kleidung, mit unbedecktem Hals und Kopfe trotz allem Wind u. Wetter und dergl., worin Salzmann den Seinen selbst mit eigenem Beispiele voranging. Doch bemerken wir ausdrücklich, daß bei allem Diesem für körperliche Uebungen und Bewegung im Freien, wie noch jetzt, täglich nur 3, für wissenschaftlichen Unterricht 6 Stunden bestimmt waren.

Was die Ausbildung des Geistes betrifft, so sollten über Rom und Athen, Judäa u. Chaldäa und worin sonst das Ein und Aus gelehrter Schulen alten Styls bestanden haben mochte, Kenntnisse, die unmittelbar auf den praktischen Gebrauch und Nutzen im Leben berechnet wären, in den Vordergrund treten, über alter Geographie und Naturgeschichte nicht die neue, über todten Sprachen nicht die Sprachen unsrer jetzt lebenden Nachbarvölker vernachlässigt, das Nachdenken sollte durch Anschauung u. Erkenntniß des zunächst vor uns Liegenden, besonders der uns umgebenden Natur entwickelt werden. Manche namhaft gewordene Männer, die ihm sein Ruf und das Interesse für das in der pädagogischen Welt angeregte reformatorische

und nach seiner Rückkehr diesen Un
eins seiner Hauptlehrfächer überna
nen lehrten Buddeus und der al
cher bekannte Karl Ausfeld, bei
zogen. Botanische Exkursionen, H
Herbarien, Sammeln von Insekt
lien und dergleichen für das Natur
um dessen ornithologischen Theil
besonders verdient machte, diente
Interesse für Natur und Naturu
zu erhöhen. Salzmann selbst er
Botanik, an der er, wiewohl er sie
ren Jahren erlernt, großes Intere
nebst seinem Sohne Karl Unte
Elementarunterricht in Sprache
schichte, Botanik, Geographie u. s.
zum Theil Salzmanns 7 Töchter
mehre seiner Enkelinnen. Komm
zuletzt auf das Lateinische und G
reden, so geschieht dies mehr, un
der Anstalt vorherrschende prakti
des Unterrichtswesens zu bezeichn
cher das klassische Alterthum ni
Eins und das Alles der Bildun
sollte, als weil der Werth und die
keit dieser Wissenschaften jemal
Zweifel gezogen worden wären.
zum Studiren Bestimmten fanden
wie Lenz (nachmals Direktor a
zu Nordhausen, dann zu Wei
Weißenborn († 1834, beid
söhne Salzmanns) u. Andern,
sche Lehrer, die manchen Schüler
Lateinischen und Griechischen wo
auf das Gymnasium, ja selbst a
tät entlassen werden konnte, so

Kinder", „Heinrich Gottschalk", „Unterricht in der christl. Religion," „Ueber die wirksamsten Mittel, Kindern die Religion beizubringen," „Der Himmel auf Erden," „Die Gottesverehrungen," „Die christliche Hauspostille," „Der Bote aus Thüringen, eine Zeitschrift für's Volk," die er im Jahre 1788 herauszugeben anfing und bis ins Ende seines Lebens fortsetzte, und einzeln erschienene, aus ihm genommene Volksbücher als: „Ernst Haberfeld," „Sebastian Kluge," „Constants Lebensgeschichte," „Heinrich Glaskopf," „Joseph Schwarzmantel" u. A.).

Fassen wir das pädagogische Verhältniß, in welches sich Salzmann zu seinen Zöglingen stellte, ins Auge, so war es, bei aller Strenge, mit der er von Jedem seine Pflicht forderte, das väterliche Verhältniß des Vertrauens und der Liebe, in welchem er unter ihnen, wie in einem großen Familienkreise, wirkte, u. wobei er sie meist nur durch Worte und Winke leitete. Erziehern, die mit allen Strafen nie zum Zwecke gelangen, sondern durch Widerspenstigkeit, die sie hervorrufen, das Uebel, dem sie wehren wollen, nur noch vermehren, konnte er eher mit Recht rathen, den Grund desselben weder in sich selbst und in ihrer verkehrten Behandlung, als in der verderbten Natur der Kinder zu suchen. — Unter den Ermunterungsmitteln zum Fleiße und sittlichen Verhalten waren die sogenannten Meritentafeln, die, mit den Namen der Zöglinge versehen, öffentlich im Betsaale aufgehängt waren, das bekannteste. Gute Censuren wurden durch Punkte neben dem Namen des Belobten bemerkt; so derselben verlieh gewisse Vorrechte und höheres Ansehen in der Gesellschaft; bei fortgesetzt lobenswerthem Verhalten erfolgte die feierliche Ueberreichung des goldenen Ordenskreuzes. Diese Feierlichkeit, die, im Sinne Salzmanns, der nach dem Geschmacke der damaligen Zeit einer gewissen Bezeichnenden Symbolik (wozu wir auch die Flachrothe Uniform der Zöglinge rechnen) nicht abhold war, eine Tugendweihe vorstellte — die, von einem Manne verrichtet, der, schlicht und einfach, wie er, angetragene weltliche Ehren und Titel jederzeit zurückwies, ihre Wirkung am wenigsten verfehlen konnte, entgleichwohl der übelen Nachrede nicht und nicht bald abgestellt werden, so wie später unter seinen Nachfolger auch die Meritentafeln abgeschafft wurden.

Salzmann konnte, umgeben von wohlgerathenen Kindern und dankbaren Pflegesöhnen, den Genusse eines redlich verdienten Wohlstandes und des Beifalls seiner Zeitgenossen, geachtet vielwirkend als Schriftsteller, vor Andern sich glücklich preißen werden, wenn man die Kehrseite seiner Lage, die vielen Sorgen, welche die Leitung einer solchen Anstalt, in Verbindung mit einer starken Familie, mit sich führen mußte, den Verdruß, welcher mit dem Wechsel und der nicht immer glücklichen Wahl der jüngeren Lehrer unvermeidlich verbunden war, und andere Uebel in den Hintergrund stellte. Die zunehmende Schwäche des Alters, das Einbrechen mancher Stürme verminderten den Flor der Anstalt, die im Jahre 1809 auf 32 Zöglinge

ganz einfach; seine hohe Stirn bezeichnete den selbstständigen Denker, die würdige Haltung seines Körpers und sein patriarchalischer Anstand den Herrn und Vater einer großen Familie. Scharf und eindringend war sein Blick, schnell sein Entschluß, ruhig und besonnen sein unermüdetes Wirken, groß seine Herrschaft über sich selbst und seine Gewalt über die kindlichen Seelen, die er schon durch Blicke und Winke regierte. Haushälterisch ohne Eigennutz, fest und kräftig ohne Eigensinn, wohlthätig und hülfreich ohne Eitelkeit, ward er Allen, die ihn kannten, ehrwürdig durch Das, was er war, wie durch Das, was er leistete. Tausende, denen er Lehrer und Führer zur Tugend und ächten Lebensweisheit war, segnen das Andenken seines Namens,

Der Ruf der Anstalt war bei dem Tode ihres Stifters schon in so weit begründet, die wichtigen Vorzüge, die sie für Erziehung darbietet, waren in so weit anerkannt, das Vertrauen, welche der Verstorbene besessen, war auch auf Diejenigen, welche sich so lange als seine thätigen, erfahrenen Mitarbeiter bewährt, in so weit übergegangen, daß es nur der richtigen Benutzung der vorhandenen Mittel bedurfte, um die Anstalt auch nach diesem großen Verluste weiter fortzuführen. S.s Sohn, Karl Salzmann, der — wie oben erwähnt — vom Vater zum Nachfolger bestimmt und erzogen worden war, später zu seiner weiteren Ausbildung drei Jahre die Universität Göttingen besuchte, dann, wie gleichfalls berichtet, zur gründlichen Erlernung der englischen Sprache eine Zeit lang in England zubrachte, konnte daher, von Männern wie Gutsmuths, Ausfeld, Weißenborn und

so daß derselbe Lehrer, je nachdem einen Fache mehr oder weniger aus verschiedene höhere oder niedere K werden kann. Hierdurch werden fre Klassen fast in Privatstunden zer wird ein verhältnißmäßig großes Le nöthig gemacht. Indessen erfordert schiedene Vorbereitung, mit welcher in die Anstalt kommen, dies die keinesfalls derselben zum Vor chen kann. Ferien für die Zög wegen der weiten Entfernung der selben vom älterlichen Hause und Schwierigkeit, die Zurückgebliebenen ßig zu beschäftigen, nicht Statt, un sen, ländliche Feste im Freien, wi und Kartoffelfest, gelegentliche K u. dergl., müssen dafür entschädig ist jedem Lehrer jährlich eine Fre Tagen verstattet, die er zu beliebig treten kann.

Ganz besonders empfiehlt sich S Lage, die für seinen Zweck: fern von Einflüssen der Stadt, im freien schönen Natur eine gesunde, kräf frohe Jugend zu erziehen, nicht wählt werden konnte. S. liegt chen Abhange des Thüringer-Wal geräumigen Anhöhe, welche nach Seite hin eine weite Fruchtebene der man viele Dörfer, die Eisenb nach Eisenach und im Hintergru denzstadt Gotha selbst mit ihren ihr erhabenen Schlosse übersieht der nordwestlichen Seite, 1/2 Stu blickt man die Stadt Walters

genen Anstalt mit unermüdetem Eifer seine Zeit und Kräfte widmete, wirkte S. auch unter veränderten Zeit- und Lebensverhältnissen segensreich fort, feierte am 7. März 1834 im frischen Gefühle jugendlicher Kraft das 50jährige Stiftungsfest der Anstalt und am 1. Juni 1844 in dankbarer Erinnerung das Andenken an das 00jährige Geburtsfest ihres Stifters. Auch etzt noch, nach einem abermaligen Direktorwechsel, blüht die Anstalt unter günstigen, auch für ie Zukunft Heil verheißenden Verhältnissen fort. Der Direktor Karl Salzmann nämlich konnte, ls er den Abend seines thätigen Lebens in einem ruhigeren Wirkungskreise auf dem Landsitze S. zuzubringen beschloß, die Leitung der nstalt, der er 37 Jahre mit rühmlichem Eifer nd glücklichem Erfolg vorgestanden hatte, in ler Zuversicht den Händen eines jüngeren Mannes übergeben, der sich früher unter seinen ugen gebildet und schon die erfreulichsten Beeise von seinem Geschick und Berufe für das dagogische Fach gegeben hatte. Dieser, der genwärtige Direktor, Wilhelm Ausfeld, ohn des obengenannten Schwiegersohns Salzmnns, Ernst Ausfeld, besuchte, nachdem er in die nöthige Vorbereitung erhalten, im J. 30—33 das Gymnasium zu Gotha, studirte m 1833—36 in Leipzig und Jena Theologie Pädagogik, übernahm hierauf als Kandides Predigeramts eine Erzieherstelle beim sischen General Molostroff, den er auf seine ter bei Kasan begleitete, dann beim russischen rde-Oberst Laptieff zu Moskau, bewarb sich er um das erledigte Direktorat an der Schule St.-Michaelis-Gemeinde daselbst, zu dem er nvoll erwählt ward, und das er 5 Jahre mit dem gesegnetsten Erfolge verwaltete. an ihn ergangenen Aufforderung folgend, eitung der Anstalt zu übernehmen, die ihn er gebildet, kehrte er im J. 1847 ins Vand zurück, unternahm noch eine Reise England und Frankreich und trat dann die le als Direktor von S. an, das sich gegenig unter seiner thätigen, umsichtsvollen ng eines erwünschten Fortgangs erfreut. l. die betreffend. Biographien.

hnepfenzug, s. Scolopax.

hnepfhuhn (Ornith.), s. v. a. große schnepfe, Scolopax rusticola *L.*

hnepfknorpel des Kehlkopfs, s. v. ßkannenförmiger Knorpel, s. Kehlkopf.

hnepke, hannöv. Dorf, Oberhoya, Amt ; 140 Einw.

hnepow (Ssnepow, Schnepfen-, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herr- Lissa; 130 Einw.

hneppe, 1) (Ornith.), s. v. a. Schnepfe, pax *L.*; — 2) (Kleidungsw.), Kopfbeg für Frauenzimmer, mit einem Zuge en, zuweilen auch mit einer 3eckigen Spitze, die Stirne bedeckt, dann häufig als rkleidung benutzt; — 3) die Schnauze Ausguß an einer Kanne u. an ähnlichen n; — 4) der Rand an einer Stufe oder ng, oder der Stand auf ihm; — 5) (bot. , s. v. a. Apex.

neppenbach (Geogr.), 1) bayer. Dorf,

200 Einw.

Schneppenmörser (Pharm.), s. v. a. Mixturmörser.

Schnepper, 1) (Chir.), s. v. a. Schnäpper; — 2) (Vogelf.), s. v. a. Wippstock.

Schnepperchen, s. v. a. Balgliese.

Schnepperer, s. v. a. Rosenplüt.

Schneppern, s. v. a. Klappen, s. Billard.

Schneppkarren, s. v. a. Schüttkarren.

Schneer (Ornith.), s. v. a. Schneer, Misteldrossel, Turdus viscivorus *L.*

Schnerz (Ornith.), s. v. a. Wiesenschnarrer, Crex pratensis *Lechst.*

Schnerzhofen, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben u. Neuburg, Ldgr. Türkheim; über 100 E.

Schnetinghausen, hannöv. Dorf, Stade, Bremen, Amt Rotenburg; 130 Einw.

Schnett, sachsen-meining. Dorf, Amt Eisfeld; 620 Einw.

Schnetteln (Forstw.), s. v. a. Schneideln.

Schnetz, Jean Victor, Historien- u. Genremaler, einer der ausgezeichnetsten und geistreichsten Meister der neueren französischen Schule, 1787 zu Versailles geboren, kam jung nach Paris, wo er in Davids Schule trat und sich 1810 durch ein Gemälde bekannt machte, das den Tod des Generals Colbert vorstellt, wie er die letzten Worte aushaucht, daß sein Tod eines Soldaten der großen Armee nicht unwerth sey, da er die Engländer, die letzten und ewigen Feinde Frankrrichs, fliehen sehe. Von größerer Bedeutung ist ein großes Gemälde von 1819, den barmherzigen Samariter vorstellend, jetzt in der Kathedrale zu Valence, womit er sich bereits seinen Rang unter den besten Meistern der französischen Schule sicherte, da dieses Bild

dem Leopold Robert verwandten S
schiedene Genrebilder, welche ein
zur Darstellung italienischer Vol
rathen. Zu den früheren in Ita
Bildern dieser Art gehört der alt
Campagne di Roma, jetzt im
ferner die Wahrsagerin, die einer
enerin ihr Schicksal prophezeit,
St. Cloud, und die Frau des Rä
mit dem Kinde im Korbe eilig
Räuber ins Gefecht gerathen sind
Gallerie des Palais Royal.
zum letzteren dient das Weib
schlafend. Einen eben so rühren
schen Eindruck bringen zwei
welche unter dem Namen des G
Madonna und des Gebetes an
frau bekannt sind. Das letzter
ist von außerordentlicher Wahr
der Darstellung; eine ältliche Fr
Kapelle sitzend, zur Madonna u
ihrer Tochter. Eben so trefflich
in der Gallerie Luxembourg, wel
jungen Montalto vorstellt, dem
prophezeit, daß er Papst werd
N. Lecomte unter dem Titel: S
stochene Bild ist von ungewöhnl
glänzender Färbung. In den R
stellungen auf dem Gebiete des
der frühern Zeit des Meisters
Eremit, welchem ein Mädchen
puziner, welcher ein Weib mit i
nimmt; der verwundete guelfi
französische Soldat, welcher, u
lier zu rächen, auf dem Kapitol
der Pilger, mit seinem Sohne

Schneuk, ſ. v. a. Kinderdute.

Schneuß (Jagdw.), der ausgehauene Weg ür den Dohnenſtrich und das Sprenkelſtellen, . Dohnen.

Schneuzen (Munctio s. Emunctio, Phyſ.). Man macht eine ſtarke Inſpiration, um die in uftwegen enthaltene Luft zu vermehren, und eibt dann dieſelbe plötzlich mit einiger Anſtren= ung durch die Naſe, um in derſelben angeſam= elten Schleim, Thränenflüſſigkeit, Staub ꝛc. t entfernen und ſie der Luft wieder zugänglicher t machen. Die Thiere bewirken daſſelbe durch ieſen.

Schneverdingen, hannöv. Pfarrdorf, Stade, remen, Amt Rotenburg; 360 Einw.

Schney (Schnai), bayer. Pfarrdorf, R.=B. erfranken, Ldgr. Lichtenfels, am Schney= ch; Schloß, Porzellanfabrik; 900 Einw.

Schnezenhauſen, würtemberg. Weiler, ɔnaukreis, Oberamt Tettnang; 140 Einw.

Schnibbe (Ornith.), ſ. v. a. Becaſſine (ſ. , Heerſchnepfe, Scolopax Gallinago *L.*

Schnick (Schnigge), kleines rundes Fahr= g zum Fiſchfang auf der Nordſee, das ein rietſegel am Maſt, vor demſelben eine Focke Stag und auf dem Bugſpriet einen Klüver rt. Hinten iſt gewöhnlich noch ein Giekbe= n an einem auf dem Hintertheil befeſtigten ier.

Schnicken, 1) rückwärts ſchnellen; — 2) den Vögeln, wenn ſie den Schwanz ſchnell und nieder bewegen, oder wenn ſie vom per Waſſer abſchütteln, oder das Futter ver= ren.

Schnieber (Schneber), ſ. Schneeberger o ſchen.

Schniebinchen, preuß. Dorf, Prov. Bran= urg, R.=B. Frankfurt, Kr. Sorau; Forſt= ; 130 Einw.

Schniel (Ornith.), ſ. v. a. Gimpel, Fringilla hula *L.*

Schniergordingen (Seew.), ſ. Gordin=

Schnifis, öſterr. Dorf, Vorarlberg, Ldgr. bkirch; 400 Einw.

Schnigge, ſ. v. a. Schnick.

Schnigling, bayer. Dorf, R.=B. Mittel= en, Ldgr. Nürnberg; Glasſchleife, Müh= 30 Einw.

Schnin, Stadt, ſ. v. a. Znin.

Schnippchen, 1) Schneller mit dem Mittel= r, den man zuvor an den Daumen geſtemmt — 2) Bewegung der Hand, wo man den lfinger ſchlägt; — 3) Bewegung des Mit= gers, den man erſt auf den Daumen hält n der innern Seite herabſchnellt, ſo daß den Ballen ſchlägt; — 4) Jemand ein *lagen*, ihn nicht achten, ſeinen Drohun= t entgehen wiſſen.

Schnippe, 1) ſ. v. a. Schneppe; — 2) bei auben ein Büſchel Federn, die über dem bel vorwärts gebogen ſind; — 3) ſ. Equus erdezucht.

Schnippen, 1) eine kurze, ſchnelle Bewe= machen, ein Schnippchen ſchlagen; — 2)

Monoceros, Columbella, Purpura, Ricinula, Cassis, Cassidaria).

Schnippentaube (Ornith), s. v. a. Maskentaube, s. Columba livia domestica.

Schnipper (Vogelf.), s. v. a. Wippstock.

Schnippisch, geneigt und geübt, Jemandem durch Worte oder Benehmen seine Geringschätzung zu erkennen zu geben.

Schnipp Schnapp Schnurr, ein von einer beliebigen Anzahl Personen mit der deutschen Karte gemachtes Spiel. Es wird auf zweierlei Art gespielt. Jeder der Spielenden bekommt gleich viel Karten; ist die Zahl der Spielenden ungerad, so erhält die Vorhand und dann der auf diese Folgende eine der übrig gebliebenen Karten. Die erste Art von S. ist nun folgende: Der Erste spielt aus, kann dies aber stets nur mit einer Sieben oder einem Untern thun. Hat er keine von diesen Karten, so geht das Ausspielen alle Mal auf den Folgenden über, welcher damit versehen ist. Bei dem Auswerfen der einen oder der andern der genannten Karten sagt der Ausspielende Schnipp; der Besitzer der Acht oder des Obern von gleicher Farbe gibt die Acht oder den Obern darauf und sagt Schnapp; wer die Neun oder den König darauf gibt, sagt Schnurr. Mit dem Wort Murr oder Apostolorum wird zuletzt die Zehn oder das Daus darauf gegeben. Der zuletzt Daraufgebende wird nun Vorhand. Die zweite Art von S. besteht darin, daß die Vorhand und dann die Stichmacher jedes beliebige Blatt mit dem Wort Schnipp ausspielen. Auf die ausgespielte Karte werden die 4 nächstfolgenden von gleicher Farbe gegeben, und zwar wird bei dem Draufwerfen der zweiten Schnapp,

Kaspar; sie etablirten sich in Sto
ten daselbst eins der schönsten Werk
von 63 Stimmen für 4 Manuale u
der Michaeliskirche. Außer diesen
noch das 56stimmige zu Alkmaer, d
wurde u. m. a. Franz Kaspar
welcher Zeit an der ältere Brud
mehr viel zu vollbringen im Stand
seyn scheint.

Schnitt (in versch. Bed.), 1) bei
Art des Zweikampfs, der mit krum
senmessern vollzogen wird; daher
chen machen, auf diese Art kämp
den S. fordern; — 2) das B
Bäume u. Weinstöcke; — 3) die G
die Bäume durch das Beschneiden
4) s. v. a. Schneiden (Landw.), d
v. a. Ernte; — 6) beim Schneiden
der Kleider, daher häufig s. v. a.
die Eigenheiten, welche ein Form
weist, so daß er einen guten, ei
Schnitt ꝛc. zeigt; — 8) s. v. a.
das Verhältniß, nach welchem das
breitesten Stelle aus nach hinten
schmäler zuläuft; — 9) das a
schnittene Muster, nach welchem
Kleidungsstücke der Frauen ausg
den, indem man jene auf das rohe
10) am Buche die Fläche, die sich au
heit der Fläche nach ihrer Dicke dad
sie, auf einander gepreßt, wie ein
men behobelt werden. Diese
bekommt gewöhnlich einen lebh
weshalb man von rothem, vergo
rem Schnitte spricht; die dazu
Farben sind Zinnober; Mennige,

huittfarbe (Buchb.), die verschiedenen
n, als Mennige, Zinnober ꝛc., womit der
tt eines Buches gefärbt wird.
huittform, Form, welcher der Diamant-
ber, der Edel- oder Kleinschneider und der
leinschneider den Edelsteinen gibt. Die
der Schmuckſteine ist verschieden, und man
cheidet an denselben: 1) den Obertheil
körper, Krone, Pavillon), der auch nach
jassen des Steines noch sichtbar bleibt;
Untertheil (Unterkörper, Külasse), der
der Fassung befindet und also nach unten
3) die Rundiste (Rand, Einfassung, Gür-
er breiteste Theil, an welchem der Stein
Fassung befestigt ist und dessen Durch-
sfläche den Ober- und Untertheil trennt;
erscheinen nur in Flächen (Tafeln). Die
ſten S.en sind folgende: a) der Spitz-
eine veraltete Form, wobei man dem
durch Schleifen und Poliren eine der
llgestalten des Diamantes (das Oktaëder)
n hat; b) der Brillant, der vorzüglich-
nitt, durch welchen Glanz und Feuer am
hervorgehoben werden. Er hat Ober-
Rundiste u. Untertheil, wovon ersterer 1/3,
r 2/3 der ganzen Höhe des Steines ein-
Die oberste Fläche des Obertheils
Tafel, die unterste Fläche des Untertheils
te; beide laufen parallel mit der Run-
nd erstere hat an Größe 4/9 des Durch-
der Rundiste, die Kalette aber nur 1/5
Tafel. Diejenigen Facetten od. kleinen
, welche mit ihrer größern Seite an die
grenzen, heißen Sternfacetten, die
elche sowohl am Ober- als Untertheil an
ndiste stoßen, Querfacetten. Nach
l der Facetten unterscheidet man: den
chen Brillant, der am Obertheil die
it 32 Facetten hat, die in 3 Reihen so
egen, daß Stern- und Querfacetten
g, die zwischen diesen liegenden aber
g sind; die Kalette am Untertheile hat
tten, wovon 16 Querfacetten dreiseitig,
rn an die Kallette grenzenden aber vier-
fseitig und; in allen zählt man an dieser
Flächen; den zweifachen Brillant
bes Gut), an dessen Obertheil außer der
4 dreiseitige Facetten in 2 Reihen, am
il nebst der Kalette 8—12 Facetten sind,
chen die Querfacetten drei-, die andern
lig sind. Halbbrillanten (Brilla-
nennt man solche Brillanten, denen der
il fehlt; englische zweifache Brillanten
bei welchen die Facetten des Obertheils
tern bilden. c) Die Rosette od. Rau-
e, Rautenstein, Rosenstein) wird dann
det, wenn der rohe Stein nur mit gro-
luſt an seinen körperlichen Inhalt zum
en geschnitten werden könnte. Sie ist
tertheil und bildet oben eine Pyramide,
lauter dreiseitigen Facetten geschliffen
in einer Spitze ausläuft. Eine schöne
soll als Höhe die Hälfte des Durchmes-
Grundfläche haben. Man unterscheidet
sche (gekrönte oder eigentliche) Rosetten,
r Rosetten, Brioletten od. Pendeloquen

f) Der Treppenschnitt, [illegible] färbten Steinen Anwendung findet, und aus Obertheil, Untertheil u. Rundiste besteht. Von der letztern aus laufen die länglich viereckigen Facetten abnehmend nach Tafel und Kalette hin. Der Obertheil hat gewöhnlich 2, seltener 3 Facettenreihen, während die Zahl derselben am Untertheil größer ist und bei dunkler gefärbten Steinen zunimmt. Die Gestalt der Steine kann vier=, sechs=, acht= und zwölfseitig oder auch länglich=rund seyn. g) Der gemischte Schnitt, aus dem Brillant und Treppenstein zusammengesetzt, ersterer am Ober=, letzterer am Untertheile. Man wendet diesen Schnitt häufig bei gefärbten Steinen an, da er ihren Glarz ungemein hebt. Sind am Obertheil die Facetten meist sehr in die Länge gezogen, und ist am Untertheil der Treppenschnitt angebracht, so nennt man diesen den Schnitt mit verlängerten Brillantfacetten, der besonders bei länglichen Steinen, die nicht die gehörige Dicke haben, angewendet wird. Andere weniger gebräuchliche Schnitte sind: der Schnitt mit doppelten Facetten, der Porträtstein (Caske oder Brillantglas), die Bastardform, das Kappgut mit unregelmäßigen Facetten und der muschlige oder mugelige Schnitt (en cabochon). Bei dem letzten werden die Steine entweder auf beiden Seiten, oder nur oben gewölbt geschnitten; im letztern Fall erhalten sie unten eine ebene Fläche. Diese Form ist sehr günstig für halb durchsichtige oder für solche Edelsteine, die sich durch Farbenspiel, Opalisiren und Irisiren auszeichnen.

Schnitthandel, s. Ausschnitt 2).

Schnitthanf (Warrenk.), eine gute Sorte königsberger Hanf.

man besonders zur Vermehrung [illegible] schneidet; — 2) (Weinb.), s. Einl[illegible] s. v. a. Bindholz.

Schnittling (Bot.), s. v. a. Allium Schoenoprasum *L.*, s. Lau[illegible]

Schnittling (bot. Term.), s.

Schnittling (Geogr.), bayer[illegible] Mittelfranken, Ldgr. Plei[illegible] 100 Einw.

Schnittlinie (Buchdr.), s. K[illegible]

Schnittmesser, s. v. a. Sch[illegible]

Schnittnutzholz, s. v. a. Sc[illegible]

Schnittriege, preuß. Dorf[illegible] mern, R.=B. Stettin, Kr. Naug[illegible]

Schnittriß, s. Gewölbe.

Schnittsalat (Bot.), Spiel[illegible] Scariola *L.* (s. d.).

Schnitttage (Landw.), Fro[illegible] chen Erntearbeit verrichtet wird.

Schnittwaaren, 1) gewebt[illegible] Wolle= und Seitenwaaren, welc[illegible] verkauft werden; — 2) zersäg[illegible] Schiffbauholz, als Riegel, Bret[illegible]

Schnittwunden, s. Wun[illegible]

Schnittzwiebel (Bot.), [illegible] Fistulosum *L.*, s. Lauch.

Schnitzbank, s. v. a. Schn[illegible]

Schnitzeisen, s. v. a. Kratz[illegible]

Schnitzen, 1) ein Holzstück [illegible] so bearbeiten, daß es irgend [illegible] nimmt; — 2) künstliche Figure[illegible] hende Figuren oder Reliefs au[illegible] Man nennt diese Figuren, dere[illegible] Tyrol viele verfertigt werden [illegible] — 3) Gedörrte Schnitten von g[illegible] oder Birnen.

mußte aber bis in sein 18. Jahr die gröb-
Feldarbeiten verrichten, ohne die nöthige
ildung erlangt zu haben, da ihm das
n an einem Auge das Lesen und Schreiben
glich machte. Ohne Vermögen, verließ er
h die Heimath und begab sich nach Augs-
wo sich ein mittelmäßiger Meister seiner
hm, für welchen er Bilder in Oel auf Glas
und Kupferstiche kolorirte und so viel er-
, daß er in den Abendstunden die Kunst-
besuchen konnte. Dies hatte auf seine
re Ausbildung den wohlthätigsten Einfluß,
hon 1805 gewann er mit einem nach Rugen-
Kupferstich in Oel gemalten Schlachtstück
reis dieser Akademie, auf welchen 1808 ein
r folgte, da sein Bild nach dem lebenden
ll als das beste erkannt wurde. Doch war
n damals noch nicht vergönnt, seine ganze
em regelmäßigen Kunststudium zu widmen;
ßte nach dem 1806 erfolgten Tod seines
s zur Erhaltung der Familie beitragen
urch Zimmermalereien sich die Mittel dazu
affen. Dasselbe Loos hatte er anfangs in
hen, wo es ihm nicht vergönnt ward, in
bendstunden die Akademie zu besuchen.
veinmüllersche Theater führte ihn in das
der Bühnenmalerei ein, welches er jetzt,
Unterbrechung abgerechnet, nie mehr ver-
Nach der Einäscherung dieses Theaters
er für das Isartheater und für das alte
iche Hoftheater vielfach in Anspruch ge-
en. Seine Kränklichkeit nöthigte ihn, sich
dern Fächern der Malerei zu versuchen.
beitete er 2 Jahre lang in der k. Porzel-
nufaktur, wo die von ihm bemalten Ge-
esonderen Beifall fanden. Endlich aber
ihn die königliche Hoftheater-Indentanz
ings, da das neue königliche Theater mit
ationen versehen werden mußte. Um
eit machte S. auch die ersten Versuche in
iermalerei in Oel, und diese bilden im
des Künstlers gleichsam eine neue Epoche,
ihm den Weg zu seinem Ruhme zeigten.
ine dieser Bilder stellt einen getödteten
nebst mehren Vögeln, das andere einen
enen Nußheher, Neuntödter, einen Eis-
nd einen kleinen Geyer dar. Jetzt hatte
diesem Fache bald Ruf erlangt, und der
Maximilian kaufte mehre seiner Thier-
Er ist königl. Hofmaler und als solcher
htet, für das Theater im Fache der Land-
u malen. Seine vorzüglichsten Oelma-
in Thierstücken, in Stillleben bestehend,
n sich in den Gallerien zu Schleißheim,
Dresden, in der leuchtenbergschen
ung u. s. w. S.s Gemälde zeichnen sich
aturwahrheit und meisterhafte Behand-
s. Die Singvögel, das Federwild und
austhiere können wirklich nicht mit grö-
Meisterschaft dargestellt werden. Auch
ichnungen in Aquarell sind trefflich. —
gl. preuß. Ingenieur-Hauptmann und
t, jetzt lebender Künstler, der uns aber
ien Lebensverhältnissen nicht bekannt ist.
e 1843 die Kapelle auf Stolzenfels im
n Style.

Schnorkel, eine Schneckenlinie, besonders, 1) Verzierungen nach einer Schnecken- oder Schlangenlinie; — 2) geschmacklose, aus krummen Linien bestehende Verzierungen.

Schnötel (Vogelf.), s. v. a. Schneidel.

Schnöten (Bot.), auch Laubgräser, 9. Zunft der 4. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Cyperoideä anderer Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Zwitterblüthen in 2zeiligen Endähren, weil die Schuppen in 2 Reihen stehen; die Frucht meist ohne Borsten. Gattungen: Schönus, Cladium, Cyperus, Papyrus.

Schnolle, Masse, womit die thönernen Pfeifen geglättet werden; die Masse wird aus Gummi-Tragant, weißem Wachs und Seife gekocht, noch etwas warm aufgestrichen und mit einem Tuche eingerieben.

Schnopfweise, s. v. a. Schnappweise.

Schnoppe (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Stachys *L.*

Schnoppen (Bot.), auch Samen-Laubpflanzen, 10. Zunft der 9. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Labiatä anderer Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Kapsel 2fächerig mit 4 schlauchartigen Samen und Lippenblumen. Meistens Kräuter mit 4eckigem Stengel und einfachen Gegenblättern, fast alle wohlriechend und reich an ätherischem Oel. Blumen in Wirtelähren, 2lippig, mit 2 Paar ungleichen Staubfäden, selten ein Paar verkümmert; Kelch röhrig, 5zähnig, bisweilen 2lippig; Griffel mit 2 Narben, zwischen den 4 schlauchartigen Samen stehend, nicht abfallend; es ist eigentlich eine 4knollige, dicht um

vinz, R.-B. Koblenz, Kr. Sim

Schnorps, ein mit der deut
zwei Personen gemachtes Spiel.
drigste Blatt zieht, gibt das erst
ten; in der Folge gibt sie stets
Spiel gewonnen hat. Jeder
bekommt hierauf drei Blätter.
Karte wird als Trumpf umge
dem jeder der Spielenden noch
halten, werden die übrig bleibe
neben das Trumpfblatt gelegt.
Vorhand aus, weiterhin stets D
den Stich gemacht hat. Nach j
von Demjenigen, welcher ihn g
vom Talon abgehoben; sein G
auf auch eines ab, und dieses W
lange fortgesetzt, bis sich einer
nach einem gemachten Stich b
Spiel zu gewinnen. Dies g
daß er deckt, indem er die auf
karte umwendet und auf den
legt. Nach dem Decken wird
Art fortgespielt; sobald aber
zum Gewinnen erforderlichen
legt er seine übrigen Karten
Spiel beendigt wird; sonst we
ausgespielt. Wenn der Geg
winnen erforderliche Anzahl v
Derjenige, welcher gedeckt hat
seine übrigen Karten weg, und
liert somit das Spiel, d. h. er
was auch dann der Fall ist,
Weglegung seiner Karten er
wirklich 66 Augen gemacht ha
deckt, so wird fort und fort u
genommen und auch die letzte

mmen, was ihm um so leichter zu gelingen
n, als der Direktor Oeser, dem S. eine
hnung nach einem Kupferstiche von Geyser
egte, in dieser nichts weiter als den mühse-
n Fleiß bewundern. S. studirte seit 1784
ge Jahre lang die Rechte, beschäftigte sich
: dabei eifrig mit der Kunst und machte sich
räuhen Oeser mit seinen Arbeiten nach und
) geneigter, ohne ihn deshalb mit seinem
ne, sich der Kunst ausschließlich zu widmen,
)ersöhnen. S. kehrte deshalb zu den Pan-
:en zurück, disputirte, ließ sich 1787 exami-
:n und ward Notar. Ueber dem ihm wider-
en Aktenlesen erwachte jedoch die Liebe zur
nst mit neuer Kraft in ihm, und als ihn end-
Oeser in seinen Dilettantenarbeiten selbst
iuntert hatte, und der Vater gestorben war,
)mete sich S. ausschließlich seiner Lieblings-
gung. Nachdem er die Tochter des Rektors
nisch in Plauen geheirathet, zog er 1788 nach
nigsberg in Preußen, wo er durch Oesers
) Weiße's Empfehlung zwar beim Herzoge
i Holstein-Beck, bei Kant, Hippel und in an-
en Häusern die freundlichste Aufnahme fand,
r sich in seinem Wirkungskreise doch bald so
ngt fand, daß er mit Sehnsucht an seinen
ufensitz dachte. Im Jahre 1789 nahm er eine
)rstelle am Handelsinstitute in Magdeburg
; allein nach Jahresfrist vertrieb ihn der
ämersinn und das kunstleere Leben der Han-
sstadt. Er kehrte mit Weib und Kind nach
pzig zurück, um nach allen Kräften unter
sers Leitung sich in der Kunst weiter auszu-
den. Die Theilnahme und thätige Unter-
zung Oesers, der ihn in der Nikolaikirche auch
n Gehülfen nahm, kam ihm sehr zu Statten,
d sein nie ermüdender Eifer ersetzte endlich
n Manne, was der Jüngling auf der Schul-
nk nicht erreichen konnte. Er studirte Win-
manns Werke und Anatomie, zeichnete nach
i Blättern von Hamiltons „Schola Italica"
d nach den Gypsabgüssen der rostschen
mmlung, die er auch im Umrisse radirte, ko-
:te mehre gute Bilder, modellirte, radirte,
ılte überdies Bildnisse in Oel und Miniatur
d ertheilte Unterricht im Zeichnen, so daß seine
it auf das Strengste benutzt war. Die Por-
itirkunst und der Unterricht, Zeichnungen, Vi-
etten und andere von Buchhändlern bestellte
adirungen gaben ihm seinen Unterhalt; jemehr
:se Arbeiten aber dem Publikum gefielen, um
unzufriedener war S. damit, da er immer
ch höherer Vollendung strebte. Der nähere
ngang mit Erhard Heydenreich, Dr. Löbel,
ehler, besonders mit Seume und andern
:eunden der schönen Künste hatte auf seine
istige Ausbildung vortheilhaften Einfluß und
leichterte den schweren Druck der öko omischen
erhältnisse S.s, der für seine zahlreiche Fa-
ilie unermüdet arbeitete und auf alle erkün-
:lten Bedürfnisse verzichtete, nur an einen
unstgegenstand wendend, was er hatte. „Wir
)nnen Erdäpfel essen", sagte er, „aber ich muß
was Schönes sehen und haben; das gibt eine
lahrung, die ich brauche, und ist auch ein Ka-
ital für meine Familie". So kaufte er, als

und durch eine Empfehlung im deutschen Merkur 1800, aus Seume's Feder, wurde der Ruf des Künstlers ausgebreiteter und er selbst angespornt, sich immer mehr zu vervollkommen. Ende 1801 trat Seume seinen Spaziergang nach Syrakus an, auf dem ihn S. begleiten wollte; allein er kam nur bis Wien, wo ihm Füger der Gefahren wegen von der Reise abrieth. Dagegen blieb S. einige Zeit in Wien und reiste dann über Linz, München, Augsburg und Straßburg nach Paris. Im Jahre 1816 wurde S. endlich als Direktor der Akademie angestellt, als welcher er überaus thätig war, so lange es seine Kräfte verstatteten. Bald nach seinem Antritte gab er einen Unterricht in der Zeichnenkunst heraus, der zu Leipzig mit 61 Kupfern erschien. S. † 1841. Seine Werke sind sehr zahlreich. Er malte historische und andere Darstellungen, Porträte in Oel und Miniatur, modellirte in Thon, lieferte Arbeiten in Gyps, versuchte sich überhaupt in jedem Fache. Besonders schön und zahlreich sind seine Zeichnungen in Tusch, schwarzer Kreide, Sepia, theils mit Weiß gehöht und auch in Farben. Im J. 1842 wurde in Leipzig durch J. A. G. Weigel sein Kunstnachlaß versteigert. In den Promenaden Leipzigs findet man zwei Monumente, die der Erfindung nach von S. herrühren. Zum Denkmale Müllers modellirte er das Porträt, und das Monument Hillers führten seine Schüler Funk und Wingrich nach seinem Entwurfe aus. In der Thomaskirche sind die lebensgroßen Bilder Rosenmüllers und Tzschirners, ersteres nach Tischbein, von ihm gemalt. Den 3. Band von Seume's „Spaziergang nach Syrakus" versah er mit Anmerkungen und gab die 2. Auf-

Golo nach Tieck, und des ritterlich
beslauschen, beide durch des
Schlechta Sonette würdig gefeie
drei Kunstwerken hat sich S. al
der schneidendsten Gegensätze bew
standesfanatismus und seine und
cipation vom Herzen, vom Glaub
Liebe zeigte er im Faust, eine wil
Liebesgluth im Golo, und frie
steht zwischen beiden das Bild
jener ritterliche Jäger, am dun
hoher Eiche zum hellerleuchtete
die Geliebte belauschend, die eb
an ihn schreibt. Der Gegenstan
trefflichen Gemäldes sind die
Göthe's Erlkönig, und das
Bild nach Lichtenbergs Idee, w
schuldiger Mädchen, nach der i
schiedenheit ihres Alters und
in den Brunnen hineinschaue
wie ihnen die Mutter versicher
herauskommen, hat Rahl mi
„Die Mädchen am Brunnen" in
Das Brustbild der schönen
(Liebeswahnsinn ist das Bild
zender und trostloser Verwirr
felter Glut zum Fenster hin
den Strom, dem Geliebten n
gen, erklärte man des trefflich
großen Meister wetteifernden
nardo würdig. Diese Gem
nes, wie sich die Oesterreiche
der mühlbacher Klause den B
ein Bild von hoher Vollendu
ler allein eine ausgezeichnete
welt sichern soll, sind im

el Angelo und Benvenuto Cellini an, deren
ium schon seinen frühesten Zeichnungen
Anstrich von Großartigkeit gab. Doch
ahl ihm der Vater auch andere gute Vor-
r, namentlich war der schöne Johannes
Guido Reni der Gegenstand liebevoller
bildung. Im J. 1811 begab sich S. nach
; um an der k. k. Akademie seiner weitern
ildung obzuliegen, wo sich schon früher
beiden ältern Brüder zu gleichem Zwecke
funden hatten. Jene Anstalt leiteten da-
die Bildhauer Zauner und Fischer und der
r Caucig; allein sie waren nicht im Stande,
unst ein neues, frisches Leben einzuhau-
und wenn je daselbst einer der ältern Mei-
on einem höhern Streben beseelt war, so
Heinrich Füger gewesen, der wie der Geist
den Gewässern schwebte. Wer damals
ich zum Künstler berufen war, der gewann
ien wenig, indem jedem aufstrebenden und
nventionellen Grenzen überschreitenden Ta-
Fesseln angelegt wurden. Es mußte der
kademische Gebrauch aufrecht erhalten wer-
nd wer anders zu denken und zu handeln
, der sah sich der Verfolgung ausgesetzt,
urde ausgewiesen, wie dieses dem berühm-
verbeck begegnete. Die Antike hatte da-
die Alleinherrschaft über die Natur, das
l feierte seine Apotheose, und Mengs
Raphaels Zeichnung, Tizians Färbung
orreggio's Helldunkel als Universalmittel
hlen. An die Stelle der Originalität trat
ige Nachahmung, und für die Armuth an
entschädigte die gepriesene Korrektheit
chnische Fertigkeit nur in sehr geringem
. In der Seele des 17jährigen S. erregte
Armuth und Leere ein drückendes Gefühl,
ennenden Durst nach höherm, tiefern Le-
r Kunst. Die lebendige Umgebung ge-
e ihm nichts, und darum wendete er sich,
ele begabte Künstler seiner Zeit, zu den
n der altdeutschen und der ihnen an In-
t und Tiefe verwandten italienischen Mei-
Die volksthümliche Wärme und die see-
le Frömmigkeit zog diese begabteren Gei-
t aller Gewalt an, und sie vereinigten sich
iflich karoly'schen Garten auf der Wieden
meinsamem Streben, der Kunst neues
einzuhauchen, was den Anhängern der
nischen Dogmen für Falschmünzerei galt.
urden als Deutschthümler verschrieen und
gefährlichen Irrlehre angeklagt. S.s Ar-
, die früher vorgezogen wurden, erhielten
e letzte Nummer. Endlich konnte er es
em Unwesen nicht länger mehr aushalten
lte 1817 nach Italien. Damals hatte sich
n ein Verein deutscher Künstler gebildet,
r die Wiedergeburt der deutschen Kunst
te und schon im Frühjahr 1819 im Pa-
affarelli dem Kaiser von Oesterreich jene
esprochene Ausstellung gab, welcher F.
l, der wärmste Fürsprecher der alten
en Malerschule, in den „Wiener Jahr-
n" höchst merkwürdige Betrachtungen ge-
t hatte. In dieser schönen Blüthezeit der
erwachenden Kunst traf S. Ende Januar
us Florenz in Rom ein, wo er sich mit

Besitz des Lord Cathcarts, der damit seinen Landsitz in Schottland zierte. Dann malte er Jakob und Rahel für die verstorbene Königin Karoline von Bayern, den sein Vermögen unter die Armen vertheilenden St. Rochus für den Hofrath Weigel in Leipzig, eine heil. Familie und eine Madonna mit dem Kinde für den bekannten Kunstfreund G. v. Quandt, den besondern Gönner unsers Künstlers; die drei christlichen und die drei heidnischen Ritter nach Ariosto für den Baron von Speck-Sternburg, Ruth die Aehrenleserin auf Boa's Feldern für den hamburger Kunstverein, die Flucht in Aegypten für Mad. Rjißin in Frankfurt a. M., Christus mit den Kleinen, für einen Cyklus aus dem Leben Jesu, woran auch Ph. Veit, F. Olivier und Eggers gearbeitet haben, die Verkündigung Mariä für das Stift Wurzen. Die reiche Komposition, welche Eliesar und Rebekka am Brunnen vorstellt, 1820 ausgeführt, blieb in der Zeichnung, die aber durch eine Kopie in Steindruck bekannt ist. Die Sepiazeichnung befand sich in der Sammlung seines Vaters, welche 1842 zerstreut wurde. Daselbst war auch ein anderer Entwurf mit der Feder und derselbe Gegenstand nur mit der Feder umrissen, zwei große Blätter. Eine andere, frühere Komposition stellt Jakob, seine Söhne segnend, vor. Eine dritte, spätere Zeichnung zeigt Nausikaa im Wagen mit ihren Gespielinnen, eine Komposition im homerischen Geiste. Dann ist S. auch einer derjenigen Künstler, welche die Villa Massimi in Rom mit Freskomalereien geschmückt haben, wodurch dieselbe zu einer historischen Bedeutung gelangt ist. Der Marchese Massimi faßte den großartigen Gedanken, in seiner Villa den italienischen Dichter-

darauf übernahm er die Profess
malerei an der Akademie daselbst
warteten seiner tiefsinnige und re
Er begann mit dem größten deu
gedichte; mit dem Lied der Nieb
ihm im Erdgeschosse des Königsb
gemächer angewiesen wurden,
Malereien ein Nationaldenkma
bens bewahren. Im ersten oder
der kleiner als die andern ist, beg
mit einleitenden Bildern. Ueber
man den lorbeerbekränzten Dich
wie er begeistert den Blick nach
Begriffe, das Lied zu schreiben.
terchen zur Linken, welches sich
Hände wärmt, bedeutet die A
Jungfrau mit der Harfe zur
Saga (Gesang). Diese Gest
die Fundgruben, aus denen der
hat. An den Wänden erschei
und Heldinnen des Gedichtes,
zweien oder dreien, oder nach d
einzeln geordnet. Links des
König Günther von Burgund
von Isenburg in Männer ver
und gegenüber sieht man Sieg
hild, letztere mit dem Falken a
auf ihren Traum vom Tod d
Nun folgen in einem Felde di
Charakterbildern: der treulo
Hagen von Tronegk, Siegfri
kampfgewandte Fiedler Volke
der Marschalk, Hagens edle
der dritten Wand steht rechts
nig Etzel mit seinem getreuen
von demselben Dietrich von B

ort den Tod seines Sohnes; Hagen versenkt Niebelungenhort in den Rhein. Ueber dem dgesimse befindet sich in 12 Lunetten eine e von Bildern aus dem reinen und herrn Heldenleben Siegfrieds: die Geschichte dem Drachen, mit dem Zwerge, mit den en Königinnen ꝛc. Der vierte Saal (Saal Rache) enthält die Begebenheiten in Folge unversöhnlichen Rache Chriemhilds. Auf ersten der vier größern Bilder sehen wir, Chriemhild den Hagen, der mit Volker auf r Bank vor dem Palaste Etzels sitzt, zu e stellt. Auf dem zweiten Bilde sehen wir Darstellung des furchtbaren Kampfes zwin den Burgunden und Hunnen in König els Burg in Wien. Auf dem dritten Bilde aus dem Fortgange des Kampfes die Scene gestellt, wie Dietrich den Hagen bezwingt, das vierte Gemälde zeigt uns Hagen von riemhild, und diese von Hildebrandt erlagen. An der Decke erscheinen die prophehen Wasserweiber wieder, die den Burgunden en Untergang vorhergesagt. Im fünften ale ist der Inhalt der Klage ausgesprochen, es andern Liedes, in welchem der Untergang Helden in Wien, und wie die Kunde davon alle Welt gekommen, besungen ist. Hier en wir in drei größern Bildern, wie die erlagenen Helden von Etzel, Dietrich, Hildeandt und den Frauen beweint werden; wie Boten mit den Waffen der Gefallenen danziehen und die Kunde von den Ereignissen rch die Welt tragen; wie Bischof P lgerin von assau, der Bruder der Frau Ute, die Geschichte fschreibt und Todtenmessen halten läßt. Dieser che Bildercyclus aus einer Sagenwelt vom —12. Jahrhunderte, aus welcher der Dichter n Lied gebildet hat, beschäftigte den Künstler ehre Jahre, bis er dieses großartige nationale pos, selbst ruhmwürdiges schaffend, dargestellt tte. Zu den Bildern aus den homerischen mnen im Service-Saale des Königs im eiten Stockwerke des Königsbaues, wozu er ittlerweile den Auftrag erhielt, konnte er dar nur die Entwürfe machen, die sodann unter inem fortwährenden Einflusse von Friedrich livier, Hiltensperger, Schulz (aus Wien) und Streidel ausgeführt wurden. Zur Aufnahme r Bilder wurde besonders der Fries bestimmt, och ist auch die Decke, so wie jede der untern Mauerflächen noch mit Gemälden geschmückt. Wenn die genannten Kompositionen in ihrer ülle allein als Erguß des rrichsten Geistes zu etrachten sind, welche in Konception und Ausührung die ganze Zeit des Meisters in Anspruch ehmen sollten, so fand er dennoch auch noch zu ndern Arbeiten Muße. Er entwarf nebenbei och mehre andere Bilder und nahm auch die Palette zur Hand. Von Arbeiten dieser Art ennen wir vornehmlich die Bilder, welche er im Auftrage des Ministers von Stein ausführte. Es ist dies eine Reihe von Darstellungen aus er deutschen Geschichte, womit dieser das Schloß Kappenberg zu zieren gedachte. S. begann mit dem Tode des Kaisers Friedrich Barbarossa, 1832 in Oel ausgeführt. Auf dieses Bild sollten mehre verwandte Darstellungen folgen; allein

deutschen Volksthums durch Karl den Großen schildert, in den Momenten aus dem Leben des Friedrich Barbarossa, den hervorragendsten deutschen Geschichtspunkt zeigt und in den Thaten des Kaisers Rudolph von Habsburg die Züge einer neuen Zeit abbildet. Diese Kompositionen sollten anfänglich in Fresko ausgeführt werden; allein die Unzulänglichkeit dieser Technik für so reich gruppirte und mit Architektur gezierte, auf Abweichung und hervortretende Wirkung berechnete Bilder, so wie die beschränkte Farbenskala und die natürlich bedingten materiellen Schranken der Freskomalerei veranlaßten S., die Gemälde in der von Fernbach erfundenen Enkaustik auszuführen. S. begann 1838 mit den Darstellungen aus dem Leben Rudolphs von Habsburg in dem zunächst an den mit Schwanthalers vergoldeten Kaiserstatuen gezierten Thronsaal stoßenden Saale, welcher nach den Bildern der habsburger Saal genannt wird. Wir sehen da vier Hauptgemälde, wovon zwei jedes 20 Fuß lang u. 16 F. hoch ist, von den beiden andern jedes 12½ Fuß lang und 16 F. hoch erscheint. Im ersten Bilde führt uns der Künstler in eine freie Landschaft und an den Bach, wo Ritter Rudolph vom Rosse gestiegen, um dem Priester mit dem Sakramente dasselbe als Träger durch die Furth anzubieten. Dieser im Bilde dargestellte Dienst frommer Ehrfurcht bezeichnet den vorherrschenden Charakter des Habsburgers und motivirt zugleich den hohen Einfluß der höchsten kirchlichen Macht, durch deren Zustimmung der edle Graf den deutschen Kaiserthron bestieg. Das zweite Bild zeigt ein Feldlager vor der Stadt Basel, wo sich Ritter Rudolph mit dem Bischof

setzung des Landfriedens, die Ei
Macht des Gesetzes an die Stelle
Willkür, als Grundlage des neue
lichen Zustandes Deutschlands. D
Repräsentant des Gesetzes, sitzt
auf dem Throne; links hält ein
Banner des Gottesfriedens, und
der Richter zum Zeichen des
Schwures die Finger, während
vor den Schranken des Thrones
lung in das Buch einträgt.
Hauptgruppe zur Rechten erken
und Zeugen, in der dritten zur L
störer und Verbrecher, worunt
fängniß und Ketten verurtheilte
sonders charakteristisch hervortre
zeigt sich uns das Bild des Fried
setzlichen Schutzes, eine schöne,
faltigkeit der Charaktere anziehe
Wittwen und Waisen, des hülfl
der wehrlosen Geistlichkeit. W
Gefangene eingebracht und Ver
fängniß geführt. Im Grunde
Burg; Bauern führen ihr wied
nach Hause, und Gruppen frie
nahen sich der Gerichtsstätte.
als das vorzüglichste der ga
und als ein schönes Zeugniß fü
schatz und die lebendige Darf
hochgeehrten Meisters. Für
fand er an Gießmann einen K
kommen in den Geist desselb
aller Klarheit eine solche Kr
Schönheit eine solche Wahrhe
reichte, daß das Ganze harmon
Diese vier Gemälde aus dem

rung dieſer großen Bilder waren Jäger, ßmann und Palme thätig, die ſchon öfter ge= nten drei Künſtler, die durch ihre warme moniſche Färbung den großartigen Kompo= nen S.s keinen geringen Werth verliehen, ſomit iſt die Wahl der Gehülfen um ſo cklicher zu nennen, als der Meiſter ſelbſt zum len wenig Zeit fand. In dem abgetheilten es ſind zwölf kleinere Bilder, welche eben ſo le Momente aus dem Leben des großen Kai= s darſtellen, von ſeiner Jugend bis zum Tode. ſieht man in chronologiſcher Ordnung, wie rl als Knabe von elf Jahren den Papſt em= ngt, der hülfeflehend zum König Pipin kommt, nalt von Strähuber; die Huldigung des jun= Frankenkönigs nach deſſen 768 erfolgten ronbeſteigung, gemalt von Gießmann; die te Schlacht gegen die Sachſen 772, gemalt n Palme; wie Karl die Geſandten des Pap= s huldreich empfängt und jene des Deſiderius rückweiſet, 772, gemalt von Strähuber; die rtreibung der Longobarden und die Flucht s Deſiderius, 773, gemalt von Jäger; Karl, ſeinem erſten Erſcheinen in Rom mit Jubel pfangen, wie der Papſt ihn vor der St. Pe= skirche erwartet, 774, gemalt von Jäger; der ieg über die Sarazenen oder die Einnahme n Saragoſſa, 778, gemalt von Jäger; die aufe Wittekinds und die gleichzeitig erfolgte ekehrung von deſſen Gemahlin und Albions rch Karl den Großen, 791, gemalt von Gieß= ann; Karl auf dem Reichstage zu Regens= rg, gemalt von Palme; die Schlacht gegen die unnen, gemalt von Jäger; Karls Schenkung r von den Hunnen erbeuteten Schätze an den apſt, gemalt von Gießmann; des Kaiſers Tod Aachen, gemalt von Jäger. In letzterer Zeit nd S. auch wieder Muße zu kleineren Kompo= tionen und zur Oelmalerei. Zu ſeinen neueſten ildern in Oel gehört eine heil. Familie im Grü= n und Chriſtus mit dem Kreuze, vor den Tho= n Roms dem heil. Petrus begegnend: Domine uo vadis? Romam etc. Ein drittes Oelgemälde ellt den Abſchied Siegfrieds von Chriemhild ar. Dann verdanken wir dieſem Künſtler auch eichnungen zur Illuſtration zweier Prachtwerke us dem cotta'ſchen Verlage. Das eine dieſer Werke hat den Titel: Der Niebelungen Noth, luſtrirt von J. S. und E. Neureuther, mit Text on Dr. G. Pfizer, Stuttgart 1844, gr. 8. Die eichnungen zu dieſem Prachtwerke fertigte S. wiſchen der großen Arbeiten im Saalbaue, aſt nur in Feier= und Abendſtunden. Man kann ber dieſe Zeichnungen zu den ſchönſten Gaben einer kunſtreichen Hand zählen. Die Kunſt er= cheint hier als Gefährtin der Poeſie und gibt in anſchauliches Bild jener Welt und ihrer Er= cheinungen, die das Nationalepos der Deutſchen uns vorführen will. S. übernahm die eigent= iche Darſtellung, Neureuther die Ornamente, nd ſomit ſind die Zeichnungen theils lediglich Randverzierungen, Blumen= und Pflanzenran= en mit Andeutungen einzelner Züge des Ge= dichtes, theils beſtimmte, auf denſelben Raum beſchränkte Scenen in Verbindung mit Arabes= en oder ſelbſtſtändige Darſtellungen. Das zweite Prachtwerk, zu deſſen Ausſchmückung

aus dem Königs- und Saalbau. J. Thäter stach den Einzug des Kaisers Friedrich Barbarossa in Mailand, Kunstvereins-Blatt von 1842; dann dessen Zusammenkunft mit Papst Alexander III. in Venedig, Kunstvereinsgeschenk von 1844, beide nach den Kartons gestochen, gr. Roy.-Fol. Ein drittes Blatt, welches Thäter für die Geschichte der neuern deutschen Kunst von A. Grafen von Raczynski stach, stellt den Tod Siegfrieds dar, nach dem Gemalde im Königsbaue, gr. Fol. Das Barbarossa-Bild in Mainz hat F. Hohe für dessen „Neue Malwerke in München" lithographirt, Qu.-Roy-Fol. Hagen und Volker aus dem Saal der Niebelungen ist in dem Werke der Privatsammlung des Königs lithographirt, München 1844, Roy.-Fol. Schutz stach einen Fries in vier Blättern, mit Kompositionen aus dem Niebelungenlied, schmal Qu.-Fol. A. Strähuber lithographirte für Dr. Marggrafs Jahrbücher Kaiser Rudolf als Ritter, nach dem Bilde im Saalbaue, Umriß, Qu.-4. Von älteren Bildern des Meisters stach H. Mertz: Jakob, Laban und Rahel, nach der Federzeichnung zum Gemälde aus der Sammlung der Königin Karoline, Qu.-Fol. N. Hoff lithographirte nach einer Handzeichnung im Besitze des H. v. Schneider in Frankfurt die reiche Komposition mit Laban, der in einer Landschaft die Rahel umarmt, 1828. Völlinger lithographirte auf 6 Blättern die Fresken in der Villa Massini, die Begebenheiten der schönen Angelica. Mit Text von Dr. Schmidt, Karlsruhe 1833, Qu.-Fol. Ruscheweyh stach nach ihm das Bildniß von Bart. Georg Niebuhr, Brustbild, Rom 1831, Fol. H. Mertz stach dasselbe Bildniß kleiner. Im Anhange von Sipmanns

stück, mittelst welches sich die Fra
ken, die Brust und den oberen Th
leibes bedecken; es besteht aus e
Streif, der über die Achsel geht.
tung ist gewöhnlich so, daß sie sich
ken öffnet, wo sie an den beiden S
löcher hat, um zugeschnürt werd
Die S. ist mit eingelegtem Fisch
eingenähter Schnure steif gema
hauptsächlich jetzt nur von Frauen
des und von Kindern getragen, b
deshalb, um ein Verbiegen oder
Rückgrathes zu verhindern. In
Zeit, hauptsächlich zu Ende de
bis zum Anfang dieses Jahrhund
S. sehr im Gebrauch; die vorne
trugen dieselbe, von dem feinste
Stoff verfertigt, und häkelten
und Haken (Schnürkette un
ken) zusammen. Dahin gehört
tische S., die aus 2 Hauptthei
hinten und vorne zusammenge
vorn stoßen jedoch beide Theile
zusammen, daher wird ein sei
schoben.

Schnüre, 1) s. v. a. Schnur;
schenschmitze; — 3) (Herald.),
seile.

Schnüreisen, s. Pergam
berei, S. 608.

Schnüren, 1) mit einer Sc
stigen; — 2) mit durchgezoge
schlungener Schnur zusamm
Waaren in Ballen einpacken u
überziehen; — 4) (Zimmern.)
roth bestrichene gespannte S

Bien, Berlin, Paris, London, gibt es eigene nürleibfabrikanten, welche dieſen Artikel ſchön zur Vollkommenheit liefern. Gewöhnliche aren dieſer Art ſind in Deutſchland auf allen rkten zu finden.

Schnürloch, Loch in einem Kleidungsſtücke, ch welches man das Schnürband zieht. In ebten Zeuchen werden dieſe Löcher mit dem hnürſtecher, einem mit einer Spitze verſe- ien ſtählernen Stift, der oben mit einem opfe verſehen und 1½ Zoll lang iſt, geſto- n und dann umnäht; ins Leder werden ſie mit iem runden Durchſchlag gemacht.

Schnürlöcherringe, Ringe von Blech zum usfüttern der Schnürlöcher, damit dieſe beſſer alten; kommen von Nürnberg, Berlin, Wien, ſerlohn, Altona. An dieſe Ringe macht man zt auch Haken, welche in dieſe Ringe eingrei- n, als Erſatz für Heftel und Schlingen.

Schnurnadel, Nadel mit einem Oehre zum Durchziehen der Schnürbänder beim Zuſam- ienſchnüren der Kleidungsſtücke, vgl. Nadeln.

Schnürneſtel (Schnürriemen, Schnür- enkel), ſ. Schnürband.

Schnürpflingen, würtemberg. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Wiblingen; 350 Ew.

Schnürſtecher, ſ. Schnürloch.

Schnürſtiefel, Halbſtiefel, welche bis an die Fußkehle aufgeſchnitten und mit Schnürlö- chern an den beiden Seiten verſehen ſind, um zugeſchnürt werden zu können, auch oft mit ei- nem Lederſtreif verſehen, der unter den Schnitt gelegt wird, damit nicht Staub oder Waſſer ꝛc. auf den darunter befindlichen Strumpf falle. Sowohl Herren als Frauen tragen dieſe von Kalbleder oder Saffian gemachten Stiefel, Frauen gewöhnlich auch ſolche von wollenem od. baumwollenem Zeuche, oben am Fuße mit Pelz- werk eingefaßt.

Schnürſtrumpf (Chir.), zum Schnüren eingerichteter Strumpf von Leinwand, Leder ꝛc., zum Einwickeln der Füße.

Schnürtauben (Ornith.), ſ. v. a. Binden- tauben, ſ. Columba livia domestica.

Schnürung, 1) (Bergw.), das Abgrenzen zweier Zechen gegen einander; — 2) (Weber.), die Vereinigung der Schäfte mit den Fußtritten, von welcher die Beſchaffenheit des Körpers ab- hängt.

Schnufenhofen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Beilngries; 220 Einw.

Schnuffeln (Phyſ.), Modifikation des Rhythmus der Reſpiration, wobei die Inſpira- tion in eine große Anzahl ſchnell auf einander f.lgender Tempi zerlegt wird.

Schnugsheide, preuß. Hofſtatt, Rheinpro- vinz, R.-B. Düſſeldorf, Kr. Solingen; über 100 Einw.

Schnuken, ſchmale und ganz flache Prehm- men mit 1 Fuß hohem Bord, um die Seiten ei- nes Schiffes auszubeſſern oder zu kalfatern.

Schnupfen (Med.), Entzündung und Sekretionsanomalie der Naſenſchleim- haut, Coryza, Gravedo, Rhinitis, beginnt mit Gefühl von Kitzel und Trockenheit im obern Theile der Naſe und mit häufigem Nieſen; die Schleimhaut ſondert dabei ein helles und ſcharf-

selbst temporäre Störung des Sehvermögens, ja zuweilen Betäubung und Delirium verursachen. b) Seitwärts über die Schleimhaut des Antrum Highmori; die Entzündung ergreift hier die Mucosa der Kieferhöhlen; der Schmerz sitzt zwischen dem Auge und der oberen Zahnreihe, schießt ins Hochbein; das Kauen ist schmerzhaft; die Bedeckungen der kranken Wange und das Zahnfleisch sind angeschwollen, roth, empfindlich, die Nasenhöhle dieser Seite verstopft. Zuletzt entleert sich bei starkem Räuspern oder wenn der Kopf auf die gesunde Seite geneigt wird, aus der kranken Kieferhöhle ein dicker klebriger Schleim; wird er im Antrum zurückgehalten, so wird er mißfarbig, stinkend, dehnt seine Wandungen aus und kann Caries erzeugen. c) Seitwärts und nach oben schreitet die Affektion weiter auf die Schleimhaut des Auges und der Thränenorgane; es tritt katarrhalische Augenentzündung hinzu (ophthalmia catarrhalis), die Thränenableitung ist gehemmt, sie fließen über die Wange herab, die Bindehaut entzündet sich ꝛc. Andererseits erstreckt sich häufig die Affektion d) rückwärts durch die Choanen auf die Schleimhaut der Deglutitionsorgane; die Kranken haben stechende Schmerzen beim Schlingen und leichte Auftreibung und Röthe der Rachenschleimhaut, die Tonsillen sind aufgelaufen (Angina catarrhalis). Oft wird auch e) der Larynx ergriffen; es entsteht dann ein prickeln-

dick, gelblich, grünlich, bald u
Krusten vertrocknend. Seine
sehr bedeutend. Eine Venetia
stündlich eine halbe Unze Ser
Wege und verfiel in Marasmu
Kranker verlor in 24 Stunden
dritter in derselben Zeit ein Q
aus der Nase ꝛc. Das Geru
vermindert oder aufgehoben,
selnd; die Kranken athmen we
der Nase fast nur durch den Mu
beständig offen, und das Gesich
einen stupiden Ausdruck.

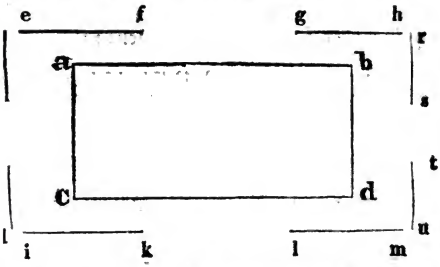
3) Nasentripper, metast
tion der Nasenschleimhau
lein, eine seltene Form. Me
unterscheiden: a) Es kann gesch
liche, unachtsame Tripperkra
schleimhaut mit dem Ausflusse
besudeln, indem sie z. B. sich z
Nase Tücher bedienen, in welch
ausgeflossen war. Auf diese
Tripperschleim als gewöhnlic
wohl eine oberflächliche Entzün
schleimhaut erzeugt, die aber
greift. b) Verschieden ist das
fallen der Nasenschleimhaut n
Tripper; es hat folgende Er
Tripper der Genitalien ist nac
wisser Schädlichkeiten unterdr

II. **Schlimm** ist die Prognose bei Phthisis
o Personen, die Tuberkeln in der Lunge haben,
il er die Ausbildung und Verflüssigung der-
ben beschleunigt. Gegründet ist in dieser Be-
hung die Behauptung, Katarrhe seyen schlim-
r als die Pest, irrig aber jene, ein vernach-
lässigter Katarrh könne selbst bei ganz gesunder
nge zu Phthisis führen (Schönlein). S. bei
eugeborenen ist oft gefährlich. — Die alten
iechischen Aerzte glaubten, daß der S. ein
erabfließen schleimiger Feuchtigkeiten vom
ehirne sey, eine Meinung, welche K. W. Schnei-
r widerlegte. Die Humoralpathologen nah-
ten eine eigene katarrhalische Schärfe an, An-
ere ein zähes oder scharfes oder zu reichliches
Serum und Lymphe, welche entweder in die
Hautgefäße geführt werden, oder nach den
Schleimmembranen gelangen und daselbst eine
eichte seröse Entzündung veranlassen. Andere
vieder erklärten für die nächste Quelle des Ka-
arrhes eine in der Art gestörte Verrichtung der
Haut, daß sie dadurch ihrer Leitungsfähigkeit
beraubt wird und die Ansammlung der Impon-
derabilien begünstigt, wodurch in den Schleim-
membranen, dem der äußeren Oberfläche entge-
gengesetzten Pol, heftigere Rückwirkungen und
Absonderungen entstehen, so daß jene Anhäu-
fung wieder verringert wird. Mit Recht be-
trachtet man jetzt den S. als einen Entzündungs-
prozeß der Schleimhaut. — **Behandlung.**
Schönlein sagt, sie sey einfacher, als die Krank-
heit selbst. Einfacher S. heilt bei zweckmäßi-
gem diätetischen Verhalten von selbst. Ist Fie-
ber zugegen, so ist mäßige Antiphlogose am
Platze, Aufenthalt in einer gleichmäßig warmen
Luft, einfache vegetabilische Kost, schleimiges,
lauwarmes Getränk. Zur Beförderung der
Hautperspiration gebe man Essigamoniak und
Abends eine kleine Dose dowerisches Pulver.
Hat das Fieber den Charakter der Synocha, ist der
Puls voll und gespannt, ergreift die Entzün-
dung die Auskleidung des Frontal- und Maxil-
larsinus, so sind allgemeine und örtliche Blut-
entleerungen angezeigt; innerlich gibt man Ni-
trum und auf den Darm wirkende Mittel, Seig-
nettesalz, Magnes. sulphur. ꝛc. Ist die Schleim-
haut trocken, so läßt man Dämpfe von warmem
Wasser in die Nase steigen oder durch Aufziehen
von lauwarmer Milch, lauwarmem Wasser die
Schleimhaut anfeuchten. Ein Volksmittel besteht
darin, daß man die Nasenwurzel mit Talg,
Schweinefett, Majoranbutter und Aehnlichem
bestreicht. Verbreitet sich die Affektion über die
Stirngegend, so leistet Einathmen von erwei-
chenden Dämpfen eines Malven- oder Althäde-
koktes mit Hollunderblüthen und Einreibung
von Quecksilber-Althäsalbe oder Fett die er-
sprießlichsten Dienste. Ist große Reizbarkeit
im Larynx und der Trachea zugegen, so gibt man
ölig-schleimige Mittel, eine saturirte Eibischab-
kochung ꝛc. Die Behandlung der Folgekrank-
heiten, Krankheitsresiduen ꝛc. des S.s ist die
gewöhnliche. Unter den specifischen Heilmetho-
den sind zu erwähnen frische Luft, eiskalte Fuß-
bäder, die Diaeta sicca. Gänzliche Enthaltsam-
keit von Getränken und Ertragen des Durstes,
36—48 Stunden lang, soll den S. sicher und

opin als schnell und sicher wirkend empfohlen; in Nordamerika das Einpinseln einer Höllensteinauflösung (8—10 Gran auf die Unze Wasser). — Säuglinge, welche durch S. am Saugen gehindert werden, nährt man mit Milch, Gerstenschleim ꝛc. Bilden sich in den Nasenhöhlen Pseudomembranen, so blase man Kalomel oder Alaun ein, kauterisire sie mit einer Höllensteinauflösung, mit einer Mischung von Salzsäure und Rosenhonig, suche durch Niesmittel die pathischen Produkte zu entfernen, wie man dies im Croup durch Brechmittel thut. — Chronische Nasenblennorrhöe heilt man durch repulsorische Mittel, durch Blasenpflaster, Abführmittel, ätherisch-ölige Einreibungen in die Stirngegend, Dampfbäder ꝛc. und durch die Anwendung reizender und adstringirender Mittel auf die Nasenschleimhaut, durch Fumigationen, Kauterisationen mit Höllenstein, Einblasen von Kalomel, Alaun, rothem Präcipitat. Bei Trippermetastase hat man vor Allem die Aufgabe, die Krankheit an ihren früheren Platz zurückzuführen; man bringt eine mit Präcipitatsalbe bestrichene Bougie in die Urethra, wickelt die Genitalien in heiße Breiumschläge, nimmt die Inokulation des Trippers vor, wozu man sich des aus der Nase abfließenden Schleimes bedienen kann. Nachdem die Inokulation vorgenommen ist und der Tripper fließt, mache man Injektionen in die Nase, anfangs bloß schleimige mit Opium, später mit Zusatz von Alaun oder essig-

wie Elberfeld. Aus Berlin erh
elastische Schnuren von Gummi
Fäden umsponnen. Schnuren z
Besetzen in Seide und Wolle we
mentiren und Schnurenmacher
Wien, Sebnitz sehr gut und bil
ben, Stärken und Flechtarten g
die Mode auch sehr viel Einflu
gibt hauptsächlich Rundsch
schnur, eckige Schnur ꝛc., G
berschnur, ächt und unächt, T
Hanfschnur und noch eine M
gen für Schnuren, welche für
gebraucht werden, z. B. Kla
starker und fest gedrehter schu
fadenvon Hanf. — 2) S. v. a. R
schnur; — 3) s. Drechsler; —
rad; — 5) (Bergb.), s. v. a.
Faden, woran der Bergmeiste
hängt, so lange sie noch nicht
7) in die S. greifen, das
Berggebäudes hindern; — 8)
Blättern, Perlen, Quasten, w
zusammen hängen; 9) au
reihte Gegenstände, daher of
bei Perlen, Korallen; — 10
Lachtern; — 11) 2 Reihen Z
in den Brennofen gesetzt sind
Zwischenraum lassen, durch
ziehen kann; — 12) der M

)nurgerüst besteht gewöhnlich aus zwei zerammten Pfählen, die oberhalb mit einem izontalen Brete, welches hochkantig gegenge- elt ist, verbunden werden. In diesem Brete nden sich Einschnitte, in welche die Schnur egt wird, welche die Richtung der Fundament- uern angeben soll und von der nach der Fun- nentsgrube hin gelothet wird.



tellt a b c d den Grundriß eines Gebäudes r, so werden zur Erlangung des angedeuteten veckes acht Schnurgerüste, an den Stellen e f h i k l m ꝛc. angegeben, nöthig werden. Durch inschnitte in die Bretер der Gerüste e f und i k ird sich nicht nur die Richtung der Umfassungs- auer a c, sondern auch ihre Breite, der Vor- rung ihrer Plinthe, ihres Fundaments und res Banquets angeben lassen. Ein Gleiches ndet bei der Richtung a b mit den Gerüsten a und r s Statt. Gewöhnlich sind es die Funda- ente der Umfassungsmauern, deren richtige age man durch S. sichert, während auf diesen e übrigen Anlagen, so wie die der Scheide- ände mit den Meßlatten bewirkt werden.

Schnurkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. . Phaleria *Latr.*

Schnurklöder (Bot.), bei Oken Pflanzen- attung, s. v. a. Chordaria *Lyngb.*

Schnurkuhne (Bot.), bei Oken, Pflanzen- attung, s. v. a. Sophora *L.*

Schnurmoder (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Epochnium *Lk.*

Schnurmühle, s. v. a. Bandmühle.

Schnurnachbar (Bergb.), s. Schnü- en 15).

Schnurperlen, zum Anreihen durchbohrte oder doch dazu bestimmte Perlen.

Schnurpilz (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Antennularia *Nees.*

Schnurrad, 1) s. Schnurenrad; — 2) (Uhrm.), s. v. a. Walzenrad.

Schnurrbart, 1) s. Bart; — 2) (zool. Term.), die borstenartigen Haare, welche sich an der Mundöffnung mancher Säugethiere und Vögel finden.

Schnurrborsten (Ornith.), s. v. a. Vibris- sae, Bartborsten, die haarähnlichen Federn, die bei manchen Vögeln am Schnabelgrunde sitzen.

Schnurre, 1) Werkzeug, um einen knarren- den oder schnurrenden Ton hervorzubringen, Kleinere S.n sind ein Spielzeug der Kinder, größere führen an manchen Orten die Nachtwäch-

und Maulbronn und besuchte dann, achtzehn Jahre alt, das Seminar zu Tübingen. Nach einem fünfjährigen Aufenthalte auf dieser theologischen Pflanzschule beendigte er den Studienkursus mit einer Dissertation über die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion und trat damit in den Predigerstand ein. Weil aber zur selbigen Zeit, da S. die praktische Laufbahn eines Theologen beginnen wollte, eine förmliche Revolution sowohl in den andern Wissenschaften, als auch in der Theologie eingetreten war, so faßte er den Plan, alle berühmten Universitäten zu besuchen. Demgemäß verließ er 1766 Tübingen und verbrachte fast fünf Jahre auf den Universitäten Göttingen, Jena, Leipzig, Halle, Berlin, Amsterdam, Leyden, London, Oxford und Paris. Nach der Rückkehr nach Tübingen wurde er dort 1770 außerordentlicher Professor, 1775 ordentlicher Professor der philosophischen Fakultät, auch Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen, Ephorus der theologischen Fakultät, 1805 Doktor der Theologie u. später Kanzler. Er † zu Stuttgart am 10. Nov. 1822. Als Theolog gehörte er der orthodoxen Richtung an. In der Ständeversammlung erklärte er sich nicht nur gleich von vorn herein als entschiedenen Gegner der unbedingten Rückkehr zum Alten, sondern versicherte 1817 auch sein letztes Votum mit den Worten, daß er nur für die Annahme des Verfassungs-

(Entom.), nach Oken, s. ...
Schwärmer, Sphingodea (s.

Schnurrichtung, das Ba
vom Gebäude nach der Schnur

Schnurrig, possirlich, läch

Schnurrkäfer (Entom.), s
Roßkäfer, Geotrupes stercora

Schnurrmühle, s. Band

Schnurrposten (Schnar
posten), dicht bei der Feldw
einzelne Schildwachen, um zu
Feind, der etwa den Vorposten
dem Hauptposten sich un
kann. Um jedes Geräusch in
chen zu können, lagen sie son
Im Frieden pflegen S. bloß a
posten ohne Obergewehr an O
den. die dicht an der Wache li
selben nicht übersehen werden
von daher ein Vorgesetzter
Gewehr kommen kann.

Schnurrvögel (Ornith.)
sorenfamilie der Bucconidä

Schnurrvogel (Ornith.
nias *Ill.*

Schnurschimmel (Bot.)
v. a. Monilia *Fr.*

Schnurschlange (Amph
tung, s. v. a. Erix *Daud.*

iftigend. Sein reizend gelegenes Schloß War-
see am sempacher See räumte er 1832 dem
annten Fr. Fröbel ein, der eine Unterrichts-
) Erziehungsanstalt darin gründete, mit der
fortwährend in freundschaftlicher Verbindung
id und in welcher auch die Musik eine gebüh-
de Stellung einnahm. S. v. W. ist ein ächs-
Jünger der Tonkunst und einer von den
enigen, denen es um Verbreitung des edeln
schmacks zu thun ist, der aber auch bei viel-
igen, gründlichen, sowohl musikalischen, als
ssenschaftlichen Kenntnissen die Ueberzeugung
: Guten und Schönen in sich trägt und daher
ht, wie so viele unserer jetzt lebenden prakti-
en Künstler, der Spielball der wechselnden
ode wird. Seine Kompositionen zeichnen sich
rch Melodienreichthum, durchgehende Klar-
t und seltene Korrektheit aus. Auch als
)ernkomponist leistet er nicht Gewöhnliches;
mentlich beurkundet er ein seltenes Treffen
d Festhalten der verschiedenartigsten Charak-
e und poetische Erhebung über das Gewöhn-
he. Seine Arien athmen Gemüth und oft viel
irtheit, seine Chöre sind kräftig und von gro-
r dramatischer Wirkung. Die vorzüglichsten
ner Kompositionen sind: Fortunat mit dem
äckel und Wünschhütlein (Mährchen-Oper in
Akten, 1829); — Das Grab (Gedicht für 4
ingstimmen mit beliebiger Begleitung des
ianoforte); — Der Friede (Quartett für 2
opr., Tenor und Baß, mit oblig. Klarinette
er Flöte und Pianoforte); — Die vier Tem-
ramente (komisches Quartett für 4 Männer-
mmen); — Wonne der Wehmuth, von Göthe
ntiment. Quartett); — Kantate zur Feier
)n Pestalozzi's 73. Geburtstage (1818); —
as kräftigste Mittel (Gedicht von Novalis,
ich dem Choral: Befiehl du deine Wege ꝛc.,
monisch bearbeitet für eine Singstimme, mit
egleitung des Pianoforte, 1825); — Gedichte
)n Uhland, für eine Singstimme mit Beglei-
ng des Pianoforte, 8 Gesänge von Göthe,
istliche Lieder von Novalis, zum Besten der
riechen herausgegeben; — Pestalozzi's Leiden
id Verklärung, für eine Baßstimme mit Beglei-
ng des Pianoforte; — Deutsche Gesänge mit
egleitung des Pianoforte; — Gesänge und
eder für Gesangvereine u. s. w. In der In-
rumentalkomposition hat er z. B. durch eine
rrliche Sinfonie seine Befähigung auch zu
eser Gattung gezeigt.

Schoa (Tschoa), afrikan. Königreich, im
idlichen Theil von Abyssinien, gegenwärtig
nes der mächtigsten Reiche in Habesch, grenzt
gen Norden an Uello; gegen Osten dehnt es
ch bis zum Flusse Auach aus, dessen Umge-
ungen von den Stämmen von Adual bewohnt
nd; gegen Süden stößt es an den Barakat,
en letzten Zweig der Mondgebirge; da jedoch
as Land Mendschar seit einiger Zeit erobert
)orden ist, so ist die Grenze auf dieser Seite bis
u dem großen Lande der Gallas ausgedehnt
)orden; gegen Südosten und Südwesten dehnt
ch S. bis nach Guragué, Schoa-Meda und
is zu den Galla-Berena aus. Die Stämme
)en Adual sind seit Kurzem dem Königreich S.

fen Thale fließend als jener, und viele andere,
die dem Stromgebiete des blauen Flusses ange-
hören, während der Fluß Hawasch oder Auach
(Auah) seinen Lauf gegen das rothe Meer
nimmt. Längs dieses Flusses scheint die in der
Küstenlandschaft Samhara (s. d.) ausge-
sprochene Natur tief landeinwärts zu dringen.
Zu dieser Verlängerung der Samhara senkt sich
Efat oder Argobba, der andere Theil von
S., der an den östlichen Abhängen des Hochlan-
des von S. liegt, wo Orangen, Citronen, Ba-
nanen und Zuckerrohr gedeihen, während auf
den Plateaux Ackerbau und Viehzucht in, wie es
scheint, reichlicherm Maße getrieben wird, als in
Tigre und Amhara. Diese letztere Landschaft
ist wenig bewohnt und wird zu gewissen Zeiten
von furchtbaren Krankheiten verheert. Der
König begibt sich jährlich mit großer Begleitung
dahin, um Elephanten zu jagen. Das ganze
Land wird von 5 hohen Gebirgsketten durchzo-
gen, deren höchste die Wasserscheide zwischen
den Zuflüssen des Nils und des Hawasch bilden.
Die christliche Bevölkerung von S. und Efat
wird auf eine Million, die mohammedanische
und heidnische, in den abhängigen Ländern, auf
anderthalb Millionen geschätzt. Außer den Na-
turalabgaben bestehen die königlichen Einkünfte
in 80—90,000 deutschen (Marientheresien-) Tha-
lern, welche hauptsächlich aus den Abgaben vom
Sklaven- und andern auswärtigen Handel flie-

sich über einen Berg aus, auf
Palast des Königs, ein unschei
steht. Die Stadt unterhält n
kehr mit Gondar und den ü
des nördl. Abyssiniens; lebha
Zeila, einer unter der ägyp
stehenden Hafenstadt am rothe
Massuah, dem einzigen Ha
Küste, von dem aus Hande
Innere vom afrikanischen Hoc
können. Die Karawanenstra
kober vom Plateau von S. h
Thal, trifft hier auf die v
schaften bewohnte Landschaft
Harrer (Hurrur) und k
den nordwestlichen Winkel vo
nach Zeila. Die Zahl d
Ankober beträgt 12—15,000.
wo sich der König einen Th
hält, heißt Angollala, a
am Zusammenflusse zweier
der eine Tschia-Tschia he
elenden Hütten und hat eine
Südwestlich von S. liegt d
rea, unter einem König de
wohner unter allen Gallas
Dies Land ist durch seinen
dem es in der Umgegend von
stadt des Landes, ganze M
von Enarea liegt das chr

:aeliten nach Aethiopien zurückkehrte. Die nigin-Mutter übergab, als sie starb, etwa) v. Chr., die Regierung ihrem Sohne und ordnete, daß in Zukunft kein Weib mehr re- ren und daß die Prinzen, welche nicht zum rone gelangten, als Staatsgefangene ver- hrt werden sollten, eine Einrichtung, die bis f unsere Zeiten bestanden hat und erst vom igen Negus von S. abgeschafft worden ist, lcher es auf Zureden des brit. Kapitäns Harris it, in dessen Gegenwart er seinen gefangenen rübern die Freiheit gab. Der Beherrscher von thiopien legte sich den Titel Negus oder Ne- sch bei und beherrschte die Küste am indischen ean gegen Sofala durch einen Viceregenten, r sich Bahr Negasch (König des Meeres) nnte und zu Yemen residirte, welches von den testen Zeiten bis zur mohammedanischen roberung Arabiens zu Abyssinien gehörte. ie Dynastie Menilek trug die Krone ununter- ochen bis 960 n. Chr., also 1930 Jahre, als r Friede des Reiches plötzlich erschüttert und rnichtet wurde. Im 4. Jahrhundert war schon s Christenthum in Abyssinien eingeführt wor- n. Die Falaschas, Nachkommen der Juden, elche Menilek aus Jerusalem als Begleiter mit- bracht hatte, waren unterdessen zahlreich und ächtig geworden und erklärten sich, den Abfall n ihrem Glauben verweigernd, für unab- ingig. Unter einem König ihres Glaubens mächtigten sie sich der Bergfesten von Simien id verstärkten sich durch Ueberläufer aus Pa- stina und Arabien. Eine Reihe von Königen id Königinnen, stets Gideon und Judith heißen, herrschte bis zur Mitte des 10. Jahr- underts, wo die schöne Prinzessin Esther (am- arisch Iffat, d. i. Feuer) sich vornahm, die ristliche Religion und mit ihr die bestehende legierungsform zu stürzen. Eine Seuche hatte en Negus weggerafft; Del Naad, der Erb- rinz, war noch ein Kind, und Esther benutzte iesen Zustand der Dinge, die Bergfeste Damo u überfallen, wo die andern Prinzen, 500 an er Zahl, gefangen gehalten wurden. Sie rachte sie (wie die Sage berichtet) sämmtlich m und erklärte sich zur Königin von Abyssinien. ur ein einziger Sprößling des alten Herrscher- eschlechts war der Metzelei entgangen und von en amharischen Großen nach der entlegenen rovinz S. gebracht worden. Die Zügel der legierung kamen aber bald wieder in die Hände iner christlichen Familie aus Lasta, genannt Zegue, bei der sie bis ins 13. Jahrhundert blie- en. Während der Regierung des Naakweto aab, des Letzten aus dieser Dynastie, wurde er Mönch Tekla Haimanot, ein Abyssinier, um Abun (Primas-Erzbischof) ernannt. Er atte das berühmte Kloster Debra Libanos n S. gestiftet und stand durch Sittenreinheit, Geistesgaben und Patriotismus in allgemeiner Achtung. Beim Könige viel geltend, brachte er es dahin, daß dieser die ohnehin ursprünglich durch Usurpation erlangte Krone niederlegte. Die verbannte Nachkommenschaft Menileks hatte, mit der Herrschaft über S. zufrieden, keinen Versuch zur Erweiterung der alten Gren-

und S. nebst andern der reichsten Provinzen von den Horden der Gallas eingenommen und kolonisirt wurde. Nebla Dengel, der Beherrscher von Gondar, fiel von der Hand des moslemitischen Eroberers. Faris, der Sohn Dilbonachs, von einer Tochter aus dem Hause Salomo's, war ein Lehnsfürst (Ras) unter der Oberherrlichkeit der Krone, in der Feste Dair, und erhielt von seinem Sohne Sumbellete einen Enkel, Nagasi, den ersten Fürsten von Ifat (Efat). Vor der Eroberung dieser Provinz, auf welche die allmählige Unterjochung von S. folgte, residirte er in einer Bergfeste der Landschaft Yedschau (Yedjow), wo noch jetzt Abkömmlinge von ihm leben. Er begab sich zur gehörigen Zeit nach Gondar, um dort vom Negus, dem Oberbeherrscher Abyssiniens, förmlich in seiner Würde bestätigt zu werden. Von ihm stammte in gerader Linie Asfa Wusen, der Großvater des jetzigen Königs, welcher sich allmählig vom Negus in Gondar unabhängig machte, obschon er und seine Nachfolger denselben der Form nach als Oberlehnsherrn anerkannten. Dieses Verhältniß besteht noch jetzt. Wenn der Negus von Gondar stirbt, wird die Krone stets auf das Haupt eines Prinzen aus dem Hause Salomo's gesetzt, welcher sich begnügt, in der Hand eines zeitweiligen Ministers eine bloße Puppe zu seyn, den Palast in Gondar nicht verlassen darf und ein festes Einkommen von

Thron berufen, um despotisch
christliches Volk zu herrschen.
daß ein Knabe, der kaum 12 J
fähig wäre, seine Herrschaft zu
pörten sich die zinspflichtigen
bei der Thronbesteigung des
sahen sich aber bald getäuscht.
Feuerwaffen, die er sich aus G
sowie über Tadschura von d
schaffte, unterdrückte er mehr
erfreute sich besonders mehre
Treue und Ergebenheit seine
löwenherzigen Medoko, der
barten Stämmen noch mehr, a
gefürchtet wurde. Sämmtlich
vinz S.-Meda wurden zum
kehrt, d. h. mußten sich tauf
verpflichten, um den Hals
blauseidene Schnur, zu tragen
gen zu fasten, kein Fleisch v
nießen, welche nicht im Nam
einigkeit getödtet worden, u
hammedanern, noch Heiden
essen. Während seiner lang
des Königs Lieblingsgeschäf
streuten Reste älterer christl
welche noch die ehemalige A
biets seiner Vorfahren bezo
sich zu vereinigen. Er hat
sonderes Augenmerk auf die

ps mehrfache Versuche, Verbindungen mit S. zuknüpfen.

Schoagnan, asiat. Staat der Tadschiks, in bekistan.

Schoalshafen, Ort, s. v. a. Camden.

Schoanna (Joanna, Geogr.), 1) Insel, s. moro; — 2) s. Schapara.

Schob, s. v. a. Dachschaub.

Schobbel, ein Stück von der See angesetztes, idiges und muscheliges Land.

Schobdach, bayer. Dorf, R.=B. Mittelnken, Ldgr. Wassertrüdingen; 160 Einw.

Schobelt, Christian Heinrich, Stadtysikus zu Straßburg in der Uckermark, geb. 41, † 1807. Schrieb: Betrachtungen über e Kur venerischer Krankheiten, Magdeburg 71; — De hemicrania, Berlin 1776; — Ueber ulfieber, das. 1791; neue Auflage, das. 96, u. A. m.

Schobensee (Geogr.), preuß. Bauerndörfer: (Mater), Prov. Preußen (Ostpr.), R.=B. önigsberg, Kr. Ortelsburg; 100 Einw.; — (Pater), das.; über 100 Einw.

Schober, 1) s. v. a. Heuschober, s. Heu; — im Freien aufgesetzte große Haufen Stroh; 3) s. v. a. Feimen; — 4) um Nürnberg 60 ündel Stroh; 10 Bündel heißen Schöberin.

Schober (Geogr.), österreich.=steier. Dorf, r. Marburg, Bez. Wildhaus; 230 Einw.

Schober (Biogr.), Gottlieb, Botaniker, reiste 1717—1718 die Ufer der Wolga, des spischen Meers und Nordwestpersien im Auftag des Czars Peter I. Nach ihm ist die Pflangattung Schoberia benannt.

Schobereck, österreich.=steier. Dorf, Kr. udenburg, Bez. Authal; 120 Einw.

Schobergrund, preuß. Dorf, Prov. Schlen, R.=B. Breslau, Kr. Reichenbach; Vorerk; 330 Einw.

Schoberia (Bot.), nach K. A. Meyer, Gattung der Aizoideae Atripliceae *Rchb.*, Pentandria Digynia *L.* Charakter: Perigon spaltig oder ötheilig, keine Anhängsel tragend. Staubgefäße 5, auf der Basis des Perigons eingefügt. Samenhaut krustig; Samen eiweißlos mit spiraligem Embryo. Von 30 Arten — fast sämmtlich Sommergewächse in der alten Welt — sind technisch besonders wichtig: 1) S. altissima *Mey.* In Südrußland u. an den Küsten des Mittelmeers, besonders in Spanien. Blätter fadenförmig, spitzlich. Blüthen zu 3, blattstielständig, zweibig. Stengel krautig, mit vielen rispenartigen Aesten. Wird zur Bereitung von Soda gebraucht. — 2) S. fruticosa *Mey.* An den Küsten Englands, Frankreichs und Nordafrika's. Blätter halbstielrund, stumpflich. Blüthen blattwinkelständig, sitzend, zweibig. Stengel strauchartig. Dient auch zur Sodabereitung. — 3) S. maritima *Mey.* An den Küsten Europa's, in Binnenländern an Salinen und in Mittelasien. Krautig, kahl; Stengel am Grunde weitschweifig=ästig; Blätter halbstielrund, linealisch, spitzig, fleischig. Blüthen zu 1—3 in den Blattachseln, ungestielt, 2weibig,

die feine Soda, Barilla fina oder Barilla d'Alicante, bereiten. S. Barille. — Die Gattung ist der Typus der Schoberieä, einer Untergruppe der Aizoideae *Rchb.*

Schoberieä (Bot.), s. Schoberia.

Schoberlechner (Biogr.), 1) Friedrich, Klaviervirtuos, um 1800 zu Wien geb., Schüler Hummels, ging 1814 nach Grätz, 1815 nach Triest, 1816 nach Italien, 1820 nach Wien, lebte dann seit 1824 als Musiklehrer zu Petersburg, kehrte 1826 nach Deutschland zurück, ging im folgenden Jahre wieder nach Petersburg und 1830 über Wien nach Bologna, wo er sich ein Landgut kaufte, war dann Lehrer am toskanischen Hofe und am großherzogl. Institute zu Florenz, reiste 1833 nochmals nach Petersburg und 1834 nach Italien. Seine Kompositionen, die in Sonaten, Rondos, Variationen, Koncerten, Phantasien u. s. w. bestehen, sind in der Manier von Alois Schmidt und Karl Arnold abgefaßt und recht schätzbare Gaben. — 2) Sophia, des Vorigen Frau und zu ihrer Zeit eine berühmte Sängerin, ist die Tochter des bekannten Kontrabassisten dall' Occa und mit einer der schönsten Stimmen begabt, die man sich denken kann. Im Jahre 1826 machte sie eine Kunstreise durch Deutschland und entzückte Alles durch die edelste Anmuth im Vortrage. Im Jahre 1828 kehrte sie nach Petersburg zurück, war 1833 mit der ital. Oper in Wien, ging

schen gerechnet wird. — 3) Grund
sen. In der Mitte des 16. Jahrhu
der Werth der Grundstücke nach da
lichen S.en angeschlagen und auf j
5 Pfennige gelegt, welche Abgabe
wurde. Der Werthanschlag der G
diesem Behuf heißt Schockans
(Schockholz), s. Holz; — 5) di
des Steinbocks.

Schockau (Sosokawa), öst
Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. P
ten Ufer der Pulsnitz; 230 Einw.

Schocke (Schockleinwand
und Schlesien im Allgemeinen j
welche nach dem Stück, das 60 Ell
hält, verkauft wird, im Gegens
ben, welche 72 Ellen lang sind.
man unter S. noch insbesondere
flächsene $^5/_4$ und $^6/_4$ Ell. breite u
lockergewebte Leinwand, welche
Druck oder Buntfärben bestimm
halb auch ungebleicht oder hal
wird. In Böhmen wird ebenfa
sem Artikel in nämlicher Länge
des Riesengebirges zu Arnau,
chenberg, Politz, Neupacka ꝛc.
Eine gute mittelfeine dichte Leinw
und indigoblauem Leinengarn
oder von weißflächsenem u. rot
Garne gestreift und gewürfelt,

duia, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, nd Kr. Oppeln; 2 Mühlen; 460 Ew.

dnvel (Schodüvel, plattdeutsch, s. v. uteufel, d. i. Schauspielteufel, Teufels- in Thierfelle gekleidete und mit Hörnern ne Maske, in welcher man in Nieder- and am 1. Jan., man sagt zu Ehren der Hulda (Diana), Umläufe auf den Gassen (S. Lopen).

öben, das lange Roggen- und Weizen- velches zu Strohseilen oder zum Decken her Gebäude verwendet werden soll, durch holtes Aufstauchen der Sturzenden auf den, dann durch Anfassen der Aehren und hütteln der Strohhalme von dem kurzen troh absondern.

höbendorf, preuß. Dorf, Prov. Bran- rg, R.-B. Potsdam, Kr. Jüterbogk; Einw.

höbera (Bot.), nach Necker, Untergat- von Heliotropium *L.*

chöberitz (Geogr.), 1) österreich.-böhm. schaft, Kr. Leitmeritz; umfaßt 5474 J. □Kl. Areal; — 2) Dorf das.; Schloß; Einw.

chöberlein, s. Schober 4).

chöberling (Bot.), s. v. a. belaubter Lö- pilz, Polyporus frondosus *Schrank.*

Schöbersdorf, österreich.-böhm. Dorf, Kr. dweis, Herrsch. Hohenfurt; über 100 Ew.

Schöckel (Geogr.), österreich.-steier. Dörfer: (Ober-S.), Kr. Gratz, Bez. Gösting;) Einw.; — 2) (Nieder-S.), das., Bez. mmende, am Leech; 230 Einw.

Schöckingen, würtemberg. Pfarrdorf, Nek- rkreis, Oberamt Leonberg; 530 Einw.

Schöcksten, preuß. Bauerndorf, Prov. Preu- n (Ostpr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Stallu- öhnen; 530 Einw.

Schödekirch, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, l.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; Schloß, Vor- erk, Windmühle; 190 Einw.

Schöder (Geogr.), österreich.-steier. Dörfer:) Kr. Judenburg, Bez. Mürau; 400 Einw.; — 2) das.; 260 Einw.

Schödlas, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, dgr. Münchberg; über 100 Einw.

Schödlberger, Johann Nepomuck, Land- schaftsmaler, geb. zu Wien 1779, ertheilte Un- terricht in den Elementargegenständen, unter- nahm dann mehre Reisen nach Mähren, Steier- mark, in das Innviertel u. s. w. und sammelte zahlreiche landschaftliche Ansichten, mit Figuren und Architektur geziert. Einige seiner land- schaftl. Bilder sind der vorherrschenden Staffage wegen zu den Erzeugnissen des romantischen Genre zu zählen; eins der gelungensten ist die Rückkehr der Pförtnerin, nach Fouqué's Le- gende 1823 für den Fürsten von Löwenstein ge- malt. Andere schöne Bilder dieser Art sind die vom Ritter Toggenburg und dem Lied von der Treue. Auch das schöne kleine Bild in der Gal- lerie des Belvedere, einen Leichenzug von Kapu- zinern vorstellend, die einen Bruder zu Grabe tragen, ist zu erwähnen. Eines derjenigen Bil-

sicht des Trajansbogens bei Ancona, des Wasserfalls bei Tivoli und mehre andere Bilder aus Italien und dem Vaterlande, die sich durch Schönheit der Auffassung und meisterhafte Behandlung auszeichnen. S. ist Mitglied der Akademie der Kunst in Wien. Er hat auch mehre Blätter radirt, theils nach Zeichnungen, theils nach den von ihm ausgeführten Gemälden, in verschiedenem Formate.

Schöfelding, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Oberbayern, Ldgr. Landsberg; 220 Einw.

Schöffen (Rechtsgesch.), auch Schöppen, Schöpfen, Saupen, Saupenrichter genannt, lat. Scabini, franz. Echevins, engl. Eschevins (Aldermen), waren nach dem älteren deutschen Recht die Beisitzer der Gerichte. Ueber die von den freien Männern gewählten Richter (früher Rathinburgi oder Rachinburgii, d. i. Rechtsbürgen, genannt) wurde unter den fränkischen Königen ein Oberrichter (Graf) gesetzt, welcher vom König ernannt wurde. Der Graf führte den Vorsitz und leitete die Verhandlungen, hatte aber kein Stimmrecht bei Abgabe des Urtheils. Wie bei dem gegenwärtigen Geschwornengericht wurden an öffentlichen Sitzungen zuerst die Zeugen abgehört und die vorhandenen Urkunden verlesen. Nach der Erörterung der Thatfrage richtete der Graf an die S. die Frage, was sie in der Sache für Recht fänden (schöpf=

men, sollen abgesetzt und hart be
Nüchtern sollen sie ihre Urtheile sp
sie das Wahre von dem Falschen, d
Unrecht unterscheiden können. Da
setz bedroht die Rachinburgen, we
Sonnenuntergang ihren Spruch
Strafen. Es war also für schnelle
gesorgt. Die Gesetze sprechen d
Richtern und S. ein gewisses Ho
Sache zu, welche sie entscheiden.
keit der S. war nicht darauf besch
Endurtheil in einer Sache zu fälle
auch über die prozessualischen Zwi
gen ihr Urtheil aus. Auch bei den
richten fungirten S. Der Papst
untersagte zwar ihre Thätigkeit
Sachen, drang aber mit seinen
Deutschland wenigstens, nicht durc
tor des Sachsenspiegels sagt: „
sollen auch rügen, was wider di
unsers Herrn geschehen ist". B
richten (s. Vehmgericht) fu
schöffen. Die S. waren, wenn
nug zur Findung des Urtheils
nach gemeinem deutschen Recht v
die Parteien, wenn diese es ve
Amt des Fürsprechers] (Anwalts
men, durften aber dann bei d
Urtheils nicht einwirken. Dies
die peinliche Gerichtsordnung Ka

Schöfflisdorf, schweiz. Dorf, Kant. Zürich, Bez. Regensberg; 400 Einw.

Schöftland, schweiz. Pfarrdorf, Kant. Aargau, Bez. Kulm, in einem fruchtbaren Thal, an der Suron; 1050 Einw.

Schöftlarn, sonst bayer. Kloster, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Wolfrathshausen; Mineralquelle und Bad.

Schöftlmayer (Schäftlmayer), Eberhard und Martin, Maler, Söhne eines Bäckermeisters in München. Eberhard war seit 1582 Schüler des Jörg Weinmeister, dann des Thomas Zehrlmayer; Martin trat 1597 bei Christoph Mittermayer in die Lehre. Namentlich der letztere scheint ein Maler von Verdienst gewesen zu seyn. Von einem Künstler dieses Namens finden sich in einem Necrologium des Klosters Steingaden in Bayern Bilder in Oel auf Pergament mit dem Titel: Necrologium ecclesiae Steingadensis canonicorum Praemonstratensium formatum anno 1650. Dies Werk, gegenwärtig auf der königl. Hofbibliothek in München, besteht aus 16 Blättern von 10 Zoll 9 Linien Höhe. Jedes enthält ein Oelgemälde mit kurzem lateinischen Text, und auf der Rückseite sind kleinere Darstellungen, die sich auf das Hauptbild beziehen.

Schöfweg (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Niederbayern, Ldgr. Grafenau; 130 Einw.; — 2) das., Ldgr. Wolfstein; 120 Ew.

Schöger, österreich.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Montpreis; 110 Einw.

Schöken, sachs.-weimar. Dorf, Kr. Weimar, Amt Roßla; 160 Einw. S. ist durch die Sage von 2 Lindwürmern bekannt, die im 12. Jahrhundert der Knappe Veit des Ritters Wolf von Appelau (Apolda) erschlagen, für diese Heldenthat aber seines Herrn Tochter zur Gattin erhalten haben soll. Ein sonst deshalb bei einem Brunnen der Gegend gefeiertes Fest verwandelte 1764 ein Geistlicher in ein Kinderfest, das Kornmännchen, welches um Johannis Statt findet und bei welchem die Kinder Kornblumen bringen, wofür ihnen ein Geldgeschenk gemacht wird.

Schölbing, österreich.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Hartberg; 450 Einw.

Schölbreter, 1) Breter, welche man auf die Kappe eines Deiches setzt, um das Ueberlaufen des Wassers zu verhindern, wenn es schnell anschwillt; — 2) s. v. a. Pinplanken.

Schölbusch, Reisholz, welches an den Deichen oder am Ufer da befestigt wird, wo das Wasser heftig anschlägt; am besten ist dazu Tannenholz. Ist es zu kurzen Bündeln gebunden, so heißt es Schölwasen, in langen Bündeln dagegen Schölfaschinen.

Schölebrief, s. v. a. Lehnbrief.

Schöler, P., Kupferstecher zu Kopenhagen, jetzt lebender Künstler, besonders im Fache der Landschaft zu rühmen; von ihm: felsige Landschaft mit Wasserfall, für den dänischen Kunstverein 1841 gestochen.

Schöles, österreich.-böhm. Marktflecken, Kr. Saatz; über 500 Einw.

volution zugegen und begleitete dann die bis=
herigen Reisegefährten nach Petersburg. Ob=
schon ihm hier zum Bleiben sehr annehmbare
Bedingungen gestellt wurden, so war doch sein
Eifer für die Revolution so groß, daß er sich
durch nichts würde haben von der Rückkehr
nach Frankreich abhalten lassen. Zu Straßburg
ward er 1790 Advokat und vertheidigte als sol=
cher mit großer Geschicklichkeit seinen Gönner
Koch, welcher angeschuldigt war, als Deputirter
in Paris die Erhaltung der Kirchen= u. Schul=
güter der Protestanten durchgesetzt zu haben.
Das Schreckenssystem nöthigte S. zur Flucht
nach Kolmar, dann nach Wasgau und von hier
nach dem zur Eidgenossenschaft gehörigen Mühl=
hausen und nach Basel. Nachdem er 1794 einer
Einladung nach Weimar gefolgt war, begab er
sich später nach Berlin, wo er mit dem Buch=
drucker Decker wegen Uebernahme von dessen in
Posen errichteter Druckerei in Unterhandlung
trat. Doch dafür übernahm er, als er nach dem
Falle Robespierre's von der Proskriptionsliste
gestrichen worden war, eine Buchhandlung und
Druckerei in Basel, die jedoch durch die Handels=
stockungen von 1812 so gewaltige Schläge erlit=
ten, daß sie sich ohne freundschaftliche Unter=
stützungen nicht hätten halten können. Als die
Verbündeten in Paris eingezogen waren, erhielt
S. durch die Empfehlung Alexanders von Hum=
boldt eine Anstellung im Kabinette des Königs

Idee gerieth, die bisher nur fl
gezeichnete Karte seines Kant
darzustellen und sich so eine pla
lung der Erdoberfläche mit ihr
Abdachungsverhältnissen zu sch
trachtete diese Beschäftigung jed
als Liebhaberei und fertigte zue
des Pilatusberges in einem Maß
an. Sein Versuch glückte ihm u
und nach die Kantone Luzern
Uri, Schwyz und Theile von Z
Aarau her. Nach ihm verfertig
lief des Kantons Zürich und s
nieur Müller von Engelsberg e
Schweiz, der Kantone St. Ga
Graubündten, Glarus, Vora
kleinen Theils von Tyrol im
$^1/_{40000}$. Bis 1811 war diese K
lettantenbeschäftigung geblieb
nicht über die Schweiz hinaus er
von Aarau ein Relief der gan
fertigen ließ, welches Napoleon
tenden Preis ankaufte. Auf
und verhältnißmäßig breiten F
ses die Darstellung eines K
□M., wonach die Länge eine
Meile etwa 3,46 bis 3,78 pari
Verjüngungsverhältniß also
betrug. Seit jener Zeit verl

ach Petersburg. Do-
ben sehr annehmbare
den, so war doch sein
so groß, daß er sich
en von der Rückkehr
lassen. Zu Straßburg
d vertheidigte als sol-
chkeit seinen Gönner
gt war, als Deputirter
er Kirchen- u. Schul-
urchgesetzt zu haben.
thigte S. zur Flucht
Baasgau und von hier
haft gehörigen Mühl-
Nachdem er 1794 einer
efolgt war, begab er
e er mit dem Buch-
nahme von dessen in
i in Unterhandlung
n er, als er nach dem
er Proskriptionsliste
e Buchhandlung und
ch durch die Handels-
paltige Schläge erlit-
undschaftliche Unter-

gezeichnete Karte seines Kantons
darzustellen und sich so eine plastische
lung der Erdoberfläche mit ihren
Abdachungsverhältnissen zu schaffen.
trachtete diese Beschäftigung jedoch
als Liebhaberei und fertigte zuerst
des Pilatusberges in einem Maßstabe
an. Sein Versuch glückte ihm und er
und nach die Kantone Luzern,
Uri, Schwyz und Theile von Zürich,
Aarau her. Nach ihm verfertigte
lief des Kantons Zürich und später
nieur Müller von Engelsberg eines
Schweiz, der Kantone St. Gallen,
Graubünden, Glarus, Vorarlberg
kleinen Theils von Tyrol im Maßstabe
1/40000. Bis 1811 war diese Kunst
lettantenbeschäftigung geblieben
nicht über die Schweiz hinaus erstreckte
von Aarau ein Relief der ganzen
fertigen ließ, welches Napoleon
tenden Preis ankaufte. Auf einer
und verhältnißmäßig breiten Fläche
ses die Darstellung eines Raumes
□M., wonach die Länge einer

die Nützlichkeit der Reliefs immer mehr eingesehen worden, ließ der große Rath von St. Gallen die Anfertigung einer großen Karte des Kantons endlich auf dem Wege der freien Konkurrenz ausschreiben. S. erhielt neben einem Herrn Spüler aus Zürich den Vorzug und übernahm im Mai 1846 die Arbeit. Obgleich ihm die vom Stabsmajor Eschmann in Konstanz aufgenommenen Karton- und Horizontalvermessungen ein tüchtiges Hülfsmaterial gewährten, so reichte dieses doch nicht aus, denn von den einzelnen Gebirgs- und Felsenformationen hatte er weder Vermessungen, noch porträtähnliche Skizzen; neben prognostischen Studien mußte er daher mit größter Lebensgefahr die isolirtesten Felsenstücke ersteigen und, mit Seilen, Stangen, Eissporen und allem nöthigen Hülfsmaterial versehen, die unwegsamsten Pfade und Punkte betreten, auf denen vielleicht noch niemals ein menschlicher Fuß geweilt hatte. Bis jetzt hat S. mit wahrhaft künstlerischer Vollendung acht Sektionen geliefert, auf denen nicht nur alle Felsen, Berge, Thäler u. Flüsse in ihren Abdachungen u. Kursen genau ausgeführt, alle Waldungen erhaben dargestellt, die treueste Nuancirung des Kolorits, die Eigenthümlichkeit der Felsen, die verschiedenen Re-

kraut, Chelidonium majus *L.*; — 2) s. v. a. Roberts-Storchschnabel, Geranium Robertianum *L.*

Schölnstein, bayer. Dorf, Prov. Niederbayern, Ldgr. Vilshofen; gegen 100 Einw.

Schölschitz (Zylossic), österr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Brünn, Herrsch. Sokolnitz; Mühle; 750 Einw.

Schölung, die Sprungbewegung des Wassers, welche doch gelinder als Wellenschlag und Brandung ist. Dadurch ausgewaschene Stellen nennt man Schölstellen.

Schömann (Biogr.), 1) Franz, geb. 1781 am Rheine, wohnte erst zu Wetzlar, war dann Professor der Rechte zu Jena, wurde 1810 Hofrath und † 1813. Schr.: Handbuch des Civilrechts, Gießen und Wetzlar 1806, 2 Bde. — 2) Georg Friedrich, ausgezeichneter Philolog, geb. am 28. Juni 1793 zu Stralsund, erhielt seine Schulbildung zu Anclam und wandte sich 1809 auf den Universitäten Greifswald und Jena der Philologie zu. Zu Jena übte vorzüglich Luden einen merklichen Einfluß auf ihn aus. S. wurde schon 1813 zu Anclam Konrektor, kam im folgenden Jahre in derselben Eigenschaft an das Gymnasium zu Greifswald, avancirte 1817 zum Prorektor, ward 1826 außerordentlicher, nach Kurzem aber ordentlicher Professor der

630 Einw.; — c) Stadt das., 2
weil; Sitz eines Amtsnotars,
Mühlen; 1660 Einw.; — 4) s. v

Schömberg (Schomburg
Friedrich Armand, Graf
Mertola, Marschall von Fran
en Chef der kurfürstlich brandenb
pen, Generalissimus der englische
war 1615 zu Heidelberg geb. u
der rheinländisch-protestantische
adeligen Familie von S. Sein
Johann Meinhard, Graf v
zischer Obermarschall der Ober
und Anna Dudley, eine
Suttons Lords Dudley. Kurz
burt verlor S. seine Aeltern,
mutter übernahm seine Erzieh
te ihn 1626 nach Sedan, wo
rühmteste Bildungsanstalt für
testantischen Adel war, und 163
seiner Studien nach Paris.
jedoch nicht lange, unternah
kurze Reise nach England und
Hochschule nach Leyden, wo er
Mathematik widmete. In sei
gab sich S. als Volontair zur
zen Friedrich Heinrich von O
erst 1634 unter dem Herzog B
mar förmlich Kriegsdienste

Geranium Robertia-

Dorf, Prov. Nieder-
n; gegen 100 Einw.
), österr.-mähr. Kirch-
. Sokolnitz; Mühle;

gbewegung des Was-
als Wellenschlag und
usgewaschene Stellen
n.

1) Franz, geb. 1781
u Wetzlar, war dann
na, wurde 1810 Hof-
Handbuch des Civil-
ar 1806, 2 Bde. —
usgezeichneter Philo-
3 zu Stralsund, er-
Anclam und wandte
äten Greifswald und
Jena übte vorzüglich
Einfluß auf ihn aus.
nclam Konrektor, kam
selben Eigenschaft an
wald, avancirte 1817

630 Einw.; — c) Stadt [illegible]
weil; Sitz eines Amtsnotars, Ziegel[illegible]
Mühlen; 1660 Einw.; — 4) s. v. a. Schöm[illegible]

Schömberg (Schomburg, Biogr.), [illegible]
Friedrich Armand, Graf von S. [illegible]
Mertola, Marschall von Frankreich, [illegible]
en Chef der kurfürstlich brandenburgischen [illegible]
pen, Generalissimus der englischen Landarm[illegible]
war 1615 zu Heidelberg geb. und stammte [illegible]
der rheinländisch-protestantischen Linie [illegible]
adeligen Familie von S. Seine Aeltern [illegible]
Johann Meinhard, Graf von S., [illegible]
zischer Obermarschall der Ober- u. Nieder[illegible]
und Anna Dudley, eine Tochter [illegible]
Suttons Lords Dudley. Kurz nach seiner [illegible]
burt verlor S. seine Aeltern, und seine [illegible]
mutter übernahm seine Erziehung. [illegible]
te ihn 1626 nach Sedan, wo damals [illegible]
rühmteste Bildungsanstalt für den jungen [illegible]
testantischen Adel war, und 1630 zur [illegible]
seiner Studien nach Paris. Hier [illegible]
jedoch nicht lange, unternahm [illegible]
kurze Reise nach England und ging [illegible]
Hochschule nach Leyden, wo er sich [illegible]
Mathematik widmete. In seinem 17. [illegible]
gab sich S. als Volontair zum Heere des [illegible]
Friedrich Heinrich von Oranien, [illegible]

nien rief S. von Neuem nach den Niederlanden, und hier erwarb er sich nach den Eroberungen von Rhetel, St. Manehout (1653), nach dem glücklichen Entsatz von Arrac und der Wegnahme von Quesnoy (1654) den Grad eines Generallieutenants. Noch in dem letztgenannten Jahre ging S. nach Deutschland, warb daselbst ein Infanterieregiment und kehrte 1655 noch früh genug zur französischen Armee zurück, um den Eroberungen von Landrecies, Condé und St. Guilain beizuwohnen. Ludwig XIV. ernannte ihn zum Gouverneur der letzteren Stadt, welche als Festung nur unbedeutend war. S. sah sich daher auch genöthigt, als er im Anfange des Jahres 1657 unerwartet von einem 12,000 M. starken spanischen Corps angegriffen wurde, nach einer kurzen Vertheidigung am 22. März zu kapituliren. Die 600 Mann starke Besatzung führte er mit Waffen und Gepäck nach Guise und erhielt nach der Eroberung von Bourbourg (18. Sept.) das Gouvernement dieser Stadt, deren Behauptung eben so wichtig als schwierig war. In der entscheidenden Schlacht an den Dünen kommandirte S. das zweite Treffen des linken Flügels und zeichnete sich in dieser für die französischen Waffen so glücklichen Schlacht wie in der dadurch bedingten Eroberung von Dünkirchen (15. Juni 1658) durch sei-

men, die ohne Resultate blieben. S. versuchte auch am portugiesischen Hofe, den Grafen S. in die Intriguen zu verwickeln, durch welche Alfons VI. den Thron verlor und sein Bruder Don Pedro zur Regierung berufen wurde, so hielt er sich doch möglichst davon entfernt. Er befand sich während der Thronumwälzung in seiner Provinz und führte gegen Spanien noch einige glückliche Coups aus, ehe am 13. Febr. 1668 der Friede mit Spanien geschlossen wurde. S. beschloß darauf Portugal zu verlassen. Sein ältester Sohn Friedrich führte die englischen Hülfsvölker nach ihrer Heimath zurück, er selbst schiffte sich mit den französischen Truppen am 8. Juni 1668 ein und landete am 14. in Rochelle. In Frankreich ließ sich S. naturalisiren, kaufte sich unfern Paris die Herrschaft Coubert und wurde fortan von Ludwig XIV. mit Gnadenbezeugungen überhäuft. An dem 1672 gegen die Niederlande ausbrechenden Kriege nahm S. anfänglich nicht Theil, dagegen trat er im Juni 1673 als Kapitän-General der sämmtlichen Landtruppen unter dem Prinzen Robert von der Pfalz in englische Kriegsdienste. Im Juli (1672) ging er mit 6000 M. Infanterie u. einiger Kavalerie zur See; allein die beabsichtigte Landung in Holland wurde nach der unglücklichen Seeschlacht im Texel (27. August) aufgegeben, und so bekam S. als englischer Kapitän-General

der Sambre fortging, stellte sich Ludwig XIV. selbst an Armee in Flandern und wählte nerallieutenants S. und Vi Marschälle. Am 26. April f Hände der Franzosen, und am sich die feindlichen Heere bei genüber; aber weder Wilhelm noch Ludwig XIV. wagte die S übertrug am 4. Juli das Heer Wilhelm III. hingegen war zu Mastricht geschritten. Noch eilte S. am 27. Juli zum E tigen Festung herbei, welch satzung von 6000 Mann hatt ber trat S. seinen Rückmarsch gina am 9., den Prinzen vo täuschend, bei Cinq Etoiles und führte die Armee nach Winterquartiere. Den Feldz nete Ludwig XIV. abermal Heer war gegen 50,000 M. 17. März fiel Valenciennes bray in seine Gewalt. An hatte S. Theil, nicht abe Schlacht von Mont-Cassel von St. Omer, denn bereit er nach Sedan abgegangen, über die daselbst versamm armee zu übernehmen. Im

n Hofe versuchte, den
guen zu verwickeln, durch
Thron verlor und sein
ur Regierung berufen
ch möglichst davon ent-
während der Thronum-
vinz und führte gegen
ückliche Coups aus, ehe
Friede mit Spanien ge-
schloß darauf Portugal
ältester Sohn Friedrich
Hülfsvölker nach ihrer
bst schiffte sich mit den
ni 8. Juni 1668 ein und
lle. In Frankreich ließ
aufte sich unfern Paris
und wurde fortan von
denbezeugungen über-
en die Niederlande aus-
n S. anfänglich nicht
m Juni 1673 als Kapi-
lichen Landtruppen un-
ert von der Pfalz in
Im Juli (1672) ging
rie u. einiger Kavalerie
absichtigte Landung in
glücklichen See-

stellte sich Ludwig XIV. selbst an die
Armee in Flandern und wählte zu
nerallieutenants S. und vier
Marschälle. Am 26. April fiel
Hände der Franzosen, und am 11.
sich die feindlichen Heere bei
genüber; aber weder Wilhelm III.
noch Ludwig XIV. wagte die Schlacht.
übertrug am 4. Juli das Heerkommando
Wilhelm III. hingegen war zur
Mastricht geschritten. Noch zu
eilte S. am 27. Juli zum Entsatz
tigen Festung herbei, welche allein
satzung von 6000 Mann hatte.
ber trat S. seinen Rückmarsch von
gina am 9., den Prinzen von
täuschend, bei Cinq Etoiles über die
und führte die Armee nach
Winterquartiere. Den Feldzug von
nete Ludwig XIV. abermals in
Heer war gegen 50,000 M. stark,
17. März fiel Valenciennes und im
bray in seine Gewalt. An beiden
hatte S. Theil, nicht aber an der
Schlacht von Mont-Cassel und der
von St. Omer, denn bereits am 22.
Sedan abgegangen, um der

oder nach Portugal auszuwandern. S. zog das letztere vor, schiffte sich nach Portugal ein und landete daselbst im April 1686. Hier fand er das Andenken an seine dem Lande geleisteten Dienste noch frisch und wurde vom Volke mit Enthusiasmus empfangen. Trotz dessen hatte er auch hier Verfolgungen wegen seines Glaubens zu bestehen, und da ihm die vielfachen Bekehrungsversuche lästig wurden, so verließ er schon im Febr. 1687 auch dieses Land und begab sich nach dem Haag. Hier besprach er mit Wilhelm von Oranien die nachher erfolgte Landung in England und lernte daselbst auch den großen Kurfürsten kennen, welcher beschloß, ihn in seine Dienste zu nehmen. S. reiste 1687 nach Berlin, ward am 29. April zum wirklichen geheimen Staats- und Kriegsrath, Statthalter des Herzogthums Preußen, General en Chef über alle kurfürstlichen Armeen und Truppen, mit 30,000 Thlr. jährlichem Gehalt und dem unmittelbaren Range nach den Prinzen von Geblüt ernannt und erhielt außerdem vom Kurfürsten einen Palast — das jetzige Königspalais — erbaut. Den französischen Flüchtlingen leistete S. hier große Dienste; er bewog namentlich den Kurfürsten, aus französischen Edelleuten die Musketairs zu Pferde zu errichten und ihn zum Obersten derselben zu ernennen. Sein Einfluß,

trat in eine innige Verbindung mit Stein, dem Mann der entschlossenen That. S. war es, der die Ideen zur Wiedergeburt des Staates entwickelte; Stein führte sie aus; S. entwarf die Grundzüge der Reform der Reorganisation, Stein ließ sie ins Leben treten. Ja, wenn wir den Mittheilungen eines trefflichen Werkes, „Preußens Staatsmänner", vertrauen dürfen, so gehört das unter Steins Namen kursirende „politische Testament", wenn auch mit kleinen Abweichungen in der Form, als Entwurf ursprünglich S. an. Das Erste, was S. für unumgänglich nothwendig erachtete, war die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und der Lehnsverhältnisse; Stein erließ kaum einen Monat nach Antritt seines Amtes, am 9. Oktobr. 1807, das Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, so wie die persönlichen Verhältnisse des Grundeigenthümers betreffend. Das war der erste Schritt, und S. hatte sehr richtig erkannt, daß der Begriff des Menschen dem des Bürgers vorangeht. Eine Kommunalordnung für die Landgemeinden würde, fortbauend auf dem neu geschaffenen Zustande, die zu Menschen erhobenen Bauern zu Staatsbürgern gemacht haben. Sey es indeß, daß S. mit Stein diesen Fortschritt für einen all zu raschen hielt, sey es, daß nach jener ersten Sorge für die Erhebung des Bauernstandes die Thätigkeit unserer beiden Staatsmänner von anderen Seiten her allzusehr in Anspruch genommen wurde, genug, die Kommunalordnung für die Landgemeinden wurde nur in Aussicht gestellt, nicht aber verliehen. Nachdem auf diese Weise die bäuerlichen Verhältnisse in die Bahn selbstständiger Entwickelung geführt worden waren, wendeten S. und Stein sich der politischen Hebung des Bürgerstandes zu. Die Städteordnung vom 19. Novbr. 1808 erklärte die Städte für mündig, übertrug ihnen selbst die Verwaltung und Leitung ihrer eigenen Angelegenheit, enthob sie der Bevormundung der Staatsbeamten und bahnte im freien Städtebürger den Uebergang an zum freien Staatsbürger. Diese beiden Anordnungen, die Aufhebung der Lehnsdienstbarkeit und Erbunterthänigkeit bei dem Bauernstande und die Mündigkeitserklärung der Städte, bildeten die Grundlage, auf denen nach S.s Idee das Wesen des neu zu schaffenden Staates gegründet werden sollte. In dieser Grundlage war das Princip der Bevormundung aufgegeben und der Stimme des Volkes in den allgemeinen Angelegenheiten der gebührende Einfluß ertheilt worden. Die städtischen Gemeinden bildeten jede in sich einen lebensvollen Organismus, und alle diese kleinen Repräsentativstaaten, diese freien Einzelexistenzen sollten von einem Geiste beseelt, auf einen Mittelpunkt bezogen, jede eine kleine Welt seyn, die in der großen des Gesammtstaates als lebendiges Glied des Organismus thätig seyn sollte! Dieser Mittelpunkt waren nach der Idee der neuen Gründer des Staats die Reichsstände. In diesen sollten jene kleinen Organismen ihre Vollendung finden, von den Reichsständen sollte ihr Lebensprincip gehalten und

Könige aufgelöst werden mußte. Erst als Hardenberg als Kanzler an das Staatsruder gerufen wurde, kehrte Festigkeit und Entschiedenheit nach außen, Kraft und Bestimmtheit in die Leitung und Fortbildung der innern Angelegenheiten zurück. Hardenberg gestaltete im Sinne Steins u. S.s und schenkte diesem sein vollstes Vertrauen. Endlich kam die Zeit der Erhebung. Als Präsident der Regierung zu Gumbinnen befand sich S. in der Nähe des Schauplatzes, auf dem das Vorspiel der Befreiung Deutschlands aufgeführt wurde. York stand mit seinem Corps in Kurland, und der lebhafte Briefwechsel, welchen derselbe mit S. unterhielt, läßt wenigstens vermuthen, daß der kühne Entschluß Yorks, die bekannte Kapitulation mit Diebitsch abzuschließen, nicht ohne Mitwissen S.s gefaßt wurde. Daß S. dem yorkschen Entschlusse nicht fremd geblieben, ist daran zu erkennen, daß, gleich nachdem das Signal gegeben, noch vor dem Aufrufe des Königs, die Organisation der Volksbewaffnung in Preußen begann, deren Berathung u. Leitung S. u. Graf Dohna in Verbindung mit den zusammenberufenen Landständen sich angelegen seyn ließen. Nach dem bekannten Aufrufe des Königs vom 3. Febr. 1813 hatte S. als Regierungspräsident natürlich einen großen Antheil an den Rüstungen in seiner Provinz; seine rastlose Thätigkeit sah sich aber auch mit dem schönsten Erfolge belohnt, da trotz der Er-

ganz
man in der ersten Zeit jedes ruhig
zu welchem aber gar bald die K
nahe bevorstehenden Ereignissen
Man vernahm auf der einen Sei
leon aufs Neue mit großartigen
schäftigt sey, und erfuhr zugleich,
selbst Absichten auf Ostpreußen
drohte die Gefahr von beiden Sei
hatte der General Paulicci, der
russischen Truppen in Memel ei
den Einwohnern laut erklärt, daß
russischem Scepter glücklich leben
schmeichelte sich der russische Heer
Hoffnung, die königl. Domänen
thauen und Ostpreußen zur Belo
schenk zu bekommen. Noch meh
bekanntlich im Mai 1812 aus sei
orte in Böhmen nach Rußland b
und dieser traf am 22. Jan. 1813
dem Aufrufe des Königs von P
nigsberg, als Bevollmächtigte
Alexander ein, und die Vollmach
Oberpräsidenten v. Auerswald v
„Da die preuß. Provinzen schon
sel von russischen Truppen bes
Verhältnisse zwischen Preußen
aber noch unentschieden seyen, s
Kaiser Alexander den Freiherrn
nach Königsberg zu begeben un
Abschließung eines Uebereinkom

:n Angelegenheiten von Neuem in Anre-
, brachte, und S. unterstützte dieselben mit
ganzen Gewichte seiner Stellung. Die
nde der Provinz lehnten die ihnen angetra-
: Wahl von Repräsentanten eines Herren-
des ab, u. als vor der Huldigung der König
:n die Frage vorlegte, welche früheren Zu-
:rungen sie bestätigt haben wollten? antwor-
n sie: „nur die Ausführung dessen, was im
1815 und später in ständischer Hinsicht zuge-
,t ist, und zwar wünschen wir Generalstände,
auf Erfordern Rath geben, damit die ober-
n Administrationsbeamten der ständischen
:rhandlung gegenüber, nicht, wie bei den Pro-
nziallandtagen, über den Landtag zu stehen
nmen". S. glaubte und hoffte zuversichtlich,
ıß der Antrag der Stände bei dem Könige eine
ınstige Aufnahme finden werde, und um auf
:n Entschluß desselben einzuwirken, überreichte
: dem Monarchen seine schon mehrfach erwähnte
. benutzte, viel besprochene Denkschrift: „Wo-
:er und wohin". In derselben entwickelte er
unächst, wie das System der Bevormundung
ınd der Beamtenherrschaft unverträglich sey mit
den Bedürfnissen, den Forderungen unserer
Zeit und dem Kulturzustande des preußischen
Volkes; er wies nach, wie dieses System, das
schwer und drückend auf dem Volke laste, dessen
Kraft lähme u. in der freien Bewegung hemme.
S., der erste Beamte der Provinz, erblickte mit
staatsmännischem Auge in der preußischen Be-
amtenherrschaft den Grund des Mißtrauens und
der Unbehaglichkeit, welche unleugbar die Her-
zen des Volkes erfülle, und daher leitete er den
Wunsch, der so allgemein und auch durch die
Stände sich ausspreche, das Verlangen nach der
Ausführung des Gesetzes vom 22. Mai 1815.
Der würdige Staatsmann schloß seine eindring-
liche Mahnung mit den Worten: „Ist der Tag
dazu angebrochen, so läßt die Sonne sich nicht
in ihrem Laufe gebieten. Schon 1813 sah man
die erste Morgenröthe eines solchen öffentlichen
Lebens auftauchen, und die äußersten Spitzen
gen Ost und West sind noch davon erleuchtet.
Daher kam damals, als der König rief, Alles,
Jung und Alt, zu seinen Fahnen; ja, fürwahr,
in voller Treue kam man in Preußen des Königs
Ruf zuvor. Tritt für uns erst das volle öffent-
liche Leben ein, so sind wir unüberwindlich, und
unser Thron steht dann auf einer Höhe da, auf
der er nach dem Kulturzustande unseres Volkes
zu stehen verdient. Die Zeit der sogenannten
väterlichen u. Patrimonialregierung, für welche
das Volk aus einer Masse Unmündiger bestehen
und sich beliebig leiten und führen lassen soll,
läßt sich nicht zurückführen. Wenn man die
Zeit nicht nimmt, wie sie ist, und das Gute dar-
aus nicht ergreift und in seiner Entwickelung
fördert, dann straft die Zeit!" Es ist bekannt,
welche Aufnahme dieser Antrag bei dem Könige
von Preußen gefunden hat. Indeß blieb der
Stand der Parteien unverrückt; derselbe S. und
mit ihm alle Verfassungs- u. Vaterlandsfreunde
hielten den Augenblick und die Umstände für
günstig und geeignet, um der reaktionären Par-
tei gegenüber angriffsweise zu verfahren. Un-

seinen desfallsigen Kombinationen S. schon
in der einflußreichen Stellung des abgetretenen
Ministers erblickte? Die Berufung S.s nach
Berlin stand aber, wie sich sehr bald ergab, in
keiner weitern Verbindung mit dem Austritte
Rochows und zog sich bloß auf die Berathung
einiger rein provinziellen Interessen, die in dem
Wege der Gesetzgebung ihre Erledigung finden
sollten. Bald aber erwies sich, u. S. erkannte
das sehr leicht, daß die beiden entgegenstehen=
den Principien, die durch S. auf der einen und
durch Rochow auf der andern Seite vertreten
waren, sich überflügelt sahen von einem dritten,
nun zur Geltung gekommenen Princip, dem des
sogenannten „christlichen Staats". Einem sol=
chen, neu in die Schranken getretenen Feinde
gegenüber hielt S., der siebenzigjährige Greis,
seine Kräfte für nicht ausreichend; er sah keine
Möglichkeit mehr, den endlichen Sieg davon zu
tragen, und faßte den Entschluß, um seinen Ab=
schied einzukommen, nachdem der „christliche
Staat" in der Person des Professors Hävernick,
in Königsberg schon in unangenehme Berüh=
rung mit ihm getreten war. Noch ein einziges
Jahr in seinem Amte — und sein voller Gehalt
mußte ihm als volle Pension belassen bleiben;
uneigennützig, wartete er diese Zeit nicht ab.
Seine Entlassung wurde ihm bewilligt, durch
Kabinetsordre vom 3. Juli 1842, mit Beibehal=
tung des Ranges und Titels als Staatsminister

sche Maler des 15. Jahrhunde
zuerst inneres Leben in die Gesicht
Bilder trat, und der Erste, w
Technik der eyckschen Schule in D
führte. Ueber seine Abstammu
den ältern Schriftstellern verschi
Die Italiener nennen ihn M
versa; nach Sandrart ward e
in Franken gebürtig, nach And
aus einer augsburgischen Pat
war in Kolmar geboren. Na
Forschungen von Grüneisen n
geboren und lebte bis um 1461
stadt?) Ulm, und nach dem J
der Kirche St. Martin zu Koln
Stadt 1488. Wie es scheint, b
in früherer Zeit meist mit der K
die als neue Kunst durch ihn z
derer fand. Die Malerei lern
Niederlanden in ihrer hohen B
und zwar in der eyckschen Schu
Wesen er in sich aufnahm. M
große Anzahl von Bildern,
schrieben werden; viele aud
früher Zeit nach Italien, Spa
Frankreich gingen, kennt man
Zahl dieser Gemälde ist schon
groß, der sich einzig und alle
beschäftigt; bei S. kommen ab
fleißig behandelte Kupferstich

: beigelegt wurden. Das eine dieser
r besteht aus zwei Flügeln eines großen
s, auf welchen die Verkündigung Mariä
dann Maria, die mehr kindisch als jung-
ich ihr Kind lächelnd betrachtet, vorge-
ist. Den größten Raum dieses ehema-
Altars füllt ein seltsam verschnörkeltes
ude aus, welches mit Engeln angefüllt ist,
enau betrachtet werden müssen, um sie nicht
untschimmernde Insekten zu halten. Der
nel scheint in Brand gerathen zu seyn und
mert in allen Farben des Regenbogens.
ganze Bild ist nach Quandt der hitzige
ertraum eines geistreichen Malers, in wel-
Fratzenhaftes und Zartes im grausesten
isch sich verwirrt. Auf der Rückseite dieser
rthüren ist der heil. Antonius in der Einöde
estellt, und Felsen und Bäume gaben dem
derbaren Künstler zu den abenteuerlichsten
nen Veranlassung, so daß die alten Fichten
ihren langen Moosbärten und das zer-
mmerte Gestein selbst zu Gespenstern und
eheuern werden. Auf einem anderen Bilde
ickt man Christus am Kreuze, ganz von den
ßeln zerfleischt und von Blut triefend. In
langen Gange, der das Gebäude in der
te theilt, sieht man eine Grablegung, welche
)rscheinlich den untern Theil obigen Altars
et. In diesem Bilde zeigt sich nach Quandt
Künstler wahrhaft groß, und wenn ihn auch
) seine unbändige Phantasie über die Gren-
der Mäßigung hinausführte, so verfällt e
) nicht der Verzweiflung und erhebt das Ge-
th, welches er durch die anderen Bilder er-
eckt. In dieser Priorei ist ferner auch eine
kündigung auf den Flügeln eines Altars,
von den Stürmen der Revolution aus Isen-
m nach Kolmar gerettet wurde, die jedoch
h Quandt nur entfernt an ihn erinnern, aber
h Waagen ächt sind. Die Figuren sind fast
Lebensgröße; der Farbenauftrag ist pastos,
i Kolorit des Fleisches leicht und einfach. In
stiger Hinsicht stehen diese Gemälde nach
tandt weit unter Martins künstlerischer Bil-
ngsstufe; Waagen findet sie aber in Charakter
) Ausdruck edel, in der Gefühlsweise dem
rugino verwandt. Sehr zweifelhaft findet
tandt eine Reihe von Gemälden aus der Do-
nikaner-Kirche, welche man in der Revolu-
n ebenfalls in das Kollegium brachte. Sie
llen die Leidensgeschichte dar, welche mit der
lge der Kupferstiche einige Aehnlichkeit hat,
hen aber an Trefflichkeit weit unter dieser.
aagen hält die Kreuzabnehmung und Grab-
jung mit Sicherheit für. S.s Arbeiten. Alle
erkmale schönscher Werke hat dagegen der
ügel eines kleinen Altars mit einer knienden
adonna, noch mehr aber übertrifft eine Pietas
if mattem Goldgrunde die Erwartungen. Um
eses Bild zu beschreiben, sagt Quandt, müßte
an ein Wort für Herrlichkeit, Liebe, Trauer
id Seligkeit finden, wie Martin dies Alles in
nem Ausdruck verschmolz; denn in dem Ange-
cht Maria's werde Heiligkeit zur Liebe, Liebe
ir Trauer und Trauer zur Seligkeit und Alles
ins. Auch in malerischer Hinsicht ist dieses
ild ein Meisterwerk. Die Farbe des Fleisches

achtes und kostbares [illegible]
findet sich dasselbe in der Stiftskirche St. Martin in dem Gange hinter dem Hochaltar und stellt eine Madonna über Lebensgröße auf einer Rasenbank vor einem Rosengehege sitzend dar, wie über ihrem Haupte zwei schwebende Engel eine Krone halten. Im Museum zu Berlin ist ein Bildchen der Anbetung der Könige, früher als Werk eines Meisters der holländischen Schule erklärt. Auf der Bibliothek der Stadt Basel erkannte Passavant vier schmale Tafeln mit einzelnen weiblichen Heiligen in dunkelgrauen Nischen stehend als S.s Werke. Es sind die Heiligen Barbara, Katharina, Margaretha und Elisabeth von Thüringen, mager in den Formen und von geistreicher wohlverstandener Zeichnung. In der Gallerie des Belvedere zu Wien wurden von Mechel dem S. ebenfalls Bilder zugeschrieben, welche nach Quandt nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dessen Werken haben. In der Sammlung Melzi zu Mailand ist das Gemälde aus der Gallerie des Grafen Firmian, ein sehr schönes viertheiliges Bild. Es zeigt den Heiland in Gethsemane, dessen Gefangennehmung, die Geißlung und Christus am Kreuze mit Maria und Johannes. S. hat dieses Bild gestochen, aber mit bedeutenden Veränderungen. Im Musée royal zu Paris wird S. ein Bild zugeschrieben, welches in der Wüste Manna sammelnde Israeliten vorstellt. Es finden sich auch noch andere Bilder, die theils

reichbar, nur eine gropere
Stiches hatte man gewonnen, ei
kung des Lebens erzielt, währe
wenn auch kräftig genug, von g
sind, weil er in Anwendung
noch nicht ins Reine kommen
rische Wirkung kann man bei
Selbst in seinen preiswürdigste
im Tode der Maria, in der Ver
Anton, in einigen Blättern der
hierin nicht genügen können.
ton unter den Dämonen hatt
in seiner Jugend in einem Gem
setzte damit ganz Florenz in Er
doch schon Werke eines Masacc
Perugino und Leonardo gese
gute deutsche Martin (Buonma
Sandrarts Behauptung berei
in freundschaftlicher Berührun
jetzt in Florenz neben den er
Meistern der Zeit gepriesen, w
leute spätrer Jahrhunderte ih
rücksetzten. Bartsch beschreib
diesem Meister und 17 andere
gramm tragen, aber nicht vo
Dann gibt er einen Anhang v
che Heinecke (Neueste Nachri
außer den von Bartsch genann
ster, beigelegt; aber alle die
theilweise gar nicht, od. sie geh

nach 1645 nicht lange mehr gelebt haben. — 9) Johann Georg, Bildhauer, geb. zu Frankfurt a. M. 1680, arbeitete lange in Wien und erwarb sich großen Ruf, besonders durch seine Figuren in mittlerer Größe. Man rühmt besonders den kleinen Riesen am Eckhause der Schnur- und Kornblumengasse und den geharnischten Mann am Tragstein des Eckhauses der Fahrgasse; † 1740. — 10) Johann Gottlieb, Landschaftsmaler von Dresden, einer der vorzüglichsten Künstler in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, machte eifrige Studien nach der Natur, wie viele geistreiche Zeichnungen beweisen, die sich von ihm finden, verschiedene Ansichten von Ruinen, Schlössern und andern Bauwerken, gewöhnlich in Bister ausgeführt. Aehnlichen Inhalts sind auch seine Gemälde. Dann hat dieser Künstler, der auch als Lehrer des A. Thiele bekannt ist, selbst Blätter radirt, die eben so geistreich als höchst selten sind. — 11) Aloïs, Zeichner und Kupferstecher von Augsburg, gehört zu den bessern Künstlern aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mußte aber sein schönes Talent an ein untergeordnetes Fach wenden. Er stach meist Heiligenbilder, worunter einige sehr gut behandelt sind. Auch einige Porträte lieferte er, die vorzüglich zu nennen sind, und im Landschaftsfache war er nicht minder geschickt. † um 1820. — 12) Friedrich Wilhelm, Maler und Lithograph, geb. zu Worms 1810, kam 1826 in eine lithographische Anstalt zu Darmstadt, wo er Landkarten stechen und französische Blätter mit Kreide auf Stein kopiren mußte. Von 1830—32 war er zu Karlsruhe in der lithographischen Anstalt von Velten beschäftigt, worauf er auf der münchener Akademie seine Studien fortsetzte. Im J. 1835 ging er an den Rhein, wo er mehre Porträte zeichnete, und 1837 nach München zurückgekehrt, fand er endlich eine größere Arbeit, nach deren Vollendung er in den Stand gesetzt wurde, sich der lang ersehnten Oelmalerei zu widmen. Es ist dies ein Heft von 5 Blättern, welche nach kurz vorher aufgefundenen Handzeichnungen die Stadt Worms vor ihrer 1690 erfolgten Zerstörung durch die Franzosen vorstellen. Sein erstes Oelgemälde, welches in den Besitz des Großherzogs von Hessen überging, stellt einen aus Griechenland zurückgekehrten Lanzenreiter bei den Seinen dar. Mehre andere spätere Bilder, meist mit effektvoller Licht- oder Feuerbeleuchtung, sah man im Lokale des münchner Kunstvereins ausgestellt. Zu seinen neuesten Werken gehört die alte Mährchenerzählerin am brennenden Kamine, an welchem die junge Bauernfamilie versammelt ist. H. Köhler hat den schlafenden Schulmeister lithographirt.

III. Musiker: 13) Moritz, Violinvirtuos und Musikdirektor zu Breslau, wurde 1808 zu Brünn in Mähren geboren und war anfangs als Kammermusikus bei der Fürstin Linar aus Holstein angestellt. Nachdem dieselbe ihre Kapelle aufgelöst, ging S. nach Berlin und erhielt hier die Stelle eines ersten Violinisten des königl. Orchesters. Im J. 1832 ging er nach Kassel, um sich unter Spohr noch mehr auszubilden. Spohr nahm ihn freundlich auf und ertheilte

— 6) 18 kleine und moderne Duetten in verschiedenen Dur- und Molltonarten; — 7) 6 leichte und melodische Duettino's für 2 Violinen; — 8) Gründliche Anweisung zur Erlernung der Applikaturen, 1. Lief.; — 9) 2. Lieferung davon; — 10) 6 leichte und melodische Duettino's für Violine und Bratsche (1. u. 3. Posit.); — 11) Gründliche Anweisung, Beispiele und Uebungsstücke zur Erlernung der Applikaturen (4., 5., 6. u. 7. Posit.); — 12) 12 Uebungen für die Violinen. Außer diesem Lehrgang gab er noch heraus: „Der Sonntagsgeiger", eine Sammlung leichter und gefälliger Uebungsstücke für eine Violine mit Begleitung einer 2. Violine ad lib.; — „Der Opernfreund", eine Sammlung von Kompositionen über die beliebtesten Opernmelodien für 1 Violine mit Begleitung einer 2. Violine; Duetten u. s. w.

Schöna (Geogr.), 1) würtemberg. Weiler, Jaxtkreis, Oberamt Mergentheim; über 100 Einw.; — 2) (Schönau), reuß. Dorf, Herrsch. Gera; 120 Einw.; — 3) preuß. Dörfer: a) Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Schweinitz; Vorwerk, Windmühe; 250 Einw.; — b) das., Kr. Torgau; 260 Einw.; — 4) sächs. Dörfer: a) Kr. Leipzig, Amt Oschatz; 170 Ew.; — b) Kr. Dresden, Amt Pirna; 720 Einw.

Schönabrunn, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Ldgr.

Zweige stammte Fabian von Hause Sprottau, welcher allmä Muskau, Sprottau, Parchwitz, Herrschaften Beuthen und Karo bekam und Feldherr und Rath gismund von Polen, des Kaiser dinands I. und des Kurfürsten sen, Ritter des goldenen Vließ war. Er legte den Grund zu Hauses und † 1591. Darauf schlecht S. die Namen S.-K then oder Karolath-Beuth das Weitere s. Karolath.

Schönaich (Biogr.), Ch Freiherr von, deutscher Dichter, 1725 zu Amtitz in der Niederlau sische Kriegsdienste, wurde Lieu als solcher ein episches Gedic Lpz. 1751, 4. Aufl., 1805, dru die Zuneigung Gottscheds in Derselbe bewirkte, daß S. a zum Dichter gekrönt wurde, u Vorbild der Dichtkunst Klop Freunden entgegenzustellen. A Werthlosigkeit von S.s poetis offen vor aller Welt da. Schon rich der Vogler," Berlin 175 Oden, Trauerspiele ꝛc., noch me Klopstock gerichtete anonym

310 Einw.; — 5) preuß. Besitzungen: a) (Szynowo), Dorf, Prov. Preußen (Ostpr.), R.=B. Königsberg, Kr. Allenstein; 150 Einw.; — b) Dorf das., Kr. Braunsberg; 130 Einw.; — c) (Klein=S.), Dorf das., Kr. Friedland; 200 Einw.; — d) (Groß=S.), Dorf das., Kr. Gerdauen; 890 Einw.; — e) Dorf das., Kr. Preuß.=Holland; 230 Einw.; — f) Hauptgut das. (Westpr.), R.=B. Marienwerder, Kr. Schlochau; 240 Einw.; — g) Dorf das., R.=B. u. Kr. Danzig; 2 Mühlen; 200 Einw.; — — h) Dorf das., Kr. Marienburg; 350 Ew.; — i) Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Naugard; 330 Einw.; — k) Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Glogau, Schloß, Erbscholtisei, Vorwerk, Schäferei, Ziegelei, 2 Wassermühlen, Oelmühle; 570 Einw.; — l) Kreis das., zwischen den Kreisen Goldberg, Löwenberg, Hirschberg, Bolkenheim und Jauer, im Sudetengebirge; wird bewässert von der Bober und Katzbach; umfaßt ein Areal von 6,56 □Meilen mit 2 Städten, 44 Dörfern, 7 Kolonien, 12 Vorwerken und 27,550 Einw.; erzeugt Getreide und Holz, hat Bergbau u. starke Leinweberei; hält 1320 Pferde, 7830 St. Rindvieh, 26,050 Schafe, 1420 Ziegen u. 360 Schweine; — m) Kreisstadt das., an der Katzbach und Steinbach; Industrieschule für Mädchen, Hospital, Schießhaus, Färberei, Walke, Handel, 4 Jahr= und Viehmärkte; — n) (Alt=S.), Dorf das.; 3 Mühlen; 790 Einw.; — o) Dorf das., R.=B. Breslau, Kr. Brieg; Freischoltisei, Windmühle; 380 Einw.; — p) (Landeckisch=S.), Dorf das., Kr. Habelschwerd; 2 Vorwerke, Freischoltisei, Potaschesiederei, 2 Wassermühlen, Sägemühle; 410 Einw.; — q) (Mittelwaldisch=S.), Dorf das.; Vorwerk, Mühle; 300 Einw.; — r) Dorf das., Kr. Neumarkt; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 260 Einw.; — s) (Nieder=S.), Dorf das., Kr. Oels; Schloß, Vorwerk, Wasser= und Windmühle; 220 Einw.; — t) Dorf das., R.=B. Oppeln, Kr. Leobschütz; 1030 Einw.; — u) Dorf, Prov. Sachsen, R.=B. Erfurt, Kr. Schleusingen; 220 Einw. — v) Dorf, Prov. Westphalen, R.=B. Arnsberg, Kr. Olpe; mit dem Hofe Büchlen; 360 Einw.; — w) Dorf, Rheinprov., R.=B. Köln, Kr. Rheinbach, an der Erft; Mühlen (Ober= u. Untermühle); 330 Einw.; — 6) kön. sächs. Dörfer: a) s. v. a. Groß=, Klein= und Neu=S.; — b) Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 260 Einw.; — c) (S. auf dem Eigen), das., Ldgr. Löbau; 1260 Einw.; — d) Kr. und Amt Leipzig; 210 Einw.; — e) das., Amt Borna; 260 Einw.; — f) Kr. Zwickau, Amt Chemnitz; 2 Mühlen; 1340 Einw.; — g) das., Amt Wiesenburg; 2 Mühlen; 470 Einw.; — h) das., Amt Plauen; 130 Einw.; — 7) sächsen=kob. Dörfer: a) (S. an der Hörsel), Fürstenthum Gotha, Amt Thal; 180 Einw.; — b) (S. vor dem Walde), das., Amt Georgenthal; 2 Mühlen; 740 Einw.

Schönauge (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Calliopsis *Rchb.*

Schönbach (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R.=B. Oberbayern, Ldgr. Aichach; 140 Einw.; — b) (Alten=S.), R.=B. Unterfranken u. Asch.,

Dörfer: a) Kr. Bautzen, [illegible]
Bautzen; 2 Mühlen; 180 Einw.; — b) Ober-
und Nieder-S.), das., Ldgr. Löbau; 1460 E.;
— c) Kr. Dresden, Amt Hohnstein; 320 E.;
— d) Kr. Leipzig, Amt Kolditz; 550 Einw.;
— e) Kr. und Amt Zwickau; 390 Einw.

Schönbankwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; Schloß, Vorwerk, Freischoltisei, Windmühle; 320 Einw.

Schönbart (altd.), Larve, Maske, weil der Bart eine Hauptrolle dabei spielte. Schönbartslaufen nannte man einen Umzug Maskirter, verbunden mit Schwerttänzen, dem Herumfahren eines Hauses auf einem Schlitten ꝛc., als Fastnachtslustbarkeit. Die Puristen suchten das Wort wieder einzubürgern und brauchten Schönbartsspiel für Maskenaufzug u. Maskenball.

Schönbaum (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Westpr.), R.-B. u. Kr. Danzig, in der danziger Nehrung und an der danziger Weichsel; Fähranstalt; 310 Einw.; — 2) das. (Ostpr.), R.-B. Königsberg, Kr. Friedland; 190 Einw.

Schönbaum (Bot.), 1) s. v. a. gemeine Lärche, Pinus Larix *L.*; — 2) Pflanzengattung, s. v. a. Calodendrum *Thumb.*

Schönbaumerweide (Danzigerhaupt), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Westpr.), R.-B. [illegible] Danzig, in der danziger Nehrung und

Kr. Budweis, Herrsch. Kruma[illegible]
— c) Stadt, Mähren, Kr. Olm[illegible]
senberg; Schloß, Hospital, [illegible]
Nadelfabrik, Baumwollenweber[illegible]
Einw.; — d) Dorf, Steiermark, [illegible]
Oberwildon; über 100 Einw[illegible]
das., Kr. Judenburg, Bez. S[illegible]
meninstitut; 140 Einw.; — f[illegible]
Rothenfels; 210 Einw.; — [illegible]
Kr. Schwatz, Ldgr. Mieders; [illegible]
Gemeinde 290 Einw.; — 9) [illegible]
Stadt, Prov. Schlesien, R.-[illegible]
Lauban, am Rothwasser; [illegible]
haus, Kattunfabrik, Töpferei, [illegible]
len, 4 Jahrmärkte; 1230 Ein[illegible]
Prov. Preußen (Ostpr.), R.[illegible]
Kr. Preuß.-Holland; 250 [illegible]
das. (Westpr.), R.-B. Danzig, [illegible]
180 Einw.; — d) Dorf das., [illegible]
der, Kr. Rosenberg; 350 E[illegible]
das., Kr. Schlochau; 130 Ei[illegible]
Prov. Brandenburg, R.-B[illegible]
West-Priegnitz; 370 Ew. [illegible]
Kr. Ruppin; 230 Ew.; — [illegible]
Dorf, Prov. Sachsen, R.-B[illegible]
Osterburg, unweit der E[illegible]
Bürgermeisterei gl. N.; [illegible]
Viehmarkt; 240 Einw.; — [illegible]
vinz, R.-B. Trier, Kr. B[illegible]
schieferbrüche, 4 Mühlen; 2[illegible]

rühmte Sängerin Marconi, griff aber bald wieder zum Wanderstab und ging nach Italien, dann nach Paris, wo er durch seine Transparentmalereien großen Beifall erntete. Im J. 1806 war er wieder in Wien, wo die Gallerie des Belvedere eines seiner Bilder ankaufte, den Meerbusen von Bajä mit den anliegenden Ruinen, von der untergehenden Sonne beleuchtet. Um 1826 arbeitete er in Amsterdam und in andern niederländischen Städten; später ging er nach England, wo er noch um 1840 gelebt haben soll. Seine Bilder führen meist an italienische Seen, Flüsse und Häfen, zur Zeit eines warmen, glänzenden Himmels oder bei heller Mondbeleuchtung. Er hat auch eine ziemliche Anzahl von Blättern radirt, bestehend in Landschaften und Perspektiven großartiger Gegenden mit Figuren und Thieren, meist effektvoll und fleißig ausgeführt.

Schönberg-Neustift, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Grafenegg, unweit des linken Kampufers; 140 Einw.

Schönblatt (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Calophyllum *L.*

Schönblind (Pferdew.), s. v. a. Mondblind.

Schönbockkäfer (Entom.), Käfergattung, s. v. a. Callichroma *Latr.*

Schönböken (Geogr.), 1) (Sconeboke), holstein. Dorf, Gut gl. Namens; über 100 Einw.; — 2) lübeck. Dorf, Pfarrei Renfeld; 150 Einw.

Schönborn (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kant. Rockenhausen; 350 Einw.; — 2) kurhess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Amt Ziegenhain; Mühle; über 100 Einw.; — 3) nassau. Pfarrdorf, Amt Dietz; 410 Ew.; — 4) österr.-böhm. Orte: a) Gut, Kr. Leitmeritz; umfaßt 683 J. 151 □Kl. Areal; — b) Dorf das., Herrsch. Tetschen; 550 Einw.; — c) (Alt- und Neu-S.), Dorf das., Herrsch. Rumburg; 1750 Einw.; — d) Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Reichenberg; 580 Einw.; — 5) preuß. Dörfer: a) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heiligenbeil; gegen 100 Ew.; — b) das., Kr. Preuß.-Holland; 170 Einw.; — c) das., Kr. Rössel; 140 Einw.; — d) Prov. Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 510 Einw.; — e) das., R.-B. u. Kr. Liegnitz; Vorwerk, Windmühle; 510 Einw.; — f) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Züllichau; 190 Einw.; — g) das., Kr. Luckau; 400 Einw.; — h) Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Simmern; Mühle; 210 Einw.; — i) königl. sächs. Dörfer: a) Kr. Dresden, Amt Bain; 160 Einw.; — b) Kr. Zwickau, Amt Frankenberg; 330 Einw.; — 7) sachsen-weimar. Pfarrdorf, Kr. u. Amt Neustadt, an der Orla; Mühle; 140 Einw.

Schönborn (Geneal.), rheinländisches Geschlecht, seit uralter Zeit zur reichsunmittelbaren Ritterschaft gehörig, nimmt urkundlich seinen Ursprung 1180 mit dem Ritter 1) Eustachius von S. — 2) Philipp, seit 1647 Erzbischof

Bamberg, erwarb seinem Vater u. dessen ganzer Familie 1711 das Oberst-Erbland-Truchsessenamt des Herzogthums Oesterreich ob und unter der Ens, sammt den dazu gehörigen Lehen und Bewilligungen, Namen und Wappen der Grafen von Puchheim zu führen. Auch brachte er die vakanten Reichsherrschaften Paesberg u. Wolfsthal in der Pfalz an sich. Graf — 9) Rudolf Franz Erwin wurde durch die Verehelichung mit Eleonora, Gräfin v. Hatzfeld-Wiesendhaid, 1701 der Gründer der fränkischen Linie zu Wiesendhaid und bekam ein jedoch bloß für seine Linie gültiges zweites Stimmrecht beim fränkischen Kreise. — 10) Damian Hugo Erwin erwarb 1794 die böhmischen Allodialherrschaften Dlaschkowitzsch und Luckowitzsch. Gründer der österr. Linie zu Heißenstein war — 11) Anselm Franz, dessen Sohn 1729 das Indigenat in Ungarn, 1731 die Herrschaft Murkatsch und Szent-Miklos, so wie 1740 die Erblichkeit der Obergespanswürde des beregher Komitats zu Theil wurde. Er † 1801. Hierauf bildeten die 3 Söhne des Grafen Damian der fränkischen Linie, nämlich: — 12) Franz Philipp Joseph, — 13) Erwin Franz Damian und — 14) Karl Friedrich, die Erben desselben, die Linien S.-Buchheim, S.-Wiesendhaid und die böhmische Linie.

Schönborn (Biogr.), Gottfried Friedrich Ernst, Frhr. von, deutscher Dichter,

denz; 440 Ew.; — 3) (Klein-S. daſ.; 180 Ew.; — 4) (Klein-S. daſ.; 120 Einw.

Schönbrunn (Geogr.), 1) b. rheinkreis, Amt Neckar-Gem — 2) bayer. Dörfer; a) R.-B. Ldger. Dachau; Schloß; 130 E. B. Niederbayern; Ldger. Wol — c) daſ., Ldger. Landshut; i — d) (Groß-S.), R.-B. Ob gensb., Landger. Vilseck; 3 (Klein-S.), daſ., Landger. 100 Einw.; — f) R.-B. Ober Lichtenfels; Mühle; 230 E Ldgr. Wunsiedel; 350 Ew.; terfranken und Asch, Ldger. Elt 240 Einw.; — i) s. v. a. Pru Orte: a) (Gedlowa), Dor Chrudim, Herrsch. Bistra Braunkohlengruben, 4 Mühle — b) Dorf, Böhmen, Kr. 600 Einw.; — c) (Studnika denka), Dorf, Mähren, Kr. Johrnsdorf; 550 Einw.; Lustschloß mit grandiosen P unter der Ens, Viertel unte wald, eine Stunde von Wien des Wienflusses und an der Wi bahn, zwischen den Dörfern H

änge zogen. Die englische Expedition
: Schelde sowohl, als der schneller wach-
eue Bestand des österreich. Heeres (das-
ar durch eifrige Aushebung wieder auf
) Mann gebracht) gaben dem Grafen
nich so viel Muth, den Abschluß der Un-
lungen möglichst hinzuhalten, bis etwa
icklicher Wurf der unterdrückten Partei
räftigere Sprache erlaubte. Allein die
e Diversion zog kein Armeecorps, selbst
n Regiment von dem franz. Heere ab, die
e von Champagny's wurde mehr dro-
ls nachgebend, und obwohl der Waffen-
nd mehre Male verlängert wurde, so
e der Kaiser Franz doch wohl, es sey bes-
viel als möglich zu retten, um durch Hart-
keit nicht noch mehr zu verlieren. Der
reß zu Altenburg wurde Ende Septembers
oben, und der Kaiser sandte den Fürsten
n von Liechtenstein mit ausgedehnter Voll-
nach S., um dort mit Champagny unter
leons Augen die Sache schneller zu beendi-
Auf diese Weise kam zu S. am 14. Okt.
18 Artikeln abgefaßte Friedenstraktat zu
de, der im Wesentlichen Nachstehendes ent-
Es ist Friede zwischen Spanien, Holland,
el, Bayern, Würtemberg, Sachsen und
phalen, dem Fürsten Primas und allen
liedern des Rheinbundes, welche mit dem
er der Franzosen im Krieg alliirt gewesen.
rreich tritt ab die Lande Salzburg, Berch-
aden, den In- und Hausruckkreis des Lan-
b der Ens, das Herzogthum, die Kreise Vil-
und Görz, das Gouvernement Triest, Kro-
mit Ungarisch-Dalmatien (der Thalweg der
sollte die Grenze bilden), einige im Gebiete
Königreichs Sachsen liegende Enklaven, ganz
galizien mit Krakau an das Herzogthum
rschau, von Ostgalizien aber einen Bezirk
400,000 Seelen an den Kaiser von Rußland.
ner sollte der Erzherzog Anton dem Groß-
herthum über die Besitzungen des deutschen
ens in den Rheinbundsstaaten entsagen. Es
en vom Tage der Ratifikation an alle dem
ser von Oesterreich zurückgestellten Provinzen
ch österreich. Beamte verwaltet werden und
Erhebungen von Kontributionen von dem
ge der Ratifikation des Friedens an aufhören.
Urkunden und Archive, Pläne und Karten
abgetretenen Länder, Städte, Festungen ꝛc.
ten 2 Monate nach Auswechselung der Ratifi-
tionen ausgeliefert werden. Der Kaiser der
nzosen verpflichtete sich zu einer gänzlichen
mestie gegen die Einwohner von Tyrol und
rarlberg, dagegen der Kaiser von Oesterreich
gen die Einwohner des Theils von Galizien,
dessen Besitz er wieder gelangt. Mähren
lte in 14 Tagen, Ungarn, Wien mit seinen
ngebungen, Unterösterreich in 2 Monaten, der
berrest längstens in 2½ Monaten geräumt,
d die Kriegsgefangenen sollten 14 Tage nach
uswechselung der Ratifikationen ausgeliefert
erden. Napoleon garantirte dem Kaiser von
esterreich die Integrität der Besitzungen in dem
ustande, worin sie sich zufolge dieses Traktats
fanden. Die wichtigsten Punkte waren indeß
ie beiden folgenden: Der Kaiser von Oesterreich

aller Berührung mit dem Meere. — 4) Preuß. Dörfer: a) Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Strehlen; Vorwerk; 410 Einw.; in der Umgegend werden Achate und Bergkrystalle gefunden; — b) das., Kr. Schweidnitz; 2 Lehngüter, Windmühle; 490 Einw.; — c) (Nieder- und Ober-S.), das., R.=B. Liegnitz, Kr. Lauban; Schloß, 4 Mühlen, Säge- und Oelmühle, Ziegelei; 400 Einw.; — d) das., Kr. Sagan; Schloß, 2 Vorwerke, 4 Mühlen; 1010 Einw.; — e) das., R.=B. Oppeln, Kr. Leobschütz; 2 Windmühlen; 690 Einw.; — 5) reuß. Dörfer: a) Greiz, Amt Unter-Greiz; 130 Einw.; — b) Lobenstein-Ebersdorf, Amt Lobenstein; 410 Einw.; — 6) königl. sächs. Dörfer: a) (Schönborn), Kr. und Amt Dresden; 300 Einw.; — b) Kr. Bautzen, Oberlausitz, Ldgr. Bautzen; 430 Einw.; — c) Kr. Zwickau, Amt Voigtsberg; Mühle, Eisensteingrube; 200 Einw.; — d) das., Amt Wolkenstein; große Baumwollspinnmühle, bedeutender Flachsbau; 430 Einw.; — e) das., Amt Plauen; 290 E.; — 7) würtemberg. Dörfer: a) Schwarzwaldkreis, Oberamt Nagold; 580 Ew.; — b) das., Oberamt Oberndorf; über 100 Einw.

Schönbrunner-Häuser, bay. Häuser, R.=B. Niederbayern, Ldgr. Wolfstein; 200 Einw.

Schönbüchel (Schönbach), österr.=böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrschaft Böhmisch-Kamnitz; Drahthütte (die größte Oesterreichs),

Fürsten und Grafen gehörige
im Königreich Sachsen. Diesel
sächsischer Landeshoheit und bild
senes Ganzes, sondern bestehen
Haupttheilen, von denen der süd
nördlich gelegenen an Größe we
einer im Altenburgischen gelege
werden östlich von Altenburg,
ziger Kreis, westlich und südli
Kreis begrenzt. Das ganze,
birgige und waldige Gebiet,
zwickauer Mulde durchflos
einen Flächenraum von 11²/₃
geographisch zu den sächsischen
und Zwickau gerechnet. Die
90,000 Seelen, welche sich üb
Flecken und 140 Dörfer verbre
weise Ackerbau und Viehzucht,
zucht, zum Theil Bergbau, de
Kupfer, Arsenik und etwas Zi
Die Industrie erstreckt sich na
tun- und Halbseidenwaarenfab
len- und Wollenwebereien. N
und Garn wird an manchen
Handel getrieben. Die schö
schaften zerfallen seit 1740 in
Herrschaften und gemeine Leh
ten). Zu den Standesh
6⁷/₁₀ □M. Areal und 66,000
schaften Stein, Harte

Fürstenstand erhoben wurde, hat seit 1828 das Prädikat Durchlaucht, die peniger (die gräfliche) Linie das Prädikat Erlaucht; jene besitzt: Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein, Stein, Remsa, Ziegelheim, Lungwitz und Oelsnitz, diese: Glauchau, Penig, Wechselburg und Rochsburg. Außerdem haben die Fürsten und Grafen von S. noch bedeutende Besitzungen in andern Ländern, besonders in Böhmen. Mit Ausnahme des Fürsten Eduard von S.-Dobrischan, der katholisch ist, bekennen sich alle zur protestantischen Konfession. — Das Wappen der Grafen und Herren von S. besteht nur aus einem von 2 rothen und silbernen Rechtsquerbalken getheilten Schilde.

Geschichte und Geneal. Ueber die allerfrüheste Geschichte des Hauses S. herrscht vollkommene Ungewißheit, so eifrige Nachforschungen auch von den Genealogen angestellt worden sind. Alle vorhandenen Nachrichten, die noch vor das 11. Jahrhundert zurückgehen, beruhen auf Sagen oder historischen Erdichtungen. Bald soll das Geschlecht S. von Karl dem Großen, bald von Theobald von Böhmen, dem 2. Sohn des Herzogs Wladislaw I., abstammen, der im 12. Jahrhundert das Schloß S. bei Eger erbaut habe. Einige leiten auch die Herkunft des Hauses von S. von den Grafen von Orlamünde oder denen von Groitzsch, wieder Andere von den alten Grafen des Pleißnergaues oder von dem rheinischen Geschlechte von S. ab. Eben so wenig läßt sich annehmen, daß die Schömburg bei Naumburg, oder das Schloß S. bei Blankenburg im Harze, oder jenes in Franken das Stammschloß der Herren von S. gewesen sey. Auch die Herren von S., welche wirklich genannt werden, wie Hermann von S. zur Zeit Karls des Gr., Mogwitz von S., der um 920 Krimmitzschau zur Stadt erhoben haben soll, Alban v. S., kaiserl. Oberrichter zu Zwickau um 926, Florian von S., der mit an dem heil. Grabe gewesen seyn und zugleich Hassenstein und das rothe Haus in Böhmen, so wie Bugsberg bei Geringswalde besessen haben soll, ja selbst Friedrich, 1135 Besitzer von Hassenstein in Böhmen, sind wahrscheinlich historische Fiktionen. Wirklich nachweislich ist erst, daß Glauchau und Lichtenstein keine ältern Besitzer hatte, als die Herren von S., und daß Hermann der Aeltere von S., der 1182 das Kloster bei Geringswalde baute, große Besitzungen in Böhmen und Meißen hatte. Von diesem werden 2 Urenkel genannt, Heinrich und Friedrich I.; dererstere, der auch böhmischer Kanzler war, besaß Krimmitzschau, der letztere Glauchau und Geringswalde. Friedrich I. hatte 5 Söhne, zu deren Zeiten auch Waldenburg und Lichtenstein in Meißen, Egerberg und Trautenau in Böhmen, Hoyerswerda und Kleinsora in der Lausitz schönburgische Güter waren. Diese Brüder theilten ihre Besitzungen; der jüngste doch, Friedrich II., vereinigte sie wieder durch Beerbung seiner Brüder oder deren Söhne und ist der Stammvater der jetzt blühenden schönburgischen Fürsten und Grafenlinien geworden. Durch ihre Besitzungen in Böhmen waren die Herren von S. böhmische Lehnsleute, während

terwerfung S.s unter seine eigene Landeshoheit, verlangte die Ausstellung besonderer Reverse, verweigerte die Belehnung mit den sächsischen Lehen und ließ fiskalische Prozesse einleiten; dagegen erhoben die Grafen von S. Klage vor dem Reichshofrath uns erlangten von 1718—1723 mehre ihrem Verlangen günstige Reskripte, zuletzt ein kaiserl. Protektorium des fränkischen Kreises zum Schutz von Kaisers und Reichs wegen. Die Streitigkeiten wurden endlich durch Vergleich definitiv erledigt, der am 4. Mai 1740 durch Aufstellung von 2 Recessen zu Stande kam. Nach dem Hauptreceß wurden die Herrschaften Glauchau, Waldenburg und Lichtenstein als böhmische Lehen anerkannt, wogegen S. sich der Oberbotmäßigkeit und dem Territorialrecht Sachsens unterwarf; durch einen auf die niedere Grafschaft Hartenstein und die Herrschaft Stein bezüglichen Nebenreceß wurden diese für nicht viel mehr als gewöhnliche Rittergüter anerkannt. Außerdem wurden für S. durch diese Recesse die Grafenwürde und Reichsstandschaft bestätigt; auch erhielt es eine große Anzahl hoheitlicher und nutzbarer Rechte theils bestätigt, theils verliehen. Trotzdem wurden von S. bald neue Differenzen hervorgerufen. So wurde 1768 in Glauchau verboten, sächsische Verordnungen anzunehmen; in der Umgegend errichtete man Reichsadler mit der Inschrift: böhmische Reichsafterlehnschaft; auch nahm man 1772 die Landeshoheit wieder in Anspruch und stellte vor dem Reichshofrath Anträge auf Kassirung der Recesse. In diesen unbilligen Forderungen wurde S. von Oesterreich lebhaft unterstützt, und eine Reise des Grafen S.-Glauchau nach Wien bewirkte sogar, daß 1776 österreichische Truppen aller Gattungen in die schönburgischen Herrschaften einrückten und alle Verbindung mit Sachsen aufhoben. Der Friede von Teschen beendigte am 13. Mai 1779 diese neuen Streitigkeiten, indem nun Böhmen seine Lehnsrechte an Bayern und dieses dieselben wieder an Sachsen abtrat; auch wurden die Recesse von 1640 aufs Neue bestätigt. S. suchte 1781 vergeblich, durch den Reichstag die Anerkennung seiner Herrschaften als Reichsafterlehn zu erhalten; eben so wenig gelang es ihm 1783, sich der sächsischen Oberbotmäßigkeit zu entledigen. Gegen die Erhebung der ältern schönburgischen Linie zur Reichsfürstenwürde wendete Sachsen gegen Ausstellung eines Reverses, auf den Grund derselben keine Ansprüche zu erheben, nichts ein. So blieben die Verhältnisse, bis im Jahre 1806 mit der Auflösung des deutschen Reichs die Rechte der Reichs- und Kreisstandschaft erloschen, während die Recesse von 1740 König August von Sachsen fortbestehen ließ. Eine weitere von dem schönburgischen Hause an den wiener Kongreß gerichtete Bitte um Sicherstellung seiner Verhältnisse wurde von diesem als Gegenstand der Berathung an den deutschen Bundestag übergeben, der endlich in seiner 22. Sitzung vom 7. August 1828 beschloß, daß dem Hause S., unbeschadet aller aus dem Receß von 1740 hervorgehenden Rechtsverhältnisse, diejenigen persönlichen und Familienrechte und Vortheile einzuräumen seyen, welche

ate umfassende Verhand=
n Ständekammer Statt,
eschlüsse die Folge waren.
ieselben, da ihnen jeden=
ltung eingeräumt werden
ungsreformen in Sachsen
pt. Dagegen lassen wir
en über die beiden noch
burgischen Linien folgen.
otlinie (S.=Walden=
go, dem mittleren Sohne
er Waldenburg, Theile
ein, Nieder=Harten=
saß. Sein Urenkel Otto
hatte 4 Söhne, von wel=
inie gründete. Von diesen
enstein, 1786, die zweite,
die vierte, Waldenburg,
r, Stein oder Nußdorf,
g Philipp († 1736), die
rbte und unter dem Namen
estand. Im Jahre 1790
Karl Friedrich in den
hoben, und seine Söhne
) S.=Waldenburg (mit
emse). Der jetzige Fürst,
1785 zu Waldenburg, Fürst
mit seinen Brüdern die Be=
S.=Hartenstein und
it Thekla, Prinzessin von

wirth, besonders ein ausge=
ter. Er legte 1792 den Grund zu seiner berühm=
ten Schäferei und schrieb: „Einige Bemerkungen
eines praktischen Landwirths über das Ganze
der Schafzucht des Herrn Petri", Leipzig 1817
(sein Nachlaß, Halle 1828, 2 Bde., ist vom Pro=
fessor Weber herausgegeben). Nach Heinrich
Ernsts Tode übernahm Graf Ludwig von S.=
Hinterglauchau und nach dessen Tode 1842 Ernst
Ferdinand, geb. 1800, und der Graf Hein=
rich von Hinterglauchau Rochsburg. — b)
S.=Penig=Vorderglauchau=Wechsel=
burg wurde von Graf Wolfgang Heinrich
gestiftet, der 1657 †. Seine beiden Söhne
Wolfgang und Samuel bildeten die Linien
zu Wechselburg und zu Penig, wovon die letz=
tere 1763 mit Graf August Friedrich erlosch.
Der jetzige Graf, Heinrich Alban, geb. 1804,
Sohn des Grafen Wilhelm Albrecht Heinrich,
folgte 1815 in der Regierung und ist seit 1824
mit Emilie, Gräfin von Jenison=Walwerth,
vermählt. Sein Sohn Karl ist geb. 1832.

Schönburg (andere Orte), 1) preuß. Amts=
dorf, Prov. Sachsen, R.=B. Merseburg, Kr.
Naumburg, an der Saale; über 400 Einw.
Dabei die Ruinen einer angeblich von Ludwig
dem Springer erbauten Burg, die schon 1291
urkundlich vorkommt und bald im Besitz der
Schenken von Saleck, Tautenburg und Bedra,
bald der Bischöfe von Naumburg=Zeitz war.
Seit 200 Jahren ist sie allmählig verfallen.

Schöne Aue, s. v. a.

Schöne aus Beauce
Beauce.

Schöne aus Flandre
de Flandre.

Schöne aus Sceaux
de Sceaux.

Schönebach, bayer.
Schwaben u. Neub., Ldg.
130 Einw.

Schönebeck (Geogr.
Stade, Bremen, Patrim.
Einw.; — 2) preuß. Ort=
mern, R.=B. Stettin,
310 Einw.; — b) Dor
R.=B. Potsdam, Kr. O
— c) (Klein=S.), D
Barnim; 230 Einw.;
das.; Oberförsterei, ho
Einw.; — e) Dorf, Pr
deburg, Kr. Osterb
Stadt das., Kr. Kal
ziger Eisenbahn; Ga
amt, Post, Schiffah
Preußen, beschäftigt
liefert jährlich gege
Bleiweiß= und Zu
Brennerei, Papierm
Kolonialstraßen

seinem Stadtmusikus und trat dann nach erstandenen Lehrjahren beim Stadtmusikus üller zu Grüneberg in Schlesien in Dienste. ein Hauptinstrument, die Geige, vertauschte er äter mit dem Cello und erlangte eine eminente unstfertigkeit auf demselben. Nach 2 Jahren urde er Violoncelliſt in der Hauskapelle des rafen Dohna zu Kozenau, 1780 Stadtmusikus Sorau u. 1787 erſter Violoncelliſt in der Kaelle des Herzogs von Kurland zu Sagan, 1791 asſelbe beim Grafen Truchſeß zu Waldburg bei önigsberg. Im Jahr 1793 ward er in Königserg ſelbſt engagirt. Hier erhielt er einen Ruf i die k. Hofkapelle zu Berlin, ſchlug ihn aber us, da er noch zum Organiſten an der löbenichtchen Kirche zu Königsberg ernannt wurde. Später kaufte er ſich bei Lübben ein kleines Landzut, das er bezog und ſelbſt verwaltete; doch mußte er bald wieder zu ſeiner frühern Beſchäftigung zurückkehren; er habilitirte ſich als Muſiklehrer zu Lübben und machte noch mehre Kunſtreiſen. Von ſeinen Kompoſitionen ſind zu nennen: die Operetten „Der Wunderigel" u. „Der Küſter", Koncerte, Duette und Anderes für Violoncell, Koncerte für den Fagott, Quartetten für Violine, Flöte, Alt und Violoncell, Koncerte für Flöte, Klarinette, Horn u. ſ. w.

Schönebecke, Nebenfluß der Ahe (ſ. d.).

Schöne bei Nacht (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Mirabilis *L.*

Schöneben, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Neuberg; 120 Einw.

Schöneberg (Geogr.), 1) kurheſſ. Dorf, Prov. Niederheſſen, Kr. u. Amt Hofgeismar; 270 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Altenkirchen; 200 Einw.; — b) daſ., Kr. Kreuznach; 540 Einw.; — c) daſ., Kr. Neuwied; 220 Einw.; — d) (Neu-S.), Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Allenſtein; Etabliſſement, Unterförſterei; 120 Ew.; — e) (Alt-S., Purbaden), daſ.; 220 Einw.; — f) daſ. (Weſt-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Marienburg, unweit der Weichſel; Windmühle; 1170 Ew.; — g) Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Saatzig; 410 Einw.; — h) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Soldin; Theerofen; 620 Einw.; — i) daſ., Kr. Friedeberg; 170 Einw.; — k) (Alt- u. Neu-S.), daſ., R.-B. Potsdam, Kr. Teltow, unweit Berlin, mit vielen Landhäuſern der Berliner; botan. Garten der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin (mit 13 Gewächshäuſern), Gärtner-Lehranſtalt mit Garten, Landesbaumſchule; 760 Einw.; — l) daſ., Kr. Angermünde; 120 Einw.

Schöneburg, würtemberg. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Biberach; 340 Einw.

Schöneck (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R.-B. Oberbayern, Ldgr. Wolfrathshauſen; 160 Einw.; — b) R.-B. Niederbayern, Ldgr. Regen; 110 Einw.; — c) (Ober-S., Oberſchönegg), R.-B. Schwaben u. Neub., Ldgr. Illertiſſen; Schloßruine; 310 Einw.; — 2) öſterr.-ſteier. Dörfer: a) Kr. Gratz, Bez. Peckau; 530 Einw.; — b) Kr. Marburg, Bez.

…de, Eisenbergwerk; Müh-
…hmärkte; 1100 Einw.; in
…alten gleichnam. Burg.
…enberg, österr. Dorf, Ty-
…neck; 130 Einw.

…gina Katharina, ver-
…eichnerin und Kupferstecher-
…nberg geboren, genoß in
…icht der Familie Pressel u.
…ten großen Beifall; † um
…e's sind ihre Blätter noch

…ol.), Traubensorte, s. v. a.

…ogr.), 1) preuß. Dörfer: a)
…=Pr.), R.=B. Königsberg,
… 170 Einw.; — b) Prov.
…3. Potsdam, Kr. Jüter-
… — c) das., Kr. Teltow;
….; — d) (S. bei Artern),
…B. Merseburg, Kr. San-
…inw.; — e) (S. bei Zab-
…tenberg; 130 Einw.; — f)
…burg, Kr. Stendal; Rit-
… — 2) (Schönfeld), königl.
…Amt Leipzig; 1360 Einw.;
…pziger Schlacht im J. 1813.
…Bot.), nach Kunth, Gat-
… Chlorideae *Kunth*. Art:

talent durch eine Krankheit. Er spielte
ßenden, guten Versen, selbst mit aufgegebenen
Reimen; † 1717 in Schlesien. — 2) Schauspie-
ler, 1704 zu Krossen geboren, betrat 1725 zum
ersten male die Bühne, spielte seit 1730 bei der
Neuber und eröffnete darauf in Lüneburg ein
eignes Theater. Im Jahr 1740 berief ihn der
Herzog von Mecklenburg nach Schwerin; als
aber wegen der Landestrauer die dortige Bühne
geschlossen werden mußte, ging S. nach Leipzig
und darauf nach Hamburg und Breslau, von
wo er 1742 nach Berlin kam. Nachdem er 1743
die Konzession für sämmtliche preußische Pro-
vinzen und auch in Hannover besondere Vor-
rechte erhalten hatte, spielte er mit seiner Gesell-
schaft abwechselnd in Leipzig, Halle, Braun-
schweig, Hamburg, Göttingen ꝛc. Im Jahr 1749
ward in Leipzig für ihn ein besonderes kleines
Theater erbaut; doch ward er schon im folgen-
den Jahre wieder nach Schwerin berufen und
seine Gesellschaft als „Hofkomödianten" in
Dienst genommen. Nach dem Tode des Herzogs
(1756) ging er nach Hamburg, gab aber 1757
sein Theater völlig auf und † 1762 als Rüst-
meister des Prinzen Ludwig von Mecklenburg.
S. hat für die Erhebung des deutschen Theaters
viel gethan; die besten Schauspieler waren bei
seiner Gesellschaft, er führte Anstand und Ord-
nung bei den Vorstellungen ein und brachte im-
mer das Beste zur Darstellung. Als Schau-

mittelst dessen man den
brauchs abklärt; s. Wei

Schönenbach (Geo
Seekreis, Amt Bonnd
das., Amt Neustadt; 5
Dorf, Rheinprovinz, R
broel; 150 Einw.

Schönenberg (Geo
rheinkreis, Amt Schön
bayer. Dörfer: a) R.=
Ldgr. Burgau; 230 E
Mindelheim; Oelm
(Ober=S.), das., L
430 Einw.; — d) (U
330 Einw.; — e) R.=
mohr; 630 Ew.; —
Westphalen, R.=B. M
100 Ew.; — b) Pro
B. Königsberg, Kr.
würtemberg. Dorf, R
bronn; 150 Einw.
Kant. Zürich, Bez.

Schönenfeld
bayer. Kirchdorf,
Rain; Mühle; 15
Prov. Preußen (
Kr. Gerdauen;

Schönenwald
Pommern, R.=B

ßmaler, 1774 zu Mansbach geboren, Schüler
)n A. Graff zu Dresden, dann Davids zu Pa-
s, wo er den Ruf eines der ausgezeichnetſten
daler ſeiner Zeit gründete. Später hielt er ſich
ne Zeit lang in der Schweiz auf und bereiſte
inn Deutſchland. Er † 1841 in Bremen. Zu
'n beſten Werken S.s gehört das Bildniß von
eſtalozzi 1804, von Freidhof in Tuſchmanier
:ſtochen, des Herzogs von Braunſchweig-Oels,
n Ständeſaal zu Braunſchweig, des Biſchofs
)räſeke, u. A.

Schöner Buſch u. Schönes Thal (Geogr.), ſ. Aſchaffenburg II.

Schönerding, bayer. Kirchdorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Vilshofen; 180 Einw.

Schönering, öſterr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Hausruckkreis, Diſtr. Wilhering; 330 E.

Schönerlinde, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Nieder-Barnim; 480 Einw.

Schönermark (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam. Kr. Angermünde; Vorwerk; 270 Einw.; — 2) daſ., Kr. Prenzlau; Schloß mit Garten, Vorwerk; 140 Einw.; — 3) daſ., Kr. Oſt-Priegnitz; 230 Einw.; — 4) daſ., Kr. Ruppin; Gut; 200 Einw.

Schöner See, ſ. Salzungen.

Schönerſtädt (Schönnerſtädt, Geogr.), königl. ſächſ. Dörfer: 1) Kr. Zwickau, Amt Auguſtusburg; viele Weber und Spinner, 2 Mühlen; 610 Einw.; — 2) Kr. Leipzig, Amt Rochlitz; 220 Einw.

Schönerts Omſewitzer Schmalzbirne (Pomol.), ſ. Omſewitzer Schmalzbirne.

Schönesberg, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Rain; 130 Einw.

Schöneſeifen, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Schleiden; 280 Einw.

Schönes Thor, ſ. Jeruſalem u. Tempel.

Schöne und Gute (Pomol.), ſ. Birne ohne Kerne.

Schöne Unvergleichbare (Pomol.), Pfirſichſorte, Kl. 1, Ordnung 1, Rang 1, nach Diel. Frucht 3 Zoll hoch und breit, rund, an beiden Seiten etwas plattgedrückt, mit ſeichter Furche und kleiner Warze. Haut feinwollig, faſt purpurroth marmorirt. Fleiſch weiß, um den Stein roſenroth geflammt, fein, ſaftig, ſchmelzend, von ſüß-erhabenem Geſchmack. Reift Anfang September. Der Baum wird ziemlich ſtark u. groß, iſt ſehr fruchtbar.

Schönens (griech. Myth.), 1) Sohn des Antinous und der Hippodamia. — 2) Sohn des Athamas und der Themiſto, König in Böotien, Vater der Atalante. Die böotiſche Stadt Schönus (Σχοινος) ſoll nach ihm benannt ſeyn. — 3) Arkadier, Vater der arkadiſchen Atalante.

Schöne von Choiſy (Pomol.), ſ. Choiſy.

Schöne von Rocmont (Pomol.), ſ. Knorpelkirſchen 17).

Schöne von Vitry (Pomol.), ſ. Belle de Vitry.

Schöne Wächterin (Pomol.), ſ. Stutzer.

selben Sinne gebraucht worden seyen. Später fand man den Unterschied zwischen schönen Wissenschaften u. schönen Künsten darin, daß, wie man behauptete, sich beide verschiedener Zeichen zur Darstellung desselben Gegenstandes bedienen mußten, und zwar jene willkürlicher Zeichen, worunter man die menschliche Sprache verstand, diese natürlicher, nämlich Töne oder sichtbarer Farben. Einem andern Sprachgebrauch zufolge unterschied man s. W. von dem strengen Gebiet der Wissenschaften im eigentlichen Sinne. Jedenfalls ist die Bezeichnung ungenau.

Schönewörde, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Knesebeck; Försterei; 160 Einw.

Schöne Zeichen (Astron.), die Glück bedeutenden Zeichen der Wage, der Jungfrau und der Zwillinge.

Schönfärber, s. Färberkunst.

Schönfahrsegel, 1) s. v. a. das große Segel; — 2) das größte Segel auf Schmacken, Kuffen u. dergl.

Schönfaß, der aus Holz geflochtene Korb, in welchem der Hüttenmann die Kohlen in den Schmelzofen trägt.

Schönfeiler Reben (Pomol.), auch Schönfeigler-Reben, gute Rebensorte, mit grünen Reben, welche etwas kürzer sind, als beim Gutedel.

Schönfeld (Geogr.), 1) bad. Pfdf., Unter-

min; 300 Einw.; — Breslau, Kr. Strehlen; Schloß, Windmühle; 230 E.; — m) daf., Kr. S uitz; Schloß, Vorwerk, Mühle; 200 n) daf., Kr. Brieg; Schloß, Vorwe mühle; 350 Einw.; — o) daf., R.-B Kr. Goldberg-Haynau; Schloß, Wasser- u. Windmühle; 240 Ew.; — S.), daf., Kr. Bunzlau; Schloß, Wasser- u. Windmühle; 500 Ew.; — der-S.), daf.; Schloß, Verwerk, M Einw.; — r) daf., R.-B. Oppeln, Kr burg; Schloß, 2 Wasser- u. Windmü Einw.; — s) Prov. Brandenburg, R.- furt, Kr. Züllichau; Wassermühle; — t) daf., Kr. Königsberg; 140 u) daf., Kr. Kalau; Windmühle, 150 Einw.; — v) daf., Kr. Friedb werk; 160 Einw.; — w) daf., Kr. 470 Einw.; — x) daf., Kr. Arnsw 100 Einw.; — y) daf.; 400 Einw.; R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzi — aa) daf., Kr. West-Priegnitz; — bb) daf., Kr. Prenzlau; Vorwe — cc) daf., Kr. Ober-Barnim; 1 dd) (Bernefeld), Prov. Sachsen, R deburg, Kr. Stendal; 110 Einw.; Kr. Jerichow II.; Windmühle; — ff) Rheinprovinz, R.-B. Trier, Mühle; 180 Ew.; — 7) reuß-greiz deburg, Kr. Stendal; 110 Einw.; Kr. Jerichow II.; Windmühle; — ff) Rheinprovinz, R.-B. Trier, Mühle; 180 Ew.; — 7) reuß-greiz

Schöngeist (bel esprit), Mensch, der sich ern mit dem Schönen in der Kunst beschäftigt, esonders Jeder, der sich mit den schönen Wissenhaften beschäftigt und namentlich Verse, Romane und Erzählungen schreibt. Verschieden avon ist die schöne Seele, die sich durch zarte nd sanfte Gefühle, besonders in moralischer Hinsicht, auszeichnet.

Schöngeschuhet (Pferdew.), s. Hochgeschuhet.

Schöngesicht (Pferdew.), Pferd mit einer kleinen, schmalen Bläße.

Schöngleina, Dorf, s. v. a. Gleina 1) a).

Schöngrabern, österr. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberg, Ldgr. Guntersdorf; 150 Einw. Hier 1805 Treffen zwischen den Russen und Franzosen.

Schöngras (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Melica *L.*

Schöngras (Geogr.), bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberpfalz u. Regensb., Ldgr. Nittenau; über 100 Einw.

Schönhaar (Bot.), Algengattung, s. v. a. Calothria *Ag.*

Schönhaaraffe (Säugeth.), s. v. a. Seidenaffe, Hapale Jacchus *L.*, *Kuhl.*

Schönhägeregge, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Hameln; 150 Einw.

Schönhängstler, Volksstamm in Mähren.

Schönhärchen (Bot.), s. v. a. gemeine Eberwurz, Carlina vulgaris *L.*

Schönhagen (Geogr.), 1) hannöv. Dorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Nienover; 780 Einw.; — 2) lippe. Dörfer: a) Amt Sternberg; 520 Einw.; — b) Detmold, s. v. a. Ober- und Nieder-S.; — 3) preuß. Dörfer: a) Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Heiligenstadt; 210 Einw.; — b) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Jüterbogk; 120 Einw.; — c) das., Kr. Ost-Priegnitz; 310 Einw.; — d) das., an der Temnitz; 280 Einw.; — e) Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Naugard; 240 Einw.

Schönhain (Geogr.), sachsen-altenburg. Dörfer: 1) s. v. a. Ober-S.; — 2) Patrimonialger. Ponitz; 200 Einw.

Schönhammer, Philipp von, Landschaftsmaler, 1793 zu Biberbach im Würtembergischen geboren, widmete sich dem Militärstande, ging als Philhellene nach Griechenland, wo er mehre interessante architektonische Ansichten zeichnete, und ist seit 1843 Major.

Schönhardt (Geogr.), würtemberg. Weiler: 1) Jaxtkr., Oberamt Gmünd; 200 Einw.; — 2) Neckarkr., Oberamt Weinsberg; über 100 Einw.

Schönhausen (Geogr.), 1) mecklenburg-strelitz. Dorf, Kr. Stargard, Amt Woldegk; 280 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II, unweit der Elbe; 2 Rittergüter; 1030 Einw.; — b) (Hohen-S.), Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Nieder-Barnim; 100

mühle, 180 Einw.)
dorf, Kr. Zwickau, Amt Eibenstock; 2 Förstereien, 8 zum Theil wichtige Fabrikaten-, Wein-, Material- und Rußhandlungen, starke Ausnäherei und Klöppelei, liefert viele Blechwaaren, Nägel, Borstenwaaren, Schwamm, Pech u. s. w.; 4570 Einw.

Schönheit (Aesth.), s. Aesthetik.

Schönheitsmittel, s. v. a. Kosmetische Mittel.

Schönheitspaste (Pasta cosmetica), geschälte süße und bittere Mandeln mit Rosenwasser zu einem feinen Teig gestoßen, mit Honig, Wallrath, Kampher vermischt, wird als Waschmittel zur Erzeugung und Erhaltung einer feinen, fleckenlosen Haut angewendet. Zu demselben Zweck dient das Schönheitspulver (Pulvis cosmeticus) aus geschälten bittern und süßen Mandeln, Wallrath, Veilchenwurzel, weißem Bolus, Potaschenkali, Benzoe, Orangenblüthen-, Nelken- und Lavendelöl bereitet.

Schönhengst, österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Leitomischel; 150 Einw.

Schönherr (Biogr.), 1) Gottlob Friedrich, Kantor, Musikdirektor und Organist, auch Lehrer der 3. Klasse zu Jever, guter Kirchenkomponist, wurde geb. 1760 zu Freiberg und † zu Jever 1807. Er komponirte viel, wovon die Kirchensachen die besten und auch die zahlreichsten Arbeiten sind. — 2) Johann Heinrich,

hatte S. freies Spiel. Auf einer Re
Deutschland 1817 suchte er vergebens au
Universitäten für sein System Propag
machen, verweilte 1823 bei seinem B
Petersburg und 1824 zu Berlin. D
Stolz S.s scheuchte von den wenigen
gern, die er besaß, die meisten zurück,
eine sehr geringe Zahl war, welche
herbeiließ, ihm zu mechanischen Erfi
wie zum Bau einer ohne Wind und
triebenen, aber völlig gescheiterten Sch
Geld vorzustrecken, das er nicht wiede
konnte. Er † 1826 zu Suditten bei Kö
in einer dürftigen Lage. Sein System
besonders durch seinen Schüler Ebel
rige Berühmtheit, indem es dem u
Treiben des Muckerthums zum Sch
Vorwand diente. Vgl. R. Bock, Joh
Königsb. 1833; — Olshausen, Leb
ben des königsberger Theosophen S.,
— S. und die von ihm erkannte Wah
1835; — Bujak, Berichtigungen;
Chevalerie, Denkschrift für die gut
1837; — Diestel und Ebel, Ver
Vernunft im Bunde mit der Offenba
tes, Leipz. 1838; — von Wegnern
lungen über S., das. 1839; — Deut
bücher, Jahrg. 1841. — 3) Johann
und Maler, jetzt lebender Künstler zu
stach die 23 kleinen Statuen in der fil

em General S. mit 1000 Reitern und 500 Dra-
onern. Am 28. Januar wurden die Trümmer
es schwedischen Heeres bei Telsche erreicht, ge-
hlagen und bis 8 Meilen vor Riga verfolgt.
im Mai 1684 wurde S. Generallieutenant,
ald darauf Gouverneur von Berlin und Oberst
er Leibgarde, 1685 aber geheimer Staats- und
riegsrath. Zu der Belagerung von Ofen,
elche im Juni 1686 begann, stellte der Kurfürst
on Brandenburg 8000 M. und übertrug den
berbefehl über dieselben S. Dieses Corps war
it Allem reichlich versehen und fast mit königl.
racht ausgerüstet, rechtfertigte aber auch das
ertrauen, welches der Fürst in dasselbe gesetzt
atte. Am 2. September wurde der Hauptsturm
uf Ofen unternommen; S. hatte die Dispositi-
on dazu entworfen und kommandirte das Cen-
um der Angriffskolonne. Die Stadt wurde
ingenommen, und am 3. ergab sich auch das
Schloß. Der Kaiser schenkte S. zur Belohnung
000 Dukaten; dieser nahm jedoch das Geld
icht an und erhielt statt dessen einen mit Bril-
anten besetzten Degen von 20,000 Thalern an
Werth. Als Generalfeldmarschall, wozu S.
om Kurfürsten Friedrich III. ernannt worden
ar, befehligte er, nachdem 1688 wegen der
achfolge im Stift Köln der Krieg mit Frank-
eich ausgebrochen, die Armee am Niederrhein,
elche aus 25,000 M. Brandenburgern, 4000
. münsterscher Infanterie und 1000 M. hol-
ändischer Kavalerie bestand. Am 1. März ging
. mit der Kavalerie über den Rhein, während
Barfus die Besatzungen aus Xanten, Sonsbeck
nd Acken koncentrirte. Am 2. wurde ein fran-
ösisches Convoi mit Getreide überfallen, und
. schlug bei Urdingen den General Sourdy
it 6000 Pferden, welcher von Neuß aus dem
onvoi entgegen gehen wollte. In Folge dieses
reffens mußten sich die Franzosen aus dem
erzogthum Kleve bis nach Bonn zurückziehen.
ierauf nahm S. das feste Schloß Linn, am 16.
Mai Rheinberg und am 17. Juni Kaiserswerth
in. Der Kurfürst war während der Belagerung
es letztern Ortes bei der Armee selbst angekom-
en und führte nun dieselbe vor Bonn, von wo
us er am 19. August S., der inzwischen zum
eldmarschall-Lieutenant avancirt war, mit
0,000 M. gegen den Marschall von Bouffleur
etachirte, welcher auf dem linken Moselufer
ochem, Mayen und andere Orte zerstörte. Bei
er Annäherung S.s wich Bouffleur bis in die
Stellung von Montroyal zurück, worauf auch
. mit der Infanterie am 29. ins Lager vor
Bonn zurückkehrte, während die Kavalerie in
er Eifel stehen blieb. Am 30. sollte der Ge-
eral Barfus mit 6000 M. aus dem Lager vor
Bonn zur Belagerung von Mainz abgehen, ge-
ieth jedoch vor seinem Abmarsch mit S. in einen
Wortwechsel, der damit endigte, daß beide Ge-
erale den Degen zogen, worauf sie beide auf
Befehl des Kurfürsten arretirt wurden. Erst
ach der Einnahme von Bonn am 4. Okt. er-
ielten sie ihre Degen wieder. Barfus blieb im
Dienst, aber S. mußte denselben verlassen, ob-
leich er im größeren Rechte war. Kaum hatte
. den Abschied erhalten, als er gleichzeitig in
ie Dienste der Republik Venedig und des Kur-

M. zu stellen, da noch überdies die kaiserlichen Subsidien rückständig waren. Sein Rath wurde befolgt; das österreichische Kabinet aber konnte ihm dies nicht verzeihen, und als S. im Frühjahr 1692 sich seiner Gesundheit wegen in Töplitz aufhielt, wurde er hier am 22. Juni auf Befehl des Kaisers Leopold I. aufgehoben und auf den Spielberg gebracht. Der Kurfürst zog nunmehr auch das Kontingent von 3000 M. von der Reichsarmee zurück und führte sodann Klage bei den Reichsständen. Dies war jedoch eben so erfolglos, als das spätere Versprechen, 14,000 M. für den Feldzug 1693 zu stellen. S. hatte nicht allein die Partei des Caprara gegen sich, sondern man hatte am wiener Hofe auch seit längerer Zeit einen Groll gegen ihn, weil er das Geldgeschenk von 5000 Dukaten ausgeschlagen hatte. Nach langen Unterhandlungen kam man endlich so weit, daß S. 1694 vom Spielberg nach Wien gebracht und dort in den drei Heben gefangen gehalten wurde. Hier besuchte ihn der Herzog Friedrich August, welcher später, nachdem er 1694 seinem Bruder Johann Georg IV. in der Regierung gefolgt war, endlich S.s Befreiung bewirkte. Ein Patent vom 5. Sept. desselben Jahres bestätigte S. in allen seinen Titeln und Würden; aber schon am 28. August 1696 † er zu Dresden und wurde zu Tamsel in der Neumark beigesetzt. Vgl. Des Generalfeldmarsch. Hans Adam v. S. ꝛc. Leben u. Kriegs-

Kopenh. 1767, 4. — Nachdem S. im
Jahre Mitglied der kopenhagener Aka
worden war, rückte er im achten B
Sammlung dieser Gesellschaft eine Di
über das Alter des Nordlichts, oder b
das Alter der von Griechen und Rö
diese Naturerscheinung gemachten Be
gen ein. In dem ersten Bande der 17
kopenhagener Akademie herausgegeb
moiren finden sich auch zwei Aufsätz
über Theuerungen und über Getreide
eben so sind der zweite und dritte B
Memoiren mit einigen Aufsätzen S.
Im J. 1765 wurde S. Professor an
demie Soroe, wo er seine großen
Arbeiten vollendete. Im 9., 10., 11.
Memoiren der kopenhagener Akade
er seine Untersuchungen über die
welche die Griechen und Römer von d
des Nordens besaßen, so wie einen A
die Expedition des Darius Hysta
Scythien mit. Vom Professor Sch
griffen, antwortete ihm S. in einer
unter dem Namen Sigurd Sigurds
1773. In den Jahren 1773, 177
machte er, auf Kosten der Regierung
gische Reisen in Norwegen. Von d
starken Resultaten dieser Reise erse
zwei Hefte, Kopenh. 1778—82, 4.
er 1769 zu Soroe eine Dissertatio

zum Justizrathe ernannt. † am 18. Juli 1780. Er hinterließ eine Menge nicht herausgegebener Manuskripte. Von seinen Dissertationen sind nennenswerth: Disputationes quattuor de origine philosophiae orientalis, Kopenh. 1744—47, 8.; — Ueber die Verbesserung der Agrikultur in Norwegen, daſ. 1758; — De antiquissima reipublicae constitutione, regum speciatim potentia et auctoritate apud gentes boreales, Soroe 1765, 4.; — De antiquo succedendi jure, daſ. 1767; — De festo post occidui solis reditum in septentrione olim celebrato, daſ. 1766; — De anni ratione apud veteres septentrionales, daſ.; — Fundamenta narrationis Herodoti de Scythia, daſ. 1768 u. 1770; — De sinu Codano et monte Savo. — Sein Wohlthäter Daß hatte S. bei seinem Ableben seine Bibliothek vermacht, jedoch mit der ausdrücklichen Bitte, dieſelbe eines Tages seinem Vaterlande zu hinterlassen. S. vermachte sie daher bei seinem eigenen Lebensende zusammt der seinigen der norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim. Vgl. Suhm, dritter und letzter Band der Geschichte Norwegens.

Schöningen (Geogr.), 1) braunschweig. Amt, Kr. Helmstädt; umfaßt 17 Orte mit 10,270 Einw.; — 2) Amtsstadt daſ.; Gut, 2

Beziehung auf das Könighaus. Sein Werk in auch der Kreuzweg oder die Leidensstationen in dieser Kirche, womit er 1841 begann. Der architektonische Theil ist nach der Angabe von Ziebland ausgeführt und das Ganze mit tiefem Gefühle durchgeführt. Auch als Verzierungsbildhauer besitzt S. ausgezeichnetes Verdienst. Er entwickelt als solcher Geschmack und Phantasie. S. fertigte den neuen Taufstein im Dom zu Bamberg, der mit sinniger Darstellung der 7 Sakramente in Relief geziert ist. Für die bayerische Ruhmeshalle fertigte er im Auftrage des Königs Ludwig die Marmorbüste des Obersten Neumann, des Erbauers des Schlosses zu Würzburg, des Konrad Celtes u. des Dichters Balde. Nach seiner Rückkehr von Rom, wohin er Schwanthaler begleitete, arbeitete er mit diesem an den Statuen des Giebelfeldes der Walhalla.

Schönlebekunst, s. v. a. Kallobiotik.

Schönlein, Johann Lukas, ordentlicher Professor der Pathologie und Therapie und Direktor der medicinischen Klinik, ordentl. Professor der medicinisch-chirurg. Militärakademie, preuß. geheimer Obermedicinalrath, vortragender Rath im Ministerium der Unterrichts-, geistlichen und Medicinalangelegenheiten und Leibarzt des Königs zu Berlin, ist zu Bamberg am 30. Nov. 1793 geboren. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, welches er seit 1803 besuchte, trieb er mit Vorliebe Naturgeschichte,

Die Hirnmetamorphose, Würzb. 1816; und specielle Pathologie und Thera Vorlesungen bearbeitet, das. 1832, 4 Aufl., 1839; 5. Aufl., St. Gallen Krankheitsfamilie der Typhen, nach gen, Zürich 1840; — Klinische Vortr Charitékrankenhause zu Berlin, redig ausgegeben von Güterbock, Berl. 184 2. Aufl. 1843—44, 3 Hefte; das. 184 gens muß bemerkt werden, daß S., nahme der erst erwähnten, von ihm rührenden Inauguraldissertation, d von seinen Zuhörern nach seinen Vor arbeiteten Schriften, da sie zum Th sind, nur theilweise als die seinigen a

Schönleithen, bayer. Dorf, R bayern, Ldgr. Aichach; 180 Einw.

Schönleutner, Max, Vorstan wirthschaftlichen Lehranstalt zu Sch München und Lehrer der Musterwi der Forstschule zu Freising, so wie Staatsgüterverwaltung, † 1831. A.: Bericht über die Bewirthsc Staatsgüter zu Schleißheim ꝛc., da Theorie des Ackerbaues nach physi sätzen, das. 1829; — Die landwirt Musterwirthschaften in Bayern, Sonst gab er im Verein mit G. v. aus: Jahresbücher der Landwi

Jurian Andriessen zu Amsterdam und von M. van Bree zu Antwerpen, ließ sich 1818 in ersterer Stadt nieder. Malt Porträten. Genrebilder.

Schönmann, Joseph, Historienmaler, geboren zu Wien 1799, besuchte, fast noch ein Kind, die Landschafts-Zeichnungsschule des Professors Mößmer an der Akademie der genannten Stadt, erhielt 1812 den ersten Preis für die Zeichnung des besten Kopfes, im folgenden Jahre jenen der Figurenzeichnung, 1816 den Preis aus dem Zeichnen nach der Antike und 1820 den zweiten Preis der Malerei. Unter seinen frühern Werken nennen wir ein großes Bild des Jupiter, Johannes den Täufer in der Wüste und eine heil. Familie, welche alle besondern Beifalls werth gehalten wurden. Dann malte er schon frühe einige Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte, und auch im Porträte leistete er bald Erhebliches. Im Johanneum zu Grätz ist aus seiner frühern Zeit das lebensgroße Bildniß des Grafen von Sauran im Ornate eines Ritters des goldenen Vließes. Im J. 1832 begab sich S. als Pensionär der Akademie nach Rom, wo er im Verlaufe von etlichen Jahren außerordentliche Kräfte entwickelte. Ein 1833 in Rom ausgeführtes, 5 Fuß 3 Zoll hohes Bild ist jetzt im Belvedere zu Wien. Es stellt Maria in einer Landschaft sitzend dar, wie sie das Kind an die

auf Feldern in Chili. — Eine Spielart
pflanze, welche an einer warmen, sonnigen
Mauer im freien Lande während eines Sommers
16—18 Fuß hoch wird und mit den zahlreichen
Aesten einen ansehnlichen Raum bekleidet. Sten-
gel und Aeste 4kantig, behaart. Blätter gestielt,
mit 2 gestielten Fiederpaaren, von denen das
untere jeder 3, das obere 2 gestielte, schief, herz-
förmige eirunde, zugespitzte, ungleich gesägte
Blättchen hat; der Hauptstiel endet in einer viel-
spaltigen Gabelranke. Die Blumen schön, roth
und gelbroth, etwa 1 Zoll lang, bauchig, am
Rande enger, in einfachen, vielblumigen Trau-
ben. Bot. Cab. 1411; — 2) Eccrem. longiflo-
rus *H. B.*, langblumige S. In Peru. Der
kletternde Stengel und die Blätter fast wie bei
voriger Art. Blumen in sehr lockern Trauben,
an sehr langen Stielen herabhängend; Kelch
röthlich, Blüthenröhre fast 4 Zoll lang, gelb mit
grünen, kurzen, stumpfen, fast geraden Rand-
lappen.

Schönreuth, bayer. Dorf, R.-B. Ober-
pfalz und Regensb., Ldger. Kemnath; Schloß,
Mühle; 140 Einw.

Schönrohr (Geogr.), preuß. Dörfer: 1)
Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbin-
nen, Kr. Niederung; 120 Einw.; — 2) das.
(West-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig, im dan-
ziger Werder, an der Weichsel; Mühle; 140 E.

Schönroth, rothe Erde, welche im sächs.

— b) (Ziwotice), Gut, Schlesien, Kr
pau, an der Kaiserstraße nach Olmütz;
3 Ortschaften und 1070 Einw.; — c) D
Schloß, Meierei, Branntweinbrennerei
— d) (Schustan-Terg), Bez. Ste
Kr. Cilli; umfaßt 1 Markt, 11 G
und 3680 Einw.; — e) (Schustan
Marktflecken das.; Landgericht, Schlo
tal mit Kuratbeneficium, Lokalie, Ber
Blei und Silber; 430 Einw.; — 3 pre
Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr.
kirchen; mit den Weilern Oberste,
und Warthe 350 Einw.

Schönstes Lied (bibl. Lit.), s. v.
Lied.

Schönstrauchfaden (Bot.), Alg
s. v. a. Callithamnion *Lyngb.*

Schönthal (Geogr.), 1) bayer. D
(Klein-S.), R. B. Oberpfalz und
Ldgr. Cham; 140 Einw.; — b) d
Waldmünchen; 2 Schwarzachbrücke
fabrik, Klostergebäude, Mühlen; 4
— 2) österreich. Dörfer: a) Böhmen,
Herrsch. Tachau; 2 Mühlen; 350 E
Mähren, Kr. Olmütz, Landgut der St
berg; 270 Einw.; — 3) preuß.
Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, K
schwert; 160 Einw.; — b) das., R.-
Kr. Sagau; 120 Einw.; — 4) würt

n, sonnigen
nes Sommers
en zahlreichen
kleidet. Sten=
lätter gestielt,
n denen das
, schief, herz=
gleich gesägte
in einer viel=
n schön, roth
bauchig, am
migen Trau=
em. longiflo-
Peru. Der
fast wie bei
rn Trauben,
gend; Kelch
ng, gelb mit
raden Rand=

R.=B. Ober=
th; Schloß,

Dörfer: 1)
B. Gumbin=
; — 2) das.
ig, im dan=

— b) (Ziwotice), Gut, Schlesien, ...
pau, an der Kaiserstraße nach Olmütz; ...
3 Ortschaften und 1070 Einw.; — c) Dorf ...
Schloß, Meierei, Branntweinbrennerei; ...
— d) (Schustan=Terg), Bez. Steiermark,
Kr. Cilli; umfaßt 1 Markt, 11 Gemeinden
und 3680 Einw.; — e) (Schustan=Terg),
Marktflecken das.; Landgericht, Schloß, ...
tal mit Kuratbeneficium, Lokalie, Bergbau ...
Blei und Silber; 430 Einw.; — 3 preuß. ...
Rheinprovinz, R.=B. Koblenz, Kr. ...
kirchen; mit den Weilern Oberste, ...
und Warthe 350 Einw.

Schönstes Lied (bibl. Lit.), s. v. a. ...
Lied.

Schönstrauchfaden (Bot.), Algengattung,
s. v. a. Callithamnion *Lyngb.*

Schönthal (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: ...
(Klein=S.), R. B. Oberpfalz und Regensburg,
Ldgr. Cham; 140 Einw.; — b) das., ...
Waldmünchen; 2 Schwarzachbrücken, ...
fabrik, Klostergebäude, Mühlen; 430 Einw.
— 2) österreich. Dörfer: a) Böhmen, Kr. ...
Herrsch. Tachau; 2 Mühlen; 350 Einw. — ...
Mähren, Kr. Olmütz, Landgut der Stadt ...
berg; 270 Einw.; — 3) preuß. Dörfer: ...
Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. ...
... 160 Einw.; — b) das., R.=B. ...

Der von Niederägypten hielt $1\frac{1}{3}$ Parasangen, 4 asiatische Meilen, $1\frac{1}{2}$ gemeine französische Meilen, $^{709}/_{788}$ geogr. M. Der S. von Oberägypten hielt 2 Parasangen, 5136 Toisen, oder 1,35 geogr. M.; der S. von Mitteläg. 4 Parasangen, 10,272 Toisen oder 2,69 geographische Meilen.

Schönus (Bot.). nach Linné, Gattung der Cyperoideae *Juss.*, Triandria Monogynia *L.* Von 36 Arten, meistens europäischen Gräsern nennen wir: 1) S. cyperoides *Sw.*, in Jamaika; — 2) S. ferrugineus *L.*, in Europa; — 3) S. latifolius *Vahl.*; in Portorico; — 4) S. mucronatus *L.*; — in Südeuropa, Nordafrika; — 5) S. nigricans *L.*, in Europa; — 6) S. ustulatus *L.*, auf dem Kap.; — 7) S. villosus *R. Br.*, in Neuholland. Die Gattung ist der Typus der Schöneä, einer Untergruppe der Cyperoideae *Rchb.*

Schönwald (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) Oberrheinkreis, Amt Tryberg; 320 Einw.; — b) R.=B. Oberfranken, Ldgr. Selb; Patrimonialger. I.: Mineralquelle; 500 Einw.; — 2) österreich. Orte: a) Dorf, Böhmen, Kr. Bunzlau, Herrsch. Friedland; 2 Mühlen; 780 E.; — b) Dorf das., Kr. Königgrätz, Herrsch. Roketnitz, am rechten Ufer des Adlerflusses; 130 E.; — c) Herrschaft das., Kr. Leitmeritz; umfaßt 8275 J. 883 □Kl. Areal in 7 Dörfern, u. 4850 E.;

Kr. Mecklenburg, Amt [illegible], 100 Einw.

Schöp (Salzw.), s. v. a. Pfannenstein, s. Kochsalz.

Schöpe (Biogr.), 1) Eduard, Schauspieler, 1808 zu Warschau geboren, debutirte zu Trebnitz bei Breslau als Jaromir, führte dann ein Wanderleben, bis er in Braunschweig Engagement fand, 1830. Schon im folgenden Jahre ging er aber nach Hannover, wo er bis 1838 blieb. Nachdem er in Aachen und Köln engagirt gewesen, ging er 1839 nach Breslau und folgte 1840 einem Rufe nach Dresden. Seine bedeutendsten Rollen sind Götz von Berlichingen, Macbeth, Wallenstein, Otto v. Wittelsbach, Tell, Karl Moor, Posa, Leicester ꝛc., doch spielt er auch alte Soldaten und biedere, humoristische Charaktere mit bestem Erfolg. — 2) Karoline, geborne Stetter, 1813 geboren, bildete sich im Konservatorium zu Prag zur Sängerin und betrat 1831 die Bühne. Seit 1834 in Hannover engagirt, verheirathete sie sich 1837 mit dem Vorigen und folgte ihm in seine fernern Engagements. Sie † 1841 zu Dresden. Sie war eine der begabtesten jugendlichen Sängerinnen.

Schöpf (Biogr.), 1) Johann Adam, Historienmaler, 1702 in Straubing geboren, kam 1724 nach Prag, mußte aber 1742 in Folge von ungebührlichen Reden gegen die Kaiserin Maria Theresia Prag verlassen. Hierauf wurde

höchst gewöhnlichen Malern arbeit
dieser frühesten Epoche sind von
densstationen in Pinzgau und ein
gemälde zu Kirchdorf. Bei Leopolds
lager zu Innsbruck 1765 war er das
hülfe des Theatermalers Cagliari,
bald wieder nach Stams und malte
Altarblättchen und das Fresko in de
des Krankenhauses. Endlich nahm
Verwendung des Klosters Stams Ma
ler seiner an, was für ihn entscheiden
arbeitete mit Knoller von 1768—1
berühmten Kirchen von Neresheim,
Botzen, Ettal, Volders, im Bürgersaal
chen und im taxisschen Pallast zu
wo sich Knoller überall als tüchtig
und S. als würdiger Schüler desselben
Im J. 1776 ging S. als kaiserl. Pens
Rom und blieb dort bis 1783, zu ein
welcher auch David, Füger, Zauner
Aufsehen erregten, denen aber S.
steht. Er mußte alljährlich ein Pro
Wien schicken, wovon aber keines in
aufgestellt ist. S. fand indeß Beif
freute sich des besondern Schutzes
Firmian zu Mailand. Für diesen
nen lieblichen Amor mit Psyche u
Aktäon erblickte Diana. Das Fres
Sakristei von Genazzano und da
mit Christus am Kreuze in der Kirc

...annenstein, s.

... Schauspieler,
...tirte zu Treb=
...hrte dann ein
...weig Engage=
...genden Jahre
...o er bis 1838
...d Köln enga=
... Breslau und
...den. Seine
... Berlichingen,
... Wittelsbach,
...c., doch spielt
... humoristische
... Karoline,
...ildete sich im
...gerin und be=
...n Hannover
...837 mit dem
...rnern Enga=
... Sie war
... Sängerinnen.
... Adam, Hi=
...eboren, kam
...n Folge von

höchst gewöhnlichen Malern ... dieser frühesten Epoche sind von ihm ... densstationen in Pinzgau und ein ... gemälde zu Kirchdorf. Bei Leopolds II. ... lager zu Innsbruck 1765 war er daselbst ... hülfe des Theatermalers Cagliari, ging ... bald wieder nach Stams und malte ... Altarblättchen und das Fresko in der ... des Krankenhauses. Endlich nahm ... Verwendung des Klosters Stams Martin ... ler seiner an, was für ihn entscheidend ... arbeitete mit Knoller von 1768–1775 ... berühmten Kirchen von Neresheim, ... Botzen, Ettal, Volders, im Bürgersaale zu ... chen und im taxisschen Pallast zu Innsbruck, wo sich Knoller überall als tüchtiger ... und S. als würdiger Schüler desselben bewährte. Im J. 1776 ging S. als kaiserl. Pensionär ... Rom und blieb dort bis 1783, zu einer ... welcher auch David, Füger, Zauner ... Aufsehen erregten, denen aber S. nicht ... steht. Er mußte alljährlich ein Probestück ... Wien schicken, wovon aber keines in ... aufgestellt ist. S. fand indeß Beifall ... freute sich des besondern Schutzes des ... Firmian zu Mailand. Für diesen malte ... nen lieblichen Amor mit Psyche und ... Aktäon erblickte Diana. Das Freskobild ... und das ...

blätter, wie jenes in der St. Jakobs=Pfarrkirche zu Innsbruck, in welches das wunderthätige Madonnenbild von L. Cranach eingesetzt wurde. Im Dome zu Brixen ist ein Christus am Kreuze, Wiederholung des Bildes in Genazzano, dann ein Bild Allerheiligen. Andere Altarbilder in Oel findet man in den Kirchen zu Ahrn, Claussen, zu Stanz bei Landeck, zu Miemingen, Ober=Botzen, Volders, Schwaz, Kaltern, Wattens ꝛc. Dann malte S. auch schöne Staffeleibilder, mehre Madonnenbilder und heil. Familien. Das letzte Werk des Künstlers sind die Freskobilder in der Servitenkirche zu Innsbruck. Er stellte da in zwei Abtheilungen des Gewölbes den Abschied des heil. Joseph von der Welt und dessen Eintritt in den Himmel dar. Ueber das Ganze ist ein warmer Hauch höhern Lebens ausgegossen. S. vollendete diese Malereien 1820, und kaum hatte er den Pinsel weggelegt, so verlor er durch den Bankerot eines Freundes sein halbes Vermögen. In Folge dieses Unglücks verfiel er in düstere Schwermuth, aus welcher er sich nicht mehr retten konnte. Er nahm nie mehr den Pinsel zur Hand, fing zu kränkeln an und † 1822, nachdem er alle seine Kunstsachen dem Stifte Stams vermacht hatte. S. war ein Maler von Talent, welches er durch glückliche Studien unterstützte. Nach dem Beispiele des R. Mengs sah er viel auf Korrektheit der

fer: 1) (Sodnuweß), Kr. Eiul, Bez. Wen-
dischlandsberg; 240 Einw.; — 2) Kr. Mar-
burg, Bez. Obermureck; 270 Einw.

Schöpfer (Theol.), Gott als der Grund und Urheber alles Geschaffenen.

Schöpfer (Schöpper), 1) das Gefäß, womit man Flüssigkeiten einschöpft; — 2) (Papierm.), s. v. a. Büttgeselle, der Geselle des Papiermachers, welcher die Bogen mit dem Drahtsiebe schöpft; — 3) kleine Eimer, um auf den Schiffen das Wasser aus den Tonnen zu schöpfen, auch das in die Schaluppen der Wallfischfänger hineingeschlagene Wasser auszugießen; — 4) in Salinen Derjenige, welcher die von den Bornknechten heraufgezogenen Eimer voll Soole ausgießt; — 5) s. Uhr.

Schöpfer (Biogr.), Franciska, königl. bayerische Hofmalerin, wurde 1770 geboren. Sie lernte in der Akademie zu Mannheim und fand namentlich als Porträtmalerin in Bamberg und München großen Beifall. Ihre Kopie von Raphaels Bildniß in der Pinakothek zu München wurde von Vielen für das Original angesehen. Sie hat u. A. auch die heilige Familie nach A. van der Werff in Kupfer gestochen.

Schöpfer (Mollusk.), Leistenschneckengatt., s. v. a. Murex Haustellum *L.*

Schöpferstuhl (Papierm.), s. v. a. Büttenstuhl.

Schöpffurth, preuß. Dorf, Prov. Branden-

land, ließ S. 1725 [illegible]
chen, allein beharrlich schlug er alle ä
Vorschläge aus. Straßburg erkann
Opfer durch eine Gehaltserhöhung an
mochte S., auf Kosten der Stadt, zu ein
durch Frankreich und Italien. Sechs
brachte er nun in Verbindung mit de
zeichnetsten Männern jener Epoche,
Montfaucon, Hardouin, Fontenelle,
Sacy, Vertot, Capperonier, Bignon ꝛc
ris zu, durchreiste darauf die ansel
Städte des mittägigen Frankreichs und
machte im letztern Lande mit allen dar
vorragenden Männern, Crescimbeni,
Marsigli und Muratori, Bekanntsc
wurde bei seiner Rückkunft nach P
Präsidenten der auswärtigen Angele
mit dem Auftrage nach London entsand
positive Nachrichten über den Stand d
rung und über die Lage der Parteien
meln. Nach einem halbjährigen Aufe
London kehrte er über Holland, wo er
broeck, Boerhaave, Drakenborg u.
lernte, 1728 zu seinen Obliegenheiten n
burg zurück. Im nämlichen Jahre
ihm die königliche Gesellschaft zu L
Diplom der Aufnahme, so wie er a
genden Jahre zum korrespondirenden
der Akademie der Inschriften und sc
senschaften mit dem besondern Rechte
nach Paris käme, in den Ve

lichen, die ein Privatmann jemals besessen hat, machte er dieselbe während seiner Lebenszeit zum Gemeingut wißbegieriger Menschen und schenkte dieselbe nebst seinem Kabinete der Stadt Straßburg, welche ihm aus Erkenntlichkeit dafür eine lebenslängliche Pension verlieh. Nachdem noch das fünfzigjährige Jubeljahr seines Professorats zu Straßburg am 22. Nov. 1770 wie ein öffentliches Fest gefeiert worden war, † er an einem langsamen Fieber den 7. August 1771. S. hatte die besondere Ehre genossen, daß zu seinen Lebzeiten noch von einem seiner frühern Schüler, Namens Ving, seine Lebensgeschichte in lateinischer Sprache erschien (1769, 4.) Eine neuere Auflage derselben rührt von Koch her. Oberlin hat unter dem Titel: Musaeum Schoepflini, Straßb. 1785, 4., die Beschreibung von S.s Kabinet geliefert. Doch ist davon nur der erste Band, welcher die Steine, Marmorarten und Vasen enthält, erschienen. Unter den zahlreichen Werken S.s sind die hauptsächlichsten: Eine verbesserte und vermehrte Ausgabe der Annales Arsacidarum des Abts von Longuerue, Straßb. 1434, 4.; — Commentationes historicae et criticae, Basel 1741, 4.; — Vindiciae typographicae, Straßb. 1750, 4., worin er die von Fournier wiederlegte falsche Behauptung aufstellt, daß die beweglichen, hölzernen Charaktere zu Straßburg erfunden, und daselbst schon 1435

Die religiösen Mythen der verschiedensten Völker enthalten Kosmogonie, d. h. Sagen über die Entstehung der Welt; die Wissenschaft hat sich mit den oben aufgeworfenen Fragen beschäftigt — aber auch sie hat nur auf einzelne Punkte jener dunkeln Region Lichtstrahlen, zuweilen nur sehr ungewisse Streiflichter fallen lassen. Ueberall noch sind wir von Dunkel und Räthseln umgeben. „Natur und Geschichte lieben es, die Erzeugung und erste Entfaltung der Dinge zu verhüllen; nirgends ist es schwieriger, sie zu belauschen, als hier. Aber zu allen Zeiten haben diese dunkeln Regionen den menschlichen Geist besonders angezogen". Nun mögen zwar unter der fabelhaften Hülle der Schöpfungssagen, mit denen die Ueberlieferungen vieler Völker beginnen, sich Bruchstücke einer Kunde von den ältern Zuständen der Erde erhalten haben, aber im Ganzen sind sie von den Spielen einer oft mächtigen und kühnen Phantasie erfüllt, die uns nicht in das Innere der Dinge führen, sondern in die Anschauungsweise der Erzähler oder vielmehr ganzer Zeitalter, deren Organe diese Erzähler und Dichter waren. Wie verschieden nun auch diese Mythen im Einzelnen seyn mögen — der Charakter und das Gemüth des dichtenden Volkes, die Eigenthümlichkeit der umgebenden Natur u. s. w. sind hier, wie anderwärts, die Ursache der mannichfaltigsten Nüancen — so haben sie doch viel Gemeinsames in der Grundanschauung, die sich in ihnen ausspricht. Nichts liegt

Dieser Dichter nimmt zuerst ein mit Fi
umhülltes Chaos an, aus dem die Erde
hervorging, die dann aus sich selbst den
und den Tartarus (Ober- und Unterwel
In der Unterwelt war der Sitz der ab
Finsterniß (Erebos), die relative Finsterni
Nacht) blieb für die Oberwelt. Beide v
zeugten das Licht (Tag, Hemera) neb
Aether. Außerdem gebar aus sich selbst
das Meer und die Berge. Die Ursach
Anordnung ist der Eros (Liebe, als Pri
Vereinigung der rohen Elemente). In
dung mit dem Tartarus gebar die E
Ungeheuer über und unter der Erde, die
ten, Tiphon, Cerberus, Drachen u. s.
dem Uranus verbunden, brachte die Erd
die Centimanen, Titanen und Titani
dem Meer (Pontos) zeugte sie die M
und Meerwesen; aus dem aufgefangen
des entmannten Uranus schuf sie die E
Die Nacht brachte aus sich selbst he
Schicksal, die Parzen, den Schlaf, die
und alle Leiden, von denen die Sterb
plagt werden. Die Menschen werden
Götter geschaffen, und zwar erst m
ähnlich, dann aber immer ähnlicher
henden Geschlecht, dessen Seelen nich
den Himmel, sondern in die Unterwe
An die Anschauungsweise des Hesiod
sich die Ansichten der Orphiker im M

Sagen über
enschaft hat
gen beschäf-
elne Punkte
n, zuweilen
llen lassen.
nd Räthseln
eben es, die
er Dinge zu
r, sie zu be-
eiten haben
lichen Geist
zwar unter
sagen, mit
lker begin-
den ältern
n, aber im
r oft mäch-
, die uns
n, sondern
r oder viel-
diese Er-
rieden nun
ern mögen
dichterden
ngeberden
te, die Ur-

Dieser Dichter nimmt zuerst ein
umhülltes Chaos an, aus dem die Erde
hervorging, die dann aus sich selbst den Uranus
und den Tartarus (Ober- und Unterwelt) sch
In der Unterwelt war der Sitz der
Finsterniß (Erebos), die relative Finsterniß
Nacht) blieb für die Oberwelt. Beide
zeugten das Licht (Tag, Hemera) mit
Aether. Außerdem gebar aus sich selbst
das Meer und die Berge. Die Ursache
Anordnung ist der Eros (Liebe, als Prinzip
Vereinigung der rohen Elemente). In
dung mit dem Tartarus gebar die Erde
Ungeheuer über und unter der Erde, die
ten, Typhon, Cerberus, Drachen u. s. w.
dem Uranus verbunden, brachte die Erde
die Centimanen, Titanen und Titaniden,
dem Meer (Pontos) zeugte sie die
und Meerwesen; aus dem aufgefangenen
des entmannten Uranus schuf sie die
Die Nacht brachte aus sich selbst
Schicksal, die Parzen, den Schlaf, die
und alle Leiden, von denen die Sterblichen
plagt werden. Die Menschen werden
(Götter geschaffen, und zwar erst
ähnlich, dann aber immer ähnlicher
benden Geschlecht, dessen Seelen nicht
Himmel, sondern in die Unterwelt

Mosphäre darstellte. Einen scharfen Gegensatz zu dieser Anschauungsweise bildeten die Eleaten (s. d.) dadurch, daß sie, ausgehend von dem Bedürfniß, zu den veränderlichen Erscheinungen das Bleibende und Beharrliche zu suchen, auf den Begriff des Seyns geführt wurden. Der Urheber der Schule Xenophanes (s. d.) suchte zu beweisen, daß das Entstehen des Seyenden unmöglich sey, und setzte das unentstandene unvergängliche Seyn der Gottheit gleich. Wie sie aber die Mannichfaltigkeit der veränderlichen Dinge zur Einheit des göttlichen Seyns verhalte, darüber finden sich in den Fragmenten nur skeptische Andeutungen. Vgl. Parmenides, Melissus, Zeno. Nicht ohne Rücksicht auf den eleatischen Grundgedanken der vollkommenen Selbstständigkeit des Seyenden bildete Empedokles, fortschreitend auf dem Wege der jonischen Naturphilosophie, den Gegensatz zwischen Stoff und Kraft bestimmter aus, indem er neben den vier, von ihm zuerst festgesetzten Grundstoffen: Feuer, Luft, Wasser, Erde, das Daseyn zweier bewegenden und wirkenden Kräfte, der Freundschaft und des Streites, behauptete. Von der Kraft der Liebe wurden die Elemente zusammengehalten, von göttlichen Σφαῖρος, in welchen eindringend der Streit die Ursache der Sonderung gewesen (s. Empedokles). Gleichzeitig mit Empedok-

anfänglichen Chaos schied ein Gott aus ihr
bessere Natur (Deus et melior natura) die vier
Elemente; zu Folge seiner Leichtigkeit suchte
das Feuer (Aether) den höchsten Ort, nach ihm
die dichtere Luft, zu unterst lagerte sich die schwere
Erde, um welche das Wasser sich ergoß. Nun
ließ der Weltschöpfer die Erde eine runde Ge-
stalt annehmen, gab dem Meere sein Ufer, den
Flüssen ihre Betten, erhob Berge u. s. w. Den
Menschen schuf entweder jener Weltschöpfer aus
göttlichem Samen, oder er entstand aus der
Erde, welche bei der Scheidung der Elemente
noch einige Theile des dem Himmel verwandten
Aethers behalten. — Wir gehen nun über zur
übersichtlichen Darstellung der Entwicklung des
christlichen Dogma's über die Weltschöpfung,
um dann zum Schluß die Stellung des neueren
philosoph. Systeme kurz zu berühren. Die
christliche Lehre von der Schöpfung geht zwar
von der mosaischen (s. d.) aus, doch wird im
neuen Test. auf die Schöpfungsgeschichte nur
bei Geltendmachung menschlicher Urverhältnisse
und bei Erwähnung der Sabbathruhe hinge-
deutet, allein diese von Jesus in einem höheren
Sinne geleugnet. Abgesehen vom bestimmten
Gedanken eines Anfangs der Schöpfung u. aus
Nichts, wird Gott als der Herr des Himmels u.
der Erden, der beide gemacht hat, gepriesen, so
daß Alles durch ihn, in ihm u. in Bezug auf ihn
ist. Die Schöpfung ist seine Offenbarung. Die

Justinian verworfen, und Meinungen
Tages- und Jahreszeiten des Anfa
Welt tauchten auf. Hilarius entschied ei
Praeparatio von einer zeitlichen Para
die realistischen Scholastiker nahmen e
bilder der Dinge in der Gottheit an.
behauptete, daß die Ewigkeit der W
sie nur als ewig abhängig verstand
aus Vernunftgründen nicht zu widerleg
Einige Kirchenväter erklärten aber
mosaische Erzählung grade als göttlich
barung allegorisch. Um die platon
kirchliche Ansicht zu vermitteln, unters
eine erste Schöpfung (die des Chaos)
zweite (die der 6 Tagewerke). Daß
der Geschöpfe willen und daß er um s
willen geschaffen habe, enthält nur di
denen Seiten der Ansicht, daß die
eine Mittheilung seiner Güte und D
seiner Herrlichkeit sey. In der unendli
entstehender und vergehender Welte
genes bloße Straf- und Reinigung
gefallener Geister. Ueber die Beschaf
Welt herrschte die Meinung, daß
Zwecke angemessen und ihres Urheb
sey. Unter den Scholastikern erhob sic
von einer guten zur möglichst b
(Optimismus), welche, in Betrac
und Weisheit Gottes, von einigen
von andern in Ansehung seiner Al

hebräische Weltanschauung in der Schöpfungsgeschichte vor der neuern Naturkunde zu rechtfertigen, entschied der gleiche Charakter mit andern Sagen der Vorzeit, die Art und doppelte Gestalt der Ueberlieferung und der Widerspruch mit der Naturwissenschaft für die mythische Ansicht in mancherlei Formen, und mit wenigen Ausnahmen vertheidigten auch die Supranaturalisten den historischen Inhalt nur als Geschichte einer Geogonie oder allmähligen Erdrevolution. Einen Anfang der S. aus Nichts behaupten aber fortwährend die meisten Dogmatiker (Hase, Dogmat., 3. Aufl., § 121 ff.) — Die neueren philosoph. Systeme theils die Kirchenlehre berücksichtigend und mit derselben eine Vermittelung suchend, theils unbekümmert um sie ihren eigenen Weg gehend und die Konsequenzen aus ihren Principien bildend, scheiden sich nach demselben großen Gegensätzen, die sich schon in der griechischen Philosophie bekämpfen. Je nachdem sie auf der Seite des Pantheismus, oder Monotheismus, des Idealismus, oder des Realismus stehen, der spinozistischen All-Einheitslehre, oder der Ansicht von einer Vielheit des Seyenden huldigen, welches zeitlos und raumlos, ist, darum, weil es ist, ohne einen Grund für sein Seyn in sich nur außerhalb zu haben, geben sie natürlich verschiedene Antworten auf die Frage nach der S. Die pantheisti-

Thiere zum Verkauf stellen, S.e in 2 Klassen theilen, weil beim Kauf einer bedeutenden Anzahl der Fleischer verhältnißmäßig um so viel weniger bietet, als sich geringe Thiere darunter befinden, welche durch die Selbstkonsumtion besser benutzt werden, als sie der Fleischer bezahlt. In vielen Gegenden findet die Einrichtung Statt, daß, wenn die Gänse nach dem neuen Jahre nicht mehr schlachtfähig sind, um so mehr Hammelfleisch konsumirt wird, welches so lange dauert, bis das junge Geflügel von Tauben u. Hühnern schlachtfähig wird. Von jetzt an wird weniger Hammelfleisch konsumirt; ist aber die Zeit dieses jungen Geflügels vorbei, so tritt wieder eine stärkere Konsumtion davon ein, die bis zu der Zeit dauert, wo Truthühner, Gänse und Enten schlachtfähig sind. Hierauf ist in so fern zu achten, als in der einen Zeit ein stärkerer Begehr nach S.en Statt findet wie in einer andern, der zu verkaufende Gegenstand aber um so besser bezahlt wird, je mehr Begehr vorhanden ist. Im Uebrigen auf die Artikel Ovis und Schafzucht verweisend, gehen wir zur Betrachtung der gebräuchlichen Küchenzurichtungen der S.e über. — Die Hinterkeulen oder Schenkel (Stoß), so wie das Nierenstück werden gewöhnlich gebraten oder gedünstet und ganz auf die Tafel gegeben; die Vordertheile, als Brust, Hals, Blatt, werden, in Stücken gekocht, zum Gemüse, die Carré oder Rippen-

langsam weich gekocht. — b) Mit
und Zwiebeln (ländlich). Abgew
S.en-Fleisch mit Wasser und Salz an
gesetzt, gehörig weich gekocht und dann
viereckige Stücke geschnitten. Unterdes
gute Portion Zwiebeln in dünne Schei
schnitten, solche mit obiger S.-Brühe,
cher man das Fett meist abgenommen
Feuer gesetzt, etwas altgebackene Sem
in Scheiben geschnittene Zwiebeln, so
1 Eßlöffel voll gereinigten und etwa
schnittenen Kümmel dazu gethan, die
weich und zu einer Sauce gekocht, zu
Fleisch darunter gethan, noch eine k
damit gekocht und so zu Tisch geg
besonders passend mit einer Art
— c) Mit Reis (ländlich). Das ge
Fleisch mit Wasser und Salz an d
gesetzt und damit weich gekocht.
dessen ein halbes Pfund oder auch m
gelesen und gebrühet, solchen mit eine
den Topf und obiger S.-Brühe an d
gesetzt, langsam ausquellen lassen, et
geschnittene Citronenschale darunter
auch nach Geschmack trockne Schwä
Morcheln, für guten Geschmack ge
Alles mit obigem Fleisch angerichtet.
saure Gurken. Wenn das Fle
gekocht ist, 5—6 saure Gurken gesch
dünne Scheiben geschnitten, dann B
Fett in einen Tiegel gethan, gerieben

einem Zweig Thymian und etwas ganzem Gewürz, legt obige Keule, gehörig gesalzen und mit etwas Wasser, hinein, setzt eine passende Stürze darauf, stellt sie sofort in die Röhre oder Maschine und läßt sie, was 3–4 Stunden dauern kann, weich werden. Soll nun diese Keule als Auflage zu einem Gemüse, etwa zu einer Kohlart dienen, so kann man das Fett von derselben, welches einen sehr guten Geschmack gibt, dazu verwenden. Nachdem man die Keule heraus genommen hat, wird der Saft durchgeschlagen, kurz, wie eine dicke Sauce eingekocht und mit dieser die angerichtete Keule bestrichen, wodurch solche nicht nur ein gutes Ansehen, sondern auch einen vortrefflichen Geschmack gewinnt. Soll aber die Keule mit einer Sauce aufgetragen werden, so mischt man beim Zusetzen etwas Essig darunter und dämpft sie übrigens wie die vorige. Den Saft läßt man braun angehen, gießt das Fett zu einem andern Gebrauch ab, löst den Saft mit Wasser auf, fügt einige Eßlöffel Mehl dazu und kocht ihn zu einer Sauce; diese streicht man über die Keule und mischt eine gute Portion würfelig geschnittene und in diesem Fett gelbgeröstete Zwiebeln, mit nöthigem Essig, ein wenig Zucker und dem erforderlichen Salz, womit aber die Keule noch eine kurze Zeit kochen muß, darunter.

Schör-Pit (schwed., Bot.), s. v. a. Bruchweide, Salix fragilis *L.*

Schörzingen, würtemberg. Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Spaichingen, an der Prim; 1040 Einw.

Schöschtisch, österr.-steier. Dorf, Kr. Cilli, Bezirk Pragwald; 180 Einw.

Schößchen, 1) s. v. a. Fensterflügel; — 2) in einem größeren Fenster, das nicht zum Oeffnen eingerichtet ist, das kleine blecherne oder gläserne Thürchen, welches geöffnet wird, um einen Luftzug zu bewirken, und in dem sich ein Ventil bewegt.

Schössel (Schößl, Scheßl), österr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz, Herrsch. Rothenhaus; 170 Einw.

Schösselhof (Schlösselhof, Zezlow, Sseslow), österr.-böhm. Meierhof, Kr. Rakonitz, Herrsch. Kric; 310 Einw.

Schösser, 1) Beamter, der die landesherrlichen oder ortsherrschaftlichen Abgaben einnimmt, in letzterem Falle auch wohl ortsrichterliche Funktion hat; sein Amt und seine Wohnung Schösserei; — 2) s. v. a. Brodschieber.

Schösserlein (Ornith.), s. v. a. Leinhänfling, Fringilla linaria *L.*

Schößling (bot. Term.), s. v. a. Turio.

Schötchen (bot. Term.), s. v. a. Siticula. — Schötchentragend, s. v. a. Siticulosus.

Schötchentragende (Bot.), Pflanzen-

1719 Professor der schönen W... Gröningen, so wie 1728 Rektor an ... schule zu Dresden, in welcher Stellu... zu seinem Ableben am 15. Okt. 175... Seine Laufbahn war wohl nicht glä... nützlich gewesen. Außer seinen ge... schichtlichen und sprachlichen Kenn... er die orientalische und rabbinistis... in einem hohen Grade inne, so daß... jüdischen Rabbinern, welche große ... seiner Gelehrsamkeit hatten, öfter... gefragt wurde. Allein wegen seiner ... sus, der wahre Messias", 1748, 8. — ... jüdischen Gelehrten einen tödtlichen ... S. hatte geschätzte Ausgaben der d... kles zugeschriebenen Briefe, Leipzig ... vom Quintus Curtius, 1717, ... neuen Testamente, 1744, 8., be... Philo von 1729, welcher eine neu... seyn scheint, ist bloß die wittenber... welcher ein frankfurter Buchhänd... rede und ein neues Titelblatt hin... Von seinen philologischen Arbei... wir nur noch: die Ausgaben von ... Bos „Ellipses graecae", Leipzig ... 1742; — von Walthers „Ellipses ... und von Pasors „Lexicon ... Testamenti", daselbst 1716, so... rae hebraicae et talmudicae, ... 2. Aufl. 1742, und das Lexicon ... rum in Novum Testamentum,

jow (Syojow), preuß. Dorf, Provinz
rn, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe, an der
; Mühle; 150 Einw.
kazen, Spottname der Serben katholi-
ligion.
kland, Insel, s. v. a. Schockland.
ola (röm. Ant.), eigentlich Ruhe, Muße,
s möglich ist, seine Zeit auf das Stu-
r Wissenschaften und auf Beschäftigung
ist zu verwenden; daher heißt S. auch
häftigung mit den Künsten und Wissen-
selbst, und dann der Ort, wo Lehrer und
e zusammenkommen, Unterrichtsan-
. Schule (bei den Römern); — 2) die
er irgend eines Lehrers, s. v. a. Sekte. —
er mittlern Kaiserzeit kam der Ausdruck
Bezeichnung einer Korporation auf, na-
von Soldaten und von Offizialen.
t empfingen die kaiserlichen Palasttrup-
sen Namen, welche eine prachtvoll ge-
und bewaffnete, zum Theil auch berit-
Wache des Kaisers bildeten. Sie stan-
r dem Magister officiorum (s. d.) und
n verschiedene Abtheilungen getheilt
utariorum prima, sch. scut. secunda,
ium seniorum, sch. scut. sagittariorum,
t. clibanariorum, sch. armatorumjunio-
i. gentilium juniorum, sch. agentium in
nd Deputati ejusdem scholae). Die
ieser verschiedenen Abtheilungen bezie-
theils auf die ihnen eigenthümlichen
theils auf ihren Ursprung (sehr viele
ämlich Barbaren, namentlich Armenier).
entes in rebus waren Polizeimilizen.
ustinian waren 11 Corps oder Abtheilun-
hre Anführer führten die Titel Comites
buni. Auch die Domestici fielen in
cholae. b) Der Name S. ging auch auf
orationen der Amtsgehülfen und Die-
Magistrate über. Es gab nämlich
n regelmäßigen Offizialbeamten, welche
e Scrinia bildeten, noch mehre S.,
en die Scriuia ihre Gehülfen aus-
Hierher gehört die S. exceptorum u.
riorum. Die S. singulariorum oder
um bestand aus berittenen Männern,
e Magistrate als Boten in die Provin-
ten. Auch gab es Scholae der Ducenarii,
rii, Biarchi u. s. w., welche zu Exekutio-
ßt wurden. — 4) Werden Scholae einige
e Gebäude genannt, und zwar a) die
storum et Capulatorum, ein Gebäude
Region, in welchem die Austheilungen
eide, Wein und Oel von den Quästoren
ihnen untergeordneten Kapulatoren ge-
b) S. Quaestorum ist das Gebäude, in
die Schreiber, Buchhalter, Bedienten
storen und Aedilen sich versammelten
Rechnungen abfaßten und aufbewahr-
S. palatina begriff die Gebäude um den
en Palast, wo die Leibwache des Kai-
ben) einquartirt war. — 5) In den Bä-
kand man unter Scholae den auf 3 Seiten
ebassin umgebenden, durch ein Geläu-
demselben geschiedenen Gang, wo sich
ielten, welche zur Gesellschaft und Un-
ig der Badenden mitgekommen waren,

schule.

Schola lectorum s. jurisconsultorum, s. Rechtsschulen.

Schola palatina, 1) Hofschule; — 2) s. Schola.

Scholar (v. Griech.), Schüler, besonders Privatschüler.

Scholarch (v. Griech.), in manchen Gegenden der Direktor einer hohen Schule oder ein die Aufsicht über mehre Schulen führender Beamter. Sein Amt Scholarchat.

Scholares (lat.), 1) eigentlich zur Schule Gehörige, dann — 2) (Scholarii), die Soldaten der kaiserlichen Leibgarde (schola palatina); — 3) die Theilnehmer eines von Innocenz III. auf der lateranischen Synode bestätigten religiösen Ordens; — 4) (Vallis scholarium), von Wilhelm von Paris gegründeter, durch Honorius III. bestätigter religiöser Orden; — 5 (Vagi s. vagantes S.), Orden, der 1274 durch die salzburger, 1287 durch die würzburger Synode aufgehoben wurde, weil seine umherschweifenden Mitglieder allerlei Frevel begingen; — 6) (S. domitoriales), im hamburgischen Domkapitel 8 Kanoniker, die im Kapitelchor schlafen und morgens die Frühmesse besorgen mußten; 1446 aufgehoben.

Scholarii, 1) s. v. a. Scholares 2); — 2) adelige Partei in Trapezunt (s. d.).

Scholarius, Georg, s. Gennabios.

Scholastici vagantes (...
Schüler, im 15. Jahrh. vagirende S...
Studenten, s. Schule. Vergl. J...
sius, De vagentibus scholasticis, ...

Scholasticum saeculum ...
13. Jahrhundert, weil in demselben ...
stische Theologie zu herrschen anfing...

Scholasticus (lat. v. griech. ...
κός), bezeichnet 1) Einen, der Muße ...
ders frei von Staatsämtern ist; — 2) ...
sey es als Lehrer, sey es als Schüler, ...
schaften widmet; — 3) besonders ein...
Beredsamkeit und Grammatik; — ...
Rechtsgelehrte, besonders die, welc...
vinzialintendanten bei sich hatten, u...
juristischen Raths zu bedienen (seit ...
Der, welcher, in die Bücher hineinge...
in der Studierstube heimisch, fürs p...
ben untauglich ist. In diesem Sinn...
lange gebraucht, bis im 9. Jahrhu...
von Karl d. Gr. errichteten Schu...
stici — 6) Die hießen, welche Unt...
freien Künsten und in der Theolog...
7) Bei den höheren Stiften war ...
des Kanonicus, welcher die mit ...
verbundene Schule beaufsichtigte. ...
richtung des Triennium academi...
Amt des S. zwar weg, aber Nam...
blieb bei den meisten Stiften. —
die Kirchenämter verwalteten, ...

lichen Geiste gegeben sey. Sie hat die einzelnen Dogmen scharfsinnig zergliedert und in ein System gebracht. Ihre Wahrheit ist die Anerkennung, daß jeder Glaubenssatz erst durch Einsicht und innere Begründung als Wahrheit erkannt werde, ihr Verdienst die systematische Durchbildung der Kirchenlehre und die philosophische Bewegung des Geistes. Ihre zufällige Schranke die Behandlung der religiösen Wahrheit nach bloßen Verstandeskategorien aristotelischer Dialektik, ihre nothwendige Schranke die Unfehlbarkeit der Kirche selbst. Daher dieser hochfliegende Geist, weil ihm der volle Ernst und die Freiheit des Denkens versagt war, allmählich zur Lust an Subtilitäten, und zum Widerspruch eines philosoph. Skepticismus neben unbedingtem Autoritätsglauben entartete" (Hase, Dogmen, S. 23). Den Namen S. oder scholast. Philos. hat diese Art des philosophischen Denkens daher, weil sie aus den seit Karl dem Gr. errichteten, für den Unterricht der Geistlichen bestimmten Schulen hervorgegangen ist. Ueber den Zeitpunkt, von welchem man die Anhänge der Scholastik datiren soll, ist man nicht einig; doch dürften wohl die neuplatonisirenden Spekulationen des Joh. Scotus Erigena (s. d.) im 9. Jahrhundert als die früheste Erscheinung des scholastischen Philo-

Studenten, s. Schule. Vergl. J. [illegible] sius, De vagentibus scholasticis, [illegible]

Scholasticum saeculum (lat.) 13. Jahrhundert, weil in demselben die [illegible] stische Theologie zu herrschen anfing.

Scholasticus (lat. v. griech. σχολαστικός), bezeichnet 1) Einen, der Muße [illegible] ders frei von Staatsämtern ist; — 2) [illegible] sey es als Lehrer, sey es als Schüler, [illegible] schaften widmet; — 3) besonders einen [illegible] Beredsamkeit und Grammatik; — 4) [illegible] Rechtsgelehrte, besonders die, welche [illegible] vinzialintendanten bei sich hatten, um [illegible] juristischen Raths zu bedienen (seit [illegible] Der, welcher, in die Bücher hineingelebt, [illegible] in der Studierstube heimisch, fürs [illegible] ben untauglich ist. In diesem Sinne [illegible] lange gebraucht, bis im 9. Jahrhundert [illegible] von Karl d. Gr. errichteten Schulen [illegible] stici — 6) Die hießen, welche Unterricht [illegible] freien Künsten und in der Theologie [illegible] 7) Bei den höheren Stiften war S. [illegible] des Kanonicus, welcher die mit [illegible] verbundene Schule beaufsichtigte. [illegible] richtung des Triennium academicum [illegible]

weisen; es beginnt nunmehr die Zeit, wo auch einen offenen Blick für ihre Verschiedenheit gewinnt. Man sprach aus, daß etwas in der Theologie wahr, in der Philosophie falsch seyn könne; man fing allmählich an sich unbefriedigt zu erklären durch die scholastische Methode. Schon Wilhelm v. Occam (s. d.) wußte die Unbedingtheit der Kirchenlehre nur dadurch zu retten, daß er durch eigenthümliche Erneuerung des Nominalismus die subjektive Bedingtheit aller menschlichen Erkenntniß behauptete. Es brach der alte Streit zwischen Realismus u. Nominalismus von Neuem aus u. wurde nun speciell zu einem Kampfe zwischen Thomisten (den Anhängern des Thomas v. Aquino) u. Scotisten (Anhängern des Scotus). Der Nominalismus siegte zwar; aber die Scholastik selbst, in Schulstreitigkeiten aufgelöst, verlor den religiösen Ernst und war eben so wenig im Stande, sich der neuen lebensvollen Gestaltung der Wissenschaften, wie sie am Ausgange des Mittelalters hervortrat, anzuschließen, als ihr das Gegengewicht zu halten. Ihre Zeit war abgelaufen, u. sie hatte ihre Bestimmung erfüllt. Als letzten S. pflegt man Gabriel Biel († 1495) zu nennen, der, ein Anhänger Occams u. freisinniger Gegner des Papstthums, die hohe Schule zu Tübingen gründen half.

Scholastisch (v. Griech.), schulmäßig, schulgerecht, spitzfindig, geklügelt.

men; Abschreiber und Eigenthümer schriften ließen weg, setzten hinzu, u standen Verderbnisse, Entstellungen polationen jeder Art. S. wurden Jahrhundert herab verfertigt, und d lein sind wir mit der zahlreichen un den kritischen, exegetischen und g historisch-antiquarischen Literatur bekannt. Die Verfasser der noch v S. kennen wir meist nicht; die For läßt auf eine Abfassung in den spä chen Jahrhunderten und in der by Zeit schließen. In der neueren Z diesen S. trotz ihrer Dürftigkeit merksamkeit zugewendet, so daß n berichtigte und vollständige Texte gekommenen derartigen Reste wichtigsten sind die für Homer, Hes dar; minder bedeutend die zu A Euripides, in vielen Beziehungen zu Sophokles und Aristophanes die zu Apollonius von Rhodus vielen geographischen, mythologis dern Notizen. Auch die S. zu cander und Theokrit haben in Werth. Unbedeutend dagegen ist S. zur griech. Anthologie (s. Ja ad Anthol. Graec., Th. VI, Fol. ff.), zu Kallimachus und zu ist. Die noch vorhandenen S.

Studien als Künstler in Wien und wurde 1797 Mitglied der beiden k. k. Hoftheaterorchester. Er schrieb viele Flötenkompositionen, als Konzerte, Variationen, Rondo's, Duette ꝛc., welche voll herrlicher Melodien und ihrem Instrumente vollkommen angemessen sind. — 2) Joseph, Bildhauer und Professor der Skulptur an der polytechnischen Schule in Mainz, wurde in dieser Stadt geboren und † daselbst im Jahr 1845. Seine besten Werke sind: Eine schlummernde Bacchantin in Alabaster; eine Statue des Patroklus; eine 6′ hohe Christusstatue; die Statue Guttenbergs, 1827 in Mainz aufgestellt. — 3) Johann Karl, Bildhauer, der jüngere Bruder des Vorigen, stand früher in Diensten des Fürsten Primas Karl von Dalberg, dessen von S. gefertigte Büste in das Schloß zu Würzburg kam. Später wurde er Hofbildhauer in Darmstadt. Von seinen Arbeiten sind zu nennen: Die 12′ hohe Statue des Buchdruckers Schöffer zu Gernsheim; die Statuen des Landgrafen Philipp des Großmüthigen und Georgs I. von Hessen-Darmstadt; das Monument des Grafen Ludwig VIII. Gemeinschaftlich mit seinem Sohne arbeitete er ein Modell zu einer Statue Herders. — 4) Johann Baptist, Bildhauer, Sohn des Vorigen, wurde 1818 in

zu München, 1769 Professor der
Salzburg und machte 1770 in Ordensangele-
genheiten eine Reise nach Frankreich, auf wel-
cher er Diplome und andere historische Materi-
alien sammelte. Nach seiner Rückkehr ward
er nach einander Pfarrer zu Boyenberg, Prior
von Ober-Altaich, zuletzt 1773 Professor der
Dogmatik zu Ingolstadt. Der Kurfürst von
Bayern und der Fürst von Freisingen übertrugen
ihm darauf den Titel eines geistlichen Raths.
Nach vier Jahren kehrte er in der Hoffnung,
von nun an bloß geschichtlichen Arbeiten leben
zu können, in sein Kloster zurück; allein seine
Obern beauftragten ihn mit der Verwaltung
der Klostergüter zu Walchenburg, welche er
vier Jahre lang besorgte, bis er endlich 1784,
von dieser mühsamen Arbeit befreit, dazu ge-
langte, den Rest seiner Tage geschichtlichen Ar-
beiten zu widmen. † am 16. Juli 1795. Außer
der Redaktion der Monumenta Boica, welche
er vom 10. Bande an im Auftrage der münchner
Akademie versah, und außer mehren Arbeiten
für Westenrieders „Beiträge zur vaterländischen
Geschichte," München 1788, fg., schrieb er:
De magistratuum ecclesiasticorum creatione;
— De religione Lutherana Catholicis, juxta
ipsum, ut ad eam accedant amabile, reipsa vero
ne ad eam deficiant, odibile, Ecclesiae orien-
talis concordia in transsubstantiatione; — De
hierarchia Ecclesiae catholicae; — Historia
theologiae christianae saeculi primi. — Seine

nur 1815 die Wiener
machte auch 1817—19 Reisen nach
London, durch die Schweiz und Italie
Rufe nach Bonn als außerordentlich
sor der Theologie folgte er vor der
nicht, weil er beabsichtigte, an der
Theil zu nehmen, welche unter der
Generals von Minutoli sich die
Aegyptens und der benachbarten Geg
gesetzt hatte. Wenn auch in Folge
heiligkeit der Betheiligten das U
nicht zum gewünschten Erfolge führte,
S. doch wenigstens so viel dabei
5. Jan. 1821 von Kairo aus Pa
Syrien besuchen konnte. Vier M
brachte er dort zu und kehrte al
Triest nach Breslau zurück, wo er
1821 zum Priester geweiht wurde.
wo er jetzt sein Lehramt antrat und
ordentlichen Professor ernannt wur
wieder an die kritische Bearbeitu
testamentlichen Textes. An dem
den Hermesianismus nahm er kei
Außer den Fortsetzungen etlicher
Dereser und Brentano schrieb er:
Gegend zwischen Alessandrien und
die libysche Wüste, Siwa, Aegypte
und Syrien in den Jahren 1820 u.
u. Soran 1822; — Novum testame
Leipz. 1830—35, 4., 2 Bde.; —
biblischen Archäologie, Bonn 1834

...reich, auf wei-
...orische Materi-
... Rückkehr ward
...yenberg, Prior
... Professor der
... Kurfürst von
...ngen übertrugen
...stlichen Raths.
... der Hoffnung,
... Arbeiten leben
...; allein seine
...r Verwaltung
...urg, welche er
... endlich 1784,
...freit, dazu ge-
...chtlichen Ar-
... 1795. Außer
... Boica, welche
... der münchner
...hren Arbeiten
...aterländischen
..., schrieb er:
...um creatione:
...holicis, juxta
...e, reipsa vero
...

...machte auch ...
London, durch die Schweiz und Italien. ...
Rufe nach Bonn als außerordentlicher ...
sor der Theologie folgte er vor der ...
nicht, weil er beabsichtigte, an der ...
Theil zu nehmen, welche unter der ...
Generals von Minutoli sich die ...
Aegyptens und der benachbarten ...
gesetzt hatte. Wenn auch in Folge ...
helligkeit der Betheiligten das ...
nicht zum gewünschten Erfolge führte, ...
S. doch wenigstens so viel dabei, ...
5. Jan. 1821 von Kairo aus ...
Syrien besuchen konnte. Vier ...
brachte er dort zu und kehrte ...
Triest nach Breslau zurück, wo er ...
1821 zum Priester geweiht wurde. ...
wo er jetzt sein Lehramt antrat und ...
ordentlichen Professor ernannt wurde, ...
wieder an die kritische Bearbeitung ...
testamentlichen Textes. An dem ...
den Hermesianismus nahm er keinen ...
Außer den Fortsetzungen etlicher ...
Dereser und Brentano schrieb er: ...
Gegend zwischen Alessandrien und ...
die libysche Wüste, Siwa, Aegypten, ...
... in den Jahren 1820 u. 1821 ...

ersten Male hervor that sich der junge Nanteuil durch Entschlossenheit bei der Erstürmung von Alba. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich nahm er den Namen eines Grafen von S. an, in dessen Besitz er durch den Hintritt seines Vaters gelangt war. Während des 17jährigen Friedens, den Frankreich unter Heinrich IV. u. Ludwig XIII. genoß, leistete er dem Könige Dienste in Staatsgeschäften. Im J. 1608 zum Lieutenant des Königs in dem Limousin ernannt, schlug er die in Folge von Religionsstreitigkeiten ausgebrochenen Unruhen dieses Landes nieder. Hierauf ging er als Gesandter nach England und von da 1616 in gleicher Eigenschaft an verschiedene Höfe Deutschlands. Diese Sendung, äußerst schwierig zu erfüllen wegen des damals herrschenden Religionszwistes, vollzog S. mit großer Ueberlegenheit. Im Momente des Bruchs mit den Fürsten empfing er Befehl zur Anwerbung von 4000 Reitern und 4000 Landsknechten und führte die Angeworbenen in eigener Person nach Paris. Während der Verwirrungen, welche der Tod des Marschalls d'Ancre und das Exil der Königin veranlaßten (1617 und 1618), diente S. unter den Befehlen von Lesdiguières in Piemont gegen die Spanier, die es auf die Vernichtung des treuen Bun-

S.
lau
J.
vo
Bu
Sc
stä
zei
thä
fra
die
Sc
hat
feh
nig
gen
Für
gri
zun
am
in d
an
nah
voy
und
tel:
4.

dennoch nicht seine Leichtigkeit
Er war ein Mann voll hohen Muthes, Freige-
bigkeit und Treue. Gott hatte ihn für den
Staat zu drei großen Thaten, den bedeutendsten
unsers Jahrhunderts, ausersehen." — 2) Karl,
Herzog von, Sohn des Vorigen, wurde am 16.
Februar 1601 zu Nantuil geb. Als Ehrenknabe
bei Ludwig XIII. gewann er die Gunst dieses
Fürsten und empfing in der Folge von ihm viel-
fache Beweise der Zuneigung. Seine ersten
Waffendienste verrichtete er unter dem Befehle
seines Vaters in Languedoc und in Poitou,
wurde bei der Belagerung von Sommières 1622
verwundet und bewies 1629 bei der Einnahme
von Suza und Privas eine glänzende Tapfer-
keit. Im folgenden Jahre begleitete er den Kö-
nig auf einer Reise nach Savoyen. Auch
machte sich der Herzog von Halluyn (wel-
chen Namen damals S. führte) an der Spitze
einer Kompagnie Chevaulegers von der Garde
1632 im Kampfe bei Rouvray, wo er eine Ver-
wundung erhielt, bemerklich. Der König nahm
ihn darauf unter die Ritter des heiligen Geistes
auf und ernannte ihn zum Gouverneur von Lan-
guedoc. Im J. 1636 schlug S. die Spanier
vor Leucate, wurde bald nachher zum Marschall
von Frankreich ernannt und trug, indem er im
Roussillon seine Erfolge benutzte, über die Spa-
nier noch verschiedene Vortheile davon. Unter-
stützt von dem Marschall de La Meilleraie, nahm
er 1642 Perpignan ein. Der Tod Ludwigs XIII.

in den Dienst der Königin
Freundschaft und ihr Zutrauen schen
Monarch Ludwig XIII. faßte gleich
Male, da er sie sah, zu ihr eine beso
gung, welche sich jedoch nie zur Leide
stieg, sondern stets keusche Liebe gel
soll. Wenn der König mit ihr unte
war, drehte sich seine ganze Unterhal
Jagd, die Hunde und die Vögel,
Abgeschmacktheiten Marie de Hau
stalt anwiderten, daß sich dieselbe ni
konnte, bisweilen darüber zu spotte
mühte sich besonders um die Gunst
Anna von Oesterreich und suchte le
Abhängigkeit des Kardinals Rich
retten. In den Mémoires du tem
richtet, daß der König eines Tage
Eintritte in das Gemach Anna's v
bemerkte, wie die Madame de Hau
ein Billet in den Busen steckte.
her darauf, den Inhalt desselben z
lein die Hautefort weigerte sich de
faßte die Königin die beiden Hän
rendame u. hielt sie fest, indem sie
sagte, er möchte nun das Billet a
steck herausnehmen. Ludwig, we
davor werde er sich wohl in Acht
sah sich nun mit einem silbernen
suchte damit nach dem zu tief ste
Wird auch die erwähnte Scene,
Sauval, Galanterie de roi de Fr

›westen, bildet den südlichen Theil von
hland, zwischen dem Sund, der Ostsee,
and, Smaland und Blekingen, mit einem
henraum von 187 (nach Andern 180) □M.
mit 280,000 (nach Andern 300,000) Einw.;
:t noch jetzt eine Lagmanschaft und zerfällt
›ie 2 Läns (Gouvernements) Malmö und
'istianstad. S. ist die schönste und frucht-
ke Provinz Schwedens, an Klima, Boden
Produkten mit Dänemark, Holstein und
cklenburg wetteifernd. Die Luft ist zwar
, feucht und nebelig, aber gesund. Sanfte,
lenförmige Hügel, wohlgebaute Landhäuser,
cklich gelegene Weiler und Höfe, lachende
hübsch gebaute Flecken, parkumgebene
›lösser — das ist der Anblick, welchen die
ovinz S. dem bei Helsingborg ans Land stei-
›den Reisenden darbietet, und der sich überall
:derholt, wohin er seine Schritte wendet. Der
›liche Theil ist noch ebener, als der nördliche.
'r einzige Berg Römneklint, 450 Fuß hoch,
tet auf seinem kahlen Gipfel eine Aussicht
er das Meer nach Seeland und ist das letzte
lied der großen Centralkette, die mit dem Vor-
birge Kullen ins Meer untertaucht. An
ıer Küste treten auch die schroffen Vorgebirge
alsterbo und Sandhammar, wo manch-
al Schiffe scheitern, ins Meer hinein. Im
orden ist ein bedeutender Hügelrücken, der
'oße Nadelwälder trägt. Von der kahlen
lippe As, an deren Fuß das große Dorf
ora Wram liegt, hat man eine weite und
:rrliche Aussicht nach dem Sund, in die Nord-
e ꝛc. S., wie überhaupt Südschweden, ist nicht
› wasserreich, als Mittel- und Nordschweden.
nter den unbedeutenden Gewässern er-
heinen im Süden die Westra Wram und die
käflinge Aa, im Norden die Rönne Au
nd die Helge Aa, von denen die erstere dem
kattegat, die letztere dem baltischen Meere zu-
ilt. Kleine Landseen sind im Süden der
Ringsion, der Ellesta, Womb, Börringe
nd Nasbyholmsee; eisenhaltige Heil-
quelle von Ramlosa. — S., besonders
Malmö und die Umgegend von Lund, ist die
Kornkammer von Schweden. Es wird hier so
›iel Korn erzeugt, daß die Bevölkerung mit der
Hälfte desselben ausreicht. Man baut nicht
allein Roggen, sondern auch Weizen im Gro-
ßen, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, treffliche Gar-
tengewächse, Hanf, Flachs, gutes Obst. Da-
gegen ist S. die holzarmste Provinz des Landes.
Die Viehzucht ist trefflich; die Kultur der Wiesen
und Futterkräuter nimmt sehr zu; Pferde und
Schafe (die schottische Race) sind besser, als im
übrigen Schweden. Trefflich ist die Butter-
und Käsebereitung, z. B. zu Safstaholm,
einem Landgute des Grafen Piper (Ruuth-
käse). Schweine, Ziegen und Federvieh, be-
sonders Gänse, sind in Menge vorhanden. Der
Lachs- und Seefischfang ist nicht unbedeutend.
In Höganäs ist ein ergiebiges Steinkohlen-
lager. Bevölkerung: Ein ganz anderes Ge-
schlecht (sagt W. Alexis), als im übrigen
Schweden, bewohnt dieses Niederland. Die
hohen Gestalten sind verschwunden, ein unter-

wenn man lange Zeit nur an die scharfen, starken Töne der Schweden gewöhnt ist. Noch auffallender ist die eigenthümliche Kleidung, welche sich seit undenklichen Zeiten unverändert erhalten hat. Die schwarzen Sonntagsröcke tragen fast ganz den Schnitt der alten Zeit; dazu fallen feine, glänzend weiße Spitzenkrägen von dem gelbgebräunten Halse auf die Schultern, ohne von einem Halstuche auf der Brust festgehalten zu werden. Man glaubt, Altdeutsche unserer Städte zu erblicken; nur die Holzschuhe und die breitkrämpigen Quäkerhüte enttäuschen wieder. Stattliche Schlösser sieht man am Wege wenig; dafür tragen die steinernen Kirchen, meist anmuthig gelegen, schon einen von denen des übrigen Schwedens völlig verschiedenen gothisch-feudalistischen Charakter. Sie haben breite, mit vielen Strebepfeilern spitz anlaufende Thürme, und die Kirchendächer sind hoch und spitz gewölbt. Daß man Deutschland näher ist, zeigt sich noch deutlicher in den Dörfern. Je näher der Küste, um so mehr verschwinden die einzelnen großen Gehöfte; die deutsch-slavische Dorfgemeinschaft tritt hervor. Das Wirthschaftliche herrscht überall, und das Geräumige in schwedischen Herren- und Bauernhäusern verschwindet. Behaglichkeit und Betriebsamkeit regiert. Das Auge trifft auf kein einziges hölzernes, hoch aufgezimmertes Haus mit seinen glänzenden, gastlichen Scheiben. Fachwerk und Lehm

sich gegen das Ende des 10. Jahrhun
welcher Zeit auch das Christenthum
schof Othinger in S. eingeführt w
nöthigt, S. den Schweden zu überlas
die Dänen eroberten einen Theil im
hundert unter Hardikunt wieder, und n
es bald dem Grafen von Holstein ur
Silber verpfändet. Im Jahre 1332
Einwohner wegen der Bedrückungen
steiner bewaffnet über diese her, ersch
in S. anwesenden und unterwarfen
willig dem König von Schweden, W
Die Holsteiner traten um 70,000 Mk.
den das Recht auf S. ab. Es wurde
durch einen Vergleich an den König v
mark, Woldemar IV., abgetreten.
es die Dänen bis 1658 besessen hatt
es in diesem Jahre durch den rot
Frieden an Schweden abgetreten.
sitz der Schweden wurde aber 1676
Einfall wieder gestört, indeß nur au
indem es theils durch die Schlacht
(1677), theils durch den Frieden (1
an Schweden zurückfiel. Auch ein
Dänen im Jahre 1709 mißlang, und
von 1720 blieb es bei den Schweden
Provinz führt der Kronprinz von S
Titel eines Herzogs von S.

Schonenfahrer, die in Hamb
13. Jahrhundert errichtete Gesellsc

skau, wo er um 1714 †, arbeitete er für die
lbst in russischer Sprache herausgegebene
chichte der Ritterorden.

Schooner (v. Engl.), dem Kutter ähnliches,
r zweimastiges Fahrzeug. Der Fockmast
rt ein Gaffelsegel, und der große Mast
Giekſegel; an beiden sind kleine Topp- u.
amsegel und außerdem noch einige Stagsegel,
dem Fockmaste aber eine Breefocke u. einige
ckige Segel auf dem Bugspriet, zu denen noch
ine Rahsegel über die ersteren an beiden Ma-
kommen, um bei leichtem Winde den Gang
Schiffes zu befördern. Häufig kommt es
r, daß, wenn ein Kutter zu groß und schwer
um mit seinem einzigen Maste gut segeln zu
nen, man noch einen zweiten Mast hinzufügt
d so aus einem Kutter einen vollkommenen
. macht.

Schoonhoven, befestigte niederländ. Stadt,
rov. Süd-Holland, Bez. Rotterdam, nord-
estlich von Gorkum, in sumpfiger Lage, rechts
n Zusammenfluß der Vlist und Leck; Lachs-
ng, Silberarbeiten, Tabakspfeifen, Kupfer-
schirr; 2500 Einw.

Schoon-Jans, Anton, Maler, geb. zu
ntwerpen 1650, Schüler von Erasmus Quelli-
us, ging nach überstandener Lehrzeit nach Ita-
en, um in Rom seine Studien fortzusetzen.
ls Mitglied der Schilderbent führte er den
lamen Parrhasius, was damals als eine
lnerkennung seiner Verdienste galt. Von Rom
us folgte S. dem Rufe des Kaisers Leopold
ach Wien, der ihn zum Kammermaler ernannte.
n dieser Eigenschaft malte er mehre Bildnisse
on Hofleuten und auch einige Altarbilder, die
nan in den Kirchen Wiens und in andern
Städten findet. Später ging er nach England,
Holland und Düsseldorf. Nach dem Tode des
Kurfürsten Johann Wilhelm setzte er seine Reise
nach Dresden, Berlin und Potsdam fort. Er
malte überall Bildnisse, die Damen zuweilen
ls Sultaninnen, und auch historische Darstel-
ungen, hielt es aber nirgends lange aus, da
ein Hochmuth und seine Sonderbarkeit nicht in
die Länge geduldet werden konnten. Im J.
1716 kehrte er nach Wien zurück, wo er 1726 †,
als Direktor der Akademie. In der Gallerie
des Belvedere ist kein Gemälde von diesem
Meister, der indessen einige Werke geliefert hat,
die in Gallerien aufbewahrt zu werden verdienen,
wie der an der Quelle in sich selbst verliebte
Narcissus in der Pinakothek zu München. Zu
Potsdam und in Pommersfelden sind ebenfalls
Gemälde von ihm. In der Tribune zu Florenz
ist das von Gregori gestochene eigenhändig ge-
malte Porträt des Meisters.

Schoor, Nikolaus von, Maler, geb. zu
Antwerpen 1666, malte anfangs für die Tape-
zierer in Antwerpen und Brüssel Tapeten, zog
aber dann die Oelmalerei vor. Er malte meist
Nymphen, Genien und Kinderspiele, womit er
auch öfters die Gemälde der Landschafts- und
Blumenmaler staffirte. Morel und Ruysbraeck
ließen die Staffage von ihm malen. Im Mu-
seum zu Gent ist das Reiterbild Karls II.
von Spanien von ihm. S. † zu Antwerpen um
1727.

und den Schenkeln im Sitzen und Kauern; — 2) die Geschlechtstheile in dieser Gegend, besonders beim weiblichen Geschlecht; — 3) die Schenkel eines Sitzenden; — 4) das Innere, das Mittel eines Dinges; — 5) an einem Rinde das lappige Fleisch noch unter den Lappen; — 6) (Herald.), s. v. a. Ständer; — 7) s. Schoß.

Schooßbein, s. v. a. Schambein, s. Becken.

Schooßbleie, die 2- und 3-jährigen Bleien.

Schooßfall (Rechtsw.), beim Erbrecht der hie und da noch gültige Vorzug der Ascendenten vor den Geschwistern und deren Kindern nach der altdeutschen Parömie: das Kind fällt in der Mutter Schooß.

Schooßfugenschnitt (Geburtsh.), s. Symchondrotomie.

Schooßhügel, s. v. a. Venusberg, s. Geschlechtstheile.

Schooßhunde (Säugeth.), nach Oken, Abtheilung der Hunderacen, s. Canis familiaris *L.*

Schooßknochen, s. v. a. Schambein, s. Becken.

Schooßnatter (Amphib.), s. v. a. Elaps domicella *Sch.*

Schooßrippe (Fleisch.), die mit Fleisch bewachsenen Rippen, die aus dem Schooße des Rindes gehauen werden.

Schooßstück des Hüftknochens, s. Bek-

den Herrn preisen," „O Traurigkeit, leid," „Ermuntre dich, mein schwach „Werde munter mein Gemüthe" enth Mattheson stellt ihn in die Reihe der a netsten Musiker seiner Zeit.

Schopenhauer (Biogr.), 1) J geborne Trosina, bekannte deutsch schriftstellerin, 1770 zu Danzig gebor eines Senators, erhielt eine vortreff hung und wurde, kaum der Kindheit e an den Bankier S. verheirathet. V nahmen eine Reise durch Frankreich, Holland und Deutschland, ließen sich, von den Preußen besetzt wurde, 1793 i nieder und unternahmen 1803 abe größere Reise, von der sie erst na zurückkehrten. Nachdem sie den G einen plötzlichen Tod verloren, wa 1806 nach Weimar, wo sie mit den do tern und Gelehrten, besonders mit den angenehmsten Verhältnissen leb wohnte sie in Frankfurt a. M. u Jena, wo sie 1838 †. Schrieb: Fer Tüb. 1810; — Erinnerungen vo durch England, das. 1812, 2. Aufl. 1 vellen, Ulm 1816; — Reise durch Frankreich, Tüb. 1817; — Aus Rhein, das. 1818; — Johann von E Nachfolger, Frankf. a. M. 1821, 2 Romane: Gabriele, Leipzig 181

t in der Natur als Wille gedacht wissen". e Welt als Wille wird also zur Welt Vorstellung mittelst des Erkenntorgans, des Gehirns, indem der in Natur noch blind wirkende, erkenntlose Wille zuerst in der Thierwelt auch als Wille zum Erkennen, zum hrnehmen der Gegenstände des Wills äußert und zu diesem Behufe im anischen Leibe das Gehirn bildet". er von S. durchgeführte Grundgedanke läßt en Zweifel übrig, wenn man bei ihm die aus Physiologie geschöpften Bestätigungen in Schrift „Ueber den Willen in der Natur" im 2. Band von „Die Welt als Wille und stellung" liest. Diese a posteriori aus der ahrung begründende Methode S.s hat vor deducirenden, a priori konstruirenden Fich-, Schellings und Hegels Alles voraus. Nach rtlage in Jena, der S.s Hauptwerk in r Recension in der „Jenaischen Literaturung" — vom Juni 1815 — besonders wegen ier „seltenen Koncentration des Styls und enen Kraft des Ausdrucks als ein Muster r Darstellung, welches immer einen hohen, einen klassischen Werth behaupten wird" — aller Wärme anerkennt, hat zwar nicht erst , sondern schon Fichte den Willen als das ing an sich erkannt. „Nur daß — wie Fortze sagt — Fichte darin schon weiter sah, als , in der reinen Thätigkeit des Bewußtseyns n Quell zu entdecken, aus welchem reines enken und reines Wollen in unzertrennlicher nheit hervorspringen. Fichte entdeckte daher reinen Willen selbst ein Werkzeug zur Konuktion der reinen Formen des Intellekts und h damit die Möglichkeit eröffnet, die beiden in ants System in gar keinem Verhältniß stehenn Welten, die des Willens und die der Vorllung, in einem wirklichen Vereinigungspunkte ederum zu verknüpfen. S., dem die Einsicht diesen Koincidenzpunkt des Denkens und ollens fremd geblieben ist, bewegt sich daher seinen Untersuchungen über den Willen immer r im Felde des getrübten Wollens, und wähd er von hier immer in vergeblichen Bemühunn zur Erfassung des reinen Willens emporstrebt, scheint ergleichsam fortwährend im Begriff, auf n fichte'schen Ich = Standpunkt zu gelangen". egen diese Beschuldigung Fortlage's hat sich ilängst eine Stimme in den „Blättern für liarische Unterhaltung" also ausgesprochen: Wenn S. das Dunkel, das über diesem tiefsten eheimniß der Philosophie liegt, dem Räthsel imlich des Zusammenhangs zwischen der rean und idealen Welt, oder der Welt, wie sie sich, unabhängig von allem Erkennen ist, d wie sie im Gehirn als dem Erkenntnißorn sich spiegelt, nicht völlig gehoben hat, so gt die Schuld nicht an ihm, sondern am Genstand, wie S. selbst an verschiedenen Stellen chgewiesen hat. S. erkennt so gut wie Fichte Ich die Einheit, den Koincidenzpunkt der iden Welten an; aber er maßt sich nicht wie ichte an, aus dem Ich die reale Welt heraussinnen". Im Gegentheil sagt S.: „Die dentität des Subjekts des Wollens mit dem

das radikale Böse und das grauenvolle Urbe-
auf, die völlige Verneinung des Willens, und
Weltüberwindung als den einzigen Weg des
Heils und der Erlösung bezeichnend, so fühlt
sich der Dichter natürlich in seinen poetischen Il-
lusionen gestört und klagt über die kalte, unfreund-
liche Hand, die ihm die bunten Farben von den
schönen Schmetterlingsflügeln des Lebens so rück-
sichtslos weggewischt. „Aber ist denn — sagt
S. — die Welt ein Guckkasten? Zu sehen sind
die Dinge freilich schön; aber sie zu seyn, ist
ganz etwas Anderes". Das Leben poetisch an-
zuschauen, meint S. — ist schön, aber es pro-
saisch zu leben, eben so? Ist das wirklich eine
trostlose Philosophie, die den vergänglichen,
Ekel nachlassenden Erdenfreuden gegenüber die
unzerstörbare Gemüthsruhe und fertige Heiter-
keit des weltüberwindenden Heiligen preist?
Gewiß doch nur für Den, der für den Verlust
des Erdenglücks eines Trostes, eines Ersatzes
bedarf, während der darüber Erhabene, vom
Willensdrang Erlöste in seinem Quietismus
schon den schönsten Trost und Ersatz gefunden
hat. — S.s im Princip gewiß ganz richtiges
System des allwaltenden Willens hat wohl
deshalb keine allgemeinere Anerkennung finden
können, weil seine Konsequenz einer völligen
Verneinung des Willens (d. h. des dem
Gesammtwillen unterworfenen Einzel-Wil-
lens) und einer daraus folgenden Weltüberwin-

rheinkreis; umfaßt 28 Gemeinden
Einw.; — 2) Stadt und Amtsort da
Wiese; latein. Schule, Drahtziehe
chen, Ketten- und Ringelschmiede (
Zunft), viele Mühlen; 1400 Einw.
Schopfheimer- (Eichener-) S

Schopfhornschnabel (Ornithol
Buceros coronatus *L.*

Schopfhuhn (Ornithol.), s. v.
Opisthocomus cristatus *Hoffmsgg.*

Schopflavendel (Bot.), s. v. a.
Stoechas *L.*

Schopflerche (Ornithol.), s. v.
lerche, Alauda cristata *L.*

Schopflilie (Bot.), bei Oken
gattung, s. v. a. Lucomis *l'Hér.*

Schopfloch (Geogr.), 1) bayer.
Mittelfranken, Ldgr. Dinkelsbüh
1270 Einw., worunter 67 Judenf
2) würtemberg. Dörfer: a) Dona
amt Kirchheim; 580 Einw.; in d
deutender Torfstich; — b) Schn
Oberamt Freudenstadt; 440 Ein

Schopflohe (S. am Ries), b
dorf, R.-B. Schwaben und Neubu
Oettingen; 280 Einw.

Schopfmeise (Ornithol.), s. v.
meise, Parus cristatus *L.*

ı Erziehungsinstitut für Töchter an. Die welche sie 1811 mit Schoppe, Doktor der e in Hamburg, einging, war nicht glücklich nnen, da Amalie die Liebe ihres Gemahls zu erwidern im Stande war. Glücklicher- löste der Tod des Gemahls ein für beide en so quälendes Verhältniß, und die ver- ete Schriftstellerin, welche bisher eine an- stille Liebe in ihrem Herzen gepflegt hatte, ich nun in eine reizende Gegend in der Nähe burgs zurück. Von ihren Schriften haben entlich die für die Jugend bestimmten beim likum Beifall gefunden. Zu bedauern ist, die Schriftstellerin des bloßen Verdienstes n zu viel schreibt, so daß selbst im Style nter Nachlässigkeit und Flüchtigkeit bemerk- wird. Von ihren zahlreichen Produkten er- nen wir: Abendstunden der Familie Hold, nburg 1823; — Die Familie Ehrenstein, 1825; — Erzählungen aus der Gegenwart Vergangenheit, Leipz. 1826; neue Aufl., 2; — Neue Erzählungen und Mährchen, unschw. 1826; — Die Winterabende zu nnenfels, Leipz. 1826; — Bunte Bilder aus ı Jugendleben, das. 1827, 2. Aufl., das. 0; — Neue Erzählungsabende zu Sonnen- , das. 1828; — Mährchenbibliothek, Berl. 8, 2 Thle.; — Neue Schul- und Hausfibel, . 1829, neue Aufl. das. 1832; — Neue bunte der, Leipz. 1829; — Nordische Sagen, Hei- b. 1829; — Der Bildersaal, Berl. 1830; — r kleine Lustgarten, das. 1830; — Iduna, pz. 1831; — Maria, das. 1832; — Sagen- h, Berl. 1832; — Gesammelte Erzählungen d Novellen, 3 Bde., Leipz. 1828—36; — innerungen aus meinem Leben, 2 Bde., Al- ıa 1838; — Myosotis, Erzählungen und No- llen, Leipz. 1841, 2 Thle.; — Die erste Liebe es Prinzen, das. 1841, 2 Thle.; — Aus Haß, be, das. 1842, 2 Thle.; — Polyxena, Jena 43, 3 Bde; — Geier von Geiersberg, das. 44, 3 Bde.; — Der bürgerliche Haushalt, s. 1844 u. v.A. — 2) Julius, Historien- und ildnißmaler, Professor an der Akademie in erlin, erhielt daselbst den ersten Unterricht in r Kunst und begab sich dann nach Wien, wo seine weitere Vorschule machte. Das Bild, rch welches er 1816 zuerst Aufsehen erregte, llt den Phidias dar, wie er das Ideal des Ju- ter schafft. Im J. 1817 ging er dann als ensionär der Akademie in Berlin nach Rom, m seine Studien zu vollenden, und zwar in ner Richtung, welche ihn nicht zu den Meistern es 15. Jahrhunderts führte, wie viele andere eutsche Meister damaliger Zeit, sondern zu Ra- hael, Correggio, Titian, welchen er seine ganze hätigkeit widmete. Er kopirte mehre Werke Raphaels und darunter die vorzüglichsten, welche in diesen Nachbildungen vermehrte Be- wunderung ernten, z. B. die heilige Cäcilia, die Madonna del Pesce, die Madonna von Fuligno, ie Madonna Tempi, die Sibyllen in der Kirche lla Pace, die Vision des Ezechiel, u. A. Das rste Bild eigner Komposition, welches er in Rom malte, stellt Jairus Tochter dar, in edlem Style behandelt und von wahrer und leben- iger Färbung. Mehre andere Kompositionen

Nebenbei malte S. auch
ter Oelminiaturen, und zeichnete solche in far-
biger Kreide. Seine Porträte gehören zu den
besten Arbeiten dieser Art. So wie immer, so
zeigt er auch hier eine meisterhafte Behand-
lung des Nackten. Eine andere Gattung
von Werken S.s bilden die Staffeleibilder
aus der heiligen und profanen Geschichte und
die Darstellung auf dem Gebiete des Genre's.
Das schöne Bild einer Odaliske im Bade kam
1838 in den Besitz des Herzogs von Braun-
schweig. S. malte dieses Bild 1835, und im
folgenden Jahre den Templer und Rebekka nach
Walter Scotts Ivanhoe, eines der Hauptbilder
des Meisters. Von etwas späterem Datum
sind zwei sinnige allegorische Darstellungen:
Tag und Nacht in ihren Beziehungen zum Le-
ben. Dann findet man auch einige landschaft-
liche Darstellungen von S. Ferner lieferte er
mit Begas, Hopfgarten, Schorn, Hensel und
Schulz auch Zeichnungen zum „Bildersaal der
preußischen Geschichte", Roy.-Fol.

Schoppen, 1) s. v. a. Schuppen; — 2) hoh-
les Gefäß; — 3) bekanntes Flüssigkeitsmaß in
mehren Theilen Deutschlands und der Schweiz.
In Ansbach bei den alten Maßen die Hälfte
des Seidels. In Frankfurt a. M. bei der Alt-
maß oder Aichmaß 4 = 1 Maß oder Aichmaß
von 1,793 Liter. Bei der Jungmaß 4 = 1

durch S. auf
lastes und in den Hauptkirchen Ro
Dann wagte es S. sogar, mit Raph
kurrenz zu treten, indem er die letz
kaden der Loggien ausmalte und
raphaelsche Bibel fortsetzte, Darstel
Bewunderung erregten. In den
lerien des päpstlichen Palastes auf
vallo sind Darstellungen aus dem
mente von ihm und seinem Br
Dann malte er auch für andere
Kirchen Bilder in Oel, wie das H
der Mariahilf-Kirche in Innsbru
1653 wurde er Mitglied der A
S. Luca, dann baute er sich ein Ha
fortan in Rom, unter dem Namen
Giovan Paolo Tedesco (Scor) b
1680 † er. Seine Dekorationen d
Palastes und der Hauptkirchen R
Kupferstiche bekannt, so wie einige
Bilder. — 2) Aegidius, Maler
Vorigen, 1625 in Innsbruck geb
selbst in der Malerei unterrichtet
nach Rom, um an den Arbeiten
ders Theil zu nehmen. Von
gab er sich nach Deutschland, h
Zeit zu Salzburg, zu Gottweich,
in Augsburg, und in Nürnb
kehrte endlich nach Innsbruck
1701 † S. war als Architekt

die Karmeliter eine Grabvorstellung und fertigte die Zeichnung zum Hochaltare ihrer Kirche, dann malte er auch mehre Altarblätter für die Kirchen in Prag und der Umgegend. Bei der Seligsprechung des heiligen Johann von Nepomuk malte er viele Dekorationsstücke und bei der Kaiserkrönung ein großes Lustgebäude mit einer Kuppel. Auch von S. gemalte Gärten, Springbrunnen, Grotten u. s. w. wurden damals angebracht. Hierauf wurde er Professor an der Ingnieurschule. Als solcher hatte er bei der Fortifikation von Prag und Königsgrätz Theil. Im J. 1737 stellte er sein Modell zur Befestigung von Prag auf, und dieses wurde bei den späteren Arbeiten berücksichtigt. Im J. 1745 wurde er in Wien an dem emanuelschen Kadetencorps Lehrer, mit dem Charakter eines Artilleriemajors. Später kehrte S. wieder nach Prag zurück und † daselbst 1767.

Schora (Schorau), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.=B. Magdeburg, Kr. Jerichow I.; 150 Einw.

Schorabak, asiat. Landstrich, Afghanistan, Kandahar, an der südlichen Grenze, an Kelat anstoßend.

Schorachschali, See, s. Salian.

Ansichten der Stadt Jerusalem von verschiedenen Seiten, das heilige Grab und alle merkwürdigen Stellen jener dem heiligsten Andenken geweihten Gegenden. Nach seiner Heimkehr ins Vaterland benutzte S. späterhin alle diese Studien zu herrlichen Landschaften, welche besonders für seine Zeitgenossen das Interesse seiner vielen Darstellungen aus der Geschichte des neuen Testaments ungemein erhöhten. Es war im Jahr 1520 und S. 25 Jahre alt, als er aus dem heiligen Lande nach Venedig zurückkehrte, von wo aus er die bedeutendsten Städte Italiens besuchte und endlich nach Rom gelangte; hier studirte S. die Werke der berühmtesten Meister der röm. Schule, besonders jene von Raphael, und ward so einer der ersten jener holländischen Meister, deren nationelle Eigenthümlichkeit in der theilweisen und äußerlichen Verbindung mit der römischen Schule des 16. Jahrhunderts untergeht. Adrian VI., der 1522 den päpstlichen Thron bestieg, überhäufte den Landsmann mit vielen und großen Beweisen seiner Huld und trug ihm auch die Aufsicht über das Belvedere auf. Nach Adrians baldigem Tode verließ S. Rom, überstieg die Alpen und eilte der Heimath zu. Sein Weg führte ihn nach Frankreich, wo damals, mitten im wildesten Getümmel des Krieges, Franz I. durch Liebe, Kunst, Poesie u. treue Pflege alles Schönen seinen Namen verewigte.

Innere des Hauptaltars der von
rich IV. in jener Stadt erbauten
verschlossen. Auf einer derselbe
heilige Jungfrau mit dem Kinde u
auf der zweiten den Kaiser He
vollen Ornate, kniend zu den Fü
maligen Lehrers, des Bischofs K
recht. Die beiden andern Thür
Opfer Abrahams darstellten, v
nige Jahre später und malte
große Gemälde in Wasserfarben
welche einstweilen ihre Stelle er
tene Vortrefflichkeit dieser beid
wog den König Philipp, sie n
des Ganzen, während seiner An
recht im Jahr 1549, der Kirche
mit sich nach Spanien zu führ
Uebel mancherlei Art trübten d
des edlen Meisters und machte
dem gewöhnlichen Laufe der N
Greise. Zwei Jahre vor seinem
ner seiner liebsten Schüler, Ant
sehr ähnliches Bildniß. Im J.
ster. Es finden sich nur wenig b
S.s, da zur Zeit der Bilderst
sten zu Grunde gingen. Man
in den Museen zu Brüssel und
zu, allein sie stimmen mit den
Meisters nicht überein. Im

igsten Andenken ge-
einer Heimkehr ins
rhin alle diese Stu-
en, welche besonders
nteresse seiner vielen
ichte des neuen Te-
. Es war im Jahr
uls er aus dem hei-
rückkehrte, von wo
Städte Italiens be-
gelangte; hier stu-
mtesten Meister der
von Raphael, und
holländischen Mei-
thümlichkeit in der
Verbindung mit der
hrhunderts unter-
22 den päpstlichen
en Landsmann mit
seiner Huld und
ber das Belvedere
m Tode verließ S.
eilte der Heimath
ch Frankreich, wo

rich IV. in jener Stadt erbauten
verschlossen. Auf einer derselben
heilige Jungfrau mit dem Kinde
auf der zweiten den Kaiser Heinrich
vollen Ornate, kniend zu den Füßen
maligen Lehrers, des Bischofs
recht. Die beiden andern Thüren,
Opfer Abrahams darstellten,
nige Jahre später und malte
große Gemälde in Wasserfarben
welche einstweilen ihre Stelle
tene Vortrefflichkeit dieser beiden
wog den König Philipp, sie
des Ganzen, während seiner
recht im Jahr 1549, der Kirche
mit sich nach Spanien zu führen.
Uebel mancherlei Art trübten
des edlen Meisters und machten
dem gewöhnlichen Laufe der Natur,
Greise. Zwei Jahre vor seinem
ner seiner liebsten Schüler,
sehr ähnliches Bildniß. Im J.
ster. Es finden sich nur wenig
S.s, da zur Zeit der Bilderstürmerei

Schorftange (Bot.), Algengruppe, s. v. a. Sporochnoideae *Grev.*

Schorgast (Geogr.), 1) Nebenfluß des weißen Mains (s. Main); — 2) (Markt-S.), bayer. Marktflecken, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Berneck, an der S., die hier viele Forellen, auch Perlmuscheln liefert; Rentamt mehre Mühlen; 870 Einw.; — 3) (Ludwig-S.), Marktflecken das., Ldgr. Kulmbach; 430 Einw.

Schorigeram (Bot.), nach Adanson, Untergattung von Tragia *L.*

Schoriki (Staatsw.), s. Japan.

Schorin (Schrin), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; 180 E.

Schoritz (Groß-S.), preuß. Hof, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Rügen; gegen 100 Einw.

Schorkalokoi, asiat.-russ. Ort, Gouv. Tobolsk, an einem Seitenarm des Ob, südwestl. von Beresow.

Schorkendorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Herrsch. Tanebach; Mühle; 100 E.

Schorn (Geogr.), Dorf, s. v. a. Schoren.

Schorn (Biogr.), 1) Johann Karl Ludwig, ein ausgezeichneter Kunstkenner aus der

ner in Berlin, ist durch eine [illegible]
K. Lange und K. Mittag bekannt. Es stellt
Kartenspieler, Mönche und Soldaten in der
Schenke vor und gehört zur Gattung der lau-
nigen Darstellungen. Dieser Art ist auch eines
seiner neuesten Staffeleibilder, drei Mönche im
Keller vorstellend, wie sie das Bier verkosten.
Der eine derselben hält begierig die schäumende
Kanne. Alle drei sind im Kniestück dargestellt.
Das größte Werk des Künstlers stellt das Ver-
hör der Wiedertäufer nach der Einnahme von
Münster vor dem Bischofe dar. Letzterer sitzt
im Thronsessel, umgeben von seinen Räthen, und
vor ihm erscheinen Johann von Leyden, Knip-
perdolling und andere Betheiligte, während die
Weiber des Königs der Wiedertäufer theilweise
an den Füßen des Thrones sich niedergeworfen
haben. Zahlreiche Zuschauer füllen den Grund
des reichen Bildes, und als Gegensatz zu den
bischöflichen Herren kauert der häßliche Zwerg
auf dem Sessel. Dieses charaktervolle Gemälde
führte S. von 1843—45 im Auftrage des Kö-
nigs von Preußen aus, und es ist eines derje-
nigen Malwerke, welche in neuster Zeit selbst
neben den berühmten Bildern von Gallait und
Bièfre allgemeines Aufsehen erregt haben. Bei
der Ausstellung in Münster bedauerte man nur,
daß S. die in alten Kupferstichen und im Dom
zu Münster vorhandenen Bildnisse der Wieder-
täufer nicht benutzt habe. Im J. 1845 ertheilte

fürst; 110 Einw.;
Regensburg, Ldgr. Cham; 260
s. v. a. Oberschondorf; — 2) würt
amt, Jaxtkreis; umfaßt 4⅔ □
in 27 Gemeinden 29,380 Einw.; —
stadt das., an der Rems, mit Re
Befestigung; Forst-, Kameral-
Schloß, Stadtkirche, latein. u
Hospital, Silberwaarenfabrik,
Teppich- und Tuchwebereien,
Mühle, Käsehandel; 3820 Ein
Gefecht zwischen dem Grafen
Würtemberg und dem Reiche
wurde geschlagen (s. Würtem
Im J. 1707 (17. Juni) wurde
genommen.

Schornsheim, großherzog
dorf, Prov. Rheinhessen, Kr.
gericht Worrstädt; 960 Einw

Schornstein (Geogr.), Ber

Schornstein, 1) (Bauw.),
chen der Rauch aus Küchen,
deren Feuerungsstätten durch
bäudes fortgeführt wird. De
selben kann von verschiedener
aber mit jenem des Feuerrau
wisser Verhältnisse bleiben un
unten mit der äußeren Luft ko
Luftsäule, welche das Innere

Soldaten in der
Gattung der lau-
Art ist auch eines
er, drei Mönche im
as Bier verkosten.
rig die schäumende
niestück dargestellt.
ers stellt das Ver-
der Einnahme von
dar. Letzterer sitzt
seinen Räthen, und
von Leyden, Knip-
ligte, während die
ertäufer theilweise
ich niedergeworfen
füllen den Grund
Gegensatz zu den
er häßliche Zwerg
ktervolle Gemälde
Auftrage des Kö-
es ist eines derje-
neuster Zeit selbst
n von Gallait und
erregt haben. Bei
dauerte man nur,

Regensburg, Lögr. Cham; ...
s. v. a. Oberschondorf; — 2) würtemberg ...
amt, Jaxtkreis; umfaßt 4⅔ □M. ...
in 27 Gemeinden 29,380 Einw.; — 3) ...
stadt das., an der Rems, mit Resten ...
Befestigung; Forst-, Kameral- und ...
Schloß, Stadtkirche, latein. und ...
Hospital, Silberwaarenfabrik, ...
Teppich- und Tuchwebereien, ...
Mühle, Käsehandel; 3820 Einw. ...
Gefecht zwischen dem Grafen ...
Würtemberg und dem Reichsheer; ...
wurde geschlagen (s. Würtemberg ...
Im J. 1707 (17. Juni) wurde S. ...
genommen.

Schornsheim, großherzogl.-hess. ...
dorf, Prov. Rheinhessen, Kr. Alzey, ...
gericht Worrstädt; 960 Einw.

Schornstein (Geogr.), Berg, ...

Schornstein, 1) (Bauw.), Kanal ...
chen der Rauch aus Küchen, Kamin ...
deren Feuerungsstätten durch das ...
bäudes fortgeführt wird. Der ...
selben kann von verschiedener Form ...
aber mit jenem des Feuerraumes ...
...ssen Verhältnisse bleiben und ...

Par. = 20,226′ hess.), t die Dauer des Falles in Sekunden, s den Raum, welcher in der Zeit t durchfallen wird, und c die dadurch erlangte Geschwindigkeit, so ergibt sich $c = 2gt$. Weil ferner der durchfallene Raum dem Quadrate der dabei verflossenen Zeit proportional ist, oder $s = gt^2$, folgt $t = \sqrt{\frac{s}{g}}$ und daraus $c = 2g\sqrt{\frac{s}{g}} = 2\sqrt{gs}$. Für den vorliegenden Fall, wo $s = \frac{ht}{274}$ ist, hat man daher $c = 2\sqrt{g\frac{ht}{274}}$ für die Geschwindigkeit, welche der Theorie nach erfolgen müßte. Die gegebene Formel beruht aber auf Voraussetzungen, welche in der Praxis niemals Statt finden, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die wirkliche Geschwindigkeit in einer Esse, wegen Unregelmäßigkeit der Wände, gehemmten Eintritts der Luft durch Rost und Brennstoff, veränderter chemischer Beschaffenheit derselben nicht unmittelbar benutzt werden kann.

Zum Theil lassen sich die angeführten Umstände in Berechnung ziehen, so weit wenigstens,

ist, heißt der Schornstein des Gebäudes befindliche Theil die Schornsteinröhre; der trichterförmige Ansatz, welchen man den S.n über einem offenen Feuer, z. B. über Herden, gibt, heißt der Schornsteinmantel (oder Mantel). Die etwa 18 Zoll im Quadrate große Oeffnung, durch welche der Schlotfeger in den Schlot gelangt, heißt das Einsteigeloch. Bei allen weiten Schlöten, ausgenommen denen der Küchen, sind dieselben nöthig; sie werden im Erdgeschoß angebracht und mit eisernen Thüren verschlossen. Die Feuerklappen sind eiserne Schieber, theils um die Wärme nicht so schnell entweichen zu lassen, theils um das Feuer zu dämpfen, wenn die Esse brennt. Je nach der Größe des Feuers, welches unter dem S. angemacht wird, richtet sich auch die Weite desselben; sie beträgt ungefähr 15—30 Zoll im Gevierte. Anstatt der bis jetzt üblich gewesenen vierseitigen S.e, in denen sich nothwendig eine bedeutende Menge Glanzruß ansetzen muß, welcher sich sehr leicht entzündet, verdienen die aus gebrannten Ziegeln gebauten runden S.e allgemeine Anwendung, indem sich darin bloß Flugasche und Staubruß ansetzt. Vor der Benutzung der runden russischen S.e müssen diese vollständig ausgetrocknet seyn und im Innern eine wo möglich ganz glatte Oberfläche haben, zu deren Herstellung man sich

von Dachziegeln, abgeworfen werden, oder Hüte von Zinkblech, die auf 4 Füßen auf dem sind. Unter dem S. darf aber auch zug der Luft nicht Statt finden, Küchen, bisweilen durch Thüre, Gossenstein, veranlaßt wird. Häufig Wind die Ursache, daß ein S. den gut abführt; dies ist besonders der wenn der S. nicht im Giebel, sondern Seite des Daches hinausgeführt ein niedriges Haus neben einem ein niedriger Schornsteinkaste höheren befindet; weht nun der Wind Dach und gegen den höheren Giebel stößt er sich, geht zurück und treibt den S. hinein. Gegen dieses Uebel Veränderung des S.s oder auch ein teldach von Dachziegeln, dessen eine den höheren Gegenstand zugewendet ferner eine sogenannte Drehkappe von Eisenblech und von der halben Kugel, die sich um eine welche mit einer Fahne versehen die Oeffnung der Kappe vom Winde dreht. Häufig ist es auch der in einem Zimmer deshalb raucht, denselben S. führen; doch kann helfen, daß eine dünne Scheide

heil die Schorn-
ge Ansatz, welchen
enen Feuer, z. B.
r Schornstein-
e etwa 18 Zoll im
durch welche der
elangt, heißt das
ten Schlöten, aus-
sind dieselben nö-
ß angebracht und
en. Die Feuer-
er, theils um die
weichen zu lassen,
en, wenn die Esse
s Feuers, welches
, richtet sich auch
ungefähr 15—30
r bis jetzt üblich
denen sich noth-
e Glanzruß an-
leicht entzündet,
Ziegeln gebauten
ndung, indem sich
taubruß ansetzt.
russischen S.e
trocknet seyn und

abgeworfen werden, oder Hute von
Zinkblech, die auf 4 Füßen auf dem S.
sind. Unter dem S. darf aber auch ein
zug der Luft nicht Statt finden, wie
Küchen, bisweilen durch Thüre, Fenster
Gossenstein, veranlaßt wird. Häufig ist
Wind die Ursache, daß ein S. den Rauch
gut abführt; dies ist besonders dann
wenn der S. nicht im Giebel, sondern
Seite des Daches hinausgeführt ist,
ein niedriges Haus neben einem höheren
ein niedriger Schornsteinkasten neben
höheren befindet; weht nun der Wind
Dach und gegen den höheren Gegenstand
stößt er sich, geht zurück und treibt den
den S. hinein. Gegen dieses Uebel
Veränderung des S.s oder auch ein
teldach von Dachziegeln, dessen eine
den höheren Gegenstand zugewendet
ferner eine sogenannte Dreh- oder
kappe von Eisenblech und von der
halben Kugel, die sich um eine Spindel
welche mit einer Fahne versehen ist,
die Öffnung der Kappe vom Winde
dreht. Häufig ist es auch der Fall,
einem Zimmer deshalb raucht, weil
doch kann

welche ihnen einen gewissen Bezirk anweist, wo sie das Reinigen der Essen in Fristen besorgen müssen. Früher baute man die Schornsteine so eng, daß nur Kinder vom zartesten Alter durch dieselben durch konnten; hauptsächlich war dieß in England der Fall. In neuerer Zeit jedoch hat man diesem Uebel dadurch abgeholfen, daß man die russischen Schornsteine einführte, welche man auf eine leichte Art mit Bürsten reinigen lassen kann; sonst wurde, wenn eine Esse in Brand gerieht, oft ein S.-Knabe in einen nassen Sack gesteckt und fuhr die Esse herab, auf diese Weise den Brand löschend. Jetzt hat man dafür andere Mittel, als Anzünden von Schwefel unter der Esse, Schießen in dieselbe ꝛc., so wie eine feuerfestere Bauart, wo kein Brand etwas schadet.

Schornsteinfeger (Entom.), Laubkäferart, s. v. a. Melolontha hippocastani *Fabr.*

Schornsteinfegerkrebs (Med.), s. Krebs.

Schornsteinschwalbe (Ornith.), s. v. a. Rauchschwalbe, Hirundo rustica *L.*

Schornsteinverband, s. v. a. Polnischer Verband.

Schornweissach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Neustadt; Mühlen; 700 Einw., darunter 50 Juden.

Schossenreut, österr.-böhm. Dorf, Kr. P... sen; Schloß; 320 Einw.

Schosser, Kugeln von gebranntem Thon oder Marmor, zum Spielen für die Kinder.

Schosseritz, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Gräfenberg; 220 Einw.

Schoßfaß, Kufe im Brauhause, in welche man das fertig gekochte Bier laufen läßt.

Schoßgerinne, 1) die etwas geneigte Bretterrinne, die das Wasser aus dem Mühl- oder Hammergraben wirklich zu den Schaufeln des Rades leitet; — 2) im Pochwerk dasjenige Bett, worein das Wasser aus dem Pochtroge durch das Vorsetzblech geht oder abfließt; — 3) das dabei mit abgehende klare Erz; — 4) s. v. a. Schoßkelle 1).

Schoßhofen (Freihöfen, Swobodny Dwey), österr.-böhm. Dorf, Kr. und Stadt Königgrätz; 330 Einw.

Schossin, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Wittenburg, unfern der Sude; 150 Einw.

Schoßkelle, 1) ein durch das Verdeck nicht mit bedeckter Raum am hinteren Ende der Postwagen oder Landkutschen, für Gepäcke; — 2) ein diesem ähnlicher, doch kleinerer Raum am vorderen Ende des Fuhrmannswagens, in welchen kleines Gepäck, Briefe ꝛc., so wie des Fuhrmanns

Bord fest, da wo die Ecke des Se... schrägen Stellung gegen die Richt... des zu stehen kommt; das and... bei großen Schiffen durch ein da... Loch (das Schotget) in das Sch... ren Fahrzeugen aber über den B...

Schote (Mollusk.), 1) s. v. a. ... *L.*; — 2) s. v. a. Glycimeris silic...

Schote (bot. Term.), s. v. ... Schotenartig, s. v. a. silique... tenförmig, s. v. a. silipuaefor... tenfrucht, s. v. a. Fructus ... Schotentragend, s. v. a. sili...

Schote, gelbe (Bot.), s. v. ... culatus *L.*

Schotel (Biogr.), 1) Johan... einer der berühmtesten Seemal... zu Dortrecht geboren und genos... Sohn eines wohlhabenden Fabri... Erziehung. Seine Neigung gi... wesen, und er wollte sogar in S... wovon ihn der Vater dadurch ... dachte, daß er ihm ein Segelboot ... um die Anstrengungen dieses ... damit verbundenen Gefahren k... Allein der junge S. fuhr in d... unabläßig auf dem Wasser her... tureffekte zu studiren und Seea...

gebranntem Thon
für die Kinder.
, R.-B. Oberfran-
0 Einw.
auhause, in welche
laufen läßt.
twas geneigte Bre-
s dem Mühl- oder
den Schaufeln des
erk dasjenige Bett,
m Pochtroge durch
abfließt; — 3) das
Erz; — 4) s. v. a.

en, Swobodoy
f, Kr. und Stadt

hwerin. Hof, Kr.
burg, unfern der

das Verdeck nicht
ren Ende der Post-
Gepäcke; — 2) ein

Bord fest, da wo die ... schrägen Stellung gegen die Richtung des ... des zu stehen kommt; das andere Ende bei großen Schiffen durch ein dazu ... Loch (das Schotget) in das Schiff, ... ren Fahrzeugen aber über den Bord ...

Schote (Mollusk.), 1) s. v. a. Solen ... L.; — 2) s. v. a. Glycimeris siliqua ...

Schote (bot. Term.), s. v. a. Silique ... Schotenartig, s. v. a. siliquosus. — ... tenförmig, s. v. a. silipuaeformis. — ... tenfrucht, s. v. a. Fructus siliquosus ... Schotentragend, s. v. a. siliquosus.

Schote, gelbe (Bot.), s. v. a. Lotus ... culatus L.

Schotel (Biogr.), 1) Johann Christ ... einer der berühmtesten Seemaler, ... zu Dortrecht geboren und genoß als ... Sohn eines wohlhabenden Fabrikherrn ... Erziehung. Seine Neigung ging ... wesen, und er wollte sogar in Seedienst ... wovon ihn der Vater dadurch abzuhalten ... dachte, daß er ihm ein Segelboot (Boeyer) ... um die Anstrengungen dieses Dienstes ... damit verbundenen Gefahren kennen zu ... Allein der junge S. fuhr in den ... Wasser herum, ...

sels von Rußland, des Königs von Preußen, des Prinzen und der Prinzessin von Oranien, des Herrn van der Hoop zu Amsterdam, des H. van der Blyt zu Dortrecht, im teylerischen Museum im Haag, in der Sammlung des Baron Nagell daselbst und in mehren anderen Kabinetten zu Amsterdam, Dortrecht, Brüssel und Paris. Er machte zu jedem seiner Bilder eine Skizze, deren sich 400 in seinem Nachlasse finden, mit 9 Skizzenbüchern, welche 290 Zeichnungen enthalten, die Ausbeute verschiedener Reisen, z. B. an den Küsten von Frankreich und Flandern 1837—38. S. ist der größte Seemaler, der je gelebt hat, und nur Backhuysen kann ihm an die Seite gesetzt werden, welcher aber das Wasser und die Luft nicht mit solcher Gewalt beherrschte, als S. Die Sturmluft, den aufzischenden Dampfschaum, den Aufruhr des Elements hatte bis dahin nur Backhuysen vortrefflich gemalt. Bei S. aber scheint es, als ob der kalte Nordwestwind uns aus seinen Gemälden entgegenwehe, oder das Wasser bei der Wendung des Kiels gegen den Buch auspritze und der Schaum über die Schiffsbühne hinstäube. Keiner kommt ihm an Zartheit des Tons, in der freien und geistreichen Behandlung gleich. Deswegen zögerte die französische Akademie zu Paris lange, ehe ...

Gallus domesticus.

Schothörner, s. Schote (Schiffb.).

Schotia (Bot.), nach Jaquin, Grützkäfe, bei Oken Gattung der Cassieae *Rchb.*, Decandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch fünfspaltig, gefärbt. Kronblätter in eine bauchige Röhre zusammengebogen, am Kelche befestigt. Gestielte Hülse. Von 8 Arten — Sträuchern u. Bäumchen in Südafrika — sind als Zierpflanzen bekannt: 1) S. latifolia *Jacq.* Am Kap. Blätter mit 2—4jochigen, verkehrt-eirunden, sehr stumpfen, stachelspitzigen, glänzenden Blättchen. Blumen weiß-purpurroth; Kelch 4blätterig; Kronblätter länglich; Staubgefäße 4mal länger als der Kelch. Jaq., Fragm., 23, T. 15, F. 4. — 2) S. speciosa *Jacq.* Am Kap. Blätter abwechselnd, gepaart-gefiedert; Blättchen 6—10jochig, ausdauernd, steif, glänzend, eirund, 4 Linien lang u. breit, mit scharfer Stachelspitze; Blattstiel gegliedert. Blumen traubenständig, scharlachpurpurroth. Aus den Samen machen die Hottentotten eine schmackhafte Grütze. Jaqu., Ic. rar. T. 75. — 3) S. tamarindifolia *Ait.* Am Kap. Blätter mit 8—10 jochigen, oval-elliptischen, eingedrückten, mit kleiner Stachelspitze versehenen, am Grunde etwas höckerigen Blättchen. Blumen traubenständig, scharlachroth. Bot. Mag., 1153. — Man pflanzt sie in lockern, mit ¼ Flußsand gemischte Haideerde, durchwintert sie bei 8—12 Grad

— Uebersetzte aus dem Fran
Japonicae der Jahre 1609—12,
Gab heraus: des Nic. Trigan
regno Sinarum der Jahre 1610
— 3) Kaspar, geb. 1608 zu
Franken, trat in den Jesuitenor
während des 30jähr. Krieges
lehrte zu Palermo Moral u. M
von da zum Pater Kircher nac
nach Würzburg, wo er das Stu
förderte und 1666 †. Schrieb u.
mathematica, Würzb. 1657, 4.
versalis naturae et artis, daſ. 16
— Magia physica curiosa, daſ
1667—97, 4.; — Magia chemic
1664, 4.; — Cursus mathematic
— Schola steganographica,
u. A. m. — 4) August Frie
zu Dresden, hielt in Leipzig ju
gen, wurde 1767 Professor der
Oberhofgerichtsassessor; †179
cula juridica, Leipz. 1771; — D
canon., Mitau 1776, 3 Bde.;
zu den deutschen Stadt- u.
1772, 3 Thle.; — Institution
electoralis privati, daſ. 1778;
— Entwurf einer juriſt. Encyk
dologie, daſ. 1772; — Supple
tiones ad Lipenii bibl. real.

aquin, Grüskäfe,
sieae *Rchb.*, Decan-
rakter: Kelch fünf-
tter in eine bauchige
am Kelche befestigt.
rten — Sträuchern
— sind als 3ier-
latifolia *Jacq.* Am
gen, verkehrt-eirun-
pitzigen, glänzenden
-purpurroth; Kelch
nglich; Staubgefäße
Jaq., Fragm., 23,
sa *Jacq.* Am Kap.
rt-gefiedert; Blätt-
nd, steif, glänzend,
breit, mit scharfer
gliedert. Blumen
purroth. Aus den
etten eine schmack-
. T. 75. — 3) S. ta-
. Blätter mit 8—10
eingedrückten, mit
nen, am Grunde et-
Blumen traubenstän-

Japonicae der Jahre 1669—12,
Gab heraus: des Nic. Trigantius
regno Sinarum der Jahre 1610 u. 11.
— 3) Kaspar, geb. 1608 zu
Franken, trat in den Jesuitenorden,
während des 30jähr. Krieges
lehrte zu Palermo Moral u. Mathem.
von da zum Pater Kircher nach
nach Würzburg, wo er das Studium
förderte und 1666 †. Schrieb u. A.:
mathematica, Würzb. 1657, 4.; —
versalis naturae et artis, daf. 165[illegible]
— Magia physica curiosa, daf. 16[illegible]
1667—97, 4.; — Magia chemica
1664, 4.; — Cursus mathematicus,
— Schola steganographica, Nürn
u. A. m. — 4) August Friedrich
zu Dresden, hielt in Leipzig juristische
gen, wurde 1767 Professor der Rechte
Oberhofgerichtsassessor; † 1792. Schr
cula juridica, Leipz. 1771; — Doc
canon., Mitau 1776, 3 Bde.; —
zu den deutschen Stadt- u. Landr
1772, 3 Thle.; — Institutiones juris
electoralis privati, daf. 1778; 2 Aufl.
— Entwurf einer juristischen Encyklopädie

Christliche Religionsvorträge über gewöhnliche Perikopen u. freigewählte Texte, Gotha 1814, 2 Bde.; — Philosophische u. religiöse Begründung der Rhetorik u. Homiletik, Leipz. 1815; neue Aufl., daf. 1828; — Die Theorie der Beredsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange, daf. 1815—28, 3 Bde.; Bd. 1 u. 2, 2. Aufl., 1828—33; — Denkschrift des homiletischen und katechetischen Seminars, 1816—35; — Commentarius in eos Christi sermones, qui de reditu ad judicium etc. agunt, Jena 1820; — Neue Sammlung geistlicher Reden u. Homilien, daf. 1822; — Briefe über Religion u. christl. Offenbarungsglauben, daf. 1826; — Neue Auswahl von Homilien, daf. 1830; — Isagoge historico-critica in libros novi foederis, daf. 1830; — Commentarius in epistolas novi testamenti. — Nach seinem Tode erschien: Sammlung auserlesener Predigten, Lpz. 1837; — Ueber Authenticität des kanonischen Evangeliums nach Matthäus benannt, herausg. v. Danz, daf. 1837. — Vgl. Danz, Heinr. Aug. S. nach seinem Leben, nach seinem Charakter u. seiner Wirksamkeit, Leipz. 1836. — 7) Christian Friedrich Albert, geb. 1782 zu Sindelfingen bei Stuttgart, war der Sohn eines Oberbeamten, seit 1805 Advokat, seit 1718 Re-

noch unter solchem Namen.

Schottenstein, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Oberfranken, Ldgr. Seßlach; 2 Schlösser; 460 E nw.

Schotterey, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.=B. u. Kr. Merseburg; Mühle; 400 Ew.

Schottgau (Groß=S.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.=B. u. Kr. Breslau; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 220 Einw.

Schottheide, preuß. Bauernschaft, Rheinprovinz, R.=B. Düsseldorf, Kr. Kleve; 490 Einw.

Schottiaria (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Schotia *Jacq.*

Schottin (Biogr.), 1) Karl Georg Ludwig, Naturforscher u. Augenarzt, geb. 1775 zu Heygendorf bei Allstädt, war der Sohn eines Schullehrers, Urenkel eines als Hugenott nach Deutschland eingewanderten Franzosen u. hatte seinen eigentlichen Namen Chaudien in S. umgeändert. Nachdem er zu Roßleben u. Jena studirt hatte, wurde er der Reisearzt des Fürsten Heinrich XLIII. von Reuß=Köstritz und schlug 1797 seinen Wohnsitz zu Köstritz auf. Nicht nur seine Entdeckung eines großen Lagers der wichtigsten Versteinerungen in der Nähe von Köstritz, sondern auch seine bemerkenswerthen

aber durch die freie demokratis
Die letztere, wie sie sich im L
ten u. nach verschiedenen Kämpf
zur Sprache kommen werden, ge
in ihren Grundzügen folgende: G
meinde gewähltes, weiterhin sic
zendes, aus sogen. Aeltesten od
stehern, deren in den meisten
zwei sind, u. dem präsidirenden
stehendes geistliches Gericht
Verwaltungsbehörde, sondern au
behörde, welche Kirchenbußen v
streckt u. überhaupt alle kirchli
nisse behandelt. Das Presb
nächst höhere Behörde, bildet sic
bestimmten Anzahl benachbart
bisweilen sind es deren 30 u. m
aber auch nur 10 u. noch weniger
Pfarrer der Gemeinden sind M
Presbyteriums, eben so die Prof
logie, wenn sich in dem betreffe
Universität befindet, u. aus jed
Kirchenältester. Der Moder
sitzende ist jederzeit ein Geistlich
jährig gewählt. Zu den Gesch
börde gehört die Prüfung der
Ordination der Geistlichen u.
gung der Pfarrer; sie setzt diej
ich größere Verbrechen zu S

e Verfolgungen, bei denen sich nament-
verhouse (Viscount Dunden) aus-
hatten dabei das Ihrige gethan. End-
r errangen die Presbyterianer den
90 wurde ihre Kirche durch eine Parla-
te als die in Schottland herrschende
t. Es konnte nicht fehlen, daß wäh-
ser langwierigen Kämpfe die Pres-
r nur um so schroffer an ihre calvinisti-
ren sich anschlossen — findet doch selbst
um, wenn er mit Gewalt bekämpft
ne Märtyrer! Vorzüglich hatte sich
me Partei gebildet, die von ihrem 1638
ten Glaubensbekenntniß, dem soge-
Covenant (solemn league and cove-
n Namen der Covenanter erhielt.
lten Knox' Lehren mit fanatischer
fest u. waren zu Zeiten sehr zahlreich.
endes u. treffliches Bild jener Par-
u. der durch dieselben herbeigeführten
in Schottland gibt Walter Scott in
Presbyterianern", auf welche wir ver-
rfen. — Lange dauerten die Zwi-
; die strenge Partei durfte nicht so
n abgewiesen werden. Endlich gelang
ch nicht vollständige Vereinigung, in-
he streitige Punkte umgangen, andere
beseitigt wurden. Aber gerade dies
was in der Folge u. auch in neuester
r den Zündstoff zu abermaligen Ex-
bildete. Knox hatte nämlich in sei-
book of discipline der Gemeinde das
dicirt, ihre Geistlichen selbst zu wäh-
schon eine Parlamentsakte vom J.
mmte, daß das Patronatsrecht der Ne-
er den Gutsherren, die es früher ge-
ben müsse; dieses Recht beschränkte
nur auf das Vorschlagen eines Kandi-
von dem Superintendenten oder einem
vollmächtigten der Kirche abgewiese
nnte, dann aber das Recht hatte, an
chen der Provinz u. an die allgemeine
u appelliren. Die Presbyterianer
n in ihrem Second book of discipline
gegen diese Akte. Ein neues Gesetz
chränkte das Recht der Gemeinde noch
ndem es verfügte, daß die Presbyte-
pflichtet seyen, jeden geeigneten
anzunehmen, den der Patron prä-
dagegen erließ 1596 die allgemeine
sammlung ein Gesetz, daß kein Geist-
Erlaubniß des Presbyteriums die Er-
chsuchen dürfe u. jeder Zuwiderhan-
der Kanzel ausgeschlossen seyn solle.
Stuarts bildete sich nach u. nach die
ratische Form der Volkswahl aus u.
sich einige Zeit, bis ein Gesetz von
en Satzungen von 1592 wieder er-
s Patronatsrecht aber gänzlich auf-
undeigenthümern nur das Präsen-
, der ganzen Gemeinde aber die
m gab. Ein Gesetz von 1711 hat
tronatsrecht wieder eingeführt. Im-
ben sich gewichtige Stimmen gegen
ränkung der freien Verfassung erho-
hat nicht an Unzufriedenen gefehlt,
Kirche austraten u. ihren Meinun-

didaten entweder zu bestätigen, oder zurückzuweisen. Dieser Beschluß wurde im nächsten Jahre unter dem Namen Veto-Akte zum Gesetz erhoben. Die Anhänger dieser Akte nannten sich Nonintrusionists, kürzer Nons (d. h. die von einer Aufdrängung, intrusion, eines Geistlichen nichts wissen wollen); eine gemäßigte Partei dagegen war mit diesem entschiedenen Auftreten unzufrieden. Die Spaltung gab zu den folgenschwersten Verwickelungen Veranlassung. Nach u. nach trennten sich die Parteien immer schärfer u. bekämpften sich in Predigten, Traktätchen, gelehrten und frommen Werken; die Führer der Nons wurden Chalmers, Welsh, Dunlop u. s. w., auf Seiten der Gemäßigten wurde besonders Doktor Cook genannt. Die Nons scheuten keine Mühe und kein Opfer, um ihre Ansichten durchzuführen; sie sammelten Subskriptionen, um Schiffskirchen zu errichten und zum Bau von Gotteshäusern Grundstücke anzukaufen. Nachdem das torystische Ministerium lange schweigend zugesehen hatte, glaubte es endlich, eine Erklärung abgeben zu müssen. Auf seinen Antrag entwarf die Landessynode (Nov. 1842) zwei Denkschriften, in denen die Ansprüche u. Rechte der Kirche erklärt, als mit dem Patronat unverträglich dargestellt u. zugleich die Eingriffe der bürgerlichen Gerichtshöfe in die Ge-

liche Rügen außer Wirkung zu set
Kirchenbehörde in Beziehung au
s. w. ausgesprochen werden; 4)
Gerichte haben Geistliche, die vo
Behörde abgesetzt sind, wieder in
eingeführt, im Widerspruch mit
die weltlichen Gerichte haben
darüber zu entscheiden, wer in de
richtshofe zu sitzen berechtigt sey o
nehmen sich heraus, die Entscheidu
Kirchenbehörde in geistlichen Di
zu setzen; 7) sie haben die Ge
Disciplinarsachen, die vor geistl
anhängig sind, zu sistiren oder ni
8) selbst die Ausubung geistlich
in Disciplinar- u. andern Sache
einschreitenden Gewalt der G
unerträgliche Beschränkung.
schloß mit der Erklärung, daß d
ten sich wegen dieser Uebelstän
hen, von der Staatskirche sich z
Folgen dieses Schrittes aber vo
müßten, da sie ihn nur thäten
ihren Gewissen angethan, weg
welche der Krone Christi erw
Verwerfung seiner einzigen ob
als König in seiner Kirche".
dieses Dokuments verließen d

traten ihr bei, unter ihnen der Herzog von Argyle, der Marquis Breadalbane, Fox Maule, Campbel u. A. Seitdem ist das Interesse für die freie schottische Kirche gleich lebendig geblieben. — Literatur. J. Knox, History of the reformation of Scotland (bis 1567), Lond. 1664 u. öfter; — J. Spotswood, Hist. of the church of Scotl., daſ. 1668 f.; — D. Calderwood, Hist. of the church of Scotl. from the beginning of the reform., daſ. 1678; — Wilh. Stuart, Hist. of the reform of Scotl., daſ. 1780, 4., übersetzt Altenb. 1786; — G. Cook, Hist. of the church of Scotl. from the reform., Edinb. 1815, 3 Thle.; — Robertson, Hist. of Scotl., daſ. 1759, 2 Thle., übers. Braunschw. 1762; — Gemberg, Die schottische Nationalkirche nach ihrer gegenwärtigen Verfassung, Hamb. 1828; — Allgem. Zeitung, Jahrg. 1836, Nr. 198, 211, 216, 233; Jahrg. 1842, Nr. 343; Jahrg. 1843, Nr. 43, 146, 166, 209; — Berl. Allgem. Kirchenzeitung, Jahrg. 1840, Nr. 73; Jahrg. 1843, Nr. 43, 44, 53.

Schottische Konfession, s. v. a. Confessio scotica.

Schottische Krone, s. Tonsur.

Schottische Meile, s. Meile.

gehören die Thäler des Spey, des Tay, an
dem der Hauptpaß Killikranki durch die
Grampians führt. Außer diesen beiden gro=
ßen Thälern gibt es noch andere, deren Ein=
gänge, vom Niederlande her, ursprünglich so
wild und enge waren, daß sie fast unzugänglich
erschienen, ehe sie durch die Kunst geöffnet wur=
den. Unter diesen sogenannten Pässen sind die
merkwürdigsten: Bealmonha auf dem See
Lomond, Aberfoil und Leney in der Land=
schaft Monteith, der Paß Glenalmond über
den Crieff, der Eingang in die Landschaft Athol
bei Dunkeld über den Berg Birnam, und einige
Flußthäler. Diese natürliche Grenzscheide war
eine der Hauptursachen, daß die Hochländer ein
von den Bewohnern der Ebenen ganz verschie=
dener Stamm geblieben sind. In der Gram=
pian=Kette erheben sich mehre Gipfel von an=
sehnlicher Höhe, als: Cairngorm in der Graf=
schaft Inverneß; er ist 3800′ hoch und der
höchste Punkt der Kette, südlich davon ist der
Ben (d. i. Berg) Lawers am See Tay (3800′),
der Ben More (3600′), der Ben Voirlich
(3100′), der Ben Lomond, Ben Ledi (3000′)
und der Shehallien ꝛc. Die Hochlande er=
scheinen von diesen Höhen in ernster Pracht.
Mit Wolken bedeckt oder von Nebeln eingehüllt,
sind ihre Gipfel oft kaum zu erkennen, während
ihr ödes Ansehen und die tiefen felsigen Rinnen,

birgsmassen mit Plateauflächen,
die an die der Halbinsel Skandina
der Ben Wywis (3500′) und der
sind die bedeutendsten. Merkw
Kette von Seen und Flüssen, wel
osten ganz S. vom Busen Linne
Murray durchschneiden und du
einer großen Wasserstraße verbun
Hochlande enthalten große Wald
Felsen, öde Haiden und Moräste,
aber auch viele durch Naturschönh
fälle, Alterthümer und Burgtrüm
die abenteuerlichsten Sagen und
Vorzeit (z. B. Ossians Gesänge)
hunderten im Munde des Volk
haften; nicht weniger durch neuer
Landsitze ausgezeichnete Thäler.
von den höchsten Berggipfeln ei
aber das wahre Hochland ist doch
sten und die Hauptabdachung al
— Große Ströme hat S. no
England, aber die meisten bilden
dung weite Meerbusen (Frith);
Wasserfälle, welche die Thäler se
Nur ein Hauptfluß geht nach
Clyde im Süden; alle übrigen
wasser sind unbedeutende Küs
Osten ist der Tweed, zum Th
gen England, der Forth, v

hier gegen $^1/_3$ mehr, als in den übrigen Gegenden, ungefähr 205 Tage, während es nur 160 Tage schön ist. Die Winde treiben die viele Feuchtigkeit vom atlantischen Ocean her. Die Winter sind zwar weniger streng, als auf dem festen Lande unter gleicher Breite, aber länger, als in England. Im Ganzen ist das Klima gesund. Stürme sind häufig und verursachen bisweilen Ueberschwemmungen, wie z. B. im Jahre 1829 in der Grafschaft Murray. — Hauptprodukte sind: Holz, Getreide (im Norden nur Hafer), Flachs, Hanf, Tabak; die gewöhnlichen Hausthiere, unter ihnen kleine, sehr gewandte Pferde (Ponies), Füchse, Dachse, wilde Katzen, Hirsche, Rehe ꝛc., wildes Geflügel, an den Küsten besonders Seevögel, Fische in zahlloser Menge an den Küsten und in den Flüssen, besonders Häringe, Lachse, Makrelen; Kupfer, Eisen, Blei, Antimonium, Kobalt, Wismuth, Arsenik, Sapphire, Topase, Granaten, Amethyste, Jaspis, Achat, Chalcedon, Marmor, Steinkohlen, Torf, Mineralwasser. — Eintheilung. Außer der Eintheilung des Landes in Hoch- und Niederland (zwischen welchen die natürliche Grenze von der Mündung des Clyde bis zur Mündung des Tay läuft, so daß südöstlich von dieser Linie die Niederlande, nord-

nen Verkehr hatten, [illegible]
Eigenthums eines Stammes, der Waffen zu seiner Vertheidigung, eine hinlängliche Anzahl von Handwerkern zur Verfertigung seiner beschränkten Bedürfnisse, Weide für sein Vieh, Holz zu jeglichem Behuf, Moos und Torf zu Brennmitteln und ein Jagdgebiet hatte. Diese Stämme wurden daher nicht versucht, ihre Wohnung zu verändern, Fremde zu sich zu locken od. einen allgemeinen Verkehr unter einander zu befördern, und jeder derselben vereinzelte sich. Auf diese Weise theilte sich das Volk in einzelne Massen, die zwar durch Gemeinschaft der Sitten und des Charakters verbunden waren, aber unter verschiedener Obergewalt standen. So bildete sich in jedem Stamm oder Clan eine patriarchalische Regierung, eine Art von erblicher Monarchie, die mehr auf Gewohnheit gegründet und durch allgemeine Einwilligung bestätigt, als durch Gesetze geregelt war. Der Hochländer ehrte in seinem Stammhaupte den Abkömmling eines entfernten Ahnherrn, von welchem man die Herkunft des ganzen Stammes ableitete. Der Stamm bewies ihm eine kindliche Ergebenheit, und selbst der Name Clan stammt von dem gaelischen Worte Klaan, d. i. Kinder. Je mehr die Bande des Blutes und der Befreundung dazu beitrugen, innere Eintracht zu befördern, desto leichter ließen sich die Stämme

Diesen Brüdern, Neffen, Vettern gal
ling einen Landesantheil auf Wider
kurze Pachtzeit oder gewöhnlich als
deren Einlösungssumme festgesetzt
Landesantheile gaben den Lehnleut
terhalt, wurden aber nach zwei Ges
gewöhnlich zurückgenommen, um
wandte zu belehnen, worauf die
der ursprünglichen Besitzer unter
zurücktraten. Dieser Wechsel des
so gewöhnlich, daß dadurch die niede
in dem Glauben an die ursprüngli
schaft mit dem Geschlechte des S
bestärkt wurde, da in jedem Men
nige Familien unter das Volk
deren Vorfahren zu den Lehnleu
Clan-Adel gehört hatten. Zuwe
jedoch jüngere Verwandte auf en
nen Landesantheil oder ererbten,
oder erwarben sich selbst ein B
solchen Fällen behielten sie ihren
Rang und standen gewöhnlich a
ner Unterabtheilung des Stamm
als unmittelbare Anführer betrac
sie immer von dem Stammha
blieben und ihm gewöhnlich zinsl
größern Clans hatten oft mehre
abtheilungen. Die Häuptlinge so

ıſehens und Dankbarkeit für ſeinen Schutz
die natürlichen Folgen ſeiner patriarcha-
Herrſchaft, und die Behandlung, welche
ſammgenoſſen von ihm empfingen, befe-
jene noch mehr in der unerſchütterlichen
gegen ihre Häuptlinge, wovon die ſchot-
Geſchichte, beſonders in den Bürgerkrie-
n 1715 und 1745, ſo glänzende Beweiſe
. Zuweilen wurde von den Grundſätzen
Clanverfaſſung abgewichen, und ſelbſt
brecht, worauf die ganze Einrichtung ge-
t war, blieb in einzelnen Fällen unbe-
Es gab auch Beiſpiele, daß unwürdige
nhäupter entſetzt wurden, ja während der
en nach der Revolution von 1688 ward
uptling von ſeinem ganzen Stamme ver-
als er ihn gegen die Fahne des Hauſes
t führen wollte. In den früheſten Zeiten
ten die hochländiſchen Stammhäupter der
t einheimiſcher Fürſten, von welchen die
chen Könige höchſtens dem Namen nach
erherrn anerkannt wurden. Es waren
chtigen Herren der Inſeln (Lords of the
deren Geſchlecht von den älteſten Zeiten
Jakob V. blühte. Sie herrſchten über
eſtlichen Inſeln, die Hebriden von Iley
irts, und über die weſtlichen Theile der
ſchaft Inverneß, und als mächtige Bun-
oſſen hatten ſie Einfluß auf den größten
es Hochlandes. In dem übrigen Theile
ten die Grafen von Athol, von Mar, von
und andere mächtige Häuptlinge. Erſt
ange des 15. Jahrhunderts wurde das
ich von der ſchottiſchen Krone abhängig,
durch die ſeitdem erfolgte Trennung der
die Gewalt der Könige von S. wenig be-
und wenn auch die Stämme nicht mehr,
frühern Zeiten, unter einem Haupte den
eden ſtören konnten, ſo brachen ſie doch,
ine gemeinſchaftliche Sache einige von
verband, aus ihren Bergfeſten in das
Land hervor. Während der Unruhen,
Jakobs V. Tode S. zerrütteten, wurde
bhängigkeit der hochländiſchen Häupt-
och mehr befeſtigt. Als im 17. Jahr-
der kriegeriſche Geiſt im ſchottiſchen
ande verfiel, zeigten die Hochländer zum
al entſchiedene Ueberlegenheit in der
unſt, die viel beitrug, ihnen ein höheres
ihrer Wichtigkeit einzuflößen und ſie in
hänglichkeit an heimathliche Sitte noch
kiger zu machen. Nicht lange aber nach
ten Siegen, die ſie im Niederlande er-
hatten, wurden ſie von Cromwell in
ebirgen hart gezüchtigt. Er legte ſtarke
ngen in mehre Oerter, ließ das Gebirg
genden Heerhaufen durchziehen und die
ten Schlupfwinkel durchſuchen, die
r der Häuptlinge zerſtören und zwang
die Clane, die Waffen niederzulegen und
aft für friedliches Betragen zu leiſten.
r Wiederherſtellung des Hauſes Stuart
den Stammhäuptern das ihnen von
ll aufgelegte Joch wieder abgenommen;
leifte oder verließ die zu ihrer Bezwin-
ıgelegten Feſten, und die Geſetze gegen

Eigenthumsrecht über seine Ländereien [illegible]
sprochen, wenn sein Lehnherr sich empört hatte.
Eine andere Verordnung entband die Lehnleute
von der Pflicht, dem Lehnherrn auf die Jagd zu
folgen und in seinen Fehden zu fechten. Die
dritte Maßregel war die Entwaffnung der Hoch-
länder, die aber nur wenig zur Ausführung
kam. Die wirksamste von allen Maßregeln
aber war die Anlegung von Landstraßen aus
dem Hochlande in das Niederland, und gewiß
würde dadurch im Laufe der Zeit eine allmäh-
liche Verschmelzung der Bewohner beider Lan-
destheile herbeigeführt worden seyn; aber es
ereigneten sich Umstände, die eine gewaltsame
Auflösung der Clanverhältnisse zur Folge hat-
ten. Die Erbitterung, wozu die Maßregeln
der Regierung reizten, machte das Volk desto
empfänglicher für die Ermahnungen und Er-
munterungen des vertriebenen Fürstenhauses.
Die Häuptlinge boten Alles auf, ihre bedrohte
Gewalt zu behaupten und den Neuerungen ent-
gegen zu arbeiten, wodurch die Regierung die
Bande des Clanverhältnisses zu schwächen suchte.
Ein gefährliches Mittel, wozu sie schritt, er-
leichterte den Hochländern die Ausführung ihrer
Absichten. Es wurden nämlich um 1729 unter
den Hochländern Kompagnien geworben, wel-
chen man die Söhne der Häuptlinge zu Anfüh-
rern, die Stammhäupter selbst aber zu Oberbe-
[illegible]

Bei Regenwetter diente es als
Mantel, und wenn beide Arme frei
ward es mit einer Spange auf der
stigt. Vorn hing eine große Tasche
oder Dachsfell. Ein Dolch war,
und Gabel, in einer an der Seite
Scheide befindlich. Die Mütze geh
lich zum hochländischen Anzuge.
dern, womit die Vornehmen sie sch
gen die Geringern einen Strauß
kraut oder einen Zweig von Stec
Eichen. Die Schuhe bestanden a
derstücken, die mit Riemen über
stigt waren. In Folge des stre
dieser Kleidung von 1747, welch
wieder aufgehoben wurde, hat sich
tracht allmählich verloren und
einigen Gegenden, jedoch mit d
Niederschottländer vermischt, und
niedern Volksklasse noch üblich.
fen der Hochländer gehörte das S
linken und ein kurzer Dolch (
rechten Seite. Eine Flinte, ein
und eine Tartsche waren die üb
In Ermangelung einer Flinte, od
Schießbedarf fehlte, bediente
langen Lanze, Lochaber axe g
Clan bildete, unter dem Oberbefe
hauptes, ein Regiment, dessen K

ımkeit seiner Bewohner haben es seit etwa
rt Jahren gehoben. Der Ackerbau hat
ı größten Theile des Landes bei der na-
ıen Beschaffenheit des Bodens mit großen
ierigkeiten zu kämpfen, aber seit längerer
ıat die Landwirthschaft in Südschottland
hlig einen so großen Aufschwung genom-
daß sie die englische überflügelt. Es ist
Südland angebaut, die Viehzucht verbes-
künstlicher Futterbau eingeführt und durch
hinen Menschenkraft erspart worden.
em ist die Landrente auf das Dreifache ge-
ı. Hafer ist die Stapelwaare des Acker-
s und die Brodfrucht des Landmanns;
e wird meist zum Branntweinbrennen be-
und aus einer geringern Art (here oder
enannt) wird im Hochlande das Whiskey
et, wovon jährlich über 6 Millionen Gal-
gebraut werden, seit die den Verkehr be-
ıkenden ältern Verbote aufgehoben sind.
en wird verhältnißmäßig wenig gebaut.
Klasse der schottischen Landwirthe zeichnet
n Allgemeinen durch praktische Intelligenz
enen vieler andern Länder sehr vortheil-
aus. Kaum zwei Jahre nachdem Liebigs
anische Chemie auf den Ackerbau ange-
et" erschienen, war schon der unschätzbare
h dieser Schrift unter den schottischen Land-
ıen in so weit anerkannt, daß in einer Ver-
ılung von Grundherren und Pächtern, die
4. December 1842 im Douglas-Hotel zu
burgh gehalten wurde, einmüthig beschlos-
oard, ein Komité zu ernennen, welches
am 9. Januar 1843 in der Halle der High-
and agricultural Society of Scotland zu
nden Versammlung Bericht über die besten
el zu erstatten hatte, wie man sich im In-
e der zusammengetretenen Landwirthe der
ste eines oder mehrer Chemiker versichern
e, welche die Güter der Betreffenden zu
suchen, ihre Ansicht über die Bodenbeschaf-
it abzugeben und zugleich die chemischen
el zu bezeichnen hätten, wie die verschie-
ı Bodenarten zur Hervorbringung gewisser
eidearten am zweckmäßigsten zu bearbeiten
vorzubereiten wären. Nirgends in der Welt
die rationelle Bewirthschaftung des Bo-
durch den Schulunterricht besser befördert
in S. — Fast jede größere Stadt besitzt
wirthschaftliche Institute und Kultur-Ver-
ıc. sind über das ganze Land zerstreut und
r sich zu gemeinschaftlichen Zwecken verbun-
In S. ist die größte Genauigkeit hinsicht-
der Besitztitel vorhanden, nur gibt es dort
o viele Lehnsherren von einem Grundstück,
man zuweilen die Erlaubniß von einem
zend derselben einzuholen hat, ehe man ein
ndstück verkaufen kann. Das macht den
bsel des Besitzes schwierig und auch kost-
lig. Die meisten Grundstücke zahlen ein
ion. Das Erstgeburtsrecht ist nicht so ge-
nlich, wie in England, obwohl durchgängig
enommen in den ersten Familien des Landes.
den Orkneys gibt es noch Allode; aber die
ıer ziehen vor, sie in Lehen zu verwandeln,
sie dann einen im Generalarchiv des Lan-
deponirten Besitztitel bekommen, worauf

gen auf unbestimmte Zeit (tenants at will), d. h. die Pächter können ohne Weiteres zu irgend einer Zeit von dem Grundherrn vom Hof gejagt werden. Nur ausnahmsweise ist die Pachtzeit auf 2—14 Jahre festgesetzt. Jene unbestimmte Zeitpacht ist eine der Hauptursachen, warum die englische Landwirthschaft so weit hinter der schottischen zurück ist. In S. nämlich ist die Pachtzeit fest u. gewöhnlich 19—21 Jahre. Es ist einleuchtend, daß in dem ersten Fall, dem der tenants at will, Niemand daran denken kann, Verbesserungen auf dem Lande vorzunehmen, weil er nicht weiß, ob er die Früchte derselben ernten wird. Bei dem letztern System ist es aber nicht nur möglich, sondern es liegt in dem Interesse des Pächters selbst, solche Auslagen zu machen, welche eine größere Ertragsfähigkeit des Landes beabsichtigen. Der Hauptgrund, warum die englischen Grundbesitzer das vernünftige und wirthschaftlich ersprießliche System langer, fester Pachtzeit noch nicht angenommen haben, ist in dem Umstand zu finden, daß sie die Pächter in politischer Abhängigkeit von sich zu erhalten suchen. Das ist bei dem schottischen System unmöglich, und es ist nicht selten, daß die Pächter bei den Wahlen gegen ihre Grundherren stimmen. Auf die Moralität der Pächter kann das schottische System nur förderlich wirken. In S. ist daher die

häufig zum Verkauf gezogen; me
selben werden in England sehr g
gemein theuer bezahlt. — W
nördlichen Gegenden in Meng
Hirsche und Rehe sind noch h
Schweine sind nichts Seltenes
findet man in großer Menge; J
wilde Katzen u. Füchse sind in d
dungen häufig. — Die Fisch
großen Küstenausdehnung sehr
neuern Zeiten ist für die Beförd
tischen Fischerei so thätig gewir
die Holländer, die lange im Alle
ringsfanges an der nördlich
jetzt zum Theil verdrängt word
Ertrag ist durch die Verbesser
zens bedeutend gestiegen. Der
der Küste von Grönland und in
wird von S. aus eifrig betrie
sich häufig in den Flüssen und
in Eis gepackt nach London ge
den die fischreichen Binnenseen
benutzt. — Der dem Landwirth
Boden von S. birgt in seinen
meßliche Schätze. In früher
edle Metalle häufig gewesen z
findet man Gold nur selten,
wird nirgends gebaut. Blei m

ohne Weiteres zu
m Grundherrn vom
ausnahmsweise
14 Jahre festgesetzt.
t ist eine der Haupt-
sche Landwirthschaft
en zurück ist. In S.
st u. gewöhnlich 19—
end, daß in dem er-
at will, Niemand da-
ungen auf dem Lande
cht weiß, ob er die
rd. Bei dem letztern
ur möglich, sondern
des Pächters selbst,
welche eine größere
beabsichtigen. Der
lischen Grundbesitzer
haftlich ersprießliche
zeit noch nicht ange-
Umstand zu finden,
lischer Abhängigkeit
. Das ist bei dem
ich, und es ist nicht
den Wahlen gegen

häufig zum Verkauf [illegible]
selben werden in England sehr [illegible]
gemein theuer bezahlt. — Wild [illegible]
nördlichen Gegenden in Menge [illegible]
Hirsche und Rehe sind noch häufig
Schweine sind nichts Seltenes, [illegible]
findet man in großer Menge; Füchse
wilde Katzen u. Füchse sind in den [illegible]
dungen häufig. — Die Fischerei [illegible]
großen Küstenausdehnung sehr bedeutend
neuern Zeiten ist für die Beförderung
tischen Fischerei so thätig gewirkt worden
die Holländer, die lange im Alleinbesitz
ringsfanges an der nördlichen Küste
jetzt zum Theil verdrängt worden sind.
Ertrag ist durch die Verbesserung
zens bedeutend gestiegen. Der Wallfisch
der Küste von Grönland und in der Davisstraße
wird von S. aus eifrig betrieben. Der Hering
sich häufig in den Flüssen und Seen
in Eis gepackt nach London gebracht
den die fischreichen Binnenseen noch
benutzt. — Der dem Landwirth [illegible]
Boden von S. birgt in seinem Innern
meßliche Schätze. In frühern Jahren
Metalle häufig gewesen zu sein

Niederlande und Deutschland den Flachs. In dem westlichen S. ist die Baumwollenmanufaktur herrschend. Ihre Hauptsitze sind Glasgow und Paisley. Sie ist in S. im Verhältniß zu dem Umfange und der Volksmenge beider Länder bedeutender, als in England, und man rechnet, daß von den jährlich in Großbritannien gesponnenen 247,000,000 Pfund Baumwollengarn auf S. 24,500,000 Pfund kommen und, den Gesammtertrag der Manufaktur auf 34,000,000 Pfund Sterl. geschätzt, auf S. 3,777,000 Pfd. Sterl. fallen. Zu Dumbarton, Leith und an andern Orten wird sehr viel Glas fabricirt. Längs des Clyde, von Glasgow nach dem Meere zu sowohl, als aufwärts bis in die Gebirge hinein, findet man große Messinghütten. — Der Binnen- und Küstenhandel ist sehr wichtig. Bis zur Vereinigung mit England war S.s auswärtiger Handel unbedeutend, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts aber nahm er mit der gestiegenen Manufakturindustrie einen immer höhern Schwung. Der wichtige Handel mit England führt gegen Schlachtvieh, Wolle, Leinwand und einige Baumwollenwaaren fast alle Wollenwaaren für den einheimischen Bedarf, Seide, Eisenwaaren und Thee ein.

neue Blüthen der Wissenschaft
Reife zu bringen. Die Morgenröthe gelehrter Bildung, die mit der Reformation angebrochen war, hatte unter den Stürmen des Bürgerkriegs im 17. Jahrhunderte sich verdunkelt, woran besonders auch der Verfall klassischer Gelehrsamkeit Schuld war, der beinahe hundert Jahre nach dem Falle der alten Kirche unter der presbyterianischen Geistlichkeit sich zeigte, und in diesem Umstande ist die Ursache zu suchen, daß in S. nicht, wie in England, der Anbau der vaterländischen Literatur befördert wurde. Jener Verfall war aber keineswegs eine Folge der neuen kirchlichen Einrichtung, sondern muß dem Drucke der Eigengewalt zugeschrieben werden, welcher die neue Kirche traf, und der bedrängten Lage, worin sich die Prediger von der Vereinigung der Kronen bis zum Siege der gesetzlichen Herrschaft im Jahre 1688 befanden. Die grausame Verfolgung, welche die Könige und viele Edle, als Verfechter der bischöflichen Kirche, über die presbyterianischen Geistlichen brachten, verdrängte diese Männer aus allen Stellen und verschloß ihnen nicht nur den Weg zur Bildung, sondern verleitete sie auch zu jenem heftigen und gemeinen Tone, der dem Range der Mehrzahl ihrer Zuhörer angemessen war und durch die Wirkung auf die Gefühle von Männern, welchen es an Mitteln zu einer würdigen Erziehung

tische zu einer gebildeten
ben. Ramsay's Unternehmen
strengen Presbyterianern in
Schaubühne zu jener Zeit ein
übrigen Dichter, die aus S. h
Thomson, John Hume, d
Trauerspiels Douglas, Falc
und Beattie, trachteten nur
auf dem englischen Parnasse,
ten Walter Scott, Thomas
Johanna Baillie mit größer
teten. Seit der Mitte des 18.
ten die Schottländer auf alle
lichen Gebieten mit den E
Wettkampf, dessen glücklicher
auch der stete Verkehr erklä
Zeiten zwischen S. und den Le
reichs und Hollands bestande
die sich der Rechtswissensch
die meisten Aerzte ihre Bildu
den Schottländern eigene G
Forschung zeigte sich in de
schen Schule, welche durch
Blick auf die Thätigkeit de
müthes die in England herr
philosophie in ein höheres
Weg, den der, seit dem Jahr
siedelte Irländer Hutcheso
tische Darstellung der Mora

Reformation angebrochen
ürmen des Bürgerkriegs
verdunkelt, woran be-
klassischer Gelehrsam-
nahe hundert Jahre nach
che unter der presbyte-
ch zeigte, und in diesem
zu suchen, daß in S.
r Anbau der vaterlän-
dert wurde. Jener Ver-
eine Folge der neuen
ndern muß dem Drucke
rieben werden, welcher
der bedrängten Lage,
en der Vereinigung der
der gesetzlichen Herr-
nden. Die grausame
önige und viele Edle,
ichen Kirche, über die
ichen brachten, ver-
us allen Stellen und
den Weg zur Bildung,
zu jenem heftigen und
Range der Mehrzahl
und durch die

Bitte in der Pflanzenkunde, Knox und Flemming in der Zoologie, und als die Mineralogie und Geognosie durch deutsche Gelehrte eine festere Begründung erhalten hatten, wurden sie in S., wo ein naturgeschichtlicher Gelehrtenverein Werners Namen ehrte, früher und eifriger als in England aufgenommen und fanden in Jameson, Hibbert und Macculloch emsige Pfleger und glückliche Erweiterer. Die Arzneiwissenschaft wurde besonders durch Cullen, Monro und Gregory, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in der berühmten ärztlichen Schule zu Edinburgh gepflegt. S. gab der britischen Literatur auch ihren ersten großen Geschichtschreiber in David Hume, dessen Geschichte von England, besonders in dem Zeitraume von der Thronbesteigung des Hauses Stuart, durch Tiefe des politischen Blickes sich auszeichnet. Auch der fleißige Forscher Henry und Malcolm Laing reihen sich an jene glänzenden Namen. In den unglücklichen Umständen, welche die Entwickelung des gesellschaftlichen Zustandes so lange hemmten, ist der Grund zu suchen, daß ein Gebiet der geistigen Thätigkeit, die öffentliche Beredsamkeit, in Schottland so wenig angebaut wurde. Der freie Vortrag, den die presbyterianische Kircheneinrichtung for-

Gemälde, der Landschaftsmaler Williams und der Genremaler Wilkie sich ausgezeichnet, und während es in frühern Zeiten wenige Gemäldesammlungen gab, haben sich seit der Erhebung des Volkes die Wohnungen der Reichen auch in S., wie in England, mit den Schätzen der Kunst geschmückt. An den neuern Fortschritten der Kupferstecherkunst in Großbritannien nahmen auch mehre Schottländer, wie Lizars, rühmlichen Antheil. Die Werke der alten Baukunst, welche das zerstörende 16. Jahrh. überlebt haben, zeigen den Charakter des Mittelalters, wie Englands alte Bauwerke, die David I. bei den im zwölften Jahrhunderte gestifteten Kirchen und Klöstern und seine Nachfolger zu Mustern nahmen. In den Wohnungen des Volkes aber konnte die Kunst noch weniger als in England sichtbar seyn, und selbst zu einer Zeit, wo hier Inigo Jones und Christoph Wren herrliche Denkmale erbauten, sah man meist nur ärmliche Hütten in den Städten jenseit des Tweed, die erst nach dem Aufschwunge des Volkes mit edlen Bauwerken geziert wurden.

Die hohe Stufe geistiger Ausbildung, welche die Schottländer seit 100 Jahren fähig machte, mit ihren südlichen Nachbarn zu wetteifern und in manchem Gebiete ihnen vorzuleuchten, ist die Frucht der Sorgfalt, die ihre Väter den Lehranstalten des Landes gewidmet haben. Die Grundlage des wohlthätigen Systems der Volkserziehung, die Jakob VI. legte, wurde durch die Stürme der spätern Zeit oft erschüttert, bis endlich die 1646 vom Parlament gegebene, nach der Restauration aber widerrufene Verfügung, in jedem Kirchspiele auf Kosten der Insassen eine Schule für die Armen zu stiften, 1696 erneut wurde. Zugleich ward jedem Schullehrer ein Minimum an Besoldung bestimmt, welches man zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf mehr als das Doppelte erhöhte. Die oberste kirchliche Behörde hat seitdem für die Erhaltung jener Einrichtung eifrig gesorgt, und die öffentliche Erziehung ist mit dem Kirchenthume innig verflochten worden. Am Ende des 17. Jahrhunderts war, nach dem Zeugnisse des trefflichen Fletcher von Saltoun, die geringere Volksklasse so tief in Armuth und rohe Unwissenheit versunken, als jetzt noch der gemeine Irländer, und obgleich andere Umstände mitgewirkt haben, so ist doch die verbesserte Erziehung die Hauptursache der auffallenden Umwandlung des Volkscharakters gewesen und hat den wohlthätigsten Einfluß auf die Erweckung der Sittlichkeit und des Gewerbfleißes gehabt. In mehr als 4400 Volksschulen, wozu 950 Kirchspielschulen, 312 begabte öffentliche Schulen, gegen 2500 nicht begabte Tagschulen u. 800 Sonntagsschulen gehören, werden über 250,000 Zöglinge beiderlei Geschlechts unterrichtet, u. die Jugend hat weit mehr Gelegenheit zur Bildung, als in England, da hier nur der siebzehnte, in S. aber der neunte Theil der gesammten Volksmenge Unterricht erhält. Die Gesellschaft zur Verbreitung des christlichen Unterrichts allein stiftete auf ihre Kosten im Hochlande über 320 Schulen. Die 4 Hochschulen, die den Schlußstein des alle Volksklassen umfassenden Gebäudes bilden, sind in ihrer Einrichtung den Anstalten des [illegible] licher, als Englands Universitäten, diese, ungeachtet einzelner Verbe[illegible] zu sehr an veralteten Formen ha[illegible] schottischen Hochschulen schon l[illegible] rem Blicke im weiten Gebiete [illegible] ten umher geschaut und auch [illegible] Hallen geöffnet und ihre Ehren[illegible] welche, weil sie nicht auf ein G[illegible] niß schwören können, in Oxford [illegible] zurückgewiesen werden. Die 15[illegible] versität zu Edinburgh, die n[illegible] Jahrhunderts die ruhmvollsten [illegible] Fächern der Gelehrsamkeit zähl[illegible] mit trefflichen Bildungsanstalte[illegible] gestattet ist, überglänzte schon [illegible] Hochschulen des Landes, und nur [illegible] Hunters Museum einen reichen [illegible] teln besitzt, kann mehr als St. [illegible] deen mit ihm wetteifern. Alle [illegible] sitzen reiche Büchersammlungen [illegible] nicht so viele Privatbibliotheke[illegible]

Die politische Verfass[illegible] der Union, besonders in neuer[illegible] Verbesserungen erhalten. S[illegible] ständiges Königreich, aber [illegible] akte vom 16. März 1707 mi[illegible] nigt unter dem Gesammttite[illegible] nien. Das unter diesem Art[illegible] Regierung und Verwaltung [illegible] von S., doch ist hier noch Fo[illegible] bemerken. Die Repräsentat[illegible] war nach der frühern Gesetzg[illegible] Während sämmtliche stimmb[illegible] Vertreter aus ihrer Mitte [illegible] meinschaftliche Parlament w[illegible] 33 Grafschaften 30, 66 S[illegible] nete in das Haus der Gemei[illegible] recht in den Grafschaften wa[illegible] Ländereien gebunden, die vo[illegible] gen, aber die Grundherrlichk[illegible] Wahlrecht ruhte, war von de[illegible] eines Gutes trennbar, so da[illegible] Besitzer, der vielleicht mehre[illegible] Gütern hatte, sie entweder [illegible] ter seine Freunde vertheile[illegible] Einfluß zu vermehren. Di[illegible] ordneten wurden von den S[illegible] die sich gegen den Geist der [illegible] fassung selbst ergänzten.

Wahlgesetze ist die Zahl der [illegible] die Grafschaften geblieben, [illegible] jede einen, 6 aber, je 2 und [illegible] 3 wählen. Das Stimmrec[illegible] dem wirklichen Besitzer eine[illegible] lich 10 Pfund Sterl. Ertra[illegible] wählen 23 Abgeordnete, un[illegible] von einem Grundstück al[illegible] Pächter einen jährlichen R[illegible] stens 10 Pfd. Sterl. zieht, [illegible] alten Mißbräuche der städ[illegible] verwaltung sind aufgeh[illegible] eigenen Gerichtshöfe, [illegible] bürgerlichen Rechtssachen [illegible] Oberhaus geht. Das O[illegible] session) bestand früher [illegible] von welchen 6 das Krimin[illegible] nur in diesem wurde durch

o hier Inigo Jones und
che Denkmale erbauten,
rmliche Hütten in den
eed, die erst nach dem
s mit edlen Bauwerken

ger Ausbildung, welche
0 Jahren fähig machte,
barn zu wetteifern und
nen vorzuleuchten, ist
, die ihre Väter den
des gewidmet haben.
ohlthätigen Systems
u n g, die Jakob VI.
türme der spätern Zeit
die 1646 vom Parla-
Restauration aber wi-
jedem Kirchspiele auf
Schule für die Armen
urde. Zugleich ward
inimum an Besoldung
Anfang des 19. Jahr-
das Doppelte erhöhte.
örde hat seitdem für

teln besitzt, kann mehr als S.
deen mit ihm wetteifern. Alle
sitzen reiche Büchersammlungen, das
nicht so viele Privatbibliotheken, als

Die politische Verfassung
der Union, besonders in neuern
Verbesserungen erhalten. S. bild
ständiges Königreich, aber für
akte vom 16. März 1707 mit
nigt unter dem Gesammttitel
nien. Das unter diesem Art.
Regierung und Verwaltung
von S., doch ist hier noch Folg
bemerken. Die Repräsentation
war nach der frühern Gesetzgeb
Während sämmtliche stimmbere
Vertreter aus ihrer Mitte für
meinschaftliche Parlament wählte
33 Grafschaften 30, 66 Städte
nete in das Haus der Gemeinen.
recht in den Grafschaften war
Ländereien gebunden, die von der
gen, aber die Grundherrlichkeit,
Wahlrecht ruhte, war von dem
eines Gutes trennbar, so daß de
vielleicht mehre Stim

spiele die geistlichen Angelegenheiten, hinsich
lich der Armenpflege aber und einiger kirchliche
Verrichtungen stehen ihm weltliche Aelteste zu
Seite, welche die sogenannte Kirchensitzun
(Kirk session) bilden. Die untersten kirchliche
Behörden sind die Presbyterien und bestehe
aus sämmtlichen Predigern eines gewissen B
zirks und Aeltesten aus jedem Kirchspiele, d
jedoch nur in einigen Fällen zugezogen werden
Die Presbyterien, deren es 78 gibt, versammel
sich einmal in jedem Monate. Die Synode b
steht aus den Geistlichen und Aeltesten verschie
dener Presbyterien und versammelt sich jährlic
zweimal. Die allgemeine Versammlung (Gene
ral assembly), die jährlich im Mai in Edin
burgh auf 12 Tage zusammenkommt, die höchst
kirchliche Behörde, besteht aus 200 die Presby
terien vertretenden Geistlichen, 156 Aeltesten u
5 Predigern oder Aeltesten der Universitätsstädte
Ihren Sitzungen wohnt ein königl. Bevollmäch
tigter bei; der Vorstand aber wird von der Ver
sammlung gewählt. Kirchliche Gesetze werden
zwar von der Versammlung vorgeschlagen, tre
ten aber nur in Kraft, wenn sie von der Mehr
heit der Presbyterien angenommen werden.
Die Einkünfte der Geistlichen waren in der erste
Zeit nach der Reformation sehr dürftig, und de

die letztern celtischer Abstammung und die eigen-
lichen Einwohner von Britannien gewesen zu
seyn scheinen. Da sie nämlich vor den sich im
Süden ausbreitenden Belgen weichen mußten,
hatten sie sich zur Zeit, wo die Römer die Insel
kennen lernten, nach den nördlichen Gebirgen
begeben und waren von dort nach Hibernia oder
Irland übergesiedelt. Mit dem 4. Jahrhundert
verschwindet der Name Caledonier, und an ihrer
Stelle nennt die Geschichte im südöstlichen S.
nur die Picten, dagegen im nordwestlichen die
Scoten und Atacotten. Es sind deshalb
Einige der Ansicht gewesen, daß die letzteren erst
im 4. Jahrhundert eingewandert seyen und sich
nur nach blutigen Kämpfen mit den Ureinwoh-
nern zu einem Volke vereinigt hätten; hingegen
meinen Andere, daß die Majaten und Caledo-
nier mit den Picten und Scoten dieselben gewe-
sen und bloß die letztern Namen von den Rö-
mern und Griechen erhalten hätten. Bisher
hatte das Land Caledonia, oder bei den Rö-
mern Britannia barbara geheißen; jetzt erhielt
es seinen Namen von den Scoten. Uebrigens
sollen auch Germanen und Skandinavier
sich in späterer Zeit nordöstlich von den Scoten
niedergelassen haben, aber wieder von denselben
vertrieben worden seyn. — B. Gründung der
Monarchie. Als erster König wird Fergus I.
nannt; er verdankte seine Wahl der in den

richteten. Die bisher feindseligen
wurden durch Galgagus (Gwall
Widerstand gegen die Römer verei
84 am Frith of Tay, in der Nähe d
Grampius, mit einem Verlust von
ten gänzlich aufs Haupt geschlagen.
reiche Agricola zog sich darauf w
Einen neuen Wall, südlich von d
cola, führte 121 der Kaiser Hadria
trotzdem verheerten die Caledonier
Gebiet. Während der Regierungs
schen Antonine herrschte in S. d
Namens Conar, welcher mit den
die gegen Picten und Scoten von
gezogene Mauer überstieg, Einfälle
geschlagen und zurückgeworfen wu
er Frieden gemacht, wurde er um
nei willen verjagt und endete 1
Ethod I., sein Nachfolger, däm
pörung, erließ Jagdgesetze, wovo
heute Geltung haben, und wur
bracht. Darauf regierte Donal
ein Christ gewesen seyn soll. Er
Einfälle in das römische Britann
Kaiser Septimius Severus gesch
mit Caracalla einen Frieden ein.
Tode 211 herrschte der Sohn Ethod
der 231 umkam. Ihm folgte Ath
con), welcher die Tochter eines

ich vor den sich im
weichen mußten,
e Römer die Insel
rdlichen Gebirgen
nach Hibernia oder
m 4. Jahrhundert
nier, und an ihrer
im südöstlichen S.
nordwestlichen die
Es sind deshalb
aß die letzteren erst
ert seyen und sich
nit den Ureinwoh-
hätten; hingegen
aten und Caledo-
n dieselben gewe-
nen von den Rö-
hätten. Bisher
oder bei den Rö-
ßen; jetzt erhielt
eten. Uebrigens
Skandinavier
von den Scoten
wurden durch Galgagus (
Widerstand gegen die Römer
84 am Frith of Tay, in der Nähe des
Grampius, mit einem Verlust von
ten gänzlich aufs Haupt geschlagen.
reiche Agricola zog sich darauf
Einen neuen Wall, südlich von dem
cola, führte 121 der Kaiser Hadrian
trotzdem verheerten die Caledonier
Gebiet. Während der Regierungszeit
schen Antonine herrschte in S.
Namens Conar, welcher mit den
die gegen Picten und Scoten von
gezogene Mauer überstieg, Einfälle
geschlagen und zurückgeworfen wurde.
er Frieden gemacht, wurde er um
nei willen verjagt und endete
Ethod I., sein Nachfolger, dämpfte
pörung, erließ Jagdgesetze, wovon
heute Geltung haben, und wurde
bracht. Darauf regierte Donald I.,
ein Christ gewesen seyn soll. Er
Einfälle in das römische Britannien,
Kaiser Septimius Severus geschlagen
Caracalla einen Frieden ein.

Installirung der römischen Kirche. Nachfolger Eugens II. war sein Sohn Dongard gewesen, welcher eine Verfolgung gegen die Pelagianer eröffnete und 457 †. Sein grausamer Bruder Konstantin I. kriegte im Bündnisse mit dem britischen Häuptlinge Ambrosius gegen die Sachsen. Nachdem er 479 †, folgte sein Verwandter Congal I. Dieser sorgte für die Kultivirung des Volks, lag im Kampfe mit den Sachsen und † gegen 500. Sein friedliebender Bruder Goran (Conran, 501—535) kam in einer Empörung ums Leben, und dessen Sohn und Nachfolger Eugen III. (II.) stand den Briten gegen die Sachsen bei. Als er 558 †, gelangte Congal II. (bis 568) zur Regierung. Derselbe war sehr fromm und bedachte reichlich die Tempel und Diener der Religion. Chinaules herrschte 572—586; diesem folgte Gontran, dann der Sohn desselben, Aidan (Adden), worauf Kenneth I. bis 605 regierte. Als nach dessen Tode sein Sohn Ferchard I. (Fiacre, Ferquard) als despotischer Herrscher schalten wollte, lud ihn der Adel vor die Stände des Reichs. Weil er sich nicht stellte, stürmten die Stände sein Schloß, klagten ihn der Ketzerei an

in einem Treffen um. Auch
eines Königs Grim gedacht, welcher sich durch
Willkür und Gewaltthat auszeichnete u. 1004 †.
Trotz der wiederholten Einfälle gelang es den
Dänen dennoch nicht, sich dauernd in S. festzu-
setzen; sogar der mächtige Kanut war trotz sei-
ner Bemühung 1017 nicht im Stande, sich zum
schottischen Herrn zu machen, sondern mußte
vielmehr mit dem König Malcolm II., dem
Sohn Kenneths III. und Nachfolger Konstan-
tins IV., auf die Bedingung der Lehnsherrlich-
keit den Frieden eingehen. Nachdem schon 1034
Malcolm nach einer langjährigen Herrschaft
durch Mörderhand gefallen war, wurde 1041
auch König Duncan I., Enkel und Nachfolger
Duncans, durch seinen Verwandten, Macbeth,
einen der vornehmsten 5 Häuptlinge S.s, bei
Bathgowarar umgebracht. Der Mörder
wollte die Frucht seiner Unthat genießen: er er-
griff, während des Ermordeten Söhne entflohen,
die Zügel der Regierung und behauptete sich
zehn Jahre. Allein durch Grausamkeit machte
er sich immer verhaßter, bis Malcolm Can-
more, der älteste Sohn des gemeuchelten Kö-
nigs, von Siward, Grafen von Northumberland,
und dem König von England unterstützt, in S.
1054 einfiel und Macbeth ins Hochland zurück-
warf, wo er in der Schlacht blieb. Die Thron-
besteigung Malcolms III. Canmore war von

Papste, hielt es Alexander
Nachfolger auf dem schottischen T
englischen Volkspartei und nahm
mit dem französischen Kronprinz
england. Der 1217 durch die V
englischen Reichsverwesers Pemb
sene Friede erhielt durch die
Alexanders II. mit der Schwester
Königs Heinrich III. eine neue
wie dergleichen Verbindungen a
genheit zu Spaltungen für die G
des gaben und das Ueberhandne
Gesittung begünstigten. Als 12
sche König Hako bis zur Münd
herankam, um die Inseln Arra
erobern, schlug ihn Alexander a
und vereinigte gegen jährlichen
lichen Hebriden mit S. Auf
1286 †, hätte ein Kind seiner m
verheiratheten Tochter, ein ach
chen, Margarethe, folgen so
von England, welcher die Ge
nahm, um S. mit England zu v
mochte die schottischen Stände
lobung der Thronerbin mit seine
zu willigen. Schon sollte sie
herübergebracht werden; allein
auf den Orkaden, und nun trate
prätendenten auf. Währ

n jetzt die Stände erklärten, daß Jakob I.
einer Gefangenschaft rechtmäßiger König
geschah von dem Reichsverweser Al-
doch nichts für die Freilassung desselben.
ehr schien Albany mit England in gehei-
Einverständnisse zu seyn. Indeß begaben
ne Menge Schotten nach Frankreich, um
st gegen die Engländer die Waffen zu
. Erst der zweite Sohn Albany's, Graf
uchau, ging 1419 mit zahlreichen Hülfs-
n nach Frankreich und brachte daselbst
en Engländern empfindliche Verluste bei.
ach Albany's Ableben dessen unkräftiger
Murdoch zur Verwaltung gelangt war,
ken bald die Zügel seinen Händen; seines
s überdrüssig, bewirkte er 1424 die Be-
g des legitimen Königs. Jakob I. war
bildeter und charakterfester Mann, der zu-
die Regierungsgewalt dadurch zu erhöhen
, daß er die an die Großen des Reichs
innig verschwendeten Krongüter zurückzog,
ielen Räuberbanden Einhalt that, für den
hwung der Wissenschaft durch sorgsame
e der erst 1410 gegründeten Universität
deen wirkte u. durch weise Gesetze, Vorschüsse
Begünstigung der Städte den Aufschwung
Gewerbe bezweckte. Leider konnte er seine
e nicht alle ins Werk setzen, da ihn Ver-
rne, welche durch Entziehung von Kron-
n beleidigt worden waren, 1436 aus dem
e räumten. Sein Sohn, Jakob II.,
e erst zwei Jahre; daher führten statt seiner
Räthe Livingston und Erichthon die
erung. Dieselben vernachlässigten die Ver-
ung des Landes, indem die gegenseitige Ei-
cht bewirkte, daß sie einander befehdeten.
durch die anschwellende Macht des vermö-
sten schottischen Grafen Wilhelm Dou-
s wurden sie genöthigt, sich der gemeinsa-
Gefahr wegen zu einigen; sie nahmen also
Grafen gefangen und ließen ihn hinrichten.
anderer Wilhelm Douglas bekam nach
jen Jahren die Besitzungen seines Hauses
er sämmtlich in seine Hand, und dies, sowie
Gunst des jungen Königs, der unterdeß die
en Regenten Livingston und Erichthon ver-
schiedet hatte und selbst an die Spitze der öf-
lichen Angelegenheiten getreten war, machte
gefürchtet; allein seine Feinde benutzten, als
ne Reise 1450 nach Italien unternahm, die
stige Gelegenheit, ihn zu stürzen, und brachten
König, weil Douglas sich mit mehren Gro-
verbündet hatte, dergestalt gegen ihn auf,
er vom König eigenhändig erstochen wurde,
er ihm 1452 in Stirling einen Besuch machte.
sonst suchte Wilhelm Douglas' Bruder und
e, Jakob Douglas, dafür an dem Könige
che zu nehmen: denn er ward von seinem
re im Stiche gelassen und mußte nach Eng-
d entweichen, das ihn gegen Jakob II. unter-
zt hatte. Letzterer fand 1460 vor der Feste
rburgh seinen Tod, indem er von einem zer-
ingenden Geschütze getroffen wurde. Seine
ttin, Marie von Geldern, vollendete die
oberung der belagerten Stadt. Da der Sohn
verblichenen Königs, Jakob III., noch un-
ndig war, hatten die Großen im Lande ziem-

glücklich entflohen. Er mußte sich in der Folge
den Titel eines Königs von S. an, ergriff, vom
englischen König Eduard VI., dem er im glück-
lichen Falle zu huldigen und einige Plätze auf-
zugeben versprach, unterstützt, von Neuem die
Fahne der Empörung, schloß aber mit dem nach
Edinburgh zurückgetriebenen Jakob III. Frieden
und erhielt seine Güter wieder. Als sich schon
nach kurzer Zeit Jakob III. neuen Günstlingen
hingab, versuchte sein Bruder einen neuen Auf-
stand. Allein er mußte erst nach England, dann
nach Frankreich flüchten. Der König suchte nun
die übrigen Großen des Reichs zu züchtigen.
Es kam 1488 bei Bannockburn zur Schlacht,
in welcher Jakob besiegt ward und auf der Flucht
umkam. Jakobs Vermählung mit der dänischen
Prinzessin Margarethe hatte den Tribut, den S.
an Dänemark wegen der Orkaden und Shet-
landsinseln zahlen mußte, aufhören gemacht.
Sein Sohn u. Nachfolger, Jakob IV., war ein
Begünstiger des Handels u. erbaute selbst einige
Kriegsschiffe. Im J. 1492 begann er den Krieg
mit England, indem er dem Usurpator Perkin
Warbeck seine Unterstützung angedeihen ließ,
wollte trotzdem, daß er geschlagen war, den
Usurpator nicht ausliefern, schloß aber 1503 einen
Frieden mit England und vermählte sich mit
Heinrichs VIII. Schwester Margarethe. Den-
noch verband er sich 1513 mit Frankreich wieder

ließ es Jakob V. seine angelege
seyn, den Adel zu zügeln und di
der Geistlichkeit zu besitzen. D
Norden um sich greifende Reform
in S. geneigte Gemüther; allein
war bemüht, den König wenigst
tritt zur englischen Partei abz
dem Tode Magdalena's, Ja
tin, der Tochter Franz' I. von F
ehelichte sich Jakob 1537 mit M
einer nahen Anverwandten d
Könige. Ein deshalb geschlo
wurde in der Folge von Wichti
bemühte sich lange, Jakob von
Partei wieder abzubringen; da
sigen Versuche scheiterten, kam
land und S. zu offenen Feind
Einfall nach England, den J
nahm, schlug fehl, weil der
Jakob verließ, so daß 10,000
Engländern geschlagen werden
fiel deshalb in Tiefsinn und
Jahre, wie man vermuthet, a

IV. Von der Reformati
langung Jakobs VI. auf
Thron, 1542 — 1603. Sch
Lehre war der Reformat
worden. Letztere wurde seit
Hamilton, einem Schüler

erhalten. Nachdem der Graf Arran 1554 von der Regentschaft abdankte, wurden die Herzöge von Guise und die Königin-Mutter zu seinen Stellvertretern erwählt. Die Vermählung Maria's mit Franz II. von Frankreich ging 1558 vor sich. Maria stellte eine geheime Urkunde aus, in welcher sie für den Fall, daß sie kinderlos mit Tode abginge, ihr Land an Frankreich vermachte. Als 1558 auch der Hintritt der Königin Maria von England erfolgt und deren Schwester Elisabeth zur Regierung gelangt war, erhoben Maria Stuart und ihr Gemahl Franz II. Ansprüche auf den englischen Thron und nahmen das englische Wappen, so wie den Titel der Könige von England an. Sie waren in sofern dazu berechtigt, als Maria nach dem Aussterben des englischen Königsstamms, als Urenkelin Heinrichs VII., die nächste Thronerbin war, während Elisabeth, zwar die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, von Maria und ihrer Partei für eine illegitime Königin erklärt wurde, weil angeblich der Papst die frühere Ehe Heinrichs VIII. mit Katharina von Aragonien nicht getrennt hatte. Maria von Guise, die Regentin des Reichs, glaubte jetzt hinlängliche Macht zu besitzen, um zur Verfol-

beim Zusammentreffen mit Murray bei Lang-
fide gänzlich aus einander und Maria flüchtete
sich nach England zu Elisabeth, welche die
Schiedsrichterin der schottischen Wirren machte
und Murray zur Verfolgung seiner Halbschwe-
ster anspornte. Die Ermordung Murray's,
1570 durch einen Hamilton aus Parteiwuth ver-
übt, warf S. in einen neuen Strudel bürger-
licher Wirren. Kaum war durch die Vermitte-
lung Elisabeths Maria's Todfeind, der Graf
Lennox, zum Reichsverweser ernannt worden,
als er zu Stirling ermordet wurde. Nun nahm
der Graf Mar, ein gemäßigter Mann, die Zü-
gel der Regierung in die Hand. Doch er † schon
1572, worauf sein Nachfolger im Amte, der
strenge Morton, die Partei Maria's vernich-
tete, den Presbyterianismus ebenfalls einengte,
nach der Einführung des Episkopats strebte
und durch Härte und Habsucht den Adel gegen
sich aufbrachte. Nachdem Morton 1578 durch
eine Palastrevolution gestürzt worden war, trat
der erst zwölfjährige König die Regierung selbst
an, indem ihm ein Staatsrath von 12 Mitglie-
dern zur Seite stand. Die Voreiligkeit eines
solchen Schritts leuchtete bald ein, da Hofintri-
guen, meist von der englischen Königin ange-
sponnen, und eine verderbliche Günstlingswirth-
schaft die Ruhe des Reichs störten. Die von
den katholischen Mächten bedrohte Elisabeth

V. Von der Gelangung
englischen Thron bis zur
einigung S.s mit Englan
Von nun hieß Jakob VI., de
übersiedelte, Jakob I. Obwohl
ärmste Königreich der Christenh
eiferte es doch bereits in jedem
lehrsamkeit mit den am meis
Ländern. Schotten, deren Wo
rung so elend waren, wie die
serer Zeit, schrieben lateinische
rer Feinheit, als die des Vi
Entdeckungen in der Wissens
Ruhm Galilei's erhöht haben
wahrte, als es ein Theil der
chie wurde, seine ganze Wü
durch viele Generationen den
muthigen Widerstand geleistet
seinem stärkern Nachbar unte
Bedingungen vereinigt. Es
statt einen zu empfangen.
eigene Verfassung und Ges
Gerichtshöfe und Parlamente
gig von den Gerichtshöfen
die zu Westminster saßen.
S.s war in schottischen Händ
länder hatte einen Beweggru
zuwandern u. mit dem schla
sten der Stämme um das z

en Thronerben, des
Ehe mit Darnley,
in Heer zusammen-
zu Carberry damit
gin traf. Dieselben
Maria ward daher,
g wurde, zur Unter-
e mußte dem Throne
s Schloß Lochleven in
ard jetzt der minder-
Thron erhoben, für
Murray die Regent-
setzte das Haus Ha-
er frühere Reichsver-
wieder in Freiheit
Schutze ein zahlreiches
b am 13. Mai 1568
t Murray bei Lang-
und Maria flüchtete
lisabeth, welche die
ischen Wirren machte
ng seiner Halbschwe-
rmordung Murray's,
aus Parteiwuth ver-
euen Strudel bürger-
r durch die Vermitte-
Todfeind, der Graf
ser ernannt worden,
t wurde. Nun nahm
lgter Mann, die Zü-
and. Doch er † schon
olger im Amte, der
rtei Maria's vernich-
us ebenfalls einengte,
Episkopats strebte
ucht den Adel gegen
Morton 1578 durch
rzt worden war, trat
g die Regierung selbst
rath von 12 Mitglie-
ie Vorelligkeit eines
ald ein, da Hofintri-
tischen Königin ange-
tische Günstlingswirth-
chs störten. Die von
bedrohte Elisabeth
Jakob VI. ein Bünd-
stantischen Glaubens
abrgeld, so wie durch
ttische Krone aufzu-
aß er sich die Hinrich-
er, (am 8. Febr. 1587)
r machte sich in einer
gar verbindlich, den
zu schützen. Unter-
ken vom Hofe insge-
rlich, in Verbindung
gs, durch Einführung
it der presbyteriani-
u schmälern, manch-
lden hervorrief. Da
s durch die Reforma-
öht worden war, so
von Jakob I. unge-
nach auch Abgeord-
n Parlament sitzen
ies, um der Gefahr,

welche von Seiten des hohen Clerus der K
Gewalt drohte, einen Damm entgegenz
Das so zusammengesetzte Parlament
nunmehr bedeutende Beschränkungen
zu Stande, namentlich die Ernennung
diger in den Hauptstädten durch den K
das Verbot, Kirchenversammlungen ohn
liche Erlaubniß abzuhalten. Als Jak
endlich 1600 vom Parlament das Recht
diejenigen Prediger, welchen er die
schofsitze u. Abteien verleihen wurde, z
lament zu berufen, kam er seinem Ziele,
richtung der bischöflichen Verfassung,
Indeß wurde die kirchliche Reaktion
Augenblick dadurch aufgehalten, daß
gin Elisabeth (1603) †, und nun Jakob
nächster Verwandter von seiner Mutter
englische Krone mit der schottischen ver

V. Von der Gelangung Jakobs
englischen Thron bis zur vollig
einigung S.s mit England, 1
Von nun hieß Jakob VI., der nac
übersiedelte, Jakob I. Obwohl S.
ärmste Königreich der Christenheit war,
eiferte es doch bereits in jedem Zweig
lehrsamkeit mit den am meisten
Ländern. Schotten, deren Wohnung
rung so elend waren, wie die der
serer Zeit, schrieben lateinische Verse
rer Feinheit, als die des Vida, u
Entdeckungen in der Wissenschaft
Ruhm Galilei's erhöht haben würden
wahrte, als es ein Theil der brittische
chie wurde, seine ganze Würde.
durch viele Generationen den englis
muthigen Widerstand geleistet, w
seinem stärkern Nachbar unter den
Bedingungen vereinigt. Es
statt einen zu empfangen.
eigene Verfassung und Gesetzg
Gerichtshöfe und Parlamente
gig von den Gerichtshöfen und
die zu Westminster saßen.
S.s war in schottischen Händen;
länder hatte einen Vorzug,
zuwandern u. mit dem schlauesten
sten der Stämme um das zu
in der ärmsten aller Schatzkam
scharren ließ. Dagegen
Abenteurer südwärts und erlangte
Wegen des Lebens ein Glück,
die gerechte Belohnung der
triebsamkeit war. Gleichwohl
nesswegs dem Schicksale eines jeden
ches mit einem andern Lande
quellen verbunden, aber nicht
ist. Wenn auch dem Namen nach
giges Königreich, wurde es doch
als ein Jahrhundert, in vielen
in der That wie eine unterworfene
handelt. S. war protestantisch.
Theile Europa's war die Bewegung
geistes gegen die römisch-katholische
rasch und gewaltsam gewesen.
hatten ihre gehorsamen Gemeinden
setzt und eingekerkert. Sie weiger
solch einen Vergleich zu dulden, wie er

bewirkt worden war. Sie hatten die Lehr
Zucht und den Gottesdienst der Kalvinisten ei
geführt und machten wenig Unterschied zwisch
Papismus u. Prälatur, der Messe u. dem allg
meinen Gebetbuche. Zum Unglück für S. w
der Fürst, den es ausschickte, um eine schöne
Erbschaft zu regieren, durch die Hartnäckigkei
mit welcher die schottischen Theologen die Pr
vilegien der Synode und der Kanzel gegen ih
behauptet hatten, so belästigt worden, daß er d
Kirchenverfassung, an welcher S. mit Liebe hing
so sehr haßte, als seine weibische Natur nur i
gend etwas hassen konnte, und daß er kaum de
englischen Thron bestiegen hatte, als er auc
einen unduldsamen Eifer für das Regiment un
Ritual der englischen Kirche zu zeigen begann
Der Ackerbau stand um diese Zeit in S., selb
im Niederlande, noch tief, und was die Indu
strie anlangt, so war dieselbe auch noch nicht übe
ihre Kindheit hinaus, denn die Ausfuhr bestan
nur in Rohprodukten, Wolle, Häuten und Fi
schen. Durch die von nun an eintretende Zurück
setzung S.s kam es nur noch mehr herunter
Als der Adel seine Macht dem Könige gegenübe
verlor, und die Barone nun üppige Hofleut
wurden, begann die Bedrückung der Grundholder
auf schaudererregende Weise. Ein Vorschlag
des Königs (1604), beide Reiche ganz mit ein
ander zu vereinigen, scheiterte an dem Verlangen
des englischen Parlaments, daß alsdann völlige
Gleichheit der Gesetze eintreten solle. Dagegen
wurde 1650 das Episkopat in S. nach dem
Muster des englischen durchgeführt. Die Einfüh
rung der Kirchspielschulen 1646 muß als eine sehr
heilbringende Maßregel erwähnt werden, da sie
zur Volksbildung viel beitrug. Nachfolger Ja
kobs I war 1625 Karl I., welcher, wenn auch
nicht so vorsichtig, nach der Politik seines Vaters
verfuhr. Wäre der König weise gewesen, so
würde er gegen S. behänftigender verfahren seyn,
bis er Meister im Süden war. Denn S. war
von seinen 3 Königreichen dasjenige, in welchem
die größte Gefahr war, daß ein Funke eine Flam
me erzeugen und daß eine Flamme ein allgemei
ner Brand werden möge. Verfassungsmäßige
Opposition, wie er sie zu Westminster getroffen,
hatte er allerdings zu Edinburgh nicht zu besor
gen. Das schottische Parlament war schlecht ein
gerichtet, wenig geachtet und hatte keinem von
Karls Vorgängern einen ernsten Zügel angelegt.
Die 3 Stände saßen hier in einem Hause. Die
Beauftragten der Burgflecken galten bloß als
Anhänger der großen Edelleute. Kein Antrag
konnte eingebracht werden, bevor er von den
Lords der Artikel, einem Ausschusse, der in der
Wirklichkeit, wenn auch nicht der Form nach, von
der Krone ernannt war, gebilligt worden. Aber
wenn auch das schottische Parlament gefügsam
war, das schottische Volk war immer ein beson
ders unruhiges u. unlenksames gewesen. Seine
Gewohnheiten waren rauh u. kriegerisch. Längs
der ganzen südlichen Grenze und längs der gan
zen Linie zwischen den Hochlanden und Nieder
landen währte ein unaufhörlicher Raubkrieg.
In jedem Theile des Landes waren die Männer
gewöhnt, ihren Beschwerden mit ihrem Arm ab
zuhelfen. Welche Ergebenheit immer die Nation

der Seite der Ordnung u. Autorität [illegible]
ten sich, populäre Reformen zu befördern u. die
Werkzeuge der Tyrannei vor Gericht zu bringen.
Es ward festgesetzt, daß kein Zwischenraum von
mehr als 3 Jahren jemals zwischen einem Par-
lamente und dem nächsten verstreichen sollte, u.
daß, wenn nicht zur gehörigen Zeit Ausschreiben
unter dem großen Siegel erfolgten, die Wahlbe-
amten auch ohne solche Ausschreiben die Wahl-
körper zur Wahl der Vertreter zusammenberufen
sollten. Die Sternkammer, die hohe Kommis-
sion, der Rath von York wurden eingezogen. An
den obersten Dienern der Krone ward die Rache
des Volks schonungslos verübt. Der Lord Sie-
gelbewahrer, der Primas, der Lord Statthalter
wurden in Anklagestand versetzt. Laud ward in
den Tower geworfen; Strafford ward angeklagt
und durch eine Bill of attainder (Parlamentsbe-
schluß) zum Tode gebracht. An demselben Tage,
an dem diese Akte durchging, gab der König die
Zustimmung zu einem Gesetze, wodurch er sich
verpflichtete, das bestehende Parlament nicht
ohne dessen Zustimmung zu vertagen, zu prorо-
giren oder aufzulösen. Als das englische Par-
lament im September 1641 nach 10monatlicher
Arbeit sich vertagt hatte, besuchte der König auf
kurze Zeit S. Mit Schwierigkeit beruhigte er
dieses Land, indem er einwilligte, nicht nur seine
Pläne v. kirchlicher Reform aufzugeben, sondern

Essex, Kent, Wales. Die Flotte
zog plötzlich die königl. Flagge auf,
und bedrohte die südliche Küste.
schottische Macht unter dem Herzo
milton überschritt die Grenze und
cashire ein. Aber das Joch der Arm
auf diese Art abzuschütteln. Wäh
die Aufstände in der Nachbarschaft
Hauptstadt unterdrückte, schlug Ol
well die Insurgenten von Wal
Schlösser in Ruinen zurücklassend,
die Schotten. Seine Truppen wa
gleich zu den Angreifern, wenig, a
nicht gewohnt, seine Feinde zu
schottische Armee ward 1648 bei P
lich vernichtet. Ein Wechsel in
Regierung war die Folge davon.
nige feindliche Verwaltung wurde
gebildet, und Cromwell, mehr als
ling seiner Soldaten, kehrte im
London zurück. Es ward 1649 ei
res Tribunal errichtet. Dasselbe e
einen Tyrannen, einen Verräth
der und einen öffentlichen Feind,
ward von seinen Schultern getren
den von Zuschauern, dem Ban
eignen Palastes gegenüber. Es
land die Republik ausgerufen.
Independentenpartei war den

ufrechterhaltung der Glaubensfreiheit ge-
zu haben, wieder im Palaste seiner Ahnen
iren. S. mußte indeß für die Restaura-
es Königthums bitter büßen. Die Schot-
tten die Herstellung der Stuarts mit Freu-
grüßt und sie irrigerweise für die Herstel-
ationaler Unabhängigkeit angesehen. Al-
gs war das von Cromwell aufgelegte Joch
nscheine nach zerbrochen: die Stände ka-
ieder in ihrem alten Saale in Edinburgh
men und die Senatoren des Justizkolle-
handhabten wieder das schottische Recht
alten Formen. Doch war die Unabhän-
des kleinen Königreichs nothwendig mehr
ell, als faktisch; denn so lange der König
nd auf seiner Seite hatte, hatte er von
gung in seinen andern Gebieten nichts zu
n. Er war jetzt in einer Lage, wo er den
b seines Vaters, den Schotten durch seine
che Gewalt seine eigene Religion aufzu-
n, erneuern konnte, ohne irgend das Ge-
Karls I. zu besorgen. England war eifrig
onarchie u Prälatenthum, und so konnte
an, der in der vorhergehenden Generation
ßten Grade unklug gewesen war, mit we-
fahr für den Thron wieder aufgenommen
. Die Regierung entschloß sich daher,
schöfliche Kirche in S. aufzurichten. Der
urde von jedem Schotten, dessen Urtheil
ung verdiente, gemißbilligt. Einige
che Staatsmänner, die voll Eifer für
eitsrechte des Königs waren, waren als
terianer erzogen. Wenn sie auch wenig
rupeln beunruhigt wurden, so bewahr-
doch eine Vorliebe für die Religion ihrer
ir und wußten wohl, welchen starken An-
ese Religion in den Herzen ihrer Lands-
atte. Sie machten Gegenvorstellungen.
aber fanden, daß ihre Einwände frucht-
en, so besaßen sie nicht Tugend genug,
Opposition zu verharren, die von ihrem
würde übel aufgenommen worden seyn,
ehre von ihnen erniedrigten sich zu der
igkeit, diejenige Form des Christenthums
olgen, welche sie in ihrem Gewissen für
ste hielten. Das schottische Parlament
eingerichtet, daß es kaum selbst gegen
ere Könige, als Karl damals war, je-
ine ernsthafte Opposition unternommen
Die bischöfliche Verfassung ward
gesetzlich eingeführt. In Betreff
n des Gottesdienstes ward dem Ermessen
rus ein weiter Spielraum gelassen. In
Kirchen wurde die englische Liturgie an-
t; in andern suchten die Geistlichen aus
turgie diejenigen Gebete und Danksa-
aus, die dem Volke wahrscheinlich am
n anstößig seyn würden. In der Regel
rd der Lobgesang am Schlusse des öffent-
ottesdienstes gesungen und bei dem Tauf-
s apostolische Glaubensbekenntniß her-
Die große Masse der schottischen Nation
eute die neue Kirche sowohl als aber-
, wie als ausländisch, als befleckt von
derbnissen Roms und als ein Zeichen
errschaft Englands. Gleichwohl gab es
llgemeinen Aufstand. Das Land war

meinten, daß die Pflicht, den Co[illegible]
ten, über der Pflicht des Gehorsams gegen die
Obrigkeit stehe. Diese Leute fuhren, dem Gesetz
zum Trotz, fort, sich zur Verehrung Gottes nach
ihrer eignen Weise zu versammeln. Aus den
Städten vertrieben, versammelten sie sich auf
Haiden und Gebirgen. Von der bürgerlichen
Gewalt angegriffen, trieben sie unbedenklich
Gewalt mit Gewalt ab. Bei jedem Konventikel
erschienen sie in Waffen. Wiederholt brachen
sie in offenen Aufruhr aus, und wenn auch mit
Leichtigkeit überwunden u. ohne Gnade gestraft,
so konnte doch keine Niederlage, noch Strafe ih-
ren Sinn bezwingen. Gehetzt wie wilde Thiere,
gefoltert, bis ihre Gebeine breit geschlagen wa-
ren, zu Hunderten eingekerkert, zu Zwanzigen
auf einmal gehängt, jetzt der Zügellosigkeit eng-
lischer Soldaten ausgesetzt, dann wieder der
Gnade holländischer Räuberbanden Preis gege-
ben: widerstanden sie immer noch mit so wildem
Muthe, daß der kühnste und mächtigste Unter-
drücker nicht umhin konnte, ihren Verzweiflungs-
muth zu fürchten. Die hervorragendsten Werk-
zeuge der Tyrannisirung S.s waren erst der
Statthalter Middleton, dann der Statthalter
Lauderdale. Letzterer, ein roher Bursche und
einer der unehrlichsten Leute, die es je gegeben
hat, war unter den schottischen Aufständischen
von 1638 bemerkbar und eifrig für den Cove-

Rathe, sondern bewachte die [illegible]
den mit jener Art von Interesse und
len, mit welcher man ein merkwürdi
schaftliches Experiment beobachtet.
Weise brachte er seine Zeit in Edinbu
in England der Ausgang des Kampf
dem Hofe und den Whigs nicht mehr
war. Dieser Mensch wurde, als
Karl II., sein Bruder, mit Tod abgin
folger desselben in den 3 britischen
und hieß nun Jakob II. Karl II.
ohne Ehrgeiz gewesen; Geschäfte w
Greuel, und er würde lieber seine K
gelegt, als sich der Mühe einer Lei
schäfte unterzogen haben. So g
Widerwille gegen Arbeit und sein
der Geschäfte gewesen, daß selbst
achtenden Schreiber, wenn er im
des Lächelns über seine kindische
seine läppischen Bemerkungen ni
konnten. Weder Dankbarkeit, no
ten irgend einen Theil an der Besti
Schritte, und er wünschte nur ein
der zur Befriedigung seiner Pri
schrankenlos aus der Schatzkamme
Reichthum und Ehren Personen m
welche die Fähigkeit besaßen, ihm
der Zeit behülflich zu seyn, und d
der Staat durch schlechte Verwalt

r Zeit war bekannt, daß eine papistischt
lle in dem Hause des Kanzlers errichtee
en war und regelmäßig Messe darin gelesen
e. Das niedere Volk stand auf, und es gab
Tumult zu Edinburgh, der mehre Menschen-
kostete und hart geahndet wurde. Als sich
im 29. April zu Edinburgh zusammen getre-
Parlament nicht willfährig genug gegen
o zeigte, erklärte er, daß er sich herabgelas-
als er die Zustimmung der schottischen
nde zu seinen Wünschen verlangt habe.
ie Prärogative würde ihn in den Stand
n, nicht bloß Diejenigen zu beschützen, welche
günstige, sondern auch Solche zu bestrafen,
seine Pläne durchkreuzten. Er war über-
t, daß in S. sein Dispensationsrecht durch
en Gerichtshof werde in Frage gezogen wer-
Es gab eine schottische Supremationsakte,
che dem Souverän eine Gewalt über die
che verlieh, wie sie Heinrich VIII. befriedigt
en würde. Demzufolge wurden Papisten in
ssen zu Ehren und Aemtern zugelassen. Der
chof von Dunkeld, welcher als Lord des Par-
tents der Regierung opponirt hatte, wurde
lkürlich aus seinem Stuhle vertrieben. Selbst
eensbury, welcher bei aller seiner volksfeind-
en Gesinnung der Religion seines Landes
u war, wurde seiner sämmtlichen Aemter be-
ubt. Da die Vertreter der Städte als der un-
kſamste Theil des Parlaments befunden wor-
n waren, so wurde beschlossen, in jedem Flecken
s ganzen Reichs eine Revolution zu machen.
ne ähnliche Aenderung war neuerdings in
ngland durch gerichtliche Erkenntnisse bewirkt
rden; aber in S. ward ein einfacher Befehl
s Fürsten für hinreichend gehalten. Alle Wah-
n der Magistratspersonen u. Stadträthe wur-
n verboten, und der König maßte sich das
echt an, die ersten Gemeindeämter zu besetzen.
n einem formellen Schreiben an den Geheimen-
th erklärte er seine Absicht, eine römisch-ka-
olische Kapelle in seinem Palaste zu Holyrood
nzurichten, und er gab Befehl, daß die Richter
ngewiesen würden, bei Strafe seines hohen
Mißfallens alle Gesetze gegen Papisten als
ichtig zu behandeln. Es war kein Wunder,
ß bei so bewandten Umständen die Revolu-
on, welche 1688 Wilhelm III. erregte, auch in
. mit Freuden ergriffen wurde. Hier waren
lle die regulären Soldaten, durch welche das
nglückliche Land so lange niedergehalten wor-
en war, fast ohne Ausnahme von Jakob zu
einer Hülfe gegen den holländischen Angreifer
ufgeboten worden. Während der Ausgang der
nilitärischen Operation des Prinzen von Ora-
ien noch zweifelhaft war, gab es zu Edinburgh
Tumulte und Geschrei, welche drohender und
ndlich zu einem Aufstand wurden. Die Mit-
glieder der Regierung gaben jeden Gedanken
eines Kampfes mit der Volkswuth auf u. wech-
selten die Saiten mit einer damals unter den
schottischen Staatsmännern gewöhnlichen Schnel-
igkeit. Der geheime Rath befahl durch eine
Proklamation, alle Papisten zu entwaffnen, und
ud durch eine andere die Protestanten ein, sich
ur Vertheidigung des reinen Glaubens zu

Jakob schon aus Irland und damit aus ganz Großbritannien vertrieben hatte. Endlich wurden die Unruhen der jakobitischen Clans 1692 durch große Grausamkeit und Strenge niedergehalten. Mit vielem Widerstreben gab Wilhelm die Obergewalt über die presbyterianische Kirche auf, doch willigte er auch endlich darein. Er entfremdete sich bald die Herzen selbst der Presbyterianer; besonders die politische Unselbstständigkeit, das Verletzen schottischer Handelsinteressen (zumal bei der amerikanischen Kolonie Neu-Kaledonien) und die Willkür, mit welcher er seine Beamten schalten und walten ließ, erregten in vielen Gemüthern Erbitterung. Nachdem Wilhelm 1702, ohne seinen Wunsch nach einer gänzlichen Vereinigung S.s mit England befriedigt zu haben, verschieden war, folgte ihm seine Tochter Anna in der Regierung. Zwar faßte das Parlament den Beschluß, die englische Krone an Hannover zu übertragen; allein S. willigte nicht ein, sondern behielt sich 1704 durch das sogenannte Sicherheitsgesetz vor, nach dem Tode der Königin die Thronfolge von der Wahl Englands unabhängig zu entscheiden. Da im schottischen Parlament viele arme Adelige saßen, die des Geldes benöthigt waren, so suchte die englische Krone die Union der beiden Länder 1706 durch großen Geldaufwand zu ermöglichen. Dies Manöver gelang. Im Jahr 1707 wurde vom

Bde.; — W. Scott, History of
1830, 2 Bde., deutsch von N.
Zwickau 1830, 7 Bdchen. — Vgl.
litäten E. M. Oettinger, Histor
Karlsruhe 1841, Nr. 11,022—11,1

Schottland (Geogr.), preuß.
Prov. Posen, R.-B. Bromberg, K
200 Einw.; — 2) (Alt-S.),
Danzig (s. d.).

Schottow, preuß. Fluß, Pro
R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; entf
See und mündet bei Scharschow.

Schottramme, die größere
Rammmaschine.

Schottsken (Bot.), s. v. a.
lunder, Sambucus nigra *L.*

Schottständer, Seiten- oder
in dessen Fugen ein Aufziehschütz

Schottwien (Schottwien),
flecken, Land unter der Ens, Vie
Wienerwald, Ldgr. Neustadt,
und an der Grenze von Steierma
Marmor- und Gypsbrüche; ü
Dabei auf dem Paß von S
Oesterreich das Bergschloß Clan
Oesterreich).

Schottwitz, preuß. Dorf,
R.-B. und Kr. Breslau
170 Einw.

housböa (Bot.), nach Willdenow, zengatt. Arten: S. coccinea *Willd.*, . Cacoucia coccinea *Aubl.* — S. commu- *Spr.*, ſ. v. a. Laguncularia racemosa .

hout by Nacht, in Holland die Be- ung des Kontre-Admirals.

houte (Schouten), J. G., Kupferſtecher, ch ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannter ler, arbeitete zu Anfang des 18. Jahrhun- in Amſterdam, gewöhnlich für Buchhänd- in dem großen Malerbuche von G. Laireſſe terd. 1707) ſind Blätter von ihm. Für aſſers Geſchichte Ludwigs XIII. radirte er Bildniſſe; für eine Ausgabe der Werke ère's ſtach er 8 Titelkupfer.

houten (Geogr.), 1) auſtral. Inſelgruppe, roßen Ocean, nordöſtl. von Neu-Guinea; — ſel daſ., im großen Süd-Ocean, an der iſte von Van-Diemens-Land, ſüdöſtl. von fleurien-Bai.

chouten (Biogr.), 1) Wilhelm Cor- ſſen, holländiſcher Seefahrer, um 1575 zu geboren, hatte als Steuermann, Super- o und Kapitän bereits 3 Reiſen nach Oſtin- gemacht, als ihm Iſaak le Maire 1615 das mando des Schiffes Concordia übergab, einen neuen Weg um die äußerſte Spitze Südamerika herum in den großen Ocean uſuchen. Er nahm den damals gewöhnli- Weg längs der ſüdamerikaniſchen Oſtküſte, lte der Magelhansſtraße vorüber, fand die le Maire benannte Straße, entdeckte und annte das Kap Horn, ſo wie die Barnevelds- ln, entdeckte dann auf dem Wege durch den ßen Ocean mehre Inſeln (z. B. Neu-Guinea) ſegelte von den Molukken aus nach Bata- , wo er am 23. Oktober 1616 ankam. Im J. 7 kehrte er nach Amſterdam zurück, machte ter noch mehre Reiſen nach Oſtindien und † der letzten auf der Inſel Madagaskar 1625. ie Beſchreibung ſeiner Reiſe 1615 erſchien Amſterdam 1617, franzöſiſch daſ. 1618—20, inſch 1619. — 2) Joſua, um 1600 geboren, rd 1630 Reſident der holländiſch-oſtindiſchen mpagnie in Siam, ließ 1634 eine große Fak- ei für die Geſellſchaft daſelbſt anlegen und rde als Rath und Präſident des Juſtizkolle- ms nach Batavia berufen. Im J. 1653 ward wegen mehrer groben Verbrechen lebendig brannt. — 3) Walther, Reiſender, um 30 zu Harlem geboren, ging 1658 als Chirurg ch Indien, bereiſte Ternate u. Amboina, Ce- es, das Königreich Arakan, Java, Ceylon, Küſten von Koromandel bis zum Ganges d kehrte 1665 nach Amſterdam zurück. Seine eiſebeſchreibung erſchien zu Amſterdam 1676 ö., auch deutſch. — 4) S. Schoute.

Schoutens böſes Meer, ſ. Niedrige nſeln.

Schouw, Joachim Friedrich, däniſcher aturforſcher und Publiciſt, geb. am 7. Febr. 89 zu Kopenhagen, kam daſelbſt 1808 auf die niverſität, wo er ſich neben dem Studium der echte mit den Naturwiſſenſchaften und insbe-

der Universität zum Mitgliede der beiden dänischen Ständeversammlungen während der ersten 6 Jahre ernannt und 3 auf einander folgende Male zum Präsidenten derselben erwählt, als welcher er sich durch seinen entschiedenen Freisinn und durch sein Hinarbeiten auf staatliche Reformen auszeichnete. Als er nach Ablauf der 6 Jahre als Deputirter der Universität vom Könige nicht wieder erwählt worden war, benutzte er die gewonnene Muße zu publicistischen Arbeiten, worin er sich namentlich auch über den Skandinavismus und die schleswigische Frage aussprach, in der er sich an die nationale Seite der Sache hielt. Im J. 1844 war er auch Wortführer der die von 20,000 Dänen unterzeichnete Petition für Gleichberechtigung der deutschen und dänischen Nation im Herzogthume Schleswig dem König überreichenden Deputation, die mißliebig entlassen wurde. — Die wichtigsten seiner wissenschaftlichen Arbeiten sind: Grundzüge zu einer allgemeinen Pflanzengeographie nebst Atlas, Kopenh. 1822—24; deutsch, Berl. 1823; — Europa, eine physisch-geographische Schilderung, Kopenh. 1832 und 1835, mit Atlas; deutsch, 1833; — Naturschilderungen, 1 u. 2, daf. 1839—45; 1, deutsch, Kiel 1840; — Ueber den Mittelstand des Barometers am Meere, Kopenh. 1832; — Tableau du climat et de la végétation de l'Italie, Bd. 1,

gruben, Walk- und Windmühle;

Schrackenstein (Min.), auch
od. Schröckstein, s. v. a. Mal
phrit, oder auch Serpentin, der fr
gegen das Erschrecken getragen n

Schradel (Bot.), s. v. a.
palme, Ilex aquifolium *L.*

Schraden (Geogr.), Sumpf
Pulsnitz und schwarzen Elster, a
burgischen und sächsischen Grenz

Schraden (Bot.), auch
pflanzen, 2. Zunft der 9. Kl
schen Pflanzensystems, die Skro
rer Systeme enthaltend. Allge
rakter: Blume rachen- oder li
2 Paar Staubfäden und einem
2fächerig, in der Naht quer d
klaffend, mit ungeflügelten Sa
kuchen; Keim im Eiweiß, mit
nach dem Nabel gerichtet.
Sträucher mit rundem Steng
blättern, oder 4eckigem Stengel
tein, ohne Nebenblätter.
büschel- und ährenförmig; Kel
tig; Blume röhrig, rachenförmi
Geruch; Oberlippe 2spaltig, un
2 Paar ungleichen Staubfäden
der Oberlippe verkümmert;

zion für Volksschulen, das. 1820, u. A. — uliu s, Maler, 1817 in Berlin geboren, te sich an der Akademie daselbst und zu eldorf. S. malt historische Darstellungen Genrebilder, die theilweise zu den vorzüg- en Arbeiten ihrer Art gehören. Er malte vor 1833 Porträte und Genrebilder, die e Beachtung verdienen, sowohl in Hinsicht Auffassung, als der sorgfältigen Behand- . Im J. 1834 malte er Moses, wie er dem ro und seiner Familie die Befreiung Israels hlt, lebensgroße Figuren. Auf dieses Ge- de folgten mehre treffliche Genrebilder und träte, sowohl Brustbilder, als Kniestücke. reizendes Bild ist jenes der Sultanin in m Kiosk, wie sie ihren Schmuck betrachtet, eicher Ausstattung und von üppiger Vege- on umgeben. Ein anderes Gemälde in ori- alischem Sinne stellt Griechen und Aegyptier Meeresstrande bei Alexandrien dar, und ein tes musicirende Odalisken im Harem, in er ausgeführten Farbenskizze und in größrer sführung vorhanden. Ein späteres geschicht- es Bild stellt den Vergiftungsversuch an ifer Friedrich II. durch seinen Arzt Peter de neis dar, eine schön gedachte und korrekt ge- chnete Komposition. Aus seiner neuesten it stammen auch einige rührende Scenen des lkslebens, wie der ertrunkene Matrosensohn

Eines der neuesten Gemälde des Künstlers llt Cencius vor Papst Gregor VII. vor, womit das als Preis ausgesetzte 3jährige Reisestipendium von jährlich 500 Thlrn. gewann, so daß sich 1845 zur Fortsetzung seiner Studien nach om begeben konnte. Dann haben wir von m auch geistreich radirte Blätter im zweiten id dritten Bande der Bilder und Lieder, welche Düsseldorf erschienen. Es gibt reine Aetz- ücke und farbig gedruckte Exemplare dieses rachtwerkes. Es erschien auch unter dem Ti- l: Deutsche Dichtungen mit Randzeichnungen utscher Künstler, Düsseldorf 1844 u. 45.

Schradera (Bot.), 1) nach Wahl, Gattung r Rubiaceae Hamelieae *Dec.*, Pentandria onogynia *L.* Von 4 Arten, Sträuchern in n wärmeren Ländern, nennen wir: 1) S. capita *Vahl.* Auf den Karaiben. — 2) S. cephalates *Willd.* Auf Jamaika. — 2) Nach Willnow, Pflanzengattung. Art: S. scandens *Willd.*, s. v. a. Croton trilobatum *Willd.*

Schraderia (Bot.), nach Mönch, Pflanzengattung. Art: S. hastata *Moench.*, s. v. a. alvia canariensis *L.*

Schradhadera (d. i. der Thränen erregende Gott, ind. Myth.), Beiname des Dschama.

Schräg, 1) von einer Linie oder einer Richtung, die mit einer andern Linie, besonders mit iner Horizontal- od. Perpendikularlinie, weder arallel ist, noch einen rechten Winkel bildet; —) (Herald.), die Figur, die im Schilde der Richtung der Diagonale folgt; — 3) (bot. Term.), . v. a. Obliquus.

Schrägbalken (**Schrägstraße**, Herald.), Balken, der von der Oberecke des Schildes nach er Unterecke hingeht und nach dem Anfang n der Oberecke **Rechts-** oder **Links-S.** ge-

nung.

Schrägfuß (Herald.), schräge Linie, die den Schild im Fuß durchschneidet.

Schräg getheilt, die der Diagonale folgende Theilung, welche, wenn sie am rechten Obereck anfängt, schrägrechts, fängt sie im linken an, schräglinks genannt wird. Fängt die Diagonale nicht im Obereck an, so nennt man sie eine Schrägsäule.

Schräggeviertet (Herald.), diejenige Theilung, welche durch 2 Diagonalen entsteht.

Schräghaupt (Herald.), schräge Linie, die den Schild im Haupte durchschneidet.

Schräglinks (Herald.), s. Schräg getheilt.

Schrägmarsch (marche oblique, Militärw.), sowohl der Marsch auf schräger Linie, als mit schräger Front. Der erstere wird angewendet, wenn die einzelnen Abtheilungen eine Achtelsschwenkung gemacht haben, um aus der offenen Kolonne in die Linienstellung überzugehen, oder auch, um dem Ganzen eine andere Marschrichtung zu geben. Bei der zweiten Art, die am häufigsten bei der Verkleinerung der Kolonnenfront vorkommt (das Abbrechen), macht jeder Einzelne die Achtelswendung (Reiter nur $^1/_{16}$), weshalb diese Marschart nur auf kurze Strecken angewendet wird, indem dabei die Richtung leicht verloren

mühlen das Mundloch, wodurch
den Kleienkasten fällt.

Schränken, 1) etwas kreuz
ander legen oder winden, s. Jagd
im Gehen die Füße kreuzweise set
Hirschfährte; — 4) Balken
Mitte angebrachte Kerben kreuzw
verbinden; — 5) s. Säge; — 6
7) mit Schranken verbinden.

Schränker, s. Diebstahl.

Schränkklinge, die auf bei
kerbte Stahlplatte, welche dem
dient, wie dem Taglöhner das S

Schränkrahmen, ein aus
schraubten Leisten gefertigter Ra

Schränkwände, Wände,
über einander gelegten Hölzern
an den Ecken auf einander gepla
einander geschnitten werden, in
das volle Balkenende 12 Zoll ü
herausteht. Im Norden sind di
Bauern so gebaut.

Schränkwerk, eine Deich=
dung, die aus hölzernem Fachw
ches mit Steinen ausgefüllt wi
wird auf der Landseite veranker
Damm oder Deich hinter sich.

Schränkzaun, 1) Stecken

n hervorragt, gewöhnlich aus 2 Bälgen ver-
)sen, aber ohne Scheidewand. Manche tra-
eßbare Beeren. Eintheilung. A) Trok-
Schoten. Meistens zarte Kräuter mit nied-
n Blumen und einfächerigen, ächten Scho-
wovon die Klappen abspringen und den
)men ganz frei stehen lassen. Gattung:
)me. B) Gröps beerenartig: a) Beere scho-
örmig. Gattung: Capparis. b) Beere
öhnlich. Sträucher u. Bäume, mit meistens
aren, citronenähnlichen Früchten. Gat-
ıgen: Morisonia, Grataeva.

Schram (Hüttenw.), an dem Balggerüste starkes Stück Holz, auf welchem die Blase-ze fest gemacht sind.

Schramann, Burkhart, Zeichner und ıler, arbeitete zu Anfang des 17. Jahrhun-ts. B. Kilian stach nach ihm die Thesis des ron von Lerchenfeld, welche dem Kurfürsten ı Bayern dedicirt ist.

Schrambach, österr. Amt, Land unter der s, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Li-nfeld, an der Traisen; 130 Einw.

Schramberg, würtemberg. Marktflecken, hwarzwaldkr., Oberamt Oberndorf, am biltack; Schloß, Post- und Hüttenamt, Ham-rwerk, Eisenschmelze, Eichorien-, Strohwaa-ı- und Steingutfabrik, Papiermühle; 1850 nw.; in der Nähe die Ruinen der Burg S., ıt Nippenburg genannt.

Schramm (Biogr.), 1) Bildhauer von Ra-nsburg, einer der vorzüglichsten Künstler aus r 2. Hälfte des 15. Jahrh., dessen Kunstweise f die ulmer Schule deutet. Prof. von Hirscher Freiburg im Breisgau besitzt ein mit schöner,)mmer Innigkeit des Antlitzes, reiner Grazie r Gestalt und würdiger Faltung des Gewan-s versehenes Madonnenbild von S., von 1487 ıd aus der Stadtpfarrkirche zu Ravensburg. er Bildhauer Entres in München, der selbst ele meisterhafte Holzschnitzwerke geliefert hat, h 1845 das Bild des H. v. Hirscher und er-nnte sogleich unter seinen alten Holzskulptu-n ein Werk S.s, einen Altar mit dem Opfer s heil. Gregor in der mittleren Abtheilung, ıd zu den Seiten der Täufer Johannes und die ;il. Katharina, ausgezeichnet schöne Figuren ı Runden gearbeitet, so wie überhaupt der ınze Altar zu den schönsten mittelalterlichen ikulpturen gehört. In der Kirche zu Bodnegg ei Ravensburg ist eine Statue des heil. Ulrich, ıst lebensgroß und ein treffliches Werk des Meisters. — 2) Konrad, Formschneider zu lied, lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahr-underts, war auch in der Gießkunst erfahren u. ıachte eine Reise nach Jerusalem, weshalb er ch öfters Pilger des Grabes Christi nennt. Im ;. 1683 erschien zu München ein Evangelienbuch nit Holzschnitten von ihm. — 3) Johann Mi-hael, Maler und Kupferstecher, 1772 zu Sulz-ıach geboren, von seinem Stiefvater in der Goldschmiedekunst unterrichtet, ging 1793 nach München, wo er viele Bildnisse malte und solche n Kupfer stach, worunter jenes des Kurfürsten Maximilian, nachherigen Königs von Bayern, ich befindet. Nach acht Jahren begab sich S. nach Wien und besuchte drei Jahre die Aka-

findet, welches das Jesuskind auf Wolken mit dem Kreuze darstellt. S. † 1835. — 4) J. H., Maler aus Wien, berühmter Meister seines Faches, malt ausgezeichnet schöne Bildnisse in Aquarell, die sich durch lebendige Charakteristik auszeichnen und mit größter Sorgfalt behandelt sind. Er malte Fürstinnen und Prinzessinnen, Mitglieder der höchsten Familien, Notabilitäten aller Art, meist in überraschender Aehnlichkeit. S. malt aber auch andere Bilder und ist im Stande, die schwierigsten Gegenstände mit voller Wahrheit und großer Wirkung darzustellen. Im J. 1842 wurde S. großherzoglicher Hofmaler in Weimar und Professor an der Kunstschule daselbst. Schwerdtgeburt stach nach ihm das Bildniß des Großherzogs von Weimar. — 5) Alexander, Maler zu Berlin, jetzt lebender Künstler, der uns 1834 zuerst bekannt wurde; malt Bildnisse in Oel und zeichnet auch solche mit der Kreide. Dann hat man von seiner Hand auch verschiedene Genrestücke, meist Darstellungen aus dem Volksleben. — 6) Gottfried Wilhelm, Jugendschriftsteller und Komponist, den 24. April 1805 zu Deutschenthal bei Halle a. d. Saale geboren, der Sohn eines Leinwebers, bezog 1823 das königl. Schullehrerseminar zu Weißenfels, übernahm dann ein Vikariat an der Stadtschule zu Freiburg a. d. Unstrut und wurde 1826 als erster Mädchenlehrer

Schrammstraße, preußische
Rheinprovinz, R.=B. Düsseldorf,
120 Einw.

Schramowo, preuß. Dorf, P
(West=Pr.), R.=B. Marienwerder,
burg; 120 Einw.

Schrampe, preuß. Dorf, P
R.=B. Magdeburg, Kr. Osterbu
Bache; Wasser= und Windmühle;

Schrannwand, österr. Dorf
der Ens, Viertel unter dem Wien
Seibersdorf, an der Fischa; ü

Schrank, 1) (Tischler.), Beh
bewahren mancherlei Gegenständ
gewöhnlich höher als breiter u
vorderen Seite entweder eine einf
pelte Thüre. Die schmalen Blät
die Thüre stößt, heißen Beistöß
ten=, Ober= und Unterbeis
der verschiedenen Bestimmung st
ihrer innern Einrichtung und Gr
Brod=, Vorraths=, Wi
Wasch=, Kleider= und Büch
schieden. — 2) (Jagdw.), s. Hir

Schrank (Biogr.), Franz v
berühmter Naturforscher, 1747
Bayern geboren, Exjesuit, war
kon in Passau, dann Diakonus
fessor der Physik und Mathema

n't allgemeen mit Gold gekrönt u. heraus-
en; — Verhandelingen over den Bijbel,
— seine Uebersetzung des Buchs von der
olge Christi; u. A. m.

hrap, ein Segel, das, wenn man beim
e segelt, gegen die Richtung des Schiffs
hängt.

hrape, 1) s. v. a. Kratze, Striegel; —
s krumme gestielte Eisen, womit man auf
fen den Schmutz u. alten Theer abkratzt; —
s striegelähnliche Werkzeug, womit man
hl das Schrabsalz (angebackenes Salz),
)en Schmutz aus den Salzpfannen u. von
Stücken kratzt; — 4) s. v. a. Pferdestriegel.

chrapeisen (Böttcher.), s. v. a. Reißer.

chrapen (Schrappen, Landw.), s. v. a.
öpfen.

chraplau, preuß. Stadt, Prov. Sachsen,
B. Merseburg, Mansfelder-Seekreis,
nem tiefen Thale, an der Weita; 2 Domä-
inter des Prinzen Friedrich von Preußen,
unkohlengruben, ansehnliche Steinbrüche;
n 1000 Einw.

chrappach, bayer. Dorf, R.-B. Ober-
ken, Ldgr. Burgebrach; 160 Einw.

chrapphobel, s. v. a. Scharfhobel, s.
bel.

chrappvogel (Ornithol.), Schwimmvögel-
tung, s. v. a. Puffinus *Ray*.

chrabsalz, das Salz, welches bei dem letz-
Werke in der Pfanne bleibt, od. sich während
Siedens an die Geräthe angehängt hat.

Schrabstute, das kleine Brödchen aus dem
Backtrog noch zusammengekratzten Teige.

Schrassig, luxemburg. Dorf, Distrikt und
nt. Luxemburg; 130 Einw.

Schrate (deutsche Myth.), männliche, wilde,
tige Waldgeister, den griechischen Faunen u.
ityren ähnlich.

Schrattenbach, bayer. Kirchdorf, R.-B.
hwaben und Neub., Ldgr. Grönenbach;
) Einw.

Schrattenberg, österr. Dorf, Land unter
Ens, Viertel unter dem Mannhartsberg,
gr. Feldsberg (unter der Delegation der
rrsch. Rabensburg); 1700 Einw.

Schrattenhofen, bayer. Dorf, R.-B.
chwaben und Neuburg, Herrsch. Harburg;
wencefabrik; 130 Einw.

Schrattenkalk (Geognos.), in den luzerner
lpen ein dick geschichteter Kalkstein mit Hippu-
ten u. Diceras. Entspricht wahrscheinlich der
reide.

Schrattenthal, österr. Stadt, Land unter
er Ens, Viertel unter dem Mannhartsberg,
)auport des gleichnam. Landgerichts;
errschaftl. Schloß; 600 Einw.

Schratzen (Ichthyol.), s. v. a. Schrätz, Ace-
ina Schraitzer *Cuv.* S. Kugelbarsch.

Schraube (Technol.), 1) Werkzeug, das für
ie Technik von Wichtigkeit ist; wird theoretisch
ls eine mit gleichbleibender Neigung um einen
Cylinder gelegte schiefe Fläche angesehen. Sie
)esteht aus zwei Theilen, welche in der Anwen-
)ung stets zusammenwirken müssen, nämlich aus

Größe, um welche das Gewinde [illegible] Umgangs längs der S. fortrückt. Die Erfordernisse einer guten S. sind: die Gänge des Gewindes müssen eine dem Zweck u. dem Durchmesser der S. angemessene Steigung u. Stärke haben; die Steigung des Gewindes muß überall ganz gleich seyn; die Spindel sowohl als die Höhlung der Muttrr muß ganz gerade, genau rund und überall von gleichem Durchmesser seyn; das Gewinde muß glatt und rein ausgearbeitet seyn, um keine unnöthige Reibung bei der Bewegung zu veranlassen; die Spindel muß genau in die Mutter passen, ohne sich zu klemmen oder zu schlottern, zu welchem Behuf es nothwendig ist, daß der Durchmesser der Spindel, excl. der Gänge, gleich sey dem innern Durchmesser der Mutter, incl. der Gänge.

Bei Anwendung der S. wird bald die Spindel, bald die Mutter in drehende Bewegung gesetzt. Die Umdrehung der Schraubenspindeln kann man bewerkstelligen: a) unmittelbar mit der Hand; diese Methode ist nur bei kleinen Schrauben, deren Bewegung wenig Kraft erfordert und sehr oft vorgenommen werden muß; b) mittelst eines Hebels, der durch den kegelförmigen oder cylindrischen Kopf der S. gesteckt wird, z. B. bei Schraubstöcken, bei Pressen ꝛc. Der Hebel ist entweder bleibend mit der S. verbunden, oder er wird jedesmal, wenn

seyn, ja bei allen feinen Gewi
Tiefe beträchtlich größer als die
um ein tieferes gegenseitiges
Spindel und des Muttergewinde
Sämmtliche Kanten und einspri
der Schraubengewinde müssen
ausgearbeitet, die vorspringen
Gänge der Spindel und der Mu
ander und daher auch die hohen
tiefsten völlig gleich seyn. Dre
sind die gewöhnlichsten, namentl
ren Durchmesser nicht über ein
Runde Gewinde wendet man
wo eine S. sehr viel bewegt w
daher scharfe Gänge in die Mu
und sie schnell abnutzen würde
Rücksicht macht man wohl auch
und nur bei dicken S.n die Gän
scharf, jene der Spindel aber d
geplatteter Spitze, oder trapezf
sondere Art der S.n mit scharf
die eisernen und messingenen K
bei welchen die hohen Gänge s
und scharfschneidig, aber weit
gend seyn müssen, damit sie i
glattes rundes Loch vorgebo
beim Einschrauben ihre Mutte
zugleich aber so viel Holz s
nicht leicht ein Ausreißen dess

bemerklichen Theil einer Umdrehung machen
, bevor ein Fortschreiten eintritt; man
t dies den todten oder leeren Gang
r S. und sagt dann von letzterer, sie gehe
. Diesem, besonders für Mikrometer-
uben sehr nachtheiligen Umstande muß da-
) abgeholfen werden, daß man ein Mittel
endet, die Schraubenmutter zusammenzu-
en und folglich ihr Gewinde stets in genaue
Berührung mit dem Gewinde der Spindel
lten zu können. Man schneidet zu dem
e die Mutter an einer Seite mit der Säge
oder spaltet sie ganz durch (aufgeschnit-
e, aufgeschlitzte, gespaltene Mut-
n) und bringt S.n an, durch welche sie nach
rderniß zusammengeklemmt wird. Legt
Federn unter diese Klemmschrauben, so
et sich die Mutter von selbst, falls sie auf eine
as dicke Stelle der Spindel trifft.
as gewöhnlichste Material, woraus S.n
ertigt werden, ist Schmiedeeisen. Feine
genaue S.n verfertigt man aus Stahl,
sich seiner Gleichförmigkeit halber viel besser
eignet. Aus Gußeisen werden öfter große
ßspindeln hergestellt. Messingene S.n
selten, dagegen macht man die Muttern ei-
er oder stählerner S.n sehr gewöhnlich aus
ssing oder aus Rothguß, oder auch aus Glok-
netall.
Die Schraubenmuttern sind entweder gegos-
oder gelöthet, oder geschnitten. Gegossene
singene Schraubenmuttern werden nur für
ße S.n und in Ermangelung einer Schrau-
schneidemaschine (s. d.) angefertigt. Gelö-
te Schraubenmuttern werden bloß bei den
raubstöcken gebraucht. Bei den geschnit-
en Schraubenmuttern wird eigentlich wahre
llkommenheit möglich; sie sind in allen Fällen
vendbar und bei Weitem die gewöhnlichsten.
raubenmuttern von bedeutendem Durchmes-
werden auf Schraubenschneidemaschinen ge-
nitten; solche von mittlerer Größe und schar-
Gewinde werden oft mittelst des Schraub-
hles auf der Drehbank gefertigt. In allen
igen Fällen geschieht das Schneiden der
uttern mit Schraubengewinde- oder
hneide-Bohrern. Ein solcher Bohrer ist
e stählerne, gehärtete und gelb angelassene
, welche, um mittelst des Feilklobens, eines
igneten hölzernen Heftes oder eines Wend-
ns umgedreht zu werden, mit einem viereckig-
Kopfe versehen ist und auf angemessene
eise schneidend gemacht wird. Von dem Theile
Bohrers, welchen das Gewinde enthält und
öhnlich 1 — 2 Zoll lang ist, wird vor dem
rten auf drei oder vier Seiten so viel weg-
feilt, daß nur zunächst am Kopfe die Schrau-
ngänge unversehrt bleiben, von da an aber,
ch der Spitze zu, der Bohrer sich mit drei, oder
r Flächen verjüngt, bis das äußerste Ende,
welchem kaum noch Spuren des Gewindes
rig sind, gleichseitig, dreieckig oder quadratisch
scheint. Für die Schraubenmutter bohrt man
rher ein rundes Loch, dessen Durchmesser mit
m Durchmesser der Schraubenspindel, ohne
hohen Gänge des Gewindes, übereinstimmt,
d in welches das drei- oder viereckige Ende

bringe. Der Kopf des Bohrers wird so dünn gemacht, daß man ganz durch das Loch durchschneiden und zuletzt den Bohrer durchfallen lassen kann, wodurch man der Nothwendigkeit überhoben wird, ihn zurück herauszudrehen, auch das Gewinde gleichförmiger ausfällt. Bei sehr tiefen Gewinden ist es gut oder sogar nothwendig, zwei Bohrer nach einander anzuwenden, von welchen der zweite ein wenig dicker ist und so das Gewinde fertig macht.

Um die Schraubenspindeln zu verfertigen, werden sie entweder gegossen, oder geschmiedet, gefeilt, od. geschnitten. Große gußeiserne Preßschrauben werden mittelst eines genau gearbeiteten hölzernen Modells in Sand abgedrückt und geformt; es fällt aber dabei das Gewinde nie sehr vollkommen aus, und man muß häufig die Spindel noch auf einer Schraubenschneidemaschine nachschneiden. Große und sehr grobe eiserne Holzschrauben können in einem zweitheiligen, genau zusammenpassenden Gesenk, von welchem jeder Theil fast die Hälfte einer durch die Axe zerschnittenen Schraubenmutter darstellt, geschmiedet werden, wobei das Verfahren mit dem beim Schmieden in anderen runden Gesenken übereinstimmt. Man wendet jedoch dies Verfahren nur selten an. Gefeilte Schraubenspindeln kommen weit öfter und jedesmal dann vor, wenn eine etwas große

muß. — 2) (Markscheiden), s. — 3) (S. des Archymedes), s. medische Wasserschraube.

Schraube (Mollusk.), Gast. s. v. a. Terebra *Lam.*

Schraubenbaum (Bot.), s. v. a. Helicteres *L.*

Schraubenblech, s. Schrau. zeug.

Schraubenbohne (Bot.), s. v. a. Helicteres *L.*

Schraubenbohrer, s. Schr.

Schraubenbolzen, s. Bolz.

Schraubenbret, das dicke nach dessen scharfem Rande der die Karten beschneidet, s. Spiel.

Schraubendocke, an der zur Fertigung hölzerner Schrau.

Schraubendreher, s. v. schneidzeug.

Schraubeneisen, 1) s. Sch. 2) s. v. a. Scheereisen; — 3) K. geschraubten Eisstollen.

Schraubenförmig (bot. Spiralis.

Schraubenfutter, s. Dre.

Schraubengänge, 1) s. S. s. Spiralgefäße.

Schraubengemse (Ornith.

chraubenschneidmaschinen, Maschinen Schneiden großer, entweder bedeutend er oder dicker Spindeln u. der dazu gehö-en Muttern, so wie zur fabrikmäßigen gleich-ßigen Verfertigung kleinerer Schrauben. Maschinen zum Schneiden langer Schrauben-deln haben gewöhnlich eine den großen hbänken verwandte Konstruktion u. können er That auch als Drehmaschinen zum reben großer Walzen ꝛc. so wie zum Aus-ren von Cylindern u. dergl. gebraucht wer-. Die Maschine besteht aus schweren guß-rnen Docken; an denselben befindet sich Spindel, welche sich auf der einen Seite um Spitze, auf der andern Seite um eine Docke inem etwas konischen Lager bewegt. Auf der indel sind zwei Winkelräder befindlich, u. e können mit einem dritten Winkelrade in u. er Eingriff gesetzt werden; das letztere er-t seine Bewegungen von den Motoren. Auf r Seite der Maschine sind zwei Ständer, in en sich in besondern Lagern die Leitspindeln egen. Der Schlitten mit dem Supporte ist zwei Schraubenmuttern versehen, durch lche die Leitspindeln gehen, so daß, wenn sich letzteren umdrehen, der Schlitten von dem en Ende der Wangen bis zu dem andern ge-rt wird. In dem Support ist mittelst der gel u. Schrauben der Schneidstahl befestigt. kann auch noch ein zweiter Schneidstahl auf andern Seite angebracht werden, indem mit n einen geschnitten werden soll, wenn sich der hlitten von dem Ende nach dem andern be-gt, u. mit dem andern, wenn der Schlitten die tgegengesetzte Bewegung macht; allein eine che Einrichtung entspricht dem Zwecke nicht, daß weit besser nur eine Schneide gebraucht rd u. der Schlitten frei zurückkehrt. Der chneidestahl kann durch eine Schraube adju-rt werden. An jeder Stelle der Wangen kann n Reitstock mit einem Reitnagel festgeschraubt rden, während die Adjustirung des Reitna-ls durch eine Schraube bewirkt wird. Der eitnagel liegt in einem langen, genau aus-bohrtem Cylinder, während er selbst genau ab-dreht ist. Die Spindel oder der Cylinder, auf ssen Oberfläche das Gewinde eingeschnitten rden soll, wird zwischen zwei Spitzen auf der-lben Maschine genau abgedreht. An dem einen nde, an dem Futter, ist an der Spindel ein ührer befestigt, damit dieselbe mit der Dreh-nkspindel umläuft. In dieser Form kann ie Maschine auch als Drehmaschine benutzt rden. Sollen nun die Gewinde eingeschnitten rden, so wird an der Spindel ein Stirnrad efestigt u. an den Enden der beiden Leitspindeln wei gleiche Räder, so daß, während sich der Cy-nder durch die Kraft umdreht, die dem Winkel-ade mit der Mäschine ertheilt ist, das an der Spindel befestigte Stirnrad auch die beiden Rä-er am Ende der beiden Leitspindeln umdreht. Dadurch wird dem Support eine horizontale Bewegung von dem einen Ende der Wangen bis u dem anderen gegeben, u. der mittelst der Schraube vorgerückte Schneidstahl macht auf em sich umdrehenden Cylinder den ersten Ent-

wird wieder vorgeschoben, schneidet nun tiefer ein, u. die Operation wird so oft wiederholt, bis die Schraube vollendet ist.

Wenn die zu schneidende Schraube dasselbe Gewinde haben soll, wie die Leitspindel, welche den Schlitten führt, so sind sich das am Stirnrade u. die an den beiden Leitspindeln befestigten Räder alle gleich, u. bei jeder Umdrehung der Spindel rückt der Stahl um ein Gewinde vor. Verändert man aber diese Räder, so daß das am Stirnrade befindliche in irgend einem Verhältnisse größer oder kleiner als die beiden andern Räder ist, so sind die Gewinde der zu schneidenden Schraube in demselben Verhältniß von der Leitspindel verschieden. Man braucht daher nur ein Sortiment von Rädern zu haben, die so eingerichtet sind, daß die Summe ihrer Halbmesser eine gewisse Größe hat, wo dann die Maschine im Stande ist, Schrauben von jeder beliebigen Ganghöhe u. Stellung der Gewinde zu schneiden. Soll eine Schraube mit doppeltem Gewinde geschnitten werden, so wird zuerst das eine geschnitten, dann wird der Führer an dem entgegengesetzten Punkte befestigt. Dadurch erhält die zu schneidende Schraube eine halbe Umdrehung, ohne daß, irgend eine Bewegung in dem Schneideapparat veranlaßt wird, u. die Schraube greift nun an einem Punkte an, der zwischen den beiden vorhergehenden Gewinden liegt. Ist ein

mehre Exemplare mit verschieden
vorräthig haben müsse, um n
Gattung Schrauben schneiden zu
Verstärkung und Regulirung de
ein Vorgelege. Die Kurbel sitzt
Axe eines langen Getriebes, wel
der Spindel sitzende Rad eingrei
sich die Leitspindel weiter zurück
sich das Rad auf dem Getrieb
Die Spindel wird durch zwei Do
Muttern werden mit dieser M
schnitten, indem man erstere an
sonst der Schneidstahl sitzt, bef
der Leitspindel einen Cylinder
welchem der Zahn angebracht
einen Schraubenbohrer, aber mi
Schneide. Um lange Schrauben
Genauigkeit zu verfertigen, wend
Vorrichtung an. Eine mittelst
umzudrehende stählerne Axe, w
sehr genau gearbeitete Schrau
den, setzt als Schraube ohne E
messingene Scheibe und zugleich
bindung von 2 Zahnrädern den
drehung, welcher zur Schraube
den soll. Mit der erwähnten
ist koncentrisch eine kleinere Sc
um deren Umkreis sich bei d
dünne und sehr biegsame U

: kegelförmig und zum Einſenken beſtimmt. Verfertigung geſchieht durch Stauchung nen Drahtendes in einer Kniehebelpreſſe. aus einer Oeffnung der Zange hervorſte- Drahtſtück wird durch einen flachen Stem- ittelſt eines kraftvollen und nur augenblick- Drucks zuſammengequetſcht, ſo daß es die nkung ausfüllt. Dan ſtößt der Arbeiter einem Werkzeuge von unten gegen den t, um denſelben zu heben und herauszu- n, während zugleich die Zange ſich etwas t. 3) Das Abdrehen des Kopfes ge- t auf einer kleinen Drehbank, wo ſtatt rehſtahles eine Art Zange angewendet wird, en Kopf ſowohl unten auf ſeinem kegel- igen Umkreiſe, als auf der obern Fläche kande abzudrehen. 4) Das Schneiden des aubengewindes. Hierzu dient eben- eine Art kleinere Drehbank, deren Wir- ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Schrauben- iden mittelſt Patronen hat. An der Spin- welche ſich zur Rechten des Arbeiters be- t und durch Treten in Umdrehung geſetzt , iſt mittelſt einer ſchnell und leicht zu öff- en Zange die Schraube eingeſpannt, ſo daß Kopf in der Zange liegt, das Uebrige aber orragt. Das Einſchneiden des Ganges ge- ht durch einen flachen Zahn, der an einem l ſitzt und mittelſt deſſelben auf die Schraube ergedrückt wird. Die Schraubenpatrone ach 2 verſchiedenen Methoden angebracht eingerichtet. Entweder iſt das hintere Ende Drehbankſpindel ſelbſt mit dem Gewinde hen und ſchraubt ſich in der Hinterdocke und rückwärts, während der ſchneidende n an ſeinem Platze bleibt; oder die Spindel t in zwei glatten cylindriſchen Lagern, und Patrone, ein etwa 8 Linien dicker Cylinder dem Schraubengewinde, befindet ſich vorne derſelben, zwiſchen der Vorderdocke und der ge, welche zum Feſthalten der Schraube t. Zwiſchen beiden Docken iſt eine ſchrau- örmige Feder um die Spindel gewunden, welche dieſe immer nach der Hinterdocke ſich zu ſchieben ſtrebt. Der Hebel mit dem ne iſt wie bei der vorigen Konſtruktion. In- man ihn zum Schneiden niederdrückt, ſetzt elbe einen Winkelhebel in Bewegung, wel- eine mit Schraubengängen verſehene Frik- rolle gegen die Patrone lehnt und ſie mit elben in Eingriff ſetzt. Dadurch iſt die Dreh- kſpindel genöthigt, ſich hervor, d. h. nach der en Hand des Arbeiters zu ſchrauben; ſobald r der Schneidſtahl oder Zahn aufgehoben d, entfernt ſich die Rolle von der Patrone, die Spindel geht ohne Zeitverluſt und ohne entliche Schraubenbewegung, durch die Wir- g der Feder zurück. 5) Das Einſtreichen s Kopfes. Um den Spalt oder Einſchnitt Kopfes zu bilden, der zum Einſetzen des braubenziehers dient, wird eine kleine Ma- ine angewendet, bei welcher der wirkſame uptheil eine bogenförmige, um einen Mittel- nkt ſich vor- und rückwärts drehende Säge

Die Schraube wird in ein Loch eines ſchräg henden Hebels geſteckt, mittelſt deſſen man

Zähne so ausgefeilt sind, daß sie eine Schraubenlinie bilden. Bei starken eisernen Schrauben wird das Eisen meist glühend gemacht, und die Schraubengänge des Schraubenbohrers werden mit feuchtem Lehm ausgestrichen. Bei metallenen Schraubenmuttern bohrt man mit einem schwächern Schraubenbohrer vor und nimmt nach und nach stärkere. Zu Schrauben aus Holz, Horn und Elfenbein ꝛc. hat man ein hölzernes S. Es besteht dies aus einem Stücke Holz mit einem Loche, in welches verschiedene Schraubengänge gebohrt sind; unten an dem Holze ist ein vorstehender Stift oder Zahn von Stahl befestigt, welcher das Ausschneiden der Schraubengänge verrichtet, wenn man den zur Schraube bestimmten Cylinder in das Loch des Schneidezeuges dreht. Er ist der Länge nach meistens in einem Winkel gebogen und kann dem Mittelpunkte des Loches näher gerückt werden, um die Schraubengänge etwas tiefer auszuschneiden.

Schraubenschnur, Art schmaler, halbseidener Bänder.

Schraubenspindel, s. Schraube 1).

Schraubenständig (bot. Term.), s. v. a. Spiralis.

Schraubenstahl (Drechsl.), s. v. a. Schraubstahl.

Schraubensteine (foss. Radiat.), die durch

von Blech, womit ein Zeichentische ausgespannt festgeh

Schraube ohne Ende die Schraubenspindel auf beiden fen geht, ihre Gänge aber anst einer Schraubenmutter, in die Zä rades greifen. Das Rad ist also benmutter. Wird diese Vorrich Maßstabe ausgeführt, so wählt m be mit flachem Gewinde u. gibt schräg eingeschnittene Zähne, Räderschneidzeuge durch eine tion des für gewöhnliche Räde Verfahrens hervorgebracht w feineres scharfes Gewinde versie des Rades mit einer halbrunde bank eingedrehten Furche, in nes Schraubenbohrers die Gen ten werden. Das Rad blei Furche oder Rinne gedreht ist, Drehbank eingespannt; man Schnur von der Rolle der Spi festigt auf den obersten, querl des Supportes ein kleines Ge der Schraubenbohrer senkrecht mit einer Kurbel versehen, Indem man nun durch die kü nes Supportes den Bohrer g des Rades vorschiebt und ih

e Maſſe v. ſchraubenartig gewundenen Fur-
. Bei der Verfertigung der Schrauben durch
raubenſtähle auf der Drehbank wird immer
ein kurzes Stück des Gewindes von höchſtens
m Zoll oder wenig darüber in der Länge auf
ral geſchnitten, und dabei macht die Dreh-
kſpindel eine angemeſſene Anzahl von Um-
ungen in der gewöhnlichen Richtung. Hat
Schiebung ihr Ende erreicht, ſo muß, durch
zweckmäßige Regierung des Trittes, die
ndel mit der Arbeit eben ſo oft rückwärts
aufen, wobei der S. ein wenig von der Ar-
abgezogen wird; dann fängt die erſte Be-
ung wieder an u. ſ. w., bis das Gewinde tief
ug und völlig ausgeſchnitten iſt. Wird eine
Bere Länge deſſelben erfordert, ſo erreicht
r dieſe durch Fortſetzung, indem man den
auf die zunächſt anſtoßende Stelle bringt und
t in gleicher Weiſe wirken läßt. Die Ein-
tungen zum Schraubenſchneiden auf der
ehbank ſind von zweierlei Art, je nachdem
nlich der Drehbankſpindel, oder dem S.e die
ebende Bewegung mitgetheilt wird. Wenn
Spindel die Schiebung gegeben werden muß,
beſchreibt jeder Punkt auf dem Umkreiſe der-
en, durch die vereinigte Umdrehung und
iebung, eine Schraubenlinie, u. ein Gleiches
der Fall mit dem Arbeitsſtücke. Der S.
rd dabei unbeweglich angehalten. Um die
raubende Bewegung der Spindel zu erzeugen,
ingt man gewöhnlich auf derſelben ein kurzes,
va 1 Z. langes Stück eines beſtimmten Schrau-
ngewindes, eine ſogenannte Patrone oder
chraubenpatrone, an, welcher der ge-
auchte S. hinſichtlich der Freiheit ſeiner Zähne
tſprechen muß. Unter der Patrone wird ein
tück weichen, allenfalls mit Hutfilz bekleideten
olzes (Regiſter) feſtgelegt, in welches die
änge der Patrone ſich eindrücken, ſo daß die
pindel bei ihrer Umdrehung genöthigt iſt, ſich
if der Unterlage wie in einer Mutter zu ſchrau-
n. Begreiflicherweiſe wird hierzu erfordert,
ß die Spindel in zwei cylindriſchen Lagern
ufe, wodurch ſolche Drehbänke, zum Drehen
hr genauer Arbeiten weniger tauglich wer-
n. — 2) S. v. a. Scheereiſen; — 3) Hufeiſen
it eingeſchraubten Eisſtollen.

Schraubſtock, Werkzeug, in welches Ge-
enſtände geklemmt werden, um ſie feſt zu halten.
Man ſieht es ſowohl in den Werkſtätten der Me-
allarbeiter als in denen der Holzarbeiter. Me-
allſtücke werden bei den meiſten Arten der Ver-
rbeitung, wenn ſie nicht gar zu klein ſind, in
S.en eingeſpannt, deren Größe nach den vor-
ommenden Arbeitsſtücken ſehr verſchieden iſt.
Man hat Schraubſtöcke von 1—100 Pfd. Schwere
. darüber. Sie werden entweder mit Schraub-
wingen, oder auf andere Weiſe an den Werktiſch
efeſtigt. Jeder S. beſteht aus einem feſtſtehen-
en Theile und aus einem beweglichen, welch
etzterer von der Werkbank abgewendet und dem
Arbeiter zugekehrt iſt. Die Verbindung des
eweglichen Theils mit dem unbeweglichen fin-
et durch eine Art von Gewinde Statt. An dem
nbeweglichen Theile ſind nämlich unten zwei
Seitenplatten (Backen) befeſtigt, zwiſchen

Schlüssel umgedreht, und die
ter befindet sich in einem mit dem unbeweglichen
Theile des S.es verbundenen Rohre. Sie schützt
zu gleicher Zeit die Schraube gegen die ab-
fallenden Feilspäne. Eine zweckmäßig ange-
brachte Feder treibt die Backen auseinander,
wenn man die Schraube links umdreht. Bei
den gewöhnlichen Schraubstöcken ist die Größe
der Oeffnung sehr beschränkt, wenn man nicht
das Gewinde tief unter die Schraube legt, wo-
durch aber das ganze Werkzeug groß, schwer und
deshalb kostspielig wird; außerdem verursacht die
Bogenbewegung um das Gewinde, daß nur bei
einer einzigen bestimmten Größe der Oeffnung
die Flächen des Maules völlig parallel zu ein-
ander sind, dagegen bei kleinerer Oeffnung die
oberen Kanten, bei größerer die unteren Kan-
ten des Maules vorzugsweise das Arbeitsstück
fassen. Wenn ein im S. befestigtes Arbeitsstück
von verschiedenen Seiten bearbeitet werden
muß, so ist es nöthig, dasselbe los zu machen und
in anderer Lage wieder zu befestigen. Um dieser
Mühe wenigstens theilweise überhoben zu seyn,
gibt man zuweilen dem S. eine solche Einrich-
tung, daß er sich im erforderlichen Falle rund
herumdrehen, auch wohl auf- und abwärts nei-
gen, oder mittelst eines Kugelgewindes in jede
beliebige Stellung versetzen läßt. Arbeitsstücke,
welche mit glatten, schon fertig gearbeiteten Flä-

welches die Christnacht vorstellt,
Weise, wie das liebliche Gemälde
H. Heß, indem nämlich Engel da
Erde herab bringen. Ein Gemä
ner früheren Zeit stellt die Verkün
dar, bereits ein Werk in streng rel
Nach Vollendung dieser Werke
Professor H. Heß in Berührung,
nungen zu dem historischen The
sters im regensburger Dome
Hierauf malte S. unter Schlot
in der k. Glyptothek, um sich in
Freskomalerei zu üben, und die
che er dadurch errang, setzten ih
in der ehemaligen englischen Ka
einem Privathause eingerichtet
im Besitze des Prinzen von Alte
det, ähnliche Arbeiten zu unter
Vollendung dieser Malerei verb
H. Heß, welcher bei seinen große
in der Allerheiligenkirche und
des heil. Bonifacius an unsern
der tüchtigsten Gehülfen fan
schmückung der ersteren dieser
kirchen begann 1832, und jet
ihrem Bilderschmucke ein erha
Epos. S. komponirte und zei
tung seines Meisters einige Bi
men der Allerheiligenkirche;

Zartigsten unserer Zeit gehört. König Lud-
hatte beschlossen, die Dome in Bamberg und
ier mit Freskomalereien zieren zu lassen,
auf die Empfehlung des Prof. Heß über-
z der König S. die Ausmalung des Doms
Speier, welcher einen reichen Bildercyklus
Goldgrund im Sinne älterer christlicher
nst umfassen wird. Der Künstler begab sich
halb gegen Ende des Jahres 1844 nach
lien, um Studien zu machen, und nach seiner
ckkehr ging er unverweilt an den Entwurf
Zeichnungen, da das Werk im J. 1854 vol-
det seyn soll. Einige Gemälde und Zeich-
igen dieses Meisters sind auch in Nachbil-
igen vorhanden. Zu den frühesten gehört eine
lderbibel, mit dem Pinsel auf Stein gezeichnet.
eses Werk erschien zu München im k. Schul-
herverlag. Die oben genannte Madonna
s dem Nachlasse der Königin Karoline von
yern hat J. M. Enzing-Müller 1841 für den
inchener Kunstverein gestochen, ein liebliches
latt. W. Strauch er hat ein Madonnenbild
hographirt. Das Bild der heil Agnes, im
esitze des Königs Ludwig, wird ebenfalls im
liche erscheinen. Die Bilder der Allerheiligen-
che hat J. G. Schreiner lithographirt; 14
efte gr. Fol. Die Kompositionen zu den
lasgemälden der Kirche in der Au sind von
Eggert in lith. Nachbildungen herausgegeben,
ter dem Titel: Abbildungen von den Glas-
mälden in der Pfarrkirche der Vorstadt Au,
Lieferungen, München 1843, Roy.-Fol. — 2)
laudius, Maler, geb. zu Obersdorf 1813,
ruder des Vorigen, erlernte ebenfalls das
chreinerhandwerk, empfand aber immer mehr
orliebe zum Zeichnen und begab sich deshalb
ch vor Ablauf der Lehrjahre nach München,
o ihm Johann S. regelmäßigen Unterricht er-
eilte. Er besuchte auch die Akademie, um
ach der Antike zu zeichnen; im Praktischen der
alerei verdankte er dem Prof. Heß und seinem
ruder das Meiste. S. vollendete nach Höcherls
od die Kopie des Todtentanzes von Holbein,
elchen Prof. Schlothauer herausgab, ein Werk
elches die Originalholzschnitte auf das Ge-
ueste im Steindrucke nachahmt. Dann reiste
. mit E. Förster im Auftrage des Kronprinzen
axi milian nach Italien, um daselbst alte
re skomalereien und andere historisch-merkwür-
ge Gemälde des Mittelalters zu zeichnen.
ach seiner Rückkehr arbeitete er in der Aller-
eiligenkirche zu München, wo er unter Leitung
es Prof. Heß fast alle kleinen Bilder grau in
Grau malte. Hierauf wählte ihn Heß zum
Gehülfen bei den umfangreichen Arbeiten in
er Basilica des heil. Bonifacius. S. kompo-
irte da unter Leitung des Meisters einige Bil-
er: Ehrentrudis von Salzburg, St. Walpur-
is mit drei anderen Frauen, Willebad, unter-
ichtend die Kinder, Fritegild, von Ambrosius
nterrichtet, Theodelinde und Autharis und der
Tod der heil. Afra. Die drei letzteren Bilder
hat S. auch gemalt. Nach Vollendung dieser
Arbeiten reiste S. mit dem Direktor v. Gärtner
ach Griechenland, um in der Residenz zu Athen
inige Gemälde auszuführen, wo Kranzbergen

kas, Maler und jüngerer Bruder [illegible]
geboren zu Oberdorf 1818, stand anfangs unter Leitung seines Bruders Johann und besuchte dann die Akademie in München. Er widmete sich der Glasmalerei, aber ohne die Oelmalerei auszuschließen. Eines seiner Bilder der ersteren Art stellt die Christnacht dar, nach einem lieblichen Gemälde von H. Heß. Dann malte er auch die drei Fenster nach den Kartons seines Bruders Johann, welche nach England kamen. Später trat S. in das Kloster der Benediktiner zu Metten und erhielt als Bruder den Namen Lukas. Er malt jetzt für sein Kloster in Oel Bilder in der Weise der religiösen Schule in Deutschland. Eines seiner neuesten Altarbilder, für die Bruderschaft zum Herzen Mariä ausgeführt, stellt die Madonna in einer Engelglorie dar. In neuester Zeit malte er den heiligen Sebastian, ebenfalls ein Altarbild.

Schrauen, bad. Zinken, Mittelrheinkr., Amt Wolfach; 130 Einw.

Schreber, Johann Christian Daniel von, berühmter Naturforscher, 1739 zu Weißensee geboren, ging 1758 nach Upsala, wurde im folgenden Jahr Arzt am Pädagogium in Bützow, 1769 Professor der Medicin u. Naturkunde in Erlangen, Oberaufseher des botanischen Gartens u. Naturalienkabinets, 1791 geadelt, kaiserlicher Rath, Leibarzt u. Hofpfalzgraf, 1793

war; — 3) die Handlung oder welche Jemand erschreckt wird; — s. v. a. Schrecktuch; — 5) s. v. a

Schreck (Biogr.), Karl Fri zu Berlin, bildete sich an der Ak und stand um 1836 unter besond Prof. Hensel. Er malt Bildn Genrestücke, zeichnet auch Portr zer Kreide und mit farbigen Sti

Schreckbild, Gegenstand, d widrige Beschaffenheit Abscheu erregt.

Schrecke (Ornithol.), s. v. rer, Crex pratensis *Cuv.*

Schrecken, 1) s. v. a. Schr schnell, aber nur wenig rösten; schnell mit etwas Flüssigem beg Glasmasse zu weißem Glase, geschmolzen ist, in kaltes Was sie von dem überflüssigen Salz 5) vom Reh, wenn es etwas U blickt, einen bellenden hell geben.

Schrecken (Entom.), nach die Insektenordnung der Ortho

Schrecken (Geogr.), österr arlberg, Ldgr. Bregenzerw — 2) das.; 200 Einw.

Exstirpation, Erl. 1815; — Handbuch der rgischen Verbandlehre, daſ. 1820—22, 2 . (unvollendet.); — De bursis mucosi subneis, daſ. 1824. — Gab einige mediciniſche ſchriften heraus und überſetzte Ant. de bernats „Neue Methode, den Schenkelbruch periren", Nürnb. 1817. — 2) Chriſtian urich Theodor, Mediciner, 1768 zu Zeitz ren, Bruder des Vorigen, ſeit 1798 Arzt rlangen, 1810 Profeſſor der Medicin zu tenberg und 1816 zu Halle, wo er 1833 †. rieb: Kurze Beſchreibung der chemiſchen äthſchaften älterer und neuerer Zeit, Nürn- 1802, 3 Bde.; — Synonymia anatomica, th 1803; — Balneotechnik, daſ. 1803, 2 e.; — Operationslehre für Thierärzte, daſ. 3; — Tabellariſche Ueberſicht der ächten u. chten Arzneikörper, daſ. 1804; — Handb. Selbſtprüfung unſerer Speiſen u. Getränke, rnberg 1810; — Verſuch einer vergleichen- Anatomie der Augen und der Thränenor- e der Menſchen und der übrigen Thierklaſ- Leipzig 1810; — Die weibliche Schönheits- ge, Nürnberg 1810; — Osteochemiae spe- en, Leipzig 1811; — Handbuch der Paſto- nedicin, Halle 1823; — Reiſediätetik, daſ. 7, und Anderes.

Schregerſche Augenbinde, ſ. Augen- de.

Schrei, ſ. Schreien.

Schreiadler (Ornith.), ſ. v. a. Falco quila) naevius *L.* — S. mit nackter, ther Kehle, ſ. v. a. Falco (Circaetos) licollis *Daud.*

Schreibart, 1) (Rhet.), ſ. v. a. Styl; — 2) tuſ.), ſ. Satz und Styl.

Schreibblei (Min.), ſ. v. a. Graphit, manch- l auch Molybdän.

Schreibebücher, Bücher, in denen man zur bung ſchreibt. Bei den Normal-S.n iſt Vorſchrift gleich zu Anfang der Zeilen vor- ruckt.

Schreibefedern, ſ. Schreibfeder.

Schreibekalender, ſ. Kalender.

Schreibekrampf (Med.), Spasmus habi- lis musculi flexoris pollicis longi, nicht ganz tige Benennung einer neuerdings häufig be- achteten Krankheit, da dieſelbe nicht allein ch Schreiben, ſondern auch durch Klavier-, ten-, Violin- ꝛc. Spielen erworben wird und nicht immer auf den flexor pollicis longus ein beſchränkt. Der Krampf tritt unter 2 rmen auf; er ergreift entweder die Flexoren, er die Extenſoren. Im erſten Falle entſteht i jedem Verſuche, zu ſchreiben oder die Feder halten, toniſcher oder kloniſcher Krampf der eugemuskeln der 3 erſten Finger oder eines ter ihnen; die Sicherheit der Bewegungen ird dadurch aufgehoben und die Feder nach en und unten geſchnellt, während die Finger t feſt gegen dieſelbe gedrückt werden. Im eiten Fall werden die Finger von der Feder gezogen, auseinander geſpreizt, und die Feder ird unwillkürlich fallen gelaſſen. Das Uebel ginnt mit dem Gefühl erſchwerter Beweglich- it, welches vorzüglich bei lange dauernder An-

abdomineller, metastatischer ꝛc. Neur-
thätig wären. Man hat dasselbe bis jetzt nur
bei Männern, namentlich solchen mit straffer
Faser, beobachtet, nie bei Weibern, obwohl auch
bei diesen die Gelegenheitsursachen — Klavier-
spielen, vieles Schreiben, angestrengte Handar-
beiten ꝛc. — nicht fehlen. Am häufigsten be-
fällt dasselbe Gelehrte, Beamte, Schullehrer,
Schreiber, Musiker, Virtuosen, was erklärlich
wird, wenn man bedenkt, daß niemals die Vir-
tuosität im Viel- und Schnellschreiben so in An-
spruch genommen wurde, als jetzt, und daß nie
zur Behandlung musikalischer Instrumente eine
so große Agilität der dabei beschäftigten Mus-
kein erfordert ward, als in der jetzigen Zeit, wes-
wegen man mit Recht die Krankheit als eine
Ausgeburt der modernen Richtung bezeichnet
hat. Hierin liegt zugleich der Grund, weshalb
in der neuern Zeit der S. ungleich häufiger ge-
sehen wird, als sonst, während die ältern Auto-
ren ganz über denselben schweigen. Die Pro-
gnose ist in Beziehung auf die Heilbarkeit des
S.es, der übrigens fast nie eine Störung des
Allgemeinbefindens zur Folge hat, ungünstig,
und nicht selten wird der Kranke durch denselben
erwerbsunfähig.

Behandlung. Von den vielen Mitteln,
die man empfohlen hat, haben wenige etwas
geleistet. Opium, Strychnin, Vesikantien, Fon-

— e) (Ober-S.), daſ.;
Mühle; 190 Einw.; — f) (Nied
R.-B. Liegnitz, Kr. Landshu
Schloß, Mühle, Leinweberei, Blei
— g) (Ober-S.), daſ.; Schloß, B
tisei, 2 Mühlen; 520 Einw.

Schreiber, Jeder, der schreibt
Person, die sich vom Abschreiber
Beamter, der die Verhandlunger
schriftlich ausfertigt; — 3) der
schriftlichen Aufsatzes oder einer

Schreiber (Ant.), im Altert
gistrats- und priesterliche Perso
gypten gehörten sie zur Priest
ten auch priesterliche Funktion
grammateis. Bei den He
weltliche u. geistliche S., s. Rich
gelehrte. Ueber die S. de
Grammateus. Die S. (sc
mer waren theils Privatsch
Staatsschreiber.

A. Privatschreiber. a)
waren in großen Häusern ge
Sklaven oder Freigelassene, we
denartigsten Schreibereien ihre
ten, Scribae oder Librarii gen
dem sie gebraucht wurden, hieß
epistolis (für die Korrespondei
weg a studiis (zur Hülfe beim

Beibern, obwohl auch
ursachen — Klavier-
ngestrengte Handar-
Am häufigsten be-
amte, Schullehrer,
ssen, was erklärlich
aß niemals die Vir-
llschreiben so in An-
is jetzt, und daß nie
er Instrumente eine
beschäftigten Mus-
erjetzigen Zeit, wes-
Krankheit als eine
Richtung bezeichnet
er Grund, weshalb
ugleich häufiger ge-
nd die ältern Auto-
peigen. Die Pro-
die Heilbarkeit des
eine Störung des
ge hat, ungünstig,
anke durch denselben

R.-B. Liegnitz, Kr. [illegible]
Schloß, Mühle, Leinweberei, Bleiche; [illegible]
—g) (Ober-S.), daf.; Schloß, Vermerk
tiset, 2 Mühlen; 520 Einw.

Schreiber, Jeder, der schreibt, besonders
Person, die sich vom Abschreiben nähert;
Beamter, der die Verhandlungen der [illegible]
schriftlich ausfertigt; — 3) der Verfasser
schriftlichen Aufsatzes oder einer Druck-

Schreiber (Ant.), im Alterthum [illegible]
gistrats- und priesterliche Personen.
gypten gehörten sie zur Priesterkaste
ien auch priesterliche Funktionen, [illegible]
grammateis. Bei den Hebräern
weltliche u. geistliche S., s. Richter u.
gelehrte. Ueber die S. der Gr
Grammateus. Die S. (scribae)
mer waren theils Privatschreib
Staatsschreiber.

A. Privatschreiber. a) Bei den
waren in großen Häusern gewöhnlich
Sklaven oder Freigelassene, welche
denartigsten Schreibereien ihrer Herr
librarii genann

kontrolirten. Die Provinzialquaſtoren erhielten einen oder ein Paar S., und zwar durch das Loos. Die Scribae aedilicii bildeten nur eine Dekurie, eben ſo die Scr. tribunicii. Die meiſten S. waren von geringer Herkunft und oft Freigelaſſene. Die angeſehenſten unter ihnen waren die Scr. quaestor. und aedilic., tiefer ſtanden die tribunicii. Das Anſehen der Staatsſchreiber wuchs mit ihrer Unentbehrlichkeit. Denn da die Magiſtrate jährlich wechſelten, ſo mußten ſie nicht ſelten bei den S.n Rath holen, weil dieſe durch Erfahrung und Uebung beſonders in den Rechnungsangelegenheiten genau bewandert waren. Sie erhielten vom Staate Beſoldung, wenn auch nicht ſehr viel, hatten aber manche, ſogar unrechtmäßige Nebeneinnahmen. Die amtliche Thätigkeit der von den höhern Magiſtraten angenommenen S. anlangend, ſo wurden ſie gebraucht a) in den Komitien, um dem öffentlichen Ausrufer (Praeco) die Worte des Vorſchlags (Rogatio) vorzuſagen; — b) in dem Cenſus, um den Magiſtraten die alten Formeln zu ſoufliren; — c) im Senat für das Führen und Abſchreiben der Protokolle

bewog S., welcher sein Gut gesteckt hatte und nun mit dem Verlust desselben bedroht war, den Oberst, ihm Freyenhagen zu verkaufen, wozu auch der Kaiser seine Genehmigung ertheilte. Nachdem aber der Kurfürst in sein Land zurückgekehrt war, erklärte er diesen Kauf, wie alle übrigen Domänenkäufe, für ungültig, u. S. wurde aus seinem Besitz ejicirt. Alle Vergleichsversuche scheiterten an der Hartnäckigkeit des Kurfürsten. S. begab sich deshalb, mit den Vollmachten der meisten Betheiligten versehen, nach Wien, um die Hülfe des Kongresses in Anspruch zu nehmen. Von diesem an den Bundestag verwiesen, reiste S. nach Frankfurt a. M. Anfangs schien es, als wollte sich der Bundestag für eine billige Entschädigung der Domänenkäufer verwenden; aber die persönliche Betreibung der Angelegenheit durch S. im Jahre 1818 zu Aachen, 1819 zu Karlsbad und während der wiener Ministerialkonferenzen in den Jahren 1819 — 20, so wie seine Bemühungen an den Höfen zu Kassel, Hannover, Braunschweig und Berlin, welche er bis 1824 fortsetzte, hatten kein günstiges Resultat zur Folge. Im Jahre 1826 erklärte sich sogar der Bundestag für inkompetent und verwies die Beschwerdeführer an die in Berlin zu diesem Zweck tagende Kommission; aber auch diese zeigte sich nutzlos. S. † 1840.

4) Heinrich, einer der bedeutendsten Deutsch-

Allgemeine Religionslehre
Offenbarung, Freib. 1829, 2 Bde.
katholisches, das. 1846; — Gesch
schreibung des Münsters zu Freibu
2. Aufl., 1825; — Der Bundschuh
Breisgau und der arme Konrad
Vorboten des deutschen Bauernkri
3. Aufl. 1840; — Die neuentdeck
ber in Breisgau, das. 1826; —
deutschen Baukunst des Mittelal
rhein, das. 1826; 2. Aufl. 1829;
norum vetustissima, quam Lamb
scripsit, Alexandreide, das. 1828
buch der Stadt Freiburg, das.
Bde.; — Heinrich, Loriti Glarea
Dichter, Philolog und Mathem
16. Jahrhundert, das. 1837; —
Geschichte und Alterthum in
das. 1839—46, 5 Bde.; — Leist
versität und Stadt Freiburg
Landkartendruck, das. 1840; —
die Stadt, ihre Heilquellen u
Stuttg. 1840, 2. Aufl. 1843; —
schlacht bei Clastidium, Mosai
Casa di Goethe, Freib. 1843. —
Künstler: 5) Johann, Ma
in Oberbayern, hatte um die M
hunderts den Ruf eines tüch
Er malte Porträte, historisch

wozu auch der Kai-
theilte. Nachdem
Land zurückgekehrt
, wie alle übrigen
, u. S. wurde aus
Vergleichsversuche
kett des Kurfürsten.
en Vollmachten der
n, nach Wien, um
Anspruch zu neh-
Bundestag verwie-
a. M. Anfangs
Bundestag für eine
emänenkäufer ver-
he Vertreibung der
Jahre 1815 zu An-
wahrend der wie-
den Jahren 1819
gen an den Höfen
nschweig und Ver-
setzte, hatten kein
. Im Jahre 1826

katholisches, das. 1840; — Beschreibung des Münsters zu Freiburg, das. 2. Aufl., 1825; — Der Bundschuh zu Breisgau und der arme Konrad zu Bö... Verboten des deutschen Bauernkriegs, das. 3. Aufl. 1840; — Die neuentdeckten Fresken in Breisgau, das. 1826; — Denkmäler deutscher Baukunst des Mittelalters am Rhein, das. 1826; 2. Aufl. 1829; — De... norum vetustissima, quam Lambertus ... scripsit, Alexandreide, das. 1839; — ... buch der Stadt Freiburg, das. 18... Bde.; — Heinrich, Loriti Glareanus, ... Dichter, Philolog und Mathematiker ... 16. Jahrhundert, das. 1837; — Taschenbuch Geschichte und Alterthum in Südde... das. 1839—46, 5 Bde.; — Leistungen ... versität und Stadt Freiburg für die ... Landkartendruck, das. 1840; — Beschreibung die Stadt, ihre Heilquellen und Umgebungen Stuttg. 1840, 2. Aufl. 1843; — Die Schlacht bei Clastidium, Mosaikgemälde ... Casa di Goethe, Freib. 1843. — II. ... Johann, Maler ...

Schambach; 590 Einw.; — 2) preuß. Dörfer a) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; Freischoltisei, 2 Windmühlen; 360 E. b) (Pisurzowie), das., Kr. Wartenberg, Schloß, Vorwerk, 2 Wassermühlen, Säge- und Windmühle, Theerofen; 440 E.; — c) (Ober-, Mittel- und Nieder-S), das., R.-B. Liegnitz, Kr. Lauban; 2 Mühlen, Ziegelei, Kalkbrennerei; 1480 Einw.; — d) (Nieder-Straupitze und Dobschütz oder Queiser-Antheil), das.; 210 Einw.; — e) (Pisaczowie), das., R.-B. Oppeln, Kr. Neustadt; 400 E.; — f) (Niebosczie), das., Kr. Ratibor; 410 E.

Schreibershau, preuß. Dorf, Provinz Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Hirschberg; besteht aus 10 Haupt- und 20 Nebentheilen mit besondern Namen; Grenzzollamt, 3 Glashütten, Vitriolwerk; 2740 Einw.

Schreibershof, preuß. Höfe, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Olpe; über 100 Einw.

Schreibershofen, Maximilian von, königl. sächs. General und Diplomat, geb. am

Schnabel schneiden kann.

Schreibfehler, Versehen, welches der Verfasser oder Abschreiber einer Schrift begeht. In China haben bei kaiserlichen Befehlen S. den Tod des Schreibers zur Folge. Vgl. Druckfehler.

Schreibgebühr (Schreibgeld, Schreibschilling, kleine Lehnwaare), gewisse Procente, die bei manchen gerichtlichen Verhandlungen, besonders bei Lehnsreichungen, für die dabei Statt gefundenen Schreibereien entrichtet werden; — 2) s. v. a. Kopial- oder Mundirgebühren.

Schreibgriffel, s. Schreibmaterialien.

Schreibgröße, Format des gewöhnlichen Kanzlei- und Schreibpapiers.

Schreibkalender, s. Kalender.

Schreibkies (Min.), s. v. a. die kleintraubige, sehr weiche Varietät des Leberkieses von Klausthal. S. Graueisenkies.

Schreibkunst, die Kunst, die Tonsprache dauernd sichtbar auszudrücken oder die Kunst, durch Buchstaben oder andere Zeichen auf Papier oder anderer Masse seine Gedanken mitzutheilen. Sie verdankt ihre Entstehung einer späteren Zeit, in der die Tradition und andere Mittel, als Anpflanzen von Bäumen, Aufschichten von Steinen und dergl. sich als nicht mehr

Schriften wurden bei den Skythen
Kanadiern und andern Völke
Ganz eigenthümlich war die Schr
jeden. Dieselben bedienten sich ei
ter geschnittenen Handzeichens, m
sie sogar Rennthierkäufe abschloss
nämlich dem Verkäufer ein Bret
zeichen des Käufers und mit so
als dieser Rennthiere zu haben
schicken. Schuldverschreibungen
mittelst kleiner Stöckchen aus, a
der Zahl der Schuld beider Thei
so angebracht waren, daß, wenn
zwei Theile zerbrochen wurden,
der darauf befindlichen Zeichen
im alten mythischen Griechenl
nur eine Art Zeichenschrift in G
gen auch der bei Homer erwäh
durch Bellerophon von Prötus
sandt wurde, nicht als Beweis
die Authenticität gar nicht erwi
Sicheres läßt sich hierüber gar
und es ist nur mit Wahrscheinlichk
daß die Schreibart jener Zeit z
solcher geistigen Produkte, wie d
mers waren, viel zu unbequem
ferner diese als Nationalges
Mund zu Mund fortgepflanzt
nicht aufgezeichnet wurden. S

iner Schrift begeht.
lichen Befehlen S.
Folge. Vgl. Druck-

eibgeld, Schreib-
nwaare), gewisse
richtlichen Verband-
reichungen, für die
reibereien entrichtet
al- oder Mundir-

eibmaterialien.
des gewöhnlichen

lender.

v. a. die kleintrau-
es Leberkieses von

nkies.
st, die Tonsprache
n oder die Kunst,
Zeichen auf Pa-
e Gedanken mit-

Ganz eigenthümlich war die Schrift der
jeden. Dieselben bedienten sich eines a
ter geschnittenen Handzeichens, mit dem
sie sogar Rennthierkäufe abschlossen, in
nämlich dem Verkäufer ein Bret mit dem
zeichen des Käufers und mit so viel Ein
als dieser Rennthiere zu haben wünsch
schicken. Schuldverschreibungen stellte
mittelst kleiner Stöckchen aus, auf denen
der Zahl der Schuld beider Theile Ker
so angebracht waren, daß, wenn die Ei
zwei Theile zerbrochen wurden, jeder
der darauf befindlichen Zeichen erhi
im alten mythischen Griechenland
nur eine Art Zeichenschrift in Gebrau
gen auch der bei Homer erwähnte
durch Bellerophon von Prötus zu Jo
sandt wurde, nicht als Beweis dienen
die Authenticität gar nicht erwiesen
Sicheres läßt sich hierüber gar nicht
und es ist nur mit Wahrscheinlichkeit
daß die Schreibart jener Zeit zur
solcher geistigen Produkte, wie die

sich dieser neuen Schrift bedienten. Der Anfang derselben bestand in Strichen, Haken in verschiedener Stellung und Richtung, besonders in gebrochenen, ungebrochenen und Kreislinien. Ein Ueberrest solcher unausgebildeter Buchstabenschrift ist die persepolitanische Keilschrift (s. Keilschrift). Die erste Ausbildung der Buchstabenschrift verdanken wir den semitischen Völkern, namentlich den Babyloniern, bei denen schon ein regeres wissenschaftliches Leben zu finden war. Noch jetzt findet man Ueberreste von Steinen, auf denen neben der schon erwähnten Keilschrift noch eine Art Buchstabenschrift erkenntlich ist, die mit den späteren semitischen Schriften große Aehnlichkeit hat und wohl aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. stammt. Die Hebräer erlernten die S. entweder von den Aegyptern, oder Babyloniern; die ersten sicheren Spuren einer Schrift erhalten wir von der Zeit der Gesetzgebung (2. Mos. 31, 18 und 2. Mos. 28, 9). Vorher wurde nicht geschrieben, und wichtige Nachrichten wurden nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt. Trotzdem fabeln Einige davon, daß schon Adam geschrieben habe;

nicht verkennen, und nur hier und da ist sie etwas unkenntlich geworden. Von kürzerer Dauer und gewissermaßen örtlicher Beschränkung waren einzelne Bildungen des lateinischen Alphabets, wie die merowingische Schrift vom 5. bis 8. Jahrhundert in Frankreich und Deutschland, die westgothische vom 5. bis 11. Jahrhundert in Spanien, die longobardische vom 7. bis 13. Jahrhundert in Italien und die karolingische seit dem 8. Jahrhundert in Frankreich, Italien und Deutschland. Von einer allgemeinen, über das ganze Volk sich erstreckenden Verbreitung der S. konnte natürlich auch in Deutschland damals nicht die Rede seyn. Die S. war fast ausschließliches Eigenthum der Mönche, welche in besonderen Zellen (Scriptoria) sich mit Abschreiben von Büchern beschäftigten. Wie die Fortschritte der S. durch die Erfindung von passenden Schreibmaterialien (s. d. u. Papier, Schreibfeder) bedingt wurden, so wurde die Verallgemeinerung dieser Kunst nur ermöglicht durch Emancipation von der Priesterherrschaft vermittelst der Wiederauflebung der Wissenschaften und später durch die Reformation. Anstatt es, wie früher, den Vornehmen und Großen als Schande angerechnet wurde, sich mit dem Schreiben zu beschäftigen, gehörte die Kenntniß der S. bald zu den wesentlichen Forderungen, die man an Männer besseren Geschlechtes stellte.

1291 der Abt u. das ganze Kapitel g
ben konnten. Die deutsche Schrift
Unterarten, die Fraktur- u. Kur
Kanzleischrift war nur eine zur G
eingerichtete Frakturschrift, in d
ben mehr gebogen und mit einan
waren. Die Frakturschrift hat
Jahrhundert aus der sogenannte
und Mönchsschrift gebildet.
Ende des 15. Jahrhunderts
Druck die Kurrent- und Kursi
brauch; man hatte bisher bloß m
den Schriften gedruckt; allein
Manutius in Venedig erfand a
gende oder Kursivschrift. Aus
verschwanden nach und nach di
sehr gebräuchlichen Abkürzunge
benverschlingungen; man redu
das einfache Alphabet und gewa
wenig an Deutlichkeit, was auch
bald einleuchtete, so daß die Ha
falls mehr Gleichförmigkeit
zeigten, als früher. Gleichwoh
Gegensatz zwischen Schreib-
immer deutlicher hervortreten,
staben der ersteren verbunden
gesondert schreiben konnte, und
der Druckletten nicht wohl m

derts begann ein besserer Geschmack in der Schönschreibekunst die Oberhand zu gewinnen. Früher als die Deutschen stellten die Engländer gute Muster auf, daher auch in England die meisten eine schöne Handschrift schreiben. Die lateinischen Kursivbuchstaben waren es vorzugsweise, die dort, wie in Frankreich, Holland, Italien, von den Kalligraphen bearbeitet wurden, daher man sie auch in Deutschland schon lange gut und geschmackvoll schrieb, ehe die eigentliche deutsche Schrift an die Reihe kam, gründlich bearbeitet zu werden. Hierin liegt der Grund, warum Viele die deutsche Kurrentschrift einer höhern Schönheit für unfähig halten und mit einseitiger Beziehung auf die alten, hergebrachten Formen derselben, der Kursivschrift den ausschließlichen Gebrauch erkämpfen wollen. Wie rasch die Fortschritte der neuesten Zeit in dieser Kunst gewesen sind, wie trotz der Abwege, die man im Einzelnen hin und wieder eingeschlagen hat, das Ganze eine würdige Gestalt und, festere Haltung bekommen hat, liegt am Tage. Aber nicht nur das Schönschreiben,

Unterarten, die Fraktur- u. Kurrent-
Kanzleischrift war nur eine zur Geschw
eingerichtete Frakturschrift, in der die B
ben mehr gebogen und mit einander ver
waren. Die Frakturschrift hatte sich
Jahrhundert aus der sogenannten gem
und Mönchsschrift gebildet. Erst
Ende des 15. Jahrhunderts kam
Druck die Kurrent- und Kursivschrift
brauch; man hatte bisher bloß mit
den Schriften gedruckt; allein der
Manutius in Venedig erfand auch
gende oder Kursivschrift. Aus der
verschwanden nach und nach die
sehr gebräuchlichen Abkürzungen
benverschlingungen; man reducirte
das einfache Alphabet und gewann
wenig an Deutlichkeit, was auch
bald einleuchtete, so daß die Handsch
falls mehr Gleichförmigkeit und
zeigten, als früher. Gleichwohl
Gegensatz zwischen Schreib- und
deutlicher hervortreten, da

einischen Alphabets,
chrift vom 5. bis 8.
und Deutschland, die
11. Jahrhundert in
e vom 7. bis 13. Jahr-
arolingische seit dem
reich, Italien und
llgemeinen, über das
n Verbreitung der S.
Deutschland damals
war fast ausschließ-
che, welche in beson-
ich mit Abschreiben
Wie die Fortschritte
ng von passenden
d. u. Papier,
rden, so wurde die
unst nur ermöglicht
er Priesterherrschaft
ebung der Wissen-
e Reformation. An-
rnehmen und Gro-

Nebensache fast ganz unberücksichtigt geblieben, und seine beim ersten Schreiben von ihm gebrauchte sogenannte Elementarschrift ebenfalls nicht zur allgemeinen Anwendung gekommen ist. Die Ausführung der S. zerfällt 1) in eine Vorbereitung und 2) in die eigentliche Ausführung selbst. Die Vorübungen selbst sind in doppelter Hinsicht, und zwar neben einander herlaufend, gleichzeitig anzustellen und bestehen auf der einen Seite in Uebungen im Sprechen, in der Betrachdes Satzes, Zergliederung desselben in Wörter, Sylben und Laute, auf der andern Seite im Bilden von Strichen, Haar- u. Grundstrichen — Handübungen mit Griffel auf der Schiefertafel. Nach Beendigung dieser Vorübungen, d. h. wenn das Kind im Stande ist, vorgesprochene Wörter in ihre Lauteinheiten zu zerlegen, sich auch die erste Fertigkeit im Zusammensetzen von geraden u. Bogenstrichen angeeignet hat, wird es auf die grasersche oder auf andere Weise mit den Zeichen der ihm bekannt gewordenen Laute, d. h. mit den Buchstaben bekannt gemacht u. veranlaßt, dieselben und aus ihnen zusammengesetzte Wörter, dann Wortverbindungen und kleine Sätze niederzuschreiben u. gleichzeitig das Niedergeschriebene zu lesen. Das Schreiben wird hier nach der Taktschreibemethode betrieben, s. Schreibunterricht. So lernt es schreiben u. lesen zugleich, natürlich in der Schreibschrift,

auch nicht zu verkennen, daß diese Gewandtheit u. Geschicklichkeit d aussetzt, u. daß der Erfolg an den Eigenschaften schon häufig gesc neuester Zeit ringt mit der S. di analytisch-synthetische Leselehrm gemeiner Anerkennung, doch ist nicht so entschieden, daß man e welche von beiden die Oberhand Literatur: Grasers schon Werke „Divinität" ꝛc. u. — die „ fürs Leben;" — die Abhandlung turgemäße Behandlung des Spr Volksschulen" und über dessen mit den anderen Lehrgegenstä schule — in dem Werke: „Anl und Sprechübungen, als de Grundlage für den gesammte v. F. H. G. Graßmann, Berli zur Verbesserung des Lehrga Unterricht im Lesen, eine Abh zu gehöriger Fibel von Dr. Gr Lehrgang für die S. ꝛc., Ha mann, Handfibel für Lehrer, erste und wichtigste Lehrstufe leseunterricht, Guben; — Schreibleseunterricht in seine bindung mit dem Sprachunterr

hreibschrank, Hausgeräth, das so ein-
tet ist, daß der untere Theil Kommode,
nittlere Schreibpult und der obere ein
ank mit Thüren von Holz oder Glas ist.
bezeichnet man damit ein Schreibpult, das
r statt der Kommode aus einem Schrank
ht.

chreibschriften (Schriftg.), s. Schrift.

chreibstein (Geognos.), am Harze s. v. a.
erlgrauer Thonschiefer, der sich zum Schrei-
eignet.

Schreibstube, 1) s. v. a. Kontor; — 2) in
ern Kanzleien ein Zimmer, wo die Kopisten
eiten.

Schreibtafel, 1) die aus Pergament beste-
den Büchelchen, welche Reisende und Ge-
iftsleute stets bei sich führen, um geschäft-
e oder andere Notizen hineinzuschreiben; ge-
hn lich sind sie mit einer Brieftasche (s. d.)
bunden. Auch wählt man bisweilen Schie-
pergament (s. d.) dazu. Zum Aufschreiben
dient man sich eines Schreibgriffels, der ent-
der ein Bleistift, oder auch ein Silberstift seyn
nn. — 2) S. v. a. Schiefertafel.

Schreibtag, in manchen Gegenden der vom
orstamt festgesetzte Tag, an welchem Holz be-
ellt werden kann.

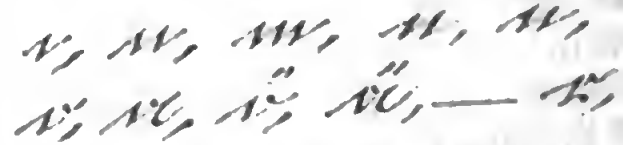
Schreibtisch, Tisch, der so eingerichtet ist,
aß man bequem daran schreiben kann. Er ist
uweilen mit Tuch, Leder, Wachsleinwand über-
ogen und in seiner Einrichtung dem Schreib-
ulte ähnlich.

Schreibtischmaschine, s. v. a. Tischma-
chine.

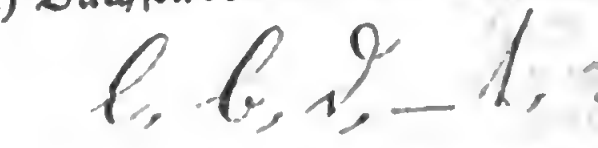
Schreibunterricht, der Unterricht im Schönschreiben oder in der Kalligraphie, ein Unterrichtsgegenstand in Volksschulen, welcher bezweckt, dem Schüler eine schöne, deutliche, leichte und bequeme Handschrift anzueignen. Von der größten Wichtigkeit ist die Methodik des S.s, da dieser leichter als jeder andere Lehrgegenstand in geistlosen Mechanismus ausarten kann. Auch im S. kommt es zunächst auf ein wahrhaftes Erkennen, auf richtige Einsicht, auf das Begreifen an; der Schüler soll die Buchstaben nicht gedankenlos nachmalen, sondern sie in allen ihren Theilen klar auffassen; er soll sich darüber bestimmt aussprechen können; er soll die Buchstabenformen zu seinem geistigen Eigenthume machen, so daß er sie später frei aus sich heraus, ohne fremdes Bild, erzeugen kann. Daher erfordert denn auch die Schreibstunde beständige Aufmerksamkeit des Lehrers, selbstthätige Leitung des Fleißes der Schüler, lebendigen Vortrag, vorzüglich aber ist dem Lehrer Gewandtheit und Festigkeit im Schreiben unerläßlich. Bevor wir zur Darstellung eines specielles Lehrganges des S.s schreiten, ist es wohl nöthig, erst einiger beim Schreiben stets zu berücksichtigenden Nebenumstände zu gedenken. Der Schreiber sitze nicht gebückt, sondern nur mit sehr mäßig vorwärts geneigtem Oberleibe gerade vor dem zu beschreibenden Papiere; der rechte Unterarm liege etwas über die Hälfte auf

schnittes anzufassen, nicht zu fest zu halten,
darf nie gewaltsam aufs Papier niedergedrückt
werden. Ob der 3. Finger mehr seitwärts, oder
mehr unterwärts anliege, scheint ziemlich gleich-
gültig zu seyn. Die Feder schlage beim Schrei-
ben die Richtung nach der Schulter, wenigstens
nach der Mitte des Oberarmes ein. Was noch
über Lokal, Tische, Bänke, Schreibmaterial und
dergl. zu bemerken wäre, braucht hier wohl nicht
erst erörtert zu werden, zumal diese Dinge meist
von örtlichen und andern Verhältnissen abhän-
gen. Der Unterricht selbst beginnt mit dem Lesen
(s. Schreiblese-Methode) zugleich, und
zwar erst mit Uebungen auf der Schiefertafel;
später wird das Schreibbuch genommen. Sehr
zu empfehlen sind zum Gebrauch bei den ersten
Schreibübungen Liniennetze auf den Schiefer-
tafeln und in den Schreibbüchern. Nachdem nun
die ersten Uebungen, bestehend in der Darstellung
der geraden Linie, der Wellenlinie, der Flam-
menlinie, den Ovals, großen Bogenlinien ꝛc.,
dem Schüler einige Gewandtheit u. Schwung-
kraft in Hand und Arm angeeignet haben, tre-
ten erst die eigentlichen Buchstabenformen, und
zwar zuerst die der deutschen (rechtsschrägen)
Kurrentschrift auf. Sowohl bei den Vorübun-
gen, als auch bei den Buchstaben wird das Takt-
schreiben angewendet und dabei auf folgende
Weise verfahren: Sobald die Schüler in regel-

Nachmalen der Buchstaben, das
fig Statt finden würde, verhinder
ein sehr förderndes Moment für
Doch muß der Lehrer, sollen dies
treten, mit größter Zähigkeit u
auf genauer Einhaltung der ge
nungen bestehen, denn wenn die
ist, unterbleibt das Taktiren
gar. Die Reihenfolge, in wel
zelnen Buchstaben übeu ließ, wa
lich folgende: 1) Buchst. mit

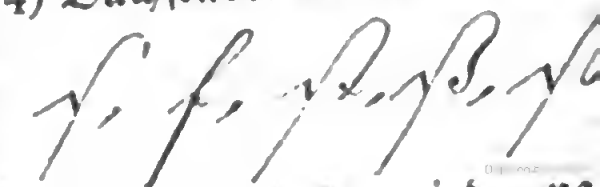


2) Buchstaben mit Oberlänge:



3) Buchstaben mit Unterlänge

4) Buchstaben mit Ober- und



chulen, eine Samml. Aufsätze zur Ausb. Schönschr.; von Gust. Schulz, u. s. w.

Schreibzeug, ein aus verschiedenem Mate- gefertigtes Behältniß für das Dinten- und ndfaß, so wie häufig für Feder, Bleistift, gellack ꝛc.

Schreien, 1) (Physiol.), der durch den In- t gebotene Ausdruck eines lebhaften Gefühls lauten, unartikulirten Tönen und, da das fühl zunächst an ein Bedürfniß geknüpft ist, leich eine Naturforderung, von etwas Belä- endem entledigt, oder eines Ermangelnden ilhaftig zu werden. Fast alle mit Lungen be- ten Thiere schreien von der Geburt an, h bleibt ihr Geschrei, obwohl mit Modulatio- , welche die Art des Gefühls oder des Be- fnisses andeuten, Stellvertreter der Sprache. ese Naturstimme der Thiere wird nicht bei n S. genannt. Bei dem Menschen ist das die erste Lebensäußerung des neugebornen des, das sein Mißbehagen oder seine Bedürf- e dadurch andeutet, bis es sprechen lernt. s S. des Kindes im Mutterleibe (Va- us uterinus) ist eine vielfach bestrittene, aber noch nicht evident widerlegte Erscheinung, b esonders in der gerichtlichen Medicin von ß er Wichtigkeit ist, in so fern ein Kind, das Mutterleibe geschrien, also geathmet hat dann vor geendigter Geburt gestorben ist, todt geboren wird, doch die als Zeichen des h der Geburt vorhanden gewesenen Lebens genommenen Veränderungen an den Lungen gen kann (s. Lungenprobe). Doch wenn ch der Mensch im Besitz der Sprache bereits drückt das S. ein tief angeregtes Gefühl s, theils als Schmerzlaut oder Freudenschrei, ils auch in Verbindung mit der Sprache zur höhung des Eindrucks oder als Andeutung fgeregter Leidenschaft. Ein besonders schar- und durchdringendes S. heißt Kreischen. im natürlichen S. der Menschen sind nur kale vernehmlich, und zwar beim Kinder- rei das E als einfachster und zugleich als ittellaut zwischen A und J. Im S. der Er- chsenen aber werden alle Selbstlauter ver- hmlich: das A beim freudigen Geschrei und haften Zuruf, das J bei Jammertönen und s letzter Ausdruck im Leiden hinschwindender raft, das O und U, wo Reflexion und Reak- n sich in dem das S. erregenden Gefühl mischt, muth und Erbitterung in Naturtönen sich ver- hmen läßt; der Schrei Au wird mehr bei plötz- hem Schmerz ausgestoßen. Vgl. Stimme. 2) Von Hirschen, Hasen, Eulen, Kauzen, ihre timme vernehmen lassen; — 3) (Töpf.), vom hon, indem, wenn man ihn bei der Reinigung rchschneidet und mit dem Messer auf einen tein stößt, dadurch ein kreischender Ton her- rgebracht wird.

Schreierpfeife, Pfeife, womit man einen llenden Ton hervorbringen kann; sie ist mit Lö- ern versehen, um die Tonleiter hervorzubringen. s kommen davon ganze Stimmwerke in den andel, als Diskant, Alt, Tenor und Baß. ei den Diskantpfeifen ist das untere Ende des ohres gedeckt, dagegen sind an der Stelle

dieſen zunächſt durch die [illegible] er in München die nöthige Anweiſung fand. Er machte ſich auch bald durch tüchtige Arbeiten bekannt, worunter die Porträte nach Stieler gehören. Später erhielt er die Erlaubniß zur Herausgabe der Bilder, welche Profeſſor H. Heß und ſeine Schüler in der Allerheiligenkirche zu München gemalt hatten. Dieſes Prachtwerk gibt in getreuen Abbildungen jene herrlichen, einfach-großartigen kirchlichen Kompoſitionen. In neueſter Zeit unternahm S. die Herausgabe eines Zeichnungswerkes, wozu ihm die Gemälde der berühmteſten münchner Künſtler die Vorbilder gaben.

Schreiner (Entom.), ſ. v. a. Lamia aetilis *L.*

Schreinetſchlag (Skrimirow), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrſchaft Krumau; 180 Einw.

Schreinhalter, ſonſt ſ. v. a. Archivarius.

Schreitend (Herald.), ſ. Gehend.

Schreitende Schleichthiere (Säugethiere), nach Oken, ſ. v. a. die Raubthierfamilie der Marder oder Muſtelina (ſ. d.).

Schreitfüße (Ornithol.), Pedes gressorii, Gangbeine der Vögel mit $\frac{3}{1}$ Zehen, von denen Mittel- und Außenzehe bis zur Hälfte

ment und 1827 Präſident des A richts zu Amberg. Von 1819—31 jedem Landtage erſter Präſident netenkammer, wo er mit der größt keit, aber auch Gewandtheit ſeine den großen Theil der unentſchloſſe neten geltend machte und die min und den Willen der Adelskam Oppoſition vertrat. Dies ſein Präſidialverfahren findet ſich nä und nachgewieſen in den „Bayer Grafen Benzel-Sternau und faſſungsfreund (Bd. I, Heft 4).

Schrenz (Geogr.), preuß. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Rittergut; 120 Einw.

Schrenz (Waarenk.), Papier Hadern gefertigt, iſt ungeleimt Pack- und Dütenpapier verkau alle möglichen Formate deſſelben

Schrepau (Nieder-S.), P Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz 140 Einw.

Schrepfen (Landw.), ſ. v. a

Schrepfer, Johann Ge Wundermann, geb. 1730, w in ſeiner Jugend Huſar, nach

) Schärfe der Prüfung und entschlossene
istesgegenwart zutraute, bei seinen Phan-
magorien nicht zu. Auch soll er den Anwe-
den vorher geistige Getränke haben reichen
d das Zimmer stark durchräuchern lassen,
is denn die Zuschauer in eine exaltirte Stim-
ing versetzt haben mag. Der Kammerherr
n Heynitz, der während der Messe einem sol-
:n Schauspiele beigewohnt hatte, wurde davon
ergriffen, daß man für seinen Verstand fürch-
n mußte. Nachdem sich S. demnach auch in
hern Kreisen in ein mysteriöses Ansehen ge-
zt hatte, ging er zur Ausführung eines um-
ssenden Planes über. Zu seinem nächsten
Werkzeuge wählte er sich den reichen Seiden-
aarenhändler Du Bosc, einen eifrigen Frei-
:aurer. S. eröffnete ihm, er sey mit einer
Vollmacht des Herzogs von Braunschweig, als
Großmeister, versehen, zeigte auch ein von ihm
:lbst gemachtes Exemplar einer solchen vor
nd versicherte, er habe den Auftrag, eine Ver-
chmelzung des Freimaurerordens mit dem auf-
:ehobenen Jesuitenorden zu bewirken. Er stehe
n dieser Angelegenheit mit dem Herzog von
Orleans, von welchem er nachgemachte Briefe
vorwies, in Verbindung, und durch dessen Pro-
ektion habe er den Rang eines französischen
Obristen erhalten. Den Namen „Baron von
Steinbach" habe er im Interresse der Sache,
um sich mehr Ansehen und Zutritt zu verschaffen,
angenommen. Die Jesuiten hätten unermeß-
liche Schätze in Sicherheit gebracht und ei-
nen Theil davon in seine Verwahrung gege-
ben. Seine Absicht sey, diese Gelder zum Be-
sten seines Vaterlandes zu verwenden und na-
mentlich seinen Verfolgern Wohlthaten zufließen zu lassen, um sie zu beschämen. Wer aber an diesen Gaben Theil haben wolle, müsse zu-
vor seinen Lebenswandel bessern, eine getreue
Beichte aller jemals begangenen Sünden ablegen
u. die von ihm Beleidigten um Verzeihung bitten.
Sey dies geschehen, so wolle er nicht nur schrift-
liche Beweise seiner Angaben vorlegen, sondern
auch die Wahrheit derselben durch Geistererscheinungen bekräftigen. Jedoch müsse er bemerken,
daß er nicht jeden abgeschiedenen Geist überall
und ohne Unterschied heraufbeschwören könne.
Er sey an die Orte gebunden, die von denselben
während ihrer Lebzeit bewohnt gewesen, und
habe über selige Geister gar keine Macht. Wie
plump auch die ganze Falle angelegt war, so
ging du Bosc doch hinein und gab S. Em-
pfehlungsbriefe nach Dresden an seinen Schwa-
ger Ferber und an den Konferenzminister von
Wurmb. Ferber war zu klug und zu gründlich
gebildet, um sich irgendwie auf die Sache einzu-
lassen, und auch S. merkte gleich, daß Ferber
kein Mann für ihn sey, daß er sich vielmehr vor
demselben in Acht nehmen müsse. Wurmb aber
ließ sich verleiten, auf die Sache einzugehen,
wenn auch zunächst in der Absicht, ihr auf den
Grund zu kommen. Nachdem er sich einmal
darauf eingelassen, zog sich auch über ihn das
drückende Netz zusammen. Endlich ließ sich auch
der Herzog von Kurland die Patente und Briefe
vorlegen, an denen Niemand eine Fälschung

zurückbemüht und die schrecklichsten Verwünschungen gegen die Störer seiner Ruhe ausgesprochen haben. Das Lokal, was man vorgerichtet hatte, hatte die Form eines Theaters, und die Zuschauer saßen in einem Halbkreise, den in keinem Falle während der Vorstellung zu verlassen ihnen unter Androhung der unglücklichsten Folgen eingeschärft war. In dieser Gesellschaft befanden sich der Herzog von Kurland, der Minister von Wurmb, der Baron Hohenthal, der Kammerherr von Bischofswerder, der Kammerherr und geheime Kriegsrath Christian Friedrich von Hopfgarten und der Adjutant des Herzogs, Obrist von Fröden. Die meisten dieser Personen pflogen vertrauten Umgang mit S. und besuchten ihn in seiner Wohnung im Hôtel de Pologne. Man hat behauptet, daß S., selbst wenn der Herzog bei ihm eintrat, nicht von seinem Platze aufgestanden sey, sondern ihm nur mit einem leichten Kopfnicken einen Stuhl an seiner Seite angewiesen habe, wobei er wohl im Stillen ein Gefühl des Triumphs gekrönter Rache empfunden haben mag. Bischofswerder machte Brüderschaft mit ihm und schloß sich mit Hopfgarten am engsten an ihn an. Der Minister von Wurmb, der übrigens bis an seinen Tod eine Hauptstütze nicht sowohl des Pietismus, als der sächsischen Orthodoxie blieb, hatte seine Gemahlin, wie sie selbst wiederholt erklärt

war. Dies scheint zunächst nur W
Bosc bekannt worden zu seyn, un
die Sache noch geheim, sey es, daß
ten, oder daß sie immer noch eine
auf den Schatz hatten. Bischof
Hopfgarten kamen während de
Leipzig und gingen auf das Vertr
um. Doch sein Gewebe war zu r
es nicht länger halten. An ein
Meßtage, am 7. Oktober 1774,
herannahte, auf welche S. seine
ihrer Zahlung vertröstet hatte, lu
werder und Hopfgarten, nebst no
seiner Bekannten, zum Abendes
Als sie beisammen waren, sagte er
legen wir uns nicht zu Bette, de
dem Frühesten, noch vor Sonnen
Sie ein ganz neues Schauspiel z
men. Bis jetzt habe ich Ihnen n
gezeigt, die ins Leben zurückge
morgen aber sollen Sie einen
den Sie für todt halten werden"
Worten legte er sich auf das S
mehre Stunden so fest, daß s
schnarchen hörten. Als gegen
anbrach, stand er auf, mit den
meine Herren, ist es Zeit, daß w
Alle begaben sich nach dem Rose
der Nähe Leipzigs gelegenen

Padua 1730, Fol., war auf den Gelehrten-
len als Eselsbrücke verpönt.
Schrevenborn, holstein. Gut, Sitz des
ichn. Patrimonialgerichts, nahe bei
; 120 Einw.
Schrewin, preuß. Dorf, Prov. Preußen
st-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr.
wetz; über 100 Einw.
Schreyahn, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt
ow; 120 Einw.
Schreyvogel, Joseph, Dramaturg und
ter, wurde 1768 zu Wien geboren, studirte
er dortigen Universität und lebte dann als
at einige Jahre in Jena. An Kotzebue's
lle wurde er 1802 als kaiserl. Hoftheaterse-
ir nach Wien berufen. Nach zwei Jahren
tirte er diese Stelle und gründete ein Kunst-
Industriekomptor. Im J. 1814 überließ
ieses einem Kompagnon und trat wieder in
früheres Amt als Hoftheatersekretär ein.
dieser Stellung machte er sich um die Hebung
Burgtheaters sehr verdient, besonders durch
e vortreffliche Bearbeitung spanischer Dra-
. Nach Calderon gab er „Das Leben ein
um" (Wien 1817, 2. Aufl. 1820), „Don
tierre, der Arzt seiner Ehre" (Wien 1818),
) Moreto „Donna Diana (Wien 1819, 2. Aufl.
t) heraus. Mit Alpinger u. A. redigirte er
„Oesterreichische Monatsschrift" (Wien 1794,
tücke); auch redigirte er das Taschenbuch
glaja" und das „Sonntagsblatt" (eine
chenschrift, Wien 1807). Seine eigenen Dich-
gen sind durch Korrektheit und Eleganz aus-
ichnet, ermangeln aber des eigentlichen poe-
en Geistes. Als Schriftsteller führte er
öhnlich den Namen Thomas West oder
) Karl August West. Seine „Gesam-
ten Schriften" füllen vier Bände (Braunschw.
3—29). Im J. 1832 gegen seinen Wunsch
sionirt, † er ein Jahr später an der Cholera.
Schrezheim, würtemberg. Dorf, Jartkreis,
ramt Ellwangen; bedeutende Fayence-
ik; 240 Einw.
Schrick (Geogr.), preuß. Bauernschaft, Prov.
stphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Bochum;
Einw.
Schrick (Landw.), s. Pflug.
Schricke (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Sach-
R.-B. Magdeburg, Kr. Wolmirstädt;
Einw.
Schricke (Forstw.), Stücken Buchenholz von
5 Ellen Länge.
Schrieck, Otho Marseus van, genannt
nuffelaer, Blumen- und Thiermaler, s.
. Marcellis.
Schriefers, preuß. Ortschaft, Rheinprovinz,
B. Düsseldorf, Kr. Gladbach; 150 Einw.
Schriegwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien,
B. Breslau, Kr. Neumarkt; 290 Einw.
Schrien, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-
Liegnitz, Kr. Glogau; Schloß, Vorwerk,
äferei, Windmühle; 140 Einw.
Schriesheim, bad. Marktflecken, Unter-
nkreis, Amt Ladenburg, am Kanzelbach;
irchen verschiedener Konfession, Tabaks-,
-, Wein- und Kastanienbau, Vitriolwerk,

Schrift (Sittengesch.), die Darstellung
Sprachlaute durch konventionell eingeführte
Zeichen, um die Gedanken zu fixiren und schnell
verhallende Laute für das Auge festzuhalten.
Die S. zerfällt im Allgemeinen in die Begriffs-
und Tonschrift. Erstere, durch welche die
gedachten Gegenstände ganz und durch ein Bild,
Zeichen dargestellt werden, ist die natürlichste
und daher die älteste. Sie ist entweder eigent-
liche Bilderschrift (cyriologische S.),
in so fern nur körperliche, in die Sinne fallende
und tastbare Gegenstände durch sie dargestellt
werden, wobei die Bilder bald vollständig ge-
zeichnet (Cyriologica), bald abgekürzt, in ein-
zelnen charakteristischen Theilen gebraucht wer-
den (Cyriologumen), oder symbolische S., in
so fern man abstrakte Begriffe und nicht tast-
bare Gegenstände nach Maßgabe ihrer Aehn-
lichkeit mit körperlichen, durch Bilder von sicht-
baren Gegenständen bezeichnete, wie die Hiero-
glyphen (s. d.). Wählte man dazu nicht so-
wohl Bilder wirklicher Gegenstände, sondern
willkürliche Zeichen, so entstand die Zeichen-
schrift, wie wir sie im alten Aethiopien, bei
den Aegyptern antreffen und wohin auch eine
Art der Runen (s. d.) gehört. Eine eigen-
thümliche Art von Zeichenschrift ist die Strick-
oder Knotenschrift der Peruaner (s. Quip-
pos), die man aber auch in China und Guyana

die Kehlbuchstaben durch Abbildun

(ↄ oder C , eine Höhlung) u

buchstaben durch Abbildungen der

oder ⌣) angedeutet werden.

würde der Lippenbuchstabe B die z
stellen, im Römischen die Lippenfor
der im Römischen so beliebten Sta

bräischen gefüllt:

Strich des Zungenbuchstaben D
dar. Die Zunge stößt gegen die Z

Gestalt des verwandten T :

nun die gerade Linie nach unte

lung der Grundſtriche in kleine unter und
en einander gehängte Striche ziemlich un-
ntlich geworden iſt. Das Aethiopiſche und
hariſche wird von der Linken zur Rechten ge-
n, und die Wörter werden durch : getrennt.
de Sprachen haben ein ſyllabariſches Al-
bet, jedoch hat das Amhariſche 7 Charaktere
r. Die ſemitiſche S., die zweifelsohne
Babylon ausging und durch die Phönicier
Ausland gebracht wurde, iſt die Grundſchrift
r weſtlichen Schriftarten und in der phöni-
hen noch am einfachſten enthalten. Schrift-
kmäler ſind, außer einigen Inſchriften, Mün-
und einem Fragment auf phöniciſchem Pa-
us, nicht mehr in ihr erhalten. Die Hebräer
en drei verſchiedene Schriftarten, die nicht
ohl ſich unähnlich, aber verſchieden in ver-
denen Urkunden waren. Die ältere hebräi-
S. kommt der phöniciſchen am nächſten und
rſcheidet ſich nur dadurch von ihr, daß einige
hſtaben Bindeſtriche erhalten haben. Vo-
wurden nicht gebraucht. Eine Abart dieſer
nzſchrift, nach kalligraphiſchen Geſetzen ver-
ert, iſt die ſamaritaniſche S., die eben-
s keine Vokale, aber diakritiſche Zeichen hat.
Samaritaner trennen alle Wörter durch
kere, oberhalb der Buchſtaben geſetzte Punkte.
Quadratſchrift (auch aſſyriſche oder
ldäiſche S.), die wir in unſern Bibeln ha-
iſt die zuletzt entſtandene. Außerdem iſt
die rabbiniſche, deutſch-rabbiniſche
hebräiſche Kurrentſchrift zu unter-
den. Ueber Tam- u. Welſchrift ſ. Hand-
ift, S. 1071. Die aramäiſche S., auf-
ahrt in der Inſchrift von Carpentras, iſt faſt
einfacher, als die phöniciſche; ſchon ausge-
eter iſt die palmyreniſche. Mehr eckig
ete ſich die ſyriſche S. aus, beſonders die
re (Eſtranghelo), bei welcher die Buch-
en verſchieden waren, je nachdem ſie zu An-
, in der Mitte, oder am Ende eines Wortes
den. Die neuere ſyriſche S., Pechito, iſt
lbe beim Schreiben und beim Druck und hat
n gefälligen Styl. Als Uebergang zu ihr
achtet man die neſtorianiſche oder (neu-)
däiſche S., die ſich ſchon bedeutend von
alten ſteifen Styl entfernt und noch jetzt
einigen Syrern mit unbedeutenden Aende-
gen gebräuchlich iſt. Die hieroſolimita-
he S. kennt man nur aus einer Handſchrift,
es iſt daher zweifelhaft, ob ſie wirklich eine
ndere S. iſt; ſie würde zwiſchen die neſto-
iſche und Eſtranghelo zu ſetzen ſeyn. Die
biſche S., beſonders in Südarabien, hieß
Mohammed die himyaritiſche oder Mus-
. Die einzelnen Buchſtaben waren von ein-
r getrennt und hatten Aehnlichkeit mit der
ypiſchen S. Sie ſoll nur den vornehmen
ilien der Stämme erlaubt geweſen ſeyn.
Zeit Mohammeds bedienten ſich die nörd-
n Araber der kufiſchen S., die wahrſchein-
dem Eſtranghelo entlehnt war, nach einer
stradition aber den Maramer el Enbary
Erfinder hatte. Neben ihr war noch die
natiſche gebräuchlich, deren Exiſtenz von
hn (De caractère d'écriture arabe nomme
latique, im „Nouv. journal asiat.“, 1. Bd.,

bedienten sich sonst
4. Jahrhundert n. Chr. ein gewisser Abal eine neue, aus griechischen Buchstaben zusammengesetzte S. einzuführen versuchte, die aber durch die noch jetzt übliche, von Mesrob und dem Patriarchen Sahog eingeführte verdrängt wurde. Sie war aus der alten Landesschrift, mit mehren neuen Buchstaben bereichert, zusammengesetzt und hat drei unter sich nicht sehr verschiedene Arten von Buchstaben, nämlich große, kleine und eine Art Kursiv. Sie wird von der Linken zur Rechten geschrieben. Auch in Georgien führte Masrob eine eigenthümliche S. ein, die Khoutsuri genannt und ebenfalls von der Linken zur Rechten geschrieben wird. Außerdem haben die Georgier noch eine gemeine S. (Mkhedruli), die wahrscheinlich erst im 19. Jahrhundert n. Chr. entstanden ist, obgleich die Georgier sie ins Zeitalter Alexanders des Großen zurücksetzen wollen. Unter den indischen Schriftarten, deren es eine zahllose Menge gibt, ist die älteste, schönste und vollkommenste die des Sanskrit oder Dewanagari, die auch von der Linken zur Rechten geschrieben wird. Die tamulische S. ist unstreitig aus der Nagarischrift (s. Dewa-Nagari und Sanskrit) entlehnt und weniger künstlich und mehr kursiv, als die Sanskritschrift. Die Palischrift wurde von Einigen als abstammend vom Hebräischen, von Andern dem Aegyp-

ten nach der Linken geschrie
sischen. Die Buchstabenschrift de
(Ghin-Bun) stammt aus dem
Buchstaben werden von der Rech
an einander, die Wörter von o
unter einander gesetzt. Von ameri
kennen wir nur die alten mexik
glyphen. Eine eigenthümliche
Cherokesen, die einer ihrer Sta
See-quah-yah erfand. Unter d
S.en ist die griechische unstr
s. Griechische Sprache. Vo
schen Schriftarten war die etr
teste; sie schloß sich an die altgri
aber von der Rechten zur Linken
so, daß die erste Zeile unten st
mit wenig Ausnahmen, war die
ganz etrurisch die oscische.
oder lateinische S., die im
chischen nachgebildet wurde un
der etrurischen angenommen h
ganzen Westen von Europa a
sonders bedienen sich ihrer die
zosen, Spanier, Portugiesen,
alle Völker romanischer Sprach
Ungarn, Letten, Schweden u
Dänen schreiben mit lateinische
der sollen sie schon im 11. Jahrh
mund den Weisen erhalten h

Schriftarten (Lettern, Typen, Pun-
, lat. typi characteres, franz. charactère,
l. types, Schriftg.), die aus einer Metallmi-
ng, dem Schriftzeug, gegossenen Buchstaben,
n man sich zum Drucken der Bücher ꝛc. be-
t. Ihrer Form nach unterscheidet man in
Offizinen die Schriften nach den Sprachen,
ei die deutschen Typen durch Fraktur, die
nischen durch Antiqua bezeichnet werden.
ere stammt von der alten Mönchsschrift ab,
Ecken und Winkel und steht rechtwinkelig
den Zeilen. Eine besondere Gattung der
ktur ist die sogenannte schwabacher
rift (diese Worte sind aus ihr gesetzt), bei
ie gebogenen Striche sich mehr der halb-
en Form nähern. Auch die gothische
rift (auch diese Worte sind aus ihr gesetzt)
igentlich nur eine nach Mönchsform gegosse-
nit einigen Zierrathen versehene fette Frak-
Sie wurde durch die Titel englischer Bü-
, wo die Hauptzeile und der Verlagsort oft
ihr gedruckt sind, gewöhnlich. Von da nah-
sie die Franzosen und seit 1824 auch die
tschen an. Die Franzosen, Hänel in Ver-
Dreßler und Rost-Fingerlin in Frankfurt a.
und andere Schriftgießer haben neuerer Zeit
oft geschmacklose Form zum Neugothi-
n od. pariser Gothischen veredelt. Die
iqua, von A. Pannartz u. K. Schwynheim
467 in Rom erfunden u. von Aldus Manutius
essert, zerfällt wieder in eigentliche Anti-
, wo die Grundstriche rechtwinkelig auf der
e stehen, und in Kursiv, bei der die Buch-
en in einem Winkel von 50° nach der rechten
e überhängen. Beide sind auch fett zu ha-
Die musirten Schriften sind nicht voll
arz gedruckt; die Lapidarschrift sucht die
Bildhauerarbeit vorkommenden S. nachzu-
en und ist etwa seit 1830 gebräuchlich; die
yptienne-Schrift ist eine Titelschrift von
alten, wo alle sonst dünnen Striche wenig-
s halb so stark, als die dicken erscheinen,
rend bei der Grotesque alle Striche gleich
sind. Die tuskische Schrift (Tuscain)
adurch eigenthümlich, daß bei ihr die sonst
n Striche dünn, die dünnen stark sind. Ver-
te Schriften sind in neuerer Zeit sehr
e geworden. Bei den Blumenschriften
die Buchstaben aus blumenähnlichen Zier-
en zusammengesetzt; bei den Schuppen-
iften sind die Buchstaben geschuppt. Die
staben der gedrückten Schriften laufen
ig, aber breit. Andere Schriften sind mit
n Netz bedeckt, oder liegen weiß oder schwarz
einer verzierten Unterlage von Blättern,
chen u. dgl. Bei Fraktur, wie bei Antiqua
nan auch Schreibschriften, die so ge-
n sind, wie man mit deutschen und lateini-
Buchstaben schreibt. Bei der französi-
n Schreibschrift unterscheidet man die Ron-
tehend, Batarde, eine große, auf die rechte
e geneigte, liegende Mittelschrift, und Cou-
ebenfalls rechts geschoben und laufend.
Kanzleischrift hat man, die besonders
iteln und Hauptzeilen bestimmt ist. Außer-
hat man noch griechische, russische und
ntalische Schriften, doch kommen die letz-

A B C D E F G H I K L M N O P Q R S T U W
a b c d e f g h i j k l m n o p q r ſ s t u v w x y ȷ.

Nonpareille:

A B C D E F G H I K L M N O P Q R S T U W
a b c d e f g h i j k l m n o p q r ſ s t u v w x y ȷ.

Petit:

A B C D E F G H I K L M N O P Q
a b c d e f g h i k l m n o p q r ſ s t u

Korpus:

A B C D E F G H I K L M N O
a b c d e f g h i j k l m n o p q r ſ

Cicero:

A B C D E F G H I K L M N
a b c d e f g h i k l m n o p q r ſ

Mittel:

A B C D E F G H I K
a b c d e ſ g h i j k l m n

Tertia:

A B C D E F G H
a b c d e f g h i j k l m n

Gothiſche Schrift

Korpus:

A B C D E F G H I K
A b c d e f g h i j k l m

Cicero:

A B C D E F G H
a b c d e f g h i j k

Tertia:

A B C D E
a b c d e f g h

2) Fette:

Petit:

BCDEFGHIJKLMN
bcdefghijklmnopq

Korpus:

BCDEFGHIJK
bcdefghijklmn

Cicero:

BCDEFGHI
bcdefghijkl

Tertia:

Doppelcicero:

Kursivschriften.

Nonpareille:

BCDEFGHIKLMNOPQRSTU
cdefghijklmnopqrstuvwxyz.

Petit:

BCDEFGHIJKLMNOPQ
bcdefghijklmnopqrstuv

Cicero:

BCDEFGHIJKLM
bcdefghijklmno

Doppeltertia:

Kleine Kanon:

Schattirte Text-Antiqua:

ABCDEFG

Muscirte Doppelmittel-Antiqua:

ABCDEF

Grobe Sabon-Antiqua (englisch):

u. s. w. u. s. w.

chen (*) und Kreuzchen (†), P
zeichen (§ ‖), Nachweisungs
), so wie Spatien, Dop
Halbgevierte, Gevierte, N
Konkordanzen (s. Ausch
arithmetische (+, −, =, ∽,
thematische (Δ, □, √ ꝛc.)
Apotheker- und Kalenderz
Buchdruckerkunst, S. 335 ff.

Schriftauslegen (Theol.), s

Schriftbeweis (Theol.), B
Erhärtung eines Glaubenssatze
gen Schrift, dem Beweis aus V
und Geschichte entgegengesetzt.
belstellen, die zum Beweis der
bensſätze angeführt werden, hei
len. Sie beweisen entweder n
(κατὰ ῥητόν, secundum verbum
Satz so enthalten, daß er ohne V
und begriffen werden kann, ode
stand (κατὰ διάνοιαν, secund
wenn der zu beweisende Satz mi
nunft aus ihnen abgeleitet wird

Schrifterz (Min.), s. v.
Schrifttellur.

Schriftflechte (Bot.), Fl
v. a. Graphis *L.*

Schriftflechten (Bot.), F

Halbgevierte, Gevierte, Quadrate und Konkordanzen (s. Ausschließungen), arithmetische (+, −, =, ∽, × ꝛc.), mathematische (Δ, □, √ ꝛc.), chemische, Apotheker- und Kalenderzeichen. Vgl. Buchdruckerkunst, S. 335 ff.

Schriftauslegen (Theol.), s. Auslegung.

Schriftbeweis (Theol.), Begründung und Erhärtung eines Glaubenssatzes aus den heiligen Schriften, dem Beweis aus Vernunft, Autorität und Geschichte entgegengesetzt. Diejenigen Bibelstellen, die zum Beweis der einzelnen Glaubenssätze angeführt werden, heißen Beweisstellen. Sie beweisen entweder nach dem Buchstaben (κατὰ ῥητόν, secundum verbum), wenn sie den Satz so enthalten, daß er ohne Weiteres daraus und begriffen werden kann, oder nach dem Verstand (κατὰ διάνοιαν, secundum rationem), wenn der zu beweisende Satz mit Hülfe der Vernunft aus ihnen abgeleitet wird.

PERLINGER
Buchbinderei